Die Wittelsbacher.

Balladen

von

Eduard Duller.

Folgende empfehlungswerthe Werke haben ſo eben bei F. G. Franckh in München die Preſſe verlaſſen.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch
aus
England, Wales, Irland und Frankreich,
geſchrieben
in den Jahren 1828 und 1829.
2 Bände.
8. elegant broſchirt.

Die geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens zu München,

von
Freiherrn von Hormayr.
8. elegant broſchirt.
Mit dem Bildniſſe König Ludwigs von Bayern.

Der letzte Ritter.

Romanzenkranz
von
Anaſtaſius Grün.
8. elegant broſchirt.

Die Weiſſagung der Libuſſa.

Hiſtoriſches Gemälde
aus
dem neunten Jahrhundert
von
Ludwig Bechſtein.
2 Bände, gr. 12. elegant broſchirt.

Die Wittelsbacher.

Balladen

von

Eduard Duller.

München.
Bei F. G. Franckh.
1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Wittelsbacher.

Eingang.

Was rauſcht im tiefſten Berge? welch wunderbarer Klang!
Aus den verſchloßnen Höhlen erſchallt es wie Geſang,
Dazwiſchen raſſeln Schwerter. — Was haben ſie im Werk? —
Scholl doch wohl hundert Jahre kein Laut im Untersberg!

Sie ſaßen ſtill darinnen, der Rothbart und ſein Heer,
Als hätten ſie geſchlafen am Marmortiſch gar ſchwer;
Es ſchlang der Bart des Kaiſers wohl ſiebenmal ſich drum,
Durch ſieben hundert Jahre war's drinnen ſtill und ſtumm.

Sie ſaßen drinnen, trauernd um Teutſchlands tiefe Schmach,
Der Rothbart und ſein Treuer, Herr Ott von Wittelsbach; —
Es drückt in ihren Herzen ſich ſchwer und blutig ab;
Wer wollt' aus Gräbern ſteigen, zu ſchau'n der Teutſchen Grab?!

Jetzt aber klafft die Spalte des Berges licht und weit;
Es ſchwebt auf hoher Koppe im langen Nebelkleid:
Ein Panner hoch geſchwungen, ein blankes Schwert daran,
Das iſt der alte Otto, der Wittelsbacher Ahn.

Der Sand iſt nun verronnen, es keimt die neue Zeit,
Der Enkel iſt's, der kräftig die Schläfer all' befreit;
Er ruft den todten Vätern, er ruft der alten Treu,
Und Todtes wird lebendig und alte Zeit wird neu!

Drum brauſen alle Quellen, wie wenn der Lenz erwacht,
Und helle Lieder ſpringen hervor aus dunklem Schacht,
Verſchiednen Klangs, bald Silber und bald von ſchlichtem Erz,
So wie ſie bricht der Hammer, wie ſie gebiert das Herz.

Das ſind die alten Kunden, das iſt der alte Sang; —
Es hat die alte Treue gar reinen hellen Klang. —
Daß doch die Lieder löſten dieß alte gute Pfand,
Bei dieſen neuen Bräuchen im teutſchen Volk und Land!

I.

Otto von Wittelsbach.

1.

Otto's That in der Etſchklauſe.

(1155.)

»Das ſprech' ich aus der Seele: Was halb, iſt nicht gethan;
Was ſoll der Schein der Krone? — was ſoll des Namens Wahn?
Seyn will ich, was ich heiße, und halten, was ich ſchwor; —
Sonſt zu dem Glanz der Krone blickt' ich mit Scham empor! — «

»Hoch auf des Lebens Gipfel bin ich hinangeſtellt,
Der Name: Hohenſtauffen! ergeht in alle Welt,
Im teutſchen Lande trag ich den Scepter und das Schwert,
Man ſpricht vom Barbaroſſa weit auf der Chriſtenerd'.«

»Des Karol Magnus Krone bedeckt mir jetzt das Haupt,
Das Lorbeer, ewig grünend, von Roma's Baum umlaubt,
Die Kraft trag' ich im Buſen, und Kraft gebiert die That; —
Drum will mein Sinn nicht raſten, bis er vollendet hat.«

»Merkt euch's, ihr welſchen Städte! wie ich das Wort hier ſprach,
Beim Himmel! euren Hochmuth verwandl' ich bald zu Schmach; —
Und, muß ich jetzt auch ſcheiden, weil Teutſchland mein begehrt, —
Ich komm nach Welſchland wieder, dann komm ich mit dem Schwert!« 1)

»Dann ſoll aus dunkler Wolke ein zürnender Komet,
Die Rache niederfahren im Glanz der Majeſtät,
Daß jeder Halm verdorret, aus ſchlechtem Keim gezeugt;
Daß, wie die Saat im Hagel, der freche Trotz ſich beugt.«

Es rief's der Kaiſer Friedrich, der Rothbart zubenannt
Und ſah mit ernſtem Sinnen weit aufs Lombarderland,
Die Hand zum Bunde reicht' er, wie er die Worte ſprach,
Dem Freund an ſeiner Seite, Herrn Ott von Wittelsbach.

Der drückt die edle Rechte und ſpricht mit frohem Muth:
»So lang die Sterne halten, ſo lang geht alles gut;
So lang ja hält die Treu' auch und hält ſo wahr und feſt,
Daß, wenn die Welt Euch ließe, Euch Wittelsbach nicht läßt.«

»Mit Euch zum Mann erzogen auf Kunrad's Burg am Rhein, *)
Wußt' ich, bei Gott! nichts Edler's, als Euch ergeben ſeyn,
Bei allen Jugendſpielen auf König Kunrad's Schloß
War Euch von allen Edlen kein treuerer Genoß!«

»Und als wir beid' erwachſen, da ſchwor ich einen Eid,
Vom Friedrich nie zu laſſen, in Noth und Fährlichkeit,
Sonſt ſollt auf meine Augen nie thauen Schlaf noch Ruh; —
Wo die drei Eichen ſchatten, da ſchwor ich es Euch zu! —«

»So will ich zu Euch halten, bis auf den letzten Tag,
Damit Ihr mögt erkennen, was treuer Sinn vermag.
Und treuer Sinn iſt heimiſch beim Stamm der Wittelsbach;
Wär's eben auch kein Eidſchwur; — Euch folgt ich dennoch nach!«

Der Rothbart ſpricht kein Wörtlein; er kennt, was teutſche Treu',
Er weiß, wo die mag kämpfen, daß Sieg nicht ferne ſey;
Er reitet langſam vorwärts, bis hin, wo in Fels gezwängt,
Nah an der Etſch die Klauſe dem Wandrer ſich verengt.

Zur Seit' die ſteile Felswand, empor gethürmt zum Fang,
Sinkt ſchroff hinab und feindlich das Stromgeländ' entlang.
Geſtripp und karges Laubwerk umſchlingt die nackte Wand,
Die höher ſtets ſich thürmend als Marke ſteht vom Land.

Der Himmel, fahl umzogen, und farblos, ſonneleer,
Hängt ob der Berner Clauſe, heut dumpfer brütend her,
Die Hitz' liegt doppelt laſtend auf Roß und Reiter ſchwül,
Gleichförmig Hufgeklapper durchbricht die Todtenſtill'.

Nur im gedämpften Brauſen gibt nah die Etſch ſich kund,
Die mit empörten Wogen fließt auf Lombarder Grund; —
Doch wie ſie fürder ziehen, wird jedes Ohr faſt wirr;
Wie brauſ't die Etſch heut ſeltſam, 's iſt faſt wie Speergeklirr!

Das ſcheint ein welſches Stücklein, das iſt ſo welſcher Brauch,
Kanns nicht Gewalt vollbringen, die Liſt vollbringt es auch;
Wie ſchimmert's durch die Zweige! es birgt des Berges Rücken
Fünfhundert Veroneſer vor teutſchen Falkenblicken. [3]

»Wenn du willſt fürder ziehen« (ſo höhnt man von der Wand)
»So gib, du Bettelkaiſer! dein Gold in unſre Hand,
»Ei Rothbart! ſtolzer Rothbart, verknechteſt du die Stadt?
»Erkenn' auch, was die Knechtſchaft dem Herrn erſonnen hat.«

»Zieht aus die ſchweren Harniſch', macht's Euch bequem, ihr Herrn,
»Bevor wir drum Euch zwingen, thut ihr's freiwillig gern.
»Zieht aus die Wehr und Waffen, das Dienen ſteht Euch gut!
»Lernt welſche Rache kennen, die gern bezahlt mit Blut.»

Der Kaiſer wölbt die Brauen und blickt im Zorn hinan,
»Es läßt im Kampf die Waffen nicht leicht ein teutſcher Mann.
»An Euch, Herr Wittelsbacher, Pfalzgraf vom teutſchen Reich!
»Iſt's dieſe Schmach zu rächen, der Kaiſer traut dieß Euch!«

Herr Otto faßt das Panner, Zweihundert folgen nach,
Zweihundert teutſche Herzen zu wehren teutſcher Schmach;
Sie klimmen hinterm Rücken der Feind' die Wand empor,
Kaum ragt vom nackten Felſen ein karger Stamm hervor.

Schon ſchleudern die Veroneſer, die Felsſtück' treffen gut.
Hei! fließt da ungerochen wohl manches Teutſchen Blut,
Wie Regen in vollen Güſſen, ſo ſtrömen Pfeil' und Stein',
Und jeder trifft die Reihen und ſchleudert den Tod hinein.

Der Kaiſer blickt im Zorne zur ſteilen Wand empor,
Wohl raſſelt aus der Scheide manch' breites Schwert hervor;
Da trifft's die Schwertleut eben mit hinterliſt'gem Mord,
Pfui! ſind das Heldenherzen, geſchirmt durch Felſenhort!

Viel Beulen ſind geſchlagen, viel Blut fließt immer zu,
Da donnert's: Teutſche Schwerter, mein' ich, die ſchaffen Ruh!
Da flattert's hoch in Lüften, das Panner vom teutſchen Reich,
»Jetzt iſt der Stand gewechſelt! Jetzt gilt's, ihr Helden! Euch!«

Denn auf noch höhrer Felswand, was keiner möglich glaubt,
Da ſteht der Wittelsbacher hoch ob der Welſchen Haupt.
Und auf ſie ſelber nieder, wie mit des Sturmwinds Eil'
Stürzt, reihenweis verderbend, Wurfſpieß und Todespfeil.

Es iſt ein Gottesurtheil, was über ſie jetzt flammt,
Sie wiſſen nicht wie ſie fallen, von wannen das Unheil ſtammt,
Wie von den Klippen ein Wildbach, ſo brauſt's auf ſie herab,
Und macht die eigne Tücke zu ihrem eignen Grab.

»Das iſt eine ſchlechte Beute! ſtatt Gold unehrlich Blei! —
»Nun ſtreckt die Waffen ſelber, gebt was des Kaiſers ſey;«
Es krümmt ſich manches Wichtlein, das eben frech gedroht,
Und ſicher von dem Felſen hinabgewälzt den Tod.

Frei weht das teutſche Banner hoch auf der Welſchen Wand,
Der Kaiſer ruft, zum Eidſchwur erhebend ſeine Hand:
»Pfalzgraf! ich denk des Treumuths, und was Ihr hier gethan!«
Verſetzt Herr Otto droben: »Es that's ein teutſcher Mann!« *)

2.

Otto von Wittelsbach zu Maynz.

zwiſchen

(1164—1174.)

In ſchwerer Irrung lag das Reich, in unglückſel'gem Streit, 5)
Der mit dem Herrn vom teutſchen Land den Hirten Rom's entzweit,
Die beiden Rieſenſeelen hoch zum Rieſenkampf geſtellt,
Da mußte bang erzittern wohl im tiefſten Bau die Welt!

Drum, was die Waffen tragen kann, das fegte jetzt das Schwert,
Und: »Haß!« ſo hieß das Loſungswort, zum Haß war all' verkehrt,
Da ward in blinder Haſſeswuth gefochten und geſchlagen,
Man mocht' im teutſch- und welſchen Land nicht ſchlimmrer Zeiten ſagen.

Denn über'm Rothbart lag der Bann und laſtete gar ſchwer;
Dieß irrte manchen frommen Sinn und wendete ihn ſehr,
Da ward die Treu' ein leeres Wort und ward ein leerer Wahn,
Wer mochte um des Rothbarts Dienſt verfallen dem Kirchenbann?

Denn wer dem Bann verfallen war, der hatte keinen Theil
Am Gnadenborn der Chriſtenheit, an Aller Seelenheil,
Die Sünde mußt' er tragen ſtets, kein Prieſter ſprach ihn los;
Den Leib des Herrn genoß er nicht, fern von der Kirche Schooß.

Kein Glöcklein klang ihm fromm und hell, das zu der Meſſe rief,
Kein Prieſter ging an ſeinem Sarg, wenn er im Bann entſchlief;
Kein Orgelton, kein Chorgeſang, kein heller Kerzenſchein! —
Die ungeweihte Ruheſtätt' ſchloß ſeine Aſche ein.

Da ſaß in jener ſchlimmen Zeit zu Maynz Herr Kunrad *), treu
Dem Pabſt zu Rom, als Erzbiſchof mit ſeiner Kleriſei; —
Des Wittelsbacher Bruder war's, der zu dem Pabſte hielt,
Zu büßen nicht der Seele Heil um Kaiſers-Dienſt, gewillt.

Mit ihm ſann nicht der Bruder gleich, Herr Ott von Wittelsbach; —
Dem Kaiſer ſchwor er ſeine Treu', drum folgt er jetzt ihm nach;
Die Treue hielt er wahr und ächt, die Treu', die niemals bricht;
Er ließ ihn nicht im Feindesland, er läßt im Bann ihn nicht.

Und ſtets zur Seite ſteht er ihm als treuer Freund und Hort,
Der Bannſtrahl ſelber ſchreckt ihn nicht aus Friedrichs Nähe fort;
Als ließ ein mächt'ger Zauberkreis ihn nicht vom Kaiſer frei,
So ging die Sag'. — Herr Otto ſprach: »Der Zauber heißt die Treu'«

Da war's einſtmal vor Maynz, der Stadt, wohin der Rothbart kam,
Daß ängſtlich ihn der Erzbiſchof nicht auf in's Weichbild nahm,
Und als er Aufnahm' ihm verwehrt, da ging Herr Ott dazu,
Und ſprach: »für meinen Kaiſer will ich Nachtquartier und Ruh'!«

Der Biſchof ihm entgegen trat an ſeines Münſters Thor;
Und ſah ihn an mit feuchtem Aug' und blickte dann empor,
Und ſprach zu ihm: »Du Bruderherz! verirrt und doch ſo werth!
»Nicht faſſen darf ich Deine Hand, die Kirchenbann beſchwert.«

Herr Otto blickt ihm treu in's Aug und ſpricht wehmüthig dann:
»So lang hab ich Dich nicht geſeh'n, darf jetzt Dich nicht umfah'n,
»Wir ſind doch Eines Stammes Zweig' und ſind von Einem Blut,« —
»Nun!« — ſpricht der Biſchof, »bleib bei mir, dann endet alles gut.«

»Die Strafe iſt Dir ſchnell getilgt, ſchnell iſt der Bann gelöst,
Der grimme Streit vernarbt ſich dann, und jedes Leid geneſ't.
Die Kirche nimmt dich freudig auf! – Komm! laß den Rothbart fahren!« –
»Ha, ruft Herr Ott, – wer dieß mir räth, den treib ich ſchnell zu Paaren.« –

»Wärs nicht der Bruder, der's mir räth; bei Gott! mein gutes Schwert,
Es ſäße längſt im Herzen dem, der alſo mich entehrt; —
Der Rothbart heißt mich ſeinen Freund, ihm hab' ich Treu geſchworen,
Und eh', als meine Treue hin, geb' ich mich ſelbſt verloren!«

»Leb wohl, mein Bruder! denk an mich! Wir ſind geſchieden jetzt,
Fürwahr! kein Feind hat jemals mich, wie dieß dein Wort verletzt,
Wir ſehn vielleicht uns nimmermehr; — ich halt, was ich verſprach,
Thu', was du willſt! — Ich leb' und ſterb', als treuer Wittelsbach.«

Herr Kunrad blickt gerührt ihm nach; doch wie ſein Herz auch ſpricht,
Vom theuern Bruder ſcheidet ihn die ſtrenge Seelenpflicht.
Wohl mußt' er von des Rothbarts Zorn erleiden Schmach und Flucht; —
Doch er wich von dem Papſte nicht, ſo viel er ward verſucht.

Durch dreizehn lange Jahre noch entglühte dieſer Streit,
Bis endlich die Verſöhnung ward beſiegelt mit Kuß und Eid, *)
Vertragen ward der lange Zwiſt, vernarbt ſo mancher Schmerz; —
Da ſah'n die Brüder ſich auf's neu', und ſanken ſich an's Herz.

3.

Der Wittelsbacher Erhöhung.

(1180.)

Zu Regensburg im Pfalzhof der Kaiſer Friedrich ſtand,
Um ihn die Herrn und Grafen vom ganzen Bayerland,
Und fromme Seelenhirten, der Kirche treuer Hort,
Auf dieſen Tag verſammelt nach Kaiſer Friedrichs Wort.

Der aber tritt vor die Edlen im Glanz der Majeſtät,
Und ſpricht zum Wittelsbacher, der ſchlicht inmitten ſteht:
»Fürwahr! ein edler Anblick! — Doch dem gebührt die Kron',
»Der ſtets als beſter Degen beſchirmt hat meinen Thron!«

»Tritt du heraus vor allen, an deines Kaiſers Seit',
Den Platz haſt du dir treulich erkämpft in manchem Streit; —
Hieher! des Reiches Pfalzgraf! — Du warſt ſtets meine Rechte,
Der Platz gebührt dir wahrlich, mit deinem ganzen Geſchlechte.«

»Du trugſt des Reiches Panner treu nach der Tiberſtadt;
Und haſt es dort in Ehren behütet vor Verrath,
Noch bleibt mir unvergeſſen, was du an der Etſch gethan.
Ich blieb dein Schuldner, Otto! von jener Stunde an.«

»Die Schuld will ich jetzt löſen. — Das Lehn vom Bayerland
Fiel heim, durch Heinrichs Aechtung, *) der da wird Leu genannt,
Der Leu, der auſſer Weiſe treulos den Herrn verließ,
Er, den man aller Orten des Friedrichs Herzſchild hieß.«

»Nimm du jetzt Bayerns Fähnlein, und nimm damit das Land,
Kein ſchöners wüßt ich wahrlich zu legen in deine Hand!
Es trägt an Kraft und Tugend der Bayr den Kranz davon,
Deß zeugt dein Thun am beſten! du ſelbſt biſt Bayern's Sohn!«

»Der Preis bleibt ja vor allen im weiten teutſchen Land,
Daß Bayern ſeine Fürſten in eigner Heimath fand;
Zwar ſeit geraumen Jahren gewaltſam wieder getrennt,
Sey Fürſt und Volk vereinigt, von jetzt an, bis ans End.

»Deß Vorzugs mag ſich rühmen kein andres Land fürwahr,
Dieß erbt den heil'gen Zauber, den Hort in jeder Gefahr,
Das älteſte Stammhaus Bayerns iſt auch ſein Fürſtenhaus; —
So lang dieß Bayern blühet, ſtirbt Wittelsbach nicht aus.

»Nun frag ich Euch, ihr Herren, Biſchöf' und Aebte all',
Und Rittersleut und Grafen — iſt Einer Eurer Zahl,
Der ſagen kann und klagen, hier gegen Wittelsbach? —
Der ſage hier und klage, daß ich jetzt Unrecht ſprach! —«

Da nimmt der fromme Biſchof von Regensburg das Wort,
Und ſpricht im Namen Aller: »Verlaß' uns Gottes Hort,
»Wenn Einer nur kann ſprechen vom ganzen Land zu Euch:
»»Es käm' den Wittelsbachern an Hoheit ein Andrer gleich! — ««

»Seit König Ludwigs Tagen, den man genannt das Kind,
Ward ja ihr Stamm: »»die Scheyern,«« allmänniglich geminnt; *)
Herrn Luitpolds und Arnulfs, der Herzög' jener Zeit,
Vom Stamm der edlen Scheyern, gedenkt das Volk noch heut.«

»Als ſie die Burg dann bauten, die hohe Wittelsbach,
War ſtets ihr Schwert bereitet, zu wehren Unrecht und Schmach,
Bereit, das Recht zu ſtellen auf einen ſichern Grund; —
So ſprach vor Zeiten Bayern, ſo ſpricht's zu dieſer Stund'.«

»Nun denn!« — ſo ruft der Kaiſer, — »das Volk ſpricht laut dein Recht,
Nimm Bayern hin auf ewig, verlehnt an dein Geſchlecht.
Du biſt erhöht vor allen, da Glanz vom Recht dir kam,
Dein Ruhm wird niemals ſterben und nie vergehn dein Stamm!«

II.

Herzog Otto, der Erlauchte,

und

die ſchöne Welfentochter.

1.

Des welfiſchen Pfalzgrafen Heinrich Abendruh.

Auf hohem luſt'gem Söller in ſeinem Schloß am Rhein
Da ſaß der Welfen-Pfalzgraf, Herr Heinrich, froh beim Wein, [1]
Und hob den goldnen Becher, und ſah hinab mit Luſt,
Wie ſich der Rhein mit Innbrunſt der Pfalz ſchmiegt an die Bruſt. [2]

Und ſah dann gegen Himmel und wieder dann auf's Land,
Das alles iſt ſein Eigen, was rings ſein Auge fand,
Dann ſinnt er trüb und trüber, des Welfenruhms zurück,
Er ſinnt des alten Löwen und feuchter wird ſein Blick.

Jetzt ſchaut er auf die Tochter, die ihm zur Seite ſteht,
Von holder Scham geröthet, von allem Reiz umweht,
Das blaue Kleid umſchimmert des Gürtels goldner Glanz,
In's goldne Haar verwebt ſich ein blauer Cyanenkranz.

Ihr Aug' ſtrahlt klar und freundlich, und mild und ernſt zugleich; —
So anſpruchslos beſcheiden — und doch wie überreich! —
Sie ſchenkt dem alten Grafen vom beſten teutſchen Wein,
Aus reichgetriebnen Kannen zum ſilbernen Schoppen ein.

Und mit Behagen blickt ſie der Pfalzgraf lächelnd an; —
»Hätt' ich auch keine Grafſchaft, — ich wär' ein reicher Mann!
'S iſt doch die Lieb auf Erden kein deutungsloſes Wort; —
Mein Bruder, Kaiſer Otto, hat keinen beſſern Hort!«

»Wie rings in holdem Frieden das Land ſo lieblich blüht,
Der Strom ſo klar und freundlich die blauen Bahnen zieht,
Die goldnen Aehren wogen und mit den Häuptern nicken,
Als dankten ſie der Sonne für Vollkraft und Erquicken!«

»Die Sonne ſcheint ja wärmer, und leuchtet doppeltſchön,
Auf friedliches Gelände herab von ihren Höh'n,
Die Sterne funkeln reiner und frömmer im Azur,
Als wenn ſie Haß beſcheinen auf blutgedüngter Flur!«

»Wie hell zu meinen Füßen im goldnen Abendſchein
Die Städte friedlich glänzen aus dunklem Wald und Hain.
'ſ iſt großer Feierabend! — Das Leben geht zur Raſt;
Der Schlaf ſucht ſtill die Herberg, ein ſüßgebetner Gaſt.«

»Ihr Städte und ihr Burgen! — ihr Felder und ihr Au'n,
Soweit euch kann der Herrſcher mit Vaterblicken erſchaun; —
Mög' nie der Fried' euch laſſen! — Mögt ihr ihn immer hegen,
Als Pfand und theures Heilthum. — Das iſt mein Abendſegen!« —

Und wie der Fürſt geendet, wird's unten laut im Schloß,
Es ſchallt wie Hufgeklapper von manchem tücht'gen Roß. —
»Wer kommt ſo ſpät?« — ruft Heinrich — »Sieh zu! mein Töchterlein!
Und, iſt's ein Gaſt, nach teutſchem Brauch, ſoll er willkommen ſeyn!«

Die Tochter eilt geſchäftig hinab die Wendelſtieg';
Da hört ſie 's plötzlich rufen von hundert Stimmen: »Krieg!« —
Ein Herold hält zu Roſſe, in Reichsfarb' angethan,
Stolz, königlich zu ſchauen, der ſchönſte teutſche Mann!

Vom Haupt in üpp'ger Fülle die braune Locke wallt,
Sein Blick, ſiegreich erobernd, bezwingt mit Allgewalt,
Hochfürſtlich, wie ein Gebieter, ſteht er im Schloßhof da,
Und ſpricht, wie er am Söller den Welfen-Grafen ſah:

»Eu'r Herrſchen hat ein Ende, Pfalzgraf in dieſem Land!
Das ſpricht zu Euch der Kaiſer! Ihr ſeyd vom Reich gebannt!«—
»»Wie?! ſendet dieß der Kaiſer? — Ihr ſeyd bei frohem Muth; —[3]
Der Kaiſer iſt mein Bruder, — und meint' es ſtets mir gut. —««

»Ihr ſprecht, ſo wie's geweſen« — verſetzt der Herold drauf,
»Herr Otto liegt im Banne; — mich ſchickt ein Hohenſtauff.
Es iſt der zweite Friedrich, der Euch dieß Wort entbeut,
Die Pfalz iſt Ludwig von Wittelsbach verliehn für ew'ge Zeit!«

»Mein iſt die Pfalz nach Rechten;« — grollt drauf der alte Graf;
»Laß uns im Krieg drum würfeln;[4] und ſehn, wer minder traf,
Zwar lieb' ich Frieden wahrhaft, doch führ ich auch das Schwert,
Pfalz! Pfalz! — beim ew'gen Himmel! — du biſt des Kampfes werth!«

»So rüſtet!« donnert der Herold, — »wir zwingen noch das Glück!
Kampf ſey's auf Tod und Leben!« — Da trifft ihn der Jungfrau Blick,
Da ſinkt, im Zorn erhoben, der Arm ihm wie gebannt. —
Fort trägt ihn der ſchäumende Rappe. — Sie ſinnt ganz unverwandt.

2.

Der Beſuch.

Es braust herauf vom Thale, es ſauſ't durch den Eichenwald,
Ein dumpfes Waffenklirren herauf zum Schloſſe ſchallt,
Bang ſorgend um den Vater, dort in des Treffens Reih'n,
Sitzt Agnes, die ſchöne Welſin, im Garten bleich, allein.

Sie ſtützt das Haupt auf's Händchen; das Herz iſt ihr ſo ſchwer,
Sie ſieht im Geiſt nur Einen, ſonſt iſt die Welt ihr leer.
Sein Aug, ſein Blick, ſeine Haltung, ſein edler Fürſtenglanz,
Das nimmt die armen Sinne der Maid gefangen ganz.

Und wie ſie ſinnt und denket, ſteht's plötzlich jetzt vor ihr,
So ſonnenhell, ſo leuchtend! — Die Sinne ſchwindeln ihr;
Ein Mann in voller Rüſtung, dem jungen Kriegsgott gleich,
An Schönheit, Kraft, Blick, Haltung — an aller Hoheit reich.

Sie hält die Hand vor's Auge und blickt ihn bangend an,
Das Herz es will nicht ſchweigen, wenn's auch die Lippe kann;
Sie ſieht, kann's doch nicht glauben und ſieht's doch wieder klar; —
Was ihre Träume ſprachen, der Morgen macht es wahr.

Der Ritter aber neigt ſich beſcheiden vor der Maid; —
»Ob Ihr, o ſüße Herrin! die Kühnheit wohl verzeiht?! —
Als ich zuerſt Euch ſchäute, da ſprach es laut in mir:
Die Eine vor allen Andern iſt Teutſcher Frauen Zier.«

»Da ward's mir klar im Herzen, wozu dem Mann die Kraft;
Dich zu verdienen ſchwor ich den Eid der Ritterſchaft.
Was gilt Gefahr und Sterben, wenn ich dieß Eine fand,
Dich wieder zu ſehn, du Krone der Frau'n im teutſchen Land!«

»So weit der teutſche Name vom Norden geht zum Süd,
So weit da wird geſungen ein kräftig teutſches Lied,
So weit um Gunſt der Frauen ein edler Ritter minnt,
Möcht' ich die Kunde tragen vom ſchönen Welfenkind!« —

Die Jungfrau, ſtumm erröthend, den Blick zur Erde kehrt; —
»Senk nicht die edle Stirne, du, aller Kronen werth!
Jungfräulich holde Roſe! — wie deine Wangen glühn! —
Mit Recht heißt man die Roſe der Blumen Königin!«

Die Jungfrau hebt kein Auge, ſie reicht ihm nur ſtill die Hand,
Das iſt von zarter Liebe ein ſüßes Unterpfand,
Du haſt mich wiederfunden, wenn's auch dein Mund nicht ſprach,
»Ich bin der Waffenherold, — der Sohn des Wittelsbach.«

»»Biſt du ein Wittelsbacher!? — weh mir! ein ſchlimmes Wort! —
So ſind wir ſtreng geſchieden, ſo mußt du ſchleunig fort! —
Wenn ſie dich ſehn und finden, ſie thun dir wahrlich ein Leid;
Das Herz bricht mir von Sorge, mir klagenswerthen Maid!«« —

»Wein' nicht du ſchöne Welfin!« — der Wittelsbacher ſpricht,
»Käm' eine Welt im Anzug, der Otto ſcheut ſie nicht,
»Noch immer Thränen, Agnes? ſie ſind ein koſtbar Gut,
Um das ich freudig möchte vergieſſen all mein Blut.«

»Zwar gegen deinen Vater kämpft kraftlos mein Arm und Schwert: —
Horch! die Drommete ſchmettert; zur Schlacht trägt mich das Pferd,
Dein Name iſt die Loſung! — Treu ſchirmt er mich überall; —
Leb wohl, du ſüße Herrin! — leb wohl viel tauſendmal!« —

3.

Der Abſchied.

Am Brunnen, der im Schloßhof mit kühler Labe fließt,
Da raſtet ernſt ein Pilger, der wandermüde iſt,
Im härenen Gewande, am knot'gen Pilgerſtab,
So wankt er, ſtolz und bangend, den Schloßhof auf und ab.

Er blickt zu manchem Fenſter empor mit treuem Aug',
Er blickt nach manchem Pförtlein mit ſtiller Sehnſucht auch,
Da wandelt bleich, beklommen vom ſtolzen Grafenhaus
Die ſchöne Welfentochter in Gottes Luft heraus.

Setzt ſich aufs Marmor-Bänklein, das an dem Brunnen ſteht,
Im Arm die Cither haltend, durch die ein Säuſeln weht,
Preßt ihre Stirn, wie glühend, hart an den kalten Stein,
Und beginnt dann ein altes Liedchen, die Wellen ſtimmen drein.

Als ſie das Lied geſungen, entſank der Hand die Laute,
Ihr Aug', wie troſtlos ſuchend, ſtarr in das Weite ſchaute,
Aus ihren Locken nimmt ſie das Kränzlein, friſch gepflückt,
Und aus dem Kranz die Blüthen, bis daß er war zerſtückt.

Dann ſenkt ſie ſtill das Köpfchen und legt die Händ' in Schooß,
Das Herz iſt ihr beklommen, das Leid iſt ihr zu groß,
Sie denkt der Schlacht und Otto's voll ſchmerzensreichem Sehnen,
Und trüber wird ihr Auge von hellen Liebesthränen.

Da tritt der Pilger näher und faßt ſie leiſ' am Arm,
Er hält ſie treu am Herzen holdinniglich und warm.
Sie bebt zurück, er drückt ihr in ſtillem Schmerz die Hand,
Da blickt ſie ihm in's Auge und hat ihn ſchnell erkannt.

»Daß ich dich wiederfunden, daß ich dich wieder hab',
Iſt mir ſo lieb als Alles, was ich auf Erden hab',« —
»»Und muß doch wieder ſcheiden und muß doch wieder fort,
Auf ſchneller Flucht zu retten mich vor Verrath und Mord.««

»»Die Schlacht, ſie iſt geſchlagen; der Sieg, er iſt dahin,
Das ſind der Bayern Schaaren, die in der Fern' dort flieh'n,
Mein Vater Ludwig ſelber, gefangen in der Schlacht,
Wird von dem Deinen, Agnes! in ſtrenger Huth bewacht.«« —

»So mußt du ſchleunig eilen, du ſüße Liebe mein!
Könnt ich mein Leben theilen, die Hälfte wäre dein! —
Was ſchwätz ich da für Worte! Es iſt ja dein ſchon ganz,
Und wenn ich leb', ſo iſt's nur in deiner Sonne Glanz.«

»Und mußt du eilig flüchten, ſo denk an mich manchmal,
Und denk' an meine Liebe und namenloſe Qual;
Und denk, daß ich einſt lebte, — kann's ja nicht ohne dich; —
Wenn mir das Herz gebrochen, denk' manchmal noch an mich!« —

»»O Agnes! ſüße Herrin! wie iſt dir trüb' das Herz!«« —
»Und ſoll's nicht trübe werden vor lauter Lieb' und Schmerz?« —
»»Wir ſcheiden nicht auf ewig! — Ein Wiederſehn gibt's doch! —
»»Das Leben iſt nicht das Höchſte. — Die Lieb' iſt drüber noch!«« —

»»Ich aber ſchwör's beim Himmel! ſo wahr die Sterne ſteh'n,
Daß ich dich will noch einmal, und herrlich wiederſeh'n,
Was ſich im Bayerlande von kühnen Männern regt,
Das biet ich auf zum Kampfe, — und was das Schlachtſchwert trägt.««

»»Und beim dreiein'gen Gotte, und meiner Ritterſchaft, —
Den Vater löſ' ich wahrlich aus ſeiner traur'gen Haft; —
Und an demſelben Tage, der ſeine Freiheit ſchaut,
Führ' ich dich heim nach Bayern, als herzogliche Braut!««

Und wie er dieß geſchworen, tritt ihn der Pfalzgraf an,
Und ruft mit finſtrem Ernſte: »Halt ein, du kühner Mann!«
»Nimm deinen Eid zurücke! denn der wird nie vollbracht; —
Folg' mir, du kecker Freier! — du biſt in meiner Macht.«

4.

Der Gefangene.

(1225.)

In hoher enger Kammer, vom Welfen ſtreng bewacht,
Stand Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er ſah durch's Gitterfenſter hinaus in's freie Land,
Und rief in dumpfer Kammer, von Sehnſuchtsgluth entbrannt:

»Wie frei die Lüfte ſich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeſte ſchwanken in reifend-rüſt'ger Kraft,
Das Vöglein ſchlägt an's Fenſter mit freiem Fittich an,
Und ich muß hier verkümmern als ein gefang'ner Mann.«

»O Freiheit, ſüße Freiheit! des Lebens beſter Theil!
Du Sonne aller Weſen, du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen ſchaffſt du zum Rieſen, den Sterbenden geſund;
Und ich muß dein entbehren auf eignem Land und Grund!« —

Wie er das Wort geſprochen, ſo tritt der Pfalzgraf ein,
Und ruft: »Glückloſer Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt ſein? —
»Du wollteſt all mir nehmen, was mir vom Himmel ward; —
O Ludwig, Bayerherzog! bei Gott! das war zu hart!«

»Der Fürſten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
Drum wollt' ich es nicht laſſen, drum ſtritt ich um mein Land;
Und als du im Kampf verloren, da ſannſt du ungeſühnt,
Mein Liebſtes mir zu rauben durch deinen Sohn, — mein Kind!« —

»Ich hab auf Erden wahrlich doch kein mir werther Gut,
Als Agnes, die einz'ge Tochter, die letzte vom Welfen-Blut,
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben dein kühner Sohn gewillt.«

»Und als ich dieß vernommen, und als ich dies erkannt,
Gelobt' ich, zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt,
Er ſchwor dich zu befreien, und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich, alter Weißbart, mich ja zu Tode grämen.

»Drum, was er auch geſchworen, fürwahr! er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn! — ich geb' ihm ſie;
Er ſchwor dich zu befreien! — ich gebe ſelbſt dich frei; —
Und willſt du Freund mir werden; — die Pfalz bürgt meine Treu'!

»Denn ſieh! im Treffen mitten, da ſann ich dieß bei mir:
Ich ſterb des Mannsſtamms Letzter, und laß als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt teutſches Blut?
Eint ſich die Pfalz mit Bayern! dann hat ſie's (denk ich) — gut!« —

Da ſinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Buſen recht männertreu und warm,
Scheu tritt die Jungfrau eben, und kühn der Freier ein; —
»Macht Hochzeit!« ruft der Pfalzgraf, »zu Straubing ſoll ſie ſeyn!« 6)

Als ſie die Hochzeit hielten, geſchah's bei Spiel und Tanz,
Wohl perlt' in goldnen Kannen des Weines goldner Glanz,
Der Herzog hob den Becher, »Hoch Bayern und die Pfalz!«
Ein alter Spielmann brachte den Reim drauf: »Gott erhalt's!«

III.

Herzog Otto's Söhne.

1.

Der Zwiſt.

Dem Herzog Otto blühten der edlen Söhne zwei,
Der Spiegel teutſchen Muthes in Kampf und in Turnei,
Herr Heinrich und Herr Ludwig, der Strenge zubenannt,
Weil er die Gattin büßte, — Maria von Brabant.

Das waren ſchlimme Zeiten im alten teutſchen Reich,
Da wurden alle Gauen einer weiten Wüſte gleich,
Es war kein Herr im Lande, kein Kaiſer auf dem Thron,¹)
Und jeder griff blindwüthend nach Teutſchlands alter Kron'.

Die Städte lagen öde, die Felder ohne Frucht;
Schwer über'm Lande preßte des Schwertes ehrne Wucht,
Da theilte ſich auch Bayern, gleichwie das ganze Reich,
Der Brüder ungleich Trachten war nur an Streitluſt gleich.²)

Manch Treffen ward geſtritten; es brach ein Wetter los,
Das ſeine Blitze tödtend auf's Bayerland ergoß,
Die Eintracht war geſunken, der Friede war dahin,
Und: »Streit,« ſo hieß die Loſung, und Blut war der Gewinn.

Zwitracht! du Rieſenpolype, durch tauſend Arme ſtark,
Du ſchleichſt dich bis zum Herzen, du ſaugſt vom beſten Mark;
Gräbſt an dem Baum der Liebe, bis ſeine Krone fällt,
Und du allein mit Inngrimm ſtolz herrſcheſt in der Welt!

So war der Streit erwachſen; das Erb' des Konradin[3]
Das warf zuerſt den Zunder tief in der Brüder Sinn;
Als ſie dann Bayern theilten in's Ober- und Niederland,
War nach der Kur- und Rheinpfalz jedwedes Sinn gewandt.

Doch, der ihn angeſtiftet der Brüder Haß und Span,
Das war Herrn Ludwigs Marſchalk,[4] ein zungenfert'ger Mann,
Gewandt, dem Ohr zu ſchmeicheln, zum Zwiſchentragen gut,
Geſchickt, den Funken zu ſchüren zu lichterloher Gluth.

Herr Ulrich war's vom Berge, der ſaß zu Lengenfeld,
Ludwig des Strengen Günſtling, ein wackrer Zungenheld,
Sein Element war Falſchheit; — Rach' trug er in der Bruſt,
Weil nicht des Herzogs Gattin fröhnt' ſeiner wilden Luſt.

Dieß ſchwur er theu'r zu rächen, drum ſann er den Verrath.
Mit Argwohn ihren Gatten bethörend zu blut'ger That,
Und als ſie dann erſchlagen ward um ſein Lügenwort,
Hatt' ihn noch nicht geſättigt der keuſchen Fürſtin Mord.[5]

Weil ihm der Fried' entriſſen, ſo ſann er aller Welt
Die Peſt, die jeden Tropfen des Friedens drin vergällt. —
Wie gern hätt' er vom Himmel die Sonne frech geraubt,
Daß ſie nicht fürder ſcheine auf Ein beglücktes Haupt.

Drum ſät' er in den Buſen der Herzogsbrüder jetzt
Der Zwitracht wuchernd Unkraut, dran ward ſein Herz ergötzt,
Tod jedem Keim des Glückes, und wär's der ganzen Welt,
Dieß ſann er eines Abends im Schloß zu Lengenfeld.

Auf ſeinem Tiſche ſtanden die Kannen voll edlem Wein,
Er ſtarrte in den Schoppen mit wildem Blick hinein,
Da lag's ihm auf den Augen mit Eins ſo dumpf und ſchwer,
Bang ſtrebt er ſie zu öffnen, und konnt' es doch nicht mehr.

Die Sonn' däucht' ihm verglommen, nur ein verglüh'nder Ball,
Als wollt' er eben berſten, hing glimmend über'm All,
Rings auf der weiten Erde dampft' es aus Trümmern nur,
Die Verweſung auf peſt'gen Wolken lag brütend über der Flur.

Das Weltmeer war vertrocknet, ſein ungeheurer Schlund
Gähnt' bis zum Kern der Erde; — kein Leben in der Rund!
Der Mord nur, ſcheu gekauert, am fernen Nordpol ſaß,
Wo er mit gier'gem Hunger vom eignen Leibe fraß.

Jetzt fing ſich's an zu regen; es graute der jüngſte Tag,
Die Todten in den Gräbern die wurden heulend wach,
Und ſuchten ihre Knochen und ſtellten mit ihrem Gebein,
Hohl klappernd vor Entſetzen zur Rechenſchaft ſich ein.

Da begann das Weltmeer wieder zu brauſen und zu ſchwellen
Vom Blut, im Krieg vergoſſen, ſtets höher ſtiegen die Wellen,
Jetzt ſchäumen ſie über die Ufer, — das Weltmeer überläuft! —
Und immer hoch — und höher! — der Erdball iſt erſäuft! —

Doch aus des Blutes Wellen ein Regenbogen ſteigt,
Da ſitzt der Richter zürnend, das Weltall bebt und ſchweigt,
Kein Donner, keine Poſaune! — Aus ſeinem Aug' ein Blick!
Und heulend ſtürzen die Sünder in's alte Nichts zurück.

Nur Einer fühlt ſich gehalten und ſchwebend eiſig ſtarr,
Die Stirn von Angſtſchweiß träufelnd; fühlt, daß er einſtens war,
Und daß er iſt, und muß ſeyn, — und vor dem Richter ſteht,
Und daß ihn, wie die Andern, nicht tödtet die Majeſtät.

Das Haupt verzerrt der Wahnſinn; der Blick ſtarrt tief hinab,
Dort ſchwankt eine ferne Scheibe, ein blutgedüngtes Grab;
Er zuckt und kreiſcht: »Vergeltung!« — daß es durch's Weltall gellt; —
— Todt fand man am andern Morgen beim Schoppen den Lengenfeld.

Der war des Haders Stifter, der Bayerns Herzogs-Paar
Verblendet lange Zeiten zu Krieg, Mord und Gefahr,
Es mocht' kein Theil ſich rühmen, ob ſolchem ſchlimmen Sieg; —
Und wie die Zwitracht drinnen, ſo ſtürmte drauß der Krieg.

2.

Die Verſöhnung.

(1258.)

»Gegrüßt zu tauſendmalen ſey mir, du bayriſch Land!«
So rief der Böhmerkönig, der an der Gränze ſtand,
»Vor meinen Blicken liegſt du, ein Garten anzuſchau'n,
Ein heller Wieſenteppich, umſäumt mit dunklen Au'n.«

»Du Perle teutſcher Länder! du Kern von teutſcher Kraft!
Auf deinem Haupte trägſt du den Kranz der Ritterſchaft,
Drum muß ich dich beſitzen; und koſt' es, was da will. —
Der Ottokar, beim Himmel hat kein geringes Ziel!«

»Ich will den Scepter führen gewaltig im teutſchen Reich,
Ich will die Krone tragen, den alten Kaiſern gleich,
Ich will als Herrſcher daſtehn vom Norden bis zum Süd,
Dem Muth gehört die Erde, die Welt iſt mein Gebiet.«

»Wohl ſitzen jetzt die Wähler und ſchachern mit der Kron',
Ein Fremdling über'm Meere erſteht den feilen Thron,
Da iſt's, beym Donner! beſſer, daß man ſie ſelbſt ſich holt,
Als daß man ſie erhandelt um ſchnödes Sündengold.« [6]

»Drum muß ich Bayern haben; — nur dann wird Teutſchland mein!
Den Richard zu erwählen, iſt fern der Pfalzgraf am Rhein!
Mein Sternbild ſteht im Löwen! — den Glauben trag ich dran,
Das Glück iſt an mich gezaubert, daß es nicht weichen kann.« [7]

Zur Seit' ihm, treulich mahnend, der Kanzler Bruno ſteht; —
»Mög' nie das Glück Euch laſſen, das iſt mein heiß Gebet! —
»Doch, wer auf Erden wandelt, und hat noch nicht vollbracht,
»Der weiß nicht, ob das Glück ihm bis an ſein Ende lacht.« —

»Geſchwächt ſcheint deine Sehkraft von Glückes-Sonnenſchein,«
Verſetzt der Fürſt, »drum dünkt dir die Zukunft fahl zu ſeyn,
Ich hab gar ſichre Bürgen für meines Glücks Beſtand,
Das ſind die Städte Bayerns, erobert, in meiner Hand!«

»Ich hab bezwungen Schärding und Neuburg auch am Inn,
Die Fürſten ſind im Zwiſte, der Zwiſt bringt mir Gewinn,
Am Rhein liegt Herzog Ludwig und Heinrichs Macht iſt klein,
Laßt Siegesmahle feiern; — bald nenn' ich Landshut mein!«

Bedächtig ſenkt Herr Bruno das Silberhaupt und ſpricht:
»Mein hoher Herr und König, dem Glücke trauet nicht; —
Noch ſteht das feſte Landshut, und ſpottet Eurer Macht. —
Was lange Jahre bauten, kann ſtürzen über Nacht.«

»Eu'r Vater, Primislaus, der jetzt im Sarge liegt,
Vermochte viel zu ſagen, wie oft das Glück betrügt,
Er ſah viel böſe Tage, da ſprach ihm alles Hohn,
Dem ſtarken Böhmerkönig; — ſogar ſein eigner — Sohn!« —

»Das laß beruhen, Bruno!« verſetzte ihm Ottokar,
Und ſenkt die düſtre Stirne und blickt zur Erde ſtarr,
Es fängt ihm an zu grauen vor ſeinem einſt'gen Thun; —
»Mein Vater liegt im Grabe! Braun! — laß die Todten ruh'n!«

»Und jetzt nach Mühldorf vorwärts; eh mehr des Sands verrinnt,
Eh der verlaßne Herzog Genoſſen mehr gewinnt,
Dem Glücke muß man ſchmeicheln durch Glauben und Vertrau'n,
Mir ward's noch niemals treulos, drum will ich feſt drauf bau'n.«

Der Kanzler ſchweigt bedächtig, der König ſtürmt voran,
Es drängt ihn raſtlos weiter auf ſtolzer Siegesbahn,
Schon trägt er bis nach Mühldorf das Schwert in kühner Fauſt,
Dort, wo als ſichre Scheide der Innſtrom zürnend braust.

Den Fluß bereits hinüber, liegt auf dem Blachfeld, weit
Das Heer des Böhmerkönigs zur Raſt vom Zug zerſtreut,
Da grüßt ihn tauſendſtimmig ein plötzliches: »Willkomm!
»Willkomm!« ſo donnert's wieder— »Willkomm!« ſo braust derStrom.

Willkomm! du Böhmerkönig! die Stunde hat geſchlagen,
Verſöhnt ſind ſchnell die Brüder, den Erbfeind zu verjagen,
Es hat der Zwiſt ein Ende, wo's Fürſten gilt um's Land,
Und wo die Bürgerliebe mitkämpft den harten Stand.

Wie zürnende Wetterwolken einher am Himmel fahren,
Wild ſtürmend anzuſchauen, mit weiten flatternden Haaren,
Wie auf den Sturmesroſſen ein Rache-Cherub brauſt,
So nah'n die beiden Brüder, mit den Schwertern in der Fauſt.

Jetzt ſtürmt es rauh zuſammen, Schlachtreih' an Schlachtreih' an,
Zwei ſtarke ehrne Maſſen, und Mann dann wider Mann,
Und Stirne gegen Stirne, und Schwert jetzt gegen Schwert;
Das Leben iſt losgeſchlagen und gilt keines Hellers Werth.

So wankt es unentſchieden lang, bis die Bayern ſeh'n,
Daß ihre Herzogsbrüder verſöhnt den Kampf beſteh'n,
Für's Bayervolk vereinigt, daß von dem Rhein herbei
Herr Ludwig kam zu helfen mit echter Brudertreu'.

Da zuckt's durch alle Reihen wie Ein gewalt'ger Schlag,
Held wird ein jeder Kriegsmann, entſchieden iſt der Tag,
Die Böhmen faßt Gottes Schauder, die dichte Heerſäul' ſucht
Das Leben bang zu retten auf flügelſchneller Flucht.

Und wo ſich ſtreckt die Brücke bei Mühldorf über'n Inn,
Strebt jetzt die ganze Maſſe an's andre Ufer hin,
Da kracht's an allen Bogen; — es iſt die Laſt zu ſchwer,
Die Brücke iſt gut bayriſch und trägt kein Feindesheer.

Und knarrend bricht's zuſammen, die Bogen ſtürzen ein,
Zu Trümmern gehn die Joche, die Böhmen mit hinein;
Die Pfoſten ſchlagen über, die Feinde drüber hin,
Und wer dem Kampf entronnen, den mordet jetzt der Inn.

Fern flieht der Böhmerkönig auf ſeinem ſchnellſten Roß,
Zur Seite ihm Herr Bruno, der Kanzler, als Genoß,
Er ſpricht kein Wort zum Flüchtling, der ſtumm zu Boden ſtarrt,
Nur eine helle Thräne rinnt auf den grauen Bart.

Doch mitten auf dem Schlachtfeld ſteht froh das Brüderpaar,
Und ſinkt ſich in die Arme, von allem Haſſe bar,
Ein grauer Mönch hervortrat und ſprach dabei das Wort:
»So ſteht vereint für Bayern! — das iſt ſein reichſter Hort!«

IV.

Kaiſer Ludwig, des Bayern,

Leben und Wirken.

1.

Herzog Otto's von Niederbayern letzter Wille.

(1312.)

Herr Otto lag zu ſterben, der Herzog vom Niederland, [1]
An ſeinem Bett die Gattin bang mit dem Säugling ſtand, [2]
Auch ſeines Bruders Söhne, [3] zwei Knäblein früh verwaist,
Umfaßten ſeine Hände, und weinten zu allermeiſt.

Der Sterbende hob ſein Auge und ſah mit bangem Blick
Empor zu Gott und wieder auf Weib und Kind zurück;
»Was ſoll mit dir jetzt werden, du mein geliebtes Weib,
Wenn in der Gruft der Väter begraben wird mein Leib?«

»Was ſoll mit dir jetzt werden, du mein herzliebes Kind!?
Wo findeſt du den Pfleger, der treu für dich geſinnt? —
Und was ſoll mit euch werden, ihr meine Neffen zwei,
Wo findet ihr den Ritter, der jetzt euch Vater ſey?!«

»Du ſtarker Gott im Himmel! das macht das Herz mir ſchwer,
Morſch iſt des Adels Treue und blüht wohl nimmermehr.
Denn wie im Herbſt die Blätter, ſo fällt von meinem Stamm
Das Laub treuloſen Adels zu Bayerns tiefſter Schaam.«

»Doch eine Grundveſt kenn ich, den Grund von Muth und Kraft, —
Gott wird ſie nicht verlaſſen — die edle Bürgerſchaft,
Da will ich wacker bauen, das iſt ein guter Grund,
Wo Liebe ſind und Treue vereint im feſten Bund.«

»Straubings und Landshut's Bürger, die man die treu'ſten kennt,
Ruft an mein Sterbelager, zu hören mein Teſtament!« —
Da ritten ſchnelle Boten hin an die beiden Städt'; —
Nicht lang! ſo ſtanden die Bürger vor Otto's Sterbebett.

»In Eure Hände,« — ſpricht er; — »ihr Bürger! leg' ich viel! —
Wozu ich Euch berufen, das iſt mein letzter Will';
Ich kenn' Euch ſtets ergeben, ihr Städte! mit feſtem Muth!
Schwört jetzt, daß ihr die Waiſen wollt hegen in treuer Huth! —«

»Daß ihr die Pfleg' vertrauen wollt einem edlen Mann,
Herrn Ludwig, meinem Vetter, 4) der wohl ſie ſchützen kann,
Der mag der Waiſen Erbe verwalten treu und ächt; —
Stets hat er ja gehalten an Tugend und an Recht.«

»Wenn ihr mir dieß geſchworen, wird leichter mir das Herz,
Und leichter trag ich wahrlich den letzten Todesſchmerz,
Das weiß ich, daß die Waiſen bewahrt ein treu Gemüth!
Schwört mir's!« die Städter ſchworen — der Herzog Ott verſchied.

2.

Der Ritter Trotz und Schmach bei Gammelsdorf.

(1313.)

Bald ging an alle Burgen vom Teſtament die Kund',
Bald ſprach darüber trotzend wohl manches Ritters Mund,
»Wie mochte man ſchlechten Städten der Waiſen Huth vertrau'n,
»Die mit ohnmächt'gem Neide des Ritters Hoheit ſchau'n?«

»Wer wollte dieß erdulden? im Wappen ſitzt die Kraft!
»Wer läßt den Schandfleck kleben auf reiner Ritterſchaft?!«
Da wurden manche Boten ins Oeſterreicher Land,
Als Vormund zu erwählen Herrn Friedrich, 5) hingeſandt.

Nach Landshut auch geritten ein höckricht Zwerglein kam,
Der ſeines dürren Kleppers Schwanz ſtatt des Zügels nahm,
Drei Pickelhauben 6) bracht' er der vielgetreuen Stadt,
Dazu die ſpött'ſche Botſchaft: »Braucht ſie an Keſſels Statt.«

Als ſie das Zwerglein brachte, da ſprach der Rath ſogleich:
»Die Pickelhauben kennt man im ganzen röm'ſchen Reich;
Die Pickelhauben bringen euch, wahrlich! wenig Dank.
Es wird in dieſen Keſſeln gebraut ein tücht'ger Trank.«

»Des Herzog Otto Waislein bewahrt ein theurer Herr,
Ludwig von Oberbayern, ein Mann von Treu und Ehr,
Die Waiſen zu beſchützen ſetzt Landshut dran ſein Blut; —
Es will das Land behüten vor Ritter-Uebermuth!«

Das Zwerglein ritt zurücke, die Ritter zornentbrannt,
Beriethen ſich mit Oeſtreich und ſchloſſen feſtes Band,
Da kamen nach Linz die Brüder Friedrich und Leopold.
Es waren dem Herzogspaare die Ritter alle hold.

Es ſchritten da zuſammen von Hals der Grafen zwei,
Herr Adelram und Albrecht, der Puchberg war dabei,
Ebran, der Deggenberger, deß Schloß bei Windberg lag,
Der Schönſtein auch und andre; viel kamen an dieſem Tag.

Nun ward der Rüſtung Kunde Herrn Ludwig ſchnell bekannt;
Nun flogen hin und wieder Eilboten durch das Land,
Nicht Haaresbreit zu weichen, beſchloß Herr Ludwig feſt,
Der Waiſen Recht zu ſchirmen, das Ritterhoffarth preßt.

Bald wogt' es durch das Vilsthal herauf von Oeſtreichs Schaaren,
Die Hauberg und die Walſee des Heeres Führer waren;
Dabei von Niederbayern die ſtolzen Ritter all,
Bei Gammelsdorf ſchlugen ſie Lager auf einem Römerwall.

An einem Wintermorgen, durch Nebel und durch Schnee,
Fuhr's plötzlich leuchtend nieder von ſanfter Hügelshöh';
Der Held von Oberbayern, Herr Ludwig, kühn voran,
Die Schlachtgeſänge donnern; da ging das Treffen an. *)

Wie focht da mancher Bürger ſo feſt aus Ingolſtadt; —
Wie mancher ſtolze Ritter demüthig um Gnade bat! —
Wie ſtanden die Pickelhauben von Landshut treu und gut,
Wie floß für Recht und Fürſten der Straubinger treues Blut.

Und als die Schlacht geendet, da tritt Herr Ludwig hin,
Und nimmt das Panner Landshuts, wo die drei Hauben drin;
Er ſpricht: »Drei ſchlichte Hauben die hielten ſich ritterlich hier,
»Nehmt hin drei Ritterhelme, und ſetzt ſie in's Wappen dafür. — *)

»So wie ich's jetzt gehalten, ſo will ich's halten ſtets,
Das Recht beharrlich ſchirmen, das iſt mein erſt Geſetz.
Aus Wappen nicht und Helmen beſteht das Volk allein,
Niemand kann höher gelten durch Zufall's eitlen Schein.

»Wo iſt auf Erden der Freibrief, der über alles Recht,
Hinaushebt kühn und frevelnd das älteſte Rittergeſchlecht? —
Wir leben in ſchlimmen Zeiten! Es liegt der Geiſt in Ketten,
Daraus wird uns am erſten der ſchlichte Bürger retten.«

»Der wird die dumpfen Feſſeln zerſprengen ohne Scheu,
Bis einſt die Zeit wird kommen (daß ſie nicht fern mehr ſey!)
Wo Ritter mit den Bürgern in Eins verſchmolzen ſtehn,
Ein Volk, mit Einem Fürſten, treu für einander zu ſtehn! —

»Drum will ich ſchirmen die Städte, ſie haben ein heilig Recht,
Dieß Recht muß ich bewahren dem kommenden Geſchlecht;
Und, was auch kommt dawider; — nie laß' ich's untergehn;
Feſt, wie des Himmels Wölbung ſoll's auf der Erde ſteh'n.«

3.

Herzog Ludwigs Jugendfreundſchaft und Verſöhnung.

(1311.)

Als dieſe Schlacht geſchlagen, kam Friede in das Land; —
Der Herzog Oeſtreichs, Friedrich, der Schöne zubenannt,
Beſandte, zu verſöhnen des Bayern ſtarken Sinn,
Den Erzbiſchof von Salzburg zum edlen Gegner hin.

Es ward der Streit vertragen, der Waiſen Land und Huth
Entſagte Herzog Friedrich mit leicht verſöhntem Muth; —
Dieß ſchwor er ſtets zu halten, dem Fürſten-Worte treu; —
Herr Ludwig gab die Ritter drauf ohne Löſung frei.

Da ritten beide Herren nach Salzburg in die Stadt,
Es war juſt Zeit des Lenzes, der kaum begonnen hat,
Die Quellen, lang gefeſſelt, ſie ſprangen wieder hell,
Die Blumen, lange träumend, erwachten wieder ſchnell.

Der Wieſen grüner Teppich lag reizend ausgeſpannt,
Und alte Liebe und Freundſchaft ging Arm in Arm durch's Land.
Verſteckt nur in eiſ'gen Gletſchern der grollende Winter lag,
Und drohte mit ſtarren Schauern dem hellen Frühlingstag.

Und als die beiden ritten, ward ihnen voll das Herz,
Sie dachten an frohe Zeiten, an manchen Jugendſcherz;
Von Einem Ahn entſproſſen, in Einer Stadt — zu Wien,
Sah'n ſie vereint erzogen die Jugendtage flieh'n. *)

Und hinter ihnen, vergeſſen, lag aller Harm jetzt weit,
Sie dachten nur der Freundſchaft aus früher Jugendzeit; —
»So ſoll es ewig bleiben!« ruft Ludwig froh entzückt,
Und reicht dem Freund die Rechte, die Friedrich feurig drückt.

»So ſoll es ewig bleiben, und nichts hinfürder mag
»Das Angedenken tilgen von dieſem ſchönen Tag,
»Nichts auf der weiten Erde dräng' ſich in unſern Bund;
»Den wir jetzt neu beſiegeln mit Hand und Herz und Mund.«

»Und wär's die Kron'?« ruft Friedrich! »Iſt nicht der Kaiſer todt?«[10]
»Das brächt',« erwiedert Ludwig; »dem Bunde keine Noth;
»Für dich ſtimmt' ich am Erſten, als Wahlfürſt hier im Reich,
»Kömmt doch an kühnem Muthe dir nicht ein zweiter gleich!«

»»Gelobſt du's?«« — ruft bang-horchend der ſchöne Friedrich drauf,
»»Mit Großem ſchwanger, wahrlich, geht unſers Lebens Lauf,
»»Der Augenblick zeugt Söhne, und wird von Thaten Ahn,
»»Wenn ſo die Würfel fallen, — gelobſt du mir's? — Sag' an!««

»So wahr mir Gott verhelfe,« gelobt Herr Ludwig feſt;
»In Allem, was von Teutſchland, und von dem Recht nicht läßt.« —
Sie ſprachen's, weiter reitend, wie ſie den Bund erneut. —
Die Blumen blühten ſchöner in holder Frühlingszeit.

4.

Die teutſche Königswahl.

(1314.)

Auf offnem Markt zu München ſaß Ludwig zu Gericht,
Nach eigner teutſcher Satzung zu ſprechen Recht und Pflicht, 11)
Verſchloſſen keinem Flehen, mild und zugleich gerecht,
So ſaß er bei ſeinem Volke und übte ihm das Recht.

Da kamen von Frankfurt Boten, der alten Kaiſerſtadt,
Die ſprachen tief ſich neigend im reichen Feſtornat:
»Heil dir! du teutſcher König! Zieh hin zur Frankenerd'!
Du biſt gewählt zur Krone, der du der Krone werth!«

Herr Ludwig ſteht beſcheiden von ſeinem Sitze auf,
Und ſpricht die ernſten Worte: »Was bringt ihr ſchweren Kauf!
»Der Ehr' habt Dank! Eilt heimwärts, und ſagt was Ludwig ſpricht:
»»Für Teutſchland trag ich alles; nur ſeinen Scepter nicht.««

»Wohl mögen Männer leben, viel würd'ger dieſer Kron';
Blickt hin auf Herzog Friedrich, des letzten Kaiſers Sohn! —
Dem, meinem Jugendfreunde, *dem* gab ich drauf die Hand,
Ihm nicht zu widerſtreben bei der Kron' vom Teutſchen Land.«

»Er iſt an Hausmacht ſtärker; er kann der Teutſchen Ehr'
Mit Kriegsmacht kräftig ſchirmen; wer iſt ſo kühn wie er? —
Der beſte Ritter heißt er mit Recht in dieſen Tagen,
Zieht hin zur Frankenerde, — wählt ihn! — Ich kann entſagen!« —

Die Abgeſandten ſtaunen, und rufen dann auf's neu':
»Fürwahr! kein Fürſt auf Erden, der Thronenwerther ſey!
Wer ſo ihn kann entbehren, der ſchirmt ihn auch mit Kraft,
Der Geiſt beſeelt das Todte — er iſt's, der Kön'ge ſchafft.«

»Drum nicht bedarf 's der Hausmacht, — es herrſcht die Majeſtät
Durch ſich, mehr als durch Heere, wenn ihr Gebot ergeht,
Wenn alle teutſchen Herzen ihr pulſen mit Einem Schlag,
Wenn leuchtend über Teutſchland aufgeht ſein ſchönſter Tag.«

»Das Reich braucht keinen Ritter; — ein König thut ihm noth,
Und Kraft und feſtes Beharren und klar Vertrau'n auf Gott; —
Dieß tragt Ihr tief im Herzen, drum ſeyd Ihr auserwählt,
Und herrlich über Teutſchland als König hingeſtellt!«

»Daß Ihr das Recht vertheidigt, hat jüngſt die Welt erkannt,
Als Ihr die Waiſen ſchirmtet mit ritterlicher Hand;
Dann denkt, daß Zwitracht wuchert und arger Streit um's Reich,
Wenn Ihr der Kron' euch weigert! Teutſchland wählt nochmals Euch!«

Und Ludwig blickt gen Himmel und ruft: »Es iſt dein Will',
»Du König aller Kön'ge, — komm denn, was kommen will, —
Teutſchland! nimm mich zu Eigen. — Dein bin ich, hör' den Eid:
Von deinem Recht und Ehren weich ich nicht Haaresbreit!«

Drauf ritten ſie nach Frankfurt auf's alte Wahlfeld hin,
Da waren verſammelt die Wähler, von Trier Balduin,
Der Luxemburg von Böheim, von Mainz Aichſpalter war,
Johann vom Lande Sachſen, von Brandenburg Waldemar.

Zu Sachſenhauſen aber Friedrich der Schöne lag,
Die mindre Zahl der Fürſten wählt' ihn an jenem Tag, 12)
Am andern Morgen aber im alten Feld der Wahl
Erkor auf's neu' Herrn Ludwig der Wähler größre Zahl.

Schaut! — als die Wahl vollendet, Frankfurt ſein Thor erſchließt,
(Dem Friedrich blieb's verriegelt,) — das Volk ihn freudig grüßt,
Im Dom Sankt Barthol'mäi am heilgen Hochaltar,
Bei tauſendſtimm'gem Jubel ſtellt er dem Volk ſich dar.

Und als acht Tag verfloſſen, erhielt er zu Aachen die Kron',
Es ſtanden viertauſend Ritter um ſeinen Königsthron,
Herr Friedrich eilt' indeſſen in einer ſtürm'ſchen Nacht
Nach Bonn; auf einer Tonne ward ſeine Krönung vollbracht.

Dieß war des Haders Urſprung, den Friedrich jetzt begann,
Die Teutſche Kron' zu tragen erhob ſich Zwiſt und Span;
Es ward wohl viel geſtritten im guten teutſchen Land,
Den Tonnenkönig hat man den ſchönen Friedrich genannt.

5.

Der Kampf bei Eßlingen.

(1318.)

Stadt Eßlingen am Neckar im ſchönen Schwabenland
Ward in dem Kampf der Kön'ge von Friedrichs Heer berannt,
Am andern Ufer aber ſtand Bayerns Schaar, bereit,
Die Stadt ſchnell zu entſetzen durch offnen Kampf und Streit.

Am achten Tage hub ſich ein dichtes Schlagen an,
Das Leben mußte büßen dabei manch kecker Mann,
Es hat ſich dort ergeben ein Kampf auch ſeltner Art, 13)
Werth, daß ihn ſchlichte Singweis dem teutſchen Sinn bewahrt.

Von Oeſterreich ein Ritter, Heinrich von Schweinkenrieſt,
Der ſpornte ſeinen Rappen, wo die Schlacht am dicht'ſten iſt,
An Bayerns beſten Degen; — zu üben ein Ritterwerk: —
Da ſtieß er auf den Beſten — Herrn Stephan von Gumpenberg.

Wie da von Schwerteshieben des Bayern Harniſch klang!
Sie fochten mit tücht'gen Streichen eine gute Weile lang,
Bis daß in heller Röthe hinfloß des Bayern Blut! —
Er ſprach: »Laß ich ſo wohlfeil zum Kauf mein beſtes Gut?«

Wie er die Worte redet, ſticht er des Gegners Pferd,
Das ſtürzt und reißt den Reiter mit ſich hinab zur Erd'. —
»Hei! wechſeln wir die Lage!« — ſo ſpricht der Bayer ſchnell,
»Jetzt biſt Du, Oeſterreicher! in unbequemer Stell!« —

Wie das die Waffenbrüder des Gumpenberg erſchau'n,
So rufen ſie: »Holla, Bayern! laßt uns ihn niederhau'n;«
An fünfzehn Schwerter blinken, all' gegen den Schweinkenrieſt,
Der hülflos von dem Falle des Roſſes erlegen iſt.

Da ſtellt mit bloßem Schwerte der Gumpenberg ſich vor ihn; —
»Nicht heiler Haut, Geſellen! mögt ihr von dannen ziehn,
»Wenn ihr den Mann gefährdet. — Er hat ſich weidlich gewehrt.
»Jetzt aber iſt er wehrlos! — Ich ſchütz ihn mit dem Schwert.«

Wie ſeine Freund' dieß ſehen, zieh'n ſie von hinnen bald,
Er aber reicht dem Gefangnen die Hand zu ſichrem Halt,
Und weil ſein Roß erſtochen, hebt er auf's eigne ihn,
Und ſpricht: »Nun mögt Ihr ſicher zur Löſung heimwärts zieh'n.«

»Ich brauch nicht Schrift noch Bürgen, daß Ihr dazu euch ſtellt,
Gebt mir nur Wort und Handſchlag, daß Ihr der Friſt nicht fehlt,
Nach heute auf vier Wochen bringt mir den Löſezoll;
Habt acht auch meines Rößleins, und pflegt den Renner wohl!« —

Alſo geſchah's zu Eßling; — nicht eine Stunde fehlt'
Der Friſt, da kam der Ritter und brachte Roß und Geld;
»Ei! bringt Ihr mir mein Rößlein?« — den Gruß ihm da entbot
Der Gumpenberg. — »Seyd bedanket! — des Gold's hab ich nicht Noth.«

6.

König Ludwig's Nachtwache vor Ampfing.

(1322.)

Das iſt eine heitre Herbſtnacht! — Der Mond blickt ſtill und rein
Auf Ampfings Fluren nieder mit klarem Silberſchein,
'ſ iſt tiefe Ruh' im Lager, ein Einzig Haupt nur wacht,
Sonſt liegen all' im Schlummer; — und morgen wogt die Schlacht.

Der Eine Schlummerloſe im offnen Zelte dort,
Dieß iſt der König Ludwig, der ſpricht das ernſte Wort:
»Wie arglos ſie noch ſchlummern, weil noch kein Würfel traf; —
Viel tauſend ſchlafen morgen derzeit den ew'gen Schlaf!« —

»Und muß es ſeyn geſtritten; iſt's nicht um mich allein,
Für mich nicht ſoll des Blutes ſo viel vergoſſen ſeyn; —
Wo fänd ich ſonſt mir Sühnung; wo fänd' ich heil'ge Fluth,
Von meinem Haupt zu waſchen der Bürger koſtbar Blut?!«

»Das Schwert muß ich erheben ſelbſt wider meinen Freund,
Den treuen Spielgeſellen, im Waffenſpiel als Feind,
Was ich gelobt zu Salzburg, das Reich zerriß das Band. —
Rein ſteh' ich vor dem Kampfe, und dieß ſtärkt meine Hand!«

»Und dieß erhält mich aufrecht und dieß verläßt mich nicht,
Daß ich um's Recht jetzt kämpfe, gibt mir die Zuverſicht,
Und mag das Glück mich fliehen; die bleibt mir treu und ächt,
Und muß ich unterliegen, ſo fiel ich doch für's Recht.«

Dieß ſprechend wird er ernſter und ſinnt, was kommen mag,
Und was an Glück und Unglück mitbringt der nächſte Tag,
Wohl bange Zweifel dämmern tief in der Heldenbruſt;
Wie ſchnell das Glück kann wechſeln, deß iſt er ſich bewußt.

'S iſt nah an der Mitternachtsſtunde; all, was die Herrn der Welt
Im Mittagsglanz der Hoheit auf der Ehrfurcht Gipfel ſtellt,
Das hat er ausgezogen, den Purpur und die Kron'; —
Als Menſch nur fühlt und bangt er, der Erde ächter Sohn.

Da naht ihm plötzlich leiſe, Herr Seyfried Schweppermann,
Und ſpricht mit frohem Muthe den düſtern König an:
»Ei! ſagt, mein Herr und König! wie ſeyd Ihr ernſt und trüb,
Und wacht ſo ſpät am Tage; mehr, als den Augen lieb?«

»Das laß beruh'n, Feldhauptmann!« zu ihm der König ſpricht,
»Wer ſoll dann ſorgſam wachen, thät's auch der König nicht?
Wenn Gott nicht wachte droben; — es möcht' hier ſeltſam werden; —
Was Gott, der Herr, im Himmel, — das iſt der Fürſt auf Erden.«

»Und dieß liegt mir am Herzen und macht mich ernſt und trüb,
Wie mancher meiner Bayern mir morgen übrig blieb'. —
Wenn Gott den Sieg uns weigert und uns das Glück verſagt,
Wie manche Waiſenthräne mich ungeſtillt verklagt!«

»Wenn Euch der Sieg bekümmert, — die Sorg' laßt immer ſeyn,«
Verſetzt der alte Kriegsmann, — »ich ſetz' die Seel' drauf ein,
»Ich hab' gelernt das Streiten und hab's noch nicht vergeſſen; —
Und, was betrifft Eu'r Zweifeln; — dieß Zweifeln iſt vermeſſen.«

»Ihr tragt den Namen: Ludwig, — an den knüpft ſich das Glück,
Mich dünkt, ich könnte ſchauen weit vor mit ſcharfem Blick;
»»Ludwig!«« — ſo wird man ſingen und ſprechen in ferner Zeit,
So lang man wird ſingen und ſprechen von teutſcher Biederkeit.«

»Das ſind nicht Schmeichelworte; — die ſprach ich niemals gut; —
Das iſt des Bayern Loſung, an die er ſetzt ſein Blut;
So lang Euch Enkel blühen, bleibt dieſer Wahlſpruch ächt,
Den Ihr im Munde führet: Beharrlich und gerecht!«

»Und jetzt pflegt Eures Leibes; — Ihr ſteht in Gottes Hand,
Der nie von dem Geſalbten ſein Aug noch weggewandt,
Der, wie über's Volk ſie wachen, ſo über ſie ſelber wacht; —
Wir ſchlagen morgen zum frühſten; — Herr König! gute Nacht!«

7.

Der Oeſterreicher Schlachtreih' zu Ampfing.

Die Sonn' iſt aufgegangen, die muth'gen Banner wehn,
Wo König Friedrichs Schaaren gerüſtet im Lager ſteh'n,
Das ſich auf ſanften Hügeln hinab zum Thale breitet,
Worein mit leiſen Wellen das Flüßlein Iſen gleitet.

Ein ſtolzer Rapp', goldzäumig, den ſchönen Friedrich trug,
Gerüſtet, wie einen Cherub, — einen Fürſten in jedem Zug,
Von Gold die Schienen ſtrahlend, den Harniſch reich von Gold;
Von ſeinem Helm der Adler des Reichs heruntergrollt.

Sein Roß ſchäumt, ſtampft und ſcharret, wie es zum Kampf entbrennt,
Und hebt den Nacken ſtolzer, weil's ſeinen Reiter kennt,
Der Friedrich gibt die Sporen und jagt hinab in die Reih'n,
»Nun, Goldreif! heute ſoll es um dich entſchieden ſeyn!«

Er jagt zum rechten Flügel, zwei Waldſee ſtehn voran,
Ulrich und Heinrich, jeder ein kampfbewährter Mann;
Mit ihnen mancher Dienſtmann vom Oeſterreicher Land,
Voran die Bogenſchützen von Ungarn, wohlgewandt.

Dann ſprengt er wieder rückwärts zum linken Flügel hin,
Wo Steyrer Ritter harren mit feſtem, treuem Sinn,
Sein Bruder Heinrich führt ſie und auch die würd'gen Herrn
Von Salzburg, Paſſau, Lavant ſtehn dort nicht allzufern.

Und wie er leuchtend hinſprengt (die Sonn' von ihren Höh'n
Hat keinen ſchönern Ritter auf Erden noch geſeh'n;)
In freud'ger Siegesahnung, eh noch die Schlacht gethan,
Da geht ihn plötzlich flehend der Trautmannsdorfer an;

Mit ihm auch räth bedächtig vom Lande Oeſterreich
Der edle Marſchalk Dietrich von Pilchendorf zugleich,
Die ſprechen, ſänftlich rathend: »O, Friedrich! hemmt der Schlacht,
»Bis Leupold, Euer Bruder, anrückt mit Heeresmacht.«

»Er kann nicht lang mehr ſäumen, er kommt vom Schwabenland,14)
Dann iſt der Feind umzingelt und ganz in unſrer Hand,
Längſt in zwei Tagen kommt er; — das iſt eine kurze Friſt;
Mir ſchwant nichts Gutes; — zögert bis Leupold bei Euch iſt.«

»Wer ſpricht mir da von Zögrung?« verſetzt der Fürſt ihm drauf!
»Ich geh' die ſichren Bahnen; — wer hält den Sieg mir auf? —
Wie im Triumphe zog ich bereits in's Reich herein;
Soll ich nun träge ſäumen? — Bei Gott! ſo darf's nicht ſeyn!«

»Heut muß es ſeyn entſchieden, heut' leuchtet Habsburg's Stern,
Heut hieß man vor fünfzig Jahren Rudolfum Teutſchlands Herrn;
Ich bin zu Bonn gekrönet als König vom teutſchen Land,
Und will's mir jetzt erkämpfen mit ritterlicher Hand.«

Da ſpricht der Marſchalk wieder: »Bedenkt, mein edler Herr!« —
»Hier aber,« brauſt Herr Friedrich, »gilts kein Bedenken mehr,
Die Minut', die wir verſäumen, bringt Bayern jetzt Gewinn; —
Nach Männerthat und Wagniß, nach Fechten ſteht mein Sinn.«

»Ich ward erkoren früher, drum ſteht bei mir das Recht,
Und wollt' ich's nicht verfechten, ſo wär' ich feig und ſchlecht; —
Red' keiner mir von Säumen! — das nenn' ich ſchlechten Muth; —
Da müßt' ich wahrlich glauben, er ſey dem Bayer gut!«

Da verſetzt der Trautmannsdorfer: »Ich dient', ein friſcher Mann,
Vor vier und vierzig Jahren Herrn Rudolph, Eurem Ahn,
In jener Schlacht am Marchfeld, 15) da er den Sieg errung',
Jetzt bin ich alt geworden; — doch meine Treu' iſt jung'.

»Und drei und zwanzig hab ich, Herr König! mitgebracht,
Sind alle Trautmannsdorfer, und fechten Eure Schlacht.
Wir führen in dem Wappen ein Röslein halb weiß, halb roth;—
Ganz roth ſoll's für Euch färben der Trautmannsdorfer Tod.«

8.

Der Bayern Schlachtreih'.

Der Bayer knie't im Zelte, wie kaum der Morgen graut,
Und blickt empor zum Himmel und betet alſo laut:
»Du König aller Könige! Du Hort in jedem Streit!
Hör' mich auf meinen Knieen, erhalt das Volk mir heut'.«

Die Worte ſind geſprochen aus ſeiner tiefſten Bruſt,
Dann ſteht er auf im Herzen der hohen Kraft bewußt,
Er fühlt's und ſollt' er gehen zum Kampf mit einer Welt,
Wär's für ſein Volk, — er ginge! — Jetzt tritt er aus dem Zelt.

Es hält den rechten Flügel Herr Kurt von Bayerbrunn,
Den linken Albrecht Rindsmaul, bekannt durch ritterlich Thu'n, 16)
Derzeit zu Neuſtadt Pfleger, ein oft verſuchter Degen,
Das Kuhmaul nennt und ſcheut man im Streite allerwegen.

Und wo das Flüßlein Iſen dort hinter Mühldorf rinnt,
Da ſteht der Burggraf Friedrich von Nürnberg, treu geſinnt,
Wenn's Noth, hervorzuſtürmen mit friſcher Heeresmacht
Und friſch die matten Gegner zu jagen in die Schlacht.

Ganz vorn mit ſeinen Schaaren der Böhmerkönig ſteht,
Johann der Luxemburger; zur Seit' ihm rüſtig geht
Herrn Ludwigs junger Vetter vom Niederbayerland,
Die beiden führen den Vortrab, im Streiten wohlbekannt.

Jn ſeiner Bayern Mitte ſieht man den König nah'n
Ganz ſchlicht, im blauen Wamſe; der ſpricht zum Schweppermann:
»Das iſt der beſte Harniſch, Feldhauptmann! den es gibt,
Das treue Herz des Volkes, das ſeinen Fürſten liebt.«

»Darum, als Du mich fragteſt vorerſt in meinem Zelt,
Warum ich nicht von Golde mein Waffenkleid beſtellt;
Soll Dir die Antwort gnügen, als Bayer fecht ich heut
Für Bayern, wie die Bayern für mich in dieſem Streit.«

Und vor den König treten zwölf Bayern rüſtig hin,
»Gebt einer Bitt' Gewährung, Herr König!« — »»Immerhin!
»»Was Bitten, lieben Landsleut'! habt ihr jetzt vor der Schlacht?
Jſt Eu'r Begehren billig, mein Wort! ich nehm's in Acht.««

Da leuchtet's den zwölf Männern im Aug' wie Sonnenglanz,
»Es haben geſchloſſen, o König! zwölf Bayern einen Kranz,
Jn deinen Fürſten-Waffen dem Feind entgegen zu gehn;
Es haben geſchworen zwölf Bayern, auf den letzten Mann zu ſteh'n.«

»Die Waffner haben geſchmiedet. — Dieß führen wir jetzt aus,
Jm Abbild Deiner Rüſtung zu fechten einen Strauß;
Es ſtehn beim Feind viel Bünde, mit Liſten Dich zu fah'n;
Das ſoll ihnen ſeyn vereitelt! — Nimm unſre Bitte an.« —

Der König blickt gen Himmel, nicht allzuviel geht ab,
So trocknet er vom Auge ſich heiße Thränen ab.
Dann ruft er: »Jetzt zum Siege hab' ich die Zuverſicht!
»Wo ſolche Herzen ſchlagen, weicht auch der Himmel nicht.«

9.

Die Schlacht zu Ampfing.

(28. September 1322.)

Jetzt ſtürmt es an einander (wie wenn das Meer empört
Von zwei feindſel'gen Winden, die Wogen thürmend kehrt,
Und jede höher ragend, verſchlingt die andre mit Macht;)
So ſtürmt es an einander; — mit Ingrimm brauſ't die Schlacht.

Voran die Ungar-Völker von König Friedrich's Heer! —
Sie wogen heulend vorwärts und morden weit umher,
Im erſten Anfall furchtbar, wie Todesengel dräu'n,
So ſtürmen ſie unaufhaltſam in der Bayern Mitte hinein.

Wie ziſcht der Pfeile Hagel! Wie klirrt der Speer' Geſaus!
Hier nahes Schwerdtgeraſſel, dort fernes wie Stromgebraus! —
Dazwiſchen Qualm des Blutes und Staub von Roſſes Hufen!
Hier Flüche, jubelnd gedonnert, dort leiſes Hülferufen! —

Das iſt der Schlacht Beginnen! — Die Ungarn brechen vor
Grad gegen das Volk der Böhmen, das ſchnell den Muth verlor;
»Mein Roß!« ruft Böhmens König; — es fällt, der Reiter mit; —
»»Der König ſtürzt! Ergebt euch ihr Böhmen! oder flieht!««

So rufen die Ungarn jubelnd und ſchließen einen Kreis,
Daß ihnen keine Seele entfliehn kann allerweis. —
Das iſt, fürwahr! zum Fangen ein guter Wieſengrund! —
Da wurden fünfhundert Böhmen gefangen in dieſer Stund'.

Das bricht der Bayern Reihen; die von dem Niederland
Hat faſt im tollen Wirbel des Andrangs Strom gewandt;
Da ſprengt der alte Kriegsmann zu ihnen, der Schweppermann.
»Wer lebend ſich läßt fangen, das iſt ein ſchlechter Mann!«

Er ſtellt ſich an die Spitze und ſammelt Glied an Glied,
Und wer ſich ſchon gewendet, rückt vorwärts ſchnell jetzt mit,
Und ſehnt ſich roth zu färben in Blut die bleiche Schmach,
Und ſehnt ſich froh zu ſterben für's Haus der Wittelsbach.

Jetzt wendet ſich das Treffen; die Schlachtreih' hat's gethan,
Denn dieſe lenkt und wendet Herr Seyfried Schweppermann;
Eh' ſchien die Sonne blendend den Bayern in's Geſicht,
Jetzt blendet ſie die Feinde, ſo iſt die Schlacht gericht't.

Noch immer unentſchieden des Treffens Ausſchlag wankt,
Wie in des Richters Händen die Wage taumelnd ſchwankt; —
Da dringt im Rücken Oeſtreichs jetzt friſche Mannſchaft an,
Und jubelnd rufen alle: »Das Treffen iſt gethan!«

Und jubelnd grüßen alle: »Willkomm, Herr Leopold!
»Ihr bringt uns friſche Mannſchaft. — Jetzt wird der Sieg uns hold.—
»Habt lange warten laſſen, — nun! ſeyd uns viel gegrüßt!« —
Da ruft ein Trautmannsdorfer: »Habt Acht! 's iſt eine Liſt!« —

Und eh' er's noch ganz geſprochen, wird's ſchon von Hieben warm,
's drängt auf die Oeſterreicher mit kampfgeübtem Arm;
Der Burggraf iſt's von Nürnberg, gekleidet in Oeſtreich's Zeichen,
Der lehrt die Wahrheit ihnen mit tücht'gen Schwertesſtreichen.

Und vorn jetzt und im Rücken iſt Oeſtreich hart bedrängt.
Sie kämpfen, rings, verzweifelnd, von Bayern eingeengt,
Es faßt ſie ein Entſetzen; »Flucht!« heult es tauſendfach,
Und tauſend flieh'n von hinnen; — die Bayern ſiegend nach! —

Auch die fünfhundert Böhmen zerbrechen ihre Haſt;
Kein Degen unter ihnen, der rings nicht niederrafft! —
Verworren durch einander jagts eilig, Mann und Roß,
Und eilig auf die andern wälzt ſich der flücht'ge Troß.

Der Friedrich nur noch einzig, ſein Trautmannsdorf dabei, 17)
Steh'n auf dem Schlachtfeld kämpfend, beſchwören Muth und Treu
Und ſchaffen mit dem Schwerte die Bahn ſich durch den Feind; —
Was iſt's, daß Friedrichs Auge hier eine Thräne weint?

Um ihn, als feſte Mauer liegt eine Heldenzahl,
Sind zwanzig Trautmannsdorfer, die theilen ſeinen Fall,
Des Rösleins weiße Hälfte gefärbt mit ihrem Blut,
So liegen ſie gebettet auf ihren Schilden gut.

Noch dringt Herr Friedrich vorwärts! Ei wie? Er prallt zurück;
Er ſtrauchelt über 'ne Leiche, und ſpricht mit ſtarrem Blick:
»Das iſt der eilfte König, den ich beſtand im Streit! —
Will ſeine Leiche ſelber mich fallen machen heut?« —

Er ſpricht's; und ſieh! der zwölfte in Königs Farb und Schild
Tritt ihm entgegen. »Halt jetzt!« ruft Friedrich, »halt! es gilt! —
»Iſt dieſes Feld ſo fruchtbar, daß es zwölf Kön'ge reift? —
Doch will ich ſtets bekämpfen den, der nach der Kron' mir greift.«

Er ſpricht's und holt zum Kampfe mit ſichrem Arme aus,
»Nun zwölfter Königsſchatten! nun ficht hier deinen Strauß! —
Sonn' oder Schatten! — König, oder nur deß Bild! — Heran!«
Da ficht der zwölfte Bayer und ſtirbt als treuer Mann.

Und wie er hingeſunken, enthüllt ihm der Fürſt das Haupt,
Weil er den König ſelber vor'm Schwert erlegen glaubt,
Doch wie er's thut, umringt ihn ſchnell eine Bayernſchaar,
Der Führer iſt Herr Rindsmaul, von allem Tadel bar.

»Ergebt Euch!« ruft Herr Rinksmaul dem ſchönen Friedrich zu,
Der lautlos ſteht und ſinnend; rings herrſcht eine Todtenruh'. —
Er reicht das Schwert ihm ſchweigend. — Herr Ludwig tritt dazu,
Der Friedrich prallt zurücke und ruft: »Lebendig Du?« —

Herr Ludwig ſpricht beſcheiden: »Gott hat es ſo gewollt,
»Und war dem Bayernvolke in dieſem Treffen hold.« —
»Wohl!« ſagt ihm drauf ſein Gegner. »Nimm hin das teutſche Reich,
Du und das Volk der Bayern, ihr ſchirmtet kräftig euch!«

»Du, nur der Eine Himmel! und haſt zwölf Sonnen doch!« —
»»Das waren meine Bayern, das ſind die Bayern noch,«
Verſetzt ihm Ludwig freudig; — »ich ſprech's am Siegesplatz:
»Sie ſind von Teutſchlands Krone mein allerreichſter Schatz.«

10.

Das Mahl nach der Schlacht.

»Ihr ſitzt an meiner Rechten, Herr König vom Böhmerreich,
Zur Linken Ihr, Feldhauptmann! Ihr, einem König gleich,
Verdient auch keck zu ſitzen wohl in der Fürſten Mitten;
Nun laßt, ihr Herrn euch allſammt zum kargen Imbiß bitten.«

»Es war ein gut Stück Arbeit, da ſchmeckt der Imbiß gut!« —
»Es iſt Nürnberg'ſche Arbeit!« — verſetzt das alte Blut,
Herr Schweppermann von Nürnberg;—»Herr Burggraf theilt davon!«
»Ei! Gott willkomm, Herr Landsmann! Seyd Ihr entöſtreicht ſchon?«

»Wie? bringt man Bauernkoſt uns?!« — ſo ſpricht ein Ritter laut,
Der unten ſitzt am Tiſche; — »'ne Schüſſel Eyer! — ſchaut!
»Das iſt für wackre Degen ein ſpärliches Gericht!« —
»»Ein Schelm gibt mehr als Eigen,«« — der König lächelnd ſpricht.

Der König faßt die Schüſſel, und thut das Truchſeßamt; —
»Ein Ey kommt auf jedweden der Ritter alleſammt; —
Ein einzig iſt noch übrig; — wem reich ich noch das Ey? —
Ein Ey für jeden Andern, dem tapfern Schweppermann zwei!«—

»Nun iſt das Ey geadelt,« — verſetzt der alte Degen,
Und neigt ſich ſtill beſcheiden, »wenn Fürſten vor es legen;
»Ein Sprüchlein ſpracht Ihr, König! wie wenige ſo fein,
Es ſteh, wenn ich geſtorben, auf meinem Leichenſtein!« 18)

Da ſpricht der König wieder: »*Nach Arbeit ſchmeckt der Trunk,*
»Und macht die alten Glieder von neuem friſch und jung.
Wie nennt man doch die Wieſen, dort, wo die Schlacht geſchah? —
Fangwieſen ſoll man ſie heißen; viel ward gefangen da!« 10)

»Doch, ſieh! an Tiſches Enden der edle Sangesmann? —
Das ſollt' ein König dulden? — Herr Meiſter zu mir heran! —
Ich kenn Euch wohl aus Liedern, der Ihr geſungen viel; —
Bringt doch, was heut geſchehen, in zierlich Reimesſpiel.«

»Es lebt kein Kind im Reiche, das Euren Sang nicht kennt,
Den Sang vom Meiſter Ludwig, den man den Teutſchen nennt,
Vom Herzog Ernſt von Schwaben habt ihr geſungen hold! —
Reicht ihm den vollſten Becher für ſeinen Liederſold! —

»Wer auch wird nach Euch ſingen von gleicher Teutſcher Schlacht,
Dem wird's doch nie gelingen ſo wie Ihr 's habt vollbracht!« —
Der Sänger tritt zum König, den Blick zu Gott gekehrt;
»»Wer ſo die Sangkunſt ehret, iſt vollen Liedes werth!«« —

11.

Herzog Leopold's Treiben.

(1322 – 1325.)

Zu Baſel hält man Spiel und Tanz beim hellen Fackelſchein,
Da jubelt alles; — trauernd ſteht Herr Leopold allein,
Er hat nicht an dem Mahle Theil, nicht an dem Wirbeltanz,
Und kalt an ihm vorüberrauſcht der luſt'ge Mummenſchanz.

»Glaubt ihr, daß mich die Freud ergriff und jubelnd mit ſich rafft? —
Die Freud' iſt aus der Welt getilgt, ſeit Friedrich liegt in Haft,
Die Freud' iſt eitel Schaum und Trug, ein ſchlecht getünchtes Grab,
Der Tod, verkappt in Faſtnachtstracht, wirft bald die Maske ab!«

»Daß du jetzt auf der Trausnitz liegſt; mein Zögern nur allein
Trägt hier die Schuld; ich kam zu ſpät! der Sieg ſonſt wäre dein! —
O Friedrich! Fluch dem Augenblick, der Ampfing fern mich hielt!
Weh! — wenn umſonſt, dich zu befrein, mein ganzes Leben gilt!«

»Fort Schellentracht und Feſtlichkeit! — du Blumenkranz vom Haupt!
Iſt doch das Leben ſelber jetzt der ſchönſten Blüth' entlaubt!
Als kaiſerlichen Herrn dich einſt zu grüßen, ſchwor ich dir zu,
Und eh' es nicht vollendet iſt, hab ich nicht Raſt noch Ruh.«

Er ſpricht's und zieht von Baſel fort und fleucht nach Avignon,
Und wirft ſich dort im Staube hin vor Papſt Johannis Thron; —
»Was willſt du, Sohn?« — ſo ſpricht zu ihm der Hirt der Chriſtenheit;
»»Daß Ihr,« — verſetzt Herr Leopold, — »den Bruder mir befreit!« —

»'s iſt aus des Lebens Heiligthum geraubt das Seelenheil,
Geſtohlen draus das Bruderherz, — das Lebens ſchönſter Theil. —
Mein Bruder, König Friedrich liegt zu Trausnitz hart gefangen,
Das hat der Bayer mir gethan zu namenloſem Bangen.«

»Was ſoll auf Erden heilig ſeyn, iſt's Bruderlieb' nicht mehr? —
Das hat der Bayer mir gethan und mich getroffen ſchwer; —
Wie mir der Friedrich Bruder iſt, gehört ſo Einem Ahn,
Durch Mechtild, Kaiſer Rudolf's Kind, mit uns auch Ludwig an.«

»Doch der ſcheut nicht das nahe Blut und hält ihn ſtreng in Haft!
Was gilt ihm Blut und Kampf und Tod, wenn's nur die Krone ſchafft!
Bald zittert Welſchland ſelbſt vor ihm; ſchon nennt er's ſeinen Raub;
O! tödtet ihn mit Blitz und Bann! — Dieß fleh ich hier im Staub!»

Er ſpricht's und nach dem Frankenland zieht er mit ſchnellem Fuß,
Und beugt vor Karl ſich zu Paris und ſpricht den flücht'gen Gruß:
»Zieh' hin nach Teutſchland! nimm das Reich, der Bayer hälts nur ſchwach.
Den Bruder aber rette mir aus Kerkernoth und Schmach!« —

Dann wandert er nach Böhmen hin und reitet ein zu Prag,
Wie eben dort der Luxenburg Johann bei Tafel lag; —
»Steh auf! Steh auf vom frohen Mahl, du Bayerns Bundgenoß!
Du aller Abentheurer Herr! reit aus vom Prager Schloß! —

»Was ich dir bring', ſieh her! es iſt ein altes Pergamen,
Das deine Blicke, (wie ich denk',) wohl nicht mit Mißgunſt ſeh'n; —
Es iſt, (ſchau her, du Böhmerfürſt!) ſeit Rudolfs Zeiten ſchon
Der Habsburg gutes, altes Recht, verbrieft auf Böhmens Thron.«

»Dieß leg ich dir zu Füßen jetzt und reiß es mitten entzwei,
Nur ſchwör mir, daß du brechen willſt dem Bayer Eid und Treu',
Und ſchwör' mir, daß du helfen willſt dem Bruder aus der Haft;
Sieh her! — zerriſſen iſt der Brief und hat jetzt keine Kraft!« —

Dieß ſinnt und treibt Herr Leopold dem Bayer auf die Seel'; —
Nicht lang, ſo that der Luxemburg des Eidbruchs keinen Hehl,
Nicht lang', ſo warf der Papſt den Bann auf König Ludwigs Haupt;
Der aber ſtand und bebte nicht, und beugte nicht das Haupt! —

12.

Der Eid auf der Trausnitz.

(1325.)

Zu Trausnitz ſitzt gefangen, der ſchöne Friederich,
Hat einen Bündel Pfeile juſt fertig neben ſich,
Und andre ſchnitzt er emſig. — »Ein Handwerk, gut für Krieg! —
»So wie vom Holz die Späne, ſo fiel von mir der Sieg!« —

»Grüß dich, du Frühlingsbote! du warmer Sonnenſtrahl!
Du treuer Leidentröſter! Grüß dich viel-tauſendmal; —
Dich hält kein Eiſenriegel, kein Schloß, kein ehrnes Thor,
Den Friedrich zu beſuchen, der Alles ſonſt verlor!« —

»Da lernt man Treue kennen, wie in der Freiheit nie;
Wie anders im Glanz der Hoheit, im Glücke ſieht man ſie! —
Du gehſt jetzt unter Sonne! — ſo ſank das Glück auch hinab,
Und zieht die Hoffnungsträume in ſein gemeinſam Grab.« —

»Nie werd' ich's wieder ſchauen, nie mehr mein treu Gemahl,
Die ſchöne Iſabella, — die Freund' und Brüder all! —
Wahr ſprachſt du, Trautmannsdorfer, der jetzt mein Unglück theilt,
Vom Glück geblendet, bin ich vorſchnell in's Elend geeilt.« —

»Ich hab verloren alles, und ſelbſt das größte Gut,
Den Troſt des ärmſten Bettlers, den hoffnungsreichen Muth!
Des Friedrichs Stern iſt unter, und geht nie wieder auf; —
Tod iſt mein einzig Hoffen; bald end' er meinen Lauf!« —

Er ſpricht's und ſchnitzt dann weiter, da thut ſich auf die Thür;
Und Ritter Weigand ſchreitet, der Trausnitz Vogt, herfür,
Er grüßt Herrn Friedrich freundlich, und ſpricht: »Seyd Herr! gefaßt!
»Ich bring' in Eure Klauſe Euch einen ſeltnen Gaſt!« —

»Da brächtet Ihr die Freude;« — verſetzt Herr Friedrich ſtill; —
Und fährt im Schnitzen weiter; — »bringt mir nicht Gäſte viel.« — —
»»Doch Einen, will ich hoffen«« — fällt Ludwig ihm raſch in's Wort,
Der eben eingetreten, — »»den weiſ't nicht vorſchnell fort!««

Der Friedrich kennt die Stimme, ſie tönt ihm altbekannt,
»Hilf Gott!« ſo ruft er, — »ſeyd Ihr nach meinem Blut entbrannt?
»Nun! ſey's! — das Leben wahrlich ſank ſehr bei mir im Preis!
Sprecht's aus, daß ich muß ſterben; — Ihr ſchreckt mich keinerweis.« —

»Verhüte Gott!« ſpricht Ludwig, — »ich will nicht Euer Blut; —
Ich komm mit Freundesrathe, nehmt ihn mit Freundesmuth,
Ich war Euch niemals feindlich; — warum doch käm die Zeit,
Die unſre Knabenfreundſchaft in blutgem Haß entzweit! —

»Doch, als das Volk der Teutſchen die Kron' legt auf mein Haupt;
Lebt' mir nur Eins im Herzen, Eins, was ich heilig glaubt',
Ich war der Ludwig nicht mehr, war Teutſchlands König nur,
Und vor mir, rein zu haltend, lag nur des Rechtes Spur.

»Dieß mußt' ich feſt beſtellen, wie's mir vom Himmel ward,
Davon durft ich nicht laſſen, noch auch von Teutſcher Art; —
Drum war der Tag bei Ampfing! Nicht Herrſchſucht war's bei Gott!
Ich ging, (ſchlicht, wie die Andern) entgegen meinem Tod.«

»Nun ſich das Glück gewendet, kam eine arge Zeit,
Nacht ward's am lichten Himmel, ein furchtbar Wetter dräut'; —
Im Norden und im Süden herrſcht Treubruch und Verrath,
Sind Feinde mir erwachſen, wie im Lenz die junge Saat.

»Und weil ich hab geſchworen, zu laſſen nicht vom Recht,
Und Teutſchland zu bewahren als Herrſcher treu und ächt,
Befehden rings mich Feinde; — dieß alles ſchreckt mich wenig,
Ich end' was ich geſchworen, und ſterb als teutſcher König!«

»Drum wie die Andern hadern, dächt' ich, es wäre gut,
Daß wir uns jetzt verſöhnten, viel minder flöſſe Blut
Hinfür in Teutſchen Landen; die waren ja ſtets euch werth,
Für die auch habt ihr geſtritten bei Ampfing mit dem Schwert.

»Wenn wir uns jetzt verſöhnen, aufrichtig und in Treu; —
Dieß Fürſtenbeiſpiel, wahrlich! es wirkt aufs Volk auch neu!
Laßt uns dies Beiſpiel geben; es ſchirmt Teutſchland vor Noth;
Zwieſpält'ge Herrſchaft frommt nicht! Ein Fürſt ſey wie Ein Gott!

»Wohl ſeyd Ihr der beſte Ritter in der weiten Chriſtenheit! —
Doch denkt! das Amt des Königs will mehr als Muth im Streit;
Will feſtiglich Beharren zu Einem großen Ziel!
Will klaren Blick und Hoheit im dunkelſten Gewühl.

»Daß meinem Haupt die Krone der Himmel zugedacht;
Dies ſprach als Gottesurtheil bei Ampfing jene Schlacht.
Schwört mir die Kron' zu laſſen (nicht Herrſchſucht ſpricht dieß Wort,
Nur Lieb zum Volk der Teutſchen) dann zieht frei-ledig fort!« —

Da will die Hand ihm reichen und zieht ſie noch zurück,
Der ſchöne Friedrich, ſinnt dann; — und feuchter wird ſein Blick; —
»So viel des Blut's vergoſſen, und doch zerronnen ganz
Die ſchönen Jugendträume von hellem Kronenglanz!?

»O Freiheit! ſüße Freiheit! du ſtrahlſt wohl doppelt ſchön,
Da du mir zeigſt die Lieben, die ich kann wiederſeh'n,
Der Gattin theure Züge, der Heimath ſüßes Bild,
Den reichen Lebensbronnen, woraus die Liebe quillt.«

»Wie iſt der Glanz der Krone dagegen kalt und todt,
Wenn ſich der Buſen badet in Liebesmorgenroth;
Mir ſtarb die Kraft im Kerker, die Liebe belebe mich neu;
Nimm hin die Krone, Ludwig! und laß mich frei ſeyn, — frei.

»Ich aber ſchwör dir's heilig beim theuern teutſchen Land,
Daß ich zum Streit nicht hebe je gegen dich die Hand. —
Nicht kämpf' mit deinen Feinden, nicht in Gemeinſchaft tret'
Mit dem, ſo Waffen ſchmiedet gen deine Majeſtät.

»Wenn dieß ſollt' je geſchehen, kehr ich zum Thurm zurück,
Was iſt doch ohne Treue der Freiheit goldnes Glück,
Man ſoll Oeſtreicher Handſchlag nicht ſchmähn im teutſchen Land.20)
Laß uns die Hoſtie theilen auf unſres Bund's Beſtand!«

13.

Friedrich, des Schönen, Treue.

(1325.)

In ſeinem Schloß zu München, ein Schreiben in der Hand,
Steht ernſt der König Ludwig und ſinnt ganz unverwandt,
Es fleht ſein Sohn um Hülfe, zu Brandenburg bedrängt;[21])
Das kümmert Ludwigs Seele, das iſt's, was er bedenkt.

Von allen Seiten drängen ihm Feind' im teutſchen Reich,
Als Fürſt und Vater möcht' er hier ſeyn und dort zugleich,
Und wie er denkt und ſinnet, tritt plötzlich Friedrich ein:
»Ei! Vetter ſieh zu München!? — Mögt Ihr willkommen ſeyn!«—

»Halt, beſſert Eure Rede!« — verſetzt ihm Friederich,
»Zu München nicht, zu Trausnitz, dort heiß' willkommen ich,
Nicht Freund, nicht werther Vetter! — ich ſteh als Feind vor Euch,
Als Feind nicht bloß vom Bayer, als Feind vom ganzen Reich.«

»Denn, was ich auch berathen und wie ich ihn auch beſchwor,
Der Leopold, mein Bruder, dringt ſchon mit Heeresmacht vor,
Als Feind Euch zu bekämpfen und mich mit Ritterhand
Von neuem hinzuſtellen als König vom teutſchen Land.«

»Der Eid, den ich geſchworen zu Trausnitz wär' dahin,
Stünd' ich für meinen Bruder jetzt mit treuloſen Sinn,
Auf den Beding alleine ließt damals Ihr mich frei,
Daß ich mit keinem Feinde Euch je entgegen ſey.«

»Drum bin ich hergekommen, zu löſen jetzt mein Wort,
Drum ſchickt mich als Gefang'nen auf's neu zur Trausnitz fort;
All hab' ich ausgezogen, was Menſchenbruſt erfreut;
Lieb', Heimath, Freund' und Freiheit. — Doch löſ' ich meinen Eid!«

Wie Ludwig hört die Worte, ſo greifen ſie ihm an's Herz;
Er ſinkt ihm an den Buſen, er blickt dann ſternenwärts. —
»Nicht als Gefangner, wahrlich! — Du ſtehſt als König ganz
Vor mir in Deiner Treue, im ſchönſten Fürſtenglanz!«

»Jetzt trag' ich auch den Glauben, weil dieſe That geſchah,
Der Tag, der langerſehnte, ſey endlich freudig da,
Wo auch, du Volk der Teutſchen biſt Eins, wie Deine Herrn,
Wo Du leuchteſt unter den Völkern als heller, reinſter Stern.«

»Der Teutſchen größte Herzen, ſie ſchlagen jetzt verwandt,
Drum heiß' auch keiner fürder mehr Schwab' und Frank' im Land,
Noch Bayer und Oeſterreicher, nein! — nur ein teutſcher Mann,
Nicht mehr der Scholle, der Mutter: Teutſchland gehört er an!«

»Du aber ſollſt jetzt ſitzen bei mir auf Teutſchlands Thron![22]
Und ſollſt gemeinſam tragen mit mir die teutſche Kron'
Und eſſen an Einem Tiſche und ſchlafen in Einem Bett,
Und ruh'n, wenn wir geſtorben, in Einer Ruheſtätt.«

* * *

Drauf zog Herr Ludwig nach Brandenburg mit frohem feſtem Muth,
Es hielt der ſchöne Friedrich indeſſen Bayern in Huth.
Als Ludwig wieder kehrte, ging weit davon die Red':
»Sie aßen an einem Tiſche und ſchliefen in Einem Bett!«

14.

König Ludwig's Heerfahrt nach Welſchland.

(Zwiſchen 1326 und 1328.)

Bey Stams, dem alten Kloſter im rauhen Tirolerland
Zu Abend vor der Pforte eine Schaar von Rittern ſtand,
Die ſuchen jetzt vom Zuge ſich Nachtquartier und Raſt;
Herbergen will im Kloſter ein ſeltner, edler Gaſt.

Es iſt der teutſche König, der hin nach Welſchland zieht,
Nach Karol Magnus Krone war ihm das Herz entglüht; —
Wie ſie vor langen Jahren vereint der teutſchen Kron',
So will er's wieder ſchaffen; — er, Teutſchlands beſter Sohn. —

Da knarrt in roſt'gen Angeln das niedre Kloſterthor,
Und zu dem König ſchreitet Ulrich, der Abt, hervor,[23]
Die Inful auf dem Haupte, den Stab in ſeiner Hand,
Den ſtreckt er vor die Pforte, und ſpricht zum König gewandt:

»Ludwig, du teutſcher König! den man den Bayer nennt,
Nicht kann ich ein-dich-laſſen, dich, der von Rom getrennt! —
Nicht kann ich Nachtherberge dir geben hier zur Raſt,
Da auf dem Haupt dir ruhet des Bannes ſchwere Laſt.

»Wohl magſt du Rache nehmen deßhalb am Gotteshaus,
Die heil'ge Stätte ſchleifen, die Mönch' vertreiben draus; —
Ich kann dein Schwert nicht hemmen, noch ruf ich dir: »Halt ein!« —
Doch, wie 's der Papſt geboten, die Seele halt' ich rein.«

»Nicht alſo!« ruft der König, — »hältſt du für wahr den Wahn
Daß ich vor Gott und Menſchen je Unrecht hab' gethan? —
Lern' beſſer Kön'ge achten; — das Leben büßt, fürwahr! —
Wer meiner Kriegsleut' einem der Mönche krümmt ein Haar!«

Da ſpricht ein grauer Bruder, der bei dem Abte ſtand,
(Es war Johann von Kempten, der Fromme zubenannt,[11])
»Zieh hin, du teutſcher König! du aller Ehren voll!
Als Kaiſer wirſt du ſtehen auf Roma's Kapitol!«

»Die Wort' aus meinem Munde ſpricht jetzt kein Mönch zu dir,
Mir ſagt's der Geiſt im Buſen; zieh hin, Gott iſt mit dir!
Zieh hin zum welſchen Lande, im Unglück doch voll Glück! —
Denn teutſche Treue bringſt du dem teutſchen Volk zurück!«

»Vereinigt in ſich ſelber braucht's dann nicht fremder Macht.
Ich ſah den Tag im Geiſte, wann es vom Schlaf erwacht,
Da wird es mündig werden, wenn all für einen ſteh'n,[12])
Ein Volk, Ein hohes, teutſches! — Zu Frankfurt wird's geſcheh'n.«

»Dort wird ein Schluß ergehen aus aller Fürſten Mund,
Daß keine fremden Arme mehr greifen in ſeinen Bund,
Daß ſich der Teutſche ſelber ſelbſtſtändig Kaiſer krönt,
Und nicht bei Fremden bettelt, ob man dieß anerkennt.« —

Es ſchweigt der Mönch; — der König erhebt ſein Angeſicht,
Und von dem Abt begehrt er die Herberg fürder nicht; —
Die frommen Brüder wandern zurück in's Zellgemach. —
Nach Jahren iſt geſchehen, was Bruder Johannes ſprach.

15.

Kaiſer Ludwig zu Rom.

(1328.)

Die Sonne ſtrahlte ſcheidend auf die Welt und auf ihr Rom;
Der König Ludwig ſchaute ernſt auf Sankt Peters Dom;
»Hier in des Erdballs Mitte ſteh ich gebietend da,
Denn auch Vergangnes bringt mir hier mächt'ger Zauber nah.«

»Wie liegſt du vor meinen Blicken ſo rieſig noch im Fall,
Du Siebenhügelfürſtin mit deinen Tempeln all; —
Die Tempel ſind geſunken, die Götter ſind dahin;
Willſt du noch immer Opfer, zu ſühnen deinen Sinn?!«

»Rom, Rom! Du biſt gefallen zweifach ſeit alter Zeit,
Die Formen ſind zerbrochen; — der Wahn, er iſt zerſtreut;
Hier, von woher mich Unglück je traf bis in mein Land,
Steh' ich als Sieger heute des Glücks, das ich überwand.«

»Und kann ich's auch nicht feſſeln, und kehrt ſich's auch zur Noth,
Den Schwur erneu' ich dennoch vor Dir, allmächt'ger Gott!
Den Schwur, den ich geſchworen, als ich den Thron beſtieg,
Daß ich dem teutſchen Volke will ſichern einen Sieg.«

»Einen Sieg, den nicht in Schlachten ein falſches Glück errang,
Einen Sieg des freien Geiſtes, der alten Wahn bezwang.
Fort kämpf' ich bis an mein Ende für Teutſchland den edlen Streit,
Daß es von Roms Anmaßung frei ſteht für ew'ge Zeit.«

»Es kann das Volk der Teutſchen ſich wählen ſelbſt den Herrn,
Nicht, daß es die Beſtät'gung erſt muß erbetteln von fern —
Nicht über teutſche Männer ſoll Rom gebieten mehr! —
Wahlfrei iſt Teutſchlands Krone! — Ich ſprech's, der Teutſchen Herr!« —

»Rom! deine Macht hat vermodert! — die Säulen ſtürzen ein,
Es wankt die alte Baute, — eine neue Zeit bricht herein,
Dann wird der Teutſche ſagen, betritt er einſt dieſe Stadt:
»»*Daß Teutſchland frei geworden, — iſt Ludwig des Bayern That!*«« —

* * *

Darauf nach zwanzig Tagen trug er in Kaiſerpracht,
Des Karol Magnus Krone 26) durch eigne Kraft und Macht;
Zehn Jahre drauf verrannen, da ſprach das teutſche Land
Sich frei auf ew'ge Zeiten von Rom's uraltem Band. 27)

16.

Kaiſer Ludwigs letzte Kämpfe.

(1346 — 1347.)

Zu Renſe heimlich verſammelt auf einen Tag der Wahl,
Was wollen dort berathen die Fürſten allzumal? —
Nicht alle ſind beiſammen, nur Maynz und Böhmens Herr,
Und Sachſen; von den Wählern des Reichs ſonſt keiner mehr.[28]

Und wie ſie dort jetzt ſitzen, iſt's nicht in offner Pracht,
Geheim wie ein Werk der Sünde wird ſtill die Wahl vollbracht;
Noch lebt ja Kaiſer Ludwig, er weilt jetzt zu Trient; —
Ihm feindlich ſpricht der König von Böhmen zu ſolchem End:

»Wozu wir hier verſammelt, das iſt die Wittelsbach
Von lichten Sonnenhöhen zu ſtürzen tief in Schmach;
Soll denn der Stamm die Wurzeln hinbreiten in alle Welt,
Und mit der Krone ragen bis an das Sternenzelt?«

»Im ſchönen Bayerlande und in der Pfalz am Rhein
Da ſitzen Wittelsbacher; — ein Wittelsbach, wie fein!
Vermählt an Frau Margretha, beherrſcht das Land Tirol,[29]
Den Schlüſſel zum welſchen Lande, den Paß zum Kapitol!«

»Die Mark der Brandenburger, ſo weit das Meer ſie ſäumt,
Das über die flachen Ufer mit brauſenden Wogen ſchäumt,
Beherrſcht ein Wittelsbacher,[30] ja durch des Kaiſers Frau,
Erblüht dem Stamm die Erbſchaft von Holland und Hennegau.«[31]

»Das iſt nicht ſo zu dulden, das trägt kein freier Mann,
Sonſt wächſt noch ihre Hausmacht zum reichſten Welttheil an;
Wer ſchaut ihr Glück gleichmüthig? — Wir ſind die Wähler vom Reich,
Wir wollen ſtehn dem Kaiſer in allen Rechten gleich.«

»Drum rufen wir zu Hülfe vom Ausland Schutz und Kraft,
Ein alter Wahn von »Treue« hat Teutſchlands Mark erſchlafft,
Drum traf auch mancher Bannſtrahl ſchadlos des Kaiſers Haupt; —
Doch ſind uns, ihn zu ſtürzen, die Waffen nicht all geraubt!«

»Mit Philipp, Frankreichs König, beſteht uns ja ein Bund;
Entſetzt ſey Kaiſer Ludwig von heut' durch Reiches Mund;
Und, wen wir drauf erhöhen, von wo er niederſtieg,
Das iſt der Luxemburger, Herr Karl; 32) — Gott leih' ihm Sieg!« —

Als ſie den Tag gehalten, und drauf Herrn Karl gekrönt,
Vernahm's der echte Kaiſer, Herr Ludwig, zu Trient;
»'s iſt eitel Lug und Mähre!« — ungläubig ruft er das; —
»Wie? Teutſchland gegen Teutſchland in blut'gem Span und Haß?

»Nicht hab ich ſo verloren den Glauben noch an dich,
Du teutſches Volk, das keinem an Treue jemals wich! —
Treu' haſt Du mir geſchworen und brichſt ſie wahrlich nie;
Zurück! — die Kaiſerehre ſetz ich zum Pfand für ſie.« —

Nicht lang! ſo ſtand vor Frankfurt Herr Ludwig ohne Feind; —
Die Untreu' hat auf Erden nie einen treuen Freund! —
Zerſtoben waren die Wähler, in feiger Angſt zerſtreut; —
Das teutſche Volk hielt männlich für Ludwig ſeinen Eid.

Und wo der Gegenkönig vor eine Reichsſtadt kam,
Ward ihm das Thor verriegelt; — nicht ſichre Herberg nahm
Zu Nacht ſein müdes Haupt auf; zu Lüttich in der Stadt
Zerbrach man ihm das Banner zur Schmach für den Verrath.

Die Städt' erkannten treulich, wie Recht noth thut dem Land,
Und wie es männlich immer geſchirmt des Kaiſers Hand;
Die hielten ſtets am beſten mit ſchlichtem, treuem Sinn,
Lieb' reift' im Volkes Herzen, Lieb' war des Kaiſers Gewinn.

Drauf hielt er einen Reichstag zu Speyer in jener Zeit,
Da ſchworen all' von neuem dem Kaiſer Treu' und Eid; —
Was auch der Gegenkönig mit ſeinen Genoſſen ſann, —
Das graue Haupt des Kaiſers traf ſchadlos Verrath und Bann.

17.

Kaiſer Ludwig's Tod.

(1347.)

Am eilften Tag im Weinmond in ſeines Bayerns Schooß,
Saß Ludwig froh zu Tiſche im hohen Münchnerſchloß;
Um ihn die blüh'nden Söhne, 33) im ſchönen Kranz vereint,
Auch edle Frau'n zu Gaſte und mancher Jugendfreund.

Da ſprach der alte Kaiſer, (und hob den Goldpokal);
»Wohl mir, daß jetzt am Abend des Lebens noch einmal
Mein Auge froh-behaglich blickt in des Himmels Blau,
Zufrieden kann ich ſterben, von Königsſorgen grau.

»Denn, wie ein fleiß'ger Meiſter nach der Woche langem Lauf,
Am Samſtagsfeierabend blickt mit Behagen drauf,
Was er vollbracht beharrlich, und blickt drauf mit Bedacht,
Und kann ſich geben das Zeugniß: »»Das hab' ich gut vollbracht!«« —

»So jetzo grau von Haaren, die der goldne Reif gebleicht,
Blick' ich zurück auf's Leben, ſo weit meine Sehkraft reicht,
So weit die Abendſonne es ſcheidend mir erhellt,
Und ſeh, was ich gegründet, auf ewig feſtgeſtellt.«

»Drum müßt' ich jetzt gleich ſcheiden, ich fände Troſt darin,
Daß ich das Volk der Teutſchen gepflegt mit Vaterſinn,
Daß ich es kräftig einte, daß ich es hingeſtellt,
Wenn es an ſich hält einig, bis an das End der Welt!«

»Ihr! meine Söhn' und Enkel, und auch du teutſches Land!
Dieß iſt mein letzter Wille, der ſey euch jetzt bekannt,
Eu'r Erbtheil iſt die Eintracht, die all zum Bunde weiht; —
Eintracht und alte Treue bewahrt auf ew'ge Zeit.« —

* * *

An jenem Tag, da Ludwig dieß Wort zu München ſprach, —
Zu Stams der Mönch Johannes auf ſeinen Knieen lag;
Das Volk war fromm verſammelt im Kirchlein zum Gebet;
Der Klang des Vesperglöckleins hat jedes Herz erhöht.

Das Ave iſt gebetet; der Mönch Johannes ſteigt
Empor des Altar's Stufen, das graue Haupt gebeugt; —
Mit frommen Händen hebt er das höchſte Gut empor,
Die Orgel tönet leiſe herab vom düſtern Chor.

Da wird Johannes bleicher, und ſteht wie leblos da,
Sein Auge, ſtarr begeiſtert, empor zum Himmel ſah;
Wohl eine Minute ſtand er ſo vor dem Volk, verzückt,
Die Hände fromm erhoben, dem Irdiſchen entrückt.

Und als verſtummt die Orgel, da regt er ſich aufs neu',
Und gibt dem Volk den Segen, und ſchlägt ein Kreuz dabei;
Vom Aug' quillt ihm 'ne Thräne; — Er ſpricht: »Zieht hin in Frieden'—
»Fried auch, wer jetzt geſtorben. — Der Kaiſer iſt verſchieden!« 34)

V.

Geſänge

aus den Zeiten der Theilungen Bayern's.

Die Theilung.

Im Sarg lag Kaiſer Ludwig, vergeſſen ward ſein Wort,
Des Landes alte Einheit zog mit der Eintracht fort.
Vier Söhne Eines Ahnherrn! Sagt an doch, wie es kam,
Daß ſich vier Zweig' befehden an Einem grünen Stamm?!

Wenn vier feindſel'ge Stürme frech wüthen im Gezweig,
Muß nicht die Kron' zerſpalten im grünen Blätterreich? —
Ein einz'ger Blitz fährt nieder aus wild-empörter Höh,
Und vierfach ſind die Wunden und vierfach iſt das Weh.

Der Eichbaum wächst und ſchattet, wenn auch kein Gärtner pflegt,
O Stamm von reichem Wachsthum, der vier der Kronen trägt,
Wie auch die Stürm' die Kronen frech von einander wehn,
Ein Erdreich trägt doch alle, drin ſie verbrüdert ſtehn.

Es ward gar viel geſtritten, der Zank ward nicht geheilt,
Bis daß die vier Geſchlechter das Bayerland getheilt, *)
Bis vier der Herzög' ſaßen, des langen Haders ſatt,
Zu München und zu Straubing, Landshut und Ingolſtadt.

So blieb's durch lange Jahre, wohl hundert und noch mehr,
Dabei hat ſich begeben manch wunderbare Mähr,
Von Liebestreu und Hochſinn, Volkslieb' und Schlachtendrang;
Das ſoll euch jetzt verkünden ein ungeſchmückter Sang.

1.

Herzog Stephan, des Knäufels, Spruch.

(1390.)

Vor Padua in Welſchland ſtand ein gerüſtet Heer
Von ſchwerem Eiſen ſtarrend, gehüllt in blanke Wehr,
Es iſt der Fürſt Carrano's im Trotz der fremden Kraft,
Dem ſtolz den Eingang wehrte die tapfre Bürgerſchaft.

Viel Schwerter ſcharf geſchliffen, viel Speere blutig hell
Umſchließen rings den Sieger, wie ehrne Mauerwäll',
Von Kriegsvolk viele Haufen, in Waffen bunter Art
Mit bleichen, ſcheuen Zügen gar ſeltſam rings geſchaart.

Von Padua vertrieben durch Maylands Herrn, Viscont
Steht auf dem weiten Marktplatz, den zahllos Volk bewohnt,
Der Herrſcher von Carrano, durch fremde Hilf und Macht,
Obſiegend, von den Söldnern mit ſchärfer Wehr bewacht.

An ſeiner Seite aber im ſchlichten Kriegsgewand
Steht Bayerns Herzog Stephan, der Knäufel zubenannt, 1)
Der ſchaut mit muntren Blicken weit auf die ſtarren Reihn,
Und ſpricht zum welſchen Fürſten die Worte hinterdrein:

»Ob Euch die Kriegsleut nöthig, viel-Edler von Carran, 2)
Die doch im Kampf nicht hielten fein männlich, ſagt doch an!
's iſt ſeltſam! welſche Dolche verhelfen nichts im Streit,
Ich denke, Bay'rſche Schwerter, die brachten Euch gar weit.

»Nun aber hier im Siege was ſoll die ehrne Schaar?
Das iſt ein ſeltſam Prunken, ein grauenhaftes fürwahr!
Unheimlich iſt dieß Starren in Eiſen kalt und ſchwer,
Sagt an, was ſoll im Frieden das kriegsbewehrte Heer?«

»Mich dünkt,« verſetzt der Welſche, »Ihr kennt die Völker ſchlecht,
Das Eiſen muß erhalten, ſo wie die Furcht das Recht.
Wie eine Geiſſel Gottes, ſo muß der Herrſcher dräun,
Will er vor Volkes-Treubruch, vor Mord geſichert ſeyn.«

»Kein Odem iſt gefahrlos, es weht draus der Verrath,
Nur Schrecken hält die Falſchen ab von der blut'gen That,
Mit Schrecken muß man tödten, eh der Verrath erwacht
Und tödtend den argen Funken zur wilden Flamme facht.«

»Ei! Fürſt,« erwidert Stephan!« das iſt ein ſchlimmer Wahn,
Was wollte Bayern meinen, ſänn ich die Schuld ihm an?!
Das iſt wohl Welſche Sitte, die gilt in Teutſchland nicht.
Treu ſcheint im welſchen Lande ſchlecht Glas, das leichtlich bricht.

»Ich denk, da wär' es beſſer, ich kehr nach Bayern heim,
Da gilt in alter Weiſe ein ſchlichter alter Reim,
Käm Gott vom Himmel nieder, könnt er nicht Lügen ſtrafen!
Im Schooße jedes Bürgers kann ich dort furchtlos
ſchlafen.« 3).

2.

Der Bernauerin Liebe und Tod.

(1436.)

a.

Der Abſchied.

Zu Vohburg hell gerüſtet vor ſeinem Grafenſchloß
Hält Münchens Herzog Albrecht auf ſtolzem ſchwarzen Roß,
An ſeiner Seite Agnes, die junge Gattin, ſteht,
Und ringt die zarten Hände, wie er von hinnen geht.

»Und willſt du von mir laſſen, nichts laſſend als den Schmerz?
Ich denk', es bricht mir wahrlich fern dir mein armes Herz.« —
»»Ich reite nur nach Schwaben, reit nur acht Stunden weit.«« —
»Acht Stunden ſind der Liebe eine öde Ewigkeit.«

»Reit doch nicht fort nach Schwaben; acht Stunden ſind gar lang,
Reit nicht nach Schwaben, Albrecht! mir iſt gar ſeltſam bang,
Daß doch der Herzog immer nur ſtrebt nach Ritterthat,
Und denkt der Lieb' gar wenig, die mich gefangen hat!« —

»»Ich bin ein Wittelsbacher, das denk mein ſüßes Lieb!
Es kann mein Blut nicht raſten, geſpornt von hohem Trieb,
Zudem! — für meinen Vater thu' ich den Ritterzug,
Iſt meine Lieb', o Agnes! dir Bürgſchaft nicht genug?«« —

»Herr! deine Lieb' alleine iſt ja das Licht der Welt,
Viel leichter trüg ich's, wenn mir der Glanz der Sonne fehlt',
Doch ahn' ich ſchwer, ſie ſtreben mir Aermſten nach meinem Blut,
Du ſchiltſt mich nun gar thörigt! Sey's denn, wie's dir dünkt gut.«

»»Sey ruhig,«« ſpricht der Herzog! »»wem lieb ſein Leben und Leib,
Wagt nicht ein Haar zu krümmen dir, Herzog Albrecht's Weib,
Leb wohl, du ſüße Herrin! Ich ſehe dich noch heute;
Das iſt mein ſchnellſter Rappen; — ſieh her! — den ich jetzt reite.««

---

b.

Das Wahrzeichen.

Frau Agnes ſaß zu Vohburg, voll Ahnung bebt' ihr Herz,
Es trieb ſie hin und wieder raſtloſer Liebesſchmerz,
Und als ſie ging zum Garten, ſah ſie eine Lilje blühn,
Mit ſehnſuchtsbleichem Kelche ſich neigend zu ihr hin.

Sie ſaß in duft'ger Laube, begann wohl manches Lied,
In ſtiller Ruh zu wiegen ihr angſtbeſchwert Gemüth;
Zu Ende ſang ſie keines, es drang ihr jedes in's Herz,
Sie klangen wie traurige Boten von Liebesnoth und Schmerz.

»Wenn ich ein Zeichen hätte, daß wir uns wieder ſehn,
Viel leichter,« ſprach Frau Agnes, »möcht' ich die Angſt beſteh'n;
»Ein klares Blumenzeichen, das mir vom Gatten ſpricht.
Die Liebe glaubt an Blumen; die Blumen täuſchen nicht.«

Als ſie dieß ſprach, da bog ſich der Lilje bleiches Haupt
Herab auf ihre Stirne, und hat es zart umlaubt,
Als wollten die bleichen Lippen der Blume die bange Braut
Zum Schweſterkuß umfangen. — Der Frau Bernauer graut. —

»Weh mir! ein böſes Zeichen!« — ruft ſie, »ein Unglücksſtern!
Liljen bedeuten Thränen; — die ſind mir wohl nicht fern.« —
Und als ſie aus der Laube fortſchritt betrübt und ſtill,
Zerknickt die bleiche Lilje ihr an den Buſen fiel.

»Ich kenn dich, ſtiller Glaube! *) du biſt kein leerer Wahn!
Daß dieſe Blum' gefallen, zeigt frühen Tod mir an;
Ein welkendes Brautkränzlein, wohl allzufrüh entlaubt,
So ſchlingt es, vielbedeutſam, ſich mir um Herz und Haupt.«

c.

Herzog Albrecht's Heimritt.

»Mach fort mein Schwertgeſelle! Mach fort! mein treuer Genoß!
Auf! — ſattle mir den Rappen und dir das ſchnellſte Roß.
Mir iſt im tiefſten Herzen ein heimlich Grau'n erwacht,
Wir müſſen heim nach Vohburg, bevor einbricht die Nacht.« —

Es ging der treue Knappe, und ſattelte die Roß';
Da ritten nun Herr Albrecht und mit ihm ſein Genoß.
Sie ritten; als ſie kamen an eine Unglücksſäul',
Da barſt das alte Steinbild urplötzlich mittlerweil'.

»Das wird doch wohl bedeuten kein Unglück friſch und neu!« —
So ſprach gar bang Herr Albrecht und ritt am Bild vorbei. —
Sie ritten und ſie kamen vorüber an einem Geſträuch,
Da ſaß eine weiße Taube auf dunklem Tannenzweig.

Und aus den Lüften nieder fuhr ſchnell ein Geyer grau; —
Der würgte frech das Täublein in düſtrer Tannen-Au.
»Das wird doch nicht bedeuten daheim mein Täublein treu!« —
So ſprach der Herzog Albrecht und ritt beſorgt vorbei. —

Sie ritten und ſie kamen bis Vohburg's Mauern vor,
Da war 's leer in der Veſte und offen ſtand das Thor. —
»Verhüte Gott!« rief Albrecht, »iſt denn der Vogt nicht nah?« —
Der Vogt im rothen Blute liegt friſch erſchlagen da.

»Um Gott! wo ſind die Knechte, daß ſie hell läuten Sturm?« —
Gott gnade all den Knechten, die liegen tief im Thurm. —
Herr Chriſt! wo iſt mein treues, mein ehliches Gemahl? —
Du holdes Lieb Frau Agnes! wo biſt du? ſag mir's all'!« —

Frau Agnes aber trauert zu Straubing nicht gar fern,
In bittrer Schmach, in Feſſeln vor all den Schöppen und Herrn!
»Hei! Knapp!« ruft Albrecht jammernd, »jetzt laß uns rennen und jagen,
Frau Agnes, meine Treue, aus Straubing ſchnell zu tragen!« —

Sie reiten und ſie jagen durch Feld und Au und Wald;
Da kommen ſie nach Straubing ganz nahe hin, gar bald.
Da ſchimmert's wie von Wellen, das iſt der Donau Lauf!
Herr Gott! hoch auf den Wellen — ſiehſt du's? was ſchimmert drauf?

Es ſchimmert auf den Wellen als wie ein weiß Gewand,
Es taucht herauf noch heller eine blüthenweiße Hand,
Der Herzog fragt nicht weiter, noch weiß er was geſcheh'n,
Er reitet ſchnell ſtromabwärts die Ahnung nah zu ſehn.

Und, wie er kömmt und reitet, ſo ſieht er's eben nah;
Frau Agnes liegt, die Treue, als holde Leiche da.
Es wird ihm ſchlimm zu Sinnen, hinſtürzt er auf die Leich',
Er ward faſt wie die Liebſte, die Todte, kalt und bleich.

* * *

Und als Frau Agnes begraben lag, 5)
Da blüht' eine Lilje am ſelben Tag.
Die Lilje blühte ſo bleich am Grab,
Des Abends drauf fiel ihre Blüthe ab.
Sie blüht' erſt und lebte ſeit geſtern. — —
Es waren zwei liebliche Schweſtern.

3.

Herzog Albrecht, der Fromme, zu München und die böhmiſchen Geſandten.

(1439.)

»Willſt du denn niemals heilen, biſt du ſo rieſengroß!?« —
So ruft der Herzog Albrecht im ſtolzen Münchnerſchloß,
»Du Schmerz der alten Liebe! — hinab, mit dir, hinab! —
Mit der Erinnerung ſarg ich den Kummer in Ein Grab!«

»Laß dich denn faſſen, Ehre! dein bin ich ganz und gar,
Füll du des Herzens Leere, mach' du die Träume wahr! —
Laßt euch ergreifen, Kronen! und drücken auf das Haupt,
Von dem man der Liebe Blumen geriſſen und geraubt!«

»Ich wollte, daß mein Name erging vom Nord zum Süd;
Daß man vom Herzog Albrecht hinſänge manches Lied;
In Macht und Hoheit ſtrahlen, ich darf's; — ich fühl den Muth,
Ich fühl die Kraft im Buſen; die bürgt mir, wahrlich! gut!«

Da tritt, wie er dieß ſinnet, herein zum Väterſaal
Von edlen Böhmerherren 'ne ungemeßne Zahl,
In reichen Feſtgewändern, mit Gold und Geſchmeid geſchmückt;
Zu denen ſpricht der Herzog, wie er ſie all erblickt:

»Willkomm, ihr edlen Herren! willkomm im Bayerland!
Was bringt ihr guter Zeitung? — die ſey mir ſchnell genannt! —
Es weiß das Volk der Böhmen zu führen wohl das Schwert;
Und hat gut Mark im Leibe; — drum halt ich's lieb und werth!«

»Wir bringen frohe Zeitung,« — verſetzt ein edler Graf,
»Die eben Bayerns Herzog zur rechten Stunde traf;
Uns iſt der Fürſt geſtorben; dieß kümmert Böhmen ſehr,
Gott leih' ihm ſel'ge Urſtänd'. — Er war ein hoher Herr!« 6)

»Die Krone ſteht jetzt ledig, das alte Wahlrecht frei;
Da ward zu Prag berathen, wer jetzt uns König ſey; —
Und als der Tag beiſammen, da ſprach ein jeder laut:
»»Wem wird die Krone würd'ger als Bayerns Herrn vertraut?««

»Vom Himmel ſtammt der Herrſcher, drum iſt er auch erhöht;
Drum ſtrahlt um ſeine Scheitel der Glanz der Majeſtät;
Doch wenn er herrſcht als Vater, iſt Lieb' ſein ſchön'rer Ruhm
Und die verklärt ihn doppelt im Volkes Heiligthum.«

»Du ſprichſt auch Böhmens Sprache, drum iſt dir ſchnell bekannt
Was deine Söhne bitten im ſchönen Heimathland,
Zudem kennt dich auch Böhmen und liebt dich ſeit früher ſchon,
Als deines Vaters Schweſter ſaß auf Herrn Wenzels Thron.«

»Drum nimm die Krone, Albrecht! die dir jetzt Böhmen beut,
Von deiner Mild' und Weisheit ergeht die Kunde weit;
Davon weiß viel zu ſagen jedwedes Bayernherz,
Aus guten und böſen Tagen bei Glück und auch bei Schmerz.«

»Ihr bietet mir die Krone;« — ſo ſpricht Herr Albrecht drauf,
»Glück, Glück! du bringſt mir willig hier deinen ſchönſten Kauf!
»Wohl!« ruft der Graf hinwieder, »das iſt ein wahres Wort!
»Das Reich der Böhmen nennſt du fürwahr den reichſten Hort.

»Den Kranz der Rieſenberge als Gürtel um ihren Leib,
So prangt das Land der Czechen gleich wie ein Heldenweib,
Der Ströme klare Spiegel ſie laufen, ein lichtes Band,
Ein ſchöner Saum von Silber um's fürſtliche Gewand.

»Vermähl' dich mit dem Weibe; und ſitz auf ihrem Thron,
Und nimm aus ihren Händen die weitgerühmte Kron'.
Nicht eine beßre wird dir geboten jemals mehr. —
»Wohl!« ruft der Herzog freudig, — »ich werde Böhmens Herr!«

Doch plötzlich hält er inne und ſpricht dann, einfach groß:
»Iſt auch dem letzten König erſtorben jeder Sproß? —
Sprecht, ob den Nachgebornen, den Knaben Ladislav
In zarten Kindertagen des Todes Arm ſchon traf?« —

»Noch lebt der Nachgeborne, des Königs zartes Kind,«
Entgegnet der Geſandte, »doch ein Rohr für jeden Wind,
Das Volk es iſt urkräftig, der Kraft gehorcht es gern,
Doch nimmer mag ſich's beugen dem ſchwachen Knabenherrn.«

»Es hat der Böhm' das Eigne, daß er die Kraft bewahrt,
Und Kind und ſpäter Enkel ſchlägt wohl nicht von der Art;
Jetzt iſt die Krone wahlfrei, drum üben wir das Recht,
Und wählen uns den König, der ſtark iſt, treu und ächt.« —

»Da kamen wir nach München, und fanden hier den Herrn
Mit allen Königsgaben, fürwahr den ſchönſten Stern,
Der leuchten ſoll gleichſtrahlend jetzt und in ſpäter Zeit; —
Wir huld'gen dir, o König! — Die Herzen ſind bereit!« —

»Nicht alſo,« — ſagt der Herzog, — »halt' ein du böhmiſch Land,
»Bis du haſt meinen Willen, den bleibenden, erkannt! —
Wohl muß das Herz mir höher bei deiner Wahl jetzt ſchlagen,
Doch nimm zurück die Krone! — Ich darf ſie nimmer tragen!« —

»Nicht in des Knaben Erbe greif' ich mit Frevel ein; —
Nicht, (wollt' ich König heißen), will ich's mit Unrecht ſeyn! —
Der Fürſten Recht auf Erden liegt über'm Alltagsblick,
So wie es auch erhaben liegt über'm Alltagsglück.«

»Drum, Dank euch, edle Herren! — die Krone nehm ich nicht! —
Kehrt heim und haltet männlich an eurer Bürgerpflicht. —
Wohl dem der nie mit Unrecht die Laſt der Krone trug! —
Ich will in Bayern herrſchen; — das iſt mir groß genug.«

4.

Des Landshuter Herzogs, Ludwig, des Reichen, Sieg bei Giengen.

(1462. 18. Juli.)

Der Prenz, dem ſtillen Flüßlein, gar friedſam zugewandt
Zeigt ſich die Reichsſtadt Giengen im ſchönen Schwabenland;
Jetzt aber iſt der Friede vom Weichbild weit verſcheucht,
Vom Krieg, der beute-hungernd, auf goldnen Saaten keucht.

Das w[illegible] eine heiße Ernte, ein guter Schnittertag!
Die Feind' ſtehn gegenüber; der Krieg mäht, was er mag;
Herr Ludwig iſt's von Landshut, den man den Reichen nennt,
Der gegen den Brandenburger, Achill, im Kampf entbrennt. *)

Reichsfehd' wird da geſtritten! — es gilt den letzten Streich,
Den reichen Herrn von Landshut bedrängt das ganze Reich,
Selbſt der in Jugendzeiten einſt war ſein Knabenfreund,
Albrecht der Brandenburger Achilles, jetzt ſein Feind.

Von Wagen feſt errichtet baut man ſich eine Burg.
»Hei! ſagt, wer wagt's und bricht wohl die feſten Mauern durch?«
Der reiche Herr von Landshut ſchlug vierzig Edelleut'
Zu Rittern; — Wagenritter hieß man ſie jener Zeit.

»Trompeter!« ruft der Herzog im hellen Waffenglanz,
»Blaſt fein ein luſtig Stücklein, ſo wie man's bläſt zum Tanz,
Ich mein', es wird ein Springen leichtfertig ausgeführt,
Beim Springen mag's nun bleiben. Wenn's nur kein Rennen wird!

Das iſt ein Luſtgelage! ſtimmt man ein Lied nicht an:
»Wer heut nicht gut kann ſchießen, iſt ein unnützer Mann!« —
»Es wird der Schwaben Hochzeit!« — ruft drein ein Kriegsknecht toll,
»Augsburg hat weite Säcke und ſteckt die Hoſen voll!»

Herrn Ludwig aber leuchtet's im Auge wie frohe Luſt,
Hoch unterm goldnen Panzer ſchlägt die mannhafte Bruſt,
»Denkt ihr die Burg zu brechen, zu gewinnen dieſen Wall?«
So ruft er, — um ihn ſtehn die beſten Ritter all.

Fronhofer, zwei Fraunberger, ein Preiſinger dabei,
Die warnen ihn bedächtig und ſprechen in ihrer Treu:
»Nicht allzuraſch! o Herzog! — der Tod übt heut ſein Recht; —
Schont Eures theuren Lebens! — O! dringt nicht in's Gefecht!« —

»Wer will mich heute hemmen?« — der Herzog ernſter ſpricht; —
»Heut iſt die Stund' gekommen, zu halten ſtreng Gericht; —
»Wohl manche Städte Bayern's Kriegsfähnlein ſeh ich heut
»Mir feindlich gegenüber im unglückſel'gen Streit.

»Augsburg! dein Banner flattert dort in der Feinde Reih'n. —
Grau'nvolles Loos der Theilung! viel Unheil ſchließeſt du ein!
Vorwärts, ihr meine Treuen! folgt mir in Freud' und Noth!
Bei euch will ich ausharren, lebendig oder todt!« —

* * *

In dieſer heißen Stunde, wie drauf der Kampf begann,
Trat ſeine Hausfrau Ameley 'ne fromme Wallfahrt an,
Sie trägt um den kühnen Gatten im Buſen Angſt und Schmerz,
Wie ſich das Schlachtglück wende, betrübt ihr bang das Herz.

Und voll inbrünſt'ger Andacht die fromme Gattin fleht
Im Gnadenort zu Oetting, dort kniet ſie im Gebet,
Vorm Bild der Gottesmutter weint ſie viel treue Thränen,
Das Herz will ihr zerſpringen vor Angſt und Liebesſehnen.

Schon wird's im Kirchlein dunkler, die alten Bogen ſchauen
Wie rieſenhaft herunter; die Pfeiler, die alter-grauen,
Sie ſtreben hoch und höher, da blinkt zum letzten Mal
Durch's Farbenfenſter des Chores der Abendſonne Stral.

Vom Thurme klingt hernieder des Aveglöckleins Schall,
Das tönt ihr tief zum Herzen, wie Ahnungs Wiederhall,
Als wenn ihr die Kunde käme zugleich mit dem hellen Klang,
Daß ihr Gemahl am Schlachtfeld glorreichen Sieg errang.

Und in derſelben Stunde, als an dem Hochaltar
Amelia das Glöcklein vernahm ſo hell und klar,
Und für den Gatten flehend bang auf den Knieen lag,
Da ward der Sieg erfochten am Abend vom ſelben Tag.

Erſtürmt, geſprengt, erobert lag rings die Wagenburg;
Viel Panner daneben im Staube; [9] Herr Ludwig drang hindurch,
Die feſten Reihen wichen; — »Maria! ſteh uns bei!« —
So donnerte tauſendſtimmig der Bayern Feldgeſchrei. [10]

Und als der Sieg errungen, [11] der Feind geflüchtet war,
Da hörte Ludwig klingen ein Glöcklein hell und klar,
Das rief gar fromm zum Ave, wie's bei den Chriſten Brauch;
Er nahm den Helm vom Haupte, und ſprach das Ave auch. —

5.

Die Fehde gegen die Löwler.

a.

Der Ritter Bund zu Cham.

(1489.)

Zu Cham verſammelt lagen viel Ritter und edle Herrn;
Im Zorn herbeigekommen um Recht von nah und fern,
In ihrer Mitte rieſig ragt Herr Bernard von Stauff, [12])
Derb mit der Rechten ſchlagend auf ſeines Schwertes Knauf.

»So ſind wir denn verſammelt,« — ruft er — »zu eigner Wehr,
Zu retten und zu ſchirmen des Ritterthumes Ehr',
Die jetzt im kecken Taumel der Städte Macht bedräut,
Mit plumpem, feigem Weſen in der markloſen Zeit.«

»Gar viel vermißt der Bürger ſich jetzt im teutſchen Reich,
Gebt acht, es währt nicht lange, ſteht er dem Kaiſer gleich.
Es iſt ein Faſtnachtstreiben; bald führt den Hund der Haas,
Der Maulwurf bald den Bären zum Spotte an der Naſ'.

»O ſchnödes Handwerksleben, o dumpfer Kunkelfleiß! —
Vergeſſen wird, verloren geht des Ritters Blut und Schweiß;
Wie's Heiden gab und Drachen, da ſaß der Bau'r beim Topf,
Die ſcharfen Wunden trafen allein des Ritters Kopf.«

»Was ſie beherrſcht gleichförmig, iſt nur der Glockenſchlag,
Nur bis zum Feierabend reicht ihr armſel'ger Tag,
Sie nähten oder flickten, (wärs möglich) nett und fein,
Die Welt in jedes Knopfloch des Bürgermeiſters ein.«

»Und doch treibt jetzt die Luſt ſie, den Rittern gleich zu ſtehn.
»Ei! wie ſie um die Hütten, jetzt Wall und Thurm erhöhn,
»Das ſind gar ſtarke Veſten, ſteckt fein die Scheere drauf! —
»Sieht man die Burg genauer! Schau! 's iſt ein Maulwurfshauf!«

»Wie ſollt's auch anders kommen, da ſie der Herzog ſchützt,
»Das iſt der Grund, worauf ſich des Bürgers Hochmuth ſtützt,
»Fürwahr auf Ritterehre! ein unweis Regiment
»Vom Herzog Albrecht, den man im Land den Weiſen nennt!«

»Weil man das Recht uns weigert, nun denn! ihr Brüder all,
»Wir wollen's ſelbſt uns ſchaffen durch der Hochmüth'gen Fall,
»Wer Gleiches meint, der hebe die Hand empor zum Bund!«
Viel tapfre Hände zeugten das Denkmal dieſer Stund.

Ein Löw ward aufgerichtet von Erz in jenem Rath,
»Dieß ſey« — ſo ſprach der Stauffer — »das Vorbild unſrer That,
Mit Leu'n iſt nicht gut ſpielen. Könnt ihr in's Aug ihm ſchau'n?
Habt Acht, ihr ſtädt'ſchen Ritter! vor ſeinen ſcharfen Klau'n!«

Es trugen drauf die Herren allſammt des Leuen Bild
Im Wappen und am Kettlein; als Merkmal auch vom Schild,
Sie zogen durch die Gauen mit Mord und Brand und Schwert,
Der Stauffer ging vor allen, der hatte ſie belehrt.

Kein Kaufherr zog mehr ſicher mit frohem Spiel und Klang,
Zum Markt auf hohem Saumroß, der Bürger ſeufzte bang,
Es brannten Dorf und Weiler, nicht lange ſtand es an. —
Frug man — die Löwler hatten es ihnen angethan!

b.

Des Münchner Herzogs, Albrecht des Weiſen Obſieg.

(1492.)

Vor Ehrenfels an der Laber, des Stauffers feſtem Schloß,
Steht Münchens Herzog Albrecht mit Rittern und mit Troß,
Die Sonne iſt geſunken, die Nacht ſinkt ſtill herab,
Es ſinnt der weiſe Albrecht, gelehnt am Feldherrnſtab.

»So muß denn hier zertreten der Kampf die reiche Saat,
In wilder Flamm' auflodern Dorf, Weiler, Burg und Stadt.
Du ew'ger Gott im Himmel ſiehſt meinen tiefen Schmerz,
Der du die Seelen prüfeſt und ſchauſt in jedes Herz.«

»Weh! daß ich euch ihr Brüder! vom ſchlimmen Wahn bethört,
Muß auch bei jenen ſchauen, die ſich ſo frech empört! —
Daß ich das Land nicht theilte nach eurer Luſt mit euch,
Nicht Habſucht iſt's! beim Himmel! die Lieb' nur iſt's zum Reich'.

»Das iſt mein feſter Glaube, der tröſtend mich umweht,
Daß Bayerns alte Einheit aus Trümmern auferſteht,
Aus allem Blut, was ſtrömte, aus allem was noch fließt,
Seh ich im Geiſt, daß grünend ein friſcher Segen ſprießt!»

»Drum will ich auch nicht ruhen und nicht im Frieden raſten,
Das Haupt nicht niederlegen, gebeugt von Kriegeslaſten,
Nicht eher ſorglos leeren den goldnen Feſtpokal,
Nicht eher fröhlich ſchmauſen beim fürſtlich-reichen Mal,

»Als bis die alte Einheit aufs neue kömmt in's Land,
»Als bis die Brudertreue aufs neue hat Beſtand,
»Als bis dieß Volk der Bayern, ſeit langer Zeit getrennt,
»Vereinigt Einen Fürſten, nur Einen Vater kennt!« —

Der Herzog ſchreitet rüſtig, wie er der Zukunft ſann,
Vom Zelt heraus, den Schultern wird Eiſen umgethan,
Das Schwert ergreift er rüſtig, und ruft zu ſeinem Troß:
»Herr Bernard Stauff iſt ferne, nun ſtürmt ſein feſtes Schloß!«

»Das iſt der Kopf des Wurmes! ſein Arm iſt eben fern,
O Löwler! heute leuchtet, trau'n! euer böſer Stern. 13)
Es rennen alle Kriegsleut; die Leitern legt man an.
»Burgfrau! es kommen Gäſte; empfang ſie lobeſan!«

Es wogt und braust gewaltig, des Thores Riegel kracht,
Hei! ſtürzen doch die Mauern, zu ſchnell für kecke Schlacht.
Der Wall iſt überſtiegen, der letzte Mann hinein!
»Burgfrau! da ſind die Gäſte! laß ſie willkommen ſeyn!

Die Burgfrau kommt verzweifelnd, iſt dieß des Stauffers Weib,
Sind dieß die ſtolzen Sinne, der blühend üpp'ge Leib?
Was iſt's? An ihren Brüſten trägt ſie der Kindlein zwei,
Und preßt an's Herz ſie heftig in Mutterängſten treu.

»Sie haben keinen Vater,« ruft ſie in höchſter Noth,
»Eh du ſie tödteſt, werden von meinem Blut ſie roth;
»Hat uns Gott ſelbſt verlaſſen, verwalte du ſein Amt;
»Man ſagt doch, daß der Herrſcher, der Milde, von oben ſtammt.«

Herr Albrecht reicht ihr gütig die Hand und ſpricht: »Steh auf!
»Ich hab nicht Krieg noch Fehde je mit dem Weib des Stauff,
»Viel minder mit den Würmlein, die es am Herzen trägt!
»Glaubſt du, wer Witwen ſchirmet, daß er die Waiſen ſchlägt?«

»Zieh hin in Frieden! — Siehſt du den Bernard Stauff einmal,
Sag' ihm, ich tödt' ihn nimmer mit meines Blitzes Stral,
Und iſt er flüchtig, meld' ihm, ich folge ihm nicht nach,
Wenn er auch viel geſprochen zu meiner bittern Schmach.»

»Das aber meld' ihm gleichfalls, ſieht er auf flücht'gem Roß
Einsmals den Boden wieder und ſein zertrümmert Schloß,
Er ſoll's als Büchlein anſehn und in den Trümmern leſen:«
»Untreu ſchlägt ihren Herren! die Löwler ſind geweſen.« [14])

6.

Bayerns Wiedervereinigung durch den Münchner Herzog, Albrecht, den Weiſen.

(1505.)

Am neunten Tag im Hornung, da man gezählt das Jahr
Eintauſend fünf hundert und fünf ſtand die vereinte Schaar
Der Ständ' des ganzen Bayerns im reichſten Feſtgewand,
Zu München vor Herzog Albrecht, dem Weiſen zubenannt.

Der blickt mit frohem Herzen auf ſie und ſpricht das Wort:
»Dank dir, du Herr im Himmel, du aller Völker Hort!
Daß ich den Tag erblickte, den Tag wie lang erſehnt! —
Wo klar der Sinn des Bruders des Volkes Heil erkennt.

»Wo mir in alter Treue ſein Herz entgegen ſchlägt,
Wo Bayerns Heimath jetzo Ein Bayernvolk nur trägt; —
Was ich durchs ganze Leben mit feſtem Muthe rang,
Steht feſt gebaut auf ewig; — Nimm, Himmel! meinen Dank! —

»Denn wo mehr Fürſten herrſchen, da regt ſich auch der Streit,
Der hunderthäupt'ge Rieſe, gehetzt vom gift'gen Neid,
Weh dir dann, ſtille Heimath, gedüngt vom Bürgerblut,
Weh dir, du goldner Friede, verſcheucht von Haſſes Wuth!«

»Das haſt auch du erfahren, du ſchönes Bayerland!
Seit Herzog Otto's Tagen zerſplittert durch Haſſeshand
Warſt du getheilt, zerriſſen, zwei Hälften, oft im Streit;
Dann vierfach ſelbſt geſpalten, als ſich das Haus entzweit! —

»Doch jetzt, da ſelbſt vom Himmel dir endlich Rettung kam,
Da alle Zweig erloſchen vom Wittelsbacherſtamm,
Bis auf das Haus von München, 15) beherrſcht von meiner Hand,
Sollſt du dich wieder einen, du ſchönes Bayerland!

»Es hat der Zwiſt ſein Ende, der Friede kommt heran,
Und weht deine offnen Wunden mit weichem Fittig an,
Und träufelt Lebensbalſam mit milder Hand darein,
Daß du ſollſt neu geſunden und ewig kräftig ſeyn.« —

Und wie er dieß geſprochen, da tritt Herr Wolfgang vor,
Des weiſen Albrechts Bruder, und hebt die Hand empor,
Und ſpricht mit ſchlichtem Sinne: »Fried' ſey für ew'ge Zeit! —
»In meiner Enkel Namen bürg' ich dir's Bayern heut!«

»Wohl ſelbſt in frühern Tagen und in der Jugend Gluth,
Konnt' ich nicht ſtets bezähmen den ungeſtümen Muth,
Des Bruders Thun nicht faſſend; mein Trachten ging dahin,
Des Landes Theil zu beherrſchen; darnach ſtand mir der Sinn!«

»Doch jetzt erkannt' ich's beſſer, und ſpreche frei zu Euch:
Nicht eine Hufe Landes begehr' ich mir zum Reich;
Nie mag wohl Doppelherrſchaft gedeihn dem Volk zum Glück.
Begehrt' ich vormals Theilung; ich ruf' das Wort zurück! —

»Hör' auch, du Volk von Bayern! was hier dein Herzog that; —
Mit Recht heißt er der Weiſe, denn weiſe iſt der Rath;
Von heute an für ewig beſteigt ſtets Bayerns Thron
Von Einem Vaterhauſe — der erſtgeborne Sohn!

»Der herrſche ob ganz Bayern! — So ſoll es bleiben ſtets! —
Für mich und meine Enkel beſchwör' ich dieß Geſetz! —
Nicht fürder ſitzen vier Herzog' zu München, zu Landshut drin,
Zu Ingolſtadt, zu Straubing! Ein Fürſt! Ein Volk! Ein Sinn!

»Auf dieſer Urkund' aber, auf dieſem Pergamen
Wird Bayerns Glück und Freiheit im beſten Erdreich ſteh'n, —
Und feſte Wurzeln ſchlagen und blüh'n in ew'ger Pracht. —
Dieß pulſ't in allen Herzen; — mein Bruder hat's vollbracht:«

VI.

Der Sturm des Godesberges

durch

Herzog Ferdinand von Bayern.

(1583.)

1.

Die Belagerung.

Wo ſich mit ſteilem Abhang der Godesberg erhöht, 1)
Ein feſtes Schloß mit Schanzen hoch auf dem Gipfel ſteht,
Es ſchaut ſo ſtolz und ſiegend herab in's flache Land,
Als könnten ſeine Zinnen nie fallen durch Menſchenhand.

Vom Walle weh'n die Fähnlein, manch' kecke Pikelhaub'
Schaut nieder auf die Ebene, verhüllt von Qualm und Staub.
Manch Wörtlein ward gerufen herunter ſtolz und keck:
»Fein Herzoglein von Bayern! zieh wieder deinen Weg!«

»Wir brauchen nicht der Pfaffen, die du uns mitgebracht,
»Herr Gebhard ſey uns Biſchof; dem fechten wir die Schlacht.
»Herr Ferdinand da unten, wir wünſchen gute Nacht! —
»Den Godesberg bekommſt du nit! — Des Spottreim's habe Acht!« —

Als man dem Herzog ſagte den Trotz vom feſten Schloß,
So ſprengt er zornerglühend vor ſeiner Schützen Troß.
»Brennt los aus allen Stücken, bis birſt ein jeder Schlund,
»Daß droben die Meuter lernen bezähmen Trotz und Mund.«

Da kracht's aus allen Schlünden; der Mord ziſcht durch die Luft,
Es ſchmettert die Kriegstrompete, die wirbelnde Trommel ruft;
Am Felſen mühvoll drängen ſich Bayerns Schaaren hinan,
Doch würgend wirft das Geſchütze hinab jeden kühnen Mann.

Der Sturm iſt abgeſchlagen; die Veſte ſteht, wie vor. —
Von Zorn und Scham erglühend blickt Ferdinand empor.
Der Spottreim klingt von neuem; ein Zettlein an einem Pfeil
Beſagt: »So ſtreiten Ketzer! Alt-glaub! zieh heim in Eil!«

2.

Herzog Ferdinands Traum.

In ſeinem Zelte ſchlummernd liegt Herzog Ferdinand,
Die glüh'nde Kriegerſeele von Träumen feſtgebannt,
Er ſieht eine Burg im Schlafe, von tauſend Zinnen [illegible]ich,
In Regenbogenfarben glanzvoll und wundergleich.

Und aus der Erde Gründen ſteigt Qualm und Nebel auf,
Das Schlachtfeld dampft tief unten, der bleiche Mond geht auf,
Und blickt mit traurigem Antlitz auf's Leichenfeld herab,
Und ſinkt ſtets tiefer und tiefer bis in ein wüſtes Grab.

Jetzt durch die Lüfte heult es und wimmert dumpf und ſchwer,
Und bleiche Schatten ziehen in langen Reih'n einher,
Mit blut'gen klaffenden Wunden, — wohl eine lange Schaar;
Sie ſchreiten unabſehbar, als ſchritten ſie dreißig Jahr'.

Und immer höher wachſen die Bilder zahllos auf;
Wie wunderbare Rieſen in alter Zeit Verlauf,
Seltſam gekrönt mit Perlen, die hell wie Thränen blinken,
Die goldnen Gnadenketten am Buſen laſtend winken.

Jetzt wächſt über alle *Einer*; er hält den Ball der Welt,
Wie 'ne leichte Seifenblaſe, vom Sonnenlicht erhellt,
Und wie er ihn wiegt in Händen, zerrt dieſer, mit Eins ſo ſchwer,
Mit ſich den Schatten hinunter; — bald ſieht kein Aug' ihn mehr.

Jetzt zeigen ſich Leipzig's Mauern, das Breitenfeld liegt da,
Es wogt die Schlacht, es zittern die Mauern fern und nah,
Anſchwellen die Ströme Teutſchlands, ſie ſchwellen bis Lützen hin,
Zum ſchäumenden Meere erwachſend; als Fels draus ragt—Gitſchin.«

Auch der Fels ſinkt im Meere; aufſteigt eine Sonne draus,
Und breitet den hellen Schimmer vom Nord zum Süden aus.
Jetzt wandelt's ſich bedeutſam; — die Sonn' iſt's nicht, die ſtrahlt;
Das Kreuz des alten Glaubens hebt ſich mit Allgewalt.

Und wie die Fluthen ſinken, erſcheint ein blühend Land,
(Schnell hat's im Traum der Herzog ſein Bayern wohl erkannt;)
Drin ſteht eine alte Eiche und breitet die Zweige weit,
Das Kreuz erglänzt im Stamme und glänzt für ew'ge Zeit!

Und dunkler wird das Traumbild, des Kreuzes Glanz allein
Strahlt nur noch vor dem Schläfer, jetzt formt ſich der Strahlenſchein
Zu einem Flammenſchwerte; — der Schläfer greift darnach;
Da zerſtiebt das ganze Traumbild, und Ferdinand iſt wach.

3.

Sturm und Sieg.

»Sturm! Sturm!« ſo heult's im Lager, — »den Meutern droben Tod!«
Im Blute ſoll ſich baden das heut'ge Morgenroth,
Dumpf knarren die Karthaunen, den Fels hinangeführt,
Die Feuerbüchſen knallen; das breite Schlachtſchwerdt klirrt.

Geſtellt in lange Reihen ſteht der Belagrer Schaar,
Wo minder ſteil der Felſen, und beut dem Tod ſich dar,
Der von den Wällen nieder einſtürzt in ihre Reih'n,
»Vorwärts!« ſo ruft der Herzog, »die Burg muß unſer ſeyn!« —

»Laß nicht zu Schanden werden, Allmächt'ger! deinen Knecht,
Nicht deinen alten Glauben hinſtürzen und das Recht,
Gib uns ein lichtes Zeichen, daß es nicht unterliegt!
Mir nach, ihr meine Bayern! — Wer Gott vertraut, der ſiegt.«

Er ſpricht's, die Bayern ſtürmen; — jetzt auf der andern Seit'
Erdröhnt furchtbarer Donner, und Fels an Fels fliegt weit
Vom wilden Feu'r geſchleudert,[3] das tief im Berge wühlt,
Qualm, Stein', Mord und Geſchütze das weite Schlachtfeld füllt.

Und droben ſinken die Mauern, der feſte Wall zerbirſt!
»Mir nach! Gott gibt das Zeichen,« — ſo ruft der Bayerfürſt,
Da ſehn ſie bei fünfzig Schritte voran wie Blitzesſchein
Mit flammendem Schwert einen Knaben; dem folgen ſie hinterdrein.

»Mein Traum!« — ſo ruft der Herzog! — Er bringt den Sieg! Ihm nach!
Der ſtammt nicht von der Erde; Gott läßt nicht die Seinen in Schmach.«
Der Fels iſt ſchnell gewonnen; — das Schloß ergibt ſich bald;
Kein Aug ſah mehr den Knaben; — ein Siegeslied erſchallt.

Univ. Bibl. München

VII.

Kurfürſt Maximilian der Erſte.

1.

Des jungen Herzog Maximilians Eid zu Ingolſtadt.

(1591.)

Zu Ingolſtadt im Münſter ſteht ein hoch-edles Paar,
Verſchlungen Herz am Herzen am heil'gen Hochaltar,
Der Herzog Max von Bayern und Oeſtreich's Ferdinand, 1)
Die reichen jetzt zum Schwure beim Abſchied ſich die Hand.

»So lang Ein Herz, Ein Sinn nur! ſo lange hier vereint,
Seit frühen Knabenzeiten ſtets ungetrennte Freund',
In Einer Schul' erzogen, von Einem Geiſt beſeelt,
Soll nichts die Freundſchaft brechen, wie's nun auch immer fällt.«

»Ein Glauben wie Ein Gott; Ein Herz wie nur Ein Glauben! —
Nichts ſoll den feſten Muth uns, ihn feſtzuſtellen, rauben.
Käm' eine Welt auch feindlich, wir weichen nicht, bei Gott!
Der alten wahren Kirche getreu bis in den Tod!«

»Max!« — ſpricht der Oeſterreicher, und faßt von dem Altar
Das Kreuz, die Hand drauf legend: »Dieß bleibt auf ewig wahr!
Verlaß mich Gott im Tode, ſprech ich 'ne Lüge vor ihm! —
Nicht ruhig will ich ſterben, es tödte mich ſein Grimm!«

»Nicht ruhig will ich ſterben, wenn nur Ein Ketzerhaupt
Der neuen, falſchen Lehre in meinem Oeſtreich glaubt; —
Nicht Gnade ſoll mir jemals verſöhnen Flamm' und Schwert,
Austilgen will ich alle, ſowahr mich Gott jetzt hört.« — —

»Nicht alſo heftig eben, als dein bewegt Gemüth,« —
Verſetzt ihm Bayerns Herzog, — »ſprech ich den Eidſchwur mit;
Bedünkt mich auch die Strenge eine ſchlimme Arzenei,
Dieß ſchwör ich doch beim Himmel! ich bleib der Kirche treu! —

»Ich will ſie hoch und kräftig im Bayerlande ſtellen;
Daß furchtlos an dem Felſen die Wogen rings zerſchellen,
Dieß iſt von meinen Schätzen der reichſte, der mir ward,
Daß ich den Glauben habe in tiefſter Bruſt bewahrt.«

»Wir ziehn jetzt von einander, jedweder auf einen Thron,
Doch zwiſchen unſre Freundſchaft drängt ſich wohl keine Kron'; —
Die Freundſchaft und der Glaube! — Was gibt es Höh'res noch! —
Leb wohl! dieß ſprech ich jetzo, am Todbett ſprech ich's noch!« —

2.

Des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz Tafel zu Amberg.

(1619.)

Im ſchönen Böhmerlande war blut'ger Haß entbrannt,
Man ſah vom Thron geſtoßen den König Ferdinand, 2)
Der alt' und neue Glaube entflammte jedes Herz,
Zu kühnen Männerthaten zu Muth in Noth und Schmerz.

Da war's in jenen Tagen, von blut'gem Haß erfüllt,
Daß Kurfürſt Friedrich fröhlich zu Amberg Tafel hielt.
Zu Gaſt ſaß edler Herren 'ne ungemeßne Zahl;
Manch Sprüchlein ward geboten beim goldenen Pokal.

»Was böt' man für ein Sprüchlein,« nimmt nun der Fürſt das Wort,
»Zög ich als Böhmerkönig nach Prag zur Krönung fort?« —
»»Ihr ſeyd gar keck in Wünſchen! Wünſcht Euch dergleichen nicht!
»»Der Spruch klang ſchlimm!«« ſein Vetter, Herr Max von Bayern ſpricht. —

Der alte Fürſt von Anhalt verſetzt dafür ihm ſchnell:
»Kommt That, folgt Rath! Das wäre das Sprüchlein, das ich wähl'.«
»»Noch ſchlimmer Spruch als Wünſche!«« Herr Max von Bayern meint;
»»Kommt Rath, folgt That, ſolls heißen, dem Sprüchlein wär ich Freund!««

Wie ſie ſo freundlich zanken, hebt Friedrich den Pokal,
Da treten zwölf edle Böhmen, geſandt vom Tag der Wahl,
Herein zur vollen Tafel, und ſprechen dieſen Gruß: —
»Heil dir! du neuer König! — dem Böhmen hulden muß!« —

»Was bebt Ihr vor der Nachricht, die Euch ſo freudig klingt?«
Spricht leiſe der Fürſt von Anhalt; — »Wie? aus der Faſſung bringt
»Euch dieſes Wörtlein: König! das hoch vor aller Welt
»Den edlen Fürſten Friedrich auf des Lebens Gipfel ſtellt!?«

Der Kurfürſt aber ſchweiget und wird ſo trüb und bleich,
Und läßt den Becher ſinken; — »Mein Vetter! hütet Euch,« —
So warnt Herr Max noch einmal; »weiß Gott! ich lieb Euch warm!
»Aus dieſer Krone wächst Euch viel Leid und bittrer Harm.«

»Der Gott, der Kön'ge ſalbet, der krönte Ferdinand,
Daß ihn vom Thron nicht ſtürzen kann der Rebellen Hand.
Und iſt er auch jetzt vertrieben; — der Glanz der Majeſtät
Stralt heller als die Sonne; da er nie untergeht.« —

»Drum nach dem Gut des Andern ſtreckt nicht die reine Hand; —
Nehmt's auch nicht an, geboten; — 's iſt Eures Unglücks Pfand! —
Beſtand hat nie das Unrecht auf Erden durch lange Friſt! —
Traut nicht, mein theurer Vetter! des Glückes Hinterliſt!« —

Der Kurfürſt ſchweigt; es iſt ihm die tiefſte Bruſt bewegt,
Wenn auch das Herz, begierig, entflammt ihm höher ſchlägt.
Ein Wink entläßt die Tafel, die er den Gäſten gab; —
Noch reiſ't am ſelben Abend Herr Max nach Bayern ab.

3.

Des Kurfürſten Entſchluß.

Im alten Säulengange bei Nacht der Kurfürſt ſtand,
Noch ſpät der Zukunft ſinnend, das Haupt geſtützt in die Hand;
Des Vetters treue Warnung trägt er in tiefer Seel'
Und ſchwankt mit ſchwachem Muthe jetzt zwiſchen Recht und Fehl!—

Da tritt zu ihm die Gattin, die Männin Eliſabeth,
Des Brittenkönigs Tochter, *) ein Weib voll Majeſtät,
Und ſpricht die zürnenden Worte: »Dieß Zögern ziemt Euch ſchlecht;—
»Wagt, (darf man's Wagniß nennen!—) wer wagt, hat gutes Recht!«

»O wie ſo ganz unmännlich Ihr jetzo vor mir ſteht! —
Das Glück, es beut Euch Kronen! — Ergreift ſie nicht zu ſpät! —
Das Glück hat Königs-Laune, faßt es mit Königs-Kraft,
Lehrt es nicht, Euch verachten; wahrt es in ſichrer Haft!« —

Der Kurfürſt, bange flüſternd, erfaßt ſie bei der Hand,
Und ſpricht: »Wohl hab' ich manches im Geiſte jetzt erkannt,
»Auch ſprach mir Max, mein Vetter von Bayern ein redlich Wort;
Wie bald mag um die Krone entglühen Krieg und Mord!«

»Du wankſt,— erbleichſt?« verſetzt ihm die Fürſtin, »bleiche Schmach!«
Biſt du vom alten Blute der tapfern Wittelsbach? —
Weh mir, daß ich den Schwächling erkor zum Ehgemahl,
Der, wenn man Kronen bietet, flieht vor der Königswahl!« —

»O laß dich träumen mind'ſtens, du ſchöner goldner Reif,
Den ich, des Schwachen Hausfrau, im Leben nie ergreif'!
Weh jener Stunde, da ich mit dir ſtand am Altar,
Da uns der Prieſter Gottes hieß ein gefürſtet Paar!«

»Auf Englands ſtolzem Throne ſah ich das Licht der Welt;
Sah alle Meer' der Erde vom Königsnamen geſchwellt,
Wer eine Königstochter gewagt von Englands Thron
Zur Gattin ſich zu wählen, zagt er vor einer Kron'?« —

»Weib! Weib!« verſetzt der Kurfürſt, »du gebierſt mir mein Geſchick!
Sey's, wie es ſey; ich folg' dir; ich will vertrau'n dem Glück!
Wer weiß zwar, was uns morgen mitbringt der junge Tag,
Doch! — fort! — Ich folg dir! — Morgen geht unſ're Reiſ' nach Prag.«

4.

Des Kurfürſten Abſchied von ſeiner Mutter.

Es ſteht der Kurfürſt ſcheidend im frühen Morgenroth
An ſeiner Mutter Seite, die voll von Angſt und Noth,
Des Sohnes Bruſt umſchlungen mit treuen Armen hält; —
»Du gehſt von mir, mein Leben, mein Sohn, mein Glück, meine Welt!?«

»Könnt' ich die düſtre Ahnung, der ich mir bin bewußt,
Im bangen Herzen tilgen, in mütterlicher Bruſt!
Du nimmſt mir alles, Böhmen! — der Glanz nicht deiner Kron'
Erſetzt mir, was ich verloren — den heißgeliebten Sohn!« —

»Um dieſe Krone erſchau' ich viel namenloſes Weh;
Mög' nie zur Wahrheit werden, was ich im Geiſt jetzt ſeh'; —
Des Glückes Sonn' geht unter und geht nie wieder auf! —
Eine Nacht voll Schmach und Elend verhüllt mir ihren Lauf.«

»O! bleib' in der Pfalz daheime, bleib' in dem ſchönen Land,
Das harmlos abgeſchieden faſt nie den Krieg gekannt,
Hier, wo dich pflegt die Mutter, wo dich der Bürger ſchützt,
Wo der alte, heil'ge Friede fromm auf den Marken ſitzt.«

»Wie anders im Land der Böhmen, wo dich kein Herz noch kennt,
Der Meinung furchtbar Ringen frech alle Bande trennt,
Wo der Trotz in den Burgen hauſet, wo die Tücke im Hinterhalt
Selbſt am Altare lauernd vorbricht mit Rieſengewalt! —

»Uebt Mutterflehen Zauber, — ſo hält es dich jetzt feſt. —
Bringt Glück ein Mutterſegen, — weiß ich, daß dich's nicht läßt. —
Sind Mutterwort' gewaltig, — ſo rufen ſie: »Bleib hier!« —
Sind Mutterthränen Feſſeln, — ſo laſſen ſie dich nicht von mir!« —

Sie ſpricht's; der Kurfürſt ſinkt ihr ſtill weinend an das Herz,
Sie beugt ſich über den Sohn hin mit heißer Angſt und Schmerz.
»Kannſt du denn Abſchied nehmen? — Sag, ob's dein Herz vermag!«
Da ruft des Fürſten Gattin: »Wann reiſen wir nach Prag?« —

Er reißt ſich los von der Mutter; vermag zu ſprechen kein Wort,
Fort raſſelt der Reiſewagen. — »Sein Schickſal reißt ihn fort;« —
Die Mutter ruft es leiſe, — »er kann ihm nicht widerſteh'n;
Da reiſ't die Pfalz gen Böhmen! — Ich werd' ihn nie mehr ſeh'n!« —

5.

Das Lager der Kaiſerlichen vor Prag.

Der Nordſturm heult durch's Lager, das ſich um Prag ringsher
Am weißen Berge breitet; der Kaiſerlichen Heer
Bedrängt die Noth darinnen, viel hundert liegen krank;
Der Todten ſieht man viele den weiten Heerweg entlang. 4)

Im herzoglichen Zelte ſteht Maximilian,
Und blickt zum Königsſchloſſe mit trübem Blick hinan;
»Umſonſt mein Warnen! Friedrich! — Umſonſt mein treuer Rath; —
Als ſtolzer König zogſt du zur ſtolzen Königs-Stadt!

»Und jetzt muß ich erheben das Schwert hier gegen dich,
Wenn auch dein Blutsverwandter; — mein Eidſchwur feſſelt mich
Und meine Jugendfreundſchaft an König Ferdinand;
Nichts, wahrlich! ſoll auf Erden zerreißen dieſes Band!

»Und doch; — da er mir neulich vertraut dieß Heer für ihn,
Begann ich, ſchweren Herzens, zum Kampf nach Prag zu zieh'n,
Nur Eins erhält mich aufrecht, es iſt ein heil'ger Streit,
Dem ich ſelbſt gegen den Blutsfreund dieß gute Schwert geweiht.«

»Mein Vetter hängt im Irrwahn der neuen Lehre an,
Trägt er ſie auch nach Böhmen, iſt's um den Glauben gethan;
Mich treibt kein irdiſch Streben nach Ruhm und eitlem Glanz.
Den Glauben muß ich retten und rein erhalten ganz.«

»Drum hör' mich auf den Knieen jetzt du gerechter Gott!
Laß' deinen heil'gen Glauben nicht werden der Feinde Spott.
Laß' uns nur heute ſiegen, Gott! der du die Himmel wölbſt,
Zum Schirmdach deiner Kirche, im Blitz fahr nieder ſelbſt!« —

Er ſpricht's, ſteht auf, eintreten die beſten Hauptleut' all,
Der Bouquoi, der Verdugo, Tilly — der Feldmarſchall.
Mit ihnen, allen in Waffen, kommt, baar zu Haupt und Fuß,
Der graue Carmelbruder, Pater Dominikus.

Der Bouquoi, verwundet, 5) ſpricht das bedächt'ge Wort:
»Mein Rath iſt der: Wir wandern bei guten Zeiten fort. —
Der Böhm' iſt ſtark und kräftig, der Unſern Heer geſchwächt,
In beſſern Tagen werde die kleine Schmach gerächt.« —

Beiſtimmet ihm Verdugo; »der Eilmarſch, reich an Noth,
»Die Krankheit ſelbſt im Lager gab Hunderten ſchon den Tod,
»Verwegen wär's zu kämpfen, zu wagen offne Schlacht,
»Hier in des Landes Herzen mit ſo geringer Macht!« —

Da tritt der Mönch in die Mitte, den Blick zu Gott erhöht,
Mit königlichem Haupte, gebietend in Majeſtät,
Ehrwürdig in ſchlichter Kutte mit langem Silberbart;
Der hebt ſeinen Stab, auf dem ſich ein Kreuz hell offenbart. —

»Von dieſem Kreuz« (ſo ruft er) »zürnt euch der Heiland an,
»Der drauf für euch geblutet, für euch geſtorben dran.
Ihr Söhne der heil'gen Kirche, wankt ihr in dem Moment,
Wo euch (ich ſeh's im Geiſte), ein heil'ger Sieg ſchon krönt?« —

»Chriſt hat für euch geſtritten; — ihr zagt für ihn vor'm Streit! —
Fort Zögrung! — für den Glauben, den wahren, gilt es heut! —
Ein Cherub führt die Reihen unſichtbar in die Schlacht; —
Und trägt vor euch das Banner des Glaubens, den ihr bewacht! —

»Auf! tilgt die Brut der Meuter, die Heil'ges achten für Wahn! —
Hier ſchaut, zaghafte Seelen! dieß Bild Mariens blickt an! —
Seht ihr die heil'gen Züge befleckt von Blut und Mord!? —
Der Ketzer Frevel hat ihm die Augen ausgebohrt!«

Er ſpricht's und hebt aus der Kutte ein Bild Maria's empor,
Das man im Schloſſe Rakonitz zog unterm Schutt hervor. —
»Poſaunt euch dieß vom Schlaf nicht, ſo iſt das Weltall taub; —
Heut rettet den alten Glauben; ſonſt ſinkt er hin in Staub!« —

Da zieht ſein Schwert der Herzog und donnert: »Mir nach! zur Schlacht!«
Ihm nach die Hauptleut' alle, der alte Muth iſt erwacht;
»Schlacht!« ruft, wer noch dem Glauben, und wer dem Kaiſer treu,
»Maria! heil'ge Jungfrau!« das iſt das Feldgeſchrei. 6)

6.

Friedrich's Walten zu Prag. — Der Schlacht Ausgang.

(8. November 1620.)

Zu Prag im Schloſſe tafelt, beim goldnen Pokal
Der neue Böhmerkönig; — er hält ein frohes Mahl, —
Es ſtarrt die reiche Tafel von Silber und von Gold,
Und rings von Kannen und Schüſſeln, kunſtreich verziert und hold.

An ſeiner Seit die Gattin, der alte Chriſtian
Von Anhalt auch daneben und mancher edle Mann,
Die ſchmauſen unbekümmert und führen frohe Red,
Dabei wird edlen Weines auch wahrlich nicht verſchmäht.

»Die Kaiſerlichen halten wohl jetzt kein ſolches Mahl,
Klar Waſſer füllt man ſelten in einen Goldpokal,
Und trocken Brod zum Imbiß verdirbt den Magen nicht.« —
Herr Chriſtian von Anhalt, der alte Kriegsmann, ſpricht.

»Mein Sohn hackt ihnen die Biſſen, der jetzt die Sporen verdient,
Daß keiner von Kaiſers Leuten zwei Hufen Lands hier gewinnt;
Kein Pfaff ſoll Meſſe ſingen, ſo lang wir ſtehn darin,
Die Becher angeklungen! — Hoch lebe Herr Calvin!«

Und wie die Becher klingen, tritt bleich herein ein Both',
Der ſpricht: »Herr König! rettet Euch ſchnell vor Schmach und Tod.«
»»Biſt du von Sinnen?«« ruft ihm der König lachend zu; —
»»Schaff uns von deinem Wahnwitz beim frohen Mahl hier Ruh!««

»Mit nicht!« — verſetzt erſtarrend der Both'; — »die Kund' iſt wahr;
Wohl dünkt mich hier beim Himmel das Mahl des Belſazar. —
Derweil Ihr fröhlich ſchmauſet, geht Euer Reich verloren,« —
Er ſpricht's, da dringt der Schlachtlärm ſchon zu des Königs Ohren.

»Dieß Brauſen wie Meereswogen ſtammt vom Gewog' der Schlacht;
Schon immer näher wälzt ſich's, der Sieg iſt längſt vollbracht.
Der junge Fürſt von Anhalt gefangen in Feindes Händen. —
Das Glück, beim Himmel! eilt ſich, mit Euch, Herr König! zu enden.«

Gleich tritt der König an's Fenſter, er ſieht mit ſtarrem Blick
Der Seinen Flucht und Unglück, der Kaiſerlichen Glück.
»Weh mir!« ruft er verzweifelnd, — »o unglückſel'ger Tag,
Da mich zuerſt begrüßte als König das ſtolze Prag.

»Und weh der Unglücksſtunde, da mir der Antrag kam,
Da ich dem Glück vertrauend der Böhmen Krone nahm! —
O Mutter! — und du mein Vetter, Maximilian, jetzt mein Feind!
Umſonſt! für taube Ohren haſt du gewarnt als Freund!«

»Steckt aus die Friedensfahne! — Acht Stunden Stillſtand nur,
Das Theuerſte zu retten auf unverfolgter Flur.
Dein Königstraum, o Gattin! er nahm ein ſchlimmes End'. —
Verſtummſt du? — Eilt zum Feinde, daß er den Stillſtand benennt!«

»Dein Haupt,« verſetzt die Gattin, »war ſtets der Kron' zu ſchwach,
»Niemals kann Kön'ge beugen Unglück und Flucht und Schmach. —
Und müſſen wir auch ſchnöde jetzt vor der Obmacht flieh'n; —
Ich bleib' und ſterb' unbeugſam der Böhmen Königin!« —

Da kommt der Both vom Feinde und bringt den Stillſtand mit,
Der König mit der Gattin ſchnell in die Fremde flieht; 7)
Wohin er kam, man hegt' ihn, doch Hülfe fand er wenig;
Unglück hat ſelten Freunde; — er hieß der Winterkönig. —

Am andern Tag, früh morgens ritt Herr Maxmilian
Hinein durch's Thor der Hauptſtadt und zu dem Schloß hinan,
Mit einer Thrän' im Auge ſchaut er den leeren Thron; —
»Du unglückſel'ger Vetter! — wie ſchwer wog deine Kron'!«

Im Kapuzinerkirchlein ſang man das alte Lied,
Das: »Te deum laudamus!« — der Herzog ſang es mit,
Da fällt ſein trübes Auge auf's Kreuz am Hochaltar; —
»Das iſt der Glaub'! — dieß ſtärkt mich! — den ſchirmt ich vor
Gefahr!«

* * *

Wie Ferdinand vernommen die Kund' der Pragerſchlacht
Erging ob Friedrichs Haupte des Reiches ſtrenge Acht; —8)
Zu Regensburg geſchah es; — Bayern! denk' ewig dran! —
Denn — Churfürſt hieß von Bayern jetzt Maximilian. 9)

7.

Der Schweden Eindringen in Bayern. — Tilly's Tod am Lech.

(1632.)

Es war ein Märzenmorgen; — der Lech geht hochgeſchwellt,
Der hemmend Schwed und Bayer noch auseinander hält.
Verſchanzt in ſeinem Lager der Tilly drohend ſteht,
Derweil der Schwede thatlos am andern Ufer ſteht.

»Hier zu des Landes Herzen ſoll mir kein Schwed herein,
Ich will den Lech behüten, du ſchwediſch Königlein! 10)
Und ſteigt auch eine Ahnung im Geiſt mir düſter auf,
So zahl' ich alte Schulden, und Sieg end' meinen Lauf!«

Und wie er dieß geſprochen, ſo donnert's von drüben her,
Die Höll ſcheint losgelaſſen, es ſtrömt ein Feuermeer,
Aus tauſend Schlünden kracht es mit tauſendfacher Wuth,
Als ging die Erde unter in lauter Blitz und Gluth.

Der Tilly zahlt getreulich hinwieder jeden Schuß,
Und ſendet Gegengrüße hinüber für jeden Gruß;
Doch wirkungslos! — denn drüben des Schweden Lager ſteht
Auf höhrem Ufer herrſchend, als Bayerns hier erhöht.

Der Lech kann faſt nicht fließen, er ſtockt in Blut und Dampf,
Von früh bis ſpät zum Abend währt ſo der gleiche Kampf,
Doch, als zerſtiebt der Nebel und Sturm den Qualm verweht,
Sieht Tilly, daß indeſſen geſchlagen 'ne Brücke ſteht.

Und ſchnell, wie wenn vom Himmel der Hagel ungezählt,
Daß Schloße fällt auf Schloße, auf üpp'ge Saaten fällt,
So drängen über die Brücke die Schweden jetzt in Haſt;
Der Lech brauſt ungeduldig der ungewohnten Laſt.

Als wäre Gottes Donner im Zorn herabgeflammt,
Wächſt ungeheurer Schauder, dem jedes Herz erlahmt;
Dumpf durch einander raſſelt der Waffen ſchwer Gedröhn';
Dazwiſchen Roſſeshufſchlag und Röcheln und Geſtöhn'.

»O feig entmannte Memmen! — o ganz entartet Heer!« —
So zürnt der alte Tilly hoch auf dem Rappen ſchwer,
»Zu ſchlecht im Staub zu kriechen, (die Erde ſchämt ſich roth)
Ihr verdient nicht hier zu ſterben eines ehrlichen Kriegsknechts Tod!«

So raſ't er, fleht er, flucht er; — umſonſt! er ſchafft nicht Halt';
Er kann allein nicht hemmen des Stromes Allgewalt; —
»Von meiner Stirn geriſſen mein jahrelanges Streben,
Mein Sieg, mein Ruhm, mein Alles! — Ein Schelm mag länger leben!« —

Er ſagt's und ſetzt ſich ſchweigend auf eine Trommel hin,
Und wechſelt keine Miene, wie all' die Seinen flieh'n;
Wie alles im wilden Schwarme ſcheu durcheinander drängt,
Und jeder ſo den Andern am Raume zur Flucht beengt.

Drauf ſauſ't ihm eine Kugel die Bruſt grad mitten durch;
Ein Laut von ſeinen Lippen ruft leiſe: »Magdeburg!« [11]
Und wie er auch erkaltet, ganz aufrecht ſitzt er da,
So wie er oft im Leben gerufen: »Victoria!«

8.

Regensburg's Fall im dreißigjährigen Kriege.

(1633.)

»Eilt, was ihr könnt, nach Böhmen! — dem Friedland meinen Gruß!
Wenn er nicht Hülfe ſendet, Bayern erliegen muß. —
Sagt ihm, im Lande würge des Schweden blinde Wuth,
Die feſten Plätze fallen, in Strömen fließe Blut!

»Der Herzog Bernhard liege vor Regensburg mit Macht;
Sein Beiſtand nur kann retten, deß ſoll er ſeyn bedacht.
Eilt! fliegt! —« die Bothen eilten; die Hülfe kam noch nicht. —
»Wenn Regensburg muß fallen, die letzte Stütze bricht.«

Und andre Bothen ritten gen Böhmen eilig hin,
»Schickt Hülf! O ſäumt nicht länger. Tod liegt im Zögern drin!
»Wenn Regensburg muß fallen, fällt auch des Kaiſers Reich;
Denn Regensburg iſt ſein Pförtlein. — Schickt, Friedland! Hülf ſogleich! —«

Als kaum der Bothe geſprochen, ritt ſchon ein dritter ein;
»Säumt keine Minute länger, o edler Wallenſtein! —
Kaum tauſend fünfhundert Bayern ſind wehrhaft in der Stadt.
Sie kann ſich nicht mehr halten und zittert vor Verrath.«

Und ſiebenmal ritten die Bothen zum Herzog von Wallenſtein, —
Der ſchwieg bedeutſam lächelnd, als ſetzt' er Großes drein.
Und ſprach dann bei ſich leiſe: »Max! Max! Du mußt hinab!«
Dann maß er ſtolz die Bothen und ſprach: »Ich ſchlag's nicht ab!«

»Wenn ihr's auch nicht verdientet: wenn ihr im Bayerland
Auch euch vermaßt zu ſtehen, wo ich, — der Friedland — ſtand!
Der Haſe neben dem Löwen! — Wer weiß, ob der Leu vergißt![12])
Fort! eilt! ich ſend' euch Gallas, eh Regensburg über iſt.«

Zehn lange Tag' verfloſſen, der Gallas kam noch nicht,
Da fällt die Stadt der Bayern; die letzte Stütze bricht,
Der Schwede hauſ't unmenſchlich: manch' grauer Prieſter fiel,
Erliegend für ſeinen Glauben durch's Schwert, als wär's zum Spiel!

Am Altar ſank die Nonne; Verbrechen hieß der Glaub',
Die Weihgefäße wurden entweiht durch Kirchenraub;
Selbſt ſtiller Todten Wohnung erdröhnte dem ehrnen Schritt
Des Gold-heißhungrigen Kriegers, der frech auf Leichen ſchritt.

So wälzte ſich das Unglück durchs ganze Bayerland,
Wie eine Geißel Gottes traf ſchwer des Schweden Hand,
Im Unglück muß ſich zeigen der ächte, ſtarke Muth; —
Das war die Bluttauf' Bayerns, beſiegelt mit treuem Blut.

Der Churfürſt Max zu München weint' eine Männerthrän',
Dann rief er: »Dennoch ſtreit' ich, ſo lang die Sterne ſtehn,
»Für meines Volkes Glauben; — dieß bleibt meine Zuverſicht;
»Droht auch die Erd' zu wanken, Gott läßt die Seinen nicht.«

9.

Kurfürſt Maximilian auf dem Fürſtenrath zu Nürnberg nach Abſchluß des allgemeinen Friedens.

(1648.)

Fried'! Fried'! — nach dreißig Jahren, durchtobt von Krieg und Mord?
Fried'! Fried' — ganz Teutſchland betet dieß Eine, heil'ge Wort;
Von Blut der eignen Söhne befleckt den Mutterſchooß,
Erträgt es, ſchwer erſtöhnend, ſein unglückſel'ges Loos. —

Und Friede ward auf Erden. — O freudenvoller Tag! —
Wie nach der Ueberſchwemmung, die auf den Saaten lag,
Sich neue Keime zeigen und aufſprießt friſches Grün;
So ſahn die teutſchen Gauen nicht — Glück, doch Hoffnung blüh'n.

Im Fürſtenrath zu Nürnberg ſteht auch Maximilian; —
Wie zu vollziehn der Friede, räth man dort manchen Plan; 19)
Da meint der Fürſten Mehrzahl: »Setzt den Beding noch bei,
»Daß auch die neue Lehre in Bayern herrſchend ſey!«

Doch zürnend ruft der Kurfürſt: »Wer gibt hier dieſen Rath; —
»So lang ich athme, ſag ich: er iſt am Land Verrath,
Verrath an meiner Seele, Verrath an meinem Leben,
Das ich dem Glauben hingab mit jahrelangem Streben.

»Als alle Stützen brachen, bewahrt' ich ihn noch feſt
In allen Kriegesſtürmen, von allem Leid gepreßt,
Ein Volk! Ein Gott! Ein Glaube! — war ſtets mein Loſungswort,
Das war zu allen Zeiten des Bayerlandes Hort!« —

»Sonſt geht es ſchmählich unter: dieß ſchöne, theure Land,
Das ſtets den heil'gen Glauben bewahrt als ſichres Pfand.
Das ſind nicht Heuchelworte! – Gott weiß, ich lüge nicht,
Ich ſteh am Rand des Grabes, wo man nicht Lügen ſpricht.«

»Nehmt Freiheit mir und Leben, das gilt mir wahrlich gleich;
Nur nicht meines Volkes Glauben; ernſt ſprech' ich's hier zu euch:
Ich habe bald zu ſterben. 15) Es iſt mein Teſtament!«
Und ſo geſchah's.— Der Glaube blieb Bayern ungetrennt.

VIII.

Der
Türkenheld Max Emanuel.

1.

Die Wallfahrt.

Wohin doch zieht ihr Schiffe im luſt'gen Donauſtrom,
Was grüßt man euch ſo feurig zu Mölk hoch von dem Dom?
Zieht ihr in frommer Wallfahrt mit Fahnen blau und weiß?
Wie hell ſind Plätt' und Flöße geſchmückt mit grünem Reis!

Die Pilger ziehn gar luſtig den breiten Strom hinab,
Ei ſieh! wie ſcharf geſchliffen iſt doch der Pilgerſtab.
Das ſind ja blanke Schwerter, wo geht die Wallfahrt hin?
Es geht zum letzten Kreuzzug, der Gnadenort heißt Wien!

's iſt auch ein Ort der Gnaden, die Schanz' vom Chriſtenland,
Der Heide will es wiegen als Spielball in der Hand.
Drum gilt die ſchnelle Wallfahrt, der beſte Gang der Welt;
Vorſänger iſt der Kurfürſt, der junge Türkenheld.

2.

Max Emanuel vor Wien.

(1683.)*

Hoch auf dem Kahlengebirge in Sankt Leopolds Kapell',
Da knie'n viel edle Fürſten, vereint an heil'ger Stell,
Johann der Polenkönig, der Kurfürſt ihm zur Seit',
Der Lothringer und viel andre, die Zierde der Chriſtenheit.

Der fromme Bruder Markus die heil'ge Meſſe liest,
Der tapfre Polenkönig ihm dienend zur Seite iſt;
Und als die Meſſ' geendet, da reicht mit frommem Sinn,
Der Mönch den edlen Fürſten den Leib des Herren hin.

»So durch den Heiland einig für Ein gewaltig Ziel,
Heil! wer in dieſem Kampfe, dem Kampf des Glaubens fiel!
Nicht Bayer, Pol' und Franke, — Ein Volk von Brüdern nur,
So blickt ihr jetzt hinunter auf Oeſtreichs blut'ge Flur!« 1)

»Doch heut 2)beugt ſich der Halbmond! Triumph! Stürm' los du Schlacht!
Wien! Wien! dein ſchönſter Morgen geht auf nach dieſer Nacht!
Vormauer des Chriſtenglaubens, du Wall von Kraft und Muth,
An dem umſonſt wird ſchäumen heut der Osmanen Blut.«

»Der Tag wird Byzanz rächen! 3) Stürz Mond! Heult zitternd Flucht!
Es geht ein Geiſt durch's Leben, der zu vergelten ſucht!
Hinab! — zerrauf dein Haupthaar, verlorner Muſtapha!
Tröſt' Donner! — Wien's Vertheid'ger; 4)— frei! frei! der Tag iſt da!«

Da donnert's vom Kahlenberge, fünf Schüſſe laden zur Schlacht; —
Wien! das ſind deine Befreier von wilder Türkenmacht,
Die Reihen wogen nieder bis zu dem Dorf 5) hinab,
Da wird ein jeder Hohlweg viel hundert Türken zum Grab.

Bei Döbling bricht der Angriff, dort wo die Schanze ſteht,
Die hält ein grauer Paſcha, und weicht nicht von der Stätt',
Und als eine zweite Schanze von Leichen um ihn ſich thürmt,
Schwingt er den Säbel muthig, wie rings der Feind auch ſtürmt.

Da dringt der Bayern Kurfürſt an ihn und bricht dann vor,
Sie fechten Stirn an Stirne, es taucht manch Hieb empor,
»Ergib dich!« — »»In der Hölle!«« — »die bleibt wohl zu erwerben!« —
»»Hilf Allah! Fluch! Verloren! Und ſchmählich muß ich ſterben!««

Die Sonne hoch im Mittag brennt auf die Scheitel heiß;
Noch ſchwankt ganz unentſchieden des Tages Ehrenpreis,
Da ſtürmt's von zweien Seiten raſch wie im Halbkreis her
Aus Dornbachs Forſt der Pole, von Döbling der Lothringer.

Wie 'ne ungeheure Sichel, ſo mäht's rings in den Feind,
Weinhaus und Währing fallen; die Flanken ſtehn vereint,
Der Pol' ſchwingt einen Roßſchweif, erobert, in der Fauſt;
Mir nach! mit dem Erbfeind nieder! — Raſch in den Türken gebrauſt! —

Es ritt der Polenkönig grad in den glüh'ndſten Kampf,
Vom Qualm umhüllt, umnebelt von dichtem Pulverdampf.
Stets wandelt an ſeiner Seite der Bayern Kurfürſt treu,
Und trägt des Volkes Ehre hoch in die Kampfesreih';

Und wo der Türk' am dichtſten, da ritt der Pol' voran,
Der Kurfürſt blieb zur Seite und kämpfte Mann an Mann,
Da ſieht er einen Türken, der im Gebüſch verſteckt,
Auf Polens König lauert, bis ihn ſein Blick entdeckt.

Jetzt faßt der Türk die Büchſe, ſchlägt an, und — Hui! — er ſinkt;
Das ſind Kurfürſten-Streiche! — ſein Blut der Boden trinkt,
»Strebſt du nach Königsleben?« — ruft er, — »ungläub'ger Hund!« —
»»Wohl!«« — röchelt frech der Türke, — »»wir halten feſten Bund.

»»Denn wiſſ', derweil ich ſterbe, ſteh'n zwanzig dort vereint,
Zu tödten den Polenkönig; — wir haben's ihm vermeint! —
O! ſüß iſt meine Rache, o! gut trifft mein Verrath;
Ich ſelbſt bin Pol' und jetzo ſterb' ich als Renegat.««

»»Ich ſtrebt' einſt nach dem Throne, da ward ich ſchnöd verbannt,
Da ſchwor ich's dem Sobiesky, und auch dem Polenland. —
Triumph! — Muß ich auch ſterben, umſonſt nicht iſt mein Tod! —
Denn Polens König ſtirbt jetzt; — Fluch ihm und ſeinem Gott!««

Der Türke hat verröchelt, der Kurfürſt ſtürmt raſch vor;
Da blitzt aus zwanzig Türken des Königs Helm hervor,
Da blitzt des Bayern Säbel und mäht ſo weit er kann,
Bis in ſein Herzblut hinſinkt der Zwanzig letzter Mann.

Und wie vom Tod errettet des Königs Aug' ihm dankt,
Spricht Max: »Du guter Degen! haſt heut mir nicht gewankt,
»Dieß Schwert, das ich empfangen von Kaiſer Leopolds Hand, *)
Dieß ſchwor ich einſt zu tragen mit Ehren in jedem Land!«

»Und wider alle Feinde des Glaubens ward's geweiht,
Doch heut hat es gerettet die Perle der Chriſtenheit!« —
Er ſpricht's, ſie reiten weiter, bis in das Herz der Schlacht;
Die Sonn' wird eben dunkler, der Sieg iſt faſt vollbracht.

Hinſtürzt der Heiden Glaube, zur Erde wirft ſich hier
Sich Haar und Bart zerraufend der ſtolze Großveſſier,
Verzweiflung harrt ſein Auge, die Stirn deckt Todtenſchweiß,
»Flucht!« heult er, »Flucht nach Ungarn! — Das Leben iſt der Preis!« —

»'s iſt unſrer Macht Sterbſtunde; — ich ſeh's an dieſem Tag,
Ich ſeh's, daß ſo weit nimmer ein Türk mehr kommen mag,
Schon wog ich dein Loos in Händen, Wien! Wien! ſtarrſinnig Wien!
Und jetzt! — Elende Mauern, vor denen ich muß flieh'n!« —

Da flieht der Türken Kriegesheer, wie eine Rieſenfluth,
Hin über die Wienerhöhen, getränkt von Stambul's Blut,
Raſch neben ihnen ſchreitet der Tod verfolgend mit,
Und ſorgt, nach Beute lechzend, daß ihm kein Opfer entflieht.

Und wie der Abend dämmert, ſtehn ihre Zelte leer,
Des Großveſſiers vor allen, drin blinken Schätz' umher,
Geſchütz' gethürmt zu Haufen und Gold in reicher Pracht; —
Die Beut iſt unermeßlich, die man im Lager macht.

Doch von den Wällen donnert rings lauter Jubel her,
Schon näher an den Thoren rückt der Befreier Heer,
Frei Glaube, Land und Leben! — Ein Puls in jeder Bruſt! —
Frei! Frei! Aus jedem Herzen ſtrömt die verhaltne Luſt.

Und als die Befreier reiten zum Stubenthor hinein,
Tönt ihnen weit entgegen der Bürger Jubelſchrei'n.
An's Herz des Bayern ſtürzet der Polen Königsheld
Und ruft: »Dir und dem Himmel dank' ich den Preis im Feld!

Drauf ſpricht Herr Max beſcheiden: »Dieß Wort an dieſem Tag
»Iſt mir der ſchönſte Lorbeer, den man erfechten mag.
Feſt ſtellt den Chriſtenglauben auf ewig dieſe Schlacht,
Feſt wie der Völker Freiheit. — Ich hab' es mit vollbracht!

3.

Belgrad.

(1688.)

»Wer folgt mir auf die Schanze?! 's iſt Belgrad! Bayern! nach!«
So ruft der Bayern-Kurfürſt — »rächt die Osmanenſchmach,
»Hört ihr's, wie Hellas jammert, wie ſich der Mond erhöht,
Mit falſchem Lichte glänzend, in geborgter Majeſtät?«

Ein Wall umſchanzt den Helden, ein kühner Leiberwall,
Eugen, von Wunden blutig, und Streiter ohne Zahl,
Der Stahrenberg, Prinz Neuburg, der edle Mantua,
Vom Badnerland Herr Ludwig, der nie eine Flucht noch ſah.

Die Schanze, kühn, lebendig, zerbricht nicht Flamm noch Schwert;
Gäb's mehr dergleichen Schanzen, das wäre Goldeswerth,
Ei! hagelt fein, Granaten! ei! regne, Pech und Flamm'!
Die Schanz in Gottes Händen, laßt ſehn doch, wer ſie nahm?

Horch! ſieben Donnerſchläge! — ſchau! ſiebenfache Noth,
Wie wird das feſte Bollwerk von warmem Herzblut roth!
Oeſtreicher Helden fallen! die Bayern ſprengt die Schlacht,
Das blau und weiße Röcklein den Kurfürſt kenntlich macht.

Da heult's aus hundert Kehlen: »Flieht,« ruft der Muſelmann!
»Seht ihr den blauen König, dem nichts entrinnen kann.« —
Das iſt die blaue Feldbind', man kennt ſeit Wien ſie gut,
Die ward auf Belgrads Wällen gefärbt von rothem Blut.

Ein Pfeil und eine Lanze die hielten guten Bund,
Zwei Muſelmänner ſandten ſie aus in jener Stund',
Dem Pfeil ſah Marens Auge entgegen in Siegesluſt,
Der Türkenlanze bot er einen Platz in Teutſcher Bruſt.

Ein Pfeil und eine Lanze verdrießen Männer nicht,
Die Lanze nah am Herzen, der Pfeil hoch im Geſicht,
Der Pfeil zuſammt der Lanze die haben keine Kraft,
Wenn Gott bewahrt in Ehren die Chriſtenritterſchaft.

Es beugte ſich der Halbmond, das Kreuz erhob ſich bald
Auf Belgrads ſtolzen Zinnen, zertrümmert, ungeſtalt.
Der Mann von Pfeil und Lanze zog ein in Macht und Glanze,
Es war der blaue König mit ſeiner ſtarken Schanze.

IX.

Kaiſer Karl, des Siebenten,

Noth und Glück.

1.

Kurfürſt Karl Albrecht und ſein Hofnarr.

Bei Kurfürſt Karl im Solde ein alter Hofnarr ſtand,
Als toller Pickelhäring allmänniglich gekannt,
Oft wenn der Kurfürſt friedlich im Väterſchloſſe ſaß,
Fand er ein froh Behagen an ſeines Narren Spaß.

So ſaß er eines Tages, da man die Kund' erzählt,
Daß er als teutſcher Kaiſer zu Frankfurt ſey erwählt; 1)
Mit Bücklingen glückwünſchend wohl mancher Höfling kam,
Der Narr, ſubmiß auch ſchleichend, die Kapp' vom Kopfe nahm.

Und wie die Andern alle vollendet ihren Gruß,
Spricht er mit ſeltner Wehmuth: »Herr! Devotiſſimus!« —
»Was bringſt du,« — ſprach der Kurfürſt für ein gewürztes Wort,
Eh' ich zur Kaiſerkrönung nach Frankfurt reiſe fort!?« —

»Mein Wunſch,« — erwiedert jener, — »daß Ihr die Kron' mir laßt? —
Wägt ſie und meine Kappe. — Wo iſt die größre Laſt? —
Ich ſag Eur Liebden! wahrlich, der Tag iſt nicht fern ab,
Wo ich den Wunſch mag hören: »»Hätt' ich die Schellenkapp!«« —

Er wiſcht ſich mit der Kappe 'ne Thräne aus dem Blick; —
»Wie dieſe Kapp buntſcheckig, ſo iſt es auch das Glück; —
Denkt fein an ſeine Pritſche. — Denkt dran!« — Der Kurfürſt lacht,
Der Narr verſetzt wehmüthig: »Nehmt Euch davor in Acht!« —

2.

Des Glückes Wechſel.

(1742.)

Was ſoll bedeuten zu München der Jubel aus jedem Mund? —
Die Freude donnert vom Walle aus manchem Feuerſchlund; —
Sagt, ruft das Vollgeläute der Glocken zu einem Feſt,
Wo jeder gute Bayer die Luſt frei ſprechen läßt? —

Dieß ſoll den Feſttag feiern, dem lange keiner gleich,
Daß Bayerns Herr, Karl Albrecht, beherrſcht das Teutſche Reich,
Zu Frankfurt hoch gehoben auf des Welttheils erſten Thron,
Gekrönt vom eignen Bruder mit des Welttheils beſter Kron'. —

Und das bewegt den Bayern das alte, treue Herz,
So haben ſie's ſtets gehalten in Luſt und auch in Schmerz,
Daß ſie die Väter liebten aus innerſtem Gemüth,
So prunklos und beſcheiden für alte Sitte glüht.

Und ſo ſoll's jeder halten, wie einſt in alter Zeit,
Wo man der Teutſchen Sitte mit Recht manch Lied geweiht,
Nicht auf den Lippen nur lebt ſie, noch bloß im Wörterprunk,
Sie ſchlag' im Teutſchen Herzen und lebe da ewig jung.

Und daß ſie lebt noch jetzo, braucht nicht Verſichrung viel,
Wer teutſche Laute redet, trägt in ſich dieß Gefühl; —
Wohl kamen ſchlimme Zeiten voll Irrſal, Untreu, Trug,
Wo manches ſchien vergeſſen, was blühte lang genug.

Da erſtickte das Gold die Treue, ein Irrwahn, dumpf und ſchwer,
Zog vor dem Geiſt der Teutſchen wohl manche Bind' umher,
Wer keinem ſonſt ſich beugte als ſeinem Fürſten und Gott,
Knie't damals vor fremden Götzen und zagte vor dem Tod.

Doch heil dir Volk, gewalt'ges! — haſt dich ſelbſt nicht verkannt!
Horch! wie dort brauſt der Landſturm! das Aufgebot geht durchs Land!
Die fremden Ketten ſinken, Triumph! du biſt jetzt frei! —
Der Siegesdonner rüttelt und weckt die alte Treu'! —

Die Treu' haſt du, o Bayern! bewahrt auch in jener Zeit,
Als froh die Boten kamen von Kaiſers Herrlichkeit.
Noch feierte München Feſte; da ritten auch andre ein,
Und auf den Ferſen folgte das Unglück hinterdrein.

»Oeſtreichiſch Kriegsvolk dränge aus Ungarns ferner Mark, *)
Das Glück ſey ſchnell gewendet, Oeſtreich von neuem ſtark,
Paſſau zum Feinde über; Straubing in arger Noth,
Des Innſtroms treue Wellen vom Bayerblute roth.«

Wenn Noth kommt einem Volke, und dieß kämpft treu und ächt;
Bleibt ihm die alte Hoheit doch ewig ungeſchwächt. —
Noch lebt manch Greis im Lande, der einſt als Kind gehört,
Wie männlich ſeine Väter da ſtritten mit dem Schwert.

3.

Die Panduren.

(1743.)

Jn ſchwerem Drang lag Bayern, im unglücksreichen Krieg,
Die Heere Oeſtreichs ſtanden im Land gekrönt mit Sieg; —
Wie wenn die Futh anſchwellend in's weite Blachfeld ſchwemmt,
Die Saaten liegen nieder, der Segen iſt gelähmt;

Wie wenn im dürren Sommer vom fernen Oſten her
Sich auf den Fluren lagert der Heuſchrecken hungernd Heer,
So lag der Fluch des Krieges dumpf brütend über'm Land,
Zerſtampft die Saatgefilde, die Dörfer rings verbrannt.

Der Ungarn wilde Schwärme ſie hauſten weit geſcheut,
Schnellfüß'ger Roſſe Lenker, bald hier bald dort zerſtreut,
»Trenk kommt und die Panduren!« [4]) — dieß fürchterliche Wort
Trieb weit den Greis von Enkeln, das Weib vom Säugling fort.

Einſt ſtanden ſie mordluſtig, die Fackeln in der Hand
Vor Roſenheim, dem Städtchen, wild lechzend nach dem Brand,
Die blut'gen Angeſichter erhellt von rother Gluth,
Die Fackeln düſter leuchtend auf ihrer Säbel Blut.

Jn banger Flucht ſich drängend floh Greis und Weib und Kind,
Nur auf der Flucht iſt Rettung, wer ihrer Wuth entrinnt;
Ein hundertſtimmig Aechzen von Angſt und Todesſchmerz,
Es greift dem Görg von Schlangen, dem Hauptmann nicht an's Herz.

Und eine Fackel ſchwingt er, den Seinigen voran,
Da tritt der Kapuziner Romedius ihn an,
Faßt ihn mit ſchwachem Arme und ſpricht das ernſte Wort:
»Halt ein! füll deine Schale nicht voll mit Blut und Mord!«

»Zuviel auf deiner Seele liegt ſchon in ſchwerer Wucht,
Rück ſchau', wie Qualm der Dörfer dein Angedenken verflucht!
Horch! — jedes Todesröcheln, leiſ' aus der Seel' geächzt,
Iſt heiſre Prophetenſtimme, die dir Vergeltung krächzt.«

»Wenn auch die Fürſten kriegen, nicht ſo iſt's ihr Gebot!
Nicht ſie, — dich Würger alleine trifft der Erſchlagnen Tod,
Los laß ich dir jetzt die Arme, ich hab dir Eins genannt;
Dieß Eine heißt: Vergeltung! wirf, — wenn du kannſt, — den Brand!« —

Der Hauptmann Görg von Schlangen erhebt zum Wurf die Hand,
Er will die Fackel ſchleudern, doch ihm entſinkt der Brand! —
Nochmals will er ihn heben; — er hat es nicht gekonnt. —
Er flieht entſetzt von hinnen; — das Städtlein blieb verſchont.

4.

Kaiſer Karl, des Siebenten, Noth und Muth.

»Wie deine Wunden bluten, du armes Bayerland,
Und kann dich nicht erretten ſelbſt deines Kaiſers Hand,
Volk! treu und unglückſelig! werth einer beſſern Zeit,
Wann wird die Stunde kommen, die dich, mein Volk! befreyt?«

So ſpricht im Schloß zu München Karl Albrecht ernſt und trüb,
»Du Volk! Du Eine Hoffnung, die mir im Leben blieb! —
Dein Schmerz greift mir an's Leben, und zehrt vom beſten Theil,
Könnt' ich doch ſelbſt mich opfern und bluten für dein Heil.«

Da tritt der alte Kriegsmann, der Sekkendorf,[5]) zu ihm,
Zu Boden ſtarrt er ſchweigend voll edlem, düſtrem Grimm,
Der Kaiſer verſteht die Miene und auch des Kriegers Schmerz,
»Auch du weinſt um mein Bayern!« — Er drückt den Mann an's Herz.

»Iſt alles denn verloren?« — »»Verloren!«« ſpricht der Greis,
»»Verloren des Bürgers Treue, verloren des Bauers Fleiß; —
Trau keiner mehr auf Freunde; — Treu' iſt auf Erden todt; —
Wer ſo will länger kämpfen, verſucht den ew'gen Gott! —««

»»Böheim iſt Euch verloren; kraftlos durch Zwitracht das Reich,
All Eure Bundsgenoſſen ſind nur an Untreu gleich,
Der Preußen König Friedrich, den man den Großen nennt,
Hat, weil er genug ſich vergrößert, ſich jetzt vom Bund getrennt.««

»»Frankreich, das Euch geſchworen, ſchwor nicht aufricht'gen Eid,
Das Heer, das es Euch ſandte, verſäumte jeden Streit,
Das einz'ge Volk von Bayern, das hülf' Euch wahrlich gern,
Der Uebermacht erliegend, kann's ſterben nur für den Herrn.««

»»Drum, was ich rathe, achtet, mein Kaiſer! nicht gering!
Schließt Friede ſchnell mit Oeſtreich auf jeglichen Beding,
Das Aergſte, was es vorſchreibt, muß Euch willkommen ſeyn,
Fleht ſchnell um ſolchen Frieden; — der rettet Euch allein.««

»Wie?!« ſpricht der Kaiſer zürnend, »biſt du ein Kriegsmann noch,
Trägſt du den Feldherrndegen und räthſt zur Schmach mir doch?—
Gekoſtet hab' ich das Unglück; es hat mich tief gebeugt,
Doch ſo nicht, daß ich jemals zur Schmach die Stirne neigt'! —

»Unglück kann nie entadeln! — Daß Fried' noththut dem Land,
Fühl ich wohl tief im Herzen, und will gern meine Hand
Dem Volke nie entziehen, noch ſtrecken nach ſchnödem Gewinn,
Doch meine Ehre geb ich nicht einen Zollbreit hin.«

»An eines Haares Spitze hängt meines Land's Geſchick,
Ich fühl's, begehr' auch frevelnd Hazard nicht mit dem Glück,
Doch beugen ſoll's mich nimmer und Bayerns Ehre nie! —
An meines Volkes Spitze froh ſterbend rett' ich ſie! —« *)

5.

Kaiſer Karl's Fürſtenglück.

(1744.)

Zu Frankfurt ſchwer darnieder auf ſeinem Krankenbette
Liegt Kaiſer Karl, die Gattin weicht nicht von ſeiner Stätte,
Da kommt ein Kämmrer leiſe und ſpricht: »Ein Both' iſt hier!
Aus Bayern!« — die Fürſtin erwidert: »Laßt ihn herein zu mir!«

Und wie er eintritt, ſpricht er das lang entbehrte Wort:
»Das Volk ſchlug Eure Feinde, — ſie flieh'n aus Bayern fort,
»Sieg — — —« »»Sieg!«« ſo ruft der Kaiſer und ſpringt vom Lager auf,
»»Sieg? — Bothe! — ſagſt du Wahrheit? — Ein Leben ſteht im Kauf!««

»Wahrheit!« verſetzt der Bothe; — dem Kaiſer glüht der Blick,
Auf die gebleichten Wangen kehrt Lebensroth zurück,
»Sieg! Sieg! — all' meine Fibern erſtarkt der Eine Klang! —«
Der Arzt räth ſanft zur Ruhe. — »Geruht, gekrankt zu lang!«

Dieß iſt des Kaiſers Antwort! — »Ich bin geſund, geſund!
»Frey! frey! du Volk von Bayern, geliebt von Herzensgrund!
Der beſte Arzt iſt Freude, die hat mich ſchnell geheilt,
Laßt alle Roſſe ſatteln; — nach München rückgeeilt!«

Des Kaiſers alter Hofnarr, der auch am Bette ſtand,
Ergreift des Kranken Rechte, fühlt wie zum Puls die Hand,
Entblößt das Haupt und ſpricht dann: »Einmal 'ne ſüße Arzney!
»Sind halt gute Aerzt', die Bayern! — Sie verſchreiben dir die Treu!«

X.

Bayern, ein Königreich.

Bayern, ein Königreich.

(1806.)

Im Jahre achtzehnhundert und ſechs des Heils geſchah's,
Daß Churfürſt Max der vierte auf goldnem Throne ſaß,
Um ihn die treuen Stände vereint im ſchönen Kranz,
Den Herrſcher aber umfloß es, wie heller Sonnenglanz.

Und zu dem Volk gewendet, ſpricht er mit ernſtem Sinn:
»Wank nicht du Volk der Bayern in des Jahrhunderts Beginn,
Wenn auch eine Welt in Gährung, was lang und heilig ſtand,
In Staub gedenkt zu ſtürzen mit frevelhafter Hand.«

»Die Tugend ſinkt wohl im Preiſe; zur Waare wird die Treue;
Das Alte frech verworfen, gewechſelt ſchnell das Neue,
Die Erde liegt im Aufruhr, es wankt uraltes Recht,
Das Ich tritt furchtbar fordernd vor's zitternde Geſchlecht.«

»Zwar kannſt du nicht alleine dem allgemeinen Krieg
Als Damm dich entgegenſtellen, und droh'n: »Hier bricht der Sieg!«
Weiſ' iſt, wer in den Schranken fortlebt von ſeiner Zeit,
Das Weltgericht vollendet, was frommt dagegen Streit?« —

»Doch bis die Stund' wird kommen, die ich im Geiſt erblick',
Bedarfſt du eines Haltpunkts für wechſelndes Geſchick,
Daß du dich klar erkenneſt und fühlſt den eig'nen Werth,
Daß eine neue Sonne für ewig dich verklärt.«

»An Kraft ſtandſt du vor Zeiten wohl Königreichen gleich,
Drum ſey auch vor Aller Augen von heut' ein Königreich;
Nie untergeh' die Sonne der neuen Majeſtät,
Blüh Bayerns Volk für ewig! — Das iſt Deines Königs Gebet!«

Der König ſpricht die Worte; das Volk hat ſie gehört,
Und fühlt, auf den Herrſcher blickend, klar ſeinen eignen Werth;
Ein ſchlichter Mann von Bayern, der ſprach darnach das Wort:
»Das iſt in dieſen Stürmen fürwahr der beſte Hort!«

»Vor ſiebenhundert Jahren, als Ott von Wittelsbach
Zuerſt erhielt dieß Bayern, war wohl ein froher Tag,
Als Ludwigs Sonn' dann aufging, die ſegnend es belebt,
Als Albrecht, ſein hoher Enkel, drauf nicht umſonſt geſtrebt.

»Heil! als dann Max emporſtieg, und als ringsher um ihn
Die ſtärkſten Säulen wankten, zu einer Welt Ruin,
Als er den Glauben feſthielt, daß er bis heut' noch ſtrahlt,
Ging nicht mit dem Leben verloren des Willens Rieſengewalt!«

»Drum Bayern ſtehſt du herrlich, du königliches Land,
Will man vom Beſten reden, wird deine Kron' benannt;
Das iſt die ſtarke Feſſel, die Treu' und Eintracht hält,
»»Ein König in allen Gauen!«« — wie eine Sonn' in der Welt!«

»Und Ein Gerechter, — Guter! — dieß wahrlich! ſagt noch mehr!
Es ſpricht dieß jede Zunge im Bayerland umher; —
Das klingt in allen Herzen als Volkslied treu und ächt:
»»Mög es auf ewig blühen, der Wittelsbacher Geſchlecht!««

XI.

Verfaſſung und Königsſinn.

1.

Verfaſſung.

(1818.)

Es lag in tiefem Grunde ein Kleinod ſeltner Art;
Wer hat in nächt'ger Stunde den theuren Schatz verſcharrt?
Es that's ein teutſcher König, als er verſchied im Bann;
Der Kunden kamen wenig zum Tageslicht hinan.

»Ich halt es hoch und theuer,« ſo ſprach der edle Held,
Herr Ludwig war's der Bayer, als er ſein Werk beſtellt,
»Bin ich auch grau von Haaren und ſeh die Ernte nicht,
So will ich's doch bewahren, bis daß es kommt an's Licht.«

»Du Keim von Glück und Segen! ſteig' in der Erde Haus,
Bei Sonnenſchein und Regen breit' deine Wurzeln aus,
Laß ſie im tiefen Grunde verzweigen feſt und gut,
Es thaut zu mancher Stunde darauf viel teutſches Blut.

»Wenn ſie mit Spaten graben und ſtechen tief hinein,
Sollſt du nicht Schaden haben, noch je gefährdet ſeyn.
Wenn ſie nach Schätzen wühlen, wirft man dich blöd bei Seit'!
Du kannſt mit Glanz nicht ſpielen, der gleißend Farbe beut.«

»So wachſ', du Keim der Keime! im Grab hier ungekannt,
Zum ſtärkſten aller Bäume im weiten Chriſtenland,
Bis deine Zweige ſchlagen im üpp'gen Grün heraus,
Bis deine Kronen ragen hoch an des Himmels Haus.

»Bis deine Blüthen prangen wie einſt am Schöpfungstag,
Bis man ſieht Früchte hangen, ſo weit man ſchauen mag,
Als Keim ſenk ich hinunter, die Freiheit, teutſches Land!
Der Gärtner friſch und munter ſitzt an der Iſar Strand.

»Das iſt nun ſüße Labe für einen grauen Mann,
Daß, wie er geht zu Grabe, der Keim nicht ſterben kann; —
Wenn auch viel hundert Jahre er ſich nicht rührt und regt,
Steigt grünend aus der Bahre der Stamm, der Früchte trägt.« —

Es ſprach's der edle Bayer, als er den Keim verſenkt,
Er ſchwor gar hoch und theuer bei dem, der Völker lenkt,
Daß es im Glanz der Sonnen einſt käme an das Licht, —
Was er im Kampf gewonnen, er läßt im Grab es nicht.

Wohl manche Jahre flogen, wie trübe Wolken ſchwer
Am düſtern Himmelsbogen mit finſt'rem Blick einher,
Sie warfen blut'ge Schatten herab auf Volk und Land,
Auf Wieſen und auf Matten bei Sturm und Sonnenbrand.

Wohl manche Wogen brauſten, dort wo das Kleinod lag,
Wohl manche Stürme ſauſten mit ſchwerem Hagelſchlag,
Als ob da klirrten Ketten; — Sind denn die Häupter todt,
Wer wird das Volk erretten aus Feſſeln, Schmach und Noth?

Da ging ein blutig Zeichen im Himmel auf bei Nacht;
Muß Sonn' und Stern erbleichen vor des Kometen Macht?
Horch! wie's durch alle Gauen hinbrauſt wie Gottes Grimm!
Macht euch der Donner grauen?! — das iſt des Landſturm's Stimm'!

Das ſind die Herold' Gottes! ſie rütteln euch vom Schlaf,
Genug ohnmächt'gen Spottes! Auf! Bürger, Herr und Sclav!
Es wächſt der Baum und ſchattet! Friſch zu, du teutſch Geſchlecht,
Und wer im Kampf ermattet, erquick' ſich im Gefecht.

Hörſt du's in Hellas Süden, du edler teutſcher Nord!
Die Welt will Recht und Frieden! das iſt der Fürſten Wort;
Aus Altem wächst das Neue und blüht in friſchem Muth.
Volkslied, Freiheit und Treue, das iſt gewonnen Gut.

* * *

Es ſaß im alten Dome der Gärtner jüngſt bei Nacht,
Als von dem Menſchenſtrome kein Auge rings mehr wacht',
Er ſaß auf ſeinem Grabe und rief: »Hoch! alte Treu!
»Das iſt mir ſüße Labe. — Der Baum wächst friſch und frei.«

2.

Königsſinn.

In früher Morgenſtunde, als noch mit weichem Arm
Der Schlummer tauſend Herzen umſchloß gar treu und warm,
Ging auf im teutſchen Lande ein heller Morgenſtern,
Ihm pochten teutſche Herzen entgegen nah und fern.

Zwei Augen blieben ſchlaflos; es war ein Herrſcherblick,
Der in die Fernen ſpähte nach kommendem Geſchick,
Es dämmert', wie alte Zeiten, die wieder werden neu,
Das Rautenſchild bewahrte ein königlicher Leu.

»Ein freies Volk beherrſchen!« ſo ſann der Fürſt am Thron,
»Das ſchmückt doch freien Kön'gen am edelſten die Kron', —
»Volkslieb' und Kraft und Größe das ſind die Edelſtein',
»Das Herzſchild bleibt die Treue am Lech ſo wie am Rhein.«

»Das heilt wohl kranke Kön'ge, wenn weit das Volk erſteht,
Vereint zu heil'gem Kampfe, beſonnt von Majeſtät,
Das Landwehr-Panner flattert, es gilt für's Teutſche Land,
Das iſt in neuen Zeiten ein feſtes altes Band!

»Ich kenn' euch, treue Männer, ihr habt es mit vollbracht,
Die Narben habt ihr wahrlich geholt aus heil'ger Schlacht,
Arcis! kennt ihr den Namen?! Es iſt ein guter Klang,
So hell als Bayern's Schwerter, die dort gefochten lang.

Hoch auf, wie Sterne leuchtet's, ein blau und weißes Buch,
Das Buch heißt teutſche Treue und faßt wohl manchen Spruch,
Mit Thaten iſt's beſchrieben und Kronen glänzen drin,
Und Farben, — Blau die Treue, das Herzblut wie Rubin.

»Dieß Buch halt' ich in Händen, fürwahr ein reicher Schatz!
»Es trifft an meinem Herzen den beſten ſichern Platz!
Drum ſoll in neuem Glanze erblüh'n die neue Zeit,
So wie in Lied und Bildern erwacht Vergangenheit.

»Man ſoll von Bayern reden, ſoweit man hört Geſang,
So weit da Herzen ſchlagen in hohem Thatendrang,
Von Hellas bis zum Rheine, wo frei die Rebe glüht,
Vom Strand des teutſchen Meeres bis an den Welſchen Süd.«

Des Fürſten Auge leuchtet, der Morgen glänzt darin,
Mit hellen Stralen ſpiegelnd den königlichen Sinn;
Er nahm den Fürſtenmantel, er ſetzt' auf's Haupt die Kron'; —
Am Morgen war's, als Ludwig beſtieg der Bayern Thron.

Anmerkungen.

I.

Zu: Otto von Wittelsbach.

1.

»Und, muß ich jetzt auch ſcheiden, weil Teutſchland mein begehrt,
Ich komm' nach Welſchland wieder, dann komm' ich mit dem
Schwert.« —

König Friedrich von Hohenſtauffen, genannt der Rothbart, war im Jahre der Erlöſung eilfhundert vier und fünfzig zum erſten Mal nach Welſchland gezogen, um (was ſeit undenklichen Zeiten vereint geweſen, was ſeither durch des teutſchen Königs Heinrich des Vierten Wankelmuth und ſeiner Nachfolger geringe Beharrlichkeit in Unehre zu ſinken drohte) das teutſche Königthum und die kaiſerliche Hoheit über Welſchland und das römiſche Reich wieder zu verbinden, um des teutſchen Namens Ehre zu retten und zu rächen an dem Trotz der Städte von Lombardien, aus denen Mayland die kaiſerlichen Briefe und Siegel im tollen Uebermuth zerriſſen und beſchimpft hatte. Darum kamen jetzt die Heerſchaaren des Königs. — Das Reichs=Banner trug ihnen vor deſſen Freund, der vielgeprieſene Pfalzgraf Otto, vom uredlen Stamm der Scheyern, zubenannt der Wittelsbacher. — Auf den Roncaliſchen Feldern in Lombardien hielt der König Reichstag und offenes Gericht fünf Tage lang. Der welſchen Städte Trotz, beſonders Maylands und Tortonas ward von ihm auf's tiefſte gedemüthigt, wie er früher auf's höchſte geſtiegen war. Zu Pavia ward Friedrich als König in Lombardien gekrönt. — — —

Nach dieſem zog König Friedrich in Eilmärſchen nach dem Römerland, und ſchloß mit dem Erzhirten der Chriſtenheit, Hadrian dem Vierten, nach geringer Irrung Bund und Freundſchaft. In Sankt Peters Dom empfing er (1155) die kaiſerliche Krone. Aber der Welſchen böſer Sinn ruhte nicht. Nach der Krönung drangen Rotten römiſchen Volks in's Lager der Teutſchen, mehr zu Meuterei als im offnen Kampf. Geſtritten ward bis tief in die

Nacht. Heinrich der Löwe rettete mit Otto die teutſche Ehre, als er das Römervolk im wilden Gedränge über die Tiberbrücke zurücktrieb. Es geſchah dieß im Jahre 1155. — Bald jedoch trat König Friedrich, als er noch bevor das meineidige Spoleto geſtraft, den Heimweg nach Teutſchland an, wo der Pfalzgraf Herrmann am Rhein in offner Fehde mit dem Erzbiſchof zu Maynz des Reiches Ruhe freventlich gebrochen hatte. Auf einem Tag zu Worms büßte der Pfalzgraf vom Rhein den Friedensbruch mit der ſchmählichen Strafe des Hundetragens. Kaiſer Friedrich zog über Verona und Trident nach Teutſchland heim. — Die Drohung des Wiederkommens erfüllte er bald. Im Jahre 1162 büßten Bürger und Adel von Mailand, mit Stricken um den Hals gedemüthigt, ihren Troz. Bald fielen Mayland's zerſtörte Mauern. —

2.

»Mit Euch zum Mann erzogen auf Kunrad's Burg am Rhein,« —

Zur Zeit, als König Kunrad, dieſes Namens der Dritte, im teutſchen Reiche gebot, und Heinrich, der Jaſomirgott, aus dem Geſchlecht der Babenberger, das Herzogthum Bayern und die Mark von Oeſterreich inne hielt, ſaß auf dem Biſchofſtuhle zu Freiſing Herr Otto, dem König wie dem Jaſomirgott verbrüdert, ein frommer Mann und gelehrt in göttlichen und menſchlichen Dingen, der die Geſchichten ſeiner Zeit mit größerer Wiſſenſchaft als Partheiloſigkeit beſchrieb, voll feurigen Eifers für ſeine Sache und beharrlich, wenn es galt, Begonnenes zu Ende zu führen. Er hatte bereits in früheren Tagen ſeiner Kirche manche Gerechtſame und Freibriefe erworben: eigen Münzrecht ſeinem Hof, eigene Marktfreiheit ſeiner Stadt, ſeinen Dienſtleuten gleiche Gerichtsbarkeit mit denen des römiſchen Reiches. — Leztere hatte vorher der Vogt der Kirche zu Freiſing geübt. — Dieß verdroß den Pfalzgrafen *) Otto, vom Geſchlecht der Scheyern, der ſeit geraumer Zeit Vogtſchaft über die Kirche hielt, noch mehr aber ſeine

---

*) Die Würde der Pfalzgrafen von Bayern hatte zuerſt Kaiſer Otto der Erſte eingerichtet, als Berthold, der Sohn Arnulfs, des Stammherrn aller Scheyern, das Herzogthum Bayern verwaltete. Der Pfalzgraf übte den Königsbann oder das peinliche Gericht, wie auch der königlichen Klöſter Rechtspflege; in Verhinderung des Herzogs alle Gewalt. Dieß Amt haben ſeit jenen Tagen die edlen Scheyern unwandelbar innegehabt bis zum Jahr 1240.

vier Söhne, Otto den älteren, Friedrich mit dem Bart, Kunrad, und Otto den jüngern. Dieſe befehdeten und verwüſteten von ihrer Burg Kehlheim aus (die ſich an der Altmühl unfern dem Donauſtrom erhebt) des Biſchofs Gebiet. Da erklärte König Kunrad, um die Fehde zu enden, auf auf einem Tag zu Regensburg den alten Pfalzgrafen in die Acht und ſeinen Hof am Donauſtrande, der von nun an Stadt ſeyn und heißen ſollte, als frey von der Scheyern Gerichtsbarkeit. Seither nennt man jenen Ort Stadt am Hof. — Endlich ſchloß der geächtete Pfalzgraf, des Haders ſatt, Friede, und ſtellte zu deſſen ſicherm Unterpfand ſeinen Erſtgebornen Otto als Geißel an König Kunrads, des Hohenſtauffen, Hof, wo jener mit des Königs Neffen, Friedrich, der nachmals Herrſcher des teutſchen Volkes ward, in unzertrennlicher Jugendfreundſchaft zum Mann erwuchs und ewigen Bund ſchloß.

3.

»Fünfhundert Veroneſer« — —

Alberich hieß der Anführer der Veroneſer; Roß und Panzerhemd ſoll jedem teutſchen Rittersmann abgefordert worden ſeyn, nebſt einer ſchweren Summe Goldes, als Löſung von der Schmach.

Siehe L. Weſtenrieder. Geſchichte von Bayern f. J. u. V.

4.

Die teutſche That hat des Ahnherrn königlicher Enkel verewigt im Geſange von der Veroneſer Klauſe:

„Freudig blick ich auf zu dieſen Felſen
Wo du Bayern muthig dir errangſt,
Unaufhaltſam wie des Bergſtroms Wälzen
Auf den Feind zerſchmetternd ſtürzend drangſt;

„Bleibe deiner Enkeln Beyſpiel immer
Teutſchlands Ehre zu erhalten treu,
Daß ſie laſſen von derſelben nimmer,
Daß die alten Zeiten werden neu!“ —

(Gedichte des König Ludwig von Bayern. 1. Band.)

5.

»In ſchwerer Irrung lag das Reich, im unglückſel'gen Streit',
»Der mit dem Herrn vom teutſchen Land den Hirten Rom's entzweit.«

Als Pabſt herrſchte in jenen Tagen zu Rom Alexander, der Dritte, erwählt im Jahr 1159, ein Mann von gleicher Ausdauer im Handeln, wie Beharrlichkeit im Feſthalten an alten Gerechtſamen, — von nicht geringem Stolz und höherer Unbeugſamkeit bei drohendem Unglück. Es begann der Streit zwiſchen Kaiſer und Pabſt ſchon durch die zwieſpältige Wahl nach Hadrian, des Vierten, Tode. Dadurch unnennbares Elend, überall Irrſal und Haß. In Welſchland gewaltiger Kampf der Welfen und Gibelinger, neu angeſchürt, als endlich Alexander III. den Kaiſer in den Kirchenbann gethan hatte.

6.

»Da ſaß in jener ſchlimmen Zeit zu Maynz Herr Kunrad', treu
Dem Pabſt zu Rom, als Erzbiſchof« — — —

Es war der Sohn des alten Pfalzgrafen Otto, zum Erzbisthum von Maynz i. J. 1163 erhoben. -- Der Biſchof zu Maynz ward in der Folge in unſeliger Irrung als Folge der Kirchenſpaltung von Friedrich dem Rothbart vertrieben, und flüchtete zum Pabſt, der ihn 1164 zum Kardinalbiſchof von Sabina beförderte. Nach der Verſöhnung von Kaiſer und Pabſt erhielt Konrad das Erzbisthum Salzburg.

7.

»Bis endlich die Verſöhnung ward beſiegelt mit Kuß und Eid.«

Die Verſöhnung von Kaiſer und Pabſt geſchah im Jahre 1177 auf den Stufen des Markusdoms zu Venedig. Dort haben ſich die zwei größten Seelen des Jahrhunderts vereint nach neunzehnjährigem Kriege.

8.

» — — — Das Lehn vom Bayerland
»Fiel heim durch Heinrichs Aechtung; — der da wird Leu genannt.«

Es war dieß Heinrich, der Löwe, des Bayern Herzogs, Heinrich des Stolzen Sohn, der Gründer Münchens im Jahrer 1158; ein hohes kräftiges Gemüth, aber ohne Maß im Glück, wie im Unglück, vom

Stamm der Welfen, die (mit wenigen Unterbrechungen) ein volles Jahrhundert (v. J. 1070—1179) über Bayern geherrſcht. — In ſeiner unglücklichen fünften Heerfahrt nach Welſchland rief Kaiſer Friedrich, der Rothbart, alle Teutſchen Fürſten um Hülfe und Beizug an. Aber Heinrich, der Löwe, vom Kaiſer ſtets wie ein Freund und Sohn gehalten und gepflegt, grollte ihm jetzt, weil er ſeines Oheim's, des Welf von Altorf reiches Erbgut in Italien, in Schwaben und am Lechrain durch ihn verloren hatte, und erſchien dem Gebote nicht. Es geſchah 1176 die für den Kaiſer unglückliche Schlacht bei Lignano. In Verzweiflung um ſchwankende Ehre berief der Rothbart den Löwen zur Zwieſprach nach Chiavenna, aber keine Erinnerung alter Freundſchaft, kein bittendes Wort verſöhnte deſſen grollenden Sinn. Da ſank der Kaiſer faſt in die Kniee, was ihm nie geſchehen, denn vor Gott. — Es fruchtete nichts! — Jetzt rief, von Scham und Zorn erglühend, des Kaiſers Gemahlin Beatrix: „Steht auf, Kaiſer! und laßt uns dieſer Stunde gedenken!“ — Und ſie vergaßen ihrer nicht. Als ſich der Rothbart mit dem Pabſte verſöhnt hatte, lud er den Löwen auf zwei Tagfahrten zu Worms und Magdeburg Rede zu ſtehen; dieſer kam nicht; — Alles klagte wider ihn. Da ſprach der Kaiſer auf dem dritten Reichstag zu Goslar den Verluſt ſeiner Reichslehen aus. Auf dem vierten Reichstag zu Würzburg erging die Reichsacht über ſein Haupt, und die Herzogthümer, die er beſeſſen, Bayern und Oſt- und Weſtphalen wie auch Engern und ſeine andern Reichslehenſchaften fielen anheim; ihm blieb nichts als ſein Stammerbe zu Braunſchweig und Lünneburg. Zu Regensburg und Gellenhauſen wurde 1180 das Urtheil vollzogen. — Das war Heinrich der Löwe, ein gewaltiges Gegenbild des ſtets getreuen Wittelsbacher's! — Die Vergeltung übt ihr unwandelbares Recht.

9.

»Seit König Ludwigs Tagen, den man genannt das Kind,
Ward ja ihr Stamm — die Scheyern — allmänniglich geminnt ꝛc.«

Unter König Arnulf und ſeinem Sohn, König Ludwig, dem Kinde, dem letzten ohnmächtigen Sproßling von Kaiſer Karl des Großen Haus erhebt ſich plötzlich ein edler Markgraf von der Enns, vom Nordgau ſtammend, Hr. Luitpold unter die Edelſten des Landes. Gegen die feindlichen Schwärme ungebändigter Madjaren hielt er zuerſt mit den Biſchof Richard von Paſſau Stand. Damals ward die Ensburg wider die Beſiegter erbaut. Aber ſchon im Jahre 907 war erneuerter Kampf. Luitpold, jetzt Bayerns Herzog, führte die Heerhaufen ins tiefere Donaugeländ. Da iſt er, als die Barbaren in dunkler Nacht das chriſtliche Lager überfallen, herrlich geſtorben; ſein Sohn Arnulf erbte des Vaters Hoheit und Kraft. — Dieſer mit klarem freien Blick waltete ohne Scheu vor verjährtem Vorurtheil, nicht ohne Neid und Mißgunſt manches Nachbarfürſten, endlich ſelbſt, weil er verſchmähte, des fränkiſchen Königs Konrad Dienſtmann zu ſeyn, gegen dieſen in offener Fehde. Nach deſſen Tod ſchloß er 920 Friede und Verſöhnung mit Kaiſer Heinrich I., ſeinem Bruder Berthold ward nach Arnulfs Ableben die Würde des Herzogthums; Arnulf's Sohn, gleichfalls Arnulf geheißen, die erſte Hoheit des neuerrichteten Pfalzgrafenamtes zu Theil. Seine Enkel hießen von der Burg, die ſich Pfalzgraf Arnulf, jenes erſten Luitpolds Urenkel an der Ilm gebaut hatte, die Scheyern; in ſpäteren Tagen, als die alte Stammburg Scheyern zum Kloſter verwandelt war, bauten ſie ſich die Schlöſſer Kelheim im Donaugeländ, und Wittelsbach; von der letzteren erhielten ſie den neueren Namen der Wittelsbacher.

II.

Zu: Herzog Otto, der Erlauchte, und die ſchöne Welfentochter.

1.

»Auf hohem, luft'gem Söller in ſeinem Schloß am Rhein,
Da ſaß der Welfen-Pfalzgraf, Herr Heinrich, froh beim Wein.«

Dieſer welfiſche Pfalzgraf vom Rhein war der erſtgeborne Sohn des ehmals vielgewaltigen Welfen, Heinrich des Löwen, Bruder des im Jahre 1197 neben Philipp von Schwaben erwählten Teutſchen Königs Otto IV.

2.

»Wie ſich der Rhein mit Inbrunſt der Pfalz ſchmiegt an die Bruſt.« —

„Zu dieſen Pfalzlanden gehörten beim Rheinſtrom ein großer Theil der fruchtbaren Geſilde des Graichgaues, wo zu Füßen des Gebirges am Neckar die Stadt Heidelberg ruhte, mit zwei Veſten auf der Höhe, der Pfalzgrafen Sitz; ein Landſtrich der alten Grafſchaft Zweibrücken, dazu die Herrſchaft Bacharach am Rhein mit der Burg Stalek und vielen Getreide- und Weinbauenden Dörfern. ——— Kein Pfalzgraf ſtand in andern Ländern ſo hoch angeſehen und gewaltig als der Pfalzgraf beim Rhein, denn er herrſchte da eigenherrlich, von keinen Landſtanden beſchränkt; vertrat den König, wenn der Thron des Reiches ledig, verwahrte deſſen Kleinodien für den künftigen Herrſcher, den er ſelbſt kühren half." — — —

(Aus Zſchokke's Bayriſchen Geſchichten. 2. Buch. 4. Abſchnitt 5.)

3.

**»Wie? ſendet dieß der Kaiſer? — Ihr ſeyd bei frohem Muth.
Der Kaiſer iſt mein Bruder und meint' es ſtets mir gut u. ſ. w.«**

Kaiſer war damals Otto IV. des Pfalzgrafen bei Rhein Bruder, Heinrich des Löwen zweiter Sohn. — Was hier zum Zwecke des Ueberblicks und für dichteriſche Geſammtheit auf Einen Moment zuſammen gedrängt erſcheint, ergab ſich nach der Geſchichte im Zeitlauf mehrerer Jahre. Im November des Jahres 1211 nämlich, hatte bereits Papſt Innocenz, der Vierte, König Otto, den Vierten, nachdem er ihn vor zwei Jahren zum Kaiſer gekrönt, in den Bann gethan. Erſt im Jahre 1212 am 6. December ward Friedrich II. von Hohenſtauffen, auf den ſchon früher das Auge der Wähler gefallen war, zu Mainz geſalbt. 1214 geſchah die Schlacht bei Bovines in Flandern, die Otto's letzte Hoffnung ſtürzte; 1215 wurde König Friedrich zu Aachen durch den Mainzer Erzbiſchof Siegfried gekrönt, der welfiſche Pfalzgraf Heinrich am Rhein in die Acht erklärt, deſſen herrliche Rheinpfalz Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Otto des Erſten, (des Größeren) gegeben.

4.

»Laßt uns im Krieg drum würfeln;« —

Der Krieg zwiſchen dem Bayerherzog und dem Pfalzgrafen begann bald und währte länger, als in dieſen Geſängen angedeutet iſt; Herzog Ludwig verlor im Jahre 1215 die Freiheit und mußte gefangen von Schloß auf Schloß in der Rheinpfalz wandern.

5.

»MachtHochzeit!« — ruft der Pfalzgraf, — »zu Straubing ſoll ſie ſeyn.«

Dort ward das Beilager mit ungemeiner Pracht vollzogen. — Das dritte Wandgemählde in den Arkaden des Hofgartens zu München ſtellt die Verlobung des liebenden Paares und die Verſöhnung der feindlichen Geſchlechter dar. *)

---

*) Anm. Durch ein Verſehen ſteht im Text Nr. 6. ſtatt Nr. 5.

III.

Zu: Herzog Otto's Söhne.

1.

»Es war kein Herr im Lande, kein Kaiſer auf dem Thron.« —

Es fallen dieſe Geſänge in die blutige Zeit des kaiſerloſen Zwiſchenreiches im teutſchen Lande, da nach der Hohenſtauffen unglücklichem Ausgang Wilhelm von Holland ſtarb, allgemeine Willkühr blind ſchaltete, und Zwietracht und endloſe Fehde allen Frieden zertrat. Im Jahre 1273 hat Rudolph, der Habsburger, (Ahn einer langen Kaiſerreihe bis auf dieſen Tag,) zu Frankfurt erwählt, durch Mannheit und Beharrlichkeit am Recht, das furchtbar empörte Geſchlecht in die alten Schranken geſtellt.

2.

»Da theilte ſich auch Bayern gleich wie das ganze Reich,
Der Brüder ungleich Trachten war nur an Streitluſt gleich.«

„Beide Bruder übernahmen gemeinſam das Herzogthum. Erſtgeburt gab zur Herrſchaft noch keinen Vorzug. Allein der Brüder gleiches Recht bei ungleichem Gemüth entzweite ſie in wenigen Tagen. Ludwig, wie ein Kriegsmann, rauh und bieder von großem Verſtand, ward allzuoft ein Raub ſeines Jähzorn's; Heinrich hatte neben der Eiferſucht des jüngern Bruders das reizbare Mißtrauen, welches gern dem Gefühl der Schwäche anhängt. — Sie verſtanden ſich nicht. — — — So kamen Tage bittern Haders, bis Beide Rathes wurden, von einander zu ſcheiden, nachdem jeglicher zuvor aus der Erbſchaft des Vaters ſeinen Theil zu eigener Nutznießung und Verwaltung erhalten habe. Sie zogen die Markung. An Heinrich fiel die väterliche Burg Landshut, ihr ſüdwärts der Erding- und Iſergau, worin Oetting und Burghauſen.

Nordwärts lief ſeine Grenzung hinab bis Regensburg, wo er der Herzoge Hof und Gerechtſame behielt; weiter, jenſeits der Donau über Kehlheim und Sulzbach. Was von dieſem Strich und von den Marken Böheim's wie Oeſtreichs umfangen wurde, der ſchönſte Theil von Bayerns getreidereichen Ebenen, gehörte ihm, und hieß fortan das niedere Bayern. Alles andere, dieſem abendwärts im obern Lande war Ludwig's Gut. Dazu empfing derſelbe in Regensburg die Burggrafenrechtſame; desgleichen links der Donau, Ingolſtadt, Regenſtauff, Lengenfeld und viele andere Herrſchaften; und am Rhein das zerſtreut liegende Pfalzgebiet."

„So theilten ſie Gewalt und Nutzen des Landes. Doch gegen die Fremden ſoll, ſprachen ſie, Bayern ewiglich ein ungetheiltes Ganzes, jeder von den Brüdern Herzog zu Bayern ſeyn, und die altbojariſchen blau und weiß wechſelnden Rauten im Banner, Schild und Siegel führen; daneben Ludwig noch den goldenen Löwen im ſchwarzen Feld, der rheiniſchen Pfalz wegen."

„Um Oſtern des Jahres zwölfhundert, fünf und fünfzig zogen die Söhne Otto's des Erlauchten von einander." — —

(Aus Zſchokke's bayriſchen Geſchichten. 3. Buch. 1. Abſchnitt. 1.)

3.

— — — »Das Erb' des Konradin
»Das warf zuerſt den Zunder tief in der Brüder Sinn,
Und als ſie dann Bayern theilten in's Ober- und Niederland,
War nach der Chur- und Rheinpfalz jedwedes Sinn gewandt.« —

Der Streit um die Erbſchaft des zu Neapel 1268 gemordeten Konradin von Schwaben, des letzten Hohenſtauffen, begann erſt 1269. Dieſer, der Sohn König Konrads, und der Wittelsbachiſchen Eliſabeth, Ludwigs und Heinrichs Schweſter, hatte, bevor er aufgefordert von den Bitten der Giebelingen nach Welſchland zog, ſeine beiden Oheime zu Erben all ſeiner Güter und Lande eingeſetzt, wenn er ohne Nachkommen ſtürbe; Herzog Ludwigen insbeſondere hatte er bereits früher vieles Gut am Lech und in Schwaben verpfändet. Nach ſeinem blutigen Ende ſtritten Ludwig und Heinrich um genaue Markung des Erbes; durch acht Schiedsrichter aus den edelſten Stämmen des Landes iſt endlich der Streit vertragen worden.

Desgleichen währte der Streit um die Würde des Pfalzgrafenamtes erſt ſpäter als hier im Geſange angenommen wird; — es fällt dieſer Hader eigentlich erſt in die Tage nach **Ottokar's Einbruch** in Niederbayern, der ſeine Heerzüge von 1258 — 1267 unternahm.

(Konrad Mannerts Geſchichte von Bayern. 1. Bd.)

4.

»Doch der ihn angeſtiftet der Brüder Haß und Span,
Der war Herrn Ludwigs Marſchalk. — — —«

Derſelbe Marſchalk, dem die Chronik auch die Anſtiftung zu der Hinrichtung Maria's von Brabant, (Herzog Ludwigs Gemahlin) zuſchreibt.

— — — — „Bevor was der Marſchalkh ein falſch, gaihl, liſtig
„Fuchs am Hoff, der diſe Mariam in Abweſen des Herren oft
„mit liebkoſen begert zur unordenlichen Lieb zu prin-
„gen, dann auch auf ein Zeitt Maria mitt Liſt in eins Zimmer ver-
„ſperret, alſ ein ſchamlichen Bueler in willens als ein Gefangenen iren
„Herren aufzuehalten, biß an deſſen Heimkunit, ſo war ſie aber durch
„filfältig anhalten und bitt der irigen dahinbewegt, daß ſie der Mar-
„ſchalkh wider auf freiem Fueß ſtellte, diſe Schmach und Unbild
„konte der falſche Mann nitt vergeſſen, ſuechte alle
„mittel ſich an der Hörtzoginn zur rechen, und wider er den
„Herrn allberiwth im Eifer, widwillen und Haß wider ſeiner Gemache
„ſtickhen ſach, mehrte er liſtiger weiß deme ſein zerritets
„und widerſtenig gemiet, mitt ernſtlichem fürgeben, ſie, (die
„Frauw,) halte ſich nitt der ehelichen Pflicht, ſondern laſſe den Graf,
„Hainrich, (der Wild und Raugraf Heinrich von Hirſchau) bey Tag und
„nacht zue ſich einſchleichen. — — — — — Alles Gepliet, ja markh
„im Gebein verwandelt ſich im Hörtzog. Dann dieſer verleim-
„der was ganz glaubhaft und eines hohen vertrauwens
„bey ſeinem Herrn.

(Aus der Chronik des Kloſters heil. Kreuz in Donauwörth, mitgetheilt in des Freiherrn von Hormayr: Archiv. 1829. Nro. 21.)

5.

— — — »Der keuſchen Fürſtin Mord.«

Maria von Brabant, Ludwig des Strengen Gemahlin, ward, bekanntlich auf falſchen Argwohn ihres von wüthender Eiferſucht bethörten Gatten zu Donauwörth am 18. Februar 1256 hingerichtet.

6.

»Wohl ſitzen jetzt die Wähler und ſchachern mit der Kron',
Ein Fremdling über'm Meere erſteht den feilen Thron.
Da iſt's bei'm Donner! beſſer, daß man ſie ſelbſt ſich holt,
Als daß man ſie erhandelt um ſchnödes Sündengold.«

Pfalzgraf Ludwig war als Churfürſt an den Rhein gezogen, ſein Wahlamt zu üben. Es geſchah dieß in jener unſeligen Zeit, als die teutſche Krone, Fremdlingen angeboten, kaum Annahme fand. Der Britte Richard von Cornwall erſtand ſie im Jahre 1257 am 17. Mai; wo er zu Aachen gekrönt ward. Alphons, der Weiſe, König von Kaſtilien, mit ihm zugleich zu Frankfurt 1257 gewählt, bereits unthätig und ſorglos während der Zeit, als er den Namen eines römiſchen Königs noch trug, legte dieſen Titel 1275 gänzlich nieder.

Ludwig, der Strenge, übte in folgenden Tagen großen Einfluß auf die Wahl des Habsburgiſchen Rudolfs zum König, und durch dieſe Wahl auf des deutſchen Volkes Wiedergeneſung von ſchweren Leiden einer gährenden, fehdereichen Zeit.

(Ueber dieſen Einfluß ſiehe eine Abhandlung des k. b. Staatsarchivars, Miniſterialra'hs von Fink, in des Freiherrn von Hormayr: Archiv 1828 Nro. 24.)

7.

»Das Glück iſt an mich gezaubert — — —«

Ottokar's zuverſichtliche Hoffnung auf die Krone der Teutſchen, ſein Hochmuth, der ihm das Glück ſelbſt endlich abhold machte, ſind bekannter als ſeine Fehden und Jugendkriege gegen ſeinen eigenen Vater, deren im Geſange bald darauf erwähnt wird. — Ein hoher Fingerzeig der Nemeſis, die durch das Leben und die Weltgeſchichte geht! —

IV.

Zu: Kaiſer Ludwig, des Bayern, Leben und Wirken.

1.

»Herr Otto lag zu ſterben, der Fürſt vom Niederland.« —

Otto, jenes Herzog Heinrichs Sohn, der bei der nutznießlichen Landestheilung vom Jahre 1255 Niederbayern erhalten hatte, nach ſeines Vaters Tod Herr von deſſen Antheil, feurigen Gemüthes, vom Glücke oft ſchnell gehoben und eben ſo ſchnell geſtürzt, war Herr der von ihm eroberten Steyermark geweſen, 1293 aber wieder davon entſetzt worden; er hatte nach dem Ausſterben des alt-arpadiſchen Königsſtammes in Ungarn die ihm gegen Karl Robert von Anjou-Neapel angebotene Krone des berühmten Reiches der Madjaren genommen, war zu Stuhlweißenbnrg 1305 gekrönt, und bald darauf im Lande Siebenbürgen 1307 vom treuloſen Woiwoden gefangen genommen worden. Nach langer Haft wieder befreit, war er zu Breslau, wohin er flüchtete, abermal in Noth um die Freiheit gekommen, und hatte zum zweitenmal dort durch die Liebe der Herzogstochter Agnes Rettung gefunden, die er dann als Braut nach Bayern heimführte. Ein ſeltenes Beiſpiel des wechſelnden Glückes!

2.

»An ſeinem Bett die Gattin bang mit dem Säugling ſtand.«

Seine zweite Gemahlin war Agnes, die Tochter Herzog Heinrich III. zu Glogau; der Sohn Heinrich, (XVI.) ſpäter von dem Schloß, auf dem er Erziehung fand, der Natternberger genannt, war bei ſeines Vaters Ableben wenige Tage alt.

3.

»— Auch ſeines Bruders Söhne. —«

Herzog Otto's Bruder, Stephan, (ein älterer Bruder Ludwig war bereits 1296 geſtorben) dem er während ſeiner Herrſchaft in Ungarn die Regierung von Niederbayern übertragen hatte, hatte zwei Söhne, Heinrich, (der nachmals in der Schlacht bei Ampfing und Mühldorf für König Ludwig, ſeinen Vetter und ehemaligen Vormund ſtritt und 1340 ſtarb,) und Otto, der beim Tode ſeines Oheims erſt fünf Jahre zählte.

4.

»Herrn Ludwig, meinem Vetter.« —

Dem Sohne Ludwig des Strengen von Oberbayern, der gleichfalls Ludwig und ſpäter vorzugsweiſe der Bayer geheißen, zum König der Deutſchen und zum römiſchen Kaiſer gekrönt ward, von dem dieſe Geſänge handeln. — Otto ſtarb am 9. September 1312.

5.

»Als Vormund zu erwählen Herrn Friedrich.« — —

Friedrich von Oeſterreich von herrlicher Leibesgeſtalt, goldnem Gelock, klarem blauem Blick, der ſchöne zubenannt, Kaiſer Albrecht I. Sohn, Rudolf des I. Enkel, Bruder des feurigen, für Habsburg's Größe und Hoheit alles wagenden Herzogs Leopold, der die Blume der Ritterſchaft hieß, und bei Morgarten den Eidgenoſſen den Sieg ließ. Der Rechtsgrund, den die Ritterſchaft vorgab, als ſie den Herzogen von Oeſterreich die Vormundſchaft der Waiſen vertraute, war, daß ſie durch Verlobung Schwäger des Aelteſten von den Unmündigen wären.

6.

»Drei Pickelhauben bracht' er der vielgetreuen Stadt.«

Das alte Wappen der Stadt Landshut.

7.

»Da ging das Treffen an.«

Es geſchah dieß am 9. November 1313.

8.

Wie den Landshutern die drei Helme, ſetzte Ludwig den getreuen tapfern Mannern von Ingolſtadt den blauen, feuerſpruhenden Panther in's Wappen.

9.

»Von Einem Ahn entſproſſen, in Einer Stadt, zu Wien,
Sah'n ſie vereint erzogen die Jugendtage flieh'n.«

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne ſtammten beide von Kaiſer Rudolf, dem erſten gekrönten Habsburger, Ludwig der Bayer als Sohn von Kaiſer Rudolf's Tochter Mechtild, Ludwig des Strengen zweiter Gattin; — Friedrich der Schöne, als Sohn Albrecht's, Rudolfs Sohn und Thronfolger. — Die Jugendfreundſchaft der beiden ſchrieb ſich aus den Tagen her, als Mechtild ihren Sohn Ludwig an den Hof zu Wien gebracht. Mechtilde hatte Ludwig, dem Strengen, ihrem Gemahl drei Söhne geboren, Rudolf, Ludwig (den Bayer) und Ludwig IV., der frühzeitig ſtarb. Rudolf übernahm bei der Minderjahrigkeit ſeines erſt dreizehnjahrigen Bruders Ludwig das Herzogthum Oberbayern und die Rheinpfalz. Ludwig, der minderjährige, blieb unter mütterlichem Schutz und Vormundſchaft der Frau Mechtild, welche der Erſtgeborne, Rudolf, herrſchſüchtig und hochfahrenden Sinnes nicht minder haßte, als ſeinen Bruder Ludwig. Dieſen hatte die Mutter, um fern von Irrungen und Fehden der Heimath die junge Bruſt in adelichem Thu'n, Kunſt und Wiſſen zu bilden, in jenen Tagen nach Wien, der Habsburger ſchöner Hauptſtadt, gebracht, an ihres Bruders Albrechts, (damals noch Herzogs, ſpater Kaiſers) Hof. Dort ſchloß Ludwig mit Albrechts Sohn, Friedrich dem Schönen, Freundſchaft, die nach manchem Sturm und Irrſal am Ende ſeiner Tage teutſche Treue glorreich für ewige Zeiten verklart hat.

10.

»— — — Iſt nicht der Kaiſer todt?«

Es hieß dieſer Kaiſer Heinrich der Siebente, vom Stamme der gewaltigen Luxenburger, der nach Kaiſer Albrechts blutigem Ende die Krone vom Jahre 1308 bis 1313 getragen hatte; er war in jenen Tagen zu Buonconvento unfern Siena eines ſchnellen Todes geſtorben, wie man vermuthete, durch Gift.

11.

»Nach eigner deutſcher Satzung zu ſprechen Recht und Pflicht.«

Schon Ludwig der Strenge hatte ſtatt des der teutſchen Volksthümlichkeit widerſprechenden römiſchen Rechts den Schwabenſpiegel, dieſe Sammlung urteutſcher Gebräuchlichkeiten, Herkömmniſſe und Satzungen zum Bedarf der Rechtspflege eingeführt. Sein Sohn Ludwig der Bayer aber gab das, gleichfalls in heimiſcher Sprache abgefaßte, große Rechtsbuch, das nicht minder als ſeine Großthaten im Kampf, ſeines Angedenkens Herrlichkeit in Teutſchland bewähren half, und zwar zuerſt für Oberbayern im Jahre 1329.

12.

»Die mindre Zahl der Fürſten wählt' ihn an jenem Tag.«

Für Friedrich ſtimmten: Heinrich von Cöln, — Rudolph, Pfalzgraf am Rhein, — Rudolph von Sachſen-Wittenberg und: (welche Wahlſtimme im Auge der Gegner [als unrechtmäßige] nicht galt,) der Prätendent von Böhmen, Herzog Heinrich von Kärnthen; — für Ludwig: Petrus Aichſpalter von Maynz, — Johann König von Böhmen, (wirklich als ſolcher anerkannt,) — Johann von Sachſen-Lauenburg, Balduin von Trier und Waldemar von Brandenburg. Friedrich ward am 19. Oktober 1314 zu Sachſenhauſen, der Vorſtadt Frankfurt's; Ludwig zu Frankfurt ſelbſt, der uralten Wahlſtadt am 20. Oktober gewählt. Friedrich wurde zu Bonn, wohin er in dunkler Nacht entflohen war, vom Churfürſten von Cöln am 25. November, Ludwig zu Aachen am 26. November vom Churfürſten von Maynz, dem dieß Amt von Alters her zuſtand, gekrönt.

(Pütter's Reichshiſtorie.)

13.

Der bayriſche Geſchichtſchreiber Johannes Turmayr, genannt Aventinus, hat dieß Begebniß dem Andenken bewahrt im 7ten Buch ſeiner bayriſchen Geſchichten.

14.

»Er kann nicht lang mehr ſäumen, er kömmt vom Schwabenland.« — —

„Friedrichs kampfluſtige Ungeduld verſchmähte den Rath des Walſee, des Pillichdorf, ſeiner erſten Kampfhelden, nicht zu ſchlagen, bis auch Leopold herankäme. Der hatte ſich zwar in unzeitiger Rache am Grafen von Montfort zu lange verweilt, ſtand aber doch nur mehr einen Tagmarſch vom Schlachtfeld, ohne daß Friedrich es wußte; die Bothen waren aufgefangen."

(Aus des Freiherrn von Hormayr Geſchichte Wien's, III. Bd. 1. und 2. Heft. S. 157 und 158.)

15.

»Da verſetzt der Trautmannsdorfer: Ich dient' ein friſcher Mann
Vor vier und vierzig Jahren, Herrn Rudolf, Eurem Ahn,
In jener Schlacht am Marchfeld — — — —« u. ſ. w.

Es geſchah jene zweite Marchfeldsſchlacht, wo König Ottoker von Böhmen, gegen Kaiſer Rudolf Sieg und Leben ließ, am 26. Auguſt 1278. —

„Die Trautmannsdorfe, Wien's uralte Bürger von der Hochſtraße
„überglänzten alle. Wie ihrer 14 in der Marchfeldsſchlacht, Habsburgs
„neue Größe mit ihrem Blute unterſchrieben, ſo fielen bei Mühldorf
„20 ritterlich auf ihre Schilder, auf die halb rothe und halb weiße
„Roſe. Drei wurden gefangen. Aus dieſen theilte Hektor Friedrichs
„harte Haft auf der Trausnitz, und war ſein einziger Troſt."

(Aus des Freiherrn v. Hormayr Geſchichte Wiens. III. Bd. 1. u. 2. Hft. S. 158; — ſiehe deſſelben Geſchichtforſchers Ahnentafeln der Trautmannsdorfer in ſeinem hiſtoriſchen Taſchenbuch.)

16.

»— Albrecht Rindsmaul, bekannt durch ritterlich Thu'n!« —

Das Münchner Reichsarchiv bewahrt nach des Freiherrn von Hormayr Angabe (Archiv 1828 Nro. 43 und 44.) eine Urkunde dieſes Albrecht von Rindsmaul vom 7. September 1285, worin er als Dienſtmann des kaiſerlichen Hofes (imperialis aulae ministerialis) erſcheint, mit dem anhangenden Inſiegel, worauf der Büffelkopf ſich zeigt, den er im Schilde wie im Wappen führte und von dem, Friedrich, befragt, wer ihn gefangen genommen habe, ausſprach: „Hier! dieſem Kuhmaul mußt' ich mich ergeben!" —

17.

»— Sein Trautmannsdorf dabei!«

Die Geſchichte nennt als den treuen Genoſſen Friedrichs, der auch mit ihm ſelbſt nach Verluſt der Schlacht noch ſtand und ſtritt: **Heilwing von Wurmbrand.**

18.

»Ein Sprüchlein ſpracht Ihr, König! wie wenige ſo fein! —
Es ſteh, wenn ich geſtorben, auf meinem Leichenſtein.«

Herr Seyfried Schweppermann, des Königs Feldhauptmann, verbürgert in Nürnberg, geb. 1260, Schwager Albrecht Rindsmauls, war ein graues, unanſehnliches Männlein, aber erfahren im Kriegsweſen, wie kein andrer ſeiner Zeit, darum ſtand er hochgeachtet neben Fürſten und Königen, denn nicht die Leibeskraft allein herrſcht im Kriege; der **Geiſt** ſiegt und unterwirft ſich die Zeit und ihre Gebrechen und Vorurtheile. — Noch ſteht zu Schweppermann's Angedenken unſern Ampfing auf der Heerſtraße die Schweppermannskapelle mit einem, dem alten Schlachtbild der Sage nach getreu nachcopirten Platfond-Gemählde der Schlacht bei Ampfing und Mühldorf. — Schweppermann ſtarb im Jahre 1337, 80jährig und liegt im Kloſter Kaſtel begraben. Sein Leichenſtein enthielt die Worte:

„Hier leit begraben Herr Seyfried Sweppermann,
Seins tu'ns und wandels an,

Ain Ritter keck und veſt,
Der zu Guntterſtorff*) im Streit thät das Beſt,
Er iſt nun todt,
Dem Gott genadt,
Jedem ain Ey,
Dem frumben Sweppermann zwey."

19.

»Wie nennt man doch die Wieſen, dort wo die Schlacht geſchah? — Fangwieſen ſoll man ſie nennen. — —«

Noch jetzt heißen ſie Bech-, Bach-, (Fah-, Fang-) Wieſen, vom Fahen, Fangen, „von der Gefangennehmung König Friedrichs alſo genannt, und von jener ſeines Bruders Heinrich und ſeines Oheims Heinrich von Kärnthen-Tyrol — — — mit dem Kern der öſterreichiſchen, ſteyeriſchen, tyroliſchen und biſchöflichen Ritterſchaft; — ſolcher Fangwieſen gibt es zwei, die eine, die kleinere, jetzt auch die Hagenau genannt, — liegt oberhalb Ampfing am rechten Ufer des Flüßchens Iſen, bis hieher ſoll Friedrich der Schöne gekommen ſeyn, und in dem Augenblicke, wo er bei der Hirnmühle über das Flüßchen geh'n wollte, auf den vom Himmelberg und aus den Hohlwegen herab kommenden Albrecht von Rindsmaul geſtoßen und von ihm, weil ſein Schlachtroß geſtürzt, gefangen worden."

„Die andere oder große Fachwieſe liegt unterhalb Ampfing bei Mettenheim am linken Ufer des Flüßchens Iſen. Hier ſoll die Hauptſchlacht am ärgſten gewüthet haben, und auch die andern Fürſten mit dem Kern der Ritterſchaft gefangen worden ſeyn." —

„Die bayriſche Schlachtlinie dürfte etwa ſo geweſen ſeyn, daß der linke Flügel bei Erharting der Schlacht- und Gewalthaufen auf der Fachwieſe bei Mettenheim, der rechte Flügel gegen Elding hin ſich ausbreitete. Dieſe ſichelförmige Haltung ließ Ampfing rückwärts und ſetzte die Oeſterreicher in den Vortheil, Schweppermann konnte den zwiſchen dem Inn und dem Iſen ſtehenden Flügel leicht ändern, weil der Wald und die Dörfer Neufahrn und Ampfing ſeine Bewegungen verbargen. Er maz mit dem einen Flügel auf das linke Ufer der Iſen, auf die dortigen Anhöhen zurückgegangen ſeyn, wo er den Vortheil des allerwärts durchſchnittenen Terrain's für ſich hatte, und ſich mit Wenigen gar leicht gegen Viele vertheidigen, auch ſich von Landshut über Oberbergkirchen und die von Freiſing über Velden nach Buchbach heranrückenden Haufen an ſich ziehen konnte, in jedem Fall aber doch den Rückzug frei hatte nach Erding und Freiſing, nach Mosburg und Landshut. — Der Hinterhalt unter dem Burggrafen von Nürnberg ſteckte in den Waldungen, an der eben damals ohnehin ohnſchwer zu durchreitenden ja zu durchwatenden Iſen, und brach in den Rücken der, durch ihre erſten glücklichen Erfolge ſiegtrunkenen und getrennt und aufgelöst allzuweit vorgedrungenen Oeſterreicher."

---

*) Wahrſcheinlich durch Buchſtabenfehler, ſtatt: „der zu Ampfing und Gammelſtorf im Streit thät das Beſt." (Wie in Freiherr v. Hormayr's Archiv September 1829 115 u. 116. der Domherr Popp erklärt.)

(Siehe des Freiherrn v. Hormayr. Archiv v. [illegible]. 43 u. 44.)

20.

Der Karthäuſer-Prior zu Mauerbach, Gottfried, theilte das Nachtmahl des Herrn zwiſchen den Verſöhnten.

21.

»Es fleht ſein Sohn um Hülfe, zu Brandenburg bedrängt.«

Das Lehn der Mark Brandenburg war durch den Tod Waldemars von Askanien 1319 heimgefallen. König Ludwig verlieh es, um ſeine Hausmacht zu verſtärken und durch deren Anſehen die widerſpenſtigen Gemüther enger im Zaum zu halten, ſeinem erſtgebornen Sohne Ludwig, der daher auch den Beinamen des Brandenburgers erhielt. Jetzt zur ſelben Zeit, als die Verſöhnung der Gegenkönige geſchah, bedrängten die heidniſchen Litthauer die Mark gewaltig, verbrannten Münſter und Städte, mordeten weit umher. Als hierauf König Ludwig das Reich in Eintracht mit Friedrich von Oeſterreich beherrſchte, wollte er ſelbſt, nachdem er Friedrich Bayerns Huth und Pflege anvertraut hatte, ſeinem Sohne zu Hülſe eilen; doch war Brandenburg indeſſen bereits gerettet, die heidniſchen Letten, vom Widerſtand der Verzweiflung zurückgetrieben, waren gewichen.

22.

»Du aber ſollſt jetzt ſitzen bei mir auf Teutſchlands Thron.«

Durch einen Vertrag wurde der Bund beſiegelt, ſelbſt die Namenszüge der beiden Freunde ſollten in den königlichen Siegeln verſchlungen ſeyn.

„Und in unſre, Chunig Ludwigs inſiegel ſoll Chuniges Friedrichs Name vorſtehn. Als an in unſerm Chunig Friedrichs Inſiegel ſoll Chunig Ludwigs Nahme vorſtehn.“

(Urkunde gegeben zu München 5. Sept. 1325.)

23.

»Und zu dem König ſchreitet Ulrich, der Abt hervor,
»Die Inful auf dem Haupte, den Stab in ſeiner Hand,
»Den ſtreckt er vor die Pforte — — —«

Dieſen frommen Widerſtand des ſtrenggläubigen Abtes von Stamms erzählt die Geſchichte bei anderer Gelegenheit, nämlich der Vermählung von Ludwig's Sohn, Ludwig dem Brandenburger mit Frau Margrethe Maultaſch, der Erbin von Tyrol, der geſchiedenen Gemahlin des böhmiſchen Königsſohns Johana; wo der Abt ängſtlich dem Kaiſer als einem vom Bann beſchwerten den Eingang wehrte, da zugleich das neu vermählte Paar im ſchlimmen Leumund allzunaher Verwandtſchaft ſtand.

24.

»Es war Johann von Kempten, der Fromme zubenannt.«

Geboren zwiſchen 1285 — 1288, geſtorben 1350, er ſtand im allgemeinen Ruf hoher Frömmigkeit des Wandels und begeiſterter Vorahnung der Zukunft.

(Siehe des Freiherrn v. Hormayr hiſtoriſches Taſchenbuch auf 1829; eine ſowie deſſen andere hiſtoriſche Werke überreiche Fundgrube teutſcher Poeſie.)

25.

»Zu Frankfurt wird's geſcheh'n.«

Prophetiſch gedeutet auf das ſpäter erfolgte Frankfurter Reichsdekret vom 8. Auguſt 1338, das die Wahlfreiheit der teutſchen Krone von Rom's Anmaßungen für immer feſtſetzte, eine wahre Volljährigkeitserklärung des teutſchen Volks und Sinns von Jahrhundertalter fremder Vormundſchaft! Darum begann erſt ſeit den Tagen Ludwig des Bayern, der ſelbſt, ſeinem Volke ein leuchtendes Beiſpiel den großen Kampf der Geiſtesfreiheit anregte und bis an ſein Lebensende, durch keinen Kirchenbann gebeugt, unerſchüttert fortführte, der zuerſt die Städte aus früherem Dunkel und Elend hob, und dadurch alle Stände des Volkes im ſchönen Ebenmaß vereinte, — das teutſche Volksthum ſich kräftig zu regen, ſich ſelbſt zu kennen, ſelbſt zu achten. Denn im Werth ſeines Hauptes, des Königs fühlte es ſeinen eigenen, und bei der Achtung, die in ihm des Königs moraliſche Hoheit und Geiſteskraft erweckte, lernte es klarer ſeine eigene Kraft erkennen, das Bewußtſeyn dieſer Kraft aber trieb zur That und zur Vollendung. — Ein Volk ohne Selbſtgefühl iſt eine todte Maſſe, wie ein Volk ohne Vertrau'n eine ſterbende.

26.

»Darauf nach zwanzig Tagen trug er in Kaiſerpracht
»Des Karol Magnus Krone durch eigne Kraft und Macht.«

Im Petersdom empfing Ludwig der Bayer die Kaiſerkrone durch die Hand Sciara Colonna's, geſegnet von den Biſchöfen zu Aleria und Caſtello, mit ihm zugleich ſeine zweite Gemahlin Margaretha; ſein Sohn Ludwig, den ihm Margaretha wenige Tage darauf gebar, hieß der Römer. — Das Volk zu Rom nannte ihn jubelnd Senator und Patricius.

27.

»Zehn Jahre d'rauf verrannen, da ſprach das teutſche Land
Sich frei auf ew'ge Zeiten von Rom's uraltem Band.« —

Nämlich durch das in der 25ſten Anmerkung bezeichnete Frankfurter Reichsdekret von 1338, nachdem die Krönung im Jahre 1328 erfolgt war.

„Auf offnem Reichstage trat Ludwig im vollen Kaiſerſchmucke vor die Verſammlung der Teutſchen, ſprach bewegten Herzens, doch mit Nachdruck und Würde, was er gethan die Kirche auszuſöhnen, und die vom Fluch getroffenen Völker von der bangen Unruhe des Gewiſſens zu erlöſen.“

„Die Verſammlung, einträchtig in edler Begeiſterung, erklärte: es habe der Kaiſer genug gethan, von nun des Pabſtes Bannſtrahl keine Kraft mehr. Und zu Renſe ſchworen die Herren feierlichen ewigen Verein, des heiligen Reiches Recht zu ſchirmen. — Wen der Churfürſten Mehrzahl erkor, der ſey König oder Kaiſer, und anderer Beſtättigung nicht bedürftig, denn von Gott allein ſtamme kaiſerliche Hoheit und Gewalt.“

(Aus Zſchokke's bayriſchen Geſchichten. 3 Buch. 1. Abſchn. 18.)

28.

»— — Nur Maynz und Böhmen's Herr,
»Und Sachſen; von den Wählern des Reichs ſonſt keiner mehr.«

Churfürſt zu Maynz war um dieſe Zeit Graf Gerlach von Naſſau, der vom Pabſt Clemens VI. ſtatt des von ihm entſetzten Heinrichs von Virneburg, (des Nachfolger des Mathias v. Buchek und Peter Aichſpalter,) das Erzbisthum Maynz erhalten hatte. — Von Böhmen ſaß bei dieſer heimlichen Verſammlung der früher König Ludwig zugethane König Johann, jetzt ſein Feind, ein Mann, eben ſo wechſelvoll gegen ſeine Freunde, wie das Glück gegen ihn; des hier erwählten After- und Gegen-Königs Karl (damals Markgrafen von Mähren) Vater; — von Sachſen Rudolf, — von Cöln Walram, — von Trier Balduin; alle neidiſch auf der Wittelsbacher Haus.

Die Wahl zu Renſe geſchah am 10. July 1346. Alle andern darunter, beſonders die weltlichen Stände des Reiches blieben König Ludwig treu.

29.

— — — »Ein Wittelsbach, (wie fein!)
»Vermählt an Frau Margrethe, beherrſcht das Land Tyrol.«

Ludwig der Brandenburger nämlich, Ludwig des Bayern Sohn, ward im Jahre 1312 Gemahl der Erbin von Tyrol, Frau Margrethe Maultaſch, deren frühere Ehe mit Herrn Hanns, König Johanns von Böhmen

Sohn, getrennt ward. Letzteres war kein unwichtiger Beweggrund des Haſſes König Johanns gegen die Wittelsbacher, deren ſteigende Hausmacht er mit neidiſchem Blicke betrachtete. Auf dem Schloße Tyrol ward jene Hochzeit vollzogen.

— —

30.

»— Die Mark der Brandenburger — — — —
— — — — — — — — —
Beherrſcht ein Wittelsbacher — —«

Siehe die 21ſte Anmerkung zu: Kaiſer Ludwig des Bayers Leben und Wirken.

31.

— — — »Durch des Kaiſers Frau
»Erblüht dem Stamm die Erbſchaft von Holland und Hennegau.«

Des Kaiſers zweite Gemahlin, Margarethe, des Grafen Wilhelm von Holland, Friesland, Seeland und Hennegau Schweſter, der im Jahre 1345 ſtarb, war Erbin dieſer weiten Länder.

„Ihr und ihren Kindern verlieh der Gemahl das uralte Reichsleh'n. Dann begab ſie ſich ſelbſt dahin, Huldigung anzunehmen; Ihrem Sohne Wilhelm aber übertrug ſie das Erbe zu verwalten."

32.

»Der Luxemburger, Herr Karl« —

Des Böhmerkönigs Johann Sohn, der Markgraf von Mähren, (Siehe 28. Anmerkung.)

33.

— — »Um ihn die blüh'nden Söhne« — —

Kaiſer Ludwig hatte 6 Söhne; Ludwig den Brandenburger — Stephan genannt mit der Haft, — Ludwig, den Römer — Wilhelm — Albrecht und Otto.

34.

Die fromme Sage, daß der Kloſterbruder von Stamms, Johann von Kempten, im Ruf der Weiſſagung und heiligen Lebenswandels, des Kaiſers Tod während des Gottesdienſtes in Verzückung geſchaut habe, — bewahrt des Freiherrn von Hormayr hiſtoriſches Taſchenbuch auf 1820 unter der Rubrik: Sagen, Zeichen, Legenden und Wunder,

V.

Zu den Geſängen aus den Zeiten der Theilungen Bayerns.

---

*

»Bis daß die vier Geſchlechter das Bayerland getheilt.«

Die Theilung und Zerſplitterung Bayerns hatte ihren Urſprung nach König Ludwigs Tode im Jahre 1349 zu Landsberg.

Später erhielt Ludwig der Brandenburger München, Stephan mit der Haft Landshut, Albrecht und Wilhelm Straubing; — auch die Rhein- und Oberpfalz hatte ſich bereits vom Wittelsbachiſchen Geſammtbeſitz getrennt. Bei einer weitern Theilung errichtete Herzog Stephan der Knäufel (Sohn Stephan's mit der Haft) ſeinen Hofhalt zu Ingolſtadt (1392). So beſtanden vier bayeriſche Herzogthümer.

1.

»Herzog Stephan der Knäufel zubenannt.«

Der Sohn Herzog Stephans mit der Haft, und alſo der Enkel des Kaiſers Ludwig des Bayern, ein ritterlicher Herr von kleiner, zierlicher Geſtalt, die er zu putzen liebte, darum hieß er der Knäufel von der einem netten Knauf nicht unähnlichen Leibesform.

2.

»Vieledler von Carran!«

Franz von Carrano, Fürſt zu Padua war durch Galeazzo Visconti, von Mayland, aus ſeinem Herrſchergebiet vertrieben worden. Nach Bayern hatte ſich der Verdrängte um Hülfe und Rache gewendet. Herzog Stephan der Knäufel befreite im Bunde mit Florenz Carrano's Gebiet von Galeazzo's Kriegshaufen und führte ihn ſelber zu Padua wieder ein.

3.

»Im Schooße jedes Bürgers kann ich dort furchtlos ſchlafen.«

Es wird geſagt, Herzog Stephan habe ſich dieſes Spruches ſchon früher am Hof ſeines Schwäbers Bernabo Visconti (der von Galeazzo-Visconti, ſeinem Neffen ermordet ward) bedient.

4.

»Ich kenn' dich ſtiller Glaube. —«

Bezüglich auf den Glauben des Volkes, daß eine Lilienblüthe, auf eines Mädchens Stirn oder Buſen vom Stengel fallend, deſſen frühen Tod bedeute.

5.

»Und als Frau Agnes begraben lag.«

Sie wurde auf dem Peterskirchhof der Altſtadt zu Straubing beigeſetzt, von wo ſie Albrecht ſpäter in den Kreuzgang der Carmeliter daſelbſt überſetzen ließ, den ſie ſich bei Lebzeiten ſchon — in Ahnung ihres frühen Todes als letzte Ruheſtätte beſtimmt hatte.

6.

»Uns iſt der Fürſt geſtorben — — — —
— — — — — es war ein hoher Herr.«

Dieſer verſtorbene Böhmerkönig war Albrecht der Habsburger, als teutſcher Kaiſer ſeines Namens der zweite, der Vater des erſt nach ſeinem Hinſcheiden gebornen, frühzeitig in den Erblanden bedrängten und geſtorbenen Ladislaw (Posthumus).

7.

»Als deines Vaters Schweſter ſaß auf Herrn Wenzels Thron.«

Sophia, Schweſter Herzog Ernſts von München, war an König Wenzel von Böhmen (zubenannt den Faulen) vermählt. Herzog Albrecht der Fromme hatte an ihrem Hofe geraume Zeit gelebt.*)

8.

»Herr Ludwig iſt's von Landshut, den man den Reichen nennt,
Der gegen den Brandenburger Achill im Kampf entbrennt.«

Der Krieg des, im Kampf eben ſo kräftigen als dem Frieden gewogenen Herzogs Ludwig von Landshut, der von den vielen ſparſam und haushälteriſch erworbenen Schätzen der Reiche hieß, hatte ſeinen Urſprung in deſſen nicht vergeblichem Bemühen, die Reichsſtadt Donauwörd wieder mit Bayern zu vereinigen, wozu ſie ſeit uralter Zeit gehörte, und wovon ſie durch König Siegmund getrennt und zum Reiche geſchlagen worden war. Herzog Ludwig gewann die Stadt im Jahre 1458. Fruchtlos war der Verſuch zu Nürnberg, den Streit und Zwieſpalt, der ſich darüber mit König und dem Reich begab, auszugleichen. Die Acht erging über den Herzog, und der Markgraf von Mark Brandenburg, (welche König Siegmund 1417 an Friedrich, Burggrafen von Nürnberg verliehen hatte) Albrecht, genannt der Achilles, früher des reichen Herzogs Ludwig's Spielgeſell zu Burghauſen, rüſtete jetzt die Acht zu vollzieh'n. Die Städte lagen in Gährung, die Theilung des Landes Bayern in geſonderte Herzogthümer half guten Theils die Streitkräfte vermindern.

Aber Herzog Ludwig der Reiche wagte unerſchrocken gegen Albrecht Achilles und die ganze Macht des Reiches den Kampf.

9.

»Erſtürmt, geſprengt, erobert, lag rings die Wagenburg,
Viel Panner daneben im Staube.« — —

Zuerſt floh von Seite der Feinde Ludwigs der junge Graf von Würtemberg mit dem Panner von Tübingen, dann wandte ſich auch der Markgraf, die Schweizer hielten noch Stand. Bald war in des Kaiſers Heer die Flucht allgemein. Die Bayern und Böhmen verfolgten die Fliehenden nicht, ſondern plünderten nur die feindliche Wagenburg. Erobert wurde das Reichspanier mit dem einköpfigen ſchwarzen Adler und den Wappen aller dem Kaiſer behülflichen und dem Oeſterreichiſchen Wappen in der Bruſt, dann des Markgrafen Panier mit dem rothen Adler, der des Burggrafen von Nürnberg Wappen in der Bruſt trug, des Reichsmarſchalls Wappen mit den zwei blutigen Schwertern, des Grafen von Würtemberg Fahnen mit den drei Hirſchhörnern und zwei Fiſchen u. ſ. w.

---

*) Aus Verſehen blieb im Text die Hinweiſung auf dieſe Anmerkung aus.

Bei Giengen ertranken viele in der Prenz. Paniſcher Schrecken der Fliehenden. Nach Giengen in wilder Eile zurückgezogen verriegelten ſie die Thore, der Markgraf aber entfloh zum andern Thore hinaus auf ein Schloß Albeck.

S. Fugger's Ehrenſpiegel des Erzhauſes Oeſterreich.

10.

»— Maria! ſteh uns bei!« —

»So donnerte tauſendſtimmig der Bayern Feldgeſchrei!«

Eigentlich war „Heilige Maria!“ die Loſung, — und das Feldgeſchrei: „Bayerland!“ — geweſen.

(Fugger.)

11.

»Und als der Sieg errungen.« —

Der Sieg hatte den Frieden zur Folge, der zu Prag zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzog unter des Böhmerkönigs Podiebrad Vermittlung 1463 geſchloſſen ward. Donauwörd erhielt der Herzog zwar nicht, aber das Volk feierte den herzoglichen Sieger im freudigen höhern Bewußtſeyn eigner Kraft, und der frohen Ahnung, was Wittelsbach vereint vermöge, wenn ein Zweig des Geſchlechtes ſo Gewaltiges vermocht hatte.

12.

»In ihrer Mitte rieſig ragt Herr Bernard von Stauff.«

Herr Bernard von Stauff zu Ehrenfels, damahls des Herzogs Vicedom zu Straubing war das Haupt der unzufriedenen Ritter, die mit ſcheelem Blick von Tag zu Tag das aufblühende Volksthum und des Herzog Albrecht des

Weiſen größere Gewalt ſahen, die er ſich durch beharrliche Weisheit zum Beſten Bayerns errungen, bei Vermind'rung ihres einſeitigen Anſehens. Am 14. July 1489 ſchloſſen ſie daher den Bund zu Cham, genannt den Löwlerbund, deſſen Zeichen war ein ſilbernes Löwenbild, an einer Halskette von kleineren aneinander gefügten Löwen hangend, oder an Hut und Mütze geſteckt: An der Kette ſelber hing noch eine ſilberne Lilie, die Unſchuld und Gerechtigkeit des Vereins zu deuten. Viele Fürſten ſogar traten dem Bunde bei, entweder aus Rache vermeintlich zugefügter Beleidigung, oder in altem Haß gegen den Herzog, (wie der Pfalzgraf Otto von Neumarkt) oder weil ſie im blinden Wahn des Augenblicks Albrechts weiſes Streben mißkannten, das dahin ging, die Einheit des Herzogſtamms und des bayriſchen Volkes wiederherzuſtellen, (wie Chriſtoph und Wolfgang, ſeine eigenen Brüder thaten, ihm mißgünſtig, weil er nicht ihr Verlangen nach Herrſchaft der Einzelnen und weiterer Theilung gewährte).

Kaiſer Friedrich III. ſelbſt (in altem Haß gegen Herzog Albrecht, den Weiſen) beſtätigte den Bund am 5. November 1491.

13.

»O Löwler! heute leuchtet traun! euer böſer Stern!«

Seit Albrecht am 21. Dezember 1491 aus München in den Kampf gegen die Löwler gezogen war, fielen die zwei Burgen des Hieronymus von Stauff, Köfering und Triftfing; das Schloß Flügelsberg, den beiden Parsbergern gehörig, der Flecken Beratshauſen der Stauffer. Ehrenfels ſelbſt, die Burg Herrn Bernard's von Stauff fiel am 22. Jänner 1492.

14.

»— — — die Löwler ſind geweſen.«

Der Krieg währte nach dem Fall von Ehrenfels wohl noch geraume Weile, bis der römiſche König Maximilian, bei Kaufring Verſöhnung ſtiftete, der Bund ſich 1495 ganz auflöste, und des Herzogs Albrecht Brüder, des Beſſern und der hohen Abſicht Albrechts belehrt, mit alter Lieb' und Treue ſich ihm wieder anſchloſſen. Herzog Chriſtoph ſtarb auf der Heimkehr vom gelobten Lande, in das er gepilgert war, auf Rhodis, Wolfgang entſagte in der Folge ſeinen Anſprüchen gänzlich, und führte ſpäter nach dem Tode des ruhmreichen Albrecht die Vormundſchaft über deſſen Söhne.

15.

»Da alle Zweig' erloſchen vom Wittelsbacherſtamm
Bis auf das Haus von München — — —«

Der Herzogsthron zu Straubing war nemlich bereits mit dem Ableben des kinderloſen Herzogs Johann (6. Jänner 1425) eingegangen; das Haus zu Ingolſtadt mit dem Tode Ludwig des Höckerichten (7. April 1415) und ſeines Vaters Ludwig's mit dem Bart (1. Mai 1447) erloſchen. Zu Landshut hatte Herzog Georg der Reiche ohne männliche Erben ſterbend (1. December 1503) das Erbe ſeines Landes, dem alten Hausvertrage zu Pavia zuwider dem Gemahl ſeiner Tochter Eliſabeth, Ruprecht von der Pfalz hinterlaſſen; worüber blutige Fehde entſtand. Als aber das junge Ehepaar mit Hinterlaſſung dreier Söhne 1504 geſtorben war, erhielten dieſe endlich zur Beendigung des Kriegs den Landſtrich an der Donau und im Nordgau, der an Neuburg und Sulzbach gränzt, geheißen die junge Pfalz. Mit Ausſchluß dieſer, einiger Abtretungen in Tirol an Kaiſer Maximilian und andrer in der Rheinpfalz war das übrige Erbe an Albrecht heimgefallen und alſo jetzt ganz Bayern wieder vereinigt in einem Herzogshaus zu München. Es geſchah dieß am 9. Hornung 1505. Im folgenden Jahre erſt entſagte Wolfgang auf alle Anſprüche. In derſelben Urkunde, durch die Albrecht Alleinherrſcher ward, wurde auch für ewige Zeiten die Erbfolge nach dem Rechte der Erſtgeburt feſtgeſetzt, (am 8. July 1506) Herzog Albrecht, der Weiſe ſtarb am 18. März 1508.

VI.

Zu dem: Sturm des Godesberges durch Herzog Ferdinand von Bayern.

1.

»Wo ſich mit ſteilem Abhang der Godesberg erhöht,«

Der Godesberg war ein feſtes Schloß, dem Kurfürſten und Erzbiſchof Gebhard von Köln gehörig, einem Grafen Truchſeß von Waldburg, der um die ſchöne Gräfin Agnes von Mannsfeld, Canonißin des Stiftes Girresheim zu ehelichen, im Jahr 1582 am 18. Dezember vom Katholizismus zur neuen Lehre übertrat, und deßwegen ſowohl mit ſeinem Domkapitel als dem Kaiſer Rudolph II. und dem Pabſte Gregor XIII. in Streit lag. Letzterer erklärte ihn als Ketzer und Excommunizirten, der des Erzbisthums Köln verluſtig ſey. Das Kapitel ſchritt hierauf zur neuen Wahl; die im Jahr 1583 am 23. May auf den Prinzen Ernſt von Bayern, früher Biſchof von Lüttich, fiel, den Sohn Albrechts V. (der Hochherzige zubenannt) den Bruder des kriegeriſchen Ferdinand, der die ſchöne Maria Petenbekinn geeblickt hatte, den Oheim jenes eifrigen Glaubenshelden im dreißigjährigen Kriege, Maximilian des Erſten. Gebhard jedoch wollte von ſeinem Erzſtift nicht weichen, als vor offner Gewalt, darum kam es zum Kriege, den Ernſt von Bayern mit Hülfe ſeines kräftigen Bruders Ferdinands begann. Darum ſtand dieſer jetzt vor der Veſte Godesberg.

(Michaël ab Isselt de bello Coloniensi libri quatuor. Schmid's Geſchichte der Teutſchen. — 8. Thl. K. Mannert's Geſchichte von Bayern. 2. Bd.)

2.

— — — »jetzt auf der andern Seit'
»Erdröhnt furchtbarer Donner, und Fels an Fels fliegt weit
Vom wilden Feu'r geſchleudert« — — —

Dieſe Wirkung brachte den wahren zeitgenöſſiſchen Berichten nach Herzog Ferdinands Minenkunſt hervor, durch welche die eine Seite des Berges geſprengt ward.

VII.

Zu: Kurfürſt Maximilian der Erſte.

1.

»Herzog Max von Bayern und Oeſtreichs Ferdinand.«

Herzog Maxmilian der Erſte war der Sohn des frommen Herzogs Wilhelm V., der die Jeſuitenkirche zu München in reicher Pracht gebaut hat, und 1626 geſtorben iſt. Ferdinand, der Habsburger, von des Hauſes Steyriſcher Linie, ward in der Folge nach dem Ausſterben des öſterreichiſchen Hauſes in den Brüdern und römiſchen Kaiſern Rudolf II. und Mathias, Herr der geſammten Habsburgiſchen Erblande in Ungarn, Böhmen, Oeſterreich, Steyer, Kärnthen ꝛc. und römiſch-teutſcher Kaiſer. Auf der Hochſchule der Jeſuiten zu Ingolſtadt waren beide vereint in denſelben Anſichten und Grundſätzen herangewachſen. Dieſe Jugendfreundſchaft haben ſie durchs ganze Leben treu feſtgehalten, ſie ſtimmte mit den höchſten und heiligſten Intereſſen der beiden Männer überein; nämlich den Glauben rein zu erhalten. Maxmilian überlebte ſeinen Freund und hat jenen Rieſenkampf der Partheiung, jene ſturmvolle Gährung der Welt, bewirkt durch Glaubenseifer, Wahn, gleißneriſch verhülltem Eigennutz, — den dreißigjährigen Krieg mit jener unerſchütterlichen, durch kein Unglück gebrochenen Standhaftigkeit bis an's Ende durchgeführt, die die Bewunderung jedes Nachkommen verdient.

2.

»Man ſah vom Thron geſtoßen den König Ferdinand.« —

Es iſt dieß derſelbe Ferdinand, von dem eben die Rede war, der bereits im Jahre 1617 am 29. Juni noch bei Lebzeiten des Mathias als

König von Böhmen beſignirt ward. Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz aber gingen auf allgemeiner Verſammlung zu Prag am 25. Juli 1619 (nach Mathias Tode) damit um, ihm Böhmens Krone zu nehmen. Während dieſer Zeit war Ferdinand, der Zweite ſeines Namens, zu Frankfurt zum Kaiſer gewählt, und ebendaſelbſt als ſolcher gekrönt worden. Aber im ſelben Monat (Auguſt 1619) erklärten die böhmiſchen Stände ihn ihrer Krone verluſtig, dieſe mithin wahlfrei, und vollzogen am 26. Auguſt beinahe einſtimmig die neue Wahl Friedrichs V. von der Pfalz, der am 25. Oktober zu Prag gekrönt wird.

3.

»— — Seine Gattin, die Männin Eliſabeth
Des Brittenkönigs Tochter — — — — —«

König Jakob von England war ihr Vater.

4.

»Der Todten ſieht man viele den weiten Herweg entlang.«

Herzog Maximilian von Bayern ward von Kaiſer Ferdinand durch erneuerte Bitten, mehr noch ſeine eigene Begeiſterung entflammt, ſich an die Spitze des wieder erneuerten heiligen Bundes zu ſtellen. Denn es war Gefahr da, wenn der neuglaubige, Calvins Lehre anhängende Fürſt von der Pfalz Böhmen als ſein Königreich behauptete, auch dieſes Land und mit ihm alle Erblande des Kaiſers von dem alten wahren Glauben abtrünnig zu ſeh'n. Deßhalb wurde der heilige Bund, die Vereinigung aller katholiſch Geſinnten auf ſechs Jahre am Rhein wieder errichtet. Maximilian zog mit ſeinen trefflichen Hauptleuten, dem Grafen von Tilly, Alexander von Haslang, Bouquoi und Wilhelm Verdugo nach Böhmen. Bei Pilſen und Rakonitz gab es blutige Gefechte. Die Ruhr wüthete mörderiſch im Heer. Endlich war Prag erreicht, vor demſelben der Kaiſerlichen Lager aufgeſchlagen lag. Schneegeſtöber und Froſt, Hunger und Krankheiten hauſ'ten unheimlich unter Maximilians Truppen.

5.

»Der Bouquoi verwundet« — —

Bouquoi hatte ſchon bei Rakoniz eine bedeutende Schenkelwunde durch einen Schuß erhalten.

6.

»Maria! heil'ge Jungfrau!« das iſt das Feldgeſchrei!« —

„Des Herzogs Hauptbanner, mit dem Bilde der ewigen Jungfrau, wehte über dem Heer. Zwölf ehrne Feuerſchlünde nach den zwölf Boten genannt, riefen donnernd zum Aufbruch.“

„Die Verbündeten, an Zahl den Böhmen weit überlegen, falteten ihre Schlachtordnung im Viereck auseinander; zwiſchen die Haufen des Fußvolks Reiterei eingelegt; Bouquoi's Kaiſerliche auf dem rechten Flügel; die Gewalt des heiligen Bundes auf dem Linken unter Tilly's Befehl. Drei Schaaren Fußvolks, eben ſo viel Reiterei, ſtanden im Nachzug, den Vordern zur Stütze.“

„Um Mittagszeit erhob ſich allgemeiner Angriff; halbſtündiges Feuer auf der weiten Kampflinie. Jählings brach aber von böhmiſcher Seite der Fürſt von Anhalt mit ungariſchen Reitern hervor, warf in Wetterſchnelle einige Geſchwader des verbündeten Heeres, nahm den Anführer Breuner gefangen, und ſchreckte mit Siegesgeſchrei den ganzen linken Flügel. Wilhelm Verdugo's Wallonen hielten mauerfeſt, bis Oberſt Kratz, Graf von Schorfenſtein, der tapfere Rheinländer, auf Tilly's Gebot mit fünf bayeriſchen Geſchwadern nach einem halbſtündigen Gefecht das Gleichgewicht des Treffens herſtellte. Die Ungarn wichen dem Stoß. Umſonſt wehrte Fürſt Chriſtian, der heldenmüthige Jüngling von Anhalt, ihrer Flucht. Er ſtürzte blutend vom Roß in der Wallonen Hände. Inzwiſchen hatte Karl Spinello ſich einer böhmiſchen Schanze bemeiſtert, und die zwei Stücke derſelben auf die nächſten Haufen der Feinde gerichtet. Das brachte Tod und Verwirrung in ihre Glieder. Er drang hindurch; entriß den Böhmen den gefangenen Breuner wieder und drei verlorne Fahnen. Da wurden von allen Seiten die Höhen erſtiegen; die Schanzen erſtürmt. Noch ſtanden die Königiſchen. Aber die Thurniſche Schaar, unter ihnen die älteſte, auf welche die übrigen alle ſahen, wandte, von unbegreiflichem Schrecken befallen, plötzlich den Rücken, da ſie vom Feinde nur noch dreihundert Schritte war. Ihrer Flucht entſetzten ſich die Uebrigen. In verworrenem Getümmel zerlöſeten ſich plötzlich die böhmiſchen Schlachthaufen, fliehend, die Waffen weggeworfen. Die Reiterei zerſtob entſchwadert. Nur wenige wurden gefangen; aber bei viertauſend ihrer Todten bedeckten das Wahlfeld. Die Schlacht hatte kaum drei Stunden Dauer gehabt. Zehn Stück groben Geſchoßes und gegen hundert Fahnen waren des Sieges Ehrenzeichen.“

(Aus Zſchokke's bayr. Geſch. 5. Buch. 2. Abſch. b. — Siehe auch über die Schlacht K. Mannert's Geſch. von Bayern. 2. Bd. S. 147 u. ſ. w.)

7.

»Der König mit der Gattin ſchnell in die Fremde flieht.«

Zuerſt nach Breslau, dann nach Berlin, endlich i. J. 1621 nach Holland.

8.

»Erging ob Friedrichs Haupte des Reiches ſtrenge Acht.«

Die Achtserklärung ergieng zu Wien am $^{12}/_{22}$ Jänner 1621 ſowohl über Friedrich von der Pfalz als über ſeine Bundesgenoſſen, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, und Georg Friedrich Grafen von Hohenlohe; mit der Vollziehung derſelben in der Oberpfalz ward Herzog Max von Bayern, in der Unterpfalz der General Spinola beauftragt. Dadurch wurde die Oberpfalz wieder bayeriſch.

9.

»Denn — Kurfürſt hieß von Bayern jetzt Maximilian.«

Kaiſer Ferdinand, die Anſtrengungen Herzog Maximilians um ſo reicher zu belohnen, je uneigennütziger ſie unternommen waren, verſammelte gegen Ende des Jahres 1622 einen Kur- und Fürſtentag zu Regensburg, und zwar katholiſcher Seite Herzog Max von Bayern, den Pfalzgrafen von Neuburg, den Erzbiſchof von Salzburg und den Biſchof von Bamberg, die Kurfürſten von Maynz und Köln; — proteſtantiſcher Seite den Landgrafen Ludwig von Heſſendarmſtadt, und die Geſandten der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg. Auf den kaiſerlichen Vortrag:

„er habe aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälziſche Kurwürde „dem Herzog Maximilian von Bayern, der bei dieſer Rebellion des Reiches Wohlfahrt und Rettung anderer gehorſamer Stände mehr denn ſeines eigenen Hauſes von ſeinem Vetter unbillig geſuchte Erhöhung vor „Augen gehabt — — — — aus kaiſerlicher Dankbarkeit aufgetragen, bis „auf die feierliche Inveſtitur, die er auf dieſem Konvente vollziehen zu „laſſen entſchloſſen ſey“ — erfolgte durch Stimmenmehrheit am $^{13}/_{23}$. Hornung der Beſchluß des Reichs, daß dem Herzog Maximilian von Bayern („mit Vorbehalt des Ausſchlages von Güte oder Recht nach ſeinem Tode“) die Kurwürde verliehen ſey. Auch Sachſen und Kurbrandenburg, die früher ihre Einwilligung zu dieſem Schluß verweigert hatten, ſagten dieſe 1624 und 1626 zu.

10.

»Du ſchwediſch Königlein!«

Guſtaph Adolph, König von Schweden, war am 24. Juni 1630 auf der Inſel Rüden gelandet, in begeiſtertem Muth ſich als Schirmvogt der bedrängten neuen Lehre aufwerfend, ächt fromm ohne Gleißnerei, ſtreng im Kriegsdienſt, ſiegreich in jeder Schlacht. Als er bei Leipzig den ergrauten Kriegsmann Tilly geſchlagen (17. Sept. 1631) flog er an die Rheinlande, und von dort wieder eilig zu ſeinem in Franken geſchlagenen Feldherrn Horn. Aus der Rheinpfalz brach er auf; von Donauwörth her drang er bis an den Lech. Dort hielt bereits Tilly's Armee zwiſchen dem Lech und der Aicha, dem kleinen Nebenfluß der Donau von dem Ort Rain bis Thierhaupten.

11.

»Magdeburg.«

Die Zerſtörung dieſer uralt herrlichen Städte durch Tilly's Heer (10. Mai 1630) von ihm nicht gehindert oder befohlen, blieb der einzige Flecken in des großen Feldherrn Leben. Nach dieſem hat er keine Zuverſicht auf den Sieg mehr gehabt, und bei Leipzig auf dem Breitenfeld die ungeheure Schlacht verloren.

12.

»Wer weiß, ob der Leu vergißt!«

Des Herzogs von Wallenſteins Gemüth, ohne Maß nach dem höchſten Stand im Menſchenleben gelüſtend, konnte nie den Reichstag zu Regensburg vergeſſen (vom 10. Juni bis 13. Dezemb. 1630) auf welchem er nach allgemeiner Klage und Beſchwerde des geſammten Reiches abgedankt ward und den Oberbefehl des Krieges Kurfürſt **Maximilian** von Bayern erhielt.

13.

»Wie zu vollziehn der Friede, räth man dort manchen Plan.«

Der eigentliche Friedensſchluß war nämlich bekanntlich ſchon bereits zu Osnabrück und Münſter 1648 vollzogen worden, daher er auch der Weſtphäliſche hieß. Jetzt handelte es ſich, nachdem das Geſchäft zu Osnabrück 1649 geendet hatte, um die Ausführung der darin enthaltenen Beſtimmungen.*)

14.

»Ich habe bald zu ſterben.«

Kurfürſt Maximilian war damals 76jähriger Greis. Er ſtarb 2 Jahre darauf, 1651 am 27. September.

---

*) Aus Verſehen ſteht im Text zu Anfang dieſes Geſanges die Jahreszahl 1649 ſtatt 1650.

VIII.

Zu: Der Türkenheld Max Emanuel.

1.

»So blickt ihr hier hinunter auf Oeſtreich's blut'ge Flur.«

Am 14. Juli 1683 war Wien gänzlich von den Türken unter ihrem übermüthigen Haupte, dem Großweſſir, Kara Muſtapha, eingeſchloſſen. Eine Saat von Gezelten war um die Stadt erwachſen; — Gräul und Verwüſtung überall! —

2.

»Doch heut beugt ſich der Halbmond.«

Am 12. September geſchah dieſe ungeheure Schlacht des Entſatzes.

3.

»Der Tag wird Byzanz rächen.«

Byzanz (Konſtantinopel) war am 12. May 1453 durch die Hand der Türken unter ihrem Sultan Mahmud II. gefallen, und damit dem griechiſchen Kaiſerthum ein Ende gemacht.

4.

»Wiens Vertheid'ger.« —

Dieſe waren Ernſt Rüdiger Graf von Stahremberg mit dem edlen Biſchof Kollonitz, Schwarzenberg; ſammt den heldenmüthigen Bürgern. Die Noth war bereits ſo ſtark, daß am vorhergehenden Tage „mit einbrechender „Nacht ein Reiter über die Donau geſchwommen kám mit folgendem lakoniſchem Zettel Stahrembergs an den Herzog: „„Keine Zeit mehr verlieren, gnädigſter Herr! ja keine Zeit mehr verlieren!““ — und es ſtiegen vom Stephansthurm raſch nach einander ganze Garben von Raketen „empor, anzudeuten, die Stadt liege in den letzten Zügen. Sogleich antwortete vom Hermannskobel ein ganzer feuriger Buſch Raketen, und drei „heftige Kanonenſchüſſe, die ſogleich von der Melkerbaſtei beantwortet „wurden.“ —

(Aus des Frhrn. v. Hormayr Geſch. Wiens IV. Bd. 3. Hft.)

5.

»Bis zu dem Dorf hinab.«

Dem ſogenannten Kahlenberger Dörfel am Fuß des Berges.

6.

»Dieß Schwert, das ich empfangen von Kaiſer Leopolds Hand.«

Leopold hatte ihm dieſen Degen in dem Wallfahrtsorte Altötting verehrt, als er mit ihm daſelbſt zuſammengetroffen war. Der diamantreiche Griff daran war dreitauſend Thaler werth. Als Kaiſer Leopold nach Wiens Befreiung wieder dort einzog, ſprach der Kurfürſt Max Emanuel zu ihm: „Dieß Schwert (von Eurer Majeſtät Hand trage ich's) bleibe „der Vertilgung aller Feinde des Chriſtennamens und Eurer Majeſtät „ewiglich geweiht.“ —

IX.

Zu: Kaiſer Karl, des Siebenten, Noth und Glück.

1.

»Daß er als teutſcher Kaiſer zu Frankfurt ſey erwählt.«

Am 24. Jänner 1742. -- Der neu zu erwählende Kaiſer hatte ſich nach eingenommener Huldigung als „König“ in Böhmen den 29. Dezember von Prag über Dresden nach München, und von da nach Mannheim begeben, wo an dem 17. Jänner 1742 als dem Tag nach ſeiner Ankunft zwei Vermählungen des Pfalzgrafen von Sulzbach und des Herzogs Clemens Franz von Bayern mit zwei churfürſtlichen Enkelinnen vollzogen wurden, und ihm ſchon den 24. Jänner Abends die erſte Nachricht der ſelbigen Tags vollzogenen Kaiſerwahl durch den von Churmaynz abgeſandten Grafen von Elz, und im Namen des ganzen churfürſtlichen Collegii durch den Reichs-Erbmarſchall Grafen von Pappenheim überbracht ward.

(Aus Pütters Reichshiſtorie.)

2.

»Gekrönt vom eignen Bruder.«

Dem Churfürſten von Cölln, welchem der Churfürſt von Maynz, dem ſonſt ſeit uralten Zeiten die Kaiſerkrönung zuſtand, die Ehre der Conſekration überlaſſen hatte. Seit jenem Siege und der Erſtürmung des Godesberges durch Herzog Ferdinand, der ſeinem Bruder Ernſt den ruhigen, geſicherten Beſitz des Erzbisthums und der Chur Cölln erfocht, behaupteten beide Würden ſtets Prinzen von Bayern in ununterbrochener Reihe, meiſtens die jüngſten Brüder des Hauſes. — Am 15. März 1742 huldigte Frankfurt ſeinem Kaiſer Karl dem Siebenten.

3.

»Oeſtreichiſch Kriegsvolk dränge aus Ungarns ferner Mark.«

Nach Verlauf des Oeſterreichiſchen Succeſſionskrieges, den die heldenmüthige Königin Maria Thereſia um ihre Erblande kämpfte.

4.

»Trenk kommt und die Panduren.« —

Franz Freiherr von der Trenk (geboren in Sicilien 1711) von ſchöner kräftiger Geſtalt, aber entäußert alles menſchlichen Gefühls, wie aller menſchlichen Tugend, befehligte als Major, dann als Oberſt die unmenſchlichen Panduren, die er für Maria Thereſia auf eigene Fauſt errichtet hatte. Die Selbſtſucht, der Eigennutz hatten ihn zu dieſem Entſchluſſe gebracht, und in der Folge durch ungeheure Erpreſſungen, wo er durchzog, reich dafür belohnt, wenn anders zwei Millionen Gulden, die er ſich beſonders in Bayern erplündert, lohnen können oder Erſatz geben für allen Mangel moraliſchen Gefühls. Wegen ſeiner Unmenſchlichkeiten ward ihm in der Folge ein peinlicher Prozeß anhängig gemacht; er wurde eingezogen und ſtarb zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilt, im Kerker des Spielbergs bei Brünn 1746.

5.

»Der Sekkendorf.«

Kaiſer Karl des Siebenten trefflicher Feldherr. —

6.

»An meines Volkes Spitze froh ſterbend rett' ich ſie!«

Wie jetzt der Kaiſer, ſo ſprach auch „Törring-Jettenbach, ſein Großſtaatsbeamter und Vertrauter, ein Mann mit bayeriſchem Herzen. Böheim iſt verloren, (ſprach dieſer) aber noch ſtehen die Franzoſen in der Veſte von Eger. Dieß iſt die Pforte des Königreiches, alſo immer noch der Eingang in unſrer Gewalt. Bayern, Oberpfalz und ſelbſt Salzburg ſind vom Feinde leer. Unſere Fahnen wehen wieder an den Schwellen Oeſterreichs;

vom Glück und Zufall das Beſte hoffen iſt Unbeſonnenheit; aber das Böſeſte von ihm fürchten, weibiſcher Kleinmuth; Ehre über alles."

(Zſchokke bayr. Geſchichte. 6. Buch 1. Abſchn. 9.)

7.

Der Kaiſer ſtarb 1745 am 20. Jänner. „Als er ſein letztes Stündlein nahen geſehen, hatte der Kaiſer in der Morgenfrühe des Todestages noch ſeine Gemahlin und den einzigen Sohn Maximilian Joſeph (I.) an das Sterbebett gerufen; dieſem, den nur wenige Wochen zur Vollendung des achtzehnten Jahres fehlten, vollmündig erklärt, und mit rührender Andacht geſegnet; dann ſich unter heitern Ahnungen eines beſſern Seyns zur Ruhe gelegt. Der greiſe Sekkendorf gelobte dem Sterbenden, dem jungen Erbfürſten getreulich beizuſtehen mit Rath und That und ihm zu ehrenhaftem Frieden zu verhelfen."

(Zſchokke's bayr. Geſchichte 6. Buch 1. Abſchn. 10.)

Glücklich ſtarb er, wenn auch im Unglück; denn er hat ſeines Volkes Werth geſehen, und ſeine Liebe und Treue erkannt, feſt und beſtändig fortdauernd in den Zeiten der Noth und Gefahr. Durch dieſe vielhundertjährige Treue war Bayerns Volk werth der Erhöhung, die ihm beim Beginn des nächſten Jahrhunderts geſchah; — und im Glanz des neuen Königthums ſeiner Herrſcher ſtrahlte es ſelbſt reicher vor aller Welt. —

So haben die Wittelsbacher und das Volk von Bayern für einander geſtrebt und gehandelt, einander werth; was ſie verband, war vom geringeren Beginn des Herzogthums an bei immer anwachſender Hoheit in allen Tagen bis auf dieſe Zeit, der gewaltige Zauber der Liebe, Teutſcher Treue und Teutſcher Kraft. — Nur einzelne Großthaten der Fürſten und des Volkes konnten aus dem reichen Schatz der Geſchichte aufgegriffen und in dieſen Geſangen dem teutſchen Volke hingegeben werden; wie wäre es möglich, das Ganze zu erſchöpfen?! Entbehren ſie auch in ſchlichten Weiſen des bunteren Farbenſchmucks, ſo beſeelt ſie doch eine glühende Meinung von des teutſchen Volks Kraft und Hoheit durch Einheit und Liebe. Möge dieſe Nachbemerkung ſtatt der Vorrede den Dichter entſchuldigen.

Inhalt.

Seite
Eingang . . . 7

I. Otto von Wittelsbach.

1. Otto's That in der Etſchklauſe (1155) . . . 11
2. Otto von Wittelsbach zu Mainz (zwiſchen 1164 und 1177) . . . 15
3. Der Wittelsbacher Erhöhung (1180) . . . 18

II. Herzog Otto der Erlauchte und die ſchöne Welfentochter.

1. Des welfiſchen Pfalzgrafen Heinrich Abendruh . . . 23
2. Der Beſuch . . . 26
3. Der Abſchied . . . 28
4. Der Gefangene (1225) . . . 31

III. Herzog Otto's Söhne.

1. Der Zwiſt . . . 35
2. Die Verſöhnung (1258) . . . 39

IV. Kaiſer Ludwig, des Bayern, Leben und Wirken.

1. Herzog Otto's von Niederbayern letzter Wille (1312) . . . 45
2. Der Ritter Trotz und Schmach bei Gammelsdorf (1313) . . . 47
3. Herzog Ludwigs Jugendfreundſchaft und Verſöhnung (1314) . . . 50
4. Die teutſche Königswahl (1314) . . . 52
5. Der Kampf bei Eßlingen (1318) . . . 55
6. König Ludwigs Nachtwache vor Ampfing (1322) . . . 57
7. Der Oeſterreicher Schlachtreih zu Ampfing . . . 60
8. Der Bayern Schlachtreih' . . . 63
9. Die Schlacht zu Ampfing. (28. September 1322) . . . 65
10. Das Mahl nach der Schlacht . . . 69
11. Herzog Leopolds Treiben. (1322 — 1325) . . . 71
12. Der Eid auf Trausnitz. (1325) . . . 74
13. Friedrich des Schönen Treue. (1325) . . . 78
14. König Ludwigs Heerfahrt nach Welſchland. (1326 — 1328) . . . 80
15. Kaiſer Ludwig zu Rom. (1328) . . . 82
16. Kaiſer Ludwigs letzte Kämpfe. (1346 — 1347) . . . 84
17. Kaiſer Ludwigs Tod. (1347) . . . 87

V. Geſänge aus den Zeiten der Theilungen Bayerns.

Die Theilung . . . 91
1. Herzog Stephan des Knäufels Spruch. (1390) . . . 92

Seite
2. Der Bernauerin Liebe und Tod. (1436) 94
in drei Romanzen: a. Der Abſchied. b. Das Wahrzeichen. c. Der Heimritt.
3. Herzog Albrecht, der Fromme, zu München und die böhmiſchen Geſandten. (1439) 95
4. Des Landshuter Herzogs, Ludwig des Reichen, Sieg bei Giengen. (1462. 18. July) 103
5. Die Fehde gegen die Löwler 106
zwei Balladen: a. Der Ritter Bund zu Cham (1489). b. Des Münchner Herzogs, Albrecht des Weiſen Obſieg. (1492).
6. Bayern's Wiedervereinigung durch den Münchner Herzog, Albrecht den Weiſen. (1503) 111

VI. Der Sturm des Godesberges durch Herzog Ferdinand von Bayern. (1583).

1. Die Belagerung 117
2. Herzog Ferdinands Traum 119
3. Sturm und Sieg 121

VII. Kurfürſt Maximilian, der Erſte.

1. Des jungen Herzogs Maximilian Eid zu Ingolſtadt. (1591) . 123
2. Des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, Tafel zu Amberg. (1619) 127
3. Des Kurfürſten Entſchluß 129
4. Des Kurfürſten Abſchied von ſeiner Mutter 131
5. Das Lager der Kaiſerlichen vor Prag 133
6. Friedrichs Walten zu Prag — der Schlacht Ausgang. (1620) . 136
7. Der Schweden Vordringen in Bayern. — Tilly's Tod am Lech. (1632) 139
8. Regensburg's Fall im dreißigjährigen Kriege. (1633) . . . 141
9. Kurfürſt Maximilian auf dem Fürſtenrath zu Nürnberg nach Abſchluß des allgemeinen Friedens. (1650) 143

VIII. Der Türkenheld Max Emanuel.

1. Die Wallfahrt 147
2. Max Emanuel vor Wien. (1683) 148
3. Belgrad. (1688) 152

IX. Kaiſer Karl des Siebenten Noth und Glück.

1. Kurfürſt Karl Albrecht und ſein Hofnarr 157
2. Des Glückes Wechſel. (1742) 158
3. Die Panduren. (1743) 160
4. Kaiſer Karl, des Siebenten, Noth und Muth 162
5. Kaiſer Karl's Fürſtenglück. (1744) 164
X. Bayern ein Königreich. . . . 167

XI. Verfaſſung und Königsſinn.

1. Verfaſſung. (1818) 171
2. Königsſinn 174
Anmerkungen 177

Franz von Sickingen.

Dramatiſches Gedicht

in

fünf Abtheilungen

von

Eduard Duller.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.
1833.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ludwig Bechstein,

dem Dichter,

dem Freunde,

gewidmet

von

Eduard Duller.

Perſonen.

Richard von Greiffenklau, Churfürſt von Trier.
Landgraf Philipp von Heſſen.
Churfürſt Ludwig von der Pfalz.
Franz von Sickingen, Ritter.

Ulrich von Hutten, Ritter, gekrönter Poet	Sickingens Freunde.
Hartmuth von Kronberg, Ritter	
Johann Hilchen Lorch, Ritter	
Friedrich von Somebrief, genannt der Baſtard von Somefroſt	v. Sickingens Partei.
Die Ritter und Edlen von Dalberg, Rüdesheim (Melcher Brömbſer), Späth, Türkheim, Windek u. a.	

Lucie, eine arme Waiſe.
Gerlach v. Iſenburg, Richard's v. Trier Feldhauptmann.

Philipp von Humburg, Bürgermeiſter	von Trier.
Bernhard von Gerſtheim, Stadthauptmann	

Der Abt von St. Maximin bei Trier.

Ein Junker des Churfürſten	in und bei Trier.
Alter Barfüßer	
Thurmwächter beim Simeonsthor	
Geſelle des Thurmwächters vom Neuthor	
Der lange Chriſtoph, ein Knecht des Churfürſten	
Weinſchröter, ſein Weib, ein Vetter	
Geiſtlichkeit; Bürger; Bauern	

Ritter und Landsknechte im Dienſte Richards, Philipps und Ludwigs.
Herold Sickingens. Trompeter.
Lienhard }
Habakuk } Schildwachen vor Sickingens Zelt.
Sicking'ſche Büchſenmeiſter.
Balthaſar Slör, Sickingens Geheimſchreiber.
Kaplan zu Landſtuhl.
Wolf, Sickingens Knappe.
Thurmwächter auf Ebernburg.
Feldſcher zu Landſtuhl.
Reiter des Baſtards von Somefroſt.
Sicking'ſche Landsknechte.
Sicking'ſches Burggeſinde.
Der Bettelvogt zu Landau.
Klaus, ſein Knecht.

(Die Handlung ſpielt zu Landau; auf Sickingens Schlöſſern Ebernburg und Landſtuhl; in und um Trier; beginnt im Auguſt 1522, endet im Frühjahre 1523.)

Erſte Abtheilung.

Landau. Vor dem Thore einer Herberge. Gegen Abend.

Friedrich von Somebrief (tritt auf).

Straf mich Gott, daß ich ein Pfaff werde! Denn wahrhaftig mir ſteht in's Teufels Namen das altkluge Berathen der Ritter und Herrn nicht länger an. Ich danke meinem Himmel, daß ich fortkomme und daß mein Roß mit tüchtigen Beinen geſegnet iſt — eine Tugend, die es, glaub' ich, ſeinen Ahnen verdankt, deren es wahrhaftig mehr hat als ich ſelber, der ich blos durch eine luſtige Schmuggelei zur Welt kam. Der Teufel geſegn' es auch allen Kopfhängern, daß ſie an den Beinen aufgehangen werden; ich, meiner Treu! mag mich lieber vor's offene Maul einer Feldſchlange hinbetten, als irgend einem ſcheinheiligen Geſellen begegnen, der tuckmäuſeriſch mit der Glatze auf dem geſenkten Kopfe herumwandelt, langweilig wie ein Pudelhund ohne Wolle und Schwanz; und zwei rüſtige Liebesleute durch ſeinen Segen einſchläfert, ihnen die goldnen Ringe vom Finger 'rab betrügt und Ketten dafür anhängt! Puh! über dieſe Geſetzmäßigkeit, welche die ehrlichen Leute als Hänſe zur Welt bringt, daß man milzſüchtig werden möchte über den ganzen Kramhandel von guten Worten und ſüßen Honigfladen, von Schwefelfaden und zimpferlichen Gebräuchen, von „Ja's“ und „Nein's“ und wieder „Nein's“ und doch „Ja's,“ von „vielleichts,“ „wenn nicht's“ und „bedingungsweiſe“ und von hundert andern ſolchen Klauſeln und Klammern und Einſchiebſeln im Leben; — ein Schneider hat zuerſt daran gedacht, ſich ehelich einſegnen zu laſſen und die Frucht ſeines Witzes war 'doch ein Balg. Ha! Gott ſegne meinen Vater; ich glaube, er lacht noch im Grabe über die tolle Laune, in welcher er mir zwei Fäuſte verſchaffte, ſo tüchtig vollkommen, wie irgend ein andrer zwei Beine hat, und zwei Beine hinwieder, ſo feſten Stand haltend, wie Eichenwurzeln, wenn's mein Schädel ſich in den Kopf ſetzt, einem Kerbholz zu gleichen. In meinem Schwert liegt mein ganzer Scharfſinn. Pah! Ein Kind der Freiheit bin ich, gelt's Gott! Der Baſtard von Somefroſt heiß' ich, für Franziskus werb' ich, für meine eigene Haut ſterb' ich!

(Tumult im Hofe der Herberge.)

Daß euch die Peſt da drinnen zur Ruhe bringe! (ſieht hinein) Ja ſo! ich merk's; — 's iſt mein Rappe, der ſich von den Geſellen nicht meiſtern läßt. Straf mich Gott! ein Thier, ſchön wie ein Engel, aber wild wie der Teufel! Meiner Treu! und Recht hat der Gaul, daß er kein Eſel iſt, und ſolchem ſchlechten Pack ſich nicht beugt.

Gott's Blitz! wer kommt denn da, bleich wie der lebendige Tod? Ein feines Dirnlein, ein blutjunges Kind, und hinter ihr drein, ſtraf mich Gott, ſo 'n paar eklige, hündiſche Schmutzbolde von Schurken, Kerle, wie faule Fiſche, wahrhaftig, wie verrückte Köter.

(Lucie flüchtet ſich, bleich und athemlos, zur Herberge. Der Bettelvogt von Landau und ſeine Geſellen, worunter Klaus, hinter ihr her.)

Lucie.

Gott ſey mir gnädig! — — — (ſie ſinkt erſchöpft nieder und kann nicht weiter ſprechen.)

Baſtard.

Ein Blümlein, das der Sturmwind eher zerknickt, bevor es noch die Lippen aufgeſchloſſen, um den feurigen Kuß des Morgenroths zu empfangen.

Bettelvogt.

Such, ſuch, mein Haushund! ſuch, mein Packan! Faſſe ſie an, mein guter Klaus! dringt in das Haus, ihr meine allerſüßeſten Spürhunde, klammert euch an, meine köſtlichen Blutigel, faßt ſie, faßt gut, ihr meine angenehmſten Geſellen! denn wir müſſen ſie erwiſchen und kriegen, die Landſtreicherin, und wenn der Afterpapſt Lutherus ſelbſt, deſſen oberſter Beelzebub hier herbergt, ſie zehnmal unſichtbar gemacht hätte durch Zauberei.

Baſtard (tritt vor).

Gott's Blitz! Womit ſoll ich dir das Maul ſtopfen, du ſcheußliche Kröte! In den Sumpf mit euch, ihr giftgeſchwollnen, heiſren Unken, packt euch fort, ihr verflickten, geſalbten Profeſſen der elenden Bruderſchaft, oder ich will euch ſo zeichnen, daß ihr's in euren Mäulern und Beinen wißt, wo das Elend herbergt! Was ſucht ihr? Was wollt ihr?

Bettelvogt.

Mit Verlaub! Eine verlaufene Dirne, geſtrenger Herr! die meinem Gewahrſam entſprang. — Euer niederträchtigſter Knecht, Herr! — Ein junges Blut! hm! hm! — nicht unfein gebaut, auch nicht ganz unlieblich von Geſicht, ſo daß wir, die Obrigkeit, uns ihrer erbarmten, hm! — auch nicht ſo ganz ohne, daß ſie nicht verdiente, mein Kind oder Weib zu ſeyn! denn, mit Reſpekt zu vermelden, Herr! ich bin der feſte Bettelvogt von Landau, Euer Knecht, Herr! und mit Gunſt, die Obrigkeit.

Baſtard.

Hoho! Pfuie dich ſelber an, du liebreizender Bettelvogt, denn mir vergeht die Luſt dazu! Mein Seel, ein chriſtliches Erbarmen, in einer ſo unchriſtlichen Mißgeſtalt! Hat der Kerl nicht eine Naſe, wie eines Kardinals Strümpfe? wie der verfallene Schornſtein einer Diebsherberge? eine Geſtalt wie ein Strick? — Von hinnen, du unſaubrer Geſell! Es gibt Schufte, die viel zu niederträchtig ſind, als daß ſie es bis zu vollkommnen Schurken bringen könnten, die die Mitte halten zwiſchen Skorpion und Schmeißfliege, und von ſolchem Ungeziefer biſt du einer!

Bettelvogt.

Scherz bei Seite, geſtrenger Junker! ich kneipe mich hier an, bis wir das Goldforellchen haben; denn das Kind iſt mein, und Ihr ſeid wahrhaftig gegen einen Ehrenmann von feiner Sitte ungerecht, denn mein Leichnam iſt ſo ſtattlich als irgend einer. Faſſe das Püppchen an, Klaus!

(Klaus ergreift Lucien, welche bei ſeiner Berührung zuſammenfährt und die Augen aufſchlägt.)

Lucie (in ohnmächtiger Verzweiflung).

Erbarmer im Himmel! — —
Iſt denn das Ohr des ew'gen Mitleids taub,
Mich nicht zu retten aus des Unhold's Macht?
(Zum Baſtard.)
Geſtrenger Herr! wer Ihr auch immer ſeid,
Wenn Schirm der Unſchuld heißt Eu'r ritterlicher Eid,
Befreit mich aus entehrender Gewalt!

Baſtard.

Bei meinem Urſprung! Wie heiß ich doch? Von Somefroſt der Baſtard! (zum Bettelvogt) Was hör' ich? Gewalt?! Du Schuft! das

Krötenfell berſte dir über der Naſe! lügſt du vom Recht mir vor? willſt du die Dirne mit Gewalt zwingen, rothköpfiger Lump?

Klaus (zum Baſtard).

Nein! Herr, mit Verlaub! 's iſt eigentlich ein feiner Herr, mein Herr! Hätt' auch ſchon manch Dirnel haben können, wenn ſie ihn nur gemocht hätten; freilich!

Schön wär ich gern, das bin ich nit,
Fromm könnt' ich ſein, das nutzt mir nit,
Geld nutzt mir wohl, das hab' ich nit,
Drum mag ich auch kein Mädel nit,

aber was meines Herrn rothköpfige Haare betrifft, die ſteh'n ihm gut zu ſeiner rothen Naſe, und das muß wahr ſeyn: es iſt ein ſchöner Herr, mein Herr, und treibt alles nur in Lieb und Güte, und die Dirn gefällt ihm, ja! Herr! und er hat ſie lieb, ja, Herr! und er gefällt ihr nicht, ja, Herr! und er bekommt ſie doch, ja, Herr. Denn ich bin ein handfeſter

Geſell, Herr! wenn ich auch auf dem einen Aug ein Fell habe, ſo hab' ich doch dafür auf dem andern Bein den Wadenkrampf, und das macht nichts, Herr! denn ich bin, Gott ſei Dank! doch noch nicht ganz hüftenlahm; ſeht Ihr? das dank' ich alles meines Herrn Lieb und Güte, denn er führt ſeinen guten Stock, mein guter Herr; o! 's iſt gar ein lieber Mann, ja, Herr! und was er thut, geſchieht blos aus Lieb' und Güte.

Bettelvogt.

Schweig, du Eſel! (faßt Lucie an der Hand.) Nun, mein feines Täubchen, beliebt's?

Lucie (mit brechender Stimme).

O Gott! ich ſterbe!

Baſtard.

Ruf den heiligen Franziskus an, des Sickingen Namenspatron, denn, ſtraf' mich Gott! der Sickingen iſt Waiſenvater im ganzen römiſchen Reich, und meiner Treu! da kommt er.

Sickingen (tritt aus der Herberge).

Was geht hier vor? Wer rief beim Namen mich?
O! wenn gekränktes Recht, tief eingekerkert
Im Kern der Erde, auch ſo leiſe ſtöhnte,
Daß ſein ohnmächt'ger Schrei nicht aufwärts dringt
Bis zu dem Kaiſerthron, der allzuhoch
Steht aufgemauert über Kerkerwänden; —
Hör' ich, — nicht mit dem Ohr, nein! mit dem Herzen.
Sag an, du armes, todtenbleiches Kind,
Was hat man dir ſo herb zu leid gethan?

Bettelvogt.

Höre ſie nicht an, du Fürſt der Amalekiter! Höre ſie nicht an, großmächtigſter Ketzer! Unüberwindlicher Afterkaiſer, Trabant des Afterpapſt's! Mir geſchieht Unrecht, denn die Dirn iſt mein, mein, mein!

Klaus.

Ja, Herr! in Lieb und Güte, denn er will; — ja, Herr! er will — — — —

Baſtard.

Was will er? — Ho! bei meiner Baſtardſchaft, er will ihr ein Strumpfband kaufen, weiter nichts! Oder noch was drüber?

Bettelvogt.

Verweigre mir mein Recht nicht, göttlicher Philiſter! Ich bin zwar nur ein katholiſcher Chriſt, aber laß mich Gnade finden und Recht.

Sickingen.

Schweig, wüſter Unhold! teufliſche Begier
Spricht aus dem Aug' dir, und verzerrt mit Hohn
Dein ſchmutzig Angeſicht zur Thiergeſtalt,
Wie eines geilen Hunds beſchäumt Gebiß.

(Zu Lucie.)

Du armes Kind, ſo leidend und ſo zart,
Von Noth und Krankheit froſtig überhaucht,
Von Allen preisgegeben und verrathen,
Nur von der Unſchuld nicht, die aus dem Aug dir ſpricht,
Komm her zu mir, denn, bei der ew'gen Treu'!
Mich ſollſt du nicht umſonſt gerufen haben.

Franz iſt mein Nam', bin nur ein ſchlichter Ritter,
Doch gilt mein Nam' bei Wittwen und bei Waiſen,
So gut als meines gnäd'gen Herrn, des Kaiſers.
Mit gutem Fug nennt mancher Ehrenmann
Die Schlöſſer, wo mein Wappen hängt am Thor, —
Herbergen der Gerechtigkeit.
Doch feſter Burgen nicht bedarf ich blos; —
Sei's allenthalben, wo die Sonne ſcheint,
Auf freiem Feld, ſelbſt in des Kerkers Nacht, —
Wo ich nur bin, ſchließ ich die Herberg auf,
Und ſchütze ſie mit dieſem guten Schwert.
Nenn' Herbergvater mich, dich ſelbſt mein Kind,
Denn Vater bin ich, weiß, was Liebe heißt,
Und tränke, wenn's vonnöthen, meine Kinder
Mit meinem Herzblut wie der Pelikan.

Bettelvogt.

Mächtiger Beſchützer der Ketzer! traue dem Kind nicht viel Gutes zu. Ich habe ſie um Gotteswillen in mein Haus aufgenommen, und die Jungfer entſprang daraus.

Klaus.

Ja, Herr! als Jungfer! O er wollt' ihr recht viel Liebes und Gutes erweiſen, ja, Herr! er wollte ihre froſtigen Lippen mit einem Ding erwärmen, das wie ein Kuß ausſah; aber, ſo ſchwach und krank das Mägdlein iſt, huſch! war ſie aus dem Geheg wie ein Reh, auf Ehre! und mein lieber Herr hier wurde giftig und ſchwor in aller Lieb und Güte, jetzt müſſe er ſie gewiß haben, um ſie bei ſeinen Hunden einzuſtallen und ihr mit der Peitſche alles Liebe und Gute zu erweiſen, ja, Herr!

Sickingen.

Du hünd'ſcher Teufel! fort, aus meinem Sehkreis! —
Wurzelſt du noch, du Pilz? — Nicht länger weile,
Sonſt tritt dich dieſe Ferſe traun zu Brei!

(Bettelvogt und ſeine Geſellen entfliehen.)

Sickingen (zu Lucie).

Sei gutes Muths, mein Kind! ſchlag auf den Blick,

Schau mir in's Aug und hol' dir d'raus Vertrauen.
Wie bleich du biſt! Blaß wie der Tod! Du zitterſt?
Was iſt dir?

Lucie.

Lieber Herr! Weiß ſelber nicht.

Sickingen.

Sprich, biſt du krank?

Lucie.

Was iſt Geſundheit denn?
Iſt ſie das Glück, dann war ich nie geſund.

Sickingen.

Was ſeh ich? Deine blüthenweiße Hand
Verwundet? Sag! wer ſchlug dir dieſe Wunde?

Lucie.

Ich bin ein arm, verlaſſ'nes Waiſenkind,
Vier Wochen ſind's, da ſtarb die Mutter mir,
Von Straßburg unfern, in der Au des Rheins.

Ach Gott! es war 'ne rauhe, ſtürm'ſche Nacht,
Mein Haupt ihr Pfühl, ihr Bett die feuchte Erde.
Und als ich ihr die Augen zugedrückt,
Mit warmem Schmerz geküßt die kalten Lippen,
Und ſie behütet in der ſtürm'ſchen Nacht —
(Am Himmel löſchten ſelbſt die Todtenkerzen —)
Bis daß am andern Tag ein Prieſter kam,
Der ihren Leib befahl der milden Erde; —
Zum Vater droben blickt' ich ſchmerzlich auf,
Denn keinen Vater hatt' ich auf der Erde;
Ging bettelnd fort, und klopft' an manche Thür
Um Broſam nur bei Reichen und bei Armen,
Nur um ein Obdach, ſei's das ſchlecht'ſte auch,
Daß Gottes Regen, der doch niederſtrömt,
Das Feld, die Saat, — Gewürm ſelbſt zu beleben,
Mein fiebernd Haupt mit Todesfroſt nicht geißle! —
Doch keine Thür ward freundlich aufgethan,
Kein Broſam fiel, kein Obdach ſchützte mich.

Sickingen.

O Gott! dem Reh gibſt du ſein Nachtquartier,
Dem wilden Wolf ſelbſt, der es doch verläßt,

Der deine milde Nacht vom Himmel ſtiehlt,
Um Mord darein zu hüllen! — Kind! ſprich
weiter!

Lucie.

So ging ich denn allein in weite Welt,
Die arme Lucie mochte Niemand nehmen.
Der Schmerz nur ging mit mir, ein träger
Wandrer,
Bis rüſt'gen Schritt's das Fieber mich ereilt,
Und — wenn ich matt zum Tode niederſank —
Vom harten Pfühl mich riß und weiter trieb.

Sickingen.

Und wanderteſt du nicht der Heimath zu,
Wo Muhmen, Vettern dich vielleicht beherbergt,
Dein Leid geſtillt, den kranken Leib gepflegt?

Lucie.

Ach, lieber Herr! ich habe keine Heimath.
Seit ich an Licht gewöhnt bin und an Luft,
Seit Noth mich tränkt und Elend ſatt mich ſpeiſt,
Irr' ich mit meiner Mutter in der Fremde.

Sickingen.

Dein Haupt auch blutet; ſag, mein Kind! weshalb?
Hier unterm rechten Schlaf, wo hold geflochten
Dein braunes Haar der Wunden Roſen deckt; —
Drei Wunden ſind's, noch friſch und unvernarbt.

Lucie.

Drei Dornen ſtachen mich in jüngſter Nacht,
Als ich gebettet lag im Hagebuſch,
's iſt nichts — die Wunden heilen, lieber Herr!
Doch wundes Leben heilet nimmermehr.

Sickingen.

Du wankſt — du ſinkſt! — Komm in die Herberg mit mir,
Durch Speis und Trank dich kräftig zu erlaben,
Dein müdes Haupt auf weichen Pfühl zu betten,
Bis ich 'nen weiſen Meiſter rufen laſſe
Der mit Arznei dich heilt. Kind! bis dahin
Will ich dein Arzt ſein ſelber und dich pflegen,
Weiß ich gleich keinen Balſam als den Troſt.

Lucie.

Dank Euch, mein lieber Herr! doch werd' ich
dann geneſen?
Ich hoffe — nie, weil nur der Tod allein
Mir ſüßes Labſal, ſichre Heilung ſcheint.
Doch frevl' ich jetzt, denn ſeinen Werth auch hat
Das Leben nun, weil ſich ein Arzt mir fand —
Ein Menſchenherz! Kommt, lieber Herr! ich
folg' Euch,
Wohin Ihr wollt als Eure treue Magd,
Lieb' läßt durch Dienſt ſich freilich nicht vergelten.

Sickingen.

So thu' fortan, was ich dich heißen werde;
Und weil du Vaterliebe nie gekannt,
Soll Vatertreu dich inniglich ſie lehren.
Drei Söhne blüh'n mir, und drei Töchter auch,
Du, die ich will mein Schmerzenskind benennen,
Sei du fortan mein ſiebentes Geſtirn,
Mir der Plejaden Sternbild hold zu krönen.
Nun komm zur Herberg, ruh dich aus und
ſchlumm're
Und träume ſanft vom alten Gott.

(Zum Baſtard.)

Fritz! folg mir nach, dein Werbpatent zu nehmen.

Baſtard.

Mein Rapp hat Hufe mit Eiſen beſchlagen und ſeines Herrn Sohlen ſind auch nicht von Blei. Da ich dem Sturmwind diesmal in's Handwerk pfuſche, nehm' ich gleich hier Urlaub von Euch, Franziskus! denn, hab ich erſt mein Werbpatent in Händen; ſo ſetz' ich dem Blitz ſelbſt eine Schlafmütze auf. Tollheit ſoll mein Roß ſein und Freiheit mein Sporn; Gott befohlen! Macht raſch, Herr Franziskus! — Ihr habt doch im Patent vollkommen Willkühr gelaſſen? —

(Tumult im Hofe.)

Geduld, du mein Rapp! regſt du dich ſchon? ich komme gleich; nur Geduld! — Ja ſo! Geduld iſt eine Eſelstugend, und für ein ehrliches Roß und einen ehrlichen Reiter paßt ſie drum nicht.

(**Hilchen Lorch** tritt aus der Thüre der Herberg, zwei Becher in der Hand haltend, und ſpricht in die Scene.)

Ich bitt euch, Geſellen! geht dem Baſtard aus dem Wege, wenn ihr eure Beine nicht für fremde halten wollet. Donner und wildes Feuer! ich wollt', ihr hättet jetzt Glatzen und Schmeerbäuche, und hießet: Wohlehrwürden! Es wär' ein luſtiger Tanz, geſchniegelte Mäuschen, ſchwappelwanſtig, naſchluſtig, die Mäuler voll Speck und Ablaß; und drunter und drüber der Kater, — der Baſtard! Faſtnacht ſoll's werden, Kraut und Loth, Faſtnacht und memento mori für die Eidbrüchigen, für dieſe beſchorne Lombarden und Juden!

Baſtard (kommt).

Lorch.

Der Himmel geſegn' Euch's, Fritz! (bietet den Becher.)

Baſtard.

Der Teufel geſegn' es ſeinen Knechten! Behüt Euch Gott und mich auch, daß ich fortkomme, und behüte der Teufel alle im Ehebett Geborne, im Siechbett zu verenden!

Lorch.

Kraut und Loth! nehmt mich aus, denn mein Vater hieß Lorch wie ſein Sohn, und Herztrumpf darauf, daß ich kein Froſch geworden bin.

Baſtard.

Nun denn! Gott befohlen! (will ab.)

Lorch (ihn bei der Hand faſſend.)

Bitt Euch, Fritz! nur ſoviel Friſt, daß Ihr den Johannisſegen mit mir trinkt. Geb' Euch einen nagelneuen Reim als Geleit dazu.

Baſtard.

Einen Reim? Wollt Ihr mich kollrig machen? In Gottes Namen! den Johannisſegen, aber ohne Reim, wenn ich bitten darf, ohne Reim, denn ein Reim, und ein frommer obendrein, iſt mir zuwider, wie ein vernageltes Geſchütz. Bitt Euch, macht's kurz. Ich will's als Pönitenz hinnehmen, als Ablaß für meine Sünden.

Lorch.

Ho! Wähnt Ihr etwa aus *meinem* Munde einen frommen Reim zu hören? Seh ich aus wie ein Strickheiliger? — Im Vertrauen, ha, Fritz! ich denke meine Gäule gar bald im Kreuzgang des Trierer Doms einzuſtallen und den wohlehrwürdigen Kurfürſten Richard ſo unſanft auf den Krummelſtuhl niederzuſetzen, daß ihm die Luſt zum Aufſtehen zeitlebens vergehen ſoll.

Baſtard.

Gott's Blitz! Was ſagt Ihr von Trier und den Pfaffen? Redet deutlicher, aber ſchnell.

Lorch.

Ich hoff', es ſoll Faſtnacht werden, mitten im Sommer, oder ich will Matz heißen. Ihr wißt meinen Handel, daß ich und Gerhard Börner mit ihm ſchon längſt in Unfrieden gekommen ſind; denn es iſt der Kopf des Wurms, dieſer Richard, und Trier ſein Neſt. Bei Bernkaſtell fing ich ihm zwei Stadthörige ab, Jacob von Kreutz und den Schultheißen Richard von Seenheim.

Baſtard.

Zum Beelzebub mit beiden! O in's Meiſter Kopfab's Küche! Weiter! Weiter! Was ward draus? Macht kurz!

Lorch.

Als die Beiden um ihre Freilaſſung winſelten, denn es ſind Schufte, ſag ich Euch, Kraut und Loth! — Leute des Richard ſind's, ſo nahm ſich unſer Herr Franziskus ihrer an, (viel zu rechtſchaffen war's von ihm gegen Schelme!) und unterhandelte auf ſeine Bürgſchaft, und auf ihr Verſprechen, daß ſie heim gehen ſollten und binnen fünf Wochen mir und dem Börner fünftauſend Dukaten Löſegeld geben oder ſich wieder zur Haft ſtellen. Ha! auf ihr Wort!? — Männerwort iſt Schwindelhaber geworden in Deutſchland, kein Roß frißt mehr davon und die Pfaffen trugen den Brand in die Saat!

Baſtard.

Der Teufel geſegn' es, aber ich bitt Euch, weiter! macht's kurz!

Lorch.

Es ſind längere Schufte, ſag' ich Euch, als ſie der Länge nach fallen können. Was thun die Beiden? Sie wenden ſich an ihren Herrn und Meiſter, meinen wohlehrwürd'gen, gnäd'gen Herrn, den Kurfürſten, — und Richard, ha! bei des Teufels Großmutter! ſo etwas kann nur ein Pfaff! — Richard erklärt ihren Eid und Handſchlag für ungültig.

Baſtard.

Tod und Teufel!

Lorch.

Genug, meint Ihr? Nicht genug! er bricht ihnen das Wort mitten entzwei, er verpönt ihnen ſogar bei ſchwerer Ungnad' das Geld zu zahlen oder ſich in Haft zu ſtellen.

Baſtard.

Straf mich Gott! aber, bei meiner armen Seele, ich will's ihm gedenken.

Lorch.

Wittert Ihr nun eine Fährte?

Baſtard.

Wie der Fuchs den Wolf.

Lorch.

Ich bitt Euch, ſeid ſtill und ſchweigſam, bis es Zeit iſt.

Baſtard.

Mein Seel! Ihr mahnt mich eben, 's iſt Zeit, daß ich fort mache. Mir brennt wie einem Bären der Boden unter den Füßen.

Lorch.

Nun denn! raſch den Johannistrunk! klingt an und hört den Reim dazu:

Als Sanct Johann's den Kopf verlor
Sprangen drei Tropfen Bluts hervor,

Die ſchöne Jüdinn Herodias
Goß ſie in ein volles Römerglas.
Als Sanct Johannis Kopf es ſah,
Erhob er den Mund und redete da:
„Ein jeder Zecher nehme hiefür
„Den Segen der drei Blutstropfen von mir,
„Wenn er den letzten Schoppen leert
„Bevor er in die Fremde fährt.
„Durch den erſten Tropfen ſei er befreit,
„Losledig von aller Fährlichkeit,
„Von ſtarkem Schwefel und Gift im Wein,
„Thät's auch der Beelzebub ſelber hinein.
„Der zweite Tropfen von meinem Blut
„Sei dem Zecher wider Blutzapfer gut,
„Wider Strolche und Gauner, Wölfe und Affen,
„Phariſäer, hohe und niedere Pfaffen.
„Des dritten und letzten Tropfens Segen
„Muß ſich in's Blut des Zechers legen,
„In ſein Gebein und in ſein Mark,
„Mach' ihn wie Stier und Löwen ſtark
„Daß er durch dieſes Segens Kraft
„Beim blut'gen Werke nicht erſchlafft,

„Und haue mit dem Schwerte fein
„Haarböden und Glatzköpfe ein.“

Das iſt der Segen von Sanct Johann,
Ein wackrer Zecher hält daran,
Stürz' aus und ſtürz' nieder,
Trink aus und trink wieder,
Den letzten Tropfen auf den Nagel
Gott behüte den Rebſtock vor allem Hagel.

Baſtard (trinkt und wirft das Glas zu Boden).

Das ſoll ein Pfaff geweſen ſein! Nun behüt Euch Gott, und nehmt meinen Dank, daß der Spruch nicht noch länger war. Ihr habt mir den Abend herangereimt, daß ich bei Nacht reiten muß. In meinem Leben hör ich keinen Reim mehr an. Was Trier betrifft, ſo ſollt Ihr von mir hören. (raſch ab)

Lorch.

Glück auf die Werbung! Werbt uns meinethalb den Teufel ſelbſt an, und bringt ihn mit, das heißt, wenn er eine ſcharfe Klinge führt;

wo nicht, ſo möge er mit dem hölliſchen Schürhacken den Trierern einfeuern, bis ich hinkomme und ihm helfe. (Ab in die Herberge.)

Zimmer in der Herberge.

(Lucie liegt auf einem Ruhebett, Sickingen ſitzt an demſelben; auf dem Tiſch brennt eine Lampe.)

Sickingen.

Mein Kind! wie fühlſt du dich?

Lucie.

Dank! lieber Herr,
Ich mein', mir iſt ſo wohl, als müßt' ich ſterben.

Sickingen.

Mein Kind! Hältſt du den Tod denn für ſo ſüß?

Lucie.

Ja, lieber Herr! denn Leben ſchmeckt gar bitter.

Sickingen.

Arm Kind! nimm dies troſtloſe Wort zurück.
Doch — du haſt recht! — Auf dieſer ſchönen Erde,

In dieſem ſtolzen Königsbau des Seins,
In dieſem Paradies argloſen Lebens,
In dieſem heil'gen Tempelhaus der Kraft
Schleicht, Tempelräubern, Hochverräthern gleich,
Zahlloſer, meuchleriſcher Fieber Schaar,
Mit Dolchen zielend auf die Majeſtät
Des panzerloſen, unbewehrten Lebens;
Bald heißen ſie des Leibes ſchweres Siechthum,
Bald Treubruch, ein unheilbar ekler Krebs,
Bald Unrecht und Gewalt, die zwei Titanen,
Die des urheil'gen Rechtes Thronſitz ſtürmen; —
Doch; wie das Leben noch ſo ſchwer auch krankt,
Oft ſelbſt durch der Geſundheit Übermaaß,
Meiſt durch vererbte Schäden unſrer Väter, —
Es lebt ein kund'ger, ein milder Arzt,
Der, wenn verſiegt ſind alle ird'ſchen Mittel,
Wenn auf der Welt kein Heilkraut mehr zu
finden,
Aus Mitleid weint um ſeine kranken Kinder,
Und aus den Thränen Balſam träuft zur Erde.
Hat jeder ird'ſche Arzt dich aufgegeben,
Getroſt zu ihm ſchlag deine Blicke auf!

Mein liebes Kind! mein armes Kind! ſchlaf ein,
Kein böſer Traum mög' deinen Schlummer ſtören,
Kein arger Feind ſoll vor dein Lager treten,
Nicht Gram, noch Sorge ſoll dich früh erwecken,
Denn ich, dein Vater, will hier Wache halten
An meines Kindes Krankenbett.

Lucie.

Was ſagt Ihr? —
Mein lieber Herr! mein guter, treuer Vater!
Ich bitt Euch, thut dies nicht um meinetwillen,
Darbt Euren Augen, die für tauſend wachen,
Nicht dieſen Schlaf, der Euch ſo noth thut, ab.

Sickingen.

Wach' ich für tauſend, — wacht' ich nicht für dich?!
So manchen Waiſen bin ich Schirm und Vater,
Verwaiſter Freiheit und Gerechtigkeit,
Verwaiſtem Ruhm, verwaiſtem Vaterland;
Denn, der ſie alle treulich ſollte ſchützen,
Des Vaterlands von Gott geſetzter Vater,

Er ſchläft, da ſeine Kinder jammernd wachen.
Bin ich nun ſo viel Waiſenkindern Vater,
Hielt Sorg' um ſie ſo manche Nacht mich wach,
Sollt' ich nicht wachen heut' bei meinem Kinde?
Schlaf ein, mein Kind, denk' dir: ich ſei 'ne Amme,
Und, was ich ſprach, wär' Ammenlied geweſen, —
Ward unſer Recht doch faſt zum Ammenmährchen —!
Schlaf ein, ſchlaf ein, ſprich ſtill ein Nachtgebet,
Gut Nacht, mein Kind!

Lucie.

Gut' Nacht, mein lieber Vater!

(Schläft ein. Sickingen zieht den Vorhang vor.)

Sickingen.

Bald iſt der Kreislauf dieſer Nacht auch um,
's iſt Sommer jetzt, die Nächte kurz, die Tage
So lang nicht, als Geduld in freien Herzen.
Noch wen'ge Stunden! und ein neuer Tag
Wird aus der dunklen Nacht heraufbeſchworen,
Ein Tag voll Glanz, der nimmermehr ſoll enden,

Wenn Gott der Freien Kraft zuſammenhält,
Und ſtählt mit Glück dies Schwert in meinen Händen.

O Gott! dieß deutſche Volk, vor allen auf der Erde
Dein Ebenbild an jeder Kraft und Tugend,
Nach deinem Antlitz herrlich ausgeprägt,
Aus ächtem Gold, in Feuer treu befunden, —
Ha! dieſe gute Münze ſoll nicht mehr
Spielmarke ſein, noch, ſchmählich eingeſackt
In üpp'ger Prieſter Taſchen, ruhmlos wandern
Zum ſchnöden Welſchland, um als Sündenlohn
Verworfner Dirnen feilen Schooß zu füllen.
Dein bin ich, Gott! du haſt mich hinbeſtellt
Zwar als des Rechts geſalbten Schirmherrn nicht,
Gabſt mir kein Diadem zum Taufgeſchenk,
Schufſt mich nur ganz zum Mann! — Dein bin ich denn, —
Nichts als mich ſelbſt gabſt du mir zum Gefährten.

Nun! wie du willſt, bei dir ſteht Leben, Tod,
Zu deiner Ehr', für Deutſchlands Morgenroth
Will ich mich bis zum letzten Hauch verwerthen.

's iſt ſeltſamlich! bevor ein großer Wurf
Gethan wird, der das Letzte ſoll entſcheiden,
Wenn die Gedanken all, wie rüſt'ge Krieger
In Schlachtreih' ſchon geſtellt ſind und geordnet,
Pulſt aus dem Schooß des nächſten Augenblicks
In unſres Geiſt's bang horchend Ohr herüber
Nachklang von Thaten, die noch nicht geſchehn ſind.

Horch! hör' ich Tritte nicht? 's iſt Mitternacht vorbei.
Wer kommt ſo ſpät? —

Hartmuth von Kronberg (tritt auf).

Kronberg.

Es iſt ein alter Freund!

Sickingen.

Ein ſolcher kommt mir nimmermehr zu ſpät.
Mein Hartmuth, du? Willkomm' an dieſer Bruſt!

Und wie geeilt biſt du?! Ich kenne dich
An dieſer Haſt, mein Hartmuth. Traun! Du
wollteſt
Mir vor der Sonne ſchon den Morgen bringen,
Da du dein langvermißtes Antlitz brachteſt.
Ein günſtig Zeichen iſt mir deine Ankunft,
Daß, was die nächſte Sonn' im Keime findet,
In ſchneller Reiſe goldne Früchte trage.
Von wannen kommſt du, treuer Hartmuth, ſprich!

Kronberg.

Von dort, Franziskus, wo die Sonn' aufgeht,
Strahlt nicht mein Aug' in ihrem Abglanz noch?
Handſchlag und Gruß bring ich von Doctor
Luther.

Sickingen.

Du ſahſt den Gottesmann? Du ſprachſt mit ihm?
Sprachſt du mit dem Befreier der Gewiſſen
Von jener Fehde, die ich vorbereite,
Jahrhunderten den Handſchuh hinzuwerfen,
Zu ſprengen aller Schande roſt'ges Band,

Deutſchland in Ruhm, Selbſtſtändigkeit und Freiheit
Zu rächen? Sprachſt du mit ihm? Schnell, erzähle!

Kronberg.

Mit Niklas Minkwitz war ich ausgezogen
Gen Franken, wo uns viel der Freunde wohnen;
Dort war's, daß ich den Luther ſah. Ich bracht' ihm
Von Ulrich Hutten Grüße und den andern
Geiſtlichen Oberſten und Feldhauptleuten
Des mächt'gen Heers, das Chriſt zum Kampfe führt,
Von Martin Bucer, Schwebel, Aquila,
Oecolampad und den Bedrängten allen,
Die du beherbergt haſt auf deinen Schlöſſern;
Von dir dann ſprach ich im Vertrau'n zu ihm,
Und von mir ſelbſt, den du an dich gebannt
Seit jenem Krieg, den du für mich gekämpft.
Und nannt' ihm klar dann, was wir treu beſchloſſen,

Was fern erzielt ſei, was wir nächſt erſtreben,
Sprach von der Noth und Schmach des Vaterlands,
Von jenem eiſernen Verfechter Rom's,
Richard von Trier, dem zuerſt es gilt,
Wenn man dem heil'gen Evangelium
Die Thür' aufſchließen will in's deutſche Land.

Sickingen.

Und Luthers Meinung darüber, welche war's?

Lucie (im Schlafe ſprechend).

Thut's nicht, ich bitt Euch; ſeht: Ihr tödtet mich! —

Kronberg.

Ha! was war das? Wer ſprach hier? Horchten denn
Verborgene Verräther unſern Worten?
Im Namen Chriſts und ſeines reinen Worts!
Zeigt euch, ſteht Red', kommt! ich beſchwör euch! — Seht!
Mein Griffel, der doch Kaiſer ſelbſt verwundet
Und Päpſte, iſt nicht ſchärfer, als mein Schwert.

Sickingen.

Sei ruhig, du mein flammenmuth'ger Freund!
Hier lauert kein Verräther; meine Bruſt
Iſt rein und hell wie Gottes lichter Tag;
Wagt wohl Verrath, ſich nah an's Licht zu drängen? —
Ein armes Kind ſchläft hier, mein Kind ſeit geſtern;
In eine Krankenſtub' biſt du getreten,
Drin ich der Wärter bin; — die arme Lucie
Sprach, denk' ich, jetzt im Fiebertraum. — Laß ſeh'n!

(Tritt zum Bette.)

Sie ſchläft! — Schlaf ſanfter, fürderhin, mein Kind!
Der Arzt Herr Gott mach' dich geſund!

(Zu Kronberg.)

Mein Freund!
Laß uns von ernſten Dingen weiter ſprechen
Was war des Luther Meinung?

Lucie (im Traum).

Herr! thu 's nicht! —
Sieh! wie mein Herzblut ſtrömt! — Doch g'nad uns Gott!

Sickingen (geht auf und nieder, bleibt dann vor Kronberg ſtehn).

Du biſt ja leichenblaß geworden, Freund!
Erſchüttert ſo dich eines Kindes Traum?

Kronberg.

Erſchüttert hat mich nicht des Kindes Traum allein,
Wenn gleich in Träumen oft ſich Wahrheit künde,
Zumahl im Spiegel einer Kindesſeele.
Doch dies Zuſammentreffen zweier Sprüche,
Die beide wie Weiſſagung klingen, weckt
Gedanken in mir, die ich ſonſt nicht kannte; —
Denn Luther auch, deß flammende Begeiſtrung
Dem Herren dreier Kronen ſelber kühn
Den Blitz entwand, rieth ab von dieſem Zug!
Ungläubig hört' ich, wie er bangend ſprach,

Denn meinen Geiſt trieb glühendes Gelüſt.
Doch dieſes Kind, das zweimal ſprach die Bitte
So flehentlich, als ſpräch' dein Schutzgeiſt ſelbſt,
Wiegt meine beſte Mannskraft faſt in Zweifel.

Sickingen.

Gern neig' ich vor dem Gottesmann mein Haupt,
Doch ſeltſam dünkt mich's, daß er ab mir räth',
Und in mir ſpricht's: Mehr Kriege noch als Einer,
Loh'n durch *ſein* Wort in hellen Flammen auf.

Ein andres Zeichen iſt mir jüngſt geworden,
Das mich in dieſem Augenblick ſelbſt noch
Abhielte vom Beginn; — wär', was ich thun will,
Nicht meines ganzen Lebens Innbegriff,
Die Frucht und Krone thatenreicher Jahre. —
In Landſtuhl war's, auf meiner feſten Burg,
Wo mich die leid'ge Gicht gefeſſelt hielt
Bei Abendzwielicht auf dem Krankenbett.
In Trier ſtand mein Geiſt ſchon, dicht vor'm Stuhl

Des ſtolzen Richard, den ich beugen will, —
Da war's im Traume plötzlich mir, als ſäh' ich
Vor einen Kreis erlauchter, finſtrer Herren,
Den ſel'gen Vater, wie er leibt' und lebte,
Von Knechtesfäuſten ſchmählich hingeführt —
O wie ſo frei und männlich war ſein Blick,
Daß drin zu leſen ſtand: „der, der iſt treu,
Und keiner ſonſt!“ — — Doch ſchlechten Lohn hat Treu'!
Denn nach geſtrengem Spruch, g'rad, weil er treu
An ſeinem Lehnsherrn von der Pfalz gehalten,
Fiel zürnend ſein ehrwürdig Haupt durch's Schwert.
Und als es blutend dalag auf dem Sand,
Trat ich hinzu, vor Schmerz und Ingrimm weinend,
Und drückt ihm ſanft die ſtarren Augen zu; —
Dumpf aber ſprach zu mir ſein bleicher Mund:
„Franz! denke d'ran! Die Treu' wird ſchlecht vergolten;
Ich ſeh dich herrlich wachſen vor der Welt! —

Doch, was du willſt, und was viel tauſend wollen,
Erlebſt du nicht; — es iſt zu früh; — thu's nicht!“

Lucie (im Traume).

Thu's nicht! thu's nicht!

Sickingen (blickt ſinnend zu Boden, dann gegen Himmel).

Dreimal vermahnt! drei iſt 'ne heil'ge Zahl,
Drum klingt dies Widerrathen faſt wie Mahnung,
Daß ich's ſoll thun! — Schau hin, der Morgen graut,
's iſt heut Laurentius, des Blutzeugen, Tag,
Er ſei mein Zeug', daß ich mein Blut will geben.
Nichts von Verzög'rung mehr! — Gott helf uns rathen,
Gott helf uns thun! — Verſammelt ſind die Ritter,
Denn wie der Sturm die wirren Wolken jagt,
Hat ein gewalt'ger Ruf ſie alle hier
Zuſammengefegt von allen fernſten Räumen;

Vom ſchönen Franken und vom Rheinſtrom auch,
Und was im Ring des Schwäb'ſchen Bundes hält,
So vieler wackrer Degen Kreis hat ſich geſchaart,
Als nie auf einem Fleck beiſammen waren,
Seit jene Säule brach des Ritterthums,
Seit jene Blume edler Mannskraft ſchwand,
Seit Kaiſer Max, der letzte Ritter, ſtarb.

Kronberg.

Sag nicht, mein Franz! daß ſchon zertrümmert ſei
Des edlen Ritterthums letzte Säule,
Trägſt du und Hutten, zwei gewalt'ge Pfeiler,
Den ſtolzen Bogen unſrer Hoffnung nicht?
Erſt wenn du ſtarbſt und Hutten iſt begraben,
Will ich am Grab des Ritterthums weinen,
Doch früher nicht. — Nun ſage mir, mein Franz,
Aufrichtig, klar, wie du's mit Richard hältſt?
Ob Richard ahnt, was für ein Sturm ihm dräut,
Wie weit du biſt, und was du aufgebracht?

Sickingen.

Ich will kein frommer Edelmann mehr heißen,
Bevor ich dieſen Richard nicht zertreten,

Der alles Unheils Haupt und Pfeiler iſt.
Den falſchen Richard, der die deutſche Krone
Verſchachern wollt' in jenes François Hand,
Den ſtolzen Richard, der mit Hohn und Grimm
Die Ferſe niederhält auf den Gewiſſen,
Der Freiheit Geißel, dieſen eh'rnen Richard! —
Ha! Richard wär' nicht Richard, ahnt' er nicht,
Daß es an Blut und Leben ernſt ihm geht.
Er weiß es gut, warum ich ihn aus allen
Heraus mir ſuche, ihm, aus allen ihm
Schwertfrage ſtell' und tödtliche Entſcheidung.
In ihm durchſtech ich Roma's kühnſten Damm,
In ihm zerbrech ich Rom's urält'ſten Ring,
Tief an den Wurzeln faſſ' ich unverſöhnlich
Das gift'ge Unkraut fremder Sinnesart.
Faß ich ihn erſt, ſo ſchüttl' ich dieſen Baum,
Der, aus geringem Samenkorn entſproſſen,
Ausdrängt die heimathlichen Wurzeln all'; —
So ſchüttl' ich ihn, bis jede Blüthe fällt,
Und mit den Blüthen auch der Stamm muß
fallen; —
Denn thät' nicht ich's, wer faßte ſonſt die Axt?

Nicht männerarm iſt dieſe jüngſte Zeit,
Und beſſre gibt's als mich, und weiſere.
Ich aber bin nicht ſolcher Art und Sinn's,
Daß ich, wenn ich mein Lebelang geharrt
Des kräft'gen Arms, um meinen dran zu reib'n,
Noch warten wollte, da ſie alle warten.
Die Grafenkrone mag ich wohl verſchmäh'n,
Vielleicht ſchöb' ich die Kaiſerkron zurück;
Doch, daß ich bin ein deutſcher Rittersmann,
Und hab's mit meinem Schwert dahingebracht,
Daß, wenn Gerechtigkeit zu mir ſich flüchtet,
Sich kein bepurpurt Unrecht an ſie wagt,
Das iſt mein Stolz und meines Lebens Preis.

Kronberg.

Beim reinen Evangelium des Herrn!
Wenn alles wird vergangen ſein, verſtäubt,
Was dieſe Zeit für künft'ge Zeiten ſchuf,
Dich ſoll und wird man nennen immerdar
Den deutſchen Ritter, wenn auf deutſchen Name
Sich längſt auch kein Gedächtniß mehr beſinnt.

Sickingen.

Was ſagſt du da? Ich bitt dich, ſchweig davon,
Du zeugſt mir da entmannende Gedanken. —
Um dieſen Preis wollt' ich, beim ew'gen Gott!
Der Mutterſchooß wär' raſch mein Grab geworden,
Nein, ſag' ich, nein! Deutſchland kann nie verderben
Bevor die Sonn' verdirbt am Firmament.
Ich hielt es für des Herr Gott's liebſtes Kind,
Das er behüten wird ſtets als ſein Aug',
Wenn Treu muß flüchtig geh'n, wenn längſt verweſen
Wird ſein des Franzmanns Stolz; und jenes Blüthenland; —
Des Welſchen ewig heitrer Sonnengarten, — —
Deutſchland ſtirbt nicht! Laß in das Weltmeer wieder
Die neue Welt verſinken, keine Stelle
Dem Segler zeigen, wo ein Kiel ſie fand, —
Deutſchland ſtirbt nicht! Das iſt mein heil'ger Glaube;

Hätt' ich ihn nicht, dann wär' ich minder Mann,
Dann g'nügte mir's, von Tag zu Tag zu leben.
Doch dieß vor allem iſt mir hell und klar,
Und wie ich glaub, daß Gott iſt und nicht ſtirbt,
Halt' ich am Glauben, daß dies Deutſchland auch
Wird glorreich bleiben bis an's End der Welt. —
Doch höre jetzt, auf welches Fundament
Ich meinen Plan und Vorſatz hab' geſtellt.
Du fragſt um Freunde und Genoſſenſchaft,
Mit der ich Richard fällen will und Rom.
Ja, Freunde hab' ich, die mich nicht verlaſſen.
Zuvörderſt Gott; der iſt mein feſter Hort,
Der läßt mich nicht, wenn alles untreu wird; —
Darnach das ritterliche Brandenburg,
Das grünen wird bis in die fernſten Zeiten, —
Der freien Schweizer Sinn winkt hold mir zu, —
Auch Straßburg iſt, die alte Reichsſtadt, günſtig, —
Mit Lothringen leb' ich im feſten Bund, —
Fritz Somebrief wirbt mir zehntauſend Söldner
Zuſammt fünftauſend wohlbemannten Gäulen;
Aus Braunſchweig auch ſtößt mir ein Hauſe zu,

An tauſend und fünfhundert Reiſ'ge ſtark,
Dann zähl' dazu die edlen Häupter all',
Die beiden Fürſtenberg, die Eberſteiner,
Dich und die Grafen Hohengeroldseck,
Den Melcher Brömbſer und den Dietrich Späth,
Und meine beiden ritterlichen Söhne,
Und — Gott mit mir — mich ſelbſt, wer fehlt jetzt, ſprich!

Kronberg (begeiſtert).

Gott walt's! ich bleib bei dir, ſei ich auch fern!
Dein Schwert will ich, will dein Apoſtel ſein,
Dein Jeſaias und dein ſcharfer Sporn,
Der dir den Ruhm zujagt, wie ein feurig Roß.
Und wenn um dich mein ganzer Stamm verdirbt,
Und wenn für dich all' meine Schlöſſer fallen,
Und wenn ich ſollt um deinetwillen, Franz!
In Acht und Elend als ein Bettler wallen,
Franziskus! dieſer Nam' iſt's, der mich wirbt,
Er gilt, bis einſt die Ehr auf Erden ſtirbt.

(Beide Arm in Arm ab.)

Saal.

(Viele Ritter und edle Herrn, worunter die von Florsheim, Dalberg, Spath, der Brombſer, die von Sternfels, Windek u. a. Hilchen Lorch. Sickingen und Kronberg kommen. Sickingen tritt in die Mitte der Verſammlung.)

Sickingen.

Ihr edlen Herrn, ihr freien Männer Deutſchlands!
Verſammelt ſind wir heut' und feſt gewillt, —
Weil ernſter Sinn noth thut in ſchwerer Zeit, —
Klug Rath zu ſchaffen und zu ſteh'n gemeinſam
Für das rathlos ohnmächt'ge Vaterland.
Sagt, edle Herrn, wer ſoll das Wort hier führen?
Denn Einer ſpreche; handeln werden Alle.

Lorch.

Bei meinem Eid! Handeln will ich und Händel ausfechten; das Schwert kann ich führen, denn dazu reicht dieſe Fauſt aus; und, wird ſie mir abgehauen, ſo halt' ich's mit den Zähnen; aber was zwiſchen den Zähnen liegt, — die Zunge, die das Wort führt; — Kraut und Loth! die iſt meine Sache nicht. Reime kann ich behalten, doch nichts klingendes von mir geben, als Hiebe. Wenn einer rede, ſei's Franziskus; bei meinem Eid! er kann's ſo gut, als handeln.

Kronberg.

's iſt euch im Wiſſen wohl, ihr edlen Herrn,
Daß ich die Stirn ſchon hab', ein Wort zu reden,
Und wieg's nicht ab, wie Krämer ihre Quentchen;
Zwar danklos ſprach ich ſtets, doch ſprach ich laut,
Daß ſie mich hörten bis zum Vatikan,
Wenn ich mein Wort dem offnen Brief vertraut,
Der in die Welt flog, getragen von allen vier Winden.
Heut' aber, bei'm Herr Chriſt und ſeinem Wort!

Verſagt die Stimme mir, wie einem blöden Ritter,
Der für ſein Lieb das Leben gerne einſetzt,
Doch vor der Liebſten Aug' verſtummt und ſtockt.
So geht's mir heut bei'm Anblick dieſer Herrn,
In deren Antlitz ich mein holdes Lieb,
Mein bräutlich Deutſchland ſeh'.
Ein Unverzagter aber ſteht bei uns,
Der männlich freit und reden kann beim Werben.
Franziskus iſt's; der ſpreche für uns alle.

Alle.

Franziskus ſpreche!

Sickingen.

Ihr edlen Herrn! weßhalb wir hier beiſammen,
Ein jeder weiß es; — Noth und Schmach und Ohnmacht,
Die Adel, Freiheit, Vaterland erdrückt,
Hat jeden hier zur Tagfahrt angeſpornt.
Ja! eine Zeit ging auf im deutſchen Lande,
So deutſche Herrlichkeit mit Roſt befleckt;

Denn, was wir von den Vätern überkamen,
Der Boden Land's, d'rauf unſre Ferſen haften,
D'rauf wir die Särge ſtellen unſrer Ahnen,
D'rauf wir die Wiegen ſchaukeln unſrer Kinder,
Des Bettlers Königsſchloß: Selbſtſtändigkeit,
Wankt, unterhöhlt durch pfäffiſchen Verrath,
Und unſer einz'ger Ruhm, die goldne Treue, ward
So falſch, ſo doppellarvig umgeprägt,
Daß röm'ſche Kuppler ſelbſt, die jede Münze nehmen,
Mißtrauiſch bald dies edle Gold verſchmäh'n!

Lorch.

Kauft, kauft, ihr Herren und Frauen! Wer kauft das heilige römiſche Reich? Spottwohlfeil iſt's, denn für Spott kann man's haben.

Der Brombſer.

O! unſre Zeit wiegt ſchwer, — aber nicht Thaten, ſondern Feſſeln!

Dalberg.

Deutſchland! Deutſchland! Deine Dalberg ſind da, aber wo biſt du?

Lorch.

Ich will euch's ſagen, wo ihr's finden könnt. Pilgert nach der heiligen Stadt Trier, wo die Martyrer liegen; dort liegt auch Deutſchland; Pfaffen ſpielen Ball mit ſeiner heiligen Reliquie. Geht nach Köln, wo die heiligen drei Könige ſeit anderthalbtauſend Jahren ſchlafen. Dort ſchläft auch Deutſchland, an eines Predigermönches Kanzel angeſchmiedet, durch Aberglauben in Schlummer geſungen; — geht nach Mainz; dort hängen ſie ihm ein Mäntelchen um, halb mit Schellen beſät und halb mit Kreuzchen. — Bau' nicht auf Mainz, Franz! — Der Main kömmt aus Biſchofsländern! — — Geht nach Rom; dort knieet es, entmannt, geſchändet, mit blutigen Striemen vor den Thoren des Vatikan's und muß Kirchenbuße thu'n. 's iſt überall zu finden, überall, ach! und nirgends!

Sickingen.

Ihr Herrn! — Ich ſuch's in Gottes Hand!
Da iſt es wohl geborgen! Dieſe Hoffnung
Hält mich noch aufrecht; — Doch das herbe Jetzt
Durchpulſt mir alle Adern meiner Seele,
Denn in des Geiſtes Kern, im Thron des Wollens
Sitzt königlich das Vaterland! — Bei Gott!
Zeit iſt's für jeden, der nicht Laune hat,
Jenſeits der Alpen goldne Schuh' zu küſſen,
Für jeden, der auf eignen Knochen ſteht,
Zeit iſt's, daß wir uns alle bis auf einen
Zur Mau'r zuſammenthu'n, zum feſten Bollwerk,
An dem die Knechtſchaft der Gewiſſen ſcheitert.
Nicht bloß nach unſern alten Satzungen,
Nach unſrer Scholl und Habe nicht allein, —
Nach unſerm Willen greifen tauſend Arme.
Drum alle gegen Eins, und Eins für alle,
All' gegen Eine Schmach, für alle Eine Freiheit,
Für all' Ein Ruhm, für all' Ein Vaterland!

Recht ſei der Wahlſpruch, Recht und Gottes Reich!
Und Eintracht mach' und Treu' uns alle gleich.
Denn Gott iſt groß und redet jetzt in Wettern
Und wird den Feind durch ſein Gericht zerſchmettern,
Und ſchlagen wird er, die durch Spott ihn ſchmähten,
Schaffell' abreißend wölfiſchen Profeten.
Drum, wer da hofft, daß Gott ihm hold einſt werde,
Der ſtreife ab die Hoffnungen der Erde,
Und lege rein in ſeines Wollens Klarheit
Die Hand zum Eid auf's Buch der ew'gen Wahrheit.

Kronberg (bringt das Evangelium).

Sickingen.

Beim Wort des Höchſten, der vor Anfang war
Und ſein wird nach dem Ende aller Dinge! —
Ein Leib ſind wir; ſo haben wir's gemeint,
Gott helf' uns aus, bis ſich die Seel' entbindet! —

In Noth und Tod ſoll nichts uns fürder trennen,
Bis Roma fällt und wir uns Deutſche nennen.

Alle (mit Hand und Schwert).

Wir ſchwören.

Sickingen.

Nun hört mich ferner, ihr erlauchten Herrn!
Kein Schiff kann ſegeln, wann der Wind ihm fehlt,
Kein Kreis kann runden ohne Mittelpunkt,
Kein Bogen wölbt, den nicht der Schlußſtein krönt,
Man ſpricht vom Leib nicht, wenn das Haupt ihm fehlt.
Drum thut uns noth ein Haupt und eine Seele,
Ein feſter Schlußſtein und ein Mittelpunkt,
Der Ordnung hält, Gleichmäßigkeit im Kreis.
Mit Einem Wort: ein Lenker des Geſchäfts,
Der jede Satzung, die wir woll'n beſtellen
Vollzieht und ſchafft und denkt und thut für alle.
Beiſammen ſind wir, laßt zur Wahl uns ſchreiten.

Lorch.

Was lange Wahl?! Hieß der nicht Franz, der eben ſprach? Bei meinem Eid! 's gibt keinen andern Franz in Deutſchland! Sickingen ſei unſer Hauptmann.

Kronberg.

Ja! hier iſt Franz, ein deutſcher Mann! Er war's,
Der, als des ſtolzen Frankreichs ſtolzer Freund,
Richard von Trier, Deutſchland's Krone wog,
Die Wage neigend zu dem Nachbarvolk; —
Ha! Da war er's, der mit dem deutſchen Sinn
Des Kaiſer Karel Magnus goldnen Stab
Des ächt'ſten deutſchen Kaiſers Enkel gab,
Dem Sproß von Habsburg's uraltherrlichem,
Friedbringendem, rechtſchützendem Geſchlechte.
Franz that's in Treu', da ringsum Treue wich.
Blickt ihm in's Aug! — Der Blick theilt Kronen aus!
Dieß Schwert macht Kaiſer! Drum bedünkt mich's wohl,

Daß, wer dem Kaiſer hilft zur Majeſtät,
Auch unſerm Bund wohl kann als Hauptmann helfen.
Das mein' ich ſo, ihr Herrn! wer noch ſo denkt,
Der hebe ſeine Hand zum Schwur und rufe
Wie ich: Franziskus ſei des Bundes Hauptmann!

Alle (erheben die Schwerter).

Franziskus ſei unſres Bundes Hauptmann!

Sickingen.

Nun denn! bei'm ew'gen Gott, der allen Meineid ſtraft!
Ich will zum Recht, ich will zum Ruhm euch führen.
Nicht Hauptmann nennet mich; nennt mich nur Mann,
„Der deutſchen Freiheit Rächer" iſt mein Rang.
Der Würfel liegt volläugig hingeworfen;
„Ich hab's gewagt," des Ulrich Hutten Spruch,
Der gilt' als Schildſpruch unſres Thu'ns. — Denn jetzt,

Jetzt heißt's, Jahrhunderten voranzufliegen,
Da gegen die Jahrhunderte wir kämpfen;
Gilt's, Sturm zu laufen auf die Seelen ſelbſt;
Gleich zu beginnen an dem Haupt des Übels.
Wenn Richard fällt, wird Deutſchland rein! —
Doch nun zuerſt, den Plan klug zu verhüllen,
Laßt uns dem Bund 'ne offne Satzung ſchaffen,
Daß dieſer ſchlaue Feind, der all' erſpäht,
Den wahren Zweck nicht vor der Zeit erkenne.
Doch, eh' der Mond zum zweitenmal ſich füllt,
Hoff' ich, daß Kriegsgeſchrei gen Himmel brüllt,
Und alle Pfaffheit ſtöhnt verzweifelnd: Wehe!
Beſtell' ſein Haus indeß jedweder als ein Chriſt,
Denn Tod liegt nah wie Ruhm in kurzer Friſt. —
In Straßburg halt' ich Muſt'rung! —
Und Wahlſpruch ſei: „O Herr! Dein Will'
geſchehe!“

Alle (entblößen die Häupter).

O Herr! Dein Will' geſchehe!

(Der Vorhang fällt.)

Zweite Abtheilung.

Trier. Kreuzgang im Dom.

(Churfürſt Richard tritt auf. Gerlach von Iſenburg folgt ihm).

Churfürſt.

Mit ſolchem frohen Herzen heiß' ich Euch
Willkomm', Feldhauptmann! wie den Arzt begrüßt
Der Kranke, wie der Sterbende den Prieſter.
Nicht, als ob mich die Furcht erkranken machte,
(Denn nie trieb Grau'n das Blut mir aus den Wangen)
Nein! weil mein Volk, im Frieden aufgeſäugt,
Jetzt erſt zu lernen ſcheint, was Furcht bedeute! —
Denn raſch, wie 'ne ehrgeiz'ge Feuersbrunſt
Vom Erdgeſchoß bis hoch zum Giebel ſteigt,

Drängt ſich der Krieg zum Kleinod unſres Schatzes,
In unſres Landes Mark und Kern, zur Hauptſtadt;
Und dem gewalt'gen Namen, deſſen Zauber
Wie Windesodem angefacht den Krieg,
Eilt flügelſchnell ſo tödtlich Grau'n voran,
Daß der Geſchäft'gkeit jeder Pulsſchlag ſtockt.
Bliskaſtell fiel, nach drei gewalt'gen Stürmen
Erlag St. Wendel auch, und viele Edle,
Heinrich von Elz dabei, ergaben ſich
Gefangen in des Sickingen Gewalt,
Der ſolch profetiſch ſtolze Worte ſprach,
Als wankte ſchon mein Churhut und mein Haupt.
Die Veſte Grimmburg überſchwemmt' er auch,
Und droht nun, Trier bald zu überbranden.
Vergebens hält wohl, ein ſchwache Schleuße,
Ein kaiſerlich Mandat den Waldſtrom auf.
Ihr kommt gelegen, wackerer Feldhauptmann! —
Nun ſagt, wie viel Ihr Männer aufgebracht,
Von unſern Ämtern, Schlöſſern, Städten, Flecken?

Iſenburg.

Hochwürd'ger, gnäd'ger Herr! es ſind in allem
Zwölfhundert ſechsunddreißig tücht'ge Leute,
Von Celle, Mayen, Cochen und Bernkaſtell,
Von Limburg, Coblenz, Montabau'r und Wittlich; —
Ganz wohlgezählt, und unerſchrockne Männer.

Churfürſt.

Habt Dank für Eure Müh' und Treu, Feldhauptmann! —
Sind ſie in Herberg alle wohl vertheilt? —

Iſenburg.

Ich hab' ſie wohl beſorgt und eingeherbergt;
Und ſolchermaßen: Hört, mein gnäd'ger Herr!
Von Celle die, von Wittlich und Bernkaſtell —
Dreihundert zehn all auf der Weberbach,
Sechshundert ſiebenzig von Coblenz ſind
Zur langen Naſen trefflich einquartiert,
Am Kornmarkt auch und in der Brodgaſſ' eben;
Von Mayen ſechzig in der Näh zum Quaſt;
Von Montabau'r die hundertzwanzig fanden

Zum Bogen Herberg und in Nachbarshäuſern; —
Wahrhaftig! lauter wackre Kriegsgeſellen!

Churfurſt.

Und ſiebenhundert ſtellt die Bürgerſchaft,
Davon fünfhundert voll in Rüſtung ſtehn.
Nun merkt wohl auf: In fünf Bezirke theilt
Die Stadt ſammt ihren Thoren und Gethürmen;
Der eine von der Brücke ſammt dem Krahn,
Dem Deutſchhaus, rothem Thurm, bis Simeonsthor;
Der zweite Simeonsport, der Schellenthurm
Und alle Thürme bis zur Koritzpfort;
Der dritte: Koritz-Mußpfort, Kaſtellthurm
Sammt allen Thürmen bis zur alten Pfort';
Von da bis zu dem Neuthor hin der vierte,
Der fünft' umfängt vom Neuthor an die Thürme,
Einſchluß der Neidpfort bis zur Brücke wieder.
Gebt offen kund die Ordnung nun, Feldhauptmann!
Darein vertheilt die Bürger und die Andern
Vom Land ſammt allen Junkern wohlgezählt,

Den Herrn von Eſch, von Lanſtein, Metzenhauſen,
Den beiden Elz ſammt den Amtmeiſtern allen,
Schafft Kraut und Loth den Letzgeſellen an.
Ich ſelbſt will Heerſchau halten auf dem Markt;
Drum bietet auf, was Wehr und Waffen trägt,
Zum Wachdienſt ſelbſt Wehrloſe, Mönche, Weiber;
Denn in ſo großer Noth gemeinen Weſens,
Da auf den Wurf geſetzt iſt Tod und Leben,
Hat niemand Zeit zum Nichtsthun oder Beben.

Iſenburg.

Schlägt jedes Herz in Trier treu wie mein's,
Laßt zehnfach ſein den Feind; denn Grau'n gibt's kein's!

(Ab.)

Churfürſt.

Schlüg' jedes Herz in Trier treu wie dein's?!
Treu' iſt ein ſelten Kraut, du alter Degen,
Will warm gehegt, beſonnt ſeyn, ſoll es wachſen.
Ich weiß: mein Regiment iſt allzuernſt
Den leichtgeſinnten Söhnen dieſer Stadt.
Sie lieben, haſſen, fürchten mich zugleich;

Sie lieben mich aus Drang nicht, nein! aus Furcht,
Sie fürchten mich, weil ſie nicht haſſen dürfen;
Sie haſſen mich, weil Furcht zur Lieb' ſie zwingt.
Das weiß ich alles und durchſchau es ganz,
Verräther ſitzen ſelbſt an meinem Tiſch;
Bei Gott! verkauft, verloren wär' ich längſt,
Hätt' ich erſt Luſt, mich ſelber zu verlieren.
Doch fühl' ich noch ſo ungetheilt mein Selbſt,
Daß dieſes ſtolze Schiff der Freiheitshoffnung,
Das raſch durchfurcht die allgemeine Gährung,
Deſſ' Segel ſchwillt von tauſend Bräut'gamsſeufzern, —
An dieſem Fels, an Richard ſcheitern muß.
Ein ungleich Spiel, Franziskus! wag' ich zwar,
Ich, den ſie alle preisgegeben haben,
Mit dir, den die Begeiſt'rung Aller krönt.
Zwei Pole ſind wir, Franz! der Norden du
In alter Heldenkraft, und ich der Süd.
Ich kenn' dich ganz und wiege deine Stärke.
Wärſt du nicht Sickingen, — dich, Sickingen!

Wählt ich als Grundſtein mir, ein Kaiſerſchloß zu bau'n!
Doch, weil wir würfeln mit Jahrhunderten,
Ich mit der Vorzeit, du mit Gegenwart,
Und ihrer ungebornen Tochter: Zukunft,
Gibt's keinen Frieden zwiſchen uns. Laſſ' ſeh'n!
Du führſt zum Streit nur Leiber, ich — Gewiſſen! —
Kein Mittel darf ich ſcheu'n, in's Feld zu ſtellen,
Denn, fall' ich, weißt du auch das alte Rom zu fällen.

(Ab.)

Freie Gegend vor Trier zwiſchen St. Mathias und der Olewig. Ein Grenzpfahl mit dem Stadtwappen.

(Hilchen Lorch tritt auf mit mehreren Landsknechten.)

Lorch.

Da, Geſellen! nagelt mir dies Kriegsmanifeſt an den Grenzpfahl des Stadtgebietes!

(Landsknechte thun es.)

Ich wollte, dies Manifeſt wäre in dieſem Augenblick der falſche, meineidige Churfürſt ſelber und der ganze hochmüthige Rath von Trier zuſammen. Nun, ihr altklugen, hochweiſen, rothnaſigen Rathsherrn, Schöffen, Amtmeiſter und Schneider zuſammen, ſetzt die Brillen jetzt auf die Naſen und leſ't, wenn ihr deutſch verſteht, den lateiniſchen Spruch, den unſer Feldprediger, Bruder Heinrich von Kettenbach, an die Stirn' des Manifeſt's geſchrieben: Dedit dominus victoriam populo suo. 's iſt ein bibliſches Sprüchlein, und wir wollen's in fünf Punkten erläutern, wie es im Buch der Richter geſchrieben ſteht, denn bei Gott! du wortdeutelnder Churfürſt! das jüngſte Gericht bricht an, und ich will nicht zum zweitenmal den Spott erleben, daß die gnädigen Herrn drinnen ſich bei meinem Boten, der ihnen den Fehdebrief brachte, höflich bedanken, und ihm einen Gulden rheiniſch als Wegzehrung geben. Seht euch vor drinnen, ſelber die Wegzehrung zu nehmen, die letzte nämlich! Dedit dominus victoriam populo suo, zu Deutſch: Gott gibt uns Sieg, denn dieſe Fauſt hier iſt ein Volk. —

(Es verſammeln ſich Bauern.)

Was ſind das für Stallphiloſophen und graduirte Feldmäuſe? Kraut und Loth! lauter Geſichter, nur für Backenſtreiche erſchaffen! Nun, ihr Geſellen! warum ſteckt ihr nicht in Trier? warum wandelt ihr nicht mit geſenkten Schaafsköpfen in jenen frommen Betzügen, die euer überaus heiliger Churfürſt anführt? Bei meiner Treu! die Burſche hier tragen nur deshalb die Naſe mitten im Geſicht, daß der fromme Betrug und die Scheinheiligkeit ſie zwiſchen zwei

Augen an der Naſe führen kann. He! Landsknechte! Schlagt mir dieſen Schuft von Bauer da zu Boden! Setzt die Axt an den Klotz!

Bauer.

Geſtrenger Herr! ich hab meiner Seel' nichts gethan, noch wider Euch etwas im Kopf.

Lorch.

Nichts im Kopf? — Ganz recht, aber der Schädel ſelbſt iſt mir zuwider. Faſſ't ihn an, ſag' ich, es iſt ein Schuft! Ein redlicher Mann bringt es weiter als bis zu einem ſolchen Schaafsgeſicht.

(Landleute erheben ein Geſchrei.)

(Sickingen tritt auf, gefolgt von Hartmuth von Kronberg, Lucie und mehreren Hauptleuten.)

Sickingen (zu Lorch).

Was ſchaffſt du hier? Steh Rede, toller Brauskopf!
Was that dir dieſer Mann, gib Rechenſchaft!

Lorch.

's iſt ein Trier'ſcher Unterthan! Bitt Euch, ſeht nur das Geſicht an, das meiner Treu ausſieht wie ein Schnappgalgen.

Sickingen.

Laſſ' ab von dieſem Mann, ich rath' es dir!
Denn ſonſt vergeſſ' ich, wer ich bin, (ſtolz) wer du!

Lorch.

Oho! Franziskus, wie? So im Harniſch um eines ſchlechten Bäuerleins willen?

Sickingen.

Ja, Lorch! im Harniſch um des Bauers willen
So gut als für den Bürger und den Adel.
Wie, iſt ein Bau'r kein Menſch, wer biſt denn du?
Ein Bau'r? ein Ritter? — Nenn' den Unterſchied,
Zeig mir am Leib den Fleck, der eigens wär
Dem Ritter nur, dem Bauer *nicht* erſchaffen,
Laſſ' ſeh'n an dir, wo ich den Vorzug finde?
Auf deiner Stirn hier ſehe ich kein Wappen; —
Knöpf' auf die Bruſt, nicht angeerbte Narben,
Die Narben find' ich nur, die du dir ſelbſt gewannſt,
Trägſt du am Leib kein Merkmal deines Vorzugs,
(Traun! und dein Geiſt that eben nicht ihn kund,)
Was iſt der Bauer minder denn als du?
Ein Ritter iſt er, oder du biſt Bauer.
Der höchſte Adel iſt die Menſchlichkeit,
In ihrem Wappen ſitzt uraltes Recht,
Auf ihrer Helmzier thront und herrſcht die Liebe,
Schildhalter ſind die Freiheit und die Treu'.

O *dieſen* Adel lern' erſt erkennen,
Bevor du dich vor And'ren adlich nennſt.
Denn adlich ſind ſie all, ihr großer Ahn
War Gottes Odem, der ſie angehaucht.

Lorch.

In Summa: 's iſt doch ein ſchlechtes Volk, das iſt mein Gegenargument.

Sickingen.

Kein Wort, kein Wort, du ehr'ner Kriegsgeſell!
Sonſt, bei dem Eid, den wir in Landau ſchworen!
Nenn' ich dich Schelm, meineidig und Verräther
An jenem großen Werk, das wir begonnen.
Für *wen* denn kämpfen wir?

Lorch.

Ich für meinen Theil, Franziskus! kämpfe für dich und das heißt nebenbei auch für mich, oder die Weisheit dieſes Churfürſten möge mir noch am Todbett ärger auf die Seele brennen, als alle die fünftauſend Ducaten zuſammengeſchmolzen, um die er mich betrog.

Sickingen.

Thor, der ich war, als mir wie Gottes Blitz
Fuhr der Gedanke leuchtend durch die Seele,
Den ſtarken Baum der Pfaffheit umzuhauen —
Und kann des Unkrauts ſchier nicht Meiſter werden.

(Lorch will ſprechen.)

Sickingen (ſtampft mit dem Fuß).

Donner des Himmels! Wer iſt hier Feldhauptmann?

(Zu den Bauern.)

Ihr guten Leute, friedlich Volk, geht heim!
Das Manifeſt gibt meinen Willen kund,
Denn gegen euch und eure Kinder nicht
Zu ſtreiten bin ich jetzo hergekommen. —
Schatzmeiſt'rinn meiner Armuth, liebe Lucie!
Theil dieſen Leuten hier von meinen Pfenn'gen aus,
Die ich erſpart und dieſem Jahr zu Ehren
Neu prägen ließ; kein einz'ger gehe leer. —
Gott mit euch, Leut, wenn ihr zum Gottesdienſt

Wollt gehn, (da doch die Kirchen rings verſchloſſen,
Und Mönch' und Pfarrherrn in die Stadt geflüchtet,)
So hört die Pred'ger an, die ich mit mir gebracht,
Und denkt des Sickingen im Vaterunſer.

(Bauern gehen ab.)

Lorch.

Sie werden's thun, Franz! bei der Bitte: Erlöſe uns von allem Übel.

Sickingen.

Du merk' dir eine andere Bitte wohl,
Und präg' ſie ein auch deinen Kriegsgeſellen:
Herr, führ' uns in Verſuchung nicht. Verſtanden?

Lorch.

Merk's wohl; wir wollen fromm ſein, wie Jacobs Brüder und eine Betfahrt anſtellen in Trier, nach des Churfürſten Pallaſt, alleſammt mit Muſcheln und Kelchen behangen, mit Patenen und Ciborien, und wollen ſilberne Leuchter tragen und goldene Ampeln, auf daß der Herr uns erleuchte.

Sickingen.

An Euren Platz begebt Euch jetzt zum Heerzug,
Marſchfertig ſeid und auf dem Sprung zum Schlagen,
Denn einen Herold ſend ich nach der Stadt,
In dieſer Stunde noch ſie uns zu übergeben.

(Lorch und die Seinen ab.)

Sickingen (zu Kronberg).

Beinah hätt' ich im Zorn vergeſſen, Hartmuth,
Zu zeigen dir ein wichtig Pergamen,
Das mit den Lettern uns wie mit Schlagbäumen
Aufhalten ſoll am Thor.

Hartmuth von Kronberg.

Was iſt es, ſprich!
Du lächelſt ja ſo froh und wohlgemuth
Wie damals in der Kämmerei zu Speier,

Da aufgetragen ward der Wormſer Käſe, —
Nein, Parmeſan war's, doch von Worms erhandelt! —
Seit jenem Tag, da du des luſt'gen Stücklein's dachteſt,
Sah ich ſo heiter dich nicht mehr, — wie heut'!

Sickingen.

Mein Freund, die luſt'ge Faſtnachtszeit kommt wieder,
Nun rath mir auf den Inhalt dieſer Schrift.
Erräthſt du's nicht? Ei, denn, ich will dir's ſagen.
Sieh her, dies iſt ein kaiſerlich Mandat,
Das mir die Reichsacht droht, dazu noch Buße
Zweitauſend Mark vollöth'gen, ſchönen Silbers,
Von Trier abzuſtehn, und heimzuſchicken
Dies auserleſ'ne Heer. Thu ich's? O rathe!
Kommt näher doch, ihr meine edlen Freunde,
Merkt ihr? vor Neujahr kommt die Faſtnacht ſchon;
Das ſind des Regimentes alte Geigen,

Nicht fehlt's daran; doch an den Tänzern
fehlt's! —
Bitt dich, mein Hartmuth! gib doch dies Mandat
Zurück dem Boten, meinen Gruß dazu,
Reſpect auch vor des Kaiſers Majeſtät,
Ich ſei ſein Knecht, und treu, wie's Dienern
ziemt;
Doch wenn man Silber brauche, meld' ihm das,
Der Kurfürſt Richard — mög' ihm's Gott
verzeih'n! —
Empfing von Frankreichs Krone manche Kronen
Für Deutſchlands Kron', und traun! 's wär'
ihm geglückt,
Hätt' ich, ein armer deutſcher Edelmann,
Nicht mich ſammt meinem Schwerte eingeſetzt
Für Carl, das Kindeskind des letzten Ritters.
Sag dies dem Boten.

Kronberg.

Bei der ew'gen Treu!
Ein ſchwaches Kind iſt doch die ird'ſche Treu,
Verwaiſt, verrathen, wenn der Talismann

Errung'ner Herrſchaft mächtig ſie umkreiſt; —
Zu kraftlos ſelbſt, dies Werk von Menſchenhänden,
Dies kalte krumgeſchmiedete Metall,
Den undankbaren Goldreif zu erwärmen! —
Es liegt im Scepter oft die Kraft des Dolchs;
So unheilbringend iſt der Krone Laſt,
Daß ſie im Haupte das Gedächtniß würgt
Und ſtatt Gedächtniß drinn zurück nur läßt
Den muttermörderiſchen Baſtard: Undank.

Sickingen.

Davon nichts weiter, Freund! 's war nicht mein Herr,
Mein Kaiſer nicht, der dies Mandat mir ſandte;
Und wenn's mit eigner Hand ein Cherub ſchrieb,
Sag' ich: Den Inhalt ſchob ein Teufel unter,
Durch Himmelsbürgſchaft für das Werk der Nacht
Der Majeſtät erhabnes Auge blendend. —
Doch was ich ſprach, ich nehm es nicht zurück,
Beſtell's dem Boten treulich. —

Kronberg.

Franz! ich thu's.
Gott ſei mit dir.

Sickingen.

Und mit uns allen, Freund!
Den Herold will ich raſch zur Stadt jetzt ſenden,
Die Übergabe friedlich zu verlangen; —
Unblut'ger Sieg wiegt tauſend Lorbern auf! —
(Kronberg ab.)

Sickingen.

O sancta Treviris!
Dort über'm Neuthor flammt die goldne Schrift,
Von meines Glückes Mittagsglanz geküßt.
(Zu Lucie.)
Was ſagſt du nun, mein ahnungsvoller Schutzgeiſt,
Die mich mit Bitten, Träumen, heißen Thränen,
Mit aller Kraft der Sorge und der Liebe
Abhalten wollte von dem großen Werk?
Sieh, das iſt Trier! des Heidenſchloſſes Zinnen
Erblickſt du dort, worin mein Erbfeind thront,

Am andern Ende ragt das ſchwarze Thor
So ernſt wie ein verſteinertes Jahrtauſend;
Des Domes ſtolze Thürme kannſt du ſchau'n,
Daneben auch das ſchlanke Glockenhaus,
Das die Liebfrauenkirche glorreich krönt;
Zalloſe Kirchen und Kapellen ſonſt,
Als ſtünden wir im frommen Welſchland ſelbſt,
Vor Roma's Thoren, ſo die Welt beherrſcht.
Die Trümmer jener hochgewölbten Bogen,
Wo ſich das Pförtlein an der Mauer weiſt,
Sind römiſch Erbgut, Römerbäder ſind's. —
Ich ſelber, fromme Treviris! bin jetzt
Herangekommen, warm im Thau zu baden,
Im Herzblut deiner geiſtlichen Gewalt.
Ein Schritt, und unſer feſter Fuß betritt
Das Weichbild dieſer Stadt, und wird gar bald
Auf dem dreifachen Pflaſter Triers ſteh'n;
Denn wie in alten Mährlein wird gedichtet
Von Städten, die verſanken, — ſo auch hier;
Und unter dieſem Boden, drauf wir treten,
Liegt mehr als ein Jahrhundert eingeſargt,
Mit gar beſonders wunderlichen Bauten.

Lucie.

O daß ſie nicht aus ihren Gräbern wachſen,
Unſchuld'gen Kindlein gleich, die man gemordet,
Die ihre Händ' aus grünen Raſen ſtrecken!
Daß aller Ruhm, der hier begraben liegt,
Nicht auferweckt wird durch die Schlachttrompete
Und deines Namens Herrlichkeit zermalmen! —
Mein Vater, mehr als Vater, mehr als Arzt,
Du biſt zu groß, zu ſtark, zu himmelsmächtig,
Als daß dich ird'ſcher Boden tragen könnte,
Die morſche Rinde dieſer Gegenwart,
Die nur gewohnt iſt an der Schwächern Tritt,
Doch ſei es, wie du mußt, ich weiß, du mußt
ſo handeln,
Dein Theil bin ich, drum muß auch ich
Zum Tode, nein! zum ächten Leben wandeln! —

(Sie lehnt ihr Haupt an ſeine Bruſt und eilt an Sickingen's Arm ab.)

Marktplatz von Trier. In der Mitte eine Granitſäule mit einem Kreuz, Trommeln und Pfeifen.

(**Philipp von Humburg**, Bürgermeiſter, der **Stadthauptmann** und Bürger in fünf Rotten. Mönche und Weiber ſchleppen ſich mit Rüſtzeug. — Der **Churfürſt** kommt, gefolgt von **Gerlach von Iſenburg**, und dem **Abt von St. Maximin**. Ordnung wird geſchlagen, der Churfürſt tritt in die Mitte und beſteigt die Stufen am Fuß der Granitſäule.)

Churfürſt.

Ja! ich erkenn' Euch, Trier's edle Bürger,
Ganz treu und ächt und hoher Mannheit voll,
Gerüſtet in Unüberwindbarkeit,
Behelmt mit Ruhm, umpanzert durch die Eintracht.
Verſammelt hab' ich euch auf dieſem Platz,
Um euch in dieſer ſchwerbedrängten Zeit
Ein gottgeſandtes Zeichen zu verkünden,
Daß dieſe heil'ge Stadt vom Lebensquell
Zahlloſer Märtyrer getränkt, geweiht,

Nicht wanken wird, nicht ſchmählich fallen kann. —
Drei Nächte hatt' in Sorgen ich durchwacht,
Bis Mattigkeit das widerſpänſt'ge Aug'
Mit Schlaf umfing. — Und, als ich war entſchlummert,
Da ſtrömt' ein Glanzmeer blendend um mich her
Mit ſieben Kreiſen ſiebenfarb'gen Lichts,
Und in der Ring' geheimnißvollem Kern
Sah' ich auf einem Regenbogen ſitzend
Sankt Petrus, der zwölf Boten hohen Fürſten,
Sein Silberhaupt umſtrahlt von gold'gem Schein,
Der Kirche Schlüſſel in den Händen tragend;
Und rechts und links die heil'gen Seelenhirten,
Die hier zuerſt des Herren Wort verkündet.
Gar wunderbarer Troſt quoll mir in's Herz,
Wie Frühlingsthau troſtloſe Blumen tränkt. —
Und als ich betend nun die Hände falte,
In unſrer Noth ein Zeichen mir zu geben
Vom Schickſal dieſer ſtets rechtgläub'gen Stadt, —
Da hob er ſegnend ſeinen goldnen Stab,
Und aus des Regenbogens lichter Pforte
Trat eine heil'ge, glanzumfloßne Schaar;

Es ſchimmerten, wie nie geahnte Sterne,
In ihren Herzen helle Wundermahle;
Viel grüne Palmen trugen ſie in Händen,
Als ob zu ſchließen einen treuen Bund;
Und ſchwangen ſie, lobſingend Gott dem Herrn
Leu'nmüth'gen Kriegern gleich; denn wie Gewaffen,
Wie lichte Schwerter, wie ſcharfhelle Senſen
War ihrer Palmen reine Zier zu ſchau'n.
Und als ſie ſchwangen, Bundgenoſſen gleich,
So that ſich plötzlich, wunderbar entfaltet,
Ein herrlich Bild vor meinen Blicken auf; —
Ein lieblich Thal erblickt' ich, wie 'nen Teppich,
Dareingeſät rothſchimmernd Felsgeſtein,
Und würz'ge Blüthenwälder dran gereiht
Sammtweich, durchſichtig wie Smaragdengrün,
Und duft'ge, lebenswarme Mayenflöckchen,
Und drein gewirkt ein Strom von Silberſaum,
Der fürſtlich war gekrönt mit Rebengold.
Jetzt tauchten aus zerrißnem Nebelflor
Zahlloſe Thürm' und Zinnen ſtolz empor,
Und drunter ſchien's wie Mauern ſich zu heben,

Metallne Wälder ſchimmerten daneben;
Speereiſen waren's, dicht gedrängt zum Walle,
Die Mauern — Leiber, in Harniſchen alle.
Es war ein Volk, wie ich es jetzt erblicke,
Vertrauend Gott, dem Lenker der Geſchicke,
So Mann als Greis, der Schwache wie der Starke
Mit Lieb im Herzen und mit Kraft im Marke,
Die Weiber ſelbſt, geſchaffen für den Herd,
Zum Schutz des eignen Herdes blank bewehrt; —
Jetzt ſah ich's klar, mit wem ſie Bund geſchloſſen
Die Märt'rer all, kampfluſt'ge Kriegsgenoſſen; —
Ein treues Volk, geſtählt in ſeiner Kraft,
Von Trier war's die edle Bürgerſchaft!

(Die Säule umfaſſend.)

Dies iſt das Kreuz, das Franz will niederſchmettern,
Doch Kreuzes-Wacht hält treu die Kreuzesſchaar;
Dort ſteht der Dom, bedroht von argen Wettern,
Doch hält ſein Grundſtein: „Glauben“ immerdar;

Blutzeugen ſind's, die Gott uns ſchickt zu Rettern
In dieſer blut'gen Brandung der Gefahr;
Die Retter aber mit des Himmels Fahnen
Mitbürger ſind's von uns, ſind unſre Ahnen!

Bürgermeiſter.

Ihr Bürger Triers! ſchaut! ein leuchtend Zeichen,
Daß Gott und ſeine Schaaren mit uns ſind. —
Ha! wer von allen, die hier wehrhaft ſteh'n,
Erbleichte nicht vor Scham bis tief in's Herz,
Des Herzbluts letzten Tropfen feig zu ſparen.
Ja, Fürſt! wir ſind's, wie unſre Väter waren,
Ja, Fürſt! wir ſind's, der uralt-heilgen Satzung
Vormau'r und Bollwerk, und gar ſich're Schanz;
Ja, Fürſt! wir ſind's, wie du im Traum uns ſah'ſt,
Ein Eiſenwald, ein felſenfeſter Damm.
Das Alte bleibt! Drum ſteh'n wir Greiſe da
Mit jungem Muth, doch mit der alten Treue!

Schau, Fürſt! wie den Geringſten hier im Kreis
Des Himmels Ruf ſo raſch zum Ritter weiht!
Das ſchwache Weib umpanzert ſich mit Erz;
Zu Mitternacht aus Grüften und aus Kellern,
Wie Schätze, graben ſie die Heidenwaffen,
Die roſt'gen, auf und wetzen ſie bedacht;
Der Krüppel ſelbſt ſchwingt froh, wie neu geneſen,
Sein hölzern Bein und ſchlägt, ein friſcher Mann,
Des Römers Erzes blut'ge Spitze dran.

Stadthauptmann.

In's Feld! in's Feld! Und hätt' ich hundert Lungen,
Mit jeder rief ich laut: In's Feld! in's Feld!
Gekommen iſt die Zeit, wo Mann an Mann,
Chriſt gegen Widerchriſt muß kämpfen! — Fort! —
Im Feld gedeiht der Kampf! Das offne Feld
Sehnt ſich nach Herzblut, ſeine Saat zu tränken; —

Nach Rache ſehnt ſich's! Gebt, mein gnäd'ger Herr,
Gebt Urlaub uns!

Churfürſt.

Mit nichten, Hauptmann!
Hier gilt's, *den* Fleck, *dies* letzte Bollwerk gilt's,
Das Äußerſte vom deutſchen Land! In *dieſem* Raum
Liegt aller Sieg gebannt, und alle Hoffnung.—
Das *Herz* bekämpft ja Franz! So laßt das *Herz*
Allein ihm denn zum Kampf entgegentreten,
Mit nichts gewappnet, als mit Treu'!—Ich will,
Daß man dies Trier länger nennen ſoll,
Als Triers Enkel wieder Enkel zeugen, —
Des alten Glaubens unbezwungnen Thurm!
Hier bin ich ſelbſt, hier bleib' ich und hier ſterb' ich!

Bürgermeiſter.

Komm, jetzt, des Neuen ſchonungsloſer Geiſt,
Komm, ſchüttre grimmig nur an unſren Mauern,
Hier ſteht für deinen Ruhm ein Grab bereit.

Gerlach von Iſenburg.

Erlaubt auch mir, hochwürd'ger, gnäd'ger Herr,
Ein ernſtes Wort nun in der ernſten Stunde.
Ward uns Verheißung überird'ſchen Schirms,
Verheißung, die das gläub'ge Herz erquickt;
Mahn' ich, ein alter vielverſuchter Mann,
Der oft dem Tod ins Angeſicht geſchaut,
Und Maaß gelernt, wie viel ein Gegner gelte, —
Daß kein gemeiner Feind in's Aug uns blickt,
Von denen nicht, die wie im Stoppelfeld
Aus friſchem Saatkorn keimen und vergehen.
Ein Mann iſt's, der aus nichts ſo hoch ſich ſchwang,
Daß ſelbſt der Kaiſer, der den Aar beherrſcht,
Beſchattet wird vom Flügel dieſes Aars.
Franz hat ſein ganzes Leben dran geſetzt,
Durch Zeugung hoher Thaten es erſchöpfend,
Und ſo erſchuf er ſich ein Volk von Ehren.
Gewohnt iſt er an Glück und Unglück, wie die Eiche
An Sonnenſchein und Blitz. Traun! es thut noth, —
Obgleich er ſelbſt noch fern ſteht von der Stadt,
Bei Konz, da wo die Saar zur Moſel mündet,

Doch thut es noth, ſchon jetzt ſo ernſt zu ſchaffen,
Als ſtänd' er vor den Mauern Trier's eben,
Denn er iſt raſch, und wird, ich wette drauf,
Uns nah ſein, eh' die Sonn im Weſten ſinkt.
Drum gilt's, zu ſorgen, daß, wenn er gekommen,
Er vor den Thoren keinen Haltpunkt finde,
In feſtumdachten Mauern ſich zu lagern,
Noch Frucht zu heben für ſein zahllos Heer.
Hört meinen Vorſchlag denn: kein einzles Opfer
Darf ſich dem allgemeinen Wohl entzieh'n,
Und wie die Bürger hier in treuer Eintracht
Ein edles Beiſpiel geben und vergeſſen
Die Zwiſt' und Strittigkeiten unter ſich,
Und Nachbarn, die ſich lang im Groll begegnet,
Treuherzig, redlich ſich die Hand jetzt reichen,
So möge auch in dieſem edlen Kreis
Kein würd'ges Angeſicht vor Sorg erblaſſen,
Wenn ich das Opfer nenne, das gewaltſam
Die Sicherheit erfordert dieſer Stadt.
Sanct Maximin, die ſtattliche Abtei
Mit Speichern, die vor reichem Fruchtkorn ſtrotzen,
Mit Kellern, drinnen goldner Glutwein gährt,

Mit Mauern, deren hochgebaute Dächer
So viele Schanzen ſind für Sickingen's Geſchütz,
Von ihrer Höh' zu treffen unſ're Thürme; —
Sanct Maximin muß fallen heute noch,
In dieſer Stunde darf es nicht mehr ſein,
Brand freſſe in die Scheuern raſch hinein,
Vertilgend Dach und Sparrwerk, Brod ſammt Früchten,
Zu retten ſuchet nichts! Mir ſagt's der Geiſt,
Kaum iſt's noch Zeit, daß ſich die Prieſter flüchten.

Abt von St. Maximin.

Halt ein, Feldhauptmann! O hochwürd'ger Fürſt!
Laßt Ihr das Unnatürliche geſchehen,
Was bleibt dem Feind dann Gräßliches noch übrig?
O nicht ſo finſter blicket, edler Richard!
Noch nicht ſo unaufhaltſam naht uns Franz,
Nur Aufſchub fleh' ich, um den Schatz zu retten.
Ihr ſchweigt noch, Richard? Weh! dies Euer Schweigen
Rennt raſcher noch als Franz uns in's Verderben.

(Der Geſelle des Thurmwächters vom Neuthor kommt athemlos.)

Geſelle.

Fürſtliche Gnaden! Mein Herr, der Wächter vom Neuthor thut Euch melden, daß der Herr Franziskus von Sickingen friſch vor die Stadt rückt, wie der Sturm vor dem Wetter.

Gerlach von Iſenburg (zum Abt).

Ihr hört es, würd'ger Abt, Franz iſt ſchon hier,
Da Ihr noch zweifelt, wann er werde kommen.
Nun kein Verzug mehr, denn die nächſte Stunde
Bringt ſonſt ihn ſelbſt auf dieſen Marktplatz her,
Wo wir jetzt ſteh'n, uns durch die Zög'rung tödtend.

(Zum Churfürſten.)

Mein gnäd'ger Herr!
Gebt die Erlaubniß, daß am Werk wir ſchaffen,
Raſch, ich beſchwör' Euch, ſäumt nicht länger mehr.

Churfürſt.

Nun denn, hinaus! hinaus! Schnell, Brände her!
Laßt uns, dicht vor des Übermüth'gen Stirn',

Wie Sieger frei, den Nothbrand eilig zünden.
Hebt ſich kein Wind? Mir iſt ſo. — Dank, Geſelle!

(Zum Abt.)

Wahrhaftig, glaubt, es blutet mir das Herz,
Da ich bekräft'ge, was mein Hauptmann ſprach;
Doch, allgemeines Wohl verſchlingt das Einzelne,
Ich ſelbſt will, hoch zu Roß, den Zug anführen,
Und Ordnung halten bei dem Leichenbrand.
Theilt Looſung aus, Feldhauptmann, und Geſchrei,
Bleibt in der Stadt und ſorgt! —
Indeſſ' bring' ich das traur'ge Werk zu Ende,
Denn dies Geſchäft will Eile. Brände! Brände!

(Man holt Fackeln und Brände; Gewühl durcheinander.)

Churfürſt (von dem Abt und den Uebrigen abgewendet, leiſe).

Hei! Pocht's mir ſo?!
Herz! Nicht ſo laut, poſaun' mir nicht die Freude. —
Nun! Stolzer Abt? Du warſt mir lang ein Dorn,
Jetzt reiß' ich lachend dieſen Dorn vom Stamm;
Herr will ich ſein, ſo weit mein Auge ſchaut,

Die Ausſicht nahm mir lang dein reiches Stift;
Jetzt thu' ich's, thu's; — und ſchaff' ein nützlich Werk!!

Gerlach von Iſenburg.

Pflanzt auf die weißen, rothbekreuzten Fähnlein,
Wahrzeichen für Gefahr und Überfall.
Was von Geſchützen auf dem Rathhaus ſteht,
Von Falkonetten, Schlangen, Hackenbüchſen,
Sammt Kraut und Loth, ſchafft auf den Markt hier ſchnell,
Gemeine Looſung: Sanct Chriſtophorus,
Geheime: Sancta Barbara und Trier,
Und das Geſchrei: Concess! Concess!

(Man kommt mit Bränden; die Sturmglocke wird gezogen.)

Churfurſt.

Auch mir 'nen Brand!

(Reißt ungeduldig dem Nächſten die Fackel aus der Hand).

Mein Pferd! mein Pferd!

(Schwingt ſich zu Roß).

Voran!

(Alle außer Gerlach ab.)

Vor den Mauern Trier's, unfern des St. Simeonsthores.
Man ſieht in der Ferne die Abtei St. Maximin brennen.

(**Richard** zu Pferd, an der Spitze der Bürger, von St.
Maximin zurückkommend.)

Das traur'ge Werk, zu dem uns Nothwehr zwang,
Ward mit unwill'gem Herzen denn vollbracht.
Nun, da die Flammen dieſes Phönix leuchten,
Laßt uns zum ſichern Schirm der Mauern kehren,
Die aufgerichtet ſteh'n ſeit grauen Zeiten,
Des Heidenruhms untilgbare Reſte.
Sei wachſam jeder wie der Storch im Neſte,
Wenn Geier droh'n, die junge Brut zu rauben.
Wie der Delphin aus dunklen Fluthen taucht,
Aufhorchend lieblich klingender Muſik,
So wiege jedes Haupt ſich mit Bedacht
Nur auf des Schlafes glattem Waſſerſpiegel,
Um, wie ein treuer Wächter, raſch zu künden,
Wann Noth, die kehlenrauhe Sängerin,
Ihr Sturmlied krächzt. — Nicht wüſte Zecherluſt,
Die Mutter bleierner Unthätigkeit,
Schwing ihr Panier in dieſen Sorgentagen,

Sonſt hüpft ihr Marſchall, der bebende Tod,
Raſch zu dem Schenktiſch, wo die Kannen ſteh'n,
Und gießt des Lebens ſüße Neige aus. —
Wenn ihr euch Morgens mit den Worten grüßt:
„Gott helfe Trier, guten Tag!“ — ſo ſei
Die Bitt' um Wachſamkeit mit eingeſchloſſen
In euren Abendſegen; Wachſamkeit
Und Eintracht lehrt die Kinder wie das Geh'n,
Sonſt, ob wir ſtolz die Häupter aufwärts tragen,
Und hoffnungsvoll die ew'gen Sterne fragen,
Verfängt in liſt'gen Schlingen ſich der Fuß.
Wacht! ſei eu'r Abendgruß.
Steh'n wir zuſammen, kann kein Feind uns ſchaden.
Somit behüt euch Gott in heil'gen Gnaden.

(Ab in die Stadt. Alle folgen ihm; die Mauern werden beſetzt.)

(Ein Herold Sickingens kommt mit einem Trompeter. Der Thurmwachter ruft auf den Mauern:)

Herbei, herbei! Feldhauptmann! Herbei ihr Bürger! Herbei, was Beine hat. — Ein feindlicher Herold kömmt ſtolz daher gegangen.

Herold.

Hört, hört, hört! ihr Männer von Trier, was Ritter Franziskus von Sickingen zu euch ſpricht: Unſ'rer Trompeten luſt'ger Schall heißt: Freiheit; und die ſoll euch das Herz erfreuen, wenn ihr ihm heute noch in Fried' und Güte die Thore aufthut.

Bürger (auf der Mauer).

Was? Freiheit mit Schwerterklang gepredigt? Sitzt Freiheit, dies Zauberweib, in den Höhlen der Feuerſchlünde?

Zweiter Burger (auf der Mauer).

Was meint Ihr Gevatter? Ketten für Freiheit? (zum Herold). Was iſt das für ein Stück Freiheit, die du uns bieteſt?

Ein Junker des Churfürſten (auf der Mauer).

Ho! Sie werden euch die Elle ſtatt des Stäbleins über dem Kopf zerbrechen, Meiſter! oder eurer Schere ein Bein abnehmen. Das iſt's!

Bürgersfrau (auf der Mauer).

Ei du unſre Liebe Frauen! — Seht 'mal, Nachbarin, was für wunderlichen Vogel der Herold auf dem Helme führt; und ſo prächtig, und ſo ganz natürlich gefertigt, zum Sprechen ähnlich. — 's iſt ein Schwan, am Halſe zu kennen.

Schneidersſohn (neben ihr).

Ein Hals, ſchneeweiß und zart wie der eure! — Mühmchen! ſchönes Mühmchen! 's iſt wahrhaftig das Spiegelbild eures eignen Halſes.

Weinſchröter (auf der Mauer).

Halt's Maul, Vetter Bock! — Weib! mach' dich nicht grün! — Der Vogel auf dem Helm iſt ja eine Gans.

Alter Barfüßer (zu einem Kreiß von Bürgern auf dem Wall).

Zeter des Pabſts und der Kirche über dieſe Kirchenräuber und Gottesläſtrer! Gottes Gericht über dieſe Reliquienſchänder und Bilderſtürmer. — — Es müſſe verdammt ſein in den ſiebenten Pfuhl der Hölle dieſer Franziskus von Sickingen und ſeine Rotte Cora, mit Lutherus, dem Antichriſt, und allen ſeinen Beelzebubs. Sie wollen des Kaiſers geheiligte Majeſtät ins Antlitz ſpeien, da ſie an der heiligen Kirche zweifeln; — ſie wollen, — — —

Trompeter (bläſt zum zweitenmal).

Barfüßer (im Flammeneifer).

Blaſet euch ſelbſt das Gericht und die Verdammniß an den Hals, Ketzer und Ketzers-Freunde! Die Schale iſt ausgegoſſen; unter euch reitet der Tod, der lendenlahme, mit der Senſe; Fluch neben euch! Kirchenraub und Gottesläugnung, das iſt ihre Freiheit; Blut, das iſt ihr Friede; Meuchelmord, das iſt ihr Eid, — —

Herold (unten auf dem Plan).

Ihr edlen Bürger Trier's! Zum zweitenmal in Fried' und Güte entbietet euch mein

Herr, Franziskus von Sickingen, ſeinen Gruß; und fragt euch, ob ihr ihm noch heute dieſe Stadt ſammt allem, was drinnen, zu ſeiner Treue übergeben wollt: darauf gelobt er euch — — —

Barfußer, Junker (ſchreien dazwiſchen).

Hört ihn nicht! Hört ihn nicht! Seine Worte ſind Peſt! — — Wer ein Ohr ihnen offen hält, begeht Meuterei an Kaiſer und Reich; wer ihm horcht, den belaſt' ich mit ſiebenfach-ſchwerem Kirchenbann und Interdikt . . .

Bürger (auf der Mauer).

Pfeile und Kugeln, als Antwort! —

Churfürſt (zeigt ſich auf der Mauer).

Was für ein Mißton klang denn an mein Ohr?
Schrie eine Eule hier um Übergabe?
Buntſcheck'ger Faſtnachtsherold du dort unten!
Sag's noch mal, daß ich's glaube; denn ſchwerhörig
Bin ich, ſind all die Meinen hier für Schmach.

Herold.

Zum letztenmal in Güte, ihr mauertrotzigen Geſellen! Hört, hört, hört! — Wollt ihr die Stadt nicht in Güte geben, ſo hetzt mein Herr ſo viel Feld- und Nothſchlangen gegen euch, als Noth thut, dies Feld mit Leichen zu decken. Was gebt ihr für Antwort?

Bürgermeiſter (auf dem Wall).

Grüß deinen Herrn und meld' ihm dieſes,
Herold:
Noch feſter, als die feſten Mauern Trier's
Steht Trier's Muth, und wird ſo bald nicht fallen!

Burger.

Will Franz vor den Mauern überwintern;
— dort in Maximin findet er Kohlen.

Gerlach von Iſenburg (zum Herold hinab).

Grüß deinen Herrn und bring' ihm dieſe Antwort:
Zwei Männer thuen Noth bei jedem Kauf:
Der Ein' — Verkäufer, und der andre —
Käufer.

Hat Franz auch Luſt, zu kaufen ohne Geld, —
Er denke dran, daß der Verkäufer fehlt;
Das Glück iſt kugelrund, liebäugelt gern mit Wandel;
Für diesmal lacht es uns, drum fehlt die Luſt zum Handel,
Doch hat Franz ſtets noch Luſt, den Handel anzubinden, —
Nicht außen, innen hier, ſoll er bereit uns finden.

Churfürſt.

Grüß' deinen Herrn und meld' ihm nichts als dies:
Mein Nam' iſt Richard! Ei, er kennt ihn wohl gewiß;
Und ſollt' er, was mir leid thät', nicht ihn kennen, —
Den Krummſtab hier ſchliff ich zum Schwert! —
Mein ſcharfer Krummſtab ſoll ihm meinen Namen nennen.

Uferpoſten an der Moſel. Feldwirthſchaft. Baſtard von Somefroſt. Zwei Reiter kochen in einem Feldkeſſel.

Baſtard (geht unmuthig auf und nieder).

Komm' ich mir jetzt nicht wahrhaftig vor wie der gute Hirte? O ich hatte mehr Luſt, dieſe Burſche, die ich jetzt weide, für Kampf und Tod anzuwerben, als jetzt mit ihnen alleſammt ſo träg, wie einer Dirne Herzliebſter im Weihnachtsblei, das Ufer zu hüten und nichts zu thun. „Fritz, halte mir treue Uferwacht! 's iſt mir wichtig,“ band mir Franziskus auf die Seele. — Hat ſich auch hier viel Wichtiges zu wachen. — Wichtigkeit! Ha! ein großthueriſcher Wicht hat dies nichtsthueriſche Wort erfunden. Pah! Auf dieſe fünf Burſche, auf die fünf Junkerlein von der Fauſt kömmt am Ende doch alles an.

(Zu einem Reiter).

Was brau'ſt du da? Straf' mich Gott! Wenn ich dich ſo voll Kriegsgedanken gegen eine ehrliche Kalbskeule ſehe, denke ich, du hätteſt dich lieber in eines Kochs weiße Jacke ſtecken ſollen, als in ein Büffelwamms. Da ſchau hinüber, du Wanſt-Reiter! Wie die Schlote in der heiligen Stadt dampfen. Wittert's dir nicht in die Naſe?

Reiter.

Ne, Herr! bei den vier Hauptleuten im Spiel! ne, meine Naſe reicht nicht ſo weit.

Baſtard.

Was? Nicht in des Teufels Küche? Ho! gib Acht, wenn wir noch lange hier hocken, wie die Mäuſe um den Speck im Kamin, mein Wort drauf, unſre Naſen werden länger. — Ha! wir brüten hier nur Faulthier's Junge aus, und ſpeiſen Schildpatt mit Schneckenhäuslein; eine ſaubere Koſt! O Kreuz und Donner! Hier müßig ſteh'n zu müſſen wie der Bär am Pfahl, wie ein Verſchnittner beim Ständchen, — der Teufel hole die Subordination! — Während Franz ſich's drüben bequem macht und ſein feines

Liebchen Trier umarmt, ſo glühend, daß ihr das Mieder zerbirſt und die Sinne vergehen.

(Stößt unwirſch mit dem Fuß die brennenden Scheiter unter dem Keſſel durcheinander).

Ein andrer Reiter.

Herr! Ihr ſeid wohl gelehrt?

Baſtard.

Ja! einen Schädel zu ſpalten. Was ſoll die Frage?

Reiter.

Wieder eine Frage; denn dann könnt Ihr mir wohl berechnen: mein Roß hat vier Beine und ich zwei; das thut ſechs. Wie weit Weges hat man damit zu den reichen Prälaten in die Eifel? — *Sie haben*, Herr! — o! ſie *haben*; und wir *möchten* wohl.

Baſtard.

Geh! geh! — Hätt' ich nur dem Franz mein Wort nicht gegeben, das Ufer zu hüten! Wir ſollten Steine in Brod verwandeln? meinſt du? —

Geh! du biſt ein Stallknecht von des Beelzebubs berittnen Verſuchern. Dein Horn kehrt mein geheimſtes Innerſtes zu äußerſt. Geh! geh! — Verflucht! wie Wolfshunde zuſeh'n zu müſſen, wenn Schaafsköpfe geſpeiſt werden, und ſich nicht mal feiſte Hämmel ausſuchen zu dürfen!

Reiter.

Feiſt, Herr! wahrhaftig! wie die Engel im Himmel; ſie haben, Herr! ſie haben wohl.

(Man hört Trompeten.)

Baſtard.

Horch, horch! mich däucht, ich höre Trompeten drüben. Ei! ſo macht doch auch hier bei uns Schlachtmuſik, ihr vermaledeiten Fröſche und Unken im Rohr; blaſt euch die Kröpfe zu Schanden; luſtig, luſtig! So ſpielt doch auf. — Horch! war das nicht Schwerterklang von drüben her?

Reiter.

Herr! ich glaub': ſie wetzen blos an den Mauern.

Baſtard.

An den Schädeln, Geſell! an den Schädeln! — Ha! mich juckt's in der rechten Fauſt. Wetzt, Geſellen! wetzt eure Schwerter doch mindeſtens an den Fleiſchtöpfen hier. Ha! Teufelshofſtaat! ſie verroſten uns ja!

Reiter.

O, Herr! wir haben hier ſchöne Ausſicht. Schaut! dort gegen die Simeonskirche zu beginnen ſie Kirmeß zu halten. Hui! Wie das ſo luſtig tanzt und wirbelt, daß die Funken davon ſtieben.

Baſtard.

Schweig, in's Höllenguckguck's Namen! — Ha! wie mich's dürſtet!

Reiter.

Hier iſt Wein, Herr!

Baſtard (ſchleudert ihm den Becher aus der Hand)

Thaten! Thaten!

Reiter.

Thaten machen auch Rauſch. Schaut, Herr! wie drüben ſchon die Funken fliegen.

Baſtard.

Thor! das ſind eben Thaten, ſchimmern wie Feuerflammen.

Reiter.

Pah! Herr! wir haben's hier beſſer. Oder nicht? Sagt!

Baſtard.

Schweig! — Ha! wie Donner an Donner ſchlägt, Blitz dem Blitz begegnet! Das iſt die erſte Werbung!

Reiter.

Nun, Herr! wir brechen uns hier eben die Beine nicht vor Sturmlaufen. Oder doch? Sagt!

Baſtard.

Gottes Donner! iſt mein Schwert nicht mehr mein? Liegt die weite Welt nur um dieſe Mauern allein?

Reiter.

Hm! In der Eifel ſitzen auch Rundbäuche! — Herr! wenn wir aufſäßen, die Sporen hübſch eindrückten? — Wie? Oder nicht? Sagt! Oder doch?

Baſtard.

Geh zum Teufel.

Auf Ebernburg, einem feſten Schloſſe des Franz von Sickingen.

(Ulrich v. Hutten. Meiſter Balthaſar Slör, Geheimſchreiber des Sickingen).

Ulrich v. Hutten.

Das Büchlein nehmt, mein lieber Meiſter Slör,
Mein jüngſtes iſt's, vielleicht mein letztes auch;
Und, bitt' Euch, wenn ein Bot' Euch iſt entbehrlich,
So ſendet's Franz. — 's iſt billig, daß vor allen
Der Freund empfang', was unterm heil'gen Dach
Der Herberg der Gerechtigkeit ich ſchrieb
Für Recht und Licht! —

Meiſter Slör.

Ich will Euch's treu beſtellen
Und raſch; — ich weiß, nicht größ're Freude kann ich
Dem wackern Herrn bereiten, als dies Schwert
(Jed' Eurer Schriften iſt ja ſcharfes Schwert)
Ihm in den Kampf für gleiches Ziel zu ſenden.

'ſ iſt ihm wie 'n Becher deutſchen Rebentranks,
Wie 'n Wiederſehn an Eurer Bruſt, Herr
Hutten!
Denn alſo hoch wie Euch hält er nicht viel'! —
Ich ſend' es raſch.
(Ab.)

Hutten.

Seh ich dich wieder, Franz?!
O! in des Herzens tiefſten Tiefen ſteigt
Zuweilen mir unſel'ge Ahnung auf,
Daß, was wir ſchaffen, du mit Männerthat,
Mit Mannswort ich, dem heut' zu ferne liegt,
Wie Lenzeshoffnung in des Herbſtes Zeit;
Daß noch bevor ein ſtrenger Winter herrſche,
Der uns verdirbt und jeden Keim, — ich
fürcht' es.
O Franz! daß du mich hier ſo treu beherbergſt,
Mich, den Geächteten, den Heimathloſen,
Mich, der's gewagt, dem hundertjähr'gen Wahn
Mit ſcharfem Wort den Schleier abzureiſſen,
Mich, den ein Kaiſer einſt als Dichter krönte,
Mich, dem ein Kaiſer jetzt das Vaterland,

Das heißgeliebte, wie 'nem Dieb verſchließt, —
Daß du mich doch beherbergſt, treuer Franz,
Der feigen, undankbaren Welt zum Trotz, —
Ich fürcht', ich fürcht'! es bringt dir böſe Tage,
Weil ſie dich fürchten, dich, den letzten Mann,
Mich ſelber fürchten, deſſen höchſte Kraft
Für ſie, für ſie aus tiefſter Seel' verſtrömte. —

Handwerksburſche (ziehen unfern luſtig vorüber, ſingen).

Die Welt, die Welt, ſie iſt ſo weit und groß,
Zu eng, zu eng iſt uns doch ihr Schooß.
Drum hinauf und hernieder,
Die Quer und hinwieder,
Mit friſchem, frohem Sinn,
Dahin! dahin!

Die Welt, die Welt, ſie iſt unſer doch ganz,
Iſt unſer, iſt unſer bei Sonn' und Sternenglanz.
Drum hinauf und hernieder,
Kommen nimmer oder wieder;
Ein friſcher, froher Sinn
Iſt Gewinn, iſt Gewinn!

Lutherus, Lutherus, der fromme Gottesmann,
Dem Teufel, dem Teufel, dem hat er's angethan.
Hinauf und hernieder;
Was er ſpricht, klingt wieder:
„Sie haben deß mit Gewinn!
Laß fahren dahin!“

(Ziehen vorüber.)

Hutten.

O daß der Bettler nur allein iſt frei,
Wie Kön'ge frei! indeß ein reicher Mann
Sich bergen muß! — Ihr drei, Recht! Wahrheit! Freiheit!
D'raus hoff' ich, daß ihr noch die Runde macht
Weit durch der Erde undankbare Länder,
Weil ihr jetzt betteln müßt allwegs um Unterkunft! —
Gibt's Gott, ſo ficht'ſt du's durch, mein edler Franz!
Ritter durch Tod und Teufel! — O hätt' ich
So Armeskraft wie du, daß ich den Griffel
Zum Schwert verwandeln könnte, jedes Wort
In einen Blitz, die Nacht der Unvernunft

Hell zu durchfahren, raſch der Knechtſchaft Joch
In tauſend morſche Trümmer zu verſplittern!
Doch meines Lebens Reſt geht auf die Neige,
Denn langſam wirkt und meuchelmörderiſch
In meinem ſiechen Leib des Giftes Wuth
Vom Scorpion, den ich am Stachel faßte,
Um ihn in's Feuer zu ſchleudern! — — —
Franz! mein Franz!
Wenn du mir ſtürbeſt! ach ich könnte dann
Allein nicht wandeln weiter auf der Welt
Ohn' Schirm und Schutz und Dach und Freundesherz!
Weh! wenn du fielſt in dieſem heil'gen Kampf
Von Licht gen Nacht, — wer würde dann mich ſtützen? —

Thürmer.
(Auf der Warte ſingt.)

Eine feſte Burg iſt unſer Gott!

(Der Vorhang fällt.)

Dritte Abtheilung.

Sickingens Lager in den Ruinen von St. Maximin. Nach Mitternacht. Mondhelle. Im Vorgrund rechts und links zwei große Feldſtücke.

Hilchen Lorch (auf und niederwandelnd).
(Zwei Büchſenmeiſter, bei den Feldſtücken beſchäftigt.)

Dank euch, meine wackern Letzgeſellen für eure Hurtigkeit und Vorſicht, mit welcher ihr die beiden Geſchütze hier, ſo wie die andern an Ort und Stelle geſchafft, denn das Knarren der Räder klang nicht lauter als das Kniſtern der Flamme dort in den qualmenden Trümmern der Abtei; und nun geht und erlabt euch, ich ſelbſt will hier indeſſen Wache halten; aber ſchleicht euch behutſam fort, denn der Mond ſcheint gar helle, darum ſtellt euch ſo an, daß euch die in Trier drinnen für nichts anders halten, als für Schatten jener ſchwarzen Bienen, die um ihre verſchütteten Zellen ſchwärmen. Gut' Nacht!

(Die beiden Büchſenmeiſter ab).

Hilchen Lorch (allein).

Es iſt köſtlich, vor der Naſe Triers, ſo zu ſagen, unbeachtet von allen drinnen, ſicher, als ob wir eine Hochzeitstafel beſtellten, haben wir jetzt alles Geſchütz in die Ruinen hieher gebracht, den Weckauf und Purlepaus, den Deckzu und Wirfum, lauter kannibaliſche Muſikanten, denen Kaiſer Max ſelig als Pathe zur Taufe ſtand. Und auch die beiden hier, getauft der Hahn und die Nachtigall, ſind ein Paar luſtige Vögel. — Gevatter Mond! du Nachtwächter mit dem Horn, halte einmal deine Laterne zurecht, daß ich die Inſchriften auf meiner Vöglein Halsbändern leſen kann. (lieſt)

Das walt' Gott,
Meiſter Stephan von Frankfurt goß mich,
Ich heiß der Hahn,
Im Lager bin ich allzeit voran.

Brav, Meiſter Hahn! Bitt dich, kräh' mir heut vor Morgen das Simeonsthor dreimal an und noch öfter, wenn's Noth thut. — Ei! Hähnchen, du haſt dich hoch verſtiegen, daß du keine Henne zur Hausfrau nahmſt, ſondern eine Nachtigall? Was ſagt Frau Nachtigall? (lieſ't)

Die Nachtigall heiß' ich,
Lieblich und ſchön iſt mein Geſang,
Wem ich ſing, dem wird die Zeit nit lang,
Meiſter Stephan zu Frankfurt goß mich.

Nun, Frau Nachtigall! ich bitte mir von ihr dieſen Morgen eine angenehme, ſchmetternde Melodie aus, unſerm Herrn Franziskus zu Ehren, deſſen Bildniß ſie am Halſe trägt, und bringe ſie auch von mir dem ſcharfſinnigen Churfürſten drinnen meinen Gruß, der ſo trefflich damit umzugehen weiß, wie man Eide bricht. Brich ihm den Hals dafür, Nachtigall! (auf- und niedergehend) Das weiß ich: wenn, was ich nicht hoffe, Gott oder der Teufel es verhängt, daß ich meine Rache gegen Trier in kleinen Biſſen hinabwürgen und verdauen müßte, — mein Schwert zerbrech ich dann auf ewig und will's als ein Wahrzeichen hinnehmen, daß auch das Landauer Werk und die Freiheit in Raub zerfallen muß, denn dies eiſenfeſte Trier ſei unſer Aſtrolabium.

Kronberg (kommt).

Lorch (die Hand am Schwert, leiſe).

Wer da?

Kronberg (ebenſo.)

Hartmuth von Kronberg.

Lorch.

Das iſt ein guter Klang,-den laſſ' ich gelten. Ritter! kommt Ihr von Franziskus?

Kronberg.

Geradeswegs.

Lorch.

Was ſchafft er? Kemmt er bald hieher?

Kronberg.

Er läßt eben in aller Stille ſein Zelt abbrechen; ſein Geſchirr iſt ſchon unterwegs hieher nach dem neuen Lager.

Lorch.

So denkt er bald zu kommen?! Wann ſtürmen wir?

Kronberg.

Ehe der Hahn kräht, ehe der Morgen zornglühend die Moſel blutig färbt. Der Simeonskirche vor allen ſoll es heute an den ſteinernen Rieſenleib gehen.

Lorch.

Ha! das iſt 'ne alte Jungfer, in ihren Jahren wird Keuſchheit ſelten angefochten. O alle Teufel! daß meine Rache ſich an Steinen die Klauen wund wetzen muß! Herr Kronberg! wie iſt's mit dem Kind, eben fällt's mir bei, das dem Franziskus wie ſeine leibliche Tochter folgt? Ich hörte reden: das arme Dirnlein ward beim jüngſten Ausfall durch's Koritzthor ſchwer verwundet.

Kronberg.

Leider iſt's ſo.

Lorch.

Wißt Ihr davon genauer, ſo erzählt mir. Traum! wär' ich jünger, oder das Dirnlein älter, oder ich ſchwächer und das Dirnlein kein krankes Kind, das den Tod im Leibe trägt, — die müßte mein Weib ſein, oder ein lichter Engel des Herrn, denn in ihr iſt ein guter Geiſt, der ſelbſt den Teufel in mir feſſelt. Sagt, ich bitt' Euch, wie geht's ihr, und wie kam's, daß ſie verwundet ward?

Kronberg.

Ihr wißt, daß unſer erſter Angriff auf's Koritzthor geſchah. Hacken, Büchſen, Karthaunen und Schlangen thaten, beim Evangelium des Herrn! ſo vollſtändig das ihre, als wäre jeder Blitz, der ihren ehernen Mäulern entfuhr, eines Profeten Gebet, den Sieg vom Himmel herabzufleh'n. Aber Gott weiß, die inner der Mauern müſſen ſtatt der Fäuſte Adlerskrallen haben, den Tod wie einen Bliß aufzufaſſen, und zurückzuſchleudern. Nun, Ihr habt wohl ſelbſt gehört, daß mehrere unſrer tapferſten Hauptleute ſanken, denen der Tod das Amen auf den Lippen verſiegelte; neben mir und an Sickingens Seite ſelber, und vor ſeiner Lucie wankenden Füßen hin mähte die Sichel des Gewaltigen, vor dem Kaiſer und Könige und der dreifach gekrönte Pfaff ſelber Spreu ſind, und der das welſche Unkraut im Garten ausreuten möge und über den Zaun ſchmeißen. Standet Ihr beim Hahn, Lorch! oder bei der Nachtigall?

Lorch.

Beim Raben, Kronberg! beim Raben, der ſich an jenem Tage heiſer ſchrie.

Kronberg.

Dann ſtandet Ihr freilich vom Kern der Schlacht entfernt. Nun hört: der ſtädtiſche

Hauptmann, Peter von Lützelburg, glaub' ich, iſt ſein Name, kroch mit kaum mehr als einer Handvoll Krieger, da wir nur das Koritzthor im Auge hatten, plötzlich durch einen geheimen Gang aus der Erde empor.

Lorch.

Kraut und Loth! und ich mußte fern ſein. Leiſteten die Vorpoſten nicht Widerſtand?

Kronberg.

Franzöſiſche Landsknechte waren's, die der Schreck eher niederſtreckte als der Blitz.

Lorch.

Ha! über die tafftnen, ſüßmäuligen, kernloſen Geſellen! Gelt's Gott, daß ſchier von allen, wie ich höre, keiner mehr aufſteht als am jüngſten Tag! Kraut und Loth! und ich durfte mich nicht vom Flecke rühren! Fluch allem Gehorſam im Kriege!

Kronberg.

Beim Evangelium! Ihr führt ja faſt eine

Sprache wie jener unbändige Werber, der Baſtard von Somefroſt. Man ſollt' euch faſt für Zwillingsbrüder halten.

Lorch.

Wen? Mich und den Baſtard? Meint Ihr, die Luſt an Reimen ſei das Einzige, was uns zwei von einander ſcheide? Beim keuſchen Stern, der über meiner Geburt aufging, es macht dem Baſtard keine Schande, für meinen Zwillingsbruder zu gelten, was friſche Sinnesart betrifft; doch ich will mich bei der Ehre noch ein klein wenig beſinnen, ob ich ſie annehme.

Kronberg.

Hört weiter! die Trierer hatten's am Tödten allein nicht ſatt. Nein! ſie fingen auch der Unſrigen etzliche und bedienten ſie wie glatzköpfige Braunröcke mit Stricken.

Lorch.

Um den Hals, hoff' ich, ſtatt um den Bauch. Die Peſt an alle Memmen!

Kronberg.

Und ſchleppten ſie in die Stadt, wie gezähmte Bären.

Lorch.

Hunde! Hunde! Klaffende, nichtsnutzige Köter! nichts weiter! — und ſie litten's? O! die Hunde gehören an die Kette. Pfui! pfui! pfui! Von dieſen Trierern ſich binden zu laſſen, deren würdiger Churfürſt ſo artig zu löſen verſtand! Und ich, ich, eben ich, ich, der nicht ruhig wird ſterben können, wenn mir Rache an Trier nicht die letzte Ölung gibt, ich mußte tauſend Schritte davon entfernt ſtehen, und konnte dieſen knickeriſchen Pfahlbürgern nicht an den Leib! Pfui! pfui! pfui! Sich von dieſen Schoppenſtechern Schlingen um den Hals werfen zu laſſen! O wär ich nur damals der Baſtard geweſen, ich wäre am Kriegsgehorſam zum Schuft geworden, um die Ehre bei den Haaren herbeizuſchleppen und die Schande mit Rache zu geißeln. Was war's mit Sickingen?

Er kam eben zum Tanz, als einer ſeiner Landsknechte von vier Weinſchrötern hinterlings gefaßt und geknebelt wurde. Man bot dem wackern Landsknecht das Leben, wofern er dem Sickingen abſagen wolle; aber der Geſell war kein Franzmann, obſchon er an Franz hielt, eben darum, und rief auf gut Deutſch: Lieber ſterben und Franzens Huld mitnehmen in Ehr' und Treu, als leben und ein Knecht ſein der Trierer in Falſch und Schande. Da ſtach ihm, beim Evangelium! einer der Weinſchröter das Schwert hinterrücks in die Seite, daß er hinſank, gerade vor Franzen's Füße. Der ſah's, (ich war bei ihm, auch ſein Pflegkind, das nur im Feld geneſt, im Aug des Todes), Franz ſah's, und holte tüchtig aus, ſeinen Knecht zu rächen. Jetzt erkannten ihn die Trierer und wollten ihm's verſetzen, und hätten ihn, — bei unſerm Herr Chriſt! — Franz war verloren, wenn nicht ſein treues Kind ihn deckte, das traf der Streich ſcharf in den Hals; zu Gott betete ich ſtill, und hieb ein im Namen des Herrn, und Franz desgleichen, vor Schmerz und Sorge wüthend. Wir faßten das blutende Kind auf und nahmen's in die Mitte, ich mit dem rechten, er mit dem linken Arm, und fochten, er mit dem rechten, ich mit dem linken, und hieben uns durch und retteten das Kind.

Lorch.

'S iſt ſeltſam, ſo einem ſchwachen Kind verdankt der ſtarke Franz ſein Leben. Hm! wär' ich ein minder wüſter Geſell, und nicht ſchon verliebt an Fehde und Rache! Aber ſo! — Hm! 's iſt wunderbar!

Kronberg.

Beim Evangelium! glaubt, das war Gottes Hand. Gott hat ſich an ihm und dem Mägdlein ſichtlich und wunderbar verklärt; denn ein Wunder iſt's, daß das Kind noch lebt, ſo tief ſchlug die Wunde. 's iſt jetzt die dritte Nacht, daß Lucie ohne Unterlaß ſchläft und im Traum wunderliche Dinge ſpricht.

Lorch.

Was ſagt Ihr? Und wie hat ſich Sickingen dabei?

Kronberg.

Ich ſah ihn nie im Leben ſo beſorgt; er hegt und pflegt das Kind, horcht auf den Athem der Kranken und zählt ihre Pulsſchläge, aber mich dünkt, der Kern ihres Seins iſt für immer verſehrt, und ihr Leben webt nur mehr duftig, wie der letzte blaue Schatten, der von der untergegangenen Sonne Zeugniß gibt.

Lorch.

Was haltet Ihr nach allem dieſem von Sickingens Luſt und Kraft? Geb's Gott, daß er hier ausharre und ſich nicht abſchrecken laſſe durch den lahmen Beginn des Glücks. Mich, Kraut und Loth! mich hetzt es jetzt erſt wie ein tolles Füllen, dem die Krippe hoch hängt. Je ärgerer Widerſtand, je ärgere Wuth! Ha! ich kann's nicht länger mehr erwarten, dieſe zierlichen Vöglein hier pfeifen zu hören, denn Muſik und Reim iſt mein Gelüſt, das vergnügt mich ſo ſehr als der Rebentrank, der wohl verdürbe, wenn ich nicht erſchaffen wäre.

Kronberg.

Beim Wort des Herrn Chriſt! auch ich flamme vor Begier, des Mägdleins Wunde zu rächen und meines Franziskus Schmerz um ſie, denn nur um ihretwillen beſtellte Franz dieſe drei Tage zur Raſt.

Lorch.

Mir iſt's, als ob's ein volles Hundert wäre, dieſe thatenhungernde Zahl Drei.

Kronberg.

Ja, drei, drei, drei! — Drei Wölfe, die uns auflauern: Der Fürſten Gewalt, der Pfaffen Gewalt und unſrer eignen Unvernunft Gewalt; drei Baſilisken, die das Jahrhundert tödten: Aftermuth, Afterweisheit und äffiſcher Afterglaube; drei Scorpione, die uns vergiften, Geduld, die Erbſünde unſrer Väter, die Schmach ihrer Söhne und das Haſenmark ihrer Enkel; drei Dinge, die man in Rom nicht glaubt, der Seele Unſterblichkeit, der Bund der Heiligen und nach dem Tode ein Gericht; drei Geißeln, die uns noth thun, die Peitſche des Gedankens, der flammende Dornſtrauß des Worts und der eichene Knüttel der That. —

Lorch.

Was fällt Euch an? Eure Augen leuchten, Ihr ſprecht ja wie ein Profet.

Kronberg.

Ich dachte an den gekrönten ritterlichen Poeten, Herrn Ulrich von Hutten und an ſein Büchlein von der römiſchen Dreifaltigkeit. Doch! ſeht, dort kommt Sickingen ernſt wie ein Kaufmann, dem ſein letztes Schiff im Sturm auf der See treibt, bekümmert wie ein Bettler, der ſeinen letzten Pfennig für Arznei hingibt, ſein erblindendes Augenlicht zu retten. Seht, wie beſorgt er das wunde, ſchlafende Kind auf den Armen hieherträgt, laßt uns ſtill bei Seite treten, denn mein Herz iſt ſchon ſo voll von Thränen über die Wunden des verwaiſten Vaterlandes, der blutrünſtig geſchlagenen Freiheit, des eingekerkerten Glaubens, daß es brechen müßte vor Übermaaß des Schmerzes beim Schmerz des Waiſenvaters.

Lorch.

Ich bin ein wilder Geſell, Kraut und Loth! mir erſtickt's die Stimme, ich will zu dem alten Sterndeuter, dem Meiſter Hatsburg gehen und mir von ihm Reime ſchmieden laſſen auf meine ungeſchlachte Minne, denn wahrhaftig, ich glaube, ich bin verliebt, weiß nur nicht, ob in Lucie oder die Rache. Hab' ich die Reime, ſo gräm ich damit, ein verdrießlicher Baſilisk, mein Spiegelbild zu Tode, den wilden Baſtard, deſſen Blut dünner iſt als Gallert und das Meine.

(Lorch und Kronberg zu entgegengeſetzten Seiten ab.)

(**Sickingen** kommt, die ſchlafende **Lucie** auf den Armen hereintragend.)

Sickingen.

Ich war doch ſonſt ein Mann! —
Hab' ich denn nicht ſechs liebe Kinder noch,
Die mir mein Weib im Todesſchmerz gebar?
O Gott! ich liebe ſie ja alle, alle,
Doch die hier iſt mein ſüßes Schmerzenskind,
Das mein ward nach dem zartſten Spruch des Rechts,
Mein durch die reinſte Weihe der Natur,
Durch Treu' um Treu gleichmäßig abgewogen,
Das mir all' meiner andern Kinder Liebe,
Wie die zerſtreuten Strahlen Einer Sonne
In Einen heil'gen Kreis zuſammenfaßt.
Heißt ſie nicht Lucie? — Bedeutet Lucie
Die ew'ge Helle nicht, die klar ergoſſen,
In unſres Herzens Himmel ſtill ſich ſenkt?
O mög' es ringsum dunkeln, mag die Nacht,
Des Irrſals Mutter und der Tyrannei,
Mit falſchen Küſſen dem Vertrauen nah'n, —

An dieſes Namens hellen Morgenglanz
Knüpf' ich den Glauben, daß mir's hell einſt tage.
(Pauſe.)
(Er ſenkt Lucie zur Erde nieder.)
Ich will dich ſanft zur Erde niederlaſſen,
Du armes Kind, ſchläfſt wohl gar unbequem
In meinem rauhen Arm. Doch iſt mir's faſt,
Jetzt, da ich ſie zur Erde niederſenke,
Als müßt' ich ſie für immer von mir laſſen
Und ihrer Mutter Schooß ſie anvertraun.
(Er betrachtet ſie mit Sorge und legt ſeine Hand
auf ihre Stirn.)
Wie glüht die Stirn, des Schmerzes Flamme
brennt
Wie Opferglut auf dieſes Haupt's Altar! —
Du holdes Aug der Nacht, du treuer Mond,
Der um der Erde Thränen bleich ſich weint,
Ström' lindernd Kühlung auf die glühn'de Stirn!
O daß der Schlaf ſo ſehr dem Bruder gleicht,
Dem Tod, wie dieſer ſelber gleicht der Sehnſucht!
So läßt mich Angſt und Schmerz und Vatertreu'
In dieſem Schlaf ſtets deſſen Bruder ahnen;
Und präg' ich mir dies Bild ganz in Gedanken aus,

Wird mir's, als ſtünde ſelbſt der ſtille Tröſter,
Des Schlafes Bruder lächelnd hinter mir,
An Einer Hand mich und mein Kind zu führen.
Horch! regte ſie ſich nicht? Gelobt ſei Gott!
Noch einmal ſchlägt ſie klar die Blicke auf,
O du mein liebes Kind und Augenlicht,
Gelobt ſei Gott! du lebſt, ja, leuchtend hell,
Wie deine Treue, grüßt dein Blick mich wieder,
Herzliebes Kind, du ſchliefſt 'nen langen Schlaf.

Lucie.

Ach! und welch' ſüßer Traum auch ging mir auf!
War's Traum, war's mehr als Traum! ja, treue Bürgſchaft war's.
Denn klar im Traum ſah ich dein Antlitz ja.

Sickingen.

Was träumteſt du? Sag mir's, o liebe Tochter!
Wenn dich nicht ſchmerzt das Reden, ſag' es mir.

Lucie.

Mich ſchmerzt nichts mehr. Heil dünk' ich mich, wie nie
Löſt den Verband, mein Vater!

Sickingen.

Nein, um Chriſtuswillen!
Doch ſag, was träumteſt du? Was wunderliebes
Mag es wohl ſein, denn öfter ſah ich dich
Im Traume lächeln und die Hand ausſtrecken,
Wie Wiegenkinder thun, die dann, wie's heißt,
Mit Engeln ſpielen.

Lucie.

Ach! — zu lieblich war's.
Mir träumt: wir wären beide friſch geſtorben,
Und fühlten beide auch, daß wir geſtorben.
Mir war ſo leicht, als hätt' ich ſchwere Ketten,
Die ich mein Leblang trug, all' abgeſtreift,
Und du mit mir desgleichen! — — —
Nun war's, als ob wir beide aufwärts flögen,
Hoch, immer höher, wie die Lerchen fliegen,
Bis dieſer ſchönen Erde Rieſenball
Zum dunklen Pünktlein unter uns verrann.
Wir waren anders, du und ich, bekleidet,
Mit ganz fremdartigen, ſeltſamen Körpern,

Und doch, wir waren's beide noch, ſo ganz wie jetzt,
Verändert waren Antlitz und Geſtalt,
Und gleich doch waren Antlitz und Geſtalt,
In der Veränderung ſo ganz dieſelben,
Daß ich, — um eine Ewigkeit rückſchauend, —
Begriff: ich hätte nichts gelernt zu ſehen,
Nichts anders je mit Blicken aufgeſaugt,
Und ganz durchſchaut, als — dich, als dich! —
Mir war's ganz überzeugt, ganz ausgefüllt,
Der Seele Boden von dem Einen Wiſſen:
Daß ich dein eigen war, bevor ich ward.
Wir ſtanden beid' auf feſtem Boden nicht,
Als Eſtrich ſchien uns Blüthenduft zu tragen,
Wir wiegten uns in ſüßen Liederklängen; —
Und fußten beide doch ſo feſt und ſicher,
Wie auf kriſtall'ner Alpen ſonn'gem Gipfel.
Da gabſt du mir die Hand, ich küßte ſie,
Und küßte auch die Wang' und Stirne dir,
Und lehnte dies mein Haupt an deine Bruſt,
Wie Bräute thun und Kinder, wann ſie koſen.

Als ich dich küßt', — war mir's, als ſtrömte ſäuſelnd
Ein heller Klang aus meinem ſtillen Herzen,
In deins hinüber und in meins aus deinem;
Und, — daß der Klang in dir war, wie in mir,
Fühlt' ich in mir; — es konnt' nicht anders ſein!
Darauf, ob ich noch war, ob bloß durch mich noch war,
Ob bloß in dir mein Seyn Beſtand gewann,
In deiner Seel' kryſtall'nem Schrein geborgen, —
Ich wußt' es nicht. Genug! ich war und fühlte
Zum erſtenmal in ſolcher Glut mein Seyn,
Weil ich dein's fühlte, daß ich zu dir blickte,
Dich fragend, ob dieß immer dauern werde.
Da ſahſt du mich ſo unausſprechlich an,
So hell und klar, ſo lichtvoll überzeugend,
Daß dieſer einz'ge Blick ein endlos Leben war.
Mein Vater, ja! was ich im Aug' dir las,
Ich weiß gewiß, das war Unſterblichkeit! —
Doch ach —·—

Sickingen.

Was denn, mein liebes Kind? Was kam?

Lucie.

Ach, dunkel ward's und öde um uns her;
So ſchmerzlich kam es wieder mir zu Muth,
Daß ich jetzt fühlt', ich ſei auf Erden wieder.
Da ſah' ich dich, o Gott! — —

Sickingen.

Mein Kind, was war's?

Lucie.

Du trugſt 'ne tiefe Wunde, ſo wie ich; —
Ich fühlt's in *mir*, wie dich die Wunde brannte;
Entzwei geſpalten war mir ja das Herz.
Und, höre nur! es lag
Ein weiter, wüſter, grenzenloſer Raum
Inzwiſchen dir und mir. — Die Hände rang ich,
Mit ſchweren Feſſeln lag ich angeſchmiedet,
Mein naſſer Blick nur konnte dich erreichen;
Siedheiß ward mir's im Kopf, wie flüſſig Blei
Troff auf den Scheitel eine Thräne mir,

Geweint gleich wie aus eines Mörders Aug',
So blutig, grauſam und ſo heilig doch.
Da, raſch, mit Eins
Fiel's klirrend von mir ab; und nun, ſo ſchnell
Wie von dem Bogen ſauſt der Pfeil, flog ich
Zu dir, doch ach! Du lagſt vor mir ſo bleich,
Und riefſt nach mir und kannteſt mich nicht mehr,
Und ſahſt nach mir und ſahſt dein Kind doch nicht.
Mir war's, als wärſt du ſchon im Tod entſchlafen
Und könnteſt, wenn gleich todt, doch noch nicht ſterben,
Und warteteſt auf mich, voll Durſt und Sehnſucht,
Da trat ich zu dir hin und ſah dich an,
Und weinte nicht, und küßte dir die Stirne,
Und ſchloß mit Küſſen deine Augenlieder.
Als ich die küßte, ſchmolz es wie ein Siegel,
Das aufgedrückt war heiligem Verſprechen
Und, wie durch Lenzeskraft vereiſte Blümlein,
So thaute dir der Quell der Sehkraft auf;
Du ſahſt mich an, und alles war wie vor.

Sickingen.

Wie vor? Mein Kind, wie war's vordem?

Lucie.

Du weißt ja.
Wir wiegten uns in ſüßen Liedesklängen,
Ein endlos Leben lag in deinem Blick.

Sickingen.

Ein wunderbarer Traum, mein liebes Kind!
Und gut und hold wie du! Er deutet mir,
So leg' ich's aus, — daß ich das Ziel erringe,
Den Sieg der Wahrheit, Freiheit und des Rechts.
Denn ſo gewiß du mir ein treuer Schutzgeiſt warſt,
Und mich um deines Blutes Preis gerettet,
So ſicher ſind unſterblich jene drei;
Für Bürgſchaft nehm' ich's, daß auch hier auf Erden
Durch meinen Arm ihr Reich beſtellt ſoll werden

Lucie.

Nenn' mich ein thörigt Kind, doch hör' mich an.
In einen Eid verwandl' ich jenen Traum,

Der mir vom Jenſeits holde Bürgſchaft gab.
Sieh! wenn der Tod, ein unbarmherz'ger Knecht,
Anpocht bei deiner Sehkraft off'nem Thor,
Ach, bitte ſchön, ſchließ es vor ihm nicht eher,
Als bis mein letzter Kuß es dir verſchließt.
Treu ſchwör' ich dir's, ich ſchließ es dir mit Küſſen,
Sei ich auch todt und dieſe Lippen kalt,
Fern von dir eingeſargt im dunkeln Grab,
Ich ſchwör' es dir bei der Unſterblichkeit,
Bei deinem Selbſt, das heißt, bei meiner Seele,
Ich komme ſicher an dein Sterbebette,
Ich komm', ich komm', ich komm'!
Und küſſe dir die müden Augen zu. —

Sickingen (umarmt ſie ſchweigend, dann ſpricht er nach einer Pauſe):

Mein liebes Kind, ich halte dich am Wort,
Nicht alles wird vergehn, wenn dieſes Leben,
Des flücht'gen Hauches weſenloſes Abbild,
Verſchlungen, übertäubt wird vom Orkan,
Vom Winterſturm des Todes; feſter bau ich
Auf das, was ird'ſche Augen niemals ſah'n;

Drum gilt, was du verſprachſt, als ſüße Hoffnung mir,
Als letzter Troſt, wenn alles Jrd'ſche weicht,
Mir ſei des Kindes letzter Liebeskuß,
Wie eine fromme, ſtill ſehnſücht'ge Lerche,
Die meinen Geiſt auf raſchem Flug enttrage.
Doch nun verſprich mir eins noch, liebes Kind! —
Siehſt du die Sonn', die dort im Oſten ſteigt?
Nach dreier Tage Stillſtand ruft ſie mich
Zu neuem Wagen, neuem Thatendrang.
Sobald ſie blutroth färbt der Berge Saum,
Beginn' auf's neue ich den ernſten Kampf.
Weil nun dies Werk all meinen Muth verlangt,
Beſchwör' ich dich bei deiner Lieb' und Treu',
O folge nicht, wie jüngſt zum Kampf mir nach,
Nein, in der Mauern ſicherm Bollwerk dort,
Pfleg' ſtill und ruhig deinen wunden Leib.
Verſprichſt du mir's? — — Verſprich mir's! —

Lucie.

O Gott, was ſoll ich ſagen! — Lieber Vater!
Gelt! wahrhaft muß ich reden, wie ich's fühle?!

Weiß ich dich fern, ſo tödtet mich die Angſt,
Drum beſſer iſt's, daß mich die Treue tödte, —
Und dann, ich weiß; ich ſterbe nicht vor dir.
Sieh, alle die, ſo du zum Kampfe führſt,
Sie folgen dir, weil du mit Gold ſie lohnſt,
Selbſt reicher lohnſt mit Dank und deiner Huld; —
Doch ich, ich folge dir, weil ich ſo muß,
Weil ich nicht anders kann,
Ich bitt' dich herzlich, ſtoß mich nicht von dir.

Sickingen.

Ich ſollte dich von mir verbannen? Nein,
Du biſt mein Kind ja, dieſe Bruſt dein Schild,
Nun, komm' was will, der Tod trennt uns ja nicht.

Lucie (ihm in's Auge blickend).

Gibt's einen Tod denn? Nein, dies Aug' nur gibt's,
In dieſem Aug' leſ' ich ein endlos Leben.

(Der Mond geht unter, der Morgen graut.)

Hartmuth von Kronberg (kommt).

Kronberg.

Franziskus, guten Tag! Der Morgen graut,
Sag', iſt es Zeit, mit Gott bald zu beginnen?

Sickingen.

Ha, beim lebend'gen Gott!
Mit Donnern will ich dieſen Morgen grüßen,
Und Noth und Tod in Einen Kranz verflechten,
Damit zu krönen dieſe trotz'ge Stadt.
Kein Mittel bleibe unverſucht, die Herzen
Des ſchlichten Volks für gute Saat zu pflügen.
Haſt du die Briefe bei dir, Hartmuth, ſprich,
Vervielfacht in Copien jene Briefe,
Mit güt'gem Vorſchlag an die Bürger Triers?
Wo iſt die Urſchrift, die du abgefaßt,
In den verborg'nen, wunderbaren Ziffern?
Zeig her, daß ich ſie nochmals prüfend leſe.

Kronberg (gibt ihm ein Papier).

Sickingen (lieſt).

„Lieben Bürger, ich bin nicht hier, daß ich begehre Eures Leibes Bluts oder Guts; aber

Euer Erzbiſchof hat ſo viel Unbilliges wider mich gehandelt, daß ich zu ſolchem Fürnehmen genugſam verurſacht bin; darum aus chriſtlicher Liebe gegen Euch ich des Erbietens bin, wenn ihr mir eure Stadt dieſes Morgens aufgebt, daß ich Euch getreulich bei Leib, Leben und Gut belaſſen und ſchützen will. Aber gegen des Biſchofs und aller ſeiner Zwiſchenträger und Helfershelfer, Pfaffen und Mönche, Hab und Gut, als die Euch niederhalten und drücken, und auf unrechtem Weg führen, dawider denk' ich mir Willen und Hand frei zu halten.

Schriebs
Franziskus von Sickingen.“

's iſt gut und wohlbedacht und mag nicht fehlen,
Denn viele Bürger ſind mir drinnen hold,
Die nach Befreiung von der Pfaffheit dürſten,
Zwei weiß ich ſelbſt, ſo dieſe Ziffern kennen,
Und mir zu Gunſten ſie in Schrift wohl faſſen
Und in vielfacher Abſchrift dann verbreiten.
Nun laß an Pfeile die Copien binden,

Und dann befiehl' die leicht beſchwingte Poſt
Der Bogenſchützen zielerfahrnen Händen.
Beim großen Gott! wie ich es hinſchrieb, ganz
So treulich mein' ich's auch, und will ich's halten,
Bewahr' indeß die Urſchrift, liebes Kind!

(Er gibt Lucie den Brief).

Lucie.

Schriebſt du mit eigner Hand den Namen, Vater?

Sickingen.

Mit eigner Hand, mein Kind!

Lucie.

An meinem Herzen
Trag' ich dies Blatt jetzt wie ein Heil'genbild.

Lorch (kommt).

Lorch.

Guten Tag, Franz! Sag' iſt es Zeit, daß der Hahn krähe und die Nachtigall ſchlage? Ihre Kehlen ſind gefüttert mit Kraut und Loth, und wir haben ihnen das Kraut nicht lothweiſe, nein! pfundweiſe zugewogen. Meine Fäuſte, gelenkig und gleich behext von Muſik und Geſang, fangen an zu kämpfen; dies gute Eiſen ſchüttelt ſich ſchon wie ein Wetterhahn, und brummt wie der rothe Hahn; wie ein alter Zecher nach neuem Wein, dürſte ich nach unſrer Vöglein ſüßem Geſang. Laß die Trommeln rühren, Franz! daß wir Pfaffenwänſte zu gerben kriegen; mach' den Krieg zum Hahnrei und ſetz' ihm ehr'ne Hörner auf. Ha! und iſt denn Krieg kein Hahnrei, wenn er mit einer guten Sache zu thun hat, und wir miſchen uns in ſeine gute Sache?! Hörner herbei! Trompeten herbei! Laß uns luſtig beginnen, damit wir nicht traurig enden. Mein Blut ſiedet, meine Pulſe gähren, Rache heizt ein.

Sickingen.

Nun denn, in Gottesnamen! Laß beginnen
So ernſten Morgengruß,
Daß er ins Mark dringt Mauern, Thürmen,
Zinnen!

Lorch (abgehend).

Heißa ho! Nun ſtellt euch gut an, meine Vöglein, pfeift nach dem Landsknechtliedlein „Herr Franz das fromme Blut,“ — der Reim darauf heißt diesmal Trier, und wenn ſich's nicht reimen will, renn' ich mit dem ungereimten Schädel an die Mauern, und krächze röchelnd: Friß Vogel oder ſtirb Trier!

(Ab.)

Sickingen (zu Lucie, ihr die Hand reichend).

Mein liebes Kind! — — Nein, nein! Gott ſteh mir bei!
Ich kann's nicht halten, was ich dir verſprach
Dich mitzunehmen in den heißen Kampf.
Hör' eine Bitte an.

Lucie (ängſtlich, liebevoll).

Mein theurer Vater?!
Sag' was befiehlſt du?!

Sickingen.

Nimm dein Flehn zurück,

Daß ich zurück kann nehmen mein Verſprechen.
Begleit' mich nicht.

Lucie.

O Gott! was ſoll ich thun?
Gehorchen muß ich, *kann* doch nicht gehorchen.
Was ich jetzt red', ich weiß nicht, Gott mag's wiſſen,
Ob ich's verſprach, ob nicht. — —

(Sinkt an Sickingens Herz).

Sickingen (ſich ſchmerzlich ſchnell losreißend).

Du haſt's gelobt!

(Zu Kronberg).

Bewahr' dies Kind wie deiner Augen Licht,
Wie deiner Seele Heil und Seligkeit!
Leb' wohl! Leb' wohl!

(Stürzt ab).

(Man hört Trommeln und Trompeten, Schlachtgeſchrei und Donner des Geſchützes).

Lucie (ſinkt, als Sickingen ſich entfernt, betäubt zu Boden).

Kronberg (ſie betrachtend, wehmüthig).

Wenn Gottes reine Engel
Zu dieſer Erde ſchützend niederſteigen,
So kleiden ſie die lichterſchaff'ne Seele
In eines ſolchen Leibes zarten Schleier,
Durchſchimmern laſſend in der ſchwachen Hülle
Der ew'gen Liebe überirdiſch Licht.

(Kanonendonner.)

Lucie (rafft ſich horchend auf).

Horch! Horch! In Wettern ſteigt die Ehre nieder
Und rafft des Himmels Stimmen all zuſammen,
Um meinen Vater, meinen lieben Herrn
Der weiten Erde donnernd kund zu geben.

O ew'ge Gnade, dieſer Donner war's,
In deſſen Rüſtung ſich der Tod gekleidet,
Um meines Vaters heil'ges Haupt zu treffen!
O Gott! und ich bin müßig hier gebannt
Und kann ihn nicht auf meinen Scheitel locken!
Ich ſoll nicht fort! ich darf nicht fort? Verſprach ich's?
Nicht? — doch? — dort! dort!

(Kniet nieder).

Allvater droben, Richter der Gedanken!
Verwandle jetzt des Ungehorſams Frevel,
Die Todſünd der Empörung, mild in Tugend,
Und kannſt du's nicht, iſt deine Allmacht ſelbſt
Zu ſchwach, der Tugend Weſen zu verwandeln,
Weil ja ihr Weſen iſt dein eignes Weſen;
So gib mir Kraft denn, Frevel zu begehen,
So ſegne mich, auf daß ich ſünd'gen kann.
Auf daß ich meines Herren Will'n verletze. —
Und wann ich Lieb' durch Sünde dann erkauft,
Will ich den Kaufpreis ja gern mit dem Leben zahlen.

(Zu Kronberg).

Blick' dorthin, Mann! der ſeinen Freund ſich nennt,
Sag', was gewahrſt du?

Kronberg.

Kind, ich ſchaue nichts!

Lucie.

Nichts? Nichts? Dann iſt das Aug' der Freundſchaft blind,

Und ſpäht nicht überm Augenblick hinaus;
Doch Lieb' und Treu ſieht ſcharf, blickt ſelbſt durch Mauern durch!
Ha! dort! — o Gott! — im dichtſten Pulverdampf —
Gewahrſt du nichts?!

Kronberg.

Jetzt ſeh' ich es genau,
Ein Ausfall wird gewagt, kühn ſtrömt durch's Thor
Wie eine Waſſerſäul' vom jähen Fels
Der Feinde Schaar!

Lucie.

Jetzt Mann an Mann, und Schwert
An Schwert!

Kronberg.

Zum hundertfält'gen Zweikampf
Zerſpaltet ſich der Rieſenball der Schlacht!

Lucie.

Sprich, ſiehſt du ihn?

Kronberg.

Wo?

Lucie.

Ew'ge Gnade! dort!
Im Zweikampf fechtend! Ha, ſo kämpft das Licht
Mit Finſterniß, der Adler mit der Eule!
Er ſiegt, er ſiegt! Gelobt ſei Gott! er ſiegt! —
Weh mir! jetzt ſammelt ſich's —

Kronberg.

Der Hydra wächſt
Auf's neue Haupt an Haupt!

Lucie.

Jetzt rings um ihn —

Kronberg.

Das war der Kurfürſt, der mit ihm gekämpft!
Gott ſteh' ihm bei! es knäult ſich eng von Feinden,
Dort nah'n die Unſern, Lorch voran!

Lucie.

Nein! Nein!

Er iſt allein; ich bin ja nicht bei ihm
Jetzt oder nie! — Dein Schwert, dein Schwert!

Kronberg.

Lucie!

Lucie.

Gib, gib! ich raube dir's! — ich hab's, ich hab's!

(Sie entreißt es ihm.)

(Im Abgehen:)

Hab' Dank, o Gott! du haſt mein Flehn erhört,
Denn ſtark wie Löwen fühlt ſich deine Magd!

(Stürmt fort.)

Kronberg.

Wo ſchwand ſie hin? Sie flog wie Sturmeswehen!
Ihr nach! Ihr nach!
Ha! dort! mit blitzendem Schwertesſchlag,
Ein Flammencherub, macht ſie blut'ge Bahn. —
Franz fällt. — Herr Chriſt! — Der Streich von Lucie's Hand
Trifft Richard's Arm. — Sie ſinkt ermattet. —

Gerettet, ſchaut ſie nicht! — Fort wogt's ihn! —
Er iſt frei!
Chriſt! Herr des Lebens! Sie fällt! ſie fällt!
Sie ſtirbt!

(Eilt wie raſend in's Getümmel).

(Schlachtgetümmel, Kanonendonner, Trommelgewirbel hinter der Scene.)

Der lange Chriſtoph (tritt auf).

Heil und unverſehrt bin ich mitten durch den Tod geſchwommen, und kann mich nun meines Doppelauftrags entledigen. Hier iſt das Lager. 's iſt, Gott ſei Dank, leer; denn Mann und Maus kämpft vor der Simeonspfort'. Die Schriften ſtreu ich aus, die mir der Churfürſt anbefahl, durch liſtige Überredung und heilige Gründe dem Sickingen ſeine rüſtigſten Treuen in Seel und Gewiſſen wankend zu machen. Raſch thu' ich's, ehe ſie mich finden; denn wenn ſie mich bei *dieſem* Geſchäft finden, dann gute Nacht langer Chriſtoph, dann wird deine Länge um einen Kopf kürzer! — Raſch thu' ich's ab, und ſuche dann den Sickingen, um meinen zweiten, gefahrloſeren Auftrag zu verrichten.

(Während ſeiner Rede zieht er ein Bündel Briefe aus dem Wamms, ſtreut davon aus, und geht in's Lager weiter.)

Lorch (kommt verwundet).

Tod und Teufel! Dieſe Trieriſche Fehde liegt hoch an einem Haken aufgehangen. Wir ſprangen darnach mehr als einmal bereits, wie hungernde Fleiſcherhunde; noch aber haben wir nichts erhaſcht, als daß wir uns die Mäuler an den Haken blutig riſſen.

Der lange Chriſtoph (kommt, durch einen Umweg von einer andern Seite, als er abging).

Chriſtoph.

Herr! könnt ihr mir nicht ſagen, wo ich den Sickingen finde?

Lorch.

Wo die Ehre iſt und der Tod! Drum duck' dich, Geſell! ſonſt verſengſt du dir das Haar im Feuer; denn dein borſtiger Schädel ſcheint ſeit lange nicht von der Ehre gekämmt. Wo Sickingen iſt? Hier iſt er, und dort, und allüber all auf dieſem Feld, jede Scholle hier heißt Sickingen! Was willſt du, du Ehrenmann mit dem Schurkengeſicht?

Chriſtoph.

Hab' einen Auftrag an euch, wenn ihr der Sickingen ſeid.

Lorch.

Laß hören, Fuchs, von welcher Art?

Chriſtoph.

Einen Friedensvorſchlag, Herr, von dem Geſandten Cöln's, dem edlen Grafen Nüenar, der den Span zwiſchen euch und Trier auszugleichen gedenkt.

Lorch.

Frieden? Frieden? Zur Hölle mit dem Frieden, denn dort können ſie ihn brauchen, wo der ewige Unfriede iſt! Ha! du Schuft, mir jetzt von Frieden zu reden, da meine Wunden noch nicht verbunden ſind, und Rache ſie mit Pfeffer reibt! Ha, ha, ha! 's iſt zum Todlachen! Frieden zwiſchen uns und dieſem meineidigen Churfürſten! Hat der Wuchrer etwa plötzlich Luſt bekommen, mir meine fünftauſend Dukaten zu zahlen?

Chriſtoph.

Was hör' ich? Ihr ſeid — —

Lorch.

Der Teufel bin ich, oder was ihm beliebt! Die Peſt über dich, du Schuft! Du Schneider von einem Schurken! Geh heim und ſage deinen weiſen Herren, den Leinewebern und Schuhflickern, und deinem wohlehrwürdigen, gnädigen Herrn, dem Mäkler oder Churfürſten, wie er heißt, *zweimalhunderttauſend* Dukaten muß er jetzt vor allem ſenden, blank und wohlgezählt, dann wollen wir reden. Mach, daß du fortkommſt, Schuft, und grüß' mir deinen gnädigen Herrn.

Chriſtoph (ab).

Lorch.

Meine Wunden brennen mich lichterloh, wie dort die Giebel der Trierſchen Häuſer, mit denen unſre flammenden Kugeln Bekanntſchaft machen.

(Geht auf ſein Schwert geſtützt.)

Kraut und Loth! was für ein Wiſch liegt da? ſo ganz ungenützt; ich will eine Pulverhülſe draus machen, weil ich nicht mehr fechten kann.

(Hebt das Papier auf und überblickt es.)

Peſt und alle Teufel! was für eine Höllenſchrift und mitten in unſerm Lager? Das iſt ein Kunſtſtücklein von dir, Meiſter Churfürſt!

(Lieſt weiter.)

Recht fein, recht luſtig, recht pfäffiſch! — Briefe von Richard an unſere Hauptleute und wackern Kriegsgeſellen und noch dazu die Degen da angefaßt, wo das Gewiſſen herausgeſchartet iſt! o wie dumm! An die Schneide muß man den Roſt anſetzen, wenn er freſſen ſoll, nicht an die Scharten! Das alſo, das war der Botſchaft Kern? Doch guter Fuchs in Trier, du haſt dich verrechnet, ich will mein Schwert als Beſen brauchen und die ſaubern Papierlein zuſammenfegen, und ſie dir in kürzerer Zeit wieder nach Trier hineinſchicken, als ſie brauchten, um ausgeſtreut zu werden.

(Er fegt mit dem Schwert die Papiere zuſammen, ballt ſie und ſtopft ſie in eine Kanone.)

So! Frau Nachtigall, nichts für ungut! 's ſind eben neue Reimlein, die niemand ſingen kann als du!

(Brennt die Kanone los.)

Da, Richard, da haſt du ſie wieder.

(Ab.)

Marktplatz in Trier.

(Der **Churfürſt**, leicht verwundet, **Gerlach von Iſenburg**, **Bürger**, vom Ausfall zurückkommend.)

(Die Bürger ziehen ſich in den Hintergrund zurück.)

Churfürſt.

Sag' nochmals mir, ich hab' es überhört
Im Schlachtendonner, vor der Wunde Schmerz,
Wie viel verlangt er? —

Gerlach.

Zweimalhunderttauſend
Dukaten.

Churfürſt.

Wie? nicht mehr? Zweihunderttauſend
Dukaten nur, mein nimmerſattes Fränzchen?
O bill'ge Forderung! Geht, geht Feldhauptmann!
Raſch in die Kirchen und in die Klöſter geht,
Laßt Kelch' und goldene Apoſtel ſchmelzen,
Und was ihr an geweihtem Golde findet,
Monſtranzen und Ciborien und Patenen,
Die goldnen Ampeln auch und goldnen Leuchter,

Die Stickerei ſelbſt aus den Meßgewändern,
Aus meinem Pallium, meiner Inful auch; —
Laßt münzen alles Gold, — die Schande auch,
Denn traun! wie dieſe Summe
So neuer Prägung wäre ſie in Trier.

(Stampft mit dem Fuß.)

Bei Gott! er denkt vielleicht, ich hätt' ein Kind,
Und wollte meines Kind's Sparbüchſe leeren
Sammt Pathenpfenn'gen, bloß allein, zu füllen
Die bodenloſen Seckel ſeiner Knechte!? —
Nicht ſo! nichts von Verſöhnung mehr und
Frieden!
Sag' dem Geſandten Cöln's: ſein Amt ſei aus.
Eh' hätt' ich Luſt des Dom's Schatzkammer ſelbſt
In Brand zu ſtecken, bis das Gold geſchmolzen
Hinunterrönne in der Erde Kern,
Als ich 'nen Albus nur dem Franz bewill'ge.
Ha! Sollt' ich jetzo ſchimpflich mir erkaufen,
Was mir von Stund' zu Stund' das Glück
doch ſelbſt
Schenkt als Gewinſt, als Zinſen meiner Noth?!
Jetzt, da ich endlich Hülfe aufgebracht,

Da Pfalz und Heſſen Reiſige mir ſenden,
Mir ſelbſt zum Beiſtand zieh'n, da ſich mein Haupt
Auf ſichern Trotz als weichen Pfuhl kann legen,
Da ſtählerne Unüberwindbarkeit
Um meine Lenden ſich als Gürtel ſchlingt?! —
Schau! dieſe leichte Wunde ſelbſt, die eben
Im Zweikampf mir ein ſchwaches Mädchen ſchlug, —
Spornt meine Wuth, jedweden Tropfen Blut's,
Vertauſendfacht im Maaß, ihm anzurechnen. —
O welch ein Kampf! Welch Übermuth des Krieges,
Daß einer Nadel Stich durch Mauern bohren will,
Daß mich, wie einen blöden Liebesritter,
Verwundet hat ein albern, bleiches Kind!

(Man bringt von der Ferne Lucie verwundet und ohnmächtig auf einer Tragbahre.)

Churfürſt.

Wen bringt man dort?

Gerlach.

(Geht einige Schritte näher zur Bahre und empfängt dort von einem Soldaten einen Brief.)

(Zum Churfürſten.)

Hochwürd'ger, gnäd'ger Herr!
Es iſt daſſelbe Kind, das Euch verwundet
Und Franz befreit vom Tod durch euer Schwert;
's iſt, wie ſie ſagen, des Franziskus Tochter,
Weiß nicht, ob leiblich, ob nur Pflegekind,
Doch ſeiner Liebe vollſter Inbegriff,
Sein Stolz, ſein Stern, ſein Schild, ſein Helm;
— ſo ſagt man!
Den Brief hier, ſchlau in Ziffern abgefaßt,
Fand man bei ihr —

Churfürſt.

Laß ſeh'n! Ha! 's iſt die Urſchrift,
So wie mich dünkt, zu jenen liſt'gen Briefen,
Die manches Pfeiles Spitz vergiftet. Ei!
Glaubſt du denn, Franz! daß uns der Schlüſſel fehlt?! —
Den Schlüſſel kenn' ich, löſe deinen Zauber.

(Zeigt Gerlach die Zifferſchrift.)

Ja! dieſer Apfel mit dem Kreuz darauf,
Des Reiches Apfel, deutet dein Gelüſt, o Franz!
Dein eigner Nam' iſt dieſes Zeichens Kern;
Auch ſchrieb ihn drunter deine eigne Hand.
Du denkſt den Apfel wohl vom Baum zu pflücken?!
Nimm dich in Acht! —
Dies Beil, mit rauhem Umriß nur gezeichnet,
Bedeutet mich; nicht zu verkennen iſt's.
Dies Herzlein endlich, ſauber hingepinſelt,
Ja, das iſt Trier; dies Symbol bedeutet
Das Herz, den Mittelpunkt all deines Strebens.
Nimm dich in Acht, du Apfel, daß das Beil
Dich nicht entzwei mag ſpalten; denn dies Herz
Schlug nie vor Furcht, bebt jetzt von Siegeshoffnung nur.
Ich will das ſelt'ne Wunderkind doch ſehen,
Denn ſicher trägt es wohl des Vaters Züge,
Da es an Muth doch ſelbſt dem Vater gleicht,
Weil es gewagt, den Richard zu verwunden! —
Ich hoff' 's iſt todt, und ſo will ich mir denken:
Todt ſey auch er —

(Tritt zur Bahre und erblickt Luciens Antlitz.)

Gott ſteh mir bei! Weh mir!
Hinweg! hinweg! Fort in dein Grab zurück,
Dem du entſtiegſt, um meine Kraft zu tödten,
Mein Mark zu lähmen, mein Gebein zu ſchlagen;
Du biſt's! ja, ich erkenne dich! du biſt's!
So ganz von Blut dein Antlitz überſtrömt
Wie einſt, da meine Geißel ſcharf dich traf,
Da meiner Hund' Gebiß ſchlug in dein Fleiſch.
Was kehrſt du wieder?! Ha! ſchützt mich denn nicht
Das Salböhl, das auf meine Stirne troff,
Die prieſterliche Weih', des Himmels Dienſt?

Gerlach.

Was fällt euch an, hochwürd'ger, gnäd'ger Herr?

Churfürſt.

Wer rief? Rieſſt du um Gnade, armes Weib?
Weib? Nein du biſt's nicht! Mädchen! Nein du biſt's nicht!
Warſt mein nur, mein! —

Gerlach.

Hochwürd'ger, gnäd'ger Herr!

Churfürſt (ermannt ſich).

Gott ſteh mir bei! — Was ſucht ihr hier, Feldhauptmann?!
Ha! ich bin krank, mein Blut, im Fieber ſchäumend,
Zeugt ein Gebild, ganz weſenlos und nichtig;
Und, ſprach ich, denkt es ſey ein Klang geweſen,
Wie wenn ein Schwert zerſplittert. Nichts. 's war nichts,
Ein Ring im Waſſer,
Der an das Ufer ſich zurückgedrängt
Und in verkehrter Richtung dann verſtrömt.

(Stampft mit dem Fuß.)

Nichts war's, ich ſag' euch's — (ſchmerzlich) Lucie, meine Lucie.

Lucie (ſich bei dieſem Namen ſchwach emporrichtend).

Das war des Vaters Stimme! Riefſt du mich?

Churfurſt.

Des Vaters Stimm? Gerechter Gott! ich ahne.

Geſtalt und Antlitz, ja der Name ſelbſt,
Komm an mein Herz! komm, komm! du biſt — Still! ſtill!
Kaum fünfzehn Lenze, Mägdlein! kannſt du zählen, —
Vor fünfzehn Lenzen war's — —; Still! — noch ſo jung,
Und ſollſt ſchon ſterben, jetzt, o eben jetzt?!

Lucie (zu ſich kommend).

O Gott! wo bin ich denn?! Weh mir! Mich täuſchte
Des Vater Namens ſüßer, heil'ger Klang;
Ihr fremden Männer hier, wenn frommes Mitleid je
Die ſtahlumſchanzten Herzen Euch durchdrang,
Wenn ihr von Gott im Tode Gnade hofft,
So labt, wie mit dem letzten Abendmahl,
Durch wahre Kunde mich, ob Franz gerettet,
Mein lieber Herr und Vater ſicher, frei?

Churfürſt (mit bitterm Hohne lachend.)

Ob Franz, dein lieber Herr und Vater, frei?!

Franz? Franz? dein Vater? Franz und ewig Franz
Und nichts als Er auf Gottes weiter Erde?!
O könnt' ich ihn durch dieſen Anblick tödten,
Wie mich der Anblick tödtet.

Lucie.

Mich dein Schweigen! —
Mann, ſei barmherzig! Sag' mir, ob er lebt,
Dann, wenn mein Tod dich labt, will bald ich ſterben.
Glaubſt du denn, dieß mein krankes Leben werde,
Stark wie ein Baum, den Herbſt noch überdauern?
O ſieh mich an in meiner tiefſten Noth!
Geknickt der Keim, der nie zur Blüthe kam!
Ein überjähriger Kranz, mit bleichem Flittergold,
Am Allerſeelentag einſt auf ein Grab gelegt!
Sag, lebt mein Vater?

Churfürſt.

Ja, er lebt! (ſich ſchmerzlich an's Herz greifend) er lebt! —

(Geht, einen innern Kampf ringend, einigemal auf und nieder, dann ſpricht er zu Gerlach.)

Laßt in mein Schloß dies wunde Mägdlein bringen
Und ſorget ſchnell für einen kund'gen Arzt;
Denn ein Juwel gilt mir dies flieh'nde Leben
Kein Mittel ſei geſpart, es zu erhalten; —
Werft Gold zum Preis aus, laßt die weiſen Meiſter
Wetteifern all' und ihre Kunſt erſchöpfen
Und ihre Köpfe bürgen für dies Leben.

Gerlach (erſtaunt).

Mein gnädger Herr?! — —

Churfürſt (ſich beſinnend, kalt).

Ihr meint, 's iſt meines Tod'sfeinds Kind?!
Glaubt mir, aus Haß will ich gar treu es pflegen,
Als Geißel dien' es mir, als Unterpfand,
Und glüh'nde Kohlen will ich ſammeln, die zur Flamme
Auflodernd, raſch verſengen Franzens Haupt.

Gerlach.

Ein reicher Schatz iſt die Barmherzigkeit,
Mehr Zinſen tragend, als ſelbſt Frühlingsthau
Was ihr an dieſer Todeswunden thut,
Wird aufgezeichnet ſteh'n in jenem Buch,
Wo Gottes Finger ſelbſt die Rechnung ſchreibt!

(Geht ab mit der Bahre.)

Churfürſt (allein).

Was ich an dieſem Mägdlein hier gehandelt, —
Ja! aufgezeichnet ſteht's im großen Buch,
Doch vom Gewiſſen brennend eingeſchrieben,
Und drüber hin glitt rächend Gottes Finger! —
Still, du mein Herz! ſtill! ſtill!
Stein muß ich jetzt ſein, wie ich ſonſt es war;
Und wär' ich's nie geweſen, dieſer Schmerz,
Der Stein erweicht, — mich könnte er verſteinern.
Herz werde Stein!
Sonſt ſchwemmt mich dieſe Woge auseinander,
Die rieſig brandet an den Bau des Alten. —
Bewahr' mich jetzt vor Thränen, großer Gott!

(Mehrere flammende Pechkugeln fallen in weitem Bogen auf den Marktplatz nieder, man hört Kanonendonner.)

Churfürſt.

Ha! Sickingen, ſuchſt du dein Kind? — 's iſt mein's!
Die Perle, die ich wegwarf, fand ich wieder,
Und laſſe ſie jetzt nicht als bis zum Tod. —
O ſende immer deine Flammenzeichen, Franz!
Das Dunkel meiner Seele zu erhellen,
Worin ich ſie verberge! — Rufſt du mir
In Donnern? Ei, ich kenn' den Ruf, ich komme!
Jetzt gilt's, das Vaterrecht, das du dir angemaßt!
Losreiſſ' ich ſie von deinem Herzen, Franz!
Mög' dieſer Leichenbrand 'ne Wiegenkerze ſein,
Mein Kind will ich erobern!
Ich habe ſie gezeugt, mein iſt ſie, mein!

(Stürzt ab.)

An der Moſel.

(Am andern Ufer Schlachtgetümmel der Sickingſchen um die Mauern.)

(Baſtard, ſeine Reiter.)

Reiter.

Hört ihr, Herr? Schlag auf Schlag drüben. Es ſchlägt die Mittagsſtunde für den Sieg und uns die Lumpenglocke! mein Geſäß wird ſtumpf.

Baſtard.

Gott verdamme dich und mich und Alles dazu. Wenn ich diesmal aushalte, bei des Teufels Großmutter! ſo bin ich ein Schuft. — Verflucht die Stunde, da ich dem Franz mein Wort gegeben.

Reiter.

Was thatet ihr damals, Herr? — Ihr ſpracht; ſo gab ein Wort das andre. Da waren's nur mit Einem Mal nur noch Worte; und nicht ein einzig Wort mehr: Pah! nur Worte, Herr! nichts als Worte!

Baſtard.

Eines Kerkers Ketten und Klammern!

Reiter.

Ja, ſo feſt, wie Ketten aus Luft geſchmiedet, wie Ringe, im Winter vom Hauch aus dem Munde erzeugt, vom Rauch aus dem Feuer, wie Ringe im Waſſer. Ha! ein Härlein aus meines Roſſes Schweif iſt ſtärker. —

Baſtard.

Meinſt du?

Reiter.

Meinen? Herr! ich habe keine Meinung, habe bloß ein Schwert.

Baſtard.

Aber ich noch meinen Willen. Sattle und ſchwinge dich! in's Beelzebubs Namen! — Meinen Rappen herbei!

Reiter (ab).

Baſtard.

Komm, was mag! was ein Menſch kann,

kann ich auch, aber zum Köter an der Kette bin ich verdorben.

Reiter (kommt wieder, des Baſtards Roß führend.)

Herr! da iſt euer Gaul. Ich wette meinen Hals gegen eine Hammelskeule; er wittert ein Wettrennen. — Gloria in excelsis! In der Eifel ſtecken auch Pfaffen. — Wohin reiten wir, Herr?

Baſtard.

Wo es Hiebe ſetzt. — Auf und davon!

(Sprengt fort.)

Reiter (macht ſich mit Feldgeräth zu ſchaffen).

Iſt es nicht ein würd'ger Herr, mein Junker, der Baſtard? Hm! *er* hat ſein Gelüſt und — ich meinen Ablaß! Es ſind auch noch eiſerne Burſche in der Eifel; — — und was den Paß am Strom hier angeht, — ho! die Landgräfiſchen und die von der Pfalz haben lange drauf gepaßt! Die Luft iſt jetzt rein! — Gute Nacht, Franz! witterſt du nichts? —

Vor den Mauern Triers.

(Sickingen. Hartmuth von Kronberg. Lorch. Landsknechte.)

Lorch.

Beim Teufel! Und wäre mein ganzer Leib von Schießſcharten voll gekerbt; jetzt, da wir das verlorne Kind ſuchen, fühl' ich keine Wunde mehr; mein Leib iſt glatt, wie ein Aal oder eines Pfaffen Leib. Drauf und dran Geſellen!

Sickingen.

O meine Lucie! — Lockt mir auf's Neue,
Liebäugelnd, falſche, ſchmeichleriſche Flammen!
Mit glüh'nden Judasküſſen das Verderben
Von der Geſchütze Lippen! — Träges Blei!
Schlag' tiefe Wunden in die ſtarren Mauern,
Die neidiſch dort mein Kind umklammert halten.
(Zu Kronberg.)
Fühl' an dies Herz, mein Kronberg, ob's noch ſchlägt! —
Wenn es noch ſchlägt, ſo krampft es nur vor Schmerz, —

Zum Schein nur leb' ich noch und ſtehe aufrecht,
Mein Kern heißt: Tod! Komm'! Laß uns denn, ſo grimmig
Wie des Gemeuchelten Schatten, mitleidslos
Die Leiche mind'ſtens meines lieben Kindes,
Die heilige Reliquie erkämpfen.
Ein Scorpion bin ich, im Feu'r gefangen,
Blind raſend mit dem Stich die Flamm' zu tödten,
Bis ich im Wahnſinn treff' mein eigen Herz.
Halt' nicht ſo feſt, fühlloſer Grund der Erde!
Sturm! rüttle mir der Thürme Bau zuſammen!
Sengt hin bis an ihr Grab, herzloſe Flammen!
Und bahnt mir offnen Weg. Ich ſuch' ein treues Herz. —
Zwei Löwen hungern, Rach' und Vaterſchmerz!

(Alle ſturmiſch ab. Unter dem Donner des Geſchutzes, den Wirbeln der Trommeln und Trompeten fällt der Vorhang.)

Vierte Abtheilung.

Gemach im Pallaſt des Churfürſten. **Lucie** auf einem Ruhebette. Abenddämmerung.

Lucie.

Mein Leben ſchwebt,
An unſichtbaren Feſſeln feſtgeſchmiedet,
Jetzt zwiſchen Erd' und Himmel. Ach! tief unter
Dem milden Stern, der dort am Himmel leuchtet,
Hoch über dieſer herbſtlich fahlen Erde;
Ich kann nicht ſterben, leben doch nicht mehr,
Den Leib hat jenes Schwert zum Tod getroffen;
Und ſolche Tyrannei doch übt er noch,
Daß er die durſt'ge Seele feſt noch hält
Im Zauberbanne der ohnmächt'gen Hülle.
Nicht ſterben können, ach! 's iſt hart! 's iſt hart! — —

Und doch, ſo ſehr mich's ſchmerzt, gern wollt' ich ewig tragen
Die Doppel-Laſt vom Leben und vom Sterben,
Weil ich's dem Vater ja verſprach, nicht eher
Zu ſterben, als bis ich aufküſſe ſeine Seele,
Als bis ich ihm die Augen zugedrückt. —
Am Himmel droben, welch ſchöner Stern!
So hell wie Er, wie Er ſo fern!
Hat denn die Seele zwei Flügel nicht?! —
So ſchwingt mich auf, wie Lerchen zieh'n,
So ſchwingt mich auf zum Vater hin!
Hieß er mich nicht ſein Augenlicht? —
Du Gott des Lichts! So laß ihn ſeh'n, —
Ob ſeinem Kind das Herz auch bricht, —
Daß treue Lieb' nicht wird vergeh'n! —
Und ſterb' ich ohne Raſt und Ruh'
Hier, fern von ihm, in enger Haſt, —
Du Gott der Treu! ſo gib mir Kraft,
Daß ich, von dieſer Hülle frei,
Was ich verſprach, erfülle treu.
Im Himmel find' ich keine Ruh,
Drückt ich ihm nicht die Augen zu!

(Sie ſenkt das Haupt.)

Was wird mir doch das Aug' ſo trüb?
Schließt es der Tod? — Weint es vor Lieb?
Schwer wird mein Haupt, mein Herz ſo frei,
Drückt mich der Tod? Löſ't mich die Treu?

(Sie ſchlummert ein.)

Churfürſt (tritt auf).

Ja! dies Geſicht trägt ihrer Mutter Züge!
Wenn dieſe Ähnlichkeit mich täuſcht, bei Gott!
So zweifl' ich auch, ob ich noch Richard bin.
Das Ringlein auch, das ich in trauter Stunde
Einſt ihrer Mutter gab zum Angedenken,
Ich kenn' es wohl; kein andres Weſen kann
Dies Ringlein tragen, als mein leiblich Kind,
Dem es die Mutter ließ wohl in der Sterbeſtunde.

Ja, ich erkenn's! Ein Gott iſt, der vergilt —
Dies, dies mein Fleiſch und Blut verläugnet mich,
Jetzt, da zum erſtenmal in meinem Leben
Mich ſüße, heil'ge Liebesſchauder faſſen —

'ſ iſt mehr als Reu', was mir im Herzen wühlt;
Denn Reue kannt' ich nie; — nein! Himmelsahnung iſt's,
Und ſel'ge Regung, die mich jetzt zermalmt,
Und ein unendlich Meer von reinen Freuden
Dehnt ſich vor meinen trüben Blicken aus,
Und aus der Fluthen ungekannten Tiefen
Taucht königlich die Vaterlieb empor,
Und drängt an dies Geſchöpf, das ungeboren
Ich rauh verſtieß, an dies Geſchöpf, deß Mutter
Ich geißeln ließ, aus Undank und aus Schaam,
An dies Geſchöpf, das unter Todesſchmerzen
Sich ihrer Mutter Schooß entwand, drängt hin
An dies Geſchöpf, jetzt, da es liegt im Sterben, —
Mein ganzes Seyn mit ſolchen Rieſenkräften,
Daß Richard fällt durch Schmerz und Eiferſucht,
Weil dies verſchmähte weggeworf'ne Kleinod
Als Sternbild aufging, ob des Todfeinds Haupt.

Darum hinweg, ihr friedlichen Gedanken!
Der Name Franz und dieſes bleiche Antlitz,
Dies Auge, das in mir den Vater nicht erkannte,

Dies ſtachle auf die leiſ' entſchlafne Wuth,
Den lahmen Haß, die unvollkomm'ne Rache.
Mich traf ihr Schwert, mich meines Kindes Schwert,
Mich, mich, um dieſen Sickingen zu retten!

Soll ich ſie wecken, ſoll ich mit ihr ſprechen?
Das Vaterherz vor ihrem Blick entfalten?
Pfui, Aug! Gebier mir heimlich keine Thränen,
Sonſt fluch ich ſie zu Gift, dich auszubrennen,
Daß ich erblind' und in der ew'gen Nacht
Nach nichts die Arm' ausſtreck', als nach des Feindes Herz,
Der meines Kindes Herz mir ſtahl. — Sie regt ſich! —
Horch! horch! ſie ſpricht im Traum.

Lucie (halb im Fieber, halb im Schlaf).

Eine Blüth', eine Blüthe hing
Auf eines ſtarken Baumes Kron';
Der Herr des Gartens vorüberging,
Lächelte, brach die Blüthe davon
Und ſprach dazu:

„So er als du!
„Die Blüthe fällt, der Baum noch ſteht,
„Über den Winter dauert er kaum;
„Ich ſend' einen ſcharfen Blitz, der ihn mäht, —
„Brauch einen ſchönen Weihnachtsbaum."
Weh mir! Er brach's.
(Fühlt ſich ſchmerzlich an's Herz.)
O welch ein Schmerz!
Brach er die Blüthe? War's mein Herz?
Doch, gelt! du Tod? eh' find' ich keine Ruh,
Als bis ich ihm drückte die Augen zu.

Churfürſt.

O Gott! ſie ſtirbt! — Hör' mich, mein Kind!
Hör' deines Vaters Todesangſt! erwache!
(Nach einer Pauſe:)
Sie kennt aus meinem Mund den Vaternamen nicht,
Sie ſtößt mich ſelbſt im Sterben noch von ſich —
Wie ihre Mutter ich! — Gott! du biſt hart!
Doch biſt du hart, will ich nicht milder ſeyn;
Du ſchufſt uns ja nach deinem Ebenbild.

Schlaf denn, du taubes Kind, bis an den jüngſten Tag,
Wenn du mein Vaterherz wirſt kennen müſſen.
Doch bis dahin, weil du es ſelbſt verlangt,
Hab' deine Leiche keine Ruh' noch Raſt;
Nicht in ein friedlich Grab will ich dich ſenken,
Nein! allerweg's, wie einen Talisman
Stets deine blut'ge Leiche mit mir führen,
Und, wenn das Mitleid pocht an dieſes Herz,
Und mich berücken will, dem zu verzeih'n,
Für den du ſtarbſt; — — —
Dann blick' ich dieſe ſtarre Leiche an,
Und will, bei Gottes Gnad! mich nicht erbarmen.
Franz, denke dran: ich will in Sünden ſterben,
Kann ich dich nicht in deinem Neſt verderben,
Du räuberiſcher Aar, beim großen Gott!
Ich ſuche dich! ich finde dich!
Wund rupf' ich dich, und höhne dich zu Tod!

Sickingens verſchanztes Lager auf dem Martinsberg. — Vorne Sickingens Zelt, vor demſelben ſteh'n mehrere Geſchütze und Trommeln. **Lienhard** und **Habakuk**, zwei Schildwachen, gehen auf und ab mit den Büchſen im Arm. Vor den äußeren Verſchanzungen ſieht man einen Poſten auf- und niedergehen. Der hinterſte Proſpect zeigt die Thürme von Trier und das Pallien-Gebirge. Nacht.

Lienhard.

Was für eine kalte Nacht noch vor Herbſt-Anfang! Kamerad! Ich möchte doch wiſſen, wie einem erſt fröre, und wie einem die Erde vorkäme, wenn einer einmal da oben in der Milchſtraße als Schildwache ſpazieren müßte und Acht haben, daß der Himmel keinen Schnuppen bekäme, keinen Sternſchnuppen nämlich.

Habakuk.

Ho! die Erde würde dir eben vorkommen, wie der Mond, bald als ein platter Schädel, und bald mit zwei Hörnern.

Lienhard.

Narr! die Erde trägt wohl Hörnerträger, aber nicht ſelbſt Hörner.

Habakuk.

Und warum, Kamerad?

Lienhard.

Weil die Erde ein Weib iſt und der Mond ihr Mann, dem ſie zuweilen untreu wird, wenn die Sterne mit ihr liebäugeln. Hui! 's iſt tüchtig kalt heute Nacht. Ich denke, der Himmel hat alle froſtigen Heiligen ausgeſchaufelt und als Kehrigt auf dieſe fromme Stadt herabgeſchüttet. Mich gruſelt's, als ob ich ein Rennthier wär' und vor dem Feinde davon laufen wollte. Puh! in einer ſolchen Nacht, wie die heutige, iſt ein Bär, der nie geſchoren wird, beſſer dran, als unſer einer, die wir doch auch einſt nicht viel beſſer dran ſind, als die Bären.

Habakuk.

Warum, Geſell?

Lienhard.

Weil wir auch unſre Haut zu Markte tragen müſſen.

Habakuk.

Gott ſegne dich, du biſt ein kluger Landsknecht.

Lienhard.

Gott ſtrafe dich nicht, denn du biſt ſchon genug geſtraft. — Ich glaube, dein Witz wurde in weniger als dreiviertel Jahren reif. Biſt du nicht ein Frühkind?

Habakuk.

Mein Seel'! gewiß, und mein erſter Schritt in die Welt war ein Fall auf den Kopf. Der Herr ſei mit uns. Söhne ſind oft klüger als die Ältern.

Lienhard.

Geſell, deine Enkel werden einſt Doctoren werden. Wer war dein Vater, Habakuk?

Habakuk.

Mein Seel', ich glaube, es war ein Mann, weiter weiß ich nichts von ihm; meine Mutter hat ihn, glaube ich, beſſer gekannt, als ich.

Lienhard.

Ich will dir einen Rath geben. Hänge dir eines Wiedehopfs Zunge an, ſagt Albertus magnus, und es kommt dir die Vernunft wieder; aber ich bitte dich, thu' es eilig. Hm! Jeder iſt zu etwas gut! Eſelslunge reinigt dein Haus vor Schlangen und Scorpionen.

Habakuk.

Das wußte ich nicht. Biſt du ſo in geheimen Künſten bewandert?

Lienhard.

Ho! ich bin eben einer von denen, ſo die Töpfe zerbrechen.

Habakuk.

Wie das?

Lienhard.

Nimm einen Strick, womit ſchon ein Dieb gehangen wurde, und ſteck' ihn in einen Hafen, und ſetz den Hafen unter andre Hafen; alsbald werden alle andere zerbrechen. Leg' eine Wolfshaut unter Schaaffelle, ſo frißt ſie die Schaaffelle; item — thu Adlersfedern unter Gimpelfedern, ſo verbrennen ſie vor dem Adlerbalg. — Ich bitte dich, nimm dich in Acht; denn ich glaube, die Fortuna trägt heute Nacht 'nen Wolfspelz, oder ſie rupft einen Adler!

Habakuk.

Wie meinſt du das?

Lienhard.

Hm! Ich weiß, was ich weiß, und was ich nicht weiß, denk' ich mir; und was ich mir nicht denke, —

Habakuk.

Nun?

Lienhard.

Das ſag' ich dir nit; aber was ich denke, auch nit.

Hartmuth von Kronberg (kommt).

Lienhard.

Halt! Wer da?

Kronberg.

Hartmuth von Kronberg.

Lienhard.

Wohin?

Kronberg.

Zu Sickingen in's Zelt.

(Die Wachen machen Platz. Kronberg in's Zelt.)

Lienhard.

Das iſt der einzige von allen Hauptleuten, der ſich's heute unterſtehen darf, unſern Herrn Franz zu ſprechen. Hui! 's iſt tüchtig kalt, obgleich wir erſt September haben.

Habakuk.

Biſt du ſo verfrorner Natur, Geſell?

Lienhard.

Wer? Ich? — ich nicht, aber ich denke, die Sterne droben werden vergantet, unſer Feldzug, unſre Hoffnung, der Sieg erfriert und die Ehre, die dort am Schwanz des großen

Bären hängt, reißt ihn nicht aus, ſondern reißt ſelber aus.

Habakuk.

Alle Wetter! Biſt du auch ein Aſtrolog, Geſell?

Lienhard.

Ja, guter Freund, deine Naſe iſt mein Kometenſucher, denn ich ſchließe von der Naſe auf die Kälte, von der Kälte auf die Witterung; und ich witt're kein Pulver mehr im Lager; von der Witterung auf die Sterne, und iſt einer erſt recht ſternhagelvoll, ſei es nun von Hoffnung oder Schmerz, dann bläſt die Vernunft zum Abzug.

Habakuk.

Geſell, wo zum Gukguk haſt du deine Sternweisheit her?

Lienhard.

Willſt du ſie bei einem Sternſchießen verwenden? Vom Meiſter Hans Vierdung von Hatsburg, dem Sterngucker.

Habakuk.

Von demſelben, der dem Sickingen ſeine Reſolution prophezeite für's künftige Jahr, vor dem ſich unſer Herr hüten ſoll?

Lienhard.

Von demſelben. Ich ſage dir, das heißt, Meiſter Hatspurg ſagt's: die Profection des aufſteigenden Zeichens der Geburt iſt gefallen in's ſechſte Jahr der Erde. Puh! das riecht nach Würmern. Mercurius hat 'nen Sonnenſtich bekommen und Saturn trägt Blei im Leibe wie eine Kanone. Mars bleibt daheim und geht mit rothen Striemen, weißt du's jetzt?

Habakuk.

Was?

Lienhard.

Ja ſo! — nun! du wirſt es leicht behalten.

Hilchen Lorch (kommt).

Lienhard.

Wer da?

Lorch.

Ein Weſen, das, hoff' ich, ſo ziemlich wie ein Mann ausſieht.

Lienhard.

Euer Name?

Lorch.

Frag' die Trierer drum, die werden ihn kennen. Hilchen Lorch.

(Will in Sickingens Zelt.)

Lienhard.

Verzeiht, Herr Ritter, niemand hat in's Zelt des Feldhauptmanns heute Nacht Zutritt, als wer drinnen iſt.

Lorch.

Das verſteht ſich, Geſell, drum will ich hinein. Was wehrſt du mir den Weg?

Lienhard.

Ich ſagte euch den Grund ſchon. — Der Ritter von Kronberg iſt drinnen.

Lorch.

Kraut und Loth! will warten, ich fürchte, meine Hiobspoſten ſind heute nicht die erſten, drum hat's keine Eile. Kein Sitz dahier auſſen? Donner und Wetter, nichts als eine Trommel, nun ich will den Schlägel dazu vorſtellen, denn Schlagen iſt meine Sache; und Trommel und Schlägel gehören zuſammen. (Setzt ſich auf die Trommel.) Pfui, pfui! daß dieſer gewiſſenhafte Himmel nicht erröthet, die Waffen von Meineidigen zu ſegnen. Schlaraffen werden Helden, und Helden zum Kinderſpott. Die Häuſer haben wir dieſen Kleinkrämern über'm Kopf angezündet, und doch wurden ihre Köpfe nicht heißer, als wenn ſie Patente für ihre Meiſterſchaft im Zechen erlangen; 'nen rothen Hahn haben wir hineingeſandt, — nein, eine rothe Henne war's, die glühende Eier legte. Alles für nichts, fünf Stürme gewagt, jeder davon gut genug, um fünf feſtere Städte niederzuwerfen; mehr Tonnen Pulvers dran geſetzt, als der Meineid Schüſſe Pulvers werth iſt, für nichts, als daß wir unſern Ruhm verpufft. Wenn man dieſen Thürmen die Schädel ſpaltet, wachſen ſie wieder zuſammen, Peſt, Tod und Hölle! ich muß meiner Rache und meinem Haß Maulkörbe umhängen, wie wilden Bären; denn ſonſt fallen ſie meine eigne Mannheit an. (Springt toll von der Trommel auf.) Hei! bei allen böſen Geiſtern! was regt ſich denn da ſo prahleriſch klirrend? Du biſt's, ohnmächtiges Eiſen? Schäme dich zu raſſeln, oder mache mit dem Kalbsfell hier Bekanntſchaft, du lahmes Eiſen, mit dieſer ebenſo prahleriſchen Trommel! Zum Teufel mit euch beiden; ich wollt', dieſe Trommel hieße Richard! (Stößt ſein Schwert in die Trommel.) Nun ſag' einer, das Kriegshandwerk habe einen feſten Boden, durch iſt der Boden! und toll wühl' ich in's Bodenloſe!

(Geht unmuthig auf und nieder.)

Sickingen und Hartmuth von Kronberg
(aus dem Zelte kommend).

Sickingen.

Tretet bei Seit', Schildwachen!

(Schildwachen ab.)

Flammt dies Herz;
Noch immer, daß mein Haupt den Nachtſturm ſucht,
Den Schmerz zu kühlen?! — Nichts davon! — Mein Hartmuth,
Du bringſt mir eine bitterböſe Kunde.
Ha! dieſer tolle Brauskopf! Gott vergeb' es
Dem Baſtard, — unſrer Ehre vollen Werth
So blind, muthwillig, raſend preiszugeben,
Den wicht'gen Uferpoſten zu verlaſſen,
Den Damm toll zu durchwühlen, den ich klug
Dem Feind entgegenwarf! So ganz im Wahnwitz
Auf eigne Fauſt in das Gebirg zu dringen!
Es iſt zu arg, zu arg,
Wie mich der Abentheurer preisgegeben.

Kronberg

Laß nicht vom Groll des Augenblicks dich übermeiſtern;
Denk' an das unumſtößlich Dauerhafte,
Was ewig bleibt, wenn alle Ehren welken.

Sickingen.

Mehr welkte mir, als Ehr allein. — Sag', bringſt du mir
Wohl auch von meines Kindes Grab ein Blümlein? —
O ſtill mein Geiſt, ſchwärm' nicht, raſch fortgeriſſen
Von heil'ger Lieb, inmitten jener Stadt.
Nur jetzt nicht Herz! du malmſt mich ſonſt zuſammen! —
Laß uns von wicht'gen Dingen weiter reden,
Das heißt, mein Kronberg, von dem großen Nichts,
Das gleißend man mit dem Troddelgold verbrämt,
Verſchlei'rt mit Spinngeweb' und Königsmänteln,
Juwelt mit Thränen, Seufzern, Tropfen Herzblut's,
Das man dann Leben, Hoffnung tauft, und zu Gevattern
Die Narrheit bittet, deren Haupt die Wolken ſtreift.

Was iſt's mit jenem Bündniß? Sag' mir's nochmals.
Als du zuerſt davon mir ſprachſt, war ich
Zu ſehr zerſtreut, Gott weiß, ich dacht an And'res.

Kronberg.

Du haſt das Haupt zum Kampf herausgefordert,
Mein Franz, und ſieh, der *ganze* Leib ſteht auf.
Mit Trier hat ſich Heſſen eng verbündet;
Der Landgraf Philipp kann dir's nicht vergeſſen,
Wie du ihn einſt vor Darmſtadts feſten Mauern
Erinnerteſt an Gottes viert' Gebot,
An Recht und Pflicht. O Franz, da ward ich dein.
Denn auch für mich zogſt du das Schwert gen ihn.
Jetzt ſteht als Mann, den du als Knaben ſchlugeſt,
Der Landgraf dir genüber, — Richards Sache,
Des Papſts, des Antichriſts — das iſt ihr Schild,

Mit dem ſie alle ihren Neid verdecken,
Ha! dieſes großen Deutſchlands kleine Fürſten!
Wär' jeder Fürſt ein Ritter, ſo wie du
Der Ritter biſt voll ächten Fürſtenſinns, —
Dann, Vaterland, jetzt ſo ganz bettelarm,
Dann ſetzteſt du die ſchnöd durchſchoſſ'ne Ferſe,
Heil, unbezwinglich auf der Knechtſchaft Nacken.
Doch deine Fürſten ſind wie du, nicht Eins,
Doch deine Städte ſind nur feſt, nicht frei,
Doch deine Männer ſind nur ſtark, nicht viel,
Nur Eins blieb Eins und ganz; — das iſt dein Joch!

Sickingen.

Welch finſtrer Geiſt, mein flammenmuth'ger Freund!
Spricht jetzt aus dir! dein Wort klingt faſt ſo ſchneidig,
Wie meines Hutten blut'ger Thränenſturm!

Kronberg.

Laß dich's nicht irren! Sprach ich's, denk', es ſprach's

Ein unbekannter fremder Gaſt aus mir.
Gott iſt noch Gott und wird ja weiter helfen!

Sickingen.

Was ſonſt noch ſchlimmer Zeitung, meine Freunde?

Lorch.

Ha! Franz! noch ein tücht'ger Biſſen, und gröber als das heſſiſche Muß. Der Pfalzgraf Ludwig, dein werther Lehnsherr, macht das Trier'ſche Kleeblatt voll.

Sickingen.

Lorch, ſag's nicht nochmal, denn ſonſt könnt' ich's glauben.

Lorch.

Franz, glaub' es. Glaube macht unſelig!

Sickingen.

Die Pfalz?! nein, nein! Steht denn die Erde noch?
Iſt dies mein altes Herz? Geh'n dort die Sterne,

Dieſelben auf, ſo wie ſie geſtern ſtrahlten?
Sag', daß der Boden unter uns nicht hält,
Nur ſage nicht, daß Pfalz ſich gegen mich
Zum Kampfe rüſtet.

Kronberg.

Doch, ſo iſt's, mein Franz!

Sickingen.

Doch ſo iſt's nicht, ſo kann es ja nicht ſein! —
Komm'! ſtell dich mir vor's Antlitz, Aug' in Aug',
Schanddirn und Kupplerin von tauſend Freveln,
Gerücht, du hundertzüng'ge Lügnerin! Nein! Nein!
Und abermals mit jedem Pulsſchlag: Nein!
's iſt *nicht* ſo wie du ſagſt, 's kann ja nicht ſein.
Pfalz gegen mich? Wie! Ward mein Vater nicht
Enthauptet, weil er treu hielt an der Pfalz?
Iſt nicht mein Sohn, getauft nach meinem Vater,
Zu Alzei Burggraf in dem Dienſt der Pfalz?
Und Pfalz vergölte ſo des Vaters Treue?

Pfalz lohnte ſo des Sohn's, des Enkels Treu?
Nein! Nein! der Pfalzgraf iſt mein Lehnsherr,
Mein guter Herr, dem ich mit Ehrfurcht diene
Und treu will ſein ſelbſt auf dem Todtenbett.
Er kann ſich nicht geſellen meinen Feinden.
Treu bräch ein Fürſt? und will doch Treu
hinwieder?
Ein deutſcher Fürſt, jetzt in der Mayenzeit,
Wo junger Freiheit friſche Roſenblüth'
Aus aller Seelen Knoſpen drängt und bricht?
O ich beſchwör euch, redet Wahrheit, Wahrheit!

Kronberg.

Beim Evangelium! 's iſt, wie ich ſprach.

Lorch.

Der Zaunkönig pfiff ein Liedlein von Fürſtentreue, aber der Reim auf Pfalz iſt falſch und will ſich nicht recht ſchicken. Pfalz?! Pfalz?! Gott erhalt's?! 's geht nicht, es reimt ſich nicht; meinem Witze fehlt das Salz.

Sickingen.

O Vaterland! Nachfroſt würgt deinen Lenz! —

Ha! meine Freund'! ich fange an zu fürchten,
Daß ich gehofft. Gemay't hat's nur in mir;
Doch vom April genarrt, ſtirbt jeder Keim.
O Frühlingszeit! o Frühlingszeit! Kein Blümlein,
Schneeweiß wie Engel, Lucie, auf dein Grab? —
Was weiter noch? Sprecht, ihr prophet'ſchen Raben!
Traun! Eure Blicke ſind wie Zifferblätter,
Von Eins bis Zwölf mit Unglück voll beſchrieben,
Und ich, der ſtumpfe Zeiger dieſer Uhr,
Muß raſch im Lauf ſie all zuſammenfegen.

Kronberg.

Die fünfzehnhundert Reiſigen aus Braunſchweig,
Die Niklas Minkeritz uns zuführen ſollte — —

Sickingen (ihm in's Wort fallend.)

Auf die ich harrte, wie auf Gottes-Gnade?! —

Kronberg.

Der Landgraf hat den Durchzug durch ſein Land
Den Reiſigen verwehrt.

Sickingen.

Hat er?! — Landgräflein thät's?! —
Mir wächſt der Muth; ſo Feinde wünſch' ich
mir!
Nicht viel, das wär ein allzuſchlechter Kampf! —
's iſt gut, 's iſt gut! Sprich weiter.

Lorch.

Kohlſchnautzige Blutigel ſaufen den Leviathan aus und zu Tod! Den Juden Daniel ſchmiß man in eine Löwengrube; jetzt legen glattgeſchorne, giftgezähnte, bärbeißige Füchſe dem Löwen Fuchsangeln. Ha! 's iſt gut. Des Teufels Großmutter tanzt auf der Faſtnacht mit weitſichtigen, ſchwindſüchtigen Junkern, die Gottes Engeln den Tanz verſagt haben. Ha! 's iſt gut! 's iſt eben gut. Beulen auf die Lümmel, daß ihnen die Leichdorne zu den Mäulern hinaufwüchſen! Peſt, Tod und Teufel!

Sickingen.

Und Niklas Minkeritz ſelbſt; — was iſt's mit
ihm?

Kronberg.

Zu Kaſſel hält der Landgraf ihn gefangen.

Sickingen.

Gottes Gericht! — Hält ihn gefangen, ſagſt du?!
Mit welchem Recht? 'nen freien Mann gefangen?
O blinde Fürſten! Taube, lahme Fürſten!
Werft Scepter weg, um Krücken zu erbetteln,
Zerbrecht euch ſelbſt die feſten Säulen all,
Um ſchlauen Prieſtern Steine herzuleih'n,
Daß ſie zum Dank, euch draus 'ne Frohnveſt bau'n!
O Faſtnachtſchwank! —
Habt ihr noch andre Kunde, meine Freunde?!

Lorch.

Ja, eine Vorrathskammer voll Hiobspoſten; aber Hungersnoth an Pulver, denn wir waren zu chriſtlich und barmherzig, und haben unſre Feinde allzuſatt damit geſpeiſt, und das iſt das Ärgſte. Schaff Pulver herbei, Franz! Sonſt muß die Ehr' und die Rache verhungern! Pulver! ſag' ich! Pulver! Ich wollt', dieſer Berg trüge Feuer im Bauch; mit den Nägeln wollt' ich's herausgraben. —

Sickingen.

Von dieſem Minkwitz hofft' ich alles, alles!
Soldaten, Pulver, Blei, Muth für mein Heer!
Und nun! Herr Chriſt! — Welch and'res Unheil noch?

Kronberg.

Das Bitterſte von allen —

Sickingen (für ſich).

O mein Kind! (zu Kronberg.)
Sprich! honigſüß ſchmeckt alles jetzt!

Kronberg.

Dein treuer Freund, der edle Brandenburger,
Albrecht von Mainz, dein ſteter Schild und Hort,
Wird ſo bedrängt um ſeine Huld zu dir,
Daß Triers Zorn, und ſeiner Feinde Neid
Ihn faſt zum land-leutloſen Bettler macht;

Denn, weil bisher das Glück dir günſtig war,
Trifft nun der Feinde Grimm ſein wehrlos Haupt,
Daß ſeine Treu', dein ſich'rer, mächt'ger Halt,
Vom Überdrang des Unglücks ward erdrückt.

Sickingen.

Albrecht von Mainz in Noth um meinetwillen?!
Ja, Freunde, das iſt etwas,
Um meinen feſten Mannsſinn zu erſchüttern.
Doch! ſagt, ſtammt Albrecht nicht aus Brandenburgs Geſchlecht?
Ja! Brandenburg nennt er ſein Vaterhaus.
Ha! Brandenburg, das iſt ein wack'rer Klang,
Um in der Sterbſtund nochmals zu geneſen.
Der Eine Klang weckt mich auch jetzt auf's Neue,
Treu bis zum Tod zu hoffen und zu wagen.
Kein Haarbreit nach! Und ſterb' ich vollen Maaßes,
Mein Saatkorn bleibt im Schatten dieſes Baums.

Denn Brandenburg fällt nicht und ſtirbt nicht aus,
So lang die Ehre leuchtet in den Sternen,
So lang der Ruhm wie Saat im Frühling reift,
So lang noch Tugend, Treu und Mannbarkeit
Kein Mährlein iſt, kein weſenloſer Schatten;
Stark iſt's und wird auch ſtark ſeyn immerdar,
Denn aus der Sonn ſaugt ſeine Kraft der Aar;
Ein Phönix iſt's, der ſich gekrönt erneue,
Und auf der Scholle, die man Deutſchland heißt,
In Flammen wird bewahren Deutſchlands Geiſt,
Durch ritterliche Mannbarkeit und Treue.

Lorch.

Pulver! Franz! Pulver! Schaffe Pulver herbei!

Sickingen.

Frag' an beim Himmel, ob er Blitze ſende,
Ich habe keine mehr; der Freunde Noth,
Der Treue Tod, und hei! Aprillenwetter
Wirft mich, wie 'ne dreifache Todeswelle,
Hart an den Fels, daß ich faſt ſcheitern muß.

Lorch.

Nun, wenn das Pulver all iſt, und keins mehr zu hoffen, ſo wirft mich ein Schuljunge von Trier um, der mich mit einem Strohhalm an der Naſe kitzelt. Ich habe nur Ein Leben, und das klebt an Trier. Fluch über die Sterne, daß ſie unſern Unſtern in ihre Brüderſchaft aufnahmen. O ich bin hin; ein Schuft, ein Pfaff, kann mir das Bein unterſchlagen, denn wir haben kein Pulver mehr. Schöne Freiheit, ſaubere Unſterblichkeit, die ſich nach ein Paar Tonnen verpufft. An Hui und Pfui müſſen Jahrhunderte erſticken. Kraut und Loth! der Teufel hol's, daß alle Mannskraft von räudigen Franzoſenhündiſchen Unglück angeſteckt werden kann. Strohhalme fällen Eichen. Uns zermalmt kein Fels, ſondern das Alltägliche, lumpig-herkömmliche, eine tolle Laune des blinden Wettermachers; das iſt's!

Kronberg (zu Lorch).

Ihr überſchwellt die Ufer! Weiter nicht
Reißt unſer aller Luſt und Hoffnung mit.

(Zu Sickingen.)

Ermanne dich, mein Franz! Gib nicht die Hoffnung auf,
Was ſinneſt du ſo trüb? Sprich, ich beſchwöre dich!

Lorch.

Beſchwör den Teufel lieber, den glatzköpfigen, dickwanſtigen Teufel, beſchwör den rothſtrümpfig maskirten Teufel mit der Biſchofskappe. Beſchwör die Treu', ſag ich, und den Meineid! Kein Pulver mehr! Ha! Kraut und Loth! Buben und Könige haben einen Ritter geſtochen mitten in den Trumpf, in's Herz hinein.

Kronberg.

Sein Rieſengeiſt, denk' ich, zähmt jetzt das Unglück,
Schwingt ſich darauf und ſprengt in beſſ're Zukunft.

Lorch.

Zukunft? Hahaha! Ein arabiſch Roß zeugt freilich keinen Karrenſchlepper, aber in unſern

Lenden ſteckt ein Geſchlecht von Helden, deren Hirnſchädel von Eierſchalen ſind, deren Fäuſte Froſchpfoten, deren Herzen von Zeugung zu Zeugung mehr verzwergen, bis der letzte kommt, der ſtatt des Herzens ein Stücklein Marzipan trägt oder ein Klümpchen Haſentalg. — O ich hör' es in unſern Lenden wie von Ketten raſſeln. — Kein Pulver mehr! 's iſt nicht ſchlimmer, ſelbſt zum Teufel zu fahren, als eines Mannes Himmelfahrt zu ſehen, den die Erde noch brauchen könnte.

Sickingen.

Kind! — Trier! — Deutſchland! — Leben! — Hoffnung! — Freiheit! —
Wie, meine Freunde?!
Ihr ſeid noch hier? Fort, ſag' ich, fort ihr alle!
Zerſchlagt die Trommeln, brecht die ſchart'gen Schwerter,
Zerreißt der Fahnen Brautkränz', Hochzeitsſchleier,
Der Hoffnung und des Siegs, ſchmelzt die Geſchütze,

Zum Mord ohnmächtig, all zu Glocken ein,
Mein Kind! mich ſelbſt, Deutſchland zu Grab zu läuten;
Laßt auch die Treu' zum Leichenzuge bitten,
Und Undank auch. Mein gnäd'ger Herr, der Pfalzgraf,
Soll nach der Bahre geh'n mit einer Kerze.
Seid ihr noch hier? Bei meinem Zorn! Macht raſch!
Aufbrechen laßt das Heer und ſich zum Abzug ſchaaren.
Der Krieg iſt aus! denn meine Sehnen ſind
Zerſchnitten, von den Knochen abgelöſt.
Fort! ſag ich, geht.

Lorch (im Abgehen).

Ich will die Landsknechte zu Kohlenbrennern umwandeln und zu Bergleuten, um Schwefel und Salpeter zu graben. — Gute Nacht, Trier! und höre meinen Schwur: Dem Löwen ſind die Klauen abgehackt; 's iſt gut! nun, ſo will ich mich in eine Schlange verwandeln, in einen

Molch, in einen Wurm, und mit Ameiſen Bekanntſchaft anfangen, und mich durch ihre geheime Gänge bis in dein Herz hineinſchleichen und hineinfreſſen, du, mein herzliebes Trier! Ein Wuch'rer bin ich, wie dein Churfürſt, und will dir nichts ſchenken.

(Ab.)

Sickingen (zu Kronberg).

Ein ernſtes Wort zu dir, mein ernſter Freund!
Und höre, was der Geiſt mir warnend ſpricht.
An meinen Namen, der ſo wichtig galt
Wie eiſern Geld, drängt ſich wie Roſt an's Eiſen, —
Mir ſchwant's, — das Unglück. Nicht mehr allzulang,
So wird auch jeder, der die Münze trug
Und hielt, und hegt', von ihrem Fluch erfaßt.
Wie mich das Schickſal, ſelbſt die Freund' entkleidet,
Ich ſeh's mit Augen. Darum beſſer iſt's,
Daß ich, was ich geſchworen, zu vollbringen,

Allein vollbringe, daß mein Untergang
Nicht im Gefolg geliebter Freunde ſei.
Reich' mir die Hand, doch nicht zum Schwertesbund,
Zum Bund des gleichen Wollens fürder nur.

Kronberg.

Ich wiege deiner Worte ſchweren Sinn,
Und mich ergreift's wie eines Mannes Rede,
Der, tief aus Wunden blutend, ahnungsvoll
Sein Teſtament beſtellt. — O Franz, Franz, Franz!
Und das ſprichſt du, der Freien letzter Anker?
Der Freunde beſter Harniſch? —

Sickingen.

Werft ihn von euch!
Es lockt ſein Glanz zumeiſt den ſchadenfrohen Blitz,
Weh mir, wenn meiner Freundſchaft blanker Schild
Dich und die andern Treuen mir erdrückte.

Kronberg.

O welch ein ſüß'rer Tod, als Tod durch Treu'!
Franz, ſei nicht grauſam, ford're Scheiden nicht!

Sickingen.

O denk' an Lucie! die für *mich* ja ſtarb,
An Albrecht denke, der für mich erliegt.

Kronberg.

Und iſt das bitter? O kein größ'rer Troſt,
Als wenn man für den Freund nicht handeln kann,
Für ihn doch leiden! mit ihm untergehn!

Sickingen.

Das walte Gott! — Ich habe nicht zu kurz
Gelebt, und was ich lebt', durchlebt' ich ganz;
In Thatenzinſen lebt' ich. Dies mein Schwert
Iſt von der Summe noch mein einz'ger Reſt.
Und windet mir der Tod es aus der Fauſt,
Ein andres Schwert wird wieder leicht geſchmiedet,
Es wächſt des Eiſens mehr in deutſchen Landen.
Ein Dreibund aber ſteht, der ſtärker ſchafft,

Als je ich ſchaffte mit des Schwertes Schneide; —
Er ſchafft mit Pfeilen, die kein Wetter lähmt,
Mit Schwertern, die kein Scherg' und Büttel bricht,
Mit dem gewalt'gen Rüſtzeug heil'ger Rede,
Mit Freiheitspredigt und mit Wahrheitsdonnern.
Das iſt Lutherus und du ſelbſt, mein Hartmuth,
Ja, du, des freien Muthes harter Schild,
Und Ulrich Hutten. Ritter des Geſang's. —
Ich bin wie Viele, und wie Viele drum
Beſcheid' ich mich, zu ſinken, zu verlöſchen;
Doch riß ich, ein todtſtiftender Komet,
Mit mir hinab, die, kräft'ger ſind als ich, —
Dann hätt' ich, wehe mir! umſonſt gelebt! —

Kronberg (will ſprechen).

Sickingen.

Freund! ſprich kein Wort! — Nur reich' mir noch die Hand, —
Daß keine Thrän' an uns Verräther ſei,
Wie hart uns Scheiden fällt! Siehſt du den Luther,

Sag' ihm von mir, ich hielte feſt und treu
Auf Gottes Treu, der uns, der unſre Enkel,
Der dieſen heil'gen thränenreichen Boden,
Den Garten der Geduld, dies Feld der Hoffnung,
Dies Deutſchland nicht zum Raube laſſen wird
Dem Teufel, dem ſcheinheiligen Verrath,
Der lichtſcheu-meuchleriſchen Tyrannei. —
Und Ulrich Hutten, ſiehſt du ihn, den grüße
Mit meinem blut'gen Schmerz; er wird's verſteh'n.
Und ſag' ihm: Käm' ein Unheil wider mich,
Er möchte wandern, wo kein Wandrer ihm
Von Sickingen kann melden, dem Gebroch'nen.
Leicht würden ihm, um meiner Freundſchaft willen,
Unſchuld'ge Kindlein — Mörder! — Doch du ſelbſt
Sei, wie du warſt und biſt, zu aller Zeit,
Im Unglück reich, der du im Glück doch ſtets
Ein Bettler biſt, wenn du der Heimath denkſt.
Fällt mir im Tod das Schwert, — du nimm es auf

Und brauche dies Vermächtniß dann als Griffel,
Der Freiheit heil'ge Tafeln vollzuſchreiben,
Daß Päbſt' und Kaiſer, Könige und Herr'n,
Sich beugen vor dem großen Herrn Geſetz! —
Das war mein Teſtament! Und nun leb' wohl!
Wenn wir uns nimmer wiederſeh'n, — leb' wohl! —

(Sie umarmen ſich ſchweigend. Kronberg reißt ſich los, hüllt ſein Haupt in den Mantel und eilt fort.)

Sickingen (allein).

Leb' wohl auch du im ſtillen Thal tiefunten,
Grab meines Ruhms und meines ſüßen Kindes!
Was? Eine Thräne?! — Dank, du Rabenmutter Nacht,
Daß du mir dieſe Thrän' in Dunkel hüll'ſt; —
Denn hätt' ein lichter Morgen ſie geſeh'n,
Er weinte Schaam ſtatt Thau, daß Franz kann weinen!

Ich will mich ſetzen auf mein feſtes Schloß
Zu Landſtuhl fürderhin und nichts mehr thun,
Als den Gebrechen meines Leib's erliegend,

Künſtliche Reimlein ſchlingen, und die Zunge,
Die ungelenkte, lehren, ſie zu ſingen;
Will mich gewöhnen, Mährlein fein zu ſchmieden,
Von gold'nen Zeiten, die geweſen ſind,
Von todter Freiheit und von todten Helden,
Und von dem Sickingen, dem Gott genade
Und der vor Trier ſtarb, wo er im Kampf
Die Hoffnung und ſein liebſtes Kind verlor.

(Fährt mit der Hand über die Stirn.)

Bin ich ſo jung denn, daß die Stirn ſo glüht?
Bin ich ſo alt ſchon, daß mich Hoffnung flieht?
Bin ich ein Weib, daß ich an Träume denke?
Bin ich ſo Mann, daß ich Traumglauben von mir lenke
Aus Furcht? Nein! Nein! Aus Luſt am Zweifel? Nein!
Aus Sehnſucht wohl, aus Sehnſucht muß es ſein!
Denn ſie verſprach mir's doch, und war ja treu;
War ja mein Kind! — —
Biſt du's noch, Sickingen?

Schwebt nur dein Nam' in deinen Leib gekleidet,
Hier über Trier, deines Kindes Grab? —

(Man ſieht bereits die Umriſſe der Thürme vom Morgenroth beleuchtet.)

O Trier! Zeigſt du dich beim Scheiden mir
Wie eine Braut, in deinem ſchönſten Schmuck?
Ha! iſt das neuer Morgen, alte Liebe,
Und alte Kraft, und alte Freiheitshoffnung,
Was dort der Berge Gipfel purpurn färbt,
Und geduldig krönt die Thürm' und Zinnen all',
Wie Friedhofskreuz auf meines Kindes Grab!

Ja, Sickingen, du biſt's noch! Dieſer Morgen
Sagt mir's: „du biſt's,“ denn wie das Morgenlicht
Hier öſterlich das ſtille Thal verklärt,
So wird mir's Licht in meiner Schmerzen Nacht,
Daß Deutſchlands Freiheitsmorgen auch muß grau'n
Mit neuer Lebensgluth entflammend alten Ruhm.
O meine Lucie! du träumteſt hold

Von jenem ew'gen Auferſtehungsmorgen;
Feſt glaub' ich dran, im Glauben wächſt mein Selbſt;
Denn daß ich bin, daß Deutſchland ſtets wird ſein,
Verbürgt, im Tod erprobt, mir deine Treue. —
Und ſo leb' wohl, du meines Kindes Grab!
Gott ſchickt das Glück, drum ſchreckt mich Noth nicht ab.
Ein Stein war Trier nur, mag er auch halten! —
Am andern Fleck will ich das Joch zerſpalten.
Ich halte meinen Eid, daß ich die Freiheit räche.
Ob über mir
Der Schutt zermalmend auch zuſammenbreche,
Morſch iſt mein Leben, doch ſo lang ſoll's ſteh'n
Als ich im Morgenlicht kann Hoffnung ſeh'n.
Dies Deutſchland gilt es ja, dran halt ich theuer,
Bis ich es ſeh' an einem Morgen frei,
Und jede Glut des hellen Morgens ſei
Für Rach' und Kind und Heimath Leichenfeuer.

(In die Scene ſprechend.)

Nun laßt uns ſtolz von hier wie Sieger geh'n,
So Frucht als Wein reich aufgeſpeichert ſteh'n;
Verſagte Gott uns auch ein erſt Gelingen; — —
Fort, ihr Geſellen! fort! zu neuem Ringen! —
Ich hoff's zu Gott! dies Herz ſchlug nicht umſonſt,
Wenn Er uns auch erſt nach Jahrhunderten
Die goldne Frucht der treuen Ausſaat ſchickt.
Treu bleib' ich meinem Schwur,
Und weiche nicht, bis mich das Schickſal ſelbſt erdrückt.

(Geht ab.)

(Man hört die Trompeten zum Abzug blaſen.)

In der Eifel.

(Wilder Wald und Fels. Kapelle dicht an einem jähen Riß.)

Baſtard von Somefroſt, einer ſeiner Reiter
(auf wilden Gäulen daherſprengend).

Baſtard.

Blas ins Horn, Gürg! Wir ſind von der Meute ab. — Ha! ſind wir in des wilden Jägers Reviere gekommen? Mein Rapp ſcheut. — Vorwärts! In's Teufels Namen, verzagtes Roß!

Reiter.

Es ſcheut vor der Kapelle, Herr! Wollen wir nicht umwenden? Werft ihn 'rum, Herr, den Gaul, werft ihn 'rum. Dem Roß graut's wie mir.

Baſtard.

Memmen alle beide, und mit allbeiden zum Teufel! — He, Rapp! merkſt du die Sporen?! Hinein in die Kapelle, über Stock und Stein! Hinein! hinein!

Reiter.

Ich nicht.

Baſtard.

Biſt du von *geſtern*? Ha! ich bin von *heut'*. Was geſtern war, iſt heute nicht mehr. Morgen iſt ungewiß. Morgen gehört einem Andern! drum das Heute für uns. Schau! drinnen ein Lämpchen! Fratzen und Baalsdienſt dahinter! Herunter mit dem Bild! herunter!

Reiter.

Herr! laßt! laßt! 's iſt einer ſchmerzhaften Mutter Bild.

Baſtard.

Was ſchiert's mich? Im Sacramenthäublein blinkt's wie Gold.

Reiter.

Laßt, Herr! um's Himmelswillen! laßt!

Baſtard.

Meinſt du? — Ho! Das gibt ſchöne Goldgulden! Mir nach!

Reiter.

Ich nicht! in alle Ewigkeit.

(Kreuzt ſich und entflieht.)

Baſtard (ſprengt ſeinen Gaul in die Kapelle, raubt das Sacrament und ſtürmt todtenblaß heraus).

Wo iſt der Reiter hin? — Zum Teufel! — Hinweg! hinweg von meinem Nacken! hinweg! du blaſſes Weib mit den ſieben Dolchen im Herzen. (Klammert ſich bang um den Hals ſeines ſcheuen Gauls.) Ich ſtell's nicht wieder hin! Nein! Nein! Bei allen Heiligen — bei allen Teufeln! nein! — Faſſe mir nicht darnach. Ich hab's, ich hab's, ich laß es nicht! —

Steh, Rapp! ſteh! Die Peſt in deinen Lenden! ſteh! — — Wie bebend dreht ſich's, wie im Veitstanz! —

Aus dem Weg mir, Weib, blutendes Weib! ſonſt zerſtampft dich mein Roß! Blendgeſtalt hinweg! Verſtröm' in Nacht und Nebel! Ha! Gottesgericht! Weh mir! Verhülle dein Antlitz! Biſt's ja nicht, biſt's ja nicht, die mich unterm Herzen getragen! Mutter! Mutter! laß mich! laß mich! —

Was ich nahm, iſt mein, und ich laß es nicht! Hebe deine Hand nicht; ſchließ zu die Wund' im Herzen! Biſt du meine Mutter, ſo laß mich, ſo klamm're dich nicht an mich wie ein blutſaugendes Geſpenſt der Hölle! — Greif aus, Rapp! Greif aus! Fort! fort! im Wirbelflug! Mir ſtockt der Athem, vergehn die Sinne! Nach mir langt's, hält mich, krallt mich! Fort! fort! fort! Wahn iſt alles, Himmel ein Wahn, Hölle ein Wahn! Laß mich!

(Gibt ſeinem Roß in wilder Todesangſt die Sporen. Das bäumt ſich, thut einen Satz und ſprengt mit ihm in den Abgrund hinab.)

Sickingens Lager leer. Vorrath noch aufgehäuft. Während die Sonne uber Trier aufgeht, hört man im Thal unter Glockengeläut und Choral das Tedeum. Ein feierlicher Marſch, anfangs fern und leiſe, doch ſtärker anſchwellend und näher, bis der Zug der Trierſchen, der Churfürſt an der Spitze, hinter ihm die geſammte Geiſtlichkeit, Soldaten und Burger, im Lager ankommt, und die Schanzen uberſteigt.

Gerlach von Iſenburg.

Kaum dürfen wir den offnen Augen trauen,
Daß wir im Lager ſteh'n des Unverſöhnten.
Wenn dies kein Wunder iſt, glaub' ich an keines.
Blickt hin auf jene Höh'n, ihr edlen Bürger!
Seht ihr ſein zahllos Heer dort enggeſchaart
Ihn an der Spitz', rings um ihn, wie des Todes
Herolde, ſeine eiſernen Geſellen!?

Bürgermeiſter.

Gewiß! ein Wunder und ich ſchwöre darauf, Franz mußte abziehen aus keinem andern Grund, als weil er den Heidenhügel betrat und ſeinen Kopf drauf legte zur Ruh, der Übermüthige! Der alte Heidenkönig Trebetha, der unſere Stadt gründete, und in dem Hügel begraben liegt, hat einen Zauberfluch an Franzens Ferſen geſchmiedet.

Churfürſt.

Uns half der Himmel! — Seht! hier abwärts liegt
Des Heidenkönigs alter Grabeshügel,
Auf welchem Franz ſein Haupt zur Nachtruh
legte.

Bürgermeiſter.

Laßt uns das Grab, zum ewigen Gedächtniß
Von dieſer Noth nun Franzens Haupt benennen.

Alle.

Franzens Köppchen ſoll der Hügel heißen, für
ew'ge Zeiten!

Churfurſt.

Franz iſt ſein Pathe, drum wird man den Ort
Noch nach Jahrhunderten bedeutſam nennen:
Nicht jeder Tag gebiert ſolch einen Mann. —
Sinkt auf die Knie, entblößt die Häupter all'
Und lobt den Herrn, der von dem tiefen Fall
Altgläub'ge Treu' hat wunderbar errettet.

(Alle entblößen die Häupter und knien nieder. Die Geiſtlichkeit ſtimmt an:)

Großer Gott! wir loben dich!
Und wir preiſen deine Werke!
Erd' und Himmel ewiglich
Donnern deine Siegesſtärke,
Heilig, heilig Zebaoth.
Heilig, feſter, treuer Gott!

(Alles Volk ſtimmt ein; während des Gebetes und Tedeums ſpricht der Churfürſt:)

Noch bin ich nicht geſättigt, Franz! — Bei Gottes Treu!
Ob du im Himmel dich, ob in der Höll' gebettet,
Ich ſuch' dich auf in deiner Höle, Leu!
Und wecke dich mit eines Kindes Namen. —
Hier ſchwör' ich's laut, da ich zu Gott jetzt bete,
Bevor ich nicht im Staube dich zertrete,
Sprech' ich zu meinem Fluchgebet nicht Amen!

(Er ſteht von den Knien auf, die Bürger desgleichen. Die Letztern pflanzen die Stadtfahne mit dem Bild des Apoſtel Petrus auf und werfen ſich plündernd auf's Lager, während das Tedeum weiter geſungen wird. Vorhang fällt.)

Fünfte Abtheilung.

Landſtuhl. Ein Zimmer.

(Sickingen und der Caplan von Landſtuhl.)

(Man hört Trompeter zur Aufforderung blaſen.)

Sickingen.

Blaſ't, daß euch — — Hei! Habt Acht auf eure Lungen,
Da ihr für *drei* blaſ't. Gott geſegn' euch's allen!
Drei gegen Einen, Trier, Heſſen, Pfalz! —
Iſt das nicht luſtig, ſoll ich mich nicht freu'n,
Da die gewalt'ge Rüſtung mich belehrt:
Stark ſei ich noch, ein Löwe, wenn auch krank.

Caplan.

Ja, Herr Franziskus! Euer Name iſt noch immer weit und breit ſo ſtark gefürchtet, als jemals.

Sickingen.

Iſt er's? Das freut mich für den alten Namen,
Daß ſie ihm Ehr' anthun, wie's ihm gebührt,
Und ihn andonnern mit den ſtärkſten Grüßen;
Sie ſchenken mir nicht ein gemein Berennen;
Nachdrucken wird noch der gewalt'ge Haufen,
Mich freut's, daß dieſe Burg ſo wichtig gilt,
Daß ich ſie nicht umſonſt ſo feſt verbollwerkt.

Caplan.

Das weiß Gott, Herr Franziskus! Ihr gönntet Euch damals nicht Raſt noch Ruh; als Euch die Gicht auf das Siechbette niederpreſſen wollte, ſtiegt Ihr in eine Sänfte und ließet Euch überall hinſchaffen, um bei der Verfeſtigung ſelbſt zu ordnen und Raths zu ſchaffen.

Sickingen.

Ich wußt' es ebenwohl, daß ſie mich ſuchen würden,
Deshalb beſtellt' ich alles zum Empfang.

Caplan.

Es war damals ein reges Leben auf unſrer

Burg, bevor Ihr auf den Tag nach Schweinfurt rittet; am Todbett' denk' ich noch dran, wie Ihr auf dieſem Fleck hier von dem Herrn Ulrich von Hutten Abſchied nahmt, und ſo bewegliche Worte ſpracht vom lieben Vaterland und vom lieben Gott, von der Hoffnung und vom Wiederſehen und von der Freiheit, daß ich glaubte, das Herz im Leibe müßte mir vor Wehmuth brechen. Ach Gott! es war ein Ehrenmann, der gekrönte Poet, der Herr Ulrich von Hutten. Gott ſei's geklagt, daß er jetzt am Abend ſeiner Tage, mit dem ſiechen Leib, mit der blutenden Seele, ohne Schutz und Obdach in der Welt herumirren muß. Wenn Einer die Wahrheit jemals ſprach, war er's, und wodurch hat er denn ein ſo bitter's Loos verſchuldet?

Sickingen.

Wodurch? Weil er die Wahrheit ſprach. Weil er
Nie Menſchenfurcht gekannt, drum fürchten ihn die Menſchen,
Dem Fluch iſt alles Edle unterthan,

Daß es nach kleinem Maaßſtab wird gemeſſen,
Gewogen in der Angewöhnung Schaale;
Drum muß es ſinken, weil Gemeines allzukernlos ſteigt, als ob ſein Kern es höbe.
Er war mein Freund, deßhalb beſchwor ich ihn,
Mein Schloß zu flieh'n, das ihn bisher beherbergt:
Denn, wenn ich fiel' — wir ſteh'n in Gottes Hand —
Was hat ein Freund des Sickingen zu hoffen?
O daß mein Weſen iſt ſo unheilsvoll,
Um alles, was mir treu iſt, zu verderben.
Denkt Ihr an Kronberg und an ſein Geſchick?

Caplan.

Ich weiß, Herr Ritter, der Landgraf und die Andern überfielen ihn bei Nacht und Nebel, und brachen ihm ſein feſtes Schloß. Gott ſei's geklagt! Ein treueres Herz gibt's auf Erden nicht mehr, als Herrn Kronbergs Herz.

Sickingen (ſchmerzlich).

Doch! doch! Noch eins! doch ſchlägt's nicht mehr.

Caplan.

'ſ iſt zu hart, wie der Landgraf und das römiſche Reich gegen den Kronberger verfuhren! So ein frommer Edelmann! und muß geächtet, wie ein Dieb und Räuber auf Gottes deutſcher Erde geh'n. Er, der Herold gläubiger Hoffnung vom Reiche Gottes. O wehe uns! mit ihm iſt der reinen Gottesverehrung wieder eine Säule gefallen in dieſer flitterhaften, arg poſſenreißeriſchen Zeit, die das Heilige zur Faſtnachtsmummerei mißbraucht. Wehe, wehe, wehe! über des hartmüthigen Herrn Kronbergs Fall und Noth.

Sickingen.

O wär' nicht ich ſein Freund, er wäre nicht zertrümmert! —
Und doch iſt er der Einz'ge nicht, all', alle,
Die mit mir ſchwuren, traf des Reiches Acht,
Und der Vollſtrecker unverſöhnter Grimm;
Von allem Beiſtand bin ich losgeriſſen,
Bin in dem weiten, deutſchen Vaterland
Gezwängt auf dieſe Scholle meines Eigen,

Und gegen mich kämpft außer jenen Dreien,
Pfalz, Heſſen, Trier — noch mein eig'ner Leib,
Kämpft noch 'ne unſichtbare tiefe Wunde,
Ein blut'ger Dorn, von dem die Roſe fiel. —
(Zum Caplan.)
Was fällt Euch an? Ihr wendet Euch von mir?

Caplan.

Es iſt nichts, Herr!! es weht da außen ein ſcharfer Frühlingswind, der näßt mir die alten Augen.

Sickingen.

Verbergt die Thräne nicht, ſie ziert Euch mehr
Als jenen Richard ſein demant'nes Kreuz,
Du biſt ein Prieſter, Greis, und weinſt um Franz,
Den man Empörer, Feind des Glaubens ſchilt,
Gott weiß, was noch?! — Ha, ich bin wieder ſtark.
Und nehm' es auf mit der ohnmächt'gen Welt,
Mit dieſen hunderttauſend ſclav'ſchen Memmen,
Die ſich der Unvernunft und Knechtſchaft frei'n.
Stark bin ich noch, da ich vereinzelt bin.

(Fährt mit der Hand nach dem Beine.)
Wie? ſtraft mein Bein mich Lügen?
(Stampft unmuthig mit dem andern Fuße.)
Gott verdamm's!
Ho! Franz, Geduld! Willſt deine Feind' bezwingen
Und dich beſiegt der Ärger ob dich ſelbſt!
Das iſt nicht fein! Nein! Lieber will ich handeln
Mit dir, du leid'ge Gicht, mit dir, du Tod!
Ich bin noch nicht ſo alt, hab' nach des Lebens
Gemeinem Maaß noch gute Friſt vor mir,
Daß ich zehn Jährlein wohl erkaufen kann.
Zehn Jahre geb' ich hin, du Wuchrer, Tod!
Wofern du deiner Magd, der leid'gen Gicht,
Jetzt, eben jetzt, verwehrſt, mich heimzuſuchen!
(Zum Caplan.)
Was meint Ihr, geht der Tod den Handel ein?
Ein Jahr von mir, könnt' ihm zehn andre gelten.

Caplan.

Leben wir, leben wir des Herrn; ſterben wir, ſterben wir des Herrn; bei ihm ſteht alles. Sein Ziel iſt Gnade, aber ſeine Wege ſind dunkel. —

Sickingen.

Mein Ziel iſt Licht; — Kaplan, glaubt Ihr an Träume?

Caplan.

Der Herr ſendet ſie uns oft als Propheten der Zukunft.

Sickingen.

Ich hatt' einſt einen Traum! — Nein! nein! ich hatt' ein Kind.
O Gott! ich *hatt'* es.

Caplan.

Herr! Was iſt Euch?

Sickingen (raſch auf- und niedergehend.)

Nichts! (ruft zur Thür hinaus): Wolf! (Wolf tritt ein.)
Wolf, ſteige von der Burg hinab in's Lager
Und ſuche dort Richard von Trier auf.
Dem ſage dies: Drei Männer gegen Einen,
Drei Heere wider keins, ſei nicht in Abred',
Ich ſei nicht hocherfreut ob ihrer Ankunft;
Doch hätt' ich neue Thürm' und Mauern hier,

Und hätten ſie ein neu Geſchütz gebracht,
So wollt ich's gerne hören.

(Starkes Schießen.)

Donner Gottes!
Sie wußten meine Bitt', eh' ich ſie ſprach,
Und geben mir's zu hören; Unnütz iſt
Mein Auftrag; drum ſprich ſo: Vor Trier hätt' ich
Mit Luſt verſchoſſen all' mein Blei und Pulver,
Und doch mit Unluſt wieder abzieh'n müſſen; —
Hoff', ihnen wird's allhier nicht anders geh'n.

(Wolf ab. Erneuertes Schießen.)

Sickingen.

Du Herr, mein Gott! das iſt ein tüchtig Schießen!
Ei, ihr drei Fürſten! denkt ihr wohl damit,
Wie ſchwache Mauern, meinen Sinn zu brechen?
Noch nicht! ob ihr auch hergekommen ſeid
Bei dunkler Nacht mit Spießen und Laternen,
Mit Stricken, Mauerbrechern und Geſchützen,
Mit Leitern, Hellebarden und Musketen,

Wie einen armen Schelm, wie einen Miſſethäter
Den Sickingen zu fangen! — Gott erbarm's!
Noch ſteht dies feſte Schloß, das Landſtuhl heißt,
Weil es für's Land ein ſich'rer Sorgeſtuhl; —
Und manche and're Burg auch trotzt euch noch,
So Thanſtein, Drachenfels und Ebernburg,
Steinkallenfels auch, das Herr Lorch vertheidigt!
Sagt ſelbſt, ſoll ich verzagen? — Hei! was drückt mich?
Iſt's wohl die Reichsacht, die ſo ſchwer mich preßt? (lachend.)
Behüt' ihr Herrn! 's iſt nur die leid'ge Gicht,
Und traun! mit der werd' ich wohl handelseins.
Kaplan! thut mir's zu Lieb! geht zur Kapelle,
Leſ't eine Seelenmeſſe für mein Kind.
Was mich betrifft, ich denk' noch lang zu leben.
(Caplan ab.)
So lang hoff ich auf Glück, und daß mein Leib beſteht,

Als mir mein ſelig Kind kein Zeichen gibt. —
O meine Lucie! du verſprachſt mir's treu
Im Sterbeſtündlein mich nicht zu verlaſſen;
Denn eh' mich heimſucht dein verklärter Geiſt,
Und mir das Ziel des ird'ſchen Strebens weiſt,
Kann ja mein Antlitz nicht im Tod erblaſſen.

(Ab.)

Das Lager der drei verbündeten Fürſten vor Landſtuhl.

(**Churfürſt Richard, Landgraf Philipp von Heſſen, Pfalzgraf Ludwig** treten auf im Gefolge von mehreren Rittern. **Wolf.**)

Churfürſt (zu Wolf).

Sag' deinem Herrn von Richard dieſe Antwort:
Hochmuth kommt ſtets vor Fall, und über Nacht,
Durch einen Schlag, ſtürzt ein, was Jahre bauten.
Grüß ihn von mir; ich hoff' ihn bald zu ſeh'n.
(Wolf ab.)

Landgraf.

Höhnſt du noch, Franz! ſteht noch ſo feſt dein Muth?

Pfalzgraf.

Mit Blindheit iſt unſelig er geſchlagen,
Und wähnt ſein Glück noch hoch im Scheitelpunkt,
Indeß ſein Stern ſo tief ſchon unterſank
In's dunkle Meer, das ſeinen Glanz verſchlingt.
Wer irdiſch iſt und will den Blitz anfaſſen,

Verſengt im Brand. So hoch ſteht Fürſtenmacht,
Der Inbegriff von hunderttauſend Kräften,
Daß ſelbſt der Ruhm, der Sterne pflückt zum Kranz,
Nicht ihres Mantels Saum erreichen kann.
Fällt dieſer Franz, ſo ſchlugen wir ihn nicht,
Nein! ihn zertritt die Fürſtenmacht nur ſelbſt
Und weil er ſie gekränkt, bin ich ſein Feind.

Landgraf.

Ich bin's, weil mein Gedächtniß ſcharf mich ſpornt,
Weil dies, mein Haupt, nicht ſo vergeßlich iſt,
Daß ich nicht wüßte, wie er mich bedrängt
In früher Jugend unterm Schild des Rechts.

Churfürſt.

Vertauſendfacht all Eure Gründ' und meſſ't ſie
An meinem all', — er wiegt ſie alle auf.
Ich bin ſein Feind nur deshalb, weil ich haſſe;
Warum ich haſſe, weiß ich gut. Ich will ihm, —

Zu brechen ſeinen felſenfeſten Muth, —
Gar einen unverhofften Anblick zeigen.
Bringt mir den Lorch!
(Knechte bringen Ritter Lorch gefeſſelt.)

(Zu Lorch.)
Nun, Hilchen Lorch! Wie ſteht's?
Ei! wilder Bär, iſt dein Gebiß zerbrochen?
Steinkallenfels war wohl ein ſchönes Schloß!
Nun! Hilchen Lorch! Warum biſt du nicht dort?
Ich merk's, du ſtrebſt nach Trier?!
(ſich an die Bruſt greifend.)
Nun! — Hier iſt's!
(Zu den Knechten.)
Habt wachſam Aug' auf dieſen wilden Bären,
Sorgt auch, daß ihn Herr Franz im Auge habe.
Bewacht ihn hier, vor meinem Zelt, und drinnen.
(Zu den beiden Fürſten.)
Folgt mir, ihr hohen fürſtlichen Genoſſen! —
Wenn's Euch genehm; — — indeß entfeſſelt
die Geſchütze
All' ihre Wuth hingeifernd auf die Mauern,
Laßt Kriegsrath bei dem Siegsgebrüll uns halten,

Daß wir den ſtolzen Baum, den Sickingen,
Hoch von der Kron' bis tief zur Wurzel ſpalten.

(Die drei Fürſten gehen ab.)

(Lorch bleibt, von zwei Kriegsknechten bewacht.)

(Wahrend dieſer Scene wird unaufhörlich geſchoſſen.)

Lorch.

Der Herr Gott iſt zum Schulmeiſter geworden; denn, Kraut und Loth! er hat mir die Ruthe gegeben. Ich komme mir vor wie ein unartiges Knäblein, das man auf Erbſen knien läßt. O bei der Peſtilenz! Wenn ich wieder zur Welt komme, will ich ein Spitz werden, oder ein Pudel, oder ein Mops, damit in mein hochweiſes Hundsgehirn kein andrer Gedanke ſich einſchmugle, als der: ein Halsband ſei eine Ehrenzierde, die Welt ein Hundeſtall — und das Leben die Kette dran. — Franz! Franz! Mußt auch du fallen?! Nun ich will mir jetzt die Pulsadern aufbeiſſen, als wollt' ich einen Pact mit dem Satan machen und mit meinem Blut Liebesbriefe an das Leben ſchreiben, und Pulver

und Staub und Aſche ſtatt des Sandes darauf brauchen. Leben! Leben! Was biſt du? Moſt, der zum Eſſig wird, weil er nicht Wein werden kann, Eiſen, das der Roſt frißt, weil's in den Sumpf geſchmiſſen ward, Tollheit, die auf Stelzen geht, weil ſie das Bein brach, als ſie mit der Naſe an die Wand rannte, Tyrannei, die auf einem Faulthier, auf einer Schnecke im Gallop vom Nord- zum Südpol ſprengt, und die Mohren Afrika's mit dem Märzſchnee des Eismeers weiß zu waſchen gedenkt; Leben! biſt eine Mißgeburt der Buhlſchaft, als der Himmel ſein Weib, die Erde verrieth, und mit dem ſcheußlichen Chaos kebſte. Spreu ſind wir alle, Mannskraft ward Dezember im Frühling, Hoffnung Oſtern zu Weihnachten, die Ehre zur Gegenfüßlerin, die auf dem Kopf verkehrt tanzt; Freiheit iſt nicht höher im Preiſe, als Hexengold, das nach Mitternacht zu Kohlen und Pferdemiſt wird. Ich bin zum Nichts ausgezehrt, drum will ich ein Pfaff werden — —
(geht einigemal auf und nieder und blickt zufällig in

das Zelt des Churfürſten). — Himmel und Hölle! was iſt das? Was ſeh' ich? Sind meine beiden Augen Irrlichter oder dies Weſen da drinnen ein Geſpenſt? (Eilet ins Zelt und kömmt eben ſo raſch wieder.) Kraut und Loth! 's iſt, 's iſt! — O Richard! du haſt deine Beſtimmung verfehlt, du hätteſt ein Scherge werden ſollen! und wärſt du einer, ſo hätt' ich dir doch dieſe Grauſamkeit nicht zugetraut.

Es gibt zwei Gattungen von Leichen, todte und lebendige. Dies ärmſte Weſen da drinnen iſt eine Leiche von der zweiten Art, eine Leiche mit offnen Augen und Pulsſchlag, des Miſſethäters Leiche läßt man Ruh' und begräbt ſie, und eines Engels Leiche darf keine Ruhe finden? Ich glaube, mein Geſicht iſt zum Tollhäusler geworden, oder jenes Gerücht kam aus dem Irrenhaus, als es uns altklug meldete: „Sie ſei geſtorben! ein Engel ſei geſtorben.“ Ich ſeh's, ich ſeh's! Engel können nicht ſterben; dieſer Anblick, ob ſie nun wirklich lebe, ob es blos ihr ſeliger Geiſt iſt, dieſer Anblick macht mich zum

Chriſten. — O du mein holdes Bräutchen, du, um die ich ſo ungeſchlacht freite, wie um die Rache; nun klage ich um deine Leiche! Ach meine ſüße Rache, mein Leib, mein Leben, meine bräutliche Rache, meine ungerächte Braut! — Was red' ich? Was träum' ich? Mein Verſtand iſt zum Müller geworden, mein Kopf zum Mühlrad und mein Herz zum Müllerthier, zum Packeſel.

Nun weiß ich, was meines Amtes iſt fürder auf Erden; bin ich doch ſelbſt faſt nur zur Leiche des alten Lorch geworden; was Leiche heißt, ſchlägt in mein Amt jetzt; ſei die Leiche todt oder lebendig — Kraut und Loth! ich will Leichenhüter ſein.

(Geht in's Zelt, die Wachen ihm nach.)

Landſtuhl wird immer wüthender beſchoſſen. Endlich hört man mit Donnerſchlag den Hauptthurm zuſammenſtürzen. Dichter Qualm und Staub verfinſtert die Bühne.

Daſſelbe Zimmer wie im Anfang des Aktes.

(Knappen und Burgleute in Verwirrung durcheinander laufend. **Wolf.** Der **Büchſenmeiſter** und der **Caplan.**)

Büchſenmeiſter.

Gott ſteh' uns bei! das iſt das jüngſte Gericht. Der Donner bricht die Grundfeſten der Erde zuſammen wie Strohhalme, und der Stimme der Poſaune wachſen Rieſenarme, um die beiden Pole wie Blei zuſammenzudrücken.

Caplan.

Der Herr Jeſus Chriſt ſei uns gnädig, laſſet uns beten.

Wolf.

's iſt nicht mehr Zeit, Teſtament zu machen; Würmer und Eulen ſetzen ſich ſelber als Erben ein.

Büchſenmacher.

Landſtuhl iſt hin, die Zinnen fallen, wie Frucht vor der Senſe; unſre Hoffnung war vierzehn Schuh dick gemauert, nun hat den Hauptthurm das hitzige Fieber zuſammengeſchüttelt, daß ihm die ſteinernen Rippen krachten.

Caplan.

Laßt uns beten! Höre uns, Gott des Erbarmens!

Büchſenmeiſter.

Hei! dieſer Hall könnte ſelbſt des Himmels Trommelfell ſprengen; aber der Herr Gott iſt taub. Wir ſind verloren.

Sickingen (hinter der Scene).

Wolf! Niklas! Ruprecht! Donner Gottes!

(Sickingen tritt raſch auf.)

Ha!

Ihr, die mit Mannsgeſtalt ſo lügend prahlet,
Sagt mir, wo find' ich Männer? Ha! ihr Memmen!

Wenn ihr vor Wettern und Erdbeben zagt,
So ſchließet einen Pakt ab mit dem Himmel,
Daß er, bevor er donn're, euch's anmelde,
Damit ihr euch das Ohr mit Woll' verſtopft,
Daß er euch's ſagt, bevor er Blitze ſendet,
Als Fackeln, eure Mannheit aufzuſuchen. —
Er donn're, ſchleud're Blitze, wenn ihr ſchlaft,
Im Trunk begraben oder vieh'ſcher Luſt,
Er ſtröme Regen nur, wenn ihr zuvor bedächtig,
Als ob ihr gingt zur Beicht, all' abgeladen
Den langen Wuſt, auf daß die jähe Fluth
Schon rein euch finde. Nun, was iſt's denn?
ſprecht!

Büchſenmeiſter.

Unſer Hauptbollwerk, unſere letzte Hoffnung, der große Thurm iſt gefallen, der vierzehn Schuh in die Dicke gemauert war.

Sickingen.

Nun! und was weiter? Ha! ich merk's, ihr meßt
Die Kraft, den Muth, die Hoffnung fein nach
Ellen.

Meint ihr, ſie ſind um vierzehn Schuh uns näher?
Um keinen Zoll ſind ſie uns näher. Freund, du biſt
Ein ſchlechter Büchſenmeiſter; traun, die Büchſe!
Die unſern Thurm zerſchoß, verſtand ihr Handwerk beſſer.
Du ſollteſt jetzt erſt deiner Kunſt dich freuen,
Da du die Wirkung ſo vollkommen ſiehſt.

Büchſenmeiſter.

Lieber Herr! ich merk' es wohl! Ihr ſeid eben in allem der Meiſter; und ſo bitt' ich Euch, — Ihr kanntet mich bisher als einen Mann, der mit dem Muth ebenſo vertraut iſt, als mit dem Pulver, — verzeiht mir meine Betäubung, 's war aber auch ein zu mörderiſcher Schlag und unerhört.

Sickingen.

D'ran kenn' ich Euch. — Euch ſchreckt das Unerhörte —
Freund! trink' 'nen Schoppen Wein, auch zwei und drei,

Trink' eilig, geh' dann raſch auf deinen Poſten.
Ihr andern! Beim Zorn Gottes! ſcheert Euch fort!

(Büchſenmeiſter, Wolf und Knappen ab.)

(Sickingen und der Caplan.)

Caplan.

Herr Ritter! ich bitt' Euch in herzlicher Lieb und Treu', denkt an Euer Siechthum und Gebreſt, Zorn ſetzt Eurem kranken Leib ſchlimm zu. Mäßigt Euch! — Bitt' Euch! mäßigt Euch!

Sickingen.

Was ſagt Ihr? — Mäßigung? Ich bin nicht krank,
Wenn auch mein Geiſt des Leibes Kraft verſchlang.
Setzt Euch, Caplan! hier an den Tiſch und ſchreibt,
Wenn Euch der Pulverdampf das Aug' nicht beizt.

(Erneuertes Schießen.)

Sickingen.

Gott ſei mit uns! 's iſt ein unchriſtlich Schießen;
Ich halt' dafür: 's iſt einer unter uns,
Der Zeichen gibt, wo ich bin, daß ſie ſchießen.
Doch nein! was ſprech' ich? hier iſt kein Verräther.
Schreibt, ſchreibt in Zifferſchrift an meinen Freund,
Den Meiſter Slör. —

Caplan (ſetzt ſich).

Sickingen (dictirt).

„Mein lieber Meiſter Balthaſar! Ich gebe Euch zu erkennen in aller Eil', daß ich gar hart belagert bin, auch allbereits ſchärfer mit Geſchütz benöthigt, als ſonſt in etlichen Monden geſchehen wär'.“ —

(Erneuertes Schießen.)

Sickingen (zum Caplan).

Habt Ihr's? (Dictirt weiter.) „Drum bitt' ich Euch, um friſches Volk zu erhalten, ſo ich

wohl brauchen kann, eilt, ſo viel Ihr eilen könnt,
zum Grafen Wilhelm von Fürſtenberg“ — —

(Erneuertes Schießen.)

Habt Ihr's? (Dictirt weiter.) „Meine Noth
iſt groß!“ —

(Sehr ſtarkes Schießen, Tumult außen.)

Sickingen.

Gott! was ein mörd'riſch Schießen! Herr Caplan!
Harr't eines Augenblicks!

(Tritt mehr gegen die Thür zu und ruft hinaus:)

Was ſoll's da draußen?
Da muß ich ſelbſt wohl Rath und Hülfe ſchaffen!
Was? — Übergab'?! — Ihr Schufte! Gott verzeih' mir's!
Nichts da von Übergab'! — Ich hab' nicht Luſt,
So leichten Kauf's mein Leben zu verſchachern!
Glaubt Ihr, die leid'ge Gicht macht mich ſo zahm?
Jetzt zwing ich ſie, jetzt fühl ich kein Gebreſt.
Hätt' ich kein Bein am Leib' mehr, keine Fauſt
Nichts als dies Haupt, — es würde ſich nicht beugen!

(Im Abgehn:)

Hier ſammelt Euch, hier iſt ein ſchwacher Fleck,
Gebt Acht, ſie treffen ihn.

Caplan (allein).

Nun ſtellt ſich der wack're Degen wieder hin, wo die Noth am größten iſt; nun, ſo ſei ihm denn auch, nach dem alten Sprüchlein, Gott am nächſten. O was für ein würd'ger Herr, voll ächter Ritterlichkeit und Gottesfurcht. Meinten es ſeine Feinde nur halb ſo fromm, wie er, das Reich Gottes auf Erden müßte ſeine Grenzſteine gar bald weiter hinausrücken. Wollte Gott! daß ich ein kräft'ges Mittel wider ſein Gebreſt wüßte, auf daß er geneſe und an Kräften wieder zunehme; denn ich befürchte, trotz ſeines Starkmuths, mit dem er ſich umpanzert, geht ſeine Kraft zur Neige.

(Ein mörderiſcher Schuß fällt, man hört Gebälk krachend zuſammenſtürzen.)

Caplan.

Herr Chriſt! Was war das? Ich befürchte das Schlimmſte. (Eilt hinaus.)

(Nach einer Pauſe kommt Sickingen verwundet herein.
von dem Caplan geführt.)

Sickingen (die Hand an die Seite preſſend).
Das war der ſchwächſte Fleck! ſie trafen gut!

Caplan.

Mein gnädger Herr! (Ruft in die Scene.) Um des Himmelswillen! Raſch den Feldſcheer herbei! Eilig, eilig! denn der Ritter hat eine Wunde, daß man ſchier das Herz im Leibe ſieht.

Sickingen.

Ja, ruft den Feldſcheer! denn da draußen liegen
Noch zwei, der Büchſenmeiſter und mein Wolf,
So ſcharf verſehrt, wie ich! Schafft ihnen Hülfe,
Dann mir!

Caplan.

Nein, nein! zu Euch zuerſt! Hieher den Feldſcheer!

Sickingen.

Thut, wie ich ſag'! Iſt meine Stimm' ſo ſchwach ſchon,

Daß ungehört verhallt mein feſter Wille?
Zuerſt an Wolf und meinen Büchſenmeiſter! —
Ich war der Erſt', ich will der Letzte ſein. —
Noch kann ich ſprechen, ſetzt Euch hin, Caplan!
Schreibt weiter meinen Brief an Meiſter Slör.
Wo blieben wir?

Caplan.

O Gott! (Lieſt.) „Meine Noth iſt groß."

Sickingen.

Ganz recht! (Dictirt weiter.) „Meine Noth iſt groß, auch hat mich erſt eben ein Holz gar mörderiſch geſchlagen — durch einen Schuß" —

Caplan.

Barmherziger Himmel! die Stimme verſagt Euch!

Sickingen.

Schreibt weiter. (Dictirt.) „Hoffe aber zu Gott, ſoll mir nichts ſchaden; bind' es dem Fürſtenberg auf die Seele, daß er fliege, mich zu entſetzen, nicht um ein Minütlein Säumniß; das brächt' mich um."

Nun faltet ſchnell den Hiobsbrief zuſammen
Und ſend't ihn raſch und klug durch einen Treuen fort.

(Caplan ab.)

(Wahrend dieſer Scene immerwährendes Schießen.)

Sickingen (allein).

Ich fühl's, der feſte Thurm, der Freiheit Bollwerk
Hat einen ſo gewalt'gen Riß bekommen,
Daß er wohl ſtürzen muß. — O was für Schießen! —
Woll'n mich die Herrn nicht ruhig ſterben laſſen? —
Nein, nein! — ich merk's, es iſt ein *Ehren*-Schießen,
Das ſie mir bei lebend'gem Leib noch halten,
Auf daß ich wiſſe, *welchen* Preis ich galt.

Caplan (kommt zurück).

Sickingen.

Was iſt's? Weßhalb iſt Eu'r Geſicht ſo bleich?

Caplan.

Der Brief, o Herr! — —

Sickingen.

Was iſt's damit? nur raſch heraus, mein Freund!

Caplan.

Der Knappe, den ich damit beſendet hatte, war kaum aus der Burg, als man ihn ſchon fing; denn kein Vogelneſt im ganzen Umkreis, kein Gang und Winkel iſt mehr unbeſetzt. Eben ſah ich's durch eine Schießlucke mit eignen Augen, wie der Churfürſt das Siegel brach.

Sickingen.

Des Lebens Siegel auch, dies mürbe Wachs
Bricht, fühl' ich, mir entzwei; die ew'ge Schrift,
Die Gott der Herr aufdrückte meinem Wollen,
Zerſchmilzt vor dem geheimnißvollen Feuer,
Deß Anblick uns erblinden macht. — Fahr' wohl!
Du treubewahrt Sigill, du ungeleſ'ne Schrift;
Befreiungsurkund' ſollteſt du ja werden!
Du bringſt, als Teſtament an künft'ge Zeit,
Mir ſelbſt Befreiung jetzt und ſicheres Geleit.

(Fortwährendes Schießen.)

Sind meine Treuen wohl verpflegt, verbunden?

Caplan.

Ja, lieber Herr!

Sickingen.

So laßt den Feldſcheer dann mit mir verſuchen,
Doch hoff' ich von Sekunde zu Sekunde
Stets minder auf Erfolg. — Ruft mir den Feldſcheer.
Nein, laßt — ſie ſetzen hier ſo arg mir zu
Mit mörderiſchen Ehren, daß mir's Noth thut,
Mich in ein feſteres Gewölb zu flüchten,
Damit ich ruhig ſterben kann! Kommt, führt mich,
Halt! noch Eins! —
Ich möchte in Frieden ſterben, denn mein Leben
War von der Wiege an ein ſteter Kampf. —
Laßt in das Lager ſenden einen Herold. — —
Ich will, ich will — o Gott! zum erſtenmal'!
Sie ſollen mir — Ich kann das Wort nicht finden,
Sie ſollen mir — Verſteht Ihr mich, Caplan? — —
Bedingt mir nur ein ritterlich Gefängniß.
Im Grund iſt's eins. Kurz währt ja ihre Freude,
Daß ſie den Löwen fingen; denn der Tod
Säumt wohl nicht lang, mich treulich zu befrei'n!

(Der Caplan führt ihn ab.)

(Man hört den Trompeter zur Übergabe blaſen.)

Ein feſtes gewölbtes Gemach aus Quadern erbaut.

(**Sickingen** wird auf einer Tragbahre gebracht. **Caplan** und Feldſcheer folgen, der Letztere pflegt Sickingens Wunde.)

Sickingen (zum Feldſcheer).

Mach's kurz ab, Freund! Du kömmſt doch ſchon zu ſpät;
Nur Einen Balſam gibt's, der mich noch heilte!
Den haſt du nicht, trotz allen deinen Salben, —
Doch hilft er ſicherlich, er heißt: Unſterblichkeit!
Geh', Feldſcheer! Schlag' ein Kreuz ob deiner Kunſt,
Ich bitt' dich, geh! Sieh nach den andern Kranken!

(Feldſcheer ab.)

Mein ſel'ges Kind, jetzt, denk' ich, kommt die Zeit,
Wo du mir halten mögſt, was du verſprochen!
O fliege raſch, du hüllenloſer Geiſt!
Und küſſe mild hinweg dies flieh'nde Leben.

Mir dunkelt's. — Thu' dich auf, du Thor des Lichts!
Nicht länger vorenthalte mir mein Kind;
Da von dem durſt'gen Aug' der Helle Labung weicht,
Fleh' ich um Sonne, wie um Muttermilch der Säugling. —
Was iſt's, Caplan? Hör' ich nicht Sporen klingen,
Und eh'rner Ferſen Tritte? — Sagt, wer kommt?

Caplan.

Mein guter Herr! Es ſind die drei Fürſten, die Eure Übergabe annahmen und nunmehr zu Euch kommen.

Sickingen.

Wo iſt mein Schwert? — Mir dunkelt's ſo vor'm Auge;
Mein Schwert! mein Schwert! —

(Die drei Fürſten treten ein und bringen den gefangenen Lorch mit.)

Sickingen.

Mein Schwert, mein Schwert!

(Der Caplan reicht es ihm.)

Sickingen (zu den Fürſten).

Habt keine Sorg, ihr Herrn! dies wackre Eiſen
Thut keinen Schaden fürderhin. Ich nehm' es
Jetzt nur, um es in Eure Hand zu geben!
Ei! beim Herrn Chriſt! ihr ſeid gar eilig Fürſten —
Wer iſt der Landgraf?

Landgraf.

Franz! was willſt du mir?

Sickingen (an's Barett greifend.)

Mein gnädigſter Herr Landgraf — — (die Stimme verſagt ihm.)

Landgraf.

Schweigſt du, Franz?
Drückt dich die Schuld, daß du mich einſt befehdet,
Als ich, faſt wehrlos noch, ein Jüngling war?

Da ſchwor ich einen Eid, den halt ich jetzt,
Und räch' an dir nun meiner Jugend Noth.

Sickingen.

Ich rächt' an Euch die vierte Satzung Gottes;
Denn Eure *Mutter* war's, die Ihr verunglimpſt;
Deßhalb bekriegt' ich Euch —

Landgraf.

Was willſt du jetzt von mir?

Sickingen.

Das Schwert, das ich für Eure Mutter zog,
Das will ich ſterbend ihrem Sohn jetzt geben. —
Wer iſt mein gnäd'ger Lehnsherr von der Pfalz?

Pfalzgraf.

Ich bin's, was willſt du, Franz? Kann ich was Lieb's dir thun?

Sickingen.

Mein gnäd'ger Herr! Warum doch thatet Ihr
Mir dies zu Lieb', daß Ihr mich jetzt befehdet?

Für Euch fiel treu einſt meines Vaters Haupt,
Für Euch, — mein gnäd'ger Herr! — verargt
mir nichts,
Was ich da ſprach. Mein Herz ſchlägt treu
noch immer,
Bis Seel' und Leib ſich ſcheiden.

(Greift nach dem Barett und will ſich von der Bahre
erheben.)

Pfalzgraf.

Franz, bleib liegen.
Entblöß dein Haupt nicht, denn bei Gott! mich
ſchmerzt es,
Dich ſo zu ſeh'n in deiner tiefen Noth. —
Du ſelbſt, warſt ſtets mir lieb und werth, mein
Franz!
Hoch hielt ich dich als den Mannhafteſten; —
Doch, als ein wilder Geiſt dich überkam,
Als du begannſt, das Neue einzuſetzen,
Der deutſchen Freiheit Rächer dich benennend, —
Da war ich fürder nicht dein Lehnsherr mehr;
Vergeſſen mußt' ich, was du für mich thatſt,

Vergeſſen deines Vaters blutig Haupt;
Denn, ein Gedanke flammte nur in mir,
Zu ſchützen das, was war, was iſt, was dauern wird.
Der Fürſtenwürde heil'ge Majeſtät
Stand auf dem Spiel. Sie mußte ich beſchirmen; —
Wärſt du mein Bruder, hätt' ich's auch gethan.

Sickingen.

Gott ſchütz' Euch ſtets, mein gnäd'ger Lebensherr!
Er füg' es auch, daß Fürſtenmacht mag halten.
Weiß wohl, ich bin der Hahn nicht, d'rum man tanzt,
Doch hoff' ich feſt: Freiheit, die man erſchlug,
Wird wachſen ſelbſt im tiefen, dunklen Grab,
Wird drinnen mündig werden, bis ſie einſt
Mit eh'rnem Haupt die morſche Rind durchſtößt
Und nach der Sündfluth zeugt ein neu Geſchlecht.
O! freudig ſterb' ich, wenn mein warmes Blut,
Das hier verſtrömt, die Zukunft urbar macht.

Doch dacht' ich nie daran, die Fürſtenmacht zu ſpalten;
Frei machen wollt' ich ſie, — Gott ſei mir gnädig!
Die Stimm' verſagt mir, gönnt mir etwas Raſt.

Churfürſt.

Raſt willſt du? Nein! Du ſollſt nicht Ruhe finden,
Im Lande nicht, im ew'gen Leben nicht.
Deßhalb bin ich hier, ich Richard von Trier;
Ich ſchwor dir's zu, wie du es feſt geſchworen,
Zu brechen kühn die geiſtliche Gewalt.
Ich räche *ſie*, und räche *mich* und räche
Mein Kind — mein Trier, dem ich Vater bin!
Fällt Rom noch nicht? Allwiſſender Prophet!
Wo ſind jetzt deine Freunde, dir zu helfen?
Die von der Mark, von Fürſtenberg, von Horn?
Die Schweizer, die von Straßburg, Lothringen?
Die Ritter alle, die zu Landau ſchworen?
Wo die Geächteten, die Heimathloſen,
Die du beherbergt bei Gerechtigkeit?
Wie! iſt Gerechtigkeit ſo ſchlechte Herberg!

Daß ſie dich ſelbſt jetzt nicht mehr ſchützen kann?
Du wendeſt mir den Rücken? Du entblößeſt
Dein Haupt nicht, wie vor meinen Bundgenoſſen?
Die Mütz' herab! Bin ich kein Wort dir werth?

Caplan.

Herr! Zieht doch die Mütze ab, und wendet
Euer Antlitz zum Churfürſten.

Sickingen.

Was er iſt, hätte ich auch werden können;
Ich bin ſo adelig wie er geboren.

Churfürſt.

Bebſt du, mit mir zu ſprechen? Afterkaiſer!
Ich weiß, die Krone ſtand dir nicht zu hoch.
Nun krön' ich dich mit Elend und mit Hohn! —
Du haſt an Land und Leuten mich geſchädigt,
Nun lacht mein Herz, dich ſo im Staub zu ſeh'n!
Was ſagſt du drauf? —

Sickingen.

Davon wär' viel zu reden.
Nichts ohne Urſach! Sey Euch Gott einſt gnäd'ger,

Als Ihr mir ſeid in meiner Sterbeſtunde.
Nicht mit Euch ſprech' ich, Richard, von Euch nur;
Denn ird'ſche Macht iſt wie die Spreu im Wind
Vor'm größern Herrn, mit dem ich jetzt muß reden.

Pfalzgraf.

Ja, das iſt Franz! Er war ein Mann und bleibt's!
Kommt, geh'n wir in ein anderes Gemach,
Des Ritters und der Seinen Loos berathend.

Landgraf.

Franz! nenne mir den Ort, wo die Verſchreibung liegt,
Die du den Mein'gen einſt zu Darmſtadt nahmſt.

Sickingen.

Bitt' Euch, ihr Herrn! ſagt mir, ſpricht jetzt ein Fürſt?
Mein Auge bricht, ich ſah das Antlitz nicht,
Drum dacht' ich bei dem Wort, es ſpräch' ein Jude!

O Landgraf! Sagt, iſt Euer Herz ſo leer,
Mein Sterbebett ſo arm denn an Gedanken,
Daß Ihr Eu'r Haupt vollſtopfen müßt mit Gold?! —
Wo die Verſchreibung liegt? — Weiß nicht genau; —
Geht mit dem gnäd'gen Herrn, Kaplan! und helft ihm ſuchen.

(Landgraf, Pfalzgraf und Caplan ab.)

Churfürſt.

Mich ärgert's, Franz! daß dir die Sehkraft ſchwindet,
Denn einen Anblick hab' ich dir gebracht,
Von dem ich dacht', er würde dich verwundern!
So wiſſe denn! An deinem Sterb'bett ſitzt
Dein luſt'ger Freund, der Ritter Hilchen Lorch,
Den ich mir holen ließ vom feſten Schloß
Steinkallenfels, daß er dein letztes Stündlein,
Durch tolle Schwänke dir verſüßen möge,
Verbittern durch die köſtliche Gewißheit
Daß keine Hoffnung iſt, daß ohne Frucht

Dein ſtolzes blüthenreiches Leben ſtirbt.
In Feſſeln knirſcht ohnmächtig jetzt der Bär!
Nun, Gott behüt' Euch, Ihr zwei wackern Herrn.

(Ab.)

Sickingen.

So biſt du denn von allen meinen Freunden
Der Einz'ge, Lorch, der Franz kann ſterben ſeh'n?
Reich deine Hand mir, Lorch!

Lorch.

Hier iſt ſie, Franz! 's iſt eigentlich nur der Stummel, denn die ganze Hand verdorrte, als ihrer zehn gegen Einen mir das Schwert d'raus entwanden; — Franz! fordere keinen Troſt von mir; ich habe das Reden verlernt, bis auf zwei Worte, die ich einſt von einem Kloſterſtaarmatz hörte. — Nun hab' ich wie ein alter abgenutzter Staarmatz ſelbſt, alles Reden vergeſſen, und nur des Staarmatzen zwei Worte noch im Kopfe; ſie ſind der Schildſpruch der Carthäuſer: „memento mori.“ — Davon ſoll das eine Wort mir Nagel, das andre Strick ſein.

Sickingen.

O Lucie, komm! mich drängt die Zeit;
Jetzt thut mir's Noth! o halte dein Verſprechen,
Denn gläubig halt ich feſt mich d'ran im Tod'!
Mein ſüßes Kind, laß mich nicht einſam ſterben!
Aus dieſer Wüſte, die mich jetzt umſtarrt,
Kann ohne dich ich nicht den Ausweg finden
Zum Garten, den Unſterblichkeit umſäumt!

Lorch.

Was ſagſt du? Kraut und Loth! memento mori! wollt' ich ſagen! Ha! dein Kind! dein Kind! fort! laß mich der Sturmwind ſein, der dir die Wegzehrung, der dir dein Kindlein bringt.

(Raſch ab.)

Sickingen (allein).

Mein Kind! mein Kind! du holder Friedensengel!
Treu warſt du ſtets, drum halt' mir jetzt auch Treu!
Gefangen war ich, Liebe mach mich frei.

Lucie (hinter ihr her eilt Lorch).

Sickingen.

Ich ſeh' dich nicht, doch fühl' ich deine Nähe!
Ha! Großer Gott! mein Aug' thut weit ſich auf! —
Licht ſeh ich wieder, Licht und Himmelsglanz!
Ich ſeh' ja dich, mein Kind im Sternenkranz!
Komm, komm! Ich wußte ja, du halteſt Wort!
Komm an mein Herz! Ja, Vaterlieb iſt ſüß! —
Du ſagteſt oft, wie hold das Sterben ſey,
Jetzt fühl' ich's recht, denn ſterben macht uns frei,
Doch Treu ſtirbt nicht.

(Er ſtirbt.)

Lucie.

Ja! Treu' ſtirbt nicht! Da ich zum letztenmal
Mit treuem Kuß dir dieſe Augen ſchließe,
Schmelzt Frühlingskraft des Todes eiſig Siegel!
Mit friſchem Blicke ſchau'ſt du mir in's Aug'
Und endlos Leben liegt in dieſem Blick.
Die Feſſel bricht; — nun — ſchwing mich auf mit dir!

Frei fühl' ich mich — wie eine Lerche leicht,
Raſch geht der Flug, wir trinken friſche Sonne,
Neu kleidet uns ein ſüßer Blüthenduft,
Wir wiegen uns in heil'gen Oſterliedern.
Schließ mich in deiner Seel' kryſtall'nen Schrein!
Dein war ich ſtets, und bin nun ewig dein! —
(Sie ſinkt ſterbend an Sickingens Seite nieder.)

Lorch.

Nun! du Leichenhuhn! du Käuzchen! Jetzt geht dein Amt an! Ich kann das Licht nicht mehr vertragen, aus gutem Grund, denn die Sonne iſt ausgebrannt, und die Sterne haben ſich blind geweint; ich will mich als Eule in einen hohlen Baum betten, ſo betrüge ich doch den Schreiner um ſein Macherlohn für ſechs Bretter ſammt dem Deckel.

(Er kauert ſtumm, mit geſenktem Haupt auf der andern Seite an Sickingens Leiche.)

Die drei Fürſten treten mit dem Caplan herein.

Churfürſt.

Nun, Franz! haſt du dich ſatt gelacht?! Auch ich
Will ſatt mich lachen jetzt bei deinem Fall!

Pfalzgraf.

Kaplan! reicht Eurem Herrn das Sacrament,
Denn ſeine Seele, fürcht' ich, iſt im Scheiden.

Caplan (zu Sickingen nahe tretend.)

Sie iſt geſchieden!

Landgraf.

Gott Gnade ſeiner Seel'!

Churfürſt (näher tretend gewahrt Lucie todt, taumelt zurück).

Schütz' meine Sinne
Vor Wahnſinn, großer Gott!

Pfalzgraf.

Was fällt Euch an?
Was ſeh' ich?! Liegt hier nicht das Mägdlein todt,
Das Pflegekind des Ritters? Ja, bei Gott!
Es iſt daſſelbe Kind, das Ihr, Herr Churfürſt,
In Trier ſchon verloren gabt, bis es
Der Ärzte Kunſt und Eure treue Sorge
Nochmals in's Leben rief, das Ihr als Geißel
Stets mit Euch habt geführt! —

Landgraf.

Im Tod noch treu
Blieb ſie dem Mann, dem ſie im Leben folgte.

Churfürſt.

Treu meinem Feind! — So fluch ich ihm im Grabe!
Verflucht ſein abgeſchied'ner Geiſt! Verflucht
Jedwede Gnade, ſo den Fluch ſonſt löſ't! —
Todt, Lucie, todt!

(Stürzt auf die Leiche.)

Nein! nein! es iſt unmöglich.
Starb ſie, ſo ſtirbt die ew'ge Treue ſelbſt.

Caplan.

Die Treu' ſtirbt nie.

Churfürſt (erhebt ſich wieder).

Still! — O ihr alle fühlt nicht,
Was ich jetzt fühle an des Feindes Leiche,
Der noch im Tod mir alles — alles nahm.

(Sich ermannend.)

Seht hin, wie Väter glücklich ſterben können!
Er ſtarb als Vater, durfte Vater ſein!

Caplan.

Laßt uns alle die Häupter entblößen und ein Vaterunſer beten; er war ein ächter Chriſt.

Pfalzgraf.

Ich will ein Wort Euch nennen, das zuſammen
All ſeine Größe faßt; — er war ein Deutſcher. —
Schmelzt Schöpfungskraft von Tauſenden zuſammen,
Wie Wuch'rer Gold, ſeit Jahren her erſpart;
So feuerfeſt taucht keiner mehr aus Flammen!
Die Treue ſelber hat ihn aufgebahrt.
Sein Herz war deutſch! — O Deutſchland! bleib' dir ſelbſt,
Haſt deinen Himmel dann, den du dir ſelber wölbſt! —

Das Alte modert; altern wird das Neue. —
O Vaterland! o Vaterland!
Dein Ruhm ſei ſo unſterblich, als die Treue!

(Alle entblößen die Häupter und beten. Der Churfürſt ſinkt, von Schmerz übermannt, an Lucien's Seite auf die Knie nieder. — Der Vorhang fällt.)

Epilog.

Herr Ulrich von Hutten,

der gekrönte Poet, krank, flüchtig und im Elend, klagt um Franziſkus von Sickingen.

O wie ſo ſchaal und eitel das Leben und ſein Trutz!
Einſt ſchlang um dieſe Scheitel ein Lorbeer ſich als Putz;
Da trotzt' ich Sturm und Wetter, als grün der Kranz noch war,
Jetzt ſind verwelkt die Blätter, mir ſtäubt's wie Aſch' im Haar.

Ich war ein ſcharfer Meiſſel, bin nun verſcharret ganz,
Ich flocht einſt zu 'ner Geiſſel der Wahrheit Dornenkranz;

Jetzt bohren ſich und hacken die Dorn' all in mein Herz;
Scharf tritt auf meinen Nacken des Lebens Fuß von Erz.

Was mir noch war geblieben, woran zuletzt ich hielt,
Die Bürgſchaft eines drüben, mein Talisman und Schild,
Die letzte ſich're Mauer, dran ich mein Haupt gelehnt,
Sie ſtürzt; — und nichts hat Dauer, was Erd' als Wiege kennt.

Hier dieſen mürben Knochen iſt jetzt der Stab geraubt;
Mein Harniſch iſt zerbrochen; — hätt's nicht ſo bald geglaubt;
Sie hoben ihn und faßten ſtatt Sarg's gar ehrenhaft
In einen Harniſchkaſten, den Harniſch der Ritterſchaft.

Nun Sickingen gefallen, treu wie ein liebend Weib, —
Vor den gift'gen Pfeilen allen, wer ſchirmt jetzt meinen Leib?
Wo ſoll ich Heimath finden, da ſein Herz nicht mehr ſchlägt?
Frohlockt ihr neid'ſchen Blinden! Die Sonn' iſt ausgefegt.

Das Heut' wird jetzt zum Geſtern, das Morgen ſtirbt, eh's ward. —
Kommt denn, ihr Himmelsſchweſtern, ihr Jungfrau'n hold und zart,
Ihr Schweſtern: Freiheit, Treue! Wir drei ſind jetzt verwaiſ't,
Das Alte verſchlingt das Neue, der Leib zermalmt den Geiſt.

Ihr Himmelstöchter beide, laßt uns 'ne Wallfarth thun,
Daß nichts uns fürder ſcheide, bis wir am Ziele ruh'n.

Kommt, Schweſtern! laßt uns fliehen, wie Schwalben zieh'n gen Süden!
Laßt uns dem Franz nachziehen, zu eng ward ihm's hienieden.

Laßt auf die Fahn' mich ſchreiben den Spruch: „ich hab's gewagt!“
Ich ſterb', Wahrheit wird bleiben, drum ſterb' ich unverzagt.
Mein Wandel braucht nicht Reue,
Tod ſteh' als Schlußſtein d'rauf.
Ihr Schweſtern: Freiheit, Treue!
Laßt ſprießen Dorn' als Roſen,
Schwingt mich, den Heimathloſen,
Zur Heimath und zu Franz hinauf.

Druckfehler.

Seite 9 Zeile 8 v. unten ſtatt Kappe lies: Rappe
— 14 — 13 v. oben ſtatt ich lies: mich
— 67. — 4 v. oben ſtatt Cochen lies: Cochem
— 92 — 11 v. oben ſtatt Remers lies: Römer
— 104 — 5 v. oben ſtatt geheiligte lies: geheiligter
— 118 — 5 v. oben ſtatt mit lies: nit
— 131 — 12 v. oben ſt. verliebt lies: verlobt
— 139 — 2 v. oben ſtatt Rein lies: Nein!
— 167 — 4 v. oben ſtatt Pfuhl lies: Pfühl
— 177 — 3 v. unten ſtatt nur lies: nun
— 207 — 6 v. unten } ſtatt Minkeritz lies:
— 208 — 2 v. unten } Minkwitz
— 224 — 11 v. oben ſtatt geduldig lies: goldig
— 228 — 7 v. unt. ſtatt Sacramenthaublein lies: Sacramenthauslein
— 247 — 3 v. unten ſtatt hingeifernd lies: hingeifern
— 251 — 4 v. oben ſtatt Leid lies: Lied

Kaiſer und Papſt.

Erſter Theil.

Kaiſer und Papſt.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Morgen.

Erſtes Buch.

(1212—1215.)

I.

Ein reizendes Thal, vom Tanaro in ſanften Windungen durchſchnitten, zu beiden Seiten von waldumwachſenen Bergwänden eingeengt. Gottes Friede ſchwebt leiſen Flügelſchlages über den nickenden Halmen der Wieſe hin, über den eilenden Wellen des Bergſtroms. Die Kronen der Wälder zittern vom Kuſſe der Abendröthe.

Roſſeſchnauben und Hufſchlag; — immer näher! Ein ſchöner Jüngling bändigt den weißen Hengſt zum langſamen Schritte; der wilde

Araber wirft den ſtolzen Kopf, hebt hoch aus zum Sprung, ſchüttelt ungeduldig die wallenden Mähnen, aber ſcharf hält ihn, die Weichen preſſend, der junge Reiter im Zügel. Milde Klarheit im leuchtenden Blick. Von der Stirne ſtrahlt die Majeſtät in lichter Schönheit. Dem jungen Könige zur Seite lenkt der Erzbiſchof von Bari, der ihn von Gaëta aus treulich begleitet, ſchweigend und ſinnend, ein ſanfteres Roß; wenige Freunde und Diener folgen in geringer Entfernung. Sie hatten Aſti am Nachmittage verlaſſen und reiten nun in der Richtung nach Pavia; die Sommernacht iſt zur Reiſe willkommen.

„Ein Mährchen, wie der braune Araber es in der Schlucht des Montegibello erzählt, iſt mein Leben", ſpricht der junge König; „bis geſtern lauſcht' ich ihm nur, von Neugier hingeriſſen. Wechſel auf Wechſel; Traum aus Traum! Wie im Traume verlor ich Vater und

Mutter; wie im Traume nur fühl' ich die Krone, die mir in die Wiege gelegt wurde, ſo leicht, als wäre ſie aus goldnen Abendwolken, und die neue, nach welcher ich greife, liegt nicht näher vor mir, als das Morgenroth. Die ſieben Hügel Roms, die ich vor Kurzem, umjauchzet von Glückwünſchen überſchritt, heben und ſenken ſich vor meinen Sinnen, wie die ſchmeichelnden Meereswogen, die mich nach Genua trugen."

„Eins iſt Wahrheit, ewige; die zweite Mutter, welche Dich an ihrem Herzen auferzog!" entgegnet der Erzbiſchof.

„Ja! die Kirche!" ruft Friedrich; ſeine Blicke begegnen denen des Erzbiſchofs, eine edle Schamröthe färbt ſein Antlitz. „Ihr weckt mich aus Träumen! Jenes Wort ſchützt vor Vergeſſen. Es gibt hier ſo vieles, was uns außer uns ſelbſt verſetzt! Der Boden unter unſern Ferſen ſcheint in Luft zu zerrinnen und alles

Weſenhafte verliert Halt und Geſtalt. — Sind das nicht ſchon lombardiſche Lüfte die uns entgegenwehen? Aus dieſen Wäldern rauſcht mir ein Name zu, auf den ich ſelbſt getauft bin. Mein Ahn Friedrich war's, vor dem dieſe trotzigen Lombarden mit Stricken um den Hals hinſanken, als ihr Mailand in Aſche lag. Deutſchland ruft dem Enkel dieſes Friedrich, die Krone zu empfangen. Er bricht auf. Wo ſind ſie, die vor dem Kaiſer knieten? Wo ſind die erbeuteten Fahnenwagen? Wo die Schlüſſel der Städte? Wo die Conſuln? Wo das Volk? Flohen ſie? Bergen ſie ſich aus Scheu, in des Enkels Zügen das Ebenbild des Ahns zu erkennen? Die Conſuln bergen ſich nicht, ſie flohen nicht; ſie ſchlafen in eiſernen Hemden, unter ihrem Kopfkiſſen die Schlüſſel der verſchloſſenen Städte. Von Turin bis Mantua, von den Ebenen bis an die Alpen iſt hier nichts als Haß, Trotz, Tod. Sieh, ein König ſchleicht wie ein Flüchtling, bei Nacht auf Umwegen durch ihr Land Ein König! Und das alles iſt kein Traum?“

Der Erzbiſchof erwiederte: „Als ob Du mit leiblichen Sinnen Jene ſchauen und umfaſſen könnteſt, die Dich mit unſichtbaren Händen beſchirmte! Ihr Scheitel ragt in den Himmel, zu ihren Füßen wallen die Geſchlechter der Menſchen. Ihr Mantel bedeckt alles, was war, was iſt und was ſein wird. Klar geordnet liegen vor ihrem Auge die tauſend und aber tauſend Lebenslinien, die jedem anderen Blicke wild verworren durch einander kreuzend, eine der anderen feindſelig, als unlösbare Räthſel und unbegreifliche Wunder erſcheinen. Jene Macht zählt nicht nach Tagen, ſondern nach Jahrhunderten. Sie mißt die Größe der Einzelnen nach Geſchlechtern und Völkern. Du empfängſt ihre Erſcheinung mit ſinnlichen Organen, wie ein Gedicht und ſchmiegſt Dich daran, wie in einem Traum, von dem Du ſüß umgaukelt wirſt, aber ihre Weſenheit iſt eine ewige Nothwendigkeit, in deren Innerſtes zu ſchauen das irdiſche Auge nicht vermag, ohne daß es erblinde.“

Der König lauſchte den Worten, wie fernher anrollender Weiſſagung; ihr dumpfer Hall ſchlug ſchütternd an die Pforten ſeiner Seele. Sein wilder Hengſt bäumte.

„Ja wohl ein Wunder!“ ſprach Clincior von Neapolis, der im Geleite ritt, in ſich, halb zu den Gefährten gekehrt, — „ein Waiblinger lebt als Welfe! Ein Papſt iſt ghibelliniſch! Ein welfiſcher Kaiſer trägt das Joch des Kirchenbannes!“

Der König hatte die Worte gehört, hielt den Hengſt an und wendete ſich im Sattel ſtehend zu dem Neapolitaner zurück. „Das heiligſte Wunder iſt die Liebe!“ rief er. „Wann vergäße der Mutter ein Sohn? Wer gäbe die Liebe, die weltverſöhnende, verloren, weil ſie wie der wunderbare ſegenſpendende Gral entweichenden Blicken in unbekannte fabelhafte Fernen entrückt iſt? O laßt uns, ſie zu ſuchen, wie die Ritter des Grals ausziehen in alle Länder der Welt!“ — — —

Die einzelnen Parthieen der Landſchaft ſind längſt in den Schatten der Dämmerung verſchwommen; die Umriſſe der Maſſen treten jetzt ſcharf aus dem Horizont hervor; im Widerſcheine des Mondes ſchimmern die Wellenſpitzen des Fluſſes. Da klingen durch die Nacht von fernher feierliche Töne, — leiſe, als ob ſie ſich dem Rauſchen der Wälder und der Wellen entwänden. Die Reiter halten lauſchend die Roſſe an; ſchon klingen die Töne wie Geſang von Jungfrauenſtimmen näher und näher heran. Kommen ſie von einer jener ſtillen Gemeinden, die, vertrieben und verfolgt, nur den Wald zum Gotteshauſe haben? Sinnend und erwartungsvoll blickt der Erzbiſchof vor ſich hin, mit erhobener Hand den Andern winkend, die nächtliche Feier durch keine Regung, durch keinen Laut zu ſtören.

Wo die Straße ſich wendet, zeiget ſich jetzt im grellen Feuerſcheine, aus finſterer Waldſchlucht losgegeben, die Schaar der Kommenden. Voran zwei Knaben, angethan mit Pilgerröcken, mit Stäben und Muſchelhüten, Fackeln tragend, hinter ihnen zunächſt zwei andere, die Vorſänger einer jugendlichen Gemeinde, eine unermeßliche Schaar von Kindern, zumeiſt Knaben, keines über zwölf Jahre, jedes trägt den Muſchelhut und die Pilgertaſche, und ein Kreuz am Gewande. Von zwanzig zu zwanzig geht ein Knabe mit einer Fackel. Mit hellen Stimmen Pſalmen ſingend zieht die Schaar an dem Könige und dem Erzbiſchofe vorüber, die ihre Roſſe von der Straße ſeitwärts gelenkt; keiner der jungen Pilger läßt ſich durch der Roſſe Schnauben und Scharren zur Neugier verlocken. Der Erzbiſchof zählt die Haufen. Schon ſind

Hunderte vorübergewallt; ſie ſcheinen kein Ende zu nehmen; und doch iſt es erſt die Hälfte der gottgeweihten Schaar. Zwei mit Maulthieren, mit buntem Schmuck geputzt, mit ſchön gewirkten Decken behangen, ziehen, von zwei älteren Knaben an den Gebiſſen geführt, langſam einen Wagen; ein goldlockig Kind ruht ſchlummernd auf erhöhtem reichgepolſterten Sitze; gekleidet iſt es in weitfaltiges Purpurgewand; die Stirne mit einem Kranze umwunden, als würde es zum Opferaltare geführt, den Frieden der Unſchuld auf dem holden Antlitz, liegt es in ſüßen Träumen da; zwei Knaben mit Fackeln und zwei Greiſe in langen Gewändern, wie Prieſter anzuſehen, ſchreiten ihm rechts und links zur Seite. Hinter dem Wagen aber folgt eine neue Schaar.

Als der Wagen langſam vor dem Könige und ſeinen Begleitern vorüberrollt, ſcheut plötzlich der wilde Araber, ſei's — durch den Fackelglanz geblendet, ſei's — durch den anhaltenden Chorgeſang geſchreckt. Er wirft den Schweif, bläht die Nüſtern; des Reiters Zügel vermag nicht mehr ihn zurückzuhalten; ungeſtüm trägt er den König mitten in die heilige Schaar. Sie ſtiebt auseinander. Schreckensgeſchrei, Hülferuf plötzlich ſtatt Chorgeſangs. Die Maulthiere reißen, nun auch ſcheu gemacht, an den Strängen, wehren ſich gegen den ſchwachen Widerſtand der leitenden Knaben; dieſe aber hängen ſich muthig mit ganzen Leibern an ſie. Der Wagen rollt in jähen Stößen ein paar Schritte weiter. Endlich ſpringen die beiden Greiſe nach vorn und werfen ſich den Maulthieren in den Weg. Der Erzbiſchof und die andern Begleiter des Königs umringen deſſen bäumenden Hengſt, drängen ſich dicht an dieſen, bringen ihn zum Stehen. Das Kind auf dem Wagen erwacht und blickt, vom Pfühle ſich erhebend, neugierig ſtaunend auf das Gewühl ringsum.

Friedrich ſpringt jetzt vom Roſſe und tritt an den Wagen; dem Kinde die Hand hinaufreichend, fragt er es in der vollaustönenden Mundart Siciliens: „Wie heißeſt Du, Königskind?“

Der Knabe lauſchte den fremden Lauten, faßt den König an dem von Goldfäden durchzogenen Saume ſeines Aermels, und blickt ihn, deſſen Worte er nicht verſteht, holdſelig lächelnd an. Inzwiſchen ſind die beiden Greiſe, nachdem ſie die Maulthiere zum Stehen gebracht, herangetreten; ſie heben die Blicke forſchend zum Fragenden auf, und der Eine von ihnen erwiedert: „Nicolaus iſt des Kindes Name, und der Herr der Heerſchaaren hat es zu großen Werken auserſehen. Die Kraft Gottes, die in dem Kinde wohnt, hat es von Köln am Rheine auf ſichern Pfaden hierher geführt und wird durch daſſelbe der Chriſtenheit ein glorreich leuchtendes Beiſpiel geben. „„Steh' auf, Nicolaus!““ ſprach im nächtigen Geſichte der König der Könige zu dem Kinde; „„umgürte Deine Lenden, heſte mein Kreuz auf Dein Herz, ziehe durch die Länder und ſammle die Kleinen, auf daß der Welt offenbar werde, was ich verheißen habe: Der Kleinen iſt das Himmelreich!““ Und der Knabe that nach dieſen Worten. Von nah und fern ſtrömten unſchuldige Kinder zu ihm herbei und nahmen das Kreuz; der Geiſt Gottes war über alle gekommen und trieb ſie fort. Wir aber, Diener des Herrn, begleiten nun ſie, welche Väter und Mütter verlaſſen haben, um dem Herrn nachzufolgen, getreu auf ihrer Pilgerfahrt. — Preiſet den Herrn! Seine Wege ſind dunkel, und unerforſchlich ſind ſeine Rathſchlüſſe!“

„Ein deutſches Kind alſo!“ ruft Friedrich in deutſcher Sprache; „dieſe deutſchen Knaben beſchämen uns Männer Italiens.“ Sein Blick wendet ſich auf den Erzbiſchof, deſſen ſtrenges Antlitz von Wehmuth verdüſtert iſt.

Plötzlich aber flammen die Blicke des Erzbiſchofs auf, er faßt mit beiden Händen nach den Greiſen, in deren Mitte er raſch getreten, ſieht ihnen ſcharf in die Augen und ſpricht zu ihnen: „Seid Ihr wahrhaftige Diener des allmächtigen Gottes, ſo hört, was Euch die Kirche durch meine Lippen gebeut: Kehrt um! bringt die Kinder ihren jammernden Eltern wieder, verlockt ſie nicht weiter in zeitlichen und ewigen Tod; oder zeitliches und ewiges Verderben müſſe Euch treffen, und keine Macht hebe die Verdammniß, die ich auf Euch wälze!“

Starr vor Erſtaunen weichen alle, die ihm nahe ſtanden, von dem Eiferer. Die Greiſe wanken. Dem Könige ſchwebt eine Frage auf den Lippen; da tritt der eine von den Greiſen, das Haupt ſtolz zurückgeworfen, Stirne an Stirne vor den Kirchenfürſten, macht das Zeichen des Kreuzes und ruft: „Im Namen Chriſti Jeſu, des Gekreuzigten, zurück, Verſucher! Wer biſt Du, daß Du gegen das Gebot des allmächtigen Gottes freventlich die Hand emporhebſt und ſeine Geſalbten antaſteſt?"

„Ein Arm der Kirche!" — verſetzt der Erzbiſchof, — „die aller Waiſen und Verlaßnen und Verirrten liebende Mutter iſt; ein Arm der Kirche, die keine Rechenſchaft ablegt!"

Da faſſet blinde Wuth die Greiſe, auf den Erzbiſchof einzudringen. Doch der König wirft ſich raſch vor den Bedrängten, deckt ihn mit ſeiner Bruſt und faßt nach dem Schwerte. Die Gefährten ſpringen heran und halten die beiden Greiſe, welche in wilder Schwärmerei des Himmels Rache herabbeſchwören, die Fäuſte ballen und ſich fruchtlos den ſtarken Armen zu entringen mühen. Zu Boden ſtarrend ſteht Friedrich, die Hand noch am Schwerte; jetzt wird ihm Auskunft klar. — „Laſſet den Himmel ſelbſt die Irrung ſchlichten," ſpricht er zu dem Erzbiſchofe, „aus Kindesmunde redet Gott!" Fragend blickt er den Erzbiſchof an, der in trübe Gedanken verloren ſteht und endlich kaum merkbar das Haupt zum Zeichen ſeiner Einſtimmung ſenkt.

Die Schaar, die den Wagen umdrängte, hatte ſich zum Kreiſe erweitert. Friedrich näherte ſich dem Wagen, legte ſeine Hand auf den Scheitel des Knaben, aus deſſen Hand ein weißer Stab glitt, und fragte ihn, während ſeine Finger über den Kranz und durch die blonden Locken über des Kindes Stirne ſtrichen: „Wohin ziehſt Du, Nicolaus?“

„Zu Gott!“ ſprach der Knabe in unſchuldiger Freude, und die klaren Augen ſtrahlten wie verklärt.

„Zu Gott!“ wiederholte der Erzbiſchof in trüber Ahnung und ſenkte das Haupt und verhüllte das Antlitz.

Herausfordernd, triumphirend hafteten die Blicke der Greiſe auf ihm. „Ihr ſelbſt“ — ſprachen ſie zu Friedrich und deſſen Begleitern —

„ließet es auf Gottes Stimme ankommen, die aus Kindesmunde töne. Ihr hört ſie! Laſſet uns alſo jetzt unſres Weges ruhig weiter ziehen, daß wir noch vor Mitternacht Aſti erreichen.“

„Und wohin von da weiter?“ fragte der Erzbiſchof raſch.

„Nach Genua!“ war ihre Antwort.

Den König feſſelte noch die liebliche Erſcheinung des Knaben, die ihn wie ein freundliches Mährchen überkommen. Gewiß! In dieſem Antlitz iſt kein Falſch, keine Lüge. Das Auge klar und friſch wie Gottes Himmel; jeder Athemzug Unſchuld und Reinheit. — Auch das Kind hatte ihn ſchnell liebgewonnen. Es ſprach von dem heiligen Grabe, wohin es die geweihte Schaar führe, mit ſolch frommer Zuverſicht, als müſſe es dies im nächſten Morgenlichte von Bergeshöhen herab im ſtillen freundlichen Thale erblicken. Wie Kinder von Ammen ferne Länder und fabelhafte Thiere und

Schätze beſchrieben hören, ſo erzählte Nicolaus von den Wundern des heiligen Grabes, von den tauſend und abertauſend Lampen, die von Engeln genährt Tag und Nacht davor flimmern, ſprach von dem heiligen Einſiedler, der in der Felſenhöhle daneben das Grab hüte, der kein Kleid habe, als den weißen Bart, der ihm die Glieder bedeckt, — ſprach von den Heiden und von den dreißigtauſend Knaben aus Frankreich, die mit Wehr und Waffen hingezogen, um die Heiden zu ſchlagen, damit ſie, die deutſchen, — die jetzt ſchon drei Monate unterwegs ſeien, — mit Palmenzweigen einziehen könnten in die heilige Stadt, auf welche kein Schnee niederfällt, und in welcher Sterbende durch den Anblick des heiligen Kreuzes neues Leben gewinnen; dort würden ſie wohnen und walten als Diener des heiligen Grabes, und wer von der Erde ſcheide, den höben Gottes Engel und trügen ihn vor Gottes Thron.

Die Worte des Knaben hatten auf Friedrich tiefen Eindruck gemacht. Nach Thaten lechzend, deutſches Mark in den Knochen, ſiciliſches Blut in den Adern, neunzehnjährig, an die höchſten Intereſſen der Chriſtenheit durch die Majeſtät ſeines Geſchlechtes, durch die Dankbarkeit, die er der Kirche ſchuldete, gefeſſelt, ſah er das heilige Land, in welchem ſein Ahn Barbaroſſa das Leben beſchloſſen, ſchon ſeit ſeiner Kindheit als das Ziel aller Ehren, als die Pforte einer Weltherrſchaft; die Idee der Kreuzfahrt war der Herzſchlag der ganzen Chriſtenheit; ſie donnert in Predigten, ſie ſingt das Kind in Schlummer, ſie weckt den Mann in der Nacht, daß er von des Weibes Herzen ſich losreißt, ſie hallt aus dem Wachthorn von der Zinne ins offne Land hinein; wie ein heiliger Wahnſinn faßt ſie den Greis, daß er die Krücke zum Pilgerſtab macht, die Begeiſterung verjüngt ihn, hält ihn aufrecht und lebendig, bis das heilige Grab — ſein Grab wird.

Wie Paradiesvögel mit goldfunkelnden Schwingen rauſchen geheimnißvolle Kunden und Lieder über die Gläubigen hin. In dieſer allgemeinen Aufregung erſchien das Unmögliche natürlich, das Außergewöhnliche, Unglaubliche, als Zeichen übernatürlicher Offenbarung und himmliſche Bürgſchaft; Sehnſucht und Glaube hatten die Pforten einer unſichtbaren Welt geſprengt.

Die Greiſe ſchickten ſich jetzt zum Aufbruch an. Der Erzbiſchof aber hatte indeſſen lange mit Einem aus dem Gefolge leiſe geſprochen; dieſer entfernte ſich unbemerkt von den Andern und eilte, ſo ſchnell ſein Roß ihn trug, nach Aſti und Genua zurück. Friedrich beſtieg ſein Roß wieder; der Knabe rief ihm zu: „Kommſt Du, mich heimzuſuchen am heiligen Grabe?"

„Wohlan! auf Wiederſehen am heiligen Grabe!" ſprach der König und gab ſeinem Hengſte die Sporen; die langen Schaaren der mit dem Kreuze bezeichneten Kinder entlang flogen die Roſſe. Allmälig verhallte in der Ferne der neuangeſtimmte Chorgeſang, und die Reiter ließen ihre Pferde im langſamen Trabe verſchnaufen. Friedrichs italieniſche Begleiter tauſchten flüſternd ihre Anſichten über die von Gott auserwählten Kinder und über des Erzbiſchofs ſonderbares Benehmen. Dieſer aber hatte das Haupt entblößt und murmelte ein Gebet vor ſich hin. „Für die Seelen der Kinder!" ſprach er, nachdem er es geendigt, zu Friedrich. „Mein Bangen befremdet Dich? Mich trieb eine fürchterliche Ahnung, den beiden Greiſen die warnenden Worte zuzurufen; mir war's in jenem Augenblick, da Alle ringsum den Willen Gottes erkannten, als fielen Schuppen von meinen Augen und als ſäh' ich die unſchuldigen Kinder, die im fröhlichen, feſten Vertrauen dahinzogen, eines nach dem andern als gebrochne Blumen ſinken, und den Kelch jeder Blume bis an den Rand voll Blutes, das ſich weithin zu ergießen begann, und dazu ſcholl mir in's Ohr das Wehklagen der Mütter. — Zugleich ging in meinem Gedächtniß die Erinnerung auf an ein ſeltſames Gerücht, das von Verſchiedenen verſchieden erzählt und weiter getragen wird. Ihrer Tauſende nämlich, ſo Knaben, als Mädchen, zogen, mit dem Kreuze bezeichnet, das heilige Grab zu gewinnen, ſingend und betend nach Marſeille; ihr Führer war ein armer Hirtenknabe. Wo dieſe Schaaren vorüberzogen, lockte der Zauber die Kinder aus den Häuſern, die Bauern vom Felde; nicht Schloß noch Riegel ſchützten davor. Auf ſieben großen Schiffen zogen ſie dann über das Meer, und alles Volk, das am Hafen ſtand, als ſie abfuhren, jauchzte und rief ihnen voll Hoffnung „Heil! Heil!" nach. In der Nacht aber, da wir von Genua nach Montferrat ritten, brachte ein genueſiſcher Kauffahrer, der am Tage in den Hafen eingelaufen, die Nachricht, daß zwei jener

Pilgerſchiffe an der Inſel San Pietro, nicht weit von Sardinien, geſcheitert und verſunken ſeien; und Schlimmeres, Schlimmeres hörte ich reden vom Schickſale derer, die dem Tode entrannen. Sie ſeien als Sclaven verkauft, geht das Gerücht, an die Ungläubigen in Alexandria."

„Gott des Erbarmens!" rief der König erſchüttert, und dann, nach kurzem Bedenken, ſein Roß wendend: „Auf, meine Freunde! zurück nach Genua!"

Der Erzbiſchof faßte Friedrich's Hengſt am Zügel. „Was willſt Du beginnen, halt ein!"

„Wozu ſind Könige auf Erden?" erwiederte Friedrich. „Auf!"

„So wahr ich ein Knecht Gottes bin," ſprach der Erzbiſchof feſt und entſchieden, „wirſt Du den Weg nicht zurückmeſſen. Mit jedem Tropfen Zeit, den Du verlierſt, fällt Dir ein Edelſtein aus der deutſchen Krone. So lang

Du noch lombardiſche Luft athmeſt, ſitzt der Staub feſter in der wallenden Mähne Deines Roſſes, als die Krone auf Deinem Haupte. Zwiſchen hier und Pavia, zwiſchen Pavia und Trient gehört jeder Kopf, den Du zwiſchen den Büſchen ſiehſt, einem Jäger, und die Schlinge in ſeiner Hand iſt für Dich beſtimmt. Deinem Namen, Deinem Geſchlecht, Deiner Hoffnung gilt die Jagd. Hier betet der Bauer bei der Ausſaat — ſtatt um Erntesegen — um den Tod eines Waiblingers. Mit dem Namen „Friedrich" ſchläft man hier ein, und träumt vom Barbaroſſa, — mit dem Namen „Friedrich" und mit einem Dolch in der Hand wacht man hier auf und meint — Dich. Dieß alles weißt Du und willſt ohne Bedenken nach Genua zurückeilen, indeſſen jede Minute Verſäumniß Deine Sache in Deutſchland verdirbt und jenem ſtarrköpfigen gebannten Welfen, der ſich noch Kaiſer nennen läßt, Kraft, Zuverſicht, Freunde und Vertrauen in der Meinung der Fürſten und des Volkes zulegt?"

„Die Krone wiegt nicht ſchwerer als die Pflicht," rief Friedrich, „meinſt Du, mich locke nur ihr Metall? Die Kirche, deren Sohn ich mich nenne, hat mir durch das, was ſie an mir gethan, gezeigt, was ein König zu thun hat."

„Die Kirche freut ſich Deiner Dankbarkeit, mein Sohn!" ſprach der Erzbiſchof; aber ſeine Seele verdüſterte ſich dabei, er wähnte jetzt erſt klar erkannt zu haben, daß in Friedrich zu viel ritterlicher Sinn ſei, als daß er einſt als König glücklich ſein könne, — und er liebte Friedrich aufrichtig. „Ohne Sorge!" ſprach er zu dem Könige. „Was Pflicht zu thun gebot, iſt gethan. Vielleicht hat mich die Sorge zu weit geführt. Gottes Geiſt mag es ſein, der dieſe Kinder treibt; ſie mögen ein glücklicheres Loos finden, als jene aus Frankreich; all unſer menſchliches Denken und Trachten iſt nichtig vor dem Rathſchluſſe des Herrn, und oft täuſcht uns ein Irrthum, wenn wir die Wahrheit feſtzuhalten glauben. Beruhige Dich, König! Indeß wir hier ſprechen, iſt Meiſter Clincior, mit welchem ich darüber ſprach, den Greiſen vorausgeeilt, ſchon auf dem Wege nach Genua und wird dort beſtellen, was nöthig und zum Heile iſt. Und ſo laß uns jetzt dem Himmel das Uebrige anheimſtellen."

Schweigend ritten ſie nebeneinander fort. Fernab wand ſich der Strom, ſein Rauſchen ließ ſich immer ſchwächer vernehmen. Dichte Waldesſchatten umfingen ſie. Hie und da ein Leuchtkäfer auf dem Laub, auf dem Rain; — das Licht des Mondes bricht nur verſtohlen durch die Zweige. Kein Laut die ganze Nacht lang, als hie und da das Rieſeln einer Quelle und als das helle Hufgeklapper der Roſſe.

Endlich ſondern ſich aus dunklem Grau die Maſſen wieder. Ein ſcharfer feuchter Wind ſtreiſt durch die offnen Waldgänge; Thautropfen zittern auf den Aeſten. Allmälig wird's im Walde lebendig. Ein Weibchen lockt das Männchen. Es glüht durch die Zweige in dunkelem Purpur, tauſend Vogelſtimmen erſchallen jetzt und durchtoſen die heilige Stille. Unwillkührlich halten alle Reiter ihre Pferde an, entblößen die Häupter und feiern, ſtill betend, jeder nach ſeiner Weiſe die Jubelhymne des jungen Lichtes mit.

Der Wald gewann jetzt das Anſehen eines anmuthigen Parkes. Zwiſchen maleriſchen Gruppen von Ulmen und Kaſtanien eröffnete ſich die Fernſicht auf eine ſanft abgehügelte heitere Ebene, aus welcher dunkle Kronen ſchlanker Pinien ragten; rothe Dächer zerſtreut liegender Höfe ſchimmerten aus Lorbeerwäldchen, Alleen von Maulbeerbäumen und Oleander, und die Silberſtreifen zahlreicher Bäche und Kanäle durchſchnitten den ſaftig grünen Grund.

In dieſer reizenden Vorhalle des Waldes

wurde Raſt gehalten. Die Gefährten Friedrich's ſtiegen von den Roſſen und ließen dieſe graſen, die Diener bereiteten aus den mitgebrachten Vorräthen ein einfaches Mahl. Der König ritt einige Schritte weiter und betrachtete die reiche Landſchaft, die ſich in klarer Morgenbeleuchtung vor ihm ausbreitete. Glockenklänge aus fernen Dörfern ſchollen hell durch die reine Luft, ſchmale Rauchſäulen wirbelten durchſichtig im Sonnenlichte von den Meierhöfen empor; dicht vor Friedrich ſchwang ſich jubilirend eine Lerche auf, ſeine Blicke folgten ihrem Flug, und, wie dieſe, ſchwebten ſeine Gedanken — im reinen Vollgenuß irdiſcher Schöne — hoch über dem Irdiſchen.

Er wendete ſich langſam. Jetzt erſt ſah er vor ſich mehre große friſche Feuerſtellen. Die jungen Pilger hatten hier wohl auch Raſt gemacht und Mahl gehalten. An dem Stamme eines uralten Kaſtanienbaumes aber lag ſchlafend ein hochaufgeſchoſſener funfzehnjähriger

Knabe, ſeine Pilgertaſche diente ihm als Kopfkiſſen; die gefalteten Hände umfaßten einen Stab. Die Morgenſonne beleuchtete das ausdrucksvolle Geſicht des braunköpfigen Schläfers; gewiß war's ein lebhafter Traum, der ihm die Stirn in leichte Runzeln zog, die Lippen bewegten ſich. Der König betrachtete ihn voll Theilnahme, indem er wähnte, die Pilger, zu denen der Schläfer gehörte, hätten dieſen zufällig hier zurückgelaſſen. Der Knabe athmete ſchwer auf und öffnete die Augen. Schnell, wie geblendet, ſchloß er ſie wieder, ſtützte den Arm auf, erhob ſich und beugte ſich vor dem Anblick, der ihn wie Sonnenlicht getroffen. Und als er wieder aufſah und den jungen König feſt und muthig anblickte, kreuzte er die Arme auf der Bruſt, und ſprach: „Ja, Du biſt es!"

„Was iſt dem Knaben?" rief Friedrich, ſich mild zu dieſem niederneigend. „Was willſt Du von mir, den Du nie geſehen?"

„Doch! Im Traum und im Geiſte!“ ſprach der Knabe, und dunkle Röthe flog über ſeine gebräunten Wangen: „Herr, ich bin noch geblendet von Dir. Doch ich bin Dein immerdar.“

Drauf der König: „Sprichſt Du im Traume? Komm' zu Dir! Beruhige Dich! Erquicke Dich mit Speiſ' und Trank und dann erzähle mir Dein Mißgeſchick. Gewiß wardſt Du von den Deinigen hier vergeſſen und erwachteſt erſt wieder, als ſie ſchon ferne waren. — Sei ohne Sorgen! Ich will Dir ſo viel Schutz gewähren, als ich ſelber hier geben kann.“ Er wollte vom Roſſe ſteigen; — kaum ſah der Knabe dieſe Abſicht, ſo ſprang er flink herbei, hielt dem Könige dienſtfertig den Steigbügel und faßte nach dem Zügel des Hengſtes, der, ſonſt gegen jede fremde Hand ſcheu, ihn gewähren ließ. „Was machſt Du?“ rief der König ihm zu. „Hüte Dich, Almanſor iſt wild und unbändig.“

Aber Almanſor ſtand fromm wie ein Lamm,

als der Knabe ihn hielt. „Er weiß, wie ich's meine," ſprach dieſer; dabei ſtreichelte er des Roſſes ſchneeweißen Hals, und Almanſor ließ es ſich gefallen. „Herr, ich bin Euer, ich möchte Euch dienen."

Friedrich faßte ihn an der Hand und führte ihn einen Schritt vor. Er nahm eine finſtre Miene an, als ſtiege ein Argwohn in ihm auf, und fragte im rauheſten Tone, deſſen er fähig war, auf italieniſch: „Beim Blute des Herrn, ſprich mir die Wahrheit: wofür hältſt Du mich und was bin ich Dir?"

„Ein König!" rief der Knabe in derſelben Sprache wild freudig, „und mein Herr immerdar!"

„Nun ſeht den Thoren!" entgegnete Friedrich, ihn mit Adlerblicken prüfend, — „ſeht dies Kind, meine Freunde, das mich armen apuliſchen Baron für nichts Geringeres als einen König hält und mein Seneſchall werden will. Geh, woher Du gekommen, Du biſt zu jung für einen Propheten." Damit ließ er die Hand des Knaben fahren. Der aber ſenkte traurig das Haupt und ſprach: „Ihr habet Recht, daß Ihr mich verſpottet, denn Ihr habt beſſere Diener als mich."

Friedrich zwang ſich ein Lächeln ab und fragte leichthin: „An welchen Zeichen erkennſt Du das luſtige Königthum, in deſſen Glanze Dein Wahn mich erblickt?"

„Woran erkennt man die Sonne?" erwiederte der Knabe, „nicht an ihrem Glanze allein, an unſrem eignen Blute in den Adern, das ſie mit Lebenswärme durchſtrömt. Beim allmächtigen Gott, Du biſt mein Herr und König, und holſt Dir jetzt die Krone, die Dein Vater Heinrich und Dein Ahnherr Friedrich trugen."

Bewegt blickte der König den Knaben an, der ſtolz und demüthig zugleich vor ihm ſtand. Endlich faßte er ihn an der Hand und führte ihn zu den harrenden Gefährten, welche die Unterredung mit angehört. „Seht dieſen Knaben," rief er ihnen zu, „iſt das Gottes oder des Böſen Macht, was ihm das Auge aufſchloß, daß er, der mich nie geſehen, mich beim Namen aufruft und mich mitten in einem Lande, deſſen Bewohner alle Liſten aufgeboten haben, um mich zu verderben, als König begrüßt?! Iſt dies ein gutes oder ſchlimmes Vorzeichen?"

Der Erzbiſchof entgegnete ernſt: „Alle Geſchicke lenkt Gott, und von Ihm kommt Dir dieſes Zeichen. Nimm es gläubigen Sinnes und dankbaren Herzens hin!"

„Ich thu's!" ſprach Friedrich und eine freudige Zuverſicht kam über ihn. „Mein Gegner Otto," rief er ſcherzend, „heißt mich ſpottend das apuliſche Zauberkind, und lebt der Hoffnung, ſein deutſches Schwert werde den Zauber, der mir inne wohnt, zerſchneiden. — Seht hier, daß wirklich Zauberkraft in mir iſt, und zwar ſo viel, daß ſie Kinder zu Propheten macht." Dann zu dem Knaben gewendet: „Du haſt mir in zwei Sprachen Beſcheid gegeben; laß jetzt hören, welche Deine Mutterſprache iſt. Auch hab' ich Dich zu meinem Diener angenommen und weiß noch nicht einmal, bei welchem Namen ich Dich rufen ſoll. Setze Dich in unſern Kreis, nimm Theil an dem Mahl und gib Beſcheid!"

Der Knabe blieb ehrfurchtsvoll hinter dem Könige ſtehen und ließ es ſich nicht nehmen, ihm als Page zu dienen. „Ich heiße Heinrich," ſprach er, „und bin geboren im Schwabenlande. Dort iſt ein Thal, — Ihr werdet es betreten — ſchöner wie dies hier, das vor Euch liegt; dort iſt ein Berg, wie ein Herrſcherſtuhl, ſo frei und ſtolz, und auf des Berges Spitze, als Wahrzeichen für's ganze Land, eine Burg, hoch wie eines Adlers Neſt."

„Hohenſtaufen!"

„ — Die Wiege und der Herrſcherſtuhl der Staufen im Antlitz bei Tag und Nacht, ſeit ich

Tag und Nacht unterſcheiden konnte," fuhr der Knabe fort. „Leuchtend in Mittagsgluth hat ſich das Bild in mein Herz eingebrannt. Meine Mutter hatte für mich nichts als Thränen, ihr Sinn und Herz war an die Ferne gezaubert; wenn ſie mich in Schlaf ſang, ſo war's mit einem welſchen Lied; ſie ſang es nicht lauter als eine Biene ſchwirrt. Mein Großvater vertrat Vaters- und Mutterſtelle bei mir, er war mit Eurem Ahn, mein Herr und König, in Rom und vor Mailand geweſen, lehrte mich ſprechen, bald deutſch und bald welſch, daß ich keins vom andern fremdartig fand. „So lange Waiblinger wachſen und heilige Väter in Rom regieren," ſagte er mir jeden Morgen und Abend, „gibt es für Deutſche keine Alpen, biſt am Aetna zu Hauſe, Schwabenkind, wie am Rechberg." — Er hatte den Rothbart nach dem gelobten Lande begleitet und ſtand auf dem Schiffe, das Friedrich's Sarg nach Palermo trug. Als Euer Vater Heinrich vom Aetna heimgebracht wurde, und die Kirche Apulien und Sicilien in Obhut nahm, wanderte mein Großvater mit meiner Mutter nach Schwaben heim; es ſiel ihm hart, er weinte, wenn er von ſeinem jungen König ſprach, den er hatte verlaſſen müſſen, aber er konnte nicht anders, die Vormundſchaft mocht' er nicht mit anſehen. Nicht lange nachdem Beide nach Schwaben heimgekehrt, — kam ich an's Licht der Welt. Seit der Zeit hat meine arme Mutter nichts als geweint, und das Sprechen verlernt bis auf die paar Lieder, die ſie in Italien gelernt.“

„Aber Dein Vater, Heinrich?“

Der Knabe ſchwieg einige Augenblicke lang; plötzlich ſprang er fort und machte ſich mit Almanſor zu ſchaffen. Das kluge Thier wieherte hell auf, als es ihn erkannte, und ließ es geſchehn, als er ſeinen Kopf an deſſen Halſe barg. Bald kehrte er zu den Tafelnden wieder; er ſchien ein Anderer, als er gegangen. Ruhig und ernſt fuhr er fort: „Auf des Großvaters Schoos, — die Burg der Staufen im Aug', hört' ich nur von den Thaten der Staufen. Wie oft mir der Großvater davon erzählt, ich verlangt' es immer wieder zu hören. So verwuchſen Antlitz und Mienen, Worte und Thaten der Staufen in mein Herz. Ich war ganz und gar eins mit dem Geſchlecht; ſtatt Vater und Mutter und Brüder hing ich Tag und Nacht nur mit Dir zuſammen, o Herr: je mehr ich heranwuchs, ſo mehr ſchämt' ich mich meiner Jugend und weinte, daß ich noch nichts gethan. Nichts zu ſein, nichts zu thun, wie ein Mädchen daheimzuſitzen, — — — Herr, der Zorn und die Schaam machten mich krank. Im Fieber war ich mit Euch, mein hoher Herr, eins, hieß Friedrich, ſtatt Heinrich, trug drei Kronen, von Neapel, Deutſchland und Jeruſalem; jagte die wildeſten Roſſe matt, hetzte Löwen, kämpfte mit den Sarazenen. Ich zog als Sieger in Jerusalem ein, Jungfrauen mit Palmen wallten mir entgegen und viel tauſend Stimmen riefen mir: „Heil!“ Als ich wieder genaß und erkannte, daß ich nur geträumt, ſah ich durch die halboffne Thüre in der Kammer neben mir meinen Großvater auf einem Brette ausgeſtreckt liegen, mit einem Linnen bis an die Bruſt bedeckt, zwei Kerzen brannten vor ihm. Ich raffte mich auf und drang in die Kammer; da ſaß meine Mutter, ihm zu Füßen, ſie ſtarrte mich aus großen thränenloſen Augen an; und als ich gegen den Alten zueilte, hob ſie die Hand gegen mich auf, als wie zur Warnung. Darauf trugen ſie ihn fort. Da war mir, als hänge ſich wer auf meine Schultern und drücke mich in die Erde hinein. So lag ich lange und meinte, es hielte mir wer ein glühendes Eiſen vor's Auge. Ich ſah nicht, ob die Mutter noch da ſitze und die Hand gegen mich erhoben halte; ich rannte aus dem

Hauſe fort, immer weiter, kannte weder Weg noch Steg, weder Stadt noch Land. Um Gotteslohn gaben mir die Leute Herberg und Zehrpfennig und ſprachen: „Gott geleite Dich nach Paläſtina!“ Ich wußte nicht, warum ſie das ſagten; ich hatte nur das Geſicht des Staufen noch im Kopfe; dem Staufen gehört' ich, mußt' ich zugehn. Endlich begegnete ich Knaben, die mit dem Kreuz bezeichnet waren und mich fragten, ob ich mit wollte. „Ja!“ ſagt' ich und zog mit und meinte, ſo käm' ich zu Dir nach Welſchland! Nun erfuhr ich's, daß ſie nach Paläſtina ziehen wollten. Bald ſtießen wir zu der Schaar, die Nicolaus von Cöln anführte; zwei Einſiedler aus Lothringen hatten ihre Klauſen verlaſſen und gingen mit den Kindern, ſie redeten in fremden Zungen und alle Knaben verehrten ſie wie Heilige und thaten im blinden Vertrauen, was die Beiden beſchloſſen, die wie Väter unter uns walteten. So kam ich mit den Andern bis hierher in Lombardenland. Auf dieſer Stelle hier machten wir geſtern Raſt. Die Knaben hatten ſich um verſchiedene Feuer niedergelaſſen, die beiden Alten ſaßen allein; ich aber war den Stamm des Kaſtanienbaumes hinangeklettert und ſah, auf einem Aſte reitend, in die weite Ebene hinaus und empfand, da ich des Thales dachte, wo ich geboren bin, einen bittern Schmerz. Ich dachte der hohen freudigen Burg auf dem Staufen. Da hört' ich unter mir die beiden Alten reden, ich lauſchte unwillkührlich, die Laute klangen mir bekannt. Endlich merkt' ich's: ſie ſprachen welſch. Ich hätte vor Herzensfreuden von meinem Aſte herabſpringen und ſie küſſen mögen, denn ich erinnerte mich des Großvaters, der mich die Sprache gelehrt hatte. Aber je mehr ich zuhorchte, je mehr erſtarrte ich vor Entſetzen."

Der Erzbiſchof gab dem Könige einen Wink. „Ich verſtand deutlich, wie der eine zu dem andern ſprach: „Bald werden wir ernten,“ und der Andere: „Wir haben ſauer verdient. Es iſt Zeit, daß wir unſere Waare loswerden.“ Hierauf der Erſte: „Sancta Patienza!“ Dabei verdrehte er gleißneriſch die Augen, als ob er in voller Verzückung bete, „die Sarazenen zahlen in gutem Gold.“ — „Und doch fürcht' ich,“ ſprach der Andere ganz leiſe. — — „Was?“ — — „Wenn unſer Handel noch in Genua entdeckt würde. Chriſtenkinder verlocken, in die Sclaverei verkaufen....“ Weiter hört' ich nichts. Ein Inſtinkt hielt mich oben. Von allen den Tauſenden, die ſie führten, hätte mir Keiner die Wahrheit geglaubt. Rannt' ich zurück, voran, in die Dörfer, in die Städte, — — das Volk hätte mich geſteinigt. Ich weiß nicht, war das, was ich damals empfand, Todesangſt, oder hielt mich Gottes Arm oben feſt. Ich ſah nichts mehr, hörte und wußte nichts mehr. Leiſer Chorgeſang weckte mich erſt, ich blickte um mich, Alle waren fortgezogen, ich allein, und auf den verlaſſenen Feuerſtellen verglimmten die Kohlen. Es dämmerte, ich ſtieg todesmatt von meinem Aſte herab, legte das Ohr an die Erde und horchte, ob ich keine Fußtritte höre. Alles ſtill. Da ſank ich hin, dachte im Freudentaumel meiner Erlöſung der tauſend Unglückſeligen nicht, und dankte Gott inbrünſtig, daß er mich gerettet. Ich ſchlief ein und ſah im Traume Dich, mein Herr und König, vor mir ſtehen, Dein Bild ſo ganz deutlich und lebendig, wie es, da ich erwachte, im Morgenſcheine meine Sinne traf; ſo wähnte ich, wachend, fortzuträumen, und ſchloß die Augen wieder, um die Erſcheinung nicht zu verlieren."

„Wohlan, Schwabenkind!" ſprach der König fröhlich, „biſt Du den Staufen ſo ſeelen-eigen, daß ſie Deine Träume beherrſchen, dann nimm des Staufen Schild, ſei ſein Schild! — In Leben und Tod, Heinrich! Da, nimm!"

Jauchzend hob Heinrich des Königes Schild, ſchwang ihn im Kreiſe über ſeinem Haupte, und rief: „Geb Gott nur Thaten! das iſt das Beſte!“

„Biſt ein Schütz, willſt das Beſte!“ erwiederte der junge König; „ſo lob' ich mir's. Uebe Dich derweil die Sehne zu ſpannen!“ Hierauf zu ſeinen Begleitern: „Auf, mit Gott, meine Freunde! Ein gutes Vorzeichen, das Deutſchland mir ſendet! — Auf, nach Pavia!“

Im Abendzwielicht jagte Meiſter Clincior auf ſchweißbedecktem Rappen durch die Straßen Genuas. An einem Fenſter des Palaſtes Lavagna ſtand Madonna Maddalena Fiesco von Lavagna im Geſpräche mit ihrem Mädchen. Clincior ſah von weitem ihren ſchwarzen Schleier wallen; er dachte an ihr wallendes ſchwarzes

Haar, und vergaß darüber den Auftrag, den zu beſtellen er nach Genua zurückgeritten. Er zog den Zügel ſeines Rappen an und ritt langſam die Straße herauf.

„Er iſt's!“ ſprach Cecchina, das Mädchen des Fräuleins. Dieſes erwiederte nichts, und zog ſich vom Fenſter zurück.

„Gewiß, Madonna!“ ſprach Cecchina auf's neue, „es iſt Clincior; erinnert Ihr Euch ſeiner nicht mehr? bei dem Feſte, das die Republik dem jungen Könige von Apulien gab, war er Euer Tänzer, Madonna.“

„Was weiß ich?“ rief das Fräulein, verlegner als unwillig ſich von der Dienerin wendend.

„Wie? Ihr wüßtet es nicht mehr?“ fuhr die Geſchwätzige fort; „als er zum erſten Male zu Euch trat, erſchracket Ihr heftig, als hätte er ein böſes Auge, kehrtet ihm faſt den Rücken zu und ſprachet mit Eurem Vetter Andrea. Er richtete zwei oder drei Worte an Euch, und Ihr gabet ihm nicht mehr als zwei oder drei als Antwort zurück, und Alle verwunderten ſich über Eure Unhöflichkeit gegen den edlen Herrn.“

„Iſt's wahr?“ fragte Maddalena zerſtreut, den Kopf in die Hand ſtützend.

„Gewiß, Madonna,“ fuhr Cecchina fort, „und dennoch gabet Ihr ihm ſpäter die Hand zum Tanze. Ihr waret ſehr ernſt und blaß wie jetzt, da Ihr mit ihm den Reigen eröffnetet, — blaß wie jetzt....“

„Thörin!“ ſprach Maddalena erröthend.

„Was macht er jetzt in Genua?“ ſchwatzte Cecchina, den Kopf weit zum Fenſter hinausſtreckend; „ich dachte, er müßte mit dem Könige ſchon längſt in den Alpenpäſſen ſein.“

„Es iſt nicht Clincior,“ ſprach Maddalena, aufathmend. „Du verſahſt Dich.“

„Bei meinem Schutzengel, er ſelbſt iſt's!“ betheuerte das Mädchen. „Seht doch! Langſam reitet er heran; ſeine Blicke leuchten durch die

Dämmerung. Als ob er ſich verkennen ließe! Stattlich wie ein König, ernſt wie ein Greis, geſchmeidig wie ein Jüngling, — in allem der Ausdruck der ächteſten Männlichkeit. Sein Haar, ſeine Mienen, ſeine Haltung, die Glut ſeiner Augen bezeugen, daß er in der Blüthe des Mannesalters ſteht; der Mund des Gerüchts macht ihn älter. Den ſollte ich nicht wieder erkennen? Wer ihn einmal ſah, vergißt ihn nicht ſo leicht. Ich bin gewiß: er hat einen böſen Blick; denn man kann ſeinem Auge nicht entfliehen, und wenn er lächelt, ſtockt einem das Blut vor Grauen. — Seht, ſeht, wie er immer näher kommt! Wie ſeine Blicke auf dieſes Fenſter gerichtet ſind. — Weh uns, was will er?"

„Geh!" gebot das Fräulein, indem es ſich in den Schleier hüllte. „Nein, bleibe! Verlaſſe mich nicht. — Ich ſehe ihn, ich erkenne ihn wieder. Fort von dieſem Fenſter, Cecchina!“ — Und doch blieb ſie unwillkührlich, und ſpähte hinab.

Clincior ritt jetzt dicht unter dem Fenſter, blickte ernſtfreundlich hinauf und entblößte das Haupt zum Gruße; dann noch einmal faſt unmerklich nach dem Fräulein zurückblickend, ritt er langſam weiter. Maddalena erblaßte und wankte; Cecchina's Arme ſtützten ſie und hielten ſie aufrecht. Bald wand das Fräulein ſich los und ſprach leiſe, doch haſtig: „Fort von hier! Nur fort!“

„Um des Himmels willen, ſeid Ihr krank, Madonna?“ ſtammelte Cecchina, „ah! der böſe Blick! Schütze mich, heilige Anna; Ihr ſtandet heute auf und vergaßet die Reliquien umzuhängen.“

„Was ſagte ich, Cecchina?“ fragte das Fräulein, beide Hände vor die Stirne preſſend; — „Das glüht! Ich bitte Dich, habe Geduld mit mir; ja, ich bin krank; tauſend leuchtende Bilder und Geſtalten flattern, ſich drängend, verwirrend, vor meinen heißen Augen vorüber. — O fänd' ich Ruhe!"

Cecchina verſuchte mit ſanfter Gewalt das Fräulein fortzuführen; aber wie angezaubert an die Stelle, träumeriſch in die Schatten der Nacht hinausblickend, blieb Maddalena am Fenſter und ſog die erquickende Kühle.

„Wie alles befriedet und mütterlich ſtillet die heilige Nacht!" ſprach ſie leichter aufathmend. — „Die heißen blendenden Träume des Tages flüchten vor dem Allerheiligſten, das ſich aufthut und erweitert und alles Lebendige überwölbet; das Weltmeer des Herzens ebnet ſich und wird zum zweiten Himmel, wird eins mit jenem über ihm und dieſelben Sterne ziehen als Boten des Heils durch beide, und ſelbſt aus jedem Schmerz entwinden ſich aufwärtsſtrebende, aufwärtshebende Gedanken."

Verwundert blickte Cecchina ihre Gebieterin an; — „Ihr waret eben noch ſo aufgeregt und krank, Madonna ....“

„Laß mich, gutes Mädchen,“ unterbrach das Fräulein ſie; — „ich bin ganz wohl. Neſtle mir das Haar los und den Gürtel, und gehe dann zu Bette; einſam genieße ich noch die Wunder der Nacht.“

„Doch bedenkt,“ ſprach das Mädchen beſorgt, „ich ſoll Euch allein laſſen und der Palaſt iſt heute wie ausgeſtorben; Euer Bruder Francesco und Eure Vettern Antonio und Andrea ſind ferne, in Mailand ....“

„Nun?“ fragte Maddalena lächelnd; „was weiter? Was hätte ich zu beſorgen? Gib Dich zur Ruhe, gute Cecchina!“

Cecchina zog ſich zurück. Maddalena weilte noch lange am offenen Fenſter. Immer leerer wurden die Straßen, ſo ſtill war's allgemein ringsum, daß ſie das Rauſchen der Wogen im Golf vernehmen zu können wähnte.

„Und Du, o Herz? Ach, aller Balſam der Nacht ſchließt Deine Wunde nicht! Ach, alle ihre Schleier verhüllen Dich nicht vor Dir ſelbſt! O gäb's, gäb's eine Liebesthat, davon einzig würdeſt Du wieder geſund und frei wie einſt! Wehe mir, wie tief ſank ich; — ſchwach vor des Mädchens Blicken, zeigt' ich mich, — verrieth mich gar? Was ſoll noch werden? Wer rettet? ....“

„Er iſt hier! wieder hier! Was brachte ihn zurück, wenn nicht die Liebe? Und ich bangte und bange vor ihm? Wie ein dem Grabe Entſtiegener ſtand er vor mir, wie einer, der ewig zu wandern verdammt iſt mit ſeinem Schmerz. Ja, Schmerz! nicht Schuld! Wär's auch Schuld, — iſt denn Schuld nicht Schmerz?“

Ernſt ſinnend wandelte ſie langſam in ihr Schlafgemach und betete dort vor dem Bilde der Gottesmutter um Frieden. „Mir und —

ihm!“ betete ſie inbrünſtig, aber der verlorene Friede kehrte in ihre Bruſt nicht wieder.

Sie trat jetzt vor den Spiegel, um ſich zu entkleiden; die Lampe auf dem porphyrnen Candelaber flackerte im Luftzuge; ihr Bild im Spiegel zitterte. Sie ſah es, als ſie die goldene Spange losſteckte, welche ihr Obergewand am Halſe zuſammenhielt, und ſprach ſchwergepreßt: „Biſt Du's noch, Maddalena? O wo iſt Dein Stolz, Deine Zuverſicht? Armes Auge, um deſſen Sonnenblick die Edelſten Genuas flehten! Einſt ſo hell und klarfreudig! — Und jetzt?“

Die Glocke eines nahen Thurmes wurde gezogen, — wohl für einen Sterbenden, — damit jeder Fromme ſich des von der Erde Scheidenden erinnere und ihm als brüderliche Liebesgabe inbrünſtige Gebete auf den dunklen Weg mitgebe. Langſam verdröhnen die Klänge, wie die letzten ſchweren Athemzüge des mit dem Tode Ringenden. Maddalena ſchauert; die Stimme des Todes ſagt ihr erſt, woran ſie eben gedacht, zerhauet das Räthſel ihres Herzens. So plötzlich in ſtiller Nacht entfaltete ſich das volle Bewußtſein ihrer Liebe unter'm ſchützenden breiten Gefieder des Todesengels, der mitleidig auf ſie niederblickend in ſeinem Fluge innehält. Wie Todesnähe, Todeswehen empfindet ſie jetzt dieſe Liebe; iſt's Liebe, iſt's ſchon Tod, iſt Liebe Tod, was ſo ſüß und ſo furchtbar zugleich durch ihre Seele rieſelt? Als gäbe ſie in Wonnen dem Kuſſe des Todes ſich hin, ſinkt ſie träumeriſch auf das Ruhebette.

Plötzlich erhebt ſich ein Sturm, der jetzt, einem ungeſtümen Freier gleich, das Fenſter aufſtößt. Bei dem Klirren der Scheiben fährt Maddalena empor, und wie ſie aufſieht, trifft ihr Blick im Spiegel wieder ihr Bild. Sie erſchrickt vor ſich ſelbſt. Hinter ihrem Antlitz funkeln zwei Blicke aus dem Spiegel hervor, auf ſie geheftet. Entſetzt wendet ſie ſich vor dem Geſpenſt und eilt gegen die Thüre zu, um ihr Mädchen herbeizurufen, doch ſtockt ihr der Athem. Da ſchlägt ſich ein Mantel auseinander, zwei Arme umfaſſen, zwei Blicke durchflammen das Eis in ihren Adern. — Clincior iſt's.

Maddalena athmet wieder; ihre erſten Laute, nur gehaucht: — „Mein böſer Geiſt!" Lächelnd löſet Clincior jetzt ſanft die Feſſel ſeiner Umarmung und ſpricht ſie leiſe, mit ſüßem einſchmeichelnden Tone an: „So begrüßet Ihr mich wieder, Madonna? Was that ich Dir, Maddalena, daß Du meinen Blick vermeideſt, der nur aus dem Borne des Deinigen ſein Licht und ſeinen Glanz empfängt? Gedenkſt Du des erſten Blickes nicht mehr, in welchem mein Weſen mit dem deinigen verſchmolz? Die Nacht, in welcher wir zuerſt uns fanden, ſank mit allen ihren glühenden Sternen in mein Herz; ſo viele tauſend Flammen ſchlagen jetzt wieder daraus empor; wirfſt Du dieſe Nacht drüber, ſie zu erſticken, armes Weib? Du vermagſt es nicht! Wie die Schlange der Ewigkeit ringelt ſich mein Verlangen um Dich. Da Dein Puls unter dem meinigen wallte, warſt Du mein, Maddalena! Der Druck meines Fingers ritzte Dir die Haut, und als ob Dir Blutstropfen draus ſprangen, Roſen aus Schnee, gefallen auf mein Herz als Schrift, biſt Du mein, kein Gott zerreißt die Urkunde, mit der Du Dich mir zu eigen gabſt."

Maddalena ſeufzte aus beklommener Bruſt. Clincior's Blicke zuckten wie Flammen, die um ihre Beute züngeln, auf ihrer Schönheit. „Du zitterſt ſchaudernd vor meiner Liebe!" fuhr er leiſe fort. „Fühlſt Du's, daß Du mein eigen biſt? Mein eigen Dein ſchöner Leib, mein eigen Deine Seele? Unentreißbar, auf ewig verſchrieben mein eigen? So lieb' ich, — ich! Wie der Tod das Lebendige liebt, wie der Ocean die Erde; er umklammert ſie mit tauſend Armen, in Sturmesdonnern brauſet er jauchzend auf, in jeder Secunde kann er ſie vertilgen. So lieb' ich!“

Wild auflachend, daß ihr das Blut im Herzen vor Grauſen ſtockte, ſtand er vor ihr, die Stirne gerunzelt, als laure in jeder Falte Verderben. Und doch empfand ſie, in ſich ſelber zuſammengeſchmiegt, im Todesbangen unſägliche Wonne. Er legte ſeine Hand auf ihren Scheitel, jeder Nerv glühte ihm, jede Muskel war ſtraff angeſpannt vom tobenden wilden Lebensdrang; mitten in dieſem Taumel aber ſchüttelte ſein Geiſt die Adlerſchwingen, und ſchwang ſich über den Augenblick empor; und aus ſeiner Bruſt ſchrie — nur ihm vernehmlich — ihn niederdonnernd, der Hohn des Daſeins.

„Was bin ich Dir, armes Geſchöpf?“ ſprach er mit grauſamem Mitleid, und den verſtumpfenden Reiz ſich ſchärfend durch das Bewußtſein ſeiner Grauſamkeit, „Was mir ſelber? Dir die Liebe ſelbſt, die verzehrende, — mir der Haß, der ſich ſelber tilgt. Beides, Liebe und Haß, bin ich; Du vermagſt ſie nicht zu ſondern, ſie ſind urſprünglich eins oder ſind ſo ineinander geſchmolzen, wie Metall in Metall! — Das All, durchädert vom Bewußtſein, daß es in jeder Secunde das Nichts ſein wird! Armes Weib, was iſt's, das Du an mir lieben kannſt? Faſt jammert mich Dein. Ich bin nicht jung, nicht ſchön, nicht geſchmeidig in Worten und Thaten. Ich gebe mich nicht hin, ich verſchenke nicht das kleinſte Theilchen meines Weſens; ich verlange nur, herrſche nur, tödte nur. Ich habe keinen Gott, der mich erweicht; und die Glut, die aus meiner ſteinernen Bruſt herausſchlägt, kann Dich nicht wärmen, nur tödten. So erkannteſt Du mich, ſo bin ich, was liebſt Du an mir?“

Maddalena hatte den Worten des wilden Freiers immer aufmerkſamer gelauſcht, und jedes folgende hatte ſie höher aufgerichtet und gekräftigt, und ihr Bewußtſein geklärt. Edel und erhaben ſtand ſie, ihn faſt überragend, vor ihm und gab ihm die Antwort: „Was ich an Dir liebe? Dich, den Ganzen! den Mann!“

Ein Lächeln des Mitleids um Clincior's Lippen. „Kann ein Weib den Mann begreifen? Nicht ſeine Ganzheit, geſchweige gar das Oedipusräthſel, das er feſt in ſich verſchließt, deſſen Siegel von keinem Kuſſe erweicht wird. Du, — nur ein Weib! willſt's ergründen? Armes Weib! Du, das von dem Leben nichts kennt als die Blumen, nicht den Tod, aus dem ſie hervorſprießen, — von den Blumen nichts als die Farben, den Duft, — nicht den Tod, der ſich im tiefen Grund des Kelches birgt! Doch, ich erkenne Dich! Der Stolz der Freiheit regt ſich in Dir, armes Weib! Du verſchmähſt es, errungen zu ſein, Du willſt den Stolz des Hingebens, um den Stolz der Herrſchaft zu erringen? In die Schranken treten willſt Du mit mir? Ich ſeh's! Höher hebt ſich Deine Bruſt, Deine Blicken dünken ſich Könige oder Propheten. Armes Weib! Darin ganz ein Weib, in dieſer Schwäche der Eitelkeit, und doch — nur ein Weib!" —

„Ein Weib!" erwiederte Maddalena mit Hoheit; — über wallt ihr dabei das Herz, — „ein Weib, das Dich liebt! Denkſt Du geringer von mir, ſeit ich weiß, daß ich Dich liebe, ſeit ich ſtolz bin, daß ich's weiß? Jetzt, jetzt erkannt' ich's."

„Woran?" fragte Clincior zweideutig, in das Gefühl ſeiner ſtrotzenden Manneskraft, ſeiner Uebergewalt floß Verachtung ihrer Demüthigung über; ſtolz, gewandt und kalt neigte er ſich zu ihr mit den Worten: „Schöne Madonna, wäret Ihr gebunden, ſo löſ' ich den Zauber, der die edle Tochter Genuas erniedrigte. Gewiß, Madonna: denkt mich nicht mehr, dann bin ich nicht mehr; ſeht, welch ein ſchwaches Geſchöpf ein Mann! O ſeht!“ rief er plötzlich ſchneidend, — „ſeht, reizendes üppiges Weib, das iſt Leben! ....“

„Clincior!“ ſtammelte Maddalena in Todesangſt. — „Du willſt mich verlaſſen, verachteſt mich! Brachſt die Blume, wirfſt ſie weg! ....“ Sie ſah ihm in's Auge und las darinnen eine Schrift, wie Dolchſpitzen ſo fein; jetzt ging ihr die Deutung auf, und unerſchrocken rief ſie in ihrer Liebe die Wahrheit ihm zu: „Verbirg Deinen tiefinnerſten Schmerz nicht hinter Stolz und Verachtung, Deinen Stolz und Deine Verachtung trag' ich gern, mißkenne mich ganz, doch dann gib mir auch Deinen Schmerz ....“

„Weib!“ rief Clincior wild. „Wag' es, zu ſagen!“ Und mühſam ſich beherrſchend, fühlend, daß ſie den rechten Fleck getroffen, verſtummte er und brach wieder los: „Du ſiehſt durch Thränen, drum wähnſt Du mein Auge feucht. — Kein Laut! Weck' ihn nicht! Er vergiftet die Luft. Bei Deinem Leben; was weißt Du von mir?“

„Nichts, als daß ich Dich liebe,“ erwiederte Maddalena ſanft, „und lieben werde, ob Du mich auch nur täuſchen gewollt. Nur ein Weib, Clincior, doch ganz ein Weib!“

Clincior ſtand mächtig bewegt und wog Gedanken. „An keinen Gott kann ich glauben und ſollt's an ein Weib? O Schmach! Brich ein, Boden unter meinen Füßen, wenn auch das Herz noch beſiegt wird!“ — Jetzt ſprach er laut: „Geh, laß uns ſcheiden! Täuſchung iſt Alles; Sinnendrang, Augenblick noch das Einzig-Wahrhaftige.“ — Er reichte ihr die Hand zum Abſchied und forſchte dabei in ihrer Seele. Da ſank ſie vor ihm auf die Kniee und umfaßte die ſeinigen. „Denke immerhin niedrig von mir, weil ich mich vor Dir erniedrige,“ ſprach ſie in ihrem vollen Schmerz. „O was iſt Erniedrigung, was iſt Höhe! Ich kann nicht anders, als zu Dir flehen! Nicht um meinetwillen ſtoße mich von Dir! Ich kann ja ſterben! — Doch Du biſt elend; Du darbſt, Du haſt keinen Gott als Dich, und wirfſt verzweifelnd auch dieſen von ſeinem Altar in den Staub! ....“

„Schweig!“ rief Clincior wild, ſie am Arme faſſend.

„Du haſt Niemand, Niemand auf Erden,“ fuhr ſie fort, „bis zu dieſer Stunde Niemand als mich; ich muß Dir bleiben.“

„Fort, Natter Mitleid! Verflucht, wer Dich hegt und wärmt!“

„Mich zu verderben kamſt Du, ich weiß es; und doch muß ich Dich noch lieben. Verzweiflung iſt's ja, weshalb Du mit Herzen ſpielſt;

an Verzweiflung ſtirbſt Du Jahre lang. Geneſe an Liebe, ſie iſt Glaube."

Clincior lachte höhniſch auf; nicht ihr, ihm ſelbſt galt dies Lachen. Die Arme über die Bruſt gekreuzt, ſprach er hierauf ironiſch: „Du willſt mich bekehren! Laß ſehen! Ich habe den Stolz des Weibes beleidigt; er will ſich meine Achtung erzwingen. Verſuch' es denn!"

„Sei's!" erwiederte Maddalena mit edler Würde; „ganz gebe ich mich Dir hin, Haus und Vaterland, Verwandte und meinen Namen ſelber laſſe ich hinter mir, begrabe meine ganze Vergangenheit in Vergeſſen, will nichts als Dein ſein. Die Stunde, da Du im Sturmwind kamſt, ſelbſt ein Orkan, trennte mich auf ewig von Genua und von Allem, was Gewohnheit und Sitte heißt, und gab mich in Deine Gewalt, doch nicht als Sclavin, wie Du gewollt, freiwillig als Sühnopfer für Dich, bring' ich mich Dir dar."

Clincior maß ſie, ſtarr vor Verwunderung, doch ungläubig ſchüttelte er das Haupt. „Du haſt ein feſtes Vertrauen, Weib, auf einen, der Niemanden als ſich ſelber vertraut. — Nein, geh! Es jammert mich Deine Jugend und Schönheit. Dieſe Stärke, die Du jetzt zeigſt, die mich überraſcht, iſt Aufwallung der Leidenſchaft, die Dich täuſcht; unſäglich elend fühlſt Du Dich, wenn Du davon erwacheſt.“

„Ich wache jetzt,“ entgegnete Maddalena ernſt, in der Weihe ihres Bewußtſeins; — „die ganze Bedeutung meines Daſeins drängt ſich in dieſem Augenblicke zuſammen.“

„Und wenn ich Dich täuſche, verrathe?“

„So werde ich zu leiden wiſſen! das Leiden, — jetzt fühl' ich etwas davon — iſt etwas Göttliches, des Menſchen ganze Herrlichkeit, Glück und Hoffnung reicht an dieſe Kunſt nicht hinan.“

„Weib, was machſt Du aus mir? Hinweg!

Du greifſt in mein Herz, und faſſeſt ſeine Nerven, daß ſie lauten Schall geben. — Zum letzten Male, Maddalena, höre meinen Rath; er iſt aufrichtig, höre ihn, eh's zu ſpät iſt, locke mir nicht aus ſtillem Winkel der Seele Gedanken hervor, Raubthiere, die ich noch bändige."

Sie hob den ſchneeweißen Arm und ſprach: „Hältſt Du meine Liebe für ſo gedankenlos und niedrig, daß Du mich mit ſolchen Drohungen abzufertigen gedenkſt? Wähnſt Du Dich frei, ohne Rechenſchaft, ſtolzer Mann? Gebunden biſt Du an mich, wie ich an Dich. Seit jener Secunde, da Du im ſtillen Garten meinen jungfräulichen Leib umſchlangeſt, biſt Du nicht Dein, biſt auch mein, und ſo wahr ich Deine Hand hier faſſe und halte, ich gebe mein Recht auf Dich nicht auf. Zu ſtolz, meine Ehre vor dem Altare von Dir zurückzufordern, lieb' ich Dich zu ſehr, als daß ich was Geringeres von Dir begehren möchte, als Deine Seele. So lerne achten durch Liebe, glauben durch Liebe, und größer ſein als Du biſt!“

Clincior's Seele tobte in Aufruhr. Der beleidigte Stolz erſtickte die Liebe; tückiſch blickte er ſie aus halbgeſchloſſenen Wimpern an, und ihre Hand drückend, ſprach er: „Wohlan! Ein Wettkampf! Ein Spiel um Himmel und Hölle! Du ſetzeſt Dein Leben ein, — ich ein Wort, ein einzig Wort: — Achtung! Laß ſehen, wie lange Du es erträgſt!“

Sie ſchwieg. Gereizt ſchlang er den Arm um ſie und führte ſie gegen die Thüre. Auf der Schwelle hielt er inne und flüſterte ihr in's Ohr: „Und wenn Du Mutter würdeſt?“ Sie bebte. „Eins fordre ich noch, wenn ich an das Weib glauben ſoll; — einen Schwur!“ — Maddalena vermochte kaum vor innerem Grauen, ihn zu fragen; Clincior bemerkte es und ſprach ſchadenfroh: „Einen Schwur, bedenke es! Schon jetzt gegeben! Du glaubſt an den Rächer des Eidbruchs? — Dem Kinde, haſt Du eines in Todeswehen geboren, den Vater, Dich ſelbſt verläugnen, faſſeſt Du's? — Du vermagſt es nicht! Zu viel verlangt' ich. Nein! Schwör' es nicht!"

„Ich ſchwör' es!" erwiederte ſie ſchaudernd.

Auch Clincior ſchauderte. — „Beſiegt zu werden von einem Weibe? Nimmermehr! Eher verſchwinde mein Name und mein Gedächtniß von der Erde, und Niemand wiſſe, ob ich noch lebe, ob eingeſargt ſei! Mir gelob' ich dies, mir!" Dieß ſchwur ſeine Seele ſich zu.

„Komm!" ſprach er zu Maddalena, faßte ſie ſo wild um den Leib, daß ſie vor Schmerz aufſtöhnte, hüllte ſie in ſeinen Mantel und trug ſie leiſen Schrittes durch die wohlbekannten dunklen Gänge des Palaſtes Lavagna hinaus in die ſtürmiſche Nacht. Dann ſchwang er ſich mit ihr auf ſeinen Rappen und ſprengte von hinnen. Als er um die Ecke einer

Straße bog, zeigte ſich ferner Lichtſchimmer. Ein Leutprieſter war's, der von ſeinem Beſuch am Sterbebette zurückkehrte. Hell klang das Glöcklein des Meßners durch die Nacht und dumpf das Gebet der kleinen Schaar, die dem Prieſter folgte, für die Seele des Todten.

II.

Am Felſenſtrande einer tyrrheniſchen Bucht ſtand ein alter Heidentempel, welcher in ſpäteren Jahrhunderten zu einer chriſtlichen Kirche geweiht worden war. Längſt waren jedoch auch die neuen Myſterien drinnen verſtummt, und die Altäre ihres Schmuckes entkleidet; ſeit manchen Jahren ſchon wanderte kein Prieſter mehr an Feſttagen aus dem entfernten Sitze ſeines Sprengels in den Tempel, denn der Strand ringsumher war unbewohnt und nur ſelten legte ein

Schiffer, vom Sturme gezwungen, in der unwirthbaren Bucht an, obgleich die Haine, welche den Tempel umgaben, verwilderten Gärten gleich, Früchte die Hülle und Fülle darboten und genug klare Quellen aus den Felſen ſprangen.

Unter den Säulen ſeht Clincior ſitzen; einem von jenen Steinbildern gleich, die verſtümmelt, von Moos überwachſen, aus Trümmern, dichtem Geſträuch und hohem Schilfgraſe hervorragen.

„Nein! Beſitz iſt nicht Glück!“ tönt es aus ſeiner Bruſt herauf, als Schmerz und Entſetzen zugleich. — „Was iſt Glück? Gebt Antwort, ihr Wellen, die ihr nicht müde werdet, die trotzigen Schädel an dieſen Klippen zu zerſchellen! — Weshalb dieſer Trieb, Natur, Dich, in tauſendfache Geſtaltungen zerſplittert, auszuleben? Dieß lachende Jagen nach Verweſung, wozu? wenn Verweſung nur Keim neuen Lebens, deſſen Beſtimmung wieder nur Verweſung? ....“

„Wie Du mit Deinem Frieden ſo ſchamlos gleißeſt, wangenrothe, königliche Lügnerin Natur? — Als ob dieſe Wellen, die ſich wie nackte Jungfrauen vorm Auge des Lauſchers mit den Leibern eng aneinanderſchmiegen, daß ein Glied die Hülle des andern, ein Leib das Gewand der andern ſcheine, und alle nur eine einzige in tauſend Schleier gehüllte Schönheit? Doch lechzen eure Lippen, die ihr, o buhleriſche Wellen, jetzt noch zum Kuſſe des Abendrothes ſpitzet, ſchon in unſäglicher Wolluſt dem Moment entgegen, wann ſie ein unbewachtes Leben erraffen, an ſich ſaugen, — Vampyre! Wie dieſe Felſen ſtarre Ruhe heucheln! Oh, ihr bebt zuweilen, vor Wuth, daß die Brandung an euch nagt! Ihr Himmelslichter, wie prunket ihr mit Sanftmuth! Sclaven der Nothwendigkeit! Die Meteore verrathen euch, die ihr zuweilen im

Zorn von euren flammenden Locken ſchüttelt! Lüge, Verrath, Krieg und — Ohnmacht in Höhen, in Tiefen, am Firmament, im Schooß der Erde; — in der Bruſt!“

„Ich ertrag' es nicht! dieß Weib! Ihren Himmel zertrümmere ich ihr, und ſie liebt mich noch! Schmach und Schande über meine ganze Mannheit! Der Anblick ihrer Seele wirft meinen Stolz zu Boden, und ich fühle, daß ich an ſie gebunden bin. Wie? ſchon beſiegt? Und ſo leicht beſiegt? Nimmermehr! Eher zerfleiſche ſie und mich jede Qual. Fort! fort, daß ſie ſich des Triumphes nicht freue! ....“

„Armſeliger! Iſt dieſes Geſtändniß nicht ſchon eine Niederlage? — O, noch einen Schatten von Freiheit erhaſch' ich. Nährt' ich umſonſt dies Sein durch Raub am Lebendigen? Sog es umſonſt mit jedem Athemzug tauſend Atome, tauſend Keime Werdender ein? Bloß, daß es, nachdem es in namenloſen Qualen dem

Räthſel ſeiner Freiheit nachgerungen, — ſie mit einem Male an die Nothwendigkeit hingebe? Ein einziger Druck der geheimen Feder, und der Ring zerbirſt. Hier liegt's!“

„Kaf! Kaf!“ rief er jetzt.

Ein brauner Diener ſchlich aus einem Seitenpförtchen des Tempels, wo eine nun auch zerfallene Sakriſtei angebaut war, den Finger an die Lippen gelegt, und leiſe mahnend: „Herr, ſie ſchläft!“

„Fragt' ich Dich?“ erwiederte Clincior. — „Zäume mir Zerduſcht.“

Verwundert blickte Kaf ihn an, und wagte die Frage: „Reiſen wir?“

„Ich!“ ſprach Clincior. Das trotzige braune Geſicht des Dieners verfinſterte ſich, doch demüthig kreuzte er nach orientaliſcher Sitte die Arme vor der Bruſt und verſchwand, das Gebot ſeines Herrn zu erfüllen. Clincior ſchritt, mit ſich ringend, zwiſchen den Säulen auf und nieder. „Es muß ſein!“ ſprach er endlich entſchieden. „Dieſer Wahnſinn, der die Welt beherrſcht, zerſchelle an meinem Trotz!“

Da erſchien der Diener wieder und meldete, daß er den Befehl vollbracht.

„Deine Stimme zittert! Wovon?“ fragte Clincior. „Schämſt Du Dich nicht?“

„Bin ich denn ein Mann?“ erwiederte Kaf, wild lachend. „Gibt's Scham für Eunuchen? Viel vom Weib nahm' ich, — Scham iſt drunter, — Treue auch. Ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen. Ich haſſe alles, was Mann heißt, Euch allein lieb' ich, denn Ihr gabt mir die Freiheit; drum bin ich freiwillig Euer Sclave, Euer Hund, wenn Ihr wollt. Ich lebe auf, wenn ich Euch ſehe; — Ihr wißt's, und doch murre ich nicht, wenn ich Euch nicht folgen darf, obwohl mir's ärger iſt, als wär' ich gefangen; ich murre nicht, denn Ihr wollt's!“

„So ſprich! Was gibt's?“ fragte Clincior, indem er wohlgefällig ſeine Hand auf die Schulter des Eunuchen legte.

„Drei Jahre lang hütete ich, Euer Antlitz entbehrend, nach Eurem Gebot Euer Schloß Campofelice,“ erwiederte Kaf; — „und ging, als Ihr dem Könige folgtet, mit nach Genua, wo Ihr mich bleiben hießet, bis Ihr mich rieſet, denn Ihr ginget mit Prieſtern und ich glaube an Allah. Zwei Wochen kaum dien' ich hier wieder, ſeit wir Madonna hieher brachten. Nehmt uns mit Euch!“

„Nimmermehr!“

„Und Madonna? O Herr, ſie liebt Euch; ſo liebte noch nie ein Weib! Sie ſtirbt, wenn ſie erwachend ſieht, daß Ihr ſie verließt.“

Elincior ſchwieg und verbarg ſeine innere Bewegung. Endlich raffte er ſich auf und ſprach rauh und hart: „Meiſterſt Du mein Thun? Schweig' und vollſtrecke, was ich Dir befehle!“

„Herr, ich thu's!“ erwiederte der Eunuch.

„Führe Zerduſcht mit verbundenen Hufen über die Quadern hinweg, in's Gebüſch; Du kennſt ſeine Art; dann kehre zurück und harre vor der Pforte. Erwacht Deine Herrin, ſo ſage ihr: daß ich ſie verließ, daß ich ſie nie mehr wiederſehen werde. Fragt ſie, wohin ich ging, ſo ſage ihr, ich ging nach Genua, eine Schönere zu werben, als ſie. Sag' ihr, ich liebte ſie nicht mehr. Und dann fort von hier, Du und ſie, — nach Campofelice oder Capua.“

„Herr?“

„Bin ich's noch? So gehorche! — Höre weiter! Beobachte ſie ſcharf, ob ſie mich anklagt, ob ſie jammert, belauſche ihren Schlaf. Im Schlaf wird die Zunge zur Verrätherin des Herzens. — Sie wird Mutter werden. Sorge, daß ihre Ehre vor böſem Leumund ſicher bleibt. Merkſt Du auch auf alles? Bei Deinem Kopfe, behalte jedes Wort, das ich Dir jetzt ſage. Geneſt ſie eines Kindes, ſo belauſche ſie, wenn ſie mit dem Kinde tändelt, ob ſie ihm den Namen des Vaters, meinen, nennt, um ihr Herz im ſüßen Gekoſe der Erinnerung zu entladen. Doch verſuche ſie ſich nicht dazu und halte dem Kinde den Vaternamen geheim, wie die Mutter es ſoll....“

„O Herr, wollt Ihr ſie tödten?“

Clincior blickte zu Boden und ſchwieg eine kleine Weile; endlich ſprach er bewegt und weicher, als Kaf ihn je geſehen, vertraulich zu dieſem: „Alles, was ich beſitze, Schlöſſer und Schätze, — Du weißt, Du allein, wo ſie liegen — Alles iſt von heute an ihr Eigenthum und ihres Kindes. — — Stets warſt Du mir treu, Wüſtenſohn, — von jetzt an ſei es ihr, und ſei es einſt ihrem Kinde. Verwalte ihnen gewiſſenhaft ihr Gut. Schütze ſie, wo Du kannſt. — Genug! Ich weiß, Du wirſt es.

Behalte alles; ich werde Rechenſchaft verlangen. Führe Zerduſcht hinaus! — Und ſo — leb' wohl!"

Der Eunuch ging ſchweigend gehorchend hinweg, und führte den Rappen mit verbundenen Hufen eine geraume Strecke hinweg auf den Kreuzweg und kehrte wieder, der armen Herrin gedenkend, welche das nahe Unheil noch nicht ahnte.

Indeſſen betrat Clincior leiſe das Innere des Tempels; er mußte ſie einmal noch ſehen. Die armſelige, jeden Schmuckes entkleidete Celle war zu einem Heiligthume der Liebe geworden. Auf Binſen lag Maddalena in ſüßem Schlummer und träumte von Clincior: ſein Weſen glühe in derſelben göttlichen Läuterungsflamme, welche das ihrige durchlohte.

Erſchüttert ſtand der ſtolze, finſtre Meiſter vor der Schlummernden. Ihre jungfräuliche Mütterlichkeit und die Majeſtät ihrer Schönheit klagten ihn an. Die leiſe zuckenden Lippen, halb offen, als ſchwebe ſein Name auf ihnen, lockten ihn zum Kuſſe, und doch ſcheuete er ſich ihnen zu nahen, als wecke er, wenn er ſie entweihe, einen rächenden Cherub.

„O Weib! Weib!“ ſtammelt er leiſe, hingeriſſen.

Da ſtreckt ſie im Schlafe die Hand nach ihm aus.

„Sie fühlt meine Nähe! Schon überwunden, wähnſt Du? Nie! Nie!“ — Er reißt ſich los, eilt hinaus, gewinnt den Kreuzweg, beſteigt den Rappen und jagt in der Richtung nach Genua zu fort.

Kaum hat Clincior den Tempel verlaſſen, ſo erwacht Maddalena beklommen, erhebt ſich und ruft nach dem Geliebten.

Keine Antwort. Ihre Angſt wächſt. „Clincior! Clincior!" Sie eilt der Pforte zu; da klaffen die ehernen Flügel auseinander und Kaf, der Eunuch, ſteht vor ihr. Sie faßt ihn an der Hand und ſucht in ſeinen Blicken nach der Wahrheit; kaum vermag ſie zu fragen: „Wo iſt Clincior?"

Schweigend winkte Kaf, daß er ſie verlaſſen. Ihr Unglück hatte ihn ſo überwältigt, daß er ſeines Herren harten Befehl nicht wörtlich auszurichten vermochte. Sie war ſtärker als er. „Sprich!" gebot ſie; „ich ahne Alles, doch wiſſen will ich's!"

Kaf begann: „Madonna, mein Gebieter hat Euch verlaſſen, er trug mir auf...."

„Trug Dir auf?"

„....Euch zu ſagen...." Kaf ſtockte.

„Verlaſſen!" hauchte ſie, marmorbleich, das Haupt neigend. So ſtand ſie einige Secunden lang, plötzlich aber richtete ſie ſich wieder auf, von ſiegreicher Klarheit ſtrahlte ihre Stirne; das Vertrauen der Liebe war's, das ſie wieder belebte, und nur eine Prüfung, was ſie erkannte, eine Prüfung, welche zu ertragen ſie Kraft genug in ihrer Liebe fand. Da traf das Wort „Genua" aus Kaf's Munde ihr Ohr. „Genua?" rief ſie, — „beim allbarmherzigen Gott! ſprich die Wahrheit. Genua, ſagſt Du?"

„Genua!" wiederholte der Eunuch.

Laut ſchrie ſie jetzt auf vor Todesangſt um Clincior. „In Genua leben Lavagnas. O mein Gott, Genua iſt ſein Sarg! Die Lavagnas werden ihm als Raub anrechnen, was mein Geſchenk war, und eh' er den Mund zur Vertheidigung öffnen kann, werden Wunden in ſeiner Bruſt ſtatt ſeiner reden und ſeine Schuldloſigkeit bezeugen. Nur ich kann ihn retten! Mein Blut iſt das edelſte, das die Lavagnas auf Erden anerkennen, und ſtammte er auch aus Königsgeblüt. Sie werden es annehmen als einzig würdiges Sühnopfer ihrer Rache. Auf! nach Genua, — Du liebſt ja Deinen Herrn, zeig' es jetzt, folge mir!"

„Zu Eurem Befehl, Madonna!" erwiederte Kaf, die Arme auf der Bruſt gekreuzt und ſo tief ſich vor ihr verneigend, daß ſie die Schrift des Mitleids, die zwiſchen ſeinen Stirnrunzeln ſtand, nicht gewahren konnte; — „ich gehe, den Zelter zu zäumen, da Ihr es wünſcht."

„Wär' auch dies nur Prüfung?" fragte Maddalena, als ſie allein war, ſich ſelbſt; — ſie ſank auf die Kniee; — „Nein! nein! O ſende Deine himmliſchen Schaaren, ihn zu beſchützen, barmherziger Gott, — leite *mich*, *mich* nach der Vaterſtadt; was Ehre, was Schmach! — Laß mich ihn nur retten und ſterben, gnädiger Gott!"

Kaf kam zurück. „Euer Zelter iſt gezäumt, Madonna, ſeid Ihr bereit?"

„Ich bin's!“ rief ſie und folgte ihm. „Nach Genua! Nach Genua!“

Kaf erwiederte nichts, half ihr zu Pferde und führte ſie auf einſamen Pfaden nach dem Schloſſe Campofelice in Apulien, dem Eigenthume Clincior's, wo ein großer Theil ſeiner ungeheuren Schätze aufbewahrt lag.

Clincior war kaum fünf Stunden geritten, als er ſich wieder auf einer offnen Heerſtraße befand, welche nach Piſa führte. Er hatte beſchloſſen, wieder mit dem jungen Könige Friedrich zuſammenzutreffen, und fortan von deſſen Seite nicht eher zu weichen, als bis dieſer die deutſche Königskrone auf dem Haupte trage. Die innige Freundſchaft, welche den finſtern Meiſter aus Neapel mit Friedrich's Vater, Kaiſer Heinrich dem Sechsten, verbunden, trug er auch auf den Sohn über. Den Weg über Genua aber, welchen Clincior mit leichter Mühe hätte vermeiden können, hieß ſein Trotz ihn wählen; kein Lavagna ſollte von ihm denken, daß er die Rache der Verwandten Maddalena's ſcheue.

Das Bild dieſer liebenden Frau vermochte er übrigens weder aus ſeinem Geiſte, noch aus ſeinem Herzen zu verbannen. Ohne daß er ſich's geſtand, empfand er zum erſten Male Achtung vor der Würde des Weibes, ſo ſehr ſein Stolz ſich dawider ſträubte; ja er liebte ſie, ohne es zu wiſſen. Es drückte ihn das Gewicht des Frevels, den er mit ihrem Herzen getrieben, und er ſuchte ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, aber kein Grund hielt; ſchmerzlicher als je empfand er die Zerklüftung ſeines eigenen Weſens, und nichts blieb ihm als zum Hohne zu flüchten. „War's meine Schuld?“ alſo trog er ſich ſelber; — „ſie gab ſich mir hin wie ihrem Gotte, — und wenn ich ſie täuſche, was thu' ich Schlimmeres als ihr Gott? O Leben, prunkvolle Schöpfung aus Nichts! Dein „Werde," Dein Athem iſt — Täuſchung!"

Glockenklänge weckten ihn aus ſeinem menſchenfeindlichen Selbſthaß. Er blickte auf und ſah die Schaaren der deutſchen Knaben, welche ſich unter Nicolaus von Köln zum Kreuzzug verbunden hatten.

Sie waren von Genua, wo ſie wider Verhoffen keine Schiffe gefunden und ſich nur kurze Zeit aufgehalten hatten, nach Piſa gezogen. Aber wie war das Ausſehen der Knaben verändert, ſeit Clincior ſie in jenem vom Tanaro durchſchlängelten Thale erblickt! Ermattung, Entbehrung, Troſtloſigkeit, Heimweh redeten aus den eingeſunkenen Augen, aus den abgemagerten Wangen, hinfällig wankten ſie dahin, die jungen Pilger, deren Haufen ſich ſtark zuſammengeſchmolzen zeigten, da viele aus Ermattung am Wege liegen und zurück geblieben, viele andre elend verkommen waren. Seit in Genua die Nachricht laut geworden, daß die Marſeiller Knaben theils an den Klippen von San Pietro ertrunken, theils in der Saracenenfürſten Gewalt gekommen, war im Volke die fromme Begeiſterung für die neuen Ankömmlinge verdunſtet; es ſah in jenem unglücklichen Ausgange ein Mißfallen der göttlichen Vorſehung, und das Unternehmen, das früher wie Gottes Wille, erſchien jetzt wie ein thörichter Frevel. Der Rath der Republik Genua verbot den mit dem Kreuze bezeichneten Kindern längeren Aufenthalt in der Stadt.

Elincior erinnerte ſich an den Auftrag des Erzbiſchofs. „Maulwurf Zufall!" rief er lachend, „dieſe Genueſen fürchteten gewiß, die Knaben mit dem Kreuze möchten ſich über Nacht in Heuſchrecken verwandeln und Genuas Vorrathskammern leeren. Wo hinaus, ihr verirrten Lämmer?“ ſprach er die blaſſen Knaben an, „wo habt ihr Eure Hirten?“

Er ſpornte den Rappen, bis er zu den Greiſen kam, die verdroſſen zu beiden Seiten des Weges ſchritten.

„Steht!“ rief er ihnen mit ſtarker Stimme zu. Sein Rappe bäumte, daß die Hufe faſt über den Stirnen der beiden Greiſe hingen. Entſetzt warfen ſie ſich zur Erde. Er brachte den Rappen zum Stehen. Sein Antlitz ſchien plötzlich ein andres, ſeine Züge drückten Freundlichkeit, Vertraulichkeit, Verſchmitztheit aus. Er ſtieg vom Pferde, wickelte den Zaum um den Arm und ſchritt zwiſchen den Greiſen, deren Befremden über die ſeltſame Begegnung ſich je mehr verlor, je mehr Worte er mit ihnen wechſelte.

„Ihr ſeid mißvergnügt, ehrwürdige Herrn,“ ſprach er, „weil Ihr in Genua die Schiffe nicht fandet, die Ihr zur Ueberfahrt erwartetet. Man kann Euch nicht Unrecht geben, wenn man die Strecke Weges in Anſchlag bringt, die zwiſchen Genua und Piſa liegt. Ihr verloret nichts, Ihr gewannt viel! Was blickt Ihr mich mißtrauiſch an? Ich erwies Euch einen Dienſt!“

„Wohin ſoll das führen?“ fragten die Beiden.

„Ich hatte vom Könige eine Sendung, Euch nach Genua zuvorzueilen und der Republik zu ſagen: daß ein paar Handelsleute kämen. Seid ruhig, ehrwürdige Herrn, durch mich erfuhr ſie es nicht; doch erfuhr ſie wunderliche Kunden von Marſeille. Dankt Gott, daß Ihr aus Genua ſeid. Bevor ich weiter ſpreche, laßt uns wie rechtſchaffene Kaufleute unſern Handel ins Reine bringen. Wie viel gebt Ihr, wenn ich Euch ſage, vor welcher Rhede am tyrrheniſchen Meere jetzt der Kaper kreuzt, den Ihr im Golf von Genua vermuthetet? Gebt mir ehrlich Beſcheid, denn wir ſind unter uns und keines von dieſen deutſchen Kindern kann uns verſtehen."

Mißtrauiſch ſah ihn Einer der Beiden an und ſprach, indem er dem Andern verſtohlen einen Wink gab: „Wir wollen die Knaben einſtweilen weiter ziehen laſſen und uns an einem ſichern Orte beſprechen."

„Gut!" erwiederte Clincior, „wir ſind dann nur zu Dritt, ich und ihr — zwei! Zwei bis fünfhundert Schritte iſt's von hier bis zu der Klippe, die ins Meer überhängt. Ein ſtiller Ort zum Handel. Das Gebraus der Wellen verſchlingt jeden Laut." Er wickelte den Zaum vom Arme los und kneipte ſeinen Rappen am Ohre, der plötzlich ſtille ſtand und den Kopf ſchnuppernd zu Boden ſenkte.

„Ihr ſeid ein kluger Mann!" verſetzte der Eine, ließ Clincior vorangehen und gab dem Andern hinter Clincior's Rücken ein Zeichen.

Sie erreichten die Klippe, an deren Fuße unten die Wellen toſend anſchlugen.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſprach Clincior. „Laßt uns zum Abſchluß kommen!“

„So redet!“ erwiederten die Beiden, indem ſie ihn in die Mitte nahmen.

„Haltet ein!“ rief Clincior, „ehrwürdige Herrn, ihr wolltet meine Beichte empfangen. Gebt erſt die Eurige!“

„Spricht er im Wahnſinn?“

„Euer Bekenntniß, Ihr ſehr ehrwürdigen Prieſter! Ich bitt' Euch! Ihr ſchweigt? Nun zum Teufel, ich rede! Sei Einer dort oben, hier unten, hier zwiſchen uns, — was kümmert's mich! Was Euch; Euch gar! Seid ihr nicht Prieſter! O albernes Thier, genannt Menſch! Ein Hauch, eine Lüge, wirft Deine Klugheit, Deine Lüge zuſammen. Ihr nehmt den Köder — Gott, und lockt Kinder und Narren. Fort! werdet ſelbſt Köder! Da, Vielfraß Ocean, ſättige Dich!“

Er packte ſie mit gewaltigen Armen und ſchleuderte ſie bis an den Rand der Klippe. Wie Polypen klammerten ſie ſich an ſeinen Leib. Ein furchtbares Ringen entſtand. Arm in Arm, Fuß in Fuß gewickelt. Zoll um Zoll feſten Landes weicht.

Endlich ſtreift Clincior mit mächtigem Druck ſie wie Schlangen von ſich, — ein Stoß und ſie ſtürzen hinab in die Brandung.

Langſam ſtieg er von der Klippe nieder. Die Schaar der Zurückgebliebenen ſtarrte ihm voll Entſetzen entgegen; ſie hatten den Kampf, hatten den Sturz der Führer geſehen. Clincior warf ſich auf's Roß und rief ihnen zu: „Wer von Euch hat noch Luſt nach Jeruſalem? So wißt: Ihr waret den Saracenen verkauft, ſeit Ihr den Greiſen folgtet. Geht hinter dem Pfluge, ſo erfüllt ihr den hohen Zweck des Menſchen! Ein Joch für Euch, eine Vogelſcheuche, und Ihr ſeid glücklich! O jammernswerthes ſeliges Geſchlecht!“

Rathlos und niedergeſchlagen ſtanden die der Führer beraubten jungen Pilger. Einige wenige von ihnen, Jünglinge von Alter und Muth, drangen darauf, die Reiſe fortzuſetzen, um eine Seeſtadt zu erreichen, und dort Ueberfahrt nach Paläſtina für Gotteslohn zu ſuchen. Andere begehrten zu ihren Aeltern und Verwandten heim. Wieder Andere ſchrieen nur nach Brot; Viele flehten nur um ein Obdach, um drunter zu ſterben. Jene, welche auf die Fortſetzung der Reiſe drangen, ließen ſogar Drohungen gegen Clincior hören, den ſie im guten Glauben falſcher Anklage gegen die ermordeten Führer bezüchtigten; da die Gefährten widerſtritten, ſo ließen ſie es auf den Ausſpruch des Nicolaus von Köln ankommen, den ſie als ein von Gott ſelbſt erwähltes und geweihtes Wunderkind anſahen. Dieſer aber gab auf die Frage: „Wohin ſollen wir ziehen, Nicolaus?" in ſeiner Unſchuld die Antwort, die er von den Führern ſo oft gehört und auch dem Könige gegeben: „Zu Gott!" Dann jauchzten die armen Bethörten, ſchwuren, ihn nicht zu verlaſſen, und trennten ſich von den muthloſeren Gefährten. Da wurde aus recht beklommenen Herzen ſo manches Lebewohl gerufen. — Begeiſterung und Ungemach hatten Kinder aus den verſchiedenſten Gegenden, die ſich vorher nie geſehen, zu Brüdern gemacht, und nun ſchieden ſie von einander, vielleicht für immer. Und gar die Matten, die den Keim des Todes ſchon in ſich trugen, die nichts mehr wünſchten, als Bruderaugen, in die ſie ſterbend blicken könnten! Klein, wie der Leichenzug eines Armen, war der Hauſe, der durch fromme Schwärmerei erkräftiget, dem einmal erwählten Ziele zuzog. Die Zurückbleibenden ſammelten ſich um Clincior und baten kleinlaut um ſeine Hülfe und ſeinen Schutz. Als er ſie ſo in ihrem ganzen Elend ſah, wich in ſeiner Bruſt die Menſchenverachtung für einige Augenblicke dem Mitleid.

„Kommt!“ ſprach er zu ihnen, „von allen Verlaſſene, ſelbſt von Eurem Gotte verlaſſen! — Ihr vertraut Euch wunderlichen Führern.“ Grollend blickte er gen Himmel. „Immerhin beſſer,“ rief er dann wild und ſtolz, — „Ihr gebt Euch dem Willen dahin, als dem Zufall. O, tilgt' ich das alte und zeugte ein neues Geſchlecht! Kommt!“

Nun zog er dahin an der Spitze der heimkehrenden Schaar, blickte unwillkührlich oft auf die Kinder zurück und dachte an jene einzige, kurze Zeit, als auch er glücklich, als er ein — Kind geweſen war.

Je näher ſie Genua zu kamen, je lichter wurden die Haufen. Faſt in jeder Ortſchaft, durch welche ſie zogen, blieben Einzelne ſterbend, Andere ſiech zurück, Andere verdingten ſich gebrochenen Muthes als Knechte, um ihr Leben zu friſten.

Clincior war in Genua, nachdem er die Kinder dort ihrem weiteren Schickſale überlaſſen, bei einem Gaſtfreunde abgeſtiegen, der ihn nicht blos liebte, ſondern auch, in heimlicher Scheu vor ſeinen geheimen Künſten, ihm Ehre wie einem Fürſten erwies. Dieſer Gaſtfreund war, als er Clincior ſo unerwartet vor ſeinem Hauſe fand, ſo erſchreckt, daß er ſeine Beſorgniß vor dem Falkenblicke des Neapolitaners nicht zu bergen vermochte. Der Genueſe zog den Gaſt eilig in das Haus und führte deſſen Rappen in den Stall.

Befremdet faßte Clincior den Gaſtfreund in's Auge und fragte ihn, während er ihm die

Hand zum Gruße bot: „Was iſt Euch widerfahren, Gevatter? Iſt Euch mein Beſuch ungelegen? Ich bitt' Euch: Sprecht frei heraus. Von allem Ueblem dünkt mich dies das ſchlimmſte: Jemandem für einen Dienſt zu danken, der ſich entbehren läßt.“

„Behüte der Himmel!“ entgegnete der Genueſe eifrig, „daß ein ſolcher Verdacht mich mit Recht treffe. Nein, Meiſter, mein Haus iſt wie ſonſt und immer das Eure, ſo lang Ihr in Genua weilt, und ich bin reich geehrt, daß ein Mann wie Ihr, der weit und breit im Rufe übernatürlicher Kräfte ſteht, der vertraute Freund des ſeligen Kaiſers Heinrich des Sechſten, ein Mann, deſſen Stammbaum auf den weiſen Meiſter Virgilio zurückführt, ein Mann, der in allen Ländern der Chriſtenheit und der Heidenſchaft mehr Schlöſſer und Schätze hat, als die Republik Genua, dies arme Haus ſeines Eintrittes würdigt.“

„Was alſo ſonſt?“ fragte Clincior lächelnd.

„So wißt Ihr nicht, welches Gerücht....“

Ein lautes Gelächter Clincior's unterbrach ihn; — „daß ich ein Ketzer und Schwarzkünſtler bin, nicht wahr? Das meint Ihr.“

„Lieber Meiſter,“ fuhr der Genueſe ängſtlich fort, — „Ihr habt einen ſchlimmen Handel begonnen, ſo ſchlimm, daß ich noch geſtern gegen einen beſonnenen Mann, einen Kaufherrn aus Florenz, (der Mann hat ſeine drei Schiffe zur See!) eine große Summe wettete, Ihr würdet Genua nie wieder betreten.“

„So erfahr' ich denn endlich den Grund Eurer Betrübniß,“ erwiederte Clincior, „es thut mir leid, daß Ihr die Wette verlort; nehmt dieß zur Entſchädigung; ich bitt' Euch.“ — Er legte eine Börſe voll Goldſtücke auf den Tiſch.

Der Genueſe war beleidigt. „Das verdien' ich nicht! Ich bin reich genug, die Wette zu verſchmerzen,“ rief er ſtolz und lebhaft. „Bei

Gott, ich ſprach aus aufrichtiger Freundſchaft zu Euch, und nun mäkelt Ihr an dem Klang meiner Worte, als wären's falſche Münzen, die Ihr prüft, bevor Ihr ſie einſtreicht. Mein Haus ſoll Euch, ſo lang Ihr in Genua weilt, den Lavagnas unſichtbar machen, wie den Gyges ſein Ring. Aber um Eures Heiles willen nehmt treuen Rath an, und benutzt die Gelegenheit, um, eh' es zu ſpät iſt, der Gewalt Eurer Feinde zu entrinnen. Die Zeit iſt Euch günſtig, zeigt ihnen Euer Antlitz nicht!"

„Weßhalb kam ich denn nach Genua," erwiederte Clincior, „als um ihren Zorn zu ſehen?"

„Unſeliger Trotz!" ſprach der Gaſtfreund beſtürzt; — „Seid Ihr bei Sinnen, Meiſter? Wiſſet: Galeeren kreutzen, mit Leuten der Lavagnas bemannt, von hier bis Palermo, um Euch zu fangen; bis an die Alpen eifert jeder Lombarde, der neuen Freundſchaft der Lavagnas ſchmeichelnd, Euch lebendig oder todt ihnen auszuliefern. Die Freundſchaft des jungen Königes gaben ſie auf, und verbanden ſich mit den lombardiſchen Städten, einzig darum, weil Friedrich Euch in ſeinem Gefolge mitnahm. Und damit Ihr alles wißt: Heute Nacht tafeln ſie in ihrem Palaſte und halten, ergrimmt, daß Ihr ihnen ſo lange entgingt, auf's Neue Rath, Euch zu ſuchen und zu verderben. Dies gerade iſt die ſicherſte Zeit für Euch, ihrer Rache unbemerkt zu entrinnen. Hört auf den Rath eines Freundes, ich beſchwöre Euch, benutzt dieſe Stunden, werft Euch beim Anbruch der Dunkelheit auf Euer Roß, ich will Euch bis vor das Thor der Stadt begleiten....“

„Sie ſuchen mich?“ rief Clincior. „Sie ſollen mich finden. Wähnen ſie, ich berge mich vor ihnen? — Dann ſind ſie feig durch und durch, ſonſt hielten ſie mich der Feigheit nicht fähig. O Feigheit — Peſt der Welt!

Gift, an das man ſich gewöhnt, weil man's von Kindesbeinen an einathmet! Vor Feigheit iſt's, daß ſie beben und ſie ſagen: vor Wuth!"

„Was wollt Ihr beginnen?"

„Was ich muß, das heißt: was ich will."

„Ich bin Euer Gaſtfreund, Meiſter; ich darf, ich werd' Euch nicht aus meinem Hauſe laſſen, auf daß Ihr blind in Euer Verderben rennt."

„Lieber Gevatter," ſprach Clincior ruhig zu dem beſorgten Genueſen, indem er vertraulich die Hand auf deſſen Schulter legte. „Ihr ſeid ein ehrlicher Mann. Hättet Ihr ein Wort dreinzureden gehabt, als ich erſchaffen wurde, ich bin überzeugt: Ihr hättet einen ganz andern Geſellen aus mir gemacht, — einen ſehr friedfertigen Kaufmann oder einen ſehr heiligen Prieſter, oder ſonſt ein brauchbares Stück Erdenkloß. Da ich aber nun einmal ſo bin, wie ich bin, könnt Ihr mir wohl einen Arm abhauen, aber keinen andern dafür einſetzen. Ich gönne Euch Euer Glück, gönnt mir das meinige. Deßhalb laßt uns von andern Dingen plaudern. Kommt! Ich habe mit Eurem Weine ein Wort im Vertrauen zu reden; auch ſollt Ihr von mir Wunderdinge hören, — entſetzt Euch nicht, nichts von Magie, — nein, ich bin ein Schulmeiſter geworden, Ihr dürft mir's glauben.“

Der Genueſe lachte, und entfernte ſich, um Wein zu holen.

„Ich hätte die Fauſt, eine eiſerne Ruthe zu führen,“ dachte Clincior, — „Völker fühlen keine ſanfteren Streiche. Doch dieſe Zeit iſt die des Schlafes, dieſer König hat keinen Tropfen vom Blute ſeines Vaters. Das iſt mein Fluch. Ich kam zu ſpät, oder Heinrich, der einzige Kaiſer, der je gelebt, ſtarb zu früh. Was leb' ich noch? Das tiefere Wiſſen, das ich mir errungen, das der Pöbel als Zauberei ſcheuet, ekelt mich an; ausgekoſtet hab' ich jeden Genuß. Allenthalben rings um mich: Einförmigkeit, Stillſtand, Ruhe, nirgends ein Streben. Einſam ſteh' ich in dieſer Welt, ſo zehr' ich mich nutzlos auf, um zu athmen und meinen Schatten zu ſehen. Ich taugte nur dazu, wie ein Gewicht mich in die Wagſchale der Geſchichte zu werfen, Jahrhunderte niederzureißen. Aber vergebens ſuch' ich die, die durch die Breſche vorwärtsdringen mögen, und ſo hab' ich nichts vom ganzen Bewußtſein deſſen, was ich ſein könnte und ſollte, als: daß mein Daſein vergebens iſt!"

Mittlerweile kam der Gaſtfreund mit dem Willkommstrunk. Die Becher wurden gefüllt. „Auf Euer Wohl!" rief der Genueſe; — „Auf Eure himmliſche Seligkeit!" gab der Gaſt lachend zum Beſcheid.

Clincior erkundigte ſich im Laufe des Geſprächs um die Schickſale des jungen Königes, an welchem er lebhaften Antheil nahm. War doch Friedrich's Vater, Kaiſer Heinrich, der Einzige geweſen, der Clincior's innerſte Weſenheit verſtanden. Clincior haßte unverſöhnlich die wachſende Macht Roms, und ſah prophetiſchen Blickes die Alleinherrſchaft der Kirche über den Erdball ausgebreitet. Deßhalb erfüllten ihn die junge Freundſchaft des Stauffen mit Papſt Innocenz dem Dritten, der Friedrich's Vormund geweſen, die Dankbarkeit des jungen Königes gegen die Kirche mit Schmerz und Grimm, und er folgte den Wegen Friedrich's von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ſtets ſorgſam lauernd, daß deſſen edles und unbefangenes Herz nicht plötzlich irgendwie durch Dankbarkeit zu völliger Unterwürfigkeit verlockt würde.

Nun erfuhr er von ſeinem Gaſtfreunde, welche Abenteuer Friedrich in kurzer Friſt beſtanden, und wie er gleichſam durch ein Wunder den Nachſtellungen der auf den Namen Hohenſtauffen und den Enkel Barbaroſſa's erbitterten Lombarden entronnen war. Glücklich hatte der

König mit ſeinem kleinen Gefolge das treue Pavia erreicht und war von da, begleitet von den kriegeriſchen Bürgern der Stadt, bis an den Lambro gekommen, den er durchritt, indeß dieſe ihm den Rücken deckten. Kaum aber war er durch den Fluß, als die Mailänder mit gewaltigen Heereshaufen erſchienen, und die Pavienſer, da ſie heimzogen, im blutigen Gemetzel überfielen. Friedrich indeſſen zog glücklich weiter nach dem treuen Cremona, und von da, begleitet von dem Grafen von San Bonifacio, nach Trient. Durch Tyrol nach Deutſchland zu eilen, ſchien jedoch gefährlich, da des gebannten Kaiſers Otto Kriegesvolk alle Päſſe und Thäler durchwimmelte; deßhalb wandte er ſich weſtwärts den wilden Alpenjochen zu, gegen Bormio und weiter, wo aus dem ewigen Eis des Bernina die ſchäumenden Quellen herabtoſen, in's Oberengadin, und den ſchmalen ſteilen Pfad des Albula hinab. Von da ſtieg er nieder in das Davoſer Thal, bis ihm endlich die Heidenthürme Churs entgegenwinkten, und das Thal, von den Mauern des Galanda und des doppelgehörnten Mittenbergs wie zur ſichern Freiſtatt umſchanzt, ihn gaſtlich aufnahm. Von Chur aus folgte er dem raſchen Laufe des jungen Rheins, und gewann von Schloß zu Schloß bis nach Sanct-Gallen hin durch den Zauber der Schönheit, des Muthes und der Milde jedes Herz.

Ulrich, der Abt, that freudig den Harniſch an, rief ſein Volk zuſammen und zog mit ihm gen Coſtnitz, wohin Otto aus Thüringen eilte; drei Stunden nach Friedrich kam dieſer vor die Stadt, ſeine Köche waren ſchon drinnen. Der Biſchof verſchloß dem Gebannten das Thor, und dieſer wandte ſich jetzt nach Ueberlingen, um dem jungen König den Eintritt in Schwaben zu wehren. Aber raſch erhoben ſich die Prälaten und Herren von Thurgau und Schwaben, jubelnd, den erſehnten Enkel des Rothbarts auf den Thron ſeiner Väter zu heben. Ingrimmig tobte Otto, noch immer des apuliſchen Zauberkindes und der Männer ſpottend, die ſich ſo leicht von dieſem bethören ließen.

Während der Genueſe dieſe Schickſale des jungen Königes erzählte, war eine Stunde verronnen und die Nacht hereingebrochen. Clincior ſtand auf, leerte den Becher und bat den Gaſtfreund, ihm ſein Roß bereit zu halten.

„So wollt Ihr alſo meinen Rath befolgen,“ rief dieſer freudig, — und die günſtige Gelegenheit benutzen?“

Clincior erwiederte nichts; der Genueſe nahm dies Schweigen für Zugeſtändniß und ſprach, ihm die Hand drückend: „Dem Himmel ſei Dank! Ihr nehmt meinem Herzen eine große Sorge ab.“

„Ich dank' Euch für Sorge und Gaſtfreundſchaft!“ erwiederte Clincior, „lebt wohl, Gevatter! Sagt, wie lohn' ich Euch's?“

Der Genueſe beſann ſich lange, er wagte die Antwort nicht; erſt als Clincior ihn wiederholt aufforderte, ſprach er zögernd und ſcheu: „Wenn ich Eins von Euch erbitte, was Ihr ungern hört, ſo zürnt mir nicht. Ihr ſeid ein gewaltiger, trefflicher Mann, und Euresgleichen iſt keiner zu finden. Entſagt der dunklen Kunſt, die alle Freuden Eures Lebens vergiftet, verſöhnt Euch mit der Kirche, die Euch mütterlich wieder aufnehmen wird, wenn Ihr. . . .“

„Nie!“ rief Clincior wild, und verließ ihn raſch. Der Rappe wieherte ihm entgegen; er ſchwang ſich drauf; der Genueſe wollte ihn durch die Straßen bis an's Thor begleiten. Er lehnte es ab. Bekümmert betrat jener ſeine Stube wieder.

Clincior ritt indeſſen ſachte durch die Straßen Genuas und hielt vor dem Palaſte Lavagna ſtill. Er ſtieg vom Roſſe, ſtreichelte ihm die Mähne, bog ihm das linke Ohr, und ſprach zu ihm: „Halte Wache für Deinen Herrn, mein kluger Zerduſcht! Du weißt Dich zu wehren, wenn ein falſcher Reiter kommt. Doch ſei mir jetzt ſtille, ſcharre nicht, Du verrietheſt mich ſonſt. Bald geb' ich Dir Luft zu trinken, ſo viel Du verlangſt!"

Der Rappe hob und ſenkte das Haupt, als wollt' er dem Herrn ſagen, daß er ihn völlig verſtanden. Leiſen Schrittes trat Clincior in den Hof des Palaſtes.

Rauſchende Muſik und wüſtes Geſchrei hallten in den weitläufigen Räumen. Die Lavagnas hielten Freitafel für jeden Bewohner Genuas, der ſeine Hand auf den ehernen Löwen im Hofe legte, zum Schwur und Zeichen, daß er dieſem Clincior's blutiges Haupt vorwerfen wolle. Da hatte ſich denn zahllos Volk herbeigedrängt; die Säle des Erdgeſchoſſes faßten kaum das Geſindel, das zechend, lärmend, den Zaubrer aus Neapel verfluchend, ſich herumtrieb. Clincior aber ſchritt indeſſen unerkannt an dem Löwen vorüber und ſchlug mit der Fauſt auf deſſen Haupt; dumpf dröhnte das Erz unter dem Ringe ſeines Zeigefingers. Raſch ſtieg er dann die prachtvolle breite Marmortreppe hinan. Alle Thüren ſtanden offen, Fackelglanz erhellte die weiten Säle, in denen die Söhne der edelſten Geſchlechter der Republik mit lombardiſchen Gäſten an reichen Tafeln ſaßen; Clincior blickte ſpähend durch jede Thüre, bis er an eine kam, die zu einer Gallerie führte. Von dieſer bot ſich die Ausſicht in den Saal, in welchem Francesco Lavagna, Maddalena's Bruder, mit ſeinen Freunden ſaß. Clincior beugte ſich über die Brüſtung der Gallerie und betrachtete, in ſeinen Mantel gehüllt, den Griff ſeines Dolchſchwertes feſt in der Hand, ſich das Treiben. Der Saal war ſchwarz behangen, vier Fackeln brannten in deſſen vier Ecken, Francesco Lavagna trug Haupt und Kinn glatt geſchoren, und eine kurze Kutte über dem Panzer. Sein Antlitz glich dem eines Todten, ſo tief waren die Augen in ihre dunklen Höhlen, Raubthieren gleich, zurückgekrochen; die Wuth, die er ſeit Wochen nicht ausſtrömen gekonnt, hatte ihm das Blut in den Adern vergiftet und nagte ihm am Herzen.

„Ihren Schmerz machen ſie zur Comödie!" murmelte Clincior; „die armen Wände, was that ich denen, daß ſie Trauer anlegen mußten!"

Die ſilbernen Pokale klangen an einander, „Verderben dem Verruchten!" ſcholl an Clincior's Ohr. Er lachte in ſich hinein und murmelte höhniſch: „Schönen Dank! — Oh, welch' ein Muth!"

„Zum Abſchluß, ihr Herrn!" rief Francesco, „ſeit einer Stunde nutzloſes Hin- und Wiederreden, und er lacht vielleicht in ſicherer Freiſtatt unſrer Ohnmacht und unſrer Wuth. Alles umſonſt bis jetzt! Keine Spur, die ihn bezeichnet!

Sollt' ich in Ewigkeit verdammt ſein, — ich muß ihn haben, zwiſchen dieſen zwei Fäuſten. O nicht die halbe Luſt, ihn todt zu wiſſen — und ihn nicht ſelbſt langſam würgen zu können! Sprecht, was beſchließt Ihr?"

„Er fällt als ein Ketzer und Zauberer der Kirche anheim," ſprach ein Prälat, welcher eben die letzten Tropfen aus ſeinem Becher geſchlürft und nun den leeren dem Pagen zum Füllen reichte, der hinter ſeinem Stuhle ſtand. „Ueberlaſſet die Sache der heiligen Kirche!"

„Nicht Strafe!" rief Antonio Lavagna, Francesco's Vetter, „was Strafe? Schmach, Schmach will ich für ihn!"

„Entmannung auf offnem Markte!" ſchrie ein ſchmächtiger, leichtfüßiger Edelmann.

Francesco Lavagna wandte ſich ab, ſprang auf und ging haſtigen Schrittes im Saale auf und nieder. „Ihr ſteht," ſprach er heiſer in ſich, — „Ihr Säulen des Hauſes Fiescho, jeder

Bube darf Koth auf Euch werfen! Jeder Hämmling darf hinter mir herrennen und mir in's Ohr raunen: „Lavagna, Deine Schweſter? Lavagna, Dein Schwert? Lavagna, Dein Taufſchein lügt."

„Ein Ghibelline!" ſprach ein Mailänder. — „Ihr ſeid blind! Hätte ein Mailänder den Schimpf erfahren, — jedes Glied ſeines Leibes wäre Auge, und jeder Gedanke Dolch dazu."

„Nun, Mailand, wo iſt jetzt Friedrich von Apulien?" unterbrach ihn höhnend der wilde Antonio. „Geht! Worte ſind unblutig."

„Wollt Ihr Blut, alte Ghibellinen?" rief der Mailänder. — „Sant' Ambrogio! Ihr könnt es haben. Hier Welf!" Und er warf ſeinen Handſchuh in den Saal.

„Friede, Friede, Ihr edlen Herren!" rief der Prälat. „Schimpf! Schimpf!" ſchrie Antonio. — „Blut um Blut! Was ſuchſt Du an uns, Mailand?"

„Die neuen Welfen!"

„So finde die alten Ghibellinen! Wir haben's am Lambro neulich gezeigt, — Genueſen, wo Ihr?“

Die Schwerter waren entblößt. Drohend ſtanden Antonio und der Mailänder ſich entgegen.

„Friede im Namen Gottes!“ ſprach der Prälat erbleichend dazwiſchen.

„Friede ins Teufel's Namen!“ rief Francesco Lavagna, indem er ihnen die Schwerter aus den Händen ſchlug. „O was für ein edler Kampf! Wäre Clincior hier, und ſähe dieſe blanken Klingen, er lachte Euch in's Antlitz. Fort damit! Iſt dies Euer Muth?“ Er trat an den Tiſch, drängte, die ihm zunächſt ſtanden, zur Seite, und rief: „Seht mich! Geſchoren den Scheitel, geſchoren das Kinn, wie ein Büßender! Ich ſchwur's. Nicht eher ſoll Haupt- und Barthaar mir wieder wachſen, bis ich ihn habe! Seht, wir alle ſind ſo lang Memmen!“

Kein Schwert blieb bei dieſen ſeinen Worten in der Scheide. „Ja Memmen! Steckt ein!“ fuhr er fort, — „Memmen, ſag' ich nochmals! Ihr könnt ruhig eſſen und verdauen, ruhig trinken und drauf ſchlafen. O könnt' ich Tiger wie Falken zähmen und loslaſſen: ſie würden mir ihn bringen. Aber Ihr ſeid nichts als Menſchen. Es kann Einer Eure Mutter am grauen Haare zupfen, — Ihr trinkt oder ſchlaft weiter. Pfui über Euch!“

„Vetter!“ ſchrie Antonio Lavagna.

„Nicht Dein Vetter,“ erwiederte Francesco, „zeig daß Du's biſt, bring mich auf die Fährte! Sei mein Windhund, ſo will ich Dich meinen Vetter heißen. Geh, küß' ein Mädchen, Du heißeſt Antonio, aber nicht Lavagna. Sieh mich! Ich ſterbe nicht eher, bis ich nicht wie ein Kind mit der Puppe, mit ſeinem rumpfloſen Haupte ſpiele. Was ſchielſt Du auf meine Bläſſe! Ihr ſeid krank, Ihr alle, nicht ich.

Fort mit uns! Drunten iſt Volks genug! ihre Köpfe glühen, ihre Fäuſte zucken, ſie haben den Löwen berührt. Hinaus! — Werft Euch auf Gäule, durchjagt Italien und Deutſchland, zieht die Sturmglocken in der ganzen Chriſtenheit! Schafft mir Maddalena ſag' ich, nicht die Lavagna, nein — Maddalena! es gibt keine Lavagna mehr, die Maddalena heißt. Fackeln! Fackeln! Steckt die Kirche an, in der er oder ſie eine Freiſtatt gefunden! Rennt dem Säugling, an den ſie ſich klammert, Euer Meſſer in die Bruſt! O ihr Memmen, Ihr laßt Euch den Wein der Lavagnas ſchmecken und die Schweſter der Lavagnas eine Metze nennen!“

„Du raſeſt! Du frevelſt!“ ſprach der Prälat.

„Iſt Ehre Raſerei? Iſt Schande zu dulden, — Tugend und Religion? Was Tugend, Religion! — Ehre will ich.“

„Franceſco raſet,“ rief Antonio und näherte ſich ihm, ihn zu faſſen, zu bewältigen.

„Fort mit Dir!" ſchrie Francesco, indem er ihn von ſich wegſchleuderte. „Nahe mir Keiner! Ich hab' ein Schwert, ich hab meine Fauſt, hab noch einen Namen, der wie ein Blitz verſengt, wer ihn antaſten will. Mein Haar wächſt wieder, meine Ehre nicht nach. Gib mir Clincior in meine Fauſt. Unding, weſenloſes! Gott! Tilge mich, wenn Du kannſt; tilge mich doch, wenn auch Du Empfindung haſt, wenn auch Du reitzbar biſt durch Hohn, durch Jammer!"

„Ihr verlangt nach mir? Hier bin ich!" rief Clincior in der Gallerie, und trat in den Saal. Alle Augen ſtarrten nach ihm, wie er einem Dämon gleich finſter daherſchritt. „Was ſeid Ihr ſo verblüfft? Wähnt Ihr: ich fürchte Euch? Jetzt gib Deinen Bann, Prälat; jetzt vollſtrecke Deine Entmannung, Wicht! Hieher, Francesco Lavagna, — nicht Dein Gott hat Dich erhört, — ich bin's, aus freier Luſt, der ſich Dir ſtellt, — was willſt Du beginnen?“

Wie Bildſäulen ſtarrten die Zecher alle rings um ihn. Franceſco Lavagna ſchritt ihm entgegen. Die Augen ſchoſſen ihm aus den Höhlen vor, die Hände fingerten krampfhaft nach dem Feinde. Sein Mund vermochte keinen Laut zu ſtammeln, und vor Wuth, auch vor lange erhaltener, endlich überſchäumender, brach ihm, wie er endlich jetzt dem Feinde Aug' in Auge ſtand, entgegenwankte, entgegenſank, — das wilde Herz.

„Todt!“ ſprach Clincior ruhig, ihn anblickend. „Gottes Gericht!“ ſchrie der entſetzte Prälat, plötzlich ernüchtert; Antonio warf ſich über die Leiche des Vetters. Clincior ſchritt ſtolz, langſam, unangefochten von den Uebrigen, aus dem Saale.

Kaum hatte er ihn verlaſſen, ſo gedachte der Mailänder ſeiner zuerſt, und rief mit Donnerſtimme durch's Haus: „Clincior iſt hier! Ergreift ihn!"

Dieſer Ruf durchzuckt alle Gemüther. Das vom Weine erhitzte Volk in den unteren Räumen ergreift Fackeln, Meſſer, Dolche, was gerade zur Hand iſt, und drängt ſich an die Pforten. „Zu den Waffen, zu den Waffen!" ſchallt des Mailänders Stimme von oben dazwiſchen. Sich ſelbſt hemmend wogt die Menge die Treppen hinab. Das Geſindel hat indeſſen den Rappen Clincior's erkannt, und bemüht ſich denſelben zu fangen. „Sein Zauberroß! Sein Knecht, der Teufel, in des Rappen Geſtalt!" ſchreien ſie durcheinander. Zerduſcht, der bis dahin unbeweglich geſtanden, durch kein Scharren und Wiehern ſeine Gegenwart verrathen, hebt den Kopf und ſucht den Herrn. Als aber das weintolle Geſindel ihm nahe kommt, nach ſeinem Zügel faſſen will, wirft er ſich wild und kampfluſtig den Angreifenden entgegen, mit gewaltigen Sätzen auf ſie eindringend, wehe, wen ſeine Hufe treffen; er vertheidigt ſich mit dieſen und mit ſeinem Gebiß; ein paniſcher Schrecken faßt die Feinde. Da ſchreit Einer: „Fort mit den Waffen! Weihwaſſer herbei! Exorcirt!“ Ein lautes Gelächter verſchlingt dieſen Rath; Clincior hat ihn gehört, und lachend ſchreitet er, die Schwerter, die von allen Seiten auf ihn gezückt ſind, zurückſchlagend, gegen das Thor zu. Jetzt wiehert Zerduſcht, der ihn erſehen, in voller Freude ihm entgegen, und zermalmt, ihm zuſpringend, die nächſten Keckſten. „Schließt das Thor!“ ſchreit, aus einem oberen Fenſter herabblickend, der Prälat, — „noch iſt der Zaubrer im Palaſte.“

„Weihwaſſer!“ brüllte unten auf's Neue ein zerlumpter Kerl, dem Zerduſcht's Gebiß nach den Haaren geſchnappt, — „Weihwaſſer herbei! der Satan faßt mich!“

Der Ruf des Prälaten ward unten gehört.

Die Klügſten wollen den Rath befolgen und ſuchen die Menge von den Thorflügeln zu entfernen, um dieſe ſchließen zu können. Dadurch wächſt die Verwirrung, verdichtet ſich das Getümmel. Allmählig gelingt's den Knaul zu löſen, ſchon dröhnen die Flügel in den Angeln. Zwei der Verwegenſten faſſen Clincior hinterrücks. Die Menge fängt an zu begreifen, um was es ſich handelt, und zieht ſich zurück. Schon nähern ſich die Flügel einander. Clincior's Leben ſchwebt zwiſchen Thür und Angel; ſchon jubeln die Feinde, da gibt Wuth und Verzweiflung ihm zehnfache Kraft. Unverſehens ſich wendend, ſtreckt er mit einem Fauſtſtoß die Nächſten nieder, fliegt aus der ſtets enger werdenden Pforte. Zerduſcht herbei, Clincior drauf wie ein Blitz. Da ſchlagen die Flügel dröhnend zuſammen. Clincior iſt gerettet. „Gute Nacht, Prälat!“ ruft er dem geiſtlichen Herrn zu, der, aus dem oberen Fenſter eifrig herabblickend, ſchaudernd ein Kreuz ſchlägt; das Volk auf den Straßen, das der Tumult im Palaſte aus den Häuſern gelockt, ſtaunt, von Schrecken gebannt, ihn regungslos an.

III.

Friedrich's Macht war in Deutſchland binnen kurzer Zeit unglaublich gewachſen. Umſonſt waren ſeines Gegners Otto Muth, Strenge, Liſt, um die Herzen des Volkes von dem jungen Sprößling der Hohenſtaufen abzuwenden. Von Friedrich ging eine Morgenröthe freudiger Hoffnung aus, daß deutſche Herrſchaft, im heiligen Segen des Friedens, die Länder der Erde durchkreiſen werde. Denn, welche Macht vermöchte dem Doppelbunde zu widerſtehen, wenn Kirche und

Kaiſerthum wie zwei Schweſtern ſich die Hände reichten? So weit Chriſti Lehre gepredigt wurde, beugte ſich Freund und Feind vor der Geiſtes-Hoheit des Papſtes Innocenz des Dritten; über dieſem Haupte der Chriſtenheit ſchwebte werkthätig der Geiſt Chriſti; fleckenlos war ſein ſittlicher Wandel, ſein Herz mild, ſein Verſtand ſcharf, ſein Charakter unerſchütterlich, der rechte Fels, auf dem der Herr ſeine Kirche gebaut. Neben dieſem Manne Friedrich, die Herzen gewinnend durch Jugend, Schönheit, Muth, Milde, Klugheit, Fürſtlichkeit, — durch lautere Dankbarkeit und aufrichtige Hochachtung mit Innocenz verbunden, welcher dem frühverwaiſten Knaben Vormund, Schild, Stütze, Vater geweſen, — dieſem Jüngling ſchon ſo nahe die deutſche Königswürde, deren Glanz, über alle Länder des Erdballs ausgegoſſen, in der Kaiſerkrone ſeinen Brennpunkt fand; erneuerte Bündniſſe mit Frankreich verſtärkten ſeine

Macht; wie einen Erlöſer von dem eiſernen Joche des Kaiſers Otto begrüßten ihn mit lautem Jubel auf den Reichstagen in Mainz und Frankfurt die Fürſten und die Bürger. Schon wich Otto, immer tiefer und tiefer in den Norden gedrängt, bis in ſeine welfiſchen Erblande zurück. Wer hätte in ſolchen Erlebniſſen der Gegenwart nicht freudigen Muthes eine Bürgſchaft glorreicher Zukunft geſehen?

In Otto aber, dem Gebannten, ſtand der unbeugſame Trotz Heinrich's des Löwen. Seit er die Kaiſerkrone empfangen, vermochte er den Nacken, den er vor ſeiner Erhöhung vor dem römiſchen Stuhle aus Liſt gebeugt, nicht mehr zu krümmen. Je raſcher des Unglücks Schläge hintereinander ihn trafen, je weniger war er zum Nachgeben bereit. Je mehr der Fürſten von ſeiner Sache abfielen, je ſchärfer zog er die Zügel ſeiner Gewalt über denen an, die ſeine Würde noch anerkannten. Da die Liebe ihn aufgegeben, ſetzte er ſeinen Stolz darein, durch Furcht ſich zu behaupten. Er verſchmähte es, ſich in ſeinem ſichern Norden zu vertheidigen; zum Angriff trieb es ihn. Er mißkannte, daß in Friedrich ſelbſt genug Kraft war, die Herzen und durch ſie die Krone Deutſchlands zu erobern, und ſah in ihm nur die Hand eines Rieſenleibes, deſſen Haupt der König Frankreichs, deſſen Herz der Papſt ſeien. Deßhalb beſchloß er, gegen das Haupt, gegen das Herz anzurennen. So trug er, mit ſeinem Schwiegervater, dem Herzog von Brabant, verbündet, den Krieg nach Flandern, um den König von Frankreich durch einen kecken Schlag zu verderben. Die Grafen von Flandern und Boulogne ſtanden zu ihm.

In Tournai, wohin er ſich von Gent gewandt, ward Lager gehalten. Siegeshoffnung in allen Herzen, Freude auf allen Wangen. Bei vollen Bechern ſaß der Gebannte, um ihn

Flandern, Brabant und Boulogne, und ihre beſten Ritter und Feldhauptleute. Würfel kreiſeten von Hand zu Hand. Otto, der Kaiſer, allein ſaß mit ſtillem Grimm unter den fröhlich zechenden Bundesgenoſſen.

„Weßhalb ſo wortlos, Tochtermann?“ ſprach Brabant, einen vollen Pokal hebend. „Kaiſer, Euer Antlitz macht Euren Freunden ſchlimmen Muth!“

„Was lieſeſt Du drauf, Brabant?“ rief der Kaiſer auffahrend.

Brabant hielt den herausfordenden Blick nicht aus, wurde blaß bis in den Bart, leerte den Becher und ſprach: „Was ich drin leſe? Ei nun! Eine Verſchreibung für Paris, Orleans und Chartres an meine Tochter; ich denke: Ihr verſprachet ihr einſt die Schlüſſel dieſer drei Städte?“

Der Kaiſer zitterte; die Erinnerung an eine Schmach, welche ihm Frankreich durch jene drei

Namen gethan, trieb ihm das Blut wie Gluth in den Scheitel. „Nimm Dich in Acht, Brabant!“ ſprach er lächelnd, indem er ſich bezwang. — „Du wurdeſt blaß, als ich Dich anblickte.“

Flandern und Boulogne legten ſich in's Mittel, Brabant aber entwand ſich geſchmeidig den Launen und dem Argwohn des Kaiſers. „Wir haben hier Muße, Frankreich zu theilen,“ rief er, mit erkünſtelter Luſtigkeit. „Laßt ſehen, wie Jeder ſich zufrieden gibt. Dieſer Biſſen von der See bis Cambray iſt nach Eurem Geſchmacke, Boulogne! Was meint Ihr zu Paris, Flandern? Was mich betrifft, ich begnüge mich mit Rheims, Chalons, Troyes — — “

„Und was bleibt dem Kaiſer?“ warf Otto froſtig ſcherzend hin.

„Die Welt!“ rief Brabant, mehr galant als lebhaft. „Was iſt Paris gegen Rom, Troyes gegen Neapel und Rheims gegen Jeruſalem?“

„Mindeſtens laßt Ihr mir Raum für die Zukunft,“ verſetzte der Kaiſer.

„Und meinen Arm für die Gegenwart! Gab ich Euch nicht ſchon mein Herz, mein Kind? Was ſollen uns hier trübe Gedanken? Aus dem Grund dieſes Bechers herauf ſchimmern ſeh' ich den Sieg.“

„Wer ſpricht von trüben Gedanken!“ rief der Kaiſer. „Thor, wer ſich dem Unglück gefangen gibt, eh' es ihn zu Boden warf, feig, wer nicht noch unter'm letzten Fußtritt des Elends mit dem letzten Zucken der Bruſt ſelbſt es bekämpft! Feſt iſt der Boden unter uns. Treten wir nur drauf! Nach Schwerteslänge meß' ich Krone, Leben. — Trübe Gedanken! Nicht Stirnrunzeln, nein, das Lächeln meiner Macht ſoll zwiſchen heut und acht Tagen mehr Mütter weinen machen, als ſchlimme Gedanken in eines Verräthers Kopf aufſchießen.“

„So wahr ich dieſen Becher leere,“ ſprach

Flandern fröhlich, „ſo feſt hoff' ich, daß wir als Sieger in Paris einziehen.“

„Dann will ich Euch Philipp Auguſt's Krone ſchenken, und die des apuliſchen Knaben dazu, Ihr ſollt Euch Becher draus ſchmieden laſſen. Heda! Wein!“

Ein Edelknabe kam und brachte Wein. „Ein ſchöner Knabe!“ ſprach Otto, ihn wohlgefällig betrachtend; „Komm her! Kniee nieder!“ Der Edelknabe that nach des Kaiſers Gebot. Dieſer berührte ihn mit dem Schwerte und ſprach: „Wir brauchen neue Freunde. Steh' auf, ſei ein Ritter!“ Dann ſprang er empor, warf den Becher zu Boden. „Das Herz ſchwillt mir. Wohlauf! Dieſer war der letzte Edelknabe, der mir Wein kredenzte. Könige werden's fortan ſtatt ſeiner thun. Bei den Spuren des Löwen: kein Tropfen Weins ſoll meine Lippen mehr näſſen, bevor ich nicht den apuliſchen Knaben ſelbſt zu meinem Mundſchenk gemacht.“

„So wird der junge Adler den Löwen tragen!“ fügte Brabant lächelnd hinzu, — „auf dem Wappenrock nämlich; denn Ihr werdet ihn doch hoffentlich Eure Farben und Abzeichen tragen laſſen. — Wohlan, laßt uns auf den Sieg trinken! Auf Friedrich's Mundſchenkamt!“ Er hob den Becher. Flandern und Boulogne thaten unbedacht desgleichen. „Iſt dies Hohn?“ rief der Kaiſer. „Vergaßt Ihr, was ich eben ſchwur? Bei den Spuren des Löwen! wer wagt es und nippt?“

Schweigend ſtellten ſie die Becher hin und wogen in Gedanken die ſchlimme Vorbedeutung.

König Friedrich beſuchte das Stammſchloß ſeiner Väter im ſchönen Schwabenlande. Er war von der Burg zu einer etwas tiefer unten am Bergeshang gelegenen uralten Kapelle hinabgeſtiegen, um dort vor dem Scheiden die Meſſe zu hören.

Heinrich war im Schloſſe zurückgeblieben und beſorgte auf der Plattform eines Thurmes, von welchem aus ſich den Blicken die herrlichſte Ausſicht auf das geſegnete Fruchtland bot, die Waffen ſeines Herren, des Königes, welcher gleich nach der Meſſe aufbrechen und an den Rhein ziehen wollte, die deutſche Krone ſich ritterlich zu erwerben.

Heinrich hatte den blanken Helm auf die Zinne geſtellt, wo er im Sonnenglanze wie ein Feuerzeichen hinableuchtete in's Thal, und neigte ſich über den hohen Schild, mit verdüſterter Stirne die Gläubigen betrachtend, welche vor der offenen Pforte der Kapelle auf den Knieen lagen. Des Miniſtranten Glöcklein, welches der frommen Gemeinde das Geheimniß der Wandlung verkündigte, klang hell und rein herauf an ſein Ohr; die Beter neigten die Häupter zur Erde und ſchlugen dreimal an die Bruſt. Unwillkührlich rief er, während er ſie betrachtete, aus gepreßtem Herzen: „O wie glücklich ſeid Ihr! Ihr könnt glauben!“

„War er's, war's ich ſelbſt, der jetzt ſprach?“ fragte Clincior, der, von ihm unbemerkt, hinter ihm ſtand. Lange ſchon, ſeit er den König wieder getroffen, hatte er das eigenthümliche Weſen des Jünglings, von deſſen Leben er außer dem Moment des Findens nichts Näheres gehört, mit Aufmerkſamkeit beobachtet; dieſe jetzige Aeußerung überraſchte ihn, als hätte er ſich ſelbſt als Doppelgänger plötzlich gefunden. Heinrich trat einen Schritt zurück, Clincior konnte jetzt deſſen Züge im Spiegel des blanken Schildes erblicken, und betrachtete es mit unruhigem Wohlgefallen. Er rief ihn an.

„Ihr ſeid's?" ſprach der Jüngling überraſcht und ehrfurchtsvoll, denn auch er hatte Manches gehört, was der Ruf von Clincior's geheimen Wiſſenſchaften und Kräften ſowie von ſeinen fabelhaften Reichthümern allenthalben verbreitete.

„Was blickſt Du ſo ernſt und gramerfüllt hinab in das Leben?" fragte Clincior theilnehmend, — „betrübt es Dich," — fuhr er mit leiſem Spotte fort, — „daß Du der heiligen Handlung in der Kapelle nicht beiwohnen, den Segen des Prieſters nicht empfangen kannſt?"

„Eines Prieſters!" erwiederte der Jüngling, ſcharf betonend. „Wüßt' ich einen, der aufrichtig und unſchuldig und rein, wie dieſe Tochter Gottes, die Natur!"

Kein Wölkchen ſtand am Himmel, kein Lüftchen ſtreifte durch die grünen Wipfel tief unten. Von den Dächern der tieferliegenden Wohngebäude der Burg flatterten Tauben über die Kapelle hin; da ſchoß mitten unter ihre Schaar, dicht vor dem Thurme, ein Stößer hinab.

„Sieh,“ rief Clincior, — „wie die Natur ſich verräth. Da ſteckt ſie allenthalben grüne Zweige als Friedenszeichen aus, und Tauſende von Vöglein, zwiſchen Himmel und Erde hin und wiederfliegend, verkündigen Tag und Nacht den uralt neuen Friedensbund zwiſchen Himmel und Erde. — Dieſer Stößer zum Beiſpiel! — — — Sei Dein, o Jüngling! das iſt die Summe aller Weisheit! Sei Dein, und — die Welt iſt Dein.“

Heinrich blickte den finſterlächelnden Meiſter halb gläubig, halb ungläubig an. Dieſer neigte ſich mild zu ihm hernieder und fuhr fort: „Sei Du glücklich. Glaube immerhin an Deinen Gott, doch ſtets glaub’ auch an Dich! Meine arme Weisheit ſoll Dich nicht elend machen....“

„Meiſter!“ unterbrach ihn plötzlich der Jüngling, der nur zerſtreut auf ihn gehört, — „löſet mir ein Räthſel! Ihr kennt die Geheimniſſe der Natur und der Menſchenſeele. Ihr werdet mir klar und offen die Wahrheit, wie ſie Euch ſelber erſchienen, verkündigen.“

„Nenne es mir!“ ſprach Clincior.

„Gibt's ein Fortleben, wenn der Leib in Staub zerfallen?“ fragte der Jüngling den überraſchten Clincior.

„Es gibt eines, — durch Thaten, — im Gedächtniß,“ — erwiederte dieſer ernſt, ablenkend.

„Nicht ein ſolches!“ entgegnete Heinrich raſch, heftig bewegt; „ein andres, ein vollkommenes, freies des Einzelmenſchen meine ich. Ein Fortleben — nicht bloß im Andenken der Lieben — nein, ein wirkliches Fort- und Fortleben? Ein Beſtehen des Geiſtes, der feſthält Alles, was er hier errungen und ſich eigen gemacht? Ein ewigwährendes Bewußtſein der Fortdauer in der Seele, welche ihres Körpers ledig geworden?"

Clincior ſtand ihm ſprachlos einige Augenblicke gegenüber. Heinrich fuhr fort: „Seht hier die Wurzel meines Grames. O, dies zu ergründen iſt's, was mich furchtbarer, als ich ſagen kann, drängt und ängſtet, was mich vom Schlafe weckt, was mich mitten aus den Freuden der Jugend, aus den Hoffnungen auf Thaten in eine gräßliche Einöde hinausſcheucht. Vergebens ringe ich darnach und ringe mich matt, mir klar zur Vorſtellung zu machen, gar erſt mich von dem zu überzeugen, was unſere Prieſter davon verkündigen; jede ihrer Verheißungen zerrinnt mir, wie ich prüfend ſie anfaſſen und halten will, unter den Händen; oft ſchlich ich in Gotteshäuſer, drückte mich unten an den Fuß der Kanzel und horchte, doch mein Herz blieb leer und unbefriedigt. — O Meiſter, wenn es kein Fortleben gibt, warum dann dies irdiſche Leben? Alle Geſchöpfe der Natur ſeh' ich ſterben, aber in ewigem Kreislauf ſich, in der Gattung wieder erzeugen, und nur der Menſch, — jeder Einzelne von Millionen — ſeine eigene Gattung, gleichſam ſeine eigene Welt, ſein eigener Gott, — ſoll werden, um nichts zu werden?"

Clincior zögerte mit der Antwort; des Jünglings Zweifel hatten ſeine Theilnahme geweckt, und drum beſann er ſich, ob er ihm das, was ihm ſelbſt als Wahrheit erſchienen, mittheilen dürfe, ein heilſam Gift, das nur in einem feſten und wohlverſchloſſenen Gefäße bewahrt werden mußte. Ablenkend und forſchend zugleich, welche Schickſale von Heinrich ſo früh den glücklichen Glauben der Jugend abgeſtreift und ihn auf die gefahrvolle Bahn geſchleift, wo oft nur im kecken Sprunge Rettung, — fragte er: „Du biſt verwaiſt, Heinrich?"

„Wohl bin ich's," erwiederte dieſer ernſt.

„Klingt Dir der Segen der ſterbenden Mutter nicht mehr im Ohre, nicht mehr ihr letztes Gebet, worin ſie Dich dem Schutze Deines Engels empfahl?"

„Sie iſt mir verloren, doch vielleicht noch nicht todt," ſprach der Jüngling im tiefſten Schmerz.

„Ließ Dein Vater Dir keine theure ſchützende Reliquie?" fragte Clincior, betroffen von Heinrich's Antwort, weiter.

„Mein Vater?" ſprach Heinrich; er brach ab, doch bald fuhr er fort: „Er ließ meiner Mutter das Elend — und mich! Mir — nicht einmal ſeinen Namen! Ich ſah ihn nie. — Schuld' ich ihm Dank, daß er mich zeugte? Und doch gäb' ich meine Hand drum, ſäh' ich ihn einmal.... Warum lieb' ich ihn dennoch? Warum zieht's mich zu ihm? Nichts davon! das ſind Launen des Schickſals, denen wir gehorchen müſſen. Seht, auf ſolche Art bin ich verwaiſt, — mit ſolchem Herzen ward ich des Königs Eigen! Ihr hörtet vielleicht davon; mein Leben iſt des Königs; darin find ich Ziel und Freiheit!“

„Freiheit?“ wiederholte Clincior in trüber Ahnung; des Jünglings Weſen ergriff ihn immer mächtiger; dieſer aber drängte auf's Neue mit der früheren Frage in ihn.

Da ſprach Clincior: „Du willſt's! — Umklammere mich feſt, daß Dir die Sinne nicht vergehen, wenn der Boden, auf dem Du ſtandeſt, unter Dir zu weichen beginnt. — Wahrheit verlangſt Du von mir? — Was iſt Wahrheit? fragte ſchon Chriſtus; Wahrheit iſt das Leben, ſagte er, und iſt der Glaube! Ach, der Glaube iſt ein Erfaſſen des Ueberſinnlichen im ſinnlichſten Bilde; mich beengt's. — Auf! Auf! Iſt dies Leben nicht vollzwecklich, weil's iſt? nicht vollgenügend, da es iſt? Im All leben wir.

Was gilt in dieſem Leben im All das Zergehn des Einzelnen? Nothwendig iſt's! Herz, fühlſt Du das All nicht in Dir? nicht die Weltſelbſtſtändigkeit in jedem kreiſenden Tropfen Deines Blutes?"

Die Falten waren von des Jünglinges Stirne verſchwunden, mächtiger, voll friſcher Lebensfreudigkeit pochte ſein Herz. — „Es ſtimmt, Meiſter," ſprach er. „Ja, Zweck genug ſei das Hier, erfaſſen wir's als That."

„Als Secunde des Weltlebens, als Schlagader am Leib der Unendlichkeit!" fügte Clincior hinzu, der ſeine Verzweiflung mit Macht in den tiefſten Abgrund hinabbannte, das Leben des Jünglings zu ſchonen, der ſanftere und innigere Gefühle als je eines Weibes Liebe in ihm geweckt hatte.

Heinrich aber rief begeiſtert in die Natur hinaus: „Dich erkenn' ich, bet' ich freudig an, ewige Nothwendigkeit! Keine Tyrannei eines

Einzellebens duldeſt Du, keine Scheidung zwiſchen hier und drüben gibt's in Dir, denn abgeſchloſſen in jedem Einzelnen biſt Du als Gott, Richter und Ewigkeit, Allgeſetz. — O Meiſter, wie dank' ich Euch!"

Clincior ſchlang den Arm um Heinrich. — „Es gibt Freundſchaften," ſprach er, „die durch Trinken vermiſchten gemeinſamen Blutes geſchloſſen werden. Könnt' ich die Bruſt mir aufreiſſen, Dich mit dem Safte meines Lebens tränken, daß Du mein wäreſt! Ich habe kein Kind, Du keinen Vater. Ich denke mich Deinen Vater. Ich halte Dich feſt, als müßt' ich Dich verlieren. Ich werd' es auch, das iſt mein Fluch. O könnt' ich Dich immer ſo feſthalten, kennte einſt, wenn mein Staub verweht, mein Geiſt Dich wieder····"

Er brach ab; da hatte ſein Herz, mächtiger als ſeine traurige Weisheit, eine Hoffnung ausgeſprochen, die er nicht anerkannte. Feſt an ſeine Bruſt geſchloſſen, in Wonne und Schmerz, als wäre Heinrich ſein Sohn, hielt er ihn; ein Bangen kam über ihn, daß auch dieſe Freiheitsfreudigkeit, dieſe Thatbegeiſterung des Jünglings im Laufe der Jahre langſam verwelken und verdorren, daß deſſen Leben einzig Verzweiflung werden könne, wie das ſeinige, wofür keine Errungenſchaft von Wiſſen und Macht Erſatz gibt. Feierliches Schweigen auf der Zinne des Thurmes, da der Menſchenhaſſer zum erſten Male völlig der heiligſten Liebe ſich hingab. Der Geſang der frommen Gemeinde ſchallte jetzt empor, welche nach beendigter Meſſe eben den Segen des Prieſters empfing. Mitten in dem Chorgeſange aber glaubte Heinrich plötzlich eine einzelne Stimme zu vernehmen, welche eine ihm wohlbekannte weltliche Weiſe ſang. Ueberraſcht wand er ſich aus Clincior's Armen, trat an den Rand der Zinne und lauſchte.

„Was kommt Dich an?“ fragte Clincior

erſtaunt. „Bethört Dich der Geſang der Armen, welche gläubig des vermeintlichen Segens ſich erfreuen?“

Keine Antwort. Heinrich hatte nur Ohr für jene Weiſe.

„Täuſcht' ich mich wieder?“ ſprach Clincior grollend, — „auch in Dir? Nach langen Jahren ein einziger Sonnenblick! Und ſo ſchnell dahin?“

Heinrich zeigte, indem er vor Lauſchen den Athem anhielt, mit der Hand in das Thal hinab. Der Chorgeſang der Gemeinde verſtummte; — jene fremdartige Stimme hallte noch fort. Sie ſchien aus den nahen Forſten zu kommen; — bald glockenhell, bald rauh und heiſer, bald kaum vernehmlich, — die Weiſe einfach und lieblich. Auch Clincior vernahm ſie jetzt; ſie dünkte ihm bekannt. Inzwiſchen hatten ſich die vor der Kapelle Knieenden erhoben und machten Platz, um den jungen König, wenn er aus dem Innern des Gotteshauſes komme, zu ſehen und durchzulaſſen. Heinrich hatte die Blicke immerfort nach jener Richtung gewendet, von welcher her die Stimme ſchallte. Plötzlich rief er im Uebermaß der Freude und des Schmerzes: „Meine Mutter!“ Alle Gedanken ſchwanden ihm bis auf dieſen einen. „Siehſt Du ſie nicht? Kommt ſie nicht aus dem grünen Saume des Waldes? — O ſie iſt's! ſie iſt's!“

„Deine Mutter?“ ſtammelte Elincior, — „dieß Lied! Nein, die Erinnerung täuſcht mich; die Sinne täuſchen mich.... Heinrich!.... Es iſt eine Lüge! Es iſt unmöglich! Weiche nicht von mir! Nicht jetzt!“

Auf's Neue tönte die einfache Weiſe; doch glaubte Heinrich jetzt, ſie ſchalle von der Kapelle herauf. Umſonſt ſtrengte er ſeine Blicke an, die Sängerin zu entdecken. „Meine Mutter!“ rief er, überzeugt, und wollte den Thurm verlaſſen. Clincior ließ ihn nicht los. — „Bleibe bei mir! Ein Wahn! Bleibe! Bleibe!“ Aber Heinrich riß ſich los und eilte die Treppe hinab, die Mutter zu ſuchen.

„Dir trotze ich, Schmerz, wer Du ſeieſt, der ſtärker ſein will als ich!“ rief Clincior. Sein Herz war gebrochen, und durch die Ritzen ſchimmerte ein Strahl göttlichen Lichtes, deſſen Gluth verzehrend an ſein Gebein brannte. Er wußte nicht, was er that, da er dem Sohne nacheilte.

Als König Friedrich aus dem Kirchlein trat, lag ein armes Weib auf der Schwelle und zupfte ihn am Mantel. Mit ſanfter Gewalt ſuchte Friedrich ſich von dem Weibe loszumachen und es aufzuheben. Aber es ließ ſich nicht aufrichten und erwiederte auf Friedrich's Frage: — Was es von ihm begehre, haſtig und mit rührender Innigkeit:

„O verſtelle Dich nur nicht, mein Herr und König! Ich wußte, daß Du wiederkehren würdeſt. Du biſt es ja ſelbſt, Du! Warſt immer gütig! Darum gib ihn mir wieder! Du nahmſt ihn mir, nahmſt mir alles. Ich bin weit gegangen, habe Dich und ihn überall geſucht. O holdes Italien!“

Aber weder der König, noch irgend einer aus ſeinem Gefolge kannte das arme Weib; einige Burgleute ſahen ſie jetzt genauer an und ſprachen dann leiſe, mitleid-ergriffen, zu dem Könige: „Herr, es iſt eine Frau von hier, Namens Sybilla, die ſeit etlichen Jahren verſchwunden war. Seht ihren Zuſtand und zürnet ihr nicht!“

„Was will ich denn ſo Großes von Dir, o Herr?“ ſprach Sybilla, vor dem Könige auf der Schwelle liegend, — „Nichts, als einen Anblick! Gewiß, ſonſt nichts! Nur ein Auge, nur ſein böſes, holdes Auge! Ach, das iſt ja ſo wenig, und Du kannſt es geben, o Herr und Kaiſer! Gib mir ihn! Gib mir ihn!“

Aber weder der König, noch ſonſt Jemand verſtand den Sinn ihrer Rede. Sie raffte ihre Kräfte zuſammen, um ſich zu erheben, ſank aber zurück und blieb ſo in ſitzender Stellung vor Friedrich, das Antlitz fromm bittend und fragend zu ihm emporgewandt.

„Sein Lied ſandte ich nach ihm aus; aber es fand ihn nicht,“ ſprach ſie traurig. „Dir folgte er ſtets, um Deinetwillen, o Kaiſer Heinrich, verließ er mich ja.“

Jetzt begriff der König, daß ſie in ſeiner Perſon die ſeines Vaters zu erkennen wähnen mochte. Er ehrte ihren Schmerz und ihren Wahnſinn und ſprach, mild ſich zu ihr neigend: „Sei getroſt, arme Frau, es ſoll Dir werden, wie Du verlangſt!“

„Ich will ja nichts, als noch einen Blick und — dann den ſüßen, ſüßen Schlaf!" ſprach ſie mit brechender Stimme, ſank zurück und ſtützte ſich matt auf den einen Arm.

Da eilte von der Burg herab der junge Heinrich her, und rief: „Mutter, Mutter!" als er ſie ſah. Sie ſtreckte ihm die Arme entgegen. Er beugte ſich über ſie, — ſie wehrte ſeine Umarmung ab. „Du ſtellſt Dich mir in das Licht," ſtöhnte ſie. „O Licht! Licht!"

Hinter Heinrich aber ſtand Clincior, ſah und erkannte ſie. Sie blickte ihn lange an. Alle im Kreiſe horchten auf ein Wort aus ihren geöffneten Lippen. Keins entſchlüpfte denſelben. Endlich ſahen Alle, daß Sybilla ſo ganz im Anſchauen geſtorben war, daß ihr die Augenlieder nicht zugefallen, und die Wimpern nicht einmal gezuckt.

Clincior, den Keiner beachtete, trat keinen Schritt näher, keinen zurück. Er ſah, — ſah ſie! Er ſprach kein Wort, das Gericht Gottes ſchwebte über ſeinem Scheitel.

Maria von Brabant, die Kaiſerin, hielt Hof zu Köln am Rheine, harrete unter prachtvollen Feſten ihres Gemahles Otto, und traf für deſſen zuverſichtlich gehofften Siegeseinzug Anſtalten, wofür ſie mit vollen Händen Schätze auf Schätze verſchwendete. Koſtbare Polſter waren geſtickt und lagen bereit, um die zu erbeutenden Koſtbarkeiten des Königs von Frankreich, deſſen Krone und deſſen Scepter zu empfangen. Die kunſtreichſten Goldſchmiede Kölns hatten auf ihre Beſtellung goldene und ſilberne Lorbeerkränze in großer Zahl gefertigt, mit welchen der Kaiſer und ſeine Verbündeten und beſten Ritter gekrönt werden ſollten. Und da ihr Otto von Tournai aus geſchrieben, er habe ein Gelübde gethan: nach Frankreichs Beſiegung nicht eher einen Tropfen Weins zu nippen, als bis er ihr den Apuliſchen Königsknaben als Edelknecht zur Bedienung zugeführt, ſo hatte ſie für Friedrich ſchon eine zierliche und koſtbare Kleidung mit den Wappen von Brabant bereiten laſſen, ſowie zierliche goldne Kettlein, woran ſie den ſchönen Gefangenen führen wolle. Für fürſtlichen Lohn waren eine Menge Sänger, Gaukler und Luſtigmacher an ihren Hof gekommen, welche ihre Einſamkeit erheitern und die Ankunft des Kaiſers durch Lieder und heitre Künſte verſchönern helfen ſollten. Durch ſolche laute Freude und Verſchwendung rächte ſich ihre Eitelkeit an den finſtern und unheildrohenden Mienen der Geiſtlichkeit Kölns, welche der Gemahlin des gebannten Kaiſers die Gotteshäuſer verſchloß.

Maria von Brabant, ſaß auf purpurbehangenem Throne in einem weiten, hochgewölbten, von Gold und Fackelglanz ſchimmernden Saale, von Liedern umrauſcht, von ſeltenen Blumen und koſtbaren Specereien umduftet, wie eine Fee, deren Wink alle die Herrlichkeit hervorgezaubert. Die ſchlanken Säulenbündel, welche die Decke des Saales trugen, wurden täglich mit friſchen Blumengewinden umkränzt, je zwiſchen zweien ſtand die ſilberne Bildſäule eines geflügelten Knaben, der in jeder ausgeſtreckten Hand eine Fackel hielt. Die Rippen des Deckengewölbes waren mit feinem in Kanten durchbrochenen Schnitzwerk von Cedernholz überkleidet, und jeder Knauf mehrer zuſammenneigender Rippen endete in einer goldenen Roſe, aus deren Mitte ein Edelſtein herniederfunkelte. Der Eſtrich aber und die Wände waren mit koſtbaren Teppichen bedeckt. In dieſen Räumen ließen die Sänger ihre Lieder erſchallen und kämpften um die Preiſe, die ihnen von den ſchönſten Jungfrauen, welche die Kaiſerin umgaben, ertheilt wurden. Sie wetteiferten in künſtlich verſchlungenen Weiſen zum Preiſe der Schönheit und Milde ihrer Herrin, zum Preiſe der Minne, zum Lobe des Siegers, der erwartet wurde, zum Spotte der Kirche Frankreichs und des jungen Königes von Apulien. Die Gaukler aber führten, in phantaſtiſche Trachten vermummt, groteske Tänze auf, an deren Anſchau die Kaiſerin ſich vergnügte, und empfingen ihren Lohn, in reichen Geldſpenden und an den üppigen Tafeln, welche in den übrigen Räumen des Hofhaltes zu jeder Stunde gerüſtet ſtanden.

Eben trat einer von den Sängern, der ſein Lied vollendet, aus dem Kreiſe ſeiner Genoſſen; ein Wink der Gebieterin rief ihn zu ihren Füßen, um den Dank zu empfangen. Sie nahm aus der Hand einer Jungfrau einen ſilbernen Lilienzweig und wollte ihn dem Sänger überreichen, als ein Diener in den Saal ſtürzte, ſich durch das bunte Gewühl Platz machte, und verſtörten Angeſichts gerade auf die Kaiſerin zueilte.

„Was will der Blaſſe?“ ſprach ſie zürnend.

„Schlimme Botſchaft, Kaiſerin!“

„Dann künde ſie morgen, mein Freund,“ unterbrach ihn ein leichtſinniger Sänger, „das Heute gehört der Freude!“

„Schaff Dir ein andres Geſicht an, guter Freund!“ ſpottete ein Gaukler; „Leichenbittermienen ſind uns zu theuer; geh' in ein Kloſter oder laß Dich....“

„Höret mich, gnädigſte Kaiſerin!“ begann der Bote auf's Neue. — — Aber die Kaiſerin entgegnete unwillig: „Vermeide unſer Antlitz! Wir erwarten unſern ſiegreichen Gemahl, kein voreiliges Gerücht trübe uns die freudige Hoffnung.“

Beſtürzt zog der Bote ſich zurück. Eben neigte ſich die Kaiſerin auf's Neue zu dem vor ihr knieenden Sänger, als die Flügelthüre mit Ungeſtüm aufgeriſſen ward, und der Kaiſer, in vernachläſſigter Kleidung, mit Staub bedeckt, in den Saal trat. Sein von körperlicher Ermattung und Seelenleiden verzerrtes farbloſes Angeſicht, ſeine ſcheu und finſter ringsum ſpähenden Blicke ſcheuchten die Fröhlichkeit aus dem Saale; ſtumm und beſtürzt ſtanden die kurz vorher noch ſo fröhlichen Sänger, die eitlen Tänzer und Luſtigmacher. Die Kaiſerin erhob ſich, ihm entgegenzueilen; doch ſie bebte zurück, als ſie ſeinem drohenden Blicke begegnete, als er den eiſengepanzerten Arm hob, die Fauſt ballte und dem müßigen Volke zurief: „Hinweg!“

„Löſcht die Fackeln! Zertrümmert die Spiegel! — O Maria, Du trittſt mir noch entgegen? Nacht! Nacht! Daß kein Auge den Beſiegten erkenne.“

„Otto?!“ ſtammelte Maria. „So ſehn wir uns wieder?“

„Hätt' ich Dich nie geſehn! Fluch und Schande über Deines Vaters Haupt!"

„Halt ein!" rief die Kaiſerin, ihn an der Hand faſſend, „nicht wiederhole, widerrufe dieß Wort! — — "

„So geh hin, und laß Dir von ihm die Ehre wiedergeben, um die er mich beſtahl! Geh hin und frag' ihn, wem er ſich morgen verkaufen wird, dann wollen wir ihm unſre Krone dazuſchenken, und er ſoll zum Nachtiſch ſchwören, nie mehr mein Freund zu ſein!"

„Welche Beſchuldigung wälzeſt Du in blinder Raſerei auf ſein Haupt!"

„Nun, ſo geh hin," rief Otto hohnlachend, — „frage Philipp Auguſt, dem ich bei Bouvines das Feld ließ, wer der erſte war, der ihm zu ſeinem Siege Glück wünſchte? — Brabant war's, Dein Vater. Den kaiſerlichen Adler und meine Fahnenwagen ſchleppen ſie eben jetzt im Triumphe durch dies Paris, wo Du als

Herrin einzuziehen hoffteſt; Dein Vater Brabant geht vielleicht daneben und rupſt an dem Flügel des Aars. — Geh hin und frage ihn, — Brabant und den Teufel! — wann er Dir Deinen ſchönen Edelknaben zuführen wird? Dieſer Waiblinger Knabe lacht jetzt über unſre zerſchmetterte Majeſtät und ſpielt mit ihren Splittern, und Brabant, Brabant wird's ſein, der ihm zuerſt huldigt. O Ehre! Ehre! Hau' ich Dich in Stücke, Brabant, mit allen ſeinen Lappen kann ich die Ehre nicht wieder zuſammen flicken. Lachſt Du noch, Maria! Wag' es, Dich auf der Straße zu zeigen, — dieſe Prieſter werden Dich zwingen, Kirchenbuße zu thun, — o mit Recht! iſt doch die Ehre dahin!“

Maria's Herz wendete ſich tief gekränkt von dem Gemahl, der ihres Vaters Zweideutigkeit und Treuloſigkeit ſchonungslos enthüllte. „Haltet Ihr ſo viel auf Ehre,“ ſprach ſie kalt und ſtolz zu ihm, „ei, ſo geht hin und erobert ſie wieder!“

„Kannſt Du Todte erwecken? Lehre mich die Kunſt! — Nicht verloren iſt die Ehre, — wär' ſie's, o dann wollt' ich ſie ſchon wieder finden! — nein, todt! todt!“ — Er blickte wild um ſich. „Was ſoll dieſer Prunk? Willſt Du mich höhnen?“

„Nein!“ erwiederte die Kaiſerin kalt, — „Ihr ſchriebet mir ſo viel und mit ſolcher Gewißheit von Euern Siegen, daß ich Anſtalten treffen mußte, Euch als Sieger würdig zu empfangen.“

„Schweig!“ rief Otto. — „Hinweg mit dieſen Fackeln! Sie leuchten dem Apuliſchen Knaben zu Ehren!“

„Hier iſt das Band und das Kettlein für den Edelknecht, den Ihr mir verſprochen. Seht her!“ Sie wies ihm beides. „Hier ſind die Kiſſen, um die Kronen und die Schlüſſel der

Städte drauf zu legen, die Ihr heimbringen wolltet. Seht! Ich ſelbſt ſtickte an den Kiſſen. Geht, Otto! Ihr ſeid freigebig im Verſprechen und karg im Werthalten! Was verſpracht Ihr nicht Alles? mit welcher Zuverſicht! Wie ſtolz waren nicht Eure Briefe! Ich dachte Ihr wolltet wenigſtens wie ein Mann handeln; drum hab' ich indeſſen als Kaiſerin Hof gehalten."

„Ich merk's!" ſprach Otto, bitter lächelnd.

„Als Kaiſerin!" rief ſie ſtolz. — „Hin warf ich Mitgift und Witthum, und verwandelt' es in Kunſt und Pracht, und ſann Tags und Nächtlings, einen Kaiſer würdig zu empfangen."

„Was thatſt Du, Unſelige?" rief er. „Du verſchwendeteſt ſorglos unſere Schätze?"

Sie wich von ihm zurück. „Hab ich einen Bettler gefreit? Als ich, eines Fürſten Tochter, Dir die Hand reichte, verſprachſt Du mir nicht, mich ſo hoch in Ehren zu bringen, wie nie eine Frau geehrt wurde? O wär' ich ein Mann, ich hätte vor der That weniger geprahlt, — und wär' im Augenblick der Entſcheidung lieber geſtorben, als ſo bleich und ſchmutzig wie ein flüchtiger Dieb wieder heimgekehrt."

Otto fuhr an's Schwert; bald ließ er's los und ſprach: „Brabant zeugte Dich."

„Und bei'm Haar meines Hauptes," rief ſie, „ich duld' es nicht, daß Du ihn ſchmähſt."

„Du wirſt's! Oh, Du wirſt's!" entgegnete Otto ergrimmt. „Weib, ich ſage Dir: Du wirſt's." Er faßte ſie an der Hand und hielt die Widerſtrebende. „Du biſt mein Weib! Du wirſt mir gehorchen. Du ſchwurſt's vor'm Altare. Du wirſt mir folgen, wohin ich's verlange. Wollt' ich mich auf die Heerſtraße ſtellen und den Säumer anbetteln: „„Schenkt einem geweſenem Kaiſer von Euren Ueberfluß und für einen Heller Ehre dazu,"" — bei'm Gott des Gerichts, Du wirſt hinknieen, wo ich, betteln, wie ich! Dein Leichtſinn, Deine Hoffahrt, Deine Verſchwendung, Deine Eitelkeit, Deine Schönheit, dies Alles iſt an mein Elend geſchmiedet, dies Elend ſchleift Dich mir nach. — O Liebe! — Lüge! — O Treue! — Thorheit! — O Schönheit! — Natter! — O Thorheit! — Fluch! — Nicht beſiegt. — todt ſteh' ich vor Dir! An dieſer einen, letzten That hing mein Leben! Es iſt vergiftet; als lebendige Leiche ſchlepp' ich nun Deine lüſterne Ueppigkeit mir nach! Du wähnſt mir entrinnen zu können? Dein Vater Brabant wird noch Haus und Hof für Dich haben? Nein! Nein! ſchrei' ich Dir zu. Niemand ſoll Dich mehr ſehn, da ich ein Verſchollner bin; Niemand Dich für ſchuldlos an meinem Elend halten, — biſt Du nicht Brabant's Tochter? Niemand ſoll Dir Ehre erweiſen, denn ich bin zum Geſpött jedes Kindes geworden, und Du biſt — mein Weib. Der Krieg um die deutſche Krone iſt aus! Deines Vaters Treue bei Bouvines, und Deine Liebe von heute haben ihn entſchieden. Ich bin entmannt, ich kann keinem Vaſallen mehr rufen: „„Wappne Dich!““ O Maria: ich fürchte, daß mir einer zur Antwort gebe: „„Ich mag nicht,““ oder ein andrer: „„Rüſtet Brabant nicht für Euch?““

„Du raſeſt! Hilfe!“ ſchrie Maria; ſie ſtrebte fruchtlos, ſich aus ſeinen Armen loszuwinden.

„Ich bin ſo vernünftig, als Brabant und ſein Kind!“ ſprach Otto mit Feſtigkeit, „Brabant iſt doch klug! — O wär' ich raſend, und wüßte nicht mehr, was Ehre, was Schande iſt, was Licht, was Schatten, was die Leute auf den Gaſſen reden, was die Vögel über uns von Land zu Land austragen, was der Sturm weiter ſchwätzt: — ein Kaiſer ohne Ehr' und Land! Stück für Stück iſt von meinem Purpur zerfaſert. Sollen wir warten, bis der Pöbel uns ganz nackt ſieht, und uns ein Mönch abgewendeten Angeſichts eine

Kutte hinwirft, um unſre Blöße zu bedecken? Nein! eh' verſchließ uns beide ein Sarg, daß wenigſtens die Schrift auf dem Deckel ſage: „„Sie ſtarben als Herrſcher!““

„Willſt Du mich, Dich morden?“ rief die Kaiſerin in Todesangſt.

„Lebendig begraben uns beide,“ entgegnete Otto, — „das will ich! Im Dunkel der Nacht, die Du durch Deine Verſchwendung zum Tage wandelteſt, kam ich hieher; im Dunkel der Nacht raff' ich Dich auf und führe Dich heim auf die Harzburg. Das iſt das Grab, das iſt der Sarg. Mauern und Wälle bergen uns. Kein Menſchenfuß betrete ſie, ſobald wir eingeritten, kein Auge ſehe, wie die Majeſtät langſam zur Leiche zuſammenſchrumpft. Bereite Dich, Maria von Brabant! ſchürze Dein Gewand, die Roſſe harren, noch in dieſer Nacht reiten wir hin!“

In ſeinem Gram und Groll hatte der Kaiſer es überhört, daß an der Pforte des Saales ſchon einmal, zweimal, dreimal beſcheiden geklopft worden war. Die Thüre öffnete ſich und herein traten fünf ehrſame Bürger von Köln, ihnen voran ein alter Mann, der ſich ehrerbietig vor dem Kaiſer und der Kaiſerin beugte und um Gehör bat.

„Was gibt's?" fragte der Kaiſer haſtig, indem er ſie argwöhniſch anblickte. „Was wollt Ihr ſo ſpät in der Nacht von mir?"

„Eine Bitte Euch unterthänigſt zu Füßen legen, mächtiger Kaiſer!" begann der Sprecher. „Wir ſind arme einfältige Bürgersleute, Herr; laſſet unſerm guten Willen nicht entgelten, was unſre Ungeſchicktheit in Verſtand und Reden etwa verſchuldet."

„Zur Sache!"

Der Sprecher winkte den Andern, welche etliche ſchwere Beutel mit Gold der Kaiſerin zu Füßen legten, und ſprach dann: „Erlaubt uns, gnädigſter Herr, dieſen Theil unſrer Armuth vor Euch hinzulegen und würdigt uns, denſelben anzunehmen. Auch dieſe Briefe....“

Der Kaiſer entriß ihnen dieſelben unwillig, las ſie und reichte ſie dann zitternd und ſchweigend der Kaiſerin. Es waren von ihr unterzeichnete Schuldbriefe auf ungeheure Summen, zu deren Aufnahme ihre grenzenloſe Verſchwendung ſie gezwungen hatte.

„Seid gewiß,“ ſprach der Kaiſer, den Bürgern die Briefe zurückgebend, „daß ich dieſe Pergamente, ſowie meine eigenen Schuldbriefe an Köln, von Euch auslöſe. Eher verkauft' ich dies Schwert, als ich mich für einen Pfennig in Eurer Schuld wiſſen möchte. Doch verantwortet Euch jetzt: Weßhalb überraſcht Ihr Uns zu einer Stunde, deren Wahl Uns beweiſt, daß ein Trotz in Euch ſich einniſtet, den ich mit dem Schwerte ausrotten will? Ich kenne Deinen Uebermuth, Du reichgewordenes Bürgervolk; die

Waiblinger haben Dich groß gemacht und ſtark und übermüthig, haben Euch geſchmeichelt, Euch Freibriefe gegeben, und jetzt, da Ihr auf Aprilwetter hofft, denkt ihr an den Welfen wett zu machen, daß Ihr auch die Waiblinger verlieſt?“

Indeſſen hatte der Sprecher der Bürger unvermerkt einen der Schuldbriefe nach dem anderen entzweigeriſſen und leiſe fallen gelaſſen. Jetzt erſt bemerkte der Kaiſer ihr Thun. „Was iſt Das?“ rief er.

„Bürgerſtolz!“ erwiederte der Sprecher, ſich aufrichtend und dem Kaiſer frei in's Auge blickend, „und hier, Frau Kaiſerin, liegen ſechshundert Mark. Die Bürger Kölns bitten Euch, ſie anzunehmen und — Köln zu verlaſſen. Wahrlich, Kaiſer, mit Unrecht ſchmäht Ihr den Bürger um ſeiner Liebe zu den Waiblingern. Wer ſehnt ſich, wenn der Winter zu lange geherrſcht, nicht nach dem Frühlinge? Wir mögen verſchenken, Herrin, doch Uebermuth zu ertragen vermögen wir nicht!“

Der Kaiſer war ſprachlos vor Wuth. Er riß das Schwert aus der Scheide und drang auf die Bürger ein. Aber eben die Wuth lähmte — wie ſeine Zunge — ſo ſeinen Arm. Unverſehrt entrannen die Stolzen. Otto ſtürzte ihnen nach, — umſonſt. Kaum bis an die Thüre trugen ihn die erſchöpften Glieder. „Kaiſermacht!“ ſtammelte er, dann ſank er zuſammen, nur ſo viel Beſinnung behaltend, ſich das Antlitz mit dem Mantel zu verhüllen. Auf den Ruf der Kaiſerin eilten die Diener herbei und hoben ihn auf.

Die Kaiſerin warf ſich raſch in Pilgertracht. „Jetzt,“ rief ſie, — „weil ich dieſes Augenblicks Zeugin war, will ich ihn nicht verlaſſen und an der Schwelle der Harzburg wachen, daß kein fremder Fuß ſie betrete!“

Auf ihr Geheiß wurde der kranke Kaiſer

noch in derſelben Nacht in einer Sänfte aus Köln fortgetragen. Sie aber folgte als Pilgerin dem ſtillen Zuge, der ſich gen Norden bewegte, und legte die Tracht nicht ab, als bis ſie in der Harzburg angekommen waren.

Zwanzig ſtattliche Schiffe ſchwammen den Rhein hinab. Die Maſte waren mit Blumen geſchmückt, von deren Spitzen hernieder goldhäuptige Adler nickten. An den Borden ſtanden feſtlich gekleidete Muſikanten und weckten mit luſtigem Blaſen den Widerhall in den Bergen. Fürſten und Ritter in blanken Waffen, Biſchöfe und Prälaten im reichen Schmuck ihrer Würden zeigten ſich freundlich grüßend und dankend auf den Verdecken dem zahlloſen Volke, das von den Ufern aus den Rheinfahrern zujauchzte. Wie dieſe an Städten vorbeikamen, ſtrömten die Bürger aus den Thoren, und riefen: „Heil Friedrich dem zweiten, unſerm König! Waiblingen hoch! Glück auf! Glück auf! Du junger Aar!“ Auf allen Thürmen wurden die Glocken geläutet, den Jubel weitauszuhallen. Schaaren Volkes zertheilten ſich, ſprangen in Kähne, ſtießen ab, umſchwärmten die Schiffe, auf denen ſich der König und ſeine Begleiter befanden, eilten ihnen voran, ſtreuten Blumen in die klaren Wogen vor ihnen her, und wetteiferten, in dem Antlitz des einundzwanzigjährigen Königes ſich zu ſonnen, der wie ein lichter Bote des Friedens und der Hoffnung dahinzog, die Krone Karl's des Großen zu empfangen. Vergeſſen war alles Ungemach, das um die Zwiſte zwiſchen Welfen und Waiblingern lang erdulbet worden war, vergeſſen die ſtrenge Herrſchaft Otto's des Gebannten. Unter zierlichen ſeidenen Zelten, die auf den Verdecken aufgeſpannt waren, ſtanden die Fürſten der Kirche, die, als ſtändig bevorzugt, den jungen König allenthalben umgaben, und ſpendeten, durch höhere Weihe den Jubel zu läutern, zu verklären, allen gläubigen Herzen den Segen des Himmels aus.

Nur zwei ernſte Geſichter waren auf dem Hauptſchiffe, welches den jungen König trug, zu ſchauen, — Clincior's und Heinrich's, des jungen Dienſtmannes. Dieſe Beiden ſaßen, ſtill in ſich gekehrt, neben einander auf dem Vordertheile des Schiffes. Niemand außer ihnen Beiden wußte, durch welche Bande ſie einander gehörten; ſie hatten ſich an jener Leiche ſtill die Hände gedrückt, und verſtanden, was ſie ſich ohne Worte damals gelobt. Den Steuermann jammerte es, daß ein junges Blut, wie Heinrich, durch geheime Macht in die Schlingen des Böſen verlockt ſei; doch wagte er nicht, es laut zu ſagen, denn es war bekannt, daß der König ſowohl, als viele italieniſche Prälaten den Meiſter Clincior aus Neapolis in Achtung hoch hielten, und daß Dieſer Kaiſer Heinrich's treueſter Freund geweſen war; auch hielt eben die Scheu vor Clincior's Wiſſen und übernatürlicher Macht die vorlauten Zungen in Banden. Drum gab der Steuermann nur heimlich den Schiffsknechten auf die Fragen ihrer Neugier Beſcheid; — „denn hört es Clincior," meinte er, — „ſo hätten wir ſchlimme Fahrt; er verſteht es, durch Geſänge Stürme zu erregen und Gewäſſer aufzuwühlen."

„Davor bewahr' uns Sanct Niclas, unſer Patron!" ſprach ein Schiffer, indem er ein Kreuz ſchlug, — „dann iſt er ja ſchlimmer als Mohren und Heiden. Bitt' Euch, Herr, erzählt was weiter von ihm. Ihr ſeid in vieler Herren Länder herumgekommen und habt wohl noch zu Kaiſer Heinrich's Zeiten von ihm gehört."

„Das hab ich!" verſetzte der Steuermann, „und in Welſchland wird ſein Name von Jung und Alt genannt, die Einen ſegnen, die Andern verdammen ihn. Das aber iſt gewiß, daß er aus einem Geſchlechte ſtammt, in welchem die geheime Wiſſenſchaft von Vater auf Sohn verpflanzt ward. Er kann in den Sternen leſen und prophezeien, und hat Macht zu nützen oder zu ſchaden, blos durch ſeinen Anblick und ſeinen Geſang. Auch wird von ihm erzählt, daß er in einem Lande, heißt Terra di Lavoro, heimliche Paläſte ſich erbaut hat, drinnen liegen Schätze, Diamanten und rothes Gold und koſtbare Steine ſo viel, als drei Königreiche werth ſind. Hättet Ihr's!"

Die Schiffer ſeufzten bei der Anhörung ſo vieler Herrlichkeit, der Steuermann fuhr fort: „Beides, die Kunſt und den Schatz ſoll er geerbt haben von einem großen und mächtigen Zauberer, der ſein Ahn geweſen, Virgilius genannt, von dem viele Lieder geſungen werden. Der hatte den Städten Rom und Neapolis viel Gutes erwieſen. Zu Rom, wo der heilige Vater ſitzt, hatte er, das ſag' ich Euch für wahr, den armen Leuten ein Feuer gemacht, das nie auslöſcht, und einen kühlen Brunnen, der nie verſiegt; auch einen Thurm gebaut, heißt Salvatio Romae, drauf ſtand ein Bild mit einem goldnen Apfel, und ringsumher ſo viele andre, als Länder Rom unterthänig, jedes mit einer Glocke, die läutete, wenn je in einem Lande ein Aufſtand geſchah, und ein eherner Ritter wies mit einem Spieße nach der Gegend. Bei Neapolis aber iſt ein Ort, heißt die Schule Virgil's, dort hat er ſeine Kunſt geübt, und in Neapolis ſelbſt vertrieb er die böſe Luft und machte eine goldne Fliege, die ſcheucht alles ſchädliche Gewürm aus der Stadt. Seine Gebeine liegen dort, faſt wie heilig gehalten, in einem koſtbaren Schreine verwahrt, in einem Kaſtell am Meere. Derſelbige Virgilius nun, wie ich ſchon ſagte, war Clincior's Ahnherr geweſen, andere ſagen gar: ſein Oheim, glaub's aber für mein Theil nicht, denn 's iſt ſchon lange her, daß Rom ſo viele Länder unterthänig geweſen."

„Kann wieder ſo werden!" meinte ein junger Schiffer; „nimmt doch der heilige Vater in Rom Kronen und theilt ſie aus, wie man die Hand umdreht. Heißt am Charfreitag nicht umſonſt: Die Glocken fliegen nach Rom! Flieget mehr hin als Kupfer."

„Ob Du ſtill biſt;" — rief ein Alter — „warſt vielleicht auch bei den heimlichen Chriſten, Wäldlern, oder Waldenſern, wie ſie heißen. Paß auf! Was ein geiſtlich Herrenſpiel auf dem Schiff!"

„Nun, und der Schwarzkünſtler?" fragte ein kurzer, dicker Kerl in einer brennrothen Jacke und mit einem ebenſo rothen Kopf.

„Daß Dich, mit Deiner Lunge! — Meiner Treu, er war lang im Heidenland, das ſteht feſt. Ich glaub: er iſt auf der rechten Seite Heide, und auf der linken Chriſt, und in der

Mitte des Teufels; ein Schuft, wer's weiter ſagt!"

„Iſt's wahr, daß er ſo viele Weiber hat, wie ein Prälat?" fragte der Junge.

„Willſt mit beiden Beinen in die Hölle? — Es iſt was dran, ſag' ich Euch; — er hat ſeine Thürme voll Frauenzimmer und verſchnittene Teufel als Schildwachten dazu. Wär Dir's recht, Du Ueberallaus?"

„Herr Jeſus!" meinte der Junge."

Holla, aufgepaßt!" rief jetzt der Steuermann. — „Auf Eure Plätze, Burſche, ſonſt gibt's ein Unglück!" — —

Des Königs Stimme ſcholl: „Nichts fehlt uns zur fröhlichen Fahrt, als Geſang! Ich lieb' ihn von Kindheit an; meines Vaters Vermächtniß! Wer ſingt uns ein Lied auf dem grünen Rhein?"

So viele Fürſten und Ritter auch auf dem Schiffe waren, alle ſchwiegen; keiner von ihnen beſaß die Gabe, des Königs Wunſch zu erfüllen. Da fiel Friedrich's Blick auf Clincior, der unverwandt auf die eilenden Fluthen hinabſtarrte. „Wie konnte ich fragen!“ rief Friedrich fröhlich, — „dort ſitzt unſer Mann, er lieſt im Spiegel der Wogen die Zeichen des Himmels.“ Nun ſchritt er raſch auf Clincior zu und ſprach zu ihm: „Meiſter, erfreut uns die Herzen durch Geſang!“

Clincior erwiederte finſter: „O König, die Gabe iſt mir welk geworden; dürres Laub aber ziemt ſich ſchlecht für den Frühling Eures Glückes.“

„Mit nichten, Meiſter!“ entgegnete ihm Friedrich. — „Die Gabe, dünkt mich, ſei ein Brunnen, der nie verſiegen kann, und ſeine melodiſche Fluth hat ſo wunderbare Kraft, daß ſie das Alter verjüngt, wie ſie der Jugend die Weisheit des Alters zulegt. Stünde mein Vater ſtatt meiner jetzt vor Euch, — Ihr ſchlüget ihm die Bitte nicht ab.“

„Ihr kennt den Zauber," verſetzte Clincior lächelnd, „der mir die Zunge löſt. — Wohlan! wo iſt eine Laute? — — O König, meine Kunſt iſt herabgekommen; ſeht, ich begehre Lohn!"

„Und welchen?" fragte der König.

„Daß Ihr dem Sinn meiner ungelenken Worte einen ſtillen Winkel in Eurem Herzen einräumet, und — wollt Ihr noch eine Gunſt mir gewähren, — mir, bevor ich von Euch ſcheide, bei ruhiger Zeit noch eine Viertelſtunde gönnt."

„Ihr wollt mich verlaſſen, Meiſter?" rief der König überraſcht.

„Nicht, bevor ich Euch in Aachen gekrönt ſah," verſetzte Clincior; „dann wird, denk' ich, meine Friſt abgelaufen ſein. Die Luft, die Euch umgibt, iſt ſchwül und beklemmt mich, — nicht eben wie Sonnenhitze, eher wie Weihrauchsdampf."

Friedrich drohte ihm freundlich mit dem Finger; — „Ihr verſteht mich, König“ fragte Clincior, indem er die Laute nahm und mitten auf das Verdeck in den Kreis der Fürſten und Prälaten trat. Nach raſchen kurzen Griffen in die Saiten begann er:

„Zwei blut'ge Schwerter ſeh' ich funkeln
Am Himmel, kreuzweis hangend, hoch;
Sie glüh'n, Kometen gleich, aus dunkeln
Gewölken, ein caudiniſch Joch.
Und zwiſchen durch die Schwerterpforte
Gekrümmten Nackens ſchleicht das Recht;
Und ſeiner Knechtſchaft Flammenworte
Verehrt das lebende Geſchlecht. —
Da wandeln ſich die zwei Geſtalten,
Es träuft kein Blut mehr ihnen ab,
Und heil'ger Ordnung friedlich Walten
Verheißen Scepter, Hirtenſtab.
Seht hin! Der Hirtenſtab, beſtändig
Wächſt er, die Schaufel wird zum Haupt;
Er ſchwillt, er regt ſich, wird lebendig,
Iſt eine Schlange, eh' ihr's glaubt,

Zermalmt mit ſeiner Glieder Reife
Den Scepter dort im tiefen Grund,
Und ringelt ſich mit mächt'gem Schweife
Feſt um der Erde weites Rund."

Clincior legte die Laute weg, verneigte ſich höflich vor den Prälaten und ſprach: „Schreibt, ich bitte, meiner Einbildungskraft zur Laſt, was ich gegen die Zierlichkeit geſündigt. König, ich bin zu alt, um mich in jene neuen, künſtlichen und galanten Weiſen, welche jetzt faſt nur zum Preiſe der Frauen erfunden werden, zu finden."

„Ihr ſprecht von Eurem Alter, als wäret Ihr ein Greis," erwiederte der König heiter, „und doch zählet Ihr erſt vierzig, und genießet bei ſchönen Frauen mehr Glück als Zwanzigjährige. — Warum tadelt Ihr, der Ihr doch ſonſt ein Diener der Minne ſeid, den Minnegeſang? Rechtfertiget Euch, Meiſter, wenn Ihr könnt!"

„Wie? Gibt es nichts Wichtigeres, was

unſer Leben verlangt?“ entgegnete Clincior finſter. „Iſt dies Euer Ernſt, König?“

„Warum nicht?“ meinte der junge König fröhlich. — „Schönheit iſt mein Cultus, freudig, wie jenes ewig heitre Jünglingsvolk, die Hellenen, huldige ich ihr. Frauen ſind lebendige Kunſtwerke. Es iſt ein Anderes, ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen, — ein Anderes, ſie lieben! Nicht für alle Schönheit der Erde möchte ich mein Wollen und Wirken dem engen hausbürgerlichen Kreiſe hingeben, in welchen Frauen, wenn ſie lieben, uns zu bannen ſtreben. O, die Frauen ſind nicht blos auf ihresgleichen, ſondern auch auf unſre Thaten eiferſüchtig, ſie wiſſen wohl, warum. Wie troſtlos iſt dieſer Zwang! Er gibt uns ein Recht, ihn zu brechen. Des Mannes iſt die Welt, mit allem Schönen; aber Alles zu verſchönen iſt der Frauen Beſtimmung.“

„Was haltet Ihr von der Kirchlichkeit dieſes

Bekenntniſſes?" fragte Clincior ſpöttiſch einen Cardinal; — „was ſagt die heilige Mutter dazu?"

„Sie iſt nicht ſo finſter und ſtreng," erwiederte dieſer, „als ihre Feinde ihr nachſagen. — Weiſe räumt ſie der Jugend und dem Lebensmuthe ihre naturgemäßen Rechte ein."

„Es würde mich befremden, wenn die heilige Mutter gegen ihren Sohn ſtrenger wäre!" meinte Clincior lächelnd; „ihre Milde überhebt ſie der Sorge. Fröhlichkeit iſt ſich ſelbſt genug, und in der Kunſt des Vergeſſens, die man in Bologna nicht lehrt, unterweiſen ſchöne Augen am gründlichſten. Schon mehre deutſche Kaiſer promovirte Italien zu Doctoren, und Rom lieferte den Schmaus dazu."

„Kein Prophet gilt im Vaterlande!" entgegnete der Cardinal, „warum wäret Ihr ſonſt nach Deutſchland gezogen. Unter Anderm: Irr' ich nicht, ſo ſagt man Euch nach, Meiſter, Ihr wäret ein Schlangenbeſchwörer."

„Ich wollte, daß ich ein ſolcher wäre!" verſetzte Clincior in demſelben Tone, wie der Kirchenfürſt, — „bei meiner Treue: ich würde ſie tanzen machen. Ein heidniſcher Götterknabe erwürgte in der Wiege ihrer zwei. Aber wir ſind über die Fabelzeiten hinaus, und unſre chriſtlichen Kinder wiſſen in ihren Wiegen etwas Klügeres zu thun: — ſie ſchlafen."....

Trompetenſchall unterbrach ihn und feſſelte die Aufmerkſamkeit Aller. Die Heerſtraße, welche längs des Rheines ſich hinzog, wimmelte von Volk, das wie im Triumphe eine Schaar Reiter umringte. Tücher und Fähnlein, mit Lilien geſtickt, flatterten den Schiffern vom Ufer zu, und plötzlich riefen zahlloſe Stimmen: „Heil! Heil dem Könige der Deutſchen!" Eilig wurden jetzt Kähne vom Ufer losgebunden, die Reiter ſprangen von den Roſſen und ſtiegen ein, ſtießen ab, ruderten dem Schiffe des Königes zu.

Als ſie bei dieſem an Bord gekommen waren, neigte ſich einer von ihnen, der Herold, durch das Lilienwappen kenntlich, vor Friedrich, und überreichte ihm ehrſurchtsvoll den Flügel des kaiſerlichen Heeradlers. Er ſprach dazu: „Heil wünſcht Dir Frankreich, König der Deutſchen, und ſendet Dir hier Dein Eigenthum, das bis zu dem Tage von Bouvines im ungerechten Beſitze Deines Gegners Otto geweſen. Hoch wie des Adlers Flug ſei Dein Glück und Dein Ruhm, und makellos rein wie die jungfräuliche Lilie bleibe ſtets die Freundſchaft, welche Dich und Frankreich verbindet.“

Clincior hatte ſich während deſſen ſtill auf ſeinen alten Platz begeben, und grollte in ſich hinein: „O, daß meine Sorge grundlos ſei! daß ich's mindeſtens nicht erlebe, wenn Du als geblendeter Falke liſtigen Jägern zu Dienſten wirſt!“

Die Geſandten Frankreichs wurden trefflich bewirthet. Unter Becherklang, Jubel und Trompetenſchall glitt das Königsſchiff ſtolz auf dem Strome weiter bis Andernach. Dort wurde gelandet.

* * *

Aachen war erreicht. Die alte Kaiſerſtadt verjüngte ſich in Feſten. Von allen Gegenden Deutſchlands waren geiſtliche und weltliche Fürſten und Herren, und zahlloſes Volk herbeigeſtrömt, den Enkel Barbaroſſa's mit Karl's des Großen Krone geſchmückt zu ſehen. Der Erzbiſchof Siegfried von Mainz, Legat des heiligen Stuhles, ſollte ſie ihm auf's Haupt ſetzen, der fünfundzwanzigſte Julius*) war zu dieſer feierlichen Handlung beſtimmt.

Je näher der Tag herranrückte, ſo unruhvoller wurde Friedrich's Bruſt. Mißmuth, von dem er ſich keine Rechenſchaſt abzulegen vermochte, wühlte ſie auf, der ununterbrochene Taumel, von lärmenden Feſtlichkeiten erzeugt, betäubte ihn nicht. Er ſuchte die Einſamkeit.

---

*) 1215.

Es war am Vorabende des Krönungstages, als er in ſolcher Stimmung in einem prachtvoll hergerichteten Gemache des Kaiſerpalaſtes ſaß, der inhaltſchweren Zukunft ſinnend, die morgen mit einer Vergangenheit zuſammenſchmelzen ſollte; noch lebhafter, als vor zwei Jahren am Tanaro, erſchien ihm dieſe heute wie raſch nach einander vorüberfliegende wechſelnde Traumbilder. Der junge Heinrich hielt die Wache im Vorzimmer.

Da öffnete ſich plötzlich die Thür des Gemaches, und Elincior trat herein. Der König hatte ihn ſeit jenem Geſang auf dem Rhein bis heute aus dem Auge verloren und war überraſcht, ihn jetzt vor ſich zu ſehen.

„Ihr verſpracht mir als Gunſt ein Geſpräch ohne Zeugen," begann Clincior; — „wollt Ihr es jetzt gewähren? Verſagt Ihr es, ſo laſſet mich hier Abſchied von Euch nehmen, Friedrich, — für immer!"

„Zum zweiten Mal dies Wort, Meiſter? Ich fürchte: Ihr ſeid mir nicht wie ſonſt freundlich zugethan, was könnte Euch ſonſt bewegen, mich zu verlaſſen? Ich bitt' Euch, ſprecht, was habt Ihr auf dem Herzen?"

„O König!" rief Clincior ſchmerzvoll, „und das fragt Ihr mich? Eure Zukunft! Sie drückt mich!"

„Mich ſelbſt!" ſprach Friedrich. „Die edelſte Krone der Chriſtenheit wird morgen meine Stirne zieren, und heute noch bin ich ſo beklommen, wie eine Braut am Vorabend ihres Hochzeittages. Ich ringe, hundert Gedanken und Vorſätze, die wie Irrlichter in mir auftauchen und verſchwinden, feſtzubannen. Doch vergebens, alle Gedanken und Pläne zerrinnen mir in ein einziges chaotiſches Gefühl, das halb wie Sehnſucht iſt und halb wie Schaam. Ihr kommt zu guter Stunde, Meiſter! Ihr verſteht Euch darauf, verborgene Krankheiten des Leibes und der Seele zu erforſchen. Deutet mir dieſe, daß ich ſelbſt das Mittel zur Heilung finde. Erklärt mir, warum ich bei'm Anblick dieſer Krone, die mich etwas ſo Heiliges dünkt, daß die unreine Hand, welche ſie anfaßt, verdorren müßte, meine Seele nicht aufjauchzen kann, wie oftmals einſt, wenn ich im Traume ſie ſah? Warum, da ich mir der Kraft und der Reinheit bewußt bin, berg' ich mich im eignen Schatten, daß der Glanz, der von der Krone ausſtrömt, die Schaamröthe auf meinen Wangen nicht offenbare?"

„O Friedrich!" rief Clincior heftig bewegt, „was meinſt Du wohl, das mich, ſo oft ich Deine Bahn verließ, urmächtig wieder hineinriß? Dein eigen Blut, Friedrich, das Blut Deines Vaters Heinrich, das ich, mit dem meinen vermiſcht, aus einem Becher einſt mit ihm trank! Nur einmal weinte ich: als Heinrich ſtarb; nicht um ſein Loos — um das der Welt weinte ich, daß ſie ihn verlor. .... Das iſt's, was mich an Dich gebunden hält. In dieſem meinen Herzen wallt noch immer ſein Blut, wie in dem Deinigen. Ich ſchaue klar in Deinen Gram; Dein Elend iſt: daß ein Löwe Dich zeugte und daß Du geſäugt wurdeſt mit Lammesmilch. Das Waiblinger Blut ſtürmt in Dir an gegen die Milch Roms. Dieſe Krone, die Dein Vater und Dein Ahnherr trugen, würde heute Dich laut aufjauchzen, Dich Deiner ſelbſt, wie Du leiblich biſt, vergeſſen machen, hätteſt Du ſie Dir Schritt für Schritt aus einer Welt voll Feinde herausgeholt, kühlte ſie den Schweiß des Sieges auf Deiner Stirne, heilte ihre Berührung die klaffenden Wunden Deines Hauptes. So aber ſenkt ſie ſich, wie Du eben aus einem langen Traume erwacheſt, gleich einer Taube auf Dich nieder. Du haſt einen Triumphzug gehalten, ohne das

Schwert ernſthaft aus der Scheide gezogen zu haben, — biſt ermattet, weil Du nicht auf eignen Füßen gingſt, biſt davon ermattet, daß Du auf den Schultern der Erinnerung, von den Armen des Waiblingernamens, auf Herzen, wie auf weichen Pfühlen bis hieher getragen wurdeſt, — und nun, da Dein Fuß wieder feſten Boden betritt, ſchwankſt und ſchwindelſt Du, deſſen ungewohnt. Das Glück beſchenkt Dich wie ein Tyrann. O dergleichen verträgt das Waiblingerblut nicht. Ich kenn's.“

Friedrich's Bruſt dehnte ſich weit aus, und die bis dahin einem harmlos ſchlummernden Kinde gleich unbeachtet drinnen gelegen, nur bisweilen durch unbewußtes Lächeln und leiſes Athmen ihr Daſein kundgebend, — die Majeſtät ſtieg jetzt wie ein Cherub drin empor, und entfaltete ihre lohen Schwingen. Die Göttlichkeit ward ſich ihrer ſelbſt bewußt; dies Bewußtwerden ſchuf eine Welt. — Clincior betrachtete ihn und ſprach keinen Laut; er ahnte, was in dieſem Momente geſchehen war.

Langſam ſammelte der König ſeine Gedanken. Schon ſah er ſie entwirrt, wie weiße Zügel eines ſchnaubenden Geſpanns vor ſich.

„Ich weiß, daß Du in den Sternen lieſeſt,“ ſprach er, die Hand auf's Herz legend, „Clincior! Dieſe Stunde iſt günſtig. In dieſem Augenblick liegt wie in dem verſchloſſenen Kelch der Blüte, die auf den heiligen Wäſſern ſchwimmt, der Inhalt meines ganzen Lebens magiſch beſiegelt, das Licht meines Sternes ſenkt ſich im Scheitelpunkte drauf. Löſe das Siegel, erſchließe den Kelch!“

Clincior erwiederte: „Führteſt Du mich auch auf die höchſte Zinne Deiner Pfalz, — der Horizont iſt mir zu eng. Laß' uns einen andern ſuchen, einen endloſen, wie eng er auch ſei, einen helleren, wie wenig Leuchten auch dran brennen. Daran will ich Deine Zukunft leſen und ſie Dir verkünden. Folge mir — wenn Du Dich König fühlſt!“ Er öffnete die Thür und ergriff draußen eine Fackel.

„Wohin führſt Du mich?“ fragte Friedrich, ihm folgend.

„Zur Schatzkammer!“ verſetzte Clincior. Raſchen Schrittes ging er voran, und der König folgte. Sie kamen vor ein eiſernes Thor. Clincior ſchloß es auf. Sie ſtiegen ſteinerne Stufen hinab und befanden ſich nun in einer unterirdiſchen Halle.

„Woher haſt Du die Schlüſſel?“ fragte der König. Clincior erwiederte nichts und ſchloß eine erzene Pforte auf. Sie traten in ein hohes prachtvoll verziertes Gewölbe. Clincior ſteckte die Fackel in einen Ring an der Mauer und führte den König an ein Grabmal, das in der Mitte ſtand. „Hier iſt der Ort, einem Waiblinger zu weiſſagen!“

„Mich durchrauſcht's!“

„Odem der Jahrhunderte! Tritt näher, Friedrich, berühre dieſen Sarg. Morgen trägſt Du die Krone und den Mantel deſſen, der drinnen liegt.“

Friedrich ſank, als er die Hand auf den Sarg legte, überwältigt von der Erhabenheit des Ortes, des Augenblickes und des Gedankens, auf die Kniee.

„Steh auf, Friedrich!“ ſprach Clincior finſter, — „Du knieeſt vor — Staub!“

„Nicht vor dem Staub!“ erwiederte Friedrich, raſch ſich erhebend, „vor der Geſchichte! Mir war, als läg' ich ſelbſt in dieſem Sarge und wollte die Nachwelt belauſchen.“

„So höre meine Weiſſagung! hier vor der unſichtbaren Sonne, in welche alles Irdiſche einmündet!“ — Er hielt inne; die heftige Bewegung ſeiner Seele durchbrach die erzwungene Gemeſſenheit ſeiner Worte.

„O Friedrich, mein König!“ rief er, mit wildem Ungeſtüm ihn an beiden Händen faſſend; — „hier iſt der Bettler nicht geringer als Du. Sieh mich zum erſten Male als Bittenden. Nicht den König allein hab' ich jetzt vor mir, o zuerſt den Waiblinger, Heinrich's Sohn! — Sohn eines Kaiſers, Enkel eines Kaiſers! Einſt ſelbſt Kaiſer! Wenn Du von Deinen Freunden, den ſtolzen Kirchenfürſten, umgeben warſt, wußteſt Du nie, daß dem Manne, der ſchweigend in der Ecke ſtand, das Herz um Dich blutete. Niemand wußt' es. Ich gehe auf Erden einſam und gemieden. Der Pöbel weiſt mit Fingern auf mich, daß nur Haſſen und Zerſtören mein Gelüſte ſei. — Was blieb mir denn ſonſt? Wen ſollt' ich denn lieben? Ich liebte nur Einen, ich hoffte auf Einen: er iſt hin! Er ließ Dich, — und ich mußte zuſehn, wie der junge Löwe langſam und ſchlau gezähmt wurde. Ich lernt' es begreifen, daß wir vor der ewigen Nothwendigkeit wie arme Käfer ſind, denen ein Bube langſam die Glieder ausreißt. Meine Weisheit iſt Peſt, ſie heißt: das Nichts! So weit kam ich, da ich ſchon wähnte, den Himmel erſtürmt zu haben. Ich ſah Dich, gebunden an einen langen, unzerreißbaren Faden, Du fühlteſt ihn noch nicht. Ich ſah die Spinne in ihrem Netze; Du ſahſt die — Mutterbruſt! — Die Verzweiflung preßte mir zuweilen einen dumpfen thieriſchen Schrei aus. Du hieltſt ihn für Lachen. Wie im langen Triumph zogſt Du, allen Liſten, allem Trotz Deiner Feinde entronnen, bis hieher; das Volk jauchzte und ſchrie: „Gott habe Dich bewahrt und geführt!" Ich aber ſah Dich, wie Du jenen Pilgerknaben Nicolaus, der auf ſeinem Wagen ſchlief, — als Opfer hingeſchleppt, auf den Stuhl Karl's des Großen von Prieſtern geſchleppt, gekrönt mit der uralten Krone, wie man das Opferthier kränzt. Ich ſah Dich, als Werkzeug Roms, als blinden Vollzieher der Tyrannei, die alle Völker ewig verknechten ſoll; dies ſah ich, mit meinen ſcharfen, ungetrübten Augen, und Du biſt doch ein Waiblinger, und mein Blutfreund Heinrich hat Dich gezeugt.“

Nach kurzem Schweigen fuhr er gefaßter fort: „Vergib! Mein Schmerz überſchritt das Maß. Sieh, ein ganzes Leben lang von Niemandem begriffen werden! Man muß haſſen lernen, um ſich nicht ſchämen zu lernen. Mit Haß deckt' ich das Grab in mir zu, den Schmerz, der das Mitleid ausſtößt. Da ſinkt endlich die Decke ein, und Du blickſt in den Abgrund. Ich kann's nicht mehr wehren.

„O Friedrich, zwei Wege, zwiſchen denen Du wählen mußt, laufen von dieſem Sarge aus. Der eine — ſicher, eben, von Tauſenden ausgetreten, von Tauſenden geprieſen, Tauſenden empfohlen, — der andere nur von einzelnen blutigen Sohlen gezeichnet. Das Ziel des einen ein Sterben im Frieden, vielleicht ein Heiligenſchein, — das des andern ein Sturz in den Abgrund, von Bannblitzen beleuchtet, aber der Sturz eines Titanen, der zerbrochene Feſſeln mit ſich hinabreißt, Jahrhunderte lang in Donnern nachhallend, Jahrhunderte lang ein Gedächtniß, eine ewig lebendige That. Wäge die Looſe, Hohenſtaufe! — das goldne und das eiſerne. Deine Väter griffen nach dem Eiſen. — Greifſt Du nach dem Golde, ſo ſchmiedet Rom eine Kette draus — für Dich! Greifſt Du nach dem Eiſen, ſo zerhauſt Du Ketten. Wäg' ab das Lächeln Roms und das Behagen des ungeſtörten Beſitzes, — den Fluch Roms und die Unruh des Kampfes."

„Ich täuſche Dich nicht, Friedrich! Hier wie dort ſeh' ich für Dich nur Untergang. Dieſe Roma iſt einer Wölfin Kind. Wenn Rom Dir lächelt, Dich ſchützt, Dich ſegnet, Dich heilig ſpricht, — Du gehſt doch unter, nur ſchrecklicher als auf einmal, als im Kampf, — Du faulſt lebendig. — Rom kann Dir alles irdiſche und himmliſche Gut geben; eins ſtiehlt es Dir dafür — den Namen, den Nachruhm! Es gibt nur eine Sonne; willſt Du der blaſſe, ſchmächtige Mond ſein? — Führſt Du fort, was Deine Väter begannen, — (ich will Dich nicht täuſchen, —) Du gehſt unter, aber als Sonne, und Dein Untergang verbürgt neue Morgen!“

„Ja, Friedrich, unvermeidlich iſt, wenn Du gegen Rom ankämpfeſt, Dein Sturz. Weißt Du, ſelbſt wenn Du jetzt noch entſchloſſen biſt, Frieden mit der Kirche zu halten, wohin Dich einſt die Umſtände reißen werden? Rom kann Dich vernichten, Dich zum Spott machen, und wird's, wenn es Dich nicht zu fürchten braucht. Das iſt das Entſetzliche, was uns vor Wuth knirſchen macht, daß wir, mögen wir uns auch wenden wie wir wollen, doch vom Schickſal in die Geleiſe gezwängt werden ſollen, welche uns von Anfang her beſtimmt ſind, und darin allein iſt inmitten jener allgemeinen Tyrannei noch Freiheit, daß wir wenigſtens noch trotzig hineinſpringen können, bevor es uns an den Haaren hineinſchleppt. — Ich weiſſagte Dir, wie ein Vater ſeinem leiblichen Kinde; — aus meinem Herzen. Entſcheide! Wie ein fruchtbarer Boden liegt das Leben noch vor Dir. Ich habe es, nach ſeinen verborgenen Schätzen ſuchend, ſo oft aufgewühlt, daß es ſeine zeugende Kraft für mich verlor; ich habe keine Ernte mehr zu hoffen, und will keine Saat mehr ausſtreuen. Ich bin gebrochen, und weil ich's bin, will ich nicht langſam hinmodern. Nur eine Freude möcht' ich noch koſten nach langem Dürſten, dann in die Arme der liebenden, tödtenden Nacht ſtürzen. Du aber denke nicht geringer von mir, weil ich Dich meinen Schmerz blicken ließ."

Clincior! — bei dieſer Aſche eines Weltbeherrſchers, — lebe! denn die Stauffen ſind nicht todt. In dieſem Herzen rütteln ſie ſich dröhnend empor; mein Daſein beginnt an dieſem Sarge. Weithin trägt meine Sehkraft. Ich danke Euch, mein Vater, daß Ihr mir Thaten übrig ließt! Was Barbaroſſa gedacht, Heinrich begonnen, — vor mir liegt es zu vollenden. Zwei Hälften einer Krone — Orient, Occident! In lichten Flammen ſchmelz' ich ſie zuſammen. Ein Reich der Liebe und des Ruhms ſei vom Belt bis Jeruſalem, und wie ein Gott, ſo ein Geſetz über allen Völkern."

Er wandte ſich, die Kaiſergruft zu verlaſſen. Clincior folgte ihm, aber er konnte ſich nicht freuen; ob auch die Begeiſterung des jungen Königs ihn wärmte; er gedachte des Gelöbniſſes, das Friedrich bei'm Abſchied aus Rom dem Papſte Innocenz gegeben: Italien und Deutſchland nie vereinigen zu wollen. Schweigend ſchritten ſie die Stufen wieder hinauf und in die kaiſerliche Pfalz zurück.

Dort reichte Clincior dem Könige die Hand und ſprach mit ſo viel Ruhe, als er erzwingen konnte: „Mein Werk iſt zu Ende, Friedrich! Es treibt mich fort. Sei glücklich! — Sei groß!“

Der König ließ ſeine Hand nicht los. „Du darfſt mich heute noch nicht verlaſſen, Unbegreiflicher! Den kommenden Morgen ſieh mich noch, und denke meines Vaters! — Bleibe mir, Clincior, was Du meinem Vater geweſen!“

Aber in Clincior's Herzen tobte der Zweifel. Wenn er dieſe heitre Milde in Friedrich's Mienen ſah, fürchtete er, daß der König mitten im Wege wanken werde, er wollte ſolch einen Moment einſt nicht mit anſehen. „Biſt Du nicht ſtark genug durch Dich? Deine Krönung ſehen? — Wer krönt Dich? Ein Prieſter! Ich ſoll's mit anſehen? Deines Vaters gedenkend, ſpräng' ich zwiſchen Dich und den Altar! Nimmermehr! Leb wohl!

Er riß ſich los und ging. Im Vorgemache

ſah er den jungen Heinrich. Er hielt im raſchen Schritte ein, zog einen Ring vom Finger, und ſteckte ihn dem Sohne an. Dabei bewachte er ſich ſelbſt, daß kein Zug ſeine Bewegung verrathe. — „Ich ſcheide“ ſprach er, — „frage nicht, wohin ich gehe. Von Allem, was ich beſitze, laß ich Dir nichts, als dieſen Ring, mein Name ſteht darin. Du weißt, ich habe Land und Schätze, aber ich ſage Dir nicht, wo; ich enterbe Dich — aus Liebe, denn Du ſollſt ein Mann ſein, und ſtets nur Mann!“

„Du gehſt?“ rief Heinrich ſchmerzvoll.

„Ich habe noch Eines zu beſorgen, — Rom! — In Dir, mein Sohn, leb' ich fort. Verlaſſe den Kaiſer nie — und Dich ſelbſt nie!

Schon wollte er gehn, da übermannte es ihn. Er faßte den Sohn und küßte ihn mit glühenden Lippen. „Nenne Dich nie meinen Sohn!“ ſprach er, — „man würde Dich den

Haß gegen den Vater entgelten laſſen. Hüte Dich vor Frauenliebe! Vertraue nie einem Prieſter! Dies mein Vaterſegen!"

Am andern Tage, dem Feſte des Apoſtels Jacobus, ſtanden weit auf die Thore des Domes in Aachen, daß der junge König einziehe. Jubel auf allen Straßen, Geläute von allen Thürmen, Blumen aus allen Fenſtern auf die Pfade geſtreut, die der Hohenſtaufe betrete. Wie Meereswogen laut brauſte der Geſang:

„Geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Alle Edlen aus Lothringen und die meiſten Fürſten Deutſchlands, geiſtliche und weltliche, füllten die Hallen des Domes. Im koſtbaren Gewande, die von Edelſteinen funkelnde Mitra auf dem Haupte, trat Siegfried von

Mainz, des heiligen Stuhles Legat, vor den Hochaltar, goß das Salböl auf die Stirne Friedrich's, welcher vor ihm hinkniecte, und ſprach dazu:

„Der Vater alles Lebens ſtröme die Fülle ſeiner Weisheit und Gnade auf Dich, und Du, o König, ſtröme aus die Fülle der Milde und Treue auf Dein Volk! So trachte, was der höchſte Herr Dir als Pfand anvertraut, reich auszutheilen, daß, wenn Du als Sakrament auf dem Sterbebette die letzte Salbung empfängſt, Du als ein treuer Verwalter vor Gottes Thron treten kannſt! Im Namen der heiligen Kirche: Betet für den König!“

Nun gürtete er ihm das Schwert um und ſprach:

„Der über alle Sieger ſiegt, der gibt Dir dies Schwert, daß Du damit ſein Reich auf Erden und ſeine Tochter, die heilige Kirche, ſchützeſt. Und pflanze es auf als Kreuz, daß die Völker ſich darum verſammeln. Der, am Tage des Gerichtes in der Linken die Lilie und in der Rechten das Schwert haltend, ſie um ſeinen Thron berufen wird, fordert von Dir Rechenſchaft für jeden Tropfen unſchuldigen Blutes, der an ſeiner Schneide hing.“

Hierauf gab er ihm den Scepter in die Hand, mit folgenden Worten:

„Der über alle Richter richtet, der legt dieſen Stab in Deine Hand, auf daß an ihm ſich die Unſchuld aufrecht halte, und daß er das Laſter zu Boden ſchlage. Gedenke daran, daß an jenem Tage dieſer goldene Stab Dir nicht mehr nützt als ein Binſenrohr, und daß der ewige Richter ihn zerbrochen Dir wird zu Füßen werfen, wofern Du auch nur ein einzig Haupt damit ungerecht gerichtet haſt.“

Nun empfing er aus der Hand des Würdenträgers den Reichsapfel, überreichte ihn dem Könige und ſprach:

„Durch eines Apfels Biß iſt die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod. Wie lockend die Schale der Frucht ſei, im Kerne iſt die Fäulniß und iſt die Verweſung. So nimm hier den goldnen Reichsapfel, das Bild der Erde, und gedenke, wenn der Anblick des Schimmers, mit welchem er gleißt, Dein Auge bethöret, daß dieſe goldene Hülle nichts als Aſche enthält, und daß, ſo groß Deine irdiſche Gewalt und ſo glanzreich Dein Ruhm ſei, Du ſelbſt zu Staub und Aſche werdeſt."

Endlich nahm er die Krone und ſetzte ſie auf Friedrich's Haupt; dazu ſprach er:

„Der König der Könige, der da ſpricht: „„Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben,"" gibt Dir das Symbol der höchſten irdiſchen Würde durch die Hand der Kirche. So unerreichbar dieſe Krone für jedes Menſchen Hand iſt, — der Finger Gottes ſtreift ſie von Deinem Scheitel, und jeder Edelſtein darin erblindet, wenn Du in blindem Hochmuth mehr zu ſein wähnſt, als ein Knecht vor dem höchſten Herrſcher des Himmels und der Erde! Ich preſſe ihren Reif ſcharf auf Deine Stirne, daß Du jetzt ſchon daran denken mögeſt, wie ſchwer ihr Gewicht auf Deiner Seele laſte. Du biſt, da Du ſie trägſt, wie die Sonne, von welcher alle Creaturen Licht, Wärme und Leben empfangen; ſo alſo ſpende Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke und Gnade an alle, die da kommen, an der Sonne der Majeſtät ſich zu erquicken, denn in ihr vereinigen ſich alle Segnungen, und kommt die Gottähnlichkeit, welche wie ein neuer, ſchönerer und reiner Leib Dich jetzt umgibt, zur Erſcheinung. Der König der Könige ſegne Dich, ſein Amt auf Erden treu zu verwalten. Der König der Könige behüte Dich, treu auf ſeinen Wegen zu wandeln. Der König der Könige ſei mit Dir immerdar, im Leben und im Tode. Amen!"

Da riefen Alle, welche Haupt an Haupt gedrängt die weiten Räume des Domes erfüllten, jauchzend wie aus einem Munde: „Heil und Ruhm dem Könige der Deutſchen, Friedrich dem Zweiten.“ Und tauſendſtimmig donnerte der Ruf: „Heil Friedrich dem Zweiten, dem Könige der Deutſchen!“ draußen vor den Pforten des Domes, wo das Volk andächtig auf den Knieen lag, und donnerte hin über das ganze deutſche Land.

Friedrich aber fühlte ſich, als ſtünde er nicht auf irdiſchem Boden, ſondern vor Gott in lichten Flammen und empfinge die Kraft, die Begeiſterung und das Leben eines ganzen Volkes in ſeine Adern gegoſſen, und legte einen Schwur nieder in den Schooß des Allmächtigen. Noch lag er in ſolcher Verzückung auf den Stufen des Altares, nichts von allem, was um ihn vorging, mit ſinnlichen Organen erfaſſend, — da öffneten ſich die Reihen der Fürſten, die ihn im Kreiſe umſtanden, und zwölf der Edelſten der Kaiſerſtadt brachten auf ihren Schultern hergetragen, unter prachtvollem Baldachine einen ſchmuckloſen Sarg, den ſie mit Ehrerbietung vor dem Altare auf einen koſtbaren Teppich niederließen. Es folgten ihnen ſechs Andere, die einen neuen aus maſſivem Silber kunſtreich gearbeiteten Sarg trugen und zur Seite ſtellten. Indeſſen ſtimmten die Sänger den ambroſianiſchen Hymnus: Te Deum laudamus an.

Friedrich hatte ſich erhoben und trat, ſich gegen das Volk wendend, auf die oberſte Stufe vor dem Altare. Da erblickte er den Sarg, deſſen Deckel geöffnet war. Der Erzbiſchof von Mainz ſprach ehrerbietig zu ihm: „Du ſieheſt in dieſem Sarge den Leichnam Kaiſer Karl's des Großen, welcher feierlich erhoben werden ſoll; denn heute iſt der Tag, da das deutſche Volk ſeiner Herrlichkeit gedenke! Und Du, o König, gedenke in Deiner Majeſtät der Vergänglichkeit und der Tugend, durch welche Vergängliches unvergänglich und Sterbliches unſterblich wird."

Zwölf Biſchöfe — zum Andenken der zwölf Apoſtel — naheten ſich jetzo dem alten Sarge, erhoben den Leichnam des heiligen Kaiſers, und legten ihn auf purpurnen und mit Gold und Juwelen durchwirkten Tüchern in den prachtvollen neuen Schrein. Erzprieſter in glänzenden Ornaten nährten die Glut in den Weihrauchbecken, und reichten dem Erzbiſchofe von Mainz den Sprengel. Hierauf hoben die zwölf Biſchöfe den ſilbernen Sarg auf den Altar und legten den kunſtreichen Deckel darauf. Der Erzbiſchof von Mainz ſchwang nun den Sprengel mit Weihwaſſer nach drei Seiten, und ſenkte ihn auf den Sarg, dann empfing er aus der Hand eines Erzprieſters den erſten Nagel und den Hammer, um den Sarg zu verſchließen.

Als der König dies bemerkte, trat er näher zu ihm, und ſprach: Vergönnet Uns, hochwürdiger Erzbiſchof, dieſe Handlung zu verrichten. Dem Sohne eines Kaiſers, dem Könige der

Deutſchen geziemt es, den erſten Nagel in den Sarg eines Weltherrſchers zu ſchlagen.“

Der Erzbiſchof überreichte ihm nun Nagel und Hammer; Friedrich that den erſten Schlag und ſprach:

„Volk, blicke hieher! Nicht die Majeſtät iſt's, die hier liegt; nie kann Majeſtät eingeſargt werden und in Staub zerfallen. Ein Siegel drück' ich mit dieſem Hammerſchlag auf die Herrlichkeit deutſchen Namens; ein Glockenklang ſei dieſer Hall, der zu Thaten ruft. In Rom wird ſich einſt die Bedeutung dieſer Stunde erfüllen.“

Die Worte des Königes erwägend ſtand unfern von ihm der Cardinal, die ganze Seele voll von dem Gedanken: „Ein Hohenſtaufe!“ Jetzt näherte er ſich dem Könige und ſprach einige leiſe Worte zu ihm. Raſch erwiederte dieſer laut: „Nicht der Mahnung bedurfte es, hochwürdiger Vater! Uns beſtimmt kein Zwang, der freie königliche Wille iſt es, den Wir offenbaren. —" Dann zu dem verſammelten Volke gewendet: „Auf dieſes Kreuz lege ich meinen Finger. — Frei werde das Grab des Heilandes, frei der Glaube! Drei Stationen, Aachen, Rom, Jeruſalem! —"

„Und dann? — — die Welt!" ergänzten ihn die Gedanken des Cardinals.

Tauſendſtimmiger Jubel ſchallte dem Könige als Antwort. Dieſer Augenblick begrub die wechſelnden Geſchicke ſeiner Vergangenheit; ſicher in ſeinem kühnen neuen Wollen ſchritt er in die Zukunft hinein.

IV.

In tiefer Waldeinſamkeit barg ſich ein altes Kaſtell, deſſen graue, öde Mauern und Wälle aus mächtigen Quadern aufgethürmt, wie ein ſchmuckloſer Tabernakel eine koſtbare Monſtranz, einen prachtvollen in weiten Räumlichkeiten ausgedehnten Palaſt umſchloſſen. Das war das Schloß Campofelice in Apulien, deſſen Bewohner in ihrer klöſterlichen Abgeſchiedenheit faſt nie Menſchen aus der Umgegend ſahen; das Landvolk mied es, in die Nähe des einſamen

Kaſtelles zu kommen, da die Sage ging, es wäre das Eigenthum Clincior's, in welchem er ſeine Schätze und ſeine Frauen bewahre, böſe Geiſter bewachten es und über dem Thore ſchwebe, an einem Haare aufgehangen, ein Talisman, welcher Jeden verſteinere, der von Neugier oder andren ſträflichen Begierden getrieben, in das Innere dringen wolle.

Ueber die Bewohner des Kaſtelles waren gleichfalls die wunderlichſten Sagen und Gerüchte im Umlauf. Einige erzählten, eine heidniſche Königstochter aus dem Morgenlande ſei darin eingeſchloſſen und habe eine Menge Mohren, Zwerge, Sclavinnen und Eunuchen zur Bedienung, welche mit ihr drinnen verzaubert ſeien. Andere behaupteten, ein frommes Fräulein aus Engelland, welches Clincior verführt habe, büße darin; und wieder Andere verſicherten für gewiß: Die Dame ſei von Capua gekommen, plötzlich wieder verſchwunden, und nach einiger Zeit ebenſo geheimnißvoll wiedergekommen; in der Zwiſchenzeit aber wäre ſie auf der Inſel Palmarola geweſen, an welcher kein Schiffer anlege, weil das Eiland von böſen Dämonen bewohnt werde. Leute aus Terracina wollten die fremde Dame ſogar geſehen haben, wie ſie in einer kleinen gebrechlichen Barke während eines furchtbaren Sturmes ſicher an der Rhede vorbeigeſegelt ſei; Fiſcher aus Gaeta beſtätigten dies und fügten hinzu, ſie wäre vom Kopf bis zum Fuß in ſchwarze Schleier gehüllt und Niemand bei ihr geweſen, als ein Zwerg, der auf dem Steuerruder gehockt.

Dieſe Dame war Maddalena Lavagna, welche das einſame Schloß Campofelice nun ſchon im dritten Jahre bewohnte und dort ihr Kind Manadora erzog, welches ſie auf der Dämoneninſel Palmarola geboren hatte.

Immer klarer war der unglücklichen Frau im Verlaufe jener Zeit die Ueberzeugung geworden, daß Clincior's Stolz mit ihrem Herzen ein grauſames Spiel getrieben; dennoch vermochte das Unglück den Adel ihrer Seele nicht zu beugen; alle Liebe zu Clincior war auf ihre Tochter Manadora übergegangen und aus einer irdiſchen zur himmliſchen geworden, geläutert durch Schmerz. Nicht, weil ſie den Wettkampf eingegangen, den Menſchenverächter zur Achtung, durch Liebe zum Glauben hinanzuleiten, — ſondern, weil ſie jetzt ganz nur Mutter war, blieb ſie ſtandhaft, unerſchütterlich und groß in den unſäglichen Sorgen um die Zukunft ihres Kindes, von welchen ſie Tag und Nacht gefoltert wurde.

Dieſe aber waren verſchiedener Art. Zuerſt fürchtete ſie, daß ihre ſtolzen unverſöhnlichen Verwandten, wenn ſie erführen, daß ſie Clincior'n ein Kind geboren, dem Verhaßten an dieſem Kinde ihren Grimm entgelten laſſen würden. Und ſo war's nicht bloß, um Clincior's grauſame Bedingung zu erfüllen, ſondern vielmehr um das Leben des geliebten Kindes zu hüten, wenn ſie dieſem ſelbſt und Jedem ihrer Umgebung den Namen des Vaters auf das ſorgfältigſte verſchwieg, und ſo war's nicht die Sorge um ſich ſelbſt, wenn ſie das Geheimniß ihres Aufenthaltes auf das ängſtlichſte zu bewahren ſuchte, und in Europa ſich nicht ſicher wähnend, ſogar daran dachte, mit Manadora nach dem Morgenlande zu flüchten, wo Clincior, wie ſie durch Kaf wußte, manches Schloß beſaß.

Und ihrer Tochter Zukunft! Vielleicht ein Unglück, wie jenes der Mutter, deren ganze Ausſicht! Vor ſolchem Leiden das geliebte Kind frühzeitig zu bewahren, war der Zweck ihrer Erziehung; — der Egoismus der Mutterliebe ſprach auch ein Wörtlein mit; war doch das Kind ihr Einziges auf Erden; ſie zitterte, dies — durch Mannesliebe einſt zu verlieren. Welch ein Mittel führte ſie zum Ziele? Sie ſann und ſann und fand nur Eines als tauglich, und führte dies aus; — ſie erzog die Tochter in Haß und Verachtung gegen den Namen: Mann, erzog ſie in Frauenſtolz und Zuverſicht der eignen Kraft; den Inbegriff alles Erbärmlichen lehrte ſie die Tochter mit dem Worte: Mann bezeichnen. Die Arme! Sie überſah es, daß die Kleine in der klöſterlichen Einſamkeit von Campofelice kein einzig männliches Weſen vor Augen hatte als Kaf, und dieſer war — Eunuch, daß, wenn irgend ein Zufall der Heranwachſenden je einen Mann in den Weg führte, aller anerzogene Frauenſtolz vor einem einzigen Blicke leicht wie Spreu zerſtieben müſſe.

Das dritte Bangniß um die Tochter, welches die Mutter quälte, war ein religiöſes. Ihr eigenthümliches Verhältniß, welches ſie von der Gemeinſchaft mit den Menſchen abſchied, hatte zur Folge, daß ihr Kind noch nicht die heilige Taufe erlangt hatte und ohne einen andern Unterricht im Glauben, als jenen, welchen die Mutter gab, heranwachſen mußte. Sie ſelber fühlte ſich rein vor ihrem Gotte und bereit, in jedem Augenblicke vor ihn hinzutreten und Rechenſchaft abzulegen. Doch die Tochter! Mit Sehnſucht erwartete Maddalena die Zeit, wann ihr Kind herangewachſen ſei. Dann wollte ſie mit der Tochter, in Männerkleidern, nur von dem treuen Kaf begleitet, nach Oſten fliehen, in einem Kloſter des heiligen Landes Vergebung für ſich, chriſtlichen Unterricht für die Tochter, für Beide ein Aſyl ſuchen.

Unter ſolchen eigenthümlichen, der weiblichen Natur widerſtrebenden Einflüſſen wuchs das Kind heran, von der Mutter und dem Eunuchen vor jedem fremden Blicke bewacht. Solches Doppelleiden war der Lohn, welchen Maddalena für ihre treue Hingebung, für ihren Glauben erntete, — Vergeſſenheit! — doch klagte ſie nicht, — ſie war zu ſtolz dazu, — und klagte nicht an, denn ſie hatte geliebt!

Ohne Zweck und Ziel, von raſtloſer innerer Unruhe weitergetrieben, ſchweifte Clincior, ſeit er Aachen verlaſſen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Er hatte keinen Gott, er hatte keinen Glauben an ſich ſelber mehr; er wollte keine Liebe in ſich tragen, um nicht ihr Knecht zu ſein. Der Zweifel verzehrte ihn Glied für Glied; der Stolz war nur eine Maske, die er ſelbſt ſchon verſpottete, die Menſchenverachtung das einzig Feſte, woran er ſich klammerte, und auch dieſe Stütze wankte, ſeit er Maddalena verlaſſen und in Heinrich ſeinen Sohn gefunden. Die Natur rächte ſich an ihm; doch er wollte die Macht des Göttlichen, das ihn, wie jene Jünger der Geiſt, übermannt, nicht anerkennen; und ſo täuſchte er, der im tiefſten Wiſſen keine Befriedigung gefunden, ſich ſelbſt, und ſpornte ſich von Genuß zu Genuß, obwohl ihm längſt vor jedem ekelte. Das Entſetzlichſte aber war ihm der Mangel der That. Sein eigener Widerſpruch war er, ſeine Wirklichkeit — die Parodie ſeiner Kraft, ſeiner Anſprüche, — durch Beides: den innern Tod — keine Hoffnung! Und dazu immer und immer wieder die anſchlagende Mahnung des Herzens! War's Liebe? war's Gewiſſen? Selbſt an Friedrich's Schickſal, das er verzweifelnd aufgegeben, fühlte er ſich noch gebunden; wie es ihn drängte, Maddalena wiederzuſehen! Beiden unbekannt, dem erſten wirken, bei der zweiten ſich ſelber den Wunſch eines Sterbenden erfüllen. Hatte ſie wirklich ihn beſiegt? War ſie nicht dennoch vielleicht wankend geworden? Und, wenn er ſie — auch in entſtellender Verhüllung — ſähe, wird er ſich nicht ſelbſt verrathen, den Triumph eines Weibes vollenden? Nur ſo wenig traute er ſich ſelber noch zu. Und dennoch war er unwillkührlich aus dem Norden Deutſchlands, aus England, aus Ungarn, wo er ſich umhergetrieben, wieder nach Italien gekommen, und unaufhaltſam zog es ihn nach Italiens Süden, wo ſie lebte!

In Verona, wo er einen Raſttag machen wollte, beſuchte er das Haus eines alten Gaſtfreundes, des gelehrten Meiſters Marſilio, mit welchem er in früheren Zeiten manche Nacht in Geſprächen und Forſchungen über die Myſterien des Alterthums und verfolgter Glaubensſekten im Morgenlande zugebracht. Als Clincior nach Marſilio fragte, gab ihm ein graubärtiger Diener den Beſcheid, der ehrwürdige Prieſter ſei nicht zu Hauſe, ſondern im Dienſte der Religion beſchäftigt. Clincior war erſtaunt. „Meiſter Marſilio ein Prieſter?“ fragte er ungläubig. — „Gewiß Herr!“ — „Marſilio von Caſtelbracho?“ — „Derſelbe, werther Herr!“ gab der Diener zur Antwort. — Da faßte Clincior dieſen an der Hand, und machte ihm ein geheimes Zeichen. Der Diener zitterte, und gab es nach einigem Zögern zurück, während er Clincior noch immer ängſtlich forſchend anblickte. „Du ſiehſt, mein Freund, daß ich einer von den

„Vollkommenen" bin," ſprach Clincior leiſe, — „drum laß die Verſtellung, gib aufrichtig Beſcheid!" — Der Diener blickte ihn nochmals ſpähend an und ließ ihn plötzlich in der dunklen Hausflur (denn es war ſpät am Abend,) allein. „Wär's möglich?" ſann Clincior — „Marſilio ſo ſchwach, daß er abgefallen? Warum nicht? Was mehr, als ein Menſch!" — Indeſſen kam Marſilio ſelbſt, ohne Leuchte, drückte ihm die Hand und gab ihm das Zeichen. „Ah, Ihr ſeid's noch!" ſprach Clincior, — „ſeid der Alte! Doch welche Vorſicht? Warum verläugnet Ihr Euch? Euer Diener nannte Euch einen ehrwürdigen Prieſter!"

„Stille, mein Freund!" unterbrach ihn Marſilio. „Ihr ſeid in einem Sterbehauſe, und der ſcheidende Bruder wählte den Tod des „Bekenners"; ſchon ſeit ſieben Tagen entbehrte er Speiſe und Trank."

„Der Thor!“ erwiederte Clincior, — „weßhalb ſcheute er den ſchnellen und leichten Tod des „Märtyrers“? Aus Furcht, aus Schwäche vielleicht.“

„Richtet nicht, mein Bruder,“ antwortete Marſilio, „folget mir in ein Gaſtgemach, und entſchuldigt mich dann, mein Amt als „Vollkommener“ gebeut mir, bei dem „Bekenner“ zu bleiben, bis er vollendet hat.“

„Ihr ſeid alſo noch Katharer,“ ſprach Clincior. Vorſichtig nach allen Seiten ſpähend bejahte Marſilio.

„Und römiſch-katholiſcher Prieſter zugleich?“ fuhr Clincior fort. — „Weßhalb die Verſtellung?“

„Seit der letzten lateraniſchen Synode“ erwiederte Marſilio leiſe, „bedrängt der römiſche Antichriſt unſern reinen Glauben, und überall flammen Scheiterhauſen. Um in der ſtillen Gemeinde wirken zu können, nahm ich die Maske eines Bekehrten, und empfing die römiſchen Weihen; als römiſcher Prieſter kann ich leichter als bisher....“

Ein verächtliches Lächeln Clincior's unterbrach ihn. „Kommt!“ ſprach er, „laßt uns zu dem ſterbenden „Bekenner“ gehen, deſſen Zaghaftigkeit vor dem Tode eines „Märtyrers“ Eure allzumuthige Klugheit beſchämt!“

Schweigend führte der Katharer ſeinen Gaſtfreund in das Gemach, in welchem der Sterbende lag, welcher den Satzungen ſeiner Secte getreu das Ende eines „Bekenners“ gewählt hatte, den Tod durch Hunger und Durſt, während die „Märtyrer“ von ihren Brüdern erdroſſelt wurden.

Als Clincior und Marſilio das Sterbezimmer betraten, hauchte der Katharer eben ſeine Seele aus, und alſobald löſchten alle, die um ihn waren, die Lichter und legten ihre Hände auf das Haupt der Leiche, damit alle Sünden von ihm hinweggenommen ſeien. — „Wo eine Kirche, da iſt Betrug! Katholiken, Manichäer, Paulicianer, Katharer — wo iſt die Wahrheit? Wo iſt ein Unterſchied?“ dachte Clincior, bittren Ekels voll; dann ergriff er die Hand Marſilio's und ſprach: „Laſſet mich mein Nachtlager aufſuchen, Bruder! Dies Haus iſt ein Haus des Schlafes; o ſchlief ich, ſo ſanft und traumlos, wie dieſer hier!“

Marſilio, deſſen Amt in dem Sterbezimmer zu Ende war, führte jetzt ſeinen Gaſt in das für den fremden Bruder bereitete Gemach und beſorgte Licht.

„Gern ſäh' ich Euch als römiſch-katholiſchen Prieſter,“ begann Clincior, nachdem Marſilio ſich neben ihn geſetzt; „habt Ihr den Anzug nicht zur Hand? Faſt hätt' ich Luſt, zu ſehen, wie er mir ſelber ſteht!“

„Spottet nicht!“ erwiederte Marſilio, „kennt Ihr die Grauſamkeit Roms gegen Andersdenkende nicht? Vollends ſeit der Antichriſt die vierte Synode auf dem Lateran gehalten....“

Zornentbrannt ſprang Clincior auf. „Immer davon! Was iſt's damit? Was konnte Rom noch erſinnen, um ſeine Welttyrannei abzuſchließen?“

„Ihr wißt nicht?....“ fragte der Katharer.

„Nichts! Ich ſchweifte im Norden, im Oſten umher, — vermied es, von Rom zu hören; was vermag mein einzelner ohnmächtiger Haß?“

„So wißt!“ berichtete Marſilio: — „der Ring iſt feſtgenietet, das fluchwerthe Werk der Tyrannei endlich vollbracht. Sieben Sacramente ſind dekretirt, und merkt auf! — das der Ohrenbeichte darunter. Jeder Prieſter iſt jetzt ein Spion des Tyrannen; Dein eigen Haus gehört nicht mehr Dir, ſondern Rom.“

„Das wußt' ich längſt!“ ſprach Clincior lachend.

„Wißt Ihr auch, daß der Papſt von nun an vom Geſetze der Kirche dispenſiren kann?“ fuhr der Katharer fort, — erſtaunt horchte Clincior, — „daß Innocenz dieſe ſtolze, unverſöhnliche Kirche durch göttliche Offenbarung für die „alleinſeligmachende“ erklärte? Fühlt Ihr die Bedeutung? der Stolz warf ſeine Verkleidung ab. Rom braucht nicht mehr hinter ſeinen ſieben Hügeln zu halten. Die Tyrannei hat das Höchſte erreicht, ſie hat ſich als Gott eingeſetzt, und richtet nicht mehr Worte allein, ſondern Gedanken; der Zweifel, der prüfende Blick iſt jetzt Verbrechen.“

„Die Menſchheit, wie ſie iſt, was verdient ſie Beſſres?“ rief Clincior; „ſie will nicht frei ſein, und wenn Ihr ſie an den Haaren zur Freiheit ſchleppt.“

„Selbſt König Friedrich…." fuhr der Katharer fort, — Clincior unterbrach ihn mit Ungeſtüm: „Was iſt's mit ihm?"

„….ließ ſich bethören…." fuhr der Katharer fort.

„Von Innocenz? So ſchnell! ſo ſchnell! Verdammt ſei jede Hoffnung, verdammt jeder Glaube an eine beſſre Zukunft! Sprich! Was geſchah?"

„Der König unterzeichnete in Straßburg eine Schrift, worin er ſich verpflichtete, ſobald er die Kaiſerkrone in Rom erhalten habe, ſeinen Sohn von der väterlichen Gewalt zu entbinden und Sicilien ſelbſtſtändig verwalten zu laſſen…."

„Rom — und die Kaiſerkrone! Eine gekrönte Puppe im Löwenzwinger!" ſprach Clincior erſchüttert. — — „O Friedrich, Sohn des Gewaltigen! — —" Eine geraume Weile hing er jetzt wortlos ſeinem Schmerz nach. Plötzlich aber erhob er ſich und rief wildfreudig:

„Noch leb' ich! Noch gibt's eine That! Meine letzte!"

Marſilio bat ihn um Aufſchluß; er den Gaſtfreund, ſeine Nachtruhe nicht zu ſtören; Marſilio ging. Am andern Morgen mit dem früheſten brach Clincior auf und verließ Verona.

Zweites Buch.

(1216.)

I.

Bald war ein Jahr voll geworden, ſeit König Friedrich der Zweite im Dome zu Aachen vor ſeinem Volke das feierliche Gelübde ausgeſprochen hatte, ſich an die Spitze eines Kreuzheeres zu ſtellen, um Jeruſalem und das gelobte Land aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien.

Dieſer Zweck ſchwebte dem gewaltigſten Manne jener Zeit, dem Papſte Innocentius dem Dritten, als höchſte und heiligſte Aufgabe vor, und mit der ganzen Fülle ſeiner geiſtigen Macht warb der Seelenherrſcher der Chriſtenheit, der die Geſchicke der Könige lenkte, in allen Landen, um die Völker dafür zu vereinigen. So viele Hinderniſſe ihm im Wege ſtanden, um ſo unermüdlicher ſetzte er, ſeine Thätigkeit zerſpaltend, in Frankreich und in Deutſchland, in Italien und in Byzanz alle Hebel in Bewegung. Kein widriger Glückszufall vermochte ſeine Ueberzeugung zu erſchüttern, daß, wie in der Kirche allein nothwendig das dauernde Heil der Welt begründet liege, und ihrer unſichtbaren Majeſtät, die alle Königskronen überrage, auch die höchſte irdiſche Macht als würdiges Kleid gezieme, ſo ihre Pflicht es ſei, die Individualitäten der Völker, die ſich um kleinliche Zwecke wechſelſeits aufzureiben drohten, zu ungeheuern Maſſen zuſammenzuſchlagen, den Strömungen einen großartigen Impuls zu geben, und die Wogen zu dem großartigſten Zwecke hinzujagen, damit die Idee einer göttlichen Einheitlichkeit, damit das Bewußtſein nicht untergehe. Er erkannte, daß nur die Begeiſterung die verſchiedenartigen reichen und herrlichen Elemente dauernd verbinden, und aus ihnen ein neues Völkerleben harmoniſch geſtalten könne. Er betrachtete die Verhältniſſe ſeiner Mitwelt wie ein echter König; er konnte es, er war der Mittelpunkt, an welchem wie wunderbare Kryſtallbildungen die meiſten übrigen bedeutenden Perſönlichkeiten ſich anſchloſſen und zu feſten Charakteren wurden; er durfte es, denn was jener Gregor der Siebente gegründet, woran Alexander der Dritte unermüdlich fortgebaut, — er hatte, groß wie dieſe Beiden, den Giebel dazu vollendet. — Im ſechsundfunfzigſten Jahre ſeines Alters, im achtzehnten ſeiner Herrſchaft auf dem Stuhle der Apoſtelfürſten, durfte er ſich geſtehen, daß er das erhabene und künſtliche Gebäude der Hierarchie beſchloſſen, — daß die Hierarchie, indem ſie nach außen hin geſichert und ſelbſtſtändig daſtand, beginnen konnte, die materiellen Vorhandenheiten der Völker zu durchgeiſtigen, ein flammenumwehter Fels, der jedem Irrenden durch Nebel und Wolken in die Ferne entgegenleuchtete, daß ſie, die nicht mehr um ihrer eigenen Exiſtenz willen Rückſichten zu nehmen nöthig hatte, beginnen konnte, Vergangenheit und Zukunft im Intereſſe der Menſchheit zu vermitteln; im gerechten Stolze eines weltumfaſſenden Bewußtſeins konnte er auf der vierten lateraniſchen Synode der römiſch-katholiſchen Kirche für Jahrhunderte das Siegel: Alleinſeligmachend ausdrücken.

Innocenz ſah ſein ganzes Leben wie eine reizende Landſchaft mit gewaltigen Maſſen im Vorgrunde, mit duftigen in den Horizont verfließenden Fernen im Hintergrunde, vor ſich ausgebreitet. Eine erhabene Beruhigung durchquoll ſeine raſtlos thätige Seele, und es blieb ihm, der ſein Leben ſo ganz in einer einzigen großen That hingeſtrömt, daß er fühlen mochte: er habe genug gelebt, nur noch der Wunſch: die reichen Gewinne ſeiner Erſtrebniſſe in jener chriſtlichen Argofahrt zur Befreiung des heiligen Grabes, zur Erſcheinung zuſammengedrängt vor Augen zu haben.

Doch es ward ihm der Schmerz, daß der Patriarch von Conſtantinopel, den er auf dem lateraniſchen Concil ſelbſt eingeſetzt, der Oberhoheit der römiſchen Kirche ſtörriſch widerſtrebte und an der geiſtigen Einheit rüttelte, welche Innocenz durch die Beſchlüſſe jener Verſammlung, die Früchte langjährigen unermüdlichen Eifers, für geſichert hielt. Es ward ihm dazu der andre Schmerz, daß der Aufruf zum Kreuzzug, der aus ſeinem begeiſterten Herzen in alle Lande quoll, in Frankreich, deſſen Bürger ihn gläubig und willig hinnahmen, an den zeitlichen Zwecken der Barone ſcheiterte, deren Blicke nach den ihnen näheren Kreidefelſen Englands lüſtern hinüberſchielten; in Deutſchland zogen zwar der

Kreuzprediger genug in den Sprengeln umher, aber das Volk bezeigte geringe Luſt, mit den Franzoſen gemeinſame Fahrt zu beginnen, zumal ſo lange König Friedrich der Zweite ſelbſt noch nicht das Kreuzesbanner entfaltete; und dieſen hielt für's erſte noch die unabweisbare Sorge um Beſtellung der inneren Ruhe in ſeinen Reichen davon ab. Da richtete der eifrige Papſt, den der Schmerz zu neuer Thätigkeit ſpornte, ſein Augenmerk auf jene Mächte, welche durch ihr eigenthümliches Weſen und die Elemente ihres Staatshaushaltes am erſten berufen waren, für den großen Zweck: das Morgenland für immer an das Abendland zu binden, zu wirken, und ohne deren Beiſtand das Unternehmen in großartiger Ausdehnung kaum möglich wurde. Denn welche Flotten konnten ſich mit denen von Venedig, von Piſa, von Genua meſſen? Aber zwiſchen dieſen drei Republiken hatte der Handelsgeiſt, der jede von ihnen beſeelte, Eiferſucht geſäet, und die Eiferſucht wucherte zu Haß und Krieg empor. Und wie dieſe zur See gewaltigen Republiken, ſo ſtritten mit gleichem Maaße wilder Erbitterung, unter den Bannern der Welfiſchen und Waiblingiſchen Partheiungen, die durch Reichthum und Wehrhaftigkeit mächtigen Städte Oberitaliens gegen einander.

Zwiſchen Allen beſchloß Innocenz zu vermitteln, obwohl er nicht verkannte, welch ein ſchwieriges Werk er unternahm. So wenig er, auf dem Gipfel der Hierarchie ſtehend, irgendwo die Keime einer Alleinherrſchaft ungefährdet emporſchießen ließ, — ſo ſehr verſchmähte er es ſtets, müßig zuzuſehen, wenn durch Partheikämpfe Staaten und Gemeinweſen ſich aufzureiben drohten, — hier ſollte die Hierarchie mit der Begeiſterung für die höchſten Zwecke, welche ſie aufſtellte, die Augen von geringeren ablenken und die Exiſtenz jener retten; und was der angeborene milde Sinn und die Bedeutung der chriſtlichen Lehre dem erhabenen Papſte ſtets als Pflicht auferlegten, — dies in's Werk zu ſetzen, wurde er jetzt auch von der Klugheit beſtimmt. Da er den ſtarren Trotz, die immer wache Eiferſucht, den ſteten Argwohn, die Ausflüchte und die geringe Aufrichtigkeit der italiſchen Städte kannte, ſo überzeugte er ſich, daß briefliche Ermahnungen und Verhandlungen durch Geſandte bei jenen nicht raſch durchgreifen würden, und beſchloß, um mit einem Male zum Ziele zu gelangen, ſelbſt von Gebiet zu Gebiet zu reiſen und perſönlich zu ſchlichten, zu verſöhnen, zu ermannen und zu begeiſtern. Deshalb kam er nach Viterbo und von dort, wo er ſich längere Zeit hindurch aufgehalten, nach Perugia, in der Abſicht, ſich dann nach Piſa und in die Lombardei zu begeben.

An dem Tage aber, an welchem er Perugia verlaſſen wollte, befiel ihn ein Fieber, das ihn, der ſchon öfters an ſchweren Krankheiten darniedergelegen hatte, noch für's erſte zu bleiben zwang. Es hielt drei Tage an, und ließ am vierten nach, ſo daß die Aerzte, welche den heiligen Vater umgaben, es für ungefährlich erklärten, und, um den Wünſchen des nur in ſeinen Zwecken lebenden, jeder Unthätigkeit abholden Mannes gefällig zu ſein, ihm erlaubten, das Bette zu verlaſſen, ſeine gewohnte Lebensweiſe fortzuſetzen und Anſtalten zur Weiterreiſe zu treffen.

In einem Armſtuhle ſitzend beachtete der Papſt ſeine körperliche Schwäche nicht; ſein Geiſt war ſtrotzender Lebenskraft voll und ſchritt über künftige Epochen der Menſchheit hinweg. Ein lautes und heftiges Geſpräch im Vorzimmer ſtörte ihn aus ſeinen Gedanken auf. Er berief den Kämmerling und fragte um die Urſache der Zwieſprach. Dieſer berichtete, es ſei ein Mann draußen, welcher, ſchon öfters, ſchon in Rom und in Viterbo abgewieſen, nun auch hier dringend eine Unterredung mit dem heiligen

Vater verlange. „Und ich erfahre dies erſt heute?“ ſprach Innocentius zürnend zu dem Kämmerlinge; „Ihr konntet ihn abweiſen? Mein Haus iſt eine Freiſtätte für jedes Herz, und — wie dieſes — offen bei Tag und bei Nacht. Ich bin kein König, der ſich mit Pomp umgibt, ſondern der Knecht der Knechte, und habe getreulich einzulaſſen, wer immer anklopft bei dem höchſten Herrn.“

„Heiliger Vater, es iſt ....“ verſetzte der Kämmerling voll Verlegenheit.

Raſch fiel ihm Innocentius in's Wort: „Ich kenne keinen Unterſchied unter den Menſchen; vor dem Auge des Herrn, dem ich diene, ſind alle gleich, und die Sünder, die reuigen Herzens kommen, ſo willkommen als die Gerechten.“

„Es iſt — Clincior, heiliger Vater,“ ſprach der Kämmerling bebend, — „derſelbe Mann, der Euren Namen jüngſt freventlich geläſtert, der Verächter des Heilandes und der Kirche.“

„Wer gebot Dir, ihn abzuweiſen?“ fragte Innocentius unbefangen.

„Verzeiht, heiliger Vater! — Die wilden Blicke dieſes Mannes ſchienen mir nichts Gutes zu verkünden.“

„Laß' ihn herein!“ gebot Innocentius. Der Kämmerling gehorchte. Clincior trat in das Gemach, blickte auf den Kämmerling, welcher ihn im Auge haltend, an der Thüre ſtehen blieb, und ſprach: „Ein Geſpräch ohne Zeugen!“ Der Papſt gab dem Kämmerling einen Wink; zögernd entfernte ſich dieſer.

„Was begehrſt Du von mir, mein Sohn?“ begann der Papſt, als er mit Clincior allein war, Milde und Würde lieblich vereinigt in Stimme und Mienen.

„Ein wichtigeres Geſchäft als Beichte und Buße, wie Ihr zu erwarten ſcheinet,“ erwiederte Clincior, — „und doch eine Angelegenheit meines Herzens, die ich beendigt wiſſen möchte, bevor dieſer Leib in die Atome wieder zerfällt, aus denen die zeugende Kraft der Natur ihn zuſammengeſetzt.“

„Du ſprichſt vom nahen Tode? mein Sohn,“ entgegnete der Papſt, „und Dein Leib ſcheint noch ſo vielen Jahrzehnden zu trotzen, als Deine Seele Jahrtauſenden!“

Clincior blickte den Papſt ſcharf an und erſchrak. „Könnt Ihr eine ernſte Kunde gelaſſen vernehmen?“ fragte er.

Schweigend, in Hoheit lächelnd nickte Innocentius leicht.

„So wiſſet,“ ſprach Clincior, — „ich leſe in dieſem Augenblicke auf Eurem Antlitz, daß Eure irdiſchen Tage gezählt ſind.“

„Ich werde unter Gottes Schutze leben und nicht ſterben, bevor mein Werk bis auf's kleinſte vollbracht iſt,“ erwiederte der Papſt, in unerſchütterlicher Ueberzeugung, — „ich bin erſt kürzlich geneſen und fühle warmes Frühlingsbehagen in meinen Adern rieſeln···· fühle neue Kraft····" Seine Stimme brach ſich und zitterte.

„Laſſet die Dummköpfe von Aerzten hängen!" rief Clincior wild, „die Euch zu Grund richteten. — — Ihr dürft nicht ſterben, bevor Ihr mich gehört. — Höret mich! — Mein Auge täuſchet Ihr nicht; — umſonſt ſucht Euer Mund ein Lächeln zu erzwingen; — Ihr fühlt einen Krampf im Herzen. Ich ſeh's! — O höret mich, eh' es zu ſpät iſt."

„So ſprich!" Innocentius empfand, was der kundige Meiſter ihm auf den Kopf zuſagte, aber die Macht ſeines Willens überwältigte die wachſenden Leiden des Körpers, und mit wunderbarer Faſſung behauptete er ſeine Würde den Blicken Clincior's gegenüber, und hielt ſeine Gedankenwelt in feſten Zügeln, obwohl ihm dunkle Bilder wie heiße Blutſtröme in den Kopf emporſchoſſen.

„Laßt uns die Masken bei Seite legen," ſprach Clincior haſtig, — „Ihr wißt, daß Dämone und Zauberer nirgends als in dem Unſinn des Pöbels leben, der meine Wiſſenſchaft und meine Gewalt über die Naturkräfte dadurch erklärt; Ihr wißt, daß ich trotzig und ſtörriſch bin und dies einzige Recht, das uns bleibt, das des Bewußtſeins nicht blind einem Gotte opfern mag, der ſich nie mir gezeigt, ſo oft ich ihn brünſtig, tobend, höhnend, verläugnend gerufen. Ich ſeh' in Euch nicht die Idee, nur den Menſchen von Fleiſch und Bein, wie ich ſelbſt, willensgewaltig wie ich. Wahrlich: ich würde Euch lieben, wäret Ihr kein Prieſter. Laßt uns offen ſprechen! Ich ſehe, was zu vollenden Ihr im Begriffe ſeid: die Weltherrſchaft für Rom! Die lateraniſche Synode iſt der letzte Ring der langen Kette. Doch ſo wahr ich hier vor Euch ſtehe: Ihr werdet Euer Werk, wie Moſes, nicht vollendet ſehen."

Er hielt inne, eine Rechtfertigung erwartend. Der Papſt forderte ihn auf, fortzufahren. Dieſe Ruhe entflammte Clincior's Eifer.

„Ich habe ein Vermächtniß vom Kaiſer Heinrich, —“ ſprach er, — „ſeinen Sohn! Ihr erzoget ihn, — zähmtet ihn, wollt' ich ſagen, habt ihn zum Knechte Roms gemacht. O ſein mildes Herz iſt ſo ganz und gar von Dank und Vertrauen verblendet, daß es die Kette nicht ſieht, mit der Ihr ihn feſt gebunden habt. Ich will: Ihr ſollt ſie löſen, — Ihr müßt's, Innocenz, Ihr müßt's, bei dem Gotte, an welchen Ihr glaubt! entbindet ihn von ſeinem Eide!“

„Von welchem?“ — erwiederte der Papſt, mit höchſter Kraft ſeine Sinne bemeiſternd, es flirrte ihm vor den Augen, ſeine Bruſt verengte ſich, ſeine Pulſe flogen raſch und heiß, ſein ſchwächlicher Körperbau zuckte wie von raſchen Stößen getroffen.

„Von jenem Eide,“ ſprach Clincior, — „den

Ihr dem argloſen Jüngling liſtig abgenöthigt, als er die deutſche Krone annahm, daß er nie die Kronen Apuliens und Deutſchlands auf ſeinem Haupte vereinigen dürfe. Ich durchſchaute es. Der Stuhl Petri zittert vor einem zweiten Heinrich. Divide et impera! heißen die zwei Schlüſſel Petri. Entbindet Friedrich ſeines Eides. Denkt: Was jetzt an ihm Frömmigkeit, iſt Jugend, was einſt Kaiſerlichkeit ſein kann, iſt Waiblingerblut. Entbindet ihn, eh' das Waiblingerblut, das jetzt noch als ſtilles Bächlein in ſeinen Adern fließt, zum Strome wird, und das erliſtete Gelöbniß mit Macht hinwegſchwemmt. Ihr haltet was Großes auf Eide und verdammt den Eidbruch; nun, ſo denkt, daß Euer jetziges Weigern einen ſolchen veranlaſſen kann!"

Die Macht des Fiebers, welches den Papſt übermannt hatte, wuchs. Wilde Bilder durchſchwirrten ſein Haupt, doch deutlich klang ihm der Sinn von Clincior's Worten bis in's heiße Hirn. und mitten im beängſtenden Leide verlor er die Würde nicht. Hochaufgerichtet rief er: „Du verläumdeſt! Denke beſſer von Friedrich! — Flammen um mich. Athem Gottes, ich vergehe vor Dir! Dein Geſetz, ich hab' es aufgerichtet, feſt, hoch, wie der Sinai hier!....“

„Menſchengröße!“ ſprach Clincior, indem er den Fiebernden, Hülfloſen betrachtete. Ekel vor dem Leben durchgällte ihn ganz. „Dieſer Geiſt, der Herr der Erde, — willenloſer, gemarterter Sclave des Leibes, den er als Sclaven verachtet! — Erliſcht das Leben in den Pulſen dieſes Innocenz, keiner der Blitze all, die er vom Vatican in die fernſten Länder ſendet, daß Könige ſeinen Namen im Wetterleuchten leſen, — keiner facht dies erlöſchende Leben wieder an. — — Er erholt ſich wieder. Er athmet leichter. Der Anfall des Fiebers wird ſeinen Trotz erſchüttert haben. Ich will nicht von ihm gehen, bevor er thut, was ich verlangte.“

Der Papſt ſchlug jetzt die Augen auf und erkannte Clincior wieder. „Tritt näher!“ ſprach er voll Sanftmuth zu ihm. — „Ich weiß, weßhalb Du hier biſt. Du ſiehſt mich von Leiden gebeugt, doch Du wirſt mich nicht wankend machen in dem, was ich beſchloſſen, weil ich's für nothwendig hielt. — Ich beſinne mich, Du ſagteſt früher: wir wollten die Masken ablegen. Lege ſie ab! Hülle Dich nicht in dieſen Trotz! Ich erkenne doch Deinen Schmerz. Du haſt nichts, woran Du Dich halten kannſt und fühlſt allgemach, daß Du ſelbſt zuſammenbrichſt. — Weil Du den Schmerz empfindeſt, ſo bekenn' ihn, und Du trittſt dem erhabenen Geiſte, von dem Du, ſeiner gewaltigſten Söhne einer, Dich abgewandt, einen Schritt wieder näher. Der Grund Deines verzehrenden Wehes, über den Du Dich ſelbſt täuſcheſt, iſt kein anderer als der: Du ſchämſt Dich, Dir's einzugeſtehen, daß Dein Selbſt allein Dir nicht genügt. Dieſe Raſerei, mit der Du Dich gegen den Glauben an die Exiſtenz eines allliebenden, allweiſen, allmächtigen, ewigen Weſens bäumſt, ſei Dir Bürgſchaft genug, daß es wirklich vorhanden iſt. Nur ein Tauſendſtel Deines Selbſt opfere Deinem ganzen Selbſt, nur mit dieſem Tauſendſtel erkenne an, und Dein ganzes Selbſt wird wieder glücklich ſein!"

Die Wendung hatte Clincior überraſcht; „Ihr erhobet die Ohrenbeichte zum Sakramente," ſprach er ſpöttelnd, — und doch reichte ſein Spott nicht aus; — um nicht wie ein Schüler vor dem kranken ſchwachen Manne daſtehen, ſchnitt er den Faden dieſes Geſpräches ab und drang mit Ungeſtüm auf die Erfüllung ſeines ſchon früher ausgeſprochenen Verlangens. „Die Unwiſſenheit Eurer Aerzte hat Euren jetzigen Zuſtand verſchuldet," ſprach er, — „ich ſetze mein Haupt zum Pfande, daß ich Euch heile; — entbindet Friedrich von ſeinem Gelöbniß, und lebet lange! Lebet dem heißeſten Wunſch Eurer Seele: die Befreiung Jeruſalems verwirklichet zu ſehen!"

„Mein Leben und meine Wünſche ſtehen in Gottes Hand," erwiederte Innocentius mit leiſer aber feſter Stimme. „Doch, müßte ich jetzt vor Euren Augen ſterben, und könntet Ihr die Seele im Fluge aufhalten, — noch im letzten Athemzuge würde ich nichts widerrufen, was ich gethan, denn nichts that ich für *mich*, Alles für *Alle*!"

„So faß' ich Euch am Wort" drängte Clincior, — „Alles für Alle, ſagt Ihr. Es gilt nicht das Heil eines Einzelnen, — das Glück Vieler gilt's. Geſetzt: Ihr und die nach Euch kommen, erreichen, was Gregor und Alexander erſtrebten, — die Alleinherrſchaft der Welt, — glaubt Ihr, daß die Völker geduldig die Feſſeln der Hierarchie tragen werden? — Nein! Grimmig werden ſie ſich in denſelben emporraffen, werden mit ihren Tyrannen ringen, und dieſe damit erwürgen, müßten ſie auch ſelbſt in dieſem Gemetzel zu Grunde gehn. Denkt Ihr an kommende Zeiten, ſo denkt auch an dieſen Moment, und beſeht Eure Hände, ob ſie rein ſind.“

Der Papſt war von dieſen Worten ergriffen und ſann ihnen nach. Endlich ſprach er: „Und eine neue Erde und ein neu Geſchlecht und eine neue Kirche wird dann aus dem Schutte erſtehen. Damit Menſchen leben können, bedürfen ſie nicht bloß der Luft, ſondern auch des Himmels, nicht bloß der irdiſchen Speiſe, ſondern auch der Hoffnung, nicht bloß der Hütte und des Heerdes, ſondern auch des Glaubens und des Tempels. Den Tempel aber wird keiner nach den Laſten des Tages erbauen und keiner bloß in den Raſtſtunden verwalten. Wir aber, die wir jetzt leben, haben für die Mitwelt zu ſorgen, für kommende Zeiten zeugt Gott. — "

„Hartköpfiger Prieſter!" ſprach Clincior zornentbrannt.

„Mein armer Sohn!" erwiederte der kranke Papſt voll innigen Mitleids, — „der Du Dich im Elende glücklich fühlſt und das Glück von Dir ſtößeſt, weil es zu einfach, zu unblutig, zu klar und kindlich vor Dir liegt und Dir in Unſchuld die Hände entgegenſtreckt, an denen Du es faſſen kannſt."

„Ich haſſe Geſchenktes!" entgegnete Clincior.

„Iſt denn dies Dein Leben ſelbſt kein Geſchenk?" fiel ihm der Papſt in's Wort. —

Clincior ſtarrte finſter vor ſich hin und murmelte: „Faſt hat er Recht! Ein Wurf aus dunklen Höhen in einen Abgrund nieder, ein leuchtend Meteor, das ein Stern von ſich geſchleudert, und das, wie es die Erde berührte, zu

Stein erſtarrte. Drum mißacht' ich's und werf' es weg!"

„Du biſt ein Weiſer!" redete der Papſt, eifrig wie ein liebender Vater, „verſtehſt, was die Vögel in den Lüften flüſtern, — und was den Kindern deutlich iſt, verſtehſt Du nicht. O da Du ſo ſtolz biſt, nichts Durchforſchbares undurchforſcht zu laſſen, ſo lerne dieſe Wiſſenſchaft wieder!"

„Ich bin zu alt!" ſprach Clincior dumpf, und eh' er's hindern konnte, verkündete ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt ſeinen Schmerz. Er bemerkte es, ſchämte ſich und rief wild: „Zur Sache! Zum letzten Male, Innocenz, willſt Du Friedrich von jenem Eide entbinden, willſt Du den Anſtoß geben, daß der Zwang ſich vom Herzen der Mitwelt wieder ablockere, daß die Freiheit des Geiſtes ſiegreich von Volk zu Volk wandre? Thu's, und ich heile Dich. — O was hält mich ab, meine Fauſt um Deine Kehle zu ballen und Dir das „Ja" zu entpreſſen! Dich, den Geheiligten, bekennen zu machen, daß Du nichts biſt als ein Menſch, daß ein einziger Stoß von der Hand eines Andern, der auch nichts Beſſeres als ein Menſch, Deine ganze Heiligkeit und Unſterblichkeit in ein Häuflein Staub verwandelt! —"

„Nichts hält Dich ab," entgegnete der Papſt ruhig — „nichts, den Menſchen zu tödten. Dein Triumph iſt gering, was Du thuſt, kann auch ein Raubthier. Aber die Idee, die in dieſem gebrechlichen Leibe lebt, tödteſt Du nicht, und hätteſt Du tauſend Hände und die Mordgier von Tauſenden! Was ich auf Erden ſchuf, vollbracht' ich mit reinen Händen, vollbracht' es, weil ich's als wahr und recht erkannt, und ruhig ſterb' ich."

„Weh' mir!" rief Clincior, — die einfachen und ſanften Worte des Papſtes hatten den Grund ſeiner Seele durchſchnitten, und kein Nerv in ihm war noch feſt und ſtraff. Er hatte ſich's als letztes Werk aufgegeben, den Papſt in ſeinem Beſchluſſe wankend zu machen, da er bei Friedrich's Milde von dieſem ſelbſt keine energiſche That mehr hoffte. Unnütz, lächerlich ſchien ihm jetzt ſein Leben, und es drängte ihn, daſſelbe zu enden, aus einer Welt zu ſcheiden, in welcher er bedeutungslos war und nur ſeinen Schatten warf. Zerfallen war der Trotz, und doch noch in den Trümmern ſtark genug, um ſich nicht zu einem Glauben zu bekennen, den er ſonſt und ſtets nur als Troſt für Kinder und Schwächlinge verſpottet, treu den Eruvien, da der Geiſt ihm treulos geworden. So trat er vor den Papſt, reichte ihm die Hand und ſprach geſenkten Hauptes: „Ich bin Euch ſtets ein Feind geweſen, wie Ihr keinen ſchlimmeren hattet, und doch, ich ſeh's, ein unſchädlicher, — Euch, weil ich das haſſe, was Ihr die Idee nennt, die Euch und Eure Vorfahren und Nachkömmlinge beſeelt. Ich ſcheide, und, weil ich Euch, einen dem Tode Verfallenen, ich, ein dem Tode Verfallener, nie mehr ſehe, ſo ſag' ich Euch: Ihr ſeid ein Mann; jammernd ſag' ich's in meiner Bewunderung, denn Ihr ſeid ein Prieſter. Die Wogen der Zeit werden über uns Beiden dahinrauſchen, und meinen Namen verwiſchen, aber der Eurige wird durch den Donner der Brandung hindurchhallen. Eins nur macht mich froh, das iſt das Letzte: Die Zeugungskraft der Natur erſchöpft ſich, dieſe Löwin gebiert wenige Jungen. Es wird vielleicht Jahrhunderte lang keiner nach Euch auf Petri Stuhle ſitzen, der Euch gleicht, denn der Beſitz unumſchränkter Herrſchaft lockt Schwächlinge zur Tyrannei. Ich hoffe: Dies königliche Gebäude, das Ihr mit reinen Händen aufgeführt, wird bald eine Höhle der Tyrannei ſein, dann kann die Menſchheit wieder aufathmen. Kein Papſt nach Euch wird es faſſen, daß man allmächtig herrſchen kann, ohne ein Tyrann zu ſein! — Ihr ſterbet, eh' eine Woche verrinnt; — ich gehe freiwillig in den Tod, weil mich das Leben anekelt; — zum erſten Mal faß' ich dieſe Hand, nicht zum Kuß, — um meine letzte Thräne drauf fallen zu laſſen. — Lebt wohl!"

Er verhüllte ſich das Antlitz und ſchritt raſch von hinnen. Innocentius ſtreckte die Arme nach ihm aus und ſank dann, auf's neue von einem heftigeren Fieberanfall überwältiget, in den Stuhl zurück. So fand ihn der Kämmerling, welcher ſchnell die Aerzte berief. Ihre ungeſchickte Behandlung verſchlimmerte die Krankheit.

Am ſechzehnten Julius 1216 gab Innocentius der Dritte ſeine Seele ihrem Schöpfer, ſeinen Leib der Erde zurück.

II.

Vor dem Thore des Schloſſes Campofelice ſtand ein Mönch, Einlaß begehrend. Kaf kam auf das Zeichen heraus und neigte ſich vor dem frommen Manne, welcher das Ordenskleid des Wunderthäters Franz von Aſſiſi trug, und — wohl in Folge eines Bußgelübdes — das Geſicht durch eine Kappe verhüllt hatte, in welcher nur zwei Oeffnungen für die Augen ausgeſchnitten waren; — eine Tracht, welche bis heute von manchen Brüderſchaften der chriſtlichen Barmherzigkeit beibehalten worden iſt.

Kaf beſah ſich den Mönch von oben bis unten und von allen Seiten; als er aus den verſchobenen Falten der Kutte eine Geißel hervorragen ſah, ſprang er drei Schritte zurück und rief, die Augen von Wuth geröthet: „Eblis! — Hinweg! Hinweg mit dem Werkzeug der Schmach, oder ich erwürge Dich!“

„Vergiß, was geſchehen!“ ſprach der Mönch leiſe zu ihm, „gedenke nur der Flammen, aus denen ich Dich trug, der Freiheit, die ich Dir gab!“

Kaf wollte aufjauchzen; er war wie wahnſinnig vor Freuden, ſeinen Herrn wiederzuſehen. Clincior aber — dieſer war's — preßte ihm raſch die Hand auf den Mund und ſprach leiſe: „Keinen Laut, der mich verräth!“

„Geprieſen ſei Allah, der Barmherzige!“ murmelte Kaf; — „Ihr kommt, das Elend zu enden!“

„Ja!“ erwiederte Clincior leiſe, — „bald!“

Er meinte ſein eigenes. Dann ſprach er wieder zu Kaf: „Vergiß nicht, daß ich ein Mönch bin und Helius heiße; Maddalena darf mich nicht erkennen!“

„O, wenn Ihr ſie ſeht!“ meinte Kaf, mitleidsvoll der armen Herrin gedenkend, — „und das Kind!“

„Das Kind?“ rief Clincior; daran hatte er nicht gedacht. Doch verbarg er ſeine Bewegung und gebot: „Melde mich Deiner Herrin. Ein Mönch, Bruder Helius, ſei draußen und bitte um Herberge; er habe Abſolution für alle Reuigen vom heiligen Vater, die Macht zu binden und zu löſen!“ — Clincior zählte darauf, daß Maddalena die Gelegenheit zu beichten nicht verſäumen würde, und wollte ihr Herz erforſchen. „Dich aber, Kaf,“ ſprach er zu dem Eunuchen, „entbind' ich jetzt von mir, und alle Treue, die Du mir bis jetzt bewieſen, knüpf' ich zum zweiten, zum letzten Male an Maddalena und" — zögernd, einen Seufzer erſtickend, ſprach er's — „an ihr Kind."

„Frevel auf Frevel!" ſprach Clincior, nachdem Kaf hineingegangen, ihn anzuſagen; — „der letzte! Vielleicht dennoch überwunden ſinde ich ſie, — geh' aus dem Leben, von keinem Weibe beſiegt! O daß ſie mich nicht mehr liebe, mich haſſe! Ah, weßhalb zittr' ich vor Froſt, da der Schweiß mir auf der Stirne ſteht? O Leben, Leben!"

Der Eunuch kam jetzt zurück und führte den Bruder Helius in das Schloß. Mit Ehrfurcht empſing dieſen Maddalena, deren Antlitz die Spuren hoffnungsloſen Grames und mütterlicher Sorgen trug, geadelt und faſt verklärt durch den Himmelsglanz weiblicher Würde. „Seid mir willkommen, frommer Vater, in meiner klöſterlichen Einſamkeit," ſprach ſie ihn an, nachdem der Eunuch ſich entfernt hatte; — „Ihr bringet mir lange entbehrte Himmelsſpeiſe"

„Verlangt Eure Seele nach dem Sacramente der Beichte?“ fragte der Mönch, „der heilige Vater hat uns demüthige Ordensleute hochbegnadet, indem er uns die Macht ertheilte, von Sünden zu löſen.“

„Wohl habe ich mich einer ſchweren Schuld anzuklagen, frommer Vater; doch wird ſie durch Eure chriſtliche Milde, ſo hoffe ich, von mir genommen.“

„So entlade Dein Herz, meine Tochter,“ erwiederte Helius, welcher fortwährend ſeine Stimme zu verſtellen bemüht war; — „Du zögerſt? — wohl aus Schaam, — dein Bekenntniß abzulegen? Ich will verſuchen, es Dir zu erleichtern; ein Blick auf Deine Einſamkeit enthüllet mir einen Theil deſſelben. Gewiß hat ſündige irdiſche Liebe Dein Herz bethöret, und die Stimme der Verführung Dich von Aeltern und Vaterland hinweggelockt. Iſt es nicht ſo, meine Tochter?“

„Ja, Liebe war es, frommer Vater, um derenwillen ich Vaterland und Verwandte verließ; doch that ich es freiwillig, und jene Liebe kann ich nicht als Sünde erkennen.“

„Wie?“ ſprach Helius mit erkünſteltem Eifer, welchen er jedoch bald mäßigte, indem er alſo ablenkte: „Es mag ſein, daß Deine jungfräulichen Gedanken frei von Sünde waren, — doch ein Verbrecher iſt gewiß jener, der Dich verführte.“

„Ihr irret, frommer Vater,“ entgegnete ſie ſanft und innig; — „kein Verbrecher, doch ein Unglücklicher!“

Clincior's Herz ſchlug ungeſtüm, kaum vermochte er ſeine Rolle fortzuſpielen. — „So klagſt Du ihn nicht an? ihn, der Deine unſterbliche Seele in's Verderben lockte? Bringe ihn ſelbſt zu mir, daß ich, bevor ich Dich losſprechen kann, ſein Gewiſſen erforſche!“

Verlegen ſchwieg Maddalena. „Warum zögerſt Du?“ fragte Helius eifrig. „Willſt Du

Deine Schuld vergrößern, indem Du die ſeinige zu rechtfertigen verſuchſt? Bedenke, was Du thuſt! — Oder theilt er Deine Einſamkeit nicht?"

„So iſt's!" ſprach Maddalena.

„Er verließ Dich wohl gar?" forſchte Helius weiter. „Iſt's ſo?"

Maddalena ſenkte das Haupt.

„Wehe ihm!" fuhr der Beichtiger fort; „wehe ihm und Verderben!"

„Um des Heilands Willen, haltet ein! Verdammet ihn nicht!" rief Maddalena. „O verſtündet Ihr, wie ich, ſein großes, ſtolzes, verzweifelndes Herz! Ihr könntet ihn nicht verdammen".

Der Beichtiger ſchwieg eine kleine Weile, endlich begann er wieder dumpf, kaum hörbar: „Nach allem Weh, das er Dir angethan, liebſt Du ihn wohl gar noch immer, Unſelige?"

„Ja, ich liebe ihn, —“ erwiederte Maddalena, „inniger als je!“

„Bedenke, was Du ſprichſt! Deine Worte ſind Verdammniß! So lange Du....“ Maddalena horchte erbleichend — „So lange Du dieſe ſündliche Leidenſchaft in Deinem Herzen hegeſt, giebt es keine Vergebung für Dich....“

Maddalena blickte gläubig gen Himmel und ſprach: „Gott iſt barmherzig und treu. Er kennt mein Herz, und das des Geliebten! Er wird, wenn meine Liebe Sünde iſt, dieſe verzeihen! O wie ſollte ich's beginnen, nicht mehr zu lieben?“

„Suche ihn zu vergeſſen!“ rieth der Mönch.

„Das kann ich nicht, dieſe Liebe iſt eins mit meinem Leben! Ich will es nicht!“

„So überlaß mir die Sorge für ſein Seelenheil!“ lenkte Helius ab, — „Du dauerſt mich, meine Tochter, und es iſt meine Pflicht, die Verirrten zum Glauben zurückzuführen.“

„O geläng' Euch dies!“ rief Maddalena von Hoffnung begeiſtert.

„Gerne beginne ich das Werk des Heiles“ fuhr Bruder Helius fort, — „ich will ſeine Spur verfolgen, und nicht ablaſſen....“

„Heiland! — — Nimmermehr!“

„Was bringt Dich ſo außer Dich, meine Tochter?“ fragte Helius verwundert, „nenne mir den Namen jenes Mannes,“ fuhr er forſchend mit anſcheinender Ruhe fort, indeß ihm das Herz faſt zerſprang.

„Nie werdet Ihr dieſen erfahren!“ entgegnete Maddalena, ſich erhebend.

„Weßhalb?“ fragte der Bruder mit zitternder Stimme. „Bindet ein Schwur Deine Zunge?“

„Mich bindet die Treue,“ verſetzte ſie in der erhabenen Wonne ihres Bewußtſeins.

„Verblendete!“ rief der Mönch, „wie kann Dich Treue an jenen binden, welcher Dir die

Treue brach? Kraft jener Vollmacht, die mir vom heiligen Vater geworden, löſe ich Dich von jedem ausdrücklich geſprochenen, freiwillig abgelegten, von jedem Dir durch Liſt oder Gewalt abgenöthigten Gelöbniſſe."

„Kannſt Du mehr als Gott?" entgegnete Maddalena.

„Höre die Warnung, Bethörte! Scheue den Fluch der heiligen Kirche! Nenne den Namen des Verführers, und Dir ſoll jede Schuld vergeben ſein!"

„Und wäre ewige Verdammniß mein Loos, ich nenne ihn nicht! Gott iſt mein Zeuge, wie innig ſeit lange mein Herz nach einem ſeiner milden Boten ſich ſehnte, damit mein Kind die Taufe empfange, und ich meine Glaubenspflichten erfüllen könne; — doch nie, nie, frommer Vater, werde ich's um dieſen Preis."

„Du ſelber haſt entſchieden!" ſprach der Mönch ernſt, — er erkannte den Sieg der Liebe, ſeine Vernichtung — „Du entſchiedeſt Deines Verführers Geſchick.“

„Und mein Kind?“ fragte Maddalena erſchüttert, angſtbeklommen; — „ſoll auch das unſchuldige Kind dafür büßen? O ſeid barmherzig, verdammt mich, doch ertheilet meinem Kinde die heilige Taufe!“

„Ich darf nicht!“ ſprach der Mönch mit erzwungener Rauheit kurzab. — Dann etwas milder (der Aufruhr in ſeinem Innern zerſprengte alle Feſſeln, die er ſich angelegt) „doch bringt es mir her; darf ich es auch nicht taufen, — ſegnen, ſegnen will ich es doch.“ —

Eilig brachte nun Maddalena ihre Tochter. Helius empfing das Kind und drückte es an ſein Herz. „Armes, vaterloſes Kind!“ ſprach er mit brechender Stimme. „Hat ein Menſch, wie ich, Kraft zu ſegnen, ſo nimm meinen Segen und werde glücklicher als Deine Aeltern waren. Ich darf Dich nicht mit Waſſer taufen, o bewahre

Dich ein gütiges Geſchick, daß Dein Herz einſtens nicht mit Blut und Feuer getauft werde. — —" Jetzt wendete er ſich zu der Mutter. „Madonna, wenn Ihr gefehlt, ſo büßtet Ihr genug. Euer Gott kann zufrieden ſein. Beendet Eure Buße! Flieht aus dieſer Einſiedelei und bringt das Kind unter Menſchen!"

Maddalena theilte ihm den Plan mit, welchen die Sorge um die Zukunft der Tochter ihr eingegeben. Heftig widerſprach ihr der Mönch, doch jeder Grund ſcheiterte an ihrer mütterlichen Angſt. „Sündigt nicht gegen den heiligen Geiſt, der da heißt: Menſchenherz! Erzieht es nicht wider die Natur!" mahnte der Mönch nochmals dringend; — „Die Natur rächt ſich!" Er ſelbſt empfand es eben jetzt furchtbar. Keine Minute länger wagte er es, der Mutter und dem Kinde gegenüber zu weilen, ohne daß die Liebe, die er verachtet und verhöhnte, ihn verrieth. Nur mit Mühe ermannte er ſich auszuharren. Raſch zog er aus der Kutte eine Kapſel hervor und gab ſie Maddalenen mit den Worten: „Faſt vergaß ich dies! Es ſind Reliquien für Euch und Eure Tochter. Ich erhielt ſie, um ſie Euch ſelbſt in die Hand zu geben und Euch ſchwören zu laſſen, daß Ihr ſie nie verſchenken, verkaufen oder vernichten wollet. Ich bitt' Euch, leiſtet das Gelöbniß!"

Maddalena leiſtete es befremdet und legte die Kapſel hin. „Lebt wohl!" ſprach jetzt der Mönch und wollte ſich entfernen.

„Euren Segen, frommer Vater!" flehte Maddalena. — Er aber ſchritt eilig von hinnen; unter der Kutte ſchleppte er ſeinen Fluch mit ſich fort.

Maddalena öffnete die Kapſel und fand ſtatt der Reliquien mehre Pergamentrollen darin, welche ſie verwunderungsvoll aufwickelte; es waren Verzeichniſſe der Schlöſſer und Schätze Clincior's und ein Eigenthumsbrief derſelben für Maddalena und ihr Kind. Ein ſchmales Blatt, welches Manadora ſpielend erhaſchte, enthielt die Worte: „Maddalena! Du haſt geſiegt!“

„Er war's!“ rief ſie verzweiflungsvoll, indem ſie zu Boden ſank.

III.

Einige Wochen ſpäter ritt Clincior in einem der reizendſten Thäler Siciliens; ſchlanke Aloen ragten, Königsſceptern gleich, aus alten Mauerreſten empor, breitſchattige Kaſtanienbäume, an deren Aeſten Reben ſich rankten, boten ihm kühle Porticus zur Ruhe; doch er raſtete nicht, Maulbeer-, Mandel- und Feigenbäume luden ihn zum Genuß, doch er verſchmähte ihn. Durch Lichtungen der blühenden Wälle, welche von üppigen Cactusſtauden gebildet waren, ſchritt er raſtlos weiter, in die herrlichen Waldregionen des Aetna hinan. Die ſtille Heimlichkeit der von Lavageklüften umſtarrten Thalgründe beengte ihn; ſeine Bruſt hatte ſich auf kurzer Meeresfahrt, da er rings um ſich in das Einförmig-gleichbleibend-Unermeßliche geblickt, wieder freier gefühlt; — der bunte Wechſel der Ueppigkeit und der Erhabenheit, der Unerſchöpflichkeit und der Armuth, welcher ſich jetzt ſeinen Sinnen bot, war ihm um ſo unbehaglicher, und er ſehnte ſich ungeduldig nach jenen Höhen, wo Eisdiademe die ziſchenden Stirnadern des Felſenköniges umreifen, nach dem Scheitel des Berges, als einem Throne, von dem er zum letzten Male die Fernen eines Reiches überſchaue, Erde und Meer zu ſeinen Füßen, die Erde im ſchönſten Brautgewand, das grundloſe Meer klarer als der tiefdunkelblaue Himmel, den Himmel als Mantel, deſſen Falten um ſeine Atome zuſammenſchlagen. Er hatte den Monte gibello ſeit jenem Tage nicht mehr betreten, da Kaiſer Heinrich VI. in deſſen Waldgründen jagte und hinter einem Stamme der dunkle Schütze ſtand, der dem Gewaltigen einen kühlen Trunk kredenzte und während des Trinkens ihm mitten in's wilde ſtolze Herz ſchoß. — Dieſe Stelle ſuchte Clincior jetzt wieder. Und als er ſie gefunden, ſchwoll's ihm zu Haupten, der alte Trotz fuhr tobend wieder auf und ab in ſeinem Gebein. Er warf ſich in wilder Leidenſchaft auf den Fleck nieder, wo Heinrich geſtorben war, und rief: „O Heinrich! Heinrich!"

„Wie ein Komet kamſt und ſchwandeſt Du! Keine Spur mehr von Dir! Keine Hoffnung! Unbegriffen! Gefürchtet wenigſtens! Hunderttauſende athmeten auf, als Du ausgeathmet."

„O bübiſcher Tod! Nicht wie Mann zu Mann trafſt Du ihm gegenüber, — nein, lockteſt ihn wie ein buhleriſch Weib, und da das Vollgefühl ſeiner Kraft ihm aus dem Herzen überträufte, da er den Arm ſchon ausgeſtreckt hielt, ſein Werk zu vollenden, ſchlicheſt Du Dich hinter ihn, und warfſt ihm die Schlinge um. Da ſtandeſt Du jetzt, heimtückiſcher Tod, verhöhnteſt den gefallenen Titanen, und färbteſt ſeine Lippen blau, daß die blöde, erbärmliche Welt, die eben ihn als allmächtig begrüßen wollte, ſich voll Schauder von ihm abwenden und voll Entſetzens ſich beugen ſollte vor Deiner Gewalt, kleinlicher Neidhard, Tod!

„Jetzt, übermüthiger, hinterliſtiger Zwingherr, mach' ich wett, daß auch ich damals vor Dir beſchämt, niedergedonnert ſtand. Alles hier herum hat jene Stunde vergeſſen, die Gräſer und Blumen, die Heinrich's ſinkende Majeſtät zerdrückte, ſtehen wieder aufrecht; der Aſt, den er im letzten Krampfe niedergebeugt, ſtreckt ſich blühend über mir wieder aus; nur ich vergaß jenen Augenblick Deines Triumphes nicht, o Tod, und will Dir keinen zweiten gönnen. Du vernachläſſigſt mich, verachteſt mich, willſt mich auf Erden als Spott meiner ſelbſt, als meinen eignen Schatten noch lange herumwandeln laſſen. Ich trag' es nicht. Einmal noch auf jenen Höhen des Monte gibello das Unermeßliche geſchaut, dann....“

„Ich bin frei! Die Hoffnung trog mich. Das Allgemeine verſchrumpft in's Einzelne. O Heinrich, mein Freund! Dein Sohn wird die goldene Zeit Saturns wieder herſtellen, — doch ein — Hirt ſtatt eines — Königes ſein, und drum wird herrſchen, der ſich einen Hirten nennt. So riß ich die Hoffnung von mir, wie ein Glied von meinem Leibe, und verblute. — Dunkel die Zukunft wie der Schlund des Aetna! Zerriſſen ſeien die Stränge, die dies einzelne Ich an den Triumphwagen des Schickſals geſpannt hielten, freiwillig hingeopfert — im Moment, da Schmerz mir zur Wonne ward! Drum — jetzt! Hoch oben, auf dem glühenden Scheitel des Aetna!“ Er zog eine Phiole hervor. „Koſtbarer Balſam, treuer Freund, treu, weil meines Gedankens Gewinn, meines Fleißes Kind weil niemandem bekannt, als mir!“ Mit Stolz und Wolluſt hielt er die Phiole gegen das Licht. — Hoch oben über dem Ameiſenhaufen: Menſchheit. Ein Trunk muß es ſein. Auch Heinrich ſtarb durch einen Trunk.“

Sorgfältig bewahrte er die Phiole wieder an der Bruſt, warf noch einen Blick auf die Stelle, wo Heinrich geſtorben war und ritt weiter, bergan.

Plötzlich ſpitzte Zerduſcht die Ohren. Clincior ſpähte um ſich. Ein Hauſe Sarazenen zeigte ſich ihm, wie er weiter ritt, nicht ferne unter'm Schatten eines Baumes gelagert, in friedlicher Eintracht verſammelt, um Kühle vor dem Mittagsbrande zu finden und einem Greiſe zu horchen, der in der Mitte ſaß und ein Mährchen erzählte; die Roſſe weideten. Kein Auge verwandte ſich von dem Erzähler, als Clincior langſam heranritt und ſeinen Rappen anhielt. Er lauſchte, der Alte erzählte von Kaiſer Heinrich's Tode, wie er eine Fee geliebt und ihr untreu geworden, und dieſe ihn mit Gewalt in ihr unterirdiſches Reich getragen, das ſich mitten in Blüthenfluren plötzlich donnernd aufgethan, und wie er nun unten herrſche, in Pracht und Herrlichkeit, und jährlich einmal wiederkehren dürfe an's Licht der Sonne, um ſeine Länder zu ſchauen. Das Mährchen war aus der alten Sikeliſchen Mythe von Pluton und Perſephone, die in Enna erzählt ward, und aus den Sagen von einer Vergiftung Heinrich's VI. durch Frauenhand zuſammengeſchmolzen, die ſich unmittelbar nach des Kaiſers Tode verbreitet hatten. Als der Erzähler geendet hatte, wandten ſich die braunen Männer ernſtfreundlich dem Wanderer zu und boten ihm gaſtlich nach ihrer Väter Sitte Speiſe und Trank; auch ihre Roſſe näherten ſich jetzt dem ſtattlichen Zerduſcht, und umſprangen ihn wie alte Bekannte.

Clincior nahm ihr Anerbieten: den Reſt des Tages und die Nacht bei ihnen zuzubringen, nicht an; ſeine Ungeduld jagte ihn zum Gipfel des Vulkans empor. Das laute freudige Wiehern ihrer Roſſe mahnte ihn an Zerduſcht's Schickſal. Er trat zu dem Aelteſten und bat ihn, den Rappen, deſſen Klugheit und Loſungen er ihm nannte, als Dank für das Mährchen, das er mit angehört, zu empfangen und das edle Thier ſtets treu zu pflegen; er wußte, daß es gut beſtellt ſei, wenn ein Araber es beſitze. Traurig blickte Zerduſcht ihn an, als er von dem Sattel abſtieg, und den Zügel dem Sarazenen reichte, und gab ſich nicht zur Ruhe, als bis Clincior ihm den Hals ſtreichelte und das Ohr bog.

Clincior verließ jetzt die Sarazenen, die ihm verwundert nachblickten, und eilte raſchen Schrittes, ohne ſich umzuſehen, bergan; noch ferne hörte er Zerduſcht wiehern. „Er war das Letzte!“ ſprach er, ſeine Schritte fördernd. „Opferten doch die Perſer Roſſe! — “

Allmählig, je höher er ſtieg, verminderte ſich die Ueppigkeit der Natur; furchtbare Oede rings um ihn.

„Wäre Einer dort oben,“ rief Elincior, „und Du, Natur, ſein Kind, Du würdeſt, je näher Dein Haupt an ſeine Ferſe reicht, ſo herrlicher Dich ſchmücken; doch Froſt und Oede, je höher ich klimme; Du ſelber, Natur, kennſt Keinen!“

Nach und nach traten vor ſeinen Blicken die herrlichen Fernſichten auf Land und See über den Rändern der Bergwälder hervor, anfangs in Felſen und Waldrahmen eingeſchloſſen, dann immer weiter, endlich ganz frei, unermeßlich. Er klimmte über Lavaklippen und ſtieß einzelne losgebröckelte Stücke der verſteinerten Glut verächtlich von ſich, daß ſie die Abhänge hinabkollerten. „Treuer mir ſelbſt, als Du, o Glut, Dir!“

rief er; ſein Freiheitsſtolz wuchs mit der Höhe des Gipfels.

Schon betrat er jene Schichten, in deren Rinnen und Klüften das Eis, die Glut der Sonne verhöhnend, nie ſchmilzt. Er empfand den eiſigen Sturm nicht, der ihn umbrauſte; — mächtiger tobte die Glut in ihm, dem lebendigen Vulkan.

Bald war der höchſte Gipfel erreicht. Clincior's Blick glitt auf die ſcheidende Sonne, mit ihr zugleich wollte er untergehen.

Jetzt ſteht er am Rande des Kraters, in deſſen Flammengrund er hinabſchaut. Dumpfes Getöſe ſchallt betäubend um ihn, — wie wenn die Sonne an die Erde ſchüttere, dünkt es ihm. Nebel umflirren ſeine Sinne, heißer Dampf legt ſich auf ſeine Bruſt, ſchwefliger Qualm umwallt ihn wie ein weitfaltiger Mantel. Als der Dampf, von einem Windſtoß gejagt, ſich verzieht, blickt Clincior, friſch aufathmend, um ſich, und die Phiole hochemporhaltend, in welche er wie in die Sonne ſchaut, indeß die Sonne langſam und majeſtätiſch in den Ocean hinabſinkt, fühlt er ſich Herrſcher der Welt. „Letzter Akt meines Wollens! Letztes Document meiner Freiheit!" ruft er. „Ich löſe Dich aus Deiner Haft, holder Traum! Werde zum Adler, ich umklammere Dich! — —" Noch einen Blick ſendet er auf Erde und Meer. — — „Göttlich biſt Du, Natur!" — Jetzt ſetzt er die Phiole an die Lippen. Da birſt eine Ader des Berges; das Flammenblut ſchießt ſchäumend über. Mitten im Feuerſtrome ſteht er, loht auf und iſt Aſche, ehe die Lavawogen den Abhang hinabſtürzen.

Die Wogen des Oceans ſchlagen über dem Scheitel des Sonnenhauptes zuſammen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kaiſer und Papſt.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Mittag.

Erſtes Buch.

(1227—1230.)

I.

Gregorius der Neunte, ſeit wenigen Tagen mit der Tiara geſchmückt, ein achtzigjähriger Greis, doch kräftig an Leib und Seele, und der Kardinal Sinibald Fiescho, Graf von Lavagna, Vicekanzler der römiſchen Kirche, wandelten vertraulichen Geſpräches in einem ſtillen und friedlichen Hausgärtchen. Der erſte Blumenflor war lebensfreudig aus den Beeten emporgeſchoſſen, zwiſchen welchen die beiden Prieſter auf und niederſchritten, die Pfirſichbäume ſtanden in voller

Blütenpracht, Märzſonnenſchein ſchmiegte ſich weich und lind zwiſchen die Aeſte.

„Worte! Worte!“ ſprach der Papſt, welcher die glückwünſchenden Schreiben des Kaiſers in der Hand hielt; — „ſeit elf Jahren ſtets nur Worte! Ein Aufſchub drängte von Friſt zu Friſt den andern; es iſt Zeit, um die klare einfache That zu drängen; Ihr werdet ſehen, Kardinal: es zeigt ſich ein tauber Kern.“

„Ich halte den Kaiſer für aufrichtig,“ entgegnete der Kardinal Fiesco.

Der Papſt zuckte die Achſel. „Ich habe kein andres Maß für ihn, als daß er ein — Waiblinger iſt. Kein Waiblinger kann Freund der Kirche ſein. Es wird ſich zeigen; ich habe einen Probirſtein für das Aechte und Unächte an ihm, und ich werde nicht mehr lange mit der Prüfung zögern. — Ihr wundert Euch meiner Rede, Kardinal, denn Ihr ſeid dem Kaiſer freundlich zugethan und beſinnet Euch, daß auch ich, bevor ich die dreifache Krone empfing, ihn werthhielt und von ihm werthgehalten wurde? — Ihr ſelbſt, wenn Ihr einſt das würdet, was ich jetzt bin, und wenn Friedrich Euer Bruder wäre, würdet handeln, wie ich. Der Augenblick, in welchem wir in der Kirche des Apoſtelfürſten den großen Eid ablegen, und zu der Tiara die Krone von Pfauenfedern empfangen, zum Zeichen, daß unſre Augen nach allen Seiten hinausblicken ſollen, — dieſer Moment ſchließt alle unſre irdiſchen Erinnerungen ab. Der Fels Petri, auf deſſen Spitze wir geklommen ſind, hat nur für Einen Raum, und die Luft, die in dieſer einſamen Höhe weht und das Blut unſres eigenen Herzens heller röthet, erſtickt jedes weichere Gefühl, das wir aus den Niederungen des Lebens mitgebracht."

„Und doch zeigte, — wenn Eure Gnade mir freimüthig zu reden geſtattet, — das Beiſpiel Seiner Heiligkeit, des in Gott ruhenden

Honorius, daß die Kirche und das Kaiſerthum in Frieden und Eintracht nebeneinander beſtehen können."

„Welche Eintracht! Welcher Friede!" ſprach der Papſt eifrig. „Elf Jahre hindurch ein immerwährendes Hinhalten! Wahrlich, Friedrich verſtand meines Vorfahrs Vertrauen, Milde und — Schwäche trefflich zu benutzen; er iſt nun ſo hoch an Gewalt gewachſen, daß es mich freut, ihm, wie er jetzt iſt, meinen Hirtenſtab entgegenzuhalten, und an dieſem Hirtenſtab die Länge ſeines Scepters zu meſſen. Friedrich iſt der Kirche furchtbar geworden, nicht durch offnen Krieg und Sieg, ſondern durch freiwillige Zugeſtändniſſe der Hierarchie ſelbſt."

„Ich hege das Vertrauen," entgegnete der Kardinal, „daß der Kaiſer, edlen Gemüthes, die Macht nicht zum Schaden der Kirche, von welcher er ſie erlangte, mißbrauchen werde."

„Er hat ſie!" verſetzte der Papſt; „iſt dies nicht genug? Von allen Beſchränkungen, welche Innocentius der Dritte eben ſo weiſe als kräftig ihm entgegenſtellte, iſt während dieſer elf Jahre bei meines Vorfahrs Sanftmuth eine nach der andern leiſe weggeräumt worden, und Friedrich der Zweite ſteht jetzt gewaltiger da, als ſein Vater Heinrich und Friedrich Barbaroſſa. Zurückgenommen wurde durch Honorius ſogar jener Eid, der ihn hinderte, die Kronen Deutſchlands und Italiens auf ſeinem Haupte zu vereinigen, verſchwunden unter eitler Wortdeutelei; Friedrich's erſtgeborner Sohn Heinrich herrſcht ferner als römiſcher König in Deutſchland; wir Beide ſelbſt waren Zeugen, als Friedrich die Kaiſerkrone empfing; wir müſſen es ſogar hören, daß er durch ſeine Vermählung mit Jolanthe ſich König von Jeruſalem nennt! Zwölf Jahre ſind es her, daß er gelobte, den Kreutzzug anzutreten, und von Jahr zu Jahr, bei jeder Mahnung des nachgiebigen Honorius war ſtets irgend ein anderer

Vorwand ihm zur Hand, welcher ſeine Zögerung entſchuldigte. Was war der Grund dieſer Zögerung? Kein anderer, als daß ſeine anfangs noch ſchwache Macht immer feſtere Wurzeln ſchlug, daß ſeine Reiche Apulien und Sicilien ihm ſo ſicher beſtellt ſind, wie Kiſſen, auf die er, unter Liederſchall entſchlummernd, ſein Haupt niederlegt."

„Doch ſind ſchon im vorigen Jahre viele Truppen nach Aſien geſchifft," verſetzte der Kardinal, „und es liegen," als Bürgen ſeiner Thätigkeit für den beſchworenen Zweck tauſend Galeeren und achtzig Laſtſchiffe ſegelfertig vor Anker, beſtimmt, das Kreutzheer und die Pilger aufzunehmen...."

„Oder die Kirche zu unterjochen," fiel ihm der Papſt in's Wort. —

„Iſt nicht der Vertrag von San Germano die ſicherſte Bürgſchaft?"

„Eine Handhabe wenigſtens," verſetzte der

Papſt, „an welcher der Töpfer ſein Gefäß ergreifen kann, um es zu Boden zu ſchmettern. An dieſem Vertrage halt' ich die Unbeflecktheit ſeines Namens; dieſe Urkunde gibt ſeinen Ruf nackt und bloß in meine Gewalt. Die Buchſtaben derſelben leuchten wie Sterne in mir, und mein Gedächtniß an Alles, was ſeit elf Jahren geſchah, drängt ſich zuſammen in dieſen klaren Worten: „„Tritt der Kaiſer im Jahre 1227 den Kreutzzug nicht an, oder fehlt er in irgend einem Punkte des Vertrages, ſo trifft ihn der Bann; und das geſchieht nach ſeinem eigenen freien Willen. —““ Dies unterſchrieb er ſelbſt in San Germano. Nur wenige Monate noch! Im Auguſt iſt die Friſt verronnen..... Mich dünkt, ſeit Innocentius III. ſtarb, ſei bis heute nicht mehr Zeit verronnen, als eine einzige Nacht; — Innocentius ſei des Abends eingeſchlummert, und des andern Morgens — Gregor ſtatt ſeiner erwacht. Nicht gedankenlos wählte ich, der ſonſt

Ugolino hieß, als ich die Tiara empfing, den Namen: Gregor; vor einem Gregor lag ſchon ein Kaiſer auf den Knieen. Was jenen ſiebenten Gregor, der im Elend unerſchüttert ſtarb, bewegte, ich führ' es durch! Ihr zählet meine Jahre, — ich ſeh's, Kardinal — an den wenigen Haaren, die noch auf meinem Scheitel ſtehen, aber wahrlich, ich ſage Euch: Nicht der Menſch, der ſonſt Ugolino hieß, iſt's, der aus mir ſpricht und handelt, ſondern die Idee der Hierarchie, welche in die arme baufällige Hütte, dieſen Leib, einzog, und die Hütte, in dem Augenblicke, da ſie drin einzog, verwandelte in ein unbezwingbares feſtes Schloß, an deſſen Thürmen die Kräfte von Königen und Völkern zerſplittern. Müßten Tauſende und aber Tauſende vergehen, — bleiben wird doch und aufrecht ſtehen dieſe Idee, unerſchüttert von allem Weh der Einzelnen. — —"

Ueber erhabenen Gedanken und Plänen verſtummte der Papſt, ſchweigend ſchritt neben ihm der lebhafte, aufgeregte Kardinal, hie und da unbewußt eine Blume zerknickend, die hoch genug aufgewachſen war, daß ſeine Hand ſie während des Luſtwandelns erreichen konnte.

„Bitte!“ ſprach Gregorius ſanft, als er dies bemerkte, — „Die Armen! Wißt Ihr, ob ſie den Tod nicht vielleicht eben ſo ſchmerzlich empfinden wie wir Menſchen? — Doch ſagt, Kardinal, wovon ſprachen wir? Mein Gedächtniß wird mir zu Zeiten untreu, wenn ich mich um Minuten zurück beſinnen ſoll; Dinge, welche viele Jahre vorher geſchahen, behalt' ich um ſo feſter.“

„Ew. Heiligkeit ſprachen von des Kaiſers Angelegenheiten,“ erwiederte der Kardinal Sinibald, „und drückten die Beſorgniß aus, daß er, des Vertrages von San Germano uneingedenk, eine neue Friſt für die Ausführung ſeines Vorſatzes, des Kreutzzuges, bei Ew. Heiligkeit nachſuchen werde.“

„Das hätt' ich geäußert?“ entgegnete Gregorius verwundert, und fügte mit Beſtimmtheit hinzu: „Gewiß, das hab' ich nicht. So kenne ich Friedrich, ſo kennt er mich. Er wird's nicht! Er läßt es eher auf's Aeuſſerſte ankommen, als er bei mir bittet. Ich ſelber würde ihn minder ſchätzen, glaubte ich, daß er mir gegenüber deſſen fähig ſei. Er weiß, daß ich Gregor heiße, nicht Honorius."

„Ihr ſchätzet den Kaiſer, heiliger Vater, und wollet doch ſein Verderben?" ſprach der Kardinal-Vicekanzler.

„Sein Verderben?" fiel ihm Gregorius raſch in's Wort; „der Himmel weiß, daß ich das nicht will. Zwiſchen uns Beiden, ihm und mir, iſt keine irdiſche Leidenſchaft, iſt nichts, was uns gegeneinander auf Leben und Tod treiben kann, als der Umſtand, daß der Himmel gerade ihn auf dem Kaiſerthrone erhielt, da er mich auf den Stuhl des Apoſtelfürſten erhob; denn Friedrich möchte den Himmel zur Erde niederziehen, ich aber will die Erde dem Himmel unterwerfen, die Erde mit allem Glanz und aller Majeſtät, die drauf iſt, und die mich nicht höher dünket als Maulwurfshügel, von Bergeshöhen aus geſehen. Ausgleichen will ich die Erde; er — den Himmel vertheilen! Deshalb alſo Kampf! Ich danke dem ewigen Gotte, daß er mir einen Gegner gegeben, den ich nicht bloß zu fürchten habe, ſondern der mir an nichts ungleich iſt als an Jahren. — Ich bitt' Euch, Kardinal, — ſeht dieſe Hyazinthe! Wahrlich! ſie iſt die Königin unter ihren Schweſtern! — Betrachtet dieſe Anmuth und Zartheit der Farben neben der untadelhaften Regelmäßigkeit ihrer Form! O Gott, nie erſcheint mir Deine Weisheit größer und bewundernswürdiger, als wenn ich mich mit kindlicher Freude ſo recht und ganz in einem der kleinſten von Deinen Werken verſenke und darin den Geiſt der unabweichbaren Ordnung finde, der ſich in den größten verkündiget. Wir

Menſchen wandeln an den Zeugen Deiner unergründlichen Weisheit ſo oft kalt und gleichgültig vorüber!“

Der Greis bückte ſich zu der Blume nieder, faßte behutſam den Stengel zwiſchen den Fingern und betrachtete ſie ſinnend lange.

„In dieſes kindiſchen Greiſes Hand legteſt Du die Entſcheidung, o Gott?“ dachte der Kardinal voll Unmuthes, „und ich?.... Doch, wie lange kann er noch leben?“ Alſo tröſtete er ſich ſelbſt in Gedanken. Jetzt ließ er die Frage laut werden: „Heiliger Vater, welche Antwort dem Geſandten des Kaiſers zu ertheilen beauftragt Ihr mich?“

Gregorius erhob ſich; ſein Antlitz war mild und freundlich. „Ich danke Euch, daß Ihr mich an meine Pflicht erinnert,“ ſprach er zu dem Kardinal. — „Welche andere Antwort ſollen wir ihm ertheilen, als daß wir uns herzlich an ſeiner Sohnesliebe gegen die Kirche erfreuen, die er in ſeinem Schreiben und durch ſeine Geſandten, den Biſchof von Reggio und den Großmeiſter der deutſchen Ritter uns zu erkennen gab! Laſſet noch hinzuſetzen, daß wir ihn auf's neue bitten, ſein Gelübde wegen des Kreutzzuges zur beſtimmten Friſt zu löſen, wie wir ihm ſchon früher ſchrieben, bevor wir ſeinen uns zu unſrer Erhöhung glückwünſchenden Brief empfingen. Denn wahrlich, Leid thäte es uns — das füget bei — wenn wir den Vater vergeſſen und nur das Recht fordern müßten. Doch ich beſinne mich beſſer, laſſet das! Ich ſelbſt will den Geſandten mündlich, will dem Kaiſer ſchriftlich antworten; ich habe manches gegen ihn auf dem Herzen, deſſen ich mich ohne Umſchweife entlaſſen muß."

Unabläſſig rüſtete indeſſen Kaiſer Friedrich, um den lange verſprochenen und ſtets wieder aufgeſchobenen Kreutzzug zu beginnen. Seine Ehre ſtand auf dem Spiele; oft ſtachelte ihn mitten in der Nacht der Gedanke von ſeinem Lager auf: „Du heißeſt ſchon König von Jeruſalem, und haſt noch nichts gethan, um es zu werden.“ Beſchämt von ſeinen eigenen Vorſtellungen mied er dann die zärtlichen Umarmungen ſeiner zweiten Gemahlin Jolanthe, durch deren Heirath er den bis jetzt noch unfruchtbaren Titel eines Königes von Jeruſalem erworben hatte. Friedrich wollte von der Stunde an, da er laut erklärt hatte, ſich an die Spitze eines Kreutzzuges zu ſtellen, aufrichtig nicht blos die Löſung ſeines Gelübdes, ſondern auch vorzüglich die Genugthuung für ſeine Ehre. Doch er wollte zugleich um neue Hoffnungen nicht bereits beſeſſene Kronen und Ehren verlieren. Nicht auf ein kühnes Abenteuer ſetzte er ſeinen Plan, ſondern auf einen dauernden Beſitz des heiligen Landes. Stets hatte ſich, ſo oft er ſchon daran dachte, die Anker lichten zu laſſen, bald eine offne Empörung, bald ein ſtiller Trotz ihm entgegengeſtellt; ſollte er wohl Apulien, ſein ererbtes Reich, in Zerwürfniß und Unordnung verlaſſen? Seine Forderungen an ſich ſelbſt als Herrſcher waren mit den Jahren gewachſen. Er war nicht mehr der Jüngling, der um Wagniſſe ſein Leben in die Schanze ſchlug; er — war der Kaiſer, der es für Tauſende zu verantworten hatte.

Neapel und Sicilien waren endlich beruhigt und geordnet; die Segnungen des Friedens herrſchten in allen Städten. In Neapel beſtand eine Univerſität, die er geſtiftet. Sein Vertrauter, der Richter Petrus von Vinea arbeitete an einer neuen, umfaſſenden, großartigen Geſetzgebung. Des Friedens halber hatte Friedrich ſogar den wilden Trotz der lombardiſchen Städte, welche finſteren Antlitzes der kaiſerlichen Majeſtät gegenüberſtanden, dem Papſte zu Liebe überſehen. Sein Erſtgeborner, Heinrich, herrſchte in Deutſchland.

Segelfertig lagen jetzt die Schiffe vor Anker, und des Kaiſers Aufrufe zufolge hatten ſich Kreutzfahrer und Pilger aus allen Ländern eingefunden, um unter einem wegen ſeiner Weisheit, Milde, Kraft und Herrlichkeit von allen Herzen geprieſenen kaiſerlichen Führer nach Paläſtina zu ziehen. Im Behagen raſtloſer Thätigkeit für dieſen Zweck trafen ihn der edle Meiſter der deutſchen Ordensritter, Herrmann von Salza, und der Biſchof von Reggio, welche er mit Glückwünſchen an den Papſt zu deſſen Erhöhung geſandt hatte.

Als Friedrich die Antwort Gregor's geleſen hatte, zeigte er ſie lachend ſeiner Gemahlin Jolanthe, welche eben zugegen war. „Sieh', Jolanthe," rief er, „welch ein Ungeheuer haſt Du zum Gatten!"

Die hohe, blaſſe Frau blickte ihn anmuthig, zweifelnd, ſeelenvoll an.

„Gewiß, Jolanthe! ich bin mindeſtens ein Sarazene oder ſonſt ein Ungläubiger!" fuhr der Kaiſer ſcherzend fort, — „ſieh' doch, welche Verbrechen ich Tag für Tag begehe, wenn anders den Worten des heiligen Vaters zu glauben iſt. Hier iſt ſein väterlich ermahnender Brief an mich, und ich will's verſuchen es ihm, als meinem alten Freunde, von jetzt an recht zu machen, da er mich noch immer für jung genug hält, um mir Ordnung und Regel meines Lebens vorſchreiben zu dürfen. Hier zum Beiſpiel bittet er mich, daß ich mich größeren Ernſtes befleißigen und unnütze, zweideutige Menſchen, wie Dichter, Gaukler und Aſtrologen, aus meiner Nähe verbannen möge. Es wird mir hart fallen, da ich ſolche „unnütze Leute" als ſehr nützlich liebe. Doch ich will's verſuchen! Was meinſt Du? — Aber hier, ſieh' her — o erblaſſe nicht, meine holde Roſe, hier ermahnt er mich gar, — — Doch biſt Du eiferſüchtig, Jolanthe?....“

„Biſt Du treulos, Friedrich?“ verſetzte ſie lächelnd.

„Ei, das ſage Du mir, Jolanthe! Wahrhaftig, faſt glaub' ich, daß ich's bin, denn der heilige Vater warnt mich davor. Gewiß, Jolanthe, jetzt hilft kein Bedenken mehr; wenn nur ein Tröpſchen in Deinem Blute iſt, das für Eiferſucht empfänglich iſt, ſo mußt Du mit mir zu Schiffe, denn Du kennſt die Frauen des Oſtens noch nicht: Glutaugen, die mich ſo lebhaft an die Deinigen erinnern könnten, daß ich am Ende eben dieſe gar vergäße; und denke nur, Jolanthe, (ich ſchwöre Dir,) dies Alles macht die fromme Ermahnung des heiligen Vaters in mir rege.“

„Nun ſeh' ich's,“ ſchmollte Jolanthe, „Du biſt leichtfertig!“

„In Reimen!“ erwiederte Friedrich leichthin.

„Gewiß, Du machſt mich noch eiferſüchtig, wenn Du in dieſem Tone weiter ſprichſt.“

„Eiferſüchtig? Auf jene Schönheiten, die nirgends leben als in den Liedern der Dichter! Nein, im Ernſt. Du haſt nur Grund auf ein Weſen eiferſüchtig zu ſein, — das iſt die Ehre, und da Deine Schönheit nicht blos der Ehre gleicht, ſondern ſie ſelbſt iſt, ſo lieb’ ich, da ich Deine Schönheit ehre, die Ehre, Jolanthe, in Deiner Schönheit.“

„O Friedrich, Deine Worte ſind Roſen, aber meinen Schmerz betäubſt Du durch ihren Duft nun und nimmermehr. O Friedrich! Du ſcheideſt, und ich ſehe Dich vielleicht nie wieder!“

„Jolanthe!“ erwiederte Friedrich halb lächelnd halb ernſt. „Wie des Menſchen Weſen aus zwei Hälften beſteht, aus Leib und Seele, ſo theilt ſich meine Seele in Liebe und Ehre! Die Ehre zieht fort, damit die Liebe ganz bei Dir hier zurückbleibe, die Ehre aber, die fortzieht, ſehnt ſich ſchon jetzt zurück nach der Liebe, weil beide urſprünglich Eins ſind, wie Seele und Leib. Und liebſt Du die Liebe in mir, ſo liebſt Du die Ehre, und mußt ſelbſt ſie von hier fortſcheuchen, und weil ich die Ehre liebe, zieht dieſe mich zu ihrer Hälfte, der Liebe, zurück, die Du in Deinem Herzen als Reliquie verſchließeſt und treu bewahreſt.“

Jolanthe blickte wehmüthig in das Freude glänzende Auge ihres kaiſerlichen Gatten und ſprach leiſe mit Ergebung in ihr Geſchick: „Dein Leben, Friedrich, iſt ein Strom von Thaten, der mit Macht dahinbrauſt, die Thaten von tauſend Anderen münden in die Deinigen ein, donnernd ſchwellen die Wogen. Wir Frauen ſind die Blumen, die am Ufer ſtehen, die gewaltige Fluth erfaßt und entwurzelt ſie, und ſchnell von ihr dahingetrieben ſchmücken ſie flüchtig den Triumph.“

„Du biſt krank, Jolanthe!“ erwiederte Friedrich, von ihrer Klage ergriffen, deren Wahrheit er fühlte; „Du nimmſt das Leben zu ernſt. Ich, möge auch der finſtre Geiſt des Mönchthums mich deshalb tadeln, kann es nur als heiteres Geſchenk der Gottheit auffaſſen. Wie? Hätte dieſe es uns in aller ſeiner Schöne nur deshalb gegeben, damit wir es mürriſch zurückſtoßen und verläugnen. Den nenn' ich einen Thoren, der beim hellen Sonnenſchein ſich in ſeine Kammer verſperrt, die Fenſter verſchließt und, den Genuß des warmen belebenden Tageslichtes für Sünde haltend, zu kümmerlichem Scheine die Lampe nährt. Jenen ewigen Jünglingen, den Hellenen, war das Leben eine Religion, die Schönheit ein Cultus; ſie wurden unſterblich dabei, ohne daß ſie an Unſterblichkeit glaubten, — und wir ſollen die Religion der freien, unſterblichen Liebe in einen Cultus der blutigen, grämlichen Häßlichkeit hüllen? — — Ach, arme Jolanthe, wie Du ſo ernſt und hoffnungslos mich anblickeſt, fürchte ich, daß Du mich gänzlich mißverſtehſt!

Sei ruhig, Theure! Du haſt eine Bürgin meiner Treue, die Ehre. Ihr Frauen verlangt eiferſüchtig unſer ganzes Daſein, und kargt doch mit dem Gegengeſchenk — Vertrauen, das uns feſter bindet als Schwüre."

„An meinem Vertrauen kannſt Du zweifeln? O Friedrich, das heißt an meiner Liebe zweifeln, und dieſer Zweifel ſelbſt iſt ein Dolchſtich."

Mit ſcharfem Beobachtungsblicke durchdrang Friedrich ihre Seele; — ſie war krank, ſie verſtand ihn nicht. An dieſer Wahrnehmung erkaltete ſeine Innigkeit, und um ſo zarter benahm er ſich gegen ſie, obwohl ein längeres Zuſammenſein für ihn keinen Reiz, vielmehr etwas Peinliches hatte. So reichte er ihr denn die Hand zum Abſchiede, tröſtete ſie, ſo gut er es vermochte, und verſprach ihr baldige Rückkehr. Jolanthe konnte ihm nichts erwiedern, Todesahnung durchrieſelte ſie, als ſie allein war, und Nacht umzog ihre Sinne. — —

Heinrich, der treue Dienſtmann, hatte mit Ungeduld ſchon lange mit Roſſen und Waffen des Kaiſers geharret. „Wohlauf, Kampfluſtiger!“ rief dieſer ihm jetzt zu. „Endlich erfüllt ſich das Verlangen Deiner Kindheit. Doch was biſt Du ſo trüb und ſtumm?“ — —

„Die Schwüle!“ erwiederte Heinrich mit Anſtrengung; denn plötzlich war es wie Schwindel und Lähmung über ihn gekommen, und kaum vermochte er ſich im Sattel aufrecht zu erhalten.

„Was iſt Dir?“ fragte der Kaiſer beſorgt, als ſie eine Strecke weiter geritten.

„Luft! Luft!“ ſtöhnte Heinrich. — Entſetzliche Schwüle brütete auf dem vom langen Sonnenbrande ausgedorrten Boden; die Luft war Glut. Auch der Kaiſer fühlte ſich beklommen, doch achtete er weniger auf ſich, denn auf den Treuen. „Du wankſt!“ rief er; — „zurück! bleib zurück, Heinrich!“

„Nein, nein!“ ſprach dieſer, den Reſt ſeiner

Kräfte aufbietend, „wenn wir den Haſen Hydrunts erreichen, bin ich wieder friſch und geſund. — Kühle Seeluſt! — — O ein Trunk! — Ich verſchmachte!“

„Der Scirocco!“ murmelte der Kaiſer, ſchwergepreßt, — „ein Feind, gegen welchen ich keine Waffen habe. — Soll mir vor den Augen der Treue zu Grunde gehen?“ — Er ſpähte beſorgt rings um ſich nach Labung für ihn, dann half er ihm vom Roſſe, und hieß ihm, ſich, mit dem Antlitz zur Erde gekehrt, zu Boden zu legen. Dann gab er ſeinem Roſſe die Sporen und kehrte bald wieder, ſeinen Helm mit Waſſer aus einem nahen Brunnen gefüllt zurückbringend. Mit letzten Kräften griff Heinrich darnach, doch beſonnen wehrte der Kaiſer, näßte Tücher und kühlte ihm Schläfe und Pulsadern.

Allmälig erhob ſich Heinrich geſtärkt wieder und beſtieg ſein Roß. Statt mit Worten dankte er dem Herren mit Blicken, welche dieſer verſtand.

„Nur noch wenige Minuten!“ ſprach Friedrich tröſtend. — „Sieh, ſchon winken die Spitzen der Maſte. Freudiges Leben erwartet uns im Hafen. Wie ſchlanke Mädchenglieder locken die Wogen. Der Athem der See haucht die Fieberhitze hinweg. Siegeshoffnung bläht die Flaggen. Die Mähnen der Meeresroſſe wallen. Wir ſchwingen uns darauf, wildluſtig greifen ſie aus. Ha! Lebens Urkraft! Mich durchtobt's!“

Sie näherten ſich jetzt dem Hafen, Heinrich fühlte ſich wieder hergeſtellt; — aber zu des Kaiſers Erſtaunen trieb ſich kein lautſchwirrend Gewühl auf dem Strande herum, welches den zahlloſen Thürmen der ſchwimmenden Stadt entſprochen hätte. Nur hie und da dünne Gruppen, mit geſenkten Köpfen, nur hie und da ein fauler Tagedieb im Schatten von Tauwerk liegend. Auf den Verdecken matteinherſchleichende Geſtalten. Kein Jubelruf, kein Trompetenſtoß, als das Volk des Kaiſers anſichtig ward. Unmuthig ritt Friedrich eine Krümme vorbei, hinter welcher ſich die volle Ausſicht bot.

Er ſah das Volk — Pilger und Kreutzfahrer, die meiſt aus Deutſchland, und wenige, die aus Frankreich gekommen waren, Neapolitaner und Sicilianer, des Kaiſers Dienſtleute, Matroſen und Prieſter, Männer und Weiber — wo ſie ſich in ſpärlichen Haufen am Strande fanden, — ſcheu und verdroſſen zugleich von hinten her drängend Platz machen, vor Berührungen fliehen und ſchwanken, und wo ſich die Menge lichtete, von verſchiedenen Seiten der Schiffe her, drei Leichenbegängniſſe. Die Träger ſchleppten an der Laſt ihrer eigenen Körper ſchwerer als an jener der Leichname, und ſtarrten ausdruckslos auf den dürren riſſigen Boden. Prieſter mit Kreutzen und Fahnen voran und hinterdrein, zähe Weihrauchswolken rings drum, Knappen und Knechte dabei, mit Wappen und Waffen und geiſtlichen Inſignien. Langſam ſchwanken die Träger voran. Die gaffenden Maſſen, vor dem einen Leichenzuge ausbeugend, kommen dem andern in die Quere und ſtoßen unverſehens auf den dritten. Entſetzen fliegt jetzt auf wie ein Geier und ſtreift mit ſchwirrenden Federn zwiſchen durch das Volk.

Den Kaiſer ſelbſt überläuft's. Er blickt aufathmend empor. Der Himmel drückt gelbgrau herab; hie und da in der Wolkenmaſſe ſchimmert eine blutrothe Ader durch. Des Kaiſers froher Muth ſchrumpft in der allgemeinen Beklommenheit zuſammen.

„Der Feind aus Libyen!“ ſprach er in ſich hinein, — „er macht mir die Keime verdorren.“ Er lenkte jetzt ſein Roß bei Seite, und ſah nun Heinrich's Antlitz, das fahl geworden war gleich einer Mumie. „Du darfſt nicht mit mir zu Schiffe! — Du verkämſt! Ich will Dich in's Kühle tragen laſſen.“ Heinrich ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Der eine Leichenzug war indeſſen näher gekommen. Ein Herold ging voran und ſprach eintönig und heiſer: „Ihr frommen Chriſten, betet für die Seele des hochgebornen Herren, des Landgrafen von Thüringen, welcher Gott gnädig ſein wolle!“

„Mein Heiland!“ rief der Kaiſer bleichwerdend, „Ludwig von Thüringen todt! Wenn und wie ſtarb er?“

Der Herold erwiederte, ſich neigend: „Vor einer Stunde, an einem bösartigen Fieber auf dem Schiffe.“ Hierauf ſetzte er ſeinen Weg fort.

„Betet für die Seele des erlauchten und ehrwürdigen Herrn, des Biſchofs von Anjou!“ ſcholl aus dicken Weihrauchwolken von der andern Seite her die Stimme eines zweiten Heroldes.

„Was beginnſt Du mit mir, o Gott?“ rief der Kaiſer; — „Du nimmſt mir Deine beſten Werkzeuge.“

Auch der Biſchof von Anjou war wie der Landgraf an Bord eines Schiffes einem hitzigen Fieber erlegen.

„Betet für die Seele meines hochgebornen und ehrwürdigen Herren, des Biſchofes von Augsburg,“ rief jetzt von der dritten Seite her der dritte Herold, und heiſer tönten hinter ſeinem Ausruf her die dünnen Litaneien der Leidträger.

Da ſtürzte die Menge, die am Ufer ſtand, vor Grauſen entnervt, zu Boden und Keiner wagte aufzublicken, damit er das Gift nicht mit der Luft einathme. Immer ſchwerer und ſchwerer drückte die Schwüle nieder. Einzelne Ausrufe der Angſt wurden gehört. Die Weiber verſuchten, ſinnlos, als könne ein Entrinnen ſchützen, ſich fortzuſchleppen. Jetzt erhob ſich ein Gemurmel, jetzt erſtarb's auf den Lippen; jetzt ſchwillt's und ſchallt's auf zum Geheul. Was iſt? Der Augsburger Herold ruft abermals: „Betet für die Seele....“ Mitten im

Ruf aber verſiegt ihm die Stimme in der dürren Kehle; er wankt, ſtützt ſich noch auf ſeinen Stab, „Betet für die Seele····“ hebt er wieder an; 's iſt jetzt ſeine eigne Seele, für die er ſterbend die Umſtehenden zum Gebet auffordert; — er ſinkt zu Boden, athmet noch einmal auf, — ſchon hat er ausgeathmet. „Die Peſt!“ ſprach einer in der Nähe leiſe, ſcheu vor dem Klang ſeines eigenen Mundes, argwöhniſch gegen ſeinen eigenen Athem. „Die Peſt!“ rufen zwei bis drei; Alle in der Nähe hören's, die Fernſten ahnen's. Alles ſtill. Keiner mag es weiter ſagen. Zittern vor jedem Zipfel eines fremden Gewandes! Die Träger ſtellen ſchaudernd die Särge hin. Die Chorknaben fliehen. Die Weiber kreiſchen, die Pilger küſſen in Todesangſt die Kreuze auf ihren Mänteln, die Wehrbaren ſtarren in ſtumpfſinniger Andacht auf die Kreuzgriffe ihrer Schwerter. Alle Ordnung iſt gelöſt. Verwirrung, Verzweiflung gräßlich auf jedem verzerrten Geſicht zu leſen. „Die Peſt! Die Peſt!“ — hundertſtimmig! — Schon hören es die auf den Schiffen. Hin- und Widergerenne auf den Verdecken. „Barken! Barken! An's Land! An's Land!“ ruft der Eine. Der Andre ſpringt, vor ſeinem Nachbar fliehend, ſinnlos vor Schrecken über Bord. Die Beſonnenſten, Muthigſten ſchreien: „Die Taue durchſchnitten! Die Anker gelichtet! Hinaus in die weite See!“ Der Matroſen Pfeifen gellen. Schon wirrt's durch einander zum raſchen Werke.

Das Geſchrei und Getümmel auf den Schiffen feſſelt zuerſt wieder die Aufmerkſamkeit des Kaiſers, der von dem Schrecken ringsum ihn her die wenigen Minuten lang, in denen das Gerücht aufgeflogen, betäubt inmitten der Sinnloſen, zu Roß gehalten. Jetzt windet ſich's wie ein Blitz in ſeinem Haupte los. Mitten in's Gedränge hinein jagt er ſeinen edlen Renner. Das Aeuſſerſte gilt's, eh' die Flotte die entſchloſſenen Feiglinge aus dem Hafen trägt, eh' die Schiffe fruchtlos in aller Herren Länder, aus denen ſie gekommen, zurückeilen. Begeiſterung durchflammt' ihn wie einſt, da er gekrönt ward, und warf hellen Widerſchein auf jedes Antlitz um ihn; der treue Heinrich war dadurch neu belebt. „Der Kaiſer iſt da! Der Kaiſer iſt da!“ ruft er jetzt. Der erſte Schrecken weicht dem Gefühl aller, von dem nicht verlaſſen zu ſein, dem ſie als Streiter Gottes in jede Noth und Gefahr zu folgen geſchworen. Allmählig rufen's hundert Stimmen wie von Auferſtandenen nach. Da hebt Friedrich ſich hoch in den Bügeln, löſet den Helm vom Haupte, ſtreicht ſich die Locken von der Stirne zurück und ruft, muthig um ſich blickend: „Ich bin's, meine Brüder! — — Auf mit Gott!“ Neugierig ſtarrt die Menge die edlen männlichen Züge an, die von Gottes Hauch verklärt ſcheinen. „Was ſäumt Ihr? Was zagt Ihr?“ fährt der Kaiſer fort. „Ein heißer Tag, meine Freunde, dem die Tüchtigſten erliegen! Nicht die Peſt! Lebe nicht ich? Der Himmel Hydrunt's zürnt, daß wir bis heute unthätig unter ihm gelegen, drum jagt er uns mit ſeinem feurigen Schwert, dem Scirocco, hinaus in's kühle, wonnige Meer. Bei meinem Leib, — nicht die Peſt iſt's, die unſre Reihen lichtet; Furcht wird zur Peſt. Dieſe Schwüle, die uns niederwirft, heißt Thatloſigkeit. Doch heut iſt der Tag, an dem wir wie Gewitter aus ihrem Schooße losbrechen. Ich an Bord; wer folgt mir nach?"

Wie Gewitterfriſche ſpannten ſeine Worte allmählig die erſchlafften Nerven der Menge wieder an. Die Männer erhoben ſich, die Blicke der Frauen hingen an Friedrich's Lippen. Er riß ſein Schwert aus der Scheide und ſchwang es im Kreiſe. „Seht hin!" rief er, auf die Schiffe weiſend, „ein Tau nach dem andern fällt. Die Pfeiſe des Bootsmannes klingt. Die

Anker ſchweben empor. Mir nach, wer nicht Luſt hat, aus Furcht vor dem Tode, langſam dem Tode zu verfallen! Denn Angſt iſt's, was tödtet; Muth aber hält am Leben. In die Boote! An Bord! Mit dieſem Schwerte zerhau' ich das letzte Tau; dann: Fröhlich hinaus auf blauen Wogen. Rettung iſt drauf, Rettung vor dem Tode der Schmach, vor der Schmach elenden feigen Hinſinkens."

Er tummelte ſein Roß bis an den Strand, ſprang ab und ſtieg in ein Boot; Heinrich hielt die Roſſe und führte ſie in eine Schaluppe. Hin flog der Kahn zu dem Kaiſerſchiffe. Treppen ſenkten ſich. Friedrich ſtieg zum Bord hinan.

Sein Beiſpiel hatte gezündet. Jubel aus allen Kehlen. „Ihm nach! Ihm nach!" Alles drängte, wühlte, der Seuche, der Leichen vergeſſend, nach den Kähnen. Wer nicht aus Begeiſterung hineinſprang, that's aus Aberglaube und Furcht, um nur dem unheilbringenden Strande zu entrinnen! Die Kähne waren bis an die Ränder voll. Vom Schiffe des Kaiſers ſchollen auf deſſen Geheiß Trompeten luſtig lockend an den Strand. Die hohen Seitenwände der Galeeren und Laſtſchiffe wimmelten, wie mit Ameiſen beſäet, von Hinankletternden. Die Roſſe wieherten von den Borden. Ein Geſchäft, welches unter andern Umſtänden Stunden erfordert hätte, war jetzt in wenigen Augenblicken vollbracht.

Langſam wurden die Leichen des Landgrafen und der beiden Biſchöfe, welche dem von der furchtbaren Hitze erzeugten anſteckenden Fieber raſch hinter einander als Opfer gefallen waren, weiter getragen, alle drei neben einander, die Leiche des Herolds hinter ihnen. — Da theilte, als ſie an die Krümme kamen, eine hohe blaſſe Frau, auf einem Zelter reitend, von wenigen Begleitern gefolgt, welche ſie ängſtlich anblickten, die feierliche Ordnung. Die Kaiſerin war's, von ſchlimmer Ahnung zum Tode betroffen, da ſie unverſehens zwiſchen den Leichenzügen ſtand. Ihre Blicke ſuchten den Gatten. Jetzt erſpäheten ſie ſeine Geſtalt auf dem Schiffe. „Friedrich! Friedrich!“ Er hörte den Ruf nicht. „O Friedrich! Der Himmel ſelbſt gibt Dir dieſes Zeichen, daß er Aufſchub verlangt!“

Da wurde das letzte Tau entzweigehauen, der letzte Anker flog in die Höhe. Majeſtätiſch glitten die Schiffe aus dem Hafen.

Die furchtbare Hitze, welche vor der Abfahrt der Flotte die tödtlichen Fieber erzeugt hatte, ließ während der erſten Tage der Meeresfahrt nicht nach, doch machte noch am erſten die geiſtige Aufregung die Mühſeligkeiten des Leibes vergeſſen. Am zweiten Morgen hingegen flog die Seuche mit verdoppeltem Trotz von Schiff zu Schiff. Der Kaiſer ſelbſt fühlte ihren giftigen Athem; doch verbarg er die ſchlimmen Anzeichen und vertraute feſt, daß ſtarke Willenskraft die Schwäche des Leibes bändigen müſſe. Die Mehrzahl aber verzagte, als ſie die erneuete Wuth der Seuche gewahrte, und jammerte, derſelben auf offner See ohne Pflege und Troſt preisgegeben zu ſein, und manch Kleinmüthiger betete zu Gott um die letzte Gnade eines ſtillen Grabes in der heimiſchen Erde. Der Anblick dieſer allgemein werdenden Gebrochenheit erſchütterte den Kaiſer noch mehr als das körperliche Leiden; mit ſolchen von Stunde zu Stunde ſchwächeren Kräften ſollte er das Höchſte erreichen? Schon drang ihm leiſes und lautes Klagen zu Ohren, das Verlangen, abzulaſſen von einem Beginnen, welches dem Himmel mißfällig ſei, und die Bitte, nicht das unvermeidliche Verderben von Tauſenden durch eigenmächtige Willkühr zu fördern. Die allgemeine Noth löſete die Bande der wechſelſeitigen Liebe; jeder dachte nur an ſich ſelbſt, ſonderte ſich von den

Leidensgenoſſen, und eroberte und behauptete ſein Plätzchen, auf dem er die Berührung Andrer vermied, wie ein Königreich.

Ein einziger Bettelmönch blieb wohlgemuth auf einem Pilgerſchiffe, deſſen Verdeck mit Gruppen von Kranken, Verzagten und Mißvergnügten bedeckt war. Er half flink, wo zu helfen war, ſprang hin und wieder, wo irgendwer ſeinen geiſtlichen Troſt verlangte, beſprach, den abergläubiſchen Matroſen zu Gefallen, die Wellen, und war Allen bald ſo unentbehrlich, daß er bedauerte, nur zwei Hände und zwei Lungenflügel zu beſitzen. Dabei ging er nicht leer aus. Die ſchlimme Zeit hatte ihn des Faſtengebotes entbunden, und mit nicht geringem Wohlbehagen durfte er den ganzen Reichthum von Lebensmitteln, der ſich auf dem Schiffe befand, als Schatzkammer ſeines Magens betrachten. Dieſe Ueberzeugung ſtärkte ſeine Thätigkeit; ſeine Thätigkeit erhielt ſeinen Magen ſtets bei guter

Laune, und dieſe gute Laune ſeines Magens theilte ſich freigebig ſeinem ganzen Menſchen mit. Sein Mittagmahl begann des Morgens, und endete wenn er ſich ſchlafen legte, und zwiſchen den Gängen ſchärfte er ſeine Verdauung durch die Ausſicht auf den kommenden Tag. Dieſer brave Mann war aus Deutſchland gebürtig, und vor ſeiner Aufnahme in den Orden des heiligen Franziskus der Schrecken aller Hähne im heiligen römiſchen Reiche; er war nämlich ein Kapaunenhändler geweſen, aber aus Liebe zur Muſik nach Welſchland gezogen und wollte nun ſein Glück im gelobten Lande verſuchen.

„Ein ſchwimmender Thurm Babels!“ ſprach er, auf dem Verdecke ſtehend, „Merket auf, meine geliebten Brüder, die Ihr aus allen Weltgegenden zuſammengekommen ſeid, um in der neuen Arche nach dem Ararat zu ſteuern. Dieſes ſage ich Euch, damit Ihr wiſſet: daß Ihr durch Gottes Vorſehung die Taube mitten unter Euch habt, welche das geiſtige Zeichen der Verheißung, das Wort Gottes, im Schnabel trägt. Darum unterlaſſet nicht, dieſe Taube zu ſpeiſen und zu tränken." Der Schiffskoch brachte ihm andächtig eine Schüſſel voll Reis mit Hammelfleiſch; die fromme Taube unterließ nicht, das Futter zu koſten. „Dieſes thue ich nicht aus ſündlicher Begier," ſprach der luſtige Mönch, — „ſondern damit der Anblick der Speiſen nicht die Kranken zu ſchädlichen Lüſten anreize, und damit ich ein Leben erhalte, das mir nicht blos für mich, ſondern auch für Andere als ein koſtbares und unerſetzliches Gut anvertraut iſt." Er wiſchte ſich den Mund, und fuhr dann alſo fort:

„O meine geliebten Mitbrüder! Es iſt alles Narrethei auf Erden; wer ſich der Klügſte und Weiſeſte dünkt, ſchleppt den größten Narren in ſeinem Hirnkaſten umher, wie der Gaukler den Affen und das Murmelthier. Der Stein der Weisheit iſt der Fels der Narrheit, derſelbige

Fels aber iſt ein Magnet, der den Schiffen, die in ſeine Nähe kommen, die Nägel aus den Planken zieht, drum iſt die allerhöchſte Weisheit, die es auf Erden gibt, die Narrheit, — die iſt gut wider alles Siechthum, ein Pülverchen davon auf einer Meſſerſpitze genommen, bewirkt feſten Schlaf wie Opium und angenehme Träume!“

Der Schutzredner der Narrheit ſetzte ab, um ein Glas Orvieter anzuſetzen, nicht ohne wohlgefällig auf den ganzen Schlauch zu blinzeln, den des Mönches Freund, der Schiffskoch, wie ein ungeheures Wickelkind väterlich in beiden Armen hielt. Leiſes Aechzen und Stöhnen in ſeiner Nähe. Er ließ ſich nicht beirren, und leerte das Glas bis zur Nagelprobe; der Koch glaubte, wenn er ihn anſah, daß ſein geiſtlicher Freund einen ſteifen Hals habe. Endlich war er mit ſeiner Arbeit fertig und wendete ſich flink zu der kranken Frau, die ſeine Tröſtung in Anſpruch nahm und der Angſt unterlag, daß ſie an dieſem Fieber ſterben würde. „Liebe Frau!“ erwiederte ihr der Mönch ſalbungsvoll, — „nehmet die Schickung Gottes, wie ſie kommt, nicht mit Trauer, ſondern jubilirend; denn iſt es nicht eine ſüße Beruhigung, zu wiſſen, daß die Seele bald aus dieſem irdiſchen Jammer erlöſet werde, um im Paradieſe ein neues Leben ohne Qual und ohne Mühen, in immer fortwährenden geiſtlichen Genüſſen zu beginnen, welche alle ſogenannten Freuden dieſes irdiſchen Lebens an Wohlgeſchmack ſo ſehr übertreffen, als ſüßer gewürzter Wein den bittern Hyſop? Nein, liebe Frau, jammert nicht, ſondern freuet Euch, daß Ihr die Gnade habt, dies Leben zu verlaſſen, in welchem nichts gewiſſes iſt, als Leiden, und nichts ſüßes, was nicht einen bittern Nachgeſchmack hätte! O weh über dieſe leidvolle Welt. Sie iſt ein Apfel, von außen roth, inwendig voll Fäulniß. Ei, was lockt Dich die ſchöne Schale? Ei, was mußt Du hineinbeißen, Jungfer Eva! da haſt

Du's, daß Du mit Verdruß alle Freuden wieder ausſpucken mußt."

Die arme kranke Frau ſchloß die Augen; ſie hatte ſein Kauderwelſch nur halb verſtanden und ſich ſehr an dem Sinn erbaut, den ſie gläubig darin vermuthete.

Der Troſtprediger wollte ſo eben ſeine unterbrochene Mahlzeit fortſetzen, da ihm eine ſtattliche Kalbskeule am Schiffsſchnabel winkte, als er hinter ſich ein dumpfes und heiſeres Murren vernahm; er horchte auf und hörte aus dem Munde eines verdrießlichen feiſten Alten, dem gewiß nur die Gewiſſensangſt um die Sünden ſeiner Jugend das Kreutz auf die Schulter geheftet, Verwünſchungen über den Kaiſer, deſſen Starrſinn ſo viele fromme Chriſten in ein ſicheres Verderben verlocke, das durch die Gottloſigkeit wohl verſchuldet ſei, mit welcher der Kaiſer der Warnung des Himmels getrotzt habe.

Dieſe üblen Geſinnungen gegen den Kaiſer erweckten in dem Herzen des Mönches den heftigſten Zorn, denn er hatte Grund, den Kaiſer als ſeinen jetzigen Brodherrn zu achten. Wäre nämlich der Kaiſer von der Seuche abgeſchreckt im Hafen zurückgeblieben, und erſt nach Verlauf derſelben mit lauter geſunden Leuten wieder abgeſegelt, — ſo wäre — nach ſchneller Berechnung — der wackere braune Bruder zuverläſſig nur auf halbe Biſſen geſetzt worden, während er jetzt bis zur Landung in Cypern oder Accon noch eine hübſche Strecke Weges vor ſich ſah, auf welchem die Taube der Verheißung von den kranken Bewohnern der Arche ſorgſam gefüttert werden ſollte. Er lobte daher, als ein dankbarer Mann, die Tugenden der Beharrlichkeit und der Unerſchrockenheit, durch welche ſich der Kaiſer jetzt zwei Staffeln zur Himmelspforte erbaue, und erhob ihn mit den ſchmeichelhafteſten Beinamen weit über die Ehren der berühmteſten Helden und Kaiſer in alten und neuen Zeiten.

Zürnend wendete er ſich ſodann zu dem Flucher, und rief: „Fromme Chriſten wollt Ihr ſein, meine geliebten Brüder? Schöne Chriſten, die Ihr ſeid! Vielmehr gehorſame Geſellen des Teufels, wenn Ihr den tugendhafteſten Kaiſer läſtert, deſſen Licht die Welt durchleuchtet. Ich will eben ſo gut einem Sarazenen oder ſonſt einem Hunde die Abſolution ertheilen, als ſolch einem Sünder, der den Namen Gottes in ſeinen unſaubern Mund nimmt, um zu fluchen und den gottgefälligſten Kaiſer beim Himmel zu verſchwärzen. Alſo merkt, meine geliebten Brüder, an einem über und über unfläthigem Beiſpiel: Fluchen iſt des Teufels Hauptſpaß, ſo gut wie Völlerei. Fluchen iſt des Teufels Pech, worin er ſeine Geſellen fängt, wie der Jäger den Affen; und die Flucher und Schwörer brennen dereinſt als Dochte, wann dieölliſche Sippſchaft die feiſten Seelen der Schlemmwänſte gleich Würſten in den Schornſtein hängt. Anathem über Jeden, der auf den allerfrömmſten Kaiſer ſchmäht; ich verwette meine arme Seele gegen ein Stückfaß: wir erleben's, daß er heilig geſprochen wird. — Seht Ihr denn nicht, Ihr Kleingläubigen, daß das, was Ihr Euer Mühſal auf dieſer Reiſe nennt, nur dazu dient, daß Ihr im Himmel Verdienſt erwerbet? Darum laſſet uns beten, nicht daß Gott die Tage unſerer Fahrt abkürze, ſondern daß er ſie verlängere, damit wir jauchzen können: „Gottlob, daß wir werden kaſteiet, denn unſre Kaſteiung wird uns dereinſt zum Heile angerechnet werden."

„Platz da!" unterbrach ihn eine rauhe Stimme; und als der Mönch nicht ſchnell genug Raum gab, ſchob ihn ein ſpitzer Ellenbogen ziemlich unſanft zur Seite.

„Zeter!" rief der Beleidigte. „Wer taſtet mich an? Nimm Dich in Acht, Du! Dein Geſicht hat einen heidniſchen Schnitt: — —" Verdroſſen ſchritt er bei Seite, als er bemerkte, daß Kaf, (dieſer war's, der ihn geſtoßen) ſich um ihn nicht kümmerte.

Kaf trug nämlich mit Hülfe eines mitleidigen und unerſchrockenen Matroſen ſeine Herrin Maddalena aus dem dumpfen untern Schiffsraume auf das Verdeck; ſie hatte dringend darum gebeten, des Fiebers Gluth verzehrte ſie. Sie empfand, daß ihr Leben verloren ſei; unter freiem Himmel wollte ſie ſterben. Eine zwiefache Hoffnung hatte ſie beſtimmt, ſich dem Kreutzzuge, von welchem ihr Kunde gekommen war, anzuſchließen, — die eine, ihren lange gehegten Plan auszuführen, nämlich im Morgenlande ihre Tochter durch die Taufe in den Bund der Chriſtenheit aufnehmen zu laſſen und dann mit ihr ein Kloſter zu betreten, wo Manadora vor den Leiden des Lebens und der Liebe ſicher ſein könne; die andre Hoffnung aber: Clincior dort zu finden, von welchem ſie für gewiß annahm, daß er eines ſeiner Schlöſſer im

Orient bewohne, welche dem Eunuchen bekannt waren. Beide Hoffnungen vereitelte nun der jähe Tod.

Sie wickelt ſich vor Angſt und Schwüle und Glut aus den ſchwarzen Schleiern los, mit denen ſie bis heute das Antlitz ſorglich vor jedem Blicke verhüllt hatte. Sie entfeſſelt, wie einſt, da ſie den Geliebten zuerſt geſehen, ihr langes, ſchwarzes Haar. Ihr iſt, als müßte ſie das Herz entzweiſpalten, daß die Flammen, die drinnen eingefangen, herausſchlagen.

Hinter ihr ſtand Manadora. Sie war jetzt bald vierzehn Jahre alt und — Jungfrau, an Schönheit der Mutter Ebenbild, nur zarter in Schlankheit der Formen, die ganze Geſtalt geiſtiger, als würde der leiſeſte Hauch, der die Wellen kräuſele, ſie emporheben, in ihren wallenden Schleiern wie in leichten Wolken ſchwebend tragen. Aus der Nacht ihres Auges ſtrahlte noch das milde Licht von tauſend Sternen; in dieſer Nacht lag alle Wonne neben allem Entſetzen. Wer in den Zauber dieſer Nacht ſich hingiebt, muß ihn zerſtören oder — ſelbſt drin untergehn. Manadora ſchauderte, ſeit ſie Jungfrau war, oft vor ſich ſelbſt und wußte ſich's nicht zu deuten. Streng bis vor kurzem von der Mutter bewacht, in der Einſamkeit erzogen, groß geworden in phantaſtiſchen Vorſtellungen jener eigenthümlichen Gedankenwelt, welche die Mutter um ſie als Mauern aufgebaut, — ſtand ſie mit einem Male jetzt mitten unter Menſchen, und ſah voll tiefer Verachtung vor ihren Augen verwirklichet, was ihr die Mutter tauſendmal erzählt, — die Erbärmlichkeit des Mannes; hier jammerte einer, dort fluchte ein anderer, als hätte nicht ihr eigener freier Wille ſie alle hieher gebracht.

„O mein Heiland!“ ſtöhnte Maddalena ſchmerzvoll. — „Was ſoll aus Dir werden, Manadora?“

Entſchloſſen, thränenlos erwiederte dieſe: „Ich halte, was Du gelobteſt.“ —

Maddalena faßte nach der Hand der Tochter: „Nein! nein! Siehſt Du denn nicht....
O Du wirſt allein ſein, niemand haben....“

„Mich!“ ſprach Kaſ, „Fürſtin! So wahr ich hoffe, einſt das Paradies zu ſchauen, ich bleibe treu, und wenn ihr eigenes Herz ihr untreu würde.“

Er kreuzte die Arme vor der Bruſt.

„Ohne Löſung meines Gelübdes!“ ſtöhnte Maddalena auf's neue. Kalter Schweiß trat ihr auf die heiße Stirne. „O Gott, nicht ſterben! Noch nicht!“ — ſtammelte ſie in Todesangſt, — „Erbarme Dich mein!“

Sie neigte ihr Haupt. — — —

Manadora ſtand da ohne Bewußtſein. So tief in ihr lag der Schmerz, daß es lange währte, bis ſeine Stiche von tiefinnenheraus durchdrangen bis an die Nerven.

Der Mönch hatte die ganze Scene von Ferne mit angeſehen, während er den Inhalt des Schlauches bedächtig zu prüfen fortfuhr. Als er merkte, daß alles ſtille wurde, näherte er ſich der Gruppe, und trug, noch nicht wiſſend, daß Maddalena bereits verſchieden ſei, ſeinen geiſtlichen Troſt an. Manadora ſah ihm ſtarr in's Geſicht, und ſah ihn doch nicht. Kaf bat ihn, die Ruhe der Todten nicht zu ſtören und den Schmerz der jungen Fürſtin von Campofelice nicht zu ſtören; — man würde ihn ſchon rufen, wenn man ſeines Dienſtes bedürfe.

Der Zorn über dies Betragen blähte den Mönch auf wie einen Kapaun. „Ihr werdet es bereuen!" ſprach er, „einen Diener Gottes zum Beſten gehalten zu haben. Die Strafe des Himmels wird über kurz oder lang Dir und dem hochmüthigen Fräulein nicht ausbleiben...."

Er eiferte noch einige Minuten lang in dieſem Tone weiter, ohne daß Kaf, der vor der

Leiche Maddalena's kauerte, ſich um ihn kümmerte, bis endlich Manadora ſich umwendete, und ihn anſichtig werdend, den Diener fragte: „Iſt dies Weſen ein Mann?“

Kaf nickte ſo leicht, daß der Mönch, der ſchon über die Frage des Fräuleins erbittert und nun im Wahne war, als hätte Kaf die letztere unentſchieden gelaſſen, mit wunderlicher Leidenſchaftlichkeit ausrief: „Bei meiner armen Seele, ich bin einer, und vertrage keinen Zweifel. Zum Henker mit allen Sticheleien! Ich bin beleidigt, ich appellire an den gerechten und gottſeligſten Kaiſer.“

Da erblickte er zufällig von Ferne den verführeriſchen Schlauch, der magnetiſch ſeine Gedanken anzog. Dem ſchritt er zu.

Der Todesfall Maddalena's wirkte entmuthigend und verderblich auf die ſchwachen Gemüther der zahlreichen Fieberkranken, die auf dem Verdecke wie in einem Hospitale ſich gebettet hatten. Die Verzagtheit der Seelen beſchleunigte die Abnahme der leiblichen Kräfte, und ſo geſchah es, daß an demſelben Tage ſich noch zehn Leichen in dem Schiffe befanden.

Gegen Abend bemerkte man, daß viele Boote ausgeſetzt wurden und von Galeere zu Galeere ruderten, auch die Laſtſchiffe empfingen Signale. Eine Unruhe und Beſtürzung, von welcher ſich niemand Rechenſchaft zu geben wußte, verbreitete ſich allenthalben.

Endlich wurde das Gerücht laut: „der Kaiſer ſelbſt ſei von der Seuche ergriffen worden.“ Dieſe Nachricht war für das Vertrauen der Pilger der letzte entſcheidende Schlag. Die Abergläubigen ſahen in dem Unfall die Strafe des Himmels für des Kaiſers Eigenſinn und Vermeſſenheit; der eifrige Mönch drohte dieſen Schmähern mit dem Anathem. Andere ſprachen die Beſorgniß aus, daß der Kaiſer der Krankheit erliege; der Mönch las dieſen ſein altes

Kapitel von der menſchlichen Vergänglichkeit und von der Narrethei Unſterblichkeit.

Doch plötzlich wurde der fromme Bruder ſtutzig. Die Schiffe wurden langſam gewendet. „Was iſt das?“ ſchrie der Mönch. „Heda, Steuermann! Was zum Guckuk treibt Ihr?“

„Krebsgang!“ rief dieſer trocken zurück. „Das Vernünftigſte, was zu thun war, da wir denn doch nicht gleich zu Anfang die Vernunft an Bord nahmen.“

„Haltet ein!“ rief der Mönch hinwieder, „im Namen der heiligen Kirche....“

Der Steuermann lachte und wies auf die andern Schiffe der Flotte, welche gleichfalls umwendeten. „Sollen wir auch noch den Kaiſer verlieren? Kann er hier auf dem unruhigen Elemente zu geneſen hoffen?“

„Abſcheulich! O Abſcheulich! O höchſt verrucht und gleißneriſch!“ ſchrie der Mönch voll Zorn, daß ſeine ſchönen Ausſichten ſo plötzlich in den Grund ſanken. „Lug und Trug iſt des Kaiſers Krankheit! Bei den Wundern unſers ſeraphiſchen Vaters Franziscus, die größer ſind als die Wunder Chriſti, will ich's beſchwören, daß die Krankheit des Kaiſers nichts als Verſtellung iſt; ich ruhe nicht, als bis ich's an den Tag gebracht."

Nun erhoben ſich aber, über ſeine Anklage entrüſtet, alle diejenigen, welchen die Rückkehr willkommen war, gegen ihn, und nahmen lebhaft für den Kaiſer Parthei; die Schwachen und Kranken fanden in dem Gedanken an die Rückkehr Troſt und Kraft. Der Mönch aber eiferte unermüdlich fort; und, hatte er durch ſeine unbeſonnenen Reden plötzlich alles Anſehn verloren, das er früher in ſo reichem Maße beſeſſen, ſo lief er jetzt ſogar Gefahr, von denen, die ihn vor kurzem wie ihren Schutzpatron geehrt hatten, thätlich zum Schweigen gebracht zu werden, da er ſich noch immer durchaus nicht zufrieden geben wollte.

Die Rüſtigſten fielen über ihn her, faßten ihn und ſchafften ihn zu ſichrem Gewahrſam in einen Winkel des unteren Schiffsraumes hinab, den ſie wohl verriegelten, ſo ſehr er auch drinnen tobte und ſchrie: „Ihr werdet noch an mich denken: ich werde die Wahrheit an's Licht bringen, — ich! Abſcheulich! Ich erſticke. — Bei den Wundenmalen des ſeraphiſchen Vaters, macht auf!“

Umſonſt! Er war verriegelt und blieb's. Lebhafte Theilnahme regte die Heimkehrenden auf. „Es lebe der Kaiſer!“ riefen Hunderte; „Gottes Hand mache ihn geſund!“ Alles drängte ſich nach jener Seite, von welcher man das Schiff des Kaiſers erblicken konnte. Dieſer hatte ſich auf das Verdeck tragen laſſen, und erhob ſich nun, um für die Wünſche zu danken; zwei Biſchöfe ſtützten ihn.

Tücher flatterten. Auf's neue ſcholl aus allen Herzen der Ruf als Gebet: „Es lebe der Kaiſer!"

Der Bettelmönch mußte in ſeinem engen Gewahrſam dies Alles mit anhören. Seine Tobſucht hatte ſich gelegt; er ſaß — (weil er des niedren Raumes halber nicht aufrecht ſtehen konnte) kaute an den Nägeln — in Ermangelung jener beſſeren Gerichte, um welche er betrogen war, und brummte giftig: „Schreihälſe! — — Wart' Kaiſer! Du ſollſt einen Mückenſtich empfinden, der nachſchmerzt!"

Günſtige Winde beſchleunigten die Rückfahrt. Schon am dritten Tage, nachdem die Flotte den Hafen verlaſſen hatte, lag ſie in demſelben wieder vor Anker. Mit eben ſolchem Jubel, wie ſie ſich zu den Schiffen als zu rettenden Inſeln gedrängt, ſprangen die Pilger an's Land, als ſeien ſie jetzt vor aller Gefahr geborgen. Dem Kaiſer aber verſchlang das Fieber alle Gedanken an den tiefen Schmerz ſeiner Seele, daß das Werk langer Jahre ſo urplötzlich zertrümmert ſein ſolle! Bewußtlos wurde er in einer Sänfte nach Puzzuoli getragen, wo geſunde Luft und die Bäder ihn wieder herſtellen ſollten. So mußte Jolanthe den geliebten Gatten wiederſehen!

Gregorius befand ſich in Anagni, als er die Kunde von der unerwarteten Zurückkunft des Kaiſers erhielt; der Kardinal Sinibald war bei ihm.

Der hohe Greis empfing die Nachricht mit einer Ruhe, welche den Kardinal in Erſtaunen ſetzte. Ungeduldig blickte er den heiligen Vater an und forſchte in deſſen Mienen nach dem Beſchluſſe.

„Ich muß!“ begann der Papſt nach langem

Schweigen, „und wahrlich zum erſtenmal mit ſchwerem Herzen thu' ich heute meine Pflicht." Der Kardinal hielt dieſe Worte für Heuchelei, denn er beſann ſich lebhaft jenes Geſpräches, worin der Papſt ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen den Kaiſer ihm vertraulich geoffenbart hatte; mißtrauiſch ſah er nun dieſe Gelaſſenheit, ungläubig vernahm er den Klang des Mitleids.

„Ich habe die Macht, den Blitz zu ſchleudern," ſprach der Papſt, jene Stimmung des Kardinals wohl bemerkend, mit Würde, — „aber ich kann ihm ſeinen Weg nicht vorſchreiben, kann, wenn er gezündet hat, der Flamme nicht gebieten: bis hieher! Die Empörung einer ganzen Welt fürcht' ich nicht, aber jene Stunde vor Gott, da er mir mein Schuldbuch zeigen wird. —"

„So zögert, heiliger Vater, von der verderblichen Waffe Gebrauch zu machen, bis Ihr. . . ."

„Bis wann?“ unterbrach ihn der Greis mit jugendlicher Rüſtigkeit, — „was ſoll noch weiter geſchehen, das mein Gericht rechtfertige? Nein! ich richte gerecht····“

„····Nach dem Buchſtaben des Vertrags!“

„Wem ziemt es, ihn deuten?“ erwiederte ihm Gregorius in Hoheit; — „Wie das Wort Fleiſch geworden, um unter uns zu wohnen, ſo ſind wir Prieſterge würdigt, das Wort zu bewahren, das Wort, das unſichtbar ſchwebt über allem Irdiſchen, das Wort, die geiſtige Hülle der heiligen und ewigen Idee, das Siegel des neuen Bundes, den der Himmel mit der Erde ſchloß. Was das Schwert in der Hand, die, ein ſterblich Glied, nur Kraft empfängt durch den Willen, — das ſind wir, der Knecht der Knechte, im Dienſt des Wortes, das geheiligt iſt durch die Idee, welche es ſo eng umſchließt, wie der Leib die Seele. Wie die Wimpern ſich dem Schlafenden ſchließen, damit kein Körnchen das unbewachte Auge verletze, ſo flammen die Strahlen des Blitzes ſchützend um das Wort zuſammen, daß es draus hervorſchalle wie Gottes Stimme aus dem brennenden Buſche. Und darum ergreift mich, indem ich die Hand öffne, um den Blitz draus loszulaſſen, ein Schauder, wie vor der Nähe des Allmächtigen, weil ich mich rein weiß von jedem perſönlichen Haß, und als Menſch den Menſchen bemitleide, der ohne Schuld ſich unter der Strafe beugen muß, einzig damit die Furcht vor dem Worte aufrecht erhalten werde."

„Doch, hätte der Kaiſer durch eine andre Schuld als die unfreiwillige ſeiner plötzlichen Erkrankung den Kreuzzug verhindert, würdet Ihr dann, heiliger Vater, leichteren Herzens ihn verdammen?"

„Laſſen wir die Sophiſtik!" erwiederte Gregorius ernſt, aber wohlwollend. Er gab ihm einen Wink, daß er entlaſſen ſei, und befahl dann ſeinem Geheimſchreiber, die Bannbulle gegen den Kaiſer, den Dictaten gemäß, aufzuſetzen.

„Gleichwie das Herz des Vaters ſchmerzhaft betroffen iſt,“ begann der Papſt, in ſeinem Armſtuhle ſitzend, zu dictiren, „wenn er, von göttlichen Geſchicken bezwungen, das Fleiſch aus ſeinem Fleiſche von ſich zu reißen für nöthiger erachtet, denn einen Flecken auf dem väterlichen Anſehen zu laſſen....“

Er hielt mitten in der Periode inne; — Empfindungen, welche ihn als Menſchen ehrten, obgleich er als Papſt ſie nicht laut werden laſſen wollte, — zerſtörten ihm den künſtlichen Gedanken- und Redebau. Er überraſchte ſich, das Geſchriebene prüfend, daß er weder als Papſt energiſch genug, noch als Menſch unumwunden genug geſprochen, und überzeugte ſich, daß ſeine jetzige Stimmung nicht ſo ruhig war, um die Milde des Greiſes mit dem Anſehen des Kirchenoberhauptes zu verbinden. Noch lebhafter beſchäftigte ihn der Zweifel, ob ſich, wenn er in dem Styl der unvermeidlichen Bannbulle überhaupt die Väterlichkeit durchſchimmern laſſe, durch dieſe nicht die Furcht vor der Waffe auch in andern Gemüthern vermindern würde; ja er kam ſogar auf des Kardinals Sinibald hingeworfenen Rath zurück, mit dem Ausſpruch des Bannes noch zu zögern.

So, unfähig, mit ſich ſelbſt in's Reine zu kommen, und mit ſich ſelbſt eben dieſer Unentſchiedenheit halber unzufrieden, entließ er den Geheimſchreiber.

In dieſer Stimmung fand ihn ein Kämmerling, welcher eintrat und meldete, daß ein Mönch um die Gnade des Fußkuſſes bitte. Gregorius fragte um Namen und Orden, und ertheilte dann die Erlaubniß. Alſobald führte der Kämmerling den Mönch zu Gregorius, welcher in ſeinem Armſtuhle ſitzend ihn empfing und die Huldigung von ihm annahm.

Der Papſt fragte, von welchem Gnadenorte der Mönch komme, da er bemerkte, daß Letzterer auf dem Kragen ſeiner Kutte ein Kreutz geheftet hatte und einen Pilgerhut trug. Der Mönch, welcher auf dieſe Frage vorbereitet war und ſie erwartet hatte, antwortete raſch: „Ich komme von der Flotte, heiligſter Vater, welche der Kaiſer nach Paläſtina zu führen verſprochen hatte und drei Tage nach der Abfahrt in den Hafen zurückbrachte. Da ich nun mit Erlaubniß meiner Obern ein Gelübde geleiſtet habe, nach Paläſtina zu wallfahren, aber durch des Kaiſers unerwarteten Rückſchritt an der Vollziehung gehindert bin, ſo härmt ſich mein Gewiſſen ab und weiß keinen Rath; darum bitte ich Ew. Heiligkeit, mir eine Buße aufzuerlegen.“

Er hatte, während er ſprach, verſtohlen aber ſcharf auf die Mienen des Papſtes geachtet, und da er bemerkte, daß ſie ſich bei der Erwähnung des Kaiſers und des Rückzuges verfinſterten, glaubte er dies als Grund zu errathen, daß der Papſt dem Kaiſer grolle, und nahm ſich vor, demgemäß ſeine weiteren Worte zu wählen. Niedrig und boshaft, wie er war, vergaß der Bettelmönch es dem Kaiſer nicht, daß deſſen plötzliche Erkrankung ihm nicht bloß die ſchöne Hoffnung eines ſtattlichen Lebens auf fremde Koſten verdorben hatte, ſondern ihm auch, wiewohl ohne Wiſſen, zum Anlaſſe von Demüthigung und Mißhandlung geworden war.

Der Papſt erwiederte: „Da der Himmel ſelbſt Dich durch beſondre Schickung an der Erfüllung Deines Gelübdes hinderte, mein Sohn in Chriſto, ſo laſtet keine Sünde auf Dir, wofern Du bei kommender Gelegenheit Deinen frommen Eifer nicht erkalten läſſeſt. — — Fügen wir uns in die Schickung des Höchſten, welcher ſeinen Willen deutlich zu erkennen gab, da er es zuließ, daß nicht bloß viele Gläubige dies Leben gegen ein beſſeres vertauſchten, ſondern auch der Kaiſer von der Seuche ergriffen ward, von welcher er noch jetzt nicht geneſen iſt.“

Der Mönch ſeufzte tief auf, faltete andächtig die Hände, hob den Kopf, ſo viel als es nöthig war, daß der Papſt den Ausdruck der Ungläubigkeit in ſeinen Blicken bemerken konnte, und ſprach in einem Tone, welcher recht gut bezeichnete, daß er bloß aus Ehrfurcht nicht widerſprechen wolle: „So wird erzählt, heiliger Vater.“

„Wie?“ ſprach Gregorius überraſcht. „Was willſt Du damit ausdrücken?“

„Ich wiederholte, was ich hörte; es ziemt mir nicht, Angeſichts Ew. Heiligkeit etwas auszuſprechen, was der Ueberzeugung Ew. Heiligkeit widerſtreitet, und ſo bleibt mir, um auch keine Lüge zu ſagen, nichts übrig, als: der Wahrheit gemäß zu bekräftigen, was allgemein erzählt wird.“

„Sprich deutlich, die Wahrheit!“ befahl der Papſt in ſtrengem Tone.

Der Mönch erhob den Kopf, ſeufzte wieder und verſetzte: „Möchte es Ew. Heiligkeit gefallen, mir dieſes Gebot zu erlaſſen, damit aus meinem Munde ſo wenig eine Anklage komme, als es ihm möglich iſt, wider die Wahrheit auszuſagen!“

Schon war der Papſt mißtrauiſch geworden, und zwar nicht gegen den Mönch, — ſondern gegen den Kaiſer; und fühlte dabei doch eine Art von Erleichterung und Beruhigung in ſich. — Er beobachtete den Mönch und glaubte die Urſache von deſſen Zögerung zu errathen, obwohl ſein Scharfſinn auf falſcher Fährte ging. „Sei gutes Muthes,“ ſprach er mild zu dem Mönche, welcher eine erkünſtelte Befangenheit zu bekämpfen ſuchte. — „Wenn

Du etwa von irgend einer Seite her Rache befürchteſt, ſo denke daran, daß mein Haus ein Aſyl für jeden Verfolgten iſt.“

Der Mönch gab ſich den Anſchein, als könne er nun leichter aufathmen, doch zögerte er noch immer mit der Antwort; um ſo ungeduldiger wurde der Papſt. „Du befandeſt Dich auf der Flotte, mein Sohn in Chriſto, — — vielleicht in der Nähe des Kaiſers?“

Leiſe bejahte der Mönch; bald gab er ſich das Anſehen, daß er immer muthiger werde; — „ich ſah ihn oft, heiliger Vater, von jenem Augenblicke an, da er an Bord kam, bis zu dem, da er, ſich für krank ſagend und von allen für krank geſagt, wieder an's Land getragen wurde, obwohl ich glaube, daß ſeine Füße zum Gehen kräftig und geſund genug waren.“

„Mein Himmel!“ rief der Papſt; der Mönch bemerkte, daß die Stirne des Greiſes ſich glättete und gleich darauf wieder in Runzeln fiel, daß Gregorius ſich Zwang anthat, ſeine Gemüthsbewegung zu verbergen.

„Und welche Bürgſchaft hatteſt Du, daß Du Dich ſelbſt nicht betrogeſt?“

„Meine geſunden Sinne, heiliger Vater! Und — ſo geſund als dieſe, war Er!“

„Weißt Du, was Du ausſprachſt?“ warnte der Papſt. Der Mönch hielt ruhig deſſen ſcharfen Blick aus und erwiederte: „Ich weiß es und würde, geſchützt durch die Gnade des heiligen Vaters, nicht zagen, es dem Kaiſer ſelbſt in's Antlitz zu ſagen, der, nachdem er lange Jahre hindurch die ganze Chriſtenheit durch eitle Verſprechen hingehalten, das zu erfüllen, was er feierlich ſchwor, nun durch ein unwürdiges Poſſenſpiel ſich gültig gelöſet glaubt.“

Dieſe Worte brachen die erzwungene Gelaſſenheit Gregor's, der ungeachtet ſeiner bisherigen Billigkeit und Mäßigung doch zu ſehr Prieſter war, als daß er der Verſicherung des Mönches hätte mißtrauen können und wollen. Er ſtand auf, rief mit kräftiger Stimme: „Genug!“, gab dem Mönche den Segen, und winkte ihm gnädig, ſich zu erheben und zu entfernen.

„So ſchimpflich wäre ich getäuſcht, von dem, welchen ich für edel hielt!? Verhülle Dein achtzigjährig Haupt, Gregor, vor Schaam; denn Dein Herz war nahe dran, Dich irre zu führen. Er iſt ein Hohenſtaufe! Tag jetzt rings um mich. Nicht genug, daß er die Macht der Kirche langſam geſchwächt, — nicht genug, daß er ſie offen bekämpfe wie ſeine Väter gethan, — er achtet ſie ſchon für ſo geſunken, daß er ſie ungeſtraft, o ausgeſucht — beſchimpfen darf. Erlebte ich hundert wie achtzig, — *nie* ſoll er's!“

Er ſetzte ſich hin, und ſchrieb nun *ſelbſt* eine Bannbulle. Des Vertrages von San Germano war darin erwähnt, dem zufolge der Kaiſer *nachgeſucht* hätte, daß der Bann ihn treffen ſolle, wenn er zur beſtimmten Zeit den Kreutzzug nicht anträte. Dann war dieſem Schuld gegeben, daß er durch gefliſſentliche Verzögerung der Abfahrt bis in die heißen Sommermonate an dem Tode ſo vieler Pilger Schuld trage, daß er die Kirche und die Chriſtenheit böswillig betrogen, um nur zurückkehren zu können in den Schooß gewohnter und beliebter Luſt und Ueppigkeit.

Mit jugendlicher Thätigkeit ſchrieb er nach dieſer Bulle einen noch heftigeren Brief an den Kaiſer, zu jenen Beſchuldigungen auch andre hinzufügend. Dann ließ er ſchnell von der Bannbulle viele Abſchriften machen, und ſendete dieſe in alle Länder der Chriſtenheit.

Sobald der Kaiſer ſich in Pozzuoli von ſeiner Krankheit wieder etwas erholte, dachte er alſogleich daran, den Papſt von jenen Umſtänden in Kenntniß zu ſetzen, welche ihn rechtfertigen mußten. Zu dieſem Ende ſendete er Rainaldo von Spoleto und die Biſchöfe von Bari und Reggio an Gregor.

Sie kamen bei dieſem an demſelben Tage an, an welchem Friedrich deſſen Brief empfing und die Kunde vernahm, daß der Bann über ihn geſprochen ſei. Nicht dies, ſondern die Lüge, welche als Grund angegeben war, rüttelte des Kaiſers Zorn auf.

„Entehrt vor der Welt! Durch eine Lüge!“ Umſonſt verſuchte Jolanthe, ihn zu beſänftigen. Im Bewußtſein ſeines redlichen Willens, das Höchſte zu erſtreben, vermochte er den Grimm nicht zu zügeln.

„Bei Gott! Nicht aus Leichtſinn geſtand ich's in San Germano zu, daß der Bann mich treffen möge, wenn ich zur beſtimmten Zeit den Kreutzzug nicht beginnen würde. Ich that's, weil mich die Ehre band. Sollt' ich früher nach fernen Ländern, bevor ich den Beſitz der eignen mir und meinem Geſchlechte dauernd geſichert? Deshalb trieben die Päpſte; es wäre ihnen eine Luſt geweſen, meine Reiche langſam zerfallen zu ſehen, indeß ich ihnen das Morgenland eroberte. O, nicht erſt heute iſt's, daß ich ihr Streben durchſchaue. — Verſtellung mir anzuſinnen! Mir! — Jetzt freilich bin ich mit eins geſund; der Zorn iſt mein Arzt! Rom's Biſchof ſoll dieſe Lüge, die er mir unterſchob, theuer bezahlen!"

Jolanthe zitterte für ihn; ob ein ſolcher Arzt ihn nicht verderbe, ſtatt zu heilen.

„Sei ruhig!" ſprach er, nicht an ſie, nur an die Ehre ſeines Namens denkend. „Was ich beginne, bring' ich zu Ende. Heute ſehe ich, was ich ſeit elf Jahren vergebens zu vergeſſen hoffte. Nie wird Rom und Staufen in Frieden leben. Denke an dieſen Tag, Jolanthe! Mit dem Schwerte ſtreich' ich ihn an. Honig im Munde, Galle im Herzen, das iſt Rom. Allgemeine Verwirrung, damit es herrſche, will Rom! Heda! Wo iſt Petrus von Vineis? Wo Thaddäus von Sueſſa? Wo ſind meine lebendigen Schwerter, die Mähder aus Deutſchland, die ſarazeniſchen Sicheln? Herbei, Freunde! Der römiſche Maler, der ſchwarz in weiß und weiß in ſchwarz verwandelt, hat auf das Herz unſres Adlers eine Lüge geklekſt. Ich duld' es nicht! Ich kratze ſie ab. Krankheit iſt jetzt Verbrechen! Rom ſagt's. So ſoll meine Tugend jetzt Geſundheit ſein, Geſundheit genug, um dieſem Rom, das Schande ſpricht, die Maske abzureißen."

In dieſem Sinne war auch das offne Erwiederungsſchreiben abgefaßt, welches der Kaiſer der Bannbulle entgegenſtellte. Er rüſtete mit voller Kraft, dem Papſte zu zeigen, daß er den Bann nicht ſcheue, und daß Gregor nicht ungeſtraft die kaiſerliche Majeſtät befleckt habe, um der Welt zu zeigen, daß der Kreutzzug der Beſchluß ſeiner freien Willenskraft ſei, und daß er, allen Unfällen zum Trotz, ihn vollführe. Schon längſt hatte Friedrich mit einem der zwieträchtigen Herrſcher der Sarazenen im Orient heimlich Unterhandlungen um dauernden Beſitz angeknüpft, denen der kriegeriſche Zug als Rückhalt dienen ſollte; — auf's neue ſchickte er jetzt einen Geſandten an Caamel, den Sultan Aegyptens, durch Klugheit und Freigebigkeit band er das in Rom gewaltige Geſchlecht der Frangipani an ſich, durch Menſchenfreundlichkeit und Großmuth gewann er Rom's Senat und Volk, ſo daß der Papſt, als er am zweiten Oſtertage in Rom auf's neue den Bann gegen ihn verkündigte, vor dem Zorne der Römer nach Perugia flüchten mußte. Schritt für Schritt folgte das Glück des Kaiſers raſtloſer Thätigkeit. Aus Syrien kamen Botſchaften, daß der Feldherr, den er dahin vorausgeſandt, geſiegt habe. Die Gunſt des Glückes ſpornte ſeinen Eifer. Dem Banne trotzend, der ihm jede Handlung im Intereſſe der Chriſtenheit verwehrte, ſandte er auf's neue eine auserleſene ſtreitbare Schaar in's Morgenland, und traf Anſtalten, ſich ſelbſt mit den übrigen Pilgern und Kriegern dahin einzuſchiffen. Unter ſolchen Geſchäften verrannen Monden wie Tage, war auf's neue der Sommer herangekommen. Unter freiem Himmel hielt er Reichstag, beſtellte die Verwaltung des Reiches und ſein Teſtament. Erbittert über die Begeiſterung, welche der Gebannte weckte, welche ihn ſchützend umgab, erbittert über das wachſende Glück des Verächters der Kirche, ſchloß der Papſt, um Pläne für die nächſte Zukunft auszubrüten, ſich in ſtille Einſamkeit; ſeines Zornes Uebermaß zu füllen, erblickte ein neuer Sprößling der Hohenſtaufen das Licht der Welt, und Prieſter genug waren da, den

Sohn des Gebannten zu taufen. Wie ein Löwe aus seiner Höhle, spähte Gregorius aus seiner abgeschiedenen Zelle auf das Glück und die Siegeshoffnungen des Gegners hinaus.

„Ich seh' sein Trachten abgerollt von jetzt bis zu seinem Untergang!“ sprach er. „Auf Leben und Tod gerüstet steht er der Kirche gegenüber. — Nun denn, so sei's Kampf auf Leben und Tod, — jeder mit seinen Waffen!“

Die Schiffe lagen segelfertig, die Pilger und Krieger hatten sich allmälig wieder zur Fahrt gesammelt, und warteten ungeduldig auf den Kaiser.

Dieser aber stand an einem Sarge, in der Rechten die starre Rechte seiner Gattin Jolanthe haltend, im linken Arme sein jüngstgebornes

Söhnlein Konrad. Im Doppelſchmerze ſtand er aufrecht, ungebeugt, „Du verließeſt mich, Jolanthe! Ich muß Dich verlaſſen, mein Kind!“ Er küßte das Kind und reichte es dem Herzoge von Spoleto, den er zum Reichsverweſer beſtellt. „Nimm, Rainald, ein Kleinod, koſtbarer als das Reich, das ich Dir anvertraut. Ich fordre es zurück, wenn ich als Sieger wiederkomme, — fordre es, fall' ich im heiligen Kampf, vor Gottes Angeſicht von Dir. Fühlſt Du's auf Deinem Arm?! Einen König, eine Zukunft, — eines Vaters Hoffnung! das Gefäß, das die Hoſtie der Majeſtät umſchließt! Sei wie ein frommer Prieſter und faſſe es nur mit reinen Händen an! Den Namen Hohenſtauffen ſelbſt! — O ſieh' ihn an, wie er zuerſt nach meiner Stirne blickt, — weil eine Krone drauf, — dann nach dem Herzen! — —“

Rainald legte ſeine Finger zum Schwur der Treue auf das Haupt des mutterloſen Kindes.

„Jolanthe!“ ſprach Friedrich, und legte ſanft ihre ſtarre Hand auf die kalte Bruſt.

II.

Günſtige Winde! Fröhliche Fahrt! Das Schiff iſt Jedem Heimath. Bei luſtigem Becherklang wachſen junge Freundſchaften hoch auf; friſches Behagen an der Gegenwart haucht drüber weg.

Auf einem der Schiffe treibt ein Gaukler ſein Weſen, ſingt Lieder, bringt Schwänke; jung und alt lacht ſich ſatt; Jeder bittet ihn zu Gaſt, für einen Schluck Cyperweins lieſt er in den Sternen, für eine gute Mahlzeit lehrt er dieſe und jene fröhliche Kunſt. Nur zwei, drei alte Herren, die wenig reden und meiſt im Winkel ſitzen, und wenn ſie gehen kurze Schritte machen wie eine Jungfer, ſehen den allgemeinen Liebling mit Mißbehagen, ſchlagen manchmal ein Kreuz und murmeln verdroſſen unter einander in ſchlechtem Latein zuweilen ein Wort, das der Gaukler hören ſoll. „Haud decet monachum, facere histrionem et joculatorem!“ Dieſer aber kümmert ſich um die Griesgrämigen nicht und treibt's nach wie vor; — die Beiden ſind zwei Bettelmönche, welche verkleidet das Schiff beſtiegen.

„Merk' auf!“ rief ein Apuliſcher Baron den Gaukler an, — „Da Du die Kunſt der Falkenbeitze gründlich verſtehſt, wie ich aus Deinen Beſchreibungen erkenne, ſo will ich Dich dem Kaiſer empfehlen, der ein Liebhaber der Falknerei iſt und ein Meiſter in der Kunſt.“

Drauf der Gaukler: „Möcht' wiſſen, ob ſo von Grund auf wie ich. Ich beitz' Euch nicht Falken allein.... Höher hinauf!“

„Spatzen?“

„Tiefer herab! — Adler! Lacht nur! — Oh, ich bin einer Erfindung auf der Spur — — —“

„Gebt acht! Es kommt eine Prahlerei.“

„Steckt er den Vogel Rok an einen Bratſpieß?“

„Gefehlt, ihr Herren! Höher hinauf!“

„Nun, dann iſt die Lüge, die er vorbringen will, breiter und länger als Apulien.“

„Pſt! Laß ihn reden! Sprich, Tauſendkünſtler, was für eine Erfindung?“ — —

„Ich will aus einem Taubenei ein Krokodill ausbrüten.“

„Brav gelogen, Stutzkopf! Bei meiner Ehre, dieſe Lüge verdient ein Glas Cyperweins, und ein Stückfaß verdienſt Du, wenn Du das Kunſtſtück vor meinen Augen machſt.“

„Topp!“ rief der Gaukler; „ich mach's vor Euren Augen, edle Herren!“

„Nun, ſo fang an!“

„Nicht jetzt! nicht jetzt! Um's auszuführen, muß ich in dem Lande ſein, wo's Krokodille gibt. Aber bei Eurer Ehre, Ihr Herrn, ich thu's und — das Stückfaß — habt Ihr es nicht bei der Hand? — Ihr verliert es. Bei meiner Treu, Ihr dürft Euch ſo gewiß auf mein Kunſtſtück verlaſſen, daß Ihr nichts auf's Spiel ſetzt, wenn Ihr mir das Faß gleich jetzt überliefert."

„Gut, er ſoll einen Wallfiſch dazu als Frühſtück bekommen."

„Ich proteſtire, edler Herr! Seit ich ſelbſt einem ſolchen zum Frühſtück diente...."

„Wie? Jonas der Zweite?"

„Seine Lügen werden geſchwollen."

„Gewiß und wahrhaftig nicht, Ihr Herrn Ich war drei Tage lang im Bauch eines Seeungeheuers...."

„Und am dritten drückteſt Du ihm den Magen. Armes Ungeheuer! Es konnte Dich nicht verdauen!"

„Und ſpie mich an's Land, mich und etliche Schock meiner Kameraden," betheuerte der Gaukler, verſchmitzt lachend; — „als ich aus des Ungeheuers Rachen herausſchlüpfte, blieb mein Haar ſammt der Kopfhaut ihm an den Zähnen hängen; ſeht, Ihr Herrn, drum iſt der Nachwuchs auf meinem Schädel noch heute ſo mager."

Die ihn umſtanden, lachten über ſeine plumpen und ungeſchlachten Lügen; er dachte ſich ſein Theil Wahrheit dabei, während er mit allem Wohlbedacht eines Feinſchmeckers den ſüßen Cyprer ſchlürfte.

„Vergiß mir das Ausbrüten nicht, Zauberhenne!" riefen ihm die Barone lachend zu.

„O gewiß nicht! Doch habt nur Geduld! Ich thu's, ſobald wir in Paläſtina ſind.“

Auf dem Schiffe des Kaiſers befanden ſich Manadora und Kaf, Manadora in männlicher Kleidung; ſie hatte in der kurzen Friſt eines Jahres, die ſie nach dem Tode der Mutter nicht immer in der Einſamkeit von Campofelice, ſondern häufiger in einem prachtvollen Palaſte in Capua verlebte, in größerer Geſellſchaft oft genug der Männer Trotz und Stolz gegen Frauen geſehen, daß es ihr demüthigend ſchien, vor Männern anders denn als Mann aufzutreten; ſie wollte nicht denken müſſen, daß ein Mann ſich über ſie als Weib durch Muth und — Kleid erhebe. Das Gelübde, das die Mutter gethan, zu löſen, war die bald fünfzehnjährige Jungfrau entſchloſſen, und Kaf, der ſeine öſtliche Heimath gern wiederſah, hatte ihrem Vorſatze nur deshalb widerſprochen, weil er ſie genau genug kannte, um zu wiſſen, daß jeder Widerſpruch ſie nur um ſo feſter in ihren Beſchlüſſen beſtärke. Nicht Zufall war's geweſen, was ſie auf daſſelbe Schiff geführt, das für den Kaiſer beſtimmt, ſondern ein gewiſſer heimlicher Trotz in ihr, den Mann zu beobachten, deſſen Lob auf allen Zungen war, und gegen deſſen Größe ſie ebendeshalb um ſo mehr Zweifel hegte; ſie wünſchte einen Augenblick, wo ſie den Geprieſenen auf einer Schwäche belauſche, um ſich dann an dem Gedanken freuen zu können: „Auch er iſt nur — ein Mann!“

„Nimm Dich in Acht, Aſtolf!“ warnte Kaf ſie oft, wenn ſie ſtundenlang ſtill in einer Ecke ſaß und kein Auge von dem Kaiſer verwandte. „Er iſt ein Mann!“ — „Deshalb laure ich, trotze ich“ — erwiederte die in den Pilger Aſtolf verwandelte Jungfrau; — „wüßte er, daß ich ein Mädchen bin, er würde ſeinen Handlungen Zwang anlegen, — doch weil er mich für einen Mann hält — — —“ „Gefährliche Prüfung!“ meinte Kaf, — „nicht für den, der geprüft wird, ſondern für den Prüfenden ſelbſt. Welchen Makel entdeckteſt Du bisher an ihm? —“ Aſtolf ſchwieg. „Und wenn Du einen entdecken würdeſt, — auf welche Weiſe würdeſt Du Deine Freude äußern, oder wie verbergen? Aſtolf, hier iſt eine Schwäche, an der auch das ſtärkſte Frauenherz leidet. — — —“ „Und welche? Die Liebe doch nicht? Ich weiß nicht, was Liebe iſt. Ich haſſe dieſe Liebe, welche Männer zu Sclaven der Frauen, und manche Frau doch elend....“ — „Wer ſprach von Liebe, Aſtolf?“ — „Ich nicht! Nie und nimmer! Auch Du ſprich nie davon.“ — — „Gewiß: ich dachte nicht dran....“ — „Woran ſonſt?“ — „An die Eitelkeit“ — „Wie thöricht!“ — „Gewiß, Eitelkeit macht thöricht —“

„Macht thöricht wie Liebe!“ — „Nun wahrhaftig, Aſtolf, da ſprecht Ihr von Liebe, und ich meinte: Ihr dächtet an Haß!“ — „Ich will an nichts Andres denken; ſchweig'!“ — „Gut Madonna! Und dennoch tragt Ihr Männergewand, und, daß Ihr's tragt, ſieht ebenſo gut wie Furcht als wie Trotz aus.“ — Keine Antwort ward ihm darauf.

Heinrich ſtand nicht ferne, ungeſehen, und hatte manche Rede und Gegenrede gehört. Sein Herz flammte auf, er hatte noch nicht geliebt. Reizender erſchien ihm die Schönheit der Jungfrau im Männerkleide. Er, ein Namenloſer — ſie die Namenloſe! — Dieſe Glut in ſeinem Herzen, — dieſe Glut in ihren Augen! Er vergaß ſeine Zweifel, die immer wieder vorbrachen, er vergaß ſeinen Thatendrang, faſt war er daran, ſogar den Kaiſer zu vergeſſen, das Einzige, Höchſte und Edelſte, was er bis jetzt lieben gelernt, in deſſen Thaten und Ruhm er lebte und ſich glücklich fand. Je mehr er ſie von jenem Augenblicke an zu meiden ſtrebte, ſo herzinniger ſuchte er ſie; je weniger ſie ihn beachtete, ſo feſter und ſtärker war er an ſie gezogen und gebunden. Und doch wagte er kein Wort an ſie. Sie war ihm wie eine lichte Erſcheinung, die beim irdiſchen Anruf in roſige Nebel zerfließt.

Dem Kaiſer war das eigenthümliche Weſen Aſtolf's nicht entgangen; er erkundigte ſich bei Mehren aus ſeiner nächſten Umgebung nach dem ſtillen jungen Pilger; aber niemand konnte ihm Beſcheid geben, und Kaſ, der einzige, der es konnte, erwiederte auf verſchiedene Fragen, die an ihn ergingen, nur: ſein Herr heiße Aſtolf, ſei eines Edelmanns Sohn, und ziehe nach Paläſtina, um ein Gelübde ſeiner Mutter zu erfüllen.

Die ungenügenden Antworten regten des Kaiſers Theilnahme noch lebhafter an. Er trat, ehe Aſtolf ſich's verſah, zu dieſem.

Vergeblich ſann Aſtolf auf gleichgültige Worte. So nahe dem Kaiſer, der, in der Blüthe ſeiner Jahre, ausgezeichnet durch edlen Anſtand, die Züge durch den Ausdruck der Trauer doppelt ſchön, Athem an Athem vor ihm ſtand! Da floh der kecke Trotz wie ein geſcheuchtes Reh, und, einen Augenblick lang überwunden, neigte ſie ſich in Holdſeligkeit vor Friedrich und fand kein Wort.

„Ihr beſitzet Muth bei ſo großer Jugend und ſo ſchwächlichem, faſt mädchenhaft ſcheinendem Gliederbau,“ ſprach der Kaiſer den Pilger an, — „da Ihr von Vaterland und Eltern fort in die Gefahren eines fernen Landes zieht.“

Die Anrede richtete den geſunkenen Stolz in Manadorens Herzen wieder auf. „Muth genug,“ ſprach ſie lächelnd, „um im Geleite von Tauſenden nicht zu zittern. Iſt dies Muth? Um Wort zu halten? Um auf geheiligtem Boden zu wandeln, um an einem Gnadenorte zu beten? Iſt dies Muth?“

Heinrich, der in der Nähe ſtand, bebte, als er den weichen ſüßen Klang ihrer Stimme zum erſten Mal vollaustönend vernahm. Er fürchtete: ſie würde ihr Geſchlecht verrathen; es dünkte ihm, als ſei dies Geheimniß nicht blos ihres allein, auch ſeines, dies Geheimniß die Bedingung ſeines Glückes, und das letztere müſſe verduften, wenn das Siegel des erſteren von einer andern Hand als der ſeinigen erbrochen werde.

Der Kaiſer lud jetzt ſelbſt Aſtolf zu traulicher Zwieſprach beim Mahle in der Cajüte ein, — Aſtolf lehnte dies ab.

Der Kaiſer entgegnete lächelnd: „So fürchtet Ihr Euch dennoch, Aſtolf! Wäret Ihr — wofür Euer zartes und liebliches Anſehen Euch ausgibt, ſtatt eines Jünglings ein Mädchen, ſo begriff ich den Grund Eurer Furcht, mit einem Manne allein zu ſein. — Immerhin ſeid

Ihr ſpröde und ſchüchtern. Doch dann erklärt mir....“

Scham, Zorn und Stolz färbte des verſtellten Pilgers Antlitz mit dunklem Purpur. „Ein Mann!“ ſprach ſie leiſe, doch nicht mehr mit Abſcheu, — und ſetzte zögernd hinzu: „Furcht?“

Heinrich athmete kaum. Er wähnte jetzt: der Kaiſer wiſſe um das Geheimniß ihres Geſchlechtes und verſpotte ſie. Sinnlos vor Zorn mehr als vor Eiferſucht, trat er einen Schritt näher. Der Kaiſer bemerkte und erkannte ihn kaum, ſo ſehr hatte der Aufruhr des Innern Heinrich's Züge verändert, ſchreckhaft beinahe, wie die einer Leiche.

„Verhüte Gott!“ rief der Kaiſer tief ergriffen, — „ſchwebt die Geißel auf's Neue über uns, die vor einem Jahre uns vom Beginne zurückpeitſchte?“

„Ich bin geſund, mein Kaiſer,“ erwiederte Heinrich, ſich beſinnend, — „Ihr dürft es glauben.“

Sein Blick ſtreifte über Aſtolf, in deſſen Augen, während der Kaiſer ſich abgewandt, die Seele an Friedrich hing. Da erſtarrte Heinrich's Blut, er fühlte tödtliches Wehe. „Sie liebt ihn!" ſtammelte ſein Herz. „Zurück! zurück!"

Schweigend begleitete er den Kaiſer, der ſich von Aſtolf entfernte, in das prachtvoll hergerichtete Schiffsgemach, wo die Mahlzeit aufgetragen ward, und ſchlug, wie der Kaiſer es liebte, indeſſen die Laute.

Manadora barg ſich ſeit jenen kurzen Wechſelreden einige Tage lang vor den Blicken des Kaiſers. Kaf ſah den Kampf, der ſie aufrieb; doch jedes Wort, mit welchem er klug dieſen zu entſcheiden verſuchte, ſcheiterte. Von allen Lehren, welche durch die falſche Erziehung der beſorgten Mutter mit ihrem Charakter eins geworden waren, verging eine nach der andern durch den Zauber der Liebe. So war ihr Weſen, plötzlich herausgeriſſen aus ſtiller Sicherheit, dreifach elender, als wenn die Mutter es von früh an jeder Gefahr völlig preisgegeben hätte. Der Boden, auf dem ſie bisher gewandelt, war verſchwunden; jetzt ſchwindelte ſie, aufgerafft zum höchſten Flug; — rings um ſie unermeßlicher Abgrund. Mit unſäglicher Angſt klammerte ſie ſich an den Schatten des geſtürzten Idols, das ſie bisher für ihr eigenſtes Selbſt gehalten, und wollte nicht anerkennen, daß es zertrümmert ſei; doch es graute ihr vor dem neuen Selbſt, das an des früheren Stelle ihr, ein Sonnengott aus nächtigen Tiefen empor, entgegentrat. An ſeinen Wagen geſpannt, — Wonne empfindend in dem Gefühl, im Triumph hingezogen zu werden! Doch ſo viel Verſtand war noch in dem Wahnſinn dieſer Liebe, noch ſo viel Stolz in der Sclaverei dieſer Wonne, daß ſie ſich's ſelbſt nicht geſtehen wollte; und doch ſo viel Mißtrauen gegen dieſen Verſtand und gegen dieſen Stolz, daß ſie ſich vor ihren eignen

Lippen fürchtete! „Lieber frei hingetreten!“ flüſterte ihr Stolz, — „lieber großartig verſchenkt ein ganzes Sein, als — erobert ſein und dies zugeben müſſen!“ „Dies eben iſt Liebe,“ rieth ihr Verſtand, „Liebe, die den Stolz als Maske nahm, um Dich zu überliſten!“ — — — „Nimmermehr! Nimmermehr!“

„Armes Geſchöpf!“ dachte Kaf; — „einſt und oft verflucht' ich mich; — jetzt fühl' ich: wie glücklicher iſt ein Mann, der keiner mehr iſt, als ein Weib, das ganz Weib iſt! Das Geſchlecht rächt ſich für den Spott, den ſie ihm anthun wollte, als ſie deſſen Kleidung anthat.“ — Auf's neue ſann er denn auf Mittel, ihren Kampf zu enden. Er ſtachelte ihren Stolz; vergebne Mühe — er ſtachelte eine Leiche. Er erinnerte ſie an ihre Mutter; — alte Wunden zu neuen! Was blieb übrig, als auf den Feind gradaus loszugehen, ihn im Anlauf zu tödten,

— die Liebe! und zwar durch Hoffnungsloſigkeit, durch Spott!

In einſamer Nachtſtunde ſagte er ihr's in's Ohr, was ſie — (ſo blind und thöricht macht Liebe! —) ihm verborgen wähnte; — daß ſie liebe, und wen!

„Den Kaiſer!" Und ſo hoch ſchilderte er ihr deſſen Majeſtät und ſo niedrig daneben ihre Abkunft, ihren Stand, daß ſie verzweifeln ſollte. Aber ihre Liebe ſchwang ſich, kühn wie ſie ſelbſt, immer höher, höher hinan, bis zum Gipfel der Majeſtät ſelbſt empor. Es ward ihr wohl im warmen Licht; ihre Seele richtete ſich darin ſtolz, groß und kräftig auf.

Er ſchilderte ihr des Kaiſers Weſen und Trachten, treu bis in's Kleinſte den hohen Geiſt, dem Frauenliebe unter mächtigen Weltgeſchäften nur wie eine leichte flüchtige Erholung gelten könne, — das Frauenherz daneben, achtlos zertreten von der Ferſe des Weltherrſchers, wenn dieſer der Nachwelt raſtlos entgegenſchreitet; er erinnerte ſie an die beiden Gattinnen Friedrich's, Conſtanze und Jolanthe, die vielleicht, nein: gewiß an Gram geſtorben ſeien, indeß der Kaiſer ihrem Andenken nur ein flüchtiges Gedächtniß ſchenke; die dritte, mit der er einſt vielleicht ſeine Krone wieder theilen möge, werde kein günſtigeres Loos finden!

Ein Ton, wie Gelächter, ein einziger Ton doch nur, grauſig, entfuhr Manadorens Bruſt, ſchnitt wie ein Mißklang in Kaſ's Herz. Entſetzliche Wolluſt, — ein einziger elektriſcher Schlag in ihr! Alle Nerven zittern davon nach. Ein Gedanke: — gekommen, entſchwunden! Mit einem Mal heller Tag in ihr, und plötzlich wieder Nacht.

Kaſ's Redeſchatz war erſchöpft. Langſam fing er an zu begreifen, was in ihr vorgegangen. Jener Ton, das Lachen, halb aus Wolluſt, halb aus Verzweiflung, ſummte ihm in den

Ohren. Anfangs zitterte er vor dem Vorwurf, unbewußt den Funken entzündet zu haben, der ſie verzehren werde. Dann erhob er ſich drüber. Das Höchſte ſchien ihm möglich.

„Wollt Ihr länger Aſtolf, oder wieder Manadora ſein?“ fragte er ſie mit Nachdruck.

Sie ſchwieg.

„Schämt Ihr Euch des Namens, den Eure Mutter Euch gab?“

Der Vorwurf regte einen wunderlichen Gedanken in ihr auf; doch ſie zwang ihn nieder und ſchwieg.

„So geht unter!“

„Ich kann's!“

„Hört mein letztes Wort!“

„Sprich's!“

„Ihr warft Euch in die Gefahr!“

Sie ſeufzte.

„Jetzt flieht Ihr davor!“

„Nein! Nein!“ ſprach ſie heftig. „Schweig!“

Es war Nacht. Sie verließ ihr Lager und ſtieg hinan auf's Verdeck, die Einſamkeit ſuchend. Dumpf ſchlugen die Wogen an die Planken des Schiffes; ſie lehnte ſich an das Geländer und blickte in die dunkle Tiefe hinab. Ihr Schickſal ſprach aus dem dumpfen Rauſchen der Wellen herauf.

Lange ſtand ſie ſo, Gedanken ſpinnend und verlierend, neue anknüpfend.

Plötzlich überrieſelte ſie ein leiſer Schauer. Friedrich ſtand neben ihr. Ihre Seele empfand die Nähe der ſeinigen, eh' ſie ihn ſah. Der Jungfräulichkeit Weihthum umhüllte ſie wie ein dichter Schleier; ſie blickte nicht um, zitterte, barg ſich, da doch ohnehin die Nacht ihr Antlitz barg.

Friedrich hatte nicht gehofft, ſie hier zu finden; da er ſie aber fand, war er ſtumm; niemand hatte ihm das Geheimniß ihres Geſchlechtes entdeckt, doch war ihm das letztere, — anfangs nur dunkle Ahnung, — zur Gewißheit geworden, ſeit ſie ihn — mied.

„Aſtolf!“ ſprach er leiſe, herzgewinnend.

Manadora wendete ſich, das Verdeck zu verlaſſen; ſie fühlte: jetzt ſei es um ſie geſchehen. Ihr Fuß zögerte....

„Ihr flieht mich; — — nicht jetzt blos — — ſchon ſeit Tagen meidet Ihr mich....“ Er ſprach's wie Vorwurf, wie leiſe Klage zugleich. Der Ton bannte ſie feſt. Sie fühlte erſt jetzt, wie ſie ihn liebe! Schon hing ihr Herz am kleinſten Kleinen, was der Mann dem Weibe ſpenden kann, eine Redensart, wie ſie oft gleichgültig geſprochen wird, eine Frage, hinter welcher ſich ſo oft eine Aermlichkeit von Theilnahme verſteckt, riß ſie hin.

Und wieder klang die holde einſchmeichelnde Stimme: „Aſtolf! — laß mich Dir's bekennen, was Du ſelbſt zu bekennen in ſüßer Scham zögerſt, — — Du biſt....“

„.... Ein Weib!“ ſprach ſie, ganz hingegeben, ganz eine Himmelsthräne im Kelche der ſtolzen Königsroſe. — Seine Arme umſingen ſie. „Du ſollſt Dich nicht rühmen, mich errungen zu haben; hier haſt Du mich als Geſchenk! Tödte mich oder kröne mich; wirf mich von Dir oder laß die Völker, die Dir gehorchen, vor mir hinknieen. Wie Du ein Juwel, das Du zum Geſchenk empfingſt, zertreten kannſt, um Deinen Reichthum zu beweiſen, ſo mich. — Oh ich wollte: Du thäteſt ſo jetzt mit mir, und ich verginge in dem Moment, da Du mich empfingſt. O wär' ich eine Flamme und verzehrte Dich, da Du mich umarmſt, daß in der nächſten Sekunde keine Spur von uns beiden bliebe! Iſt dies Liebe, — dann lieb' ich Dich, — ja, ſo lieb' ich Dich, wie der Tod, Friedrich! Dich ganz muß ich beſitzen, will um dieſen Preis dann ſelbſt nicht mehr ſein!“

„Und ſo bin ich Dein!“

„Umfängſt eine Namenloſe.“

„Namenloſe Liebe!“

„Wie Gott! Gieb ihm tauſend Namen, er hört, bei welchem immer Du ihm rufſt. Rufe mir mit dem ſüßeſten und ſchmerzvollſten Namen, und ich bin Dir nah. Nenne mich Sclavin oder Fürſtin, ich höre Dich, den Rufenden, nicht meinen Namen.“

„Ich will Dich nennen, was Du biſt — Liebe!“

„Heimlich? Ich bitte Dich, das ſage mir: Heimlich? So leiſe, daß ein Horcher meint, ein Zephyr ſei's, der über Blumen ſtreift? — Oder vor aller Welt? So laut, daß das Wort, der Name das Brauſen des Meeres überſchallt? Laut! Friedrich! laut! Was ich bin, will ich vor tauſend Augen und Ohren ſein. Alle Reichen ſollen wiſſen, daß ihr Reichthum Bettelhaftigkeit iſt gegen Liebe. — O heitrer Stern dort oben, wärſt Du Sonne und durchbrächeſt jetzt die Mitternacht, daß jedes Auge ſähe, was Liebe iſt, daß keiner zweifle, keiner vermuthe und keiner flüſtre, daß jeder nur ſtaune und ſich freue oder beneide. Hörſt Du die Wellen rauſchen? Das Meer iſt Zeuge, es ruft den Bund aus!“

„Fürſtin des Morgenlandes! Heißeſt Du nicht Liebe? So ſoll Liebe dort herrſchen, wie Liebe das Abendland bezwang.“

„Weh mir! Das iſt Froſt! Du ſpielſt mit Worten. Was ich fühle iſt in keinen Laut zu faſſen und verzehrt jede Form. O ſprich nicht ſo!“

„So laß uns die Schwerter vertauſchen, nimm das meine, Aſtolf, gib das Deine.“

„Die Herzen, Friedrich! Nimm das meine und verſchließ es in Deinem, ſo wird es eins mit ihm und Du lebſt zwei Leben. Meine ganze That iſt Liebe, weil Liebe mein ganzes Denken. Einſt war es anders. Ich dachte an

Thaten, war ſtolz, Männer dadurch zu beſchämen — — —. Was einſt? Ich Thörin! Was Stolz! — Jetzt bin ich nur ſtolz auf Dich, — gewiß, ſtolzer auf Dich, als Du ſelbſt.“

Sie brach raſch ab und ſchlang ihre Arme um ihn. Schweigend hielt er ſie umſchloſſen; tiefinnerſt ergriffen, doch nicht von lauterer Freude. Gedanken, welche der Liebe fremdartig waren, ſtürmten wie muthige Krieger in ſeinem Haupte dahin. Vor ſeinem geiſtigen Auge lag die Welt im Sonnenlichte, Schranke an Schranke drauf, Gefahr an Gefahr, Kampf an Kampf. — Mitten durch dieſe Unruhe und wilde Luſt zog ſich wie ein ſtilles Bächlein leiſe rieſelnd — Sehnſucht nach Frieden. Aus bewältigten Trümmermaſſen neue, ſchönere Tempel zu erbauen! Recht und Geſetz, Wiſſenſchaft und Kunſt, wie ein Gott den Geſchlechtern zu ſpenden, die von nah und fern heranwallen, um im Schatten des Oelbaumes von dem Kaiſer, dem Weltherrſcher, wie von einem Vater die himmliſchen Gaben zu empfangen. Nicht auf dem Schlachtfelde zu ſterben! Nein, als väterlich-prieſterlicher Greis, von Segnungen leiſe umrauſcht, von gekrönten Kindern umſtanden, welche Frieden und Geſetze vererben, das brechende Auge auf die ſproſſenden Keime der Nachwelt, auf die reiche Frucht der Mitwelt gerichtet. — Dies — des Kaiſers Gedanken, da Manadora an ſeinem Herzen lag, die nichts dachte, als ihn. Das Zucken ihrer heißen Hand in der ſeinigen erinnerte ihn wieder an ſie. Die Freude am ſchönen Augenblick kehrte ihm zurück; ſtrotzende Lebensfülle in ſeinen Adern verdrängte im holden Leichtſinn die Gedanken an die Zukunft. Was ihm das Schickſal, unermüdlich im Schenken, an's Herz gelegt, preßte er an ſich in kräftiger Freudigkeit.

Indeſſen ſaß nicht allzufern von dieſen Beiden Heinrich, ſtill und unbemerkt. Er war heraufgekommen, ohne zu ahnen, was er oben belauſchen würde. Groll durchdrang ihn, nicht gegen den Kaiſer, nicht gegen das Mädchen, die ſeine erſte Liebe kaum erweckt und ſchon getödtet, ſondern gegen ſich ſelbſt. Die Worte ſeines Vaters kamen ihm in den Sinn, deſſen letzter Rath: „Hüte Dich vor Frauenliebe; — dies mein Vaterſegen!“

So mußte er ja wohl ſich ſelbſt verſpotten, daß er gehofft, durch ſchüchtern Werben, durch ſtillen Liebesdienſt ein Herz zu gewinnen, das ſich ſelbſt ſchon verſchenkt hatte. Er konnte den Kaiſer nicht verdammen, daß dieſer die Spende des verſchwenderiſchen Schickſals friſchen Muthes angenommen, — wußte er doch, wie empfänglich Friedrich’s Herz für weibliche Schönheit, wie ihm Unterhaltung mit geiſtreichen Frauen Bedürfniß war, wie die kleinen Weltgeſchichten der Liebe voller Kämpfe und Abenteuer ſeinem im Großen wie im Geringen gleich raſtloſen Geiſte zu anmuthigen Forſchungen dienten.

Zugleich aber jammerte Heinrich die Jungfrau, er wußte ja auch, wie bald Friedrich alle Freuden des Herzens vergaß, wenn die Stunde der Muße vorbei war und die Welt nach dem Kaiſer fragte.

Durch ſolche Gedanken ſuchte Heinrich den Schmerz in der eignen Bruſt zu beſchwichtigen; es gelang, — hörte er ja doch Manadorens Stimme nicht mehr, verhüllte ihm ja doch die Nacht Manadorens Schönheit.

Als aber die Sonne im Oſten aus den Wellen ſich hob, und er die Huldgeſtalt wieder erkannte, durchtobte ihn der Schmerz wie Todeskrankheit. Auf's neue gedachte er mancher Worte ſeines Vaters, und flüchtete ſich in den Glauben an keine Fortdauer, wie in ein heiliges Aſyl. — Mit dieſem Hindenken kam der Wunſch nach Befreiung durch eigne Wahl und Kraft.

Freudengeſchrei hoch über ſeinem Haupte.

„Cypern!" rief ein Matroſe vom Maſtkorbe herab. — Der Ruf weckte alle. Das Verdeck war bald voll Pilger und Kreutzfahrer, die mit Jubel Cyperns Küſte begrüßten, welche ſich in klaren Umriſſen von dem ſilberglänzenden Meeresſpiegel ausſchied. In Cypern, ſo wußte man, hatte der Kaiſer zu landen beſchloſſen, um dort die neueſten Nachrichten über die Zuſtände des heiligen Landes einzuziehen und das Wichtigſte zu beſchicken, bevor er nach Akkon ſteure. Von den Winden begünſtigt durchſchnitten die Schiffe, ungeheuren Waſſervögeln gleich, raſch die Fluthen.

Der Anblick Cyperns, gegen deſſen Regenten, Johannes von Ibelym, der Kaiſer gerechte Anſprüche wegen Berytus und der Reichseinnahmen zu erheben hatte, lenkte Friedrich's Gedanken auf die Erfüllung ſeiner Pflicht, auf die Gewinnung des heiligen Landes. Er ſah ſich um im Kreiſe der ſtattlichen Barone, Prälaten und Ritter, welche ihn umgaben, und forſchte nach dem Treueſten unter ihnen, durch welchen er einen geheimen Auftrag ſicher beſtellen könne. Da fiel ſein Auge auf Heinrich, der abſeit von allen ſtand und voll feindſeliger Gedanken gegen ſich ſelbſt in die Wellen hinabſtarrte.

„Heinrich!“ rief ihn der Kaiſer an, indem er zu ihm ſchritt, — „Du warſt mir ſtets in rechten Treuen zugethan!“

„Gewiß! Herr!“ erwiederte der Arme aus voller Seele.

Der Kaiſer ging nun mit ihm an einen ſtillen Ort und ſprach: „Ich habe einen Auftrag, Heinrich, den ich nicht durch jedermann beſtellen laſſen kann.“

„Gefahr? Kaiſer, Tod?“ fragte Heinrich.

„Klugheit und Treue bedarf's dabei.“

„So gebt! O eine That! Eine That, die mich fortreißt, wie Windsbraut! Kein heilſamer Geſchenk könnt Ihr jetzt mir geben, o Herr, als eine That!“

„Sobald wir gelandet, das Weitre, Heinrich! Sieh Dich einſtweilen nach einem Genoſſen um, der Dir als Dolmetſch dienen kann. Und vor allem: Schweige!"

Heinrich legte die Hand auf ſein Herz. Der Kaiſer verließ ihn. Neues Leben kam in Heinrich's Bruſt.

„Ja allerwegen iſt er groß und gut, häuft Dank zu Dank in mir auf, reißt mich heraus aus elender Feigheit des Todesdrangs. — Sterben wollen, um — ſchlafen zu können; ſo weit kam's mit mir! — Nein! — Tragen, handeln, ſich behaupten, ſich gleich bleiben, Dank Dir, kaiſerlicher Arzt, Du haſt mich verwundet, doch Du haſt mich geheilt."

In Cypern ward dem Kaiſer ſchlimme Kunde von der Zwietracht der Chriſten in Paläſtina. Stete Eiferſucht um Gebiet, Herrſchaft und Ehren zwiſchen Johannitern und Templern, ſtete Irrungen um Gewinn zwiſchen den drei Seemächten: Genua, Venedig und Piſa; dabei das Anſehn der kirchlichen Gewalt in den Grundveſten erſchüttert durch Leidenſchaften der Prieſter, durch ungerechte Bannflüche, — die Ehre des chriſtlichen Heeres durch treuloſen Bruch eines Waffenſtillſtandes befleckt.

Für Heinrich dehnte ſich die Zeit der Verhandlungen des Kaiſers mit dem Regenten von Cypern allzulange; er konnte den Tag nicht erwarten, wann er mit dem Näheren ſeines Auftrages betraut würde. Nur Manadorens Antlitz nicht mehr erblicken! So oft er es ſah, drohte die verharſchende Wunde wieder aufzubrechen. Sie trug jetzt Frauengewänder und ihren Frauennamen; die ſtolzeſten Barone und Prälaten beugten ſich vor der bezaubernden Schönheit, die durch den Sonnenblick geſtandner und erwiederter Liebe Alle überraſchend aus der Knospe ſich entfaltet hatte; ſie hieß Fürſtin von Campofelice, die reichſte Erbin Italiens, — ihr Stamm war allen unbekannt, aber allen bekannt ihre und des Kaiſers Liebe. Kaf zog ſich, da ſeine Herrin in Glück und Glanz lebte, von ihr zurück, nicht freudig, nicht verdroſſen; er behielt ſeine eignen Gedanken von der Zukunft ſtill in ſich. „Sie bedarf mich einſt wieder!" davon war er überzeugt. „Sucht ſie mich wieder, bin ich der Alte. Ich roſte nicht." — Der Zufall wollte es, daß er von nun an öfter mit Heinrich zuſammentraf. Einer prüfte den andern, einer gefiel dem andern, jeder hatte ſein Theil Entſchloſſenheit, und Kraft zieht Kraft an. Heinrich erfuhr, daß Kaf des Arabiſchen völlig mächtig war; — „aus demſelben Grunde, aus welchem ein Italiener gut Italieniſch ſpricht," — erklärte ihm dieſer; „denn ich bin ein geborner Araber," und fand ſich bereit, — mit ſeiner Herrin Erlaubniß — Heinrich als Dolmetſch zu begleiten. Als der Kaiſer die ſchöne Fürſtin deshalb fragte, gab ſie gern ihre Einwilligung. „Gewiß keinen Beſſeren kannſt Du finden," ſprach ſie freudig, „denn Kaf iſt ein Sohn der Wüſte, iſt mir treu und drum auch Dir!"

So entbot denn der Kaiſer ſeinen wackern Heinrich zu vertraulicher Zwieſprach. „Heinrich, ein großes gewichtiges Geſchick leg' ich in Deine Hand," ſprach er zu ihm, „nicht mein eignes blos, das aller derer, die ich hieher gebracht, — ihre Ehre und meine dazu. Wiſſe: daß ich Dich an Caamel, den Sultan Aegyptens ſenden will, an einen Feind, der — mein Bundesgenoſſe iſt. Ja, das Haupt der Chriſtenheit und der Fürſt der Ungläubigen! Nur einer außer Dir und mir weiß um das Geheimniß. Bevor ich den Kreutzzug begann, ſtritt Caamel mit ſeinem Bruder Moattam und bat heimlich bei mir um Hülfe. Ich ſagte ſie zu. Nur mit ſolchen Ausſichten konnt' ich auf Erfolg in einem Lande hoffen, wo die Zwietracht der Chriſten unſerer gemeinſamen Zwecke ärgſte Feindin iſt, wo kleinliche Leidenſchaften die Ritterorden, die Seemächte wider einander treiben und uns mit ſich verderben würden. Moattam ſtarb, ſein Bruder Caamel nahm ſein Erbe, und beſitzt alſo jetzt Jeruſalem, das Ziel aller chriſtlichen Wünſche, den heiligen Gral unſerer Ehre. Der frühere Bundesgenoſſe kann mir zum Feinde werden, dann bleibt nichts übrig, als eine Völkerſchlacht, um im Tod Ehre zu finden. Vielleicht aber hält ihn noch Furcht, daß wir uns ſeinem Neffen David verbünden. — Heinrich, ich lege Dir wie meinem Schöpfer mein geheimſtes Wollen offen vor. — Ich will nicht den Ruhm eines Abenteurers, wie jener Löwenherz war; ich will, — meine Ehre verlangt's, — der Name Waiblinger verlangt's, dieſem trotzigen Papſte gegenüber, — daß ich Jeruſalem aus der Sarazenen Gewalt löſe und chriſtlichen Händen für immer übergebe. Drum ſend' ich jetzt Dich, gleichſam als mich ſelbſt, an den Sultan Aegyptens, ihm meine Vorſätze zu eröffnen, mich deſſen zu vergewiſſern, was er beſchließen wird. So ſag' ich ihm durch Deinen Mund: „Ich kam hieher, um meinen Eid zu löſen, nicht um einen Eidbruch zu begehen, und gern möcht' ich durch Vertrag friedlich erhalten, was ich durch Waffen mir aneignen könnte. Drum möcht' ich wohl mit ihm perſönlich zuſammenkommen, frei von Herzen zu Herzen reden, wie es Herrſchern ziemt. Zum Zeichen meiner Achtung aber ſend' ich ihm, was ihn erfreuen möge, als Geſchenk.“ Dies iſt das Geſchäft, wozu ich Dich auserſehen habe, mein Heinrich, weil ich auf Deine Treue feſt baue. Verlaſſe Cypern unbemerkt, ſobald Du kannſt, und eile zu dem Sultan Caamel. Ich ſelbſt ſegle, ſobald ich den ſtörriſchen Regenten dieſer Inſel zur Anerkennung meiner Oberlehnshoheit gezwungen, mit dem Kreuzheere nach Akkon, wo ich Dich erwarte, oder Du mich. Und ſo leb' wohl und handle wie Ehre und Treue es Dir ferner eingeben mögen."

„Ihr macht mich ſtolzer und freudiger, als wenn Ihr mir eine Krone gäbt!" rief Heinrich. „O grade da mein ganzes Weſen von einem heimtückiſchen Gifte bedroht war, um Stück für Stück zu zerfallen und zu vermodern, floß Euer Odem wie Schöpfungskraft des Allmächtigen in mich und machte einen neuen Menſchen aus mir. O Herr, ich dank' es Euch!"

III.

Unerwartet ſchnell hatte der Kaiſer die Geſchäfte auf Cypern beendigt; ungeſäumt lichtete er die Anker. Am achten September des Jahres 1228 betrat er Akkons Strand, ungeduldig der Kunde harrend, welche Heinrich ihm aus dem Lager des Sultans Caamel bringen werde. Die Geiſtlichen und die Ordensritter empfingen den Herrn des Abendlandes mit Freuden und Ehren, und ſahen ſtaunend die hohe Frau auf milchweißem Zelter an ſeiner Seite, allen

Glanz rings um ſie durch ihre Schönheit verdunkelnd, gefolgt von den Erzbiſchöfen Palermo's und Kapua's, von den edelſten Prälaten und Baronen. Deshalb zweifelte die Menge, da die Nachricht von Jolanthens Tode noch nicht angelangt war, keineswegs, daß dieſe reich geehrte Frau Friedrich's Gemahlin ſei, beugte vor ihr wie vor dieſem die Kniee und begrüßte ſie als Kaiſerin.

Tief erblaſſend nickte Manadora kaum merklich, der Zügel des Pferdes entglitt ihren bebenden Händen. Mauern, Thürme, Zinnen, Volk, Himmel, Erde, flirrten vor ihren Augen durch einander. — In dieſem Momente war ihr die ganze Sinnenwelt eine einzige ungeheure Beſchimpfung; — doch nur in dieſem Moment! Im nächſten war ſie ſich ihrer ſelbſt, des Kaiſers bewußt, — dies Bewußtſein — Wille, der Gruß — Prophezeihung! — Sein, was ſie ſchien! Wie ſie einſt furchtbar, aus Inſtinkt, gelacht, als Kaf

Jolanthens Tod erwähnt! Jetzt hielt ſie es aus, dran zu denken. Daſſelbe krampfige Empfinden war jetzt wieder in ihr, welches ihr jenes Lachen entpreßt hatte. Doch der Duft ihrer Liebe war fort; — die Liebe blieb, wie der Giftſtoff auch in der verwelkenden Blume. War der Schein für die Menge nicht ſo täuſchend wie Wahrheit geweſen? Dann war er aus demſelben Grunde gewachſen, in welchem die Wahrheit wurzeln konnte. Sie fand Beruhigung in der ungeſchwächten Kraft ihres Willens, der ſeither unter der holden Herrſchaft ihres Tages: der Liebe, wie eine Nachtviole geſchlummert; jetzt, da der reine Glanz des Tages getrübt war, richtete dieſe Blume ſich auf, ſtrömte aus den betäubenden Duft; — und doch nur — Erſatz!

Nicht lange währte das gute Vernehmen des Kaiſers mit der morgenländiſchen Geiſtlichkeit und Ritterſchaft. Seine eigenen Schiffe hatten die verkleideten Bettelmönche, die heimlichen Sendboten des Papſtes, herbeigetragen. Kaum auf feſten Boden gelangt, häuten ſich die Schlangen. Da ſchlüpft aus der Hülle des Pilgers die braune Kutte des Bettelmönches; fort mit dem Muſchelhut, — der Haarkranz auf glattem Schädel kommt zum Vorſchein. Wie Ameiſen wimmelt die geſchäftige Schaar, trägt aus in allem Volk des Papſtes Zorn und die Kunde des Bannes. Schon fängt der Funke des Zweifels in mancher frommgläubigen Bruſt, unermüdlich puhſten die geiſtlichen Ohrenbläſer, die geſchäftigen Knechte der Hierarchie, drein. Auch des Kaiſers ſittlicher Wandel wird allgemach verdächtiget, — Manadorens Schönheit, die anfangs jedes Auge geblendet, nunmehr zum Aergerniß geſtempelt. Nicht blos in der Bevölkerung Akkons, auch in dem Kreuzheere, das dem Kaiſer dorthin gefolgt, wird heimlich um Treubruch geworben, und manche Schaar, von

Gewiſſensängſten gepeinigt, ſteht unſchlüſſig; nur die Deutſchen, die ihm gefolgt, ſtehen vor allen treu und feſt und unerſchütterlich in ihrem Glauben an Friedrich. Den Templern und Johannitern aber wächſt der Trotz aus dem Grund und Boden alter Begünſtigungen und Freiheiten bis zur Zügelloſigkeit; der Bann gibt ihnen willkommenen Anlaß, ſich der Oberhoheit des Kaiſers zu entziehen, welcher bald ihren böſen Sinn erkannt und gezeigt, daß er nicht Luſt habe, dieſen gewähren zu laſſen. Laut erklärten die Ritter vom Tempel, keinem Befehle im Namen eines Kaiſers fürder gehorchen zu wollen, den der Papſt als Führer eines chriſtlichen Heeres nicht anerkenne. Da ließ der Kaiſer die Befehle nicht in ſeinem, ſondern in Gottes und der Chriſtenheit Namen ausrufen, und brachte es durch Klugheit, Milde und durch das Anſehen, welches ſeine Perſönlichkeit erweckte, dahin, daß alle Streitkräfte ſich vereinigten, ihm nach Joppe zu folgen, um die Stadt zu befeſtigen und in ihr den Schlüſſel des Landes zu behaupten. Mit doppelter Ungeduld erwartete er unter ſolchen Umſtänden, da er von Tag zu Tag ſich mehr von der Unzulänglichkeit kriegeriſcher Gewalt überzeugte, den treuen Heinrich und deſſen Begleiter, Kaſ, den Dolmetſch zurück.

In Cäſarea, im Hauſe des Erzbiſchofes, befanden ſich Gerold, der Patriarch und jener Mönch, der als Gaukler und Liederſänger die Fahrt von Italien nach Paläſtina unerkannt mitgemacht und gleich nach der Landung den Augen aller entſchwunden war, welche ſich während der Meerfahrt an ſeinen Schwänken ergötzt hatten. Das Taubenei war geborſten, das Krokodill, wie er verſprochen, ausgebrütet: Eine Kapſel, die er von der Abfahrt an ſorgfältig auf der Bruſt verborgen, enthielt die furchtbare Waffe des Papſtes, die er dem Patriarchen jetzt einhändigte. Dieſer aber ſchwankte noch, ob er ſie ſchon jetzt anwenden ſollte, ließ jedoch dem Mönche nichts merken, belobte ihn aufs beſte für Kühnheit und Liſt, womit er ein gottgefälliges Werk gefördert, verhieß ihm, daß er dem Papſte getreulich darüber berichten wolle, und Beförderung in kirchlichen Würden und Ehren dazu, trug ihm auf, einſtweilen nach Jeruſalem zu pilgern und den dortigen Chriſten den Bann über Friedrich zu verkündigen, und bewirthete ihn, bevor er abreiſte, mehre Tage hindurch auf's ſtattlichſte.

Nachdem ſich der Bettelmönch, leiblich auf's beſte beſtellt, auf den Weg gemacht, beriethen ſich der Patriarch und der Erzbiſchof über das, was ſie nunmehr, dem Kaiſer entgegen, zu thun hätten.

„Das Interdikt zu verkündigen!" ſtimmte der Erzbiſchof.

Dawider der Patriarch: „Es bleib' uns als Letztes. Zuvor laßt uns ſehen, wie der Kaiſer ſich unſerer Herrſchaft gegenüber benehmen wird.“

Drauf der Erzbiſchof: „Ihr ſeht es ſchon jetzt. Was überhaupt will er hier? Bedürfen wir, die wir bis heute die Höchſten hier waren, nun plötzlich eines Höheren über uns? Weshalb den Beſitz, den unbeſtrittenen, hingeben, um ihn, das Recht, als Gnade wieder zu erbitten?“

„Doch, ſei's daß der Kaiſer Provinz an Provinz zurückerobert? Sind wir ihm freundlich von Antlitz, ſo empfangen wir ohne Mühe von ihm, was er ſelbſt, doch nicht ſtets, in eigner Perſon behaupten kann. Mißverſteht mich nicht, — ich will mein Gewiſſen verwahrt halten, — wir kaufen wohlfeil — mit dem Schein! Was koſtet uns die Hoffnung auf Gewinn, als daß wir dies unſchätzbare Geſchenk, welches der Papſt uns geſchickt, das Interdikt, eine kleine Weile noch zurückhalten? Sind wir durch ihn nur einmal im erweiterten Beſitz und völlig Herren des Landes, das nun ſeit zwei und vierzig Jahren den Chriſten entriſſen iſt, — dann können wir um ſo leichter den Ueberläſtigen durch jenen Talisman verſcheuchen, ſein Anſehen, ſeine Gewalt in Nichts verwandeln."

„Doch die Tempelherren, die den Kaiſer mit ſcheelen Blicken kommen ſahen, ſie, unſre natürlichen Verbündeten, wie ſtellt Ihr dieſe zufrieden?"

„Ich haſſe ihre Anmaßungen. Haßt Ihr ſie nicht?" ſprach der Patriarch im Vertrauen.

Der Erzbiſchof murmelte grimmig vor ſich hin. Der Patriarch fuhr lächelnd fort: „Der Kaiſer kann uns alſo ein trefflich Werkzeug werden, ſie im Zaume zu halten. Scheuchen wir dann ihn ſelbſt, ſo wird er ohne unſer weitres Zuthun ſo viele Feinde haben, als der Orden Brüder."

„Zum Beſchluß alſo!“ drängte der Erzbiſchof, halb umgeſtimmt, doch immer noch unmuthig, daß er ſeinen Groll noch ſo lange bergen ſollte.

„Nochmals: laßt uns, wie kluge Aerzte, das wirkſamſte Mittel für's Ende aufheben,“ ſprach der liſtige Patriarch. „Für jetzt geh' ein gewandter und verläßlicher Mann zu dem Kaiſer, forſche unerkannt ſeine Geſinnungen aus, und leite ſeine Gedanken auf ein Bündniß mit uns. Suchen wir durch Verträge die künftige Oberhoheit des zu erobernden Landes von ihm zu erhalten, vielleicht was Größeres — —“

Er hielt inne. Der Erzbiſchof blickte den ehrgeizigen Patriarchen forſchend an. Dieſer behielt, ärgerlich, daß er im Eifer zu viel geſprochen, das Nähere für ſich. Er dachte aber an völlige Unmittelbarkeit, an gänzliche Unabhängigkeit vom römiſchen Stuhle, — ſeine kecken

Hoffnungen umkreiſten — ein künftiges Papſtthum des Morgenlandes. —

„Der geſchriebene Buchſtabe bleibt, ſpricht und klagt an!“ warnte der Erzbiſchof; „hütet Euch bei jeder Unterhandlung vor allem Geſchriebenen!“

„Eide mit Ketzern ſind keine Eide!“ erwiederte der Patriarch ruhig. „Iſt denn der Kaiſer nicht gebannt? Ich ſagte ja ſchon: Wir wollen das Gewiſſen in Verwahr halten. — Drum: ohne Scrupel an's Werk!“

IV.

Durch die Thäler Paläſtina's, welche ſich gegen Nordoſten hinziehen und ſich den Küſten zu öffnen, in der Richtung von Neapolis nach Cäſarea, ritt Heinrich auf einem arabiſchen Roſſe von edelſtem Geſchlechte, das ihm Caamel, der Sultan Aegyptens, zum Geſchenke gemacht; — neben ihm Kaf, der geſchickte Dolmetſch, auf dem Höcker eines Dromedars ſitzend, den er gleichfalls der Freigebigkeit des Sultans verdankte, gehüllt, wie ein Beduine, in weites, weißes Gewand, luſtig eine Lanze ſchwingend. Den beiden folgten etliche Elephanten und Kameele, welche theils mit reichen Stoffen und mit koſtbaren Waffenarbeiten aus Damaskus, theils mit Affen und im Abendlande unbekannten Vögeln, die in zierlichen Käſigen ſich befanden, belaſtet waren; ſchwarze und weiße Sclaven gingen nebenher. Durch ſolche Gegengeſchenke ſuchte der Sarazenenfürſt den Kaiſer zu erfreuen, deſſen Botſchaft ihm willkommen geweſen, deſſen Anfrage um perſönliche Zuſammenkunft er angenommen. Ritterlicher Sinn des Abendlandes vereinigte ſich in dem Sultan mit der Gaſtlichkeit des Orientes; als Freund und Feind gleich hoch ſchätzte er den Kaiſer, von deſſen Weisheit, Milde und Gerechtigkeit durch manchen Pilger die Kunde zu ihm gekommen war. Schon ließ er zum feſtlichen Empfange ſeinen Hofhalt feenhaft ſchmücken, daß dem Gaſte kein Sinnesorgan ungeblendet, kein Bedürfniß, kein leiſer Wunſch unbefriedigt ſei.

Heinrich erſchöpfte ſich im Lobe der Schönheit des Landes.

„Dies Land mag dem ſchön dünken, der nie die Wüſte ſah!“ erwiederte Kaf. — „Sähſt Du dieſe, ein verſteinertes Meer in Staub zerbröckelt! So wird die Erde ausſehen, Freund, wenn Allah der Zürnende ſie anhaucht mit ſeinem Odem, dem Samum, und ihre Blüthe verdorrt, und die ganze Geſtalt in Atome auseinanderfällt, wie die Gebeine unſerer Väter. Geprieſen ſei Allah, der bleiben und den Gläubigen das Paradies in Lüften ſchwebend unverſehrt erhalten wird, daß auch ſie lebendig bleiben.“

„Du glaubſt an ein Fortleben?“ fragte Heinrich.

Drauf Kaf: „Von allen Sterblichen kannt' ich einen Einzigen, der nicht dran glaubte.“

„Einen? — Wer war's?“

„Einer, deſſen Namen ich nicht ausſpreche. Ein Feind Allah's, weniger Menſchen Freund.“

„Clincior!“ rief Heinrich.

Kaf ſagte nicht ja, nicht nein, blieb auf dem Rücken ſeines Maherri wie dran gewachſen, und ſchwang die Lanze über ſeinem Haupte; keine Miene verrieth ſeine Neugier, ſeine innere Bewegung, und doch freute er ſich im Grunde der Seele, den Namen Clincior wieder zu hören. So ſchweigend ritt er lange neben Heinrich weiter. Endlich ſprach er unverſehns: „Der, den ich meine, trug mich einſt aus den Flammen. Drum bin ich ſein.“

„Erzähle!“ bat Heinrich. Der Eunuch ließ ſich nicht lange bitten.

„Ich bin ein Wüſtenkind. Wie jetzt trug ich einſt ſo weißes Linnengewand. Unſer Stamm ward überfallen. Von allen, weſſen Blut nicht in den Sand rann, wurden die wenigen auf Schiffe der Wüſte gebunden, verkauft, — ich drunter; die Jünglinge wurden an einen Ort gebracht und dort geſchah mit uns . . . . Es wurden Männer zu Weibern gemacht, für immer! Das war alles!“ Er knirſchte vor Wuth und warf ſeine Lanze mit ſolcher Ingrimmsgewalt gegen eine Palme, daß ſie den Stamm durch und durch drang. Seine Augen rollten wie die eines Tiegers.

„Wurden zum Dienſte des Harems tauglich gemacht,“ fuhr er fort, „ich drunter. Hier die Reſte eines Flaums am Kinn — bei ergrauendem Haar! Gefeſſelt mit Riemen! Ohne Widerſtand!“ Seine Blicke ſprühten Mordluſt.

„Gut!“ fuhr er fort, „waren tauglich, alle, — ich drunter! Wir dienten den ſchönſten Frauen, bei Tag und Nacht, beim Mahl und im Bade. Manch ein Fürſt hätte ſein Reich um eine einzige Sekunde des Lauſchens gegeben. — Thoren! Tauſend Weiber hätt' ich gegeben, alle Weiber der Welt, für Ehre, für die Wahrheit deſſen, was mein Antlitz von nun an log. Gut! Ein Sclav iſt ein Hund, man ſtößt ihn hiehin und dorthin, er darf nicht bellen. Ich boll. Ich ward gezüchtigt, dazu denk: — mein

Vater war Scheich geweſen, und ich hatte in der Wüſte eine Stute geritten, deren Stammbaum hinaufreicht bis drei Jahrzehnte nach dem Tod des Propheten. — — — Aber, horch! Ich höre Schritte.“

„Ich ſehe Niemanden des Weges daherkommen,“ entgegnete Heinrich, „erzähle Deine Geſchichte weiter!“

„Es kommt Einer des Wegs!“ behauptete Kaſ. Im Abendlande ſind meine Sinne ſtumpfer geworden, im Morgenlande kommt ihnen die alte Schärfe wieder. — Sieh dort, — wo der Weg ſich um die Ciſterne dreht, — haben drei Reiter eben Raſt gemacht.“

„In der That, jetzt erkenn' ich ſie.“

„Sieh hin! — dies Geſicht — — —“ Sein eignes glühte in Wildheit.

„Noch unterſcheid' ich die Züge nicht!“

„Ich! den Einen kenn' ich. Wir ſprechen ihn an. Sieh hin!“

„Auch mir ſcheint er bekannt.“

„Der Mönch!“ ſprach Kaf.

„Was fällt Dir bei! Jene dort tragen die Kleidung Deines Volkes, Turbane und krumme Säbel.“

„Unter den Turbanen glattgeſchorne Scheitel. Ich wittre es.“

Bald waren die drei Raſtenden erreicht. „Allah ſei gelobt!“ rief ihnen Kaf von weitem zu. Die drei kreuzten die Arme vor der Bruſt, nicht ohne Ungeſchicklichkeit und Verlegenheit zu verrathen; einer von ihnen hatte Heinrich und Kaf ſcharf in’s Auge gefaßt und murmelte in ſich: „Was begegnen uns dieſe hier? Böſe Wege für ſie! Ich will’s gedenken.“

Indeß waren Heinrich und Kaf abgeſtiegen und näherten ſich den anſcheinenden Sarazenen; Kaf flüſterte ſeinem Gefährten zu: „Der Geiſt der Wüſte iſt in mir; er will ein Opfer haben. Gib Acht: dieſer verkleidete Mönch trachtet nach Argem.“

Jetzt erſt erkannte Heinrich den Gaukler, den er in Cypern öfters geſehen. „Es iſt kein Mönch, es iſt ein Gaukler,“ erwiederte er.

„Ein Mönch, drum ein Gaukler,“ meinte Kaf, ſprang auf den Mönch zu und faßte ihn an der Gurgel.

„Welcher Teufel iſt in Dich gefahren?“ rief Heinrich, indem er ſich bemühte, ihn abzuhalten und den Mönch zu befreien.

„Laß mich!“ ſprach Kaf ruhig, als hielte er einen Sack, den er einem Kameele aufladen wolle; dann zu dem Mönch: „Sprich Arabiſch, guter Freund! und ich will Dich laufen laſſen.“

Der Mönch wand ſich in der Fauſt des Wüſtenſohnes, der ſich an den Angſtgeberden ſeines Opfers weidete; die zwei Andern warfen ſich feig zu Heinrich's Füßen und flehten um der Wunden Chriſti willen um Erbarmen für ihr und ihres Gefährten Leben.

„Sieh!" rief Kaf luſtig, — „wie er zappelt; für ein arabiſch Wort aus ſeiner Kehle gäb' er ſeine Kutte, ließe nackt, ſo nackt wie ſein Schädel."

„Erbarmen! Erbarmen!" ſchrieen die andern zwei, — „habt Erbarmen mit unſchuldigen Dienern Gottes, die keine irdiſchen Schätze mit ſich führen!"

„Diener Gottes!" rief Kaf, wild lachend! „Was ſagt' ich? Meine Witterung iſt gut. — Ich halte mich an meinen Mann hier. Weshalb biſt Du ein Sarazene geworden, guter Freund?"

„Barmherzigkeit!"

„Laß den armen Schelm!"

„Nein! Heda, Schwarze! laſſet die Aufſicht über Affen und Papageien! Nehmt dieſen! Ich wittre ein Schelmenſtück. Walkt ihn, bis er bekennt, was er eigentlich iſt, Mönch oder Muſelmann...."

„Ein ehrlicher Kapaunenhändler!“ ſchrie der Mönch in Todesangſt.

„Pfählt ihn!“ rief der Eunuch, das Geſicht dunkelbraun vor Wuth. — „Eine Lanze! — Schwarze! an's Handwerk!“

Die ſchwarzen Sclaven warfen ſich wie Fanghunde mit boshafter Gier über den Mönch, Kaf's grauſames Gebot zu vollſtrecken.

Entrüſtet ſprang Heinrich dazwiſchen. „Bei Deinem eignen Leben, Du hältſt ein und krümmſt ihm kein Haar.“ Die Klinge blitzte. Kaf riß den Damascener aus der Scheide. „Ich muß heute Blut haben!“ Er ſtieß mit dem Fuße verächtlich nach dem Mönch und fiel gegen Heinrich's Schwert aus. Eine Wunde. Sein Blut ſtrömt. Da kehrt dem wilden Kaf die Beſinnung wieder. „Du haſt mich um eines Elenden willen verwundet. Gut! Halfſt mir zur Klugheit.“ — Dann ſprach er ruhiger zu dem Mönch: „Du behältſt Dein Leben, wenn Du bekennſt, weshalb Du verkleidet hier herumſtreifſt, und Du wirſt gepfählt, wenn Du lügſt. Dein Geſicht iſt falſch wie das todte Meer.“

Dem Mönche blieb nichts übrig, als die Tugend der Demuth und das Bekenntniß der Wahrheit. Er ſpannte knieend die Arme nach der Weiſe des ſeraphiſchen Vaters aus und geſtand: „Ich wollte nach der heiligen Stadt Jeruſalem wandern, um ein Gelübde zu löſen.“

„Iſt das alles?“ fragte der Eunuch mißtrauiſch.

„Du ſprichſt ja völlig wie ein Richter und König, Kaf! Laß uns lieber unſre Reiſe fortſetzen!“ redete Heinrich dazwiſchen.

„Der heilige Mann hat noch was auf dem Herzen,“ meinte Kaf, indem er ihn ſcharfen Blickes anſah.

„Wahrhaftig nichts mehr!“

„Nichts mehr? Gut! So laßt uns weiter ziehen!“ ſprach Kaf, flüſterte den Schwarzen ein Wort zu und beſtieg das Dromedar wieder, indeſſen Heinrich ſich auf ſein Pferd ſchwang. Die Schwarzen aber warfen ſich nun auf den Mönch und arbeiteten mit Knütteln unverdroſſen auf deſſen Rücken los. Sein Geſchrei feſſelte Heinrich's Aufmerkſamkeit, daß dieſer ſich umwandte. In demſelben Augenblicke ſank der Mönch lautlos nieder.

„Was iſt geſchehn?“ rief Heinrich. Die Schwarzen hoben und zupften mit roher Neugier an den ſchlaffen Armen des Mißhandelten.

„Er iſt todt!“ ſprach Kaf ruhig, ritt weiter und winkte den Sclaven, zu folgen. Die beiden Gefährten des Mönches waren verſchwunden.

Dieſe kaltblütige dämoniſche Grauſamkeit trieb Heinrich in Grauſen von des Wüſtenſohnes Seite fort, voraus. Dieſer aber ſaß ſtill vor ſich hinlächelnd, im Bewußtſein einer guten That.

Nachdem ſie wohl eine Viertelſtunde ſich von dem Schauplatz entfernt hatten, hob der Mönch, der ſich nach den erſten Streichen klüglich todt geſtellt, vorſichtig den Kopf, und blickte nach ſeinem Feinde. Allmälig raffte er ſich, da er die Gegend wieder ſicher glaubte, völlig auf. Ein Gefühl des Triumphs erkräftigte ihn, Tücke ſchlug aus ſeinen Blicken; ein leiſes Hohngelächter ſtahl ſich von ſeinen Lippen. Stolz wie ein König ſchritt er weiter und fand binnen kurzem ſeine beiden Gefährten in ihren Verſtecken, die er voll Verachtung anblickte. „Muthloſe Ordensbrüder, wie unwerth ſeid Ihr des Vertrauens und des hohen Zweckes, mit deſſen Erfüllung man Euch beauftragte. Seht mich! Als ein Märtyrer hielt ich unter den Mißhandlungen der Gottloſen aus. Sie werden's büßen! —“ Wonne der Rachehoffnung durchquoll ihn wie ſüßer Wein. Er öffnete das Kleid, ein Pergament ward auf ſeiner bloßen Bruſt ſichtbar. „Und dennoch bekannt' ich nichts! Nichts ward mir geraubt! —" Jetzt rief er gegen die Richtung hin, in welcher ſeine Feinde ritten: „Der Todte iſt auferſtanden — Euch allen zum Verderben! So elend ich vor Eurem Spotte lag, — Ihr mit ſammt Eurem Kaiſer werdet es bereuen, mich getreten zu haben!"

Indeſſen war der Kaiſer auf ſeinem Weiterzuge in Cäſarea angekommen, wo ihn der Erzbiſchof und der Patriarch Gerold mit größter Auszeichnung empfingen und ihm auf jedem Schritte mit ſorgſamer Aufmerkſamkeit, wie es Gaſtfreunden geziemt, folgten, dem Anſcheine nach, um jeden ſeiner Wünſche zu erfüllen, in der That aber, um ſeinen Lebenswandel und ſeine Geſinnungen und Vorſätze zu erlauern. Da Herzlichkeit und Leutſeligkeit dem Kaiſer angeboren waren, ſo benahm er ſich gegen den

Patriarchen ſo, daß dieſer bald wähnte, das Vertrauen des Kaiſers gewonnen zu haben, und deshalb ſich nicht ſcheute, ihm in heimlicher Zwieſprach ſeine Vorſchläge vorſichtig zu enthüllen. Wider Vermuthen traf er plötzlich auf Felſengrund, an welchem ſeine Hoffnungen abprallten; denn Friedrich hatte zu nichts weniger Luſt, als jene Länder, welche er im Orient zu erwerben ſtrebte, einer Prieſterherrſchaft anzuvertrauen, deren Weſen er in Rom kennen gelernt, und deshalb konnte die anſcheinende Ausſicht, durch einen von Rom unabhängigen Patriarchen des Orientes den päpſtlichen Stuhl in Schach zu halten, nichts Verlockendes für ihn haben; er hoffte in einem weltlichen Statthalter, den er einſetze, beſſere Treue zu finden, als in der Dankbarkeit und in den Gelöbniſſen eines Prieſters. Mit aller Feinheit, die ihm zu Gebote ſtand, die Vorſchläge des Patriarchen für einen Scherz hinnehmend, ließ er in ſeinen Antworten gleichwohl den ſtarren Widerſpruch und die kaiſerliche Oberhoheit durchſchimmern. Der Patriarch hütete ſich, Mißvergnügen zu zeigen, behandelte die ganze Sache gleichfalls als Scherz und blieb ſich in ſeinem höflichen und aufmerkſamen Benehmen gegen den Kaiſer durchaus gleich. Trotz alles Spähens jedoch gelang es ihm nicht, von deſſen Plänen etwas zu erfahren. Er bezwang ſeinen Mißmuth: ſein Vorſatz ſtand feſt.

Heinrich's Ankunſt und Botſchaft machte den Kaiſer froh, indeſſen die Volksmenge den langen Zug der Sclaven und Thiere, des Sultans Geſchenke, beſtaunte und dem Patriarchen über des Kaiſers Pläne die Augen aufgingen, und ihm die Mißgunſt gegen dieſen, der ihn gering angeſchlagen, der über ihn weg zum Ziele geſchritten, im Herzen wuchs. Schwache Geiſter, die ſich nur bis zur Höhe ihres Egoismus erheben können, vergeben es großen nie, wenn ſie von dieſen umgangen werden, und ſetzen alles auf's Spiel, verſchmähen auch das zweideutigſte Mittel nicht, um jene ihre verachtete Bedeutung fühlen zu laſſen. In dieſer Hinſicht war der Patriarch, tief unter dem Geiſte des Erzbiſchofs ſtehend, nicht viel beſſer, als ſein Werkzeug, der Bettelmönch, von welchem er ſich nur durch Abgeſchliffenheit des Benehmens und durch größere Feinheit der Liſt unterſchied. Obwohl er ſich nicht mehr darüber täuſchte, daß der Kaiſer durch ein Bündniß mit dem Sultan das ſicher zu erreichen trachte, was durch Waffengewalt — bei der allgemeinen Uneinigkeit der morgenländiſchen Chriſten — nur zweifelhaft zu erringen war, ſo ſtellte er ſich doch, als ahne er den eigentlichen Zweck der Geſchenkeſendung des Sultans an den Kaiſer nicht und betrachte dieſe nur als einen Beweis perſönlicher Achtung, worüber auch er, gleich allen übrigen Chriſten, ſich freuen müſſe, da ſie dem weltlichen Haupte der Chriſtenheit gelte. Schon war aber in ſeinem Kopfe der Inhalt eines Schreibens an den Papſt fertig, worin er die Sendung der Geſchenke den Intereſſen der Chriſtenheit gefährlich deutete; von nun an keine Verſöhnung zwiſchen ihm und Friedrich; die Trümmer kaiſerlicher Macht ſollten ihm die Brücke werden, um darauf im Nimbus heiliger Entrüſtung über den Gottvergeſſenden mit dem Papſt zu unterhandeln und von Rom das zu erlangen, was der Kaiſer zu gewähren verſchmäht hatte. Zugleich ſchürte er heimlich das Feuer, deſſen Schein den Kaiſer mitten in ſeinen voreiligen Triumphen verzehren ſollte, und während ſein Antlitz Freundlichkeit log, ſeine Lippen Glück wünſchten, lachte ſein Herz vor Schadenfreude, als er jenen von Cäſarea ſcheiden ſah, um mit den Edelſten des Heeres in das Hoffeldlager des Sultans zu ziehen. Nachdem aber der Kaiſer Cäſarea verlaſſen hatte, ſchloß ſich der Patriarch in das innerſte Gemach des erzbiſchöflichen Palaſtes, ſammelte alle Erinnerungen und ſchrieb ſie auf als Beſchuldigungen wider des Kaiſers ſittlichen Wandel und Herrſcherpflicht; Manadora's Name ſtand an der Spitze dieſer Anklagen. Dann ſandte er Rundſchreiben, welche zur Verrätherei gegen den ketzeriſchen und gebannten Friedrich aufforderten und ein ſolches Verfahren als Tugend, Pflicht und Verdienſt um den chriſtlichen Glauben darſtellten. Tag und Nacht war er thätig, des Kaiſers Verderben zu bereiten, und ertheilte jedem, der zu dieſem Zwecke zu wirken verſprach, den Segen.

Mitten in dieſem unermüdlichen Schaffen empfing er eine Nachricht aus Italien, die ſeinen Hoffnungen die Krone aufſetzte: „Ein päpſtliches Heer iſt in Friedrich's Erbland, Apulien, eingefallen. Stadt um Stadt fällt in der Kirche Gewalt. Kapua iſt bedroht, Friedrich's Ende nahe."

Raſch ſchickte er einen Vertrauten mit dieſen Nachrichten an den Sultan. Er hoffte: ſie würden den letzteren vom Abſchluß eines Bündniſſes mit dem Kaiſer abhalten, deſſen Macht im Occident erſchüttert, nun auch im Orient nicht mehr zu fürchten ſei.

V.

Friedrich betrat ein Thal, das der Geſchmack des Sultans in einen Palaſt mit hundert beſonderen Höfen und Gärten, in eine nur für Könige eingerichtete Stadt verwandelt hatte. Die Mauern der Zelthäuſer waren, ſtatt aus Marmor, von den ſchwerſten ſeidenen Stoffen, Gemach von Gemach durch Farbenpracht unterſchieden, die gewirkten Geſtalten funkelten von eingeſetzten Edelſteinen, die Arabesken waren von Perlenſchnüren durchwunden. An hoher Lanzen goldnen Spitzen flatterten Fahnen aus Mitten der Zeltgebäude, das Kriegeriſche des Hoflagers anzudeuten. Am Ende deſſelben dehnte ſich der von dem Sultan bewohnte, am andern der für den Kaiſer beſtimmte Flügel aus, jeder mit zahlreichen Zeltgemächern, mit phantaſtiſcher Pracht und Ueppigkeit eingerichtet. An dieſe Flügel ſchloſſen ſich je in Halbkreiſen Lager für die Gefolge; zwiſchen jenen lagen, von Gebüſchen geborgen, im anmuthigen Labyrinthe die Pavillons des Harems, von Eunuchen bewacht; die reizendſten Frauen lagen auf Polſtern und Teppichen, oder genoſſen die Freuden des Bades, während andre zur Laute Lieder ſangen, andre Federbälle warfen und in goldnen Netzen fingen, andre mit Papageien plauderten, welche durch lange feine Ketten am Fortfliegen gehindert waren. In zierlich geordneten Laubgängen wandelten, wie in Platon's Akademie, Dichter, Weiſe, Geſetzerklärer, Sternkundige, Aerzte, welche dem Sultan im Frieden wie im Kriege von einem Hoflager zum andern zu folgen gewohnt waren; ſolche Männer ehrte er als Freunde, ſie lebten bei ihm wie Lieblinge des Himmels, denen auch der tapferſte Held gern den Platz einräumte.

Siebenmal ſieben Sclavinnen von erleſener Schönheit empfingen den Kaiſer, als er mit Manadora an den Hofhalt kam, und führten ihn in die für ihn beſtimmten inneren Räume der Zeltpalaſtſtadt. Die Ritter des Abendlandes wandelten in dieſer Pracht und Herrlichkeit wie im Traume dahin, als wären ſie plötzlich auf einen andern Planeten verſetzt, geblendet von den farbenſchillernden Geſtalten und Erſcheinungen, welche ihre Sinne umgaukelten.

Die Vorhänge eines Zeltes rauſchten; heraus trat, auf den Kaiſer zu, der Sultan, der dieſem die Hand zum Willkomm bot, hinter ihm die Dolmetſche und die edelſten Stammhäupter. „Sei gegrüßt in Deinem Hauſe, Fürſt des Abendlandes,“ ſprach der Sultan, „laß es Dir bei Deinem Gaſtfreunde gefallen; der einige Gott, zu dem wir Beide beten, ſei gelobt!“

„Betet nicht auch der Papſt denſelben Gott an?“ dieſe Frage durchflog dabei des Kaiſers Haupt. Des Sarazenen edles Anſehn und Herzlichkeit ſcheuchten ſchnell dieſen Gedanken; die heitre Gegenwart heiſchte ihr Recht. „Komm, — Feind!“ rief er lebhaft und breitete dem Sarazenenfürſten die Arme entgegen. „O ſtünd' ich ſtets ſolchen Feinden gegenüber! Der ſchadenfrohe Krieg, der uns ſelbſt mit Feinden zuſammen auf einen Haufen mäht, müßte bald ſeine Sichel in die Hand des Landmannes legen, und ſie würde hoch im Erntekranz prangen, den Glückliche flechten, die uns ſegnen! Wie wohl thut mir's, die tapferſte Hand im Morgenland zu drücken. Aug' in Aug' laß Dir's ſagen, wie hoch Du ſtets vor meinem Geiſte ſtandeſt;

es ſchändet zwei Männer nicht, die erſten ihrer Völker, ſolches zu geſtehn."

Der Sultan wendete ſich jetzt mit jener Courtoiſie, welche die Ritter des Abendlandes damals auch in den Orient verpflanzt hatten, zu Manadora, und begrüßte ſie mit Ehrfurcht. „Geprieſen ſei der Stern aus Weſten, ſein Schimmer iſt Heil!" — Nachdem er ſich vor dem Kaiſer leicht geneigt, gab er den Sclavinnen einen Wink; ſie ſchwebten im Reigen durch die Zeltgaſſen, durch die Laubgänge dahin; die Ritter blieben zurück. Der Sultan führte nun Manadora, welcher Friedrich zur andern Seite ging, an die Pforten ihres Harems, wo verſchwenderiſcher Reichthum, höchſte Ueppigkeit, die ſchönſten und gewandteſten Dienerinnen ihrer warteten, und ſie als Königin aufnahmen. Als ſie hinter den Vorhang getreten war, wendete ſich der Sultan, das Heiligthum des Frauenſitzes ehrend, zu dem Kaiſer mit den Worten:

„In Deinem Hauſe reichten wir uns die Hände; erlaube mir jetzt, wie es Pflicht des Gaſtfreundes iſt, unter mein Dach Dich zu führen.“

Kaiſer und Sultan, beide gleich herzlich von Natur, jeder den andern hoch achtend, da der Ruf längſt die Vorzüge eines jeden verkündet hatte, wandelten traulich, als kännten ſie ſich ſeit lange, durch die zu Gärten umgeſchaffene herrliche Landſchaft bis zu den Räumen, welche der Sultan bewohnte. Dort fand der Kaiſer ſeine Freunde und Waffengefährten ſchon um ein köſtliches Mahl verſammelt, in fröhlicher Unterhaltung mit ihren ſarazeniſchen Wirthen. Friedrich und Caamel traten in ein einfaches Zelt, wo der letztere wohnte. Lautenſpieler ſangen vor demſelben, geſchäftige Sclaven brachten goldne Schüſſeln und Schalen voll duftenden Sorbets. Ein Dolmetſch ſtand an der Schwelle.

„O ſchönes Morgenland!“ rief der Kaiſer begeiſtert, „Holde Wiege der Menſchheit! Wohl faſſ' ich's jetzt, da ich Dich ſehe, weshalb wir Männer im Weſten von ſolcher Sehnſucht nach Dir getrieben werden, daß wir alles, was uns dort theuer iſt, frohen Muthes verlaſſen. Die Sehnſucht des Kindes nach ſeiner Heimath iſt's, die in die Träume des Mannes hineinklingt. Wohl iſt mein Neapel ſchön, — ein Stück vom Himmel nennt es der ſtaunende Wanderer, der vom Norden kommt. Hier aber iſt der ganze Himmel. Hier iſt die Sonne noch eine Feuerlilie, hier ſind die Sterne die glühenden Blicke eines jungen Weibes am Brautabend. Hier iſt Freiheit, Freiheit! Kein Prieſter bevölkert den Himmel des Oſtens mit blutigen Phantomen! O wie wonnig athm' ich! Hier iſt der Mann das Höchſte und Heiligſte auf Erden. Hier ſchleicht kein ſchadenfroher kleinlicher Zwiſchenträger, um das Vertrauen zu vergiften, das den Tapfern an den Tapfern reihet."

Der Sultan winkte dem Dolmetſch, der ihm dieſe Worte des Gaſtes gedeutet, und flüſterte ihm einige Worte zu. Der Dolmetſch entfernte ſich und erſchien bald wieder, ein Käſtchen von Cedernholz bringend. Der Sultan reichte es, nachdem er es geöffnet, dem Kaiſer hin und ſprach: „Lies!“

Friedrich entfaltete das Schreiben, das in dem Käſtchen lag; es war das des Patriarchen Gerold mit der Nachricht von dem Einfalle des päpſtlichen Heeres in Apulien.

„Derſelbe Patriarch!“ rief Friedrich entrüſtet, „derſelbe, der noch vor kurzem mir ein heimlich Bündniß gegen den Papſt antrug. Und dieſe Nachricht ſandte er Dir!“

„Drei Stunden, bevor Du ſelbſt ankamſt. Dem Boten, der ſie brachte, brach das Roß unter den Füßen zuſammen.“ —

„Du ſiehſt, Fürſt, was ein Prieſter iſt!“ ſprach der Kaiſer.

„Und doch willſt Du für dieſe Prieſter das

Grab eures Propheten gewinnen, und ſo viele Tauſende ſchon gingen in den Tod, um zu thun, wie ihnen ſolche Prieſter geboten?“

„Nein, Caamel, nicht um dieſer willen! Weißt Du, was dies heilige Grab in ſich ſchließt? Mehr als die eitlen Vorſpiegelungen unſrer Prieſter, — die Ehre enthält’s, die drinnen niedergelegt iſt. Wahrlich, Caamel, nie noch gab es einen Mann, der andre täuſchen wollte, und nicht zuvor ſich ſelber täuſchte. Doch als jene Diener des unſichtbaren Gottes zuerſt in alle Welt riefen: das Grab des göttlichen Heilandes, an den wir glauben, aus den Händen derer, die ihn nicht als Gottes Sohn erkennen, zu befreien, damals dachte keiner an irdiſchen Vortheil, dachte jeder, der auszog, an Macht, Reichthum, Land ſo wenig, als an den Tod, das Göttliche rief in jeder Bruſt. Doch nichts weiter davon, ich möchte vor Dir, dem Feinde meines Glaubens, ungern zum Ankläger werden, — nicht meines

Glaubens, der mich ein göttlicher dünkt, ſondern der Dolmetſcher deſſelben, die ich für ſehr irdiſch zu halten angefangen, und die in der That wenig dafür thun, daß man ſie für überirdiſch halten dürfte. Du ſiehſt jetzt klar in unſrer Sache, doch, könnt' ich Dich auch über irgend einen Vortheil Deiner Lage täuſchen, ich thät' es nicht, ſelbſt wenn Du mich geringer achteteſt. Sprich, was wirſt Du, nachdem Du dieſen Brief empfangen, beſchließen?"

„Was ich früher beſchloß," erwiederte der Sultan. „Ja dieſe Nachricht, die ich nur ſo betrachte, als hätte der Bote geirrt, da er ſie mir ſtatt Dir brachte, beſtimmt mich vollends, denn Du wirſt jetzt Deine ganze Macht gegen den Feind gebrauchen müſſen, welcher Deine anderen Länder bedrängt."

„Willſt Du mich an Großmuth beſchämen?" rief der Kaiſer.

„Weshalb nennſt Du Rechtſchaffenheit Großmuth? Was ich heute thue, würdeſt auch Du im gleichen Falle mir gegenüber thun!“

„Du irrteſt Dich in mir nicht! Warum kamen wir, da doch unſre Naturen wie zwei Spiegelbilder eines und deſſelben Weſens ſind, nicht als Brüder zur Welt!“

Der Sultan runzelte die Stirne. Das Wort Bruder weckte Erinnerungen in ihm, die er zu vergeſſen ſich bemühte, er dachte an ſeinen Bruder Moattam, den er bekriegt hatte. Er griff unwillkührlich nach der in Silber gefaßten Branke an der Löwenhaut, die ihm ſtatt eines Teppiches diente, und ſprach finſter: „Laß uns von unſrem Bündniſſe ſprechen! Biſt Du fern, in Dein Weſtland zurückgekehrt, dann haſt Du in mir einen Freund, der allen Liſten Deiner Feinde unzugänglich iſt. Und einen ſolchen hab' ich auch an Dir; — wir Beide decken uns, ſo fern wir ſeien, mit unſern Namen gegen jeden offnen und heimlichen Feind, wir decken uns, jeder den andern mit ſeiner Ehre und Treue; ich weiß: käm' ich plötzlich in Noth, Du eilteſt herbei, und ſtündeſt zu mir. Und ſo ſeh' ich keinen Unterſchied, wenn dieſes Reich Jeruſalem, um deſſen Beſitz ſo lange geſtritten wird, meinen Namen als den ſeines Herrſchers trägt, oder den Deinigen. Mir wie Dir iſt der Tempel Suleimans, ſind die Orte heilig, wo euer Prophet geboren ward, gelebt hat und geſtorben iſt; ich bete ihn nicht an, weil ich nur einen Gott glaube, der in Ewigkeit geprieſen ſei, aber ich ehre ſein Andenken wie das Moſche's und Eliah's, die vor ihm waren. Ich liebe den Krieg, doch mich jammert des Elendes, das ſeit ſo vielen Jahren auf dieſem Lande liegt; damit ihm endlich — Friede werde, heiße alſo Du König des Reiches, Du und kein andrer; denn nicht jeder iſt wie Du! Ein Wort, das Du gibſt, wird bleiben und beſtehen. Wärſt Du in Waffen wider mich gekommen, ich hätte mich Dir nicht gebeugt, die letzte Hufe Landes hätt' ich mit meinem Leibe gegen Dich vertheidigt. Doch weil ich Dir im feſten Vertrauen gebe, was ich weigern konnte, wirſt Du dem Lande erhalten, was ich nicht zu erhalten vermöchte, den Frieden; kein zuchtloſes Heer von Räubern wird künftighin über's Meer kommen und das Land zum Erntefeld von Gräueln machen. So ſei — durch freien Bund zweier Männer das blutige Räthſel gelöſt."

„Vertrauen für Vertrauen!" ſprach Friedrich, — „Eintracht ſei von nun an zwiſchen Chriſten und Moslemin, wie zwiſchen zwei Brüdern, die zwei Mütter einem Vater geboren. Für Chriſten und Moslemin ſoll, — mein Kaiſerwort verpfänd' ich dafür — der Tempel Jeruſalems zu gleichen Rechten offen ſtehn, einen Gott beten ja beide drin an. Wenn die Glocke zur Meſſe ruft, rufe der Muezzin zugleich vom Minaret herab zum Gebet; ungefährdet ſei, ſo weit meine Herrſchergewalt reicht, das Heiligthum des Sarazenen, die Moſchee. Und wie wir zwei Fürſten uns jetzt die Hände reichen, mögen Chriſten und Korangläubige von nun an für immer in Eintracht und Frieden verbunden ſein!“

„Für immer?“ entgegnete Caamel ungläubig und ſchmerzlich lächelnd. „Laß uns, mein edler Gaſtfreund, das Schickſal nicht durch voreilige Freude herausfordern, daß es unſre Worte plötzlich zu Schanden mache! Wer, der ſterblich iſt, kann markten und, wenn er den Handel geſchloſſen, ſagen: „dieſe Waare, die ich gekauft, iſt mein für immer?“ Vielleicht ſchon, da er dies ſpricht, ſteht der Räuber unſichtbar hinter ihm. Beſitzen wir ſo viel Freiheit, daß wir uns für immer binden können? Nein, laß uns lieber eine Friſt annehmen, welche zu überſchauen die Kraft unſres Auges ausreicht. Wer bürgt, daß, wenn ſogar binnen ſo kurzer Friſt einen von uns beiden das Unvermeidliche trifft, der Erbe ſeiner Macht auch ſeinen Geiſt und ſeinen Willen erben wird? — Darum laß uns zehn Jahre anſetzen als erſte Dauerfriſt des Friedens! Möge es in den Sternen gezeichnet ſtehen, daß wir nach Ablauf derſelben beide noch leben, ihn zu erneuen."

„So ſei es!" erwiederte Friedrich, „laß uns, edler Fürſt, dieſes Bündniß mit Freudenthränen Unglücklicher beſiegeln! Laß uns einen Theil der Früchte denen ſpenden, welche den Boden mit ihrem Elend tränkten! Freiheit für die Gefangenen — Seldſchucken wie Chriſten!"

„Gelöſt, wie dieſer Gürtel, ſeien ihre Bande!" ſprach der Sultan, den Gürtel ſeines Krummſchwertes löſend.

„Wie dieſe Klingen laß uns ſie tauſchen!" fügte der Kaiſer hinzu, reichte nach morgenländiſcher Sitte dem Sultan ſein am Griffe mit koſtbarer Kunſtarbeit und Edelſteinen geſchmücktes kaiſerliches Schwert, und empfing ſeines Gaſtfreundes damascener Säbel dafür.

Es ſaßen die beiden Männer einander gegenüber, einer an dem Werthe des andern ſich erfreuend, einer durch den andern ſich edler und kräftiger fühlend, — der Kaiſer mit ungetrübter Zufriedenheit der durch gegenſeitige Hochachtung unblutig vollbrachten Erwerbung gedenkend, für welche ſo viele Tauſende vor ihm umſonſt geſtorben waren, — der Sultan mit wehmüthiger Freude, die dem ernſten tapfren Manne edel ſtand, die Segnungen des Friedens erwägend, welche er durch freiſtolze Hingabe dem Lande zugewendet, und bei dieſem reinen Bewußtſein für kurze Friſt die unſeligen Kämpfe, welche ſein eigenes Geſchlecht zerfleiſchten, und das Unrecht vergeſſend, wozu ihn ſelbſt die Leidenſchaft hingeriſſen, in deſſen Ausfechtung ihn die Ueberzeugung aufrecht halte, daß nur von einem einzigen Herrſcher Heil ausgehen könne.

Auf einen Wink des Sultans theilte ſich jetzt plötzlich die hintere Tapetenwand, und ein reizendes Schauſpiel bot ſich den Blicken des überraſchten Kaiſers. Die holdeſten Mädchen des Harems ſchlangen nach dem Schalle ſanftbetäubender Weiſen den Reigen, durch den magiſchen Wechſel gefälliger Stellungen des Gaſtes Herz zu erfreuen. Aus den umhüllenden Gewändern drängte ſich die Fülle der Formen; ſie ſchwebten wie Paradiesvögel über den bunten Teppichen hin, jede Linie, in welcher ſich die Geſtalten darſtellten, ſchmeichelte dem Auge, um raſch über der nächſten ſchöneren Erſcheinung vergeſſen zu werden. Und kaum daß der Sinn ſie erfaßt hatte, waren auch ſie dieſem ſchon entſchwunden, wie roſige Morgenwolken in Blau des Himmels zerfließen. Der Sultan führte jetzt ſeinen Gaſt aus dem Zelte in eine rundförmige Lichtung des Gartens, wo um ein Blumenbeet Verſchleierte ſaßen, jede ein Körbchen vor ſich im Schooße, aus welchem ſie Blumen wählte.

„Binden dieſe nicht den Selam?“ fragte der Kaiſer im Vorüberwandeln, und fuhr, als der Sultan ihn weiter führte, begeiſtert fort: „O beglücktes Land, wo Roſenfinger mit Blumen ſchreiben. Wer würde hier nicht gern zum Schüler, und ließe ſich von ſolchen Meiſterinnen in der Geheimſchrift der Liebe unterrichten.“ Sie erreichten hierauf einen Laubgang, in welchem die breiten Kronen alter Feigenbäume ſich aneinanderwölbten. Hier ſaß ſinnend ein ernſter Mann. Der Sultan begrüßte ihn und bat ihn, die vier Säulen des Geſanges aufzupflanzen und eine Kaßidet zu erwecken zum Preiſe des großen Sultans aus Weſten.

Der Kaiſer war auf's neue überraſcht; da dachte er mit freudigem Stolz an ſeine Heimath, wo die Blüthe des Geſanges von den edelſten Geiſtern gepflegt wurde. Der Dichter begann;

der Dolmetſch deutete die Diſtichen; ringsum zeigten ſich lauſchend zwiſchen den Bäumen, in den Geſträuchen, wie von Zaubergewalt herbeigelockt, die tapferſten Emirs des Heeres, die weiſen Scheichs, und empfingen die Worte wie Perlen vom Munde des Dichters. Und als dieſer geendet, herrſchte die Stille noch fort, und heilige Scheu, den Nachklang des Rythmus im Geiſte zu verlieren, zeigte ſich auf jedem Antlitz. Der Sultan ſtand wie in Andacht, und reichte dem Dichter eine goldne Schale, denn nur aus Gold dürfe die Lippe trinken, welcher die goldne Rede entſtröme. Der Kaiſer aber rief: „Lieblich erklang Dein Gedicht, Nachtigall des Oſtens, doch auch der Weſt hat ſeine Nachtigallen. O wäret Ihr jetzt hier, Heinrich von Oſterdingen, Walter von der Vogelweide, vor allen Du, gewaltigſter Meiſter Wolfram von Eſchenbach, einen größeren Wettkampf zu begehen, als jenen auf der Wartburg. Wahrlich, mein edler Wirth, ich weiß nicht, wie ich Euch dieſe Freude danken ſoll, die mir mitten in einem fremden Land den Stolz meines Reiches in's Gedächtniß ruft. Dieſe Könige des Wohllautes ſind gewaltiger als wir, o Fürſt, ſie verwandeln unſre Thaten in Sterne, und während aller Prunk, der uns in's Grab mitgegeben wird, die Leiche nicht vor Zerfallen in Staub ſchützet, weben uns dieſe aus Gedanken und Tönen Zaubergewänder, in welchen wir ungeſehen durch die Reihen unſrer Kindeskinder ſchreiten. Drum ſei mir der Dichter geprieſen, der Prophet der Unſterblichkeit. — Dein Hof, mein geehrter Wirth, iſt glanzvoll durch den größten Schatz, durch die Dichtung. Doch wer ſind jene dort im dunklen Laube, die dem Sangkundigen hier an Ernſt des Anſehens gleichen?"

„Das ſind Weiſe und Fromme," erwiederte Caamel, „Aerzte und Sternforſcher."

„Ich beuge mich vor der Kunſt der Schickſalserforſcher, welchen unſere Lebenslinien klar ſind. — — In der That, Sultan, Du haſt mir in kurzer Friſt ſo viele Genüſſe und Freuden zugemeſſen, daß ich davon ſchwindle und wie heilſame Arznei ein ernſtes Wort der Zukunft gern empfinge. Laß einen der Weiſen, die in den Sternen leſen, zu mir treten; ich möchte heute, da mich des Lebens Vollgenuß umrauſcht, erfahren, wie ich einſt ſterben werde."

„Ob Du nichts Vermeßnes wünſcheſt?" warnte der Sultan.

„Nein!" rief Friedrich lebhaft. „Ich finde größere Ruhe darin, den Tod wie ein fernes Ziel durch eine lange ſchnurgerade Reihe von Bäumen ſtets vor mir im Auge zu haben, als plötzlich, um irgend eine Ecke biegend, auf ihn ſtoßen zu müſſen."

Auf den Befehl des Sultans trat ein Greis an Friedrich heran, ein Chaldäer, der wegen ſeiner tiefen Wiſſenſchaft von Caamel in höchſten Ehren gehalten wurde. Er faßte des Kaiſers ausgeſtreckte Hand, und ſtudirte die Linien, welche auf deren Fläche kraus durcheinander liefen, dann die Züge des Antlitzes und die leichten Falten, welche ſich auf der Stirne zeigten. „Venus regiert!“ ſprach er nach langem Sinnen, „in Deiner Hand liegt eine Blume, und die Schatten, die ſich über Deine Stirne ziehen, ſind wie die Nacht im Kelche der Blüthe. Hüte Dich vor einer Blume, Sultan des Weſtens. In Blumen wirſt Du ſterben!“ Dies geſagt, und der Chaldäer verſchwand in den Schatten des Haines.

„Ein ſüßer Tod!“ ſprach Friedrich, heiter in ſeinem Ernſt, während er, von dem Sultan geleitet, weiter ſchritt.

„Der Sehnſuchtstod der Nachtigall!“ fügte Caamel hinzu. — —

Bald waren ſie in Friedrich's Gelaſſen angelangt, die Nacht war hereingebrochen, der

Sultan wünſchte ſeinem Gaſte holde Träume und entfernte ſich, um ſich in ſeine Zelte zurückzubegeben.

„Ein ſüßer Tod!“ wiederholte ſich Friedrich, als er im innerſten Gemache ſeines Zeltgebäudes allein war. Aus dem Dunkel deſſelben trat eine Frau auf ihn zu; beim Scheine einer Lampe ſah er die reiche, ſchmiegſame, üppig-züchtige Tracht des Morgenlandes, wallende Schleier von ſo zartem Gewebe, daß die dunklen Flechten des Haares, die drunter lagen, wie deren Einſchlag erſchienen, das unterm freien Buſen eng anliegende Seidengewand, den breiten Gürtel mit ſchimmernden Agraffen, loſe tief herab um die Hüften geſchlungen, das Obergewand, mit Perlen beſäumt, kurz bis an’s Knie und drunter ein koſtbares langes.

Betroffen von dem holden Reize der Erſcheinung ſtand Friedrich, die Hand vor die Augen haltend. Jetzt fühlte er ſich von zwei Armen gefeſſelt.

„Ich wollte Dich mir treulos machen!“ rief Manadora, „doch bangte mir vor der Probe. — Sag', Friedrich, kannſt Du's werden?“

„Verlangſt nicht Du ſelbſt es, Manadora? Ich wähnte mich einſam und Dich gewiegt in den frauenhaften Heimlichkeiten des Harems; ſtatt deſſen ſteht die ſchönſte Heidin vor mir, und verlockt mich wohl zu einem neuen Glauben!“

„Iſt der an meine Liebe Dir ſo neu? — Doch gut! ſei er's. O, daß er nie veralte! Und wenn ich nun wirklich noch keine Chriſtin wäre?“

„Dann alſo bringt meine Nähe Dir keine Gefahr; denn ich bin ja gebannt, obwohl ich der Chriſtenheit eben ein großes Geſchenk gewann.“

„Im Ernſt, Friedrich! Ich bin noch nicht getauft. Laß Dir's nur ſagen.“ Und nun erzählte ſie ihm, ſoviel ſie ſelbſt wußte. —

„Wir ſind nicht allzuweit vom Jordan“ ſprach der Kaiſer leichthin; „ſeine heilige Fluth wird meine Blume tränken, mich laß Deinen Pathen ſein.“

„So will mein Pathe, ich ſoll dann Blume heißen? Ich bin's, den Thau Deines Auges aufzufangen. Sieh her, Friedrich, was ich angeſtellt, während ich hier allein war und Dich erwartete. Den Rand des Teppiches, auf dem Dein Lager iſt, ſäumte ich mit Blumenſchrift. Ich lernte ſie ſchon, ein Bischen davon wenigſtens. Wie dieſe Heiden alles mit Sprüchen ihres Korans beſäen, ſo möcht' ich Dir überall in Blumen meine Liebe hinſchreiben. Du müßteſt dran denken, daß Deine Liebe eine Blume iſt.“

„Ein ſüßer Tod!“ ſprach Friedrich, unter Küſſen.

„In Küſſen ſterben?“

„In Blumen! durch eine Blume wohl gar? Es iſt noch keine Stunde, daß ein weiſer Mann mir dies Loos prophezeite, Manadora!“

Sie ſchauderte. Er hatte ſie ja ſeine Blume genannt! —

„Wär's nicht ſchön, durch Dich zu ſterben?“ ſprach er leiſe an ihr Herz.

Die Worte der Liebeständelei drangen wie heißer Athem in dies. „Ja göttlich wär's! Dich ſo für ewig mein eigen zu machen!“ ſprach ſie in wilder, grauſamer Wolluſt. — „Mit Dir in einem Kahn, abgeſtoßen vom Ufer! Das Ruder hinweg! Allein auf dem ungeheuren Ocean! Kein Aug', das mein Glück erlauern, kein Herz, das mir's entreißen kann. So iſt der Tod Geburt neuen Lebens. So hab' ich Dich dann von der Geburt an. Süßheimlicher, ewiger, ewiger Beſitz in einem neuen Daſein!“ — — —

Todtenſtille. Nur raſche, ſchwere Athemzüge, die mit dem Aufruhr der Seele kämpfen, ſind hörbar.

Außen in dem nächſten Freiraum, welcher dieſes innerſte Zeltgemach im breiten Kreiſe von den übrigen ſchied, die zu Friedrich's Hofhalt gehörten, ſaß Heinrich, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, des Kaiſers Nachtruh zu hüten; neben ihm Kaf, den Manadorens Nähe herbeigezogen. Heinrich hatte unter den Schleiern ihr Antlitz, in den fremdartigen üppigen Gewändern ihre Geſtalt erkannt, als ſie heimlich aus ihrem Harem in Friedrich's Zelt gekommen war.

„Wir paſſen zu Liebeswächtern,“ ſprach Kaf, „wir zwei!“ und ſah Heinrich an und lachte in ſich hinein. Heinrich hielt ſtill, hörte den Gefährten nicht und vernahm, was drinnen geflüſtert ward, obwohl er ſein Ohr gern dagegen verſchloß. „Ewigkeit!“ So leiſe dies Wort drinnen geſprochen war, es fuhr heraus, fuhr in ſein Herz. Wilden Muthes riß er's daraus, ob's auch wie mit Widerhaken drin haſten wollte.

„Keine! Keine!“ Labſal ſucht' er, fand er in dieſem gräßlichen Vernichtungsglauben. Wie das Kind an die Mutterbruſt ſaugte er ſich dran feſt. — „Es entſchädigt, zu wiſſen: aller Schmerz dauert nur ſo lang als dies Leben. Gottes Barmherzigkeit hat's gemacht, daß kein Drüben iſt, kein Fortbluten. — “

„Wackrer Wächter!“ ſprach Kaf mitleidig. „Wärſt Du ein Eunuch, wie ich, Du hätteſt Dein Theil genug, um über das Glück der Beiden drinnen zu lachen und Dir ſo viel draus zu machen!“ Er blies ihm über die Augen. „Das iſt die Philoſophie von uns Geſchöpfen, an denen der Menſch beweiſt, daß er ſchlechter iſt, als eine Beſtie. Wir rächen uns — durch Bosheit — oder durch Treue; wodurch auch ſonſt? Eins iſt ſo ſchön wie das andere. Im einen iſt ſo viel Seelenkitzel, wie im andern;

und den muß unſereins doch haben! Ich ſage: Treue, — nicht als Inſtinkt, mit Unempfindlichkeit, wie der Hund ſeinem Herrn nachſchnuppert, nein, als eine Art von Erſatz für die Freuden und Sorgen eines Vaters! Das Mädchen, das ich mir angekindet, koſtete mich ſchon manche Thräne. — Wahrhaftig: Du liebſt ſie, glaub' ich, ich ſeh's in Deinen Augen. — Armer Wächter! — — —"

„Ich bin ein Mann! Ich kann's verſchmerzen," ſprach Heinrich leiſe. Aber in ſeiner Bruſt ſchrie immerfort ein Schmerz, der ſeine Faſſung und Wortkargheit der Lüge zieh. „Wie Du an ſie, bin ich an Friedrich durch freie Wahl gebunden. O, es macht mir Freude, ihn glücklich zu wiſſen. —"

„Bleibe—ſie's!—Was iſt? Zitterſt Du?"— —

„Ich?" — Heinrich zwang ſich zum Lachen. — „Du ſiehſt, ich bin in guter Laune. Dieſe Nacht iſt ſo mild, heilige Ruh' — Todtenruh' rings um uns. Du ſollteſt Deine Geſchichte zu Ende erzählen, in welcher uns damals unterwegs der verkleidete Mönch geſtört.“

„Sie iſt kurz; das beſte davon läßt ſich nicht wiederſagen. Ich war Sclav in Damask. — — — Ich glaube: dies erzählt' ich Dir ſchon. Ich war gezüchtigt worden, mißhandelt, — aus Bosheit, nicht aus Gerechtigkeit; Weiber hatten lachend zugeſehen, wie ich entblößt, gepeitſcht worden war. Da ſteckte ich den Palaſt meines Herrn in Brand. Ich war ja nur ein Sclav, Eunuch, alſo ſchlechter denn ein Hund. Ich wollt' in den Flammen bleiben, drinnen vergehen. Ein Fremder, ein Franke, Manadorens Vater war's, der ſich den Bart verſengte, da er mich ſchon im Todeskampf des Erſtickens aus dem Qualm hob und forttrug. Ich dankte ihm's nicht; war ich doch wieder nur ein Sclav, hatte blos den Herrn gewechſelt. Doch er gab mir die Freiheit. — Freiheit!

Freiheit! Was Freiheit iſt, weiß nur ich, der ich jede Schmach getragen. Ein neues Leben war's, das er mir gab. Frei, frei gab ich's ihm zurück. Er lehrte mich manche Kunſt, manches heilſame Mittel. Ich folgte ihm in's Abendland, ich erbte von ihm etwas, deſſen gleichen ich für alles Gold Indiens nicht ſelbſt hätte zu Stande bringen können. Nun! das iſt meine ganze Geſchichte. An ſolchen Haken bleibt man hängen! — —"

„Still! — Horch!" —

„Was gibt's?"

„Nichts! Mir war als hört' ich was drinnen. Küſſe vielleicht! Jetzt eben — —"

Nun?"

„Nichts! nichts! Mein Blut tobt. Davon kommt's."

„Du haſſeſt ſie, — weil Du ſie liebteſt! Dann laß uns von einander gehn, uns gegenüberſitzen, wie Tieger dem Tieger." — — —

„Ewig, ewig!“ ſprach Manadora drinnen.

„....Ewig, ewig!“.... ſonſt nichts, als dies: ewig hatte Heinrich draußen gehört. Er drückte ſich in ſich zuſammen und liebäugelte mit der blanken Klinge ſeines Dolches, den er ſtill grimmig lächelnd aus der Scheide gezogen hatte.

„Eine Wespe, die das kollrige Roß in den dunklen Stall treibt,“ ſprach Kaf.

Drinnen aber lag der Kaiſer, träumend von dem Untergange Rom's, und drückte — im Schlafe, wähnend, den Zügel der Hierarchie ſcharf zu faſſen, die zarte Hand Manadora's, die an ſeinem Herzen eingeſchlummert war, vor Schmerz auffuhr und ſchlaftrunken rief: „Du entfliehſt? Eher dem Leben, als mir!“ Friedrich ließ, ſich ermunternd, die Hand los.

VI.

Der Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und dem Sultan war in's Reine gebracht; der Erſtere machte nach einigen Tagen Anſtalten zum Aufbruche. Caamel vermochte ihn nicht länger zurückzuhalten. So ſchieden denn die beiden Herrſcher, wie zwei Jugendfreunde von einander, die das Schickſal nach kurzem Wiederſehen auf's neue trennt. Der Kaiſer ließ koſtbare Andenken zurück; noch reichere Erinnerungspfänder gab ihm der Sultan mit, die edelſten Roſſe und

Waffen, die ſchönſten Sclavinnen, unſchätzbare Bücher morgenländiſcher Weiſen, zu deren Auslegung Männer, welche durch ihre Kenntniſſe in Anſehen ſtanden, auf des Sultans Wunſch dem Kaiſer folgten.

Die Edlen, welche ſein Gefolge bildeten, waren vorangeeilt, um die fröhliche Nachricht der für die Chriſtenheit glorreichen Erwerbung zu verkündigen und Anſtalten zu treffen, daß das Kreutzheer nach Jeruſalem ſich auf den Weg mache. Ebendahin zog Friedrich auf kürzeren Wegen, mit geringem Gefolge, nur von Manadorà, Heinrich, Kaf, und wenigen Sclaven und Sclavinnen begleitet, von denen die erſteren das auf Kameele und Maulthiere vertheilte Gepäcke bewachten. Heinrich ging in trübe Gedanken verſunken zwiſchen den reizenden Frauengeſtalten, Kaf bald neben, bald vor, bald hinter ihm, ein wunderlich Gemiſch von Größe und Niedrigkeit, voll Treue gegen ſeine Herrin und voll Liebloſigkeit gegen jedes andre Geſchöpf, ja voll Haß gegen alles, was auf dieſe einen widerwärtigen oder feindſeligen Einfluß üben konnte. Während der Reiſe höhnte er bald die Sclavinnen, bald ſchmeichelte er ihnen auf irgend eine zweideutige Weiſe, bald benahm er ſich mit völliger Freiheit wie ihres Gleichen; auf ſeine Gebieterin nahm er keine Rückſicht, nur zuweilen rieb er ſich in ſtiller Freude die Hände, wenn er ſie von weitem auf ſtattlichem Zelter an Friedrich's Seite ſah; er dachte dabei: „Wie herrlich wird ihr die Krone ſtehen!“ — und es war ihm dabei ſo ſtolzfreudig zu Muthe, als empfinge er ſelbſt dann eine ſolche. Heinrich aber behandelte er anfangs mit Mitleid, dann, als er deſſen ehrenhaftes Ringen mit ſich ſelber ſah, mit einer gewiſſen Scheu. „Solche Geiſter müſſen zu ſchaffen haben.“ — Endlich bemerkte er, wie Gülnare, eine junge Sclavin, die Perle des Harems, welche der Sultan Manadoren geſchenkt hatte, den ſchönen edelgebildeten Mann ſtill in's Herz gefaßt hatte, und ſprang nun, recht weiberhaft, von ihr zu ihm und von ihm zu ihr, und trug ihm zu, was er wirklich von ihr erlauſcht hatte, und ihr zu, was er von ihm erlauſcht zu haben glaubte, und fügte dazu, was ihm gut dünkte, Gülnarens Herz zu erfreuen. Es intereſſirte ihn dabei mehr das Schickſal des Weibes, als das des Mannes. — Heinrich aber dachte wohl in keiner Sekunde der ſchönen Sclavin, und ließ manchen Selam, den Kaf ihm brachte, unter die Tritte der Kameele und Maulthiere fallen, ja er behandelte Gülnaren, wenn er in ihre Nähe kam, wie einen ungelegenen Eindringling in ſein Herz, ſo recht wie ein Freier den Sclaven behandeln mag. Zugleich aber regte ſich in ihm zuweilen ein unerklärbar Gefühl, faſt wie Haß, gegen Manadora. Nicht die gekränkte Liebe war's, was ihn dazu verleitet haben konnte, — wünſchte er doch ſeinem

Herrn in ihrem Beſitze aufrichtig alle Freuden, — nein, eine Ahnung, als widerführe eben ſeinem Herrn durch ſie ein Unheil, welchem er ſich mit ſeinem ganzen Daſein entgegenwerfen müſſe, — eine Art von Grauen vor ihrer Schönheit überkam ihn, manchmal ohne alle äußere Veranlaſſung, und ſteigerte ſich in ihm allgemach bis zu einer peinlichen Beklommenheit, deren er nicht Meiſter werden konnte.

Manadorens Gedanken kreiſten indeſſen ſchon über den Zinnen der heiligen Stadt.

„Wie ſchön iſt mein Geliebter mit der Krone David's!" ſprach ſie zu Friedrich, — „wie freue ich mich der Stunde, da Du ſie vom Altare empfängſt, und, einem Prieſter gleich, die Hand dieſer holdverſchämten, dunkeläugigen Braut: Zion, in die ſtarke Rechte des kecken Werbers, des Occidents legſt! — —"

„Du dabei, erhaben und ſchön wie die Siegesgöttin, des Bundes Zeugin, Manadora, den bräutlichen Kranz bereithaltend. — — —“

„Die Krone!“ dachte Manadora; in dieſem Augenblicke war ihre Seele voll Nacht, als Meteor leuchtete darin die Krone; ſich ſelbſt ſah ſie als dieſe Braut und Friedrich als den Bräutigam. Wie dieſe Liebe ſo raſch gewachſen war, ſich ſelbſt überwachſen hatte! Wie Erfüllung auf Erfüllung das Verlangen des Herzens zur Qual machte! Doch dieſe kühne, alles in ſich zuſammenfaſſende Liebe, — war ſie noch Liebe? Dieſe Hoffnung, größer, als daß ſie von Worten noch geſtützt werden konnte, war ſie ſchon Frevel? Liebte das Weib nur noch den Mann? War das Herz des Geliebten, in welchem ſie ihre eigne Exiſtenz begriff, nicht ſchon verſchwunden im Morgenroth der Krone, das jede andre Weſenheit und Geſtalt verſchlang? Schon ſcholl in ihren Ohren der Klang des Krönungsgeläutes und der Jubel Jeruſalems.

Friedrich hingegen war wortkarg geworden; Manadora faßte ihn in's Auge. „Ich bin Dir weniger, als ich Dir war. O läugne es nicht. Ah, ich kann's nicht ertragen. —“ Sie fühlte jetzt, daß ſie ſelbſt unvermerkt eine andre geworden war; im Unbehagen dieſer Empfindung aber wälzte ſie die Laſt von ſich auf ihn, und wähnte ſich nun vor ſich ſelbſt und vor ihm gerechtfertigt; und dabei brach doch die alte Liebe wieder in lichten Flammen aus der Lavarinde empor, welche ſich auf ihrem Herzen angeſetzt. — „Sprich aus: Was kam zwiſchen unſre Lippen, da ſie einander zuſtrebten?“ — Sie ſuchte ängſtlich nach irgend einem Grunde, der außer ihr läge. So geneigt, ſich ſelbſt zu betrügen, ohne daß es klar drum weiß, iſt das menſchliche Herz. In der ſelbſtgeſchaffenen Qual der Eiferſucht fand Manadora endlich einen Ableiter des Vorwurfs. „Wenn Du unter dieſem glühenden Himmel für mich erkalteſt, wer zog dann Deine Glut an ſich?“ fragte ſie. „Ich muß es wiſſen, und ſtürb' ich drum.“

„Gewiß, Du täuſcheſt Dich!“ erwiederte Friedrich. „Meine Liebe zu Dir iſt ſo genau dieſelbe wie ſonſt, als mein Antlitz heute daſſelbe iſt, wie's geſtern war.“

„Dann ward ſie ja älter — und ſei's auch nur um einen Tag! doch ich fürchte: um Jahre, Friedrich! Ein Tag iſt oft ein ganzes Leben. — Doch jetzt weiß ich's; o läugne nicht! — — Ein unheilbringendes Geſchenk, das Du empfingſt! — Ja dort! Wie Deine Blicke an ihr haften! — Und ſie ſieht wieder auf Dich, und lächelt und weint zugleich, — — Gülnare iſt's!“

Doch Friedrich's Gedanken weilten nicht auf der reizenden Sclavin, wie zufällig ſeine Blicke. Nicht neue Liebe machte ihn wortkarg und gleichgültiger gegen Manadora's Glut; — Pläne hoher Art zogen ihre Sonnenbahnen in ſeinem Geiſte; ſeine Gedanken ließen Jeruſalems Krone ſchon hinter ſich und faßten Fuß in Europa, ſtürmten an gegen Rom. — —

Eben verließ der Kaiſer mit Manadoren einen waldumwachſenen Hohlweg. Ein Reiter, deſſen Geſtalt ganz in ſchneeweiße Linnen gehüllt, deſſen Geſicht durch eine mit zwei Löchern verſehene Kappe bedeckt war, ſtand jetzt vor ihm und vertrat ihm den Pfad.

Des Kaiſers Pferd ſcheute. In demſelben Augenblicke warf ſich der Fremde auf Friedrich. Ein breites blankes Schwert ward ſichtbar.

„Verrath!“ rief der wachſame Heinrich, welcher eilig vorſprengte.

„Das iſt kein Sarazenenſäbel!“ ſchrie Kaf, voll Luſt, ſeiner Mordbegier die Zügel ſchießen zu laſſen. Schon hieb er auf den Mann in dem weißen Gewand ein. Schon ſchnitt ſeine Klinge durch die Linnen, ein unter dieſen verborgener Panzer leiſtete Widerſtand. Im Nu war der Kaiſer mit ſeinem kleinen Gefolge von einer

Anzahl Verräthern umringt, welche alle gerade ſo wie der Angreiſende, als Beduinen, gekleidet waren.

„Allah Maſchallah!“ rief Kaf. „Ich ſehe Sporen an Eiſenſchuhen! Meine Brüder ſtehen in kürzern Bügeln. — Das hier aber gibt Widerhall an Harniſchen.“

Und mit Luſt tummelte er ſich mitten in die feindliche Schaar, bald nach rechts und links den ziſchenden Säbel ſchwingend, bald mit dem kurzen Speer nach den Geſichtern der Vermummten zuſtoßend, welche ſich auf alle Weiſe bemühten, den Zug zu zerſprengen. Heinrich hielt ſich ſtets dicht vor dem Kaiſer, um dieſen zu decken; Friedrich aber bemerkte bald, daß weniger er ſelbſt, als Manadora der Zweck des Angriffes zu ſein ſcheine. Schon war ſie von den Angreiſenden umringt, als Friedrich und Heinrich ſich plötzlich durch die Verhüllten Bahn brachen. Zu gleicher Zeit erſtach Kaf einem von dieſen das Roß, der Reiter ſtürzte, die

Kappe verſchob ſich, ein Blutſtrom ſchoß aus dem Halsbug. „Ei, die Todten ſind lebendig geworden!“ ſchrie Kaf luſtig, hieb auf den Mönch ein, denn dieſer war's, welchen er in dem verwundeten Vermummten jetzt erkannte. „So ſtirb zum zweitenmal; diesmal wird's hinreichen.“ — Schon wichen die Keckſten von Manadora zurück; ſchon wähnte Friedrich, der Angriff ſei abgeſchlagen. Auch die Sclaven thaten ihre Schuldigkeit. Da ſah Heinrich noch zu rechter Zeit, wie einer der Feinde ein weites weißes Gewand über Manadora geworfen, ihr Pferd ſchon an das ſeinige gebunden, und ſo, während die andern Angreifenden flohen, die Beute unbemerkt rauben wollte. Mit einem Sprunge warf Heinrich ſich jetzt wie ein Löwe vor den Feind, er ſchrie: „Manadora!“ Der Kaiſer hört es, ſtürmt herbei. Der Feinde Schaar läßt die verſtellte Flucht, verdichtet ſich wieder um Heinrich und Manadora. Kaf führt die

Keckſten der Sclaven, denen er voll Geiſtesgegenwart im entſcheidenden Augenblicke in Friedrich's Namen die Freiheit verheißt, gegen den Rücken der Feinde. Da machen die Sclaven fleißig Blutarbeit. Hinterrücks reißen ſie einen nach dem andern vom Roß, fallen über die Liegenden her, lüften ihnen die weißen Gewänder, ſuchen nach den Lucken zwiſchen den Gelenken der Rüſtungen, und metzeln ſie nieder. Auf dieſen entblößten Rüſtungen der Feinde aber zeigen ſich Kreutze, und verrathen die ganze Abſcheulichkeit des Ueberfalls; denn Templer ſind's! Die wenigen, die um Manadora ſich gedrängt, wehren ſich in Verzweiflung gegen den Kaiſer und gegen Heinrich. Noch einmal gelingt es dem gewandteſten der Templer, Manadora zu faſſen; ſein Gewand fliegt zurück. Manadora reißt den Dolch, welcher dem Tempelherrn am Gürtel hängt, aus der Scheide, und holt damit gegen ihn aus. Ein Griff ſeiner Fauſt drückt ihren gehobenen Arm nieder. In demſelben Augenblick ſtößt Kaf von hinten auf ihn. Der Templer läßt Manadorens Arm noch nicht los. Der Dolch, den ſie noch feſthält, trifft jetzt ihren eignen Leib und dringt tief in die Schulter. Als Kaf ihr Blut rinnen ſieht, wirft er die Waffe weg, faßt wüthend mit beiden Händen nach des Tempelherrn Kehle, und erwürgt ihn. Dann, alles andre vergeſſend, ſtützt er Manadoren, gibt ihr die ſüßeſten Namen, — der Eunuch, wie ein Liebender, nimmt ſie und trägt ſie auf friſchem Roſſe, während Heinrich für ſie blutet und der Kaiſer die letzten der Feinde niederſtreckt, auf den offnen Plan. Dort ſieht er ſpähend ſich um. Kein Feind iſt mehr nahe; er läßt ſie unter einem ſchattigen Feigenbaume nieder, löſet ihr das Gewand und ſucht ihr das Blut zu ſtillen. Ihre Augen ſind geſchloſſen; ſie liegt wie todt.

Indeſſen überſieht der Kaiſer, Athem ſchöpfend, das enge Schlachtfeld. Sclaven beſchäftigen ſich damit, die ſchwer verwundeten Feinde zu feſſeln. Heinrich's Blicke ſuchen Manadora, das Kleinod ſeines Herrn. Als er ſie entdeckt und in Sicherheit, in Kaſ's Armen ſieht, denkt er erſt an ſich; jetzt erſt ſchmerzen ihn ſeine Wunden, und das Blut ſtrömt auf's neue und haſtiger draus. Gleichmüthig trocknet er ſich die Stirne und die Hände, und erwartet, ermattet zu Friedrich's Füßen niedergeſunken und an dieſem hinaufblickend, was der theure Herr, der inmitten des Blutbades wie durch ein Wunder unverſehrt geblieben, nun beſchließen werde. Friedrich aber war von dem Anblicke der Kreutze auf den Rüſtungen der Gefallenen und Gefangenen mächtig erſchüttert; Chriſten gegen Chriſten als Verräther! „Wußteſt Du, wer ich bin?“ fragte er den einen der gefangenen Tempelherren, welcher trotzig auf die Bande ſtarrte, die ſeine Gelenke umſchnürten, und erwiederte: „Ein Gebannter ſeid Ihr, und ein Feind Gottes, ein Heide in Glauben und Werken.“

„Tödte uns vollends!“ ſtöhnte der Andre, ſchon ſterbend. Ich will die Schande nicht überleben. Der Patriarch war's, der Deine ſchöne Geliebte.... als Unterpfand.... So ſtürzt der Kaiſer....“ Der leichter Verwundete warf ſich, den Verrath zu verhüten, über ihn, und erſtickte mit ſeinem Haupte die den Patriarchen entlarvenden abgeriſſenen Worte des Sterbenden.

Jetzt loderte des Kaiſers gerechter Grimm auf; da er die geheimen Urſachen der Schandthat mit einem Male errieth. Kein Zweifel: der Patriarch alſo war's, der mit den Templern gemeinſame Sache gemacht, beide eiferſüchtig, daß des Kaiſers Regiment ihre bisherigen Zwingherrſchaften austilgen werde. Kein Zweifel mehr: Manadora ſollte geraubt werden, um wohl als Geißel für Verhandlungen in des Patriarchen und der Templer Gewalt zu bleiben; das fernere Ziel des Patriarchen ahnte Friedrich gleichwohl nicht, daß ſein Herzensverhältniß zu Manadora dem Patriarchen als Anklage beim Papſt gegen Friedrich's Sittlichkeit, als Grund zur Verläſterung vor Rom und in der öffentlichen Meinung dienen ſollte.

„Sie ſtirbt!“ rief Kaf jetzt plötzlich aus Leibeskräften; und „Heiland!“ rief auch Heinrich, auf deutſch, ſich aufraffend. Der Kaiſer eilte, alles andre vergeſſend, zu ihr. Gülnare blickte dem heimlich geliebten Heinrich ſchmerzlich nach; für ſie war kein Auge da, hob ſich keine Hand! Ein junger Sclave, der bei dem Gemetzel gleichfalls ſchwer verwundet worden war, einer von denen, die der Sultan dem Kaiſer geſchenkt, hatte Heinrich's Ruf gehört. — „Deutſche, deutſche Laute!“ jauchzte er mit matter Stimme, und ſchleppte ſich, den Schmerz der Wunden verwindend, Heinrich's Schritten nach.

„Manadora!“.... Friedrich's Stimme war's, durch welche ſie vom Tode erwachte. Sie reichte ihm die Hand, und blickte ihn lächelnd vor Seligkeit an, wie er kräftig und unverſehrt vor ihr hinknieete. „Ich werde ſterben, mein Freund! aber ich preiſe den Tod, denn er ſcheucht mir jeden Zweifel an Deiner Liebe; ich büße gerecht dafür, daß ich zweifeln konnte.“

„O nicht an Sterben denke, Geliebte! Mit Küſſen bann' ich das Leben feſt auf Deinen Lippen.“

Heinrich merkte, daß an ſeinem Kleide jemand zupfe. Als er ſich umſah, gewahrte er den verwundeten jungen Sclaven. Manadorens Liebesworte zu Friedrich hatten Heinrich's Wunden weiter aufgeriſſen und ſeine aufgeregte Seele mi Bitterkeit durchſtrömt. „Beklagſt Du den Tod?“ fuhr er den Sclaven auf Welſch an; — „o, mir wäre er lieb, drum wird er mich fliehen. — O Thorheit des Lebens! — Was zupfſt Du mich am Kleide? — Willſt Du geiſtlichen Troſt? Biſt ja ein Muſelmann!"

„.... Oder willſt Du Taufe?" ſprach Kaf ſpöttelnd. Bei dieſem Worte erinnerte Manadora ſich auf's neue an ihre Mutter. „Beſinnſt Du Dich, mein Geliebter?" flüſterte ſie mild zu Friedrich, „was ich Dir vertraut?"

„Nothtaufe — Bluttaufe!" erwiederte raſch Friedrich; — „in ſolchem Falle darf auch der Laie das Sakrament ſpenden."

„Und Weihwaſſer iſt da!" ſprach Heinrich dazu, auf ſeine Wunden weiſend, — „hier, Herr, nimm aus dieſem Taufbecken! Schöpf' es aus!"

Manadora ſank auf's neue ohnmächtig zurück. Ohne Verzug gab ihr der Kaiſer, wähnend, ihres Herzens frommen Wunſch zu erfüllen, an Prieſters ſtatt die Nothtaufe mit Heinrich's Blut, Kaf kauerte zweideutig lächelnd daneben, der finſtre Heinrich ſprach eintönig für die ihrer Sinne nicht Mächtige das Glaubensbekenntniß, und dachte dabei: „Was fehlte noch weiter, als der Pathenkuß?“ Kaf hatte ſich einſtweilen flink gerührt: „Herr, hier nützt kein Bleiben!“ Behende rannte er nun zu den Saumthieren, und ließ von den Sclaven eine Sänfte herbeibringen; im Vorbeigehen trat er auf des Böttelmönches Geſicht, und ſtieß die Leiche um. Immer blickte er auf die Stelle zurück, wo Manadora lag. „Sie wird doch nicht ſterben?“ rief er manchmal, ordnete dann von Heilmitteln, was er verſtand, und brachte emſig. Die Sclavinnen, Gülnare darunter, hoben Manadora auf, und in die Sänfte. Da zupfte der ſterbende Sclave noch einmal Heinrich am Kleide; dieſer ward unruhig unter einem flüchtigen Blicke Gülnarens, welche, bläſſer als Manadora, ſelbſt der Stütze bedurfte. So bot er ihr ſcheu die Hand; kaum, daß die Fingerſpitzen ſich berührten! „Nur noch ein deutſches Wort laß mich hören!" ſtöhnte der Sclave, deſſen Wunden niemand beachtet hatte. — Uberraſcht drehte Heinrich ſich um, und blickte den Armen an. Auch der Kaiſer, ſchon im Begriffe, der Sänfte zu folgen, hielt inne und fragte: „Wer biſt Du?"

„Nicolaus von Cöln heiße ich," ſprach der Sclave mit erlöſchender Stimme.

„Nicolaus von Cöln!" riefen erſtaunt der Kaiſer und Heinrich zugleich. — Heinrich aber, als er den Sterbenden ſo im tiefſten Leide, das einen Menſchen treffen kann, der Freiheit beraubt, von einem Fürſten an den andern verſchenkt wiederfand, ſtand gebeugt und gekräftigt zugleich, und dünkte ſich ſelbſt in einem ſo geringen Schmerze, wie jener ſtets wieder aufbrechende ſeiner Liebe war, nicht mehr unglücklich, ſondern reich und gewaltig.

„Steh auf, Du biſt frei!" redete der Kaiſer liebreich zu Nicolaus, und Kaf flüſterte dazu: „Herr, als es an's Leben ging gegen die Uebermacht der Verräther verhieß ich ohnehin in Eurem Namen Allen die Freiheit."

Nicolaus aber hörte von des Kaiſers deutſch geſprochenen Worten nicht den Sinn, nur die Laute. Er wankte, himmelan blickend, unter ſchwereren Athemzügen: „Guter Gott!.... lieber Gott! — — Noch einmal deutſche Laute! — — Oh, der alte ſchöne Traum!...." dann ſank er zurück. Seine Wunden bluteten heftiger; — mit dem Blut floß das Leben dahin.

Heinrich ließ ſich ſeine eignen Wunden von Kaf verbinden, welcher ſich ganz in ſeinem Elemente fühlte, indem er die Kenntniſſe geltend machte, die er von Manadorens Vater einſt erlernt hatte. Nachdem dies Geſchäft beendigt, ſchickte Kaf ſich mit Heinrich an, unter dem Feigenbaume für Nicolaus ein Grab zu bereiten. „Kaum Pathe, jetzt Todtengräber!“ ſprach Heinrich, während er die Leiche des Unglücklichen hinabſenkte; — „was wirſt Du noch aus mir machen, Unerforſchlicher, der Du unſere Menſchenleben als tauſend Arme zur Vollſtreckung Deiner Beſchlüſſe nimmſt? Viel — nein, alles, alles gabſt Du mir; dankbar erkenn' ich's, gabſt mir ja Freiheit! — Nur damit ich mit vollem Bewußtſein der Freiheit göttlichen Werth ganz erfaſſen und anzuwenden lerne, ſchnitteſt Du, erhabener Geiſt, entzwei das wonnige Band, löſeteſt, was ich für Liebe hielt, was Knechtſchaft war.“ —

Bis zu dieſem Augenblicke war ſein Herz, ſo feſt er es gegen Manadorens Anblick verwahrt geglaubt hatte, — immer wieder in heftiger Liebesanregung ſchwankend geworden. Von jetzt an aber war es davon geheilt, da die einfache Cataſtrophe eines Traumlebens vor ihm lag; wie jener Nicolaus einſt auf dem goldnen Wagen, ſo träumeriſch, fremder Mächte Spielball, erſchien heute er ſich ſelbſt. Von jetzt an verdichtete ſich ſein Charakter, und wurde ihm ſelber klar. Die Schwärmerei des Gefühles beugte ſich unter die Oberhoheit des Bewußtſeins. Feſt ſtand er auf dem ſtarken Glauben an eine ſittliche Weltordnung und weiſe Lenkung, einem Glauben, der — ohne die Ueberzeugung von individueller Fortdauer in ihm mächtig war, und auf der tüchtigen Anſicht vom Werthe des Lebens. Die unerſchütterliche Treue gegen Friedrich, die fortwährend einen Grundzug ſeines Charakters bildete, hatte nicht mehr in einem unbeſtimmten Drang, in einer Art von Bedürfniß, am Großen ſich feſtzuranken, ihren Grund, ſondern ſie war jetzt die Folge freudiger freier Willensthätigkeit. Dem Kaiſer entging die Ertüchtigung dieſes Charakters nicht, er bewies es, indem er Heinrich nicht wie einen treuen Diener, ſondern wie einen ebenbürtigen Freund von nun an behandelte.

VII.

Voll Ungeduld erwartete der Patriarch Gerold in Jeruſalem von Stunde zu Stunde die Zurückkunft der Tempelbrüder und des Bettelmönches. So feſt vertraute er auf ſeine eigene Untrüglichkeit, daß er bei dem nach vorherigen genaueſten Erkundigungen begonnenen Wagſtück nur zwei Enden vorausſah: des Kaiſers Tod, oder Manadora's Raub, die dem Kaiſer gegenüber anfangs als Geiſſel ſcheinen ſollte, damit jener mit dem Patriarchen unterhandle, und dann zur Beſchuldigung des ſittlichen Wandels Friedrich's dienen mochte; — der Patriarch hatte genau erforſcht, mit wie geringem Gefolge der Kaiſer nach Jeruſalem ziehe. —

Die heilige Stadt war indeſſen kraft des zwiſchen dem Kaiſer und dem Sultan abgeſchloſſenen Friedensvertrages dem Kreuzheere übergeben worden, Imams und Herolde riefen die Bedingungen vor den Pforten des Tempels aus, und Seldſchucken und Chriſten freuten ſich heute der Freundſchaft ihrer Herrſcher, ſowie der wechſelſeitigen Glaubensduldung; die Verwünſchungen einiger orthodoxer Fanatiker unter den Erſteren und die heimlichen Verdächtigungen und Verketzerungen durch eine Menge von dem Patriarchen angeſtifteter Bettelmönche verſchwanden im Jubel der allgemeinen Stimmung.

Da die Reiſe des Kaiſers nach Jeruſalem wegen Manadorens Leiden nur langſam fortgeſetzt werden konnte, ſo ſteigerte ſich des Patriarchen Spannung. Endlich kam ihm ein ausgeſendeter Kundſchafter zurück, welcher ihm Nachricht von der nahen Ankunft des Kaiſers, doch keine von den Tempelherrn brachte. Der Patriarch beſchloß, in der Vorausſetzung, daß die Verräther des Kaiſers Fährde verfehlt hätten, dieſem entgegenzugehen und deſſen Geſinnungen zu erforſchen. Eine halbe Tagereiſe vor Jeruſalem traf er den Kaiſer und begrüßte ihn mit heuchleriſcher Freude, indem er zugleich der Chriſtenheit zu dem großen Werke Glück wünſchte, welches durch Friedrich's Weisheit vollbracht ſei, zu der unblutigen Erwerbung des heiligen Landes. — Friedrich erwiederte ihm in gleicher Weiſe; doch nicht lange vermochte er die Maske vor dem Geſichte zu behalten; er führte den falſchen Prieſter etwas bei Seite und ſprach mit der Ruhe der Majeſtät: „Des Kaiſers Gewalt, Patriarch, iſt zu erhaben, als daß Meuchelei an ſie hinanreichen könnte. Wollt Ihr, wie jener

Thor, das Meer mit Ketten binden? Meint Ihr die Sonne zu durchbohren, wenn Ihr Mittags einen vergifteten Pfeil nach ihr ſenkrecht emporſchießt? Springt bei Seite, denn er fällt nieder und könnte Euer eigenes Haupt treffen!“

Der Patriarch war frech genug, den Unwiſſenden ſpielen und unbefangen reden zu wollen. Der Kaiſer aber beachtete ihn nicht, ſondern ließ plötzlich den ſchmählich mit Stricken gebundenen Tempelherrn vor des Doppelzünglers Antlitz ſtellen. Da erbleichte dies, und die beredte Zunge war mit einem Male erſtarrt. Der Kaiſer zog nun ſeinen Dolch und zerſchnitt damit die Stricke des Templers. „Fort!“ rief er dann zu dem Befreiten, welcher dem Patriarchen einen Blick voll Haß und Wuth zuwerfend, enteilte. Der Kaiſer ſchwieg einige Sekunden lang; als aber der Patriarch verſuchen wollte, eine Rechtfertigung zu ſtammeln, ſprach jener: „Ein neues Reich gewann ich, darum ſei das erſte, was ich, auf meinem neuen Grund und Boden ſtehend, übe: Gnade! — Was geſchah, ich will's nicht wiſſen; begraben iſt's mit jenen, deren Looſe einzig dieſer dort entrann.“

Die Worte „einzig dieſer“ brannten wie neue Hoffnungsſterne in des Patriarchen nächtiger Bruſt, die nicht von Dankbarkeit gegen des Kaiſers Großmuth, ſondern nur von Rachluſt erfüllt war; er konnte es nicht ertragen, der hochmüthige, nach Alleinherrſchaft trachtende Prälat, daß ein Feind ihn durch Gnade beſchämte. Doch barg er ſeine Wuth. Im Nu war ſein Plan fertig, und mühſam bezwang er ſich, daß er vor Schadenfreude nicht laut aufjauchzte.

„Der Herr ſprach mit dem Knecht,“ fuhr der Kaiſer fort, — dann im mildern Tone: „Morgen ziehe ich feſtlich ein in die heilige Stadt, und werde im Tempel die Krone empfangen. Ihr wiſſet, was Euch obliegen wird als Diener der Kirche.“

„Ich weiß!“ beſtätigte der Prälat doppeldeutig, Demuth heuchelnd.

Heinrich beobachtete ihn ſcharf, Kaf grollte über des Herrſchers Milde, die ihm nur wie Schwäche erſchien, ſtreckte ein Feigenblatt hin, von dem Baume gebrochen, unter dem Nicolaus begraben lag. „Ein Feigenblatt für Mannhaftigkeit!“ brummte der wilde Eunuch, „Großmuth iſt Mangel an Muth!“

Der Patriarch entfernte ſich bald, um, wie er ſagte, der Stadt die freudige Nachricht von des Kaiſers Ankunft zu bringen, und Anſtalten zur Krönung für morgen zu treffen.

Der Kaiſer fühlte, daß er jetzt keinen Tag damit zu ſäumen habe, wenn er nicht die allgemeine Begeiſterung erkalten laſſen wollte, welche für die von ihm zu beſtellende Ordnung des neuen Reiches Jeruſalem beſſere Gewähr leiſten würde, als alle Verſicherungen der ſelbſtſüchtigen und treuloſen Kirchenfürſten des Orients. Mitten im Begeiſterungsjubel des Volkes wollte er das gelobte Land verlaſſen, um unerwartet die Anmaßungen des Papſtes in ihre Schranken zurückzuweiſen und die Furcht vor dem kaiſerlichen Namen in der Heimath wiederherzuſtellen.

Manadora, noch immer an ihrer Wunde darniederliegend, verwünſchte dieſe Haſt. Ihre Liebe war mit ihrem Ehrgeiz eins geworden; ja ſchon war der letztere das Licht, das die erſtere als Schatten warf. Stilles Glück kam ihr bettelhaft vor, das Volk, das ſie, als ſie an's Land geſtiegen, als Kaiſerin begrüßt, mußte ſie zur Königin gekrönt ſehn. Gleichwohl ſprach ſie dies verwegene Trachten gegen Friedrich nicht aus; ſie konnte ſich die Erfüllung ihres geheimen Hoffens und Verlangens nicht anders denn als ſo nothwendig und ſo natürlich denken, wie der Lenz auf den Winter folgt. Auch war ſie ſtolz genug, Gedanken, die der Spiegel der ihrigen waren, in Friedrich's Seele vorauszuſetzen.

Bitte, Liebeständelei, Kuß, alles umſonſt, um Friedrich, welcher ihres Verlangens ſtolzen Grund nicht ahnte, zum Aufſchube der Krönung zu vermögen. Und als ſie ihn endlich fragte: „Biſt Du denn plötzlich geiſtig blind, Friedrich? Siehſt Du mich nicht mehr? Leb' ich Dir nimmer?" — da wand Friedrich ſich zum erſtenmal verſtimmt aus ihren Liebkoſungen los und ſuchte die Einſamkeit. — Die Liebe, ein ſo holdes Göttergeſchenk wie die Dichtkunſt, die Stunden der Muße zu verſchönen, erſchien ihm nun, da ſeine Seele gewaltiger Thaten voll war, kleinlich; mit beſtem Willen vermochte er die ſchwellende Größe ſeines Geiſtes, den mächtigen Thatendrang nicht in ſo engen Raum zu bannen. Nicht bloß die Krönung in Jeruſalem, — der Papſt ſtand ſchon vor ſeinem Geiſte, er dachte an Neapel und die neue Geſittung Apuliens und Siciliens, an die Blüthe der Hochſchule, die er geſtiftet, an die Geſetzgebung, die er eingeführt, an Deutſchlands Verwaltung, an der Lombarden Trotz, er erwog, im Vorgefühl eines Sieges über den Papſt, ob er dieſen dann nicht durch Großmuth beſchämen, durch moraliſche Kraft zum Freunde ſich machen könne? Er dachte an den Glanz und ewigen Beſtand ſeines Stammes, — und neben allen dieſen Plänen ſtand nun ein Weib, das ihn mit hunderterlei kleinen Künſten, wie Liebe ſie lehrt, von Moment nur an Moment ketten wollte, das vor dem nächſten (ſo wähnte er, ſo wenig kannte er ſie) ſchon zitterte. So mußte ſie ihm, weil unbedeutend erſcheinend, — gleichgültig werden.

In der Nacht vor der Krönung wachte er an Manadorens Bette, deren Wundfieber durch den Schmerz: ſich von ihm vernachläſſigt zu ſehen, wieder zurückgekehrt war. Er ſaß, ſeinen Plänen nachſinnend, ſchweigend vor ihr; in ihr ſtillte ſich die Aufregung der Leidenſchaft; ſchien doch die bloße Anweſenheit des Geliebten ihr ein günſtig Zeichen. Ja ſie wähnte in ihrem Stolze, daß Friedrich ſie am nächſten Morgen mit einer Krone wecken werde. Und in dieſem Wahne vergaß ſie wieder über der Liebe beinahe den Glanz.

Des Morgens aber, als ſie ſanft eingeſchlummert war, ſtahl Friedrich ſich leiſe von ihrer Seite, und beſtieg, ſein Herz in freien Höhen auszuweiten, die Davidsburg.

VIII.

Zwei und vierzig Jahre, nachdem Jeruſalem in die Hand Saladins gefallen war, am ſiebenzehnten März 1229 zog Friedrich feſtlich durch die Straßen dieſer heiligen Stadt, welche der Chriſtenheit nun wieder gewonnen war. Ihn umgaben die Erzbiſchöfe von Palermo und Capua und die Treueſten ſeines Heeres; die Deutſchen, dem Triumphe des Hohenſtaufen zujauchzend, unbekümmert um den Scheelblick der Ritterorden, um die zweideutigen Geſichter der Benezianer, welche zwiſchen der Freundſchaft des Papſtes und der des Kaiſers ſchwankten, — um die Ziſcheleien der Bettelmönche, welche den einheimiſchen Chriſten ſo wie den Pilgern unaufhörlich in Erinnerung brachten, daß der Kaiſer noch immer vom Banne belaſtet ſei. Nichts deſto weniger war die Begeiſterung des Volkes und des Kreutzheeres über den Wiederbeſitz des heiligen Landes ſo ungeheuer, daß die Feinde des Kaiſers eine offene Beleidigung ſeines Anſehens an dieſem Tage vermeiden mußten. Der Patriarch konnte ſogar nicht umhin, in feierlichen Umzügen ſich mit allen Suffraganbiſchöfen nach den Kirchen des heiligen Grabes und der Auferſtehung, nach dem Tempel und den übrigen Gnadenorten zu begeben, um dieſelben, welche durch den langen Beſitz der Ungläubigen profanirt worden waren, durch Beſprengung mit Weihwaſſer und Segenſpruch, bei Pſalmenſchall für den Cultus des wahren Glaubens wieder einzuweihen. Der Kaiſer war indeſſen mitten im Triumphzuge ſchon thätig für ſein neues Reich. Seinem ſcharfen Auge entging keine Stelle der Mauer, kein zur Vertheidigung geeigneter Platz, kein ſchadhafter verfallender Thurm, ohne daß er zu Befeſtigung, Ausbeſſerung oder Wiederherſtellung ſeinen nächſten Begleitern ſogleich die nöthigen Befehle ertheilte, während lauter, betäubender Freudenruf ihn umtönte. Manadora ſaß während deſſen unter ſeidenem Baldachine auf einer der höchſten Zinnen Jeruſalems, wohin ſie ſich hatte tragen laſſen, dem freudigen Schauſpiele von Straße zu Straße mit Blicken folgend; aller Jubel, welcher dem Kaiſer galt, ſchwellte ihren Buſen in ſüßer, faſt herzbrechender Wolluſt des Stolzes, als empfinge ſie den Tribut der Huldigung; die Zinne war ihr ungeheurer Thronſitz, unter welchem Völker klein, faſt dem Auge unkennbar, dahinwandelten.

Am andern Tage betrat der Kaiſer, umgeben von den Erzbiſchöfen, von dem edlen Herrmann von Salza, dem Deutſchmeiſter, und von den erſten Fürſten und Baronen, die Kirche des heiligen Grabes, nachdem der Gottesdienſt darin beendet war, welchem er aus freien Stücken nicht beigewohnt hatte, um kein Aergerniß zu geben, da er noch im Banne war; den Fürſten und Herren nach wälzten ſich die Schaaren des Volkes, des Heeres und der Pilger; dicht an einander gepreßt Kopf an Kopf in der Kirche, an den Wänden ſtand einer auf des andern Schultern, die Säulen waren ſtatt mit Blumengewinden umklammert von Frommen und Neugierigen, auf den Flügeln der Pforten, auf den Simſen ſaßen welche, vor den Thoren ſelbſt war jeder Fußbreit Boden beſetzt, jede Erhöhung trug Menſchenſaat. Ausgeglichen waren alle Unterſchiede der Stände, friedlich zwiſchen Chriſten waren Mohamedaner und Juden eingeklemmt, kein

Niederer machte dem Höheren, kein Laie dem Geiſtlichen bereitwillig Platz, jeder ſorgte nur für ſich ſelbſt, ſo viel als möglich von dem Anblick zu erhaſchen.

Manadora, welche noch immer ihre geheime Hoffnung nährte, wurde ungeduldig, da Friedrich ſie nicht abholte, und beſchloß denn, ſich in ihrer Sänfte in die Kirche des heiligen Grabes tragen zu laſſen. Sie gerieth ſchon unterwegs und dann im Vorhofe in's undurchdringliche Gewühl, niemand machte ihr Platz. Die ſtolze Frau, von Kindheit an verwöhnt, da jeder ihrer Wünſche unbedingt Gebot geweſen war, da ſpäter Friedrich jedes Verlangen der Geliebten hatte vollſtrecken laſſen, noch überdies ſchwach von des Fiebers Nachwehen und reizbar, erbebte jetzt vor Zorn. „Des Kaiſers Gattin!“ Dies laut über alle bis an ſein Herz zu rufen, drängte es ſie wie im Traum und Fiebergluth. — — Doch wie eine Mauer ſtand das Volk. Kein

Haupt nickte, kein Fuß wich, kein Auge beachtete ſie. Da fühlte ſie's furchtbar, daß ſie bis heute ſich ſelbſt betrogen, daß ſie nichts galt, daß ihre Liebe kein Zauber mehr war. Vergeſſen — an dieſem Tage! — Und von ihm, das war mehr, als von einem ganzen Volke! Von ihm, deſſen Krone ſie zu theilen gehofft! In ihrem Herzen wühlte — wußte ſie ſelbſt was von beiden? — Schmerz oder Haß? Eine dünne Rinde brach ein, die ſie für Urfels gehalten; ſie ſank, immer tiefer, — immer dunkler ward's um ihr Auge. So ſchlaget zuſammen über dem Scheitel, rollende Sandwände, und begrabt die Vergeſſene!

Indeſſen hatte der Kaiſer an dem heiligen Grabe ſtill gebetet. Als er ſich wieder erhoben, ſandte er die Blicke nach allen Seiten, und bald rief der Deutſchmeiſter, Herrmann von Salza, im Namen des Kaiſers mit lauter Stimme: „Patriarch von Jeruſalem, tritt an den Altar, Deine Pflicht zu erfüllen, und dem römiſchen Kaiſer die Krone der heiligen Stadt auf's Haupt zu ſetzen."

Aber weder der Patriarch Gerold, noch irgend einer von den Suffraganbiſchöfen zeigte ſich, um dieſe Handlung zu vollziehen. Da trat der Kaiſer im erhabenen Bewußtſein ſeiner höchſten Machtvollkommenheit an den Altar, auf welchem die Krone Zions lag, nahm ſie, ſetzte ſelbſt ſie ſich auf's Haupt und ſprach mit ſtarker Stimme:

„So löſe ich das Gelübde, was ich freiwillig im Dome zu Aachen einſt übernahm. Sei Du mein Zeuge, göttlicher Erlöſer, deſſen Leichnam dieſe Stätte heiligte. Nicht meine Schuld iſt es, daß ich nicht früher meinen Eid gelöſt. Du, der einſt wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und Todten, Du ſaheſt in mein Herz, ſahſt drin, daß ich von der erſten Stunde des Beſchluſſes an treu und rein gewollt, was ich erſt heute vollbracht. — Hätte Dein Stellvertreter auf Erden, der heilige Vater in Rom, mein Herz gekannt wie Du, nimmer würde er zürnend ob der Verzögerung, mich mit Anklagen verfolgt haben, deren Ungrund jetzt vor Aller Blicken offen liegt. Im Bewußtſein meines reinen Willens, und durch die vollbrachte That vor den Königen und Völkern der Chriſtenheit gerechtfertigt, vergebe ich ihm, was er, der Menſch, mir, dem Menſchen, Unrecht zugefügt, an dieſer heiligen Stelle. Friede und Liebe iſt meine Looſung, und für dies Gottesreich gilt mein Königswerben."

Nachdem der Kaiſer geendet, verlas Herrmann von Salza eine deutſche Rede, welche den Inhalt jener Worte wiederholte, und drei andre Edle laſen ſie in lateiniſcher, in welſcher und in franzöſiſcher Sprache. Der Jubel des Volkes ſchien kein Ende zu nehmen. Da trat plötzlich aus der Sakriſtei der Erzbiſchof von Cäſarea hervor und erhob alſo die Stimme:

„Im Namen der heiligen Kirche und des Patriarchen von Zion! Bann und Interdikt ſei auf dieſem heiligen Orte, und auf allen Gnadenörtern des gelobten Landes! Denn, der ſich König von Zion nennt, lag im Bann, da er ungerechterweiſe die Krone ſich ſelbſt auf's Haupt ſetzte, und der Friede, mit welchem er gleißet, iſt Schmach für den chriſtlichen Namen. Ohne geiſtlichen Rath ward ein gottloſes Bündniß mit Ungläubigen geſchloſſen, und Ungläubige ſollen, ſo will's dieſer undankbare Sohn der Kirche, mit gleichem Rechte wie Chriſten die Wallfahrtsorte und den Tempel beſuchen, ſie entweihen dürfen. Höre auf zu jubeln, bethörtes Volk, flieh aus dieſen entweihten Räumen, flieh aus der verpeſtenden Nähe des Gottverhaßten!....“

Schwerter raſſeln. Dumpfes Gemurmel des Zornes gegen den verwegenen Eiferer. Die Deutſchen vermögen kaum, ſich länger zu meiſtern, und ſchauen fragend zu ihrem Herrn, dem Kaiſer hinan. Dieſer ſteht lächelnd in erhabener Ruhe, hebt kaum merklich die Wimpern, und beugt leiſe, ſeinen Treuen zum Zeichen, das ſchöne Haupt ſtolz zurück. Der Erzbiſchof fährt um ſo eifriger fort:

„Bann und Interdikt werf' ich als Bahrtuch über das Reich Jeruſalem. Die Altäre entkleid' ich ihrer Zierden, die Kreutze und Bilder ſollen trauern, die Glocken verſtummen, alle verhüllt, um den Gräuel nicht zu ſchauen und weiterzukünden. Kein Meßopfer wird ſein, keine Taufe vollzogen, kein Sterbender getröſtet werden, der Todte werde ohne Segen verſcharrt, und die Hochzeit ohne Segen auf dem Kirchhof begangen. So ſpricht die heilige Kirche. Fragſt Du, o Volk, weshalb Du die Strafe büßeſt? Du leideſt ſie um des einzigen Gottloſen willen, der Dich mit eiſernen Ruthen ſchlägt."

Dumpfes Entſetzen faßt in allen Herzen, da der Kirchenfürſt zu Ende geſprochen, von Lippe zu Lippe ward die Anklage weiter geflüſtert. Draußen vor dem Thore der Kirche klang ein leiſer, heiſerer Schrei. Manadora war's aus deren Bruſt er fuhr. Gottes Gericht wetterleuchtete vor ihren Blicken über Friedrich. Vergeſſen ſein — tiefe Nacht! Bann und Interdikt, helle Blitzſtrahlen drin, zeigten — auf eine Sekunde — Geſtalten in der Tiefe, lockende, lauernde. Sie hörte ein Lachen, — ſcholl's aus der Tiefe? — Horch! — Alles vorbei. — Statt der flüchtigen Erſcheinung jetzt nur wüſtes Brauſen übrig, ein zuckender Schmerz im Haupte, wie dumpfes Hämmern; — jetzt ſank ſie bewußtlos in die Arme Gülnarens und Kaf's, die Hände krampfhaft gefaltet.

Die Venezianer, die Piſaner, die Genueſen ſtehen unſchlüßig. Die Deutſchen aber reißen, auf's äußerſte gebracht, die Schwerter vollends aus den Scheiden und dringen auf den Erzbiſchof ein; doch die Rechte zum Schutze vor jeder Beleidigung über den trotzigen Erzbiſchof ausſtrekkend, tritt ihnen der Kaiſer einen Schritt näher.

„Zurück! Achtet die Würde, welche den Erzbiſchof umgibt!“ — Jetzt wendet er ſich zu dieſem mit den Worten: „Seht dieſe heiligen Orte. Seht dies Volk, welches jubelnd herbeigeeilt iſt, um an denſelben zu beten. Gönnt ihm die Freudigkeit des Glaubens. Gebet dieſe endlich befreiten heiligen Stätten durch das Interdikt nicht auf's neue allem Elende Preis, welches ſeit langen Jahren auf ihnen gelaſtet hat. Nehmet zurück das Wort, das mich nicht erſchüttert, wohl aber die Herzen von Tauſenden unglücklich macht, — nehmt es zurück, und vergeſſen will ich, ob Ihr die Majeſtät beleidigt habt!“

Starr wie ein Fels ſtand der Kirchenfürſt im geſättigten Stolze ſeiner geiſtlichen Macht dem Kaiſer gegenüber und zog die Hand zurück, als der Kaiſer die ſeinige darnach ausſtreckte.

Auf's neue ſauſten die Schwerter der Deutſchen gegen den Beleidiger, auf's neue ſtreckte der Kaiſer, wiewohl ihm die Augen vor Zorn funkelten, die Hand zum Schutze über ihn aus, und rief: „Zurück von ihm! Achtet, wie ich, am Feinde den Muth! Er ſprach mir in's Antlitz, während der Patriarch zu der Schmach ſeiner Treuloſigkeit noch die der Feigheit hinzufügt, indem er's nicht wagt, ſelbſt den Bann mir zu künden und die — Lügen dazu!“

Unmuthig ſtießen die Deutſchen ihre breiten Klingen in die Scheiden zurück. Friedrich hob, mit Adlerblicken die unzählbare Menge überblikkend, an: „Die Wahrheit gilt's! Sie kommt an den Tag! Alles geb' ich freudig hin, der Chriſtenheit den Segen des Friedens zu erhalten, alles — mein Leben ſelbſt — nur die Ehre nicht! Iſt's nöthig, mich zu rechtfertigen?

Was iſt's, das der heilige Vater mir zum Verbrechen anrechnet? Bevor ich den Kreuzzug begann, rechnete er mir als Schuld an, daß Kriege, Empörungen in meinen Erblanden mich an der Erfüllung meines Gelübdes hinderten. Als ich aber mich einſchiffte und von ſchwerer Krankheit gezwungen ward, umzukehren, — da war meine Krankheit mein Verbrechen; weil ich auf den Tod lag, ſprach er über mich den Bann. Als ich hierauf, geneſen, bemüht war, das unfreiwillig Verſäumte nachzuholen, ward mir als Schuld angerechnet, das ich erfüllte, deſſen Nichterfüllung mich in den Bann gebracht. Worüber ſoll ich mich alſo rechtfertigen? Wollt' ich's auch, wo wär' das Gericht, vor welchem ich's dürfte? Nicht vor Geiſtlichen, nicht vor Königen, vor Gott allein iſt's, daß ein Römiſcher Kaiſer Rechenſchaft abzulegen hat, denn nicht von Menſchenhand, von Gott ſelber kommt ihm die Majeſtät."

„Du läugneſt der Kirche göttliche Machtvollkommenheit!"

„Die Kirche erkenn' ich an, doch darum nicht die Tugend und Gerechtigkeit eines jeden von ihren Dienern. Dankt mir die Kirche, wenn ich über letztere ſchweige, da ich doch reden könnte? — Nichts weiter, Erzbiſchof! Dies wenigſtens mögen alle hier wiſſen: daß, während ich hier in Paläſtina zum Nutzen und Frommen der Chriſtenheit thätig war, der heilige Vater von Rom aus einen Kreutzzug ausſandte, nicht gegen Heiden, ſondern gegen mich, der jetzt am Grabe des Heilands ſteht. Mein Land wird verwüſtet, meine Unterthanen werden beraubt und gemordet, meine feſten Schlöſſer werden berannt. So handelt der Statthalter Chriſti an mir! Dennoch glaub' ich, daß nur falſcher Rath derer, welche durch die Zwietracht der Gewaltigen ſelbſt zu einiger Herrſchaft zu gelangen hoffen, ihn dazu verleitet hat. Wenn Kaiſer und Papſt ſich zürnend begegnen, ſo iſt's ein Riß, der die Erde bis in ihre Grundfeſte hinabſpaltet, und aus den Höhlen kriecht manche Schlange an's Licht des Tages herauf. Geht, Erzbiſchof, mein Kaiſerwort zum Pfand: Ungefährdet und frei!" Und als der Erzbiſchof zögerte, — fügt er zornentbrannt raſch dazu: „Fort! Rebell, aus des Königs Blicken!" — Hierauf wieder ruhig zu dem verſammelten Volke: „Nicht länger dulde ich's, daß dieſer Zwieſpalt, an dem ich unſchuldig bin, den Frieden der Völker trübe. Ich ſelbſt werd' ihn ſchlichten. Durch Verſtändniß des Wortes oder der That muß die Wahrheit an den Tag kommen. — Doch bevor ich ſcheide, gedenke jeder Prieſter und Ritter, daß niemand hier herrſcht, als ich! An dieſem Orte beginnt mein Gericht; dank' es jeder der Heiligkeit des Grabes, daß die Gnade, die von dieſem ausſtrömt, meine ſchon zur Vollſtreckung gehobene Hand aufhält. Ich weiß, wer mir widerſtrebt, — weh' dem, der es fürder noch wagt. — Wo ich herrſche, gilt kein Freibrief mehr, gilt einzig Gerechtigkeit, ohne Unterſchied für alle, — ſei kein Kriegsheer, als welches auf mein Feldgeſchrei höret. — Merket es Euch, Ihr, die Ihr der chriſtlichen Demuth ſo völlig vergeſſen, daß Ihr eher Tyrannen als geiſtlichen Rittern gleichet, Ihr trotzigen Hoſpitaliter, Ihr — meuteriſchen Tempelherren!"

Bei dieſer Drohung ſchüttelten ſich vor Grimm in ihren Waffen die Ordensritter, ihrer bisherigen Unabhängigkeit gedenkend und pochend auf den Schutz der Kirche. Einzelne Stimmen wurden murrend laut; Bettelmönche, überall zerſtreut, ſchürten die Aufregung, mancher heimliche Welfe unter Heer und Pilgern rief ohne Scheu den Widerſpänſtigen Beifall zu. Wie hohles Brauſen der See bei Sturmesnähe wächſt das dumpfe Getoſe. Wetterwolken ziehen über des Kaiſers Stirne. „Wir werden, was unſer iſt, nicht laſſen!“ ruft einer der Keckſten von den Templern. „Wir waren’s, die Jahre lang auf dieſem Boden kämpften.“

„Sollen Knechte ſein?“ ein anderer.

„Unſre Schlöſſer herausgeben?“

„Lieber des Sultans Dienſt!“

„Beim Alten vom Berge, — wir knechten nicht. Fort, fremde Gewalt! Schwerter gibt’s noch!“ —

Da ſtößt der Kaiſer mit dem ſeinigen ſo gewaltig auf die Stufen des Altares, daß die Kuppeln der Kirche vom Widerhall dröhnen, und für einen Augenblick alles verſtummt. Doch raſch bricht der Templer Trotz wieder los. Schon ſuchen ſie ſich näher an den Kaiſer heranzudrängen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, ihm Bedingungen abzunöthigen. Da halten ſich die Deutſchen, den böſen Vorſatz merkend, nicht länger. Und wie der erſte Templer mit der Rechten drohend nach dem Griffe des Schwertes fährt, blitzen ſchon alle deutſchen Klingen zum Schutz des Kaiſers. Umſonſt winkt dieſer, er bedürfe, durch die Heiligkeit des Ortes und durch ſich ſelbſt genugſam geſchützt, ihres Beiſtandes nicht. Das Getümmel wächſt. Schreiend drängt ſich das waffenloſe Volk durch die Pforten. Mancher wird erdrückt, Bettelmönche verkünden von Säulen, Altären herab, verkünden draußen, im Gedränge auf die Schultern eines dahin ſich wälzenden Volkshaufens behende ſich ſchwingend, auf's neue Bann und Interdikt. Den Templern geht es drinnen an's Leben. Dieſe wilden deutſchen Geſichter mit den Schrammen auf den Stirnen geben keinen Pardon, dieſe deutſchen Fäuſte laſſen den nicht mehr los, der ſich gegen einen Waiblinger auflehnt. Noch immer iſt der Raum zum Fechten faſt zu eng, — groß genug zum Metzeln.

Umſonſt des Kaiſers Ruf, den heiligen Ort nicht zu entweihen. Schon fließt Blut, ſchon wogt das Mordgetümmel hierhin, dorthin. Der Erzbiſchof ſieht mit Behagen aus ſicherem Aſyle das Gemetzel, das Templer und Kaiſerliche, zwei Feinde, mit einem Male aufreibt. Da ſchwingt der Kaiſer das Schwert, entſchloſſen dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und koſtete es ſein eigen Blut. So wirft er ſich mitten in das Gewühl der Fechtenden, deren Wuth bei dem Anblick des erhabenen Herrſchers ſtockt, wie er die Wogen des Kampfes durchbricht. Erſtarrend zu beiden Reihen bilden ſie, unwillkührlich vor Ehrfurcht zurückweichend, eine Gaſſe für ihn. „Beim Tode des Erlöſers!" ruft er, den günſtigen Augenblick benutzend, mit Donnerſtimme, „fort mit den blutbefleckten Waffen aus dem Heiligthume, deſſen befleckte Wände über Euch einſtürzen!" Und ruhig, langſam ſchreitet er nun hindurch; den Erzbiſchöfen von Palermo und Capua, dem Deutſchmeiſter und ſeinen andern Freunden, welche ihm folgen, gelingt es, die Aufregung vollends zu beſchwichtigen. —

Am andern Tage aber hielt der Kaiſer, vor den Pforten des Tempels ſitzend, ſtrenges Gericht und verkündete Geſetze für ſein neues Reich. Alle Prieſter, welche, um dem Zorne des Papſtes und des Patriarchen zu ſchmeicheln, von den Kanzeln herab das Anſehen des Kaiſers verunglimpften, ſollten zur Stelle aus den Kirchen verjagt, die Bettelmönche, welche in heimlichen Aufreizungen des Volkes nicht abließen, körperlich gezüchtigt werden wie gemeine Verbrecher. Alle Kirchen und Thürme ſollten, wie ſchon während des feſtlichen Einzuges beſchloſſen worden, hergeſtellt, befeſtiget und mit dem Kaiſer treu ergebenen Kriegern zur Vertheidigung gegen die unabhängigkeitsluſtigen geiſtlichen Orden und gegen die Kirchenfürſten beſetzt werden; nur wenn der König oder ſein Statthalter ausdrücklich es geſtatte, dürfte ein Templer die Stadt betreten oder verlaſſen. Zugleich beſtellte der Kaiſer, da es ihm wichtig und dringend ſchien, unerwartet in Apulien aufzutreten, für die Zeit ſeiner Abweſenheit vom Königreiche Jeruſalem, ſeinen Marſchall Richard als Statthalter.

Indeſſen der Kaiſer ſolchergeſtalt des Reiches Geſchäfte beſchickte, lag Manadora krank in einem ſtillen Gemache der kaiſerlichen Wohnung. Ein heftiges Fieber, die Folge raſtlos wechſelnder Leidenſchaften, des Sturzes vom kühnſten Hoffen und Begehren in die tiefſte Demüthigung des Vergeſſenſeins, wüthete gegen ihren körperlichen und ſeeliſchen Organismus, von dem Augenblicke an, da Friedrich ſie nicht vermißte. Der Ausruf des Bannes und Interdiktes tönte wie hölliſche Verſuchung in ihre Verſchloſſenheit hinein und ſchuf eine neue Welt aus dem Abgrunde. Die Krankheit hütete alle neuen Keime, ſchirmte ſie durch eine Schlauheit, wie kein Geſunder ſie aufrecht halten kann, gegen jeden fremden Blick; das Fieber zeitigte ihren Willen; theilnahmlos für faſt alle Eindrücke der Außenwelt war ihr Geiſt von dämoniſchen Träumen umſtrickt, in welchen er frei und tyranniſch daſtand, in jedem Traumbild zitterte ein Streiflicht: Rache. In lichten Zwiſchenräumen pulſirten ſolche Empfindungen nach; dann raffte ſie alle Kraft ihres Geiſtes zuſammen, um die Trümmerreſte der Träume zu ſammeln und wieder aufzubauen, — behielt ſo viel Herrſchaft über ſich ſelbſt, daß ſie mit keinem Laute, mit keiner Miene ihre Umgebungen die Kämpfe in ihrer Seele errathen ließ; dieſe Geiſteskraft, durch welche ſie ſich ſelbſt belauerte und beherrſchte, ging, durch Wiederkehren und durch Angewöhnung geſtählt, aus den Stunden des Wachens ſogar in die der Fieberkriſen über, ſo daß ſie allen ein Räthſel erſchien. Mit einer

Selbſtbeherrſchung, welche Alle täuſchte, erkundigte ſie ſich nach Friedrich, indeß ſie wohl bemerkte, daß er, ſo oft ſie aus ihren Träumen erwachte, nur ſelten an ihrem Lager ſtand. Kam er, ſo zeigte ſie die volle Zärtlichkeit, wie ſonſt, ob ihr das Herz auch blutete, wenn ſie bemerkte, daß er nur wie aus Schicklichkeit kam, daß ſeine Gedanken nicht bei ihr weilten. — Dieſe zwei Naturen paßten nicht für einander; Friedrich konnte ſich nur im ſteten Erweitern ſeines Wirkens, — Manadora nur dann glücklich fühlen, wenn ſie dieſen ſtets in die Zukunft thätig hinausreichenden Charakter immer enger und enger in ſich zog und zu ihrem ausſchließlichen Beſitz machte. Die ſanfte Gülnare war ihr unleidlich. — Der erſte Anlaß war der, wenn auch nur falſche Verdacht der Eiferſucht, daß ſie Friedrich's Herz ihr erkältete; und doch war die Schuld nur Manadorens: Gülnare aber pflegte wie eine Schweſter die Kranke; keine

Laune, war manche auch grauſam, machte die ſchöne Sclavin in ihrer Liebespflicht irre. — Kaf beobachtete ſeine Herrin eifrig; — ihm allein dünkte nicht alles an ihrem Weſen wie ſonſt, doch ſein Grübeln half ihm lange auf keine Spur; doch genug war's, ihn zu empören, daß er des Kaiſers wachſende Gleichgültigkeit von Manadoren mit gleichbleibender Zärtlichkeit vergolten ſah. An nichts auf Erden als an ſie war er ja gebunden, ſein Benehmen gegen jeden andern richtete ſich nur nach Manadorens Gefallen und Vortheil; und ſo war ihm die ganze Zeit über, in welcher Manadora ſich ächt weiblich dem Geliebten hingegeben, unbehaglich geweſen, hatte ihn die Zwecklosigkeit, die bloße Gelegentlichkeit ſeines Daſeins angeekelt; heimlich erwünſcht kam ihm nun eine Trennung Manadorens von Friedrich, wodurch für jene und für ihn ein neues Leben aufgehen müſſe, das ſie und ihn über das gewöhnliche Treiben der Menſchen emporhebe; nach einem ſolchen Standpunkt hinan zu klettern, reizte ihn eine Art von geiſtigem Inſtinkt. Hatte er nicht ein Recht, Mannsthum zu haſſen, alle, außer ihm und ihr, wie geborne Feinde zu betrachten? Er, der Eunuch! — das Weſen aber, durch deſſen Leben ſeine eigene Lebensthätigkeit in Spannkraft und Bewegung erhalten wurde, — war eine Art ſeinesgleichen, — ein Weib!

Ihre Krankheit, durch die Kämpfe der Seele geſteigert, fing an, den Kaiſer beſorgt zu machen, zumal da ihm Kaf eröffnet hatte, er vertraue ſeiner eigenen Kunſt nicht mehr völlig, und um die Zuziehung anderer Aerzte bat. Manadoren entging dieſe Fürſorge nicht, doch dankte ſie nicht dafür, denn Friedrich, ſo fürſtliche Belohnungen er auch den Aerzten verhieß, ſo angelegentlich er jedesmal, wenn er bei ihr war, den Aerzten und Wärtern Sorgſamkeit für die Kranke zur Pflicht machte, ſo zart er ſich gegen dieſe ſelbſt benahm,

— kam doch nicht öfter als ſonſt; andere Gedanken zogen ihn jedesmal bald wieder vom Krankenbette fort. Sie hielt ihn nie, weder mit einem Worte, noch mit einem Blicke; ſie litt um ſo mehr; jetzt, da ſich ihr Herz freiwillig ganz von ihm losgeriſſen, verſcheuchte der volle Schmerz um die verlorne Liebe für kurze Zeit die Kränkung ihres Ehrgeizes. Aber in ihren Fieberträumen wurzelte der neue Keim ihres Lebens, die Rache. Einer von den Aerzten, die mit der Wache an ihrem Lager abwechſelten, erlauerte das erſte Symptom dieſes inneren Triebes, den ſie, wenn ſie bei Bewußtſein war, ſo ſorgfältig verhüllte. Dieſer Arzt war ein heimlich Werkzeug des Patriarchen, welcher immer noch auf Manadora ſein Augenmerk richtete, indem er, von einer dunklen Ahnung getrieben, in ihr das Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes zu finden nicht aufgab, obwohl ihm die Art und Weiſe, wie letzterer zu erreichen ſei, noch nicht deutlich war. Der Arzt war — ein

Prieſter, und verfolgte, liſtig und gewandt, ſeine Aufgabe mit Scharfblick und Ausdauer. Aus einzelnen, der Kranken vom Fieber ausgepreßten Worten, die er ſich ſorgſam zuſammenſtellte, erkannte er bald, daß ſie ihren Gemüthszuſtand verſtellte, und arbeitete, ohne daß die ſtolze Frau ſeine Abſicht merkte, ſich in ihr Vertrauen hinein. Während er ſich den Anſchein gab, als ſtehe er außer allen Beziehungen zu den Welthändeln, hatte er vor ihrem Geiſte allmälig ein vollſtändiges Rundgemälde der Verhältniſſe abgerollt, in welchen Kaiſer und Papſt ſich gegenüberſtanden, und ihr die Fernſicht nicht geradezu gezeigt, doch — offen gelaſſen, worin auch der von dem Kaiſer als unbedeutend Ueberſehene durch Anſchluß an die Intereſſen der Kirche den Grund unter des Kaiſers Füßen untergraben und deſſen Sturz bewirken konnte. Solche abſichtslos ſcheinende Hindeutungen brachten in Manadoren allmälig zu Lebenswärme und Bewußtſein, was nur als dunkele, verworrene Ahnung in ihr gelegen. Es war etwas Gewiſſes, Leibhaftes, was ſie vor ſich ſah, und mit ängſtlicher Haſt hielt ſie ſich daran, um unſeligem Schwanken nicht zu erliegen. Schon träumte ſie dem Tage entgegen, an welchem Männer ſich vor ihr beugen, an welchem ſie einen Triumph feiern kann, ſie — die Vergeſſene! — Kaf beobachtete indeſſen den Späher, der, ſo gut er ſich verſtellte, doch dem Inſtinkte des Eunuchen nicht entronnen war.

Deſſenungeachtet behauptete Manadora mit ſtarker Willenskraft den Anſchein ihres vorigen Weſens fort; und ſo äußerlich unverändert traf der Kaiſer ſeine Geliebte. Sie hatte ſich ziemlich erholt; der Glaube, daß ſie jetzt die Beſtimmtheit ihres Wollens wieder gewonnen habe, war wirkſamer als jede Arznei geweſen. Der Kaiſer zeigte, als er zu ihr trat und ihre

Hand faßte, eine ernſtere Stirne, als ſeit lange; Mitleid gegen ſie preßte ihm das Herz.

„Ich komme zu Dir, um zu ſcheiden," ſprach er zu ihr; „doch ſcheide ich mit leichterem Herzen, da ich Dich als Geneſende zurücklaſſe."

„Weh mir!" erwiederte ſie, „Du gehſt? Dann nimmſt Du mir jede Hoffnung auf das Leben."

„Bleibt uns nicht die des Wiederſehens? — — — O laß uns raſch ſcheiden, Geliebte! — Das Schickſal fordert mich. Ein Feiger wäre ich, wollte ich zaudern!"

„Und keine Stimme des Schickſals hörſt Du aus meinem Munde?" fragte ſie ernſt, ſcharf betont; ſie wähnte ſich überzeugt, daß ſie ihn haſſe, ihn verderben müſſe. Mit denſelben Lippen fragte ſie's, die ſich ſo oft in göttlicher Raſerei an die ſeinigen feſtgeſaugt, und Wahnſinn war auch jetzt ihre doppelzüngige Argliſt; denn nur um ſo heißer liebte ſie ihn, da ſie zu haſſen, ihm zu drohen wähnte! — Dieſelben Augen ſahen ihn ja an, in denen er ſo oft den einzig ſicheren Himmel geſehen, der Sterblichen verheißen ſei. Friedrich war mächtig bewegt, es that ihm wehe, die duftige Wunderblume von ſeinem Herzen weglegen zu müſſen. „O Manadora,“ ſprach er, — „der Kampf, in den ich gehe, führt zu ewigem Ruhme oder tiefem Sturz; ich ſehe ſein Ende nicht ab.

Sein Blick traf jetzt den Arzt, der in einer Ecke ſtand. „Gut, Meiſter, daß ich Euch hier finde“; unterbrach er ſich ſelbſt, „ich bin Euch zu großem Danke verpflichtet, Ihr habt mir ein theures Leben erhalten. Mein Schatzmeiſter ſoll Euch ſo reich belohnen, als Ihr verlangt, und zum Beweiſe, wie ich Euch aufrichtig danke, nehmt meinen Rath dazu: Vertauſcht das Gewand des Arztes, das ich ehre, nicht wieder gegen das des Prieſters, das ich nicht minder ehre, wenn der Prieſter ein treuer Arzt der Seele iſt. Ihr ſeht: Ich weiß, was Ihr ſeid und was Ihr wollt. Ich ließ Eure Geſellen mit ihren eignen Stricken peitſchen. Meidet ein gleiches Loos und mein Antlitz.“

Der geiſtliche Arzt war ſo verblüfft, daß er, ohne einen Verſuch zur Entſchuldigung zu machen, ſich eilig entfernte. Kaf war's geweſen, der nicht geraſtet, bis er die Wahrheit entdeckt und dem Kaiſer hinterbracht hatte; des Eunuchen Beweggrund dabei war die Beſorgniß, daß der verkappte Prieſter Gefährliches gegen Manadora im Schilde führe, an welche er ſich ſo eifrig gedrängt.

„Welche Gegner, mit denen ich zu kämpfen habe!“ rief der Kaiſer, — „Alles in mir, Dankbarkeit, Glaube an Menſchenwerth, Frömmigkeit, lehnte ſich gegen die Annahme auf, daß es ſo ſein kann! Und doch iſt's! Kein Zweifel mehr: — Jetzt, da ich ſchon im Frieden wirken zu können hoffte, beginnt erſt meine Beſtimmung, und ſie iſt der Kampf. Coloß gegen Coloß! Kaiſerthum und Papſtthum! — Und Du?! Unter den ehernen Tritten dieſer Rieſen wirſt Du zertreten ſein!"

„Ich werd' es nicht!" entgegnete Manadora mit erſchütterndem Ernſt, furchtbare Zuverſicht im Ton.

„Doch!" verſetzte er, indem er ſie mitleidig betrachtete. Die Stolze hielt dieſes Mitleid nicht aus. Als aus der ſtarken Mannesbruſt ein Seufzer der Liebe und Sorge ſtieg, welcher ihrer Zukunft galt, deutete ſie dieſen als ein Zeichen von Gebeugtheit, und fühlte ſich groß als Weib — einem Manne gegenüber, welcher, der Größte ſeines Geſchlechtes, doch einer Schwachheit unterlag! Die arme Thörin! Dieſe Stärke ihres Stolzes war ihre Schwäche.

„Ich weiß, Du biſt ſtärker als ſonſt Frauen, Manadora, — doch Du biſt eine Frau, und wirſt dem Unentrinnbaren nicht Widerſtand leiſten können, das auch über Männer zermalmend hinwegſchreitet. Ich ſelber, was fürcht' ich?"

Als er, ſie herzinnig anblickend, eine Zeitlang geſchwiegen, erhob ſie ſich vom Bette und fragte, mit dem Anſchein von Ergebung und voll ernſter Feſtigkeit: „Was haſt Du zu thun beſchloſſen?"

„Deine Geſundheit iſt noch nicht wieder ſo ſtark geworden, daß Du mich begleiten könnteſt!" erwiederte der Kaiſer, — „und, könnteſt Du's auch, — ich wünſchte doch, Du bliebeſt noch eine Weile hier, um abzuwarten, welchen Erfolg das erſte Zuſammenſtoßen der beiden feindlichen Maſſen haben wird. Ich bin entſchloſſen, mein Recht und meine Majeſtät gegen den Papſt zu vertheidigen, alles, was er in meiner Abweſenheit von meinem Reiche an ſich geriſſen, wieder zu erobern, und lieber zu ſterben, als ſchmälich durch Schweigen die immer weiter greifenden Anmaßungen der Kirche gut zu heißen. Dann iſt's mein Erſtes, perſönlich dem Papſt gegenüber zu treten; in dieſer großen Sache traten zu viele armſelige Zwiſchenträger zwiſchen ihn und mich, und bethörten uns Beide. Ich will meine Achtung vor ihm nicht auf einmal aufgeben, auch er ſoll mich kennen, ſoll nicht gering von mir denken. — Bis dahin alſo, Manadora, bleibe Du in ſtillem Frieden hier geborgen. Ich laſſe Dir einen Begleiter von erprobter Treue, der ſchon ſein Blut für Dich vergoß‥‥"

„Doch nicht Heinrich?" fragte ſie.

„Eben ihn! Mißbilligſt Du meine Wahl?"

„O nein!" erwiederte ſie, in Gedanken verloren. „Ich baue auf ſeine Treue, wie auf Deine Liebe!"

Fremdartige Vorſtellungen zogen in Sturmesflug durch ihre Seele; ihr ſchwindelte davor. — Dieſer Heinrich! — — Jetzt ward ihr's klar. Ja, Heinrich hatte ſie einſt geliebt, liebte ſie vielleicht noch!

„Worüber ſinneſt Du, Geliebte?“ fragte Friedrich theilnehmend, „Dein Auge leuchtet wie von Freude verklärt.“

„Ich denke an die Zukunft,“ ſprach ſie leiſe, „an unſer Wiederſehen.“

„So freue ich mich Deiner! So erleichterſt Du mir das Scheiden, theure Manadora, gefaßt, bewußt und groß!“

„Iſt jetzt nicht Blüthenmond, Friedrich?“ nahm ſie ablenkend das Wort; — „Ganz recht, der iſt. Blumen, in denen Du wandelſt, bis Du das Schiff beſteigſt, das den Cäſar trägt und ſein — Glück!“ fügte ſie fein lächelnd hinzu.

„In Blumen werd' ich ſterben!“ meinte Friedrich ernſt.

Sie dachte der Prophezeihung, aber aus den Blumen dieſer Weiſſagung ſtiegen giftige Dünſte, die ſie betäubten. Sie reichte ihm die Hand, drückte die ſeinige an ihr Herz und fragte: „Wann ſcheideſt Du ſchon?“

„Jetzt!“ erwiederte Friedrich; — „Wohlauf! daß wir uns freudig wiederſehen!“ Und nun riß er ſich raſch los und eilte von hinnen.

Kaum hatte der Kaiſer ſie verlaſſen, als der Eunuch mit finſterer Stirne zu ihr herein trat. Er trat dicht an ſeine reizende Herrin heran, und raunte ihr zu: „Ich ſehe klar, ich weiß genug. Da ging er hin, und verließ Euch. O Madonna, habt Ihr noch etwas Scham?“

Zürnend fuhr ſie empor; doch der Eunuch ließ ſie nicht zu Worte kommen. „Ja Scham, ſag' ich; ich, der Eunuch!“ fuhr er fort. „Ich warnte Euch einſt; Ihr hörtet nicht; — was ſeid Ihr nun? Ein aufgegebenes Weib, ein Zwitterweſen, halb Gram, halb Sehnſucht, ohne Liebe, und doch zu ſchwach zum Haß!“

„Schweig!“ gebot Manadora.

„Ich ſchweige nicht, — ich will's nicht,“

rief der Eunuch herriſch. „Ich kenn' Euch beſſer, als Ihr Euch ſelber, Ihr ſeid zum Entſetzlichſten herabgeſunken, zum Gegenſtand des Mitleids, ja, ſtolze Frau! Beim Andenken Eurer Mutter, ich duld' es nicht! Entſcheidung verlang' ich! Jetzt, jetzt will ich ſie von Euch haben, eh' es auf's neue, für immer zu ſpät iſt.“

„Aus meinen Augen!“

„Aus Eurem Herzen — ihn!“ ſprach der Eunuch. — „Doch nein! behaltet ihn drinnen; umklammert ihn mit allen Organen Eurer Seele, und jedes ſei Haß! Frei, bei meinem Leben, frei will ich Euch haben, und müßten wir Beide zu Grunde gehen.“

Zorn erſtickte ihr die Stimme. Sie verließ eilig das Gemach und ſuchte das Freie. Durch die offen gelaſſene Thüre blickte Kaf ihr nach.

„Er hat ſein Spiel mit ihr getrieben!“ murmelte er vor ſich hin, indem er den Arm zum Schwur erhob; — „Er ſoll's büßen! —

Allah, Du ſiehſt mein Herz! Gegen kein Weſen auf Erden hab' ich eine Pflicht als gegen ſie, dieſe Pflicht werd' ich löſen. Ob ſie ſelbſt in thörichter Schwäche mir widerſtrebe, — ich zwinge ſie, frei zu werden! — In meine Hand iſt ihr Schickſal gegeben; — ſie entrinnt mir nicht! — Allah! erleuchte mich!"

Zweites Buch.

(1230—1235.)

I.

Heinrich's Benehmen gegen Manadora war von ſolcher Art, wie er es der Freundin ſeines Herrn für geziemend hielt; dieſe Manadora war es, welcher er jetzt mit Hochachtung und Treue diente, nicht jenes Weſen, welches er ſelbſt einſt im Stillen geliebt hatte. Seine Aufmerkſamkeit und unermüdliche Sorgfalt in ihrem Dienſte beſtärkte jedoch die Unglückliche in dem Wahne, daß er ſie noch liebe; aber es durchſchauerte ſie, wenn ſie in die kriſtallhelle Treue dieſes reinen

Herzens blickte. So ſehr ſie ſich nach Frieden ſehnte, die gebeugte Stolze, — ſo konnte ſie doch nur in der Unruhe eines gewaltigen Ringens Ruhe für Augenblicke finden. Dabei war ſie doch ſehr weiblich ſchwach, daß ſie den ihrer Eitelkeit ſchmeichelnden Gedanken: einen Mann durch die Macht ihrer Erſcheinung zu feſſeln, nicht abwies. Sie hatte es ſich eingeſprochen, bis ſie es für unumſtößlich wahr hielt, daß ihre Liebe zu Friedrich ſich in Haß verwandelt habe; warum, — wenn ſie dies ſo ſicher wußte, — ſuchte ſie ſich gegen eine neue Umwandlung dieſes Gefühls dadurch zu wappnen, daß ſie Heinrich's vermeintliche Liebe zu ihr erwiedern zu können rang? Warum mußte ſie darnach eben ringen, wenn ſie Friedrich jetzt wirklich haßte? Warum bangte ſie vor der Wiederkehr ſolcher Augenblicke, in welchen ihr jede Ehre und Würde werthlos ſchien, in welchen der Stern ihrer ſtolzen Hoffnungsträume, die Krone, im wonnigen Dunkel der Liebesnacht verſchwand?

Kaf verfolgte die Entwickelung ihrer Empfindungen, den Widerſpruch ihres Herzens gegen ihren Stolz, welche ſie ſelbſt ſich abläugnete, mit ſcharfen Blicken, zugleich entging es ihm nicht, daß zwiſchen Heinrich und Gülnare ſich unvermerkt ein inniges Verſtändniß angeſponnen, deſſen zarte Knospenhülle noch kein Bekenntniß gelöſt hatte. Er ſah es und erwog, welchen Eindruck die Kunde deſſelben auf Manadora machen müſſe. Wenn ſie auch Friedrich noch liebte, — was er mit wachſendem Grimme wahrnahm — ſo mußte doch Heinrich's Liebe zu Gülnaren ſie reizen, mußten gekränkte Eitelkeit oder Neid — ſo verſtand er ſich auf das weibliche Herz — ſie zu irgend einem raſchen und unüberlegten Entſchluß treiben, der ſie dann ganz in ſeine Hände gab. Und, war ſie's einmal, dann hoffte er, daß es ihm ſchon gelingen werde, ihrer Liebe, die ihm für ſie Schmach dünkte, den Todesſtreich zu geben. Lieber wollte er ſie frei und groß untergehen, als in verzehrender Unentſchloſſenheit einem Manne zuſtreben ſehen, einem Manne wie Friedrich, den er je mehr haßte, je mehr er dieſen ganz als Mann kennen lernte, er, — der Eunuch!

Sollte er Manadoren das Verſtändniß zwiſchen Heinrich und Gülnaren entdecken? Nein! der Zufall mag's wirkſamer thun, dieſer Arzt, der mit Giften heilt und mit Arzneien tödtet.

Manadora zwängte ſich indeſſen immer tiefer in den Wahn hinein, daß ſie Heinrich's ſtille Liebe zu ihr erwiedern könne. Doch eben, weil dies ein Wahn, übte ihr Benehmen gegen ihn, dem die Holdſeligkeit der Wahrheit mangelte, der innere Duft, die Seele, — auf jenen einen unheimlichen Eindruck; aus ihrem Entgegenkommen wehte es ihn wie Unheil an, das ihm und Gülnaren drohe. Um ſo inniger ſchmiegte ſein

Herz ſich an Gülnarens ſchlichte Treue; doch ein richtiger Inſtinkt leitete ihn, daß er dieſe Neigung vor Manadoren wie vor einer unverſöhnlichen Feindin ſorgfältig geheim hielt.

In lauer Mondnacht ſitzt Manadora auf der zum hangenden Garten umgewandelten Dachterraſſe ihres Hauſes in Jeruſalem; hohe Pflanzen und Blumen, in zierlichen Töpfen rings um ſie gereiht, hauchen ihren würzigen Athem aus; Gülnare flicht, zu den Füßen der Herrin gelagert, einen Selam aus den gepflückten Blumen und Blüthen, welche dieſe ihr reicht. Für Heinrich iſt der Selam gewunden, und wieder iſt's Gülnare, die ihm dieſen überreichen ſoll. „Für Heinrich!" Und doch fliegen Manadorens Gedanken wie Schwalben über's blaue Mittelmeer und ſuchen Friedrich. „Für Heinrich!" wußte Gülnare, ſie barg ihr Antlitz in den Blumen, und wand ſchweigend duldend an dem Selam weiter, an ihrer Dornenkrone, bis er fertig war. Dann reichte ſie ihn der Gebieterin.

Manadora prüfte ihn, ob auch kein Wort vergeſſen ſei, und gab ihn dann der Sclavin wieder, ihn vor Heinrich's Schwelle zu legen. Das arme Kind nahm ihn haſtig zitternd auf und entfernte ſich. Kaf, der auf dem Rande der Zinne ſaß, und die Füße in die Luſt hinaus hängen ließ, hatte alles ſtill mit angeſehn und gehört, und ſprach nun zu Manadora: „War die Neſſel dabei?" —

Sie zürnte: „Du begreifſt mich nicht!"

„Ich tauge zum Liebeszeugen!" verſetzte Kaf — „'s iſt ja unmöglich, daß ich Eiferſucht empfinde. That ich nicht ſchon manchen Haremsdienſt?"

„Liebe! Liebe!" ſprach Manadora höhnend, — dieſer Hohn war Schmerz, dieſe Falſchheit gegen Andre war Selbſtbetrug. „Störe den Zauber nicht!" gebot ſie dann, im Tone der

Uebermacht. Kaf drauf im gleichen: „Ihr werdet mich wieder rufen; ich weiß; — man wirft mich weg, man hebt mich wieder auf. Ich laſſe mir's gefallen, doch nur von Euch!“ Er verließ ſie.

Gülnare beſtellte den Auftrag der Gebieterin; ein leiſes Wort — wie ein Hauch! Sie empfand den Tod im Herzen. „Mir?“ rief Heinrich, nicht überraſcht und doch entſetzt; Gülnare wankte, er fing ſie in ſeinen Armen, drückte ſie an ſich in unſäglicher Beklommenheit, als ſtrecke ſich eine Hand aus dem Dunkel der Nacht, um ſie aus ſeinem Herzen zu reißen. In dieſem Grauen, in dieſem innigſten Aneinanderſchmiegen, als müſſe eins das andre bergen, ſchützen und retten, empfanden beide erſt recht, wie ſie ſich liebten; ihre Lippen ſchmolzen zuſammen, ihre Seelen lohten in Küſſen auf, in ſo ſchmerzlich göttlichen, als wäre dieſe Sekunde der Tod.

Kaf aber ſtand nicht fern in einem dunklen

Winkel, und dachte: „Wollt' ich's nicht hindern? Ei, ſo habe die Flamme ihren Weg; — verheert ſie auch, ſie leuchtet doch!"

Heinrich ſammelte ſich zuerſt. „Was auch komme," ſprach er entſchloſſen, „ich folge dem Gebot, — auf meine Weiſe, Gülnare! — Manadora iſt meines Herrn Freundin, und was ſie verlangt, muß ich erfüllen!" Zitternd hing ſich die Sclavin an ſeinen Arm. „Weine nicht!" fuhr er fort. „Ich bin gerüſtet, ihr zu begegnen!"

Kaf ſchwankte. Sollte er voraneilen und der Herrin berichten, ſollte er ſie im entſcheidenden Augenblick vor einem Schritte warnen, den ſie bereuen würde? — „Nein! Sie mag's empfinden. Nur, wenn enttäuſcht, wird ſie für immer ſicher ſein." — Er blieb und drückte ſich recht in's Dunkel.

Heinrich ging nun zu Manadoren auf die Terraſſe hinauf. Sie erhob ſich leicht von ihren Kiſſen, und gebot ihm leiſe, ganz leiſe, ſich niederzulaſſen.

Er that's; ſtumm ſaßen beide, er zitternd vor Zorn, ſie zitternd vor Erwartung, neben einander. Endlich brach Heinrich das peinliche Schweigen, und begann: „Ihr liebt die Blumen, Madonna; Kleinode ſind ſie Euch! So empfangt dieſen Strauß zurück, den ich eben erhielt; er mag Euch von Werth ſein, und gerieth, — ich fürcht' es — in die unrechte Hand.“ Der Selam, den er ihr zurückgebracht, glitt aus ſeiner Hand vor ihre Füße hin. Sprachlos ſtarrte ſie ihn an; ſein Muth wuchs. „Ich fürchte, Madonna,“ fuhr er fort, „daß ein Mißverſtändniß großes Unheil ſtifte. Laſſet uns es löſen. —“

Dieſes Wort brachte ſie zur Beſinnung. Scham, plötzlich erwachte Eiferſucht, gekränkter Stolz kreuzten ſich in ihrer Seele, und durch alle fuhren Blitze der alten Liebe zu Friedrich. „Ich weiß nichts von Mißverſtändniß,“ ſprach ſie, äußerliche Ruhe erzwingend, „wäre ein Scherz ſchlimmer Deutung fähig? Ich halte Euch für zu aufrichtig und treu, als daß ich's denken möchte."

„Gewiß, ich bin's!" rief Heinrich, froh aufathmend.

„Dem Kaiſer!" betonte Manadora.

„Und darum auch Euch, Madonna, denn ich weiß, was Euch der Kaiſer, was Ihr dem Kaiſer ſeid." Er ahnte nicht, wie tief und ſchmerzlich dieſe arglos geſprochenen Worte in ihr Herz drangen. Doch bezwang ſie ihre Empfindung, und ſprach, ihre Worte ſorgfältig meſſend: „Eben um des Kaiſers willen wünſchte ich Euch insgeheim zu ſprechen. Mein Herz iſt voll von Sorgen um ihn. So lange ſchon iſt's, daß er mich verließ, ich bin ſeither völlig geneſen, und noch immer wird mir keine Nachricht von ihm, noch immer keine Hoffnung, wann er mir erlaubt, nach Italien zurückzukehren. — — Glücklicher Heinrich! Ihr liebtet nie, Ihr wißt nicht, was Kummer iſt, wenn Liebe ihn ſäugt! O Ihr ſeid glücklich, neidenswerth!“

„Wohl glücklich!“ rief Heinrich, welcher, Gülnarens gedenkend, ſich vergaß. Manadora ſah jetzt mit einem Male ſein Geheimniß, doch keine Miene verrieth, was ſie fühlte; ein Gedanke aus dem anderen rollend, einer auf den anderen gethürmt, wie Fels auf Fels! — „Wüßt' ich: Ihr liebt,“ fuhr ſie fort, — „Ihr könntet mich ganz faſſen; doch Ihr fühlt's nicht!“

„Ich fühl' es!“ entgegnete Heinrich, hingeriſſen, doch ſchnell beſann er ſich wieder, brach ab, und vermochte den Faden nicht wieder anzuknüpfen. Sie drang nicht weiter, und nahm das Geſpräch auf.

„Heinrich, ich vertraue Euch; — ſind wir nicht durch einen und denſelben Gegenſtand unſerer Neigung und Treue wie Bruder und Schweſter geworden? Gewiß: Ihr werdet mir beiſtehn. — O ich trage dieſe Trennung nicht länger. Von meiner Wunde geneſen, ſterbe ich hier durch Sorge. Ich will nach Italien zurück. Ach, ich fürchte: Friedrich's Kampf mit dem Papſt ſteht für ihn ſchlimm, ſonſt wüßte ich davon — durch ihn. Doch er ſchweigt! Ich kann es nicht glauben, daß er mich vergaß. — Ich will ihn überraſchen, und Ihr — erwünſcht kamt Ihr — werdet mir behülflich ſein."

Heinrich wurde durch ihre erkünſtelte Unbefangenheit nicht getäuſcht, doch ſtellte er ſich, als bemerke er ihre Verlegenheit nicht, und legte ihr nun die zu treffenden Maßregeln vor, welche ſie mit Haſtigkeit ergriff; denn einerſeits war es ihr angenehm, in ihm die Erinnerung an ihre augenblickliche Schwäche völlig auszutilgen, — andrerſeits war es in der That längſt ihr geheimer Wunſch, Jeruſalem zu verlaſſen.

Für Heinrich war Manadorens Plan im höchſten Grade erfreulich; ſah er doch endlich die Beendigung einer unfreiwilligen Unthätigkeit herannahen, durch welche er ſeit des Kaiſers Abreiſe in Paläſtina faſt verroſtete. Nach Italien lockte ihn der Kampf und die Nähe ſeines Herrn, des Kaiſers. Ueber die Freude, welche er bei Anhörung von Manadorens Abſicht empfand, vergaß er die eigentliche Veranlaſſung ſeiner Zuſammenkunft mit ihr, und ſprach mit ihr lebhaft über Tag und Stunde der Abreiſe. Alles ſollte geheim gehalten bleiben, damit der Kaiſer überraſcht würde. — Als Manadora den Gegenſtand erſchöpft fand, dankte ſie ihm unbefangen und bat ihn, ſcherzhaft auf ſein vermeintliches Mißverſtändniß hinweiſend, ritterlich zu ſein und ſie von der Terraſſe herab in ihre Gemächer zu begleiten. An ſeinem Arme ſchritt ſie hinab.

Vor der Schwelle ihres Schlafgemaches fand ſie Gülnare, welche mit der Lampe ihrer harrte. Als die Sclavin ihre Herrin und ihren Geliebten Arm in Arm heiter kommen ſah, ſchwand ihr die Beſinnung; ſie fürchtete — o war's denn nicht gewiß? — — Heinrich ſei für ſie dahin, bezaubert von der Frau, die ihn liebt! „Heinrich! Heinrich!“ hauchte ſie wie eine Sterbende, der Schmerz hatte ihr Geheimniß verrathen, ſie ſank zu Boden.

Erſchrocken ließ Heinrich den Arm der Gebieterin los und eilte zu Gülnaren. In dieſem Moment dünkte Manadora, ſo niedergeſchmettert ſie kaum noch, durch dieſen Ausbruch ächter Liebe war, ſich groß und unbeſiegbar in ihrer Errungenſchaft. Kein Blick, kein Laut, wodurch ihre eignen Empfindungen, ſo laut ſie in ihr riefen, ſich hätten verrathen dürfen. Ruhig ſchritt ſie, als hätte ſie durchaus nichts Ungewohntes wahrgenommen, an den beiden Liebenden vorbei in ihr Schlafgemach.

Bald raffte Gülnare ſich wieder empor; Heinrich klärte ſie in kurzen Worten auf. Sie war beruhigt, doch nicht darüber, daß ſie ihrem Geliebten auch nur für einen Augenblick hatte Unrecht thun können; Heinrich dagegen konnte, während er das zarte Gewiſſen der Liebe mit hundert zärtlichen Worten beſchwichtigte, die Erinnerung an Manadorens erſtes Benehmen nicht verbannen, und immer wieder kam ihm, da er ſich über die Unaufrichtigkeit derſelben nicht täuſchte, der Gedanke: ſie werde ihm nicht vergeben können, daß er ſie in ihrer Schwäche geſehen, und ein namenloſes Bangen um Gülnaren. Eine Botin Manadorens, welche ſich liebreich um Gülnarens Befinden erkundigen ließ, trennte die Liebenden.

Früh am andern Morgen war Heinrich ausgegangen, um dem Wunſche Manadorens gemäß die nächſten Anſtalten zur Rückreiſe zu trefſen. Frohe Nachrichten erwarteten ihn, deren Boten in der Nacht angekommen waren.

Als Manadora erwachte, ſtand Kaf vor ihrem Bette, wünſchte ihr guten Morgen und fragte, indem er ſie aus ſeinen halbzugedrückten pechſchwarzen Augen liſtig anblinzelte: „Bedürft Ihr meiner heute?“

„Vielleicht!“ erwiederte ſie verſtört; ſie hatte kaum eine Morgenſtunde — in ſchweren Träumen — die Augen geſchloſſen.

„Ich bin da, wie immer!“ ſprach der Eunuch luſtig. „Alles iſt einfach abgemacht; Ihr gewinnt Erfahrungen, Madonna, wie ich's wußte! Von Adam her iſt's ſo, und bei den Thieren ſelber nicht anders, Männchen und Weibchen! Heinrich und Gülnare, Gülnare und Heinrich! — Zur Sache, Madonna! Was ſoll geſchehen?“

Manadora ſtarrte ihn finſter an.

„Partei zu ergreifen, um über beiden Parteien emporzuklimmen,“ ſprach der Eunuch. „Was meint Ihr zu Rom?“

Ein halberſtickter Schrei des Entſetzens war ihre Antwort, und dennoch reichte ſie ihm, — wie zur Einwilligung — unbewußt die Hand. Da beſann ſich Kaf, und begann nach kurzem Schweigen: „Wo faßt Ihr dies zweiſchneidige Schwert? wo, damit Ihr, wenn Ihr den Kaiſer treffen wollt, nicht Euch ſelbſt damit verwundet?“

„Am Griff!“ erwiederte ſie raſch, indem ſie ein Lächeln erzwang; ſeine Warnung weckte ihren Stolz.

„Gut!“ meinte Kaf, „aber juſt der Griff liegt ſchon feſt genug in andrer Hand, und der es hält, läßt es für keine Sekunde los.“

Kaf's Widerſpruch richtete Manadorens Stolz höher empor; er hatte es nicht voraus bedacht. „Ich bin entſchloſſen,“ war alles, was ſie ihm ſtatt weiterer Gründe entgegenzuſetzen vermochte.

„Alſo Italien?" fragte Kaf liſtig. „Und was ſoll in Italien werden?"

„Das Glück wird mich's lehren; dem Glücke müſſen wir vertrauen, es beherrſchen müſſen wir."

„Und Heinrich?" fragte Kaf weiter.

„Er begleitet uns!"

„Er wird Euch verrathen!" warnte Kaf.

„Nein!" entgegnete Manadora; — „er kann's nicht, denn er liebt."

„Ihr kennt die Liebe, Madonna! Ihr habt Recht, er wird nichts verrathen, weil es hoffentlich noch nichts zu verrathen gibt. Alſo: er liebt? flackert die Glut des Morgenlandes im Weſt?"

Bis jetzt hatte Manadora den Unmuth über Heinrich's und Gülnarens Liebe, über ihre eigene Schwäche, die ſie preisgegeben, mühſam verborgen, — jetzt brach er hervor. Ein Blick, ein Laut; — Kaf verſtand beide und war bereit, zu thun, was im verborgenſten Winkel ihrer Seele als böſer Traum lauerte. „Wäre Gülnare nicht mehr!?“ ſprach er leiſe zu ſeiner Herrin, — „ſoll ihr Anblick Euch auch in Italien.... ?“

„Nichts von ihr! O ſäh' ich ſie nie mehr!“ rief ſie heftig.

Genug für Kaf! In dieſer Sekunde war ein Mord beſchloſſen, ſo leicht und ſpielend, wie man eine Blume pflückt; in der nächſten Sekunde denkt man nicht mehr daran.

In dieſem Momente kam Heinrich. Sein Antlitz ſprach, noch bevor die Lippen es thaten, die frohe Botſchaft aus. Dieſe ungeſtüme Freude, während Manadorens Herz von den verſchiedenartigſten Empfindungen zerfleiſcht wurde, erbitterte ſie gegen Heinrich, — bei Heinrich's Freude aber mußte ſie wieder an Gülnare denken! — Heinrich indeſſen war ſo voll des Gedankens an das Glück ſeines Herrn, ſo glücklich darin, daß er ihre Mißſtimmung nicht gewahrte und raſch herausſagte, wovon das Herz ihm überſchwoll. „Glück auf, Madonna! Günſtige Zeichen für unſre Abfahrt! Der Kaiſer ſiegt in Italien. Wohin er ſeine Waffen trägt, fliehen die Schlüſſelträger des Papſtes vor ſeinem Namen und ſeinem Anblick; die Lombarden, der Kirche alte Bundesgenoſſen, werden wankend in ihrer Treue, und neigen ſich unſerm Herren zu. Von Bettelmönchen und Tempelherrn iſt Apulien geſäubert. Freuet Euch, Madonna; Triumph und Friede findet Ihr zum Willkomm, wenn Ihr den Strand Neapels betretet. O wie jauchzt mein Herz ſeinem Anblicke entgegen! Seht! nichts bedurfte er, um jede Lüge und Verläumdung zu vertilgen, nichts, als daß er kam!“

Die Nachricht von Friedrich's Glück erkältete Manadorens Herz, den vom Unglück Gebeugten hätte ſie getröſtet, aufgerichtet! Der Gedanke an den Glücklichen brachte ihr die Krone vor's geiſtige Auge wieder, und bei der Krone erinnerte ſie ſich, daß ſie ihm nichts mehr ſei!

„Ich dank' Euch für das Geſchenk, das Ihr in Eurer Nachricht mir gebracht!" ſprach ſie zu Heinrich mit jener Anmuth, welche ihr angeboren war, welche ſie aber, ſeit in ihrer Bruſt das Glück nicht mehr heimiſch war, auch durch Kunſt täuſchend hervorzubringen verſtand; „einen treueren Freund als Euch hat der Kaiſer in allen ſeinen Reichen nicht," fügte ſie hinzu, während ſie mit der herablaſſenden und einſchmeichelnden Freundlichkeit einer Fürſtin ihm zulächelte; Kaf beobachtete ſie ſcharf, und richtete nach ihrem Benehmen das ſeinige ein.

Heinrich empfand bei ihren letzten Worten gerechten Stolz; er war ſich's ja bewußt, daß er das ſei, was Manadora von ihm halte. Er berichtete ihr nun, daß er die Anſtalten zur Reiſe bereits getroffen habe, und fragte ſie, wann ſie dieſe anzutreten befehle.

„Sobald als möglich,“ erwiederte ſie mit wilder Lebhaftigkeit; doch ſchnell wurden ihre verfinſterten Züge wieder ſanft und anmuthig wie ſonſt.

„Ich kann den Augenblick des Wiederſehens kaum erwarten,“ fuhr ſie zu Heinrich fort, „ich möchte lieber die köſtbarſten Geſchenke, welche ich hier empfing, zurücklaſſen, als mich der Säumniß anklagen müſſen.... Seid ohne Furcht,“ fügte ſie lächelnd hinzu, — „ich werde Gülnaren nicht vergeſſen; weiß ich doch, daß Ihr nur mit halbem Leben bei mir wäret, wenn ich auch ſie hier zurückließe.“

„Herrin!“ verſetzte Heinrich verwirrt.

Sie blickte ihn huldvoll und holdſelig an. „Wie ſchön läßt Euch dies mädchenhafte Scheuen und Zagen,“ ſprach ſie, „und Ihr ſeid doch ein Mann, der das Zittern gewiß verſchwor!“ Heinrich nahm dies für Scherz, aber es war Hohn, wenn gleich der milde Klang ihrer Stimme den letzteren nicht ahnen ließ; Kaf aber erkannte ihn und ſpann den Gedanken fort, den er einmal gefaßt.

Da Manadora ſinnend vor ſich hinblickte, erwartete Heinrich, daß ſie ihm noch einen Auftrag zu ertheilen habe. Endlich hob ſie das geſenkte Haupt, ließ ihre nächtigſchönen Blicke auf ihm ruhen, und ſprach: „Ihr habt mich mit einem Geſchenke überraſcht, Heinrich, und ich ſinne, wie ich's vergelten kann. Bis ich die rechte Vergeltung fand, nehmet als Gegengeſchenk — Gülnarens Freiheit. Von heute an nenn' ich ſie meine Sclavin nicht mehr; es liegt nun an Euch, welchen Namen ſie künftig tragen ſoll.“

Heinrich neigte ſich ihr, wortlos vor Ueberraſchung, Freude und Dank. Sie trat zwei Schritte zurück, ſah mitleidig auf ihn nieder, und ſprach: „Seid Ihr ein Mann? — Sorgt, daß wir Jeruſalem verlaſſen haben, eh' drei Tage herum ſind!“

Heinrich ging. Kaf blickte ſeine Gebieterin fragend und ſo feſt an, daß ſie unruhig ward.

„Was willſt Du von mir?“ Sie wich ſeinem Blicke aus.

„Ich leſe!“

„Du biſt ein Thor!“

„Ich leſe, daß Ihr zum erſten Mal Reue empfindet über eine Handlung, von welcher Ihr ſelbſt nicht wiſſet, ob Ihr ſie blos aus Laune oder aus Großmuth beginget. Dieſes Gefühl quält Euch.“

Manadora wandte ſich unmuthig von ihm ab und warf ſich auf die Kiſſen ihres Lagers. Dieſe Unklarheit ihres Denkens und Wollens, dieſes geiſtige Unbefriedigtſein peinigten ſie in der That; Mittheilung wäre ihr jetzt Bedürfniß geweſen, und doch verſchmähte ſie es.

Kaf ließ ſie gewähren. Nach kurzem Schweigen trieb ihre Leidenſchaftlichkeit ſie wieder empor. „Nein! Was beſchloſſen, bleib’s! Mein eigner Spott wäre ich ja, widerriefe ich, was ich ſprach.“

„Gut!“ erwiederte Kaf. Er bezog ihre Worte auf Gülnarens Tod, den ſie — wie er ſich's auslegte, — gewünſcht; ſie aber dachte an Gülnarens Freiheit, die ſie, weil ſie damit ſpielen gekonnt, ſtolz ihr geſchenkt; ſie ſchämte ſich jetzt, daß ſie dieſe Schenkung einige Augenblicke lang bereuen konnte.

Rüſtiges Leben war nun im Hauſe, Heinrich kam und ging, mit Blicken des Dankes auf Manadora, mit Blicken der Liebe auf Gülnare ſchauend. Bald waren die Anſtalten zur Reiſe völlig getroffen und es hing nunmehr von Manadora ab, wann ſie Jeruſalem und das gelobte Land zu verlaſſen wünſche.

Gülnare, dieſe einfache, klare und unſchuldige Seele, genoß das Glück, welches ſo unerwartet im vollen Glanze über ihr aufgegangen war, wie einen heiteren Frühling. Tauſend und abertauſend Blumen zaubert der Lenz in ſo raſchem Wechſel vor unſere Sinne, jede an und für ſich wunderbar genug, und doch eine ſchöner und wunderbarer als die andre, daß wir über dem raſtloſen Drängen neuer Keime und Entfaltungen das Welken der alten ganz vergeſſen und das ganze Leben ſtets nur wie einen göttlichen Moment vor Augen haben, der ewig währen müſſe. Dieſer feſte, holde Glaube an die Unvergänglichkeit der Gegenwart iſt das Gebet des Glücklichen. In Gülnaren hatte kein Gedanke, welcher über die Gegenwart hinausreichte, Raum; ſelbſt der Tod war in dieſe eingeſchloſſen; nie bisher hatte ſie an den Tod gedacht, als jetzt, da ſie alles beſaß, was ſie je gewünſcht; eben in dieſer Wonne erſchien ihr's wie Wonne, zu ſterben. Nur einem ſo jungfräulich-unſchuldigen Herzen war dieſe Empfindung natürlich, ja faſt nothwendig; nur einem Herzen, welches nicht faſſen konnte, daß hinter jenen Myſterien des Lebens, von denen es nur die äußerſten Schleier ſah, ein anderer ſchlimmerer Kern liege als der Tod; der Tod aber,.... was kann es denn Holderes geben, als im Frühling einzuſchlummern und den Frühling fortzuträumen, um im ſchöneren Frühling zu erwachen? Gülnare ſprach dieſe Empfindungen und Gedanken ihrem Geliebten aus. Heinrich verſtand ſie ganz, doch er ſchauderte davor wie vor der Ahnung eines Unheils. Die Neuheit des Glückes, welche Gülnaren in ſelige Sicherheit und Ruhe verſetzte, machte ihn ſcheu vor jedem Wort, wodurch er etwa das Schickſal unbewußt herauszufordern fürchtete, vor jedem ſtolzen Gedanken an die Zukunft. Heinrich begriff die Göttlichkeit des Gedankens: mitten im Genuß der reinſten, dem Menſchenherzen gegönnten Wonne zu ſterben; aber er faßte dies nur als ſchönen Schluß auf; er glaubte ja an keine Fortdauer der Seele, und fühlte, wenn er auch den Schönſterbenden glücklich pries, die ganze Furchtbarkeit des Looſes, welches dem Ueberlebenden bleibe, wenn aus deſſen Weſen plötzlich die Hälfte auf ewig losgeriſſen ſei, und keine Hoffnung des Wiederſehens. Edle Naturen werden, wenn ſie früher mehr nach außen wirkſam waren, als ſich ſelbſt nach innen beſchauten, durch die Liebe nicht blos feſt, ſtark im Glauben an das Daſein Gottes, ſondern auch in dem an die eigene Fortdauer nach dem Tode. Auch in Heinrich's Seele hatte die Liebe das Gefühl von der Erhabenheit einer weltordnenden göttlichen Liebeskraft unumſtößlich gemacht, aber den Glauben an die individuelle Fortdauer des Menſchen vermochte ſie, ſo brünſtig er auch darnach rang, in ihm nicht zu begründen; — ja die Ueberzeugung vom völligen Ende des Menſchenlebens durch den Tod verſteinerte ſich in ihm immer mehr; je weiter ſich ihm die volle Herrlichkeit ſeines Glückes aufſchloß, um ſo entſetzlicher wurde ihm der Gedanke an einen Verluſt deſſelben für ewig; dies Entſetzen betäubte ihn, wenn er aus Gülnarens roſigen Lippen den Wunſch hörte, den ſie in jungfräulicher Liebesſeligkeit ausſprach: So ſterben zu können. Nur Ein Gedanke klärte dies Grauen auf, der: mit ihr zu ſterben; aber dieſer Gedanke, ſo freundlich und beruhigend er ſchien, hielt ſo viel Gift in ſich, um die ganze Thatkraft des Mannes aufzuzehren und dem Leben jeden höheren Zweck wie dem Tempel ſein Allerheiligſtes zu ſtehlen, nichts drinnen zu laſſen, als den Götzen des Ich's, das jede Pflicht leugnet, weil es nicht auf einmal den ganzen Umfang ſeiner göttlichen Rechte überſehen kann. In Gülnarens Anſchau ſuchte Heinrich das Vergeſſen ſeiner Zweifel, ſuchte es in raſtloſer Thätigkeit, die er in Friedrich's Nähe zu finden hoffte.

II.

Aus Joppe's Rhede gleitet ein Schiff mit vollen Segeln in's Mittelmeer hinaus. Es trägt die beiden Liebenden Heinrich und Gülnare, deren Hoffnung auf Heſperiens ſchönem Strande blüht: dort wird die Sarazenin den Glauben an den Welterlöſer annehmen; einen Glauben, den ſie liebgewann, weil der Geliebte ihn bekennt; und prieſterliche Hand wird den Bund ſegnen, welchen der freie Dienſtmann des Kaiſers mit der holden Freigelaſſenen ſchloß. Manadora hat ihre Sclavinnen mitgenommen, ihren ganzen orientaliſchen Hofſtaat. Die Sclavinnen dienen ihr, ſie ſelbſt dient dem Verhängniß; — der Eunuch, der nicht von ihrer Seite weicht, zieht, indem er jede ihrer Launen lieſt, jeden ihrer Wünſche erfüllt, ohne daß er's, daß ſie's weiß, nur mit am Geſpann, blind in's Getümmel der Weltgeſchichte hinein.

Das immerwährende Voraugenhaben des Liebesglückes, welches der Schönheit Gülnarens eine höhere Weihe verlieh, erſchütterte Manadora immer mächtiger, ihre Leidenſchaft erſchlaffte unter Wehmuth, von welcher ſie, des eignen Looſes im Gegenſatz gedenkend, überwältigt wurde; ſie ahnte, daß über der Gränze jener Freuden hinaus, die ſie in der Liebe gefunden, noch eine heiligere im zarten Schleier eines Geheimniſſes ſich berge, eine Freude, durch welche das erſchütterte Herz Troſt, Befriedung, das kranke — Heilung erlange. Jene reine Liebe Gülnarens verbreitete einen Zauber des Friedens rings um ſich, worin Manadora ſich wie der Fieberkranke im

Zuſtande der Abſpannung fühlte; der ſchönſte Triumph reiner Liebe war's, daß Manadora in deren Nähe in Wehmuth ſich glücklich fühlte, ohne daß ſich Neid in die Sehnſucht drängte und dieſe verbitterte.

Kaf ſah die äußere Wirkung, ohne die innere Urſache zu kennen; er ſah nur die Erſchlaffung, welche ihm wie Demüthigung erſchien, die er an ſeiner Herrin nicht dulden wollte, — nicht die Fittiche des Engels ſah er, deren Säuſeln das glühende Herz kühlte. Dieſe wilde Natur, der Zwitter von Mann und Weib, von keinem der beiden Geſchlechter anerkannt, welche den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit nur dadurch wett zu machen verſtand, indem ſie ſich — mit ihrer ganzen Unbändigkeit, mit ihrem ganzen Stolz, Trotz und Haß gegen alle Lebendigen, mit ihrer ganzen Tücke — einem einzigen Weſen hingab, durch welches allein ſie mit der Welt zuſammenhing, dieſer Eunuch mit der eiſernen Willenskraft, konnte es nicht anſehn, wie ſeine Gebieterin beim Anblick fremden Glückes ſich abhärmte; das Gefühl, das ſonſt bei Männern oder Weibern Mitleid heißt, war bei ihm von Grauſamkeit durchädert, von Grauſamkeit gegen jedes andere Weſen außer Manadoren; — das Mitleid in ihm war ein wildes Gelüſt, das nach einem Opfer ſchrie!

Göttlich = milde Feier lag auf den blauen Fluthen des Mittelmeeres, durch welche das Schiff leicht wie ein Schwan, der ſchwimmend die ſchneeweißen Flügel emporhebt, dahinglitt, als eile es, die ungeheuere prachtvolle Wölbung des Abendſonnenſcheines zu erreichen, die, wie die Pforte des Paradieſes auf dem lazurnen, von Millionen Goldfunken ſchimmernden Fundament, auf den Wogen ſtand. Manadora ſaß auf dem Verdecke, mit dem Geſichte gegen die Abendſonne gekehrt, deren Schimmer ihre blaſſen Wangen röthete; vor ihr, an das Geländer des Vordes gelehnt, ſaß Gülnare. Manadora blickte träumeriſch in den Flammenborn, der ſeine glühenden Wellen im weiten Bogen rings auf das Meer ergoß. „Das Auge ſchmerzt mich,“ ſprach ſie, indem ſie das Geſicht von dem erhabenen Schauſpiele abwendete; — Kaſ, welcher hinter ihr ſtand, deutete den Sinn ihrer Worte nach ſeiner Weiſe auf Gülnare, und erwiederte: „Ihr ſaht in die Sonne, Madonna; — ſeid unbeſorgt: ſie wird untergehn!“

Manadora erhob ſich und ſtützte ſich auf Heinrich's Arm; die Formen und Farben aller Gegenſtände rings um ſie flirrten entſtellt vor ihren Augen und floſſen in eine chaotiſche, bewegte Maſſe zuſammen. „O wie entſetzlich muß Blindheit ſein!“ ſprach ſie ſchaudernd, „lieber todt ſein! — Blind! Fremder Hülfe bedürfen! Abhängig vom Mitleid, wie ein neugebornes Kind! Entſetzlich!“

„Ihr müßt der Sonne aus dem Wege gehen,“ meinte Kaf trocken, „oder die Sonne — Euch! In der Cajüte iſt es dunkel, Euer Auge wird ſich erholen.“

„Ich will nicht allein ſein!“ verſetzte Manadora aufgeregt; ſie dachte während dieſer Meeresfahrt an jene, welche ſie an Friedrich's Seite gethan, — damals die Glücklichſte auf Erden, jetzt einſam inmitten ihrer Dienerinnen und ihres Reichthumes; vor dieſem Gedanken an ihre Verlaſſenheit ſuchte ſie ſich zu retten. „Kein Dunkel ſei unten, zündet Lampen an! Ich will mich zerſtreuen, will fröhlich ſein! Ihr ſeid Meiſter im Schach, Heinrich! Ich will mit Euch ſpielen. Heda, Kaf! Heiße den Mädchen unten vor der Thüre des Gemaches die Laute ſchlagen und ſingen!“

Heinrich führte die Herrin in das von ihr bewohnte Gemach hinab, welches nach orientaliſcher Art auf's Geſchmackvollſte eingerichtet war. Lampen waren angezündet worden; die kunſtreich aus Elfenbein geſchnitzten Figuren des Schachſpieles wurden nun auf dem Brete geordnet; Kaf war geſchäftig, der Gebieterin Willen zu vollſtrecken.

Die Sonne war völlig in den Grund des Meeres hinabgeſunken, der Wiederſchein des Mondes flimmerte auf den durchſichtigen Wellen und machte den Eindruck, als bringe die Beleuchtung einer untermeeriſchen Sonne empor durch die ungeheuren durchſichtigen Maſſen, welche die Grelle der Strahlen zart gemildert hätten.

Lieblich klangen die Lieder der Mädchen wie zum Preiſe der Nacht und der Liebe, während Manadora und Heinrich beim Schachſpiele ſaßen. Der Geiſt dieſer Frau richtete ſich bei dem Kriege im Kleinen, da jeder Zug Berechnung erforderte, wieder empor. Je meiſterhafter Heinrich ihr gegenüber ſpielte, je verwickelter ſich die Combinationen geſtalteten, ſo eifriger und ernſter wurde Manadora, und vergaß für den Moment ihre Leiden, ihre Liebe, ihren — Haß! — Ein unbedachter Zug! Heinrich benutzte ihn raſch! Jetzt hatte ſie die Königin verloren. Sie ließ den Muth nicht ſinken, raffte die übrige Mannſchaft zuſammen und ſuchte Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Immer erhitzter wurden beide kriegführenden Partheien. — —

Gülnare war indeſſen auf dem Verdecke geblieben und genoß, in Gedanken an ihr Glück verſunken, die Erhabenheit des Himmels und des Meeres. Sie ſtand einſam am Bord. Der Steuermann nickte, die Matroſen verzehrten, durch die Schiffsglocke zuſammenberufen, in den unteren Räumen ihr Abendbrot. — Der Gedanke: im Vollbewußtſein des Glückes zu ſterben, erfüllte Gülnare wieder ganz, ſie blickte hinab in die unergründliche Tiefe, ſah nicht den Tod, ſah nur den Himmel darin.

„Was hab' ich noch zu wünſchen? Nichts!" ſprach ſie zu ſich ſelber, ihren Schleier lüftend, ihre Arme ausbreitend, als müſſe ſie ihrem Herzen Raum geben, daß es ſich ausweiten, daß es allen den Reichthum faſſen könne, den das Schickſal drin gütig gehäuft. „O, der Du mich ſo reich und glücklich gemacht, heißeſt Du Allah oder Chriſtus, Du biſt ſo gut!“ betete ſie aus voller Seele. „Weil ich's an mir fühle, wie gut Du biſt, o ſo mache jeden froh, der ſich ſehnt und wünſcht, nimm mir einen Theil der Jahre, die Du mir noch zugedacht, und ſpende, was Du mir an Glück dafür gemeſſen, denen, die noch daran darben. Und, hab' ich noch Eins von Dir zu erbitten, o ſo laß mich im vollen Genuſſe des Glückes ſterben!“

Ihr Schickſal ſtand hinter ihr, — Kaf.

„Es ſei!“ ſprach er, faßte ſie um den Leib, hob ſie empor, über den Bord hinaus; — ihr Schleier flatterte. Ihr war's wie ein Traum. „Heinrich! Heinrich!“ rief ſie beſinnungslos, die Hände gegen Kaf ſtreckend. Jetzt erſt fühlte ſie daß ſie wache, griff nach Kaf, wollte ſich an ihm halten. Da ließ der Eunuch ſie los. Sie ſtürzt. — — —

„Schach dem König!“ rief Manadora; Heinrich war gegen das Ende des Spiels zerſtreut geworden, ſie hatte ſich das zu Nutze gemacht, ihren Scharfſinn angeſtrengt, und ihn beſiegt.— —

Da iſt's Heinrich, als hörte er ſeinen Namen rufen; — Todesangſt rieſelt ihm über Scheitel und Nacken; er ſpringt auf, eilt durch die Reihen der Mädchen, welche noch immerfort zu Lautenklängen Lieder ſangen, — die Treppe empor; auf der oberſten Stufe ſaß Kaf auf gekreutzt untergeſchlagenen Beinen, in einen weiten Mantel gehüllt, das Antlitz gegen die Mädchen gekehrt, mit auf die Bruſt geſunkenem Haupte ruhig dem Geſange lauſchend. Ein Inſtinkt jagt Heinrich auf das Verdeck. „Gülnare! Gülnare!“ ruft er in Todesangſt.

Nirgends!

Der Steuermann hört den Schrei und wird aufmerkſam. Jetzt ſieht er vor ſich in den Wellen unten etwas Weißes. Hände heben ſich draus empor. Das dichte, faltige Gewand hält ſie halb noch über den Wellen. „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ ruft er. Bevor noch die Matroſen auf den Ruf des Steuermanns herbeieilen, iſt Heinrich ſchon zu ihm geſprungen; jetzt ſinkt Gülnare unter, nur der weiße Schleier ſchwebt noch über den Wellen. Jetzt ſieht ihn Heinrich, ſpringt über Bord, ſie zu retten, oder mit ihr zu Grunde zu gehen. Die Wogen ſchäumen über ihm zuſammen. Raſch wird jetzt ein Boot ausgeſetzt, Matroſen ſpringen hinein. Der Patron hört, was geſchehen, und verſpricht dem Kühnſten ſchweres Gold. Auch Manadora eilt herbei, aufgeſchreckt von Heinrich's plötzlicher Flucht, von dem Lärmen und Getümmel. Sie ſtößt auf Kaſ, der unbeweglich auf demſelben Flecke ſitzt, wo Heinrich ihn getroffen. „Was iſt's?" fragt ſie unheilahnend. „Gülnare iſt in's Meer geſtürzt," verſetzte Kaf gleichgültig, „und Heinrich — ſprang ihr nach."

„Rettet! rettet!" ruft Manadora, im Entſetzen ihre Geiſtesgegenwart nicht verlierend, mitten unter die Leute eilend. Kaf folgt ihr langſam. Sie biegt ſich über den Bord. In Mondeshelle verklärt, liegt das holde, ruhige Meer. Ein Freudenſchrei ſchallt jetzt aus dem Boot herauf. „Gerettet?" fragt Manadora bebend vor Haſt. Da heben die Matroſen Heinrich und Gülnare in's Boot. Feſt verſchlungen ſind die Arme der Liebenden, wie an einer reizenden antiken Gruppe. Im Moment des Todes hat Gülnarens Arm Heinrich erfaßt, nicht mehr los läßt ihn Heinrich. Auch ſeine Augen ſind geſchloſſen. — Zwei Leichen!

Sie werden mühſam an Bord emporgebracht. Mit einem Schmerzſchrei, der alle ihre Leidenſchaft, alle ihre Fehler austilgt, der ihr innerſtes Weſen mit eins aufreißt, ob auch ſie ſelbſt es nicht weiß, wirft Manadora ſich auf die Leichen. Hier iſt keine Verſtellung, kein Gedanke; die Natur ſiegt, ihr heiliges Recht triumphirt. — Mit Gewalt muß Manadora von den Leichen getrennt werden. Der Schiffspatron läßt alle Mittel anwenden, um das Leben, wenn es noch nicht ganz entflohen ſei, wieder zu wecken. Umſonſt. Starr bleiben die im Todeskrampf ineinander geſchlungenen Glieder.

„Kaf! Kaf!“ ruft Manadora, den Eunuchen erblickend, der bei dem Geſchäfte des Schiffswundarztes als müßiger Zuſchauer ſteht. — „Du verſtehſt die Kunſt. Rette, rette, wenn Du kannſt!“

Kaf tritt gleichmüthig, langſam näher, und zuckt mit den Achſeln, als er Gülnarens Leiche ſieht. Er blickt ſchärfer hin, da flirrt es ihm vor den Augen; ihre Schönheit im Tode bringt ihn faſt von Sinnen, das naſſe Haar um die nackten Schultern geſchlungen! Er meint: die Augen öffneten ſich, ſähen ihm durch und durch in's Herz, ſprächen ſtatt Lippen. Er ſchüttelt ſich vor Grauen. Doch er ſieht nochmal feſt hin. Es iſt nichts; die Augenlieder ſind ja feſt zu, was will dieſe ſtarre, kalte Schönheit gegen die lebendige, glühende Manadorens. Kaf iſt wieder der Alte; er beugt ſich zu der Leiche nieder, macht bedächtig ſeine Verſuche, ſie wieder zu beleben. Umſonſt! Jetzt tritt er zu Heinrich, an welchem der Schiffswundarzt gleichfalls bereits jedes Mittel ſeiner Kunſt erſchöpft hat. Kaf berührt den Starren, da bewegt ſich leiſe, kaum merklich, die Lippe, als wollte ſie den Mörder anklagen. Kaf zieht die Hand zurück; doch ermannt er ſich ſchnell wieder und ſetzt ſein ärztliches Geſchäft gelaſſen fort. Langſam öffnen ſich Heinrich's Augen wieder, doch der Sehnerv faßt den Eindruck der Außenwelt noch nicht; langſam löſt ſich mechaniſch die Hand von Gülnarens Arm.

Da ſtürzt Manadora jauchzend auf die Kniee und vergißt alles um ſich her. „Er lebt! Er lebt!“ — Ihr Blick fällt auf Gülnarens Leiche; in dieſem Moment wird eine furchtbare Erinnerung, an die ſie längſt nicht mehr gedacht, in ihr wach; daß ſie der, welche ſie noch als Leiche neben Heinrich ſieht, einſt den Tod gewünſcht. Alle Leidenſchaft iſt vergeſſen; der Anblick des Todes, vor dem das warme Leben in ihren Pulſen zurückſchaudert, ſpricht ihre Schuld. Ueber alle ihre Gedanken ſchlägt wie ein ungeheures Netz der eine Wahn zuſammen. — „Gülnare muß leben!“ ruft ſie angſtbeklommen, als hinge ihr eigenes Leben an der Wiedererweckung dieſer Leiche, — „der Tod iſt nur Lüge. Wach auf, wach auf, Gülnare! Sieh, ich bin's, ich, nicht Deine Herrin mehr, Deine Freundin, Deine

Schweſter, Gülnare! Wach auf, o wach auf! Sieh: auch Dein Heinrich lebt ja wieder!"

„Sie iſt todt!" ſprach Kaf ruhig.

Heinrich hatte ſich indeſſen allmählig erholt und ſein Bewußtſein wieder errungen. Er hörte Kaf's letzte Worte und ſtieß dieſen, der ſich ihm auf's neue näherte, mit matter Kraft zurück: „Sei verflucht, daß Du mich weckteſt!" Seine Stimme erloſch, die Augen ſchloſſen ſich; das Haupt ſank zurück. —

Eine gefährliche Krankheit war die Folge jener erſten Worte: „Sie iſt todt", welche Heinrich bei ſeinem Erwachen vom Scheintode gehört. Unvergeßlich für ſein ganzes Leben blieb ihm der Klang jener Stimme, welche ſie geſprochen, dieſer Klang hatte Kaf's Bild tief eingeſchnitten in Heinrich's Herz. In ſeinen wirren, wilden Phantaſien klagte er den Eunuchen als Mörder der Geliebten an und hielt förmlich Gericht über ihn.

„Deine Stimme hat ſie gemordet! Du ſprachſt: Sie iſt todt, da fiel die Blume vor dem Froſt, und fiel in das Weltmeer. O, wie die Blätter ſich löſen! Eins treibt hier, das andere dort, jedes blutig. — Der Engel weinte drauf; ſeine Thräne — das Blut auf den Blättern! — Immer weiter aus dem Auge, — ich ſehe ſie nie mehr, nie mehr! —"

Jetzt faßt er den Mörder an der Hand und ſchleppt ihn fort.

„Wohin?"

„Gott aufſuchen! In den Tiefen des Meeres, in den Höhen des Firmaments, im Sturm, Donner, in Wellen, Erdbeben, in Rache und Verzweiflung, im Tod — Gott aufſuchen! Wer ſchafft mir Recht, als Du, Gott! — Ich glaube Dich. — Wo biſt Du? — Mein Recht! Mein Recht! — Wenn Du biſt, — o ſo gib's!"

Er ſchleift den Eunuchen mit ſich fort. Auf den Wellen hin. Von Wogenſpitze zu Wogenſpitze ein Sprung! Gott zu ſuchen, den Richter. Häuptlings hinab in den Grund des Oceans, des Sclaven Haar um die Fauſt geſchlungen. „Wo biſt Du, Gott? Nichts als Tod und Verweſung und Vernichtung drunter, allgemeiner Mord des Größeren am Kleineren. Fort, hinauf! Alpengipfel hinan! Wo der Gletſcher blinkt; — Gott, Gott, wo biſt Du?“ Er ſteigt, ſchleift den Mörder hinter ſich, eine Lawine donnert, über ihn hinweg, er geht drunter hin, wie unterm weitvorſpringenden Schleiergewölbe eines Waſſerfalls. — Oben! Da ſteht der eisſchimmernde Thron, auf der Alpe Spitze. — „Gott, Gott, wo biſt Du? Verlaſſen und einſam der Thron, Reihen von Urweltsrieſenthieren, im Kniefall anbetend vor Dir, o Richter, verſteinert; thurmhohe Häupter, Felsſtücke ihre Beine, — rings um den Thron; — und kein Gott, kein Gott!‘, Der Kläger jammert, der Sclave lacht. Der Kläger packt ihn an der Kehle. „Höhnſt mich? Ich würge Dich!“

„Siehſt Du den Gott nicht?“ höhnt der Sclave ihn wieder.

„Wo? wo?“

„Auf dem Throne dort!“

„Ach Eine Wüſte!“

„Das iſt Dein Gott, — das Nichts! Das iſt der Zweck des Lebens: Vernichtetwerden!“

„Nein! Nein! Ich weiß: Gott iſt! So gewiß ich ſelber bin, iſt Er.“ —

Da lacht der Mörder: „Biſt Du mehr als ein Schein? Was iſt das Leben als Schein? Was iſt einzig gewiß als das Nichts?“

„Und doch iſt Gott! Verhöhne mich: doch weiß ich: er iſt! Er wird's rächen. Grad weil alles aus iſt mit dieſem Leben, raubteſt Du mir die Ewigkeit, Mörder! Fort, zu Gott! In Verzweiflung und Nacht, in Tod und Zerſtörung ſuch' ich Dich, Gott! — O zeige, zeige Dich!"

Flügel wachſen ihm, heben ihn, hoch über Alpenſpitzen; — Adler tief unter ihm, klein wie das Schwarze im Auge. — Hoch über dem Ocean dahin, — drunter balgen ſich die Metzen des Sturmes, die Wolken, es flattern ihre Haare, Schaum träuſt von ihnen, ihre Wuthblicke ſind Blitze; drüber hin fliegt der Raſende und hält den Eunuchen an der Kehle in die rollenden Donner hinein.

Plötzlich lichter Glanz, ſoweit das Auge des Fliegenden reicht, tief unter ihm in verſchwimmenden Umriſſen die Länder der Erde, Meere dazwiſchen wie lazurne Streifen, ringsum Sterne, einer durch den andern verdunkelt, jeder in jeder Sekunde größer werdend, ungeheuer, — jeder kreiſend in ſeinem Lichtringe, einer ſcheinbar gegen den andern treibend, unaufhaltſam vernichtend, und doch jeder, (jetzt zeigt ſich's) frei, unangefochten, unzertrümmert am nächſten vorüberkreiſend; ſo Hunderte, Tauſende, und auf jedem — Glanz, Geſang,···· Aug' und Ohr betäubend dem Menſchen, der im Fluge zwiſchen allen ſchwebt, beklommen, in jedem Augenblick verſengt, zermalmt zu werden fürchtend. Er vergißt den Feind, den er mit ſich geſchleift, die Blume, ſich ſelbſt. „Luſt, Freiheit! — Löſe mich, löſe mich, Gott! Laß mich Dein Antlitz ſchau'n, und ich bin frei!"

Da ſieht er mitten in den zahlloſen Kreiſen der Welten eine Geſtalt, jedes Glied, jede Ader, jeder Blutstropfen, der durchſchimmert, — eine Welt, jede in raſtloſer Bewegung, und weil dieſe ſo raſtlos, daß kein Auge ſie verfolgen kann, ſcheint ſie ſtarr und feſt, und iſt's. Er ſieht hin und wird blind, wähnt zu vergehn. Da mit letzter Kraft rafft er das Bewußtſein ſeines Selbſt zuſammen, und ruft in dies ewig Bewegte, in dies Unermeßliche, in jedem Augenblicke Reue, das dennoch ſtets in jeder Phaſe daſſelbe bleibt, ruft er: „Weltgeſetz, Liebeskraft! Du vernichteſt mich, warum zeugteſt Du mich? Nicht mehr ihn, — Dich klag' ich an vor Dir!“

Plötzlich wird ihm, wie er's gerufen, ſelig, wie nie, zu Muth, als ob tauſend Engelſtimmen ihn zur Ruhe ſängen, und ein mildes Feuer durchquillt ihn von Häupten zu Füßen, als wär' er in den Born der Sonne geſunken, und hätte drin gebadet, ſtiege neugeboren draus hervor.

Eine endloſe Wieſe voll Blumen. Er fühlt, daß er in einer Wiege liegt; er ſieht neben ſich eine Leiche, ſie wird begraben, er vergißt ihre Züge, — aus dem Grabe ſprießt eine Roſe, die Roſe aber wird eine herrliche Jungfrau. Kaum ſieht er hin, ſo iſt die Jungfrau — Mutter geworden und blühende Kinder hüpfen an ihr hinan; daneben iſt eine Henne, die ihre Küchlein ausgebrütet hat; eben hüpfen dieſe aus den Eiern, folgen eine kleine Weile ihrer Mutter, — dann, als ſie ſelbſt ihr Futter finden, kümmern ſich Mutter und Kinder nicht mehr um einander, — ein Stößer ſchießt hernieder, tödtet die Henne; ein Jäger legt auf den Stößer an; ein Räuber ſteht hinter dem Jäger, und dem Räuber gegenüber ſteigt ein Bergknappe aus dunklem Schacht empor, der Eiſen zu Tage fördert; draus ſchmieden daneben zwei Schmiede einen Pflug und ein Beil. Ein Baum ſteht in voller Blüthe, jetzt wird die Blüthe zur Frucht; die Frucht fällt, das Laub dorrt und wird Spreu, — der Baum bleibt der alte, und wird wieder grün. Er ſieht ſein eigenes Geſicht in den Zweigen, — ſieht's jetzt ſchon nimmer, ſieht neue Zweige, tauſend neue Antlitze am alten Baum. Eine Schlange ringelt ſich aus Felsgeſtein hervor; — nein, 's iſt ein Quell, jetzt wird er zum Strom. Hunderte ſtehen am Ufer und ſchöpfen daraus, doch der Strom wird nicht kleiner; jetzt fließt er in's Meer, und das Meer wird nicht größer. Da rafft Heinrich ſich auf, ſucht wieder nach ſeinem Gotte, den er kaum geſchaut und wieder verloren. „Du biſt, und wir ſind in Dir!“ ruft er, und in göttlichem Stolz und in Gottesverzweiflung ſtürzt er ſich in den Ocean, auf ewig unterzugehen! — — —

Dieſer Zweifel, der während Heinrich's Fieberphantaſien in ſeinem Haupte ſich, im ſteten Zirkel drehend, zur Ueberzeugung verhärtet hatte, äußerte durch den namenloſen Schmerz, der mit jenem zuſammenhing, eine doppelte Wirkung, — er verzögerte hartnäckig die Geneſung Heinrich's, welcher in lichten Augenblicken ausſchließlich den Bildern und Ideen nachgrübelte, welche ihn während ſeiner Fieberanfälle entweder quälten, oder durch Erhabenheit unbildlicher Ahnung aufrichteten, oder, wenn das Ende dem Anfang wie ein Zwillingsbruder ähnlich ſah, zermalmten; zugleich aber wurde allmählig Heinrich's ganzer Charakter durch die Ausbildung jener Zweifel zur völligen Theorie ein durchaus anderer, er hatte die frühere Spannkraft verloren und wurde eiſernſtarr in dem einzigen Troſt, den er bei der Unmöglichkeit des Glaubens an individuelle Fortdauer, bei dem unfreiwilligen ſchmerzlichen Aufgeben der Hoffnung noch finden konnte, in der freiwilligen Unterwerfung an eine göttliche Naturnothwendigkeit. Welch ein Erſatz!! Doch war's friſche Bergluft, um drin von jenem Zwieſpalt zu geneſen, welcher bisher an ſeinem Charakter hin und her gezerrt. Das Wechſeln der Röthe und Bläſſe war von ſeiner Seele verſchwunden, eine Leichenfarbe dafür ſtändig eingetreten; ein Ernſt, der durch kein Streiflicht mehr erhellt wurde.

So umgewandelt, eben völlig geneſen, betrat er den Strand Italiens, den Wellen zürnend, daß ſie ihn nicht verſchlungen hatten. Von ſeinem Erwachen aus dem Scheintode bei Kaf's Berührung, aus ſeinen Fieberphantaſien war ihm ein Abſcheu gegen den Eunuchen geblieben, eben ſo als körperliches Empfinden, wie als geiſtiges Gefühl; beides vermochte er, ſoviel er drüber ſann, ſich nicht zu erklären, drum ſucht' er es zu bemeiſtern, in den Grund ſeiner Seele hinabzudrücken und dort zu bergen.

Auf Manadora hatten der Tod Gülnarens und der Anblick der beiden Liebenden, wie ſie Hand in Hand in den Wellen gefunden und zu ihren Füßen niedergelegt worden waren, einen bleibenden Eindruck gemacht. Alle edlen Grundſtoffe ihrer Weſenheit, aus denen das Natürliche bisher nur in naturwidrigen Geſtaltungen emporgeſchoſſen war, klärten ſich allmählig, und es dämmerte in ihr eine Ahnung von der ächten Würde des Weibes, von jener Größe, welche gottgleich über den Trümmern der Leidenſchaft in milder, ruhiger Majeſtät herrſchen kann. Harter Kampf des Urſprünglichen mit langer überwildernder Gewohnheit. Nur durch ungeheuren Schmerz kann ihr Bewußtſein in voller Reinheit zu Tage kommen, kann ihr Wille ſtark genug werden, um das Temperament zu überwältigen. Der Tod Gülnarens hatte wie ein furchtbar Gewitter die krankmachenden Dünſte zerſtreut, in welchen ihre Leidenſchaftlichkeit ſie umfing; die Erinnerung an Friedrich's Liebe verdrängte jeden andern Gedanken, der Wunſch, ihn wiederzuſehen, jeden in weitere Ferne reichenden Wunſch ihres Stolzes. Keine ſpöttiſch hingeworfene Bemerkung Kaſ's, der mit verbiſſenem Grimme auf dieſem Wege den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit ſah, fruchtete. Das Herz beſchämte den Verſtand. Kaſ lernte einſehen, daß die Zeit für ſeine Warnungen nicht günſtig ſei, und beſchloß — nicht ohne eine gewiſſe Schadenfreude, die ſeiner gränzenloſen

Treue für Manadora keinen Abbruch that, ſondern vielmehr damit zuſammenhing, — ſich ſtill und ruhig bis zu dem Augenblicke zu verhalten, in welchem jene durch den Druck der Verhältniſſe aus ihren Träumen geweckt werden würde.

III.

In Bari, wo die Reiſenden an's Land geſtiegen waren, erfuhr Manadora alsbald, daß der Kaiſer ſich in Ceperano befinde, wo er die päpſtlichen Geſandten erwarte; ſie beſchloß nun, ſtatt nach Neapel, geradesweges über Lucera und Campobaſſo nach Ceperano zu reiſen; dieſe Ungeduld nach dem Wiederſehen enthüllte deutlich ihr Herz; ſie glaubte, den verwegenen Wunſch der Krone vergeſſend, nur dunkel noch feindſeliger Gedanken ſich beſinnend, auch im Haſſe habe ſich nur die rechte, unzerſtörbare, nach Alleinbeſitz ſtrebende Liebe ausgeſprochen. Zuweilen war dieſem ſonſt ſo ſtolzen Herzen, als müſſe es dem Geliebten alles bekennen, um ſeine Vergebung flehen, daß ſie ihn verkannt, daß ſie ihn lieber todt als nicht ganz den Ihrigen gewußt hätte.

Der Kaiſer hatte indeſſen mit Talent und Energie die glücklichen Erfolge benutzt, welche er gegen ſeinen Feind, den Papſt, errungen; der letztere erkannte ſeine gefährliche Lage, zumal da ſeine Stellung, auch den wechſellaunigen Römern gegenüber, die ihn, nachdem ſie ihn vertrieben, nur aus Aberglauben wieder in ihre Mauern aufgenommen, keinesweges eine ſichere war. Um ſo willkommener war ihm des Kaiſers Antrag zu Frieden und Verſöhnung; demungeachtet wollte er ſich nicht entſchließen, dieſen einzugehen, bevor nicht auch die Angelegenheiten der Lombarden, der alten, wenn auch zweideutigen Bundesgenoſſen Roms, inbegriffen und geordnet ſeien; er wußte gar wohl, daß dem Kaiſer der Friede mit der Hierarchie auch hauptſächlich deshalb erwünſcht ſei, um mit ganzer ungeſchwächter Macht das kaiſerliche Anſehen in Oberitalien herzuſtellen; nie aber durfte das Oberhaupt der Hierarchie ſolches zugeben, ſonſt war die weltliche Macht derſelben im Norden und im Süden von Hohenſtauffiſcher Herrſchaft eingeengt, nur mehr eine Form ohne Bedeutung und — wie bald vielleicht — von der weltlichen Gewalt gänzlich abhängig. Da der Papſt demgemäß den Frieden, ſo erwünſcht dieſer ihm war, nicht voreilig abſchließen wollte, zögerte auch Friedrich, Gaeta, welches von ihm abgefallen war, aufzugeben. Schon fürchteten alle, welchen das Wohl der Völker am Herzen lag, neues Zerwürfniß; da gelang es endlich dem Predigermönche Gualo Gualla aus Bergamo, durch Klugheit und Ausdauer das Werk der Verſöhnung zu Stande zu bringen. Die Unterhandlungen, bei welchen der Kaiſer im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit dem Papſte große Zugeſtändniſſe machte, wurden in Ceperano glücklich beendiget, der Friede in San Germano beſchworen.

Manadora langte in San Germano, welches ſie auf dem Wege nach Ceperano berühren mußte, an, ohne zu wiſſen, daß in der Nacht vor ihr der Kaiſer ebendaſelbſt angekommen war; doch überraſchte ſie das Menſchengewühl in den Gaſſen, das immerwährende Glockengeläute, der Schmuck der Häuſer mit Maien, Blumengewinden und Teppichen. Da war niemand, welcher durch Fragen ſich aufhalten ließ, lange Rede zu ſtehen; jeder rief, freudig, nach langer Beklemmung wieder leicht aufathmen zu können, — blos „Friede! Friede! Kaiſer und Papſt verſöhnt!“ ſtatt weiterer Antwort, und eilte in die Kathedrale.

„Friede! Friede!“ Auch Manadorens Herz ſchlug in ſolcher heiligender Regung und jauchzte zum Vater der Liebe empor, dankbar, daß ſeine

Fügung einen Vorwurf von ihr genommen, daß Friedrich glücklich ſei. In dieſer Stimmung war ihr die eigene einzelne Bruſt zu enge; was dieſe erfüllte, mußte ſie ausſtrömen in den Jubel, in das Gebet aller. „Friede, auch für ſie!“ O wie wohl war ihr in dieſem Gedanken, und doch nur immer erſt Sehnſucht, noch nicht Errungenſchaft! Sie eilte in die Kathedrale; Kaf, dem dieſe allgemeine Freude und die Urſache derſelben, der Friede, gleich unbehaglich waren, blieb davon, — Heinrich begleitete ſie, auch mit einem Frieden im Herzen, mit dem ſtarren, verſteinernden Frieden der Hoffnungsloſigkeit.

„Ehre ſei Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erden, die eines guten Willens ſind!“ Dieſen Geſang der Engel über der Krippe, in welcher der Menſch gewordene Gott als Säugling lag, ſtimmte jetzt der Prieſter vor dem Hochaltare an, und alles Volk, Edle und

Niedriggeborene, ſangen begeiſtert den Hymnus mit, welcher in ſo einfachen Worten das Myſter und den Triumph der Liebesreligion verkündigte, deren Stifter am Kreuze für alle geblutet hatte. Als der Hymnus zu Ende war, verlas Johannes, der Kardinal, auf den Stufen des Altares ſtehend, die Bedingungen des zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer geſchloſſenen Friedens, welcher beide gleich ſehr ehrte, da er auf Vergebung aller Unbill und Vergeſſen aller Beleidigung begründet, dann löſete der Kardinal im Namen des Papſtes den Kaiſer feierlich vom Kirchenbanne. Als fiele eine furchtbare Laſt von der eignen Bruſt, ſo athmeten jetzt alle, welche dieſer Handlung beiwohnten, leichter, und blickten freier und kühner empor, denn beſchworne Treue hatte jetzt auch vor dem Tribunale der Kirche, welche die Herrſchaft Gottes auf Erden darſtellt und verwaltet, wieder Gültigkeit erlangt. Und in jede Bruſt zog die Hoffnung ein, daß ein großer Völkerfrühling am heutigen Tage ſich blühend entfalte, und daß die furchtbare Irrung zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Macht für immer geſchlichtet ſei. Nur der Kaiſer, wenn er auch heiter ſchien, glaubte nicht daran, ſo ſehr es ihn auch drängte, eine ſolche frohe Verheißung für wahr zu halten; in dieſem Momente allgemeiner Freude und Begeiſterung ſah ſein geiſtiger Blick weiter, und trübte ſich; in dieſem Momente, da alles trunken war vom Jubel über den Frieden zwiſchen Kaiſer und Papſt, dachte er — es war unumſtößliche Ueberzeugung, daß zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum ewig nur Kampf möglich ſei.

Doch er achtete die Charaktergröße ſeines im höchſten Greiſenalter ſtehenden geiſtlichen Gegners, und, da es ihm klar geworden war, daß dieſer perſönlich hauptſächlich durch Verläumdungen niedriger Zwiſchenträger gegen ihn feindſelig gehandelt; ſo beſchloß er, Gregor den Neunten ſobald als möglich in Anagni zu beſuchen, wozu ihn dieſer auf's verbindlichſte eingeladen hatte, und dort, vom Herzen zum Herzen, ſich auszuſprechen. Dieſer Gedanke erhob ſein Gemüth wieder, und umgab ſeine Mienen und ſeine Haltung mit dem Abglanz jener hehren Sicherheit, welche nur das Bewußtſein inneren Werthes verleihen kann.

„Wie ächt königlich, wie für eine Ewigkeit an Leib und Seele geſchaffen ſteht er hier!" dachte Heinrich, und konnte ſich dabei eines Schauders nicht erwehren, — „dieſer kunſtreich geſtickte Purpur des römiſchen Imperators wird länger ausdauern, als das kunſtreiche Werk, das er umſchließt, das Meiſterſtück des Schöpfers: der Leib; dieſe Krone bedeckt ein Haupt, das jetzt weltbewegende Gedanken erzeugt und einſt doch nur ein nackter Schädel ſein wird, von jenem des Bettlers nur durch den Ort verſchieden, an welchem er verweſt! Von dieſem erhabenen Geiſte, dem Hunderttauſende ſich beugen, der es nicht mit der Gegenwart allein, nein, der es glorreich mit der Idee aufgenommen, welche eine Vergangenheit beherrſchte, der dieſe Idee zwingen will, in der Zukunft das Feld zu räumen, auch von dieſem Geiſte ſoll, wenn ſeine ſchwache Hülle durch irgend ein erbärmliches Ungefähr zertrümmert wird, nichts, ſoll kein Atom von Bewußtſein bleiben, kein Atom von Selbſtſtändigkeit! Entſetzlich! Entſetzlich! Und doch iſt's Nothwendigkeit, Geſetz, — war ſtets ſo, — wird ſo ſein! Dies Geſetz, durch das wir leben, betrügt uns um das Leben, und ſtellt das Erhabenſte auf Erden dem Daſein und dem Zweck des Wurmes gleich, den wir — zertreten! — Auch ihn verlieren können, — verlieren müſſen — auf ewig!"

Er hätte aufſchreien, ſich durch die Menge des Volkes, der Ritter, der Prälaten und Fürſten an Friedrich hindrängen, ihn, der ihm von ſeiner Knabenzeit an Ideal der Liebe und der Bewunderung war, umklammern mögen, als könnte er ihn ſo durch Anſchmiegen ſeiner ganzen innerſten Weſenheit vor dem gräßlichen Unvermeidlichen, und ſich ſelbſt mit ihm, in ihm retten. In dieſem Augenblicke ſah er ſich ſelbſt wieder vom Scheintode erwachend, mit naſſen Haaren und ſtarren Gliedern, Gülnare neben ſich; das Wort Kaſ's: „Sie iſt todt!“ ſummte ihm auf's neue durch die Ohren, und: „auf ewig dahin!“ hallte es aus dem Abgrund ſeiner Seele zurück; — dieſe Tauſende von Menſchen, auf deren Geſichtern Freude und Hoffnung leuchteten, ſchienen ihm ihrer Kleider, ihres Fleiſches nackt, die Kathedrale, durch deren Fenſter die Morgenſonne hereinſchien, eine dumpfe Gruft, die Blumengewinde, welche ſich um Säulen und Altäre ſchlangen, welke Todtenkränze und die Jubelhymnen ein einzig ungeheures Spottlied, welches der einzige Weltbeherrſcher, der Tod, hoch über Allen im Sturm dahinfahrend, zu ſeinem eigenen Triumphe ſang.

Nachdem die Feierlichkeiten in der Kirche, wo der vom Banne gelöſte Kaiſer zum erſten Male wieder dem Hochamte beigewohnt, vorüber waren, wurden auch alſobald Anſtalten zu deſſen Abreiſe nach Anagni getroffen, woſelbſt er binnen drei Tagen anzulangen beſchloſſen hatte.

Herrmann von Salza, welchen Friedrich nach Verdienſt hochhielt, (denn niemand war beſſer als dieſer tüchtige, edle Mann geeignet, durch das Vertrauen auf ſeine Unbeſcholtenheit vermittelnd in die Irrungen einzugreifen) war bereits vorangeeilt, und Friedrich benutzte nun die wenigen Stunden der Raſt, um ſich mit ſeinem Großrichter Peter von Vinea, den er um ſeiner Gelehrſamkeit willen aus niedrem Stande zu dieſer Würde emporgehoben hatte, über ein Werk zu unterhalten, welches mitten unter den Unruhen in ſeinen verſchiedenen Reichen, mitten unter den Zwiſtigkeiten mit dem Papſte und manchen Andern, welche ſeine volle Thätigkeit faſt Tag für Tag auf's ſtrengſte in Anſpruch genommen hatten, in ſeinem Geiſte entſtanden und gereift war, — eine allgemeine neue Geſetzgebung für ſeine Völker, mit deren Ausführung er Peter von Vinea beauftragt hatte. Dieſer vielgewandte Mann, Rechtsgelehrter und Dichter, von eiſernem Fleiß und doch allen Freuden des Lebens hold, hatte die ſchwierige Aufgabe, welche faſt ein ganzes Menſchenleben erforderte, binnen wenigen Jahren auf eine Weiſe zu Stande gebracht, welche den Wünſchen des Kaiſers vollkommen entſprach, die zahlloſen, vom Völkerleben bis in's innerſte Familienleben verderblich hinabreichenden Widerſprüche zwiſchen geiſtlichem und weltlichem, griechiſch-chriſtlichem und katholiſch-geiſtlichem Recht, zwiſchen den römiſchen, deutſchen, byzantiniſchen, lombardiſchen, normanniſchen, arabiſchen, jüdiſchen Geſetzen, Ordnungen und Ueberlieferungen zu verſöhnen, die Nationalitäten einander näher zu bringen, oder die Reſte ſolcher zu ehren, die alten Fundamente für den Neubau einer großen, Allen zugänglichen Geſetzhalle zu benutzen, die gegenwärtige Generation mit allen ihren religiöſen, ſtaatsbürgerlichen, moraliſchen, philoſophiſchen Anſichten, innerlich zu befrieden, den kommenden Generationen vorzuarbeiten im Geſchäft einer großartigen Erweiterung der Ideen, die Vorurtheile, in welchen Einzelne und Communitäten eingeroſtet, zu vertilgen, die Verſchiedenheiten der Rechte durch Feſtſtellung der Einheit des Rechts auszugleichen, ohne ſie zu verwiſchen, damit die königliche Gewalt, deren Anſehen durch das gegenüberſtehende, immer weiter um ſich greifende, von der Menge gläubig hingenommene der Hierarchie im Laufe der Zeiten immer mehr geſchmälert worden, als lebendige Offenbarung des Geſetzes geachtet, geliebt und gefürchtet werde, als höchſte unantaſtbare Blüthe, in welcher das geſammte tauſendgliedrige Leben dieſes wunderbaren Organismus des Staates zur concreten Erſcheinung kommt, — dies war die erhabene Intention, welche nur in einem Charakter wie Friedrich ausgebildet werden konnte, der, ſeine Gegenwart begreifend, in jedem Augenblick ihr Genüge leiſtend, und doch an ihr allein nicht Genüge habend, nicht blos an die Menſchen, ſondern an die Menſchheit dachte, in die Individualitäten der Völker eindrang, der über den tauſend kleinlichen Widerſtänden, welche in der erſten Hälfte ſeiner Regierung ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen, doch nie das große, ächt königliche Ziel aus den Augen verlor, ein Ziel, deſſen Umriſſe ſich erſt im Verlaufe ſeiner Herrſchaft unter immer ernſteren Kämpfen klarer vor ihm entwickelten, — einem Charakter, der nicht blos den Adlerblick beſaß, das Höchſte und einzig Nothwendige eines Königes zu erkennen, nicht blos die Kraft, es zu wollen, ſondern auch den unter immerwährendem Gegenwirken immer feſter werdenden Muth, es zu vollbringen. — Dieſer Charakter, als perſönlicher mild, gerecht, weiſe, liebenswürdig, raſtlos, tauſendlebig, und als geſchichtlicher dadurch gekräftigt, daß er von der Idee, welche ſeine Ahnen nur wie ein Inſtinkt zum Kampf gegen die Päpſte getrieben und unbewußt von einer Hülle nach der andern befreit, in reinſter Klarheit durchleuchtet war, und alle Früchte ihrer Thaten als Summe von Kräften in ſich vereinigte, — dieſer Charakter ſtand jetzt, wenn auch äußerlich noch friedlich, der Hierarchie gegenüber, um ihr den Todesſtoß zu geben, und die furchtbarſte Waffe, die furchtbarſte, weil die heiligſte, war — ein neues allgemeines Geſetz; der Göttlichkeit der Hierarchie, die ihn als Knaben, da ſie ihn für ſchwach und unbedeutend gehalten, beſchützte, die ihn bis jetzt nur aufzuhalten, nur zu beſchäftigen geſucht hatte, — war er jetzt, im Mittag ſeines Lebens ſtehend, im Begriff die Göttlichkeit des Staates gegenüber aufzuſtellen, wodurch jene verdunkelt werden mußte, denn die Hierarchie herrſchte durch die Phantaſie, der Staat ſollte durch den Verſtand und durch das Gemüth zugleich herrſchen, indem er geradezu in's allernächſte Praktiſche eingriff, den Leib ſicherte, und wovon die Folge nicht zu berechnen war, dem Geiſte das von der Hierarchie anfangs zum Schutze umgelegte Gängelband, das ſpäter zur Kette geworden, abnahm; dadurch ſollte der Staat vom menſchlichen Geiſte ſtatt unſicherer Sclaventreue, die ſichere Gewähr des freien und bewußten Bündniſſes erlangen.

Dieſe neue folgenſchwere Geſetzgebung war nunmehr durch Peter von Vinea nach den leitenden Ideen des Kaiſers mit Berückſichtigung der verſchiedenen bisher beſtandenen Geſetze, unter Beihülfe eines andern tüchtigen und treuen Mannes: Thaddäus von Sueſſa, beendigt, aber von dem Kaiſer noch nicht vollſtändig revidirt und noch nicht publicirt worden. Peter von Vinea, weltklug und umſichtig, konnte nicht umhin, den Kaiſer mit treuem Rathe auf einen Theil der Geſetzgebung aufmerkſam zu machen, von welchem er fürchtete, daß deſſen Veröffentlichung und Sanction den kaum hergeſtellten Frieden mit der Hierarchie wieder auflöſen und neuen Anlaß zu immerwährendem Kampfe geben müſſe; dieſer Theil betraf die kirchlichen Verhältniſſe im Staate, deren Leitung der Kaiſer in ſeinem neuen Geſetzbuche der Hierarchie entriſſen hatte, ſo daß die letztere in ſeinem Reiche faſt ganz von ſeiner Oberhoheit abhängig werden mußte.

„Ich habe, mein kaiſerlicher Herr, Euren Befehlen gehorſam die neue Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe eingereihet und verzeichnet,“ ſprach Peter von Vinea, „doch möchte ich Euch, um des allgemeinen Wohles und Eures beſondren willen, in Treuen bitten, daß Ihr dieſe Angelegenheit noch einmal in Eurer Weisheit berathet und mit jenen Verhältniſſen vergleichet, in welchen ſich die Hierarchie noch heute befindet. Noch hat ſie nämlich an Kräften nicht abgenommen, ſondern vielmehr — trotz augenblicklicher Mißgeſchicke — eine feſte Stellung in den Vorſtellungen des Volkes. Auch bedenket, daß dieſes neue allgemeine Geſetz die Vorrechte, die Willkühr und Selbſtherrſchaft der Edlen beſchränken und dieſe zu Unwillen und Trotz gegen die königliche Macht anreizen wird; deshalb überleget, ob es nicht beſſer ſein dürfte, für einen ſolchen Fall, welcher nah oder fern von Euch zu erwarten iſt, die Hierarchie zur Freundin und Bundesgenoſſin gegen die Edlen zu haben, oder gegen zwei gleich mächtige Feinde, gegen die Vereinigung der weltlichen und der geiſtlichen Waffen zugleich kämpfen zu müſſen? Ihr ſelbſt werdet Euch über den Erfolg nicht täuſchen, welcher die Bekanntmachung Eurer kirchlichen Satzungen haben wird; darum bitte ich Euch, da Ihr im Begriffe ſeid, zur Beſiegelung der Verſöhnung nach Anagni zu reiſen, daß Ihr mindeſtens für kommende Zeiten verſchieben möget, was, wenn es jetzt zur Kenntniß des Papſtes kommt, die kaum geknüpfte Freundſchaft für immer zerreißen muß.“

„Ich erkenne: Deine Treue gegen mich iſt faſt noch größer als Deine Gelehrſamkeit,“ erwiederte der Kaiſer; „ja Du biſt Petrus, ein Fels, wie Chriſtus ſagte, und wirſt mich nie verläugnen, wie jener ſeinen Meiſter in der Stunde der Noth. —“ Treuherzig faßte der Kaiſer ihn an der Hand, blickte ihn wohlwollend an, und fuhr fort: „Du, der Du lange Nächte über alten Geſetzesrollen mit mir, wenn ich aus der Schlacht kam, durchwachteſt, Du weißt, wie ich denke. Iſt es denn jene unſichtbare heilige Kirche Chriſti, welche ich verfolge, jene Gemeinſchaft der Reinen, welche das Reich Gottes auf Erden bilden? Glaube ich nicht an jenen Erlöſer, der den Tod und die Hölle, — und was noch mehr ſagen will: den Wahn und Haß überwand, der nicht blos die Nacht des Grabes, ſondern auch die der Geiſtesknechtſchaft lichtete, der — wäre er auch nicht ſchon von Anfang her der eingekörperte Gedanke Gottes, die lebendig offenbarte Liebesthat geweſen, mehr als die größten Heroen der Heidenzeit verdient hätte als Gott in das Reich des Lichtes aufgenommen zu werden!? Aber eine andre Kirche iſt jene ſichtbare, welche im Verlaufe der Jahrhunderte aus einem Aſyle für Verfolgte zu einer weltbeherrſchenden Zwingburg geworden iſt. Das iſt nicht mehr jene Kirche, in welcher das Wort des Herrn gepredigt wurde: Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Dieſe neue Kirche iſt in Zeiten, als alle Staatsgebäude zerfielen, ſelbſt ein Staat geworden, und niemand wird ſo thöricht ſein, zu läugnen, daß dieſe einzige feſte Form in jenen Zeiten allgemeiner Barbarei und Verwirrung wie ein Tabernakel für Sitte, Glauben und menſchliche Geſellſchaft nöthig war. Heute aber, da der Staat etwas Wirkliches und als ſolches anerkannt iſt, wird ebenſowenig jemand ſo thöricht ſein, zu glauben, daß der Staat auf dem Grund und Boden, den er behauptet, einen zweiten, geiſtlichen, dulden könne, oder einen ſolchen über ſich, damit niemand wiſſe, welchem Staate er diene und welcher ihn beſchütze; es liegt am Tage, zu welchen Irrungen dieſer Wahn führen mußte. Die Aufgabe der Kirche: Staat zu ſein, iſt heute überflüſſig geworden, und indem die Kirche ſich noch immer dieſe Beſtimmung anmaßt, wird ſie zu einem todten Gliede am lebendigen Leibe, welches losgetrennt werden muß, damit nicht der ganze Leib dadurch leide."

„Ich fürchte: es iſt noch genug Lebenskraft in dieſem Gliede, daß es viel eher dadurch die übrigen ausdrängt, als es durch ſeine Verweſung ſie tödte," entgegnete Peter von Vinea.

„Ebendeshalb muß es ſorgfältig beſchnitten werden, damit die beſten Säfte des Baumes: Staat ſtatt in die Früchte aufzuſteigen, ſich nicht im allzuüppigen Blätterwuchs vergeuden," verſetzte der Kaiſer lächelnd, und fuhr dann ernſter fort: „Fern ſei mir's, alte Rechte zu kränken, indem ich ein neues Geſetz begründen will. Nein! Unverſehrt laß ich, — ſo gut wie ich Juden, Griechen und Sarazenen in freier Bekennung ihres Glaubens ſchütze, — auch, nicht blos das innerſte Weſen der römiſchen Kirche, ſondern ſogar jede Form, welche nicht ſtörend in das Weſen des Staates hineinragt. Ließ ich im neuen Geſetze der Hierarchie nicht — für's erſte wenigſtens — die Machtvollkommenheit, jede Häreſie vom katholiſchen Glauben zu unterſuchen?...."

„Dafür behieltet Ihr die Beſtrafung der

Ketzer dem Arme des weltlichen Gerichtes vor!“ entgegnete Peter von Vinea.

„Willſt Du, daß ich dem Fanatismus freies Spiel gebe?“ rief der Kaiſer lebhaft; — „denkſt Du der vielen Gräuel nicht mehr, welche wahnſinnige Prieſter unterm Vorwande des Glaubens verübten, ſo lange ſie Richter und Henker zugleich waren? Oh in dicken Zellen, welche den Prieſter von allen Freuden des Lebens abſchneiden, wird Wolluſt gebrütet, und unbefriedigte Wolluſt ſchlägt in Grauſamkeit um. — Nein: Menſchlichkeit ſei der Pulsſchlag eines Geſetzes; und ich ſollte meinen, die Hierarchie müſſe mir danken, daß ich Kinder von Geiſtlichen der bürgerlichen Schande ihrer Geburt entreiße und ſie vor dem Geſetz für ebenbürtig erkläre!“

„Hier ſprach nur Euer Herz, mein Kaiſer!“ verſetzte Peter von Vinea, „gerade dieſe gewiß ächt menſchliche Beſtimmung wird Euch die Hierarchie nie vergeben können; denn Ihr zerſtört dadurch, indem Ihr an's Licht des Rechtes bringt, was ſie als Schande gern in ewiger Nacht vergrübe, — jenen Nimbus fleckenloſer Tugend, durch welchen ſie ſich in der Phantaſie der Menge erhält; Ihr zerſchneidet dadurch den Nerv der Ascetik, welcher das ganze Muskelſyſtem bisher gelenkig und nach allen Seiten geſchmeidig erhielt. Wenn Ihr dieſen Artikel behalten und ſanctioniren werdet, ſo erwächſt Euch daraus ebenſoviel, wenn nicht mehr Haß, als aus den übrigen, wodurch Ihr die Lebensbedingungen der Kirche feindſelig angreifet, als aus dem Verbot der Berufungen nach Rom und aus dem der Schenkungen von Grundeigenthum an Kirchen, Klöſter und einzelne Geiſtliche, als aus der Entziehung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, welche ſie bisher über die Laien genoß, als aus der Vorforderung der Geiſtlichen vor die weltlichen Gerichte."

„Was wollt' ich denn," entgegnete der Kaiſer heiter, „der Hierarchie gegenüber anderes, als eben ihre Exiſtenz auflöſen!? Als die Kirche anfing, ein Staat zu werden, mußte ſie aufhören, die Kirche Chriſti zu ſein; hat ſie aufgehört, ein Staat zu ſein, ſo wird ſie ihren urſprünglichen Charakter wiedergewinnen. Ich will nicht den Glauben beherrſchen, ich denke noch nicht daran, den Ritus zu beherrſchen; aber ich muß den Staat beherrſchen, das iſt die erhabene ſchwerlaſtende Pflicht, die mir der auferlegte, vor welchem der Bauer, der Tag für Tag ſeinen Pflug führt und an nichts denkt, als Weib und Kind zu nähren, ein eben ſo großes Verdienſt hat, als ich, und ebenſo voll berechtigt daſteht, „als das geiſtliche Haupt der Chriſtenheit."

„Ich habe alles geſagt, mein kaiſerlicher Herr, was auszuſprechen eine Treue, die aus Dankbarkeit und Bewunderung für Euch entſproſſen iſt, mich zwang;" redete der Großrichter; „Ihr habt mich aus der Niedrigkeit meiner Geburt, aus der Armuth meiner Jugend bis zu Eurem Throne emporgezogen, wie die Sonne bewirkt, daß Blumen ſie anſchauen; — was auch im Laufe der Zeiten kommen werde, — in dieſer Treue, kraft deren ich jetzt alles ſagen mußte, was mich mit gerechter Beſorgniß um Euch erfüllt, werde ich ſtets bei Euch ausharren. O möchte mich dieſe Beſorgniß täuſchen, möchte Euch auf unblutigem Wege das Werk gelingen, welches Euer ganzes Leben in Anſpruch nehmen wird!“

Der Kaiſer ſchwieg ſinnend eine kurze Weile, dann ſprach er, ſeine Adlerblicke gen Himmel gewandt: „Ich täuſche mich nicht! Was ich in langen Jahren immer klarer als höchſte Aufgabe meines Lebens erkannt, wofür ich dies letztere eingeſetzt habe, wird nicht im Frieden zu erreichen ſein. Vielleicht wird's mein Untergang. Was liegt daran? — Vollend' ich's auch ſelber nicht, es iſt doch nicht verloren und aufgegeben; künftige Geſchlechter werden auf dem Fundamente weiterbauen. In hundert kleinen Kämpfen, deren einzelner nicht der Rede werth iſt, die eine minder nachhaltige Natur als die meinige längſt aufgerieben hätten, iſt meine Kraft biegſam und doch dabei ſo feſt geworden, wie Stahl aus Damask, der aus vielen hundert Drähten und Kettengliedern zuſammengeſchmiedet wird. Was ich für wahr, für meine Pflicht, für meine Sendung halte, will ich nicht durch rohe Gewalt, ſondern durch das Recht zu vollbringen ſuchen; über jene komme die Schuld und das Gericht, welche dieſem nur die Entſcheidung des Schwertes, oder die ſchlimmere der Falſchheit entgegenſtellen. Und, käm's ſo weit, — wär's dann zu fürchten? Dann wäre es mir erwünſcht, nach ſo vielen kleinen Kämpfen ohne Namen, mit einem einzigen großen, glorreich ſelbſt durch den Fall, meines Lebens Ausgang in der Geſchichte anzumerken. Was ich beſchloß, bleibt gethan, und lieber ein Glied vom Leibe verlör' ich im Kampf, als einen Buchſtaben aus dem Geſetz, das ich einmal aufgerichtet."

„Wehe denen, die Hand daran legen, es umzuſtürzen," ſprach Peter von Vinea, „wehe dem Geſchlechte, das in einer geſetzloſen Zeit am Lichte der Sonne wandelt; denn der furchtbarſte Tyrann iſt die Anarchie, und Gräuel ſind's, aus denen ihr Thron aufgebauet iſt!"

„Ich hoffe in ſchöneren Hoffnungen wie in Blumen ſterben zu können!" entgegnete Friedrich, „gibt Gott mir langes Leben, ſo werden unſere Söhne und Enkel glücklich ſein. — Doch ich ſtehe jetzt auf der Mittagshöhe meines Lebens. Etwas wonnig-Göttliches iſt's, was mich zuweilen übermannt, wenn ich die Stadien meiner Vergangenheit zurückmeſſe, wenn ich das Unermeßliche der Gegenwart überſchaue. Allenthalben Keime, Hoffnungen! Gibt es Lieblinge der Götter, ſo bin ich einer von deren kleiner Zahl; denn mir ward alles, was der Sterbliche erreichen kann, und das Höchſte dazu, die Hoffnung, die mir ſchon als Bürgſchaft winkt; mir wurden Menſchen gegeben, die mich ganz erfaſſen und reines Herzens und ſtarken Muthes meine Gedanken verkörpern; — Du voran! Mir ward es gegeben, raſchen Schrittes durch ein Jahrhundert wie durch kurze Tage zu eilen, und meine ganze Zeitgenoſſenſchaft mit mir zu führen! Dies Bewußtſein iſt das Mark meiner Kraft! — — Und nun leb' wohl, Meiſter! Die Stunde iſt um; ich reiſe jetzt ab. Der Himmel füge es, daß Gregor erkennen lerne, wie elend die Lügen waren, welche ihm kleinliche Zwiſchenträger über mich hinterbrachten. Auf Wiederſehn in Neapel, Petrus! Wir werden jetzt endlich wieder Muße haben, die edle Kunſt des Geſanges zu pflegen und uns nach den Laſten des Kampfes in dem Bronnen der Wiſſenſchaften zu erlaben. — — Noch Eins, Meiſter! was mir ſchwer auf die Seele fällt; unſere junge Hochſchule in Neapel *) hatte während des Kreutzzuges und durch die Einfälle der Schlüſſelträger manches Harte zu erdulden; prüfet, ich bitt' Euch, während ich in Anagni bin, den Zuſtand der Hochſchule, daß wir, wenn ich zurückkomme, gemeinſam berathen können, was dieſer meiner Lieblingstochter frommen mag."

Petrus von Vinea geleitete den Kaiſer aus dem Gemache hinab in den Hof, wo das Gefolge ſeiner harrte.

Der Kaiſer wollte eben zu Roſſe ſteigen, als Manadora, welche in demſelben Augenblicke gekommen war, auf ihn zueilte. Die ganze Gewalt der erſten Liebe überwältigte ſie, als ſie ihm nach langer Trennung wieder ſo nahe war, als ſie ſeine Hand, die ſo oft an ih-

---

*) Geſtiftet im Jahre 1224.

rem Herzen gelegen, wieder an das ihrige drückte. Sie überließ ſich ganz, ohne Rückſicht auf alles um ſie her, ihrer Leidenſchaft. Heinrich ſtand unbeachtet unter der Menge von Edlen, die, bereits zu Roſſe ſitzend, mit Staunen die ſchöne Frau betrachteten, welche einer holden Fee gleich ſo plötzlich wie vom Himmel herabgeſchwebt zu ſein ſchien.

„Manadora!“ rief der Kaiſer, nicht weniger überraſcht, als alle Uebrigen; die Lebhaftigkeit der Freude, welche unverkennbar ſein Antlitz verſchönte, erhöhte Manadorens Wonne bis zum Taumel. Sie lag an ſeiner Bruſt; es war ihr, als bräche ihr das Herz. Friedrich gewann zuerſt Faſſung, und bedachte, welches Schauſpiel er gebe. Mit ſanfter Gewalt wand er ſich aus ihrer Umarmung, und ſprach zu den Baronen, die ihn umgaben: „Ihr ſeht die edle Fürſtin von Campofelice, deren Freundſchaft ein heiterer Stern in meinem Leben iſt.“

Da beſann ſich Mancher des Kaſtells Campofelice, welches einſam in einer wilden Gegend der Terra di lavoro gelegen, im Volke als ein von Dämonen bewohnter Ort verrufen war, und, wen die ſeltene Schönheit der hohen üppigen Geſtalt blendete, der geſtand ſich wohl, daß ſie ein überirdiſches Weſen ſei, welches jene verzauberten Räume bewohne.

Manadora war von der erſten Betäubung erwacht. Sie unterſchied jetzt die Menſchen, welche ſie umgaben; ſie ſah die Anſtalten zur Reiſe. „Ich komme, und Du ſcheideſt ſchon?“ ſprach ſie beſtürzt leiſe.

„Ich reiſe zu dem Papſte nach Anagni, meine Blume!“ erwiederte Friedrich; das Wort Blume verſcheuchte ſchnell den Gram, der eben ihre Stirne verdüſtern wollte. An ſolchen Kleinigkeiten hängt die Liebe, an Namen, an Spielereien. „Nichts, nichts haſt Du vergeſſen,“

flüſterte ſie, — „Du nennſt mich noch Deine Blume, ſo ganz wie ſonſt beſitz' ich Dich wieder!"

„Gewiß! gewiß!" Dem Kaiſer kam ihr gegenüber nach der erſten angenehmen Ueberraſchung allmählig eine gewiſſe Verſtimmung und Beklommenheit, welche Manadora, von dem Eindruck ſeines Sehens, ſeiner Herzlichkeit noch betäubt, nicht bemerkte; ſein Geiſt war in dieſen Stunden mit wichtigeren Angelegenheiten beſchäftigt, unter welchen die eines armen Frauenherzens als unbedeutend verſchwand. „Wie leid thut es mir," fuhr er fort, „Deinen Anblick ſo ſchnell wieder meiden zu müſſen! Und doch kann ich nicht anders, Manadora; der heilige Vater erwartet mich."

„Liebſt Du mich doch noch wie ſonſt! was liegt an allem andern. Ja, gewiß, ich vertraue Dir! Du wirſt bald wiederkehren. So lang war ich Dein Gaſt, jetzt ſei meiner. Ich reiſe nach Campofelice, meinem Schloſſe, ich werde es, indeſſen Du fern biſt, würdig einrichten, Dich zu empfangen; als Fürſt ſollſt Du dort wohnen, nicht als Fürſt reicher Länder, nein, als Fürſt der Liebe, dem Himmel und Erde wetteifern ſollen, ihr Schönſtes darzubringen. Und ſo leb' wohl! Halte mich nicht für ſo eigennützig, daß ich Dich der Welt nicht gönne, die Deiner bedarf; doch dann, wenn Du ihr, — Dir Genüge gethan, dann biſt Du ja mein, und wir wollen, ſelbſt glücklich, auf nichts ſinnen, als darauf: jedes Weſen glücklich zu machen! Leb' wohl! Leb' wohl!"

Sie entfernte ſich raſch aus ſeinen Blicken; Friedrich ſtieg zu Roſſe, ſah ihr nach, und gewahrte ihren Begleiter. „Heinrich! Heinrich!" rief er ihm zu, erfreut, den Treuen wieder zu ſehen, aber entſetzt, ihn ſo verändert wiederzuſehen, den einſt ſo blühenden, kräftigen Jüngling und Mann nun mit dieſen tiefen Furchen auf dem todtenblaſſen Antlitz. Friedrich's Blick fiel wie wohlthätiger Thau in die öde Wüſte, welche Heinrich ſein Herz nannte, dieſe Theilnahme des theuren Herrn war ſeit langer Zeit wieder das erſte Labſal, welches er empfand, und eine flüchtige Röthe ſchoß in ſeine Wangen. Schnell folgte er der Gebieterin. Schon waren beide in der Menge verſchwunden. Der Kaiſer brach mit ſeinem auserleſenen Gefolge nach Anagni auf.

IV.

Kaf geberdete ſich während der ganzen Reiſe nach Campofelice höchſt wunderlich; er hatte wenig Worte, kurze Antworten, zuweilen ein Lächeln des Spottes, welches durch einen mitleidigen Ernſt gemildert war. Er ſcheute die Nähe Heinrich's, — dieſer hinwieder empfand ein widerwärtiges Gefühl bei Kaf's Anblicke, ein Graun wie vor einem gezähmten Raubthier. Manadorens Freudigkeit verſtimmte Heinrich und ſchien Kaf zu reizen. Zuweilen brachte der letztere, wenn er endlich ſein Schweigen brach, irgend ungeſchickte Worte zum Vorſchein, welche alles Sinnes zu ermangeln ſchienen, und von einer erzwungenen Luſtigkeit überfirnißt waren. Wenn dieſe ſeine widerliche Laune von Manadora und Heinrich getadelt wurde, rächte er ſich an beiden dadurch, daß er ſie in der Irre herumführte, denn nur er allein kannte in dieſen wilden Gegenden, welche aus ihres Vaters Vermächtniß ihr gehörten, jeden Weg und Steg.

Dieſes Weſen trieb er auch noch in den erſten paar Tagen, nachdem Manadora das Caſtell Campofelice erreicht hatte. Mit großer Vorſicht lud er ſelbſt ſein Gepäcke von den Saumroſſen, trug es in das ſchon früher einmal von ihm bewohnt geweſene Gemach, und litt durchaus keine Beihülfe von den Dienern, welche Manadora mitgebracht hatte. Mit der liebenswürdigen Geſchäftigkeit einer Braut, welche ihre Ausſteuer beſorgt, machte dieſe ſich in den ausgedehnten Räumen des alten Kaſtells zu ſchaffen, welchen man auch noch in ihrer jetzigen Verwahrloſung und Verwilderung die Pracht und den verſchwenderiſchen Luxus anſah, die einſt hier geherrſcht hatten. Da wanden ſich geheime Treppen zwiſchen den Mauern von Prachtſälen, da gab es trauliche kleine Gemächer nach orientaliſcher Sitte eingerichtet, daß die Sclavinnen, welche Manadoren begleiteten, auf's neue in einen Harem ſich verſetzt wähnten; da waren prachtvolle, mit Edelſteinen eingelegte Thüren mit kunſtreich gearbeiteten Schlöſſern; Kaf wußte für jedes den paſſenden Schlüſſel, und wenn er eins aufſchloß, wähnte Manadora, welche ſich in ihrer Kindheit nie darum bekümmert hatte, ſie träume; denn zahlloſe Schätze und Koſtbarkeiten waren drinnen aufgehäuft, daß ſie anfing zu begreifen: ihre Mutter habe ſie als reichſte Erbin Italiens hinterlaſſen. Nur einen einzigen alten Thurm, der von oben bis unten mit Epheu umſponnen war, ſchloß Kaf nicht auf; er behauptete, den Schlüſſel dazu verloren zu haben; in dieſem

Thurme aber lag manches ſchöne Weib begraben, das hier inmitten aller Pracht freudlos und unbeachtet geſtorben war.

Heinrich fühlte ſich unheimlich in dieſem einſamen Kaſtelle, und konnte den Tag kaum erwarten, wann er durch des Kaiſers Erlaubniß vom Dienſte Manadorens entbunden würde. Das einzige, was ihm noch als Gegengewicht gegen ſeinen Gram geblieben war, die Sehnſucht nach Thaten, die er ſchon als Kind, ſchon als Jüngling gehegt, die immer nur unzulänglich durch unbedeutende Begebenheiten geſtillt worden war, dieſe Sehnſucht ſchrumpfte ihm zuſammen in den dumpfigen Räumen, unter der verwitternden Pracht, den Exuvien ſardanapaliſcher Wolluſt, die einſt hier geathmet haben mochte. Er eilte, ſo oft er konnte, hinaus in den ſeit Jahrhunderten nicht gelichteten Wald, und jagte, ſich ſelbſt verſpottend, daß dies nun ſeine ganze That, die Summe ſeines Lebens ſei. — So trieb er's Tage lang, und lag auch manche Nacht draußen unter überhängenden feuchten Felswänden, oder am Ufer des Waldbaches, der dürre Reiſer und abgebröckelt Geſtein brauſend dahinrollte, — und ſah mit Luſt in den Graus der Zerſtörung.

Ganz anders fand ſich Kaf in Campofelice. Er, der einſt manche geheime Freuden hier belauſcht und bedient, fühlte ſich jung und kernfriſch. Jetzt ein Sechziger, hatte er noch die ſchwellende Mannskraft in den Muskeln, nur ſpärlich durchzog, wie Silberadern im dunklen Schacht, das Grau des Alters ſein dichtes ſchwarzes Haar. Und als auf Manadorens Geheiß nach ihren Anordnungen die Sclaven und Sclavinnen mit flinken Händen die alte Pracht wieder hergeſtellt, war ihm, als ſei zwiſchen einſt und jetzt kein Unterſchied. „Ei, wirſt Du genäſchig?“ rief ihm Manadora einſt muthwillig zu, als ſie ſah, daß er von ihrer Tafel die ſüßeſten Leckerbiſſen in die Zelle trug, welche er bewohnte.

„Soll ich? Soll ich nicht?“ ſprach Kaf, als er ſich eines Abends in ſeinem Kämmerchen allein befand.

„Du kannſt's, — auf mein Wort!“ ſcholl eine feine heiſere Stimme aus einer Ecke, doch war im ganzen Gemach keine Menſchenſeele zu ſehn. Wer durch's Schlüſſelloch gelauſcht hätte, würde geglaubt haben, das Kaſtell werde von einem Kobold bewohnt, mit welchem Kaf ſich unterhalte.

„Ja Du haſt Recht, Kleiner!“ ſprach Kaf nach kurzer Ueberlegung; „'s iſt beſſer! — Lange ſchwankte ich. Ich thu's! — Es würde ſie tödten, wenn die Wahrheit erſt nach längerer

Täuſchung an den Tag käme." — Er vergaß den Zeugen. Dieſe wilde verſchlackte Natur mußte ſich Luft machen. „Was haſt Du aus mir gemacht, Allah!" rief er, wild lachend, und faßte mit beiden Fäuſten an ſeinen Schädel. — „Spott! Spott! Ein Unglücksprophet, dem nie geglaubt wird! Spott der Menſchen und der Thiere! Der wiehernde Hengſt, der brüllende Stier, das Fliegenpaar ſogar, das mir vor den Augen hin und wiederſummt, verhöhnen mich, ſind mehr als ich, ſind ganz! — Wie lang' noch duld' ich's? O hätteſt Du mir nicht noch ein Weſen gegeben, erſt ihn, dann ſie, nichts hätt' ich dann gewußt, als zu morden, — nur um mein Leben zu fühlen! Doch Du gabſt mir ſie; ich ſteh' für ſie ein; ich liefere ſie Dir ab. Sei geprieſen, Allah!"

„Heilige Sybilla, ſteh' mir bei! Ein Heide!" wimmerte die Stimme in der Ecke.

Kaf beſann ſich. Mit losbrechender Wildheit ſtürzte er hin, wo die Stimme erklang. — Als er dort war, verſchwand ſein Zorn und verwandelte ſich in Lachen. Er klopfte auf einen Sack und ſprach: „Still Du da drinnen! Denke, daß ich zwei Fäuſte beſitze; und für Dich reicht eine ſchon hin!....“ Er dachte an das, was er geſprochen, zurück. — — „Magſt Du's gehört haben!“

Manadora erging ſich des Morgens in dem Garten, welcher innerhalb der äußerſten Umfangsmauern lag und nach ihrer Anordnung aus dem Zuſtande von Verwilderung, worin ſie ihn gefunden, bereits zum reizendſten Aufenthalte wieder umgewandelt worden war; nur einzelne alte Eichen und Hängebirken, welche von dem Beil verſchont geblieben, erinnerten an die frühere Oede und Melancholie des Ortes; das junge engverwachſene Holz war zu kühlen Lauben und Gängen benutzt worden, und wo noch vor kurzem ungeſunder Sumpf geweſen, ſtanden jetzt zierlich geordnete Blumenbeete und trieben eine Menge Knospen und Blüthen an's warme Sonnenlicht herauf. Manadora freute ſich ihrer Schöpfung, wie eine Mutter ihrer ſchönen Kinder.

„Ein ſchöner Witwenſitz, Madonna!“ ſprach Kaf, der auf den feſtgeſtampften und reinlichen neuen Wegen zwiſchen den Beeten ihren Schritten lange gefolgt war.

„Pfui, wie kannſt Du mich ſo erſchrecken!“ verſetzte Manadora, — „welche häßliche Gedanken! Doch ich kenne Dich ja, Du liebſt es, den Genuß der Gegenwart, wenn ſie am heiterſten mich umſchmiegt, ſtets durch irgend ein finſteres Schreckbild der Zukunft zu verſcheuchen. Was ſprichſt Du mir jetzt vom Tode! Ich will an ihn nicht denken, ich läugne ihn, denn er iſt mir unbegreiflich.“

„Das heißt: Ihr fürchtet ihn!“ ſprach Kaf trocken.

„Geh, Freudenverbitterer! Du haſt ein fürchterliches Talent, den lebendigen Gedanken aus dem Haupte zu nehmen und wie ein Opferthier zu zerlegen, daß der Todeskrampf zum Vorſchein kommt. Warum wardſt Du kein Mönch; Dein Geſchäft iſt, Todte zu behüten.“

„Sagt: Lebendige! Vor dem Leben! Hm. Ich müßte mich als Mönch gut ausnehmen, als Beichtvater beſonders. Ihr könntet, wenn Ihr einmal Kaiſerin ſeid, ein Wort für mich einlegen, daß ich heimlicher Oberhofpopanz werde, der Männer Vogelſcheuche; dafür taug' ich!“

Das Wort: Kaiſerin weckte in Manadorens Seele den böſen Geiſt wieder, welcher die Liebe, durch die Magie des Wiederſehens, eingeſchläfert. Der Pfeil blieb haften, die Unruhe war da. „Wie thöricht ſprichſt Du!“ ſprach Manadora, unwillig über ihn und ſich ſelbſt; — „O hätt' ich nie auf Dich gehört! Was gabſt Du ſtets zum Entgelt meines Vertrauens mir andres, als Unheil! Ich will von Dir nichts wiſſen. So oft Du die Lippen aufthuſt, geſchieht's nur, um mein Herz mit einem böſen Hauch krank zu machen."

„Ich weiß nicht, was ihr Chriſten unter dem Worte Treue verſteht; es muß was Abgeſchmacktes ſein, denn tauſend Thorheiten nennt ihr ſo; aber das weiß ich: daß ich lieber meine Augen verlöre, als daß ich die Eurigen weinen ſehe; und den würg' ich, der Euch mit falſchen Küſſen erſtickt."

„Das iſt Treue!" ſprach Manadora ergriffen, „die Treu' eines Löwen. Was wollteſt Du ſagen, Kaf? Ich glaube an Deine Prophezeihungen nicht, will nicht dran glauben. Ein Witwenſitz! Dacht ich denn ſchon an Ehe!

„Ihr thut es jetzt wenigſtens...."

„Geh! Du ſtachelſt verwegene Gedanken auf. Nichts davon!“

„Ich will ſchweigen, Madonna! —“

„Nein! Du ſollſt's nicht! Ich merk' es am Klange Deiner Stimme: Du haſt ſchlimme Nachrichten für mich. Hältſt Du mich für ſo ſchwach, daß ich das Schlimmſte zu hören, zu ertragen mich weigre? O ſo ſprich um des Himmels willen! Du ſollſt nicht ſchweigen!....“

„Was ſprach ich ſo Arges? Sprach ich von Witwenſchaft, ſo ſagt' ich doch nichts vom Tode. Kann man nicht Witwe werden, ohne zuvor Gattin geweſen zu ſein? Gibt's keinen Verluſt, als den durch den Tod?“

„Was ſoll ich hören?“

„Nichts! Wenigſtens nichts vom Tode, da Euch der Tod das Schlimmſte dünkt. Im Gegentheil: Ihr könnt das Luſtigſte von der Welt hören, ich kann Euch von einer Heirath erzählen....“

Er hielt inne, ſie wagte es nicht, ihn zum Weiterſprechen aufzufordern; da ſie's nicht that, fuhr er fort: „Der Kaiſer wird ſich nämlich zum dritten Male verheirathen; er hat Glück in der Liebe. Er will die Welt mit Hohenſtauffen bevölkern. Das hat er vor den Päpſten und — vor unſer einem voraus Staunt Ihr, Madonna? Ich habe meine gute Quelle und kann ſie Euch weiſen, wenn Ihr wollt. Ich könnte Euch noch mehr ſagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihr genug zu wiſſen glaubt.“

„O ſprich!“ drängte Manadora, zwiſchen Hoffnung und unabweislichem Grauen.

„Ihr wollt es? Gut! Der Kaiſer verſchwägert ſich mit allen Völkern der Erde. Er freit nicht die Herzen, er freit die Namen, die Anſprüche; man bringt ihm Königreiche zur Morgengabe, und er bringt dafür ſeinen Frauen frühen Tod zur Ausſtattung; er kann nichts dafür, es iſt ſein Schickſal, das aus ſeinen Küſſen, ſeinen Umarmungen tödtet; Ihr ſeht: er erweiſt Euch eine Wohlthat, wenn er mit Euch die Ringe nicht wechſelt, und Ihr müßt ihm dafür danken, ſtatt ihm zu zürnen, wie Ihr's eben wollt."

„Schweig! Schweig!" rief Manadora, und doch forderte der Ausdruck ihres Antlitzes den Eunuchen auf, weiter zu reden, alles auszuſprechen. Er bemerkte ihre Ungeduld ganz wohl, und fuhr fort: „Arragon ſandte ihm ſeine erſte Gemahlin Konſtanze, die Witwe Emerich's, des Ungarnkönigs; er war faſt noch ein Kind, als er ſie heirathete; ſie gebar ihm Heinrich, der jetzt in Deutſchland König iſt, und ſtarb in Katanea im Jahre 1222 Friede ſei mit ihrer Seele! Jolanthe von Jeruſalem war ſeine zweite Frau, ſie gebar ihm — wißt: bevor wir nach Paläſtina fuhren, ſeinen Sohn Konrad, und ſtarb, es ſind jetzt zwei Jahre. Als er Jeruſalem verließ, um nach Europa zurückzukehren,.... doch ich fürchte, Ihr ſeid meiner Erzählung überdrüßig....“

„Fahre fort!“ ſprach Manadora faſt athemlos.

„Wo blieb ich? In Antiochia! Ganz recht, in Antiochia war's, wo ihn ein edles Fräulein liebgewann, Mathildis; ſie gab ſich ihm ganz hin, denn ſie hoffte, er würde ſie zur Kaiſerin machen. Wir waren damals noch in Jeruſalem, und ich erfuhr davon erſt vor kurzem; — gut! Eben vor kurzem war's in Apulien, daß dieſe edle Dame ihm ein Söhnlein ſchenkte, das nach dem Vater Friedrich genannt wurde, die Geburt dieſes Kindes koſtete der Mutter das Leben.“

„Ende! Ende!“

„Wovon wollt' ich reden? Von der dritten Heirath des Kaiſers! Gut! Jene Verbindung war keine Ehe, — ich glaub': ich ſagt' es ſchon; ſo wenig wie eine andere, die der Kaiſer in Deutſchland ſchloß. Es iſt Unglück bei ſeiner Liebe, Madonna. — Nun denkt: iſt's nicht luſtig, daß er ſich die dritte Gemahlin, welche ſeine Krone theilen ſoll, aus dem kalten, rauhen Norden, aus England holen will? Iſabelle heißt die neue Glückliche! Eis und Glut werden ſich verbinden, Glut das Eis ſchmelzen und vertilgen, das iſt Nothwendigkeit."

„Fort! Verläumder!" rief Manadora in heftigſter Aufwallung des Zorns. „Du lügſt, häufeſt Schmach des Verraths auf ſeinen Namen, um mich in meiner Liebe irre zu machen. Geh! Ich will Dich nicht wieder ſehen! O ich durchſchaue Dein Weſen. Ich bin Dir ein unantaſtbarer Schatz, den Du mit Treue behüteſt! Doch weil Du mich nicht beſitzen kannſt, Du, der Unbedeutende, der Häßliche, der Verſtoßene, gönnſt Du mich auch dem Beſten, dem Edelſten nicht. Das Juwel, das bei dem ſchmutzigen alten Geizhalſe an Glanz verliert, das in ſeinem Beſitz ungekannt vergraben liegt, — wie leuchtet's ſo glorreich in des Königes Krone. Der Beſitzer adelt den Beſitz, nicht dieſer jenen. Ja, niedre, unnatürliche Eiferſucht iſt's, die aus Deiner Phantaſie wie aus einem Sumpf giftige Dünſte emporſteigen macht, um mein Vertrauen, mein Glück zu tödten. Geh, ich zürne nicht Dir, ſondern mir, daß ich anfangs zürnen konnte! — — Du biſt geiſtesſchwach geworden, wenn Du glaubſt: ich könne Dir glauben; und ſo ſieh', wie ich Deine Lügen hinnehme; ſie ſind Friedrich's ſonnenhellem Bilde gegenüber ſo plump, ſo häßlich, daß ich jetzt von Herzen drüber lachen muß."

Kaf war gereizt. „Ich meint' es redlich, denn Ihr jammert mich; ich mußte das meinige thun. Gut! Ihr werdet's empfinden. Ihr lacht mich aus als verrückt, Ihr nennt mich einen Lügner! — Ich will Euch meinen Gewährsmann ſtellen."

Trotzig ging Kaf von ihr, einen Stachel in ihrem Herzen zurücklaſſend; ſie rang, ihre Ungläubigkeit für Kaſ's Nachricht durch ihren Glauben an Friedrich zu befeſtigen; ſchlimm genug, daß ſie Kaſ's Worten ſo lange neugierig gelauſcht; dieſe Neugierde bewies, daß ihr Glaube minder feſt war, als ſie ſelbſt wähnte. Jemehr ſie ſich Gewalt anthat, die Erinnerung an Kaſ's Worte als an ein thörigtes Mährchen zu verbannen, — je öfter und lebhafter kehrte dieſe wieder und brachte auch die andre an Friedrich's Krönung in Jeruſalem mit, an ihr Vergeſſenſein, und eine zahlloſe Menge flüchtig durcheinander dahinrauſchender Bilder und Gedanken. Zum zweiten Male ſchien ihr Friedrich's Wiederkunft der Stern der Verheißung.

Mittlerweile war ihr Geburtstag herangerückt, und Kaſ hatte alles bereitet, um denſelben ſo glänzend zu feiern, als es ihm in der ländlichen Abgeſchiedenheit von Campofelice möglich wurde. Vertrat er doch ſo zu ſagen Mutterſtelle an ihr; betrachtete er ſich doch als ihre Duegna und als ihren einzigen aufrichtigen Freund zugleich. Alle feſtlichen Anſtalten jedoch vermochten Manadorens Herz nicht zu erfreuen, ihr Friede war ja auf's neue getrübt, und wenn ſie auch ſich dem Geräuſch des Feſtes hingab, ſo wurde ſie vornämlich durch die Abſicht, ſich zu zerſtreuen, ja zu betäuben, hiezu bewogen. Heinrich's Abweſenheit hatte ſie vermiſſen gelernt, und verargte es ihm denn auch heute nicht, daß er, ſtatt ſie zu begrüßen, wie ſonſt ſeinem feindſeligen Weſen draußen in Wald und Feld nachhing.

Die Mehrzahl der Sclavinnen erluſtigte ſich auf einem großen Raſenplatze mit Ballſpiel, andere wanden Tamburine ſchwingend und ſchlagend anmuthige Reigen durch die Gruppen der im Spiele bald dahin bald dorthin ſchwebenden Freundinnen. Manadora lag in einer Laube, und dachte, zwiſchen Glauben und Zweifel ſchwankend, des Geliebten. Ehe ſie ſich's verſah, war Kaf zu ihr gekommen und ihm folgten zwei Sclavinnen, welche einen von vergoldeten Drähten gebildeten Käfig trugen. In demſelben lag, in einer ausgeſpannten ſeidenen Hangmatte ſich ſchaukelnd, ein Zwerg, nicht größer als ein zierliches Damenäffchen, und guckte, behaglich an allerlei ſüßem Backwerk naſchend, neugierig durch die Stäbe.

Kaf winkte den Sclavinnen, den Käfig niederzuſtellen und ſich zu entfernen. Sie zogen ſich langſam zu ihren Gefährtinnen auf dem Raſenplatze zurück, welche vor Erſtaunen Ball und Tamburine wegwarfen und dem Gebote des finſteren Kaf nur ungern gehorchend, in die reizendſten Gruppen zuſammengedrängt, ſoviel als möglich in ihrer Entfernung von dem kleinen Wundergeſchöpfe zu ſehen und zu hören ſtrebten und unvermerkt demſelben immer näher und näher ſchlichen, bis ein ſtrenger Blick, eine drohende Bewegung des Eunuchen ſie wie muthwillige Vögelchen wieder aufſcheuchte und zurücktrieb. Der Zwerg hatte wie ein Papagei ſein Futter in kriſtallnen Tröglein, Früchte und Naſchwerk und ein zierlich Gefäß mit ſüßem Getränk im Käfig.

„Schöne Frau! Schöne Frau!“ rief er ihr erſtaunt aus ſeiner kleinen Hangematte zu. Manadora lächelte über den Kleinen und befahl dem Eunuchen, den Käfig zu öffnen. Da ſprang der Kleine, behend wie ein Aeffchen, über ſeine eigenen Beine kollernd, im künſtlichen Radſchlag heraus und Manadoren entgegen. Mit närriſcher Ungezogenheit, welche ſich dieſe gefallen ließ, faßte er ihre ſchneeigen Arme, zupfte ſie am Gewand, kletterte hinter ihr an den Stämmen der Laube hinan, hing ſich, über ihr ſich zu ſchaukeln, an die Zweige, blickte lüſtern auf das Wogen ihres Buſens, auf die ganze üppige Geſtalt hernieder, und rief dann, mit einem

Satze niederſpringend: „O wie ſchön, wie ſchön biſt Du!“

Lächelnd blickte Manadora auf den ungezogenen kleinen Schmeichler. „Woher bringſt Du mir dies närriſche Geſchenk?“ fragte ſie dann den Eunuchen, welcher nach orientaliſcher Sitte vor ihr kauerte. Er lachte und erwiederte: „Ich ſtahl ihn, oder beſſer: lehnte ihn ohne des Eigners Wiſſen; doch glaub' ich, daß dieſer ihn gern Euch ſchenken wird, ſobald er weiß, daß der Kleine Euch Freude macht. Geſchwind, geſchwind, Parruchetto! wie heißt Dein Herr?“

Der Kleine warf ſich in die Bruſt, und gab ſchnell in einem Athem, wie ein Vogel, dem man ſein Sprüchlein eingelernt, die Antwort: „Friedrich der Zweite, römiſch-deutſcher Kaiſer, König von Apulien und Sicilien, Cypern und Jeruſalem. Und Parruchetto, Signora, heiße ich!“ dabei machte er eine zierliche Verbeugung wie ein alter Hofmann.

„Ich fand Parruchetto in San Germano,“ ſprach Kaf, „ich ſtolperte dort, und dachte es wär' ein Stein; wie ich mich umſah, war's der!“

„O wie ſchön, wie ſchön ſeid Ihr!“ hub der Kleine wieder an, ganz in ihren Anblick verloren; ſo verſtändig ſie war, ſie war doch eine Frau; der Zwerg hatte durch Vermittlung ihrer Eitelkeit ihre Gunſt raſch erſchlichen, ſie tändelte mit ihm, und nahm ihn auf den Schooß wie ein Kind. „Wie alt biſt Du, Parruchetto?“

„Zwanzig, —“ verſetzte dieſer, „am letzten Pantaleonstage wurde ich's;“ da ſtreifte ſich Manadora erröthend das alte Kind vom Schooße ab, und ſprach, doch wohlwollend: „Geh, ſei hübſch artig, und Du ſollſt es gut bei mir haben. Schöne Mädchen werden Dich wie ein Püppchen hegen und Dir die ſüßeſten Leckerbiſſen geben.“

„Das weiß ich,“ erwiederte Parruchetto,

mit lächerlicher Klugheit, — „mein Freund, Meſſir Kaf, erzählte mir davon, bevor ich die Reiſe mit ihm antrat, um der liebenswürdigſten und in jeder Art einzigen Dame meine Höflichkeit zu bezeigen und meine Dienſte anzubieten.“

„Ich ſteckte den Knirps in meinen Sack, und warf dieſen hinter mich auf mein Pferd; dies, Madonna, war die Beſchaffenheit ſeiner Reiſe,“ fügte Kaf hinzu.

„Ach, das abſcheuliche Pferd! der häßliche Sack!“ ſeufzte der Kleine. „Sonſt, wenn ich mit dem Kaiſer ausritt, nimmt der Jägermeiſter den Falken auf die Fauſt, und ſein Hintersmann mich; da ſitzt ſich's ſanfter. Doch Kaf iſt gut, er gibt mir, was mein Herz verlangt, — — und heute auch Deinen Anblick, o ſehr edle Dame, die Du würdiger als jede andere wäreſt, Kaiſerin und Königin zu ſein“; ſprach er galant.

„Mein Freund Parruchetto erinnert mich an ein Verſprechen,“ unterbrach ihn Kaf, ſpöttiſch lächelnd; — „Ihr wolltet den Gewährsmann für meine Nachricht, die Ihr eine Lüge nanntet? — Hier iſt er. — Ihr ſeht, Madonna: ein ehrenwerther Herr, der bei Jung und Alt zu jeder Stunde Zutritt hat, und im Nothfall den Weg durch's Schlüſſelloch findet, ein Herr, der keinen Grund zu lügen hat, vor deſſen Gegenwart man ſich nicht Acht nimmt, ſondern das Geheimſte des Herzens herauszuſagen pflegt, und dieſer Herr," — — Parruchetto verneigte ſich ſehr geſchmeichelt, ſo oft Kaf von ihm als „Herrn" ſprach, — „dieſer Herr theilte mir ungefragt mit, was Ihr weiteres von mir wißt."

„Was meint Ihr, edler Freund?" fragte der Kleine mit der Haſt kindiſcher Neugier, und doch bemüht, durch gebührende Titel Kaf's Höflichkeit gegen ihn beſtens zu vergelten. „Wovon iſt die Rede?"

„Von der Heirath, die Dein Herr beſchloſſen hat," verſetzte Kaf raſcher als Manadorens

Gebot, zu ſchweigen, ihn hindern konnte, und der geſchwätzige Kleine gab mit gleicher Schnelligkeit darauf Beſcheid: „Gewiß, Madonna, ich ſchwöre es Euch bei Eurer Schönheit, es iſt die Wahrheit. Mein Herr, der Kaiſer, wird Iſabella, die Schweſter des Königes von Engelland heirathen; ich war dabei, als der Kardinal Sinibald Fiescho Graf von Lavagna mit dem Kaiſer darüber ſprach. Der Kaiſer hatte den Kardinal, den er ſehr hoch hält, zu Tiſche geladen, beide ſpeiſten ganz allein, und unterhielten ſich über viele Angelegenheiten des Reiches, die mich nicht kümmerten; erſt als der Kardinal von der Nothwendigkeit dieſer Herzensangelegenheit anfing, ſpitzte ich die Ohren, denn Liebeshändel ſind meine Sache, edle Dame; es wird in meiner Nähe keiner geſchloſſen, den ich nicht begünſtige....“

„Du belauſchteſt alſo Deinen Herrn?“ ſprach Kaf ernſt.

„O ich durfte es wohl, mein theurer Freund!“ erwiederte Parruchetto geſpreitzt; „denn ich ſteckte in der Paſtete; mein Günſtling, der Koch, der ſeines Herrn Gaſt überraſchen wollte, bat mich ſo lange, bis ich nachgab und in das Haus von Backwerk kroch.“

Manadora ſtand beleidigt auf. „O wie plump iſt Deine Lüge, Kaf!“ ſprach ſie verächtlich zu dieſem, „und dadurch wähnſt Du mich zu überliſten? Eine große Kunſt, dieſem blödſinnigen einige Worte zu lehren, die er nachplappert, und durch die Du mich zu kränken hoffſt. Was that ich Dir, daß Du mich unabläſſig tückiſch mit dieſen Mährchen verfolgſt, mein Vertrauen erſchüttern, meine Liebe untergraben willſt? Kein Wort mehr davon, oder ich laſſe Dich und dieſen Spott der menſchlichen Geſtalt züchtigen.“

Der Zwerg floh voll Angſt vor dem Drohwort zu Kaf, und hielt ſich, Schutz ſuchend, an deſſen Beine feſt, Kaf aber ſprang empor, daß der Kleine wimmernd zu Boden kollerte, und ſprach drohend: „Ihr werdet's nicht, Madonna!“ Dieſe Entſchloſſenheit machte auch Parrucchetto dreiſt, und er wiederholte beleidigt: „Ihr werdet Euch an einem Manne wie ich nicht vergreifen, Signora, an einem Freunde des Kaiſers; bei meiner Ehre, ſehr edle Dame, Ihr werdert's nicht! Bei Eurer Schönheit beſchwör' ich Euch: laſſe mich nicht züchtigen!“

Das drollige Gemiſch von Feigheit, Dreiſtigkeit und Höflichkeit verwandelte Manadorens Zorn in Lachen. „Nein, Parrucchetto, bei Deiner Ehre! ich werde Dir nichts zu Leide thun laſſen. Geh zu den Mädchen, ſie erwarten Dich ſchon lange; Doch ſei artig, erzähl' ihnen Mährchen, nur kein ſolches, wie eben mir, und ſie werden Dich auf den Händen tragen!“

„Auf ihren ſchneeweißen weichen Armen!“ jauchzte der Kleine, und ſprang zu den Sclavinnen. Da ging er von einer Hand zur andern, ſie herzten und küßten und quälten ihn mit Leckerbiſſen und Liebkoſungen, Parruchetto ließ ſich mit größtem Behagen alles gefallen.

Kaf war außer ſich, daß ſein aufrichtig gemeinter Plan an Manadorens Verblendung geſcheitert; — weniger kümmerte es ihn, daß ſie ihm zürnte; er wußte ja, daß einerſeits er ihr unentbehrlich war, daß ſie anderſeits ſeine Aufrichtigkeit und Treue ſchon zu oft erprobt gefunden, als daß ſie lang in ihrer jetzigen Stimmung gegen ihn bleiben würde, endlich lag ihm nichts an dem Benehmen Andrer, und was er that, Gutes und Böſes, that er, um ſich ſelbſt zu genügen. Er wollte alles anwenden, um Manadoren über das ihr drohende Schickſal die Augen zu öffnen. Darum ſchmeichelte er — auf ſeine Weiſe — dem kleinen eitlen Parrucchetto, ſchenkte ihm allerlei Kleinodien, ſteckte ihm die beſten Leckerbiſſen zu, und nahm ihn auf dieſe Weiſe unbedingt für ſich ein. Es deuchte ihm, daß er die Einfalt des Zwerges über kurz oder lang noch zu dem Zwecke, der ihm vorſchwebte, trefflich werde benutzen können. Unter ſolchen Umſtänden führte Parrucchetto, von allen gehätſchelt, im Kaſtell Camposelice und deſſen nächſten Umgebungen, welche immer mehr das Anſehen eines herrlichen Parkes gewannen, ein Leben wie im Himmelreiche.

An der nördlichen Seite des Schloſſes erhoben ſich die Mauern terraſſenförmig, dieſe Terraſſen waren noch nicht zu Gärten umgewandelt, wie Manadora es beabſichtigte; hier ſtellte ſich noch das Bild der früheren Wildniß dar; es war nicht zu unterſcheiden, wo die moosbewachſenen Felſen aufhörten, wo die von Epheu umſponnenen Mauern begannen. Von hier aus in den dichten Wald hinein eine Menge ungeheurer Felstrümmer, auf denen Laub- und Nadelholz ſchon Wurzel gefaßt hatte; dazwiſchen durch der Waldſtrom.

In einem dieſer feuchten, düſtern Gründe liegt Heinrich, brütend, verwildert wie die Natur um ihn; an ſeiner Armbruſt, die er von ſich geworfen, iſt der Strang ſchlaff, die Pfeile ſind verſchoſſen.

„Ein ſchöner Inhalt, eine herrliche, erhabene Bedeutung des Lebens! Weshalb heißen wir Menſchen, weshalb empfingen wir aufrechten Gang, Verſtand und Sprache, wenn wir doch nur eine und dieſelbe Beſtimmung mit dem Thiere haben! Geboren werden wie das Thier, Geſtalten und Farben, Gerüche und Geſchmäcke unterſcheiden lernen, — wie das Thier, — ſprechen, auch das Thier ſpricht, nur — auf ſeine

Weiſe! Kauen und verdauen, — in der höchſten unausſprechlichen thieriſchen Luſt — den erſten Keim des Todes in ſich ſelbſt pflanzen, — o du göttlich getaufter Selbſtmord, Begattung beim Thiere, Liebe beim Menſchen! — Straucheln und fallen, oder geritzt werden und verbluten, — — ein bischen zu wenig Luft in den Lungen, — ein kalter Trunk, — — welche großartige Anläſſe, um dieſe künſtliche Maſchine, Leib, auf ewig zu zerſtören. Dies unſichtbare königliche und doch ſo bettelhafte träumeriſche, lügneriſche, betrogene Etwas: die Seele — dazu! — — —“

„Herrliche, würdige Thaten, die ich hier vollbringe! Deshalb ward ich ein Mann, um auch bei Tage das geheimſte Dunkel aufzuſuchen, — um mit dem Strome zu ſprechen, der eben ſo fleißig iſt als ich, ſein Leben Tag für Tag nutzlos zu verſchleudern, nein, nicht nutzlos! er legt doch mit Hand an's allgemeine Zerſtörungs-

Zeugungswerk der Natur, entwurzelt Bäume, ſchwemmt ſie fort, packt ſogar die trotzigen Geſellen, die ein klein Weilchen der Zerſtörung Widerpart halten, die Felſen, und wenn ſein Grimm an ihrer ächt menſchlichen Gleichgültigkeit lang genug aufgeſchwollen, ſchäumt er über, reißt ſie los, treibt ſie wie Binſen hin, zwingt ſie zu Zeugen dieſes allgemeinen Geſetzes der Nothwendigkeit, woraus allein die Möglichkeit der Ewigkeit eines Weltlebens entſpringt und welches Vernichtung heißt. Wir Menſchen! dürres Reiſig, das in den grünen Wellen hinabgetrieben wird!"

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" ſcholl plötzlich eine Stimme in ſein Selbſtgeſpräch. Heinrich horchte: die Stimme ſchien wie die eines Kindes. Trotz ſeiner Wundheit war noch ſoviel innere Tüchtigkeit in ihm, daß er nicht lange ſann, ſich aufraffte und zu helfen eilte, woher die Stimme ihm zu bringen ſchien. Er ſprang n den

Waldbach, der vom Schloſſe her, durch Regengüſſe angeſchwollen, wild dahintoſte. Das Waſſer reichte ihm bis an die Bruſt; freudig ſtemmte ſich dieſe dem Andrang des tobenden Elementes entgegen. Ein dicker Stamm ſchoß daher. — „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ — Jetzt ſah Heinrich den Rufenden. Parrucchetto ſaß rittlings auf dem Stamme, mit Aermchen und Beinchen dieſen in Todesangſt umklammernd; er war unfern der Terraſſen in's Waldgehege gekommen, hatte ſich verirrt und war in den Strom gefallen; ein glücklicher Zufall hatte ihm den Stamm zugeführt, der ihm für den erſten Augenblick zum Retter wurde. Mit Kraft und Beſonnenheit näherte Heinrich ſich dem kleinen Reiter, erſah die Richtung, wartete den günſtigen Moment, faßte den Zwerg bei den Haaren und trug ihn, wie jämmerlich auch dieſer deshalb ſchrie und mit Armen und Beinen zappelte, — ſein eigenes Leben gegen den

Zorn des Elementes vertheidigend, glücklich an's Ufer.

„Was habt Ihr gethan?" ſchrie Parrucchetto, als er gerettet war, ſehr eifrig. — „O weh über meine zierlichen Locken, die mir die Mädchen dieſen Morgen gekräuſelt. Verdorben! Verdorben!"

„Iſt Dir Dein Gekräuſel lieber als Dein Leben? Willſt Du's, ſo werf ich Dich wieder in den Strom?" fragte Heinrich, verächtlich dazudenkend: „Nun, Gott, auch dieſer iſt Dein Werk, auch dieſer iſt ein — Menſch!"

„Sanct Nicolaus ſei geprieſen!" ſprach der Kleine, indem er ſich wie ein Pudel ſchüttelte. — Hierauf nahte er ſich mit ſteifer Höflingsmiene dem finſteren Heinrich, machte ihm eine Verbeugung und fuhr fort: „Ihr habt mich vom Tode errettet, Signor; ſeid gewiß, daß Ihr Euch keinen Undankbaren verpflichtet."

Bald durchbrach das Kindiſche ſeines Weſens, das ſchlichte Natürliche die dem Höfiſchen abgelernte täppiſch angewandte Ziererei; er ſprang wie ein Kind an ſeinem Lebensretter hinauf, er umhalſte und küſſte ihn, obgleich dieſer, den die naturwidrige Verkrüppelung und der traurige Beruf des armen Parruchetto anwiderten, deſſen Liebkoſungen abzuweiſen ſuchte. Der Kleine ließ ſich durch das mürriſche Weſen nicht abſchrecken. „Du biſt gut, Du ſpotteſt nicht über mich, wie die Langen am Hofe. Was kann ich dafür, daß ich wie ein Kind ausſehe? Du biſt gut wie die Sclavinnen der Madonna. Ich will Dir die beſten Leckerbiſſen geben, die ſie mir zuſtecken. Ich will Dir, — und ſie ſollen's auch — Dir jeden Tag das Haar zierlich kräuſeln, und in Dein Schlafgemach jeden Abend friſche Blumen hinſtellen; das lockt angenehme Träume hinein.“ Er hüpfte auf Heinrich's Schooß, ſtreichelte ihm den Bart und fragte mitleidig: „Warum biſt Du ſo traurig? Warum gehſt

Du denn Tag für Tag in den finſtern, fürchterlichen Wald? Was haſt Du auf dem Herzen, daß Du nicht ſo vergnügt ſein kannſt, wie ich und wie die ſchönen guten Sclavinnen?"

„Nichts, Parrucchetto! — — — Und Du biſt glücklich! O ja! das iſt Glück! Glück der Kinder und der.... Was haſt Du vom Leben?"

Der Kleine glotzte ihn eine Weile ſehr einfältig an; dann raffte er alle ſeine Weisheit zuſammen und verſetzte: „Warum ſoll ich nicht glücklich ſein? Was ich vom Leben habe? Ei nun, ſchöne Kleider, des Morgens mein Frühſtück, bis zum Mittageſſen Leckereien, und dann das Mittageſſen und dann bis zum Abendeſſen Leckereien und ſüße Getränke und dann das Abendeſſen und dann den Schlaf. Was fehlt mir?"

„Ja ſo!" ſprach Heinrich tief aufſeufzend; — dann zerſtreut: „Ach ja, das iſt Glück!"

„Freilich gibt's auch Unglück," fuhr der Kleine fort. „Wenn mich die Langen hänſeln, wenn die Suppe verſalzen iſt, wenn ſie mich irgendwo vergeſſen und die Thüre zuſchließen, ach — und die häßlichen Schläge.... Doch was kümmert mich dies alles, wenn es vorbei iſt?"

„Du biſt ein Philoſoph, Parrucchetto; man könnte zu Dir in die Schule gehn, um Lebensweisheit zu lernen!"

„Ihr ſeid allzugütig!" verſetzte der Kleine, welcher in ſeiner Eitelkeit Heinrich's bittren Selbſtſpott für baare Münze nahm, „doch meine Beſcheidenheit....!"

„In der That, Parrucchetto, wenn Ihr Euch auf die Lehrkanzel ſtellt, werdet Ihr auf's Haar ebenſo groß ſein, als ſonſt ein Menſch, der dahinter ſitzt!"

„Das wohl! Ihr habt Recht, Signor! Ich werde meinen Freund, den Kaiſer darum bitten. Er ſollte es den ſteifen, magren Doctoren in Neapel und Salermo zum Trotze thun, und mich auf die Lehrkanzel ſtellen. Gewiß: ich werde das Handwerk ebenſo vortrefflich betreiben als ſie; es iſt eine Ungerechtigkeit, daß die Langen allein bevorzugt werden. Bin ich nicht auch ein guter Chriſt? Habe ich nicht auch eine Zunge? O Ihr glaubt nicht, wieviel ſich die großen Leute einbilden, ich hab's oft geſehen, wenn ſo ein Doctor, der länger war als der Kaiſer, von gelehrten Dingen ſprach, daß uns beiden, mir und dem Kaiſer, die Augen vergingen; aber ich verſichere Euch, Signor, ſie bilden ſich's nur auf ihre Länge ein. Wär' ich nur groß, ſo wär' ich gerade wie alle. Aber ich gebe es nicht auf; was nicht iſt, kann noch werden. Lebte der weiſe Meiſter Clincior noch, von dem ich viele wunderbare Geſchichten weiß; der verſtand geheime Künſte, und hätte mich gewiß wachſen gemacht, — über Nacht glaub' ich."

„Clincior?" rief Heinrich, durch Nennung dieſes Namens ſeines Vaters plötzlich in heftigſte Aufregung verſetzt. „Clincior? Was weißt Du von Clincior?“

„Eine Menge Geſchichten, die ich hie und da hörte. Er ſoll ſich in den Aetna geſtürzt haben; ſo ſagten Heiden vor vielen Jahren.“

„Gerechter Gott!“ ſchrie Heinrich.

„Andere ſagen,“ fuhr der Zwerg fort, „er hätte es gemacht wie der berühmte weiſe Meiſter Virgilius, und ſich verjüngen wollen. Deshalb habe er ſeinem Diener befohlen, ihn zu tödten und in Stücke zu zerhacken, dieſe in eine Tonne zu werfen und eine magiſche Lampe drüber zu hängen, daß deren Oel neun Tage lang auf die Glieder hinabträufele, dann würde er als Jüngling mit neuem Leibe wieder emporſteigen. Aber der Diener verfehlte das Kunſtſtück, und am ſiebenten Tage kamen Leute, die ſtörten den Zauber und ſahen einen nackten Knaben aus der Tonne ſteigen, dreimal drum herumlaufen und dann verſchwinden.“

„Ein Mährchen!“ rief Heinrich ungeduldig; in ſeiner jetzigen Stimmung war ihm des Vaters tiefer Seelenſchmerz völlig klar geworden, er begriff deſſen Größe, deſſen Stellung zu den Zeitgenoſſen, und eine namenloſe Sehnſucht nach einem Vaterherzen kam über ihn. Es drängte ihn, von dem gewaltigen Manne zu erfahren, den er längſt todt geglaubt. So galt der Gewaltige ſchon jetzt nur mehr als — Tradition; ſo ſchnell verraucht auf Erden der Eindruck des Großen! „Sprich! mein Parruchetto, was Du von Clincior noch ſonſt weißt, ich will Dir dafür Gutes thun, wo und wieviel ich kann. Jede Kleinigkeit aus Clincior's Leben hat für mich Gewicht und tiefe Bedeutung; ja dieſer Name ſelbſt: Clincior! erfriſcht wie ein Zaubertrank das Blut in meinen Adern.“

Während dieſer letzten Worte ſtand Raſ,

welcher den Zwerg im Kaſtell vermißt, an den Terraſſen deſſen Hütchen gefunden und ihn zu ſuchen ausgegangen war, hinter beiden, deſſen Kommen ſie bei dem Toſen des Wildwaſſers nicht gehört. Er hatte die angelegentliche Frage und Bitte Heinrich's belauſcht, und ein ſchlimmer Verdacht ſtieg in ihm auf. Er wähnte nämlich: er habe — ſo lange er den Zwerg bei ſich verſteckt gehalten, im Selbſtgeſpräch, unbewußt und des verborgenen Zeugen — wie ſchon einmal — vergeſſend, irgend etwas erwähnt, was auf Manadorens Abkunft Bezug habe, — und nun ſei Parruchetto gegen Heinrich geſchwätzig geweſen und habe Andeutungen gegeben, welche dieſer weiter verfolge. Kaf wußte nicht, daß Heinrich Clincior's Sohn ſei.

Feſt verharrend in der raſch gewonnenen Ueberzeugung, daß der Zwerg zum Verräther eines unwillkührlich erlauſchten Geheimniſſes geworden ſei, und ebenſo feſt entſchloſſen, denſelben in ſichere Obhut zu nehmen, durch Liſt, Schmeichelei oder Drohung ihm ein Geſtändniß zu entpreſſen und die weitere Verrätherei zu erſticken, packte er, eben als Parrucchetto antworten wollte, dieſen an der Schulter und trug ihn mit den Worten: „Ihr habt in den Kleidern ein Bad genommen, junger Herr, und werdet Euch erkälten, wenn Ihr länger im Freien bleibt,“ von hinnen; ehe der überraſchte Heinrich ihn anrief, ihm folgte, war er mit ſeiner leichten Laſt ſchon im Dickicht verſchwunden.

Als er mit derſelben das Kaſtell erreichte, hörte er von dem Thorwart, daß indeſſen ein Bote des Kaiſers angekommen ſei, welcher die Ankunft des Letzteren binnen weniger Tage angeſagt habe. „Ein Bote des Kaiſers?“ Raſch gewann er mit dem triefenden Zwerge, welcher auf den Schultern des Eunuchen zähneklapperte, ſein Zimmer, ſchloß einen Wandſchrank auf, ſchob den Kleinen hinein, ſperrte dann wieder zu und ſteckte den Schlüſſel zu ſich; dann eilte er fort, um von Manadora das ſie betreffende Nähere zu erfahren oder den Boten ſelbſt aufzuſinden. Den Zwerg auszuforſchen verſchob er für ſpäter. Umſonſt tobte dieſer gegen die Wände des Schrankes, umſonſt beſchwor er den Eunuchen mit den beſten Worten, ihm aufzumachen, er müſſe ja erſticken; das feine Stimmchen verklang wie das einer gefangenen Grille, und Kaf eilte fort.

V.

Am erſten September war der Kaiſer mit großem Gefolge feſtlich in Anagni eingezogen. An den Pforten ſeines Hauſes erwartete ihn der Papſt, jene Huldigung empfangend, welche der Würde des Statthalters Gottes gebührte, und jene perſönliche Hochachtung erweiſend, welche der Kaiſer verdiente. Gregor hatte ſich überzeugt, daß die Berichte aus Paläſtina über des Kaiſers dortigen Wandel Verläumdungen geweſen, daß der Patriarch von Jeruſalem und die andern ſeines Gleichen die Waffen geiſtlicher Macht und das Anſehen der Kirche zur Befrie digung ihrer perſönlichen Leidenſchaften mißbraucht hatten. Herrmann von Salza, deſſen Unbeſcholtenheit der Papſt erprobt, gab die Beweiſe. Er allein theilte jetzt in Anagni Tafel und Unterhaltungen der beiden Verſöhnten, welche in heitrer Vertraulichkeit des Gepränges ihrer Würden ſich entlaſtend, Anſichten und Hoffnungen austauſchten.

Zwiſchen Reihen von Blumen, mit deren Pflege Gregor ſich in Stunden der Muße gern beſchäftigte, unter prachtvollen üppig emporgewachſenen Palmen und Piſangs und anderen Südbäumen wandelten Papſt und Kaiſer wie Vater und Sohn.

„Der Patriarch wird vor meinem Stuhle Rechenſchaft ablegen," ſprach der Papſt; „ich habe ihn der Legation entſetzt und vorgefordert. Sei er der Letzte, der zwiſchen Dich und mich trat und unſer Vertrauen fälſchte."

„Quidquid delirant reges, plectuntur

Achivi," verſetzte der Kaiſer. „Mich jammert's der Völker. Die Abfälle unſres Haſſes verwandeln ſich dem, der ſie auflieſt, in Gold; drum verſucht's zu Zeiten der Eine oder der Andre und rüttelt an Dir oder mir. Wie wirſt Du den Patriarchen ſtrafen, wenn Du ihn ſchuldig findeſt?"

Der Papſt ſchwieg, der Kaiſer fuhr heiter fort: „Laß ihn in den Pactolus tauchen, oder ſeinen Barbier abſchaffen. — Im Ernſt: Ich glaube, er würde ſich gerne mit einer Tiara von Zion auf dem Haupte im Spiegel beſchauen. Legen wir beide aus unſren Hausſchätzen ein anſehnliches Jahrgehalt für ihn zuſammen, ſo werden wir vor ihm ſicher ſein, denn er wird uns beide gleichmäßig anfeinden. — —"

„Unter dieſen Palmen wandelt ſich's ſo lieblich!" ſprach der Papſt ablenkend; „wie Odem Gottes ſäuſelt's daraus. Sei's glückliche Vorbedeutung, daß wir uns unter ihren Schatten die Hände reichen! O würden ihre Zweige ſtatt denen des unfruchtbaren Lorbeers das Symbol einer neuen Zeit!“

„Friede!? Gregor, wer wünſcht ihn ſehnlicher als ich! — O könnteſt Du Deine Bullen ſtatt wie Adler mit Blitzen, als Tauben mit Oelzweigen ausſenden! Könnten wir beide, Du der Greis, ich der Mann, dies göttliche Kind, dieſen Meſſias — den Frieden auf unſre in einander geſchlungene Arme wie auf einen Thron heben und den Völkern der Erde zeigen! Doch wenn unſre Stimmen, ſeine Herolde, eben den Beginn ſeines tauſendjährigen Reiches verkündigen wollen, — fürchteſt Du nicht, daß ſie plötzlich als Donner über den Scheiteln der Völker hinrollen und: „Auf zum Kampf!“ rufend, unſren guten Willen verſpotten? Wird dann nicht plötzlich aus Deinem Herzen, Gregor, wie aus einem Tabernakel, im feurigen Glanze die Idee, durch welche Du herrſcheſt, hervorgehen, an meinem Haupte pochen und den Gedanken drinnen, der ebenſo königlich als jene, herausfordern? Werden ſie nicht, zwei Blitzen gleich, von verſchiedenen Seiten her zuckend, zuſammentreffen und das heitre Kind von unſern Armen ſchleudern? — Nicht die Menſchen ſind's, die in uns zu kämpfen begannen, — Kaiſerthum und Papſtthum ſelber ſind's. Und doch iſt es mir Troſt und Stolz, daß beide in uns kämpfen; denn ſo gilt's gleiche Waffen, gleiche Kraft. Wir beide ſind zu ſtolz, um wie Krämer zu dingen, und zu gut, um zu heucheln. Und ſo, da wir gleich ſind, wird die Entſcheidung reines Gottesurtheil ſein."

Der Papſt erwiederte, das Antlitz leuchtend von Ueberzeugung: „Weshalb ein Kampf? Was iſt noch zu erringen? Was noch feſtzuſetzen? Ich ſehe in allen Verhältniſſen der chriſtlichen Welt nirgends ein Schwanken, nirgends eine Ungewißheit mehr! Das Fundament, das unbeſtrittene, iſt da, die Mauern, die Pfeiler, die Kuppel ſtehn; alle Formen haben ſich in höchſter Reinheit und Beſtimmtheit entwickelt, und jede einzelne hat ihre abſolute Gültigkeit als Norm, jede ihre zugeſtandene Daſeinsnothwendigkeit als Theil des neuen ſittlichen Weltganzen. Nicht um verſchiedene Staaten handelt ſich's, ſondern um einen einzigen chriſtlichen Staat, und dieſer iſt bereits vorhanden. Er iſt die ganze Chriſtenheit. Wo nämlich geglaubt wird, muß bekannt werden; wo aber bekannt wird, muß gehorcht werden; Bekennen ſelbſt iſt ſchon Gehorchen. — Bin ich Selbſtherrſcher? Oh, es iſt keine Redensart, wenn ich mich des Herren Knecht nenne; das Amt, das er mir übertrug, mag königlich ſein, die Knechtſchaft aber bleibt dieſelbe. Iſt nun aber der chriſtliche Staat ſchon vorhanden, und zwar völlig ausgegliedert, vom Oberſten bis zum Unterſten als großes Kunſtwerk vollendet, ſanctionirt durch das Vorbild der jüdiſchen Theokratie, täglich fort und fort auf's neue ſanctionirt durch innere Nothwendigkeit; — iſt dies alles, — weshalb ein Kampf, Friedrich? Und gibt es nur zu vervollkommnen, o ſo laß es friedlichen Wettſtreit ſtatt freveln Krieges ſein!"

„Theokratie — Weltherrſchaft!" verſetzte Friedrich mit kaum merklichem ironiſchen Lächeln; — „wir ſind völlig gleicher Meinung, bis auf Kleinigkeiten! — Der chriſtliche Staat! Mein Ideal! Die verſchiedenſten Völker der Chriſtenheit — Bürger dieſes Staates! Majeſtät ſelbſt, deren Anſchau das Auge blendet, — Königin, das Geſetz in ihren Armen. — Doch wo ihr Stuhl?"

„Rom!" ſprach Gregor.

„Sei's!" rief Friedrich, der Weltgeiſt rief's aus ihm. Das furchtbar Höchſte und Kühnſte ſtand mit eins in voller Klarheit vor ihm. Ein Moment der Verzückung! So raſch dieſer ſchwindet, ſo beſonnen der Kaiſer dem Geſpräche, indem er es feſtzuhalten ſcheint, eine andere Deutung unterzulegen ſtrebt, — Gregor's ſcharfer Blick hat genug geſehen. So viel hatte ſelbſt er dem Kaiſer, hatte dieſer ſich ſelbſt bis jetzt nicht zugetraut. Die Unbefangenheit zwiſchen beiden war dahin, die Beobachtung, die Berechnung traten an deren Stelle, und hinter der feinſten Höflichkeit barg ſich die feinſte Ironie.

„Wir haben vor, Euch nächſtens an Eurem Hofe zu überraſchen," begann der Papſt, „der Ruf ſagt ſo viel Fabelhaftes von der Pracht und dem Luxus, von den Ergötzlichkeiten, von Künſten und Wiſſenſchaften, welche Euch umgeben, von den Geſchenken, welche Ihr aus Paläſtina mitbrachtet, daß es verzeihlich iſt, wenn wir der Neugierde nachgeben."

„Euere Aufmerkſamkeit und Euer Vergnügen daran werden meinem Beſitze erſt ſeinen Werth verleihen," erwiederte Friedrich, — „und nur deshalb werde ich es Euch anbieten dürfen...."

„Im Ernſte, laſſen wir die Redensarten und ſeien wir wechſelſeits ſo aufrichtig wie ſonſt...."

„Hörten wir denn auf, es zu ſein, heiliger Vater? Neapels Glanz, und wär' er dreifach reicher, wird wie ein Schatten ſein, wenn Rom es beſonnt! Ich wollte, die Geſchenke, welche ich der Freundſchaft des Sultans verdanke, wären koſtbarer und ſeltener, als ſie ſind, um vor Euren Kennerblicken nicht alltäglich zu erſcheinen."

„Mein Purpur iſt Demuth," erwiederte Gregor, „Ihr ſeht, daß es in meinem Haushalt ſehr einfach hergeht; ich werde, wenn Ihr mich einſt in Rom überraſcht, Eurer Pracht nicht eine gleiche entgegenſtellen können." — Friedrich verſtand die ironiſche Zwiſchenrede; dieſes „Überraſchen in Rom" paßte, wie der Deckel auf den Kelch, auf Friedrich's: „Sei's!" Vertraulich fuhr Gregor fort: „Man ſagte mir viel von dem Gedeihen der Hochſchule, welche Ihr in Neapel gegründet; ich bin begierig, die Meiſter zu ſehen, die Ihr berieft.“

„Ich bedaure, daß Ihr dieſe neue Pflanzſchule der Wiſſenſchaft nicht in jenem Zuſtande finden werdet, den Ihr gewiß eben ſo lebhaft wünſchet wie ich; die Kriege während meiner Abweſenheit im heiligen Lande hinderten die Entwickelung der Keime. — —“

„Um ſo raſcher werden ſie ſich jetzt im Frieden entfalten,“ verſetzte Gregor unbefangen; — „Gewiß: Friedrich, Ihr ſeid geboren, um durch die Segnungen des Friedens Euren Namen unſterblich zu machen. Es iſt mir nicht unbekannt, daß Ihr das große und ſchwierige Werk unternommen habt, Eurem Volke ein neues Geſetzbuch zu geben. Wenn Ihr dies glücklich zu Stande bringt, ſo wird Euer Ruhm einſt nicht minder groß als der eines Eroberers und wird heiliger als ein ſolcher ſein. Iſt es nicht Petrus von Vinea, welcher Euch beiſteht? Mich dünkt, man nannte mir dieſen Namen?“

„So iſt's, heiliger Vater!“ antwortete der Kaiſer.

„Bis wann hofft Ihr, das Werk zu vollenden?“

„Es iſt vollendet,“ erwiederte Friedrich raſch, und mein erſtes Geſchäft, da nun der Friede hergeſtellt, wird ſein, es bekannt zu machen.“

„Ich erwarte es mit Ungeduld; nicht bloß, um mich darin an Eurer Weisheit zu erfreuen, ſondern auch deshalb, weil ich nichts feſter hoffe, als daß es gleichſam die Urkunde werde, welche unſre Eintracht und Freundſchaft für immer beſiegelt, und den Frieden der Völker, den ich eben ſo aufrichtig wie Ihr wünſche, verbürgt. Denn wo dürfte frevle Empörung gegen göttliche und menſchliche Geſetze, wo dürfte Unrecht und Willkühr, wo Falſchheit und Hinterliſt ein Aſyl ſuchen, wenn die Kirche, als das Organ, durch welches die Weisheit und Gerechtigkeit Gottes ſelbſt zu den Menſchen ſpricht, die Geſetze der weltlichen Macht, als wären dieſe ihre eigenen, beſtätigt, ja wenn die weltliche Macht, indem ſie die Übertreter ſtraft, gleichſam nur die Befehle der göttlichen Herrſchaft vollſtreckt, von denen es keine weitere Berufung an eine höhere gibt!?“

Friedrich war von dieſem Anſinnen, dem Papſte die neue Geſetzgebung zur Sanction zu übergeben, überraſcht; konnte er den Gegner in die Tiefe ſeines Planes blicken laſſen? Konnte er durch eine glatte, geſchmeidige Redensart ihn täuſchen? Er konnte, mochte es nicht! Mächtigen Schrittes ſah er die Entſcheidung heraneilen. „Bedarf die Erde wohl einer doppelten Vermittelung,“ ſprach er, ernſtheiter, den Ideengang des Papſtes aufnehmend, „ja, wird eine ſolche doppelte Vermittelung nicht die Geiſter und die Herzen der Menſchen mehr verwirren als beruhigen und ſicher ſtellen?"

„Papſt und Kaiſer ſind die beiden Gränzen, von welchen der chriſtliche Staat umfangen iſt," ſprach Gregor.

„Kaiſer oder Papſt?" entgegnete Friedrich raſch, leichthin; — doch blieb die Frage in ſeiner Gedankenwelt, und, wie Planeten um die Sonne, bewegten ſich alle geringeren Ideen um jenen königlichen Mittelpunkt; aber flüchtig glitten ſeine Worte darüber hinweg; — „ich fürchte: mein Geſetzbuch wird Euch nicht befriedigen; Gott weiß: Mein Wille iſt rein. Was ich darin etwa überſehen habe, verſchuldet die Zeit, deren Schooß ich entſprang."

„Wann werdet Ihr es mir zuſchicken?" fragte Gregor.

„Wenn ich es veröffentlicht habe!" entgegnete der Kaiſer.

Lächelnd hob der Papſt den Finger. „Iſt die Kirche nicht Neapels Lebenshaupt?“

„Bin ich nicht Römiſcher Kaiſer?“ gab Friedrich in Heiterkeit die Frage zurück.

„O ſeht! Wir ſchließen Frieden!“ rief Gregor, „dieſe Palmen nicken uns zu. — Kaiſer und Papſt!“ Er reichte dem Kaiſer die Hand zum Bunde. Friedrich fühlte die Drohung, die in dieſem Wörtchen „und“ lag; aber in ſeiner Seele hallte noch die Frage fort: „Kaiſer oder Papſt?“ — Doch meiſterhaft beherrſchte er ſeine Stimmung; um ihrer völlig Herr zu werden, ſprach er, Gregor's Rechte drückend, von dem was beiden zunächſt lag. „Gewiß! Eintracht überwindet, heiliger Vater! Sind wir einig, ſo ſind wir groß. Wie aufrichtig ich es um den Frieden meine, bewies ich. — Sprechen wir von den Erbfeinden meines Namens, den Lombarden, deren Verſöhnung zu bewirken Ihr verſpracht. Ich will nur Verſöhnung, nicht Knechtſchaft.“

„Doch Unterwerfung?“ meinte Gregor.

„Pflicht!“ ſprach der Kaiſer. „Iſt Pflicht denn Knechtſchaft? Habe ſelbſt ich, der Kaiſer, keine Pflicht? Keine gegen ſie? Keine gegen meine andern Völker? O wie können dieſe Trotzigen meine Weſenheit ſo ganz, ſo lange verkennen! Mich zu zwingen, daß ich ſie ſtrafe! Doch ich hoffe noch immer; denn Ihr verſpracht, ſie zum Bewußtſein zurückzuführen, und ich — kann der Kaiſer mehr thun als der Menſch, — vergeſſen?“

„Laſſet uns Gott die Entſcheidung anheimſtellen;“ verſetzte Gregor gemeſſen, „deſſen aber ſeid gewiß, daß ich gewiſſenhaft erfüllen werde, was ich verſprochen habe.“

Die eiſige Ruhe, mit welcher dieſe Verſicherung gegeben wurde, erinnerte den Kaiſer, daß der Papſt, wenn er ihm gegenüber ſich behaupten wolle, die Lombarden nie untergehen laſſen werde; deshalb erſchienen ihm Gregor's

Worte doppeldeutig, und er bezog ſie auf ein von dieſem den Lombarden heimlich gegebenes Verſprechen.

Doch ein andrer Gedanke war's, welcher den Papſt jetzt beherrſchte. In Menſchenkenntniß ergraut, hatte Gregor während der Unterredung Friedrich's Herz ergründet und eine Kühnheit drinnen gefunden, die ihm als Frevel erſchien. Denn Gregor war durch und durch überzeugt, „Chriſtenthum — das Heil der Menſchheit, die Bedingung der Geſchichte; Hierarchie — Erſcheinung des Göttlichen, ewig neue Offenbarung des heiligen Geiſtes; die chriſtliche Kirche, in dreifachem Myſterium, leidende, ſtreitende, triumphirende, — untrüglich, alles Irdiſche überragend, in ſich faſſend, um es aus ſich geiſtig und verklärt wieder zu gebären; — deshalb jeder Zweifel an der Untrüglichkeit der Kirche — eine Sünde am heiligen Geiſt, deshalb jeder Widerſpruch gegen das, was die Kirche beſchließt und als wahr aufſtellt, gebietet oder verbietet, — wahnſinniger Verſuch eines Gottesmordes; deshalb alle weltliche Macht der Kirche doch eigentlich nur eine höhere allumfaſſende Geiſtige; und, weil dieſe Theokratie das Allerhöchſte und Heiligſte, darum auch ihr Haupt, das Dreifachgekrönte, — Symbol und Macht zugleich, ein lebendiges Sacrament, durch das allein erſt den Königen ihr Herrſcherrecht als Weihe ertheilt werden kann. Und nun dieſes lange Zucken eines deutſchen Geſchlechts! Wie ſich's allmälig immer lockrer abgelöſt vom Einzigen! In Friedrich reißt es ganz ſich los. Gregor ſieht's. Eine Selbſtherrlichkeit der weltlichen Macht wird angeſtrebt. Das iſt Empörung des menſchlichen Stolzes gegen Gott ſelbſt, gleich jener, welche die Engel in den Abgrund riß. Ewiger Tod! Zerrüttung der Chriſtenheit draus, denn was als Fäulniß bleibt, wenn die Seele gemordet iſt?

Dies alles drängte ſich als werdende That in dem Charakter Friedrich's zuſammen. Wie lange ſollte Gregor müßig zuſehen? Und doch — konnte er — bloß auf die Sünde des Gedankens, des Willens hin — ſchon ſtrafen? Strafen, den er ſonſt hochſchätzte?"

Friedrich's Herz war durch Mißtrauen erkaltet; er, der hoch über Gregor's ungeheure Überzeugung von Kirche und Hierarchie emporgewachſen, konnte nicht ahnen, daß Gregor für ihn als einen Sünder, über deſſen Haupte Gottverwerfung und ewiger Tod, jetzt Mitleid empfinde, wie ein Vater für den Sohn; wenn er in dieſe ſtarren Züge des Kirchenfürſten ſah, wähnte er nur Haß und Falſchheit drinnen zu leſen. Da trieb dieſen ſein Herz, das Schweigen zu brechen. „O Friedrich!" rief er; „Du taumelſt dahin, von Deinem Stolze, wie ein jauchzend Kind, gelockt und gegängelt; — weißt nicht, was Du auf Dein Haupt herabziehſt? Verbirg Deinen Plan, ſo viel Du kannſt, — mich täuſcheſt Du jetzt nicht mehr! Beim Heile Deiner Seele beſchwör' ich Dich: ſteh' ab!"

„Wovon? Ihr macht mich neugierig auf mich ſelbſt, heiliger Vater!"

„O verſtelle Dich nicht; wie ſchlecht ſteht Dir Heucheln! Scherze nicht; Scherz iſt hier Sünde. Das Irdiſche iſt's, das Dich treibt; ſchämſt Du Dich nicht, Sohn des ewigen Geiſtes, niedrigen irdiſchen Triebes Spielball zu ſein? Das Irdiſche soll das Geiſtige verdrängen und erſetzen! — Du biſt weiſe und klug, und kannſt dieſem Wahne nachhängen?"

„Nein!" rief Friedrich, „nie wird die Materie über den Geiſt ſiegen! Iſt der Geiſt nicht göttlich? Iſt die Materie denn allmächtig wie er? Ewig wie er? Wäre ſie überhaupt, wenn er nicht früher, von Anfang geweſen? Wie alſo Kampf? Woher Furcht vor Sieg der einen, vor Niederlage des andern?"

„Nicht der Erfolg iſt's, der gerichtet wird;

der Wille iſt's. Erfolg!? Zwölf Jahrhunderte ſtehen wie ſo viele diamantene Mauern um den Tempel, zwiſchen Deinem Wollen und Deinem Können; — Dein Schwert zerſplittert dran. Der Finger, den der Gottesläugner zum Schwure hebt, verdorrt. Iſt, Gott zu läugnen, minder ein Frevel, weil Gott nicht weggeläugnet werden **kann**? Iſt's, wenn Du Hand an Dich ſelbſt legſt, weniger Frevel oder keiner, weil Dein Dolch an einer Rippe abprallte und das Herz nicht traf? — Ein ſterblicher Menſch will die Kirche zertrümmern und aus dem Schutte ein Werk ſeiner Hände emporthürmen! Kannſt Du mit Deinem Schwert den Ring der Ewigkeit entzweihauen? Wähnſt Du den Felſen, auf dem die Kirche gebaut iſt, zu erſchüttern, indem Du mit der Stirne daranſtößeſt?"

„Viel auf einmal, heiliger Vater!" erwiederte der Kaiſer. — „Ah! laſſet mir Zeit! In **einem** Athem alle Eure Gleichniſſe zu widerlegen, vermag ich nicht. Zwölf Jahrhunderte, ſagt Ihr? Noch nicht zwei ſind verfloſſen, ſeit Gregor der Siebente, deſſen erhabener Geiſt in Euch, dem Neunten, ſich incorporirte, als Statthalter Chriſti das Handwerk ſeines Vaters des Zimmermanns fortſetzte, Richtmaß und Winkelſcheit ergriff und mit dem letzteren über alles Höchſte der Erde hinſtrich. Zwei Jahrhunderte erſt, — Ihr vergaßt es und dachtet: zwölf; ſeht, heiliger Vater, ob das Jahr 1230 auch nur das Spiegelbild des Jahres 1073 iſt! — Ich ſelbſt,“ fügte er, in erhabenem Selbſtgefühl ſich emporrichtend, hinzu, „ich heiße nicht Heinrich IV. — Wahrhaftig: da ſind mir die andern Gleichniſſe alle entfallen. Doch ſei's, wie's ſei; — nicht der Erfolg iſt's, der entſchädigt, und nicht um des Erfolges willen handle ich; ich handle um meiner Überzeugung willen; was kann ein Sterblicher mehr? Wir wollten ja aufrichtig ſprechen. Nun ſo wißt: Ich glaube an die Macht des

Glaubens, an die Kirche ſogar; glaube, daß ſie ihre göttliche Sendung — erfüllte. — Wird ſie's immer? Ich ſpreche nicht von Euch, dem Oberhaupte derſelben, nicht von jetzt. Wird ſie's immer? Wird der, den zu ergründen, kein menſchlicher Geiſt hinanreicht, ſtets nur einen einzigen Weg verfolgen, nur eines einzigen Mittels ſich bedienen, um ſich zu offenbaren? Zuerſt in Zungen hat er ſich offenbart, der heilige, ewige Geiſt, dann im Tode, der ſich als Triumph über den Tod dargeſtellt, im Tode der Märtyrer, hierauf im Siege, — ſo denn: ſtreitend, leidend, triumphirend. Wird er ſich nie in jeder Menſchenbruſt offenbaren? Wird die Kirche nie der Geſchichte weichen? Wird die Geſchichte, die rechte Flammenzunge des heiligen Geiſtes, ſtets der Kirche bedürfen? Nicht in Einem, — in Allen und in Jedem iſt Gott."

Finſter blickte der Papſt, als der Kaiſer geendet, dieſen an und ſprach: „Auch mir bricht die Hoffnung auf Frieden jetzt. Wie Scherben eines kunſtreichen Gefäßes ſeh' ich Deine künſtigen Tage."

Friedrich erwiedert nichts, er legt die Hand auf die Bruſt. Er glaubt an den Gott darin, der auch über Trümmern ſonnig in ewiger Jugend, Schöne und Kraft!

„Unſelige Nacht! Dein Geiſt drin gefangen. Das wilde, deutſche Blut, das in der Schwüle dieſer Nacht aufgährt, — ich kenn's!"

„Es birgt ſich nicht! — Nacht, Gregor? Freudig, wie wogendes Morgenroth, brauſet dies deutſche Blut auf. Schon einmal hat Italien, hat die Welt durch deutſche Säfte ſich verjüngt! Und ſtets, — ich ſeh' es hell vor mir, — wird dies deutſche Blut es ſein, das, wenn Völker alterſchwach werden, fließen muß, damit neue Leiber aus dieſem Opfer emporwachſen. — —"

„Völker werden alt, der Glaube nie!" verſetzte Gregor begeiſtert; „O Friedrich! Was kann Dein ſtolzer ſchöpferiſcher Geiſt erſinnen, das an Erhabenheit, Schönheit und Segen dem Unnennbaren, das Du als veraltet zerſtören willſt, gleich käme? Denn Du kannſt den Ritus nicht aus dem Glauben, kannſt die Kirche nicht vom Chriſtenthum trennen. Dieſe Formen ſind aus der heiligſten Weſenheit gekeimt, und Du legſt die Hand zur Zerſtörung an den Glauben ſelbſt, wenn Du die Form antaſteſt. Welche Erkenntniß kannſt Du dem Menſchengeſchlechte geben, die klarer und faßlicher als der Glaube, welche Hoffnung ihm aufſchließen, die mehr tröſtet und beruhiget, als die Liebe? Wiegt endlich jenes Geſchenk, das Du der Menſchheit geben willſt, wenn es anders ein ſolches iſt, die Freiheit, — jene Hoffnung auf, durch welche die Kirche ſeit zwölf Jahrhunderten Millionen von Menſchen glücklich machte? Iſt Dein neues Reich, und wenn es vom Nordpol zum Südpol reicht, ſo groß, wie die Gemeinſchaft der Heiligen, welche ſich aus der ſichtbaren Welt in die unſichtbare hinüber die Hände reichen? Kannſt Du mit aller Freiheit und mit allen Schätzen der Erde auch nur einem einzigen Schuldbewußten die Ruhe ſeines Herzens wiedergeben? Dieſe Hierarchie, welche Du für Tyrannei hältſt, bedarf nichts als eines einzigen Wortes dazu. Dieſer Glaube iſt er nicht das, was ſein Name ſagt, der katholiſche, der Allumfaſſende, alle in gleicher Liebe ſelig Machende? O daß meine Worte wie des Himmels Thau in Dein Herz fielen, daß meine heilige Überzeugung Deine Seele ſo hell durchleuchten könnte, als die meinige! Daß Du an mein Herz, an das eines Vaters ſänkeſt und ſprächeſt: Gott hat geſiegt! — Daß Du Deine Größe in der Erkenntniß der Wahrheit, nicht im eigenſinnigen Feſthalten an einem trügeriſchen Wahne ſuchteſt, und in der Erkenntniß einträchtig mit mir am Werke wirkteſt, wofür der Ewige uns ſchuf, wofür er die Bahn uns deutlich vorgezeichnet! —"

Friedrich hörte den Greis tief ergriffen an. Gregor fuhr begeiſtert fort: „Ja, Friede, Friede wird ſein; Gottes Engel werden wie Brüder unter den Menſchen wohnen, und zur Paradieſes-Palme umwandeln wird ſich das Schwert, mit welchem ich bis zum Tode Dich wie jeden bekämpfen würde, der die Kirche, zu deren Hüter ich beſtellt bin, antaſten will."

Da erwachte Friedrich von ſeinem kurzen, holden Friedenstraume. Herrmann von Salza kam zur guten Stunde; beim einfachen Mahle bewegte ſich die Unterhaltung, heiter und gelehrt zugleich, um die neue Hochſchule Neapel; Gregor hatte Gelegenheit, ſich an Friedrich's zahlreichen und tiefeingreifenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen zu erfreuen.

„Alſo — Krieg!" ſprach der Papſt zu dem Kardinale Sinibald, als er ſich mit dieſem allein befand, und nachdem er demſelben die Entſchiedenheit des Kaiſers in Bezug auf deſſen neue Geſetzgebung mitgetheilt hatte.

„Und Petrus heißt der Mann, der dem Feinde die Waffen geſchmiedet?" fragte der Kardinal vor ſich hin; unter ſeiner hohen Stirne wälzten ſich Wetterwolken von Gedanken.

„Wir verſuchten es mit dem Glück," fuhr der Papſt fort, — „doch es iſt wetterwendiſch wie alles Irdiſche; eine Strafe Gottes, daß wir ſeine Intereſſen mit irdiſchen Waffen verfechten wollten!"

„Petrus, das iſt: der Fels, auf welchem ich meine Kirche bauen werde!" murmelte der Kardinal.

„Wo ſchwärmen Eure Gedanken?" unterbrach ihn der Papſt; der Kardinal erwiederte, indem er die mächtig an's Licht ſtrebenden faſt tückiſch zurückdrängte, raſch und geſchmeidig: „Verzeiht, heiliger Vater; ich dachte unwillkührlich über mehre Stellen der heiligen Schrift nach, mit deren Durchforſchung ich mich in der letzten Zeit eifrig beſchäftigte.“

„Mit ſeinen eigenen, mit geiſtigen Waffen, mit den Waffen des Geſetzes müſſen wir ihn bekämpfen!“ fuhr der Papſt, gleichfalls von ſeinen Gedanken und Plänen hingeriſſen, fort. — „Ich erkenne ſein Trachten. Langſam, aber ſicher will er unſer Gebäude untergraben, damit, wenn die Mauern fallen, ſein Werk, getragen von der Heiligkeit ſeines Geſetzes, für die Ewigkeit daſtehe! —“ Die Augen des Greiſes leuchteten wie die eines Propheten. „Er ſoll, wenn auch unſre Außenwerke fallen, eben ſo plötzlich eine ſiebenfache Geſetzesmauer finden!“ ſprach er zu dem erſtaunten Kardinale, dem Ehrfurcht vor der Majeſtät des Papſtes die ſchon zur Frage geöffneten Lippen wieder ſchloß.

„Er ſchuf das Geſetz des Staates; — wir ſtellen ihm das Recht der Kirche gegenüber!" fuhr der Papſt fort; „er will durch ſein neues Geſetz dem Staate göttliche Weihe vor den Blicken der Welt verleihen, — es ſei! Indem wir die alten Gewohnheiten, Satzungen und Privilegien der Kirche zum Recht erheben, ſanctioniren wir die Kirche als Staat, geben dem als Göttlich-Überkommenen die bindende weltliche Kraft und ſtützen den Glauben, indem wir ihn auch als Wiſſenſchaft gelten laſſen!"

„Um des Heilandes willen, was beginnet Ihr?" unterbrach ihn der Kardinal beſtürzt. „Dann gebt Ihr das bisher Unerreichbare dem zerſetzenden Verſtande Preis, dann opfert Ihr das Palladium unſrer Untrüglichkeit!"

Doch der Papſt geſtattete in der Überzeugung der Nothwendigkeit keinen Widerſpruch, und berieth ſich mit dem Kardinale über die Wahl eines Mannes, welcher tauglich wäre, die Dekretalen des kanoniſchen Rechtes zuſammenzutragen. Nach langem Überlegen fiel ſeine Wahl auf den Spanier Raimund von Pennaforte, ſeinen Kapellan, und er entließ den Kardinal mit dem Auftrage, dieſem zur Hand zu ſein, und mit der Prophezeihung: „So lange dieſe Dekretalen, ſo lange ein kanoniſches Recht, — ſo lange wird Rom ſelber beſtehen.“

„Der eitle alte Mann!“ erwog der Kardinal voll Bitterkeit, als er allein war; — „die Jahre haben ihn kindiſch, zögernd, gewiſſenhaft gemacht; und doch ſo ſtörriſch bei ſeiner Schwäche! o wie lange will er noch leben! Und daß hier nichts, ſelbſt kein Verbrechen hilft! Verdammt dieſe Maſke von Frieden, Demuth und Gehorſam, die ich ſeit Jahren tragen muß, — bloß um einer Hoffnung willen, die vielleicht — nur ein Zufall erfüllt! Wär's zu erreichen durch eine einzige Minute voll Entſchloſſenheit, — — ich zittre nicht, mich ſchreckt das Blut eines alten Thoren nicht! —

„Recht — durch Recht? O Stumpfſinn des Alters, darauf eine Hoffnung zu bauen! Durch dieſen Popanz von Gerechtigkeit büßen wir über kurz oder lang noch die Weltherrſchaft ein. — Und ich muß — gehorchend es ſehn!“

„Nein! Gegen den Feind iſt jedes Mittel gerecht. Nicht durch die Waffen des Rechtes, die er kennt, — durch jene, deren Handhabung ihm fremd iſt, durch Liſt, Verſtellung, Hinhalten iſt Friedrich mürbe zu machen, und ward er mürbe, dann fällt ihn mit leichter Mühe offne Gewalt. Petrus von Vinea! Wäre dieſer zu ködern! Er iſt Friedrich's Achillesferſe! — Verdammt, verdammt, daß ich noch immer den Schein des Gehorſams tragen muß. Die Glut in mir ſchmolz faſt dies Eis. — Jedes weitre Lebensjahr des Alten raubt mir deren zehn!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kaiſer und Papſt.

Dritter Theil.

Kaiſer und Papſt.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

Mittag.

Zweites Buch.

(1230—1235.)

(Fortſetzung.)

VI.

„Parrucchetto! Parrucchetto, wo biſt Du?“ riefen die Sclavinnen durch alle Räume des Schloſſes nach ihrem Lieblinge, dem Kleinen. — Aber Parrucchetto meldete ſich nicht. — „Parrucchetto! Ach vielleicht iſt er krank?“ Sie durchſtöberten jedes Winkelchen, jede Kammer, jedes Gebüſch im Garten; dachten im Ernſt, daß er krank ſei, und freuten ſich drauf, ihn zu pflegen; ſie betrachteten ihn wie ein Kind und empfanden, ihm gegenüber, den unſchuldigen Inſtinkt kleiner Mädchen, die mit einer Art von mütterlicher Zärtlichkeit jüngere Geſchwiſter hätſcheln.

„Vielleicht ſteckt er bei dem Koch! — Vielleicht in der Speiſekammer bei den Töpfen mit eingezuckerten Früchten.“ Aber auch dort fanden ſie ihn nicht. Die Mädchen wurden nun ernſtlich beſorgt um ihren Günſtling und brachten die geſammte Bewohnerſchaft von Campofelice in Bewegung.

Auch der mürriſche Kaf blieb von ihren Fragen nicht verſchont. Bei der erſten Erkundigung nach dem Zwerge dachte er an ganz andere Dinge, bei der zweiten fiel ihm bei, daß er ja den geſchwätzigen Kleinen in der Eile in den Wandſchrank geſperrt hatte. —

Er eilte hin und ſchloß auf; da ſaß der Kleine in einem Winkel, in ſich zuſammengekauert, den Kopf in ſeinem Schooß, auf untergeſchlagenen Beinchen, wie ein abenteuerliches Götzenbild.

„Parruchetto! Parruchetto!“ ſchrieen die Mädchen freudig, da ſie ſeiner anſichtig wurden, und drängten ſich heran, indeſſen der Eunuch, die Hand auf den offenen Flügel des Schrankes gelegt, gleichgültig vor ſich hinblickte und zerſtreut mit dem Schlüſſelbunde klapperte, der am Schlüſſelloche hing.

„So komm doch heraus!“ riefen die Mädchen unter Gelächter über ſeine närriſche Stellung; die Muthwilligſte zupfte den Kleinen, wollte ihn am Ärmchen ergreifen und wie einen Papagei ſich auf die Schulter ſetzen. Da kollerte der Zwerg aus dem Gefach. Die Sclavin ſprang entſetzt wie vor einem Skorpione bei Seite. — Athemlos umſtarrten ſie ihre Gefährtinnen.

„Was? Iſt er todt?“ ſprach Kaf, indem er ihn, wie eine Marionette, am Arme aufhob. — „Wahrhaftig! — Fort, ihr Mädchen! Macht ihm das Leichenhemd. Flink! Flink!“ Sein gehobener Arm ſcheuchte die Schwarzäugigen wie Gazellen. „Armer Däumling!“ redete Kaf den kleinen Todten an. „Warſt ein Zwitter, wie ich.

Sage mir einer, weshalb Fliegen erſchaffen ſind! — Weshalb wardſt Du's? Sonnteſt Dich, naſchteſt, wareſt verliebt, ſummteſt wie eine Fliege! Und ſo ſtarbſt Du!"

Hierauf ging er geradesweges zu Manadora und meldete ihr den Unglücksfall, und entſchuldigte ſich nicht, als ſie entrüſtet, faſt noch mehr über ſeine Gleichgültigkeit, denn über die That ſelbſt, ihn zur Rede ſtellte. „Was that ich ſo arges?" ſprach er kalt und ruhig. „Was Schlimmeres als ein Kaiſer? Ich vergaß ihn eben, — wie Friedrich Euch!" Mit dieſen Worten verließ er ſie.

Am Abend wurde Parruchettos Leichenbegängniß abgehalten. Der Freund des Seligen, der Koch, hatte einen großen zierlichen Napf, der wie ein Kürbiß geformt war, zum Sarge beſtimmt. Die Sclavinnen gaben ihre ſchönſten mit Silberfäden durchzogenen Schleier zum Leichentuche her und goſſen köſtliche wohlriechende

Öle, womit ſie nach morgenländiſcher Sitte die Herrin und ſich zu ſalben gewohnt waren, in den Sarg. Sie trugen ihn vor das Schloß in die Waldeinſamkeit hinaus, in eine kleine Grotte nicht allzufern von dem Wildwaſſer, aus welchem Heinrich ihn befreit hatte; — ſtatt des naſſen Todes ſo bald ein allzutrockner! Die Mädchen trugen Lampen und ſtellten ſie in der Grotte um die Grube im Kreiſe; wie Johanniskäfer leuchtet dieſer Kranz im Dunkel; die Stimmen des Waldes rauſchen, gute Nacht wünſchend, herein. Die Mädchen können ſich nicht enthalten, decken den Napf noch einmal auf, und legen Blumen und was ſie an kleinen Koſtbarkeiten haben, Ringe und Spänglein hinein. Der Koch macht den Ceremonienmeiſter und verrichtet ſein Amt mit großem Ernſt, der ihm poſſirlich genug anſteht. „Guter Parrucchetto," ſpricht er tief gerührt, „nun wirſt du mir keinen Leckerbiſſen mehr mauſen! Du warſt der beſte, freundlichſte Zwerg, nicht boshaft wie Deinesgleichen ſonſt, warſt ſo reinlich und ſo klug. Was irgend ich in meiner Kunſt zu Stande brachte, und wenn alle es verunglückt nannten, Du lobteſt es ſtets als gelungen, tröſteteſt — und verſtandeſt mich! Ach, guter Parrucchetto, das iſt nun alles aus, alles aus!“ — Er weinte bitterlich, die Mädchen ſchluchzten auch und riefen: „Ach, guter Parrucchetto! Beſter Parrucchetto! Geſegnet ſei Dein Andenken und Dein Geiſt freue ſich im Paradieſe!“ — Nun wirft eine jede noch Blumen und Erde hinab. Dann nehmen ſie die Lampen auf und ſchreiten langſam aus der Grotte. Eine Lacerte raſchelt durch die Steine, über die friſche Erde hin, als ſei ſie Grabeshüterin. Durch Zweige ſieht Heinrich, gelagert auf Moos, die Jungfrauen in ihren weißen Schleiern, mit den Leuchten, dahinſchweben.

Der Kaiſer hielt Wort. Er war früher in Campofelice, als Manadora, der Ankündigung der Boten zufolge, ihn erwartet hatte; er kam mit zahlreichem Gefolge, welches der Schönheit der reichen Fürſtin huldigte und ſtaunend ihres Schloſſes feſtliche Räume durchrauſchte. — Beim Anblick des Kaiſers, auf deſſen Antlitz die Heiterkeit des Friedens, vergaß Manadora anfangs den herznagenden Zweifel, welchen Kaf in ihr geweckt. Sie fragte ihn, als ſie ihn endlich ungeſtört beſaß, um hundert Kleinigkeiten, auf welche Liebe ſo großen Werth legt. Es fiel ihr anfangs nicht auf, daß das Wohlwollen, mit welchem ihr der Kaiſer entgegen kam, nicht mehr Leidenſchaft, ſondern Artigkeit und Güte war, wie ſie dem Freunde Pflicht ſind. Nicht der Inhalt, ſchon der Klang der Worte war's, der ſie entzückte. „Wie reizend iſt Deine Einſamkeit, Manadora! Wie anmuthig und traulich!“ ſprach der Kaiſer, „und doch verleitet ſie Dich zu einer Sünde gegen uns, die wir deshalb Deinen Anblick ſo oft entbehren müſſen. Glanz und Pracht iſt die Umgebung, welche Deiner Schönheit gebührt. Gewiß, Manadora, Du ſollteſt dieſe klöſterliche Ruhe verlaſſen und der Welt es gönnen, Deine Schönheit zu ſchauen. Neapel, Kapua, Palermo ſind's, die ſich zu einem Aufenthalte für Dich eignen, wo Du raſchen Wechſel aller geiſtigen Genüſſe findeſt, und alles, was die Kunſt Herrliches ſchafft, in Deinen Kreis ziehen kannſt. Wetteifernd werden dort die Edelſten Deine Wünſche zu erfüllen ſtreben, ein glänzender, freudeathmender Hof wird ſich um Dich ſammeln."

Dieſe letzten Worte des Kaiſers lockten den Gedanken an Kaſ's Warnung aus der Tiefe ihres Herzens empor; kaum wagte ſie's, ihm zu folgen, Friedrich's Rede ſchien ihr eine zarte Andeutung, daß, wenn Friedrich überhaupt die Abſicht einer Vermählung habe, vielleicht ſie der Gegenſtand ſeiner Wahl geweſen ſei. Zurückgekommen — durch Schmerz — von jenem wilden Stolze, der ſie in Paläſtina beherrſcht hatte, verlangte ſie jetzt nicht einmal nach einer prieſterlichen Verbindung mit ihm, wenn nur ſein Herz ihr immer gehöre; als des Kaiſers Freundin ſah ſie ſich nicht minder geehrt, denn als Kaiſerin ſelbſt; und der Beſitz ihrer geheimnißvollen ungeheuren Erbſchaft war ihr jetzt willkommen, da ſie kein Liebespfand des Kaiſers als Geſchenk zu betrachten brauchte, wie der Reiche es dem Armen gibt. Freudigen Herzens nahm ſie des Kaiſers Antrag, ihre Einſamkeit zu verlaſſen, an; doch entſchlüpfte, ehe ſie's hindern konnte, ihren Lippen die Frage: „Werde ich auch ſtets ein gern geſehener Gaſt an Deinem Hofe ſein?"

„Du fragſt, Manadora? Wer ermüdet, die Königin der Erde, die Sonne, jeden Morgen in ewig junger Schöne — zu ſehen?"

„Und doch weiß ich...."

„Du verſtummſt plötzlich, meine holde Freundin? O ſprich, ſprich!“

Manadora erröthete, als fühlte ſie die Schuld, daß ſie dem Geliebten mißtrauen konnte! Als aber Friedrich nicht abließ, ſie zu bitten, bekannte ſie ihm: „Ich hörte, Du dächteſt daran, ein Fürſtenkind aus fernem Lande heimzuführen und Deinen Thron mit ihr zu theilen.“

Friedrich lächelte unbefangen und leichtſinnig: „Feſſeln der Ehe? Ich denke nicht daran!“

Manadora fiel ihm um den Hals. „Was kümmert mich alles! bin ich doch Dein! Bin's immer! o vergiß, vergib meinen Zweifel! Vergib, vergib! Weiß ich's doch, daß Du mich noch liebſt! — — —“

Ihr Jubel drückte ihn. Er war betroffen; es fiel ihm jetzt erſt bei, daß wirklich von einer Vermählung die Rede geweſen; die letzten wichtigen Verhandlungen mit dem Papſte hatten ihn jenen Vorſchlag vergeſſen gemacht.

„Gewiß! Du biſt meinem Herzen noch theuer, wie ſonſt, und ſtets Manadora, ſtets werde ich mich an Deiner Freundſchaft erfreuen. —“ Er ſann und wußte es beſtimmt, daß bei jener Unterredung mit dem Kardinal kein Zeuge zugegen geweſen; wie konnte Manadora davon erfahren haben? — „Ich denke nicht daran, mich zu vermählen,“ fuhr er fort; „doch muß ich Dir bekennen, daß vor einiger Zeit, bevor ich Dich wiederſah, die Rede auf dieſen Gegenſtand kam. —“

„Wie?“ fragte Manadora in geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Ich will Dir nichts verhehlen, meine Freundin! Es war mein Freund, der Kardinal Sinibald, der mich im Vertrauen dringend aufforderte, mich zu vermählen; im Eifer ſeiner Freundſchaft ließ er ſich durch keinen Gegengrund, den ich ihm einwandte, zurückweiſen; Gott weiß, wie viele Motive er vorbrachte, ich vergaß ſie längſt;

Ich beſinne mich nur, daß ich ihn endlich, als er in die Hitze kam, mit Scherzen abwies, welche er mir übel deutete, und ganz erbittert über meinen Widerſpruch ging er von dannen. Iſabella...."

„— — von England war's, des Königes Schweſter, die der Kardinal Dir nannte," fiel ihm Manadora freudehaſtig in's Wort; „ich ſehe die Wahrheit! Lauter und ohne Falſch biſt Du durch und durch, Friedrich! Nichts, nichts verſchweigſt Du mir. — O wie lieb' ich Dich! —"

„Ganz recht, Iſabella von England!" erwiederte der Kaiſer betroffen. — „Ich beſchwöre Dich, Manadora, durch welchen Zauber erfuhrſt Du, was ich und der Kardinal ohne einen andern Zeugen als Gott beſprachen?"

Manadora war in Verlegenheit. Eröffnete ſie dem Kaiſer den wahren Hergang, ſo mußte deſſen Zorn den Eunuchen treffen, der an ſeinem Diener gefrevelt; und obwohl ſie jetzt um ſo weniger Grund hatte, dem mürriſchen Kaf wohlzuwollen, ſo haftete doch ſeine große Treue zu tief in ihr und ſie wollte ihn nicht preisgeben.

Der Kaiſer war durch das fortwährende Zögern und Schweigen gekränkt. „Ich werde nicht weiter in Dich dringen,“ ſprach er, „nachdem ich ungebeten Dir mein Vertrauen geöffnet!“

„O zürne mir nicht!“ flehte ſie, zum Tode erſchreckt, als ſie dieſe Kälte fühlte; „Du ſollſt Alles wiſſen; o zürne nur nicht! Welcher Preis wäre zu hoch, wenn Deine Liebe auf dem Spiele ſteht. — — So wiſſe! — —“

Kaf, der, nicht wiſſend, daß Friedrich bei ſeiner Herrin ſei, zu ihr kommen wollte, hatte vor der Thüre des Kaiſers Stimme erkannt, blieb draußen und legte unwillkührlich das Ohr an die Thüre. „O wie ſie ſich erniedrigt!“ grollt' es in ihm. „Jetzt liegt ſie zu ſeinen Füßen, ſie, die werth wäre, ihren Fuß auf ſeinem Nacken ruhen zu laſſen. O Schmach! O Schande! Und ärger wird's noch! Leid' ich's? Clincior's Kind! Laß ich's ungerächt? Noch duldet er ſie, bald iſt er's müde und ſtößt ſie von ſich! Warum hörte ſie mich nicht?....“ Wieder lauſcht er — „Welcher Preis wäre zu hoch? — Was bin ich! Nichts! — Er ſchuldet's! — Nicht auf ſie falle die Schwäche!“

Raſch entſchloſſen öffnete er die Thüre und trat ein.

„Ich war's!“ ſprach er trotzig, ohne ſich vor dem Kaiſer zu beugen, — „ich hörte Dein letztes Wort. Madonna trägt keine Schuld. Dein Zwerg war ungeſehen damals Zeuge, und von dieſem erfuhr ich's!“

Zornig erhob ſich der Kaiſer. „Mit wem ſprichſt Du, Sclav? Zur Erde, wenn Du an den Kaiſer ein Wort wagſt! Schaffe mir den Zwerg, — zur Stelle! Ich will mit Lauſchern Gericht halten.“

„Den Zwerg?“ erwiederte der Eunuch, tückiſch lächelnd. „Geſtern Nachts begrub ihn der Koch. Ein Napf iſt ſein Sarg.“

„Lüge!“ rief der Kaiſer; „Ausflucht! Du birgſt ihn noch!“

„Ich barg ihn allerdings, ſorgfältig genug. Er erſtickte. Ich vergaß ihn! Was kann ich dafür?“

Manadora legte ſich haſtig in's Mittel. „Gnade, Gnade für ihn, Friedrich! — Nicht um ſeiner, um meiner willen! Er iſt mein Diener, mir treu wie Gold. Nicht ſein Äußeres ſieh an; nicht vorſchnell verdamm' ihn!“

„Ich beſinne mich ſeiner!“ ſprach der Kaiſer finſter, ungern an jene Zeit der innigſten Vertrautheit erinnert; er fühlte ſich beengt wie durch lähmende Bande, an denen er gelenkt werden ſolle. Zudem der Gedanke: vielleicht ſonſt noch das Geheimſte und Vertrauteſte an einen — Eunuchen, einen Sclaven, auf gut Glück verrathen zu wiſſen! Grund genug zum Zorn! Die Höflichkeit gegen Manadora ſiegte jedoch allmälig über ſeine üble Stimmung; wäre alte Liebe noch dageweſen, ungefragt hätte er vergeſſen, verziehen.

„Geh'!" rief er. Der Eunuch entfernte ſich, ohne Dank, unglückahnend für ſeine Herrin; Friedrich's Kälte weiſſagte ihm das Schlimmſte, wie er's lang vorausgeſehen. Er verwünſchte die neue Demüthigung Manadora's, und wünſchte nichts ſehnlicher als einen neuen Bruch zwiſchen ihr und dem Kaiſer, damit ſie, unabhängig geſtellt, ſich in ihrer weiblichen Würde dem ſtolzen Manne gegenüber behaupte. So tief wirkte fort und fort der Inſtinkt für die geſchlechtlich ihm näher Geſtellte in dem Halbmann; — ſtets bereit, ſich des Weibes, als wär's ſeines Geſchlechtes, anzunehmen, ſtets männlich trotzig gegen den Mann; in ſolchem Trotz ſeine ganze Wildheit; Rachluſt gegen jeden Beleidiger dazu, — und Rachluſt iſt ächt weibiſcher als männlich!

Manadora hatte ein koſtbar Gaſtmal veranſtaltet, den Kaiſer mit ſeinem ganzen Gefolge fürſtlich zu bewirthen; die Räume des Gartens waren dazu benutzt, der Erzbiſchof von Palermo, Herrmann von Salza, der Kardinal Sinibald Fiescho von Lavagna und mehre andere Freunde des Kaiſers, welche dieſen hieher begleitet hatten, wetteiferten, ihrer reizenden Wirthin gefällig zu ſein. Heitere Scherze und geiſtreiche Einfälle belebten die Unterhaltung, welche der Kaiſer und Manadora führten. Heinrich ſtand hinter dem erſtern, Kaf hinter ſeiner Herrin, beide auf jedes Bedürfniß achtend und den Dienern, die ab und zu gingen, anordnend, was nach der Gebieter Wünſchen zu vollſtrecken ſei. Nicht lange ſah Friedrich ſeinen Treuen, als er, ſich erhebend, zu den Tiſchgenoſſen ſprach: „Seht, Freunde, ein wackres deutſches Herz!“ Dann zu Heinrich: „Was ſtehſt Du, Heinrich? biſt Du ein Knecht? Am Tiſche iſt Dein Platz. Ich liebe Dich, Du haſt mir's bewährt, wie treuinnig Du mir ergeben biſt. —"

Verwundert ſahen die Edlen einander an, und ihre Blicke fragten nach Heinrich's Abkunft. „Er iſt Euch ebenbürtig, ihr Herrn! Sein Wappen heißt Treue;" ſprach Friedrich, als er die zweideutigen Blicke bemerkte, „er iſt mein Freund! Beliebt's Euch, ſo macht ihm Platz!"

Heinrich zögerte, der Kaiſer winkte ihm heran und gab ihm die Hand. „Wenn mich, was Gott verhüte, alle verließen, die ich jetzt Freunde nenne, — Heinrich, Du bleibſt mir, ich weiß!"

„Mein Herr und Kaiſer!" ſtammelte Heinrich, „Leib und Seele trennen ſich, — ich und Du nie! —" Er ſank auf die Kniee vor dem Herrn; manch ein Blick ſah's neidiſch, wie des Kaiſers Augen mit Wohlgefallen auf dem Blaſſen ruhten. Mit Grimm ſah's Kaf. Er mochte Heinrich längſt nicht leiden; er machte ſich gern über den Empfindſamen luſtig; als er jetzt die

Auszeichnung des lang Verhaßten ſah, vermochte dieſe wilde Natur nicht, ſich zu zügeln; ſie mußte ihren Spott, ihren Grimm auslaſſen.

Der Kaiſer wies dem treuen Heinrich, dem dieſer Beweis von Liebe neuen Lebens Beginn war, ſeinen Platz zwiſchen dem Kardinal Sinibald von Lavagna und dem Erzbiſchof von Palermo an; Heinrich weigerte ſich beſcheidentlich, zwiſchen zwei ſo hohen Würdenträgern der Kirche zu ſitzen; der Kardinal, obwohl des Kaiſers Freund, billigte ſtolz dieſes Benehmen; es dünkte ihm unangemeſſen, neben einem Menſchen von ungewiſſer Herkunſt geſtellt zu ſein, den er nur mit Geringſchätzung meſſen konnte. Der Kaiſer bemerkte dieſe Anſicht und ſprach mit erhobener Stimme: „Ei, ohne Umſtände, ihr Herrn! ich bitt' Euch! Setze Dich, Heinrich, Dein Nachbar, mein lieber Kardinal, wird zu ſchätzen wiſſen, wie viel Du mir giltſt! — — Auf's Wohl aller, die wir lieben! auf Friede und Eintracht in der Chriſtenheit! auf das neue Gottesreich!“ rief er jetzt, den Becher erhebend. Alle am Tiſche klangen freudig an, jeder mit ſeinem Nachbar. Nur der Kardinal vermied es in ſeinem Hochmuth, mit ſeinem Nachbar anzuklingen, während der Erzbiſchof von Palermo dem treuen Heinrich Beſcheid that.

„Hurtig, hurtig!“ rief Kaſ den Mundſchenken, „träges Geſindel! Schenkt ein! Tummelt euch! Sr. Gnaden der Herr von Namenlos haben keinen Wein mehr; — Gottesthränen herbei für deſſen Freund Se. Hochwürden den Palermitaner. — Der eine weint, der andere lacht; im Durſt ſind beide gleich. — — Heda, ſchafft Wein oder Mädchen herbei! Sie dürſten!“

Der Erzbiſchof, ein durch Alter und Frömmigkeit ehrwürdiger, trefflicher Mann, that auf dieſe erbärmliche Beſchimpfung nicht, als ob er ſie gehört, ſondern ertrug ſie aus Ehrerbietung vor der Gegenwart des Kaiſers mit Geduld.

Nicht ſo Heinrich, welcher aufſprang und auf den Läſterer losſtürzte. Kaf wich ihm aus, lachte und ſprach: „Du liebſt nichts Lebendiges, verzeih, daß ich mich geirrt. Du hängſt an den Todten!“

Alle Fieberträume, in welchen Heinrich den Eunuchen wie einen böſen Dämon, wie Gülnarens Mörder, geſehen, ſtiegen in dieſem Momente aufs neue vor ihm auf und ſpornten ihn, den Frechen zu züchtigen. Manadora blickte voll Angſt bald auf die Gäſte, bald auf Kaf, und gab dieſem Zeichen, ſeine Zügelloſigkeit zu mäßigen. Doch dieſer verſtand die Zeichen nicht oder wollte ſie nicht verſtehen. Im Gegentheil, immer boshafter rieb er ſich an dem Tiſchgenoſſen des kaiſerlichen Günſtlings. Da rief Heinrich: „Hör' auf! bei Gott, ſo lange ich athme, duld' ich's nicht, daß ein Eunuch dies in Ehren grau gewordene Haupt läſtere!“

„Ein Eunuch?“ fragten mehre andere, und

Aller Blicke richteten ſich jetzt auf Kaf, welcher von dem Vorwurf bis in den Scheitel hinauf erglühte, vor Wuth kaum zu lallen vermochte und die Fauſt gegen Heinrich hob. Verächtlich ſtieß dieſer das Schwert in die Scheide zurück. Kaf biß die Lippen in einander und murmelte: „Nur ein Eunuch! Kein Mann! Weniger als ein Weib ſogar! Und doch mehr als ihr alle! —“ Raſch gewann er Faſſung, Gleichblütigkeit wieder, trat, einem Diener den Becher abnehmend, näher zu dem Erzbiſchof und zu Heinrich, und ſprach, indem er denſelben beiden darbot: „Verzeiht, edle Herren, ich weiß das Ceremoniel nicht. Kommt der Baſtard vor dem Prieſter oder der Prieſter vor dem Baſtard!“

„Elender!“ ſchrie Heinrich, ſeiner Sinne nicht mächtig; „weißt Du, wer mein Vater war? ....“

„Kaf, Kaf!“ unterbrach ihn Manadora, die raſch um ſich greifende Erbitterung bemerkend.

„Madonna?“ fragte Kaf höhniſch; „was befiehlſt Du? Was ſoll ich thun?“

Der Kaiſer war aufgeſtanden; Manadora ſah ſeine Augen im Zorne rollen und faßte ängſtlich ſeinen Arm, um ihn vor allzuraſcher That zurückzuhalten. Er riß ſich los, unbekümmert um ihre Zärtlichkeit. — Der Erzbiſchof erhob ſich und bat mit ſanfter Stimme: „Ruhe, Ruhe um des Erlöſers Willen! Welch ein nichtiger Grund iſt's, der unſere Freude ſtört! Ich bitt' Euch, mäßigt Euch.“

Der Kardinal aber lächelte fein und zurückhaltend in die allgemeine Mißſtimmung. Kaf ſah ihm feſt in's Auge und ſtählte ſeinen Trotz daran. Ein neuer Wink ſeiner Gebieterin ſollte ihn zurückſchrecken; doch mit nichten. „Du bewirtheſt Deine Feinde, Madonna!“ ſprach er entſchieden und kaltblütig. Er fühlte, daß es jetzt aufs Äußerſte kommen müſſe, um Manadorens Selbſtſtändigkeit zu retten; deshalb ſcheute er die Gefahr über ſeinem eigenen Haupte nicht und fuhr ſpöttiſch in Ton und Geberde fort: „Das iſt ein ſehr frommer Herr, Gebieterin, der Freund Heinrich's und des Kaiſers, der Herr Erzbiſchof von Palermo; er wird Dir eine Buße auflegen, an welche Du denken magſt!“

„Still!“ gebot der Kaiſer mit Donnerſtimme, — „einmal verzieh ich, um Euretwillen — Madonna! das zweite Mal ſoll der Freche ſeiner Strafe nicht entrinnen!“

„Welcher?“ entgegnete Kaf trotzig; „wer wagt's mich zu züchtigen? bin ein freier Mann; was ſeid Ihr mehr als ich? Du, Heinrich, — buhlſt um Deines Herrn Gnade, liebäugelſt mit Schatten, haſt keine Kraft in den Knochen, liegſt Tag und Nacht in Träumen, denkſt an Gülnare, die einen beſſeren, wilderen Bräutigam Dir, dem Schwächling, vorzog, — den Ocean; Ihr, hochwürdiger Herr von Palermo, ſeid ein Prieſter und das heißt alles geſagt, — Ihr Kaiſer — — —“

Nicht länger hielt Heinrich ſich zurück. Er riß das Schwert aus der Scheide und drang auf den Läſtrer ein. Der Kaiſer ſelbſt drängte ihn zurück: „Entweihe Dein Schwert an einem Eunuchen nicht!“

„Eunuch! Stets Eunuch!“ ſchrie Kaf, „Ihr alle ſeid's, keiner von Euch iſt beſſer als ich, ſeid am Geiſt, was ich nur am Leib! Fühlt die Ohnmacht eines Entmannten!“

Und mit Fäuſten, Nägeln und Zähnen tobte er wie ein angeſchoſſener Eber gegen den andringenden Schwarm der Knechte, die auf des Kaiſers Wink erſchienen waren. Jetzt faßten ihrer zwei den Wilden hinterrücks und banden ihm die nervigen Arme, daß ihm die Adern ſchwollen, als müſſe das Blut herausſpritzen. „Hinaus mit ihm!“ gebot der Kaiſer, „vollſtreckt das Gericht!“

„Ich kann ſterben,“ ſprach Kaf lachend. Manadora ſtürzte dem Kaiſer zu Füßen. „Hemme

Deines Spruches Vollſtreckung!" flehte ſie, — „hat er gefehlt, ſo bedenke, daß er nicht nach gewöhnlichem Maßſtab zu meſſen iſt." Der gekränkte Erzbiſchof vereinigte ſeine Fürbitten mit den ihrigen. „Du ſiehſt, Herr, dieſer Menſch weiß nicht, was er ſpricht; die Scham über ſeine Entmannung macht ihn zum wilden Thiere, und von Natur aus feind iſt ihm jedes Weſen, dem ein gütiges Geſchick gleiche Schmach verhütete."

„Ich weiß, warum Du für mein Leben bitteſt," murmelte Kaf, „Du brauchſt mich! Biſt ja ein Prieſter! Haſt gewiß Deinen Harem!" Zum Glück hörte niemand als der Erzbiſchof, dem ſie galt, die giftige Läſterung, welche dieſer mit nichts als einem Blicke des Mitleids erwiederte.

„Bleib ihm denn das Leben!" rief der Kaiſer, welcher unmuthig den Bitten Manaborens nachgab; „doch gezüchtigt muß der Halbmann werden, der einen Diener Gottes verunglimpft. Hinab mit ihm! An eine Säule!"

„Mich! Mich?" ſchrie der Eunuch. Seine Muskeln und Adern ſchwollen, die Augen funkelten ihm wie die eines Panthers; ein Ruck, und die Stränge, mit denen ſeine Arme umſchnürt waren, fielen zerriſſen. „Wagts!" Die Büttel über ihn her. Seine Fauſt trifft wie Keulenſchlag auf die geſchornen Schädel der Knechte. „Dies der Eunuch!" — „Der freie Wüſtenſohn lacht Euer aller! Bin ich Knecht, ſo bin ich's, weil ich will, nicht aus Zwang." — Zwei giftige Schlangen ſchießen ihm Blicke aus den nachtdunklen Augen. — So hebt er zum Sprung aus, auf ſeine Verfolger! — Ein Satz und er ſchnellt ſich auf ſie mit der ganzen Wucht ſeines Leibes, erdrückt ſie. Liſt, Blitzſchnelle, Rieſenkraft, Wuth — ſeine Waffen. Ein kleiner Kerl, der das Handwerk verſteht, unterläuft ihn jetzt; da wankt der Ringer. Die andern Knechte über ihn her, packen ihn aufs neue. — „Manadora!" Er ſtößt den durchdringenden

Schrei aus, einen Schrei wie zu Gott im Todeskampfe. „Zum erſten Male bitt' ich, zum letzten Male! Schmach gilt's! Höre mich! Höre mich! Denk an Deine Mutter!"

„Gnade, Friedrich!" fleht Manadora aufs neue zu dem Kaiſer, der im Getümmel ihre Stimme nicht hört. Sie windet ſich durch, dringt zu ihm, faßt ſeine Hände. „Bei unſerer Liebe! Gnade! Ich ſelbſt fühle die Schmach, wenn mein Treuer ſie erduldet." — Schweigend wandte ſich der Kaiſer; ihr altes Weſen erwachte; „Ich wills," rief ſie gereizt, und alle ſtaunten über ihre Kühnheit, „Ich bettle nicht! Gib ihn frei." Da ſchwand auch Friedrich's Ruhe. Heftig rief er: „Wagt ſich die Zügelloſigkeit bis an meinen Bart, werd' ich ſie ſchützen? Sclaven werfen die geheimſtverborgenen Kleinodien meines Vertrauens auf die Straße und feilſchen damit nach Blut und Thränen. Kaum mühſam der Friede mit der Kirche hergeſtellt und unter meinen Augen Verhöhnung des edelſten Dieners Gottes, meines Freundes! — — Hinab mit ihm! Ihm wird ſeine Züchtigung! Er ſei ein Beiſpiel!"

„Du liebteſt mich nie! — — Erſpare ihm die Schmach! Nichts weiter bitt ich ja!" fleht Manadora.

„Ich kann nicht!" erwiederte der Kaiſer kalt.

„Beim Himmel, du mußt; ich weiche nicht von Dir; was verlangſt Du als Preis? Sprich! Fürſtlich, o Kaiſer, will ich Dir's zahlen!"

Doch der Kaiſer war unerbittlich, führte ſie mit kühler Höflichkeit an ihren Platz zurück, und wendete ſich. Kaf ſah's, ſeinen Kopf, während er abgeführt wurde, nochmals zurück drehend. Dumpf rief er ihr zu: „Es iſt gut! Kein Wort mehr! Haſt Dich erniedrigt genug!"

Von nun ging er aufrecht, mit entſetzlicher Entſchloſſenheit, ſeine Schergen von oben bis unten muſternd, zwiſchen ihnen. Sie brachten ihn in den Hof, entblößten ihn, banden ihn an eine Säule und übten an ihm die entehrende Strafe. Durch keine Miene verrieth er Schmerz, keine Sehne zuckte unter den Streichen, während welcher er vor ſich hinmurmelte: „Wackre Schmiede! Schmieden mich feſter und feſter an ſie! Schmieden ſich Dolche drauf los."

„Biſt von Eiſen, Kerl?" fragte der eine Knecht, müde werdend.

„Ein Damascener!" murmelte Kaf in ſich, nicht als Antwort. —

Als Kaf wieder losgebunden worden, ging er haſtigen Schrittes, das Haupt geſenkt, die Fäuſte geballt, aus dem Schloß in den Wald, in die Grotte, und ſetzte ſich auf Parruchettos Grab. Dort wühlte er mit den glühenden Fingerſpitzen in die kühle Erde. „Friedrich, Heinrich!" brummte er, „Dankbar — bin ich! —"

Manadora hatte indeſſen den Speiſeſaal, welcher durch Kaf plötzlich zum Tribunal und zugleich zur Arena geworden, zürnend verlaſſen. Aller Zauber war von Friedrich's Geſtalt gewichen, nur der Stolz, nur die Eiſeskälte blieben als ſeine Eigenſchaften. Sie war beleidigt, nicht bloß vor einer zahlreichen Verſammlung von edlen Herren, ſondern auch vor niedren Knechten! Die Bitterkeit der Vorſtellung, nichts zu ſein vor dem Stolz des Mannes, durchgällte ſie ganz. Sie ſchauerte, wenn ſie deſſen gedachte, den ſie ſo lang ſo ſehnlich herbeigewünſcht. In dieſer Stimmung gegen Friedrich fand ſie ſogar Kaf's wilden Trotz nicht verdammenswerth; daß Friedrich ihm ungeachtet ihrer Bitten die Schmach verhängt, machte ihn vor ihren Augen zum Märtyrer für ſie. Nichts war natürlicher als ihr Wunſch, den Anblick des Mannes zu meiden, der ſie gekränkt. Sie ließ Kaf aufſuchen; doch dieſer blieb in ſeiner Wald-Einſiedelei, ſo lange Friedrich auf Campofelice verweilte; — dies Antlitz wieder zu ſehen, eher wieder zu ſehen, als bis....

Auch Friedrich, welcher nur, um ſein einmal gegebenes Wort zu halten, nach Campofelice gekommen, fand nun bei dem ungaſtlichen Weſen der Dame, die ſich allen Blicken verbarg, nicht Grund noch Luſt, ſich länger hier aufzuhalten. Deßhalb ſchickte er Heinrich zu der Herrin des Caſtells, um ſich von ihr zu beurlauben. Kalt und abgemeſſen empfing ſie den Boten, gleichgültig hörte ſie die höflichen Wünſche für ihr Wohlergehen und ſpöttiſch dankte ſie für das Anerbieten des Kaiſers, ihm alle Wünſche zu nennen, durch deren Erfüllung er ihr gefällig ſein könne. „Melde dem Kaiſer meinen Dank; ſeine Gnade kann ich entbehren,“ gab ſie zur Antwort.

Heinrich folgte dem Kaiſer. Jetzt war er wieder in ſeinem Element.

Todtenſtille, als die edlen Gäſte das Caſtell geräumt hatten! —

„Ein Grab! Fort! Wie kahl dieſe Wände

mit ihrem veralteten, zerriſſenen Flitter! Sie ſahn meine Erniedrigung. Kaf! Kaf!"

Er kam; ſchrecklich war ſein Anblick. „Was verlangſt Du?"

„Fort aus dieſem Schloſſe! Ich will Leben, Leben, das mich umbrauſt, mich betäubt. Minute für Minute Vergeſſenheit!"

Drauf Kaf: „Minute für Minute Gedächtniß ſollt Ihr haben! Was geſchah, — Ihr ſelbſt wolltet es ja, führtet es herbei. Habt's nun! Nicht Vergnügen betäubt; die Schmach überſchreit den Lärmen. Zum Tod getroffen, ſeid Ihr nicht mit Salben und Arzneien zu heilen; völlig neu müßt Ihr werden. Die Rache verjüngt."

„Nur fort von hier!"

„Wohin? Ihm nach, nicht wahr? Ich kenn' Euch beſſer, als Ihr Euch ſelbſt. Ihr ſeid noch verliebt. Nur aus Furcht, nicht aus Stolz meidet Ihr ſeinen Blick. Seht Ihr ihn, ſtürzt Ihr ihm aufs neue zu Füßen. Schäme Dich, des Kaiſers verſtoßene Geliebte, Du, ſein weggeworfenes, befleckte, in den Staub getretenes Spielzeug, vor jenem Mädchen, das ſtolzer war, als alle Männer, größer, reiner; dies Weſen das ich meine, hieß Manadora. Nicht zwei andere ſich wechſelſeits ſo ungleiche Weſen wurden je geboren als jene Manadora und Du! Nur die Rache gibt Dir Dein Selbſt zurück...."

„O wer vergeſſen könnte!" ſprach Manadora aus gepreßtem Herzen.

„Dann nach Capua!" rief Kaf, — „o wie mild, o wie ſanft! Taube! — So laßt hochaufrauſchen die Wogen der Luſt; losbreche jeder Lebensgenuß in Tollheit, ſchalle Raſerei der Jauchzenden, — Cymbeln, Schalmeien, Trompeten, gut! gut! Capua beut viel; Euer Vater wußt' es —. Wohlauf! ſeid in Capua, was Ihr ſein könnt, Fürſtin, verſammelt Geſellſchaft, gebt Feſte und Gelage, ſetzt Preiſe aus, wer Thorheiten erſinnt, verſchwendet Schätze, — Ihr könnt's und würdet Ihr hundert Jahre alt, — laßt wunderbare Schlöſſer bauen, bevölkert ſie und Euere Gärten mit Sängern und Narren, Eure Bäder würzt mit Spezereien, die Luft mit Düften und liebelockender Muſik, — — das Paradies auf Erden, glänzende Houris! Capua iſt der Ort dazu. Ganz Italien ſoll von Euch ſprechen, ganz Italien Euch zu Füßen liegen, wie Ihr — vor dem Einen! Mitten in dem Jubel, in der Muſik, in den Düften, Poſſen, unter Stutzern und Poeten gibt's vielleicht einen Moment.... Doch das iſt meine Sache. Ich will davon nichts weiter reden, Ihr glaubt mir nie. Iſt's geſchehn, — wird's gut ſein. Gewiſſe Menſchen ſpielten mit uns, ſpielen wir mit ihnen wieder; das iſt alles Alſo: nach Capua!"

VII.

„Müde bin ich's! rief Friedrich; „ein Maß hat die Gnade und wird, an den Frevler verſchleudert, ſelbſt zum Frevel."

Er befand ſich in Aquileja, wo er ſeinen Sohn, den deutſchen König Heinrich, erwartete, deſſen Anblick er ſo lange Jahre vermißt hatte. Wie begierig war er auf das Äußere und Innere des Sohnes, den er als Kind von ſich gelaſſen, damit dieſer, unter der Krone aufwachſend, ihr Gewicht tragen lerne. Aber nicht blos Die Vaterliebe war's, welche ſeine Ungeduld über König Heinrich's endliche Ankunft ſteigerte; auch die Sorge des Kaiſers für ſein Reich und für die Autorität ſeiner Gewalt. — Dieſe Lombarden waren noch ſo wild und trotzig wie ſonſt, und wie ſie einſt, bei Friedrich's erſter Reiſe nach Deutſchland, alle Päſſe verſperrt, ſo wachten jetzt, da dies apuliſche Zauberkind zum höchſten Herrn der Chriſtenheit emporgewachſen war, da ſeinem Scepter Deutſchland, Neapel, Sicilien, Paläſtina huldigten, dieſelben Lombarden, daß ſein Sohn, vom Vater aus Deutſchland zum Reichstage in Ravenna erwartet, die Alpen nicht überſchreite; denn ſie fürchteten von der Vereinigung deutſcher und unteritaliſcher Macht den Untergang ihrer Freiheit. Mittlerweile ſetzten ſie durch ihren Schiedsmann, Gregor den Neunten, liſtig und überſtolz zugleich die Unterhandlungen mit dem Kaiſer fort, deſſen Geduld ſie durch ſo ſchwere Kränkungen erſchöpft hatten, und bauten auf die heimliche Hülfe der Hierarchie, deren Exiſtenz der Kaiſer durch ſein nunmehr publicirtes neues Geſetzbuch mächtig erſchüttert hatte. Es war ihnen um keine Verſöhnung und Ausgleichung mit dem Kaiſer, — nur darum war es ihnen zu thun: Zeit zu gewinnen, binnen welcher ſie ihre vielfach zerſplitterten Kräfte vereinigen und dem Kaiſer einen mächtigen Gegner, ſich ſelbſt aber in dem letztern einen gewichtigen Bundesgenoſſen erwerben konnten. Deßhalb ihr Nachgeben und Zurückziehen, ihre Verſprechungen und Bedingungen. Bald laſſen ſie eine Hoffnung: frei ſich bei völliger Amneſtie zu unterwerfen, aufgethan; — gleich darauf vermauern ſie dieſe Hoffnung durch irgend eine Handlung wieder, welche aller Amneſtie den Weg verſperrte. In ganz ähnlicher Lage, ihrem natürlichen Feinde dem Kaiſer gegenüber, dem ſie verſprochen, ihre natürlichen Freunde die Lombarden zu unterwerfen, befand ſich die Hierarchie. Wer kannte die Boten alle, die von Rom nach Mailand, von Mailand nach Rom gingen? Als

Friedensvermittler wandelten ſie, die nur beobachteten, nur lauerten. Friedrich war, da ſein Sohn keine Gelegenheit fand, durch die Lombardei zu ihm zu gelangen, zu Schiffe gegangen, widriger Winde halber nach Venedig gekommen und von dort nach Aquileja gefahren, wo er nun ſeinen Erſtgebornen mit Sehnſucht erwartete. Nicht länger ſollten die Lombarden ungeſtraft das kaiſerliche Anſehen verhöhnen; drum nicht Haupt an Haupt der Hydra abgeſchlagen, — nein, mit Übermacht auf ſie geſtürzt, ſie mit eins erwürgt!

„Wie nahe endlich! Ob Du mir gleichſt, Heinrich? Ob Du faſſeſt, was mir als Höchſtes, als Beſtimmung der Hohenſtauffen vorſchwebt? Ob Du, was ich ſelbſt vielleicht nicht vollenden kann, ſo mit ganzem Sein aufnimmſt wie ich? — — —“

„Ob Du mich liebſt? — — Ich ſehne mich, ſolche Liebe, wie ein Kind ſie gibt, zu empfangen, — o wie höher, heiliger iſt ſie als Frauenliebe! Die Frauen verſtehen uns ſelten; mitten im furchtbarſten Ernſt der That wollen ſie ihre Tändelei als Hauptſache anerkannt wiſſen, und ſterben drüber aus Gram, wenn die That uns fortreißt, die Tändelei zu vergeſſen. Sie erheitern uns das Leben, aber ſie wollen, daß wir nur daſeien, um ſie wieder zu erheitern. O Frauen, ſelbſt wenn Ihr groß und ſtark wie Männer, größer und ſtärker ſeid, — nicht aus Bewußtſein, nur durch die Leidenſchaft ſeid Ihr's, und dieſelbe Leidenſchaft, die Eure Schönheit, die flüchtige, uns zum Opfer bringt, verlangt unſer ganzes Leben als Opfer. Ich liebe die Liebe, aber ich glaube nur an die Freundſchaft....."

„Ich wollte, Du wäreſt mein Sohn!" ſprach Friedrich zu Heinrich, ſeinem Treuen, der jetzo zu ihm trat, — „heißeſt Du nicht wie er? fand ich Dich nicht, wie von Gott geſchenkt? Ich wollte: mein Sohn, wenn er nicht mir gleicht, gliche Dir von Anſehen und Geſtalt; Du Stiller, Sinnender, ahnſt, was meines Lebens Zweck. — — —“

„Bin ich nicht ganz glücklich, Heinrich? Bewußtſein und Willen, Kraft, That und Hoffnung, heitre Sterne! Und der heiterſte: Unſterblichkeit! Ja, Heinrich, ich fühl's in urkräftiger Lebenswonne: nicht blos eine ewige Naturnothwendigkeit ſchöpferiſcher Weisheit und erhaltender Gerechtigkeit iſt's, was wir Gott nennen, der Vater iſt's, der heilig waltet, und Unſterblichkeit iſt ſein Liebeswort, ſeine Bürgſchaft die Menſchheit!“

„Unſterblichkeit?“ fragte Heinrich bitter.

„Wie? Fürchteſt Du den Tod?“

„Nein! Ich liebe ihn, aber das Überleben fürcht' ich;“ erwiederte Heinrich, des Kaiſers denkend, des einzigen, den er auf Erden liebte. „Sieh dieſen Goldkäfer, Kaiſer! wie ein König ſtolzirt er in ſeinem Reiche, das ihm unermeßlich genug iſt, auf dem marmornen Fenſterſimſe. Ein Druck mit dem Finger und ſeine Pracht iſt dahin.“

„Nun, und die Moral?“ fragte der Kaiſer lächelnd; „o pfui, Heinrich! welche mönchiſche Weisheit! Fort damit! Dieſe trübſelige Aſcetik dörrt das blühende Leben zur Mumie aus. Deßhalb alſo, weil's einen Tod gibt, gäb's kein Fortleben? Iſt denn nicht eben der Tod nöthig, damit es fort und fort ein Leben geben kann? Es lebe der Tod, der geſchäftige Gärtner, der die dürren Blätter zuſammenrafft, und in der Dammerde, die er draus ſauber und künſtlich fertigt, neuen Keimen vorarbeitet!“

„Mein Glaube!“ ſprach Heinrich finſter in ſich.

„Dein ganzer?“ fragte der Kaiſer; — „nein, er kann's nicht ſein! O noch was Höhres gibt's. Fortleben, nicht bloß in Kindern, wie ich's hoffe und wofür ich freudig dem Vater oben danke, —

nicht bloß in der Erinnerung, — Fortleben als Einzelweſen, Forthandeln in neuem Leibe, in Siegen ewig ringen, — im Gelingen ewig ſtreben, in der Erkenntniß des Guten, das iſt: des Weltzwecks, ſich ewig freuen, — das iſt Unſterblichkeit, und dieſe gibt's!"

„Und wo der Beweis dafür?"

„Im Glauben! Dieſer Glaube an Fortdauer iſt ſo feſt wie die Überzeugung von etwas bereits Erlebtem in den Herzen von Tauſenden, und ihr Weſen iſt unter den verſchiedenſten Formen ſo ganz daſſelbe, daß ſie keine durch ſinnliche Eindrücke des leiblichen Lebens erweckte ſein kann, ſondern nur eine urſprünglich-göttliche ſein muß; — ja wie könnte, Heinrich, dieſe Vorſtellung, Ahnung nur von Fortdauer, geſchweige erſt Überzeugung möglich ſein, wäre nicht die Fortdauer ſelbſt?"

„Könnt' ich alſo nur erſt daran glauben, daß es eine Fortdauer gibt, dann wäre ſie freilich auch für mich, während ſie für jeden, der ſie nicht glauben kann, auch nicht iſt," ſprach Heinrich, indem er ſich bemühte, ſeinen Schmerz unter der Maske des Scherzes zu verdecken. „Die Kunſt aber, glauben zu lernen, das iſt eben das Schwerſte. Ich wollte, ein weiſer Doctor lehrte ſie in Neapel. Aber es lehrt ſie bloß der Tod, ein ungeſchlachter Meiſter, dem man auf Grad und Ungrad ſich ergeben muß; man möchte ſchon aus Neugier ſterben, um nur endlich dahinter zu kommen, ob man ſein Lebelang ein Narr des Glaubens oder der Verzweiflung war."

„Armer Heinrich! Welch ein Leben! — und Du biſt noch jung! So gilt Dir das Daſein gar nichts?"

„Doch, Kaiſer! — um es Dir verwerthen. Wahrlich, ich lebe gern; ich hoffe: Du kannſt mich brauchen; nicht zu ganz beſonderen Ruhmesthaten, nein gerade im ſtillen Voranſchaffen. Dies Bewußtſein iſt mein Lebensſtolz, meine Lebensbedingung. Doch, wenn ich für Dich, o Kaiſer, nichts mehr zu thun habe, — — — o ſtill!“

„Das iſt nichts, Heinrich!“ ſprach der Kaiſer mit inniger Theilnahme, „Du thuſt Unrecht, entmannſt Dich, mordeſt Dich jahrelang! O glaube: ich ehre Deinen Schmerz, ſeit ich das Schickſal Deiner Liebe kenne.... Horch! Roſſeshufſchlag! Das iſt mein Sohn! Eil' ihm entgegen, Heinrich! — — O er iſt's! Glückliche Sterne ſtehen jetzt über meinem Scheitel. Vater und Sohn! Italien und Deutſchland! Jetzt, Lombarden, auf die Kniee!“

„Sie ſollen's, Kaiſer!“ rief ein Gewaltiger, ganz in Waffen, hoch und breit, das zweihändige Schwert dicht am Leib, als wäre Leib und Schwert aus einer Schmiede.

„Wer biſt Du?“ fragte ihn der Kaiſer.

„Ezzelin von Romano!“ erwiederte der Andere; — „Hier meine Hand, die Lombardenſchlächterin.“

„Ezzelin? Willkommen! Willkommen, Sohn des Mönchs! Alberich, Dein Bruder, kam in Pordenone zu mir; was ich mit ihm beſprach, — zur ſchönen That wird es heute."

„Ich komme zu Dir, weil unſere Looſe von Anbeginn her gleich ausgewogen ſind; in den Sternen enthüllte ſich's mir; unabänderlich iſt's. Hier bin ich, ungerufen. Wie Orion das Meer, durchſchreit' ich Deine Schlachten!"

„Die Ferſen im Blut, den Scheitel am Firmament! Zur guten Stunde, Ezzelin! Mein Glück ſteht in Sternen! Ich muß Gericht halten, wie mein Ahn über Mailand."

„Hier Dein Vollſtrecker! Statt des Stabs will ich ihre Nacken zerbrechen. O gib mir Padua zu richten; Padua als Pokal, um das Blut der Eſte, das Blut der Bonifacio draus zu trinken!"

„Du haſt lange gedürſtet, Sohn des Mönchs?"

„Ich will's nicht länger. O Padua, Padua!

Wie lüſtet's mich, Dir das Blut aus den Wangen zu küſſen!"

„Biſt ein wilder Freier!"

„Ja, den Gürtel zu löſen! Ihren Gürtel hält als Spange ein gefeiter Magnet; das iſt's was Eiſen anzieht, was mich zieht! — — Horch! Welch Gejauchz'! Unheil iſt nah!"

„Unheil, das durch Jubel ſich verkündigt, Prophet? — —"

„Es lebe Heinrich! König der Deutſchen!" ſcholl's draußen von hundert Stimmen....

„Mein Sohn!" rief Friedrich und eilte, ſeinen Gaſt, den Tyrannen von Verona vergeſſend, ſeinem Erſtgebornen entgegen. —

Vater und Sohn traten ein. Ezzelin durchſchaut mit einem einzigen Blick des jungen Königes Freundlichkeit; dahinter lauern arge Gedanken; die Blicke gleiten unſtät von denen des Vaters ab, an den Wänden herum, bleiben haften an der Krone, die dort auf dem Tiſche liegt.

Wie funkeln die Edelſteine dran, wie lockend loht's aus dem Glanz! Noch in den Ohren des Volkes Geſchrei: „Es lebe Heinrich!" Klang's nicht: „Es lebe der Kaiſer, es lebe Heinrich!"? oder: „Kaiſer Heinrich lebe!"? Manche Erinnerung aus Deutſchland, mancher junge Rath, manches flüchtige Wort kreuzt durch die Seele des Sohns, die hiehin, dorthin ſchwankend, aus des Vaters Munde nur Worte, nicht das Herz hört, Worte ſchönen Klanges wiedergibt.

Der Tyrann von Verona rückte das Geſpräch in eiſernen Fugen zurecht. „Die Lombarden! — hört, Waiblinger!" rief er, „Du ſprachſt die Acht über die Städte im Lombarden-Bund; vollſtrecken wir ſie! Ein Thor Deutſchlands: Verona, ich ſchließ' es dem jungen Löwen auf; Da ſtürm' in die Meute! Venedig hält Dir Freundſchaft, Kaiſer, Deine Sarazenen und Sicilianer ſpringen von unten an. Die Mitte halt' ich. Die Fluren dürſten: ich tränke ſie aus den Adern ihrer Bauern; die Etſch, der Po wollen Arbeit haben: ich gebe ſie ihnen, ſollen Leichenwäſcher ſein. Mich lüſtet's nach dem Leib Antonios des Mönchs, den der Papſt in dieſem Jahre heiligſprach; Padua hält ihn im Arm wie eine ſchmerzhafte Madonna den Sohn. Antonio, ich will Dir eine Kirche bauen, wie nie eine ſchönere gebaut ward, die Steine aus den Mauern Paduas und der Kitt dazu das Blut Deiner Landsleute — Auf, Waiblinger, auf, was macht Ihr ſo lang?"

„Mich dünkt, wir ſollten noch nicht das Äußerſte verſuchen," ſprach König Heinrich.

„Das räthſt Du, dem die Lombarden die Päſſe verſchloſſen?" rief Ezzelin wild. „Iſt dieſer Dein Sohn, Friedrich? Gib mir eine Deiner Töchter zum Weib und ich will Dir beſſere Enkel zeugen."

„Er heißt Ezzelin von Romano!" ſprach der Kaiſer begütigend zu ſeinem Sohne, „der gewaltigſte Kampfheld Italiens. — — Dein Rath iſt zu wild, Ezzelin; doch gewiß: mit Übermacht muß ich die Hydra erſticken....“

„Sollen wir die Lombarden aufs äußerſte reitzen, zur Verzweiflung hetzen?“ lenkte König Heinrich wieder ein. „Nein, laßt uns mit Menſchlichkeit zu Werke gehn.“

Ezzelin betrachtete ſich ihn und dachte: „Menſchlichkeit, die vielleicht Lohn bringt. Mailand gibt Dir vielleicht zum Danke dafür die eiſerne Krone. Da iſt ein Tropfen Welfenbluts in Waiblinger Adern!“

„Hört meinen Beſchluß!“ ſprach der Kaiſer. — „Nichts darf, ohne das Recht zu verletzen, begonnen werden, bevor der Papſt, dem der Schiedsſpruch übertragen, ſein Urtheil geſprochen! Warten wir bis dahin; dieſe letzte Friſt ſei ihren Zögerungen noch gegönnt, und iſt jenes unverträglich mit der Würde kaiſerlicher höchſter Gewalt, dann, Wetterwolke aus Deutſchland, wälze Dich, eiſernen Hagel ſchleudernd, über lombardiſche Ebenen, dann Schnitter von Verona, binde die Garben, preſſe das Öl, indeſſen ich....“

„Leb' wohl!“ rief Ezzelin, hob ſein Schwert und verließ den Saal.

„Geht er im Groll?“ fragte Heinrich ſeinen Vater.

„Er iſt da, wenn's Arbeit gibt!“ erwiederte Friedrich; — „ſie werden nichts nachgeben, dieſe Trotzköpfe, und der Papſt, ſo fang' ich zu fürchten an, ſpielt ungleich. —“

Friedrich erkaltete an ſeines Sohnes ſtarrer Höflichkeit, welche ihm überall, wo er nach dem Herzen ſuchte, die Kante eines Diamants entgegenſtreckte. Der Sohn hingegen fühlte ſich am Vaterherzen nicht heimiſch. Seit ſeiner Kindheit in Deutſchland der Erſte, ſah er ſich hier dem Vater gegenüber von Allen im Range nur als Zweiten behandelt. Unheimlich ward ihm dieſe Empfindung. Er ſehnte ſich zurück in ſein Reich;

bis heute hatte er die Abhängigkeit deſſelben von der Oberhoheit ſeines Vaters nicht gefühlt, drum jetzt doppelt ſchmerzlich. Weshalb gekrönt, wenn nur Verwalter für einen andern? Der heiße Übermuth der Jugend, ſeit lange von keinem treuen und weiſen Manne mehr gezügelt, von elenden Schmeichlern geſpornt, griff wild aus und riß ſeine Pläne dahin. Noch wilder wurde ſein Herz entflammt, als in Kurzem von Deutſchland viele Klagen gegen ſeine Willkührherrſchaft an den Vater kamen, als dieſer ihm Verweiſe gab und ihm einen Eid abforderte: die Fürſten und Prälaten künftighin nicht mehr zu kränken, als mehre von dieſen ſich bei dem Kaiſer für ihn verbürgten. Dies letztere dünkte ihm wie Entehrung!

Die Kunde von einem Aufruhr in Sicilien rief den Kaiſer ab. Willkommener Anlaß für den Sohn, nach Deutſchland heimzureiſen.

Ehe die Empörer ſich's verſahen, war Friedrich ſchon in Sicilien, nachdem er auf der Reiſe, wie zu Spiel und Erholung, die Piraten des adriatiſchen Meeres vernichtet. Der treue Heinrich ihm überall zur Seite, Schild vor ſeiner Bruſt, fängt jede Gefahr auf, wirft den Tod von des Kaiſers Herzen zurück. Schritt für Schritt — Sieg und Gericht, — Ordnung und Geſetz wieder hergeſtellt. Meſſina fällt, Catanea ergibt ſich, Centoripi büßt. So im Ausreuten des Unkrauts begriffen, raſtet der Kaiſer nicht, erobert Introduco in Apulien, wo Rainald von Spoleto ſich bis jetzt gegen ihn behauptet, gewinnt Gaëta wieder. Wie blühen ſeine Erblande! Überall an den Gränzen die ſteinernen Wächter, die Veſten; — das Geſetz geachtet, befolgt in ſegenreichem Walten. Auf den Schulen Wettkampf der Weiſeſten! Prachtvolle Bauten zaubert die Kunſt hervor. Eintracht, Ruhe und Wohlſtand in den Familien, wohin er kommt; — in allen Herzen — ſein Bild.

VIII.

„Nicht länger will ich, das dies Spiel getrieben werde!" ſprach der Papſt zu dem Kardinal Sinibald. „Meine Geduld iſt erſchöpft. Nicht bloß das Anſehen und das Vertrauen des Kaiſers, ſondern auch die Milde der Kirche ſcheinen die lombardiſchen Städte durch ihre noch immer währende Zögerung verſpotten zu wollen; kaum glaube ich die Verſöhnung vollendet zu haben, ſo verlangen ſie irgend eine neue Verwahrung. Der Kaiſer handelt ſo aufrichtig gegen ſie, daß ihre Falſchheit doppelt tadelnswerth iſt. Ja wir geben ihr durch längeres Dulden ſtillſchweigend unſere Sanction und heißen jede Widerſetzlichkeit der Untergebenen gegen ihre rechtmäßigen Herren gut — —"

Der Kardinal erwiederte hierauf nichts, ſondern nahm das Geſetzbuch Friedrich's, welches auf einem Tiſche lag, zeigte es dem Papſte und ſprach: „Hier iſt mein Gegengrund; das Beil, das Friedrich für ſeinen Nacken geſchliffen. Er will uns an's Leben, alſo: falle er!"

„Darf die Kirche, die von Gott hingeſtellte Schützerin der Tugend, Ungerechtes begehn?"

„Ich ſehe nur den Zweck, das Mittel verſchwindet vor dem Zwecke," entgegnete der Kardinal. „Iſt Nothwehr ein Verbrechen? Um die Exiſtenz handelt ſich's ſchon. Alſo: falle er! Ich bin kein geborner Römer, aber als Glied der Kirche bin ich ſo gut ein Römer wie jener Cato; ſeit das neue Geſetzbuch erſchien, iſt: Alſo falle er, mein ego quidem censeo."

Der Papſt ſchwankte zwiſchen natürlichem

Rechtsgefühl und Politik. Da kam ein Kämmerling bleich und athemlos und brachte dem Papſt einen Brief mit den Worten: „Leſ't ſchnell, heiliger Vater! In Verzug iſt Gefahr.“

„Die Hand des Senators Lukas, des Volksaufwieglers!“ ſpricht der Papſt.

Und der Kardinal: „Die Aufſchrift iſt an den Kaiſer!“

„Wir fingen den Boten vor der Stadt auf,“ erzählte der Kämmerling. „Andere Boten ſind nach Tuscien fort mit offenen Schreiben. Das Volk iſt in Waffen, füllt ſein altes Forum, ſchaart ſich auf ſeinem Capitol; überall, auf den Straßen, vor den Kirchen ſind drohende, grimmige Haufen!“

„Der Kardinal Schatzmeiſter iſt nach Perugia geflüchtet!“ berichtete ein anderer Kämmerling, der ſchnell dem erſten gefolgt, „das Volk wüthet darüber und ſtürmt ſein Haus!“

Ein dritter Unglücksbote folgte auf dem Fuße und flehte: „Rette Dich, heiliger Vater!"

Dumpfes Gebraus läßt ſich hören. Schon ſchallt das Toben näher und lauter.

„Fort mit den Steuern! Gib Du der Stadt ihren Zins, Gregor!"

„Das iſt unſre Freiheit von Alters her!"

„Freiheit! Freiheit!"

„Wir ſind keine Sclaven! Rom — die Welt!"

„Nein!" ſo läßt ſich die Stimme eines kleinen zerlumpten Kerls vor dem päpſtlichen Palaſte vernehmen; „Ihr ſeid Sclaven, — laßt Ihr Euch nicht treten, nicht excommuniciren? Und warum? Um zu faſten, während die Prälaten jeden Morgen ſich in Lacrymae Christi baden und Trüffeln ſpeiſen? Das iſt Eure Freiheit, aber Eure Väter hießen Brutus und Scipio, und unter Euren Kaiſern waren Titus und Trajan. Ihr ſollt ſelber Lacrymae Christi trinken und Trüffeln eſſen! — —"

„Hört Ihr, heiliger Vater?“ ſprach der Kardinal, „das aufrühreriſche Geſindel träumt von goldenen Zeiten eines Kaiſerreiches.“

„Und Lukas, der Senator, ſchreibt hier im Namen des römiſchen Volkes an den Kaiſer, daß dieſer als Schirmherr des Rechtes kommen und ihm die Freiheit erringen helfen möge,“ fügte der Papſt hinzu; „daß er zwiſchen den Städten des mittlern Italiens einen Bund ausgeſchrieben, zur Zerbrechung des geiſtlichen Joches. — — Was beginnen wir?“

„Alſo: falle er!“ ſprach der Kardinal. Das Getümmel vor dem Palaſte wächſt, daß die Kämmerlinge ſich ihres Lebens nicht mehr für ſicher halten; bebend blicken ſie bald auf den Papſt, bald auf den Kardinal. In den Mienen des letztern treten jetzt Beſonnenheit und Liſt ſcharfmarkirt hervor. „Was bleibt uns übrig, als unſer Leben der wüthenden Rotte zu entziehen und an einem ſichern Orte abzuwarten, wann und wie wir das Volk bändigen?“

Gregor trat raſch entſchloſſen auf den Balkon hinaus; der gerechte Zorn verjüngte die ſtarren Züge des Greiſes. Mit ſtarker Stimme ruft er: „Was rotteſt Du Dich zuſammen, Volk Roms, was zeihſt Du den Grimm des Himmels auf Dich herab?“ Sein Anblick, ſeine Stimme verblüfften für kurze Friſt den rohen Haufen, bald aber ſchrieen aufs neue Hunderte durcheinander.

„Fort mit den Steuern!“

„Du haſt nicht das Recht, einen römiſchen Bürger eigenmächtig zu bannen, ...“

„Noch das Interdict auf die heilige Stadt zu werfen!“

„Wir ſind die Herrſcher, wir das Volk!“

„Gott iſt's!“ ſprach Gregor, — „Nicht ich, Gott verdammt Euch, wenn Ihr in Eurer Blindheit gegen ſeine Diener ſündigt. Auf die Kniee, Empörer, vor dem höchſten Herrn, der mich zu ſeinem Statthalter über Euch geſetzt!"

Doch umſonſt iſt ſeine Aufforderung; die Raſerei des Pöbels, durch heimliche Zuflüſterungen genährt, wächſt. „Fort mit dem Tyrannen! Wir wollen Freiheit und unſer Recht!"

Der Kardinal ſieht, wie gefährlich die Lage des Papſtes wird, tritt hinter ihn und beſchwört ihn, ſich zurückzuziehen, ſein Leben, das Wohl der Kirche nicht einem Zufall preiszugeben. Gregor befolgt den Rath. Das Volk tobt nur heftiger, rennt wider den Palaſt an und mishandelt die Diener des Papſtes, deren es habhaft wird.

„Es iſt die höchſte Zeit! Nach Perugia. Ich ſorge für Verkleidung und folge Euch."

„Ihr habt Recht. Klugheit iſt keine Schande, tollkühnes Ausſetzen derſelben keine Tugend."

Der Kardinal läßt Bettlerkleider herbeiſchaffen und bedient den Papſt bei der raſchen Umwandlung. Lächelnd ſpricht Gregor dabei: „Möge Euch, wenn Ihr einſt Papſt werdet, Gott in einem ähnlichen Falle einen eben ſo treuen Diener ſenden. Der Statthalter des Königs der Könige als Bettler! Ja wohl heut zum erſtenmal Knecht der Knechte, mein Freund!“ —

Die Geduld der Pöbelhaufen ermüdet indeſſen an den feſtverriegelten eiſernen Thoren, an den maſſiven Fenſterſtangen, an den ungeheueren Quadern des Palaſtes. Ein Verrückter, der ſeinem Gewahrſam entſprungen, und wunderliche Geberden macht, lenkt die Aufmerkſamkeit auf ſich, indem er ſich auf die Bruſt ſchlagend ruft: „Ecco il vero papa!“ Der Pöbel jauchzt ihm zu, hebt ihn auf die Schultern, bekleidet ihn ſtatt des Palliums mit dem Damaſt einer alten Fahne und führt ihn wie im Triumph durch die Straßen. Andere Haufen ſtürmen indeſſen bewaffnet zu den Thoren hinaus, beſtimmen die Erweiterung des Weichbildes, welche der

Papſt verweigert hatte, überrumpeln die umliegenden Ortſchaften, machen Beute und laſſen ſich als Herren huldigen; wieder Andre plündern die päpſtlichen Vorrathskammern in der Stadt; eine Rotte befeſtigt Montalto. Anführer ſind ernannt, welche ſich raſch an die Geſchäfte ihrer neuen Ämter machen, und bald hat das Volk mehr Steuern dekretirt, als es früher gezahlt.

Während der allgemeinen Verwirrung, in welcher Jeder ſeinem Egoismus die Zügel ſchießen ließ, waren der Papſt und der Kardinal als Bettler glücklich aus der Stadt gekommen und hatten ihren Weg nach Perugia genommen. Nicht weit vor den Thoren begegnete ihnen ein Laſtträger, der ſich in geſtohlnen geiſtlichen Kleidern brüſtete und einen Sack mit Geld auf den Schultern ſchleppte. Er kannte ſie nicht und rief ihnen zu: „Eilt, ſonſt kommt ihr zu ſpät, arme Schelme! —“ Eine Bäurin aus der Umgegend aber, welche den Papſt erkannte, fiel vor ihm auf die Kniee, küßte ihm die Füße, ſprang aber, ſchnell ſich beſinnend, daß ſie ihn durch die Ehrerbietung verrathen könne, wieder vom Boden auf und reichte ihm mitleidig ein Stück Brot und Früchte.

„Kann es eine noch tiefere Demüthigung geben!“ murmelte der Kardinal bleich vor Zorn und Scham. „O Friedrich, ſähſt Du dies, wie würdeſt Du Dich erfreuen! — —“

Glücklich erreichten ſie bei Nacht Rieti, wo ſie einige Tage in ſtiller Zurückgezogenheit lebten; der Kardinal, niedergeſchlagen und krank vor dem verbiſſenen Zorn über die Erniedrigung, über irgend einem ausgeſuchten Mittel zur Rache brütend, — der Papſt, über ſein Mißgeſchick ſich erhaben fühlend, unerſchüttert alten Plänen nachhängend: die Kirche zur Univerſaltheokratie zu erweitern; daſſelbe Rom, das ſich gegen ihn empört, um in kindiſcher Spielerei ſeine alte Volksſouverainität geltend zu machen, — Gregor ſtrebte es auf's neue zur Weltherrſcherin zu machen, langſam', unſcheinbar, ſicher, für ewig! Stolz überſah er, die Zukunft nicht aus dem Auge verlierend, das Ungemach der Gegenwart.

Dieſer geiſtigen Stärke des Papſtes, dieſem Fels im Meere gegenüber, glich die ſinnlich-leidenſchaftliche Natur des Kardinals der wildbewegten Brandung. Das Glück der Herrſchaft beſtand für Sinibald nicht in der Idee, ſondern im Genuß; die höchſte Würde ſchien ihm nicht etwas Überkommenes, Anvertrautes, ſondern eine ungeheure Erweiterung der Perſönlichkeit, welche zu ihrer vollkommenſten Befriedigung alles in ihren Kreis zu ziehen, gleichſam in einen Theil von ſich ſelbſt zu verwandeln, die Berechtigung erhalten; von dieſem Standpunkte aus verſchwand als allzu kleinlich jede Contur moraliſcher Zurechnung.

„Das Wichtigſte iſt," ſo ſuchte er den Papſt zu überreden, „die Herrſchaft über die Römer wiederzugewinnen. Wir dürfen im Wählen der

Mittel nicht blöde thun. Nur zwei Seiten ſind's, von denen wir Hülfe zu erwarten haben, der Kaiſer und die Lombarden; benutzen wir beide!"

„Der Kaiſer? nimmermehr!" erwiederte Gregor. „Die Lombarden ſind mir für meinen Schiedsſpruch verpflichtet, ſie wiſſen: die Stärke der Kirche iſt ihr Schutz, doch der Kaiſer, dem wir wegen ſeines Strebens zürnen, der uns wegen unſerer Begünſtigung der Lombarden grollt — wir werden uns nicht erniedrigen, bei ihm zu bitten; er wird uns nicht zu Hülfe eilen. — —"

„Erniedrigung?" ſprach der Kardinal erſtaunt; „ich ſehe keine. Wir benutzen ihn und werfen ihn dann weg. Iſt einmal Kampf zwiſchen Kirche und Kaiſer, ſo iſt jedes Mittel, dem Feinde zu ſchaden, gerecht; weshalb ſollen wir ihn nicht benutzen, unſere Macht zu ſtützen? Er kann, wenn wir ihn um Unterſtützung angehen, ſie — ſchon des Scheins halber, nicht abſchlagen. Will er die Empörung gegen ſeine eigene Gewalt ſtrafen, ſo darf er nirgends Empörung dulden; denn Beiſpiel ſteckt an. Seht, heiliger Vater, die Schreiben, die ich bereits aufgeſetzt, — dies an den Kaiſer, dem wir günſtige Vermittlung gegen die Lombarden anbieten, wenn er uns zu Hülfe eilt; dies an die Lombarden, welchen wir die Fortdauer des Schutzes der Kirche gegen jede Ungebühr verſichern.“

„Nie werde ich dieſe Zweideutigkeit zugeben,“ rief Gregor, „der Kaiſer iſt unſer Feind, drum ſind wir ihm vor allen Aufrichtigkeit ſchuldig. Gebt her den Brief an ihn. So!“ Er zerriß ihn. — „Das Schreiben an die Lombarden! Ich unterzeichne es. Sendet es ab!“

Der Bote war kaum eine Stunde fort, als die Gaſſen Rieti's plötzlich von deutſchen und ſarazeniſchen Reitern wimmelten. Die dem Papſt ergebenen Einwohner zitterten, denn ſie glaubten, der Kaiſer machte ſich die Verlegenheit Gregor's zu nutze.

Da trat mit einem Male der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem zweitgebornen Sohne, dem Knaben Konrad, vor den Papſt.

„Friedrich?“ rief dieſer erſtaunt.

„Ich komme unerwartet, doch — hoff’ ich, nicht unerwünſcht,“ entgegnete der Kaiſer. „Ich hörte von der Empörung der Römer, von Eurer Reiſe. Ich bring’ Euch meine Deutſchen und Sarazenen, die Euch wieder nach Rom führen werden.“

„Es waren in der letzten Zeit Irrungen zwiſchen dem heiligen Vater und Euch — —“ begann der Kardinal geſchmeidig, während der Papſt unverwandt den Kaiſer anblickte; dieſer unterbrach den erſteren lebhaft: „Sieh da, alter Freund, Sinibald! Wie freut mich’s, Euch treu bei dem heiligen Vater zu finden. Sprecht jetzt nicht von Irrungen zwiſchen uns. Des Rechtes und des Geſetzes geborner Schirmherr und Rächer iſt der Kaiſer, dafür ward ihm ja die höchſte irdiſche Gewalt. — Sieh, Konrad, den heiligen Vater; komm, ihm deine Ehrfurcht zu beweiſen....“

„Er lehrt ſeine Kinder an uns! Er brachte ihn her, uns zuerſt in tiefſter Niedrigkeit kennen zu lernen!“ dachte der Kardinal, der Papſt neigte ſich zu dem Knaben und legte ihm die Hand zum Segen auf's Haupt. „Ich danke Dir,“ ſprach er dann mit der Würde eines im Glücke Gleichſtehenden, doch ſichtbar bewegt, zu dem Kaiſer; und leiſer: „O daß wir beide nicht Freunde ſein können!“

Der Kaiſer überging dieſe Bemerkung. „Wann brechen wir auf? Meine Reiter ſind ungeduldig, Dich wieder auf den Stuhl der Apoſtelfürſten zu heben.“

„Gefährliche Hülfe!“ flüſterte der Kardinal, ein furchtbar Mistrauen ſtieg in ihm auf.

„Ich bleibe, bis die Römer ſich unterworfen haben, in Rieti,“ erwiederte Gregor.

„Ganz nach Eurem Wunſche," ſprach der Kaiſer. „So führe ich denn meine Deutſchen und Sarazenen nach Rom. — Von den Deutſchen zu ſprechen; — Ihr würdet ihrer mehre zum Schutze Eures Anſehns um Euch verſammelt ſehen, hielten die Lombarden nicht immer noch die Gränzen beſetzt, ſie trotzen auf Eure Hülfe. Laſſet uns dieſe Angelegenheit endlich, und zwar als Freunde, nicht als Herrſcher ſchlichten!"

„Ich werd' es —" verſetzte Gregor, durch dieſe Erwähnung etwas abgekühlt; „Kardinal, ſchreibt ungeſäumt an die Lombarden: Sie ſollen bei Strafe des Kirchenbannes Frieden halten gegen den Kaiſer, — ſie ſollen die Heeresmacht, welche aus Deutſchland kommt, auf keine Weiſe hindern, damit der Kaiſer nicht gerechten Grund habe, an unſere Aufforderungen an ſie zur Verſöhnung zu zweifeln.... Im Namen des Heilandes, beſorgt mit Eile dies wichtige Geſchäft. — — Noch eins, Kardinal: Den Bann über Rom und das Interdikt angedroht, wenn unſere letzten milden Vorſchläge kein Gehör finden....“

„Meine Truppen werden Bann und Interdikt verſchärfen!“ ſprach Friedrich; „kein Verzug! Laßt ſehen, ob ſie dem wiederſtehen, den ſie frech genug mit Bitten angegangen, ihre Empörung zu unterſtützen. Lebt wohl!“

„Iſt dieſe Eile nicht die Maske für Hinterliſt?“ — fragte, als Friedrich fort war, der argwöhniſche Kardinal; „hat er nicht vielleicht die Abſicht, Rom für ſich zu erobern?“

„Keine Beleidigung gegen des Kaiſers Ehre,“ gebot der Papſt. „Eilt, an die Lombarden zu ſchreiben, ehe die Ehre der Kirche befleckt iſt. Daß der zweite Bote den erſten einhole! Eilt, eilt, ich bitt' Euch!“

Der Kardinal ſetzte ſich zum Schreiben.

Der Papſt ſann indeſſen: „Und doch gibt

er ein Beiſpiel, daß Rom zu überwinden ſei, und daß die Kirche des Schutzes bedarf! O laß mich ſo lange leben, Herr der Welten, bis ich's dahin gebracht, daß ſie nichts dergleichen mehr anzunehmen braucht!"

„Herrſchte ich ſtatt dieſes Neunzigjährigen!" dachte der Kardinal ſeufzend, und ſeine Finger zuckten, während er an die Lombarden ſchrieb.

Der Kaiſer erfüllte raſch, was er verſprochen. Er zog ſeine Truppen vor dem feſten Schloſſe Respampano zuſammen, welches die Empörer beſetzt hielten, und ſchreckte ſie vor den Thoren der ewigen Stadt ſelbſt. Unerwartete dringliche Geſchäfte riefen ihn jedoch bald nach Apulien zurück; indeſſen ließ er zur Unterſtützung des Papſtes ſeine Truppen unter Nicolo von Fogliano.

Die Abweſenheit des Kaiſers von ſeinem Heere, das trotzige Stillſchweigen der Lombarden auf die wiederholten Aufforderungen und Vorſchläge des Papſtes, hoben den beim erſten Angriff geſunkenen Muth der empörten Römer auf's neue. Sie griffen mit verſtärkten Kräften Viterbo an, und wo Friedrich vor ſeiner Abreiſe geweſen war, um die Treue der Einwohner gegen den Papſt anzufeuern. Doch ihre Zuchtloſigkeit und ein furchtbarer Überfall durch die Deutſchen brachten ſie um die Früchte ihrer voreiligen Hoffnung; auch das Sabinerland brachten die Deutſchen wieder in des Papſtes Gewalt. Der Eindruck dieſer glücklichen Wendungen beſtimmte die Lombarden, wenn ſie nicht länger die für den Augenblick vereinigten Mächte, die geiſtliche des Papſtes, die weltliche des Kaiſers gegen ſich heranziehen wollten, endlich ihr übermüthiges Schweigen zu brechen. Doch war die Antwort, welche ſie gaben, nicht minder hochmüthig; ſie ſchrieben nichts als: „Sie wollten die Vermittlung des Papſtes in der verſprochenen Weiſe annehmen.“ Nichtiger Vorwand! Sie lauerten ungeduldig auf den günſtigen Augenblick, hervorzubrechen und den Kaiſer an einer Stelle, wo er’s nicht erwartet, zu verwunden. Gregor gab ſich indeſſen getroſt der Hoffnung auf baldigen Frieden hin; ſchon dachte er über dieſen Moment hinaus, auf ein Mittel, des Kaiſers immer furchtbarer wachſende Macht zu zerſplittern; der Friede mit den Sarazenen im Morgenlande nahte ſich ſeinem Ende; ein neuer Kreutzzug ſchien am wirkſamſten, um jenen Zweck zu erreichen.

IX.

Am Hofe zu Palermo, wo der Kaiſer ſich aufhielt, waren Geſandte des Sultans von Ägypten angekommen, ſie hatten ihm reiche Geſchenke des fernen Freundes gebracht, von denen beſonders eines das Erſtaunen aller Abendländer erweckte. Es war dies ein Zelt aus den koſtbarſten Stoffen, mit Kunſtarbeiten von Silber und Gold, und mit einem Baldachin, welcher das Firmament darſtellte; die Sterne daran waren von Edelſteinen, Sonne und Mond von jenen edlen Metallen; die beiden letzteren bewegten ſich durch verborgene Kräfte und wieſen, indem ſie den Lauf der Himmelskörper auf's getreueſte im

Kleinen nachahmten, die Stunden des Tages und der Nacht. Die weiſeſten Meiſter des Abendlandes bewunderten dieſes unſchätzbare Werk und bemühten ſich vergebens, die innere Einrichtung kennen zu lernen; fromme Leute aber meinten, daß es nur durch Zauberkräfte habe zu Stande gebracht werden können.

Der Kaiſer bemühte ſich, an der Bewirthung der Geſandten die Aufnahme zu vergelten, welche er ſelbſt einſt bei Caamel gefunden hatte. Die Sarazenen theilten mit den edelſten Prälaten und Baronen des Kaiſers Tafel, und Feſte auf Feſte wurden gefeiert, um ihre Herzen zu erfreuen und ihnen einen Begriff von der Macht und dem Reichthum ihres Gaſtfreundes zu verſchaffen.

Welche Zauber entfaltete die Kunſt vor ihren Blicken; da ſtanden die großartigen Bauten, die antiken Geiſt athmenden Marmorreliefs und Bildſäulen des toskaniſchen Meiſters Nichola Piſano, deſſen Ruhm alle Städte Italiens bezeug=

ten, die nicht minder ſchönen des Neapolitaners Maſuccios, da überraſchten ſie die gemalten Tafeln des Tomaſo da Stefani, die gewirkten Stoffe, welche mit denen des Orients wetteiferten, Muſik und Tanz. In den Gärten ſprangen Bronnen, weideten Kamele und Dromedare, und deren Wärter ſaßen mährchenerzählend bei denen der edlen Roſſe in zierlichen KioskEn, in welche die Kunſt der Gärtner das dichte hohe Laubholz umgewandelt hatte; gelehrige Elephanten machten ihre Kunſtſtücke, und in dunklen Höhlen ſchoſſen, an ſtarken Ketten, Löwen und Tiger, die Luft der Haine mit dumpfem Gebrüll erſchütternd, an die Gitter. Wenn die Gäſte mit dem Kaiſer zur Jagd ritten, war's, als ob ein Heer aufbräche, ſo groß war die Zahl der Falkner; manche Reiter hatten hinter ſich auf den Roſſen gezähmte Leoparden ſitzen, welche bei hoher Jagd auf den Klang ſilberner Pfeifchen auf das Wild herabſchoſſen; meiſt war Michael Scotus, der Aſtrolog, dabei, welcher die Eigenſchaften der Thiere erforſchte, und mit welchem der Kaiſer ſich gern über ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die Naturkunde, unterhielt. Herrliche Baſſins von größtem Umfang, mit Marmor ausgelegt, beherbergten die ſeltenſten und koſtbarſten Fiſche. Freudiger als durch dies alles, als durch den Anblick der Palmen, die in zierlichen Gefäßen prangten, oder durch jenen der Mohren, der Tänzer und Tänzerinnen, durch die Späße der Narren, Zwerge und Gaukler, wurden die Sarazeniſchen Geſandten überraſcht, da ſie ſich von Jünglingen aus den edelſten italieniſchen Geſchlechtern in ihrer Mutterſprache angeredet hörten, ja als der Kaiſer ſogar, welcher jene im Arabiſchen auf ſeine Koſten unterrichten ließ, in dieſer Sprache ſich geläufig mit ihnen zu unterhalten begann. Da wähnten ſie, ihr Heimathland ſei hier, wo ſie wandelten, nur ſchöner und heitrer als jenes mit allen ſeinen Zaubern, das ſie verlaſſen hatten.

In einem großen Saale, deſſen Wände von

Marmor, deſſen ſchlanke Säulen von glänzendem Porphyr, während die Decken von Cedern und die Dielen vom feinſten Ebenholz ausgelegt, befindet ſich der Kaiſer, umgeben von Allen, die ſeinem Herzen theuer ſind, um ein Schauſpiel mit anzuſehen, welches Sarazeniſche Tänzerinnen den Geſandten darſtellen ſollen. Im ſchönen Kranze reihen ſich um den glücklichen Herrſcher die blühenden Kinder, die Knaben Konrad, der blonde Enzio, und Friedrich, der Antiochier zubenannt, ſchmiegt ſich an ſeine Schweſter Selvaggia, die, im Nimbus hoher holder Jungfräulichkeit, wie ein Schutzengel ihn mit den Armen umſchlingt; Blanchefleur und Violante, des Kaiſers andere Töchter, ſitzen zur Seite. — Der rieſig gegliederte wilde Ezzelin vergißt ſeine Schlachtenwuth und ſeinen Grimm gegen Padua, ſogar ſeinen Freund Scotus den Aſtrologen, der neben ihm ſteht; der Friede des Himmels, der, wie Mondenſchimmer zwiſchen Wolken, aus Selvaggia's Blicken zwiſchen dunklen Brauen hervorſtrahlt, erſchüttert dies Herz, welches nur Ruhe findet im Donner der Schlacht, beim Röcheln der Sterbenden, in Sättigung der Rache; Ezzelin denkt einer Weiſſagung ſeiner Mutter Adelheid. — Der Erzbiſchof von Palermo, des Kaiſers edler Freund, unterhält ſich mit deſſen gelehrten Räthen, Petrus von Vinea und Thaddäus von Sueſſa, — die Künſtler, Nichola von Piſa und Maſuccio, ſind in der Nähe der Sänger, welche nach beendigtem Schauſpiel den Wettkampf der Dichtung in deutſcher und in welſcher Zunge beginnen werden, den Friedrich ſelbſt entſcheiden will, und bei welchem Petrus de Vinea mit in die Schranken tritt. Die Geſandten des Sultans befinden ſich auf einer eigenen Eſtrade, Sclaven und Sclavinnen gehen ab und zu und bieten Erfriſchungen; im Hintergrunde des Saales blaſen reichgekleidete Mohren aus ſilbernen Inſtrumenten.

Ein Vorhang theilt ſich; Aller Blicke wenden ſich nach zwei herrlichen weiblichen Bildſäulen, welche jetzt ſichtbar werden; beide gleichen der Glücksgöttin, in zarte Schleier gehüllt haften ſie kaum mit der Spitze der Zehen auf glänzenden Kugeln. — Ha! — Die Schleier fangen an zu wallen, die Buſen wogen, aus dunklen Augen beginnt es zu funkeln. — Das ſind die Töchter des Morgenlandes, die lang erwarteten. Sie wenden, neigen ſich anmuthig dem Kaiſer, und dann nach allen Seiten hin; ein halb unterdrückter Angſtſchrei entfährt jedem Zuſeher, doch immer raſcher bewegen ſich die athmenden Aphroditen des Orients; jetzt heben ſie die ſchneeweißen Arme, ſchwingen Handpauken und tanzen ſanft, als ſchwebten ſie auf den Spitzen ſilberglänzender Meereswogen, auf den rollenden Kugeln dahin. Jetzt erheben ſie ihre Stimmen und begleiten ihren Tanz mit vaterländiſchen Singweiſen, ſie fliehen ſich, nähern ſich, reichen ſich die Hände, jetzt wird ihr Tanz wilder, die gelöſten Haare flattern unter den Schleiern hervor, wie Bacchantinnen rollen ſie auf ihren Kugeln dahin, nehmen Dolche, zücken damit aufeinander; in jedem Augenblicke ſcheint eine von beiden auszugleiten und im unglückſeligen Zufall die andere zu durchbohren; — doch in der nächſten Sekunde hat ſie den Dolch ſchon wieder lächelnd emporgehoben, zeigt ihn zum Zeichen der Sicherheit zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſteckt ihn dann mitten im raſenden Tanz in die purpurne Scheide am Buſen, daß jeder Zuſchauer wähnt, ſie hätte ſich im Wahnſinn durchbohrt und es klaffe die Wunde; doch da ſchallen die lieblichen Stimmen, vom Takt der Tambourins begleitet, auf's neue, und die zierlichen Glieder ſchlingen ſich in holder Grazie ineinander. Und eh' ein einziger von den Zuſchauern es bemerkt, ſind ſie verſchwunden, und der Vorhang ſchließt ſich wieder.

Ein Beifallsgemurmel rings im Saale. „Ezzelin!“ ruft jetzt der Kaiſer. Ezzelin, auf ſein zweihändiges Schlachtſchwert geſtützt, das er auch im Frieden nicht von der Kette läßt, hört ihn nicht, ſondern blickt noch ſo ſtarr wie früher vor ſich hin. „Sohn des Mönchs!“ ſpricht ihn der Kaiſer auf's neue an. Da ſchreitet der Gewaltige auf den Kaiſer zu und erhebt die Stimme: „Gib ſie mir!“

Verwundert blickte der Kaiſer ihn an. „Die Sclavinnen?“ Der Tyrann beſann ſich jetzt, er hatte die ganze Zeit an Selvaggia gedacht, gewähnt, jeder müſſe mit ihm an ſie denken, jeder wiſſen, was er begehre; ſo mächtig war ſein Verlangen. — „Selvaggia, Dein Kind!“ ſprach er nun zu dem Kaiſer, „Maria, die Heilige, ſoll wohnen in meinem Hauſe! So, mit meinem Lombardenſchläger zwiſchen den Fäuſten, den Griff am Knie, werb' ich um ſie; laß mich ſie heimführen, wenn Paduas Bürger, vor mir im Staube liegend, mir den Teppich bilden, auf dem ich in mein hochzeitlich Haus reite."

„Willſt Du mein Kleinod?" erwiederte der Kaiſer, die Werbung Ezzelin's für einen Scherz nehmend, — „welchen Erſatz kannſt Du mir geben?"

„Die Lombarden!" ſprach Ezzelin wildfreudig.

Der Kaiſer ſah erſtaunt, daß es dem Tyrannen Ernſt war; ein ſolcher Eidam, der ſeine Schlachten ſchlug, mocht' ihm wohl willkommen ſein. „Wie, Ezzelin," fragte er dieſen heiter, indeß ſeine Miene ſchon Gewährung verhieß, — „wirbſt Du bei mir und warbſt nicht zuvor bei ihrem Herzen? — Liebt Dich Selvaggia, ſo ſei mir als Eidam gegrüßt!"

Da trat Ezzelin raſch zu Selvaggia; der Boden dröhnt von ſeinen Tritten erſchüttert unter ihren Füßen. Erſchreckt hebt ſie die Blicke empor zu ihm. „Ich freie um Dich", ſpricht er ſie an; „willſt Du mich?"

Der Athem ſtockte ihr, und doch ward ihr wohl bei dem rauhen Gruß. Scheu blickte ſie ihn auf's neue an, und überwältigt von ſeiner Nähe, flüſterte ſie: „Ja!“

„So leicht, Selvaggia! kannſt Du mich verlaſſen!“ hörte ſie aus des Vaters Munde, — —

„Vater, Vater!“ ſtammelte ſie aus gepreßtem Herzen. Friedrich aber freute ſich des gewaltigen Tochtermannes, von dem er bis zu dieſer Stunde nie geglaubt hatte, daß deſſen Herz für etwas anderes als für Herrſchaft und Krieg empfänglich ſein könne.

„Jetzt zum Kampfe!“ rief er in den Saal. Ezzelin horchte auf und riß raſch das Schwert aus der Scheide; Selvaggia ſchreckte vor deſſen Blitzen zurück, die breite Klinge ziſchte dicht über dem Haargeflechte, das im zierlichen Knoten auf ihrem Scheitel feſtgeſteckt war. Der Kaiſer lächelte und ſprach zu dem Tyrannen: „Da biſt Du bei der Hand, Sohn des Mönchs! Steck' ein Dein Schwert! Du wirſt nicht mitfechten. Ein friedlicher Wettkampf iſt's, ein Streit der Dichter. Wie viel glücklicher bin ich, den unblutigen Sieger mit einem goldnen Lorbeerkranze ſchmücken zu können, als wenn ich ſelbſt einen grünen friſch vom Baume verdiene! Nun, Petrus, ſtimm' an Deinen Geſang! baue, mein weiſer Meiſter, den künſtlichen Palaſt des Sonnetes aus acht Säulen, gewölbt von zwei dreifach geſchlungenen Bogen! Laß erſchallen die neue Sprache Italiens, welche Du in Trümmern gefunden, aus denen Du eine neue Welt erſchaffſt. Wer hält ihm Gegenpart? Hervor, ihr wackren Meiſter! Rom's Sprache iſt verfault; — eine neue allgemeine Sprache Italiens draus gewachſen; wer wagt den Kampf mit dem Schöpfer dieſer neuen Sprache, die den zerſtückelten Völkern eines Landes einſt zum Wecker ihres Geſammtbewußtſeins werden wird? Nicht bloß Italiener, auch Ihr Deutſche, Stolz der Welt, kommt heran, Ihr, die Ihr dem erhabenſten Myſter einen

Tempel aus Gedanken und Worten erbaut! Der heilige Gral, ihr Völker, iſt der Gedanke der Menſchheit, ſein Tempel — der Staat und ich ſelbſt fühle mich als Parcival, ihn zu hüten."

„Was wollt Ihr, daß der Gegenſtand unſeres Wettkampfes ſei?" fragte Petrus von Vinea.

„Du fragſt bei einem Dritten an? Aus Dir ſelbſt quillt es nicht? Ich werde irre an Dir, Petrus, denn ich halte Dich für einen, dem Gott es gegeben. Wüßt' ich nicht, wie treu Du mir biſt, ich hielte Dich für einen Schmeichler; denn die Gottesgabe: Geſang läßt ſich nicht beſtimmen und erbitten, ſie flieht den Bettler, wie den Schmeichler."

„So ſei der Preis des Glücklichen unſer Stoff!" ſprach Petrus, „und in der neuen Volksſprache Italiens laßt uns ihn erſchöpfen. Der Preis unſeres geliebten Herren, auf den der Himmel von Tag zu Tag der Gaben mehre und ſchönere herniederſchüttet, Frieden nach langen Kämpfen, treue Freunde, Ehre und Ruhm im

Morgen- und Abendlande; ihn preiſe ich vor allen und nenne ihn den Glücklichſten; wer einen Fürſten kennt, der trefflicher und geſegneter iſt, der nenne ihn; ich kämpfe für den meinigen mit Lied und Schwert.“

„Gedenke des Kröſus!“ mahnte Michael Scotus, der Aſtrolog.

Der Kaiſer überhörte die Warnung und rief fröhlichen Muthes: „Das beſte vergaßeſt du, Petrus, — das Vaterglück! Sieh' dies blühende Geſchlecht, das mich umgibt, das meinem Stamm die Dauer vieler Menſchengeſchlechter und Jahrhunderte verheißt; Keiner mangelt heute von allen, die ich gezeugt, als mein Erſtgeborner Heinrich, der in meiner Liebe wahrlich nicht der Letzte iſt. O wäreſt Du hier, Heinrich, ſäheſt die Freude Deines Vaters, und ſchmiegteſt Dich mild wie ein Säugling an meine Bruſt! — Vielleicht that ich Dir, als wir zuletzt uns ſahen, Unrecht, vielleicht wehe; o wäreſt Du hier, daß ich Dich überzeugen könnte: Alle meine Kinder ſind mir gleich lieb! Wer von allen Fürſten, die mit mir leben, kann ſich gleichen Glückes vermeſſen? Oft ſchon ſchien der Himmel es verfügt zu haben, daß Hohenſtaufen ausſterbe, oft ſchon triumphirten die Widerſacher: Seht dies Kind iſt der letzte Sprößling!" O ſeht dieſen Kreis meiner Kinder, ihr Feinde Waiblingens, — Eintracht und Kraft in ihnen! Gott, ich danke Dir; nicht bloß durch Sieg und Ehren, durch dieſe hier machſt Du mich zum Glücklichſten der Erde. Nun, ihr Dichter, beginnt Euren Kampf! Wäre Clincior hier, wie einſt auf der Wartburg, Ihr hättet ſchlimmen Stand."

Eben ſchickten ſich die Sänger an, den Liederwettkampf zu beginnen, da trat Heinrich in den Saal. Sein Geſicht trug die Botſchaft eines Gräuels. Alles war, dem Wettkampf zu lauſchen, todtenſtill, ſeine Tritte ſchallten auf den Ebenholzdielen. Der Kaiſer wurde ſeiner anſichtig und rief ihn zu ſich. „Was bringſt Du von Neapel? Komm ſetze Dich, Du ſtiegſt ja kaum vom Schiffe, ich ſehe Dir's an, Du ſchwindelſt noch.“

„Grund zu ſchwindeln!“ verſetzte Heinrich. „O daß ich's ausſprechen muß! Und doch iſt Schweigen — Verbrechen.“

„Nun! dann verſchiebe die traurige Kunde bis morgen!“ entgegnete Friedrich; „ſieh, wie fröhlich ich heute bin; ich könnte dem, der die Hand zum Morde wider mich erhebt, vergeben!“

Heinrich ſtürzte vor dem Kaiſer auf die Kniee. „Mein Kaiſer und Herr! ich faſſe Dich am Wort. Thu's! Thu's! Vergib dem, der die Hand zum Morde gegen Dich erhoben. Du verſprachſt es! O ſo ſei's!“

Beſtürzt erhob ſich der Kaiſer. „Sprich deutlich! Wer wagt' es!“

„Vergibſt Du ihm?“

„Ich will's, wenn er bereut! Nenne ihn, wer iſt's?“

„Dein Sohn, der römiſche König, der Hochverrath gegen Dich erhob."

„O Heinrich! Heinrich!" rief der Kaiſer, ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckend. — „Ahnte ich es doch in Aquileja! — Nein! es iſt unmöglich; Du biſt ja mein Sohn, biſt ein Hohenſtauf!" Er ſchwieg, furchtbar erſchüttert; nach langer Pauſe, während welcher er zu keinem Gedanken kam, rief er den Treuen näher zu ſich: „Hat Dich kein falſches Gerücht betrogen? Weißt Du's denn auch gewiß? Bei Deiner Seele Seligkeit, — doch Du glaubſt nicht daran, bei Deiner Liebe zu mir beſchwör ich Dich! ſprich die Wahrheit!"

„Bei Dir ſchwör' ich's Dir! Ich gäbe mein Haupt freudig drum, wenn's nicht ſo wäre! In Neapel erfuhr ich das Unglückſelige. Ein Reichstag in Boppard ward gehalten, an welchem der Bejammernswerthe ſich von Dir, o mein Kaiſer, losgeſagt. Die Fürſten, die Prälaten zürnen ihm. Er hat keinen Freund! Die Lombarden, mit denen er ſich verbündet, haben ihn verführt!....“

„Die Lombarden!“ ſchrie Ezzelin, mit ſeinem Schwert auf den Boden ſtampfend. „O, Wir machen wett! — —“ Dann zu Selvaggia: „Ihr werdet ſie ſehen, Madonna, dieſe Doppelzüngler. Beim Gott des Gerichtes, ſie werden wünſchen zwei Zungen zu beſitzen, denn eine hab ich Luſt jedem auszureißen. — — —“

„Mailand, Bologna, Brescia, Lodi, Novara und der Markgraf von Montferrat“ fuhr Heinrich fort, „haben ſich verbündet, ihn als unabhängigen König anzuerkennen und ihn bei Leben und Krone zu ſchützen....“

Der Kaiſer hielt ſich noch immer das Antlitz verhüllt und überließ ſich ganz ſeinem Schmerze. — Enzio drückte ſich an des Vaters Schooß, und Selvaggia neigte ſich, den Saum ſeines Mantels faſſend, über ihn. Ungeduldig, was beſchloſſen werde, blickte Ezzelin bald auf den Kaiſer, bald auf ſein Schwert, den Lombardentödter.

„Alles dies erfuhr ich von Rom aus,“ alſo ſetzte Heinrich ſeinen Bericht fort. „Die Willkührherrſchaft in Deutſchland überſteige alle Gränzen. Der treue Otto von Baiern habe ſeinen Sohn als Geißel ſtellen müſſen; der Markgraf von Baden ſei an ſeinen Rechten gekränkt— —“

„Und der Papſt?“ unterbrach ihn Ezzelin; — „er lächelt wohl für ſich hin? Und die Bettelmönche, dies Geſindel, das meinen Namen verunreinigt, wenn es ihn auf den Kanzeln vor ſeine unſaubern Bärte bringt, — ſie verkünden wohl des Rebellen Beginnen als höchſt gefällig und tugendhaft? O ſchon einmal war's ein Papſt, der einen Schurken von Sohn — unterſtützte.“

„Der Papſt hat nach Deutſchland geſchrieben,“ erwiederte Heinrich, — „und der Inhalt ſeines Schreibens verlautet, daß er das unnatürliche Beginnen verdammt und mit den härteſten

Kirchenſtrafen belegt. Wer dem verrätheriſchen Sohne folge, ſei ein Feind der chriſtlichen Lehre, ja Gottes ſelbſt; jede Verbindung, welche zum Schaden des Kaiſers geſchloſſen, ſei nichtig, jeder Eid zum Verderben deſſelben, zu des Verräthers Gedeihen, als gottlos und ungültig von der Kirche gelöſt. Dies iſt's, was der Papſt ausgeſchrieben, den Lombarden ſchon bekannt, und jetzt, da ich es wiedererzähle, von Eilboten ſchon nach Deutſchland getragen. Zürne mir nicht, Herr, daß ich Dir ſo ſchlimme Botſchaft brachte, Du verlangteſt ja Wahrheit, und Sünde wär's, ſpräch' ich anders."

Alle Blicke waren bang auf den Kaiſer gerichtet, welcher noch immer in ſeinen Schmerz verſunken, verhüllten Hauptes daſaß. Niemand wagte ſeine Meinung über zu ergreifende Maßregeln laut werden zu laſſen.

Endlich erhob ſich der Kaiſer, langſam, würdevoll; ſein Geſicht war todtenbleich und die Mienen deſſelben bezeugten, was in ſeinem Herzen vorgegangen war. Wehmüthig blickte er ſeine Kinder, die ihn umſtanden, der Reihe nach an, und ſprach: „Ich habe ja noch liebe Kinder! Du gabſt es Herr! Du riſſeſt es los, ein Stück von meinem Herzen mit, — o preiſe ſich niemand vor dem Tode glücklich! — —“

Abermals Stille. Der Kaiſer blickt um ſich, gewahrt Ezzelin, die Prälaten, die Heerführer. Die Falten glätten ſich auf ſeiner Stirne, auf ſeine Wangen kehrt Röthe zurück. Mit ſtarker Stimme ruft er jetzt zu Allen: „Auf, nach Deutſchland! Das Geſetz ſchreit um Rache!“

Wer ein Schwert trägt, entblößt es jetzt; doch keiner ſchwingt es freudig. Da zeigen ſich die Tänzerinnen wieder, die von der Störung nichts wiſſen. Sie neigen ſich lächelnd, ſie grüßen, beginnen ihr altes Spiel. — Niemand ſieht hin. Schweigend, mit nackten Schwertern wandeln die Männer, Thränen in den Augen die Frauen, aus dem Marmorſaale.

Drittes Buch.

(1236—1241.)

I.

Kaf ſtand auf einem Söller des Palaſtes Manadorens in Capua. Er hielt einen Falken in der Hand und rupfte dem edlen armen Thiere die Federn aus dem Leibe; mit wollüſtiger Grauſamkeit quälte er ihn. „Möchteſt Dich gerne aufſchwingen in freie Lüfte! Willſt es beſſer haben als ich? So flieg ohne Federn! Ärger gepeinigt als Du bin ich. Noch immer keine Rache! Einathmend den Athem ihres Jammers! Ohne Hoffnung anſchauend die Halbheit, in die ſie zerfallen. Liebt ſie ihn nicht noch immer? Sie geſteht es ſich ſelbſt nicht. O könnt' ich irgend ein Ungeheures über ſie beſchwören, daß ihr Schmerz ſich in Zorn verwandeln müßte, daß ſie aus dieſem Hinſiechen ſich aufraffte zur Geſundheit in Rache. So aber lähmt ihr Gram meinem Grimm die Flügel! — Elender Erſatz, du einzige Wolluſt!“ Er erwürgte den Falken. —

Staubwolken wirbeln auf. Jetzt zeigt ſich ein Reiter auf der Heerſtraße; er hält an, fragt, man zeigt ihm den Palaſt der Fürſtin von Campofelice, im ſcharfen Galop ſprengt er zu dieſem heran, ſpringt vom Roß, gibt es einem Diener am Thorweg und eilt in den Palaſt. Nicht lange währt es, ſo ſieht Kaf den Reiter wieder aus dem Thore treten, aufſitzen und in derſelben Richtung, in welcher er gekommen, zurückeilen. Alſobald ruft ein Sclave den Eunuchen zu ſeiner Gebieterin.

„Ein Brief von Friedrich!“ ruft ſie ihm zu, indem ſie ihm das Schreiben entgegenhält. Kaf drückt die Augen zu und beißt ſich die Lippen.

„Er bittet mich, ihm das Kaſtell Campofelice zu überlaſſen," fuhr Manadora fort. Da ſprach Kaf: „Hat er nicht Schlöſſer genug, um ſeine Flitterwochen in ſtiller Abgeſchiedenheit zu verleben? Werde nicht bleich, Manadora, binnen Kurzem ſtellt er Dich als Gürtelmagd ſeiner Hausfrau vor."

„Es iſt nicht wahr!" entgegnete Manadora. „Er hat Dich gekränkt, drum denkſt Du immer das Ärgſte von ihm."

„Gekränkt?" Kaf lachte wild auf. „Er hat Dich geritzt, — würdet Ihr ſagen, wenn er mir den rechten Arm abhauen ließe, und beſſer wär's, ich hätte dieſen verloren, als daß ich jenes erduldete — ungerächt!"

„Schmähe ihn nicht! Er leidet einen Schmerz, den Du nicht faſſen kannſt, und eine Liebesbitte des Schmerzes iſt's, die er an mich richtet. Sein Sohn Heinrich iſt gefangen, der Vater darf ihn nicht freigeben, darf ihm nicht verzeihen.

Das Gefängniß ſoll ihn, und darin kennſt Du den Vater, von den Menſchen, nicht von der Natur ſcheiden! Mit einem Worte: Schloß Campofelice wünſcht er zum Gewahrſam für ſeinen Sohn; ich gab es freudig, es wird geſühnt und geweiht, wenn ein Unglücklicher ſein Leid darin minder ſchwer trägt. Eile hin, laß alle Anſtalten zur Aufnahme des gefangenen Königes treffen, denn der Bote kündigte mir an, daß Heinrich ſchon unterwegs und nicht ferne ſei.

„Gut!" erwiederte Kaf. „Übrigens ſeh' ich: der Kaiſer war ſeiner Sache im Voraus gewiß. Er hat wenig ſo treue Unterthanen, als die Fürſtin von Campofelice. — —"

Kaf beſtieg alſobald ſein Roß und jagte nach Campofelice. „Seid gegrüßt, ihr Mauern, Wälle und Thürme," rief er frohlockend, als er ihrer anſichtig wurde, „die Rache zieht ein! Luſtiger Kettenklang iſt ihr Herold." Er warf ſich zu Boden, breitete die Arme aus und küßte die Schwelle. „Geſegnet ſeid, ihr Geiſter der Finſterniß, die ihr den großen Kaiſer zum größten Thoren gemacht, den die Erde trägt, daß er ſelbſt das Werkzeug zur Rache in meine Hand gibt. Das Licht meiner Augen weih' ich Dir, Eblis, wenn Du mich vollbringen läſſeſt, was ich endlich beginnen kann!“ Eine Schlange kroch aus feuchtem Geklüft hervor, über den Weg, über Kaf's Nacken hinweg. Er fühlte die kalten Ringe, wie ſie ſich langſam über ſeinen heißen Adern hinwälzten, und nahm's für Erhörung und glückliche Vorbedeutung, ſtand freudemuthig auf und betrat das Kaſtell. „Auf! auf! Ihr Eulen!“ rief er in die verödeten Hallen und Kammern, „aus Euren Neſtern!“ Ein häßliches Weib kroch ihm faul und verdroſſen aus einer Kammer entgegen, hob mühſam den Kopf, blinzelte an dem Eunuchen empor, und ſprach: „Schon wieder Gäſte? — Wann laßt Ihr uns in Ruh, daß wir ſterben können?“ Allmählig kam auch andres altes Geſinde des Schlaſſes zum Vorſchein. „Wartet mit Eurem abgeſchmackten Sterben, bis Ihr das Schloß in Stand geſetzt. Da ſind noch abgedorrte Guirlanden von Kaiserszeiten her, nehmt ſie herab und umwindet das Thor damit zum feſtlichen Empfange. Ein König wird einziehen; luſtig, Geſindel! Vielleicht auch wieder ausziehen! Des Kaiſers Sohn! des mächtigen Weltbeherrſchers erſtes Machwerk, verpfuſcht — wie mein Leben! Behängt Euch mit dem Putz, den Ihr findet! Die Gold- und Silberſtoffe werft um Eure welken Glieder, junger Sclavinnen zurückgelaſſene zarte Schleier über Eure Runzeln und Kahlköpfe, daß der König Freude habe! — — — O Kaiſer, Kaiſer! So edlen Diener hatteſt Du nie, als ich der Eunuch, den Du peitſchen ließeſt, bald haben werde, — einen König, Deinen Sohn. An jener Säule, die Deine Thorheit jetzt wieder ehrlich macht, will ich meinen Stuhl hinſtellen und mir's ſchmecken laſſen, wie ſüß Rache iſt."

Wenige Tage nach dem Boten kam der gefangene König Heinrich, von ſtarker Wache umgeben, in Capua an und ſtieg in dem Palaſte der Fürſtin von Campofelice ab, welche die Zurückkunft Kaſ's erwartete, der dem Unglücklichen als Wegweiſer nach dem einſamen Kaſtelle folgen ſollte. Mit zarter Aufmerkſamkeit merkten — ihrem Geheiß zufolge und nach ihrem Beiſpiele — alle Diener ihres Palaſtes auf die Wünſche des Gefangenen, der von ſeinen Wächtern mit jener Schonung behandelt wurde, die der tieferſchütterte Vater ihnen zur Pflicht gemacht hatte. So gerne Friedrich dem verirrten Sohne verziehen hätte, als Kaiſer mußte er den Rebellen beſtrafen, welcher, nachdem er ſchon zu Gnaden wieder aufgenommen war, ſtatt nun die beſchwornen Bedingungen zu erfüllen, von böſen Rathgebern, ſowie von Stolz und falſcher Scham in der eignen Bruſt verleitet, zum zweitenmal die Gerechtigkeit des Kaiſers herausgefordert hatte. Es ging ſogar die Sage, daß er dieſem durch Gift nach dem Leben getrachtet. Das Gericht über den Treuloſen war ſchnell geweſen, wie Gottes Finger. Der Kaiſer ſah ſich gezwungen, ihn in Haft nehmen zu laſſen, bis die Einſamkeit ihn zum klaren Bewußtſein ſeiner Schuld, zur Reue, zur Beſſerung bringe.

Der gefangene König verließ, obwohl ihm der Beſuch des Gartens angetragen und von dem Markgrafen Lancia, ſeinem Führer, erlaubt wurde, das Zimmer nicht, welches ihm im Palaſte angewieſen worden war; auch ſchickte er die koſtbaren Speiſen zurück und begnügte ſich mit der einfachſten Koſt, indem er der Herrin des Hauſes ſtatt des Dankes ſagen ließ: „Ein König der Deutſchen ſpeiſt nicht von der Gnade, welche ihm die Buhlerin eines Kaiſers zuwirft.“ Zufällig hörte Manadora dieſe Worte, welche von den Dienern und Soldaten wiedererzählt wurden. Ihr Zorn entbrannte. „So iſt mein Name diesſeits und jenſeits der Alpen mit Schmach bedeckt, und vielleicht, — — — vielleicht — —? — Nein, er war's nicht, konnt' es nicht ſein, der ihn zuerſt beſudelte. Liebt er mich auch nimmer, ſo bewies er mir doch noch eben ſeine Freundſchaft durch ſein Vertrauen! Was rechne ich dem Unglücklichen an, aus dem nur der Schmerz ſpricht? O, jedes Unglück iſt Schande!“

Eine Frau von edlem Anſtand, doch kummergebeugt und todesblaß, eilte jetzt in Manadorens Gemach, warf ſich ihr zu Füßen und rief leidenſchaftlich: „Nicht eher ſteh' ich auf, als bis Du mir verſprichſt, zu verzeihen. O ſei ſo großmüthig, als Du ſchön und reich biſt. Der Himmel hat Dir alles gegeben, ſo vergib jenem, dem er alles nahm.“

„Was ſoll ich verzeihen?“ erwiederte Manadora befremdet, — — „doch, ich weiß! ſei ruhig, ſteh' auf, der König ſprach nichts, was mich kränken kann. Wer biſt Du aber, die Du hier, wo er von allen verlaſſen iſt, für ihn knieeſt und bitteſt? Sprich!"

„Sein Weib!" ſprach Margarethe von Öſterreich; „er hat nichts mehr auf Erden, nicht einmal des Vaters Herz, — doch mich, mich ſtets! — O dies Auge hat keine Thränen. — Weh mir! Was ſiehſt Du mich ſo forſchend an? — —"

„Steht auf, edle Frau! Ich bitt' Euch, ſteht auf, es ziemt Euch nicht, vor mir zu knieen. —"

Furchtbarer Argwohn erwachte plötzlich in Margarethens Seele; „Seid Ihr nicht...." des Kaiſers Freundin, wollte ſie ſagen, doch behutſam verſchwieg ſie die Worte, durch deren Klang ſie die Fürſtin auf's neue zu beleidigen fürchten mußte. Ihre gramvolle Liebe ſah einen Zuſammenhang zwiſchen dieſem vertrauten Verhältniß Manadorens und des Kaiſers zu dem Befehle des letztern, und legte der Anweiſung des Schloſſes Campofelice als Aufenthalt für Heinrich ein falſches Motiv unter. „Wenn Ihr an Gottes Barmherzigkeit glaubt, o ſo verhehlt mir nichts!“ flehte ſie. —

„Was ſollt' ich verhehlen, edle Frau? In der That, ich kann keinen Grund Eurer Beſorgniſſe finden.“

„O ſeid aufrichtig,“ flehte Margarethe. „Die Einſamkeit jenes Kaſtells, ſie birgt Gefährliches für meinen Heinrich. Ihr wißt es! Ihr ſchweigt? Nun ſehe ich es klar; keine fürſtliche Gefangenſchaft, nein: ein Todesurtheil erwartet ihn! Er verſchwindet in Nacht, und keines Menſchen Ohr, auch das meine nicht, ſoll je wieder von ihm hören.“

„Ich glaube: Eure Sorge verleitet Euch zu grundloſen Befürchtungen! beruhigt Euch, Königin!“

„Nicht dies Wort, ich beſchwöre Euch. Dieſer jetzt inhaltsloſe Titel bedeutet Unheil! O wie kalt iſt Euer Troſt! Wie mühſam verbergt Ihr die entſetzliche Wahrheit! Oder werde ich von ihm getrennt? Er ſoll allein in der Einſamkeit ſeines Kerkers ſitzen! O habt Erbarmen, aus Mitleid verhehlt mir das Ärgſte nicht! Meine Angſt ſei Euch kein Vergnügen. Denkt, wie Schwerter in Eurer Bruſt wühlen würden, wenn Ihr in Noth und Elend, verſtoßen, verachtet von der Welt, nur ein einziges Weſen noch hättet, mit dem Ihr ſterben möchtet, und wenn Iſabella, die Kaiſerin, Euch, wie Ihr jetzt mich, zurückwieſe....“

„Iſabella?“ rief Manadora. Vor ihrem Gorgonenblick erſtarrte die flehende Königin. „Iſabella? Iſt's wahr?“ Sie riß die Knieende vom Boden empor. „Mit eigner Hand, wenn Du lügſt, ermord' ich Deinen Gatten!“

„So ſeh' ich's!“ ſprach Margarethe; — „Du verrietheſt Dich jetzt.“

„Iſt's wahr? Ja oder nein! Himmel oder Hölle! Iſt Iſabella von England des Kaiſers Gemahlin?"

„Sie iſt's!"

„Beſchwör' es!"

„Beim ewigen Gott, dem Rächer des Meineids!"

„Nicht bei Gott," rief Manadora, „ich glaube an keinen, wenn er dies Wahrheit ſein läßt!"

„Bei'm Haupt meines Heinrich!"

„Nicht bei der Liebe! Es gibt keine Liebe. Alles, was Liebe heißt, iſt Lüge, Verrath und Mord!"

„Fraget den Markgrafen Lancia, fraget jeden Kriegsmann, der mit uns nach Italien kam. Der Rhein hallte vom Lärmen der Hochzeitfeſte wieder, während mein Heinrich gefangen im feſten Schloſſe zu Heidelberg lag."

Die Fieberhitze Manadorens wandelte ſich in

Eiſeskälte. Ihr Scheitel war ſtark genug, die Laſt der Wirklichkeit zu tragen.

„Ich danke Euch, Königin!“ ſprach ſie gefaßt und ruhig, als hätte ſie höchſtens von dem Verluſt eines Ringes oder einer Geſchmeidenadel gehört. — „Ihr gabt mir Wahrheit! bei allem, was Euch heilig iſt, verſichere ich Euch, daß ich nichts weiß, was Eure Beſorgniſſe für Euren königlichen Gemahl rechtfertigen könnte.“ — Das Unglück machte die entthronte Königin zu ihrer Schweſter. „Und, wäre es auch,“ fuhr ſie, über ſchönem reinmenſchlichen Mitleid die Hölle vergeſſend, welche mit allen Qualen ihr Herz erfüllte, fort — „wäre auch Eurem Gemahl die ſtille Freiſtatt der Einſamkeit nur argliſtig angeboten worden, um ihn darin zu verderben, — wiſſet: ich ſchütze ihn und Euch, ſo lange Ihr in Campoſelice ſeid; keine Macht des Kaiſers ſoll es wagen, Euch von dem Gatten zu trennen, ihm auch nur ein Haar zu krümmen. Heiße er auch Gefangener, wie ein König ſoll er dort leben; das Schloß mit allem, was darinnen, iſt Euer. — Ich ſelbſt werde Euch hinbegleiten, und ſorgen, daß alſo geſchieht, wie ich Euch ſagte.“

„Engel des Himmels!“ ſtammelte die Königin; ſie konnte nichts weiter reden und ſank der Fürſtin an's Herz. Die Freude ließ ſie nicht lange raſten, ſie mußte zu dem Gatten, ihm alles mittheilen.

Manadora war allein. „Sie iſt glücklich, ſie kann lieben!“ — Doch dieſe wehmüthige Stimmung verduftete ihr ſchnell unter des friſch ausbrechenden Haſſes Gluthauch. Sie hob den Brief des Kaiſers, ihre Blicke irrten auf den Schriftzügen umher. „Welche Freundſchaft! — Welche Höflichkeit! — — Hohn iſt's und Schmach! Den Sohn tödten — er kann's! Warum nicht? — Iſt dieſer Brief nicht noch naß von Schmerz um den Verluſt des Sohnes? Schwimmt nicht jeder Buchſtab' in Thränen um Heinrich? Beklag nicht jede Zeile die herbe Nothwendigkeit des Geſetzes, welchem auch der Kaiſer ſich beugen müſſe? Fliegen nicht in aller Herren Länder Schreiben des Vaters genau wie dieſes? — O Lüge! Lüge! Mitten im Hochzeitsjubel, beim Freudengelag ſchrieb er ſie!"

„Wo mich bergen? Wenn er ſein junges Weib nach Italien bringt, wenn alle Straßen von elenden Schmeichlern wimmeln, wenn alle Nacken ſich geſchmeidig vor der ſtolzen Engländerin beugen, — und wenn dann ein einzig Auge mich ſieht, vielleicht das ihrige, ein einzig mitleidig Lächeln, das verächtliche Mitleid von Tauſenden.... mir gilt's! In die Tiefe des Meeres, in des Ätna Flammenſchlund folgt es mir."

Kaf trat ein. Manadora zerriß den Brief Friedrich's und ließ ihn fallen.

Kaf bückte ſich und erkannte die Hand; ſchnell ſprang er auf, wie ein Thier, das zufällig eine giftige Pflanze berührt. Forſchend blickte er dann ſeine Herrin an. Manadora trat ihm näher und ſprach tonlos: „Es iſt geſchehn!“

„Madonna?“

„Du liebſt mich! Sei mein! Ich verkaufe Dich, — mit mir!“

„Madonna?“

„An den, der mich rächt!“

„Kannſt Du's nicht ſelbſt?“ fragte Kaf, „bin ich nicht auf Erden? Was wird? Zitternd vor Wolluſt hör' ich. Sprich!“

„Ich weiß nur, daß ich mich rächen muß, daß Tod meine Schmach nicht ſühnt, — nur wieder Schmach.“

Kaf ſpukte auf die Fetzen des Brieſes und trat darauf. „Es wird Rath!“ rief er jauchzend, dann warf er ſich zu Boden, küßte ihre Fußſpitzen, ſprang wieder auf, umkreiſte ſie im bacchantiſchen Taumel und ſprach: „Ich ſagt' es voraus! O hätteſt Du mir geglaubt! Doch gut iſt jetzt alles. Du kennſt Dich wieder! Nie wirfſt Du Dich wieder hin. Dein Tieger bin ich, ſend' ihn aus! Bin die That für Dein Wort! Der Griff für den Dolch! Bin der Sand für den Wüſtenwind! Nun, was geſchieht zuerſt?"

„Gib Rath!"

„Gut! Gut! Madonna, ich will's beſorgen! Das Schloß iſt beſtellt; ein König kann dort wohnen. Was hältſt Du von den Lombarden, Madonna?" — — —

„Iſabella! — Friedrich! —" rief Manadora unwillkührlich.

„Du biſt reicher, als Du ſelbſt weißt, Madonna; ich kenne die Orte, wo Deine Schätze aufgehoben ſind. Du ſollteſt Gebrauch davon machen."

„Verachtet! Mit Fingern auf mich gewieſen, wenn jene kommt. Ja, nichts als ein Werkzeug bin ich ihm; dazu noch gut genug war ich, mein Schloß hinzugeben; nicht aus Vertrauen, o nein! Vertrauen!“ — — ſie lachte, „Geringſchätzung! „„Sie iſt ein Weib,““ dachte er wohl, „„in ihrer verliebten Thorheit macht ſie ſich eine Ehre draus, alles zu thun, was ich wünſche““ — — — So dacht' er! O Schmach! O Schmach!“

„Du beherbergſt alſo den gefangenen König, Madonna? Nicht wahr, Du thuſt's? Nun, Campoſelice iſt für ihn bereit.“

Manadora hörte erſt jetzt wieder auf Kaſ's Worte, die wie Pfeilſpitzen ſich an die thatkräftigſten von ihren Gedanken anhaken und dieſe emporraffen ſollten. „Mache Dich fertig,“ ſprach ſie männlich entſchloſſen, „ich habe viel an mir ſelbſt gut zu machen; die Liebe machte mein Leben bis jetzt zu einem Wechſel von Stolz und Erniedrigung, von Hoffen und Bedürfen; laß ſehn, ob der Haß mir nicht treuer iſt! Nie, nie, ich fühle, ich ſchwöre es, nie wird von nun an mein Weſen mehr wanken und ſich untreu werden; jede Marter der Hölle ruf ich auf mich, jeden Fluch des Himmels und der Menſchen, wenn Liebe ſich auch nur als Mitleid einſchleichen, meine Gedanken im Schlafe überkommen will! Nie, nie ſoll ſie's mehr können. Lieber vergifte mein Blut, rächender Gott, als daß ein Tropfen von Liebe ſchwelle und walle! Nein! ich werde nicht wieder unterliegen! Ich will's nicht! Ich ſchaudre davor! O barmherziger Gott, laß mich ausharren in Haß!"

Dieſe Angſt vor der Liebe, iſt ſie Haß?

„Laß uns eilen, Kaf," fuhr ſie fort; „Raſch die Brücke hinter uns abgeriſſen, daß jeder Rückſchritt unmöglich ſei! Ach, ich ertrüg es nicht, wenn das Geſchick mich auf's neue verhöhnen könnte, mich je an den Haaren zu ihm zurückſchleifte! —— Beim rächenden Gott: Ich will's nicht! Es muß etwas geſchehen, das mich auf ewig vom Himmel ausſchließt, etwas, was Gott ſelbſt nicht vergeben kann. Und ſchnell, o ſchnell! daß wir vor der Reue ſicher ſind!"

„Reue? Was iſt das?" rief Kaf wild; „ſei lieber verflucht von allen Zungen, als beweint von einem einzigen Augenpaar, als von dem ſeinigen ſelbſt. So ein fabelhaft Geſchlecht wie das meinige, ſo ein fabelhaft unbegreiflich Ding iſt mir Reue."

„Ich ſcheue ſie!" ſprach Manadora haſtig und beklommen, — „Drum laß uns ſchnell handeln. Campofelice ſchenkt' ich dem Könige!"

„Gut! Doch die rechte Nutznießung bleibt hoffentlich Euch. Das laßt mich machen. Ich kenne die Goldbrunnen. Der König iſt Friedrich's Feind, alſo unſer Freund. Gut! gut! Doch mit Vorſicht! Ihr ſollt Andere verderben, aber nicht ſelbſt zu Grunde gehn. O laßt nur mich machen. Meine Muskeln zucken vor Freude; meine Beine ſind die der Gazelle, mein Auge das des Luchſes. Ich fliege hin und wieder, jetzt als Geier, und jetzt als Taube. Die Lombarden bedürfen Geld; der Kaiſer ſah es drauf ab, ſie zu verderben. Sprecht: Sollen ſie zu Grunde gehn?"

„Nein! Schöpfe die goldene Fluth! Gieß ſie verſchwenderiſch aus. Glückliche, welche Kinder haben, ſcharren zuſammen aus Liebe, um dieſen Reichthümer zu hinterlaſſen. Wem ſollte ich's? Niemand liebt mich! Mein einziger Freund iſt der Haß; nehm' er all mein Gut und Gold, ach! nehm er mich ſelber hin. Nur raſch! Nur raſch! Die Pferde geſattelt! Ich begleite den König nach Campoſelice."

„Das thuet nicht! behauptet den Schein!"

„Zerriſſen den Schein, daß Reue ſich drunter nicht bergen kann!"

„Dann iſt der Beginn auch gleich das Ende unſeres Spiels. Dann, wenn die Lombarden fallen, fallen auch wir!"

„Sehn' ich mich denn nicht nach Untergang?“ ſprach ſie bitterlächelnd.

„Bei meinem Haupte, Ihr ſollt es nicht! Nicht untergehn, bevor er unterging. Fallen die Lombarden, ſo ſieht der Papſt, der jetzt nur beobachtet, als ſein Feind an; für dieſen muß etwas von uns übrigbleiben.“

„Du haſt Recht! doch ungern weiche ich Dir. Nur eile, eile! Ich werde nicht ruhig ſein, bevor der Damm nicht eingeriſſen iſt, die Fluth hereinbricht, die Brandung mich faßt, und ihr Donner die Stimmen überſchreit, die aus der Vergangenheit auf mich herübertönen. Gott! Gott! Sieh mich in meinem Jammer, nimm mir, der Du Alles nimmſt, nie, nie den Haß!“

„Ich brauche Gott nicht drum zu bitten!“ ſprach der Eunuch; „ich verlaſſe mich auf mich!“

Noch am ſelben Tage ſetzte ſich der kleine Zug in Bewegung; Kaf als Wegweiſer voran, hinter ihm die Kriegsleute, welche den gefangenen König bewachten, angeführt von dem Markgrafen Lancia; der König ritt, finſter vor ſich zu Boden blickend, auf einem ſtattlichen Roſſe, dem er von Zeit zu Zeit, ſeinen Grimm auszulaſſen, die Sporen in die Weichen drückte und die Zügel anzog, daß das gepeinigte Thier ſich bäumte. „Der Sattel mein Königreich, mein Volk dies Roß!“ ſprach der König finſter. Neben ihm ritt auf einem ſanften Zelter die treue Gattin, von Lancia und den Kriegern mit tiefer Ehrerbietung behandelt, als wäre ſie nicht die Gattin des Entthronten, ſondern regierende Kaiſerin; — mit Angſt beobachtete ſie jeden Blick, jede Miene des Gatten, ob dieſer ſeine Aufſeher dadurch nicht etwa zu ſchlimmer Behandlung und Strenge reize; ach ſie kannte ja ihres Gatten heißes Blut, kannte die unſelige Starrſinnigkeit, welche den Mangel wahrer Seelengröße bei ihm erſetzte.

Campofelice wurde, nachdem der König dort angekommen war, in eine förmliche Veſte umgewandelt, daß jede Gelegenheit zum Entweichen unmöglich ſchien, obwohl — auf geheimen Befehl des Kaiſers an den Markgrafen — der Gefangene im Bereiche des Kaſtelles und der weitläuftigen Gartenanlagen durchaus wie ein freier und — Manadorens Zuſage, Kaf's Walten zufolge — wie der Herr und Gebieter behandelt wurde. Durch Margarethe fand Kaf Gelegenheit, ſich ihm zu nähern; bald ließ er manche Andeutung fallen, welche der unruhige gereizte Geiſt des Gefangenen haſtig auflas und zu Plänen ausbildete, während mit ungemeiner Vorſicht und Schlauheit von beiden Seiten das allmählig gewordene Einverſtändniß ſelbſt vor Margaretha geheim gehalten ward.

Bald wanderte Kaf mit Briefen des Königs an die Lombarden aus Campofelice nach Capua zurück.

II.

Wie auf Sturmesfittichen trug den Kaiſer ſein Glück von Land zu Land. Er war das lebendige Geſetz, das jeden zerſchmettert, der mit frevler Hand es anzutaſten wagt. Noch einmal hatte er den Lombarden die Hand der Gnade entgegengeſtreckt; ſie zögerten, ſie anzunehmen, noch immer in der Hoffnung, mehr zu gewinnen, als ihr Herr ihnen bot, und geſtützt durch die Zweideutigkeit der päpſtlichen Geſandten, welche zwiſchen dem Kaiſer und ihnen noch immer vermittelten. Da erklärte Ezzelin's Feind, der übermüthige Azzo, als Podeſta von Vicenza, jeden des Todes ſchuldig, wer den Namen des Kaiſers auch nur nenne. Als der Kaiſer in Deutſchland davon Kunde erhielt, er, der wie ein Hoherprieſter das Edelſte, den eignen Sohn, der Majeſtät geopfert,— rief er: „Sie ſelber haben ſich jetzt die Gnade erdolcht! Wenn Gottes Engel herniederſteigen und für ſie bitten, — ich ſtecke mein Schwert nicht in die Scheide, als bis Mailand wieder ein Aſchenhaufen iſt.“ —

Raſch bricht ein Heer aus Deutſchland auf und erreicht Verona; der Kaiſer ſelbſt folgt eilig nach; bald iſt er in Verona Ezzelin's Gaſt. Die Streitkräfte der ghibelliniſchen Städte ſammeln ſich um ihn, Marcaria und Pontevico fallen. Ezzelin eilt nach Rivalta, das Azzo belagert, der Kaiſer ihm zu Hülfe, als Ezzelin in Gefahr kommt. Wie der Tag graut, ſind die Deutſchen da. Blutiges Morgenroth; Entſetzen, Gemetzel, Flucht. Der Kaiſer folgt dem ſtolzen Azzo auf den Ferſen, bald ſteht er vor Vicenza. —

Sturm in der Nacht, Gräul des Gerichts! — Der Kaiſer wendet ſich jetzt nach Padua, nach Treviſo, das der Venezianer Tiepolo vertheidigt. Schon hofft er mit Zuverſicht, es in ſeiner Gewalt zu haben; da kommt die Kunde, daß Friedrich der Streitbare von Öſterreich, des gefangenen König Heinrich's Schwager, das Reichsheer geſchlagen. Mitten im Winter eilt der Kaiſer zu raſcher That nach Steyermark; ein neues Reichsheer zieht längs der Donau hinab. Von Stunde zu Stunde Sieg auf Sieg. Eroberung bezeichnet ſeine Ankunft, Wien wird mit Reichsunmittelbar beſchenkt, der junge Konrad an Heinrich's Stelle zum König der Deutſchen eingeſetzt. Dies alles wie im Flug abgemacht, und der Kaiſer eilt wieder nach Italien. Ezzelin hat Monſelice gewonnen und ſtürmt Padua. Sein Sturm wird abgeſchlagen, doch am andern Tage ergibt ſich die Stadt auf milde Bedingungen.

Als das Stadtthör geöffnet wird, entblößt

Ezzelin, hoch zu Roſſe ſitzend, das Haupt, neigt ſich und küßt mit bleichen Lippen das Thor. Jubel umſchallet ihn. „Friede, dieſer Kuß iſt Dein Unterpfand!“ rufen die Bürger und drängen, unterwürfig, glückwünſchend, ſich an den Tyrannen heran, der finſter lächelnd auf ſie herniederſieht und ſein Schlachtroß ſpornt, daß die breiten Hufe über den Köpfen hängen. Ein Schatten huſcht zwiſchen ihm und der Wand des engen, dunklen Thorweges. Eine rauhe Stimme ſchallt: „Padua, Du biſt eine Metze!“

Umſonſt iſt jede Nachforſchung nach dem Schmähenden. Ezzelin hält zwei Sekunden ſein Schlachtroß an, als ſänne er, ob er's hinſporne über die Schädel des Volkes. Plötzlich glättet ſich ſeine Stirne, und in eiſerner Ruhe reitet er auf den Marktplatz. Dort umgibt ihn, ängſtlich nach dem Gewaltigen ausblickend, ein Kreis von Bürgern, Worte aus ſeinem Munde, Paduas Schickſal zu hören.

Draußen vor den Thoren aber jagt Kaf, der Eunuch fernab; jetzt hält er an, lauſcht, furchtbare Stille drinnen in der Stadt; „O Metze Padua! Nun freit Dich der Metzger, und Du gibſt ihm, froh unter die Haube zu kommen, als Ausſteuer, was Du als Leibgeld für Deine Poſt empfingſt! Sei verflucht!“ —

Ezzelin's blaue Lippen bewegen ſich. Noch ſtrömt kein Laut daraus; Padua hört ſchon! Endlich bricht er alſo ſein Schweigen: „Bekümmerten Herzens, Padua, red' ich zu Dir. Ich lechze lang, Dich zu umarmen; ſo inbrünſtig war meine Lieb', daß ich im eiſernen Hochzeitkleid Dich feſt an mich preſſen wollte, bis das Blut Dir aus den Adern ſpräng' und die Glut der Stirne mir kühlte. Heute Nacht — in der Nacht vor der Hochzeit, Padua, las ich's in den Sternen: Zügeln ſollt' ich die Bräutigamsluſt, bis der Kaiſer kommt, das Feſt zu verherrlichen! Das iſt mein Gram, Padua! Haſt Du keine

Feſte, ihn zu verſcheuchen? Sind die Töne ſchon in der Kehle vertrocknet? Haſt Du die Feierkleider ſchon abgetragen? O wie nackt und dürftig, wie verſchämt ſtehſt Du vor Deinem Bräutigam!“

Schweigen des Entſetzens rings um ihn her. Er weidet ſich dran und mit tückiſchem Hohn fährt er fort: „Ich bin nicht gottlos, Padua; o nein, ich befolge demüthig des Himmels Beſchluß. Eine mildere Freude durchrieſelt meine Glieder. Du warſt verblendet, armes Padua, Gottes Gnade aber gab Dir jetzt die Sehkraft wieder. Du warſt verirrt, gutes Padua; aber Antonio, der große Heilige, hat mein Gebet erhört und Dich auf den rechten Weg geführt, auf welchem Du Deinem Glücke entgegengehſt. Nun aber, edles Padua, erfülle auch die Pflicht der Dankbarkeit und ſorge zugleich für Dein Heil, indem Du Dich einem Führer anvertraueſt, der Dich getreu leiten und ſchützen möge. Da

Du züchtig, ſcharfſichtig, fromm, dankbar und klug biſt, ſo ſtehe nicht länger an, meinen Rath zu befolgen!“

„Sei Du unſer Podeſta und uns gnädig, Ezzelino!“ ſprachen die Bürger, welche, von ſeinem Hohn verblüfft, noch nicht wagten, etwas anderes als ſeinen eigenen Wunſch auszuſprechen.

„Ich?“ brauſte der Tyrann in verſtelltem Zorne auf, ſeinen Spott ſchärfend. „Wie, Padua, willſt Du mich der Demuth abwendig machen? Bei meinem Zorne, wage es nicht, mich zu Deinem Podeſta zu wählen!“ Ein Lächeln barg ſich wie eine Schlange unter'm Schatten ſeines dicken krauſen Bartes; er war ſich's wohl bewußt, daß Paduas Bürger es nicht wagen würden, einen andern als ihn zu dieſer Würde zu wählen. So der gedemüthigten Feinde übermüthig lächelnd, gab er ſeinem Streitroß die Sporen und ſprengte, unbekümmert, wen es zertrete, durch den dichten Haufen dahin, erwartend, daß dieſer ſich ihm nachwälze und ihn kniefällig bitte, die Geißel zu ſchwingen.

Mit dem Anblick des Tyrannen ſchwand indeſſen auch allmälig das Entſetzen, welches die Bürger ſtumm gemacht; ſie vermochten wieder zu athmen, zu denken. Der Schall ſeines Stolzes weckte den ihrigen als Echo. Schon wagten ſie, dieſe und jene Bemerkung laut werden zu laſſen, ſchon drängten ſich einige Verwegene vor, ſchwangen ſich auf die Schultern ihrer Nächſten und wollten ſich anſchicken, ihre Stimmen zu erheben, und zu rathen, man ſolle dem Willen Ezzelin's nachkommen und ihn nicht zum Podeſta wählen, — — da fliegt plötzlich ein blutiges Haupt in ihre Mitte, und eines Herolds Donnerſtimme ſchallt laut über den Marktplatz hin: „Ein Carfunkel aus der Morgengabe meines ſehr edlen und gnädigen Herrn, Ezzelino da Romano, für ſeine Braut, Madonna Padua! Ein Buchſtabe des Geſetzbuches! Lerne jeder, gewarnt, Gerechtigkeit!"

Da überlief's alle und wie von des Treibers Geißel gepeitſcht, eilten ſie nach dem Palaſte, wo Ezzelin eingezogen. „Ezzelin, Ezzelin!" riefen ſie zu den Fenſtern hinauf, die verſchloſſen blieben; „erhöre Paduas Volk und ſei ihm ein gnädiger Herrſcher!" Endlich ſchloß der Tyrann die Fenſter auf und ſprach die Antwort zurück: „Kannſt ohne mich nicht leben, Padua? Was ich ſagte, bleibt geſagt!"

Die Bürger wiederholten die Bitte. Da muſterte Ezzelin die ihm zunächſt ſtehenden Edelleute. „Wer taugt, mein kollrig Roß zu pflegen, bis ich mich ſelbſt 'aufſchwinge?" Er griff einen Apuliſchen Baron heraus, führte ihn auf den Balkon und ſprach zu ihm: „Simon, Du taugſt mir!" — dann zu Paduas Volke hinab: „Seht hier den Podeſta, der an meiner Stelle über Euch herrſchen wird!"

Als ſei Tauſenden das verwirkte Leben geſchenkt, ſolcher Jubel brach jetzt los. „Wirfſt Du die Maske ab, Padua? Hab' ich Dich?“ murmelte Ezzelin in den Bart und trat von dem Balkon zurück, ſeinen verdutzten Stellvertreter der Hoffnung des gedemüthigten Volkes zurücklaſſend. — — —

Nicht lange währte die Freude, daß Ezzelin menſchlicher hauſe, als man von ihm befürchtet hatte. Treviſo fiel in der kaiſerlichen Gewalt, jedes Ohr bebt von dem Unglück der lombardiſchen Städte, von der Freiheit Untergang. Hie und da munkelt einer, der ſich von Aufpaſſern unbelauſcht weiß, von kaiſerlicher Heeresmacht, die aus Apulien nach der Lombardei aufwärts rücke. „O Freiheit! o Vaterland!“ Mancher ſchnürt im Stillen ſeinen Bündel, vergräbt ſeine Koſtbarkeiten und zieht bei Nacht aus den Thoren Paduas. Bald hatte Ezzelin davon Kunde; oft ſchon am andern Morgen ſtanden ſeine Trabanten vor den verlaſſenen Häuſern und riefen aus:

„Im Namen Kaiſerlicher Majeſtät, verflucht und vertilgt ſei das Gedächtniß des Verräthers!“ und bald waren die Häuſer der Flüchtigen der Erde gleich, und, was von vergrabenen Koſtbarkeiten entdeckt wurde, flog in Ezzelin's Schatzkammer.

Bei Giordano, dem Abte von San Benedetto, ſind die Edelſten Padua's verſammelt, welche Muth genug beſitzen, auf der Scholle, wo ſie geboren worden, auszuharren; Alle halten den frommen ſtrengen Mann hoch in Ehren und erwarten von ſeiner Weisheit Troſt und Rath bei dem Elende des Vaterlandes. Einer, Raimondo, bringt Dolche und bittet den Abt, ſie zu weihen.

Giordano weigert ſich.

„Sind wir's nicht werth, zu handeln?“ fragt Raimondo zürnend.

„Ihr ſeid werth, nicht mehr zu fallen!“ erwiedert der Abt.

Draut Raimondo mit Grimm: „Wir ſind nicht mehr werth, zu fallen? Nun, weigerſt

Du Dich, Giordano, ſo fließe — ſtatt des Tyrannen Blut, das Blut des freien Mannes, der nur Feiglinge zu Brüdern und ach, kein Vaterland mehr hat.“ Er ſtößt ſich den Dolch in's Herz und ruft dem Abte ſterbend zu: „Der Dolch bedarf Deiner Weihe nicht mehr! Elendes Volk, werth verknechtet zu ſein, wenn Du gern dienſt! Meinen Leib den Würmern, meine Seele dem Heiland, meinen Fluch vermach' ich dem Tyrannen, meinen Dolch aber dem, der wieder ein Paduaner heißen will.“ Er verröchelt. Niemand hebt den Dolch auf. Giordano kniet an der Leiche und betet für die Ruhe der Seele des Hingeſchiedenen. Da pocht man am Thore des Kloſterhofes. Der Pförtner ſtürzt athemlos in den Saal.

„Was gibt's, Fra Angelico?“ fragt der Abt unerſchrocken.

„Boten Ezzelino's!“ ſtammelt der Pförtner.

„Laß ſie warten, bis ich mein Gebet vollendet!" ſpricht der Abt ruhig. „Herr, ſchenke ihm die ewige Ruhe und dem Tyrannen die ewige Pein! Herr! ſei ſeiner Seele gnädig und Padua's Seele: Der Freiheit! — Betet, betet, Bürger von Padua, mit mir! — — —" Von der göttlichen Flamme der Begeiſterung durchloht, knieeten die Edlen an der Leiche Raimondo's neben dem Abte hin und ſprachen das Gebet deſſelben nach: „Vater im Himmel, Freiheit, Freiheit! Erlöſung von der Tyrannei!"

„Boten Ezzelino's" ruft ein Laienbruder hereinſtürzend, „ſie wollen nicht länger warten."

„Unſer Verderben! Dolche heraus! Lieber freiwillig geſtorben als geblutet unter Henkershand!" toben die Edlen durcheinander, die, des Vaterlandes Befreiung zu beſchließen, zuſammengekommen.

„Seid ihr Chriſten?" ermahnt Giordano; „ein Thor, wer Hand an ſich ſelbſt legt. Ich gehe und folge!"

Er ging in den Kloſterhof; ein geſatteltes Roß ſtand angebunden; der Bote Ezzelino's ſaß auf einem andern, grüßte den Abt demüthig und bat ihn, im Namen ſeines Herrn, „einer wichtigen Sache willen, alſogleich aufzuſitzen und zu Ezzelin zu kommen."

Der Abt geht nochmals zurück, ſucht lächelnd die beſorgten Freunde zu beruhigen und verſpricht, bald wieder zurück zu ſein. Umſonſt ſind ihre Warnungen, ihre Bitten, zu bleiben. Er geht.

Er kommt nicht wieder.

„Nun, hier iſt der Tyrann!" ruft Ezzelin ihn an, als der Abt zu ihm tritt. „So nannteſt Du mich ja; drum muß ich's wohl ſein. Die Zeit meines Amts iſt noch nicht erfüllt, ſonſt — wäre Padua ſchon nicht mehr!"

„Gott iſt, drum wird Deine Zeit ſich nie erfüllen, Tyrann! — Wird Gott ſein Kind, die Freiheit, morden laſſen?"

„Warum dann ließt Ihr es geſchehn!

„Was befiehlſt Du? Du ließeſt mich rufen! Eröffne mir's ſchnell, meine Zeit iſt gemeſſen."

„Ja, gemeſſen, mit Rebellen auf mein Verderben zu trinken und zu rathen. Wärſt Du nicht ſchon ein Pfaff, ich wüßte keinen ärgern Schimpf, Dich zu erniedrigen! — Verdammt dieſe Ruhe, verdammt dies Lächeln!"

„Ezzelin," entgegnet ihm der Abt," das Gericht über Dich iſt noch fern, doch gewiß. Fordre es nicht heraus! Gottes Diener bin ich, und Gottes heiligſtes Geſchenk an die Menſchen: die Freiheit, wahre ich!"

„Heda, Trabanten!" ruft Ezzelin ſtatt der Antwort. — Sie kamen. — „Nehmt dieſen! In die Burg San Zeno mit ihm! — — Wahre dort, was zu wahren Du Dich berufen fühlſt! Meine Eiſenmänner werden Dich wahren. Fromme Männer wie Du bedürfen der Muße zu Gebet und Betrachtung; Chriſtenpflicht iſt's, wenn ich ſie Dir ſchaffe. — — Wie? jeder ſtolze Prieſter wagt es ſchon, des Kaiſers Majeſtät zu verachten? Hält heimliche Zuſammenkünfte in ſeinem Kloſter? Halte ſie, wenn Du kannſt, jetzt auf der Burg! Doch Du biſt ein Mönch, alſo kann ich mich damit nicht begnügen. Du gibſt mir ein Pfand, oder ich nehme Dein Leben als Pfand, Freund des Eſte! Zweitauſend Mark, nichts drunter, ſowahr mein Vater, wie Du, Mönchsgewand trägt!" — —

Nicht genug. Binnen Kurzem ſchwärmen Deutſche und Sarazenen in allen Straßen Paduas. Wo ein trotzig Geſicht ſich zeigt, zielen ſie mit Schwertern und Krummſäbeln. — Eine Volksverſammlung wird berufen: Ezzelin tritt in die Mitte und bittet mit erheuchelter Demuth die Edlen und Bürger, von denen ihm Kunde zugekommen, daß ſie, dem Eſte heimlich noch immer zugethan, nur zögernd und mit Widerwillen des von ihm eingeſetzten Podeſta Befehle vollzögen, um ſolche ſchlimme Gerüchte Lügen zu ſtrafen, auf kurze Zeit Padua zu verlaſſen. — Sie erfüllen, gern und ungern, den Befehl. Ezzelin's Trabanten faſſen, halten ſie; die Gefährlichſten wandern als Geißeln nach Deutſchland und Apulien.

Überall in der Lombardei herrſcht Entſetzen. Schon naht der Kaiſer. Zehntauſend ſeiner Sarazenen ſind aus Luceria da. Wehe dir, Freiheit! Stimmt Leichengeſang an, ihr Thoren, die ihr dem Kaiſer vor lombardiſcher Städte Pforten mit Jubel entgegenkommt; ihr Glocken, ſeine Herrlichkeit verkündend, ruft Jung und Alt zum Begräbniß einer Nation!

Der Kaiſer iſt da, Ezzelin bei ihm. Alles eilt dem Siegreichen entgegen, ſeinen Zorn zu verſöhnen, durch Demuth und Gehorſam ihn, deſſen Macht die Lombardei erdrücken wird, vergeſſen zu machen, daß ein Eſte jeden des Todes ſchuldig erklärte, der des Kaiſers Namen ausſprechen würde. Der Kaiſer iſt mild, wie ſtets, hört jede Bitte, jede Beſchwerde mit Liebe und Geduld; — nicht perſönliche Beleidigung zu rächen, nur die Heiligkeit der Majeſtät aufrecht und in Furcht zu erhalten, hat er das Schwert entblößt. Je milder er, ſo wilder Ezzelin. Der Kaiſer vergibt, wo er vergeben darf; der Tyrann, noch lange nicht geſättigt von ſeinem Walten in Padua, höhnt das Unglück. Als Jacob von Ferrara bei dem Kaiſer Fürſprache einlegt für die letzten Trümmer der alten Freiheit, ruft Ezzelin: „Auf ihrer Städte letzten Trümmern gib ſie! Zuerſt ein Lombarde! Hierauf ein Jude! Dann kommt der Teufel! Der Teufel geht beim Juden, der Jude beim Lombarden in die Schule.“

„So fühle des Meiſters Ruthe, Teufel!“ ſchreit Jacob von Ferrara, ſein Schwert entblößend. Ezzelin ſchlägt es ihm aus der Hand. Jacob zieht raſch den zweiſchneidigen langen Dolch, erſieht ſich eine offene Stelle an Ezzelin's Halsbug, fällt über ihn her, hätte ihn getödtet, wenn der Kaiſer nicht dazwiſchen geſprungen. „Welf!“ ſchreit Ezzelin, ſeinen Feind mit beiden Armen an den Hüften packend und vom Boden aufhebend; „empfängſt Du von lombardiſcher Erde Deinen Trotz? So erwürg' ich Dich wie Herkules den Antäus in der Luft.“ Und er hebt ihn hoch empor, vollſtreckt faſt, was er gedroht. Der Kaiſer ſelbſt zückt jetzt ſein Schwert gegen Ezzelin: „Bei meinem Zorn, laß ab!“ Da läßt der Wilde ſeine Beute zur Erde ſinken, und ſpricht zu dem Kaiſer: „Du weißt ja, unſere Geſchicke ſind verflochten. Thöricht, wollten wir widerſtreben! Dir zu Liebe — leb' er! — Padua iſt Dein. Wann gibſt Du mir Dein Kind?“ Der Kaiſer ſchauderte; doch hatte er ja ſein Wort gegeben; er mußte es löſen. O Kaiſerkrone, welche Thränen hängen an Deinem Reif! Ein Sohn verloren; eine Tochter ſobald darauf!

Horch! Welch Gewimmer? Der Kaiſer ſchickt Boten aus und blickt den Tyrannen Verona's finſter fragend an.

„Meine Nachtigallen!“ erwiedert dieſer.

„Gnade! Gnade!“ ruft der zurückkehrende Bote athemlos.

„Was iſt?“ — —

„Rebellen!“ verſetzte Ezzelin kaltblütig; — „es ſtand ihnen von Anfang her vorgezeichnet. Und doch pochten die Eſel ſo ſehr auf ihre Köpfe!“ —

Zwölf dumpfe Schläge, raſch hintereinander. — „Zwölf Häupter!“ ruft der Bote erbleichend.

„Es ſind nur Lombardiſche!“ ſpricht Ezzelin, „Kaiſer, ich bringe Dir's! Selvaggia ſoll leben!“ und leert einen Becher.

Die Furcht vor des Kaiſers Glück gibt dieſem letztern friſche Säfte, ſchnelles Wachsthum, lachende Blüthen. Montechiaro, die gute Veſte, fällt; Mantua übergibt ſich auf gute Bedingungen, in Ferrara wirkt Saliguerra mächtig dahin, daß des Kaiſers Oberhoheit anerkannt wird. Von Ort zu Ort fliegt paniſcher Schrecken vor dem lebendigen Geſetz und ſeinen furchtbaren Vollſtreckern. Überall die braunen Geſichter der Sarazenen! Aus dem Bette, vom Altare, vom Kuſſe weg reißen ſie, wie böſe Geiſter erſcheinend, wer dem Kaiſer mit falſchem Herzen zunickt.

III.

„Verdammt Mantua! Verdammt Ferrara! Ein Aſt nach dem andern verdorrt! Doch hält der Stamm noch: Mailand! Sei er auch hohl, — in dieſem will ich niſten, in dieſes Neſt will ich, der Unglücksrabe, die Kleinodien tragen.“

Kaf war's, der dies ſprach. Er irrte, der Gegend unkundig, am ſpäten Abend im Walde. Was lag ihm dran, die Nacht im Freien zuzubringen? Er liebte die Natur mehr als die Menſchen; ſobald er fern war von dem einzigen Weſen, das er liebte, von Manadora, war ihm, der zu Hauſe nach weiblicher Art auf weichen Kiſſen gebettet lag, keine Beſchwerde zu groß, keine für ſie! So ſtreifte er, wohl wiſſend, wie gefährlich ſeine Wanderung war, auf's Gerathewohl im Dickicht weiter, bis er an einer freien Stelle im Walde plötzlich ein altes Gebäude vor ſich liegen ſah, deſſen Urſprung gewiß noch aus den Heidenzeiten ſtammte; wohl mochte, als es erbaut wurde, ringsum noch kein Wald, höchſtens reizender Garten ringsum geweſen ſein; die ganze Anlage der Villa ſchien auf ſo etwas hinzuweiſen. Kaf ging, ohne ſich lange zu beſinnen, zwiſchen den Säulenreſten hindurch, welche vormals wohl das Thor gebildet hatten. Durch die zerfallenen Mauern, welche verſchiedene Räume abſchloſſen, ſah er ein Licht ſchimmern. Indem er auf daſſelbe zuſchritt, mußte er ſich durch Trümmerhaufen, durch dichtverwachſenes Geſträuch aller Art Bahn machen. Endlich kam er in einen engen Raum und ſah durch eine gewaltſam in denſelben gebrochene Öffnung eine Art von Kapelle, in welche er ohne Anſtand eintrat. Ein Mann in braunem härenen Gewande lag vor einem aus antiken Architraven zuſammengewälzten Altare, auf welchem ſich ein aus zwei jungen Birkenſtämmen kunſtlos errichtetes Kreutz erhob, welches in dem feuchten Grunde Wurzel geſchlagen hatte, ſo daß es mit friſchem ſaftigen Laube grünte, vom Monde beſchienen, der durch die eingeſtürzte Decke hereinſchien und zugleich von einer antiken irdenen Grablampe, die auf den Architraven ſtand, ſpärlich erleuchtet.

Der Einſiedler bemerkte in ſeiner Extaſe den Eintretenden nicht und blieb in ſeiner Stellung, mit ausgeſtreckten Armen, das Geſicht zur Erde gekehrt; ein aufgeſchlagenes Buch lag neben ihm. Kaf betrachtete ihn, ohne deſſen Andacht zu ſtören. Es kam in dieſen Ruinen ein Grauen vor dem Schickſal über ihn, dem keiner entrinnen kann, und, während der Einſiedler betete, fühlte Kaf in ſeinem Herzen etwas, dem er nicht weiter nachgrübeln wollte, weil er fürchtete, es könne ihn auch geiſtig entmannen.

Nach langer Zeit erhob ſich der Einſiedler, ein alter, von ſeinem aszetiſchen Leben abgemergelter Mann, und hieß ihn mit einer Stimme, welche das einzige ſchien, wodurch er dem Leben noch angehörte, willkommen; dann brachte er in einem antiken Gefäße friſches Quellwaſſer und einige Wurzeln, und lud ſeinen Gaſt ein, zuzugreifen.

„Ich bin nicht verwöhnt,“ ſprach Kaf, und aß und trank, ſeines Leibes Bedürfniß zu ſtillen. Als er dies gethan, wobei der Einſiedler ihn mit keinem Worte unterbrochen, fragte er: „Frommer Bruder, Ihr werdet mir auch eine Nachtherberge nicht verſagen.“

„Ich wollte: daß ich Euch eine beſſere bieten könnte;“ erwiederte dieſer, „doch bin ich darauf nicht eingerichtet. Überzeugt Euch von der meinigen!“ Er wies ihm eine Streu aus dürrem Laub.

„Nicht übel!“ meinte Kaſ.

„Wenn Ihr ſie Euch gefallen laſſen wollt, ſo nehmt Platz!“ erwiederte der Einſiedler.

Kaſ that es und fragte — nachdem er ſchweigend zugeſehen, wie der Einſiedler mit Neſſeln ſich den entblößten Nacken, die Arme und Beine zerfleiſchte —: „Was ſchafft Ihr in Eurer Einſamkeit, Waldbruder?“

„Ich büße!“ erwiederte dieſer einſylbig.

„Und für wen?“

„Für mich und Alle.“

Kaſ lachte. „Für Alle? Wiſſen's Alle? Was haben Andre davon, wenn Du Deine Glieder zerfleiſcheſt?“

Der Einſiedler verſetzte: „Was hatte Chriſtus davon, daß er für Alle am Kreutze ſtarb? Verzeihe mir, Heiland, daß ich Dich, göttliches Vorbild, anführe, um mein geringes Thun gleich hinter Deine ewige Liebesthat zu ſetzen! Ich bin der Welt und ihren Begierden, ihren falſchen Freuden, die nichts als Leiden ſind, ihren Verſuchungen und Thorheiten entflohn, um durch Abtödtung des Fleiſches meinem Gotte zu dienen.“

„Nun, was hat Dein Gott davon?“ fragte der Eunuch. Der Einſiedler verwahrte ſich mit dem Zeichen des Kreutzes und erwiederte: „Du ſprichſt wie ein Heide; oder wäreſt Du, was noch ſchlimmer iſt, von dem Gifte der Katharer und Albigenſer angeſteckt? Weißt Du denn nicht, daß unſre Beſtimmung, ſo lange wir auf Erden wandeln, keine andre iſt, als: das Irdiſche zu tödten, als: alles, was unſeren Sinnen auf irgend eine Weiſe ſchmeichelt, zu entſagen, damit wir uns der Gnade Jeſu Chriſti theilhaftig machen?“

„Nein, das weiß ich nicht!“ entgegnete Kaf boshaft.

Mitleidig blickte der Waldbruder ihn an. „O wie jammert mich Dein!“ ſprach er dann, „daß Du noch ſo ſchwer in den Schlingen dieſer thörichten Welt verfangen biſt. Was gewährt ſie Dir denn? Täuſchung! Jede Freude, die Du empfindeſt, — wie ſchnell entflieht ſie! Selbſt, was ihr das Edelſte und Reinſte nennt: Vaterfreude, durch wie viele Zufälligkeiten wird ſie euch verbittert!....“

„Vaterfreude!!“ rief der Eunuch, ſchmerzlich und höhniſch zugleich.

„Gewiß!“ fuhr der Einſiedler treuherzig fort, „ein böſes Lüftchen — und euer Kind ſtirbt davon; und, wird es auch groß, welche namenloſe Qualen habt ihr gar nach ſovielen Sorgen, in welchen ihr es großgezogen. Ach, ich weiß: (denn ich ſelbſt hatte ein Kind, Gott nahm es zu ſich) da iſt keine Stunde des Tages und keine der Nacht, in welcher wir nicht an das Kleine denken, uns um es kümmern, ſogar um ſeine Träume, — und auf einmal, wenn's endlich groß geworden, flieht es von uns, vergißt alle Liebe, die wir als unſer ganzes Leben an es gehängt, und ſchließt ſich, ſorglos, ob wir jammern oder lachen, an eine neue Liebe, oder läßt ſich — vom ſüßen Tode bethören. Seht! Hier, unter dieſer Streu iſt ein Grab, meine Tochter ſchläft darin!" Eine Thräne rann ihm über die Wangen.

„Biſt Du ſo alt und noch ſo ein Thor?" ſprach Kaf.

„Gott gab's! Gott nahm's!" verſetzte der Waldbruder. — „Ja, ein Thor! Soll ich mich ſchämen, daß ich liebte? Ach, es iſt vorbei. Über kurz oder lang müſſen wir uns dieſer Nothwendigkeit fügen, und ſie fällt uns nur um ſo ſchmerzlicher, je feſter wir in den Tagen des Glückes wähnen, ſie könne nie, nie eintreffen. Und doch iſt es nur Gottes Liebe, die alles, auch das Schwerſte, über uns verhängt. Iſt es alſo nicht beſſer, wenn wir, dieſe höchſte Liebe recht tieſinnig erkennend, uns gänzlich alles Irdiſchen abthun, alles Vergängliche abſtreifen und uns ganz in's unvergängliche Göttliche mit rechtem Kindesglauben verſenken, als daß wir bis zu unſerm letzten Athemzuge uns täuſchen laſſen? Gott aber täuſchet uns gewiß nicht. O das glaub' ich aus voller Seele, und wie glücklich bin ich daran. Was Er uns nimmt, erſtattet Er uns zehnfach wieder; Er iſt ja ein Vater, und weiß, was Vaterliebe iſt!"

„Thorheit!" rief der Eunuch wild.

Der Einſiedler betrachtete ſeinen Gaſt mit tiefem Mitleid und ſprach: „Du mußt ſehr unglücklich ſein, wenn dies, was Du ſprichſt, mehr als blos Leidenſchaft iſt, und ſolche Leidenſchaft ſchon iſt Sünde. O daß unſer Gott der Liebe Dein Herz durchleuchte und erwärme! Daß Du einſehen lernteſt, nichts ſei ſüßer als Liebe! Empfandeſt Du nie die Göttlichkeit der Freiheit? Dann freilich kannſt Du nicht begreifen, wie ſüß es iſt, die ganze Erhabenheit dieſer Empfindung aufzuopfern, ſich ganz dem Einzigen, das alle Sorgen, alle Zweifel löst: der Liebe hinzugeben! Iſt denn nicht Chriſtus aus Liebe geſtorben, aus Liebe für Alle? Wärſt Du nie im Stande, aus Liebe für ein einzig Weſen nur in den Tod zu gehen?“

„Ja!“ erwiederte der Eunuch mit einer Innigkeit, welche dem Waldbruder, der ihn früher wie einen Irrgläubigen angeſehen, in Erſtaunen ſetzte; der Eunuch fuhr fort: „Und noch mehr! für ein Weſen, das, — — ſo zu ſagen, halb und halb wenigſtens — — meines Geſchlechtes, das ich eher wie eine Schweſter als wie eine Geliebte, und doch nur wie eine Art von Bruder betrachten darf, das meiner Sinnlichkeit nichts gibt, dem meine Sinnlichkeit wenigſtens nichts geben kann, und für das ich doch nicht blos in den Tod ginge, ſondern auch Foltern, ja noch mehr: Schmach und Schande ertrüge — ertrüge? — ertrug! Ich glaube: das kann jenes Ding ſein, wofür ich keinen Namen habe, und was ihr — Liebe heißt, — die Liebe zur Tochter, und die Liebe zum Weibe zugleich, die Liebe zum Weibe, geläutert durch die Liebe des Vaters. Sieh, Waldbruder, ſo was iſt allerdings in mir, und ich finde ſo große Wonne darin, daß ich Dich, der mich gaſtlich beherbergt, zur Stelle ermorden könnte, wenn ſie es nur mit einem Winke ihres Auges wünſchte, finde ſo große Wolluſt drin, daß ich nicht weiß, ob Gott, wenn man ſich wie Du ganz in ihn verſenkt, größre gewähren kann."

„Heiland! Du biſt kein Chriſt!"

„Aufrichtig: Nein! — Was liegt daran? Gott kennt jeden von uns und weiß, was er von jedem zu halten hat. Die Raupe verehrt ihn, indem ſie das Laub zerfrißt, der Tiger, indem er die Gazelle zerfleiſcht, der Menſch...."

„Der Menſch, indem er, ſeine Gottähnlichkeit tief fühlend, dieſe durch Streben zu verdienen ſucht; und er ſtrebt darnach, indem er ſich zuerſt von allen Feſſeln losmacht, welche ihn an das Irdiſch-Vergängliche binden und niederdrücken. Wenn alſo die Raupe das Laub zerfrißt und der Tiger die Gazelle zerreißt, ſo zerſtöre der menſchliche Geiſt die Übermacht der Materie, welche ihn in immerwährender Feindſchaft von allen Seiten her, wie eine Schaar von Gewappneten einen Verfolgten, umdrängt und beängſtigt. — —"

„Zerſtörung der Materie, — — hm! ich gebe mein Theil dazu," brummte Kaf, „ſchaffe Tag und Nacht daran, bis zur Ermattung, — wie heute, guter Waldbruder!"

„Den Sieg gibt Chriſtus allein!" fuhr der Einſiedler eifrig und inbrünſtig fort; „Chriſtus, der den Tod überwand, ſchließt die Pforten des Jenſeits auf, und wie Chriſtus nach dreien Tagen ſich neuen Lebens voll aus dem Grabe erhob, alſo entzündet ſeine Gnade fort und fort in uns die Kraft, uns würdig zu machen, auf daß wir zu neuem geiſtigen Leben wiedergeboren werden. Ja, das iſt die Göttlichkeit des Chriſtenthums, daß es den menſchlichen Willen als freies und erhabenes Verdienſt erwerben läßt, was der Ewige und Unerforſchliche ſchon von Anfang her beſchloſſen hat, und daß dieſes Ringen des Willens, welches drüben ſeine Krone findet, auch den Ärmſten ſchon hier ſelig macht. „„Wirf alles von Dir,““ ſagt der Heiland, „„und nimm mein Kreutz auf Dich.““ O wie ſanft iſt ſeine Bürde! O wie hold iſt ſein Joch! Durch ſein geheimnißvolles ſchmerzenreiches Opfer hat mein Heiland mich erlöſet und wird mich einſt aufnehmen in den Schooß ſeiner Heiligkeit! O ſtütze mich, mein göttlicher Erlöſer, daß ich, ſo lange ich noch auf Erden bin, nie wanke, daß ich mich immer würdiger mache, ewig Dein Angeſicht zu ſchauen.“

Der Einſiedler hatte, ſchwelgend in ſeines Glaubens Seligkeit, ſeinen Gaſt vergeſſen; jetzt wendete er ſich zu dieſem, mit folgenden Worten, die aus innigſter Theilnahme entſprangen; denn wer ſich ſelbſt in einem Glauben wahrhaft glücklich fühlt, wird ſtets trachten, auch ſeinen Nächſten von dieſem Glücke zu überzeugen und ihn deſſelben theilhaftig zu machen. „O könnte ich, werther Gaſt, jene innere Ruhe, die ich in meiner Einſamkeit durch Chriſti Gnade empfinde, Eurem Herzen einflößen. Ich war einſt mit irdiſchen Gütern reich geſegnet, doch fand ich darin nicht den tauſendſten Theil jenes Glückes, welches ich jetzt empfinde, da ich alle hinweggeworfen....“

Kaſ regte ſich nicht; der Einſiedler ſah ihn genauer an, — ſein Gaſt ſchlief feſt. Seufzend kniete der fromme Waldbruder vor dem grünenden Cruzifixe hin und betete inbrünſtig, daß Gott den Irrgläubigen gnädig erleuchten und nicht in's ewige Verderben taumeln laſſen möge. Bis zum Morgen lag er in ſtillem Gebete vor dem Altare, zuweilen geſtört durch einzelne Ausrufe, welche ſeinem Gaſte, der lebhaft träumte, entfuhren; er träumte, was im Wachen das Ziel aller ſeiner Beſtrebungen war, ſchon erreicht zu ſehen: den Kaiſer durch die vereinigte Macht der Lombarden und des Papſtes gedemüthigt, Manadora als jene geprieſen, welche dies bewirkt, angebetet von Jung und Alt, wie die Freiheit ſelbſt, auf höherem Throne denn jenem des Apoſtelfürſten. So ſtolz war Kaf auf dieſe Zukunft! Und doch war er's allein, der ſich des unglaublichen Beginnens vermeſſen, der mit größter Selbſtverläugnung, Selbſtaufopferung nur ihr einſt, wenn das Glück das Gelingen kröne, Entſchluß und That zuſchreiben wollte, ihr, welche trotz ihrer Erziehung, trotz ihres heißen Blutes, trotz ihrer Hoffnungen, trotz ihrer Leiden, ja ſogar trotz des immerwährenden Anſpornens durch Kaf, — doch ſo ganz Weib war, daß ihr die Liebe ſelbſt unter der Kruſte des Haſſes noch fortlebte; der Schmerz hatte ihren Eigenſinn gebrochen, ihre Launen verwiſcht, ihren Stolz gebeugt, nur das Daſein der Liebe, an deren Daſein ſie ſelbſt doch nicht glaubte, hielt dieſen Charakter', der ſo himmelanſtrebend begonnen, der ſo ſchwankend und unentſchieden geworden war, noch zuſammen. Von Kaf's Willensübermacht in den Strudel der Begebenheiten hineingeriſſen, mußte ſie durch Kaf wirken, den Kaiſer zu verderben, namenlos elend in ihrem Haß, den ſie jeden Morgen mühſam aus Träumen aufbaute, um nur etwas zu haben!

Als Kaf am frühen Morgen erwacht war, fragte er den Waldbruder, ob dieſer ihm die Richtung nach Mailand angeben könne. „In Lodi iſt großer Feſttag," erwiederte der Einſiedler, „und ich verſäume es nie, an dieſem Tage dem Gottesdienſte dort beizuwohnen. Die Wege ſcheiden ſie nicht weit von der Stadt; wenn Ihr mich alſo bis zu dieſem Punkte begleiten wollet, ſo kann ich Euch die Richtung nach Mailand ganz unfehlbar weiſen.“

„Ich bin bereit!“ erwiederte Kaf, „laßt uns gehen.“

Sie traten ihren Weg an, der Waldbruder barfuß und Pſalmen ſingend, der Eunuch die Hand auf dem Herzen haltend, über welchem er mehre im Kleide eingenähte Briefe trug; ſein Gewand war das eines Arztes. Nach einigen Stunden erreichten ſie den Kreutzweg; Kaf war des geiſtlichen Geſanges längſt müde und froh, denſelben von nun an nicht mehr hören zu müſſen. Mit rauhen Worten bedankte und beurlaubte er ſich bei dem Waldbruder, und dieſer wünſchte ihm hinwieder, daß des Himmels Gnade ihn bald erleuchten möge. „Hört, guter Freund!“ ſprach Kaf, „ich bin längſt da angelangt, wo Ihr mich hinwünſcht. Habt Ihr ein Gelübde die Eheloſigkeit beſchworen?“ — —

„Meinem Heiland im Stillen, doch nicht in die Hand eines heiligen Prieſters!“ —

„Nun ſeht: Ihr ſchwurt, — ich halt' es!“

„Gott beſſre Euch!“ erwiederte der Waldbruder dem Spötter ſanft, hierauf ſchlug er den Weg nach Lodi ein. Mächtige Staubwolken wälzten ſich ihm entgegen, doch in ſeine frommen Betrachtungen verſunken, achtete er nicht darauf, rüſtig voranſchreitend, um die Stunde des Gottesdienſtes in Lodi nicht zu verſäumen. Plötzlich ſah er ſich von einer Rotte Kriegsvolkes umringt. Er wollte ihnen ſchnell aus dem Wege gehen. Da ſchrie einer aus dem Haufen: „Haltet ihn! Er iſt's! Ein guter Fang ſo früh am Tag.“ Und im Nu war der Waldbruder feſtgehalten und gebunden.

„Laſſet mich los, Ihr lieben Herren!“ ſprach er verwundert und demüthig. „Welche Schätze könnt Ihr bei einem armen Einſiedler ſuchen?“

„Aha! Der Vogel verräth ſich! Fragte Dich denn wer um Schätze, Verräther?“ rief der Soldat.

„Nun, da Ihr keine Schätze ſuchet, ſo bitt' ich Euch, laſſet mich los, damit ich Lodi noch zu rechter Zeit erreiche!“

„Nach Lodi iſt's zu ſpät, für Dich aber bei uns gewiß zu früh. Wo haſt Du Dein Pferd? Wo Deine Briefe? Fort mit Dir!“

„Wohin, liebe Herrn?“

„Wo Du ſo wenig ſein möchteſt, als am Galgen!“

Sie ſchleppten den Einſiedler unter rohen Späßen und Mißhandlungen, welche er mit chriſtlicher Demuth ohne Murren ertrug, vor Ezzelin und ſtellten ihn dem Tyrannen als jenen Unterhändler vor, welcher ſeit kurzer Zeit bald in dieſer bald in jener Geſtalt in den meiſten lombardiſchen Städten, welche dem Kaiſer feindſelig gegenüberſtanden, geſehen worden war. Nach der Eroberung oder Übergabe von einigen kam die Kunde von dieſem geheimnißvollen Boten, demſelben, welcher am Stadtthore Paduas an Ezzelin vorbeigehuſcht, welcher bald Geld, bald Briefe, beide zur Unterſtützung des Widerſtandes gegen den Kaiſer brachte, Briefe des gefangenen Königs Heinrich ſogar, welcher ſeine alten Bundesgenoſſen, die Lombarden, aufforderte, ihn aus ſchmählicher Haſt zu befreien, und ihnen, wenn ſie ihm, wie ſie einſt verſprochen, die Krone erobern helfen würden, größere Freiheiten verhieß, als ſie beſeſſen; es hieß in dieſen Briefen auch noch von zwiefacher andrer Bundesgenoſſenſchaft, welche allorten bereits für ſie wirke, und, wenn ſie einen entſcheidenden Schlag thäten, aus bisheriger Verborgenheit hervortreten würde. Auf Einbringung des gefährlichen Unterhändlers hatte der Kaiſer einen hohen Preis geſetzt. Schon öfters war man ihm auf der Spur, doch ſtets entwiſchte er wieder, als beſchützten ihn böſe Geiſter.

„Du biſt gewiß ein Bettelmönch!“ rief Ezzelin den Gefangenen an, welcher für jenen geheimnißvollen Boten gehalten wurde, „dieſe heuchleriſche Demuth in Deinem Geſicht, nichts als verſteckter Trotz — ſagt's!“ —

„Ich diene meinem Gott als Klausner, edler Herr!“ verſetzte der Einſiedler beſcheiden.

„Entkleidet ihn!“ gebot der Tyrann kurzab. Im Nu war es geſchehen. Die Soldaten ſuchten in dem härenen Gewande nach Briefen, und fluchten, als ſie keine fanden.

„Wofür haltet Ihr mich denn?“ fragte der Einſiedler, indem er ſich, ſeiner Blöße ſich ſchämend, zu Boden warf.

„Für einen Schuft!“ war Ezzelin's Antwort.

„Der Heiland wird meine Unſchuld an den

Tag kommen laſſen! Um ſeinetwillen erduld' ich freudig jedes Leid und jede Pein!“

„Ehre ſei Gott!“ ſprach Ezzelin, „doch Deine Maske von Thorheit täuſcht mich nicht. Du haſt die Gefahr gewittert, die Briefe vernichtet, — — halt! — Du verſchlangſt ſie in der Noth, frommer Mann, wie Sanct Johannes das Buch. Wetzt die Dolche! Sucht damit in ihm. Seine Unſchuld ſoll, ſo will er's ja ſelbſt, an den Tag kommen.“

„Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt,“ betete der Einſiedler, ergeben in den göttlichen Willen. Die Trabanten des Tyrannen ſchickten ſich an, deſſen Gebot zu erfüllen. Die unerwartete Dazwiſchenkunſt des Kaiſers, der von der Einbringung des Unterhändlers gehört hatte, rettete dem Einſiedler das Leben. Der Kaiſer erkannte gar bald, daß des Einſiedlers Religioſität keine Heuchelei und daß der alte Mann unfähig ſei, das gefährliche Handwerk zu treiben. „Laß dieſen Mann frei, Ezzelin!“ gebot er; „es iſt nicht der, den wir ſuchen.“ Dann nahm er den Tyrannen bei Seite und flüſterte ihm in’s Ohr: „Auf bloßen Verdacht hin kannſt Du kaltblütig einen Menſchen foltern, tödten wollen — — und ich ſoll Dir mein Kind zur Gattin geben? —“ „Du verſprachſt es!“ trotzte der Tyrann. „Ich werd’ es halten, wie Jeptha ſein Gelübde hielt,“ ſprach der Kaiſer ſchmerzerfüllt; dann laut: „Steh’ auf, Einſiedler, bedecke Deine Blöße, Du biſt frei!“

„Chriſtus, bei welchem alles Erbarmen und alle Gnade iſt, ſegne Euch!“ erwiederte der Waldbruder; — „erlaubt Ihr, daß ich meinen Weg weiter fortſetze?“

„Du darfſt es ungehindert!“ beſchied ihn der Kaiſer. Ezzelin aber war mißmuthig, hielt ihn am Ärmel feſt und ſprach: „Vielleicht ſah er, wenn er nun ſchon einmal ſelbſt der Rechte nicht iſt, den Rechten. Bei meinem Schwert: ſprich die Wahrheit! Sahſt Du nicht etwa einen Geſellen — wie ſoll ich ihn beſchreiben? — den Teufel in eines Pfaffen Leib, einen Kerl, der zwölf Geſichter in Bereitſchaft hat und nach Belieben das eine oder das andere aufſpannt, deſſen Taſchen voll königlicher Briefe und päpſtlicher Sündenvergünſtigungen ſtecken, ein lebendiges Schreiben, eine wandernde Schatzkammer?"

Verwundert ſchüttelte der Einſiedler den Kopf und erwiederte: „Seit lange ſchon ſehe ich nur einmal im Jahre, am heutigen Feſttage, die Menſchen wieder. In meine Siedelei verirrt ſich ſelten ein Wanderer, wie geſtern der Mann, dem ich heute den Weg nach Mailand wies."

„Nach Mailand?" forſchte Ezzelin.

„Jawohl, doch mein Gaſt — hatte er auch keine chriſtlichen Gedanken, — ſchien mir kein ſolches Weſen, wie Ihr eines beſchriebet, ſondern ein ehrſamer Arzt oder Apotheker, wenn ſein langes faltiges Gewand mich nicht täuſchte."

„Nach Mailand?“ fragte Ezzelin wieder; dann zum Kaiſer gewandt, rief er: „Nach Mailand! Der Waldbruder geht mit. Laß uns nicht länger mehr zögern!“

Das Heer ſetzte ſeinen Weg nach Mailand fort.

IV.

„Der Kaiſer! der Kaiſer!“ Dies Gerücht fliegt durch Mailand; wo es trifft, rotten ſich Männer und Frauen, Junge und Alte, Hohe und Niedre auf den Plätzen, in den Straßen zuſammen; die Überraſchung, daß etwas nun wirklich ſei, was keiner für möglich gehalten, reißt jedem Charakter die Hülle ab, zeigt jeden in ſeiner wahrhaften Geſtalt, zeigt Muth bei Stillen, Verzweiflung bei Wortheldden.

„Ihm entgegen!“ ruft ein Alter, wild ausblickend.

„Womit? mit dem Schwert oder mit der Palme?“ — ein anderer, höhniſch.

„Auf den Knieen! Eh' er uns züchtigt, wie der Rothbart!“ räth ein anderer Bürger.

„An den Galgen mit Dir, Memme, und mit jedem, der von Übergabe ſpricht,“ ſchreit ein Weib.

„In Stücke mit dem Feigling!“ die Weiber im Chor.

„Schützt ihn! Ein Freund des Vaterlandes! Sein Rath iſt klug.“

„In die Hölle mit ihm und ſeinem Rath und ſeines Gleichen!“

„Halt! Bürger, Freunde! He! iſt das nicht Nicolo, der Metzger? Sein Fleiſch ſtank erſt geſtern! Sein eigen Fleiſch jetzt für uns arme Leute! Oh für die edlen Herrn iſt er immer friſch und geſund in Bereitſchaft. Was? glaubt Ihr dem Nicolo? Deine Seele fahr' in die Knochen, die Du uns Armen ſtatt Fleiſch in die Wage wirfſt!“

„Zerhackt ihm die Knochen!“

„Recht ſo! Ich weiß, woher Du das Fleiſch holſt. O Du Memme, Du ſiebenfache Memme, ſchlimmer als Dein Thier, todt, bevor geſchlachtet! Werft ihn auf den Rücken! Hand an ihn! — Ein Freund des Vaterlandes Du? — Made Mailands! — Nichts vom Kaiſer, nichts von Übergabe!“

„Trau’ ihm nicht! Sein Gewicht iſt falſch! Du kennſt ſein Brot, Mailand!“

„Laß ihn kommen, den Kaiſer! Von den Wällen herab werft ihm Nicolo’s Hämmel entgegen, und Nicolo ſelbſt. So wahr ich lebendig bin, zehn Kaiſer zerſtoßen ſich an Mailand Krone und Köpfe.“

„Still! ihr edlen und weiſen Bürger!“ ruft ein Patrizier, der des Weges kommt. „Ein falſches Gerücht hat Euch getäuſcht. Noch iſt der Kaiſer der Stadt nicht ſo nahe. Noch wagt er es nicht, ihr zu nahen. Und wenn auch! Gott und San Ambrogio! Hört dieſen ebenſo braven als muthigen. Wie? Mailand, dieſer Fels der Freiheit, dieſe Burg des Ruhmes, ſollte fallen. Seid Ihr denn nicht Mailands Bürger? Weßhalb ſich ergeben, da noch kein Feind in der Nähe? und wäre er in der Nähe, ebenſo nah' iſt uns die unſichtbare Freundin: die Kirche! die uns aufrecht erhalten wird!“

Dieſe letzte Hinweiſung verdirbt faſt den günſtigen Eindruck, welchen die erſteren Worte hervorgebracht. „Die Kirche?“ rufen die Unzufriedenſten. „Was that ſie bis jetzt für uns? Kennt der heilige Vater unſere dringendſten Bitten nicht? Warum gibt er uns, ſeinen treueſten Söhnen, ſtatt Hülfe ſtets nur Verſprechungen?“

„Weiß er nicht, daß wir von allen unſern Landsleuten feig und unnatürlich verlaſſen, — dem Kaiſer und dem Tyrannen Ezzelin, den deutſchen und den heidniſchen Beſtien preisgegeben ſind?“

„So hört doch nur, werthe Freunde····" wollte der Patrizier fortfahren.

„Nichts da! der heilige Vater ſpielt falſch. Wo ſind ſeine Geſandten?"····

„Beim Kaiſer!" ruft ein Katharer.

„Sich vom Kaiſer beſtechen zu laſſen?"

„Erſtächen ſie ihn!"

„Nur Geduld, edle Bürger und Freunde! — —" Immer mehre von den großen Geſchlechtern ſammelten ſich nun bewaffnet um den Volkshaufen, die Leidenſchaften des Volkes zu beſchwichtigen, und doch ſelbſt voll Unruhe, Angſt und widerſtrebender Anſichten und Beſchlüſſe.

„Was Geduld! Was noch länger? — Geſchlechter, ihr ſprecht, wir Bürger, wir dulden!"

„Fort mit den Waffen!"

„Fort mit dem Adel!"

„Zu den Waffen!"

„Hinaus vor die Thore!"

„Zur Schlacht! zur Schlacht! Tod dem Kaiſer."

„Es lebe Mailand!"

„Es lebe die Freiheit!"

Die Beſonnenſten aus dem Adel, welche Mailands Gefahr einſehen, und vor den Augen haben, daß Widerſtand den übermächtigen Kaiſer zum Äußerſten reizen muß, verſuchen alles Mögliche, um die kampfluſtigen Haufen zur Ruhe zu bringen. „Nichts davon!" ſchreit das Volk als Antwort. „„Legnano und unſere Väter!"" ſei unſer Feldgeſchrei!"

Ein alter Mann, deſſen Anſehn ſonſt groß, tritt unter ſie, drängt die ärgſten Schreier zurück und ruft: „Zehrt Ihr ſo von der Vergangenheit? Schmach, daß ihr ſtets Legnano ſchreit, und bisher ſelbſt Euer Mailand nicht zu Legnano gemacht. Doch, da Ihr mit Eurem Muth bis heute gewartet, ſo wartet noch länger, und denkt, daß auch ein Friedrich es war, der dieß Mailand — zerſtörte!"

„Er hat Recht! Wir ließen unſere Kraft herabkommen und ſchwinden."

„Unſere Bundesgenoſſen — treulos; wir — allein!"

„Ihr lügt, Mailänder!" rief plötzlich eine gewaltige Stimme. — Entrüſtet ſahen alle nach dem Sprecher, den niemand kannte. — Kaf war's. Vor dem Zucken ſeiner ſchwarzen Wimpern erſtarb manchem der Schimpf auf den Lippen. „Ja, Ihr lügt! Eure Bundesgenoſſen ſind treu, und Ihr ſeid — ehrlos, wenn ihr dem Kampfe jetzt ausweicht."

„Nieder mit ihm!"

„Ehrlos! hörſt Du's? das gilt Dir!"

„Und Dir!"

„Uns allen!"

„Still! Seht! Er zieht einen Dolch hervor!"

„Ein Verräther! Übt Mailands Gericht über ihn!"

„Halt! — Stoßt mir die Bruſt nicht entzwei, Nachbar!"

„Zum Henker mit Euren Beinen!"

„Was thut der Fremde? Könnt Ihr's ſehn?"

„Er hat ſich mit dem Dolche das Kleid entzwei geſchnitten. Jetzt zieht er Briefe heraus. Ah welche Siegel! Neigt Euch! Von König Heinrich. Von ſeiner Heiligkeit!"

„Ah! ein ſtattlicher Mann!" erhob ein Wurſthändler, ſtaunend, aus dem Volke ſeine Stimme.

„Ein Ehrenmann! Horcht auf!" riefen mehre Krämer.

„Er wirft Geld aus mit vollen Händen."

„Ihr Männer von Mailand!" begann der kluge Kaf auf's neue, „ſeht dieſe Münzen! Merkt wohl auf das Gepräge! Es iſt das Bildniß des heiligen Vaters! Ein Wagen voll dieſer Bildniſſe ſteht für Euch bereit!"

„Es lebe der Papſt! Es lebe der Papſt!" ſchrie jetzt Alles durcheinander. Zu dem Wagen!

Führe uns hin, Ehrenmann!" Sie umdrängten ihn ungeſtüm wie einen heiligen Prediger.

„Gemach!" fuhr Kaf fort, „der Frachtwagen ſteht nicht weit von Pavia."

„Wie? Iſt dies nicht vielleicht Verrätherei, uns hinaus zu locken?" fragt vorſorglich jener alte Patricier ſeinen Nachbar.

Kaf hat die Worte gehört, nähert ſich beiden und weiſt ihnen die Briefe des gefangenen Königs und des Kardinals Sinibald. Dann, wieder zum Volk gewandt: „binnen wenigen Stunden iſt der Kaiſer vor Euren Mauern, Bürger von Mailand! Der Staub ſeines Heeres, der hinter mir aufwirbelte, wies mir, ſo oft ich zurückſchaute, den Weg hieher. Drum laßt Euch nicht überraſchen; nein, Ihr ſelbſt überraſchet ihn! Die Waffen heraus! In Schlachtreih geſtellt! Aus Bologna, aus Novara, aus Vercelli und Aleſſandria nahen Euch Hülfstruppen; ſchon ſtehn ſie am Oglio verſchanzt. Greiſe und Kinder hier zurückgelaſſen! — Die Rüſtigſten fort, an den Oglio! Seid einig! Haltet Ihr jetzt treu zuſammen, ſo fällt er, lebendig oder todt, er oder ſein Ruhm, in Eure Gewalt!“ — — —

„Wer biſt Du, der Du Mailands Geſchick auf der Hand trägſt?“ fragt mißtrauiſch der alte Patricier.... Ein Eilbote vom Thore herkommend, unterbricht ihn mit dem Ruf: Waffen heraus, o Volk! Staubwolken! des Kaiſers Heer!“

„Mach' es zu Staub, Mailand!“ predigt der wilde Kaf; — ſchon iſt er in dem allgemeinen Getümmel den Blicken der Menge entſchwunden; er kennt das wetterwendiſche Weſen des Volkes und ſucht das Sichere. Raſch ordnen ſich nun die Bürger in Rotten; der heilige Fahnenwagen wird wie zum Triumphzuge gebracht; Boten fliegen nach allen Bundesſtädten, Mailands Entſchluß zu verkünden, den Wahlplatz zu nennen, zum brüderlichen Kampf auf Leben und

Tod zu entflammen. Todesverachtung, Freiheitshochgefühl in jeder Bruſt!

Die Parthei der Beſonnenen und zur Verſöhnung Geneigten hinderte Niemand bei dieſen kriegeriſchen Anſtalten; doch als dieſe getroffen waren, rieth Lancerotto Bonaguiſi, nicht eher den Angriff zu unternehmen, als bis die Boten zurück wären und von der Vereinigung der Bundesgenoſſen ſichere Nachricht brächten, wenigſtens, bis dahin lieber innerhalb der Mauern einen Angriff des Kaiſers abzuwarten, als die Kraft auf offenem Felde zu zerſplittern. Dieſer Rath fand Beifall. Das Anſehen des Unbekannten, der eben noch wie ein Heiland und Retter begrüßt worden, war durch deſſen plötzliches räthſelhaftes Verſchwinden wieder geſunken.

Der Kaiſer hält nicht fern von den Thoren Mailands. „Schnell biſt du wieder gewachſen, ſteinerner Wald!“ — ſprach er, die Stadt ſich beſchauend, dann zu ſeinen Truppen: „Schlagt Lager!“

„Herr! Päpſtliche Geſandte kamen an!“ berichtet der treue Heinrich, als der Kaiſer ſich eben ſeiner Waffen entledigt; da, als er die Nachricht hört, faßt er lächelnd wieder nach dem Schwert.

„Haſt Du’s gehört, o Kaiſer? Friedensgeſandte Roms!“ ruft Ezzelin ihm von ferne zu, der heranſtürmend einen gebundenen Mailänder nach ſich ſchleift. „Und drinnen in Mailand regnet es römiſches Gold! Leere deine Taſchen, mein Freund!“ Ezzelin reißt dem Gefangenen das Gold aus der Taſche und hält das päpſtliche Gepräge dem Kaiſer hin; — „ſieh die Schlüſſel Roms!“

„Gebt ihm dreimal ſo viel Auguſtalen, als er

Papalen in ſeinem Hute auffing, und führt ihn dann vor Mailands Thor!" — gebot der Kaiſer heiter. Kriegsknechte brachten den Gefangenen fort. „Willſt Du jetzt noch immer Frieden ſchließen?" fährt Ezzelin auf.

„Ezzelin!" droht der Kaiſer, „fragt' ich um Deinen Rath? Sieh das Schwert in meiner Hand; nicht zum Kampf, — zum Gericht halte ich's und löſe das Band von der Scheide! — — Sieh da, Petrus! Was bringſt Du?" ſprach er dann dem kommenden Peter von Vinea entgegen.

„Die Geſandten des heiligen Vaters!" erwiederte der Großrichter, „ſie bitten um Gehör."

„Was wünſcht Gregor?" fragte der Kaiſer raſch.

„Billigen Frieden zwiſchen Dir und den Lombarden zu vermitteln!" berichtete Peter von Vinea.

Da erhob ſich der Kaiſer zürnend und gab die Antwort: „Ein Verräther an des römiſchen Kaiſers Majeſtät, wer es wagt, mir die Geſandten vor's Antlitz zu bringen!"

„Mein kaiſerlicher Herr!“ flehte Vinea. „O bedenke, in Deiner Milde und Gnade ....“

„Gnade! Du ſprachſt es aus! Gnade übt’ ich bis jetzt. Trotz und Hinterliſt ward mir dafür. Du ſelbſt, der Du die Briefe ſchriebſt und empfingſt, ſagteſt mir kürzlich, wir treiben zwiſchen der Falſchheit der Kardinäle und der der Lombarden, wie zwiſchen Scylla und Charybdis!“

„Doch wenn die Noth ſie endlich aufrichtig macht,“ fuhr Petrus unerſchrocken fort, — „wenn Du unblutig Deiner Majeſtät Anerkennung gewinnſt .... O treibe ſie nicht zur Verzweiflung!“

„Bin ich denn ein Tyrann!“ rief Friedrich heftig. „Gott der Allwiſſende ſieht in mein Herz; er weiß es, die Welt weiß es, daß ich bis heute dieſen Rebellen mehr Mitleid und Geduld bewies, als ſie fähig waren, zu ertragen. Doch Kaiſer bin ich und werde nicht länger warten.“ Und leiſer fügte er voll Schmerzes dazu: „Sie verführten mir den Sohn!“ — Er wendete ſich, eine Thräne zu bergen. Dann ſprach er laut, daß die Geſandten es hören konnten: „Der Himmel ſelber ſpricht, auf weſſen Seite das Recht iſt; von Karl dem Großen bis heute war nie die Macht des höchſten irdiſchen Herrſchers ſo gewaltig wie jetzt die meinige; meine Waffen ſind geſegnet, Unrecht und Frevel, wenn ſie kaum ihre Häupter emporgeſtreckt, auszurotten; und vom Strande der Nordſee bis an die kahlen Ufer des todten Meeres, von Frankreich bis Ungarland, von Dänemark bis zum Cap Paſſaro iſt der Name des Kaiſers zum erſtenmal des Geſetzes ſicherſter Schutz, gilt die Majeſtät mehr als Heere. Werd' ich ſelbſt ſie erſchüttern? Welch' ein Lärmen im Lager?“

Ezzelin und Heinrich eilten fort und kamen bald wieder, mit der Nachricht: „Ein mailändiſch Heer ſei mit dem Fahnenwagen aus der Stadt zu den Bundesgenoſſen gezogen.“

„Gericht über Mailand!“ rief der Kaiſer. „Zuerſt gegen ihr Heer! Zuerſt den Kern will ich zerſprengen. Auf! In Schlachtordnung! Auf! An den Oglio!“

„Die Geſandten Sr. Heiligkeit?“ fragte Petrus von Vinea, „auch der Kardinal Sinibald, Euer Freund, iſt darunter!“

„Nach der Schlacht mögen ſie kommen!“ erwiedert der Kaiſer. „Laß ſie dem Papſte erzählen, was ſie ſahen; die Mailänder ausziehend, ſtatt mit Stricken um den Hals, vor meinen Richterſtuhl, — aufrecht in Waffen, mit ihrem ſtolzen Fahnenwagen, mir die Schlacht anbietend! Dies ihr Carroccio gelob' ich dem Capitol oder mein Leben, wie es jetzt im Mittagsglanze glüht, des Todes ewiger Nacht! Wo iſt Enzio?“

„Hier, Vater!“ ſprach dieſer, indem er voll Kampfesluſt auf den Vater blickte.

„Hab' Acht auf das goldene Kreuz, das des

Carroccios Spitze krönt. Dein Stern ſei's in des Kampfes Nacht! — Sarazenen!"

„Hier, Kaiſer!" erwiederte ihr Anführer. Die Bergamaſken halten Euch für Teufel! Nun, wackre Teufel, auf windſchnellen Roſſen ſteht vor ihnen, als kämt Ihr friſch aus der Hölle; und flattern ſie auseinander, dann, Glutäugige, lacht ihnen in den Rücken und helft meinem Sohne das Carroccio ummauern, immer enger baut mit den Leibern der heiligen Schaar. Einen zweiten Enzio findeſt Du davor, in der Feinde Reihen; das iſt ihr Feuerwerfer; den hab' im Auge! Hervor, mein wackrer Pathe! Rudolph von Habsburg! Der Träumer Scotus, der ſich vor Dir faſt ſo tief wie vor mir ſelber neigt, hat Dir jüngſt die höchſten irdiſchen Würden geweiſſagt. Fange an, Dir Deine Zukunft zu verdienen. Du aber, Sohn des Mönchs, wirſt Deine Partner am beſten ſelbſt ſuchen und finden! Stimmt an Sant' Ambrogio's Hymne als Schlachtgeſang!'"

Unter Regenſtrömen ſetzt ſich das Heer freudig und ſiegesmuthig in Marſchordnung, und ſucht die vereinigten Schaaren Mailands, Bolognas, Vercellis, Aleſſandrias, Novaras und der übrigen Bundesſtädte in ihrem verſchanzten Lager am Oglio auf. Montechiaro, von Brescianern vertheidigt, ergibt ſich ihm nach tapfrem Widerſtand. Friedrich zieht nun um Brescia herum und kommt bis Pontevico am Oglio; da gewahrt er am andern Ufer das feindliche Lager. Bald überzeugt er ſich, daß die Stellung der Feinde zwiſchen Sümpfen und Canälen unangreifbar iſt und beſchließt, ſie im Rücken zu überfallen. Auch dies iſt unmöglich, ſo ſehr auch der ungeduldige Ezzelin dazu räth. Indeſſen haben die Mailänder ihren Vortheil gewandt benutzt und ihre Stellung ſo ausgedehnt, daß der Kaiſer auch von einem Überfalle Mailands abgehalten iſt. Alle Verbündeten triumphiren über die mißliche Lage Friedrich's, und jede Schlacht vermeidend, ſchicken ſie ſich, trotz der ſchlimmen Jahreszeit, an, ihre günſtige Stellung ſo lange als möglich zu behaupten.

So ſtanden die beiden feindlichen Heere ſchon im dritten Monate an den Ufern des Oglio ſich gegenüber, ohne einander anzugreifen. Endlich ſchien der Kaiſer ſich zu überzeugen, daß er gegen die glückliche Stellung nichts auszurichten vermöge. — Schon weichen die Maſſen ſeiner Heeresmacht aus ihren Fugen. Schon wiſſen die Lombarden, daß einzelne Truppen nach Cremona in die Winterquartiere abgegangen, andere nach Hauſe gekehrt ſind. Jubel im ganzen Lombardiſchen Lager, wie Amphibien ſchießen ſie aus ihren überſchwemmten Zelten und Hütten hervor, ſich behaglich zu ſonnen. Jede Ordnung iſt gelöſt, und jeder dünkt ſich, ohne Blut vergoſſen zu haben, ein Held, denn Klugheit, Eintracht und Willenskraft haben des Kaiſers Drohungen aufs neue dem Spotte preisgegeben.

Ein trüber Novembermorgen graut. Die Mailänder brechen unſern Cortenuova ihr Lager ab und treten in Unordnung den Rückzug an. Ihrem Beiſpiel folgen allgemach die übrigen Städte, wie harmloſe Wanderer nach allen Seiten ſich zerſtreuend, den nächſten Weg nach Hauſe einzuſchlagen. Die Bergamasken ſchleppen ſich am meiſten von allen; ſehen aus wie Köche; ſo viele Keſſel, als Eiſenhüte, ſo viele Bratſpieße als Wurfſpeere, ſo viel Blechſchüſſeln als Schilde. Einer behängt den andern; die Bologneſen, die Mailänder lachen dieſe guten, behäbigen Kriegsleute aus. Der Bergamaske begnügt ſich, durch einen breiten ungeſchlachten Witz ſich auszugleichen. — Der Kaiſer ſah freudig den raſchen Erfolg ſeiner Kriegsliſt, ſtellte ſich raſch an die Spitze ſeiner Deutſchen und überſchritt jetzt den Oglio. —

Dort zieht ein Rudel Verbündeter, buntgemengt, — ein langer gelber Venezianer, ein feiner glatter Bologneſe, die übrigen rothwangigen, breitſchultrigen Geſellen, an den Töpfen kennbar, — Bergamaſken; einer davon verhüllt ſich die Wange und hält geduldig den Spott der Andern aus; nur zuweilen poltert er mit den Worten heraus: „Ihr Venezianer könnt lachen! Ein Froſch bleibt Tagelang im Moraſt, ohne den Schnupfen zu bekommen. Aber unſer eins!"

„Ihr ſchwimmt wie die Säcke!"

„Schlimm Wetter! die Fröſche quaken!"

„Verdammter Bergamaſk!"

„Schimpft oder nicht! Schlimm Wetter! Wer nimmt mir den Keſſel vom Rücken?"

Ein Landsmann von ihm befreite ihn davon; in demſelben Augenblicke fuhr ein Pfeil aus dem Gehölze, welches ſie eben betreten wollten und traf den Mann, der den Schnupfen hatte, in den Rücken; er vergaß ſein Zahnweh, fuhr mit der Hand zurück und ſank nieder. Alle ſeine Landsleute ſtülpten ſchnell die Keſſel auf die Köpfe und ſchritten behutſam auf die ſumpfige Ebene zurück.

Jetzt ſchallt mit einemmal furchtbar Schlachtgeheul der Deutſchen und Sarazenen aus allen Schluchten und Päſſen. Die Arabiſchen Renner fliegen gegen die Bergamasken, und als dieſe ſich zerſtreuen, hinter ſie, und jagen ſie dem Kerne des anrückenden Heeres entgegen. Plötzlich iſt Ezzelin, hoch zu Roß, mitten unter ihnen, ſchwingt, den Zügel am Panzer feſtgeſchnallt, mit beiden Händen ſein breites Schlachtſchwert über ihren Schädeln, und ruft ihnen zu: „Tretet über zu uns, oder keiner von Euch findet ſeine Bergweide wieder!“ Die Bergamasken beſinnen ſich nicht lang und wenden ſich in die Reihen des kaiſerlichen Heeres gegen ihre Bundesgenoſſen. „Ihr ſeid ja Scharfſchützen! In den Hinterhalt mit Euch!“ ruft Ezzelin.

„Für jedes Aug', das Ihr in's Schwarze trefft, einen goldnen Florentin! Zielt in Gottes Namen und ſchießt in des Teufels Namen!"

Er läßt ſie zurück und ſprengt zu dem Kaiſer und zu Enzio, um welche beide ſich die Tapferſten und Edelſten des Heeres zur lebendigen Mauer verdichten, und dieſer ungeheure eiſerne Keil treibt langſam und ſicher in die Phalanx der Feinde, die bei Cortenuova Wurzel ſchlagen. Begeiſterung, Verzweiflung machen die Phalanx undurchdringlich. Wie Vögel an ſchneeweißſchimmernden Wänden prallen die Sarazenen von ihnen ab, jagen pfeilſchnell zum Kaiſer zurück, decken dem Keile ſauſend die Flanken. Die Phalanx weicht langſam zurück, ſchneller rollt die Heerſäule des Kaiſers heran. Ein furchtbarer Stoß; jetzt ſchüttern die feindlichen Reihen aneinander, wie Ähren im Lufthauch, ſie wanken, ſtehn gleich wieder aufrecht. Der Keil weicht zurück, ein tauſendgliedriger Mauerbrecher, zum neuen Stoße auszuholen; über die Erſten hinüber ſauſt es aus der Mitte des Keils, wie vom ſurrenden Bienenſchwarm der Pfeile. Die Luft iſt verfinſtert. Manch ein Lombarde im erſten Gliede der Phalanx trägt den eiſernen Stachel im Nacken, doch wanken ſie nicht und blicken todesmuthig, Hüfte an Hüfte gedrängt, jeder das Schwert mit beiden Händen vor die Bruſt geſtämmt, auf den Feind, um dieſen anrennen zu laſſen. Immer näher ſchwärmen die Arabiſchen Roſſe, ihr weißer Schaum ſpritzt auf dieſen und jenen Lombardiſchen Harniſch, doch trotzig im Bewußtſein der Einigkeit halten ſie Stand und ſehen zu, wie der Feind, ein Leu mit gehobenen Mähnen, zu neuem Sprung ſich zurückzieht.

„Wie Römer einſt ihre Legionsadler, ſo werf' ich mein Leben in die Wogen des Feindes!" ruft der Kaiſer; „Ehr' und Leben ſind Eins! Wohlan! Wer ſchwimmt?" Er ſpornt ſein Roß, Enzio ihm nach, der Goldgelockte, anzuſehn wie ein junger Leu, zugleich Ezzelin auf ſchnaubendem Streithengſt und Thaddäus von Sueſſa, die Beſten und Treueſten, all' um den Herrn; durch alle drängt Heinrich ſich, zwiſchen Friedrich und Ezzelin, drängt ſich dem Kaiſer voran, ſchlägt Speere und Schwerter vor ihm zurück, wie der Führer vor dem Wanderer im Wald die wirren Zweige.

Nicht dieſer Angriff erſchüttert die Lombarden, doch im ſelben Moment zuckt ihre ganze Phalanx zuſammen, klafft im Rücken auseinander. Wie ein edles Wild, das ſich vorn gegen die Jäger wehrt, hinten getroffen, im Todesſchmerz aufzuckt, vornüber in die Eiſen ſtürzt, — ſo jetzt die Lombarden; Verrätherei wühlt von hinten her in ihre Reihen ein; da weichen unwillkührlich auch die Vorderſten. Das Bett für den Blutſtrom iſt gebrochen, von beiden Seiten jagen die Sarazenen jetzt herbei und treiben die Eingeſchloſſenen in den Tod. Verwirrung, Entſetzen in der Phalanx, die immer enger zuſammengedrückt wird. Am engſten hält in der Mitte die heilige Schaar, die der Feuerwerfer anführt, des Carroccios todesergebene Wacht, die Gaiardi. Das goldene Kreuz auf des Fahnenwagens Maſtſpitze lockt manches feindliche Auge. „Seht Ihr's?" ruft Enzio den Seinen zu, und ſprengt eine neue Gaſſe. „Das Carroccio in Gefahr!" ſchreit Pagani della Torre. Da wächſt die Kraft mit dem Muth, der Muth durch Verzweiflung. Das Heiligthum der Nationalehre gilt's, das Koſtbarſte, was Mailand beſitzt. Der Erzbiſchof von Mailand ruft vom hohen Roſſe herab, ſein Schwert an der Spitze faſſend, und das Kreuz des Griffes emporhaltend: „Verflucht in der Hölle Grund, wer das Carroccio verläßt!" Und ſchnell wird das Kreuz ihm wieder zur Wehre; da erſticht Ezzelin ihm das Roß unter'm Leibe, der Erzbiſchof ſinkt, arbeitet ſich hervor, ficht verzweiflungsvoll immer in der Richtung nach dem Carroccio zu, Blut ſpült von Stirn und Händen ihm den Schweiß. Die Reihen lichten ſich um ihn, er athmet wieder freier, erhebt ſich von den Knieen, auf denen er gekämpft, ruft die Landsleute hieher. Doch ſchon hat Pietro Tiepolo die Gefahr geſehen, ſchaart die Tüchtigſten um ſich, und ſtürmt, den Erzbiſchof nicht gewahrend, den Deutſchen entgegen; unter der Roſſe Hufen verröchelt der tapfere Prälat.

Der Kaiſer, Enzio und Ezzelin erneuern nun den Angriff auf das Carroccio, das die Gaiardi vertheidigen, noch kampfesmuthig und unbeſiegt, ob auch ſchon Mancher ſank. Bis auf dieſes eherne Geviert, aus deſſen Mitte der Feuerſchleudrer wie ein Tempelwächter ſchaut und befiehlt, iſt auf dem ganzen Schlachtfeld keine einzige Colonne mehr zu ſchauen, faſt dreißigtauſend Menſchen kämpfen Mann gegen Mann; nicht mehr Krieg, Raſerei und Mord wühlen auf dem Plan, jeder ſieht im Nächſten beſten, der ihm in den Wurf kommt, den Todfeind, ringt ihn nieder, oder wird ſelbſt erdroſſelt, erdolcht, in Stücke gehauen. Keiner vergönnt ſich Raſt, zu verſchnaufen; wie zum Hungertode Verurtheilte, wenn ſie plötzlich begnadigt, mit thieriſcher Freßgier über rohes Fleiſch herfallen und nicht ablaſſen, bis ſie den letzten Biſſen verſchlangen, ſo Lombarden und Kaiſerliche auf dem Wahlplatz bei Cortenuova. Indeß ſind der Kaiſer und ſeine Mitkämpfer von den Gaiardis getrennt worden, und dieſen beut ſich wieder freier Raum. Raſch benutzen ihn die Gaiardi und jagen im vollen Galopp mit dem Carroccio einem feſten Schloß zu. Der Kaiſer mit Deutſchen und Sarazenen ihnen nach. Doch der Vorſprung entſcheidet. Die Gaiardi gewinnen mit dem Carroccio das Schloß, halten unter deſſen Mauern an, verſchanzen ſich in der Eile und rufen die lombardiſche Beſatzung zu Hülfe. So erwarteten ſie den Angriff des Kaiſers.

Inzwiſchen neigte der Tag ſich. Den Kaiſer aber erbarmte, wie er über das Schlachtfeld dahinritt, der Verwundeten, die in ihren Nöthen vor den Hufen ſeines Roſſes lagen; er ließ ſie aufheben und zur Pflege in's Sichre bringen. Darüber verrann ihm die Zeit, und erſt gegen Abend erreichte er das Schloß. Raſch befahl er den Sturm, doch todesfreudig warfen die Gaiardi den Angriff zurück. Immer dichter wird die Dämmerung, endlich wirft die Nacht auf die Lebendigen wie auf die Todten zugleich ein einzig Bahrtuch. Da ruht das Gemetzel. Der Himmel ſtrömt Regen nieder, das Blut in hundert Bächen hinwegzuſchwemmen. Kein Feuer kann entzündet werden; bis an die Hüften im Waſſer ſteht mancher Kriegsmann, nicht wiſſend, ob die Hand, die er im Dunkeln faßt, eines Schläfers oder eines Todten, eines Freundes oder Feindes iſt. Die Gaiardi benutzen indeſſen das Dunkel, verlaſſen mit der Beſatzung des

Schloſſes ihren Zufluchtsort und ziehen mit dem Carroccio weiter.

Zwiſchen alten Weiden hält die heilige Schaar Rath. Sie ſprechen leiſe, die einen aus Furcht, ob nicht ein Feind daneben, der ihren Plan höre, die andern vor Wunden.

„Die Übermacht ſiegt, drum iſt Flucht keine Schande! Retten wir das Pfand der Ehre, den Talisman des Vertrauens, vor Erbeutung!“ Alſo beſchließt der Feuerwerfer und die andern ſtimmen ihm bei. „Wir ſpannen uns vor, unſere Nerven die Stränge!“

Sie ſpannen ſich vor und ziehen den Fahnenwagen einige Schritte weiter. Da weicht der Boden unter ihnen. Sie ſinken, das Carroccio mit ihnen in den Sumpf. Mit genauer Noth retten ſie ſich und es.

„Was zu thun?“ fragen die, deren Körper- und Geiſteskräfte den Strapatzen des Tages, dem Jammer um den Verluſt der Freiheit erliegen.

„Was zu thun?“ erwiedert der Führer der heiligen Schaar. Verzweiflung gibt ihm Entſchluß ein, gibt ihm Kraft. „Legt Hand an das Carroccio! Wir zerſchlagen es und retten doch die Stücke vor Schmach. Wer denkt, wie ich?“

„Wir alle, wir!“

„Nun denn! Hand an's Werk! O vergib, vergib den Frevel, heiliges Vaterland!“

Würde der Vater nicht ſeine Tochter lieber ermorden, um ihre Leiche rein und jungfräulich zu begraben, als ertragen, daß ein frecher Lüſtling ſie vor ſeinen Augen entehrt? — Langſam — die Nacht hemmt den ſchnellen Verzug — wird das traurige Werk, der heilige Mord, vollbracht.

„Nun, auf nach Mailand!“

Jeder verwahrt vom Carroccio, was er kann, die, welche kein Theil des Heiligthums tragen, ſchließen ſich, einander die Hände reichend, im

Kreiſe zuſammen. Vor der erſten Reihe gehn die Andern, den Weg ſuchend, mit dem Schwerte ins Dunkel vor ſich hin tappend.

Schon glauben ſie außerhalb des Schlachtfeldes gekommen zu ſein, da treten ſie auf Verwundete, welche heulend vom Boden auffahren. Behutſam ziehn ſie ſich zurück. Da fällt Übermacht ſie im Rücken an. „Wer da?“ Sie ſchweigen und ziehn ſich fechtend zurück. Die Bergamasken ſind's, denen ſie in den Weg gerathen. Sie verſuchen eine andere Richtung. Ihre eigenen Landsleute ſind's, welche ſie nicht kennen, und auch von ihnen für Feinde gehalten werden. Jetzt ſchlagen ſie einen neuen Weg ein; jetzt verlieren ſie die Richtung. Sie glauben, endlich glücklich dem Schlachtfeld entronnen zu ſein, das Palladium Mailands gerettet zu haben. — Da graut der Morgen; alles wird wach; ſie befinden ſich in der Mitte der Deutſchen. Keine Rettung! So wollen ſie denn ehrenvoll untergehn. Jeder Splitter des Palladiums gilt ein Leben. Der Kampf der heiligen Schaar weckt die ganzen Heere. Die letzten kämpfen, als die Schwerter zertrümmert ſind, mit den Trümmern des Carroccio ſelbſt gegen die Feinde, Heinrich der Feuerwerfer mit dem goldenen Kreutze gegen den Schädel eines Sarazenen. Beide ringen, keiner läßt von dem andern; ſie ſind vier Arme, vier Beine eines einzigen Leibes! Da ſauſt ein Wurfſpeer durch die Luft, durch des Feuerwerfers Bruſt, durchbohrt ſie und die des Feindes zugleich. Sich umſchlingend, als wären ſie zwei Brüder, ſinken beide zur Erde. —

Lauter Jubel der Kaiſerlichen ſchallt, wie die Sonne emporgeſtiegen und der Regen aufgehört, über das Schlachtfeld hin: „Das Carroccio erobert!“ Jetzt erſt verläßt die Lombarden der Muth; jetzt ſind ſie gleich andern Sterblichen, ſie fühlen jetzt erſt die Ermattung des Tages vorher, die Wunden. Der Kaiſer ſprengt über den blutigen Plan hin; hoch hält man ihm das Kreutz und die Trümmer des Mailändiſchen Fahnenwagens entgegen; er ſteigt vom Roſſe; wer ein Stück davon bringt, den ſchlägt er mit eigner Hand zum Ritter; ſei's Chriſt oder Sarazene.

Als der tapfere Pagano della Torre das Unglück ſieht, beſchließt er, dem Vaterlande und der Freiheit wenigſtens ſo viele Leben zu retten, als er noch kann; denn Tauſende liegen bereits athemlos in den Rinnen des Bluts, in den Sümpfen. „Iſt Mailand das Vaterland?" ruft er, — „wir ſind's, die Männer! Gott hat ſeine Hand wider uns aufgehoben. Voran! unſre Weiber, unſre Kinder! Rettet ſie vor den Barbaren: den Deutſchen und Heiden!" Die Schwerter in den Händen, die Dolche am Gürtel, bricht die kleine Schaar ſich durch die Reihen der Sieger Bahn, ſchreitet über die Leichen der Brüder hinweg, gewinnt endlich ſichern Boden. Pietro

Tiepolo trifft auf Enzio. Der junge Kaiſerſohn ficht mit ihm, ſeines Vaters werth. Doch der Todesmuth des Podeſta überwindet. Enzio's Roß ſinkt, von Stichen getroffen. — „Heil! Mailand! Heil!" ruft Tiepolo; „der deutſche Blondkopf ſtürzt! Freunde! Lombarden! Hier habt Ihr ihn! —" Schon will er den ſchönen kühnen Jüngling an den goldnen Locken faſſen. Jetzt hat er ihn gepackt, jetzt ſchwingt er den Dolch gegen deſſen Bruſt. Da fährt eine Fauſt ihm ins Genick, daß er röchelnd Enzio losläßt. Ezzelino iſt's, der hinter ihm zu Roſſe hält. Deutſche ringsum. Schon iſt Tiepolo entwaffnet, gefeſſelt; im Triumph führt Ezzelino ihn fort; und als Enzio ihm dankend die Hand drückt, ſpricht der Tyrann, ihn ſeltſam anblikkend: „Laß ſein, Enzio! Ich dachte an Deine Schweſter Selvaggia!" — —

Er brachte dem Vater den geretteten Sohn. Jubelnd umarmte ihn der Kaiſer.

„Und Selvaggia?“ fragte Ezzelin.

„Ich gab Dir mein Wort, Ezzelin, ſprach der Kaiſer; — wer ſagt, daß ich's brach? Du brachteſt mir den Sohn, — ich opfere Dir die Tochter!“ — Ein Händedruck Ezzelino's beſiegelte den Bund. — „O könnte ich ſo, wie ich jetzt bin, im ſchönſten Purpur, — des Blutes, — vor ſie hintreten, ihr ſagen: Madonna, ich bin Dein, und ſie zum Altare führen! — In Verona iſt meine Hochzeit, ihr Herren!“ rief er jetzt den Nächſtſtehenden fröhlich zu. „Wer geſtern und heute hier beim Tanze war, iſt geladen!“ — —

Der Sieg iſt jetzt entſchieden. — Nur Wenige hat Pagano della Torre mit Klugheit und Tapferkeit dem allgemeinen Verderben entrafft und gen Mailand geführt. Auf des Kaiſers Befehl wird das Carroccio aus ſeinen Trümmern wieder zuſammengeſetzt, Pietro Tiepolo darauf gebunden und im Triumph vom Schlachtfelde weggeführt.

Das Carroccio wurde nach Rom als Geſchenk des Kaiſers an die Bürger gebracht und dort auf dem Capitole aufgeſtellt, daß Roms Bürger an den Römiſchen Kaiſer denken möchten. Im altrömiſchen Geiſte ſtand drunter eine Inſchrift, welche zum Theil nach dem Muſter antiker Münzlegenden verfaßt war:

„Friedericus. D. G. Romanorum Imperator.
Augustus. Pius. Felix. Pater
Patriae. Pontifex Maximus!“

Folgende Verſe an die Römer begleiteten dies Geſchenk:

Ave decus orbis ave! Victus tibi destinor, ave!
Currus ab Augusto Friderico Caesare justo
Vae Mediolanum! jam sentis spernere vanum
Imperii vires, proprias tibi tollere vires.

Ergo triumphorum urbs potes memor esse priorum,
Quos tibi militabant reges qui bella gerebant.

Und manch ein Bürger Roms ſchritt, Mailands Carroccio zu ſehen, die Stufen des Capitols hinan und las die Schlußworte: Pontifex maximus, und wiegte ſinnend das Haupt, denn Pontifex maximus hieß nach altrömiſchem Hofſtyl der Kaiſer und Pontifex maximus war — nach neu-römiſchem — kein anderer als der Papſt. „Kaiſer und Papſt in einer Perſon?"

Auch Gregor las die Inſchrift und den Commentar dazu in den Geſichtern der Römer, welche Friedrich vor nicht gar lange ihm unterworfen hatte. Er verſtand den Sinn, die Herausforderung des Kaiſers, doch bezwang er, der kluge Greis, des Herzens Unmuth, den Umſtänden ſich fügend. Der Schrecken des Sieges bei Cortenuova flog durch alle Länder, welche dem Kaiſer unterthan waren. Überall wuchs Friedrich's

Macht, ohne daß irgend jemand ſah, ob er ſein Glück benutze.

Doch er that's. Kaum, daß die Nachricht ſeines Sieges über die Lombarden nach Deutſchland gelangt, war er ſelbſt ſchon dort, um friſche Truppen nach Italien zu führen, durch welche er die völlige Bezwingung der Feinde erwirke. Kaum war in Neapel bekannt geworden, daß er nach Deutſchland gereiſt, ſo wandelte er auch ſchon in Apulien, um auch da die Tapferſten zu gewinnen. Und wohin er kam, brachte er die Nachricht mit, daß Iſabella einen neuen Sprößling ihm geboren, daß der Stamm der Hohenſtauffen, deſſen Glück Gott ſelbſt verbürgte, nie ausſterben werde. Der Kaiſer begriff ſein Glück; er mußte es benutzen; denn, wird es vernachläſſigt, ſo rächt es ſich an denen gern, die es begünſtigte. Er erkannte, daß er die Lombarden zwar einmal beſiegt, ihren Trotz, ja die Rebellion gegen die höchſte irdiſche Macht: das Kaiſerthum, nur erſt erſchüttert, noch nicht vernichtet hatte. Nicht eher wollte er raſten, als bis er der Majeſtät dieſe Pflicht erfüllt. Von allen Seiten trieben ihn der Schrecken der eingeſchüchterten Städter und deren demüthige Unterwerfung zum Äußerſten. Mailand allein widerſtand noch. Dies Widerſtreben, dieſer einzige Eingriff in die Erfüllung aller ſeiner nächſtliegenden Pläne empörte ihn, den das Glück verwöhnt, von welchem er bis jetzt alle gerechten Wünſche erlangt hatte. — Umſonſt des Papſtes erneuerte Fürbitte, mit den Unglücklichen Mitleid zu haben. Ein Bundesgenoſſe nach dem andern fällt von Mailand ab. Faſt ganz allein und auf ſich ſelbſt beſchränkt ſteht es, ringsum von Feinden bedrängt: Deutſche und Sarazenen vermochten ſchon viel! Prangt nicht das Carroccio Mailands als Siegeszeichen auf dem Capitol? Entſetzen in Mailand! Selbſt den Verwegenſten ſinkt der Muth. Die Beſonnenſten rathen zur Unterwerfung. Dieſer Rath der Klugheit ſiegt; das ſtolze Mailand fühlt ſeine Noth und beſchließt, Geſandte an Friedrich abzuſchicken.

V.

Heinrich ging mit wichtigen Aufträgen des Kaiſers von Oberitalien nach Apulien; er brachte den gefangenen Podeſta Pietro Tiepolo dahin, wo dieſer ſo lange in ſichrem Gewahrſam bleiben ſollte, bis in der Lombardiſchen Angelegenheit eine Entſcheidung zu Stande gekommen ſein werde. Zugleich hatte Heinrich das traurige Amt: den ungetreuen Sohn des Kaiſers, deſſen Starrſinn noch ungebeugt war, und von deſſen verderblichem Einverſtändniſſe mit den Lombarden dem Vater die unwiderlegbaren Ankläger, des Sohnes eigene Briefe, ſprachen, aus der milden Gefangenſchaft, die ihm bisher zu Campofelice vergönnt geweſen, auf ein ödes Schloß in Calabrien zu ſchaffen, wo ihm aller Verkehr mit der Welt unmöglich ſein mußte.

Heinrich berührte auf ſeiner Reiſe nach des Kaiſers ausdrücklichem Befehle Rom nicht. Die Bürger der ewigen Stadt, deren Eitelkeit durch das Geſchenk des Carroccios geſchmeichelt war, ſollten am Anblick eines Unglücklichen (Tiepolo) nicht ihre müßige Neugierde befriedigen. Heinrich, welcher gewiß im Sinne des Kaiſers den gefangenen Tapfern mit großer Schonung behandelte, wählte deßhalb den Weg über Rieti, wo ſich, — jener wußte dies nicht, — eben der Papſt wieder aufhielt. Als Heinrich und Tiepolo Rieti wieder verließen, geſellte ſich ein Bettelmönch zu ihnen und bat Heinrich um die Erlaubniß, dem gefangenen Podeſta Troſt ſprechen zu dürfen. Nicht ohne Mißtrauen beſah ſich Heinrich den Mönch und geſtattete es; da drängte ſich jener zu Tiepolo und flüſterte ihm in's Ohr: „Verzage nicht, Mailänder! Laß die Rache nur reifen!" Hierauf that er, als ob er Gebete murmle; Tiepolo's Überraſchung, den geheimen Unterhändler ſo plötzlich in einer neuen Maske hier wieder zu finden, und die Schadenfreude in Kaſ's blitzenden Augen verrieth den letzteren. „Halt! Steh'!" rief Heinrich ihm zu, als dieſer ſich unbemerkt wieder entfernen wollte, „ſteh', Unheilbringer, Dein Schickſal faßt Dich!" Der Mönch lachte laut auf, und da ihn Heinrich ſchon feſt gepackt zu haben wähnte, entſprang er mit der Behendigkeit eines Tigers in langgeſtreckten Sätzen. Heinrich ließ ihn nicht aus dem Auge, übergab ſeinen Gefangenen ſchnell der Obhut der Söldner, welche er anführte und folgte dem Flüchtigen, der, ſein Gewand ſchürzend, in dem Augenblicke, da jener ihn wieder zu erhaſchen glaubte, in das Haus des Kardinals Sinibald ſich rettete. Heinrich wich nicht von der Schwelle, pochte an die Pforte und forderte laut die Auslieferung des Verräthers. Da trat der Kardinal heraus und gebot ihm ſtreng, ſich zu entfernen. „Der fromme Bruder, den Du verfolgſt, ſteht im Schutze der Kirche, und ihr Bann trifft Dich, wenn Du die Freiſtätte entheiligſt.“ Mißmuthig kehrte Heinrich, da er ſich überzeugte, daß Gewalt hier nichts fruchte, zurück und ſetzte ſeine Reiſe mit dem Gefangenen Tiepolo fort. — — —

Nachdem Kaf zu Athem gekommen, heftete er die liſtigen Blicke lange feſt auf den Kardinal, und hob endlich an: „Ich verdanke Euch die Rettung meines Lebens; ich werde Euch ein Gegengeſchenk machen, das Euch nicht minder wichtig ſein kann, als mir mein Leben.“ —

„Ich wüßte nicht, was einem Menſchen wichtiger ſein könnte, als — das Leben!“ bemerkte der Kardinal ſpöttiſch.

„Die Rache!“ rief Kaf lebhaft; doch raſch war er wieder im alten ruhigen Ton. Zuerſt laſſet uns aufrichtig ſein, Kardinal; wir müſſen klar ſehen, was es eigentlich iſt, das uns zuſammenhält und nach einem Ziele hintreibt."

„Erwünſcht; denn bis jetzt weiß ich, obwohl ich Deiner Thätigkeit ſeit geraumer Zeit Manches verdanke, nicht viel mehr, als daß Du ein Menſch biſt. Weßhalb kamſt Du an mich?"

„Weil Ihr ein Prieſter ſeid und alſo den Kaiſer haſſet! Ich weiß, daß er Euch jüngſt abwies, da Ihr als Geſandter kamet; vergaßet Ihr dieſen Schimpf? Weil dieſer fallen muß, und ſtünde ſein Thron hoch in den Wolken gebaut! Weil die Lombarden vom Glücke verlaſſen ſind und die Kirche jetzt den Kampf aufnehmen muß, den ſie allein ſiegreich durchführen kann. Hier habt Ihr die Gründe bunt durcheinander. Ich bitte um Eure Hand, edler und ehrwürdiger Herr!" — — Der Kardinal gab ſie dem Manne, deſſen Streben auch das ſeinige war. „Der Kardinal und Vicekanzler der römiſchen Kirche, Sinibald Fiescho Graf von Lavagna,“ fuhr Kaf fort, „und ein Sohn der Wüſte, ein Heide, ein Sclav', ein Eunuch!“ Er hielt inne und forſchte in des Kardinals Zügen; doch dieſer verrieth bei der Entdeckung keine Spur von Bewegung oder Verachtung; er ſchlug ihn als Mittel zum Zweck hoch genug an und hatte aus den wenigen Worten Kaf's Seelenfrage erkannt; geſchmeidig fügte er ſich, um ſicher zu erreichen, wozu ihm das Glück den Anlaß in die Hand drückte.

„Nun, Graf von Lavagna,“ begann Kaf, völlig zufriedengeſtellt aufs neue; „ich bringe Euch eine — Nichte. Eure edle Schweſter Madonna Maddalena....“ der Kardinal wurde bleich, „ſtarb in meinen Armen! — Sie hinterließ mir ein Kleinod, welches ich wie mein Augenlicht bewahrte. Ihr erinnert Euch jener vergangenen Zeiten?“

Der Kardinal winkte ihm, fortzufahren.

„Wenn Ihr Euch deren entſinnt, ſo habt Ihr den Schlüſſel zu meinem Reichthum, von welchem ich bisher der Kirche und den Lombarden mittheilte; — doch, ich *verwaltete* ihn bis jetzt nur, ſeine *Eigenthümerin* iſt — Manadora, die Fürſtin von Campofelice, und eben dieſe iſt jenes Kind Maddalena's und Eure Nichte, Graf von Lavagna!“

Der Kardinal drückte dem Eunuchen den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß er leiſe ſprechen ſolle. Dieſer erwiederte: „Ich wußte wohl, deßhalb auch band ich Euch, bevor ich Euch das Geheimniß eröffnete, mit *keinem* Eurer Eide zur Geheimhaltung. Sie liegt in Eurem Intereſſe mehr als in meinem. Wir werden Freunde ſein und bleiben, denn — wir bedürfen unſer wechſelſeits, Ihr meiner, weil ich allein die Schleußen kenne, aus welchen ſtets friſch jene goldne Fluth ſtrömt, die alle Unterſchiede zwiſchen gut und böſe auswäſcht; — ich Euer, weil mich der Kaiſer entehrte und weil ich nicht eher ſterben werde, als bis ich Rache erlangte, die mir genügt; — nicht Gregor, er iſt alterſchwach und voll Bedenklichkeiten, Ihr könnt's, — o wäret Ihr Papſt!“

Gewaltſam bezwang der ehrgeizige aber eben ſo ſchlaue Kardinal ſeine innere Regung, da der Eunuch ſo rückſichtlos mit einem Male den jahrelang ſtill gehegten und ſorgfältig verborgenen Wunſch ihm nannte. Kaf fuhr fort: „Gold vermag viel; es tödtet und macht lebendig, — nach Umſtänden.“

„Des Kaiſers Glück wächſt von Stunde zu Stunde!“ wandte der Kardinal finſtren Blickes ein, das Geſpräch von jenem Punkte ablenkend.

„Und doch muß er fallen! Er wird's, wenn Ihr, wie bisher, als herrſchende Seele den Armen der Kirche Richtung gebt. — — Die Summen, welche Ihr von mir empfingt und durch mich als Unterſtützung der Kirche den Lombarden ſchicktet — — —"

„Still davon!" gebot der Kardinal, ungern an ſein Zerwürfniß mit dem Papſte erinnert, welches durch jene eigenmächtige Handlung herbeigeführt wurde, die den Papſt vor dem Kaiſer compromittirte, und welche der letztere nicht öffentlich auf den wahren Urheber, den Kardinal, zurückwälzen konnte, ohne in dieſem zugleich das Anſehen der Kirche ſelbſt zu profaniren.

„Gut! ſprechen wir von der Fürſtin, Eurer Nichte, welche, — das bemerk' ich Euch, — von ihrer Verwandtſchaft nichts ahnet. Unermeßlich reich, unabhängig, iſt ſie doch elend, und jammert mich tief. Sie liebte den Kaiſer, der ſie täuſchte; ſie wähnt jetzt ihn zu haſſen, und liebt ihn doch noch immer, und zürnt ſich ſelbſt, wenn ein ſolcher Gedanke in ihr emporſteigt. Sie geht völlig unter in dieſem ſchmälichen Kampfe, in welchem ihr edler ſtolzer Charakter ſich ſchon aufrieb und kaum der Schatten von ehemals mehr iſt, ſie geht unter, wenn — wir ſie nicht emporheben, über die Gränze hinaus tragen, wo ſie umkehren kann. Zur Wiedergewinnung ihrer Freiheit, ihres Willens, müſſen wir ſie gewaltſam fortreißen; — wer vermöcht' es ſonſt! Thun wir in ihrem Namen das Äußerſte, und laſſen wir ſie dann erſt wiſſen, was ſie vollbracht, wenn's zu ſpät iſt. Dies, o dies, iſt der einzige, der letzte Weg, ihre Größe zu retten, er läuft haarſcharf neben dem Abgrunde hin. Handelt jetzt! Mich laßt gewähren wie bisher, bald hier, bald dort ſein, in hunderterlei Geſtalten dem Tode trotzen, (das Ärgſte: die Schmach erlebt' ich ja) vollſtrecken, was Ihr beſchließt, jagen, überliſten, morden, beſtechen, kurz: was Ihr wollt. Ihr wiſſet jetzt alles. Entlaßt mich." — —

Vor des Kardinals Blicken ging das Leben in üppigſter Herrlichkeit auf. Nichts ſchien ihm jetzt mehr unmöglich. Die dreifache Krone — ſein Ziel, wenn der Eunuch die Schleußen öffnet, ſo ſchwemmt die ſchwellende Fluth die Tiare herab, auf ſein Haupt. Alle Pulſe zucken ihm wollüſtig in dieſer Wahrſcheinlichkeit des Herrſchens. Nicht herrſchen, um den geiſtigen Intereſſen der Kirche zu dienen, wie Gregor; — nein, die Kirche hat ja das Höchſte, die Anerkennung ihres Selbſtzwecks, bereits erreicht, — herrſchen, um ſich genüge zu leben, will er! Sein gelenker, geſchmeidiger Geiſt entwirft Plan an Plan. Seine Perſönlichkeit ſoll ihm alle Herzen gewinnen; das Anſehen der Uneigennützigkeit wird durch ſchrankenloſe Wohlthätigkeit und Freigebigkeit befeſtigt. Er befleißigt ſich des tadelloſeſten Wandels. Sein Eifer für die Kirche iſt ohnehin längſt bekannt, das gute Vernehmen mit Gregor muß hergeſtellt ſein; was liegt an der Selbſtdemüthigung durch einen, den erſten Schritt? Er eilt zu Gregor und bereut vor dieſem ſeine Eigenmächtigkeit, entſchuldigt ſie auf's überzeugendſte durch ſeinen Eifer für die Kirche, und hat leichtes Spiel, da Gregor gegen das wachſende Glück des Kaiſers nicht gleichgültig ſein kann. Wenn dieſem gelingt, was noch keinem Kaiſer gelungen: ſich Oberitalien völlig zu unterwerfen, — und der Zeitpunkt dazu ſcheint nicht mehr fern, — dann wird Rom nur eine Provinz ſeines ungeheuren Reiches und der Papſt von ihm abhängig ſein, wie drüben im Morgenlande der Patriarch Konſtantinopels von der weltlichen Gewalt. Alle Hebel müſſen jetzt eingeſetzt und angewandt werden, um das Ungeheure zu hindern. In keiner Stunde der Nacht läßt den neunzigjährigen Gregor dieſe Sorge ruhen, wofür er ſein langes Leben verwerthet, die Weltherrſchaft der Kirche, das ſoll er jetzt am Rande des Grabes untergehen ſehen? Entfernung des Kaiſers nach dem Orient iſt das einzige Mittel, um deſſen Kräfte zu zerſplittern, die der Lombarden wieder zu Wachsthum zu bringen; ein Kreuzzug! Die Friſt des Friedens mit dem Sultan iſt ja abgelaufen. Weigert ſich der Kaiſer einen neuen Kreuzzug zu beginnen, — dann ſchmettre der Bann, zünde das Interdikt; und der Kaiſer wird ſich — das iſt kein Zweifel — weigern, bevor er die Lombarden völlig unterworfen.

„Und wenn das Interdikt nicht zündet?“ wendet der weltkluge Kardinal ein; „wenn Friedrich in ſeinem Glücke ſo ſicher iſt, daß er das Interdikt verlachen kann, wenn die Gemüther der Menſchen durch ſein Glück, durch ſeine Größe verführt, an ſeine göttliche Beſtimmung glauben, — was dann?“

„Wird er es wagen?“ ſprach der Papſt.

„Ich glaube: er wird's!“ erwiederte der Kardinal mit voller Überzeugung; „doch es gibt außer Bann und Interdikt noch zwei Waffen, denen er nicht widerſtehen kann; das eine wirkt unmerklich leiſe in den Gemüthern hin, indem es die Blicke der Chriſtenheit von jenem ab und auf ſich zieht, — — ein Concil! Es allein zerſtreuet jeden Zweifel an der Untrüglichkeit der Kirche, und es läſtern heißt: den heiligen Geiſt ſelber läugnen, der ſich in allen offenbart. — Das andre, das letzte Mittel zerſchmettert ihn. — — —"

Ruhig hörte Gregor und ſprach: „Wie heißt es?"

„Laſſen wir es uns nicht aus dem Herzen, ja ſelbſt von den Lippen nicht eher ſchlüpfen, als bis er ſelbſt uns zwingt, darnach zu greifen. Überraſchen muß dies Mittel ihn und die Welt, ſonſt verdirbt es uns ſelbſt," erwiederte der Kardinal.

VI.

Am Pfingſtfeſte*) feierte Ezzelin in Verona ſeine Hochzeit mit Selvaggia, welche mit einem zahlreichen Gefolge edler Jünglinge und Jungfrauen von Cerea angekommen. An der Pforte der Kirche San Zeno gab der Kaiſer ſein geliebtes Kind dem gewaltigen Freier, der, gerüſtet, als ging' er in die Schlacht, umgeben von ſeinen am ganzen Leibe gepanzerten Trabanten, ſie an der heiligen Stätte erwartet hatte. Dem Kaiſer war zu Muth, als führe er ſie, deren

---

*) 1238.

Seelenreinheit und zarte Schönheit ſein Leben erheiterte, zur Opferung, als müſſe ſie in dem Augenblicke, da Ezzelin's Hand ſie anfaſſe, den Keim des Todes empfangen. „Nimm ſie hin, Ezzelin!“ ſprach er zu dieſem, „und bewahre ſie wie eine heilige Lilie, deren Blüthe Dir eine Bürgſchaft iſt, daß Gottes Barmherzigkeit Dir offen blieb! — Und Du, Selvaggia, wie ein Engel des Himmels ſteh' ihm ſtets zur Seite! O möge Dein Anblick in ſeinem Herzen ſtets die Gnade erwecken und Dein ſchwacher Arm den ſeinigen, wenn er ſchon zur blutigen Rache erhoben iſt, aufhalten! So geb' ich Dich, geliebtes Kind, Deinem Gatten; — ſo, Kampfesheld, nimm ſie hin! Mild und menſchlich mache Dich ihre Liebe und Treue!“

„Nicht das irdiſche Weib lieb' ich in Dir,“ ſprach Ezzelin, — „ich bete Dich als Königin der Himmel an. Sieh! Kaiſer, mit Myrthen umwand ich heute mein Schwert.“

„Laß ſie uns tauſchen!“ erwiederte der Kaiſer, indem er ihm das ſeinige, reich mit Gold und Edelſteinen verzierte, bot.

„Nicht für ein Königreich!“ rief Ezzelin ſcherzend; ei, ich verlöre beim Tauſch. Es war mir bis heute treu, wie Du, Geliebte, es mir ſein wirſt. Kein beſſeres als dies ſchmuckloſe kannſt Du mir bieten.“ Er löſte die Myrthen vom Griff und zog es aus der Scheide. Da blinkten zugleich ſechshundert Klingen, die ſeiner Begleiter. Langſam ſenkte er es wieder in die Scheide, ſteckte die Myrthen an Selvaggia's Buſen und geleitete ſie in die Kirche. — —

Sieben Tage währten die Feſtlichkeiten, welche der Kaiſer und Ezzelin theils auf dem Marsfelde, theils im Palaſte des Grafen Sanbonifacio da Panigo, wo Ezzelin mit ſeiner jungen Gattin wohnte, begehen ließen. Da mochte wohl niemand wähnen, der gefürchtete Lombardentödter ſei's, der hier hauſe. Tag und Nacht ſtanden für alles Volk von nah und fern die Tafeln gedeckt. Wettrennen und Wettreiten, Kampfſpiele und Ringen wurden gehalten, ernſte und ergötzliche Faſtnachtsaufzüge und Poſſenreißer unterhielten die Gäſte und das Volk. Hölzerne Burgen ſtanden aufgerichtet, wurden von Frauen vertheidigt und von Männern mit Auguſtalen, Dukaten, Florentinen, mit köſtlich duftenden Eſſenzen, mit auserleſenem Backwerk beſtürmt. Bei Nacht brannten viele Tauſende hoher ſchön bemalter Wachsfackeln, und zu allen Stunden ſcholl Muſik auf allen Plätzen, auf den Wällen, vor der Stadt.

Der Kaiſer ſaß fröhlich an der Tafel Ezzelin's und kredenzte ſeiner Tochter den mit einem Blüthenkranz umwundenen Pokal. „Sei Dein ganzes Leben heiter wie dieſer Tag des Wonnemonds, ein holdes Pfingſtfeſt! Hauche Dein Geiſt, Selvaggia, wie Athem des Friedens über Ezzelin's heiße Stirne!"

„Ei, Flammenzungen waren es damals, am Pfingſtfeſte!“ rief Ezzelin fröhlich dem Kaiſer zu; dann zu Selvaggia: „Du biſt wie eine Taube, drum bringe mir den Ölzweig, Milde! Den Lorbeer pflück' ich ſchon ſelbſt! — “

Petrus von Vinea meldete Geſandte des Papſtes. „Bald können ſie als Wegweiſer ihr Brod verdienen,“ bemerkte Ezzelin, — „ſo oft reiſen ſie hin und wieder.“

Drauf der Kaiſer anmuthig drohend: „Nimm Dich in Acht, Ezzelin! Sie tragen auch den Bann! Öffne dieſe Zauberbüchſe nicht!“

Die Geſandten des Papſtes kamen und wurden auf's freundlichſte bewirthet. Erſt als die Pflicht der Gaſtfreundſchaft erfüllt war, fragte der Kaiſer nach ihren Aufträgen. Der Kardinal Sinibald entledigte ſich derſelben mit großer Gewandtheit, wünſchte dem Kaiſer im Namen des Papſtes Glück, dankte im Namen Roms für das Geſchenk des Carroccio's, ſprach flüchtig von den raſchen Siegen, durch welche die Ruhe wohl dauernd hergeſtellt, die Ordnung und das Anſehn des Kaiſers befeſtigt, und jede weitere Verfolgung der Lombarden überflüſſig ſei, pries deſſen Milde und ging dann über auf die dringende Nothwendigkeit eines Kreutzzuges, wozu er den Kaiſer als den erſten Ritter der Chriſtenheit, deſſen Glück das alte Vertrauen aller Völker auf ſeine Anführung befeſtigt habe, aufforderte.

Mit gleicher Gewandtheit wie der Kardinal lehnte der Kaiſer, die leitenden Ideen des Papſtes ahnend, dieſe Aufforderung eben ſo höflich als beſtimmt ab, indem er zu verſtehen gab, die Ordnung in ſeinen Erblanden, (und zu dieſen rechne er auch das natürliche Erbe jedes römiſchen Kaiſers: die Lombardei) ſei noch lange nicht ſo dauernd befeſtiget, daß ſeine Herrſcherpflicht erlaube, auswärtige Zwiſte zu ſchlichten. Ezzelin nahm muthwillig und derb dieſe letzte Wendung auf. „Der heilige Vater kann einen Groll auf meinen armen Schwager Vatazes nicht verwinden, den er als einen großen Ketzer verdammte! Es thut mir leid für ſeine Heiligkeit und für Se. Unheiligkeit zugleich. Mein Schwager, denkt Euch! — hält Konſtantinopel für groß genug, daß es nicht eine Vorſtadt Roms zu werden braucht! Gewiß, das iſt eine gefährliche Irrlehre. — — —“

Der Kardinal fühlte den Stachel, doch machte er freundliche Miene zum böſen Spiel und überließ ſich den heitern Freuden der Geſelligkeit, als Thaddäus von Sueſſa, die heitere Stimmung des Kaiſers gewahrend und die Anweſenheit des Kardinals benutzend, ſeinem Herzen genügte, indem er ein Fürwort für die Mailändiſchen Geſandten einlegte, welche bereits ſeit drei Tagen vergebens harrten, bei dem Kaiſer vorgelaſſen zu werden.

„Du biſt zu mitleidig gegen Unwürdige, Taddeo,“ ſprach der Kaiſer freundlich; „ich erfülle nur gerechte Wiedervergeltung, indem ich ſie warten ließ, und thäte ich's nicht, o ſie ſind ſo verſtockt, daß ſie meine Huld wohl gar für Schwäche hielten und zu ihrem eignen Verderben dieſe Huld auf eine neue Probe ſtellen würden. Doch die Ankunft meines alten Freundes, des Kardinals, ſtimmt mich ſo fröhlich, daß ich heute ſchwer jemandem etwas abſchlagen kann. Laß ſie kommen!“ Frohen Herzens führte der wackre Thaddäus von Sueſſa jetzt die Geſandten Mailands herein. — Ezzelin frohlockte, als er dieſe Gedemüthigten ſah, doch verfinſterte ſich ſeine Stirne, als er, die Reihe genauer muſternd, auf manch ein verhaßtes Antlitz traf.

„Was bietet Mailand ſeinem Herrn?“ fragte der Kaiſer mit Hoheit in Haltung, Geberden und Stimme.

„Es bittet!“ ſprach der Wortführer Mailands, die ganze Bitterkeit dieſes Wortes empfindend, doch verwand er ſie.

„Seht! Es bittet!“ wiederholte Ezzelin luſtig.

Der Wortführer fuhr, vor dem Kaiſer auf's Knie gebeugt, fort: „Gewähre Vergeſſenheit des Vergangenen, o Kaiſer! Noch weniger, und doch ſo viel mehr als der Feinde Leben gewähre: Laß Mailand ſein! Unglück, o Kaiſer, entehret nicht; drum bitten wir ſtolz: Laß Mailand ſein! O Herr wir bieten Dir das höchſte, das furchtbarſte Opfer bringen wir Dir: die Freiheit — für das Vaterland! Sag' nur, es ſei noch fort und fort, und wir wollen Dich als Herrn anerkennen, Dir den Reſt unſrer Schätze bringen, unſre Männer und Jünglinge Dir zum Kreutzzuge, unſre Fahnen zu Deinen Trophäen bringen....“

Lange ſchwieg der Kaiſer. Kein Herz im ganzen weiten Saale, welches nicht mit Angſt und Grauen dem Worte von ſeinen Lippen entgegenharrte. Endlich rauſchte es im Zorne alſo dahin:

„Iſt dies die Sprache, welche dem Knecht gegen den Herrn, dem Beſiegten gegen den

Sieger ziemt? Dankt es der Freude, die heute mein Herz bewegt, daß ich Euch zu Ende hörte, das ich antworte."

Überraſcht, verblüfft erwiederte der Geſandte Mailands: „O Herr, welche andere Bedingungen konntet Ihr noch erwarten?"

„Bedingungen?" ſprach der Kaiſer mit dem erhaben furchtbaren Ernſt der Majeſtät ſie niederſchmetternd. „Bedingungen! Das iſt's! Du wagſt es, Mailand, ſelbſt beſiegt, Deinem beleidigten Herrſcher noch Bedingungen zu bieten? Nicht wie ein Krämer zu ſeines Gleichen, ziemte es Dir, zu mir zu reden. Nichts hörte, noch weiß der Kaiſer von Bedingungen, von Zugeſtändniſſen. Er hat nur Gnade oder Gericht. Er hat Gnade nur dann, wenn Du Dich ihr, gegen die Du ſo oft gefrevelt, o Mailand, unbedingt übergibſt, und nicht vorher fragſt. Verlangt das Beil ſtatt des verfallenen Hauptes nur die zum Meineid gehobene Hand?"

Mailands Geſandter bebte, aber nicht aus Furcht. Daſſelbe Gefühl, das ihn leben machte, krampfte ihm die Zähne aneinander. Des Kaiſers furchtbare Ruhe machte Jeden in der Nähe erſtarren. Nur Ezzelin weidete ſich an des Kaiſers Gericht. Selvaggia wagte es zuerſt, die Augen bittend zu dem Richter zu erheben; dann ſprach, durch ihr Beiſpiel ermuthigt, der Kardinal: „O, endet den allzugrauſamen Scherz! — “ Der Kaiſer erwiederte nichts darauf, ſo wenig wie Mailands Wortführer, der erſte ſtarr, der zweite bleich wie ein Marmorbild. Ezzelin aber lachte über die vergebliche Fürbitte des römiſchen Prälaten. Selvaggia vermochte kaum zu athmen, ſo hatte ſie den gütigen, milden Vater nie geſehen. „O käme ein Engel vom Himmel,“ betete ſie in ſtiller Bruſt, „und rührte ſein Herz zum Erbarmen!“

Da öffnete ſich die Thüre, und eine Frau von wunderbarer wie verklärter Schönheit trat herein, einfach gekleidet wie eine Himmelsbraut, die am Altare ihre Locken geopfert. Sie führte einen zweijährigen Knaben an der Hand, an Liebreiz ihr Ebenbild, hob ihn empor, brachte ihn dem Kaiſer und ſprach dazu: „Er kann Deinen Namen ſprechen; ich bringe ihn Dir aus meiner Klauſe. Dein Sohn Manfred iſt's! Erziehe jetzt Du ihn zum Schönen und Wahren, daß er Deine Werke einſt fortſetze.“

Dieſe edle Frau war Blanca Lancia, aus edlem hochgeehrtem Geſchlechte entſproſſen, deren Liebe der Kaiſer gewonnen, und die durch ihre Hingebung nichts von der Reinheit ihres Gemüthes eingebüßt. Demüthiger als Manadora und doch erhabener als dieſe, hatte ſie Friedrich, als ſie die erſte Kunde erhielt, daß man ihm zu einer Vermählung Vorſchläge gemacht, auf dieſe Ehre, die er ihr in reinſter Hochachtung ihrer weiblichen Würde oft und dringend angeboten, verzichtet, ſtolz auf die Achtung des Mannes, den ſie als den Größten verehrte und ſtolz auf ſich ſelbſt, daß der Preis ihrer Liebe keine Krone ſein könne. Um ihn allen Gedanken an ſie zu entfremden, hatte ſie ſich mit ihrem Kinde in eine ſtille Klauſe zurückgezogen, und dieſe jetzt nur verlaſſen, um ihm den Sohn zu bringen, der, ſobald er den Vaternamen lallen konnte, unter'm Beiſpiel des Vaters aufwachſen ſollte, um einſt ſo groß und edel zu werden wie dieſer. Friedrich vergaß bei ihrem Anblick alle Hoheit des Kaiſers und war ganz nur Menſch. Er küßte und herzte den Knaben und rief ſelig: „Du nahmſt mir ein Kind, Ezzelin, an dem mein Herz mit großer Liebe hing; ſieh: der Himmel gibt mir Erſatz! O welchen zweiten Glücklichen trägt die Erde! — Kommt, Madonna, nehmt den Ehrenplatz, denn wahrlich: er gebührt Euch. Geſegnet ſei der Tag, an welchem mir der Himmel vergönnte, Euch, die Ihr ihm mehr als der Erde gehört, wiederzuſehn!"

Petrus von Vinea, Thaddäus von Sueſſa und der Kardinal waren über dieſen glücklichen Zufall hocherfreut und ſuchten ihn zu benutzen, um die frohe Stimmung des Kaiſerherzens zur Milde gegen die Lombarden zu wenden. „Der Himmel gibt Euch dies Zeichen," ſprach der Kardinal zu ihm, während Petrus und Thaddäus die Mutter Manfred's leiſe mit dem, was eben vorgefallen war, bekannt machten; — „laſſet Gnade für Recht ergehen!" Des Kaiſers Stirne verfinſterte ſich bei dieſer Erinnerung; er blickte auf die Geſandten, und las in ihnen ſtatt der Demuth und Verzweiflung, mit welcher ſie gekommen waren, neuen Muth und Trotz. „Was ändert die Sache?" ſprach Ezzelin in ihn hinein, ungerührt durch Selvaggia's flehende Blicke. „Stellten ſich tauſend Engel zwiſchen Dich und die Meuterei, ſie machen dieſe doch nicht zur Tugend!" redete der Kaiſer. Auch Ezzelin muſterte jetzt, und zwar ſpöttiſch, die Mailändiſchen

Geſandten. „Wo iſt Eure Demuth plötzlich hingeſchwunden?“ fragte er den einen von ihnen, die ſchweigend und Böſes ſinnend daſtanden, und zu einem andern ſprach er: „Du biſt ein Sternkundiger, Avocarin, ich weiß es. Wie ſtehſt Du ſo ſtill und in Dich verſunken jetzt! Rechneſt Du die Zukunft aus? Ich wüßte Dir einen Thurm in Verona, wo Du ſicher und ungeſtört Dein und mein Schickſal in Sternen erforſchen könnteſt.“ —

Der Geſandte fuhr aus ſeinem tiefen Sinnen auf und erwiederte ernſt: „Ich ſeh' es jetzt! Willſt Du's erfahren?“

Ezzelin glaubte an die wunderbare Wiſſenſchaft; Grauen durchrieſelte ihn bei der Zuverſicht Avocarin's; doch entſchloſſen rief er: „So verkünde mir meine Zukunft!“

Avocarin verſetzte wie in Verzückung: „Die Stimme des Bluts von Zehntauſenden, welche Dich anklagt! Langes Glück der Tyrannei! Des

Himmels Gericht trifft Dich mitten in der Schlacht. Nach vierzig Jahren — ein Kerker! Jung und alt mauert ihn Dir mit Flüchen zu. Kein Licht! Keine Luft! In Raſerei ſtößeſt Du den Schädel an die Quadern!“

Ezzelin zwang ſich zum Lachen; doch haftete in ſeinem Herzen die Weiſſagung des Unheils.

Der ſanfte Thaddäus von Sueſſa nahm wieder das Wort; doch der Kaiſer gebot ihm Schweigen. Da ſchritt Blanca auf den Herrſcher zu und flehte für die Lombarden: „Gnade, Friedrich, Gnade! Wenn Du je Liebe im Herzen empfandeſt, wenn jetzt der Anblick Deines Sohnes mit Liebe Dich erfüllt, o ſo gib Gnade! Iſt Gnade denn nicht Liebe? Sind die Lombarden, wenn Du ſie Dein Erbtheil nennſt, nicht eben ſo Deine Kinder als dieſer Knabe, den ich Dir gebar? Kann denn nicht auch das beſtgeartete Kind irren, und wirſt Du es eines Irrthums halber auf immer verſtoßen? O ſieh unſern

Manfred! Wie er Dir zulächelt! Und wenn er Dich nun in kindiſcher Freude an Deinem Barte zupft, wirſt Du ihm zürnen, ihn verwerfen? Du biſt Herrſcher, das heißt: Du verwalteſt Gottes Reich! Aber dieſer König über den Königen verwirft keinen, der reumüthig zu ihm kommt. Und Du, o Friedrich, dem es wehthut, irgend ein Weſen zu kränken, wendeſt Dich ab, um ihre Reue nicht zu ſehen? O weil ich ſo recht weiß, wie ſüß Liebe iſt, kann ich mir denken: wie göttlich Gnade ſein muß!"

Doch unerſchütterlich blieb der Kaiſer. Er entgegnete ihr: „Gott ſelber, welcher der Inbegriff aller Liebe und Gnade iſt, kann die Gerechtigkeit nicht aufheben. Wird der ewige Richter an jenem furchtbaren Tage der Auferſtehung mit ſich handeln laſſen und auf Bedingungen hören, gegen welche der Sünder in's Paradies einzugehen verlangt? Nein! Himmel oder Hölle wird es heißen, je nach Reue oder nach

Beharren im Frevel! Hat er nicht alles gethan, wenn er dem Frevler das volle Vertrauen auf ſeine Gnade offen hingibt, und hat nicht der Frevel erſt dadurch jeden Anſpruch auf Gnade verſcherzt, indem er, das Höchſte nach ſich ſelbſt, dem niederſten Maßſtabe meſſend, ihr mißtraut? Der ewige Richter kann nicht anders handeln; und ich bin nur ein Menſch! Was ein Menſch kann, hab' ich gethan."

„Zu viel in Gnade that'ſt Du!" fügte Ezzelino hinzu.

„O Friedrich!" rief Blanca, welche die funkelnden Blicke der Mailänder bemerkt hatte, und ſich dem Kaiſer zu Füßen warf, „Höre mich, Du, den ich für den Edelſten aller Menſchen halte, höre, bevor ich meine einſame Klauſe, um für Dich zu beten, wieder betrete! Fordre, da Du im Glücke biſt, Gottes Barmherzigkeit nicht heraus. Todesangſt faßt mich um Dein Geſchick! Lege Deinen Stolz als edelſtes Opfer auf den

Altar Deines Gottes, damit Du nicht ſelbſt als Opfer fallen mögeſt! Du willſt das Gute! Du willſt den Frieden der Mitwelt! Willſt eine ſchönre heitre Zukunft für unſre Enkel bauen! Was kannſt Du einem Volke Heiligeres geben, als die Freiheit? Das Glück verblendet Dich! Die Freiheit wird ſich an Dir rächen!"

„Blanca!" rief Friedrich, ſie an ſein Herz ziehend, hingeriſſen von ihrer Schönheit und ihrem Seelenadel. Bald ermannte er ſich wieder. „Ja ſo ſpricht ein Engel, der die Verbrechen der Sterblichen nicht kennt, und jeden von ihnen deßhalb rechtfertigt, weil er urſprünglich nach Gottes Ebenbilde erſchaffen iſt. — — Freiheit! Freiheit! Ja, ich will ſie geben — den Enkeln, damit ſie auf Erden bleibe! Drum geb' ich jetzt das Geſetz; drum wach' ich für die Heiligkeit der Majeſtät, Freiheit! Weißt Du wovon? Soll ich's ausſprechen? Schon kann ich's. Befreiung von der Hierarchie! Geh' hin, Kardinal, und ſag' es dem Papſte. — Mich verblende das Glück? Fall' ich, ſo ſei's, wenn mein Untergang die Freiheit kommender Geſchlechter beſiegelt; und daß dieſe lernen: frei zu ſein, und daß ſie's können, laß ich bis zum Tode nicht ab, die Hydra der Zügelloſigkeit zu bekämpfen. Nein! Das Glück verblendet mich nicht; doch verblendet wär' ich und ein Schwächling dazu, wollt' ich jetzt, da ich, wenn auch nahe am Vollenden, doch noch nicht vollendet habe, zurücktreten! Gott ſelbſt, der die Gerechtigkeit iſt, wie die Liebe, zeigte mir's in Wettern, daß der Menſch alles kann, wenn er nur das Rechte will! Lange Jahre meiner Jugend, ja ſelbſt meines Mannesalters hindurch, gab ich den Umſtänden nach. Nicht die Umſtände machen den Menſchen; der Charakter macht die Umſtände; die Idee beſiegt alles Zufällige, ſelbſt, wenn ſie — ob auch nur für Augenblicke — unterliegt. Von nun an kein Nachgeben mehr, wo ich erkenne, was Noth thut, um zu verwirklichen, wozu ich beſtimmt bin: — den Staat aufzuſtellen als die neue Erſcheinung Gottes in der Menſchheit. Ich habe meinen Sohn dafür geopfert. Gott wird mich nicht untergehn laſſen!“

Des Kaiſers Begeiſterung und die reinſte Liebe riſſen in dieſem Augenblicke den Schleier von Blanca’s geiſtigen Augen. Sie ſah in die Zukunft und ſchrie jammernd: „Du wirſt untergehn! Du haſt Dein Schickſal herausgefordert!“

„Zuerſt fiel Mailand, — dann Friedrich der Rothbart bei Legnano,“ murmelte der Kardinal Sinibald halb laut.

Der Kaiſer hörte es und ſprach: „Aber Friedrich iſt in mir wieder lebendig geworden. Auch ich hoffe, in Enkeln fortzuleben. — Nichts vom Kreutzzug! Nichts von Handel mit Rebellen! Erkennt den Kaiſer an oder wärmt Euch im

Todesfroſt an Mailands Aſche! — — Und falle ich,“ ſprach er ſanft, zu Blanca gewandt, „ſo erziehe mir Manfred, und lehre ihn, — nicht um mich weinen, ſondern das Höchſte im Auge halten, leben und ſterben, wie ſein Vater es that!“

Blanca Lancia reichte dem Kaiſer, da ſie deſſen unabänderlichen Entſchluß ſah, wehmüthig die Hand: „Noch einmal höre! Mir ſagt’s der Geiſt: Heute ſtand Dein Glück im Zenith.“ Ezzelino ſchauerte zuſammen, er erinnerte ſich der Prophezeiung, daß ſein Glück an das Friedrich’s gebunden ſei. — „Heute wendet ſich’s,“ fuhr Blanca fort; „nie wirſt Du Mailand überwinden. Erziehe Dein Kind! Vor Deinem Tode ſiehſt Du mich nicht wieder!“

„Blanca!“

„Ich werde für Dich beten. Gott wird Dir ſeine Engel ſenden! Vergiß mich nicht!“

Sie ging, die Augen in Thränen; Manfred blieb auf des Kaiſers Schooß.

Friedrich verbarg ſeine tiefe Bewegung, wendete ſich raſch gegen die Lombarden und ſprach: „Alle Eure Bundesgenoſſen unterwarfen ſich mir. So wie Ihr auf Gott vertraut, durftet Ihr mir vertrauen. Weßhalb verwarft Ihr meine Gnade?“

„Du kannſt uns das Vaterland nehmen,“ erwiederte der Wortführer, — „Du wollteſt es ja! — Als freie Männer zu ſterben, kannſt Du uns nicht wehren!“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich, Avocarin und die andern folgten ihm. Der Kardinal war freundlich wie zuvor und brachte dem Kaiſer einen Becher. „Auf den Beſtand Deines Glückes, o mächtiger Kaiſer!“ Dann wandte er ſich zu Petrus von Vinea und unterhielt ſich mit dieſem über Geſetzkunde und Dichtkunſt, wobei er ſolche Kenntniſſe entwickelte, daß Petrus, in welchem die niedre Herkunft ſich oft dadurch noch verrieth, daß er ſich durch vertrauliche Unterhaltung hochſtehender Männer mit ihm geſchmeichelt fühlte, von der perſönlichen Liebenswürdigkeit des gewandten Kardinales ganz eingenommen wurde. Ezzelin beobachtete die Zwieſprach nicht ohne Argwohn.

Friedrich aber dachte an Blanca Lancia und ihre Prophezeiung. Er trat an's Fenſter, ſah, wie ſie ſich in ihre Schleier hüllte, ihren Zelter beſtieg und von dannen ritt, als nehme ſie ſein Glück mit fort. Das Herz war ihm ſchwer und beklommen; die Vollkraft ſeines Willens aber weckte auch bald wieder den freudigen Muth. „So einſam und traurig ſtehſt Du, mein Enzio!" ſprach er zu dieſem. Komm, Tapfrer! An dieſem Freudentage ſollſt Du nicht leer ausgehen!"

Der Kardinal wurde aufmerkſam; Petrus von Vinea, den er bezaubert hatte, eröffnete ihm leiſe des Kaiſers Vorhaben. Der Kardinal erſchrak, doch behauptete er mit größter Gewandtheit ſeine Maske der Freundſchaft.

„Wie die Dichtkunſt mit allen ihren Zaubern, ſo verherrlicht den Tapfern die Liebe der Frauen," fuhr der Kaiſer zu Enzio fort. „Bei Cortenuova, Enzio, gewannſt Du eine Krone und ein — Herz!"

„Was ſagſt Du, mein Vater?" erwiederte der Jüngling, jungfräulich erröthend.

Der Kaiſer übergab ihm einen Brief, den Enzio ſchüchtern öffnete und las. Während deſſen verkündigte der Kaiſer den aufmerkſam horchenden Gäſten: „Mein Ahnherr Barbaroſſa ernannte den erſten König der Sarden. Ob Genua und Piſa um die Herrſchaft Sardiniens ſich ſtreiten; der römiſche Kaiſer und kein anderer iſt der Sardenkönige Lehenshaupt. Wünſchet, geehrte Freunde und Gäſte, meinem Enzio Glück; die ſchöne Adelaſia, Ubaldo Visconti's Witwe, Erbin von Torre und Gallura in Sardinien, reicht ihm die Hand zum ehelichen Bunde, und ſo begrüß' ich, als höchſtes Lehenshaupt, ihn als König von Sardinien!"

Enzio hatte das Schreiben zu Ende geleſen und ſtand wie ein Träumer. Jetzt eilte er zu Selvaggia, die ihm engelmild aus reiner Seele zugelächelt, und legte ſeine glühende Stirn auf den weißen Nacken der Schweſter. „Ruft die Mailänder zurück!" ſprach Ezzelin! „Warum verſparteſt Du dieß, o Kaiſer, bis ſie fort waren? Sie hätten die Lehre mit auf den Weg genommen, daß wo der Kaiſer als Brautwerber kommt, jeder Prieſter mit ſeinem Guelfen abziehen muß."— Seine Blicke ſchweiften liſtig im Kreiſe und hafteten ſchadenfroh auf dem Kardinal. — „Iſt kein Neider hier? Ich wünſcht' es! Wären doch alle Deine Neider da, Kaiſer, daß ſie Dein Glück über ihre Scheitel hinaufwachſen ſähen! Sie können es mit den Fingerſpitzen nicht mehr erreichen, und ihre ohnmächtige Wuth bringt ſie um!"

„Zweig an Zweig, Krone an Krone! Nicht

an die Zweige, — an den Stamm leg' ich die Axt!“ beſchloß der Kardinal, während er ſich ehrfurchtsvoll dem jungen Könige näherte und ihm Glück wünſchte.

„Ihr müßt wiſſen, edle Freunde!“ ſprach Ezzelino zu der Verſammlung: „Se. Heiligkeit haben der Erbin Sardiniens einen wackren Guelfen, einen Porcaria, empfohlen, — ich weiß nicht, ob als Beichtvater oder als Vormund oder als Wächter, ich glaube: als Bräutigam!“

VII.

Heinrich hatte den Podeſta Mailands, Pietro Tiepolo, nach deſſen Beſtimmungsorte gebracht und befand ſich bald darauf im Schloſſe Camposelice, um die zweite Hälfte ſeines Auftrages zu erfüllen.

„Königin!" begann er, noch unentſchieden, auf welche zarteſte Weiſe er der unglücklichen Frau das Unabänderliche mittheilen ſolle, er wagte es kaum, die Blicke zu ihr aufzuſchlagen....

„Heinrich!"

Dieſe Stimme klang bekannt. Unwillkührlich richtete ſich ſein Auge empor. Er ſah in ein

Antlitz, in deſſen tiefen Furchen, in deſſen Todesbläſſe, in deſſen glanzloſen Augenſternen das Wort: Verzweiflung geſchrieben ſtand.

„Ich bin's!“ ſprach dieſe Frau, hohnlächelnd über ſich ſelbſt; „ich, um deren Liebe Du einſt Dir den Tod gewünſcht. Die junge, ſchöne, üppige, ſtolze Gebieterin eines Kaiſerherzens, die Fürſtin des Orients, die von Jeruſalems Zinnen nach den Kronen des Abendlandes hinüberſah! — nicht wahr: ich bin's?!“

„Manadora!“

„Du hielteſt mich für die Gattin des gefangenen Königes, da Du mein Antlitz ſahſt; denn nur Gefangenſchaft, meinſt Du, kann Elend ſein, und nur Entbehrung deſſen, was ihr Glücksgüter nennt, mache vor der Zeit alt?“

„O ſprecht, bei allen Heiligen beſchwör' ich Euch, Madonna, was konnte Euch widerfahren, wodurch Euer Gemüth ſo ſchwer erkrankte?“

„Ja, eine Krankheit iſt's!“ erwiederte Manadora; „eine Krankheit, — dieſelbe Krankheit, an welcher die Erde im Herbſte leidet, Ihr Thoren, die ihr das Jahr nach Tagen, und das Alter nach Jahren rechnet, Kämpfe nur nach Siegen, die Zahl der Wunden nur nach der Zahl der Feinde, die ihr nur dann vom Tode ſprecht, wenn ihr einen Leichnam ſeht! — Aber was kümmert dies alles Dich! — Sprich, was Dein Auftrag an die Königin iſt; — ein froher wohl kaum, — denn nie ſah ich Dich als Bringer des Glücks; — bringſt Du aber Unheil, ſo mag ſie es beſſer aus meinem Munde erfahren."

Die Stimmung und das Ausſehen Manadora's weckten in Heinrich die Erinnerung an die verdächtige Begegnung Kaf's in Rieti. „Ich wußte nicht, daß Ihr wieder in Campofelice wohnet," begann er, „und Euer Diener Kaf, den ich in Rieti traf und um Euch fragen wollte, entſchwand mir wie ein Geſpenſt, eh' ich Näheres erfahren konnte."

Manadora war ſichtbar von Beſorgniß erſchüttert. „Du ſahſt Kaſ? In Rieti? — Was begann er?“

„Ich weiß es nicht! Als ich ihn feſthalten wollte, entſprang er in das Haus des — Kardinales Sinibald, welches ihm zur Freiſtatt ward. — —“

„Zur Freiſtatt?“ rief Manadora, die mühſam behauptete Verſtellung vergeſſend; — „der Treue in Gefahr?“

„In Gefahr? Weßhalb?“ erwiederte Heinrich, innerlich vor Argwohn und Zorn bebend, doch ſeine äußerliche Ruhe nicht verlierend, „weßhalb in Gefahr, Madonna? Hat er ſich denn irgend eines Vergehens ſchuldig gemacht? wird er verfolgt?“

Manadora's Verwirrung wuchs, ſie vermochte nicht zu antworten. Heinrich ahnte ihre Mitſchuld an irgend einem ungeheuren Verrath, doch, daß ſie that, was ihrem Willen widerſtrebte, daß ſie im Haſſe noch liebte, daß dieſer Kampf es war, der ihre Schönheit verwüſtet, der Tag und Nacht ihre gräßliche Seelenfolter war, — dies ahnte er nicht. Er glaubte, wohlwiſſend, daß der Kaiſer ſie verſchmäht hatte, nur an ihre Rache und beſchloß, um dieſer entgegen zu arbeiten, auf Kaf Jagd zu machen. Für jetzt brach er ſchonend das für ſie peinliche Geſpräch ab und wandte es auf den gefangenen König.

„Bringſt Du ihm,“ begann ſie leichter aufathmend, —— plötzlich verſtummte ſie und gab ihm ein Zeichen, gleichfalls zu ſchweigen, denn Margarethe nahte.

„Ich weiß alles! O verhehlet mir nichts!“ rief dieſe, auf Heinrich zueilend. „Das Schloß iſt von euren Söldnern voll. Doch wollt ihr ihn morden, ſo mordet auch mich!“

„Iſt's wahr? Du, Heinrich, kannſt dies?“ ſprach Manadora leidenſchaftlich, indem ſie die Königin, als wolle und könne ſie dieſe ſchützen, umſchlang. „Nein, Du kannſt dieſen Auftrag nicht erfüllen, Heinrich! Wenn Du mich einſt geliebt, wenn Du an einen Gott, an ein Wiederfinden drüben, an ein Gericht über die Auferſtandenen glaubſt, ſo kannſt Du's nicht. Wie zwei Schweſtern nur eine Seele in zwei Körpern, ſo bin ich eins mit Ihrem Schmerz, mit ihrem Unglück, mit ihrer Liebe. Es gibt nichts Heiligeres als das Unglück, Heinrich!"

„Beruhigt Euch, edle Frauen!" erwiederte Heinrich, „Eure Beſorgniſſe ſind völlig grundlos; nicht um den Sohn meines Herrn und Kaiſers zu morden ward ich hergeſchickt; ſchlecht kennt ihr ein Vaterherz, wenn ihr ihm ſo etwas zutraut!" — Die Königin blickte ihn noch immer ungläubig an. „Mit meiner Ehre verbürg' ich die Wahrheit!" fuhr Heinrich fort, — und mit einem Seitenblick auf Manadora: „Wie ſchlecht kennt Ihr den edlen Kaiſer!" Hierauf zur Königin: „Nicht von einem heimlichen Gerichte iſt die Rede; ich bin hier, um dem Könige den Beſchluß anzukündigen, daß er Campofelice verlaſſen und nach Neocaſtro in Calabrien ziehen wird.“ —

„Fort von Dir?“ rief Margarethe, indem ſie ſich an Manadorens Arm hing. — „Von der einzigen Freundin, die wir, von allen Verlaſſene, im Unglück fanden?“ — Heinrich beobachtete die beiden Frauen ſcharf, Manadorens Verwirrung entging ihm nicht. — „Eine andere Art des Sterbens iſt dies nur,“ fuhr Margarethe fort, — „ein troſtloſeres! O ich faſſ' es ganz! In einen Kerker, fern von fühlenden Menſchen! Was thaten wir ihm, daß er uns auch den Balſam der Freundſchaft entzieht? Was geſchah denn ſo Entſetzliches, daß er dieſe neue Buße verhängen darf?“

Heinrich zuckte die Achſeln und ließ Manadoren nicht aus dem Auge.

„O nicht dies Schweigen!“ flehte die Königin mit rührender Innigkeit, gewiß Du weißt es. Gewiß hat der ſtrenge Richter einen Grund. Vielleicht verſahen wir unſchuldig, unwiſſend irgend etwas, das uns zum Verbrechen angerechnet wird. Wenn Ihr mild ſeid, ſo ſagt es mir, damit wir es künftig vermeiden, damit nicht neuer Grund gegeben ſei, meinen armen Heinrich noch härter zu ſtrafen, als er ſchon büßt.“

„So wiſſet,“ ſprach Heinrich, Manadorens Verlegenheit und Angſt bemerkend, und auf dieſem Grunde ſeines Argwohns weiter forſchend, — „allerdings verhängte der Kaiſer die Verſetzung von Campofelice nach Neocaſtro nicht ohne Grund. Es wurden Briefe gefunden und aufgefangen, von dem Könige geſchrieben, worin der Lombarden Trotz beſtätigt, Hülfe verheißen.“ —

„Das iſt nicht wahr! rief Margarethe, welche im Bewußtſein ihrer eigenen Reinheit ihren Gatten der angeſchuldigten Vergehen nicht fähig hielt. Alle geheimen Verhandlungen, welche ihr

Gemahl und ihre Freundin durch den Eunuchen mit den Feinden des Kaiſers gepflogen hatten, waren ihr verſchwiegen worden; der verrätheriſche Sohn ſcheuete ihre Tugend und ihre Entſchloſſenheit, welche ihn — der eigenſinnig und doch ſchwach war, — von der Ausführung ſeiner Plane abgehalten hätte. „Es iſt wahr!" entgegnete Heinrich; „des Kaiſers Leben ſtand auf dem Spiel!"

Manadora ſtieß einen Schrei aus; ſie drohte bewußtlos umzuſinken, Heinrich eilte zu ihr und fing ſie in ſeinen Armen auf. „Was iſt Euch, Madonna? — Ihr zittert! Hat denn des Kaiſers Leben für Euch noch Werth?"

Ehe Manadora ſich wieder erholte, trat der König in das Gemach, ſah Heinrich und fragte finſter: „Wer wagt es, vor meiner Gattin anders als auf den Knieen zu erſcheinen? Wer kommt in mein Schloß, ohne meine Erlaubniß?"

„In Euer Schloß?"

„In meins!"

„Madonna!" ſprach Heinrich zu Manadora, die wieder zur Beſinnung kam, — „hört Ihr's? Seit wann iſt Campofelice des Königes Eigen?"

Manadora aber hatte für nichts Gedanken, als für den geliebten Gehaßten. „Sein Leben bedroht? Iſt's wahr? Barmherzigkeit! Sprich die Wahrheit!"

„Gott wandte die Gefahr von ſeinem Haupte," erwiederte Heinrich. Dann zu dem Könige: „Des Kaiſers Abgeſandter bin ich; und habe Befehl, Euch nach Neocaſtro zu bringen, da Ihr leider auch von Campofelice aus...."

„Kein Wort weiter!" unterbrach ihn der König. „Wenn auch gefangen, bin ich doch ſtets noch König; ich wich und weiche nur der Übermacht, und dulde keinen Vorwurf!"

„O wäre dieſe Übermacht, der ihr weichet, die der Liebe!" ſprach Heinrich ſchmerzinnig. „Wer verdient ſie mehr, als der, den Ihr befehdet! ——"

Der König wandte dem Treuen den Rücken, winkte ſeiner Gattin und redete leiſe einige Worte mit ihr. Hierauf ſprach er, zum Fenſter hinausſehend, und noch immer den Rücken dem Boten des Kaiſers zugekehrt: „Sage Deinem Herrn, wie Du mich gefunden, ungebeugt durch ſeine Tyrannei! Ja, Tyrannei! — Das Erbrecht gilt ihm ja als heilig. Nur das Erbrecht war's, nach welchem ich mein Reich forderte. Doch er verkürzt ſeine im Ehebette gebornen Söhne in dem, was ihnen vor Gott und Welt gebührt, um den Raub an ſeine Baſtarde zu verſchenken."

„Worte, die ich nicht hörte!" verſetzte Heinrich.

„Du ſollſt ſie hören, der Kaiſer, die Welt ſoll's!" rief der König leidenſchaftlich, indem er raſch ſich umdrehte, und mit drohender Miene auf Heinrich losging. „Niemand ſoll glauben, daß das Unglück mich mürbe gemacht, — niemand mich für einen prahleriſchen Schwächling halten."

„Ich weiß — —“ erwiederte der Treue.

„Was weißt Du, Heinrich?“ fiel ihm Manadora angſtvoll in’s Wort.

„Heinrich?“ ſprach der König. „So heißt der Knecht wie der König? Ein Spott des Kaiſers! Ein Mährchen wirſt Du von Zunge zu Zunge tragen: „Der treue Heinrich führte Heinrich den Verräther! — O Erbärmlichkeit dieſer Zeit! Hündiſcher Knechtsſinn heißt Treue, und Mannskraft, Freiheitsluſt nennt ihr — Verrätherei! — Wie er ſo fromm, ſo heilig daſteht, der „treue Heinrich,“ in ſeinem Mantel der Demuth! Und ich, von Halbmännern als Ungeheuer verſchrieen, wie ein Dieb und Räuber um Freiheit gebüßt, weil Unglück mein Verbrechen. Wäre mein Wollen geglückt, Hunderttauſende verehrten mich jetzt wie einen Heiligen, im Staube. O Freiheit! Freiheit!“

Heinrich verſchmerzte die Beleidigungen, welche ihm der König zugefügt; doch den Kaiſer falſch beurtheilt zu wiſſen, konnte er nicht ertragen. „Beim ewigen Gott! Ihr thut ihm Unrecht!“ verſetzte er; „ſelbſt jetzt noch, da ſeine eigene Sicherheit ihn zwingt, Euch unſchädlich zu machen, liebt er Euch, o König.“

„Ich wollte er müßte mich fürchten!“ rief dieſer.

„Könnt Ihr ſelbſt es läugnen?“ fuhr Heinrich fort; „behandelt er Euch nicht bis heute, als hättet Ihr nie etwas unternommen, was ihn zu harten Maßregeln gegen Euch zwang?“

„Bin ich nicht gefangen?“ rief der König, „ſagt dies eine Wort: Gefangenſchaft nicht genug? Bin ich minder gefangen, weil er mich leidlich behandelt? Ich wollte lieber ich wäre todt, als gefangen! Er fühlt es nicht. Er hat mich nie geliebt, drum hat er auch kein Recht auf meine Liebe. Doch würde ihm je einer ſeiner Lieblinge geraubt, wüßte er einen von ihnen, den blonden Enzio, den weichlichen Fried=

rich gefangen, — alle ſeine Kronen gäb' er darum, ſie auszulöſen. O käm' ein ſolcher Tag und ich lebte noch und wüßt' es! Zum erſtenmale würde ich wieder lachen, wie bis heute nicht mehr, ſeit ich der Übermacht erlag!"

Schaudernd wandte ſich Heinrich von ihm ab, doch alſobald erwiederte er freudig im Vertrauen: „Vergebens werdet Ihr einen ſolchen Tag erwarten. Über des Kaiſers Geſchicken wacht Gott, welcher ſeinen edelſten Sohn, den treuen Verwalter ſeiner Herrſchaft auf Erden, den Schutz des Rechtes, den Anwalt aller Bedrängten, den Vorfechter der Freiheit, für das Menſchengeſchlecht nie wird ſinken laſſen! Von Stunde zu Stunde wächſt ſein Glück, ſeine Ehre, ſeine Herrlichkeit, kein Sturm wird ſie erſchüttern und entwurzeln, denn Tugend iſt ihr Mark."

„Sag' lieber: Glück iſt Tugend," ſpottete der König, „dann haſt Du in's Schwarze getroffen. Fluch Jedem, der auf Erden an Beſtändigkeit glaubt! Geht! Ihr ſpielt mit Namen! Glaube jeder nur an ſich ſelbſt! Mit einem Schritt drüber hinaus ſind wir ſchon preisgegeben.“

Die Thräne im Auge ſeiner Gattin ſtrafte ihn der Lüge. In Heinrich's Bruſt aber weckte der mehr erkünſtelte als wahre Trotz zum erſten Male wieder Gedanken an ein Sein nach dem Tode. „Und dies Nichtverſtändniß zwiſchen Vater und Sohn bliebe ewig, indem jeder mit dem Tode aufhört zu ſein? Der Schmerz des Vaters, der jammernswerthe Wahn des Sohnes, kämen nie, nie durch Liebe zur Löſung? Kein erſter Blick des Wiederſehens jenſeits ſchmölze die Eisrinde?“

Der König betrieb ſelbſt mit Unruh' die Anſtalten zur Abreiſe. Der Anblick ſeines eingebildeten Eigenthums Campofelice war ihm verhaßt. Er entſagte ſeinen Hoffnungen mit einem Trotz, der einer beſſeren Natur würdig geweſen wäre.

Schmerzlich war das Scheiden für die beiden Frauen, welche das Unglück mit heiligen Banden aneinander geknüpft. Manadora war die Unglücklichere, denn ſie trug nebſt dem Unglücke noch die Schuld, ſie liebte und wußte es nicht, ſie haßte und wollte es nicht; ſie zitterte für den, den zu verderben ihr Schickſal ſie hingeriſſen hatte.

Eine Stunde, bevor der König abreiſte, eilte Manadora zu ihm, um ohne Zeugen mit ihm zu ſprechen. Sie warf ſich ihm zu Füßen und beſchwor ihn, in der Ferne nichts gegen ſeinen Vater zu unternehmen. Er ſtaunte, aus ihrem Munde dieſe Bitte zu vernehmen, und fragte ſie um den Grund dieſer Umwandlung ihrer Sinnesart. Sie vermochte es nicht auszuſprechen, was in ihr vorging. „Seid verſichert, Madonna,“ ſprach der König ſtolz und hämiſch zum Abſchied, „daß ich nichts thun werde, was ich nicht kann. Seht hier die beſte Arzenei gegen die

Seelenſchwindſucht: Reue! Lebt wohl, kühne Bundesgenoſſin! Ich ſehe: Ihr ſeid ein Weib. Wehe, wer einem Weibe vertraut!“

Das war ſein Dank! In demſelben Augenblicke trat Margarethe zu ihm, welche freiwillig ſeine Gefangenſchaft theilte und ihm auch jetzt freudig in den neuen Kerker folgte.

Das Unglück Margarethens war in Manadorens Seele ſo verwachſen, daß dieſe, als ſie allein war, ſich erſt jetzt völlig verwaiſt fühlte. In dieſer Einſamkeit erhob ſich die verkannte, zurückgedrängte, verläugnete Liebe mit ſolcher Rieſenkraft aus dem Bewußtſein ihrer Schuld empor, daß ſie vor ſich ſelbſt den tiefſten Abſcheu empfand. Sehnſucht nach Bekenntniß und Buße, Sehnſucht nach Auflöſung, Sehnſucht nach einem einzigen belebenden Blicke des Geliebten, welche in ihr wechſelten, erſchütterten ihren kranken Organismus immer heftiger.

Da kam Kaf; er fand ſie wie eine Sterbende. Ihr Zuſtand verwirrte ihn zum erſten Mal und machte ihn rathlos; denn alles Bemühen, ihr Friedrich's Schuld grell vorzumalen, ſie in ihrem Racheſtreben aufrecht zu erhalten, war vergebens; er erkannte endlich den wahren Grund ihres Leidens und raſte darüber. Ein Rückſchritt war jetzt unmöglich, auch wenn er ſelbſt die Schmach hätte vergeſſen können. Er fühlte, daß ſie nur dadurch geneſen könne, wenn ſie ſich ganz auf Friedrich's Seite ſchlüge, und wie ſie früher auf ſeinen Antrieb ihr Leben zu einem einzigen Plan, jenen zu verderben, gemacht, ſo nun ihr Daſein nur als einen Theil von Friedrich's Daſein betrachte, ihm als ſchützender Engel auf allen ſeinen Wegen folge. Doch es war zu ſpät; er hatte dem Kardinal Sinibald das Geheimniß ihrer Geburt verrathen; ſie war verloren, wenn ſie jetzt von den Feinden des Kaiſers ſich abwandte, denen ſie verfallen war, ohne es zu wiſſen. Auch ſich ſelbſt wollte Kaf nicht aufgeben.

Er bot alle ſtärkende Heilmittel auf, deren Kenntniß er von Clincior, dem Tiefkundigen, erworben hatte, um die ermatteten Lebenskräfte ſeiner geliebten Herrin anzufriſchen. Doch nicht mehr gelang ſeiner Kunſt, als daß Manadora nach ſo langer Zeit wieder in einen erquickenden Schlaf verfiel. Er wachte an ihrem Lager und überſah in Gedanken das ganze Gewebe, das er angeſponnen. Draußen tobte ein herbſtlicher Sturm und drehte die Wetterfahne eines Thurmes im Kreiſel. — „Ah, braver Hahn, den Allah ſelbſt nicht zum Kapaun machen kann!" ſprach er, leiſe, um ihren Schlaf nicht zu ſtören, — „drehſt Dich raſtlos im Kreiſe wie ein Menſchenherz, und krähſt mir Weisheit in die Ohren! Weisheit? Erbärmlichkeit! — Nein! Ich laſſe nicht ab.“ — —

Manadora regte ſich im Schlafe. Zärtlich wie eine Mutter neigte ſich der Eunuch über ſie; eine Wehmuth kam über ihn, wie er ſie nie empfunden. Sie faltete die Hände über der Bruſt, wie eine Todte. Er rückte ihr ſanft das Kiſſen unter dem Haupte zurecht, und betrachtete das einſt ſo ſchöne, jetzt vom innern Kampfe ſo entſtellte, ſo früh gealterte Antlitz.

„Du darfſt nicht untergehn! O Allah, erleuchte mich! O Allah, laß mich nicht wanken! Wenn ſie jetzt plötzlich die Augen aufſchlüge, mich jetzt bäte:- Rette ihn! mit derſelben Stimme, die einſt ſo ſüß, ſo bezaubernd klang, — all mein Entſchluß wäre hin, und ich würfe mich mit ihr vor die Füße des Verhaßten hin, der mich.... Nichts! Nichts! Ich werde alt! Ich bin ein Thor!“ Er warf ſich zur Erde und betete inbrünſtig: „Lieber tödte mich, Allah, lieber tödte mich jetzt! Nur mir ſelbſt untreu laß mich nicht werden!“

Ihr Schlaf wurde unruhig. Sie bewegte ſich hin und her; ihre Hände löſten ſich von einander, und die eine glitt über das Bette hernieder. Er knieete vor ſie hin und berührte ſie mit den Fingerſpitzen, dann mit den Lippen. „O Herrin! O Kind! — — — Allah, Du nahmſt mir alles. Doch Du gabſt mir dies Weſen! — Sei geprieſen in Ewigkeit!....“ In heiliger Inbrunſt ſchwieg er. Dann betrachtete er wieder ihre welke Hand, ihre Züge, aus denen Gram und Kampf jede Spur von Schönheit getilgt hatten.

„War ich's, der Dich elend gemacht? — — Kann ich Dich wieder glücklich machen?....“

„Nein, ich kann's nicht, kann's nicht! Dich, das einzige, das ich liebe? Fluch, daß ich zur Welt kam! — — Um dieſen Preis? — Nein!“

Da erwachte ſie, ſah den Treuen und reichte ihm wehmüthig freundlich die matte Hand.

„Ich verſtehe Dich!“ ſprach ſie mit heiſerer Stimme. „Du haſt es gut mit mir gemeint. Aber Du heilſt mich zu Tode!“

Da war ihm zu Muth, als müßte er aufſpringen, zum Kaiſer hineilen, alles bekennen und ſich freudig in den Tod ſtürzen. Allmählig, jemehr ſie wieder zum Bewußtſein ihrer Lage kam, ſtellte ſich die Liebe wieder ein, mit der Liebe aber auch die Sorge um den Geliebten.

„Iſt es wahr?“ fragte ſie haſtig.

„Was?“

„Daß ſein Leben in Gefahr?“

Dieſe Frage erkältete Kaf's Mitleid. — „Nein!“

„Du lügſt!“

„Leider nicht!“

„Du biſt ein Unmenſch. Ich verabſcheue

Dich. Du riſſeſt mich in ein Labyrinth, aus welchem kein Ausweg.“

„Einer: der Tod Friedrich's!“

„Eh' sterb' ich ſelbſt! Eh' ſtirb Du!“

„Stirb, doch groß!“

„Zu ihm, zu ihm!“

„Zu Dir! Zu Dir ſelbſt komm!“ ſprach er grimmig, „oder geh hin! Laß Dich verachten! Laß Dich Buhlerin nennen! Laß Dich von ihm auf's neue zurückſtoßen!“

„O mitleidsloſer Teufel!“

„Teufel oder Engel!“ ſprach er gebieteriſch, „Du wirſt nichts thun, was ich nicht beſchließe. Du biſt in meiner Gewalt. Du biſt ein Kind, das nicht weiß, was es will, das geleitet ſein muß. Einſt warſt Du groß, frei, — wußteſt nichts Erhabeneres, als daß Du Weib ſeieſt. Jetzt weiß ich nichts Erbärmlicheres, als ein Weib! Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt, um wie ein Miſſethäter Gnade zu erbetteln; Gnade von ihm! Gnade von einem Menſchen, dem ich, der Sclave, noch die Ferſe auf die Bruſt ſetzen werde."

„Wag' es!" rief ſie.

„Ich wäg' es! Ich werd' ihm ſagen: Was ein Menſch iſt. Du gibſt Dich auf. Ich mich nicht! — Du willſt getreten ſein. Ich nicht. Du willſt verachtet ſein. Ich war's, und will ihn lehren."

„Verhaßter, fort!"

„Schwachmüthige, fort! Wenn Du kannſt, nämlich! Verſuch's ohne mich!"

„Ich verabſcheue Dich!"

„Ich bemitleide dich! Das iſt mehr als verabſcheuen."

„Manadora ſprang auf. „Soll ich Dich züchtigen laſſen?"

„Du?" lachte Kaſ.

„Ich!" rief Manadora.

„Ich ſage, was Du biſt, und Du biſt gezüchtigt. Was Du biſt? — Nichts! Ein ſchlimmerer Zwitter als ich ſelbſt! Vor welchem Gericht willſt Du mich richten? Vor dem Kaiſer? Er verachtet Dich! — Vor dem Papſt? Er nennt Dich: Weib! — Vor Gott? Er kennt Dich nicht, er verwirft Dich."

„Vor meinem Gewiſſen; es richtet Dich — —"

„— — Und Dich! Du kannſt nichts beginnen, was ich nicht gutheiße."

Sie verließ das Gemach.

„Arme Manadora!" ſprach er ihr nach. „Weißt Du, was ich empfand — für Dich? — Es muß anders werden, und ſchnell! Sie muß erfahren, daß ſie eine Lavagna iſt."

Er eilte ihr nach. Sie ſtieß ihn von ſich. Er umfaßte ſie mit Rieſenkraft und lachte ihr frech in's Geſicht. „Sträube Dich nicht! Deine Schönheit welkte mir dahin! Deine Seele zwing' ich, genieß' ich dafür. Sie iſt mein, ich entzünde ſie an meiner Glut, verjünge ſie drin.

Unauflöslich biſt Du an mich gebunden. Alles, was ich ſeit Du geworden warſt, that, — that ich für Dich. Auf der Dämoneninſel erblickteſt Du das Licht der Welt; ich half Deiner Mutter in ihren Wehen. Ich muß zum Prahler werden, damit Du nur an mich glaubſt, grauſames, entſetzliches Weib, deren Wankelmuth mich in Raſerei jagt! — Du lagſt das erſte Mal ſchlummernd im Graſe, Deiner Mutter fielen vor Thränenmüde die Augen zu. Ich kam herzu; eine Schlange hatte ſich um Dich geringelt, glatt und ſchön wie Friedrich; ſie züngelte nach Dir, die geringſte Bewegung hätte ſie zum Biß gereizt. Da legt' ich meinen Arm zwiſchen Dich und ſie; ſieh her die Narbe!" Er ſtreifte den Ärmel auf. — „Verfolge meine Schmach bis in die erſten Faſern des Anlaſſes zurück, — für Dich war's, daß ich ſie litt. Meine Schmach war ein Abbild der Deinigen. Meine Rache iſt die Deinige. Als ich zwiſchen Deinen Wimpern den Wunſch funkeln ſah: Gülnare ſei nicht mehr; — fragt' ich Dich nicht weiter, führte ihn aus, verlangte, als die Wellen über ihr zuſammengeſchlagen, kein Wort des Dankes....“

Ohne einen Laut hervorzubringen, die halb geöffneten Lippen ſtarr, die Augenſterne wie ausgeglüht in die Höhlen verſunken, langſam, knickt ſie in ſich zuſammen.

Sein Mitleid in die Bruſt zurückpreſſend, fährt Kaf nach kurzer Friſt fort: „So biſt Du an mich gebunden! So halt' ich Dich. Ich wollte Dich, weil Du verſchmäht, verſtoßen wardſt, groß machen vor aller Welt, — trotz Deines Wankelmuths mußt Du's werden! Was ich geſät, iſt aufgegangen und reift. Wir haben es mit Prieſtern zu thun; ein Prieſter läßt nichts, was er begonnen, unvollendet; ein Bund mit einem Prieſter iſt wie ein Bund mit der Hölle; Du unterſchreibſt mit Deinem Blut ohne Reukauf. Noch mehr: Die Natur ſelbſt flocht das Netz, das Dich umfängt. Der Kardinal Sinibald iſt ein Lavagna, und Du, Fürſtin von Campofelice, biſt die Tochter einer Lavagna. Seit Kurzem weiß es der Kardinal. Noch mehr: Die Bulle iſt geſchrieben, welche den Kaiſer bannt und ſeine Kronen ausbietet; ſie iſt fertig, daß Du ſie in jeder Sekunde an das Thor ſeines Pallaſtes heften kannſt. Sieh, ſo ſteh' ich, der Eunuch, der Heide, mit den Fürſten der Chriſtenheit. Und jetzt, jetzt willſt Du mir, Dir ſelbſt widerſtreben? Wälze Jahre zurück, wenn Du kannſt! Und liebteſt Du ihn, wie nur ich Dich lieben kann, liebte er Dich, wie Du ihn lieben konnteſt, — Du mußt! Du ſelbſt gabſt den Willen auf, ſo beuge Dich jetzt endlich der Nothwendigkeit!"

Manadora hatte ſich allmälig erholt; von Wort zu Wort war ihr Bewußtſein klarer geworden. Aus dem geiſtigen Tode, in den die Kunde von Gülnarens Mord ſie verſenkt, erhob ſie ſich jetzt in neuem Leben. Das Göttliche brach in erhabenem Triumph die Feſſeln, unter denen es bisher im Abgrund ihrer Seele gelegen, bedeckt von den Schlacken der Leidenſchaft. Sie fühlte die Kraft und Heiligkeit der Freiheit, jetzt, da ſie das ungeheure Netz der Verhältniſſe ſah, das über ſie geworfen lag. Der Stolz der Tugend war's, der ſich gegen die Knechtſchaft empörte, der ſie trieb, einen Wettkampf einzugehen. Sie fühlte die ächte Würde des Weibes, und nicht bloß Reue, nicht bloß Liebe war's, was ſie aufforderte: der ſchützende Engel des Kaiſers zu werden, ſondern die Erkenntniß. Aus der Erkenntniß aber ſprang der gerüſtete Entſchluß. Der Entſchluß hatte ſie geheilt. Der Frauen Erbtheil: Klugheit ſtand ihr bei; ſie wachte ſorgſam über jede ihrer Mienen, über jedem ihrer Worte, daß Kaf nicht vor der Zeit ihren Entſchluß ergründe. Auf den Grund ihrer Ergebung in die Nothwendigkeit erforſchte ſie von Kaf die genaueſten Details der Verhältniſſe, der Charaktere; ſie erfuhr, daß der Kardinal den Großrichter Petrus von Vinea, den er durch ſeine einſchmeichelnde Perſönlichkeit gewann, völlig von der Parthei des Kaiſers abziehen zu können hoffe, daß die Kämpfe des Kaiſers zur Unterwerfung der Lombarden nicht von ſeinem früheren Glücke gekrönt worden, daß er genöthigt war, von dem Plan, Mailand zu belagern, abzuſtehen, und zuerſt die kleineren Städte zu erobern, daß Brescia ihm widerſtanden hatte, daß der Papſt erzürnt, daß der Kaiſer auch Sardinien gewonnen, allenthalben Legaten und Bettelmönche hinſchickte, welche dem Volke den Kaiſer als Gottesläugner, als heimlichen Bekenner des Islam, als Tyrannen ſchilderten.

Das Erſte, was geſchehen mußte, war: den Arm der Hierarchie aufzuhalten, bevor er die Bulle niederſchmetterte. Erwünſcht war ihr jetzt ihre Verwandtſchaft mit dem Kardinal. Kaf war überraſcht, als er die plötzliche Verwandlung ihres Weſens, ihre Ruhe und Beſonnenheit gewahrte, und den ſichern Takt ihres Benehmens fühlte; er wurde faſt mißtrauiſch, als ſie ihm befahl, zur Reiſe zu rüſten, als er erfuhr, daß ſie eine geheime Zuſammenkunft mit dem Kardinal beſchloſſen habe. Auf's liſtigſte verſuchte er, ſich in ihren Plan einzuſchleichen; ſie aber ſetzte ſeiner Schlauheit eine eben ſo feine entgegen, und alle ſeine geſchmeidigen Fragen glitten an ihrer meiſterhaften Unbefangenheit ab.

VIII.

In einem nicht weit von Rom in der Campagna gelegenen Landhauſe traf Manadora (in dürftiger Kleidung war ſie gekommen, und nur von Kaf begleitet, um weder durch Staat noch durch Gefolge Aufſehen zu erregen) mit dem Kardinal zuſammen, welcher ihr mit größter Höflichkeit und Galanterie entgegenkam, wie die Klugheit es ihm, der von den Frauen im allgemeinen eine geringe Meinung hatte, einer Frau gegenüber vorſchrieb, von welcher er bis jetzt nur erfahren, daß ſie ſo leidenſchaftlich und ſchwach ſei, wie er ſich alle Frauen dachte, und deren geſchmeichelter Eitelkeit die kämpfende Hierarchie und ſeine eigenen Plane ſchon jetzt bedeutende Unterſtützung zu verdanken hatten. Wie erſtaunte daher der Kardinal, als er ſah, daß er eine Frau vor ſich hatte, welche, weit entfernt ſich blindlings beherrſchen zu laſſen, die Verhältniſſe und die Menſchen mit Scharfblick und Klarheit des Urtheils zu beobachten und zu würdigen verſtand, welche ſich in keinem Augenblicke etwas vergab, mit richtigem und ſichern Takt alles Gehäſſige vermied, mit größter Feinheit auf Umwegen ſtets zu ihren Abſichten zurückkehrte und durch die Harmonie ihrer ganzen Erſcheinung imponirte. Zeit, Leidenſchaften, Gram und vor allem das lange Schwanken und Ringen hatten ihre Schönheit ausgelöſcht; an deren Stelle aber war, ſeit ſie zur Erkenntniß ihrer Beſtimmung, ihrer Würde gekommen, der mächtig und wohlthätig bezaubernde Reitz jener Innerlichkeit getreten, deren Weſen ſich durch Worte ſowenig vollkommen bezeichnen als durch Blicke allein vollſtändig erfaſſen läßt. Weniger als das Eigenthümliche ihrer Erſcheinung befremdete ihn ihre Bitte, dahin zu wirken, daß der Bannſtrahl noch zurückgehalten werde; er war nach Kaſ's Andeutungen auf dieſe Bitte gefaßt, aber die Gründe, wodurch ſie dieſe Bitte unterſtützte, überraſchten ihn. „Der Kaiſer ſei darauf vorbereitet," ſagte ſie, ohne ſich darauf einzulaſſen, zu bekennen, woher ſie dies wiſſe; „er werde dem Banne zu begegnen, ihn unſchädlich zu machen verſuchen; die kirchliche Waffe, mit deren Anwendung haushälteriſch umgegangen werden müſſe, wenn ſie fortwährend Furcht erwekken ſolle, dieſe kirchliche Waffe werde überdies nur dann der Abſicht des Papſtes und des Kardinals kräftig entſprechen, und das Anſehen des Kaiſers im Volke erſchüttern, wenn er ſelbſt ſie durch irgend einen Fehler, den er wirklich begangen, auf ſich heranlocke; lege ihm aber die

Kirche erdichtete Fehler zur Laſt, nur um den Bann gegen ihn ausſprechen zu können, ſo werde die Lüge auf die Kirche ſelbſt zurückfallen und des Kaiſers Ehre, Macht und Herrlichkeit befeſtigen, ſtatt zu untergraben.“ Der Kardinal fühlte aufs lebhafteſte das Wahre aus dieſen Gründen heraus, und obwohl er überzeugt war, daß der Papſt, was er einmal beſchloſſen, nicht zurücknehme, obwohl auch er ſelbſt nicht geneigt war zur Zurücknahme beizutragen, verſprach er ihr doch, nach Kräften dieſen trefflichen Rath zu befolgen. Das Herz blutete ihr, indem ſie einige Artigkeiten des Kardinals über den Eifer empfing, womit ſie der heiligen Sache gegen den Tyrannen diene; ſie hätte laut bekennen mögen, daß ſie den Kaiſer noch immer liebe und ſeine Feinde haſſe und verabſcheue, dieſen ihren herzloſen, heuchleriſchen, eigennützigen Vetter vor allen, den ſie ſchnell durchſchaut hatte. Daß ſie, um den Kaiſer zu retten, ſeine Feindin ſcheinen, daß ſie das Höchſte, wofür ſie freudig ihr Leben gegeben hätte, nunmehr unterm Schleier der Verrätherei erſtreben konnte, — das fühlte ſie tief ſchmerzlich als den Fluch ihres frühern Wandels, des kindiſch-weibiſchen Stolzes, der träumeriſchen Willenshalbheit, des wie im Wahnſinn wirklich verſuchten Verraths. Mußte ſie nicht ſogar, um kein Mißtrauen an ihrer Aufrichtigkeit zu wecken, ihre Reichthümer, welche ſie ſo gern zur Verſtärkung von Friedrich's Macht hingegeben hätte, deſſen Feinden aufſchließen, und ſein Verderben damit nähren? Sie ſchauderte vor der Sicherheit, in welcher ihr Leichtſinn bisher ſich gewiegt, alle dieſe Schätze waren ſo zu ſagen nicht ihr, ſondern Kaf's Eigenthum: dieſer allein kannte ja die Aufbewahrungsorte und Quellen derſelben, um welche ſie ſich nie bekümmert hatte.

Sie bat den Kardinal, ihr fortwährend durch vertraute Boten von allem Nachricht zu geben, was er und Gregor gegen den Kaiſer Feindſeliges beſchloſſen hätten, und verließ ihn mit der Verſicherung ihres Eifers und froh in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe den Kaiſer ſtets noch zu rechter Zeit warnen zu können. Doch wie dies bewerkſtelligen? Hier ging die Treue zu Ende, die ihr der Eunuch in allem Übrigen erwies. Wer konnte dieſe Aufträge mit Gewiſſenhaftigkeit ausrichten, als ſie ſelbſt, weſſen Leben konnte ſie auf's Spiel ſetzen? Das ihrige gehörte dem Kaiſer!

Auch jetzt mußte er wiſſen, was die Kirche gegen ihn im Schilde führte, um ſich dagegen zu wappnen. Er befand ſich gerade in Padua, wohin Ezzelin ihn eingeladen, wo ihm die ſchönſten Frauen in Feſtgewändern auf herrlich geſchmückten Zeltern, die Bürger mit dem Carroccio der auserleſenſten Krieger vor den Thoren empfangen und unter Jubel und Muſik in die Stadt geführt hatten. Padua's Frauen fühlten ſich von ihm bezaubert und allenthalben waren die Worte zu ihrem Lobe bekannt geworden, die er zu Ezzelin geſprochen, ihre Anmuth und Bildung über die aller Frauen der Welt erhebend. Manadora beſchloß, ſelbſt nach Padua zu reiſen und ſann, wie ſie ſich des Eunuchen, der ihr nicht von der Seite wich, auf's unbefangenſte entledigen könnte. Zu dieſem Zwecke ſchien ihr das Paſſendſte, ihn mit freundſchaftlichen Briefen und Geſchenken an Margarethe von Öſterreich nach Neocaſtro zu ſchicken. Schon fürchtete ſie, daß er ihre geheime Abſicht errathen habe und Widerſpruch einlegen werde; zu ihrer größten Freude ſchien der Auftrag ihm erwünſcht zu ſein und er machte ſich eilig auf den Weg. Mit größter Vorſicht traf ſie nun die Anſtalten zu ihrer Reiſe.

Am Palmenſonntage traf ſie in Padua ein, wo auf dem Prato della valle zu Ehren des Kaiſers prachtvolle Luſtkämpfe und Wettrennen gehalten wurden. Freude und Begeiſterung für den Kaiſer wehte ihr bei jedem Schritte entgegen, aus jedem Munde hörte ſie ſeine Milde, ſeine Liebenswürdigkeit, ſeinen Ruhm geprieſen; nur hie und da murmelte ein wilder Lombarde zwiſchen den Zähnen: „Tod dem Tyrannen!“

Im einfachen männlichen Gewande drängte Manadora ſich durch das Volk, welches auf dem Prato wimmelte. Wie ſchlug ihr das Herz, als ſie in geringer Entfernung die von Heiterkeit verklärten Züge des Geliebten ſah, welcher auf einem erhöhten Throne ſitzend, die Freuden des Volkes genoß, die er durch ſeine Gegenwart veredelte. Nicht weit von ihm ſtand gleichfalls erhöht Peter von Vinea und verkündete dem Volke des Kaiſers Wohlwollen für Padua. Zu Friedrich's Throne aber drängte ſich Jung und Alt, Vornehm und Niedrig; wer irgend eine Bitte auf dem Herzen hatte, betrachtete im frohen Vertrauen ihn wie einen Gott, der jede gewähren könne. Wohl ein Gott mußte er wie er gegen jeden, ohne Unterſchied des Standes, gleich mild, gleich herablaſſend war, jeden hörte, jedem Troſt zuſprach, den Bürgern Padua's erſcheinen, welche ſonſt Ezzelin's Geißel fühlten, deſſen Grauſamkeit Selvaggia wie ein Engel, wo ſie konnte, hinderte.

Der Augenblick war günſtig, wie ſo bald kein zweiter. Manadora drängte ſich durch die Reihen zu Friedrich's Sitze, kniete, die Blicke zu Boden geſenkt, vor ihm hin und flüſterte ihm zu: „O hüte Dich, Herr, vor Rom! Eine Bannbulle wird, eh' Du dran denkſt, das Panner für Deine geheimen und offnen Feinde ſein."

„Träumſt Du," erwiederte der Kaiſer, ſich tiefer neigend, um das Antlitz des unbekannten Warners zu ſehen.

Da ſcholl eine Stimme aus der Mitte des Volkes: „Heute ſpricht der heilige Vater in

Rom den Bann über den Kaiſer und übergibt ſeine Seele der Hölle!"

Niemand konnte den Mann ermitteln, der dieſe Worte geſprochen, aber mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Kunde über den Prato und zerſtörte den Jubel. An des Kaiſers Seite aber ſtand der treue Heinrich und ſprach zu ihm, auf den unbekannten Warner weiſend: „Dein böſer Engel!"

Jetzt erkannte Friedrich ſie. „Weshalb verfolgſt Du mich, Manadora?" ſprach er ſchmerzlich zu ihr.

„Ich — Dich!" Sie konnte die Thränen nicht zurückhalten. — Haſtig fuhr ſie fort: „Du hörſt mich doch! Ich wußt' es ja, daß Du es werdeſt." O hüte Dich vor dem Kardinal. Er will nicht blos, wie Gregor, Schmälerung Deiner Macht, — nein, Dich ganz und gar verderben will er, und Du hältſt ihn für Deinen Freund! Hüte Dich vor Peter von Vinea!"

Da ſtand der Kaiſer entrüſtet auf. „Jetzt erkenn' ich Deine Falſchheit! Fort! Du willſt Mißtrauen in mir ſäen, daß ich meine wahren Freunde verkenne! Wähnſt Du, ich wiſſe nicht, daß Du es warſt, die meinen unſeligen Sohn berückte, daß Dein Knecht ſeine Briefe, Deine und des Papſtes Gelder den Lombarden zutrug? Fort! Fort! Danke es dieſem Freudentage, daß ich die Gerechtigkeit der Gnade unterordne."

Manadora rang, auf den Knieen vor ihm liegend, in Todespein. So verkannt zu werden, und — es zu verdienen! Konnte ſie es ihm verargen? Mußte er nicht? Was gab ihm Grund, ihr zu glauben?

Der Kaiſer ſchritt, ſie nicht beachtend, hinweg. Mit dem Antlitz auf der Erde liegend, hörte ſie nichts, als das dumpfe Brauſen der Volksmenge, das ſcholl, als wäre der Tag des Gerichtes angebrochen, an welchem die Todten alle aus ihren Gräbern hervorgehen und ſich ſchaaren, den Ausſpruch für die Ewigkeit zu erwarten. So lag ſie lange....

Endlich rüttelte ſie Jemand am Arme. — Sie regte ſich nicht. —

„Manadora!"

Es war Kaf. Die Volksmenge hatte ſich, da der Kaiſer den Platz verlaſſen, ihm nachgedrängt. Die beiden waren allein. — „Auf den Knieen — vor ihm!" murmelte Kaf ingrimmig. „O Schmach, die nichts löſcht als ſein Blut!"

Sie erhob ſich und erwiederte ihm mit erhabener Ruhe: „Ich weiß, Du liebſt mich, aber Deine Liebe iſt ein Mord. Hier trennen ſich unſere Wege. Man kann nicht dem Himmel und der Hölle zugleich dienen. — Ich halte Dich nicht!"

„Gut!" erwiederte Kaf tückiſch, — ſein Haß gegen Friedrich übertäubte zum erſtenmal ſeine Treue zu ihr. „Ihr werdet mir erlauben, Madonna, mich auf meine eigne Fauſt durch die

Welt zu ſchlagen. Es gibt Dinge, von denen ein Weib nichts verſteht."

„Wir werden uns nie wiederſehn," gab ſie ihm zur Antwort; „ich danke Dir für alles, was Du in Treue an mir gethan!"

Da wurde des Eunuchen wildes Herz weich. „Was will ich denn von Dir, als daß Du Dich ſelbſt behaupteſt? O Herrin! Du biſt verblendet! O denk' an die Ehre!"

„Ich denke an ſie, drum laß uns ſcheiden," verſetzte ſie, wandte ihm den Rücken und ſchritt langſam über den Prato hin.

„So geh!" ſprach Kaf im überſchäumenden wilden Schmerze trotzig ihr nach. „Verſuch's, wie lange Du's aushältſt! — Ich handle für Dich, ich, ich!" — —

Am Sonntage der Palmen ſprach Gregor den Bann über den Kaiſer; die Gründe, welche er hiebei anführte, waren folgende: Weil der Kaiſer, die Rechte der Kirche verletzend und verſpottend, Rom zur Empörung gegen ihn aufſtachelt, die Freunde der Kirche als Feinde behandelt, die Sarazenen auf Unkoſten der Chriſten begünſtigt, Sardinien, welches der römiſchen Kirche unterworfen ſei, ſeinem Hauſe aneignet, die Friedensvorſchläge bezugs der Lombarden in unchriſtlicher Tyrannei verwirft, und den Kreuzzug, der ihm Pflicht, vernachläſſigt; dieſer unhaltbaren Gründe waren noch mehre angegeben.

Peter von Vinea zeigte, ſobald die Nachricht von dem Banne in Padua ſich beſtätigt hatte, in einer öffentlichen Rede die Unwahrheit dieſer Gründe, und ſprach von der großen Milde, welche der Kaiſer ſtets gegen die Ungerechtigkeit der Päpſte bewieſen, wie er zu wiederholten Malen

Gregor gegen die aufrühreriſchen Römer geſchützt, während Gregor gegen ihn die empörten Lombarden heimlich mit Geld und Truppen unterſtützt.

Nachdem der Großrichter ſeine Rede beendigt hatte, trat der Kaiſer auf den Thron der vor dem Palazio aufgerichtet ſtand, und ſprach öffentlich aus, was längſt im Stillen ſeine Überzeugung geworden. „Wo ſoll Gerechtigkeit zu finden ſein, wenn der, welcher ſich Gottes Statthalter nennt, recht wie der Fürſt der Lüge Tag und Nacht nur daran denkt, ſeine Tyrannei unſterblich zu machen? Mich wagt es dieſer Biſchof von Rom der Ketzerei zu beſchuldigen, während er ſelbſt Mailand, den alten Schooß der Irrlehre, wider mich beſchützt! Unwürdig iſt er der heiligen Würde, er, der gegen jedes Gebot des göttlichen Erlöſers ſündigt, und nur das der Feindesliebe frevelnd befolgt, indem er die Feinde deſſen liebt, dem er ſchon öfter die Erhaltung ſeiner Herrſchaft und ſeines Lebens und Vergebung ſeiner Beleidigungen verdankte. Ja ſein Haupt entweiht die Tiara, und der heilige Geiſt entfloh zürnend aus dem durch Haß, Falſchheit und Verrätherei befleckten Hauſe. Nicht länger werde ich langmüthig dem himmelſtürmenden Wahnſinn dieſes kindiſch-hochmüthigen Greiſes zuſehen; wohl weiß ich, welche Pflicht mir als dem Haupt der Chriſtenheit zukommt, ſie nicht länger unter dieſer geiſtlichen Tyrannei ſchmachten zu laſſen, die Verwirrung der Gewiſſen zu ſchlichten; eine allgemeine Kirchenverſammlung zu berufen, vor welcher Jener Rechenſchaft ablegen möge.“

Ezzelin trat hinzu. „O Kaiſer, was ſprachſt Du aus!“

„Ein Ende muß werden der Willkühr dieſes römiſchen Biſchofs, deſſen Neid und Argliſt ich nicht länger dulden will. Ich bin nicht geſonnen, den Glauben an die Kirche auszurotten, aber bändigen will ich die ſcheußliche Tyrannei deſſen, der ſich Knecht der Knechte nennt und Tyrann der Könige iſt. — Ein frei, allgemein, chriſtliches Concil allein kann ſeinen Übermuth, den ich jetzt nur verlache, noch nicht beſtrafe, in die Schranken zurückweiſen.“

„Ein Concil!“ ſprach Ezzelin ſchaudernd. „Was ſtöberſt Du die ganze Brut der Wölfe auf, um Dir gegen einen einzelnen Wolf Rache zu verſchaffen....“

„Nicht Rache, — Gerechtigkeit!“ entgegnete der Kaiſer! „Die Welt, lang betrogen durch die Lügen dieſes Gregor, ſoll die Wahrheit erfahren.‘

„Von Prieſtern?“ verſetzte Ezzelino.

„Nicht jeder iſt, wie dieſer Eine!“ entgegnete der Kaiſer, „nein! mein Glaube an Menſchenwerth ſteht feſt und heilig. Ehrwürdig und erhaben iſt des Prieſters Amt, und der Sieg der Wahrheit und meiner Unſchuld wird nur dann vollkommen, wenn die Welt, vor der mich der unverſöhnliche Greis verläumdete, von ſeines Gleichen die Widerlegung ausgeſprochen hört."

„Wozu bedarfſt Du's? Du haſt ja die Macht!" rieth Ezzelin, „Höre treuen Rath! Reiche keinem Prieſter die Hand zum Bunde. Auch der rechtſchaffenſte muß dein Feind, denn er muß, wenn er als Prieſter rechtſchaffen ſein will, Deines Feindes Freund ſein. Laß ab von dieſem Gedanken! Du gibſt dem Schlauen die Waffen in die Hand."

„Die Wahrheit wird ſiegen, die Lüge untergehn!" entgegnete der Kaiſer aus voller Überzeugung, und mit edlem Stolz; „ich verſchmähe die Gewalt; Gottes Stimme ſelbſt wird richten!"

„Ja, aus Pfaffenmäulern! bis ſie die Reiſe hierdurch macht, bleibt ſo viel von Belial's Pech daran hängen, daß ein feines Ohr dazu gehört, ſie zu vernehmen!"

Als Gregor die Geringſchätzung erfuhr, mit welcher der Kaiſer den Kirchenbann hingenommen, flammte dieſer faſt hundertjährige Greis, deſſen ſterbliche Hülle nur noch durch die Lebenskraft der Idee zuſammengehalten wurde, in furchtbarem Zorne auf und er ſchwur es zu Gott, daß er, damit ſein ganzes Leben nicht umſonſt ſei, nun kein Mittel mehr ſcheuen werde, wie ungerecht es auch ſcheinen möge, um die Kirche von dem Untergange zu retten, den des Kaiſers Macht ihr androhte. Da vernahm er, daß der Kaiſer an eine allgemeine chriſtliche Kirchenverſammlung appellire, und ſein Zorn verwandelte ſich in Jubel und Andacht. „Deine Hand, o Gott, hat ihn mit Blindheit geſchlagen,“ rief er, — „da ſchleppt er Brechſtangen und Keile herbei, durch welche er die Kirche zerſtören zu können glaubt; wir aber warten und empfangen ſie aus ſeinen Händen, um die feſte Burg ſeiner Anmaßung niederzureißen. Du verlangſt, daß ich mich rechtfertige? Ich berufe das Concil Dich zu richten und zu verdammen! — Faſt hundert Jahre erhieltſt Du dies Leben, Du, mein barmherziger Gott! Friſte es nur noch ſo lange, bis ich gerichtet! Dann kann ich freudig vor Dich hintreten, im Bewußtſein, daß ich vollbracht, was Du mir als langes Tagewerk aufgegeben, und Du wirſt um des letzten vollbeſchriebenen Blattes willen im Buch meines Lebens kein leeres ausreißen! — Seinen zerbrochenen Scepter, ſeine zertrümmerte Krone werde ich vor den Schemel Deiner Füße hinlegen, Allerbarmer, und Du wirſt mir gnädig ſein!"

Mit ungemeiner Thätigkeit ſtand der Kardinal Sinibald dem Papſte bei, dieſe Geſinnungen zu verwirklichen und die Maßregeln des Kaiſers zu vernichten. Bettelmönche ſtreiften auf ſein Geheiß durch Apulien, Sizilien und die Lombardei, verkündigten den Bann, ſchilderten in fanatiſchen Predigten den Kaiſer als Gottesläugner und Religionsſpötter, erzählten eine Menge erlogener Anekdoten, und riefen gegen ihn, wie gegen einen Bekenner des Islam, das gläubige Volk zum Kreuzzuge auf. Der Kaiſer ſeinerſeits ſchrieb an alle Fürſten Europa's, führte an, daß der Papſt, der ihn als Ketzer verdamme, ſelbſt die Ketzer beſchütze, erwähnte die Verderbtheit der Kirche, welche als Prinzip — Entſagung der irdiſchen Güter feſtſtelle, und dabei den Wollüſten, dem Geitz, der Rachſucht, als Aſyl diene, klagte den heiligen Vater an, daß er von den Steuern der Gläubigen zu Kreuzzügen ſich Schlöſſer baue, und ihn durch Anſtiftung und Unterſtützung von Empörungen treulos abhalte, den Beſitz des gelobten Landes der Chriſtenheit zu ſichern, forderte endlich die gekrönten Häupter auf, in dieſem Benehmen des Papſtes das Anzeichen von deſſen wahren Abſichten und ihre eigene Gefahr zu erkennen, denn wenn es dem Papſte gelingen könnte, ihn, den Kaiſer, zu unterwerfen, ſo hätte er dann leichtes Spiel, ein gleiches auch gegen die übrigen Herrſcher zu thun, und ſogar den Namen der Königswürde auszutilgen, um unter dem heuchleriſchen Vorwande, als beſchütze er eine allgemeine chriſtliche Republik, die Völker der Erde auf ewig in geiſtiger und leiblicher Abhängigkeit und Knechtſchaft zu erhalten. —

Der Zorn des Papſtes wurde durch dieſe offenen Briefe ſo gereizt, daß er gleiche Schreiben erließ, worin er den Kaiſer mit dem Thiere in der Apokalypſe verglich, einen Fürſten der Peſtilenz nannte, und ſeine früheren Anklagen mit neuen heftigeren vermehrte, unter welchen die ſtärkſte dieſe war, daß er ihm die Äußerung unterlegte: „Drei falſche Propheten hätten die Menſchheit betrogen, Moſe, Mohammed und Chriſtus,“ außer dieſer falſchen Anklage die nicht ganz unwahre, „daß der Kaiſer der Kirche die Schlüſſelgewalt verneine, welche ihr doch von

Chriſtus durch Petrus den Apoſtel ſei verliehen worden, endlich, daß er ſowohl das Geheimniß der Euchariſtie als das der unbefleckten Empfängniß frech abläugne und auffordere, nichts zu glauben, was der menſchliche Verſtand nicht durchdringen könne." — Der Kardinal Sinibald rieth noch zu einem andern Wege, welchen einzuſchlagen der Papſt nicht ermangelte, nämlich — vorerſt insgeheim — die Krone Friedrich's fremden Fürſten anzubieten. Doch die Herzoge Abel von Schleswig und Otto von Braunſchweig lehnten die deutſche Krone ab, und eben ſo heftigen Widerſpruch erregte dies Anerbieten in Frankreich, wo er den Bruder des frommen Königes Ludwig IX., Robert, Grafen von Artois, für jene Würde auserſehen.

Bald erfuhr der Kaiſer dieſe gefährlichen Maßregeln, und gebrauchte, während er gegen alle treuen Prälaten, die ſich den Bann zu verkünden weigerten, ſich mild und gnädig bewies, energiſche Repreſſalien. Die Mönche von Monte-Caſſino, welche, auf ihr feſtes Kloſter trotzend, in ſeinem eigenen Lande die Bulle verbreitet hatten, wurden belagert, zur Übergabe gezwungen und aus dem Lande verjagt. Welcher Prieſter ſich — des Bannes halber — weigerte, Gottesdienſt zu halten, wurde entſetzt, beſteuert oder gebüßt. Alle aus der Lombardei gebürtigen Mönche zwang er, ſeine Staaten zu verlaſſen. Jedermann, Laien wie Geiſtlichen, verbot er, an den päpſtlichen Hof zu gehen. Mit dem Tode beſtraft endlich wurde ohne Unterſchied des Standes, wer Briefe Gregor's in des Kaiſers Reiche brachte. Den Einfluß der Bettelmönche zu ſchwächen, gewann er den prachtliebenden, klugen und feingebildeten General der Franziskaner, Bruder Elias von Cortona, welcher den Bann des Papſtes öffentlich für ungültig und des Kaiſers Wandel für gerecht und tugendhaft erklärte, die Provinzen des Kaiſers durchwallend, den Bann löſete und gegen die Laſter des Römiſchen Hofes unverholen predigte, eine Kühnheit, welche er bald durch Entſetzung von ſeiner Würde und durch den Bann büßte. Die Barone Apuliens, welche Gregor, durch einige ungünſtige Kriegsunternehmen Friedrich's gegen die Lombarden ermuthigt, zur Empörung gereizt, fanden milde Behandlung, über Alberich von Romano, Ezzelin's Bruder, den Grafen von San Bonifacio, Azzo von Eſte und andere, welche dem Kaiſer treulos geworden, erging des Reiches Acht. Den kühnen Enzio ernannte ſein Vater zum Statthalter von ganz Italien, und dieſer rechtfertigte bald deſſen Vertrauen, indem er faſt die ganze Mark Ancona dem Kardinal Colonna abgewann.

Dem Kaiſer genügten dieſe günſtigen Erfolge nicht; galt's doch einen Kampf auf Leben und Tod! An's Herz wollt' er dem Feind, im Kirchenſtaate ihn aufjagen, in Rom ihn einſchließen, im Triumph zu den Thoren der uralten Weltherrſcherin einziehn, auf dem Vatikan den Grundſtein einer neuen Ära legen. „Wach' auf, Roma! Du ſchläfſt!“ rief er in Schreiben ihr zu; „Tyrannei ſetzt die blutige Ferſe auf den Ruhm Deiner Väter. — Neigt das Ohr zur Erde, Quiriten, lauſcht! Unter den Trümmern des Forums hör' ich die Stimmen Eurer Scipione herausſchallen, die nach den Thaten ihrer Enkel fragen. Was gebt Ihr zur Antwort? Sagt ihnen: Die höchſte irdiſche Würde, das Kaiſerthum, trägt Roma's Namen, aber Roma ſelbſt wollte bis jetzt lieber die Sclavin eines tyranniſchen Prieſters ſein, als die Mutter der Siege. Sagt ihnen: ein Kaiſer iſt wieder auf Erden, der uns Freiheit und Unſterblichkeit darbeut; Euren Vätern war Roma der Mittelpunkt der Erde! Ihren Enkeln iſt Roma die Wiege der Tyrannei. — — Freiheit! Ruhm! Hört Ihr den Klang? Eure ehernen Roſſe dröhnen vom Widerhall; Eure ſteinernen Conſuln und Imperatoren ſcheinen die Lippen zur Antwort zu öffnen. Und Ihr, die Lebendigen, bleibt ſtarr und ſtumm? Starr und ſtumm vor Schmach; niedre Handwerke zu treiben ſeid Ihr ja gezwungen, oder zu verſchlammen im Müßiggang, — Ihr, denen es ziemt, daß nach der Sitte der Väter der Kaiſer Euch als Proconſuln hinſende, Provinzen eines Weltreichs zu verwalten, dem nichts als ſeine alte Metropole fehlt!“ Wichtige Gnadenbeweiſe und bedeutende Schenkungen begleiteten dieſe Briefe des Kaiſers an die Römer, welche deſſen glückliche Erfolge mit Freuden ſahen. Schon waren Aleſſandria, Piſa, Lucca, Siena, Arezzo auf ſeiner Parthei; die päpſtlichen Städte Orta, Civita Caſtellano, Montefiascone, Corneto, Sutri, Foligno fielen in ſeine Gewalt; der Übertritt Viterbo's ſchien auch jenen Roms zu verbürgen. Von Tag zu Tag vergrößerte ſich dort die kaiſerliche Parthei und wurde muthiger. Gregor befand ſich in ſeiner eigenen Hauptſtadt mitten unter Feinden und ſah, wie dieſe ſchon jede Schranke überſprangen und ſeine Gewalt, ja ſogar die Abzeichen derſelben, verſpotteten. Sein ganzes weltliches Reich war jetzt noch der feſte Pallaſt, den er, gleichſam belagert, bewohnte; doch ſein Geiſt herrſchte ungebeugt noch über die Erde, und im tiefſten Unglück dachte er, — ſtatt an Vertheidigung oder gar an ehrenvolle Übergabe, — an Angriff, Sieg und Vernichtung des Feindes.

Um jene Zeit kam Manadora nach Rom, um von dieſer unglücklichen Lage der Hierarchie den möglichſten Vortheil für den Kaiſer zu ziehen. Sie hoffte, den Kardinal jetzt zur Verſöhnung geſtimmt zu finden und dieſe Stimmung benutzen zu können. Zwar mußte ſie dann die Maske fallen laſſen; doch war ihr dieſe nicht längſt ſchon läſtig genug? Zwar mußte ſie, nachdem ſie's ſchon auf's bitterſte empfunden, daß der Kaiſer ſie für zweideutig und falſch gehalten, gleiches jetzt auch von den Feinden des Kaiſers erwarten; doch welchen Werth hatte noch Ehre vor allen übrigen Menſchen für ſie, welche vor dem Geliebten keine mehr beſaß? Sie verhehlte ſich's nicht, daß ſie durch ihren Entſchluß jedes Band zwiſchen ihr und dem Kardinale zerriſſe; — doch ſollte ſie die Gunſt des Augenblickes verſäumen, die vielleicht nie wiederkehrte? Nur ihren Entſchluß im Auge, bedachte ſie, als ſie zu Fuß und allein nach Rom kam, nicht, daß ſie durch die Trennung von Kaf — zur Bettlerin geworden.

Sie pochte an dem Pallaſte des Kardinales; niemand öffnete; Sinibald hatte, wie die übrigen dem Papſte ergebenen höchſten Prälaten, ſich vor der feindſelig geſtimmten Mehrzahl der Bewohner Roms nicht ſicher genug gehalten und wohnte in dem Pallaſte Gregor's. Manadora beſchloß jetzt, ſich an den letzteren ſelbſt zu wenden. Sie fragte den nächſten beſten, welchen

Pallaſt der heilige Vater bewohne. Man wies ihr höhnend den großen Immondezzajo auf dem Forum. Endlich fand ſie ſich, von einem Mönche des beſſern belehrt, zu Recht. Mißtrauiſch maß der Pförtner des päpſtlichen Pallaſtes ſie, und hieß ſie in ein verwahrtes Stübchen treten, um ſie dem Kardinal zu melden, indeſſen der Pöbel das Gitterfenſter des Stübchens umlagerte und ihr die unanſtändigſten, frechſten Worte zurief. Der Pförtner kam zurück und führte ſie ſchweigend in ein Gemach, deſſen Fenſter die Ausſicht auf die Straße bot. Bald erſchien der Kardinal und begrüßte ſie mit den Worten: „Ich bin erſtaunt, Euch hier zu ſehen, ſchöne Nichte; denn ich wähnte Euch bei dem Kaiſer. Aufrichtig, Nichte, Ihr ſeid nicht unklug, daß Ihr, da der Kaiſer ſelbſt — verzeiht meiner Ungalanterie! — Euer überdrüſſig ward, auf einen jüngeren Freier bedacht ſeid und ſeine Schwiegertochter zu werden nicht verſchmäht. Den ſchönen Enzio freilich erbeutete Adelaſia Visconti, auch Konrad iſt ſchon verlobt mit der Tochter des Baierherzogs, doch Friedrich von Antiochien, er könnte Euer Sohn ſein — Manfred — der jüngere Heinrich, Iſabellens Sohn, — freilich iſt Heinrich, der kaum von der Mutter-Bruſt entwöhnt worden, etwas zu jung für einen Ehemann. Was kann Euch dagegen die arme Kirche bieten, welche — Ihr ſeht's — faſt alle ihre Kinder an der Peſt verlor?"

Manadora ſah unerſchrocken, daß ihr gefährliches Spiel entdeckt ſei; die Liebe gab ihr Kraft, den Spott zu erdulden. Mit edler Begeiſterung erwiederte ſie auf Sinibald's giftige Worte: „Dem Himmel dank' ich, daß die Maske endlich fiel, welche mir Luſt und Athem nahm. Ja, freudig bekenne ich's: Ich liebe ihn! Gott war barmherzig und befreite mich vom finſtern Wahn, von der mörderiſchen Knechtſchaft des Haſſes. Jetzt erſt lieb' ich ihn, jetzt, da die Glut der Sinne ausgebrannt, da jede Hoffnung, ihn irdiſch zu beſitzen, verſchwunden, da ich nichts mehr habe, was ihn zur Gegenliebe verlocken kann, da er mich verſtoßen hat, da er meine Liebe nicht kennt, meinen Worten nicht glaubt, da meine Ehre ihm für nichts gilt; — jetzt, jetzt erſt lieb' ich ihn, und jetzt erſt bin ich glücklich, denn meine Liebe, die früher nur von geſchenkten Augenblicken lebte, jetzt kann ſie ja geben, nicht Schönheit, nicht Schätze, ſondern das ganze Leben als eine einzige That!"

„Was hat die Kirche damit zu ſchaffen?" entgegnete der Kardinal kalt.

„Eben — die Liebe!" rief ſie. „Was empfand jener Göttliche ſterbend am Kreutze? Was war des Auferſtandenen Vermächtniß? Wofür bluteten die Märtyrer? Was iſt der Grundſtein der Kirche? Liebe, Liebe! Jene Liebe, die mit der Sinnlichkeit nichts gemein hat, jene

Liebe, die heiliger iſt als älterliche Zärtlichkeit, als Geſchwiſterliebe!"

„Weshalb alſo," unterbrach der Kardinal ſie ſtreng, „weshalb dann verriethſt Du die Kirche, deren Göttlichkeit Du anerkennend preiſeſt? — Eitles Weib! — Einen Triumph wollteſt Du genießen, weiter nichts! Weil Du nicht als Kaiſerin Völker zu Deinen Füßen ſehen konnteſt, wollteſt Du die Fürſten der Kirche um Deine Freundſchaft, um Deinen Schutz, um Deine Hülfe buhlen ſehn!...."

„Beim ewigen Gott! nein!" ſprach ſie ruhig und groß in ihrem reinen Bewußtſein.

„Du wollteſt," fuhr der Kardinal fort, „den Triumph genießen, jene zu täuſchen, die vom Lichte des heiligen Geiſtes umfloſſen ſind, vor welchem die Klugheit und Liſt jedes Sterblichen zunichte wird. Weißt Du, welch ein Verbrechen Du begingſt? Ha! wärſt Du keine Lavagna, Du ſtündeſt jetzt nicht mehr vor mir; nur die Ahnen Deiner Mutter ſind's, die Dich retteten."

Manadora lächelte. „Meine Mutter war ein Engel, der in ſterblicher Hülle litt und ſtarb, und jetzt, wieder verklärt vor Gottes Thron ſtehend, einen Strahl ſeines Lichtes in mein Herz ſandte, daß mein Auge, ſo lange umnachtet, das Göttliche plötzlich wieder erkannte — — —"

„Fluch dem Teufel, der dieſen Engel verführt!" rief der Kardinal grimmig. „Fluch ihm, deſſen Name meine Lippen nie beſudeln ſoll, in ſeinem Abgrund!"

„Biſt Du ein chriſtlicher Prieſter?" erwiederte Manadora, „und ſchändeſt das Andenken eines Todten! Sei ruhig! Freiwillig gab ich den Namen und Anſpruch meiner Abſtammung auf. Für das, was ich auf Erden noch zu ſchaffen habe, braucht man keine Lavagna, braucht man nicht reich, geehrt und mächtig, braucht man nur ein Weib zu ſein!"

Heimtückiſch blickte der Kardinal ſie von der Seite an. „Wie Ihr wollt, Madonna! Der Kardinalshut überſchattet mein Wappen, ſo gut wie Eure Weiblichkeit. Doch ſprecht — ich habe Eile — womit kann ich Euch dienen?"

„Blicke um Dich!" rief Manadora in ſchöner Leidenſchaft. „Sieh hinab auf dieſe Straßen Roms! Jeder Scheitel, auf den Du niederblikkeſt, zeigt Dir des Kaiſers Glück, in dieſem aber — Gottes Beſchluß. O widerſtrebe nicht länger! Jetzt, jetzt iſt der Augenblick der Verſöhnung da. Der Kaiſer iſt menſchlich; er wartet gewiß nur auf den erſten Schritt, er nimmt gewiß die zum Frieden dargebotene Rechte an."

„Weshalb thut er dieſen Schritt nicht?" entgegnete der Kardinal, „iſt er ſo edel, wie Ihr ihn haltet, ſo iſt's ſeine Pflicht, dem Feinde, der — wie Ihr meint — auf's äußerſte getrieben iſt, noch im letzten Augenblick die Hand zu bieten. War dies alles, was Ihr mit mir zu ſprechen wünſchtet, Madonna?"

„Jetzt oder nie! O laß mich nicht ſo von hinnen gehn!" rief Manadora, indem ſie ihm zu Füßen ſank. — „Du vermagſt viel bei dem heiligen Vater, ich weiß es; o lenke ſein in Haß alt und ſtarr gewordenes Herz, wie ich mit Bitten und Thränen das Deinige jetzt zu erweichen bete. Gönnet der Welt den Frieden! Zwinget den Kaiſer nicht zum ſtrengen Gericht! Was kannſt Du, was kann Gregor noch hoffen? Woher erwartet Ihr Hülfe?"

„Von Oben!" erwiederte der Kardinal. „Wähnſt Du, weil Übermacht droht, die Kirche müſſe ſchon untergehn? Die Kirche könne es je? Eher wird die Erde keine Könige haben, ehe ſie Prieſter entbehren kann. Könnte Wahnſinn auf den Flügeln der Peſt über die Geſchlechter der Menſchen hinſchweifen, daß in allgemeiner Mordluſt jeder Diener Gottes hinſänke in ſein Blut, — die Kirche ſtirbt darum nicht, dann halten die Engel und Heiligen unſichtbar Wache in der Halle der Myſterien und decken das Allerheiligſte mit ihren ſeligen Leibern, bis Gott die erſten Prieſter ſich aus den Berufenen wieder erwählt. — — —"

Manadora lag noch auf den Knieen vor ihm; da ſcholl wüſtes Geſchrei von der Straße herauf: „Ein Weib im Pallaſt! Heraus mit der Buhlerin!" Steinwürfe zerſchmetterten die Fenſter. „Das gilt Euch, Madonna," bemerkte der Kardinal hämiſch, — „Ihr werdet uns Dank wiſſen, wenn wir Euch vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen ſuchen." Eine Schelle klang. — Dem Kardinal ein erwartetes Zeichen. „Entſchuldigt mich, Madonna, mich ruft die Pflicht!" — Er ging und verſchloß die Thüre hinter ſich; Manadora war gefangen; doch ahnte ſie nichts Arges; ſie glaubte in der That, daß Sorge um ihre Sicherheit den Kardinal zu der Vorſichtsmaßregel bewogen. Dieſer aber hatte einen ganz andern Grund; nicht ſie vor Gefahr *ſichern*, ſondern ſich der Gefährlichen *verſichern* wollte er.

Manadora trat an's Fenſter und blickte, in tiefer Wehmuth, über ihre gegenwärtige Lage ſinnend, hinaus auf die Straßen Roms, wo der Pöbel ſie als Buhlerin der Prieſter beſchimpfte, während der Kardinal ſie um ihrer tiefen unbegriffenen Liebe zum Kaiſer verſpottet hatte, da doch der Kaiſer ſie als Verrätherin von ſich geſtoßen; — Keinen von dieſen drei Vorwürfen verdiente ſie, aber das Bewußtſein früherer Schuld peinigte ſie furchtbarer als dieſe dreifache Verachtung. Den einzigen Troſt, welchen ſie in dieſem Augenblicke empfand, ſchöpfte ſie aus dem Gedanken an des Kaiſers Glück. *War's* doch, — wenn auch ohne ihr Zuthun!

Auf den Straßen unten zeigte ſich große Bewegung der Volksmenge, welche ſich von dem päpſtlichen Pallaſte zurückzog und für einen Augenblick vor einer Überraſchung ihrer Neugier ihre nichtswürdige Schadenfreude, ihre elende Wuth vergaß. — Das Thor des Pallaſtes hatte ſich noch unter den aberwitzigſten und gemeinſten Schmähungen des Pöbels, der ſeine Freude am Steinwerfen nicht zügeln konnte, aufgethan. Da wallten Kirchenfahnen, blinkten goldene Kruzifixe, ſchritt im langen Zuge eine ehrwürdige Schaar aus dem Thore; die edelſten Kirchenfürſten, durch Alter, vornehme Abſtammung, Reichthum oder Tugenden ausgezeichnet, alle im höchſten prieſterlichen Schmuck, umgeben und gefolgt von Prieſtern, Leviten und Chorknaben, welche Weihrauchſchalen, Gefäße mit Weihwaſſer und Glöcklein trugen, — Mönche aller Orden, daß der Pöbel kaum zu begreifen vermochte, wie ein einzig Haus dieſe zahlloſe Menge faſſen gekonnt, welche Hymnen ſingend, in erhabener religiöſer Begeiſterung langſam und würdevoll hinwandelnd, den Weg nach dem Lateran einſchlug. Manadora unterſchied darunter auch den Kardinal Sinibald und neben ihm einen Diener, der eine brennende Wachsfackel trug und den Duft des Weihrauchs, den er fleißig nährte, mit Wolluſt einzuathmen ſchien. Die Züge waren ihr bekannt; ſie blickte ſcharf durch die dichten, zähen Wolken des Weihrauchs;.... dieſer Menſch im halbgeiſtlichen Gewand eines Kirchendieners — war's nicht Kaf? Wilde Spottreden unterbrachen das ehrfurchtsvolle Schweigen des überraſchten Volkes.

„Nieder mit den Heuchlern!“ erhob ſich eine Stimme.

„Pflückt Steine, Quiriten! Speiſt die Hungrigen mit dem Brot, das ſie euch ließen!“ rief eine andere.

„Der Wegweiſer fehlt der Heerde! Laßt uns ſie begleiten!“ ein dritter kaiſerlich Geſinnter.

„Zu welchem Thore hinaus?“ frug höhnend ein Vierter.

Und ſchon mancher Stein flog gegen die ehrwürdige Prozeſſion, manche Hand hebt neue auf, die Wuth des Volkes erwacht wieder.

Da erſcheint Gregor der Neunte, angethan in allem Schmuck ſeiner Würde, die Tiara auf dem Haupte, ungebeugt und keiner Stütze bedürftig — der faſt hundertjährige! Kein ſtrafender Blick entgleitet ſeinen jugendlich-lebhaften Blicken; ſeine abgemagerten Hände halten kräftig empor das heilige Kreutz, und vor ihm her tragen Kardinäle die Häupter der Apoſtelfürſten Petrus und Paulus.

Da ſtockt jeder Athem, den Verwegenſten fallen die zur Beſchimpfung aufgehobenen Steine aus den unwillkürlich ſich öffnenden Händen, und als ſei Gott ſelbſt im Glanz ſeiner Heiligkeit vom himmliſchen Throne herniedergeſtiegen, ſo wirft ſich, betäubt, geblendet, anbetend, Jung und Alt, Groß und Klein, Mann und Weib, in den Staub und ſchlägt ſich, wie ſonſt, wenn das Allerheiligſte zur Anſchau gebracht wird, dreimal reuig an's Herz; denn wie in der Meſſe beim Sanctus das Brot und der Wein — Fleiſch und Blut und der Unerſchaffene zu ewig neuem unblutigen Sühnopfer wieder Menſch wird, ſo ſcheint auch jetzt er, vor dem alle Macht Spreu iſt, der die Gewalt der Könige und Völker wie Binſen bricht, eingekörpert in gebrechlicher Hülle, alles Irdiſche durch ſeine Durchgeiſtung zu adeln und zu verklären, zu wandeln unter den Sterblichen.

Auch Manadora, welche den unverſöhnlichen Haß der Kirche eben auf's neu in vollſter Entfaltung geſehen, ſie, deren Liebe ſtärker iſt als jedes Vorurtheil, als jede Sinnenblendung, ſinkt, jeder klaren Vorſtellung jetzt unfähig, auf die Kniee, und ſchlägt ſich reuig dreimal an's Herz.

Als ſie wieder aufblickt, wogt der Zug fernab durch die Gaſſen der knieenden Menge. Manadora erholt ſich von ihrer Betäubung; ihre Hand ruht noch auf dem Herzen. „O Gott der Liebe! wirſt Du auch mir vergeben?“ betet ſie voll Inbrunſt, ein ſchwerer Seufzer ſteigt aus ihrer Bruſt. „Ich habe gefrevelt an ihm und an Dir! Dringt mein Schmerz, meine Reue zu Dir empor? Wirſt Du mich's vollenden laſſen, ſo gering es auch ſei?“ — —

Ein göttlicher Troſt kam über ſie; eine ſolche Fülle des Vertrauens, wie nur ein Weib ſie ganz in ſich aufnehmen kann, ein gefallenes und aus freiem Triebe zum Heiligen wieder anſtrebendes Weib. „Ja Du wirſt's, Gott der Liebe! Wär' ich im Grunde der Hölle, von der wir glauben, daß kein Entrinnen draus iſt, Du weißt, was ich bete, weißt, was ich fühle, Du ließeſt mich in meiner Sehnſucht nicht verſchmachten, Du reichteſt mir Deinen Finger hinab und zögeſt mich herauf! Denn Dein Weſen iſt die Liebe und die Kraft; und keinen, keinen, — hätt' er auch noch ſo furchtbar gefrevelt, — wirſt Du auf ewig zu Ohnmacht und Knechtſchaft verdammen!"

Indeſſen war Gregor mit den Kardinälen, Biſchöfen und andern Geiſtlichen auf dem Lateran angekommen, wohin ihm die Volksmenge, unterwegs anſchwellend, nachfluthete, und beſtieg dort die Kanzel. Das Kreutz hoch emporhaltend ſprach er mit kräftig hinſchallender Stimme: „Seht den Gekreutzigten, Chriſten! Seine Wunden bluten auf's neue! Ein neuer Judas hat ihn verrathen; auf's neue wird er gegeißelt, mit Dornen gekrönt und geſchlagen, auf's neue bohren die Nägel ſich in ſeine Hände und Füße. Wer, der ſich nach ſeinem heiligen Namen nennt, wird es dulden? Wer, der es duldet, dort auf ſeine Barmherzigkeit hoffen? — Wähnſt Du, der die Hand wider ihn erhebt, Du, der gleichgültig gafft, wenn er gehöhnt, gemartert wird, er werde Dir, gleich dem Gerechten, die Heimath der Seligen und der Heiligen eröffnen? Wär' er nicht ungerecht gegen die Gerechten, wenn er auch die Ungerechten an den ewigen Freuden Theil nehmen ließe? Er wird kommen an jenem Tage, zu richten die Lebendigen und die Todten. Eine Lilie wird ausgehen von ihm, aber auch ein Schwert, und die Schale des ewigen Todes wird er ausſchütten, wie den Balſam des ewigen Lebens! Er gab Euch das Siegel ſeiner Huld, ihr aber löſtet es ab, um es auf die Urkund Eurer Verdammniß zu kleben. Wollt Ihr Gott täuſchen? Ihr Armen, ihr täuſcht nur Euch! — — —

Römer! Eure Väter riefen einſt: Das Vaterland iſt in Gefahr, und dann ſchliff der Greis das roſtige Schwert, Weib und Kind ſchleppten ſich mit Waffen. — Das Kreutz und Euer ewiges Heil ſind in Gefahr, ruf' ich heute. Wer bleibt taub, ſtill und gleichgültig? Nicht, als ob irdiſche Macht das göttliche Zeichen der Erlöſung zertrümmern könnte! Aber wie dem Fürſten des Abgrundes Gewalt gegeben iſt, zu verlocken, — ſo ließ der Allbarmherzige, um Euch zu prüfen, es zu, daß, der ſich römiſcher Kaiſer nennt und Roms Tyrann werden möchte, Euch in Verſuchung führte. Dieſer rief und Ihr horchtet auf; er führte Euch an den Rand eines Abgrundes und Ihr tanzet jauchzend um denſelben. — O ſeht mich, den Hirten, der nun bald hundert Jahre auf dem Nacken trägt, der jeden Wechſel des Glückes durch Liebe und Glauben treu ausgehalten, der die Väter der Älteſten unter Euch noch in den Wiegen kannte! Was hab' ich auf Erden zu hoffen, das mich bei ſo hohen Jahren zum Kampfe treiben könnte? Macht? Ehren? Schätze? Sinnlichen Genuß? Welchen Werth haben ſie für den, der nur noch mit dem lebendigen Haupte aus dem Grabe hervorragt? O nichts, nichts Irdiſches, nur das Göttliche allein, und nur die Liebe des Vaters, der Euch, ſeine Kinder, in ein ewiges Verderben ſoll taumeln ſehn! Wann trete ich vor Gott? Vielleicht morgen ſchon! Vielleicht heute noch! In der nächſten Sekunde vielleicht! Und wenn er mich nun fragt: „„Die, welche ich Dir zur Pflege übergeben, wie bringſt Du ſie mir?“ “ — Was ſoll ich ſagen? Wie ſoll ich Euch nennen? Und wenn ich in meinen Schmerzen dann ſage: „„O Herr, ſie verläugnen, ſie läſtern und bekriegen Dich,“ “ — wird nicht auf dieſem hundertjährigen kahlen Scheitel die Schmach, die Sünde von Euch allen haften? Seht, das iſt das Erbarmen, um welches ich Euch anflehe! Euer Erbarmen für mich iſt mein Erbarmen für Euch! Rettet, rettet, — nicht mein Leben, wovor denn dies? — nicht Eure Leben, — o, Eure Leben wird der Kaiſer ſchützen, — Eure Seelen rettet, den Glauben, in welchem Eure Vater glücklich ſtarben und ſelig wurden, in welchem Ihr bis heute glücklich waret, für Euch rettet ihn, rettet Euch für ihn! Mag jener Tyrann, der geſchworen hat, Euren letzten Damm gegen die Willkür, die Kirche, zu durchſtoßen, jetzt mein Leben nehmen! Mag er mich demüthigen und beſchimpfen. — Freudig dulde ich es für den Herrn! Sterbend drück' ich, wie der Krieger ſeine Fahne, dies Kreutz an mich. Wer gleichen Muth hat, folge mir nach! Zeigt, daß ihr Römer ſeid, nicht blos Enkel von Römern! „In hoc signo vinces!“ ſah jener heilige Herrſcher. Ja, in dieſem Zeichen ſiegen wir! ruf' auch ich, und Unſterblichkeit wird jedem, der in dieſem Zeichen ſiegt! Wer das Kreutz bekennt, vertheidige es; wer es vertheidigt, hefte es auf die Schulter! Seht mich! — Hier iſt's! Am Rande des Grabes zieh' ich Euch in den Kampf voran.“

Dieſelben Tauſende, welche noch vor einer Stunde den Kaiſer geprieſen und den Papſt beſchimpft hatten, jauchzten jetzt dieſem letztern zu und mit tieferer Inbrunſt, als ſie je dem Kaiſer gehuldigt.

In Pein der Ungeduld hatte Manadora die Rückkunſt des Kardinals erwartet, um aus ihrer Haft befreit zu werden. Endlich bevölkerte ſich der Pallaſt wieder; ſie ſah, am Fenſter ſtehend, auch den Kardinal wieder kommen, aber niemand löſte ihre Haft.

Nach ſtundenlangem Harren öffnete ſich die Thüre und Kaf ſchritt, die Thüre hinter ſich verſchließend, durch das Zimmer. Sie erkannte ihn kaum, als ſie ihn anſprach: „Du biſt's? biſt hier? Du dienſt, ſeitdem Du mich verlaſſen, dem Kardinal? Wo iſt er? Der Aufruhr hat ſich gelegt. Ich will frei ſein!"

Kaf unterdrückte ſeine Bewegung bei ihrem Anblick. Dies Weſen, nicht blos in wahnſinniger Liebe und Hingebung verloren, ſondern auch verachtet, ſie, von deren Ehre er ganz Italien hatte wollen ſprechen machen, — gefangen! Und er durfte nichts beginnen, um ſie zu befreien, wollte er nicht ihre Sicherheit auf's Spiel ſetzen. Denn, war ſie frei, ſo wußte er, daß ſie auf's neue zu dem Verhaßten eilte, der ſie für eine Verrätherin hielt, und als ſolche wohl gar ſchimpflich beſtrafte! Nein, ſie mußte bleiben! Und ließ er ſie in ſein Inneres blicken, las ſie ſein Mitleid darin, — mußte ſie ihn dann nicht für ſchwach halten, würde ſie in ihrem Liebeswahnſinn auf dieſe ſeine Schwäche nicht einen Plan bauen, ihn für ihre Zwecke zu benutzen, und dadurch ihre Lage bei dem Kardinale verſchlimmern? Nie, ſo lange er lebte und denken konnte, koſtete dem Eunuchen irgend ein Benehmen ſolche Selbſtüberwindung als ſein jetziges gegen die theure Herrin. — „Kommt Zeit, kommt Rath;" — war ſein geheimer Troſt für ſie!

„Ihr ſprecht vollkommen wie ein Weib, Madonna!" erwiederte er ihr mit angenommener Abgemeſſenheit und Kälte, — „ſo viele Fragen in einem Athem, daß man drei Lungen brauchte, um Euch genügend zu antworten. Alſo: Erſtens, ich bins. Zweitens: Ich bin hier. Drittens: Ich diene dem Kardinale. Viertens: Der Kardinal iſt bei Sr. Heiligkeit. Fünftens: Die Römiſchen Hitzköpfe ſind noch in Brand, aber die Flamme hat ſich gewandt, und jeder, der früher ſeine Feder, ſeinen Handſchuh oder ſeinen altrömiſchen Schuſterpfriem in's Blut des Papſtes zu tauchen und dem Kaiſer als Trophäen zu bringen ſchwur, der eine Senator und die vielen Schneider, jeder Patrizier und jeder Tagedieb ſchminkt ſich jetzt in Gedanken ſchon mit dem Blute des Kaiſers. — Ei, wie ihr erſchreckt, Madonna!"

„Du lügſt, Kaf, Du lügſt! Ich kenne Dich! Deine Luſt iſt's, mich zu quälen!"

„Meine Luſt?" fragte der Eunuch. Beinahe hätte er ihr im Schmerz ſeine wahre Geſinnung verrathen. Bitter lachend fuhr er fort: „O, Ihr trafet den Nagel auf den Kopf, Madonna, ja, ich liebte Euch nie! — Ihr ſagt es! wie, oder nicht? — Ihr müßt es beſſer wiſſen als ich."

Manadora fühlte, daß ſie ihm Unrecht gethan. Mit ihrer ganzen Seele in der Stimme fragte ſie ihn: „Kaf?"

Da war ihm, als müßte er vor ſie hinſtürzen und ſie anbeten. Doch die Klugheit ſiegte noch zu rechter Zeit. Rauh erwiederte er ihr: „Ich werde Euch die Mittagstafel beſtellen."

„Wie? Hier?" fragte ſie befrembet.

„Hier, Madonna, wenn's Euch beliebt," gab er zur Antwort.

„Nein! Nein!" rief ſie beklommen, „öffne meinen freundlichen Kerker! Ich bedarf des Aſyls nicht mehr!"

Kaf ſtellte ſich erſtaunt. „Ihr wollt fort? Wie? Ihr wißt nicht?"

„Ums Himmels willen! ſprich deutlich!"

„Ei nun, Madonna, was verwundert Ihr

Euch? Euer ehrwürdiger Vetter, der Kardinal, wünſcht Euch auch fernerhin bei ſich zu behalten, und Ihr werdet ohne deſſen ausdrückliche Erlaubniß Euch nicht aus ſeiner Nähe entfernen!“

„Großer Gott! Gefangen! Ich ſelbſt ging in die Schlinge!“ ſchrie Manadora, welche jetzt alles begriff.

„Manadora!“ rief der Eunuch, ſeine Treue brach jede Feſſel. Gleichwohl bezwang und faßte er ſich wieder. „Ich dachte, Ihr wüßtet alles längſt. — Auch iſt dies ſehr natürlich. Ihr ſeid des ehrwürdigen Herrn Kardinals Nichte, und als Euer Verwandter iſt er gleichſam verpflichtet, für Eure ſtete Sicherheit Sorge zu tragen! O Herrin!“ — das natürliche Gefühl der Anhänglichkeit brach wieder durch. „Zürnt mir nicht! Ich kann ja nicht anders. Ihr mögt lieben, ſo wißt Ihr, was das heißt; — habt Ihr noch einen, der Euch ſo liebt wie ich? Ihr dürftet mich peitſchen laſſen, ich werde nicht murren, werde wie ein Lamm aushalten, werde doch nie aufhören können, Euch zu lieben wie ein Mann und Euch treu zu ſein, wie Mutter oder Schweſter. Betrachtet dieſe Haft nicht ſo ſchlimm, wie ſie auf den erſten Blick ausſieht. Wir ſind nun einmal — zum Theil durch Eure Schuld — in dieſe Enge getrieben, aus welcher wir — wenigſtens jetzt — noch nicht entweichen können. Was iſt zu thun? Zu warten und auf der Hut zu ſein. Ich bin ja in Eurer Nähe, ich! Jede gewohnte kleine Bequemlichkeit, die das Leben erträglich macht, ſchaff' ich Euch, und müßt' ich für eine von Euren Lieblingsſpeiſen irgend wem die Gurgel umdrehen. O bedenkt nur ſtets, wo Ihr ſeid! Bringt Euch nicht in's Verderben! An mir liegt nichts; ich bin nur ein Wurm, der Eichenholz durchnagt. Aber es thäte mir leid, fiele die Eiche früher durch's Beil, als bis der Wurm ſie abgefreſſen."

Raſch war er fort, die Thüre hinter ſich verriegelnd. „Gefangen! Abgeſchnitten von Dir!" ſprach Manadora.

Eine furchtbare Troſtloſigkeit überfiel ſie; die Liebe weckte ſie bald daraus.

„Nein! nicht nutzlos! Was da an Fügungen des Himmels kommt, — dafür hat ja der Menſch ſeine Freiheit, ſie als Grund zu benutzen, um darauf fortzubauen! Was Glück? Was Unglück? Der Papſt iſt alt, wie lange kann er noch leben? Nach ihm haßt niemand den Kaiſer ſo tödtlich wie Sinibald. Er hält mich gefangen, damit ich dem Kaiſer nicht nützen könne! wähnt er. — Ich will gefangen ſein! So bin ich doch Tag für Tag bei Sinibald! So muß er mich ſtets ſehn! So muß er mich, ſchon um die Langweile zu vertreiben, hören! Gott, Gott! gib mir Kraft! Deine Fügung erkenn' ich hier! Keine Sekunde ſoll dieſer Unverſöhnliche verleben, in welcher ich ihm nicht Liebe, Verſöhnung predige. Schon aus Überdruß muß er mich hören. Hört er mich aber, ſo wird die einfache Wahrheit doch endlich ſein Herz erſchüttern, ſo muß die Milde doch durchdringen! Ich bin bei ihm, — gefangen! Er iſt unzertrennlich von Gregor! Ich werde auch dieſen ſehn! Auch dieſen ſprechen! O Gott, im Staube, heilig auf Dich vertrauend, bete ich Dich an. Den allgewaltigen Zauber der Liebe, Deiner Liebe, gib meinem Hauch, laß mich ſo meine Gefangenſchaft verwerthen; dann ſterb' ich, ſo freudig, wie ein vom Tode durch Henkershand zum Leben Begnadigter, in meiner Haft!"

IX.

Im Lager vor Faenza, welche Stadt, von dem Venetianer Michael Moroſini, dem Podeſta, muthig vertheidigt, den Kaiſer im raſchen Vordringen auf ſeiner Siegeslaufbahn abhielt, verbreiteten ſich Nachrichten, welche große Beſorgniſſe erweckten; — die eine, daß die Mongolen, nachdem ſie China, Perſien, Indien, Syrien und Natolien, Rußland und Polen überſchwemmt, an Deutſchlands Gränzen ſtänden, dem Chriſtenthume und der Geſittung des ganzen Abendlandes den Untergang drohend; — die andre, daß der Papſt, von blindem Haſſe hingeriſſen, das Unglaubliche gewagt, das im Volke ſtets am erſten Glauben findet, und den Kaiſer beſchuldigt, die Mongolen herbeigerufen zu haben; die dritte endlich, daß der Papſt auf nächſte Oſtern nach Rom eine Kirchenverſammlung ausgeſchrieben, zu welcher er nicht blos hauptſächlich die dem Kaiſer feindſeligen Prälaten, wie die engliſchen, welche Steuern zum Kampfe gegen ihn erhoben hatten, ſondern auch Laien eingeladen, deren Haß gegen Friedrich längſt offenkundig war, ſo den Doge Venedigs, Geſandte Mailands, den Markgrafen von Eſte, den treuloſen Alberich, den Grafen von der Provence, — daß Kardinal Otto die Engliſchen Prälaten nach Italien zu geleiten ſchon bereit, daß der Kardinal von Präneſte mit einem Theil der italiäniſchen ſchon auf dem Wege nach Nizza, der Kardinal Gregor von Montelougo mit bedeutenden Summen ſchon nach Genua geeilt, um von der Republik die Ausrüſtung einer Flotte zur ſicheren Überfahrt für die Kirchenfürſten zu erlangen; in Deutſchland aber trieben Emiſſäre des Papſtes, an ihrer Spitze der ſchlaue und übermüthige Erzhelfer und Nuntius Albert von Böheim, mit ungemeſſener Vollmacht, ihr Weſen, und lockten die Fürſten zum Abfall. Die Treue der Deutſchen, welche den meuteriſchen Nuntius mit Schimpf und Spott verjagten, erhöhte des Kaiſers freudigen Muth. Das Nächſte und Wichtigſte war ihm nun, die Kirchenverſammlung zu vereiteln, deren ſeiner Autorität gefährliche Folgen er jetzt einſah. Deshalb ſandte er offne Schreiben an alle Könige und Fürſten Europa's und zeigte darin klar, wie der unverſöhnliche Greis, gleichſam im Vorgefühl nahen Todes, die Summe ſeines ganzen Lebens jetzt zuſammenzudrängen haſte, keine Zeit mehr ſich nehmend, bei der Wahl der Mittel wie ſonſt, von Ehre und Rechtſchaffenheit ſich leiten zu laſſen; er beſtritt das Recht des Papſtes, ohne Zuſtimmung des Kaiſers eine Kirchenverſammlung zu berufen und verweigerte dieſe Zuſtimmung, weil es am Tage liege, daß der Papſt nicht um des allgemeinen Friedens halber, ſondern um ſeinem unchriſtlichen Haſſe den Schein des Rechtes zu retten und denſelben mit dem Nimbus der Religion zu umhüllen, das Concil frevelhaft ausgeſchrieben. Die gegen ihn feindſelig geſinnten Kardinäle aber ermahnte der Kaiſer, als er hörte, daß ſie in Genua zuſammenzukommen beſchloſſen, durch Geſandte auf's höflichſte und freundſchaftlichſte; ſie möchten ihn ſelbſt hören, bevor ſie in Rom Gregor's leidenſchaftliche und unwahre Anklagen vernehmen würden, und deshalb bitte er ſie, nicht zu Waſſer, ſondern zu Lande ihre Reiſe nach Rom zu unternehmen; würden ſie ſeinen Wunſch erfüllen, ſo verbürge er ihnen bei ſeiner Kaiſerlichen Ehre völlige Freiheit und Sicherheit ſowohl zur Hin- als zur Rückreiſe; im entgegengeſetzten Falle aber würde er ſie auf jede Weiſe als Verſchwörer und Feinde behandeln.

Gregor durchſchaute und vereitelte zürnend Friedrich's Plan; nicht um das Recht, ſondern um die Rache der Kirche war es ihm jetzt zu thun. In leidenſchaftlicher Gereiztheit und Haſt machte ſich die Schwäche des Greiſenalters in dieſem Charakter geltend. Erreichen und dann ſterben! Seine drei Legaten, der Kardinal von Präneſte, der Kardinal von St. Nicolaus in Carcere. tulliano und Gregor von Romagna, verboten den Prälaten, den Zumuthungen des Kaiſers nachzugeben, ſicherten ihnen ſeinen Schutz und ſtärkten ihr Vertrauen durch die Hinweiſung auf Genua's Gewalt zur See; da erwiederten denn die Prälaten dem Kaiſer kurz ab: „den Verſprechungen eines Excommunicirten dürfe man nicht vertrauen."

Dieſer Trotz zwang den Kaiſer zur offnen Gewalt. Enzio rüſtete in Eile aus allen Häfen

Apuliens und Siziliens eine Flotte, und freudig ließ Piſa, die eiferſüchtige Nebenbuhlerin der ſtolzen Genova, die ihrige dazuſtoßen, welche Ugolino Buzzacherini anführte. Zu gleicher Zeit fielen Marino von Eboli und Pallavicini mit kaiſerlichen Landtruppen in das Gebiet des Freiſtaates ein, indeſſen ſich dem Kaiſer Faenza nach tapfrer Gegenwehr ergab. Wenn jetzt auch manches Prälaten Vertrauen, — Genua's Muth ſank nicht. Am 25. April *) beſtiegen die Kirchenfürſten, von allen Bewohnern der Republik in Feſtgewändern begleitet, die Flotte von ſieben und zwanzig Kriegsſchiffen, welche Wilhelm Ubriacchi befehligte, und ſegneten von den Verdecken herab die Königin des Mittelmeeres.

Indeſſen kreuzten Enzio und Buzzacherini, den Genueſen auflauernd, im Tyrrhener Meer. Ubriacchi brannte vor Begierde, Genua's Ruhm

---

*) 1241.

zur See und ſeinen eigenen durch Vertilgung der Kaiſerlichen und der piſaniſchen Flotte zu verherrlichen, und widerſtrebte den Vorſchlägen der Vorſichtigen, welche das hohe Meer zu gewinnen und dann gerade auf Oſtia loszuſteuern riethen. Am dritten Mai begegneten ſich die feindlichen Flotten im Meerbuſen von Livorno, bei der Inſel Meloria. — „Der Vater! Der Vater!" ruft Enzio als Feldgeſchrei und gibt begeiſtert das Zeichen zum Angriff. Wuth auf beiden Seiten; doch Enzio und die Piſaner haben Soldaten, die Genueſer Prieſter an Bord, deren Angſt und Verwirrung auch bald die Krieger anſteckt. Nicht lange vermag Genua's Flagge zu widerſtehn, drei ſtolze Schiffe ſinken mit voller Bemannung langſam majeſtätiſch in den Grund, wie den Göttern des Meeres freiwillig zum Opfer gegeben, damit die andern den Sieg gewinnen mögen. Doch über Friedrich's kühnem Sohne ſchwebt das Schlachtenglück des Vaters und der tapfre Piſaner Buzzacherini, vom Gedanken an ſeiner Vaterſtadt Triumph entzündet, ſteht mit ſeiner Erfahrenheit und Taktik dem jungen Inſelkönige bei. Zweiundzwanzig Schiffe Genua's fallen in Enzio's Hand, viertauſend Genueſer, die Schätze aus England, welche Kardinal Otto nach Rom ſchleppen gewollt, dazu die Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Äbte alle, und die Geſandten der Lombarden. Im Triumph führen die Sieger ihre reiche Beute nach Neapel, wo Friedrich, der einſtweilen Benevent belagert, ſie in feſtem Gewahrſam halten ließ. Enzio eilte nun in die Lombardei und ſandte von da aus ſeinem Bruder Konrad Unterſtützungen gegen die Mongolen. Acht Tage nach der Seeſchlacht bei Meloria erlagen die Mailänder den Kaiſerlichen Savienſern. Der Kaiſer rückte immer näher dem Papſte an den Leib.

Gleichzeitig mit der Kunde von Enzio's Siege zur See und von der Gefangennehmung der Prälaten flogen über ganz Europa hin die Schrecken der Mongolenſchlacht bei Liegnitz *). Der Kaiſer ſelbſt ſchrieb die Nachricht dem Papſte, der treue Heinrich brachte ſie. „Sieh die Frucht Deines Haſſes, Gregor!“ war der Inhalt des Schreibens. „Statt mit mir alle Völker der Chriſtenheit zum Kampfe gegen die Feinde des Kreutzes aufzurufen, predigſt Du das Kreutz gegen mich! Auf Deine Seele falle das Unheil! Am Rande des Grabes geh' in Dich, fürchte Gott! Du biſt in meiner Macht; meine Heere ſchließen Dich ein, Du kannſt nicht den Fuß vor die Mauern Roms ſetzen, ohne auf meine Wachtpoſten zu ſtoßen. Willſt Du mich zwingen, der Welt ein nie erlebtes Schauſpiel zu geben?“

Gregor ließ den Boten des Kaiſers lange warten und endlich — nicht vor. Wie Schatten, wie Traumbilder wähnte Heinrich Manado-

---

*) 9. April 1241.

ren und den Eunuchen an den Fenſtern des Pallaſtes vorüberhuſchend geſehen zu haben; aller Grimm über dieſen letztern, den er ſeit Jahren in ſich getragen, ſchoß jetzt beim Anblick des Verräthers in ihm empor. Und Manadora! — Die einſt des Kaiſers vertrauteſte Freundin geweſen, — jetzt (ſo ſprach das Gerücht), die Buhlerin eines römiſchen Prälaten! Gewiß mit Hohn — ſo dachte Heinrich — ſah ſie jetzt aus irgend einem Verſteck auf den mit ſchnöder Verachtung abgefertigten Boten des Kaiſers herab. „Wann ſendet Gott Euch mir endlich in die Fauſt?“ murmelte er in ſich, zu den Fenſtern hinaufblickend. „Gib ſie mir, ewige Gerechtigkeit, daß ich wett mache.“

Gregor ertrug den harten Schlag des Schickſals, wodurch ſeine kühnſten Hoffnungen zermalmt waren, mit jener altrömiſchen Stärke, in welcher während eines Jahrhunderts ſein Charakter ſich verſteinert; um ſo wilderer Aufruhr tobte im Herzen Sinibald's, welcher in ihn drang, den Kaiſer des Reiches zu entſetzen, wie dieſer ja den Papſt ſeiner Würde für unwürdig erklärt habe. Gregor horchte auf dieſen Rath hin, ohne eine beſtimmte Antwort zu ertheilen, ohne einen Beſchluß zu verrathen. Wohl war jener Plan längſt in ihm beſchloſſen, aber ſelbſt dem Vertrauteſten verhehlte er ihn bis zur Plötzlichkeit der Ausführung; er wollte früher noch hin und wieder ſonden in den Meinungen der Völker, wie weit er gehen dürfe; deshalb jene heimlichen Anträge in Deutſchland, in Frankreich; traf jener Beſchluß keine verwundbare Stelle in des Kaiſers Anſehen, ſo prallte er ins Leben des Papſtthums zurück und dies — war geweſen. Nein! die Bedeutung der ihm kundgegebenen Drohung wohl erfaſſend, — „daß nämlich der Kaiſer ihn bei längerem Widerſtande zum Gefangenen machen werde," — erwartete er dies ihn perſönlich treffende Unglück hoffnungsfroh als letzte Rettung für die Kirche! Denn, wenn der Kaiſer, verblendet von ſeinem Glücke, ſich ſelbſt über die Folgen täuſchend, dies Wagniß ausführe, das furchtbarſte Verbrechen begehe, die Unverletzlichkeit des göttlichen Statthalters antaſte; — dann iſt der Schein von Gerechtigkeit, der ſein Anſehen bisher zuſammenhält, zerriſſen, und, wie die Leidenſchaft der Rache, die ſich dann jedem Auge offenbart, ihn wieder in den Kreis gewöhnlicher Menſchen herabzieht, ſo hebt das reinmenſchliche Mitleid mit der Perſon des gefangenen und mißhandelten Greiſes auch die entthronte Idee wieder empor. In ſolchem Geiſte, nicht um des eitlen Ruhmes, ſondern wahrhaft um der Idee willen, hoffte Gregor freudig auf ſein Marterthum! Und dann war der Zeitpunkt, aus der Gefangenſchaft heraus jenen Streich zu führen, welcher Friedrich's lebenslangen Kampf um die

Palme brachte, da er dieſe ſchon erreicht zu haben wähnte.

Der Kardinal war indeſſen in des Papſtes Namen raſtlos thätig, wandte ſich in Briefen an die Freunde des Römiſchen Stuhles, an die Republiken Genua und Venedig, an die lombardiſchen Städte, an den frommen König von Frankreich, welcher auch wirklich dem Kaiſer dringende, wiewohl vergebliche Vorſtellungen wegen Freilaſſung der Prälaten machte.

Während dieſer Zeit war dem Kaiſer ein lieber Gaſt gekommen, ſein Schwager Richard von Cornwall, der von ſeiner Kreutzfahrt in Paläſtina wiedergekehrt. Mit ſo prachtvollen Feſten wurde er von dem im Kirchenſtaate als Sieger hofhaltenden Kaiſer empfangen, als befinde ſich das ganze Land im tiefſten Frieden, daß der

Papſt, als er Nachricht von jener Luſtbarkeit erhielt, prophetiſch ausrief: „Fahre ſo fort, fahre fort, Verblendeter, ſo ſtößeſt Du Gottes Langmuth immer weiter von Dir.“ —

Richard von Cornwall hing mit großer Liebe an ſeiner Schweſter Iſabella und mit aufrichtiger Bewunderung an dem Kaiſer; er beugte ſich aber auch vor der Heiligkeit des Papſtes mit jener religiöſen Ehrfurcht, welche das Perſönliche mit der Idee des Göttlichen, die Subjektivität und das Abſolute in den von den Vorfahren überkommenen Vorſtellungen ſeiner Zeitgenoſſen faſt identificirte, — Vorſtellungen, die beinahe zu fixen Ideen geworden waren, um welche ſich das ganze Leben planetariſch bewegte. Durch Barbaroſſa hatten ſich aus jener idealen Identität zuerſt Schattirungen, dann Farben, endlich ſcharfe Conturen zu ſondern begonnen; Kaiſer Heinrich griff im Drange ſeiner ſtrotzenden Schöpferkraft tiefer hinein, um Formen zu bilden. Kaiſer Friedrich der Zweite, von griechiſchem Schönheitsſinne getrieben, das Chriſtenthum zu humaniſiren, welches ſeinen durch den Cölibat und die Ascetik ſcharf ausgeprägten Spiritualismus durch eben dieſe beiden an die Hierarchie verloren hatte, und nunmehr zwiſchen zwei widernatürlichen Extremen eingebannt war, zwiſchen der Aufopferung der Reinmenſchlichkeit einerſeits und der unabſehbar wachſenden Verweltlichung andrerſeits, — Kaiſer Friedrich II. ſuchte aus beiden Extremen das wahrhaft Göttliche des Chriſtenthums anerkennend, die Reinmenſchlichkeit zu retten, welche ihm als Selbſtzweck des irdiſchen Lebens erſchien; er ſtrebte die tiefere Bedeutung des modernen Menſchheitslebens durch Anregung und Befreiung des Völkerbewußtſeins in einer ſchönen und edlen Form dauernd zu machen, ſolchermaßen eine Harmonie herzuſtellen, von welcher allein eine Fortbildung der Menſchheit, als einer ganzen, zu erwarten war. Dies iſt die geiſtige Signatur ſeiner als geſchichtlicher Erſcheinung. Mit dem Bewußtwerden jener geſchichtlichen Aufgabe beginnt ſein Tag, nachdem ſein Morgen wie ein ſchöner Traum von Thaten der Väter verronnen, es iſt ein Tag, höher im Werthe, als jene Jahrhunderte, denen ſein Geiſt vorangeeilt. Von allen ſeinen Freunden begriff vielleicht nicht einer dieſe Bedeutung ſeines Strebens in ihrer ganzen Tiefe; jene, welche etwas davon faßten, waren zu ſchwach, und jene großartigen Charaktere unter ſeinen Feinden, welche ſie deshalb begriffen, weil ſie als tödtende Waffe ihnen in's innerſte Mark des Lebens fuhr, mußten ſie nicht blos aus Nothwehr, ſondern auch aus Überzeugung verdammen, aus einer Überzeugung, welche ſie zwar nicht wie die erſten Blutzeugen des Chriſtenthums, wohl aber wie die Heroen des Alterthums mit bewundernswerther Stärke und Ausdauer vertheidigten. Weil nicht nur die nächſten Freunde, welche ſich um

Friedrich gruppiren, ſondern die ganze Menſchheit ſeiner Zeit nur ſeine Verdienſte um die Gegenwart bewundern und ſeinen Zweck für die Zukunft zu verſtehen nicht reif, — darum muß er untergehn. — —

Lächelnd, um ſeine Ungläubigkeit an dem Erfolg zu bergen, geſtattete der Kaiſer die Bitte ſeines Schwagers Richard, ſich dem in Rom eingeſchloſſenen Papſte vorſtellen zu dürfen, und bei dieſer Gelegenheit nochmals eine Vermittlung des Zwiſtes zu verſuchen. Richard empfand im Voraus eine Genugthuung ſeines Selbſtgefühls in dem Gedanken: ihm, dem welterfahrnen und frommen Kreutzfahrer, dem Bruder des Königs von England, welcher der Hierarchie von jeher große Zugeſtändniſſe gemacht hatte, müſſe ein Werk gelingen, wofür der kluge Kaiſer jede Hoffnung bereits aufgegeben. Von der Unmöglichkeit des Gelingens feſt überzeugt, ertheilte Friedrich, der ſeinem gutmüthigen Schwager ſich gerne gefällig erwies, ihm die ausgedehnteſten Vollmachten. Während nun Richard dahinzog, wog Friedrich im Geiſte die möglichen Fälle gegeneinander ab. Es beſchäftigte ihn ein Gedanke, der mit dem bald zu erwartenden Todesfalle des Papſtes und der Gefangennehmung der Kardinäle zuſammenhing, ein titaniſcher Gedanke, der ſeither keinen Fürſten zur Verwirklichung gefunden hat.

Der Papſt empfing den Briten minder freundlich, als dieſer erwartet hatte und um der Rückſicht auf ſein Vaterland willen hatte erwarten dürfen. Die furchtbare Sommerhitze, der ſcheußliche ungeſunde Dunſtkreis, der über Rom lag und eine Seuche ausgebrütet hatte, welcher ein Theil der Bevölkerung erlag, übten auf die phyſiſche Stimmung des hochbetagten Mannes ſchlimmen Einfluß, und das aus dieſer entſpringende Unbehagen wirkte auch auf die ſeeliſche zurück, welche durch die letzteren Erfahrungen ohnehin eine gereizte war.

Als nun aber Richard gar ſeinen Verſöhnungsplan zum Vorſchein brachte, flammte der Zorn des Papſtes auf, ſo viele Mühe auch, dieſen zu beſänftigen, ſich der Kardinal Sinibald gab, welcher die Vorſchläge Richard's unterſtützte, weil er zwar ebenſo unverſöhnlich, doch minder großartig als der Papſt, deſſen Plane nicht begriff, das Äußerſte fürchtete und um jeden Preis die Freiheit zu retten wünſchte, um zu günſtigerer Zeit den Kampf aufzunehmen.

„Mögen die Trümmer der Peterskirche mich begraben!" ſprach der Papſt; „ich gebe die Ehre der Kirche nicht Preis. Jedes Anbieten von ihrer Seite iſt eine Schmach, wie ſie, ſo lang ich lebe, nicht kommen ſoll! Die Kirche iſt Mutter, der Kaiſer Sohn. Die Mutter hat zu befehlen, der Sohn zu gehorchen. Die Kirche kann nur vergeben, wenn der Sohn ſich zur Buße ſtellt. Verſuch' es der Kaiſer, die Mutter zu morden, die er ſchon beſiegt zu haben glaubt. Eher zerſchmettert ein Blitz ſeine ſchon aufgehobene ruchloſe Hand, als dieſe zum Muttermorde ſich ſenken kann."

Richard war wie jeder Schwache, der ſich ſtark dünkt und plötzlich Widerſtand findet, von dieſem unvermutheten Starrſinne betäubt, verwirrt. Einige Minuten lang ſtand er ſtumm, unſchlüſſig, was er ſprechen, ja wie er nur ſchicklich ſich von dem höchſten Fürſten der Chriſtenheit zurückziehen ſolle, der, in Gedanken vertieft, ihm ein Zeichen zu geben vergaß, daß er entlaſſen ſei.

Indeſſen hatte der Kardinal heimlich mit Gregor geſprochen, und des Letztern ſchmerzverzerrte Züge erheiterten ſich. Ängſtlich beobachtete ihn Richard und ſchöpfte aus dieſer Veränderung der Mienen neue Hoffnung. Da trat der Papſt auf ihn zu und ſprach vertraulich: „Wenn ich bisher ſtreng mit Dir redete, mein Sohn, ſo bedenke, daß ich zu dem Schwager eines Menſchen ſprach, von dem ich nicht Bedingungen, ſondern Unterwerfung fordere, weil er ſich ſo frevelhaft vergangen, wie er hier auf Erden es durch keine Strafe abbüßen kann, und wenn er auch heute noch — freiwillig oder gezwungen — ſeine Krone vom Haupte nähme, damit die Kirche ſie auf ein — würdigeres ſetze! — Nun aber ſpreche ich zu Dir, als zu dem Sohne Englands und zu dem Bruder eines Königes, welcher ſeine Pflichten gegen die heilige Kirche den irdiſchen Rückſichten ſtets freudig nachſetzte. Als ſolcher ſei mir herzlich willkommen, mein Sohn in Chriſto."

Von dieſer Milde und Herablaſſung, welche unmittelbar auf die Strenge folgte, und ihm perſönlich galt, war Richard geſchmeichelt und eingenommen; er erwiederte: „Ich wünſchte, heiliger Vater, daß ich Eure Gnade für mich durch irgend einen Dienſt erwiedern könnte, den Ihr mir auferlegt.“

Der Papſt ſchwieg ein Weilchen, dann ſprach er ſanft und treuherzig: „Von einem Dienſte kann nicht die Rede ſein; ich bin's entwöhnt, Dienſte anzunehmen. Würdeſt Du Dich aber weigern, mein Sohn in Chriſto, wenn ich, als des Heilandes Statthalter, Dir ein Joch auferlegte, deſſen Bürde mancher beneidet?“

„Wie könnt Ihr an meinem Gehorſam zweifeln, heiliger Vater? Gern bin ich zu allem bereit, was unſrer göttlichen Religion zu wahrem Nutzen und Frommen gereicht.“

„Würdeſt Du auch nicht zagen, wenn ich, wie Innocenzius der Dritte die Krone von Otto nahm und an dieſen undankbaren Sohn der Kirche gab, — ſie eben dieſem — einſt oder jetzt vom Haupte nähme und auf Deinen Scheitel ſetzte?“

Richard bebte, keiner Antwort fähig. Dieſe ſchwache Natur mußte auf alles vorbereitet ſein; jedes Plötzliche erſchien ihr wie ein Frevel. So auch jetzt das Anerbieten des Papſtes. Er raffte ſich zu einer Art von Ehr- und Pflicht-Gefühl auf, er ſchwindelte in eine Art von Zorn über dieſe Zumuthung, deren Verwirklichung ihm unmöglich ſchien, und ſtammelte: „Nimmermehr!“

Unwillig winkte ihm jetzt der Papſt, ſich zu entfernen. Der Kardinal aber, ein feiner Menſchenkenner, beobachtete ihn und dachte, während Richard von hinnen ging: „Schwächlinge wie dieſer ſind's, die wir brauchen.“ — —

Mit jedem Schritte aus dem Audienzzimmer des Papſtes wuchs Richard's Entrüſtung; jetzt erſt bildete er ſich ein, durch jene Zumuthung als ehrlicher Mann beleidigt worden zu ſein, und dennoch hatte das Anerbieten etwas ſo Verführeriſches, daß er den Gedanken daran nicht abweiſen konnte. Um ſo mehr redete er ſich ſelbſt ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Treue ein. Ganz erhitzt kam er zum Kaiſer, der wohl den Starrſinn des Papſtes, aber nicht das Anerbieten vorausgeſehen, und bekannte ihm, nicht wenig ſtolz auf ſeine Standhaftigkeit, alles. Friedrich dankte ihm auf eine ſo feine Weiſe, daß Richard die Ironie, welche in der Höflichkeit ſteckte, nicht merkte, ſondern um ſo aufgeblaſener über ſeine Schwäche einherſtolzirte. „Ein Schreckſchuß!“ dachte der Kaiſer; denn er war feſt überzeugt, daß der kluge Gregor, wenn er wirklich das, was er geäußert, im Schilde führte, es gerade dieſem Richard — wenigſtens jetzt — nicht anvertraut hätte; doch er vergaß, daß Gregor kränklich und gereizt war.

„Was werdet Ihr hierauf beſchließen?“ fragte er ſeinen Schwager.

Richard nahm den Mund voll und erſchöpfte ſich in Verwünſchungen über den Beleidiger, der ihm ungeſtraft eine ſolche Zumuthung habe machen dürfen. Und doch flimmerte ihm der Glanz der Krone vor den Augen; und doch dachte er an dies und jenes, was er, wenn er Kaiſer wäre, in ſeiner Weisheit anders und beſſer machen würde, denn Friedrich. Nicht unerwünſcht war es dieſem, daß Richard jedem, der es hören mochte, von ſeinen vergeblichen Bemühungen zur Verſöhnung und von ſeiner Selbſtverläugnung ſprach. Indeſſen wuchs das Glück der kaiſerlichen Waffen im Kirchenſtaate, unaufhaltſam wie die Seuche in Rom. „Die Seuche der Gleichgültigkeit, deren giftige Ausdünſtungen ſich in der Luft über alle Länder hin fortpflanzen!" ſprach Gregor zürnend. — „Laß Dich beſchwören, Geißel Gottes! Im Namen deſſen, der Dich ſandte, fliege hinaus über die Mauern Roms, ſchwirre über den Häuptern der Feinde und triff den Gottverfluchten...." Da ward ihm, als hätte ihn ſelbſt die Geißel getroffen, und Todesfroſt rieſelte durch ſein Gebein, indeß die runzelvolle Stirne vom Sonnenbrand glühte, und gräßlicher Fieberdurſt ihm Glied für Glied ausdürrte. Auch der Kardinal Sinibald wurde von der Seuche ergriffen und lag, mit unerträglicher Glut und ſchneidendem Froſt ringend, wie ein in Ketten geſchmiedeter Löwe. Der Schrekken vor der Seuche hob jede Pflicht der Diener, hob Mitleid, Liebe und Ehrfurcht auf. Verlaſſen lagen die Kranken im verpeſteten und verpeſtenden Dunſtkreis. Aus Schadenfreude und Tücke blieb Kaf, der manches Mittel wußte, unthätig. Was kümmerten ihn die Menſchen, die Prieſter gar, mit denen er verkehrte! Die gefangene Manadora aber pflegte unermüdlich in chriſtlicher Barmherzigkeit den kranken Kardinal, der ihr von ſeinem Schmerzenlager die matte Hand zum Segen auf's Haupt legte.

„Nicht mich ſegne, Diener Gottes!“ flehte ſie, ſegne die, denen Du bisher fluchteſt. In dieſem Augenblicke, da Du die Hand eines

Mächtigeren fühlſt, vergiß Deinen Haß; o durch Liebe wirſt Du geneſen!"

„Ich vergab Dir ja ſchon!" erwiederte der Kardinal heiſer, kaum vernehmbar; „ich will Dich freilaſſen...."

„Nicht für mich fleh' ich! Gedenke des Kaiſers und Deiner Seele." — —

Der Kardinal wand ſich in Schmerzen. Eifrig fuhr Manadora fort: „Bei der Liebe des Heilands, der für uns alle ſtarb, gelobe Verſöhnung! Mache, wenn Du geneſen, dem Kriege, der Verfolgung ein Ende!"

Da überwand der Kardinal ſeine Leiden. „Nie! Nie!" ſtampfte er. „Hinweg, Verſucherin! Deine Barmherzigkeit iſt Falſchheit, Eigennutz iſt Deine Milde, Thörin! Frevlerin! Hüte Dich!" Er konnte nicht weiter ſprechen und ſank zurück.

Empört erhob ſich Manadora von den Knieen; doch im nächſten Augenblicke ſiegte in ihr das über alles Irdiſche erhabene göttliche Mitleid, und mit derſelben Sorgfalt wie bisher pflegte ſie den Unverſöhnlichen. — —

Ein Bote ſtand in dem Vorzimmer des Papſtes und drängte um Einlaß.

„Der heilige Vater iſt krank,“ bekam er zum Beſcheid. Bei Todesſtrafe ſtöre niemand ſeinen Schlummer!“

„Er muß mich hören. Meine Botſchaft betrifft ihn ſelbſt. Neues Unheil — —“

Der Papſt war, durch den lauten Wortwechſel im Vorzimmer, von ſeinem ohnehin nur ſehr leiſen Schlummer geweckt worden. „Neues Unheil?“ fragte er. „Hat Rom ſich dem Kaiſer ergeben? Sind wir gefangen?“ Seine Hoffnung wurde lebendig, ſeine Züge erheiterten ſich, die Macht ſeiner Krankheit erlahmte für einige Augenblicke vor der Urgewalt ſeines Geiſtes. — „Laßt den Boten herein, Kleingläubige," gebot er. „Sind wir gefangen, hat der Frevel ſein Äußerſtes vollbracht, — o dann ruft nicht Unheil, ſondern rufet: Triumph! Dann ſiegen wir! Seht, wie mein Weſen ſich verjüngt. Mein hundertſter Geburtstag iſt nah. Die Aloë, die ihr verwelkt und abgeſtorben gewähnt, treibt eine Blüthe."

Der Bote trat herein. „Sind wir gefangen?" fragte ihn der Papſt ungeduldig.

„Dem Himmel ſei Dank: nein, heiliger Vater!" erwiederte jener. „Noch hält der Allbarmherzige dies Unglück von Eurer erhabenen Perſon ab. — Doch Monteforte, Eure feſte Burg, iſt gefallen, und Eure Verwandte, die ſie bewohnten, ſind in des Kaiſers Gewalt.

Da ſank der Greis mit einem Schrei zur Erde. Die Nächſtſtehenden hoben ihn für todt auf, legten ihn auf das Bette und falteten ihm die Hände über der Bruſt. Dann entfernten ſich einige, um den Kardinälen das traurige Ereigniß anzuzeigen.

Als Sinibald es erfuhr, war, wie durch ein Wunder, die Krankheit plötzlich von ihm gewichen. Er hatte nicht des Papſtes Tod, er hatte gleichſam ſeine eigene Erhöhung auf den Stuhl des Apoſtelfürſten vernommen. Im Bewußtſein ſeiner Bedeutung für die Hierarchie ſagte er ſich's ſelbſt: „Wer rettet jetzt die Kirche, als ich? Wen kann ſie wählen, als mich?“ Schon dachte der Hochſtrebende an den Namen, welchen er ſich nach ſeiner Erhebung, die ihm unzweifelhaft ſchien, beilegen wollte; Gregor der Zehnte? Nein, nicht Gregor! Zu lange hatte er dieſen Namen als den eines Herrſchers gehört, vor welchem er ſeine eigene Herrſchbegier bergen gemußt. Über ſich im Zenith aber ſah er das leuchtende Sternbild

Innocenzius des Dritten. Geſund, kräftig entſchloſſen ſchritt er aus ſeinem Pallaſte, um Gregor's Leiche zu ſehen.

Als er in das Sterbezimmer trat, fand er bereits mehre Kardinäle rings um das Lager Gregor's auf den Knieen, im Gebete für die Seele des Verſtorbenen. — Hinter den Knieenden ſtehend, blickte er mit vollem Behagen die Leiche an, und ſein Herz ſprach: „Endlich alſo, Starrköpfiger! Wie lange ſträubteſt Du Dich! Ohne Frucht Deines Lebens ſtarbſt Du. Ich pflücke ſie. Endlich, endlich!" — Schaudernd wankte, taumelte er jetzt zurück; ihm war, als bewegten ſich, dieſe unchriſtliche Freude zu verrathen, des Todten Lippen, als öffneten ſich deſſen Augenlider. „Willſt Du im Tode noch herrſchen? Lebteſt Du noch nicht lang genug?" Ja die glanzloſen Augen Gregor's ſtarren ihn an; Sinibald hält dieſe Blicke nicht aus, und knieet, das Haupt ſenkend, bei den Andern nieder. Doch mitten in ſeinem Entſetzen ſpricht ſein Herz, wilden Zornes voll: „O wär' ich jetzt mit Dir allein!"

Zum Staunen Aller erhob ſich Gregor, der Todtgeglaubte, jetzt mühſam, blickte im Kreiſe um ſich und ſprach: „Ihr betet ſchon für den Todten, meine Brüder! Nicht lange mehr werde ich euch unterbrechen, noch Euer Gebet widerlegen."

Allmälig wurde ſeine Stimme wieder feſter und kräftiger, ſeine Augen glühten auf's neue wie in den Tagen ſeines Glückes, und indem er die gefalteten Hände erhebt, ſieht er nicht wie ein Sterbender aus, ſondern macht Jeden die Vergänglichkeit des Menſchen vergeſſen und erſcheint wie vom Glanze überirdiſcher Majeſtät umfloſſen.

Da ſchallt von den Straßen herauf das Geſchrei: „Der heilige Vater iſt todt!" Das lang erduldete Elend verwandelt ſich jetzt in Raſerei. Drohende Stimmen erheben ſich in dem Getümmel und fordern die Kardinäle auf, unverzüglich mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen.

„Erhebet, führet mich!“ gebeut mit Eins der Papſt mit feſter Stimme den Kardinälen.

Schweigend thun ſie nach ſeinem Befehl und bringen ihn, wie er's verlangt, auf den Balkon des Pallaſtes.

„Der Papſt lebt!“ ruft Gregor jetzt dem verſammelten Volke zu, welchem er wie ein höheres Weſen erſcheint, daß Jeder ſich anbetend zur Erde wirft. „Nie ſtirbt der Papſt, ewige Roma!“ — Dann, zu den Kardinälen gewendet: „Vertraut auf Gott! Seid einig!“

Erſchöpft hält er inne; die Kardinäle müſſen ihm, wie einſt die Engel dem betenden Moſes, die gefalteten Hände ſtützen. Nach kleiner Weile erhebt er auf's neue die Stimme zu ihnen: „Ich ſterbe unbeſiegt und glücklich. Das Gebäude iſt fertig, keine irdiſche Macht vermag es je niederzureißen. Traget, ihr ſtarken lebendigen Säulen, deren jede der Herr ſetzte und erſetzt, traget die Decke des Allerheiligſten! Wache, Du von Euch, der nach immer kommen wird, wache, bete und handle. Nicht trachte nach Gut und Gold, wie ich Dir keins hinterlaſſe, nicht vermenge Deine irdiſche Leidenſchaft mit Deiner göttlichen Sendung; wie ich jede ſolche ins Grab nehme, ſo tödte Du jede, wenn Du die Tiara empfängſt, und nur angethan mit dem unbeugſamen Willen, ſetze Dich auf des Apoſtels Thron. Mein Vermächtniß an Dich — iſt die Menſchheit!"

Er ſinkt in die Arme der Kardinäle zurück. „Deinen Segen, heiliger Vater!" flehte unten das Volk.

Gregor rafft ſeine Kraft zum letztenmale zuſammen und ſtreckt die Hand zum Segen aus, während ſeine Lippen ſtammeln: „Und vergib uns unſere Schuld, ſo wie auch wir vergeben unſern Schuldigern!"

Einer von den Kardinälen, der ihm die Hand ſtützt, flüſtert ihm zu: „O gedenke jetzt auch des Kaiſers; vergib auch ihm!“

„Der Herr ſei ihm gnädig!“ ſprach Gregor mit brechender Stimme.... „Du, der nach mir kommt, richte,.... vernichte ihn!“ — —

Dies Wort iſt ſein letztes. Sinibald verſchließt dieſe Reliquie in ſeinem Herzen.

Als der Kaiſer die Nachricht vom Hinſcheiden ſeines Feindes erhielt, rief er erſchüttert: „Gott, richte ihn nicht nach ſeinen Werken!“ Dann verſchloß er ſich in ſeinem innerſten Gemache und ging zu Rath mit ſich ſelbſt.

„Da dieſer ſtarb und ich lebe, — bedarfſt Du, Menſchheit, künftig eines Papſtes? Jetzt, jetzt wäre der Zeitpunkt!“

Nicht lange ſchwankte er. Stolzes Selbſtvertrauen durchkräftigte ihn, ſchwoll ihm zu Haupten.

„Die Geſchichte iſt ſparſam mit Weltbewegern. In den Kreis meines Lebens ſtellte ſie zwei, Innocenz, Gregor; — woher nimmt ſie ſo bald Stoff für einen Dritten? Ich brauche keinen zu ſcheuen. Noch viele Schwachköpfe gibt's auf Erden, — dieſe ſind's, denen ich das Schreckbild eines Papſtes noch laſſen mag. Einem künftigen Geſchlecht leb' ich; das künftige Geſchlecht wird den Begriff eines Papſtes nur als Tradition kennen. Das Weſen tilge ich; — mögen ſie mit dem Namen noch eine Weile ſpielen!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kaiſer und Papſt.

Roman

von

Eduard Duller.

In vier Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1838.

Abend.

(1242—1250.)

I.

Der Kaiſer ſah mit Aufmerkſamkeit mehrere Zeichnungen des Meiſters Nichola von Piſa, welcher beſcheiden vor ihm ſtand und ſich im Stillen des Beifalls freute, den ſeine Entwürfe bei dem feingebildeten fürſtlichen Kunſtkenner fanden. Lange hafteten Friedrich's Blicke auf den Zeichnungen, dann ſchob er ſie zurück und ſprach zu dem Meiſter: „Wie trefflich auch immer Deine Kunſt, Nichola, — weshalb wählteſt Du dieſe ernſten und blutigen Symbole? Lebt doch in Dir der heitere Genius griechiſcher Kunſt, mit deren Grazie Du, ſeit Jahrhunderten voll Barbarei wieder der erſte, chriſtliche Darſtellungen zu ſchmücken verſtehſt; ſo ſind dieſe Kreuzigung, dieſe ſchmerzenreiche Mutter mit dem todten Sohne im Arme durchaus edel und mild aufgefaßt. Und doch....! Ach, wie glücklicher waren jene heiteren Griechen! Selbſt der Sarkophag athmete ihnen noch Freude, er ſprach von Hochzeiten, von Bacchuszügen; die Muſen, die Grazien bekränzten ihn. — —"

Nichola entgegnete: „Gibt es, o Kaiſer, im ganzen Alterthume eine Vorſtellung, welche ſo wahrhaft erhaben iſt, wie die der Auferſtehung?"

„Allerdings! Das Mährchen von Eros und Pſyche zum Beiſpiel!" verſetzte der Kaiſer. „Ich wünſchte: es ſchmückte als ewig heitres Symbol den Sarkophag, welcher Iſabellens Hülle umſchließen ſoll, — — meiner Pſyche!"

„Sie war hold und hehr wie jene Engel, die den Stein vom Grabe wälzten, und mit dem Erſtandenen ſich wieder gen Himmel ſchwangen!“ ſprach der Bildhauer leiſe.

„Sag’: Der Muſen war ſie eine, die mein Leben verſchönten! Sie war heiter wie die griechiſche Kunſt! Um nicht altern zu müſſen, ſtarb ſie, gleichſam mitten im Triumphe ihrer Schönheit, im freudigen Bewußtſein der Lebensfülle; ſie ſtarb, um mir ihr Bild in ewiger Jugend zu hinterlaſſen, und daß ich ſelbſt einſt in der Erinnerung jung bleiben möge. — Zaubere mir die Geſtalt der Pſyche auf ihren Sarkophag, Meiſter! Auf dem meinigen aber magſt Du einſt eine von jenen frommen Frauen bilden, die zum Grabe des Heilands kamen; Du wirſt an meinem Grabe gewiß eine ſolche finden, deren ganzes Sein — wie ihre Schönheit — geiſtig. — Komm, Manfred!“ Er zog den geliebten Knaben zärtlich an ſein Herz, in welchem das Bild der Mutter Manfred’s: — Blanca’s ſtand. — „Deine Mutter iſt eine Heilige, mein

Sohn!“ ſprach er ernſt zu dem Knaben. — „Sie lebt, und iſt uns beiden doch irdiſch geſtorben, um für uns zu beten, da ſie für uns nicht handeln kann. Das letztre müſſen freilich wir, drum ſind wir ja Männer!“ — Der zehnjährige Manfred blickte dem Vater, von deſſen Seite er nie gekommen, lebensfroh in die Augen. „Verzeiht, Meiſter!“ ſprach Friedrich zu Nichola. — „Ich bin heute wunderlich zerſtreut. Meine Gedanken ſpringen hin und wieder, und bleiben nirgends haften. Seht den Knaben! Beut er Euch nicht ein Modell zum Eros? Auch ein Modell zur zürnenden Aphrodite wüßt' ich Euch aus jenem vielverſchlungenen Gedichte: meinem Leben!“

„Wo?“ fragte der Bildhauer beſcheiden.

„Nicht doch!“ ſprach der Kaiſer ablenkend. „Achtet heute nicht auf meine Worte!“ Er dachte an Manadora. — „Nichts von ihr! Was braucht Ihr den Haß der Liebe? Nichts davon!

Rein, in heiliger Unſchuld faßt Euren Gegenſtand. — — — O Manfred!“ Er drückte den Knaben feſt an ſich. „Gott nahm mir viel! doch er iſt mild, er ließ mir unendlich viel, ließ mir meine Kinder alle, ſchön, gut und treu, bis auf Einen! Ach, käme dieſer heute an ſeines Vaters Herz, — ich vergaß ja alles, ich würde ihn wieder mit ſolcher Innigkeit dran drücken, wie einſt als Säugling, wie jetzo Dich, Manfred! Wie freu' ich mich, Manfred, Dich, der Du unter meinen Augen heranwuchſeſt, einſt als Mann zu ſehen, Dich, wenn Du an meiner Seite den erſten Sieg gewonnen, Deiner Mutter zuführen zu können, Deiner ſchönen heiligen Mutter, daß ſie Dich und mich ſegne, wenn Du ihr den friſchen Lorbeer zu Füßen legſt. Deinen erſten Lorbeer, — vielleicht meinen letzten! Die Welt wird endlich, wird bald völlig und für lange Frieden haben; ich hoff' es!“

Mit inniger Theilnahme betrachtete der Bildhauer das edle, noch immer ſchöne Antlitz des Kaiſers, der jetzt, da er die Funfzig zurückgelegt, rings um ſich nur Erfüllung und reiche, verbürgte Hoffnungen überſchauend, geliebt von Freunden, gefürchtet von Feinden, als der mächtigſte Fürſt der Chriſtenheit von allen geachtet, endlich ungeſtört und glücklich im Kreiſe ſeiner Kinder, der völligen Erreichung ſeiner hohen Zwecke nahe zu ſein glaubte, auf welche er die ungeſchwächte Vollkraft ſeines Daſeins verwenden wollte.

„Selvaggia!" ſcholl's draußen.

„Ezzelin's Stimme!" rief der Kaiſer erſchrokken auffahrend.

Ezzelin ſtürmte herein. Sein Geſicht verzerrt; ſeine Augen funkelnd von Grauſamkeit.

„Selvaggia? Was iſt's?" fragte der Kaiſer leiſe, bebend.

„Selvaggia iſt todt! Die Sterne logen!

zerriſſen das Band, Friedrich, das uns aneinander knüpfte.“

„Selvaggia!“ rief der Kaiſer im furchtbarſten Schmerz, ſich das Antlitz verhüllend. Manfred barg ſich ängſtlich an ſeiner Bruſt; die heißen Thränen des Knaben fielen darauf. „O Schweſter, gute Schweſter,“ ſprach Manfred beklommen, „was geſchah Dir zu Leid?“

Ezzelin ſtellte ſich höhnend vor den Knaben. „Frage den dort oben, warum er uns narrt! Sie iſt todt, iſt todt! Peſt, Verderbniß über dieſe Welt, aus welcher die Engel fliehen! — Was bleibt? Was jammerſt Du, Friedrich? Du haſt Kinder, die Du liebſt, die Dich lieben! — Ich habe Niemand mehr, den ich liebe. Sie iſt fort! Ich gönne ihr den Himmel nicht. Gib ſie heraus, Neider, gib ſie wieder! Tauſende beten Dich ja an. Ich hatte nur ſie! Raſerei jede Andacht, Thorheit jedes Gebet!

Wie ſollen wir vor unſichtbarer Heiligkeit knieen, wenn Du die ſichtbare uns raubſt!?“

Der Kaiſer hatte ſich mühſam gefaßt und trat dem wüſten Toben des Tyrannen entgegen. „Ich liebte ſie, ich, der Vater,“ ſprach er leiſe. „Größre Liebe gibt's hienieden nicht. — Siehſt Du Thränen an mir? Der iſt kein Mann, den das Unglück zu Boden wirft.“

„Das ſprichſt Du?“ erwiederte der Tyrann faſt mit Verachtung. „Dann haſt Du ſie nie geliebt? Thränenlos? Auch ich bin's. Meine Thränen ſind fortan Blut. Die Welt ſoll's fühlen, daß ich den Engel verlor. Hekatomben von Menſchen ſchlacht' ich Dir, Selvaggia, ſtatt Seelmeſſen; denn nicht Gebete brauchſt Du; — Opfer allein ziemen Dir! — O über eure erbärmliche Faſſung! Männlich wär's? — Bin ich kein Mann? O Du haſt mich nur ſelig gemacht, um mich elend zu machen, Selvaggia; Du dort oben durch ſie!? — Ich duld' es nicht. Du nahmſt ſie mir, — ich zertrete Dir dafür Deine Creaturen, die andern! — Kein frohes Geſicht um mich! Keine Hoffnung um mich! Keine Barmherzigkeit, ſoweit mein Arm reicht, denn ich bin beraubt. Du wollteſt mich demüthigen, Schickſalslenker? Ich räche mich an Dir! Wolluſt in jedem Nerv. Hüte ſich, wer mir in den Wurf kommt!"

Ehe Friedrich ihn hindern konnte, war er fort. Des Kaiſers Schmerz um den Tod der Lieblingstochter nicht zu ſtören, entfernte ſich Meiſter Nichola Piſano.

Friedrich zog ſeinen Manfred an ſich, und drückte ſeine heiße Stirne, ſeine thränenloſen Augen auf des Knaben Haupt. Dieſer plötzliche Schlag des Schickſals hatte den innerſten Kern ſeines Lebens getroffen. Betäubt, keiner einzigen klaren Vorſtellung, keines einzigen, beſtimmten Gedankens Meiſter, brütete er vor ſich hin. Vor ihm ein chaotiſch Meer, hochauf wogend von tauſend Leben, tauſend Tode auf den Wellenſpitzen ſchaukelnd. Jung, blühend, makellos, wie er ſie an der Pforte von San Zeno in Ezzelin's Hand gegeben, ſchwebt Selvaggia vor ihm. Er will nach ihr haſchen, ſie feſthalten, da iſt ihre leichte Geſtalt verronnen in die Nacht. Da iſt ihre leichte Geſtalt verronnen in die Nacht. Da hängt vor ſeinen Sinnen ein ſchwarzer Schleier, hin und her wehend, von ſeinem Athem bewegt. Er will ihn heben. Heben? In eine nachgebende Materie greift er. Je weiter er dringt, je dichter! Der Athem ſtockt. Aus den Poren ſeiner fieberheißen Stirne rinnt Todesſchweiß.

Manfred's Stimme weckt ihn wieder. Er ſchlägt das Auge auf und ſieht den lieben Knaben, den er auf's neue unwillkührlich an ſich preßt. Als könne er ſich ſelbſt über den Verluſt täuſchen, ruft er: „Ich habe ja Dich, habe ja noch meine andern Kinder!" Armſeliger Troſt, der nicht Stich hält!

Die langen Stunden bis zum Abend hin und die lange Nacht hindurch vollbringt er ſo, keines Gedankens fähig, alle Fäden ſeiner Phantaſie anſpannend, daß Selvaggia's Bild ſich draus entwickele, das ihm noch vor kurzem aufgegangen und nun unwiederbringlich entſchwunden. Er kann es nicht wiederfinden; nicht einmal die entfernteſte Aehnlichkeit ihrer Züge kann er ſich zuſammenſtellen; immer drängt ſich, da er ſchon hofft, jetzt entwickle ſich ihr Bild, etwas ganz Fremdartiges dazwiſchen, das es zernichtet. Dieſe Glut ſeiner Phantaſie vertrocknet den Born ſeiner Thränen. Krampfhaft hält er ſeinen Manfred an ſich, als wiſſe er, daß das Schickſal ihm auch dieſen rauben wolle. Manfred ſchläft endlich an der Bruſt des Vaters ein. Dieſe himmliſche Kindesruhe wirkt ſanft betäubend auch auf den Vater. Zwar ſchließt ſich ſein Auge nicht zum Schlaf, doch fühlt er ſich am Morgen leichter, als wäre das Furchtbarſte von ihm genommen. Und doch konnte er noch nicht weinen! —

Am andern Morgen ſtand eine hohe edle Frau vor ihm; der Ausdruck ihres blaſſen Geſichtes gab den Inbegriff alles menſchlichen Schmerzes; doch keine Verzweiflung darin; heilige Liebe, die aus den kummerverſtörten Zügen leuchtet, belebt das Marmorgeſicht. Es iſt Margarethe von Oeſterreich, ein Kind an jeder Hand. Sie ſinkt zu Friedrich's Füßen und lehrt die Kinder knieen. „Das iſt Euer Großvater; Friedrich, Heinrich!" ſpricht ſie zu dieſen. „Bittet ihn um ein ehrliches Grab für Euren Vater! Das ſind Deine Enkel, o Herr!" ſprach ſie dann zu Friedrich, — „ſind vaterlos! Schuldlos die beiden, o Kaiſer! O ſei mild gegen die Enkel, wie Du's gegen den Sohn nicht gekonnt."

„Heinrich! Mein Heinrich!" ſchrie der Kaiſer in ſeinem Schmerz, ließ Manfred fahren und drückte ſeine beiden kerkerblaſſen Enkel an die Bruſt, welche mit der Mutter das Gefängniß des Vaters getheilt hatten.

Der treue Heinrich, welcher ſich im Vorzimmer befand, hatte des Kaiſers Ruf: „Heinrich!" gehört und gewähnt: er gelte *ihm*. So eilte er denn herein, und blieb ein ſtummer Zeuge des traurigen Schauſpiels auf der Schwelle ſtehen, die Befehle des Kaiſers erwartend.

Die Erinnerung an den Sohn, an deſſen Treuloſigkeit nicht, an deſſen Verluſt allein er jetzt dachte, — der Anblick der Mutter, die Umarmung der Enkel! Da löſen aus ſeinen Augen ſich heiße Thränen, und in dieſen, deren er ſich nicht zu ſchämen hat, erleichtert ſich ſein Schmerz. Er kann wieder weinen. Wäre ein Todfeind des *Kaiſers* jetzt vor ihn getreten, der *Menſch* hätte ihm verziehn.

„Ein königliches Grab für den Vater!“ ſtammelten, wie die Mutter es ihnen eingelernt, die beiden Kinder.

Friedrich nickte leiſe und küßte die Kinder. „Und von ihm bringſt Du mir nichts?“ ſprach er faſt ängſtlich zu der Mutter; „kein letztes Wort? Keine Reliquie?“

„Liebe und Reue!“ erwiederte Margaretha. „Seine letzten Gedanken waren Verſtändniß, ſeine letzten Worte das Flehn: „Vater, fluche mir nicht! Vater, nimm meiner Kinder Dich an!“ — Hier ſind ſie, o Herr! Dir befehl' ich ſie an. Du biſt groß, gut, weiſe und gerecht, — der Herr hat Dich mit allem irdiſchen Glücke geſegnet. Laß ſie um Dich ſein, daß ſie von Deinem Beiſpiele lernen, daß ſie gut und groß werden, wie Du; lieben hab' ich ſie in Elend und Thränen gelehrt.“

„Mein! Mein!“ ſprach Friedrich, — dann ſchmerzlich nach oben blickend: „O Heinrich,

Heinrich! warum thatſt Du mir dies! Ich liebte Dich, und Du zwangſt mich, nur gerecht zu ſein. O Heinrich! ich vergab Dir, ehe Du dran dachteſt, mich darum zu bitten! — —“

Tiefe feierliche Stille. Endlich war der Kaiſer, da ſein Herz ſich in Thränen erleichtert, wieder gefaßt. „Meine Enkel,“ ſprach er zu Margarethe, „werden mit meinem Manfred aufwachſen. Ich bewahre ſie, als hätte Gott ſelbſt ſie mir anvertraut. — Eure Hand, Königin! — Friede ſeiner Aſche! — Ihr liebtet ihn als Weib, — ich als Vater. Ihr durftet ihn ſtets gleich lieben, konntet ihm dieſe Liebe ſagen, beweiſen; Euch war er, mocht’ er mich ſelbſt vom Throne geſtoßen haben, nie etwas mehr noch minder als der Gatte; ich, der ich ihn nur heißer liebte, je heißer er mich haßte, mußte ihn von mir losreißen, ihn den Augen der ſchadenfrohen Welt bergen, ihn ſtrafen. Und immer doch hofft’ ich noch auf eine Stunde, da Gottes

Geiſt ſein Herz überraſche, auf einen Augenblick, da meine Arme, die ihm offen ſtanden, ihn umſchlöſſen. O Königin! Wer von uns verlor mehr? — —“

„Ihr habt ihn geliebt! O meine Kinder, meine lieben Kinder, nun ſeid Ihr nicht verlaſſen. Seht jetzt hier Euren Vater! Er wird Euch ſchützen, beſſer als der ſchwache Arm Eurer Mutter es könnte, er wird Euch lehren, was Ehre und Tugend iſt, deutlicher als ich's durch Thränen könnte, durch ſein Beiſpiel! Ich kann Euch nichts laſſen und lehren als Liebe! So nimm ſie, meine Sorge, meine Kleinodien! Vor Gottes Throne gibſt Du ſie mir, gibſt ſie Deinem Heinrich wieder.“ — — Sie küßte und herzte die Knaben, führte ſie, mit dem heißen Weihwaſſer ihrer Thränen zum Segen benetzt, in Friedrich's Schooß. — „Jetzt kann ich ruhig ſcheiden,“ ſprach ſie, ihren Schmerz bezwingend, — „Du betreueſt mir die Lebendigen, ich gehe die einzige Pflicht zu erfüllen, der mein Leben fortan gehört, — den Todten zu betreuen.“

„Mutter, Mutter!“ riefen die Knaben ängſtlich, verließen den Kaiſer und ſchmiegten ſich zärtlich an ſie. „O verlaß uns nicht! Nimm uns mit!“

Lächelnd, um den entſetzlichen Schmerz im Herzen ihren Blicken zu verhüllen, ſah die Mutter ihre Lieben an. „Ihr ſeid noch ſo jung, Ihr gehört dem Sonnenſchein! Wohin ich gehe, die feſte Burg meines Grames, der Königspalaſt der Todten, — o das taugt nicht für Euch. Die Luft dort, weich und heilſam für Herzenskranke, tödtet die friſche Jugend. Dort gibt es keine Stunde, kein Geſchäft, keine Farben, keine Sprache! — Mein Witwenſitz hat ſo wenig Raum, daß er die wenigen Ueberbleibſel königlichen Prunkes nicht faßt, daß ich alles vor der Pforte laſſen muß, Geſchmeide, Krone, Namen ſogar. Denn innerhalb jener ſchmalen kahlen Wände iſt nur ein Kreutz und — Hoffnung, dieſe beiden füllen den Raum, die Luft, die Seele aus.“

„Ich verſtehe Euch, Margarethe!“ ſprach der Kaiſer ernſt und dumpf und liebkoſte die Kinder, welche ſie ihm wieder zuführte; dann zu Manfred: „Deine Brüder!“ Jetzt erſt bemerkte er den treuen Heinrich, welcher noch immer regungslos auf der Schwelle ſtand, und in deſſen Herzensnacht die Worte der Witwe langſam und tröſtend wie Sterne heraufzogen; ein lichter Streifen wand ſich, ein ſichrer, untrüglicher Pfad, durch das Labyrinth, in welchem er bisher gefangen geweſen, welchem er ſich in dumpfer Verzweiflung ergeben. Der Kaiſer winkte ihn zu ſich heran und ſprach dann zu Margarethe: „Ihr kennt ihn, Ihr wißt, daß er treu und gut iſt. Iſt es Euch genehm, daß er Euch und unſer Kleinod dahin begleite, wohin Ihr beſchloſſen habt?“

„Nach Deutſchland!“ erwiederte Margarethe, riß ſich vom Anblick der Kinder los und eilte von hinnen. Heinrich folgte ihr.

Schweigend gab der Kaiſer, als er mit den Kindern allein, ſeinem Schmerze ſich hin. Die mannichfachen Bilder ſeines Lebens, welche in ſeiner Erinnerung auftauchten, erſchienen ihm jetzt in trüben Farben. „Was erreichte ich?“ fragte er ſich, und ſein Gram täuſchte ihn über ſeine ganze Vergangenheit und gab ihm höhnend zur Antwort: „Nichts!“ — „Der Abend hat mich ereilt, da ich noch Mittag über mir wähnte,“ ſprach er in tiefer Schwermuth; — „ſchon ſteht die Nacht hinter mir und hebt ihren Schleier, das Bahrtuch, entfaltet, um ihn über mein Haupt zu werfen, wie die Aebtiſſin den Schleier über die Jungfrau wirft, welche von der Welt ſcheidet. — O meine Hoffnung, Du warſt zu groß, zu ſtolz für ein einziges Leben! Du flohest dieſem voran, eine welterwärmende Sonne, und läſſeſt mir nur den Schatten. Nicht blos der Tod, der Stück für Stück von meinem Herzen losbröckelt, auch das Leben verwaiſet mich; ich ſtehe einſam da in meiner Zeitgenoſſenſchaft, die ich einſt mit meiner Glut zu durchwärmen, mit meinem Sturm voran-, emporzutragen gehofft hatte. Nicht klag' ich Euch an, Ihr Lebenden, die Ihr mir treu ſeid, doch keiner von Euch faſſet mich ganz; Petrus könnte es, doch ich fürchte, er iſt zu ſchwach, um den Nakken immer ungebeugt zu erhalten. Du, Thaddäus, biſt mir treu bis in den Tod, doch Deines Auges Sehkraft reicht nicht über dies Jahrhundert hinaus, — Du Heinrich, Aermſter von allen, kannſt nicht glauben; das verzehrte Dich halb, und ich brauche ganze volle Leben. Was ſoll ich fürder mit Dir, blutiger Ezzelin? Ich verſchmähe die rohe, entſetzliche Gewalt. — Einſam denn dieſes vermeſſene Ich; — und nun beugt es noch gar der Schmerz. Griechen nannten ihre Götter neidiſch auf Sterbliche; Prometheus büßte des heiligen Feuers Raub! — — Herr, Herr! ich fühle Deine Hand auf mir laſten! —"

Er verſank in trübes Sinnen und Brüten. Doch ſein urkräftiger Geiſt riß ſich nach kurzer Friſt wieder draus los, und ſchwebte frei und ſtolz empor.

„Was ich gewollt, o Herr!" rief er, — „kann nicht zu Grunde gehn; Du ſelbſt, Ewiger, kannſt es nicht vernichten wollen! Denn Dein Athem iſt's ja, der die Menſchheit durchweht; — Dein Weſen in ihr: die Befreiung, die Herrſchaft der Vernunft iſt's, wofür ich gegen die Päpſte ſtritt. Dies Werk, ein ewiges, zu dem Du mich berufen, wird ſich, wenn Du mich abrufſt, muß ſich dennoch vollenden, aus ſich ſelber, durch Dich! Und ſtürb' ich im tiefſten Jammer, dennoch im letzten Athemzuge glaub' ich, wie an Dich ſelbſt, an dieſes Werkes Vollendung!"

Petrus von Vinea trat herein und berichtete dem Kaiſer, daß eine Geſandtſchaft des engliſchen Clerus angekommen, welche ihn bäte, der Wahl eines neuen Papſtes kein ferneres Hinderniß in den Weg zu legen; — zugleich mit jener Geſandtſchaft ſeien Schreiben aus Frankreich angelangt, welche gleiche Bitten enthielten. Seit einem Jahre nämlich ſtand der päpſtliche Stuhl leer, und die von der Hierarchie insgeheim gelenkte öffentliche Meinung maß dem Kaiſer die Schuld daran bei, obgleich dieſer, zum Zeichen ſeiner chriſtlichen und friedlichen Geſinnungen bald nach Gregor's Tode die gefangenen Prälaten freigegeben hatte, damit die Wahl eines Papſtes ſtattfinden konnte. Doch der neue Papſt Cöleſtin der Vierte war ſechszehn Tage nach ſeiner Erhöhung geſtorben, und ſeither verhinderten theils des Kaiſers Kriege mit Genua, theils die Uneinigkeit und die Intriguen der Kardinäle, deren manchem die Mehrherrſchaft gefiel, eine neue Wahl. Aus den allgemeinen Klagen der Völker über dies Unglück der Chriſtenheit, daß ſie ſo lange kein geiſtliches Oberhaupt habe und ſich gleichſam in einem Zuſtande der Rechtsloſigkeit befinde, erkannte der Kaiſer, wie ferne die Mitwelt noch von ſeinen Planen abſtehe, wie wenig ſie noch fähig ſei, das zu begreiſen, was er für ſie kämpfte, wenn ſeine Völker auch des Segens ſich erfreuten, den ſie ſeiner Weisheit verdankten. Der Schmerz, der für Friedrich in dieſem Gedanken lag, überragte ſeinen Gram um Iſabella's, Selvaggia's, Heinrich's Tod; nicht ſeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſeines Strebens, wohl aber die Ueberzeugung, welche, durch ſein Glück genährt, bisher in ihm gelebt, daß ſeiner Perſon die Löſung jener geſchichtlichen Aufgabe beſtimmt ſei, — fing an zu wanken. Doch ſein Charakter erhob ſich in edlem Stolze über dieſen Schmerz; er wurde, da er die Mitwelt erkannt, an ſich ſelbſt, an ſeinem Zwecke nicht irre; und beſchloß, für den letzteren im Stillen fortzuwirken, während er die Schwäche der Zeitgenoſſen ſchone, und ihre Vorurtheile langſam eines nach dem andern ablöſe. Er überſah es nicht, daß die Hierarchie den Kern ſeines Strebens ſchon kennen gelernt und nicht ablaſſen werde, ihn zu bekämpfen; doch er glaubte feſt, daß ſie keinen Charakter mehr gebären könne, wie Innocenz und Gregor. In dieſer Sicherheit freute er ſich, durch ſeine Autorität die langen Wirren entſcheiden zu können und der Welt wenigſtens zu zeigen: er ſcheue es nicht, daß ihm ein neuer Feind entgegenwachſe. Mit ſeiner ganzen Energie, ja mit Waffengewalt ſogar drängte er, der von der Kirche Gebannte, jetzt die zagenden, liſtigen, uneinigen Kardinäle zu einer neuen Wahl, und die Zeitgenoſſen vergaßen alle gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen und bewunderten freudig und ehrfurchtsvoll ſeine Tugend und ſeine chriſtliche Geſinnung.

Ezzelin hält ſein Wort, er ſchlachtet Selvaggia's Manen Todtenopfer. Der Engel hat ihn verlaſſen; nun ſpringen donnernd die Pforten der Hölle auf, die in ſeiner Bruſt tobt. Ein Blick reicht hin, um vor ihm als Verbrechen zu gelten: — ein Blick Ezzelin's reicht hin, um zu tödten. Nichts iſt ihm heilig, nicht zarte Jugend, noch hohes Alter, nicht Frauenſchönheit und Frauentugend, noch Mannesgröße, nicht Wort und Eid, keine Kirche, kein Aſyl. Seit Selvaggia, das einzige Weſen, deſſen Nähe auf ſeine rohe Naturkraft durch den Zauber der Unſchuld und Heiligkeit bewältigend gewirkt, geſtorben iſt, achtet er die menſchliche Geſtalt nicht höher als die des Thieres, und ſieht allenthalben nur Verworfenheit. Ihm gibt's kein Recht mehr auf Erden, deſſen die Menſchheit würdig ſei. Mit ſeinem Sterndeuter und ſeinem Henker zieht er von Stadt zu Stadt, weidet ſich des Tages am Röcheln ſeiner Opfer und verbringt die ſchlafloſen Nächte über Erfindungen von neuen Foltern brütend. Preiſe ſetzt er auf ſolche aus und zahlt voll nach dem Werth — mit dem Blute der Erfinder! „Selvaggia!“ iſt die Loſung, wenn ſein wildes Auge rollt, wenn der Dolch blinkt und der Dampf des friſchen Blutes ihn für einige Augenblicke betäubt. Der Lebenskraft brauſende Woge, die ſich ſelbſt zu zernichten drängt, und jeden Moment berſtend, im nächſten wieder ganz, — weil ſie ſich ſelber nicht zernichten kann, alles Leben rings um ſich errafft, verſchlingt!

Frühlingsſonnenſchein lag im engen Thale über dem Karthäuſerkloſter, deſſen von den Kloſterſchranken eingefriedete zahlreiche Einzelgebäude, die Kirche mit dem kunſtreich durchbrochenen ſteinernen Thurme, das Kapitelhaus, die Lauren der Brüder, jede mit ihrem Gärtchen, die Korrerei, das Hospital, die Herberge, ſich von den waldbewachſenen Felshöhen ringsum, wie eine kleine Stadt darſtellten. In den Rinnen der Felſen lag noch alter Schnee, indeſſen auf dem Schlote der Herberge ſchon der Storch von ſeinem im Herbſt verlaſſenen Neſte wieder Beſitz genommen hatte, indeß in den Zellengärten der Kloſterbrüder die Apfelbäume ſchon in Blüthe ſtanden, und die Vögel aus dem nahen Walde ſchon im großen Hofe des Herberggebäudes am Rande des Brunnens und auf den Fenſtergeſimſen herumhüpften und nach Broſam ſuchten. Ueberall war friſches junges Leben, ſelbſt die Zellen der ſtrengen Brüder hatten ſich geöffnet, und im Kreutzgange genoſſen ſie, in kleine Gruppen geſondert, die ſeltene Vergünſtigung traulichen Geſpräches.

In der großen düſtren Halle der Kloſterherberge aber ſaß Margarethe, welche dort Raſt gemacht, allein an dem ſchmuckloſen, von rohen Brettern verkleideten zinnernen Sarge ihres Gatten, den ſie zur Ruheſtätte brachte. Ihre wenigen Begleiter unterhielten ſich mit den Hausgenoſſen und Laienbrüdern. Heinrich ſtand im Geſpräch mit dem Prior, welchem er Margarethens Stand und Reiſezweck mittheilte, und bei welchem er ſich nach dem Feſte erkundigte, das den frommen Brüdern das Siegel des Schweigens gelöſt habe.

„Memento mori!“ war des Priors Beſcheid, indem er den Gaſt in eine Zelle führte, wo Heinrich die Antwort auf ſeine Frage fand, die Leiche eines Greiſes, auf einer mit geweihter Aſche bedeckten Streu liegend, bekleidet mit dem härenen Ordensgewande, eine Decke von Schaffellen drüber gebreitet. Die Leiche des Greiſes ſollte der Erde gegeben werden; an ſolchen Tagen wurde den Karthäuſern die Vergünſtigung, durch Geſpräch ſich wechſelſeits zu tröſten.

„Wie glücklich iſt dieſer Todte!“ ſprach Heinrich, der, jetzt ein Mann von gereifterem Alter, die Liebe ſeiner Jugend noch nicht vergeſſen hatte, und gerne alles aufſuchte, was ihn an den Tod erinnerte. Doch ſeit der kurzen Friſt, während welcher er Margarethen begleitete, war ſein Trübſinn, den der wildeſte Lärmen der Schlacht nie verſcheuchen gekonnt, der ihm den Tod ſtets nur als allesausgleichenden Ocean der Vernichtung gezeigt, über welchem keine Sonne aufgeht, aber dafür auch kein Schmerz wieder erwacht, — ſeit kurzem war dieſer Trübſinn milder geworden; Margarethe erſchien ihm in ihrer Liebestreue gegen den Todten als ein heiliges Weſen, untrüglich wie ihr Glaube, und ihre

Hoffnung auf Wiedervereinigung mit dem Geliebten klang wie ein ſüßes, grambefriedendes Oſterlied in den troſtloſen Abgrund ſeines Herzens hinab. Wornach er in tauſend Schmerzen mächtig und ſtets doch vergebens gerungen, — der Glaube an ein zweites, beſſeres Sein, entfaltete ſich jetzt im ſanften, ſegnenden Siege, aus der reinen Liebe des Mitleids, und durchwärmte dies Gemüth, welches von zarter Kindheit an jeden Farbenſchmelz der Hoffnung durch rauhe Schickſale verloren, ſeine Thatkraft ſo oft, ſtatt für Große an Großes, nur an kleinliche peinliche Verhältniſſe hatte hingeuden müſſen. Dieſer Frieden des Todes in der Zelle heimelte ihn an, das ſtrenge Antlitz der Leiche ſchien zu lächeln, als wollten die ſtarren Lippen vom ſchöneren Jenſeits verkünden. Durch's offene Fenſter ſtreckte ein ſtattlicher Apfelbaum, den der Verſtorbene als Reis gepflanzt, ſeine blühenden Zweige herein, und ein kräftiger Oſt wehte die weißröthlichen Flocken davon auf die Leiche; während zwei Brüder, die am Lager knieeten, mit halblauten Stimmen ſich im Gebete für die Ruhe der Seele ablöſten, und ſich ſelbſt die Vergänglichkeit alles Irdiſchen in's Gedächtniß riefen, — ſangen draußen im Gärtchen Waldvöglein um die Wette friſch-fröhliche Oſterlieder.

„Ich fühle Deinen Hauch, o Gott!“ ſprach Heinrich, leichter aufathmend, reinſter Andacht voll, „endlich, endlich kann ich glauben, kann ich hoffen! Ewige Güte, Dank ſei Dir und Preis.“ Er lehnte ſich an den Prior; der fremde ſtrenge Mann, der nichts weiter zu ihm geſprochen, als die Worte: memento mori, — war ihm in dieſem Augenblicke wie ein langentbehrter Freund, an deſſen Herzen er ſich ausweinte. Wie ein Kind freuete er ſich ſeines Glückes!

Am andern Morgen nahmen Margarethe und Heinrich mit des Königes Sarge von dem gaſtfreundlichen Kloſter Abſchied und ſetzten ihre Reiſe fort.

Nachdem Margarethe ihrem Gatten die letzten Ehren erwieſen und ihn königlich beſtattet, wandte ſie ſich gen Trier. Dort ſtand ſie vor der Pforte des Kloſters der Dominikanerinnen und bat um Einlaß. Das war der Witwenſitz, den ſie ſich erwählt, die königliche Burg ihres Grams, von der ſie geſprochen. Heinrich wußte dies ſo lange vorher, und doch, da ſich das Pförtlein aufthat, und im dunklen Gange der ſchwarze Mantel, das weiße Skapulier der Schweſter ſichtbar wurden, war ihm, als müſſe ihm das Herz brechen.

„O Königin!“ ſprach er ſchmerzlich, „Du haſt an mir gethan, wie Chriſtus an Lazarus, Du haſt mich vom Tode erweckt, — vom ewigen. O warum müſſen ſo unbefleckte Boten Gottes wie Du, ſich ganz im Erdenweh verbluten!“

„Iſt denn die Freude eines Wiederſehens für ewig durch dieſes kurze Erdenweh zu theuer erkauft?“ erwiederte ſie wehmuthſelig. „Habe Dank, Heinrich, für Deine Treue! Du führteſt einſt den Lebenden treu und mild in ſeinen Kerker, Du wurdeſt nicht müde, den Todten ſchützend in ſeine Freiſtatt zu begleiten; ich bin ſo arm, daß ich nichts Dir zum Dank dafür geben kann, als dieſe Wörtlein: Habe Dank!“

Er beugte ſich vor ihr und bat leiſe: „Segne mich!“

„Ich Arme, Unwürdige?“ entgegnete ſie; — „ich ſcheide ja, um zu büßen.“ —

„Deine Heiligkeit iſt Liebe!“ ſprach Heinrich. Da nahte die Pförtnerin und fragte um Namen und Wunſch der Gekommenen.

„Margarethe von Oeſterreich, einſt Königin der Deutſchen, bittet um eine Zelle!“

Die Pförtnerin ging und kam bald wieder

mit den Worten: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Folgt mir, Schweſter Margarethe!“

Margarethe wendete ſich nochmals zu Heinrich, reichte ihm ihre Hand zum Abſchied über die Schwelle, vor welcher er ſtand, und ſprach nach oben blickend: „Auf Wiederſehen!“

Sie ging. Die Pforte ſchloß ſich hinter ihr. Heinrich ermannte ſich von der Betäubung des Abſchieds. Sein ganzes Sein jauchzte: „Auf Wiederſehen!“ Wie ein diamantenes Thor erſchien ihm jetzt der Tod, hineingebaut in das Leben, durchſichtig, Flammen des Jenſeits in tauſend Brennpunkten auffangend und in tauſend Farben über das Diesſeits hinſchimmern laſſend. Neue jugendliche Thatkraft brauſte in ſeinen Adern, da er die Bedeutung des Lebensganzen geahnt, gefühlt, da er ſie glaubt! Es gilt mehr als Sieg und Ruhm, als jede Werthſchätzung andrer; es gilt ſich ſelbſt, für ewig!

II.

Am 25. Juni 1243 ſchritt der Kardinal Sinibald Fiescho Graf von Lavagna aus dem Conclave zu Anagni als Innocentius der Vierte hervor.

Sein langerſtrebtes Ziel war erreicht; und doch war die erſte Empfindung, als er die Tiara auf ſeinem Scheitel fühlte, — Zorn. Er verſchloß ſich in ſeinem Palaſte, und ließ Jedem den Zutritt verwehren; „er bete, daß der heilige Geiſt ihn bei Uebernahme ſeiner neuen Würde begnade," wähnte das Volk. Auch lag er wirklich vor dem Bilde des Gekreuzigten wie ein

Büßer auf den Knieen; doch er that einen Eid.

„Die furchtbarſte Schmach fügteſt Du heute der Kirche zu, — Du, den Gregor ſterbend mir übergab! — Daß ich erwählt bin, — Dein Werk iſt's, Friedrich! So ſtolz zu ſein wie heute, hatteſt Du bisher keinen Grund. Du konnteſt den Papſt gefangen nehmen, tödten gar! Doch Dich brüſten, daß Dein Wille, Dein Anſehen, Deine Waffen der Kirche ein Oberhaupt gaben, beim Gekreuzigten, deſſen Wundenmale ich jetzt küſſe, — nie vergebe ich es Dir! Eine Wahl unter dem Balken des Sturmbocks, unterm Donner Deiner Stimme, zwiſchen Ja und Nein abgemacht! Eine Makel auf meinem Pallium! Nicht mit Deinem Blut, — nein, mit Deinen Thränen ſollſt Du ſie mir abwaſchen. — — —"

„Doch gleichviel für jetzt! Ich bin's!"

Dies Bewußtſein löſte jede Rückſicht aus ſeinem Verſtande, aus ſeinem Herzen, und ließ ſie wie Eruvien, aus denen ein verjüngtes Weſen ſich flammend erhob, in den Tiefen zurück.

„Mein die Welt! Dank Euch, ihr großen Vorfahren, die ihr mir den Grund unterbautet! Die geiſtige Univerſalherrſchaft der Kirche iſt errungen. Mein Werk beginnt jetzt: die Erringung der weltlichen. Nicht mehr um Zugeſtändniſſe handelt es ſich jetzt zwiſchen uns beiden, o Friedrich, nicht um Dein Streben, nicht um eine Vertheidigung der Kirche gegen Dich, Mächtiger, der Du zur guten Stunde übermüthig wardſt! Von heute an vertheidige Dich ſelbſt, von heut an denke, ſtatt an der Kirche langſames Verderben, an Deine ſchnelle Rettung! — Deine Krone, Dein Leben gilt's! Und, fiel die eine oder das andre, alle Kronen gilt's dann! Ich will nicht betteln, ob ich herrſchen darf; ich will herrſchen, daß Du betteln ſollſt. Nicht zwei höchſte irdiſche Gewalten kann es geben; Du ſelbſt begreifſt es, und ſtrebſt darnach. Auch ich! Du willſt Deinen Enkeln das Papſtthum nur als Tradition hinterlaſſen, ich ihnen als ſolche das Kaiſerthum. Wozu denn ein weltlicher König oder ein weltlich Königlein, wenn jeder Chriſt den Statthalter Chriſti ſchon jetzt als höchſten geiſtlichen König anerkennt? — — —"

„Sieh mich, Du im Dunklen waltende Macht! Zerſchnitten hab' ich jede Muskel an mir, die von ſinnlicher Berührung wollüſtig oder ſchmerzlich zucken konnte, daß jeder Andere ſagen dürfte: „Er iſt wie ich, wie wir alle." Herrſchen und nur herrſchen will ich, — will's, damit die Kirche ewig herrſche, ſinnlich wie geiſtig. Denn hat ſie dieſe Macht und Gewalt nicht, ſo entſcheidet ein Zufall, und der nächſte beſte Schwachkopf, den das Conclave wählt, läßt ſie zur Sclavin werden. Durch Geiſt, Herz und Sinne muß ſie herrſchen, wenn ſie Geiſt

Herz und Sinne ewig beherrſchen will. Durch das Herz erlangte ſie die Herrſchaft, der Geiſt befeſtigte dieſe, — Dank Euch, Ihr Gregore, Dir, Alexander, Dir, Innocenz! — Die Herrſchaft der Sinne werd' ich erringen oder untergehn; herrſcht ſie auch ſinnlich auf die Sinne, ſo bleibt ihre Herrſchaft ſo lang als das Menſchengeſchlecht. Hat der Geiſt die geiſtigen, das Gemüth die Waffen des Gemüths und der Phantaſie ergriffen, um zur Herrſchaft zu gelangen, ſo hab' ich nicht Anſtand, die alten mit neuen zu vermehren; und zwiſchen allen, wie ich ſie brauche, hab' ich die Wahl, denn Alle zu wählen hab' ich das Recht. Erringen gilt's. Wird Errungenes zum Beſitz, iſt's heilig. Nicht aber, wie Heiliges ward, — was heilig iſt, kümmert die Welt. — —"

„Die ganze Erde — ein Staat! Ueber dieſem ein Herrſcher — der Papſt! — — Iſt's unmöglich? Glaubt ſie nicht an einen Gott als höchſten König, vor welchem alle andern nur Knechte ſind? Ich ſehe keine Kluft zwiſchen den Begriffen. Der Sprung iſt leicht. Ich habe die Könige zu bekämpfen; aber ich habe die Völker zu meinen Kriegern. Völker haben ein lang Gedächtniß. Völker ſind dankbar. Kein Volk der Chriſtenheit, ſowahr ich heut zum Papſte gewählt wurde! — kein einziges, welches nicht in der Kirche die Schutzwehr der Freiheit gegen die Tyrannei der Könige ſieht! Warum? Weil die Kirche es einmal war! O, Völker ſind gut, aber ſie bleiben ewig dumm; ich ſchätze die Völker! — Ihr Könige, die ihr begrifft, daß der Einſatz des Spieles jetzt nichts Geringeres als die Exiſtenz gilt — (Dich mein' ich, Friedrich! Doch Du gibſt ein Beiſpiel, drum gilt's, das Beiſpiel auszutilgen, bevor es Anhänger hinreißt!) — Ihr wähnt, uns das Geheimniß abgelauſcht zu haben, wähnt, daß es genüge, wenn Ihr die Fahne, durch welche wir früher die Völker gewannen, ihnen vorhaltet. Du willſt der Kirche die Völker entgegenſchicken, wie Pyrrhus den Römern die erſten Elephanten, um durch den ungewohnten Anblick zu ſchrecken? Mit nichten! Wir verwunden ſie in den Rüſſel, den ſie zum — Eſſen brauchen, und da ſie gutmüthig genug ſind, ſich von uns überreden zu laſſen, daß ihre eigenen Führer dies gethan, ſo wenden ſie ſich gegen dieſe, heben ſie mit eben jenen Rüſſeln vom Boden auf und erwürgen ſie in der Luft oder zerſtampfen ſie mit ihren plumpen Füßen. Verſprechen iſt erlaubt, Halten erlaubt nur der Vortheil. — Menſchen verſprechen, Götter halten. — Seid ihr, o Fürſten, ſo albern, Freiheit zu gewähren, ohne ſie zu verſprechen, ja ſcheuend ſogar, ſie zu nennen, — dann haben wir, die Kirche, das Recht, ſie zu verſprechen, und die Völker werden es uns vielleicht zu Danke wiſſen, wenn wir ſie im Wahne laſſen, daß ſie durch uns ſie bereits beſitzen! — — Auf Leben und Tod, Friedrich!"

Er erhob ſich und ſchob die Riegel der Thüren zurück. Nicht lang, ſo öffnete ſich eine derſelben und Manadora ſtand vor dem Ueberraſchten. Sie warf ſich vor ihm zur Erde, und ſprach, ehe er noch Worte fand, ſie ihrer Kühnheit wegen zur Rede zu ſtellen: „Ich bin Eure Gefangene; weil ich's bin, hab' ich ein Recht, ungefragt zu reden, ungefragt zu bitten. Der glücklichſte Tag Eures Lebens iſt heute, ein Tag, an welchem der neue Herrſcher ſogar Verbrecher begnadigt. Drum: höret mich!"

„Welche Sprache?" erwiederte Innocentius der Vierte, indem er ſie mit einem Mitleid, welches aus Geringſchätzung entflammte, maß.

„Die Sprache des Unglücks zu dem Glücke, die Sprache der Wahrheit zum Herrſcher! Höret ſie!"

„Aus Barmherzigkeit will ich's!" verſetzte er herablaſſend.

„Wenn Ihr gerecht ſein wollt, müßt Ihr's." ſprach die kühne Frau. „Verachtet Ihr aber die Gerechtigkeit, ſo will ich von Eurer Gnade nichts wiſſen, ſo wird Gott, der Gerechte, davon nichts wiſſen wollen. —"

„Ich bin begierig, wie weit Deine Kühnheit geht!"

„Nicht weiter als die Eurige! — Ihr habt heute das Höchſte erreicht, wornach Ihr ſeit Jahren mit bewundernswerther Kühnheit und Ausdauer geſtrebt, was Ihr durch jedes Mittel, durch jedes, ſag' ich, zu erlangen vorbereitet hattet. Eure Menſchenkenntniß, Eure Weltklugheit, Eure Stellung, Eure Abſtammung, die Verhältniſſe, das hohe Alter Gregor's und ſein Beiſpiel, ſogar — ich erröthe, es zu ſagen — meine Schätze, alles dies verſtandet Ihr meiſterhaft dafür zu benutzen. Wenn jemals, ſo denkt

Ihr heute, nach dieſer Befriedigung Eures Stolzes, nach dieſer Ueberwältigung und Niederlage der überreizten Sinne nicht an die Sinnenwelt, ſondern an Gott, Ihr denkt heute, da Euch die höchſte Gewalt über alle Gewiſſen gegeben ward, an die Rechenſchaft, die Euer eigenes einſt ablegen muß. Ihr haltet mich widerrechtlich gefangen, doch ich ſpreche nicht für mich; ich kann den Gedanken ertragen, in Feſſeln zu ſterben. Weil ein Herrſcher keine Freunde, ſondern nur Schmeichler hat, red' ich zu Euch, bevor ein Schmeichler an Euch kommt."

„Eine lange Vorrede!" ſpottete der Papſt; „ich kann das Buch nicht abwarten."

Manadora legte Hand an ſeine jetzt geheiligte Perſon und hielt den Gehenden mit Gewalt zurück. — „Ich will wiſſen, was Ihr beginnt, ob Ihr endlich der Welt den Frieden gebt, deſſen ſie nach ſo langen Kämpfen bedarf."

„Buhlerin des Kaiſers!“ ſprach der Papſt verächtlich, indem er ſich aus ihren Armen loszuringen verſuchte.

„Beſchimpfe mich, wie Du magſt, ich kann's ertragen,“ fuhr Manadora leidenſchaftlich fort, während ſie ihn mit übermenſchlicher Kraft feſthielt; — „beende den Kampf, ergreife des Kaiſers zum Frieden dargebotene Rechte! Wähle — heute! o denk' an dies Heute! — wähle für Deinen Namen zwiſchen Segen und Fluch!“

„Biſt Du meine Richterin? Steh' auf, oder ich will — —“

„Gott iſt Dein Richter! O höre heute auf ſeine Stimme! Nie vielleicht ſchallt ſie Dir wieder! Beende den Kampf....“

„Gewiß, das werde ich!“ erwiedert er argliſtig.

„Wahrheit, Stellvertreter Chriſti, Wahrheit! Dies Lächeln aber iſt eine Lüge, ein Meineid! O Gott, o Gott! Dies Lächeln iſt ein Mord!“

„Genug!“ rief der Papſt, „hinweg, freches Weib!“

„So zertritt mich!“ rief ſie verzweiflungsvoll, ließ ihn los, und warf ſich unter ſeine Füße. Er ſchritt über ſie hinweg, und klatſchte zweimal in die Hände. Aus einer Tapetenthüre huſchte Kaf wie ein Geſpenſt hervor, umfaßte ſie, trug ſie fort. Den treuen Eunuchen jammerte ihres Schmerzes, ihrer Gefangenſchaft. Doch er konnte nicht anders; „Bald ändert ſich ja vieles,“ denkt Kaf dabei, „bald triumphirt der Papſt. Dann, wenn der Kaiſer gebeugt, zermalmt, muß ihr Mitleid, da es keine Hoffnung mehr hat, ſich verflüchtigen. Dann iſt ſie ſicher, dann führt er ſie hervor, der Rache ſich zu freuen, dann ſinke dies ſiebenzigjährige Haupt in ewigen Schlaf.“ — Er hatte ſeine Herrin in ein abgelegenes dunkles Kämmerchen gebracht, dort ließ er ſie ſanft nieder und ſprach: „Hier ſeid Ihr ſicher, Madonna, vor ſeinem erſten

Zorne! Ich komme, ſo oft ich kann, hieher zu Euch, und bringe Euch, was Ihr bedürft."

„Ich bedarf nichts! Keine Gnade vom Papſt, keine Wohlthat von Dir, der Du mich verdirbſt," verſetzte ſie haſtig.

„O Herrin!" rief er, durch und durch wund von dieſem Vorwurfe.

„O ich kenne Dich! Du wollteſt mein Anſehen groß und gefürchtet machen in ganz Italien. Ja Du meinteſt es aufrichtig, aber die Rache machte Dich wahnſinnig; Du konnteſt nicht begreifen, wie ein Weib, ſei es noch ſo tief geſunken, in ihrer Liebe ihren Gott und ihren Willen wiederfinden kann. Meine Schwäche wollteſt Du bedecken, meinen Wankelmuth durch ungeheuren Frevel heilen. Sieh dieſen Kerker, faſſ' es ganz, was es heißt: gefangen, in des Feindes Gewalt, Tag für Tag ſehn müſſen, wie er den Geliebten zu verderben trachtet, nicht zwiſchen den Gitterſtäben hinauskönnen, nicht zu dem Einzigen hinfliegen können, ihn zu warnen. — niemand, niemand um mich, der ihn warne nicht eine fromme Taube, die ihm ein Brieflein brächte! Und doch nicht verzagen, doch hoffen. auf Gott, auf ihn, auf ſich ſelbſt! Nun Kaſ. eiferſüchtiger Wächter meiner Ehre wo iſt mein Wankelmuth?“

Ihre ruhige Würde, ihre erhabene Treue überwältigte des Eunuchen wildes Herz. „Lieb' ich Euch jetzt minder, als damals, da mich die Schlange biß?“ flüſterte er ihr zu: „Doch was ſich vollenden muß, hielte ich, wenn ich's auch wollte, nicht mehr auf; keine irdiſche Hand hält es auf. — Aber der Tag der Freiheit kommt auch! Seid vorſichtig! jede Miene ſeht wie ein Buch an, das doppelt beſchrieben iſt. So wahr ich des Kaiſers Verderben hoffe, — ſo gewiß werdet Ihr frei.“

Und raſch, wie er beim Papſte aus der getheilten Wand hervorgeſchlüpft, war er jetzt vor ihren Blicken verſchwunden, und ſtand wieder vor dem Papſte.

„Hier!“ ſprach dieſer, am Schreibtiſche ſitzend, indem er ihm einen verſiegelten Brief ohne Aufſchrift übergab. „Nach Cölln! Du erinnerſt Dich deſſen, was ich nach dem Tode Gregors mit Dir ſprach. Halte Dich unterwegs nicht auf! Horch! Schritte draußen! Fort! daß man Dich nicht ſehe!“

„Gut!“ Er drehte ſchmunzelnd den Brief hin und her in der Hand. „Wie leicht ſind die Kronen, die drinnen ſtecken!“

„An den Erzbiſchof!“ erinnerte der Papſt leiſe und drängte ihn fort.

Kaum war Kaf hinter der Tapete, ſo kam Boiolo, der Minorit.

„Ah, Du biſt's?“ redete der Papſt ihn an. Er zog ihn näher zu ſich, gab ihm einen gleichen Brief, wie dem Eunuchen, und ſagte ihm in's Ohr: „Folge dem Alten, den ich Dir neulich gezeigt!

Laß ihn nicht aus den Augen. Wenn Du zurückkehrſt, ſo ſuche ſein Vertrauen zu gewinnen!" Kaf lauſchte hinter der Tapete. „Sei vorſichtig, Dein Leben ſteht auf dem Spiel, den Kardinalshut halt' ich Dir bereit, wenn Du mir Glück mitbringſt."

„Ja, Dein Leben ſteht auf dem Spiel! aber durch mich!" ſprach's in des Eunuchen Bruſt. „Mich willſt Du überliſten, Innocenz?" Leiſe drückte er ſich an die Wand, während der Papſt die Thüre zurückſchob und den Minoriten in den dunklen Gang drängte mit den Worten: „Die Hintertreppe hinab, Boiolo!" — Er ſchellte. Der Johanniter Thomas und der Templer Bonvecino, ſeine Kämmerlinge, traten herein.

„Den Biſchof von Rouen, Wilhelm den Abt, und den Biſchof von Modena!" gebot ihnen der Papſt.

Die Entbotenen wurden alſobald eingeführt. „Nach Melſi zum Kaiſer!" ſprach Innocentius zu ihnen. „Die Kirche kündet dem Kaiſer die durch den Beiſtand des heiligen Geiſtes uns gewordene Erhöhung. Sie bietet ihm Frieden. Sie befiehlt ihm mütterlich Loslaſſung aller Diener Gottes, die noch in ſeiner Haſt, und möge er daran denken, auf welche Weiſe er, damit wir ihn vom Banne löſen, der Kirche Genugthuung ſtelle. Solches ſaget dem Kaiſer; denn unſer Streben geht aufrichtig nach Verſöhnung, Frieden und chriſtlicher Einigkeit."

Mit dieſen Aufträgen reiſeten die Geſandten ab. Sie begegneten unterwegs denen des Kaiſers, welcher unmittelbar, nachdem dieſer die Kunde von Sinibald's Erhöhung vernommen, die Edelſten ſeines Reiches beorderte, dem neuen Papſte Glück zu wünſchen. — —

Innocenz überſah indeſſen mit ſcharfen Blicken das ganze ungeheure Gewebe der Verhältniſſe. Des Kaiſers Macht war ſo hoch geſtiegen, daß es Thorheit ſchien, Gedanken an ſeinen Sturz zu hegen.

Nicht von einer Seite aus, nicht blos durch ein einziges Mittel durfte Innocenz ihn angreifen, nicht plötzlich mit offner Gewalt, wenn er nicht ſelbſt in's Verderben geſtürzt zu werden befahren wollte. Unterm Scheine des aufrichtigen Strebens nach Verſöhnung allmälig die Bande aufzulockern, eine phyſiſche und geiſtige Stütze nach der andern leiſe wegzuſchieben, Zeit gewinnen, durch ein großartiges Dilemm ihn umklammern, und ihn mit einer ſolchen Alternative ſo lange beſchäftigen, bis er (der Papſt) ein ſichres Terrain errungen, auf welches der Kaiſer ſich nicht wagen konnte, und dann, dann....! Dies war der kühne Plan, der ſich in Innocentius Haupte immer klarer entwickelte. Doch vergaß er darüber keinen der hunderterlei einzelnen Hebel, welche alle zu gleicher Zeit angepackt werden mußten, und für jeden wählte er mit bewunderungswürdiger Menſchenkenntniß die tauglichen Werkleute. Das Wichtigſte war: in Deutſchland eine Empörung zu wecken, nicht blos um des Kaiſers Augenmerk und Macht von dem Kirchenſtaate abzuziehen, ſondern, was des Papſtes Hauptzweck war, ſein Anſehen und ſein Vertrauen zu ſchwächen; Deutſchland aber war bisher das Schreckbild für Italien geweſen, beſonders ſeit König Konrad, durch Enzio unterſtützt, die Mongolen in einer furchtbaren Schlacht an der Donau beſiegt hatte. In Viterbo, Vercelli und Aleſſandria ſchlichen gewandte Partheigänger des Papſtes ſich ein und verlockten durch Liſt, durch Lügen die Bürger zum Abfall vom Kaiſer. Die Markgrafen von Malaſpina und Montferrat waren gleichfalls von ſchlauen für den Papſt gewonnenen Rathgebern umgeben. In Rom, wo die mächtigen Frangipani mit Nachdruck des Kaiſers Parthei hielten und die Aufnahme des Papſtes bisher verhindert hatten, wirkten indeſſen Liſt und Gold, und bald durfte Innocenz hoffen, ſeinen Einzug zu erzwingen

Kaf ſollte in Cölln den ſchlauen Boiolo treffen; dieſer aber hatte den heimlichen Auftrag, des Eunuchen Vertrauen zu gewinnen und die Orte von ihm zu erforſchen, wo jener Manadorens Schätze, mit denen er jetzt ſparſam umging, verberge; mißlänge dies dem Minoriten, ſo wollte Innocenz ſelbſt, der jener Quelle bedurfte, um alle Kanäle damit zu füllen, dem Eunuchen das Geheimniß entlocken und ihn dann — verſtummen machen. Auf Sardinien konnte die Kirche einen Rechtsgrund wiedergewinnen, wenn es ihr gelang, Adelaſia ihrem Gatten Enzio zu entfremden; Innocenz wußte, daß Adelaſia, welche ſich von dem kriegsluſtigen kühnen Enzio vernachläſſigt ſah, in tiefer Schwermuth bei der Religion Troſt ſuchte. Was bedurfte er mehr, um ſeinen Plan durchzuſetzen? Adelaſiens Beichtvater ſah plötzlich den vom Papſte verſprochenen Kardinalshut vor ſich, deſſen er ſich durch Verdienſte um die Kirche würdig zu machen hatte. Ein Verdienſt um die Kirche aber war's, wenn er Adelaſia's Seele aus der Gewalt eines Gatten löſte, auf welchem die Excommunikation laſtete; an dieſem Seelenſcrupel hoffte der Menſchenfiſcher, der ſeinen Ring nicht bedeutungslos trug, die Herrſchaft Sardiniens aus den Wogen des Mittelmeers nach Rom heranzuziehen. — Ebenſo nahe lag ein anderer wichtiger Fang: Petrus von Vinea. Gelehrſamkeit und Dankbarkeit hielten der Schwäche dieſes ehrgeizigen Mannes nicht das Gleichgewicht; Petrus hielt den Kardinal Sinibald für ſeinen Freund, und war ſtolz auf dieſe Freundſchaft, da aus Sinibald ein Innocenz geworden war. Dieſer wußte wohl, wie wichtig ihm ein Freund ſei, dem der Kaiſer ſein ganzes Vertrauen ſchenke. Das verunglückte Wagniß Manadora's, welches ſie jetzt durch Haft büßte, hatte den Papſt auf dieſen Plan geleitet. War Petrus von Vinea gewonnen, ſo hatte Innocenz Friedrich's Schickſal ganz in der Hand.

Die Geſandtſchaft des Kaiſers erſchien vor dem Papſte, — es waren der würdige Erzbiſchof von Palermo, Anſelmo de Mari, der Großmeiſter des deutſchen Ordens, Petrus von Vinea und Thaddäus von Sueſſa. Mit großer Pracht und mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit empfing ſie der Papſt, er bewirthete ſie auf's Ausgeſuchteſte und erſchöpfte ſich in ſchmeichelhafter Höflichkeit gegen jeden Einzelnen; er verſtand es, mit jedem von ihnen über deſſen Lieblingsgegenſtand ſich zu unterhalten und bei dieſer Gelegenheit unbemerkt Blicke in das Innere des Mannes zu werfen; ſo daß jeder im Herzen den feinen, nachgiebigen Charakter des neuen Papſtes und laut das Glück pries, welches der Chriſtenheit durch deſſen Erwählung zu Theil geworden. Mit ungemeiner Geſchmeidigkeit indeſſen ſchlüpfte Innocenz über jene Gegenſtände der Unterhaltung hinweg, welche den Rechtszuſtand zwiſchen Kaiſer und Papſt und die Löſung dieſer verwirrten Verhältniſſe betrafen, obwohl der Erzbiſchof von Palermo und der Deutſchmeiſter zu wiederholten Malen deutlich ausſprachen, daß der Kaiſer, vom Wunſche beſeelt, der Chriſtenheit den Frieden zu geben, der Geſandtſchaft Vollmacht ertheilt habe, über alle ſtreitigen Punkte Rede zu ſtehen, des Papſtes Vorſchläge entgegenzunehmen, und jeder billigen Forderung Genüge zu leiſten. Innocenz deutete in ſo meiſterhaft künſtlicher Unterhaltung, daß keiner von den Geſandten wußte, welches von ſeinen Worten heitrer Scherz, welches Ernſt ſei, darauf hin, daß er alles Land zurückbegehre und alle Endbeſchlüſſe ſich vorbehalte. — Die Kardinäle Rainer, Otto und Wilhelm, des Papſtes Kapellan Gottfried und ſein Neffe Mazia waren Zeugen der Verhandlungen, welche in den ſchattigen Laubgängen des Gartens gepflogen wurden und einen ſo freundſchaftlichen Anſtrich hatten, daß der Papſt bald mit dem einen, bald mit dem andern der Geſandten ſich allein befand, während die Uebrigen mit der Umgebung des Papſtes gleichfalls geſonderte Gruppen bildeten. So erreichte der Papſt auch mit Petrus von Vinea unvermerkt, entfernt von den Andern, eine vertrauliche Zwieſprach, aus welcher jede politiſche Frage verbannt war. Der Papſt erinnerte den Großrichter an ihr früheres Zuſammenſein, und deutete an, wie ſehr er wünſche, daß jenes freundſchaftliche Verhältniß auch jetzt fortbeſtehen möge, damit er, der gewiß vielfachen Verläumdungen nicht entgehen könne, doch einen Menſchen an Friedrich's Hofe wiſſe, der ihn beſſer kenne und beurtheilen werde. An ſeiner Eitelkeit gefaßt und geſchmeichelt, betheuerte Petrus ſeine aufrichtige Verehrung und ſeinen Wunſch, dieſelbe recht bald dem Papſte durch die That beweiſen zu können. Noch war der Augenblick nicht da, ihn beim Worte zu faſſen; Innocenz lenkte klug wieder ein und kam immer wieder auf den Wunſch des Friedens zurück, wobei er nie unterließ, darauf hinzuweiſen, von welcher Wichtigkeit ein Mann wie Petrus von Vinea um ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Erfahrungen, wie um ſeiner Milde und ſeines Einfluſſes willen für die Kirche ſei, welche deſſen Verdienſte gewiß ſtets dankbar anerkennen werde. Der Erzbiſchof von Palermo und der Großmeiſter hatten ſich inzwiſchen mit Wilhelm, Mazia und dem Kapellan, der thatkräftige Thaddäus von Sueſſa, deſſen ganze Seele für den Kaiſer glühte, und der tapfere Admiral, der mit Enzio bei Meloria geſiegt, mit den Kardinälen Rainer und Otto unterhalten Da brachten Eifer und Leidenſchaft Manches zur Sprache, was Innocenz ſorgfältig umgangen hatte, zuvörderſt das Verhältniß zu den Lombarden. Der hartköpfige, kriegsluſtige Kardinal Rainer verhehlte nicht länger, daß Innocenz ſich ebenſo wie Gregor als höchſten und untrüglichen Schiedsrichter in dieſer Sache betrachte, und als Thaddäus von Sueſſa Gregor's zweideutiges Benehmen rügte, überwältigte in dem Kardinal der geiſtliche Stolz die geiſtliche Liſt; — „Nie wird der heilige Vater ohne die Lombarden, oder zu ihrem Verderben mit dem Kaiſer Frieden ſchließen," ſprach er, worauf Thaddäus entrüſtet: „Was mengt er ſich zwiſchen Herrn und Vaſallen?" — Drauf Rainer: „Bietet Ihr die Fehde ſchon offen? Seid Ihr nicht noch immer im Banne? Iſt es nicht eine mütterliche Gnade der Kirche, daß ſie Gebannte einer Unterhandlung würdigt?" — Zum Glück kam Innocenz, des Kardinals Eifer misbilligend und gegen die Geſandten entſchuldigend, dazwiſchen, und beendete die Gefahr einer weitern Zwieſprach, indem er die Geſandten entließ. Er that's mit den Worten: „Sagt dem Kaiſer, er werde mich zu allem bereit finden, was ich im Namen der Kirche zugeben kann; ich hoffe von ſeiner Billigkeit, daß er gern alles thun werde, um die Eintracht herzuſtellen.“

Da trat Thaddäus von Sueſſa vor ihn und fragte muthig, während Petrus von Vinea ſich hinter den Großmeiſter der deutſchen Herren und den Erzbiſchof von Palermo zurückzog: — „Unſer Herr iſt zu allem, was billig, bereit, er ſandte uns hieher, um von Euch, o heiliger Vater, eine Entſcheidung zu erlangen. Statt deren — was bringen wir heim? Die Fortdauer des Bannes! Dieſe Fortdauer, iſt ſie nicht eine Beſtätigung?“

„Sie iſt's!“ erwiederte Innocenz mit Feſtigkeit, aber äußerſt freundlich und wie im Scherze, „der Kaiſer wird meiner Perſon nicht zurechnen, was meine Pflicht fordert. Mein Herz iſt betrübt, daß ich die Würde der heiligen Kirche auf dieſe ihn kränkende Weiſe aufrecht erhalten muß. Doch nicht eher kann ich den Bann zurücknehmen, als bis er die Bedingungen erfüllt, welche die Kirche ihm ſtellen wird.“

„So ſprecht dieſe aus!“ entgegnete Thaddäus.

„Ich brenne vor Begierde, es zu thun,“ erwiederte der Papſt geſchmeidig, „doch ſaget ſelbſt, ihr weiſen und erfahrnen Männer, kann ich ein ſo wichtiges Geſchäft in ſolcher Eile meinem Gewiſſen genügend zu Stande bringen? Wäre dies nicht frevelhafter Leichtſinn?“

Petrus von Vinea hatte während dieſer Zwieſprach in einem Fenſter des Erdgeſchoſſes den Eunuchen gewahrt, welcher ihn ſcharf anblickte; — Petrus konnte dieſen Blick nicht aushalten, und mengte ſich erbleichend in's Geſpräch. Und doch laſtete noch keine Schuld auf ſeinem Gewiſſen, er hatte dem Papſte keinen

Eid, keinen Handſchlag geleiſtet, nichts verſprochen, nichts verläugnet. Aber er fühlte, von der Macht des Augenblickes hingeriſſen, jetzt nur die Größe des Papſtes, und jener Sclave hatte ihn ſo vertraulich lächelnd angeblickt, als begrüße er in ihm, ſo ſprach's in Petrus, ſchon einen Mitſclaven. „Meinen Kaiſer verrathen? Nein!“ Alſo kämpfte er mit ſich ſelbſt. Da aber jene Frage in ihm lebendig war, hatte er ihn ſchon verrathen, ſo ſehr er ſich mit der Einbildung ſeiner fortwährenden Treue täuſchte.

Mit den fröhlichſten Verheißungen entließ der Papſt die Geſandten. Peter von Vinea gab ſich ihnen hin. Thaddäus von Sueſſa aber fürchtete eine Doppelzüngigkeit. Anſelm de Mari glaubte an des Kaiſers Glück und an ſein gutes Schwert. Der Großmeiſter und der Erzbiſchof endlich hofften das beſte von einer perſönlichen Zuſammenkunft der beiden Gegner.

Als die Geſandten ſich entfernt hatten, entließ Innocenz auch ſeine Freunde, bis auf den Kardinal Rainer und auf Gottfried, ſeinen Kapellan. Doch auch Mazia, ſein Neffe, blieb und erwartete nicht den fragenden, aber auch ſtrafenden Herrſcherblick des Oheims. Vorlaut polterte er dieſen an: „Wann endlich erhalte ich den Palaſt der Frangipani, den Ihr mir bei unſerem letzten Beiſammenſein verſpracht?"

„Wie konnt' ich Dir etwas verſprechen," erwiederte dieſer unmuthig, „zu einer Zeit, da ich nicht daran dachte, daß der heilige Geiſt die Wahl des ehrwürdigen Collegiums auf mich lenken würde? Lieber Neffe, Dein Blut iſt allzu unruhig. Doch ich freue mich Deiner Lebhaftigkeit!"

„Saht Ihr mich zu Roſſe, Oheim?" fragte der Neffe. Ich kaufte heute einen Araber von ächtem Vollblut. Gebiß und Hufe — Silber. Alle Frauen ſteckten neugierig die Köpfe zu den Fenſtern heraus, und bewunderten ihn."

„Geh!“ erwiederte Innocenz „mache, daß die Männer ihn und Dich bewundern.“

„Nein! bei der Jungfrau!“ ſchwatzte der Neffe, der den Spott des Oheims nicht verſtand. „Ich reit’ ihn nicht eher, als bis Ihr in Rom einzieht, und ich in den Palaſt der Frangipani. — Unter anderm, Oheim: Weshalb unterhieltet Ihr Euch mit dem Federhelden, dem Vinea?“ Es iſt, wie ich hörte, ein armer Schelm, von gemeiner Abkunft, und er bettelte, als er zu Bologna ſtudirte. — Wir ſind doch Lavagnas; wir gehören zum Reichsadel!“

„Wir ſind nebenbei auch Papſt!“ unterbrach ihn Innocenz ſpottend. — „Höre, Mazia, Dein Stallmeiſter iſt ein Ignorant.“

„Wie?“ fuhr der Neffe auf.

„Ein Ignorant, ſag’ ich! Er verſteht den Hufbeſchlag nicht, und wird Dir Deinen Araber trotz des Silbers zu Schanden nageln. Laß die Hufeiſen abmachen, Mazia! ſie taugen nicht!“

„Iſt's wahr? Ein Ignorant? Wäre ich bis heute blind geweſen? Beim Patron unſres Hauſes, ich vertraue auf Eure Gelahrtheit und will ihm auf den Zahn fühlen. Lebt wohl!"

„Thue das!" rief der Papſt ihm nach. „Und laß das Silber von den Hufen abmachen! — —

„Der Thor!" dachte er, als er ihn los war.

„Ihr ſeht, wie der Kaiſer drängt!" ſprach er hierauf zu Rainer und Gottfried. „Er will uns einen voreiligen Entſchluß abnöthigen. So laßt auch uns eilen, einen zu faſſen."

Rainer beſtand darauf, die in Viterbo angeregte günſtige Stimmung zu benutzen, die dort befindliche päpſtliche Parthei zur Vertreibung des kaiſerlichen Statthalters anzureizen, die Stadt um jeden Preis zu gewinnen, und dann dem Kaiſer offen entgegenzutreten.

Der Kapellan aber rieth, ein Concil zuſammenzuberufen, vor welchem der Kaiſer ſich verantworten, ſeine Eroberungen herausgeben, die

Oberhoheit des römiſchen Stuhles anerkennen und dann vom Kirchenbanne gelöſet werden ſolle.

Beide Rathſchläge lagen in des Papſtes Plan, doch mit Modificationen. Das Wichtigſte ſchien ihm, die Maske ſo lange zu behalten, bis er in der öffentlichen Meinung ſtark geworden ſei. Dann zunächſt: Viterbo, das Signal für alle Freunde der Kirche, was ſie von Innocenz zu erwarten, wie ſie ihre Kräfte anzuwenden hätten. Das Concil vorerſt in den Hintergrund; — dieſer Hintergrund ſo lang als möglich verheimlicht. Wie er ihn aufdecken wolle, verhehlte Innocenz ſogar dieſen ſeinen Treuen. Das ſtand feſt, daß jetzt mit dem Kaiſer noch nicht gebrochen werden, ja, daß dieſer eine Feindſchaft noch nicht einmal ahnen dürfe. Der Kaiſer ſelbſt müſſe in irgend einen Akt gezogen werden, welcher ihn ſtürze, ob er nun einen ſolchen begehe oder unterlaſſe.

„Und welcher?" fragte der Kapellan, während Rainer, unwillig, daß er ſeine kriegeriſchen Pläne ſo lange aufſchieben ſolle, einen Aſt von der Hecke brach und die Blätter daran zerfaſerte.

„Welchen? erwiederte Innocenz; „Friedensverhandlung jedenfalls. Die Kirche muß ihm bieten; — Ablehnung oder Annahme, beides muß ihn verderben.“

„Ich wollte: Ihr beſtieget, wie Greger, in Rom die Kanzel und predigtet das Kreuz gegen den Antichriſt!“ ſprach Rainer.

„Um Eures apoſtoliſchen Eifers willen verzeih' ich Euch Eure Unbeſcheidenheit!“ wies Innocenz ihn zurecht. „Bedarf die Kirche des Schwertes, ſo werd' ich Euch berufen! — denn“ fügte er hinzu, — „ich wüßte niemand, der ſo wie Ihr zum Feldherrn geboren wäre! Ihr beſitzet jede Eigenſchaft, die ein ſolcher bedarf, Unerſchrockenheit mit Klugheit gepaart. Ich freue mich auf den Augenblick, wenn ich das Schwert des heiligen Paulus in Eure Hand geben und

Euch zurufen werde: Schwinge es für den Herrn!"

„Ich werde Euer Vertrauen nicht täuſchen, heiliger Vater!" erwiederte der Kardinal geſchmeichelt. „Mein Leben gehört der Kirche und Euch. Mein Leben, das heißt: mein Haß gegen Friedrich."

„Liebe ich ihn denn?" flüſterte ihm der Papſt in's Ohr.

Mit unermüdlicher Thätigkeit beſorgte der neue Herrſcher die Pflichten ſeines Regiments. Hunderte kamen, ſeine Hülfe in Anſpruch zu nehmen; jedem ſagte er ein freundliches Wort, eine Miene in den Kauf gebend, welche um ſo mehr bezauberte, da beim erſten Anblick dieſer ſtarren Züge wohl kaum jemand ahnen konnte, daß ſo viele Milde in dieſen tiefen dunklen Falten und Runzeln verbergen ſein könne. Die hauptſächlichſten Schwierigkeiten bereitete ihm das eigenthümliche Verhältniß der Lombarden, welche er dem Kaiſer nicht aufopfern konnte, wozu dieſer, auf ſeinem Rechte fußend, ihn durch Geſandte und Schreiben unaufhörlich aufforderte; während er anderſeits auch den Kaiſer durch offenbare Begünſtigung der Lombarden, bei denen heimlich ein päpſtlicher Legat ſich befand, nicht vor der Zeit zu feindſeligen Maßregeln reizen wollte. Von Tag zu Tag erhielt er indeſſen von allen Seiten günſtige Nachrichten vom Erfolge ſeiner Beſtrebungen: Adelaſia's Beichtvater hatte das Seinige gethan; die fromme Königin von Sardinien ſchauderte vor dem auf ihr laſtenden Frevel, daß ſie noch an einen von der Kirche Gebannten, an den Sohn des größten Feindes der Kirche gebunden ſei, und erwartete demüthig jede Buße, welche ihr der heilige Vater zur Rettung ihrer Seele auferlegen würde. Er beſahl ihr — Trennung von dem gottesläſterlichen Sohne der Sünde, und Entſagung des irdiſchen Gutes, welches ſie in den Bund mit dem Frevler verſtrickt, denn nicht ihre Tugend und Schönheit, ſondern ihr Erbe: die Herrſchaft Sardiniens, ſei es geweſen, wonach ihr Gatte getrachtet habe. Auch von Rom kamen günſtige Nachrichten. Die Freunde des Kaiſers verloren dort gegen die der Kirche das Uebergewicht. Das Gold Innocenzens ſiegte über die Verheißungen des Ruhmes, welche Friedrich gegeben, über das Anſehen der von dieſem letztern begünſtigten Frangipani; Viele waren, welche den Papſt einluden, ſchon jetzt in die Weltſtadt einzuziehen.

Indeſſen empörte ſich Viterbo gegen den Statthalter des Kaiſers, den Grafen Simon von Theano, welchen die Anhänger des Papſtes der Tyrannei anklagten. Umſonſt ſchickte Friedrich, Viterbo's Bewohner zu beruhigen, den von ihm als Ehrenmann erprobten Grafen von Caſerta, als neuen Statthalter. Bevor dieſer ankam, hatte Kardinal Rainer ſchon Truppen geſammelt und den Grafen Simon in die feſte Burg zurückgedrängt. Innocenz war mit ſeinem Benehmen nur inſofern nicht einverſtanden, weil es einen offnen Kampf zwiſchen Papſt und Kaiſer proclamirte; er mißbilligte es daher vor dem Kaiſer, ſchickte aber dem Kardinal bedeutende Geldſummen zur Unterſtützung. Bald aber rückte Friedrich ſelbſt vor Viterbo. Jetzt fühlte Innocenz, daß von ſeiner Seite etwas Entſcheidendes geſchehen müſſe, welches die öffentliche Meinung für die Kirche gewinne. Er beſchloß nun nicht länger zu zögern und dem Kaiſer die Bedingungen der Verſöhnung und der Löſung vom Banne zu bieten.

Indeſſen hatten Viterbo's Bürger in einer furchtbaren Ausfallsſchlacht ihre Belagerer beſiegt. Dieſes Ereigniß war den vom Papſte gewonnenen Markgrafen Malaſpina und Montferrat, den Städten Aleſſandria und Vercelli ein Signal, die Maske abzuwerfen. — Rom öffnete dem Papſte ſeine Thore, Adelaſia ſuchte bei dieſem um Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche nach, und verſprach jede ihr aufzuerlegende Buße freudig hinzunehmen; Innocenz ſorgte dafür, daß dieſe Bekehrung in allen Landen — zum Theil mit nachtheiligen Gerüchten über Enzio und Friedrich vermehrt — bekannt wurde. Gleichwohl hielt Innocenz ſich noch nicht für ſicher genug, dem Kaiſer die offene Stirne zu bieten; noch immer ſuchte er Zeit zu gewinnen. Der Kaiſer durchſchaute dieſen Plan, drang auf deutliche Erklärung, und ſprach es, um die öffentliche Meinung für ſich zu behalten, laut aus, daß er um *jeden* Preis zu Verſöhnung und

Frieden die Hand biete; er ſchickte Peter von Vinea, Thaddäus von Sueſſa und den Grafen von Toulouſe nebſt mehren andern nach Rom, mit ausgedehnteſter Vollmacht. Indem er durch die letzten Vorfälle immer klarer einſehen lernte, wie ſchwer ſeine Zeitgenoſſen noch von den Vorurtheilen der Väter befangen waren, hoffte er durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Papſte wenigſtens ein Verſtändniß herbeizuführen. Doch nicht als Gebannter wollte er vor Innocenz erſcheinen und dieſem Anlaß geben, ihm mit geringerer Hochachtung zu begegnen, ſondern frei von der ſcheinbaren Gewalt der Kirche und im vollſten Glanze ſeiner Würde. Deshalb und um der ſchwachen Seelen ſeiner Freunde willen lag ihm alles daran, ſobald als möglich vom Banne gelöſet zu werden, ihm, der bis jetzt den Bann als unſchädlich verachtet hatte!

Jetzt trat Innocenz mit ſeinem Plane hervor, mit ſo harten und zum Theil gerade für Friedrich demüthigenden Bedingungen, von denen er überzeugt war, daß Friedrich ſie aus Stolz unbedingt zurückweiſen werde; und dann war die Kirche, wenn ſie einen Vernichtungskampf gegen ihn begann, vor den Augen der Chriſtenheit gerechtfertigt; nahm aber Friedrich, in gleichem Sinne wie Innocenz handelnd, ſie — für den Augenblick wenigſtens — (wenn auch mit der Abſicht, ſie ſpäter zu brechen) — an, dann hatte er ſelbſt ſein Anſehen ſo mächtig erſchüttert, daß es dem Papſte ein Leichtes werden mußte, das Wankende ganz in den Staub zu werfen. Dieſe vom Papſte den Geſandten Friedrich's vorgeſchriebenen Bedingungen betrafen hauptſächlich folgende Punkte: Herausgabe aller Eroberungen im Kirchenſtaat, öffentliche Erklärung des Kaiſers, daß er des Papſtes höchſte geiſtliche Gewalt über alle Könige wie über alle Völker anerkenne, Genugthuung für die Mißachtung des Bannſpruches, Freigebung der noch gefangenen Prälaten, Erſatz ihrer Güter und fromme Stiftungen zur Sühne, Zurückrufung aller Vertriebenen und Aufhebung der Reichsacht, welche über die Freunde der Kirche verhängt war; die Freiheit der Lombarden, eine Angelegenheit, für Friedrich von höchſter Wichtigkeit, weil ſie ſtets den Päpſten ein willkommner Anlaß war zur heimlichen Schwächung der Macht und des Anſehens des Kaiſers. Da Petrus von Vinea, auf deſſen höhere Einſichten bei ſeiner Ergebenheit für den Kaiſer die übrigen Geſandten das vollſte Vertrauen ſetzten, eine gewichtige Stimme bei der Entſcheidung hatte, ſo fand Innocenz leichtes Spiel. Petrus von Vinea, durch die Freundſchaft des Papſtes und die Auszeichnung, womit dieſer ihn behandelte, geſchmeichelt, ſetzte die volle Kraft ſeiner Dialektik ein, um die widerſtrebenden Anſichten ſeiner Genoſſen ſiegreich zu widerlegen und ſie zur Annahme dieſer Bedingungen zu vermögen, welchen Friedrich, im vollen Vertrauen auf die Treue ſeiner Geſandten im Voraus nachzukommen gelobt hatte.

Als dieſe zurückkamen und Friedrich den Erfolg hörte, war er darüber entrüſtet, doch verbarg er — um kein öffentliches Aergerniß zu geben, und nicht den Schein zu erwecken, als mäkle er an ſeinem Worte, als habe er bei der Wahl der Geſandten einen Mißgriff gethan, als wünſche er nicht aufrichtig den Frieden, — ſeinen Zorn. Erſt, da er ſich mit Petrus von Vinea allein befand, ſchloß er dieſem ſein Herz auf und klagte ihn bitter an, daß er das Intereſſe ſeines Herrn ſo ſchlecht verwaltet habe. „Hätte ich einen Feind oder Verräther hingeſchickt, er würde mir nicht ſchlimmer als Du durch Deine übergroße Eile gedient haben.“

Die Zumuthung der Verrätherei beleidigte den Großrichter ſo empfindlich, daß in dieſem Augenblicke ſein ſchwankender Wille völlig umſchlug, daß er das wurde, was Friedrich im Unmuth ihm vorgeworfen. Er entſchuldigte vor ſeinem Gewiſſen ſeinen eigenen Undank durch den Undank ſeines Kaiſers; alle von Innocenz zu öfteren Malen angedeuteten Verheißungen entfalteten ſich vor dem Auge ſeines Geiſtes in vollem Glanze. Jene kleinliche Empfindlichkeit riß ihn zum Verbrechen hin. Der erſte Schritt: der Gedanke war geſchehen, und ſchon wirkte es aus ihm. Er verhehlte dem Kaiſer nicht, wie tief er ihn gekränkt, doch machte er die Kränkung größer als ſie war, und empfindlichte ſich immer tiefer hinein. Dabei betheuerte er, „Friedrich werde ſeine Treue im vollſten Lichte erkennen," er erſchöpfte den Schatz ſeiner Dialektik und bewies dem Kaiſer, daß jener Vertrag ihn binde, oder nicht binde, wie er wolle, er zeigte die offengebliebenen Auswege, er erinnerte, daß alles an baldiger Losſprechung vom Banne gelegen ſei, welche auf andere Weiſe nicht erwirkt werden könne; ſei Friedrich aber nur erſt vom Banne wieder frei, dann könne er ja mit dem Papſte perſönlich das Weitere verhandeln. Indem er durch ſolche Sophiſtereien dem Kaiſer, den er verrathen, ſeine Treue beweiſen wollte, handelte er auch ſchon gegen den Papſt falſch, dem er, wenn auch im Anfang nur heimlich, künftig dienen wollte. So raſch wächſt Verbrechen aus Schwäche, Giftpflanze aus Schlamm.

Dem Kaiſer, welcher ihn ſehr liebte, that es leid, ihn gekränkt zu haben, und ſchnell verzieh er ihm, wenn er ſich auch mit der Unredlichkeit gegen den Feind nicht befreunden konnte, die in jener von Petrus bezeichneten Handlungsweiſe lag. Doch, der Schritt war geſchehen und er genehmigte ihn in der feſten Ueberzeugung, daß Innocenz ohnehin auf die Verwerfung der harten Bedingungen von kaiſerlicher Seite gerechnet habe, und nun mit der unerwarteten Annahme derſelben keineswegs zufrieden ſein könne, weil ſein Plan, Verzögerung zu gewinnen, dadurch vereitelt ſei. Ebendeshalb beſchloß Friedrich, ungeſäumt auf der Erfüllung der Bedingungen, ſowie auf der Losſprechung vom Banne zu beſtehen, damit ſein Eifer die Völker in ihrer guten Meinung von ihm befeſtige. Er bot dem Papſte an, ſogleich die meiſten Eroberungen im Kirchenſtaate aufzugeben, wenn er losgeſprochen werde und der Papſt die perſönliche Zuſammenkunſt gewähre.

Innocenz war über dies Benehmen, welches alle ſeine Pläne vereitelte, außer ſich vor Zorn, und wandte ſich nun auf die Lombardiſche Angelegenheit; „wenn dieſe nicht geordnet ſei, wäre jeder Friede unmöglich.“ — Der Kaiſer, das Spiel durchſchauend und richtig berechnend, daß der Papſt doch einen offnen Bruch nicht mehr lange vermeiden könne, ging auch darauf ein, und gab zu, daß Innocenz hierin Schiedsrichter ſein möge. — Da erkannte dieſer, daß Friedrich ihn immer enger in ſeinen eignen Worten verſtricke, und ſein gewandter und kecker Geiſt fand einen Ausweg, welchen der Kaiſer nicht ahnen konnte.

Er reiſete, zur perſönlichen Zwieſprach Hoffnung gebend, nach Civita castellana.

In Piſa fand Heinrich, der aus Deutſchland zurückgekehrt war, den Kaiſer wieder, und brachte den Waiſen die letzten Grüße ihrer Mutter.

„Auch Euch, o Herr!" ſprach er zu Friedrich, „bringe ich einen Gruß, doch keinen freundlichen." — Er zog den Brief des Papſtes an den Erzbiſchof von Cöln hervor, und übergab ihn dem Kaiſer. — „So handelt Innocenz, während er heuchelt, nur an Verſöhnung und Frieden mit Euch zu denken." — Der Kaiſer las den Brief, zwar nicht überraſcht, doch ſchmerzlich bewegt.

Peter von Vinea, der dabei war, beobachtete ängſtlich jede ſeiner Mienen. „Sinibald nannte ſich einſt meinen Freund!“ ſprach der Kaiſer, „doch ich mußte dies erwarten. Er iſt ja Papſt, ich Waiblinger! Den Schmerz der Wunde mag ich ertragen, die Wahl ſeiner Waffe ſchmerzt mich tiefer! — Doch wohlauf mit Gott! Falſchheit wird gegen Wahrheit nicht aufkommen, ſondern die Sache, die ſchon zu ſolcher Waffe greifen muß, verderben. Mag er zum Meuchelmorde ſelber reizen, — ich vertraue feſt auf der Wahrheit Sieg, auf der Völker Treue! — Doch ſprich, Heinrich, wie kamſt Du in den Beſitz dieſes Briefes?“

„Ich rang ihn dem Boten ab,“ erzählte der Treue. — „Es iſt jener tückiſche Eunuch; — Ihr kennt ihn; den Diener Manadora's, vor deren unverſöhnlicher Feindſchaft ich Euch ſchon öfter warnte. Von Trier kommend, wohin ich die Königin begleitet, traf ich ihn zu Mainz;

ich kannte ſein funkelndes Auge unter Tauſenden heraus, und ſah, daß es mich mied. Wie ein Jagdhund ſchlich ich nun ſeiner Fährte nach, meine Begleiter hinter mir. Endlich gelingt mir's. In Mönchsgewand beſteigt er mit mehren andern Mönchen einen Kahn auf dem Rheine, und ſtößt ab. Ich laſſe ihn, um ihn ſicher zu machen, eine kleine Strecke Vorſprung, dann gebe ich meinen Leuten ein Zeichen; wir werfen uns in Fahrzeuge, und als wir nahe genug ſind, ſpringe ich in ſeinen Kahn und reiße ihn aus der Mitte der Zeter ſchreienden Mönche. Er zieht einen Dolch, ich faſſe ihn an der Kehle. „Im Namen des Kaiſers!“ rufe ich. Er wehrt ſich verzweiflungsvoll; endlich erliegt er der Uebermacht. Wir binden ihn, rudern an's Ufer, nehmen ihn zwiſchen unſere Roſſe; dann fort nach Mainz zurück. Auf keine Frage wird uns Antwort aus ſeinem Munde. Wir durchſuchen ihn, und finden endlich dieſen Brief in der

Sohle ſeines Schuhes. Nun bring' ich ihn Dir zum Gerichte. Draußen ſteht er gefeſſelt, wortlos-trotzig." —

„Er iſt des Todes ſchuldig!" rief Petrus von Vinea eifrig.

Ruhig erwiederte der Kaiſer: „Führe ihn herein!"

Kaf erſchien. Die nervigen Arme auf dem Rücken zuſammengeſchnürt, die Fäuſte geballt, das Auge ſtarr auf den Kaiſer gerichtet, ſtellte ſich der Eunuch, deſſen Kraft und Wildheit das Alter nicht blos nicht gezähmt, ſondern gemehrt, herausfordernd hin.

„Verſchmähet meinen Rath nicht!" drängte Petrus mit böſem Gewiſſen in den Kaiſer, „ſeine Strafe ſei ein abſchreckendes Beiſpiel; das Geſetz verlanget ſeinen Tod."

Ein leiſes Spottlächeln ſpielte bei dieſen Worten um die Lippen des Eunuchen.

„Was that ich Dir, daß Du nach meinem

Verderben ſtrebſt?“ fragte Friedrich ernſtmild den Gefangenen. Dieſer blieb ſtumm. „Das Leben ſei Dir geſchenkt!“ fuhr Friedrich fort. „Gehe hin zu Innocenz und ſage ihm: Mein Gedächtniß ſei diesmal ſchwach, aber ſtark mein Wille, und ich wolle Frieden.“

„Was thut Ihr, mein Kaiſer?“ rief Heinrich beſorgt. „Ihr laſſet ihn frei? Dieſe Schlange kennt keinen Dank!“

„Ich will keinen!“ entgegnete der Kaiſer ruhig und winkte, daß Kaf ſich entfernte. Stumm und trotzig, wie er gekommen, ging der Eunuch, Heinrich mit ihm, nach des Kaiſers Gebot, ihm die Bande zu löſen.

„O zwänge mich nicht....“ murmelte Heinrich, zwiſchen den Zähnen ſeinen Grimm hinabpreſſend.

„Wir beide treffen uns noch!“ rief Kaf, ſeine Bande fielen; er ſchüttelte ſich und hob den gewaltigen Arm. Dann verließ er raſch den Palaſt und Piſa. Vor der Stadt blieb er ſtehen, und athmete auf. „Dein Gedächtniß ſei ſchwach? — Meines nicht! — Du willſt keinen Dank? Ich gebe keinen! Deine Gnade war Verachtung, neue Schmach; und die alte iſt noch ungerächt. Die weiten Wege ſind nichts für mich. Ich gebe ſie auf. In der Nähe, dicht hinterm Rücken von nun an!“

Der Papſt war in Civita castellana. Der Minorit Boiolo hatte ſeinen Auftrag in Cölln mit beſſerem Erfolge ausgerichtet, war ziemlich ſchnell nach Italien zurückgekommen, und von Innocenz alſobald mit geheimen Aufträgen nach Genua geſchickt worden, von wo er einige Tage nach Kaſ's Ankunft wiedergekehrt. Kaſ's Mißgeſchick beſtimmte den Papſt, einen Plan auszuführen, den er durch Boiolo vorbereitet. Doch zuvor wollte er ſich noch der Schätze Manadorens verſichern. Er zog in dieſer Abſicht den Eunuchen zum vertraulichen Geſpräche, deſſen Hälfte Lüge war, die er mit Wahrheit überkleidete. „Du haſſeſt den Kaiſer, Du willſt Dich rächen! Das Verhältniß zwiſchen uns iſt klar. Mein Glück verbürgt Deine Rache. Ein Plan iſt im Werke, den Kaiſer rettungslos zu verderben. Ich ſetze mein Leben, meine Freiheit auf's Spiel. Oeffne Du mir die Quellen, die ſonſt ſo reichlich floſſen, wieder. Nenne mir den Ort....“

„Nennt mir den Plan!“ erwiederte Kaf.

„Mir drohet Gefahr! Der Kaiſer wünſcht die Zuſammenkunft, um mich gefangen zu nehmen. Ich ſchreite außerhalb der Gränzen ſeiner Macht.“

„Das behagt mir nicht!“ wendete Kaf ein.

„Verwegner!“ fuhr Innocenz auf, doch bald mäßigte er ſich klug. Kaf, der wußte, weſſen dieſer fähig ſei, ſtellte ſich freundlich und überredet, und fragte: „Ihr werdet mich und Manadora mitnehmen?“

„Gewiß!“ betheuerte der Papſt; — „In Genua iſt ſie vor des Kaiſers Macht ſicher, Deiner aber bedarf ich, wie Du meiner Nähe überall. — Boiolo iſt ein treuer, mir ergebener Mann, er wird die Schätze einſtweilen gewiſſenhaſt hier verwalten.“

„Boiolo? — Gut! Alſo Boiolo ſoll mich begleiten? Ihm ſoll ich die Orte zeigen? Errieth ich Euch?“

Der Papſt nickte; Kaf's Weſen war ihm unheimlich. Es drückte ihn auch, daß er den Eunuchen zum Mitwiſſer ſeines Geheimniſſes hatte. Doch er dachte daran, ſich ſeiner, ſobald er ihn benutzt, zu entledigen.

„Und wann?“ fragte Kaf.

„So ſchnell Du kannſt! Die Stunde der Ausführung meines Planes iſt nahe. — Sei vorſichtig, wackrer Kaf!“ fuhr er mit falſcher Herzlichkeit fort, — „laß Dich von keinem Dritten überraſchen. Ewig werde ich Dir dankbar ſein, und wenn Deiner Rache Genüge geſchehen iſt, will ich Dich hoch ehren und Dir ſchon hier jede Freude und Wolluſt ſchaffen, wie Dein Prophet ſie Dir im Paradieſe verheißt!“

„Ich danke Euch!“ erwiederte der Eunuch verſchmitzt, die Augen verdrehend, — „ich habe Luſt, mich zu bekehren und Mönch zu werden.“

Bald traf er Boiolo und trat mit ihm die Reiſe an.

Inzwiſchen harrte der Papſt, welcher ſeine Anſtalten ſo getroffen, daß, wenn Boiolo die Orte wiſſe, Kaf im Stillen aus der Welt geſchafft werde, voll Ungeduld von Tag zu Tag auf Nachrichten von der Küſte. Denn Boiolo hatte in Genua den Podeſta Viccdomini insgeheim berichtet, daß der Papſt, da er beſorge, von des Kaiſers Truppen gefangen genommen zu werden, ſich entſchloſſen habe, in ſeine Vaterſtadt zu fliehen. Die Genueſen rüſteten eine Flotte, um ihn abzuholen, als Zweck der Ausfahrt einen Kreutzzug an Afrika's Küſten angebend. Innocenz erwartete nun ihre Landung in Civita-Vecchia und ſchickte einſtweilen Geſandte an den Kaiſer, welchem er, um ihn ſicher zu machen, für das Ende des Monats Juni oder die erſten Tage des Juli eine Zuſammenkunft in Anagni verſprach. Dorthin ſandte er denn auch die Meiſten, welche ihn nach Civita castellana begleitet hatten, damit ſie dort Voranſtalten zum Empfange des Kaiſers treffen möchten. Nur ſeine Neffen: der Kardinal Wilhelm und Mazia, ſein Kapellan Gottfried und deſſen Neffe, der Minorit Nicolaus von Curbio, der Templer Bonvecino und der Johanniter Thomas, beide des Papſtes Kämmerlinge, wußten um das Geheimniß.

Am Tage vor dem Feſte der Heiligen Petrus und Paulus trat plötzlich ein Fremder unangemeldet in des Papſtes Gemach. Die beiden Kämmerlinge erkannten das abgeſprochene Zeichen, mit welchem er ſie begrüßte.

„Mathias!“ rief Innocenz freudig, „Du biſt’s? bringſt Du Glück?“

„Die Flotte!“ erwiederte der Fremde, ein Neffe des Papſtes, der mit drei andern, Albert, Hugo und Jacob, von Genua gekommen. „Zwei und zwanzig Galeeren harren Euer in Civita vecchia. Ich ritt drei Pferde todt, es Euch zu melden. Brecht auf, Gefahr iſt bei Verzug. Hugo erkannte einen Piſaniſchen Schnellſegler, der uns kaum geſehen, ſich wendete und mit vollen Segeln und Rudern nordweſtwärts ſteuerte. Wenn der Kaiſer die Landung erfährt, Reiter ſendet, ſo iſt alles verloren.“

Der Papſt verbarg ſchnell ſeinen Neffen, berief die Kardinäle, und verkündigte ihnen: „Wir wollen den Feſttag der heiligen Apoſtelfürſten in Sutri feiern. Laſſet uns aufbrechen, meine Brüder!“

Bald waren die Anſtalten dazu getroffen, reitende Boten eilten voran, und verkündeten ſeine Ankunft. Binnen kurzem folgte er ſelbſt mit den Kardinälen. Die Kirche in Sutri wurde herrlich geſchmückt, und aus der ganzen Umgegend ſtrömten die Gläubigen herbei, um dem feierlichen Gottesdienſte beizuwohnen, welchen der Nachfolger St. Peter's ſelbſt abhalten werde. Zu gleicher Zeit verbreitete ſich die Nachricht, daß man kaiſerliche Reiter geſehen, welche am anderen Tage nach Sutri kommen würden. Innocenz fürchtete ſchon, daß ſein Plan verrathen ſei, daß die Reiter kämen, ihn gefangen zu nehmen. Doch verlor er den Muth nicht. Leichtfüßige Roſſe waren bereitgehalten. In der Dämmerung zog er ein weltliches Kleid und einen leichten Panzer an, und gab ſeinen Vertrauten das Zeichen. Mathias Fiescho und Mazia nahmen Manadora, welche Innocenz nicht zurücklaſſen wollte, auf einen Zelter zwiſchen ſich. Ehe noch die Uebrigen mit dem Wechſeln der Kleider fertig waren, ritt Innocenz ſchon durch Monteroſi; Manadora ahnte von dem Plane nicht das Mindeſte, und glaubte, Innocenz wolle ſie auf irgend ein abgelegenes Schloß zur ſtrengeren Haft bringen laſſen. Jetzt oder nie war die Gelegenheit günſtig, ſeiner verhaßten Gewalt zu entrinnen, und ſie beſchloß, dieſen Anlaß zu benutzen.

„Verdammtes Dunkel!“ rief Mazia, während er mit Mathias und ihr in einer Waldſchlucht dahinritt. „Dieſer Eſel von Mond ſteckt ſonſt ſeine Naſe überall hinein, grade, wo man ihn nicht braucht; heute thut er zimpferlich. Der Teufel hol's!“

„Danken wir Gott, daß dicke Regenwolken ſein Licht verhüllen, meinte Mathias Fieſche;

— „wißt Ihr nicht, daß des Kaiſers Reiter hier ſtreifen?“ — Manadora lauſchte begierig.

„Die Peſt über ſie!“ grollte Mazia — „Hollah! Da ſtrauchelt mein Gaul! —“ Er ſtachelte ihn auf und trabte weiter. „Ich möchte lieber des Kaiſers Reitern begegnen, als am Ende plötzlich in den Lago di Bracciano hineingalopiren. Himmel, Wald, Fels und Straße ſind hier eins. Seid Ihr denn der Richtung gewiß?“

„Ja wir laſſen den See ſüdöſtlich hinter uns!“

„Verdammter Sturm! — Ah, da poltert der Alte! Wir werden ein Bad erhalten, bevor wir Meerwaſſer riechen. — Zum Teufel, das ging noch ab. Mein Sultan ſcheut ſich vor Blitz. — Halt, Sultan! In's Teufels Namen! Halt! —“

Ein Blitz; Tageshelle in der Schlucht; der Lago di Bracciano dicht vor den Roſſen!

Furchtbares Donnergeſchmetter, als berſte das Himmelsgewölbe und ſtürzten die Trümmer durcheinander. Dann wieder Blitzeshelle, der Strahl fährt in den ſchäumenden See, — jetzt Grabesfinſterniß. — Beim nächſten Schein findet Matthias ſich wieder in die Richtung. Wir müſſen zurück! Haltet Euren Gaul feſt im Zügel, Vetter!“

„Sagt' ich's nicht vorher?“ rief Mazia. „Ein Lavagna und erſaufen wie ein gemeiner Lump! Ich war mein Lebtag kein Waſſertrinker, und will an keinem verſchlappten Magen ſterben.“

„Nehmt Euch in Acht, Madonna!“ rief Matthias Manadoren zu, als er beim nächſten Strahl ſah, daß ſie ſich von ihm entfernt und hart am Rande des Sees ritt. — „Hieher zu mir! haltet Euch an meinem Zügel! — — Heda, Vetter, wo ſeid Ihr? — Ich habe die Richtung.“

„Ich auch!“ ſchrie Mazia; in dieſem Augenblick machte ſein Roß einen Seitenſprung in den See. — Die Wogen begruben ihn. Der Regen ſchoß nieder, daß es jetzt unmöglich ward, einen Zuruf zu hören. Mathias Fieſcho hatte wirklich die Richtung, und ritt in der Meinung, ſein Vetter und Manadora folgten ihm, weiter; Manadora aber wählte entſchloſſen zwiſchen Freiheit und Tod, und lenkte ihren Zelter zurück vom Rande des Sees, immer tiefer in das Dickicht hinein. Inbrünſtig betete ſie zu Gott, der ihrem Muthe die günſtige Gelegenheit zugeworfen, daß er ihre Schritte leite, und immer deutlicher ſchon ward ihr das Gefühl: frei zu ſein, mit dieſem Gefühl zugleich die Ahnung, daß Innocenz irgend etwas dem Kaiſer Verderbliches bezwecke. Die Erinnerung an die Furcht der beiden Lavagnas vor den Reitern des Kaiſers beſtätigte dieſe Ahnung und brachte ſie auf den Gedanken, womöglich jene Truppen aufzuſuchen. Unverdroſſen drang ſie, ihr Pferd am Zügel nach ſich führend, durch den Wald. Endlich glaubte ſie in der Ferne Lichter ſchimmern zu ſehen. Lag dort Monteroſi? Sie ſtieg, als ſie aus dem Walde war, wieder zu Pferde, und ritt in der Richtung des Lichtſchimmers. Da ſcholl ihr Pferdegewieher entgegen. Sie ſtutzte, wurde zweifelhaft, ob ſie ſich nicht verirrt, ob nicht etwa die Begleiter des Papſtes dort hielten? Doch wagte ſie's, und ritt auf die Häuſer hin. — Das Ungewitter hatte ſich verzogen, der Mond ſchlich aus den Wolken wieder vor. Sie war in Monteroſi. Laute Fröhlichkeit dort! Des Kaiſers Reiter, zweihundert an der Zahl, hielten Nachtquartier, um am andern Tage nach Sutri aufzubrechen. Sie verlangte vor den Führer gebracht zu werden, und ſtand alſobald vor — Heinrich! Raſch erzählte ſie ihm nun, was ſie wußte, was ſie ahnte, und beſchwor ihn, ſich ihrer anzunehmen und ſie zu dem Kaiſer zu bringen, damit ſie bei dieſem Schutz vor dem Papſte finde. Dieſe Bitte erweckte aber für Heinrich ſtatt Mitleid — Mißtrauen. Er beſchloß, ſie feſtzuhalten, hielt ſich aber für überzeugt, daß ſie ihm eine entgegengeſetzte Richtung angegeben, um ihn zu täuſchen. Er verhehlte ihr das erſte nicht, wohl aber das zweite; doch ſie errieth ſeine Meinung aus ſeinen Blicken, aus ſeinen Befehlen. Welch eine Folter für dies wunde Herz! Die heiligſte Wahrheit ihrer Gefühle für Heuchelei gehalten zu wiſſen, nirgends Glauben zu finden, Verachtung in jeder Miene leſen zu müſſen. Und nicht unverſchuldet, wenn auch jetzt ſchuldlos! —

Heinrich war durch Manadorens Erſcheinung unruhig geworden, daß er ſeinen Plan änderte und noch in der Nacht (Mitternacht war nicht voll) nach Sutri aufzubrechen beſchloß. Die Landſchaft lag im klarſten Mondenlichte ausgebreitet, im Zauber der Friedlichkeit. Die Reiter trabten einzeln dahin, auf Heinrich's Gebot nach allen Seiten hinſpähend, ob nicht irgendwo aus dem Gebüſch ein Menſch auftauche. Doch nichts zeigt ſich die ganze Strecke entlang.

Plötzlich ſtürzt Heinrich's Pferd; ein Blutſtrom ſchießt aus der Bruſt, ein Wurfſpieß ſteckt darin. Ehe Heinrich ſich aus dem Sattel losmachen kann, ſpringt ein Mann aus dem Wald, längs deſſen ſie ritten, ſchwingt ſich im Nu auf Manadorens Pferd und gibt dieſem die Sporen. Heinrich greift, mit einem Fuß noch unter ſeinem Pferde, nach dem Zügel des Andern, und ruft den Gefährten. „Habt Acht! der Eunuch, der Eunuch!" Umſonſt! „Auf Wiederſehen!" höhnt der Eunuch und ſprengt, die Reiter von ſich abwehrend, von hinnen. bald iſt er aus ihren Blicken, und alles Nachſetzen vergebens. — —

Glücklich war Innocenz in Civita-Vecchia angelangt, mit Jubel begrüßt von ſeinen drei Neffen aus Genua, die ihn dort erwartet hatten.

Ohne Säumniß beſtieg er eine Galeere. Allmälig kamen auch — viel zu ſpät für ſeine Ungeduld — ſeine Begleiter. „Wo iſt Mazia?“ fragte er, „wo meine Nichte?“ Matthias ahnte Unheil, und ſprach endlich: „Ich fürchte: im Grunde des Lago di Bracciano....“

Leichter athmete Innocenz, ſich der Mühe enthoben glaubend, daß er Manadora gefangen halte, völlig gleichgültig war ihm Mazia's Geſchick.

Die ſpätere Ankunft der Gefährten hatte indeſſen die Abfahrt verzögert. Endlich ſollten die Anker gelichtet werden. Ungeduldig ſchritt der Papſt auf dem Verdecke auf und nieder. War doch erſt die Hälfte der Gefahr überſtanden, wußte er doch nicht, ob der Kaiſer nicht von ſeinem Plane erfahren habe, ob nicht ſchon eine Piſaniſche Flotte im Tyrrhener Meere kreuze!

Da jagte athemlos ein Reiter an den Strand, baarhäuptig, mit der Hand winkend.

Der Papſt erſtarrte. Es war Kaf, Manadoren vor ſich im Sattel habend. Ein Boot ward ausgeſetzt, der Eunuch hob ſeine ohnmächtige Herrin hinein, es ſtieß ab und legte bei des Papſtes Galeere bei.

„Ich lebe!“ rief Kaf frech dem Papſte zu, „für dies Leben haftet Ihr mit dem Eurigen. O wie edel! Ihr wußtet, daß ſie verloren iſt, wenn ſie in des Kaiſers Gewalt fällt, und doch floht Ihr, und ließet ſie zurück!“

„Wahrhaftig, nein! guter Kaf! Das war meine Abſicht nicht,“ entgegnete der Papſt freundlich, — beſchloſſen war's, daß Kaf ſterbe, denn er wußte, was jener durch Boiolo ihm zugedacht. „Ich zeigte dem würdigen Bruder Boiolo den Ort!“ ſprach Kaf ebenſo geſchmeidig. Indeſſen öffnete Manadora die Augen, und ſchloß ſie wieder; ſie war wieder gefangen, der Verhaßte vor ihr.

Die Anker wurden gelichtet. Der Papſt und ſeine Freunde ſanken auf die Kniee, dankten der Vorſehung für das Gelingen der Flucht und beteten um ein glückliches Ende des Wagniſſes. Ein friſcher Wind erhob ſich und beſchleunigte die Fahrt.

Am zweiten Tage kündigte ein Sturm des Himmels Zorn, und mit genauer Noth gewann die Flotte die Inſel Capraja. Doch Innocenz, welcher einen Ueberfall der Piſaner befürchtete, hatte keine Raſt noch Ruh, und drängte zur Weiterfahrt. Erſt als der genueſiſche Hafen Portovenere erreicht war, gönnte er ſich und ſeinen Begleitern drei Tage lang die nach ſo vielen ungewohnten Anſtrengungen nöthige Erholung." Mehr als dieſe Raſt gab die Freude über das Gelingen zehnfache Kraft. Jetzt erſt erfuhren Genua's Bürger, daß ihr Landsmann, der Papſt, in die Republik komme und boten alles auf, ihn feſtlich zu empfangen. Ohne Gefahr und Hinderniß ſteuerte er am ſiebenten Juli *) dem Hafen von Genua zu. Als er die Stolze daliegen ſah in ihrer Pracht, ſchwoll ihm vor Freuden das Herz. „Nun biſt Du in meiner Gewalt, Friedrich, da ich aus Deiner entrann! Ohnmächtig iſt jetzt jede Deiner Drohungen! — Erobre Rom, erobre den Kirchenſtaat; — ruhig ſehe ich Deine Wuth aus ſicherer Ferne an. Kein Zwang des Augenblickes kann jetzt mehr die Kirche in Gefahr bringen. Wo ich bin, iſt Rom! — Meine Brüder, die Rollen ſind gewechſelt, aus einem ängſtlichen Vertheidiger ſind Wir ein muthiger Angreifer geworden. — Horcht! — Hört Ihr das feſtliche Geläute, womit Genua unſre Ankunft willkommen heißt? Das Grabgeläute des Kaiſerthums! Den Erzbiſchof ſeh' ich im Schmuck ſeiner Würde am

---

*) 1244.

Strand, Genua's Männer mit blanken Waffen, Genua's Töchter in den ſiegreichen Waffen ihrer Schönheit. Da ſcholl vom Strande her: „Geſegnet iſt, der im Namen des Herrn kommt! —“

Seidne, golddurchwirkte Decken breiteten ſich von den Schiffen über die Treppen nieder, auf welchen der Papſt und ſeine Begleiter in die Böte ſtiegen, Prunkwagen ſtanden am Strande bereit, Genua's großen Sohn aufzunehmen, jubelnde Gläubige ſpannten die Roſſe aus, um die Ehre zu haben, den heiligen Vater in ſeine Vaterſtadt einzuführen.

Der Kaiſer erkannte die ganze Bedeutung dieſes Schrittes. Im erſten Zorn brauſte er auf: „Da flieht der Unheilsſtifter, und keinen

Treuen hab' ich, der ihn verfolgt.“ Wie er den Papſt kennen gelernt, ſo mußte er annehmen, daß dieſer ſich nicht länger, als unumgänglich nöthig ſei, in Genua aufhalten und dann noch weiter fliehen werde, wo er vor der weltlichen Macht ſicher ſei. Welches Land bot beſſere Gelegenheit, als Frankreich, deſſen König ſich durch Frömmigkeit vor allen andern auszeichnete! Drum ſo *lange* Innocenz noch in Genua, verſuchte Friedrich, die öffentliche Meinung voraus ſehend, welche ſich zu ſeinem Nachtheil bilden werde, um jeden Preis ihn zu vermögen, daß er wieder nach dem Kirchenſtaate zurückkehre. Deshalb ſchickte er den Grafen von Toulouſe zu ihm, der des Kaiſers Staunen und Bedauern über die plötzliche Flucht ausdrücken, ihn zur Rückkehr einladen und in deſſen Namen das Verſprechen geben ſollte, daß Friedrich die Friedensbedingungen mit Freuden erfüllen werde.

Der Papſt erwiederte, jetzt ſchon kühn geworden: „Sagt dem Kaiſer: „„Ich traue ihm nicht!““ Das iſt mein Gegengrund!“

Entrüſtet ging der Geſandte von hinnen. Entrüſtet vernahm der Kaiſer den Trotz. Schon verbreiteten ſich, durch den Papſt angeregt, Gerüchte, daß dieſer nur deshalb entflohen ſei, weil der Kaiſer zweihundert Reiter gen Sutri geſchickt, um ihn und ſeine Vertrauten gefangen zu nehmen.

Als dieſe Gerüchte dem Kaiſer zu Ohren kamen, dachte er daran, ſie wahrzumachen, und den Papſt, der ſo hartnäckig jede Verſöhnung ablehne, in ſeine Gewalt zu bringen, zumal da bereits mehre Kardinäle den Kirchenſtaat verlaſſen hatten und ihrem geiſtlichen Oberhaupte gefolgt waren, und da die Bettelmönche nach alter Gewohnheit wieder die ſchamloſeſten Lügen über ſein Verhältniß zu Innocenz verbreiteten. Er beſchloß, die Republik Genua zu Land und zur See anzugreifen und die Stadt zu belagern.

Alle Straßen und Gränzen wurden ſorgfältig bewacht; es kam dem Kaiſer zu ſtatten, daß ſein Gegner in Genua lebensgefährlich erkrankt und ſomit außer Stand war, weiter zu flüchten.

Innocenz ließ ſich indeſſen durch ſeine Krankheit nicht entmuthigen. „Gott zieht vor mir her und weiſt mir den Weg,“ ſprach er zu den Freunden und Verwandten, welche ſein Krankenlager umſtanden. Der heilige Geiſt, welcher ſeine Kirche nicht verläßt, erleuchtete mich, und zeigte mir die gottesfürchtige Stadt Lyon, wohin mir beſtimmt iſt, vor der Gewalt des Antichriſts zu fliehen. Ich werde nicht ſterben, ſondern geneſen, und von dem Verfluchten über ſeine Tyrannei Rechenſchaft verlangen. Hier auf meinem Leidenbette wiederhole ich den Bann über ihn und über Jeden, der ihm anhängt! Der Hölle ſeine Seele, dem Tode ſein Leib! Nach Lyon, nach Lyon, meine Brüder!

Und dort werde ein Concil — ſein Tribunal!"

Seinem Willen wagte Niemand zu widerſtreben. Er wurde am 5. October, in Betten gehüllt, von Genua nach Stella gebracht, von da begleitete ihn der Markgraf von Montferrat nach Aſti; dort traf er mehre Kardinäle, und verweilte ſechs Tage, dann ſetzte er, der rauhen Witterung Trotz bietend, ſeine Reiſe über Aleſſandria, Turin und Suſa fort.

Am zweiten December erreichte er Lyon. Dort ſchrieb er für den nächſten Johannistag eine allgemeine Kirchenverſammlung aus, und lud alle Könige und Kirchenfürſten dazu ein, ſich über die Gefahren der Chriſtenheit zu berathen, den Kaiſer aber vor, Rede zu ſtehen, ſein Urtheil zu empfangen und Buße zu leiſten!

„Nicht ihm, mir ſelbſt werd' ich Genugthuung ſchaffen!" rief der Kaiſer, als er es vernahm. Da kam ihm die Schreckensnachricht:

„„Jeruſalem iſt gefallen!““

„Auf Deine Seele die Schuld, Innocenz!“ ſprach er erſchüttert.

III.

Am zweiten December 1244 hatten Lyons Bürger den heiligen Vater mit Jubel und Stolz in ihren Mauern aufgenommen.

Ein halbes Jahr ſpäter ſtehen ſie vor dem Palaſte des Papſtes um einen Schalksnarren verſammelt, welchen die Rüſtigſten auf ihre Schultern gehoben haben. Von dieſer Kanzel herab lieſt der Schalksnarr dem jauchzenden Volke zum zwanzigſten Male eine Urkunde folgenden Inhalts vor:

„Pecunia, von Gottes Gnaden des Teufels Tochter und des Papſtes Courtiſane, allen Wucherern und Prieſtern ihren Gruß zuvor!“

„Hörſt Du's, heiliger Vater!“ ſchrie ein Weib aus der Heſe des Volkes, welches ſich auf ein Fenſter des Erdgeſchoſſes geſchwungen. „Wo ſind Deine Nepoten, die Männer der Frau Pecunia?“

„Bei euren Weibern, gute Bürger!“ ſprach eine Stimme aus dem Haufen. Kaſ war's; — „in euren Betten, wackre Ehemänner!“

„Meſſer heraus!“ ſchrieen die Männer wüthend. „Wer ſprach's? Er hat Recht! Hebt ihn empor! Werft den Narren in den Cloak.“

„Ich dank' Euch, edle Freunde,“ ſprach dieſer, „laſſet den Narren auf ſeinem Throne. Bedenkt: es iſt gefährlich, einen Narren vom Throne ſtürzen zu wollen, ſonſt wird er ein Tyrann.“

„Hinab mit dem Tyrannen!“ rief jauchzend das Volk.

„Seid ihr freie Bürger?“ fragte Kaſ.

„Frei! frei! frei!“ ſchrie der Pöbel. „Was kümmert uns der heilige Vater, ſo lang' er uns nicht excommunicirt. — — Und das kann er nicht, denn wir ſind ſeine Wirthe.“

„Du biſt ſein Gaſt, guter Freund,“ unterbrach Kaf den Nächſten Beſten. „Dein Haus und Hof iſt ſein, und wenn er Dich in Deinem Hauſe zu Gaſte bittet, ſo mußt Du ihm danken. Dein Geld iſt ſein, und wenn er Dir ein Reſtchen läßt, ſo haſt Du ihm den Pantoffel zu küſſen. Dein Weib und Kind, guter Monſieur, ſind ſein, und wenn er Dir....“ Er machte ihm ein verdächtiges Zeichen auf der Stirn.

„Halt!“ fiel ihm der Bürger, ein Ehemann, in's Wort.

„Pecunia, die Kaiſerin der Römer,“ kreiſchte indeſſen der Narr unbeachtet fort, während ſeine Träger ihn zur Erde fallen ließen.

„Da fällt der Narr!“ rief Kaf, — „ſeht,

wie leicht ihr den Narren zu Falle bringen könnt. „Ihr laßt die Schultern etwas ſinken, ihr haltet die Hände auf die Taſchen, ihr haltet ſie vor den Bauch, um euch ſatt zu lachen, — und er fällt! Ei, warum tragt ihr ihn noch?“

„Mein Weib?“ ſprach ein Seidenweber bedenklich, indem er ſich am Ohre kraute.

„Du biſt in eine hohe Verwandtſchaft gekommen,“ tröſtete ihn ſein Nachbar ſpottend.

„Peſt und Tod!“ ſchrie der Andre giftig.

Der Narr kroch zwiſchen den Beinen der Menge durch, und ſuchte vergeblich ſeinem veralteten Witze neue Freunde zu erwerben.

„Sind das Prieſter?“ rief ein Schlächter. „Saugen Lyon aus, ſchleppen uns vor die Schlachtbank!“

„Speiſen unſre Auguſtalen!“

„Und geben ſie als beſchnittene wieder von ſich!“ fügte Kaf hinzu.

„Faullenzen den Tag über! — — —"

„Und legen ſich des Nachts in Eure Betten!" hetzte Kaf auf's neue.

„Ein Schuft, der mir das nachſagt!"

„Ein Schuft, der ſolches leidet!" rief Kaf.

„Beim heiligen Juſtus, dulden wir's?"

„Wäre Juſtus gerecht, littet Ihr es nicht," meinte Kaf, „und, nebenbei wäret Ihr Männer!"

„Dieſer Prieſter! Statthalter Gottes nennt er ſich. Des Teufels Statthalter iſt er!" murmelten Einige.

„Nein! Ihr thut ihm Unrecht! Er iſt der Teufel," ſchrieen Andre.

„Stürmt den Palaſt!" kreiſchte ein ganzes Rudel. „Werft Brände! Brannte doch geſtern die Kleiderkammer! Steckte der Papſt doch ſelbſt ſie an, um die Prälaten, die zum Concil hieher kommen, zu brandſchatzen. Hand an's Werk, Freunde!"

Da ſprengte Hugo Fieſcho auf einem prachtvollen Hengſte herbei, deſſen Schabrake von goldgeſticktem Purpurſammt, deſſen Zügel mit Silber geziert. „Was will das Geſindel?“ ruft er hochmüthig, da ihm der Volkshaufe den Weg verſperrt; „gebt Raum!“

„Zurück!“ brüllt der Haufe. „Von unſern Schweißpfennigen iſt Dein Purpur, Dein Gold, Dein Silber.“

Hugo gibt ſeinem Hengſte die Sporen und ſprengt auf den Haufen ein. Ein paar handfeſte Leute fallen ihm in die Zügel. — „Zum Teufel!“ ruft Hugo; „kennt Ihr mich nicht?“

„Recht gut!“ gibt der Pöbel zur Antwort. „Dein Vetter iſt der Papſt, den wir gaſtfreundlich aufnahmen, und der ſich nun geberdet, als ſei er unſer Herr, der unſer Hochſtift plündert und unter ſeine Courtiſanen und Vettern die Pfründen wirft. In die Rhone mit ihm! In die Rhone mit Dir! In die Rhone mit Jedem, der uns drückt und beraubt.“

„Das büßeſt Du mir, freches Volk!“ ruft Hugo erboſt und zieht das Schwert. Doch die Muthigſten fallen ihm in den Arm, wollen ihn ſchon, wie tapfer er ſich auch wehret, vom Roſſe ziehn. „In Stücke mit ihm! In die Rhone!“

Da öffnet ſich die Thüre des Palaſtes, und ein bluttriefender Mann, welcher, von Dienern des Papſtes mißhandelt, herausſtürtzt, zieht die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich.

„Der hochwürdige Abt von Burg!“ rufen plötzlich alle verwundert. „Er iſt verwundet!“

„Sprecht, ehrwürdiger Herr!“ was widerfuhr Euch?“ fragen ihn die Nächſten ehrfurchtsvoll.

Der Haufe ſammelt ſich um den Mißhandelten, welcher ſprachlos zu Boden geſunken war. „Ich weiß es,“ läßt Kaf ſich jetzt vernehmen. „Der Legat Sr. Heiligkeit hatte eine Pfründe einem Günſtling gegeben und der Abt widerſprach. Deshalb ſeine Mißhandlung. Seht, wie er blutet!“

„Heiliger Mann!“ riefen mehre Weiber, indem ſie andächtig ihre Tücher in das Blut tauchten.

„Das hilft vor dem Hagelſchaden,“ verſicherte Kaf mit angenommener ernſthafter Miene.

Mitleidig hob das Volk den Abt auf und brachte ihn fort. Indeſſen näherten ſich mehre Geiſtliche Lyons in Proceſſion, umgeben von feſtlich gekleideten Trabanten und Dienern, welche Geſchenke für den Papſt trugen, dem Palaſte. Sie zogen es vor, die Habſucht des römiſchen Hofes zu befriedigen, als plötzlich ihrer Würden entſetzt zu werden. Bei dieſem Anblick flammte des Volkes Wuth wieder auf. Während die Thorflügel ſich öffneten, um die Geiſtlichen einzulaſſen, benutzte Hugo Fiescho die günſtige Gelegenheit, wandte geſchwind ſeinen Hengſt, und ritt hinein. Da drängte aber die ganze empörte Menge nach, ehe noch die Diener des Palaſtes das Thor ſchließen konnten, und füllte mit wildem Geſchrei die Räume, drang zu den Treppen hinauf, und ſuchte den Papſt, welcher alle Tyrannei und Zuchtloſigkeit nicht blos ungeſtraft laſſe, ſondern auch noch begünſtige.

„Hört Ihr's?“ flehte Manadora, vor dem Papſte knieend. „Die blutige Saat geht auf! Ihr wolltet, wie Ihr ſagt einer Gefangenſchaft entrinnen, und ſeid hier ebenſo gefangen wie ich. In dieſem Augenblicke, Menſch, da das Gericht Dir auf der Ferſe iſt, erkenne Deinen Frevel! Thue Buße! Wie dies Volk jetzt, wird der Kaiſer kommen und Dich zur Rede ſtellen.“

„Mich?“ erwiederte der Papſt; „Gott allein kann's! Dem allein ſteh' ich Rede. —“

„Deine Ungerechtigkeit ſchreit zum Himmel empor!“ fuhr Manadora fort.

„Schweig, Alberne, Du mißbrauchſt den Anſpruch: eine Lavagna zu ſein, und mißbrauchſt meine Geduld. Wie ein böſer Dämon trittſt Du, jede Schmach, die ich Dir anthue, vergeſſend, bei Tag und Nacht vor mich, und langweilſt mich durch Deine Predigten. Ich werde mir endlich vor Dir Ruhe ſchaffen! Bedenk's! Nie brach ich mein Wort!"

„O könnt' ich Deine Träume, ſtatt ſie zu ſtören, beherrſchen, meine Gebete in Deine Phantaſie einſchleppen, daß Du, ſobald Dein Auge ſich ſchließt, Gott als Rächer des Unrechts und Deiner Sünden ſäheſt; daß jeder Ton meiner verhaßten Stimme ſiebenfach donnernd wiederhallte in Deinem Ohre, jeder Wiederhall eine Anklage, weil Du das Vertrauen tödteſt, den Frieden tödteſt, den Kaiſer tödten willſt. Ah, dieſes Wollen iſt ſcheußlicher als alles, was Du bereits vollbracht. Als Gaſt kamſt Du her, — als Tyrannen verabſcheut Dich bereits Lyon; o Du biſt ein Meiſter in Deiner Kunſt, Heuchler! Die Hoheit der Kirche zu retten, ihre Alleinherrſchaft, die Dir heilig gelte, herzuſtellen, — lügſt Du der Welt vor! Wär' dies auch wahrhaft Dein Streben, ſiehſt Du dann nicht, was ein Kind ſieht — daß Deine eigne Verworfenheit und die derer, welche Du begünſtigſt, die Kirche untergräbt? Doch Lüge iſt jedes Wort aus Deinem Munde. Dein ganzes Leben bis zu dem Augenblicke, da Du dieſen Boden betratſt, war eine einzige Heuchelei, Dir ſelbſt unerträglich. Nun wirfſt Du die Maske ab und wähnſt ungeſtraft walten zu können! Ungeſtraft?! Ich, ein ſchwaches, gefangenes, hoffnungsloſes, mißhandeltes Weib kann Dir in's Antlitz ſagen: „So biſt Du!" und Du haſt kein Wort, mich zu widerlegen. Foltern, tödten kannſt Du mich, nicht widerlegen! Mußt in Deiner höchſten irdiſchen Machtvollkommenheit Deine ſchamlos-todtenblaſſe Wange von mir abwenden! kannſt den Blick einer Bettlerin nicht aushalten, die Du beſtahlſt! O irdiſche Größe! O Schimmer von Heiligkeit! Einer Bettlerin, die lieber in Lumpen Hungers ſtirbt, den liebend, der ſie verſtieß, der ſie verkennt, — freudig alles tragend, um zu büßen und zu lieben! — Stumm, wankend, wie ein ertappter Miſſethäter ſtehſt Du vor mir. — Hörſt Du das Gebraus in dem Hauſe der Sünde? Immer näher! Donner des Weltgerichts! Geh in Dich! Du, Du willſt es wagen, ein Concil zu berufen, um Friedrich zu richten? Die Heuchelei will die Wahrheit richten? Der Mord die Unſchuld? Eine Gotteslāſterung, wenn Du im Namen Gottes das Concil eröffneſt! Die letzte Gnadenfriſt für Deine Seele — jetzt! Benutze ſie! Höre mich! Höre mich! Ich ſehe die Zukunft offen; — Deinen Namen gebrandmarkt, Dich verflucht von der Kirche, deren Heiligkeit Du in den Koth warfſt."

„Ein Fußſtoß vor ihre Bruſt war ſeine Antwort. Sie taumelte zurück, Blut ſtrömte aus ihrer Stirne. Da erbrach das tobende Volk die Thüre des Gemaches und ſtürmte auf den Papſt ein.

„Seine Metze!“ ſchrie der Pöbel. „Zum Fenſter hinaus! In die Rhone mit ihr!“

Der Papſt ſprach kein Wort zu ihrer Vertheidigung und Rettung, doch Kaf durchbrach mit Löwenkraft den wilden Haufen, riß ſie an ſich, und rief dem Papſte zu: „Du verläugneſt ſie, elender, feiger Mann? Wer iſt Eunuch, ich oder Du? Denk' an mich! Denk' an Boiolo!“ Mit dieſer Drohung brach er ſich Bahn und ergriff ſeine Herrin, welche ihr Bewußtſein wieder fand und zu ihm ſprach: „Du ſiehſt's endlich! Fort aus dem Pfuhl der Sünde! Mache gut, was Du an mir verbrachſt!“ Jauchzend faßte er ſie und führte ſie durch das verblüffte Geſindel; Hugo's Roß ſtand unten noch angebunden; ohne Umſtände ſchwang er ſich mit Manadoren drauf und ſprengte fort aus Lyon. Indeſſen war der Papſt der Rotte einen Schritt näher getreten, ſeine wie aus Erz gegoſſene Geſtalt, das Geſicht mit den ſcharfgeſchnittenen Zügen, dieſe Ruhe und dieſe Willenskraft imponirten dem Pöbel, und alle Drohungen ſchrumpften in erbärmliche Verlegenheit zuſammen.

„Was wollt Ihr von mir, Bürger Lyons?" fragte der Papſt, ſeine Blicke bannten ſie wie den Miſſethäter die verfängliche Frage des Inquiſitors. Je tiefer ihr Muth ſank, je höher wuchs die Kraft ſeines Willens. Seine Blicke ſchimmerten wie von göttlicher Eingebung, gleich einem erhabenen Propheten ſtand er da, und ſprach: „Auf die Kniee, Bürger Lyons! — Der Herr begnadigt Dich, neues Rom! Rüſte Dein Amphitheater, ein Schauſpiel zu ſehen, das der heilige Geiſt der Chriſtenheit gibt. Hoch über dem Berge ſchwebt er, eine Flammenſäule. Was ſteht Ihr und wendet die Blicke zu Boden? Empor ſchauet zu ihm, der da kommt in Wettern, und Euch durch die Kirche wird groß machen über alle Völker der Erde! Laſſet uns beten, denn die Stunde iſt nah!“

Langſam ſchritt er, die gefalteten Hände zum Gebet emporgehoben, aus dem Saale in ein anſtoßendes Kabinet, durch deſſen geöffnete Thüre das Volk ein überlebensgroßes bemaltes Holzbild des Gekreuzigten erblickte. Von abergläubiſcher Ehrfurcht vor dieſer Gaukelei ergriffen, zogen ſich, die kurz vorher noch ſo verwegen eingedrungen waren, zurück. Raſch hatte indeſſen Innocenz, ſtatt zu beten, allen Bedienſteten ſeines Hofes bei den härteſten Strafen anbefohlen, niemand aus dem Volke zu beleidigen, im Gegentheil gerade die Geringſten mit Schmeichelei zu kirren. Seine übermüthigen Neffen wies er zu gleichem Benehmen an, bei dem mindeſten Widerſpruch drohte er den Tod. Er fühlte ſich göttlich im Bewußtſein ſeiner Macht, und hielt, ob er's auch kaum mehr erwarten konnte, mit gewaltiger Selbſtbeherrſchung deren Gebrauch zurück, bis er ſein Ziel erreicht. — Wie bald! Wie nahe der Johannistag! Schon waren des Kaiſers Geſandte in Lyon, Thaddäus von Sueſſa, Walter von Okra, der gelehrte Meiſter des Rechts Rieuperio und Hugo, ein deutſcher Ritter. Petrus von Vinea hatte es mit Klugheit dahin gebracht, daß der Kaiſer von dem Plane zurückkam, ihn gleichfalls dahinzuſenden; das böſe Gewiſſen drückte ihn.

Als Kaf ſich außer dem Bereiche der päpſtlichen Gewalt glaubte, ſtieg er vom Pferde und hob auch ſeine Herrin herab, damit ſie ſich erhole. „Du biſt frei!“ ſprach er. „O ſieh mich endlich wieder freundlich an. So lange hieltſt Du mich für Deinen Feind, und doch that ich alles, wie feindſelig es auch ſchien, nur aus Liebe zu Dir, nur um Deine Rache zu erreichen, nur um Deiner Sicherheit, um Deiner Selbſtſtändigkeit willen. „O Thor, verdammenswerther, der ich war, Dich ſicher zu wähnen bei dieſem Innocenz; — doch ich räche Dich — und mich, an ihm! Er betrog uns beide, er wollte mein Leben; — das ſeinige muß ich dafür haben! — — O Herrin, Herrin! Seit dem erſten Augenblick Deines Leidens glaubteſt Du meiner Treue nie, vertrauteſt mir nie, ſtießeſt mich von Dir, verdarbſt, was ich für Dich that! O jetzt, jetzt endlich, da Du ſiehſt, daß Du keinen Freund auf Erden haſt, als mich, da der Kaiſer Dich für ſeine Feindin hält, da der Papſt Dich mißhandelt, jetzt endlich vertraue mir! Du biſt noch nicht arm; den Schurken Boiolo, dem ich den Reſt Deiner Güter verrathen ſollte, erſchlug ich. Zwar iſt Campoſelice nicht mehr Dein, der Kaiſer zog es ein. — Doch Orte genug haſt Du noch, wo Du in ſtiller Abgeſchiedenheit erwarten kannſt, bis ich Dich gerächt. —"

„Ich glaube an Deine Treue," erwiederte Manadora, — „ach warum zeigſt Du ſie nur im Verderben. Biſt Du mir wahrhaft treu, ſo erkennſt Du mein Herz! Ich liebe den Kaiſer; ihn liebend, und wenn er mich tödtete, werd' ich ſterben."

Der Eunuch ſank mit dem Antlitz auf die Erde. Der furchtbarſte Schmerz zerfleiſchte ihn. „Es muß wohl was Göttliches ſein, was Dich treibt. Ich begreife es nicht! —" Verzweiflungsvoll ſprang er auf: „Alles, Alles kann ich für Dich thun, nur das nicht: dem wohlthun, der Dich beleidigte. —" Er rang mit ſich und errang ſich Entſchluß. „Bei Deinem Vater, dem Größten, der je gelebt, bei Deiner Mutter, der Schmerzvollſten, bei meiner Liebe zu Dir, Manadora, thu' fortan, was Du für Dein Glück hältſt; ich werde Dich nie mehr hindern, nie mehr mich vermeſſen, Dich glücklich zu machen, da ich bis jetzt Dich dadurch nur elend machte. Sei frei! ſei glücklich, Unbegreifliche!“ — — Er küßte die Spitze ihres Fußes mit ſolcher Inbrunſt wie ein gläubiger Chriſt ein wunderthätiges Heiligenbild. „Nur das kannſt Du nicht von mir verlangen,“ ſchrie er dann mit losbrechender Wildheit, — „das nicht, daß ich ein Andrer werde, als ich war! Allah ſelbſt kann mich nicht wieder zum Manne machen! Allah ſelbſt nimmt die Schmach nicht von mir! Nicht Mann und nicht Weib, muß ich mich an der ganzen Menſchheit rächen, die mich ausſtieß. Allah ſegne Dich! Allah ſchütze Dich! Ich — kann's nicht mehr! So ſcheiden wir zum zweiten Male, für immer vielleicht! Wohin wendeſt Du Dich?"

„Mit Gott zu Friedrich! — Du?"

„Frage nicht! Im Thurm von Campofelice liegt eine Rolle, das Teſtament Deines Vaters. Es nennt Dir Deine Schätze, Deine Burgen."

„Mein Vater?"

„Du wirſt ſeinen Namen leſen. — O Manadora, mehr als Vater und Mutter liebt' ich Dich!" — — Er wandte ſich von ihr. „Allah ſei mir gnädig!" murmelte er mit zitternder Stimme. Noch einmal ſah er ſich um und ſprach leiſe: „Der Kaiſer iſt in Turin. Wehe mir, daß Dein Loos an das ſeinige gebunden iſt. Zu ſpät erkenn' ich, daß ich gegen das ewig Vorausbeſtimmte kämpfte! Doch, da ich dagegen zu kämpfen begann, weich' ich nicht!"

Eilig ſchritt er jetzt von hinnen.

Manadora begab ſich nach Turin. Sie bat

um die Gnade, den Kaiſer ſprechen zu dürfen. Heinrich erkannte ſie und, Verrath argwöhnend, beſchwor er ſeinen Herrn, ihre Bitte abzuſchlagen. Auch Petrus von Vinea, dem es, wie allen Vertrauteren am Hofe bekannt war, daß ſich Manadora am päpſtlichen Hofe aufgehalten, ſcheute ihre Nähe, und vereinigte ſeine Ueberredungskunſt mit Heinrich's Beſorgniß ſo lange, bis der Kaiſer, der nicht abgeneigt war, ſie zu erhören, nachgab und ihr die Erlaubniß verſagte.

Tiefgebeugt, doch nicht entmuthigt, vernahm ſie den ſtrengen Beſcheid. Von Beleidigungen frecher Diener verfolgt, verließ ſie des Kaiſers Pallaſt. „Verkennt, verſtößt er mich auch, — das kann er mir doch nicht wehren, unerkannt, in ſeiner Nähe zu bleiben, ſeinen Schritten zu folgen, von fern, ach nur von ferne zuweilen ſein Antlitz zu ſchauen. Denn wovon friſt' ich ſonſt mein Leben?" —

Entſchloſſen ſetzte ſie ihren Wanderſtab weiter. Sie wollte nach Campofelice, dort das Teſtament ihres Vaters ſuchen, um dem Kaiſer, was irgend ihr Eigenthum war, zuzuwenden. Aber ſo ſtark und geſund ihr Geiſt durch die Macht der Liebe, ihr Körper erlag, erſchöpft durch die langen Leiden, durch des Papſtes Mißhandlung, durch die bittre Kränkung zu Turin, durch den immer wiederkehrenden Gedanken: daß ſie ſelbſt ihr Loos verſchuldet, durch die Anſtrengungen und Entbehrungen auf der Reiſe (denn, aller Mittel entblößt, wanderte ſie zu Fuß, und gewann ihren Lebensunterhalt von Ort zu Ort durch Almoſen barmherziger Menſchen). Schon in Florenz fühlte ſie ſich ſo matt und elend, daß ſie im dortigen Hospital um Unterkunft bat und auf's Krankenlager ſank. Kaum erholte ſie ſich etwas, ſo ließ ihr der Gedanke an Friedrich keine Ruhe mehr, und, noch nicht völlig geneſen, ſetzte ſie ihre Reiſe fort.

Es war ihr zu Muthe, als fühle ſie den Keim des Todes in ſich und ſie müſſe haſten, auf Erden ihre Pflichten noch abzuthun. Wem ſollte ſie ihr Erbe hinterlaſſen, als ihm?

In Siena hatte ihre Schwächlichkeit auf's neue in einem ſolchen Grade überhandgenommen, daß ſie vor dem Thore zuſammenſank. Mitleidige Menſchen brachten ſie für todt in das Kloſter der Büßerinnen.

IV.

Am ſechsundzwanzigſten Juni *) eröffnete Innocenz im Kloſter des heiligen Juſtus das Concil, indem er den Hymnus anſtimmte: „Veni sancte spiritus.“ Es waren zuſammengetreten die Patriarchen von Conſtantinopel, Antiochien und Aquileja, hundertundvierzig Erzbiſchöfe und Biſchöfe, unter dieſen, auf des Kaiſers ausdrücklichen Wunſch, der edle Kirchenfürſt von Palermo, eine Menge Kardinäle, von denen Innocenz die meiſten einſt in Lyon erwählt, die

---

*) 1245.

Aebte der Stifter, Balduin, der flüchtige Kaiſer Conſtantinopels, die Abgeſandten des Kaiſers, der übrigen chriſtlichen Fürſten und der Städte. Thaddäus von Sueſſa entſchuldigte die Abweſenheit des Kaiſers, wiederholte in deſſen Namen das Anerbieten von Frieden und Verſöhnung, das Verſprechen von Kreuzzügen zur Wiedereroberung Jeruſalems und gegen die Mongolen, und nannte die Könige von Frankreich und England als Bürgen. Innocenz wies jedoch alle dieſe Vorſchläge durch die Erklärung ab, daß er, durch die Erfahrung belehrt, des Kaiſers Verſprechungen keinen Glauben ſchenken könne. Innocenz wußte wohl, was er hier in Lyon dem Kaiſer bieten durfte; die meiſten Prälaten, aus welchen dieſe Kirchenverſammlung beſtand, waren erbitterte Feinde. Die Uebrigen, bis auf wenige Laue und Schwache, die Autorität des Papſtes anerkennende Freunde. Des Erfolges gewiß, wollte Innocenz gleichwohl ſeinen Plan nicht auf einmal enthüllen, ſondern die Stimmung des Concils wiederholt prüfen, und für die Wirkung ſeines Urtheils den Boden früher gehörig aufackern. Deshalb ging ſeine Taktik in der erſten Sitzung blos auf ein Ausweichen und Abweiſen; in der zweiten, welche, ſowie die folgenden, in der Johanniskirche gehalten wurde, ſchritt er zur Anklage. Was ſeit dem Beginne des Kampfes zwiſchen Kaiſerthum und Hierarchie niedrige Politik und wüthender Partheieifer an ſchamloſen Lügen über den Kaiſer erſonnen, faßte Innocenz am neunundzwanzigſten Junius zuſammen und gliederte es zu einem Leibe, den er mit Heuchelei ſchminkte. Dem ritterlichen Thaddäus von Sueſſa glühten die Wangen vor heiligem Eifer, als er Glied für Glied des Papſtes Lügen aufdeckte; ſelbſt die Feinde des Kaiſers fühlten die Macht der Wahrheit, welche ſie verläugneten; der treue Vertheidiger ſchloß ſeine Widerlegung mit dem gerechten Verlangen: ihm eine Friſt zu geſtatten, damit der Kaiſer entweder ſelbſt nach Lyon kommen, oder ihm eine ausgedehntere Vollmacht ertheilen könne. Der Biſchof von Catanea und ein ſpaniſcher Erzbiſchof erhoben ſich, und häuften unerhörte Beſchuldigungen; die Tempelherren und die Johanniter, deren Haß der Kaiſer durch geſetzliche Beſchränkung ihrer zuchtloſen Willkühr auf ſich geladen, eiferten auf's heftigſte gegen jede Milde und gegen die Geſtattung einer Friſt zur Vertheidigung. Der Papſt aber war ſchnell gefaßt, ſeine Schlauheit zeigte ihm den Ausweg, durch Gewährung der Bitte ſich den Anſchein der Leidenſchaftsloſigkeit zu geben und dem Kaiſer dabei doch keine Zeit zur Ueberlegung zu laſſen; er gewährte alſo die allzukurze Friſt von zwölf Tagen, und beſchloß, ſie zu verwenden, um auch die wenigen Freunde des Kaiſers durch Ueberredung und jedes andre Mittel auf ſeine Seite zu bringen. Wilhelm von Ocra brachte dem Kaiſer nach Turin die Nachricht, und fragte, ob er ſelbſt vor dem Concil erſcheinen werde. „Nein!“ ſprach Friedrich; käme ich, ſo käm' ich als Kaiſer, an der Spitze meiner Heere, und die Heiligkeit aller meiner Gegner zerſtöbte vor dem Athem meiner Macht. Doch ich verſchmähe dies, ich mag dem Stolzen nicht gönnen, daß er ſich rühme: ich wäre vor ſeinem Richterſtuhle erſchienen. Die Wahrheit wird ſiegen! —“ Auf dieſem Entſchluſſe beharrend, ſendete er Petrus von Vinea, der keinen Grund mehr finden konnte, dem Befehle auszuweichen, den Großmeiſter der deutſchen Herren, Heinrich von Hohenlohe, und den Biſchof von Freiſingen mit unbeſchränkter Vollmacht nach Lyon. Innocenz wartete indeſſen trotz der Bitten des edlen Thaddäus von Sueſſa die Ankunft dieſer drei Männer nicht ab und eröffnete am ſiebenzehnten Julius, im blendenden hohenprieſterlichen Gewande, die dritte Sitzung.

Nach abgehaltenem Hochamte reichte der

Papſt den Vätern des Concils Abſchriften der Urkunde über die Gerechtſame des apoſtoliſchen Stuhles zur Unterzeichnung. Thaddäus von Sueſſa argwohnte Verrath, trat auf, und verlangte Einſicht der Schriften, ob ſie nichts dem Kaiſer Gefährliches enthielten, welches durch die Namen der Kirchenväter ſeine Sanction erhielte.

„Unterzeichnet!“ gebot der Papſt mit ſtarker Stimme. Die Kirchenväter thaten, ohne Thaddäus zu beachten, nach des Papſtes Befehl, alle, bis auf den Erzbiſchof von Palermo, welcher die Schrift durchlas und erblaſſend zu Boden fallen ließ.

Da ſchritt Thaddäus in die Mitte des Schiffes der Kirche, und rief: „Spricht ſo der Knecht der Knechte Gottes, der Vater? Spricht ſo der Vater zu ſeinen Söhnen? Der von ſeinen Brüdern zu ihrem Haupte erwählte Bruder? So ſpricht der Tyrann zu ſeinen Sclaven; er befiehlt, und blind vollſtrecken ſie ſeinen Willen. Nicht anerkenn' ich im Namen des Kaiſers dieſe Tyrannei! Nicht anerkenn' ich dieſen Tyrannen als Gottes Stellvertreter, dieſe Sclaven als die Leuchten der Chriſtenheit. So viele Köpfe in dieſen Hallen, ſo viele Feinde des Kaiſers zähle ich; den einen dort, deſſen Vater als Miſſethäter geſtraft wurde, aus altem Haß, — ja Dich mein' ich, unverſöhnlicher Biſchof von Catanea, — den andern aus Schmeichelei gegen den Papſt, den dritten aus Eigennutz, den vierten aus Stolz, die andern alle aus Knechtsſinn. Wo ſind die unpartheiiſchen Väter der Kirche aus Deutſchland, aus Ungarn, aus dem Morgenlande, aus Skandinavien? Ich appellire von dieſer unchriſtlichen Verſammlung von Todfeinden des Kaiſers, welche ſich Concil nennt, an ein künftiges, allgemeines, unpartheiiſches, freies, wahrhaft chriſtliches Concil."

Ruhig, im Bewußtſein ſeines Triumphes, erwiederte der Papſt: „Nicht Unſre Schuld, ſondern die Friedrich's von Hohenſtaufen iſt es, wenn nicht alle Prälaten, welche Wir beriefen, hier erſchienen ſind; er ſelbſt iſt's, der ſie ferne hält; war er es nicht, der ſchon einmal durch unerhörten Frevel das Concil verhinderte? Sitzen nicht hier Väter der Kirche, welche er, weil ſie ihrer Pflicht getreu aus fernen Landen zur Verſammlung eilten, in ſeinen Kerkern ſchmachten ließ? Doch der Ewige iſt nicht blos barmherzig, ſondern auch gerecht, und will nicht länger die Schale ſeines Zornes über den Gottloſen zurückehalten....“ Er hielt inne; der Inhalt langer Jahre ſollte jetzt zur That werden, und dieſe war ſo ungeheuer, ſein lang verhaltner Haß drängte ſich ſo ungeſtüm zum Triumphe, daß ihm der Athem ſtockte, die Lippen fiebriſch bebten, der ganze Organismus vor höchſter Wolluſt jeder Sinnenäußerung unfähig ward.

In dieſem Moment ſtand Meiſter Wilhelm

von Poweric, der Sprecher für Englands Intereſſen auf, ſchilderte den verſammelten Vätern die unerträgliche Tyrannei des päpſtlichen Legaten, die Erpreſſungen der italiäniſchen Geiſtlichen in England, und verlangte ehrfurchtsvoll, aber mit Nachdruck, im Namen des Königes, der Barone und des Volkes, Abhülfe und Schutz von dem heiligen Vater und dem Concil.

Dieſe unerwartete und unwillkommene Unterbrechung gab dem Papſte ſeine ganze Kaltblütigkeit wieder. Lange ſchwieg er, endlich erwiederte er freundlich: „Dieſe Beſchwerde, Meiſter Wilhelm, betrübt Uns ſehr, — nicht, als ob Wir Eurer Wahrheitsliebe mißtraueten, nicht, als ob Wir alles, was Ihr geſprochen, unbedingt für wahr hielten, ſondern weil, da Ihr einmal geſprochen, ein Flecken auf einer heiligen Sache haftet, welchen Wir mit Gottes Hülfe von derſelben zu vertilgen bemüht ſein werden, ſobald Wir Uns genau von dem, was wirklich Wahres daran iſt, in

Kenntniß geſetzt haben. Dies werden Wir denn mit väterlicher Liebe thun, wenn Wir zuvor die wichtigeren Angelegenheiten Unſres ſchweren Amtes durch Gottes Gnade glücklich erlediget haben. Denn das Erſte, um was Wir zu kämpfen haben, iſt: Die Exiſtenz der Kirche zu retten, welche ſo furchtbar bedroht iſt, daß Wir entſchloſſen ſind, für dieſelbe — nach dem Beiſpiele der glorreichen Apoſtel und Märtyrer — Unſer Blut und Leben zu opfern. Und von wem müſſen Wir einen ſolchen Kampf gegen das Heilige bereitet ſehen? Ach, von einem Sterblichen, der einſt ſeinen höchſten Stolz darein ſetzte, ein Sohn der Kirche zu heißen, von einem Sterblichen, den Wir ſtets innig liebten, und ſelbſt jetzt noch, da er, in Freveln verblendet, ſeinen eignen Untergang, ſo oft Wir ihn auch warnten, nicht ſieht, zu lieben nicht aufgehöret haben, ſo daß Wir mit Thränen um ihn in den Augen hoffen, die väterliche Züchtigung, mit welcher Gott ihn heimſucht, werde ſein Auge erleuchten und ſein Herz auf die rechte Bahn zurückführen; denn Gott will nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er Buße thue und ſich beſſere. Und dieſes wünſchen auch Wir noch für Unſeren geliebten ungetreuen Sohn.“

Thränen rannen aus den Augen des Papſtes, während er dieſes ſprach, ſo daß ſelbſt Thaddäus von Sueſſa an ihm beinahe irre wurde, und den Vorwurf der Heuchelei im Stillen zurücknehmen wollte. Kann er nicht um den Feind weinen?

Er kann weinen, weil er's will. O thränenwerthe Kunſt des Weinens, daß ein Menſch Dich erlernen kann!

Eine lange feierliche Pauſe herrſchte in der Verſammlung, Innocenz weidete ſich an dem Eindrucke ſeiner Worte, ſeine Blicke wandten ſich ſchwärmeriſch gen oben, eine Verzückung kam über ihn; er entfaltete ein Pergament, und verkündigte deſſen Inhalt:

„Horchet auf die Eingebung des heiligen Geiſtes, Ihr Väter der Kirche! Mein Auge iſt offen, und ich ſehe den Antichriſt, den Vater der Lüge und des Meineids, den Fürſten des Krieges und der Verwüſtung, den falſchen Propheten und Verführer der Völker. Im kaiſerlichen Purpur auf ſchnaubendem Roſſe reitet er ſtolz durch die Welt, und verfolgt und erſchlägt die getreuen Prieſter an den Altären des wahren Gottes, bringt die Tugend zu Falle und führt den heidniſchen Dienſt des Fleiſches wieder ein. Laſſet uns beten, meine Brüder, daß der Herr uns erleuchte. — —“

„Er hat uns erleuchtet,“ begann er nach kurzer Friſt, während welcher er zu beten geſchienen, wie verzückt. „Er ſpricht in Donnern, und ſchreibt es in Blitzen an die Decke des Himmels: Ich bin mit meiner Tochter, der

Kirche, und ſchlagen will ich meinen Feind und werfen in den Abgrund der Hölle. — —“

Der Papſt blieb auf's neue einige Minuten im ſtillen Gebete auf den Knieen. Dann erhob er ſich und ſprach mit ungemeiner Ruhe wie zu Anfang:

„Im Namen Jeſu Chriſti, unſers Herrn und Heilands und kraft der zugleich prieſterlichen und königlichen Gewalt, welche Er unſerm Vorfahr, dem heiligen Petrus, ertheilt, die Zügel des irdiſchen und des himmliſchen Reiches zu faſſen und zu handhaben, — nach treuer und eifriger Berathung mit den Häuptern der Kirche, ſagen Wir Dir, Friedrich von Hohenſtaufen, der Du Dich durch Deine Frevel gegen Gott und die Menſchen, durch Deine Ketzerei und durch Deine Tyrannei, durch Deine Gottesläugnung und durch Deine Unzucht der kaiſerlichen Krone und aller anderen Kronen, die Du noch trägſt, unwürdig gemacht, — ſagen Wir Dir: Gott gab ſie Dir, Gott nimmt ſie Dir; Gott wählte Dich, Gott hat Dich verworfen! — Die Kronen von Deinem Haupt, Deinen Leib dem Tode und ungeweihter Erde, und Deine Seele dem ewigen Verderben! Verflucht Du und wer Dir anhängt! Verflucht, wer Dich aufnimmt und Dich beherbergt, verflucht, wer Dir Feuer oder Waſſer, Salz oder Brot reicht! Verflucht, wer für Dich lebt, verflucht, wer für Dich ſtirbt! Du und Dein Geſchlecht verflucht für ewig! Null und nichtig iſt jeder Eid, der Dir je zu Treue geſchworen ward. Wer Dich fortan noch Kaiſer und König nennt, — verflucht und gebannt, zeitlich und ewig! Kund und zu wiſſen ſei's von hier aus in die ganze Chriſtenheit: „„Es gibt keinen römiſchen Kaiſer mehr, den wir nicht als ſolchen ernannten! Es gibt keinen König der Deutſchen, keinen König Apuliens, Siciliens und Jeruſalems aus dem Stamme der Hohenſtaufen mehr. Wir überlaſſen es den in Deutſchland zur Wahl berechtigten Fürſten, einen neuen König zu bezeichnen, Wir werden dieſen prüfen, und wenn er würdig iſt, Unſer Vaſall zu ſein, beſtätigen; die Herrſchaft Apuliens und Siciliens aber werden Wir ſelbſt an den geben, welcher Uns tauglich genug ſcheint, um nach Gottes Beſchluß und den Satzungen der Kirche in deren Namen zu regieren. Verflucht für ewig ſei Friedrich's Gedächtniß!"

Die Gewölbe der Kirche hallten den Donner ſeiner Rede nach. — Todtenſtille dann im Concil. Selbſt die wüthendſten Feinde des Kaiſers, ſelbſt jene, welche von dem Entſchluſſe früher wußten, waren von der Handlung des Papſtes erſchüttert. Thaddäus von Sueſſa zerriß ſein Gewand und rief: „So ſtürmet herein, wilde Horden der Chowaresmier, ſo ſchändet unſre Altäre, verruchte Mongolen; was bleibt euch noch Arges übrig, wenn der Diener jenes Gottes, deſſen Gebot die Liebe iſt, alle Bande der

Treue zerreißt und euch die Thore der Chriſtenheit öffnet? Kommt! kommt! ſüß wird eure Tyrannei uns ſchmecken, denn nicht ſo grauſam und unverſöhnlich könnt ihr ſein, wie dieſer Prieſter und wie dieſes Concil!"

Ruhig erwiederte der Papſt: „Ich that meine Pflicht! Der Allbarmherzige wird nach ſeinem weiſen Willen ſein Gericht vollſtrecken. Er ſei gelobt!"

Und nun ſtimmte er das „**Te Deum laudamus**" mit kräftiger Stimme an und die Väter der Kirche fielen in den Geſang ein.

„Gott! ſie loben Dich!" ſprach Thaddäus von Sueſſa, aufrechtſtehend, während das Concil knieete, indem er ſein Schwert bis zur Hälfte aus der Scheide entblößte.

„Höre uns nicht, Allgütiger!" betete der Erzbiſchof von Palermo; „verſchließe Dein Ohr unſerm frevelhaften Gebet."

Die brennenden Kerzen wurden nun auf des

Papſtes Gebot von den Altären genommen und ihm und den Kirchenvätern gereicht.

Er ſtieß die ſeinige auf den Boden, daß ſie erloſch, und ſprach dazu: „Im Namen Jeſu Chriſti, welcher die Kirche eingeſetzet hat, daß ſie auf ewige Zeiten die Söhne des Staubes beherrſche und beſchütze! — So löſche ich, deſſen Stellvertreter, Friedrich's von Hohenſtaufen Majeſtät und ſein Leben. So ſterbe und verderbe jeder, der die frevle Hand gegen die Kirche erhebt!“

Die Prälaten wiederholten des Papſtes Worte, und thaten nach ſeinem Beiſpiel; wohl Mancher dachte dabei, in Schadenfreude frohlockend: „Rache für den Tag bei Meloria und die Gefangenſchaft!“ Der Erzbiſchof von Palermo aber ſprach, als er die ſeinige ſenkte, leiſe in ſich: „O Heiland, erbarme Dich ihrer! Denn wahrlich, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“

Am folgenden Tage hatte ſich in Lyon ein Gerücht verbreitet, welches um ſo mehr geglaubt wurde, je weniger es glaubhaft ſchien; — „Thaddäus von Sueſſa, der auf dem Concil mit ſolchem Eifer die Sache ſeines Herrn geführet, ſei von dem Papſte beſtochen und gewonnen worden.“ Von dem Papſte ſelbſt war dies Gerücht ausgegangen, der Schlaue ſorgte dafür, daß es ſo raſch als möglich auch bis Turin durchdringe, wo der Kaiſer den Ausgang der Concilsverhandlungen erwartete; denn würde dieſem, — ſo rechnete der Papſt, jenes Gerücht (welches durchaus grundlos war) zugleich mit der Nachricht von der Entſetzung zukommen, ſo werde er in der heftigen Aufregung durch das Letztere auch jenem Gerüchte leicht Glauben ſchenken, und wenn er auch in der Folge die Schuldloſigkeit des Thaddäus erkenne, müſſe doch mit der Erinnerung auch der Stachel des Mißtrauens in ihm haften bleiben. War aber das Vertrauen des Kaiſers von Thaddäus abgewendet, ſo werde es ſich ausſchließend dem Großritter Petrus von Vinea zukehren; letzteres in dem Kaiſer zu befeſtigen, wählte der Papſt noch ein andres Mittel.

Am Abende deſſelben Tages, an welchem das falſche Gerücht über Thaddäus ſich verbreitet hatte, — wandelte Petrus von Vinea, welcher ſich während der Concilsverhandlungen ruhig verhalten hatte, von dem Hauſe, in welchem der Meiſter der deutſchen Ritter wohnte, ohne Begleitung, wie er pflegte, nach ſeiner Herberge zurück. Der Papſt hatte ihn den ganzen Tag über auf allen Schritten durch ſeine Spione umſtellen laſſen, und wußte jeden Gang deſſelben.

Petrus von Vinea verſah ſich zu nichts Argem, als plötzlich aus allen Häuſern der Nachbarſchaft und den Mündungen der Seitenſtraßen Bewaffnete auf ihn losſtürzten und ihn mit dem

Geſchrei: „Stirb, Du Freund des Ketzers! Stirb, Du Rathgeber des Antichriſts! Im Namen des heiligen Vaters, tödtet den Vinea!“ umringten. Umſonſt war jeder Widerſtand des Angegriffenen; er wich der Uebermacht. Vieles Volk verſammelte ſich und nahm mitleidig für den Großrichter Parthei! „Der Unſchuldige!“ erhoben ſich laute Stimmen. „Ein Opfer der Rache des Papſtes,“ — andre, und manche nervige Fauſt drang auf die Meuchler ein, um den Großrichter aus deren Händen zu befreien. Doch das Jauchzen der Bewaffneten übertönte die Stimme, deren Ueberzahl erſtickte die Befreiungsverſuche des Volkes, und hie und da ließ ſich, während Vinea fortgeſchleppt wurde, der Ruf vernehmen: „Der treue Großrichter iſt verwundet! — Petrus iſt todt!“

In einem Franziskanerkloſter befand ſich Petrus von Vinea, nachdem er ſich von der Betäubung des erſten Schreckens erholt hatte, auf einem bequemen Lager in einer geräumigen Zelle, welche durch den matten Schein eines einzigen Lämpchens kümmerlich erhellt wurde. Zwei Brüder von der Regel des ſeraphiſchen Vaters ſaßen an ſeinem Bette, bis nach einer geraumen Weile die Thüre der Zelle ſich öffnete und ein Dritter hereintrat; die beiden andern erhoben ſich ehrfurchtsvoll und verließen ſchweigend die Zelle. Der Großrichter erhob ſich vom Lager, und blickte den eingetretenen Bettelmönch ſchärfer an. „Ihr ſelbſt ſeid's, heiliger Vater?" ſtammelte er beſtürzt.

„Ich bin's, mein Sohn," erwiederte dieſer.

„So wäre es nicht Euer Gebot geweſen, auf welches man mich meuteriſch überfiel und in dies Gefängniß brachte?" fragte Petrus.

„Sage vielmehr: ich bin in Deiner Gewalt, mein Sohn!" antwortete der Papſt.

Da raffte der ſchwachmüthige Petrus ſich eilig vom Lager auf und kniete ehrfurchtsvoll vor den heiligen Vater hin, um Aufſchluß bittend.

„Ich bin der Gefangene Deines Vertrauens, geliebter Sohn im Herrn!“ ſprach der Papſt, indem er ihn freundlich wie einen alten Vertrauten zum Sitzen nöthigte. „Du kannſt hingehen und mich dem Kaiſer verrathen,“ fuhr der ſchlaue Papſt fort, „ihm alles wiederſagen, was ich Dir mittheilen werde, dann bin ich verloren! Ich werde ſehen, ob Du ſolches zu beginnen fähig biſt!“

„Nimmermehr, heiliger Vater! bei meinem Leben, bei meiner Ehre, bei unſerm Heilande ſchwör' ich es Euch; — nie werde ich Euer Vertrauen mißbrauchen, welches mich ſo hoch ehret!“ erwiederte Petrus von Vinea raſch; ſeine Eitelkeit war geſchmeichelt und herausgefordert zugleich, und von dieſer hingeriſſen, bedachte er nicht, daß er ja eben völlig in des Papſtes Gewalt ſich befand. Der Letztere aber weidete ſich ſchadenfroh an der Schwäche dieſes Mannes, an deſſen Gewinnung ihm ſehr viel lag, und mit der Wolluſt des Tyrannen, der ein Opfer ganz in ſeiner Gewalt hat und weiß, daß es nun keinen Schritt mehr wagen kann, ohne ſich ſelbſt zu verderben, — klärte er den umſtrickten Großrichter alſo auf, um ihn, indem er ihm die Unmöglichkeit eines Rücktritts zeigte, noch feſter zu umſtricken. „Daß Ihr überfallen und hieher gebracht wurdet, iſt allerdings mein Werk," begann er, — „denn ich wünſchte Euch, den ich um ſeiner Gelehrſamkeit und Weltklugheit willen ſchon ſo lange ſchätze, gerade jetzt zu ſehen und zu ſprechen, um Euch, theurer Freund, vom Rande des Abgrundes zu retten, welcher den Kaiſer verſchlingen wird. Wie konnte ich aber Euch ſehen und ſprechen, ohne Euch dem Verdachte und dem Zorne des Kaiſers preiszugeben? denn erführe dieſer, daß wir zwei, — die alten Freunde, — uns beſprachen, ſo würde er Euch zur Stelle als ſeinen Feind betrachten und verfolgen. So aber, wenn er hört, daß

Ihr um ſeinetwillen mißhandelt worden ſeid, wird ſein Vertrauen zu Euch nur ſtärker und feſter werden.“ — Dies war’s allerdings, was Innocenz beabſichtigt hatte, — dies Vertrauen eben wollte er ja für die Folge benützen, um von allen Schritten des Kaiſers bei Zeiten unterrichtet zu ſein und ſie vereiteln zu können. — „Ja, Euch retten!“ fuhr er vertraulich zu dem Großrichter fort, indem er deſſen Hand faßte; „denn ſein Fall iſt nahe, und was wird dann aus Euch, den die Welt als den geheimen Lenker des Kaiſers bezeichnet?“ Dieſe Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung bei Petrus nicht; — doch war er, obſchon ſie ihm wohlthat, ſo überraſcht, daß er keine Antwort fand. Eifrig fuhr der Papſt fort: „Glaubt: ich vergaß Euch nicht; ich dachte an Euch. Ihr ſeid, wenn der Kaiſer fällt, nicht verloren, ſobald Ihr Euch der Kirche ergebet, und dieſer Eure Kenntniſſe, Eure ruhmwürdige Thätigkeit widmet. Kaum einiger

Worte und des Segens bedarf's, und Ihr könnt als Prieſter dieſelben und höhere Anſprüche an das Leben machen als bisher, denn die Kirche iſt ihren treuen Söhnen eine nachſichtige Mutter, und freut ſich, wenn ſie das Leben genießen. Was bleibt Euch auf des Kaiſers Seite? Ewige Dienſtbarkeit. Auf der Seite der Kirche? der Weg offen zum Stuhle Petri; ſchon vor Jahren, da Ihr des Kaiſers neue Geſetzgebung vollendet hattet, war mir Euer Name, Petrus, bedeutungsvoll. — Dies mein Vertrauen! — Wählet!"

In der erſten Aufwallung ſchlug Petrus ein; in der nächſten Sekunde ſagte ihm ſein Gewiſſen: „Du heißeſt jetzt Iscarioth!" — Und in ſeiner Schwäche wollte er nunmehr mit dem Papſte dingen und handeln, bat um Zeit zur Ueberlegung, um offnen Schutz! Aber Innocenz hielt ſchadenfreudig und frohlockend ſein Opfer feſt. — „Verſuch's!" ſprach er, „entrinne! Eile zu dem Kaiſer! Verrathe mich! Ich gebe Dich frei! Du kannſt nichts bei ihm erwecken, als ſein Mißtrauen. Er wird Dich tödten, wenn er nur erfährt, daß es eine Viertelſtunde gab, in welcher wir uns insgeheim ſprachen."

Der Großrichter fühlte die entſetzliche Wahrheit; er war in die Falle gegangen. Nur Falſchheit konnte ihn retten. Er mußte dem Kaiſer Freund ſcheinen, ihn verrathen, um ſich ſelbſt nicht zu verrathen.

So gab er ſich denn auf's Neue, doch jetzt in Verzweiflung, dem Papſte hin. Um ein Blendwerk hatte er ſeine Seele verkauft. Im ohnmächtigen Jammer ſchrie er nach der verlornen Treue! — Der Papſt mahnte ihn endlich zum Aufbruche, half ihm eine Lüge erſinnen, wie er aus der Gewalt der Angreifer losgekommen, rieth ihm, ſich den Arm aufzuritzen, und da Petrus ſich noch bedachte, zog er raſch einen Dolch aus der Kutte, und verwundete ihn leicht damit! „Jetzt raſch fort! bevor jemand Verdacht ſchöpfen kann!" drängte er. „Häufe öffentlich Schmach auf mich, läſtere mich; — ſo dienſt Du mir — und Dir, Dir, Petrus! Das bedenke. — Und Eines bedenke dazu: daß Du Petrus heißeſt, und einſt ſein kannſt, — was ich jetzt!" Petrus meinte, die Stimme des Verſuchers in der Wüſte zu hören, und entrann.

„Meine Kronen herbei!" ruft Friedrich, als er die Nachricht von der Abſetzung durch Innocenz erhält; die Edelſten ſeiner Reiche waren um ihn verſammelt.

Die Kronen werden herbeigebracht.

„Laßt ſehn! Da ſind ſie noch!" — Er ſetzt ſich eine derſelben auf's Haupt.

„Feſt ſitzt ſie wie vor und eh' auf dieſem Scheitel, und kein Papſt und kein Concil ſoll ſie mir rauben. Noch hab' ich eine Hand, ſie zu halten, und eine andere, für ein Schwert, um ſie zu vertheidigen. — Wo iſt Manfred? —"

Manfred erſchien.

„Mein Sohn!" redet der Kaiſer ihn an, — „komm! Du biſt jetzt dreizehn Jahre alt, ich einundfunfzig; Du mußt bei Zeiten lernen. Sieh! Dieſe Kronen! Faſſe ſie an! Sind ſie oder ſind ſie nicht?"

„Ich faſſe ſie ja!" erwiedert Manfred.

„Und wenn ein aberwitziger Thor käme, und ſagte Dir, der Du ſie haſt, — „„ſie ſind nicht, ſind nicht Dein, —"" und wenn er durch die Städte und Länder zieht und läßt überall ausrufen: „„ſie ſind nicht Dein! ſie ſind nicht!"" was wirſt Du thun?"

„Sie mir auf's Haupt ſetzen, Vater, mein Schwert ziehen, des Thoren Hand faſſen und drauf legen; und, — glaubt er's nicht, dann"

„Ihn auslachen, Manfred!....“ fiel ihm der Kaiſer in's Wort.

„Dann ihn durchbohren, Vater!“ rief Manfred haſtig.

„Du biſt mein ächter Sohn! —“ ruft der Kaiſer. „Ihr edlen Herren! beugt Eure Kniee vor ihm; ich erkläre ihn für ebenbürtig, und nenne ihn Fürſt von Tarent! — Ja, Manfred, ſo handelt ein König und ſo handle ich. — — Dem Himmel ſei Dank! Ich bin frei! Innocenz ſelbſt machte mich frei! Ein Ende hat der Zwang, den ich, um kein Aergerniß zu geben, lange Jahre mir auferlegt. Nun iſt's gegeben, wehe dem, der es gab! Ausſprechen kann ich jetzt, was ich wollte, was ich will. Gott und die Welt ſind mir Zeugen, wie ich bisher den Päpſten gegenüber gehandelt. Gott ſieht's, die Welt ſieht's, wie der Papſt gegen mich! Er wollte mir den einen Freund meucheln, den andern verführen! Wir ſtehn Gleich auf Gleich, Feind gegen Feind. Was that er? Sage es wieder, wer es wagt! Ein Rebell, wer es ſagt! Was alſo iſt Er?“

„Und nun keine Gnade mehr! Ihr Fürſten der Erde, ihr habt Gott, ihr ſeid die nächſten nach ihm, ihr ſprecht ſeine Gebote den Völkern, verwaltet ſein Amt auf Erden; was braucht ihr noch Mittelsleute zwiſchen ihm und euch? Eure Sache fecht' ich aus, die Majeſtät! Keine Gnade mehr! Recht! Recht! — — Keine Schonung! Keine Milde! — — Schonung, Milde, Gnade gegen den Papſt ſind fortan Verbrechen! Auf, ihr Fürſten! Waffen in die Hand, Muth in die Herzen! Ich renne Euch voran! Das Wahnbild muß ſtürzen. Wozu ein Papſt? — — Manfred, hier iſt ein Schwert für Dich!“

V.

Des Kaiſers verdoppeltes Wohlwollen und Vertrauen erfüllte des Großrichters Petrus von Vinea Bruſt mit den Qualen der Hölle. Noch nicht ſo verderbt und ſo ſchwach, daß er ſich im Verbrechen noch nicht frei, kräftig und ſelbſtſtändig fühlte, — und doch dem Scheußlichſten, dem Verrathe, ſo verfallen, daß kein Rückweg mehr möglich war! — Das, was ſeines Verrathes Grund geweſen, die *Schwäche*, verzehrte ihn. Er hatte ſoviel Gedächtniß, — um nicht zu ſagen: Dankbarkeit, — daß er ſeine Erbärmlichkeit begriff, und noch ſoviel Charakter, daß er ſeine Schwäche verdammte, aber ſoviel Schwäche zugleich, daß er ſeine Zweideutigkeit bereute, ſoviel Schwäche, daß er, — ſo ſehr es ihn auch drängte und trieb, — es ſcheute, zu dem Kaiſer hinzueilen, und ihm ein offnes Bekenntniß abzulegen. Der Verzeihung des Kaiſers durfte er gewiß ſein, nicht ſo der Achtung deſſelben, und gerade an der Achtung lag ihm, der ſie verſcherzt hatte, ebendeshalb, weil er fühlte, daß er derſelben nicht mehr *würdig* ſei. Dazu nun noch die Nothwendigkeit, dem Kaiſer, mit welchem er faſt jeden Tag zuſammenkam, ein freundliches Geſicht und Seelenruhe zu zeigen, während in jedem Augenblick ſein Gewiſſen ihm zurief: Judas! Judas!" — — Oft meinte er, es nicht länger aushalten zu können, — wieder aus Schwäche! Nur um ſich ſelbſt Ruhe zu ſchaffen! Nicht aus wahrhafter und echter Treue! Schamloſe Scham! Weshalb dann immer noch die Conſequenz, daß er dem Papſte heimlich die

Handlungen des Kaiſers verräth? Um den Papſt nicht zu verrathen. Eigentlich: um auch vor dieſem ſich keine Blöße zu geben! Dabei hat Petrus Grundſätze, dabei beichtet er, und nimmt den Leib des Herrn; dabei iſt er als Oberrichter gewiſſenhaft gegen jedermann. Aber er weiß von des Papſtes Anſtiftung zur Empörung in Deutſchland, in Neapel. Und doch ſagt er dem Kaiſer nichts davon. „Ich verrathe ja den Papſt!“ ſchützt er ſich ſelber vor, ohne ſich dabei zu beruhigen. Sich ſelbſt verriethe er, das iſt der wahre Grund! Furcht! Armſeliger! Entſetzlich Jammernswerther!

Die Büßerin, welche Manadora in Siena pflegte, war Blanca Lancia, Manfred's Mutter, welche ſich ſeit jenem Tage, da ſie den Sohn in Friedrich's Hände gegeben, in ſtille

Einſamkeit zurückgezogen und ſich aus dieſer nur herausbegab, um Kranken und Nothleidenden beizuſpringen. Obwohl ſie das Kloſter bewohnte, wo ſie von allen Schweſtern wie eine Heilige verehrt wurde, hatte ſie doch kein Gelübde abgelegt. Wozu ein Gelübde, — meinte ſie, — wenn Gottes Liebe frei aus uns wirkt?

Blanca und Manadora waren bald Freundinnen geworden; Manadora hatte ihrer Pflegerin ohne Scheu ihre Geſchichte erzählt, und ebenſo aufrichtig von dieſer deren Verhältniß zum Kaiſer erfahren. Dieſe wechſelſeitige Aufrichtigkeit war es, auf welcher ihre wechſelſeitige Achtung fußte. Beide Frauen hatten auf jede irdiſche Hoffnung verzichtet, beide wünſchten nur Friedrich's Heil, — Manadora das irdiſche, Blanca das ewige. Beide prieſen das Schickſal, das ſie zuſammengeführt, — zwei Nebenbuhlerinnen ohne Eiferſucht; denn ſie wetteiferten nur in der Liebe, in ihrer Liebe zu ihm, nicht um ſeine zu einer von ihnen beiden, nicht um den Beſitz des Geliebten! — Das Kloſter bot Manadoren Sicherheit, Ruhe, Frieden, und eine Seele, von welcher ſie ganz verſtanden war. Was wünſchte ſie mehr? Jede leiſe Regung ihres Herzens durfte ſie der edlen Blanca mittheilen und ſicher ſein, von ihr Troſt und Hoffnung zu erhalten. Was ſie im vollſten Beſitze des Geliebten, der irdiſchen Glücksgüter, was ſie bei ihren kühnſten, frevelhaften Hoffnungen, was ſie im ſinnlichen Leichtſinn entbehrt, — hier am Buſen der Freundin fand ſie Alles, und zwar reicher als bei Margarethe, von welcher ſie nicht blos der Stand, ſondern auch deren Pflicht und Liebe, endlich auch die damalige Unklarheit ihres eignen Wollens, ſtets etwas entfernt hatten. Was ſie je gelitten, daran erinnerte ſie ſich jetzt gern wie an etwas Angenehmes, wenn ſie es der Freundin erzählte, in deren milder Ruhe ſie ſelber ſo ganz ruhig geworden war; denn ſo oft Sorge um Friedrich ſie peinigte, ſo oft ſie ſich Vorwürfe über ihr früheres Leben machte, ſo oft ihr der Gedanke, daß ſie ſo gar nichts für Friedrich thun könne, ihre Ruhe wieder verbitterte, — ſtets wie's Blanca mit kindlich-jungfräulichem Vertrauen ſie nach oben, und ſanft zerſchmolz Manadorens wildes Weh. Sie theilte der Freundin auch das Geheimniß ihrer Schätze mit, und bat ſie, ſie zu begleiten, um das Document zu finden. Blanca war lange nicht zu bewegen, ihre Einſamkeit zu verlaſſen, endlich aber gab ſie von der Freundſchaft und Liebe beſtürmt, nach, und die beiden Frauen machten ſich, als Pilgerinnen gekleidet, auf den Weg nach Campofelice.

Innocenz hatte es indeſſen bei dem bloßen Verdammungsſpruche nicht bewenden laſſen, ſondern ſetzte alles in Bewegung, um den Kaiſer zu verderben. Hatte er doch Meuterei und Empörung für ein Verdienſt vor Gott erklärt; folgerecht dieſem Ausſpruche handelte er ſelbſt. Mit den Lombarden hatte er das engſte Bündniß geſchloſſen. In Deutſchland betrieben auf ſeine Anregung Conrad von Cölln und Siegfried von Mainz die Wahl eines Gegenköniges, und Philipp von Ferrara, der finſtre, wollüſtige, grauſame Legat des Papſtes, welcher dem Volke für bloße Anhörung ſeiner Kreuzpredigten gegen den Kaiſer vierzigtägigen Ablaß verſprach, reiſte von einem deutſchen Fürſten zum andern, und trug die Krone an. Aber weder die Herzoge von Baiern, Oeſterreich, Braunſchweig, Sachſen und Brabant, noch der König von Böhmen, noch die Markgrafen von Brandenburg und Meißen waren zum Treubruch zu bewegen, noch bezeigten ſie Luſt, ſich der fremden Tyrannei hinzugeben. Heinrich der Rauhe, Landgraf von

Thüringen, der ſeine fromme Schwägerin Eliſabeth und ihre Kinder ſchnöde mißhandelt, nahm nach langem Beſinnen mit ſcheinbarer Demuth die Krone an, und Innocenz befahl nun den Wahlfürſten Deutſchlands, kraft ſeiner Gewalt, zu binden und zu löſen, den Landgrafen einſtimmig und eilig zu küren; eine ungeheure Summe, die er durch Erpreſſungen gewonnen, ſandte er dem Landgrafen, und bald fanden ſich vier Erzbiſchöfe und drei Biſchöfe, und machten in Hochheim bei Würzburg einen Pfaffenkönig, und die Mailänder ſchickten Boten an ihn, ihm die Krone Lombardiens anzubieten. In Italien wimmelten die Bettelmönche hin und wieder, Bann, Interdict und Abſetzung verkündigend und den Kreutzzug predigend gegen das kronenloſe, vogelfreie Haupt.

Leicht und froh fühlte ſich der Kaiſer, da keine Rückſicht mehr ihn band. Er ſchrieb an die Könige, deckte jede Sünde der Hierarchie auf, entlarvte die Heuchelei des Papſtes und wies hin auf deſſen Grauſamkeit, Geiz und Wolluſt, ſeit derſelbe im Beſitze der höchſten Macht niemand mehr zu ſcheuen brauchte. In Florenz, wo die Secte der Katharer von den päpſtlichen Ketzerrichtern Ardingho und Calcagni verfolgt wurde, alle Gefängniſſe von Männern, Weibern, Greiſen und Kindern wimmelten, welche die römiſche Kirche nicht anerkannten, wo unabläſſig Schaffote und Scheiterhaufen drohten, verbot der Kaiſer die Glaubensgerichte, allgemeine Freiheit des Glaubens proclamirend. Von Pavia brach er mit ſeinem Heere auf, rückte zwiſchen den Ticino und den Kanal von Abiagraſſo, und hinderte den Uebergang der päpſtlichen Hülfstruppen über den Kanal, während Enzio mit den Schaaren von Cremona, Parma und Reggio bei Caſſano über die Adda ſetzte, weiter vordrang, und Gorgonzuola erſtürmte; die Mailänder wenden ſich aus Beſorgniß vor der Gefahr, welche durch Enzio der Hauptſtadt droht; da ſetzt der Kaiſer über den Kanal, fällt ihnen in den Rücken, und beſiegt ſie. Dann verheert er ihr Land, indeß Enzio das Gebiet Piacenza's, und überwintert zu Groſſetto in Toscana. Als er in Groſſetto einzieht, tritt ein Minorit aus dem Stadtthore, — greift nach dem Zügel des Pferdes und ruft: „Hebe Dich weg, Verfluchter, und verunreinige die geſunde Luft Toscana's nicht durch das Gift Deiner Ketzerei. Selig wird jeder im Paradieſe ſein, ſage ich Euch, der dieſen Nero hinrichtet, gebenedeit jeder Dolch, der für ihn geſchliffen wird." Thaddäus von Sueſſa packte den Fanatiker an der Gurgel. „Weißt Du nicht, welche Strafe Dich erwartet?" „Laßt ihn!" erwiederte der Kaiſer lachend; „er hielt mich für Bileam, und ſich ſelbſt,.... nun, warnte mich! Soll ich mich auch noch mit der Narrheit befaſſen? Er möchte ein Märtyrer werden, doch ich habe keine

Laune, ihn dazu zu machen. Geh mit Gott, waſche Dich bei Gelegenheit, damit Du nach langer Zeit wieder einem Menſchen ähnlich werdeſt, und glaube, daß Du, auch ohne mich zu ermorden, in's Paradies eingehen wirſt, denn der Einfältigen im Geiſte iſt das Himmelreich. —"

Alle Küſten und Häfen, alle Gränzen und Handelsſtraßen wurden ſcharf bewacht; Gefängniß und Todesſtrafe über jeden verhängt, der Gelder an den Papſt, Waffen für die Lombarden, Ablaßbriefe und Schreiben des Papſtes ſchmuggelte. Während Enzio die feindlichen Städte im Schach hielt, vertrieb der Kaiſer allenthalben die mächtigen Verwandten des Papſtes, die ſtolzen Lavagnas.

Das Glück des Kaiſers, welches dem Grimme des Papſtes hohnſprach, ſtachelte dieſen bis zur Wuth. „Ich hab' es geſchworen, ihn zu verderben!" rief er, als er die Nachricht von der Vertreibung der Lavagnas, von der Beſtrafung der Bettelmönche erhielt, — — „er ſoll's, oder ich ſelbſt will nicht länger leben! Iſt ſeine Krone wie von Fleiſch und Bein, daß ſie mit ſeinem Scheitel zuſammenwuchs? Fällt ſie nur mit dem Haupte zugleich? Nun! So falle das Haupt!"

Und, wie im Wahnſinn dieſer einzigen feſten Idee nachhängend, traf er, geſchäftig, als hätte er tauſend Leben, — die Anſtalten, ſeinen Entſchluß zu verwirklichen.

Raſch reifte das Werk.

VI.

Der Kaiſer feierte in Groſſetto die Neujahrsnacht. Bei ihm befanden ſich Manfred und die Auserleſenſten ſeiner Treuen, der Statthalter Tusciens, Pandolfo von Faſanella, Jacob von Morra, der Graf von Caſerta und Thaddäus von Sueſſa. Nur Petrus von Vinea fehlte. Der Kaiſer, der ihn ungern vermißte, fragte die Tiſchgenoſſen, ob Vinea krank ſei, denn ſchon ſeit längerer Zeit wandle er bleich und gebeugt umher, und meide jede Freude der Geſelligkeit.

„Seine Krankheit ſcheint mir Gram zu ſein,“

erwiederte Thaddäus. „Wenn mich nicht alles täuſcht, ſo wähnt er ſich von Euch zurückgeſetzt, ſeit dem Concil zu Lyon, da er ohne ſein Verſchulden zu ſpät kam, um den Ausſpruch des Papſtes zu hindern. Dies Letztere auch quält ihn — ſo dünkt mich — wie ein Vorwurf, und verſchärſt die Kränkung, welche er ſich einbildet. Seine Phantaſie iſt krank und ſucht in der Einſamkeit Hülfe. Wär' er der Mann der That, ſtatt des Worts, er genäſe ſchnell."

„Ich wünſch' es von Herzen!" ſprach der Kaiſer, „denn es iſt jetzt keine Zeit, daß Männer wie er, mir fehlen. Für das hundertköpfige Ungeheuer, das ich bekämpfen will, brauch' ich hundert Arme, und das Wort iſt auch eine Macht. Hat doch die Hierarchie durch dieſen Innocenz bereits aufgehört, eine geiſtige Macht zu ſein; fortan läutere und verherrliche ſich der Staat als geiſtige Herrſchaft! Solche Schwertführer des Wortes, wie Petrus und Du, Thaddäus, ihr Künſtler, die meinen Gedanken Geſtalt, Fleiſch und Blut gabet, ſeid die Vorfechter einer neuen Zeit. Horch! Die Glocke verkündigt Mitternacht, die Geburt eines Jahres! — Einer neuen Zeit; dem Glücke unſrer Enkel bring' ich dieſen Becher! Wäre Scotus hier, und läſe uns aus den Sternen die Beſtätigung!"

„Ihr zweifelt alſo?" fragte Jacob von Morra; „oh, viele ſiegreiche, ſegenbringende Jahre wird Euch der Himmel noch gönnen, hoher Herr!"

„Werdet ſo alt wie Gregor, und ſterbet einſt glücklicher!" rief Pandolfo, ſein Glas erhebend.

„Ich hoff' es," entgegnete der Kaiſer heiter, „wenn ich nämlich dies Jahr überlebe. Scotus warnte mich davor."

„Wie?" fragte Jacob von Morra auffahrend.

„In der That. Ich habe Grund, der Weiſſagung zu trauen," fuhr Friedrich fort. „Ich weiß: der Papſt dingt mir Mörder. Neulich verkündigte es der Biſchof von Bamberg, als er von Lyon nach Hauſe reiſete, dem dummen Pöbel, wie eine göttliche Eingebung: „binnen Kurzem wird dieſer Fürſt der Gottloſigkeit und des Meineides fallen.“

„Frohen Muth, mein Kaiſer!“ rief der treue Thaddäus; „Du haſt ja uns! Eher, als ein Haar Deines Hauptes gekrümmt wird, fühle der Papſt ſelbſt, daß er — ſterblich iſt!“

„Das verhüte Gott!“ entgegnete der Kaiſer raſch, beſtürzt.

Während dieſer Neujahrsfeier hörte die Gräfin von Caſerta ſpät in der Nacht an der Thür ihres Schlafgemaches leiſe pochen. Wähnend, es ſei ihr Gatte, welcher früher, als er gewollt, vom

Feſte heimkomme, verließ ſie das Ruhebett, auf welchem ſie leſend lag, und öffnete.

Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, tritt herein. „Ihr Heiligen!“ ſtammelt die edle und tugendhafte Gräfin. Jetzt erkennt ſie den Großrichter Petrus von Vinea. „Von meinem Gatten? Wiederfuhr ihm ein Unheil, daß Ihr kommt? O Gott, was ſonſt? Verhehlt mir nichts! Ich leſ' es auf Eurem verſtörten Antlitz. Ihr öffnet die Lippen und vermögt doch das Entſetzliche nicht auszuſprechen.“

„Nichts Solches!“ — ſprach Petrus; Gewiſſensangſt hatte ihn hergetrieben, der edlen Gräfin, von welcher er wußte, daß ſie des Kaiſers ganzen Werth ſchätzte und deſſen hohe Achtung genoß, alles zu entdecken. Er hatte ſich nach langen entſetzlichen Peinen nur Luft, Luft ſchaffen müſſen. Jetzt, da er, der Schuldbeladene, der Reinen gegenüberſtand, verſchloß ihm falſche Scham die Lippen, und doch fühlte er, daß er ſchon zu weit gegangen, daß er, um nicht als Thor zu gelten, oder, wurde ſein nächtlicher Beſuch bekannt, als zwiefacher Verräther zu fallen, ihr das Geheimniß mittheilen mußte, deſſen Verſchluß ihn faſt wahnſinnig gemacht. Er verriegelte die Thüre, faßte die Gräfin an, legte ihre Hand auf das ſilberne Crucifix, das auf dem Tiſche ſtand, und ſprach: „Wollet Ihr ſchwören, niemandem, ſelbſt keinem Prieſter in der Beichte zu ſagen, daß ich in dieſer Stunde zu Euch kam und Euch ein Geheimniß vertraute?"

Forſchend und muthig blickte die Gräfin ihn an; ſeine Blicke waren wie die eines Fieberkranken.

„Beſinnt Euch nicht! drängte Petrus. „Jede Minute reiſt Tod. Es gilt das Leben des Kaiſers und vielleicht Eures Gatten."

„Heiland!" ſtammelte ſie bebend.

„So ſchwört!"

„Beim Heil meiner Seele, ich ſchwöre es Euch zu!“

„Mich nie zu verrathen?“

„Nie! nie!“

„So hört und eilt zu retten!“ ſpricht Petrus faſt athemlos. „In dieſer Nacht ſoll der Kaiſer fallen.“

„Gerechter Gott! durch wen?“

„Pandolfo von Faſanella, Jacob von Morra nahmen es über ſich. — Andrea von Cigale, Teobaldo Francesco, die Grafen von San Severino, Goffredo von Morra, Richard von Faſanella und die angeſehenſten Barone Apuliens warten in Neapel auf das Zeichen, um Apulien für den Papſt zu beſetzen und unter ſich zu theilen. Schon wartet der Kardinal Rainer in Perugia mit einem Heere zu ihrer Unterſtützung. In der alten Begräbnißkapelle San Giovanni vor den Mauern der Stadt ſtehen Knechte mit Roſſen bereit. — — —“

Ohne ein Wort zu erwiedern oder weiter zu fragen, eilte die Gräfin von Caſerta im Nachtgewande aus ihrem Gemache in des Kaiſers Pallaſt. „Weh mir!“ jammerte Petrus. „Was that ich? Und doch — konnt' ich ihn ſterben laſſen? Fluch meiner Schwäche! Fluch dem Papſte! Wo mich bergen? — Wird ſie ihr Wort halten? — Wenn ſie mich verräth! Nach Hauſe! Zu Bette! — O ſei barmherzig, Schlaf, nur dieſe eine Nacht nach ſo vielen, in denen Du mich floheſt, feſſele mir die Sinne, und ſchütze mich! Nur dieſe Nacht breite Deine Fittiche über mir aus und glätte die Falten auf meinem Antlitze, daß, wer mich ſieht, ſagen muß: „„Der Unſchuld Frieden in ſeinen Zügen! Verräther ſchlafen nicht!““ Fort! fort! —“

So that er. Doch — „Verräther ſchlafen nicht.“ Die Augen geſchloſſen, doch ſein Antlitz, ein Spiegel der Seelenangſt, als müßte er des nächſten Morgens zum Schaffote. Entſetzlich!

Entſetzlich! — Dieſe Nacht, endet ſie nie? Erlöſcht die Lampe! — Umſonſt, kein Schlaf! — Horch, Mitternacht! — — — Glockenklänge! Iſt's die Sturmglocke ſchon, die das Volk zum Aufruhr ruft? Da ſteht im Dunkel der Nacht der Papſt vor ihm, hoch, ſchimmernd von Blut. Jetzt ſchlägt er den Purpur auseinander. — Die Leiche des Kaiſers in ſeinen Armen! — — Licht! Licht! — — Er ſpringt auf, ſchlägt Licht, entzündet die Lampe wieder, da iſt's ihm, als ſtünde der Eunuch hinter ihm, legte ſich auf ſeine Schulter, und blieſe ihn an, eiſig, — um die Lampe wieder auszulöſchen, ſein Leben auszulöſchen. Fort! Fort! Biſt Du's, Kaf? Iſt's ſchon gethan? Hatteſt Du kein Mitleid? Erlahmte Dir die Hand nicht? Faſanella, Morra! die rauchenden Dolche ſchwingend, auf ſchnaubenden Roſſen dahinjagend, — Barmherzigkeit! Haltet ein! Vollbringt es nicht! Und hat der Papſt die That auch zehnmal im Voraus vergeben, —

Gott vergibt ſie nicht! Sie ſchreit die Ewigkeit lang um Rache!"

Mit bewundernswerther Geiſtesgegenwart handelte indeſſen die Gräſin von Caſerta. Leiſen Schrittes erreichte ſie die Vorzimmer, wo ſie Heinrich fand. Da ſie deſſen Treue gegen den Kaiſer kannte, ſo vertraute ſie ihm ſchnell das Nöthigſte, und beauftragte ihn, ſeine Leute zu ſammeln und in der Stille gegen die Kirche San Giovanni zu führen, um ſich der Söldner, der Verſchworenen, des Eunuchen und der bereitſtehenden Roſſe zu verſichern. Hierauf ſammelte ſie in der Eile die deutſchen und ſarazeniſchen Wachen des Pallaſtes; ein Theil davon brachte die zahlreichen Diener der beiden Verräther für immer zum Schweigen; die übrigen Trabanten des Kaiſers, meiſt Sarazenen, führte ſie leiſe in das Gemach vor dem Saale, in welchem Friedrich ſich mit ſeinen Gäſten befand.

Der Kaiſer ſcherzte mit Thaddäus von Sueſſa; Faſanella hatte den Grafen von Caſerta in ein Geſpräch verwickelt, Jacob von Morra ſtellte ſich, als ſei der Wein ſeines Verſtandes Meiſter geworden. Denn dies war die Verabredung: in ſcheinbarer Trunkenheit ſollte Morra eine Beleidigung ſuchen, und, dieſe zu rächen, auf den Kaiſer losſtürzen, indeſſen Faſanella deſſen Freunde über ſich nehme. Der Eunuch aber ſollte in der Nacht vermummt in den Pallaſt ſchleichen (ſie hatten den früheren Plan dahin abgeändert) und auf das erſte Schwertergeklirr, das er hören werde, in das Gemach ſtürzen und den Kaiſer rücklings angreifen. Ein unwillkommener Zufall hielt indeſſen dieſen, der vor Luſt bebte, ſein jahrelang verfehltes Opfer, an deſſen Erniedrigung er verzweifelte, endlich zu erfaſſen, in der alten Begräbnißkapelle San Giovanni vor der Stadt zurück. Als die Verſchwornen nämlich in der frühen Dämmerung ihre Knechte und Roſſe in dieſelbe geſchafft, hatte der Sturm darin die ewige Lampe ausgelöſcht und die ſchwere eichene Thür in's Schloß geworfen. Kaf tobte wie wahnſinnig, gefangen zu ſein und die ſüße, heißerſehnte Rache Andern überlaſſen zu müſſen. Mit Rieſenkraft rüttelte er an der Pforte; mit der Behendigkeit einer Schlange wand er, längs der Wände an den ſchlanken Säulenbündeln ſich hinan, um ein Fenſter zu gewinnen. Endlich gelingt es ihm. Mit Lebensgefahr ſchwingt er ſich, im Dunklen tappend, auf dem Steinzierrath hinauf, und ſtößt mit der Fauſt gegen die dicken kunſtreich bemalten Scheiben. Seine Hand blutet; doch er fühlt es nicht. Ein eiſiger Sturm ſchlägt durch die Oeffnung herein. Schon hebt der Eunuch den einen Fuß und ſetzt ihn in's Freie, ſchon jauchzt er, gewonnen zu haben, nicht daran denkend, daß das Hinabgleiten an der Außenſeite ihm das Leben koſten kann. Da ſtößt er mit der Stirne an eine dicke eiſerne

Stange; — Gitter! Die rieſenhaften Schultern ſtemmt er dawider, umſonſt! Mit dem Winde um die Wette heulend vor Wuth, zieht er den Fuß wieder herein, hängt ſich mit ganzem Leibe dawider an die Stangen. Umſonſt! die Hände erlahmen. Er ſucht unter ſich eine Stütze für die Füße, jetzt findet er ſie, ruht aus und löſt die Hände von dem Gitter. Da bricht die dünne Ausladung; — — er ſtürzt....

Noch immer will ſich dem ungeduldigen Morra der günſtige Vorwand nicht bieten. Da wird die erkünſtelte Trunkenheit zur wirklichen Wuth und er ergreift ein Glas und ſchmettert es zu Boden. „So geh zu Grunde!“ murmelt er zwiſchen den Zähnen. Der Kaiſer bemerkt es. „Gemach, Morra! Ihr erinnert uns an die Pflicht der Mäßigkeit, und daß es Zeit iſt, aufzubrechen.“

„Was wollt Ihr hiemit?“ fragte Morra trotzig. Faſanella hält die Hand am verborgenen Dolch und neigt ſich, den andern Arm auf die Stuhllehne ſeines Nachbars gelegt, um ſeinen Mann raſch von hinten zu faſſen, zu dem Grafen von Caſerta, dem er in's Ohr flüſtert: „Der wackre Morra vergißt ſich. Doch ich hoffe: der Kaiſer rechnet ihm ſein Vergehen nicht an!“

„Gute Nacht, Ihr Herren!“ gebeut Friedrich freundlich, doch mit Nachdruck.

„Ihr beſchimpft mich!“ ſchreit Morra jetzt wie raſend. „Ihr ſollt es büßen!“ Schon entblößt er den Dolch.

Da öffnet ſich die Thüre und die Gräfin von Caſerta tritt herein, ſieht die Gefahr, ſtürzt auf Morra, ringt mit ihm. „Mein Gatte!“ ruft ſie jetzt erſt dieſem zu.

„Ein Mörder hinter Dir! Rette Dich!“

Jetzt erſt faßt der Kaiſer den Gräuel; doch er hat kein Schwert, und Morra zieht das ſeinige, mit der andern Hand den Dolch ſchwingend, womit er die Gräfin verwundet. Thaddäus von Sueſſa ſpringt dazwiſchen; der Graf von Caſerta kämpft mit Faſanella. Friedrich ſieht die Gräfin ſinken, denkt nicht an die eigne Gefahr und ſchützt ſie mit ſeinem Leben. Tapfer kämpfen die beiden Verräther, auf Kaſ's Ankunft hoffend, der ihnen Hülfe bringt. Statt ſeiner ſtürmen die Sarazenen herein. Krummſäbel blitzen. Furchtbares Gewühl im Saale. Der Kaiſer entreißt dem nächſten Sarazenen die Waffe und dringt auf die Mörder ein. Mit Löwenmuth wehren ſie ſich gegen die Uebermacht, gewinnen fechtend die Thüre, die Treppe. Schon ſind ſie auf der Straße, im Freien. Zwei Roſſe ſtehn noch für ſie bereit. Hinaus jetzt nach San Giovanni! Die Söldner zu flüchten, mit ihnen dann fort nach Apulien!....

Heinrich war mit Deutſchen und Sarazenen zu dem alten Begräbnißkirchlein geeilt; durch das Toben des Sturmes hindurch hörte er das Stampfen der Roſſe, das Geheul Kaf's, das Fluchen der Söldner drinnen. „Oeffnet! Ergebt euch!“ rief Heinrich mit Donnerſtimme vor der Pforte; doch dieſe blieb verſchloſſen. Von innen verrammeln die Söldner ſie in der Eile.

„Sturm!“ gebeut Heinrich.

An den feſten Mauern, an der Pforte prallt der Angriff ab. Da faßt ein Sarazene ein Dutzend Fackeln zuſammen und wirft ſie in das außen angebaute Beinhaus; die dürren Schindeln der Bedachung, die Bahren, die Bänke fangen raſch Feuer und der Wind facht luſtig es an. Beim Scheine der Flamme zeigt ſich im Beinhauſe eine in die Gruft hinabführende Thüre. Schnell iſt ſie in Trümmer zerſtampft, der Eingang frei; Sarazenen mit Fackeln hinab. Andre rüſten raſch vor der Pforte einen

Scheiterhaufen. Langſam beginnt das Eichenholz zu glimmen.

Jetzt hört Heinrich in der Kirche Waffengeklirr und das Luſtkampfgeſchrei: „Allah! Allah!“

„Allah!“ donnert Kaf's Stimme dazwiſchen.

„Jeſus, Maria!“ rufen die Reiter, die Roſſe ſtampfen drinnen.

„Das war Deine Stimme, Eunuch! Jetzt entrinnſt Du mir nicht!“ ruft Heinrich; von Rachluſt reckt ſich ihm jeder Nerv empor.

Kaf hat ihn gehört. „Komm! Komm! Ich erwarte Dich!“ iſt ſeine Antwort.

Da ſteht die eichene Pforte in Flammen. Durch dieſe ſtürmt Heinrich hinein, die Sarazenen ihm nach, drängen ihm entgegen die Eingeſchloſſenen heraus; der Sturm peitſcht ihnen die Flammen in's Geſicht. Sie weichen zurück in die entweihten Hallen.

„Kaf! Kaf!“ ſchreit Heinrich, beim Schein des Brandes ſeinen Gegner ſuchend.

Da ſtürzt der Eunuch wüthend auf ihn los. Beide werfen die Waffen weg und packen einander mit den Armen. Sie erwürgen ſich, wenn die Sarazenen nicht dazwiſchen drängen, ſie auseinander reißen. Indeſſen jagen die ſcheugewordenen Roſſe mit geſträubten Mähnen in den heißgewordenen Räumen umher, einen Ausgang ſuchend, die Hufe fangen ihnen an zu glühen; über Freund und Feind ſtampfen ſie hinweg.

Jetzt flammt die Kanzel, flammen die Altäre auf; paniſcher Schrecken erfaßt die Söldner Morra's und Faſanella's, ohne Widerſtand laſſen ſie ſich von den braunen Schnittern hinmähen. Im Getümmel aber, in Brand und Rauch ſuchen ſich Heinrich und der Eunuch. Die Fugen zwiſchen den alten Grabſteinen (dem Pflaſter der Kirche) klaffen, vor dem Altare brennt die hölzerne Fallthüre der Gruft von unten auf; in der Gruft drunten brennen die Särge.

Jetzt haben ſich Heinrich und Kaf gefunden, und beginnen den Kampf aufs neue.

„Deine Stunde ſchlug! Wehre Dich, Eunuch!"

„Wie ein Mann!" gibt dieſer zur Antwort und Hiebe dazu.

„Schände den heiligen Namen nicht, Elender!"

„Wer iſt Mann, Du oder ich? Du — ein Sclav Deines Kaiſers Dein Leben lang, ſchwachköpfig, wankelmüthig, immer lau, hündiſch geduldig! O wie matt Dein Arm! Soll ich Dir heiß machen? — denk an Gülnare, ich war's, der ſie in's Meer warf!"

Sprachlos zitterte Heinrich; Kaf erſah ſeinen Vortheil, ſchlug ihm die Waffe aus der Hand, warf ihn auf den heißen Boden, und ſprach, etwas beruhigt: „Dies Deine Mannheit! Und ich bin — Eunuch? Mich erquickt dieſe Flamme. So glühten ſiebenzig Jahre lang meine

Pulſe, und nie, nie fand ich Befriedigung für ihre Glut. Wiſſ' es und verzweiſle, — wie Du jetzt unter meinem Fuß, liegt in der nächſten Viertelſtunde der Kaiſer, und Manadora iſt gerächt."

„So hat Dich die Hölle betrogen!" ruft Heinrich, bei dem Namen des Kaiſers in neuer Lebenskraft auffahrend, — „denn, beim Andenken meines Vaters Elincior: — der Kaiſer iſt gerettet und lebt!"

„Elincior? Elincior? Dein Vater Elincior?" ſchrie der Eunuch taumelnd. „Lüge! Lüge! Du — Elincior's Sohn? Eine Lüge! Lüge! oder ich ſelbſt bin nicht Kaf!"

„Teufel! bebſt Du vor jenem Namen, haſt Du auch ihn betrogen, — gemordet vielleicht, wie Gülnare? Zum erſtenmal ſeh' ich Dich zittern! Dies Zittern verdammt Dich und ſchreit: Ja, Du thatſt es! Ficht, Bandit des Papſtes! o warum haſt Du nur ein Leben? Ficht, Mörder Gülnarens! Meines Vaters Mörder vielleicht, ſticht! ſticht!"

„Clincior's?" ſtammelte der Eunuch ſchwer getroffen; aller Grimm ſtrömte aus ſeinen Wunden. „Clincior's?" fragte er nochmals im furchtbarſten Schmerz, ohne ſich zu wehren. — „Dein Vater?"

„Bei Gülnarens Tode! er war es! Hör's und winde Dich in tauſendfacher Todespein!"

Wimmernd wie ein Weib erhob ſich der Eunuch matt vom heißen Boden; vor den brechenden Augen flirrte es ihm, röchelnd mit heiſerer Stimme ſprach er: „Rette Dich! die Glut dringt heran! Iſt's wahr? — O ſag's noch einmal, Clincior Dein Vater? Weh mir! Weh mir! Du nickſt! — Entſetzlich! Hinaus! Rette Dich! — Suche ſie auf .... die Schweſter."

Er ſank zurück. Sarazenen, die Heinrich allenthalben geſucht, eilten herbei, um ihn zu retten. Erſtickender Dampf füllte die Hallen.

„Meine Schweſter?“ fragte Heinrich erſchüttert, an den Sterbenden gebannt. —

„Manadora!“ ſtammelte der Eunuch, „ja, Manadora! — Armer Kaf! Armer Kaf!“ mit letzter Anſtrengung raffte er ſich auf, reckte die geballte Fauſt gen Himmel, ſtöhnte: „Warum ſchufſt Du mich? Zwitter! Irrthum! — — Unbefriedigt! Vernichtet! ...“ Er ſtreckte, mit dem Tode ringend, dem Feinde die Hand entgegen. — „Jahrelang Gehaßter, Clincior's Sohn! Bruder der Einzigen! — — Pflege ſie, bete ſie an; — ſie liebt, iſt elend!... O verſprich's! biſt ja ihr Bruder, — und ich — wußt' es nicht. O wir alle ſind vom Schickſal entmannt, geblendet dazu — fruchtlos all unſer Ringen! Doch ich... war ich nicht Mann genug?...“

Da ſank er hin und verröchelte. Die Sarazenen faßten Heinrich und trugen ihn durch die ausgebrannte Pforte aus dem qualmerfüllten

Raume. Der Winterſturm gab ihm wieder Athem, mit gierigen Zügen ſog er ihn ein.

Noch immer betäubt folgte er den Sarazenen, welche jede Spur der Feinde vertilgt, nach Groſſetto zurück. —

Indeſſen ritten auf der andern Seite des Kirchleins Morra und Faſanella, von ihren Dienern begleitet, von Deutſchen und Sarazenen verfolgt. Als ſie an San Giovanni vorüberkamen, läutete das Todtenglöcklein auf dem brennenden Thurme von ſelbſt. Die Klänge verhallten leiſe. Das Glöcklein ſchmolz.

Nach zwei Stunden ſtanden von San Giovanni nur noch die Wände. Die Gewölbe, die Pfeiler und die Thürme waren eingeſtürzt. Der Schutt wölbte ſich als neuer gemeinſamer Grabhügel über der Aſche der Söldner und über jener der Todten, welche in ihren Särgen verbrannt waren.

Ein ſolches Leichenfeuer hatte der Eunuch.

VII.

Im blinden Vertrauen auf das Gelingen ihres von dem heiligen Vater geſegneten Werkes, hatten die übrigen Verſchwornen in Apulien bereits verkündigt: der Kaiſer ſei todt, und der Papſt nach altem unverjährtem Rechte wieder Oberlehnsherr von Apulien und Sicilien; für den Papſt beſetzte Andrea von Cigala mehrere feſte Schlöſſer. Schon hatte der Kardinal Rainer, welcher in Perugia des Ausgangs harrte, Boten an Innocenz geſchickt, um von ihm die Anweiſung zu erhalten, auf welche Weiſe er Friedrich's Erblande an die Vollſtrecker des Spruches der

Kirche vertheilen ſolle, — da kamen Pandolfo von Faſanella und Jacob von Morra als Flüchtlinge zu ihm.

Den beiden Verräthern auf den Ferſen gefolgt ſtand der Kaiſer ſelbſt, plötzlich in Apulien, und, wo er ſich zeigte, jauchzte das treue Volk ihm zu; mild verzieh er jedem Verführten, doch mit äußerſter Strenge beſchloß er die Verführer zu beſtrafen. Kein Segen, kein Ablaß, kein Gebot des Papſtes ſchützte die Empörer mehr, von Stunde zu Stunde ſchwand ihr Anhang; mit genauer Noth gelang es ihnen noch, ſich in zwei Feſten, Scala und Capaccio, zu flüchten. Marin von Ebulo, der des Kaiſers Truppen im Spoletaniſchen befehligte, zwang bei Aſcoli den kriegsluſtigen Kardinal Rainer zur Schlacht; fünftauſend Gefangene fielen in des kaiſerlichen Feldherrn Gewalt, das ganze Heer des Kardinals wurde zerſtreut, Pandolfo und Jacob fielen. Das Schloß Scala ergab ſich faſt gleichzeitig; in Capaccio hingegen, ihrem letzten Halt, vertheidigten ſich Richard von Faſanella, Goffredo von Morra und die Grafen von San Severino aufs Tapferſte.

In jener Zeit des Gerichtes befanden ſich Blanca und Manadora zu Campofelice in Apulien; die letztere hatte glücklich die Urkunde gefunden und ſtaunte über die Entdeckung ihrer Abkunft wie über die ihres Reichthums. Der gewaltige, gefürchtete Magus, deſſen Name in Liedern lebte, deſſen Leben man ſich als Mährchen erzählte, — ihr Vater! Stolzer hob ſie ihr Haupt. Sie hatte ſich ſchon für eine Bettlerin gehalten, und nun mit einemmale ſah ſie ſich im Beſitze von zahlreichen wohlgeborgenen Schätzen, von Landſtrichen und Schlöſſern in Apulien, Sicilien, Deutſchland, welche Clincior Kaiſer Heinrich's VI. Freundſchaft verdankt hatte, und über deren Eigenthumsrechte bisher ſich die benachbarten Beſitzer geſtritten, in Ungarland und

Dacien. Dies alles, — wie pochte vor himmliſcher Freude ihr Herz! — konnte ſie dem Kaiſer geben, da dieſer doch das Beſte, was ſie ihm geben gekonnt, verſchmäht hatte.

Auf der Brücke über den Volturno in Capua ſtanden die beiden Freundinnen, Abſchied zu nehmen. Manadora wollte dem Kaiſer, der Capaccio (unfern der Ruinen von Päſtum) belagerte, das wichtige Dokument — wo nicht ſelbſt übergeben, doch wenigſtens Zeugin ſein, daß er gewiß es empfing. Blanca Lancia konnte ſich, ſo mächtig auch das Herz ſie trieb, nicht entſchließen, die Freundin zu begleiten, den Kaiſer und ihren Manfred zu ſehen. Sie hielt treu an ihrem dem Himmel geleiſteten Gelübde, fromm gläubig, daß ihre Entſagung und Buße, ein von Gott angenommenes Pfand für den Beſtand von Friedrich's Glücke ſei.

In dem Augenblicke aber, da Blanca ſich von der Freundin ſchon gewendet und ihre Hand loslaſſen wollte, kam große Herzensangſt über ſie. „Manadora!“ ſprach ſie, — „o gehe mit mir! Schon ſo vieles Bittre litteſt Du! ach ich kann Dir nicht ſagen, wie ich plötzlich um Dich bange. Gewiß dieſe Angſt iſt eine Warnung Gottes. Wenn Friedrich Dich, in unſeligem Verdacht, aufs neue abweiſet? — Wenn Du, bevor Du ſein Lager erreichſt, in die Gewalt des Feindes fieleſt, vielleicht des Kardinales gar! Wenn ſie Dir Dein Alles und Letztes entriſſen, dieſes Dokument, das Du bisher ſo glücklich bewahrteſt, wenn durch den Raub dieſer Schenkungsurkunde die gebeugten Hoffnungen der Feinde des Kaiſers wieder ſchnell zu Kräften kämen?!“ —

„Heiliger Gott! Du haſt Recht!“ rief Manadora.

„Ziehe mit mir nach Siena zurück, Vielgeprüfte!“ überredete die fromme Blanca mit ſanfter Gewalt ihre Freundin. „Siehe, ſo innig bin ich überzeugt, daß Gott Weltentſagung und das Gebet der Liebe als reines Opfer annimmt und gnädig ſeine Tage beſchützt! O komm mit mir in meine ſtille Freiſtätte, wo jede Wunde heilt, wo jeder Schmerz zur Wehmuth, wo die Sehnſucht zur freudigen Hoffnung wird, wo jeder Zweifel in Glauben ſich löst! nicht dumpfes Brüten findeſt Du dort, Du weißt es ja, nein, Du findeſt Troſt im Tröſten Anderer, Heilung in Heilung, die Bürgſchaft der Unſterblichkeit an Sterbebetten der Armen. O komm, komm, Manadora! wo wäre Dein Schatz bis zu günſtiger Zeit ſichrer geborgen, als in der Zelle? Welche Eile haſt Du, ihn gerade jetzt dem Kaiſer zu übergeben? die Tage des Friedens werden kommen, in welchen Du gefahrlos die Zelle wieder verlaſſen und vielleicht — will's Gott — dem Verſöhnten ihn übergeben kannſt!"

Manadora fühlte die Wahrheit und Innigkeit des Rathes. „So laß uns nach Siena zurückeilen!“ ſprach ſie gepreßt. — Plötzlich, den Blick aufſchlagend, rief ſie leidenſchaftlich: „O ſieh!“

Sie ſtanden vor der Bildſäule des Kaiſers, welche Capua's Bürger ihm aus Dankbarkeit und Ehrerbietung auf der Brücke über den Volturno errichtet hatten. Friedrich war, auf dem Throne ſitzend, gebildet, die eine Hand auf dem Kniee ruhend, die andere zum Zeichen der Herrſchaft erhoben. Zu beiden Seiten dieſer Statue ſtanden in angemeſſener Entfernung die der Großrichter Petrus von Vinea und Thaddäus von Sueſſa, welchen Apulien die Abfaſſung der neuen Geſetzgebung verdankte.

„O ſieh! Er hebt ſeinen Arm, er winkt mir gnädig und mild zu ſich heran.“

„Komm! komm!“ flehte die fromme Blanca in unerklärlicher Angſt. „Mir iſt, als ſollt' ich Dich verlieren. Oder iſt's — ach — die irdiſche

Sehnſucht nur, die mich bewältigen, beirren will, nach meinem Sohne, nach ihm? O komm!“

Manadora riß ſich von dem Anblick der geliebten Züge los, und folgte der Freundin. Da verſperrten ihnen beiden Reiter, welche eben auf der Brücke daher kamen, den Weg.

„Petrus von Vinea!“ flüſterte Blanca der Freundin zu. „Wie anders als ſein Bild! ſeine Stirn wie finſter!“

„Seine Lippen verzerrt, als ſprächen ſie nur Todesurtheile!“

Petrus ſaß auf einem prachtvollen Schimmel, gefolgt wie ein Fürſt von einer zahlreichen Leibwache. Seit jener Nacht der Todesangſt, in welcher er die Feuerprobe des böſen Gewiſſens beſtanden, verſtand er ſein Aeußeres zu meiſtern, freilich nur durch ungemeſſene Strenge, in welcher allein er für Augenblicke Stärke und Sicherheit vor ſich ſelber fand; unter der marmornen Maske aber lag Furcht vor jedem Blick, lag Verzweiflung — Verweſung! Zwar waren Pandolfo und Jacob in der Schlacht geblieben und der Eunuch Aſche, — doch Capaccio hielt ſich ja noch, deßhalb, um den Kaiſer zu täuſchen, Unerbittlichkeit, ja Grauſamkeit gegen jeden, auf welchem auch nur der geringſte Verdacht der Verrätherei und Empörung haftete. Sein Blutdurſt machte ihn allenthalben, ſo geliebt er ſonſt geweſen war, in demſelben Maße jetzt verhaßt.

Ein einziger Blick und er erkannte Manadora und gab ſeinen Trabanten Befehl, ſie zu ergreifen. „Endlich, Verrätherin, findeſt Du Deinen Lohn! Den Verruchten, welcher Dir diente, traf Gottes Gericht; Dich treffe das irdiſche.“

Vergebens trat Blanca Lancia dem finſtern Richter entgegen und ſprach:

„Erkennet Ihr mich, Petrus? die Mutter Manfred's bin ich, und ſtehe für die Unſchuld dieſer edlen Frau ein!“

Der Großrichter neigte ſich leicht und erwiederte: „Und wäret Ihr die heilige Jungfrau ſelbſt, und ſprächet für ſie, — ich würde das Recht nicht umſtürzen. Ihre Verrätherei gegen meinen Herrn, den Kaiſer, iſt längſt erwieſen, ſie unterſtützte die Lombarden, den treuloſen König, den Papſt mit ihren Schätzen; ſie verdiente den Tod.“

„Richte nicht, auf daß Du ſelbſt nicht gerichtet werdeſt!“ warnte Blanca. — Petrus erbebte, fürchtend, ſie wiſſe um ſein Geheimniß. Um ſo feſter verharrte er auf ſeinem Beſchluſſe. „Trabanten, thut Eure Pflicht! In den Kerker mit ihr!“

„Und mit mir!“ ſprach Blanca entſchloſſen; „iſt dieſe ſchuldig, ſo bin auch ich's; dann beſtraft das Elend und die Treue mit dem Tode, und laßt den Verrath frei und im Glücke herumgehen. Komm, Manadora! Ich trenne mein Loos von dem Deinigen nicht.“

Willkommen war ihr Entſchluß dem Großrichter; denn er fürchtete jetzt auch ſie, und ein Leichtes war es ihm, ſie unterm Scheine der Gerechtigkeit zu verdammen. Sicher wollt' er ſein! — Seine Trabanten nahmen die beiden Frauen in die Mitte und führten ſie in einen der Kerker Capua's, zum Schrecken des Volkes, welches in der einen Pilgerin die einſt ſo mächtige Fürſtin von Campofelice erkannte, in deren Palaſte jetzt jene Sammlungen von aufgefundenen Kunſtwerken des Alterthums aufgeſtellt waren, welche in dem nach Friedrich's eigenen Angaben neben demſelben neuerbauten Muſeum keinen Platz mehr finden konnten.

Drei Tage befanden ſich die beiden Frauen bereits in dem Gefängniſſe, und erwarteten das Todesurtheil mit Ergebung in den göttlichen

Willen. Der begeiſterten gläubigen Blanca Hoffnung auf Unſterblichkeit und Wiederſehen in einem ſchöneren Leben, wo kein Haß und keine Verfolgung mehr, wo nur göttliches Verſtändniß, ewige Freude am vollendet Schönen, — dieſe Hoffnung hob auch Manadorens Seele frei und freudig empor aus der Nacht des Kerkers und des Todes. Wie ſchnell das Scheiden! Wie bald das Wiederſehen! Nur der Gedanke an Manfred drängte ſich in Blanca's fromme Ergebung! Ach, ihn nur noch einmal ſehen! blühend, ſchön, mild, edel, — wie ſeinen Vater dachte ſie ihn ſich.

Am Abende des dritten Tages hatte Petrus von Vinea das Gericht zum Endurtheile verſammelt; allzulange währte ihm die Zögerung. Da ſtürmte, während er eben ſeinen Zweck zu erreichen hoffte, Heinrich herein. Er eilte von Capaccio nach Tuscien, um Truppen herbeizuführen, und mit dieſen die Banden zu vernichten, welche die Verwandten der in Capaccio eingeſchloſſenen Grafen von San Severino, zum Theil aus Räubern und freigelaſſenen Verbrechern, zum Theil aus den verſprengten Reſten des Heeres Rainers gebildet hatten. Zu Capua hörte er im Volke die Klagen über die Gefangennehmung der Fürſtin von Campofelice und der frommen Blanca Lancia, über des Großrichters Grauſamkeit. Da beſann ſich Heinrich nicht länger, ließ den Gerichtspallaſt von ſeinen Sarazenen beſetzen und ſtellte ſich vor Petrus, die Freiheit der Gefangenen zu erzwingen, für deren Unſchuld zum Pfande er ſein eigenes Haupt bot.

Nicht das Vertrauen auf dieſe Bürgſchaft, nicht die Gewalthandlung Heinrich's vermochten den Großrichter, die Bitte zu erhören; — Heinrich's Anblick war's, welcher Vinea's mühſam behaupteten Trotz umſtürzte. Heinrich war's ja geweſen, der den Eunuchen, den Mitwiſſer des Geheimniſſes, der Schuld, erſchlagen; hatte der Sterbende dem Sieger nicht vielleicht irgend etwas, wodurch der Verdacht auf Petrus geleitet wurde, bekannt?

Petrus entfernte ſich in ein Seitengemach, um den Anblick ſeiner Schwäche, die er nicht mehr bergen konnte, der Verſammlung zu entziehen. Er täuſchte ſich mit der Hoffnung, Heinrich werde dankbar, was er etwa wiſſe, verſchweigen, um den Preis von Manadorens Leben. Er beſann ſich jetzt — (ſeine Furcht hatte ihn verblendet) daß der Kaiſer Blanca ſtets hoch vor allen Frauen geehrt, daß er über deren Verurtheilung ſchwer zürnen würde, ja vielleicht grade durch dieſelbe auf ihn argwöhniſch werden könne, — wenn er's bis jetzt wirklich noch nicht geweſen. So beſtürmt von den verſchiedenſten Beſorgniſſen, ſchrieb er raſch den Befehl zur Freilaſſung, trat, nachdem er mühſam ſeine Faſſung wieder errungen, heraus und gab die Urkunde dem harrenden Heinrich. Ohne Dank eilte dieſer damit in den Kerker der beiden Frauen.

„Schweſter! Schweſter!“ rief er heftig, als er Manadoren ſah, an ihr Herz ſtürzend.

Manadora wähnte zu träumen.

„O vergib! vergib! kannſt Du's? bis zu jenem Augenblicke, da der Dämon in Flammen verſank, haßt' ich, verfolgte ich Dich! — Ich habe Dich! habe Dich ja! o Gott! Ich bin Dein bis in den Tod. Meine erſte Regung, als ich zuerſt Dich ſah, war ja Liebe! des Vaters Blut gährte in mir! Deines Vaters! Meines Vaters! Komm! Komm! Du biſt frei! All Dein Leiden hat ein Ende. O vergiß, was Du je geduldet; was Dein Herz erfreut, ſchaff ich Dir und ſei's mit meinem Blut. Dein von jetzt an wie des Kaiſers iſt mein Leben. Ich führe Dich zu ihm, er wird, wie ich jetzt, Deine Treue erkennen, die wir in ſo unſeliger Verblendung mißkannten, wird Dich in hohe Ehren wieder einſetzen.“

Jetzt erblickte er Blanca. „Verzeiht meinem Ungeſtüm!“ ſprach er ehrfurchtsvoll, „o Madonna, ich habe in Flammen mich ſelbſt wieder gefunden. Kommt, edle Frau! Ihr ſeid frei! Seht hier Vinea's Schrift! Wohin befehlt Ihr, daß ich Euch geleite?“

„Mich nach Siena!“ erwiederte Blanca.

„Auch mich!“ fügte Manadora hinzu, die Freundin ſanft umſchmiegend, indem ſie, noch immer alles für einen Traum haltend, in banger Wehmuth den Bruder anblickte. Heinrich war erſtarrt, als er das Nähere über den Aufenthalt der beiden Freundinnen hörte; alle ſeine Vorſtellungen fruchteten nichts gegen die religiöſe Ueberzeugung, in welcher Blanca, gegen die moraliſche Willensſtärke, in welcher ſeine Schweſter ihr Glück gefunden.

Capaccio fiel, der Empörer letzte Hoffnung, denn auch die wilden Horden, welche die Grafen von San Severino geſammelt, wurden in blutiger Schlacht beſiegt, Richard und Robert von Faſanella, Goffredo von Morra, Teobaldo Francesko, Wilhelm von San Severino waren in des Kaiſers Gewalt.

Und nun hielt Friedrich ſtrenges Gericht. Die Häupter der Verſchwörer bekannten ſtolz und freudig, daß der Papſt ſie angeeifert, daß ſie ein gottgefälliges Werk auszuführen beſchloſſen, und betrachteten in dieſem fanatiſchen Vertrauen auf die Heiligkeit ihrer Sache ihre Hinrichtung als Verdienſt um die Kirche und vor Gott, als Märtyrerthum. Von ſolchem Geiſte beſeelt, waren ſie durch keine Verheißung von Gnade dahin zu bringen, ihre Mitſchuldigen zu verrathen, damit Männer übrig blieben, welche nach des Papſtes Gebot das von ihnen Verſuchte vollbringen könnten. Dieſem Fanatismus verdankte Petrus von Vinea die Erhaltung ſeines Lebens.

In der erſten Aufwallung ſeines Zornes über die Niederträchtigkeit des Papſtes beſchloß der Kaiſer, die Häupter der Verſchwörung in allen Ländern umherführen zu laſſen, die päpſtlichen Briefe ihnen auf Bruſt und Herzen geheftet, daß Fürſten und Völker die Heiligkeit deſſen klar erkennen ſollten, welcher ſich den Nachfolger Chriſti und von dem göttlichen Geiſte durchleuchtet nannte; eine Frage gleichſam an den Stolz der menſchlichen Vernunft, ob ſie ſich einem Tyrannen und Mörder unterwerfen wolle? Friedrich's Freunde drangen jedoch mit Bitten ſo lange in ihn, bis er ſeinen gerechten Zorn ihrer vorſchauenden Klugheit unterordnete, und das Aergerniß zu geben vermied, welches der ſchlaue Innocenz, den Kaiſer der Lüge und Fälſchung bezüchtigend, doch nur wieder zu deſſen Nachtheil benutzt haben würde.

Innocenz war über das Mißlingen der Verſchwörung im höchſten Grade voll Zornes, nicht blos, weil der nun um ſo gefährlichere und wachſamere Gegner noch lebte, ſondern auch hauptſächlich deshalb, weil er wohl ſah, daß durch das Bekanntwerden ſeiner Theilnahme ſein moraliſches Anſehen einen furchtbaren Stoß erhielt; nur ſchwache fanatiſche Thoren oder gänzlich Gewiſſenloſe konnten ſeinem Abläugnen, oder an die Rechtfertigung eines Verbrechens durch einen heiligen Zweck glauben. Alle Rechtſchaffnen ſelbſt unter den Strenggläubigen hatte er nun mit einemmale gegen ſich.

Doch er gab ſeine Hoffnung auf Friedrich's Verderben nicht auf; ja, um ſo thätiger ſtrengte er jetzt ſeinen erfinderiſchen Geiſt an, da er vorausſetzen mußte, daß Friedrich alle Rückſichten auf religiöſes Vorurtheil in den Zeitgenoſſen nunmehr verdrängen und ihn perſönlich angreifen, gefährden werde. Die alten Kunſtgriffe der päpſtlichen Politik: die Macht des Kaiſers zu zerſplittern, und deſſen Aufmerkſamkeit durch Kämpfe an verſchiedenen Orten von den Machinationen der Kirche abzulenken, reichten nicht mehr aus. Vor allem mußte ein Mittel gefunden werden, einerſeits wieder das Intereſſe der Zeitgenoſſen auf die Perſon des Papſtes zu ziehen, anderſeits dadurch die perſönliche Theilnahme für den Kaiſer wieder abzuſtumpfen, welcher in ſeinem wunderbaren Glücke den Völkern nicht wie ein vom Tode Geretteter, ſondern faſt wie ein vom Tode Auferſtandener erſchien.

In kürzeſter Friſt hatte Innocenz ein ſolches Mittel gefunden, und einen Gewiſſenloſen dazu, der bereit war, die Rolle in der Komödie zu übernehmen.

Plötzlich verbreitete ſich nämlich das Gerücht in Lyon, daß zwei Männer, vom Kaiſer gedungen, verſucht hätten, den Papſt zu ermorden;

doch die heilige Jungfrau ſei dem Bedrohten die Nacht zuvor im Traume erſchienen und habe ihn gewarnt. Der eine von dieſen beiden Meuchelmördern ſei verhaftet worden, der andere entwiſcht. — Von dem Balkon ſeines Palaſtes aus ließ Innocenz den Verbrecher dem ſchauluſtigen Volke zeigen, welchem öffentliche Betſtunden zum Danke für das wunderbar abgewendete Unheil angeordnet wurden. Die Stimmungen des Volkes bei der erſten Nachricht davon waren ſehr verſchieden; die wenigſten entſetzten ſich vor der Frevelthat, die Meiſten ſprachen unverhohlen, dies ſei Gottes Strafe für das, was Innocenz gegen den Kaiſer verüben gewollt. Des Papſtes Willkühr, Aufwand in Gaſtereien und Kleiderpracht, ſeiner Nepoten und Hofſchranzen Ausſchweifungen und Frechheit erregten allgemeine Indignation, ſo daß es mehr als einmal zu blutigen Händeln zwiſchen ſeinen Dienſtleuten und dem Volke kam, und daß die angeſehenſten Bürger beſchloſſen, ihn zu bitten: er möge für ſeine Reſidenz einen andern Ort wählen.

Innocenz wußte dies, doch behaglich fühlte er ſich in ſeiner Menſchenverachtung, daß dieſe Race es doch nicht wagen könne, Ernſt zu machen; allein er kannte hinwieder die Menſchen ſo gut, daß er wohl einſah: er dürfe den Bogen jetzt nicht zu ſtraff ſpannen, daß der Schein mehr vermag als die Wahrheit, daß Redensarten wirkſamer beſtechen als Thaten, und daß durch einen leichten Firniß von Moral ein ganzes Volk bei weitem leichter genarrt werde, als an Tugend gewöhnt, die ihm nur als Hausmannskoſt nicht ſchmackhaſt dünkt. Deßhalb wachte er, um den Eindruck ſeiner Komödie zu verſtärken, während derſelben auf's ſtrengſte über den ſittlichen Wandel ſeiner Nepoten, Schranzen und Diener, lag Tage lang im Gebete in den Kirchen, heuchelte chriſtliche Feindesliebe gegen den Kaiſer, welcher ſeinen Sieg nicht minder klug, doch edler benutzte, indem er, um ſein Anſehen in dem religiöſen Gefühle der Zeitgenoſſen einzupflanzen, ſeine Glaubensanſichten von den geachteteſten Prälaten prüfen ließ und ihre Rechtfertigung derſelben dem Papſte mit einem Eide verſichern ließ. Auch kündigte er dieſem an, daß er perſönlich vor ihm erſcheinen wolle.

Innocenz fand darin eine Drohung, die er erwiederte. Er erklärte nämlich jene Prüfung der Glaubensſätze, welche ohne ſeine Zuſtimmung geſchehen, für Frevel und ſeine Autorität für die höchſte und untrügliche, welche durch kein Urtheil eines ihm unterworfenen Prieſters umgeſtoßen werden könne. Waffenlos, ohne Begleiter, möge der Kaiſer kommen. Dieſer offenbare Beweis ſeiner Unverſöhnlichkeit gegen den Kaiſer vereitelte die Wirkung ſeiner Komödie. Der Schauſpieler, der, durch Verſprechungen und reiche Geldſpenden bewogen, ſich dazu hergab, büßte ſein Talent in einem Kerker, aus welchem er nie mehr an's Licht des Tages hervorging.

Die erdichtete Verſchwörung gegen das Leben des Papſtes wirkte aber als gefährliches Beiſpiel, daß deſſen Perſon nicht unverletzlich ſei, fort, und begeiſterte einige ſchwärmeriſche Freunde des Kaiſers zu einer wirklichen.

Zwei Italiäner wurden gefangen und geſtanden auf der Folter, daß ſie mit vierzig andern es beſchworen, die Chriſtenheit von ihrem Zwingherrn zu befreien; doch ſelbſt auf dem Schaffot noch nahmen ſie Gott zum Zeugen der Wahrheit, daß ſie's aus freiem Antrieb gethan, daß der Kaiſer nichts von ihrem Vorhaben geahnt.

Gleichwohl beſchuldigte Innocenz den Kaiſer der Schandthat. Zum erſtenmal zitterte er jetzt, und wochenlang verſchloß er ſich, ſein eigener Gefangener, in ſeinem Pallaſt. — Tyrannenglück!

VIII.

Trotz aller verzweifelten Anſtrengungen des Papſtes, trotz dem, daß dieſer Lehen in Apulien und Sicilien, wie in eroberten oder ererbten Ländern vertheilte, ſtand des Kaiſers Glück und Anſehen feſt. Der Pfaffenkönig Heinrich war geſtorben und die Treue der deutſchen Städte und der meiſten deutſchen Fürſten wies die Einflüſterungen der Hierarchie ab. Selbſt Parma's Abfall vermochte beides nicht zu erſchüttern. Friedrich lagerte davor, und ließ weſtlich von der Stadt eine neue erbauen, die er im frohen Vorgefühle des Sieges über alle ſeine

Widerſacher Vittoria nannte. Doch ſein Körper war durch von Jugend auf raſtloſe Anſtrengungen vor der Zeit gealtert; die Stunden kehrten häufiger, in welchen der Kaiſer, obwohl kaum vierundfünfzigjährig, an das allen Sterblichen gemeinſame Loos dachte. Um ſo freudigkräftiger wurde ihm in ſolchen Stunden, wenn auch Sorgen um das Schickſal ſeiner Kinder und Enkel nach ſeinem Tode ſich bei ihm einſchlichen, das Bewußtſein ſeiner Willensreinheit, um ſo inniger ſein edles ächt männliches Vertrauen auf Gott, vor welchem alles Zufällige Staub, durch welchen aber des Einzel-Menſchen Errungenſchaft — groß, als unſterblich verbürgt, fortzeugen wird für Jahrhunderte. Dieſer wahrhaft ſeligmachende Glaube, der in ihm zur That geworden, verſcheuchte ſtets bald wieder die irdiſchen Kümmerniſſe, und hob ihn auf eine Höhe, von welcher aus ihm Unglücksfälle eben nur als Augenblicke erſchienen, verſchwindend vor dem Ganzen ſeiner bleibenden Weſenheit. Dieſe Erkenntniß, weit entfernt, ſeine Thatkraft abzuſpannen, ſpornte dieſelbe erſt recht an, daß er jeden Augenblick, der ihm noch vergönnt ſei, für kommende Zeiten feſthalte und verwerthe.

Auch Vittoria fiel. Von einer Krankheit geneſen, hatte Friedrich ſich auf kurze Zeit aus dieſer ſeiner, Parma's Bewohnern zum Trotz vor's Antlitz hingebauten, Stadt entfernt; die Belagerten, die es erfahren, beſchloſſen, die heilige Jungfrau, Parma's Schutzpatronin, um Beiſtand anflehend, einen Ausfall. Der treue und heldenmüthige Thaddäus von Sueſſa befehligte an des Kaiſers Statt. Ehe er noch die Gefahr in deren ganzem Umfange erkannte, flammten, von den Parmenſern angezündet, ſchon mehre Häuſer Vittoria's hochauf; Weiber und Kinder aus Parma, zu dritt und viert auf Roſſen ſich haltend, mordeten in die Reihen der Kaiſerlichen hinein. Ritterlich fortkämpfend, als er ſchon ſchwer verwundet war, ſich mit den Stummeln noch wehrend, da er beide Hände verloren, wurde Thaddäus von Sueſſa niedergemetzelt. Als der Kaiſer, durch Vittoria's Brand herbeigewinkt, erſchien, war die Niederlage ſeines Heeres ſchon entſchieden; nichts als ein ehrenvoller Rückzug blieb ihm übrig. Nicht der Verluſt ſeiner Krone, die der mißgeſtaltete Gambacorta auf dem Schlachtfelde erbeutete, ſchmerzte ihn ſo tief als des treuen Thaddäus Tod.

Innocenz, erzürnt, daß die Macht Friedrich's und ſeines Geſchlechtes durch den Heimfall der öſterreichiſchen Lande nach dem Tode des letzten Babenbergers ſich verſtärkt hatte, und erfreut über das Unglück des Kaiſers vor Parma, bot die durch des Gegenköniges Heinrich nach ſeinem Rechtscoder erledigte Krone der Deutſchen aus, dem Grafen von Geldern zuerſt, dann Richard von Cornwall, dann dem Könige Norwegens, endlich dem Herzoge von Brabant. Dereine ſcheute die Ungerechtigkeit, der andre die Macht der Hohenſtaufen, oder die Treue des deutſchen Volkes. Mehr als dieſe abſchlägigen Antworten der Fürſten empörte den Papſt, und machten ihn beſorgt: die Verminderung ſeines Anſehens, die Geringſchätzung, mit welcher — eben in Deutſchland — ſeine Sendlinge behandelt wurden, und der Widerſtand des deutſchen Verſtandes gegen die Vernunftwidrigkeit, des deutſchen Gemüthes gegen die Schlechtigkeit der Hierarchie. Er ſelbſt trug die Schuld. Sollten deutſche Männer es glauben, wenn die Bettelmönche das unſinnige Mährchen allenthalben erzählten, Friedrich laſſe Jungfrauen an Gift gewöhnen und vermähle ſie dann an ſeine Feinde, damit dieſe durch den vergifteten Athem dieſer Frauen ſtürben. Sollten deutſche Männer es tragen, daß Innocenz Gelder zu Kreutzzügen von ihnen erpreßte und ſie in ſeinen Kaſſen anhäufte, um ſie an ſeine Helfershelfer und Schergen, an ſeine Spione, Meuter und Ablaßprediger zu verſchleudern? daß er alles Hab und Gut Friedrich's für herrenlos erklärte, von dem jeder, welcher zur Parthei der Kirche gehöre, nach Willkühr nehmen dürfe? Mußten nicht ſelbſt die Frommen irre werden, wenn er Margarethe, König Heinrich's Witwe, Friedrich's des Streitbaren, des letzten Babenbergers, Schweſter, hinderte, in Trier das Kloſtergelübde abzulegen, ja wenn er ſogar für ſie den Kuppler machte, nur damit ihre Anſprüche auf Oeſterreich an einen Feind der Hohenſtaufen übergingen? Mußte nicht ſogar die deutſche Geiſtlichkeit gegen ihn aufgebracht werden, wenn er ihre Beſitzthümer und Liegenſchaften mit ungeheuren Steuern belegte, um ſeine welſchen Sendboten zu bereichern, um Heere zu beſolden, welche Krieg und Verwüſtung nach Deutſchland tragen ſollten? Zu allem dieſen trieb ihn der blinde Haß. Auf ſolche Weiſe ſank ſeine Autorität, und er nützte dem Kaiſer durch die Raſerei ſeines Haſſes, mit welcher er ihn verderben wollte. Ganz Deutſchland lachte, als ſein verhaßter Legat, der feiſte Philipp von Ferrara, ſich aus Furcht vor der Rache der Bürger in einem Minoritenkloſter verſteckte, und da er bei Nacht fliehen mußte, und jedes Thor verſchloſſen fand, durch ein Loch in der Stadtmauer ſich zwängte, in deſſen Mitte ſein Wanſt ſich feſtkeilte, daß ihm der Guardian voller Herzensangſt ſo lang auf den Hintertheil trat, bis er glücklich vollends durchgetrieben war. — Es erhoben ſich allenthalben in Deutſchland kühne Männer, welche laut ſprachen und predigten: „die römiſche Kirche iſt keine Kirche Gottes mehr, ſondern eine des Antichriſts, denn der Papſt, der ſich die Gewalt anmaßt, zu binden und zu löſen, lebt ſelbſt in Sünden und Schmach. Verdorben nach ſeinem Beiſpiel iſt die Geiſtlichkeit. Dulden wir's, daß ein Fremder uns im Vaterlande Geſetze vorſchreibt? Dulden wir's, daß eigennützige, verſchmitzte, wolluſtige Bettelmönche aus Welſchland unſre Weiber und Kinder verführen, ärger als die zügelloſeſten Kriegsleute? Dulden wir's, daß die reine Lehre des Evangeliums uns vorenthalten, gemißbraucht und verfälſcht wird? Dulden wir's, daß der Papſt um ſeines unchriſtlichen Haſſes gegen den Kaiſer und den König willen uns die Kirchen verſchließt, unſern Prieſtern verbietet unſre Kinder zu taufen, unſre Todten zu begraben? Auf, zum Kampf gegen die Tyrannei des Antichriſts, gegen die Fremdherrſchaft, gegen die Ungerechtigkeit und Simonie!" Der Fürſten Meiſte, die von Baiern, Sachſen, Brandenburg, Meißen, theilten die Geſinnungen des Volkes und widerſtrebten dem Anſinnen des Papſtes.

Innocenz erfuhr von allen dieſen drohenden Anzeichen genaue Nachricht. Um ſo eifriger dachte er, nicht gewillt, irgend einen Schritt zurückzuthun, an die Nothwendigkeit, einen von ihm geſchaffenen, ihm ganz und gar ergebenen König dem deutſchen Volke aufzuzwingen. Iſt nur erſt ein ſolcher da, — ſo berechnete er, — ſo liegt es im Intereſſe ſeiner Exiſtenz, meine Feinde, die auch die ſeinigen ſind, zu vernichten.

Endlich gelang ihm auch — durch fortwährende Beſtechungen und Anreizungen des Kardinals Capuccio — wogegen die edle Mehrzahl des deutſchen Volkes ſich ſträubte, der Fund eines neuen Gegenkôniges und deſſen Wahl. Der Neffe des Herzogs von Brabant, Graf Wilhelm von Holland, nahm die deutſche Krone an, und in Woringen, unfern Côln, wählten ihn die Erzbiſchôfe von Côln, Trier und Mainz, der Herzog von Brabant und der König von Böhmen. Doch war er noch nicht gekrônt; die alte Kaiſerſtadt Aachen verſchloß ihm die Thore und behauptete mannhaft ihre Treue, ob auch Innocenz Jedem Ablaß ertheilte, der gegen Friedrich, den Hohenſtaufen, den Erbfeind der Chriſtenheit, gefährlicher als Mongolen und Chowaresmier, ſich mit dem Kreuze bezeichnete und die ketzeriſche Stadt belagern half. Nicht Hungersnoth, Waſſerfluth und Seuche beugten der Bürger treuen Sinn; erſt die falſche Nachricht: Friedrich ſei todt. Da öffneten ſie die Thore dem Pfaffenkönige, und verließen, wer noch Kraft und Waffen hatte, die Stadt, und ſuchten König Konrad auf, um für ihn zu kämpfen und zu ſterben.

Zu gleicher Zeit hetzte Innocenz, erbittert, daß die Getreuen des Kaiſers in Italien die Bettelmönche mit Spott und Schande allenthalben vertrieben, auch die durch Parma's Fall und die Niederlage des kaiſerlichen Heeres kühner gewordenen lombardiſchen Städte auf, verſprach ihnen, nicht abzulaſſen, als bis ſie völlig obgeſiegt hätten, und gebot ihnen als Oberhaupt der Chriſtenheit, alle Beſitzungen Friedrich's und ſeiner Freunde an ſich zu reißen; ja er verpflichtete ſie hiezu durch Eide. —

Ungeſchreckt durch alle dieſe Umtriebe blieb der Kaiſer. Je tiefer Innocenz von Verbrechen zu Verbrechen ſank, je höher ſtieg Friedrich's Ueberzeugung, daß das Papſtthum ſeine geſchichtliche Rolle ausgeſpielt habe und daß der Staat an deſſen Stelle treten müſſe; je freudiger vergaß er, immer feſter beſtärkt in ſeinem Glauben, daß er berufen ſei, dieſen Willen der Vorſehung zu verwirklichen, die Gebrechen ſeines Leibes. Ezzelin verſpottete den Bann und gewann Stadt auf Stadt. Der herrliche Enzio, des Vaters Freude und Stolz, flog von Sieg zu Siege. Der Kaiſer ſelbſt eroberte Capraja, übergab im frohen Vertrauen auf den baldigen Triumph der guten Sache ſeinem Enzio den Oberbefehl in Lombardien, und eilte nach Apulien, von wo aus er dem frommen Könige von Frankreich, welcher zu wiederholten Malen vergebens zwiſchen ihm und dem Papſte zu vermitteln verſucht hatte, thätige Beihülfe zu deſſen Kreuzzuge ſandte.

Während dieſer Zeit reizte der unermüdliche Kardinal Octavian Ubaldini den Podeſta des päpſtlich geſinnten Bologna's, König Enzio's Abweſenheit zu benutzen, und Modena, welches dem Kaiſer treu war, durch Ueberfall zu erobern.

Die Bologneſen laſſen ſich nicht lange bitten, mit einer verhaßten Nebenbuhlerin anzubinden. Schon ſiehen ſie am rechten Ufer der Scultena, ſchon arbeiten ſie rüſtig, die alte Brücke wieder gangbar zu machen. Da erfährt der Podeſta Bologna's: König Enzio ſtehe bei Foſſalta, eine Fuhrt ſuchend, um die Bologneſen im Rücken anzufallen. Der kampfluſtige Podeſta ſäumt nicht lange, und ſtürmt dem tapfern jungen Könige entgegen. Heftiger Kampf! Die einbrechende Dämmerung trennt die Feinde, die ſich ſchlagfertig zurückziehen, jeder auf ſeinen alten Standpunkt. Da kommt, den Bologneſern zur rechten Zeit, Antonio Lambertazzi, bringt friſche Truppen und dem Podeſta des Rathes Gebot: am andern Morgen dem König die Schlacht zu bieten. Der Podeſta ordnet drei Schlachthaufen, zwei zum Angriff, den dritten zur Unterſtützung der beiden andern, wenn dieſe zurückgedrängt würden. Enzio, von Kampfbegier glühend, ſtellt jedem gleiche Macht entgegen; an die Spitze der Deutſchen, die für ihren Blondkopf in den Tod gehen, tritt er ſelbſt, die wackren Degen Marin von Ebulo, und Boſo Doario ſetzt er an die Spitze der Italiener.

Ein holder Maimorgen. Tauſende von Blumen ſtehen noch mit geſchloſſenen Kelchen auf dem Felde. Balſamiſche Frühlingsluſt! Wenn Du ſie überhauchſt, brechen ſie auf, alle in Purpur, verſtrömen — ſtatt Düften — Blut und Leben.

Jetzt treffen die Schlachthaufen gegeneinander. Schnell löſt ſich die Ordnung. Schon wird die Schlacht zum Gemetzel wie dort bei Cortenuova, wo Enzio die Krone ſich verdiente. Zwiſchen Bologna's Kriegern ſchwirren, wie Raben, Mönche, verheißen dem fetten Bologna prophetiſch der Parmenſer Glück und die ewige Seligkeit. Vor Enzio ſchwebt, wie ein Adler, des Vaters Bild. „Der Kaiſer! der Kaiſer!" ruft er als Feldgeſchrei ſeinen Deutſchen zu. — „Der Kaiſer für immer! Verdammt ſei der Papſt!" jauchzen die Deutſchen und ſtampfen wie Ure in die Bologneſer hin, mit den eiſernen Stirnen vor ſich hin, und rennen ihre Schwerter wie Hörner dem feiſten Bologna in den Leib. Da weicht der Podeſta liſtig und öffnet, wo ſeine Haufen noch ſtehen, Gaſſen wie Schleuſen, zu denen die Fluth der Deutſchen hineinſchlägt. — Dann die Schleuſen geſchloſſen und nun hinab, Bologneſen, in's wonnige Bad. „Enzio! Enzio!" ruft der wilde Lambertazzi, „biegſt Du Dich?" Enzio hört den Ruf. „Keinem Knechte des Papſtes! dem Teufel ſelber nicht!" gibt er zur Antwort. — Jetzt treffen ſie aneinander. „Hier Bologna!" — „Hier Waiblingen!" — „Dein Urahn — der Rothbart, Dich mach' ich zum Rothflaum! Nimm's —" „Dies geb' ich Dir zurück! Auf Bologna's Verderben! auf Mailands Schickſal! — Denk an das Deinige!" Lambertazzi ſticht Enzio's Roß in den Bauch. Enzio ſtürzt. „Deutſche herbei!" ruft er. — „Sind da wie der Teufel! Hier, König! ein friſches Roß, reit' auf deutſchen Schultern! Und zum Teufel, Du welſche Mähre!" Lambertazzi weicht, zähneknirſchend. Schnell gewandt ruft er mit Donnerſtimme, wie er ſieht, daß die Modeneſer ermatten: „König Enzio iſt todt! Bologna hoch!" Da laſſen die

Modeneſer die Schwerter ſinken. Bologna friſch drein, jagt ſie vor ſich hin, daß ſie die andern kaiſerlichen Haufen in wilder Flucht mit ſich fortreißen. „Steht!“ wettert Marin von Ebulo. Da faßten ihn Bologneſen im Rücken, fangen ihn. Auch Boſo vermag die Flüchtigen nicht zu hemmen; auch ihn übermannt die Ueberzahl. Enzio hält mit einem kleinen Häufchen Tapfrer allein noch Stand, und ficht. „Lieber das Leben als die Ehre gelaſſen!“ Da ſprengt Lambertazzi heran, ſeine Reiter lichten Enzio's Reihen. „Sohn des Tyrannen!“ — „Knecht des Mörders! —“ „Italiens Freiheit für immer!“ ruft Lambertazzi, dringt auf Enzio ein; zum zweiten Mal ſtürzt dieſer vom Roß, die Bologneſen bewältigen, entwaffnen ihn. „Sieg! Sieg!“ hallt es über das Schlachtfeld hin. — —

Von allen Glocken Bologna's ſchallt feſtliches Geläute, die heimkehrenden Sieger zu bewillkommnen. Jungfrauen, mit allen Blüthen des Frühlinges geſchmückt, eilen ihnen entgegen, von den mit golddurchwirkten Decken geſchmückten Balkonen winken die edelſten Frauen hernieder; mit entblößten Häuptern erwartet der Rath, ihnen im Namen des Vaterlandes zu danken, in reichſten Ornaten angethan, mit Kirchenfahnen und Reliquien, mit dem Allerheiligſten, Te Deum laudamus anſtimmend, erwartet die Geiſtlichkeit Bologna's die Sieger.

Aber trüb wird jedes holde Frauenantlitz, und Thränen fließen aus dunklen Augen, als dieſe jetzt den gefangenen Enzio ſehen, gebeugt vor Gram und Schaam ſeine herrliche Geſtalt, die blonden Locken wie ein Schleier von Goldſtoff niederwallend über die Schönheit ſeines Angeſichtes, ihn, den im Stillen jedes Frauenherz pries, ob auch die eigne Gattin ihn treulos verlaſſen; der, wenn ſeine Waffen ruhten, der Frauen Lob in holden Liedern verkündete, die von einem Ende Italiens zum andern von ſchönen Lippen wieder geſungen wurden, ſo jung, des Vaters Stolz, Held und König, — ach und gefangen jetzt! Aus jedem Frauenherzen klang leiſe aus Seufzern die Bitte: „Gnade, Gnade für Enzio!“

Doch der Rath, dem Drängen der Geiſtlichkeit nachgebend, und ſchwellend von Siegesübermuth, beſchließt ſeinen Tod. Die Kirche gebeut ja: „Selig wird, wer den Verruchten tödtet oder ein Glied ſeines Stammes!“ Der Rath erinnert ſich an die Drohung: „Mailands Schickſal Dir, fettes Bologna!“

Geſprochen iſt das Urtheil: „Tod!“ Muthig das Loos erwartend, dem er verfallen, ſteht der junge Dichterkönig vor den Schranken des Rathes. Schon nahen die Vollſtrecker des Spruches, den Gefangenen zu ergreifen.

Da drängt ſich eine edle Jungfrau durch die Schergen, Lucia Viadagola, die Schönſte Bologna's, geſchmückt wie eine Braut, die zum

Altare geht, ein Kranz von Frühlingsblüthen ziert ihr Haar.

„Haltet ein! Haltet ein!“ ruft ſie.

Jetzt ſteht ſie an Enzio's Seite, nimmt den Kranz von ihrem Scheitel und drückt ihn ſanft auf des gefangenen Königes blonde Locken. Dann zieht ſie einen Ring vom Finger und ſteckt ihn, Enzio's Hand ergreifend, dieſer an; ſie löſt den Goldreif von Enzio's Finger, hebt ihn hoch empor und ſpricht: „Er iſt mein!“

Staunend, ſchweigend ſieht der Rath Bologna's das Beginnen der edlen Jungfrau. Dieſe aber nimmt muthig das Wort: „Ihr kennt die alte Sitte! Stets galt ſie als heilig. Selbſt dem Miſſethäter wird Gnade, und ſtünd' er ſchon auf den Stufen des Schaffot's, wenn eine reine Jungfrau ihm den Kranz von ihren Locken zuwirft, zum Zeichen, daß ſie ihn zu eigen verlange! Ich that's, ihr ſaht es, ihr alle ſeid Zeugen, wie ich mich ihm verlobte! — Ihr ſchweigt? Ihr ſprecht das heilige Wort nicht aus? — Weh mir! Iſt einer, der an meiner jungfräulichen Tugend zweifelt?“ Holde Schamröthe färbte ihr Antlitz.

„Keiner!“ erwiderte der finſtre Lambertazzi, „den, der dies wagte, fordre ich vor mein Schwert, und nenn’ ihn Lügner und Schurken! Zu mir, wer wie ich die jungfräuliche Ehre Luciens verficht.“ Und augenblicklich treten alle Ritter Bologna’s, die ſich im Saale befinden, auf ſeine Seite.

„Wir ehren die alte Sitte, Lucia Viadagola, und bezeugen Deine Tugend, Tochter Bologna’s!“ nahm der Podeſta Filippo Ugone, nachdem er ſich mit dem Rathe beſprochen, das Wort: „drum, weil Du dem Sohne des Hohenſtaufen Deinen Brautkranz gegeben und Deinen Ring ihm an den Finger geſteckt, walte die Gnade!“

Lucia Viadagola ſank auf die Kniee; ein inniges Dankgebet ſtieg aus ihrer ſchönen Seele zu dem Vater der Liebe empor. Jetzt erſt bedachte ſie ihre Kühnheit, und edler jungfräulicher Stolz, daß der, deſſen Schönheit und Unglück ſie bezaubert, niedriges von ihr, der Unbekannten, denken könne, trieb ihr das Blut in die Wangen. Doch Enzio's Blick traf ſie; und dieſer Blick überzeugte ſie, daß der Edle das Edle, der Reine das Reine nicht verkennt! Mit zarter Verehrung ergriff Enzio, doppelt ſchön mit dem Brautkranz in den Locken, die Hand ſeiner Retterin und ſprach halb leiſe: „Du biſt nicht von dieſer Erde, ein Engel biſt Du, und Gott, um Deine reine Weſenheit zu offenbaren, dachte die vollendetſte irdiſche Schönheit, ſo wandelt Deine Seele in der einzigen Hülle, die ihrer würdig iſt. — Nimm mich auf ewig hin, Du, durch deren Blicke Gott die Ewigkeit der Liebe verkündigt!“

„Lucia Viadagola, Enzio, der Hohenſtaufe, höret den Beſchluß Bologna's!“ begann der Po=

deſta aufs neue. „Vom Tode errettete Dich, o Enzio, die Kühnheit dieſer Jungfrau! Vom Gefängniß errettet ſie Dich nicht! Bis zu Deinem Tode bleibſt Du in Bologna's Haft!“

„Ihr Heiligen Gottes!“ rief Lucia, vor dem Rathe hinknieend! — „Väter der Stadt, — Ihr treibt grauſamen Scherz, durch Schrecken wollt Ihr tödten! O nicht weiter, bei Gottes Barmherzigkeit! Enthüllt die Wahrheit!“

„Bei Gottes Wahrhaftigkeit! ich ſprach ſie, und unabänderlich ſteht der Beſchluß.“

„Vierundzwanzigjährig —“ rief Lucia jammernd, „und bis zum Tode!“ Die Sinne vergingen ihr. Mit letzter Kraft langte ſie nach Enzio's Hand.

„Verſuche keine Bitte!“ ſprach der Podeſta ſtreng zu dieſem, „Du änderſt nichts!“ — „denn alſo verlangt es die Kirche zur Sühne der Frevel, welche die Hohenſtaufen gegen ſie begangen,“ fügten die Prieſter hinzu, — „ſo falle Glied für Glied! und wie Dein Gefängniß ewig, ſei ewig Deiner Seele Verderben.“

„O mein Vater!“ ſprach Enzio leiſe ſchmerzlich, des Kummers denkend, der über Friedrich kommen würde.

„Ha, wie er bebt!“ ſprach ein Prälat voll Schadenfreude. Dies Wort machte Enzio ſeinen Schmerz um den Vater vergeſſen. „Ich bebte? Ein Hohenſtaufe bebt nicht! — Nie, — Das wißt, — bitt’ ich um Gnade!“ — rief er aus. Sein Blick fiel jetzt auf Lucia. Sanft hob er ſie auf und küßte ſie auf die Stirne. „In glücklichen Tagen pries ich die Frauen und kämpfte für ihre Ehre; erſt das Unglück läßt mich, wie in Gottes Herz, in der Weiblichkeit Allerheiligſtes blicken, und ich hole mir Sonne daraus für die lange, lange Nacht, in die ich hinabſteige. Mit ihrem letzten Schimmer ſterbend werd’ ich ſie noch preiſen, — noch ſelig ſein! Lebe wohl!“

„Lucia Viadagola! Erhebe Dich und laſſe die Hand des Gefangenen los, denn er wandelt in die Haft!“ befahl der Podeſta.

Dies Gebot weckte ſie aus ihrer Ohnmacht. Raſch erhob ſie ſich und umſchmiegte den Gefangenen; froh und muthig die Richter anblickend, ſprach ſie: „Ich ſoll ihn laſſen? So weit, ihr ſtrengen Väter der Stadt, reicht Eure Gewalt nicht. Ich bin ſeine Braut vor Gott und der Welt, — keine Macht im Himmel und auf Erden löſet dies Band. Das Weib hat kein andres Haus, als des Mannes Herz. In dieſen Pallaſt zieh' ich Glückliche, ich Beneidete, ein!“

„Madonna!“ beredeten Lambertazzi und die Andern voll Mitleid um ſie, „Eure Schönheit und Jugend wollet Ihr begraben?“

„Begrabt ihr, Männer Bologna's, nicht ſeine Schönheit, ſeine Jugend? — Gebt Raum! Oeffnet unſer hochzeitliches Haus! Freudig betrete ich es, komm, Enzio! König biſt Du noch.

Dieſer Kranz iſt Deine Krone! dies mein Herz iſt Dein Reich!"

Ehrfurchtsvoll machten alle Anweſenden ihr Platz, und ſtolz ſelig, eines auf das andere, ſchritten Braut und Bräutigam durch die Reihen. Die edelſten Frauen Bologna's beneideten mit Thränen in den Augen Lucia's Loos.

Als der Kaiſer von dem Unglücke ſeines Sohnes Nachricht erhielt, durchbrach Vaterſchmerz alle Faſſung, mit welcher ſeine große Seele, durch jahrelanges Streben nach dem Höchſten geſtählt, Unglück ſonſt zu ertragen gewohnt war. „O mein Sohn, o mein Sohn!" war Alles, was ſeine Lippen zu ſtammeln vermochten, dann warf er ſich mit dem Antlitz zur Erde und lag ſo ſtundenlang, wie todt, durch keinen Anruf, durch kein Flehen, durch keinen Troſt zu erwekken. Als er ſich wieder erhob, ſah er Manfred neben ſich knieen. „Mein Manfred!“ rief er, und barg ſein fieberheißes Haupt an Manfred's Bruſt. Jetzt brachen Thränen aus ſeinen Augen; bei der erſten Thräne fuhr er, als hätte ihn ein Dolch getroffen, mit der Hand unwillkührlich nach dem Herzen.

„Vater, was iſt Dir?“ fragte Manfred bang.

„Das war der Tod!“ ſprach der Kaiſer gefaßt, indem die Thränen über ſeine Wangen herab perlten. „Die feſte Burg iſt gebrochen, der ſtolze tückiſche Feind, der ſie, ſeit ſie erbaut ward, belagert, zieht darin ein. — — Rufe Petrus von Vinea, mein Sohn. Meinen letzten Willen! die Zeit drängt!“

Manfred ging, den Großrichter aufzuſuchen.

„O mein Sohn, o mein Sohn!“ Alle ſeine Gedanken kreiſten in dieſem einzigen zurück. In Enzio's Bild verſchmolzen alle Pläne, alle Thatkraft. Er war betäubt, krank, bettelarm.

Manfred kam wieder und meldete, daß Petrus von Vinea nirgends zu finden ſei.

„Gefangen! Du, deſſen Athem ſchon bloße Ruhe wie Kerkerluft drückte! Du, dem nur wohl war im Sturme auf der See, im Donner der Schlacht, wenn Du wie mein ſchützender Engel meine Feinde ſchlugſt! Deine Arme in Ketten! — Deine Stimme ohne Wiederhall, wenn ſie: „Vater!“ ruft. — Petrus! biete Bologna Gold! mehr als ganz Bologna werth iſt. Zu Roſſe, Vinea! zu Roſſe! Eile! Sie ſchlugen mir meine Seele in Bande, — ich will ſie wieder feſſeln, ich will von Gold oder Silber um ihre Mauern einen Ring legen laſſen, daß jeder Bettler Bologna's zum reichen Manne werde. —.—“

Jetzt erſt bemerkte er, daß Petrus, mit dem er zu reden gewähnt, nicht da ſei. „Wo iſt Vinea?“ klagte er. „Verläſſeſt auch Du mich in der Stunde der Prüfung? Verbirgſt Du Dich, Treuer, um Deinen Schmerz nicht in ſeinem

Schmerz zu ſehen? O ein Vater braucht ſich der Thränen um den Sohn nicht zu ſchämen. O Heinrich! Auch Du ſtarbſt im Kerker, und Dein Vater war's, der Dich drin verſchloß! Heinrich! Heinrich! fluchteſt Du mir damals, daß dieſer Schmerz mich jetzt trifft? — Heinrich, Selvaggia, Enzio, Du mein treuer Thaddäus, Ihr, wackre Degen, Marin und Boſo! daran fühl' ich's, daß ich alt und dürr geworden, die edlen Früchte fallen eine nach der andern von mir! — Wo iſt Vinea? Rufe mir Vinea, Manfred! ich bedarf ſeiner! Ich muß euch wenige, die mir bleiben, Dich, Manfred, ihn und meinen feuererprobten Heinrich feſt im Auge halten, damit der Schmerz mich nicht ganz übermeiſtere, mich nicht ſchmählich hinſtrecke."

Heinrich öffnete die Thüre und führte des Kaiſers edlen Freund, den Erzbiſchof von Palermo, herein, welcher, ſobald er von dem Verluſte gehört, welcher den Vater getroffen, herbeigeeilt war, um ihn zu tröſten; — des Prieſters ſchöne, heilige Pflicht!

Friedrich reichte ihm ſchmerzgepreßt die Hand. — „Ja ſolcher Angeſichte bedarf ich! Nur eines fehlt noch: Vinea!"

„Seit geſtern wird er nirgends geſehen!" ſprach Heinrich.

„Er weiß noch nicht, was ich verlor!" entgegnete Friedrich, „wüßte er's, er wäre längſt gekommen."

Heinrich eilte, ohne Frage, fort, um den Großrichter aufzuſuchen.

Er durchforſchte vergebens deſſen ganze Wohnung, kein Diener wußte Beſcheid. Ein Unbekannter ſei geſtern zu ihm gekommen, ſeither habe man ihn nicht geſehen. Endlich kam Heinrich an eine Reihe von Zimmern, welche gewöhnlich verſchloſſen waren; er befahl, ſie zu öffnen. Niemand konnte es; Petrus ſelbſt trug ſtets den Schlüſſel dazu bei ſich; es waren die Gemächer, in welchen er ſeine Bücher und die wichtigſten Urkunden und Briefe aufbewahrte. Heinrich beſorgte, Petrus habe ſich in einem dieſer Gemächer eingeſchloſſen und ſei etwa von einer jähen Krankheit befallen worden. In dieſer Ueberzeugung ſprengte er die Thüre; ſie war innen verriegelt geweſen; er eilte durch die erſten zwei Zimmer, im dritten fand er den Großrichter, mit gräßlich verzerrten Zügen, einer Leiche ähnlich, in ſeinem Lehnſtuhle ſitzend. Die ſcheinbare Gelaſſenheit deſſelben verſchwand augenblicklich, als Heinrich, ſeiner anſichtig geworden, und in ſeiner Ueberzeugung beſtärkt, die Schritte verdoppelte, um ihm zu Hülfe zu eilen. Da ſprang Petrus auf und kreiſchte ihm entgegen: „Ich bin unſchuldig! So wahr Gott lebt, ich bin unſchuldig!“

Eine furchtbare Entdeckung ahnend, trat Heinrich ihm näher und blickte ihm ſcharf ins Auge. Vinea vermied es und rief in Todesangſt: „Ihr kommt, mich gefangen zu nehmen! Haſt Du nicht eine Schweſter? — Ich wollte ſie tödten! Ah, Du kommſt, Dich zu rächen! — — Beim ewigen Gott, ich widerſtand der Verſuchung! Ich kann's nicht vollbringen, was Innocenz verlangt! Klebt nicht ſchon Blut an meinen Händen? Faſanella, Morra, San Severino! Was ſtreckt ihr die Häupter aus dem Sande empor! Schweigt! Schweigt! — — Ah, was ſprach ich? — Ich verſchmachte vor Glut. — — Fort, Innocenz, bohre deine knöcherne Rechte nicht in mein Herz! Und wenn du mich tödteſt, ich kann's nicht vollbringen. Wo iſt mein Arzt? Du dort! Herbei, Meiſter!" Er winkte einem Diener, den er in ſeiner wilden Phantaſie für den Arzt hielt, jetzt ſprang er auf ihn los, packte ihn, und flüſterte ihm zu: „Wahre Dein Ohr, wahre Deine Hände! Wenn Innocenz bittet, ſo tödtet er. Glaube dem Boten nichts. Er verſprach Dir das Paradies! Es giebt kein's. Aber eine Hölle gibt's, — nur eine Hölle! Verlangt er Gift, ſo ſag' ihm, Du hätteſt keines, ſag' ihm, die Faſanellas, die Morras hätten den letzten Tropfen mit ſich hinabgenommen."

„Heiliger Apoſtel! Er iſt wahnſinnig!" rief ein Diener. Dieſer Ausruf gab dem Großrichter ſeine Beſinnung wieder; nicht Wahnſinn, ſondern das Gewiſſen war's, was aus ihm redete. Doch vergebens jetzt jede Verſtellung; jeder Verſuch dazu war dürftig; bald gab er jeden auf und ſprach, nachdem er ſich zu ſammeln geſtrebt, zu Heinrich: „Sagt dem Kaiſer, der Euch hieher geſchickt, ich käme, mich vor ihm zu rechtfertigen. Ich habe dem Anſinnen des Papſtes widerſtanden, und hoffe, es dem Kaiſer zu beweiſen."

Heinrich hatte, noch während Vinea phantaſirte, ſeinen Begleiter, den er mitgenommen, unbemerkt fortgeſchickt; jetzt kam dieſer wieder, mit einigen wohlbewaffneten Sarazenen aus der Leibwache des Kaiſers, über welche Heinrich ſeit einiger Zeit den Befehl führte. Als nun der Großrichter, den das Bewußtſein ſeiner Schuld verwirrt, ſeine Rede mit erkünſtelter Würde vollendet, trat Heinrich ihn an und ſprach: „Ihr ſeid mein Gefangener! Euch verrieth kein irdiſcher Forſcher; kein irdiſcher Kläger klagt Euch an! Gerichtet hat Euch ſchon jetzt ein Richter, höher als jeder irdiſche.“

Niedergedonnert ergab ſich Vinea in ſein Schickſal; die Sarazenen nahmen ihn in die Mitte. Heinrich warf einen Blick auf den Tiſch, an welchem Vinea geſeſſen. Da lag ein offenes, zerknittertes, wieder geglättetes, von Thränen faſt unleſerliches Schreiben, — von des Papſtes Hand, geſiegelt mit dem Fiſcherringe. Es war eine Aufforderung zum letztenmale, das längſtgegebene Verſprechen zu erfüllen, und die Kirche durch Gift von ihrem Feinde und Verderber Friedrich zu befreien.

So rächt ſich Schwäche. —

Der Kaiſer wollte Vinea's Treuloſigkeit nicht glauben, denn er konnte es nicht faſſen. „Ich muß ihn ſehen, ſehen!“ rief er heftig, „dieſes Schreiben iſt undeutlich, die Unterſchrift abgekürzt, beides kann falſch ſein, ein heimlicher Feind von ihm kann es geſchrieben haben. Ich muß ihn ſehen! Stets war er ja meiner geheimſten Gedanken und Pläne Mitwiſſer und Vollbringer! Nein, ſag' ich Euch, ſo tief kann ein Menſch nicht ſinken, und ob die ganze Hölle ihn umſpönne. Ich muß ihn ſehen! Sein Blick wird die falſche Anklage in ihr Nichts zurückweiſen. — O Petrus! Petrus!“

Da öffnete ſich die Thüre und Vinea ſtand auf der Schwelle, gebeugt, entſtellt, den Blick zu Boden gewandt, denen des Kaiſers ſcheu ausweichend.

„Weh mir! es iſt wahr!“ rief Friedrich im tiefſten Schmerz, und doch ſchlugen die alte Liebe und das alte Vertrauen durch. Er wankte auf ihn zu: „O Petrus, ſprich nur ein Wort! Erhebe nur den Blick wie einſt, — ſieh mir nur in's Auge, und ich glaube feſt wie je an Deine Unſchuld.“

Die Liebe des Kaiſers zermalmte den Schuldbewußten ganz. Er vermochte keinen Laut hervorzupreſſen, die Blicke nicht vom Boden zu erheben. Leiſe gebot der Kaiſer, daß er entfernt werde, er fühlte für Petrus die Demüthigung und wollte nicht, daß der Bejammernswerthe glaube, er weide ſich an deſſen Anblick.

Haſtig ging er jetzt auf und nieder. Plötzlich blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen, rang die Hände und rief: „Deine Prüfungen ſind ſchwer, o Herr! Sohn und — Bruder zugleich nimmſt Du mir, denn ſo liebt' ich ihn. O Innocenz, des Gifttrankes bedarfſt du nicht, du brauchſt mir keinen neuen Meuchler zu ſuchen. Dieſer Pfeil war mit Gift beſtrichen und — traf! — — Du ſahſt mich früher krank und gebeugt, Manfred! Sieh mich jetzt wieder rüſtig. Ich muß meine Zeit noch benutzen. Laß uns alles aufbieten! — Nicht bloß Enzio zu befreien! — Der Kaiſer muß kaiſerlich enden. — Stoß auf Stoß gegen die Hierarchie! Es gilt die Befreiung der Welt! Waffen! Waffen! Was will ein Legat in Apulien! Dir übergeb' ich ihn, Heinrich; der nächſte Mondenwechſel ſeh' ihn in Apulien nicht mehr. Du Manfred folgſt mir! — Nach Lombardien! Enzio! Enzio! iſt die Loſung. Will aber Gott meine Prüfung verlängern, ſo merkt Euch, Ihr meine Treuen: In

Lyon geb' ich Euch ein Stelldichein! Ich reiß' ihn heraus aus der Mitte ſeiner Courtiſanen, den Mann mit der Tiara, und bring' ihn, an die Spitze eines Sturmbocks gebunden, vor deinen Kerker, mein Enzio!"

IX.

Binnen wenigen Wochen war der Kardinal Capuccio aus Apulien vertrieben, dieſes Reich, ſowie Sicilien, rein von jedem Feinde. Aus Afrika kamen dem Kaiſer Sarazenen als Bundesgenoſſen; in ſeinen Häfen landeten Schätze des Morgenlandes. Aus Tuscien und dem Kirchenſtaate flohen die päpſtlichen Truppen, floh, von des Volkes Spott verfolgt, der Legat, welcher des Gegenköniges lächerliche Reichsacht gegen den Kaiſer verkündigte. Piacenza, Parma's alte Nebenbuhlerin, ſchlug die Mailänder, und vertrieb alle päpſtlich Geſinnten aus ihren Mauern; Cremona ſchlug Parma's Truppen; Palavicini, der Cremoneſer Feldhauptmann, überrumpelte Parma, nahm viertauſend gefangen, darunter die Edelſten der Stadt und den Sohn des Markgrafen von Montferrat, (eine Hoffnung für Friedrich, Enzio dagegen auszuwechſeln) und eroberte das Carroccio. Bologna und Mailand waren eng eingeſchloſſen von des Kaiſers Truppen. In Deutſchland gewann Konrad über den Gegenkönig wieder die Oberhand, und die Stände des Reiches Arelat, zu welchem Lyon gehörte, trugen, des Papſtes überdrüſſig, dem Kaiſer Bündniß und Unterwerfung an. Während auf ſolche Weiſe durch Friedrich's raſtloſe Thatkraft ſein Glück, ſein Anſehen, immer glorreicher emporwuchſen, ſtarb auch ſein erbitterter Gegner, der Kardinal Rainer, und die Römer forderten von Innocenz ſeine Rückkehr nach der Metropole der Welt, ihm drohend, daß ſie, falls er dieſe verweigere, einen andern Oberhirten erwählen würden.

Das Anſehen des Papſtes war ſo tief geſunken, daß keine Beſtechung mehr zu neuen Freveln anreizen konnte, daß keine Bannbulle mehr ſchreckte. Von allen Seiten ſtürzten die Hoffnungen des ſtolzen Innocenz zuſammen. Doch in ihren Trümmern ſtehend, — mit Grimm ringsausſehend, daß das ganze, ſeit Jahrhunderten kunſtreich aufgeführte Gebäude der Hierarchie, von den Stößen ſeiner Frevel wankend geworden, den Einſturz drohe, — wiſſend, daß Friedrich, ſobald er von ſeiner Kränklichkeit geneſen, mit ganzer Heereskraft nach Lyon dringen, ihn gefangen nehmen wollte, es ungeſtraft jetzt durfte, — nirgends eine Ausſicht der Sicherheit, nicht in Italien, aus dem er ſich ſelbſt verbannt, nicht in Deutſchland, wo laut gegen die römiſche Kirche gepredigt ward, nicht in Frankreich, deſſen Barone ihm längſt den Eintritt verwehrten, nicht in England, wo das von ſeinen Legaten geplünderte Volk ſeinen Namen verfluchte, — den gewiſſen Untergang vor ſich, wenn nicht ein Wunder ihn rettet, vergißt er dennoch den furchtbaren Zweck ſeines Lebens nicht, die Auflöſung aller königlichen Gewalt im Papſtthum. Nichts auf Erden als dieſes einzigen Mannes: des Kaiſers, Leben dünkt ihm ein Hinderniß; denn keiner von deſſen Söhnen vermag die Zügel zu lenken, wie Friedrich es faſt dreißig Jahre lang gethan! Stirbt dieſer, ſo traut Innocenz es ſich zu, die allgemeine Verwirrung geſchickt zu benutzen und an das wankende Gebäude der Hierarchie ſo feſte Strebepfeiler anzubauen, daß es für lange Jahrhunderte ſteht und trotzt. Stirbt Friedrich, ſo tilgt Innocenz das Geſchlecht der Hohenſtaufen; in dämoniſcher Begeiſterung ſieht er's vorher.

Von Tag zu Tag lauſcht er mit Ungeduld den Nachrichten von Friedrich's Kränklichkeit, erwartet er die von deſſen Tod. Schon manche falſche täuſchte ihn; da erfährt er, daß der Kaiſer wieder völlig geneſen und mit voller Kraft ſeinen Plan verfolge.

„Willſt Du denn nie ſterben?“ ruft er ingrimmig. „Verliert der Tod ſeinen Stachel gegen Dich? Seine ganze Rüſtkammer erſchöpft' ich gegen Dich, und friſch und lebensfroh wirſt Du mir bald gegenüberſtehen, um mich an Deinen Triumphwagen zu binden. Herr Gott! Herr Gott! Sieh mich im Staube vor Dir! Erleuchte mich! Zeig' mir im Geiſte eine neue Art des Todes, daß ich an ihm ſie erprobe! Biſt Du wahrhaftig Gott, ſo laß Deinen Stellvertreter nicht in Schmach zu Grunde gehen! Laß mich vollenden, was ich begann, ſonſt zermorſcht mein Glaube an Dich, und ſterbend künd' ich den Völkern: Was ich mein Leben lang euch gepredigt, — Trug, Narrheit war's! Es gibt keinen Gott!“ Der bis zum Wahnwitz geſteigerte Frevel ließ ihn Monde lang keine Stunde der Nacht ruhen. Immer ſtand er mit dem Ewigen im Handel, der armſelige Himmelsſtürmer, der Knecht ſeines wilden Blutes, der gepeinigte Tyrann. Er mied die Menſchen, die er haßte, und doch fürchtete er die Einſamkeit. Sein Schlafgemach war durch Lampen und Kerzen hell wie durch Tageslicht. Stundenlang warf er ſich auf's Lager und zerwühlte mit heißer Stirne die Kiſſen. Aus jedem Lichtring ſahen ſeine entzündeten Augen Friedrich's Bild ſich geſtalten, jung, kräftig, blühend von Wangen. So rang er mit ſeiner Ohnmacht, bis er vor Ermattung auf einige Secunden bewußtlos lag; das war ſeine einzige Erquickung.

In einem ſolchen Zuſtande war's, daß er plötzlich allen Schimmer um ſich erlöſchen ſieht, — furchtbare Nacht rings um ihn. Er rafft ſich auf, will die Augen öffnen; — umſonſt! Kalter Schweiß auf ſeiner Stirne. Er greift in Todesangſt um ſich. Da fühlt er eine eiskalte Hand. Da ſchallt Donner um ihn, umbrauſet ihn Sturm. Er lauſcht, mit ſtockenden Pulſen. Ein Laut! Ein Wort! „Friedrich iſt todt! die Hohenſtaufen ſind nicht mehr!“ Er will aufjauchzen. Da berührt ein Finger ſeine Stirne. „Wehe! das Maal!“ — — „„Du biſt gezeichnet!““ ſchallt's! „„Unter Hunderttauſenden find' ich Dich heraus am Tage des Gerichts. Dann verantworte Dich!““

Plötzlich wieder Helle um ihn. Er richtet ſich auf und ſtarrt in den Kerzenſchimmer. Er iſt in ſeinem Gemach; ringsum alles wie zuvor.

Geſträubten Haares ſpringt er auf. Er öffnet das Fenſter, ſaugt begierig die kühle Nachtluft. Eine furchtbare Ruhe durchrieſelt ſeine Adern; er iſt überzeugt, daß Friedrich unterliegt. Doch unwillkührlich fährt er mit Entſetzen nach der Stirne.

Die Kränklichkeit des Kaiſers verſchlimmerte ſich immer mehr, und zwang ihn, die Ausführung ſeines Hauptplanes, vor Lyon zu rücken, zu verſchieben, und den Winter im milderen Süden Apuliens zuzubringen. Er bezog deshalb ſein Schloß in Firenzuola, nicht fern von Luceria. Manfred, Heinrich und der Erzbiſchof von Palermo waren bei ihm, Friedrich von Antiochien befand ſich in Tuscien.

Er täuſchte ſich nicht über ſeinen Zuſtand. „Manfred!" ſprach er zu ſeinem Sohne, „ich fühle: das iſt der Tod, der mich nicht vollenden läßt, was ich begann! Manfred, ſeit Deiner zarteſten Kindheit warſt Du ſtets um mich, Du ſahſt, was ich erſtrebte; in Deine feurige Jugend ſenke ich es. Bald biſt Du ſo alt als ich, da ich Deutſchlands Krone empfing. Du kennſt, beſſer als Dein Bruder Konrad, — ach, Enzio werd' ich ja nicht mehr ſehen, — dies mein Erbreich; brüderlich liebend ſei ihm ſtets mit

Rath und That zur Hand. O Manfred, mein Sohn! Sei das ſtarke Band, das die Hohenſtaufen zuſammenhält. Zu ihrem Vorkämpfer hab' ich Dich erzogen! — — —"

Er hielt erſchöpft inne. Nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: „Der Tod wird ungeduldig, merk' ich, und mahnt mich zur Eile. Ich habe noch eine heilige Pflicht zu erfüllen — — — Deine Mutter, Manfred! Ich kann von der Erde nicht ſcheiden, ohne ſie noch einmal geſehen zu haben. Ihr Anblick wird mir Kraft geben, den dunklen Weg zu betreten, dem ich zwar ohne Furcht, aber gebeugt von Sorgen um euch, die ich hinterlaſſe, und — um die Menſchheit, entgegengehe. — Sende mir Heinrich!"

Manfred holte dieſen. —

„Nimm Dein ſchnellſtes Roß, Heinrich!" ſprach der Kaiſer zu dieſem, „und reite nach Siena. Dort frage um Blanca Lancia! Frage bei den Armen, die ſie ſpeiſt und kleidet, bei den

Kranken, die ſie pflegt, frage um ſie und Du wirſt ſie finden. Tritt zu ihr und ſage ihr: Friedrich, dem Tode nahe, möchte ſie noch einmal ſehen! Sie möge nicht zürnen, daß ich ſie ihrem Wirken entreiße, — gewiß nur für kurze Zeit ſoll ſie ferne ſein von denen, die zu ihr wie zu einem Schutzengel emporblicken. Nichts Irdiſches kann ich ihr ja mehr bieten! Mein Herz, müde und wund, verlangt, bevor es ausgeſchlagen, nach ihr! Eile, eile!"

Heinrich ritt Tag und Nacht, um ſeines geliebten Herrn letzten Befehl zu vollſtrecken. „Arme Schweſter! Deiner gedenkt er nicht!" das lag ihm ſchwer auf dem Herzen. „Du liebſt ihn ja noch immer! Selbſt als Du nur mehr im Haſſe Rettung zu finden wähnteſt, liebteſt Du ihn noch! — Und „vergeſſen ſein!"

Dein Fluch! Arme Schweſter, wie wirſt Du's ertragen? Du wirſt mich zwar nicht fragen, ob er nicht auch nach Dir verlange, nein, Du wirſt ſtill ergeben dulden und bleiben und langſam ſterben an Deinem Weh, und nur Deinem Gotte es klagen, daß Du ſterben mußt, ohne ihn wiedergeſehen zu haben! Nein, ſo ſollſt Du nicht leiden, Vielgeprüfte! Zum erſten Male in meinem Leben will ich eine Unwahrheit ſprechen, ich kann ſie verantworten! Verſöhnung gilt's ja, Verſöhnung! Gewiß: Verſöhnt will der Kaiſer ſterben. In ſeinem Namen beruf' ich Dich mit nach Firenzuola!"

Am ſiebenten December [*]) beſtellte der Kaiſer ſeinen letzten Willen, — ein ächt kaiſerlich

---

*) 1250.

Teſtament war's, eine Reliquie ſeiner großen edlen Seele. Als er dies Geſchäft mit dem Erzbiſchofe von Palermo zu Ende gebracht, hieß er die Zeugen ſich entfernen, ſelbſt Manfred, ſeinen geliebten Sohn.

„Ihr waret mir in Glück und Leid ein treuer Freund," ſprach er zu dem Erzbiſchof, „ein ächter Prieſter deſſen, der ſeinen eingebornen Sohn für uns Menſch werden ließ, damit er leide und ſterbe und durch ſein Liebesopfer die Menſchheit ſühne. Ihr wiſſet, daß ich treu und innig an ihn glaube, Ihr wiſſet, daß alles, was die Herrſchſüchtigen an Beſchuldigungen gegen mich vorzubringen nicht müde wurden, Lüge und Verläumdung iſt. Und ſo bitt' ich Euch denn um den letzten prieſterlichen Liebesdienſt!"

„Welchen?" fragte der Erzbiſchof, „Löſung vom Banne?"

„Dies und — ein Sakrament!" antwortete der Kaiſer. „Rein war mein Wille jederzeit, und mit reinem Bewußtſein kann ich vor dem Höchſten erſcheinen, ein getreuer Knecht, der nach Kräften das Pfund verzinſete, das ihm verliehen ward. Hab' ich gefehlt, ſo geſchah's aus Irrthum, — Du weißt es, Allerbarmer, Du ſiehſt in mein Herz und lieſeſt drinnen, und keine Falte iſt Dir verborgen. So nimm mich auf in Dein Reich und ſei gnädig denen, die nach mir kommen, ſei gnädig der Menſchheit, daß ſie in Freiheit, Wahrheit und Liebe fortſchreite auf dem Wege, den ich, Dein Knecht, ihr gebahnt."

Da erhob der Erzbiſchof, tief ergriffen, die Hand zum Segen über Friedrich's geſenktem Haupte und ſprach: „Im Namen des Allerbarmers löſe ich Dich, o Friedrich, von jeder Sündenſchuld. Im Namen des Alliebenden geh' ein, bewährt und als Sieger, in die unſichtbare Kirche der Gerechten, für die Du auf Erden geſtritten." — — Er öffnete die Pforte und ſprach zu Allen, welche ängſtlich um des Kaiſers Befinden draußen auf den Knieen lagen und für ihn beteten, mit lauter Stimme: „Kraft der prieſterlichen Gewalt, die mir verliehen iſt, zu binden und zu löſen: Gelöſet iſt der Bann von Deinem Scheitel, Deine Sünden ſind Dir vergeben!" Da athmeten alle, die draußen waren, froher auf und eilten herein, des Kaiſers und des treuen milden Prieſters Hände und Füße zu küſſen. Der Kaiſer dankte ſtill=ſelig lächelnd dem Erzbiſchofe und ſchloß ſeinen Manfred an's Herz! — „Bald wirſt Du Deine Mutter ſehen, mein Sohn! O Blanca, meine Schutzheilige! Wann kommſt Du? — Manfred! Ich bin Dein Schuldner, doch, — doch ſei gewiß: ich zahle Dir getreulich."

Fragend blickte der Erzbiſchof ihn an. Der Kaiſer ſank erſchöpſt in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

In der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten December kamen Heinrich, Blanca und Manadora in Firenzuola an. Der Kaiſer genoß eines erquickenden Schlafes. Manfred und Blanca knieeten an ſeinem Bette, der Erzbiſchof vor einem Bilde des Erlöſers; Heinrich und hinter ihm Manadora, mit namenloſem Schmerz in der Bruſt, bargen ſich auf der Schwelle des Seitengemaches.

Am frühen Morgen erwachte der Kaiſer geſtärkt und heiter, und erkannte Blanca. Er ſtreckte ihr die Hand entgegen und ſprach mit Innigkeit: „Ich danke Dir! Du kamſt, um mir den bittren Kelch zu verſüßen, der meiner harret.“

„Und ich? —“ dachte Manadora, die Hand auf's Herz preſſend. — „Vergeſſen!“

„Wo iſt mein Heinrich? Komm! treues Herz!“ fragte der Kaiſer.

Heinrich eilte zu dem geliebten Herrn und preßte ſeine Lippen an deſſen Hand.

„Und ich? — Vergeſſen!“ dachte Manadora.

„Bringe Blumen, Heinrich!“ ſprach der Kaiſer, „bringe Myrtenkränze! Es ward mir einſt prophezeiet: In Blumen würd' ich ſterben — —“

„Durch eine Blume!“ ſprach Manadora leiſe in ſich. „Ja ich war's, Deine Blume, die den Keim Deines Unterganges barg, und keine Reue, keine folgende That machte es gut! O Gott, o barmherziger Gott!“ Sie drückte ſich draußen im Seitengemach an die Wand, daß ſein Auge ſie ja nicht finde.

Heinrich kam wieder. Ein plötzlicher Froſt hatte in dem Treibhaus, welches der Gärtner, nur an den Kaiſer denkend, vernachläſſigte, über Nacht alle Blumen getödtet, und nur Einen einzigen Oelbaum verſchont. Von dieſem brachte Heinrich Zweige, und wand ſie zu Kränzen. „Ein glückliches Vorzeichen für Dich, o Manfred!“ ſprach der Kaiſer, indem er den einen Kranz nahm, und auf Blanca's Haupt, den andern auf ſein eigenes ſetzte. „Mutter meines Manfred!“ ſprach er dazu, — „ſei meine Gattin!“

Der Erzbiſchof, von des Kaiſers Abſicht unterrichtet, gab Blanca's und Friedrich's Hände ineinander, und ertheilte dem Brautpaare über das Sterbebette hin, den Segen der Kirche. „Gott ſei mit Dir!“ hauchte Manadora, welche auf der Schwelle lauſchte, dann ſank ſie betäubt zu Boden; erſchüttert kniete Heinrich, ſeiner armen Schweſter gedenkend und dieſes letzten Schmerzes für ihr wundes Herz.

Der Kaiſer aber fühlte ſich neu gekräftigt, erhob ſich im Bette und ſprach: „Ihr alle ſeid Zeugen! Ehret meine Witwe, ehret meinen rechtmäßigen Sohn, Manfred, den Fürſten von Tarent; ſeid ihm treu, wie ihr es mir geweſen! —“

Er erhob ſich vom Lager. Jetzt ſtand er frei, aufrecht, in der Mitte ſeiner Treuen, und ſprach, begeiſtert gen oben blickend, mit freudeverklärtem Antlitz: „Dich bete ich ſterbend an, heiliger, allwaltender Wille! Als Sieger und in Hoffnung, gekrönt mit dem Oelzweige, läſſeſt Du mich ſterben! Du biſt das Licht, das alle irdiſche Majeſtät verdunkelt: Du biſt die Wahrheit. Ganz durchleuchteſt, verzehrſt und neu belebſt Du mich; nicht umſonſt war ich auf Erden. Mein Leben gilt als Saat! O laß ſie aufgehen, immer höher wachſen und Früchte reifen für die Menſchheit! — — — Manfred! Manfred!“

Er wankt. Manfred hält ihn in ſeinen Armen. „Pflege dieſe Saat!“ ſpricht der Kaiſer mit matter Stimme zu ihm — — „die Hohenſtaufen....“

Ein dumpfer Hall unterbricht ihn. Der Boden zittert, die, welche Friedrich umgeben, taumeln; nur er ſteht, in Manfred's Armen. Ein Erdbeben iſt's, das den Grund des Schloſſes erſchüttert.

Des Kaiſers Blicke, himmelwärts gewendet, flammen auf; er verſteht das Wort des Erdſchütterers! „Wie jetzt die Erde" — ruft er— „ſo wankt die Hierarchie. — Noch beben die Völker, aber ich ſehe den Tag, an welchem ſie furchtlos jauchzen, wann die Strebepfeiler zuſammenſtürzen····" Er windet ſich aus Manfred's Armen los···· „Seht ſie aufgehn über der Erde, die Morgenröthe!···· Freiheit! Freiheit! — — —"

Er ſinkt in Manfred's Arme zurück, und hält ſich feſt an des Jünglings Bruſt. „Vergiß meinen Enzio nicht!····" ſtammelt er noch; — dann ſchwebt ſein freier Geiſt zu dem König der Könige empor.

X.

Mitternacht. Vor Enzio's Kerker in Bologna wandeln Heinrich und Manadora, die letzten Worte des ſterbenden Kaiſers im Herzen tragend. Manadora hat die Schenkungs-Urkunde ihrer Güter dem Fürſten von Tarent übergeben, und was ſie von Schätzen noch für ſich behalten, verwendet, um Enzio's Wächter zu beſtechen. Enzio's Befreiung ſoll ihr und Heinrich's letztes Werk auf Erden ſein. Iſt dies gethan, ſo ſchiffen ſie nach Palermo, nehmen Abſchied von dem kaiſerlichen Schläfer, der dort im porphyrnen Sarge ruht, dann wollen ſie ſterben, wie Gülnare ſtarb, — in den Wellen, um dieſe und den Kaiſer wieder zu ſehen.

Schon iſt alles zur Befreiung bereit. Die Wächter ſind gewonnen, Leitern in der Nähe, um an den Thurm angelegt zu werden, — Roſſe vor den Thoren. Es kann nicht mißlingen.

Enzio iſt von allem unterrichtet. Jetzt iſt die Stunde da; Manadora und Heinrich haben die Leitern angelegt, und erwarten ungeduldig, daß das Fenſter ſich öffne, und der Gefangene mit ſeiner Gattin herauswinke. Ach, die Stunde verrinnt, kein Antlitz zeigt ſich, kein weißes Tuch flattert vom Thurme. Wieder eine Stunde. Gerechter Gott! iſt alles verrathen?

Aber Enzio ſitzt im dunklen Thurme, — die Leiche Luciens im Schooße! In derſelben Stunde, in welcher die Flucht verabredet iſt, verwelkte die Lilie. Sein Einziges, ſein Letztes, ſein Heiligſtes! Ihr Grab in ſeinem Kerker — ſein Altar der dürre, halbzerſtäubte Kranz darauf, den ſie ihm vor dem Rathe Bologna's auf die Locken gedrückt!

Heinrich kann die Ungewißheit nicht länger aushalten. Er klimmt, indeſſen Manadora unten, an die Wand des Thurmes gedrückt, mit hochklopfendem Herzen wartet, die Leiter hinan, ruft zum Fenſter hinein: „Enzio! Enzio!" Keine Antwort. — Da ſteigt Heinrich durch das Fenſter in den Thurm, um Enzio mit Gewalt daraus zu enttragen, zu retten, bevor die Nacht verrinnt.

Grabesdunkel im Thurme drinnen. Heinrich tappt an der Wand hin. Da fühlt er die reichen Locken, die dem gefangenen Könige bis an die Lenden herabwallen; — das Haupt, die Bruſt über die Leiche geſenkt, deckt Enzio ſeine Lucia mit ſeinen blonden Haaren.

„Enzio! Enzio!" ruft Heinrich in Todesbangniß. „Schläfſt Du? Wach' auf! Freiheit! Freiheit!" Er rüttelt ihn; — umſonſt! Enzio fühlt es nicht. Er faßt ihn um den Leib! Da ſpringt Enzio auf, vertheidigt ſein Kleinod, wie gegen einen Feind, und ſchreit: „Von hinnen, Räuber! Ich laſſe ſie nicht!“

Dies Geſchrei zwingt die Wächter, mit Fackeln herein zu dringen. Auch drunten auf den Straßen iſt Lärm geworden. Bologna's Bürger entdecken die Leitern, finden Manadora. „Verrath! Verrath!“ ſchallt es in die Nacht. „Zu den Waffen! — Fackeln herbei!“ — —

Manadora iſt umringt, ſie wehrt ſich mit dem Dolch verzweiflungsvoll gegen die Feinde, vertheidigt die Leiter und ruft hinauf: „Heinrich! Heinrich!“

Vergebens! Im Thurme beſteht Heinrich indeſſen gleichfalls einen Kampf. Er wird von der Uebermacht gedrängt. Schon ſind die Leitern weggenommen, Manadora ſtürzt verwundet, ſterbend, am Fuße des Thurmes zu Boden. Mit ihrem letzten Athem ruft ſie noch: „Heinrich!“ — Da wird er oben im Thurme aufs Aeußerſte gedrängt. Er weicht, gewinnt das Fenſter, — Rettung! Er will, wähnend, die Leiter ſei noch angelehnt, den Fuß darauf ſetzen — und ſtürzt zerſchmettert in die Tiefe neben der Leiche der Schweſter. — Ein Opfer den Manen Friedrich's!

Enzio aber ſitzt, unbekümmert um den Kampf, und umklammert Lucia's Leiche. Die Wächter treten heran, die Strengſten des Rathes ſind gekommen, — zornentbrannt, und gebieten, ihn in Feſſeln zu ſchlagen. —

„Weßhalb? „ſpricht Enzio, ohne ſeine Blicke von Lucia's Leiche zu wenden. — „Freiheit, Ruhm, Königswürde? — Tand und Staub! — — O Lucia! Lucia! — Begrabt ſie hier in meinem Kerker; dann dürft ihr ruhig ſein, dann verlaſſ' ich ihn nie! Um dieſe einzige Gnade fleht noch ein Hohenſtaufe, der einſt König war, — begrabt ſie hier, und mich einſt an ihre Seite!"

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Erſter Theil.

Seite 8 Zeile 5 v. u. lies: ihren ſtatt: ihrem
— 11 — 1 v. o. l. entweihenden ſt. entweichenden
— 13 — 3 v. o. l. zwei Maulthiere ſt. zwei mit Maulthieren
— 37 — 2 v. u. l. den Herrſcherſtuhl ſt. der
— 40 — 9 v. o. l. ſtatt mit Vater und Mutter
— 69 — 1 v. o. l. Kinde ſt. Knde
— 106 — 1 v. u. l. Davoſer Thal
— 117 — 5 v. u. Iſt, Schande zu dulden
— 119 — 8 u. 9 v. o. l. und vor Wuth auch, vor lange verhaltener
— 143 — 5 v. u. l. könnte ſt. kennte
— 154 — 4 v. o. nach: Kirche ein Komma.
— 158 — 10 v. o. l. Deinen ſt. ſeinen
— 186 — 9 v. o. l. ſeiner ſt. einer
— 188 — 6 v. o. l. warum beim Anblick ſt. warum ich beim Anblick
— 190 — 6 v. o. l. Pfühlen ſt. Pſtühlen
— 200 — 4 v. o. l. meine Väter ſt. mein Vater

Zweiter Theil.

— 91 — 6 v. o. l. welche Makel ſt. welchen
— 91 — 8 v. o. l. eine ſt. einen
— 231 — 9 v. u. l. daß ich erfüllte ſt. das ich erfüllte
— 260 — 5 v. o. l. doch ſo ſehr ſt. doch ſehr
— 301 — 1 v. o. l. von Sinnen. Das ſt. von Sinnen, das
— 301 — 8 v. o. l. Manaborens? ſt. Manaborens.
— 329 — 2 v. o. l. Organismus, des Staates, zur ꝛc.
— 338 — 8 v. o. l. in dieſen Zellen ſt. in dicken
— 360 — 4 v. u. l. welchen ſt. welcher

Dritter Theil.

Seite 63 Zeile 7 v. o. lies: ziehſt ſtatt: zeihſt
— 123 — 6 v. o. l. als ſein Feind da ſt. als ſein Feind an
— 128 — 8 u. 9 v. u. l. Reichsunmittelbarkeit ſt. Reichsunmittelbar
— 130 — 6 v. o. l. Peſt ſt. Poſt
— 164 — 2 v. o. l. der ſt. die
— 195 — 3 v. o. bleibe das Wort: wie aus
— 245 — 3 v. u. l. Heiligkeit der Majeſtät. Freiheit!
— 289 — 2 v. o. l. nurmehr ſt. nunmehr
— 290 — 3 u. 4. v. u. l. die Bürger mit dem Carroccio, die auserleſenſten Krieger
— 328 — 3 v. u. l. darf ſt. dert

Vierter Theil.

— 12 — 7 u. 8. v. o. hat der Satz: da iſt ihre leichte Geſtalt verronnen in die Nacht, wegzubleiben.
— 12 — 6 v. o. l. lichte ſt. leichte
— 127 — 9 v. o. l. Ricuperio ſt. Ricuperio
— 139 — 5 v. o. l. zerſtöbe ſt. zerſtöbte
— 165 — 5 v. o. l. ſchon frei ſt. noch nicht frei
— 170 — 4 v. o. l. wies ſt. wie's
— 191 — 10 v. o. l. bringe ſt. bringt
— 215 — 2 u. 3 v. u. l. in welcher Blanca Willensſtärke, gegen die moraliſche, in welcher ſeine Schweſter ihr Glück gefunden
— 238 — 4 v. o. l. birgſt Du Dich? ſt. biegſt
— 249 — 3 v. u. l. dieſen ſt. dieſem

Friedrich von Schiller's

hiſtoriſche Schriften.

Erſter Supplementband:

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,

fortgeſetzt

von

Eduard Duller.

I.

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Friedrich von Schiller's

Geſchichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande.

Fortgeſetzt
von
Eduard Duller.

Erſter Band.

(Von der Ankunft Alba's in den Niederlanden bis zum Tode
Don Juan's von Oeſterreich, 1567—1578.)

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Vorbemerkung.

Der Verfaſſer hat es vermieden, bei ſeiner Darſtellung des „Freiheitskampfes in den Niederlanden von der Statthalterſchaft Alba's (1567) bis zur Anerkennung der Republik durch den Waffenſtillſtand von Antwerpen (1609)“ viele Citate anzufügen. Dafür folgt hier eine Angabe der hauptſächlichſten Quellen und Hülfsmittel, aus denen er ſchöpfte und welche er größtentheils in der reichhaltigen Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmſtadt vorfand, deren Liberalität er hiermit eben ſo dankbar öffentlich anerkennt wie die Gefälligkeit ſeiner Freunde in den Niederlanden, welche ihm intereſſante Mittheilungen zukommen ließen.

Benützt wurden (unter Anderm): **P. Bor**, oorsprongk, begin en vervolgh der nederlandschen orlogen (Amsterdam. 1679. I — IV); **Strada** de bello belgico, **Meteren** (in mehreren Ausgaben); **Reyd** (Ausg. v. 1644, die lat. Leydener Ausgabe v. 1633); **Grotius** (Amsterdam 1657); **Hooft** nederlandsche historien (Amsterdam, 1820—1824. I—VIII): **de Thou**; **Brandt**, historie der Reformatie (Amsterd. 1671); **Haer**, de initio tumultuum belgicorum; **Miraeus**; die reichhaltigen analecta belgica von **Papendrecht**; **Conestaggio**, historia delle guerre della Germania inferiore; **Bentivoglio**, della guerra di Fiandra (Venedig 1702); **Cesare Campana**, vita del catholico e invittissimo Re Don Filippo II. (Vicenza 1605) und della guerra di Fiandra (ibid. 1602): **Cabrera**, historia de Felipe segundo (Madrid 1619); die obras y relaciones des **Antonio Perez** (Relaciones, Pariſ. Ausg. von 1598, Obras y relac. Ginevra 1654); **Porreño's** dichos y hechos del señor rey Don Felipe segundo (Madrid 1639); **Cervera**, de felici excessu Philippi II. (Frib. Brisg. 1609); **Mendoza's** und

Davila's monarquia de España (Madrid 1770 und 1771); Juan Yañez memorias para la historia de Don Felipe III. (Madrid 1733); Khevenhüller, annales Ferdinandei; Alfonso d'Ulloa, gründl. Beſchrbg. des niederl. Krieges (Frkft. 1570); Aitsinger, de leone belgico (Cöln 1583 et usque ad 1596), u. ſ. w.; — die verſchiedenen Partheiſchriften, wie z. B. über Don Juan: Summari-Verclaerung (Antw. 1577) nebſt der vera et simplex narratio etc. (Luxemb. 1578), und Detail-Beiträge zur Kriegs- und politiſchen Geſchichte, wie der libellus supplex imperatoris majestati exhibitus (1570); die „Oration Philippi de Marnix“ (v. 1578); die Oratio legatorum Matthiae (in Worms 1578); „die Belägerung der Stadt Oſtende“ (1604); — Spiegel, bundel van onuitgegeeven Stukken etc. (Goes 1780); Kluit historie der hollandsche Staatsregering (1802); die Levensbyzonderheden van P. A. v. d. Werff von te Water; deſſelben historie van het verbond en de smeekschriften der nederlandsche Edelen etc. (Middelb. 1779. IV); die bydragen tot de geschiedenis der Nederlanden von Cappelle (Haarl. 1827), u. ſ. w.; — ferner die Werke von Van der Vynkt (ed. Tarte 1822); Dewez (histoire gener. de la Belgique 1823); Wagenaer (mit den Byvoegsels von van Wyn u. ſ. w.); van Kampen; Cannaert; Collot d'Escury; Goethals; Siegenbeek; de Jonge; Würth; Leti (mit aller erforderlichen Vorſicht); Watson; Capefigue (histoire de la reforme etc.); unſeres klaſſiſchen Ranke Fürſten u. Völker Süd-Europa's; die Societätsſchriften und Memoires (hievon beſonders Snellaert's verhandeling over de nederl. Dichtkunst in Belgie (1838); Hasselt's histoire de la poësie française en Belgique etc. (1837) u. ſ. w.; — ſodann die neueren (meiſt belgiſchen) Zeitſchriften, wie das „belgisch Museum“, die „freie (jetzt „germaniſche“) Preſſe“ des verdienſtvollen Dr. Coremans, den „messager des sciences historiques“, den „Flaming“ u. ſ. w. Alle Monographien aufzuzählen, dürfte zu weitläufig ſein.

Eduard Duller.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Unter allen Thronen katholiſcher Fürſten hatte der römiſche Katholicismus, welcher ſich im Kampfe gegen die Fortſchritte der Reformation auf eine wahrhaft Staunen erregende Weiſe verjüngte, keinen zweiten zu einem ſo ſicheren, unerſchütterlichen Bollwerk, wie den ſpaniſchen. Auf dieſem Throne ſaß Philipp II., ein Mann, deſſen Charakter und deſſen Stellung in der Weltgeſchichte ebenſo eigenthümlich ſind, wie ſein Ausgang erſchütternd, ein Mann, der ſein ganzes Leben, mit allen Freuden, Hoffnungen und Schätzen, einem ihm als heilig geltenden höchſten Zwecke aufopferte, der dieſem Zwecke, in der Ueberzeugung: recht zu handeln, Tauſende von fremden Leben hinſchlachtete, — und an deſſen Sarge die Nachwelt ſpricht: „Beide Opfer, das unblutige wie die blutigen, waren vergeblich!“ Um Philipps II. Charakter und Politik richtig zu beurtheilen, muß man ſeine religiöſe Ueberzeugung und ſeine Nationalität aufmerkſam betrachten; beide waren in ihm unlösbar verwachſen. Als ſtrenger Katholik konnte Philipp II. in jedem Andersgläubigen nur ein Weſen erkennen, welches ſich ſelbſt von der Gemeinſchaft aller Gnaden dieſſeits und jenſeits ausgeſchloſſen, für welches es nur eine einzige Rettung gab, nämlich die einer reuigen Wiederkehr in den Schooß der römiſch-katholiſchen, alleinſeligmachenden Kirche. Als Spanier durch und durch beſaß er ſo viel von jener alten Ritterlichkeit der

Nation, welche meiſtens in Glaubenskämpfen geſtählt worden war, daß ihn ſchon ein tiefeingewurzelter Drang übelverſtandener Ritterpflicht dazu trieb, Andersgläubige durch Kampf zu ſeiner eigenen religiöſen Ueberzeugung zu bringen, oder ſie — im Falle des Widerſtrebens — derſelben zu opfern. Als König fühlte Philipp II. dieſe Verpflichtung in einem noch höheren Grade; dazu glaubte er Weihe und Salbung erhalten zu haben; die Sache des Katholicismus wähnte er einſt vor Gott verantworten zu müſſen; und ſo trat er, ein gekrönter Ritter, für denſelben in die Schranken. Uebrigens war ſein Ritterdienſt eigener Art. Er ſelbſt war kein Feldherr; aber er beſaß ſolche, und die tapferſten Heere dazu. Von ſeinem einſamen Kabinet aus leitete er, mit der Feder in der Hand, mit der unerſchütterlichen Konſequenz im Herzen, jene großen Feldzüge zur Aufrechterhaltung und Ausbreitung ſeiner Religion, welche er nicht bloß durch Waffen, ſondern auch durch Richterſprüche und Henkerbeile führte. Das Weſentliche, die Gewalt nämlich, blieb freilich hierbei daſſelbe. Die neue Welt lieferte ihm dafür ihre Schätze, und überdieß ſollten ihm die ſogenannten Ketzer ſelbſt die Ausrottung der Ketzerei bezahlen helfen, — ein Syſtem, welches wir in den Niederlanden in ſeinem ganzen furchtbaren Umfang entfaltet ſehen. Eben darin erkennen wir aber zugleich bereits das erſte leiſe Anzeichen der Vergeltung, welche Philipps II. kühnen Wahn dadurch ſtraft, daß er von ſeinen Maßregeln keine Früchte erleben ſoll. Genauer betrachtet, iſt es die Willkühr der Vollſtrecker, welche den Spuren der Willkühr des despotiſchen Gebieters folgt. Immer untergräbt der Egoismus der Diener unwiſſentlich das Gebäude der Tyrannei, welches ſie aufführen helfen ſollen. So ſcharfblickend Philipp II. alle ſeine Diener prüfend überwachte, ſo ſorgſam und klug er ſtets den Einen von ihnen durch den Andern in Schach zu halten ſuchte, ſo ſehr er jeden Einzelnen zu lenken wähnte, — ſo beweiſt doch gerade der Aufſtand in den Niederlanden, wie wenig unabhängig er, wenigſtens im Anfang, gerade von jenem Diener ſein konnte, welcher gewiß am Meiſten in ſeinem Geiſte handelte.

Mit Philipps II. Ueberzeugung von ſeiner Pflicht gegen den Katholicismus traf übrigens zugleich das Intereſſe ſeiner Politik zuſammen. In dieſer zeigte ſich deutlich das Centraliſations-Streben eines abſolut-monarchiſchen Prinzips, wie nach außen zu vergrößernd, ſo nach innen zu, im Umfange der ihm untergebenen Länder, die Provinzialrechte ausgleichend, oder vielmehr: verwiſchend. Seine Politik war nur national für Spanien, das Land ſeiner Liebe, den Kern ſeiner Macht, für Spanien, wo ſich ſelbſt der Stolz der Majeſtät vor den heiligen Schrecken der Inquiſition beugte. Durchaus antinational war ſie für die Niederlande. Der größte Mißgriff Philipps war der, daß er die freien Pulsſchläge des niederländiſchen Lebens nach jenen des ſpaniſchen bemaß und in gleichen Takt mit dieſem bringen wollte. Er dachte wohl nicht mehr an ſeinen Vater Karl V., wie dieſer in St. Juſt tiefſinnig und verzweifelnd vor den beiden Uhren ſtand.

In jener geheimen Inſtruction, welche Philipp II. dem Herzoge von Alba mitgegeben hatte, und welche der Letztere Margarethen von Parma, auf ihre Anfrage, zu paſſender Zeit und Gelegenheit mitzutheilen verſprach, drückte gleich der erſte Punkt ziemlich deutlich und entſchieden die Abſicht aus, ſämmtliche niederländiſche Provinzen in ein Königreich zu verſchmelzen, deſſen Hauptſtadt Brüſſel ſein ſollte, etwa in der Art, wie Paris das Centrum Frankreichs bilde. Wenn man nun bedenkt, ſeit wie verhältnißmäßig kurzer Zeit jene Provinzen einem und demſelben Fürſtenhauſe huldigten und wie wenig dieſes Verhältniß eine innige Vereinigung derſelben unter ſich begründen konnte, wie jede einzelne Provinz auf ihre ſelbſtſtändige Geſchichte zurückblicken konnte, wie jede in ihrer Selbſtſtändigkeit das Fundament ihres Wohlſtandes erkannte, wie nicht bloß die beſonderen Intereſſen der verſchiedenen Landſchaften gegeneinander liefen, ſondern wie auch Sprache, Temperament, Sitten und Religion ebenſo viele Scheidewände bildeten, — wenn man alle dieſe Umſtände zuſammenfaßt, ſo erſcheint jener Plan Philipps II. faſt wie eine Chimäre, und man möchte dieſen Monarchen beinahe durch die Unterſtellung gänzlicher Unkenntniß der niederländiſchen Verhältniſſe entſchuldigen, wenn anders Unkenntniß des Landes und Volkes einem Fürſten überhaupt je zur Entſchuldigung gereichen dürfte. Die Letztere muß aber ganz wegfallen, wenn man ſich aus den in der geheimen Inſtruction für Alba enthaltenen Maßregeln zur Erreichung jenes Planes überzeugt, daß Philipp das Lebens-Princip der niederländiſchen Provinzen wirklich gar wohl kannte, daß er es aber eben auszurotten ſuchte. Sein Centraliſationsſyſtem, von dem Zwecke ausgehend, die Niederlande in gleiche Unterthänigkeit zu bringen wie alle übrigen ihm gehorchenden Länder, war folgendermaßen ausgegliedert. Obenan: die *Gleichheit der Religion*, d. i. die *Alleinherrſchaft der römiſch-katholiſchen*, eingeführt und erhalten durch ein *glaubensrichterliches höchſtes Geſetz*, aber mit Vermeidung des verhaßtgewordenen Namens der „Inquiſition“, — anderſeits moraliſch geſtützt durch die Auswahl muſterhaft frommer Prieſter für ſechs biſchöfliche Stühle. Sodann eine *Amneſtie für das Volk*; dagegen die *Ausrottung der Häupter* des Widerſtandes. Durch ſtrenge Beſchränkung der „breede Raade“ (oder „Vroetschappen“)

wie wir ſie in den meiſten Städten der Niederlande finden, ſollte die Entnationaliſirung mächtig gefördert, dagegen der materielle Wohlſtand, durch Begünſtigung des Handels, zur lockenden Verſöhnung, möglichſt gehoben werden. Den Schlußring der Kette ſollte die Kriegsgewalt bilden. Zu dieſem Zwecke dienten Entwaffnung der Eingebornen, Anlegung von Citadellen, Abführung des Geſchützes und Kriegsbedarfes aus den Städten in königliche Magazine, und Verſicherung des Kanals durch eine Flotte von 30 Kriegsſchiffen ſowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten. Man ſieht: Philipp dachte weniger an die Beruhigung der Niederlande, weniger an die Wiederherſtellung jenes Zuſtandes, in welchem ſie ſich vor den Unruhen befunden hatten, als vielmehr an die gänzliche Vernichtung dieſes Zuſtandes und an die Einführung eines neuen. Er wollte jene Unruhen bloß als einen Vorwand benutzen, unter welchem er ſein Attentat gegen die Selbſtſtändigkeit und Nationalität jeder einzelnen Provinz ausüben konnte.

So provozirte er denn jetzt erſt den Abfall, und die Folge davon war, daß die gemeinſame Gefahr nun wirklich eine engere Annäherung der Provinzen zu einander erzeugte, wiewohl freilich von einer ganz andern Art, als er beabſichtigt hatte. Wir können uns, bevor wir die weitere Entwickelung dieſer Verhältniſſe beginnen, nicht enthalten, hier die Wendung, welche die Revolution nehmen wird, in wenigen Strichen anzudeuten. In jenen geſegneten ſüdlichen Landſtrichen, welche man unter dem Kollektivnamen: „Flandern" begriff, zeigt ſich der erſte Widerſtand der Freiheit und Nationalität gegen die ſpaniſche Politik. So wie das Attentat Philipps ſich in ſeinem ganzen Umfange deutlicher zu erkennen gibt, wird der Widerſtand plötzlich zur Bewegung, und dieſe letztere pflanzt ſich dann in die nördlichen Provinzen fort. Bald haben dieſe letzteren das ganze Gewicht der Uebermacht faſt allein zu ertragen, aber dabei entwickelt ſich in ihnen das Bewußtſein der Autonomie immer klarer, und begründet die Anfänge eines neuen ſelbſtſtändigen Staatslebens, während in der Folge die Revolution, nachdem ſie ihre Miſſion für den Norden vollendet hat, in eben jenen ſüdlichen Provinzen, wo ſie als Negation ausbrach und eine ſolche blieb, erliſcht, ſowie ſich hier die Autonomie der garantirten Erhaltung der Provinzialrechte aufopfert. Die ſüdlichen Provinzen geben den Impuls; die nördlichen ernten das poſitive Reſultat.

Wie Philipp II. eine eigenthümliche Stellung in der Reihe der Fürſten einnimmt, ſo behauptet der Herzog von Alba eine nicht minder originelle in der Reihe der Fürſtendiener. Nicht für den Platz eines ſolchen, ſondern für den eines Feldherrn hatte ihn die Natur ausgerüſtet. Sie verſagte ihm jene Gaben, deren der Fürſtendiener bedarf, als etwa: ſich in die Launen des Gebieters zu ſchmiegen, ſeine ganze Perſönlichkeit dieſem aufzuopfern, ſeine eigenen Gedanken und Pläne dieſem zu unterſtellen, um ſie von demſelben als deſſen Gebote zurückzuempfangen, und ſich außerdem mit wohlbehaupteter Freundlichkeit gegen jeden Nebenbuhler der fürſtlichen Gunſt zu benehmen, um ſowohl dieſe als jenen zu belauſchen und von jeder Miene wie von jeder Minute Vortheil ziehen zu können. Statt dieſer Talente verlieh die Natur dem Herzog von Alba ein energiſches Selbſtgefühl, welches ſich, nicht bloß Höflingen, ſondern ſogar dem mächtigen Monarchen gegenüber, nie verleugnen konnte, — ein Selbſtgefühl, welches in ariſtokratiſchem Stolz gründete, aber durch zahlreiche militäriſche Verdienſte eine glorreiche Folie erhielt. Wenn dieſer kühne

Trotz der Perſönlichkeit gegen die Autorität den Monarchen unangenehm berühren mußte, ſo lange die erſtere, bei Alba's Aufenthalt am Hofe, mit ihm in der Nähe zuſammentraf, ſo vertraute Philipp dagegen um ſo mehr, daß ſich Alba eben durch ſeine Perſönlichkeit am Beſten für die Ausführung des neuen Syſtemes in den Niederlanden eignen würde; und um ſo mehr glaubte ſich Philipp II. auf Alba, wie auf ſich ſelbſt, verlaſſen zu können, da dieſer Letztere die religiöſe Grund-Anſicht des Monarchen vollkommen theilte. Für den militäriſchen Theil des Centraliſationsſyſtems war zugleich wohl ſchwerlich jemand zu finden, der ſich durch Erfahrungen und Kriegskunſt ſo ſehr dafür eignete, wie Alba, und ſelbſt deſſen ariſtokratiſcher Stolz konnte dem König, nach ſeinem Dafürhalten, in den Niederlanden inſofern nur von Vortheil ſein, da, bei der alten Spannung zwiſchen den niederländiſchen und ſpaniſchen Großen, Alba ſeinem Stolz ungeſtört durch Demüthigung und Vernichtung der niederländiſchen Ariſtokratie genügen konnte, welches Letztere ja in Philipps Plane lag.

Mit der ausgedehnteſten, ja mit einer faſt unbegränzten Vollmacht des Monarchen befand ſich Alba in den Niederlanden. Ein Beweis, wie feſt Philipp II. überzeugt war, daß ſein neuer Statthalter ganz in ſeinem Geiſte handeln würde, ſind die Blankets, die er demſelben zu beliebiger Verfügung mitgab, — eine Pandorabüchſe, deren verderbenreicher Inhalt vorzugsweiſe für den niederländiſchen Adel beſtimmt war. Aber, indem Alba ſowohl mit den religiöſen als mit den politiſchen Anſichten ſeines Gebieters vollkommen einverſtanden war, ging er noch einen Schritt weiter als dieſer; oder vielmehr: die gewaltigen Verhältniſſe und ſein eigener Stolz riſſen ihn dazu fort. Er wollte nicht bloß als Philipps II. Werkzeug erſcheinen, ſondern, ſelbſt im Nimbus eines Souverains, den

Niederlanden gegenüber auftreten; und die Folge davon war, daß die ganze Gehäſſigkeit der ſpaniſchen Politik anfangs auf ihn allein zurückfallen mußte.

Wie übrigens Albas Benehmen den König bei den Niederländern immer verhaßter machte, ſo trugen auch wieder die Kreaturen Albas, deren Willkühr dieſer, eben auch wie ein abſoluter Fürſt, einen großen Spielraum gönnte, zum Theil aus raſendem Egoismus, zum Theil aus dem Grunde der alten Erbitterung zwiſchen Spaniern und Niederländern, unendlich viel dazu bei, daß alle Einzelnen für den jedesmal beſonders motivirten Grimm gegen die Fremdherrſchaft in dem Namen Albas gar bald den Brennpunkt des allgemeinen Fluches fanden. Das größte Verbrechen, welches Alba gegen die Niederlande, gegen die Menſchheit beging, indem er die Politik ſeines Monarchen ſtreng befolgte, war das, daß er grauſam war aus Politik. Er beſtrafte das Geſchehene nicht bloß, weil es geſchehen, ſondern, um zugleich die kräftigſten Nerven der Nation zu durchſchneiden; er glaubte die Leztere ruiniren zu müſſen, um für das Syſtem des Königs den alten Boden urbar zu machen; er mordete, (abgeſehen davon, daß ſeine Kreaturen ſich von den eingezogenen Gütern der Hingerichteten bereicherten), um durch den Schrecken die Menge zu überraſchen und niederzubeugen, um ſeinen militäriſchen Operationen Nachdruck zu geben, um ſich während derſelben den Rücken ſicher zu halten.

Vollkommen rechtfertigte Alba ſeinen Feldherrnruf, indem er den militäriſchen Theil der geheimen Inſtruktion ausführte. So begann er ungeſäumt, in den wichtigſten Städten der Provinzen Citadellen zu erbauen. Sein nächſter Zweck dabei war: zuvörderſt jene Städte, in welchen er die freien Regungen der durch Wohlſtand mächtigen oder durch Zerrüttung deſſelben zur Erbitterung getriebenen Bürgerſchaften zu befürchten hatte, und ſodann auch das platte Land beſſer im Zaume halten zu können. Seine Beſorgniß war übrigens im Allgemeinen auch keineswegs unbegründet. In manchen Städten (beſonders in den flandriſchen) lag nämlich eine Menge demokratiſchen Zündſtoffes aufgehäuft, welchen die Berührung irgend eines neueren Ereigniſſes zu einer furchtbaren Exploſion bringen konnte. In anderen Städten, wo dies weniger zu beſorgen war, herrſchte dafür, begründet auf den aus freiem germaniſchem Geiſte geborenen Verfaſſungen, ein um ſo kräftigeres Gemeingefühl der lokalen Selbſtſtändigkeit, welches den Abſichten der ſpaniſchen Regierung noch größere Schwierigkeiten in den Weg legte, als die drohende Gährung des demokratiſchen Prinzips.

Antwerpen, dieſer von verſchiedenen Nationen beſuchte Mittelpunkt des lebhafteſten Handels, damals durch Gewerbe, Kunſt, Wohlſtand und Bedeutung für alle Niederlande herrlich blühend wie dort kaum eine zweite Stadt, Antwerpen ſchien dem Herzog von Alba vor den übrigen niederländiſchen Städten zunächſt die wichtigſte, um dort eine Citadelle anzulegen, von welcher aus er nicht bloß die Schelde und das Umland beherrſchen, ſondern auch die Stadt ſelbſt in Schrecken und Abhängigkeit erhalten könne. Er beauftragte 1567 den geſchickten Kriegsbaumeiſter Paciotto mit dem Entwurf und der Ausführung des Werkes; und bot ſelbſt Alles auf, um die Letztere zu beſchleunigen. Die Stadtmauern und ein alter Thorthurm Antwerpens wurden zu dieſem Behufe abgetragen; Tag für Tag waren über 2000 Arbeiter beim Feſtungsbau beſchäftigt, und die Bürgerſchaft Antwerpens ſelbſt mußte zu den Koſten, welche die Erbauung ihres Zwingers erforderte, vier Tonnen Goldes beiſteuern, — eine Maßregel, welche der militäriſchen Anſicht Alba's von ſeiner Stellung zur Nation entſprach, (denn er betrachtete in der That die Niederlande wie ein zu eroberndes Land) welche aber durch die Demüthigung, die er allerdings dabei beabſichtigte, nur Erbitterung gegen ihn und Spanien nähren konnte. Die Citadelle wurde aus gevierten Werkſteinen erbaut und erhielt die Form eines regelmäßigen Fünfecks; vier von ihren Bollwerken taufte der Stolz des Feldherrn mit den Namen: „Duc“, „Toledo“, „Ferdinando“, „Alba“; dem fünften überließ Alba Paciotto's Namen. Auch in Amſterdam, Vlieſſingen und Gröningen beabſichtigte Alba Citadellen zu erbauen; doch kam dieſer Plan in den beiden letzteren Städten in Folge der nächſten Ereigniſſe nicht zur **Vollendung**, und in Amſterdam erkaufte ſich die Bürgerſchaft von Alba das Aufgeben des Plans, ſowie die Vergünſtigung, von einer ſpaniſchen Beſatzung verſchont zu bleiben, für die Summe von 200,000 Gulden. Alba konnte dies der Stadt Amſterdam um ſo unbedenklicher gewähren, da der ſpaniſch-hierachiſche Einfluß in derſelben vorherrſchend war.

Mittlerweile fuhr der durch Alba zuſammengeſetzte „consejo de las altercaciones“, oder der „**Blutrath**“, wie ihn das Volk richtiger bezeichnete, mit entſetzlichem Eifer in ſeinen Amtsverrichtungen fort, und von Tag zu Tag wuchs das Grauſen im Lande. Dieſe blühenden Provinzen, von denen bis dahin jeder Fremde, der ſie ſah, wie von einem Paradies auf Erden ſprach, in welchen alle Nationen fröhlich zuſammentrafen und zu welchen glückliche Winde einen Regen von Gold aus allen Ländern hintrieben, wo (beſonders in Flandern) der weltausgleichende Handel das poetiſche Volksthum kräftigte, ſtatt es zu verwiſchen, wo ein leichtempfänglicher Sinn alles Schöne ſich raſch anzueignen gewohnt war, dieſe Provinzen fingen jetzt an zu veröden, vor dem monotonen Ernſt der Todesurtheile verſtummten die freien, muthwilligen Volkslieder;

vor den ſpaniſchen Spionen ſcheute der offne Sinn. Die Gewalt drängte ſich an die Stelle des Rechts und der ſchnödeſte Eigennutz ſtreckte, das Geſetz als Maske vornehmend, ſeine Hände raubgierig nach dem Eigenthum aus. Wer mochte es, im Beſitz wohlerworbener Reichthümer, wagen, länger auf einem Boden zu wohnen, wo der Reichthum auf das Haupt ſeines Beſitzers das Auge der Willkühr und das Schwert des Henkers lenkte, wo man im Namen des Geſetzes mordete, um die Hinterlaſſenſchaft der Gemordeten einzuziehen? Der Verbannte pries ſich glücklich und trug ſeine Armuth gerne, wenn er das entſetzliche Loos der Zurückgebliebenen erfuhr. Aber der Ausgewanderte leitete die Quellen des Wohlſtandes, den Gewerbfleiß und die kaufmänniſche Spekulation, zu ſeinem neuen Wohnſitz hin, und mit aller ſeiner Macht konnte Alba dieſe Quellen nicht zurückhalten. Sehr viel kam dabei den nördlichen Provinzen, Seeland und Holland, zu gute, welche der Induſtrie und dem Handel das freie Meer offen hielten, und der Standhaftigkeit für den Glauben den feſten Boden verſicherten. So verſchaffte Alba, verblendet, indem er die ſüdlichen Provinzen entvölkerte und verarmen machte, den nördlichen einen bedeutenden Zufluß von Verſtärkung durch Kapitalien und Geiſt.

Unter einem ſo blutrothen Schein am Horizont ſchwand das Jahr 1567 dahin. Mit einer Gewaltthat bezeichnete der Herzog von Alba den Beginn des neuen. Am 24. Januar 1568 lud er den Prinzen von Oranien, deſſen Bruder, den Grafen Ludwig von Naſſau, den Grafen von Hoogſtraten, Wilhelm Grafen van den Berge, den Grafen von Kuilenburg, Herrn Heinrich von Brederode und mehre andere Edelleute, binnen dreimal vierzehn Tagen vor ihm zu erſcheinen und ſich über die ihnen zur Laſt gelegten Verbrechen zu verantworten. Der Prinz von Oranien wurde in dieſem Edikt als der „*Urheber und eifrigſte Beförderer der Rebellion*“ bezeichnet und insbeſondere beſchuldigt, daß er „die Edlen zu allen von ihnen unternommenen Maßregeln verleitet, daß er ihnen zu ihren Zuſammenkünften ſeine Häuſer in Breda und Brüſſel hergegeben, daß er Brederode mit Geſchütz verſehen, daß er mehren Orten verboten, ſpaniſche Truppen als Beſatzungen aufzunehmen, daß er zu Antwerpen, wohin er zur Stillung der Unruhen geſchickt worden ſei, die Erbauung proteſtantiſcher Kirchen zugelaſſen habe u. ſ. w.“ So tief war auf ſpaniſcher Seite die Meinung begründet, welcher Granvella bei der Nachricht von der Gefangennehmung der Grafen von Egmont und Hoorn durch die bedeutungsvollen Worte: „*Wenn ihr nicht auch den Schweigſamen gefangen habt, ſo habt ihr nichts*“, das Siegel aufzudrücken ſchien, — die Meinung nämlich, daß der Prinz von Oranien der *Urheber*, ſowie das *Haupt* und die *Seele* des Aufſtandes ſei und daß der letztere mit leichter Mühe unterdrückt werden könne, wenn dies Haupt gefallen ſei, wenn man den Körper der Seele beraubt habe. Dieſe Meinung befeſtigte ſich in Spanien von Jahr zu Jahr mehr, und es bedurfte ſpäter ſogar eines — für den König freilich erfolgloſen — Verbrechens, um dieſelbe zu widerlegen. Wie feſt ſie aber ſchon damals eingewurzelt war, beweiſt der Umſtand, daß man unter den Anklagepunkten der übrigen vorgeladenen Edlen als einen beſonderen den hervorhob, „daß ſie dem Prinzen von *Oranien* und ſeinen verwegenen Entwürfen mit aller Macht angehangen, und deſſelben Rathſchläge gebilligt hätten, um die Unruhen in den Niederlanden zu fördern.“

Alba war nicht der Mann, etwas halb zu thun. Er konnte voraus ſehen, daß der Prinz, deſſen Klugheit bekannt war, ſich auf die Vorladung nicht ſtellen würde; deshalb ſuchte er durch deſſen Herz deſſen Klugheit zu betäuben, und raſch führte er das Mittel aus, das er ſich dazu erſonnen hatte. Auf der hohen Schule zu Löwen ſtudirte Oraniens Sohn, Philipp Wilhelm, Graf von Büren, ein Jüngling von 13 Jahren, welchen der Vater, bei ſeiner Entfernung aus den Niederlanden, dort gelaſſen hatte, im Vertrauen, daß auch der Feind die Privilegien der hohen Schule achten würde. Doch Alba achtete in den Niederlanden kein beſtehendes Recht. Er ſchickte am 24. Januar Vargas, den Präſidenten des Blutrathes, nach Löwen und ließ durch dieſen dort den Sohn Oraniens gefangen nehmen. Vergeblich führten der Rektor und die Profeſſoren gegen einen ſo unerhörten Eingriff die Rechte der Univerſität an. „Non curamus vestros privilegios“, entgegnete ihnen Vargas in ſeinem ſpaniſchen Latein kaltblütig und ließ Oraniens Sohn nach Antwerpen bringen, wo er ihn der ſtrengen Obhut Lodronas übergab. Von dort wurde der Jüngling nach Spanien gebracht, angeblich, um ſeine Studien auf der hohen Schule zu Alkala fortzuſetzen. Man erzog ihn dort im Katholicismus auf; Graf Barlaimont wurde beauftragt, des Jünglings Güter als Vormund zu verwalten. Man glaubte, in Oraniens Sohn mehr als eine Geißel, — man glaubte, ein taugliches Werkzeug zu künftigen Plänen in ihm zu verwahren. Gefaßt und würdevoll benahm ſich Oranien, welcher ſich in Deutſchland befand, bei dem harten Schlag, den Alba gegen ſeine Ehre, bei dem noch härteren, den dieſer gegen ſein Vaterherz geführt. Er beantwortete die Vorladung von Dillenburg aus in einer Schrift an den Generalprokurator Johann du Bois und an Alba ſelbſt. In ſeiner Erwiederung wies er die Nichtigkeit der Vorladung nach, und proteſtirte, als Glied des Reiches ſowohl, wie auch als Ritter des goldenen Vließes, gegen das unkompetente Gericht, vor welches man ihn berufen hatte. Er zeigte, daß nicht er den Aufſtand verurſacht habe, ſondern daß man dieſen vielmehr Granvellas antinationalen und zweckwidrigen Maßregeln zuzuſchreiben habe. Ferner ſprach er in ſeiner Gegenſchrift den Wunſch aus: „Gott möge den König von Spanien die Schuldloſigkeit ſeiner verfolgten Diener erkennen laſſen“, und außerdem beklagte er ſich endlich über die gewaltſame Wegführung ſeines Sohnes. Die übrigen vorgeladenen Edlen verantworteten ſich gleichfalls. Alba nahm jedoch auf die Proteſtationen keine Rückſicht, verurtheilte die Abweſenden in contumaciam und zog ihre Güter ein.

Mit raſtloſer Thätigkeit entwickelte er ſein Syſtem der Unterdrückung nach allen Seiten hin. Er ließ zu Ende Januars 1568 den Advokaten von Holland, Meiſter Jakob van den Ende, durch den Grafen von Boſſü, (ſpaniſchen Statthalter von Holland) im Haag verhaften. Der Graf von Boſſü hatte den Advokaten mit verſtellter Freundlichkeit zu einer Abendmahlzeit eingeladen und nach dem Eſſen feſtgenommen, worauf Jakob van den Ende zuerſt nach Vilvoorden, und dann nach Brüſſel in ſchweren Gewahrſam abgeführt wurde. Nicht etwa der Proteſtantismus war deſſen Verbrechen; denn ſelbſt bei den Spaniſchgeſinnten galt van den Ende für einen guten Katholiken; aber er ſollte (nach Einigen) auf den Abzug des ſpaniſchen Kriegsvolks angetragen haben; nach der Meinung Anderer ward es ihm übel gedeutet, daß er verſucht hätte, bei Margarethen von Parma dahin zu wirken, daß ſie den König zur Berufung der General-Staaten vermöchte; Beides allerdings Schritte, welche den Abſichten Philipps ſchnurſtraks zuwiderliefen. Vergeblich ſandten die Staaten von Holland Abgeordnete an Alba und den Blutrath, um van den Ende's Befreiung zu erwirken; vergeblich ſprach deſſen Vertheidiger, Johann van Treslong. Van den Ende erlebte den Ausgang ſeines

Prozeſſes nicht; er ſtarb 1569 im Gefängniß. Zwei Jahre nach ſeinem Tode wurde er allerdings für unſchuldig erklärt und man gab ſeine Güter wieder frei. —

Zu Gent wurden im Laufe des Januars und Februars 143 Bürger, ſowohl durch öffentlichen Aufruf als auch durch Anſchlag von Proſcriptionsliſten an dem Rathhauſe, vorgeladen. Man nahm ein Inventar ihrer Güter auf; man verhörte Kinder, Verwandte und Nachbarn. Achtzehn von jenen Angeklagten vertheidigten ſich in Brüſſel; aber, obwohl man ihre Vertheidigung gehört, wurden ſie eines Abends plötzlich ergriffen, paarweiſe aneinandergefeſſelt, ins Gefängniß geworfen und bald darnach hingerichtet. Die Einziehung ihrer Güter vollendete das Schauſpiel der Willkühr, und — wie zum Hohn — überließ man die Hälfte der Güter den Wittwen, vorausgeſetzt, daß dieſe katholiſch ſeien. Immer deutlicher enthüllte ſich bei der Willkühr, welche im Namen des Königs geübt wurde, zugleich die Habſucht ſeiner egoiſtiſchen Diener. Immer qualvoller empfand das unglückliche Volk die doppelte Zuchtruthe, nämlich die entſchiedene Abſicht ſeines Monarchen, welcher deſſen Nationalität und Freiheit vernichten wollte, und der Diener deſſelben, welche, ſtatt ſeiner den Herrn ſpielend, dieſem vorſpiegelten, daß ſie ihm durch die Gütereinziehungen der Ketzer und Rebellen die Koſten zur Unterwerfung derſelben beſtritten, — während ſie ſich ſelbſt davon am meiſten bereicherten, ſo daß Philipp kaum den Abhub erhielt. Es iſt kaum glaublich, daß Alba hierbei die gemeine Habſucht der unter ihm ſtehenden ſpaniſchen Beamten theilte, obwohl auch er von dem Vorwurf nicht ganz frei zu ſprechen iſt, daß er für ſeinen eigenen Vortheil ſorgte. Eben ſo ſchwer trifft ihn gewiß der, daß er die Nichtswürdigen, welche das Land ausſaugten, frei nach ihrer Willkühr ſchalten ließ. Alba folgte indeſſen bei ſeinen Maßregeln dem Grundſatze: „der Zweck heiligt das Mittel“, und dieſer Grundſatz erklärt Alles. Das Vertrauen in den Familien zu untergraben, Verwandte zu Angebern von Verwandten zu machen, ſchien ihm nichts Unmoraliſches. Die harmloſe Freude der Faſtnacht ſogar mußte der Verfolgung als Spürhund dienen. Er beſchloß, den Niederländern eine blutige Aſchermittwoche zu bereiten; an vielen Orten zu gleicher Zeit ſollten nämlich Alle, welche proteſtantiſchen Predigten beigewohnt hatten, während der fröhlichen Sorgloſigkeit, der ſich das Volk im Karneval hingab, feſtgenommen werden. Dieſer Anſchlag gelang aber nur theilweiſe; die Menſchlichkeit einzelner Gerichtsperſonen, welche er mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt hatte, worunter beſonders die des Schultheißen von Leyden, Johann van Beerendrecht, und des von Monnikendam, legte ſich in's Mittel; heimliche Warnungen ergingen, und ſo entrannen Manche der bezeichneten Schlachtopfer ihrem Verderben.

Während dieſer Ereigniſſe in den Niederlanden fiel ein ſchwerer Schlag in Spanien. Es war der Ausſpruch der Inquiſition, (vom 16. Februar 1568) „daß alle Niederländer (mit Ausnahme weniger Perſonen) entweder Ketzer oder Ketzerfreunde und alſo Begünſtiger der Ketzerei, ſofort Alle des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung ſchuldig ſeien.“ Am 26. deſſelben Monats bekräftigte Philipp II. dies Urtheil. So war denn nun ein ganzes Volk von ſeinem Beherrſcher für eine Rotte von Verbrechern, für der Rache verfallen, fortan für rechtlos erklärt durch einen feierlichen Ausſpruch im Namen der Religion und Majeſtät; — ein unerhörter Akt, wenn auch nicht geiſtlicher Anmaßung, doch königlicher Bethörung, und zugleich ein deutliches Anzeichen jener weitausſehenden

Pläne Spaniens gegen die Niederlande, deren Spuren ſich in dem ganzen bisherigen Verfahren erkennen ließen.

Da nun faſt nirgends mehr Recht zu hoffen war, griff das Elend zur Gewalt. Zahlreiche Menſchen in Weſtflandern waren, ihres Hab' und Guts, ja ihres Obdachs beraubt, in die Wälder geflüchtet und erkannten ſich, wo ſie ſich, vogelfrei umherſchweifend, begegneten, als Brüder an den gemeinſamen Merkzeichen, welche Noth und Hunger, Grimm und Rachluſt auf ihre Stirnen tief eingegraben hatten. „Wilde Geuſen“ (oder „Buſch-Geuſen“) wurden ſie genannt, und ihre Handlungen rechtfertigten den Beinamen der Wildheit. Ausgeſtoßen aus der bürgerlichen Geſellſchaft, ausgeſchloſſen von allen Rechten derſelben, ſahen ſie auch keine Pflicht mehr vor ſich, die ſie zu erfüllen hätten, und genoſſen die Augenblicke, in welchen ſie nicht die ganze Meute der Verfolger hinter ihren Ferſen ſahen, dadurch, daß ſie ihrem Grimme, den das Elend aufgeſäugt hatte, zur Wiedervergeltung gleichfalls Opfer ſchlachteten. Alle jene Gräuel, welche der Blutrath im Namen des Geſetzes verübte, wiederholten dieſe „wilden Geuſen“, und zwar zuweilen in einem noch höheren Grade, an ſolchen Perſonen, deren Stand oder deren Beziehung zu der Urſache ihres Elends ihre Erinnerung und ihre Gefühle aufſtachelten. Beſonders an der katholiſchen Geiſtlichkeit kühlten ſie ihre Wuth. Sie überfielen in großen Haufen bei Nacht die Prieſter in den Dörfern, plünderten ſie aus, und verſtümmelten ihnen Naſen und Ohren. Vergeblich erging unter'm 28. März 1568 von Brüſſel aus ein Edikt gegen die wilden Geuſen, worin die Gemeinden in den Umgegenden für alle Gewaltthaten derſelben verantwortlich gemacht, und zum Schadenerſatz angehalten wurden; die zum Schutz der Prieſter und Mönche ausgeſtellten Wachen vermochten den Gräueln der wilden Geuſen nicht Einhalt zu thun, und es bedurfte geradezu einer förmlichen Menſchenjagd, um dieſe Unglücklichen auszurotten, welche die Verhöhnung der Menſchenrechte zur abſcheulichſten Unmenſchlichkeit getrieben hatte. *)

---

*) Die zu Gent erſcheinende Zeitſchrift „den Vlaming“ enthält in ihrer Nummer vom 4. November 1840 einzelne intereſſante Details über die „Buſchgeuſen“: „Den laetsten dag van het jaer 1567 hadden de Geuzen, aen hun hoofd hebbende Jacob Hoste en Jan Michael, den pastor van Houtkerke, parochie gelegen in Fransch-Vlaenderen, deerlyk omgebragt. Eenige dagen later waren zy ten getalle van 40 verzameld by Poperinghe, en begaven zich 's nachts naer Reninghelst. Gekomen aen de herberg „het Nachtegaelken“, droogden zy er hunne kleederen die nat waren door eenen stortregen. Omtrent den dageraed, verzekerd door hunne bespieders dat den pastor van Reninghelst 't huys was (hy had immers daags te voren naer Voormezeele geweest) zonden zy een van hunne mannen naer de kerk, en het overig begaf zich naer het huys van den pastor en van den onderpastor. Eenen derden priester met naem Jacob Pannel, die er het ambt van koster bedieende wierd met deze twee heeren aengevat. Het was den verkoren maendag van het jaer 1568. De beelden der heyligen die men vond in de kerk, wierden met de kerksieraden in stukken gehouwen en alsdan verbrand, en zy leyden met hun de dry gevangene langs Loker, Dranoutre, Kemmel, Nieukerke en Nipkerke, alwaer zy zich begaven om de kerken te plunderen. Den pastor van Dranoutre, die zich stelde tegen hunne buytenspoorigheden, wierd doodelyk gekwetst aen het hoofd. Het was omtrent den avond als zy gedaen hadden met de kerk van Nipkerke te plunderen, dat zy zich met hunne dry gevangene begaven naer het bosch tusschen Belle, Nieukerke en Nipkerke by den „zwarten molen“. Aldaer wierden de geloofsbelyders openbarlyk beschuldigd en ter dood verwezen door de volgende sententie, die gelezen wierd door Jacob Vanheule: „Om dat gy de Leeraers der gegronde waerheyd hebt tegengesproken en om dat er verscheyde van uw slach de onze hebben voor de Rechters gebragt om er ter dood verwezen te worden; daer en boven om dat gy plichtig zyt van de papische afgodery, verwyzen wy u ter dood.“ Men vraegde den pastor van Reninghelst, Judocus Hughesone, man van eene buytengewoone lighaems gestalte, of hy de Misse wilde afzweeren en belooven nooyt meer de misse te celebreren. Hy andwoorde, dat hy

Zu allen dieſen Leiden, mit welchen die Niederlande heimgeſucht waren, zu Willkühr und Rechtloſigkeit, zu Verbannungen und Hinrichtungen, zu Unſicherheit und Schrecken, zu dem zügelloſen Durcheinanderwüthen aller entfeſſelten Leidenſchaften, geſellte ſich noch eine Plage des Himmels, ein grimmiger Froſt, welcher bis in den April hinein anhielt und eine große Theurung veranlaßte. So ſchien ſich die allgemeine Troſtloſigkeit zu vollenden und die niederländiſche Nation der letzten Stunde ihrer Exiſtenz entgegenzuſehen.

Aber noch ſchlug in Deutſchland ein Herz warm und kühn für die Rettung der Niederlande, das Herz Wilhelms von Oranien. Der Charakter dieſes Mannes, dem das Unglück die Feſtigkeit zulegte, welche es gewöhnlichen Seelen zu nehmen pflegt, durchdrungen von jener höheren, unerſchütterlichen Unverzagtheit, mit welcher eine erhabene Idee ihren Kämpfer

---

liever had te sterven dan dit te doen. Aenstonds leyde men hun in het midden van het bosch, om er het vonnis uyt te voeren; maer in plaets van hun te onthoofden, gelyk het vonnis het bedroeg, men deed hun eene harder dood ondergaen. Den pastor na vele wonden ontvangen te hebben, wierd doodlyk gewond door eenen slag in den hals en stierf uytroepende: „heer, wees my zondaer genadig.“ Den onderpastor gaf den geest na dat men hem de keel doorsteken had, zynen naem was Robert Ryspoost. Den derden martelaer wierd de onderste lip afgesneden en het lyf doorsteken. — — — De moordenaers verborgden zich den volgenden dag, en Jan Michael stelde voor eene predicatie des nachts te houden op den Monteberg, tot welke predicatie geroepen waren die van Nieukerke, van Steenwerk, Messen en andere plaetsen, maer hoorende dat Simon Utenhove uyt Yper getrokken was met wat krygsvolk om hun vast te grypen, heeft ieder een het hazen pad gekozen. Cies Bucle trok naer Frankryk en Jan Camerlink, een der geusche kopstokken, ging naer Bergen ambacht. Zy ontsnapten in tyden aen Utenhove, die denzelven nacht den berg met zyn volk omringde, zonder iemand te konnen vast grypen. etc.

ausrüſtet, war die Hoffnung aller geflüchteten Niederländer. Von allen Seiten ſchaarten ſie ſich um ihn, — ſie erwarteten von ihm Rath und That, Recht und Ruhm, ja ihre ganze Zukunft und die des Vaterlandes. Sie täuſchten ſich auch nicht. Lange lagen ſie ihm an, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und lange zögerte Oranien mit ſeinem Entſchluß; es lag in ſeinem Weſen, einen entſcheidenden Schritt nicht eher zu thun, als bevor er alle Fälle der Möglichkeit reiflich erwogen und ſich aller Mittel verſichert hatte, welche zum Ziele führen konnten; dieſe Vorſicht war die wichtigſte Verbündete ſeiner Beharrlichkeit. Für die erhabene Idee, der er ſich hingegeben hatte, wollte er nicht bloß Alles wagen, ſondern auch Alles dulden, und er beſaß für Beides die moraliſche Kraft. Im Dienſte jener Idee begnügte ſich Oranien nicht mit glänzenden Erfolgen des Augenblickes, wodurch ſich geringere Seelen ſo leicht berauſchen laſſen; er überblickte ſtets den Zuſammenhang des Ganzen und verfolgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auch jene feinen Fäden, welche oft weit in die Zukunft hinausreichten. Meiſtens ſchien er weniger zu thun, als er wirklich that. Während man ihn an einem Orte ſelbſtſchaffend eingreifen ſah, war ſein Geiſt zugleich an zwanzig anderen Orten in voller Thätigkeit, beſeelte Geichgeſinnte, trieb Andere dahin, daß ſie unwillkührlich ſeinen Bahnen folgen mußten, entflammte die Herzen des Volkes, beſchränkte aber auch weiſe und wohlthätig die Aufregung, wenn ſie zu Ausſchweifungen entarten wollte. Sein Geiſt war der ſchöpferiſche und erhaltende Geiſt der Ordnung, von der größten Wichtigkeit in einer Zeit, da aus der Saat der Tyrannei nur die Anarchie entkeimen mußte. Die Idee, welche ihn leitete, war die Freiheit, rein von der irdiſchen Zuthat der Selbſtſucht; ſie trat, leuchtenden Auges, geſund und kräftig, feſt auf dem heimiſchen Boden einher. Oranien kannte deſſen

Bedürfniſſe; er wies auf die Toleranz hin, und verfolgte Schritt für Schritt die ſicheren Gleiſe der Local- und Provinzialrechte, welche die Geſchichte gezogen hatte. Als er ſich aus den Niederlanden nach Deutſchland begab, hatte er erklärt, er würde nichts gegen den König von Spanien unternehmen, außer wenn dieſer ſeine Ehre und Güter antaſte. Philipp II. hatte dies ſeither gethan; ja noch mehr, er hatte ihm ſogar den Sohn genommen. Somit war Oranien jetzt ſeines Verſprechens entbunden, und zwar durch den König ſelbſt. Mit Umſicht traf er nun die geeigneten Maßregeln, um mit bewaffneter Macht in die Niederlande einzudringen. Er war, wie es ſcheint, erſt während ſeines letzten Aufenthaltes in Deutſchland vom Katholicismus förmlich zur reformirten Konfeſſion übergetreten, und ſuchte nun bei proteſtantiſchen Fürſten Beiſtand für ſich ſelbſt, ſowie für ſeine unterdrückten Glaubensgenoſſen in den Niederlanden. Mit großer Aufopferung ſtand ihm ſein Bruder, Graf Johann von Naſſau zur Seite. Auch von den Niederlanden kam ihm manche Beiſteuer, jedoch im Ganzen weniger, als er von den dortigen Proteſtanten gehofft hatte. Endlich brachte er eine Zuſammenkunft mehrer deutſcher Fürſten zu Stande, worunter ſich der Kurfürſt von der Pfalz, der Herzog von Würtemberg, der Landgraf von Heſſen, die Markgrafen von Baden und Durlach, die Mitglieder des Hauſes Naſſau, und viele Edle befanden; auch Geſandte von Sachſen und Dänemark erſchienen in dieſer Verſammlung. Oranien ſprach zu den Anweſenden feurige Worte, erinnerte ſie an das ihnen allen gemeinſame Intereſſe, und brachte es dahin, daß ſie ihm ihren Beiſtand zuſagten. Der Antheil eines Jeden ward feſtgeſetzt und Oranien ſelbſt verpfändete ſeinen koſtbaren Hausrath, um Kriegsvolk zu werben. Alba hatte von dieſen Rüſtungen des Prinzen erfahren und nahm gleichfalls Truppen in Sold, um ſeine Macht zu verſtärken und namentlich die Gränzen der Niederlande zu decken.

Oraniens Kriegsplan aber war weit ausgedehnt. Vier Heere ſollten den Feind von vier verſchiedenen Seiten her angreifen; nur auf dieſe Weiſe, indem er den Herzog von Alba überall zugleich beſchäftigte, glaubte Oranien auf Erfolg hoffen zu können, wobei er allerdings auch auf die Theilnahme der Niederländer ſelbſt, und auf ihren Haß gegen die Fremdherrſchaft rechnete. Eine Heeresabtheilung ſollte unter dem Befehl des Grafen von Hoogſtraten, längs des Rheins und der Maas in Geldern eindringen, die zweite, aus franzöſiſchen Kalviniſten gebildet, unter dem Befehl des Herrn von Cocqueville, (eines Edelmanns aus der Normandie) in Artois; die dritte ſollte Oraniens Bruder, Graf Ludwig von Naſſau gegen Friesland führen, und mit der vierten wollte er ſelbſt, in der Richtung von Aachen und Lüttich, geradeaus gegen Brabant vorrücken, wobei er hoffte, daß einige Landſchaften oder doch wenigſtens einige größere Städte ſeine Parthei ergreifen würden. Der Plan zu dieſem Feldzug war trefflich angelegt; die Kriegskunſt Oraniens rechtfertigte deſſen Kühnheit, einem ſo vielfach erprobten Feldherrn wie Alba den Fehdehandſchuh der Entſcheidung hinzuwerfen.

Der Anfang entſprach jedoch Oraniens Hoffnungen nicht; Der König von Frankreich ſchickte, auf Alba's Vorſtellungen, den Marſchall Coſſez gegen Cocqueville. Dieſer wurde in Saint Valery bei Abbeville gefangen genommen, nach Paris gebracht, und, weil er keine königliche Beſtallung zum Kriege aufweiſen konnte, enthauptet. Die Niederländer unter ihm theilten ſein Schickſal; nur die Franzoſen blieben verſchont. Keinen beſſeren Erfolg errangen die Herrn von Villers und Lümey, welche Oranien mit Heeresmacht gegen Geldern vorausgeſchickt hatte, um ſich einiger feſter Plätze zu bemächtigen und ſo der Hauptarmee den Weg zu bahnen und zu decken. Sie beabſichtigten Ruremonde in ihre Gewalt zu bringen; doch Alba hatte, davon unterrichtet, ihnen 4000 Mann zu Fuß unter Lodron und 300 Reiter unter d'Avila entgegengeſchickt, welche den Anſchlag vereitelten. Villers und Lümey zogen ſich ins Lütticher Land zurück, wo ſie von den Feinden bei Dalheim angegriffen und beſiegt wurden. Villers wurde dabei gefangen.

Glücklicher geſtaltete ſich die Unternehmung des kühnen Grafen Ludwig von Naſſau gegen Friesland. Mit ſeinem jüngſten Bruder, dem Grafen Adolf, dem Grafen von Schauenburg und einem Heere von 7000 Mann, brach Ludwig im Mai 1568 von Emden her in Weſtfriesland ein; der Wahlſpruch: „Jetzt oder nie!“ ſtand auf ſeinen Fahnen. Er bemächtigte ſich des Schloſſes Wedde, welches dem Grafen von Aremberg gehörte und deſſen Beſitz ihm den Weg nach Gröningen öffnete. Kaum hatte Alba von Ludwigs Feldzug Nachricht erhalten, als er ihm den Grafen von Aremberg mit ungefähr 1000 Mann ſpaniſchen und 400 Mann deutſchen Kriegsvolks und einem Reitergeſchwader unter Curtio Martinengo, entgegenſchickte; der Graf von Megen, Statthalter von Geldern und Zütphen, ſollte mit 1500 Mann zu Fuß und 400 zu Roß zu ihm ſtoßen. Noch bevor ſich Megen mit Aremberg vereinigte, griff Ludwig von Naſſau den Letzteren beim Kloſter Wittewerum an. Ein heftiger Kampf entbrannte, und die Spanier ſchmeichelten ſich, den Sieg davon getragen zu haben; denn Ludwig zog ſich hierauf nach Slogteren und weiter nach dem Schloß Wedde zurück. Nun beſchloß Aremberg, die Ankunft Megens abzuwarten, um ſich mit dieſem zu vereinigen. Aber die ſpaniſchen Soldaten, durch das Zurückweichen des Feindes erhitzt, drängten ihren Feldherrn, mit trotzigem Ungeſtüm zur Verfolgung des Grafen

Ludwig, zur Schlacht gegen ihn. Vergeblich ſuchte Aremberg, des ungünſtigen ſumpfigen Terrains kundig, ſie zu beruhigen; jeder vernünftige Grund, welchen er ihnen entgegenhielt, ſteigerte nur ihren Ungeſtüm; ſie mißtrauten ihm, als einem gebornen Niederländer, und vergaßen ſich ſoweit, daß ſie laut ſeine Maßregeln einem heimlichen Einverſtändniß mit dem Feinde beimaßen, ja ihn eines Verraths an Glauben und König bezüchtigten. Dadurch gereizt, fügte ſich Aremberg dem Wunſche des Heeres, wider ſeinen Willen und ſeine beſſere Ueberzeugung. Graf Ludwig von Naſſau, davon benachrichtigt, ſtellte ſeine Schaaren beim Kloſter Heiligerlee in Schlachtordnung, und griff mit einem geringen Theil ſeiner Reiterei raſch die ſpaniſche Vorhut an, bevor ſie Zeit hatte, ſich zu ſammeln. Ein zu rechter Zeit beginnendes Feuer von Hackenſchützen, welche Ludwig in einen Hinterhalt gelegt hatte, führte die Entſcheidung herbei. Die feindlichen Reiter eilten gegen das Fußvolk ihres eigenen Heeres zurück und brachten Verwirrung in deſſen Reihen. Jetzt gebot Ludwig allgemeinen Angriff, und bald war die Flucht der Spanier entſchieden. Eine Abtheilung derſelben eilte nach dem Kloſter Heiligerlee, worin ſie ſich vertheidigen wollten; doch die Sieger erſtürmten es. Furchtbar ließen dieſe ihre Rache an den gefangenen Spaniern aus; nur die Niederländer und die Deutſchen im feindlichen Heere wurden verſchont. Graf Aremberg und Graf Adolf von Naſſau blieben. Es war am 23. Mai 1568, als der niederländiſchen Freiheit dieſer erſte Sieg errungen wurde. Die Beute, welche in die Hände der Sieger fiel, war bedeutend; ſie gewannen die Kriegskaſſe, das Gepäck und ſechs Geſchütze aus Gröningen, welche die Namen der 6 Tonzeichen Ut, Re, Mi, Fa, Sol, La trugen. Dieſer günſtige Erfolg des erſten Wagekampfes gegen die ſpaniſche Tyrannei erfüllte die Herzen der Unterdrückten allerorten mit Hoffnungen, und der kühne Sieger eilte, ſein Glück zu benützen. Raſch wendete er ſich gegen Gröningen, um dieſe Stadt in ſeine Gewalt zu bringen. Aber ſchon war ihm der Graf von Megen zuvorgekommen, hatte Gröningen beſetzt und die Reſte der ſpaniſchen Truppen an ſich gezogen. Ludwig lagerte ſich in der Nähe der Stadt. Mittlerweile hatte auch der Admiral Franz van Boshuizen, auf Alba's Befehl, die Ems geſperrt, um dem Grafen Ludwig die Zufuhr abzuſchneiden; und auf Alba's Anſuchen hatte der deutſche Kaiſer dem Grafen geboten, zur Stelle Gröningen und die Umlande zu verlaſſen, bei Strafe, in die Reichsacht zu verfallen. Ludwig kehrte ſich zwar nicht daran; aber viele Deutſche in ſeinem Heere ließen ſich dadurch einſchüchtern und zerſtreuten ſich.

Ludwigs Sieg bei Heiligerlee entflammte Alba's Zorn, Er beſchloß, in Perſon gen Friesland in's Feld zu ziehen und den Krieg raſch im Keim zu erſticken. Zu gleicher Zeit aber wollte er ſein Anſehen durch Schrecken ſicherſtellen, und dem Volke, deſſen Gährung er bei der Siegesbotſchaft nicht blos befürchtete ſondern ſich wirklich zeigen ſah, durch erſchütternde Strenge beweiſen, daß er noch Herr im Lande ſei. Vielleicht lag den blutigen Maßregeln, welche er deßhalb ergriff, noch ein anderes bloß perſönliches Motiv zu Grunde. Mehre Edelleute, die Herren von Ryſoire und Carlo, aus dem Hauſe van der Noot, hatten nähmlich in der Faſtenzeit, als Alba von Brüſſel nach dem Kloſter Groenendal im Sonjerwalde wallfahren wollte, einen Anſchlag auf ſein Leben gemacht, welcher zwar entdeckt und vereitelt wurde, deſſen Urheber aber durch die Standhaftigkeit eines feſtgenommenen Hauptmanns, welcher auch unter der peinlichen Frage die Mitſchuldigen nicht verrieth, dem Herzog unbekannt blieben. Es war ihm deßhalb willkommen, unter jenem Zwecke, welchen er dem König auseinanderſetzte, nähmlich: „das

Volk, durch Vollziehung der Urtheile an den Häuptern, von dem Verſuch neuer Unruhen abzuſchrecken," auch ſein perſönliches Motiv: „Sicherheit" begreifen zu können. Am 28. Mai erließ der Blutrath zu Brüſſel, im Namen des Herzogs von Alba, ein Urtheil gegen den Prinzen von Oranien, deſſen Bruder den Grafen Ludwig, die Grafen van den Berg, Hoogſtraten und Kuilenburg. Der Prinz wurde darin beſchuldigt, daß er, vorgeladen und die Vorladung verachtend, die Waffen gegen des Königs Land und Unterthanen ergriffen habe und noch fortwährend in ſolcher Rebellion verharre. Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung aus den Staaten des Königs und Einziehung aller Güter. Gleiche Urtheile ergingen auch über die Grafen Ludwig, van den Berg, Kuilenburg und Hoogſtraten; ſelbſt auf Brederode, welcher doch bereits verſtorben war, wurde das Urtheil ausgedehnt. Es eröffnete eine Reihe von blutigen Schauſpielen, welche Alba den Niederländern gab.

Am 1. Juni ſah das Volk in Brüſſel ein Schaffot auf dem Pferdemarkt; Trommelwirbel ſcholl durch die Straßen, und von neun Fähnlein ſpaniſchen Kriegsvolks umgeben, wurden achtzehn gefangene Edle, worunter die beiden Battenburg, die das Kompromiß mit unterzeichnet hatten, auf das Blutgerüſte gebracht. Finſter blickend aus den narbenvollen Geſichtern, wie zur Schlacht gerüſtet, ſtanden die Spanier, gleich einer eiſernen Mauer, zwiſchen den Schlachtopfern und dem Volke; der Trommelſchlag ſollte die letzten Worte der Unglücklichen übertönen. Bald fielen die tödtlichen Streiche und auf hohen Stangen erblickte das Volk die bleichen Häupter als Warnungszeichen. Am folgenden Tage wiederholte Alba das Schauſpiel. Der in der Schlacht bei Dalheim gefangen genommene Villers, ein anderer Edelmann Duy, Baljuw Benot von Enghien, und ein Prädikant beſtiegen das Schaffot. Villers rief noch in ſeinem letzten Augenblicke: „Nicht wegen Verraths, nein, für ächte Treue gegen den König, für des Landes Freiheit geh' ich in den Tod. Das Urtheil der Nachkommen wird mich rechtfertigen."

Doch hiermit war Alba's Werk noch nicht vollendet. Am 3. Juni ließ er die gefangenen Grafen von Egmont und Hoorn unter einer Bedeckung von zweitauſend ſpaniſchen Soldaten von Gent, wo ſie nun ſeit 9 Monaten gefangen gehalten worden waren, nach Brüſſel bringen. Längſt lag ihr Schickſal in Alba's Bruſt beſchloſſen; jetzt wollte er von jenen offnen Blankets mit der königlichen Unterſchrift Gebrauch machen, die ihm Philipp II. mitgegeben hatte. Der gegen beide Grafen eröffnete Prozeß war eine wahre Ironie gegen die Gerechtigkeit.*) Beide leugneten den größten Theil der ihnen zur Laſt gelegten Verbrechen, — rechtfertigten ſich über die andern Anklagepunkte, und beriefen ſich auf die Privilegien des Ordens vom goldenen Vließ, deſſen Ritter ſie waren. Es war umſonſt. Vergeblich blieb auch jede Bitte der Gattin Egmonts, der Mutter Hoorns, ſelbſt der Staaten von Brabant. Nicht das Geſetz, — Alba's

---

*) Und doch hatte Alba (am 14. Septbr. 1567) an Albrecht den Großmüthigen, Herzog von Bayern, in Bezug auf die Angelegenheit der beiden Grafen geſchrieben: „Unſers Theils wollen wir mit möglichem Fleiß darob halten, damit hierinnen in aller Rechtfertigkeit, wie ſich von Billigkeit wegen eignet, procedirt, und daß ſie ſonſt in allem Andern mit ſolchem Reſpekt tractirt werden, wie ſich ihrer Qualität und Herkommen nach gebührt, inmaßen wir uns dann deſſen in Gegenwärtigkeit der andern Ritter des Ordens von dieſen Landen, unſern Mitbrüdern, die uns derhalb Gezeugen ſein mögen, mündlich weitläuftiger erklärt haben". Gleichwohl hat Alba, den „Ihrer Königl. Majeſtät und gemeinen Friedens wiederwärtigen Leuten, die ihrer Art und Eigenſchaft nach dieſe Dinge der Königl. Majeſtät zu höchſtem Nachtheil und Verkleinerung ausbreiten und Ihre Königl. Majeſtät dadurch verunglimpfen, keinen Beifall noch Glauben zu geben." Die Stimme des Gewiſſens! (Vergl. dieſen Brief in der „freien Preſſe" 1840 Nr. 4.)

Politik verlangte die Häupter der beiden Edlen zum Sühnopfer; die Habſucht lauerte auf ihre Güter. Am 4. Juni wurde das Urtheil gefällt; es lautete auf Tod zur Strafe der Majeſtätsbeleidigung, des Hochverraths und der Rebellion. Doch worauf begründete man dieſe Verbrechen? Der Blutrath konnte den beiden Grafen keine That des Frevels nachweiſen; deßhalb erklärte er — ihre Anhänglichkeit an Oranien, („an deſſen fluchwürdige Verſchwörung," wie er ſich wörtlich ausdrückte,) ihre Theilnahme an der Verbindung der Edlen, ja daß ſie die Erhaltung des katholiſchen Kultus verwahrloſt — für Majeſtätsbeleidigung. Am 5. Juni, dem Tag vor dem Pfingſtfeſte, hielt das ſpaniſche Regiment Remero's den großen Markt in Brüſſel beſetzt, in deſſen Mitte ſich ein mit ſchwarzem Tuch behangenes Schaffot erhob; Kompagnien ſpaniſcher Soldaten machten in Wehr und Waffen die Runde durch die Stadt. Gegen elf Uhr ſchritt Egmont, — er hatte ſich den Vortritt erbeten, um Hoorn nicht todt ſehen zu müſſen, — ſtattlich und ungefeſſelt aus dem Brodhauſe, begleitet von dem Biſchof von Ypern, dem er gebeichtet hatte, gefolgt von Julian Remero und Jeronimo de Salinas, und ſtieg die Stufen des Blutgerüſtes hinan. An demſelben ſah man ſtatt Alba's Johann Gronelt Speel, den rothen Stab in der Hand, zu Roſſe. Noch einmal durchblitzte ein Strahl von Hoffnung Egmont's Herz; aber ſtumm verneinend ſenkte Julian Remero, den er fragte, ob noch Gnade zu erwarten ſei, das Haupt. Da biß Egmont zürnend die Zähne aneinander, warf den Mantel von ſich, knieete betend auf das ſchwarze Kiſſen, und winkte dem Biſchof mit der Hand zurückzutreten. „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt!" waren ſeine letzten Worte. Dann fiel das Beil. In dieſem Augenblick zucke jedes Herz; im Volke ver unſäglichen Jammer, und man ſah, wie ſelbſt ſpaniſchen Soldaten Thränen aus den Augen drangen. Ein ſchwarzes Tuch wurde ſchnell über die Leiche geworfen, und gleich darauf trat der Graf von Hoorn ſtolz und frei auf das Blutgerüſte. Er richtete einige Worte an die Umgebenden und theilte Egmont's Loos. Die Häupter wurden an Stangen aufgeſtellt, doch nach zwei Stunden wieder abgenommen und mit den Leichen in den Familienbegräbniſſen beſtattet. — Dem dumpfen Tone des Falles beider Häupter folgte ſpäter als grauſenhaftes Echo die Kunde, daß die niederländiſchen Geſandten in Spanien, Berg und Montigny, dort hingerichtet worden ſeien.

Alba hatte, wenigſtens für den Augenblick und für die nächſte Zukunft, ſeine Abſicht erreicht. Faſt kein Herz, das jetzt nicht vor ihm zitterte, da er es gewagt hatte, den Stolz der Nation, ihre Lieblinge anzutaſten, auf deren hohe Stellung, Macht und Geſinnung ſie ihre ſchönſten Hoffnungen ſetzte; dieſe ſchienen mit Egmonts und Hoorns edlen Häuptern zugleich gefallen zu ſein. Und nun, da ſich Alba vor dem Ausbruch einer inneren Gährung ſicher hielt, brach er ohne Verzug nach Friesland auf, um den Krieg raſch zu beendigen. Schon hatte er Chiappin Vitelli mit zehn Fähnlein deutſchen Fußvolks, mit dem walloniſchen Regiment des Herrn von Hierges, und fünf Fähnlein des Herrn von Billy dorthin vorausgeſandt, und dem Herzog Erich von Braunſchweig geboten, mit 1500 Reitern ſich an Vitelli zu ſchließen. Dieſer Letztere hatte ſtrengen Befehl von Alba, ſich, vor deſſen Ankunft, in keine Schlacht einzulaſſen. Inzwiſchen hatte Graf Ludwig von Naſſau ſeine Stellung vor Gröningen verlaſſen, und ſich über Slogteren nach Jemmingen an der Ems zurückgezogen. Dort beſchloß er ſich zu vertheidigen; denn er hoffte, daß ſein Bruder Wilhelm von Oranien durch den beabſichtigten Einbruch in Brabant den Herzog von Alba beſtimmen würde, ſeine Streitkräfte dorthin zu wenden. Doch

Alba, welcher ſich in der Mitte des Juli mit Vitelli vereinigt hatte, beſchloß, raſch einen entſcheidenden Schlag zu führen. Er folgte mit ſeinem an Zahl und Kriegserfahrung überlegenen Heere dem des Grafen, welches größtentheils aus Neulingen beſtand und ſich noch überdieß weigerte, eine Schlacht zu liefern, bevor man ihm den rückſtändigen Sold auszahle. Unter ſolchen Umſtänden trieb der Herzog von Alba am 21. Juli ſeinen Gegner bei Jemmingen zur Schlacht. Er hatte die Stellung des feindlichen Heeres erforſcht und trefflich benützt; ein glänzender Sieg lohnte ſeine Kriegskunſt. Alles Gepäck und Geſchütz Ludwigs ſo wie deſſen Kriegsvorrath wurden eine Beute der Spanier; ein großer Theil ſeines Heeres fand den Tod durch des Feindes Schwert oder in den Fluthen der Ems. Ludwig ſelbſt rettete ſich über den Strom, ſammelte den Reſt ſeines Heeres und zog damit ſeinem Bruder zu, welcher ſeine Heeresmacht im Gebiet des Erzſtiftes Trier verſammelte.

Als Pabſt Pius V. von Alba die Nachricht des Sieges bei Jemmingen erhielt, gebot er, drei Tage hindurch in allen Kirchen Roms feierliche Dankgebete zu halten; die Kanonen der Weltſtadt donnerten Freudenſalven, und Freudenfeuer flammten. Einige ſchrieben das für das Papſtthum wichtige Ereigniß einem Gelübde des Papſtes, Andere ſchrieben es dem Einfluß der heiligen Maria zu, welche als Schutzpatronin Spaniens die Gebete der ſpaniſchen Soldaten erhört habe. Indeſſen bewies ſich Alba nach ſeinem Siege nichts weniger als chriſtlich-verſöhnlich. Er mochte dafürhalten, es ſei ſeine Pflicht, ſich der höheren Gnade, welcher er den Sieg zu verdanken wähnte, durch fortgeſetzten Eifer in Ausrottung der Irrgläubigen würdig zu machen. So ließ er im Auguſt den Bürgermeiſter von Antwerpen, Anton van Straalen, einen in vielfachen Beziehungen um die niederländiſchen Intereſſen hoch verdienten Mann, zu Vilvoorden hinrichten. Der

Rath der Unruhen erkannte im Urtheil über Straalen die großen Dienſte an, welche dieſer Mann dem König und dem Lande früher erwieſen hatte; aber die Erinnerung dieſer Dienſte vermochte das ſchwere Verbrechen nicht zu tilgen, welches man ihm zur Laſt legte, nämlich, — daß er ein vertrauter Freund des Prinzen von Oranien und aller jener Männer war, welche es mit dem Lande wohl meinten. Auch Egmonts Geheimſchreiber, den Herrn Kaſenbroodt van Bakkerzeel, ließ Alba zur ſelben Zeit und an demſelben Orte enthaupten. Dieſen Mann ſchützte ſogar ſeine Abtrünnigkeit von der Sache der Freiheit nicht; vergeblich hatte er ſich bemüht, die Unruhen zu ſtillen und die Proteſtanten zu richten. Auch Hoorns Geheimſchreiber, Alfons de la Loo, wurde hingerichtet. Die Glut der Scheiterhaufen röthete den Himmel über den Niederlanden; das Blut der Proteſtanten, der Patrioten, ja der Reichen überhaupt, gleichviel von welcher Konfeſſion, röthete die niederländiſche Erde; die unglücklichen Provinzen wurden zu einer hohen Schule für Henker, deren Phantaſie Alba und der Blutrath zu Erfindung neuer Qualen reizten. Nur verſtohlen, ſcheu vor den Blicken des Häſchers, konnte das Mitleid den Opfern einer ruchloſen Politik und eines ſcheußlichen Egoismus Seufzer und Thränen weihen. Alba wollte nicht bloß die Freunde der Freiheit ausrotten, ſondern auch ſogar jedes Merkmal verwiſchen, welches das Volk an die Freiheit erinnern konnte. Er ließ den Palaſt Kuilenburgs, in welchem ſich einſt die Geuſen verſammelt hatten, bis auf den Grund niederreißen, und auf der Stätte eine Säule errichten, auf welcher in vier Sprachen folgende Inſchrift zu leſen war: „Zur Zeit, als Philipp II., katholiſcher König von Spanien, über dieſe ſeine Niederlande herrſchte, und Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, daſelbſt Statthalter war, wurde das weiland

Haus Florenz Pallants, Grafen von Kuilenburg, dem Erdboden gleichgemacht, zum fluchwürdigen Gedächtniß der in demſelben wiederholten Verſchwörung gegen die römiſch-katholiſche Kirche, gegen die Majeſtät des Königs und gegen die Niederlande ſelbſt.“ Noch hatte jedoch Alba nicht alle Mitglieder des Adels, welche zur Verbindung gehörten, in ſeine Gewalt gebracht. Gar manche lebten noch im Lande, welche durch die Treue ihrer Freunde und der der Freiheit überhaupt vor ſeinen Nachſtellungen verborgen blieben. Um ihren Aufenthalt zu entdecken und ſie in ſein Netz zu locken, verkündigte Alba im Auguſt 1568 eine trügeriſche Amneſtie für Alle, welche ſich binnen eines Monats vor ihm oder dem Rath der Unruhen ſtellen würden. Doch wer wagte es, einer Amneſtie Alba's zu vertrauen? Man durchſchaute eine Gnadenverheißung, welche auf dem Schaffot ihre Beſtätigung fand, und niemand ließ ſich durch das holde, göttliche Wort: Vergebung, welches mit einer verabſcheuungswürdigen Zweideutigkeit (um nicht zu ſagen: Perſidie) ausgelegt wurde, aus der Sicherheit hervorlocken.

Während nun Alba ſein Anſehen durch Schrecken zu befeſtigen ſuchte, hatte Oranien ſeinen Kriegsplan keineswegs aufgegeben. Schon im Juli hatte er die Beweggründe, weßhalb er ſich zum Kampfe gegen Alba rüſte, in Druckſchriften veröffentlicht. „Die Spanier“ dies war ungefähr der Inhalt eines ſolchen Aufrufs, „haben die Niederländer bei dem König in den Verdacht der Ketzerei gebracht. Man ſuchte die Inquiſition im Lande einzuführen und auf dieſer Grundfeſte das Gebäude der Willkühr aufzurichten. Dagegen zielte die Bittſchrift der verbündeten Edlen; es folgte der Bilderſturm darauf, und der König fand ſich, in Folge deſſen, bewogen, den Herzog von Alba nach den Niederlanden zu ſenden. Den König ſelbſt hielt man in Spanien zurück, damit er ſich nicht perſönlich vom Stand der Dinge überzeugen könne. Und wie hat Alba ſeither in den Niederlanden gewüthet! Schuld oder Unſchuld galt ihm gleich; frech trat er die Rechte des Landes, welche der König ſelbſt beſchworen hatte, mit Füßen, und die Gewalt der Fremden laſtet ſchwer, unerträglich auf dem Nacken des Volkes. Ich habe dies Unheil vorausgeſehen; längſt habe ich den König getreulich von Allem in Kenntniß geſetzt; — doch es blieb fruchtlos. Nun bewegt mir zweierlei das Herz, das Mitleid für die unterdrückte Nation und die Pflicht gegen den König; zu beiden Antrieben kam auch noch die unmittelbare Aufforderung von allen Seiten her, durch Menſchen beider Konfeſſionen, durch Katholiken wie durch Proteſtanten. Da entſchloß ich mich, zur Ehre Gottes, zum ritterlichen Schutz ſeines Evangelinms und ſeiner Diener, zum Schirm der Freiheit des Landes und im Dienſte des Königs, die Waffen zu ergreifen. Mit Gut und Blut will ich für dieſe Sache einſtehen. Auf meine eigenen Koſten habe ich ein Heer dafür ausgerüſtet; ſchlagfertig ſteht es da. Nun wohlan, Niederländer, helft mir in der gerechten Sache, helft mir den Herzog von Alba bezwingen, helft mir die Freiheit des Gottesdienſtes herſtellen, helft mir Frieden und Wohlſtand in den Landen wieder begründen, worin ſie unter des Königs Regierung blühen und gedeihen mögen!“ Dieſe und ähnliche andre Druckſchriften in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, ſo z. B. eine „Erklärung und Ausſchreiben des Prinzen von Oranien über ſeine nothwendige Vertheidigung gegen Alba's Tyrannei“, „eine Bekanntmachung des Prinzen an die Bewohner der Niederlande“, „eine getreue Vermahnung an die Niederländer gegen die eitle und falſche Hoffnung, durch welche ſie von ihren Unterdrückern getäuſcht werden“, wurden an allen Orten verbreitet, um das Volk zur Theilnahme am Befreiungskriege zu begeiſtern. In gleichem

Sinne ſprach ſich Oranien auch in Privatſchreiben an die deutſchen Fürſten über den Zweck ſeiner Rüſtung aus, nämlich die Perſon des Königs von Spanien von Alba's Gewaltherrſchaft noch immer wohl unterſcheidend, ſeine Treue für den Erſteren betheuernd, deſſen Intereſſe mit dem der unterdrückten Niederlande verbindend, *) und wir haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß er es auch wirklich ſo meinte. Es iſt das Charakteriſtiſche dieſer Revolution, daß ſie keine kühnen Ueberſprünge machte, ſondern, ſo lang als möglich, die hiſtoriſchen Formen feſt beibehielt. Uebrigens ſtand Oranien fortwährend in geheimen Verbindungen mit ſeinen Freunden in den Niederlanden, und wirklich unternahmen einige beherzte Männer in Friesland und Nordholland im Sommer Anſchläge, um ſich der Städte Alkmaar und Hoorn zu bemächtigen und ſie dem Prinzen, wenn er nach Holland käme, zu übergeben. Dieſe Unternehmungen hatten jedoch kein Reſultat, und Viele, welche ſich dabei betheiligt hatten, wurden in der Folge verbannt.

Mit dem größten Eifer hatte Oranien indeſſen fortwährend ſeine Heeresrüſtung betrieben. Gleichwohl ſah er ſich noch immer außer Stande, den Feldzug zu eröffnen, und zwar vornämlich deßwegen, weil die ihm verſprochenen Geldunterſtützungen weder ſo pünktlich noch in dem Umfange eingingen, wie er gehofft hatte. Dieſer Geldmangel lähmte, bei allen Anſtrengungen Oraniens, von vorneherein den Erfolg ſeiner Kriegsunternehmungen, ſowie ihn derſelbe auch bereits verhindert hatte, ſeinen Feldzug gegen Brabant zugleich mit dem ſeines Bruders Ludwig in Friesland, zu beginnen, wodurch der ganze

---

*) Ein intereſſantes Dokument hierfür iſt ein Brief Oraniens, (dat. „Wiſſenheim in Unſerm Feldlager, den 4. Septbr. Anno 1568") an Friedrich von der Pfalz, worin Jener Dieſen um Geſtattung des Durchzugs für ſeine Truppen und Zuführung des nöthigen Proviants bittet. (Siehe die Zeitſchrift „die freie Preſſe". 1840 Nr. 22 — 24.)

Kriegsplan aus den Fugen gerückt wurde. So war denn bereits der Herbſt herangekommen und nun beſchloß Oranien, nicht länger mehr zu warten. Er muſterte ſein Heer im September bei Romersdorf im Erzſtifte Trier. Es war 20,000 Mann ſtark und mit 4 ſchweren und 6 leichten Geſchützen verſehen. Es beſtand zum größten Theil aus Deutſchen, zum Theil aber auch Niederländern und Franzoſen. Unter den Befehlshabern befanden ſich viele Männer, welche ebenſo durch den Rang ihrer Geſchlechter, wie durch Kriegsruhm oder durch Liebe zur Freiheit bekannt und berühmt waren, — unter den Deutſchen der tapfere Heſſe, Herr Friedrich von Rolzhauſen, Graf Juſtus von Schauenburg, die Grafen Ludwig und Albert von Naſſau, Otto von Malsburg, Adam Welſer, — unter den Niederländern der Graf von Hoogſtraten, die Herren von Ryſoire und Sonoy, und der grimmige Feind der Spanier, Wilhelm von Lümey, Graf von der Mark, welcher geſchworen hatte, ſich Haupt- und Barthaar nicht eher zu ſcheeren, als bis er den Tod Egmonts und Hoorns an ihren Mördern gerächt habe. Zu Anfang Septembers brach nun Oraniens Heer auf; auf einigen ſeiner Fahnen war der Spruch zu leſen: „Pro lege, grege et rege“, auf anderen das Bild eines Pelikans zu ſehen, welcher die Jungen mit ſeinem Herzblut nährt; viele Krieger trugen Roſen auf den Sturmhauben, Symbole des Vertrauens auf engliſchen Schutz; denn die Königin Eliſabeth von England, an welche ſich Oranien, als an eine proteſtantiſche Fürſtin, gewendet, hatte aus Haß gegen Spanien ihren Beiſtand zugeſagt, wiewohl ſie ſich, in Folge einer Politik, die wir ſpäter noch näher kennen lernen werden, ſcheute, ſich öffentlich für die Feinde Spaniens zu erklären. Die üble Spätjahrswitterung legte der Beſchleunigung des Heereszuges große Hinderniſſe in den Weg; anhaltender Regen hatte die

Straßen in ſchlechten Stand geſetzt, auch beſorgte man einen hohen Waſſerſtand der Maas, über welche das Heer ſetzen mußte, um in Brabant eindringen zu können. Doch Oranien bewährte, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, ſeinen klaren Blick, ſeinen beſonnenen und beharrlichen Muth. Glücklich kam er bei St. Vit in's Herzogthum Luxemburg, und eroberte Arenberg, Kerpen, ſo wie einige andere Plätze von geringer Bedeutung. Inzwiſchen hatte auch Alba durch eine Summe von 400,000 Kronen und durch 2500 ſpaniſche Soldaten, die man ihm aus Spanien geſendet, ſeine Macht verſtärkt, und ſchickte ſich an, dem Prinzen die Stirne zu bieten. Beide Gegner bewegten ſich nach der Maas, — Oranien, um dieſen Strom zu überſchreiten, — Alba, um Jenen daran zu verhindern. Oranien war jedoch, bei weitem gefährlicher als durch Alba's Rüſtung und Nähe, durch den ſchlimmen Geiſt ſeines eigenen Heeres bedroht, welches wegen Mangels an Bezahlung meuteriſche Bewegungen zeigte, und mußte deßhalb Alles aufzubieten ſuchen, um in Folge einer entſcheidenden Schlacht ſich raſcher der einen oder anderen bedeutenden Stadt in Brabant bemächtigen zu können, wo er dann, (bei der Nähe des Winters) ſeine Truppen unterbringen und mit Lebensmitteln verſorgen konnte. Gerade dieſer Plan Oraniens beſtimmte Alba, welcher denſelben durchſchaute, ein ganz entgegengeſetztes Verfahren einzuſchlagen, nämlich: den Gegner bis in den Winter hinein auf das flache Land zu beſchränken, wo ſich das feindliche Heer aufreiben mußte, und deßhalb jede offene Feldſchlacht zu vermeiden. Ueberdieß beſorgte Alba, ſo viel er auch bereits gethan hatte, um die Nation zu entnerven, dennoch einen Aufſchwung derſelben in dem Falle, wenn es dem Prinzen gelänge, im Lande feſten Fuß zu faſſen oder einen Vortheil im Felde zu erringen; dieſe Rückſicht gab dem Plane Alba's den Ausſchlag.

Deßhalb verſchanzte er denn ſein Heer bei Maaſtricht, am linken Ufer der Maas. Er hielt es für unmöglich, daß Oranien unter den vorhandenen Umſtänden einen Uebergang über dieſen Strom bewerkſtelligen könne; hatte doch die Stadt Lüttich demſelben den Uebergang über ihre Brücke verwehrt und beſaß Oranien doch, um eine Schiffbrücke ſchlagen zu können, weder Fahrzeuge, noch ſonſtige dazu nöthige Geräthſchaften, hatte doch endlich Alba zur äußerſten Vorſorge in die ſeichteren Stellen der Maas Fußangeln legen laſſen, um den Durchgang zu verhindern. Doch alles dieſes ſchreckte den Prinzen von Oranien nicht ab. Man hatte bei Stochem, zwiſchen Maaſtricht und Ruremonde, eine Fuhrt gefunden. Da ſtellte Oranien am 7. October des Abends, einige Rotten ſeiner Reiterei mitten im Fluße auf, um deſſen Strömung zu dämmen, und führte hierauf, Angeſichts des feindlichen Heeres, kühn ſeine ganze Truppenmacht mit Gepäck und Geſchütz durch den Strom. Jetzt ein raſcher Angriff auf die Feinde, und ein entſcheidender Sieg war ſein! Oranien verſäumte jedoch den günſtigen Augenblick aus Vorſicht und Menſchlichkeit; denn er wollte ſeinen Soldaten nach jener Anſtrengung eine kurze Ruhe während der Nacht gönnen. Am andern Morgen bot er dem Herzog von Alba die Schlacht an. Dieſer hatte die Nachricht von dem Maasübergange anfangs nicht für wahr gehalten, und den Grafen Barlaimont, welcher ſie ihm brachte, erwiedert: „Glaubt Ihr denn, die Feinde ſind Vögel, daß ſie über die Maas fliegen konnten?“ Als nun die Feldmuſik Oraniens dem ſpaniſchen Heere näher und näher ſcholl, rieth Chiappin Vitelli, heftig drängend, die Schlacht anzunehmen; „noch ſeien“, führte er als Beweggrund an, „die Feinde müde und durchnäßt; mit leichter Mühe könne man ſie jetzt bezwingen.“ Alba beharrte jedoch unerſchütterlich auf dem wohlüberlegten Plane, welchen er einmal gefaßt hatte.

Es zeigte ſich, daß er alle Umſtände durchaus richtig berechnet hatte. Oranien ſah ſich nämlich genöthigt, ſein Heer bald hierhin bald dorthin zu führen, und überall folgte ihm Alba auf den Ferſen; dieſer Feldzug glich einem Schachſpiel, bei welchem ſich zwei erfahrene Meiſter gegenüber ſtehen und zuweilen auch einige Bauern aufopfern, nicht als ob ſie dadurch irgend einen entſcheidenden Zug zu machen hofften, ſondern in der Vorausſetzung, den Gegenpart dadurch zu einer Unvorſichtigkeit zu verleiten. So fielen mehre kleine Gefechte vor, von denen jedoch nur eines etwas wichtiger war. Oranien zog nämlich von St. Trond nach Tirlemont (Thienen), um ſich mit der franzöſiſchen Heeresabtheilung zu vereinigen, welche Genlis bereits bis Joudoigne geführt hatte. Nur noch der Fluß trennte beide Verbündete, Oraniens Heer und die Franzoſen. Um nun ihre Vereinigung zu verhindern, beorderte Alba ſeinen Sohn Don Friedrich, mit einer Truppenabtheilung den Feinden zu folgen, den Uebergang ihrer Hauptmacht über den Fluß abzuwarten, und dann den Reſt aufzureiben. Friedrich entledigte ſich dieſes Auftrages mit Glück, indem er die feindliche Bedeckung des Stromes ſchlug. Vergeblich beſtürmte Chiappin Vitelli voll Ungeduld den Herzog mit Bitten, einen allgemeinen Angriff zu erlauben; erzürnt ließ ihm Alba die Antwort ſagen: „Beim Haupte des Königs, keiner von euch ungeſtümen Mahnern wird lebendig zurückkommen.“ Bei dieſem Gefecht wurde Hoogſtraten ſo ſchwer verwundet, daß er bald darnach ſtarb; die Hauptmacht Oraniens aber vereinigte ſich glücklich mit den Franzoſen. Alba führte gleichwohl ſeinen Plan konſequent durch und wiederholte ſeine früheren Operationen. Er ſchnitt ſeinem Gegner die Zufuhr ab und zwang ihn, wohl zwanzigmal das Lager zu wechſeln, ohne einen entſcheidenden Schlag ausführen zu können; die Städte hielt er durch Furcht ab, dem Prinzen ihre Thore zu öffnen. Oraniens Truppen ermüdeten durch dies zweckloſe Hin- und Herziehen, der Soldmangel wurde immer drückender (Oranien hatte ſtatt 300,000 Reichsthalern, die er aus den Niederlanden erwartete, nur 10 bis 12000 erhalten), die Stimmung ſeiner Truppen dadurch immer bedenklicher, und die Ausſicht: einen rauhen Winter im freien Felde, wahrſcheinlich ohne Zufuhr von Lebensmitteln, zubringen zu müſſen, entmuthigte ſie vollends und lieh ihrem Mißbehagen harte Worte. Kurz Alles traf ein, was Alba ſo richtig berechnet und Oranien befürchtet hatte.

Oranien überzeugte ſich endlich im November, daß er ſich unter ſolchen Umſtänden nicht länger halten könne, und daß ihm für den Augenblick nichts andres übrig blieb, als ſein Heer nach Frankreich zu führen, wo er ſich mit dem der Hugenotten unter Condé vereinigen wollte. So ſchlug er denn den Weg nach Frankreich durch Hennegau ein; bis gegen Cambray folgte ihm Alba auf dem Fuße nach. Zwiſchen dieſer Stadt und Quesnoy fand noch ein Gefecht zwiſchen der Nachhut Oraniens und der Vorhut der Spanier ſtatt, worin die Letzteren beſiegt wurden. Alba ließ nun den Prinzen ruhig gegen Soiſſons weiter ziehen; er hatte ja ſeine Abſicht vollſtändig erreicht, und durfte ſich geſtehen, daß dieſer Feldzug, in welchem er keinen Sieg auf dem Schlachtfeld errungen, gleichwohl der glänzendſte Triumph ſeiner Kriegskunſt ſei.

Den Muth und die Beharrlichkeit Oraniens aber vermochte die traurige Ueberzeugung, daß alle ſeine Anſtrengungen vergeblich geblieben, noch keineswegs zu beugen. Er hatte wenigſtens hinter allen meiſterhaften Operationen ſeines Gegners, hinter allem neuen Glanz, welcher deſſen Feldherrnruhm jetzt umſtrahlte, doch deſſen Beſorgniß deutlich genug erkannt, und dieſe Beſorgniß Alba's beſtätigte vor Oraniens Adlerblicken jene

Anſicht von dem Zuſtand und den Geſinnungen der Niederländer, welche er ſich aus den heimlichen Berichten ſeiner dortigen Freunde gebildet hatte. Wenn Oranien, dieſer große Menſchenkenner, noch außerdem Alba's Charakter ermaß, und die Ueberzeugung gewann, daß ſich der ſtolze Spanier, im Wahne: jetzt ſeine Herrſchaft geſichert zu haben, ohne Zweifel bald neue Maßregeln der Gewalt und des Uebermuthes gegen die Unterdrückten erlauben würde, ſei es nun aus Antrieb der eigenen Herrſchſucht, ſei es, um dem Könige zu gefallen, oder ſei es endlich, weil ihn die Leidenſchaften ſeiner ſpaniſchen Umgebung dazu mit fortriſſen, — ſo konnte Oranien aus dieſer Berechnung keinen anderen Schluß ziehen, als den, daß Alba die Nation bald durch Verzweiflung reif machen würde, um Alles zu wagen, und daß mithin noch keinesweges jede Hoffnung verloren ſei. Dieſe Anſicht ſprach ſich in einem, wahrſcheinlich von Oraniens Freunde, **Philipp Marnix von St. Aldegonde** [*]) verfaßten **Liede** aus, welches um dieſe Zeit überall geſungen wurde und ſich als **ächtes Volkslied** erhielt. Es iſt das Lied, das (in hochdeutſcher Uebertragung) mit den Reimen beginnt:

„Wilhelmus von Naſſaue
Bin ich von deutſchem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod;
Ein Prinze von Oranien
Bleib ich frei unverwehrt,
Den König von Hiſpanien
Hab ich allzeit geehrt.“

---

*) **Brandt** (historie der Reform.) hielt den Amſterdamer Dirk Volkertszoon **Coornhert** für den Autor.

Auf die Zeit der Entſtehung dieſes höchſt charakteriſtiſchen Liedes weiſen die Stellen darin hin:

„Graf Adolf iſt geblieben
In Friesland in der Schlacht,“

und:

„Als ein Prinz aufgeſeſſen
Mit meiner Heereskraft,
Von dem Tyrannen vermeſſen
Hab ich die Schlacht erhofft;
Der bei Maaſtricht begraben,
Befürchtet mein Gewalt,
Meine Reiter ſah man traben
Sehr muthig durch das Feld.“

„Euer Hirt, der ſoll nicht ſchlafen“ heißt es weiter in dieſem Volksliede, und an einer früheren Stelle:

„Wer fromm begehrt zu leben,
Der bitt Gott Nacht und Tag,
Daß er mir Kraft woll' geben,
Daß ich euch helfen mag.“ *)

---

*) Wie ſchön iſt die ſchlichte Frömmigkeit des Mannes, der die Hände nicht in den Schooß zu legen gewohnt iſt, in der 6. Strophe ausgedrückt:

„Myn schilt ende betrouwen
Zyt ghy, o Godt, myn heer!
Op U soo wil ick bouwen,
Verlaet my nimmermeer;
Dat ick doch vroom magh blyven
U dienaer t' aller stondt,
De tyranny verdryven
Die myn herte doorwondt.“

Für jene Zeit der Reiſe nun ſparte ſich Oranien auf. Deßhalb wollte er ſein Heer auch ſo lange in Frankreich erhalten, weil er den Augenblick der Entſcheidung für nicht mehr ſehr ferne hielt. Aber plötzlich erklärte ihm das Heer: „er habe es bloß gegen Alba und nicht gegen Frankreich geworben", es forderte ſeinen Sold und verlangte energiſch, nach Deutſchland zurückgebracht zu werden. Unwilligen Herzens mußte ſich Oranien darein fügen. Er führte die Truppen durch Lothringen nach Straßburg, verkaufte ſein Geſchütz und Kriegsgeräth, bezahlte davon den Soldaten ihren rückſtändigen Sold, und behielt bloß 1200 Reiter in ſeinen Dienſten. Mit dieſen begab er ſich im April des folgenden Jahres zum Pfalzgrafen von Zweibrücken, welcher Condé und den Hugenotten zu Hülfe zog. Oranien und ſeine Brüder, die Grafen Ludwig und Heinrich von Naſſau folgten ihm. Bis in die Mitte des Jahres 1569 blieb er in Frankreich, und bei mancher kühnen Waffenthat ward der Name Oraniens und der Naſſauer in hohen Ehren genannt. Nach dem Tode des Pfalzgrafen (11. Juni 1569) aber verließ der Prinz das Heer und Frankreich. Um vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde ſicher zu ſein, reiſte er bloß mit 5 Perſonen, und zwar als Bauer verkleidet. So kam er glücklich nach Deutſchland zurück, wo er ſich einzig mit Plänen zur Befreiung der Niederlande beſchäftigte.

---

und in der letzten Strophe:

„Voor Godt wil ick belyden
En zyne groote macht,
Dat ik tot geenen tyden
Den Koningh heb veracht;
Dan dat ick Godt den heere
Der hoogster majesteyt
Heb moeten obedieren
In der gerichtigheyt."

Voll ſtolzer Freude hatte Alba den Niederlanden ſeine glückliche Beendigung des Feldzuges angezeigt. Ebenſo meldete er ihn dem König von Spanien und anderen Monarchen. Aber ſein Stolz verlangte noch eine andere, mehr genügende Befriedigung. Er hielt einen feierlichen Triumpheinzug in Brüſſel; allenthalben wurden auf ſeinen Befehl prachtvolle Umgänge gehalten; das Volk mußte ſeine Freude an den Tag legen, ob auch die Herzen bluteten. Papſt Pius V. ſandte ihm, dem glorreichen Vorfechter der römiſch-katholiſchen Kirche, dem Vertilger der Ketzer, einen geweihten koſtbaren Degen und einen geweihten, mit Edelſteinen beſetzten Hut. Die Uebergabe dieſes Geſchenkes, welches ein Legat dem Herzog von Alba brachte, wurde durch religiöſen Pomp und ſtattliche Ritterſpiele gefeiert; auch das Volk, deſſen Unterdrückung durch alle dieſe Feſte pralerisch zur Schau geſtellt wurde, miſchte ſeine Stimme in den Jubel der Spanier, aber auf ſeine eigene Weiſe, — ein derbes Pasquill, in welchem der Papſt und Alba verhöhnt wurden, *) verkündigten an allen Straßenecken Brüſſels den Grimm des Volkes. Aus dem bei Jemmingen eroberten Geſchütze ließ der übermüthige Sieger durch Meiſter Jakob Jonkelink ſein Standbild gießen, und, zu ewigem Gedächtniß wurde es in der

---

*) „Den Paus send Duc d'Alf een gulden swaert
Om de geusen te maken vervaert,
Ja om de bloedgierigen tyran
Daermede sou ombrengen wyf en man,
Die God vreesen en dienen van herten fyn,
En om de religio dolen en in smerten syn,
Dees benedictie is tot Brussel gekomen
Van den helschen Vader, den Paus van Romen.
So send den Beul tot den Beul fenynig
Den rover tot den rover grynig,
En den dief totten dief syn schone gaven,
Om dat hy d'aerde met bloed soude laven (Bor V. B. F. 195.)

Citadelle von Antwerpen aufgeſtellt. Man ſah hier den Herzog von Alba, in voller Rüſtung, entblößten Hauptes, in der einen Hand den Kommandoſtab, die andere wie gegen Antwerpen hin ausgeſtreckt, auf einer am Boden liegenden zweiköpfigen und vierhändigen menſchlichen Geſtalt ſtehen, welche einen Bettelſack, woraus Schlangen hervorkrochen, am Halſe, und in den Händen eine Brandfakel, einen zerbrochenen Hammer, ein Beil, und einen Beutel trug, und zu deren Füßen ſich eine Maske befand. Dieſe geſchmackloſe allegoriſche Darſtellung ſollte die Unterdrückung der Ketzerei und des Aufſtandes der Geuſen und Bilderſtürmer verſinnlichen. Manche deuteten jedoch die beiden Köpfe anders, nämlich als die Häupter Egmonts und Hoorns, wieder Andere als die des Prinzen von Oranien und ſeines Bruders, des Grafen Ludwig, noch Andere legten ſie als den Adel und das Volk der Niederlande aus. Der Herzog von Aerſchot äußerte ſich, als er mit Alba das Bild beſah, gegen dieſen, „die Häupter unter ſeinen Füßen würden ſich wohl rächen, wenn ſie ſich einſt wieder erheben ſollten.“ Die praleriſche Inſchrift des Piedeſtales lautete: „Dem Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, Statthalter des Königs Philipp II. von Spanien in den Niederlanden, zu Ehren aufgerichtet, weil er den Aufſtand unterdrückt, die Rebellen vertrieben, die Religion geſichert, die Gerechtigkeit gepflegt und den Provinzen dauernden Frieden errungen, — des beſten Königs treueſtem Diener.“ Unter der Statue ſtand der Name des Künſtlers und die Bemerkung: „aus erobertem Erz.“ Die Basreliefs des Piedeſtales zeigten einen von Trophäen umgebenen Altar mit der Inſchrift: „dem Gott unſerer Väter,“ und die Morgenröthe, wie ſie die Geſchöpfe der Nacht vertreibt, (ein Wortſpiel auf die Bedeutung des Namens Alba im Spaniſchen). Spanier und Niederländer waren über dieſen Beweis eines grenzenlos eitlen Uebermuthes in gleichem

Grade erbittert, — die Erſteren aus Neid, die Letzteren aus Grimm über ihre Verhöhnung. Alba's geheimen Feinden am königlichen Hofe, beſonders dem gewandten Ruy Gomez de Sylva, welcher einen großen Einfluß auf den Monarchen ausübte, und von jeher, als Freund friedlicher Maßregeln, mit Alba im Widerſpruche geweſen, war das Standbild ein willkommener Anlaß, den Argwohn und die Eiferſucht Philipps des Zweiten auf ſeinen „treueſten Diener“ rege zu erhalten. Es iſt eine kümmerliche, troſtloſe Entſchädigung für das menſchliche Gefühl, wenn es ſich von dem Schauplatze, wo der Diener eines Gewaltherrſchers ſeine Willkühr übt, zu demjenigen Orte hin wendet, wo dieſer vor einem Höheren (d. h. einem Höheren auf Erden) verantwortlich daſteht, und wenn es dort ſtatt der ewigen Gerechtigkeit bloß ein Labyrinth von höfiſchen Intriguen vor ſich ſieht. Doch das Vertrauen auf eine heilige Weltordnung, auf ein allwaltendes Sittengeſetz laſſe ſich dadurch nicht beirren! Wenn wir unbeſchränkte Machthaber, welche kaltblütig über das Schickſal von Tauſenden gebieten, und ihre Diener, welche ruhig das Blut von Tauſenden vergießen, in einem Wechſelverhältniß von ewigem Mißtrauen und ewiger Beſorgniß zu einander erblicken, Beides gleich armſelig, — ſo vergeſſen wir nicht, welche tiefe Entwürdigung in dieſer Armſeligkeit, und welche Vergeltung in dieſer Entwürdigung liegt. Wir ſehen, möchte man ſagen, die ſogenannten Herrn der Erde ſchon von der Verweſung überſchlichen werden, ehe Dieſe ſelbſt es noch ahnen.

Beilagen.

I. Jugement du comte d'Egmont.

Nach einem Manuſc. aus dem Antwerpner Archive.

Veu par monseigneur le duc d'Alve, marquis de Coria, lieutenant gouverneur et capitaine général par le Roy et pays de pardecha, le procés criminel entre le procureur général de Sa Majesté demandant, allencontre l'admiral D'Egmont, prince de Gavre, conte D'Egmondt prisonnier deffendant,

Veu aussy les enquestes faicttes par ledit procureur général, tiitres et lettriaiges par icelluy exhibez, les confessions dudit prisonnier avecq et differents tiltres et lettraiges servies à sa descharge, veu pareillement les charges resultés dudit procés, D'avoir ledit Conte commis crime de lese Majesté et rebellion favorisant et estant complise de la ligue et conjuration abominable du prinche d'Orainge et quelques auttres seigneurs dudit pays de pardecha, ayant aussy ledit deffendeur favorisé et soustenu les genstilshommes confédérez du conpromis et les mauvays offices qu'il a eu en son gouvernement y estant envoyé par madame la duchesse de Palma lors regente et gouvernante desdits pays, pour remedier aux desordres et tumultes advenues audits lieux de son gouvernement allendroit de la conservation de notre sainte foy catholique, et de faire d'icelle avecq les sectaires seditieux et rebelles de la sainte Eglise apostolique Romayne de Sa Majesté, consideré en aultre tout ce que resulte dudit proces, Son Excellence le tout meurement déliberé avecq le conseil chez elle adjuge audit procureur général es conclusions et declaire suyvant ce, ledit Conte avoir commis crime de lese Majesté et rebellion, Et comme telle debvoir exécuté par l'espée et la teste mise en lieu publique et hault, affin qu'el soit veue d'un chacun et demorera si longuement et jusques a tant que par sa dite Excellence autrement sera ordonné, exemplaire chastoy des delictes et commis par ledit conte d'Egmont perpetrez, commandant que personne ne soye osée de la oster soubz paine de dernier supplice et declairé tous et quelconques ses biens, meubles et immeubles, droitz et actions, fiefs et heritaiges, de quelque nature et qualité et la part où ils sont scituez et pouront estre trouvez, confisquiez au prouffyt de Sa Majesé;

Ainsy aresté et prononchié à Bruxelles le IIIIme de Juing MDLXVIII.

II. Lettre du Comte d'Egmont a Philippe II. quelques heures avant son execution. *)

(Antwerpner Archiv.)

Sire.

J'ay entendu ce matin la sentence qu'il a pleu a Votre Majesté fere decreter contre moy et combien que jamais mon intention n'a esté de riens traicter ny fere contre la persone ny le service de Votre Majesté ny contre notre vraye anchienne et catholicque Religion, Si est ce que je prens en patience ce qu'il plaict à mon bon

---

*) Schiller theilte dieſen Brief in Ueberſetzung mit.

Dieu de m'envoyer, Et si j'ai durant ces troubles conseillé ou permis de fere quelque chose qui semble aultre, ce ha esté toujours avecque une vraye et bonne intencion au service de Dieu et de Votre Majesté et pour la necessité du temps. Parquoi je prie Votre Majesté me le pardonner et avoir pitié de ma paouvre femme et enffans et serviteurs, Vous souvenant de mes services passez, Et sur cest espoir m'en vois recommander à la misericorde de Dieu — De Bruxelles prest à morir ce V de Juing l'an 1568.

De Votre Majesté très humble
et leal vassal et serviteur

Lamoral Degmont.

Zweites Kapitel.

Alba wähnte denn jetzt, ſeine Autorität gehörig befeſtigt und geſichert zu haben. Der erſte Gebrauch, welchen er davon machte, waren neue Verfolgungen aller Derjenigen, welche bei den vorigen Unruhen betheiligt zu ſein ſchienen und welche man bisher vielleicht noch vergeſſen hatte. Nachdem nun vornämlich ſo viele Häupter von Edlen gefallen waren, kam jetzt die Reihe mehr an die reichen Kaufherrn und Handwerker, kurz an den dritten Stand, und immer deutlicher zeigte es ſich, welchen großen Antheil die elende Abſicht, Schätze zu erpreſſen, an den Urtheilen des Blutrathes hatte. Wie war es möglich, fragt man ſich, daß der Statthalter eines Königs, welcher über die Goldgruben der neuen Welt zu gebieten hatte, und welcher wenn es galt, einen höchſten Zweck zu erreichen, mit denſelben keineswegs geizte, daß der Statthalter eines ſolchen Königs ſich genöthigt ſehen konnte, den Scharfrichter zu ſeinem Münzmeiſter zu machen? Man würde Unrecht thun, der Habſucht Alba's allein alle Schuld beizumeſſen; die größere Hälfte derſelben fällt auf die elenden Kreaturen zurück, welche unter der Ägide ſeiner Politik ihren niedrigſten Leidenſchaften fröhnten. Aber das iſt eben der Fluch jeder willkührlichen Herrſchaft, daß eine ſolche ſtets mehr oder minder in eine Anarchie ausarten muß, wobei die Schlechteſten, welche die Stärkſten geworden ſind, durch ihren Egoismus das kunſtreiche Gebäude von Berechnungen ihres Gebietigers plump zerſtören; und Dieſer — das iſt abermals der Fluch der Willkührherrſchaft — Dieſer, welcher ihnen ſein Vertrauen ſchenkt, welcher ſie in den Purpur ſeiner Macht einhüllt, welcher in allzugroßer Vorliebe für ſie faſt jeden Odemzug der Wahrheit, der ſie etwa anklagen könnte, geradezu für ein Verbrechen erklärt, Dieſer ahnet den Umſturz aller Dinge nicht, welcher ſich ſchon leiſe unmerklich vorbereitet. Erkennt er ihn endlich, dann greift er plötzlich rathlos nach Mitteln der Verzweiflung und beſchleunigt nur dadurch die Kataſtrophe, welche er aufhalten will. Soll man ihm dieſe moraliſche Blindheit nicht zurechnen dürfen? Wird er auf ſeinen eigenen Schultern nicht das ganze Gewicht jener Frevel tragen müſſen, welche ſeine Kreaturen ſich in ſeinem Namen erlauben durften? Alba fühlte etwas dergleichen, leiſe ſchauernd; er fühlte das Wehen eines fremdartigen Odems über ſein ganzes Weſen hinziehen; eine Mahnung an ſeine eigene Verantwortlichkeit trieb ihn, hie und da eine ſeiner Kreaturen über die Willkühr, welche ſie ſich erlaubten, zur Rede zu ſtellen und durch ihre Beſtrafung ſeiner eigenen und ſeines Gebieters Willkühr die Autorität der Gerechtigkeit wieder zu verſchaffen.

Es iſt wahr: die durchgreifenden militäriſchen Maßregeln, welche Alba zur ſogenannten „Beruhigung“ der Niederlande ergreifen zu müſſen glaubte und — zum Theil in Folge der geheimen königlichen Inſtruktion — ergriff, die Erbauung der Citadellen, die Beſoldung des verſtärkten Heeres und der Spione und dergleichen hatten ſchwere Summen gekoſtet. Aber die bodenloſe Habſucht jener Spanier, welche ſich aus dem Blute der Niederländer bereicherten, hatte noch mehr verſchlungen. Davon abgeſehen, bedurfte Philipp II. ſelbſt dringend Geld. Er befand ſich in der größten Verlegenheit und man darf die Gründe derſelben nicht in ſeiner Regierung allein ſuchen. Sein Vater

Karl V. hatte ihm dieſe Geldverlegenheit vererbt. Indeſſen hatte Karl V. gerade in den Niederlanden eine der wichtigſten Reſſourcen für die Finanzen gehabt, und Philipp verſtopfte ſich durch ſeine ungeduldige Haſt, durch ſein zweckwidriges Drauflosſtürmen, die Niederlande zu nivelliren, die wichtigſte Finanzquelle. Man darf alſo nicht auf Alba's Schultern die Verblendung Philipps laden. Schwerlich würde Alba auf eigene Verantwortung das zu unternehmen gewagt haben, was er jetzt wirklich wagte. Sicher mußte er auch für ſeine neuen Finanzoperationen ſeine beſtimmten Inſtruktionen haben, ſonſt wäre ſein Haupt vor Philipp verfallen geweſen. Allerdings war jedoch Alba dabei ſelbſtthätig. Er hatte ſich überzeugt, daß die Mittel, die er früher ergriffen hatte, durch ihre Folgen das Land verarmt hatten. Die nächſte Wirkung ſeiner Regierungsmaxime, des Schreckens, war die freiwillige Auswanderung der Wohlhabenden geweſen, welche die üblen Folgen der Verbannungen für das Land nur vermehrte.

Als Alba Anfangs faſt ausſchließlich gegen die Edlen gewüthet hatte, ging dadurch jedesmal nur ein beſtimmtes, abgeſchloſſenes Vermögen auf einmal dem Lande verloren. Indem er aber jetzt anfing, ſein Syſtem auch auf die Gewerbtreibenden auszudehnen, indem dieſe, flüchtend, ihren ganzen Gewerbfleiß mit ſich nahmen und in fremde Länder brachten, gingen ihrer Heimath auch die lebendigen Zinſen des Kapitals verloren, welche für ſich ſelbſt das fruchtbarſte Kapital und die Lebensbedingung des heimiſchen Wohlſtandes ausmachten. Alba würde ſich vielleicht wenig darum gekümmert haben, hätten die Reſultate, welche ihn überraſchten, nicht zugleich jene reizbaren geheimſten Fühlfäden ſeiner Weſenheit, nämlich die Luſt am Despotismus, verletzt. Konnte er es ertragen, daß das Volk die Steuern — nach uralten Rechten — bloß als Bitten ſeines Monarchen betrachtete, über deren Gewährung oder Nichtgewährung es mit Dieſem unterhandelte? Und dünkte er ſich ſelbſt in den Niederlanden nicht ſo gut wie ein Monarch, konnte er dies nicht auch wirklich, nach der unbegränzten Vollmacht, welche ihm Philipp II. ertheilt hatte? Das bisherige Verhältniß mußte einem anderen weichen. So lange die Nation noch ein ſo wichtiges Fundamentalrecht beſaß wie das der Steuerbewilligung durch ihre Repräſentanten, die Staaten, ſo lang blieb auch der Nerv ihrer Selbſtſtändigkeit unangetaſtet; ſo lang war ſie noch nicht ganz bezwungen, noch nicht ganz zum Spielball der ſpaniſchen Herrſchaft geworden; ſo lang blieb alles bereits vergoſſene Blut fruchtlos. Alba beſchloß deßhalb eine neue durchgreifende Maßregel, für welche er — konnte es anders ſein? — das Muſter und den Maßſtab aus Spanien entlehnte. Dieſe neue Maßregel, welche er ergriff, verbarg hinter der materiellen Außenſeite, welche ſie zeigte, auch eine tiefer berechnete Abſicht gegen den ganzen lebendigen Organismus der Nation; ſie bezweckte ihre moraliſche Entkräftung. Aber gerade jene materielle Außenſeite war es, welche das Volk zum Aeußerſten trieb. Hierin liegt zum Glück für die Völker der Mißgriff der meiſten Despoten. Indem Dieſe die Völker bloß wie eine Maſſe von beſchränkten Köpfen verachten, glauben ſie keinen Anſtand nehmen zu dürfen, dieſe Maſſe an der nächſten beſten Seite, welche ihnen gerade am gelegenſten zur Hand, zu packen, und da greifen ſie dann, noch plumper, als ſie das Volk plump wähnen, ſtatt nach der abſtrakten Idee der Freiheit, nach den alten Gewohnheiten der Nation, nach den erſten Bedürfniſſen des Lebens; da greifen ſie in jenen Kreis, welchen jeder Einzelne in der Maſſe bisher als ſeine Welt betrachtete; ſie reißen aus einer ſolchen kleinen Welt unbedacht das nächſte Stück heraus, ſo daß dieſe ganz und gar zuſammenfällt. Indem ſie aber dies thuen, eröffnen ſie den Zuſtand der Nothwehr, und der gemeine Mann, der bisher den Edelſten ſeines Volkes blos mit ſtillverborgnem Schmerz, mit Thränen, vor denen er ſich ſelbſt fürchtet, dicht neben ſich vor der Uebermacht ſchnöd erliegen ſah, — dieſer gemeine Mann erhebt ſich plötzlich wie ein gereizter Löwe, und wendet ſich gegen den ſtolzen Jäger. Die Verzweiflung gibt alsdann dem Unterdrückten übermenſchliche Kräfte; wie ein Sturmwind zerreißt ſie alle niederlaſtenden Wolken vor ſeinen Blicken. Er athmet plötzlich reinere Luft als bisher; kühn erblickt er die Gegenſtände rings um ſich in einem neuen Lichte, in einem ungeahnten Zuſammenhange. Er ſelbſt dünkt ſich plötzlich ein ganz Andrer, ein Beſſrer geworden zu ſein; indem der fremde Egoismus tödtlich an ſeinen eigenen ſtieß, hat der Erſtere dieſen Letzteren abgeſtreift, und frei fliegt nun die entbundene, geadelte Seele dem Gemeingefühl, dem großen, heiligen Ganzen, dem Vaterlande zu.

Das Jahr 1569, in welchem Alba eine *neue allgemeine Beſteuerung* für ſämmtliche Provinzen der Niederlande erſann, bleibt ewig denkwürdig in ihrer Geſchichte. Von dem Augenblicke an, als er dieſe Feſſel ſchmiedete, rechnet ihre Freiheit, welche kühn auch die früheren Bande zerbrach. Von dem Augenblicke an, da er ſeine Hand an den Herd jedes Hauſes legte, loderten die Flammen aller Herde auf dem gemeinſamen Altare des Vaterlandes zuſammen. Das neue Beſteuerungsſyſtem, welches Alba in den Niederlanden einrichten wollte, beruhte auf folgenden Grundſätzen. Fürs Erſte ſollte von allen *beweglichen und unbeweglichen* Kapitalien ohne Unterſchied *ein Prozent*, der ſogenannte „*hundertſte Pfennig*,“ ein für allemal dem Fiskus des Statthalters zufallen; ſodann *fünf* Prozent beim Verkauf von allen *unbeweglichen* Gütern, der „20. *Pfennig*“, und endlich *zehn* Prozent beim jedesmaligen Verkauf aller beweglichen Güter, der ſogenannte „zehnte Pfennig;“ unter dieſer letzteren Benennung begriff man insgemein das ganze neue Beſteuerungsſyſtem Alba's überhaupt. Bevor er aber daſſelbe zur Geſetzeskraft erhob und in ſolcher den Staaten verkündigte, theilte er es einigen Mitgliedern der drei Räthe, worunter auch dem Präſidenten Viglius, mit. Dieſer früherhin nur allzunachſichtig geweſene Greis erhob ſich, als er das Verderbliche der neuen Pläne durchſchaute, in friſcher Jugendkraft, und wies dem Gewalthaber furchtlos und treulich alle jene gränzenloſen Nachtheile nach, welche die Einführung des „zehnten Pfennigs“ für Land und Volk nothwendig nach ſich ziehen würde. Man führte dem Herzog den Umſtand vors Gedächtniß, daß ſelbſt Kaiſer Karl V., bei einer ähnlichen Abſicht, es für gerathen gehalten habe, den Staaten nachzugeben, welche ihm ihre Zuſtimmung zu einer für das Land ſo verderblichen Auflage ſtandhaft verweigerten. Man ſtellte ihm noch insbeſondere die Gehäßigkeit der Erhebung von zehn Prozent beim jedesmaligen Verkauf beweglicher Güter vor, und wie dadurch die Preiſe der Waaren bis ins Unerſchwingliche ſteigen müßten. Alba hielt allen Vernunftgründen den Scheingrund entgegen, daß durch den „zehnten Pfennig“ alle Ungleichheit in der Beſteuerung der verſchiedenen Provinzen aufgehoben würde, worüber Dieſe ja bisher Klage geführt hätten. Auch ließ er ſich über ſeine anderweitigen Motive zur Einführung des zehnten Pfennigs alſo vernehmen: „Durch beſtändiges Verlangen von Geldbeiträgen leide das königliche Anſehen, umſomehr, da die Staaten oft ſich weigerten, ſolche Bitten“ (Beden) zu genehmigen oder ſie nur gegen Zugeſtändniſſe ungemein wichtiger Privilegien bewilligten; deßhalb müſſe man den König von der Laſt ſolcher wiederholter „Bitten“ durch die Einführung einer ſtändigen Auflage entheben. Sodann koſte die Erbauung und Unterhaltung der neuen Feſtungen viel Geld; ferner beſchwere der zehnte Pfennig vornämlich bloß die Kaufleute und Gewerbtreibenden, wogegen Landvolk, Adel und Geiſtlichkeit wenig dadurch gedrückt würden. Würde man den zehnten Pfennig bewilligen, ſo wolle er die Abgaben auf Lebensmittel aufheben. Eine ähnliche Beſteuerung des inneren Handels beſtehe auch in Spanien, nämlich die Alcavala. Dieſe Letztere betraf nicht blos den Verkauf (von zehn Maravedis des Kaufpreiſes erhielt der König einen), ſondern auch den Tauſch. Sie war keineswegs beliebt, ſondern bloß eine reiche Quelle von Immoralität. Uebrigens paßte nicht Alles, was ſich vielleicht für Spanien eignen konnte, für die Niederlande; die Lebensprinzipe beider Nationen waren allzuverſchieden. Und mußte dann ein Syſtem, welches ſchon eine Nation, bei der der Handel bloß Nebenſache war, wie bei den Spaniern, erbitterte, eine andere, die niederländiſche, die auf dieſen hauptſächlich angewieſen war, nicht in Grund und Boden hinein ruiniren? Selbſt der beſchränkteſte Kopf in den Niederlanden war darüber im Klaren. Die Mitglieder der drei Räthe entkräfteten alle Scheingründe Alba's durch treffende Bemerkungen; doch Alba achtete nicht darauf; er hatte beſchloſſen, ſein Syſtem um jeden Preis durchzuführen.

Am 20. März 1569 berief er die Staaten der ſogenannten „alten" (angeerbten) Provinzen nach Brüſſel und eröffnete ihnen ſeine Forderung des hundertſten, des zwanzigſten und des zehnten Pfennigs, wovon die beiden Letzteren die bisherigen jährlichen „Bitten" erſetzen ſollten; er fügte jedoch die mildernde Ausnahme hinzu, daß fremde Kaufleute, welche ihre Waaren auf niederländiſche Märkte brächten, für den erſten Verkauf vom zehnten Pfennig frei ſein ſollten. Die Staaten waren durch dieſe Mittheilung im höchſten Grade beſtürzt und bemerkten, daß ſie es für unmöglich hielten, die Eintreibung des 10. und des 20. Pfennigs zu bewerkſtelligen; ſie bewilligten ihm jedoch den hundertſten Pfennig, für welchen ſich übrigens mehre Provinzen lieber durch Auszahlung einer runden Summe abfinden wollten. Um ſo energiſcher weigerten ſie ſich dagegen, den zehnten Pfennig zu bewilligen. In Holland verſtanden ſich der Adel und die einzige Stadt Dordrecht, wiewohl nach einiger Zögerung, dazu; die übrigen fünf Städte Hollands wollten ſtatt des zehnten Pfennigs lieber noch zwei Jahre lang den hundertſten beiſteuern. Durch ernſte Drohungen erzwang Alba endlich ihre Zuſtimmung; doch Amſterdam ließ in der Urkunde ausdrücklich bemerken: „es bewillige, weil es überſtimmt worden ſei.“ Utrecht beharrte fortwährend ſtandhaft auf ſeiner Weigerung und bot Alba zuerſt 72,000, dann 100,000 Gulden als runde Abfindungsſumme an. Alba war damit nicht zufrieden, als aber die Staaten von Utrecht von ihrer Präſentation nicht abgingen, beſchloß er, über den Widerſpruch erzürnt, mit Gewalt durchzugreifen.

Bald zeigten ſich jedoch auch in jenen Provinzen, deren Staaten den zehnten Pfennig bewilligt hatten, die unüberſteiglichen Schwierigkeiten, welche deſſen Erhebung entgegenſtanden, ſo daß ſich Alba endlich zu dem Auskunftsmittel entſchloß, ſich für den zehnten Pfennig durch eine runde Summe abfinden zu laſſen. Er verlangte jährlich zwei Millionen Gulden, und zwar für eine Friſt von ſieben Jahren, von den ſämmtlichen Niederlanden, und außerdem die Entrichtung des hundertſten Pfennigs für unvorherzuſehende Nothdurft: So ſchwankt er zwiſchen Nachgiebigkeit, um durch augenblickliches Drängen nicht Alles aufs Spiel zu ſetzen, und zwiſchen ſeinem angeborenen Trotz, welchen der Mißmuth noch mehr ſtachelt. Seine Bedenklichkeit entſpringt vielleicht weniger aus Beſorgniß als aus Politik, die ihn beſtimmt, die beigefügte Forderung des hundertſten Pfennigs zurückzunehmen. Gleichwohl verräth dieſe Politik des Mannes, deſſen Schritte Tauſende von Menſchenleben auf dem Wege zu einem beſtimmten Ziele nicht aufzuhalten vermochten, einer Nation, die ihn aufs Tiefſte haßt und verabſcheut, daß Geheimniß ſeiner erſten Schwäche. Sie durchſchaut ſeinen ohnmächtigen Grimm, den er ſo gerne mit finſterem Trotz verhüllen möchte, — den Grimm darüber, daß ſein despotiſcher Wille vor einer Gränze ſteht, welche er ſchwerlich überſchreiten kann. Dieſe erſte Schwäche des Machthabers beim erſten Widerſtand eines *Geſammtwillens* muß der moraliſchen Stärke der Nation zu gute kommen; das Beiſpiel *einer* Provinz muß das Bewußtſein der *anderen* vom Schlummer erwecken. Alba hatte außer jener *Geſammtſumme* von zwei Millionen für *alle Niederlande*, von den Staaten *Hollands* noch insbeſondere 270,000 Gulden jährlich und zwar für die Friſt von ſechs Jahren, ſowie einen zweiten hundertſten Pfennig gefordert. Die Staaten von *Holland* hatten keine Luſt zu dieſer letzten Bedingung und befürchteten außerdem, daß Alba nach Ablauf jener ſechsjährigen Friſt dennoch mit der Forderung des zehnten Pfennigs wieder hervortreten möchte; ſie lehnten daher vorerſt jenen Antrag ab; Alba ſeinerſeits ließ die ganze Sache, die ihm ſo ſehr am Herzen lag, vor der Hand für einige Zeit auf ſich beruhen, um ſie im geeigneten Augenblicke mit um ſo größerem Nachdruck wieder betreiben zu können.

Die Stimmung des Volkes war damals allerdings im hohen Grade bedenklich. Der Haß deſſelben brach aus der verborgenen Stille der Herzen hervor; denn Gewohnheit hatte die Macht des Schreckens verwiſcht, und Verzweiflung konnte ſie verſpotten; wozu ſollte der Unſchuldige wohl auch ferner die Zunge hüten, wenn ſchon die freie Geſinnung beſtraft wurde, ſo wie man ſie bei irgend jemand vorausſetzte? Vergeblich beſoldete Alba ſeine ſogenannten „Sieben-Stüber-Leute,“ — arme Schelme von Spionen, die, für einen Taglohn von ſieben Stübern, ihm alles berichten mußten, was man im Volke über ihn ſprach. Alba war bei dieſer geheimen Polizei jedenfalls ſchlechter bedient, als der Prinz von Oranien, welcher ihn von Deutſchland aus beobachtete, durch ſeine geheime Korreſpondenz mit den Freunden der Freiheit in den Niederlanden; und alle jene „Sieben-Stüber-Leute“ vermochten den Unwillen des Volkes ebenſowenig zum Schweigen zu bringen als die ſpaniſchen Soldaten. *) Jetzt

---

*) Ein charakteriſtiſches Volkslied aus jener Zeit hat uns Bor (V. Buch. Fol. 208) aufbewahrt.

„Nach der Weiſe: Ryk God hoe is myn Hoel dus wilt“.

1) Helpt nu u selfs soo helpt u Godt
Uit der tyrannen bandt en slot,
Benaude Nederlanden;
Ghy draegt den bast al om u strot,
Rept fluex u vroome handen.

2) Die Spaensche hoogmoet vals en boos
Sant u een Bendel Goddeloos,
Om u Godloos te maecken:
Gods woort rooft hy deur menschen gloos
En wilt u 't gelt ontschacken.

3) So neemt hy elk syn hoogste goed
Die 't woord der zielen voedsel soet
Om draf niet willen sterven:
Bekopent met haer rode bloede
Of moeten naekt gaen swerven.

4) Maer die syn hert op Mammon stelt,
Moet ook entberen 't lieve geld,
Syn God sijn vleesch betrouwen,
Hy eischt den tienden met geweld,
Die 't geeft sal niet behouwen.

holte das Volk nach, was es bei den Hinrichtungen, Verbannungen und Gütereinziehungen vernachläßigt hatte; alle ſeine Verwünſchungen, ſo wie jedes Aufflackern ſeines Bewußtſeins und ſeiner Thatkraft fanden in dem „zehnten Pfennig“ ihren gemeinſamen Brennpunkt.

Nicht ohne großen Einfluß auf die Steigerung des Volkshaßes gegen Alba und den lauten Ausbruch der Stimmung war die feindſelige Stellung, welche Alba und die Königin Eliſabeth von England jetzt gegeneinander eingenommen hatten. Dieſe Letztere ſah ſich durch die Vergrößerungspläne Philipps II., welche im

---

5) Want geeft men Duc van tienen een,
Daer blyft ten laetsten een of geen,
Wol mag den Herder stillen:
Dees Wolfs is met Wol noch Melk tevreen,,
Hy wil de Schaepkens villen.

6) Syn Buik is onversadelyk
Bloed en gelddorstig stadelyk,
Als die met wreden moede
't slands geld verquist verradelyk
Aen Coninklyken bloede,

7) Verdient dan sulk u huirlink fel
Den tienden penning niet seer wel
Om 't Neerland te schinden?
Geeft gy hem die so mackt gy snel
Den band, om u te binden.

8) O Neerland gy syt belaen
Dood en leven voor u staen,
Dient den tyran van Spangien,
Of volgt, om hem te wederstaen,
Den Prince van Orangien,

9) Helpt desen Prins, die voor u stryt:
Of helpt den Wolf, die u verbyt,
Weest niet meer Neutralisten;
Verbyt den tyran, 't is nu den tyd,
Met al syn tyrannisten.

innigſten Zuſammenhange mit ſeiner Devotion gegen den römiſchen Stuhl ſtanden, darauf hingewieſen, Spanien mit wachſamen Augen zu beobachten, und, wenn ſie auch einen offenen Ausbruch des Krieges gegen dieſe Macht zu vermeiden ſuchte, ſo wies ſie doch keine Gelegenheit von der Hand, die ſich ihr darbot, um dem König von Spanien zu ſchaden. Eine ſolche Gelegenheit war es, als Philipp bei genueſiſchen Kaufleuten ein bedeutendes Anlehen gemacht hatte, und die Schiffe, welche dem Herzog von Alba das Geld nach Antwerpen bringen ſollten, durch franzöſiſche Kaper verfolgt, genöthigt geweſen waren, in engliſche Häfen einzulaufen. Da legte nun Eliſabeth Beſchlag auf jenes Geld, indem ſie erklärte, es ſei ja nicht das Eigenthum des Königs von Spanien, ſondern italieniſcher Kaufleute, die es ausleihen wollten, und da ſie eben Kapitalien bedürfe, ſo wolle ſie die Gelder aus Genua als Darlehen in Empfang nehmen und den Eigenthümern größere Zinſen geben als Philipp. Alba faßte jedoch die Sache von einem anderen Geſichtspunkte auf. Er betrachtete das Verfahren der Königin von England als eine Feindſeligkeit gegen die Krone Spanien, legte Beſchlag auf alle engliſchen Güter in den Niederlanden und verbot die Einfuhr der engliſchen Wollenſtoffe. Dieſe ſeine Maßregel hatte ein Embargo auf die niederländiſchen Güter in England zur nächſten Folge und zur weiteren nicht bloß das Stocken des Handels zwiſchen England und den Niederlanden, ſondern auch eine Verlegung des engliſchen Handels aus den Letzteren nach Hamburg. Erſt im Jahre 1573 wurde dieſe Irrung geſchlichtet.

Inzwiſchen hatte Oranien in Deutſchland die Rettung der Niederlande von der ſpaniſchen Tyrannei in keinem Augenblick außer Betracht gelaſſen und alle geflüchteten Niederländer erwarteten von ſeinem Herzen die Rettung, von ſeinem Geiſte den Plan dazu und von ſeinem Munde die Loſung. Eine Rettung war nicht möglich ohne Angriff; aber wo zeigte ſich ein Punkt, von welchem aus Alba, deſſen militäriſche Macht über alle Niederlande feſt und ſicher ausgebreitet lag, mit auch nur einiger Hoffnung glücklichen Erfolges anzugreifen war ? Wenn abermals ein Unternehmen gegen ihn mißglückte, ſo konnte, nach aller Wahrſcheinlichkeit, der Muth der Niederländer nur ſinken, ſtatt ſich aufzurichten, und mit dem Muth ging ſo leicht auch die Hoffnung verloren.

Die See, dieſe natürliche Verbündete der Niederlande, welche dem Volke den Handel, die Bedingung ſeines Wohlſtandes, zuführte, — ſollte ſie ihm nicht auch die Bedingung ſeines Lebens, die Freiheit, erhalten können ? Schon hatte die See vielen flüchtigen Edlen und Kaufleuten ein Aſyl vor Alba's Verfolgungen gegönnt. Vogelfrei auf dem feſten Lande, hatten dieſe Flüchtlinge jetzt das raſtlos bewegte Element zur Heimath; ſchlechte Fahrzeuge waren ihre Häuſer und Paläſte; die Rache ſaß am Steuer und die Verzweiflung ſchwellte die Segel. Stürme und Gefahren hatten ihre Sehnen und Herzen abgehärtet, ihre Sehkraft und Liſt geſchärft; trotzig blickten ſie von den Maſtkörben ihrer Bliebote weit hinaus auf das unermeßliche Reich der Wogen, deſſen Könige ſie ſich dünkten, und jedes Fahrzeug das ihnen begegnete, gleichviel welche Flagge es trug, betrachteten ſie als ihre Beute. Sie mußten Piraten ſein, um das nackte Leben zu friſten. Man nannte ſie die Meergeuſen, und immer ſtärker wurde ihre Zahl, je eifriger Alba ſeine Verfolgungen fortſetzte. Bald wimmelte das Meer von ihren raſchen Fahrzeugen. Auf dieſe weit und breit gefürchteten Meergeuſen warf nun der Prinz von Oranien ſein Augenmerk, und zwar, wie man ſagt, nach dem Rathe ſeines Freundes, des Admirals Coligny in Frankreich. Er beſchloß, die Freibeuter zu vereinigen, ihr wildes Gewerbe unter eine geſetzliche Ordnung zu ſtellen, und die rohen Kräfte für einen höheren Zweck, zur Befreiung des Vaterlandes, zu benutzen. Zu dieſem Ende ließ er verſchiedene Kriegeſchiffe ausrüſten und ſtellte den Meergeuſen Beſtallungsbriefe aus, mit ausdrücklicher Verwahrung jedoch, „daß ſie die Städte und Bewohner des deutſchen Reiches, Englands, Dänemarks, Schwedens und Frankreichs, ſowie alle Anderen, welche dem Worte Gottes und ihm (dem Prinzen) zugethan ſeien, auf keinerlei Weiſe angreifen und beſchädigen ſollten.“ Man hat die Frage aufgeworfen: kraft welcher Berechtigung durfte Oranien ſolche Kaperbriefe ausſtellen? Man hat verſchiedene Gründe dafür und dagegen vorgebracht. Aber in ſolchen Epochen, wo Leben und Tod einer Nation auf dem Spiele ſteht und kein geſchriebenes Recht von ihrem Unterdrücker mehr beachtet wird, in ſolchen Epochen darf der Edle, der ihr ſein Herz bis zu deſſen letztem Schlage geweiht hat, das ungeſchriebene Recht fragen, das friſch und warm in ſeinem Herzen lebt. Oranien ſuchte die neue Seemacht raſch zu organiſiren. Er beſtellte den Junker Adrian van Bergen, Herrn von Dolhain, zu ſeinem Unteradmiral und Generallieutenant, und viele verwegene Männer ſowohl von adelicher als von bürgerlicher Abkunft zu Kapitänen; ſo den Junker Lanzelot von Brederode, (einen Halbbruder Heinrichs von Brederode) den Junker Albrecht von Egmont, den Junker Ludwig van Bergen, (Adrians Bruder) ſodann Adrian Menning, Jan Brock, Barthel Entes von Mentheda, Wilhelm von Imbyze, Nikolaus Ruikhaver, Dirk von Bremen, Dirk Duivel, Jan van Trope und mehre andere.

Im September 1569 ging die Flotte dieſer Meergeuſen von England aus zur See. Ihre Unterkunft fand ſie theils in engliſchen Häfen, theils zu Rochelle, welches die Hugenotten inne hatten, theils in der Elbe und Ems. Sie wagten ſich ſelbſt in's Vlie und in die Zuiderſee, und machten das Meer bald noch unſicherer als vorher. Die Küſten Frieslands und Amelands büßten ihre Beuteluſt, und manche Ausſchweifungen wurden begangen, welche der Prinz mit großem Mißfallen vernahm. Die rohe Gewalt, die er zu einem reinen und höheren Zwecke zu verwenden und zu läutern gehofft hatte, ſpottete noch der ſtrengen Zügel des Geſetzes. Die kühnſte Waffenthat der Meergeuſen war das Wegnehmen zweier Flotten von 46 Segeln, welche längs des Vlie nach Amſterdam ſteuerten. Hierauf belagerte Dolhain die Schanze Delfzyl, aber vergeblich, denn der ſpaniſche Statthalter von Gröningen, Kaspar Robles, Herr von Billy, zwang ihn zum Abzug. Man betrachtete die Meergeuſen im Allgemeinen noch immer als Piraten, ungeachtet der Beſtallungsbriefe des Prinzen, und ihr wildes Treiben gegen Freunde wie gegen Feinde rechtfertigte dieſe Annahme; der tapfere Jan Broek, welchen die Hamburger gefangen genommen hatten, wurde in Hamburg als Seeräuber hingerichtet.

Bald überzeugte ſich auch Oranien, daß er energiſche Maßregeln gegen die Meergeuſen ergreifen müſſe, wenn er nicht zuſehen wollte, daß ſie ſeinen Plan vereitelten, ſtatt denſelben zu fördern. Der Admiral Dolhain hatte ſich geweigert, ihm Rechnung von der gemachten Beute abzulegen; da ließ ihn Oranien verhaften und nahm ihm, als er ihn nach einiger Zeit wieder frei gab, die Würde eines Unteradmirals ab. Statt Dolhain's ſtellte Oranien ſpäter Gilain von Fiennes, Herrn von Lumbres, zum Oberbefehlshaber der ganzen Flotte an. Zu gleicher Zeit unterhielt er ſeine geheimen Verbindungen mit den Niederlanden eifriger und behutſamer als je, ſowohl um dort Geldunterſtützung zu künftigen größeren Unternehmungen zu gewinnen, als auch um die eine oder andre Stadt in ſeine Gewalt zu bringen; aber verſchiedene Anſchläge, — ſo auf Vließingen, Enkhuizen, Dordrecht, Briel, Delft, Rotterdam und Deventer —

mißglückten. Ebenſo vergeblich waren leider die Bemühungen mehrer geflüchteter niederländiſcher Edlen und der proteſtantiſchen deutſchen Fürſten auf dem Reichstag zu Speier (1570), um die Vermittlung des Kaiſers bei Philipp II für die Niederlande zu erlangen; — Alba's Geſandte wußten es dahin zu bringen, daß es auch bei jenem Reichstag zu keinem Beſchluſſe kam; wozu der Umſtand weſentlich beitrug, daß ſich Philipp, nach dem Tode ſeiner Gemahlin Iſabella von Frankreich, damals gerade mit Maximilians II. Tochter Anna zu vermälen beabſichtigte. Inzwiſchen verlor Oranien, dieſer klare Geiſt, mitten unter allen Stürmen der Leidenſchaften, welche rings um ihn tobten, ſeinen großen Plan nicht aus dem Auge. Ruhig hielt er alle Fäden in den Händen und mit ſtiller Freude ſah er zu, wie Alba die ſeinigen durch Ungeſtüm immer mehr verwirrte.

Alba hatte mittlerweile die Beſteuerungsangelegenheit wieder aufgegriffen, und verſuchte es mit Gewalt, ſie raſch zum erwünſchten Ende zu bringen. Zwar hatten ſich die Staaten von Holland endlich entſchloſſen, zur Abfindung ſtatt des zehnten und des zwanzigſten Pfennigs ſechs Jahre lang die jährliche Summe von 270,000 Gulden aufzubringen. Aber Utrecht beharrte noch immer mit der größten Standhaftigkeit auf der Weigerung. Einen beſonderen Antheil daran hatte die hier reichbegüterte Geiſtlichkeit, welche ſich auf die päpſtlichen Privilegien für geiſtliche Güter und vornämlich auf die berühmte Bulle: „in coena domini“ berief, in welcher die Exkommunikation über alle Diejenigen verhängt wurde, die ohne päpſtliche Erlaubniß zur Beſteuerung geiſtlicher Güter ihre Zuſtimmung ertheilen oder ſolche Steuern in Empfang nehmen. Von dieſer Bulle hatte man kürzlich einen Abdruck veranſtaltet, was den Herzog von Alba, der den Inhalt derſelben nur auf die Feinde der katholiſchen Kirche, nicht aber auf ihre Vertheidiger, wofür er ſich hielt, ausgedehnt wiſſen wollte, nicht wenig verdroß. Da er nun erfuhr, daß der Druck mit Erlaubniß des geheimen Rathes geſchehen war, ſo ergoß ſich ſein Zorn über dieſen und insbeſondere über den Geheimſchreiber de la Torre, welcher die Druckerlaubniß unterzeichnet hatte. Er ſuspendirte den Letzteren für Jahresfriſt von ſeinem Amte. Am 21. Auguſt 1569 legte er eine ſpaniſche Beſatzung von 10 Fähnlein nach Utrecht, welche der Stadt wöchentlich ungefähr 2400 Gulden abpreßte und nicht bloß die Bürgerſchaft ſondern auch gerade die Geiſtlichkeit durch ihren Uebermuth den Zorn des Gewalthabers fühlen ließ. So zerſtörte Alba ſelbſt, auch vor den Blicken der Römiſch-Katholiſchen, den religiöſen Nimbus, in welchen ſich die Tyrannei bis jetzt gehüllt hatte. Dieſe machte ſich überdem auch auf andere Weiſe unerträglich. Alba ließ die Staaten von Utrecht, deren Standhaftigkeit ſeinen Zorn um ſo ärger reizte, je mehr er den Einfluß dieſes Beiſpiels auf die übrigen Provinzen befürchtete, im Dezember 1569 vor den Rath der Unruhen laden, wo ſie ſich über frühere Vergehen vom Jahre 1566 und namentlich darüber verantworten ſollten, daß „ſie ſich damals der Ketzerei und den umſichgreifenden Unruhen nicht kräftig genug widerſetzt hätten!“ Sie erwiederten auf dieſe wunderliche Beſchuldigung: „Die Beſchwichtigung der Unruhen ſei ja nicht ihre Sache, ſondern die des Königs oder ſeines Statthalters“; übrigens erklärten ſie rund heraus: „Nach Brauch und Herkommen bedürfe es zu ihrer Verſammlung einer beſonderen Berufung, und auch dann bloß für Finanzangelegenheiten.“ Kurz, die Staaten von Utrecht im Allgemeinen und die Geiſtlichkeit insbeſondere vertheidigten ſich ſo ſchlagend und beſtimmt, daß dem Herzog von Alba nach einem weitläuftigen Schriftenwechſel bloß noch ein Gewaltſchritt übrig blieb. Er that ihn im Juli 1570, indem er jenen Staaten das Recht, ſich zu verſammeln, entzog, und indem er der Provinz ihre Privilegien nahm. Wiewohl er endlich den ſogenannten „neuen Niederlanden“ (d. i. jenen Provinzen, welche erſt unter Karl V. mit den übrigen vereinigt worden waren,) erlaubte, ſich von dem läſtigen zehnten Pfennig durch runde Summen loszukaufen, ſo ſchlug er dies Recht der Provinz Utrecht, welche gleichfalls zu jenen gehörte, zürnend ab, obſchon ſie ihr letztes Angebot bis auf 180,000 Gulden erhöhte, um nur von der ſpaniſchen Beſatzung erlöſet zu werden.

Schon im Mai 1570 hatte er ein ſcharfes Cenſurmandat erlaſſen, deſſen zahlreiche Artikel, mit der größten Sorgfalt unterſchieden und hervor gehoben, dem Leſer dieſes Aktenſtückes den vollſtändigen Eindruck einer in Reih und Glied geſtellten Häſcherbande machen.

In demſelben Monat ſuchte Alba durch einen nach ſeiner Weiſe wohlberechneten Akt des Schreckens auf die Volksſtimmung zu wirken. — Schon am 16. November 1569 hatte der König in Madrit eine allgemeine Amneſtie für die Niederlande erlaſſen. Sie lautete freilich wie Hohn, wenn man alle in der Begnadigung vorgeſehenen Ausnahmen überblickte. Der erſte Entwurf, welchen Viglius ausgearbeitet hatte, war bei weitem umfaſſender geweſen; erſt in der Reviſion wurden die vielen Beſchränkungen beigefügt und mit Recht befürchtete nun Viglius, daß, nachdem man ſich von der Gnade des Königs große Erwartungen gemacht hätte, jetzt die Enttäuſchung nur einen ſehr üblen Eindruck hervorbringen könnte. Streng ausgeſchloſſen von der Verzeihung des Königs waren nämlich unter andern alle proteſtantiſchen Prieſter, Lehrer und Kirchenbeamten, ausgeſchloſſen alle Laien, welche ſolche beherbergt hatten, — ausgeſchloſſen ferner Alle, welche die Waffen ergriffen oder ſich Geldſammlungen zu vaterländiſchen Zwecken unterzogen, ſo wie Alle, welche zu den Sammlungen beigeſteuert hatten; ausgeſchloſſen waren ſodann Alle, welche ſich an katholiſchen Geiſtlichen oder an Kirchengütern vergangen hatten, ausgeſchloſſen endlich Alle, welche das verhängnißvolle Kompromiß unterzeichnet hatten, und alle Magiſtratsperſonen, Feſtungskommandanten und Offiziere, welche beim Aufſtand betheiligt geweſen waren. Kurz, zog man ſämmtliche Ausnahmen ab, ſo blieb nur ein ſehr geringer Reſt von Gnade; und überdieß mußten die Ausgewanderten noch bedenken, daß ſie ſich, wenn ſie in ihre Heimath zurückkehrten, noch immer unter der Herrſchaft eines Alba befinden würden! Es war eine Gnade nach ſpaniſchem Maßſtab, eine Gnade, die aus der dumpfen Kerkerluft der Inquiſition herüberwehte. Aber, daß Philipp II. überhaupt daran denken konnte, eine, wenn auch nur *ſolche* Gnade einer Nation zukommen zu laſſen, in welcher, wie man ſich erinnern wird, nach der früheren Anſicht auch die friedliche Hälfte doch deßhalb ſchuldig war, weil ſie die andere nicht *unterdrückt* hatte, — das war allerdings eine beachtenswerthe Erſcheinung, aus welcher ſich der nicht unrichtige Schluß ziehen ließ, daß ſich Philipp II. von der erfolgloſen Zweckwidrigkeit der Verwaltung Alba's zu überzeugen anfing. Alba zögerte gefliſſentlich lange mit der Veröffentlichung jener Amneſtie. Er wollte noch vorher einerſeits durch ſeine Konſequenz in der Utrechter Angelegenheit ſeine Autorität an den Tag legen und andererſeits die Wirkung des ſogenannten Generalpardons durch eine demſelben unmittelbar vorhergehende ſtrenge Maßregel erhöhen, wie man ſie von ihm gewohnt war, und wozu ihm in der vornehmlichſten von jenen Ausnahmen auch allerdings die Ermächtigung zuſtand. Er ließ am 10. Mai 1570 vier reformirten Predigern, welche man im Jahre 1567 im Haag gefangen genommen hatte, und unter welchen ſich ein

Greis von 70 Jahren befand, den Prozeß machen. Da ſie ſtandhaft bei ihrer Konfeſſion beharrten, ſo wurden ſie verurtheilt und, nachdem man ſie feierlich entweiht hatte, zum Tode geführt. Starkmuthig ermahnten ſie auf dem letzten Gange das Volk; einem von ihnen, dem Paſtor Adrian Janſſon, nahten Vater und Schweſter und riefen ihm zu: „Ringe muthig, um die Krone des ewigen Lebens zu erlangen.“ Alle vier wurden erdroſſelt und dann verbrannt. — Es lag in der Natur der erwähnten Amneſtie, daß ſowohl dieſe ſelbſt, (welche Alba zu Antwerpen mit großem Pomp unter freiem Himmel vor dem Rathhauſe, — von einem prachtvollen Throne herab, — verkündigte, den geweihten Hut auf dem Haupte, den geweihten Degen an der Seite.) als auch Alba's Abſicht, nämlich: die Wirkung der Amneſtie durch den ihr vorhergegangenen Schrecken zu erhöhen, gänzlich erfolglos bleiben mußten. Ueberhaupt mochte auch Alba ſelbſt immer mehr einſehen, daß ſein ganzes Wirken ein fruchtloſes ſei, obgleich um ſo viel tauſend Herzen in den Niederlanden weniger ſchlugen. Eine verdiente tiefe Demüthigung für ſeinen Stolz!

Dieſe vollſtändig zu machen, mußte er, der vielerprobte Feldherr, der ſeine ganze Kraft in der Gewalt und dieſe wieder in der Kraft ſeines Heeres fand, inne werden, daß der ſchlimme Geiſt der Meuterei in dem Letzteren einzugreifen begann. Die deutſche Beſatzung zu Valenciennes, welche einige Monate keinen Sold erhalten hatte, bemächtigte ſich ihres Befehlshabers, des Grafen von Lodogna, ſo wie einiger Hauptleute und warf ſie ins Gefängniß. Alba ſandte den Meutern einiges Geld, und verſprach ihnen Verzeihung. Hierauf entbot er ſie nach Antwerpen, ließ ſie dort umringen, und als er ſie in ſeiner Gewalt hatte, die Anſtifter theils enthaupten, theils hängen.

Alba empfand das Unangenehme ſeiner Stellung in dem

Niederlanden und es ſcheint keine Verſtellung geweſen zu ſein, wenn der alte Kriegsmann eine ſchickliche Gelegenheit ergriff, um den König zu bitten, ihn aus dem bisherigen Wirkungskreiſe in einen geeigneteren zu verſetzen. Eine ſolche ſchickliche Gelegenheit bot ſich ihm dar, als im Sommer 1570 die Prinzeſſin Anna, Kaiſer Maximilians II. Tochter und Philipps II. Braut, durch die Niederlande nach Spanien reiſte. Sie dahin zu begleiten, ſchien Alba die ehrenvollſte Art ſeines Abganges aus den Niederlanden, und er bat auch wirklich den König darum. Philipp war nicht abgeneigt, ihm die Bitte zu gewähren; er mochte wohl anfangen einzuſehen, daß ſein Centraliſationsſyſtem in den Niederlanden unausführbar ſei und daß er, wie die Sachen jetzt gediehen waren, mehr darauf ſehen müſſe, das königliche Anſehen unter den früheren Bedingungen zu erhalten, als die königliche Gewalt unbedingt zu erweitern. Indeſſen ſcheint in Alba's Gemüth die flüchtige Aufwallung ſeines Unmuths, die ihn beſtimmte, um ſeine Dimiſſion zu bitten, bald wieder durch einen ſtarren Trotz oder durch die ſtolze Zuverſicht, dennoch durchzugreifen, verdrängt worden zu ſein; wenigſtens blieb er noch vor der Hand in den Niederlanden.

Die Feſtlichkeiten, welche während des Aufenthalts der Prinzeſſin Anna in den Niederlanden (vom Auguſt bis zum 25. September 1570) ſtattfanden, erhielten gar bald ein trauriges Nachſpiel. Am Allerheiligentage treibt ein Sturm aus Nordweſten, wie man ſeit vielen Menſchenaltern von keinem gleichen gehört hatte, das Meer über die nördlichen Küſten, beſonders Frieslands herein. Kein Damm oder Deich, keine Schleuße vermag die hochgeſchwollenen Wogen zurückzuhalten. In den Straßen der Städte wälzen ſie ſich brauſend und ſchäumend mit mächtigen Schlägen dahin, ſie ſteigen in den Kirchen.

Wie leichte Fiſcherkähne treiben die Hütten der Strandbewohner umher. Weithin iſt kein Land zu erblicken. Todtenbleiche Menſchen klammern ſich, halb erſtarrt, mit dem letzten Hauch noch Gottes Erbarmen anrufend, an die Gipfel der Bäume, und der wüthende Sturm zerzauſt ihr Haar; Tauſende hat die Fluth ſchon verſchlungen, und mit Grauſen ſehen Diejenigen, welche auf Dächern oder Wipfeln kauern, während die Wellen ſchon zu ihren Sohlen heranrauſchen, die herbeigetriebenen Leichen; kaum ſehen ſie die rettenden Kähne. Zwanzigtauſend Menſchenleben wurden allein in Friesland und Gröningen gerechnet, welche das Meer verſchlang. Und der Fanatismus konnte in dem Umſtand, daß das Unglück ſich gerade am Allerheiligentage ereignet hatte, dem Himmel eine Rache für den Bilderſturm nachrechnen, für die Verhöhnung der Heiligen in ihren Bildniſſen! In dieſer entſetzlichen Noth zeichnete ſich der ſpaniſche Statthalter zu Gröningen, Robles von Billy, ein geborner Portugieſe, als thätiger und beſonnener Menſchenfreund auf das Rühmlichſte aus. „Rettet!“ rief er ſeinen Soldaten zu, welche in den Niederländern eigentlich blos Feinde zu betrachten gewohnt waren; er ſelbſt war in dieſem ſchönen Kampfe für die Menſchen gegen die Elemente ebenſo der Erſte, wie in der Schlacht mit dem Degen in der Fauſt. Auch brachte er es dahin, daß ſeine Provinz für ein ganzes Jahr von jeder Beſteuerung frei blieb, und trefflich ſorgte er für die Sicherung des Landes durch Aufwerfen von Deichen. Lange wurde dafür ſein Andenken in jener Provinz geſegnet.

Noch bebten alle Herzen dem furchtbaren Ereigniß nach, als plötzlich das Beiſpiel eines einzelnen kühnen Mannes aus geringem Stande eine große moraliſche Wirkung auf alle Diejenigen hervorbrachte, welche ſchon troſtlos an der Rettung des Vaterlandes von der ſpaniſchen Tyrannei verzweifeln wollten. **Hermann de Ruiter**, ein Ochſenhändler aus Herzogenbuſch, hatte von dem Grafen Wilhelm van den Berg, dem Schwager Oraniens, in deſſen Namen, Beſtallung erhalten und es unternommen, ſich des Schloſſes **Loeveſtein** zu bemächtigen, welches ſich auf der weſtlichen Spitze des Bommeler Waards, da wo ſich die Maas mit der Waal vereinigt, gegenüber den Städten Workum und Gorkum erhebt und jene beiden Gewäſſer beherrſcht. Als Mönch verkleidet begab ſich de Ruiter im Dezember 1570 mit drei Genoſſen in das Schloß, überfiel den Kommandanten und brachte Loeveſtein in ſeine Gewalt. Der Graf van den Berg hatte ihm Hülfsvolk verſprochen, aber Froſt und Hochwaſſer hielten dieſes zurück; deſſenungeachtet behauptete ſich de Ruiter mit nur 24 Mann, welche zu ihm ſtießen, unverzagt in dem Schloſſe. Kaum war die Nachricht von dieſem Wagniſſe bei den Spaniern bekannt geworden, als Alba den Hauptmann Lorenz Perea aus Herzogenbuſch mit 300 Mann vor Loeveſtein ſandte, welcher das Schloß alſobald zur Uebergabe aufforderte. De Ruiter verweigerte ſie und entflammte ſeine Genoſſen zu dem Entſchluſſe: lieber ehrenvoll mit den Waffen in der Hand zu ſterben, als nach einer Uebergabe durch ſchmachvolle Hinrichtung; ſo wenig galten damals ſpaniſche Verſprechen! Nun ließ Perea das grobe Geſchütz gegen das Schloß ſpielen, und bahnte ſich raſch einen Weg dahin. Loeveſtein wurde eingenommen, aber de Ruiter wollte ſein Leben theuer verkaufen. Mit zwei Gefährten, die ihm von den übrigen noch geblieben waren, zog er ſich in das Wohnhaus zurück, und vertheidigte ſich, ſein Schwert ſchwingend, auf der Schwelle eines Gemaches gegen die ganze Uebermacht der Feinde. Als er endlich ſah, daß Alles verloren ſei bis auf die Ehre, zündete er das auf dem Fußboden umher geſtreute Pulver an, und ſprengte ſich mit Freunden und Feinden in die Luft. Die Spanier ſuchten ſein Haupt aus dem Leichenhaufen hervor und hefteten es zu Herzogenbuſch an den Galgen.

Die allgemeine Noth, in welche die verheerende Ueberſchwemmung die meiſten Provinzen verſetzt hatte, und die ungemeinen Anſtrengungen, welche nöthig waren, um ſowohl den entſtandenen Schaden einigermaßen zu erſetzen, als auch das Land vor neuen ähnlichen Unglücksfällen ſicher zu ſtellen, konnten Alba's Politik nicht durch Mitleid wankend machen. Vielleicht um ſo eigenſinniger und mürriſcher, je läſtiger ihm denn doch in der That ſeine Stellung war, ſuchte er, ſeinen Willen in Betreff des „zehnten Pfennigs“ durchzuſetzen. Aber, je heftiger er drängte, um ſo klüger, zurückhaltender und feſter verhielten ſich die Staaten. Dies erbitterte Alba nur noch mehr und er ließ ſich von ſeiner Mißſtimmung eines Tages ſo weit hinreißen, daß er dem alten Präſidenten Viglius, welcher redlich die Sache des Landes führte, drohte, er wolle deſſen Benehmen vor's Ohr des Königs bringen. Würdevoll und muthig antwortete ihm der Greis: „Dann hoffe ich, daß der König — wenn Euch das eine — doch mir das andere Ohr gönnen wird; ich bebe nicht für dies graue Haupt!“ Worauf Alba kurz und ſtolz mit den Worten abbrach: „Das Beſchließen iſt meine Sache, der Rath hat weiter nichts zu thun, als in das Beſchloſſene einzuſtimmen.“ Als das Benehmen des greiſen Viglius den Staaten bekannt wurde, verfehlte es ſeine vortheilhafte Wirkung auf ſie keineswegs; und ſelbſt als Alba ſeine Forderung durch die Erklärung zu mildern ſchien, daß der zehnte Pfennig bloß vom Verkauf bereits zum Gebrauch fertiger Waaren erhoben werden ſollte, ſelbſt jetzt wollten ſich die Staaten zu der verhaßten Abgabe überhaupt nicht verſtehen. Alba war nun aufs Aeußerſte gebracht und ließ ſich verlauten:

„er werde den zehnten Pfennig durch ſein Kriegsvolk zu erzwingen wiſſen." Man hatte ihm zu verſtehen gegeben: „er ſelbſt möge denn in Brüſſel mit Erhebung des zehnten Pfennigs den Anfang machen; vielleicht würden dann die Statthalter in den andern Provinzen ſeinem Beiſpiel nachkommen." Alba faßte dies raſch auf und gebot wirklich im März 1572 die Erhebung des zehnten Pfennigs zu Brüſſel. Doch er hatte den alten Schrecken ſeines Namens zu hoch angeſchlagen; die Spitze dieſes Pfeils war bereits abgeſtumpft. Als das Gebot verkündigt wurde, ſchloſſen die Fleiſcher, die Bäcker, die Brauer ihre Läden und erklärten, keine Lebensmittel feil zu halten. Das Volk gerieth in die furchtbarſte Aufregung. Dieſe zu dämpfen, glaubte Alba untrügliche Mittel zu wiſſen. „Wenn man einige Krämer vor ihren Läden aufknüpfe," meinte er, „dann würde die Menge ſchon friedlich auseinandergehen." Es ſollte übrigens nicht bei der leeren Drehung bleiben. Schon waren alle militäriſchen Sicherheitsmaßregeln gegen die Stadt getroffen, ſchon hielten die Henker ihre Stricke bereit, und ſchon war Don Friedrich, Alba's Sohn, im Begriffe, die Todesurtheile abzufaſſen, — da traf plötzlich eine Nachricht in Brüſſel ein, welche Alba dermaßen überraſchte, daß er, vielleicht zum erſtenmale, in Ausführung ſeines Beſchluſſes innehielt; es war die Nachricht, daß die Meergeuſen die Stadt Briel eingenommen haben. Vor Freude zitterte jedes Herz in Brüſſel, als dies bekannt ward; das Volk hatte geſehen, daß auch ein Alba für Schrecken empfänglich ſein könne; in lautem Spott ergoß es ſeine Freude über den glücklichen Erfolg, welcher das Unternehmen der wilden Wagehälſe krönte, und von Mund zu Mund kreiſte das Wortſpiel: „Am erſten Tag im April verlor der Herzog von Alba ſeine Brill'." Dieſer ſelbſt wußte jedoch, wortkarg und finſter wie immer, ſeine innere Bewegung mit vornehmer Gleichgültigkeit zu umhüllen, und ſeine Worte bei der Nachricht „no es nada,“ (es iſt nichts) ſollten ſeiner Umgebung die Ueberzeugung ſchaffen, daß er das ganze Ereigniß für ſehr unbedeutend halte. Es iſt intereſſant, zu bemerken, wie der Krieger Alba mit ſeinem Monarchen Philipp dieſelbe Eingenheit theilt, die ſtarre Beherrſchung des Gemüthszuſtandes durch irgend eine lakoniſche Aeußerung. Als Philipp ein Jahr vorher die Nachricht vom Siege ſeines Halbbruders Don Juan bei Lepanto erhielt, ſprach er bloß: „Don Juan hat ſich ſehr gewagt!“

Doch es iſt jetzt nöthig, den Gang jener Ereigniſſe nachzuholen, welche der Eroberung Briels vorangingen und dieſe Begebenheit herbeiführten. — Wir haben ſchon früher die Stellung Oraniens zu den Niederlanden ins Auge gefaßt; wir haben geſehen, wie ſein Charakter und ſein Eifer mit der zahlreichen Parthei aller niederländiſchen Patrioten (ſowohl innerhalb als außerhalb ihres Vaterlandes) zuſammenſtimmte. Um alles zu erſchöpfen, dürfen wir hierbei nicht vergeſſen, daß ihn auch ſein Intereſſe mit zur Thätigkeit aufforderte, das Intereſſe ſeiner Ehre und ſeines Eigenthums in den Niederlanden; ſollte er Alba's ungerechten Eingriffen ohne fortgeſetzten Widerſtand nachgeben? Wer konnte ihm dies zumuthen? So wenig er jedoch ſein eigenes Intereſſe aufzuopfern Luſt hatte, ebenſowenig opferte er demſelben das gemeinſame der Freiheit auf; hinreichende Beweiſe, die er ſowohl bis dahin, als auch im folgenden Verlauf ſeines Lebens gab, bezeugen dies. Wir heben jedoch dieſen Punkt hier gefliſſentlich hervor, weil wir bald einem Umſtande begegnen werden, der, bloß an und für ſich betrachtet, Oraniens Uneigennützigkeit in ein falſches Licht ſtellen könnte. So wie er ſich nun jetzt an die Spitze aller nationalen Unternehmungen berufen ſah, kamen ſeinen trefflichen Eigenſchaften, die ihn dazu befähigten, auch noch die eifrige Unterſtützung ſeiner Freunde und ſeine politiſchen Verbindungen ſehr gut zu ſtatten. Unter ſeinen Freunden in den Niederlanden ragte beſonders Philipp Marnix, Herr von St. Aldegonde, hervor, einer der ausgezeichnetſten Theologen, Gelehrten und Staatsmänner ſeiner Zeit, deſſen ſich Oranien zu den wichtigſten Aufträgen bedienen konnte und der es zugleich verſtand, mit ebenſoviel feiner Klugheit als unbeſtechlicher Rechtſchaffenheit auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Indeſſen ſah Oranien ein, daß ſich ohne den Beiſtand einer fremden Macht kaum etwas Nachhaltiges gegen Alba unternehmen ließe, und er richtete deßhalb ſeine Blicke hoffnungsvoll nach Frankreich, für welches er unſtreitig eine große Vorliebe hatte. Frankreich konnte nie in einer aufrichtigen Freundſchaft zu Spanien ſtehen, weil es deſſen Pläne ſtets zu fürchten Grund hatte; Spanien hingegen betrachtete Frankreich immer mit geheimem Verdruß als die Wand vor den Niederlanden. Im Jahre 1570 ſchienen die religiöſen Partheiungen in Frankreich ausgeglichen zu ſein und der hugenottiſche Coligny im beſten Einvernehmen mit dem katholiſchen Hofe zu ſtehen; wenigſtens glaubte dies der wackre Coligny ſelbſt und legte dem König einen Entwurf zu einem Kriege in den Niederlanden vor, als das beſte Mittel, alle unruhigen Kräfte Frankreichs auf einen andern Boden hinzuleiten. Graf Ludwig von Naſſau brachte auch wirklich ein Bündniß zu Stande, deſſen Kern die Vergrößerung Frankreichs im Süden daſelbſt und am Rhein bildete und wobei Oranien Holland, Seeland, Friesland und Utrecht erhalten ſollte; doch man denke nicht, daß Oranien hiebei von Herrſchſucht geleitet wurde; bloß als königlicher Statthalter, wie vor und ehe, wollte er dieſe Provinzen übernehmen. Als Vorwand zum Kriege mit Spanien führte man in Frankreich an, daß Philipp ſeine Gemahlin Iſabella (eine franzöſiſche Prinzeſſin) vergiftet habe, ein Gerücht, welches auf Unwahrheit beruhte. Zur Verwirklichung des Planes ſollte der Prinz in Deutſchland Kriegsvolk anwerben, und des Königs jüngſter Bruder, der Herzog von Alençon, mit Coligny in die Niederlande einfallen. Oranien erhielt Hülfsgelder aus Frankreich; Rochelle war ein Freiplatz der Meergeuſen, wo ſie ihre Beute zu Markte brachten. Oranien verſäumte es jedoch auch nicht, ſein Augenmerk auf eine Verbindung mit England zu richten, deſſen Königin, die kluge Eliſabeth, ſchon als proteſtantiſche Fürſtin, aus dem gemeinſamen Intereſſe gegen Spanien, die Niederlande als ihre Bundesgenoſſen betrachten mußte. Stillſchweigend hatte Eliſabeth dies zugeſtanden, indem ſie den Meergeuſen die Hafenplätze Englands offen hielt; dennoch war ſie zu vorſichtig, um ſich offen für Oranien zu erklären. Die Flotte Oraniens hatte damals jenen wilden Feind der katholiſchen Prieſter und der Spanier, Wilhelm von Lümey, Grafen von der Mark, zum Admiral. Zu dieſer Flotte hatte ſich nun auch kürzlich der kühne Wilhelm von Blois, genannt von Treslong, begeben, einer von den Edlen, welche das Kompromiß unterzeichnet hatten und deßhalb aus den Niederlanden geflüchtet waren. Er hatte in der Schlacht bei Jemmingen unter den Fahnen des Grafen Ludwig von Naſſau gefochten und war verwundet nach Embden zurückgekehrt, wo ihn der Graf von Oſtfriesland in Haft gelegt hatte. Aus dieſer war er auf einem Schiffe entflohen, das er zum Dienſte des Prinzen gekauft hatte. Nach einem harten Angriff der Spanier, den er muthig abgeſchlagen, war er hierauf nach England geſegelt, wo er ſich zu der Flotte des Prinzen geſellte. Eben dahin hatte ſich auch Jakob Simonszoon de Ryk begeben, früher Kornhändler aus Amſterdam, welcher auf eigene Koſten ein Kriegsſchiff ausgerüſtet hatte und ſein Glück zur See verſuchte. Dieſer hochherzige Mann lag dem Grafen von der Mark beſtändig an, wie viel edler es ſei, eine kühne That fürs Vaterland zu wagen, als bloß eigennützig Freibeuterei zu treiben. Seine Vorſtellungen fruchteten; man beſchloß, ſich der einen oder andern wichtigen Stadt in Nordholland zu bemächtigen, und ein unerwarteter Befehl der Königin Eliſabeth, welche damals aus politiſchen Rückſichten den ernſten Forderungen Alba's nachgeben zu müſſen glaubte, beſchleunigte jenen Entſchluß. Eliſabeth gebot nämlich der Flotte des Prinzen, die Häfen Englands zu verlaſſen; ſie wollte ſich in dem Augenblicke, da ſie durch ihre Streitſache mit Schottland beſchäftigt war, Spanien nicht zum offenen Feinde machen.

Der Graf von der Mark verließ nun mit ſeiner Flotte England und ſteuerte nach Texel zu. Bald ſchlug der anfangs günſtige Wind um und trieb die Schiffe gegen die Mündung der Maas, wo ſie einlaufen mußten. Dort liegt das Städtchen Briel, welches damals ohne Beſatzung war, weil Alba die darin geweſenen Truppen nach Utrecht verlegt hatte. Als die Bürger jener Stadt am 1. April 1572 die gefürchteten Meergeuſen dicht vor ihren Mauern ſahen, ergriff ſie ungemeine Beſtürzung. Ein Mann aus Briel, Namens Koppelſtok, ruderte jedoch unerſchrocken an Bord der feindlichen Flotte, und fragte nach Treslong, deſſen Vater früherhin Schultheiß in Briel geweſen war. Treslong gab ihm ſeinen Siegelring zur Beglaubigung und ſchickte ihn damit in die Stadt, um dieſe im Namen des Prinzen zur Uebergabe aufzufordern, wobei ihr die Befreiung vom zehnten Pfennig und von Alba's Tyrannei verheißen ward. Indeſſen wuchs der Schrecken aller Begüterten, welche von der berüchtigten Beuteluſt der Meergeuſen das Schlimmſte befürchteten; in wilder Haſt durcheinander rennend, eilten die reichen Bewohner, ihr Leben und ihre Koſtbarkeiten aus der Stadt zu retten. Während dieſer Verwirrung landeten die Meergeuſen; der Graf von der Mark zog mit einer Abtheilung ſeines Volkes vor das Norderthor, Treslong mit einer andern vor das Süderthor; der Graf ließ vor jenem Brandmaterial aufhäufen und endlich ward das Thor mit dem Ende eines Maſtbaums eingeſtoßen; des Abends zwiſchen acht und neun Uhr zogen die Sieger zu den zwei entgegengeſetzten Thoren in die Stadt ein.*) Am andern Tage (es war Palmſonntag) ließ der Graf von der Mark ſeinem fanatiſchen Haß gegen die Geiſtlichkeit freien Lauf; die Kirchen und Klöſter wurden geplündert; hierauf wollte er die Stadt wieder verlaſſen. Aber de Ryk, Entes, Treslong und Duivel widerſetzten ſich dieſem Vorſchlag und der Graf von der Mark fügte ſich ihnen. Die Sieger verſtärkten nun die Stadt, benachrichtigten Oranien von ihrer Eroberung und erbaten ſich deſſen Hülfe. Oranien

---

*) „Wir Geuſen ſollen nun ſingen
In dieſer Maienzeit,
Und vor Freuden ſpringen.
Daß uns Gott gebenedeit.
Nun hat er gegeben rein
Sein Siegel mächtig;
Drum laßt uns ſtimmen einträchtig
Zum Lobe Gottes ein.

* * *

Der Briel iſt uns erlegen
Am April am erſten Tag,
Als Männer ſah man uns ſiegen,
Die Surrfort ohne Vertrag
In Brand wir ſteckten an;
Die Bürger ſind gewichen,
Ein Jeder, um ſich zu verſtecken
Ganz außerhalb des Walls" u. ſ. w.

(Geuſen-Liederbuch.)

war, als er die Nachricht erhielt, nicht ganz freudig überraſcht; er hatte nämlich tiefereingreifende Pläne gehegt, welche ihm noch nicht reif genug dünkten, und wobei er vorzugsweiſe darauf rechnete, daß Alba durch ſeine geſteigerte Strenge bei Einführung des zehnten Pfennigs den Haß des Volkes bis zur allgemeinen Verzweiflung entflammen würde; auch beſorgte er, daß Alba, durch die Einnahme des von ihm vernachläßigten Briels aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt, nunmehr ein noch ſchärferes Augenmerk auf die militäriſche Vertheidigung aller irgend wichtigen Plätze im Lande richten würde. Da indeſſen das Wageſtück einmal geglückt war, ſo hieß Oranien es gut und verſprach dem Grafen von der Mark ſeine Unterſtützung.

Alba ſchickte auf die Nachricht von der Eroberung Briels dem Grafen Boſſü, königlichem Statthalter in Holland, ſogleich Befehl zu, mit dem lombardiſchen Regiment, welches in Utrecht lag, gen Briel zu ziehen, um dieſe Stadt den Meergeuſen wieder abzugewinnen und zu verſtärken. Boſſü war ihm von freien Stücken bereits zuvorgekommen und hatte jenes Regiment aus Utrecht nach Maaslandsſluis, worin er ſich begeben hatte, berufen, zur Freude der Utrechter, welche ihrer Geiſſel dadurch entledigt wurden; noch in derſelben Woche hatte jenes Regiment, um ſich für einen 15monatlichen Soldrückſtand ſchadlos zu halten, einen Anſchlag zur Plünderung der Stadt gemacht, welcher jedoch glücklicherweiſe entdeckt und vereitelt worden war. Unverzüglich rückte nun Boſſü vor Briel. Doch die Meergeuſen lagen in den Baumgärten vor der Stadt und ſchoſſen auf die Spanier. Inzwiſchen zog der Stadtzimmermann eine Schleuße auf und augenblicklich ſtürzten nun die Fluthen über alle Wege hin. Zu gleicher Zeit, während die Spanier auf einem Damme gegen das Süderthor rückten, ſteckten Treslong und Robool einen Theil der ſpaniſchen Schiffe in Brand und bohrten die übrigen in Grund. Jetzt ergriffen die Feinde in wilder Haſt die Flucht, und nur die Beſorgniß des Grafen von der Mark, welcher den Bewohnern Briels nicht recht traute und die geſchlagenen Feinde deßhalb nicht verfolgen wollte, rettete dieſe vom völligen Verderben. Zwei Tage darnach ließ der Graf von der Mark die Bürger von Briel und die Bewohner des Landes von Voorne ſchwören: „die Stadt für den Prinzen von Oranien, als königlichen Statthalter von Holland, zu bewahren.“ Ein inhaltsſchweres Wort und eine ſonderbare Kombination — dieſe Sanktion des Prinzen als königlichen Statthalters, ohne den Willen des Königs, ja kaum mit Willen des Volkes, vielleicht noch ohne den eigenen Oraniens! Und dennoch war bereits der erſte Grundſtein der Freiheit gelegt; der Prinz hatte früher, als es in ſeiner Erwartung lag, einen wichtigen Punkt, den Schlüſſel Hollands in ſeiner Gewalt; alle Ausgewanderten ſahen wieder ein Aſyl, einen Verſammlungsort auf der heimiſchen Erde, wo ſie ihre Kräfte, ihr Vermögen, ihren Muth und ihren in der Fremde geſteigerten Haß gegen die Tyrannei zu einem gemeinſamen Kapital zuſammenſchießen konnten. Sahen doch jetzt alle Unterdrückten, daß das Glück dem Kühnen gehorcht! So erhob ſich die Hoffnung, wie nach einem langen Todesſchlummer, lächelnd und roſig von Wangen, und entrollte ihr rauſchendes Banner. Wildfreudig aber ließ der Graf von der Mark auf ſeine Fahnen Embleme ſetzen, welche den verhaßten Alba dem Spotte des Volkes preisgaben, — eine Brille, den zehnten Pfennig und die bekannten Worte Alba's: „no es nada.“

Drittes Kapitel.

Wenn ſich Alba's Stolz gekränkt fühlte, daß ihn eine geringe Rotte von Freibeutern mitten in ſeinen Plänen einen Augenblick aufzuhalten vermochte, ſo entſprach es doch der militäriſchen Richtung ſeines ganzen Lebens, daß es ihn freute, endlich mit Feinden im offenen Felde kämpfen zu können, an deren baldiger Bezwingung er nicht zweifelte; war ja doch der Krieg das eigentliche Feld für ſeine Talente und ſeine Thätigkeit! Er brachte die geringen Kräfte ſeiner Gegner und die Geldverlegenheiten ihres Hauptes, Oraniens, in Anſchlag; er berechnete die Unerfahrenheit neuangeworbener Truppen im Vergleich zu ſeinen alten, erprobten und abgehärteten Soldaten; er erwog den friedlichen Geiſt der Bürgerſchaften, welche ſich bisher ſo Vieles und Schweres von ihm hatten gefallen laſſen; — das muthmaßliche Reſultat, welches er hieraus zog, konnte ihm nur günſtig ſcheinen. Nur Eins hatte er bei dieſer Berechnung vergeſſen oder vielmehr vom falſchen Geſichtspunkte aus betrachtet, nämlich die fortdauernde Nachwirkung ſeiner bisherigen Maßregeln auf den Geiſt der ganzen Nation. Er wähnte, dieſe bereits entnervt zu haben, und doch hatten alle Mittel, welche darauf hinwirken ſollten, ſie nur um ſo mehr erkräftigt; er hatte nichts gewonnen als den Haß, er hatte nichts zu erwarten als die Rache. Und zwar nicht bloß er allein, ſondern alle Spanier überhaupt, welche ſolidariſch für ihn und den König haften mußten. In der Kriſis, welche er ſelbſt herbeigeführt hatte, ſtieß der unverwüſtlich geſunde Organismus der Nationalität alle eingedrängten fremden Beſtandtheile mit Heftigkeit aus. Dies war die kurz vorher erwähnte Rache, — eine Nemeſis für ſeine egoiſtiſche und zweckwidrige Behandlung. Bei der erhöhten Lebensthätigkeit der Nation drängen ſich jetzt die Ereigniſſe raſcher aufeinander und ſelbſt die an und für ſich unwichtigeren erhalten durch den Geiſt, der ſich dabei kund gibt, eine höhere Bedeutung, ſie wirken durch das Beiſpiel von Bürgertugenden und von der herrlichſten vor allen, der Aufopferung, mächtig hinreißend auf die ganze Maſſe ein. Wie in jenen Kämpfen der Griechen vor Troja die Götter ſich unter die Streitenden ſtellten, ſo ziehen jetzt hier den Niederländern die heiligen und ewigen Ideen der Menſchheit voran und machen ſchlichte Bürger zu Helden, die für Freiheit und Vaterland begeiſtert dem Tode entgegenſtürzen. Leider hat das reiche und ausdruckvolle Gemälde auch ſeine Schattenſeiten, und neben der erhabenſten Begeiſterung ſteht ein blutdürſtiger Fanatismus, der jedes Band der Menſchlichkeit zerreißt. Dieſe traurige Thatſache hat darin ihren Grund, daß die Spanier gewohnt waren, in den gefangenen Feinden nur todeswürdige Rebellen zu ſehen, deren Austilgung ihnen durch das vermeintliche Intereſſe des Glaubens und des Königs geboten ward, und daß demnach die Niederländer leider Repreſſalien gebrauchen mußten; ſie hatten in den Spaniern nicht bloß bewaffnete Feinde, ſondern auch ihre Henker auszurotten.

Der Widerſtand gegen die Fremdherrſchaft hatte als Angriff ſeinen erſten Erfolg in einer nördlichen Provinz errungen; auf die nördlichen Provinzen überhaupt, wo die neue Glaubenslehre in dem ruhigeren Volkscharakter tiefere

Wurzel geſchlagen, wo die See für den Zutritt friſcher Streitkräfte, welche die Ausgewanderten brachten, für die Mittheilung von Geld- und Lebensmitteln offen ſtand, mußte nun Alba ſein Hauptaugenmerk richten. Er mußte den Aufſtand im Norden mit aller Macht erſticken, um den Süden vor dem umſichgreifenden Einfluß der Ideen und des Aufſtandes ſicher zu ſtellen.

Boſſü war mit dem Reſt ſeiner Truppen bis gegen Dordrecht gerückt, und zog, als ſich dieſe Stadt weigerte, ihm ihre Thore zu öffnen, vor Rotterdam, wo die Bürger gleichfalls Bedenken trugen, die Spanier zum Durchmarſch, wie er verlangte, einzulaſſen. Endlich brachte er es jedoch zu folgender Uebereinkunft, daß jedesmal nur eine, höchſtens zwei Kompagnien Soldaten durch die Stadt ziehen durften, und wenn dieſe ſie wieder verlaſſen hätten, ſofort andre. Kaum aber befand ſich Boſſü mit der erſten Kompagnie in der Stadt, als er ſelbſt einen Mann von der Bürgerwache niederſtieß, ſich des Thores bemeiſterte, und ſeine ganze Truppenmacht in die Stadt brachte. Ergrimmt über dieſe Treuloſigkeit, griffen die Bürger zu den Waffen; doch dies war den Soldaten ein willkommener Anlaß, und ein fürchterliches Blutbad begann. Hierauf ſandte Boſſü mehre Abtheilungen aus, um die Geuſen aus Schiedam, Delftshaven und Maaslandſluis zu vertreiben, wo ſich Dieſe bereits feſtgeſetzt hatten.

Um ſich des wichtigen Hafenplatzes Vlieſſingen zu verſichern, hatte Alba acht Fähnlein Spanier unter dem Befehl des Oſorio Angelo dahin geſandt und ſeinem geſchickten Kriegsbaumeiſter Paciotto den Befehl ertheilt, den Bau der dort bereits begonnenen Citadelle ſchleunig zu vollenden. Schon waren die Quartiermacher in Vlieſſingen, als Jan van Kuik die frohe Botſchaft von der Eroberung Briels dahin überhaupt, welche ſolidariſch für ihn und den König haften mußten. In der Kriſis, welche er ſelbſt herbeigeführt hatte, ſtieß der unverwüſtlich geſunde Organismus der Nationalität alle eingedrängten fremden Beſtandtheile mit Heftigkeit aus. Dies war die kurz vorher erwähnte Rache, — eine Nemeſis für ſeine egoiſtiſche und zweckwidrige Behandlung. Bei der erhöhten Lebensthätigkeit der Nation drängen ſich jetzt die Ereigniſſe raſcher aufeinander und ſelbſt die an und für ſich unwichtigeren erhalten durch den Geiſt, der ſich dabei kund gibt, eine höhere Bedeutung, ſie wirken durch das Beiſpiel von Bürgertugenden und von der herrlichſten vor allen, der Aufopferung, mächtig hinreißend auf die ganze Maſſe ein. Wie in jenen Kämpfen der Griechen vor Troja die Götter ſich unter die Streitenden ſtellten, ſo ziehen jetzt hier den Niederländern die heiligen und ewigen Ideen der Menſchheit voran und machen ſchlichte Bürger zu Helden, die für Freiheit und Vaterland begeiſtert dem Tode entgegenſtürzen. Leider hat das reiche und ausdrucksvolle Gemälde auch ſeine Schattenſeiten, und neben der erhabenſten Begeiſterung ſteht ein blutdürſtiger Fanatismus, der jedes Band der Menſchlichkeit zerreißt. Dieſe traurige Thatſache hat darin ihren Grund, daß die Spanier gewohnt waren, in den gefangenen Feinden nur todeswürdige Rebellen zu ſehen, deren Austilgung ihnen durch das vermeintliche Intereſſe des Glaubens und des Königs geboten ward, und daß demnach die Niederländer leider Repreſſalien gebrauchen mußten; ſie hatten in den Spaniern nicht bloß bewaffnete Feinde, ſondern auch ihre Henker auszurotten.

Der Widerſtand gegen die Fremdherrſchaft hatte als Angriff ſeinen erſten Erfolg in einer nördlichen Provinz errungen; auf die nördlichen Provinzen überhaupt, wo die neue Glaubenslehre in dem ruhigeren Volkscharakter tiefere zum ſchimpflichen Tode am Galgen verdammt; mit beſonderer Heftigkeit drang darauf Treslong, der kürzlich mit drei Schiffen nach Vlieſſingen gekommen war, und zwar aus perſönlicher Rache gegen Alba, denn es hieß: Paciotto ſei ein natürlicher Sohn oder doch naher Verwandter des Herzogs, und Dieſer hatte im Jahre 1568 Treslongs Bruder hinrichten laſſen. Der Nachrichter von Walcheren wohnte damals in Middelburg, und man übertrug deßhalb die Hinrichtung Paciottos einem gefangenen Mörder; zur Belohnung ſollte dieſer ſelbſt Gnade erhalten. Er ſprach: „Ich will lieber ſterben, als daß meine Mutter einen Henker geboren haben ſoll.“ Erſt, als man ihm ſagte, es ſei ein Spanier, an dem er das Urtheil zu vollſtrecken habe, nahm er freudig die ihm angebotene Gnade an.

Vlieſſingen hatte ſich denn zuerſt vor allen anderen Städten von der Fremdherrſchaft ſelbſt befreit, und bald wirkte dies Beiſpiel mächtig auch auf andere; die Ankunft des Junker Tſeraets, welchen Oranien als Statthalter nach Walcheren geſandt hatte, und franzöſiſcher ſowie engliſcher Soldaten ermuthigte die Eingebornen. Wie in Vlieſſingen ſo erweckte Jan van Kuik auch in der kleinen Stadt Veere das Volk; de Ryk vereidigte dort die Bürger für den Prinzen von Oranien. Vergeblich kamen ſpaniſche Truppen von Middelburg und Arnemuiden herbei; ſie wurden geſchlagen; beide Partheien tödteten ihre Gefangenen, und die Erbitterung war ſo groß, daß ein Bruder am andern den Henker machte.

Noch wichtiger aber war der Abfall der als Hafenplatz bedeutenden Stadt Enkhuizen in Nordholland von der Fremdherrſchaft. Hier waren die Bürgermeiſter ſpaniſch geſinnt, die Bürgerſchaft dagegen glühte von Haß gegen Alba und von Liebe zur Freiheit. Alba hatte, um ſich Enkhuizens zu verſichern brachte. Er trat unter das Volk, (welches die Spanier haßte,) und rieth, den günſtigen Augenblick zur Zertrümmerung der Fremdherrſchaft nicht zu verſäumen. Sein guter Rath wurde raſch zur That. Am Oſterſonntag (den 6. April) verjagten die muthigen Bürger die walloniſche Beſatzung aus der Stadt, während ſich ihr ſchon die Schiffe näherten, die ihr die Verſtärkung der Beſatzung bringen ſollten. Da eilte Jan van Kuik wieder rüſtig im Volk von einem Mann zum andern, vertheilte Geld und ſprach zu Jedem: „Bleibt nicht auf halbem Wege ſtehen, ſonſt ſeid ihr verloren. Die Vertreibung der Wallonen müßt ihr ganz gewiß als Hochverrath büßen, wenn ihr nicht auch die Spanier tüchtig abwehrt. Muth, Freunde! Oranien iſt mit einem Heere im Anzug. Auf die Wälle, und empfangen wir von dort aus die ſpaniſchen Schiffe mit Schüſſen.“ Es geſchah; da wichen die Schiffe nach Middelburg, wo ſie Anton von Bourgoigne, den königlichen Statthalter von Seeland, trafen. Auf die Nachricht von den Vorfällen in Vlieſſingen eilte Dieſer dahin, ließ die Bürger vor dem Rathhauſe verſammeln und ſprach zu ihnen mit freundlichen Worten, wie thörigt es ſei, gegen einen ſo mächtigen Monarchen wie Philipp II. Krieg anzufangen. Doch mit Spott und Grimm erwiederten ihm die Bürger und er mußte froh ſein, Vlieſſingen ungefährdet wieder verlaſſen zu können. Nun legte das Volk eifrig Hand an's Werk, um den begonnenen Bau der Citadelle zu zerſtören, und ſchnell wurde dies vollbracht. Inzwiſchen war Paciotto, in der Meinung, daß ſich die Spanier bereits in Vlieſſingen befänden, dahin gekommen und ſah ſich dort augenblicklich gefangen genommen. Er war als Erbauer der Zwinger des Landes tief verhaßt; auch hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß er eine Mordliſte Alba's bei ſich führe; Grund und Vorwand genug, ihm das Urtheil zu ſprechen. Er wurde plötzlich auf allen Zinnen und Thoren die Fahnen mit Oraniens Farbe, den Sieg der Patrioten verkündigend. Buiskes und andre Männer von der Parthei des Prinzen wurden zu Bürgermeiſtern erwählt und ſchwuren Treue dem König, als Grafen von Holland, dem Prinzen von Oranien, als deſſen rechtmäßigem Statthalter, und der Stadt ſelbſt, — dem Herzog von Alba und ſeiner Parthei aber, ſowie der Einführung des zehnten Pfennigs und der Inquiſition kräftigen Widerſtand. So vertrat hier das Volk zum erſtenmal ſeine Sache mit eben ſo glücklichem Erfolg als mit Muth und Ausdauer.

Indeſſen hatte Oranien bereits im April den Edelmann Dietrich von Sonoy zu ſeinem Stellvertreter in der Statthalterwürde über Nordholland beſtellt. Sonoy, ein tüchtiger Kriegsmann, aber allzugewaltthätig, unternahm es raſch, auch die anderen dortigen Städte für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Zuerſt ſchloß ſich Medenblick an, dann Hoorn, Alkmaar, Edam, Monnickendam und Purmerende. In Seeland trat Zierikzee, (durch de Ryk überwältigt) auf die Seite Oraniens; in Südholland nahm Adrian van Swieten, einer von den Meergeuſen, Oudewater und gleich darauf Gouda ein; beide Städte ſchworen dem Prinzen von Oranien als rechtmäßigem Statthalter des Königs. Dann erklärte ſich Leyden für Oranien, hauptſächlich durch Betrieb des Rathspenſionairs Paul Buis, ferner Dordrecht, vor welcher Stadt der kühne, wilde Meergeuſe Barthel Entes lag, Gorkum, und ſpäter Haarlem. Inzwiſchen hatte ſich des Prinzen Schwager, der Graf van den Berg, der bedeutendſten Städte in Geldern und Overyſſel verſichert und auch Amersfoort und Naarden erhielten oraniſche Beſatzung. Auch in Friesland fand die Sache der Freiheit offne Herzen den Admiral **Boshuizen** mit einer Flotte dahin geſchickt, und Dieſer, welcher ſich in der Stadt befand, ſuchte nun die bewaffnete Schiffsmannſchaft heimlich herein zu bringen. Doch die unbedachte Drohung eines Schiffskapitäns gegen einen Bäcker, bei dem er kaufen wollte, ohne zu bezahlen, erregte den Argwohn der Bürger; ſie vertrieben einen feindlichen Hauptmann, der ſich bereits in die Stadt geſchlichen hatte, und legten den Admiral Boshuizen auf dem Stadthauſe in Haft. Am anderen Tage erſchien die Bürgerſchaft bewaffnet vor dem Rathhauſe, und erklärte, ſie wolle ſich zur Parthei des Prinzen von Oranien ſchlagen, der des Landes Wohlfahrt und Freiheit zu erringen ſuche. Mittlerweile waren Tag für Tag verſchiedene Verbannte in die Stadt zurück gekommen, unter andern auch Peter Buiſkes mit einem Beſtallungsbrief des Prinzen zur Befreiung der Stadt und zu einem Angriff auf die ſpaniſche Flotte; jene Männer verhinderten es, daß ein mit Kriegsvolk bemanntes Schiff in die Stadt gelaſſen wurde. Man erwählte auch vier neue Bürgerhauptleute, von denen einer die Bürgerſchaft vergeblich zu einer Auflehnung mit Alba bewegen wollte. Das Volk verlangte beharrlich, daß die Geſchütze auf die Wälle gebracht würden. Der Admiral Boshuizen wurde zwar aus ſeiner Haft erledigt, aber aus der Stadt geſchafft. Von Tag zu Tag nahm die Spannung zwiſchen den Bürgern und dem Magiſtrat, welcher ſich auf nahe Hülfe von Boſſu verließ, ein ernſteres Anſehen. Da hörte man plötzlich in allen Straßen Trommelſchlag und den Aufruf: „Alle, die dem König und dem Prinzen von Oranien zugethan ſind, ſollen ſich in Wehr und Waffen verſammeln.“ Der Magiſtrat zog ſich hierauf in's Rathhaus zurück und ließ dieſes verſchließen. Aber ein Schuß zerſchmetterte das Thor; das Volk ſtürmte hinein und nahm die Bürgermeiſter gefangen. Und nun wallten (es war am 21. Mai) aufrichtige Wohlwollen hatte zum Theil in der eifrigen Verwendung des Niederländers **Hopperus**, welcher als Siegelbewahrer des Rathes für die Niederlande das Vertrauen des Königs genoß, ſeinen Grund, zum größeren Theil aber in der veränderten Anſicht des Monarchen ſelbſt, welcher ſich überzeugt hatte, daß ihn Albas Verfahren, bei längerer Dauer, den Beſitz der Niederlande koſten würde, und welcher ihm deßhalb auch bereits den Herzog von Medina-Celi, einen wohlmeinenden aber ſchwachen Mann, zum Nachfolger beſtimmt hatte. Wunderlich, aber nicht ſelten! Alba hatte im **Weſentlichen** doch eigentlich nur nach der geheimen Inſtruktion ſeines Monarchen gehandelt und nun desavouirte ihn Dieſer, weil das Experiment mißglückte, nun ſollte das Werkzeug für die Hand büßen, die ſich zurückzog. — Die niederländiſchen Bevollmächtigten ſprachen ſich am ſpaniſchen Hofe mit edlem Freimuth und praktiſch überzeugend aus. „Nirgends“ ſo ließen ſie ſich vernehmen, „bietet unſre vaterländiſche Geſchichte das Beiſpiel einer ähnlichen Auflage wie der zehnte Pfennig dar; und überdies iſt es der Nation auch ſchlechterdings unmöglich, eine ſolche auszuhalten. In vielen Fällen würde die Auflage allmählig in dem Realwerth der Waaren gleichkommen, da die Letzteren erſt durch die Hände von fünf bis ſechs Zwiſchenkäufern wandern müſſen, bevor ſie zum Verbrauch vollſtändig geeignet ſind. Am ſchlagendſten zeigt ſich dies bei der Verarbeitung der Wolle; zuerſt wird die rohe Wolle angekauft, dann durch andre Hände verarbeitet, hierauf kauft ſie der Tuchmacher, das Tuch kommt aus deſſen Händen in die des Färbers, ſodann in die des Kaufmanns; und nun erſt wird das Fabrikat ein Kaufgegenſtand für das Publikum; zähle man nun die beim jedesmaligen Zwiſchenverkauf aus einer Hand in die andre abfallenden zehn Prozente zuſammen, ſo wird dieſe Summe vom Realwerth des Tuches ſechs oder ſieben

Zehntheile abziehen. Noch nachtheiliger ſind die weiteren Folgen des zehnten Pfennigs. Wie ſollen ſich die Ausländer fernerhin an unſere Manufakturen wenden, da dieſe ihre Erzeugniſſe nicht mehr zu den bisherigen Preiſen liefern können? Arbeiter und Kaufleute werden das Land verlaſſen, um — bei allem Fleiß — dennoch nicht darin verhungern zu müſſen, und die Flamänder werden jene Artikel vom Ausland kaufen, welche ſie bis jetzt dahin abſetzten. Kurz, die Quellen des Nationalwohlſtandes müſſen verſiegen.“ Ebenſo offen ſprachen ſich die Bevollmächtigten auch über die Schwierigkeiten der Erhebung, über die ungemeinen Koſten, welche die Anſtellung des dazu nöthigen Perſonals erfordern würde, über die zahlreichen Auswege, das Geſetz zu umgehen, und über die immerwährende Aufregung aus, welche durch die dadurch erzeugten Streitſachen entſtehen müßte. Hopperus beruhigte hierauf ſeine Landsleute im Auftrag des Königs durch die beſtimmte Verſicherung, daß der Monarch die Abſchaffung des hundertſten, zwanzigſten und zehnten Pfennigs unwiderruflich beſchloſſen habe; jedoch könne er ſeinen Statthalter unmöglich ſo kompromittiren, daß er deſſen Anordnungen förmlich widerrufe, deßhalb beſchränke er ſich einſtweilen darauf, die Maßregeln zu ſuspendiren. Mit dieſer tröſtlichen Ausſicht kehrten die Bevollmächtigten in ihre Heimath zurück und Alba ſah ſich nun wirklich genöthigt, zum Scheine nachzugeben. Auf dieſen Entſchluß war vielleicht auch die mittlerweile in Flandern erfolgte Ankunft ſeines beſtimmten Nachfolgers des Herzogs von Medina-Celi nicht ohne Einfluß, wiewohl Philipp bei deſſen Sendung immerhin eine zarte Rückſicht auf Alba genommen hatte, durch die Beſtimmung nämlich, daß Medina-Celi die Statthalterſchaft erſt dann antreten dürfe, wenn ihm Alba dieſelbe abgeben werde. Gleichwohl hatte der Gedanke, daß der Nachfolger bereits im Lande ſei, für Alba's Selbſtgefühl etwas Verletzendes und es iſt begreiflich, daß er ſich mit der Uebergabe ſeiner Würde keineswegs ſehr beeilte, bevor er ſelbſt nicht noch irgend einen entſcheidenden oder glänzenden Erfolg errungen habe. Uebrigens forderte auch die wachſende Kühnheit der Meergeuſen, die ſogar auf die Flotte, mit welcher Medina-Celi ankam, einen glücklichen Angriff gewagt hatten, Alba gleichſam auf, durch eine ausgezeichnete Waffenthat wenigſtens ſeinen Feldherrnruhm zu befeſtigen, nachdem er Philipps Vertrauen auf ſeine Tauglichkeit zum Staatsmann bereits eingebüßt hatte.

Indeſſen hatte der Aufſtand kurz darauf, nachdem Oranien in Enkhuizen als königlicher Statthalter anerkannt worden war, eine wichtige Wendung genommen; die Flamme ſchlug plötzlich auch in den ſüdlichen Provinzen empor. Das Bündniß der Naſſauer mit Frankreich trug die erſte Frucht. Graf Ludwig von Naſſau war nämlich aus Frankreich mit einem kleinen Heere in Hennegau eingefallen und hatte ſich plötzlich vor der wohlbefeſtigten Stadt [illegible] Bergen) gezeigt. Graf Ludwig hatte ſeinen Anſchlag auf [illegible] mit Genlis, einem Anführer der Hugenotten, verabredet, die in Verbindung mit den niederländiſchen Inſurgenten ſtanden, und Anton Olivier, genannt le Peintre, wußte am 23. Mai 1572 mehre Vertraute glücklich in die Stadt Mons zu bringen. Graf Ludwig hielt ſich draußen in der Nähe mit Kriegsvolk verborgen. Am andern Tage begaben ſich Jene zum Thore hinaus, um den Grafen in Kenntniß zu ſetzen. Aber der Thorwärter, dem ihr unruhiges Weſen aufgefallen war, hatte ſie, aus Vorſicht, gezwungen, ihre Waffen abzugeben, und dem erſten Schöffen der Stadt Anzeige gemacht, der die Waffen ins Rathhaus bringen ließ. Plötzlich erſchien jetzt Graf Ludwig von Naſſau mit ungefähr 40 bis 50 Reitern und bemächtigte ſich zweier Thore; ſeine Reiter durchſprengten mit dem Ruf: „Freiheit, Freiheit!“ alle Straßen. Ueberraſcht ſtürzten die Bürger aus ihren Häuſern hervor; der Magiſtrat eilte aufs Rathhaus. Schon wollten die Soldaten Ludwigs dies erſtürmen, als der Graf ſie noch abhielt, ſich zu den Schöffen begab, und Dieſe bat, die Bürgerſchaft zuſammenzuberufen, da er ihr die Beweggründe ſeiner Ankunft in Mons auseinanderſetzen wolle. Der Magiſtrat erwiederte hierauf, man würde ſich darüber berathen, und nun eilte Graf Ludwig aus der Stadt, um die Ankunft der Verſtärkung, die ihm Genlis bringen ſollte, zu beſchleunigen. Während er ſich draußen befand, ließ der Magiſtrat ſchnell die Zugänge zum Rathhauſe verbarrikadiren, der Regierung in Brüſſel die Vorfälle melden und forderte die Bürger auf, die Fremden aus der Stadt zu treiben. „Wie,“ riefen die Bürger, die Befreier vom zehnten Pfennig vertreiben? das wäre Tollheit.“ Vergeblich ließ der Magiſtrat die Sturmglocke ziehen und die Bürgerbewaffnung aufbieten. Schon kam Graf Ludwig mit der Verſtärkung, und fragte den Magiſtrat, was dieſer beſchloſſen habe. Man zögerte; aber ungeduldig drangen jetzt die Soldaten in das Rathhaus ein und Graf Ludwig erhielt nun die Schlüſſel zu den Stadtthoren ſowie zu den Zeughäuſern und Magazinen. Am anderen Tage ließ Ludwig den Magiſtrat und die Geiſtlichkeit zuſammenberufen und erklärte feierlich: „er ſei weit davon entfernt, gegen den König etwas zu unternehmen oder den Bürgern einen neuen Eid vorzuſchreiben. Ebenſowenig ſei es ſeine Abſicht, die Privilegien oder die katholiſche Religion anzutaſten; bloß gegen Alba's Tyrannei, die dem König alle Herzen entfremden und eine Rebellion zum Ausbruch bringen müſſe, wolle er auftreten, und deshalb ſtelle er bloß die einzige Forderung an die Obrigkeiten von Mons, daß ſie den Herzog von Alba für einen Verräther am König, für einen Henker des Volkes, für einen

Feind des Vaterlandes, für unwürdig und verluſtig der Regierung in den Niederlanden erkläre." Dieſe Forderung wurde von Seiten der Obrigkeit abgeſchlagen; wiewohl die Bürgerſchaft von Haß gegen Alba glühte. Indeſſen behauptete Graf Ludwig die Stadt für den König und gegen Alba. *)

Alba konnte die Nachricht vom Falle Mons' kaum glauben, und gerieth, da er ſie dennoch als wahr befand, in einen ſo heftigen Zorn, (beſonders über den franzöſiſchen Hof,) daß er ſeinen Hut zur Erde warf und mit Füßen trat. Schon hatte er auf die Kunde von den Ereigniſſen in den nördlichen Provinzen ſeine Heeresmacht bei Bergen-op-Zoom verſammelt, um den Aufſtand mit einem Hauptſchlage zu zermalmen; — und nun ſah er durch die Einnahme von Mons plötzlich ſogar Brüſſel bedroht. Die Wiedereroberung von Mons ſchien ihm zunächſt das Dringendſte und Wichtigſte. Er rüſtete deßhalb mit aller Anſtrengung und ſchickte ſeinen Sohn Friedrich gegen Ende Juni's mit einer Heeresabtheilung von 4500 Mann vor Mons, um es einſtweilen zu umſchließen; er ſelbſt wollte mit der Hauptmacht bald nachkommen, um die Belagerung mit allem Ernſt zu beginnen. Dieſer veränderte Kriegsplan hatte die natürliche Folge, daß Alba, indem er zur Verſtärkung ſeiner Hauptmacht, die er gegen Süden kehrte, allenthalben Truppen zuſammenzog, den Aufſtand in den nördlichen Provinzen vernachläſſigte; dadurch aber konnte ſich Dieſer immer raſcher und kräftiger entfalten.

Mitten unter Kriegsplanen vergaß jedoch Alba noch immer den verhängnißvollen zehnten Pfennig nicht. Er hatte ſich (wie bereits erwähnt) entſchloſſen, von der der Namen verhaßten

---

*) Dewez histoire générale de la Belgique. T. V. — Vergl. »Van Bergen Henegouwen. Hoe Graaf Lodewyk dat met listigheyt ingenomen heeft.« (Geuzen-Liederbuch).

Auflage abzuſtehen, und ſtatt derſelben zwei Millionen Gulden (nämlich für den Verlauf des Jahres) anzunehmen, eine Summe, die er zu ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen jetzt in der That mehr als je vonnöthen hatte. Zu dieſem Zwecke ließ er denn die Staaten der Provinzen durch deren Statthalter zur Verſammlung und Beſchlußnahme über dieſe Angelegenheit berufen, und zwar die von Holland durch den königlichen Statthalter Boſſü, im Juni (1572) nach dem Haag. Aber wie weſentlich hatte ſich gerade in Holland der Stand der Dinge ſeither verändert! Wie wenige Mitglieder der dortigen Staaten erkannten jetzt Alba's Autorität noch an! — *) Alba ſchien indeſſen von der neuen Sachlage keine Kenntniß zu nehmen, und ſeiner Stellung nach durfte er es auch nicht.

Und nun entwickelt ſich ein intereſſantes Schauſpiel. Während einige Deputirte der holländiſchen Städte, berufen von Boſſü,

---

*) Ein kräftiger Ausdruck des Volksgeiſtes iſt folgender Anfang des „Psalm van Penitentie“, (dem Herzog von Alba in den Mund gelegt):

„Waerom rasen de Geusen met Hooghmoet,
Waerom komen zy in den Briel te samen?
Wat is, dat men te Vlissingen nu doet,
En t' Enkhuysen, om my te gaen beschamen?
Met Koningen se hem komen verbinden
En Vorsten, die ook daer toe zyn bedacht,
My te bestryden en gansch te verslinden,
En mynen Godt, den Paus, met gansscher macht.

„Sy spreken: Laet ons werpen van den hals
Den thienden Penningh met al haer beswaren,
Door d'Alba's Commissy, want sy is valsch,
En willen my voor Vyandt gaen verklaren;
My met al myn Spangiaerden hoogh gepresen,
Willen sy gantschelyk te land uyt slaen,
Den Paus willen sy niet gehoorsaem wesen
Noch dienen Messe in de halve Maen.

dem als Statthalter das Recht dazu zuſieht, wegen einer Bede im Haag ſich verſammeln, treten zur ſelben Zeit einige Edle, und die Deputirten von 4 ſogenannten größeren und 8 ſogenannten kleineren holländiſchen Städten, als Volksrepräſentanten, zu Dordrecht auf und konſtituiren ſich als rechtmäßige Staatenverſammlung für Holland. Beachtenswerth iſt hier die Vertretung der ſogenannten kleineren Städte nach vieljähriger Antheilloſigkeit an der Staatenverſammlung; die Idee der Volksrepräſentation tritt klarer und beſtimmter als je in den Vordergrund. Von Seiten Oraniens erſcheint als deſſen Bevollmächtigter der treffliche Philipp Marnix von St. Aldegonde in der erſten freien Staatenverſammlung zu Dordrecht. St. Aldegonde, der Redegabe kundig wie wenig Andre, ſeiner Unbeſcholtenheit wegen hochgeachtet, durch ſeinen Glaubenseifer für die Reformation rühmlich bekannt, wünſcht den Staaten Glück, daß ſie Alba's Joch zertrümmerten, bringt die frohe ermuthigende Nachricht, daß Oranien, ihr Retter und Beſchützer gegen Alba's Tyrannei, ein Kriegsheer gerüſtet habe, und bittet die Staaten in des Prinzen Namen um patriotiſche Unterſtützung zur Erhaltung des Heeres; denn leider droht abermals Geldmangel, ſeine Unternehmung im Keim zu erſticken. Augenblicklich bewilligen die Staaten, in ſchöner Begeiſterung fürs Gemeinwohl, eine Steuer von 100,000 Kronen;

Maer ick sal noch dapper komen te Velt
Om haer te dwingen, dat sy myn beldt eeren
Dat t' Antwerpen op't Casteel is gestelt,
Daeraen sullen sy myn Commissy leeren
Maer sy komen t'samen met groote hoopen
Daervoor ick my niet eenmael hadt ontsiet;
Den thienden Penningh sal ick dier bekoopen
En dat ick den Adel heb gantsch verplet." u. ſ. w.
(Geuſen-Liederbuch.)

und Alles wollen ſie aufbieten, um dieſe Summe voll zu machen. Oranien wird als rechtmäßiger Statthalter des Königs über Holland, Seeland, Friesland und Utrecht anerkannt und zwar auf den Rechtsgrund ſeiner Beſtallung durch den König vom Jahre 1559, kraft deren er zum Statthalter und Generallieutenant über Holland, Seeland, Utrecht, Voorne und Briel erhoben worden war. An dieſem hiſtoriſchen Recht hält man nun und noch lange feſt; daraus leitet man die große Machtvollkommenheit für Oranien geſetzlich her. Doch ausdrücklich erkennt man noch immer den König von Spanien, in ſeiner Eigenſchaft als Grafen von Holland, als rechtmäßigen Landesherren an; nur gegen Alba's Tyrannei erklärt man ſich, ja man verſichert beſtimmt, daß man durch den Widerſtand gegen Alba eben nur das Anſehen des Königs kräftig erhalten wolle. Uebrigens zeigten ſich bereits in dieſen erſten Anfängen, mitten in der gewohnten Staatsanſchauung die Keime wichtigerer Folgen. So beſchloſſen die Staaten von Holland: auch andere Provinzen dahin zu bringen, daß Oranien zum „Beſchirmer der Niederlande während der Abweſenheit des Königs“ erwählt werde. Oranien wurde ferner ermächtigt, einen Admiral anzuſtellen, dem alle Gewalt über die Seemacht übertragen wird. Die Staaten erkannten den Grafen von der Mark, der ſich ihnen mit einem Beſtallungsbrief des Prinzen als deſſen Oberſter in Holland vorſtellte, als ſolchen an; die Staaten und der Prinz verbanden ſich wechſelſeits (Letzterer durch Aldegonde), ohne ihre beiderſeitige Einwilligung keine Verhandlungen mit dem König anknüpfen und abſchließen zu wollen. Endlich — und hier leuchtet Oraniens edler Geiſt in ſeinem vollen Glanze durch — ſollte Freiheit des Gottesdienſtes beſtehen, und zwar nicht bloß für die Reformirten (die Mehrzahl in Holland) ſondern auch für die

Lutheraner und Katholiken; und kein Geiſtlicher irgend einer von den drei Konfeſſionen ſollte angetaſtet oder gekränkt werden. So ſchwebte die Toleranz, der leitende Gedanke Oraniens, dem Dieſer ſein ganzes Leben hindurch treu blieb, als eine viel verheißende Morgenröthe über der erſten freien Staatenverſammlung. Noch während ſie in Dordrecht jene Beſchlüſſe faßte, traten Rotterdam, Schiedam und Delftshaven, aus welchen Orten Alba ſeine Beſatzungen gezogen hatte, auf die Seite Oraniens, ebenſo Delft, welches bis dahin nur die Furcht vor der Nähe der ſpaniſchen Truppen in Rotterdam von einer Erklärung abgehalten hatte, desgleichen Woerden und Schoonhoven.

Durch die Unterſtützung der holländiſchen Staaten ſah ſich nun auch Oranien endlich in den Stand geſetzt, ſein Heer in die Niederlande zu führen und dem Kampfe gegen Alba ſomit einem mächtigen Rückhalt zu ſichern. Sein erſter Zweck war, das wichtige Mons zu entſetzen. Vergeblich hatten die Belagerten verſchiedene Ausfälle gethan; vergeblich war Genlis mit 7000 Mann dahin gezogen; Alba's Sohn Don Friedrich hatte ſie bei St. Guilain aufgerieben und Genlis zum Gefangenen gemacht. Man brachte ihn in die Citadelle von Antwerpen, wo er nach wenigen Tagen in ſeinem Bette todt gefunden wurde. Schon ſtand Alba ſelbſt mit ſeiner ganzen Macht vor Mons. Nun zog Oranien mit einem Heere von 11,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Roß ins Oberquartier von Geldern, und Proklamationen, die Urſachen ſeiner Rüſtung gegen Alba verkündigend, flogen ihm überall voran. *) Roeremonde,

---

*) Dieſem Zeitpunkt gehört wohl auch das herrliche Volkslied (nach der Weiſe des „Wilhelmus von Naſſouwe") an:

„Ihr ſiebenzehn Provinzen
Stellt euch nun auf den Fuß.

welches ſich weigerte, ſein Heer zu verpflegen, wurde erſtürmt und ſeine wilden zügelloſen Soldaten befleckten bei dieſer Gelegenheit ihre Hände mit dem Blut der Mönche und Prieſter. Dieſe Ausſchweifungen mißfielen dem Prinzen im höchſten Grade; denn ſie widerſprachen nicht bloß ſeinen Grundſätzen von Toleranz, ſondern ſie mußten auch die Herzen des Volkes, als

---

* Habt die Biederkeit des Prinzen
Euch freundlich zu Gemüth:
Stellt Euch unter ſeinen Pannieren,
Recht wie ein treuer Mann,
Und helfet auslogiren
Duc d'Alba den Tyrann!

Er (der Prinz) kommt nicht, euch zu verderben,
Treulich ſei dies geglaubt,
Nein, nur um wieder zu erben,
Deſſen man ihn beraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Reicht frei nur ihm die Hand,
Dem Prinzen von Oranien
Als ſeinem Lieutenant.

Sein Trommeln und Trompeten
Bringen euch keine Gefahr,
Er will nur bringen in Nöthen
Duc d'Alba, den Barbar.
Speiſ't Reiter und Soldaten
Des Prinzen in eurem Haus,
Euer Schaden ſoll euch batten,
Er muß zum Land heraus.

Vliſſingen hat begonnen
Zu ſpielen ſolchen Tanz,
Damit hat es gewonnen
Sich reichen Lorbeerkranz.
Holland will auch eins wagen,
Ihr all ſein' Prinzipal',
Laßt euch das Werk behagen
Ihr Landes General'!

deſſen Befreier er erſchien, von ihm abwendig machen. Deßhalb und auf die Vorſtellungen der Staaten von Holland, daß gleiche Ausſchweifungen der Soldaten auch in Holland vorfielen, erließ er unter'm 24. Auguſt ein Plakat, worin er die Aufrechthaltung der Religionsfreiheit ebenſo ſtreng anbefahl als

---

Nicht handelt ſich's um Pillagie
Von Freunden, Land und Städt,
Nur um die große Couragie
Des Grafen von Lumé.
Der Graf von Naſſouwe,
Das rein, fromm, edel Blut,
Will nicht, daß man Jemand beraube
An Ehre, Leib und Gut.

Schickt Euch, ihr böſen Rebellen,
Die's Landes Wohlfahrt beneid't,
Des Antichriſts Geſellen,
Die die Wahrheit beſtreit't,
An Gottes Wort Uebelthäter
Und ſeinem heiligen Thron,
Ihr ſollt als Landesverräther
Noch kriegen euern Lohn.

Kriegsvolk will ich euch rüſten,
In Gott beſteht eure Kraft,
Kämpft ritterlich mit Lüſten
In Sturm, in Schlacht und Wacht,
Für Gottes Wort, Landes-Rechte
Mit einem verbundenen Schild;
Der Lohn der frommen Knechte
Wird euch, wenn alles erfüllt.

Wollt Schwert und Speer nicht ſparen!
Was Babel hat gethan
Denn treuen Gottesdienern (Dienaeren),
Den Lohn dafür ſoll es empfah'n.
Den Vögeln thut Mahlzeit kochen
Jetzt von der Huren Fleiſch,
Das Blut ſoll werden gerochen
Ganz nach der Schrift Geheiß.

er dem Kriegsvolk jede Kränkung und Mißhandlung der Geiſtlichkeit verbot. Gleichwohl vermochte er den wilden Geiſt ſeiner Truppen nicht zu bändigen und nicht bloß gemeine Soldaten, ſondern auch Hauptleute ließen ihrem Fanatismus freien Lauf. Die Folge davon war, daß man ihn auf ſeinem ganzen Marſch durch die katholiſchen ſüdlichen Provinzen nicht als Retter, ſondern als Feind betrachtete. Zum zweitenmale zog er denn jetzt über die Maas. Er bemächtigte ſich Mechelns, Löwens, welches die angedrohte Plünderung abkaufte, Termondes (Dendermondes) und Oudenaardens, wo ſich ſein Kriegsvolk abermals die ſchändlichſten Grauſamkeiten gegen die Geiſtlichen zu Schulden kommen ließ; ſo wurden ſechszehn Prieſter, an Händen und Füßen gefeſſelt, ertränkt. Am 8. September kam er endlich vor Mons an.

Kurz vorher erhielt er eine Nachricht, welche ihn mit dem tiefſten Entſetzen erfüllte, — nicht bloß ihn, ſondern alle Proteſtanten, — nicht bloß Dieſe, ſondern auch jedes Menſchenherz überhaupt, welches an Menſchlichkeit glaubte. In der Bartholomäusnacht (vom 23. auf den 24. Auguſt 1572) waren die Hugenotten in Paris dem Haße der Königin Mutter, Katharina von Medici, und dem Fanatismus der Guiſeſchen Parthei zum Opfer gefallen; Oraniens edler Freund, der in Ehren ergraute

---

ringliche, Gott ſei geprieſen,
Euer Volk den Sieg erlebt,
Es werde Jenen bewieſen,
Daß ihr regiert und lebt,
Wenn eurem Wort ſie folgen
Mit Herzen treugeſinnt,
Nur daß ihr in allen Sachen
Das Lob, den Preis gewinnt.

(Geuſen-Liederbuch. N. XXII. bei Münch niederl. Muſeum.)

Admiral Coligny lag, die Bruſt durchſtoßen, das Antlitz voller Wunden, mit viehiſcher Wuth verſtümmelt, als Leiche vor ſeinem Hauſe. Durch die Straßen ſcholl der teufliſche Spott des raſenden Tavannes: „Laßt zur Ader!“ und König Karl IX. rief zum Fenſter des Louvre hinaus: „Tue! Tue!“ und ſchoß auf die Unglücklichen, die ſich, die Seine durchſchwimmend, retten wollten. Der Hof hatte Jagd gehalten auf das Volk; das Blut von wenigſtens 50,000 Proteſtanten hatte die Furcht vor ihnen zum Schweigen bringen müſſen. Der römiſche Katholicismus ſchien jetzt in Frankreich befeſtigt zu ſein; Papſt Gregor XIII. hielt eine feierliche Dankprozeſſion. — Oranien ſah nun plötzlich völlig klar; deßhalb alſo jene Verſöhnung des Hofes mit den Hugenotten, deßhalb alle jene Beweiſe von Freundlichkeit und Vertrauen! Sie waren bloß ſchlau berechnet geweſen, um die Verhaßten nach Paris in's ſichere Verderben zu locken. Mit dieſem einen Schlage waren alle Hoffnungen Oraniens auf Beiſtand aus Frankreich vernichtet, und nichts blieb ihm, bei dem unruhigen, unzuverläßigem Geiſt ſeines Heeres, bei der feindlichen Stimmung in den ſüdlichen Provinzen gegen daſſelbe, bei Alba's Uebermacht, — nichts blieb ihm jetzt übrig, als — den Entſatz von Mons ſo raſch als möglich und um jeden Preis zu bewirken. Seine Lage war ganz dieſelbe wie bei ſeinem erſten Feldzug. Auch Alba ſah dies ein und befolgte denſelben Kriegsplan wie damals. Vergeblich ſuchte ihn Oranien zu einer offenen Feldſchlacht zu bewegen; zwar fielen einzelne kleine Gefechte vor, aber im Ganzen ließ ſich Alba nicht aus ſeinem wohlverſchanzten, ſichren Lager vor Mons herauslocken. Vergeblich griff ihn Oranien darin an; er mußte — und zwar nicht ohne ſchweren Verluſt — zurückweichen. Umſo beſſer gelang dem kühnen Julian Romero ein nächtlicher Angriff mit 200 Mann auserleſenen Fußvolks und 800 Reitern auf das Lager Oraniens. Die Schildwachen wurden niedergeſtoßen; bevor noch der Ruf „zu den Waffen“ erſcholl, waren die Spanier ſchon mitten ihm Lager, hatten vierhundert von des Prinzen Soldaten erſchlagen und das Lager ſelbſt in Brand geſteckt. Oranien entrann dem gewiſſen Tode nur dadurch, daß ihn ſein treues Hündchen, welches in ſeinem Bette ſchlief, noch zu rechter Zeit weckte. Oranien überzeugte ſich nun, daß jeder Verſuch, Mons zu entſetzen, fruchtlos ſei, und da er zugleich eine Meuterei ſeiner deutſchen Truppen wegen Soldmangels befürchtete, ſo beſchloß er, von Mons abzuziehen, ſo ſehr ihn auch der Gedanke mit Kummer erfüllte, ſeinen Bruder Ludwig und die Niederlande ihrem Schickſal überlaſſen und zum zweiten male alle ſeine Anſtrengungen vergeblich ſehn zu müſſen, — es blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als der eiſernen Nothwendigkeit zu gehorchen. Nur die Hoffnung gab er nicht verloren. Er führte ſein Heer an den Rhein, dankte es ab und zog ſich nach Holland zurück. Bald ergab ſich Mons dem Herzog von Alba (am 19. September 1572) auf die Bedingung freien Abzuges. Wider ſeine Gewohnheit hielt Alba diesmal ſein Wort; die wilden Geuſen, die an den gefangenen Spaniern alle Gräuel rächten, welche Jene an Dieſen zu verüben pflegten, hatten ihn dadurch gezwungen, das Völkerrecht zu achten. Mit wallenden Fahnen und brennenden Lunten zogen die franzöſiſchen Truppen der Beſatzung, mit Dolch und Degen die niederländiſchen aus Mons. Graf Ludwig begab ſich nach Dillenburg in Deutſchland. In Mons aber wurde nun ein Filialrath der Unruhen errichtet, deſſen Mitglieder ein Niederländer, der Herr von Noircarmes ernannte und der bald mit dem Blutrath zu Brüſſel weiteiferte. Die Henker bekamen Arbeit. Bürger, die bei der Befeſtigung der Stadt gearbeitet hatten, büßten dies auf dem Schaffot. Arme, die den proteſtantiſchen

Predigten beigewohnt hatten, um an der — Almoſenſpende Theil zu nehmen, wurden hingerichtet; ein gleiches Loos fand ein Greis von 62 Jahren, der es — geduldet hatte, daß ſein Sohn die Waffen gegen Alba trug, ja ein Mann, der an einem Freitag Fleiſch gegeſſen! Wer ſich weigerte zu beichten, wurde ſtatt durchs Schwert durch die Flammen hingerichtet und kein Tag verging, an welchem man nicht 10 bis 20 Schlachtopfer fand, die durch den Strang und das Schwert, oder auf dem Scheiterhaufen endeten. So ſchauderhaft mußte die Bürſchaft für ihre Oppoſition gegen Alba und den ſervilen Magiſtrat büßen.*)

Bald zeigten ſich die wichtigen Folgen des Verluſtes von Mons. Alle jene Städte in Brabant, deren ſich Oranien kürzlich bemeiſtert hatte, ergaben ſich jetzt dem Herzoge von Alba, welcher übrigens den alten Haß gegen ſich dadurch auffriſchte, daß er ihnen größere oder geringere Geldbußen auferlegte, weil ſie naſſauiſche Beſatzungen eingenommen hatten; das reiche Mecheln wurde von den ſpaniſchen Truppen ſogar wie eine eroberte Stadt behandelt, geplündert und mit allen Gräueln erfüllt, für welche die Sprache Namen hat. Alba befahl ſie zwar nicht, aber er beſtrafte ſie auch nicht und hieß alſo ſtillſchweigend die von den Soldaten begangenen Verbrechen gut. Während er ſo ſein Andenken ſchändete, benützte er jedoch anderſeits klug und raſch den glücklichen Erfolg. Im Oktober entſetzte der heldenmüthige Spanier Mondragon die Stadt Tergoes auf der Nordküſte Süd-Bevelands, welche von den Holländern belagert wurde. Neue Hoffnung erfüllte nun Alba's Herz, den ganzen Aufſtand unterdrücken zu können, und verſchiedene Umſtände ſchienen ſich hierbei zu ſeinen Gunſten zu vereinigen, beſonders aber die Unzufriedenheit in den abgefallenen Provinzen ſelbſt. Der wilde Dietrich von Sonoy und der unverſöhnliche Prieſterfeind Graf Wilhelm von der Mark hauſten nämlich im rohen Trotz auf die Gewalt lediglich nach ihrer Willkühr; keck und übermüthig trat ihr Kriegsvolk das Recht mit Füßen, das es doch gegen die fremden Zwingherrn beſchützen ſollte, und jene beiden Befehlshaber bezeigten nicht die mindeſte Luſt, die Zügelloſigkeit ihrer Soldaten zu beſchränken; ſchon erhoben ſich laute Stimmen des Unwillens im Volke: „ſelbſt unter der ſpaniſchen Herrſchaft wäre das Land kaum ärger bedrückt worden als jetzt.“ —

---

*) Ein anderes Beiſpiel barbariſcher Grauſamkeit war Folgendes. Junker Anton van Uutenhove, ein Genter Edelmann, der unter dem Admiral van der Mark den Briel hatte einnehmen helfen, und im October 1572 in Alba's Hände fiel, wurde in Brüſſel folgendermaßen „geexecuteerd“.

„Hy werd met eenen keten aen eenen stack (Stange) gehegt en met een vier omringt en besloten, om de Spaignaerden te dienen tot een tydverdryf, hem keerende randomme den stake, als een arm beeste, en die zoo lange in sulken verdriet ende pyne moeste blyven, tot dat de hallebardiers selve, medelyden met hem hebbende, hem deden doorsteken tegen den dank van den hertog.“ — Alba ließ übrigens auch Mehren, welche zum Scheiterhaufen verdammt waren, große, platte Paquete Schießpulver auf die Bruſt binden, um das Volk durch den Knall und die folgende Schwärzung der Opfer glauben zu machen, der Teufel habe den Armen die Seele aus dem Leibe geriſſen. Cannaert „Bydragen tot de kennis van het oude Strafrecht in Vlaenderen. Derde vermeerderde Uitgave. Gend 1835.“ Ein koſtbares Werk für beſonders das 16. Jhdt. in Hinſicht auf Rechtsgeſchichte.

Alba zog über Maaſtricht nach Nymwegen und hatte es ſeinem Sohne Don Friedrich übertragen, die empörten nördlichen Provinzen zu unterwerfen. Friedrich handelte — in jeder Beziehung, ſowohl was die Kriegskunſt als was die Grauſamkeit betraf, — im Geiſte ſeines Vaters; es ſchien, als wollte er durch ſeine Handlungen den Fluch verdienen, der auf ſeinem Geburtsnamen haftete. Am 22. November 1572 lagerte er ſich vor der feſten Stadt Zütphen an der Yſſel und forderte ſie zur Uebergabe auf. Hier herrſchte Uneinigkeit zwiſchen der

Beſatzung und der Bürgerſchaft, und in der Nacht verließ die Erſtere die Stadt. Da brachen die Spanier, über die verzögerte Antwort ergrimmt, hinein. Raſch ſteckten ſie die Stadt an acht Enden in Brand; wer ihnen in den Weg kam, fiel durch Dolch, Pike und Kugel, ganze Haufen wehrloſer Bürger ſtürzten ſie in die Fluthen der Iſſel. In allen Häuſern wühlte die unerſättliche Beuteluſt, und thieriſche Rohheit trieb grauſamen Hohn mit allem Elend und aller Scham. Wer am Leben blieb, mußte es den zügelloſen Banden durch ſchwere Schatzung abkaufen und ſelbſt die Geiſtlichkeit wurde durch ihre Würde nicht geſchützt. Mit großem Schmerz vernahm Oranien dieſe Gräuel, und zugleich mit noch größerer Beſorgniß, daß ganz Holland dadurch entmuthigt werden möchte. Deßhalb beſchloß er raſch mit 40 Fähnlein nach Over-Iſſel zu ziehen, um die Feinde dort zu beſchäftigen und von Holland abzuhalten.

Da vernahm er plötzlich, daß ſein Schwager, der Graf Wilhelm van den Berg, rath- und muthlos jene Provinz verlaſſen habe und nach Deutſchland geflohen ſei. Es war nicht der erſte Beweis von van den Bergs niedriger Geſinnung. Schon damals, als die drohende Gefahr über den Häuptern der verbündeten Edlen ſchwebte, hatte er durch Schmeichelei das ſeinige zu retten geſucht, und vielleicht nur, weil ihn Alba demungeachtet verbannte, befand er ſich ſeit jener Zeit auf der Seite Oraniens und der Freiheitsfreunde. Wilhelm van den Berg beſaß für die thätige Rolle, die ihm der Prinz dabei zugedacht hatte, weder Beſonnenheit, noch Energie; der Mangel an Beiden erzeugte die Feigheit, die er jetzt in einem ſo wichtigen Augenblicke bewies. Dieſe Feigheit fügte der guten Sache einen unberechenbaren Schaden zu. Denn nun zerſtreuten ſich die Beſatzungen faſt aller Städte in Geldern und dieſe ergaben ſich — bis auf Bommel — dem Sohne Alba's.

Auch in Friesland entſchied ſich das Glück für die Spanier; dort ſtand der tapfre Herr von Billy an ihrer Spitze, aber ihm gegenüber der Adel des Landes in alter frieſiſcher Kraft. Zwar ſchlug Billy bei Staveren 6000 Mann naſſauiſchen Kriegvolks; zwar folgte Graf Juſtus von Schauenburg dem Beiſpiel des feigen Grafen van den Berg und entfloh aus Friesland; zwar unterwarfen ſich nun die Städte und mußten auf Alba's Befehl ihre Mauern und Wälle ſchleifen. Aber der Adel übte mit vereinzelter und doch noch gewaltiger Kraft Thaten, ewigen Nachruhms ebenſowerth wie die jener gefeierten Helden des Alterthums.

Don Friedrich hatte ſich der Städte Hattem, Elburg und Harderwyck bemächtigt; Amersfort, von ſeiner Beſatzung verlaſſen, war in der Gewalt Boſſü's. In allen nördlichen Provinzen, bis auf Holland und Seeland, war der Aufſtand unterdrückt, waren die Spanier wieder Meiſter. Nach Holland ſelbſt ſtand dem kühnen Sohne Alba's der Weg durch die Veluwe jetzt offen und die Amſterdamer, deren Magiſtrat an Fanatismus mit Alba wetteiferte, drangen darauf, das Feuer des Aufſtandes in ihrer Nähe raſch zu dämpfen. Gerne hörte Alba ſolche Wünſche und deßhalb ertheilte er ſeinem Sohne Befehl, ſich vor allem der Städte Naarden an der Zuiderſee und Haarlem zu bemächtigen.

In Naarden lag eine Beſatzung von ungefähr 120 deutſchen Soldaten und erſt kürzlich war in dieſem Städtchen ſtatt des alten Raths ein neuer gewählt worden, welcher zum Theil aus Proteſtanten beſtand und ſich überzeugt hielt, daß die Spanier nicht eher vor Naarden kommen würden, als bis ſie ſich Buurens bemächtigt hätten. Aber dieſe Sorgloſigkeit verſchwand und mit ihr aller Muth der Bürger, als ſie erfuhren: „Don Friedrich ziehe mit ſeinem ganzen Heere gegen

Naarden heran.“ Nun ſandten ſie dem Feldherrn zwei Bevollmächtigte entgegen; aber dieſer würdigte ſie keines Gehörs, zog weiter und umringte die Stadt. Endlich erlangte ein Schöffe bei Don Friedrich Gehör und als Dieſer ihn fragte, ob ſich die Stadt ihrer Beſatzung entledigt habe, verſicherte es der Schöffe eidlich. Auch hatten wirklich einige Reiter die Stadt verlaſſen; der größere Theil der Beſatzung befand ſich jedoch in der Stadt, wo Magiſtrat und Bürgerſchaft ſie zu bleiben nöthigten. Don Friedrich kannte die Unwahrheit der Ausſage und ſein Entſchluß war gefaßt. Am erſten Dezember begaben ſich ſechs Bevollmächtigte der Stadt, worunter Hortenſius, der Rektor der gelehrten Schule, ins feindliche Lager zu Laagbußem und begegneten unterwegs dem Oberſten Julian Romero. Als ihnen Dieſer ankündigte: „Don Friedrich habe das Schickſal Naardens in ſeine Hand gelegt,“ fielen ſie dem Krieger zu Füßen und wollten ihm die Schlüſſel der Stadt überreichen. Doch finſter weigerte ſich Romero, dieſe anzunehmen; endlich gelobte er ihnen auf ihre anhaltenden Bitten mit ſeinem Handſchlag, ihr Gut und Blut ſollten nicht angetaſtet werden. Vor dieſem feierlichen Verſprechen öffneten ſich die Thore Naardens und arglos ſahen die Bürger in ihren Straßen die trotzigen Schaaren einziehen; geſchäftig rüſtete Jeder das Mal und bewirthete die gefürchteten Gäſte. Indeſſen hatte Romero ſich und ſeinen Soldaten einen entſetzlichen Nachtiſch bereitet. Nach aufgehobener Tafel ließ er unter Trommelſchlag den Bürgern und der Beſatzung gebieten, ſich unbewaffnet in der Spitalkirche einzufinden, um dem König den Eid der Treue zu erneuern. Es geſchah; nur Wenige, von geheimer Ahnung gewarnt, verbargen ſich. Mit Verwunderung ſah man einige Zeit lang einen katholiſchen Prieſter vor der Kirche auf und niederwandeln, — als Dieſer jetzt plötzlich in dieſelbe tritt und ihnen zuruft: „Bereitet euch zum Tode; eure Stunde hat geſchlagen!“ Jammer der verrathenen, wehrloſen Menſchen übertäubt die letzten Worte des Prieſters; Todesſchrecken entfärbt jedes Angeſicht. Da ſtürzen die Spanier herein, die Waffen in der Hand, teufliſchen Hohn auf den Stirnen, jede Fiber von Mordluſt ſtraff. Entſetzlicher Augenblick! Von vierhundert wehrloſen Menſchen, die dem gegebenen Worte, die dem Frieden des Gotteshauſes vertrauten, bleiben nur vier am Leben; und dieſe vier rettet bloß die Habſucht der Mörder, welche für einen Moment deren Blutdurſt beſchwichtigt. Selbſt ſeinen eigenen Gaſtfreund verſchont Romero nicht; aber es iſt derſelbe Mann, der im Lager den falſchen Eid geſchworen; ſo viele Hunderte hauchen jetzt dafür den letzten Odem aus. Ein Teppich von Blut decket den Fußboden der Kirche; Leichen liegen in gräßlichen Gruppen ringsumher; da wirft man die Brandfakel in das geſchändete Haus des Herrn, gleich als ſollten die Mauern die Menſchen nicht überleben. Aber noch ſind die Gräuel nicht erſchöpft. Der Anblick des Todeskampfes ſo Vieler, der heiße Dampf des Blutes hat die Mörder berauſcht. Das Werk in der Kirche gethan, ſtürmen ſie hinaus auf die Straßen und dringen in die Häuſer, wo ſie kurz vorher getafelt haben. Wer ihnen auf der Straße begegnet, fällt, von ihren Schüſſen, von ihren Hieben und Stichen mehr als einmal durchbohrt. Das Tödten ſelbſt genügt den Raſenden nicht mehr, ſie müſſen ihre Schlachtopfer verſtümmeln, zerſtücken. Sie trinken das warme Blut, ſie ermorden Kranke in den Betten, ſie treiben Ballſpiel mit Menſchenleber. Frauen und Mädchen jedes Alters werden viehiſch mißbraucht, ſelbſt das Kindesalter iſt den raſenden Siegern nicht heilig. Nur den gelehrten Rektor Hortenſius erhält ein Spanier am Leben, der einſt ſein Schüler geweſen. Vergebens fleht der Bürgermeiſter um Schonung und bietet ein großes

Löſegeld; Alba's Sohn, der während der Gräuelſcenen in die Stadt eingezogen, läßt ihn vor deſſen eigener Hausthüre aufknüpfen. Alba's Sohn thut noch mehr; er will nicht der Einzige ſein, deſſen Hände von Blut rein bleiben; mit eigner Hand durchbohrt er einige Herzen. Wer denkt bei dieſem Blutbad an Widerſtand? Man läßt ſich morden, wie eine Heerde Lämmer vom Metzger, — betäubt von Vertrauen, von Gaſtfreundſchaft, von Schrecken. Nur ein Schmied, Hubert Willemszoon van der Eiken, vertheidigt, ein Schwert in der einen, einen Fußſchemel in der anderen Hand, die Schwelle ſeines Hauſes einige Zeit lang. Endlich ſinkt er ſchwer verwundet zu Boden, doch ſinkend faßt er noch mit beiden Händen nach den Degen zweier Spanier. Sie ziehen die Waffen zurück und durchſchneiden ihm ſo die Finger. Seine Tochter wirft ſich den Mördern zu Füßen und ſchreit um Gnade. Da durchbohren jene Barbaren den Vater und ſpritzen ſein Blut der Tochter ins Geſicht. Gleichen Schritt mit dem Mord hält die Plünderung, hält die Zerſtörung; kein Stein von den Stadtmauern und Thoren bleibt auf dem anderen. So bezeichnet Alba's Sohn ſeine Laufbahn den Holländern, denen nun ſein Angriff zunächſt gilt. Im folgenden Jahre wurde Naarden noch überdieß durch einen Beſchluß Alba's aller ſtädtiſchen Freiheiten verluſtig erklärt.

Don Friedrich hatte, dem Schreckensſyſtem ſeines Vaters getreu, Holland und Seeland durch die Gräuel in Naarden zu entmuthigen gehofft. Er erreichte (wie auch ſonſt ſein Vater) gerade das Gegentheil. Der Schrecken über die Gräuel erhöhte nur den Grimm über die Treuloſigkeit und den Abſcheu, ſich der ſpaniſchen Herrſchaft wieder zu unterwerfen; und begeiſtert gelobten ſich die holländiſchen Städte von Oraniens Parthei, keine Unterhandlungen mit dem Feinde einzugehen, ſondern ſich gegen denſelben bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen.

Zu dieſem hochherzigen Entſchluße trug die perſönliche Anweſenheit Oraniens in Holland nicht wenig bei. Es iſt ebenſo wohlthuend für das menſchliche Gefühl, ſich nach jenen Grauſamkeiten der Spanier an dem Anblick eines ſtillen, beſonnenen und kräftigen Wirkens, eines wechſelſeitigen Vertrauens zwiſchen dem Volke und deſſen Beſchützer zu erholen, als es intereſſant iſt, den Charakter des Prinzen und die Entwicklung einer freien, ſelbſtſtändigen Verfaſſung zu belauſchen, wobei der natürliche Trieb des Volkes zur Autonomie mit den Einflüßen der Gewohnheit, von einem Monarchen beherrſcht zu werden, weniger ſtreitet als ſich zu vermitteln ſtrebt und wobei gerade der Mann, dem das Vertrauen des Volkes die höchſte Macht in die Hand gibt, unbewegt von den verführeriſchen Reizen der Herrſchſucht, die Garantieen der Freiheit befeſtigt.

Schon damals, als Oranien bei'm Beginn ſeines erfolgloſen Feldzuges von den Staaten Hollands eine wichtige Geldunterſtützung erhielt, hatte er feierlich erklärt, „die alten Vorrechte des Landes zu bewahren,“ weßhalb er den Staaten auftrug, von denſelben Abſchriften zu nehmen und eine Liſte derſelben aufzuſetzen; — ein Schritt, welcher nicht ſowohl der Stellung eines befreundeten Feldherrn als der gräflichen (d. i. landesherrlichen) Machtvollkommenheit über Holland entſprach. Ebenſo hatte Oranien ferner die Staaten von Holland vermocht, im Haag eine Rechnungskammer zu errichten, deren Beamte ſeiner beſonderen Anerkennung unterworfen waren. Zur Anſtellung der Räthe des Hofes von Holland bezeichneten ihm die Staaten eine Zahl verſchiedener tauglicher Männer, unter welchen er die Auswahl hatte. Die Soldaten wurden für ihn, als Statthalter und für die Staaten zugleich — vereidigt. Alle dieſe Anſtalten bezeichneten deutlich die Rechte des Landesherrn, welche Oranien als deſſen

Statthalter ausübte, aber noch bei weitem einflußreicher als durch dieſen Rechtstitel wurde Oraniens Wirkſamkeit durch das perſönliche Verhältniß, in welchem er zu Holland ſtand; es war das eines hochverehrten Freundes, eines geliebten Vaters. Es iſt eine wahre Freude, die ſegensreichen Wirkungen dieſes ſchönen Verhältniſſes zu belauſchen. Die Staaten von Holland hatten Oranien dringend erſucht, in die Provinz zu kommen. Als er, am 20. Oktober 1572 in Enkhuizen ankam, drängte ſich Alles wie bei einem Feſt nach ſeinem Anblik. Einige Tage hielt er ſich dort auf, wo er zur Ausrüſtung einiger Kriegsſchiffe und zur beſſeren Befeſtigung der Stadt Anſtalten traf. Die Bürgerſchaft betrieb Letzteres mit ſo großem Eifer, daß in 17 Tagen ein Bollwerk vor dem Süderthore fertig ſtand, welches zu immerwährendem Gedächtniß der patriotiſchen Bereitwilligkeit den Namen „Willigenburg" erhielt. Nachdem Oranien noch andre holländiſche Städte beſucht hatte, begab er ſich nach Haarlem, wo ſich die Staaten zur Verſammlung einfanden, und zwar auf ſeine Berufung, welche ihm als ſtatthalterliches Recht zuſtand. Auf dieſer Verſammlung richtete er den Hof von Holland und die Rechnungskammer im Haag wieder auf, welche beide aber bald darnach, in Folge der Kriegsereigniſſe, nach Delft verlegt wurden, wohin ſich auch Oranien kurz darauf begab. Von Delft aus wurden nun, zu Ende des Jahres 1572 und zu Anfang des folgenden — nicht im Namen des Königs, wie bisher, ſondern bloß im Namen Oraniens als Statthalters, und der Staaten — verſchiedene Plakate und Verordnungen über Kriegs-, Regierungs-, Handels- und Finanzangelegenheiten erlaſſen. Oranien gebot allen Lehnsleuten, ihm, als Statthalter, den Staaten und dem Gemeinwohl den Eid der Treue zu leiſten, wobei durch die verſchärfende Klauſel: „bei Verluſt der Lehen," die Rechte des Grafen von

Holland, als Oberlehnsherrn, dem Prinzen-Statthalter zufielen. Dieſer erließ ferner eine Münzordnung und ernannte die Befehlshaber für den Land- und Seekrieg. Er regelte das Beſteuerungsweſen mit großer Umſicht und milder Rückſicht auf die wichtigſten Lebensbedürfniſſe des Volkes. Zur Verſtärkung der Finanzen, deren das Land in ſeinem bedrängten Zuſtande ſo ſehr bedurfte, öffnete er neue Quellen, nämlich die ſogenannten „Urlaubs- und Geleitsgelder.“ Die Urlaubsgelder, welche zuerſt in Seeland und bald darauf auch in Holland eingeführt wurden, floſſen aus Freibriefen für fremde Kaufleute, wodurch dieſe bei Verführung ihrer Waaren, ſelbſt nach feindlichen Hafenplätzen, vor den holländiſchen Kapern geſichert blieben. Sie brachten anfangs bedeutende Summen ein, wurden aber von den Kapern, die ſich dadurch um ihren größeren Vortheil gebracht ſahen, gar bald ſo wenig reſpektirt, daß die Kaufleute es für überflüßig hielten, länger ſolche Freibriefe zu bezahlen. Die Geleitsgelder floſſen aus Ein- und Ausfuhrzöllen, um davon die Koſten der Kriegsſchiffe zu beſtreiten, welche die Kauffahrer begleiteten; auch ſie brachten anfangs bedeutende Summen ein. Da nun Oranien ſolchermaßen eigentlich in der That landesherrliche Rechte ausübte, ſo unterlag er natürlich anderſeits auch der alten vertragsmäßigen Beſchränkung der landesherrlichen Macht durch die Staaten, ohne deren Rath und Zuſtimmung er keine Beſchlüſſe über die wichtigſten Angelegenheiten des Landes ergehen laſſen durfte. Uebrigens legte er ſich auch noch eine neue Beſchränkung auf, durch welche das heilſame Gleichgewicht der Regierungsgewalten erhalten und befeſtigt werden ſollte. Er richtete nämlich im Frühling 1573 einen eigenen Regierungsrath ein, welcher „neben ihm“ und mit ihm in Vereinigung Staats- und Kriegsangelegenheiten zu verwalten hatte. Ebenſo beſtand neben ihm der Finanz- und ein Admiralitätsrath. Des Königs Name wurde nun wieder an die Spitze der Verordnungen geſtellt. Man ſage nicht, daß dies etwas Unweſentliches ſei. Im Gegentheil: dieſe Form war ſehr weſentlich für die ſtaatsrechtliche Entwicklung. Emanzipationen wie die nachfolgende Hollands würden uns bloß wie ideale Größen daſtehen, wie Abſtraktionen, wenn wir dieſe Mittelglieder nicht beachten. Das pſychologiſche Moment erklärt hier die überraſchenden Reſultate, und wir erkennen in dieſem beſonnenen, vorſichtigen, ſtufenweiſen Forſchreiten den ganzen Charakter der Holländer, wie wir ihn, ehrenwerth und tüchtig, noch heute vor Augen haben. Uebrigens gehörte bei einer ſo ganz eigenthümlichen Zuſammenſetzung der Staatsgewalten, bei einer ſo merkwürdigen Entwicklung der Verhältniſſe auch der Charakter Oraniens dazu, um die innigverbindende Einheit hervorzubringen und zu erhalten, welche zur Sicherheit des Landes in einer Zeit nöthig war, da nicht bloß die glücklichen Fortſchritte der ſpaniſchen Uebermacht von Tag zu Tag von außen her größere Gefahren drohten, ſondern auch im Lande ſelbſt die rohen Kriegsbanden und deren trotzige Hauptleute die Ruhe ſtörten. Die Redlichkeit Oraniens, nebſt ſeiner Weisheit und Beharrlichkeit, einerſeits, und das Vertrauen der Staaten zu ihm anderſeits waren die Grundpfeiler der Ordnung in Holland. Nur durch dieſe innere, moraliſche Kraft war es möglich, daß Holland die Freiheit behaupten konnte.

Doch verfolgen wir den Gang der Kriegsbegebenheiten weiter. Ein merkwürdiges Ereigniß, worin Viele damals ein wunderbares Zeichen der göttlichen Vorſehung erkannten, trug weſentlich dazu bei, den Muth der Holländer nach der Kunde von den Gräueln in Zutphen und Naarden zu erhöhen und mit jener ächten religiöſen Kraft zu erfüllen, welche die Vaterlandsliebe unüberwindlich macht. Die Bewohner Enkhuizens und mehrer andrer Orte in Nordholland hatten im Y vor Amſterdam einige mit Ballaſt beſchwerte Schiffwraks verſenkt, um das Auslaufen von Kriegsſchiffen aus dieſer Stadt, welche der Sache der Freiheit ſo feindſelig entgegenſtand, zu verhindern. Während ſich die kühnen Enkhuizer deßhalb noch auf der Zuiderſee befanden, war plötzlich ein ſo ſtrenger Froſt eingetreten, daß ihre Schiffe, ungefähr eine Viertelſtunde vom Diemerdyk, einfroren. Von den Elementen gefangen gehalten, ſahen nun die Enkhuizer jeden Tag die Spanier längs des Deiches heranziehen und hatten ihr nahes Verderben vor Augen. Das Volk im Waterland hatte die Gefahr der Landsleute kaum erfahren, als es auch ſchon rüſtig herbeieilte, um einen Fahrkanal im Eiſe auszuhauen, und durch denſelben die Schiffe in ſichre Häfen zu retten. Nach unſäglicher Mühe gelang dies auch mit den Galeeren; aber die größeren Schiffe waren, wie es ſchien, durch keines Menſchen Kraft aus dem Eiſe zu befreien, und ſchon hatte Sonoy für den äußerſten Fall Befehl ertheilt, ſie lieber in Brand zu ſtecken. Da zerriß, als alle Hoffnung aufgegeben war, plötzlich ein Sturm aus Nordweſten den Eiskerker und trieb das Waſſer ſo hoch auf, daß die Schiffe getroſt über die Untiefen hinwegſegeln konnten und noch am ſelben Tage nach Hoorn und Enkhuizen heimkehrten. Als ein Wunder galt dieſe Befreiung den frommen Gemüthern.

Indeſſen hatte Don Friedrich ſein Hauptaugenmerk auf den Beſitz Haarlems geworfen, das durch ſeine Lage auf jener ſchmalen Landſtrecke zwiſchen der offenen Nordſee und dem Y, welche Nord- und Südholland verbindet, den Freunden der Freiheit im Norden eben ſo wichtig, wie es den Spaniern, als Pforte des Nordens und Südens, wünſchenswerth war. Zu dieſem

Ende hatten ſowohl Boſſü als auch die ſtädtiſche Regierung Amſterdams Haarlem ermahnt, ſich dem Herzog von Alba freiwillig zu ergeben. Und wirklich verfügten ſich Junker Chriſtoph van Schagen, der Altbürgermeiſter Dirk de Fries, und der Penſionär der Stadt, Adrian van Aſſendelft, in Auftrag eines Theils der Schöffen nach Amſterdam, um mit Don Friedrich, welcher ſich dort befand, in Unterhandlungen zu treten. Aber ihre Geſinnung und die ihrer Kommittenten war keineswegs die der ganzen Bürgerſchaft. Kaum hatte der oberſte Hauptmann der Stadt Wybout van Ripperda, ein Frieſe, von jener Sendung erfahren, als er die muthige Schützengilde und viele andre Bürger auf dem neuen Schießplatz zuſammenberief und alſo ſprach: „Ihr Alle wißt, wie der Magiſtrat dieſer Stadt geſchworen hat, ohne mein und der ſieben erſten Hauptleute Vorwiſſen ſich in keine Unterhandlung mit den Spaniern einzulaſſen. Dennoch hat es der Magiſtrat gewagt, in einer Sache, wo es Pflicht war, die Meinung der ganzen Gemeinde anzuhören, jenem Eide zuwider, Geſandte nach Amſterdam abzufertigen, die dort vor dem ſpaniſchen Uebermuth auf die Kniee ſinken ſollen; denkt Niemand des Blutes mehr, das in Mecheln, in Zütphen, in Naarden vergoſſen ward? Kann Jemand ſo ſinnenbethört ſein, auf gleißende Verſprechungen zu achten, wenn Menſchen ſie geben, die mit Eiden ein ruchloſes Spiel treiben? Mir wenigſtens ſoll's nun und nimmer in den Sinn kommen, mich auf das Wort eines Romero oder jener Sklaven des Tyrannen in Amſterdam zu verlaſſen. Beſſer und ehrenvoller, ſeinem Eid und der Freiheit bis zum letzten Blutstropfen treu zu bleiben, als ſich freiwillig in Knechtſchaft hinzuſtürzen, um dann doch nur ſpaniſcher Büberei unter tauſend Qualen zu erliegen! Das iſt eines Frieſen Entſchluß; aber Holland gebiert auch Männer, und mich verlangt's zu hören, ob die Herzen in

Haarlem mich verſtehn.“ Seine Rede riß alle zur Begeiſterung hin; und wie aus einem Munde erſcholl der Schwur: „Gut und Blut fürs Vaterland!“ Raſch und eifrig ward nun zur Gegenwehr gerüſtet, ward Oranien von der Lage der Stadt in Kenntniß geſetzt und eine Verſtärkung von Kriegsvolk nach Haarlem berufen. Oranien und die Staaten ermuthigten die edlen Bürger und verſprachen, alle Koſten zur Unterhaltung der Beſatzung aus dem Gemeinſchatz zu vergüten. Bald erſchien in Oraniens Auftrag Philipp Marnix von St. Aldegonde in Haarlem, veränderte die Regierung, indem er neue Bürgermeiſter und ſtatt der verzagten Schöffen eine Anzahl neuer einſetzte, und übergab mehre Kirchen, nach Ausräumung der Bilder, dem reformirten Gottesdienſt. Zwei von jenen drei Bevollmächtigten, welche von Amſterdam zurückgekehrt waren, wurden gefangen genommen, der Eine enthauptet, der Andre ſtarb in der Haft.

Nun brach Don Friedrich am 8. Dezember mit ſeinem Heere aus der Umgegend von Amſterdam auf, um Haarlem mit dem größten Nachdruck zu belagern, wiewohl es ihm lieber geweſen wäre, die Stadt durch Vertrag in ſeine Gewalt zu bringen, denn er erwog reiflich alle Mühſeligkeiten eines Winterfeldzuges. Schon der Weg bis nach Haarlem koſtete ihm einen harten Kampf. Er fand ihn nämlich durch zwei Bollwerke verſperrt und mußte ſein Heer auf einem Umweg über das Eis führen, worauf er die Verſchanzung auf der Weſtſeite, wo ſie am ſchwächſten war, angriff und nach einem heftigen Widerſtand eroberte. Am 11. Dezember erſchienen die erſten Spanier vor der Stadt und beſetzten ſogleich das nach alter Sitte außerhalb derſelben angelegte Leproſenhaus. Bald kam auch Don Friedrich mit der Hauptmacht, die endlich bis auf 30,000 Mann, worunter 1500 Reiter waren, anwuchs. Er nahm ſein Hauptquartier im Haus te Kleef. Die ſo furchtbar bedrohte Stadt war nur ſchlecht befeſtigt und mit Lebensmitteln für die Dauer einer langen Belagerung wenig verſehen. Aber das Meer ſtand ihr durch den Fluß Spaarne zur Zufuhr offen, und in der Stadt beſeelte Männer und Frauen, Greiſe wie Jünglinge ein gleicher Heldenmuth, eine gleiche Hingebung für Freiheit und Vaterland. So ſtellte ſich eine Wittwe von 46 Jahren, Kenau Haſſelaer, mit Degen, Spieß und Flinte an die Spitze einer Schaar von dreihundert Frauen, welche in der gemeinſamen Noth mit den Männern um den Preis der Tapferkeit wetteiferten. Ueberdieß hatte die Stadt 1000 Schanzgräber in Dienſt genommen und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wurde die Befeſtigung Haarlems vollendet, wurden längs des Meeres einige Schanzen aufgeworfen. Indeſſen verhielt ſich auch Oranien nicht müßig; er ſandte den Grafen von der Mark zum Entſatz der Stadt. Aber Dieſer wurde bei Hilligom, einem Dorfe zwiſchen Haarlem und Leyden, wo er ſich feſtgeſetzt hatte, von den Spaniern unter Boſſü, Noircarmes und Romero mit einem Verluſt von 1000 Mann, vielen Fahnen und 4 Geſchützen geſchlagen und mußte froh ſein, ſein Leben durch die Flucht zu retten.

Nun erſt begann Don Friedrich eigentlich die Belagerung Haarlems, und zwar in der Ueberzeugung, daß es ſich kaum eine Woche würde halten können; die Laufgräben ließ er, eine neue Angabe in der Belagerungskunſt benützend, in einer geraden Linie eröffnen. Vom 18. an wurde nun die Stadt auf das Heftigſte beſchoſſen und am 20. beſtürmt. Angriff wie Vertheidigung waren gleich grimmig. Vergeblich trugen die Deutſchen im ſpaniſchen Heere Brücken auf den Schultern heran, um die Gräben überſchreiten zu können. Das Geſchütz auf den Wällen ſchmetterte die Stürmenden zu Boden, und wenn es den Feinden dennoch glückte, in die Nähe zu kommen, ſo ſtrömte geſchmolzenes Blei und ſiedendes Oel, ſo flammte brennendes Pech auf ihre Scheitel herab. Der Sturm ward abgeſchlagen und Don Friedrich mußte auf eine regelmäßige Belagerung denken, da die Kühnheit der Vertheidiger ſeinen ſtolzen Traum, in Friſt einer Woche Meiſter der Stadt zu ſein, vernichtete. Er begann den Minenkrieg. Aber auch hierin begegneten ihm die Haarlemer mit Klugheit, Kraft und Ausdauer. Sie wagten Ausfälle, bauten unverdroſſen neue Werke und gruben Gegenminen. An jenem grauſamen Hohn, der ſich in ſolchen Zeiten der furchtbarſten Aufregung Luft zu machen pflegt, fehlte es auf beiden Seiten nicht. So warfen die Spanier das blutige Haupt eines Befehlshabers, der friſche Truppen nach Haarlem führen ſollte und in ihre Gewalt gefallen war, mit der Schrift: „Dieſen Kopf hat ein Mann verloren, der Haarlem entſetzen wollte“, über die Mauer in die Stadt. Zur Antwort ſchleuderten die Belagerten die Häupter von elf gefangenen Spaniern mit der Schrift in’s feindliche Lager: „Hier, Alba, haſt du für den zehnten Pfennig, um deſſen willen du Haarlem belagerſt, zehn Köpfe; den elften nimm ſtatt der Zinſen, damit du dich nicht über ſchlechte Bezahlung beklagen kannſt.“

So wuchs von Tag zu Tag, durch Glück und Unfälle, auf beiden Seiten die Erbitterung; aber Don Friedrich verlor dabei allmälig die Hoffnung, die Stadt anders als etwa durch Aushungerung nehmen zu können. Schon riethen ihm viele Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben und er ſelbſt war nicht abgeneigt, dieſem Entſchluſſe beizupflichten. Da ſchrieb ihm ſein Vater Alba, als er davon Kenntniß erhalten hatte: „Will Don Friedrich die Belagerung aufgeben, gut, ſo komme ich ſelbſt, ſie fortzuſetzen, oder ich rufe ſeine Mutter aus Spanien herbei, um die Stelle des Sohnes zu übernehmen.“ Die Beſchämung über ſolchen Spott von Seiten des Vaters ſtachelte Friedrich’s Grimm, und mit verdoppelter Kraft bot er Alles auf, um ſich von der Zumuthung von Feigheit zu reinigen. Er beſchloß, der Stadt die Zufuhr abzuſchneiden, wozu ihm die Vereiſung der Gewäſſer günſtig ſchien. Im Februar 1573 trat jedoch Thauwetter ein und vier große Galeeren ſowie eine kleine, welche die Haarlemer im Winter erbaut hatten, wurden nun glücklich vom Stapel gelaſſen, um die freie Zufuhr vom Haarlemer Meere her zu ſichern. Dagegen ließen auch die Amſterdamer eine kleine Flotte unter Boſſü auslaufen, um jenes Vorhaben zu vereiteln, und es kam zu verſchiedenen Schiffstreffen, wobei die Uebermacht des Feindes manche Vortheile gewann.

Immer bedenklicher wurde die Lage der Haarlemer; immer mehr ſchwand die Möglichkeit eines Entſatzes. Nur abgerichtete Tauben unterhielten noch den brieflichen Verkehr der Stadt mit ihren Freunden außerhalb; jeder andre wurde unmöglich; und auch dieſes Mittel wurde endlich durch Zufall entdeckt und vereitelt, indem die Spanier alle Tauben ſchoſſen, welche über ihrem Lager hinflogen. Schon meldete ſich nun in Haarlem der Mangel an Lebensmitteln mit allen ſeinen Schrecken an. Man mußte Nothmünzen ſchlagen, geſtempelte Stücke Silbers, die Jedermann, auch der Soldat, ohne Widerſpruch annahm. Je größer die Noth, je höher wuchs der Muth; im Elend entfaltete ſich die Blüte der Bürgertugenden, reifte die Frucht der Aufopferung, deren Kern den Ueberlebenden unverloren bleibt. Da gab es mehr als einen Mann, der mit Lebensgefahr den Freunden Nachricht brachte, mehr als einen, der zwei Säcke am Halſe, (den einen mit Mehl, den andern mit Schießpulver gefüllt,) zwei Piſtolen im Gürtel, an ſeinem Springſtock über die Gräden ſetzte, und, dem lauernden Feinde zum Trotz, in die Stadt kam: mehr als einen von dieſen knüpften die Spanier, Angeſichts der Belagerten, auf. Solche Barbarei erbitterte die Haarlemer zu gleichen Grauſamkeiten. Sie ließen mehre ſpaniſch geſinnte Katholiken auf dem Walle hinrichten; und um die Religion der Feinde zu verſpotten, ſtopfte man die Breſchen mit Heiligenbildern.

So währte die Belagerung Haarlems nun ſchon bis zum Frühling 1573, als die Spanier unter Boſſü im Mai einen entſcheidenden Sieg über eine Flotte Oraniens auf dem Haarlemer Meer davontrugen, in deſſen Folge Jene dieſes fortan behaupteten. Nun, da der Stadt die Zufuhr abgeſchnitten war, zweifelten die Spanier nicht mehr an der baldigen Einnahme. Aber ſchon hatte Oranien unermüdlich einen trefflichen Rettungsplan auserſonnen. Wie die Spanier der belagerten Stadt, ſo ſuchte er jetzt hinwieder Dieſen alle Zufuhr abzuſchneiden. Die Spanier bezogen ſie aus Amſterdam, und deßhalb ließ Oranien durch Sonoy den Diemerdyk beſetzen, den einzigen Weg auf der Landſeite, auf welchem die Spanier ihre Vorräthe von Amſterdam erhalten konnten. Zu dieſem Zwecke wurde auf demſelben eine Schanze aufgeworfen, aber die Amſterdamer vertrieben ihn daraus. Nun verſuchte es Sonoy, den Diemerdyk zu durchgraben. Aber auch dadurch wurde der beabſichtigte Zweck nicht erreicht.

Indeſſen nahm die Hungersnoth in der Stadt immer zu, und mit ihr zugleich nagten endlich auch Beſorgniſſe an dem unvergleichlichen Muth der Belagerten. Was Menſchen erſinnen, thun und ertragen können für einen erhabenen Zweck, das hatten die Haarlemer erſonnen, gethan und ertragen; um das faſt übermenſchlich Scheinende auszuhalten, war nicht Jedes ſtark genug. So erhoben ſich denn murrende Stimmen gegen die ſtädtiſche Regierung und dieſe beſchloß, Oranien nochmals die äußerſte Gefahr der Stadt anzuzeigen, ihn um dringende Hülfe anzuflehn. Unterm Schalle von Trommeln und Trompeten entwich die Jacht, welche dieſe Botſchaft bringen ſollte, in einer rabendunklen Nacht glücklich mitten durch die feindlichen Schiffe. Mit tiefem Kummer vernahm Oranien, welcher die Rettung Haarlems ſeit dem Verluſt des Meeres bereits aufgab, die Nachricht; gleichwohl beſchloß er noch das Aeußerſte, um die unglückliche Stadt zu retten oder wenigſtens für den Augenblick mit Lebensmitteln zu verſehen; viele Bürger aus den Nachbarſtädten hatten ſich, von Patriotismus und Mitleid hingeriſſen, dem Unternehmen freiwillig angeſchloſſen. Schon wehten ſchwarze Fahnen auf den Thürmen Haarlems, als Zeichen der äußerſten Noth und Verzweiflung für die Freunde. „Nur noch zwei Tage Geduld!“ war Oraniens Antwort darauf. Indeſſen rupfte man in Haarlem ſchon das Gras aus, das zwiſchen den Steinen auf der Straße wuchs; ſchon kochte man Ochſen- und Pferdehäute, ja Schuhleder weich, um nur den wüthenden Hunger zu ſtillen; Dieſer zerriß die Mannszucht der Beſatzung und trieb die Soldaten zur Plünderung in die Kaufläden.

Das Befreiungsheer, ungefähr 6400 Mann ſtark, hatte ſich, unter dem Oberbefehl des Herrn von Batenburg, bei Saſſem verſammelt und brach von dort am 8. Juli 1573 auf, mit 7 Geſchützen und 400 Wagen voll Mundvorrath und Kriegsbedürfſen, um den Angriff auf das feindliche Lager auszuführen; während deſſen ſollten, ſo hatte man verabredet, die Haarlemer einen Ausfall auf die Spanier thun, damit dieſe zwiſchen zwei Feuern um ſo gewiſſer aufgerieben würden. Aber Don Friedrich hatte dieſen Plan erfahren und traf ſchnell die geeigneten Gegenmaßregeln. Er ließ vor einer Breſche, durch welche der

Ausfall geſchehen ſollte, große Haufen feuchten Strohes anzünden, damit die Belagerten durch den Rauch verhindert würden, das Zeichen ihrer Freunde zum Ausfall zu erkennen. Hinter dem Feuer ſtellte er 5000 auserleſene Soldaten ſeines Fußvolks auf. Eben ſo viele ſandte er, durch 500 Reiter verſtärkt, gegen die Dünen hin, um den linken Flügel des Entſatzheeres anzugreifen; den rechten ſollten ſechs Regimenter unter Romero durchbrechen. Batenburg's Unvorſichtigkeit erleichterte dem Don Friedrich die Ausführung dieſes Planes. Seine Vorhut fand das ſpaniſche Lager verlaſſen und drang ſorglos in daſſelbe ein. Dies hatte Don Friedrich erwartet und nun begann plötzlich ein mörderiſches Feuer gegen beide Flügel des Befreiungsheeres. Bald vollendete die Verwirrung in demſelben die Wirkung des Angriffs und die Niederlage. Batenburg ſelbſt ertrank, das Geſchütz, ſowie aller Mund- und Kriegsvorrath blieben den ſiegreichen Spaniern als Beute. Die Haarlemer hatten das verabredete Zeichen zum Ausfall nicht gehört und das Getümmel des Kampfes im feindlichen Lager bloß für eine Kriegsliſt gehalten, dazu beſtimmt, um ſie in's Verderben zu locken. Durch einen barbariſch verſtümmelten Gefangenen, den ihnen der Feind höhnend zuſchickte, erfuhren ſie erſt den unglücklichen Ausgang des Befreiungsverſuches, und nun war auch die letzte Hoffnung verloren.

Da faßten die Muthigſten in der Stadt den Entſchluß, mit den Waffen in der Hand auszuziehen und ſich durchs feindliche Lager durchzuſchlagen. Doch die Frauen jammerten darüber und die Sorge um ihr Loos brachte es dahin, daß man den Entſchluß abänderte. Nämlich in folgender Weiſe: Sieben Fähnlein (größtentheils aus Schützen beſtehend) ſollten den Zug eröffnen und durch die Feinde Bahn brechen, hierauf ſollten der Magiſtrat und die Schützengilde, mit Weibern und Kindern folgen und neun Fähnlein die Hinterhut bilden. Oranien wurde davon in Kenntniß geſetzt, um ihnen raſch mit Hülfe nahe ſein zu können; und vorſichtig hatte man alle Brücken in der Stadt über den Spaarnefluß abgebrochen oder aufgezogen, alle Schiffe und Nachen verſenkt, um den Feind am Nachſetzen zu verhindern. Dieſen Entſchluß, würdig der heldenmüthigen Standhaftigkeit, mit welcher ſich Haarlem ſieben Monate lang gegen eine überlegene Feindesmacht vertheidigt hatte, wußte Don Friedrich durch Liſt zu vereiteln. Unter dem Namen des Grafen von Eberſtein ſpielte er einen Brief in die Stadt, worin den Belagerten noch gewiſſe Hoffnung auf Gnade gemacht wurde, wofern ſie ſich augenblicklich ergeben würden. Dieſer Brief erreichte vollkommen den damit beabſichtigten Zweck; er ſtiftete nämlich Uneinigkeit, indem ſich jetzt verſchiedene Meinungen geltend machten. Die Deutſchen von der Beſatzung verweigerten daraufhin den Auszug; die Wallonen beſtanden zwar Anfangs darauf, zögerten aber, als es Ernſt wurde. Bald zerrüttete der Zwieſpalt jede Familie und beſchleunigte den entgegengeſetzten Entſchluß, nämlich: die Stadt dem Feinde zu übergeben.*) Am 12. Juli des Morgens um 9 Uhr kam man mit demſelben überein und die Stadt ergab ſich ihm auf Gnade und Ungnade; doch bekam ſie die Erlaubniß, die Plünderung mit 240,000 Gulden abzukaufen. Die Beſatzung erhielt die Wahl, ob ſie, nach Niederlegung ihrer Waffen ausziehen, oder in der Stadt bleiben und ihr Schickſal erwarten wolle. Sie entſchied ſich für das Letztere. Da hielt Borreel, ein franzöſiſcher Edelmann, der ſich während der Belagerung durch ſeine Tapferkeit rühmlichſt ausgezeichnet und ſich ſchon vorher

---

*) „Des Coninks macht en heeft min niet bedwongen,
Dan door den Honger ben ik verslonne.“

(Inſchrift auf den Nothmünzen.)

die Hand über einer Kerze verbrannt hatte, um ſich zur Ertragung der ihm von den Spaniern bevorſtehenden Martern abzuhärten, ſeinem Diener eine geladene Büchſe hin und gebot demſelben, ihn niederzuſchießen. Der Diener that's nach langem Widerſtreben und Verdet's Wunſch war erfüllt, nicht durch ſpaniſche Henker zu fallen. Bald nachdem die Spanier ſich Haarlem's bemächtigt hatten, bekamen die Nachrichter auch wirklich vollauf zu thun. Ihrer fünf mit ihren Knechten vollſtreckten Tag für Tag Don Friedrich's Rache an Bürgern und Soldaten. Mit 300 walloniſchen Soldaten wurden die Blutgerüſte eingeweiht, 300 Bürger und Soldaten, Obrigkeiten, Prediger und Hauptleute theilten dies Schickſal; der kühne Frieſe Ripperda, der vor ſieben Monden die Bürgerſchaft zum Widerſtand hingeriſſen hatte, fiel gleichfalls als edles Opfer. 300 Soldaten wurden, an Händen und Füßen gebunden, in's Haarlemer Meer geſtürzt. Wie während der ganzen Belagerung, ſo leuchtete auch jetzt durch die Nacht des Elends und Todes erhabene Seelengröße. Peter Haſſelaer ſaß eben am Tiſch, als die Mörder Hand an ſeinen Bruder Niklas legten; da ſprach er, um deſſen Leben zu retten: „Sucht ihr den Fähndrich, ſo laßt dieſen los; ich bin's.“ Ein natürlicher Sohn des Kardinals Granvella, der im Oraniſchen Kriegsdienſt ſtand, wollte lieber ſterben als ſein Leben durch die Entdeckung ſeiner Abkunft von einem Vater retten, deſſen Namen die Freunde der Freiheit verabſcheuten. Der vormalige Bürgermeiſter Ries lag in Haft, woraus ihn die Spanier auf ſein Ehrenwort erledigten, um ſich ſeiner zu einer wichtigen Angelegenheit zu bedienen. Er ſollte ſich nämlich nach Amſterdam begeben und dort die Auswechſelung der Gefangenen betreiben. Seine hochherzige Hausfrau begleitete ihn dahin. Als ſie in das offene Fahrzeug ſtieg, in welchem ſich ihr Mann bereits befand, wurde ſie zufällig durch einen Schuß verwundet; aber, ihres Mannes heftigen Haß gegen die Feinde kennend und beſorgend, daß ſein losbrechender Zorn über ihre Verwundung ihn ſelbſt in's Verderben ſtürzen möchte, verbarg ſie die Wunde und ihren Schmerz, und entdeckte Beides dem Gatten erſt dann, als ſich das Schiff weit genug von den Feinden und ihr Mann außer Gefahr befand. — Der ſchottiſche Hauptmann Balfour erhielt von Don Friedrich Leben und Freiheit, doch mußte er ihm ſchwören, Oranien zu ermorden. Da reiſte Balfour unverzüglich zu dem Prinzen, aber nur, um dieſem den Anſchlag zu entdecken und ihn zu warnen. Wohl die Hälfte des Reſtes von der Beſatzung, die von 3000—4000 Mann bis auf ungefähr 1800 zuſammengeſchmolzen war, hatte nach der Uebergabe der Stadt durch Henkers Hand den Tod gefunden. Sechshundert deutſche Soldaten mußten den Dienſt Oraniens abſchwören und ſollten hierauf, unter einer Bedeckung von 160 ſpaniſchen Reitern nach Geldern gebracht werden. Aber Sonoy, welcher davon Nachricht erhalten hatte und noch den Diemerdyk beſetzt hielt, ſandte ihnen raſch drei wohlbemannte Galeeren nach, welche ſie bei Nieuwkerk einholten und befreiten. Gerne wären nun die Deutſchen wieder in des Prinzen Dienſt getreten; aber Don Friedrich drohte, ſich für dieſen Fall an ihren Hauptleuten, die er noch in Haft hatte, zu rächen: dies bewog Sonoy, ſie mit des Prinzen Erlaubniß, zu entlaſſen. Groß war der Verluſt an Menſchenleben in Haarlem während und nach der Belagerung, aber der Verluſt der Feinde überſtieg ihn noch; man ſchätzte ihn auf ungefähr 10,000, wovon 7000 durch Krankheit und Stravagen aufgerieben wurden. Der Schaden, den die Stadt erlitt, belief ſich auf 128,300 Gulden; ſie war nicht im Stande, die zur Abkaufung der Plünderung feſtgeſetzte Summe aufzubringen; die Sieger begnügten ſich jedoch mit dem, was ſie erhielten, und was noch keine 100,000 Gulden betrug; dafür aber mußte Haarlem ſechs Wochen lang 3- bis 4000 Mann Spanier verpflegen. Im Auguſt zog Don Friedrich mit Triumphgepränge in die eroberte Stadt ein; da weihete Gottfried von Mierlo, zweiter Biſchof von Haarlem, die Kathedrale wieder ein. Bald hierauf wurde eine allgemeine Amneſtie verkündigt, eine von jenen ſpaniſchen Amneſtieen, bei welchen die vielen Ausnahmen von der Gnade die Gnade ſelbſt parodirten.

Als ſich die Nachricht vom Falle Haarlems in den Provinzen verbreitete, frohlockten die Spanier und Spaniſchgeſinnten, denn ſie hielten ihn für ein untrügliches Vorzeichen vom Untergang der Freiheit. Der alte Haß Spaniens gegen Oranien gab ſich dabei in einem armſeligen Poſſenſpiel kund. Zu Utrecht wurde nämlich ſtatt ſeiner eine ausgeſtopfte Puppe, der man ſeinen Namen beilegte, öffentlich auf's Rad geflochten und verbrannt. So lächerlich dieſe ganz ernſthaft und feierlich vorgenommene Hinrichtung des Bildes war, ſo ließ ſich doch daraus mit Gewißheit das Schickſal entnehmen, welches dem Prinzen drohte, wenn die Spanier ſeiner habhaft würden. Und wirklich geſchah ein Verſuch dazu. Boſſü ſuchte den katholiſchen Bürgermeiſter von Delft, wo ſich Oranien aufhielt, zu deſſen Verhaftung und Auslieferung zu verführen. Doch der Anſchlag wurde entdeckt; aber der Bürgermeiſter wußte ſich vor dem Prinzen genügend zu rechtfertigen, daß er daran keinen Theil gehabt habe.

Wie nun auch das Unglück Haarlems allerdings geeignet war, den Muth der oraniſchen Parthei zu erſchüttern, — die Freiheit erhob und erkräftigte ihn vielmehr zu neuen unſterblichen Thaten. Ueberdies hatte Oranien auch energiſch dafür geſorgt, daß die gute Sache durch den Uebermuth des Kriegsvolks, welches ihr dienen ſollte, und der Häuptlinge, welche dies befehligten, nicht fürder Schaden leide. Der wilde Lümey, Graf von der Mark, ließ ſich durch ſeinen fanatiſchen Prieſterhaß zu ruchloſen Freveln fortreißen. Der ſchändlichſte davon war die Ermordung des edlen Paters Kornelius Muis vom St. Agathenkloſter zu Delft, eines Greiſes von 72 Jahren, welcher ſich auch als Dichter ehrenvoll ausgezeichnet hatte. Dieſen hatte der Graf von der Mark auf die bloße Vermuthung, daß ſich der Greis mit ſeiner beſten Habe beim Einzug Oraniens aus Delft flüchten wollte, verhaften, foltern, gegen den Willen des Prinzen nach Leyden bringen und dort — ohne Rechtsſpruch und Vertheidigung — ſchmählich hinrichten laſſen. Barthel Entes, einer der ſchlimmſten von den Meergeuſen, wetteiferte in ſolchen Freveln mit dem Grafen von der Mark. Dies bewog den Prinzen und die Staaten, im Januar 1573 Beide ergreifen und verhaften zu laſſen. Beide wurden zwar in Betracht der Dienſte, welche ſie dem Lande früher geleiſtet, bald wieder auf freien Fuß geſtellt; aber der Graf von der Mark vermochte den böſen Feind, den er in ſich trug, nicht zu bändigen, und nun, da er — zwar in Freiheit, aber ohne Gewalt — keine wehrloſen Prieſter mehr morden konnte, brütete er, wie es ſcheint, über Verrath. Man ſetzte ihn abermals in Haft; doch er entkam daraus und flüchtete nach Deutſchland, wo er im Jahre 1577 ſtarb, — Einige ſagen: durch Gift, Andere: an der Hundswuth. Entes wurde ſpäter wieder in Dienſte der Staaten genommen. Eben ſo grauſam wie Beide, aber ungeſtraft, waltete Sonoy in Nordholland. Vergeblich ermahnte ihn Oranien durch viele briefliche Zuſchriften; indeſſen war Sonoy klug genug, ſein eigenes Treiben wenigſtens an ſeinen Untergebenen zu beſtrafen, welche es nachahmten. So ließ er einen Hauptmann, Michael Krok, der in der Trunkenheit einen Prieſter zu Longendyk furchtbar verſtümmelt, mißhandelt und getödtet hatte, hinrichten, und gab dadurch der öffentlichen Meinung, welche ihn ſelbſt ähnlicher Gewaltthätigkeiten anklagte, wenigſtens eine Art von Genugthuung.

Inzwiſchen hatten — noch während der Belagerung Haarlem's — die Meergeuſen in Seeland manche kühne That vollbracht. In dieſer Provinz war die Stadt Middelburg, auf der Inſel Walcheren gelegen, noch im ſpaniſchen Beſitz und wurde von den freien Niederländern mit aller Anſtrengung belagert. Alba ſuchte den Verluſt dieſes für ihn höchſt wichtigen Platzes, von deſſen Behauptung es abhing, ob die Spanier Seeland erhalten konnten oder nicht, um jeden Preis zu verhindern und Middelburg mit Mundvorrath und Kriegsbedürfniſſen zu verſehen. Zu dieſem Zwecke ſchickte er Don Sanzio d'Avila mit einer Flotte von Antwerpen dahin ab. Die Meergeuſen erwarteten ihn an der Mündung der Weſterſcheide mit einer ſtattlichen Seemacht und brachten ihm eine furchtbare Niederlage bei. Gleichwohl gelangte ein Theil der ſpaniſchen Flotte nach Mannekens; von dort aus verſah d'Avila Middelburg mit Lebensmitteln, worauf er nach Antwerpen zurückkehrte. Doch auch jetzt hatte er einen harten Kampf mit der feindlichen Flotte zu beſtehen und verlor zwei Schiffe. Bald darauf unternahmen die Meergeuſen einen kecken Anſchlag auf die Stadt Tholen, welcher jedoch durch die raſche Dazwiſchenkunft des umſichtigen ſpaniſchen Oberſten Mondragon vereitelt wurde. Bei dieſer Gelegenheit wurde der wackere Meergeuſe de Ryk von den Spaniern gefangen. Sie verſchonten ſein Leben, — aber nicht aus Menſchlichkeit, ſondern bloß, weil ſie hofften, ſich durch ihn von den geheimen Plänen der Feinde Kenntniß zu verſchaffen; man brachte ihn nach Antwerpen und von dort nach Vilvoorden. Die Meergeuſen ließen ſich jedoch durch jenen unglücklichen Erfolg nicht abſchrecken und unternahmen einen

Anſchlag auf das noch in ſpaniſcher Gewalt befindliche Rammekens, deſſen Beſitz ihnen wichtig war, um Middelburg mit beſſerem Erfolg angreifen zu können. Karl von Boiſot, Oberſter in Seeland, und ſein Bruder Ludwig (Admiral) gewannen jene nur ſchlecht vertheidigte Stadt am 3. Auguſt 1573. Dagegen führte Philipp von Lannoy, Herr von Beauvais, dem belagerten Middelburg glücklich einige Vorrathſchiffe zu, wodurch ſich daſſelbe gegen die Angriffe der freien Niederländer noch längere Zeit halten konnte.

Nach dem Falle Haarlem's hatte ſich Don Friedrich im Auguſt vor die Stadt Alkmaar gewendet, um ſich durch ihre Eroberung den Weg zum Beſitz Nordhollands zu bahnen. Oranien, welcher dieſen Entſchluß vorausgeſehen, hatte den muthigen Junker Jakob Kabbeljauw mit Kriegsvolk dahin geſandt; doch lange hatten ſich die Bewohner Alkmaars, deren Anſichten verſchieden waren, geweigert, die Verſtärkung der Beſatzung aufzunehmen, bis endlich Ruikhaver, ein anderer Held der Meergeuſen, welcher bei Kabbeljauw war, zürnend ausrief: „Kurzab: Ja oder nein?“ Da erklärte der Bürgermeiſter von Alkmaar, Floris van Theilingen, „mit dem Prinzen und dem Volk leben und ſterben zu wollen“, und die Beſatzung zog nun in Alkmaar ein. Es war die höchſte Zeit; denn ſchon ſtanden ſpaniſche Truppen ganz nahe vor der Stadt; aber die neuen Beſchützer jagten ſie nach einem heftigen Kampfe raſch von hinnen. Nun benützte man die Zeit, während welcher Don Friedrich durch eine Meuterei ſeiner unbezahlten Truppen noch zu Haarlem zurückgehalten wurde, in Alkmaar mit dem größten Eifer, um die Feſtungswerke in guten Zuſtand zu ſetzen und die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen reichlich zu verſehen. Am 21. Auguſt erſchien endlich Don Friedrich mit einem Heere von 16,000 Mann unter vortrefflichen

Offizieren vor Alkmaar, forderte es zur Uebergabe auf und umſchloß es, als es ſich weigerte, von allen Seiten. Die Beſatzung zählte nur über 800 Soldaten und etwa 1300 bewaffnete Bürger; aber in Allen lebte ein hoher Muth für Freiheit und Vaterland. Die Stadt ließ Sonoy, als oraniſchen Statthalter über Nordholland, bitten, zu ihrem Entſatze herbei zu eilen und die Dämme durchſtechen zu laſſen, damit die Belagerer in den hereinſtürzenden Fluthen ihr Grab fänden. Dagegen widerſetzten ſich jedoch die übrigen Städte Nordhollands, weil ſie dadurch ihren Vorrath von Futter für den Winter einbüßen mußten; Sonoy ließ indeſſen zur beſſeren Beſchützung der Belagerten vier Schanzen aufwerfen. Aber auch die Spanier blieben nicht müßig. Sie eröffneten die Laufgraben und zwangen 300 Haarlemer zu dieſer Arbeit, welche das Verderben ihrer Landsleute herbeiführen ſollte. Am 18. September 1573 beſchoß Don Friedrich die Stadt von zwei Seiten und des Nachmittags befahl er Sturm. Vielfach und trefflich ſind die Anſtalten der Feinde, furchtbar iſt ihr Muth, aber heldenhaft iſt auch die Gegenwehr. Zwiſchen den Männern ſtehen Frauen und Knaben auf den Wällen, und während ſich die Männer mit Büchſen und Schwertern gegen die Stürmenden wehren, gießen die Frauen und Knaben ſiedendes Waſſer und geſchmolzenes Blei auf ſie herab, ſchleudern brennende Pechkugeln und ungelöſchten Kalk auf die Feinde. Schon haben die Spanier eine Bruſtwehr erklommen, ſchon pflanzen ſie ihre Fahnen darauf, ſchon rufen ſie: „Sieg! Sieg! unſer iſt die Stadt!“ Da ſpringt ein Bürger, ein Schlachtſchwert ſchwingend, auf den erſten feindlichen Fahnenträger zu, haut ihm die Beine ab und treibt die anderen Feinde auf die Kante, daß ſie zu den Genoſſen hinabſpringen. Einem ſo begeiſterten Widerſtand müſſen die Spanier endlich weichen. Mit einem ſchweren Verluſt an Todten und Verwundeten ziehen ſie ſich zurück. Dennoch geben ſie die Hoffnung, Alkmaar zu erobern, nicht auf, und kaum ſind ein paar Tage verfloſſen, ſo befiehlt Don Friedrich ſchon wieder einen neuen Sturm. Die Sturmbrücken werden herangebracht; da donnern plötzlich die Kanonen von den Wällen und die Sturmbrücken ſind zerſchmettert. Nun iſt auch der Muth der Feinde unwiederbringlich dahin. Vergebens treibt ſie das Kommandowort an; ſie weigern ſich, dem gewiſſen Tode entgegen zu gehen. Vergebens ſind alle Bitten und Drohungen der Hauptleute, vergebens ſtößt hie und da ein ergrimmter Offizier dem entmuthigten Soldaten den Degen durch den Leib; vergeblich hören ſich die Truppen ſelbſt von den Wällen herab verhöhnt und zum Angriff gereizt; der Schrecken hat ſie Alle wie verſteinert. Da läßt Sonoy auch noch den Oſterdyk durchſtechen; mit dem Nordwind und der Springfluth ſchießt nun das Waſſer hoch über das Land dahin; weit und breit nichts als Wogen! Der Schrecken der Spanier wächſt mit der Fluth. Da fangen ſie einen Brief Oraniens an die Belagerten auf, worin dieſe benachrichtigt werden, daß Oranien auch die übrigen Dämme durchſtechen werde. Dies Schreiben, beſtimmt die von Alkmaar zu ermuthigen, vollendet die Entmuthigung der Feinde. Don Friedrich bricht ſein Lager ab und hebt am 8. Oktober 1573 die Belagerung auf. Kaum gerettet, ſetzen die Alkmaarer den Spaniern nach und erſchlagen deren nicht Wenige, wo ſie ſolche finden. Don Friedrich begibt ſich zu ſeinem Vater nach Amſterdam; ſein Heer vertheilt ſich in die Winterquartiere um Haarlem und Leyden. Dieſe Befreiung Alkmaars erhob die Hoffnung aller Freiheitsfreunde auf's neue; *) ſie gab ihnen aber auch ein lehrreiches

---

*) Hier wieder der Volksgeiſt im Volkslied: „Een cort verhael van de strenghe belegheringe ende aftreck der Spangiaerden van de stadt

Beiſpiel, was Eintracht vermag, und mit welchem Erfolge die Natur des Landes zur Rettung des Volkes gegen die Feinde benützt werden könne.

Kaum drei Tage darnach erfochten die freien Niederländer auf ihrem eigentlichen Element, dem Waſſer, einen wichtigen Sieg über die Feinde. Schon im Laufe des Sommers hatte Boſſu zu Amſterdam eine Flotte von achtzehn Schiffen ausgerüſtet, zu welcher auch Billy einige Schiffe aus Friesland ſenden ſollte, um Nordholland während der Belagerung Alkmaar's auch von der Seeſeite anzugreifen. Glücklich war jene Flotte über die Wraks hinweggeſegelt, welche Sonoy in's Y hatte verſenken laſſen, um ſie am Auslaufen zu verhindern, und glücklich erreichte ſie, bis zu 30 Schiffen verſtärkt, am 5. Oktober die Zuiderſee. Da trifft ſie die oraniſche Flotte unter dem Admiral Kornelius Dirkszoon und augenblicklich gibt dieſer das Zeichen zur Schlacht. Die Kanonen donnern, aber die ſpaniſchen Schiffe laviren bis zum 11. October, den Kampf vermeidend. Nun bricht dieſer los. Dirkszoon hat ſich das feindliche Hauptſchiff auserſehen, deſſen Namen ſchon (es heißt die „Inquiſition") jedes niederländiſche Herz mit Wuth erfüllt. Mit drei anderen Schiffen drängt ſich Dirkszoon an die „Inquiſition"; er entert ſie und ein grimmiges Gefecht bricht los. Schon tobt auch ringsum auf der See der

---

Alkmaar etc. Delft 1573 4. Darin: een nieuw liedeken van 't beleg der stede van Alkmaar:

„als men schreef duysent vyfhondert
en drie ent seventich jaer,
mocht elk wel zyn verwondert
al van de spaensche schaer,
zy quamen wt getrehen,
hondert twintich vaendel sterk,
voor Alkmaer, soo 't is gebleken,
als tyran en zy gingen te werk" u. ſ. w.

Kampf; ſchon haben ſich die Meergeuſen eines großen und 5 kleinerer Feindesſchiffe bemächtigt; ſchon fliehen die übrigen zurück. Im erſten Dämmerſchein des Morgens klettert ein niederländiſcher Matroſe, Jan Haring, den Hauptmaſt der „Inquiſition“ hinan und reißt die Flagge ab; bei'm Niederklettern trifft ihn ein Schuß durch die Bruſt und er ſtürzt herab. Er hatte auf's Lebenbleiben nicht gerechnet; hatte er doch die kühne That vollbracht! *) Des Nachmittags ergibt ſich endlich Boſſü, keinen Ausweg mehr vorſehend, auf gräfliche Haft. **) Man bewahrte ihn in dem Waiſenhaus zu Hoorne.

Groß war die Freude aller Freiheitsfreunde über dies Ereigniß; doch ein andres trübte ſie. Die Spanier hatten nämlich auf ihrem Rückzug von Alkmaar den Haag und die Schanze von Maaslandſluis erobert und dabei Oraniens vertrauten Freund, den trefflichen Philipp Marnix von St. Aldegonde, welcher damals Befehlshaber über Delft, Rotterdam und Schiedam war, gefangen. Zum Glück hatten die Niederländer in der Perſon Boſſü's ein wichtiges Unterpfand für das Leben St. Aldegondes, welcher den Spaniern nicht bloß als Haupturheber des Kompromiſſes, und als eifriger Freund und Beförderer des Proteſtantismus, ſondern auch überdies als der tiefſtdenkende, thätigſte, unermüdlichſte Mitarbeiter in allen Angelegenheiten der Regierung und der ſich neu entwikkelnden freien Verfaſſung, ein verhaßter Stein im Wege war, durch deſſen Hinwegräumung ſie faſt eben ſoviel zu gewinnen hofften als durch die Oraniens. Dieſer Letztere ließ ihnen jedoch ernſt bedeuten: „Was ihr an Aldegonde thut, wird Boſſü empfinden!“ Daß dieſe Worte keine leere Drohung waren, mochten die Spanier daraus entnehmen, daß er Boſſü dem wilden Sonoy zur Bewahrung übergab. St. Aldegonde wurde auf das Schloß Friedenburg zu Utrecht gebracht und dort anſtändig behandelt.

---

*) „Inquisitio inquirendo nimis sedulo se ipsam perdidit.“ Inſchrift der auf den Seeſieg geprägten Medaille.

**) Chronoſtichon:

Door LoVter gheWeLt, Van MenICh heLt,
Der VeLLe WestVrIesChe natIe,
Werd BossV geVeLt: dIt hIer gesteLt,
Tot LofteKen Van gods gratIe.

Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches für die junge Freiheit der Niederländer von großer Wichtigkeit war. Philipp II. hatte den Entſchluß gefaßt, zu verſuchen, ob er das durch mildere Behandlung erwirken könne, was die äußerſte Strenge bisher nicht hatte zu Stande bringen können oder vielmehr: er hatte ſich überzeugt, daß er ſein Centraliſations-, d. i. ſein Unterjochungs-Syſtem aufgeben müſſe, um nur den Beſitz der Niederlande unter den bisherigen konſtitutionellen Bedingungen für ſich zu erhalten. Dieſe Erhaltung war durch Alba's Regierung im höchſten Grade gefährdet worden, aber, wie wir ſchon bemerkten, Alba ſelbſt war dafür nur in Bezug auf die gehäſſige Ausführung, nicht in Bezug auf das vorgeſchriebene Syſtem gegen Philipp verantwortlich. Um ſo trauriger war ſeine jetzige Stellung. Alba, der allmächtige Alba, der mit faſt unbeſchränkter Vollmacht, der, als wäre er der König, nach den Niederlanden gekommen war, mußte ſich nun vom königlichen Kabinet als ein unnützes Werkzeug bei Seite geſtellt ſehen. Das war hart für den alten Feldherrn, deſſen offenem Trotze man eine aufrichtige Theilnahme nicht verſagen kann, wenn man denſelben mit den Intriguen ſeiner Gegenparthei am Hofe vergleicht; es war der Trotz eines Greiſes, der ſeine Mühen und Thaten im Dienſte des Königs für ſich ſprechen laſſen durfte, der in ſeiner Ueberzeugung ergraut war, und ſich nicht entſchließen konnte, ſie am Abend ſeines Lebens für eine irrige zu erklären, bloß weil es der König für gerathen fand, verſuchsweiſe plötzlich einen anderen Weg einzuſchlagen. Der Herzog von Medina-Celi, welchen Philipp ſchon vor einiger Zeit als Alba's beſtimmten Nachfolger in die Niederlande geſchickt hatte, war durch den Anblick des traurigen Zuſtandes, den er dort vorfand und für unentwirrbar hielt, ebenſo wie durch die Eiferſucht und den Starrſinn Alba's, der ihm ſeinen Platz nicht ſo raſch abtreten ſollte, hinlänglich abgeſchreckt worden, die ihm angewieſene Stellung einzunehmen, und nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Brüſſel, wo er jedoch nur als Privatmann lebte, nach Spanien zurückgekehrt. Seit jener Zeit hatte ſich der Zuſtand in den Niederlanden durch Alba's zweckloſe Konſequenz und durch die Anwendung des Grundſatzes: „Für Ketzer gibt es keine Treue!“, eines Grundſatzes, den die Bewohner Zütphens, Naardens, Haarlems hatten empfinden müſſen, noch mehr verwirrt, und, da die Freunde der Freiheit die Mißſtimmung des Königs wußten, ſo ſuchten ſie dieſelbe durch ein Sendſchreiben in Form einer Bittſchrift um Erlöſung von Alba's Tyrannei zu beſtärken. Alba ſah, daß ſeine Zurückberufung unvermeidlich war, und hielt es deßhalb für ehrenvoller, eher ſelbſt um dieſelbe anzuhalten, bevor ſie ihn überraſchte. Wie zu erwarten ſtand, nahm Philipp Alba's Bitte an. Er hatte den Kommenthur des Maltheſer Ordens und des Ordens von San Jago (oder wie man ihn gemeinhin nannte: „Großkommenthur von Kaſtilien“), Don Louis de Zuniga y Requeſens, welcher damals ſpaniſcher Statthalter in Mailand war, zum Nachfolger Alba's in den Niederlanden auserſehen.

In das Unvermeidliche ſich fügend, ſuchte nun Alba wenigſtens mit dem Anſtand eines Heldenſpielers von der Bühne abzutreten, die er zum Blutgerüſte gemacht hatte. Aber dieſes

Anſtandsgefühl erſtreckte ſich nicht ſo weit, daß er in Amſterdam ſeine Schulden bezahlt hätte. Zwar ließ er dort unter Trompetenſchall öffentlich ausrufen: ſeine Gläubiger möchten ſich melden; doch, als ſie ſich wirklich meldeten, war Alba bereits in der Nacht zuvor aus Amſterdam nach Utrecht abgereiſt, von wo aus er ſich nach Brüſſel begab; und manche ſeiner Gläubiger, früher wohlhabende Leute, die Alles für ihn zugeſetzt hatten, mußten, um mit Weibern und Kindern nicht zu verhungern, im Tagelohn arbeiten. Eine ſolche Spur ließ ein Mann zurück, welcher während ſeiner Herrſchaft in den Niederlanden für 20 Millionen Werths Güter eingezogen hatte.

Requeſens kam am 17. November 1573 in Brüſſel an und der ſtolze Alba empfing ihn mit allen gebührenden Ehrenbezeugungen, und zwar aus Klugheit, um ſich ſelbſt nichts zu vergeben. Denn ein ſolcher Empfang ſollte die öffentliche Meinung irreführen und die Anſicht verbreiten, daß die Ankunft des neuen Statthalters dem bisherigen nur längſt erwünſcht geweſen ſei. In geheimen Zuſammenkünften machte Alba ſeinen Nachfolger mit dem ganzen gegenwärtigen Zuſtand des Landes bekannt, welchen er demſelben in den grellſten Farben ſchilderte. Auch ſetzte ihm Alba alle bisherigen Maßregeln auseinander, und es war wohl keine Heuchelei, daß er dabei alle Schuld von ſich ab auf die Niederländer, beſonders auf den Widerſtand des einheimiſchen Adels wälzte. Wenn ihm auch früher in mancher Stunde das Bewußtſein: „er habe den Zweck ſeiner Sendung verfehlt," klar geworden ſein mochte, — rechtfertigte nicht ſein Glück in den beiden Feldzügen gegen Oranien ſeine Feldherrntalente, und die Eroberung Haarlems durch ſeinen Sohn ſeine auf dem Fundament einer furchtbar ſtrengen Glaubensanſicht fußende Politik? Alba hätte ſich ſelbſt müſſen untreu werden, wenn er das Syſtem, welches ihm als das alleinrichtige erſchien, nicht auch ſeinem Nachfolger dringend empfohlen haben würde, wie er es in jenen Zuſammenkünften denn auch wirklich that. Es war bei einem Alba nicht Furcht für ſeine eigene Perſon, ſondern Beſorgniß für ein Werk, das er im Intereſſe Spaniens und der römiſchen Kirche nach ſeinem Abgange nicht untergraben wiſſen wollte, — wenn er Requeſens blos mit ſeinem Sohne Friedrich, mit Vargas und anderen ſolchen Perſonen umgab, die in ſeinem Geiſte zu handeln gewohnt waren, und wenn er Requeſens von der Unterhaltung mit gebornen Niederländern ſo viel als möglich abzuhalten ſuchte. So behauptete denn Alba ſeine furchtbare Konſequenz bis zum letzten Augenblicke ſeiner Anweſenheit in den Niederlanden. Am 28. November übergab er ſeinem Nachfolger Requeſens in der Verſammlung des Staatsrathes zu Brüſſel die Regierung der niederländiſchen Provinzen. Hierauf bereitete er ſeine Abreiſe und zugleich die ſichere Wegſchaffung ſeiner Schätze vor. Am 18. Dezember 1573 verließ er endlich Brüſſel. Sein Sohn Friedrich begleitete ihn; Vargas und mehre andre ſeiner allgemein verhaßten Gleichgeſinnten folgten ihm bald darauf nach. Er begab ſich durch Lothringen, Burgund und Savoyen nach Italien und ſchiffte ſich in Genua nach Spanien ein. Nebſt ſeinen Schätzen nahm er den Fluch der Niederländer mit, *) wo er, wie er ſich ſelbſt rühmte, in den

---

*) Ihren Spott bezeugte folgendes

„Abſchiedslied Duc d'Alba's.“

„Ich will zum Land' raus reiten,
Sprach da der alte Mann,
Fänd' ich ihn nur, der bei Zeiten
Mir zeigte die Pfade an.
Die Wege fallen mir ſchwere,
Die ich betreten muß.
Weil ſind's beinah ſechs Jahre,
Da ſie betrat mein Fuß.

ſechs Jahren ſeiner Statthalterſchaft 18,000 „Ketzer“ (er betrachtete ſie nicht als Menſchen) hatte hinrichten laſſen, jene zahlloſen Schlachtopfer ungerechnet, welche in eroberten Städten der Rache und dem Fanatiſmus ſeiner Krieger anheimgefallen waren.

Philipp II. empfing ſeinen Diener günſtiger, als man allgemein erwartet hatte, — ſei es nun aus Verſtellung, oder ſei es, (was wahrſcheinlicher iſt) weil er es dem geweſenen Statthalter nicht zum Verbrechen anrechnen konnte, ſtreng in ſeinem Geiſte gehandelt zu haben. Und dieſer Geiſt beſeelte ja Philipp

---

Ei wollt ihr wieder nach Spanien,
Sprach da der Kardinal,
So kommt der Prinz von Oranien
Und macht uns pfaffenkahl.
Iſt jetzt ſchon die Krone geſchoren,
So ſcheert man uns ganz das Haupt.
Laßt ihr uns jetzt verloren?
Das hätt' ich nie geglaubt.“ u. ſ. f.

Eben ſo folgendes andre Lied:

„Der alte Mann iſt gar zu bös,
Sie wollen ſich nicht vor ihm neigen,
Sie rufen viel lieber: Vive le Geux!
Als daß ſie den Zehnten ihm reichen.

Er wollte wohl machen eine Sühn',
Allein wir wollen nicht folgen;
Wir merken wohl an dem falſchen Barten,
Er beſteht in Rad und Galgen.

Sein Conterfeitſel von Metall,
Das kann er wieder zerbrechen:
Die Herzen entlaufen ihm allzumal,
Wenn der Geuſen Prediger ſprechen.

Der Prinz richt't auf das edle Blut,
Das Jener ſo gerne verrathen,
Doch Gott ſtraft durch den Prinzen gut,
Den Tyrann für ſeine Thaten.“

(Geuſen-Liederbuch, bei Munch)

noch fort und fort, wenn er auch verſuchsweiſe ſein Syſtem gegen die Niederlande für jetzt geändert hatte. Er konnte den Mann nicht verdammen, der — wenn auch rauh, ſtolz, ungefügig — doch denſelben Eifer zur Ausrottung der Ketzerei bewieſen hatte, welcher Philipps eigenes Herz bis zum letzten Schlage erfüllte; Philipp und Alba zogen ſich wechſelſeits an, auch wenn ſie ſich abzuſtoßen ſchienen.

Gleichwohl gerieth Alba ſpäter in Ungnade und wurde nach Uzeda verbannt, aber blos in Folge einer Hofintrigue, und angeblich aus der Veranlaſſung, weil ſich ſein Sohn gegen den Willen des Königs verheirathet hatte. Alba erlangte jedoch bald eine glänzende Rechtfertigung. Im Jahre 1580 berief ihn Philipp aus dem Exil von Uzeda, um ihm die Eroberung Portugals aufzutragen, und der greiſe Feldherr entledigte ſich dieſes Auftrages mit einem vollſtändigen Erfolge. Bald darauf ſtarb Alba, im königlichen Palaſt zu Liſſabon, am 12. Januar 1582, vier und ſiebenzig Jahre alt.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Don Luis Zuniga y Requeſens brachte einen vortheilhaften Ruf in die Niederlande mit. Der Präſident Hopperus bezeichnete von Madrit aus ſeinen Landsleuten den neuen Statthalter als einen rechtſchaffenen, klugen, eifrigen, wohlwollenden und ſanftmüthigen Mann, der die feſte Abſicht habe, die beſtehenden Rechte des Landes zu achten, die Verwirrung auf friedlichem Wege zu löſen und die Wohlfahrt des Volkes zu befördern. Die günſtige Meinung über den Charakter des Don Requeſens war auch keineswegs unbegründet, die Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten nicht zu bezweifeln. Und dennoch that Philipp II. einen Mißgriff, als er Requeſens mit der Statthalterſchaft über die Niederlande beauftragte. Vor ſechs Jahren würde Dieſer vielleicht im Stande geweſen ſein, wenigſtens das ſchwankende Gebäude zuſammenzuhalten und einen offnen Bruch der Niederlande mit Spanien zu verhüten; nach einem **Alba** kommend, vermochte Requeſens den entſtandenen Bruch nicht mehr zu heilen; nach dem Walten eines Alba, auf deſſen Namen die Niederländer ihren ganzen Haß gegen die Spanier überhaupt häuften, mußte ihnen die **Milde** des Requeſens blos als **Schwäche** erſcheinen, der ſie ihr indeſſen erſtarktes Nationalgefühl entgegenſetzten; — ſie hatten es einſtweilen verlernt, Verſprechungen und Eiden aus ſpaniſchem Munde zu vertrauen. Ueberdies war auch in dem ſonſt milden und rechtſchaffenen Requeſens jener religiöſe Fanatismus tief eingewurzelt, welcher den Spanier charakteriſirte und die Menſchen nur dann als Menſchen achtete, wenn ſie gleicher religiöſer Konfeſſion waren. Dieſe einzige Eigenſchaft des Charakters, eine Eigenſchaft, für welche Requeſens noch dazu am wenigſten zurechnungsfähig war, mußte die möglichen Wirkungen aller ſeiner übrigen aufheben und nichtig machen, — nämlich in Provinzen wie die nördlichen, wo der Fanatismus der aufgedrängten Konfeſſion den der unterdrückten entzündet hatte, wo die reformirten Prediger dem Volke jeden Katholiken als einen Götzendiener bezeichneten und ihm die Freiheit des Gottesdienſtes mißgönnten, welche ſie ſelbſt doch in Anſpruch nahmen, wo nur wenige Männer, wie ein Oranien, ſich über dieſen proteſtantiſchen Fanatismus erhoben und wo ſelbſt ein Oranien mit allem ſeinem Anſehen, ein rechter Mann des Volkes, doch gegen das religiöſe Vorurtheil der Menge nicht durchdringen konnte.

Es ſchien uns nöthig, gerade dieſen Punkt feſt im Auge zu halten, wenn wir überhaupt mehr in das Innere der Zuſtände blicken wollen, ſtatt uns bloß durch das Intereſſe der Ereigniſſe hinreißen zu laſſen. Gerade dies religiöſe Moment iſt es, von welchem alle übrigen ausgehen, um welches ſie ſich reihen. Das allernächſte, das politiſche, trägt deſſen beſtimmte Farbe. Die beiden Pole heißen Katholizismus und Nichtkatholizismus; aber durch wie mannigfache Mittelglieder iſt die Kluft zwiſchen dieſen beiden Gegenſätzen ausgefüllt! Während der Katholizismus ſich ſtolz und ſchroff wie ein Obelisk erhebt, ein feſter Sonnenzeiger des Heils, gleicht der Proteſtantismus einer breiten, vielfach abgeſtuften Pyramide, deren Spitze der Kalvinismus bildet.

Aber ebenſo feindſelig, ebenſo unverſöhnlich wie die beiden großen Potenzen, Katholizismus und Nichtkatholizismus überhaupt, ſtehen ſich wieder die einzelnen ſtufenweiſen Aeußerungen des letzteren, vorzüglich Lutherthum, Zwinglianismus, Kalvinismus gegenüber. Man ſieht: ſie haben ſich von dem Weſen der Inquiſition, den ſie doch gleichſehr fürchten und verabſcheuen, etwas angeeignet. Bei ihnen, wie beim römiſchen Katholizismus, iſt es die Form, welche die allgemeine gültige Weſenheit zu unterjochen ſtrebt in jenem großen Gährungs- und Entwickelungsprozeſſe, der beim Katholizismus durch deſſen gewaltigen Reproduktionstrieb erzeugt wird, beim Proteſtantismus hingegen durch die Nothwendigkeit, ſeine Organiſation zu vollenden und abzuſchließen. Die Folge wird das Ineinanderwirken beider Potenzen deutlicher zeigen. Kehren wir jetzt, nachdem wir ihr Vorhandenſein bemerkt haben, zu dem Zuſtand der Niederlande zurück, welchen Requeſens vorfand und in welchen er ſich ſchikken ſollte.

Was für ein Volk hatte er vor ſich? Wir dürfen, indem wir von einem Volk der Niederlande im Allgemeinen ſprechen, jenen feinen Riß nicht aus den Augen laſſen, den die Verſchiedenheit der Religion und des Temperaments bezeichnet, der bei dem zweiten Feldzug Oraniens ſchon ſehr bemerkbar ward, der ſich aber in der Folge noch deutlicher zeigen, der ſich endlich zu einer unausfüllbaren Kluft erweitern wird. Noch lag, als Requeſens die Generalſtatthalterſchaft übernahm, über jenem Riß der große Teppich, welchen die Katholiken und Proteſtanten, Süd- und Nordländern, oder Batavern und Belgiern, (wenn wir die Hälftung ſo kurzweg bezeichnen dürfen) gemeinſamen Intereſſen drüber hingebreitet hatten. Beide, gleichmäßig unterdrückt, hatten ſich die Hände gereicht; Beide thaten es noch, als Requeſens kam; Beide haßten die fremden Zwingherrn, welche ja Beiden das Theuerſte genommen hatten, und noch feſter als der bisherige Haß verband Beide noch immer das gemeinſame Mißtrauen gegen Spanien; denn ſelbſt den katholiſchen Südländern hatte Alba unvorſichtig den Moloch enthüllt, für welchen er den Katholizismus verantwortlich machte. Noch bildete alſo das Volk in beiden Hälften der Niederlande gewiſſermaßen ein geſchloſſenes Ganze, und wenn auch die eine Hälfte, die belgiſche, ſich ungeachtet der angeborenen Lebhaftigkeit mehr bloß leidend und erwartend verhielt, ſo bekam ſie doch für ihre Geſinnung gegen Spanien von der anderen thätigen, der nördlichen, immer friſchen Zufluß. Man darf dabei nicht vergeſſen in Anſchlag zu bringen, daß, ſowie die nördlichen Provinzen bei aller durchgreifenden Freiheitsliebe doch vorſichtig Schritt für Schritt weiter gingen und das Gewonnene ſich zu ſichern ſuchten, die ſüdlichen mehr zu gewaltſamen Ausbrüchen des demokratiſchen Prinzips hinneigten, namentlich in den großen Gewerbeſtädten wie Brügge und Gent, wo ſich dieſes Prinzip ſchon in früheren Zeiten mächtig, ja furchtbar geregt hatte. Auch finden wir gerade in den ſüdlichen Provinzen, wie z. B. Flandern und Brabant eine höhere Intenſität der religiöſen Neuerung; das feurige Temperament verſchärft die Gegenſätze, ſowie ſich einmal ſolche gebildet haben.

Dieſe Niederlande nun, der Natur der Bevölkerung nach in zwei entgegengeſetzte Hälften geſchieden, losgeriſſen von ihrem Beherrſcher, und eben durch jene Hälftung noch nicht dahin gelangt und nie dahingelangend, eine Einheit der Verfaſſung, ja nur der Geſinnungen zu erwirken, betritt jetzt ein Statthalter, welcher durch ſeine Abſtammung beiden Hälften fremd iſt. Er betritt ſie mit dem Auftrag, die Nation mit dem Herrſcher zu verſöhnen, aber er hat nicht die Macht, jene Umſtände aufzuheben, welche der Verſöhnung noch immer im Wege ſtehen. Er will den Frieden herſtellen; aber weder Bataver noch Belgier vertrauen ihm. Er will die einheimiſchen Geſetze beachten; aber er kennt ſie ja nicht. Selbſt zu einem energiſchen Durchgreifen, zu dieſem andern Extrem, welches ſein Vorgänger bereits verſucht hatte, fehlen ihm die Mittel, und zwar durch die Schuld eben dieſes Vorgängers, der in den Niederlanden ſo gewaltet hat, als wollte er ewig dort walten, oder als würde das Volk nicht länger leben als er. Blickt Requeſens in die Kaſſen, ſo findet er darin kein Geld, um ſeine Truppen, um die Beamten zu bezahlen; Alba's Kreaturen haben alle Schätze welche ſie erpreßten, mit ſich geführt oder verſchleudert. — Blickt er nach Spanien hin, um von ſeinem Monarchen, deſſen Macht ganz Europa fürchtet, deſſen Schätze, es beneidet, die nöthigen Summen zu erhalten, ſo bekommt er ſtatt deren bloß Vertröſtungen; die Unterwerfung der Niederlande, ſodann die Türkenkriege, endlich der Bau des Eſkurials machten Philipps ungeheure Schätze verſiegen. Bittet Requeſens die Niederländer um Bewilligung neuer Steuern, ſo weigern ſich Dieſe und führen ihm zur Entſchuldigung der Weigerung an, daß Alba alle ihre Quellen bereits gänzlich erſchöpft habe; — und dennoch findet man im Norden noch immer genug Mittel, um für die Freiheit Truppen zu bezahlen. Blickt der neue Statthalter auf die Verwaltung der Geſchäfte, ſo entdeckt er nur eine gränzenloſe Verwirrung rings um ſich her, eine völlige Anarchie in der Rechtspflege, welche die natürliche Folge von Alba's unnatürlichem Deſpotismus war; gerade dort, wo die Verwaltung geregelt und ungeſtört ſich zu entwickeln beginnt, nämlich unter dem wärmenden Sonnenſchein der Freiheit im Norden, gerade dort iſt Requeſens nicht mehr Herr. Blickt er endlich auf das Heer ſelbſt, durch deſſen Kraft Alba alles zu bewirken ſich vermeſſen und ſo Vieles auch bewirkt hat, zu welchem Requeſens ſelbſt im äußerſten Falle ſeine Zuflucht nehmen muß, — wo iſt jetzt die Kraft dieſes gefürchteten Heeres? Leidiger Geldmangel hat die moraliſche Stärke deſſelben untergraben und ohne dieſe gibt es keine phyſiſche von Beſtand. Da Requeſens jene Quelle nicht verſtopfen kann, ſo muß er ſich darauf gefaßt machen, daß ſolche Meutereien, wie wir ſie bereits ſelbſt unter einem Alba! — dem Mann des Krieges und der Soldaten — ausbrechen ſahen, ſich wiederholen werden, daß der bösartige Krebs, die beſten Säfte verderbend, den ganzen militäriſchen Organismus allmählig zerſtören wird. Und mit einer ſo ſchwachen, von Stunde zu Stunde ſchwächeren, ſo unzuverläßigen Kraft will er der wahrhaft moraliſchen Kraft der Freiheit gegenübertreten, die aus dem Blute jedes Märtyrers, der für ſie in den Tod geht, zehn neue Leben erzeugt? Seine Aufgabe, eine ganze Nation ihrem Beherrſcher wieder zu gewinnen, wird darauf zuſammenſchrumpfen, daß er blos weiteren Abfall verhindere; wie wird er, auf eine mühſelige und undankbare Flickarbeit hingewieſen, das große Gewebe der Freiheit und Selbſtſtändigkeit zerſtören können, welches die Eintracht in den nördlichen Provinzen begonnen hat? Von einer Einigung beider Hälften des Landes für Spanien aber kann keine Rede ſein. Denn wenn Requeſens in den ſüdlichen Provinzen, ſeiner eigenen Individualität nach, den Katholizismus begünſtigt, ſo verletzt er die nördlichen, welche in der Garantie des reformirten Kultus auch die ihrer bürgerlichen Freiheit erkennen; und wenn er den nördlichen Provinzen politiſche Zugeſtändniſſe machen will, ſo werden die ſüdlichen ſolche von dem Geſichtspunkte auffaſſen, als hätte er in der politiſchen Freiheit auch der religiöſen (d. h. in dieſem Falle dem Proteſtantismus) Zugeſtändniſſe gemacht. Alles bisher Geſagte wurde angedeutet, um die Anfangspunkte von Fäden bemerkbar zu machen, welche ſpäterhin durcheinanderlaufen.

Durch eine Anordnung berührte Requeſens jedenfalls die Sympathieen beider Hälften der Niederlande gleich angenehm; nämlich, indem er die vornehmlichſten Maßregeln abſchaffte, welche Alba allgemein verhaßt gemacht hatten, — den zehnten Pfennig und den Blutrath. Dieſen Anordnungen, durch welche er ſein demjenigen Alba's ganz entgegengeſetztes Syſtem von vorneherein deutlich genug darzuthun ſuchte, ſetzte er dadurch die Krone auf, daß er Alba's Bildſäule in der Citadelle von Antwerpen niederreißen und in ein Gewölbe ſchaffen ließ.

Indeſſen vermochte die allgemeine Freude über jene Schritte des neuen Statthalters doch das Mißvergnügen, namentlich in den nördlichen Provinzen, über ſeine allzuſtrenge religiöſe Politik nicht aufzuhalten, welche man in den blutigen Spuren ſeines verhaßten Vorgängers auftreten ſah. Die Proteſtanten wußten nach wie vor, daß das Schwert (und zwar das des Henkers) an einem Haare über ihren Häuptern hing. Sollte wohl die Furcht die Arme der Nation bewegen, daß ſie ſie zur Verſöhnung ausſtreckte? Mußte nicht vielmehr die Furcht vor der wahren Geſinnung des Hofes, deſſen bloßes Werkzeug Requeſens war, jeden Keim des Vertrauens erſticken, als Philipp II. im Sommer des Jahres 1574 eine neue, bei weitem mehr umfaſſende Amneſtie erließ, als jene geweſen war, welche Alba in Antwerpen verkündigt hatte? Blieb ſie nicht immer eine — ſpaniſche Amneſtie, und gab es nicht noch Jeſuiten, welche für jedes feierliche Verſprechen durch die Zauberkraft ihrer Mentalreſervationen eine Klauſel im Hintergrund bereit hatten? Uebrigens empfahl ſich die ebenerwähnte neue Amneſtie vom Juli 1574 allen ſtandhaften Männern in den Niederlanden ſchon durch die einzige Beſtimmung nicht ſehr, daß jedem verziehen ſei, der reuig in den Schooß der alleinſeligmachenden römiſch-katholiſchen Kirche zurückkehre. Man muß den proteſtantiſchen Fanatismus jener Zeit in Anſchlag bringen (der ſich, wie erwähnt, am katholiſchen groß und ſtark geſäugt hatte,) um die geringe Wirkung in Anſchlag bringen zu können, welche eine Amneſtie unter einer ſolchen Bedingung erzeugen konnte; aber man braucht jenen auch kaum in Anſchlag zu bringen, wenn man überhaupt annimmt, daß es unter allen Verhältniſſen Menſchen gibt, denen nicht etwa bloß ihre Ehre, ſondern, was das Beſte iſt, ihr eigenes Bewußtſein höher als Alles in der Welt gilt. Und wie in religiöſer Beziehung, ſo dachte man damals in den nördlichen Provinzen auch in politiſcher. Kurz: man traute der neuen Amneſtie durchaus nicht und zwar mit um ſo mehr Grund, da man von Tag zu Tag von neuen Flottenrüſtungen in Spanien hörte, die der Unterwerfung Hollands und Seelands gelten ſollten. Die Preße, deren Einfluß auf die ganze Entwicklung des Aufſtandes überhaupt nicht zu überſehen iſt, war auch damals nicht müßig; es erſchien eine „wahrhafte Warnung gegen die Amneſtie des Großkommenthurs,“ welche ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlte. *) Vergeblich war die Bitte des neuen Statthalters an die Staaten, ihm eine jährliche Abgabe von zwei Millionen zu bewilligen; vergeblich war ſeine Bemühung, die Staaten von Holland und Seeland zu einer Unterhandlung über den Frieden zu bringen. Die erſte Gegenforderung von ihrer Seite war die alte: Entfernung der fremden Truppen aus den Niederlanden, ihre zweite: die verfaſſungsmäßige Regierung mit Beiziehung der ein-

---

*) Spaniſche Amneſtie war und blieb ein Gegenſtand des Volksſpottes, wofür das „Geuſen-Liederbuch“ Zeugniß gibt.

heimiſchen Volsvertretung. Der Geiſt war in dieſen Provinzen erwacht, und die bloße phyſiſche Macht, auch wenn ſie Requeſens im vollſten Umfang beſeſſen hätte, würde wenig dagegen haben ausrichten können. Unter ſolchen Umſtänden blieb gleichwohl dem neuen Statthalter nichts übrig, als — eben die phyſiſche Macht zu verſuchen, da die moraliſche, welche ſeiner Parthei zu Gebote ſtand, zu ſchwach war, um die der Gegenparthei zu vernichten. Uebrigens mangelte ihm der feine Scharfblick, jenen geheimen Riß zum Vortheil Spaniens zu erweitern, welcher die Bevölkerungen der nördlichen und ſüdlichen Provinzen gegen einander bewaffnen konnte. Und doch fehlte es ihm anderſeits, da er das zweifelhafte Gewicht der phyſiſchen Macht zur Entſcheidung in die Wagſchale warf, wieder an höheren Feldherrntalenten und an der eiſernen Konſequenz ſeines Vorgängers. Unter ſolchen Umſtänden konnte denn das Intereſſe Spaniens beinahe in keinen Händen übler berathen ſein als in jenen des Requeſens.

Noch immer belagerte Oranien, mit der eifrigſten Unterſtützung der wackren Seeländer, die Stadt Middelburg auf der Inſel Walcheren, welche der tapfere Spanier Mondragon ſtandhaft vertheidigte und in welcher ſich bereits ein drückender Mangel an Lebensmitteln zeigte; ſchon ſahen ſich nämlich die Belagerten genöthigt, Leinſamen unter das Brod zu mengen. Requeſens erkannte gleich ſeinem Vorgänger Alba, wie wichtig es für die königlichen Intereſſen ſei, Middelburg zu behaupten, und ſuchte es deßhalb zu entſetzen.

Zu dieſem Zwecke ſollte eine bedeutende Flotte auslaufen, welche bereits Alba gerüſtet hatte. Dagegen hatte auch Oranien, welcher ſich zu Vlieſſingen befand, die ſeeländiſche Flotte, vierundſechzig Segel ſtark, unter dem Admiral Ludwig von Boiſot verſammelt, um alle Bewegungen der feindlichen zu verfolgen und zu vereiteln. Requeſens hatte ſeine Flotte in zwei Hälften getheilt; die eine ſollte unter dem Kommando Sanzio's d'Avila durch die Gewäſſer des ſogenannten Hent nach Walcheren ſteuern, die andre unter dem Admiral Herrn von Glimes und Julian Romero, welcher Letztere wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der That den Oberbefehl führte, von Bergen op Zoom aus durch die Oſterſchelde. Ein kühner Mann, Namens Hans Koch, machte ſich anheiſchig, die belagerten Middelburger von allen dieſen Maßregeln in Kenntniß zu ſetzen; er entledigte ſich dieſes Auftrages, indem er von Antwerpen aus mit dem größten Glück mitten durch die ſeeländiſchen Wachtſchiffe nach Middelburg ſteuerte, und die Middelburger ſchöpften aus ſeiner Botſchaft friſchen Muth. Doch Oranien kannte den Operationsplan der Feinde und theilte die ſeeländiſche Schiffsmacht gleichfalls in zwei Hälften. Die eine ließ er vor Middelburg; die andere, unter Ludwig von Beiſot, nahm ihre Richtung gegen Tholen; ſie hatte den Auftrag, die Geſchwader Romero's aufzufangen. Es war gegen Ende Januars 1574, als die Letzteren den ſeeländiſchen Schiffen bei Reimerswaal begegneten. Der ſpaniſche Admiral Glimes beſchloß den Kampf zu vermeiden, aber mit Ungeſtüm drang Romero darauf, und ſchnell wurden zehn ſpaniſche Schiffe von den Seeländern geentert. An ſechzig Spanier ſprangen, von Kampfluſt hingeriſſen, auf das ſeelänländiſche Admiralſchiff, wurden aber in die Luft geſprengt. Auf das ſpaniſche klomm Kaſpar Lenſen, ein Seeländer, kletterte den Maſt empor, nahm die Flagge, ſchlang ſie um ſeinen Leib und brachte ſie ſeinen Landsleuten. Immer wüthender wurde der Kampf auf beiden Seiten. Als Romero die Admiralsflagge nicht mehr ſah, ließ er eine ſolche auf ſeinem eigenen Schiffe aufziehen, um die Seinigen zu ermuthigen. Es nützte nichts;

die Kampfwuth der Seeländer war unüberwindlich. Schon ſah er ſich von allen Seiten durch die Feinde umſchloſſen und konnte nur noch an ſeine Rettung denken. Er warf ſich über Bord und erreichte ſchwimmend die Küſte von Tholen, wo Requeſens von einem Damme aus das Gefecht beobachtet hatte. „Ich bin nur ein Kriegsmann, kein Matroſe", rief Romero dem Statthalter entgegen, indem er triefend und in furchtbarſter Aufregung auf ihn zueilte, während ſein Schiff, durch die Fluth flott geworden, in die Tiefe trieb. Der Admiral Glimes wurde erſchoſſen; ſein Schiff lief auf den Grund und ging in Brand auf. Die Seeländer hatten acht feindliche Schiffe erobert und die Mannſchaft über Bord geworfen; die Schiffe mit dem Geſchütz wurden nach Veere und Vlieſſingen gebracht. Der Reſt der ſpaniſchen Flotte zog ſich, als es zu dunkeln begann, nach Bergen-op-Zoom zurück. Indeſſen hatte Oranien von Vlieſſingen aus die zweite Hälfte der feindlichen Flotte unter Sanzio d'Avila mit großer Unruhe beobachtet, da er nur eine geringe Macht gegen ſie aufbieten konnte und über das Schickſal der anderen Hälfte keine Nachricht hatte. Als Sanzio d'Avila von dem verunglückten Erfolge Kunde erhielt, lichtete er die Anker und kehrte, ohne Etwas unternommen zu haben, eilig nach Antwerpen zurück.

Der Sieg der Seeländer zu Waſſer entſchied nun auch ſchleunig das Schickſal des durch Hungersnoth hart bedrängten Middelburgs. Mondragon, welcher die Unmöglichkeit einſah, ſich länger in dieſer Stadt zu halten, entſchloß ſich, ſie dem Prinzen von Oranien zu übergeben, aber nicht anders, als auf ehrenvollen Abzug mit Waffen und Gepäck. Da Oranien zögerte, darauf einzugehen, ſo ließ ihm Mondragon erklären, er wolle die Stadt lieber an zwanzig Enden in Brand ſtecken. Oranien achtete den Heldenmuth des Feindes und traf am 18. Februar die Uebereinkunft mit ihm. *) Mondragon erhielt mit ſeiner Beſatzung den bedungenen ehrenvollen Abzug von der Inſel Walcheren mit Waffen und Gepäck, und gab dem Prinzen ſein Ehrenwort, bei Requeſens die Freilaſſung St. Aldegonde's, de Ryk's und noch drei anderer gefangener Befehlshaber zu bewirken, widrigenfalls er ſich binnen zwei Monaten wieder in Oraniens Haft ſtellen würde. Jene Bürger Middelburgs, welche dem Prinzen für den König Treue ſchwören würden, ſollten ihr Leben, Gut und Privilegien behalten; von den übrigen ſollten zehn, nach Oraniens Wahl, in deſſen Haft bleiben, um dadurch die Freilaſſung von eben ſo vielen gefangenen Haarlemern zu bewirken; die anderen erhielten die Erlaubniß, mit ihrem Hab und Gut auszuwandern. Bürger von Zierickzee, Vlieſſingen und Veere ſollten die neue Beſatzung Middelburgs bilden. Ueberdieß mußte die letztere Stadt dem Prinzen drei Tonnen Goldes bezahlen, wovon er ihr jedoch zwei Drittel erließ. Am 3. April leiſtete die Bürgerſchaft Middelburgs dem Prinzen den Eid der Treue. So großmüthig ſich nun Oranien gegen die eroberte Stadt bewies, — er verſcherzte gleichwohl ihre Zuneigung, indem er durch eine andere Maßregel ihren Stolz verletzte. Er erklärte nämlich Vlieſſingen und Veere für freie gräfliche Städte, welche dadurch bei der Staatenverſammlung von See-

---

*) Lied: „Wilhelmus von Naſſouwe
Das edel deutſche Blut;
Mit Freuden ſondere Reue
Laßt uns Gott leben gut,
Der uns hat gegeben
In unſre Hände rein
Middelburg, die Stadt erhaben,
Durch ihre Noth nicht klein“ ꝛc. ꝛc. (Geuſen-Liederbuch.)

land Zutritt erhielten, und begabte auch das bisher unter Middelburg ſtehende Dorf Arnemuiden mit ſtädtiſchen Gerechtſamen, wodurch es von Middelburg unabhängig wurde.

Mondragon rechtfertigte ritterlich das auf ſein Ehrenwort geſetzte Vertrauen. Er bewirkte bei Requeſens mit allem Eifer die Freilaſſung der benannten Gefangenen, vor Allem die des wackren de Ryks. Dieſer hatte indeſſen im ſpaniſchen Gewahrſam Schweres ausgeſtanden. Von Vilvoorden war er nach Gent gebracht worden, wo man ihn in einen ſcheußlichen unterirdiſchen Kerker geworfen hatte; da lag er, mit ſechzig Pfund ſchweren Ketten belaſtet. Nach ſieben Monaten drang man in ihn, des Königs Dienſte anzunehmen; da er ſich jedoch weigerte, die des Prinzen abzuſchwören, ſo führte man ihn aus ſeinem dumpfen Kerker auf ein Blutgerüſte, wo bereits zwei Hingerichtete lagen. Doch jetzt bangte der dortigen Beſatzung vor einem gleichen Schickſale Mondragons (welcher ſich damals noch zu Middelburg befand) wenn de Ryk's Leben geopfert würde; Mondragons beſorgte Gattin hatte die Soldaten bewegt und die ernſten Vorſtellungen derſelben brachten es dahin, daß man de Ryk verſchonte. Mondragon ſelbſt bewirkte endlich de Ryk's Freilaſſung; aber zu der St. Aldegondes wollte ſich Requeſens ſchlechterdings nicht verſtehen. Mit dieſer Nachricht kam nun de Ryk, ſeiner langen und ſchweren Haft entlaſſen, zu Oranien nach Holland. Tief beſtürzt über Aldegondes Schickſal, aber raſch entſchloſſen, fragte ihn der Prinz: „Haſt du den Muth, de Ryk, dich nochmals zu dem Feinde zu begeben und Mondragon an die Erfüllung ſeines Verſprechens zu mahnen?“ „Gern, zum Heil des Vaterlandes“ erwiederte der brave de Ryk. Er hielt ſich für überzeugt, ſeinem ſicheren Tode entgegen zu gehen, und bedingte ſich deßhalb aus, daß ſeiner Wittwe und ſeinen Kindern, damit ſie nach ſeinem Tode nicht darben müßten, durch Oranien eine Summe von 6000 Gulden verſichert wurde. Hierauf begab ſich de Ryk zu Mondragon und erinnerte ihn im Namen des Prinzen an ſein Verſprechen. Mondragon aber eröffnete dem Don Requeſens ſeinen feſten Willen: „Wenn St. Aldegonde nicht die Freiheit erhält, ſo ſtelle ich mich augenblicklich wieder in Oraniens Haft, um mein Wort ehrlich zu löſen.“ Dieſe ritterliche Treue Mondragons beſtimmte endlich Requeſens zu dem Entſchluſſe, St. Aldegonde freizugeben, nachdem ſich derſelbe acht Monate lang in ſpaniſchem Gewahrſam befunden hatte. Eine ſolche Treue des Feindes war einer ſolchen patriotiſchen Aufopferung werth; beide Beiſpiele von Tugend verſöhnen das menſchliche Gefühl nach ſo manchen zahlreichen Beweiſen von Barbarei, zu welcher Fanatismus und Verzweiflung bis jetzt zwei urſprünglich gleich edle Nationen hingeriſſen hatten.

Nachdem nun Oranien durch den Beſitz Middelburgs ſich der Uebermacht auf dem Meere vergewiſſert hatte, beſchloß er im Vertrauen auf die Kühnheit der Seeländer, ſich auch der anderen wichtigen Hafenplätze, und zwar vor Allen Antwerpens zu bemächtigen, um der jungen Freiheit immer mehr ſichere Zufluchtsorte offen halten zu können. Er unterhielt geheime Einverſtändniſſe ſowohl mit der Stadt, als auch ſogar mit Soldaten in der Citadelle von Antwerpen, und etwa 500 „wilde Geuſen“ hatten ſich bereits durch Liſt in die Stadt eingeſchlichen. Doch der Anſchlag wurde bei Zeiten entdeckt und vereitelt, ebenſo auch ähnliche auf andere Städte, welche ſich im Beſitz der Spanier befanden. Dagegen machten auch die Feinde einen ähnlichen Anſchlag auf Gouda, und zwar im heimlichen Einverſtändniß mit mehren dortigen Katholiken, welcher jedoch ebenfalls keinen günſtigen Erfolg hatte.

Inzwiſchen hatte übrigens Oraniens Politik bereits weiter ausgeblickt; kühn und beharrlich, wie er war, ſcheute er den Krieg nicht, aber er beſorgte, daß das Volk, bloß allein auf die eigne Kraft hingewieſen, in einem langen und ſo ungleichen Kampfe gegen die Uebermacht ſich verbluten möchte. Deßhalb war es ſein angelegentlichſtes Beſtreben, fremde Mächte in's Intereſſe zu ziehen, durch deren Unterſtützung die Niederlande einen langwierigen Krieg mit Spanien aushalten oder wenigſtens einen ehrenvollen Frieden mit Philipp II. erlangen könnten, wobei die Früchte der bisherigen Anſtrengungen und das Ziel aller Wohlgeſinnten, die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſowohl in politiſcher als in religiöſer Einſicht, aufrecht erhalten und ſicher verbürgt würden. Wenn Oranien in ſolchen Abſichten die nächſten Nachbarn der Niederlande prüfend überblickte, ſo mußte er von der Seeſeite auf England, ſo konnte er von der Landſeite, zwiſchen Frankreich und Deutſchland wählend, nur auf Frankreich Hoffnungen ſtellen. So unwahrſcheinlich es uns auf den erſten Blick vielleicht vorkommt, daß Oranien gerade auf Frankreichs Unterſtützung noch immer das meiſte Vertrauen ſetzte, nachdem dort eine einzige Nacht, die Bartholomäusnacht, die ganze Treuloſigkeit des Hofes entſetzlich aufgedeckt hatte, — das ſcheinbare Räthſel löſt ſich doch völlig, wenn man die Stellung Frankreichs zu Spanien und andererſeits die des deutſchen Reiches nicht aus dem Auge verliert. Wie verrucht auch in Frankreich immerhin die Politik des Hofes nach innen zu gegen die Hugenotten ſein mochte, ſo konnte doch nimmerhin die Gleichheit des Glaubens die aufrichtige Freundſchaft des Hofes mit Spanien erwecken. Der religiöſe Fanatismus des franzöſiſchen Hofes war, himmelweit von dem des ſpaniſchen verſchieden, bloß ein Raffinement des Verſtandes, ein Raffinement, deſſen Ruchloſigkeit deshalb einer weit ſchärferen

Zurechnung unterliegt als alle Autodafés, welche Philipp II. zur vermeintlichen Ehre Gottes feierte; der franzöſiſche Hoffanatismus war bloß eine Maske der verlegenen Tyrannei, welche in den Religionspartheien mit Recht gefährliche politiſche Faktionen erkannte, die ſie mit dem empörendſten Unrecht auf einen Schlag vernichtete, weil ſie von weiteren rechtlichen Zugeſtändniſſen ihren eigenen Sturz befürchtete. Wenn nun der religiöſe Fanatismus des franzöſiſchen Hofes im Gegenſatze zu dem des ſpaniſchen bloß ein künſtlicher war, ſo blieb dagegen um ſo mehr die tiefeingewurzelte Antipathie deſſelben gegen Spanien eine Wahrheit. Frankreich hatte die Zeiten Kaiſer Karls des Fünften noch nicht vergeſſen und es konnte ſie auch nicht vergeſſen. Es mußte ſtets auf der Hut vor Spaniens gefährlicher Nachbarſchaft ſein, deſſen prunkhaftes Anſehen zwar bereits eine gefährliche innere Schwäche verhüllte, welches jedoch faſt in demſelben Verhältniſſe, als deſſen innere Schwäche zunahm, durch Philipps II. Geiſt immer kühnere Pläne gegen das Ausland entwickelte. Frankreich mußte wenigſtens die Gelegenheit, welche ihm durch ſeine geographiſche Lage als Scheidewand der Niederlande geboten war, benützen, um Spanien in ſteten Beſorgniſſen zu halten, um deſſen Uebergewicht nicht aufkommen zu laſſen. Dieſes tieferliegende Motiv war es nun, worauf der tieferblickende Oranien Rückſicht nahm. Sowohl die geographiſche Lage, als die politiſche Stellung Frankreichs konnte den Niederlanden weſentlich nützen.

Was aber konnte ihnen das deutſche Reich nützen? Ein Wahlreich, beſtehend aus ein paar hundert Reichsſtänden, von denen der kleinſte mit dem größten in ſteter Eiferſucht lag, von denen jeder ſeine Selbſtſtändigkeit mit ſo großer Aengſtlichkeit zu bewahren ſuchte, daß der ganze Verband keine Kraft zu großen gemeinſamen Unternehmungen behielt?

Ein Reich unter einem Oberhaupte, das von der alten ehrwürdigen Kaiſermacht wenig Anderes mehr als den Schatten noch übrig hatte, und das zur Vertheidigung des Reiches gegen einen gemeinſamen Feind deſſelben ſich die Hülfe der Mitglieder faſt erbetteln mußte! Ein Reich, deſſen Oberhaupt, damals ein edler, gerechtigkeitsliebender und toleranter Mann, Maximilian II., trotz aller ſeiner eifrigen Bemühungen doch den Religionsfrieden nicht aufrecht halten konnte! Und davon abgeſehen, war es dem Kaiſer Maximilian II. wohl zuzumuthen, gegen ſeinen eigenen Schwiegerſohn Philipp II. die Waffen zu ergreifen für abgefallene Provinzen? An redlichen ernſten Verſuchen, um Philipp II. zur milderen Behandlung der Niederlande zu bewegen, hatte es der Kaiſer ſchon von Anfang der Unruhen an nicht fehlen laſſen,*) und unabläſſig wirkte er, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, zu dieſem Zwecke hin, mit größerer Umſicht als Philipp und Alba die Verhältniſſe überblickend und die Zukunft ahnend, auf die er ſie wohlmeinend und freimüthig aufmerkſam machte. Aber er konnte das Unmögliche nicht möglich machen. Kurz: von dem deutſchen, vielfach zerſplitterten, in hundert Partikularintereſſen befangenen Reiche war ein gemeinſamer Aufſchwung zur Rettung der Freiheit in den Niederlanden nicht zu erwarten; das Einzige, was man von dorther erwarten konnte, war die Hülfe **einzelner Männer**, fürſtlicher oder adeliger Condottieri, welche ihr Leben und Gut in die Schanze ſchlugen, — eine vorübergehende Theilnahme an irgend einem Feldzug, alſo für das Geſammtintereſſe der niederländiſchen Nation eine nutzloſe.

---

*) Man vergleiche die intereſſante Korreſpondenz Maximilians II. und Philipps II. (Briefe des Erſteren vom 9. Juli, 30. Septbr. u. 20. October 1567, und Philipps vom 12. Dezember 1567) in Nrn. 39, 40, 41, 42, 44, 48 u. 49 der „freien Preſſe“ von 1840), ferner den Brief Kaiſer Maximilians II. an Alba vom 7. Auguſt 1568 (in Nr. 59 derſelben Zeitſchrift), worin die Stelle: „daß in denen und dergleichen Sachen nichts Rathlicheres und Beſſeres, als der Zeit und Gelegenheit der Läufte wohl wahrzunehmen und ſich zu befleißigen, damit die ohne das merklich große Schwierigkeit und Verbitterung nicht noch mehr geſtärkt und derwege bereitet werde, zu derjenigen Weiterung und Unrath, ſo ohne das in den Gemüthern der Leute begierig ſteckt, und vieler Orten nichts anderes geſucht noch gewünſcht wird, als ein allgemeiner Aufſtand und Kriegserweckung wider Eu. Liebden und dero bei ſich habenden Kriegsvolk. . . . . Welches dann auch die einige Urſach, darum wir, auf vorbemeldten Sr. des Königs Rath und Orators, des von Chantoney, ſo fleißig geſuchte und ganz emſiglich ſolicitirte geſtrackte Achterklärung, nicht allein des Grafen von Embden, ſondern auch des Prinzen von Orangien, deſſelben Bruders, Grafen Ludwigen von Naſſau, und Grafen Jobſten von Schaumburg, Uns jetzo nicht reſolviren konnten“. u. ſ. w.

Aber **England**, — kam dies England, an deſſen Spitze eine Frau wie die Königin Eliſabeth ſtand, deren Intereſſe

---

Vergl. ſodann den altfranzöſiſchen Auszug eines Briefes des Kaiſers an **Alba** („fr. Br." Nr. 56, II.). Zu wiederholten Malen gab Maximilian II. ſeine äußerſte Mißbilligung über das Verfahren gegen **Egmont** und **Horn** zu erkennen. Ausdrücklich ſchrieb er an **Alba** (vergl. „fr. Br." Nr. 60): „Es will Uns auch von Vielen zum Höchſten imputirt werden, **daß wir uns der Sachen gegen E. L. nicht mehrers angenommen und noch annehmen, zu Fürkommung des augenſcheinlichen großen Verderbens und Untergangs der Niederlande, als die dem Reich gutentheils eigenthümlich angehörig**, und des Königs Liebden von Uns und dem Reich zu Leben rühre, **im Landfrieden begriffen** und nicht unbillig ſich deſſelben zu erfreuen haben ſollen." In demſelben Briefe äußert er ſich (etwas früher) gegen Alba: „Aus welchem Allem E. L. leicht zu erachten, da es einmal zu einer verurſachten Reichszuſammenſetzung wider E. L. Gouvernement kommen, und (da Gott vor ſei) faſt die völlige Macht deutſcher Nation dahin gewendet werden ſollte, was am Ende daher für ein Ausgang zu gewarten."

ſtündlich von Spanien ſo tödtlich bedroht war, kam England ſo wenig in Betracht, wenn ſich Oranien nach aufrichtigen Bundesgenoſſen für die Niederlande umſah? Man würde eine unbedingte Apologie der Politik Oraniens ſchreiben, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daß er auf ein Bündniß mit England vielleicht zu wenig Gewicht legte. Es iſt allerdings wahr, daß ſich die kluge Eliſabeth in Bezug auf die Niederlande fortwährend ſchwankend und ſcheinbar unentſchloſſen benahm, daß ſie ihre Sympathie für dieſelben verrieth und doch oft zögerte, dieſelbe durch die That zu bewähren, daß ſie zuweilen der Krone Spaniens, deren feindſelige Abſichten ſie durchſchaute, Zugeſtändniſſe machte, und zwar in Augenblicken, da ihr energiſches Auftreten den Niederlanden entſchieden genützt haben würde. Aber ſah ſie ſich zu einer ſolchen Politik nicht gewiſſermaßen veranlaßt, wenn man ihr von Seiten Oraniens ſtets nur die zweite Rolle, gleichſam eine Aushülfsrolle, zudachte? Anderſeits fand ſich Eliſabeth durch die Macht der Umſtände wirklich genöthigt, die Initiative zu einem offenem Bruche mit Spanien zu vermeiden, welche ſie durch eine erklärte Verbindung mit den Niederländern hervor gerufen haben würde, da Spanien dieſelben bloß als Rebellen betrachtete. Oranien mußte ſich, von England zurückgewieſen, eben wieder in die Arme Frankreichs werfen, und ſein unternehmender Bruder, Graf Ludwig von Naſſau, betrieb abermals die betreffenden Unterhandlungen mit eben ſo viel Geſchick als Erfolg. Er erlangte von dem franzöſiſchen Hofe eine bedeutende Geldunterſtützung und die eben ſo wichtige Erlaubniß, ein paar tauſend franzöſiſche Soldaten zum Krieg in den Niederlanden gebrauchen zu dürfen; Frankreich dachte dabei freilich nicht an die Freiheit der Niederlande, ſondern nur an etwaige Nachtheile Spaniens.

Durch die franzöſiſchen Hülfsgelder und das Verſprechen des franzöſiſchen Hofes unterſtützt, begab ſich nun Graf Ludwig nach Deutſchland und brachte dort ein Heer zuſammen, welchem ſich ſein Bruder, Graf Heinrich, und Prinz Chriſtoph, der Sohn des Churfürſten Friedrich III. von der Pfalz anſchloſſen. Mit dieſem Heere, welches 6000 Mann zu Fuß und 3000 zu Roß zählte, drang Graf Ludwig in die Niederlande ein und lagerte ſich zu Gulpen, zwiſchen Aachen und Maaſtricht; aber auch Requeſens hatte, auf die Nachricht von dieſer Rüſtung, ſeine Macht mit aller möglichen Anſtrengung verſtärkt und zu dieſem Zwecke auch ſeine Truppen aus Holland an ſich gezogen. Dadurch wurde die Stadt Leyden, welche die Spanier bis dahin vom November des vorigen Jahres (1573) an belagert hatten, für den Augenblick von den Feinden wieder befreit. Auch die Schanzen im Waterland, welche der Herr von Chevreaux beſetzt hatte, wurden jetzt von Spaniern entblößt. Der Plan des Grafen Ludwig war nun folgender. Er wollte tiefer nach Geldern ziehen, dort zu ſeinem Bruder, dem Prinzen von Oranien ſtoßen, wenn er ſich mit dieſem vereinigt habe, das wichtige Nymwegen überwältigen, und dann nach Brabant eilen, um dort den Feind im Kern ſeiner Macht anzugreifen, während zu gleicher Zeit die nördlichen Provinzen dadurch der Feinde ledig waren. Am rechten Ufer der hochangeſchwollenen Maas zog er deßhalb weiter, um durch das Gebiet zwiſchen dieſem Fluß und der Waal in den Bommeler Waard einzudringen, welcher von beiden umſchloſſen wird; denn er hatte Nachricht bekommen, daß ſein Bruder Oranien mit 6000 Mann im April (1574) in denſelben eingefallen ſei und dort das Schloß Wardenburg, welches einer natürlichen Tochter des letzten Herzogs von Geldern gehörte und 300 Spanier zur Beſatzung eingenommen hatte, überwältigt habe.

Aber Don Sanzio d'Avila, welchem Requeſens den Oberbefehl des ſpaniſchen Heeres gegen den Grafen Ludwig anvertraut hatte, folgte dieſem aufmerkſam am linken Ufer der Maas. Bei Grave ſchlug er eine Schiffbrücke über den Strom, führte ſeine Truppen glücklich aufs rechte Ufer hinüber und lagerte ſich bei Over-Aſſelt. Graf Ludwig hatte ſich, kaum eine Meile von den Spaniern entfernt, bei dem Dorfe Mook gelagert; von dort aus breitet ſich eine große Ebene bis gegen Nymwegen hin. Ludwig ſah jetzt ſeinen Plan, in den Bommeler Waard vorzudringen, durch den Feind geſtört; Sanzio d'Avila aber beſchloß, ſeinen Gegner auf der Mooker Haide zur Schlacht zu zwingen. Graf Ludwig hatte ein Gefecht nicht erwartet, aber da es ſich bot, ſo nahm er es mit Freuden an. Es war am 14. April 1574, als die beiden Heere aneinander geriethen. Im Anfang ſchien ſich das Glück für den Grafen Ludwig von Naſſau zu entſcheiden; ſeine Begeiſterung riß ſeine Schaaren mit ſich fort und die ſchwergeharniſchte Reiterei des kühnen Partheigängers Martin Schenk, welcher den Spaniern diente, ergriff die Flucht. Aber ein keckes Manöver der übrigen ſpaniſchen Reiterei, welche, in viele kleine Haufen zertheilt, die Truppen Ludwigs angriff, und das ſchändliche Benehmen von deſſen Fußvolk, welches ſeinen Sold verlangte, bevor es ſich in den Kampf miſchte, entſchied das Schickſal der Schlacht, nämlich einen glänzenden Sieg der Spanier. Dieſe verfolgten denſelben raſch und mit Glück. Dreitauſend Mann Fußvolks und fünfhundert Reiter Ludwigs blieben auf dem Platze. Er ſelbſt, Graf Heinrich von Naſſau, (der jüngſte Bruder Oraniens) und Prinz Chriſtoph von der Pfalz ſtarben für die Freiheit und den Proteſtantismus. So waren denn jetzt ſchon drei Söhne des Hauſes Naſſau für die Niederlande als Helden kämpfend gefallen; den vierten Bruder, den größten, bewahrte ihnen die Vorſehung noch, bis er ſie zu jenem Zuſtande gebracht haben würde, in welchem ſein Blut, nicht in der Schlacht, ſondern durch eines fanatiſchen Meuchlers Hand vergoßen, den befeſtigten Grundſtein der Freiheit einweihen und für kommende Zeiten zum Siegel der Verheißung würde, daß die Freiheit unſterblich bleibt, wenn auch ihre Helden ſterben müſſen, und daß jedes Märtyrthum für ſie unvergängliche Zinſen trägt. Oranien hatte das unglückliche Ende, welches der Feldzug ſeines kühnen Bruders nehmen würde, vorausgeahnt. Jetzt, da es entſchieden war, kehrte er, vorſichtig wie immer, mit ſeinen Truppen von dem Bommelerwaard nach Seeland zurück, um dieſe Provinz und Holland, ſoviel in ſeinen Kräften ſtünde, vor einem Anfall der Feinde, welchen er als gewiß vorausſetzte, zu bewahren.

Zum Glück für Holland und Seeland brach jedoch gleich nach dem Sieg der Spanier auf der Mookerhaide eine furchtbare Meuterei unter dieſen Truppen aus. Schon einige Zeit vorher hatten die ſpaniſchen Soldaten von Don Sanzio d'Avila ungeſtüm ihren längſt rückſtändigen Sold verlangt; der Feldherr hatte ihnen verſprochen, daß ſie denſelben nach der erſten gewonnenen Schlacht richtig erhalten ſollten. Auf dieſe Verſicherung hin hatte ſich das Kriegsvolk vollkommen beruhigt und ſeine Schuldigkeit gethan. Es war eines der eigenthümlichſten, die man ſich denken kann, bigott und grauſam, Beides bis zur blinden Wuth, aufs Kommando bereit, dem gewiſſen Tode entgegenzuſtürzen, und doch gleich darauf eben ſo unbändig gegen jeden Zügel, eben ſo taub gegen jeden Befehl, wenn es ſich in ſeinen Rechten gekränkt glaubte. Darf man ſich über das Letztere verwundern? Der Soldat fühlte, daß auf ihn allein alles ankam, daß er hier in den Niederlanden ebenſo gut oder mehr König war, als Philipp II. in ſeinem Kabinet. Der Soldat hatte jede Anſtrengung zu ertragen, er mußte hungern und dürſten; ja er mußte ſogar, wenn der Feind ihn höhnte und der Befehlshaber es verbot, ſich an jenem dafür zu rächen, ſtumm und geduldig die Zähne aneinander preſſen und Sekunde für Sekunde zählen, bis er endlich ſeine mittlerweile zur Beſtialität geſteigerte Wuth auslaſſen dürfe. Er war ſeinem Befehlshaber leib- und ſeeleneigen. Und was hatte er dafür? Die Ehre! Welche Ehre? Die Befehlshaber ſtrichen ſie für ihn ein; alles Blut, das der Soldat vergoß, trug nur den Offizieren Lob, Ruhm, Beförderung ein. Der Soldat duldete indeſſen dies Verhältniß gerne. Er befand ſich dabei ungefähr in demſelben Verhältniß wie ein Volk, das für alle ſeine Anſtrengungen den Fürſten erhöht ſieht, es gerne ſieht, und ſich in ihm, mit ihm, ſelbſt verherrlicht glaubt. Aber der Soldat war auch wieder in anderer Beziehung gewiſſermaßen wie ein Volk. Er erkannte nichts Höheres an als ein einfaches Vertragsverhältniß zwiſchen ſich und dem Beherrſcher, d. h. in ſeinem Fall: dem Feldherrn. Er verkaufte demſelben den narbenvollen Leib zu neuen Wunden und wollte dafür, daß auch der Feldherr als anderer Kontrahent ſeine Vertragspflicht redlich erfülle. Was hatte der Soldat zu empfangen? Statt der Freiheit (mit Ausnahme der Erlaubniß: zu plündern und zu morden) -- bloß Geld. Der Soldat hatte ſich verkauft und alſo hatte er das Recht, den ſtipulirten Preis für ſein Leben zu verlangen. War es ſeine Schuld, daß der Feldherr dieſen Preis nicht immer pünktlich aufbringen konnte? Gewiß nicht. Es war Sache des Feldherrn, dafür zu ſorgen. Der Soldat hatte ſogar lange gewartet, er wollte nun mit der Gewalt, die er einmal in den Händen hatte, das fordern, was ihm von Rechtswegen gebührte. — Die ſpaniſchen Truppen hatten in der Schlacht auf der Mooker-Haide ihre Pflicht gethan und forderten nun auch von ihrem Feldherrn die Erfüllung der ſeinigen.

Sanzio d'Avila konnte ſie nicht erfüllen, als ſie ihn nach dem Siege daran erinnerten, und nun achteten ſie auch auf alle ſeine Vertröſtungen nicht. Wenn der Vertrag nichts galt, ſahen ſie ſich in den Zuſtand der Nothwehr verſetzt, und demgemäß zerriſſen ſie kühn die Bande der Subordination. Sie erkannten den Feldherrn nicht mehr an, erwählten ſich aus ihrer eigenen Mitte einen Anführer („Eletto“) zogen auf eigene Fauſt nach Antwerpen, wo der Herr von Champagny ſpaniſcher Kommandant war und wohin ſich auch Requeſens in Perſon begeben hatte. Aber ſelbſt die Gegenwart des Letzteren vermochte den Grimm der Soldaten nicht zu bändigen. In voller Schlachtordnung rückten ſie in die Stadt ein, plünderten Champagny's Wohnung und befahlen dieſem, mit den Wallonen die Stadt binnen zweimal 24 Stunden zu verlaſſen. Champagny ſah in der That keinen andren Ausweg vor ſich, als den, ſich den Forderungen der Meuter zu fügen; der Eletto derſelben nahm ſeine Wohnung im Stadthauſe und die „Herrn Soldaten“ („los Sennores soldates,“ wie ſie ſich nannten) richteten ſich nun in einer eigenthümlichen republikaniſchen Verfaſſung zu Antwerpen ein. Sie bildeten hier die Macht, unterwarfen ſich gewiſſenhaft den Befehlen ihrer ſelbſterwählten Obrigkeit, verhandelten förmlich mit Chiappin Vitelli, ſo wie mit der Bürgerſchaft, gelobten, augenblicklich, zur Pflicht zurückzukehren, ſowie ſie den ihnen von Rechtswegen zukommenden Sold empfangen würden, und hielten ſtreng darauf, daß die öffentliche Ordnung, ſo wie die Sicherheit und das Eigenthum der Bürger nicht im Geringſten geſtört wurden; zwei ihrer Kameraden, welche ſich des Diebſtahls ſchuldig gemacht hatten, büßten dies Verbrechen — nach em Urtheilsſpruche der ganzen empörten Armee — durch den Strang. Als ſie aber Requeſens blos mit neuen Vertröſtungen, daß ſie einen Theil des Soldes gleich erhalten würden und ſich für den Reſt mit Verſchreibungen begnügen möchten, beſchwichtigen wollte, und als ſogar ihr Eletto ſie zur Annahme dieſes Vorſchlags zu ſtimmen verſuchte, kamen ſie außer ſich vor Zorn und riefen: „Was Verſchreibungen? Geld wollen wir, Geld!“ Und alſogleich ſetzten ſie hierauf ihren Eletto ab und gelobten ſich feierlich nach Anhörung einer Meſſe, ſich nicht eher wieder in Gehorſam zu fügen, als bis ihre Forderungen ſammt und ſonders baar berichtigt ſeien. „Todo, todo, dineros, non palabras!“ („all, all! Geld, keine Worte!“) war ihre Loſung. Die Meuterei ergriff nun auch die Soldaten in der Citadelle; dieſe erkoren ſich gleichfalls einen „Eletto“ und verlangten ungeſtüm die Schlüſſel der Feſtung. Ihr Aufſtand wurde jedoch durch Chiappin Vitelli's kluges und unerſchrockenes Benehmen geſtillt, und bald darauf beruhigten ſich auch die in der Stadt befindlichen Soldaten, als ſie ſich nämlich überzeugten, daß man in der That ernſtliche Anſtalten machte, ihre Forderungen zu erfüllen. Die Bürger Antwerpens brachten zu dieſem Ende eine Summe von 400,000 Gulden auf, Requeſens vergrößerte dieſelbe, zum Theil aus ſeinen eigenen Mitteln, (er verpfändete dafür ſein Silbergeräth) und den Reſt erhielten die Soldaten in Tüchern und in Seidenſtoffen an Geldeswerth, womit ſie ſich denn zufrieden gaben. In koſtbaren neuen Gewändern ſtolz einhergehend, feierten ſie in der Kirche die Verſöhnung, welche durch einen Generalpardon des königlichen Statthalters vollendet worden war. Auf eine intereſſante Weiſe zeigte ſich nun die ächt nationale Religiöſität dieſes ſpaniſchen Kriegsvolks. Kaum ſah es ſich im Beſitze ſeines langaufgehäuften Soldes, als es von demſelben die Klöſter reich beſchenkte; beſonders die Bettelmönche, wie z. B. die Franziskaner wurden dabei gut bedacht; auch die Jeſuiten erhielten große Summen, verweigerten aber die Annahme und vermochten die Soldaten, das dem Orden zugedachte Geſchenk auf eine andre Weiſe zu verwenden, nämlich es unter die Bürgerſchaft zu vertheilen und den ſo manchen Bewohnern Antwerpens zugefügten Schaden dadurch zu erſetzen. *)

Die Meuterei der ſpaniſchen Soldaten war für die Holländer in mancher Beziehung von großem Vortheil geweſen, indem dadurch mehre Pläne der Feinde gelähmt und vereitelt wurden, welche ſie in Folge des wichtigen Sieges auf der Mooker-Haide gefaßt hatten. Ein Anſchlag des ſpaniſchen Oberſten Valdez auf Delft mißglückte; desgleichen ein Verſuch des Herrn von Villy, Schloß und Stadt Medemblick zur Uebergabe zu bewegen. Herzog Erich von Braunſchweig forderte Hoorn und Enkhuizen gleichfalls vergeblich dazu auf, und der Herr von Chevreaux, der einen Zug in's Waterland unternommen hatte, büßte dabei an 2000 Mann ein.

Während der Meuterei in Antwerpen war endlich die ſpaniſche Flotte auf der Schelde aus Vorſicht gegen Lillo hinabgeſegelt. Kaum hatten die kühnen Seeländer dies erfahren, als ſie einen raſchen Angriff auf die Feindesſchiffe unternahmen, den ſpaniſchen Unteradmiral Adrian van Haamſtede gefangen nahmen, ſich dreier Schiffe bemächtigten, und drei andre, welche auf den Grund gelaufen waren, in Brand ſteckten. Vergeblich zogen die ſpaniſchen Soldaten in Antwerpen, welche dort eben ihr Verſöhnungsfeſt feierten, auf die Dämme und ſchoßen eifrig auf die kühnen Sieger hin. Ihr Feuern nahm ſich wie unfreiwillige Ehrenſalven aus, die ſie den Seeländern nachſandten, während dieſe ſtolz und froh mit ihrer Beute nach der Inſel Walcheren ſteuerten. — Eine andere größere Flotte,

---

*) Strada.

welche man in Spanien zur Bezwingung der Niederländer ausgerüſtet und beſtimmt hatte, ſich mit der auf der Schelde vor Anker liegenden zu vereinigen, büßte durch eine Seuche ihren Admiral, Pedro Melenda, und den größten Theil der Mannſchaft ein.

Die Meuterei der ſpaniſchen Soldaten hatte vom April bis in den Mai 1574 gewährt. Kaum war ſie geſtillt, als Requeſens beſchloß, die Belagerung Leydens, welche am 31. März in Folge des Unternehmens des Grafen Ludwig von Naſſau aufgehoben worden war, mit allem Nachdruck wieder zu beginnen. Da die Freunde der Freiheit das Uebergewicht auf der See hatten, ſo mußten es die Spanier um ſomehr auf dem platten Lande zu behaupten ſuchen. Der Obriſt Franciſco Valdez, welcher ſchon die erſte Belagerung Leydens geleitet hatte, erhielt den Auftrag, dieſe Stadt nun zum zweiten Male zu umſchließen und zur Uebergabe zu zwingen. Er befand ſich damals zu Utrecht. Dieſe Stadt ſowie das Stift waren erſt kürzlich der von Alba aufgelegten Buße erledigt und in ihren alten Vorrechten wiederhergeſtellt worden, wozu auch Sitz und Stimme in der Staatenverſammlung gehörte. Valdez hatte es verſucht, ſein Heer in die Stadt Utrecht zu bringen, aber die Bürgerſchaft hatte ſich dieſem Vorhaben widerſetzt und ſchon traf er ernſte Anſtalten, um dieſen Widerſtand zu züchtigen, als er den Befehl erhielt, nach Leyden aufzubrechen. Mit einem Heere von 7000 Mann, welches aus deutſchen, walloniſchen und ſpaniſchen Soldaten zuſammengeſetzt war, brach er jetzt auf, zog an Amſterdam vorüber, ſchiffte die Truppen und Kriegsvorräthe über das Haarlemer Meer und ſetzte ſich in der Nacht auf den 26. Mai in Leyderdorf, vor der Stadt, feſt. Die Bewohner Leyden's hatten es nach der Aufhebung der erſten Belagerung, — zum Theil vielleicht im Vertrauen auf die Milde des neuen ſpaniſchen Statthalters Requeſens, — verſäumt, ihre Beſatzung zu verſtärken, ſich mit Lebensmitteln vorzuſehen, ja ſelbſt die feindlichen Schanzen zu zerſtören, welche Valdez bei ſeinem Abzug verlaſſen hatte. Jetzt erkannten ſie mit Beſtürzung zu ſpät, daß ſie falſch gerechnet hatten. Aber zu ihrem Glücke beſaßen ſie zwei Männer in ihrer Mitte, deren Geiſt und Herz ſtark genug waren, um den Muth ihrer Mitbürger auch im äußerſten Elend aufrecht zu halten. Es waren Johann van der Does, Herr von Nortwyk und Kattendyke, ein eben ſo geſchickter Staatsmann als ausgezeichneter Gelehrter, hochverdient um die vaterländiſche Sprache, Dichtkunſt und Geſchichte, und ein Held, deſſen Scharfblick kein Unfall beirren, deſſen Muth und Standhaftigkeit kein Mißgeſchick zu erſchüttern vermochte, — und dann Peter Adrianszoon van de Werff*), ein tugendhafter Vaterlandsfreund, welcher ſchon einmal ſein Leben freudig aufs Spiel geſetzt hatte, um für ſeinen edlen Freund, den Prinzen von Oranien, in Holland Geldbeiſteuern zu einem Feldzug gegen Alba zu ſammeln. Johann van der Does war Oberbefehlshaber über jene Bürger, welche bei der Nachricht von der Ankunft der Spanier die Waffen ergriffen hatten, um die Stadt, welche ohne Beſatzung war, zu vertheidigen. Peter van de Werff war (ſeit dem November 1573) vorſitzender Bürgermeiſter in Leyden; ihm ſtand der eifrige Stadtſchreiber van Hout unermüdlich zur Seite; Dietrich van Bronkhorſt war Oberſter der Stadt für den Prinzen von Oranien.

Als Valdez vor Leyden angekommen war, beſetzte er ſogleich alle Zugänge, um der Stadt die Zufuhr abzuſchneiden.

---

*) Vergl. Levensbijzonderheden van Pieter Adriaanszoon van de Werff, door Jan Willem te Water. Leyden 1814.

Sein Plan war, ſie nicht durch Sturm, ſondern durch Hungersnoth in ſeine Gewalt zu bringen. Oranien, um das Schickſal Leydens beſorgt, deſſen Beſitz die Spanier zu Meiſtern des fruchtbaren Rheinlandes machen mußte, hatte den Bürgern geſchrieben, ſie möchten engliſches Kriegsvolk, welches noch mehre Schanzen innehatte, in die Stadt aufnehmen und die ſtrengſte Ordnung in der Eintheilung und im Verbrauch der Lebensmittel treffen, überhaupt Sorge tragen, ſich drei Monate lang gegen den Feind zu halten, binnen welcher Zeit er ſie zu entſetzen hoffe. Als aber fünf Fähnlein Engländer, welche in der Schanze zu Valkenburg gelegen waren, vor die Mauern Leydens kamen, zögerten die Bürger, aus mancherlei Beſorgniſſen, ſie aufzunehmen: da ging der größte Theil derſelben, bis auf ungefähr 30 Mann, die ſich zur Stelle in die Stadt begaben, zu dem Feinde über. Fünf andre Fähnlein des engliſchen Kriegsvolkes hingegen vertheidigten die Schanze an der Gouda'ſchen Schleuße und das Dorf Alfen aufs Tapferſte gegen den ſpaniſchen Befehlshaber Don Martin d'Ayala, bis ſie dieſer endlich daraus vertrieb. Bald bemächtigten ſich die Spanier immer mehrer wichtiger Punkte: ſie eroberten die Schanze zu Maaslandſluis, und Vlaardingen ging an ſie über. Indem ſich Valdez ſo zum Meiſter des Umlandes machte, verſtärkte er zugleich ſein Heer und ſchlang dicht um Leyden eine enge Kette von Schanzen, deren Zahl allmählig bis zu zwei und ſechszig anwuchs. Indeſſen hatte man, den Rath Oraniens befolgend, in Leyden Ordnungsmaßregeln in Bezug auf die Vertheilung der Lebensmittel getroffen, aber früher, als man gedacht hatte, ſah man ſich auch ſchon genöthigt, dieſelben ſehr zu verſchärfen. Bald erhielt Jedermann (mit Ausnahme der Wachen) täglich nur ein halbes Pfund Brot; doch ſelbſt dieſe Maßregel konnte für die Dauer nicht ausreichen, da man für 14000 Menſchen nur 110 Laſten Korns in der Stadt vorräthig hatte. Schon während der erſten Belagerung hatte man aus Noth Papiergeld, Scheine im Werth von 14 und von 28 Stübern, in Gang gebracht; dies wurde auch jetzt wieder in Kurs geſetzt; der Stempel der Scheine zeigte einen Löwen, welcher das Symbol der Freiheit, den Hut, auf einer Lanze trug, mit den Schriften: „Dies um der Freiheit willen,“ (haec libertatis ergo) auf der einen, und „Gott behüte die Stadt Leyden“ (Godt behoede Leyden) auf der andren Seite; andre ſolche Einlöſungsſcheine, die ſpäterhin für Silber eingewechſelt wurden, trugen das Wappen der Stadt (zwei verkreuzte Schlüſſel) und die Schrift: „Münze der belagerten Stadt Leyden, geprägt unter der Regierung des erlauchten Prinzen von Oranien,“ ſowie die Deviſe: „Ich kämpfe fürs Vaterland!“ (pugno pro patria). Die edlen Bürger von Leyden zeigten durch die That, daß jene Deviſen keine leeren Redensarten waren. Vergeblich forderte der neue königliche Statthalter von Holland, Herr von Launoy, vergeblich forderte Valdez die Bürger brieflich auf, ſich gutwillig zu unterwerfen; vollſtändige Gnade und Sicherheit ſollten ihnen dafür zu Theil werden, ja nicht einmal eine ſpaniſche Beſatzung würden ſie dann einzunehmen haben. Vergeblich ermahnten ſogar die aus Leyden entflohenen Bürger ihre in der Stadt zurückgebliebenen Mitbürger zur gütlichen Uebereinkunft mit den Spaniern. Verächtlich nannten die Leydner jene Flüchtlinge bloß die „Glippers“ (Ausreißer) und ihre ganze Antwort beſtand in dem Vers:

„Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps.“

Dieſe Bürger, welche bisher bloß ſtill und ruhig ihre Gewerke getrieben, hatten ſich raſch zu Soldaten gebildet; ſie eroberten zwei feindliche Schanzen, eine vor dem Rheinsburger-

Thor und eine zu Boshuizen. Für jedes Haupt eines Spaniers das in die Stadt gebracht würde, war ein Preis ausgeſetzt; und die Kampfluſt der Bürger ſteigerte ſich bald zu einem ſolchen Grade, daß man es ihnen unter Glockenſchlag verbieten mußte, zu Gefechten hinauszueilen.

Indeſſen ſann Oranien unermüdlich über verſchiedenen Plänen, um Leyden zu entſetzen; die Sorge um das Schickſal dieſer Stadt ſpornte ſeine ganze Thatkraft mit jenem Eifer, welcher ungewöhnliche Menſchen auch zu ungewöhnlichen Mitteln hintreibt. Er faßte zur Rettung Leydens einen Plan, der, nach gewöhnlichem Maaßſtab beurtheilt, kaum die geringſte Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolges für ſich hatte. Oranien konnte Leyden zu Lande nicht retten; es fehlte ihm faſt Alles dazu. Dagegen war er Meiſter zur See; er hatte eine große Anzahl trefflicher Schiffe und verwegener Seeleute, welche von unverſöhnlichem Haß gegen die Spanier glühten, nämlich die Seeländer, ihm treu ergeben, erprobt in jeder Gefahr, abgehärtet gegen alle Noth, verwildert gegen jedes feinere Gefühl der Menſchlichkeit. Aber wie dieſe ächten Männer des Meeres und jene Schiffe, welche ſchnellen Raubvögeln gleich dahinſauſeten, wenn es galt, einen Spanier zu erhaſchen, — wie beide nach der Stadt Leyden bringen? Dieſe erhebt ſich nämlich in Mitten des Rheinlandes, welches zwar durch zahlreiche Kanäle mit der Maas und der Yſſel ſowie durch den kleineren, ſchwächeren Arm des Rheines, der dieſen Namen noch fortbehält, mit dem Meere verbunden iſt, aber gleichwohl höher liegt als Delftland und Schieland, von wo aus Oranien ſeinen Plan verwirklichen wollte und von wo aus allein er es konnte. Sein Rettungsplan beſtand nämlich darin, die ſtarken Dämme zu durchſtechen, welche das Land vor dem Ocean ſchützten, und ſo dieſem freie Gewalt zum Einbruch über alle Wieſen und Fruchtfelder zu laſſen; kurz: das geſegnete Land in ein Meer zu verwandeln, deſſen Wogen die rettenden Schiffe nach Leyden tragen ſollten. Doch welche Hinderniſſe ſtanden dieſem kühnen Plane entgegen! Zuerſt das Intereſſe des Landes ſelbſt und Aller, deren Hab und Gut auf demſelben haftete und mit deſſen Verwüſtung durch eine ſolche Ueberſchwemmung verloren ging, — dann der Wille des Himmels, der erſt noch ſeine Winde ausſenden mußte, um die Wellen landeinwärts zu jagen, damit die Schiffe die nöthige Tiefe des Fahrwaſſers bekamen. Das erſte Hinderniß überwanden der kräftige Gemeinſinn, die hingebungsvolle Vaterlandsliebe, die reinſte und heiligſte Begeiſterung der Holländer, und Oranien trug durch die Kraft ſeiner Ueberredung nicht wenig dazu bei, dieſe Gefühle von etwa hie und da noch vorhandenen Partikularintereſſen vollends zu reinigen. Die Durchſtechung der ſchützenden Dämme mußte dem Lande einen Schaden von ſieben Tonnen Goldes zufügen; aber der Hochſinn der Holländer hielt dieſen Verluſt für keinen zu hohen Preis, da es galt, die Rettung ihrer Landsleute in Leyden damit zu erkaufen und der Freiheit einen wichtigen Zufluchtsort mehr gegen die ſpaniſche Tyrannei zu erhalten. Von größerem Werth als alles Gut und Gold war der Zuwachs an moraliſcher Kraft für die ganze Nation. Die Holländer ſprachen: „beſſer ein verdorbenes Land als ein verlorenes!“ und nahmen den Vorſchlag Oraniens an. Und nun wurde ſogleich mit bewunderungswürdigem Eifer das Durchſtechen der Dämme begonnen. Junker Daniel van Wyngaarden und Wilhelm van Paleſtein leiteten dies Werk, und mit dem Yſſeldeich wurde der Anfang gemacht. Mit Luſt und Liebe brachte das edle Volk auch freiwillige Schatzungen auf den Altar des Vaterlandes, und treffliche Frauen gaben ihr Geſchmeide zum

Beſten hin. In allen Klaſſen offenbarte ſich der erhabene Aufſchwung des Nationalgeiſtes; alle durchglühte die Opferflamme der ſittlichen Kraft. Während das Durchſtechen der Dämme überall mit der größten Beharrlichkeit vollbracht wurde, betrieb Oranien, welcher von der Höhe ſeines geiſtigen Standpunktes alle Verhältniſſe klar überblickte, alle Bedürfniſſe bis zum kleinſten herab erforſchte, ſeine Wachſamkeit überall hin erſtreckte und auf allen Punkten ſo durchgreifend waltete, betrieb er eifrig alle Maßregeln, damit kein Augenblick zur Rettung verloren ginge, ſobald nur alle Dämme vollends durchſtochen wären. Er rüſtete die Fahrzeuge aus, die auf dem neuen Waſſerreiche, welches er zu erſchaffen im Begriffe ſtand, hinſteuern ſollten, und unterrichtete vermittelſt einer Taubenpoſt die Belagerten in Leyden von allen Anſtalten, damit ſie den Muth nicht ſinken ließen, ſondern, im Vertrauen auf die rettenden Freunde, ſtandhaft fortführen der Uebermacht zu trotzen.

Und eine ſolche Ermunterung that wahrlich bereits Noth. Denn ſchon war der größte Theil des Vorraths in Leyden aufgezehrt; ſchon ſtieg der Mangel, ſchon wuchs die Theuerung, und mit Beiden auch die Unzufriedenheit ſo mancher ſchwacher, oder heimlich ſpaniſchgeſinnter Bewohner; ſchon murrten viele Freiſchützen, die ſich in der Stadt befanden, über die ſpärliche Verpflegung und entwichen aus Leyden. So war der Stand der Dinge im Auguſt beſtellt, als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß alle Hoffnungen zu vereiteln ſchien. Oranien erkrankte nämlich ſchwer in Rotterdam; man hielt ſein Siechthum für die Peſt, und aus Furcht vor dieſer wich jedermann von ihm; ſogar ſein eigenes Hofgeſinde wagte es nicht, ihn zu pflegen und mied das Haus, worin er ſich befand. So lag er nun allein, ein aufgegebener Mann; aber noch mehr als die Schmerzen der Krankheit peinigte ihn der Gedanke, daß

Leyden aus Verzweiflung den Entſatz nicht abwarten würde. Schon triumphirten die Spanier auf das Gerücht hin: „er ſei bereits geſtorben.“ Aber die Staaten von Seeland, welche es gleichfalls vernommen hatten, ermahnten die von Holland, ſich für den Fall, daß Oranien nicht mehr aufkommen ſollte, bei Zeiten für das Beſte des Landes vorzuſehen und an „ein geſchicktes Oberhaupt, an einen chriſtlichen Fürſten“ zu denken. Als Oranien einſam und hülflos in ſeinem Schlafzimmer lag, trat eines Tages Kornelius von Mierop zu ihm; Oraniens erſte Frage, als er ihn kommen ſah, war: „Hat ſich Leyden ſchon ergeben?“ „Nein!“ erwiederte Mierop, und dies „Nein“ erweckte die Lebensgeiſter des Kranken wieder, richtete ihn auf und wurde ſein beſter Arzt. Seine Geneſung erfüllte ſchnell auch alle Kleinmüthigen mit neuen Hoffnungen und befeſtigte die der Muthigen.

Inzwiſchen hatte man in Seeland einige wohl bemannte und mit Kriegs- wie Mundvorrath reichlich verſehene Schiffe zuſammengebracht, welche die Admirale Ludwig von Boiſot und Adrian Willemszoon zu Anfang Septembers nach Rotterdam brachten, um ſie dort mit der holländiſchen Flotte zu vereinigen, die zum Entſatze Leydens beſtimmt war. Furchtbar ſahen die Seeländer aus; kein Glied an ihren Körpern, das nicht durch Narben von früheren Kämpfen zeugte, kein Zug in ihren Geſichtern, der ihren Grimm gegen Spanien nicht verkündigte! Mancher hatte nur eine Hand, (die andere lag im Meere), mancher nur ein Bein, aber das andere, hölzerne hinderte ihn nicht, auf's Neue dem Feind entgegen zu treten. Dieſe zerſchoſſenen und zerhackten Krüppel trugen. wie die friſchen Männer, ſilberne Halbmonde auf den Hüten mit der Aufſchrift: „Lieber türkiſch als päpſtlich;*) der Fanatismus machte ihre wilden Herzen noch ungeſtümer an die Rippen pochen, jagte ihr heißes Blut noch heftiger durch die Adern, reizte ihre Sinne, an Barbarei gewöhnt, dieſe vollgültig an dem verhaßten Feinde wettzumachen. Raſch ward jetzt Hand an's Werk gelegt, um die binnenländiſchen Dämme zu durchſtechen; zu Anfang Septembers ſtand das Waſſer erſt anderthalb Fuß hoch am Gipfel der Landſcheidung zwiſchen Delftland und Rheinland. Zwiſchen dem 10. u. 11. September wurde der Damm, der Beide trennte, durchſtochen. Vergeblich ſuchten die Spanier dies zu verhindern; ſie wurden an drei Punkten angegriffen und vertrieben. Die wilden Seeländer gaben hiebei keinem Feinde Pardon. Ja, ein ſeeländiſcher Matroſe riß einem noch halblebenden Spanier das Herz aus dem Leibe, biß in das zuckende, rief dann: „Es iſt bitter“ und warf es den Hunden zu. Nun meinte der niederländiſche Admiral, die mit Mundvorrath reichlich verſehene Flotte alſogleich in den See Zoetermeer einlaufen laſſen zu können. Doch er hatte ſich getäuſcht. Der ſogenannte „grüne Weg“ lag, noch etwa einen Fuß hoch über die Waſſerfläche hervorragend, vor ihm. Er nahm denſelben glücklich ein und durchſtach ihn. Aber auch jetzt konnte der Admiral noch nicht weiter vordringen, weil der Abzugskanal jenſeits des „grünen Weges“ durch eine Brücke geſperrt war, welche die Spanier auf der anderen Seite tapfer vertheidigten. Vergeblich ſchoß das Hauptkriegsſchiff der Flotte, eine Art von ſchwimmender Batterie, nebſt zwei mit Geſchütz verſehenen Kornſchiffen auf die Brücke und auf die Feinde; die Niederländer mußten den Kampf, trotz ihrer Tapferkeit endlich aufgeben, und eines von jenen Kornſchiffen lief auf den Grund, wobei die Mannſchaft ertrank. Der Wind blieb dem ganzen Unternehmen noch ungünſtig und das Durchſtechen der Dämme ſo lang nutzlos, bis ein ſcharfer Sturm die Wellen landeinwärts jagte und den Waſſerſtand erhöhte. Als ſich nun am 18. September ein Nordweſtwind erhob, beſchloß man, von dem Angriff auf jene Brücke abzuſtehen und ſich dafür über den Jegwaardſchen Weg zwiſchen Zoetermeer und Benthuizen dem Meere zu nähern. Glücklich nahmen die Befreier jenen Jegwaardſchen Weg ein, ohne daß es die Spanier gewahr wurden, und nun verfolgte der kühne und kluge Admiral Boiſot die Feinde zu Schiff bis in den Nord-Aa-See, wo ſich dieſe verſchanzt hatten, aber ihre Verſchanzungen verließen. Jetzt hatte die Befreiungsflotte offnen Weg vor ſich, hielt auf einem breiten Gewäſſer, das ſeine Richtung nach Zwieten hin hat, und gab den Belagerten in Leyden durch Kanonenſalven das Zeichen: „die Retter ſind nahe!“

---

*) Ein Spruch, der auch im Volksliede als Refrain von Munde zu Munde ging (vergl. Geuſen Liederbuch): „liever turcx dan paus“ auf der Rückſeite der ſilbernen Halbmonde: „en despit de la messe.“

In dieſer unglücklichen Stadt hatte indeſſen der furchtbar zunehmende Mangel bereits Murren und Uneinigkeit erzeugt, beſonders ſeitdem der oraniſche Befehlshaber Bronckhorſt verſtorben war, welcher mit weiſer Strenge die Disziplin noch aufrecht erhalten hatte. Nun wuchs Manchen, welche die ungewohnte Entbehrung nicht länger ertragen mochten, plötzlich der Trotz; ſie erklärten es für Wahnſinn, die Stadt unter ſolchen Umſtänden länger gegen den Feind halten zu wollen; ja ſie errötheten ſogar nicht, die ſtädtiſche Regierung mit der boshaften Bemerkung zu verhöhnen: „Dieſelbe müßte wohl viel geſtohlen haben, weil ſie ſich ſcheue, einer Gnadenverheißung zu trauen.“ Fünfzehn Bürger drangen, angeblich im Namen und Auftrag von Dreihundert ihrer Leidensgefährten, auf das Rathhaus und forderten dort ungeſtüm Lebensmittel. Sogar von der ſtädtiſchen Obrigkeit hatten Manche ſchon den Muth verloren, und die Religionsverſchiedenheit ſchürte, wie es ſcheint, noch die Zwietracht; man beſchuldigte die Katholiken in der Stadt einer geheimen Sympathie für die Spanier. Eines Tages trat eine Rotte von Mißvergnügten keck vor den Bürgermeiſter Peter van de Werff, klagte ihm ihre Noth und verſtärkte die Klagen noch durch Drohungen. „Brot oder Vertrag mit den Spaniern!“ war der Inhalt ihrer ungeſtümen Forderung. Ruhig erwiederte der edle van de Werff: „Liebe Mitbürger, ich habe einen Eid gethan und vertraue zu dem Geber aller guten Gaben, daß er mir die Standhaftigkeit ſchenke, meinen Schwur ehrlich zu halten. Ich weiß, daß Sterben mein Loos iſt, und es gilt mir gleich, ob ich durch eure, ob durch des Feindes Hand falle. Nützt euch mein Tod, — wohlan, hier bin ich; nehmt meinen Körper, haut ihn in Stücke und vertheilt ſie unter euch!“ *) Da errötheten die Trotzigen, wagten es nicht, ſeinem Anblick zu ſtehen, und entfernten ſich ſchweigend. Als aber van de Werffs Benehmen allgemein bekannt ward, brachte es eine große moraliſche Wirkung auf die Bürgerſchaft hervor. Man ſchämte ſich, ihm an Seelenadel und Ausdauer nachzuſtehen; feſtes Gottvertrauen durchdrang die Herzen und großartige Todesverachtung nahm die Stelle aller kleinlichen Klagen und Zweifel ein. Die Frauen dachten nicht mehr an den Hungertod, ſondern bloß an ihre Ehre und an deren Gefahr durch die rohen Lüſte der Spanier, welchen Un-

---

*) „Dit's van de Werff, die Leidse held,
Diens tai geduld het spaans geweld
Manmoedig keerde van de vesten.
Als pest en honger 't hert bestreed,
En 't muitend volk geen uitstel leed,
Bood hij zyn vlees en bloed ten besten.“
(Medailleninſchrift.)

ſchuld und Keuſchheit nicht heilig waren; ſie begeiſterten ihre Söhne, ihre Gatten, treu auszuhalten in der Noth. Da rieſen die Bürger von den Wällen herab dem Feinde zu: „Lieber verzehren wir den linken Arm und wehren uns noch mit dem rechten, als wir, vom Hunger bezwungen, euch die Stadt übergeben; ja lieber ſtecken wir Haus und Hof in Brand und ſchreiten über die Aſchenhaufen dahin!“

Und in der That: es ſchien, als wolle die Vorſehung den Bewohnern Leydens noch härtere Prüfungen auferlegen, als ſie bisher ſchon beſtanden hatten. Nur von einer Veränderung des Windes konnten ſie Rettung hoffen. Und der Wind ſchlug um, aber — in einen ſcharfen Nordoſt; und dieſer trieb die Wellen, ſtatt höher landeinwärts, wieder ſeewärts. Das Waſſer ſank und mit jeder zurückweichenden Welle ſchien ein Menſchenleben dahin zu ſchwinden. Kaum neun Zoll tief ſtand das Waſſer noch über dem Lande, und noch dazu über den niedrigſten Stellen deſſelben; während die Galeeren zum Flottwerden eine Tiefe von wenigſtens 17 bis 18 Zoll bedurften. So mußte denn die Flotte unthätig in den Gewäſſern des Nord-Aa's harren. Man konnte ſie von Leyden aus ſehen; ihr bloßer Anblick richtete erſterbende Hoffnungen wieder auf; und doch, je länger man auf ſie hinſtarrte, und ſie immer noch unbeweglich ſah, um ſo gräßlicher wurde die Todespein der Unglücklichen. Dieß Ringen der Hoffnung mit der Verzweiflung, von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute, rieb den letzten Reſt von Kraft auf, welche ſelbſt die Qualen des Hungers überwunden hatte. Auch in den Niederländern, die mit ſo vielen Aufopferungen zur Rettung ihrer bedrängten Brüder herbeigeeilt waren, erzeugten dieſer Zuſtand und der Gedanke, ſo nahe am Ziele, dennoch nicht helfen zu können, ja, die Unglücklichen vielleicht in der nächſten Stunde vor ihrem Angeſicht untergehen ſehen zu müſſen, ein peinliches Gefühl. Verzweiflungsvoll ſchrieb der ſonſt unverzagte Admiral Boiſot in jener Lage an Oranien: „Wenn Gott im Himmel nicht ſeine Hand zur Rettung ausſtreckt und bei der Springfluth das Meer ins Land jagt, ſo hab' ich keine Hoffnung mehr, und Leydens Schickſal iſt entſchieden.“

Und ſchon hatte das Elend in der Stadt gegen Ende Septembers den höchſten Gipfel erreicht. Da ſah man Menſchen durch die Straßen ſchleichen, blaß, hohläugig und zitternd, Menſchen wie Gerippe, denn ſeit ſieben Wochen hatten ſie keinen Biſſen Brot gekoſtet und ſuchten in den Kehrichthaufen nach weggeworfenen Knochen. Wie Kleinodien fing man Katzen und Ratten und bereitete deren Fleiſch; der Hunger ſcheuchte den Ekel vor der unſaubern Koſt. Zerſchnittene Häute kochte man mürb und aß ſie ſtatt Fleiſches; nur Wohlhabende konnten ſich glücklich preiſen, wenn ſie noch Pferdefleiſch erhielten. Vornehme Damen ſchlachteten ihre Schooßhündchen; der gemeine Mann bereitete ſich aus gekochten Wurzeln, Kohlſtrünken, Weinlaub und Baumblättern Gemüſe, welche für koſtbar galten. Mehr als eine Mutter hielt das Kind an der treuen Bruſt, die den Säugling nicht mehr nähren konnte; den Arm noch um ihn geſchlungen, das brechende Auge auf ihn geheftet, ſtarb ſo manche dahin, und an der kalten Bruſt verſchmachtete das Kind. Eine Seuche vollendete dies Elend. In kurzer Zeit waren ſechstauſend Menſchen hingerafft, und die Ueberlebenden hatten oft kaum ſo viel Kraft mehr, um ſie zur letzten Ruhe zu bringen; den Leichenträgern brachen die Kniee unter der traurigen Laſt zuſammen. Bei dieſem furchtbaren Sterben ſchmolzen auch die Sicherheitswachen von Tag zu Tag immer mehr zuſammen; und ſo mancher bewaffnete Bürger fand, wenn er von ſeinem Poſten nach Hauſe kam, Weib und Kind als Leichen.*) Da trugen mehre Bürger in einer Nacht eine Leiche vor das Haus des Bürgermeiſters und ſtellten ſie ihm vor der Thüre aufrecht hin, damit er erwachend mit Schauder die Folgen ſeiner

---

*) Ergreifend ſchön hat der treffliche (ſpätere) Dichter Jakob van

---

Zevecote (ein geborner Genter, geb. um 1596, geſt. 1642) in einem Chor von Leyden'ſchen Frauen ſeines Trauerſpiels „het belegh van Leyden" (gedruckt 1626 bei den Elzeviers) jenes Elend alſo geſchildert:

„Men kan hier dag voor dag gesien,
Dat dragers van de lijcken,
Begeven van haer swacke knién,
Daer onder doot beswijcken,
En met de geen
Daer sy mé treén,
Het selfde graf verrijcken.

* * *

De borgers dickwils op de wacht
Haer vrome siel uytgieten,
Of vinden t'huys haer vrou versmacht,
Die sy gesont daer lieten,
Of in den wint
Haer teere kint
Den lesten adem schieten.

* * *

Hoe menig moeder, die op straet
Haer 't leven voelt ontvlieden,
De kleyne schaepkens niet en laet,
Maer schijnt se noch te bieden
De drooge borst
Tot haeren dorst,
Of haer mocht troost geschieden.

* * *

Hoe menig abgestorven wicht
(Soo yeder kan getuygen)
Noch aen sijn moeders borsten ligt
En schijnt die noch te suygen;
Zy, doot of stijf,
Schijnt noch haer lijf
Naer 't kint te willen buygen."

Beharrlichkeit erkennen möchte, welche ſie jetzt für fruchtloſen Starrſinn erklärten.

Oranien hatte indeſſen auch für den Fall, daß die nächſte Springfluth, wie er jedoch immer noch hoffte, nicht genug Waſſer brächte, bereits auf neue Rettungsanſtalten gedacht. In dieſem Fall ſollte nämlich der „Kirchwegsdamm“ durchſtochen werden, und dann ſollten wenigſtens leichtere Schiffe den Verſuch wagen, Leyden mit Lebensmitteln zu verſehen. So hoffte er einſtweilen für den Augenblick zu helfen; denn er war noch immer feſt überzeugt, daß ſein großer Rettungsplan gelingen müſſe, zumal da der Herbſt immer weiter vorrückte, wobei eine größere Anſammlung des Waſſers mit Beſtimmtheit zu erwarten war. Eine Taube brachte die troſtreiche Nachricht von jenem Plane Oraniens nach Leyden; zugleich hatte ſie die Bewohner ermahnt, ſie möchten vor der Liſt der Feinde ja wohl auf der Hut ſein; denn wie leicht könnten die Letzteren ſich das Anſehen geben, als wären ſie die Retter, welche der Stadt Mundvorrath zuführen wollten. Keine unnütze Warnung; denn die Spanier hatten bei Leyderdorf fünf große Galeeren auf dem Rhein und rüſteten täglich noch mehre Fahrzeuge aus.

Leyden ringt nun endlich bereits im Todeskampfe, und ſchon vermeſſen ſich die Spanier: „Eher könne man die Sterne mit der Hand erreichen, als die Stadt aus ihrer Hand befreien.“ Da ſtreckt endlich der Herr, der es lang genug geprüft hat, ſeine Hand darüber aus. Und wahrlich: nach allen jenen Wundern menſchlicher Ausdauer ſcheint auch die plötzliche Rettung der bedrängten Stadt Leyden ein göttliches Wunder. Mit der Springfluth ſchlägt der Wind um und bläst jetzt heftig von Nordweſten her. Nun wälzen ſich die Wogen mit Macht ins Land herein. Jetzt wird der Wind zum Südweſt, und raſch wächſt die Fluth zu einer Höhe von dritthalb Fuß. Vom erſten zum zweiten Oktober ſteuert eine Abtheilung der Befreiungsflotte gegen den Kirchweg, nimmt ihn nach einem heftigen Kampfe gegen die dort aufgeſtellten Spanier ein, und durchſticht dieſen Damm an drei Orten, während eine andere Abtheilung der Seeländer die Spanier in Zoeterwoude angreift. Jene erſte Abtheilung dringt jetzt durch die Oeffnungen des Kirchweges in den Polder von Meerburg voran, wendet ſich aber von dort aus nicht gegen die Stadt, ſondern gegen die Frauenbrücke und den Pfaffenſee zu. Da glauben die Spanier in Zoeterwoude, dieſe Wendung der Feinde ſei berechnet, um ihnen die Flucht zu verſperren, und in paniſcher Verwirrung, welche durch das Steigen der Gewäſſer noch vermehrt wird, ſuchen ſie ſich, Valdez voran, nach Verſchooten, dann auf dem Stompwyker Weg, nach dem Leydner Damm und Voorburg zu retten; eifrig folgen ihnen die erbitterten Seeländer auf den Ferſen und erſchlagen die verhaßten Feinde, wo ſie deren habhaft werden. Raſch, wie eine Seuche, pflanzt ſich jener Schrecken auch in den ſpaniſchen Verſchanzungen zu Leyderdorf und zu Lammen fort. Dort liegt die Gegend ziemlich höher, und überdieß iſt die Vliet, ein Kanal, der zu der Stadt führt, durch Pfahlwerk vertheidigt; bevor endlich die große feſte Schanze bei Lammen nicht erobert iſt, welche den Eingang der Vliet verſperrt, läßt ſich der Entſatz Leydens nicht hoffen. Wohlan denn, zum Sturm gegen Lammen! In der dortigen Schanze befehligt der ſpaniſche Obriſt Borgia, feſt entſchloſſen, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Die Befreier haben den Belagerten von dem Plane durch eine Taube Nachricht gegeben und ſie aufgefordert, einen Ausfall auf die Feinde zu thun, während ſie ſelbſt die Schanze ſtürmen. Dies Schreiben fällt den Spaniern in die Hände, aber, wie die Folge zeigt, zum Glück für die Leydner. Dieſe ſtehn auf den Wällen, mit neuer Lebenshoffnung auf die rettenden Schiffe hinblickend; da weiſen die Bürgermeiſter gen Lammen und rufen den Bürgern zu: „Seht, dort hinter jenen Schanzen iſt Brot. Soll man's dort laſſen und hier verhungern?“ „Nimmermehr!“ erwiedern die Bürger; „lieber die Schanze mit Nägeln und Zähnen durchgewühlt!“ Und mit neuer Kraft rüſten ſich Alle eilig zum Aufbruch dahin. Indeſſen hat der ſpaniſche Oberſt Borgia von Valdez Befehl erhalten, die Schanze zu Lammen zu verlaſſen und ſich zu retten, da kein Beiſtand mehr möglich ſei. Da ſtürzt plötzlich in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Oktober durch Zufall ein Stück der Stadtmauer Leydens, wohl 26 Ruthen in der Länge, zuſammen; mit Entſetzen hören die Spanier in Lammen das donnergleiche Geroll; ſie glauben: die Leydener ſelbſt hätten ihre Mauern geſprengt, um am nächſten Morgen freie Bahn zu einem Ausfall vor ſich zu haben. Von Entſetzen befangen ſehen ſie ihr gewiſſes Verderben auf der einen Seite vor ſich durch die Belagerer, hinter ſich auf der andern durch die ſeeländiſche Flotte. „Rette ſich, wer kann!“ iſt die Loſung: das Geſchütz in die Vliet verſenkt, Waffen feſt im Arm, und nun im Schutz der Nacht, ohne Trommelſchlag, ohne Laut, ſchnell von dannen!

Wie der Morgen graut, ahnt noch Niemand in der Stadt, daß die Feinde entflohen ſind. Ein Knabe weckt die erſte Vermuthung. Er hat in der Nacht auf dem Walle geſtanden und bemerkt, wie wandelnde Lichter zur Schanze hinaus im langen Zuge flackerten und nicht wiederkehrten. Es waren die glimmenden Lunten der abziehenden Spanier geweſen. Man verſpricht dem Knaben ein Geſchenk, wenn er ſich gen Lammen hinausbegeben und genauer forſchen wolle. Er unternimmt es, kommt hinaus, ſpäht umher, findet die Schanze verlaſſen und ſchwingt freudig ſeinen Hut. Ein Mann aus der Stadt folgte ihm; er überzeugt ſich von der Wahrheit und ruft: „Es iſt gewiß; die Feinde ſind fort!“ Raſch eilt dieſer Mann jetzt der Flotte entgegen, ihr die frohe Botſchaft zu melden. Da ſendet Boiſot vorſichtig zwei Galeeren voraus; ſie finden die Schanze verlaſſen, das Geſchütz verſenkt; und nun ſteuert die Flotte voran und entfernt das Pfahlwerk. In Lammen empfängt ſie ein ſtädtiſcher Hauptmann, und unter Frohlocken der Einwohner nähert ſich die Flotte auf dem Vlietkanal der Stadt. Welch ein Anblick für die Retter! Wohin ſie ſchauen auf der Vlietbrücke, am Saum der Ufer, Menſchen Kopf an Kopf, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, — ſterbende Menſchen, die vor Noth und Hunger kaum mehr athmen können, aber aus dem tiefſten Grunde der Seele heiſer ausrufen: „Gelobt ſei Gott in Ewigkeit! Leyden iſt befreit!“ Und tauſend entfleiſchte Arme ringen jetzt wie im entſetzlichſten Kampfe um Brot, um Fiſche, um Käſe; keine Ordnung hält, Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Man wirft den Unglücklichen von den Schiffen Speiſen zu; mit wüthender Gier fangen und greifen ſie. Hier ſpringen ganze Haufen ins Waſſer, ſchwimmen zu den Schiffen, klettern an Bord und holen ſich die Lebensmittel; dort faſſen andre davon, was ſie vermögen, brechen ſich damit durch die dichte Menge Bahn und eilen heim, um ihre verſchmachtenden Weiber und Kinder, Aeltern oder Brüder zu erquicken. Zum Schluß dieſes ergreifenden Schauſpiels endlich das innige Dankgebet, das in der Kirche aus tauſend Herzen zu dem ewigen Vater emporſteigt; da kniet der Gerettete, noch todtenbleich, neben dem braunen narbenvollen Seeländer, der die harten Hände zum Gebete gefaltet, ſich der erſten Thräne in ſeinem Auge nicht ſchämt, das hundertmal ſtarr und kalt das Blut der Schlachtopfer hinrieſeln ſah. Ein Herz und ein Sinn jetzt in Allen, ein einziger Gedanke der großen Brüderlichkeit, ein einziges Geſühl, die freiwillige, fromme Demüthigung des menſchlichen Trotzes, welcher den Odem Gottes über ſich ſpürt! Das Wunderbare der Rettung wird noch durch den Umſtand erhöht, daß der Wind ſchon am anderen Tage wieder umſchlägt, er bläſt plötzlich aus Südoſten, und bald darauf wieder etwas mehr gegen Norden, wodurch die Waſſer wieder ſeewärts ablaufen. Oranien vernimmt die Freudenbotſchaft vom Entſatze Leydens zu Delft in der Kirche, während er der Nachmittagspredigt beiwohnt. Als dieſe beendigt iſt, läßt er die Nachricht von der Kanzel herab der verſammelten Gemeinde verkündigen, und eilt hierauf nach Leyden, wo er am Abend des 4. Oktobers ankommt. Tiefergriffen dankt er den Bürgern und der Obrigkeit Leydens im Namen des ganzen Vaterlandes für ihre edle Beharrlichkeit. Einige Tage ſpäter beſetzte er mehre Magiſtratsſtellen neu, um den Einfluß einiger ſpaniſchgeſinnten bisherigen Mitglieder zu entkräften.

Raſch flog die Kunde durchs ganze Land, und vor Freude ſchlug jedes Herz höher, in welchem Heimathsliebe und Haß gegen die Spanier gepaart waren. Dieſe Freude machte ſich in zahlreichen Liedern Luft, die — durch den religiöſen Geiſt, den ſie ſammt und ſonders athmen, als Zeugen der zeitgenöſſiſchen Geſinnungen intereſſant ſind. *) Ein Akroſtichon, welches der

---

*) Als Probe (aus dem Geuſen-Liederbuch XXXVI. bei Münch):

1) „Erhebt Euch nun von Furcht und ſpringt,
Ein dankbar Lied von Herzen ſingt,
Ihr, die ihr der Wahrheit anhanget!
Denn bei uns wird nun recht ſofort
Eine Stimm' der Freuden ringsgehört,
Nach der ihr längſt verlanget.
Die rechte Hand des Herrn ſtark —
Sie hat vollbracht ein Wunderwerk,
Gleich wie in alten Zeiten.

Stadtſchreiber Jan van Hout verfaßte, und welches auf einer Tafel über der Eingangsthüre des Rathhauſes zu ewigem Gedächtniß veröffentlicht wurde, iſt in anderer Beziehung charakteriſtiſch. Es drückt nicht bloß die Jahreszahl in Buchſtaben aus, ſondern enthält auch ebenſo viele Buchſtaben, als die Be-

---

Als er ſein Volk in harter Noth
Befreite von Hunger, Schwert und Tod
Und nach Druck gab hohe Freuden.

Letzte Str.: Der Prinz, der unſre Hülf' iſt geweſt,
Stärkt euch und uns durch ſeinen Geiſt,
Daß wir nach ſeinem (Gottes) Wort leben,
Dank ſei der höchſten Majeſtät,
Von nun an bis in Ewigkeit
Dafür, daß er hat gegeben
Dem Prinzen theures Sohnesblut
Von ihm' zu aller Zeit behut't;
Er ſtärk' auch des Landes Staaten
Mit einem vollſtändig feſten Muth
Gegen des Feindes große Wuth,
Die ihn und ſein Wort haſſen."

Ein anderes:

„In unſern Zeiten könnt ihr merken,
Wie Gott für Holland kämpf und ficht,
In Seeland thut er Wunderwerke,
Er begabet reichlich ſeinen Knecht,
Den edeln Prinzen von Oranien
Mit Weisheit gegen des Papſt's Gewalt;
Gegen das hoffärtig Volk von Spanien
Hat er ihn als ein Haupt beſtallt

Er widerſtand mit wenig Mannen
So manchen tauſend Helden klug,
Sie meinten ihn aus dem Land zu bannen,
Oder ihm zu helfen um den Hock.
Doch Gott hat ſie meiſt all' erſchlagen,
Die auf ihre Macht hier trugen Muth.
Und offen darf man es ſagen:
Gott's Hülf' ſeinem Volk' genügen thut." u.ſ.w.

lagerung Tage währte.*) Eine ſolche Mühe, bis in's Kleinſte, um nicht zu ſagen: bis zum Kleinlichen, bezeichnet den Holländer ſo ganz, der auch fürs Größte Geiſt und Kühnheit genug beſitzt und mit eiſerner Ausdauer das durchführt, was er einmal nach reiflicher Ueberlegung begonnen hat. Deutlich zeigte ſich die durchgreifende Tüchtigkeit des holländiſchen Volksgeiſtes in jener Art der Belohnung, womit die Staaten von Holland und der Prinz von Oranien die Standhaftigkeit der Leydener ehrten. Sie beſtand in der Errichtung einer Univerſität, zu deren Sitz Leyden auserwählt wurde. Dieſelbe wurde ſchon am 4. Januar 1575 in der Verſammlung der Staaten von Holland beſchloſſen und der Beſchluß eben ſo raſch in's Werk geſetzt. Der tapfre Johann van der Does, Herr von Nortwyk, wurde der Hochſchule Kurator.**) Die Hochſchule rechtfertigte von Descartes und Scaliger an bis zur neueſten Zeit durch ihr Wirken die glorreiche Veranlaſſung ihrer Stiftung; bedarf es mehr, als den Namen Boerhave zu nennen, um an die ganze Reihe glänzender Namen zu erinnern, welche die Jahrbücher der Hochſchule Leydens ſchmücken? Welche fruchtbare Kernkraft muß ein Volk beſitzen, das, mitten im Kampfe auf Leben und Tod mit der Uebermacht, an den Geiſtesfortſchritt der Nachkommen denken und ruhig inmitten aller Stürme den Grundſtein eines Tempels legen kann, in welchem die Geiſtesfreiheit wohnen ſoll!

---

*) Es heißt:

na zWarte hVngersnood,
gebraCht hadde ter dood,
bInaest ses dVIsend MensChen.
aLs't god den heer Verdroot,
gaf hI Vns VVeder brood
so VeeL VVI CVnsten VVensChen.

Die Belagerung währte 129 Tage (vom 26. Mai bis zum 3. Oktober 1574); eben ſo viele Buchſtaben enthält das Akroſtichen.

**) Johann van der Does, geb. 1545, geſt. 1604. Auf einer zu ſeinem Gedächtniß geſchlagenen Medaille finden wir unter Anderem die bekannte Deviſe: „Dulces ante omnia Musae“.

Valdez hatte nach ſeinem Abzug von Leyden Requeſens in Brüſſel von der Aufhebung der Belagerung Anzeige gemacht und die Entſchuldigung beigefügt: „nicht vor Menſchen, ſondern vor den erzürnten Elementen hätte er die Flucht ergriffen.“ Requeſens nahm dieſe Entſchuldigung gnädig auf, denn er wußte, daß Valdez vor Leyden ſeine Pflichten treulich erfüllt habe. Gleichwohl fehlte es dem Letzteren nicht an Verläumdern, die ihn namentlich beſchuldigten, er habe den Belagerten Päſſe verweigert, als ſie Bevollmächtigte an den Grafen La Roche nach Utrecht hätten ſenden wollen, um mit dieſem wegen der Uebergabe zu unterhandeln; Andre gingen ſogar ſoweit, ihn geradezu der Beſtechung anzuklagen. Immerhin blieb es ſchwer zu begreifen, warum Valdez, da er die Erſchöpfung der Belagerten kennen mochte, keinen allgemeinen Sturm wagte. Man behauptet, daß ihn eine reizende holländiſche Jungfrau im Haag, welche er liebte, durch ihre Bitten und Thränen davon abgehalten habe. Was auch an dieſer Erzählung ſei, — jedenfalls mußte Valdez die feſte Ueberzeugung haben, daß ſich Leyden ihm ergeben würde, ohne daß er einen Mann ſeines Heeres aufzuopfern brauchte, und ließ ſich, nach menſchlicher Berechnung, auch wohl ein anderer Ausgang vorherſehen? Uebrigens waren ſeine Truppen über ihn aufgebracht, weil ſie — nach langen Soldrückſtänden — nun auch die Entſchädigung eingebüßt hatten, die ſie von einer Plünderung Leydens gehofft. Bald brach die Meuterei aus. Die Soldaten verjagten ihre Offiziere, und nahmen ſogar Valdez gefangen. Hierauf erkoren ſie ſich einen Eletto und zwangen dieſen, an Requeſens zu ſchreiben: „Er ſolle ihre Forderungen binnen zehn Tagen befriedigen; ſonſt würden ſie ſich den Sold ſelbſt zu ſuchen wiſſen.“ Als nach Verlauf dieſer Friſt ihre Forderungen noch immer unbefriedigt blieben, zogen ſie trotzig gen Haarlem und Amſterdam, fanden aber die Thore verſchloſſen, und hierauf vor Utrecht, wo ſie ſich durch Plünderung entſchädigen wollten. Als ſie auch hier nicht eingelaſſen wurden, verſuchten ſie die Thore in Brand zu ſtecken und die Stadt zu erſtürmen; aber die Bürger thaten Ausfälle, wobei Viele von den Meutern und unter andern auch ihr Eletto auf dem Platze blieben. Nach dieſen Ausſchweifungen und Verluſten ſandte ihnen Requeſens endlich wenigſtens einen Theil des Soldes. Sie unterwarfen ſich nun wieder und begaben ſich nach Maaſtricht, wo ſie ihre Winterquartiere bezogen.

Oranien hatte inzwiſchen (während man noch allgemein glaubte, daß er ſich einzig und allein mit dem Entſatze Leydens beſchäftige,) einen Anſchlag auf Antwerpen unternommen, im Einverſtändniß mit einer Menge dortiger Bürger und Einwohner. Dieſer Anſchlag wurde zwar vereitelt, aber alle Betheiligten (mit Ausnahme eines Einzigen) entrannen glücklich der Beſtrafung, was ſie größtentheils der Geiſtesgegenwart einer Frau, Margaretha von Kalslagen, zu verdanken hatten. *)

---

*) Vergl. über ſie Hooft, Bor, wie auch van Loon (bei Letzterem die Medaille).

Zweites Kapitel.

Gleichwie ſich in jenem Zeitpunkte der Krieg faſt nur auf die nördlichen Provinzen zuſammengedrängt hatte, gleichwie vornämlich in Holland und Seeland der Mittelpunkt des energiſchen Widerſtandes gegen die unerträgliche Fremdherrſchaft zu ſuchen war, während die katholiſchen ſüdlichen Provinzen dem großen Schauſpiel, wenn auch keineswegs gleichgültig, doch wenigſtens ohne thätige Theilnahme zuſahen; — ſo gaben ſich damals in eben jenen nördlichen Provinzen auch bereits merkwürdige Zeichen einer raſcheren Entwickelung zur Selbſtſtändigkeit kund, — Beweiſe, daß dieſe leztere dem ureigenſten Lebenstriebe des Volksgeiſtes entſprach, daß ſie unabhängig war von den wechſelnden Einflüſſen des Kriegsglückes. Eines der deutlichſten Zeichen war die Losringung in religiöſer Hinſicht. Es offenbarte ſich in der erſten freien Synode der reformirten Kirchen von Holland und Seeland, welche im Juli 1574, alſo bereits während der Belagerung Leydens, zu Dordrecht verſammelt war. In dieſer Synode wurde eine neue Kirchenordnung feſtgeſetzt, worin, außer anderen Punkten, die Ehe für einen bürgerlichen Akt erklärt wurde. Der ſcharfe Sturmesodem des Kalvinismus durchrauſchte dieſe neue Satzung und zerriß den letzten dünnen Faden, durch welchen jene zwei nördlichen Provinzen noch mit dem Länderkranze der ſpaniſchen Monarchie zuſammenhingen. Der Kalvinismus, ausgehend auf die Zerſtörung der ſchönen Sinnlichkeit, und dagegen ſtarre Formen für überſinnliche Begriffe aufſtellend, eine zum ſtrengſten Konſervativismus ſich verſteinernde Oppoſition, hatte hier nicht bloß zerſtört, ſondern auch auferbaut, nämlich eine bleibende Scheidewand zwiſchen Spanien und Holland. Hinter dieſer Scheidewand und an ſie gelehnt, konnte ſich das Gebäude der politiſchen Selbſtſtändigkeit feſt und ſicher, ja mußte es ſich erheben; wenn man bedenkt, daß Spanien in keinem Punkte ſo durchaus unzugänglich und unverſöhnlich war, wie in dem der religiöſen Einheit. Philipp II. that der römiſchen Kirche einen Ritterdienſt im Großen, deſſen Weſen nur ein zweiter Cervantes zu ſchildern vermöchte. Der römiſche Katholicismus bedurfte keines Ritterdienſtes, keiner Abentheuer, keiner Paladine und Anachoreten mehr, ſeitdem er die Jeſuiten hatte: er bedurfte keiner Könige mehr, die ihm dienten, da er gewandte, feingebildete Männer zu ſeiner Verfügung hatte, welche die Kunſt verſtanden, die Herzen zu gewinnen und das alte päpſtliche Anſehen wieder herzuſtellen. Ermißt man dieſe neue Weltſtellung des römiſch-hierarchiſchen Katholicismus, ſo kann man nicht umhin einzugeſtehen, daß die ganze ſchroffe Unantaſtbarkeit des Kalvinismus dazu gehörte, um den Erſteren in ſeinem großartigen Umſichgreifen aufzuhalten. Es bedurfte der ſtrengabgeſchloſſenen Form, die dem Feinde keine Lücke beut, um die Idee vor den ſchmeichleriſchen Verſuchungen einer anderen Form zu bewahren, welche jedem Sinne, jedem Gefühle, jeder Ahnung einen Reiz, eine Befriedigung, einen Anhaltspunkt entgegenreichte. Nun vergleiche man, ins Beſondere eingehend, auf der anderen Seite das Weſen der reformirten Konfeſſion und das der Holländer! Streng auf ſich ſelbſt ſind dieſe Letzteren angewieſen; die Natur hat ihnen nichts gegeben, als den Boden, auf dem ſie ihre

Häuſer bauen, und das Meer, auf dem ſie die Früchte ihres Fleißes oder die Gegenſtände ihrer Spekulationen verführen. *Was ſie ſind, ſind ſie* — ein großes, aber wahres Wort! — *durch ſich*. Der ſchöne Reiz der bloßen Sinnlichkeit hat keine Gewalt über ſie; tüchtig faſſen ſie das Sinnliche an und machen es ſich *praktiſch nutzbar*. Um ſo reiner, um ſo uneigennütziger muß ihre Sympathie für das *Ueberſinnliche* ſein. In dem Bewußtſein ihrer Kraft wurzelt ihr Freiheitsſinn, und ſo wie er über die Zinnen ihrer Häuſer, über die Schlöte ihrer Herde hinausragt, ſo muß, welche Local- oder Provinzialfarbe immerhin die Rinde des mächtigen Baumes trage, ſein Wipfel die Färbung einer ſtrengen Religioſität haben. Der Kalvinismus *eignete* ſich nicht bloß der holländiſchen Nationalität, — nein er *ergänzte* gleichſam ihre Elemente vollkommen. Und nun ziehe man die Summe und frage ſich: ob, wenn die Nation eine beſtimmte Form für den religiöſen Beſtandtheil ihres Weſens gefunden, wenn ſie dieſelbe ausgeſprochen und unumſtößlich feſtgeſetzt hatte, wenn dieſe Form den ganzen politiſchen Verband einmal zuſammenhielt, indem ſie jedem Einzelnen zur Loſung ward, — ob dann wohl noch Hoffnung zur Verſöhnung mit einem Monarchen übrig war, welcher gewiß ſeine Krone hingeopfert haben würde, wenn die Ausrottung des Proteſtantismus um keinen niedrigeren Preis zu erkaufen war!

Doch faſſen wir jetzt auch die *politiſchen* Verhältniſſe ins Auge. Es iſt nöthig, zuvörderſt die Stellung des Generalſtatthalters *Requeſens* und die *Oraniens* zu vergleichen, weil wir ſpater auf die des Erſteren zurückkommen werden. Requeſens *experimentirt* und verräth dies unſichere Umherſuchen nach einem Erfolge durch den Wechſel von Milde und Strenge. Oranien *handelt* nach einem beſtimmten *Plane*, auch wenn er nicht zu handeln ſcheint. Requeſens befindet ſich im Beſitz der Autorität, aber nicht in dem der Macht. Oranien hat wenigſtens die moraliſche und dadurch theilweiſe endlich auch die phyſiſche Macht für ſich, aber ohne die Autoriſation. Hier zeigt ſich nun bereits ein intereſſanter Fortſchritt der Staatsumwälzung, nämlich das bald leiſer, bald bemerklicher hervortretende Streben der Nation, ihre urſprünglichen Rechte, deren ſie ſich immer klarer bewußt wird, zu übertragen; der Schritt zu jenem Punkt hin, wo ſich eine unausfüllbare Kluft zwiſchen dem Volke und ſeinem bisherigen Beherrſcher aufreißen muß. Die allmähliche Vorbereitung zu dieſer Entſcheidung geſchah nicht ohne manche Reibungen und Kämpfe zwiſchen den einzelnen Ständen unter ſich ſelbſt, ſo wie zwiſchen Dieſen und dem Prinzen von Oranien. Das ariſtokratiſche Prinzip der Städte ſtrebte ſowohl dem Adel als dem platten Lande gegenüber das Uebergewicht zu erringen; nur die Weisheit und Feſtigkeit Oraniens vermochten dies aufzuhalten und jene Einheit herzuſtellen, welche in einem Augenblicke doppelt nothwendig war, da die zu erringende Selbſtſtändigkeit Hollands und Zeelands, da ihre völlige Losreißung von Spanien mehr, als bisher durch Gewalt und Krieg, jetzt durch Friedensverhandlungen bedroht war.

Requeſens ſah nämlich kaum ein anderes Mittel, um ſich zu halten, als dieſe letzteren, weil er ſich faſt fortwährend in großer Geldverlegenheit befand. Vergeblich hatte er von den Generalſtaaten zwei Millionen jährlich (für die Friſt von ſechs Jahren) und einen hundertſten Pfennig gefordert: vergeblich hatte er ihn in Brabant, ohne Erlaubniß der Staaten dieſer Provinz, zu erheben geſucht; die laute Stimme der allgemeinen Erbitterung nöthigte ihn, von dieſem Vorhaben abzulaſſen, welches zu ſehr an die verhaßten Gewaltſchritte

Alba's erinnerte. Auch aus Spanien kamen ihm nur ſpärliche Geldunterſtützungen. Man berechnete, daß der niederländiſche Krieg den König und die Lande ſelbſt ſchon über 20 Millionen gekoſtet habe. Das Bedürfniß eines Friedens mit Holland und Seeland, welches Requeſens ſo dringend empfand, theilten auch die Generalſtaaten. Und ſo hatte denn Requeſens durch Noircarmes dem damals noch zu Utrecht gefangen gehaltenen St. Aldegonde Mittheilungen darüber gemacht, welcher ſchnell den Prinzen von Oranien davon unterrichtete. Nach dem Ableben des Herrn von Noircarmes hatte Requeſens durch deſſen Nachfolger in der Statthalterſchaft über Holland und Seeland, den Grafen de la Roche und durch Champagny die Unterhandlungen fortgeſetzt, und ſich zu dieſem Zwecke auch des Herrn von Rivière und Johann's von Treslong bedient, um die Staaten von Holland, welche während der Belagerung Leydens zu Rotterdam verſammelt waren, zu einer friedlichen Uebereinkunft zu ſtimmen. Die Antwort der Staaten beruhte noch immer auf der alten Norm; ſie lautete: „ſie würden ſich dem König als treue Unterthanen erweiſen, wenn er das fremde Kriegsvolk entferne und wenn die Regierung unter Zuziehung der geſetzlich berufenen Generalſtaaten gehandhabt würde." Dagegen wurde nun der gefangene St. Aldegonde zu Oranien geſchickt, um dieſen zu bewegen, daß beim Abſchluß der Friedensverhandlungen im Punkte der Religion das ſpaniſche Syſtem aufrecht bliebe. Eben daran ſcheiterte für den Augenblick die ganze Verhandlung, wie nicht anders zu erwarten ſtand; aber Requeſens gab Abſicht und Hoffnung, den Frieden zu Stande zu bringen, noch keineswegs auf.

Inzwiſchen griffen nun im Innern Hollands und Seelands die früher erwähnten Reibungen immer weiter um ſich.

Je größer in der erſten Zeit des Aufſtandes die Machtvollkommenheit Oraniens geweſen war, weil die Regierungen vieler Städte, die ſich damals noch in ſpaniſcher Gewalt befanden, an der Landesregierung nicht Theil nehmen konnten, um ſo eifriger zeigte ſich nach der Befreiung in den meiſten derſelben das Streben, das Verſäumte nachzuholen, um ihre Rechte durch Nichtausübung derſelben nicht allmälig ganz zu verlieren; und, da ſie dem Prinzen bereitwillig alle „Bitten“ oder Steuern zugeſtanden, ſo machten ſie darauf Anſpruch, die Verwaltung der Finanzen zu überwachen. Mächtiger als je regte ſich das Bedürfniß, eine beſtimmte Regierungsform feſt zu ſetzen. Die Staaten von Holland verfügten 1573, daß ihre Verſammlung aus den Edlen und aus den Städten Dordrecht, Delft, Leyden, Gouda, Rotterdam, Schiedam, Gorkum, Schoonhoven, Oudewater und Woerden beſtehen ſollte, und daß auch die kleineren Städte Abgeordnete dazu ſenden dürften, jedoch bloß zur Berathung, ohne entſcheidende Stimme. Die Städte des Nordquartiers (d. i. Nordhollands) bildeten eine eigene Staatenverſammlung, welche ſich mit dem im Namen Oraniens dort waltenden Statthalter, Dietrich von Sonoy, in ſo großer Spannung befand, daß Oranien den Staaten von Nordholland anzeigte, er wolle ihnen ſtatt Sonoy's ſeinen Schwager, den Grafen van den Berg, zum Statthalter geben; da ihnen aber dieſer wegen ſeiner ſchmälichen Flucht aus Geldern noch verhaßter war, ſo baten ſie Oranien, ihnen lieber Sonoy zu laſſen. Oranien hatte, wie es ſcheint, dieſen Entſchluß im Voraus erwartet und genehmigte ihn. Bedeutender als dieſe Mißhelligkeiten war das bereits erwähnte drohende Uebergreifen des ſtädtiſchen Prinzips gegenüber dem Adel und platten Lande. Der Adel brachte deßhalb ſeine Klagen vor Oranien; er ſtellte dieſem vor, daß die Städte dahin trachteten, den Adel, als alten Vertreter des platten Landes, wie auch dieſes Letztere ſelbſt, um alle Freiheiten und Privilegien zu bringen. Oranien konnte jedoch gerade den wichtigen Beiſtand der Städte während der bedenklichen Zeit in keiner Weiſe entbehren, und deßhalb dem Adel bloß gute Worte und Hoffnungen geben. Vergeblich verſuchte er auch, weil das platte Land bei der Staatenverſammlung faſt gar nicht vertreten war, wenigſtens drei Vertreter deſſelben in dieſe zu bringen. Die Städte leiſteten ihm hierin hartnäckigen Widerſtand, ſie wollten durchaus keinen Anſpruch aufgeben, um in der Landesregierung die höchſte Bedeutung zu erhalten.

Aber eben dieſer hartnäckige Widerſtand führte raſch zu einer wichtigen und entſcheidenden Wendung. Klug die Lage aller Verhältniſſe überblickend und feſt überzeugt, daß bei derſelben das Gemeinwohl jetzt nur durch eine ſtrengere Einheit in der Regierung als bisher bedingt ſei, faßte Oranien einen Entſchluß, deſſen Folgen ihm, nach ſeiner Berechnung unzweifelhaft ſchienen, und es zeigte ſich auch, daß er ſich in ſeinen Vorausſetzungen nicht getäuſcht hatte. Er ſtellte den Staaten von Holland am 20. Oktober 1574 (alſo kurz nach dem Entſatze Leydens) vor, welche Unordnung, welche Verwirrung aus der bisherigen Regierungsform entſtehen müßte. Er erwähnte ſodann, daß man ihn beim Volk im Verdacht habe, als verwende er die bewilligten Steuern, ſtatt zum Nutzen des Landes, bloß zu ſeinem eigenen; dieſer Argwohn habe denn bereits die ſchädliche Folge fürs gemeine Beſte erzeugt, daß bei der Erfüllung beſchwerlicher Laſten immer mehr Gleichgültigkeit und Fahrläßigkeit einreiſſe; ſchon erhöben die Städte Schwierigkeiten über die Aufnahme von Beſatzungen. Ueberdies würden die Finanzen unordentlich verwaltet; ſo beſtreite man z. B. aus der Kriegskaſſe andere Bedürfniſſe oder bezahle Schulden daraus. Nach allem Dieſem erklärte nun Oranien, es ſchiene ſich ihm kein andres Mittel zur Löſung des verwirrten und in ſeinen nächſten Folgen verderblichen Zuſtandes darzubieten, als wenn er ſich von der Regierung ganz zurückzöge und dieſe ausſchließlich den Staaten überließe; deßhalb ermahne er denn die Letzteren zur Eintracht, von welcher allein das Heil des Landes zu erwarten ſei.“ Dieſer mit Ruhe und Nachdruck ausgeſprochene Entſchluß Oraniens, von ſeiner Stellung abzutreten, verſetzte die Staaten in große Beſtürzung. Sie konnten Oraniens Scharfblick, Staatskunſt, Erfahrungen und Verbindungen, ſo wie ſeine unermüdliche Thätigkeit durchaus nicht entbehren; ſein Zurücktreten von den Geſchäften mußte der gemeinſamen Sache einen ſchwereren Verluſt zufügen, als irgend ein glänzender Sieg der ſpaniſchen Waffen. Die Staaten erkannten ferner in ſeinem Entſchluße, ſo wie in den Gründen, auf welche er denſelben ſtützte, neue Beweiſe ſeiner Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, und erwiederten ihm, in einer Verſammlung zu Delft am 12. November 1574, „So lange die Irrung mit dem Könige und die Willkühr der Spanier in den Niederlanden währe, ſei es, ſowohl zur Erhaltung der Ordnung und Wohlfahrt, als auch der Privilegien und Freiheit, ſo wie der Religion hochnöthig, ein Oberhaupt zu haben, und als ſolches bäten ſie denn den Prinzen von Oranien in ſeiner bisherigen Stellung als Regent in Vereinigung mit dem „neben ihm beſtehenden Rath“ zu verharren und zwar unter dem Namen eines „Gouverneurs“ oder „Regenten.“ Zu dieſem Ende übertrugen ſie ihm die „abſolute Macht, Autorität und Souverainetät zur Leitung aller Landesangelegenheiten ohne

Ausnahme. Dieſe höchſte Macht umfaßte insbeſondere den unbeſchränkten Oberbefehl im Kriege, ſowohl zu Land als zur See; alle Kriegsſchiffe, welche bisher unter den einzelnen Städten geſtanden, ſollten nun zu ſeinen Händen geſtellt werden; nur durfte er dieſelben nicht ohne Bewilligung der Staaten außerhalb des Landes führen. Er erhielt die Verwaltung der „Urlaubsgelder, der Priſen, überhaupt aller Einkünfte, welche zur Unterhaltung der Seemacht beſtimmt waren; ebenſo unbegränzte Macht über die Domainen; alle ſtädtiſchen Regierungen und Gemeinden ſollten gehalten ſein, die angeordneten Laſten und Beſatzungen zu übernehmen, ſobald Oranien und der Rath dies für nöthig erklärten. Nur bei neuen Beſteuerungen und bei Veränderung der Regierungsformen ſollte er nichts ohne Berufung und Genehmigung der Edlen und Städte, welche die Staaten von Holland repräſentiren, beſchließen dürfen. Eben ſo behielten ſich die Staaten die Anſtellung der Oberoffiziere, der Mitglieder des Hofes von Holland und der Rechnungskammer vor. In Zeiten der Noth ſollte Oranien auf den Credit der Staaten bis zur Summe von 15000 Gulden aufnehmen dürfen, wovon Holland zwei Drittel und Seeland ein Drittel übernahm. Uebrigens ſetzten ſie ihm ein feſtes jährliches Einkommen aus und eine monatliche Summe zum Behufe der Landesvertheidigung. Auch verſtärkten ſie ſeine Leibwache, welche auf Koſten des Landes erhalten wurde. Das gegenſeitige Rechtsverhältniß ſollte dadurch vollkommen verbindlich abgeſchloſſen werden, daß die Magiſtrate, Gilden, Schutteryen und Gemeinden dem Prinzen als „Gouverneur“ oder „Regenten“ den Eid der Treue ſchwüren und dieſer dagegen feierlich gelobe, ihre Privilegien und die chriſtliche (reformirte) Religion getreu zu bewahren. So hatten denn die Staaten von Holland einen folgenreichen Akt ausgeübt. Sie hatten als Vertreter des Volkes dem Prinzen von Oranien die Souverainetät übertragen. — Jedenfalls war dieſer neue Rechtstitel für ſeine höchſte Macht ein bei Weitem ſicherer, als derjenige, auf welchen er ſich früher ſtützte und der noch immer nicht direkt aufgehoben war, nämlich die weiland königliche Beſtallung, an deren rechtliches Fortgelten man ſich bis dahin gehalten hatte. Wie jene Dordrechter Synode in religiös-kirchlicher Beziehung, ſo ſtellte dieſe Souverainetätsübertragung in politiſcher, einer Wiedervereinigung Hollands mit Spanien unüberwindliche Hinderniſſe entgegen.

Oranien, vorſichtig wie immer, beſchloß, ſich gleich von Anfang ſicher zu ſtellen. Eigennutz und Herrſchſucht waren dabei nicht im Spiele; Oraniens ganzes ferneres Leben beweiſt das Gegentheil, beweiſt, daß er die Ehre, der erſte beamtete Bürger einer freien Nation zu ſein, höher anſchlug als den Schimmer einer Krone. Indeſſen: ſein Scharfblick überzeugte ihn, daß er gleich jetzt die nöthige Einheitlichkeit der Regierung von allen Eingriffen der mannigfachen, ſich untereinander widerſtrebenden Elemente unabhängig erhalten müſſe. Schon auf jenen Antrag der Souverainetät entgegnete er den Staaten: „die zum Behuf der Landesvertheidigung ausgeſetzte monatliche Summe ſei unzureichend,“ und verlangte monatlich 45000 Gulden zur Beſoldung des Kriegsvolks und dergleichen, für die Friſt eines halben Jahres. Als ſich die Staaten dazu nicht verſtehen wollten, erklärte Oranien mit Beſtimmtheit, lieber ehrenvoll das Land verlaſſen, als deſſen Regierung unter Bedingungen antreten zu wollen, welche jede nothwendige Maßregel ſchon im Voraus lähmen würden; — und die Staaten, welche ſeine Thätigkeit um keinen Preis miſſen konnten, fügten ſich bald ſeiner Einſicht und ſeiner Forderung.

Hierauf begab ſich Oranien zu Anfang Dezembers nach

Seeland, um die neue Organiſation raſch zu einer höheren Entwickelungsſtufe zu fördern. Die Einigung Hollands ſollte ſich auch auf Seeland erſtrecken; beide Provinzen ſollten durch ein unauflösliches Bündniß zuſammengehalten werden. Dies Werk koſtete allerdings große Mühe; man wird dies begreifen, wenn man bedenkt, wie ſich die Provinzial- und Lokalintereſſen kreuzten. Aber der Erfolg, den Oranien von der innigen Vereinigung beider Provinzen vorausſah, war der Mühe wohl werth und ein Mann wie er, ließ ſich durch Schwierigkeiten nicht ſo leicht abſchrecken, eine, einmal als probehältig erfaßte Idee durchzuſetzen. So brachte er es wirklich im April des folgenden Jahres 1575 dahin, daß eine Vereinigung Hollands und Seelands, „unter dem Gehorſam des Prinzen von Oranien“ entworfen ward. Nachdem er dieſe wichtige Einleitung getroffen hatte, wurde die neue Regierungsform in folgender Weiſe feſtgeſetzt. Oranien erhielt die ſouveraine Gewalt in beiden Provinzen zur Beſchützung und Erhaltung des Landes und zwar für die Dauer des Krieges. Außer den bereits früher erwähnten Ausflüſſen der höchſten Macht wurden ihm auch andre Rechte der Grafen von Holland verliehen, — zuvörderſt das Begnadigungsrecht, ſodann das Recht, in außerordentlichen Fällen Magiſtratsperſonen anzuſtellen oder abzuſetzen, jedoch ohne Beeinträchtigung der ſtädtiſchen Privilegien, wie er überhaupt geloben mußte, alle beſonderen Privilegien, Freiheiten und löblichen Herkommen aufrecht zu erhalten. Eben ſo mußte er jetzt beſtimmt verſprechen, den evangeliſch-reformirten Gottesdienſt zu beſchützen und den römiſch-katholiſchen abzuſchaffen, jedoch es nicht zu dulden, daß Glaubensunterſuchungen ſtatt fänden. Ungern brachte Oranien ſeine eigenen toleranteren Geſinnungen der gebieteriſchen Forderung der Nationalgeſinnung in Holland und Seeland zum Opfer; doch änderte er wenigſtens den Ausdruck; ſtatt „römiſcher“ Religion ſetzte er nämlich „die mit dem Evangelium ſtreitende.“ Den „Rath“ durfte er aus Männern ſeiner eignen Wahl zuſammenſetzen, doch mußten es Niederländer, und zwar meiſtens Holländer oder Seeländer ſein. Die Staaten, ſtädtiſchen Magiſtrate ſo wie die „Schutteryen“ (bewaffneten Bürgerſchaften) und Gemeinden hatten ihm den Eid der Treue und des Gehorſams zu leiſten. Am 4. Juni wurde jene vorläufige Union Hollands und Seelands zu Dordrecht abgeſchloſſen; am 11. Juli trat Oranien die Regierung nach jenem Grundgeſetze an. Dieſes enthielt übrigens noch eine Beſtimmung, welche trotz des Einſpruches der Stadt Leyden durch Stimmenmehrheit beſchloſſen wurde aber dem Prinzen mißfiel, nämlich die Errichtung eines „Landrathes“ (ſo viel wie Staatsrath), als einer Mittelmacht zwiſchen dem Prinzen und den Staaten. Die Letzteren beabſichtigten dadurch, auch dann, wenn ſie nicht verſammelt ſeien, Einſicht in die Regierungsangelegenheiten zu behalten; bei der Staatenverſammlung aber ſollten die Mitglieder dieſes Landraths als Deputirte der Städte oder Kollegien, woraus ſie jedesmal erwählt waren, Zutritt haben. Drei Mitglieder des Landrathes ſollten dieſe letztgenannten Angelegenheiten überhaupt, ſechs die Finanzen, drei das Seeweſen, drei das Feſtungsweſen nebſt dem Kriegsbedarf, und drei den Proviant in ihrem Reſſort haben. Eine ſolche Einmiſchung konnte, wie es ſcheint, nach Oraniens Anſicht die nöthige Einheit abermals nicht fördern, ſondern nur ſeine Autorität ſchwächen und ſeinen Plänen im Wege ſtehen; obwohl mehre treffliche holländiſche Gelehrte keineswegs der Meinung ſind, daß Oraniens Macht durch den Landrath beſchränkt, vielmehr daß ihm ſeine Pflicht durch denſelben erleichtert werden ſollte. Jedenfalls ſteht die Thatſache feſt, daß der Landrath dem Prinzen mißfiel und, ungeachtet vieler Gegenvorſtellungen der Staaten, in kurzer Zeit wieder einging. Ueberblicken wir dieſe ſämmtlichen Verhandlungen, ſo ſehen wir, daß Holland und Seeland einen bedeutenden Schritt näher zur Erreichung ihrer Unabhängigkeit gemacht hatten; wir ſehen, wie ſich das Bewußtwerden der Autonomie immer entſchiedener den Banden der Gewohnheit entwindet, wie der Trieb nach feſter Neugeſtaltung ſich aus der Negation losringt.

Inzwiſchen hatte Requeſens die im Sommer 1574 abgebrochenen Friedensverhandlungen mit Holland und Seeland im Dezember deſſelben Jahres wieder angeknüpft und zu dieſem Zwecke den gelehrten und würdigen Elbert Leoninus (ſein eigentlicher Name war Albert de Leeuw), Lehrer der Rechtswiſſenſchaften an der Univerſität zu Löwen, einen Mann, welchen Freunde wie Feinde gleich hoch achteten, ſo wie Meiſter Hugo Bont, früheren Rathspenſionär von Middelburg, nach Delft geſchickt. Eine eigenthümliche Lage; — während Holland eben eifrig ſeine Selbſtſtändigkeit feſtzuſtellen im Begriffe war, ſollte es mit ſeinem bisherigen Beherrſcher wieder unterhandeln! Jene beiden Geſandten gaben bei ihrer Ankunft in Delft zu erkennen, daß die Vermittlung des deutſchen Kaiſers Maximilian II. und andrer Mächte den König zu einer Friedensverhandlung mit Holland und Seeland, ſo wie mit Oranien bewogen habe. Augenblicklich wurde der Letztere, welcher ſich damals in Seeland befand, davon benachrichtigt und berief die Staaten Hollands, Seelands und Weſtfrieslands zur Verſammlung nach Dordrecht. Dort erſchienen, als Vermittler von Seiten des deutſchen Reiches, die Grafen Günther von Schwarzburg und Wolf von Hohenlohe, beide Schwäger Oraniens. Vorſichtig warnte Dieſer die Staaten, „wie leicht ein Friede, ſo wünſchenswerth er im Allgemeinen auch immerhin ſein möge, doch größere Gefahren bringen könne, als ſelbſt ein Krieg; — daß man einen Frieden, der mit der Ehre Gottes und mit des Landes Freiheit im Widerſpruch ſtünde und überdies unſicher, vielleicht trügeriſch ſein möchte, nicht ſo haſtig ſuchen dürfe;“ endlich mahnte er: „auch während der Friedensverhandlungen die Mittel zur Fortſetzung des Krieges nicht aus den Augen zu verlieren!“ Er beſorgte, daß Requeſens bei der ganzen Verhandlung eigentlich nichts weiter bezwecke als — Zeit zu gewinnen und die Staaten ſicher zu machen. Da jedoch unter den Staaten Manche zum Frieden geneigt waren, und da ſich überhaupt kein genügender Vorwand fand, um weitere Verhandlungen geradezu abzulehnen, ſo war der umſichtige Oranien bedacht, auf einem anderen Wege um ſo ſichrer allem Verderben entgegenzuarbeiten. Er brachte es nämlich dahin, daß die Staaten den Beſchluß faßten, ſich in vier entſcheidende Stimmen zu vertheilen, eine für die Edlen und größeren Städte Hollands, die zweite für die Staaten von Seeland, die dritte für die kleineren Städte Hollands, die vierte für die Städte Bommel und Büren, welche gleichfalls bei der Staatenverſammlung vertreten waren, und von denen die erſtere ſeit dem Jahre 1572 die oraniſche Parthei hielt, während der Prinz über die letztere (Büren) für ſeinen in Spanien gefangen gehaltenen Sohn gräfliche Rechte und Gewalt übte. Eine Stimme ſtand ihm ſelbſt zu. Zweier Stimmen war er alſo gewiß, und ebenſo konnte er auf die der ſogenannten kleineren Städte Hollands rechnen, weil dieſe ſeit 1573 durch ſeine Veranlaſſung zur Staatenverſammlung Zutritt hatten. Dadurch erreichte nun Oranien, was er bezweckte, nämlich, daß die Bevollmächtigten, welche von der Mehrheit der Staaten zur

Friedensverhandlung abgeſchickt wurden, ſeine Anſichten theilten; St. Aldegonde, Karl von Boiſot, Jakob van der Does, Paul Buis (Advokat von Holland) waren die bedeutendſten unter ihnen.

Am 3. März 1575 wurden die Friedensverhandlungen in der noch in ſpaniſchem Beſitz befindlichen ſüdholländiſchen Stadt Breda eröffnet; Oranien und die Staaten blieben indeſſen in dem nahen (freien) Gertruidenberg. Die Hauptpunkte, um welche ſich im Anfange alle Verhandlungen bewegten, waren abermals folgende zwei, welche die Staaten aufſtellten: „die Entfernung des fremden Kriegsvolkes“ (d. i. der Spanier, wie die Staaten auf beſondere Frage ausdrücklich erklärten) und ſodann: „die Zuſammenberufung der Generalſtaaten, in der Weiſe wie im Jahre 1555, zur freien Berathung über des Landes Bedürfniſſe und Regierung. Im Laufe der Verhandlungen kam noch ein andrer wichtiger Punkt, nämlich die Feſtſetzung des herrſchenden Kultus zur Sprache. In Bezug auf die erſterwähnte Forderung wurde von ſpaniſcher Seite das zweideutige Zugeſtändniß gemacht, daß die königlichen Truppen „nicht länger, als es nöthig ſei, im Lande bleiben würden.“ In Bezug auf die zweite Forderung enthüllte ſich der Stolz des ſpaniſchen Alleinherrſchers noch deutlicher, welcher den Frieden beabſichtigte, ohne dabei ſeinem Anſehen das Geringſte nachgeben zu wollen; die ſpaniſchen Bevollmächtigten erklärten nämlich, „der König ſei nicht abgeneigt, die Generalſtaaten zu Rathe zu ziehen, aber erſt dann, wenn — der Aufſtand geſtillt ſei; übrigens ſtehe ihm allein das Recht der Entſcheidung zu.“ Was endlich den Punkt der Religion betraf, ſo ſtreifte hier mit einem Male die Konſequenz Philipps II. jede Hülle ab. Die Herſtellung des Katholicismus, die Zurückgabe der geiſtlichen Güter waren die erſten unabweislichen Bedingungen Spaniens. Was blieb den Proteſtanten? Die kahle Gnade, auswandern zu dürfen, verbrämt mit dem ſchimmernden Zuſatz: „daß ihnen bis dahin Zeit vergönnt werde, um ihre Güter verkaufen zu können.“ Bis auf einige wenige, ganz außerweſentliche Modifikationen ſtand demnach die Anſicht Philipps noch ganz ſo gewappnet da wie je, wenn er auch vielleicht, von ſeinem Standpunkt aus, große Zugeſtändniſſe bewilligt zu haben glaubte; die Hauptſache blieb immer die Religion; in dieſem Punkte verſtand ſich Philipp II. auch nicht zu der geringſten Uebereinkunft, und zwar kaum ohne richtigen Grund; denn die Losbröckelung des kleinſten Steins mußte den Sturz des ganzen ſtolzen Gebäudes zur langſamen, aber unausbleiblichen Folge haben. Eben dieſer Konſequenz gegenüber ergibt ſich aber auch zugleich, wie wichtig von Seiten der Staaten das unnachgiebige Feſthalten am Kalvinismus war, welches ſich dem Katholicismus gegenüber allerdings gleichfalls als Intoleranz darſtellte. Das geringſte Zugeſtändniß, welches die Proteſtanten der Gegenparthei in religiöſer Beziehung damals machten, konnte ihnen zum ſicheren Verderben werden; es war ein Kampf, in welchem ſie der geſchloſſenen Schlachtordnung der Gegner eine gleiche entgegenſtellen mußten. An dieſer Klippe der Religion ſcheiterte demnach die Politik Spaniens, ſcheiterte — zum Glück für Holland — die Friedensneigung einiger Staatenmitglieder, welche, wie Oranien ſehr richtig vorausſah, zur Unterwerfung hätte führen müſſen und mithin zum Verluſt der Nationalität.

Somit war denn das eigentliche Verſöhnungswerk bereits ohne Erfolg zu Ende gekommen, und man trachtete nun dahin, wenigſtens einen Waffenſtillſtand auszumachen. Aber auch hier erhoben ſich Schwierigkeiten, welche die Aufrichtigkeit von ſpaniſcher Seite ſehr verdächtigen mußten. Die Staaten verlangten einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre, und wirklich konnte auch nur eine ſo lange Friſt hinreichen, um während derſelben gründliche Vorbereitungen zu einer dauernden Verſöhnung treffen zu können. Requeſens hingegen beſtand darauf, daß der Stillſtand nur zwei Jahre dauern ſollte, und jeder klar denkende Kopf konnte daraus abnehmen, daß es dem Spanier dabei nur darum zu thun ſein mochte, ſich während dieſer Zeit für neue kriegeriſche Unternehmungen zu erholen. Uebrigens ſchimmerte bei dem allen noch immer ein Strahl von Hoffnung der Verſöhnung. Der redliche Elbert Leoninus that nämlich den Vorſchlag, folgenden Mittelweg (zugleich mit Berückſichtigung des religiöſen Streitpunktes) einzuſchlagen, welcher beiden Partheien gleich gerecht und genehm ſein konnte: „Gewiſſensfreiheit ſollte ſowohl für Katholiken als für Proteſtanten beſtehen; dagegen ſollten nur die Katholiken ihren Kultus öffentlich ausüben dürfen; dies Verhältniß ſollte jedoch bloß ein proviſoriſches ſein. Deßhalb ſollte man einen mehr als zweijährigen Waffenſtillſtand ſchließen, etwa auf 4 — 5 Jahre, und während dieſer Zeit die Generalſtaaten zuſammenberufen, deren Entſcheidung auch über die Angelegenheiten der Religion einen glücklichen Ausſchlag geben würde.“ Dieſer Vorſchlag ſchien den Staaten und ſogar dem ſtets wachſambeſorgten Prinzen von Oranien ſo billig, daß beide demſelben ihre Zuſtimmung nicht verſagen konnten; ja ſelbſt im Rathe des Requeſens entſchieden ſich der Herzog von Aerſchot, der Graf von Barlaimont und der Herr von Aſſonville dafür; Requeſens aber erklärte ſich mit Moſſinghem und dem Spanier Rueda dagegen, und da ſeine Stimme in die Wagſchale fiel, ſo wurde jener Vorſchlag des Leoninus gleichfalls verworfen. Da veröffentlichten die Staaten eine vom 13. Juli datirte Schrift, worin ſie ihr Benehmen während der Verhandlungen rechtfertigten und die verborgenen Abſichten Spaniens aufdeckten; hierauf entfernten ſie ſich und das ganze Friedensgeſchäft war nun in der Mitte des Juli, nach mehr als viermonatlichen fruchtloſen Bemühungen, abgebrochen.

Inzwiſchen hatten zugleich die ganze Zeit über auch die Kriegsoperationen fortgedauert. Die Truppen der freien Provinzen hatten bereits im April 1575 einen Anſchlag unternommen, um Haarlem den Spaniern wieder zu entreiſſen, zu welchem Ende Sonoy mit den Nordholländern das Barndegat, eine Bucht des Y, in ſeine Gewalt brachte; er mußte es aber bald wieder verlaſſen und das ganze Unternehmen mißglückte. Um ſo günſtigere Erfolge gelangen dagegen den Spaniern. Der kühne Herr von Hierges, (einer von Barlaimonts Söhnen) zog mit Kriegsvolk nach Nordholland und Weſtfriesland, ließ ſeine Soldaten dort ſengen und brennen, plündern und morden und wandte ſich dann nach Geldern hin. Während ſeine Truppen ſo ſchrecklich in Nordholland hausten, verbreitete ſich dort das Gerücht, daß er einige Landſtreicher zur Brandſtiftung in mehren dortigen Ortſchaften gedungen habe. Schnell wurde auf alles verdächtige Volk gefahndet, und bald brachte man mehr als zwanzig Vagabunden in Haft. Der wilde Sonoy ordnete, als oraniſcher Statthalter in Nordholland, eine ſtrenge Unterſuchung an und beſtellte dazu ein eigenes Gericht, welches durch ſeine Grauſamkeit an Alba's berüchtigten Blutrath erinnerte und bald auch mit Recht den gleichen Namen erhielt. Dies Gericht ließ die Verdächtigen auf die Folter ſpannen, und zwang ihnen dadurch die Namen mehrer katholiſcher Landleute ab, welche Sonoy im Verdacht hatte, als ob ſie die Urheber der Mordbrennerei geweſen ſeien. Auf dies Bekenntniß hin ließ nun Sonoy die bezeichneten Katholiken gefänglich einziehen, und wiewohl die Angeber noch vor ihrer Hinrichtung, die abgefolterte Anklage widerrufend, die Unſchuld jener Katholiken betheuerten, wiewohl dieſe ſelbſt ſich rechtfertigten, ſo wurden ſie dennoch, da Sonoy ihr Verderben einmal beſchloſſen hatte, aufs grauſamſte gefoltert. Einer ſtarb unter den Qualen; die übrigen wurden nach vorhergegangenen barbariſchen Mißhandlungen hingerichtet. Doch Sonoy's inquiſitoriſcher Argwohn war dadurch noch keineswegs zufriedengeſtellt; eine neue Verhaftung drängte die andre. So ſteigerte er die ohnehin ungünſtige Stimmung der Nordholländer gegen ihn, bis endlich die Stadt Hoorn, der unerträglichen Willkür Sonoy's müde, ſich an Oranien wendete. Dieſer legte ſich nun ins Mittel; gleichwohl blieben die Gefangenen noch lange in Haft; erſt nach einem Jahre erhielten ſie ihre Freiheit wieder, aber eben ſowenig irgend eine Genugthuung als Sonoy Strafe. Selbſt ein Oranien hatte keine Waffe, um die Hydra des Fanatismus zu vernichten.

Der Herr von Hierges war mittlerweile vor die Stadt Büren in Geldern gerückt und hatte ſie ſo heftig beſchoſſen, daß ſie ſich ihm bald ergab, während der tapfre Mondragon die drei Polder von Klundert, Fynaard und Ruigenhil, landeinwärts vom Hollands-Diep, überfiel, ſich dort verſchanzte und dadurch die Fahrt nach Seeland ſperrte. Hierges verſtärkte hierauf ſeine Truppen, bedrohte Bommel, Workum und Schoonhoven und eilte plötzlich vor Oudewater, während man in Holland wähnte, daß er einen Anſchlag auf das benachbarte Gouda beabſichtige. Oranien hatte den Bewohnern Oudewaters gerathen, bei Zeiten die Schleuſen zu öffnen und das Gebiet zu überſchwemmen; aber, aus Furcht, die Heuärnte zu verlieren, hatten Jene den guten Rath nicht befolgt. Jetzt mußten ſie dieſe kleinliche Rückſicht ſchwer büßen. Hierges erſtürmte die Stadt und nun begannen die Sieger ein entſetzliches Blutbad unter den Beſiegten anzurichten; Frauen und Mädchen wurden öffentlich verkauft, je für 3—4 Thaler; ein Brand vollendete das Unglück. Raſch bemächtigte ſich Hierges hierauf auch Schoonhovens, dann nahm er die Schanzen ein, welche Leek, Iſſel und Merwe deckten, und ſo war er Meiſter dieſer Ströme.

Während dieſer Kriegsbegebenheiten feierte Oranien am 12. Juni 1575 im Briel ſeine dritte Hochzeit. Seine erſte Gemahlin Anna, die einzige Tochter des Grafen von Büren, welche ihm den in Spanien gefangen gehaltenen Sohn Philipp Wilhelm und eine Tochter geboren hatte, war acht Jahre nach ſeiner Vermählung mit ihr geſtorben. Seine zweite Gemahlin war Anna, die Tochter des großen proteſtantiſchen Glaubenshelden, jenes Kurfürſten Moritz von Sachſen, welcher Karl dem Fünften den Paſſauer Vertrag abgedrungen hatte. Sie ſchenkte Oranien einen Sohn Moritz, welcher ſpäter dem Namen ſeines Großvaters (mütterlicher Seite) ebenſo viel Ehre machte als dem Andenken ſeines Vaters. Dieſe Anna von Sachſen lebte noch, als ſich Oranien zu einer dritten Vermählung entſchloß. Nur allzu lebhaften Temperaments beſaß Anna die Seelengröße nicht, um die erhabene Idee zu erfaſſen, welcher ihr Gatte Oranien Alles zum Opfer brachte, und ſich in jene Entbehrungen zu ſchicken, welche ſie an ſeiner Seite ſtatt eines glänzenden Wohllebens erwarteten. Die Verbindung beider Gatten war demnach ebenſowenig glücklich als von langer Dauer. Die öftere Trennung Oraniens von ſeiner Gemahlin vollendete ihre Entfremdung von dieſem. Die gereizte, oft ſogar mit Mangel kämpfende Fürſtentochter wanderte oft wie eine Flüchtige von einem Orte zum andern, und hatte außerdem noch die ſchwere Laſt eines zweideutigen Rufes zu ertragen. Dieſer Laſt erlag ſie völlig und, ſo wie Oranien es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein glaubte, jede Gemeinſchaft mit ſeiner Gattin zu vermeiden, ſank die Unglückliche von Stufe zu Stufe tiefer. Gleichwohl war Annas Schuld, nämlich die Verletzung der ehelichen Pflicht, damals durchaus nicht eigentlich erwieſen, und eben ſo wenig iſt es bis jetzt ermittelt worden, ob Oranien von ihr wirklich geſchieden war,*) als er ſich zum dritten Male vermählte. Dieſer Umſtand, noch mehr aber die Perſönlichkeit ſeiner dritten Gattin, Charlotte von Bourbon, (einer Tochter des Herzogs von Montpenſier, welche früher (wiewohl gegen ihren Willen) Nonne und Äbtiſſin von Jouarre geweſen, aber 1572 nach Deutſchland geflüchtet war und zu Heidelberg den reformirten Glauben angenommen hatte), gaben allen Feinden Oraniens, insbeſondere den Spaniern, Waffen in die Hand, um deſſen moraliſchen Ruf zu verdächtigen. Heftig war auch der Kurfürſt Auguſt von Sachſen (Annens Oheim) über ihn ergrimmt, und ſelbſt Charlottens Vater, gegen deſſen Willen die Vermählung geſchehen war, zürnte dem Prinzen noch bis ins Jahr 1580. Die Prinzeſſin wurde gleichwohl in Holland, Namens der Staaten, mit hohen Ehren empfangen und reichlich beſchenkt. Oranien aber horchte durch all den lauten Hochzeitsjubel wachſam auf die Anzeichen der Gefahr, welche dem Vaterlande drohte.

Requeſens hatte nämlich einen neuen, auf richtigen Vorausſetzungen beruhenden Kriegsplan zur Bezwingung der abgefallenen Provinzen entworfen. Er wollte nicht bloß die

---

*) Der „Ehe Wilhelms von Oranien mit Anna von Sachſen" hat Prof. Dr. K. W. Böttiger in Erlangen eine, zum Theil aus ungedruckten Quellen geſchöpfte, ſehr intereſſante Darſtellung (in Raumers hiſtor. Taſchenbuch 1836) gewidmet, worauf wir verweiſen.

Flamme der Revolution in Holland erſticken, ſondern ſich des Herdes ſelbſt bemeiſtern, auf welchem ſie entbrannt war. Dieſer Herd war Seeland. Gelang es den Spaniern, Seeland wieder in ihre Gewalt zu bringen, ſo ſchien es unmöglich, daß Holland den Krieg noch länger mit Kraft fortführen könne; denn Seeland bot den Schiffen der Freiheitskämpfer ſichere Häfen, den Kämpfern ſelbſt eine Zuflucht, der ganzen Sache den unverſiegbaren Haß ſeiner Bevölkerung als immer friſchen Antrieb. Wie Oranien ohne Raſt eine unauflösbare definitive Verbindung Hollands und Seelands zu erwirken ſtrebte, ſo ſuchte Requeſens im Gegentheil, beide Provinzen zu trennen. Deßhalb berief er auch den Herrn von Hierges mit einer Abtheilung ſeiner Truppen zu ſich nach Brabant, wo er ſein Unternehmen gegen Seeland vorbereitete. Oranien vermuthete nicht ſo bald den Zweck der Rüſtungen, welche Requeſens eifrig betrieb, als er ſich ſchnell nach Seeland begab, um bei Zeiten Gegenanſtalten zu treffen, die Beſatzungen der dortigen feſten Plätze zu verſtärken und eine Anzahl von Schiffen in Bereitſchaft zu ſtellen, welche für den Fall eines feindlichen Ueberfalles jene vielen Meeresarme, von denen die ſeeländiſchen Inſeln umſchloſſen werden, unſicher machen ſollten.

Großartig kühn war der Kriegsplan, welchen Requeſens verfolgte; einige flüchtige und zu ihm übergetretene Seeländer hatten ihm die Anregung dazu gegeben und ihn mit der Beſchaffenheit der Gewäſſer vertrauter gemacht. „Vom Lande Tholen,“ (ſo ſagten ſie ihm) „kann man gar leicht nach Philippsland überſchiffen, das ſeit dem Jahre 1522, als die große Fluth die Deiche zertrümmerte, ganz ſumpfig und wüſt iſt. Von dort ſtreckt ſich eine Sandbank, die bei niedrem Waſſer trocken liegt, nach Duiveland hin; durch die Ype kann man darüber; und zwiſchen Duiveland und der Inſel Schouwen iſt bloß ein Kanal, den man leicht durchwaten kann.“ Mit Vergnügen erſah Requeſens aus dieſer Darlegung die Möglichkeit, ſich der Inſel Schouwen zu bemächtigen, welche zwiſchen der Inſel Walcheren und Holland in der Mitte liegt. Gelang es nun den Spaniern, ſich Schouwens zu bemächtigen, ſo war für Holland die Verbindung mit Seeland abgeſchnitten. Requeſens beſchloß nun, daß ein auserleſener Kern ſeiner Heeresmacht, mit den Waffen im Arm, auf dem bezeichneten Ufer durch die Kanäle des Meeres ſchreiten und Zierikzee, die befeſtigte Hauptſtadt der Inſel Schouwen, angreifen ſollte. Dreißig Galeeren und andere kleinere Fahrzeuge wurden zu Antwerpen ausgerüſtet; dreitauſend Mann zu Fuß, vierhundert Reiter und zweihundert Schanzgräber nach dem Lande Thelen gebracht; einige mußten ſich zu Schiffe nach Philippsland voraus begeben, um die Tiefen zu meſſen. Hierauf ſchaarten ſich die kühnſten Soldaten aus den Truppen zuſammen, welche ſich anboten, das Durchſchreiten der Gewäſſer zu unternehmen. Es waren ihrer 1500, nebſt den 200 Schanzgräbern; jeder erhielt ein Paar Schuhe und ein Säckchen mit Pulver und Mundvorrath für drei Tage: „Gedenkt!“ rief Requeſens den Kühnen beim Abſchied zu, „gedenkt der Ehre Gottes, des Königs und des Ruhms!“ Die andren Truppen, welche unter Mondragons Befehlen ſtanden, wurden eingeſchifft; Sanzio d'Avila war Admiral, Requeſens ermahnte ihn zur Vorſicht gegen die feindliche Flotte. Es war am Abend des Michaelstages; der Mond, der im letzten Viertel ſtand, ging zwiſchen elf und zwölf Uhr auf, und ſchien die ganze Nacht; der Waſſerſtand mußte, der Berechnung zu Folge, zwiſchen 4 und 5 Uhr Morgens am niedrigſten ſein.

Um Mitternacht treten die verwegenen Kriegsmänner ihren gefährlichen Gang an; Wetterleuchten am Himmel über ihnen, Flammen der Ruhmbegierde in jeder Bruſt! Wie das Reich des Todes breiten ſich die Waſſer vor ihnen aus; das Rauſchen durch die Nacht iſt die Stimme des Grabes. Aber dieſe Soldaten verachten den Tod; und, verſchlingt ſie das Grab, ſo überlebt ſie der Ruhm. Johann Oſorio d'Ulloa führt den Vortrab, welcher aus Spaniern beſteht; Mondragon folgt ihm mit den Deutſchen, Wallonen und Schanzgräbern; Gabriel Peralta führt die Nachhut. Je zu zwei wandern die Kühnen durch die Fluthen dahin, ihre Waffen hoch über den Waſſern empor haltend; tief ergriffen blickt ihnen Requeſens vom Ufer aus nach. Zu beiden Seiten der Sandbank erwartet ſie bereits die Flotte der Seeländer, welche durch das Meſſen der Tiefen bei Zeiten aufmerkſam geworden war, 40 Segelſchiffe und 200 Ruderboote ſtark; einige davon liefen abſichtlich auf den Grund, um den durchſchreitenden Feinden näher zu kommen. Wie der Jäger auf das Wild harrt, ſo zählen die Seeländer ungeduldig Sekunde nach Sekunde, bis die Feinde nahen. Jetzt rauſchen die Wellen ſtärker. Die Feinde ſinds! Im Wetterleuchten glänzen die Spitzen ihrer Lanzen, ſind die wallenden Fähnlein zu erkennen. „Ein günſtig Zeichen des Himmels — dies Wetterleuchten!“ ſo rufen die Spanier; da rollt der Donner von der ſeeländiſchen Flotte, und von beiden Seiten her ſauſen Kugeln, fliegen geſchleuderte Enterhaken auf die Spanier zu. Pacheco, einer ihrer Hauptleute, ſinkt von einer Kugel getroffen; ſeine braven Soldaten eilen herbei, faſſen ihn auf, und wollen ihn weitertragen. „Laßt mich“, ruft ihnen Pacheco zu; „ich ſterbe; geht ihr zu eurem Ziele!“ Und wohl iſt es den Spaniern günſtig, jenes Wetterleuchten; denn, durch den flüchtigen Schein geblendet, vermögen die Seeländer nicht richtig zu zielen und verfehlen ihre Opfer. Unterm Regen der Kugeln und ſcharfen Eiſen ſchreitet der Vortrab unter Ulloa durch die Fluthen vorwärts, die ihnen bis an die Kniee reichen; und wie der Tag graut, betreten ſie wohlbehalten den Strand Oſt-Duivelands; da ſinken Ulloa und ſeine Soldaten auf die Kniee und beten aus der Inbrunſt des Herzens zur heiligen Himmelskönigin Maria und zu St. Jakob; Sieg oder Tod, ſonſt keine Wahl! Indeſſen wächſt die Fluth; die ſeeländiſchen Schiffe gewinnen dadurch engere Nähe; die Schanzgräber und die Nachhut ſchreiten noch durch die Waſſer. Schon ſchlagen ihnen die Wogen rauſchend bis zur Bruſt heran. Vor ſich und hinter ſich den Tod durch die Wellen, neben ſich den Tod durch die Feinde, drängt jetzt Einer den Andern in wilder Haſt vorwärts, keine Ordnung hält mehr, und Verzweiflung zertrümmert den kecken Muth. Sie ſtraucheln, ſie fallen und brauſend bäumt ſich jede Welle über ihre Opfer. Höher wälzen ſich die Wogen zu den Häuptern der Krieger heran, der Athem ſtockt dieſen, ſie ringen mit der letzten Kraft gegen das zürnende Element; da nähern ſich Schiffe, aber nicht zur Rettung der Unglücklichen. Lauernd ſtehn die ſeeländiſchen Matroſen am Bord, werfen die Enterhaken aus, und ziehen die Feinde heran, um ſie gemordet wieder in die Wellen hinabzuſchleudern. Doch die Noth der Feinde, mehr noch ihre Wehrloſigkeit, verſöhnt auch den grimmigen Haß der Seeländer. Nur 10 Schanzgräber bleiben von den 200 am Leben. Peralta wendet mit der Nachhut ſchleunig gen Philippsland um; die Haſt, die Todesangſt, die Verwirrung koſten Manchem das Leben; der Reſt kommt gerade noch zur rechten Zeit, um ſich auf d'Avilas Flotte einzuſchiffen, die nun die Anker lichtet. Indeſſen erklimmt d'Ulloa mit ſeinen Tapfren den Damm, wo ihn der heldenmüthige Karl von Boiſot (oraniſcher Gouverneur von Middelburg) heiß empfängt. Ein heftiger Kampf entbrennt; da ſtreckt ein Schuß (und zwar, wie man glaubt, aus den Reihen ſeiner eigenen Mannſchaft) Karl'n von Boiſot zu Boden; Verwirrung ergreift das niederländiſche Kriegsvolk; es flüchtet vor den Spaniern auf die befreundete Flotte zu oder landeinwärts in die Schanzen. Ulloa bleibt Sieger und gewinnt raſch auch die übrigen Bollwerke. Inzwiſchen ſteuert die ſeeländiſche Flotte nach Schouwen und gibt dadurch der ſpaniſchen bei Philippsland freien Raum, um nach Duiveland zur Unterſtützung der glücklichen Wagehälſe zu ſegeln. Nun brechen ſich die Spanier durch den verwachſenen Moorgrund Bahn, welcher Duiveland von Schouwen trennt, erreichen es glücklich und ſehen dort plötzlich 500 Niederländer in Schlachtreih vor ſich. Der unerwartete Anblick der Spanier erfüllt dieſe Letzteren mit Schrecken, ſie fliehen gen Zierikzee; die Spanier aber nehmen raſch Brouwershaven und eine Schanze zwiſchen Zierikzee und Berndam ein. Nun erſcheint auch Requeſens auf der Inſel. Das wohlverſchanzte Dorf Bommenende wird von den Spaniern nach tapferer Gegenwehr eingenommen, Zierikzee belagert. Man will es aushungern; Requeſens ſelbſt kommt mit dem kriegserfahrnen Chiappin Vitelli ins Lager, um die beſten Anſtalten zu treffen. – Auf der Rückreiſe nach Antwerpen wurde Vitelli, ein ſehr beleibter Mann, durch einen Sturz im Wagen von einem hohen Deich herab ſo beſchädigt, daß er auf dem Schiffe, das ihn von Schouwen nach Antwerpen bringen ſollte, ſtarb. Dieſer Italiener war eine merkwürdige Erſcheinung inmitten der bigotten Spanier; entſchieden materialiſtiſch geſinnt, nahm er nie Anſtand, ſich ſo zu geben, wie er dachte, und ſo meinten denn die bigotten Soldaten bei ſeinem Tode geradezu, den dicken Vitelli habe der Teufel geholt. Dieſen Erfolg hatte der kühne Zug der Spanier durch die Fluthen, für welchen man in der Kriegsgeſchichte wenige Seitenſtücke finden mag.

Zierikzee wurde nun mit allem Nachdruck belagert, aber es vertheidigte ſich mit der größten Standhaftigkeit, und die Patrioten boten Alles auf, um es zu retten; ſie wußten wohl, wie viel von dem Beſitz oder Verluſte dieſer wichtigen Stadt für das Schickſal Seelands, und mithin auch Hollands abhing. Inzwiſchen wurden ſie durch die Spanier zu gleicher Zeit auch an verſchiedenen andern Punkten beſchäftigt und ſahen ſich gezwungen, ihre Kräfte zu zerſplittern. Das war es eben, was Requeſens beabſichtigte. Die Verlegenheit der Niederländer wurde immer größer, beſonders aber dadurch, daß dieſer Krieg die Finanzen erſchöpfte, und zwar um ſo mehr, da die fruchtbarſten Landſtrecken unter Waſſer ſtanden. Man mußte die äußerſten Mittel aufbieten, um zu helfen. Anderſeits war aber auch Requeſens in finanzieller Beziehung nicht beſſer daran; vergeblich wendete er ſich an die Staaten, vergeblich bewarb er ſich um ein Anlehen von 200,000 Gulden; erſt als er mit Gewalt eine Auflage erheben wollte, verſtanden ſich Brabant und die übrigen Provinzen zu dem Letzteren. Auch die ſüdlichen Provinzen waren ja ausgeſogen; der lange Krieg zehrte an ihrem beſten Mark; Handel und Wandel lagen darnieder.

Bei weitem bedenklicher war jedoch jetzt die Lage Hollands und Seelands. Welches Loos hatten ſie zu erwarten, wenn ſie der Uebermacht erlagen, die ſie umringte, — ſie, welche kühnen Muthes der ſpaniſchen Herrſchaft den Fehdehandſchuh hingeworfen hatten? In ſolcher äußerſter Bedrängheit, ſchien ſowohl den Staaten, als auch dem Prinzen von Oranien kaum mehr ein andres Rettungsmittel übrig zu ſein, als die innigſte

Verbindung der beiden Provinzen mit einer ausländiſchen Macht.

Schon unmittelbar nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen zu Breda hatte Oranien bei den Staaten darauf angetragen und hatten dieſe ihre Geneigtheit hiezu zu erkennen gegeben. Nur war jetzt wieder die große Frage, an welche fremde Macht man ſich wenden ſollte, ob an das deutſche Reich, (das man freilich hier mit Unrecht zu den Fremden rechnete) oder an England, oder an Frankreich? In Bezug auf das deutſche Reich hatte Oranien ſchon im Juni 1575 einen ſehr beachtenswerthen Vorſchlag gethan, wodurch er ſeiner deutſchen Abkunft Ehre machte, nämlich, daß ſich die Provinzen in den Verband des Reiches begeben ſollten (natürlich mit Verwahrung ihrer provinziellen Privilegien), um als Glieder des Reiches deſſen Schutz in Anſpruch nehmen zu können; — man konnte ſich dabei auf das ältere ſtaatsrechtliche Verhältniß jener Provinzen zum deutſchen Reiche und auf den merkwürdigen Bundesvertrag vom Jahre 1548 berufen.*) Gewiß war dies der ſicherſte ſtreng-rechtliche Weg für die Niederlande, um ſich für immer von der ſpaniſchen Willkürherrſchaft loszutrennen und mit der Freiheit auch die Nationalität zu retten, wenn ſie, größtentheils rein germaniſch von Urſprung und durch Inſtitutionen, wieder in die engere Verbrüderung (dies Wort allein iſt hier angewandt) mit allen übrigen deutſchen Volksſtämmen traten. Geſchah dies, dann hatte Spanien, wenigſtens bei den germaniſchen Niederlanden, unwiederbringlich verlornes Spiel. Requeſens ſchien dies zu fühlen; denn er verweigerte den holländiſchen Geſandten freies Geleit zur Reiſe nach Deutſchland. Bei den Berathungen über die Verbindung mit einer fremden

---

*) Man hat bisher dies wichtige Moment allzuwenig der Aufmerkſam-

Macht, kam noch eine andere Bedenklichkeit zur Sprache. Eine ſolche Verbindung ſchien, wenn man ſich an Frankreich oder England wendete, kaum möglich, ohne dadurch zugleich die Selbſtändigkeit der Provinzen dem fremden Herrn aufzuopfern, und überdies war dabei auch der letzte Schritt unvermeidlich, nämlich: dem Könige von Spanien förmlich abzuſagen, während man doch bis jetzt wenigſtens den Schein noch bewahrt hatte, als unterliege, bei Zugeſtändniſſen von ſeiner Seite, auch die Unterwerfung der Provinzen keiner Schwierigkeit. Dieſen Schein zu zerſtören, erregte größeren Anſtand, als alle bisher geſchehenen Schritte, durch welche man ſich bereits faktiſch von Spanien losgeſagt hatte. Indeſſen: die dringende Gefahr verſcheuchte bei den meiſten Mitgliedern der Staaten ſolche Bedenklichkeiten und man beſchloß, ſich zunächſt an England zu wenden, für welches ſowohl die Staaten, als auch das durch ſie vertretene Volk die meiſte Sympathie hatten, und zwar vornähmlich in Betracht der Glaubensgemeinſchaft, ſodann aber auch, weil ſie von England die beſte Unterſtützung zur See erwarten konnten. Obwohl nun Oranien noch immer und überdieß ſeit ſeiner Vermählung mit einer Tochter des Hauſes Bourbon ſtärker als je zu Frankreich hinneigte, ſo beſchloß man doch, zuerſt eine Geſandtſchaft nach England abgehen zu laſſen, ungeachtet einiger vorher ſtattgefundener Irrungen mit dieſem Reiche. Inzwiſchen ließ er ſich, da er die Eiferſucht zwiſchen Frankreich und England kannte, und dieſe als Sporn benützen wollte, um die eine oder die andre von beiden Mächten zum feſteren Anſchluß an Holland und Seeland zu treiben, durch Junius und den ſtaatsklugen St. Aldegonde auch in Frankreich unter der Hand erkundigen, ob

---

keit gewärtigt. Wir können es uns nicht verſagen, in einer Beilage zu dieſem Kapitel den Vertrag von 1548 mitzutheilen.

wohl von dort Unterſtützung zu erwarten ſei. Dies verfehlte die von Oranien beabſichtigte Wirkung auf die Königin Eliſabeth nicht. Beſorgt, daß ſich die Provinzen mit Frankreich einlaſſen möchten, ſendete ſie Daniel Rogers dahin, um ſolches zu hintertreiben. Hierauf begaben ſich nun im November 1575 St. Aldegonde, der Advokat von Holland Paul Buis, und Doktor Franz Maalzon nach England und boten der Königin, wenn ſie die Provinzen kräftig unterſtützen wolle, die oberſte Macht über dieſelben an. Eliſabeth empfing ſie mit unverkennbarem Wohlwollen und gab ihnen Ausſichten von Hoffnung, wenigſtens inſofern, daß ſie eine eigene Kommiſſion zur Unterhandlung ernannte. Aber Requeſens hatte kaum Kenntniß davon erhalten, als er bei Eliſabeth ſo ernſtliche Gegenvorſtellungen erhob, daß ſich dieſe jetzt zurückhaltender benahm und erklärte, ſie könne ohne Berathung mit dem Parlament in einer ſo wichtigen Sache keinen entſcheidenden Entſchluß faſſen. Aber ſelbſt als das Parlament verſammelt war, erkannten endlich die holländiſchen Geſandten, daß ſich Eliſabeth, aus geheimer Beſorgniß vor einem Kriege mit Spanien, eben ſo wenig zu einer unumwundenen Erklärung zu Gunſten der beiden Provinzen entſchließen, als ſie dieſelben anderſeits (aus Eiferſucht gegen Frankreich) geradezu abweiſen mochte. Nun baten die Geſandten um ihren Abſchied, wobei übrigens Eliſabeth die Sache Hollands noch keineswegs unbedingt von der Hand wies; ſie verſprach nämlich, vorerſt beſorgt zu ſein, daß irgend ein Weg friedlicher Vermittlung mit Spanien ausfindig gemacht werde; ſollte eine ſolche nicht zu erlangen ſein, dann würde ſie ſich Hollands annehmen; jedenfalls möchte dies Letztere keine Verbindung mit Frankreich, zum Nachtheil Englands ſchließen. Mit dieſem zweifelhaften Beſcheid konnte den beiden bedrängten Provinzen, welche angenblickliche Hülfe brauchten, natürlicherweiſe nicht gedient ſein. Indeſſen hatte König Heinrich III. von Frankreich, dem Prinzen von Oranien bereits zu verſtehen gegeben, daß ſein Bruder, der Herzog von Alençon, auf eine ähnliche Anfrage wie die am engliſchen Hofe hoffentlich eine günſtige Antwort ertheilen würde. Auf dieſe Hoffnung hin, und ermuthigt durch den Umſtand, daß auch die Königin Mutter der ganzen Sache nicht abgeneigt ſchien, wandten ſich die Staaten von Holland und Seeland an Frankreich; nur die wackere Stadt Gouda, welche ſich ſchon früher gegen jede Einmiſchung fremder Mächte in die Nationalangelegenheit erklärt hatte, proteſtirte auch diesmal. Indeſſen gewann jedoch die Hoffnung der beiden Provinzen auch am franzöſiſchen Hofe keinen Erfolg; Heinrich III. befand ſich ſelbſt in einer allzu mißlichen Stellung zwiſchen den verſchiedenen Partheien im eigenen Lande, als daß er, ohnehin ſchwach und für große Ideen unempfänglich, den bedrängten zwei Provinzen ſeine thätige Unterſtützung hätte widmen können.

Mittlerweile hatte Requeſens alle dieſe Schritte der Staaten beobachtet und aus dem haſtigen Bewerben um fremde Hülfe, die ſie um jeden Preis erkaufen wollten, nur zu deutlich die ganze Verlegenheit erſehen, in welcher ſie ſich befanden. Dies gab ihm in ſeiner eignen Verlegenheit neue Hoffnung, durch raſches kriegeriſches Vorſchreiten ihre Unterwerfung zu beſchleunigen. Oranien ſah fortwährend keinen andern Weg zur Rettung vor ſich, als die Verbindung mit einer fremden Macht, und um die Staaten zu neuen darauf abzweckenden Verſuchen zu bewegen, nahm er den Schein an, als verzweifle auch er an der Rettung durch eigene Kraft; „laßt uns“ ſprach er einſt, „die Mühlen verbrennen und die Dämme durchſtechen, damit der Feind unſer Vaterland wenigſtens als Wüſte finde; wir aber wollen mit Weibern und Kindern zu Schiffe gehen, und uns eine neue Heimath ſuchen!“ Daß es übrigens Oranien mit dieſem Vorſchlag nicht ſehr Ernſt war, geht aus einem vertraulichen Briefe hervor, den er am 18. Dezember 1575 von Rotterdam aus an den Grafen von Hohenlohe ſchrieb. *) „Ob wir wohl“ (heißt es darin unter Anderm wörtlich) „von unſern widerwärtigen Feinden, den Spaniern, zu Waſſer und Land allenthalben angefochten und beleidigt, geben wir doch den Muth darum nicht verloren, und widerſetzen uns nach äußerſtem Vermögen, alle unbillige Gewalt von uns abzuwenden, zweifeln auch nicht, Gott werde dieſen ganzen Handel allergnädigſt regieren, es ſeie gleich, lieb oder leid. Und wiewohl wir ſchier von Jedermann verlaſſen und hintangeſetzt und von Niemand einige Hülfe zu erwarten, verhoffen wir doch Beiſtand und Troſt von dem, in welches Namen wir in Gefahr ſtehen, demnach die Sach' alſo chriſtlich und ehrlich, daß man keine Gefahr darum ſolle ſcheuen noch abſchlagen ..... Lebt doch der unſterbliche Gott noch, welcher die Gewalt ſeines Arms oft erzeigt und noch beweiſen kann!“ Und in der That ſchützte die Vorſehung die Provinzen vor einer ſolchen Zukunft, wie Oranien ihr Bild in grellen Farben malte.

Am 5. März 1576 ſtarb Don Requeſens nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen. Wichtiger als ſein Tod war für die Niederlande die Plötzlichkeit deſſelben, indem Requeſens verhindert wurde, einen Nachfolger in der Generalſtatthalterſchaft zu ernennen, wozu ihn Philipp II. ermächtigt hatte. Zwar hatte Requeſens von dieſer Ermächtigung Gebrauch machen wollen, indem er dem Grafen von

---

*) Brüſſler Archiv.

Mansfeld die oberſte Leitung des Kriegsweſens, dem Grafen von Barlaimont die der Regierung zudachte; aber der Tod überraſchte ihn allzufrüh, als daß dieſe Abſicht hätte urkundlich niedergelegt werden können. Was war nun in dieſem kritiſchen Augenblicke zu beginnen? Der Staatsrath in Brüſſel hielt es, um einer Anarchie vorzubeugen, für's Beſte, daß er ſelbſt im Namen des Königs einſtweilen die Regierung übernahm, bis der König einen neuen Generalſtatthalter in die Niederlande ſenden würde. Doch beeilte ſich der Staatsrath, Philipp II. von dieſem durch die Noth vorgeſchriebenen Schritte durch Kouriere in Kenntniß zu ſetzen. Der Staatsrath beſtand damals aus folgenden Mitgliedern. Präſident war der Herzog von Aerſchot, deſſen Character ſich in untergeordneten Stellungen nicht gefiel und in der Folge auf die Entwickelung der Staatsverhältniſſe in den Niederlanden einen wichtigen Einfluß ausübte. Nach ihm kamen der Graf Peter Ernſt von Mansfeld, ein dem König eifrig ergebener Mann, der Graf von Barlaimont und Maximilian Villain von Gent, Herr von Raſſighem, Beide bei der Finanzverwaltung betheiligt, der Greis Viglius von Aytta, welcher unter verſchiedenen Regierungen ſchon ſo vieles Unglück über die Niederlande hatte hereinbrechen ſehen, Arnold Sasbout, (Präſident des geheimen Rathes ſeit 1572), der Herr von Aſſonville, endlich Ludwig del Rio und Hieronymus Rueda, welche beide Letztere früher Mitglieder des berüchtigten Blutrathes geweſen und nach deſſen Auflöſung durch Requeſens in den Staatsrath gekommen waren. Das Volk haßte Beide, vorzüglich Rueda.

Philipp II. war über die Nachricht vom Tode ſeines Generalſtatthalters und von der Maßregel des Staatsrathes im hohen Grade beſtürzt, und im erſten Augenblick unentſchloſſen.

was er thun ſollte. Er zog ſeine Miniſter und den päpſtlichen Nuntius zu Rathe und vernahm auch insbeſondere die Meinung des Hopperus als eines gebornen Niederländers, auf welchen er großes Vertrauen ſetzte und welcher Präſident des höchſten Rathes für die Niederlande war. Hopperus rieth ihm nun dringend, den geſchehenen Schritt des Staatsrathes gutzuheißen, für's Erſte, weil die Mitglieder deſſelben, größtentheils dem höchſten Adel der Niederlande angehörend, dem Monarchen treu ergeben ſeien und zugleich die Bedürfniſſe des Landes genau kännten, ſodann aus dem Grunde, weil die Nation einen Beweis des königlichen Vertrauens darin ehren würde, daß Philipp dem größtentheils aus Niederländern beſtehenden Staatsrath in Brüſſel die Regierung überließ; aus beiden Gründen, (ſchloß Hopperus) ſei zu hoffen, daß es auf dieſem Wege gelingen würde, den Frieden und eine aufrichtige Verſöhnung herbeizuführen. Philipp II. fand dieſe Gründe triftig und ertheilte denn dem Staatsrath in Brüſſel, als proviſoriſcher oberſter Regierungsbehörde in den Niederlanden, am 24. März 1576 ſeine Zuſtimmung und Ermächtigung.

Die Hoffnung Hollands und Seelands wie auch des Prinzen von Oranien ſtand nun darauf, daß der Staatsrath einestheils den Krieg nicht mit dem Nachdruck wie bisher fortſetzen, und anderntheils nicht mit jener Hartnäckigkeit wie der verſtorbene ſpaniſche Generalſtatthalter auf der Ausſchließung des reformirten Kultus beſtehen würde, dieſem Hauptpunkte, durch welchen die Friedensverhandlungen geſcheitert waren. Auch Eliſabeth von England ſchien ſich jetzt, in Folge des unerwarteten Todes des Requeſens, wärmer jener beiden Provinzen annehmen zu wollen. Dagegen beſchloſſen auch dieſe hinwieder, vorerſt das Benehmen des Staatsrathes abzuwarten, bevor ſie ſich einer fremden Macht ganz in die Arme würfen; beim erſten Schimmer der Hoffnung war auch der Gedanke an den hohen Werth der Selbſtſtändigkeit wieder erwacht, welchen nur die Verzweiflung in den Hintergrund hatte drängen können. Holland und Seeland ſahen jedoch bald, daß ihre Hoffnungen auf den Staatsrath zu voreilig waren, indem dieſer dem Syſteme des verſtorbenen Generalſtatthalters folgte. So ließ der Staatsrath die Belagerung Zierikzee's und auch die unter Requeſens begonnene der Stadt Woerden fortſetzen, ſo verbot er allen Handelsverkehr mit Holland und Seeland.

Auf's Neue überzeugte ſich jetzt Oranien, daß nur von jener innigen Vereinigung Hollands und Seelands, wozu bereits im Juni des vorigen Jahres die Einleitung getroffen worden war, Rettung zu hoffen ſei. Aber wenn man einen Erfolg haben wollte, ſo mußte dies wichtige Werk raſch betrieben werden, bevor ein neuer ſpaniſcher Statthalter die proviſoriſche Regierung ablöſte. Am 5. März war Requeſens geſtorben, und ſchon am 11. deſſelben Monats berief Oranien die Staaten wegen jener Angelegenheit nach Delft. Mit überzeugender und hinreißender Beredſamkeit trug er den Staaten alle Gründe vor, welche die Vereinigung beider Provinzen dringend geboten, und dieſe Gründe ſowie die Beſorgniß: „Oranien möchte ſich im Falle eines Widerſpruches, von den Geſchäften ganz zurückziehen," bewirkten glücklich die Entſcheidung. Am 25. April 1576 wurde denn die Vereinigung Hollands und Seelands durch einſtimmigen Beſchluß der Edlen und aller nicht in Feindeshand befindlicher Städte dieſer Provinzen abgeſchloſſen. Ein folgenreicher Schritt, ein Fundament des neuen Staatslebens, deſſen Bau, unter den dringendſten Gefahren begonnen, unter den heftigſten

Stürmen fortgeführt, dennoch ſtark und feſt vollendet werden und einſt auf ſeinen hochragenden Zinnen den Kranz der Freiheit dem ſtolzen Spanien in's Angeſicht zeigen ſollte! Wie es bereits in jenem vorläufigen Abſchluß feſtgeſetzt worden war, ſo übertrugen nun beide Provinzen dem Prinzen von Oranien „als ihrem Haupt und ihrer höchſten Obrigkeit“ die ſouveraine Macht in demſelben Umfang, wie er ſie für Holland allein erhalten hatte, für die ganze Dauer des Krieges, unter ſeiner Gewährleiſtung für die Provinzial-Privilegien, und mit der Beſtimmung, welche das Band der Einheit unauflöslich knüpfte, daß bei jeder der drei Staatenverſammlungen von Nord-, von Süd-Holland und von Seeland ſtets drei Bevollmächtigte der beiden andern erſcheinen ſollten. Abermals ein Stadium in der Entwickelung des neuen Staatslebens! Wieder ein Schritt weiter zur Feſtſtellung des ſtaatsrechtlichen Begriffes von der Autonomie des Volkes und deſſen Repräſentirung durch die Staaten! Oranien hatte die Regierung jetzt nicht mehr bloß als königlicher Statthalter, ſondern als proviſoriſcher Souverain. Uebrigens war auch der König noch immer nicht ganz aufgegeben; die Juſtiz wurde fortwährend wenigſtens in ſeinem Namen ausgeübt.

Die militäriſchen Operationen ſchienen indeſſen nach dieſem wichtigen Akt noch immer nicht zu Hoffnungen zu berechtigen. Mehre Anſchläge Oraniens auf Friesland (durch Barthel Entes) ſo wie auf eine plötzliche Ueberwältigung Haarlingens und Amſterdams mißglückten. Eben ſo wenig gelang ihm der Verſuch, Zieritzee zu entſetzen. Der treffliche Admiral Ludwig von Boiſot, der Befreier Leydens, büßte dabei am 25. Mai ſein Leben ein; ſtatt ſeiner erhielt Wilhelm von Treslong die Admiralswürde über die ſeeländiſche

Flotte. Zierikzee ergab ſich den Spaniern am 29. Juni 1576, nachdem es denſelben neun Monate lang Widerſtand geleiſtet hatte. Die Beſatzung durfte frei abziehen und die Bürgerſchaft kaufte die Plünderung für 100,000 Gulden ab. Der Beſitz dieſer Stadt gewährte übrigens den Spaniern nicht ſo erfolgreiche Vortheile, wie ſie erwartet hatten.

Holland und Seeland, ſo wie die Sache der Freiheit erhielten dafür plötzlich von einer Seite der Beiſtand, worauf ſie nicht hatten rechnen können, nämlich von der Seite des Feindes ſelbſt. So wunderbar ordnen ſich die ſcheinbar verwirrt durcheinander laufenden Fäden der Geſchicke.

Beilage (zu Seite 221.)

Der Vertrag von 1548 *).

Wir Carll der Fünfft von gottes gnaden, Römiſcher Kayſer, zue allen Zeiten mehrer deſſ Reichs, Khunig in Germanien, zue Caſtilien, Arragon, Leon, baider Sicilien, Hieruſalem, Hungern, Dalmatien, Croatien, Navarren, Granaten, Toleten, Valentz, Gallicien, Maiorica, Hiſpalis, Sardinien, Corduba, Corſica, Murcien, Giennis, Algarben, Algezieren, Gibraltar, Der Canariſchen, vnndt Indianiſchen Inſulen, vnndt deſſ Feſtlandts, Deſſ Oceaniſchen Mers ꝛc., Ertzhertzog zue Oeſterreich, Hertzog zu Burgundy, zue Lottrigh, zue Brabant, zue Steyr, zue Cärnten, zue Crain, zue Limburg, zue Lutzemburg, zue Geldern, zue Calabrien, zue Athen, zue Neopatrien, vnndt Wurtemberg, Graue zue Habſpurg, zue Flandern, zue Tyroll, zue Görtz, zue Barcinon,

---

*) Freie Preſſe (1840 Nr. 16. 17. 19 u. 20.)

zue Arthoys, zue Burgund, Pfaltzgraue zue Henegaw, zue Holland, Seeland, zue Pfirdt, zue Kiburg, zue Namur, zue Roſſilien, zue Ceritonia, vnndt zue Zutphen, Landgraue zue Elſaſſ, Marggrawe zue Burgaw, zue Ariſtain, zue Gociani, vnndt deſſ Kay. Röm. Reichs Furſt zue Schwaben, Caſtalonia, Aſturia ꝛc., Herr in Frieſſlandt, auf der Windiſchen Marck, zue Portenaw, zue Piſcaia, zue Molin, zue Salins, zue Tripoli, vnndt zu Mechelenn ꝛc.

Bekhennen vnnd thuen Khundt allermenniglich, Alſſ auſſ dieſem allhie zue Augſpurg gehaltenenn Reichstage, neben andern deſſ hayligen Reichs obligenden ſachen, Vns von Churfurſten, Furſten, vnndt gemainen Stenden, Auch der abweſſenden Bottſchafften, bericht, vnndt relation, waſſ auffs nechſt zue Wormbs gehaltenen Reichstage, durch die verordnete Kraiſſ-Räthe, der Ringerungs halben bedacht, vnndt gehandelt, in ſchrifften vnterthenigklich furbracht vnd vbergeben vnd in denſelben vnter andern vermeldet, wie daſſ weylandt Vnſer lieber Anherr Kayſer Maximilian, milder vnndt ſeeliger gedechtnuſſ, den Burgundiſchen Kraiſſ auffgericht, vnndt denſelben vnter andere deſſ hay. Reichs Kraiſſ gezogenn, vnndt mit ſeinem Anſchlag (ſo dazumall geſetzt, vnndt noch in deſſ hay. Reichs Matricul verleibt) hab khommen laſſenn, Auch von wegen Vnſerer Niederburgundiſchen Erblanden, ſouiell der zum Reich gehören ſolten, einen anſchlag vber ſich genomen, mit weiter erzehlung, daſſ auch, bey Zeiten Kayſer Friederichs milter vnndt ſeeliger gedechtnuſſ, Hertzog Philips von Burgundi, Als ain Furſt deſſ Reichs zue etlichen Reichstagen beſchrieben, dern ainer er durch ſein Cantzler beſucht, Auff dem andern aber aigner Perſon erſchienen ſeye, zue dem daſſ von wegen deſſ Hauſſ Burgundi, je zue Zeiten Ahn Vnſer Kayſerliche Regiment vnndt Camergericht Perſonen verordnet, vnndt preſentirt, vnndt von denſelben, wegen die hulff vnndt anſchläge, nebenſt andern Stenden durch Vnſſ, vnndt ermelten Vnſern Anherrn zue laiſten etlichmall bewilliget worden. Wie dan in vielen deſſ hay. Reichs abſcheiden, vnndt anſchlagen befunden, vnderthenigiſt bittendt, wir wolten ſolchen Burgundiſchen Kraiſſ, in deſſ hay. Reichs (Alſſ ein mitglied deſſelbigen) hulff, vnndt anſchläge allergnedigiſt bleiben laſſen. Ferner, Nachdem daſſ Hertzogthumb Geldern, mit der anhangenden Graffſchafft Zutphen zue dem Reich gehörig, auch in etlichen des hayligen Reichs anſchlägsregiſtern verzaichnet gefunden, daſſ wir die Stendt gemeltes Hertzogthumbs allergenedigiſt dahin weiſen wollten, ſolche Anſchlege an vnndt auff ſich zue nemen, vnndt zue laiſten. Gleicher geſtalt auch bey der landtſchafft deſſ ſtiffts Utrecht, dieweil derſelbig ſtifft zue dem Reich ohne Zweifell gehörig, vnndt darbey herkhommen zunerfuegen die jungſt bewilligt Turckenſtewr auch den gemainen Pfenning zuerlegen, vnndt andere Anſchläge deſſ Reichs zue tragen, in anſehung, daſſ dieſſe baide Furſtenthumb Geldern, vnndt Vtrecht in dem Weſtphaliſchen Kraiſſ begriffen, wie dan ſolches alles Vnſſ durch gemaine ſtendt deſſ hay. Reichs, mit auſſfhuerung allerhandt vrſachen noch weiter angebracht worden iſt. Dagegen aber wir gemaine ſtendt furbringen, inmaſſen daſſ geſchehen nit geſtanden, noch geſtehen khonnen ſondern innen lauter bericht, wie es vmb vnſer Burgundiſchen Niedren Erblanden geſchaffen, anzaigen laſſen, vnter andern, daſſ nit dargethan, noch bewieſen werden möge, daſſ von wegen gedachter vnſer Niederburgundiſchen Erblanden je ainiche Contribution, oder anſchläge zue dem Reich entricht worden, ſonder daſſ es dern darzue deſſ Reichs ſatzungen vndt ordnungen, Juriſdiction, vnndt Proceſſen, je vnndt allweg frey geweſſen, in dem der Burgundiſch Kraiſſ nie in khaine wurckhung khommen, vnndt obgleich Hertzog Philips von Burgundi löblicher gedechtnuſſ, bei Zeiten gemelts Kayſer Friedrichs, die ſeinen zue ainem Reichstage abgefertiget, Auch auff ainem andern Reichstage erſchienen. So wehre doch ſolches auff freyem willen, vnndt nicht auff Pflichten, der ſchulden, ſondern darumb daſſ er ſeinem gethanen zierlichen voto gnugthuen, vnndt zue errettung der Chriſtlichen landen wieder den Feindt vnſers glaubens, nach verlierung der alten Orientaliſchen Reichsſtatt, vnndt ſitz Conſtantinopel, die haubter der Teutſchen nation zue ainer ſtattlichen hulff, vnndt recuverierung derſelben Statt, Auch erledigung der frommen Chriſtlichen hertzen der Griechen, bewegen khönte geſchehen, und deſſhalben allen muglichen fleiſſ furwenden wollen, wie dan ſolches, vnndt anders mit vielen monumenten dargethan werden mochte. Waſſ aber daſſ Hertzogthumb Geldern belangt, hatten wir gemainen ſtenden zue mehrmalen angezaigt, daſſ wir daſſelbig von dem Reich erkhenten, vnndt je, vnndt zuuor wir daſſ jetz zue Vnſern handen wiederbracht, von Vnſerm anhern Kayſer Maximilian milter vnndt ſeeliger gedechtnuſſ zue leben empfangen, Aber der Contribution halben hetten die Stende deſſ landts zu Geldern, auff gemainer ſtendt derwegen an ſie auſſgangen ſchreiben Vnſſ, zuerkhennen geben, daſſ dergleichen anſchläge von innen hieuor nie begehrt, vielweniger bezalt worden, Sonder wehren derſelben Jederzeit frey, vnndt vnangefochten blieben, mit vnterthenigiſt bitt, dieweil ſie ſich an Vnſſ mit Condition vnd beding, ſie bey Iren freihaiten zu handthaben, ergeben, Sie darbey rhuiglichen bleiben zue laſſen. Dergleichen anzaig wehre Vns auch von der Landſchafft des Stiffts Utrecht beſchehen, vnd ſonderlich daſſ von Jnnen der Zeit, alſſ die Biſchoff die weltliche Regierung noch gehabt, ainiche Reichshulff nie gefordert, oder zum wenigiſten nie aingebracht, daſſ ſie auch dem Reich, vermog Jhrer freyhaiten, vnndt alten herkhommen Ichts zuerlegen nit ſchuldig. Vnndt ob woll Geldern vnndt Utrecht in den Weſtphaliſchen Kraiſſ gezogen, vnndt dieſelbige ſambt andern obangezaigten Burgundiſchen Landen in deſſ Reichs regiſtern, vnndt anſchlägen befunden, ſo folgt doch darauff nit, daſſ ſie darumb des Reichs anſchläge zuentrichten pflichtig, dieweil ſolche Kraiſſ anfenglichs allain von wegen der nomination vnnd preſentation an Vnſer Kayſerlich Camergericht wehren auffgericht worden, vnndt daſſ Reich von Innen derwegen Ichts zuempfahen nie in Beſitz oder gebrauch geweſſen, zue dem daſſ ſolche landt von deſſ Reichs Juriſdiction von alter eximirt, vnndt gefreyet, vnndt von dem hay. Reich gleich andern Vnſern niedren Erblanden biſſ anher in zuegeſtandenen beſchwehrungen, ſchutz, ſchirm, oder beiſtandt nie gehabt, wie doch ſonſt andere ſtendt deß Reichs, ſo die Anſchläge haben, billich tragen. Darauff dan leichtlich geſchloſſen werden khönne, daſſ ſolche Vnſere landt ainiche deſſ Reichs anſchläge zuetragen oder zuelaiſten nit ſchuldig ſein, vnndt billich bey den alten freyhaiten, vnndt exemption gelaſſen werden ſolten. Aber nichts deſto weniger, dieweil Wir auff ſonderlicher naigung, So Wir zue dem hay. Reich Teutſcher nation, nit genaigt, denſelben ainige wegs Ichts zuentziehen, ſonder vielmehr ſolches zue mehren, vnndt zue erweitern willig. So haben Wir Vnſſ genediglich vernemen laſſen, daſſ Vnſſ zue erhaltung guetes, friedliches, vnd nachbarliches willens, Auch zue nutz, vnndt auffnemen beiderſeits landtſchafft nit zuewider ſein ſolte, daſſ alle Vnſere niedre Erbland ſambtlich mit dem hertzogthumb Geldern, vnndt Graffſchafft Zutphen, vnndt der temporalitet zue Utrecht, vnndt andern zuegehorigen Vaſſallen, vnndt herſchafften der Nieder Erblandt, wie Wir die jetzunder beſitzen, alle zueſamen vnter ainen Kraiſſ gezogen, vnndt aine benante ſumma gelts, Alſſ nemblich ſouiel zwayer Churfurſtlicher anſchläg ertragen mochten, contribuirten, Dabey ſie gelaſſen, vnndt dagegen in deſſ hay. Reichs ſchutz, ſchirm, vertheydigung, vnd hulff begriffen ſein ſolten, Doch daſſ dieſelbe ſeyn bey allen andern Iren freyhaiten, rechten, gerechtigkaiten, exemption, oder appellation, vnd Juriſdiction gelaſſen wurden. Auff ſolchen Vnſern beſtendigen gegenbericht vnd gnedigs erbieten, haben Churfurſten, furſten, vnndt gemaine Stende, Auch der Abweſſenden Räthe, vnndt Bottſchafften, ſich mit Vnſſ in weitere handlung eingelaſſen, vnndt nach vielfaltigen hin, vnndt wieder ergangen ſchrifften, berichten, vnndt gepflegten handlung, Wir mit Innen, vnndt ſie ſich mit Vnſſ auff nachfolgende mittell entlich verglichen, veraint, vnd vertragen, vergleichen, verainigen, vnndt vertragen Vnſſ auch hiemit, vnndt mit crafft diſſ brieffs, in beſter, vnndt beſtendigſter form, vnndt maſſ, daſſ immer von rechts, oder gewonhait wegen geſchehen ſoll, khan, oder mag, dergeſtalt, Daſſ Wir alſſ rechter Erb, vnndt oberherr gemelter Vnſerer Niedern Erblandt, fur Vnſſ, Vnſere erben, vnndt nachkhommen, ſambt denſelbigen nachbenanten Vnſern Niedern erblanden, Nemblich die Hertzogthumb Lottrich, Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, die Graffſchafft Flandern, Artheys, Burgund, Henegaw, Holland, Seeland, Namur, Zutphen, die Marggraueſchafft deſſ hay. Reichs, die herſchafft Frieſſlandt, Vtrecht, Oberyſſell, Gröningen, Falckenburg, Dalheim, Salins, Mechelen, vnndt Maſtricht, mit allen deren mediat vel immediat zuegehörigen, vnndt aingeleibten gaiſtlichen, vnndt weltlichen Furſtenthumben, Prelaturen, Digniteten, Graffſchafften, frey, vnndt herrſchafften, vnndt derſelbig zuegehorigen Vaſſallen, Vaterthanen, vnndt verwandten hinfuhro zue ewigen Zeiten in der Römiſchen Kayſer, Khenig, vnndt des hayligen Reichs ſchutz, ſchirm, vertheidigung, vnndt hilff ſein, Auch ſich deſſelben freyhaiten, rechten vnndt gerechtigkaiten frewen, vnndt gebrauchen, vnndt von gemelten Römiſchen Kayſern, Khunigen, vnndt deſſ hay. Reichs ſtenden Jederzeit wie andere Furſten, Stende, vnndt glieder deſſelbigen hay. Reichs geſchutzt, geſchirmbt, verthedingt, vnndt getrewlich geholffen, vnnd dan auch zue allen Reichstagen, vnndt verſamblungen beſchrieben vnndt erfordert werden ſollen, Ob ſie wollen dieſelben neben andern Stenden zuebeſuchen, oder zuebeſchickhen haben, auch Innen, Vnſern erben, oder nachkhommen, Vnſern, vnd derſelben geſandten ſeſſion, vnd ſtim, von wegen obberuerter Vnſerer landt, Alſſ ainem Ertzhertzogen zue Oeſterreich zuegelaſſen werden ſollen. Dargegen Wir Vnſſ von oberzelter Vnſer landt, vnndt leuthe, vnndt dero nachkhommen wegen bewilligt, Daſſ alle ſolche Vnſere landt in vorſtehender noth zue handthabung, vnndt wollfhartt deſſ hay. Reichs, Auch vnterhaltung friedens, vnndt rechtens, vnndt allen andern gemainen deſſ hay. Reichs Anſchlägen, So durch gemaine Stendt Jederzeit bewilliget, vnndt beſchloſſen werden; Souiell alſſ zwen Churfurſten anſchläge ſich erſtrecken, laiſten, vnndt contribuirn: Alſo wie offt ain Churfurſt hundert gulden zue anlag geben, oder hundert zue Roſſ, vnndt hundert zue fueſſ ſchicken wurdet, Sollen, vnndt wollen Wir, Vnſere erben vnndt nachkhommen, Alweg Zwayhundert gulden erlegen, oder Zwayhundert zue Roſſ, vnndt zwayhundert zue fueſſ ſchicken, vnndt alſo in mindern vnndt mehrern Anſchlägen auff- vnndt ab zuerechnen, Doch wo Wir oder angezaigte Vnſere Erblande, der leuthe nit entrathen khonten, oder ſonſt bequemer ſein wurde fur die leuthe gelt zuegeben vnndt zuenemen, Daſſ alſo dan fur daſſ Volck, nach groſſe vnndt klaine der bewilligten hulff, monatlich bezalt, vnndt erlegt werde, Inmaſſen wie Churfurſten Ir Kriegsvolckh, haubt, vnndt befehlsleuthe mit doppel- vnndt oberſolden, vnndt andern Zuegehörungen Jederzeit vnterhalten werden, Mit dieſſer furnemblichen beſchaidenheit, wo gemaine Stend deſſ hay. Reichs ſich kunfftiglich vber kurtz oder lang, ains gemainen oder genanten Pfennings, der wehre groſſ, oder klain, zue ainer hulff verglaichen wurden, Daſſ doch Wir auch obgemelte Vnſere Erblande oder Vnterthanen, denſelben gemainen. oder benanten Pfenning, zueſamblen, vnndt zuerlegen nit ſchuldig ſein, noch getrungen, ſonder daſſ Wir von derſelben Vnſerer Niedren Erblande wegen, ſouiel alſſ zwen Churfurſten ahm Rhein, mit allen Jren landen, leuthen vnndt verwanten in ſamblen, wie Vnſſ die Jederzeit durch gemaine Stendt benent werden, erlegen ſollen, vnndt weiter deſſ gemeinen Pfennings halben vnverbunden ſein, undt Vnſſ, oder Vnſere Erblande kain ordnung noch abſchide mit waſſ worten, Clauſulen, oder derogation in gemain, oder in ſundhait, wie daſſ geſchehen, oder namen haben mochte, ohne Vnſer, vnndt derſelben landt bewilligung, der gemainen Pfennings halben nit binnen ſoll, noch mag. Doch im fhall daſs man ſich ainer gemainen Expedition wieder den Turckhen vergleichen wurde, Alſs dan ſollen wir, vnndt Vnſere landt, Vnſere hulff nit weniger dan drey Churfurſten die Vnſs iederzeit durch gemeine Stendt benent, oder angezaigt werden, wie vor lauth zue laiſten ſchuldig ſein. Daneben ſollen aber auch wir, Vnſer erben, vnndt nachkommen, vnndt obgedachte Vnſere landt, ſambt allen derſelbigen zuegehörigen Furſten, Prelaten, Grauen, vndt Vaſallen, ſo biſs hero vnter denſelbigen begriffen geweſſen, vnndt in dem Reich nichts bezalt, ainen ſondern Kraiſe, genant der Burgundiſchen Erblandt Kraiſs haben, vnndt vnter demſelbigen ſolche alle begriffen ſein, vnangeſehen daſs etliche derſelben bieuor etlichen andern Krayſſen ſint zuegerechnet worden, vnndt im fhall dieſelben Vnſere Nieder Erblandt mit beſtimbter Jrer contribution ſeumig, vnndt die zue gebuerender Zeit nit erlegen, oder laiſten wurden, ſolches nit erlegens, oder laiſtens halb, ſollen ſie Vnſerm Kayſerlichem Camergericht vnterworffen ſein, vnndt daſelbſt wieder ſie durch Vnſern Kayſerlichem fiſcall gleich wie wieder andere, des Reichs Stende, ſie zue gebuerender bezahlung anzuehalten, procedirt, vnndt gehandlet werden, vnndt ſonſt auſſerhalb ſolcher contribution, ſollen erzelte Vnſere landt, vnndt derſelben Vnderthanen bey allen Iren freyhaiten, rechten, gerechtigkaiten, exemption, der appellation, vnndt Iurisdiction gentzlich vnndt ruhiglich gelaſſen, darwider nit betrangt, ſonder dern landt, vnderthane, vnndt zuegehorige mit Vnſers Kayſerlichen Camergerichtsmandaten, Citationen, annemung der appellation, vnndt andere proceſſen in allen andern ſachen wie die namen haben, khaine ausgenomen, auſſerhalb der Contribution, vnbeſchwerdt, vnndt unangefochten bleiben, vnndt Vnſer, vnndt des hay. Reichs Iurisdiction in erſter, vnndt andern Inſtantz geubrigt, vnndt gefreyet ſein. Es ſollen auch Vnſere Niderburgundiſche erblande, mit Irer Zugehoer ſonſt gantz frey ohne ingezogen lande, vnnd Furſtenthumb ſein, vnndt ewiglich bleiben, vnndt von Vnns, Als Römiſchen Kayſer, vnndt allen andern kunfftigen Römiſchen Kayſern, vnndt Khönigen, Auch Churfurſten, Furſten, vnnd ſtenden deſs hay. Reichs frey, vnndt ohne ingezogen lande Furſtenthumb, ſuperioritet, vnndt principat erkhant werden, vnd nit weiter, dan zue ainziehung der Anſchläge, wie oben, vnndt hernach beſchrieben ſtehet, zue Vnſer vnndt deſs hay. Reichs Iurisdiction gezogen, noch erfordert werden, noch deſs hay. Reichs ordnungen, ſatzungen, vnndt abſchiede verner dan oben, vnndt hernach gemelt mit Ichten verbunden ſein. Doch ſollen gleichwoll obgemelte Furſtenthumb, vnndt lande, ſouiel dern vom Reich zue leben rueren, hinfuhro, wie biſsher vom Reich zue leben empfangen, vnndt getragen werden, Deſsgleichen auch die Stende, vnndt vnterthanen aller obgemelter Vnſer Erblande Vnſern Kayſerlichen landtfrieden zuehalten, vnnd zuehandthaben ſchuldig, vnnd deſs hay. Reichs Verwandten, ſo in bemelte Vnſere Erblande khommen, wandern, oder Jre gueter darin haben, in derſelben ſchuz, ſchirm, vnndt freyhaiten begriffen ſein, vnndt gleich andern, dern landen vnderthanen gehandthabt, vnndt gehalten, auch Jnnen zue recht, vnndt billigkait verholffen werden, wie dan herwiederumb Vnſer Niedern Erblanden Verwandten, wie andere Vnſere, vnnd deſs hay. Reichs Verwandte im hay. Reich ſchuz, ſchirm, vnnd verthedigung haben. Alſo wo ainem deſs Reichs, oder bemelter Furſtenthumb, vnndt lande Verwandten, oder Vnterthanen Jchts wieder den landtfrieden begegnen wurde, oder ſonſten anderer ſachen halben, warumb daſs wehre, gegen den andern forderung zuehaben vermainte, Daſs er alſsdan ſolches vor deſs verbrechers, oder beclagten ordenliche Obrigkait, oder gericht ſuchen, vnndt wie ſich gebuert auſsfhueren, Der ende Jme auch furderlichs rechtens geſtattet, vnndt verholffen, vnndt alſo bayderſeits aine gleichhait gehalten werden ſoll. Solcher geſtalt haben Wir Vnſs von obgemelter, vnndt anderer Vnſerer Erblande wegen, mit Churfurſten, Furſten, vnnd gemainen ſtenden deſs hay. Reichs allergenedigiſt, vnndt ſie hergegen mit Vnſs von wegen deſs hay. Reichs mit guetem vorgehabtem zeittigem rathe, vnderthäniglich veraínigt, verglichen vnndt vertragen. Welchen Vertrag Wir auch vor Vnſs, vnndt benante Vnſere Erblande, Vnſere, vnndt Jre Erben, vnnd nachkommen, Dergleichen Churfurſten, Furſten, vnnd gemaine Stende deſs hay. Reichs wegen bewilligt, angenomen, vnndt zuehalten verſprochen, geredet vnndt verſprochen, gereden vnndt verſprechen Wir demnach bey Vnſern kayſerlichen wahren worten, fur Vnſs, Vnſere erben, vnndt nachkommen, vnndt von aller obgenanter Vnſer Burgundiſchen Erblande wegen, daſs Wir ſolcher tranſaction, Vergleichung vnndt vertrag, in allen vnndt jeden ſtucken, puncten Jnhaltungen, vnndt mainungen, Vnſs, vnndt die Vnſern betreffendt, wahr, veſt, ſtett, vnndt vnuerbruchlichen halten, vollenziehen, darwieder khainswegs thuen, noch den Vnſern, oder andern zuethuen geſtatten ſollen, vnndt wollen, Dass auch alles dass, ſo dieſem Vertrag entgegen, oder zuewieder furgenommen, geordnet, geſetzt, erlangt, vnndt aussbracht werden möchte, hiewieder nit gebraucht werden, ſonder crafftlos, nichtig, vnndt vnbundig, Auch alle forderungen, ſo wie die Stende von wegen der vergangnen Contribution zuehaben vermaint, fallen, thott, vnndt ab, auch crafftlos, nichtig, vnndt vnbundig ſein, vnndt bleiben ſollen. Die wir dan auch mit rhatt, vnndt bewilligung, vorgedachter Vnſerer Churfurſten, Furſten vnndt ſtende ſolches hiemit crafftloss, nichtig, vnndt vnbundig, auss Kayſerlicher macht, vollkhommenhait, vnndt rechter wiſſenhait erkhennen, vnndt hinwiedrumb zue mehrer ſicherhait dess hay. Reichs, vnndt derſelben Stenden, wollen Wir dieſer Vergleichung gnugſame ratification, vnndt bewilligung von ghemelten Vnſern Nieder Burgundiſchen Erblanden, den Stenden, oder in dern nahmen dem Ehrwurdigen, Vnſerm, vnndt dess hay. Reichs Churfurſten, dem Ertzbiſchoff zue Maintz, als Ertz Cantzler, vnter vierer gemelter Vnſerer Erblande furnembſten Prelaten, vier Landtsherrn, vnndt vierer der furnembſten Stett, Innamen aller landt vnndt derſelben Verwandten, auffs lengſt in Jahrs friſt nach dato diess briefſs vbergeben

Vnndt wir Churfurſten, Furſten, vnndt gemaine Stende dess hay. Reichs, Auch der abweſſender Räthe, vnndt Bottſchaffter, wie wir alle auff dieſem jetzo alhie zue Augspurg gehaltenen Reichstage erſchienen, vnndt im abſcheid deſſelben beſtimbt, vnndt benent ſein. Bekhennen auch fur Vnss, Vnſer nachkhommen, vnndt Erben, So dan auch von wegen Vnſerer Obern, vnndt derſelben Erben, vnndt nachkhommen, Dass ſolche vergleichung, vertrag, tranſaction mit Vnſerm gueten wiſſen, vnndt willen zuegangen, vnndt geſchehen, Verſprechen auch für Vnss, Vnſere

Erben, vnndt nachkhommen, bey Vnſern Furſtlichen ehren, Auch in rechten wahren trewen, vnndt glauben, Alle vnndt jede Articul, puncten, vnndt Inhaltungen, deſſelbigen Vnss, vnndt das hay. Reich betreffendt, getrewlich, vnndt veſtiglich zuehalten, demſelben vngewaigert nachzuekhommen, vnndt zue geleben, darwieder nit zuethuen, oder furzuenemen, noch andern zuethuen geſtatten, in khainen weg. Doch ſoll dieſer Vertrag vnndt bewilligung dem hay. Röm. Reich an den landen, So demſelbigen hieuor verwanth geweſt, darzue deſſelben gemainen, vnndt ſondern Stenden, dergleichen oberzelten, Vnſer Kayſer Carlls Nieder Erblanden, vnndt deſſelben Vnterthanen ſonſt auſſerhalb diss Vertrags in alle vnndt andere wege an Iren obrigkaiten, herligkaiten, freyhaiten, recht, vnndt gerechtigkaiten, alten herkhommen, vnndt gebreuchen vnuergrifflich, vnndt hiemit nichts benommen ſein.

Dess zue Vrkhundt, haben wir Kayſer Carll, alss Römiſcher Kayſer, Auch rechter Oberherr offtgemelter Vnſerer Niedren Erbland, Vnſer Inſiegell an dieſen brieff, dern Zwen gleichlautend auffgericht, thuen hencken. Vnndt wir von Gottes genaden Sebaſtian Ertz-Biſchoff zue Maintz, dess hay. Röm. Reichs Ertzcantzler, vnndt Friederich Pfaltzgraue bey Rhein, Hertzog in Bayern, dess hay. Römiſchen Reichs Ertz-Truchſäss, bayde Churfurſten, fur Vnss, vnndt andere Vnſere mit-Churfurſten, Wir Erneſt beſtettigter dess Ertzſtiffts zue Saltzburg, vnndt Wilhelm, Pfaltzgraue bey Rhein, Hertzog in Obern, vnndt Nieder Bayern, fur Vnss, vnnd andere Geiſtliche, vnndt weltliche Furſten, Herwig Abt zue Weingarten, fur Vnss, vnndt andere Prelaten, Friederich Graue zue Furſtemberg, fur Vnss vnndt der grauen vnndt herrn, vnndt wir Burgermaiſter, vnndt Rath der Statt Augspurg, für Vnss vnndt andere frey, vnndt Reichs Stätte wegen, auff Churfurſten, Furſten, vnndt Stende deſs hay. Reichs beſchehen erſuchen, vnndt bitt, Vnſere Inſiegell ahn dieſen brieff thuen henckhen. Der geben iſt in Vnſer, vnndt deſs hay. Reichs Statt Augspurg, auff Dinſtag, den ſechs vnndt zwaintzigſten tag deſs Monats Juny, nach Chriſti Vnſers lieben herrn gebuert, Funffzehenhundert, vnndt im acht vnndt viertzigſten, Vnſer Kayſerthumbs im Acht vnndt zwaintzigſten, vnndt Vnſerer Reich im drey vnndt dreiſſigſten Jahren. Vnderſchrieben Carolus, vnndt vff dem Vberſchlage: Ad mandatum Cæsareæ et Catholicæ Majestatis proprium: verzaichnet Johan Obernburger, verſiegelt mit achten, ſieben in roten, vnndt ainen in gruenen wachs, ingetruckten, vnndt den erſten in gulden, vnndt ſchwartzen ſeyden, vnndt die andere in ſchwartzer vnndt gelber ſeyden preſulen angehengten ſiegeln.

Drittes Kapitel.

Zwei und zwanzig Monate hatten die ſpaniſchen Truppen, welche vor Zierikzee lagen, keinen Sold erhalten, und nur das Verſprechen, daß ihnen nach Eroberung dieſer Stadt ihre Rückſtände pünktlich erſtattet werden ſollten, vermochte ihren Grimm zu beſchwichtigen. Als ſich nun Zierikzee endlich ergeben hatte, drangen die Truppen ungeſtüm auf die Erfüllung des ihnen gemachten Verſprechens und ſahen ſich in ihrer Hoffnung getäuſcht. Die finanziellen Verlegenheiten, deren lähmende Einwirkung ſchon Requeſens ſchmerzlich empfunden hatte, waren unter der Regierung des Staatsrathes noch bedeutend geſtiegen. Fruchtlos gab ſich der Staatsrath alle mögliche Mühe, um neue Quellen der Einnahmen zu eröffnen; die Meinungen darüber waren getheilt, und dieſer Zwieſpalt untergrub das Vertrauen des Volkes zu jener höchſten Behörde, ſo wie er auch das Anſehen derſelben erſchütterte. Man unterſchied ſtreng zwiſchen den ſpaniſch geſinnten und den patriotiſchen Mitgliedern des Staatsrathes. Die ſpaniſchen Truppen betrachteten denſelben mit Geringſchätzung; — das Volk mißtraute ihm, weil nicht bloß Spaniſch-Geſinnte, ſondern ein Spanier ſelbſt Mitglieder deſſelben waren; während die Truppen um ſomehr erbittert waren, weil ſich eben nur ein Spanier, Rueda, unter ſo vielen Niederländern befand, denen die Truppen keine aufrichtigen Geſinnungen für ihre Intereſſen zutrauten. Die Brandſchatzung, welche die Bürgerſchaft Zierikzee's aufbringen mußte, reichte noch lange nicht hin, um die Rückſtände der ſpaniſchen Truppen zu decken, und die Wallonen im Heere empfingen jene Summe. Nun brach denn der Grimm der Spanier, welche auf der Inſel Schouwen lagen, aus. Sie verwüſteten Schouwen, zerriſſen die Bande des Gehorſams, verjagten ihre Befehlshaber und zogen nach Brabant. Dort, wie in Flandern hofften ſie reiche Beute zu gewinnen. Während einer feierlichen Meſſe ſchwuren ſie, treu Einer für den Andern zu ſtehen und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bevor ſie ihr Vorhaben durchgeſetzt hätten. Und alſobald gaben ſie abermals das intereſſante Schauſpiel einer ſtreng organiſirten Meuterei, einer militäriſchen Republik. Zu Herrenthal, nicht mehr weit von Brüſſel, erkoren ſie aus ihrer Mitte wieder einen Eletto, und empfingen den Grafen von Mansfeld, der ihm Namen des Staatsrathes zu ihnen gekommen war, um ſie durch einen Generalpardon und das Verſprechen zu beſchwichtigen, daß ſie von der erſten Geldſendung aus Spanien einen Theil der Solrückſtände erhalten würden, mit folgender trotzigen Antwort: „Vollſtändig verlangen wir das, was uns von Rechtswegen gebührt; bis zur Abrechnung räume man uns eine Stadt zur Beſetzung als Bürgſchaft ein, und für die Zukunft fordern wir höheren Sold.“ Hierauf wollten ſie in Brüſſel und Mecheln einziehen; da man ihnen aber in beiden Städten die Thore verſchloß, ſo wendeten ſie ſich aus Brabant nach Flandern, überfielen am 25. Juli die Stadt Aelſt, welche in der Mitte Weges zwiſchen Brüſſel und Gent liegt, und brandſchatzten von dort aus alles umliegende Land, das wohl 170 Dörfer umfaßte. Die Ausſchweifungen der Soldaten entflammten die Rache des mißhandelten Landvolkes. Da dieſes den Räubern und Mordbrennern nicht in

Maſſe Widerſtand halten konnte, ſo lauerte es den Einzelnen auf, wo es ſie fand, und ließ ſie für die Verbrechen Aller büßen.

Dieſer Zuſtand entrüſtete die Bürgerſchaft Brüſſels und die feindſeligen Geſinnungen derſelben gegen den Staatsrath kamen dadurch zum Ausbruch. Von ihm erwartete, von ihm verlangte man in Brüſſel, in ganz Brabant ſchleunige Abhülfe. Laut erhoben ſich in Brüſſel drohende Stimmen: „der Staatsrath beſteht aus Verräthern des Vaterlandes. Ungeſtraft läßt er die ſpaniſchen Kriegsbanden rauben und morden; alſo heißt er ſtillſchweigend ihr Treiben gut!“ Stündlich wuchs die Aufregung; der Graf von Mansfeld war faſt den ganzen Tag zu Roß und bewaffnet auf den Straßen, um ſeine Autorität aufrecht zu halten. Er vermochte es aber nicht; die ergrimmte Bürgerſchaft zwang ihn, ihr die Schlüſſel der Stadtthore auszuliefern. Da entſchloß ſich endlich der Staatsrath, von den tumultuariſchen Bewegungen der Bürgerſchaft Brüſſels in Schrecken geſetzt, zu einer Maßregel, welche für die nächſte Zukunft noch verderblichere Folgen nach ſich zog. Er ächtete nämlich, der öffentlichen Meinung nachgebend, am 26. Juli 1576 die aufrühreriſchen Spanier, nachdem er denſelben nochmals, aber vergeblich, Vergleichsvorſchläge gemacht hatte, „als Rebellen gegen den König und als Feinde des Landes.“ In Folge dieſer Achtung wurden die Staaten ermächtigt, die Waffen gegen jene Truppen zu ergreifen, (was zuerſt Brabant, dann auch Hennegau und Flandern mit Freuden thaten,) und das Landvolk, ſie als Geächtete zu ergreifen, zu verfolgen und zu vernichten, wo es ſie fände. Nun ſcholl die Trommel durch die Provinzen, der Bürger verließ ſeine Werkſtätte, der Bauer ſeine beraubte Hütte, Jeder machte ſich wehrhaft und: „Tod den Spaniern“ war die Loſung Aller. Dieſer kriegeriſche Nationalaufſchwung in den ſüdlichen Provinzen, welche bisher ſo viele Ungebühr mit tiefem aber ſtillem Grimm hatten ertragen müſſen, erfüllte auch die übrigen königlichen Truppen in den Niederlanden, welche bisher in den Schranken der Kriegszucht geblieben waren, mit dem Argwohn, daß die Volksbewaffnung gegen ſie alle gerichtet ſei. Da verließen viele Truppen ihre Befehlshaber und ſchloſſen ſich den Meutern in Aelſt an. Aber auch manche Befehlshaber ſelbſt erklärten die Sache des Heeres für ihre eigene; denn die oberſte Behörde im Namen des Königs, der ſie gehorchen ſollten, ſchien ſie verrathen und dem Grimme des Volkes preisgegeben zu haben; der Zuſtand der Nothwehr war eingetreten, und das eiſerne Recht der Gewalt ſollte allein entſcheiden. Die ſpaniſche und italieniſche Reiterei rückte aus Holland in die ſüdlichen Provinzen; der Graf von Megen brach die Belagerung Woerdens ab und zog nach Brabant. Das bedrohte Holland athmete dadurch wieder freier auf; aber alle Schrecken der Anarchie und des Bürgerkrieges wälzten ſich dafür gegen Brabant heran.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hatte Oranien von Middelburg aus, wo er ſich damals befand, dieſe unerwartete Wendung beobachtet; er ſah, wie die Volksſtimmung in den ſüdlichen Provinzen jetzt nur einer kräftigen Anregung zur Abwerfung des lange mit Geduld ertragenen Joches bedurfte. Jetzt oder nie war der günſtige Augenblick erſchienen, den er raſch benützen mußte, um eine große Entſcheidung gegen Spanien vorzubereiten und durchzuführen, um der Freiheit, nachdem ſie bisher trotz aller Anſtrengung nur auf eine mühſame Vertheidigung, Scholle an Scholle, Schritt für Schritt, beſchränkt geweſen war, plötzlich ein weites Feld zu öffnen. Die Vereinigung Hollands und Seelands zum gemeinſamen Zwecke hatte ein Beiſpiel gegeben, wie Eintracht auch Schwache mächtig macht; jetzt dachte Oranien an nichts Geringeres, als an eine Verbindung der ſüdlichen Provinzen mit den nördlichen. Gelang eine ſolche, waren beide eines Herzens und Sinns, ſo mußte die Fremdherrſchaft in den Niederlanden ein Ende nehmen. In dieſer Abſicht unterhielt Oranien jetzt eifriger als je ſeine Verbindungen mit dem Adel in den ſüdlichen Provinzen, beſonders in Brüſſel, wußte die ſchwache Seite eines jeden Einzelnen zu benützen, und bot Allen ſeine Hülfe zur Befreiung des Vaterlandes an. In gleichem Sinne ſchrieb Oranien auch an die Staaten von Brabant, Flandern, Geldern, Utrecht und anderen Provinzen, rief ihnen alle von den Spaniern erlittenen Unbilden lebhaft ins Gedächtniß, riß alle geſchlagenen Wunden auf, weckte die Hoffnung der Freiheit und dadurch die Luſt, ſie zu erringen, beruhigte die Katholiken durch die Verſicherung, daß er keine Veränderung des Gottesdienſtes beabſichtige, und ſtellte endlich den Unterdrückten ſein Gut und Blut, wie all' ſeine Macht zur vollen Verfügung. Dieſe Vorſtellungen Oraniens erreichten die beabſichtigte Wirkung. Immer zahlreicher wurde die oraniſche Parthei in Belgien; immer tiefer ſchlug dort der Gedanke einer Verbindung mit Holland und Seeland Wurzel. Zu den eifrigſten Anhängern Oraniens in Belgien gehörten unter andern Adeligen die Herrn von Lalaing, von Glimes und von Heze. Der Letztere war Gouverneur von Brüſſel, der Herr von Glimes ſein Lieutenant und Groß-Bailli des walloniſchen Theils von Brabant. Beide beſchloſſen, der langen Verwirrung durch einen verwegenen Handſtreich plötzlich ein Ende zu machen, und Glimes führte den Plan aus.

Es war am 4. September 1576, als Glimes mit 400 walloniſchen Soldaten vor dem Hof zu Brüſſel erſchien, wo der Staatsrath und der geheime Rath verſammelt und eben beſchäftigt waren. Glimes umſtellte das Gebäude mit ſeinem Kriegsvolk, und eilte, von Bewaffneten begleitet, vor die Sitzungsſäle. Da er die Thüre des Staatsraths verſchloſſen fand, ließ er ſie mit Eiſenſtangen einbrechen, drang hierauf in den Saal und nahm Alle, welche dort verſammelt waren, gefangen. Der Herzog von Aerſchot war nicht zugegen, ebenſo nicht der alte Viglius, welcher ſchon ſeit längerer Zeit den Sitzungen nicht mehr beiwohnte, ſondern ſich die Akten nach Hauſe ſchicken ließ; dagegen befand ſich der Marquis von Havré, Aerſchots Oheim, welcher erſt kürzlich aus Spanien zurückgekommen war, in der Verſammlung des Staatsrathes, Glimes ließ jedoch weder an ihn noch an Sasbout und einige andre Mitglieder, welche man zur Parthei der „Patrioten" zählte, Hand anlegen; nur die Spaniſch-Geſinnten ſollten unſchädlich gemacht werden. Einer der Verhaßteſten von dieſer letzteren Parthei, der Spanier Rueda, befand ſich jedoch ſeit Kurzem zu Antwerpen in Sicherheit. Die Grafen von Mansfeld und Barlaimont, ſowie die Räthe d'Aſſonville und del Rio, wurden von Hellebardieren bewacht, fortgeführt, und die beiden Erſteren in das Brothaus auf dem Hauptmarkt, die beiden Letzteren in eine Schenke zur Haft gebracht; del Rio wurde einige Tage ſpäter auf Treurenberg in engeren Gewahrſam geſetzt. Auch Viglius wurde bis zum folgenden Monat als Gefangener bewacht. Das Volk in Brüſſel benahm ſich bei dieſem ungewöhnlichen Ereigniß durchaus ruhig. Der kühne Glimes berief ſich bei ſeinem Unternehmen auf die Autorität der Staaten von Brabant, wiewohl es dieſe ſpäter in Abrede ſtellten, daß ſie ihm dazu Auftrag gegeben.

Als Rueda in Antwerpen die Brüſſler Vorfälle erfuhr, dachte er an nichts Geringeres, als, während der entſtandenen Anarchie eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Er warf ſich zum königlichen Statthalter auf, da ſeine geſangenen Amtsgenoſſen in ihrer jetzigen Lage nicht im Stande ſeien, die Intereſſen des Königs zu wahren; die Uebrigen, welche ihre Freiheit behalten hatten, beſonders den Herzog von Aerſchot, erklärte Rueda geradezu für Verräther. Um ſeine Rolle behaupten zu können, und als Spanier zugleich von ſeinem Nationalhaſſe gegen die Niederländer getrieben, machte Rueda mit ſeinen Landsleuten, den Meutern gemeinſame Sache. Als königlicher Statthalter unterzeichnete und ſiegelte er nun im Namen Philipps II. und gebot dem Magiſtrat zu Antwerpen, ſeinen Anordnungen nachzukommen. Der hohe Ton, in welchem er ſeine Würde zu behaupten ſuchte, wurde jedoch dadurch lächerlich, daß die Umwälzung in Brüſſel keineswegs, wie er annahm, eine Anarchie begründet hatte.

Denn mit kräftiger Hand hatten die Generalſtaaten die Zügel der Regierung im Namen des Königs ergriffen, ein Akt, welchen ſie dadurch zu rechtfertigen ſuchten, „daß der König, indem er unter'm 4. März direkt den Staaten ſeine Beſtätigung des vom Staatsrathe gethanen Schrittes mittheilte, auch die Oberhoheit der Staaten über den Staatsrath dargethan habe.“ Dieſe Deutung war allerdings ſophiſtiſch, (wie Dewez, in ſeiner histoire générale de la Belgique, die Sache richtig bezeichnet); aber das zu Grunde liegende Gefühl, daß die Staaten die Autonomie zu vertreten hatten, war jedenfalls geſund und lauter. Sie ſtellten den Herzog von Aerſchot an die Spitze der Geſchäfte; als Stellvertreter gaben ſie ihm den Herrn von Lalaing, als Feldmarſchall den Herrn von Goignies zur Seite. Auch in Flandern und in Hennegau traten die Staaten jetzt kühn hervor. Als Vertreter des Volkes hatten ſie die Verpflichtung, ſich deſſelben anzunehmen und mit der höchſten Gewalt zur Rettung des Landes einzugreifen. Die Staaten von Flandern ließen das Schloß zu Gent, welches von ſpaniſchen Truppen beſetzt war, belagern; denn ſie beſorgten mit Recht, daß ſich dieſe ſonſt mit den Meutern in Aelſt vereinigen möchten. Um zu dieſem Ende die bewaffnete Bürgerſchaft von Gent zu verſtärken, ließen ſie durch den Herrn von Auchy, den Bruder des noch gefangenen Grafen von Boſſü, Oranien bitten, ihnen einige Truppen zu ſenden. Nichts konnte dem Prinzen willkommener ſein als dieſe Veranlaſſung, in Flandern feſten Fuß zu faſſen, und augenblicklich ſandte er den Gentern die verlangten Truppen, wobei er ſich verpflichtete, daß ſie den katholiſchen Gottesdienſt zu Gent in keiner Weiſe kränken ſollten; nur müſſe man ihnen verſtatten, im Inneren der Häuſer ihre Pſalmen zu ſingen. Vergeblich war der Widerſpruch der Gegenparthei, welche Oraniens Einfluß fürchtete; ſeine Soldaten wurden bei ihrem Einzug in Gent mit Jubel aufgenommen und Oranien erhielt Nieuwpoort und Sas van Gent zur Pfandſchaft. Inzwiſchen hatten die Staaten von Brabant nicht lange vorher zwei Abgeordnete und die von Hennegau einen Bevollmächtigten nach Gent geſchickt, zu gemeinſamer Berathung über das Wohl des Vaterlandes. Die Verſammlung, welche am 14. September 1576 eröffnet worden, war ſtürmiſch; jeder Einzelne machte ſeine Meinung mit leidenſchaftlicher Heftigkeit geltend. Man brachte in Vorſchlag, die Spanier von allen Seiten anzugreifen und aus dem ganzen Umfang der Provinzen zu vertreiben; zu dieſem Zwecke ſollte ſich Flandern mit Brabant und Hennegau verbinden, überhaupt jeder Provinz, welche den gleichen Zweck im Augenmerk habe, den Beitritt zu einer ſolchen Vereinigung offen halten und raſch Bevollmächtigte nach Brüſſel ſchicken. Vergeblich riethen die Prälaten in der Verſammlung dagegen, „nur die Meuter zu Aelſt ſolle man vertreiben, nicht aber über Alle, welche Spanier heißen, ein Verdammungsurtheil ausſprechen.“ „Wie?“ erwiederten der Adel und die Vertreter der Städte den Prälaten, — „haben denn die Spanier überhaupt nicht durch ſo viele weltkundige Ruchloſigkeit, nicht durch ihre Tempelſchändung in der Abtei zu Affligham ein allgemeines Verdammungsurtheil wohl verdient? Blutet nicht das ganze Land unter ſpaniſcher Willkür? Nahte ſie nicht verwegen bis vor die Thore von Gent?“ Mit ſolchen und anderen Gründen wurde die mildere Anſicht der Geiſtlichkeit überſtimmt und der Name „Spanier“ proſkribirt. Brabant, Flandern, Artois und Hennegau traten in ein enges Bündniß unter einander zum wechſelſeitigen Schutz. Uebrigens ſetzten die Staaten Philipp II. von allen ihren Schritten in Kenntniß und ſuchten ſie in den Schriften, worin ſie den übrigen Mächten davon Anzeige machten, zu rechtfertigen. Der deutſche Kaiſer Maximilian II. erwiederte den Staaten wohlwollend, aber er konnte ihnen weiter nichts als ſeine Vermittlung anbieten, wenn er nicht zugleich Spanien erbittern wollte. Der König von Frankreich war, wie er ſich erklärte, durch die Ligue allzuſehr in Anſpruch genommen, als daß er den Staaten hätte beiſtehen können.

Die Staaten hatten den Staatsrath zu Brüſſel in Kraft belaſſen, wiewohl ſeine Autorität nunmehr bedeutend beſchränkt war; ſie hatten nicht bloß die noch in Haft befindlichen Mitglieder derſelben durch andere erſetzt, ſondern die Zahl der Mitglieder überhaupt vermehrt. Wie eigenthümlich iſt jetzt die Stellung des Staatsrathes den Staaten gegenüber!

Noch kurz vorher war der Erſtere die oberſte Regierungsbehörde; jetzt hat er nur eine berathende Stimme bei den Verhandlungen der Staaten und das Amt, ihre Beſchlüſſe zur Vollziehung zu bringen. Deutlich zeigt ſich hier der Fortſchritt der Revolution zum Weſen einer Republik; die Volksvertreter verhandeln die Lebensfragen der Nation, ja ſie herrſchen in eigentlicher Bedeutung; der mehrhäuptige Vertreter des Königs, in Ermanglung eines Statthalters, der Staatsrath, iſt bloß ihr Beamter. Und doch, das iſt die intereſſante Eigenthümlichkeit, übt das Volk jetzt auch in Belgien ſeine Autonomie durch ſeine Vertreter noch immer „im *Namen des Königs*“; ſo ſchwer kann es ſich entſchließen, die alte Form abzuſtreifen. Warum hält es noch immer dieſe letzte Faſer des Bandes feſt, das es an Spanien knüpfte? Warum ſcheint es ſo ängſtlich zu zögern, zugleich eine Hoffnung damit aus der Hand zu laſſen? Und welche Hoffnung! Die einer Verſöhnung! Einer Verſöhnung — nach allen jenen entſcheidenden Schritten, die von beiden Seiten gethan worden ſind! Erforſcht man die Gründe, welche dies unglaublich Scheinende glaublich machen können, ſo ſtößt man auf ein geheimes Mißtrauen, welches in Belgien gegen Oranien vorhanden war; ein Mißtrauen, welches durch den allgemeinen Sehnſuchtsruf nach Freiheit, durch den lauten Jubel, mit welchem die Nähe derſelben endlich begrüßt wird, als ein wenn auch leiſer, doch bereits entſchiedener Mißton klingt. Er klingt tief herauf aus jenem Riß der Nationalverſchiedenheit, welchen wir nie aus dem Auge verlieren, wenn jener Riß auch in einzelnen Momenten durch ein gemeinſames Intereſſe Belgiens und Hollands völlig vernarbt zu ſein *ſcheint*. Eine mächtige Kraft, welche unter der dünnen vernarbten Kruſte fortwirkt, iſt und bleibt die *Religion*. Das Mißtrauen gegen eine Hülfe von dem *proteſtantiſchen* Holland her mußte in dem katholiſchen Belgien haften bleiben, für's Erſte freilich nur in der Minderzahl.

Doch wir wollen auf den Gang der Ereigniſſe zurückkommen. Die Staaten der ſüdlichen Provinzen unterſtellten in einer ſo entſcheidenden Epoche ihren Abſichten bloß Friedensverhandlungen und nahmen die in Breda abgebrochenen wieder auf. Unter dieſem Vorwande näherten ſie ſich den nördlichen Provinzen; Gent wurde dabei als Ort des neuen Kongreſſes und der 10. October 1576 zur Eröffnung deſſelben beſtimmt. Am 18. deſſelben Monats erſchienen in Gent die Bevollmächtigten Oraniens und der Staaten von Holland und Seeland; St. Aldegonde ſtand an der Spitze derſelben, die Anderen waren van Dorp, Rypeld, Paul Buis, van der Myle, Kornelius de Koning, Anton van Zikkele und Andreas de Jonge. Mit ihnen kamen zu Waſſer und zu Land zahlreiche Flüchtlinge wieder nach Gent, welche ſeit Alba's Bluturtheilen die Heimath nicht geſehen hatten. Da grüßten ſich an den Ufern, auf allen Straßen Verwandte und alte Freunde; unter Freudenjubel zog die Hoffnung ein. Am Tage nach der Ankunft der Abgeordneten in Gent wurden die Verhandlungen im Rathhauſe eröffnet, die Fortſetzung derſelben verzögerte ſich durch eine Menge von Förmlichkeiten und Rückſichten, welche man beobachten zu müſſen glaubte, bis in den November hinein, ohne daß endlich eine Entſcheidung nah in Ausſicht ſtand; und während aller dieſer Friedensverhandlungen donnerten die ganze Zeit über die Geſchütze unabläſſig gegen das von den Spaniern beſetzte Schloß zu Gent.

Es war den Spaniern ſelbſt vorbehalten, wenn auch wider ihren Willen, den Abſchluß der Verhandlungen zu beſchleunigen und ein Reſultat herbei zu führen, welches, wenn auch unter dem Namen eines Friedenswerkes dennoch die Selbſtſtändigkeit beider Theile, Hollands und Belgiens, in einer Art begründete, daß dieſe im Stande waren, Spanien Vorſchriften zu machen, ſtatt ſolche von dort fürder zu empfangen. Die Spanier mußten durch ihre barbariſchen Ausſchweifungen den Haß gegen ſich in den Herzen aller Niederländer ſo weit treiben, daß wenigſtens die Gemeinſchaft dieſes Haſſes, daß die gleich große Stärke deſſelben, für den Augenblick den Mangel des vollen Vertrauens zwiſchen Holland und Belgien erſetzte. Der Verlauf der Ereigniſſe, welche dieſes Reſultat herbeiführten, war folgender.

Als die ſpaniſchen Truppen geächtet und vogelfrei waren, und nur noch das eiſerne Recht der Gewalt Geltung hatte, konnte ſich die niederländiſche Volksbewaffnung gegen die kriegsgewohnten, trefflich eingeübten, abgehärteten und gegen den Tod gleichgültigen feindlichen Schaaren im offnen Felde nichthalten. Der Herr von Glimes erlitt mit den von den Staaten ausgerüſteten Truppen am 15. September bei Visnac zwiſchen Tirlemont und Löwen eine bedeutende Niederlage durch die Spanier. Bald darauf trieben Rachluſt und Beutegier die ſpaniſchen Truppen zu entſetzlichen Gräueln; Maaſtricht und Antwerpen mußten ſie empfinden. In Maaſtricht beſtand die Beſatzung theils aus Spaniern, theils aus Deutſchen, und der Magiſtrat hatte, in Verbindung mit den deutſchen Soldaten, die ſpaniſchen aus der Stadt vertrieben. Sie waren nach dem Städtchen Wyk am anderen Ufer der Maas zurückgewichen, wo ſich eine ſpaniſche Beſatzung unter Martin d'Ayala befand. Mit dieſer hatten ſie ſich vereinigt und auch von anderen Orten her waren, auf die Nachricht ihrer Vertreibung aus Maaſtricht, Rotten der Meuter zu ihnen geſtoßen, um ſie an dieſer Stadt rächen zu helfen. Gänzlich aufgegeben mitten im feindlichen Lande, hielten die fremden Truppen um ſo feſter zuſammen;

die Beleidigung, welche einem Einzelnen widerfuhr, betrachteten die Uebrigen, als wäre ſie ihnen Allen geſchehen, und auch den Geringſten aus ihrer Mitte beſeelte ein ſeltenes Gefühl für die gemeinſame Ehre ihrer Waffen, welche ſie auch während der Meuterei aufrecht erhalten wollten. Nachdem ſich nun die aus Maaſtricht vertriebene ſpaniſche Beſatzung zu Wyk ſolchermaßen verſtärkt hatte, unternahm ſie einen Angriff auf die verhaßte Stadt. Sie eilte über die Brücke und trieb dabei gefangene Frauen vor ſich her, um die Bürger durch deren Anblick vom Schießen, ſowie vom Vertheidigen überhaupt abzuhalten. So kamen die Spanier an das Brüſſeler Thor, wo ein wüthender Kampf entbrannte. Endlich erzwangen ſie ſich den Eingang in die Stadt, mordeten wie raſend Jeden, den ſie auf den Straßen trafen, warfen Brand in die Häuſer, plünderten, und entehrten die Frauen, während die deutſchen Landsknechte in der Stadt müſſig dem Blutbade zuſahen. Es war am 20. October, als Maaſtricht der Rache der Spanier verfiel.

Zwei Wochen nachher bereiteten die Meuter Antwerpen ein noch fürchterlicheres Loos. Der blühende Handel hatte dieſer Stadt ungeheure Reichthümer zugeführt; unter den fremden Kaufleuten befanden ſich in beſonders großer Zahl die engliſchen und hanſeatiſchen (die „Oſterlinge"), deren Häuſer in Antwerpen ſo groß waren, daß man ſie, wimmelnd von geſchäftigen Menſchen, eher für Paläſte von Kolonien als für Lagerhäuſer hätte halten können, und noch heute erinnert uns die „domus Hansae", ein ſtattlicher Palaſt, an jene Zeit der Blüthe und des Stolzes. Von der königlichen Pracht, mit welcher ſich die reichen Kaufleute umgaben, entwirft uns der Kardinal Bentivoglio in wenigen aber kräftigen Zügen ein ſprechendes Bild; Alles, was der Luxus und die Habſucht an Koſtbarkeiten verlangen mögen, ſchimmerte in den Magazinen Antwervens. — In dieſer reichen blühenden Stadt hielt ſich nun, wie man ſich erinnern wird, Hieronymus Rueda auf und wollte den Staaten zeigen, daß ſeiner uſurpirten Statthalterſchaft, welche ſie nicht anerkannten, Gewaltmittel zu Gebote ſtanden. Er rechnete auf die ſpaniſche Beſatzung in der Citadelle, über welche Don Sanzio d'Avila den Oberbefehl führte. Befehlshaber in der Stadt war der Herr von Champagny, und die Beſatzung derſelben beſtand theils aus der bewaffneten Bürgerſchaft, theils aus deutſchen Soldaten unter Fugger, Frundsberg und dem Grafen Otto von Oberſtein. Die beiden erſteren ließen ſich aus unedler Habſucht von den Spaniern zu einem Einverſtändniß bethören, Oberſtein und die deutſchen Kriegsknechte aber waren dazu nicht zu bewegen. Um nun mit Erfolg einen entſcheidenden Schlag ausführen zu können, riefen Rueda und Sanzio d'Avila ihre Landsleute aus Maaſtricht, Lier, Breda und Aelſt herbei, und die Offiziere, wie Julian Romero, Anton Olivero, Franzisco Valdez, trugen kein Bedenken, dieſem Rufe zu folgen, um ein Unternehmen ausführen zu helfen, welches unter dem Namen der „ſpaniſchen Furie“ mit einem Brandmal in der Geſchichte eingezeichnet ſteht.

Der Plan der Spanier war, die deutſchen Soldaten aus Antwerpen zu vertreiben, dieſe Stadt in ihre Gewalt zu bringen, und ſich durch eine Plünderung derſelben für alle bisherigen Entbehrungen ſchadlos zu halten, für die Proſkription zu rächen. Kaum hatten die Staaten von Brabant durch den Herrn von Champagny von den drohenden Bewegungen der Spanier Nachricht erhalten, als ſie ihm dem Marquis von Havré und den Sohn des Grafen Egmont, Philipp, mit 21 Fähnlein Fußvolks zu Hülfe ſchickten. Champagny wollte dieſe Truppen Anfangs nicht in die Stadt laſſen, indem er es für zweckmäßiger hielt, daß ſie außerhalb derſelben die Zugänge zur Citadelle beſetzten, denn er wollte dadurch die heranziehenden Spanier verhindern, ſich mit ihren Landsleuten in der Citadelle zu vereinigen. Gegen ſeinen Willen mußte jedoch Champagny endlich die Hülfstruppen der Staaten in Antwerpen aufnehmen. Dies geſchah am 3. November, und am folgenden Tage zogen auch die Spanier in die Citadelle ein. Nun konnte ſich die Beſatzung derſelben mit jener der Stadt meſſen. Havré hatte in der größten Eile einen Wall gegen die Citadelle aufwerfen laſſen und auf dem Schermershof eine Batterie hingepflanzt. Nun ließ er die Citadelle heftig beſchießen. Da ſtürzten auf ein Zeichen d'Avila's die Spanier, von Kampfluſt glühend, aus dem Thore der Citadelle, eilten gegen die Verſchanzungen und erſtürmten ſie. Die Wallonen auf den Wällen leiſteten nach dem erſten Schuß keinen ferneren Widerſtand. Hierauf brachen die Spanier wie Raſende in die Stadt, warfen die bewaffneten Bürger und die deutſchen Soldaten, drängten den Grafen Philipp Egmont in das Michaelskloſter zurück und zwangen ihn dort, nach tapferer Gegenwehr, ſich zu ergeben. In dieſem entſcheidenden Augenblick kam ihnen auch noch Verrätherei zu Hülfe. Der Hauptmann von der ſtädtiſchen Beſatzung, Kornelius van den Enden, war mit den Feinden im Einverſtändniß; ſeine Soldaten, vier Fähnlein ſtark, hatten grüne Feldbinden umgethan, um ſich den Spaniern zu erkennen zu geben. Jetzt traten die Verräther zu dieſen über. Mit um ſo größerer Tapferkeit warfen ſich nun die Bürger den Feinden entgegen; Verzweiflung gab ihnen zehnfache Kraft. Auf dem Platze vor dem Rathhauſe drängte ſich das Gewühl des Kampfes zuſammen; aus jedem Fenſter der hohen ſtattlichen Häuſer, welche dieſen Platz umſchloſſen, zielten Bürger auf die Häupter der Spanier. Schon ſchienen dieſe verloren; da ſprengte Vargas Reiterei im ſauſenden Galopp aus der Georgenſtraße herbei, rechts und links hieben die Reiter mit ihren Pallaſchen um ſich, und trieben die kämpfenden Bürger in das Rathhaus. Bald nachher ſchlugen Flammen aus demſelben hervor, — Troßbuben hatten das Gebäude in Brand geſteckt; raſch ergriff die Feuersbrunſt auch die nächſten Häuſer und verzehrte endlich deren nicht weniger als fünfhundert. Indeſſen leiſteten die Bürger noch bis in die Nacht den Feinden Widerſtand und reizten dadurch deren Grimm und Blutdurſt noch mehr, ſo daß ſie auch Wehrloſe mit teufliſcher Wolluſt hinſchlachteten; keine Würde, kein Stand ſchützte vor ihrer blinden Wuth; Magiſtratsperſonen, katholiſche Prieſter, Spaniſchgeſinnte wurden mit denſelben Degen durchbohrt, die noch friſch vom Blute der Soldaten, der Freiheitsfreunde rauchten. Champagny und Havré retteten ſich flüchtend auf oraniſche Schiffe. Oberſtein verunglückte bei einem gleichen Verſuch; von der Brücke herab nach einem Schiffe ſpringend und es verfehlend, wurde er durch ſeine ſchwere Rüſtung auf den Grund hinab gezogen und ertrank. Egmont und zwei andere gefangene Befehlshaber, die Herrn von Goignies und Capres, wurden auf die Citadelle gebracht und dort von Rueda, der, wie ein Fürſt auf einem Stuhle ſitzend, ſie vor ſich führen ließ, mit ſchnödem Uebermuth behandelt; doch blieb ihr Leben verſchont. Die Spanier zählten bei dieſem Blutbade nur 200 Todte, worunter den tapferen Navareſe, den Eletto der Meuter von Aelſt; die Bürger und die ſtädtiſche Beſatzung dagegen hatten über 6000 Menſchenleben eingebüßt.

Als nun die Spanier um ſolchen Preis Antwerpen überwältigt hatten, vollführten ſie die zweite Hälfte ihres Planes, nämlich die Plünderung. Die Raubluſt veranlaßte jetzt noch größere Gräuel als vorher die Wuth. Mit kaltem Blute mißhandelten die Sieger, mit der ausgeſuchteſten Barbarei folterten ſie die unglücklichen Bewohner Antwerpens, um deren Schätze zu erpreſſen; ſie ſchonten das kindliche Alter, ſie ſcheuten das Silberhaar des Greiſes nicht; Kranke mißhandelten ſie in den Siechbetten; Frauen in guter Hoffnung folterten dieſe Wütheriche. Furchtbar war die Brautnacht einer ausgezeichnet ſchönen Jungfrau. Zu ihren Füßen liegt ihr Bräutigam im Feierſtaate durchbohrt, liegen die Gäſte erſchlagen. Die unſelige Braut flüchtet ſich in den Schooß ihrer vor Schrecken halb todten Mutter; kaltblütig gebeut ein ſpaniſcher Hauptmann ſeinen Soldaten, die Unglückſelige aus den Mutterarmen zu reißen. Der Vater ſpringt in Verzweiflung herbei und erſticht einen der Mörder mit dem Meſſer; dies kaum gethan, durchbohren ihn die Uebrigen und entſtellen noch ſeine Leiche durch mehr als zwanzig Wunden. Die Braut wird von den Mördern nach der Citadelle geſchleppt und dort gefangen gehalten. Sie will ſich mit ihrer goldnen Halskette erdroſſeln; aber ein ſpaniſcher Hauptmann, der dies bemerkt, entreißt ihr die Kette, läßt die Jungfrau entkleiden, geißeln und treibt ſie dann aus der Citadelle. Bluttriefend und wie von Sinnen rennt ſie in die Stadt zurück, die in lichten Flammen ſteht, und wird endlich auf der Straße ermordet. -- Die Läden der reichen Kaufleute und der Goldſchmiede lockten die Habſucht der Soldaten am meiſten; jedes Magazin ward durchwühlt und geplündert. Ebenſo das Gut der Geiſtlichkeit in Kirchen und Klöſtern; die Raſerei hatte jeden Gedanken an Religion in dieſen ſonſt ſo bigotten Spaniern erſtickt. Nur wenigen Bewohnern Antwerpens gelang es, ſich für ein mäßiges Löſegeld freizukaufen; aber Manchen von ihnen nützte dies nichts; denn, hatten ſie ſich mit einem Soldaten abgefunden, ſo kam ein anderer gleich hinterher, und erpreßte neues Löſegeld oder peinigte und erſchlug die Getäuſchten. Zwei Tage lang währte dieſe grauſenhafte Plünderung, welcher Rueda mit Wohlbehagen zuſah, welcher jedoch mehre von den ſpaniſchen Befehlshabern — wiewohl vergeblich — Einhalt zu thun ſuchten. Die Beute der Spanier an Geld wurde baar über 40 Tonnen Geldes angeſchlagen, den Werth der geraubten Koſtbarkeiten ungerechnet; ebenſo hoch ſchätzte man den Verluſt, welchen Antwerpen durch die Feuersbrunſt erlitten. Unberechenbar aber und unerſetzlich war der Schade, welcher den Handel traf. Die bedeutendſten Kaufleute verſchiedener Nationen waren durch einen einzigen Schlag zu Bettlern geworden; der Kredit war vernichtet, und der Handel Antwerpens vermochte ſich nach jenen Schreckenstagen im November 1576 nie mehr zu ſeinem vorigen Aufſchwung zu erheben; das ganze Land litt durch Antwerpens Unglück mit.

Raſend und brutal, wie die Spanier die ungeheure Beute gewonnen hatten, verſchleuderten ſie dieſelbe auch wieder. Da ſie ſich endlich im Beſitze des Geldes befanden, um deſſenwillen ſie das Land mit Bürgerkrieg erfüllt hatten, hatte das Geld keinen Werth für ſie. Reich wie Könige gingen ſie in die Börſe, wo vor Kurzem noch die königlichen Kaufleute umhergewandelt waren, und als Bettler ſchlich ſo mancher Soldat wieder heraus, eben jenen Kaufleuten gleich, die er zu Bettlern gemacht hatte. Die Börſe war nämlich zum Spielhauſe geworden; da rollte auf den Tiſchen, an welchen die übermüthigen Sieger umherlagen, das blanke Geld von Hand zu Hand; da ſaß mancher gemeine Soldat, die ſchmutzige zerhakte Blechhaube auf dem Kopf, den Degengriff in der einen Fauſt, und ſtrich mit der anderen Hand zehntauſend Kronen ein, als ob es Spielmarken wären, oder verlor ſie eben ſo kaltblütig wieder. Im tollen Leben voll Saus und Braus rann das Gold zwiſchen ihren Fingern durch; Keiner achtete, wohin es kam; und in kurzer Zeit ſahen ſich die Meuter wieder ebenſo arm wie zuvor. Die Klügſten trugen ihr Gold zu den Goldſchmieden und ließen ſich Harniſche daraus verfertigen, welche ſodann ſchwarz lakirt wurden, damit der eigentliche Werth derſelben unbeachtet bliebe. Dies war eine gute Gelegenheit für die Goldſchmiede, um wenigſtens einen Theil ihres Verluſtes wiederzuerlangen; ſie behielten das reine Gold und miſchten Kupfer in das zu Harniſchen verarbeitete. Rueda berichtete am 6. November dem König von Spanien die begangenen Gräuel, rühmte ſich derſelben und — wünſchte dem Monarchen zu dieſem „Siege" Glück. *)

Die Nachricht von dem Unglück Antwerpens erfüllte das Herz jedes Patrioten mit Schrecken und tiefem Mitleid; aber ſie ſpornte zugleich die in Gent verſammelten Abgeordneten, das Friedenswerk raſch abzuſchließen. Vergeſſen waren in dieſem Augenblicke alle Spannungen zwiſchen den Provinzen; erloſchen ſchien jeder Funke von Mißtrauen, der religiöſe

---

*) Ueber die ſpaniſche Furie in Antwerpen: „een nieuw liedeken op de wyze: Antwerpen rijk, o Keyserlyke etc. (mitgetheilt durch J. F. Willems im „belgisch Museum". Darin die auf Antwerpens Herrlichkeit bezügliche Strophe:

„Antwerpen rijck
Ghy waert een Stadt so schoone;
Noyt na ghelijk
Was onder 's hemels throone;
Vol goet en schat
Waert ghij tot allen stonden;
Noyt rijcker Stadt
En was ter weerelt vonden;
Vol weelden abondant,
Lieflijck en playsant,
Schoone van timmerage;
Maer door de spaengiers quaet
Leeft ghy nu desolaet,
Jammerlyck, vol quellage."

Fanatismus ſeinen verderblichen Zauber über die Anhänger der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe verloren zu haben. Belgier und Batavier reichten ſich in einer hehren Aufwallung die Hände zum Bunde; der Gedanke an den gemeinſamen Feind, an die gemeinſame Gefahr, an die gemeinſame Freiheit hatte ſie raſch zu Brüdern umgewandelt.

Vier Tage nach den Gräuelſcenen in Antwerpen, nämlich am 8. November 1576, traten die Abgeordneten zu Gent des Morgens im Rathhauſe zuſammen und unterzeichneten die Urkunde der Vereinigung zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen, welche man unter dem Namen der „Pacifikation von Gent“ begriff. Gegen Mittag ertönten die Glocken auf allen Thürmen, donnerten die Geſchütze auf den Wällen; zahlloſes Volk bedeckte, Kopf an Kopf gedrängt, den Plaz vor dem Rathhauſe und harrte ungeduldig einer wichtigen Stunde entgegen. Da wurden plötzlich alle Thüren des Rathhauſes aufgethan, und auf den Balken deſſelben traten die Abgeordneten heraus, welche die Urkunde unterzeichnet hatten. In ehrerbietiger Stille horchte das Volk, ſelbſt jeden Ausbruch der Freude zurückdrängend, um nur kein Wort zu überhören, als die Urkunde bei Fackelſchein vom Balken herab verleſen ward.

Folgendes war im Weſentlichen der Inhalt dieſer Vereinigungsurkunde, welche Jan van der Linden, Abt zu St. Gertrudis, Geleyn, Abt zu St. Peter, Mathieu, Abt zu St. Gillain, Jan de Mol, Franz von Halewyn, Charles de Gaure, Elbertus Leoninus, G. dü Pret, P. Beuere, Philipp von Marnix Herr zu St. Aldegonde, A. van Dorp, W. van Zuylen van Nievelt, A. van Myle, Peter de Ryde, C. Conink, Paul Buys und Andr. de Jonge van den Zichelen, als Abgeordnete im Namen der Staaten von Brabant, Flandern Artois, Hennegau, Valenciennes, Ryſſel, (d. i. Lille) Douay, Orchies, Namür

Tournay, Utrecht, Holland und Seeland, ſo wie des Prinzen von Oranien unterzeichnet hatten.

Erſtens: Alle bisher während der Unruhen entſtandenen wechſelſeitigen Beſchädigungen und Beleidigungen zwiſchen den Bewohnern der genannten Provinzen ſollen vergeben und vergeſſen ſein.

Zweitens: dieſe Provinzen ſowie der Prinz von Oranien halten fortan eine feſte, unzerbrechliche Freundſchaft und verpflichten ſich, einander getreu mit Rath und That, mit Gut und Blut gegen alle Feinde der Bundesgenoſſenſchaft beizuſtehen, insbeſondere aber, die Spanier und andres fremde Kriegsvolk aus dem Lande zu treiben und von demſelben fernzuhalten.

Drittens: Unmittelbar nach dem Abzug der Spanier ſoll eine Verſammlung der Generalſtaaten, und zwar in der Weiſe wie zur Zeit der Uebertragung der Niederlande von Karl V. an Philipp II. zu Stande kommen, ſowohl zum Behuf der Regierung überhaupt und der beſonderen Landesangelegenheiten, als auch zum Behufe der Entſcheidung über die Religionsangelegenheiten in Holland und Seeland endlich zur Berathung über das im Kriege eingenommene Eigenthum des Königs an Feſtungen, Schiffen, Geſchütz u. ſ. w.

Viertens: Die Bewohner der einzelnen Provinzen erhalten das Umzugsrecht, jedoch unbeſchadet der Aufrechthaltung des Katholizismus, (mit Ausnahme von Holland und Seeland).

Fünftens: Alle Plakate Alba's gegen die Nichtkatholiken ſind bis zur Verſammlung und Entſcheidung der Generalſtaaten aufgehoben.

Sechſtens: Der Prinz von Oranien bleibt Oberadmiral und Statthalter über Holland und Seeland, in ſeiner ganzen biſherigen Machtvollkommenheit.

Jedoch darf er (ſiebentens) dieſe nicht auch über ſolche Städte und Ortſchaften ausdehnen, die bisher noch nicht unter ſeinem Gehorſam ſtehen.

Ferner ſollten (achtens) in den ſeiner Regierung untergebenen Landen und Städten keine fremden Plakate oder Edikte gelten, ohne daß jedoch durch ſolches Vorrecht für die Zukunft die Autorität des großen Rathes des Königs Schaden nehme.

Neuntens: Alle, während der bisherigen Kriegsereigniſſe in Gefangenſchaft Gerathenen, namentlich der Graf von Boſſü, erhalten ihre Freiheit ohne Löſegeld.

Zehntens: der Prinz von Oranien ſo wie alle übrigen Herren, Ritter, Edelleute und ſonſtigen Perſonen werden (mit ihren Wittwen, Kindern und Erben) in den Beſitz ihrer Güter nach dem Normalſtand von 1566 reſtituirt, zu welchem Ende alle von da ab wegen Religionsſachen oder gewaffneten Widerſtandes erhobenen Prozeſſe null und nichtig ſind, und auch der gute Leumund erwähnter Perſonen in Ehren wiedererhalten ſein ſoll.

Darunter ſind, (elftens und zwölftens,) namentlich die Pfalzgräfin bei Rhein (Herrn von Brederodes nachgelaſſene Wittwe) in Bezug auf Vyanen und andre Güter, ſowie der Graf von Büren, in Bezug auf das Eigenthumsrecht der gleichnamigen Herrſchaft, inbegriffen.

Dreizehntens: ſollen alle Siegeszeichen Alba's, wie jedes Erinnerungsmal an dieſen vertilgt werden.

Die Artikel 14 bis 19 enthalten die Entſcheidung über die Nutznießung der verſchiedenen Güter, über die verlorene fahrende Habe, welche der Eigenthümer nicht weiter zu reklamiren hat, und die Beſtellung eigener Kommiſſarien zur Entſchädigung der Eigenthümer von confiſcirten Liegenſchaften ſo wie zur Vergütung Derjenigen, welche mittlerweile ſolche rechtlich an ſich gebracht.

Zwanzigſtens: Alle Prälaten und ſonſtige geiſtliche Perſonen, deren Abteien oder Stifte außerhalb Hollands und Seelands liegen, welche jedoch dort Güter beſitzen, ſollen in dem Beſitz der letzteren wiederhergeſtellt werden.

Dagegen ſollen (einundzwanzigſtens) die in Holland und Seeland eingepfründeten, aber daraus entflohenen Geiſtlichen ebenſo wie die im Lande gebliebenen ihren anſtändigen Unterhalt bekommen oder ſonſt die Benutzung ihrer Güter frei haben, alles dies jedoch proviſoriſch bis zur Entſcheidung der Generalſtaaten.

Zwei und zwanzigſtens: Alle Enterbungen und Vermögens-Verfügungen von Privatperſonen unter Lebenden wie auf den Todesfall werden für null und nichtig erklärt, wiefern die rechtmäßigen Erben dadurch (ſei es wegen des Religionsbekenntniſſes oder in Folge der Unruhen) beeinträchtigt werden.

Drei und zwanzigſtens: Da die von Holland und Seeland während des Krieges nothgedrungen den wirklichen Werth ihrer Gold- und Silbermünzen erhöht haben, und dieſe demnach in anderen Provinzen jetzt nur mit großem Verluſt umſetzen können, ſo ſollen die Deputirten der Generalſtaaten ſobald als möglich einen allgemeinen Münzfuß, zugleich zur Erhaltung der Einigkeit und zu Gunſten des Handels, aufſtellen.

Vier und zwanzigſtens: Der Antrag der Deputirten von Holland und Seeland, daß alle Provinzen aus gemeinſamen Mitteln den Prinzen von Oranien für die Koſten ſeiner beiden

Feldzüge entſchädigen möchten, wird den zu verſammelnden Generalſtaaten zur Entſcheidung überlaſſen.

Endlich fünf und zwanzigſtens: In dieſer Vereinigung oder Pacifikation ſollen alle jene Provinzen, Herrlichkeiten und Städte, welche zur Stunde noch die Gegenpartbei halten, nicht begriffen ſein, noch deren Rechtswohltbaten genießen, — jedoch dieſe letzteren ebenfalls erlangen können, ſowie ſie dem Vertrage beitreten, wozu ihnen die Ausſicht offengehalten wird.“

Der Geiſt dieſer merkwürdigen Akte bedarf keine Erläuterung; ſie ſelbſt ſpricht deutlich genug den Enthuſiasmus aus, welcher die Verbündeten damals beſeelte, die kühnen Hoffnungen und Vorſätze, denen ſie ſich hingaben, das Selbſtbewußtſein ſämmtlicher Niederlande, welche ſich dem Könige offen und entſchieden gegenüber ſtellten und ihm zuriefen: „Bis hieher und nicht weiter!“ Und dennoch beobachtete man jetzt wieder noch das alte Herkommen, und ſtellte den Namen des Königs an die Spitze der Beſchlüße!

Die Freude, welche der Abſchluß der Pacifikation von Gent erregte, war allgemein und unbeſchreiblich. Niemand dachte während dieſes Freudentaumels, daß dieſer eine Vertrag ſo nothwendig er in dieſem Augenblicke war, um die ſüdlichen Provinzen ſo gut wie die nördlichen vor Anarchie zu retten, dennoch die alten Gegenſätze der Konfeſſionen nicht ganz entwurzeln, daß er zwei verſchiedene Nationalitäten nicht in einen und denſelben Guß bringen konnte; daß ſelbſt die den zurückgekehrten Flüchtlingen zu Theil gewordene Gerechtigkeit durch die Anſprüche, welche dieſelbe jetzt erhoben, gefährliche Reibungen veranlaſſen würde, daß endlich der Adel in Belgien das Uebergewicht des Prinzen von Oranien nicht lange ohne Eiferſucht und mit Geduld ertragen würde.

Die nächſten Folgen jedoch ließen ſich günſtig an. Die erſte derſelben war die Uebergabe des Schloſſes zu Gent, welches Mondragons Gattin während deſſen Abweſenheit heldenmüthig vertheidigt hatte. Noch am ſelben Tage, als die Akte zu Gent unterzeichnet und veröffentlicht ward, wurde ein Sturm auf das Schloß angeordnet, aber die Beſatzung deſſelben verlangte zu kapituliren und übergab es am 11. November. Es wurde ſogleich mit zwei Fähnlein von dem Kriegsvolk der Staaten beſetzt. Mondragon ſelbſt verließ bald darauf Zierikzee, das er bisher ſtandhaft gehalten hatte. Ebenſo wichen die Spanier aus Oudewater, Beverwyk, dem Schloß Aſſumberg und mehren anderen feſten Plätzen in Holland, und dieſe Provinz, welche in der letzten Zeit die Laſten des Krieges ſo ſchwer hatte tragen müſſen, konnte nun anfangen, ſich von ihren Bedrängniſſen zu erholen. Boſſü wurde in Folge der Pacifikation freigelaſſen und trat nicht lange nachher aus den Dienſten des Königs in die der Staaten.

* * *

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Inzwiſchen war bereits der neue Generalſtatthalter, welchen Philipp II. den Niederlanden beſtimmt hatte, nämlich deſſen natürlicher Bruder, Don Juan von Oeſterreich, in Luxemburg angekommen, in dieſer einzigen Provinz, in welcher weder die religiöſe Neuerung noch die politiſche Bewegung Eingang gefunden. Die Beweggründe, welche Philipp II. beſtimmt hatten, ſeinem Halbbruder Don Juan die Regierung der Niederlande zu übertragen, waren verſchiedener Art. Einige derſelben hingen mit dem Charakter Don Juans ſelbſt, mit deſſen Stellung überhaupt und der zum ſpaniſchen Hofe insbeſondere, endlich mit deſſen anderwärtigen Plänen zuſammen. Zwar hatte Philipp II. jenem raſchen Entſchluſſe des Staatsraths in Brüſſel ſeine Zuſtimmung gegeben, aber wohl nur darum, weil er für den Augenblick — keinen anderen Ausweg vor ſich ſah. Wenn auch der Rath des Hopperus bei ihm Eingang fand, daß ein ſolcher Beweis des königlichen Vertrauens, wie er ihn durch ſeine Zuſtimmung zu dem Schritte des Staatsrathes gab, die Niederländer unfehlbar gewinnen müſſe, ſo ſchien es dem König doch bedenklich, für längere Zeit die Regierung der Niederlande in den Händen eines größtentheils aus Eingebornen beſtehenden Kollegiums zu wiſſen. Deßhalb hatte Philipp durch den Marquis von Havré die Niederlande ſchon im Auguſt 1576 benachrichtigt, daß er ihnen in Kürze ſeinen Bruder ſenden werde, welcher die Ordnung und den Frieden wieder herſtellen würde.

Die Lebensgeſchichte **Don Juans von Oeſterreich** hat von deſſen Wiege an bis zu ſeinem Grabe ein hoch romantiſches Intereſſe. Nicht leicht möchte ſich in der neueren Geſchichte ein Charakter finden laſſen, welchen die eigenthümliche Kombination der Schickſale ſo ſehr zum Helden eines Epos macht, wie dieſen Don Juan von Oeſterreich. Aber je romantiſcher ſeine Geſtalt durch den Kontraſt ſeiner Anlagen zu den Verhältniſſen, in denen er ſich bewegen muß, — um ſo mehr muß der Geſchichtſchreiber auf der Hut ſein, um ſich durch das poetiſche Intereſſe welches Don Juan einflößt, nicht beſtechen zu laſſen.*) **Don Juan** von Oeſterreich war der natürliche Sohn **Kaiſer Karls** V. und der ſchönen **Barbara Blumberg** aus Regensburg und wurde (nach Strada) am 24. Februar 1545 zu Regensburg geboren. Nach anderen Angaben wäre eine Dame aus der Familie **Blomberg** in **Flandern** Don Juans Mutter geweſen, was jedoch, nach **Rankes** Verſicherung, die Familie Blomberg in Abrede ſtellt. Wer aber auch ſeine Mutter geweſen ſei (Don Juan **ſelbſt** hielt Barbara Blumberg dafür) — **Karls** V. hochſtrebender Geiſt lebte in dem Sohne, — nur ſchöner und liebenswürdiger. Schon im zarteſten Alter ließ ihn ſein Vater nach Spanien bringen, wo Juan, unbekannt mit dem Adel ſeiner Abkunft, durch Luis Quyada, Herrn von Villagarcia, angeblich als deſſen Sohn erzogen ward.

---

*) Ein Zwittergeſchöpf von Roman und Geſchichte hat **Dumesnil** in ſeiner „Histoire de Don Juan d'Autriche" (Paris. 2. Auflage 1827) geliefert. Die Richtigkeit dieſes Produktes erkennt man erſt recht, wenn man **Rankes** „Digreſſion über Don Johann von Oeſterreich" lieſt und mit Cabrera, Perez vergleicht.

Frühzeitig verrieth Juan in allen kindlichen Spielen einen ritterlich kriegeriſchen Geiſt. Karl V. hatte ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt und ihn dringend der brüderlichen Sorgfalt ſeines ehelichen Sohnes, des Königs Philipp II., empfohlen. Zwei Jahre waren nach Karls V. Tode verfloſſen, als Philipp eines Tages den fünfzehnjährigen Juan mit deſſen Erzieher auf einer Jagd vor ſich berief. Erſtaunt ſtand der Jüngling in dem weiten glänzenden Kreiſe des Adels, welcher den Monarchen zweier Welten umgab, und warf ſich ihm zu Füßen. Da hob ihn Philipp auf und fragte ihn liebreich, ob er wiſſe, wer ſein Vater ſei. Ueberraſcht zögerte Juan mit der Antwort, und nun ſtieg Philipp vom Pferde und ſprach: „Willkommen, o Jüngling, du biſt der Sohn des glorreichſten Vaters; denn wiſſe, Kaiſer Karl V. iſt's, dem wir beide das Leben verdanken." Mit dieſen Worten umarmte er Juan und ließ ihn fortan ſeinem Stande gemäß ehren. Noch oft pflegte Philipp ſpäter, dieſer Scene gedenkend, zu ſagen: „Nie habe ich von der Jagd eine edlere Beute heimgebracht!" Juan wurde hierauf mit Philipps Sohne, dem Kronprinzen Don Carlos und mit Alexander Farneſe, dem Sohne Margarethens von Parma, am königlichen Hofe erzogen, und blühte herrlich heran. Wohlgeformt war ſeine Geſtalt; das blonde von den Schläfen rückwärts geſtrichene Haar erinnerte an die deutſche Abkunft; einnehmend war ſein Blick; ſein offenes lebensfreudiges Benehmen im Umgang, ſeine feine Bildung, ſein ritterlicher Muth, der Adel ſeiner Geſinnungen entzückten Jeden, der ihn ſah. Was ihm dabei insbeſondere das Herz ſeines ſonſt ſo mißtrauiſchen Bruders Philipp gewann, war die unerſchütterliche Ergebenheit gegen dieſen, welche er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, während Don Carlos durch ungeſtüme, leidenſchaftliche Heftigkeit, durch trotzigen Widerſpruchsgeiſt die Liebe des Vaters verſcherzte. Doch auch Don Juan ſehnte ſich von jenem Müßiggang, der am Hofe auf ihm laſtete, ungeduldig nach Thaten hinaus. Er entfloh nach Barcellona, um ſich dort nach Malta einzuſchiffen und dieſe Feſtung von den Osmanen befreien zu helfen; es bedurfte eines ſtrengen Befehls ſeines königlichen Bruders, um ihn zur Rückkehr nach Madrid zu bewegen. Inzwiſchen hatte ſich Philipp II. bereits entſchloſſen, ſeinen Halbbruder, deſſen ausgezeichnete Fähigkeiten er im Stillen mit Wohlgefallen geprüft hatte, für Kriegs- und Staatsgeſchäfte zu verwenden. Er ſchickte ihn im Jahr 1569 gegen die empörten Mauren von Granada, und nachdem Don Juan das auf ſeine militäriſchen Talente geſetzte Vertrauen in dieſem Feldzuge glänzend gerechtfertigt hatte, ſtellte ihn Philipp II. an die Spitze der großen chriſtlichen Flotte, welche Spanien, der Papſt, Venedig, Florenz und der Malteſer Orden ausgerüſtet hatten, um die drohenden Fortſchritte der Osmanen aufzuhalten. Don Juan gewann gegen ſie den Sieg zur See bei Lepanto (am 7. Oktober 1571) und jubelnd begrüßte ihn die ganze Chriſtenheit als ihren Verfechter und erſten Helden. Das Glück riß nun ſein jugendlich feuriges Gemüth zu neuen Ehren hin. „Wer nicht vorwärts ſtrebt, geht zurück,“ war Don Juans Wahlſpruch und abentheuerliche Pläne, ſich im Kriege gegen die Ungläubigen eine ſelbſtſtändige Fürſtenmacht zu gründen, erfüllten ſeinen hochſtrebenden Geiſt. Eine Ausſicht dazu bot ſich ihm, als ihm Philipp II. auftrug, Tunis zu erobern. Don Juan nahm Tunis ein, bemächtigte ſich Biſerta's und ließ nun ſeinen königlichen Bruder durch den Papſt bitten, ihn — zum König von Tunis zu machen. Heftig erſchrack Philipp, als er plötzlich ſo kühne Pläne in Don Juans tiefſter Seele las; er beſchloß, der Thatluſt ſeines feurigen Bruders einen anderen weiten Spielraum zu geben, auf welchem der junge Held ſeine

Kräfte zugleich zum Nutzen der ſpaniſchen Monarchie verwenden könne. Deßhalb dachte er ihm die Generalſtatthalterſchaft über die Niederlande zu, wobei er hoffte, daß dieſe letzteren unfehlbar die alte Zuneigung, welche ſie dem Andenken Karls V. bewahrten, auf deſſen Sohn Juan übertragen würden, welcher in ſo vielen Eigenſchaften des Charakters und Benehmens dem dort geliebten Vater am meiſten glich; ſo dünkte ihm kein Zweiter für die Rolle eines Vermittlers, welche unter den damaligen Verhältniſſen ſchwieriger als je war, ſo paſſend wie Don Juan! Mit lebhafter Freude ergriff Juan dieſen Vorſchlag; aber er verband damit noch einen anderen, tieferen Plan, welcher ſeinem romantiſchen Ehrgeiz entſprach, nämlich — die Befreiung der von Eliſabeth gefangen gehaltenen Königin Maria Stuart, mit deren Hand er auch die Throne von England und Schottland zu erwerben hoffte. Dieſen Plan, ſo geheim ihn Don Juan auch zu halten wähnte, erfuhr Philipp, und ſein Mißtrauen gegen den kühnen Bruder war von nun an unauslöſchlich. Aber eben ſo groß war zugleich ſeine Verlegenheit. Was ſollte er beginnen? Denn, verſagte er ſeine Einwilligung zu jenem Unternehmen, ſo mußte er beſorgen, daß Don Juan ſeine für Spanien ſo wichtige Aufgabe in den Niederlanden nur mit geringem Eifer erfüllen würde. Er willigte denn endlich ein; und eben mit den ſpaniſchen Truppen in den Niederlanden ſollte das Wageſtück, welches Don Juans geheimſte Wünſche beſchäftigte, unternommen werden. Von frohen Hoffnungen erfüllt, verließ nun Don Juan in Begleitung Otavio Gonzaga's Spanien, reiſte als Gonzagas Bedienter verkleidet durch Frankreich, und befeſtigte dort ſein Einvernehmen mit der Guiſe'ſchen Partei, welche das gemeinſame Intereſſe für Maria Stuart mit ihm verband. Glücklich erreichte er endlich Luxemburg und zwar gerade an eben jenem verhängnißvollen 4. November 1576, da die ſpaniſchen Truppen durch die Plünderung Antwerpens einer Verſöhnung der Niederlande mit Spanien ein neues Hinderniß in den Weg legten. Don Juans Erſcheinen in den Niederlanden konnte den Abſchluß der Pacifikation von Gent nicht mehr verhindern, es erregte jedoch Beſorgniſſe, welche er durch ein Schreiben an den Staatsrath, worin er demſelben ſeine Ankunft anzeigte, zu zerſtreuen bemüht war. Er betheuerte darin mit den allerfreundlichſten Worten: „Der König wünſche nichts ſehnlicher als: die Provinzen in Ruhe und Frieden zu ſehen; zu dieſem Ende habe ihn Philipp mit den ausgedehnteſten Vollmachten verſehen, und er (Don Juan) ſeinerſeits werde ſich mit allem Eifer dem Auftrage unterziehen. Die Exzeſſe der Truppen hätten ſein Mißfallen im höchſten Grade erregt, und er werde den Spaniern augenblicklich befehlen, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, ſo wie er auch den Provinzen ſicher Genugthuung verſchaffen wolle. Dagegen ermahne er auch zum Gehorſam gegen den König und zur Erhaltung der römiſch katholiſchen Religion.“ Sodann verlangte er, „daß ihm die Staaten Geiſſeln ſtellen ſollten, bevor er ſich tiefer in die Niederlande begebe.“ Don Juans Verſicherungen überraſchten die Staaten, ſo daß ſie Deputirte an ihn ſchickten, welche er mit der größten Aufmerkſamkeit und Höflichkeit empfing. Gleichwohl ſtellte ſich gar bald das Mißtrauen wieder ein, und ſie wandten ſich an Oranien um guten Rath. Dieſer ſchrieb ihnen von Middelburg aus (unterm 30. November 1576). „Beſteht vor allen Dingen beharrlich darauf, daß das fremde Kriegsvolk aus dem Lande ziehe; früher laſſet euch in keine Unterhandlung mit Don Juan ein! Sodann bedinget euch das Recht, euch zwei oder drei Mal im Jahre, überhaupt, ſo oft es euch nöthig ſcheint, verſammeln zu dürfen. Auch dringet darauf, daß ohne eure Bewilligung keine Werbung geſchehe, daß keine Beſatzung eingelegt werde, daß alle Citadellen geſchleift werden!“ Ueberhaupt rieth Oranien, die Kriegsmacht zu verſtärken.

Demgemäß handelten denn auch die Staaten und legten Don Juan folgende Bedingungen vor, unter welchen ſie ihn als Generalſtatthalter anerkennen würden, — den Abzug der Spanier, Juans Beitritt zur Pacifikation von Gent, die Berufung der Generalſtaaten und die Erhaltung der Privilegien. Geſchmeidig erwiederte Don Juan hierauf: „er würde das fremde Kriegsvolk des Königs aus dem Lande ſenden, wenn die Staaten auch ihre Truppen abdankten; auch einem allgemeinen Frieden würde er gerne beitreten, wenn ein ſolcher das Anſehen des Königs und den römiſch-katholiſchen Glauben nicht beeinträchtige; würde man ihm über dieſe beiden Punkte genügende Sicherheit geben, ſo wolle er auch die Generalſtaaten berufen.“ — Oranien ließ ſich durch dieſen Anſchein von Verſöhnlichkeit nicht täuſchen und warnte noch dringender als vorher. Energiſch erklärten Holland und Seeland, ſie würden auf keinen Fall einem Vertrage beitreten, welcher den Frieden und die Freiheit bedrohe. Uebrigens nahmen die Unterhandlungen der Staaten mit Don Juan ihren Fortgang; man ſpielte von Anfang auf beiden Seiten Komödie, — am feinſten Don Juan, der dieſe Kunſt am ſpaniſchen Hofe oft genug belauſcht hatte, um ſie abzulernen. Es iſt traurig, einen Helden von ſo trefflichen Anlagen wie Don Juan in der Maske einer hinterliſtigen Diplomatie auftreten zu ſehen. Aber es iſt eben ſo erfreulich, zu bemerken, wie ſich in der ihm gegenüberſtehenden Nation ungeachtet aller Chancen, die bei der bunten Zuſammenſetzung der Staaten und dem Zuſammentreffen verſchiedener individueller

Partheianſichten nicht fehlen konnten, doch immer wieder das Bedürfniß der Eintracht zur Erhaltung der Selbſtſtändigkeit geltend macht, wie alle Gewandtheit des Feindes an der Konſequenz der Nation ſcheitert.

Ermüdet durch den Widerſtand der Staaten, welche auf ihren Forderungen beharrten, griff der lebhafte, kriegeriſche Kaiſerſohn einſtweilen auch ſeinen anderen geheimen Plan auf, nämlich das Unternehmen gegen England. Zu dieſem Zwecke ſollte ihm nun eben die ſo hartnäckig verlangte Entfernung des fremden Kriegsvolkes trefflich dienen. Er ſandte demnach ſeinen Geheimſchreiber Escovedo und Ottavio Gonzaga nach Antwerpen, um die Befehlshaber der dortigen Beſatzung zum Abzug aufzufordern; und ſie willigten auch darein, jedoch (nach heimlicher Verabredung mit Don Juan) nur unter der Bedingung, daß man den Truppen vorher ihren rückſtändigen Sold bezahle und daß die Abreiſe nicht zu Land ſondern zur See geſchehe. Durch das Erſtere ſuchte Don Juan Zeit zu gewinnen, um die Truppen noch einige Zeit im Lande zu behalten, während die Staaten dagegen auf deren augenblickliche Entfernung drangen. Für das Letztere wurde der Grund angegeben, daß die Reiſe zu Land während des Winters mit allzugroßen Beſchwerden verbunden ſei, und daß überdieß wegen der ausgebrochenen Peſt die Wege in Savoyen dem Durchmarſch verſchloſſen ſeien. Juan's eigentlicher Zweck, weßhalb er ſo ſehr auf den Weg zur See drang, war kein anderer als der: die Flotte, welche dadurch mit trefflichen Kerntruppen bemannt würde, gegen England zu führen.

Oranien durchſchaute dieſen Plan und warnte die Königin Eliſabeth. Die Staaten, welche mit ihr gleichfalls unterhandelten, beſtritten ihrerſeits beharrlich Don Juans Antrag. „Die

Rüſtung der Schiffe erfordere Zeit und Geld,“ ſagten ſie, „und wo dies letztere finden? Wie außerdem die Summen zur Bezahlung der Soldrückſtände aufbringen? Woher endlich Matroſen nehmen, welche Luſt hätten, ſich auf Gnade und Ungnade in den Dienſt der — ſpaniſchen Truppen zu begeben? Und würden wohl dieſe letzteren,“ ſo folgerte man weiter, „die Flotte, die man ihnen zur Fahrt überließe, jemals wieder herausgeben? Kurz,“ ſo ſchloſſen ſie, „die Reiſe zu Waſſer ſei ſchlechterdings unmöglich.“ Dagegen bemerkte nun Don Juan den Staaten zu wiederholten Malen: „Die Truppen ſeien durchaus nicht dahin zu bringen, den Landweg einzuſchlagen.“ „Und wir,“ verſetzten die Staaten hierauf, „werden Don Juan nicht eher als Generalſtatthalter anerkennen, als bis die Truppen das Land verlaſſen haben.“

Mehre günſtige Umſtände hatten dazu beigetragen, die Entſchloſſenheit der Staaten zu verſtärken. Friesland und Gröningen, wo Kaſpar de Robles, Herr von Billy, königlicher und der Graf von Renneberg Statthalter im Namen der Generalſtaaten war, hatten nämlich mittlerweile die Pacifikation von Gent angenommen und die dort liegenden Beſatzungen hatten ſich, durch das Verſprechen vollſtändiger Bezahlung gewonnen, größtentheils auf die Seite der Staaten gewendet. Sodann ſtellten die theologiſche und die juridiſche Fakultät der Univerſität Löwen, nachdem ſie die Urkunde der Pacifikation von Gent eingeſehen und geprüft hatten, das Zeugniß aus, „daß dieſe nichts enthielte, was dem römiſch-katholiſchen Glauben zum Nachtheil gereichen könne, ſondern daß ſie vielmehr der Wiederherſtellung deſſelben nur von Nutzen ſei,“ — eine Erklärung, welche bald darauf von vielen katholiſchen Geiſtlichen noch bekräftigt wurde. Dieſes Zeugniß mußte nicht blos etwa noch vorhandene Gewiſſensſkrupel beſchwichtigen und dem Friedenswerke überhaupt ein höheres Anſehen verſchaffen; ſondern auch Don Juan ſollte dadurch beſtimmt werden, daſſelbe anzunehmen. Außerdem erhielten die Staaten damals von England eine bedeutende Geldunterſtützung, deren ſie bei dem mißlichen Zuſtand ihrer Finanzen ſehr bedurften; Eliſabeth ſandte ihnen, aus Dankbarkeit für Oraniens Warnung, eine Unterſtützung im Werth von 160,000 Karlsgulden, theils in barem Geld, theils in ungemünztem Gold und Silber, und verſprach ihnen noch eine weitere Unterſtützung von 100,000 Engelthalern als Darlehn ohne Zinſen für 6 Monate. Endlich gaben ſich Oranien und die Staaten von Holland und Seeland alle mögliche Mühe, um jene Städte und Plätze, welche bis dahin noch nicht zur gemeinſamen Sache des Vaterlandes hielten, durch energiſche Maßregeln für dieſe zu gewinnen.

Mit großem Mißmuth ſah Don Juan ein, wie ſein Plan gegen England an der Beharrlichkeit der Staaten ſcheiterte. Aber, auch davon abgeſehen, war ſein Ehrgeiz durch dieſelbe tief gekränkt. Mußte er, der Sohn eines Kaiſers, der Bruder des Königs von Spanien, zu deſſen Monarchie dieſe niederländiſchen Provinzen gehörten und deſſen Statthalter er war, mußte er nicht noch immer wie ein Bettler vor der Schwelle der Niederlande harren? Er, der Sieger von Lepanto, der Eroberer von Tunis, ſollte ſich Bedingungen vorſchreiben laſſen, um den niederländiſchen Boden nur betreten zu dürfen? Aber, wie ſehr ſich auch der Stolz des jungen Helden dagegen ſträubte, — bei dem Ernſte der Nation blieb ihm doch keine andere Wahl. Von dieſem Ernſte konnte er ſich am Deutlichſten durch einen neuen Schritt überzeugen, welcher die vornehmſten Prälaten, Geiſtlichen, Barone, Edelleute und Magiſtrate, „die Staaten der Niederlande repräſentirend,“ unternahmen, um das Band der Vereinigung gegen Spanien noch enger zuſammenzuziehen.

Sie ſchloſſen nämlich am 9. Januar 1577 zu Brüſſel eine neue Vereinigung, worin ſie ſich wechſelſeits verpflichteten, die Spanier und ihre Anhänger, als erklärte Rebellen gegen den König und als Feinde des Landes, zu vertreiben, unbeſchadet der Treue gegen den König, zu dieſem Zwecke die Pacifikation von Gent aufrecht zu erhalten, aber auch die römiſch-katholiſche Religion zu beſchützen, — Alles zur Herſtellung des Friedens, der Ordnung und der Wohlfahrt, zur Erhaltung der alten Vorrechte und löblichen Gewohnheiten. Der religiöſe Punkt, durch welchen die etwa bisher vorhandenen Gewiſſensſkrupel ſtrenggläubiger Katholiken über die Genter Pacifikation vollkommen beſchwichtigt werden ſollten, mußte allerdings den vorſchwebenden Zweck einer engeren Verbindung aller Provinzen bei den Proteſtanten in demſelben Grade vereiteln, als er ihn bei den Katholiken befördern konnte; da es die Proteſtanten nur für eine Hinterliſt und Unbilligkeit halten konnten, daß ſie nach allen Anſtrengungen ihr Theuerſtes aufgeben ſollten. Und ſo entſchloſſen ſich denn die Staaten von Holland und Zeeland, die Akte dieſer „Brüſſeler Union“ nur bedingungsweiſe zu unterzeichnen. Anderſeits mußte freilich das feſtere Zuſammenhalten der Katholiken Don Juan um ſo mehr daran erinnern, daß er nicht länger zögern dürfe, da ihm eben die Gleichheit der Religion nur noch den einzigen Anknüpfungspunkt darbot, um Sympathieen für Spanien daranzuſpinnen.

Er hatte ſich inzwiſchen nach Marche en Famine (im Luxemburgiſchen) begeben, wohin Kaiſer Rudolf II., der ſeinem am 12. Oktober 1576 verſtorbenen Vater Maximilian II. auf dem deutſchen Throne gefolgt war, Geſandte ſchickte, um einen Frieden zwiſchen Philipp und den Niederlanden zu vermitteln. Die Staaten ließen gleichfalls Bevollmächtigte dahin abgehen, welche von den alten Forderungen, vor Allem aber von der Annahme der Pacifikation von Gent eben ſo wenig auch nur haaresbreit nachgeben wollten, als Don Juan von der ſeinigen, nämlich, daß der Abzug der ſpaniſchen Truppen zur See geſchehen ſollte. Don Juan vergaß ſich vor Zorn über den Starrſinn der Niederländer ſo weit, daß er ſchon die ſilberne Tiſchglocke erhob, um ſie einem der Geſandten an den Kopf zu werfen; doch bezwang er ſich noch. Die Verhandlungen aber waren aufgehoben, die Geſandten ſchieden. Nun bereute Don Juan plötzlich noch um Mitternacht, daß er nicht nachgegeben habe, und ließ die Bevollmächtigten der Staaten benachrichtigen, er wolle die Pacification von Gent annehmen, wenn ſie die katholiſche Religion und das Anſehen des Königs nicht beeinträchtige. Man glaubt, daß ihn die Vorſtellungen ſeines Geheimſchreibers und Vertrauten Escovedo dazu vermochten. Am folgenden Tage erklärte er bereits beſtimmt, der Pacification beitreten zu wollen, aus dem Grunde, weil er ſich von dem Ungrund ſeiner Beſorgniß überzeugt habe. Nur beſtand er noch auf der Seereiſe; aber auch davon brachten ihn, nachdem ihn die Bevollmächtigten der Staaten verlaſſen hatten, die Geſandten des Kaiſers ab. Nach Beſeitigung dieſer Schwierigkeiten wurde nun ein Vertrag zwiſchen den Staaten und Don Juan entworfen und am 12. Februar von Don Juan zu Marche en Famine, am 17. deſſelben Monats 1577 zu Brüſſel von dem Staatsrath und den Staaten unterzeichnet. Dieſe Urkunde wurde unter dem Namen des „ewigen Edikts“ bekannt. Es war, mit Beibehaltung des bisher üblichen Styles, im Namen Philipps II. ausgefertigt und traf im Weſentlichen mit dem Inhalt der „Brüſſeler Union“ zuſammen; von Seiten Don Juans enthielt es das Verſprechen: die Pacifikation von Gent anzunehmen, die Generalſtaaten einzuberufen und die fremden Truppen in beſtimmter Friſt aus dem Lande zu ſchaffen, ſowie dieſelben nie mehr, außer mit Bewilligung der Generalſtaaten, in's Land zurück zu bringen, ſodann die Freiheiten des Landes — ſowohl für ſeine eigene Perſon als auch durch ſeine Beamten — zu bewahren; — von Seiten der Staaten dagegen das Verſprechen, auch ihr fremdes Kriegsvolk abzudanken, dem Könige treu und gehorſam zu ſein, den katholiſchen Glauben als herrſchenden in allen Provinzen ohne Ausnahme aufrecht zu erhalten, Don Juan ſogleich nach Abzug der fremden Truppen als Generalſtatthalter anzuerkennen und die Soldbezahlung für die deutſchen Soldaten in Philipps Heere zu übernehmen. Die beiderſeitigen Gefangenen ſollten frei gelaſſen werden, mit Ausnahme des Grafen von Büren; dieſer Sohn Oraniens ſollte nämlich ſo lange in ſpaniſcher Haft bleiben, bis deſſen Vater allen in der zu erwartenden Verſammlung der Generalſtaaten gefaßten Beſchlüſſen nachgekommen ſein würde. König Philipp II. ratificirte dies „ewige Edikt" am 7. April. Weder Oranien noch Holland und Seeland wollten jedoch daſſelbe unterzeichnen, welches ihnen nicht bloß zweideutig erſchien, ſondern ſie auch im Punkte der Religion offenbar in Nachtheil ſtellte; Oranien insbeſondere weigerte ſich, vor der Berufung der Generalſtaaten Don Juan als Statthalter über ſich anzuerkennen. Uebrigens wollten ſie den Frieden nicht brechen; aber vergeblich blieben die Vorſtellungen der übrigen Staaten, ſie zur Annahme des ewigen Edikts zu bewegen.

Don Juan begab ſich nach Unterzeichnung des „ewigen Edikts" nach Löwen und blieb dort, bis die ſpaniſchen

Truppen das Land verlaſſen hatten. Durch ein leutſeliges Benehmen ſuchte er ſich dort die Herzen des Volkes zu gewinnen, während in ſeinem Inneren ein verzehrender Mißmuth nagte; denn, wenn er ſeine Lage klar überblickte, ſo mußte er ſich geſtehen, daß er durch alle Zugeſtändniſſe doch nur den bloßen Namen einer Macht errungen habe. Um jeden Preis beſchloß er, dieſe ſelbſt zu gewinnen, ſobald er nur einmal als Statthalter anerkannt ſei. Vor Allem betrieb er nun ſelbſt den ſchleunigen Abzug der königlichen Truppen. Er ernannte den Herzog von Aerſchot zum Burgvogt von Antwerpen; und dieſer begab ſich am 26. März, in Begleitung des kaiſerlichen Geſandten und walloniſcher Soldaten, vor die aufgezogene Brücke der Citadelle, um ſie von dem ſpaniſchen Befehlshaber Don Sanzio d'Avila zu übernehmen. Dieſer konnte es vor gekränktem Stolz nicht über ſich gewinnen, dem Herzog von Aerſchot die Schlüſſel zu überreichen, und beauftragte ſeinen Lieutenant Martin del Oyo damit. Nun ſchwur Aerſchot, entblößten Hauptes, ſeine Hand in die Escovedo's gelegt, die Citadelle für den König zu bewahren, und Escovedo erwiederte: „Gott helfe Euch, wenn Ihr Euren Schwur haltet; brechet Ihr ihn, ſo ſeid der Hölle verfallen!" Andächtig riefen einige Umſtehende dazu: „Amen!" Hierauf übergab Martin del Oyo dem Herzog von Aerſchot die Schlüſſel; die Brücke wurde niedergelaſſen, das Thor der Citadelle geöffnet und die Spanier zogen mit ſechs Geſchützen ab, die Gefangenen mit ſich führend, (weil ſie ihren Sold noch nicht empfangen hatten); eine große Menge von Frauen und leichtfertigen Dirnen folgte ihnen. Hierauf beſetzten nun die Wallonen Aerſchots die Citadelle; die Spanier rückten nach Maaſtricht, welches zum Sammelplatz der übrigen ſpaniſchen, italieniſchen und burgundiſchen Truppen beſtimmt worden war. Bitterer Groll erfüllte ihre Herzen; „das alſo iſt unſer Lohn“, murrten ſie, „für ſo viele glorreiche Thaten, die wir hier vollbracht, für ſo viele Mühſale, die wir hier ertragen haben!“ Don Juan, der es kaum erwarten konnte, die Statthalterwürde anzutreten, gab ſich alle Mühe, ſie zu beruhigen; eben ſo betrieb Escovedo im Intereſſe ſeines Herrn mit größtem Eifer den endlichen Abzug der Soldaten. Da die Staaten die zu deren Bezahlung erforderlichen Summen nicht ſo ſchnell herbei ſchaffen konnten, ſo ſchoß ihnen Don Juan 27,000 Gulden aus ſeinem eigenen Vermögen dazu vor. Nun hatte die Auswechſelung der Gefangenen keine Schwierigkeit mehr. Der Graf von Mansfeld, Gouverneur von Luxemburg, führte hierauf im April die ſpaniſchen, italieniſchen und burgundiſchen Truppen aus dem Lande; die deutſchen blieben größtentheils noch; die Spanier zogen nach Oberitalien. Die Freude in den Niederlanden über die Entfernung der verhaßten Bedränger war unbeſchreiblich und gab ſich in zahlreichen Spottgedichten kund; folgendes lateiniſches Diſtichon charakteriſirt am Schärfſten die Erbitterung der Niederländer gegen die Spanier:

„Boetica gens abiit; cur ploras, Belgica? Dicam.
A quod in O non est littera versa, queror.“

Nun ſtand denn der Anerkennung Don Juans als Generalſtatthalter kein Hinderniß mehr im Wege und er beeilte ſich, ſeine Würde anzutreten. Im Auftrag der Staaten begab ſich der Herzog von Aerſchot mit vielen andern edlen Herren zu ihm, um ihn nach Brüſſel zu begleiten. Am 1. Mai 1577 hielt Don Juan dort ſeinen feierlichen Einzug. Der päpſtliche Legat und der Biſchof von Lüttich ritten zu ſeinen beiden Seiten; der Herzog von Aerſchot, der kaiſerliche Geſandte, die Häupter des niederländiſchen Adels, alle im koſtbarſten Schmuck, und ſein eigner prachtvoller Hofſtaat bildeten das glänzende Gefolge des Kaiſerſohnes. In allen Straßen, durch welche ſich der Zug bewegte, erhoben ſich kunſtreich geſchmückte Triumphbogen, deren Ornamente ſich auf Don Juans Kriegsthaten und beſonders auf ſeinen glorreichen Sieg bei Lepanto bezogen. In allen Fenſtern neigten ſich ſchöne Frauen heraus, welche Blumen und Kränze auf die Einziehenden ſtreuten. Zahlloſes Volk bedeckte die Straßen und Plätze; Jubelruf, feſtliche Muſik, Fanfaren und Trommelwirbel, Donner der Ehrenſalven erfüllten die Luft. Die leichtbewegliche Menge ſchien alles Leiden, alle Tyrannei, ja ſie ſchien das Blut der Edelſten vergeſſen zu haben, das in Brüſſel gefloſſen war. Und doch gab es mitten im Freudentaumel einzelne Männer, deren Herzen von finſteren Ahnungen erfüllt waren. Der ſiebenzigjährige **Viglius** fragte, als er den Einzug betrachtete, ungläubig: „Das alſo iſt der Fürſt, der uns den Frieden bringen ſoll?“ Er erlebte die Antwort der Nation auf ſeine bange Frage nicht; am 8. Mai ſtarb er, einen wohlverdienten Ruf der Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit hinterlaſſend.

Drei Tage nach ſeinem Einzug in Brüſſel, am 4. Mai, leiſtete **Don Juan** ſeinen Eid als Generalſtatthalter, das ewige Edikt und die Genter Pacifikation ſowie alle Freiheiten und Rechte der Provinzen, Städte und Gemeinden erhalten zu wollen, in die Hände des Biſchofs von Herzogenbuſch, des päpſtlichen Legaten und des kaiſerlichen Geſandten, worauf ihm die Deputirten der Staaten gleichfalls ſchwuren. So ſchien nun die Verſöhnung der Niederländer mit Philipp II. geſichert zu ſein und Don Juan ſuchte ſie durch ſein perſönliches Benehmen noch mehr zu befeſtigen. Seine Liebenswürdigkeit nahm alle Herzen ein und verſchwenderiſch ſtreute er Geſchenke und Gunſtbezeugungen rings um ſich her. Blendend, wie ein Meteor ſteht dieſe Verſöhnung vor den überraſchten Blicken. Auf den tiefſten Argwohn folgt plötzlich ein allzugroßes Vertrauen, auf den Aufſchwung des Nationalhaſſes ein Taumel des Entzückens, auf den heftigen Widerſtand eine gefällige Fügſamkeit; — Gegenſätze, die ſich nur dadurch begreifen laſſen, wenn man das leiſe Fortwirken der religiöſen Gegenſätze zwiſchen den ſüdlichen und nördlichen Provinzen nicht aus dem Auge verloren hat.

Oranien war, wie er Don Juan's geheime Pläne einmal durchſchaut hatte und wie er die ſpaniſche Politik überhaupt genau kannte, feſt überzeugt, daß die prunkvolle Verſöhnung der Nation mit Spanien, weil ſie von Seite der letztern Macht auf Täuſchung beruhte, unmöglich von langer Dauer ſein könne. Die plötzliche allzugroße Wärme, von welcher man allgemein eine ſegenbringende Wirkung erwartete, beurtheilte er ruhiger; es war die Schwüle, die dem Ausbruch eines Gewitters vorangeht. Mit unnachgiebiger Feſtigkeit ſtand er jetzt an der Spitze der Holländer und Seeländer, der für den Augenblick zurückgeſetzte, aber doch verehrte Mann des allgemeinen Vertrauens, ſcharfſichtig in die Zukunft ſchauend und zugleich bereits gehörig gerüſtet für den Kampf, welchen er in derſelben las. Wie ein Marmorpfeiler ſtand er da, der von der liebkoſenden Hand der Verführung nicht erwärmt, an deſſen Glätte jeder Verſuch, an ihm hinanzuklimmen, um das Gebälk, das er trägt und ſtützt, herabzureißen, abgleitet. Unzugänglich allen Bitten, allen Vorſtellungen, allen Anträgen zu ſeinem Privatvortheil, wünſchte er den Staaten, als ſie ihm die Anzeige machten, daß ſie nun am erſehnten Ziele ſtünden, dazu Glück, verhehlte ihnen jedoch nicht, daß ſie ſich in manchen Punkten übereilt hätten, verlangte, allen ſchmeichleriſchen Zumuthungen gegenüber, für die ihm am nächſten verbundenen Provinzen Holland und Seeland beſtimmtere Sicherheit, und drang endlich ſtets auf die pünktliche Vollziehung der Pacifikation von Gent, und auf den Abzug der in Dienſten Spaniens ſtehenden deutſchen Landsknechte, welche ſich noch immer im Lande befanden. Und wie er, ſo dachten und handelten auch die Staaten von Holland und Seeland. Sie verſtärkten ihre feſten Plätze und ſorgten dafür, daß die in den Kriegszeiten erlittenen Schäden wieder geheilt wurden. Faſt alle jene Städte, welche früher zur ſpaniſchen Parthei gehört hatten, huldigten jetzt (mit Ausnahme Amſterdams) der Freiheit. Oranien ſuchte das ſchöne Wechſelverhältniß des Vertrauens, welches zwiſchen ihm und Holland beſtand, noch feſter zu knüpfen. Zu dieſem Zwecke bereiſte er die meiſten Städte Hollands und Weſtfrieslands. Mit welcher Begeiſterung hieß man ihn überall willkommen! „Vater Wilhelm iſt da!“ jauchzte dort das Volk, wo es ihn ſah.

Mittlerweile war in den übrigen Staaten endlich doch eine Beſorgniß über jenes längere Verweilen der deutſchen Soldaten rege geworden, und zugleich verbreitete ſich das Gerücht: „in den Wäldern Luxemburgs und Lothringens hielten ſich noch bedeutende Rotten von ſpaniſchen Soldaten auf; die burgundiſchen aber ſtünden in Frankreich und warteten bloß auf eine günſtige Gelegenheit zu einem Einfall in die Niederlande.“ Man kannte die Quelle dieſes Gerüchts nicht; gleichviel, es ſprach die Stimmung der Bevölkerung aus. Nachdem der leichte Rauſch des erſten Enthuſiasmus verflogen war, ſtellte ſich das peinigende Gefühl ein, daß man etwas zu raſch, daß man doch allzu vertrauensvoll, oder — allzu leichtgläubig gehandelt habe. Die Staaten wachten nun mit größerer Aengſtlichkeit über die Schritte Don Juans und über die Gränzen ſeiner Macht, und es überraſchte ſie daher nicht wenig, als er ſelbſt plötzlich darauf drang, daß die deutſchen Soldaten das Land räumen ſollten. So ſehr die Staaten dies wünſchten, ſo wenig vermochten ſie doch, es möglich zu machen. Der Abzug der Truppen hing nämlich davon ab, daß dieſelben ihre Soldrückſtände ausbezahlt erhielten, wozu ſich eben die Staaten im „ewigen Edikt“ verpflichtet hatten. Da nun dieſe Letzteren noch außer Stande waren, den deutſchen Truppen die ganze Forderung zu bezahlen, ſo boten ſie denſelben vor der Hand eine bedeutende Abſchlagsſumme an, und Don Juan machte ſich anheiſchig, die Befehlshaber zu dieſem Vergleich zu überreden. In dieſer Abſicht begab er ſich (wie man glaubte) wirklich nach Mecheln und ließ dort die Hauptleute vor ſich berufen; aber ſtatt mit denſelben ſo zu verhandeln, wie er den Staaten verſprochen hatte, that Don Juan gerade das Gegentheil. Er überredete nämlich die Truppen, ſeine Dienſte zu nehmen und im Lande zu bleiben. Ein häßlicher Flecken in Don Juans Charakter! Es entſchuldigt ihn keineswegs, daß er die Treuloſigkeit in der Luft des ſpaniſchen Hofes eingeſogen! Es entſchuldigt ihn eben ſo wenig, daß er von ſeinem Thatendurſt fortgeriſſen und nirgends als in einer jeſuitiſchen Moral einen Ausweg findend, ſich durch ſeine Lage genöthigt geſehen habe, einen Betrug (um die Sache deutſch heraus zu nennen,) zur Grundlage ſeiner Politik zu machen. Aber, wenn Don Juans damaliges Benehmen auch immerhin keine Entſchuldigung finden kann, ſo erregt doch ſein Schickſal, welches ſich eben an ſeine Schuld knüpft, eine lebhafte Theilnahme. Wir ſehen einen liebenswürdigen Helden, voll der edelſten Eigenſchaften und voll der großartigſten Pläne, von demſelben Augenblick an, da er den erſten Schritt ſeitwärts von der Bahn der Wahrheit und des Rechts thut, unaufhaltbar immer tiefer ſinken; wir ſehen einen Charakter, welcher feſt genug gefügt zu ſein ſchien, um in die Weltſtellung entſcheidend einzugreifen, in ſich ſelbſt zerfallen, ſich ſelbſt langſam aufreiben. Es iſt ein erſchütternder Anblick; aber um ſo höher erhebt uns der Gedanke an den Triumph des Sittengeſetzes!

Eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte bei den Verwickelungen der Intriguen, die ſich jetzt entfalten, Don Juans bereits erwähnter Geheimſchreiber, der Spanier Escovedo. Philipp hatte ihm dieſen Mann in jener Zeit zur Seite gegeben, als er zum erſtenmal mit Schrecken Don Juans hochſtrebenden Ehrgeiz erkannte. Er hatte nämlich damals gewähnt, Don Juans früherer Vertrauter, de Soto, feuere jenen Ehrgeiz an. Escovedo rechtfertigte Philipp's Hoffnung ſchlecht. Sei es, daß Escovedo ſelbſt von ungemeſſenem Ehrgeiz und von kühnen Plänen erfüllt war, zu denen er auch Don Juan mit fortriß, — ſei es, daß ſich Escovedo ſeinem Herrn und Freunde blos ganz hingab, daß er ihn in allen ſtolzen Hoffnungen beſtärkte und noch ſtolzere in ihm nährte, um ihm gefällig zu ſein; — genug, Escovedo wirkte ſtets unbedingt im Intereſſe Don Juans, er unterhandelte für ihn unermüdlich am Hofe Philipps, ohne zu ahnen, daß dort der ſchlaue Staatsſekretär Antonio Perez ihn und Don Juan verrieth. Escovedo opferte dem Gebieter jetzt ſein Gewiſſen und unterſtützte deſſen Betrug, den Staaten gegenüber, meiſterhaft. Während Don Juan die Letzteren verſicherte, er wolle ſich wegen der Bezahlung der deutſchen Truppen (zum Behuf ihrer Entfernung) an den König wenden und deßhalb Escovedo nach Spanien ſenden, führte auch dieſer ſeine Rolle ſo vortrefflich durch, daß die Staaten ihm einen Brief an den König mitgaben und beſchloſſen, ihm bei ſeiner Rückkehr aus Spanien, für ſeine ihnen geleiſteten Dienſte, ein Jahrgeld von 2000 Kronen auszuſetzen. Escovedo reiſte denn wirklich ab; aber der Zweck ſeiner Bewerbungen am ſpaniſchen Hofe war ein ganz anderer, als die Staaten wähnten. Im Intereſſe Don Juans betrieb nämlich Eſcovedo am ſpaniſchen Hofe den Krieg gegen die Niederlande und dazu verlangte er, wie Don Juan ſtets heftig mahnte, von dem Monarchen Geld. Eſcovedo ahnte in Spanien nicht, daß er auf jedem Schritt von Verräthern umgeben ſei. Unbedacht hatte er ſich Worte entſchlüpfen laſſen, die, dem argwöhniſchen Philipp hinterbracht, wie Feuerfunken in deſſen Seele fielen. Von Verräthern umgeben, und ein Verräther gegen die Niederländer, — ward er wider Wiſſen und Willen zum Verräther an ſeinem eigenen Herrn, welcher von ſeinem Schickſale fortgeriſſen, einen kühnen Plan nur aufgab, um irgend einem noch verwegneren nachzutrachten. Was war denn auch die kriegeriſche Laufbahn in den Niederlanden, wo Don Juan jeden Schritt weiter durch Verſprechungen erkaufen mußte, die ihn feſſelten und lähmten, — gegen einen Thron, wie den engliſchen, vielleicht gar den ſpaniſchen! Vielleicht iſt dieſer Gedanke nur ein flüchtiges Phantom, vom heißen Blute erzeugt. Für Philipp II. iſt's jedoch ein Geſpenſt, das nur durch Blut exorciſirt werden kann.

Doch kehren wir, nach dieſer Abſchweifung, jetzt in die Niederlande zurück! Das Spiel, welches Don Juan trieb, konnte unmöglich lange täuſchen. Juans eigene Ungeduld verrieth es, und überdieß hatte er den niederländiſchen Nationalſtolz dadurch beleidigt, daß er ſeinen Hofſtaat nicht ausſchließlich aus Niederländern zuſammenſetzte, wie es deren Wunſch war, ſondern größtentheils aus Fremden. Schon bevor er ſich nach Mecheln begab, hatte er die Staaten in Brüſſel aufgefordert, dem Prinzen von Oranien den Krieg zu erklären, weil dieſer durch Bedrängung der Amſterdamer, damit ſie ſich gleich den übrigen holländiſchen Städten an ſeine Parthei anſchließen ſollten, die Pacifikation von Gent gebrochen habe. Die Staaten lehnten jedoch jenes Anſinnen Juans durchaus ab.

Im Juli 1577 warf Don Juan endlich die Maske ab. Die reizende und kluge Königin Margarethe von Navarra, (Gemahlin Heinrichs von Bearn) reiſte damals durch Hennegau nach Spaa, angeblich, um die dortigen Bäder zu gebrauchen, — eigentlich aber in der Abſicht, um durch den Herrn von Lalaing ihrem Bruder, dem Herzog von Alençon (ſeit 1576 Herzog von Anjou), eine Parthei in den Niederlanden zu gewinnen, welche demſelben die Herrſchaft übertrüge. Unter dem Vorwand, die Königin ſtattlich zu empfangen, begab ſich nun Don Juan, im geheimen Einverſtändniß mit Barlaimont, (dem Statthalter Namurs,) umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge aus dem hohen Adel, nach Namur; und bewirthete Margarethen daſelbſt königlich. Am anderen Tage (es war der 24. Juli) begleitete er die Königin zum Abſchied eine Strecke Weges. Als er hierauf nach Namur zurückkehrte, ſtellte er ſich, als wolle er auf die Jagd reiten, und ließ ſich in der Citadelle erkundigen, ob es wohl irgend einem Anſtand unterliege, daß er dieſelbe beſichtige. Der Gouverneur, Herr von Freymont, glaubte keinen Grund zu haben, dieſen Wunſch abzuſchlagen, und ließ dem erlauchten Gaſte ein Frühſtück bereiten. Don Juan hielt ſich indeſſen mit ſeinen Begleitern unter dem Thore der Citadelle auf. Da ſprengte auf einmal ein Trupp ſeiner Reiter heran, die er in einem nahen Gehölz in Hinterhalt gelegt hatte. Kaum langten dieſe an, als Don Juan und ſeine fünf Begleiter Piſtolen hervorzogen und die Wache übermannten. Raſch wurde hierauf die Beſatzung aus der Citadelle getrieben und Don Juan bemächtigte ſich derſelben. Freudeſtrahlenden Blickes rief er, als ihm dieſer Gewaltſtreich gelungen war, aus: „Erſt heute, erſt jetzt bin ich wirklich Statthalter im Lande.“ Sodann ſandte er den Herrn von Raſſinghem nach Brüſſel, um den Staaten das Geſchehene zu berichten und es dadurch zu rechtfertigen, daß ſeine eigene Sicherheit ihm dringend geboten habe, ſich der Citadelle von Namur zu bemächtigen. Der Herr von Hierges bemeiſterte ſich, in Auftrag Don Juans, des Schloſſes Charlemont bei Givet.

Nun ſahen die Staaten die Abſicht des Statthalters plötzlich klar, nämlich: nach Bemächtigung mehrerer in militäriſcher Hinſicht wichtiger feſter Plätze, ſie völlig zu bekriegen und zu unterwerfen. Hätte es überhaupt noch eines Beweiſes dafür bedurft, — Oranien lieferte ihnen einen ſolchen ſchwarz auf weiß, woraus die kriegeriſchen Abſichten deutlich erhellten. Es war eine vertraute Korreſpondenz Don Juans und Escovedo's mit König Philipp, welche Heinrich von Navarra (ſpäter als König von Frankreich Heinrich IV. genannt,) aufgefangen und dem Prinzen mitgetheilt hatte. Don Juan läugnete ſie ab und verrieth dadurch, wie wenig er in ſeiner Verlegenheit Rath fand. Ueberhaupt war er aus ſeinen Gleiſen gekommen und haſchte unſicher nach allen möglichen Mitteln umher. Dies ermuthigte die Staaten um ſo mehr zu einem entſchiedeneren Auftreten; ſo ließen ſie die entdeckte Korreſpondenz in verſchiedene Sprachen überſetzen und bekannt machen.

Don Juan verſuchte hingegen einen Anſchlag auf Antwerpen, um ſich der dortigen Citadelle zu bemächtigen; der Verräther Kornelius van den Enden war auch hier wieder im Spiele. Zum Glück wurde der ganze Plan noch bei Zeiten entdeckt und die Staaten gewannen die Beſatzung der Citadelle für ihre Parthei, indem ſie derſelben die Rückzahlung des ausſtehenden Soldes verſprachen. Inzwiſchen wurde jedoch die deutſche Beſatzung in der Stadt ſchwierig (Don Juan hatte ſie nämlich gewonnen), als ſich plötzlich ſeeländiſche Schiffe auf der Schelde zeigten und das Geſchrei erſchell: „die Geuſen, die Geuſen! Da kommen ſie ſchon!“ Jetzt ergreifen die Deutſchen in paniſchem Schrecken die Flucht, ließen ſelbſt ihre Waffen und ihr Gepäck in der Stadt, und dieſe war von ihnen befreit.

Alle dieſe Vorfälle hatten denn endlich das Vertrauen der Staaten mürbe gemacht und der Ruf des erbitterten Volkes: „Verrätherei!“ zwang ſie nach aller bisherigen Langmuth, mit Ernſt einzuſchreiten. Unermüdlich hatte inzwiſchen Oranien gewirkt. Auf ſeinen Befehl war jene Flotte, welche Antwerpen rettete, in die Schelde eingelaufen; und mit der ganzen Lauterkeit ſeines Wollens hatte er den Staaten zugerufen: „Seht die Treuloſigkeit, vor welcher ich euch längſt warnte! Waffen zur Hand überall, und Eintracht! Jetzt iſt der rechte Augenblick, um das Vaterland für immer von den Fremden zu retten!“ Er trug es nicht in Groll nach, daß man ſeine früheren Warnungen außer Acht gelaſſen; mit Rath und That war er bald die Seele aller Handlungen. Seine Klugheit fand die beſten Mittel und Wege und riß, weil ſie überzeugte, die Unentſchloſſenen mit hin. Die Staaten gewannen die deutſchen Beſatzungen in Bergen-op-Zoom, in Steenbergen, Tholen und Herzogenbuſch durch Verſprechen ſicherer Bezahlung, daß ſie dieſe feſten Plätze räumten. Später (im Oktober) kam auch Breda durch Liſt in Oraniens Gewalt.

Die gebieteriſche Stimme der Nation wurde immer lauter. Die Antwerpener verlangten von der allgemeinen Staatenverſammlung zu Brüſſel die Erlaubniß, die Citadelle, das Werk des verhaßten Alba, niederzureißen, und bekamen auch Ermächtigung dazu, vorzüglich durch Betrieb der Holländer und Seeländer, welche gerade in jenem Zeitpunkte eine Stimme bei der Staatenverſammlung erlangt hatten. Ebenſo erbaten ſich und erhielten die Genter von derſelben die Erlaubniß, das Schloß in ihrer Stadt zu ſchleifen. Die in der Citadelle vor Antwerpen befindlichen Befehlshaber zogen, von den Bürgern mit reichen Geſchenken belohnt, ab, und jubelnd legten Edle und Bürger, Männer und Frauen, Greiſe und Knaben Hand an's Werk der Zerſtörung; in großen Schaaren eilten auch die Genter unter Trommelſchlag und mit wallenden Fahnen wie zu einem allgemeinen Volksfeſte herbei, um den Antwerpenern zu helfen. Die Gräben wurden mit Erde ausgefüllt, die Mauern bis auf's Fundament niedergeriſſen; nur eines von den fünf Bollwerken ließ man ſtehen, indem man den Umfang der Stadt erweiterte und jenes zum Schutze derſelben verband. In einem abgelegenen Gewölbe der Citadelle fand das Volk jene eherne Statue Alba's, welche Requeſens dahin hatte bringen laſſen; jauchzend kühlte es an dem Ebenbilde den immer noch glühenden Haß gegen das Original. Mit Haken und Beilen wurde das Erzbild zerſtückelt, als müſſe Alba ſelbſt jeden Hieb empfinden; man ſtritt ſich um kleine Stücke davon, man trug dieſe nach Hauſe und bewahrte ſie als Siegeszeichen für Kinder und Kindeskinder. Das Erz, woraus Albas Bildſäule gegoſſen worden war, wurde ſpäter ſeinem frühern Zwecke wieder gegeben; man verarbeitete es zu Kanonen. So diente denn das Ebenbild der Gewalt, wie das Original ſie geübt hatte. Die Zerſtörung der Citadelle zu Antwerpen geſchah in den letzten Tagen des Auguſts. Am 1. September begannen die Genter die Zerſtörung ihres Schloſſes mit gleichem Eifer, und, wie ſie den Antwerpenern, ſo halfen ihnen jetzt dieſe. Das Beiſpiel beider Städte reizte auch mehre andere zur Nachahmung; in Ryſſel (Lille), Valenciennes, Gouda, Utrecht wurden die Zwingburgen von der Bürgerſchaft niedergeriſſen.

Mittlerweile dauerten die *Unterhandlungen der Staaten mit Don Juan*, deſſen Lage immer bedenklicher wurde, fort. *Namur* und *Luxemburg* waren noch die einzigen Provinzen, wo er feſten Fuß hatte. Er ſchrieb den *Staaten* ſchon im Auguſt: „ſie möchten ſich, wenn ihnen ſeine Regierung oder ſeine Perſon nicht anſtünde, vom König einen andern Statthalter erbitten; aber bis zu einer Entſcheidung deſſelben ſollten die Waffen auf beiden Seiten ruhen.“ Die *Staaten*, deren Wachſamkeit jetzt durch Oraniens Einfluß immer mehr geſchärft wurde, ließen ſich jedoch durch dieſen Vorſchlag nicht täuſchen. Sie durchſchauten Don Juans Abſicht, nämlich: bloß Zeit zu gewinnen, damit er ſich zum Kriege rüſten und die Truppen aus Frankreich, Italien und Deutſchland wieder herbeiziehen könne. Deßhalb ſuchten ſich die Staaten durch die Gegenforderung ſicher zu ſtellen. „*Don Juan ſolle*,“ (ſo verlangten ſie), „*die Städte und Schlöſſer*, die er beſitze, namentlich *Namur* und *Charlemont verlaſſen; halte er es aber für nützlich, die Regierung niederzulegen, ſo ſolle er ſie dem Staatsrath in Brüſſel übergeben, welcher dieſelbe proviſoriſch führen würde*.“ Indem ſie Don Juan ſolcherweiſe beim Wort nahmen, wandten ſie ſich zugleich an den *König* ſelbſt und erbaten ſich von demſelben einen neuen Statthalter. Dieß hatte Don Juan freilich nicht erwartet. Aber die Staaten gingen noch einige Schritte weiter. Sie hatten ein *Heer* zuſammengebracht, welches bei Wavere in Brabant lagerte. *Philipp Graf von Lalaing* befehligte das Fußvolk, *Robert von Melün* (Burggraf von Gent) die Reiterei, *Valentin von Pardieu* (Herr von la Motte), das Geſchütz; *Anton von Goignies* war Feldmarſchall. Auch ſuchten ſie in Deutſchland Hülfstruppen zu werben. Der Pfalzgraf Johann Kaſimir verſicherte ſie ſeiner aufrichtigen Theilnahme und gab ihnen zugleich den Rath, Oranien an die Spitze der Regierung zu ſtellen.

Für dieſe Maßregel wurden die Generalſtaaten auch noch durch andere Gründe beſtimmt. Der gewichtigſte war der, daß Oranien, wie wohl kein Zweiter neben ihm durch Geiſteskräfte, Eifer, Uneigennützigkeit und endlich durch den Einfluß einer zahlreichen, von Tag zu Tag ſtärkeren Parthei dazu befähigt und im Stande war, das wahre Intereſſe der Provinzen zu verfechten. Außerdem erinnerte man ſich ſeiner Warnung; die Rettung Antwerpens durch ſeine Vorſorge war noch im friſchen Andenken, und endlich berückſichtigte man auch das Motiv, daß Holland und Seeland — bei dem innigen Verhältniß, in welchem ſie zu Oranien ſtanden, bei dem Stolz, womit ſie auf ihren „Vater Wilhelm“ blickten, — ſich dann wohl mit um ſo größerer Bereitwilligkeit der gemeinſamen Intereſſen annehmen, daß ſie bedeutendere Theile der gemeinſamen Laſten tragen würden, wenn ſie Oranien mit ausgedehnterer Macht, mit höherem Anſehen bekleidet ſähen. Seine Parthei in der Staatsverſammlung wirkte inzwiſchen mit Feuereifer in derſelben auf jenen Zweck hin; die ſchwächere Gegenparthei unterlag und es wurde der Beſchluß gefaßt, den Abt von St. Gertrudis, den Herrn von Champagny, den Doktor Elbert Leoninus und den Advokaten Liesveld als Bevollmächtigte an Oranien zu ſenden, welcher ſich damals zu Gertruidenberg befand, und ihn einzuladen, er möge nach Brabant kommen. Oranien erwiederte ſchriftlich: „ſo ſehr er ſelbſt dies wünſche, ſo müſſe er ſich doch vorher noch mit den Staaten von Holland und Seeland über jene einzelnen Punkte in ihrem Vorſchlag, welche die religiöſen Angelegenheiten beträfen, berathen, wiewohl er bereits im Voraus, ſowohl im Namen Hollands als auch Seelands, verbürgen möchte, daß dieſe, ſo wie auch er ſelbſt, ſich ſtreng an den Inhalt der Pacifikation von Gent halten würden.“ Die Staaten von Holland und Seeland bewilligten ihm die Reiſe nach Brabant, und ſchon am 18. September befand er ſich mit ſeinem Bruder, dem Grafen Johann von Naſſau, welcher kürzlich aus Deutſchland gekommen war, und mit ſeinem Hofſtaat in Antwerpen.

Mit ungeheuchelter Herzlichkeit wurde Oranien, als lang erwarteter Erlöſer des Vaterlandes von aller Noth, dort empfangen; die bewaffnete Bürgerſchaft war ihm entgegengeeilt und hatte ihn wie im Triumph in die Stadt gebracht. Nach einem fünftägigen Aufenthalt ſetzte er ſeine Reiſe nach Brüſſel fort; die bewaffnete Bürgerſchaft gab ihm bis eine Meile vor letzterer Stadt das Ehrengeleite. Da kamen ihm die Bürgerſchaft Brüſſels mit fliegenden Fahnen und Viele vom Adel entgegen; auf dem Kanale lagen drei Schiffe bereit, das eine zu einem Bankett für ihn gerüſtet, das andere mit den Wappenſchildern der ſiebenzehn Provinzen geſchmückt, um zu verſinnlichen, daß ihn dieſe willkommen hießen; auf dem dritten befanden ſich die Rhetoriker von Brüſſel und ſtellten in einem Schauſpiel die Erlöſung der Unterdrückten und Gefangenen dar. Am 23. September zog Oranien in Brüſſel ein. Kein rauſchendes Feſtgepränge umgibt ihn, wie den Sieger von Lepanto an jenem erſten Mai; aber alle Herzen ſchlagen ihm hoffnungsreich entgegen, und wie hoch ſchlägt ſein eigenes! Zehn Jahre ſind vorübergeſchwunden, ſeit er Brüſſel nicht mehr ſah; jeder Stein erinnert ihn an jene Zeit, als er noch im Glanze fürſtlichen Anſehens durch dieſe Straßen ging, in welchen ein glückliches Volk wohnte. — Welche Stürme hatten während jener zehn

Jahre durch dieſe Straßen getobt, welches edle Blut war gefloſſen, welche Urtheile hatte der Herzog von Alba von hier aus auf Oraniens Namen, welche Sorgen auf deſſen Herz gewälzt! Zehn Jahre lang war ihm, dem Verbannten, dies ſchöne, herrliche, bewundernswerthe Brüſſel nur ein Kerker geweſen, deſſen Thore ſich auf immer hinter ihm geſchloſſen haben würden, hätte er's gewagt, durch dieſelben einzugehen, — ein Kerker mit einem Schaffot und mit einem ſeiner harrenden ſpaniſchen Henker! Und jetzt konnte Oranien dieſe Straßen wieder frei, vollkommen ſicher betreten; eine ganze Nation, welche von ihm ihr Heil erwartete, hatte ihn zu ſich berufen, und mit edlerem Stolz als ein Sieger, mit dem Stolz eines reinen Bewußtſeins, durfte er als ächter Mann des Volkes um ſich ſchauen; in allen Blicken, die nicht aus bloßer Neugier, die aus Sehnſucht und Vertrauen auf ihn gerichtet waren, fand er den reichſten Lohn für Alles, was er bisher fürs Vaterland gethan und gelitten. — In Holland wurde indeſſen, auf Anordnung der dortigen Staaten, in allen Kirchen gebetet, daß der Allmächtige Oraniens theures Haupt vor böſen Anſchlägen der Feinde bewahren möge.

Oranien nahm nun ſogleich an den Berathungen der Staaten in Brüſſel Theil. Unter ſeiner Zuſtimmung wurden die Verhandlungen mit Don Juan aufs Neue aufgenommen. Die Staaten verſprachen Don Juan, die Waffen niederzulegen, wenn auch er es thäte, und wenn er ferner das Schloß zu Namur räumte; ſodann ſtellten ſie ihm die Bedingung, „er ſolle ſich ungeſäumt nach Luxemburg begeben, um dort die Ankunft ſeines noch zu beſtimmenden Nachfolgers zu erwarten.“ Dieſe energiſchen Forderungen, beſonders aber die Nachricht von Oraniens Ankunft und herzlicher Aufnahme in Brüſſel reizten den durch ſeine Lage und durch die läſtige Thatloſigkeit ohnehin tief mißſtimmten kriegeriſchen Kaiſerſohn auf's

Aeußerſte, und noch mehr erbitterte ihn die allzu geringe Friſt von höchſtens zwei bis drei Tagen, welche die Staaten zur Erledigung der Verhandlung anberaumt wiſſen wollten. Gleichwohl beſorgte er, bei längerer Starrſinnigkeit von ſeiner Seite, in Namur belagert zu werden! und begab ſich deshalb nach Luxemburg. Von dort aus ſchrieb er den Staaten: „er habe von Spanien her Auftrag erhalten, ſie die ſtrengſten Beweiſe der königlichen Ungnade empfinden zu laſſen, wenn ſie von ihren übermüthigen Forderungen nicht abſtünden und den Prinzen von Oranien nicht vertrieben.“ Dieſer Wechſel ſeines Benehmens, indem er bald nachzugeben ſchien, bald wieder trotzte, verrieth ſeine Unentſchloſſenheit und Verlegenheit. Weit entfernt, daß die Staaten eingeſchüchtert worden wären, verringerte er ſelbſt dadurch die Zahl ſeiner Anhänger. Die Staaten dagegen rechtfertigten ihre Handlungsweiſe in einer Schrift, welche ſie in ſieben Sprachen durch den Druck veröffentlichen ließen und an alle Höfe ſchickten. Sodann ernannten ſie, Don Juans drohendem Gebot in Betreff Oraniens zum Trotz, und wohl auch aus dem Grunde, weil ſie gegenwärtig keinen Statthalter hatten, am 22. Oktober den Prinzen von Oranien, welcher täglich in der allgemeinen Gunſt ſtieg, zum „Ruwaard“ (d. i. Ruhebewahrer) von Brabant. Zwar äußerte ſich dabei von einer Seite her ein heftiger Widerſpruch, aber der Beſchluß wurde doch durchgeſetzt, und durch lauten Jubel billigte das Volk Oraniens Ernennung zu dieſer hohen Würde, von deren Verleihung (ſie glich ungefähr der Diktatur bei den Römern) die frühere Geſchichte Brabants mehre Beiſpiele aufzuweiſen hatte. Meiſtens bahnte dieſe Würde dem jedesmaligen Träger derſelben den Weg zur herzoglichen. Mit Schrecken dachten jetzt die Häupter des brabantiſchen Adels, welche Oraniens wachſenden Einfluß bereits nicht ohne Eiferſucht und Neid beobachtet hatten, an die Möglichkeit eines ähnlichen Falles. Aber wie vermochten ſie jenen Einfluß zu entkräften, ohne daß ſie ſelbſt, durch das Bekanntwerden ihrer darauf abzweckenden Verſuche, die Volksgunſt verlören? Es blieb ihnen in dieſer Kriſis kein anderes Mittel übrig, als — dem Prinzen eine neue bedeutende Autorität gegenüberzuſtellen, und durch ein ſchweres Gegengewicht ſeine Schale in der Wage der öffentlichen Meinung emporzuſchnellen.

An der Spitze dieſer auf Oranien eiferſüchtigen Adelsparthei Belgiens ſtand der kurz vorher zum Statthalter von Flandern erhobene Herzog von Aerſchot, aus dem Hauſe Croy, welches ſeit langer Zeit in Spannung mit dem Hauſe Naſſau war. An ihn ſchloſſen ſich Havre, Philipp von Egmont, Lalaing, Raſſinghem und mehre Andere. Ihre Wahl, als ſie nach einer Autorität ſuchten, die ſie dem Prinzen von Oranien gegenüberſtellen könnten, fiel auf den Erzherzog Matthias von Oeſterreich, einen jüngeren Bruder des regierenden deutſchen Kaiſers Rudolf II. Matthias vereinigte alle Eigenſchaften, die den Verbündeten zu ihrem Vorhaben und noch insbeſondere zu ihrem geheimen Zwecke nöthig ſchienen, welcher darin beſtand, im Namen des neuen Statthalters ſelbſt die Zügel der Herrſchaft in die Hand zu bekommen. Matthias war jung (erſt neunzehn Jahre alt), unerfahren und ſchwach. Sodann glaubten die Verbündeten, daß ſelbſt König Philipp II. gegen dieſe Wahl nichts einwenden würde, weil Matthias ſein leiblicher Neffe und ein katholiſcher Prinz war; der letztere Umſtand endlich, nämlich die katholiſche Religion des Erzherzogs, ſchien auch eine triftige Garantie für die katholiſche Bevölkerung Belgiens zu bieten. Die Verbündeten beſchleunigten die Vollziehung ihres Beſchluſſes, um zugleich zwei anderen Nebenbulern, dem Herzog von Anjou und dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir zuvorzukommen. Sie beauftragten deßhalb den Herrn van Malſteede, den Erzherzog in Wien für den Plan zu gewinnen und zur augenblicklichen Abreiſe in die Niederlande zu bewegen. Matthias war dazu bereit. Er verließ am 2. Oktober Wien ohne Vorwiſſen ſeines kaiſerlichen Bruders (wie dieſer wenigſtens öffentlich verſicherte, obgleich niemand daran glaubte,) und reiſte eilig nach Brabant. Die Adelsparthei, welche ihn berufen hatte, beabſichtigte, ihn mit Hülfe des Heeres der Staaten zu Termonde in ihre Gewalt zu bringen, um dann in ſeinem Namen regieren zu können. Aber dieſer Plan mißglückte dadurch, daß die meiſten Befehlshaber aus Treue gegen Oranien ihre Mitwirkung zu einem Unternehmen verweigerten, deſſen Anſtifter dem Prinzen mißgünſtig waren. Die nächſte Folge jenes wichtigen Schrittes war die, daß die Partheiungen jetzt bei weitem ſchärfer hervortraten. Einige waren nämlich überhaupt dadurch verletzt, daß man einen fremden Herrn in's Land berufen hatte; Andere glaubten, wegen der Nachbarſchaft Frankreichs würde ſich der gleichfalls katholiſche Herzog von Anjou beſſer für die dem Erzherzog übertragene Würde eignen. Der Einfluß des auf Frankreich fortwährend eiferſüchtigen Englands machte ſich für den proteſtantiſchen Pfalzgrafen Johann Kaſimir geltend; und endlich gab es auch noch eine Parthei, welche die Wiederanknüpfung von Verhandlungen mit Don Juan wünſchte. So wurde die Eintracht unverantwortlich zerriſſen, von welcher ſämmtliche Niederlande (nördliche wie ſüdliche) unter den damaligen Umſtänden allein Heil zu erwarten hatten.

Die Staaten überlegten jedoch, wie höchſt unſchicklich es ſein würde, den Erzherzog unverrichteter Dinge zurück zu ſchicken. Mußten ſie ſich dadurch nicht vor allen Mächten kompromittiren?

Durften ſie dem Feinde dadurch wohl das Geheimniß ihrer Uneinigkeit verrathen? Auch Oranien war durchaus gegen die Zurückſchickung des Erzherzogs; dagegen drang er vorſichtig darauf, daß man dieſen, bevor man ihn als Generalſtatthalter anerkenne, Bedingungen unterzeichnen laſſe, durch welche die Freiheit der Niederlande garantirt werde. Nachdem die Staaten dieſes beſchloſſen hatten, begab ſich Matthias auf ihre Einladung von Lier, wo er ſich bis jetzt aufgehalten hatte, nach Antwerpen, wurde dort am 21. November 1577 von Oranien bewillkommnet und erwartete ebendaſelbſt die Reſolution der Staaten.

Inzwiſchen ereigneten ſich in Gent Vorfälle, welche die Verwickelung der Verhältniſſe plötzlich zu zerreißen ſchienen, aber eigentlich den Knoten noch feſter zuſammenzogen. Während nämlich der belgiſche Adel die Regierung ausſchließlich für ſich zu erringen trachtete, trug in Gent plötzlich das demokratiſche Prinzip den Sieg davon. Die Revolution, deren es dazu bedurft hatte, lähmte alle Unternehmungen des Herzogs von Aerſchot, dieſes Hauptes der belgiſchen Adelsparthei, und ließ dadurch dem Prinzen von Oranien gerade ſo lang freien Spielraum, als er nöthig hatte, um durch dieſelbe Maſchine, deren ſich ſeine Feinde zu bedienen gehofft hatten, nämlich durch den Erzherzog Matthias, für das gemeine Beſte des Landes zu wirken und eine Verſöhnung mit Spanien, dieſe Hoffnung mancher ſchwächeren Gemüther, ſchwieriger zu machen als bisher. Der Herzog von Aerſchot hatte nämlich ſeine Statthalterſchaft über Flandern angetreten, und am 23. Oktober 1577 mit großem Pomp ſeinen Einzug in Gent gehalten. Nicht blos die Generalſtaaten, ſondern auch die Biſchöfe von Brügge, Ypern, der Statthalter des walloniſchen Theils von Flandern, faſt alle Gouverneurs der Städte und die Häupter des Adels fanden ſich damals in Gent zuſammen. Bei Gelegenheit des Antritts ſeiner Statthalterſchaft hatte Aerſchot den Bürgern Gents, um ſich bei ihnen beliebt zu machen, die Wiederherſtellung ihrer alten wichtigen Vorrechte verſprochen. Aber es ſchien nicht, als ob er Luſt habe, dieſes Verſprechen zu halten. Um ſo heftiger ſah er ſich von Tag zu Tag von dem Volke daran gemahnt. Schon in früheren Zeiten hatte ſich in Gent die überwiegende Kraft des demokratiſchen Prinzips geltend gemacht; jetzt waren noch mehre Urſachen hinzugekommen, um demſelben eine höhere Intenſität zu verleihen; zuvörderſt der Einfluß des Kalvinismus, den Manche nicht aus religiöſer Ueberzeugung, ſondern rein aus Nationalhaß angenommen hatten, weil ſie mit den Spaniern auch nicht einmal die Religion gemeinſam haben wollten, — ſodann der Einfluß der zurückgekehrten Auswanderer, welche ihre in der Fremde geſchärfte Erbitterung mitgebracht hatten, und endlich der Einfluß zweier Männer, welche befähigt waren, an die Spitze einer Volksbewegung zu treten und eine ſolche zu leiten. Dieſe beiden Männer waren Johann von Hembyze und Franz von Kethulle, Herr von Ryhove. Jan van Hembyze, der Sohn eines Hauſes von gutem altem Adel, war um's Jahr 1513 zu Gent geboren; er hatte eine tüchtige Erziehung genoſſen und beſaß umfaſſende Kenntniſſe in der fremden Literatur; das Studium älterer politiſcher Conſtitutionen hatte ſein Urtheil geſchärft, ſo wie er anderſeits mit den Reſſourcen und verſchiedenen Adminiſtrationen Flanderns, wo er ſchon häufig Magiſtratsſtellen beſeſſen, genau bekannt war. Lebhaften Geiſtes, beſaß Hembyze ferner eine raſtloſe Thätigkeit, einen unbezwinglichen Ehrgeiz, keinen Höheren über ſich zu dulden, eine durchdringende Beredtſamkeit fürs Volk, und eine Gewiſſenloſigkeit in der Wahl der Mittel, welche ihm zur

Erreichung ſeiner Zwecke tauglich ſchienen. Ryhove, gleichfalls aus einer guten Familie entſtammt, hatte mit Hembyze manche Eigenſchaften gemein; nur war er bei weitem ungeſtümer und leidenſchaftlicher, während jener ſchlau berechnete; Ryhove verließ ſich mehr auf die Gewalt des Schwertes, Hembyze gab der Macht der Ueberredung und der Intrigue den Vorzug, ohne jedoch deßwegen die Gewalt zu ſcheuen, denn auf das kleinſte Zeichen gehorchten ihm 30,000 Mann. Beiden Männern kamen für die Erreichung ihrer Zwecke ihre zahlreichen Verbindungen mit dem Adel zu ſtatten und Hembyze insbeſondere ſuchte ſeine hauptſächlichſte Stütze im Schoße ſeiner Familie; ſeine drei Brüder Franz, Anton und Roland, wie ſein Neffe Buſſaert van Hembyze, Herr von Gits, waren ihm ergebene und leicht zu lenkende Werkzeuge. Hembyze wie Ryhove waren mit Oranien bekannt und ſuchten deſſen Kredit für ſich ſelbſt zu benützen; beiden war die Ankunft des Herzogs von Aerſchot als Statthalter im höchſten Grade ungelegen, wenn ſie ſich vor demſelben über manche ihrer bisherigen Handlungen rechtfertigen ſollten. Nur Aerſchots Sturz konnte Beide retten; aber ſie bauten darauf zugleich verwegene Hoffnungen ihrer eigenen Erhöhung. Deßhalb bearbeiteten ſie das Volk; deßhalb entflammten ſie beſonders den proteſtantiſchen Theil deſſelben zum Haß gegen den katholiſchen Herzog von Aerſchot; und, da Ryhove von deſſen Freunden, den Herren von Champagny und Swevighem, ungünſtige Aeußerungen über Oranien vernommen hatte, ſo ſuchte er, im Einverſtändniß mit Hembyze, auch den Prinzen in's Mittel zu ziehen.

Unter dem Vorwand einer Reiſe nach Tournay begab ſich Ryhove heimlich nach Antwerpen zu Oranien, ſchilderte dieſem die Verhältniſſe und die Volksſtimmung in Gent, und ſchlug ihm vor, das Uebergewicht des ariſtokratiſchen Elements, welches ja auch Oraniens Stellung bedrohte, durch eine Exploſion des demokratiſchen mit einem Schlage zu vernichten. Oranien war ſehr überraſcht, als er die Abſicht des Demagogen errieth. Ein Volksaufſtand, nicht gegen einen fremden Feind, ſondern in Partheiſachen! Konnte ſich Oranien wohl zutrauen, daß es ihm gelingen würde, die entfeſſelten Leidenſchaften einer heißblütigen, zur Wuth gereizten Menge wieder unter das Geſetz der bürgerlichen Ordnung zu beugen, wenn jener Zweck glücklich erreicht werden? Und war derſelbe denn für's Wohl der ganzen Nation ebenſo wichtig wie bloß für Oraniens Stellung, ſo wichtig, daß man den Nachtheil dabei nicht in Anſchlag bringen durfte, welchen ein verderbliches Beiſpiel auf den Geſetzlichkeitsſinn der Niederländer überhaupt hervorbringen mußte? Oranien wies den Vorſchlag entſchieden zurück und forderte den Demagogen auf, andre geſetzliche Mittel zu ergreifen. „Ich weiß keines“ erwiederte Ryhove. „Und auf welche Hülfe zählt Ihr dabei?“ fragte Oranien. „Da Ihr mir die Eurige entzieht“, verſetzte Ryhove, „ſo will ich denn von Gottes Hand den Ausgang erwarten, aber wenigſtens das Volk zur Mahnung um ſeine Rechte erwecken!“ — Oranien widerrieth dies und entließ hiemit den Demagogen. Am anderen Tage entbot er denſelben nochmals zu ſich und fragte ihn ernſt: „Habt Ihr die Gefährlichkeit Eures Vorſatzes reiflich erwogen? Könnt Ihr wohl noch Muth genug haben, um ihn auszuführen?“ — „Ich will's vollbringen oder zu Grunde gehen!“ rief der leidenſchaftliche Ryhove. Da zuckte Oranien die Achſeln und wandte ſich ſchweigend von ihm ab. St. Aldegonde, dieſer ſonſt ſo umſichtige und ſtaatskluge Mann, theilte die Bedenklichkeiten ſeines Freundes Oranien nicht; vielleicht riß ihn die Beſorgniß für dieſen, vielleicht riß ihn ſein religiöſer Eifer für den in Gent bedrohten Proteſtantismus hin; kurz: er rieth Ryhove'n, das Wageſtück immerhin zu unternehmen; dieſer aber mochte, weil er St. Aldegondes vertraute Freundſchaft mit Oranien kannte, wohl vermuthen, daß ihm der Letztere ſtillſchweigend dadurch ſeine Einwilligung zu erkennen gebe. Eilig, und eben ſo heimlich, als er abgereiſt war, kehrte nun Ryhove nach Gent zurück.

Es war am 28. Oktober gegen Abend. An demſelben Tage hatte Hembyze in Gent den Herzog von Aerſchot auf der Straße angehalten und ihn mit drohender Miene daran erinnert, ſeinem gegebenen Verſprechen gemäß, die alten Freiheiten Gents herzuſtellen; denn Hembyze's Idol war die Republik, freilich mit dem Nebenzwecke: ſich ſelbſt als Diktator an der Spitze einer ſolchen zu ſehen. Zürnend brach Aerſchot hierauf in die Worte aus: „Dieſe Meuter, dieſe Freiheitsſchreier wird man wohl noch durch einen Strick um den Hals zum Schweigen bringen. Sie alle reizt noch immer der Prinz von Oranien!“ Dieſe Worte, welche das Gerücht raſch von Straße zu Straße verbreitet, entflammen Hembyze's Wuth; die Bürger greifen zu den Waffen, eine Parthei für Aerſchot, die andre für Hembyze, und nur mit Mühe gelingt es der Obrigkeit, einen förmlichen Kampf zu verhindern und die Aufgeregten zu beſchwichtigen. — So ſtand es in Gent, als Ryhove dort ankam. Sowie er die Vorfälle erfährt, rüſtet er ſich, ruft Soldaten, Diener und Freunde, und eilt mit ihnen in Hembyze's Wohnung. Dieſer war noch nicht zu Hauſe; und, als er mit dem Hauptmann Mieghem und mehren Andern eintritt, ruft ihm Ryhove wild entgegen: „Wie, Ihr ließet die Bürger die Waffen niederlegen? Ihr konntet es verſäumen, den günſtigen Augenblick zu benützen? Alle dieſe Biſchöfe und großen Herrn, die hier in Gent verſammelt ſind, betreiben bloß den Untergang unſerer Parthei. Zuvorkommen müſſen wir ihnen, oder man holt uns noch in dieſer Nacht aus den Betten. Auf, ſo lange das Volk noch warm iſt! Hinaus, Jeder von uns mit ſeinen Freunden, und jagen wir die ſpaniſche Inquiſition mit allen ihren neuen Biſchöfen zur Hölle.“ „Da hör' ich einen Mann reden!“ ſpricht der Hauptmann Mieghem, „ich verlaſſe Euch nicht, ſo lange die Füße mich tragen.“ Die That folgt dem Wort; alle Verſammelten, bis auf Hembyze, eilen hinaus, um ihren Plan augenblicklich auszuführen. Die Haupttheilnehmer der Verſchwörung waffnen ſich; die Bürgerſchaft wird aufgerufen. „Heraus für Freiheit und Ehre!“ ſchallt es durch die Gaſſen; aber nur wenige Bürger folgen. Die augenſcheinliche Gefahr treibt Ryhove raſch zum Schluß. Schon hat er ſich des alten Grafenſchloſſes bemächtigt, wo das Geſchütz liegt; jetzt eilt er mit einem Theil der Seinigen vor Aerſchots Wohnung, den Hof zu St. Bavo. Den Lärmen gehört, will man ſich drinnen vertheidigen; da ruft Mieghem: „Brand angelegt! Laßt uns die Vögel im Neſte verbrennen!“ Jetzt läßt Aerſchot das Thor öffnen; die wilde Rotte dringt in das Gebäude, und will den Herzog durchbohren, Ryhove ſelbſt ſchützt deſſen Leben, legt ihn aber in Haft. Auch viele andre Edelleute und Magiſtratsperſonen, die den Demagogen verhaßt ſind, werden gefangen, darunter die Herrn von Raſſinghem und Swevighem, Jakob Heſſels und Jan de la Porte (Räthe von Flandern), der Groß-Bailli von Gent, Jan Viſcher (Baljuw von Ingelmünſter) u. ſ. f. ebenſo die Biſchöfe von Ypern und Brügge. Alle Gefangenen werden in Ryhoves Haus gebracht und in verſchiedenen Gemächern bewacht.

Ryhove iſt Meiſter der Stadt, läßt die Thore beſetzen, nimmt die Truppen — bis auf weitere Befehle von Oranien und den Staaten — für ſich in Eid und verſtärkt ſie. Die Bürger bleiben in den Waffen, die Straßen werden durch Ketten geſperrt; unbeſchreibliche Beſtürzung herrſcht in ganz Gent. Die beiden Demagogen verſichern ſich hierauf der öffentlichen Kaſſen und theilen die oberſte Gewalt; Ryhove übernimmt das Kriegsweſen, Hembyze die politiſche Organiſation. Er läßt ſich an die Spitze der Schöffen ſtellen, ſtürzt die bisherige Verfaſſung um und richtet mit wahrer Genialität eine republikaniſche ein. Achtzehn Männer, von ſeiner und Ryhoves Parthei werden zu Repräſentanten der Republik, zu Volkstribunen, erwählt und erhalten die ausübende Gewalt. Die zwei und fünfzig Zünfte und außerdem die der Weber erhalten ihre Fahnen und alten Privilegien wieder und erwählen nach altem Brauch aufs Neue ihre Dechanten („Doyens,“ „Dekens“), dieſe den Großdechant; die bewaffnete Bürgerſchaft einen Kriegsrath. Aus dieſen Elementen wird die geſetzgebende Gewalt zuſammengeſetzt.

Die Nachricht von der Revolution in Gent erfüllte ſowohl die allgemeinen Staaten als den Prinzen von Oranien mit Schrecken. Inzwiſchen ſuchten die Demagogen in Gent durch verſchiedene Mittel auf die öffentliche Meinung zu wirken. So ließen ſie, unter dem angeblichen Namen der Edlen, Notablen und Gemeinde zu Gent, eine Schrift in Druck verbreiten, worin die Gefangenen beſchuldigt wurden, daß ſie Oranien von ſeiner Stelle als Ruwaart hätten verdrängen, einen neuen Staatsrath aus ihrer Parthei zuſammenſetzen, Kriegsvolk nach Gent bringen wollen, und dergleichen mehr. Auch ließen die Demagogen einen untergeſchobenen Brief des Rathes Heſſels an den Grafen Roeux verbreiten, worin jener angeblich ſchrieb: „man müſſe die Verhandlungen mit Don Juan fortſetzen, um den „ſchändlichen Ketzer“ (Oranien) „mit ſeinem ganzen Anhang zu verderben,“ eine Sprache, die allerdings eines Mitglieds des weiland Blutrathes, wie Heſſels, würdig geweſen wäre. So würde, (hofften die Demagogen), Oranien, um deſſentwillen man hauptſächlich die Genter Revolution begonnen hätte, ſich derſelben annehmen (obwohl Hembyze für ſeine Perſon zu nichts weniger Luſt hatte, als ſich unter Oraniens Superiorität zu beugen). Oranien ſelbſt war weit davon entfernt, die Genter Revolution zu billigen, und zwar um ſo weniger, da ſich bald Hembyzes Streben zeigte, Gent und Flandern von der gemeinſamen Sache der Niederlande, als eine eigene Republik, loszutrennen. Nachdem die Staaten durch den Advokaten Liesveld von den Genter Demagogen die Befreiung der Gefangenen vergeblich verlangt hatten, ſandte Oranien den Junker Arend van Dorp nach Gent und bewirkte wenigſtens die Befreiung des Herzogs von Aerſchot. Auch kam Oranien ſelbſt (am 29. Dezember) nach Gent, um dort die Ruhe herzuſtellen. Man empfing ihn daſelbſt aufs Prächtigſte und verehrte ihm ein Herz von gediegenem Golde, mit der Inſchrift: „Sinceritas.“ Er trat mit würdevollem Ernſt mitten in die große Bewegung und ſagte dem Demagogen Hembyze in einer Unterhaltung unter vier Augen, wie er ihn völlig durchſchaue, wie er den Egoismus ganz nakt vor ſich ſehe, welchen Hembyze mit dem Flittermantel des Patriotismus bekleide; er prophezeite ihm, daß er ſeinem Verderben entgegeneile. Uebrigens vermochte Oranien, obwohl er viele Herzen in Gent für ſich einnahm, doch die Befreiung der übrigen Gefangenen und die Abſchaffung der neuen Regierungsform nicht zu bewirken.

Gleichwohl hatte eben dieſe Revolution in Gent Oraniens Intereſſen einſtweilen großen Vorſchub geleiſtet. Während nämlich Aerſchot und deſſen Parthei durch ihre Gefangenſchaft außer Stand geſetzt blieben, irgend eine Maßregel zu ihren Gunſten in der Angelegenheit des Erzherzogs Matthias zu treffen, benützte Oranien klug und raſch dieſe Zeit, um mit den verſammelten Staaten in Brüſſel die Bedingungen zu entwerfen, welche Matthias beſchwören mußte, um die Anerkennung als Generalſtatthalter zu erlangen. Der wohlerſonnene und feſtgegliederte Plan war in ſeinem ganzen Umfang ein Meiſterwerk von weiſer Politik. Man kann in demſelben drei Abſtufungen unterſcheiden, deren eine die andere vorbereitete. Das erſte Moment bildet der unter Oraniens Einfluß erlaſſene Beſchluß der Staaten vom 7. Dezember 1577, worin Don Juan der Statthalterſchaft für verluſtig und für einen Feind der Niederlande erklärt wurde. Die Nation erklärte ſich dadurch für kompetent in ihrer höchſten Angelegenheit und übte einen Akt aus, der bisher nur dem Könige zuſtand; dieſe Abſetzung erſcheint noch wichtiger als jene Verleihung der Würde an Oranien durch die Nation. Auch alle Anhänger Don Juans wurden noch am ſelben Tage durch ein Plakat, welches den Namen des Königs an der Stirne trug, für Feinde des Vaterlandes und an Leben und Gütern verfallen erklärt; jede Unterſtützung Don Juans durch Rath und That, jede Gemeinſchaft mit ihm wurde unter ſtrengen Strafen verboten. Der König hatte einſt die ganze Nation geächtet; jetzt ächtete dieſe den Mann, der deſſen Perſon vorſtellte; — Don Juan hatte die Nation hintergangen; dafür ſtieß ihn dieſe aus. Als nächſte Folge reihte ſich an dieſe wichtige Vorſichtsmaßregel am 18. Dezember das zweite Moment, das edelſte in dem ganzen Werke jener Politik und gleichſam der belebende Mittelpunkt derſelben; alle Niederländer ſchloſſen nämlich durch die Generalſtaaten zu Brüſſel eine „neue“ oder „nähere Union,“ deren Grundlage die religiöſe Toleranz war. Wer erkennt hierin nicht Oraniens Geiſt! Stets hatte Oranien ja in der moraliſchen Kraft der Toleranz die einzige

Bürgſchaft dauernder Eintracht erkannt; und wie lange hatte er vergeblich dahingeſtrebt, um dieſe ſeine eigene Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen! Erſt jetzt drang er durch, wenn auch freilich nur für den Augenblick. Katholiken und Proteſtanten gelobten ſich wechſelſeits, ſich des Glaubens wegen nicht zu beleidigen, ſondern wechſelſeits die Freiheit der Glaubensbekenntniſſe zu beſchützen. Hielten beide Religionspartheien dies Gelöbniß wirklich, dann mußte auch die bürgerliche Freiheit der geſammten Niederlande unantaſtbar ſein. Aber ließ es ſich wohl erwarten, daß dieſer Entſchluß auch bei den Geiſtlichen beider Religionspartheien unbedingt Billigung finden würde? Die Folge wird leider bald das Gegentheil ausweiſen. — Das dritte Moment endlich in jenem politiſchen Werke, der Abſchluß deſſelben war die Anerkennung des Erzherzogs Matthias unter jenen Bedingungen, welche die Generalſtaaten und Oranien, unabhängig vom Einfluß der Adelsparthei, entworfen hatten. Sie betrafen im Weſentlichen folgende Punkte. Der Erzherzog ſollte dem König und den Generalſtaaten Treue ſchwören; ebenſo ſollten die Statthalter der einzelnen Provinzen, die Kriegsoberſten und Truppen für jene beide vereidigt werden, — alle, den Erzherzog mit eingeſchloſſen, zu dem höchſten Zwecke, daß die Niederlande in ihren ſämmtlichen Freiheiten, Rechten und Herkommen beſchützt und erhalten würden. Was die Regierung betrifft, ſo ſollten die Generalſtaaten einen Staatsrath zuſammenſetzen, und dem Erzherzog zur Seite geben, welcher letztere ſich nach den Beſchlüſſen deſſelben zu richten habe. In den wichtigſten Nationalangelegenheiten ſollte der Erzherzog auch nichts ohne Bewilligung der Generalſtaaten verfügen, welche ihrerſeits wieder ſolche Angelegenheiten zuvor den Notablen (d. i. den abgetretenen Magiſtratsperſonen) und Gemeinden zur Berathung vorlegen ſollten. — Sowohl die Generalſtaaten als die Provinzialſtaaten ſollten das Recht haben, ſich ſo oft zu verſammeln, als es ihnen nöthig ſchiene. — Die Pacifikation von Gent ſollte fortwährend in Kraft bleiben und die rechtliche Auslegung undeutlicher Punkte in derſelben den Generalſtaaten zu ſtehen. — Der Erzherzog ſollte keine größere Leibwache verlangen, als ihm die Staaten nach den Zeitumſtänden bewilligen würden. — Die Verleihung der Kriegsämter ſollte ihm und dem Staatsrath, mit Zuſtimmung der Generalſtaaten zuſtehen; in Kriegszeiten würden ihm die Letzteren einen Kriegsrath zur Seite ſtellen, mit welchem er die Kriegsſachen zu leiten habe. — Die Finanzen ſollten ausſchließlich den Generalſtaaten vorbehalten bleiben. — Die Anhänger Don Juans ſollten mit aller Strenge verfolgt, alle Citadellen, deren Zerſtörung bereits beſchloſſen, geſchleift werden; alle ſeit der Einnahme Namürs von den Staaten gefaßten Beſchlüſſe ſollte der Erzherzog bekräftigen. Sodann ſollte er keine Ausländer in ſeine Dienſte nehmen, jene, die er bereits habe oder durch Genehmigung der Staaten erhalte, weder in Aemter bringen, noch bei Regierungsangelegenheiten betheiligen dürfen. Alle Briefe an ihn, die den Zuſtand des Landes betrafen, ſollte er dem Staatsrath vorzulegen gehalten ſein. Würde der Erzherzog einen dieſer Punkte übertreten, ſo ſollte der Vertrag zwiſchen ihm und den Generalſtaaten als gebrochen zu betrachten ſein, wodurch dieſe Letzteren aller ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn ledig würden. Für dieſen Fall bedingten ſie ſich ausdrücklich das Recht, die Waffen gegen ihn ergreifen zu dürfen.

Mit dieſer Kapitulation begaben ſich die Aebte von St.

Gertrudis und von Marolles, der Herzog von Aerſchot und der Herr von Freſin, als Bevollmächtigte der Generalſtaaten, zu Matthias nach Antwerpen. Nach kurzer Ueberlegung nahm der Erzherzog alle jene Bedingungen, durch welche er bloß einen Titel ohne Macht erhielt, mit Dank an. Er begab ſich hierauf am 18. Januar, von Oranien und deſſen Bruder, dem Grafen Johann von Naſſau, ſowie von dem Grafen von Schwarzburg (dem kaiſerlichen Geſandten) und anderen hohen Herren begleitet, von Antwerpen nach Brüſſel, wo er mit der größten Pracht empfangen wurde. Zwei Tage nach ſeiner Ankunft, am 20. Januar 1578, beſchwor er vor den verſammelten Staaten die neue Verfaßung.

Mit ihm zugleich legte Oranien in die Hand des Kanzlers von Brabant den Eid als Statthalter über dieſes Herzogthum ab. Man hatte nämlich einige Tage vorher ſich in der Staatenverſammlung darüber berathen, ob der neue Generalſtatthalter auch zugleich Provinzialſtatthalter über Brabant ſein ſolle (wie es bisher Brauch geweſen); doch die Ueberzeugung, daß man den Prinzen von Oranien nicht entbehren könne, hatte am 8. Januar den Beſchluß hervorgerufen, ihm ſtatt der Würde eines Ruwaards von Brabant die darunter begriffene Gewalt mit dem Statthaltertitel auch ferner anzuvertrauen. Ja, man ging ſogar noch weiter. Der Erzherzog wurde erſucht, den Prinzen von Oranien zu ſeinem Stellvertreter in der Generalſtatthalterſchaft zu ernennen, und Matthias willigte darein. So ſtand denn Oranien eigentlich an der Spitze der Geſchäfte. So mußte denn jetzt derſelbe Matthias, den die eiferſüchtige Adelsparthei Belgiens herbeigerufen hatte, um das Anſehen Oraniens zu untergraben, bloß ſeinen Namen und Titel herleihen, hinter deſſen Prunk Oranien das Schickſal der Nation mit Weisheit und Patriotismus lenkte. Man nannte den Erzherzog nur den „Greffier des Prinzen von Oranien,“ weil er faſt nichts anderes zu thun hatte, als alles das zu unterſchreiben, was ihm dieſer vorlegte.

Zweites Kapitel.

Noch dauerten die Feſtlichkeiten, welche man zu Ehren des Erzherzogs Matthias und des Prinzen von Oranien veranſtaltete, in Brüſſel fort, als Don Juan von Marche en Famine aus unterm 25. Januar 1578 eine Kriegserklärung in Druck ausgeben ließ, worin er ſagte: „ſeine Pflicht, die katholiſche Religion und das Anſehen des Königs von Spanien, ſeines Bruders, aufrecht zu erhalten, nöthige ihn, gegen die Empörer und Rebellen die Waffen zu ergreifen; dagegen biete er allen Provinzen, Städten, Gemeinden, Feſtungen und Truppen, die ſich ihm freiwillig unterwerfen würden, vollkommene Gnade, Verzeihung alles Geſchehenen und den ſicheren Fortgenuß ihrer Güter."

Nach den letzten Beſchlüſſen der Staaten war nun keine Verhandlung, keine Verſöhnung mehr möglich; die läſtigen Bande des Vertrages, welche ihn bis dahin gefeſſelt gehalten hatten, ſah Juan nun durch die Staaten ſelbſt zerriſſen, und ohne Anſtand durfte er jetzt die verbannten Krieger wieder zu ſich berufen. An ihrer Spitze den Feinden entgegenzueilen, auf dem Schlachtfeld neue Lorbeeren für den Kranz ſeines Feldherrnruhmes zu holen, dann im Beſitze der Macht und des Anſehens neuen Thaten entgegenzufliegen, ja — den Lorbeerkranz vielleicht um eine Krone zu winden! Von ſolchen Hoffnungen und Träumen umgaukelt, richtete ſich Don Juan mit friſcher Kraft aus dem Hinbrüten empor, in welchem ihn der verzehrende Mißmuth niedergedrückt gehalten hatte. Wie er endlich die unwürdige Rolle, die er bisher geſpielt, aufgeben, die offene Heldenſtirne wieder zeigen konnte, die er den Osmanen bei Lepanto gewieſen, flammte ſeine Lebenskraft wieder hell empor. Schon zu Ende des vorhergegangenen Jahres waren die alten ſpaniſchen Truppen, durch friſche verſtärkt, aus Italien zurückgekommen; Papſt Gregor XIII. ertheilte den Bekämpfern der Ketzer einen vollkommenen Ablaß. An der Spitze dieſer Truppen ſtand Don Juans Neffe und Jugendgefährte, Alexander Farneſe, Prinz von Parma, (der Sohn der früheren Generalſtatthalterin Margaretha und Ottavio Farneſes) ein Mann in der Blüthe der Jahre (er zählte damals 31 *) und der Kraft, muthig und tapfer wie ſein Oheim Don Juan, aber noch klüger bei größerer Beharrlichkeit und gewandter bei größerer Tüchtigkeit, gewiß einer der bedeutendſten Männer jener Zeit. In der Reihe der edlen Herren, welche ſich bei der erſten Kunde von einem Krieg um Don Juan ſchaarten, ſtanden nebſt mehren andern Niederländern auch der alte Graf von Barlaimont mit ſeinen vier tapferen Söhnen kampfbereit, ſo wie Graf Peter Ernſt und Graf Karl von Mansfeld (der Letztere an der Spitze franzöſiſchen Kriegsvolks); deutſche und burgundiſche Soldaten verſtärkten Don Juans Heeresmacht. Sie wuchs binnen drei Monaten zu einer Stärke von 20,000 Mann heran.

Auch die Staaten hatten inzwiſchen, vornämlich auf Oraniens raſtloſes Drängen, ihre Kriegsmacht verſtärkt; die Werbung geſchah jedoch ſehr langſam, bis die Truppen der Staaten endlich jenen Don Juans an Zahl gleichkamen; dabei hatten indeſſen die Letzteren den großen Vortheil der Kriegser-

---

*) Geb. 1546.

fahrenheit gegen das meiſtens aus ungeübten Neugeworbenen beſtehende niederländiſche Heer, welches Anton von Goignies befehligte. Beide Feinde lagen in der Grafſchaft Namür. Die Staaten hatten ihrem Feldherrn Goignies Befehl gegeben, ſich in keine Schlacht einzulaſſen (ſie wollten dies ſo lang vermeiden, bis ſie ihr Heer noch mehr verſtärkt hätten) und ſich, ſowie die Feinde näherrückten, nach Brabant zurückzuziehen.

Dieſem Befehle gemäß brach Goignies mit dem niederländiſchen Heere am 31. Januar 1578 von ſeinem bisherigen Standpunkte auf, und ſchlug den Weg nach Gemblours (drei Meilen von Namür, an der Gränze Brabants) ein. Kaum hatte Don Juan durch zwei Gefangene davon Nachricht erhalten, als er mit ſeinem Heere den Feinden folgte. Alexander Farneſe befand ſich an der Spitze der Reiterei, welche den Vortrab bildete. In einem engen Wege griff er an jenem Tage die Nachhut der Niederländer an und trieb ſie ſo unwiderſtehlich gegen ihr eigenes Fußvolk, daß dies zerſprengt wurde. Raſch warf ſich jetzt Don Juan ſelbſt auf dieſes und zerſtreute es mit leichter Mühe. Nur kurze Zeit hatte der Kampf gewährt; der Sieg gehörte den Spaniern; Goignies wurde nebſt den vornehmſten Offizieren ihr Gefangener, 30 Fahnen, 4 Standarten, nebſt allem Geſchütz und Gepäck fielen ihnen als Beute zu. Die nächſte Folge des Sieges war, daß ſich die Stadt Gemblours, in deren Nähe ihn die Spanier errungen hatten, denſelben übergab.

Die Nachricht davon erfüllte Brüſſel mit paniſchem Schrecken; man beſorgte, daß die Spanier, den Sieg benützend, vor die Hauptſtadt rücken würden. Der Erzherzog, Oranien und die Staaten flüchteten nach Antwerpen; Boſſu ſollte Brüſſel vertheidigen. Don Juan unterließ es jedoch, vor Brüſſel zu rücken; er hielt ſeine Heeresmacht für zu ſchwach, um dieſe

Stadt mit Erfolg belagern zu können, und wandte ſich deßhalb vor andere Plätze in Brabant und Hennegau. Die Stadt Löwen vertrieb ihre aus Schotten beſtehende Beſatzung und öffnete den Spaniern unter Ottavio Gonzaga freiwillig die Thore, unter der Bedingung, keine neue Beſatzung zu erhalten; desgleichen thaten Jodoigne und Tirlemont. In kurzer Zeit war Don Juan Meiſter von Aerſchot, Bouvines, Sichem, Dieſt, Nivelles, Le Roeur, Seignies, Binch, Beaumont, Walcourt, Maubeuge und Chimay. Seine Anſchläge auf S. Guilain und Maaſtricht wo er eine Meuterei unter den walloniſchen Soldaten anzetteln wollte, mißglückten, ebenſo der auf Brügge, welches Ryhove durch 1000 Mann zu Fuß und 40 Reiter aus Gent verſtärkt hatte.

Bei weitem in höherem Grade als die unbedeutenden Wechſelfälle im Laufe des Krieges und als die vergeblichen Friedensverhandlungen nimmt jetzt ein in ſeinen Folgen außerordentlich wichtiges Ereigniß unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es iſt der Uebertritt Amſterdams von der ſpaniſchen Parthei, der es bisher durch die Sympathieen der ſtädtiſchen Regierung ſo feſt angehangen hatte, zur Parthei der Staaten, und zwar unter der Statthalterſchaft Oraniens. Schon ſeit längerer Zeit hatte Holland alles Mögliche verſucht, um das reiche und durch ſeine Lage ſo wichtige Amſterdam zu einer Vereinigung zu bewegen. Obwohl Oranien die Staaten von Holland erinnerte, eingedenk der Genter Pacifikation die Rechte Amſterdams nicht zu kränken, ſo hatte man doch von Seiten Hollands die Zufuhr nach Amſterdam durch Zollerhebung erſchwert und theilweiſe ſogar verſperrt. Ein Gerücht, daß Don Juan mit Amſterdam in geheimer Verbindung ſtünde, trug viel dazu bei, daß ſich die Staaten von Holland, ohne Vorwiſſen Oraniens, im November 1577 Amſterdams durch einen kühnen Handſtreich zu bemeiſtern beſchloſſen; doch ſollte die Bürgerſchaft Amſterdams dabei weder geplündert noch ſonſt ſchwer belaſtet werden. Der Kriegsobriſt Hermann Helling und der kühne Hauptmann Niklas Ruikbaver, ein geborner Amſterdamer und einſt einer von den Meergeuſen, übernahmen den Anſchlag. Sie hatten zehn Fähnlein Fußvolks, welche am 23. November früh am Morgen vor das Haarlemer Thor kommen ſollten. Aber nur vier Fähnlein trafen, in Schiffen verborgen, wirklich an der bezeichneten Stelle ein; die übrigen ſechs hatten ſich — in Folge eines Mißverſtändniſſes — vor ein Thor der Stadt Haarlem begeben. Da man, ſeit der Pacifikation von Gent, in Amſterdam gewohnt war, oraniſches Kriegsvolk ohne Anſtand einzulaſſen, wenn es nämlich die Waffen am Thore ablegte und ſie bei'm Zurückgehen dort wieder in Empfang nahm, ſo hatte ſich Hellings Lieutenant am Abend zuvor mit ſieben bis acht Soldaten in die Stadt begeben und darin die ganze Nacht fröhlich zugebracht. Zwiſchen acht und neun Uhr gehen ſie aus ihrer Herberge wieder an's Thor, erhalten ihre Waffen zurück und begeben ſich vor die Stadt. Wie durch Zufall treffen ſie hart vor dem Thore einige Kameraden und ſetzen ſich mit dieſen zum Spiel um Geld. Sie gerathen ſcheinbar in Zwiſt, werden immer erhitzter, und ziehen endlich die Degen. Die Wache am Thore miſcht ſich darein, um ſie auseinander zu bringen; da wenden ſich die Spieler plötzlich gegen dieſe, überwältigen die Thorwache, durchbohren den Pförtner und beſetzen das Thor. Jetzt eilen ihre Kameraden aus den Schiffen und dringen mit wallenden Fahnen in die Stadt, gerade nach dem Damm zu, wo ſie die erſte Gegenwehr finden. Indeſſen blickt der Oberſt Helling überall aus nach den ſechs andern Fähnlein, deren Ausbleiben er ſich nicht erklären kann, und ſchickt nach Zaandam hinüber um Beiſtand. So verſtreicht die koſtbarſte Zeit ganz nutzlos; die bewaffnete Bürgerſchaft rückt heran und treibt die Soldaten bis an's Thor zurück. Dort verſchanzen ſie ſich und Helling fordert die Bürger unter Drohungen auf, ſich ruhig zu verhalten. Dieſe antworten durch Flintenſchüſſe. Helling wird tödtlich getroffen, ſein Fall bringt die Soldaten in Verwirrung; ſie weichen. Ruikhaver hatte ſich in das Haus ſeines Todfeindes geflüchtet und dieſer durchſtach ihn mit kaltem Blute. So wurde damals der Anſchlag der Staaten von Holland auf Amſterdam vereitelt. Oranien war im höchſten Grade darüber erzürnt und gab ſich erſt dann zufrieden, als die Staaten von Holland öffentlich erklärten: „ſie hätten das Wageſtück deßhalb vor ihm verheimlicht, damit ihn kein Vorwurf treffen könne.“ Gleichwohl gaben ſie ihre Pläne auf Amſterdam damit noch keineswegs auf. Zwar unterhandelte die ſtädtiſche Regierung mit Oranien bereits über die Bedingungen, unter welchen ſich Amſterdam mit Holland vereinigen wolle. Da aber die Staaten von Holland einige dieſer Bedingungen ſchlechterdings nicht eingehen wollten, ſo beauftragten ſie Sonoy, Amſterdam eng einzuſchließen. Indeſſen dauerten die Unterhandlungen bis zum Anfang des Februars 1578 fort. Da ſchritten die Staaten von Utrecht nachdrücklich ein, um durch Vermittlung die endliche Vereinigung Amſterdams mit Holland zu bewirken. Sie ſtellten den Staaten von Holland den unermeßlichen Schaden vor, welchen das ganze Land bei einer Belagerung Amſterdams, in Folge des dabei unausbleiblichen Aufziehens der Schleußen, durch eine Ueberſchwemmung erleiden würde; — die Stadt Amſterdam hingegen ermahnten ſie, ſich nicht auf einen etwaigen Entſatz durch Don Juan zu verlaſſen; denn in dieſem Falle würde ſie zuverläſſig eine ſpaniſche Beſatzung erhalten und alle jene Plagen auszuſtehen haben, welche die meiſten übrigen holländiſchen Städte von den Spaniern ſchon erduldet hätten. So gelang es denn endlich den Staaten von Utrecht, daß ſich Amſterdam am 8. Februar 1578 unter vertragsmäßigen Bedingungen an Holland anſchloß und unter die Statthalterſchaft Oraniens begab. Das Weſentliche dieſer Bedingungen betraf, (gleich wie bei den meiſten übrigen Städten, denen Oranien „Renverſale“ oder „Genugthuungen“ hatte ausſtellen müſſen, ſo z. B. in Haarlem, Goes u. ſ. w., ſo auch in der ganzen Provinz Utrecht) das Freibleiben von Beſatzung, die Aufrechthaltung und Verbürgung der ſtädtiſchen Privilegien, der perſönlichen Rechte der Magiſtrate und Geiſtlichen, endlich der katholiſchen Religion. In Bezug auf die Letztere wurde für Amſterdam insbeſondere Folgendes feſtgeſetzt: „Sie ſollte daſelbſt die herrſchende bleiben; die Proteſtanten durften ihren Gottesdienſt nur außerhalb der Stadt halten, und zwar innerhalb derſelben einen ehrlichen Begräbnißplatz haben, jedoch ohne irgend eine Feierlichkeit bei Beerdigungen“. Nun kehrten viele reiche proteſtantiſche Kaufleute, welche zur Zeit der Ketzerverfolgungen Amſterdam verlaſſen hatten, dahin zurück und in kurzer Zeit erhob ſich dadurch der Wohlſtand der Stadt immer mehr, während er in Nordholland, wo ſich Jene bisher aufgehalten hatten, merklich ſank. Aber außer ihren Kapitalien hatten jene Proteſtanten auch einen gefährlichen Zündſtoff nach Amſterdam mitgebracht, nämlich den Glaubenshaß gegen die Katholiken, welcher während der Verbannung immer zugenommen hatte.

Noch im Februar erſchien plötzlich ein Plakat Philipps II., welches den Befehl an die Staaten enthielt, ihre ſämmtlichen Truppen abzudanken, da ihr Benehmen durchaus geſetzwidrig ſei. Die Staaten, wiewohl bis dahin dem Frieden nicht ganz abgeneigt, ſahen ſich nun genöthigt, vielmehr ihre Heeresmacht mit aller Anſtrengung zu verſtärken. Zu dieſem Ende wurden bedeutende Schatzungen erhoben, und Holland und Seeland, welche bisher — ſeit dem Beginn des Krieges mit Don Juan — mit Bewilligung Oraniens von den gemeinſamen Laſten befreit geweſen waren, öffneten jetzt ihre Finanzen ſo reichlich, als ob der ganze Krieg ſie allein beträfe.

Obwohl man ſich nun mit aller Macht rüſtete, ſo ſchien es doch zugleich wichtig, auch fremde Hülfe in Anſpruch zu nehmen, beſonders da Don Juan im Mai wieder einige Fortſchritte machte. Die Feſtung Philippeville ging nämlich an ihn über, und Alexander Farneſe bemeiſterte ſich Limburgs, des Schloſſes Balkenburg und des Städtchens Dalheim. In Bezug auf eine ausländiſche Hülfe dauerte indeſſen die alte Rivalität zwiſchen England und Frankreich noch fort; denn Eliſabeth behauptete ihre frühere Politik, indem ſie zwar bereit war, die Niederlande zu unterſtützen, (und wohl auch geneigt, einige Plätze in Holland und Seeland für ſich zu gewinnen,) allein dabei einen offenen Bruch mit Spanien vermeiden wollte. So hatte ſie den Staaten ſchon im Januar eine Hülfe von 1000 Reitern und 4000 Mann zu Fuß verſprochen und ihnen ein Anleihen von 100,000 Pfund Sterling bei der Londoner Bürgerſchaft auf ein Jahr bewilligt, wogegen ſich die Staaten verbanden, der Königin im Fall eines feindlichen Angriffes durch Don Juan mit 40 Kriegsſchiffen beizuſtehen. Spanien gegenüber nahm jedoch Eliſabeth für ihre Unterſtützung der Niederlande den Vorwand: ſie bezwecke bloß, eine Verbindung derſelben mit Frankreich zu verhindern. Wiewohl nun weder Philipp noch Don Juan dieſer Verſicherung Glauben ſchenkten, ſo trieb Eliſabeth ihre Vorſicht doch ſo weit, daß ſie die verſprochenen Hülfstruppen zurückhielt und die Staaten dagegen mit Geld unterſtützte, wofür der Pfalzgraf Johann Kaſimir Soldaten anwerben ſollte. Was nun anderſeits eine Verbindung mit Frankreich betraf, ſo hatte der Herzog von Anjou bereits kurz nach Don Juans und Farneſes Sieg bei Gemblours den Generalſtaaten ſeine Hülfe angeboten. In ſeinem Manifeſt kam unter andern wohlklingenden Redensarten auch die folgende vor, welche auch in ſpäterer Zeit noch nachhallte: „Frankreich ſei durch ſeine Nachbarſchaft mit den belgiſchen Provinzen allzuinnig verbunden, als daß es denſelben ſeine Protektion vorenthalten könne.“ Eigentlich aber beabſichtigte Frankreich, das Unglück und die Verwirrung der Niederlande zur eigenen Vergrößerung zu benützen. Bei der damaligen allgemeinen Beſtürzung verfehlte Anjous Anerbieten einen günſtigen Eindruck nicht. Zwei Herrn vom Adel waren deßhalb nach Frankreich geſandt worden, um ſich mit Anjou näher zu verſtändigen. Auch in dieſer Angelegenheit trat das religiöſe Moment bedeutſam hervor, wie wir ſchon früher angedeutet haben. Die katholiſchen Mitglieder der Staatenverſammlung beſorgten von dem Einfluß des proteſtantiſchen Pfalzgrafen ein Uebergewicht des Proteſtantismus; deßhalb ſchloſſen ſie ſich mit lebhafterer Sympathie an den Herzog von Anjou, als an einen Katholiken, und ſandten drei Bevollmächtigte, worunter den Grafen von Lalaing, zu einer Zuſammenkunft mit Anjous Abgeordneten in St. Guilain. Von Bedingungen war dabei faſt nicht die Rede; die Niederländer ſprachen bloß im Allgemeinen die Zuverſicht aus, daß man Anjou mit offnen Armen in den Niederlanden empfangen würde; worauf Dieſer Truppen an den Gränzen von Hennegau zuſammenzog, und ſich zu einem Einfall vorbereitete. Eine dritte Ausſicht richtete ſich im Mai 1578 auf den deutſchen Reichstag zu

Worms. Die Generalſtaaten ſandten den gewandten Staatsmann St. Aldegonde nebſt mehren andern Bevollmächtigten dahin, um die Reichsfürſten zu thätiger Unterſtützung zu bewegen. St. Aldegonde entwickelte denſelben am 7. Mai in einer meiſterhaften Rede die Gründe dafür, ſchilderte die Noth der Niederlande, wies auf die alte Verbindung der Niederlande mit dem deutſchen Reiche und auf die Gefahren hin, welche dieſem ſelbſt durch die Spanier drohten, ſprach ſein volles Vertrauen auf die Theilnahme der deutſchen Nation aus und ließ die Bitte verlauten: „Don Juan möge mit der Reichsacht belegt und den deutſchen Oberſten und Hauptleuten möchten fernere Kriegsdienſte unter deſſen Fahnen verboten werden.“ Don Juans Geſandte, welche ſich gleichfalls auf dem Reichstag befanden, wußten jedoch den Eindruck der Rede St. Aldegondes durch Gegengründe zu entkräften, ſo daß ſich das ganze Reſultat bloß auf einen Verſuch zur Friedensvermittlung beſchränkte. Bald ſahen ſich die Staaten auch von engliſcher Seite her dahin gedrängt. Der kaiſerliche Geſandte, Graf Otto von Schwarzburg, erſchien deßhalb abermals in den Niederlanden, und ſuchte ſpäterhin, wie auch die engliſchen Geſandten, wenigſtens einen Waffenſtillſtand oder eine Verminderung der Truppen (ſowohl bei den Staaten als bei Don Juan) zu erwirken. Doch es war vergeblich.

Immer gewaltiger hatte ſich inzwiſchen die Kraft des religiöſen Moments geregt, immer gefährlicher an dem jungen Werke der Eintracht gerüttelt. Der Fanatismus entblätterte die zarte Blüte des Vertrauens und es ſchien, als wolle er nicht eher ruhen, als bis er dieſe wunderbare Heilpflanze völlig entwurzelt habe. Die Reaktion ging diesmal von dem Kalvinismus aus, in welchem die Leidenſchaften der in ihre Heimath zurückgekehrten Religionsflüchtlinge jetzt ihren Mittelpunkt fanden. Bereits früher haben wir auf dieſe wunde Stelle aufmerkſam gemacht. Der Mißmuth der wiedergekommenen Proteſtanten machte ſich bald Luft; der Anblick des herrſchenden katholiſchen Kultus mit allen ſeinen prunkreichen öffentlichen Feierlichkeiten erinnerte ſie zu lebhaft an jene blutigen Schauſpiele, welche die ſpaniſchen Henker leider damit verbunden hatten, und das Gefühl, daß ſie, die Proteſtanten, nach allen überſtandenen Verfolgungen und Leiden, nach Verbannung und Verluſten, noch ſo gut wie gar keine Genugthuung erhalten hatten, daß ihr Kultus nur *geduldet* wurde, nicht wenigſtens *gleiche Rechte* wie der feindliche genoß, war für Viele ſchon quälend genug, während wieder Andere, ſelbſt mit einer Gleichſtellung beider Kulte noch nicht zufrieden, nur die Alleinherrſchaft des proteſtantiſchen der Gerechtigkeit gemäß achteten. Die Generalſtaaten bemerkten dieſe Gährung mit Unruhe und ſuchten das weitere Umſichgreifen derſelben durch energiſche Verordnungen zu verhindern. Nicht mit Unrecht erkannten ſie in der *Geiſtlichkeit (beider Konfeſſionen)* die geheimen Triebfedern des Fanatismus und verboten deßhalb im April (1578), als ſtreng zu beſtrafende Ruheſtörung, jede Aufreizung ſowie jedes Attentat gegen die katholiſche Religion und gegen das Anſehen des Erzherzogs und des Prinzen von Oranien; auf's Neue wurde eingeſchärft, daß nur in *Holland* und *Seeland* der *proteſtantiſche* Kultus *herrſchen* dürfe, und endlich wurde, zu beſſerer Vorſicht, befohlen, daß alle Obrigkeiten und Geiſtlichen einen Eid leiſten ſollten, ſich ſtreng nach der *Pacifikation von Gent* zu halten und Feindſchaft gegen Don Juan zu geloben. War nun jenes *Verbot*, den katholiſchen Kultus zu ſtören, gegen die *Proteſtanten* und ihre Prediger gerichtet, ſo ſollte dagegen der vorgeſchriebene *Eid* hauptſächlich die *katholiſche* Geiſtlichkeit, beſonders die Mönche, in Schranken halten und geheime Umtriebe derſelben verhindern. Der Religionshaß war jedoch bei beiden Partheien zu heftig, als daß die Verordnung der Staaten ihn hätte unſchädlich machen können.

In Antwerpen weigerten ſich die Jeſuiten, den vorgeſchriebenen Eid zu leiſten, und zwar aus dem Grunde, weil derſelbe ihren feierlichen Gelübden gegen den römiſchen Stuhl zuwider laufe. Die Beſtrafung folgte der Weigerung auf dem Fuße; die widerſpenſtigen Jeſuiten wurden am 18. Mai unter ſtarker Bedeckung aus Antwerpen nach Mecheln gebracht; die Franziskaner theilten, wenigſtens größtentheils, die Geſinnung und auch das Schickſal der Jeſuiten. Auch aus Utrecht zogen jene Bettelmönche aus derſelben Urſache; zu Brügge und Gent entdeckte man, daß in ihren Klöſtern unnatürliche Laſter getrieben worden; zur Strafe wurden mehre Konventualen nach gehörigem Rechtsgang verbrannt, andere öffentlich gegeißelt, die Bettelorden überhaupt ausgewieſen. Indem nun die Regierung ſolcherweiſe einen ſchärferen Eifer an den Tag legte, wovon auch das Verbot, die Annaten nach Rom zu ſenden, einen neuen Beweis gab, wuchs aber eben auch der Muth der Proteſtanten. Sie beſchloſſen, ſich die Freiheit des Gottesdienſtes zu erzwingen.

In Amſterdam war ihr Haß beſonders tief eingewurzelt und die Erbitterung wurde durch das Gerücht, daß Don Juan einen Anſchlag gegen die Stadt im Schilde fuhre, noch geſteigert. Noch im Februar, als Amſterdam ſich mit Holland vereinigte, hatten drei Bevollmächtigte von Holland, dort die alte „Schuttery“ wieder hergeſtellt und vollzählig gemacht, welche größtentheils aus Proteſtanten beſtand und gar bald mit der ſtreng katholiſchen ſtädtiſchen Regierung in heftige Mißhelligkeiten gerieth. Die Proteſtanten verlangten von derſelben, dem Vertrag zufolge, einen anſtändigeren Begräbnißplatz, als man ihnen eingeräumt hatte; aber die ſtädtiſche Regierung war ungeachtet aller Beſchwerden durchaus nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Da ſtellte ſich Meiſter Wilhelm Bardes, einer der eifrigſten Reformirten, an die Spitze ſeiner bedrückten und verhöhnten Glaubensgenoſſen, und nach einer Predigt, welche außerhalb der Stadt gehalten wurde, verſchworen ſich dieſe zum Umſturz der bisherigen Regierung und zur gewaltſamen Einführung des Kalvinismus. Der 26. Mai war zur Ausführung ihres Planes beſtimmt. In allen Straßen wogte das Volk voll Erwartung ab und zu, während ſich vier Proteſtanten auf das Rathhaus begaben, um noch einen letzten Verſuch zu machen, ob die Regierung in Güte Zugeſtändniſſe machen wolle. Kurz nach Mittag erſcheint endlich einer von jenen vier Männern auf dem Markt, lüftet den Hut und ſetzt ihn wieder auf; — das verabredete Zeichen, daß der Verſuch fruchtlos geweſen ſei! Bald darauf gibt ein Hauptmann von der ſeit ein paar Stunden in Waffen harrenden Bürgermannſchaft ein gleichfalls verabredetes Zeichen; ein Soldat feuert eine Muskete los, und plötzlich erſchallt der Ruf: „Wer Oranien liebt, zeig' es jetzt!“ In demſelben Augenblick bricht die Revolution aus. Das Geſchütz wird aus dem Zeughauſe auf den Damm gebracht; die Zugänge verbarrikadirt man mit Wollenballen, die vor dem Waghauſe liegen. Kaum ſind blitzesſchnell alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, ſo eilen die Proteſtanten nach dem Rathhauſe, bemeiſtern ſich deſſelben, nehmen die Mitglieder der Regierung, welche ſich eben dort befinden, gefangen, holen die übrigen aus ihren Wohnungen und bringen ſie in das engumſtellte Waghaus. Auch viele Geiſtliche und alle Franziskaner werden feſtgenommen. Soldaten bilden jetzt eine Gaſſe vom Rathhauſe bis an den breiten Kanal (den

Damrak), an deſſen Ufer Schiffe bereitſtehen; zwiſchen den Soldaten werden die Magiſtratsperſonen, die Geiſtlichen und Mönche durchgeführt und in die Schiffe gebracht, während der Pöbel wüthend ſchreit: „Zum Galgen mit ihnen, an den ſie ſo manchen ehrlichen Mann gebracht haben!“ Der erſte Schultheiß Heinrich Dirkszoon, einer der grimmigſten Ketzerverfolger, erwartete auch ſelbſt kein gelinderes Loos; doch man ſchonte ſeines Lebens, ſo wie deſſen der Uebrigen, und begnügte ſich mit ihrer Verbannung. Die ganze Revolution hatte keinen Tropfen Bluts gekoſtet; auch fiel kein Exzeß vor, als daß der Pöbel in das Franziskanerkloſter einbrach und die Altäre und Bilder zertrümmerte. Die Proteſtanten bezogen die Wachen und die drei „Schutteryen“ erklärten am folgenden Tage die bisherige Regierung ihres Eides und Dienſtes für ledig. Erſt am dritten Tage wurde die Wahl einer neuen ſtädtiſchen Obrigkeit vorgenommen. Durch Stimmenmehrheit wurden ſechsunddreißig Mitglieder der Schutteryen zu Wahlmännern erkoren; dieſe verſammelten ſich auf dem Rathhauſe und erwählten vier neue Bürgermeiſter, (worunter Wilhelm Bardes und Dirk Janszoon Graaf), neue Schöffen und Vroedſchappen. Einige Wochen ſpäter wurden dann auf obrigkeitlichen Befehl die Bilder aus den Kirchen geſchafft, und zuerſt die ſogenannte „alte“, dann auch die ſogenannte „neue“ Kirche dem reformirten Gottesdienſt übergeben. Die Lutheraner und Mennoniten durften gleichfalls ihren Gottesdienſt ohne Störung in der Stadt abhalten. Die Katholiken hingegen durften es nur heimlich, und ſelbſt dieſe Erlaubniß ſchien einigen unerbittlich ſtrengen Kalviniſten ſchon allzugroße Nachſicht zu ſein.

Nicht ſo unblutig, wie zu Amſterdam, bemeiſterten ſich die Proteſtanten zu Haarlem drei Tage ſpäter der dortigen Kirche. Die dortige Beſatzung, welche aus Reformirten beſtand, vollbrachte dies Werk. Es war der Tag des Frohnleichnamsfeſtes, eines der höchſten in dem katholiſchen Kirchenjahre, eines der heiterſten und ſchönſten im katholiſchen Kultus; denn bei dieſem Feſte ſcheint auch die Natur mit den Menſchen zugleich dem Andenken des Erlöſers zu huldigen, und der Frühling beut der Kirche ſeine ganze Blumenfülle, daß ſie wie ein Garten Gottes erſcheint. Die Kathedrale Haarlems prangte an dieſem Tage im reichſten Schmucke; mit duftenden Blumen waren die Altäre geſchmückt; im Schimmer der zahlloſen Kerzen ſtrahlten die koſtbaren Gefäße und Zierrathen von Gold und Silber. Die Kirche war gedrückt voll Menſchen, welche einer Meſſe beiwohnten. Eben ſpricht der Prieſter am Altare das „Ite, missa est“, da dringen plötzlich die kalviniſtiſchen Soldaten mit gefälltem Gewehr zu den Pforten herein und brechen ſich durch die Volksmenge Bahn; ein Soldat ſtürmt mit blankem Degen bis zu dem Prieſter, der die Meſſe beendigt, und durchbohrt denſelben von hinten. Blind vor Schrecken rennen die Geiſtlichen und die Gemeine durcheinander, und mehr als Einer wird im Gewühl verwundet, während die Soldaten mit wildem Eifer den Schmuck von den Altären reißen und die Bilder zertrümmern. Erſt als die Zerſtörung ſchon vollbracht war, erſchien der Bürgermeiſter Kies in der Kirche. Den Biſchof von Haarlem nahmen die Soldaten gefangen, ließen ihn aber für ein Löſegeld wieder frei. Auch die Klöſter und Kirchen der Franziskaner und Dominikaner erbrachen und plünderten ſie. Scharf rügten die Staaten von Holland dieſen Frevel; der Prieſtermörder wurde mit dem Tode beſtraft, die Beſatzung aus Haarlem entfernt und ihr befohlen, das geraubte Gut wiederzuerſtatten. Die Kirchen aber wurden, ungeachtet aller Gegenvorſtellungen der Katholiken, welche ſich ſowohl auf den Genugthuungsvertrag, als auch auf die Pacifikation von Gent berieſen, den Reformirten eingeräumt und verblieben dieſen auch.

In einem noch bei weitem höheren Grade als in den nördlichen Provinzen äußerte ſich in den katholiſchen ſüdlichen das Verlangen der Reformirten nach Freiheit ihres Kultus, und das augenſcheinliche Mißtrauen der Staaten gegen die Katholiken erhöhte ihren Muth. Indem ſich die Reformirten auch in mehren Städten der ſüdlichen Provinzen der Kirchen bemächtigten, verminderte ſich zuſehends die Zahl der katholiſchen Seelſorger auf eine für den feſten Beſtand des Katholizismus ſehr bedenkliche Weiſe; wogegen der Kalvinismus immer weiter um ſich griff. Am 2. Juni 1578 trat zu Dordrecht eine Synode der reformirten Kirchen (ſowohl der holländiſchen und deutſchen als auch der walloniſchen) zuſammen, unter dem Vorſitz des Zeloten Dathenus, eines weiland Mönchs von Poperingen, der ganz Gent durch ſeine Predigten in Feuer und Flammen ſetzte. In dieſer Synode wurde unter anderm der Beſchluß gutgeheißen, daß die Refomirten ſchriftlich die freie öffentliche Uebung ihres Kultus verlangen ſollten, ohne jedoch die Katholiken irgendwie beeinträchtigen zu wollen. Am 22. Juni 1578 übergaben ſie dem Erzherzog und dem Staatsrath eine darauf bezügliche Bittſchrift und am 7. Juli eine zweite.

Was ſollten dieſe Beiden nun beginnen? Beharrten ſie feſt auf der Pacifikation von Gent, von der die Reformirten in ihrer Bittſchrift annahmen, daß die Staaten an dieſelbe nicht fürder gebunden ſeien, weil die Spanier ſie ſchon gebrochen hätten, — ſo ſchien bei der unglaublich geſteigerten Aufregung ein Bürgerkrieg unvermeidlich zu ſein; denn der glückliche Erfolg gewaltſamer Maßregeln lockte verführeriſch zur Nachahmung, und überdieß ſchienen ja die Staaten ſelbſt die Reformirten (aus übelverſtandener Vorſicht) in der letzten Zeit zu begünſtigen; ſo Manchem dieſer Konfeſſion hatten ſie Aemter und Würden verliehen. Thaten die Staaten aber das Gegentheil, gaben ſie den Bitten der Reformirten nach, dann reizten ſie nothwendig wieder die Erbitterung der Katholiken, dann zogen ſie ſich den gerechten Vorwurf der Wortbrüchigkeit zu und hatten zu gewärtigen, daß ſich die Katholiken, beſonders in den walloniſchen Landſchaften Artois, Hennegau u. ſ. w., welche eigentlich weiter nichts verlangten als die Erhaltung ihrer alten Provinzial- und Lokal-Privilegien und Inſtitutionen, aus Glaubenseifer lieber mit ihren ſpaniſchen Glaubensgenoſſen verſöhnten, welche, gerüſtet mit Waffen und Liſt, in der Nähe ſtanden.

Unter dieſen Verhältniſſen rieth Oranien, jene Bitte zu genehmigen. Es wurde demnach im Juli zu Antwerpen ein „allgemeiner Religionsfriede“ für die Niederlande vorgeſchlagen und ein Entwurf dazu in dreißig Artikeln gemacht. Der weſentliche Inhalt derſelben war in Kürze folgender: „Alle Kränkungen und Beleidigungen, welche der Konfeſſion wegen von beiden Seiten ſeit dem Abſchluß der Pacifikation von Gent vorgefallen, ſollen als nicht geſchehen zu betrachten ſein und der Vergeſſenheit überliefert werden. Beide Konfeſſionen beſtehen fortan ebenbürtig, frei und unangefochten nebeneinander; Jeder möge Gott nach ſeiner Ueberzeugung verehren, wenigſtens ſo lang, bis ein allgemeines Concilium gehalten wird und, nach Anhörung beider Partheien, etwas Anderes beſchließt. Zum feſten Schutz und Schirm ſolcher Glaubensfreiheit ſoll die öffentliche Ausübung der römiſch-katholiſchen Religion in Holland und Seeland wiederhergeſtellt und ohne Kränkung von

Seiten der Andersgläubigen erhalten werden, und zwar in der Weiſe, daß die Katholiken in dem Fall eine eigene Gemeinde bilden, wenn ſie in den Städten und größeren Dörfern mehr als hundert Familien ſtark ſind, oder wenn ſie in kleineren Ortſchaften die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Daſſelbe Verhältniß gilt für den Proteſtanten im ganzen Umfang der Niederlande. Wo jedoch entweder Katholiken oder Proteſtanten in einem beſtimmten Ort wegen zu geringer Anzahl keine beſondere Gemeinde mit öffentlichem Kultus bilden können, ſo daß dortſelbſt nur eine Konfeſſion herrſcht, ſoll dieſer Minderzahl Andersgläubiger von der übrigen Bevölkerung der Religion halber keine Kränkung zugefügt werden, noch viel weniger aber überhaupt eine Glaubensunterſuchung ſtattfinden. Zur Ausübung des Gottesdienſtes ſollen die Obrigkeiten den Gemeinden paſſende Plätze anweiſen. Jede Störung des beiderſeitigen Gottesdienſtes ſoll vermieden werden; wer die Kirche einer entgegengeſetzten Konfeſſion beſucht, ſoll ſich in die üblichen Gebräuche derſelben ſchicken. In allen Provinzen, mit Ausnahme von Holland und Seeland, ſollen die Proteſtanten an katholiſchen Feſttagen weder arbeiten, noch Handelsgeſchäfte treiben, noch die Läden offenhalten. Bei Beſetzung von Aemtern, bei Verleihung von Würden ſoll durchaus nicht auf die Konfeſſion geſehen werden; nur die Tauglichkeit begründe die Anſprüche. Endlich ſollen in jeder Stadt, neben der Obrigkeit, noch angeſehene und unbeſcholtene Männer beſtellt werden, um darauf zu achten, daß der Religionsfriede aufrecht erhalten werde, weßhalb ſie jede Uebertretung der darin enthaltenen Artikel unterſuchen und berichten ſollen.“

Welche Fülle von Hoffnungen für die Nation lag in dieſer Verordnung, deren ächt humaner Geiſt uns ſo warm und erquicklich wie Frühlingsodem anhaucht! Gleich einer grünen Oaſe hebt ſich dieſer Religionsfriede aus den öden Steppen, in welche der Fanatiſmus jener Zeiten die blühenden Niederlande verwandelt hatte. Das damals lebende Geſchlecht, ſo kühn und gewaltig es oft auftritt, ſo ſehr es uns durch ſeine Großthaten und durch die ungeſchwächte Kraft von ganzer Seele zu lieben und zu haſſen imponirt, — es war doch im Allgemeinen noch nicht fähig, das hehre Evangelium der Toleranz zu faſſen. Katholiken wie Proteſtanten hatten an jenem Religionsfrieden Vieles auszuſetzen; jede von beiden Konfeſſionen las, aufgeregt durch die furchtbaren Stürme, die ſie umtosten, darin eine Beſchränkung für ſich ſelbſt, einen Triumph der verhaßten Gegnerin. Antwerpen, die Gröninger Umlande, die Stadt Leeuwaarden nahmen den Religionsfrieden an; dagegen weigerten ſich Hennegau, Utrecht, (wo die katholiſche Geiſtlichkeit dagegen eiferte) und Geldern, welches kürzlich den Grafen Johann von Naſſau, einen ſtrengen Reformirten, zum Statthalter erbeten und erhalten hatte. Da die Kalviniſten in der letzteren Provinz ſahen, daß ſie durch Bitten nichts erreichten, ſo griffen ſie zur Gewalt und bemeiſterten ſich, mit Hülfe der Soldaten, der Kirchen zu Wachtendonk, Venlo u. ſ. w. In Antwerpen hatten es die Proteſtanten durch ernſtliches Andringen im Auguſt dahingebracht, daß ihnen einige Kirchen eingeräumt wurden. In Goes in Seeland erreichten die Proteſtanten im Oktober ihren Zweck durch Gewalt. Selbſt in Brüſſel durchzuckte eine bedenkliche Aufregung die Gemüther des Volkes. Dort verſuchte es Champagny, aus Beſorgniß für den katholiſchen Kultus, im Auguſt das holländiſche Kriegsvolk aus der Stadt zu ſchaffen, was aber Oranien zu verhindern wußte. Nun brachte es Champagny dahin, daß eine Schrift im Namen der Geiſtlichkeit, des Adels, der ſtädtiſchen Obrigkeit und des Gemeinweſens ausgefertigt ward, deren Inhalt die Bitte ausſprach, in Brüſſel keinen proteſtantiſchen Gottesdienſt zu dulden.

Unter großem Zulauf des Volkes wurde dieſe Bittſchrift auf das Rathhaus gebracht; aber durch ein Mißverſtändniß glaubte das Volk, man beabſichtige dadurch in Brüſſel eine zweite Pariſer Bluthochzeit, und rief: „Wie? ſoll auch hier der Bürger den Bürger ermorden? Nein! wir wollen uns dem fügen, was der Staatsrath und die Generalſtaaten beſchließen.“ So wurde Champagnys Plan vereitelt.

Am gefährlichſten war die durch den Religionsfrieden hervorgerufene Spaltung in Flandern. In Gent traf der religiöſe Fanatismus der Reformirten mit dem politiſchen der demokratiſchen Parthei ſo zuſammen, daß beide einander in die Hände arbeiteten, und insbeſondere war es wieder Hembyze, welcher durch den Zeloten Dathenus unterſtützt, gegen den Religionsfrieden (und gegen Oraniens Superiorität!) eiferte. Die Demagogen hatten den Plan entworfen, Gent in eine Feſtung zu verwandeln, — ein wahrhaft chimäriſches Projekt, — um von dieſem Mittelpunkte aus ganz Flandern zu republikaniſiren; ihre eigene Sicherheit ſchien ihnen von der Ausführung dieſes Planes abzuhangen. Ein merkwürdiges Treiben war die Folge davon. Man ſah Hunderte von Menſchen beſchäftigt, niederzureißen und aufzubauen; die Mauern von Kirchen und Klöſtern mußten ihre Steine dazu hergeben. Um die nöthigen Koſten zu erſchwingen, wurden nicht blos die öffentlichen Kaſſen in Anſpruch genommen, wurden nicht blos Privatperſonen (beſonders Katholiken) bedeutend beſteuert und endlich Lebensmittel und Waaren mit Auflagen belegt, ſondern auch die Kirchengüter eingezogen. So vertrieb man die Mönche aus der Abtei zu St. Peter, und die herrlichen Gebäude derſelben dienten nun zu Ställen für die Pferde der Soldaten; in den öden Zellen fanden geflüchtete Bauern eine Zufluchtsſtätte. Die achtzehn Volkstribunen erklärten, daß die neuen Bisthümer, als den alten Privilegien zuwider, aufgehört hätten und daß Gent und Flandern unter die Diöceſe Tournay gehörten; demzufolge ſollte die Juriſdiktion des Genter Bisthums aufhören und deſſen geiſtliche Güter ſollten eingezogen werden. Die Bettelmönche erhielten in ihren Klöſtern Soldaten zur Einquartierung, und dieſe wieder gemeſſenen Befehl, die Subſiſtenzmittel der Mönche aufzuzehren, damit ſich die Letzteren genöthigt ſähen, ihre Zellen zu verlaſſen. Sodann wurde allen fremden Mönchen geboten, ſich binnen drei Tagen zu entfernen; aber nicht bloß die fremden, ſondern auch die einheimiſchen Kloſtergeiſtlichen entſchloſſen ſich dazu, und ihre Klöſter wurden alſobald in Kaſernen und Magazine verwandelt. Alle dieſe Maßregeln gegen die Geiſtlichkeit vollzog der niedrigſte Pöbel, der ſich dabei zügellos den abſcheulichſten Ausſchweifungen überließ; die Tempel wurden geplündert und geſchändet; freche Gottesläſterungen ſchollen durch die der Andacht geweihten Räume. Die Zeit der Bilderſtürmerei ſchien mit allen ihren Gräueln wiedergekehrt zu ſein; und nur dadurch unterſchied ſich der neue Bilderſturm zu Gent von jenem älteren, daß damals Alles das Werk der augenblicklichen Exaltation war, während jetzt der Pöbel in Gent maſchinenmäßig die Pläne der Demagogen vollſtreckte. **Hembyze** hatte die Städte in Gents Umgebung, Courtray, Hulſt, Oudenaarde und Brügge eingenommen, und kam wie im Triumphe nach Gent zurück. Der Prediger Peter **Dathenus** ſchürte inzwiſchen daſelbſt die Flammen des Haßes und der Intoleranz in den Gemüthern des Pöbels. Wüthend eiferte er von der Kanzel herab gegen die „heilloſe“ Genter Pacifikation, er bezeichnete ſie als einen Verrath am Kalvinismus, als ein Aſyl und Bollwerk des Papismus; auch über den Prinzen von **Oranien** ergoß ſich ſein Geifer, ja er erklärte dieſen Mann, deſſen ſchönſte Tugend unter ſo vielen anderen die Toleranz war, eben wegen dieſer für einen Atheiſten. Kurz: die Anarchie herrſchte in Gent, und zwar unter der despotiſchen Obergewalt der beiden Demagogen. Die Anarchie mußte noch zunehmen, wenn dieſe aufeinander eiferſüchtig wurden, und ein ſolcher Fall konnte nicht lange ausbleiben; die Keime der Eiferſucht waren bereits vorhanden, da Hembyze nach der Alleinherrſchaft ſtrebte, Ryhove ſich der oraniſchen Faktion näherte. Schauderhaft war der Anblick des herrlichen Flanderns. Die ſtattlichſten Abteien in der ganzen Umgegend lagen verwüſtet und öde; das Volk litt, ohne ſeufzen zu dürfen, der Pöbel allein freute ſich guter Tage. Auch Ipern wurde in den Kreis des Verderbens hineingezogen; der biſchöfliche Palaſt, die Wohnungen mehrer Kanoniker wurden geplündert.

Während nun die Genter die Sache ſo auf die Spitze trieben, ſchloß ſich die germaniſche Hälfte von Flandern an ſie, und unheilbar wurde die Spaltung zwiſchen ihr und der katholiſchen walloniſchen. Ja aus dieſer Spaltung erwuchs raſch ein grimmiger Haß, erwuchs der Bürgerkrieg. Unmöglich konnten die walloniſchen Landſchaften Artois, Hennegau, Lille, Douay, Orchies, Tournay, u. ſ. w. länger müßig zuſehen. Sie hatten durch die Genter Pacifikation ſieben Stimmen bei der Verſammlung der Generalſtaaten erhalten; ſollten ſie die Vernichtung dieſer Pacifikation durch die Genter und deren Freunde erwarten? Sie waren katholiſch; konnten ſie die freche Verhöhnung ihres Glaubens länger dulden? Auch bei ihnen drohte dem Katholizismus durch den Fanatismus der Gegner die äußerſte Gefahr; es wäre Feigheit geweſen, das Höchſte und Heiligſte ohne Gegenwehr aufzuopfern. Sie thaten den erſten Schritt dagegen, indem ſie mit der Entrichtung ihrer Steuern einhielten. Der nächſte Schritt der Wallonen eröffnete den Bürgerkrieg. Die walloniſchen

Regimenter im Dienſte der Staaten, Egmont, Capres, Beurs, Heze und Montigny, ergriffen die Waffen, fielen in das platte Land von Gent ein und plünderten es, zur Wiedervergeltung der Kirchenräubereien von Seiten der Genter. Mit Macht nahmen ſie ſich der geflüchteten Geiſtlichen an, welche ihren Haß gegen die Genter noch ſchärfer anreizten, und lieferten dieſen mehre Treffen, in denen ſie größtentheils den Sieg davon trugen. Man nannte die **Edlen**, welche für den Katholizismus ritterlich zu fechten begannen, (Emmanuel von Lalaing, Herr von **Montigny** ſtand an deren Spitze) in Gent ſpottweiſe bloß „Paternoſterknechte,“ insgemein aber die „**Mißvergnügten**“ oder „**Malkontenten**.“ Vergeblich ſuchten die **Generalſtaaten** und der Erzherzog **Matthias** den Bürgerkrieg zu erſticken; keine Partbei wollte von ihren Forderungen auch nur das Geringſte nachgeben. Die **Wallonen** verlangten nämlich unbedingte Herſtellung des katholiſchen Kultus, Wiedererbauung der zerſtörten Kirchen und Klöſter, und Freilaſſung der Edlen, die — mit Ausnahme Aerſchots — noch immer in den Gefängniſſen Gents ſchmachteten. Die **Genter** dagegen beſtanden trotzig darauf, Emmanuel von Lalaing, Herr von Montigny, den ſie als das vornehmſte Haupt der „Malkontenten“ beſonders haßten, müßte ihnen ausgeliefert werden, und ferner: der reformirte Kultus müſſe im ganzen Umfang der Niederlande frei und öffentlich gehalten werden dürfen; dann wollten ſie auch gleiche Begünſtigung dem katholiſchen Gottesdienſt zukommen laſſen; die Gefangenen hingegen wollten ſie um keinen Preis frei geben; dieſe ſollten ihnen für jeden Fall haften. Dieſe Bedingungen konnte man bis auf die erſte, nicht anders als billig und klug nennen; aber furchtbar bekundete **Ryhove** den Uebermuth der Gewalt durch die ungeſetzliche Hinrichtung des Rathes **Heſſels**, eines von den Genter Gefangenen. Das frühere Leben dieſes Heſſels rechtfertigte Ryhoves Gewaltthätigkeit und Grauſamkeit keineswegs. Jakob Heſſels, in der letzten Zeit ſeines Lebens Rath von Flandern, war einſt Mitglied des berüchtigten „Blutrathes“ unter Alba geweſen und die öffentliche Meinung ſchrieb ihm damals einen beſonderen Antheil bei der Verdammung der edelſten Männer der Nation, Egmont und Hoorn zu, — Grund genug, daß der allgemeine Haß gegen ihn aufs Aeußerſte ſtieg. Heſſels war's, von dem man ſich zu erzählen pflegte, er ſei des Verdammens ſo gewohnt geweſen, daß er, wenn er während der Sitzungen des Blutrathes einſchlief, im Schlafe: „an den Galgen!“ rief. Nach der Auflöſung des Blutrathes war Heſſels nach Gent zurückgekehrt (er war dort früher Advokat und Mitglied des Rathes von Flandern geweſen) und hatte daſelbſt ſeines Dienſtalters wegen die Stelle eines Vicepräſidenten im Rath von Flandern erhalten. Beim Ausbruch der Revolution gefangen genommen, hatte er jetzt faſt ein Jahr lang im Kerker gelegen, deſſen Mauern die Verwünſchungen des Volkes umtobten. Er war ein Greis von 72 Jahren, aber das Silberhaar, das ſonſt auch dem roheſten Menſchen Ehrfurcht einflößt, erinnerte nur an ſo viele Juſtizmorde, deren Mitſchuldiger er geweſen war; — wunderbar iſt das Gewebe der Vergeltung; er ſelbſt ſollte jetzt durch einen Juſtizmord fallen. Hembyze und Ryhove hatten ſeinen Untergang beſchloſſen und der Letztere übernahm die Vollziehung; er konnte es nicht vergeſſen, daß Heſſels bei ſeinem grauen Barte geſchworen, ihn und Hembyze an den Galgen zu bringen. Es war am 4. Oktober 1578 als Ryhove vor dem Gefängniß, in welchem ſich Heſſels und Jan Viſcher, Paſtor von Ingelmünſter, der ſtets ein Eiferer gegen die Reformirten geweſen, befanden, einen Wagen vorüberfahren ſah, der mehre Perſonen nach Courtray bringen ſollte. Ryhove läßt denſelben halten, öffnet das Gefängniß und heißt Heſſels und Viſcher den Wagen beſteigen. Der Kriegsrath, für beide Gefangene ein unzuſtändiges Gericht, hatte ſie kurzab zum Tode durch den Strang verurtheilt. Sie werden unter Bedeckung nicht ſehr weit vor die Stadt hinausgeführt, wo bereits Ryhoves Genoſſen ihrer harren. Man heißt beide abſteigen und der Wagen fährt weiter nach Courtray. Ein Befehl Ryhove's; man ergreift ſie und legt Jedem den Strick um den Hals. Da ſpricht Heſſels ſtolz zu Ryhove: „Solches graues Haar wirſt Du nie tragen!“ — „Das lügſt Du, Schelm!“ erwiedert Ryhove wild, ſchneidet ihm eine Locke vom Bart und ſteckt ſie ſich an den Hut; Ryhoves Begleiter thun deßgleichen. Hierauf werden Heſſels und Viſcher an Bäume gehenkt; Ryhove aber eilt mit ſeinen Soldaten gen Courtray.

Wir haben über der Schilderung der inneren Zuſtände der Niederlande der ſtrengen Zeitfolge etwas vorgegriffen und lenken nun wieder in den Gang der Kriegsereigniſſe ein. Nach allen unnützen Vermittlungen und Verhandlungen um den Frieden, war man nämlich endlich doch darauf zurückgekommen, daß die Waffen entſcheiden ſollten. Don Juan dürſtete darnach; ſeine bisherige Stellung war ihm unerträglich geworden, die Niederlande ſelbſt wurden ihm dadurch verhaßt; der verzehrende Drang nach Thaten wühlte in ſeinem Herzen; der Gedanke: „ein Kaiſerſohn zu ſein ohne Reich“ zerſplitterte ſeine Kraft; er fühlte ſich in unſeligen Verhältniſſen, wie in einem Netze verfangen. tobte, dies Netz zu zerreißen, und das Gefühl der Ohnmacht drohte ihn aufzureiben.

An der Spitze des Heeres der Staaten ſtand als Feldmarſchall ein hugenottiſcher Edelmann aus Frankreich, Franz de la Noue, genannt: „Eiſenarm,“ und unter ihm der Graf Boſſü, jetzt eben ſo eifrig für ihren Dienſt bemüht, wie früher für den ihres Feindes Philipp II. — Das Heer der Staaten zählte kaum achttauſend Mann zu Fuß und zweitauſend zu Roß und hielt ſich zwiſchen Rimenant und der Demer in der Gegend von Mecheln auf; es erwartete deutſche Hülfstruppen, welche der Pfalzgraf Johann Kaſimir herbeiführen ſollte. Don Juan wußte dieß und beſchloß das Heer der Staaten anzugreifen, bevor es ſich mit den Deutſchen vereinigen könne. Sein Herz brannte nach Kampf und vergeblich rieth ihm der beſonnenere Alexander Farneſe davon ab. Sah doch Don Juan das Zeichen des Kreuzes auf ſeinem wallenden Banner, las er doch darauf die Schrift: „Durch dies Zeichen überwand ich die Osmanen und werd' ich die Ketzer überwinden!“ Hatte er doch auch die Uebermacht, — zwölftauſend Mann zu Fuß und viertauſend zu Roß. Heftig waren Angriff und Widerſtand an jenem Tage (dem 1. Auguſt); doch keiner von beiden Gegnern konnte ſich des Sieges rühmen. Dies war für Don Juan in ſeiner aufgeregten Stimmung ſo viel wie ein Verluſt, und auch das Heer der Staaten betrachtete es als einen ſolchen, da ſich Don Juan gegen Namur zurückzog.

Wir müſſen jetzt unſre Aufmerkſamkeit auf jene zwei Prätendenten wenden, deren wir bereits öfter erwähnten. Es ſind Franz von Valois, Herzog von Alençon und Anjou, auf der einen Seite, und der Pfalzgraf Johann Kaſimir auf der anderen; ſie vertreten das katholiſche und das proteſtantiſche Intereſſe; jeder findet im Sturme religiöſer Zwietracht Sympathieen für ſich, aber keiner von beiden ſcheint uneigennützig genug, um blos den Bedrängten helfen zu wollen; jeder ſcheint vielmehr an eine Herrſchaft zu denken, die er ſich erſt erobern ſoll. Angeblich für einen und denſelben Zweck, für die Rettung der Niederlande, betreten beide den niederländiſchen Boden, und ſtehen ſich einander dennoch als Feinde gegenüber. Oraniens klarer und wachſamer Charakter verliert ſich bei dieſen Wirren unbemerkbar im Hintergrunde; dennoch läßt ſich — unter allen Stürmen der Partheileidenſchaften — der Odem ſeines Geiſtes fühlen.

Anjou hatte, nach den vorhergepflogenen Verhandlungen dreitauſend Soldaten an die Grenzen von Hennegau geſandt, welche durch die Spanier unter Ottavio Gonzaga zerſprengt wurden. Bald darauf, nämlich ſchon im Juni 1578, war er ſelbſt nach Mons gekommen und hatte Bevollmächtigte nach Antwerpen geſchickt, um die Bedingungen ins Reine zu bringen, unter welchen er als Beſchützer der Niederlande auftreten könne. Die Königin von England war darüber auf's Neue in hohem Grade mißvergnügt und verhehlte ihre Geſinnungen weder Anjous Bruder, dem König von Frankreich, noch den Niederlanden. Trotz aller Gegenintriguen gelang es jedoch dem Herzog von Anjou, — vornämlich durch die thätige Theilnahme der Wallonen, welche in ihm ein Gegengewicht wider den proteſtantiſchen Pfalzgrafen erhalten wollten, — am 13. Auguſt einen Vertrag abzuſchließen, welchen er am 20. zu Mons unterzeichnete. Er wurde darin als „Beſchützer der niederländiſchen Freiheit“ anerkannt; — ein ſtolzer Titel für dieſen Prinzen, welcher weniger Stolz als Eitelkeit und, gelind geſprochen, jedenfalls zu wenig Charakter beſaß, um einen ſolchen Titel zu verdienen. Er verpflichtete ſich, den Staaten auf ſeine Koſten mit 10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Roß, drei Monate lang zu dienen, und ſpäterhin, für die ganze Dauer des Krieges, mit 3000 Mann zu Fuß und 500 zu Roß. Er mußte ſich dabei gefallen laſſen, daß man ſich auch mit dem König Heinrich von Navarra, der Königin Eliſabeth und dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir in Verbindung zu ſetzen trachten würde. Zu ſeiner Verſicherung ſollten ihm Quesnoi, Landrecis und Bapaume eingeräumt werden, die er jedoch zu beſtimmter Zeit zurück geben ſolle, und, falls er Philippeville, Binch oder Marienburg in ſeine Gewalt brächte, einer von dieſen drei Punkten ſtatt Bapaumes; alle Eroberungen, welche er dieſſeits der Maas auf der flandriſchen Seite machen würde, ſollten den Staaten zufallen, alle jenſeits der Maas eine beſondre Herrſchaft bilden, mit Ausnahme ſolcher Ortſchaften, die ſeit der Genter Pacifikation mit den Staaten vereinigt waren. Plätze, die freiwillig an ihn übergingen, ſollten zwiſchen ihm und den Staaten gleich getheilt werden. Anjou erhielt während des Feldzuges den Oberbefehl in Gemeinſchaft mit dem Feldherrn der Staaten, welcher denſelben in Anjous Abweſenheit allein führen ſollte. Die Verwaltung der Landesangelegenheiten blieb ausſchließlich den Staaten, dem Erzherzog und dem Staatsrath. Ohne Wiſſen und Bewilligung der Staaten durfte Anjou keine Bündniſſe abſchließen; jene ſollten ſich dagegen eben ſo wenig in Bündniſſe, welche Anjou benachtheiligen könnten, einlaſſen und keinen Vergleich mit Don Juan eingehen. Ferner durfte Anjou keinen Krieg wegen Glaubensſachen, noch gegen England beginnen. Die Staaten ſollten ihm dafür gegen ſeine Feinde, wenn ihn nämlich dieſe angriffen, beiſtehen, wobei jedoch das deutſche Reich, England und ſonſtige Freunde der Staaten ausgenommen waren. Endlich mußte Anjou erklären, daß er Don Juan und deſſen Parthei als Feinde betrachte, und ſich verpflichten, als Truppen bloß geborene Franzoſen und — mit Ausnahme ſeiner aus Schweizern beſtehenden Leibwache — von keiner anderen Nation ins Land zu bringen, dafür zu ſorgen, daß die franzöſiſchen Truppen den Feinden der Niederlande nicht beiſtünden, und daß ſtrenge Mannszucht gehalten werde. Man ſieht: die Staaten hatten ſich durch dieſe Bedingungen ihrem neuen Bundesgenoſſen gegenüber ſo ſicher als möglich zu ſtellen geſucht.

Faſt zur ſelben Zeit, als dieſe Uebereinkunft mit Anjou abgeſchloſſen wurde, betrat der zweite Bundesgenoſſe, der Pfalzgraf Johann Kaſimir den niederländiſchen Boden. Er war mit ſeinen Truppen über Köln und Meurs in die Grafſchaft Zütphen gekommen und harrte dort, bis ihm die Staaten für jenes Kriegsvolk, das er, noch über ſeine Beſtallung, für ſie angeworben hatte, den Sold ſchicken würden. Dieſe Forderung verſetzte die Staaten in die größte Verlegenheit, da ihre Finanzen erſchöpft waren; ein ſchlimmes Omen! Dringend baten ſie ihn denn um Aufſchub der Zahlung und um Beſchleunigung ſeines Weiterzuges. Johann Kaſimir gab nach und vereinigte ſich am 26. Auguſt mit dem Heere Boſſüs, welches noch in der Umgegend von Mecheln lag.

Die Heeresmacht der Staaten belief ſich nun auf 35,000 Mann zu Fuß und 14,000 zu Roß; weit geringer war die Don Juans. Gleichwohl brachte den Staaten ihre Uebermacht an Truppen nicht bloß keinen Vortheil, ſondern ſie vergrößerte ſogar ihre Verlegenheit. Bloß das Heer im offenen Felde, — alſo die Beſatzungen der Feſtungen nicht gerechnet, — erforderte monatlich neun Tonnen Goldes zur Erhaltung und die Einnahmen der Staaten erreichten mit genauer Noth etwas über vier Tonnen. Brabant war bereits ausgeſogen; Flandern und die walloniſchen Landſchaften, welche fortwährend in gegenſeitiger Erbitterung lagen und einander ruinirten, bezahlten keine Steuern; Holland und Seeland fingen kaum an, ſich von ihren ſchweren Wunden etwas zu erholen; Geldern, Friesland und Overyſſel hatten für ſich ſelbſt ſchon genug zu ſorgen; die übrigen Landſchaften konnten theils nur wenig Geldmittel aufbringen, theils befanden ſie ſich in Feindeshand. Die unbezahlten Truppen fingen an zu murren und nur mit Mühe brachte Boſſü ſie dahin, daß ſie ſich einſtweilen mit dem Empfang des rückſtändigen Soldes für einen Monat begnügten. Hierauf führte er ſie vor Löwen. Doch die Beſatzung dieſer Stadt that einen Ausfall und bald überzeugte ſich Boſſü, daß eine Belagerung derſelben unmöglich ſei, weil in der ganzen Umgegend keine Lebensmittel aufzutreiben waren. Deßhalb wandte ſich Boſſü mit ſeinem Heere nach dem walloniſchen Theile Brabants, um ſich dort mit Anjou zu vereinigen. Dieſer hatte am 9. September den Spaniern unter Don Juan den Krieg erklärt und belagerte Binch; doch erſt am 7. Oktober ging dieſe Stadt an ihn über. Maubeuge ergab ſich ihm durch Vergleich. Landrecis und Quesnoy weigerten ſich dagegen, franzöſiſche Beſatzung einzunehmen. Boſſü hatte ſich Nivelles, und einiger kleiner Schlöſſer bemächtigt und ſich dann gegen Gemblours gewandt, um Don Juan zu einer Feldſchlacht zu verlocken. Doch dies gelang ihm nicht.

Don Juans Unternehmungen wurden durch dieſelbe Urſache gelähmt, wie jene der Staaten, nämlich durch Geldmangel. Faſt in jedem Briefe nach Spanien ſchrieb er ungeduldig: „Geld und Escovedo und mehr Geld!“ Mit Ungeſtüm betrieb Escovedo perſönlich am ſpaniſchen Hofe dieſe Forderung ſeines Gebieters. Aber je eifriger er drängte, gerade um ſo größer wurde Philipps Mißtrauen gegen Don Juan. Wozu dieſe athemloſe Haſt, dieſe Ungeduld im Geldfordern, wozu anders, (dachte der König), als weil Don Juan ſeine geheimen gefährlichen Pläne auszuführen glüht? Grund genug für Philipp, um ſeinen Bruder durch Nichtunterſtützung hinzuhalten; Grund genug, um deſſen Vertrauten, den er für den Anſtifter und Beförderer jener gefährlichen Pläne hielt, unſchädlich zu machen! Die Antwort Philipps auf jenes: „Geld und Escovedo und mehr Geld!“ war — Escovedos Tod. Es bedurfte nur einer leiſen Andeutung deſſen, was in der Seele des Königs vorging, und ſein fein auffaſſender Staatsſekretär Antonio Perez wußte hinlänglich, was er, ohne ausdrücklichen Befehl, zu thun hatte. Escovedo fiel, durch gedungene Mörder, in Spanien.*) Die Nachricht von der Ermordung dieſes Vertrauten brach den letzten morſchen Reſt von Don Juans Kraft. Eben ſo klar, wie er jetzt den unverſöhnlichen Haß ſeines königlichen Bruders durchſchaute, lag plötzlich ſein ganzes Leben als ein — verlornes vor ſeinen troſtloſen Blicken. Die Blüthe ſeines herrlichen Geiſtes war zerſtört; jene brütende Schwermuth, die, wie ein Erbtheil ſeiner unglücklichen Großmutter Johanna, ſeines Vaters Karls V. letzte Lebenszeit umnachtet hatte, ſchlug die ſchwarzen Fittiche auch um Don Juans Seele. Seine Gedanken flohen die Welt, deren reichſte Hoffnungen für ihn zerknickt waren, deren Freuden ihn anekelten; er ſehnte ſich nach der Einſamkeit einer Kloſterzelle, wo er Frieden zu finden hoffte. Eine Einſiedelei in den öden Felſenklüften des Montſerrate ſchien ihm groß genug, um ſich ganz dem Dienſte Gottes hingegeben zu können, und ſein letzter Wunſch, ſeine einzige Bitte an Philipp beſtand darin — daß ſeine Leiche neben der ſeines Vaters Karls V. beſtattet würde; er forderte dies von ſeinem Bruder gleichſam als Lohn für alle Dienſte, die er ihm geleiſtet. Deutlich verriethen zwei von den Niederländern aufgefangene Briefe aus ſeiner letzten Lebenszeit, an Johann Andreas Doria und Pedro de Mendoza, ſpaniſchen Statthalter zu Genua, gerichtet, Juans Ueberzeugung von den Geſinnungen ſeines Bruders gegen ihn, ſeine ſchlimme Lage durch die Geldverlegenheit („kaum drei Monate könne er ſich in den Niederlanden halten“) und ſeine Stimmung, die faſt an Verzweiflung gränzte. Dazu kam noch ein Siechthum, welches ſeine körperlichen Kräfte verzehrte. Eine Epidemie, welche im ſpaniſchen Heere wüthete, ergriff auch ihn und raffte ihn im 33ſten Jahre ſeines Alters am 1. Oktober 1578 in einer Hütte des Dorfes Bouges dahin. Allgemein glaubte man, ſowohl auf ſpaniſcher, als auf niederländiſcher Seite, — er ſei vergiftet worden;*) die Spanier wälzten den Verdacht eines ſolchen Verbrechens auf die Niederländer, dieſe ihn umgekehrt auf die Spanier; Viele hielten es für wahrſcheinlich, daß ſich ſein Bruder Philipp von dem gefährlichen Nebenbuhler durch ein ſo ruchloſes Mittel befreit habe. Juans Leiche wurde von den Truppen nach Namur gebracht und dort, angethan mit einer reichen Rüſtung, prachtvoll aufbewahrt. Philipp erfüllte den letzten Wunſch des Verſtorbenen, deſſen ſtolzere und kühnere unerfüllt geblieben waren, und ließ Juans Leiche neben der ſeines Vaters Karls V. im Eskurial beſtatten.

---

*) Vergl. das Memorial de Antonio Perez in deſſen Relaciones (Paris 1598). Ueber die innerſten Verhältniſſe ſind „las obras y relaciones de Ant. Perez“ (die mir bekannte vollſtändigſte Ausgabe „Ginevra 1654“) höchſt wichtig, über welche Gundling das Urtheil fällte: „Ich habe mein Lebtage von politiſchen Dingen und nachdenklichen Experimentis nichts geleſen, das dieſen Relationibus gleich käme.“

---

*) „In defuncti corpore extitisse [illegible] [illegible] vestigia, affirmant, qui viderunt“, ſagt Strada (Dec. [illegible] I. 10.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt des erſten Bandes.

Seite.

Erſtes Buch (1567—1573).

Erſtes Kapitel (1567—1569) 3
Zweites Kapitel (1569—1572) 51
Drittes Kapitel (1572—1573) 83

Zweites Buch (1573—1576).

Erſtes Kapitel (1573—1574) 146
Zweites Kapitel (1574—1576) 194
Drittes Kapitel (1576) 244

Drittes Buch (1576—1579).

Erſtes Kapitel (1576—1578) 271
Zweites Kapitel (1578) 312

Friedrich von Schiller's

hiſtoriſche Schriften.

Zweiter Supplementband:

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,

fortgeſetzt

von

Eduard Duller.

II.

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Friedrich von Schiller's

Geſchichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande.

Fortgeſetzt
von
Eduard Duller.

Zweiter Band.

(Von dem Abſchluß der Utrechter Union bis zur Vernichtung
der ſpaniſchen Armada, 1579—1588.)

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Drittes Buch.

(Fortſetzung.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Drittes Kapitel.

Das Schickſal der Niederlande nimmt nach dem Tode Don Juans eine neue, höchſt intereſſante Wendung. Jetzt endlich tritt nämlich ein Mann gegen ſie auf, der alle Eigenſchaften in ſich vereinigt, um dem König von Spanien die abgefallenen Provinzen, ſich ſelbſt aber die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, ſo wie der Nachwelt zu gewinnen. In den Niederlanden reiſen zur ſelben Zeit alle Früchte des Fanatiſmus, der Partheiungen, der Zwietracht. Mit Gewalt zerſprengen die bisher aneinandergeketteten feindſeligen Elemente ihre Bande; der bis zur blinden Wuth geſteigerte Religionshaß reißt den ſüdlichen Theil der Niederlande für immer von dem nördlichen ab und treibt jenen wie ein angeſchwemmtes Land wieder zu Spanien, — während dieſer, ſtark wie ein Felſeneiland, allen Stürmen Trotz bietet, geheiligt durch die Freiheit, die darauf thronet und die dem bisherigen Beherrſcher der Meere den Dreizack aus der Hand winden wird. In dem Zeitraum vom 1. Oktober 1578 bis zum 13. September 1579 liegen die Anfänge der Selbſtſtändigkeit des holländiſchen Freiſtaats begründet, wurde der Trennung Hollands und Belgiens für alle folgenden Zeiten das Siegel aufgedrückt. Betrachten wir zuerſt den Mann, der in einer ſo wichtigen Zeit die Bühne betrat, auf welcher das erhabenſte Schauſpiel, der Kampf um die Freiheit, in voller Entwickelung war. Dann wollen wir dieſe Entwickelung ſelbſt verfolgen.

Jener Mann war Alexander Farneſe, damals noch Prinz, ſpäter Herzog von Parma. Mit zwei flüchtigen Strichen wurde ſein Charakter bereits angedeutet, als wir ihn an der Spitze der aus Italien zurückgekehrten ſpaniſchen Kriegsſchaaren zu ſeinem Oheim Don Juan treten ſahen. Schon ſeit einiger Zeit hatte ihn Philipp II. zum Nachfolger Don Juans in der Generalſtatthalterſchaft der Niederlande beſtimmt. Nach dem Tode des letzteren übernahm er dieſelbe vorläufig und bald erhielt er aus Spanien die Beſtätigung dieſer Würde. — Einſt, da Farneſe noch ein Kind war, hatte ſein Urgroßvater, Papſt Paulus III, die Hand auf deſſen Haupt gelegt und prophetiſchen Geiſtes geſprochen: „In dieſem Kinde wird ein großer Feldherr heranwachſen!“ Alexander Farneſe wurde in der That ein ſolcher; er wurde ein größerer als Alba. Beſaß Farneſe Albas ariſtokratiſchen Stolz nicht, welcher dieſen Mann gegen Geringere um ſo härter machte, als er ſelbſt es nur mit Unmuth ertrug, unter einem höheren Herrn zu ſtehen, — ſo fühlte ſich Alexander Farneſe dem Monarchen ebenbürtig; Fürſt war er ſo gut wie dieſer, eine königliche Prinzeſſin, Maria von Portugal, nannte er ſeine Gemahlin. Freilich war auch Don Juan aus fürſtlichem Geblüt entſtammt. Aber, während Don Juan ſich durch den Stolz auf die erlauchte Abkunft zu abenteuerlich-romantiſchen Entwürfen hinreißen ließ, weil er zu den angebornen, durch ſeine ſpätere Anerkennung neu erkräftigten Anſprüchen gleichſam keinen feſten Boden finden ſollte, auf dem er als Fürſt herrſchend wandle — konnte Alexander Farneſe auf ein Land hinblicken, das ſein eigen war, und um ſo freier war ſeine Stellung im Dienſte des Königs, um ſo leichter konnte er auch die Stellung von Unterthanen beurtheilen. Wie Farneſe alle Eigenſchaften beſaß, deren ein vollkommener Feldherr bedarf, — Scharfſinn und ſchnellen Ueberblick, Kühnheit und Ausdauer, das Talent, den Soldaten zu imponiren und doch ihre Liebe zu gewinnen und zu erhalten, — Strenge und Nachſicht am rechten Ort zu üben, — das Talent, die Verhältniſſe, auch wenn ſie drohend überraſchen, zu beherrſchen, endlich die genaueſten Kenntniſſe im Kriegsweſen, — ſo fehlten ihm auch wieder jene Gaben nicht, die der Fürſt in ſchwierigen Zeiten einem Volke gegenüber nöthig hat, um es unmerklich nach ſeinem Willen zu lenken, — die Würde, mit Leutſeligkeit gepaart, welche den gemeinen Mann bezaubert, die ſcheinbare Vertraulichkeit, welche dem Adel und den höheren Klaſſen ſchmeichelt, die fromme Demuth gegen geiſtliche Perſonen, welche den Klerus gewinnt, kurz eine tiefe Menſchenkenntniß und das Talent, die Menſchen nach ihren Individualitäten paſſend zu behandeln. Dazu beſaß er nun noch italieniſche Lebhaftigkeit und italieniſche Schlauheit. So vermochte er es, beſtehende Riſſe unmerklich bloß dadurch zu erweitern, indem er Perſonen, die ihm wichtig ſchienen, an ſich zog; wer mochte dabei denken, daß er andere, die er nicht zu gewinnen hoffen konnte, verdächtigte? Man ſieht, daß eine ſolche Schlauheit oft haarſcharf an Hinterliſt gränzen mußte; aber ſelten überſchritt ſie bei ihm dieſe Gränze. Farneſe wußte zu gut, daß es nicht genug iſt, bloß ehrlich zu ſein, daß es für hochgeſtellte Perſonen oft noch wichtiger iſt, den Kredit der Ehrlichkeit zu behaupten. So war es ihm gegeben, da, wo die Schärfe des Schwertes nicht ausreichte, durch die feinen Künſte der Politik zu ſiegen. Ueberdieß kam es ihm noch zu ſtatten, daß er damals, als er die Generalſtatthalterwürde antrat, in der Blüthe ſeiner männlichen Kraft ſtand. Was ſeine religiöſen Anſichten betraf, ſo war er ſtreng katholiſch; aber ſein Eifer für die Religion war zum Theil mehr romantiſcher, zum Theil mehr politiſcher Art, als inquiſitoriſcher. Er war der rechte Mann dafür, um die Sympathieen der belgiſchen Katholiken an ſeine Perſönlichkeit zu feſſeln und dadurch auch mit Spanien wieder zu vermitteln. Ueberdieß hatte er bereits früher am Hofe ſeiner Mutter, der Herzogin Margarethe, und als er zu Brüſſel ſeine Hochzeit mit Maria von Portugal feierte, Gelegenheit gehabt, die Niederlande kennen zu lernen und mit manchen bedeutenden Männern in Verbindung zu treten; ſein letzter Aufenthalt unter Don Juans Statthalterſchaft diente ihm als treffliche Vorſchule für ſeinen neuen Wirkungskreis. Alle verwickelten Verhältniſſe der Niederlande lagen vor ſeinen ſcharfſichtigen Augen entwirrt und klar da; er durchſchaute die Partheien; er erkannte die geeigneten Anknüpfungspunkte. Unmöglich konnte der damalige Zuſtand der Dinge von langer Dauer ſein; es bedurfte nur der geſchickten Hand eines Meiſters, wie Farneſe, um eine Entſcheidung herbeizuführen, nach welcher ſich Viele dringend ſehnten.

Die Konflikte, welche aus den einander entgegengeſetzten Prinzipien der beiden Protektoren oder (eigentlich) Prätendenten, des katholiſchen und des reformirten, entſpringen mußten, waren nämlich bereits wirklich eingetreten; aber es waren, (was Beide entlarvte,) gerade nicht Konflikte wegen der Religion, ſondern bloß wegen der Herrſchaft, nach deren Alleinbeſitz in den Niederlanden Jeder von Beiden trachtete; ja, es ſcheint, als ob erſt die Nebenbuhlerſchaft Jeden von Beiden zum offenen Anſchluß an das betreffende religiöſe Prinzip getrieben habe. Johann Kaſimir zeigte ſein Mißvergnügen über das Bündniß mit Anjou ganz deutlich und wollte ebenſo wenig unter dem Feldherrn der Truppen der Staaten, dem Grafen Boſſü ſtehen. Sei es, daß er die Parthei der exaltirten Reformirten ergreifen zu müſſen glaubte, um die Anjou anhängenden Katholiken in Verlegenheit zu bringen, ſei es, daß er dadurch feſteren Fuß für ſeine eigenen tieferen Pläne zu faſſen hoffte, — gleichviel, Johann Kaſimir eilte mit ungefähr 500 Reitern den Gentern zu Hülfe. Sogleich verbreitete ſich, ob mit Grund oder nicht, das Gerücht, man gehe damit um, ihn zum Grafen von Flandern zu machen. Auch zu Anjou's Ohren drang dies Gerücht, und es verbitterte ſein Herz. Der Mißmuth, einen Nebenbuhler ſehen zu müſſen, welcher ſtörend in Anjous eigene Herrſchaftspläne eingriff, enthüllte mit einem Male den ganzen Egoismus des Letzteren und deſſen kleinlichen Charakter; er benahm ſich wie ein gekränktes Kind, das mit ſeinen Kameraden, die ihm hinter'm Rücken einen loſen Streich geſpielt haben, plötzlich nichts mehr zu thun haben will und ſich einbildet, das Heil der Welt hänge daran, wenn es ſich von ihnen zurückziehe. Er dankte anfangs zweitauſend Mann ſeines Fußvolks und einige Reitergeſchwader ab, welche ſich zur Stelle in den Dienſt der „Malkontenten“ begaben, und zwar, wie man glaubte, nicht ohne Anjous Vorwiſſen. Dies war auch inſofern nicht unwahrſcheinlich, da ja die „Malkontenten“ die heftigſten Feinde der Genter waren, welchen ſich Johann Kaſimir angeſchloſſen hatte. Bald darauf entließ Anjou ſein ganzes Heer und kehrte grollend nach Frankreich zurück, unter dem Vorwand, ſein Bruder, der König, habe ihn zurückberufen. So entſchuldigte er ſich wenigſtens bei den Staaten, die ihm zwar Lobeserhebungen und Dankſagungen nachriefen, aber im Grunde doch froh waren, ſeine Hülfe, ſo wie die Sachen damals ſtanden, auf gute Art losgeworden zu ſein. Seine Truppen hatten auch in der That gar zu übel im Lande gehauſt.

Johann Kaſimir folgte bald Anjous Beiſpiele. Er reiſte nach England, um dort ſein Benehmen in Bezug auf die Genter vor der Königin Eliſabeth zu rechtfertigen. Indeſſen gefiel es ſeinen Reitern nicht länger in den Niederlanden; ſie verlangten von Alexander Farneſe freien Durchzug nach Deutſchland, erhielten dieſen und verließen das Land. Als nun Johann Kaſimir ſpäter aus England zurückkehrte und ſeine Krieger nicht mehr in den Niederlanden fand, hielt er es für's Klügſte, ihnen zu folgen und begab ſich nach Deutſchland zurück, ohne ſich weder bei dem Erzherzog, noch bei Oranien und den Staaten beurlaubt zu haben. Die Staaten waren auch über den Abzug der deutſchen Hülfsvölker nicht ſehr betrübt; denn dieſe hatten ziemlich eben ſo ſchlimm wie die franzöſiſchen gehauſt, und überdieß hatten ſich die Deutſchen und die Franzoſen, wo ſie ſich immer trafen, nie gut vertragen. Wie die Herren, ſo die Diener. Die ſogenannten Helfer in der Noth waren dem gemeinſamen Feinde der Niederlande nicht halb ſo gram, als ſich ſelbſt untereinander.

Uebrigens hatten die Staaten auch ihr eigenes Heer beim Beginn des Winters größtentheils entlaſſen und den Reſt deſſelben in Winterquartiere gelegt. Ihr Feldherr, Graf Boſſü, ſtarb noch im Dezember 1578 und man erzählte ſich, er ſei eben im Begriffe geweſen, die Sache der Staaten zu verlaſſen und ſich wieder an die königliche Parthei anzuſchließen.

So ſtanden die Dinge in den Niederlanden, als ſich die walloniſchen Landſchaften Artois und Hennegau und die Städte Lille, Douay und Orchies am 6. Januar des neuen Jahres 1579 zu Arras verbanden, die Genter Pacifikation und die Brüſſler Union vom 9. Januar 1577, zum Schirm des Katholizismus und unter'm Gehorſam gegen den König von Spanien durch gemeinſame Kraft aufrecht zu erhalten, dagegen den Religionsfrieden nicht aufkommen zu laſſen. Das Motiv zu dieſem Schritte der Wallonen war ihr Mißvergnügen über die letzten, gegen die katholiſche Religion gerichteten Erzeſſe zu Gent und über den jüngſten Vergleich, welchen Oranien dort geſchloſſen hatte.

Indeſſen hatte Oranien fruchtlos die dringendſten Briefe nach Gent geſchrieben und St. Aldegonde dahin geſchickt, um die Bevölkerung zur Annahme des Religionsfriedens zu beſtimmen; fruchtlos hatte die Königin Eliſabeth durch ihren Geſandten Davidſon die Genter ermahnt, die Vorſchläge Oraniens anzunehmen, wozu ſelbſt Ryhove hinneigte. Hembyze mit der mächtigen Weberzunft bildete die Oppoſition, welche den Religionsfrieden ſo lange nicht annehmen wollte, bis die Glaubensfreiheit auch den 17 Provinzen zugeſtanden ſei. Da entſchloß ſich Oranien, ſelbſt nach Gent zu reiſen, der Verdacht, welcher ſich regte, als ob er bei dieſen Erzeſſen ſogar heimlich die Hand im Spiele hätte, beflügelte ſeine Schritte; nicht bloß ſeine Grundſätze, ſondern auch ſeine Ehre forderten ihn jetzt auf, einen ſo ſchmählichen Verdacht durch die That zu widerlegen. Am 2. Dezember traf er, in Begleitung ſeines Bruders, des Grafen Johann, zu Gent ein, und am 4. verſammelte er den Magiſtrat auf dem Rathhauſe. Die Stimme der Vernunft drang endlich gegen die tumultuariſche demokratiſch-proteſtantiſche Oppoſition durch, und am 16. Dezember 1578 brachte Oranien einen Vergleich zu Stande, welcher am 27. publicirt wurde. Dem zufolge erlangten die **katholiſchen Geiſtlichen**, (mit Ausſchluß der vier Bettelorden) den **Beſitz ihrer Güter wieder und beide Konfeſſionen theilten** ſich in die Kirchen, wiewohl ſich die Katholiken aller öffentlichen Prozeſſionen enthalten mußten.*) Dieſer Vergleich, das Beſte, was Oranien einer ſo furchtbar aufgeregten Zeit noch abgewinnen konnte, war jedoch beiden Konfeſſionen wenig zu Dank geweſen. Die Reformirten beklagten ſich, daß er den Katholiken noch immer allzuviele Rechte eingeräumt

---

*) Einige Tage zuvor hatte der Abt von St. Peter von dem Erzherzog Matthias den Befehl erlangt, der Zerſtörung ſeiner Abtei, womit Jan van der Laer beſchäftigt war, ein Ziel zu ſetzen; Jan van der

---

Laet war Commissaire de la ville und begleitet von vielen Handwerkern. Dieſer Befehl, welchem ſich der Magiſtrat nur ungern unterwarf, vermehrte das natürliche Mißtrauen Hembyzes in Beziehung auf die Katholiken noch mehr. Auch ließ er ſie, obgleich der „Religionsfriede“ ihnen viel feindſeliger als den Reformirten erſcheinen mußte, folgende Erklärung zeichnen, worunter er ſeinen Namen mit dem des zweiten Schöffen ſchrieb:

Vorme ende concept van Eede in de plaetse van Eede ghepubliceert binnen Ghendt by de religioens-vrede den 27. Decembris LXXVIII.

Wy etc. etc. sweeren ende beloven by God almachtich vast ende onverbrekelik 't onderhoudene d'ordonnantie van den religioens-vrede up d'exercitie van beede de religien, by den magistraet der stede van Ghendt den 27. December 78 ghepubliceert, dienvolghende de previlegien der voorseyder stede, ooc alle de insetenen der selver so van d'eene als d'andere religie, ghetrouwelyk te beschermen in lyfve ende goede ende te helpen houdene in paise, ruste ende vrede up peijne van bij't voornoemde magistraet, so in lyfve als goede, ghepuniert te werdene, alwaer wylieden so gheestelyke als weerlicke ons te rechte stellen ende advoueren ende omme by ons van roomsche religie alle diffidentien ende misvertrouwen te weerene, renunchieren, ende gaen of by desen van alle previlegien, vryheden ende exemptien, die ons wt keyserlicke, pauselicke, canonicke rechten, concilien, ende andersins soude moghen te baten commen, so by absolutien, gratien, indulten, dispensatien, vercreghen ofte te vercryghene by gheestelicke ofte weerlicke overheyt, ofte met eenighe pretexten of eede ghedaen, ofte te doene ter contrarien, ende namelyk der opinie van eenighe, dat men in stuck van religie ende gheloove der wederpartije niet verbonden en soude syn beloofte ende trouwe te houdene, de welcke wy met aldies voorseyden afsweeren ten fijne ende effecte voorscreven.

Oorconden so es ditter onderteekend ter begheerte van beede partyen so gheestelic als weerlic by de voornoemde heeren in Gode de Prelaeten van Sinte Pieters ende Dronghene, wten name van der habe; die Katholiken aber beſchwerten ſich über das Gegentheil und noch außerdem darüber, daß er die Befreiung der Gefangenen in Gent nicht bewirkt. Den walloniſchen Landſchaften, die wir früher erwähnten, war nun dieſer Vergleich ganz beſonders anſtößig, und veranlaßte ſie wohl zunächſt zu jener Vereinigung, welche Alexander Farneſe nur mit geheimem Wohlgefallen betrachten konnte und weiter benützte, welche aber die Generalſtaaten in demſelben Grade beunruhigen mußte, als ſie ihre Macht und ihr Anſehen beeinträchtigte. Dagegen wurde dieſes Bündniß der drei walloniſchen Landſchaften anderſeits zu einer mächtigen Triebfeder, um einen längſt gehegten und wohl vorbereiteten Plan Oraniens raſcher in Wirklichkeit zu ſetzen, als dies vielleicht unter anderen Umſtänden möglich geweſen wäre.

Oranien, welcher die Menſchen überhaupt und die verſchiedenartigen Charaktere der niederländiſchen Bevölkerung insbeſondere ſehr gut kannte, hatte nach genauer Beobachtung aller jener Entwickelungen, die in der letzten Zeit ſo überraſchend ſchnell gereift waren, von den Katholiken der ſüdlichen Provinzen, zumal von den Wallonen, einen ſolchen Schritt wie das Bündniß der drei Landſchaften als kaum zweifelhaft vorausgeſetzt. Er hatte ſich überzeugt, daß bei den durchgreifenden Gegenſätzen der Konfeſſionen und der Nationaltemperamente eine dauernde Vereinigung der ſüdlichen und der nördlichen Provinzen unmöglich ſein müſſe, um ſo mehr, da in den erſteren die Eiferſucht des Adels gegen ſeine Perſon und das zwar unſchein-

---

clergie ende wten name van der werelicke by beede de vooerschepens der stede van Ghendt, desen 14. January 1579.

(S.) Gheleyn abt van St. Pieters.
Lieven ootmoedich abt van clooster van Dronghen,
J. Hembyze en Gillis Borluut.

bare, aber um ſo ſichrere Hinwirken der *Jeſuiten*, welche in den Beichtſtühlen die Gewiſſen der ſtrenggläubigen Katholiken gegen eine „Gemeinſchaft mit Ketzern und Bilderſtürmern“ (als Verbrechen galt ja die Toleranz) einnahmen, alle ächte Eintracht vereitelten. Sollte aber darüber die *Freiheit ſelbſt* Schaden nehmen? Sollten alle Opfer, die ihr gebracht worden waren, fruchtlos ſein? Nimmermehr! Es mußte ſich doch *ein* Punkt finden laſſen, welchen die Freiheit feſt beſäße! Aber wo? Für's Erſte nicht in den ſüdlichen Provinzen, wo man damals die ächte Weſenheit der Freiheit nicht überall, oder an vielen Orten leider nur falſch verſtand, wo (wie in Gent) eine augenblickliche Zügelloſigkeit, gefolgt von dem Deſpotismus eines Demagogen, dafür gelten konnte. Man würde übrigens ein großes Unrecht begeben, wollte man glauben, daß die Bewohner der ſüdlichen Provinzen der Freiheit nicht fähig waren, oder daß der Katholizismus Freiſinn und Freiheitsluſt abſtumpfen könnte. Der Katholizismus an und für ſich war in jenem Falle außer aller Schuld. Im Gegentheil kann man die letztere vorzugsweiſe nur den Ausſchweifungen der Exaltirten von der reformirten Parthei zurechnen, welche alle Freunde der Ruhe und Ordnung erbitterten, welche durch ihre ungerechten Angriffe gegen die katholiſche Religion und deren Prieſter alle Bekenner derſelben gleichſam dazu *zwangen*, ſich von der ſogenannten Sache der Freiheit abzuwenden, die eigentlich eine Sache der *Gewalt*, der Anarchie geworden war. Ganz abgeſehen von allen religiöſen Kontroverſen war die Sache des Katholizismus in den ſüdlichen Niederlanden damals die Sache der meiſten Verſtändigen und Geſetzlichen.

Anders verhielt es ſich in den *nördlichen* Provinzen. Wie in den ſüdlichen der Katholizismus den Angelpunkt der bürgerlichen Ordnung, ſo bildete in den nördlichen die reformirte Konfeſſion die Grundfeſte der Freiheit, nämlich der ruhigen, naturgemäß ſich entwickelnden, zur feſten Staatsform hinſtrebenden Freiheit, von welcher bereits nichts Geringeres als die Exiſtenz der Nationalität abhing. Jahre lang hatten die nördlichen Provinzen ehrenhaft dafür gekämpft; ſie hatten die bürgerliche und religiöſe Freiheit endlich errungen; ſie erholten ſich bereits von den meiſten Wunden, welche ſie im Kampfe erhalten hatten. Dieſe Freiheit mußte ihnen nun auch bleiben, geſichert vor allen Wechſelfällen, die ein Krieg herbeiführen konnte. Aber wie war dies Ziel zu erreichen? Um ein taugliches Mittel dafür zu finden, mußte man in die Erforſchung der Vergangenheit zurückgehen. Ein feſtes Zuſammenhalten der gleichgeſinnten Provinzen (das große Wort: „eendragt maakt magt!“) wehrt jede Uebermacht ab; dies ſagte die geſunde Vernunft. Wie kam es denn nun aber, daß bis jetzt noch kein Bündniß im Stande geweſen war, eine ſolche Wirkung hervorzubringen? Vielleicht weil die beſonderen Provinzialintereſſen ſich jedesmal zum Nachtheil des Geſammtintereſſes der Nation allzu ſehr geltend machten? Ja, darin lag es; damit war der richtige Punkt bezeichnet. Die einzelnen Provinzen waren der geſchichtlichen Form bis jetzt noch zu wenig entwöhnt und hatten ſich noch immer daran gehalten. Jetzt aber galt es auf einmal: Leben oder Tod. Es galt, eine neue geſchichtliche Form zu begründen; und, um dies zu können, blieb kein anderes Mittel, als — ſich der alten zu entſchlagen. Der Form nämlich, — nicht der Individualität, nicht der Selbſtſtändigkeit! Hätte eine Provinz dieſe aufgeopfert, ſo war es gewiß um die gemeinſame Freiheit geſchehen. Aber wie nun Beide in Einklang bringen? Wie die provinzielle Selbſtſtändigkeit erhalten und die gemeinſame (nationale) Freiheit erringen, ohne von der erſteren auch nur das Geringſte aufzuopfern? Und doch ſchien die letztere beinahe ein ſolches Opfer zu fordern! Auch hier mußte man auf die Betrachtung der Vergangenheit zurückgehen, nämlich aus dem, was nicht hätte ſein ſollen, das lernen, was jetzt geſchehen mußte. Für die Eintracht, die man bei allen Bündniſſen bisher beabſichtigte, hatte ſtets die centripetale Kraft der ächten Einheit gefehlt. Man hatte bisher bloß gemeinſam berathen, aber es hatten die Mittel und Wege gefehlt, um auch übereinſtimmend handeln zu können. Es mußte demnach eine Centralbehörde geſchaffen werden, in welcher der gemeinſame Wille repräſentirt wurde und welcher auch die gemeinſame Thatkraft zu Gebote ſtand. Aber ſehr ſchwierig war es, eine ſolche Centralbehörde zu erſchaffen; beſonders ſchwierig war dieſe Aufgabe gerade für Oranien, von welchem der Plan ausging, und welcher denſelben mit der ganzen Konſequenz, die ihm eigen — war, durchzuſetzen trachtete, — doppelt ſchwierig in ſeiner eigenthümlichen Stellung zu Holland und Seeland. Wie leicht konnte er ſich, wenn ſeine Feinde dieſe Stellung in Betracht zogen, Mißdeutungen ausſetzen, welche Mißtrauen erwecken mußten! Kaum war der Schein zu vermeiden, als wolle Oranien unter dem Vorwand des Gemeinwohls durch eine Vereinigung mehrer Provinzen nur eine Herrſchaft für ſich begründen, für welche er in Holland und Seeland bei der Anhänglichkeit beider an ſeine Perſon, bei den oberhoheitlichen Rechten, die er über beide bereits beſaß, einen feſten Mittelpunkt zu haben ſchien. Gefährlicher als je war es jetzt, das Mißtrauen zu wecken, da auf der anderen Seite ein Mann wie Alexander Farneſe bereit ſtand, dies eben ſo meiſterhaft zu benützen, wie er die Separation der Wallonen insgeheim zu befeſtigen wußte. Endlich mußte Oranien beſorgen, daß man ihm, wenn er einen beſonderen engen Verband einiger Provinzen veranlaſſe, vorwerfen würde, er habe die Genter Pacifikation gebrochen, an welche allein ſich halten zu wollen, er doch ſtets und mit ſo auffallender Beharrlichkeit erklärte! Deßhalb trat Oranien lieber in den Hintergrund, wo er, unbeachtet, nicht weniger eifrig, aber um ſo ſichrer wirken konnte. Oeffentlich übernahm ſein Bruder, Graf Johann von Naſſau, das Geſchäft, einen neuen Staatskörper zu organiſiren.

Schon unmittelbar nach Don Juans Ankunft in den Niederlanden hatte ſich Oranien in weiſer Vorſicht bemüht, eine engere Vereinigung jener Städte Hollands und Seelands, die ſich noch abgeſondert hielten, und des Stifts Utrecht unter ſeiner Statthalterſchaft zu Stande zu bringen. Zu Anfang des Jahres 1577 rieth (wie es heißt,) auch die Königin von England den Staaten von Holland, Seeland, Geldern, Friesland und Utrecht zu einer ſolchen Vereinigung und verſicherte ſie dazu ihres Beiſtandes. Gewiß iſt es, daß Oranien zur ſelben Zeit eifrig dafür arbeitete; in Geldern wirkten in dieſem Sinne Meiſter Jakob Muis, in Utrecht der Advokat Floris Thin und Meiſter Floris van Heermaale, in Friesland Popke Ufkens, Karl Roorda und Duko Martena. Doch die wichtigen Ereigniſſe, in deren Folge ſich Oranien nach Brabant begab, brachten jenes Werk einſtweilen in's Stocken. Inzwiſchen traten mehre Umſtände ein, welche für die Wiederaufnahme der Verhandlungen äußerſt günſtig waren. Graf Johann von Naſſau wurde zu Anfang des Jahres 1578 zum Statthalter von Geldern ernannt, und der reformirte Kultus faßte in dieſer Provinz feſten Fuß. In Friesland, wo ſich der Provinzialhof geweigert hatte, Don Juan für einen Feind zu erklären, hatte der tapfre Herr von Rennenberg die ſtädtiſchen Regierungen größtentheils mit neuen, Oranien und der Freiheit anhänglichen Männern beſetzt; er war Statthalter von Over-Iſſel geworden und hatte die ſpaniſchen Beſatzungen aus Kampen und Deventer vertrieben. Nun ſchien es Oranien an der Zeit, das Vereinigungswerk raſch durchzuſetzen, und ſein Bruder, Graf Johann, der ſchon im Juni 1578 die Vereinigung ſeiner Provinz Geldern mit den beiden ſeines Bruders, (Holland und Seeland) ſo wie mit der Rennenbergs (Over-Iſſel) entworfen hatte, veranſtaltete noch in demſelben Jahre eine Zuſammenkunft der Staaten von Holland und Seeland zu Gorkum, wo er ſie dringend zu einer Vereinigung mit Geldern, Utrecht und Friesland ermahnte. Viele und große Schwierigkeiten ſtanden dieſem Werke entgegen, bis man ſich endlich von Seiten aller betheiligten Provinzen deutlich über den eigentlichen Zweck verſtändigt hatte. Verſchiedene Verſammlungen wurden deßhalb noch 1578 gehalten (die wichtigſte am 6. Dezember zu Utrecht). Erſt am 23. Januar 1579 wurde zu Utrecht die neue Union von den Bevollmächtigten Hollands, Seelands, Utrechts, Gelderns und der Gröninger Umlande unterſchrieben, und am 29. deſſelben Monats mit großer Feierlichkeit vom Rathhauſe zu Utrecht bekannt gemacht.*)

Dieſe **Union von Utrecht** war in 26 Artikeln abgefaßt, deren Inhalt wir hier ausführlicher mittheilen, weil die Errichtung eines neuen republikaniſchen Staatskörpers, deſſen Beſtand und, faſt möchte man ſagen: die Erhaltung der bataviſchen Nationalität, auf dieſem wichtigen Fundamentalgeſetze beruhen.*)

---

*) Hierüber die „Byvoegsels“ ꝛc. zu Wagenaer, von van Wyn u. ſ. w. (zu VII. Thl. p. 67—90).

In der Einleitung der Urkunde hieß es: „Die Bewohner der Fürſtenthümer, Grafſchaften und Lande von Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht und den frieſiſchen Umlanden zwiſchen Ems und Lauwers haben ſich überzeugt, daß die Spanier ſeit der Pacifikation von Gent alle Mittel aufboten und es noch thun, um die niederländiſchen Provinzen, ſowohl im Ganzen als theilweiſe, einer tyranniſchen Regierung wieder zu unterwerfen, daß ſie insbeſondere die Provinzen — zu deren äußerſtem Verderben — durch Waffengewalt wie durch Liſt zu trennen ſuchen. Deßhalb haben es die zu Anfang Genannten für rathſam gefunden, ſich noch näher und enger unter einander zu verbinden, jedoch nicht um dadurch jene allgemeine Verbindung etwa aufzuheben, welche durch die Genter Pacifikation zu Stande gebracht wurde, ſondern vielmehr um dieſe noch zu verſtärken, um ſich gegen alle Anſchläge der Feinde, geſchehen ſolche nun durch Liſt oder durch Gewalt, vorzuſehen und zu vertheidigen, und um fernere Trennungen zu verhüten. Zu dieſem Zwecke haben ihre Bevollmächtigten folgende Punkte feſtgeſetzt und beſchloſſen, ohne ſich dadurch jedenfalls dem heiligen römiſchen Reiche entziehen zu wollen.“

„1) Die genannten Provinzen konföderiren ſich hiemit unter einander für ewige Zeiten ſo, als ob alle dieſelben nur eine Provinz ausmachten. Kein anderer Verband oder Akt, welcher Art er auch ſei, ſoll ſie fürder ſcheiden. Jedoch ſoll dieſe Konföderation die Privilegien, Freiheiten, löblichen und wohlhergebrachten Gewohnheiten und alle anderen Gerechtigkeiten der einzelnen Provinzen und einzelnen Städte, ſo wie der Mitglieder oder Inſaßen derſelben in keiner Weiſe aufheben oder ſchmälern; vielmehr ſollen ſich letztere mit Leib und Gut wechſelſeits beſchirmen. Streitſachen, welche die in dieſer neuen Union einbegriffenen Provinzen, Städte und ſonſtigen Mitglieder über die erwähnten Privilegien und Gerechtigkeiten mit einander von früher her haben oder neu bekommen, ſollen durch die gewöhnlichen Richter, „gute Männer,“ oder auf dem Wege des Vergleichs geſchlichtet werden, ohne daß ſich die anderen Provinzen, Städte und Mitglieder unberufen darein zu miſchen haben.“

---

*) Auf einem zum Gedächtniß der Union geprägten Jetton ſieht man den belgiſchen Löwen, den Bundel von 7 Pfeilen haltend, mit der Umſchrift: „Vicit leo de tribu Juda;“ — auf dem Revers den Bündel von 7 Pfeilen mit der äußeren Umſchrift: „Victoriae praemium libertas 1579“, und der inneren: calculus ordinum Belgii“.

„2) Die genannten Mitglieder dieſer Union ſollen einander in jeder Noth und Gefahr mit Gut und Blut mit Leib und Leben wider jede Gewalt beiſtehen, habe eine ſolche auch was immer für einen Namen oder Vorwand, ſei es im Namen des Königs, oder geſchehe ſie unter dem Vorwand, die katholiſche Religion mit bewaffneter Hand einzuführen, oder endlich um dieſer Union ſelbſt willen.“

„3) Die genannten Provinzen haben einander auch gegen alle fremden und einheimiſchen Herrn und Fürſten, Provinzen und Städte getreulich beizuſtehen, welche ihnen Gewalt anthun oder ſie mit Krieg überziehen; vorbehaltlich, daß die Geſammtheit der Union nach der Lage der Sache eine Hülfe beſchlöße.“

„4) Zur beſſeren Verſicherung der Provinzen ſollen die

Städte an den Gränzen, wie auch andere, bei denen es nöthig ſcheint, auf Koſten der Städte und der Landſchaften, in denen dieſe liegen, verſtärkt werden, zu welchen Koſten der Geſammtverband die Hälfte beizutragen hat. Wird es für räthlich befunden, neue Feſtungen anzulegen, oder die alten zu verändern, ſo tragen die Provinzen insgemein die erforderlichen Koſten.“

„5) Dieſe Koſten ſollen in allen Provinzen nach gleicher Proportion auf einen Fuß geſtellt und zur Aufbringung derſelben die Impoſten auf Wein, Bier, Korn, Salz, Stoffe verſchiedener Art, Zug- und Schlachtvieh und dergleichen von drei zu drei Monaten an den Meiſtbietenden verſteigert werden. Auch ſollen die Einkünfte der königlichen Domänen — nach Abzug der darauf haftenden Laſten — dazu verwendet werden.“

„6) Dieſe Mittel ſollen durch gemeinſame Beſchlußnahme je nach den Umſtänden erhöht oder vermindert werden können, aber bloß zum Zwecke der gemeinſamen Beſchirmung verwendet werden dürfen.“

„7) Die Gränzſtädte, wie auch andere Plätze ſind, wenn die Noth es gebeut, gehalten, auf Verordnung der vereinigten Provinzen Beſatzungen aufzunehmen. Die Initiative des Rathes geht hierbei von dem Statthalter der betreffenden Provinz aus, die Beſoldung der Beſatzungen bezahlen die vereinigten Provinzen. Die Hauptleute und die gemeinen Soldaten der Beſatzungen haben außer dem allgemeinen Eid auch noch einen beſonderen an die Stadt oder Ortſchaft und die Provinz, in welche ſie verſetzt werden, zu leiſten. Zum Schutz der geiſtlichen und weltlichen Einwohner ſoll eine ſtrenge Kriegszucht gehandhabt werden und die Soldaten genießen keine andere Befreiung von Impoſten als die Bürger. Letztere erhalten aus dem Geſammtſchatz der unirten Provinzen „Logisgelder.“

„8) Alle männlichen Bewohner einer jeden von den vereinigten Provinzen, vom 18. bis zum 60. Jahre ſollen binnen eines Monats aufgezeichnet werden, damit man bei der nächſten Verſammlung über die der Vertheidigung der Provinzen zu Gebote ſtehenden Mittel berathſchlagen könne.“

„9) Ohne gemeinſame Berathung und Bewilligung ſämmtlicher vereinigter Provinzen darf kein Waffenſtillſtand oder Friede abgeſchloſſen, kein Krieg begonnen, keine den ganzen Verband betreffende Steuer auferlegt werden. In allen übrigen, die Verbindung betreffenden Angelegenheiten wird durch Stimmenmehrheit der Provinzen beſchloſſen und ein ſolcher Beſchluß hat dann verbindende Kraft. Die Stimmen werden in der bei den Generalſtaaten gebräuchlichen Weiſe geſammelt. Dies gilt jedoch nur proviſoriſch bis zu einer ſtrikteren Verordnung der geſammten Bundesgenoſſen. Können ſich die Provinzen in Fragen über die oben genannten Fälle nicht vereinbaren, ſo wird (jedoch gleichfalls nur proviſoriſch) die Streitfrage den betreffenden Statthaltern derſelben anheimgeſtellt; und vermögen auch dieſe nicht zu ſchlichten, ſo haben ſie unpartheiiſche Beiſitzer zu ernennen.“

„10) Ohne Bewilligung aller vereinigten Provinzen u. ſ. w. darf keine einzelne irgend ein Bündniß oder einen Vertrag mit benachbarten Herrn oder Ländern eingehen.“

„11) Wollen einige benachbarte Fürſten, Herren, Länder oder Städte ſich mit den zu Anfang genannten Provinzen vereinigen und in deren Konföderation treten, ſo kann dies, nach gemeinſamer Berathung und Einwilligung derſelben, allerdings geſchehen.“

„12) In Bezug auf die Münze und die Geldwährung ſollen ſich die Mitglieder der Union auf gleichen Fuß ſetzen, und zwar nach den Ordonnanzen, welche darüber mit Nächſtem zu erlaſſen ſind.“

„13) In Beziehung auf den Gottesdienſt ſollen ſich Holland und Seeland nach ihrem eigenen Gutachten halten. Die übrigen Mitglieder der Union ſollen ſich nach dem im vorigen Jahre aufgeſtellten Religionsfrieden richten oder ſolche Ordnungen feſtſetzen, wie die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt in jeder Provinz oder Stadt es verlangt. Frei und ungehindert darf Jedermann ſeinen Glauben bekennen, ſeinen Gottesdienſt üben; keine Glaubensunterſuchung ſtöre die Gewiſſensfreiheit!“

Dieſer hochwichtige dreizehnte Artikel der Unionsakte wurde gleich nach der Veröffentlichung zum Theil mißverſtanden, und zwar inſofern, als man glaubte, daß nur ſolche Provinzen und Orte, welche den „Religionsfrieden“ angenommen, oder in welchen mindeſtens zwei verſchiedene Konfeſſionen nebeneinander beſtünden, in die Union aufgenommen werden könnten. Zur größeren Deutlichkeit wurde daher ſchon am 1. Februar 1579 ein Supplementar-Artikel publicirt folgenden Inhalts: „Es war keineswegs die Abſicht der Bundesgenoſſen, bloß diejenigen Provinzen und Orte, die den Religionsfrieden angenommen oder mindeſtens zwei Konfeſſionen dulden, in die Union aufzunehmen und demnach ſolche davon auszuſchließen, in welchen entweder die katholiſche Religion allein herrſcht oder die Zahl der Reformirten ſo gering iſt, daß dieſe, dem Religionsfrieden gemäß, keinen eigenen Gottesdienſt halten können. Im Gegentheil: auch die ausſchließlich katholiſchen Provinzen und Städte werden bereitwillig in die Union aufgenommen, wenn ſie ſich nur den anderen Artikeln derſelben fügen wollen und wenn ſie gut patriotiſch ſind. Denn kein Mitglied der Union hat ſich irgend einen Einfluß auf die religiöſen Angelegenheiten eines andern anzumaßen.“

„14) Alle Geiſtlichen und Konventualen ſollen den Beſitz ihrer Güter wiedererlangen. Solche Konventualen aus den vereinigten Provinzen, die ſich während des Krieges von Holland und Seeland mit Spanien aus ihren damals unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtehenden Klöſtern nach Holland und Seeland geflüchtet hatten, ſollen aus ihren Klöſtern ihr Leben lang erhalten werden; ebenſo anderſeits jene Konventualen, welche ſich aus ihren in Holland und Seeland gelegenen Klöſtern in eine oder die andre jetzt zur Union gehörige Provinz begeben hatten.“

„15) Jene Konventualen der im Umfang der Union gelegenen Klöſter, welche dieſelben bis jetzt aus irgend einem triftigen Grunde verlaſſen haben oder zu verlaſſen wünſchen, ſollen ihr Leben lang aus den Einkünften ihrer Klöſter erhalten werden.“ — (Eine nachträgliche Beſtimmung vom 1. Februar 1579 fügte noch hinzu: daß, wenn ſolche ausgetretene Konventualen über ihnen zuſtändige Erbſchaften Prozeſſe anfingen, dieſe Letzteren vor der Hand bis auf weitere Verfügung vertagt werden ſollten) „Wer ſich übrigens erſt nach dem Datum der Unionsakte in ein Kloſter begibt und es dann wieder verläßt, hat auf die obige Vergünſtigung keinen Anſpruch, ſondern bloß das Recht, beim Austritt das Eigenthum zurückzunehmen, welches er ins Kloſter mitbrachte. Außerdem ſollen die Konventualen Freiheit des Gottesdienſtes und der Tracht genießen, in allen übrigen Stücken ihren Kloſteroberen gehorſam ſein.“

„16) Sollten (was Gott verhüten möge!) zwiſchen einzelnen Provinzen der Union Mißverſtändniſſe und Zwietracht eintreten, ſo haben die übrigen Provinzen oder ihre Bevollmächtigten den Zwiſt beizulegen. Betrifft Letzterer alle Provinzen der Union insgeſammt, ſo ſollen die Statthalter nach der im 9. Artikel angegebenen Weiſe binnen Monatsfriſt ſchlichten. Eine weitere Appellation kann hierauf nicht ſtattfinden.“

„17) Die Mitglieder der Union ſollen ſich wohl in Acht nehmen, fremden Fürſten oder Ländern Anlaß zum Kriege zu geben. Zu dieſem Ende ſollen ſie ſich befleißigen, Fremden, welche ſich in den unirten Provinzen aufhalten, ebenſo zu ihrem Recht zu verhelfen, wie Einheimiſchen. Sollte ein Mitglied der Union hierin fehlen, ſo haben die andern daſſelbe ernſtlich zur Handhabung der Gerechtigkeit anzuhalten.“

„18) Keine Provinz oder Stadt ſoll die übrigen Verbündeten ohne gemeinſame Bewilligung aller mit Impoſten, Convoigeldern und ähnlichen Laſten, noch überhaupt Bundesgenoſſen mehr beſchweren als die eigenen Einwohner.“

„19) Die Bundesgenoſſen verpflichten ſich, auf Ausſchreiben von Männern, welche eigens dazu ermächtigt werden zu beſtimmten Zeiten ſich in Utrecht zu verſammeln, um über wichtige Angelegenheiten zu berathen und zu beſchließen. Das Letztere geſchieht durch Einmüthigkeit oder nach Stimmenmehrheit, — auch in dem Falle, wenn einzelne Mitglieder der Union fehlen ſollten. Wer auf der Tagſatzung nicht erſcheint, iſt gleichwohl gehalten, dem Beſchluße nachzukommen. Wer auch ein zweites Mal, ungeachtet vorhergegangenen neuen Einberufungsſchreibens, nicht erſcheint, verliert die ihm zuſtehende Stimme. Wer durch triftige Gründe abgehalten wird, ſich bei der Tagſatzung einzufinden, hat gleichwohl ſeine Meinung über die auf derſelben zu verhandelnde Angelegenheit ſchriftlich anzuzeigen; zu welchem Ende die Gegenſtände der Berathung, (wenn ſie nicht geheim bleiben müſſen) gleich in den Einberufungsſchreiben angezeigt werden.“

„20) Jeder Bundesgenoſſe iſt verpflichtet, ſolche vorfallende Angelegenheiten, von denen er glaubt, daß ſie das Wohl oder Weh Aller betreffen, jenen Männern anzuzeigen, die zur obenerwähnten Einberufung ermächtigt ſind, damit dieſe auch die übrigen Provinzen zur Berathung über ſolche Angelegenheiten ſchriftlich einladen können.“

„21) Sollten ſich in der Unionsakte dunkle oder Zweifel begründende Stellen vorfinden, ſo ſteht deren Interpretirung dem gemeinſamen Ausſpruch der Bundesgenoſſen zu. Können ſie ſich über den richtigen Sinn nicht vereinigen, ſo haben ſie ihren Rekurs an die Statthalter der Provinzen zu nehmen.“

„22) Sollte eine Vermehrung oder Veränderung der Artikel in der Unionsakte nöthig befunden werden, ſo darf eine ſolche nur durch vollſtändige Uebereinkunft aller Bundesgenoſſen und auf keine andere Weiſe vorgenommen werden.“

„23) Die Anfangs genannten Provinzen geloben, allen vorſtehenden Artikeln getreulich nachzukommen, wie für die Aufrechthaltung derſelben beſtens zu ſorgen. Sie erklären Alles, was im Widerſtreit gegen dieſelben gethan werden möge, für null und nichtig.“

„24) Die gegenwärtigen und zukünftigen Statthalter der Provinzen, Magiſtrate und Befehlshaber der Städte und Ortſchaften im Umfang der Union müſſen dieſe Akte, und zwar jeden einzelnen Artikel derſelben, beſchwören und ſich ferner eidlich verpflichten, auch Andere zur Aufrechthaltung derſelben anzuhalten.“

„25) Denſelben Eid müſſen auch alle Schutteryen, Gilden und Kollegien in den Städten und Flecken der Union leiſten.“

„26) Ueber dieſe Vereinigung ſollen Urkunden in gehöriger Form ausgeſtellt, durch die Statthalter, ſowie durch die Mitglieder und Städte der Provinzen beſiegelt und von deren Sekretären unterzeichnet werden.“

Welcher Freund der Freiheit und der Humanität vermöchte dem Geiſte, der dieſem merkwürdigen Aktenſtücke entſprach, die höchſte Achtung zu verſagen? Wie rein iſt das Weſen einer Republik hier aufgefaßt, wie weiſe das Föderativſyſtem organiſirt, wie einfach Stein auf Stein gelegt, und wie feſt ſind alle verkittet! Das hiſtoriſche Recht bleibt als unterſte Grundlage; die Selbſtſtändigkeit einer Provinz muß die der andern ſtützen. So bleibt der Provinzialismus, dies Lebensprincip der niederländiſchen Nationalität, unangetaſtet; doch, indem er die Exkluſive aufgibt, bleibt er vor der Gefahr geſichert, zu verſteinern. Entſchiedener als bisher iſt die Autonomie der Nation gefeſtigt durch die Gemeinſamkeit der Auflagen, des Geldkurſes und der Volksmuſterung (als Vorbereitung zur Volksbewaffnung); ſie gibt ſich kund durch die Beſtimmung, daß auch die bewaffneten Bürger (die Schutteryen) die Union beſchwören. Am Intereſſanteſten zeigt ſich der Uebergang von der Verſammlung der *Generalſtaaten* zu einer *Tagſatzung der konföderirten Freiſtaaten.*

Einen bedeutenden Fortſchritt in der Erkenntniß der wahren Freiheit bekunden die die *Religion* betreffenden Artikel. Der Kalvinismus, einſt ein Damm gegen Spanien, muß jetzt ſeine frühere Stellung aufgeben und ſich der Toleranz unterordnen; die Union macht keinen Unterſchied zwiſchen Katholiken und Reformirten, ſie verlangt nur *brave Patrioten.* Vergeſſen wir hierbei die Bedeutung des *Religionsfriedens* von 1578 nicht, welcher wie eine Brücke zwiſchen den beiden Extremen daſteht!

Am Allerwichtigſten war für die vereinigten Provinzen die neue Stellung, welche ſie jetzt *Spanien* gegenüber einnahmen. Man kann ſagen: die eigentliche Staatsumwälzung war mit dem Abſchluß der Unionsakte vollbracht. Nicht mehr *abgefallene Provinzen* trotzten jetzt der ſpaniſchen Monarchie, ſondern bereits ein *neuer Körper von organiſirten Freiſtaaten.* Allerdings mußte ſich dieſer auf einen Krieg gefaßt machen, welcher ſich blos auf die Defenſive beſchränken konnte. Aber dieſe Defenſive ſchloß indirekt auch wieder eine Offenſive in ſich. Der *elfte* und der *dreizehnte Artikel* der Bundesakte enthielten den ganzen politiſchen Operationsplan der vereinigten Provinzen gegen Spanien, obwohl deſſen Spuren auch in anderen Artikeln deutlich durchleuchten. Indem der neue Freiſtaat durch jene beiden Artikel (den 11. und 13.) auch ſolchen Provinzen, welche ſich bis jetzt noch nicht zur Theilnahme an der Union entſchloſſen hatten, dieſe offen hielt, *bedrohte* er Spanien ſehr gefährlich. — Manche Artikel, wie z. B. der die allgemeinen Auflagen, ſowie der die allgemeine Konſkription betreffende, traten nie ins Leben; manche andre wurden im Laufe der Zeiten geändert; ja ſelbſt der Grundgedanke: „alle Provinzen ſollen nur wie eine ſein,“ wurde ſpäterhin durch mannigfache Gegenſätze der frei ſich bewegenden Elemente des Staatslebens in den Hintergrund gedrängt. Aber die Union ſelbſt blieb, was ſie anfangs war, das Fundament des neuen Staatskörpers und zugleich der ſcharfe Eckſtein der nördlichen Nationalität wider die ſüdliche.

Nicht alle Bevollmächtigten der genannten Provinzen waren an jenem Tage, da die Unionsakte unterzeichnet wurde, zugegen. *) Graf Johann von Naſſau unterſchrieb ſie zuerſt, dann thaten es vier Bevollmächtigte der Ritterſchaft von Geldern und Zütphen, hierauf die von Holland, Seeland, Utrecht und den Gröninger Umlanden. Die Stadt Gröningen hatte keinen Bevollmächtigten geſchickt; die alte Spannung zwiſchen ihr und den Umlanden wirkte noch immer fort und hielt ſie zurück. Auch einzelne Städte der betreffenden Provinzen machten noch lange manche Klauſeln und Schwierigkeiten, bis ſie vollſtändig beitraten, ſo Briel und das Land Voorne, die, wiewohl mit Holland und Seeland vereinigt, doch als eigene Landſchaft für ſich angezeichnet ſein wollten, ſo Rotterdam, das ſich anfangs gegen eine Vereinigung mit dem Adel von Geldern und Zütphen ſträubte, ſo die Ritterſchaft des Nymwegenſchen Quartiers und der Stadt Nymwegen, ſo die Bevollmächtigten der Ritterſchaft und der Städte des Arnheim'ſchen Quartiers, ſo Venloo in Geldern, ſo endlich auch mehre frieſiſche Städte nebſt dem Statthalter Rennenberg. Over-Yſſel weigerte ſich ganz und gar, der Union beizutreten, aus dem Grunde, weil man das Land erſt des Kriegsvolks entlaſſen müſſe. Doch alle

---

*) Vergl. „Byvoegsels en aanmerkingen voor het 7de deel der vaderlandsche Historie van Wagenaar.

jene Schwierigkeiten wurden, wenn auch nur langſam und allmählig, gehoben; bloß Over-Yſſel trat erſt im März des folgenden Jahres vollſtändig der Union bei. Dagegen ſchloſſen ſich Gent, (am 4. Februar) Ypern, Antwerpen, Breda, Brügge und das Freie von Brügge an, wiewohl ſie wenig oder gar nicht an der gemeinſamen Regierung Theil nahmen.

Oranien ſelbſt zögerte bis zum Mai, die Union anzunehmen. Die Motive, welche ihn ſo lange abhielten, waren dieſelben, aus welchen er von Anfang her in den Hintergrund getreten war, — das hauptſächlichſte derſelben lag wohl in der Beſorgniß: man dürfte ihn verſteckter Herrſchſucht beſchuldigen, als wolle er nämlich ſtatt des Erzherzogs Matthias — Generalſtatthalter werden! Erſt am 3. Mai, nachdem inzwiſchen mehre andere Umſtände von nicht geringer Bedeutung zuſammengetroffen waren, welche ihn zu der Ueberzeugung beſtimmten, daß es nöthig ſei, öffentlich der Utrechter Union beizutreten, that er dies wirklich und zwar ſchriftlich. „Ich habe bisher noch immer gehofft“ (erklärte er in ſeiner von Antwerpen aus erlaſſenen Schrift) alle niederländiſchen Provinzen in enge Vereinigung zu bringen; deßhalb ſäumte ich ſo lange, der Utrechter Union beizutreten. Ich thue dies jetzt, da ich weiß, daß der Erzherzog und ein großer Theil der Niederlande ſie gutheißen, und da ich mich überzeugt habe, daß das Anſehen des Erzherzogs durch dieſelbe nicht im Geringſten beeinträchtigt wird.“ Mochte dies Motiv auch kein bloß ſcheinbares ſein (Oraniens Politik durfte den erlauchten „Greffier“ nicht fallen laſſen) ſo barg ſich doch noch ein wichtigerer Grund dahinter. Oranien beobachtete ſeinen großen Gegner Alexander Farneſe und ſah, in welchem Fortſchritte durch deſſen kluges Benehmen die Annäherung der ſüdlichen Provinzen zu Spanien begriffen war; er überlegte die Folgen davon in Bezug auf die nördlichen Provinzen, und er war überzeugt, daß der neue Staatskörper zur Erhaltung der Exiſtenz gegen die bald durch feindſelige Nachbarn vergrößerte Uebermacht ſeines Namens ebenſo bedurfte, als er ſelbſt fortan freie Hand haben mußte, um helfend eingreifen zu können.

Alexander Farneſe begnügte ſich indeſſen damit nicht, durch heimliche Sendboten eine für Spanien günſtige Stimmung in den ſüdlichen Provinzen zu nähren, dieſelben von der Gewißheit einer vortheilhaften Ausſöhnung mit der Krone zu überzeugen und die Häupter der Malkontenten zu gewinnen. Er wollte ſeinen Verſöhnungsverſuchen andererſeits auch größeren Nachdruck geben und ſetzte deßhalb den Krieg gegen die Widerſpänſtigen mit Ernſt fort. So ſehen wir die Begebenheiten in raſcher Folge wie an zwei nebeneinander laufenden Fäden ſich abrollen; bald entdecken wir auch noch einen dritten zwiſchen beiden, nämlich den Verlauf von Friedensverhandlungen, welche Kaiſer Rudolf II. durch einen Kongreß zu Köln einleitete. Fürs Erſte nimmt die Entwickelung der Verhältniſſe in Belgien unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Die Häupter der Malkontenten hatten den Beſchluß gefaßt, ſich in Verbindung mit den vereinigten walloniſchen Landſchaften Artois, Hennegau und Douay zu ſetzen, um ihre gemeinſame Macht gegen alle Widerſacher der Pacifikation von Gent wenden zu können. Die Letztere diente hier wohl bloß als Vorwand. Dies zeigte ſich ziemlich deutlich durch die Verhandlungen zwiſchen den walloniſchen Landſchaften und den Generalſtaaten, welche Letztere, — in nicht geringer Beſorgniß über den Schritt, den die Erſteren gethan hatten, und über die weiteren Folgen deſſelben, — ſich mit Vorſtellungen an jene walloniſchen Landſchaften wendeten. Artois verrieth dabei die weiſte Geneigtheit zu einer Unterhandlung mit Farneſe, und ſtimmte zugleich für die zwei anderen Landſchaften den Ton an. Die Verhandlungen zwiſchen den Generalſtaaten und den walloniſchen Landſchaften drehten ſich nun beſtimmter um die Ausſöhnung mit Spanien. Aber in Bezug auf die Grundlagen waren die Anſichten Beider weſentlich verſchieden. Die Wallonen drangen bloß auf die Genter Pacifikation, die Brüſſler Union und das ewige Edikt; die Generalſtaaten beharrten außerdem auch auf dem Religionsfrieden. Hier war keine Ausſicht zu einem Verſtändniſſe. Die Malkontenten warfen plötzlich die Entſcheidung dazwiſchen.

Schon waren zwei Häupter derſelben, nämlich der Burggraf von Gent und der Herr von Kapres, auf Farneſes Seite getreten. Am 5. April ergab ſich St. Omer dem Herrn von La Motte, der ſich ſchon früher mit dem König verſöhnt hatte und ſeit der Zeit im Stillen für das ſpaniſche Intereſſe wirkte. Die Generalſtaaten erklärten ihn deßhalb, durch ein Plakat vom 9. März, für einen Verräther; das betreffende Plakat trug, wunderlich genug, noch immer den Namen des Königs an der Stirne. Nun traten plötzlich Montigny, Selles, Heze und noch mehre andre Häupter der Malkontenten mit ihrem ganzen Heere zur königlichen Parthei über, auf die Grundlage der Genter Pacifikation, der Brüſſler Union und des ewigen Edikts; es konnte nicht fehlen, daß unmittelbar darauf offene Kriegsbewegungen zwiſchen den Generalſtaaten und den mit den Wallonen vereinigten Malkontenten ihren Anfang nahmen. Während deſſen blieben die Verhandlungen der Wallonen mit Farneſe unausgeſetzt im Gange; und am 17. Mai 1579 unterzeichnete der Graf von Lalaing, Statthalter von Hennegau, (ſein Bruder Montigny, Mansfeld und Aremberg hatten ſeinen Beitritt zum Verband der Wallonen bewirkt) einen Seperatvertrag der Letzteren mit Farneſe. Dieſer Vertrag ſollte jedoch erſt in dem Falle in Kraft treten, wenn die Generalſtaaten ſich auf ein nochmaliges Anerbieten weigerten, den Frieden anzunehmen.

Mittlerweile hatte Farneſe mit Glück ſeine Kriegspläne verfolgt. Zu Anfang des März war er mit ſeinem Heere plötzlich vor Antwerpen erſchienen, wo ſich der Erzherzog und Oranien befanden. Sein Vortrab unter Ottavio Gonzaga und Johann Baptiſt del Monte überraſchte dreitauſend Mann von den Truppen der Staaten, welche in den nahen Flecken Burgerhout verſchanzt lagen, und trieb ſie — unter einem hitzigen Gefecht — bis an die Wälle der Stadt, auf denen der Erzherzog und Oranien ſtanden und Befehle ertheilten. Bis zum Abend tobte der mörderiſche Kampf vor den Wällen. Am anderen Morgen zog Farneſe ab. Er hatte ſeinen Zweck vollkommen erreicht. Nicht Antwerpen war nämlich für diesmal ſein eigentliches Ziel, ſondern Maaſtricht, und ſeine Bewegung vor Antwerpen war bloß darauf berechnet geweſen, die Aufmerkſamkeit ſeiner Gegner zu täuſchen, damit ſie die ſchwache Beſatzung Maaſtrichts nicht bei Zeiten verſtärken konnten. Gelang es ihm, Maaſtricht, den Schlüſſel zur Beherrſchung der ganzen Mittelmaas, in ſeine Gewalt zu bringen, ſo war Holland ſeiner Operationen blosgeſtellt.

Schon am 12. März erſchien Farneſe vor Maaſtricht, wo ſich nur etwa über viertauſend Menſchen in Wehr und Waffen befanden (Bürger und geflüchtete Bauern aus der Umgegend mit eingerechnet). Befehlshaber war Melchior Schwarzenburg, ein tapfrer Kriegsmann; der Feldmarſchall des Heeres der Staaten, de la Noue, wurde zum Theil durch die Schuld der Staaten (nämlich durch deren Uneinigkeit) abgehalten, ſich noch zu rechter Zeit in die Stadt zu werfen. Als er endlich ankam, ſand er bereits alle Zugänge durch Farneſe beſetzt. Raſch wollte dieſer die Stadt erobern; eine langwierige Belagerung lag außer ſeinem Plan; aber die Tapferkeit der Vertheidiger zwang ihn, länger, als er im Anfang gedacht hatte, vor den Mauern zu liegen. Den erſten Angriff richtete er, nach dem Rathe des Herrn von Hierges, gegen das Brüſſler Thor, welches man für das ſchwächſte hielt. Aber als die Mauern, vom dichten Hagel der Kugeln getroffen, an einzelnen Stellen zuſammenſtürzten, entdeckten die Belagerer hinter denſelben einen Erdwall mit Streichwehren und Graben. Nun ließ Farneſe die Stadt an der Seite des Hoogſterthores heftig beſchießen, und, als ſich zwei Breſchen boten, befahl er am 9. April, zu ſtürmen. Mit wildem Eifer rannten die Spanier gegen das Herzogenbuſcher und gegen das Brüſſler Thor. Die Söhne der edelſten Geſchlechter Italiens ſtanden an der Spitze der narbenvollen Veteranen, um unter Farneſes Fahnen Ruhm oder Tod zu gewinnen. Aber größere Kraft gab der Trieb, Herd und Heimath zu beſchützen, den Belagerten. Während die Krieger auf den Wällen mit Büchſen, Lanzen und Schwertern die anſtürmenden Feinde empfingen, und die Geſchütze Kugeln, Ketten, Nägel in deren Reihen ſchleuderten, goſſen die Frauen Flammen auf ſie hinab und im Schweiß des Angeſichts dreſchen die rüſtigen Bauern mit geſchwungenen Flegeln ſtatt des Korns Köpfe und Arme der nahen Feinde. Da ſank die Blüthe des welſchen Adels dahin; aber unbeirrt, unermattet, ja noch mehr erhitzt durch den Widerſtand, dringen die Belagerer, vom Tode umſauſt, fechtend voran und plötzlich erſcholl der begeiſternde Ruf: „Sieg und San Jago! das Regiment Lombardei iſt ſchon in der Stadt! Das Regiment Liga und die Wallonen haben das Brüſſler Thor!“ Das Siegesgeſchrei war eine Liſt, um die Stürmenden zur Erringung des

Sieges zu begeiſtern. Sie half nichts; zum Unglück für die Feinde flog eine Mine auf, welche ſie gegen den Thurm am Brüſſlerthor gegraben hatten, und richtete eine gräßliche Verheerung unter ihnen an. Trotzdem wollte Farneſe den Sturm fortſetzen, bis ihn endlich Serbelloni's Vorſtellungen und Bitten von dieſem Entſchluß abbrachten. Er befahl den Rückzug und erkannte ſeinen großen Verluſt, ſah erſchüttert die vielen Leichen, die zahlreichen Verſtümmelten und wandelte ſorglich von Einem zum Andern, erkundigte ſich nach jedem Einzelnen, gab jedem Troſt und Theilnahme.

Sah nun Farneſe jetzt auch ein, daß er ſeine Hoffnung, Maaſtricht raſch zu überwältigen, aufgeben mußte, ſo vermochte ihn doch der erſte ungünſtige Erfolg keineswegs dazu, ſeinen Plan überhaupt aufzugeben. Die Belagerungskunſt, in welcher er die gründlichſten Kenntniſſe beſaß, wollte er jetzt anwenden, um ſeinen Zweck zu erreichen, durch Minen die Werke Maaſtrichts ſprengen, und die ganze Stadt mit einer Cirkumvallationslinie einſchließen. Vor dem Brüſſler Thore ließ er eine ebene Schanze aufwerfen, hoch genug, um von derſelben, über das Ravelin hinweg, mitten in die „große Straße“ der Stadt ſchießen zu können. Es gelang, nachdem 22 Minen geſprengt waren; das Ravelin wurde erobert; aber hinter demſelben ſahen die Spanier neue Werke der Belagerer. Auch dieſe mußten erſtürmt werden. Ein breiter und tiefer Graben lag jedoch vor ihnen, und, um das Geſchütz hinüber zu bringen, mußte eine Brücke geſchlagen werden. Auch die Kühnſten im ſpaniſchen Heere verzweifelten an dem Gelingen eines ſolchen Wageſtückes; denn unabläſſig donnerten die feindlichen Geſchütze wider ſie. Da ergriff Farneſe ſelbſt Schaufel und Hacke und eilte den Soldaten voran; begeiſtert folgten dieſe nun ſeinem Beiſpiel. Das Leben hatte in dieſem Moment für den Soldaten keinen Werth, der Blick, das Beifallslächeln des Feldherrn den höchſten, einzigen. Eine Muſketenkugel tödtete den tapfren Hierges; rechts und links ſielen die Krieger. Aber die Brücke wurde vollendet, das Geſchütz über dieſelbe geſchafft, das Ravelin der Belagerten erſtürmt. Nun hatten dieſe nur noch ein Werk, hinter welchem ſie ſich vertheidigten. Die Stadt war in äußerſter Gefahr; Pulver und Brot gingen zur Neige, zwei Drittel der Beſatzung waren gefallen, — die Uebrigen, es für unmöglich achtend, Maaſtricht noch länger zu halten, zu einer Kapitulation geneigt. Farneſe wußte dies Alles (durch einen Ueberläufer) und ſchrieb den Bewohnern am 5. Juni, „es ſei für ſie nunmehr hoch an der Zeit, an einen Vergleich zu denken, welchen er ihnen jetzt noch bewilligen würde.“ Aber Bürger und Bauern, Frauen und Knaben hatten geſchworen, bis zum letzten Augenblick ehrenhaft und treu bei einander auszuharren; auch die Soldaten gewannen neuen Muth, und Farneſes Aufforderung fand eine ſtolze Antwort.

Inzwiſchen hatten die Maaſtrichter dem Erzherzog und dem Prinzen von Oranien ihre bedrängte Lage kund gegeben und um Hülfe gebeten. Mit großem Eifer ſuchten auch Beide die Staaten zu einem Entſatz zu bewegen und Holland lieferte bereitwillig Geld, Truppen, Proviant und Munition. Aber die Staaten im Allgemeinen waren (ſelbſt von verſchiedenen Seiten bedrängt und beſonders durch die Wallonen bedroht,) uneins und unſchlüſſig; ſie ſetzten ihre beſte, ja, faſt ihre einzige Hoffnung auf die Vermittlung des Friedenskongreſſes zu Köln. Thörichter Wahn! Von dort, wo Philipps II. Geſandter ſtolz das Wort führte, war keine Rettung für Maaſtricht zu hoffen; dort hieß es kurzab: „der Krieg iſt Farneſes Sache; er allein kann entſcheiden.“ Einen beſſeren Troſt als durch die Staaten erhielten die Maaſtrichter von dem Erzherzog und von Oranien. „Binnen 14 Tagen“ (ſchrieben ihnen Beide) „dürften ſie Entſatz erwarten“; auch zog der Graf Hohenlohe bereits Truppen zuſammen. Als Farneſe dies erfuhr, beſchloß er, wiewohl von einer todesgefährlichen Krankheit noch nicht völlig hergeſtellt, die Stadt raſch durch Sturm zu gewinnen. Neun Mal ward am 28. Juni Sturm gelaufen; neun Mal trieben die Maaſtrichter die Feinde zurück; der Kampf dauerte den ganzen Tag und bis in die Nacht hinein. Da ermatteten endlich die tapfren Vertheidiger; die Natur verlangte ihren Tribut nach ſo vielen ungewöhnlichen Anſtrengungen. Der Schlaf überſchlich ſie wie ein Verräther, um ſie ſeinem Zwillingsbruder, dem Tode, zu überantworten. Vom Schlaf befangen lagen die Bürger in den Häuſern, die meiſten Wachen auf der letzten Bruſtwehr, welche die Belagerten noch von den Feinden trennte; mühſam rangen einige Poſten mit dem gefährlichſten Feinde, dem Schlummer. Gegen Morgen entdeckte dies eine ſpaniſche Rundwacht, und ſchnell erfuhr es Farneſe. Ungeſäumt gab er Befehl, ſich ſo ſtill als möglich den Wällen zu nähern und ſich deren eben ſo ſtill zu bemeiſtern. Pünktlich ward dies ausgeführt. Die Spanier erklimmten den Wall, tödteten die ſchlafenden oder ſchlaftrunkenen Poſten, und drangen nun in die Stadt.

Ein gräßlicher Morgen ging ihr auf; es war am 29. Juni 1579. Kaum ſahen die überraſchten Bürger die Feinde in den Straßen, als ſie — weitentfernt, daß Schrecken ihren Muth lähmte, — ihrem Schwure getreu, jede Hand breit Erde vertheidigten. Aus den Fenſtern, von den Dächern ſchleuderten Frauen und Knaben Steine, Balken, kurz was ihnen gerade zur Hand lag, auf die Feinde; die Männer vertheidigten ſich heldenhaft mit Büchſen, Schwertern, Kolben, Dreſchflegeln. Doch nun nützte kein Widerſtand mehr; dieſer entflammte nur die Mordluſt der Spanier bis zur Raſerei. Glücklich, wer den Tod im Kampfe fand, er entging wenigſtens Mißhandlungen und Foltern! So ſtarb der tapfre Schwarzenburg. Wer ſich über die Brücke retten wollte, wurde im Gewühl erdrückt, oder in die Fluthen der Maas hinabgedrängt. Verzweiflungsvoll ſchleuderte da ſo manche Mutter ihr Kind in den Strom und ſtürzte ſich nach. Der ergrimmte Soldat hielt ſich jetzt durch Morden und Plündern für alle Gefahren und Strapatzen ſchadlos, und rächte die gefallenen Kameraden durch brutale Grauſamkeit. Als Alexander Farneſe, noch leidend, von ſpaniſchen Offizieren in einem reich geſchmückten Stuhle zum Triumph in die Stadt getragen wurde, ſah er ſchaudernd den Preis ſeines Sieges, — Trümmerhaufen und Leichenhügel! In der vorher ſo gewerbfleißigen, reichen, blühenden Stadt, welche unter ihren Einwohnern bloß 10,000 Tuchweber gezählt hatte, waren jetzt kaum 300 Bettler noch übrig; an zehntauſend Menſchenleben hatte theils die Belagerung, theils der Mord bei der Erſtürmung weggerafft; die Anderen waren bis auf jenen kleinen Reſt entflohen; faſt nur die Sieger allein machten jetzt die Bevölkerung aus. Aber auch Farneſe hatte während der langen Belagerung ſo viele Soldaten eingebüßt, daß er — zum Glück für die Niederlande — für die nächſte Zeit keine bedeutende Kriegsunternehmung wagen konnte. Ueberdies erholte er ſich auch ſehr langſam von ſeiner ſchweren Krankheit; ſeine Truppen, die ſich meiſtens in der Gegend von Roeremonde aufhielten, beunruhigten die Beſatzungen der Staaten in den benachbarten Orten. Indeſſen übten die Malcontenten und die Wallonen Feindſeligkeiten, und ſo währte der kleine Krieg fort, verderblicher als ein großer, denn es war — ein Bürgerkrieg!

Die walloniſchen Landſchaften hatten während der

Belagerung Maaſtrichts und nach derſelben ihre Unterhandlungen mit Alexander Farneſe, — die Ausſöhnung mit dem König, d. h. ihre Unterwerfung betreffend, — fortgeſetzt. Der Fall Maaſtrichts verfehlte ſeine Wirkung auf ſie nicht; das Syſtem Farneſes: zu gewinnen und zu imponiren, trug ſeine erſte Frucht. Am 13. September 1579 wurde nämlich ihre Unterwerfung, begründet auf den Vertrag vom 17. Mai, vom König beſtätigt, zu Mons in Hennegau proklamirt. Die Urkunde war in 28 Artikeln abgefaßt, welche die Bedingungen enthielten. Sie beſchränkten ſich im Weſentlichen auf Folgendes: Erſtens auf die Wiederherſtellung und ausſchließliche Herrſchaft der katholiſchen Religion, ſodann auf die Wiederkehr unter den dem König ſchuldigen Gehorſam, ferner auf die Aufrechthaltung der Genter Pacifikation, der Brüſſeler Union und des ewigen Edikts, endlich auf den Abzug der fremden Truppen binnen ſechs Wochen, ſtatt deren die Staaten eine aus Landeskindern geworbene Heeresmacht zu ſtellen hatten; die Erhaltung der Letzteren ſollte von den Einkünften des Königs, jedoch mit Beiſteuer der unterworfenen Landſchaften, beſtritten werden. Die Anſtellung eines Gouverneurs blieb dem König überlaſſen; einſtweilen ſollte Alexander Farneſe die höchſte Macht behalten. Unter dieſen Bedingungen ſollte auch den übrigen Niederlanden eine Ausſöhnung mit dem König von jetzt an binnen drei Monaten offen gehalten bleiben; — gewiß die äußerſte Mäßigung, welche man von Philipps II. veränderter Politik erwarten konnte, und vielleicht nur deßhalb, weil bei jener Bedingung der religiöſe Punkt, in welchem ſein Lebensprinzip wurzelte, gewahrt war, weil die erſte Bedingung die Herrſchaft des Katholicismus blieb.

Die Beſtimmung über den Abzug der fremden Truppen hatte bei Farneſe große Bedenklichkeiten erregt, große Schwierigkeiten gefunden. Bewilligte er ſie, dann mußte er die Hälfte ſeines Syſtems, von dem er ſich den glücklichſten Erfolg verſprach, und alſo auch dieſen ſelbſt aufopfern; dann konnte er voraus ſehen, daß auch ſeine Statthalterſchaft dem Intereſſe des Königs nicht in der Weiſe nützen würde, wie er es wünſchte. Von ſeinen Truppen entblößt, auf welche er ſich verlaſſen konnte, ſah er dann für ſich das traurige Schickſal ſeines Vorgängers Don Juan voraus. Deßhalb hatte er ſich raſtlos bemüht, die Bevollmächtigten der walloniſchen Landſchaften von jener Bedingung abzubringen; er hatte ihnen wenigſtens Modifikationen vorgeſchlagen; aber feſt hatten ſie auf ihrer Forderung beſtanden. Ein direkter Befehl aus Spanien hatte ihn endlich dazu vermocht, nachzugeben, und mit den Wallonen abzuſchließen. Da Philipp II. über den Hauptpunkt, den der Religion, beruhigt war, ſo mußte die Unterwerfung um jeden Preis erkauft werden. Und, war nur dieſe erſt einmal geſichert, ſo konnte man wohl die paſſende Gelegenheit, oder wenigſtens den geeigneten Vorwand abwarten, um — auch die Truppen wieder einzuführen!

Die Staaten der übrigen niederländiſchen Provinzen vermochten ihren Mißmuth über die allzuraſche Verſöhnung der Wallonen nicht zu verhehlen und warfen den Letzteren mit Bitterkeit ihren Wankelmuth vor, der ſich im ganzen Verlauf der Unruhen durch viele Beiſpiele dargethan habe. Dagegen waren auch die übrigen Staaten — mit Ausnahme der Utrechter Union, (und, zwar ſtrenger genommen, Hollands und Seelands) — von dem Vorwurf nicht freizuſprechen, daß ſie durch allzugroße Bedächtigkeit und Uneinigkeit, insbeſondere durch allzuängſtliche Rückſichten auf die Form, und — in der letzteren Zeit — durch allzugläubige Hoffnungen auf den Kölner Friedenskongreß unendlich viel verſäumt hatten, um ſich nach außen und innenzu ſicher zu ſtellen.

So war denn nun, im Gegenſatze zu den nördlichen Provinzen, auch in den ſüdlichen ein entſcheidender Schritt geſchehen. Dort im Norden die offene Losſagung von Spanien, hier im Süden die Wiederunterwerfung! Dort ein neuer Staatskörper mit Beibehaltung der Provinzialſelbſtſtändigkeit, — hier ein freiwilliges Aufgeben der Nationalität, um den Provinzialismus zu retten! Wichtiger als der Abbruch, welcher durch die Trennung der Sache der Freiheit geſchieht, iſt der Bruch der Nationalität, der nun für immer entſchieden iſt und der ſich noch erweitern wird, ſo wie der katholiſche Süden auch alle übrigen katholiſchen Provinzen an ſich zieht und ſowie die Begriffe von Hierarchie und Freiheit in den Vorſtellungen der Menge verwachſen.

Indem nun der Bruch der Nationalität einmal vorhanden iſt, bleibt es nicht bloß dabei, ſondern es reiſt auch immer furchtbarer die geheimnißvolle Abneigung zwiſchen beiden feindlichen Hälften heran, welche endlich bis zur Spitze eines glühenden Nationalhaſſes hinanſchlägt. Wir finden dies Phänomen auf manchen andern Blättern der Völkergeſchichte. So wie das Volksthum ſich ſpaltet und die Religion die ätzenden Tropfen in die Ritze träufelt, iſt die ewige Todfeindſchaft, man möchte ſagen: der Bruderkrieg unvermeidlich. Das ſlaviſche Volksthum bietet hierfür einen ſchlagenden Beweis. Die Geſchichte der Niederlande zeigt ſeit der Utrechter Union und der Unterwerfung der Wallonen bis auf den heutigen Tag dieſelbe Erſcheinung.

Es war ſomit in jenem denkwürdigen Jahre ein erfolgreicher Wendepunkt eingetreten. Wohl nur wenige von den

Zeitgenoſſen ahnten denſelben in dem wilden Chaos der Lokalintereſſen, in der betrübenden Diſſonanz der Stürme, welche ſich aus dem großen Gährungsprozeſſe entwickelt hatten, entwickeln hatten müſſen, und noch länger fortdauerten, — ſo lange, bis endlich die reinen Kriſtallformen frei und ſchön an den Tag kommen konnten. Noch raſete das entfeſſelte demokratiſche Element im Süden; noch bäumte ſich das religiöſe, nach langem Drucke elaſtiſch aufſtrebend, gegen den Norden hin, während ſich die Männer zu Köln fruchtloſe Mühe gaben, den Frieden zuſammenzukitten. Wir werden dies Schauſpiel im nächſten Buche aufmerkſamer betrachten. Jetzt wollen wir die mannigfaltigen Scenen der Leidenſchaften in einem Bilde zuſammenzuſtellen verſuchen.

Den Vordergrund nimmt Gent ein. Da ſteht die wilde trotzige Geſtalt Hembyzes gewaltthätig herausfordernd gegen Jedermann. Noch immer hält er den mächtigen blendenden Schild der Religion vor ſich, aber hinter demſelben hervor zielt er tödtlich gegen Jeden, der ſich ſeiner Alleinherrſchaft entgegenſtemmen will, gleichviel ob Geiſtlicher oder Laie, ob Katholik oder Kalviniſt. Der tüchtige Feldmarſchall der Staaten, de la Noue (ein Reformirter) muß vor Hembyzes Eiferſucht aus Gent entfliehen. Anjous Geſandter, der Herr von Bonnivet, entrinnet ihm kaum, indem er in einen Kanal ſpringt und ſich ſchwimmend in das Haus des Herrn von Kouwenhoven zwiſchen Gent und Termonde rettet. Hembyzes Argwohn ſieht aus hundert Augen, und hundert Arme für einen ſtehen ihm bei'm Pöbel zu Gebot. Auch Ryhove hat von ſeiner Eiferſucht zu leiden, aber mit Recht. Der Zwieſpalt zwiſchen Beiden wurzelt tief; Ryhove hat dieſelben Anſprüche, wie Hembyze; ſoll Ryhove, der Kühnere, dem Schlaueren weichen? Schauderhaft iſt der ſittliche Zuſtand in Gent. Nicht genug, daß die Deſpotie, welche im Heiligenſcheine der Freiheit auftrat, Bürger und Edle verbannt, daß ſie die Stadt halb entvölkert, den Gemeinſchatz ſich angeeignet hat, — ſie hat auch das Vertrauen vergiftet; Freunde und Blutsverwandte verrathen ſich wechſelſeits, die Wände haben Ohren und der Schlaf wird zum Verräther im Dienſte des Deſpoten. Die Flüchtlinge aus Gent eilen zu Oranien hin, ſprechen an ſein Herz, beſchwören ihn, dem gränzenloſen Elend durch ſeine Dazwiſchenkunft ein Ende zu machen. Dies iſt jedoch nicht möglich, wenn man ſich nicht Hembyzes bemächtigen kann. Der Plan dazu wird entworfen und Ryhove (wie natürlich) betheiligt ſich dabei. Dieſer verſammelt den Magiſtrat und die angeſehenſten Bürger in ſeinem Hauſe, um über die Angelegenheiten der Stadt zu berathſchlagen. Auch Hembyze iſt eingeladen; man will ſich bei dieſer Gelegenheit ſeiner Perſon bemächtigen und ihm die Würde eines Vorſchöffen abnehmen. Schon iſt der ganze Plan auf dem Punkte zu glücken, als einer von den Anhängern Hembyzes dieſen ſelbſt davon unterrichtet und den Pöbel aufbietet, welcher den Demagogen aus Ryhoves Wohnung, wo er ſchon ſo gut als gefangen war, wie im Triumphe abholt. Ryhove weiß die Schuld glücklich von ſich abzuwälzen. Aber Hembyze iſt kaum frei, als er ſich auch ſicher zu ſtellen ſucht. Er bringt am 28. Juli Truppen in die Stadt, verändert den Magiſtrat und läßt ſich auf's Neue als Vorſchöffe beſtätigen. Dennoch wankt bereits ſeine ſtolze Zuverſicht, wenn er an eine Ankunft Oraniens in Gent denkt, — umſomehr, da dieſer an den Magiſtrat von Gent geſchrieben und ſeinen Rath kundgegeben hat, die dortigen Unruhen zu ſtillen. Hembyze ſucht durch eine weitläufige Druckſchrift die öffentliche Meinung gegen Oranien einzunehmen und dieſen beim Volke zu verdächtigen. „Was ſoll der Prinz hier in Gent?“

(iſt der Inhalt jener Schrift), „man weiß, daß er es heimlich mit Frankreich hält. Wahr iſt's: er hat das ſpaniſche Joch zerbrochen. Doch warum? Um euch das franzöſiſche auf den Nacken zu legen.“ Der Prädikant Dathenus unterſtützt ihn auf der Kanzel, auf der Straße, in den Häuſern, wo und wie er kann. Hembyze fühlt gleichwohl von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, daß er verloren iſt, ſobald Oranien Gent betritt. Um ſo haſtiger greift er nach den verſchiedenſten Mitteln, um ſich zu behaupten. Er ruft dem Volke alle ſeine Thaten für es in's Gedächtniß; er entwickelt chimäriſche Pläne für Gents Zukunft; eine groſe, gefürchtete, unantaſtbare Republik, blühend durch Handel und Wohlſtand, ſoll es alle übrigen Städte überſtralen! Alles vergeblich! Hembyzes Glücksſtern erbleicht. Ryhove, an der Spitze der Gegenparthei, ſetzt es durch, daß Oranien eingeladen wird, ſich nach Gent zu begeben und dort die Ordnung herzuſtellen. Schon iſt der Tag für Oraniens Eintreffen beſtimmt; ſchon ſind die Anſtalten zu ſeinem Empfang getroffen. Nun verliert der ſtolze Hembyze plötzlich Muth und Beſinnung. Sein zelotiſcher Helfer Dathenus flüchtet aus Gent. Hembyze verſucht ein Gleiches; ſchon hat er ein Fahrzeug beſtiegen, als ihn ein Schenkwirth findet, ihn feſthält, ihm zuruft: „Nichts da von Flucht! Du haſt uns in den Sumpf geführt, du mußt uns auch heraus helfen oder mit uns zu Grunde gehen,“ und ihn zu tödten droht, wenn er ihm nicht nach Gent zurückfolge. Und mit Gewalt wird der feige Despot hierauf in die Stadt zurück gebracht. Am 18. Auguſt 1579 trifft endlich Oranien in Gent ein und legt raſch Hand an's Werk. Er ſchafft den neuen Magiſtrat ab, erſetzt ihn durch verfaſſungsgemäße Wahlen und nimmt dem Demagogen die Leibwache ab. Indeſſen verbirgt ſich Hembyze in ſeinem Hauſe vor Oraniens Blicken, aber von ſeinem Verſteck aus haranguirt er den Pöbel und tumultuariſch verlangt dieſer von Oranien die Ernennung Hembyzes zum Oberſten der 25 bewaffneten Kompagnien. Unerſchrocken tritt Oranien mitten unter die Haufen der Tobenden und zaubergleich wirkt ſeine hehre Ruhe auf ſie. „Vertritt dieſe Zuſammenrottung die Gemeinde Gents?“ fragt er, ernſt um ſich blickend; da zerſtreuen ſich die Haufen beſchämt, Oranien aber weist das Verlangen des Pöbels entſchieden von der Hand, läßt Hembyze vor ſich bringen und ſtellt ihn zur Rede. Hierauf verſucht der geſtürzte Demagog zum zweiten Mal die Flucht und diesmal glückt ſie ihm auch. Er entrinnt aus den Niederlanden in die Pfalz zu Johann Kaſimir, der ihm und dem Prediger Dathenus eine Freiſtätte und einen Gnadengehalt gewährt. Nun ſucht Oranien das Werk der Ordnung zu vollenden. Die Gefangenen vom Adel waren ſchon im Juni 1579 größtentheils entflohen, einige aber (worunter Champagny) wieder eingebracht worden. Dieſe bleiben denn auch im Gefängniß; die Biſchöfe von Ypern und Brügge bis 1581. Später, aber noch im ſelben Jahre, wird, auf Oraniens Betrieb, der Religionsfriede in Gent angenommen, werden die achtzehn Volkstribunen abgeſchafft und die eingezogenen oder ſequeſtrirten Güter den Kirchen ſowie den Laien zurückgegeben. Die Bürger, welche durch Hembyze verbannt worden oder aus Furcht vor ihm geflohen, kehrten hierauf zurück.

In Antwerpen, zu Utrecht, zu Amersfort ſehen wir in dieſem verhängnißvollen Jahre 1579 die Nachſtürme der proteſtantiſchen Reaktion, — tumultuariſche Gruppen auf jenem großen Bilde der Partheiung und Zerrüttung, deſſen Boden die Niederlande ſind, und in deſſen Vorgrund wir Gent erblickten! In Antwerpen vertreibt das Volk die katholiſche Geiſtlichkeit. In Utrecht neue Bilderſtürme! Dort wie zu Amersfort erringen die Proteſtanten das Uebergewicht.

Auf der anderen Seite bemerken wir die Oppoſition der Katholiken, welche eben ſo kühn, doch nicht überall mit gleichem Erfolge das Haupt erhebt. So bewirkt ſie in Brügge nur den Sieg des proteſtantiſcher Prinzips. Hier erklärt ſich die katholiſche Geiſtlichkeit eifrig gegen die Veröffentlichung der Utrechter Union; die Notablen und die bedeutendſten Gilden treten auf ihre Seite, und die Geiſtlichkeit ſucht nun, durch dieſen Rückhalt noch mehr ermuthigt, das Volk zur Vereinigung mit den Wallenen, ſomit zur Ausſöhnung mit dem König von Spanien zu ſtimmen. Auch die Regierung des „Freien von Brügge“ ſchließt ſich der katholiſchen Parthei an. Raſch führt dieſer Zwieſpalt zu offener Gewalt; der reformirte Gottesdienſt wird geſtört; ganz Brügge geräth in Aufruhr. Schon nehmen die Katholiken die Regierungsmitglieder gefangen. Da eilt proteſtantiſches Kriegsvolk aus der Nähe den Glaubensgenoſſen in Brügge zu Hülfe und erringt den Sieg über die katholiſche Parthei. Die Geiſtlichen fliehen, die katholiſchen Kirchen werden geſchloſſen; Oranien, von Gent herüberkommend, ſtellt endlich die Ordnung wieder her. Zur Vergeltung für den Beiſtand, welchen das „Freie von Brügge“ der katholiſchen Parthei geleiſtet, will ſich die Stadt Brügge der Jenem zuſtehenden vierten Stimme für Flandern in der Staatenverſammlung bemächtigen; (die übrigen drei hatten bekanntlich Gent, Brügge und Ypern). Ein neuer Verſuch, die alte Verfaſſung zu biegen oder zu brechen! Baron von Schoonewal weiß dies noch glücklich zu verhindern. — In Brüſſel verſucht Egmonts Sohn, Philipp, aus Eifer für der katholiſchen Glauben, den er bekennt, die Stadt der königlichen Parthei zu überliefern. Am Morgen des 4. Juni bringt er ſeine Reiter nach Brüſſel hinein und führt ſie glücklich bis auf den großen Markt. Inzwiſchen aber ruft der Stadtoberſte Olivier von Tempel die Beſatzung zu den Waffen, bemeiſtert ſich des Hofes und trifft alle Anſtalten ſo gut, daß ſich Egmont plötzlich von ſeinen Freunden in der Stadt abgeſchnitten und den ganzen Tag, ſowie die darauf folgende Nacht von dichten Haufen der Bürger umſchloſſen ſieht. Bittere Spottreden treffen ihn von allen Seiten. „Kommt Ihr wohl, das Grab Eures enthaupteten Vaters zu beſuchen?“ ruft man ihm zu; „O, wühlt nur ein paar Steine auf und Ihr findet gewiß noch die Spuren ſeines Blutes!“ So von Hohn gefoltert, weint der Sohn des berühmten Egmont bittre Thränen der Scham. Am anderen Tage jedoch läßt man ihn mit den Seinigen und mit allen Bürgern, welche ihn begleiten wollen, frei aus der Stadt abziehen.

Beſſere Erfolge dagegen ſehen wir die katholiſche Parthei in Mecheln und Herzogenbuſch erringen. In Mecheln war am 1. Juni (1579) ein Zwiſt zwiſchen der Bürgerſchaft und der Beſatzung entſtanden, und der Erzherzog ſo wie Oranien hatten die Letztere aus der Stadt gezogen, unter der Bedingung, daß die Bürger eine andere, welche ihnen ſelbſt und den Staaten gleich anſtünde, aufnehmen ſollten. Aber kaum hat die Beſatzung Mecheln verlaſſen, kaum hat die katholiſche Parthei freie Hand, als ſie ihre eigentliche Abſicht an den Tag legt. Der Karmeliter-Provinzial, Bruder Peter Wolf, tritt an die Spitze ſeiner Glaubensgenoſſen. Der Religionsfriede wird abgeſchafft, der Schultheiß verhaftet, den Flüchtlingen die Wiederkehr in die Stadt verboten. Vergeblich ſenden der Erzherzog, Oranien und die Stadt Antwerpen Bevollmächtigte nach Mecheln, um die Ordnung herzuſtellen. Man nimmt dieſe dort gefangen. Der kühne Mönch, Bruder Wolf, waltet jetzt wie ein Kriegsfürſt in der Stadt, und bringt es in Kürze dahin, daß ſie ſich mit Alexander Farneſe vergleicht und ſich wieder zur ſpaniſchen Parthei hält. — Herzogenbuſch, welches nur eine ſchwache Beſatzung (von Truppen der Staaten) hatte, wurde durch Alexander Farneſe brieflich eingeladen, ſich mit den Wallonen zu vereinigen; Farneſe baute darauf, daß die Katholiken die Mehrzahl der dortigen Bevölkerung ausmachten. Voll Beſorgniß erbitten ſich die Proteſtanten von den Staaten eine Verſtärkung der Beſatzung; aber vergeblich. Hierauf verlangen ſie von dem Magiſtrat die öffentliche Verkündigung der Utrechter Union. Dieſer läßt „durch einen Stadtknecht“ ausrufen, daß die drei Mitglieder der Stadt jene angenommen hätten. Die Proteſtanten, durch dieſe offenbare Verhöhnung beleidigt, bewirken es endlich durch ernſtes Andringen, daß die ganze Unionsakte, Artikel für Artikel, verkündigt wird. Inzwiſchen entſteht plötzlich ein Streit zwiſchen den auf dem Markte verſammelten Katholiken und Proteſtanten; es fallen Schüſſe von beiden Seiten, und vierzig Bürger büßen dabei das Leben ein. Auf's Neue verlangen jetzt die Proteſtanten Verſtärkung der Beſatzung und zwei Fähnlein holländiſcher Truppen rücken vor's Thor. Die katholiſche Parthei weigert ſich, ſie einzulaſſen; „es ſind“ (heißt es) „Freibeuter und Kirchenſchänder,“ aus dem verworfenſten Geſindel zuſammengerafft; läßt man ſie ein, ſo fordert man die Spanier gleichſam dazu heraus, die Stadt zu belagern.“ Kurz, jene Truppen müſſen wieder umkehren, und nun verlieren die Proteſtanten die letzte Hoffnung, daß ſie der Gegenparthei das Gleichgewicht halten können. Sie verlaſſen die Stadt. Herzogenbuſch erklärt ſich hierauf für die Annahme der Friedenspunkte des Kölner

Kongreſſes und tritt ſpäter öffentlich zu Alexander Farneſe über.

Solch ein Bild der Zwietracht und Verwirrung bietet der Zuſtand der Niederlande in jenem Jahre 1579. Ueberall die heftigen Nachzuckungen der durch den Bruch hervorgebrachten furchtbaren Bewegung; der Gährungsprozeß noch in voller Entwickelung: die Staaten ſchwach, unentſchloſſen, wie in ſchweren Träumen befangen; — während Farneſe alle Waffen der Liſt und Gewalt aufbietet, um in der allgemeinen Verwirrung für das Intereſſe Spaniens neue Eroberungen zu machen! Mit tiefem Schmerz betrachtet Oranien dieſen unglückſeligen Zuſtand und entrüſtet erklärt er endlich den Staaten: „er wolle ſich aller ſeiner Aemter begeben, wenn er die Staaten länger ſo rath- und thatlos ſchlummern ſehen müſſe. Die Gefahr ſtehe ſchon vor der Pforte, raſch müſſe und durchgreifend gehandelt werden, um das Vaterland vor dem gewiſſen Untergange zu retten.“ Dieſe Sprache ſchreckt die Staaten endlich aus ihrer Apathie auf; dringend bitten ſie ihn, die gemeinſame Sache nicht zu verlaſſen, und mit ſeiner gewohnten Umſicht und Thätigkeit entwirft er ihnen raſch einen Plan zur Herſtellung der Kriegsmacht, um mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit günſtigen Erfolges einen Vertheidigungskrieg führen zu können. Die Staaten erklären ſich damit einverſtanden, obwohl es ſchwierig iſt, die zur Kriegsrüſtung erforderlichen Summen aufzutreiben. Indem nun Oranien inſoweit wenigſtens das Dringendſt-Nothwendige beſtellt, überlegt er zugleich reiflich noch fernere weitausſehende Pläne zur Rettung.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Als Kaiſer Rudolf II. zu Anfang des Jahres 1579 Friedensverhandlungen in Betreff der Niederlande in Vorſchlag brachte, berief der Erzherzog Matthias die Generalſtaaten zur Berathung über dieſen wichtigen Gegenſtand, im März nach Antwerpen. Die Generalſtaaten erklärten ſich bereitwillig, Bevollmächtigte nach Köln zu ſchicken, wo der Kongreß ſtatt finden ſollte, und fertigten die Vollmacht am 9. April aus. Als kaiſerliche Kommiſſäre erſchienen auf dieſem Friedenskongreße die Kurfürſten von Trier und von Köln, der Biſchof von Würzburg und Graf Otto Heinrich von Schwarzenberg; der Herzog von Jülich und Kleve, ſowie der Biſchof von Lüttich hatten gleichfalls Geſandte dahin beordert; der Papſt hatte ſeinen Nuntius, den Erzbiſchof von Roſſano, Giovanni Battista Caſtagna, als Friedensvermittler geſchickt. Als ſpaniſcher Geſandter kam der Herzog von Terranova, begleitet von dem Grafen Boucquoi und den Räthen d'Aſſonville und Funk. Von Seiten des Erzherzogs und der Generalſtaaten erſchienen der Herzog von Aerſchot, die Aebte von St. Gertrudis und von Marolles, der Propſt von St. Bavo zu Gent, die Ritter und Herren Schets, Meetkerke, van der Myle, Merode, van Goer, und der Rechtsgelehrte, Doktor Aggeus van Albada; der Wallone Franz von Dignies, welcher gleichfalls zum Bevollmächtigten er-

ernannt worden war, aber es mit ſeinen Landsleuten hielt, blieb aus.

Die erſte Zeit der Verhandlungen verfloß unter weitläufigen Schwierigkeiten, welche man über die Vollmachten der niederländiſchen Deputirten und über das neue Siegel, (einen Löwen, der in der einen Branke ein erhobenes Schwert, in der andern einen Bündel von Pfeilen hielt,) erhoben hatte. Inzwiſchen lag Farneſe vor Maaſtricht und auf dieſem Friedenskongreße ließ ſich nicht einmal — ein Waffenſtillſtand erwirken!

Die Deputirten der Staaten ſtellten die erſte Forderung; ſie beſtand darin, daß alle Provinzen jenes berühmte Vorrecht Brabants erhalten ſollten: „dem Monarchen abzuſagen, ſo wie er die Freiheiten des Landes verletze,“ ſodann verlangten ſie, daß in Bezug auf den Gottesdienſt Alles auf dem gegenwärtigen Fuße bliebe; endlich, daß der Erzherzog ſeine höchſte Würde behalte, welche, nach deſſen Ableben, nur einer ſolchen Perſon verliehen werden ſolle, für die ſich auch die Staaten entſcheiden würden.“ Es ließ ſich vorausſehen, daß man von ſpaniſcher Seite auf dieſe Bedingungen nicht eingehen würde, und die Vermittler warfen dabei die Frage auf: „wer ſoll denn, in dem Falle, wenn der Monarch die Landesprivilegien verletzt, zwiſchen ihm und den Unterthanen Schiedsrichter ſein?“ Die Deputirten der Staaten brachten hierauf andere Bedingungen zum Vorſchein, doch der Herzog von Terranova theilte ihnen die ſpaniſchen mit, welche ſie durchaus nicht annehmbar fanden.

Dieſer Staatsmann hatte eine ſchwierige Stellung, da er an ſtrenge Inſtruktionen gebunden war und außerdem noch geheime Verhaltungsbefehle zu beobachten hatte. Bei ſeiner Ankunft zu Köln fand er dort Briefe von Alexander Farneſe, welcher ihm anzeigte, daß von Seiten der Staaten wenig Aufrichtigkeit zur Verſöhnung mit dem König vorhanden ſei; Oranien habe ſie bearbeitet und bezwecke, die Separatverſöhnung der Wallonen zu vernichten, ſowie einen Waffenſtillſtand zu erhalten, zu welchem Ende die Verhandlungen in die Länge gezogen werden ſollten; ſo wolle man Zeit gewinnen, um ſich gegen Spanien gehörig zu rüſten. Farneſe unterhielt mit Terranova einen lebhaften Kourierwechſel, um über den Fortgang der Verhandlungen mit den Wallonen ſtets im Klaren zu ſein; denn, waren die Lezteren für Spanien dauernd wiedergewonnen, ſo konnte dieſe Macht den Staaten gegenüber im Verlauf des Kongreſſes bei weitem ſicherer auftreten und ihre Forderungen höher ſteigern. Außerdem achtete der Herzog von Terranova ſowohl auf die weiteren kriegeriſchen Erfolge Farneſes, als auch darauf, ob deſſen geheime Verbindungen in den gegen Spanien feindſeligen Provinzen nicht plözlich irgend einen Vortheil brächten, den dann Terranova auf dem Kongreß raſch und geſchickt benüzen könnt. Die Staaten beſchwerten ſich bitter über jene geheimen Machinationen, welche den Zweck des Kongreſſes, nämlich die Beendigung der Unruhen, durch den ausgeſtreuten Samen der Zwietracht nur vereiteln mußten. Kurz: die Staaten fingen bereits an, einzuſehen, wie übereilt ſie gehandelt hatten, als ſie, voll Hoffnung und Vertrauens, den Friedenskongreß beſchickten. Es kam noch dazu, daß, (wie Meteren verſichert) Mehrere von ihren Deputirten, nämlich die zwei Aebte von St. Gertrudis und von Marolles, der Propſt zu St. Bavo, Schets und der Herzog von Aerſchot, bereits heimlich zur Vereinigung mit den Wallonen hinneigten, und durch Vermittlung des Herzogs von Terranova dem Könige noch beſondere Vorſchläge machten; zwar wies Philipp dieſelben von der Hand, weil — lediglich in ſeinem Intereſſe, (und wohl auch, um Oranien Abbruch zu thun) — darin auch auf eine proviſoriſche Religionsfreiheit hingewieſen wurde. Aber immerhin war dadurch eine gefährliche Spaltung der Geſinnungen zwiſchen den niederländiſchen Deputirten vorhanden. Dieſe ließen die Aeuſſerung fallen, „leicht möchten ſich die Staaten mit Anjou vereinigen, wenn man von ſpaniſcher Seite allzuhartnäckig auf den gemachten Bedingungen beſtünde!“

Endlich entwarfen die kaiſerlichen Geſandten neue Friedensartikel, welche ſie am 18. Juli beiden Partheien vorlegten. Sie enthielten als Bedingungen die Erhaltung der Genter Pacifikation, der Brüſſler Union und des ewigen Edikts, ſo wie der Provinzialprivilegien, eine allgemeine Amneſtie, die Entfernung der fremden Truppen, die Wiedereinſetzung aller zur Zeit des ewigen Edikts aktiv geweſenen und ſpäter entſetzten Beamten, ſodann die Befreiung aller beiderſeitigen Gefangenen, auch des Grafen von Büren, dieſes jedoch unter der zweideutigen Bedingung: „binnen drei Monaten, nachdem ſein Vater Oranien alle an ihn beſonders geſtellten Bedingungen erfüllt haben würde,“ ferner die Wiederherſtellung des königlichen Anſehens wie zur Zeit Karls V., die Beſetzung der Generalſtatthalterwürde mit einem Fürſten oder einer Fürſtin von Philipps II. Hauſe, die Verpflichtung für den königlichen Statthalter: die Landesprivilegien zu beſchwören, und die Verpflichtung für's Land: dem Statthalter alle Feſtungen zu überantworten, die Beſetzung der Würden und Stellen mit gebornen Niederländern, — weiterhin das Einbegreifen Anjou's und Eliſabeth's von England in dieſen Vertrag, — endlich in Bezug auf die Religion die Beſtimmung, daß Holland, Seeland und Bommel ſich nach der Genter Pacifikation zu richten, aber den Katholiken alle zur Zeit der Errichtung derſelben von ihnen beſeſſenen Plätze einräumen ſollten, daß in den übrigen Provinzen bloß die katholiſche Religion herrſchen dürfte, aber die Proteſtanten in denſelben, — wiewohl nur proviſoriſch bis auf weiteren Beſchluß des Königs, — ungeſtört leben könnten, ohne freilich ihren Kultus öffentlich ausüben zu dürfen.“ Alles, Vorſchläge, die zwar unmittelbar bei dem erſten Ausbruch der Revolution vielleicht mit Erfolg hätten wirken können, aber, ſo wie die Sachen mittlerweile zu Extremen vorgerückt waren, ganz unzulänglich erſcheinen mußten. Die Deputirten hatten den ihnen vorgelegten Entwurf an die Generalſtaaten geſchickt, und ſowohl die kaiſerlichen Geſandten als auch Terranova ſelbſt empfahlen denſelben in beſonderen Zuſchriften den einzelnen Provinzialſtaaten und verſchiedenen Städten. Die Meinungen der beiden Letzteren waren verſchieden. Einige, wie Friesland und die Umlande, verwarfen den ganzen Entwurf. Andere trugen Bedenken über die zweideutige Erledigung des religiöſen Punktes. Alle aber erwiederten: ſie würden ſich nach dem Beſchluſſe der Generalſtaaten richten. Dieſe Letzteren erließen im Auguſt ihre Antwort; ſie war entſchiedener, als man vielleicht erwartet hatte. In Bezug auf die Erhaltung des ewigen Edikts bemerkten ſie, daß Holland und Seeland daſſelbe ja von Anfang an gar nicht angenommen hätten; und, träte es in Kraft, ſo hebe es die eigentliche Bedeutung der Genter Pacifikation auf! Was die Ueberantwortung der Feſtungen beträfe, ſo würden ſich Holland und Seeland damit wohl nicht einverſtanden erklären. Die beſondere Bedingung, auf welche die Freilaſſung des Grafen von Büren geſtellt worden, ſei ſehr bedenklich; denn ſie beziehe ſich auf einen Vertrag, der — noch gar nicht abſchloſſen ſei. Die Königin von England und der Herzog von Anjou ſeien zwar in dem Vergleich „einbegriffen,“ aber man vermiſſe für beide, ſo wie für den Erzherzog Matthias beſtimmte Garantieen. In Bezug auf die Religion ergebe ſich aus dem Entwurfe, daß die Proteſtanten außerhalb Hollands und Seelands dadurch noch bei weitem mehr beeinträchtigt würden als durch die Genter Pacifikation, die man doch angeblich — in Kraft erhalten wolle! Schließlich erſuchten die Generalſtaaten die Friedensvermittler kaiſerlicher Seits, den Herzog von Terranova zu neuen Bedingungen zu beſtimmen, zu ſolchen nämlich, welche den Namen von Friedensartikeln auch in der That verdienten.

Die kaiſerlichen Kommiſſäre hatten bei der ganzen Sache eine ziemlich offenbare Partheilichkeit für Spanien dargethan, deſſen Hauptforderungen die Alleinherrſchaft der katholiſchen Religion in den Niederlanden, die unbegränzte Unterwerfung unter den König, die Entſetzung des Herzogs Matthias von der Statthalterwürde und die Entfernung Oraniens aus den Niederlanden betrafen. Noch immer betrachtete man am ſpaniſchen Hofe Oranien als die Seele der Freiheitsparthei, noch immer haßte man ihn unverſöhnlich, und noch immer ging man zugleich von der Vorausſetzung aus, die ſämmtlichen Niederlande würde man mit leichter Mühe wieder unterwerfen können, wenn man ihn unſchädlich mache. Dieſe Vorausſetzung verieth die Unkenntniß des ſpaniſchen Hofes über die Entwickelung der Revolution und des Nationalgeiſtes in den nördlichen Provinzen. Dort, wo Oraniens Anſehen wurzelte, hatte es nur in dem Freiheitsdrange des Volkes Wurzel faſſen können, und dieſer Drang hatte jetzt bereits zu einer klaren, unumſtößlichen Erkenntniß geführt, hatte einen neuen Staatskörper begründet, welcher zu ſeinem Fortbeſtand der Exiſtenz einer einzelnen Perſönlichkeit nicht mehr ſo unumgänglich bedurfte, wenn ihm auch eine ſolche allerdings noch immer höchſt wichtig war. Dies begriff Philipp II. nicht, — dieſen raſchen Fortſchritt einer Idee zur Begründung einer unbezwinglichen Macht! Konnte er es denn auch begreifen, er, der freilich ſelbſt einer Idee huldigte, aber einer ſtreng konſervativen, außer welcher es für ihn überhaupt keine gültige gab? Es iſt leichter, dieſen Monarchen nach dem Reſultat ſeines Lebens zu verdammen, als ihm durch das Labyrinth zu folgen, zu deſſen Ausgängen der Schlüſſel in der Tiefe ſeines Herzens lag.

Immer ſchroffer treten jetzt die perſönlichen Gegenſätze zwiſchen Philipp II. und Oranien hervor. Philipp hatte in der That jetzt das Aeußerſte gethan, was er nach ſeiner Ueberzeugung als König dem Prinzen bieten durfte und konnte. Er bot ihm, den er als ſeinen unverſöhnlichen Feind kannte, eine Summe von 100,000 Piaſtern an und die Freiheit ſeines Sohnes; alle Güter und Würden ſollte dieſer (der Graf von Büren) erben; und nur das Einzige forderte Philipp dagegen, — daß Oranien die Niederlande verlaſſen möge! Gerade an dieſer letzteren Bedingung aber mußte jede Hoffnung Philipps ſcheitern; gerade ſie zu erfüllen, konnte ſich nämlich Oranien nicht entſchließen, auch wenn ihn die Staaten nicht ſo dringend um ſeinen ferneren Beiſtand gebeten hätten. Der edlere Menſch bedarf zum Leben nicht bloß der Luft, die er athmet, ſondern auch des beſtimmten, abgeſchloſſenen Kreiſes, welcher ihm das Ziel ſeines Lebens umfaßt. Dies Ziel, dieſe Bedingung des Lebens war für Oranien die Freiheit der Niederlande. Es iſt begreiflich, daß in Philipps Herzen, ſo wie es die letzte Hoffnung gütlicher Uebereinſtimmung mit Oranien für immer ſchwinden ſah, bei der einmal feſtgewurzelten Ueberzeugung, daß dieſer Mann, wie ein Atlas, den ganzen Himmel der Freiheit mit allen ſeinen Sternen allein auf den Schultern trage, — daß jetzt in Philipps Herzen kein andrer Plan mehr Platz finden konnte als der: „Oranien muß unſchädlich gemacht werden. Er ſelbſt ſtößt die Gnade weg, alſo fordert er mich auf, mich des letzten Mittels zu bedienen. Dies Mittel iſt der Tod! Er iſt mir verfallen, aber er ſteht außerhalb der Gränzen meiner Gewalt. Alſo muß der Mord eine Weihung durch das Geſetz erhalten, und ich als König kann das Verbrechen adeln, wenn es ein taugliches Mittel iſt, um einen guten Zweck zu erreichen.“[*] Dieſe ganze Folgerung riecht nach dem Moderduft der jeſuitiſchen Moral; aber für Philipp II. war dieſe ja eine heilige, und wir werden uns bald überzeugen, wie treu ſeine Politik, auf einem religiöſen Wahne fußend, dieſer Moral in Bezug auf Oranien folgte. —

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung wieder zu dem Kölner Friedenskongreß zurück, der weniger durch ſeine Verhandlungen als durch die Folgen wichtig wurde, welche ſich an die Fruchtloſigkeit derſelben knüpften. Die Hartnäckigkeit von beiden Seiten mußte endlich auch die Vermittler des fruchtloſen Geſchäftes überdrüßig machen. Sie verließen im November 1579 den Kongreß, nur Schwarzenberg blieb noch in Köln; ebenſo thaten die ſpaniſchen und die niederländiſchen Geſandten. Die Letzteren gaben am 30. November ihr Ultimatum ein. Hierin war — mit beſonderen Ausnahmen — die Aufrechthaltung der Genter Pacifikation, der Brüſſler Union und des ewigen Edikts zugeſtanden. Die Staaten beharrten auf der Entfernung der fremden Truppen und zwar für immer. Die in Artois eingenommenen feſten Plätze ſollten zurückgegeben werden, alle Perſonen, ausdrücklich aber Oranien, ſollten in ihre Ehren und Würden, ſowie im Beſitz ihrer liegenden Güter reſtituirt werden. Alle Anſtellungen ſollten bloß mit Bewilligung der Staaten verliehen werden. Alle beiderſeitigen Gefangenen, worunter ausdrücklich auch der Graf von Büren, ſollten freigelaſſen werden, und zwar binnen 3 Monaten vom Datum dieſes Vertrages an. Der Status quo aus der Zeit des Erzherzogs ſollte bleiben. In Bezug auf die Wahl der ſtädtiſchen Obrigkeiten ſollte nach den alten Privilegien verfahren werden. Man wolle dem König gehorſam ſein, nach göttlichem und irdiſchem Recht, in Folge der Genter Pacifikation und dieſes neuen Vertrages. Der königliche Generalſtatthalter müſſe auch den Staaten anſtehen; doch wünſche man, den Erzherzog Matthias zu behalten. Die Feſtungen in Holland und Seeland ſollten zufolge der Genter Pacifikation bewahrt bleiben, jene in den übrigen Landſchaften unter dem Oberbefehl ſolcher Männer, welche der Erzherzog und die Staaten dazu beſtellen; jene Feſtungen, welche die Spanier zu räumen hätten, ſeien durch Inländer zu beſetzen, mit Genehmigung des Königs. Die Königin von England und der Herzog von Anjou ſeien in den Vertrag einzuſchließen. Die Reformirten und Lutheraner ſollten Freiheit des Kultus genießen in allen Orten, wo ſie ſolche bisher genoſſen, — aber auch der katholiſche ſollte in ſolchen auf gute Bedingungen wieder eingeführt werden. In Beziehung auf dieſe Angelegenheit würden ſich die Generalſtaaten im Beiſein der Bevollmächtigten des Königs alle Mühe geben, um den reformirten Kultus (außer in Holland und Seeland) nach der Genter Pacifikation in beſtimmten Schranken zu halten und den katholiſchen wenigſtens in einigen Orten Hollands und Seelands wieder einzuführen. Endlich ſollte der König die Privilegien aufrechthalten und ohne Bewilligung der General- und Provinzialſtaaten weder neue Feſtungen bauen, noch alte wieder in Stand ſetzen. Außer dieſem Ultimatum hatten die Deputirten der Staaten noch geheime Verhaltungsbefehle, in einzelnen Punkten nachzugeben, jedoch in Beziehung auf die Religion durchaus nicht. Aber gerade dies war ja der Punkt, in welchem auch Philipp II. nichts von Nachgiebigkeit wiſſen wollte. Zudem weigerte ſich der ſpaniſche Geſandte, die Verhandlungen fortzuſetzen, da die kaiſerlichen Kommiſſäre bereits abgereiſt waren, und begab ſich bald darauf von Köln nach Bonn. So wurden denn die fruchtloſen Friedensverhandlungen endlich abgebrochen und zu Anfang des neuen Jahres 1580 beriefen die Staaten ihre Bevollmächtigten von Köln zurück. Aerſchot, Schets, und die drei Geiſtlichen blieben jedoch noch dort, um ihre Ausſöhnung mit dem König zu betreiben. 320,000 Pfund hatte der Kongreß die Staaten gekoſtet.

Die nächſte Folge war nun die vollkommene Ausſöhnung Aerſchots und ſeiner Freunde (mehrer bedeutender Perſonen vom Adel,) mit Spanien. Das Beiſpiel des Abfalls von der Sache der Freiheit, welches die belgiſche Ariſtokratie gab, wirkte reißend ſchnell fort, und immer mehr verringerte ſich die Zahl der Katholiken, welche noch für die Freiheit ſtanden. Bis jetzt war es noch das walloniſche Element geweſen, in welchem ſich die Sympathieen für Spanien, vermittelt durch den Katholizismus, concentrirt hatten. So wie aber dieſe Vermittlung auch das germaniſche Element in den Niederlanden inficirte, wurde die Sache der Freiheit auf ein immer engeres Terrain zurückgedrängt und befand ſich in größerer Gefahr als jemals gegen die von allen Seiten hereinbrechende Uebermacht.

Eine ſolche Gefahr ſchien allerdings zu Anfang des Jahres 1380 durch den Abzug der fremden Truppen beſeitigt zu werden, welcher, gemäß dem Vertrage Farneſe's mit den Wallonen, ſtatt fand. In die Feſtungen, welche bisher ſpaniſche, deutſche und italieniſche Truppen im Dienſte Farneſes beſetzt gehalten hatten, rückten jetzt walloniſche ein; Farneſe behielt bloß eine kleine Anzahl von ausländiſcher Reiterei, aber — die erfahrenen Oberbefehlshaber bei ſich. Aufmerkſame Beobachter hätte der letztere Umſtand befremden müſſen; die Wallonen überließen ſich jedoch allzuſehr dem Freudentaumel über die Entfernung der fremden Soldaten, als daß ſie in ſolcher Aufregung für Mißtrauen hätten empfänglich ſein können. Vielmehr nahm ihr Vertrauen zu Farneſe immer mehr zu, und bald konnte dieſer über ein walloniſches Heer von 35,000 Mann gebieten. Zwar vermochte ihm dieſes die erprobten alten Truppen nicht zu erſetzen; aber für die Niederlande entſprang aus dieſer Umwandlung der Verhältniſſe gleichwohl ein bedeutender Nachtheil.

Die Wallonen eröffneten die Feindſeligkeiten, Montigny bemächtigte ſich der Plätze Mortagne und St. Amand; der Herr von Alleines überraſchte Courtray. Die Truppen der Staaten dagegen gewannen Nivelles, wo ſie den Herrn von Glimes, und Avennes, wo ſie den Herrn von Noyelles gefangen nahmen; der Feldmarſchall de la Noue eroberte zu Ende März Ninove, wo die beiden Grafen Philipp und Karl von Egmont in ſeine Gewalt fielen. Der letztere erhielt, auf Oraniens Verwendung, bald ſeine Freiheit wieder, der erſtere aber wurde nach Gent und von dort nach dem Schloſſe Rammekens gebracht, wo er fünf Jahre lang in Haft lag. Im April überfiel der Oberſt Olivier von Tempel mit engliſchen Hülfstruppen die von den Staaten abgefallene Stadt Mecheln. Ein wüthender Kampf tobte in den Straßen; vor allen Kämpfenden ſah man jenen kühnen Karmelitermönch, Bruder Peter Wolf, dem Feinde die Spitze bieten. Die Hellbarde in der Hand, focht er heldenmüthig bis zum letzten Athemzug. Die ſiegreichen Engländer hausten mit Mord und Plünderung ſo übel in der eroberten Stadt, daß ihre Gräuel an die einſt von den Spaniern zu Antwerpen verübten erinnerten, und wie von der „ſpaniſchen Furie“ ſo ſprach man jetzt von der „engliſchen.“ Raſch wechſelte das Kriegsglück in jenem Feldzuge und Farneſe vermißte bereits ſchmerzlich ſeine alten Kerntruppen, wiewohl die Eroberungen, welche die Truppen der Staaten machten, nicht bedeutend waren. Dazu kam nun noch ein alle ſeinen Unternehmungen lähmender Geldmangel. Philipp II. hatte damals ſein Hauptaugenmerk auf die Eroberung Portugals gerichtet und dieſe verſchlang ungeheure Summen.

Im Mai traf die Staaten ein harter Schlag. Der tapfre La Noue wurde bei Ingelmünſter durch den Burggrafen von Gent beſiegt und gefangen genommen. Zwar bemeiſterten ſich ihre Truppen bald darnach (im Juni) der Städte Dieſt, Sichem und Aerſchot; auch mißglückte ein Anſchlag des Burggrafen von Gent auf Brüſſel und des Herrn von Selles auf Bouchain. Die letztere Stadt ging jedoch im September, nach einer Belagerung durch Vertrag an die Wallonen über. Im ſelben Monat mißglückte ein Anſchlag Oraniens auf Maaſtricht.

Inzwiſchen tönte durch allen Waffenlärm auch die Stimme der Verſuchung; Farneſe war jetzt, da er ſich auf das Waffenglück weniger verlaſſen konnte, unermüdlicher als je, die Gegenparthei durch Stiftung von Zwietracht, durch Anregung zum Abfall zu ſchwächen. So ſuchte er im Oktober Brüſſel zu gewinnen, indem er unter großen Verſprechungen zur Verſöhnung mit dem Könige rieth und als einzige, leicht zu erfüllende Bedingung das Verlaſſen Oraniens, „dieſes Urhebers und Hauptes aller Unruhen,“ bezeichnete. Er erreichte jedoch ſeinen Zweck nicht. Dafür hatte die königliche Parthei im Norden durch den Verrath des Statthalters Rennenberg einen Stützpunkt erhalten, und um dieſen ſich ſogleich ein Krieg entſponnen, durch welchen die Freiheit und der neue Staatskörper ſehr gefährlich bedroht wurden.

Rennenberg hatte, wiewohl Katholik, bisher mit Eifer und Tapferkeit für die Sache der Freiheit gefochten. Gleichwohl war er zu ſchwach, um dieſer alle Privatintereſſen zu opfern; auch machte ſich der Einfluß der Religion bei ihm geltend und vielleicht vollendeten der Hinblick auf die Uneinigkeit unter den Staaten in der letzteren Zeit und die Vorausſetzung, daß ſie zu ſchwach ſeien, ſich für die Dauer gegen die Uebermacht zu behaupten, in ihm den Entſchluß, ſich lieber bei Zeiten mit dem König auszuſöhnen. In dieſer Abſicht hatte er im verfloſſenen Jahre geheime Verhandlungen mit dem Herzog von Terranova angeknüpft und unterhalten, welche jedoch ins Stocken geriethen, worauf ſich Rennenberg wieder zur Staatenparthei hinneigte und im Juni 1579 die Stadt Gröningen durch eine Belagerung gezwungen hatte, ſich für den Erzherzog, für Oranien und die Generalſtaaten zu entſcheiden und ſich mit den feindlichen Umlanden zu verſöhnen. Dieſer neue Eifer für die Staatenparthei war jedoch von keiner langen Dauer und wurde im Januar 1580 wieder völlig entkräftet. Damals kam nämlich Rennenbergs Schweſter mit ihrem Gemahl, dem Baron von Monceaux, nach Koeverden zum Beſuch und wußte ihren Bruder zum Abfall zu überreden; das Heil ſeiner Kirche ſchien dieß als Pflicht von ihm zu fordern. Obwohl man nun in Friesland Verdacht zu ſchöpfen begann, ſo kam doch der Verrath nicht ſogleich an den Tag. Rennenberg wollte ſeiner Verſöhnung mit dem König durch einen wichtigen Dienſt, den er dieſem erwies, Nachdruck geben und ſuchte, ſo lang, bis alles zur Ausführung ſeines Vorhabens gehörig vorbereitet war, ſogar den ſcharfſichtigen Oranien, der ſich damals zu Kampen befand, zu täuſchen. Sein Plan war, die Stadt Gröningen für den König zu überwältigen. Am 2. März veranſtaltete er dort in ſeinem Hauſe ein fröhliches Mahl, das bis ſpät in die Nacht hinein dauerte. Auch der Bürgermeiſter von Gröningen, Jakob Hildebrands, ein Reformirter und die Hauptſtütze ſeiner Glaubensgenoſſen, war eingeladen und konnte ſich nicht enthalten, den freundlichen Wirth auf die Gerüchte aufmerkſam zu machen, welche einen Flecken auf deſſen Ehre warfen; „doch,“ fügte er hinzu, „es iſt wohl nicht zu beſorgen, daß Seine Gnaden Schlimmes im Schilde führen.“ Da drückte Rennenberg dem Bürgermeiſter die Hand und ſprach, wie gekränkt: „Ihr, den ich wie meinen leiblichen Vater ehre, Ihr könntet Dergleichen von mir argwohnen? Nein! Laßt uns der frohen Stunde ungetrübt genießen, meine werthen Gäſte!“ Nachdem Hildebrands das Mahl verlaſſen hatte, eilte er zu ſeinen Glaubensgenoſſen und erzählte ihnen, wie herzlich ſich Rennenberg gegen ihn benommen habe; gleichwohl rieth er allen zur Vorſicht. Kaum aber war Rennenberg allein, als er die letzten Anſtalten zur Ausführung des lang vorbereiteten Anſchlages traf. Er rief ſeine Dienerſchaft zu den Waffen und verſtärkte ſie durch Soldaten, die er unbemerkt in die Stadt hereingebracht und bei ſpaniſch geſinnten Bürgern verſteckt gehalten hatte. Um 5 Uhr wurde die proteſtantiſche Wache abgelöſt und von einem katholiſchen Hauptmann bezogen; ſchnell ließ jetzt Rennenberg Truppen auf dem Markte aufſtellen und die Zugänge beſetzen. Dann erſchien er ſelbſt zu Pferde in voller Rüſtung, den Degen in der Hand und rief: „Herbei, ihr frommen Bürger! Jetzt erſt bin ich des Königs wahrer Statthalter!“ Um jeden Widerſtand durch Schrecken im Keim zu erſticken, wurden zwei Geſchütze vor dem Rathhauſe aufgepflanzt und geladen, die Trompeten geblaſen, die Trommeln gerührt und einige Reiter durchſprengten die Straßen. Still blieben die angeſehenſten Bürger in ihren Häuſern; doch der Bürgermeiſter Hildebrands eilte nebſt einigen Proteſtanten unerſchrocken herbei. Er ward erſchoſſen und ſo wie er ſterbend niederſank, ſchwand jede Hoffnung ſeiner Parthei dahin. Ueber 200 Bürger wurden gefangen; die reformirten Prediger flohen verkleidet aus der Stadt. Nun berief Rennenberg die Zünfte, beſetzte den Magiſtrat neu, und ließ die Bürgerſchaft dem König von Spanien den Eid der Treue ſchwören.

Nicht zufrieden mit dieſem glücklichen Erfolge, verſuchte er unmittelbar darauf, auch die Gröninger Umlande durch freundliche und vielverheißende Worte auf die Seite der königlichen Parthei zu bringen. Doch dieſe, von Freiheitsliebe erfüllt, waren taub für alle Ueberredungskünſte. Viel lieber machten ſie mit dem tapfren Hauptmann Johann Kornput, und mit dem wilden Meergeuſen Barthel Entes, die gegen Gröningen heranzogen, raſch gemeinſchaftliche Sache wider die den Umlanden längſt verhaßte Stadt, und Rennenberg ſah ſich in derſelben belagert.

Bei dieſer Belagerung, welche bis zum 18. Juni 1580 dauerte, fand Entes durch einen Schuß den Tod. Rennenberg vertheidigte ſich mit ſeinem alten Muth und im Juni ſchickte ihm Alexander Farneſe den Partheigänger Martin Schenk mit 3600 Mann zum Erſatz. Schenk hatte früher den Staaten gedient und diente jetzt mit gleichem Eifer der königlichen Parthei. Ihn kümmerte weder das Intereſſe der erſteren, noch das der letzteren, ſondern bloß ſein eigenes; er trieb den Krieg als Handwerk, und war Soldat mit Leib und Seele. Sein höchſter Genuß war, die Gefahr aufzuſuchen; taumelnd ſtürzte er ihr oft, vom ſchwelgeriſchen Gelage aufſpringend, wie einer wilden, feurigen Geliebten entgegen. Dieſer Schenk nun zog mit ſeinen gefürchteten Schaaren Gröningen zu Hülfe, ſchlug unterwegs die Truppen der Staaten unter dem Grafen von Hohenlohe bei Hardenberg, nicht weit von Zwolle, und nahm am anderen Tage Koeverden ein. Da brachen die Belagerer vor Gröningen auf, und triumphirend zog Martin Schenk in die Stadt, welche der Schrecken der Feinde vor ſeiner Nähe ſo raſch befreit hatte. Zwei Tage darnach, am 20. Juni, rückten Rennenberg und Schenk vor Delfzyl und eroberten es, wie auch zwei Schanzen. Bald darauf wurde Hohenlohe durch Rennenberg auf der Bourtange beſiegt. Das Glück begünſtigte hier im Norden auffallend die Waffen der königlichen Parthei.

Nur eine kleine, ſchlecht befeſtigte, mit einer Beſatzung von kaum 600 Soldaten verſehene, zum größtentheil ſogar von ſpaniſchgeſinnten Bürgern bewohnte Gränzſtadt in Over-Iſſel, Steenwyk leiſtete dem tapfren Rennenberg vom Oktober 1580 bis zum 23. Februar 1581 Widerſtand, und zwar unter Leitung des bereits genannten Hauptmanns Kornput. Ein ſeltener Menſch, einer von jenen Charakteren, die durch das Ueberwältigende ihrer Thaten, Worte, Mienen und Blicke eine Zauberkraft über ihre untergeordneten Umgebungen ausüben. Dabei iſt Kornput eine ächt niederländiſche Natur, derb und tüchtig, kaltblütigentſchloſſen, unverwüſtlich in Ausdauer, während ihm das Schlagwort immer zu rechter Zeit, immer national, zündend, hervorblitzt. Hier nur einige charakteriſtiſche Züge zu ſeinem Bilde! Sein erſtes Geſchäft in Steenwyk iſt, daß er die Soldaten um ſich verſammelt und ſie ſchwören läßt: „nie von Uebergabe zu reden.“ Und jeder gelobet, den nächſten beſten Kameraden, der dies Wort über die Lippen bringen würde, niederzuſtoßen. — Die Bürger Steenwyks ſchreiben an die Staaten und erbitten ſich von dieſen Hülfe, weil ſie ſich gegen Rennenbergs Uebermacht nicht halten zu können glauben. Als Kornput dies erfährt, erklärt er dagegen: „Es iſt nicht wahr! Wir bedürfen der Hülfe nicht!“ Hiezu noch ein Beweis, wie ſein Geiſt auch die unter ihm ſtehenden Soldaten beſeelte! Rennenberg läßt eine mit Brennmaterialien angefüllte Tonne vor ein Thor Steenwyks wälzen, um die Fallbrücke in Brand zu ſtecken. Da läßt ſich ein Soldat mit einem Waſſereimer am Walle herab, ſchwimmt durch den Graben, löſcht während die feindlichen Kugeln um ihn ſauſen, den Brand, ruft dann den Feinden zu: Ich bin der Brauersſohn Aart von Gröningen,“ ſchwimmt ruhig zurück und erreicht glücklich wieder den Wall. — Rennenberg fordert die Stadt auf, ſich ihm für den König zu ergeben; Leib und Leben, Hab und Gut ſollen ihnen geſichert ſein, und die Beſatzung frei abziehen. Die Antwort darauf heißt: „Wir bewahren Steenwyk für den König, aber unter der Verwaltung der Staaten und des Prinzen von Oranien.“ — Als die Gefahr dringender wird und die Bürgerſchaft abermals die Staaten um Erſatz angeht, ſchreibt Kornput dieſen: „Noch iſt's nicht ſo weit. Uebereilt euch nur nicht.“ — Rennenberg läßt die Stadt mit glühenden Kugeln beſchießen und die kleinmüthige Bürgerſchaft will die neuen Vergleichsvorſchläge des Feindes wenigſtens anhören. „Nichts da,“ entgegnet Kornput, — „eine Jungfrau, die auf den Buhler hört, — iſt ſchon keine mehr.“

— Da rotten ſich die Bürger erbittert zuſammen, und verlangen trotzig die Uebergabe. Plötzlich tritt Kornput unter ſie, und erwiedert einem Fleiſcher, der ihn fragt: „Was ſoll denn aber aus uns werden, wenn Hungersnoth einreißt?“ ganz kaltblütig: „Dann ſpeiſen wir dich, du Schuft, und deines Gleichen,“ und die Menge zerſtiebt. — So gelang es dem ſeltenen Manne, der Uebermacht des Feindes zu trotzen, bis die Staaten endlich doch nicht länger ſäumten, Anſtalten zum Entſatze Steenwyks zu treffen; die Oberſten Norrits und Sonoy eilten herbei, um es vor Allem mit Mundvorrath zu verſehen; denn ſchon meldete ſich in Steenwyk die Hungersnoth mit ihrem ganzen Gefolge von Schrecken. Auch jetzt erprobte Kornput wieder die Zauberkraft des rechten Schlagwortes. Drei Wachteln flogen eines Tages über den Markt und zwar ſo niedrig, daß man ſie mit den Händen greifen konnte. „Seht, ihr Kleingläubigen!“ rief Kornput; „drei — eine heilige Zahl! In drei Wochen, wird der dreieinige Gott euch ſpeiſen, wie einſt die verzagenden Juden in der Wüſte!“ Dieſe Deutung wirkte; die Muthloſen ſchöpften friſche Hoffnung, und wirklich brachte Norrits, der ſich auf einer Anhöhe vor der Stadt gelagert hatte, am 22. Februar 1581 den Belagerten Proviant. Am andern Tage zog Rennenberg, welcher die Hoffnung, Steenwyk zu erobern, aufgegeben hatte, mit ſeinem Heere ab, und nun lächelte das Glück den Truppen der Staaten wieder; Kuinder, Lemmer, Slooten und Staveren fielen in ihre Gewalt; Rennenberg verlor eine gemachte Eroberung nach der andern und ſah ſich endlich genöthigt, ſich nach Gröningen zurückzuziehen, wo er im Juli 1581 ſtarb, nachdem er, wie es heißt, in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ſeinen Abfall von der Sache der Freiheit ſchmerzlich bereut hatte. Die von ihm bekleidete Statthalterſchaft verlieh Farneſe dem Spanier Verdugo.

Wir haben hier, in gedrängter Ueberſicht, den Verlauf der Kriegsereigniſſe im Norden zuſammengefaßt. Ungeſtört können wir jetzt die innere Entwickelung der im Kampf gegen Spanien verharrenden Niederlande verfolgen. Ihre Lage war, ſeit den fruchtloſen Verhandlungen zu Köln, eine ſehr bedenkliche geworden. Im Süden die von der gemeinſamen Sache abgefallenen Wallonen, immer ſchlagfertig, und faſt noch erbitterter als die Spanier ſelbſt gegen die übrigen Niederländer; — im Norden der neue Kampf; — überall vielleicht neuer Verrath zu befürchten; — wer konnte das Umſichgreifen des Abfalls, wer die fortzeugende Kraft des katholiſchen Prinzips ermeſſen? — im Schooße der Städte religiöſe Gährungen; — bei den Generalſtaaten Zwiſt; — der Erzherzog ohne Macht und Anſehen; — die Finanzen in Verlegenheit! Was blieb unter ſolchen Umſtänden zu thun? Sollte man abwarten, bis Spanien eine Provinz um die andre wieder an ſich geriſſen? Oranien war's, der im Stillen ſolche Fragen anſtellte, und er verkannte dabei, ungeachtet aller ſeiner Thatkraft und Thatluſt, doch die ſchwierige Stellung nicht, welche er ſelbſt einnahm. Faſt nur auf Holland und Seeland konnte er feſt rechnen, daß ſie ihm unbedingtes Vertrauen ſchenkten; und ſelbſt in dieſen Provinzen bemerkte er in einigen Orten, wie z. B. Middelburg, verdrießliche Spannungen aus Lokalrückſichten. Betrachtete er die übrigen, beſonders die ſüdlichen, katholiſchen Provinzen, ſo konnte er ſich nicht verhehlen, daß bei der Verſchiedenheit der Religion die Eiferſucht der Ariſtokratie ſeinen redlichen Abſichten ſtets Hinderniſſe in den Weg legen würde; hatte er ja doch deren Intriguen ſchon erprobt! Und nun noch dazu ein Alexander Farneſe im Hintergrunde, ausgerüſtet mit ſo viel Menſchenkenntniß und Politik, mit ſo vielen gewinnenden Gaben! Oranien erkannte nur einen einzigen Ausweg, nämlich: die Herrſchaft über die Niederlande einem fremden Fürſten anzutragen. Auch die Staaten hatten ſich mit dieſer Idee wieder befreundet und beriethen ſich darüber zu Anfang des Jahres 1580 in Antwerpen. Nur drängte ſich jetzt die alte Frage wieder auf, an wen man ſich wenden ſollte, ob an Frankreich, oder an England? Die Gründe für wie gegen das Eine und das Andre machten ſich auf's neue geltend; dringender als je ſchien für Frankreich die Rückſicht zu ſprechen, daß die größte Gefahr von den walloniſchen Provinzen im Süden kam. Vergeblich widerriethen die katholiſchen Deputirten den Vorſchlag des gänzlichen Abfalls von Spanien und regten, für den äußerſten Fall, lieber die Konſtituirung einer gänzlich unabhängigen Republik an. Die Proteſtanten hatten die Majorität und Oranien wies alle Blicke auf den Herzog von Anjou hin, der ja bereits früher den Titel eines „Beſchützers der Niederlande“ angenommen habe, und welcher ſogar die Verbindung mit der Königin von England, wovon ſchon im Jahr 1579 die Rede geweſen war, hoffen könne. Jedenfalls aber mußten durch die Uebertragung der Herrſchaft an eine fremde Macht wenigſtens die Anſprüche Spaniens für immer vernichtet werden; und dies ſchien für den Augenblick ſchon der größte Gewinn. Für die Erhaltung der inneren Selbſtſtändigkeit ſuchte man ſich dann durch möglichſt ſcharf abgegränzte Bedingungen für immer ſicher zu ſtellen. Die betreffenden Verhandlungen wurden denn mit Anjou angeknüpft und unterhalten. Ein neuer Beweggrund für Philipp II., ſeinen Entſchluß gegen Oranien, den er für die Seele jener Verhandlungen hielt, auszuführen.

Intereſſant ſind die Verhandlungen, welche Philipp II. darüber mit Alexander Farneſe pflog; unverkennbar zeigt ſich darin die geheime Abſicht des Erſteren, den Letzterer bei der Ausführung des unwiderruflichen Beſchluſſes zu Oraniens Verderben näher zu betheiligen. Schon am 30. November 1579 ſchrieb Philipp II. von Madrid aus an Farneſe und entwickelte demſelben alle Gründe ſeines Haſſes gegen Oranien. „Man müſſe mit allen erdenklichen Mitteln gegen dieſen Mann Krieg führen, und Jedermann bemerkbar machen, daß der Krieg ganz allein Oranien gilt und durch ihn verſchuldet iſt; dieß müſſe man, um ihn verhaßt zu machen als einzige Urſache aller Leiden, die das arme Volk zu erdulden hat.“ Im Verlauf dieſes Schreibens weihte der König ſeinen Neffen Farneſe in den Plan gegen Oranien ein. „Es dünke ihm gut,“ fuhr er fort, „daß, abgeſehen von dem unter Alba gegen Oranien erlaſſenen Strafurtheile, jetzt noch eine beſondere Aechtung gegen Letzteren ergehe. Endlich halte er es, im äußerſten Falle, für nöthig, um das Land von einem ſo höchſt gefährlichen Menſchen zu befreien, einen Preis auf deſſen Kopf zu ſetzen. Farneſe möge die königlichen Vorſchläge dem Rath an ſeiner Seite zur Ausführung von deſſen Seite übergeben. Alles würde wohl um ſo weniger einem Anſtand unterliegen, „da man ja wiſſe, daß Oranien meuchelmörderiſche Anſchläge auf Alba, Don Juan und Andere unternommen habe.“ — Und „Andere!“ Es ſcheint in der That: Philipp wollte, daß Farneſe — ſich ſelbſt unter dieſen „Anderen“ verſtehen und ſich veranlaßt fühlen müſſe, zur eigenen Sicherheit den Abſichten des Königs die Hand zu leihen, während der letztere dann die Gehäſſigkeit einer blutigen That von ſich abwälzen könnte! Farneſe theilte dem Rathe das königliche Schreiben mit, und da daſſelbe nicht gebilligt wurde, ſo meldete er dies dem Monarchen am 28. Januar 1580. Indeſſen war es Philipp II. nicht um ein Gutachten oder eine Billigung deſſen zu thun, was er längſt feſt beſchloſſen hatte. Er verlangte, in einem Brief an Farneſe (vom 3. März) eine beſtimmte Erklärung. Bevor er dieſe erhielt, nämlich ſchon am 15. März unterzeichnete er das Edikt gegen Oranien und am 1. Mai befahl er ſeinem Neffen, „ſo ſchnell als möglich“ die Achtserklärung zu publiciren. Farneſe ſah nun, daß hier nichts übrig blieb als zu gehorchen und publicirte denn das Manifeſt Philipps, von Mons aus, am 15. Juni 1580, in einem Circular an die Statthalter und Provinzialräthe, mit ausdrücklicher Berufung auf den beſtimmten Willen des Monarchen, dem er gehorchen müſſe. So erſchien denn die mit allen ſtolzen Titeln Philipps II. prunkende und mit dem großen Siegel bekräftigte Achtserklärung gegen den Prinzen von Oranien. Philipp, von Gottes Gnaden König von Kaſtilien, Leon, Arragon, Navarra, Neapel, Sicilien, Majorka, Sardinien, der Inſeln Indiens und des Feſtlandes im Ocean, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog von Burgund, Lothringen, Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern und Melanen, Graf von Habsburg, Flandern, Artois, Burgund, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zütphen, Fürſt von Schwaben, Markgraf des heiligen römiſchen Reiches, Herr von Friesland, Salins, Mecheln, Stadt und Landen Utrecht, Over-Iſſel und Gröningen, Gebieter in Aſien und Afrika. Philipp II. verrieth durch die Achtserklärung „Allen, welche dieſelbe ſehen würden,“ daß er vor einem Manne auf Erden zittre, nämlich vor Oranien. Konnte er dieſem einen größeren Triumph bereiten? Er verrieth ſeine Furcht nicht durch den Schritt ſelbſt, den er that; ſondern vornämlich durch die Art, wie er dieſen einleitete, durch die Gifttropfen der Proſtitution, die er bedächtig in die Einſchnitte der Proſkription zählte; er verrieth ſeine Furcht, indem er das Verbrechen adelte, wenn ihn dieſes von ſeiner Furcht befreien würde. Wir müſſen uns darauf beſchränken, aus dem ſehr weitläufigen Inhalt der Achtserklärung bloß die charakteriſtiſchen Punkte hervorzuheben. Das Centrum der Beſchuldigungen bildete begreiflicherweiſe die feſtgewurzelte Idee, daß Oranien der alleinige Urheber des Abfalls der Niederlande ſei. Dieß Verbrechen wurde nun zunächſt durch eine Reihe von Vorwürfen und Nebenumſtänden in ein grelleres Licht geſtellt, welches Oraniens ſittlichen Charakter in voller Gehäſſigkeit beleuchten ſollte. Der Undank ſtand an der Spitze jener Reihe; wie viele Gnaden, Auszeichnungen und Wohlthaten hätten ihm, (hieß es in dem Manifeſt) Kaiſer Karl V. und Philipp II. ſelbſt erwieſen, — und wie ſchnöde habe Oranien dieß vergolten! An den̄ Vorwurf des Undanks ſchloß ſich der ſchwerere der Felonie gegen den Lehensherrn, und der lächerliche, daß Oranien, als ein Fremdling in den Niederlanden, ſich ſo verbrecheriſcher Eingriffe habe ſchuldig machen können. Die Vorwürfe der Heuchelei und des Meineids, des Intriguirens gegen alle Friedens- und Verſöhnungsverſuche, der Ketzerei und der Angriffe gegen den Katholizismus hingen damit zuſammen. Dazwiſchen wanden ſich ſchlangengleich die giftigſten Angriffe auf Oraniens Sittlichkeit; und vor allen ſprang die Beſchuldigung des Ehebruches hervor; noch bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin Anna von Sachſen habe ſich Oranien mit einer anderen Frau verbunden, — was ſchon an und für ſich ein Frevel, dadurch noch beſonders ruchlos ſei, daß die Perſon, welche er ſeine dritte Gattin nenne, eine geweihte Äbtiſſin geweſen ſei. Alle dieſe Vorwürfe erhielten durch Schimpfworte, die wunderlich klangen aus dem Munde des „Gebieters in Europa, Aſien, Afrika und Amerika," noch ein eigenthümliches Relief. Philipp II. bezeichnete Oranien — als einen argen Tyrannen, als die Peſt der Chriſtenheit, als den Feind des Menſchengeſchlechtes, als einen Kain und *Judas Iscarioth*! Der Haß leerte ſeine ganze Rüſtkammer von Worten, die gleich zündenden Pfeilen den Abſcheu der Tugendhaften und den Fanatismus der Gläubigen entflammen ſollten; dieſe impertinente Rhetorik, die ſich ſelbſt zu übertaumeln ſchien, rannte gleichwohl auf einer klug vorgezeichneten Bahn, und ſtellte ſich an, als höbe ſie erſt im Lauf unterwegs die Steine auf, die ſie wider den Feind ſchleuderte. Am Ziele der Bahn ſtand das Urtheil des Königs über Oranien, und ein weithinſchimmernder Blutpreis ſollte die verworfenſten Schurken anlocken, den mächtigen König von ſeiner Furcht zu erlöſen. Kann ein Monarch ſich tiefer erniedrigen? *Oranien iſt als ein Verräther* (ſo hieß es am Schluſſe des Manifeſtes) *in die Acht erklärt*; alle ſeine liegenden Güter verfallen. Niemand ſoll mit dem Geächteten handeln, verkehren und ſprechen; niemand ihn aufnehmen und beherbergen, ihm Speiſe und Trank reichen, ihm beiſtehen in der höchſten Noth, — alles bei höchſter Ungnade und ſcharfer Ahndung. Binnen Monatsfriſt ſoll, bei Verluſt von Adel und Ehre, Gut und Leben, jeder Freund und Anhänger ihn verlaſſen, auf daß Oranien, geächtet und vogelfrei, jedermanns Hand preisgegeben ſei. Wer ihn *lebendig oder todt überliefert*, ſei es ein Fremder oder ein Unterthan des Königs, ja *wer ihn tödtet*, ſoll ſogleich nach gelungener That für ſich oder ſeine Leibeserben eine Summe von *25,000 Goldkronen* erhalten, ſei es baar oder den Werth in Ländereien, nach des Mörders Belieben; ſoll, *hätte er früher auch die ſchwerſten Verbrechen begangen*, dafür *völlige Verzeihung* erhalten, und, wenn er nicht von adeliger Abkunft iſt, mit allen denjenigen, die ihm zum Werke die Hand geboten haben, *in den Adelſtand erhoben werden*.

Oranien hatte durch ſeine geheime Verbindungen in Spanien von dem über ihn verhängten Schlag bereits früher Nachricht erhalten, als derſelbe wirklich gefallen war. Jetzt, da das Letztere geſchehen war, theilte er die Achtserklärung in Abſchriften den Staaten von Holland und Seeland mit, in der doppelten Abſicht, daß eine Antwort darauf im Namen der Staaten ausgehen möchte und daß dieſe ſeine Leibwache verſtärkten. Wenn er auch der Liebe des Volkes in Holland und Seeland verſichert war, ſo mußte er dennoch größere Sorgfalt anwenden, da der Preis auf ſein Leben für Schurken aus der Ferne zu lockend, da das Verdienſtliche des Ketzermordes für blinde Fanatiker zu hinreißend war. Gerne bewilligten ihm Holland und Seeland eine Verſtärkung ſeiner Leibwache auf Koſten der engeren Union. Was aber Oraniens Wunſch betraf, daß die Staaten darauf antworten möchten, ſo gingen ſie nicht darauf ein; dies ſtünde ihm ſelbſt zu, meinten ſie; die den Staat betreffenden Punkte könne man ja eigens widerlegen. Oranien beauftragte nun ſeinen franzöſiſchen Hofprediger Peter de Villers, eine Rechtfertigung („Apologie“) aufzuſetzen, und ließ dieſelbe, als ſie vollendet war, am 13. Dezbr. den Staaten zu Delft vorleſen. Am 17. erfolgte der Ausſpruch der Letzteren: „Mit Unrecht ſei Oranien in die Acht erklärt worden und ſeine Berufung auf ſie erkännten ſie als wahr an.“ Schlüßlich erſuchten ſie ihn, „ſeine bisherige Stellung auch ferner einzunehmen.“ Oranien ſchickte die „Apologie“, in verſchiedenen Ueberſetzungen an die bedeutendſten Fürſtenhöfe der Chriſtenheit.

Scharf und treffend war dieſe Widerlegung. Spanien blieb die Antwort darauf ſchuldig; ſei es, weil es den Prinzen von Oranien nicht der Lüge zeihen konnte, ohne ſelbſt die eigene Lügenhaftigkeit zu verrathen, — ſei es, um durch das Stillſchweigen Oranien ſicher zu machen und dann mitten in der Sicherheit um ſo gewiſſer zu vernichten. Unzweifelhaft mußte gerade dieſe „Apologie“ Philipps Grimm auf's neue ſtacheln, und, hätte in einer Sekunde ein menſchliches Gefühl in ſeiner Bruſt den Gedanken an Gnade aufkeimen laſſen, dieſen unwiderbringlich verſcheuchen. Lebhaft fühlte dies Oraniens Freund, St. Aldegonde, als er in Frankreich, wo er ſich wegen der Unterhandlungen mit Anjou befand, die Apologie las. „Jetzt iſt der Prinz ein todter Mann“, rief er ahnungsvoll aus.

Da die Apologie Oraniens unſtreitig für dieſen ſpäterhin ſehr verhängnißvoll nachwirkte, ſo gebührt ihrem weſentlichen Inhalt hier ein Platz. Dies merkwürdige Dokument in ſeinem ganzen Umfang mitzutheilen, verbietet uns die allzugroße Ausdehnung deſſelben; es umfaßt in den Beilagen authentiſcher Aktenſtücke zu Bor's Geſchichtswerk nicht weniger als 32 Folioſpalten. Der Ideengang der Apologie war folgender: „Wohl hat Oranien von Kaiſer Karl V. Gnaden und Ehren empfangen; doch werden dieſe wohl durch die wichtigen Dienſte aufgewogen, welche Oraniens Vorfahren, welche er ſelbſt dem Hauſe Oeſterreich erwieſen? Dem Könige Philipp aber war Oranien zu keinem Dank verpflichtet; Macht, Ehren und Titel, mit großen Koſten verbunden, das goldne Vließ, deſſen Privilegien bei ihm, wie bei Egmond, Hoorn und Anderen ſo ſchändlich verletzt wurden, könne ſich Oranien dies Alles als „Wohlthaten“ anrechnen laſſen? Alle jene Herrſchertitel, mit denen der Name Philipps II. an der Spitze des Manifeſtes prunkt, — Philipp beſäße ſie ja gar nicht, hätten nicht Oraniens Ahnen ſie erringen helfen, bevor dieſer Philipp, der den Prinzen jetzt einen Verräther ſchilt, noch geboren war! Philipp wagt es, Oraniens geſetzmäßig eingegangene dritte Ehe zu brandmarken, Philipp, der mit der Tochter ſeiner Schweſter vermählt, ſeine Gattin Iſabella von Frankreich und ſeinen Sohn Karlos ermordet, Philipp der ſeine Bulerin

Donna Eufraſia dem Prinzen von Ascoli zur Frau aufgedrängt, ſeinen Baſtard dieſem als Sohn untergeſchoben?“ (Ueber dieſe Punkte konnte ſich die Apologie allerdings nur auf Gerüchte ſtützen, deren Ungrund ſich heutzutage größtentheils ausgewieſen hat; damals aber waren dieſe Gerüchte bei der öffentlichen Meinung beglaubigt). „Uebrigens fand die Eheſcheidung Oraniens“ (ſo heißt es in der Apologie weiter) „mit Bewilligung der Verwandten Anna's von Sachſen ſtatt, und ſeine jetzige Gemahlin hatte nie ein Kloſtergelübde abgelegt, oder höchſtens vielleicht in zarteſter Kindheit, alſo jedenfalls bloß ein ſolches, das ſie nicht binden konnte. Einen Fremdling in den Niederlanden nennt man Oranien! Warum? Weil er dort nicht geboren wurde? Dies iſt wahr; aber wenn Oranien deßhalb als Fremdling betrachtet wird, ſo muß daſſelbe wohl auch für Philipp gelten, der gleichfalls kein geborner Niederländer iſt. Geboren iſt Oranien in Deutſchland, mit welchem Reiche die Niederlande natürliche Freundſchaft und Einigkeit erhalten; das Haus Naſſau beſaß von alten Zeiten her in Brabant, Flandern, Luxemburg und Holland bedeutende Beſitzungen, und man rechnet in den Niederlanden Beſitzer von dortigen Grafſchaften und Herrlichkeiten, wenn ſie die Seite des Landes halten, zu den Einheimiſchen. Als Philipps Ahnen bloß noch Grafen von Habsburg waren und im Schweizerlande ſaßen, waren die Naſſauer ſchon Grafen von Geldern. — Will Philipp nochmals erfahren, wer die Unruhen in den Niederlanden angeſtiftet? Nicht Oranien war's, ſondern Philipps eigenes Herz, dieſen Landen feindſelig von jeher, die Verkehrtheit der ſpaniſchen Politik war's, die freche und blutige Verhöhnung der niederländiſchen Nationalität. Wahr iſt's: Oranien hat ſich des unterdrückten evangeliſchen Glaubens und der Proteſtanten warm angenommen; wahr iſt's: er und die mit ihm gleich Geſinnten haben es dahin gebracht, daß die Staaten auf die Entfernung der Spanier drängten; wahr iſt's: er wußte um das Kompromiß und billigte es. Aber alles dieſes rechnet ſich Oranien nicht als Verbrechen, ſondern zur Ehre an; denn er that's fürs Wohl des Vaterlandes. Man nenne ihn immerhin einen Ketzer; ward Chriſtus doch ein Samariter geſcholten! Zu den Tempelſchändereien und Bilderſtürmen hat Oranien nie gerathen, nie hat er ſie gebilligt; wer wüßte das in den Niederlanden nicht? Wer erinnerte ſich der Schmähungen nicht, die er, eben wegen ſeiner Mißbilligung jener Exceſſe, von der exaltirten Gegenparthei erdulden mußte? Philipp wirft dem Prinzen von Oranien vor, daß er die Waffen gegen ihn ergriffen! Zwang ihn Philipp nicht dazu, da er ihm ſeinen Sohn und ſeine Güter raubte, da er ſeine Ehre antaſtete? Uebrigens durfte es Oranien nicht bloß, er mußte es auch als Mitglied der Staaten von Brabant, da man von ihm verlangte, Land und Volk zu beſchützen. Was die Aufhebung des katholiſchen Gottesdienſtes in Holland und Seeland betrifft, — die Staaten beider Provinzen würden denſelben geduldet haben, hätte nicht die Verrätherei einiger geiſtlicher und anderer Perſonen ſie zum Gegentheil gezwungen. Ganz Niederland weiß, welcher fremde Tropfen in Oraniens Blute die Intoleranz iſt; wie käme er nun dazu, katholiſche Prieſter zu mißhandeln, zu ermorden, was ihm Philipp zur Laſt legen will? Was den Vorwurf des Intriguirens gegen Friedens- und Verſöhnungs-Verſuche betrifft, — wer hat denn eigentlich die Genter Pacification gebrochen, Oranien oder Don Juan? Und verdienten wohl die Verhandlungen zu Köln den ſchönen Namen des Friedens, dieſe Verhandlungen, welche von ſpaniſcher Seite nur die Zerrüttung, nur das ſichere Verderben der Niederlande bezweckten? Falſchheit und Verſtellung legt man Oranien zur

Laſt! Aber war das vielleicht Verſtellung, daß er bei Zeiten vor künftigen Mißhelligkeiten warnte? Eben ſo wenig darf man es ihm dann zum Vorwurf machen, daß er, nachdem keine Warnung genützt hatte und als das Gemeinwohl ſeinen Arm verlangte, dieſen ehrlich zum Kampfe hergab. Eines ewigen Argwohns und Mißtrauens zeiht man Oranien, und „ein böſes Gewiſſen, wie Kain Judas es hatten, ſei der Grund davon“, ſagt man. Doch, es iſt etwas ganz anders, an Gott verzweifeln, als — ſchlechten Menſchen mißtrauen, die an den Mauren in Granada, die hier zu Lande an Egmonts und Hoorns blutigen Häuptern Beweiſe gegeben, wie ſie das Vertrauen zu lohnen verſtehen, und die in dieſer Achtserklärung ſelbſt vor aller Welt ihr Gewiſſen brandmarkten wie Iscarioth, die wie Kain verzweifeln und die wie Saul von Gott verworfen ſind. Zum Vorwurf macht man es Oranien, daß er ſich kürzlich durch kein noch ſo glänzendes Anerbieten, wie man es ihm von Spanien machte, bewegen ließ, die Niederlande zu verlaſſen! Iſt dies eine Schande, oder iſt es nicht vielmehr der edelſte Ruhm, ein ſolches Anerbieten abzulehnen, und das Wohl des Vaterlandes höher anzuſchlagen als jeden zeitlichen Vortheil? Auf ſo morſche unhaltbare Fundamente nun, wie jene Anſchuldigungen waren, bauen Oraniens Feinde das Verdammungsurtheil, und ſtellen dabei alle ihre Redekünſte zur Schau; ja, wie die Erinnyen auf der Bühne treten ſie auf, unter Donner und Blitz, gräßlich anzuſchauen. Oranien kümmert ſich wenig um dieſe Achtung. In Gottes Hand liegt ſein Schickſal; ſo lang es Gott gefällt, will er mit ſeinen Freunden leben. Erſt jetzt hat Philipp öffentlich einen Preis auf Oraniens Haupt geſetzt; heimlich geſchah es längſt ſchon, wie Oranien ſelbſt aus guter Quelle weiß. Geadelt ſoll der Mörder werden! O gränzenloſe Schamloſigkeit, die einen ächten Edelmann, der das Weſen des Adels in ſich fühlt, zwingen will, einen feilen Schurken als Standesgenoſſen anzuerkennen! Einem Miſſethäter zu vergeben, um einen Beſchützer der Freiheit und eines unterdrückten Volkes aus dem Wege geräumt zu wiſſen! Das Manifeſt betrifft in dieſem Punkt auch die Staaten. Mögen ſie ſich nicht beirren laſſen. Solches Wortgekläffe iſt das letzte Mittel der Weiber. Mögen ſie nur treueinig zuſammenhalten und dem Spanier die Stirne bieten; dann wird ſein Trotz ſchon zuſammenſchrumpfen. Doch, gilts Oraniens Leben allein und kann ſeine Entfernung die Ruhe wieder herſtellen, kann ſein Blut den Frieden, das Glück der Niederlande beſiegeln, dann giebt er ihnen freudig ſein Haupt, über das kein Fürſt der Erde, über das bloß ſie allein zu gebieten haben, zum Sühnopfer hin. Doch, kann ſein Leben dem Vaterlande noch nützlich ſein, dann hofft er es mit Gottes Gnade noch treulich zu verwerthen.“

Die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou hatte man ſchon im Mai 1580 neuerdings angeknüpft und im Auguſt deſſelben Jahres war St. Aldegonde mit noch ſechs anderen Bevollmächtigten (für Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Mecheln, Friesland und die Grönninger Umlande) nach Frankreich gereiſt, um dort die Bedingungen feſtzuſtellen, unter welchen Anjou die Herrſchaft über die Niederlande erhalten ſollte. Geldern, Tournay, Utrecht und Over-Yſſel hatten in Betreff dieſer Sache noch zu keinem Beſchluße kommen können. Ueberhaupt benahmen ſich die Staaten bei dem wichtigen Schritte, den ſie zu thun im Begriffe ſtanden, mit der äußerſten Vorſicht. Die traurigſte Rolle ſpielte der Erzherzog Matthias dabei. Durch eine Intrigue herbeigerufen, durch Oraniens kräftiges Dagegenwirken feſtgehalten, ſtets nur dem Titel nach den Generalſtatthalter, mußte er jetzt, wenn Anjou die Bedingungen der

Staaten annahm, auch noch jenen ſchalen Titel verlieren. Was ſollte er unter ſolchen Umſtänden noch länger in den Niederlanden? Er ſah ein, daß er wohl nichts Beſſeres thun könne, als ſie zu verlaſſen. Die Staaten befanden ſich übrigens, ihm gegenüber, ebenfalls in Verlegenheit und ſuchten die Verhandlungen mit Anjou durch den äußerſten Drang der Nothwendigkeit zu entſchuldigen.

Im September 1580 wurden die Verhandlungen mit Anjou zu Pleſſis-les-Tours gepflogen. Mit der größten Genauigkeit unterſchied und erwog man von beiden Seiten Punkt für Punkt der Bedingungen, ja beinahe Wort für Wort. So nahm man von franzöſiſcher Seite gleich an dem Wort „empfangen“ Anſtoß, bei Einleitung der Bedingungen nämlich, unter welchen die Niederlande den Herzog von Anjou als ihren Fürſten und Herrn „empfangen“ würden; man ſchloß daraus, als gebe dies den Anſchein, daß Anjou bei den Staaten vorher darum „nachgeſucht.“ Noch größeren Anſtoß erregte bei den Niederländern der Antrag der Franzoſen: dem Worte „Herr“ die doppelſinnige Bezeichnung „Souverain“ beizufügen; die niederländiſchen Deputirten wollten dies Wort durchaus nicht aufnehmen und, — Anjou ließ ſich gefallen, daß es wegblieb. Aber manche andere, noch bei weitem mehr weſentliche Punkte, welche die Niederländer nicht aufopfern wollten, um nicht aus einer Tyrannei in die andre zu gerathen, mußten den Sprößling eines Königshauſes, wie das franzöſiſche, das die Unterthanen nur als angeerbte Sachen, nicht als naturrechtlich freie Perſonen betrachtete, noch mehr befremden. Noch mehr befremdet es den unpartheiiſchen Beobachter, zu bemerken, daß Anjou auf alle Bedingungen einging, ſo auf die Ausſchließung der weiblichen Deſcendenz von der Erbfolge, auf das Recht, welches ſich die Staaten vorbehielten, nach ihrem Gutdünken einen der Söhne Anjous zum Nachfolger deſſelben zu erwählen, ſodann auf die Regentſchaft durch die Staaten während der Minderjährigkeit des Erbfolgers, ferner auf die Beſetzung der Hausdienerſchaft Anjous mit Niederländern (im Staatsrath bewilligte man ihm einen oder zwei Franzoſen zu den übrigen Niederländern) endlich beſonders auf den Punkt, daß die Staaten ihres Eides und Gehorſams entledigt ſein ſollten, ſowie Anjou den mit den Niederlanden abgeſchloſſenen Vertrag irgendwie verletzte. Dieſer Punkt wurde nicht ohne heftige Diskuſſionen bewilligt, da die Deputirten den verſchiedenen Anmuthungen von franzöſiſcher Seite auch nicht im Geringſten nachgaben. Sie waren gehörig gewitzigt, um ſich bei einem neuen Vertrage über die Herrſchaft völlig ſicher zu ſtellen; die Deputirten drangen auch darauf, daß der König von Frankreich den Niederlanden in beſtimmten Worten ſeinen Beiſtand zuſagen ſollte.

Am 19. September 1580 wurde der Vertrag, aus 27 Artikeln beſtehend, zu Plessis les Tours unterzeichnet. Anjou erhielt darin die Oberherrſchaft über die Niederlande, mit allen Titeln und Hoheitsrechten wie die früheren Landesherren, für ſich und ſeine männliche Nachkommenſchaft, unter den bereits erwähnten und noch mehren anderen Bedingungen, worunter begreiflicherweiſe das Gelöbniß von ſeiner Seite, die Provinzial- und Lokalprivilegien zu achten und aufrecht zu erhalten, ſowie die Bewahrung der Utrechter Union — in wiefern ſie den gegenwärtigen Vertrag nicht beeinträchtigen — obenanſtanden. Er verpflichtete ſich ferner, die Generalſtaaten wenigſtens einmal im Jahre zuſammenzurufen; ſie ſelbſt aber ſollten ſich, ſo oft es ihnen nöthig ſchiene, verſammeln dürfen. Eine andere Hauptbedingung betraf die Selbſtſtändigkeit der Niederlande; nie ſollten ſie Frankreich einverleibt werden. Anjou mußte ferner geloben, nie einen Vertrag mit dem König von Spanien einzugehen, es ſei denn mit Bewilligung der ihm freiwillig untergebenen Provinzen, — keine Bündniſſe mit fremden Mächten zum Nachtheil des Landes zu ſchließen, und nur mit Bewilligung der betreffenden Provinzialſtaaten die Feſtungen mit Franzoſen zu beſetzen. Wenn die Staaten es verlangten, müßten alle fremden Truppen, (auch franzöſiſche) das Land verlaſſen. Anjou habe den Krieg auf ſeine und ſeines Bruders Koſten zu führen, wozu jedoch die Staaten jährlich 24 Tonnen Goldes beizutragen ſich anheiſchig machten. Noch ein wichtiger Punkt — bei dem Vertrag mit einem katholiſchen Prinzen — war die Religion. Hier ward nun feſtgeſetzt, daß Holland und Seeland auf dem bisherigen Fuße bleiben ſollten. „Ebenſo auch in anderen Dingen,“ nur in Bezug auf Münze, Krieg, Beſteuerung und Vorrechten zwiſchen Landen und Städten ſollten ſich dieſe beiden Provinzen den Beſchlüſſen Anjous und der Generalſtaaten fügen.

Dieſen Vertrag theilte Anjou bald ſeinem Bruder, dem Könige, mit, welcher (am 26. Dezember 1580) ihm und den Niederlanden ſeine Hülfe verſprach, ſobald die Unruhen in Frankreich geſtillt ſeien. Dieſe Verſicherung war allerdings ſehr unbeſtimmt und genügte den Niederlanden nicht, aber der König war zu keiner genaueren zu bewegen. Die Generalſtaaten genehmigten den mit Anjou abgeſchloſſenen Vertrag am 30. Dezember 1580 zu Delft, und zu Bordeaux wurde derſelbe im Januar 1581 eidlich bekräftigt. Zum Gedächtniß wurden Medaillen geſchlagen, auf denen man einen gefeſſelten Löwen ſah, deſſen Bande eine Maus zernagt, mit der Ueberſchrift: Rosis leonem vinculis mus liberat. Der Revers zeigte den König von Spanien und den Papſt, welche den Löwen wieder feſſeln wollen, mit der Ueberſchrift: Liber revinciri leo pernegat.

Der die ſpeziellen Verhältniſſe Hollands und Seelands betreffende Artikel des Vertrages gründete tiefer, als es den Anſchein hatte. Man wird ſich erinnern, daß dieſe beiden Provinzen im Jahre 1576 dem Prinzen von Oranien die Souverainetät für die Dauer des Krieges übertragen hatten, obſchon er den Titel eines Grafen von Holland und Seeland nicht geführt. Gleichwohl hatte er die Rechte deßwegen nicht aufgegeben und nun trat eine nicht bloß für ihn, ſondern auch für die Nationalität jener beiden Provinzen bedenkliche Kolliſion ein; denn was den Herzog von Anjou in den katholiſchen ſüdlichen Provinzen beliebt machen, was ihm dort das Vertrauen gewinnen konnte, ſtand ihm in Holland und Seeland entgegen, Sprache, Sitten, Religion. Wie war nun dieſe Kolliſion auf friedlichem Wege auszugleichen? Am einfachſten dadurch, daß Oranien die Statthalterſchaft über Holland und Seeland in der ganzen früheren Machtvollkommenheit, wenn auch unter dem fremden Schutze behielt, und daß ihm Anjou dieß feierlich verbürgte. Es geſchah, und Anjou ſtellte dem Prinzen von Oranien darüber zwei „Reverſale“ aus, durch welche der Erſtere die Rechte des Letzteren anerkannte. Daran knüpfte ſich nun aber auch ein neuer Konſtitutionsentwurf für Holland, welchen man im Oktober 1580 beſchloß, und deſſen Ausführung im März des folgenden Jahres auf einer Tagfahrt zu Amſterdam betrieben wurde. Die Uebertragung der Souverainetät vom Jahre 1576 wurde dabei zu Grunde gelegt, aber mit folgenden zwei Abänderungen, nämlich erſtens, daß ihm die Souverainetät nicht bloß für die Dauer des Krieges ſondern überhaupt und für immer übertragen werde, und zweitens, daß er die reformirte Konfeſſion allein (wiewohl ohne Glaubensunterſuchung) zu beſchirmen habe. Dagegen erhoben ſich jedoch bedeutende Schwierigkeiten von Seiten Goudas, Schiedams, Amſterdams, Middelburgs, und das Endergebniß war, daß man die alte Form von 1576, nur mit der hinzugekommenen Veränderung in Betreff der Religion beſchwor. Alle dieſe weitläufigen Verwickelungen hatten die Folge, daß Holland und Seeland ſpäter Anjou nicht huldigen wollten. Wir werden in kurzer Zeit die wichtige Wendung ſehen, zu welcher die Entwickelung aus den hier bezeichneten Motiven führt.

Außer den bereits erwähnten Klauſeln hatten die vorſichtigen Generalſtaaten noch an ein anderes Mittel gedacht, um die Macht Anjous zu beſchränken, nämlich an die Zuſammenſetzung eines Landrathes (gleichbereutend mit Staatsrath), welches Kollegium, aus 31 gebornen Niederländern (und zwar aus allen Provinzen) beſtehend, die ausübende Gewalt mit dem Herzog von Anjou theilen ſollte. Nachdem der Vertrag mit dieſem abgeſchloſſen war, beeilte man ſich mit der Vollendung des den Landrath betreffenden Entwurfes; man wollte nämlich dies Inſtitut noch bevor Anjou die Niederlande betrete, ins Leben rufen. Am 13. Januar 1581 wurde der Entwurf feſtgeſtellt. Von jenen 31 Mitgliedern des Landraths ſollten 4 durch Brabant, 4 durch Geldern und Zütphen, 5 durch Flandern, 4 durch Holland, 3 durch Seeland, 2 durch Tournay (Stadt und Gebiet), 3 durch Utrecht, 2 durch Mecheln und Over-Yſſel, 2 durch Friesland und 2 durch die Gröninger Umlande erwählt werden. Die Verrichtungen des Landraths waren die Erhebung der bewilligten Steuern und deren richtige Verwendung, die Vergebung der Aemter (wie es ſonſt dem König von Spanien und deſſen Generalſtatthalter zuſtand) in Uebereinſtimmung mit der hohen Obrigkeit (in Holland und Seeland blieb dies jedoch dem Prinzen von Oranien reſervirt), die Anſtellung der Kriegsoberſten und ſeiner eigenen Beamten. In Bezug auf die Münze mußte der Landrath das Gutdünken jeder Provinz einholen. Ueber Steuern, Landesabtretungen, Geſetzgebung, Krieg und Frieden durfte er nichts verfügen ohne Einwilligung der Staaten. . Wichtige Angelegenheiten mußten in einer Verſammlung von wenigſtens 10 Mitgliedern berathen werden, wovon ſieben aus verſchiedenen Landſchaften, Sachen von geringerem Belang wenigſtens im Beiſein von 7 Mitgliedern, wovon 5 aus verſchiedenen Landſchaften. Der Landrath ſollte ſeine Sitzungen in ſolchen Orten halten, welche die hohe Obrigkeit zur beſſeren Aufſicht in Bezug auf den Krieg als geeignet bezeichne, ſo zwar, daß an welcher Seite der Maas ſich die hohe Obrigkeit und der Landrath befinden möchten, der Letztere ſtets acht bis zehn bevollmächtigte Mitglieder auf die entgegengeſetzte Seite der Maas zu beordern habe, um auch dort die Angelegenheiten beaufſichtigen zu können. Uebrigens ſollten ſich die Generalſtaaten zweimal im Jahre an dem Orte verſammeln, wo der Landrath ſeine Sitzungen hielte, unbeſchadet jedoch des den General-, ſowie den Provinzialſtaaten zuſtehenden Rechtes, ſich außerdem ſo oft, als es ihnen gutdünke zu verſammeln.

Mit der Uebertragung der Oberherrſchaft an Anjou hing nothwendig noch eine andere Maßregel der Niederlande zuſammen. Sie mußten ihr Verhältniß zu Spanien, welches ſie bereits faktiſch aufgelöst hatten, auch öffentlich als aufgelöst erklären, bevor Anjou das Terrain ſeiner neuer Herrſchaft betrat. Schon früher hatte man darüber berathen, ſich der Form zu entſchlagen, und den Namen des Königs an der Spitze der Verordnungen wegzulaſſen. Im

Januar 1580 war dieſer Vorſchlag aufs Neue aufgegriffen worden, und im März deſſelben Jahres hatte man beſchloſſen, künftighin die Plakate im Namen „der Gräflichkeit und hohen Obrigkeit von Holland“ auszufertigen. Im Mai 1581 berietheu ſich die verſammelten Generalſtaaten über die Frage, ob man den König von Spanien nicht für einen Feind erklären ſolle. Damals meinten jedoch Brabant und ſogar Holland, man dürfe nicht zu dieſem Aeußerſten ſchreiten, bevor ſich Anjou in den Niederlanden befände. Bald darnach aber änderte Holland ſeine Meinung, und im Juli vereinigten ſich die Staaten der Utrechter Union zu dem Beſchluß, ihren Abfall von Spanien durch ein Plakat zu veröffentlichen. Dieſes wurde im Haag am 26. Juli 1581 von den Deputirten Brabants, Gelderns, Zütphens, Flanderns, Hollands, Seelands, Frieslands, Over-Iſſels und Mechelns unterzeichnet.

„Ein Volk“ (hieß es darin) „iſt nicht wegen des Fürſten, ſondern ein Fürſt um des Volkes willen geſchaffen; denn ohne das Volk wäre er ja kein Fürſt. Er iſt dazu vorhanden, daß er ſeine Unterthanen nach Recht und Billigkeit regiere und ſie liebe, wie ein Vater ſeine Kinder, daß er treu walte, wie ein Hirt über ſeine Herde. Behandelt er ſie aber nicht ſo, ſondern bloß wie Sklaven, dann hört er auf, ein Fürſt zu ſein, und iſt ein Tyrann. Die Unterthanen aber haben das Recht, nach geſetzlichem Beſchluß ihrer Vertreter, der Stände, wenn kein anderes Mittel mehr übrig iſt, wenn ſie durch keine Vorſtellung ihrer Noth irgend einige Verſicherung der Freiheit für Leib und Gut, für Weib und Kind von dem Tyrannen erwerben können, Dieſen zu verlaſſen. Dies iſt der Fall in den Niederlanden. Seit uralten Zeiten wurden ſie nach beſchworenen Bedingungen regiert, deren Bruch den Fürſten der Herrſchaft verluſtig macht. Unter'm Vorwand der Religion hat der König von Spanien hier eine Tyrannei einzurichten verſucht und, ohne auf irgend eine Vorſtellung des Landes zu achten, deſſen Privilegien verletzt, den Eid gebrochen, den er auf deren Erhaltung geſchworen. Und ſo erklären denn die Generalſtaaten jetzt den König von Spanien verluſtig jedes Anſpruches auf die Herrſchaft in den Niederlanden, ſie erkennen ihn von nun an nicht mehr als Landesherren an; ſie entbinden hiemit alle Amtleute, Obrigkeiten, Herren, Vaſallen und Einwohner von dem einſt Philipp II. von Spanien geleiſteten Eide des Gehorſams und der Treue. Da nun die meiſten der vereinigten Landſchaften ſich nach gemeinſamer Verſtändigung, unter gewiſſen Bedingungen, der Herrſchaft des Herzogs von Anjou unterworfen, da ferner der Erzherzog Matthias kürzlich den Generalſtaaten die ihm übertragene Regierung zurückgegeben, ſo ſollen fortan alle Obrigkeiten und Beamte den Titel und die Siegel des Königs von Spanien nicht mehr gebrauchen, ſondern in Holland und Seeland den Namen des Prinzen von Oranien und der Staaten dieſer beiden Provinzen, in den Landſchaften, welche mit dem Herzoge von Anjou in Uebereinkunft getreten, den Namen dieſes Fürſten und des Landrathes, oder ſo lange der Letztere noch nicht in ausübende Kraft getreten, den Namen der Generalſtaaten gebrauchen. In allgemeinen Regierungsangelegenheiten ſoll das Siegel der Generalſtaaten, in Sachen der Polizei, Juſtiz und dergleichen, welche die einzelnen Provinzen betreffen, das der beſonderen Landſchaft angewendet werden. Alle Siegel des Königs ſind den Provinzialſtaaten einzuliefern. Philipps Bild und Wappen müſſen auf den Münzen verſchwinden. Alle Beamte haben den Provinzialſtaaten, unter welchen ſie ſtehen einen Eid abzulegen, des Inhalts, daß ſie den Generalſtaaten gegen den König von Spanien und deſſen Anhang, getreu ſein wollen.“

Die Ausführung dieſer Maßregel wurde eifrig betrieben, fand aber an einzelnen Orten eben ſo große Schwierigkeiten, als die Bekanntmachung einzelnen Perſonen tödlichen Schrecken erregte. Fokko Ralda, Mitglied des Hofes von Friesland, ein verſtändiger und den Staaten zugethaner Mann, fiel in Ohnmacht, als man ihm den neuen Eid vorlegte, und gab mitten in der Verſammlung des Landrathes den Geiſt auf. Manche Beamte weigerten ſich hartnäckig, den neuen Eid zu leiſten, ſo daß man ſich genöthigt ſah, Jeden, der dies that, ſeines Amts zu entſetzen; dieſe Maßregel drang denn endlich durch. Middelburg, deſſen alter Groll noch immer nicht verſöhnt war, wollte das Plakat durchaus nicht öffentlich anſchlagen laſſen und ebenſowenig den neuen Eid leiſten, bevor die ſtädtiſchen Beſchwerden genügend erledigt ſeien. Auch außerhalb des Landes erregte der kühne Schritt, der doch einmal hatte geſchehen müſſen, das größte Aufſehen. Mancher Fürſt zitterte auf ſeinem Throne, wenn er des gefährlichen Beiſpiels dachte, das die Staaten der Utrechter Union unterdrückten Unterthanen gegeben hatten, beſonders wenn man den Grundſatz erwog, welcher in der Einleitung des Manifeſtes ausgeſprochen war. Die Preſſe verbreitete in hoch- und niederdeutſcher wie in franzöſiſcher Sprache die Ideen von angebornen Menſchenrechten, von der Souverainetät des Volkes, die Theorie des Vertrages zwiſchen Fürſten und Unterthanen; es erſchienen „Beweisgründe, daß man einen Fürſten, der zum Tyrannen geworden, abſetzen darf,“ „brüderliche Warnungen an alle chriſtlichen Brüder, die von Gott zur

Wahl der Obrigkeiten und Magiſtrate in den evangeliſch-reformirten Städten der unirten Provinzen verordnet ſind“ und dergleichen. Die Generalſtaaten ſahen ſich, um den üblen Eindruck ihres Schrittes auf fremde Mächte zu verwiſchen, in der Folge genöthigt, eine Geſandtſchaft an den Reichstag zu Augsburg zu ſchicken, welche ihr Benehmen gründlich rechtfertigen mußte.

Nachdem nun die Verhandlungen mit Anjou endlich abgeſchloſſen, bekräftigt und beſchworen worden waren, gab der Erzherzog Matthias am 21. Juli 1581 zu Antwerpen ſeine bisherige Würde den Generalſtaaten zurück, blieb aber noch bis zum Oktober in den Niederlanden; dann begab er ſich durchs Kleve'ſche nach Köln und von dort nach Wien zurück. Er hatte ſich wenige Freunde in den Niederlanden erworben, und mußte ſich noch die üble Nachrede ſeiner Feinde gefallen laſſen, als habe er, im Einverſtändniß mit König Philipp II., einen Anſchlag gegen Oranien im Schilde geführt. Uebrigens dankten ihm die Staaten in ehrenvollen Ausdrücken für die Dienſte, welche er dem Lande geleiſtet, was freilich wie Ironie klang, da man weniger ſeiner Perſon als ſeinem Range, weniger ſeiner Thätigkeit als ſeiner Geduld verpflichtet war, die ihn bewegen konnte, ſich, ſo lang man ihn brauchte, zur bloßen Repräſentation herzugeben. Man überlegte, ob ihm ein jährliches Einkommen von 50,000 Pfund zu bewilligen ſei; man ſchlug in Holland vor, ihm 7000 Gulden zuzulegen; endlich wollte man ihm das erledigte Bisthum Lüttich verſchaffen. Die Wahrheit iſt, daß Matthias jenes Einkommen eben ſo wenig erhielt, als dieſe geiſtliche Würde, in welche Herzog Ernſt von Baiern eingeſetzt wurde.

Zweites Kapitel.

Am 16. Auguſt 1581 betrat der Herzog von Anjou, begleitet von einem ſtattlichen Heere, die Niederlande, — als Herrſcher, ohne den Titel eines Souverains zu beſitzen, geſchweige deſſen Macht, und, wohl kann man hinzufügen: ohne Liebe und Treue im Herzen für das Volk; denn ſelbſt um eine politiſche Heuchelei konſequent durchzuführen, ſelbſt dazu gebrach es ihm an Kraft. Sehr richtig bemerkt der verdienſtvolle van Kampen über ihn: „Er gab“ (bei den Unterhandlungen mit den Staaten) „Alles zu, vielleicht, weil er ſchon damals das Vorhaben hatte, nichts davon zu halten.“ Wir fügen noch hinzu, das Temperament war dabei mit im Spiele und beſtimmte den Charakter. Es war wohl für Anjou ſelbſt ein eben ſo großes Unglück wie für die Niederlande, daß ihn die Wellen der Verhältniſſe erfaßten und in eine Stellung ſchleuderten, für die er nicht paßte, und in welcher er nur einerſeits zu hochfahrenden Plänen, anderſeits zur Treuloſigkeit verleitet wurde. Er büßte dabei ſeine Ehre, die Niederlande büßten dabei Eintracht und Stärke ein. Einer von jenen Menſchen, die Alles unternehmen zu können glauben, weil ſie Vieles anfangen, täuſchte Anjou ſich ſelbſt nicht weniger als die Niederlande. Genau betrachtet, war er bloß beſtimmt, die Repräſentationsrolle des Matthias fortzuſpielen und der Politik als Hebel zu dienen. Er ſollte Frankreich und England für das Intereſſe der Niederlande anſpannen; er ſollte ihnen ſeine Fürſtlichkeit bloß hingeben, damit dieſe als Schild, zur Abwehr, gegen Spanien vorgeſtreckt werden konnte. Kurz: die junge Freiheit brauchte ihn als Werkzeug; aber ſie mußte es büßen, daß ſie ihre Vertheidiger in der Fremde ſuchte.

Anjou wollte den Antritt ſeiner neuen Herrſchaft mit einer kriegeriſchen Unternehmung bezeichnen. Er rückte mit ſeinem Heere (es beſtand aus 14,000 Mann) gegen die Stadt Cambray, welche Alexander Farneſe ſchon ſeit ungefähr Jahresfriſt belagerte, weil ſie, wiewohl dem Wallonenbunde angehörend, ſich doch mit Farneſe noch nicht verſöhnt und den Provinzen Artois und Hennegau Abbruch gethan hatte. Anjou's Ankunft bewog den feindlichen Feldherrn zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge. Wenige Tage nach dem Entſatze Cambrays brachte Anjou Chateau Cambreſis, durch Vergleich, in ſeine Gewalt. Eifrig drangen nun Oranien und die Generalſtaaten in Anjou, die erſte Gunſt des Glückes zu benützen, in Artois einzurücken und ſich dann mit dem niederländiſchen Heere und den engliſchen Hülfstruppen zu vereinigen. Geſchah dies, ſo war Farneſe außer Stande geſetzt, der Uebermacht die Spitze zu bieten. Doch verſchiedene Umſtände vereinigten ſich, um einen ſolchen für die Niederlande vortheilhaften Plan zu vereiteln. Die franzöſiſchen Edelleute in Anjous Heere glaubten nun genug gethan zu haben, da Cambray entſetzt war; der Herzog konnte die Soldaten nicht bezahlen, und ſo zerſtreuten ſie ſich.

Ueberdieß hing Anjou auch bereits ganz anderen Plänen nach, als den kriegeriſchen Operationen in den Niederlanden. Seine Gedanken waren auf die Hand Eliſabeths von England gerichtet. Unter dem Vorwand, den Niederlanden den Beiſtand dieſer Königin zu erwirken, begab er ſich unmittelbar darauf, nachdem ſich ſein Herr zerſtreut hatte, in Begleitung mehrer Niederländer (worunter St. Aldegonde und Juſtin von Naſſau, ein natürlicher Sohn Oraniens waren) nach England. Und in der That hatte es den Anſchein, als ob Eliſabeth Anjou's Bewerbungen nicht gleichgültig aufnehme. St. Aldegonde beobachtete eines Abends, als er ſich in dem Zimmer der Königin befand, wie ſich Eliſabeth mit Anjou, in ziemlicher Entfernung von den Herrn und Damen des Hofes, vertraulich beſprach und wie ſie während dieſer Unterredung einen koſtbaren Ring vom Finger zog, den ſie dem Herzog von Anjou überreichte und den dieſer mit dem Ausdruck der lebhafteſten Freude annahm. St. Aldegonde zweifelte nicht, daß Anjou von Eliſabeth den Trauring erhalten habe und daß ſonach die Verbindung zwiſchen beiden endlich entſchieden ſei. Noch in derſelben Nacht berichtete er den Staaten darüber und dieſe beeilten ſich, die Freude der Niederlande über das wichtige Ereigniß an den Tag zu legen. In allen Städten erſcholl Feſtgeläute, donnerten die Geſchütze, flammten Freudenfeuer. Welche Verlegenheit für die Staaten, als man plötzlich erfuhr, daß die Nachricht St. Aldegondes unbegründet geweſen ſei! Man führt verſchiedene Motive an, welche Eliſabeth veranlaßt haben ſollen, die Verbindung rückgängig zu machen. Die wahrſcheinlichſten ſind, einmal die wohlbegründete Abneigung der Engländer gegen eine Vermählung ihrer Königin mit dem Bruder Karls IX. und Heinrichs III. von Frankreich, dieſer beiden katholiſchen Fürſten, welche an dem Proteſtantenmord in der Bartholomäusnacht Theil genommen, und ſodann die Beſorgniß Eliſabeths, daß ſie durch ihre Vermählung mit Anjou (bei deſſen offenem und ihrem bisher heimlichen Verhältniß zu den Niederlanden) einen Bruch mit Spanien zu erwarten hatte, ohne jedoch dabei zu gleicher Zeit auf energiſche Hülfe von

Seiten Frankreichs rechnen zu können.*) Gleichwohl blieb Anjou noch längere Zeit am Hofe Eliſabeths, welche ihn nach wie vor mit großer Auszeichnung behandelte. Wenig kümmerte ihn dabei der Zuſtand der Niederlande, zu deren Bekämpfung Farneſe inzwiſchen alle Mittel aufbot.

Schon vor Anjous Ankunft in den Niederlanden (nämlich zu Ende Junis 1581) hatte Farneſe ſich der Stadt Breda in Brabant, welche nebſt der gleichnamigen Herrſchaft dem Hauſe Naſſau gehörte, in ſeine Gewalt gebracht; der im Schloſſe zu Breda auf Befehl der Staaten verhaftete, ſpaniſch-geſinnte Herr von Freſin ſtand (aus Rache gegen dieſelben) mit Farneſe im Einvernehmen und hatte die Beſatzung des Schloſſes theils beſtochen, theils trunken gemacht, worauf dann Herr von Hautepenne (einer von Barlaimonts Söhnen) das Schloß, wie auch nach einem kurzen aber heftigen Kampfe die Stadt Breda für die königliche Parthei eingenommen hatte. Zunächſt erlitt Oranien, welcher um dieſelbe Zeit die Städte und Herrlichkeiten Veere und Vlieſſingen käuflich an ſich gebracht hatte, durch die Eroberung jener ſeiner Herrrſchaft Breda einen empfindlichen Verluſt.

Nach dem Entſatze Cambrays durch Anjou rückte Farneſe am 1. Oktober vor Tournay, deſſen Kommandant, der Prinz von Espinoy, damals mit einem Theile der Beſatzung von Tournay ausgezogen war, um ſich des Städtchens St. Guilain zu bemeiſtern. Statt des Prinzen übernahm nun deſſen Gattin, Maria von Lalaing, männlichen Muthes die Vertheidigung Tournays. Sie ſcheute keine Gefahr, ſelbſt eine Schußwunde am Arme beirrte ſie nicht; mehr als mancher Mann, machte ſie durch ihren Geiſt und ihre Kühnheit dem feindlichen Feldherrn zu ſchaffen, bis ſie ihm endlich am 29. November die Stadt Tournay, nach zweimonatlicher Belagerung auf ehrenvolle Bedingungen (freien Abzug der Beſatzung und der Reformirten) übergab. Während ſich Alexander Farneſe durch den Beſitz dieſes wichtigen Platzes an der oberen Schelde feſtſetzte, machten die Truppen der Staaten verſchiedene vergebliche Anſchläge auf Bourbourg, Grevelingen und Oudenaarde.

---

*) Vergl. den Inhalt des Briefes von Sir Philipp Sidney an Eliſabeth, worin ſämmtliche Gründe gegen die Heirath zuſammengeſtellt ſind, bei Hume „history of England“ chap. XLI (negotiations of marriage with the duke of Anjou.)

Oranien war damals über das Benehmen der Staaten im hohen Grade ungehalten. Laut klagte er (im November 1581) in der Verſammlung der Deputirten der Staaten zu Antwerpen über die Saumſeligkeit in Herbeiſchaffung der zur Fortſetzung des Krieges nöthigen Geldmittel, über die allzu große Beſchränkung der Macht des Landrathes und dgl. Da erhoben ſich manche Stimmen dafür, daß man die Kriegsangelegenheiten gänzlich Oranien und dem Landrathe überlaſſen ſolle; andere dagegen beſtanden darauf, zuerſt die Rückkunft Anjou's aus England abzuwarten, und der letzteren Anſicht pflichtete auch Oranien bei. Zu dieſem Ende wurden denn Geſandte nach England abgeordnet, um Anjou zur Beſchleunigung ſeiner Rückkunft zu bewegen. Anjou konnte nicht ausweichen, und mochte ſich wohl auch endlich überzeugt haben, daß er ſelbſt bei einem längeren Aufenthalt in England ſeine Abſichten auf eine Verbindung mit Eliſabeth nicht würde durchſetzen können. Am 1. Februar 1582 trat er ſeine Rückreiſe nach den Niederlanden an; Eliſabeth begleitete ihn bis Canterbury und mehre Große Englands leiſteten ihm auf 15 Kriegsſchiffen Geſellſchaft bis in die Niederlande.

Zu Vlieſſingen trat Anjou am 10. Februar ans Land, wo ihn Oranien nebſt vielen niederländiſchen Edelleuten empfing. Am folgenden Tage hielt er ſeinen Einzug in Middelburg, dann beſuchte er die übrigen Städte auf Walchern, und am 17. Februar fuhr er in einer zahlreichen und glänzenden Begleitung nach Antwerpen. Am 19. traf er dort ein, und wurde von der bewaffneten Bürgerſchaft und von dem Magiſtrat zu Pferde empfangen. Auf einer prachtvoll geſchmückten Schaubühne beſchwor er die „joyeuse entrée“ und leiſtete den Baronen, Edlen, Städten und allen Unterthanen Brabants einen beſonderen Eid. Hierauf brachte man den purpurnen, mit Hermelin ausgeſchlagenen Herzogsmantel; Oranien hing ihm denſelben um und ſprach beim Zuknöpfen: „Sire, dieſer Knopf muß wohl feſt halten, damit Niemand Ew. Hoheit den Mantel abreißen könne!“ Dann ſetzte ihm Oranien den Herzogshut auf und beglückwünſchte ihn als Herzog von Brabant. Nun ſchwuren und huldigten dem Herzog die Barone, Edlen und Deputirten der Städte, worauf jener der Stadt noch einen beſondern Eid ablegte. Da riefen die Herolde Brabants: „Es lebe der Herzog von Brabant und Lothringen;“ die Trompeten ſchmetterten, Gold- und Silbermünzen (mit den Wappen Anjous und Brabants, dem Emblem einer aus Wolken hervorſtrahlenden Sonne und der Deviſe: Fovet et discutit) wurden unter das Volk ausgeworfen. Dann beſtieg Anjou ein koſtbar geſchirrtes neapolitaniſches Roß und hielt durch das Kaiſerthor ſeinen Einzug.

Im Verlauf der nächſten Monate empfing Anjou auch die Huldigung der übrigen Provinzen, ſo im April die Gelderns und Zütphens, ſpäter die der Gröninger Umlande, im Auguſt die Flanderns. Nur Holland, Seeland und Utrecht leiſteten noch keine Huldigung. Die beiden erſteren thaten es aus dem Grunde nicht, weil die bereits früher erwähnten Reverſale, welche Anjou dem Prinzen von Oranien, deſſen Rechte auf Holland und Seeland betreffend, zugeſtellt hatte, dem Prinzen nicht genügten; und ſo erhielten denn die Deputirten dieſer beiden Provinzen keinen Auftrag, Anjou zu huldigen. In Utrecht ſcheint ein anderer Grund der Huldigung im Wege geſtanden zu haben. Die katholiſche Geiſtlichkeit, welche noch immer Sitz und Stimme in der Verſammlung der dortigen Provinzialſtaaten hatte, war nämlich gegen die Uebertragung der höchſten Macht an den proteſtantiſchen Oranien; deßhalb weigerte ſich aber der dritte Stand, welcher ſchon längſt darauf gedrungen hatte, daß die Geiſtlichkeit Sitz und Stimme in der Staatenverſammlung verlieren ſolle (wie dies z. B. in Brabant der Fall war) dem katholiſchen Herzog von Anjou zu huldigen.

Noch dauerten die Feſtlichkeiten zu Antwerpen fort, als ein Meuchelmord ſie gräßlich unterbrach. Philipps Manifeſt trug die erſte Frucht. In Antwerpen wohnte Caſpar d'Anaſtro, ein Kaufmann aus Biskaya, welcher in ſeinen Geſchäften ſo zurückgekommen war, daß er im Begriffe ſtand, Bankrutt zu machen. Während er nun — rathlos und verzweiflungsvoll über ſeine üble Lage, brütete, erhielt er (von Liſſabon aus) einen Brief von ſeinem Landsmann Juan d'Iſoncha, welcher ihm plötzlich einen Ausweg der Rettung öffnete. Wenn Anaſtro Oranien ermorde, ſo werde ihn der König durch eine Summe von 8000 Dukaten und eine Kommende von San Jago belohnen. Der gewiſſenloſe Menſch ging darauf ein, hatte aber den Muth nicht, das Verbrechen ſelbſt zu begehen. Er ſuchte zuerſt ſeinen Buchhalter Antonio de Venero, und, als dieſer ſich weigerte, ſeinen Handlungsdiener, Johann Jauregui, einen Franzoſen, dazu zu überreden. Jauregui war ein Jüngling von 22 bis 23 Jahren, für ſeine Jahre zu ſchwermüthig und im höchſten Grade bigott. Er entſchloß ſich zu der That, und Anaſtro gab ihm eine Schreibtafel mit mehreren Gebeten, deren Inhalt Blasphemie war; der Mörder empfahl darin ſich und ſein Vorhaben dem Heiland, der Himmelskönigin Maria, allen Heiligen und Engeln, und gelobte, wenn ihm die That gelänge, den wunderthätigen Marienbildern zu Regova, Arancanzu, Guadelupe, Montſerrate, dem Kruzifix zu Burgos, u. ſ. w. koſtbare Weihgeſchenke. Nachdem Anaſtro den Fanatismus Jaureguis hinreichend entflammt hatte und des Erfolges gewiß zu ſein glaubte, entfernte er ſich aus Antwerpen und begab ſich zuerſt nach Dünkirchen, dann zu Alexander Farneſe nach Tournay. Am 16. März (einem Freitag) beichtete Jauregui dem Dominikanermönch Anton Timmermann, welcher in Anaſtros Hauſe heimlich die Meſſe zu leſen pflegte, und entdeckte ihm ſein Vorhaben. Der Mönch billigte daſſelbe, wenn es nicht wegen zeitlichen Vortheils, ſondern bloß aus der Abſicht zur größeren Ehre Gottes und zum Nutzen des Königs hervorgegangen ſei; er ertheilte dem Jüngling die Abſolution und reichte ihm das Abendmahl. So innerlich ruhig betrat Jauregui am Sonntag darnach (dem 18. März 1582) das Schloß zu Antwerpen, wo Oranien wohnte. Eben war dieſer von der Mittagstafel aufgeſtanden und mit ſeinen Gäſten in das Vorzimmer getreten, als Jauregui ſich an ihn drängte, ihm eine Bittſchrift überreichte, und in demſelben Augenblick eine Piſtole auf ihn losdrückte. Die Kugel traf Oraniens Haupt; ſie drang unterm rechten Ohre ein, durch den Gaumen, und zum linken Kinnbacken heraus. Oranien taumelte und glaubte im erſten Augenblicke, ein Theil des Hauſes ſei über ihm zuſammengeſtürzt. Schnell brachte man ihn zu Bette und gab die Hoffnung nicht auf, ihn zu retten, weil der Pulverbrand die Verblutung gehindert. Indeſſen hatte Jauregni den Degen gezogen; aber, raſend vor Grimm, ſtürzten die Umſtehenden auf ihn und durchbohrten ihn.

Schnell flog das Gerücht durch ganz Antwerpen: „Oranien iſt ermordet!“ und der erſten Beſtürzung des Volkes folgte ſogleich ein furchtbarer Argwohn. Der Gedanke an eine zweite Pariſer Bluthochzeit zuckte plötzlich durch alle Köpfe; man hielt Anjou für den Anſtifter der That, alle Franzoſen für Mitwiſſer und Verſchworene. Eilig wurden die Thore Antwerpens geſchloſſen, die Straßen durch Ketten geſperrt; die Bürger erſchienen in Waffen, und bezogen die Poſten. Anjou, deſſen Geburtstag gerade war, erfuhr mit Entſetzen das Gerücht, das ihn als Anſtifter des Mordes anklagte und erwartete zitternd den Ausbruch der Volkswuth. Zu ſeinem Glücke fand indeſſen Oraniens Sohn, der junge Graf Moritz von Naſſau, in den Kleidern des todten Mörders mehre Briefe, jene Schreibtafel mit den Gebeten, und einen jeſuitiſchen Katechismus. Nun war es klar, daß der Antrieb des Mordes von Spanien ausgegangen; raſch ließ Graf Moritz dies und die Erklärung, daß die Franzoſen keinen Theil an dem Frevel hätten, durch St. Aldegonde dem Volke bekannt machen; Jaureguis Leiche wurde auf dem Markte öffentlich ausgeſtellt und bald als die eines Dieners Anaſtros erkannt. Venero und der Dominikanermönch wurden eingezogen und bekannten auf der Folter ihre Mitwiſſenſchaft; aufgefangene Briefe Anaſtros an Venero, verſcheuchten endlich jeden Zweifel. Jaureguis Leiche wurde geviertheilt; gleiches Urtheil erging über Venero und den Mönch; doch erdroſſelte man ſie früher, auf die ausdrückliche Bitte Oraniens; ſie einen ſanfteren Tod ſterben zu laſſen. Anaſtro hatte indeſſen, auf das erſte Gerücht hin nichts anderes gedacht, als daß Oranien todt ſei, und Alexander Farneſe, welcher daſſelbe glaubte, ſchrieb am 25. März an verſchiedene Städte Brabants, Flanderns und Hollands, ſo wie an Privatperſonen: „Gott habe ihnen durch Oraniens Tod die Augen geöffnet, um alle Ränke und den ganzen Ehrgeiz deſſelben nun endlich klar zu durchſchauen. Jetzt ſei ein günſtiger Augenblick für ſie da, um ſich mit dem König auszuſöhnen, der es aufrichtig gut mit ihnen meine und ihnen ſeine volle Gnade ſchenken werde.“ Mit Abſcheu wies man dieſen Vorſchlag von der Hand. Die Staaten von Holland verordneten einen allgemeinen Bettag, um Oraniens Erhaltung vom Himmel zu erflehen; zugleich aber ermahnten ſie die Städte, jetzt um ſo ſorglicher auf der Hut zu ſein. Die Edlen und der dritte Stand wurden zu einer außerordentlichen Verſammlung einberufen, um für den ſchlimmſten Fall des Landes Heil zu bewahren. — Der elende Anaſtro begab ſich nach Spanien, wo es ihm jedoch ſchlecht genug ging.

Nur langſam wurde Oranien wieder hergeſtellt; erſt am 2. Mai war er ſo weit geneſen, daß er ſeinen erſten Kirchgang halten konnte. Drei Tage darnach ſtarb ſeine geliebte Gattin Charlotte von Bourbon. Der Schrecken über die Todesgefahr ihres Gemahls, die lange Beſorgniß an ſeinem Krankenlager, der erneuerte Schrecken, als ſpäter die faſt geheilte Ader wieder ſprang und Oranien ſich beinahe verblutete, unabläſſiges Wachen und Pflegen hatten ihr ein hitziges Fieber zugezogen, welches ſie ſchnell hinwegraffte.

Kurz nach dem Attentat auf Oranien und ſo lange für deſſen Erhaltung noch wenig Hoffnung da war, hatte Anjou die Deputirten von Holland, und wohl auch die von Seeland und Utrecht dringend aufgefordert, ihm jetzt ohne weiteres zu huldigen. Aber trefflich wußten die Deputirten jenem Anſinnen auszuweichen. Als Oranien wieder hergeſtellt war, veränderte Anjou plötzlich ſein Benehmen. Er hatte ſich von der innigen

Theilnahme des Volkes in Holland für Oranien, und dadurch auch von dem unerſchütterlichen Anſehen deſſelben hinlänglich überzeugt und fand es daher für ſein eigenes Intereſſe gerathen, die Anſprüche Oraniens durch ein völlig genügendes Reverſal anzuerkennen, worin er die Staaten von Holland, Seeland und Utrecht, wenn ſie ihm (Anjou) huldigen würden, zu weiter nichts verpflichtete, als zur Eintracht in Betreff der Landesvertheidigung, zur Theilnahme an den gemeinſamen Kriegskoſten, zur Uebereinſtimmung im Münzfuß und zur gegenſeitigen Beſchützung der Rechte, Freiheiten und Küren. Zu noch größerer Beruhigung ſchrieb Anjou ferner den Staaten von Holland unterm 6. Mai, er wolle ſich keineswegs die Regierung der Landſchaften aneignen, die bisher unmittelbar unter Oraniens Oberhoheit geſtanden. Nun leiſteten ihm denn auch Holland und Seeland den Huldigungseid. Utrecht weigerte ſich jedoch immer noch, aus dem bereits früher angegebenen Grunde. Oranien hatte die Streitſache zwiſchen der Geiſtlichkeit und dem dritten Stande an den auf der rechten Maasſeite verſammelten Landrath gewieſen, welcher folgende Entſcheidung gab: „Die fünf Kapitel ſollten ſich fortan mit Regierungsſachen nicht befaſſen, dagegen ſollten ſechs bis acht reformirte oder dem Proteſtantismus doch nicht abgeneigte Kanoniker, deren Wahl der Ritterſchaft und den Städten zuſtünde, unter dem Namen der „Erwählten,“ und für Laien geltend, das erſte Mitglied der Staaten repräſentiren.“ Oranien beſtätigte dieſen Beſchluß, durch welchen der Zwiſt beigelegt wurde.

Anjou ſuchte ſich nun der Regierung mit Berückſichtigung der Landesbedürfniſſe thätig anzunehmen und erbat ſich zu dieſem Zwecke von Oranien und mehren Mitgliedern des Staatsrathes eine genaue Darlegung des Zuſtandes der Lande. Er erhielt einen gewiſſenhaften Bericht, welcher zugleich nöthige Verbeſſerungen inbegriff, und legte denſelben den Generalſtaaten zur Berathung vor. Sie beſchloſſen (unter Anderem) die vier und zwanzig Tonnen Goldes, welche ſie zu Bordeaux verwilligt hatten, auf dreißig (jährlich) zu erhöhen und außerdem noch für die Dauer eines halben Jahres monatlich 50,000 Gulden herbeizuſchaffen. Die Kriegsgefahr, welche durch Farneſe's Kühnheit und Glück immer dringender wurde, nöthigte dazu. In Bezug auf die Rechtspflege wurde ein Vorſchlag in Anregung gebracht, welcher den Staaten von Holland gänzlich mißfiel und ſie veranlaßte, ein bereits früher berathenes und bis jetzt zurückgelegtes Projekt wieder aufzugreifen, nämlich die Errichtung des Gerichtshofes oder ſchlechtweg „Hofes“ von Holland, welcher denn am 21. Mai 1582 ins Leben gerufen wurde und vor welchen alle ſolche Sachen kamen, die vor dem ſogenannten „großen Rathe“ zu Mecheln und vor dem „geheimen Rath“ zu Brüſſel unerledigt geblieben waren. In Beziehung auf die Religionsfreiheit geſchahen weniger Fortſchritte, als die ſehr in Nachtheil geſtellten Katholiken*) von der Herrſchaft eines Glaubensgenoſſen erwartet hatten. Nur in Antwerpen erlangten ſie (am 15. März 1582) von Anjou das verlorene Recht der freien Ausübung ihres Gottesdienſtes wieder.

So ſchien denn nun der Zuſtand der von Spanien abgeſallenen Provinzen endlich geſeſtet zu ſein; doch noch allzuviele innerliche Gegenſätze regten ſich unter der glatten Oberfläche; die Nationalitäten der nördlichen und der ſüdlichen Provinzen waren durch die Einigung unter einem neuen Oberhaupte noch immer nicht verſchmolzen; der religiöſe Fanatismus beider Partheien war noch nicht beſchwichtigt. Ueberdies war, ſeit dem Mordanfall auf Oranien und dem dadurch entſtandenen Gerücht in Antwerpen, der Keim des Mißtrauens gegen die Franzoſen einmal vorhanden und er ließ ſich nicht mehr ganz ausrotten. Anjou ſelbſt mußte ſich durch alle jene Bedingungen, die er ſo leichthin eingegangen hatte, bald ſehr gedrückt fühlen und ſuchte eine paſſende Gelegenheit, um ſich jener Feſſeln zu entledigen, um das wirklich zu werden, was er zu werden gehofft hatte, — nämlich ein Herrſcher. Uebrigens war der damalige Zuſtand, — abgeſehen davon, daß er in ſich ſelbſt keine Bürgſchaft der Exiſtenz trug, — auch noch von außen durch Farneſes Waffenglück gefährlich bedroht. Doch bevor wir den Verlauf der Kriegsereigniſſe im Jahre 1582 verfolgen, müſſen wir Farneſes Stellung und geheime Beſtrebungen ins Auge faſſen.

---

*) Am 20. Dezbr. 1581 war in Holland ein, im Namen Oraniens, als der höchſten Obrigkeit erlaſſenes, Plakat erſchienen gegen die öffentliche Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes daſelbſt, das Tragen geiſtlicher Gewänder u. ſ. w.; auch in Brüſſel und Antwerpen erſchienen ähnliche Plakate, durch die Beſorgniß veranlaßt, daß die ſpaniſche Parthei unter dem Vorwand und durch Vermittlung des Katholizismus das Uebergewicht erlangen möchte.

Schon kurze Zeit, nachdem die Aechtung Oraniens veröffentlicht worden war, hatte Alexander Farneſe plötzlich eine Nebenbuhlerin in den Niederlanden auftreten ſehen; es war ſeine eigene Mutter, Margaretha von Parma. Philipp II. hatte nämlich den Wallonen verſprochen, ihnen einen Fürſten oder eine Fürſtin aus ſeiner nächſten Verwandtſchaft zum Statthalter zu geben, und indem er dies Verſprechen jetzt erfüllte (Margaretha von Parma war ja Philipps Schweſter), hatte er zugleich einen trefflichen Vorwand, ſein Mißtrauen gegen ihren Sohn Alexander zu verdecken. Mag vielleicht auch des einflußreichen Granvella Rath*) auf Philipps Entſchluß mit eingewirkt haben, — das Hauptmotiv blieb gewiß die Beſorgniß, ob Farneſe ſich durch das Vertrauen der Wallonen, durch die Zuverſicht auf die glücklichen Erfolge nicht verleiten laſſen könne, die Rolle eines Vermittlers in die des Herrſchers zu verwandeln? Philipp fühlte gar wohl, welchen wichtigen Antheil an der Unterwerfung der Wallonen Farneſes Perſönlichkeit hatte. Margaretha von Parma kam denn, auf Befehl des Königs, im Jahre 1580 aus Italien wieder nach den Niederlanden, und traf im Auguſt zu Namur ein. Sie ſollte die Regierung übernehmen, was ihren Erinnerungen, ihrem Ehrgeitze entſprach. Sie hoffte, wie Philipp, man würde in den Niederlanden ihre Wiederkunft ebenſo freudig begrüßen, als man ihr Scheiden ſchmerzlich empfunden hatte; das alte Vertrauen der Nation zu Margarethen würde die Herzen der Nation für Spanien wiedergewinnen. Sowohl Philipp als Margarethe täuſchten ſich jedoch; die Zwiſchenzeit hatte jenen Nimbus verwiſcht, welcher ihr Bild zur Zeit eines Alba umgab. Alexander Farneſe ſollte übrigens die oberſte Leitung des Krieges behalten; auf dieſe Weiſe dachte man auch ihn zufrieden zu ſtellen. Aber auch hierin täuſchte man ſich. Je uneigennütziger Alexander Farneſe für das Intereſſe des Königs wirkte, um ſo tiefer mußte ihn deſſen Mißtrauen kränken. Ueberdieß bedachte er auch ſeinen Ruhm. Ohnehin ſehr beengt durch die Entfernung ſeiner Kerntruppen, hatte er, wenn er nun auch einen weſentlichen Theil der Gewalt in andre Hände legen mußte, faſt gar keine Ausſicht, das Werk, welches er klug und energiſch begonnen hatte, glücklich und ehrenvoll zu beendigen, und lieber wollte er noch bei Zeiten ſich gänzlich zurückziehen, als einen ſolchen Ausgang abwarten. Somit konnte denn das Zuſammentreffen von Mutter und Sohn nicht anders als kalt und förmlich ſein; Alexander vermochte es nicht, ſeine Stimmung vor der Mutter zu verbergen, und Margarethe, welche dies lebhaft fühlte, wünſchte wenigſtens einen offenen Zwiſt zu vermeiden. Sie ſchrieb deßhalb im September an den König: „ſie hätte die Angelegenheiten in den Niederlanden viel bedenklicher gefunden, als man ihr in Italien dieſelben geſchildert habe. Nur die *Waffen* könnten hier das Beſte ausrichten, und ſie hielte ihren *Sohn* unter ſolchen Umſtänden für viel tauglicher, die Statthalterſchaft zu führen, als ſich ſelbſt. Aus dieſem Grunde bitte ſie denn den König, ihr die übertragene Würde abzunehmen und dieſelbe ihrem Sohne ferner zu laſſen.“ In einem ähnlichen Sinne ſchrieb der Letztere an *Granvella*; aber vielleicht beſtärkte dies den König nur noch mehr in ſeinem Mißtrauen und bewog ihn, auf ſeinem Entſchluſſe zu beharren. Alexander Farneſe aber hielt es im Intereſſe Philipps für's Beſte, ſich darum nicht zu kümmern; er entzog ſeiner Mutter alle Macht in Regierungsangelegenheiten. Ein kühner Schritt, dem er dadurch Nachdruck zu geben wußte, daß er beim König um ſeine *Entlaſſung* von der *oberſten Gewalt* im *Kriege* nachſuchte. Philipp konnte dies unmöglich zugeben und beſtätigte endlich am 29. Dezember 1581 Alexander Farneſe in ſeiner ganzen Würde; doch ſollte deſſen Mutter gleichfalls in den Niederlanden bleiben. Sie weilte dort bis zum September 1583, aber ohne Macht und Anſehen, ja ſogar, wie es ſcheint, in Mangel.

---

*) Vergleiche Ranke über Philipps II. zweites Miniſterium („Fürſten und Völker von Süd-Europa". 1. Band, 2. Auflage.)

Farneſe ſah übrigens ein, daß er, um den üblen Eindruck ſeines eigenmächtigen Schrittes bei dem König zu verwiſchen, oder vielmehr um jenen zu rechtfertigen, glänzende Erfolge für Spanien erringen mußte, was ihm ſo lange ſehr erſchwert blieb, als ihm ſeine alten Kerntruppen nicht wieder zur Verfügung ſtanden. Sie jedoch unter irgend einem nichtigen Vorwand herbeizurufen, würde, als Treubruch von ſeiner Seite, das Vertrauen, welches ihm die Wallonen ſchenkten, vernichtet haben; Don Juans Beiſpiel diente ihm zur Warnung. Seine Politik arbeitete nun dahin, daß die Wallonen ſelbſt ſich von der Nothwendigkeit der Zurückberufung jener ihnen einſt ſo verhaßten Truppen überzeugten, ja, daß ſie dahingebracht würden, dieſelbe zu erbitten. Trefflich benützte er zur Verwirklichung dieſes Wunſches die Lage der Provinzen Artois und Hennegau, welche, in Folge der Einführung Anjous, jetzt ſowohl durch die franzöſiſchen Truppen, als auch durch die der Staaten doppelt bedrängt und ausgeſetzt waren. Es fiel Farneſe'n nicht ſchwer, durch ſeine zahlreichen Anhänger auf die beſorgten Provinzen dahin zu wirken, daß ſie endlich eben nur in der Zurückberufung der fremden Truppen Schutz und Rettung ſahen. Und wirklich gelang es ſeinem Anhang, bei den Wallonen, trotz des Widerſpruchs einiger Edelleute, den Vorſchlag durchzuſetzen, daß man einen Geſandten nach Spanien abgehen laſſen ſolle, um ſich von dem König die Zurückberufung der abgezogenen Truppen zu erbitten.

Inzwiſchen hatte Farneſe ſchon im April 1582 die Stadt Lens in Artois, welche die franzöſiſchen Truppen durch einen Ueberfall bewältigt hatten, wiedergewonnen, und die Stadt Oudenaarde belagert. Zwar eroberten die Truppen der Staaten Aalſt; dagegen nahmen die Königlichen die Schlöſſer Gavre und Kaſtelet. Oudenaarde ergab ſich nach einem ruhmvollen Widerſtande am 5. Juni an Farneſe, und Hautepenne bemächtigte ſich im Auguſt der Stadt Lier in Brabant, durch Verrath des ſchottiſchen Oberſten David Simple.

Die Truppen der Staaten hatten ſich in einem Lager bei Gent ſo trefflich verſchanzt, daß Farneſe es nicht für gerathen fand, ſie dort anzugreifen; deßhalb zog er raſch nach Seeflandern, um eine neue Verſtärkung von 1500 Mann deutſcher Reiterei, die über Calais bei Dünkirchen angekommen war, und ſich mit einer franzöſiſchen Heeresabtheilung vereinigen wollte, abzuſchneiden. Er kam jedoch zu ſpät, um die Vereinigung zu hindern, und griff am 2. Auguſt beide Truppen bei St. Wynoksbergen an. Der Kampf war von beiden Seiten gleich heftig, blieb jedoch unentſchieden.

Mittlerweile hatte ſich der Geſandte der walloniſchen Landſchaften, der Abt von St. Waaſt, des Auftrags am ſpaniſchen Hofe glücklich entledigt. Der König hatte ihn huldvoll aufgenommen, die Bitte der Wallonen, wie ſich vorausſehen ließ, gern bewilligt und Farneſe'n zugleich eine Summe von 700,000 Dukaten zur Beſtreitung der Kriegskoſten überſchickt. Bald nach dem Gefecht bei St. Wynoksbergen trafen die ſpaniſchen und italieniſchen Truppen bei dem Heere Farneſes ein, und raſch beſchloß nun dieſer das bedeutend geſchwächte franzöſiſche Heer, welches zu St. Lievenshout (zwei Meilen von Gent) lag, zu überfallen. Die Franzoſen waren jedoch gewarnt worden und, um den ungleichen Kampf gegen die Uebermacht zu vermeiden, zogen ſie ſich bis dicht vor Gent zurück, wo ſie durch die Geſchütze auf den Wällen gedeckt waren. Dies gelang ihnen glücklich, troß der wohlgeordneten Gegenanſtalten Farneſes; aber kühn griff ſie dieſer in der günſtigen Stellung an, welche ſie eingenommen hatten. Es war am 29. Auguſt, als der Kampf vor den Mauern Gents losbrach. Oranien und Anjou, welche ſich eben in Gent befanden, ſahen auf den Wällen der Schlacht zu, welche bis zum Abend währte. Da zog Farneſe ab, nicht ohne großen

Verluſt, wiewohl auch ſeine Gegner keinen geringen erlitten hatten. Hierauf begaben ſich Anjou und Oranien mit dem Heere nach Termonde und von dort (zu Anfang Septembers) nach Antwerpen. Farneſe muſterte ſeine Heeresmacht am 14. deſſelben Monats; ſie belief ſich über 60,000 Mann und koſtete den König monatlich 642,356 Gulden. Gleichwohl konnte Farneſe kaum die Hälfte jener Krieger ins Feld ſtellen, da ein großer Theil derſelben die Beſatzungen bildete; die Zahl der Uebrigen wurde durch Seuchen ſehr verringert. Die vereinigten Truppen der Staaten und Anjous hatten ſich zwar in der letzteren Zeit durch bedeutenden Zuwachs vermehrt, wurden jedoch ebenſo durch anſteckende Krankheiten heimgeſucht. Beide Streitkräfte endlich litten Mangel an Subſiſtenzmitteln. Indeſſen war der Nachtheil doch hauptſächlich auf Farneſes Seite. Obwohl er ſich gegen Ende des Feldzuges von 1582 einiger feſter Plätze bemächtigt hatte, ſo befand er ſich doch in großer Verlegenheit, da ihm Anjou den Weg nach der Landſchaft Waas abgeſchnitten hatte. Herzogenbuſch war von Feinden umſchloſſen und ſchon nahe daran, ſich Anjou zu ergeben; das Durchſtechen einiger Dämme bedrohte ihn und ſein Heer mit der äußerſten Gefahr; und ſchon hatte er einen Vertrauten nach Spanien geſchickt, um ſich vom König Hülfe zu erbitten. Bang ſah er der Zukunft entgegen, als er ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen ließ. Gleiches that auch Anjou.

Wie in den ſüdlichen Provinzen, ſo ſchwankte das Waffenglück während des Feldzuges von 1582 auch in den nördlichen zwiſchen den Staaten und der königlichen Parthei. Zwar kam es den Truppen der Staaten ſehr zu Gunſten, daß ihnen im April ein Zufall den gefürchteten Partheigänger Martin Schenk in die Hände lieferte; zwei Jahre lange blieb er gefangen; um ſo mehr machte ihnen jedoch der nach Rennenbergs Tode zum Statthalter von Gröningen ernannte Spanier Verdugo zu ſchaffen, ein tüchtiger Kriegsmann voll Umſicht und Kühnheit, welcher ſich in der Ausführung ſeiner Pläne nicht ſo leicht beirren ließ. Im Juni war er vor Lochem in der Grafſchaft Zütphen gerückt und hielt dieſe Stadt eng umſchloſſen. Vergeblich ſuchten ihn einige weſtfrieſiſche Truppen durch verſchiedene Diverſionen von Lochem fortzulocken, und verwüſteten zu dieſem Ende wohl zwanzig Kirchſpiele in Twente und Drenthe. Verdugo blieb unbeweglich vor Lochem und umſchloß es nur noch genauer, nachdem Graf Wilhelm Ludwig von Naſſau, (Oraniens Neffe, ein Sohn des Grafen Johann) Mundvorrath in die belagerte Stadt zu bringen gewußt hatte. Erſt im September gelang es dem Grafen von Hohenlohe, nachdem er ſchon früher einen fruchtloſen Verſuch dazu gemacht hatte, Lochem zu entſetzen. Dagegen war Steenwyk in der Nacht vom 16. auf den 17. September durch Verrätherei eines katholiſchen Bauers, welcher dem königlichen Oberſten Taſſis eine Fuhrt durch den Graben vor dem Oſterthor gezeigt hatte, in die Gewalt der Feinde gerathen. Die Einnahme von ein paar Schlöſſern und der Stadt Haſſelt, (im Oktober) wo der reformirte Gottesdienſt eingeführt wurde, war den Truppen der Staaten ein geringer Erſatz für Steenwyks Verluſt.

So war das Jahr 1582 abgelaufen. Das neue Jahr ſollte dem Schickſal der vereinigten Provinzen eine gefahrdrohende Wendung geben, zu welcher der erſte Anſtoß von dem Herzog von Anjou ausging. Dieſer Prinz befand ſich, ſeit dem Attentat Jaureguis gegen Oranien, in einer ſehr unruhigen Stimmung. Er hatte bei jener unſeligen Gelegenheit das Anſehen

Oraniens im Volke im ganzen Umfang kennen gelernt, und mußte ſich geſtehen, daß er ſelbſt, dem das Volk doch als ſeinem Beherrſcher gehuldigt hatte, ſtets bloß der Zweite nach Oranien blieb, dem er noch dazu die volle Hoheit in Holland, Seeland und Utrecht laſſen mußte, —ein unerträglicher Gedanke für einen Mann von ſo viel Eitelkeit wie er! Fort und fort nagte die Erinnerung in ihm, daß man ihn — wenn auch nur kurze Zeit — für den Anſtifter des Meuchelmordes hatte halten, daß man, um Oraniens willen, ihm und allen Franzoſen hatte den Tod drohen können! Er mußte ſich (ſo trieb ihn eine mächtige Stimme in der Bruſt) losreißen von den Feſſeln jenes Vertrages, in welche er ſich ja doch freiwillig geſchmiegt hatte; unwürdig dünkte ihm ſein ganzes Daſein, ſo lang er bloß den Titel des Herrſchers zur Schau trage und nicht einen einzigen Ort habe, in welchem er, ohne läſtige Vormünder und Aufpaſſer, ſich erlauben konnte, das Wort auszuſprechen und zu bethätigen: „Mein Wille iſt das Geſetz.“ Seine Seele war fortwährend in peinlicher Aufregung, und er mußte ſich dabei ſtets in Acht nehmen, dies nicht zu verrathen; er war krank, zerriſſen, und mußte geſund ſcheinen. Die Ankunft vieler ſtolzer und thatkräftiger Edelleute, welche unter ſeinen Fahnen kämpfen wollten, trug dazu bei, ſeinen Gram, ſeinen Mißmuth zu vermehren. Sahen ſie nicht täglich, welche klägliche Rolle er als Herrſcher ohne Macht ſpielte? Sie waren gewohnt, ihn als Bruder ihres Königs zu ehren, ſie hofften, ihn in der Fülle der Macht zu finden, und von der letzteren für ſich ſelbſt Vortheile zu ziehen; und ſie entdeckten auf den erſten Blick, daß der dritte Stand hier gleichberechtigt mit dem Adel war, daß Ketzer den Königsſohn, den Katholiken beſchränkten, daß der Name eines geborenen Franzoſen bei den Niederländern nur Mißtrauen erweckte! Ihr Stolz, dadurch gekränkt, wurde ein neuer gefährlicher Stachel für Anjous gereiztes Gemüth. Er erkannte in ihnen Freunde, denen er ſein Inneres aufſchließen, denen er ſeinen Kummer mittheilen konnte; ſie hinwieder geſtalteten ſeine geheime Wünſche zu beſtimmten Plänen. So wie er dieſen nachhing, mußte die Hoffnung ihn aufrichten und ſeine Seelenkrankheit, wenn nicht heilen, doch für den Augenblick wenigſtens aufhalten. Wenn ihn nun einerſeits die Hoffnung anregte, ſo drängte ihn anderſeits die Beſorgniß raſcher zum Entſchluß. Seine mißliche Stellung zu dem König von Frankreich, ſeinem Bruder, trug weſentlich dazu bei. König Heinrich III. hatte ihn ſtets mit argwöhniſchen Blicken beobachtet und ihn nach Annahme der Herrſchaft über die Niederlande faſt gar nicht unterſtützt; aus welchem Grunde ſollte er ſich wohl auch für dieſe intereſſiren, da ſich die Staaten ſowohl die Wahl des Erbfolgers als auch ausdrücklich das bedungen hatten, daß die Niederlande nie mit Frankreich vereinigt werden ſollten? Ueberdieß konnte der Gedanke, ſeinem Bruder für Ketzer beizuſtehen, dem katholiſchen Heinrich III. wohl die Luſt verleiden. Wohl aber blickte vielleicht ein anderer thatkräftiger proteſtantiſcher Fürſt, Heinrich von Navarra, bereits auf die Niederlande hin. Weßhalb hätte dieſer ſonſt den berühmten Proteſtanten Philipp du Pleſſis-Mornai zu Oranien geſchickt? Weßhalb verhandelte der Letztere ſo geheim mit du Pleſſis, daß Anjou bei ihren Unterredungen nicht zugegen ſein durfte? Wie ſollte Anjou, ohne alle Hülfe von ſeinem königlichen Bruder, dem wachſamen und unermüdlich thätigen Farneſe, dem offenen Feinde, — ſo wie den geheimen Machinationen Oraniens, an welchen er nicht zweifelte, die Spitze bieten? Je länger er in alle dieſe Verwickelungen hineinſtarrte, um ſo feſter wurde ihm die Ueberzeugung, daß es eines Gewaltſtreiches bedurfte, um ſie zu löſen und dem gewiſſen Untergang zuvorzukommen.

So entſchloß er ſich denn, den unſeligen Weg Don Juans zu betreten, in der Hoffnung, das Glück werde ihm günſtiger ſein. Er ahnte nicht, daß er, indem er ſeinen Eid brach, nicht bloß ſein eigenes Verderben beſchleunigen, ſondern auch die Niederlande in gränzenloſe Verwirrung bringen würde. Er rechnete auf die Gewalt, ohne doch die Ungewißheit des Erfolges mit in Anſchlag zu bringen.

Sein Plan war folgender: Zu gleicher Zeit ſollten verſchiedene wichtige Plätze, deren Beſatzungen entweder ausſchließlich oder doch theilweiſe aus Franzoſen beſtanden, Dünkirchen, Oſtende, Nieuwpoort; Dixmuiden, Termonde, Vilvoorden, Aalſt, Meenen, Wynoksbergen, Brügge und Antwerpen in ſeine Gewalt gebracht werden. Hatte er ſo auf verſchiedenen Punkten feſten Fuß gefaßt, ſo hoffte er den Niederlanden ganz andere Bedingungen vorſchreiben zu können, als jene, welche er ihnen beſchworen hatte. Die franzöſiſchen Befehlshaber der Beſatzungen jener feſten Plätze hatten ihre beſtimmten Befehle; alle Anordnungen waren getroffen, am 17. Januar 1583 ſollte überall der entſcheidende Schlag fallen; die Ueberwältigung Antwerpens behielt Anjou ſich ſelbſt vor.

Aber ungleich fiel in den verſchiedeneu Orten der Erfolg dieſes Attentates gegen die Freiheit und gegen die Heiligkeit des Vertrages aus. In Dünkirchen gelang es der franzöſiſchen Beſatzung, bei Gelegenheit eines Streites über Priſen, die niederländiſchen Truppen aus der Stadt zu vertreiben. Ebenſo bemeiſterten ſich die Franzoſen Dixmuidens und Termondes; in Aalſt, Vilvoorden, Meenen und Wynoksbergen waren ſie ohnehin die ſtärkſten. Dagegen mißglückte der Anſchlag in Oſtende, Nieuwpoort und Brügge. In dieſe letztere Stadt waren bereits franzöſiſche Truppen aus Meenen und Dixmuiden eingedrungen; aber der beherzte Hochbaljuw Jakob de Gryze rief die Bürger zu den Waffen, bemeiſterte ſich des Prevots la Valette, des Oberſten l'Espier ſo wie mehrer anderer Hauptleute und brachte ſie in ſicheren Gewahrſam. Hierauf wurden die Franzoſen gezwungen, Brügge zu verlaſſen. Der Hofmeiſter Anjous, la Fougère, welcher als Gefangener nach Brügge gebracht worden war, verrieth unter der peinlichen Frage das ganze Projekt ſeines Herrn, nämlich: „ſich der wichtigſten Plätze, ſo wie Oraniens und der Deputirten der Generalſtaaten zu bemächtigen, ſich die Auslieferung der Holland, Seeland und Utrecht betreffenden Reverſale zu erzwingen, eine unumſchränkte Herrſchaft aufzurichten und den römiſch-katholiſchen Gottesdienſt wieder herzuſtellen;" doch ſuchte la Fougère ſeinen Herrn dadurch zu entſchuldigen, „daß derſelbe, der bis jetzt zu wenig Anſehen und Macht gehabt, um des Landes Regierung aufs beſte zu handhaben, vorhabe, alſobald die Generalſtaaten zuſammen zu berufen, um den Vertrag von Bordeaux zu verbeſſern; hierauf beabſichtigte er eine allgemeine Amneſtie zu erlaſſen, und, unterſtützt durch ſeinen königlichen Bruder, den Spaniern die Spitze zu bieten.

Anjou ſelbſt hatte kurz vorher der Verſammlung der Generalſtaaten zu Antwerpen durch St. Aldegonde Klagen über die Beſchränkung ſeines Anſehens und ſeiner Macht vortragen laſſen, wodurch er ſich überall gehindert ſehe, für das gemeine Beſte der Niederlande ſo thätig zu ſein, als er es wünſche; doch die Generalſtaaten bezeugten keine Luſt, jene Beſchränkungen aufzuheben. So bereitete denn Anjou die Ausführung ſeines Planes vor. Franzöſiſche Truppen hatten ſich in der Nacht vom

8. auf den 9. Januar (1583) der Stadt **Eindhoven** bemächtigt. — Angeblich, um dieſen Vortheil ſeiner Waffen zu verfolgen, ließ nun **Anjou** gegen den 14. Januar einen großen Theil ſeines Heeres in die Nähe von **Antwerpen** rücken; in dieſer Stadt ſelbſt befanden ſich bereits viele vornehme Franzoſen, welche zum Theil zu ſeinem Hofſtaat gehörten. Schon am anderen Tage verbreitete ſich unter der Bürgerſchaft das Gerücht: die franzöſiſchen Soldaten wollten ſich, um ſich ſo für den Empfang ihrer rückſtändigen Löhnung zu verſichern, der Stadt bemeiſtern und zu dieſem Ende in der nächſten Nacht das Kronenburger Thor beſetzen (was auch wirklich Anjous Abſicht war). Schnell begab ſich nun der Bürgermeiſter zu Anjou, theilte ihm das Gerücht mit, und bat ihn, die Straßen früher als gewöhnlich durch Ketten ſperren zu dürfen. Anjou erlaubte dies. Am anderen Tage aber verbreitete ſich das Gerücht, die Franzoſen wollten ſich noch vor dem Abend eines Thores bemächtigen. Nochmals beruhigte Anjou den Magiſtrat; aber aus Vorſicht ließ man die Ketten in den Straßen fortwährend geſpannt und wachte die ganze Nacht. Am folgenden Tage (dem 17. Januar) gab **Anjou** vor, er wolle zur **Heerſchau** hinausreiten und ließ **Oranien** erſuchen, ihn zu begleiten. Vorſichtig lehnte dieſer es ab und warnte zugleich den Herzog, „er möge nicht hinausreiten; denn leicht könne er den Argwohn erwecken, als wolle er **mit dem ganzen Heere** in die Stadt **wiekehren**.“ Doch Anjou vermochte, von heißer Ungeduld getrieben, die Ausführung ſeines Planes nicht länger aufzuſchieben und ritt, gleich nach aufgehobener Tafel, in zahlreicher Geſellſchaft franzöſiſcher und niederländiſcher Edelleute, und ſeiner Leibwache, links und rechts mit fürſtlich freundlicher Herablaſſung grüßend und winkend, durch die Straßen, aus denen nun die Ketten weggenommen worden waren, gegen das Kipdorfer Thor

zu, welches ihm geöffnet wurde. Seine Leibwache machte ſowohl vor der Brücke, als auf derſelben Spalier; vor dem Thore erwarteten ihn einige Rotten Reiterei, um ihn zu begrüßen. Plötzlich ruft der Graf von Rocherot auf der zweiten Fallbrücke: „Jambe rompue.“ Man glaubt, daß ihn ein Pferd beſchädigt habe und will ihm zu Hülfe eilen. Da ertönt jener Ruf (er war verabredet geweſen) plötzlich hundertfach; ein Flintenſchuß kracht, dem Heere draußen zum Signal. Das Gefolge Anjous kehrt auf der Brücke um, die Reiterbanden ſprengen herbei, die ſchwache Bürgerwache wird überwältigt, und die zahlreiche Begleitung Anjous drängt ſich, durch die Reiter von außen verſtärkt, in die Stadt, während auch ſechshundert Reiter und dreihundert zu Fuß vom Heere mit wallenden Fahnen heranrückten. „Marchez, mes enfants, marchez et ne pillez pas!“ ruft ihnen Anjou zu. Schon ſind die Franzoſen in der Stadt und plötzlich erſchallt in den Straßen der grauſenhafte Ruf: „Vive la messe! Tue! Tue!“ Ein Haus am Thore wird in Brand geſteckt, das Thor iſt von Franzoſen beſetzt, und jetzt erſt, da Anjou ſein Spiel gewonnen zu haben glaubt, erklärt er vielen Herrn in ſeinem Gefolge, die keine Ahnung von dem Attentat hatten: Antwerpen muß mein ſein; denn werden will ich endlich das, was ich bisher nur ſchien, der Herr dieſer Lande.“ Bis jetzt waren die Bürger beſtürzt; ſie wußten nicht, was den Tumult veranlaßt habe. Aber die Loſung: „Vive la messe! Tue, tue!“ hat ihnen blitzesſchnell Gewißheit gegeben; ſie denken an die Bartholomäusnacht und an die „ſpaniſche Furie.“ Da beſeelt plötzlich Alle, Proteſtanten wie Katholiken, ein Geiſt; eine Loſung nur gibts für Alle: Haus und Hof, Weib und Kind, Freiheit und Ehre zu retten! In dumpfen Schlägen rufen die Sturmglocken, in hellen Wirbeln die Trommeln Jeden an ſeinen Poſten. Raſch werden die Thore geſchloſſen, die Straßen wieder durch Ketten geſperrt, und wo ſich Franzoſen zeigen, ſchießt man aus den Häuſern auf ſie; wer keine Kugel hat, ladet Knöpfe oder Geld; wer keine Büchſe hat, ſchleudert Steine und Hausgeräth auf ſie herab. Inzwiſchen ordnen ſich die bewaffneten Bürger in Reih und Glied, rücken dem Feinde ſchlachtfertig entgegen und beſetzen die Schützenhöfe, während ſich Frauen vor die Kanonen ſpannen und ſie dorthin ziehen, wo man ſie braucht. Schon dürfen die Franzoſen, in der Stadt gefangen, — überall den Tod vor, ja über ſich, — nicht mehr an Angriff, nur noch an Rettung müſſen ſie denken. Aber je mehr ſie eilen und drängen, nur um ſo gewiſſer iſt, bei ihrer Verwirrung, bei dem Grimm der Bürger, ihr Verderben. Am Thore, durch welches ſie entrinnen wollen, liegen Leichen auf Leichen zum hohen Wall geſchichtet; ſo verſperren ihnen Todte den Ausweg. Sie ſpringen von den Wällen und ſchwimmen, von den Kugeln der Bürger verfolgt, durch das Waſſer. So gehn wohl 2000 zu Grunde, 1500 ſind in der Stadt gefangen. Anjou befand ſich indeſſen draußen vor der Stadt und wußte nichts von der Entſcheidung in derſelben; einige Zeit lang hielt er ſogar ſeine eigenen Leute, welche von den Wällen ſprangen, für Bürger. Als er die Wahrheit endlich entdeckte, ſprengte er verzweifelnd zu ſeinem Heere hin. So errang an jenem verhängnißvollen 17. Januar 1583 Bürgereintracht den Sieg, und Anjous Frevel gegen die Nation wurde vereitelt. Man bezeichnete ſein Attentat gegen Antwerpen fortan mit dem Namen der „franzöſiſchen Furie," *) als Gegenſtück zur ſpaniſchen von 1576.

Wie ſchlecht Anjous Abſicht, ebenſo war, nachdem der Erfolg ſie vereitelt hatte, ſein Benehmen. Noch an demſelben Tage ſchrieb er von Berchem aus an Oranien, an die General-

---

*) Im 4 deel. III. aflevering des belgisch Museum iſt eine gleich-

ſtaaten, und an den Magiſtrat von Antwerpen, um ſich zu entſchuldigen; als Häuptgrund gab er die Geringſchätzung an, mit welcher man ihn in der letzteren Zeit behandelt habe; zugleich bat er um die Auslieferung ſeiner Papiere und Effekten. Man ſandte ihm dieſelben, ſo wie das Gepäck ſeiner Offiziere; Oranien und der Rath von Antwerpen antworteten ihm damals gar nicht. Er befand ſich in einer traurigen Lage. Seinem Heere und ihm ſelbſt, nebſt ſeinem Hofſtaat, mangelte es an Lebensmitteln und vergeblich ſchrieb er überall hin, um gegen gute Bezahlung ſolche zu erhalten. Dem äußerſten Mangel preisgegeben, ſah er ſich genöthigt, nach Duffel und von dort nach Rimenant zu ziehen, von wo er ſich über die Dyle nach Termonde begeben wollte. Mit Lebensgefahr durchſchritt er mit ſeinen Truppen die hochgeſchwollenen Fluthen der Dyle, wobei er an 1000 Mann einbüßte, und erreichte Vilvoorden, wo die Deputirten der Generalſtaaten zu ihm kamen und ihm einige Propoſitionen vorlegten. Er hingegen erneuerte die alten Klagen und wollte in dem Vertrag von Bordeaux einige Punkte geändert wiſſen; da jedoch dieſe Aenderungen geradezu im Widerſpruch mit dem Geiſte des Vertrages waren, ſo konnten die Deputirten darauf nicht eingehen.

Kaum hatte Farneſe von dem Bruch Anjous mit den Staaten vernommen, als er ſogleich mit der ganzen Thätig-

---

zeitige ziemlich lange Ballade über das Attentat gegen Antwerpen mitgetheilt, ſie beginnt:

„Anno drie en tachtentich is dit gheschiet,
Januarius seventhiene te Antwerpen in de sté;
Waer Godt heeft ons gheholpen uit verdriet,
Doen sy riepen: „tuez, tuez, ville gaignié."

Die Loſung: „ville gaignié, vive la messe!" bildet den Refrain jeder Strofe und eine Ermahnung des „Prince" macht den Schluß.

keit ſeines Geiſtes dies Ereigniß zu benützen ſuchte. Er ſowohl als die Malkontenten ſchrieben augenblicklich an die zu Antwerpen verſammelten Deputirten der Staaten, ſowie an die Städte Antwerpen, Brüſſel, Gent und mehre andere, und ſchilderten denſelben das Attentat Anjous wie einen Fingerzeig der göttlichen Vorſehung, um ſie über ihr bisheriges Mißverſtändniß aufzuklären, in welchem ſie verblendet von Denjenigen Beſchützung der Freiheit erwartet hätten, die insgeheim nur das Verderben des Landes und Volkes bezweckten. Sie möchten deßhalb jetzt, (ſo hieß es in jenen Briefen weiter) ſich des alten Mißtrauens und Vorurtheils endlich entäußern, und ebenſo aufrichtig für das wahre Beſte des Vaterlandes beſorgt ſein, als man von Seite Farneſens und Spaniens dies redlich beabſichtige; der König ſei nichts weniger als kriegeriſch geſinnt, ſondern gern bereit, alles, was billig, anzuhören und zu genehmigen. Kurz, keine Kunſt der Ueberredung wurde dabei geſpart, um die Erbitterung der abgefallenen Provinzen gegen Anjou und die Franzoſen zu nähren, ſo daß eine Verſöhnung mit Spanien noch wünſchenswerther erſcheinen mußte als eine Ausgleichung mit Anjou. Aber auch mit dieſem Letzteren trat der kluge Farneſe in Unterhandlungen, und Anjou erklärte ſich ſchon zur Rückkehr nach Frankreich geneigt, wenn man ihm Bouchain, Quesnoy, Bapaume und Landrecis laſſe. Dieſe Bedingungen konnte Farneſe nicht eingehen, er bot ihm dagegen an, im Fall Anjou die Niederlande verlaſſen würde, deſſen Truppen alle Soldrückſtände zu bezahlen. Uebrigens war es vielleicht auch nicht Anjous Ernſt, nach Frankreich zurückzukehren; wahrſcheinlich wollte er durch die Unterhandlung mit Farneſe nur auf die Staaten wirken, um von dieſen beſſere Bedingungen für ſich zu gewinnen. Farneſe griff die Sache praktiſcher an er ſuchte die franzöſiſchen Beſatzungen zu beſtimmen, ihm die Plätze, welche ſie inne hatten, auszuliefern. Anderſeits hatte er zugleich beſchloſſen, ſeinem von Anfang an befolgten Syſtem, Friedensverſuchen durch kriegeriſche Unternehmungen Nachdruck zu geben, auch jetzt treu zu bleiben.

Die Verhältniſſe wurden noch mehr verwickelt, als ſich auch Anjous Bruder, der König von Frankreich, als Vermittler in dieſelben miſchte. Er ſchickte im Februar 1583 den Herzog von Mirambeau an die Verſammlung der Generalſtaaten zu Antwerpen, ſuchte Anjous Attentat durch Uebereilung zu entſchuldigen und ermahnte ſie aufs Eindringlichſte zu einer billigen Vereinigung mit demſelben, unter Verſicherung ſeines beſonderen Schutzes gegen alle ihre Feinde, wenn ein ſolcher Vergleich, wie er hoffe, zu Stande käme. Auch Eliſabeth von England gab ſich viele Mühe, um dies Werk zu fördern. Sie ermahnte Anjou, alle Urſachen des gegen ihn obwaltenden Mißtrauens abzuſtellen und ſich lieber auf die Treue des Volkes als auf ſeine eigene Macht zu verlaſſen; ebenſo erinnerte ſie andererſeits die Staaten an alle Dienſte, welche ihnen Anjou geleiſtet, und ſuchte die Staaten, ſo wie Oranien zur Ausſöhnung mit demſelben zu überreden. Oranien war dazu geneigt, und zwar aus demſelben Beweggrunde wie Eliſabeth. Wie dieſe beſorgte er das Aeußerſte von Farneſes Ueberredungskunſt, nämlich die Unterwerfung der abgefallenen Provinzen, die wachſende Macht Spaniens; er entſchied ſich für Anjou, — als für das kleinere Uebel von zweien! Aber indem er ſich nun eifrig für einen Vergleich der Staaten mit Anjou verwandte, beförderte er, ohne es zu ahnen, nur eben jenen Zweck, welchen er vereiteln wollte. Die Erbitterung gegen die Franzoſen war in den ſüdlichen Niederlanden noch ſo heftig, daß ſich Oranien durch ſeinen Eifer für Anjou dort verdächtig machte daß ſein eigenes Anſehen daſelbſt unaufhaltſam wankte und daß man ſich an den Gedanken einer Ausſöhnung mit Spanien zu gewöhnen anfing. Inzwiſchen drängte der König von Frankreich die Staaten durch einen neuen Geſandten, den Herrn von Bellièvre, zum Vergleich mit Anjou, und die augenblickliche Verlegenheit beider Partheien trug, bei aller üblen Stimmung gegen die Franzoſen, dazu bei, daß man den Entwurf eines Vergleiches aufſetzte. Von Seiten der Staaten wirkte beſonders der Umſtand, daß ſich noch viele franzöſiſche Beſatzungen in den Städten Flanderns befanden. Da aber jede einzelne Landſchaft den Entwurf zur Begutachtung bekam, ſo zog ſich die Verhandlung ſehr in die Länge, während welcher Zeit Farneſe alles aufbot, um den Uebertritt Flanders zu beſchleunigen. Anjou, der ſich indeſſen zu Dünkirchen aufgehalten hatte, wurde endlich des langen Harrens überdrüßig und ſchiffte ſich am 28. Juni 1583 nach Calais ein, nachdem er in Dünkirchen eine franzöſiſche Beſatzung zurückgelaſſen hatte.

Mittlerweile war Farneſe unausgeſetzt kriegeriſch thätig geweſen. Er hatte ſchon zu Anfang Februars Eindhoven durch den Grafen von Mansfeld und Hautepenne belagern laſſen, welche es im April eroberten. Mansfeld nahm Tournhout, Vierſele und Dieſt in Brabant ein. Farneſe ſelbſt zwang den franzöſiſchen Marſchall Biron am 17. Juni bei Steenbergen zur Schlacht, und zog dann nach Weſtflandern, wo er ſich zuerſt (am 6. Juli) Dünkirchens bemächtigte; die Genter vereitelten den Entſatz, indem ſie Biron den Zug durch die Landſchaft Waas verweigerten, aus Beſorgniß, Oranien möchte ihn nach Gent ſelbſt ſchicken. Acht Tage nach Dünkirchens Fall ergab ſich Nieuwpoort den Spaniern. Veurne trat freiwillig zur königlichen Parthei über.

Oſtende, worin ſich eine ſtarke Beſatzung der Staaten befand, wurde nur kurze Zeit belagert; Farneſe zog gegen Ende Juli's von dort ab, nach Dixmuiden und eroberte dies raſch. St. Wynoksbergen ergab ſich ihm durch den Verrath des franzöſiſchen Kommandanten; Ypern dagegen vertheidigte ſich bis ins folgende Jahr. Im Oktober bemeiſterten ſich die königlichen Truppen des Sas von Gent, und ſchnitten dadurch dieſer Stadt die Verbindung mit der See ab. Verrätheriſch lieferte ihm der Baljuw von Waas die Städte Axel, Hulſt und das Schloß Rupelmonde aus; Aalſt übergab ihm die dortige engliſche Beſatzung für Geld. Schon bedrohte Farneſe Antwerpen. Indeſſen hatte der königliche Oberſt Taſſis im Norden mit nicht geringerem Glück gefochten. Schon im Januar 1583 war er in die Beluwe eingedrungen, hatte ſich dort zweier feſter Plätze bemächtigt, und war hierauf nach Friesland zurückgekehrt, wo er das platte Land bis faſt dicht vor Leeuwaarden verwüſtete. Im September überrumpelte er Zütphen und war nun im Stande, die Yſſel zu beherrſchen; Geldern und Over-Yſſel wurden von den Spaniern gebrandſchatzt.

Während ſo die Gefahr von außen immer mehr drängte, herrſchten innen entkräftende Zerwürfniße mancher Art. In Friesland und Utrecht zeugte ſich deutlich das Streben und Ringen des Volkes nach einem größeren Antheil an der Regierung, und eigenthümlich war dabei die Stellung Oraniens, in deſſen ganzem Wirken ſich eine lebhafte Sympathie für das Volk, im Gegenſatz zur Ariſtokratie nachweiſen läßt.

Oranien war nach Rennenbergs Abfall, im Juni 1580 durch den Erzherzog Matthias zum Statthalter von Friesland ernannt worden und hatte Bernhard von Merode als ſeinen Stellvertreter in dieſer Würde eingeſetzt, und da *Merode* ſie zu Ende des Jahres 1583 als allzu beſchwerliche Laſt bei ſeinem vorgerückten Alter niederlegte, ſo ernannten die Staaten an ſeiner Stelle Oraniens Neffen, den Grafen *Wilhelm Ludwig von Naſſau*. Seit dem Beginn des Krieges mit Spanien und ſeit der Abſchaffung der Stimme der Geiſtlichkeit bei der Staatenverſammlung beſtand nun in *Friesland* (ebenſo wie in Holland und Seeland) jene von uns bereits früher erwähnte Spannung zwiſchen den *Städten* und dem *platten Lande*, indem die *erſteren* die früher der *Geiſtlichkeit* zuſtändige Stimme, mithin um eine mehr, als ſie bisher gehabt hatten, für ſich in Anſpruch nahmen, während die *drei Quartiere des platten Landes*, Oſtergo, Weſtergo und die Sevenwolden, ſich nur mit zwei Stimmen begnügen ſollten, wiewohl man 1578 übereingekommen war, daß die Städte bei den Landtagen nur eine Stimme, jene 3 Quartiere dagegen drei haben ſollten. *Oranien* hatte endlich zu Gunſten des *platten Landes* entſchieden, indem er verordnete, daß man ſich auf dem nächſten Landtage nach dem Vertrag von 1578 zu richten habe. Ein anderer Streitpunkt, der mit dem eben erwähnten zuſammenhing betraf den ſogenannten *Gerichtshof* und die *deputirten Staaten*. Der erſtere ſtand als Rathskollegium von früher dem Statthalter zur Seite; die Letzteren waren ein Kollegium von neun Mitgliedern, welche bei dem Landtagsabſchied der Staaten einige Theilnahme an der Regierung behielten; und worin das platte Land die Mehrzahl der Stimmen hatte. Als nun die deputirten Staaten die Macht des Gerichtshofes bloß auf Gerichtsſachen beſchränken und dagegen alle politiſchen Angelegenheiten ſich ausſchließlich vorbehalten wollten, ergriff das platte Land ihre Parthei; die Städte dagegen traten auf die Seite des Gerichtshofes, und zwar aus dem Grunde, weil dieſer ihre Magiſtrate aus einer Doppelzahl erwählte. Der Streit zwiſchen dem Gerichtshofe und den deputirten Staaten brach unter dem neuen Statthalter Wilhelm Ludwig von Naſſau im Frühling des nächſtfolgenden Jahres (1584) mit großer Heftigkeit aus und wurde nur mit Mühe friedlich ausgeglichen.

In Utrecht verlangten die Oberſten der acht Fähnlein bewaffneter Bürger im Juni 1583 von dem dortigen Rath eine bedeutende Vergrößerung ihrer Macht, im Namen des Volkes, deſſen Tribune ſie ſich nannten. Man ſolle ſie (ſo begehrten ſie), der treuen Dienſte nicht vergeſſend, die ſie in Zeiten der Noth gethan, fortan über die Angelegenheiten des Krieges wie im Allgemeinen über Alles hören, was die Bewahrung des Landes und der Städte betreffe; auch wollten ſie die von den Staaten angeordnete Polizeimannſchaft, welche die Sicherheit auf dem platten Lande und in den kleineren Städten erhalten ſollte, abgeſchafft wiſſen; jene Mannſchaft diene nur, (ſo gaben ſie an,) um Argwohn zu ſtiften. Der Rath ſchickte das Geſuch an die Staaten; aber bevor dieſe darüber entſchieden, rottete ſich der Pöbel zuſammen und erzwang die Abſchaffung der Polizeimannſchaft. Nun weigerte ſich die Ritterſchaft, zur Tagfahrt zu kommen, ſolang ſie durch den Volksaufſtand in der Meinungsfreiheit gehindert ſei. Aber der Muth des Volkes wuchs hierauf nur noch höher; die bewaffnete Bürgerſchaft verlangte jetzt nicht blos Einſicht in die Rechnungen der Landſchaft, ſondern auch die Bekanntmachung der Bedingungen, unter welchen Oranien die Souverainetät über die Provinz Utrecht erhalten ſolle; „ſie ſind viel ſtrenger gezogen“ rief man entrüſtet, „als man ſie einem Oranien gegenüber aufſtellen darf; der dritte Stand“ (hieß es weiter) „ſoll dieſelben Vortheile genießen wie Adel und Geiſtlichkeit; ſchlecht genug hat man für das Intereſſe der Gemeinden geſorgt.“ Am 30. Auguſt trat die Bürgerſchaft plötzlich unter Trommelſchall wieder in Waffen auf und blieb es bis zum Abend des folgenden Tages, während man nochmals verlangte, die Volkstribune, die Oberſten der acht Fähnlein, zu hören. Der Rath verwies die Sache an Oranien und verlangte, daß ſich die Bürger ruhig nach Hauſe begeben ſollten. Statt deſſen brachte man von Seiten des Volkes eine neue Forderung zum Vorſchein, nämlich die Abſchaffung der Steuern. Vergeblich betheuerte der Magiſtrat, daß es außer ſeiner Macht ſtünde, dieſem Begehren zu willfahren. Das aufgeregte Volk umringte den Magiſtrat mit dem Ruf: „Fort mit den Steuern, fort! fort! Ihr aber nicht von der Stelle, bevor ihr ſie nicht öffentlich, wie ihr ſie eingeführt habt, abgeſchafft habt!“ Die Bürgermeiſter wußten ſich nicht anders zu retten, als indem ſie nachgaben und wirklich unter Glockenſchlag alle Steuern abſchafften. Kaum war aber der verwegene Schritt gethan, als ſich bei dem Volke auch Beſorgniſſe und Reue einſtellten, zumal da die ſtädtiſche Regierung über den ganzen Vorfall an Oranien berichtet hatte, und ſo kam es dahin, daß die Hauptleute der bewaffneten Bürgerſchaft ſelbſt die Abſchaffung widerriefen; bis auf eine Kornſteuer, welche abgeſchafft blieb. Oranien und die Generalſtaaten ſchickten hierauf Deputirte nach Utrecht, ebenſo ſchickte die Bürgerſchaft ſolche an Oranien, und die ganze Streitſache wurde friedlich ausgeglichen. Die mittlerweile eingetroffene Antwort der Staaten, daß die Bedingungen, unter welchen man Oranien die Souverainetät übertragen wolle, keineswegs ſo eng beſchränkt ſeien, als die Bürgerſchaft geglaubt hatte, beruhigte die Letztere völlig.

Die Liebe des Volkes zu Oranien hatte ſich bei dieſer Gelegenheit deutlich gezeigt. Aber jemehr ihn dieſe in den nördlichen Provinzen ſtützte, um ſo raſcher griff das einmal entzündete Mißtrauen gegen ihn in den ſüdlichen um ſich.

Sogar ſeine vierte Verheirathung (im April 1583) hatte weſentlich dazu beigetragen; denn ſeine Gattin Louiſe war eine Franzöſin, die Tochter Colignys, die Wittwe des Herrn von Teligny, welcher, wie der Erſtere in der Bartholomäusnacht ermordet worden war. Die erbitterten Franzoſenfeinde in Belgien ſahen darin einen neuen Beweis für Oraniens Hinneigung zu Frankreich; und wiewohl Oranien die Staaten verſicherte, er habe ſeine Verbindung mit Louiſe von Coligny ſchon vor Anjous Attentat auf Antwerpen betrieben, ſo hieß es doch, er habe die Abſicht, „das Land wieder unter franzöſiſche Oberherrſchaft zu bringen, um dann die Regierung mit Anjou zu theilen“. Von dieſer ungünſtigen Stimmung mußte ſich Oranien ſelbſt zu ſeiner tiefen Kränkung in Antwerpen überzeugen. Als er ſich dort befand, hatte der Magiſtrat den Platz vor dem Schloſſe, wo er wohnte, zu Bauplätzen beſtimmt und deßhalb aufräumen laſſen. Kaum ſah das Volk die Anſtalten dazu, als es den Argwohn faßte, Oranien habe die Franzoſen in die Stadt gebracht und dieſe wollten ſich vor ſeiner Wohnung verſchanzen. Augenblicklich griff es zu den Waffen und durchſuchte tobend die ganze Stadt, während wilde Haufen ſich vor dem Schloſſe zuſammenrotteten und dem Prinzen zuriefen: „Oranien, du biſt ein Verräther!“ Zwar legte ſich die tumultuariſche Bewegung ſchnell, als das Volk ſich von der Grundloſigkeit des Argwohns überzeugte, aber der Magiſtrat wagte es nicht, die Beleidiger Oraniens zur Rechenſchaft zu ziehen. Gekränkt verließ Oranien am 22. Juli mit ſeinem ganzen Hofſtaat Antwerpen, wo St. Aldegonde fürs nächſte Jahr zum Bürgermeiſter erwählt wurde, und begab ſich zur Staatenverſammlung nach Middelburg.

Farneſe verfolgte die wachſende Antipathie gegen Oranien mit Wohlgefallen und bemühte ſich ebenſo eifrig, dieſelbe zu

Gunſten Spaniens zu benützen, als er ſich anderſeits zum Kriege rüſtete. Mit ſcharfen Blicken hatte er in der Geſchichte des Abfalls geleſen und richtig erkannt, das der Mangel einer geeigneten Seemacht der königlichen Parthei in ebendemſelben Grade Abbruch gethan, wie ſich Holland und Seeland durch den Beſitz einer ſolchen befreit und konſolidirt hatten. Er beſchloß daher eine Seemacht zu ſchaffen, und der Beſitz Dünkirchens war ihm dafür jetzt doppelt wichtig. Aber er dachte zugleich noch weiter, nämlich daran, das Lebensprinzip Hollands und Seelands, den Seehandel, anzugreifen. Er eröffnete deßhalb ſämmtliche niederländiſche Häfen, welche er inne hatte, allen Flaggen ohne Ausnahme; ſelbſt den holländiſchen, wenn dieſe auch die königlichen Flaggen reſpektirten. Zugleich ſchickte er, das Beiſpiel der Meergeuſen nachahmend, Kaper aus. Oranien überblickte den ganzen Umfang der Gefahr, welche der große Gegner bereitete; um ſo eifriger ſuchte er demſelben in der Staatenverſammlung zu Middelburg entgegenzuarbeiten. Den Kapern Farneſes ſtellte er Bliebote entgegen, und dem ganzen Plane deſſelben eine feſtere Ordnung des Seeweſens.

Unterdeſſen wurden auch die Unterhandlungen der Staaten mit Anjou mit wechſelndem Erfolge fortgeſetzt, wozu Anjou ſeinerſeits den Herrn von Prüneaux an ſie abgeſchickt hatte. Brabant zeigte ſich auch bereit, ihn wieder als Herrſcher anzunehmen; um ſo heftiger weigerte ſich dagegen Flandern; andere Landſchaften bedingten, daß Holland und Seeland ſich zuerſt entſcheiden ſollte; Holland aber ließ den Prinzen von Oranien bitten, alle ferneren Verhandlungen mit Anjou abzubrechen. Anjous Tod machte dies plötzlich überflüſſig. Er ſtarb nämlich, wie Einige ſagen, in Folgen früherer Ausſchweifungen, wie Andere meinen, in Folge der Strapazen, welche er beim Durchſchreiten der Dyle ausgeſtanden, vielleicht in Folge Beider, verbunden mit dem nagenden Kummer getäuſchter Hoffnungen und aufgerieben von dem Gedanken, daß er ihren traurigen Ausgang ſelbſt verſchuldet habe, in der Blüthe ſeiner Jahre zu Chateau-Thierry am 10. Juni 1584; nachdem er ſein vermeintliches Recht auf die Niederlande (vermeintlich, weil er den Vertrag gebrochen und weil ihm, auch Kraft des Vertrages, die Beſtimmung der Erbfolge nicht zuſtand, noch weniger die Einverleibung der Niederlande mit Frankreich) dem König, ſeinem Bruder, abgetreten hatte.

So war nun plötzlich ein bedeutendes Hinderniß verſchwunden, welches den Abſichten Farneſes in Bezug auf die Wiedervereinigung der abgefallenen Provinzen mit Spanien im Wege geſtanden. Bei weitem wichtiger jedoch als Anjous Tod war für dieſen Zweck die Abtrünnigkeit zweier Männer, der Statthalter von Geldern und von Flandern, von der Sache der Freiheit. Oraniens Bruder, Graf Johann von Naſſau hatte ſchon im Jahre 1581 die Statthalterſchaft von Geldern niedergelegt, und ſich nach Deutſchland zurück begeben; an Johanns Stelle hatte man, durch Oraniens Einfluß bewogen, deſſen Schwager, dem Grafen Wilhelm van den Berg, die Statthalterſchaft übertragen, wiewohl ihn ſeine Feigheit dazu ſchlecht empfahl. Und in der That rechtfertigte derſelbe auch bald das ſchwache Vertrauen der Staaten eben ſo wie den früheren Ruf ſeiner Charakterloſigkeit. Er ſah die augenſcheinlich wachſenden Vortheile der königlichen Parthei, er beſorgte, daß ſie bald durchaus den Sieg davon tragen würde, und er war bedacht, ſich für dieſen Fall ſicher zu ſtellen; deßhalb ließ er ſich denn in geheime Unterhandlungen mit Farneſe ein. Aber der Argwohn ſchlief nicht. Bevor er noch einen entſcheidenden Schritt zu thun im Stande war, hatte ſich bereits das Gerücht ſeiner neuen Verrätherei verbreitet und er ſah ſich plötzlich am 15. November 1583 zu Arnheim verhaftet. Man brachte ihn nach dem Haag und von dort nach Delftshaven, wo er bis zum März gefangen gehalten wurde. Aus Rückſicht auf ſeine Verſchwägerung mit Oranien ließ man ihn endlich wieder frei; jedoch mußte er den Staaten einen Eid der Treue ſchwören. Da warf er jedoch die Maſke völlig ab und erklärte ſich öffentlich für die königliche Parthei; auch ſeine drei tapfren Söhne traten zu derſelben über. Die Staaten ernannten hierauf den Grafen Adolf von Nieuwenaar und Meurs zum Statthalter von Geldern. — Der andre Verräther war Aerſchots Sohn, der Prinz von Chimay, Statthalter von Flandern, welcher ſchon früher auf der Seite der Staaten, dann — mit ſeinem Vater zugleich — auf der des Königs von Spanien geſtanden, ſpäter aber die reformirte Konfeſſion angenommen hatte und wieder auf die Seite der Staaten übergetreten war. Bevor wir jedoch ſeinen Verrath erzählen, müſſen wir zuerſt den Stand der Dinge in Gent betrachten, wo man einen Waffenſtillſtand mit Farneſe geſchloſſen hatte.

In Gent hatten die Faktionen auch nach Hembyzes Entweichen keineswegs geruht. Noch immer blitzte dort bei der Gährung der Partheien, der Geuſen und der Katholiſchen, das unbändige demokratiſche Element auf. Im Auguſt 1583 hatte die Erwählung eines neuen Magiſtrats tumultuariſche Auftritte veranlaßt. Die Folge derſelben war der Sieg der revolutionären Parthei, welche nun den ehrgeizigen Hembyze noch während ſeiner Abweſenheit als erſten Schöffen von Gent ausrief und ihn gleich darauf dringend einlud, ſich wieder nach Gent zu begeben. Er ließ nicht lange auf ſich warten; aber die wenigen Jahre, welche er in der Fremde zugebracht, hatten ſeinen Ehrgeiz nur noch unbändiger gemacht. Wie Vieles fand er indeſſen verändert, als er in Gent eintraf! So Manche ſeiner Anhänger, ſo Viele von ſeinen Schützlingen ſuchte er vergebens; die franzöſiſche Herrſchaft hat zahlreiche Beziehungen von früherher verwiſcht. Hembyze überzeugte ſich, daß ſeine Politik nicht mehr auf demſelben Fundament fußen konnte, wie einſt, als ihn das Volk in Gent vergötterte; daß er ſich neue Hebel für ſeine Größe ſuchen oder ſchaffen mußte. Immerhin traute er ſich noch ſo viel zu, daß er meinte, das Volk würde, ja es müſſe ihm blind folgen, wenn er es auch zu jenem Ziele hin führe, gegen welches er ſelbſt früher doch wie ein Raſender geeifert hatte, nämlich zur Unterwerfung unter Spanien. Denn nur in einer Ausſöhnung mit Farneſe erblickte Hembyze für ſich noch Heil, weil er Oranien eben ſo ſehr ſcheute als haßte. Er hoffte unter ſpaniſcher Herrſchaft ſeinen Einfluß zu behalten und zu dieſem Beweggrunde trat nun noch die Eiferſucht gegen Ryhove. Letzterer war Kommandant zu Termonde, wo ſich die unter ihm ſtehende Beſatzung wegen Soldrückſtänden empört hatte. Nun dachten Hembyze und ſein Anhang, Ryhove zu ſtürzen. Kaum war Hembyze in Gent, als er, zum Vorſchöffen erhoben, die öffentliche Meinung durch Druckſchriften zu verwirren und für ſeinen Plan zu ſtimmen ſuchte. In einer derſelben ſuchte man die Meinung zu verbreiten, daß man weder mit Spanien noch mit Anjou unterhandeln dürfe, — in der andern, daß es immer gerathener ſei, ſich Spanien wieder anzuſchließen, wenn man ſich nur zuvor durch beſtimmte Bedingungen gehörig gewahrt habe. Die Intrigue Hembyzes verfehlte ihre Wirkung nicht; er hatte den Gentern den Gedanken an eine Ausſöhnung mit Spanien geläufig gemacht und in der That wurde es in Gent durchgeſetzt, daß man mit Alexander Farneſe einen Waffenſtillſtand für drei Wochen beſchloß. Aber ſchlimm ſollte für Hembyze das böſe Spiel enden.

Indeſſen hatte man zu Brügge die Hinneigung des Prinzen von Chimay für Spanien entdeckt und beſchloſſen, ſich ſeiner zu verſichern. Aber auch er hatte davon heimlich Nachricht bekommen und beſchleunigte deßhalb ſeinen Entſchluß. Glücklich brachte er es dahin, daß die Stadt Brügge und das Freie von Brügge, mithin zwei Mitglieder der Staaten von Flandern, (die zwei andern waren bekanntlich Gent und Ypern) am 10. März mit Farneſe in Unterhandlung traten. Oranien erfuhr dies und ſuchte es dadurch zu hintertreiben, indem er ſich Brügges bemächtigen wollte, umſomehr da Ypern endlich an Farneſe überging (am 16. April) und zwar unter ſo günſtigen Bedingungen, (Farneſe verſprach die Erhaltung der Privilegien) daß zu befürchten ſtand, ſowohl Yperns Beiſpiel, als beſonders Farneſes Milde würde auf die übrigen flandriſchen Städte, namentlich Brügge und Gent, entſcheidenden Einfluß haben. Indeſſen kam Chimay Oraniens Plänen zuvor, nahm die Bürgermeiſter von Brügge gefangen, veränderte den Magiſtrat und beſetzte denſelben mit Spaniſchgeſinnten. Am 22. Mai unterwarfen ſich denn die Städte Brügge und Damm, ſowie das Freie von Brügge dem Alexander Farneſe, ſomit dem König von Spanien, unter der Bedingung, daß ſie ihre Privilegien behielten, daß ſie ferner von aller Beſatzung frei bleiben ſollten (es ſei denn mit ausdrücklicher Bewilligung des Magiſtrats) und daß die Reformirten Gewiſſensfreiheit (jedoch ohne öffentlichen Kultus) erhielten; die Geiſtlichkeit wurde in alle ihre Güter (ſelbſt in diejenigen, welche mittlerweile verkauft worden waren) reſtituirt. Sluis und Oſtende blieben jedoch auf der Seite der Generalſtaaten. Chimay trat einige Zeit darnach zum Katholizismus über und beſiegelte dadurch ſeine Ausſöhnung mit Spanien. Voll Verachtung wandte ſich ſeine Gemahlin von ihm ab, ließ ſich ſcheiden, und zog nach Holland, wo ſie im Haag wohnte. Die Staaten erklärten Brügge und das Freie für Feinde.

In Gent beabſichtigte Hembyze ein Gleiches wie Chimay. Aber dieſer Demagoge war verloren, ſeit er mit ſich uneins war; denn ſeit dieſer Zeit verrieth er nur all zu deutlich ſeine peinigende Unruhe. Er hatte beabſichtigt, Gent und Termonde den Spaniern in die Hände zu ſpielen, und alle nöthigen Anſtalten dazu bereits getroffen; als plötzlich am 23. März 1584 in den Straßen Gents der Ruf erſcholl: „Verrätherei!“ Bald wußte man allgemein, wem dies galt. Alles ſtrömte zum Rathhauſe, wo ſich Hembyze befand. Er ſuchte ſich vor der erbitterten Menge zu rechtfertigen, und hoffte noch immer mit Gewalt durchzudringen. Schon umgab das Regiment, deſſen Oberſter er war, das Rathhaus, als plötzlich die Bürgerſchaft, durch einen aus dem Fenſter des Rathhauſes entſprungenen Schöffen zu den Waffen gerufen, in Reih und Glied heranrückte, ſein Regiment angriff und entwaffnete. In dieſem entſcheidenden Augenblick zeigte Hembyze eine ſchmähliche Feigheit und der laute Hohn des ganzen Volkes, Beleidigungen von allen Seiten, ja ſelbſt Mißhandlungen waren gerechte Strafe dafür. Man hatte Briefe von ihm an die Spanier aufgefangen, welche ſeine Verrätherei entlarvten. Verſtört bekannte er ſich als Verfaſſer derſelben. Vergeblich ſuchte er ſich wieder aufzuraffen, und ſein Benehmen durch den nichtigen Vorwand zu entſchuldigen, er habe ſich der Hülfe der Spanier nur dazu bedienen wollen, um Termonde für Gent zu bewältigen, und dadurch die freie Zufuhr von Lebensmitteln zu erzwingen. Das erbitterte Volk ſchenkte ſeinen Vorſpiegelungen keinen Glauden mehr; man entſetzte ihn noch an demſelben Tage ſeiner Würde, nahm ihn gefangen und durchſuchte ſein Haus, wo man bedeutende Waffenvorräthe fand. Dieſe Entdeckung entſchied ſein Schickſal. Man machte ihm den Prozeß, und faßte alle Anklagepunkte gegen ihn, deren gewichtigſter ein beabſichtigter Verrath bildete, in 24 Artikeln zuſammen. Seine Vertheidigung beſchränkte ſich in Ermangelung beſſerer Gründe darauf, daß er ſeine Verdienſte für's Vaterland den Richtern in's Gedächtniß zurückrief. Doch der Verrath entkräftete dieſelben. Nachdem er vier Monate lang gefangen gehalten worden war, wurde er durch Stimmeneinheit zum Tode verurtheilt und am 4. Auguſt 1584 auf dem St. Pharaildenplatze (dem heutigen Fiſchmarkt) enthauptet. Solch ein Ende nahm dieſer merkwürdige Mann, der bis in's Greiſenalter (er zählte 70 Jahre) dem Idol der Herrſchſucht mit Kraft und Ausdauer nachgetrachtet hatte. *) — **Ryhove** blieb in Holland und ſtarb dort einige

---

*) Dem Urtheile zu Folge wurde das Haupt **Hembyzes** eine Stunde auf einer Pike ausgeſtellt. Es fiel durch Zufall auf einen der Zuſchauer. Ein Genter Poet, **Maximilian de Vriendt** machte darauf folgendes Epigramm:

„O quantum patriae caput hoc nocuisse putemus,
Quando etiam vivis post sua fata nocet!“

Als einen Monat nach Hembyzes Enthauptung **Farneſe** nach **Gent** kam, rehabilitirte er deſſen Andenken und erließ ſeiner Wittwe die Geldſtrafe, zu der ihr Gatte verurtheilt worden. (Messager des sciences histor. 1835. 1. Sammlg. tom III p. 41 etc.)

Während ſeines Prozeſſes hatte **Hembyze** folgenden Brief an die Pfalzgräfin geſchrieben:

Madame,

J'ecrips très humblement ces lettres à Monseigneur pour avoir relaxement de mes prisons criminels en faveur de son Exce. pour les travaulx et services faictes par icelle au pays, touttes fois mal recompensées, comme aussi on me veult a pnt. (present) pour recompense mettre a mort honteuset il me souvent asseuré souventfois d'aul-

Jahre nachher in Anfällen von Raſerei. **Hembyzes** Tod konnte das Schickſal **Gents**, welches, ringsum abgeſchnitten, bereits mit Mangel zu kämpfen hatte und wo die ſpaniſchgeſinnte Parthei keineswegs erſtickt war, nicht lange mehr aufhalten. Raſch eilte **Alexander Farneſe** auf ſeiner Siegesbahn weiter dem Ziele zu. — Doch wir müſſen ihn jetzt aus den Augen laſſen, um unſre Aufmerkſamkeit den wichtigen Verhandlungen zwiſchen **Holland** und **Seeland** auf der einen und **Oranien** auf der andern Seite zuzuwenden, Verhandlungen, durch welche ſich, wenn ſie abgeſchloſſen waren, **Oraniens** Stellung zu den Niederlanden weſentlich verändern mußte. Auch davon abgeſehen, ſind dieſe Verhandlungen ſchon an und für ſich merkwürdig, weil ſich daraus, bei allem Vertrauen, das Oranien in Holland und Seeland genoß, dennoch die charakteriſtiſche Vorſicht der Nation, und die Intenſität ihrer Liebe zur Freiheit, ermeſſen laſſen.

---

cungs propos que S. E. a aultrefois tenu touchant les querelles pour la religion et aulcungs d'iceulx.

Madame je prye de tout mon coeur très humblement, qu'il plaire pryer à Monseigneur de voulloir escrire très en ma faveur selon sa grace et son plaisir q. j'ecrips à son Exc., car y touche ma vie. J'ai vouloir expedier ce messagier expres lequel comptera comment le tout est advenu.

Priant le bon Dieu, Madame, que vous ayes mes tres humbles recommandations. Donnez à Theodore accomplissemens des vertueulx desirs de son Exce.

En grande haste hors des prisons, 15 de Juillet 1548(84).

De vre Exce.
très humble obeyssant serviteur
J. Hembyze.

A Madame
Madame Duchesse très illustre
epouse du ducq Johan Casimir Palatin
duc de Bavière electeur.

Die erwähnten Verhandlungen betrafen die Uebertragung der Souverainetät über Holland und Seeland an Oranien, und zwar unter dem alten gräflichen Titel, den die Fürſten dieſer Provinzen geführt hatten. Man wird ſich der in dieſer Beziehung bereits früher gemachten Verſuche, der geheimen Eiferſucht Anjous und der Reverſale von 1582 erinnern. Noch im Laufe eben jenes Jahres waren bedeutende Schritte zum Ziele geſchehen. Im Auguſt nämlich hatte Oranien die ihm von den Staaten Hollands angetragene Grafenwürde wirklich angenommen, am 20. September hatte man ihm durch eine ſorgfältig geheim gehaltene Akte Seeland als Eigenthum für ihn und ſeine Erben übergeben, unter Bedingungen, welche noch entworfen werden ſollten; mit Hervorhebung des Beweggrundes, daß bei Veränderung des Landesherrn niemand den Provinzen tauglicher, nützlicher und angenehmer ſei, als Oranien, deſſen Erfahrungen, treue Anhänglichkeit und ausgezeichnete Dienſte einer ſolchen Vergeltung wohl würdig ſeien; weßhalb denn die Staaten von Seeland einſtimmig beſchloſſen hätten, ihm die Grafſchaft anzubieten und ihn zu erſuchen, ſie anzunehmen. Im November deſſelben Jahres endlich erkannten die Staaten von Holland ihn als ihren rechtmäßigen Fürſten an, und verpflichteten ſich zu dem einem Solchen gebührenden Gehorſam. Wiewohl Oranien bei Erklärung der Annahme verſprochen hatte, den Staaten alle Rechte einzuräumen, die ihnen nach dem Vertrage von Bordeaux oder nach dem Muſter der joyeuse entrée zuſtehen möchten, ſo waren doch noch immer viele rechtliche Formen, welche in den nationalen Inſtitutionen wurzelten, ſtreng zu wahren, bevor die Sache zum völligen Abſchluß gedeihen konnte. Störend traten nun plötzlich im Jahre 1583 die Folgen des franzöſiſchen Attentates auf Antwerpen dazwiſchen; das Vorurtheil der ſüdlichen Provinzen gegen Oranien, welches er durch Beförderung der Vergleichsverſuche mit Anjou allerdings nährte, drang inſofern auch in die nördlichen ein, daß man dort zwar das Vertrauen auf Oranien nicht verlor, aber ihn durch eine eigene Kommiſſion dringend erſuchte, die öffentliche Meinung zu beachten und die Unterhandlungen mit dem allgemein verhaßten Anjou aufzugeben. Eine andere Schwierigkeit lag, bei den fortwährenden Verhandlungen Hollands allein mit Oranien, in der Beſorgniß der übrigen Provinzen: Holland möchte ſich dadurch von der Utrechter Union lostrennen. Die Staaten von Holland widerlegten dies ausführlich, und man machte ſogar den Vorſchlag, Oranien als allgemeinen Statthalter über die vereinigten Provinzen anzuerkennen, wobei man demnach unterſtellte, daß die erloſchenen Rechte des Königs — der Nation heimgefallen ſeien, welche durch ihre Repräſentanten, die Staaten, den Prinzen von Oranien zu ihrem erſten Beamten ernenne. Es ſcheint, daß man zu dieſem Ende in der Verſammlung der Generalſtaaten zu Middelburg (1583) jenen 13ten Artikel der Utrechter Unions-Akte, welcher die allgemeine Religionsfreiheit ſtipulirte, abänderte und in allen zur Utrechter Union gehörigen Landſchaften ausſchließlich den reformirten Kultus einführte, bloß mit dem Vorbehalt, daß die ſpäter in die Union tretenden Orte ihren bisherigen Gottesdienſt ausüben dürften. Uebrigens ſcheiterte jener Vorſchlag, „Oranien zum Statthalter der vereinigten Provinzen zu machen,“ an dem Widerſpruch einzelner Provinzen und Städte. Ueberhaupt ſieht man in den ganzen Verhandlungen, wie die Lokalintereſſen mit Macht hervortreten, wie jedes einzelne Glied des idealen Staatskörpers die Autorität ſeiner Selbſtſtändigkeit noch ebenſo entſchieden zu behaupten ſucht, als früher gegen das Centraliſationsſyſtem Spaniens. In Seeland ging die Oppoſition beſonders von Middelburg aus, welches die Uebertragung der Souverainetät von Seiten Seelands hartnäckig aufhielt und dadurch auch wieder den Abſchluß der Sache in Holland hinderte. Denn, wiewohl dort die Ritterſchaft und 25 Städte ſchon am 26. März 1583 die Uebertragungsakte für Holland ſiegelten, ſo verurſachte doch die Auslieferung derſelben ein neues Hinderniß; man wollte ſie Oranien bloß auf holländiſchem Grund und Boden übergeben, und nun weigerten ſich Amſterdam und Gouda, eher beizutreten, bevor Seeland beigetreten ſei. Dieſer Weigerung lag, beſonders von Seiten Amſterdams, die Beſorgniß zu Grunde, das in dem Falle wenn Seeland die Souverainetät an Oranien nicht übertrage und Holland dies für ſich allein thue, der umſichtige Farneſe Seelands Handel begünſtigen, den holländiſchen dagegen benachtheiligen möchte. Oranien erwiederte hierauf: „Holland dürfe ſich überzeugt halten, daß Seeland deſſen Beiſpiel ſchnell nachahmen werde, um ſo mehr, da es ihm bereits im vorigen Jahre die Souverainetät angeboten habe.“ Nun entſchieden ſich die meiſten holländiſchen Städte für die Auslieferung der Uebertragungsakte, und als ſich Amſterdam und Gouda noch immer weigerten, wurde die Auslieferung endlich durch Stimmenmehrheit beſchloſſen, und am 7. Dezember 1583 überreichten fünf Herren vom Adel, der Advokat und die Deputirten aller holländiſchen Städte (mit Ausnahme Amſterdams und Goudas) dem Prinzen von Oranien im Haag die Urkunde. Nun handelte es ſich nur noch darum, die Bedingungen feſtzuſetzen, welche Oranien bei der Huldigung beſchwören mußte. Mit dieſem Geſchäft waren der Präſident des Hofes von Holland, Arnold Nikolai, Johann von Mathenes, Herr von Rivière, der Advokat

Paul Buis, und die Rathspenſionäre von Delft und Rotterdam, Peter van der Meer und Johann van Oldenbarneveld, beauftragt. Die Hauptpunkte dieſer Kapitulation, welche am letzten Dezember 1583 durch Paul Buis im Namen der Staaten und durch Nikolaus Bruinings im Namen Oraniens unterzeichnet wurde, waren im Weſentlichen folgende: „der Prinz ſoll die Lande von Holland, Seeland und Friesland mit Hoheit und Herrlichkeiten als eine freie Grafſchaft, als höchſter Oberherr, beſitzen und gegen jeden Feind beſchützen. Er ſoll alle von den genannten Provinzen geſchloſſenen Verbindungen, namentlich aber die Utrechter Union befeſtigen und ſie, ſo wie alle hergebrachten Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten, aufrechterhalten. Er darf ferner die Gränzen der Provinzen nicht ſchmälern. Sodann verpflichtet er ſich, den reformirten Gottesdienſt zu beſchützen und dafür zu ſorgen, daß zu dieſem Zweck eine Ordnung feſtgeſetzt wird, woran ohne Bewilligung der Staaten nichts verändert werden darf; jedoch ſoll keine Glaubensunterſuchung ſtattfinden. Er muß dafür Sorge tragen, daß die Gerechtigkeitspflege gewiſſenhaft gehandhabt werde, wovon noch insbeſondere hervorzuheben, daß keine außerordentlichen Gerichte beſtellt, daß Niemand gefangen außer Landes geführt werden dürfe und daß der Gerichtshof ſowie die Rechnungskammer für die Domänen im Haag bleiben müſſen; auch hat der Prinz in Bälde den Lehenhof herzuſtellen mit ſolcher Autorität, wie dies früher bräuchlich geweſen. In Bezug auf die Ernennung der hohen Beamten ſteht den Provinzialſtaaten das Recht zu, eine dreifach größere Zahl von tauglichen Männern vorzuſchlagen, aus denen Oranien, als Landesherr, die Wahl frei hat; die Beſetzung geringerer Aemter und Stellen bleibt, nach Zurathebeziehung der betreffenden Kollegien, ihm überlaſſen. Ohne der Staaten Bewilligung darf Oranien im Münzweſen nichts verändern. In Bezug auf die zu verwilligenden Steuern (Beden) muß er ſich perſönlich an die geſetzlich verſammelten Staaten jeder Provinz wenden. Den Staaten verbleibt das Recht, ſich nach ihrem Gutbefinden zu jeder Zeit zu verſammeln; Oranien darf ſie in keinem außerhalb der betreffenden Landſchaften gelegenen Orte zuſammenberufen. Er bleibt Oberadmiral, und muß, außer in Kriegszeiten, die Flußſchifffahrt In- und Ausländern (gegen die herkömmlichen Zölle) offen halten, welche Zölle ohne Einwilligung der Staaten nicht erhöht werden dürfen. Bei allen (mündlichen wie ſchriftlichen) Vorträgen muß die niederdeutſche Sprache gebraucht werden. Neben Oranien, als dem Landesherren, ſoll noch ein Staatsrath eingerichtet werden, beſtehend aus zwölf Mitgliedern, welche die Staaten ernennen; Oranien darf jedoch noch zwei andere, einen Deutſchen und einen Niederländer, hinzufügen. Ohne Wiſſen und Zuſtimmung der Staaten darf Oranien weder einen Krieg beginnen, noch Frieden oder Waffenſtillſtand abſchließen, noch Bündniſſe mit fremden Mächten eingehen. Er muß in einer der Provinzen, welche ihn als Landesherren erkennen, ſeinen feſten Wohnſitz nehmen, und darf ſich aus jenen nur mit Bewilligung der Staaten entfernen. Er verpflichtet ſich ausdrücklich, auf Anſuchen der Staaten ſtets in alle Punkte einzuwilligen, die ſie aus dem Vertrage von Bordeaux oder aus der joyeuse entrée der Herzoge von Brabant zu entlehnen und feſtzuſtellen für gut finden würden. Oranien tritt in den Genuß aller gräflichen

Domainen, welche zu veräußern er jedoch kein Recht hat. Für den Fall, daß Oranien einige Punkte dieſer Kapitulation übertreten ſollte, ſind die Staaten aller ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden und können über die Regierung nach ihrem Gutdünken verfügen. Nach ſeinem Tode erwählen die Staaten denjenigen von ſeinen Söhnen, der ihnen am tauglichſten ſcheint, zu ſeinem Nachfolger in der gräflichen Würde. Wenn der Prinz von Oranien dieſe Kapitulation beſchwört, ſo haben ihm die Staaten und die von den Gemeindekörpern dazu bevollmächtigten Bürgermeiſter der Städte den Eid der Treue und des Gehorſams zu leiſten.“ Man ſieht aus dieſem Inhalt der dem Prinzen von Oranien vorgelegten Kapitulation, daß die Staaten von Holland und Seeland der Freiheit nicht untreu wurden, indem ſie ihrem Beſchützer mit der Grafenwürde die Souverainetät übertrugen, aber daß auch Oranien, indem er die letztere annahm, ſein ganzes bisheriges Streben jetzt nicht plötzlich einem Traume der Herrſchſucht aufopferte. Er nahm die Würde an, weil er überzeugt war, dadurch kräftiger als ſonſt fürs Beſte des Vaterlandes wirken zu können. Obwohl nun der Huldigung kein Hinderniß mehr im Wege zu ſtehen ſchien, ſo machten doch Seeland, Amſterdam und Gouda neue Schwierigkeiten. Die beiden Letzteren beſtanden noch immer darauf, daß ſie nicht eher beitreten würden, als bis die Sache in Seeland ebenſo zum Abſchluß reif geworden ſei wie in Holland; Amſterdam verlangte noch insbeſondere, daß man auch das Gutachten der Schutteryen und der angeſehenſten Bürger über die Kapitulation vernehmen ſolle, was übrigens einem Beſchluß der Staaten von 1582 zuwiderlief, demzufolge ſich die bewaffneten Bürger (Schutteryen) und Zünfte in keine Berathung über politiſche Angelegenheiten einlaſſen durften. Man zog nun in Erwägung, ob man nicht, ohne erſt die Beiſtimmung Seelands, Amſterdams und Goudas abzuwarten, zur Huldigung ſchreiten ſolle. Am ſiebenten Juli 1584 begannen zu Delft, wo ſich Oranien damals befand, die Berathungen über jene Frage. Die ganze Angelegenheit war bereits ſo gut als abgemacht und ſchon prägte man eine Schaumünze, auf welcher Oranien als erwählter Graf von Holland, Oſtfriesland und Utrecht bezeichnet war.*) Da zerriß die verruchte Hand eines Mörders plötzlich alle Verhandlungen und Hoffnungen.

Schon wenige Monate nach dem Attentat Jaureguis gegen Oranien, nämlich im Juni 1582, hatte ein Spanier, Namens Salſeda, in Verbindung mit einem Wallonen, Hugot und einem Italiener Baſa beſchloſſen, Oranien und Anjou um's Leben zu bringen, und Baſa hatte, freilich auf der Folter, geſtanden: „Alexander Farneſe habe allen Dreien Befehl dazu gegeben.“ Im März 1583 wurde zu Antwerpen ein Spanier, Namens Dordogno eingezogen, welcher gleichfalls geſtand, er habe Oranien ermorden wollen. Zu Anfang des Jahres 1584 ſollte ein von den Königlichen gefangener franzöſiſcher Hauptmann ſich durch dies Verbrechen die Freiheit verdienen, entdeckte aber, als er wieder frei war, die Zumuthung der Feinde. Bald darauf (im März) kam ein Anſchlag eines Kaufmanns in Vlieſſingen, Hanns Hannszoon, an den Tag, Oranien durch eine Pulverexploſion bei der Mahlzeit oder in der Kirche zu tödten. Zu Delft, wo ſich Oranien in der letzten Zeit aufhielt, befanden ſich fünf Menſchen, die ſeine Ermordung beſchloſſen hatten, ein Franzoſe, ein Lothringer, ein Schotte, ein Engländer und einer aus der Freigrafſchaft Burgund; keiner wußte von dem anderen. Ein entſetzlicher Wetteifer, zu welchem Plilipp's II. Blutpreis die Gewiſſenloſen verſchiedener Nationen anregte! Mit der Habſucht mußte ſich noch der religiöſe Fanatismus verbinden, daß Oranien, deſſen Leitſtern die Toleranz war, ſeinem Vaterlande entriſſen wurde.

---

*) Sie zeigte Oraniens Bild mit der Legende: Guilielmus, dei gratia, princeps Auraicae, comes Nassaviae, electus comes Hollandiae, Frisiae, et Utrecht, aetatis 52. anno 1584, auf der Kehrſeite ſah man die Freiheit, mit dem Hut auf dem erhobenen Schwerte, der Bibel im Schooß, von zwei Löwen umgeben, welche mit erhobenen Schwertern Holland beſchützten.

Es war zu Anfang Aprils 1584, als ſich in Delft ein Mann von 26 — 27 Jahren, kurz von Geſtalt und finſter von Ausſehen, zeigte, welcher ſich Franz Guion nannte und vorgab, ſein Vater, aus Lyon gebürtig und in Beſançon verehlicht, habe in der letzteren Stadt für den Kalvinismus das Leben eingebüßt. Guion ſelbſt legte zu Delft einen auffallenden Eifer für den reformirten Glauben an den Tag, verſäumte die Predigten weder des Morgens noch des Nachmittags und trug ſtets die Bibel oder ein Pſalmenbuch bei ſich. Nachdem es ihm dadurch gelungen war, ſich bei dem Hofſtaat des Prinzen von Oranien bekannt zu machen, wußte er ſich endlich bei dem Letzteren ſelbſt Zutritt zu verſchaffen. Er erzählte demſelben, daß er Beſançon verlaſſen hätte, um bei dem Prinzen Dienſte zu ſuchen; in Luxemburg hätte ihn jedoch ſein Verwandter du Pré, Sekretair des Grafen Mansfeld längere Zeit aufgehalten und als Schreiber beſchäftigt, bei welcher Gelegenheit er (Guion) öfter Mansfelds Siegel in die Hände bekommen und ſich davon Abdrücke verſchafft habe. Dieſe Siegelabdrücke bot er nun dem Prinzen von Oranien an, damit Letzterer ſie zu irgend einem Anſchlag auf die eine oder andre Stadt im Luxemburgiſchen gebrauchen könne. Oranien war Anfangs unſchlüßig, was er mit dieſen Siegeln machen ſollte; endlich fiel es ihm bei, ſie dem Marſchall Biron zu ſchicken, damit ſie dieſer bei Päſſen für Boten zwiſchen Cambray, wo er das Kommando erhalten ſollte und Brüſſel verwenden könne. Er behielt hierauf einige Abdrücke zurück und ſchickte Guion mit den übrigen nach Frankreich, in Begleitung des Herrn von Karon, welcher ſich damals zu Anjou begeben und dieſem den jüngſten Beſchluß der Staaten mittheilen ſollte. Karon ſchickte Guion mit Briefen, worin er Anjous Tod meldete, nach Holland zurück. Als Guion nach Delft kam, war Oranien bettlägerig, und ließ ihn zu ſich rufen, um mündlich Näheres über Anjous Tod zu erfahren. Hierauf bedeutete Oranien den zudringlich-dienſtfertigen Menſchen, er möge Delft verlaſſen. Guion zeigte auf ſeine zerriſſenen Schuhe und Strümpfe und bat um einen Zehrpfennig. Oranien ſchenkte ihm etwas Geld und der angebliche Guion kaufte ſich davon am andern Tage (dem 9. Juli) zwei Piſtolen. Am 10. Juli wartete er den Augenblick ab, als ſich Oranien mit ſeiner Gemahlin in ſeiner Wohnung (dem Agathenkloſter) zum Mittagstiſche begab, und bat ihn um einen Reiſepaß. Er ſah fürchterlich verſtört aus, und ſeine Stimme bebte. Der Prinzeſſin von Oranien fiel das unheimliche Weſen des fremden Mannes auf und ängſtlich fragte ſie ihren Gemahl, wer dieſer Menſch ſei. „Er bat um ſeinen Paß, der ſchon ausgefertigt wird,“ verſetzte Oranien und begab ſich hierauf arglos zu Tiſche. Als er gegen zwei Uhr von der Tafel aufgeſtanden war und aus dem Speiſeſaale auf die erſte neue Treppe trat, ſtand jener Guion wieder da, den Mantel umgeſchlagen, und näherte ſich dem Prinzen, als wolle er den Reiſepaß in Empfang nehmen. Aber in demſelben Augenblick zog er eine mit drei Kugeln geladene Piſtole hervor und drückte ſie auf Oranien ab. Dieſer wankte und ſprach, zuſammenſinkend, noch mit brechender Stimme: „Mein Gott, mein Gott! Erbarme dich meiner und deines armen Volkes.“

Als man den Knall hörte, ſprangen Oraniens Stallmeiſter, ſo wie die Prinzeſſin und die Gräfin von Schwarzburg, Oraniens Schwägerin, herbei; der Stallmeiſter fing den Sterbenden auf und ließ ihn auf eine Stufe nieder. Man brachte ihn in das nächſte Gemach und nach wenigen Augenblicken hauchte der Retter und Held der niederländiſchen Freiheit, der „Vater Wilhelm im 52. Jahre ſeines Alters den letzten Athemzug aus, ſchloſſen ſich jene ausdrucksvollen braunen Augen, die ſo lang, ſo treu in allen Stürmen und Nöthen fürs Vaterland gewacht hatten. Jammernd knieete ſeine edle Gemahlin, die ihm erſt am 29. Januar dieſes Jahres einen Sohn, Friedrich Heinrich geſchenkt, die ſchon ihren edlen Vater, und ihren erſten Gatten durch Mord verloren hatte, an der Leiche und rief zu Gott empor: „Gib mir Kraft du Unerforſchlicher, gib mir Demuth, um dies zu ertragen!“ —

Der Mörder wollte ſich durch die Flucht retten; er hatte die zweite Piſtol, womit er verſehen war, fallen laſſen, den Hut verloren und rannte durch die Stallungen gegen den Wall. Ein Lakai und ein Hellbardierer Oraniens ergriffen ihn, da er eben in den Graben hinabſpringen wollte. „Verräther!“ rief ihm der eine jener beiden Diener zu. „Ich bin kein Verräther,“ erwiederte der Mörder; „ich that nur, was mir der König befahl.“ „Welcher König?“ fragte man ihn; „Mein Herr und Gebieter, der König von Spanien“ verſetzte der Mörder kaltblütig. Erſt als er aus der Gegenrede zu entnehmen glaubte, daß Oranien nicht todt ſei, rief er ingrimmig: „Verflucht ſei mein Entſchluß!“ Während man ihn in ſtrenge Haft brachte, hatte die Schreckenskunde ſchon ganz Delft durchflogen und jedes Herz war furchtbar erſchüttert; jedes hatte den Vater verloren! Im Verhör endeckte der Mörder bereitwillig ſeinen wahren Namen und den ganzen Zuſammenhang des ruchloſen Unternehmens. „Ich heiße nicht Franz Guion, ſondern Balthaſar Gerards,“ gab er an, und bin zu Villefranche in Beaujolais (Franche-Comté) geboren. Schon ſeit ſechs Jahren hatte ich die Abſicht den Prinzen zu ermorden.“ Der weitere Verlauf war folgender: Als der König in ſeinem Manifeſt gebot, jenen zu tödten, verließ Gerards zu dieſem Zwecke im Februar 1582 die Freigrafſchaft Burgund und kam nach Luxemburg, wo er hörte, daß ihm Jauregui zuvorgekommen ſei, und nun verweilte er bei jenem du Pré. Die Nachricht, daß Oranien wieder geneſen ſei, erfüllte ihn mit neuer Freude, darüber nämlich: daß es ihm vorbehalten ſei, durch die Ermordung des Ketzers ſich ewigen Lohn zu verdienen. Er beichtete (im März) ſein Vorhaben einem Jeſuiten in Trier, der ihm rieth, ſich an Alexander Farneſe zu wenden und der ihm übrigens die Märtyrerkrone verhieß. Zu Tournay theilte er dem Guardian der Franziskaner, Pater Gery, ſeinen Plan mit und erhielt von demſelben nicht bloß Ermunterung zur Ausführung, ſondern auch den Segen. Alexander Farneſe, wies ihn (wie Gerards ſelbſt, und zwar vor der Folter, bekannte) an den Rath Affonville. Dieſer ſtellte ihm alle Schwierigkeiten vor, die der Ausführung des Attentats im Wege ſtünden, fugte jedoch bei, daß er dadurch dem König einen wichtigen Dienſt erweiſen würde und ermahnte ihn dringend, Farneſes Namen in keinem Falle zu verrathen. Und leider beſitzen wir für die Mitwiſſenſchaft Farneſes um den Mordplan ein noch gewiſſeres Zeugniß, als das Bekenntniß des Mörders, nämlich einen Brief Farneſes ſelbſt (vom 12. Auguſt 1584) an Philipp II., worin er ausdrücklich ſagt: „der genannte junge Mann (Balthaſar Gerard) hat mir vor 3 bis 4 Monaten ſeinen Entſchluß mitgetheilt, worauf ich jedoch, um die Wahrheit zu geſtehen, wenig rechnete. . . . Indeſſen, ich ließ ihn gehen, nachdem ich ihn durch Einige, die hier in Dienſten ſtehen, hatte ermahnen laſſen. . . .“ Nachdem er nun das Loos des Mörders bedauert, fährt Farneſe fort: „Die That iſt von der Art, daß ſie großes Lob verdient; und da ich höre, daß die Aeltern des Thäters noch am Leben ſind, ſo bitte ich Ew. Majeſtät, dieſelben ſo zu belohnen, wie eine ſo hochſinnige Entſchließung es verdient.“ *) Der Mörder zeigte auch während der Unterſuchung eine merkwürdige Charakterſtärke. Weit entfernt, ſeine That zu bereuen, verſicherte er, er würde ſie gern noch einmal verüben und tauſend Leben dran ſetzen. Er war von dem unſeligen Wahne verblendet, daß er durch die Ermordung Oraniens, den er blos als Ketzer und wichtigſten Beförderer der Ketzerei betrachtete, durch deſſen Tod er die Erſtickung der letzteren zu bewirken glaubte, dem römiſch-katholiſchen Glauben einen hochwichtigen Dienſt erwieſen und ſich ſelbſt die ewige Seligkeit verdient habe. Als er mit Ruthen geſtrichen wurde, wandte er, von ſeiner ungeheuren Verblendung zur Blasphemie hingeriſſen, die Worte des Heilands: „Ecce homo“, auf ſich an.

Das Urtheil, welches über den Mörder erging, war ſchauderhaft. Es wurde ihm (am 14. Juli) die rechte Hand, womit er die That vollbracht, mit einem glühenden Waffeleiſen, dann das Fleiſch an ſechs Stellen des Körpers mit glühenden Zangen abgeriſſen; der Körper lebendig geviertheilt, das Herz aus der Bruſt geriſſen, und ins Geſicht geworfen; das abgehauene Haupt auf dem Schulthurm hinter Oraniens Wohnung aufgeſteckt, die vier Stücke des Rumpfes auf vier Stadtthoren. Mit

---

*) Dewez theilt dieſen Brief Farneſes mit, deſſen Original ſich in den Brüſſler Archiven befand. Daſſelbe iſt gegenwärtig nicht mehr daſelbſt vorhanden, ſondern wahrſcheinlich in Wien, wohin es nach der Evacuation Belgiens durch die Oeſterreicher (zu Ende des vorigen Jahrhunderts) nebſt vielen andern Documenten gekommen ſein mag.

außerordentlicher Standhaftigkeit hatte Gerards alle Qualen bis zum letzten Athemzuge ausgehalten. Viele Geiſtliche ſprachen von ihm als von einem Märtyrer, und zu Herzogenbuſch ſang man bei der Nachricht von der Ermordung Oraniens ein „Tedeum-laudamus.“ Alexander Farneſe hingegen ſchien, wenigſtens den *öffentlichen* Ausdruck der Freude über Oraniens Ermordung mit deſſen Feinden nicht theilen zu wollen.

König Philipp II. konnte den Mörder ſelbſt nicht belohnen, aber er vergalt deſſen gräßliches Verdienſt, ihn von der Furcht befreit zu haben dadurch, daß er deſſen Verwandte ſpäter in den Adelſtand erhob. So zart war Philipps Gewiſſen!

Prachtvoll war Oraniens Leichenbegängniß*) am 4. Auguſt.

---

*) Zuerſt gingen die Bürger von Delft, gerüſtet und in Trauerkleidern, dann folgten Trompeter, hierauf wurden acht mit ſchwarzen Tüchern behangene Pferde geführt und zwiſchen jedem ein Feldpanier getragen. Philipp de Gruter trug das Banner der Herrſchaft Breda, Johann von Egmont das von Veere und Vlieſſingen, Junker Reyne das von Chalons. Junker Kaspar von Polgeeſt das der Herrſchaft Dieſt. Junker Gerhard von der Aa das der Grafſchaft Vianden. Junker Lanzelot das der Grafſchaft Katzenellenbogen. Junker Kornelius von Zweten das der Grafſchaft Naſſau, der Herr von Marquette, das des Fürſtenthums Oranien. Dann folgten der Herr von Manſart, Oraniens Kornette, Herr v. Ryhoven, ſein Guydon, und Herr v. Naelwyk, ſein Banner tragend, jedes mit einer Deviſe des Prinzen geziert. Hierauf ſah man die vier Schilde mit den vier Quartieren Oraniens, als Naſſau, Stolberg, Heſſen und Königſtein, getragen von den Pannerherren von Petersheim, Denre. Junker Wenzel von Bezelar und Johann van Aſſendelft. Dann kam Herr Jakob von Egmont mit dem ganzen Wappen, als Schild und Helm nebſt allem Zubehör. Junker Daniel von Bezelar trug den Helm, Junker Durts das Schwert, Herr Wolfart von Brederode den Wappenrock. Brecht und von Malderete leiteten das mit einer ſchwarzen Sammtdecke behangene Trauerpferd. Der Graf von Oberſtein trug das Schwert und der Freiherr von Kriechingen die goldene Krone. Nun kamen drei Hofmeiſter mit weißen Stäben. Hierauf trugen 12 Männer die mit Schildern und Wappen geſchmückte Bahre, neben welcher

Wilhelm von Oranien ließ ſeine Söhne Moritz und Friedrich Heinrich der Nation als Vollender des großen Werkes, für das er lebte und ſtarb. Im Chor der neuen Kirche zu Delft wurden Oraniens irdiſche Reſte beſtattet. Sein ächtes Mauſoläum aber iſt die Exiſtenz der holländiſchen Nationalität bis auf den heutigen Tag, und ſo lange als dieſe wird ſein Andenken leben.

Herr Johann v. Burgund, Herr v. Fremont, Herr Walrave von Brederode, Herr v. Merode und Herr von Soeterwoude gingen. Der Leiche und dem Herolde folgte Oraniens Sohn Moritz, dem der Kurfürſt Gebhard Truchſeß von Köln und der Graf von Hohenlohe zur Seite gingen. Nun kamen die Grafen Wilhelm und Philipp von Naſſau und der Graf v. Solms. Hinter ihnen ſchritten die Generalſtaaten, als Vertreter des ſouverainen Volkes, der Staatsrath und der hohe Provinzialrath, der Präſident in Holland, die anderen Räthe und Sekretäre, Bürgermeiſter und Räthe von Delft, die Prediger, der Kapitän der Leibwache und die übrigen Hauptleute und Befehlshaber; zahlloſes Volk machte den Schluß.

Drittes Kapitel.

Noch an demſelben Tage, da Wilhelm von Oranien gefallen war, hatten ſich die Staaten von Holland im Rathhauſe zu Delft verſammelt, dem Grafen von Hohenlohe, dem Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau, und den Befehlshabern zu Oſtende, Sluis, Ter-Neuze, Bergen-op-Zoom und anderen Gränzfeſtungen den Tod des Vaters des Vaterlandes gemeldet und ſie ermahnt, die Beſatzungen für die Staaten in Eid und Pflicht zu erhalten. Desgleichen ſchrieben die Staaten von Holland auch an die von Brabant und an die Stadt Antwerpen, welche Alexander Farneſe bereits bedrohte, und äußerten ſich (nach Erzählung von Oraniens Ermordung): „Wiewohl nun dies ohne Zweifel ein großes Unglück und ein ſchwerer Verluſt für die Lande iſt und wir alle dadurch tief betrübt ſind, ſo wollen wir doch für die gemeinſame Sache muthig einſtehen, und das mit Seiner Durchlaucht Unterſtützung begonnene Werk zu unſer Aller Beſchirmung, zur Bürgſchaft unſerer Privilegien und Freiheiten, mit Gottes Hülfe ausführen, nicht zweifelnd, daß uns der Allmächtige dazu alle dienlichen Mittel verleihen werde. Feſt vertrauen wir: ihr werdet uns getreulich die Hand reichen zur Vertheidigung des Landes gegen die ſpaniſche Tyrannei, wozu wir uns verbunden haben, uns gegenſeitig mit Leib und Blut beizuſtehen.“

In ſolchem Sinne handelte man denn auch ohne Verzug. Der bisher beſtandene „Rath neben Sr. Durchlaucht,“ wurde in ſeinen Funktionen weiter beſtätigt. Am 13. Juli verſammelten ſich die Edelen, ſo wie die Deputirten der Städte Dordrecht, Haarlem, Delft, Leyden, Amſterdam, Gouda, Rotterdam, Gorkum, Schiedam, Schoonhoven, Briel, Alkmaar, Hoorn, Enkhuizen, Edam, Monnikendam, Medenblick, Purmerende, Naarden, Weesp, Muiden, Heusden, Oudewater, Woerden und Gertruidenberg, und beſchloſſen, eine proviſoriſche gemeinſchaftliche Regierung zwiſchen Holland, Seeland und Utrecht zu entwerfen, ſo wie auch zu dieſem Ende mit den übrigen ſeit der Genter Pacifikation verbundenen und der Utrechter Union beigetretenen Provinzen in Unterhandlungen zu treten. Und ſo kamen denn die Generalſtaaten der näheren Union in einer Verſammlung zu Delft am 18. Auguſt überein, und errichteten einen gemeinſchaftlichen Staatsrath zur Regierung von Brabant und Flandern (ſoweit dieſe Provinzen noch bei der Vereinigung geblieben waren) von Mecheln, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland. An die Spitze des Staatsrathes beriefen ſie Oraniens zweitgebornen Sohn, den Grafen Moritz von Naſſau (deſſen älterer Bruder Philipp Wilhelm war noch immer in ſpaniſchem Gewahrſam). Moritz (geboren zu Dillenburg, am 3. November 1567) ſtand damals in ſeinem 17ten Jahre und ſtudirte auf der hohen Schule zu Leyden, wo er auf Koſten des Vaterlandes erzogen worden war, ein reichbegabter und kühner Jüngling, der nach ſeines großen Vaters Ermordung einen abgehauenen Baum, aus deſſen Strunk neue Keime treiben, mit dem Spruch: „Tandem fit surculus arbor“ zur Deviſe genommen hatte. Die Einrichtung des Staatsrathes und deſſen ſo wie Moritzens Funktionen waren folgende. Der Staatsrath ſollte aus achtzehn Perſonen beſtehen (drei Mitglieder aus Brabant, zwei aus Flandern, eines aus Mecheln, vier aus Holland, drei aus Seeland, zwei aus Utrecht und drei aus Friesland). Aus dieſen achtzehn Mitgliedern ſollte nun ein Schatzmeiſter und ein Präſident gewählt werden. Die Würde des Letzteren war von der Stellung Moritzens getrennt; die Präſidentſchaft ſollte nämlich von Monat zu Monat wechſeln, Moritz dagegen beſtändig an der Spitze des Staatsrathes ſtehen. Es ſchien dies die paſſendſte Auskunft, welche man bei dem damaligen gefahrvollen Zuſtand des Vaterlandes treffen zu können glaubte, — eine Art von Erſatz für die Souverainetät, welche man Moritzens Vater übertragen hatte, welche man jedoch dem Jüngling einzuräumen mit Recht Bedenken trug, während anderſeits der Nation nichts Anderes übrig blieb, als: ſich durch ihre Repräſentanten ſelbſt zu regieren. Eintracht mußte jetzt mehr als jemals der Brennpunkt aller Beſtrebungen der Regierung und Verwaltung ſein; nur von Eintracht zwiſchen den Provinzen unter ſich, zwiſchen den einzelnen Ständen derſelben, ſo wie zwiſchen den Städten, endlich zwiſchen dem Staatsrath und Moritz, war Rettung vor der feindlichen Uebermacht, waren innerliche Kraft und Heil zu erwarten. So wurde es denn Moritzen und dem Staatsrath als erſte Pflicht auferlegt, die Eintracht zwiſchen den verſchiedenen Provinzen zu erhalten, womit natürlich auch das Gelöbniß: die Privilegien zu achten, verbunden war. Moritz und der Staatsrath übten gemeinſchaftlich die landesherrlichen Rechte, waren jedoch in Bezug auf die Lebensfragen der Nation, ſo z. B. Friedensverhandlungen mit Spanien oder Krieg gegen daſſelbe, an die Staaten gebunden, die ſich, nach *Einberufung durch den Staatsrath*, zweimal im Jahre verſammlen ſollten. Ueberdieß hatten ſowohl *Moritz* als die Mitglieder des *Staatsraths* einen Eid zu leiſten, daß ſie lediglich das *Geſammtwohl aller Bundesgenoſſen*, nie aber bloß ihr eigenes Intereſſe oder bloß das jener Provinzen berückſichtigen ſollten, in welchen ſie geboren oder von denen ſie abgeſendet ſeien. Zur Beſtreitung der Kriegskoſten verwilligten die Staaten für die Dauer der neuen Regierungsform eine monatliche Summe von 300,000 Pfund. Die Provinz *Holland* beſtellte für ſich außerdem noch einen beſonderen Staatsrath, unter dem Namen des *Kollegiums der kommittirten Räthe der Staaten von Holland*, in der Weiſe, wie man im *Nordquartier* ſchon ſeit einiger Zeit kommittirte Räthe für jene Intervalle hatte, in welchen die Staaten nicht verſammelt waren. Inzwiſchen dauerte es doch lange, bis dieß „Kollegium der kommittirten Räthe“ für ganz Holland feſten Fuß faßte. Durch die Einführung des „*Staatsrathes*“ wurde der „*Landrath*“ an der Oſtſeite der Maas, welcher ungeachtet aller ſeiner Thätigkeit doch nur geringe Wirkſamkeit gehabt hatte, überflüſſig, und mit ehrenvollem Abſchied aufgehoben.

Man ſieht, wie eifrig und umſichtig die Staaten bedacht waren, die *Unabhängigkeit der Provinzen von Spanien* durch Befeſtigung einer zweckmäßigen *Verfaſſung* und *Regierungsform* zu ſichern; die wichtigſten Impulſe gingen dabei von *Holland* aus. Dort finden wir denn auch die größte Bereitwilligkeit, ſo wie eben dort und in *Seeland* und *Utrecht* zur Zeit noch am meiſten Ruhe herrſcht; dort hat die Freiheit ihren Schwerpunkt. Indeſſen wird die Gefahr, welche der Unabhängigkeit der abgefallenen Provinzen droht, immer größer. *Over*-Yſſel wird durch die Feinde von zwei Seiten her in Schrecken erhalten, von Steenwyk und von Zütphen her. In den Gröninger Umlanden und in Drenthe hat der Spanier Verdugo das Glück für ſich. Von Flandern und Brabant, wo Farneſe von Tag zu Tag feſter fußt und die wenigen großen Städte, welche ſich bis jetzt noch nicht zu einer Ausſöhnung mit Spanien entſchloſſen haben, durch Waffengewalt und durch Anerbietungen, denen man mit Grund vertrauen darf, auf ſeine Seite zu bringen ſucht, iſt für die gemeinſame Sache faſt nichts mehr zu hoffen. Außerdem litten die Bundesgenoſſen, welche treu zuſammenhalten wollten, durch den ſchlimmen Zuſtand ihrer Finanzen und ihrer Heere, welche faſt keine Kriegszucht mehr kannten. Wie war nun zu hoffen, daß ſie ſich wider Farneſe länger würden halten können? Kurz: die Bedrängniß war allgemein und ſchwer; es bedurfte des höchſten Aufſchwungs der Vaterlandsliebe, der angeſtrengteſten Bemühungen, der größten Aufopferung und der ſtrengſten Wachſamkeit, damit die Provinzen der Utrechter Union, Holland und Seeland an der Spitze, nicht wankten noch erlagen. Und dennoch werden wir uns bald überzeugen, daß die Staaten endlich kaum ein andres Rettungsmittel mehr vor ſich ſahen als abermals jenes frühere, das gefährlichſte, nämlich die Verbindung mit einer fremden Macht. Doch, um zu begreifen, wie ſie ſich dazu bewogen finden konnten, müſſen wir vorerſt Farneſes Fortſchritte in Flandern und Brabant und den Sieg der königlichen Sache dortſelbſt mit aufmerkſamen Bliken verfolgen.

Man erinnert ſich der im vorigen Kapitel erwähnten Verſuche Hembyzes, den Spaniern Termonde und Gent zu überliefern. Die Entdeckung dieſer Verrätherei hatte den weiland Demagogen den Kopf gekoſtet und die patriotiſch-proteſtantiſche Parthei in Gent hatte dadurch für den Augenblick wieder das Uebergewicht erlangt, ohne jedoch die ſpaniſch geſinnte und die Faktion derjenigen, welche wenigſtens den Frieden wünſchten, auflöſen zu können. Farneſe erſah indeſſen aus dieſen Vorfällen immerhin die innere Schwäche der ihm noch widerſtrebenden Stadt, und bemühte ſich eifrig, die Unterwerfung Flanderns, die er ſo glücklich begonnen und fortgeführt hatte, gänzlich zu vollenden, ſo wie zu gleicher Zeit die von Brabant. Ganz richtig hatte er deßhalb ſein Hauptaugenmerk auf den Beſitz Gents, Brüſſels und Antwerpens gewendet und, um dieſe drei Städte bemeiſtern zu können, ſeinen Plan ſo beſtellt, daß er zuerſt die Zwiſchenorte, wodurch bisher die Verbindung der Feinde erhalten wurde, in ſeine Gewalt brächte.

So war ihm Termonde durch die Lage an der Schelde zwiſchen Gent und Antwerpen beſonders wichtig. Er belagerte es; muthig ſchlugen die Bewohner einen Sturm ab, doch endlich entſchloß man ſich, lieber auf die vorgeſchlagenen Bedingungen ſich zu unterwerfen als durch Verwerfung derſelben das ſchreckliche Loos der Plünderung zu finden; viel trug zu dieſem Entſchluſſe, ſo wie überhaupt zu den glücklichen Erfolgen Farneſes Redlichkeit bei, mit welcher man ihn den Unterworfenen Wort halten ſah. So ergab ſich denn Termonde am 17. Auguſt dem tapfren und geſchickten Feldherrn nach einer Belagerung von nur einer Woche.

Farneſe lagerte hierauf zu Wetteren und ſchloß, Meiſter von Rupelmonde und allen feſten Plätzen ringsum, Gent immer enger ein. Schon wüthete, in Folge dieſer Maßregeln daſelbſt der Mangel, und, ſo von außen und innen zugleich bedrängt, entſchloß man ſich endlich, mit Farneſe zu unterhandeln. Der Abſchluß kam in deſſen Lager zu Beveren am 17. September zu Stande und wurde zwei Tage ſpäter publicirt. Die Bedingungen, unter welchen ſich Gent ergab, waren in der That die mildeſten, die eine Stadt, von welcher die größten Gewaltthätigkeiten gegen den Katholizismus ausgegangen, von dem Statthalter des Königs von Spanien irgend erwarten konnte; aber eben deßhalb war das Benehmen Farneſes auch von um ſo größerem Einfluß auf die Stimmung der übrigen Städte Flanderns und Brabants. Die erſte Bedingung, von welcher Farneſe natürlicherweiſe durchaus nicht abgehen konnte, war die Wiederherſtellung und ausſchließliche Herrſchaft des römiſch-katholiſchen Kultus, mit der nothwendig daran geknüpften Konſequenz, daß die katholiſche Geiſtlichkeit alle ihre Rechte und Güter wieder erlangte. Soviel denn zur Genugthuung der Kirche. In Beziehung auf die dem beleidigten königlichen Anſehen zu leiſtende Genugthuung machte Farneſe zur Bedingung die Wiedererbauung der Citadelle, und die Ueberantwortung von zwölf Bürgern Gents, welche für die von der Bevölkerung im Ganzen begangenen Exzeſſe durch den Tod büßen ſollten. Endlich ſollte Gent eine Brandſchatzung von 300,000 Thalern erlegen. Mit weiſer Milde ermäßigte Farneſe alle jene Bedingungen (den Punkt der Religion allein ausgenommen); die Brandſchatzung wurde auf 200,000 Thaler reducirt; bei dem Wiederaufbau der Citadelle wurden jene Feſtungswerke, welche gegen die Stadttheile gerichtet waren, ausgenommen; die Zahl jener zwölf Sühnopfer beſchränkte Farneſe auf ſechs, ſpäter ſogar auf drei, und auch dieſen dreien ſchenkte er gegen ſtarkes Löſegeld das Leben. Für die ganze übrige Bevölkerung hatte er ſchon von Anfang eine allgemeine Amneſtie erlaſſen; jene ſtädtiſchen Rechte, Gewohnheiten und Privilegien, wie ſie Gent unmittelbar vor der Revolution beſeſſen hatte, ließ er unangetaſtet, und die Proteſtanten, welche nicht zur katholiſchen

Religion übertreten wollten, durften noch zwei Jahre in der Stadt verweilen, um während dieſer Zeit über ihre Beſitzthümer ungeſtört verfügen zu können; nach Verlauf derſelben ſtand ihnen dann allerdings nur die Wahl frei: entweder, wenn ſie bleiben wollten, zum Katholizismus überzutreten, oder auszuwandern. Die Mehrzahl der Genter Proteſtanten entſchloß ſich zu dem Letzteren und begab ſich nach Holland und Seeland, wodurch Gent bedeutend verlor; kaum die Hälfte der Bevölkerung blieb daſelbſt.

Wie die Uebergabe Termondes jene Gents zur raſchen Folge gehabt, ſo ſuchte Farneſe inzwiſchen auch durch Bemächtigung Vilvoordens die Hauptſtadt Brabants, Brüſſel, zur Unterwerfung zu bringen. Schon am 7. September hatte ſich ihm Vilvoorden nach einer kurzen Belagerung ergeben; doch Brüſſel leiſtete, wiewohl von allen Seiten ohne Zufuhr, und weit und breit von den ſiegreichen Feinden, den Meiſtern des flachen Landes, umgeben, noch lange Zeit hartnäckigen Widerſtand. Ebenſo Mecheln. Farneſe ſah der Stunde ruhig entgegen, in welcher ſich ihm beide Städte, durch unabweisliche Nothwendigkeit gedrängt, dennoch unterwerfen würden. Er wollte auch ihnen keine härteren Bedingungen vorſchreiben als den übrigen; denn nur durch eine ſolche Mäßigung im Glücke konnte er das Vertrauen der Unterworfenen zu Spanien herſtellen und ſomit die Unterwerfung auch für die Dauer ſichern: nur in Achtung der Privilegien, in zarter Schonung der Perſonen und des Eigenthums, von ſeiner Seite, konnte er anderſeits eine Bürgſchaft für die Wiederherſtellung des Katholizismus finden. Während Farneſe ſolcherweiſe durch eine wohlberechnete und ehrenhafte Politik Erfolge errang, denen Alba, Requeſens und Don Juan vergeblich nachgeſtrebt hatten, fuhr er zugleich ruhig, aber mit der ganzen Ueberlegenheit ſeines genialen Geiſtes, in ſeinen militäriſchen Operationen gegen Antwerpen fort, deſſen Ueberwältigung der Unterwerfung der ſüdlichen Provinzen die Krone aufſetzen mußte. Aber im hohen Grade ſchwierig war dieß Werk; es nahm Farneſes ganze Kriegskunſt in Anſpruch. Sein Hauptaugenmerk mußte darauf gerichtet ſein, ſich zum Meiſter der Schelde zu machen, um den Bewohnern Antwerpens alle Hülfe und Zufuhr von Holland und Seeland her abzuſchneiden, worauf ſie allein noch angewieſen waren, je mehr Farneſe ſelbſt ganz Flandern und Brabant in ſeine Gewalt bekam.

Das Schickſal Antwerpens war für den verewigten Prinzen Wilhelm von Oranien ein Gegenſtand der äußerſten Beſorgniß geweſen, und kurze Zeit vor ſeinem Tode, bei Gelegenheit der Taufe ſeines jüngſten Sohnes Heinrich Friedrich, hatte er durch ſeinen Freund St. Aldegonde (welcher, wie wir wiſſen, damals Bürgermeiſter in Antwerpen war) der ſtädtiſchen Regierung den Rath ertheilt: „man möchte doch ja den Blaauwgarendyk von da, wo ſich die Schelde in drei Arme theilt, bis gegen Bergen-op-Zoom hin, durchſtechen; denn, wenn dadurch eine Ueberſchwemmung bewirkt worden ſei, dann könne eine Entſatzflotte das Waſſer tief genug finden, um über den Kouwenſteiniſchen Deich bis vor das Thor Antwerpens zu dringen; holländiſche und ſeeländiſche Kriegsſchiffe aber müßten den Feind vom Deiche abhalten, und ihn am Aufwerfen von Schanzen verhindern.“ St. Aldegonde trug gleich nach ſeiner Zurückkunft von Delft, Oraniens Rath dem Rathe und den Bürgerhauptleuten vor, und ſowohl der Erſtere als die Letzteren gaben, von der Zweckmäßigkeit vollkommen überzeugt, ihre Zuſtimmung. Nun aber machte ſich bei der eigenthümlich zuſammengeſetzten Verfaſſung der Stadt,[*]) welche außer den Geſammtintereſſen auch den Partikularintereſſen vollkommen Spielraum ließ, ein ſolches letzteres geltend, und zwar, wie ſich nicht anders erwarten ließ, zum Nachtheil der erſteren. Die Fleiſcherzunft widerſetzte ſich dem Durchſtechen des Blaauwgarendyks aus dem Grunde, weil ihr dadurch ein Weideland verloren ginge, worauf ſie jährlich 12,000 Ochſen mäſtete; „unmöglich“ (ſo ließ ſich dieſe Zunft vernehmen) „iſt es ja für den Prinzen von Parma, einen ſo gewaltigen Strom wie die Schelde, zu ſperren, und mithin iſt es ja auch unnöthig, eine ſolche außerordentliche Maßregel zu treffen!“

---

[*]) „Antwerpen hatte ſo viele beſondere Vorrechte, daß Guicciardini keine Schwierigkeit macht, es eine Republik zu nennen, und das Ideal des Polybius, das Gleichgewicht der drei Mächte, darin verwirklicht zu ſehen. Die höchſte Macht ſtand zwar beim Fürſten, doch war ſie größtentheils in den Händen zweier Kollegien, die man den ariſtokratiſchen Theil der Konſtitution nennen kann, des regierenden Raths, des aus 2 Bürgermeiſtern, 18 Schöffen und Schatzmeiſtern beſtehenden Altraths oder der abgetretenen Regierungsmitglieder und Räthe. Der Einfluß des Volkes ward vermittelt durch die 26 Hauptleute der Bürgerſchaft (2 in jedem Stadtviertel) und 4 adelige Hauptleute endlich durch die 54 Dekane der Gilden oder Zünfte, zwei aus jeder Zunft. (Einige wollen die Hauptleute als zum Altrath gehörig betrachten). Hier, wie in Holland, geſchah die Wahl durch den Fürſten, aus einer von der Behörde eingeſandten Doppelzahl. Außer dem Bürgermeiſter für die Stadt war auch noch einer für ihre äußeren Verhältniſſe, der ſich meiſtens am Hofe der Fürſten aufhielt und die Stadt ſowohl da als bei den Staaten des Landes vertrat. Für die Kriminalſachen war der ſogenannte Markgraf, für die Civilangelegenheiten ein Amtmann angeſtellt, den Guicciardini mit dem italiäniſchen Poteſta vergleicht. Die Stadt hatte zwei Penſionairs, zwei Schatzmeiſter und einen ihnen untergebenen Steuerrath.“ So ſchildert van Kampen (Geſchichte der Niederlande. Hamburg. 1831. 1. Bd. S. 309—310) in gedrängter Kürze meiſterhaft die Grundlinien der Verfaſſung Antwerpens, wie ſich dieſelbe bis zur Zeit Karls V. ausgebildet hatte.

Vergeblich erſchöpfte ſich St. Aldegonde in Gegengründen; „der Feind kann“ (ſo ſprach er) „eine Brücke über den Strom ſchlagen, die ſich bei gewöhnlichem Wetter ſchließen läßt und denſelben ſperrt. Haben wir denn die Elemente in unſerer Gewalt, welche die Brücke möglicherweiſe zerſtören können? Wiſſen wir denn, ob Alexander Farneſe den Strom nicht durch Schiffe zu ſperren bedacht iſt, die, an Ankertauen feſt liegend, dem Steigen und Fallen der Fluth, den Winden und ſelbſt dem Eisgang zu trotzen vermöchte?“ Die Fleiſcherzunft drang durch und wußte ſelbſt die Bürgerhauptleute von deren früherem Beſchluſſe abwendig zu machen. So unterblieb denn das Durchſtechen des Deiches.

Am 3. Juli 1584 lagerte ſich nun Farneſe, welcher ſowohl das flandriſche als das brabantiſche Schelde-Ufer mit verſchiedenen Truppen-Abtheilungen beſetzt hatte, um Antwerpen alle Zufuhr abzuſchneiden, zu Kalbeck, gegenüber von St. Bernhard auf dem flandriſchen Ufer, während Mondragon mit vielen Truppen über den Strom auf das entgegengeſetzte brabantiſche zog. Drei Meilen unterhalb Antwerpen lagen zwei wichtige Feſtungswerke, Fort Lillo auf der brabantiſchen Seite und Fort Liefkenshoek auf der flandriſchen. Das Letztere eroberte der Marquis von Roubaix am 10. Juli, während Mondragon das Fort Lillo angriff. Doch tapfer wurde dies ungefähr drei Wochen lang vertheidigt, ſo daß ſich Mondragon endlich genöthigt ſah, von Lillo abzuziehen, nachdem er 2000 Mann davor eingebüßt hatte. Dagegen beſetzte er nun außer Kouwenſtein und einigen andern Plätzen auch den wichtigen Blaauwgarendeich, nachdem man endlich in Antwerpen, jetzt allzuſpät, übereingekommen war, denſelben zu durchſtechen. Hatte Alexander Farneſe dadurch ſchon einen großen Vorſprung erreicht, ſo kam ihm jetzt der Beſitz Termondes, Vilvoordens und Gents, wovon wir bereits Erwähnung thaten, für ſeinen Kriegsplan gegen Antwerpen noch mehr zu ſtatten. Nun richteten die Staaten von Holland und Seeland ihr Augenmerk mit wachſender Beſorgniß auf Antwerpen. Ihr General-Lieutenannt der Graf von Hohenlohe, begab ſich nach Seeland und von dort nach Bergen-op-Zoom, das er für die Staaten verſtärkte, nachdem der dortige Oberſt Beerwoud, der es an Farneſe hatte verrathen wollen, zum Feinde übergegangen war. Bedenklich ſah es auch in Oſtende aus, wo die Beſatzung der Staaten, über Soldrückſtände murrend, ſich ſchon trotzig äußerte, ſie wolle mit Farneſe unterhandeln. Glücklicherweiſe gelang es dem Admiral Wilhelm von Treslong, durch Bezahlung eines monatlichen Soldes die Meuterei noch im Keime zu erſticken. Farneſe aber beſchloß nun, die Belagerung Antwerpens mit größerem Nachdruck als bisher fortzuſetzen, was er in Folge der immer günſtigeren Stellung, die er ſeither errungen hatte, auch allerdings konnte.

Inzwiſchen hatte in Antwerpen ſelbſt bei den reicherern Bewohnern Beſtürzung über Hand genommen und Viele derſelben hatten die Stadt verlaſſen, worüber die Zurückgebliebenen in heftige Aufregung geriethen, weil nunmehr die ganze Laſt der Vertheidigungskoſten auf ſie allein fiel. Leider trat bald noch ein andrer übler Umſtand für Antwerpen ein. Noch immer war nämlich die Zufuhr von Korn zu Schiff aus Holland und Seeland, ungeachtet der Gefahren durch die Spanier ziemlich ungehindert und ſomit ſchien die Verproviantirung der Stadt geſichert. Da ſetzte denn der Rath beſtimmte Getreidepreiſe feſt und verbot das Aufſchütten des Korns. Die Folge davon war nun, daß die Kornhändler ihr allzugroßes Wagniß in Anſchlag bringend, ſich nicht entſchließen konnten, ihre Vorräthe zu geringeren Preiſen loszuſchlagen, und die Sendungen unterließen, wodurch denn die nöthige Verproviantirung Antwerpens auf einmal merklich litt. Ja es gab ſogar einige treuloſe Schiffer, welche ſich willig vom Feinde nehmen ließen, um demſelben ihre Ladungen zu verkaufen; die bei dieſer Gelegenheit genommenen Schiffe kamen den Spaniern natürlicherweiſe trefflich zu ſtatten. Da machte ein Italiäner, welcher ſchon mehrere Jahre lang in Antwerpen lebte und für die Sache der niederländiſchen Freiheit begeiſtert war, Friedrich Gianibelli, ein erfinderiſcher Kopf, der Stadt einen trefflichen Vorſchlag, um ſie für lange Zeit mit Proviant zu verſehen. „Man ſolle", ſchlug Gianibelli vor, „eine Geſellſchaft unbeſcholtener Männer errichten, und ihr ſo viel Geld zur Verfügung ſtellen, als bei einem hundertſten Pfennig zuſammenkäme. Dieſe Geſellſchaft hätte nun in Holland und ſonſtwo für 36 Tonnen Goldes Lebensmittel anzukaufen, ein Viertel gleich, drei Viertel in zwei bis drei Monaten zu bezahlen. Die Lieferungen müßten wöchentlich gemacht und der Vorrath den reichſten Einwohnern in die Häuſer abgegeben werden, als Pfand für das Kaufgeld, welches ſie vorzuſchießen hätten; dieſen blieben dann auch die zu hoffenden Prozente des Gewinns, wenn die Geſellſchaft den Verkauf der Vorräthe beföhle; dabei hätten die Mitglieder der Geſellſchaft denn auch zugleich den Vortheil, für ihre eigenen Perſonen und Familien ſtets mit hinreichendem Mundvorrath verſehen zu ſein." Dieſer Vorſchlag Gianibelli's konnte jedoch nicht durchgeſetzt werden. Dagegen betrieb man die Anſtalten zur Vertheidigung mit dem größten Eifer.

Aber auch Alexander Farneſe blieb mittlerweile nicht müßig. Er überzeugte ſich, daß er Antwerpen nur dann mit Erfolg blokiren könne, wenn er die Schelde durch eine Schiffbrücke ſperre. Bei der großen Breite des Stromes und deſſen mächtigem Zug, ſo wie bei der Einwirkung von Ebbe und Fluth ſchien dies kaum möglich zu ſein. Aber Farneſe ließ ſich durch keine Schwierigkeit abſchrecken. Er berieth ſich mit ſeinen beiden geſchickten Kriegsbaumeiſtern Properz Barochio und Johann Baptiſt Plato über die Ausführung ſeines kühnen Planes, und beſtimmte nach vorangegangenen Unterſuchungen, die Stelle zwiſchen Kallo auf der flandriſchen und Ordam auf der brabantiſchen Seite die Brücke zu ſchlagen. Die Schelde iſt dort am wenigſten breit und macht eine Krümmung, ſo daß Schiffe, welche ſtromaufwärts kamen, nicht geradeswegs gegen die Brücke ankommen konnten. Um nun die zu ſchlagende Brücke auf beiden Seiten gehörig zu decken, ließ Farneſe zwei Forts erbauen, auf der brabantiſchen Seite bei Ordam das Fort St. Philipp, auf der flandriſchen bei Kallo das Fort Sankta Maria. Hierauf ließ er von beiden Ufern aus mächtige Pfahlwerke („estacades,“ „Staketſels“) in den Fluß hineinbauen. Die größten und ſtärkſten Maſtbäume wurden dazu verwendet. Es befanden ſich drei Reihen von Pfählen nebeneinander, welche durch Balken verbunden waren. Die Eſtacade von Kallo war 200, die von Ordam 900 Fuß lang, und ſo breit, daß die Truppen acht Mann hoch darüber ſchreiten konnten. Die Breite des offenen Stromes zwiſchen beiden Pfahlwerken betrug 1250 Fuß und dieſer Raum ſollte nun durch eine Schiffbrücke vollends geſchloſſen, das Ganze durch 97 Kanonen vertheidigt werden. Um von Gent aus, in deſſen Beſitz ſich Farneſe mittlerweile geſetzt hatte, das nöthige Holz und Material zum Bau dieſes rieſenhaften Werkes zu erhalten, ließ er, da die Schiffahrt zwiſchen jener Stadt und ſeinem Lager durch eine feindliche Schanze geſperrt war, einen Kanal durch das Land von Waas graben, welcher ſich in einer Länge von 14,000 Fuß von dem Fluße Moer beim Dorfe Stecken bis nach

Kallo hinzog, wo die Mündung durch ein Fort gedeckt wurde. Durch dieſen Kanal verſchaffte Farneſe nicht bloß damals ſich ſelbſt (für den Bedarf ſeines Brückenbaus, ſeines Heeres und Lagers), ſondern auch dem Lande von Waas für künftige Zeiten bis heute einen wichtigen Vortheil; ſein Kanal trug nämlich in der Folge weſentlich dazu bei, daß jener früherhin ziemlich dürre Landſtrich, kultivirt, bevölkert und im hohen Grade wohlhabend wurde. Damals war jedoch die raſche Vollendung des Kanals, zu deſſen Förderung der fürſtliche Feldherr, ſeine Soldaten aneifernd, ſelbſt Hand anlegte, ein Schrecken für die freien Provinzen; da ſich Farneſe dadurch in unmittelbarer Kommunikation mit den reichen Städten Flanderns befand, ſo beſorgte man mit Recht nunmehr die äußerſte Gefahr für Antwerpen.

Dort ſelbſt entſtand neben der verderblichen Verwirrung, welche in der Eiferſucht der verſchiedenen Gewalten ihren Grund hatte, auch eine Meinungsverſchiedenheit, wobei wieder das religiöſe Moment ins Spiel kam. Als nämlich Farneſe ſeinen Kanal glücklich vollendet hatte und ſich dadurch in Stand geſetzt ſah, die Blokade mit dem größten Nachdruck fortzuſetzen, glaubten die Katholiken in Antwerpen, es ſei das Zweckmäßigſte, ſich dem ſpaniſchen Generalſtatthalter bei Zeiten wieder zu unterwerfen. Welchen Grund hätten ſie auch gehabt, demſelben länger zu widerſtehen? Achtete Farneſe nicht überall die ſtädtiſchen Privilegien, und ſchützte er denn nicht ihr Theuerſtes, die katholiſche Religion? Würde es demnach (ſo ſchloſſen ſie) nicht im höchſten Grade thörigt ſein, ſeinen Zorn zu reizen, ja ihn gewiſſermaſſen zur Härte zu zwingen, da doch nach aller Berechnung nichts anderes vorauszuſehen war, als daß er Antwerpen einnehmen würde? So ließen denn die reichſten Katholiken dieſer Stadt eine Bittſchrift an den Rath aufſetzen, worin ſie darauf antrugen: man möchte ſich bald mit Alexander Farneſe unter glimpflichen Bedingungen vergleichen. Es konnte nicht fehlen, daß die Proteſtanten in dieſem Wunſche nur eine Verrätherei ſahen. So brach denn die heftigſte Erbitterung aus, und es kam zu tumultuariſchen Auftritten. Das fand in der Mitte des Oktobers (1584) ſtatt; die Obrigkeit ſah ſich genöthigt, jene Bürger, welche Verhandlungen beantragt hatten, gefangen zu nehmen und mit bedeutenden Geldbußen (von 6000 bis 4000 Gulden) zu belegen. Sodann erſchien eine Verordnung, daß, bei Verluſt von Leib und Gut, Niemand fürder vom Frieden mit Farneſe reden, und daß Jeder auf's Neue ſchwören ſolle, den König von Spanien und ſeinen ganzen Anhang als Feinde des Vaterlandes zu betrachten, endlich daß, bei Strafe der Konfiſkation, Niemand, ohne beſondere Erlaubniß der Obrigkeit, die Stadt verlaſſen dürfe.

Farneſe erhielt jedoch geheime Kundſchaft von den Vorfällen in Antwerpen und beſchloß, die friedliche Geſinnung der katholiſchen Parthei ungeſäumt zu benützen. Er ließ unterm 13. November, von Stabroek aus, wohin er ſein Hauptquartier von Beveren verlegt hatte, einen Brief an den Magiſtrat Antwerpens ergehen. In demſelben erinnerte er die „ſehr theuren und geliebten“ Bürgermeiſter, Schöffen und Rath der Stadt Antwerpen (ſo hieß es in der Anrede), wie es auch der beſchränkteſte Kopf einſehen müſſe, daß das „Vorhaben derjenigen, die den langwierigen Krieg angefacht hätten, keineswegs aus wahrem Eifer für das gemeine Beſte, ſondern bloß aus deren Eigennutz entſprungen ſei. Man könne nach reiflicher Ueberlegung wohl keine andere Ueberzeugung gewinnen, als daß weiland Wilhelm von Oranien bloß Verwirrung in allen Dingen beabſichtigt habe, ohne daß er je eine belagerte Stadt entſetzt habe. Ein gleiches gelte von den Franzoſen, über deren verrätheriſche Abſichten ja die Antwerpener ſelbſt das beſte Zeugniß ausſtellen könnten. Da es nun Gott gefallen habe, ſowohl Oranien als Anjou von dieſer Welt abzurufen, und anderſeits die Macht des Königs zu befeſtigen, ſo möchten die Bürger bei Zeiten auf ihre eigene Wohlfahrt wohl bedacht ſein; Farneſe ſelbſt könne nicht umhin, aus beſonderer Vorliebe für die Lande, wo er in ſeiner Jugend glückliche Tage verlebt habe, ſowohl Antwerpen, als auch die übrigen Städte und Provinzen insgemein, dringend zur Verſöhnung mit dem Könige aufzufordern, ſie möchten ihre Frauen und Kinder und ihr verlaſſenes Vaterland ernſtlich bedenken, ſie möchten ſich an die Ruhe und das Glück erinnern, das ſie früher unter der königlichen Herrſchaft genoſſen, und dagegen das äußerſte Verderben erwägen, dem das Land jetzt preisgegeben ſei, und wie die Noth von Tag zu Tag noch mehr zunehmen werde. Wiewohl der König, ihr angeborner Herr, ſchwer beleidigt worden, ſo überwiege doch ſeine Mildherzigkeit, und er biete ihnen ein völliges Vergeſſen und Vergeben alles Vorgefallenen an. Er (Farneſe) ſei mit Freuden bereit, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, und als ſolcher ſeine Pflichten gegen ſie treulich zu erfüllen. Würden jedoch die Bürger ſich hartnäckig zu weigern fortfahren, ſo verwahre er ſich hiemit im Voraus, daß man alles Blut der Schuldloſen, das vergoſſen werden, alles Unglück, das hierauf folgen möchte, nicht ihm zuzurechnen habe. Schließlich bitte er Gott, die Herzen derjenigen, welche in der Stadt den größten Einfluß ausüben, zu bewegen, und Alle in ſeinen heiligen Schutz zu nehmen.“ Am 23. November erhielt Farneſe aus Antwerpen darauf Antwort. Bürgermeiſter, Schöffen, Schatzmeiſter, Rentmeiſter und Rath von Antwerpen gaben hierauf, nach Uebereinkunft mit den anderen im „breden Rad“ verſammelten Mitgliedern und den Zünften, dem Prinzen von Parma „in aller Ehrerbietung“ zu erkennen, daß ſie in ſeiner Ermahnung einen Beweis ſeiner redlichen Abſichten wahrnähmen, um die Lande in einen beſſeren Zuſtand zn bringen. Sie bäten Se. Hoheit: glauben zu wollen, daß ſie den Krieg nicht freiwillig, oder etwa durch weiland den Prinzen von Oranien verleitet, begonnen hätten, ſondern lediglich durch die Tyrannei dazu gezwungen worden ſeien, welche man im Namen des Königs und unter dem Vorwande der Religion in den Landen ausgeübt habe. Sie könnten die Großmuth Sr. Hoheit nicht genug preiſen und dankten ihm ehrfurchtsvoll für ſeine angebotene Vermittlung, welche ſie gerne annehmen würden, wenn er ihnen die freie Uebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes zugeſtehen könnte, welche der vornähmlichſte Gegenſtand ſei, um welchen ſich Krieg oder Friede drehe. Sie wüßten jedoch, daß Se. Hoheit ihnen die Religionsfreiheit nicht gewähren könne, ja daß nicht einmal der König ſelbſt, der dem Papſt zu Rom und der ſpaniſchen Inquiſition unterworfen ſei, Macht dazu habe, ſeinen chriſtlichen Unterthanen das zu vergönnen, was ſogar der Papſt, ſo wie viele Fürſten Italiens, den Juden und Türken erlaubten. Von jeder Hoffnung abgeſchnitten, je eine ſolche dauernde Garantie des Friedens zu erlangen, ſähen ſie ſich denn jetzt durch dieſelbe Nothwendigkeit, welche ihnen die Waffen in die Hand gegeben, zur Fortſetzung des Krieges gezwungen. Nach zahlloſen vergeblichen und demüthigen Vorſtellungen, Proteſtationen und Bitten am ſpaniſchen Hofe, nach vielen eben ſo fruchtloſen Interceſſionen chriſtlicher Könige und Fürſten, hätten ſie denn endlich zum letzten Mittel ihre Zuflucht nehmen und ſich an einen auswärtigen Fürſten wenden müſſen, dieſer ſei, wie ſie Sr. Hoheit nicht verhehlen könnten, der König von Frankreich, der in ſeinem Lande alle Konfeſſionen in Friede und Ruhe nebeneinander dulde. Er habe ihnen ſo wie allen unirten Provinzen, auf ihre Vorſtellung, ſie unter ſeinen Schutz zu nehmen, denſelden zugeſagt, und es ſtünde demnach, ohne den gerechten Tadel der Leichtfertigkeit und des Undanks auf ſich zu laden, nicht mehr in ihrer Macht, ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, durch welche ihre Verbindlichkeiten gegen den König von Frankreich irgendwie beeinträchtigt würden. Außerdem hätten ſie ſich, als ein Mitglied der Union, eidlich verpflichtet, ſich ohne allgemeine Zuſtimmung ſämmtlicher unirter Provinzen in keine Verhandlung über einen Separatfrieden einzulaſſen. Aus dieſem Grunde hätten ſie denn auch das Schreiben Sr. Hoheit den unirten Provinzen, und mit deren Gutheißung, auch dem König von Frankreich mitzutheilen."

Wir wollen die genauere Auseinanderſetzung der eben erwähnten Verhältniſſe zu Frankreich einſtweilen noch verſchieben, und unſre Aufmerkſamkeit für jetzt fortwährend den Anſtalten zur Blokade Antwerpens widmen. Da die Vermittlungsverſuche Farneſe's unmöglich zu einem Reſultate führen konnten, (und zwar aus jenen Gründen, welche wir in der Antwort der Antwerpener kennen lernten), ſo fuhr Farneſe eben ſo eifrig fort, die Blokade Antwerpens zu vollenden, als ſich die Bewohner dieſer Stadt bei den Bundesgenoſſen, beſonders aber bei Holland und Seeland, um ſchleunige Hülfe bewarben; der wackere St. Aldegonde war unermüdlich für die Rettung der Stadt beſorgt. Er ſandte, noch im Dezember 1584 den tapfren Herrn von Teligny, welcher den Spaniern vor Antwerpen ſchon ſo manchen Abbruch gethan hatte, nach Seeland, um die Staaten dieſer Provinz zu einem Angriff gegen die ſpaniſchen Verſchanzungen auf dem Kouwenſteiniſchen Damme zu vereinigen. Leider aber gerieth Teligny in Farneſes Gefangenſchaft. Statt ſeiner kam ein anderer Abgeſandter Antwerpens, der Hauptmann Prop, nach Middelburg, wo die Staaten von Seeland verſammelt waren.

Sie beſchloſſen, auf den Rath des Grafen von Hohenlohe, den Entſatz Antwerpens.

Mittlerweile ließ ſich Farneſe durch den Herbſt nicht abhalten, ſeinen Brückenbau fortzuſetzen, und als der Winter eintrat, und die Schelde mit Eis ging, bemerkte er zu ſeiner nicht geringen Freude, wie ſein gewaltiges Pfahlwerk den Schollen Trotz bot. Als die Witterung wieder gelinder wurde, ließ Farneſe die Arbeiten wieder beginnen. Es galt nun nur noch, den freien Raum des Stromes zwiſchen den beiden Eſtacaden durch Schiffe auszufüllen und ſo war dann die Kommunikation zwiſchen beiden Scheldeufern für ihn vollends hergeſtellt. Zu dieſem Ende ließ Farneſe breite platte Fahrzeuge herbeibringen, welche man durch Ketten und Taue aneinander befeſtigte und von denen jedes durch zwei Anker gehalten wurde. So war nun die Brücke hergeſtellt, und zwar in der Weiſe, daß die beiden Enden derſelben dem Andrange der Wellen durch das kunſtreiche Pfahlwerk Widerſtand leiſten konnten, während die Mitte der Ebbe und Fluth nachgab. Das ganze Werk, ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt, war zugleich trefflich vertheidigt und mit Recht einer Feſtung vergleichbar. So befanden ſich auf jedem Schiffe (es waren deren 32) zwei Geſchütze nebſt 30 Soldaten und 4 Schiffleuten, auf den beiden Brückenköpfen und der Brücke ſelbſt im Ganzen 92 Geſchütze, ringsum drohte eine Menge von Kriegsſchiffen jeder Flotte, welche einen Angriff zu Waſſer wagen würde, während auf beiden Ufern des Stromes und auf den Deichen, die aus den Fluthen hervorragten, Fort an Fort, Schanze an Schanze, Batterie an Batterie ſtand, die die Schifffahrt auf dem Fahrwaſſer der Schelde beherrſchte und die Brücke vertheidigte. Zu dieſem letzteren Zwecke ſperrte der Kriegsbaumeiſter Barochio den Strom unterhalb der Brücke noch durch eine ſchwimmende Verſchanzung, welche aus einer Menge mit einander verbundener kleiner Fahrzeuge beſtand, die an ſchlaffen Ankertauen hingen, und vorne mit mächtigen eiſengeſpitzten Pfählen verſehen waren. Am 28. Februar 1585 ſah Farneſe ſein Werk vollendet und ſein ganzes Heer feierte dieß Ereigniß mit Jubel. In Antwerpen hatte man die Vollendung immer für unmöglich gehalten, und glaubte ſie auch jetzt kaum. Man ſandte deßhalb einen Kundſchafter aus, der ſich von der Wirklichkeit überzeugen ſollte. Dieſer wurde von den Spaniern ergriffen, auf Farneſes Geheiß überall umhergeführt und mit dem Auftrag nach Antwerpen zurückgeſchickt: „Gehe heim und melde denen, die dich hieher ſchickten, was du ſaheſt. Sage ihnen überdieß, daß Alexander Farneſe entweder über dieſe Brücke nach Antwerpen ziehen oder ſich unter ihren Trümmern begraben laſſen wird.“ Der Kundſchafter richtete dieſen Auftrag in Antwerpen aus und nun, da Farneſe denn wirklich die Zufuhr von Seeland aus unmöglich gemacht hatte, ergriff der Gedanke, wie unwahrſcheinlich jetzt die Rettung überhaupt ſei, jedes Herz in Antwerpen mit furchtbarer Gewalt.

Farneſe hatte indeſſen, ſo ſehr ihn die Belagerung Antwerpens vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, doch auch die übrigen Plätze fortwährend keinesweges aus den Augen gelaſſen, und ſo namentlich die Einnahme Brüſſels, als der Hauptſtadt von Brabant, deren Fall die Unterwerfung dieſer Provinz vollenden und ihm bei ſeinen Unternehmungen gegen Antwerpen ein neues Gewicht in die Wagſchale werfen mußte. Während nun alle Blicke vornähmlich auf Antwerpen gerichtet waren, unterhielt Farneſe die Blokade Brüſſels unausgeſetzt ſeit dem Juli 1584 bis zum März 1585. Seit dem Falle Vilvoordens war die Zufuhr für Brüſſel abgeſchnitten und dieſe volkreiche Stadt war immer mehr einem drückenden Mangel preisgegeben. Man hatte vergeblich verſchiedene Anſtalten dagegen zu treffen verſucht, und unter Andern die ärmeren Bewohner aus der Stadt entfernt. So wie dieſe Unglücklichen vor die Thore kamen, trafen ſie auf feindliche Truppen, welche mit ihnen grauſamen Muthwillen trieben. Nicht genug, daß ſie die Männer hinrichteten, ſchnitten ſie den Frauen die Röcke ab, mißhandelten die Greiſe, verhöhnten beide und trieben ſie ſo wieder gegen die Stadt zurück, wo die Wohlhabenderen unter der Bevölkerung ſie wieder aufnehmen mußten. Als nun in Brüſſel der Hunger zu wüthen begann, blieben auch alle jene Gräuel, welche derſelbe zu erzeugen pflegt, nicht lange aus. So erzählt man ſich, daß eine Mutter ſich ſelbſt und ihre Kinder vergiftet habe, um dieſe nicht Hungers ſterben ſehen zu müſſen, und einem gleichen Looſe zu erliegen. Als nun dieſe gräßliche Plage immer noch zunahm und von keiner Seite her mehr Rettung zu erwarten war (denn die holländiſchen Truppen wurden im Norden durch die Fortſchritte der Spanier hinlänglich beſchäftigt) ſah ſich **Brüſſel** endlich in die Nothwendigkeit verſetzt, mit Farneſe in Unterhandlungen zu treten. Am 10. März 1585 kam der Abſchluß zu Stande. **Farneſe** blieb ſeinem Syſtem, das er bisher beobachtet hatte, auch hier getreu. Die Beſatzung erhielt freien Abzug; die Proteſtanten durften (wie zu Gent) noch zwei Jahre lang in der Stadt bleiben, um ihre Angelegenheiten gehörig zu beſchicken, vorausgeſetzt, daß ſie ſich ruhig verhielten und den Katholiken kein Aergerniß gaben. Zugleich erklärte Farneſe, daß er bereit ſei, ſich unter gleichen Bedingungen auch mit den Städten **Antwerpen**, **Bergen-op-Zoom**, **Mecheln**, und mehreren anderen zu vergleichen. Die Uebergabe Brüſſels bezeichnet indeſſen einen wichtigen Wendepunkt in den politiſchen Verhandlungen der unirten Staaten.

Wir halten jenen Wendepunkt feſt, indem wir die Verhandlungen ſelbſt hier nachholen.

Der Verluſt des größten Theils von Flandern und die äußerſte Gefahr, in welcher Brabant ſtand, hatten nämlich die unirten Staaten zu einem Entſchluſſe gebracht, auf welchen wir bereits früher hindeuteten, und deſſen Ausführung in jener Erwiederung Antwerpens an Farneſe deutlich ausgeſprochen war. Schon kurze Zeit nach Anjous Tode hatten nämlich die Generalſtaaten die Herrn von la Mouillerie und Aſſeliers nach Frankreich geſchickt und dem Könige Heinrich III. die Herrſchaft über die Niederlande unter denſelben Bedingungen, welche ſein Bruder Anjou eingegangen, antragen laſſen. Nach Oraniens Tode wurde das Anſuchen erneuert und der König insbeſondere gebeten, den Niederlanden einen Oberſten zu ſenden, welcher die Stelle Oraniens einnehmen könne. Zudem ſchien jetzt der Anſtand weggefallen zu ſein, welcher früher obgewaltet hatte, nämlich das Souverainetätsrecht Oraniens auf Holland und Seeland; man ſetzte voraus, daß ſich dieſe beiden Provinzen dem König nunmehr wohl unterwerfen würden. Die niederländiſchen Geſandten hatten ſich bei ihrer Audienz bei der Königin Mutter Katharina einer ehrenvollen und beſonders freundlichen Aufnahme zu erfreuen. Man bedeutete ihnen, daß ihnen der König durch ſeinen Geſandten Pruneaux ſeine Meinung mittheilen würde.*) Nun ſuchten die dadurch ermuthigten niederländiſchen Geſandten eine ſchleunige Truppenhülfe zum Entſatz Antwerpens (und des damals noch belagerten Gent) zu erlangen; doch dieſe Hoffnung trog ſie, und ſie kehrten im Auguſt 1584 unverrichteter Dinge zurück. Der genannte Prüneaux war jedoch mit ihnen nach Holland gereiſt und erklärte (am 22. Auguſt 1584) in der Verſammlung der Staaten, er ſei gekommen, um die Bedingungen zu erfahren, unter welchen ſich die Niederlande dem Schutz und der Oberherrſchaft ſeines Herrn, des Königs, unterwerfen wollten. Als man ſich nun in der Verſammlung über die Sache überhaupt berieth, waren die Meinungen der verſchiedenen Provinzen ſehr ungleich. Brabant erklärte ſich bereit, dem König von Frankreich die herzogliche Würde und Landesherrlichkeit zu über-

---

*) Capefigue theilt in ſeiner histoire de la réforme, de ligue et du regne de Henri IV. (t. IV. p. 186 et 187) folgendes intereſſante Aktenſtück mit, woraus die Abſichten Heinrichs III. hervorgehen. „Instruction au sieur Des Primeaux pour traiter au nom du roy avec les Estats-Généraux des Provinces-Unies" (v. 31. Juli 1584). — „D'abord ledict sieur dira auxdicts Estats l'infini regret que Sa Majesté ressent de l'accident pitoyable arrivé à M. le prince d'Orange, d'autant qu'il avoit tousjours esté un bon et sage di-

---

recteur de leurs affaires et qu'ils ne peuvent que ressentir beaucoup de dommages de la perte d'un tel chef; il les louera aussi grandement de ce qu'ils desmontrent n'avoir pour cet accident perdu le courage, mais vouloir aussi courageusement soutenir leur cause que auparavant. Et pour ce que la proposition qui est faicte de plusieurs choses par lesdicts des Estats, n'est pas de petite importance, Sa Majesté avant de se résouldre donne en charge à M. Des Primeaux de sçavoir à quelles conditions ils desirent de se remettre entre ses bras et luy rendre obéissance en estant par elle embrassés et secourus selon qu'ils l'en requièrent. Et quand il aura esté de ce bien informé par asseurance qu'il en retirera d'eux par escrit en forme probante, M. Des Primeaux s'informera si les Provinces-Unies et les principales villes d'icelles auront mesme volonté et intention, et en tirera aussi un escrit en forme probante. S'enquerra soigneusement ledict sieur si par la mort de M. le prince d'Orange il n'est point survenu de refroidissement en plusieurs qui se voyent despourvus d'un si prudent chef, perdant courage de continuer la guerre et ont volonté et intention de se réconcilier avec le roy catholique. Et M. Des Primeaux dira et asseurera auxdicts Estats-Généraux que, après que Sa Majesté sera esclaircie de ce qu'elle desire sçavoir de cette affaire, elle les résoudra au plus tost que faire se pourra de sa volonté et intention sur leurs offres, et le fera avec toute la sincerité, candeur et franchise avec laquelle elle use en tous ses desportemens.

tragen, wenn er ſich zur Erhaltung der Religionsfreiheit und der alten Landesprivilegien verpflichtete, Flandern und Mecheln traten Brabant bei. Holland und Seeland wollten dagegen erſt jene beſonderen Aufträge hören, welche der franzöſiſche Geſandte (wie er ſich geäußert) an ſie hatte. Andere Anſichten, und zwar meiſtens vorſorgliche oder zurückziehende auf die Entſchließung der übrigen Bundesgenoſſen, hatten die übrigen Bundesgenoſſen. In Bezug auf Holland und Seeland betraf nun der Hauptpunkt der beſonderen Inſtruktion des franzöſiſchen Geſandten die Forderung des Königs, daß er von beiden Provinzen nicht als bloßer Schirmherr, ſondern als Oberherr anerkannt werde. Dieſe Forderung war zu wichtig, als daß man ſich alſogleich darüber hätte entſcheiden können; es wurden deßhalb alle Mitglieder des Adels, ſelbſt die jüngeren Söhne, zu einer Berathung im Oktober berufen, zu welcher denn auch die Gemächtigten aller Städte die Beſchlüſſe ihrer „Vroedſchappen‘ einzubringen hatten, und außerdem heiſchte man die Gutachten des Hohen Raths, des Hofes von Holland und der Rechnungskammer. Während dieſer Zeit bereiſte der franzöſiſche Geſandte Prüneaux die verſchiedenen Städte Hollands, betheuerte den Regierungen derſelben die Neigung Heinrichs III. zu den Niederlanden und ſuchte jene zu dem Beſchluß zu überreden, daß man dem König die Herrſchaft anbiete. Gleichwohl zweifelte man hie und da, ob es dem König von Frankreich wirklich ſo ſehr um die Herrſchaft über die Niederlande zu thun ſei, oder ob er nicht etwa bloß eine Verbindung derſelben mit der Krone England zu verhindern ſuche.

Man hatte auch in der That Unterhandlungen mit England angeknüpft, zuerſt von Seiten Brabants, dann unmittelbar nach der Ankunft des franzöſiſchen Geſandten, auch von

Seiten der Generalſtaaten, ſo wie von Seiten Hollands insbeſondere, wo der Advokat Paul Buis ein entſchiedener Gegner der franzöſiſchen Parthei war, auch Prinz Moritz und die Stadt Gouda gehörten zur Oppoſition gegen dieſelbe. Brabant hatte zu jenem Ende den früheren Hochbaljuw von Brügge, Jakob de Gryze, die Generalſtaaten hatten Joachim Ortel, dem Holland noch beſondere Aufträge an die Königin Eliſabeth mitgab, nach England geſchickt. Man bat Eliſabeth um eine ſchleunige Hülfe von 6000 Mann Fußvolks und 300 Reiter ſo wie um 3000 Centner Pulver, wofür man ihr Schuldbriefe ausſtellen wollte. Dies galt jedoch der Königin nicht als genügende Sicherheit, und ſie erklärte dagegen, eine ſo bedeutende Truppenzahl nicht in der Nähe des Winters abſenden zu können. Zum Beweiſe ihres Wohlwollens aber wolle ſie Geſandte nach Boulogne ſchicken, wohin auch die Staaten Abgeordnete ſchicken möchten, um ſich mit ihr zu einigen, wenn die Unterhandlung mit Frankreich nicht zum Abſchluß kommen ſollte. In Bezug auf den beſonderen Antrag Hollands erklärte Eliſabeth in einer geheimen Unterredung mit Joachim Ortel: „Sie wolle eine beträchtliche Heeresmacht unter einem trefflichen Feldherrn ſenden, wenn man ihr, zur Verſicherung, die Beſetzung einiger feſter Plätze einräume.“ In Folge dieſer Erklärungen ließ man von Seiten der Staaten die Unterhandlung mit England vor der Hand fallen, und nahm die mit Frankreich eifriger auf. Um ſo ſtärker erhob ſich dawider die Oppoſition in Holland. Die Motive, welche Prinz Moritz dabei hatte, als er rieth, man möchte die Unterhandlung mit Frankreich nicht allzuſehr beſchleunigen, waren unſchwer zu erkennen. Moritz erinnerte nämlich die Staaten von Holland, „wie weit man mit ſeinem Vater in Betreff der Uebertragung der Grafenwürde bereits gekommen ſei,“ und bat: „bei der Unterhandlung mit Frankreich ihn und ſein Haus nicht vergeſſen zu wollen.“ Am ſchönſten und kräftigſten ſprach ſich, außer Amſterdam und Monnikendam, die Stadt Gouda gegen die Verbindung mit Frankreich in einem Aufſatze aus, der bei der Verſammlung eingereicht wurde. Wir können nicht umhin, hier einige weſentliche Punkte dieſer „Reſolution Goudas“ (vom 23. September 1584) *) mitzutheilen, einer der intereſſanteſten Urkunden jener Zeit, worin ſich politiſcher Scharfblick mit ächt nationaler Geſinnung auf's Schönſte verbindet. „Nur drei Wege gibt es“ (ſo hieß es zu Anfang jener Reſolution) „um zu einem Ende des unheilvollen Krieges zu kommen; entweder 1) einen Vertrag mit dem König von Spanien (den Weg der Knechtſchaft) oder 2) mit eigener Waffenmacht die Sache durchzuführen, oder 3) von einer fremden Macht Beiſtand zu erlangen. Das zweite Mittel iſt ſchwierig, und doch bleibt wohl kein andres übrig, wenn das dritte unſtatthaft iſt. Was nun eine Vereinigung mit Frankreich betrifft, ſo beſitzt König Heinrich III. allerdings eine Macht, welche groß genug wäre, um die Niederlande zu beſchützen: aber iſt es nicht wichtiger, lieber die Lauterkeit des Willens als die Größe der Macht in Anſchlag zu bringen? An wen ſollten wir uns wohl wenden, wenn der König, nachdem wir uns mit ihm geeinigt, jene Macht benützen würde, um uns die Freiheit zu rauben?“ Der Verlauf der Gouda'ſchen Reſolution enthielt eine treffliche Charakteriſtik Heinrichs III., mit Beziehung aller ſeiner Grundſätze auf ſein ganzes Geſchlecht, eine ſcharfe Kritik der franzöſiſchen Politik **) eine hiſtoriſch begründete Darlegung, wie wenig man in Bezug auf religiöſe und bürgerliche Freiheit von derſelben zu erwarten habe. Die Reſolution entkräftete ferner die Berufung der Franzoſenfreunde auf Oraniens Sympathie für Frankreich auf's Einfachſte durch die Hinweiſung auf die traurigen Folgen derſelben für die Niederlande wie für deſſen eigenes Anſehen, — wolle man ſich jedoch durchaus auf Oraniens Beiſpiel berufen, nun gut, ſo möge man auch nicht vergeſſen, daß dieſer weiſe Staatsmann, nicht aus Herrſchſucht, ſondern aus gerechtem Bedenken, Holland und Seeland der Herrſchaft Anjous nicht habe unterwerfen wollen. Ganz richtig war ſodann der faule Fleck der damaligen franzöſiſchen Politik aus Licht gehoben, „daß Heinrich III., zu der Alternative gedrängt, entweder die Niederländer oder Spanier zu hintergehen,“ (er war freilich immer ſelbſt der Hintergangene, wenn auch nicht von den Erſteren) lieber die Niederländer als Spanien betrügen werde; und „wenn er ſich“ hieß es, „auch wirklich mit uns verbindet, ſo enthebt ihn der für heilig geltende Grundſatz, daß man Ketzern keine Treue zu halten brauche, jeder Verpflichtung gegen uns.“ Schlagend war nun dargethan, wie die franzöſiſche Politik, ungeachtet aller momentanen Reibungen mit Spanien, dennoch im Weſentlichen deſſen despotiſche Grundſätze gegen Religions- und bürgerliche Freiheit praktiſch ausgeübt habe. „Es gewähre keine genügende Garantie, die Bedingungen ſo ſcharf als möglich abzugränzen; denn wenn der König ſich auch ſolchen unterwürfe, ſo ſtehe es dann noch immer in Frage, ob er ſie auch redlich halten würde; man möge nur an Anjous Vorbild denken!“ „Außerdem ließe ſich, ſelbſt im günſtigſten Falle, noch eine andre ſchlimme Möglichkeit denken, nämlich die, daß uns Heinrich III., wenn er unſre Geldmittel gehörig ausgeſchöpft habe, verlaſſe und Spanien preisgebe.“ „Sind“ (ſo hieß es ferner) „Brabant und Flandern ſo aufs Aeußerſte gebracht, daß ſie aus Verzweiflung zu einem ſolchen letzten Mittel greifen zu müſſen glauben, — ſollen dann auch wir uns ins Verderben mitfortreißen laſſen? Und bedenken dieſe bedrängten Städte, wie Brüſſel und Mecheln, denn nicht, daß, auch im Fall einer Verbindung mit Frankreich, die franzöſiſche Hülfe für ihre Rettung leicht zu ſpät kommen möchte? Der franzöſiſche Geſandte ſelbſt erwähnte etwas dergleichen! Hier in Holland haben wir uns mit eigener Macht, war ſie auch noch ſo klein, gegen Spaniens Andrang vertheidigt und ſtandhaft ausgehalten. Dieſe moraliſche Kraft iſt noch immer vorhanden, und daher bleibt von jenen zu Anfang erwähnten drei Wegen der zweite für den Augenblick und ſo lange der heilſamſte, bis man Hoffnung auf eine beſſere Hülfe von außen bekommt. „Wir ſelbſt“ (die von Gouda) „werden die Erſten ſein, uns einem Fürſten anzuſchließen, von deſſen Geſinnungen eine Bürgſchaft für Erhaltung der Nationalität und Freiheit zu erwarten ſteht“ (es ſcheint unzweifelhaft, daß man von Seiten Goudas hiebei die proteſtantiſche Eliſabeth von England im Auge hatte, aber nicht als Landesherrin, ſondern nur als Beſchützerin, wie wir ſpäter ſehen werden); „ja wir würden uns auch an Frankreich gerne anſchließen, wenn wir nicht ſo durch und durch von der Triſtigkeit der Gegengründe überzeugt wären.“

---

*) Vollſtändig bei Bor XIX. Buch ff. 28–32.

**) Kurzer und treffend hatte ſie Philipp II. bezeichnet: „La foi est désormais incompatible avec cette maison de Valois.“ (Vergl. Capefigue histoire de la reforme, de la ligue etc. chap. 58.

Ungeachtet dieſer kraftigen patriotiſchen Oppoſition faßten jedoch die Mitglieder der Staaten von Holland in der Mehrzahl (im Oktober 1584) den Beſchluß: „Frankreich und England um eine gemeinſchaftliche Beſchützung der Niederlande zu bitten, und, wenn Heinrich III. auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen wolle, ihm dann unter Bedingungen, welche die vereinigten Provinzen entwerfen würden, die Herrſchaft zu übertragen, jedoch mit Wiſſen und Willen der Königin von England.“ Nun gaben auch Amſterdam und Monnikendam die Oppoſition auf und traten der Stimmenmehrheit bei. Gouda blieb ſtandhaft; Paul Buis legte aus Verdruß ſeine Stelle als Advokat von Holland nieder. Auch bei der Verſammlung der Generalſtaaten ging der Beſchluß, Heinrich III. die Oberherrſchaft über die Niederlande zu übertragen (mit Oppoſition Over-Iſſels) durch; und man berieth ſich nun eifrig über die jenem Könige vorzulegenden und von ihm anzunehmenden Bedingungen, ſowie über die Wahl der Geſandten, welche ſich zu jenem Zwecke nach Frankreich begeben ſollten. Fein und gewandt wie immer benahm ſich dabei die Königin Eliſabeth. Sie ſchickte noch im Dezember 1584 Robert Davidſon nach Holland, und ließ den Staaten erklären, wie gerne ſie, in Gemeinſchaft mit Frankreich, die Beſchützung der Niederlande über ſich genommen haben würde. Indeſſen habe ſich Heinrich III. dazu nicht bewegen laſſen. Gleichwohl ſei ſie auch ſo noch immer bereit, dem Lande beizuſtehen, zu welchem Ende Davidſon perſönlich deſſen gegenwärtigen Zuſtand kennen lernen ſolle. Uebrigens ſei ſie weit entfernt, daran zu denken, ſich in die Souverainetätsverhältniſſe zu miſchen.“ Eliſabeth wollte die Fäden nicht ganz aus der Hand laſſen; denn, wenn ſie vielleicht berechnen mochte, daß die Unterhandlungen der Staaten mit Frankreich über kurz oder lang doch an den vorhandenen tieferliegenden Gegenſätzen ſcheitern würden, ſo lag es um ſo mehr in ihrem Intereſſe, den Niederlanden eine Ausſicht offen zu halten.

Im Januar 1585 begab ſich die niederländiſche Geſandtſchaft zu Schiff (über Boulogne) nach Frankreich. Sie beſtand aus dem berühmten Kanzler Elbert Leoninus, Johann van Gent, Herr von Ove, und Gerhard Voet aus Geldern, — Richard van Merode, Johann Hinkaart, und dem Penſionair von Brüſſel Kornelius Aarſens, aus Brabant, — Noel van Karon aus Flandern (für Oſtende und Sluis), — Arend van Dorp und Jakob Valke aus Holland und Seeland, — Johann Rengers und Amelis van Amſtel von Mynden aus Utrecht, — Jelger Feitsma und Heſſel Aisma aus Friesland, — für Mecheln kamen (außer den Geſandten für Brabant) Anton von Lalaing (Herr de la Mouillerie) und Quintin Taffyn, Herr de la Pré; Geheimſchreiber war Levyn Kalvart. Wenn man bedenkt, welchen großen Einfluß Spanien damals, auf diplomatiſchem Wege ſowie auf dem der Spionerie und Beſtechung, auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs ausübte, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß es der ſpaniſche Geſandte, Don Bernhardin de Mendoza, an Gegenminen nicht fehlen ließ. Indeſſen: Philipp II. ſelbſt hatte durch ſeine jüngſten Schritte, namentlich durch ſeine förmliche Verbindung mit der Ligue (am 31. Dezember 1584) worin er den Kardinal von Bourbon als rechtmäßigen Thronerben Frankreichs anerkannte,*) den ſchwachen Heinrich III. zu einer Art Demonſtration gleichſam herausgefordert, ſo daß dieſer, auf Mendozas Antrag: „den Niederländern, welche als Rebellen die Ehre einer Audienz nicht verdienten, eine ſolche zu verweigern,“ entgegnete: „er betrachte ſie als Bedrängte, welche in Frankreich Hülfe ſuchten, und ſeit alten Zeiten habe es hier für ehrenvoll gegolten, Unterdrückten, ſeien es Fürſten oder Unterthanen, mitleidig zu begegnen.“ Am 13. Februar 1585 gab Heinrich III. den Geſandten Audienz, vernahm den Vortrag des Kanzlers Leoninus und befahl, die Bedingungen ſchriftlich einzugeben.

Dieſe Bedingungen nun waren bei weitem nicht ſo ſtreng gezogen als jene, welche man 1580 dem Herzog von Anjou vorgelegt hatte. Da man ſich einmal, durch die augenblickliche Verlegenheit gedrängt, von übertriebenen Vorſtellungen einer hoffnungsloſen Zukunft zu dem bedenklichen Schritte hatte hinreiſſen laſſen, die Herrſchaft der Niederlande dem König von Frankreich zu übertragen, da man einmal eine Hauptbedingung in jenem Vertrage mit Anjou aufgegeben hatte (nämlich die Integrität der Niederlande), ſo führte dies zu weiteren Konſequenzen, welche im Gegenſatz zu jenem Vertrage demüthigend erſcheinen. Heinrich's III. Stelz nahm hiebei in demſelben Verhältniß zu, wie die Staaten ihm nachgaben. Ohne Zweifel würden ſie noch mehr nachgegeben haben, wäre nicht glücklicherweiſe Heinreich III. noch bei Zeiten — zurückgetreten. Die anfänglichen Bedingungen lauteten: — „der reformirte Gottesdienſt ſollte in Kraft bleiben und kein anderer eingeführt werden; der König von Frankreich ſollte den Niederlanden einen proteſtantiſchen Generalgouverneur ſenden, welchem er einen Rath zur Seite ſtellen ſolle, der aus proteſtantiſchen Niederländern beſtehen, und den Staaten genehm ſein müſſe; Ausländer und Katholiken ſollten weder als ſtädtiſche Obrigkeiten noch als Richter angeſtellt werden, und endlich ſollten die Provinzialſtaaten das Recht haben, ſich ohne Einberufung und ſo oft ſie wollten, zu verſammeln.“ Alle dieſe Bedingungen waren dem König ſo anſtößig, daß man ſie endlich ſo modificiren mußte: „der König nimmt die vereinigten Niederlande, Brabant, Geldern, Flandern, Holland, Seeland, Friesland, Zütphen, Utrecht und Mecheln in der Weiſe an, wie ſie Kaiſer Karl V. beſaß; und verpflichtet ſich, ihre Privilegien zu erhalten, ſowie dazu, ſie gegen jeden Feind, beſonders aber gegen Spanien zu beſchützen, die Niederlande ſollen Frankreich einverleibt werden. (Wie ſehr hatte man ſich Anjou gegenüber dawider geſträubt!) Der reformirte Gottesdienſt ſoll für die Landſaſſen auf dem bisherigen Fuß bleiben, ohne Glaubensunterſuchung. Der König gibt den vereinigten Niederlanden einen Prinzen von Geblüt zum Statthalter benebſt einem Staatsrath, welcher zu zwei Dritttheilen aus gebornen Niederländern, zum Reſt aus Franzoſen und andern Ausländern beſtehe, „wobei man Se. Majeſtät unterthänigſt bitte, hiezu ſolche Perſonen zu erwählen, welche den Staaten angenehm ſeien.“ Es möge dem König gefallen, die bisherigen Provinzialſtatthalter in ihren Würden zu belaſſen und erledigte Statthalterſchaften mit Männern zu beſetzen, die den Provinzen anſtehen. Mit Ausnahme des Falles der dringenden Noth habe der König ohne Gutheißen der Provinzialſtaaten keine Beſatzungen (jedenfalls keine fremden) in die Städte zu legen, keine neuen Citadellen zu erbauen, noch alte herzuſtellen. Die Provinzialſtaaten ſollten denn nicht bloß nach ihrem Belieben zuſammenkommen dürfen.“ Außerdem wollte ſich der König nicht recht zu den von den Staaten beantragten Vergütungen für das Haus Naſſau-Oranien verſtehen. Kurz: Heinrich III. ließ es die Niederlande ziemlich fühlen, das ſie als Bittende zu ihm gekommen ſeien; es ſchien, als ob er Anjous Manen eine glänzende Genugthuung habe bereiten wollen, und man kann nur mit Mißvergnügen die allzugroße Geſchmeidigkeit beobachten, mit welcher ſich die Geſandten in alle jene Forderungen fügten. Ja, man iſt kaum im Stande zu begreifen, wie eine Nation, welche durch Kampf und Leiden zum Bewußtſein gekommen, nun im Begriffe iſt, alle ihre theuren Errungenſchaften, bloß aus Erbitterung gegen den früheren Herrſcher, in die Schanze zu ſchlagen und einen Despotismus für den andern einzutauſchen.

---

*) Er correſpondirte eifrig mit dem Herzog von Guiſe, dem Haupt der Ligue, der unter dem Namen „Mucius“ gemeint war. Vergl. Capefigue.

Die Charakterloſigkeit Heinrichs III. mußte zu Gunſten der Niederländer ins Mittel treten! Zwei Umſtände vereinigten ſich, um dieſen König aus der Faſſung zu bringen und zu beſtimmen, daß er plötzlich alle Verhandlungen mit den Niederlanden abſchnitt. Die gegen den König gerichtete Macht der Ligue nahm unter ſpaniſchem Schutz und Einfluß immer bedrohlicher zu: Heinrich III. gab es auf, ihr und Spanien zu trotzen; er wollte ihr lieber die proteſtantiſche Parthei, damals noch ſeine einzige Stütze, opfern, um ſich zu retten. Er hatte eigentlich gar keinen eigenen Willen; die Verhältniſſe, trieben ihn hin und wieder, und er überließ ſich den Menſchen, welche die Verhältniſſe geſchickt und kräftig leiteten. Der ſpaniſche Geſandte ſpielte hiebei keine unbedeutende Rolle, und das ſpaniſche Intereſſe trug über Heinrich III. deßhalb den Sieg davon, weil er ſich vor Spaniens Macht hinlänglich fürchtete. Dieſe Furcht wurde durch die Uebergabe Brüſſels an Alexander Farneſe (10. März 1585) noch mehr beſtätigt. Es liegt außerhalb der Gränzen unſerer Aufgabe, uns mit den intereſſanten Details zu beſchäftigen, welche den Charakter Heinrichs III. während der Ebbe und Fluth von diplomatiſchen Intriguen im rechten Lichte erkennen laſſen. Wir wollen hier bloß das Reſultat geben, welches die Niederlande damals mit nicht geringer Beſtürzung erfüllte, obwohl es ihnen, wie ſie erſt ſpäter erkannten, zum Heile gereichte. Heinrich III. ließ denn plötzlich den niederländiſchen Geſandten anzeigen: „er ſehe ſich jetzt außer Stande geſetzt, den Provinzen nachdrücklich beizuſtehen.“ Die niederländiſchen Geſandten hatten hierauf noch mehre Verſuche gemacht, wenigſtens irgend einige Hülfe, ſei es an Geld oder Truppen, zu erlangen; und als bei dem König jeder ſolcher Verſuch vergeblich geweſen, hatten ſie ſich an die entgegengeſetzte hugenottiſche Parthei (den König von Navarra und Condé) gewandt, aber ebenſo fruchtlos. Da verabſchiedeten ſie ſich denn (am 17. März) bei Heinrich III. und der Königin Mutter. Die große Tragikomödie wurde mit demſelben Anſtrich von Ernſthaftigkeit beſchloſſen, als man ſie begonnen und durchgeſpielt hatte.

Nun trat jener Fall ein, welchen Eliſabeth von England wohl vorhergeſehen haben mochte; daß ſich nämlich die Staaten aufs Neue an ſie wendeten. Die nächſte Veranlaſſung dazu fanden die Letzteren in Eliſabeths Benehmen ſelbſt. Faſt unmittelbar darauf, nachdem die zurückgekehrten Geſandten ihren Kommittenten über die Erfolgloſigkeit der Unterhandlungen mit Frankreich Bericht erſtattet hatten, legte Jakob de Gryze den Generalſtaaten ein Schreiben der Königin Eliſabeth vor, worin dieſe ſich äußerte, daß ihre Fürſorge für die Provinzen eher zu- als abgenommen habe; ihr Geſandter Davidſon beſtärkte ausdrücklich die Hoffnungen, welche man darauf bauen konnte. Man war jedoch noch unentſchloſſen, ob man der Königin die Oberherrſchaft über die Niederlande anbieten oder ſie bloß um ihren immerwährenden Schutz erſuchen ſollte. In Holland entſchied man ſich für das Erſtere; Gouda willigte jedoch bloß darein, daß man Eliſabeth um ihren Beiſtand erſuche, keineswegs aber ihr die Oberherrſchaft übertrage. Die ganze Sache verzog ſich bis zum Juni 1585, bis Seeland und die übrigen Provinzen den Beſchlüſſen Hollands beitraten, und ihre Geſandten nach London ſchickten. Letztere waren Jakob de Gryze für Brabant, Rutgert van Haarholte — für Geldern, Noel van Karon für Flandern, Johann van der Does und die Penſionäre von Dordrecht, Rotterdam und Enkhuizen, Jooſt van Menyn, Johann van Oldenbarneveld und Franz Maalzon — für Holland, Jakob Valke für Seeland, Paul Buis für Utrecht, Jelger

Feitsma, Heſſel Aisma und Laas Jongema für Friesland. Sie kamen am 6. Juli (1585) in London an und erhielten am 9. eine Audienz bei Eliſabeth. Menyn, welcher das Wort führte, trug ihr die Oberherrſchaft über die Niederlande an, aber die kluge Fürſtin lehnte dieſelbe nach kurzer Berathung ab. Auch das Bündniß zu immerwährendem Schutz, wozu die Geſandten, ihrem ferneren Auftrage gemäß, die Königin hierauf einluden, wies ſie von der Hand. Nun traten denn die Geſandten in Unterhandlung über einen Beiſtand für die Dauer des Krieges. Darauf ging Eliſabeth ein, doch bewilligte ſie den Niederlanden nicht die volle Zahl der gewünſchten Truppen (10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde) ſondern bloß 4000 Mann zu Fuß und 400 Reiter. Dafür räumte man ihr die feſten Plätze Vlieſſingen und Rammekens in Seeland und den Briel in Holland ein, zum Pfande für die Zurückbezahlung der Koſten. Dieſe Plätze ſollten von engliſchen Truppen beſetzt werden, ohne daß jedoch England irgend einen Einfluß auf die Regierung derſelben habe; Offiziere und Soldaten der Hülfstruppen hatten der Königin und den Generalſtaaten den Eid der Treue zu ſchwören. Die Königin ſollte zum Befehlshaber über die Hülfstruppen einen Statthalter in die Niederlande ſchicken, neben welchem der dortige Staatsrath in voller Unabhängigkeit beſtünde; jener Statthalter, die Kommandanten der verpfändeten Städte und noch zwei andre Engländer ſollten Mitglieder des Staatsrathes ſein. Der dieſe und mehre andere Punkte feſtſtellende Vertrag wurde erſt am 2. Oktober 1585 durch die Generalſtaaten bekräftigt. Wir werden im erſten Kapitel des nächſten Buches die Folgen dieſes engliſchen Bündniſſes auf die innere Entwickelung in den nördlichen Provinzen kennen lernen.

Bevor wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit der Belagerung

Antwerpens wieder zuwenden, welche dieſelbe am meiſten in Anſpruch nimmt, wollen wir in gedrängter Kürze den Verlauf der Kriegsereigniſſe im Jahre 1585 darſtellen; die Reſultate waren im Ganzen zum Nachtheil der freien Provinzen.

Im Januar 1585 hatten die Truppen der Staaten, unter dem Hauptmann Julian van Kleerhage, einen Anſchlag auf Herzogenbuſch gemacht, welcher jedoch durch einen Zufall mißglückte, und wobei Jene 400 Mann einbüßten. Friesland war durch die königlichen Truppen in große Verlegenheit gebracht; der tapfre Verdugo fiel dort im Februar in Schooterbuurum ein, wogegen die kühnen und gewaltigen Frieſen in die Marne brachen. Gleichwohl blickte man in Friesland, trotz aller Noth und Gefahr, friſchen Auges in die Zukunft; und, wie einſt zu Leyden inmitten aller Bedrängniſſe der Nation, ſo erhob ſich jetzt zu Franeker plötzlich eine hohe Schule, geſtiftet durch die Staaten von Friesland und den trefflichen Statthalter, den Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau. — In der Veluwe bemeiſterten ſich die Truppen der königlichen Parthei mehrer Forts und der Oberſt Johann Baptiſt Taſſis machte in der Folge dort immer größere Fortſchritte. Wichtiger aber als dies war die Ausſöhnung Zütphens mit dem König von Spanien (im Februar). — Im März traten Nymwegen (am 16.) und Doesburg (am 30.) zur königlichen Parthei über, und zwar in beiden Städten durch die Operationen des katholiſchen Theils der Bewohner. Gegen ſolche Erfolge der königlichen Parthei kamen die Vortheile der Staaten nur wenig in Betracht; — am geringſten war der des Statthalters Grafen von Nieuwenaar, welcher die Stadt Neuß überraſchte. Hier ſehen wir nun plötzlich, wie der Krieg auf ein anderes Terrain verpflanzt wird. Es war die Streitſache des proteſtantiſch gewordenen Erzbiſchofs von Köln, Gebhard Truchſeß, welcher die Verwickelung herbeiführte. Die Liebe zur ſchönen Grafin Agnes von Mansfeld hatte den Erzbiſchof zu jenem Schritte bewogen; und, den reichsgeſetzlichen Beſtimmungen zuwider, hatte er ſein Erzbisthum als proteſtantiſcher Reichsfürſt zu behaupten geſucht. Das Kapitel konnte ſich damit unmöglich einverſtanden erklären, wenn anders durch eine ſolche offenbare Uebertretung des Rechtszuſtandes nicht aller Anarchie Thür und Thor geöffnet werden ſollte. So war denn Herzog Ernſt von Baiern zum Erzbiſchof und Churfürſten von Köln erwählt worden, und da ſich Gebhard Truchſeß nicht fügen wollte, kam es zur Entſcheidung durch Waffengewalt, welche für den Letzteren übel ausſchlug. Er flüchtete ſich nach Holland, wo man natürlich die Parthei des Glaubensgenoſſen ergriff. Der Anſchlag Nieuwenaars auf Neuß geſchah im Mai 1585. Wichtiger war für die Staaten der Uebertritt des kühnen Partheigängers Martin Schenk aus den königlichen Dienſten in die ihrigen; er erhielt den Titel eines Generallieutenants des Grafen von Nieuwenaar, (Statthalters von Geldern) und ein monatliches Gehalt von 1000 Herrengulden. Kurz darnach fiel zwiſchen den königlichen Truppen und jenen der Staaten ein Gefecht bei Amerongen vor, in welchem die letzteren den Kürzeren zogen; der Graf Nieuwenaar zog ſich nach Amersfort, Martin Schenk nach Wyk te Duurſtede zurück. Ungefähr um dieſelbe Zeit mißglückte ein Anſchlag der ſtaatiſchen Truppen unter dem Grafen Wilhelm Ludwig auf die Stadt Gröningen. Die wichtigſte Folge des unglücklichen Feldzuges in Holland und im Norden überhaupt war die, daß man dort durch gebieteriſche Rückſichten auf die eigene Sicherheit abgehalten wurde, für die Rettung Antwerpens gehörig Sorge zu tragen.

Von dem Schickſal dieſer Stadt hing die Entſcheidung ab, ob Spanien wieder völlig in den unbeſchränkten Beſitz Flanderns und Brabants treten könne. Antwerpens Bürgerſchaft fühlte die hohe Bedeutung, welche dieſe Frage an ihre Mauern knüpfte, und ſie war unter ſich darüber einverſtanden, daß man ſich dem Feinde durchaus nicht unterwerfen dürfe. Die Möglichkeit, ſich gegen ihn zu behaupten, hing jedoch jetzt vorzugsweiſe nur davon ab, daß man die Brücke über die Schelde zerſtörte, welche Farneſe, zur Bewunderung von Freunden und Feinden, glücklich vollendet hatte. Jedermanns Sinnen und Trachten war darauf gerichtet; aber vor Allen tritt jetzt jener wackre Italiener Friedrich Gianibelli in den Vordergrund, deſſen Eifer für die niederländiſche Sache wir ſchon früher bemerkt haben. Zur Motivirung deſſelben wird uns der Umſtand angeführt, daß Gianibelli früherhin Spanien ſeine Dienſte angeboten hätte, aber in Spanien ſo lange hingehalten worden ſei, daß er dies Land endlich mit der Bemerkung verlaſſen habe: „Spanien würde einſt den Namen des Mannes, welchen es von ſich geſtoßen, wohl noch mit Thränen hören.“ Gianibellis Plan zur Rettung Antwerpens war darauf begründet, daß er Minenſchiffe und Brander ausrüſten wollte, um die Scheldebrücke zu zerſtören. Er verlangte deßhalb, man ſolle ihm drei große Schiffe, die vor Antwerpen lagen, nämlich „den goldenen Löwen,“ die „Poſt“ und den „Oranien,“ nebſt 60 kleineren platten Fahrzeugen übergeben, von welchen er die erſteren zu Höllenmaſchinen, die letzteren als Brander gegen die Brücke herrichten wollte. Dies ſchien jedoch der Regierung Antwerpens zu koſtſpielig und man bewilligte dem Ingenieur bloß zwei größere Schiffe, „die Hoffnung“ und „das Glück“ von 80 und 70 Tonnen, ſowie 32 flache Kähne. Raſch begann nun Gianibelli ſein Werk. Er richtete die platten Fahrzeuge zu Brandern ein und konſtruirte auf den zwei größeren Schiffen die Höllenmaſchinen in folgender Art. Auf jedem erbaute er eine maſſive ſteinerne Kammer, von 3 Fuß in der Breite und Höhe, und von 60 in der Länge, mit 7500 und 6000 Pfund Pulver gefüllt, von allen Seiten geſchloſſen, und mit einem ſteinernen Dache bedeckt, unter welchem ſich Kugeln, Ketten, Nägel, Klammern und dergleichen befanden; durch einige Oeffnungen, in welche er Lunten legte, wurde der Zündſtoff in den geheimnißvollen Herd der Zerſtörung geleitet, und ein Uhrwerk, welches ſo eingerichtet war, daß es zur vorherberechneten Zeit ablief, mußte dann ein Musketenſchloß abdrücken, wodurch die Exploſion hervorgebracht wurde. Am 4. April 1585 ſollten die beiden Höllenmaſchinen gegen die Brücke Farneſes operiren und das erreichen, was die Namen derſelben ausdrückten, — „Hoffnung und Glück“ für die Rache der Freiheit!

Inzwiſchen hatten die Staaten von Holland und Seeland die wachſende Gefahr Antwerpens mit größerer Beſorgniß erwogen und zu Middelburg, wo ſie verſammelt waren, beſchloſſen, mit ihrem Beiſtand nicht länger zu ſäumen. Der Graf von Hohenlohe und der Admiral Juſtin von Naſſau erhielten Befehl, Liefkenshoek anzugreifen. Gelang es ihnen, dieſes Fort einzunehmen, ſo war die Möglichkeit vorhanden, auch eine Operation zur Zerſtörung der Brücke zu beginnen, welche zwiſchen Liefkenshoek, Lillo, Ordam, Kallo und der neuen Bauernſchanze lag. Glücklich entledigten ſich jene beiden Feldherrn der Bundesgenoſſen ihres Auftrags, ſie erſtürmten Liefkenshoek am 3. April und gewannen auch noch einige andere Schanzen. Wären nun die Bundesgenoſſen unmittelbar darnach bis an's äußerſte Ende des Dammes von Kallo vorgedrungen (wie ihnen St. Aldegonde gerathen), und hätten ſie ſich dort verſchanzt, ſo wären ſie der Brücke Farneſes ſo nahe geweſen, daß ſie dieſelbe mit dem groben Geſchütze hätten beſtreichen und dadurch einer Unternehmung von Antwerpen aus in die Hände arbeiten können. Doch leider thaten ſie dies nicht, ſondern trafen bloß mit den Belagerten die Verabredung, daß in demſelben Augenblick, wenn die Exploſion der Gianibelliſchen Maſchinen vor ſich ginge, die ſeeländiſche Flotte auf der einen, die antwerpener auf der anderen Seite herbeieilen, das Werk der Zerſtörung vollenden, und Proviantſchiffe nach der blokirten Stadt bringen ſollten. Zu dieſem Ende hatte man verabredet, daß einige Galeeren in kleiner Entfernung der Brandflotte von Antwerpen nachfolgen und, ſowie ſie die Exploſion bemerkten, der ſeeländiſchen Flotte, die vor Lillo vor Anker lag, durch Raketen Signale geben ſollten. In dieſem Augenblicke ſollte denn auch die antwerpener Flotte gegen die Brücke ſteuern.

Am Abend des 4. Aprils fuhr die Branderflotte von Antwerpen ab, während St. Aldegonde mit Gianibelli auf dem Damm bei der Bauernſchanze die Wirkung derſelben erwarteten. Die Feinde waren unterrichtet, daß man in Antwerpen eine Unternehmung zur Zerſtörung der Brücke vorbereitet habe, und demgemäß wurden alle ſpaniſchen Wachtpoſten verſtärkt. Als nun dieſe die erſten brennenden Schiffe auf dem Strome dahertreiben ſahen, — ein majeſtätiſches Schauſpiel in der ſtillen Nacht —, riefen ſie Alles zu den Waffen, und augenblicklich wurde die Brücke, nebſt den Dämmen und Batterien von Soldaten beſetzt, Alexander Farneſe ſelbſt eilte mit der Blüthe des Adels auf die Brücke. Schon ſind die Brander, welche Gianibelli den beiden Minenſchiffen voranſteuern ließ, um die Feinde über die Beſtimmung dieſer letzteren ſelbſt zu täuſchen, der Brücke bis auf 2000 Schritte nahe. Da zünden die Matroſen die Lunten der Höllenmaſchinen an, und rudern hierauf eilig zurück; das Gleiche thun die Galeeren, welche die Signale geben ſollen. Die Brander, dem Zug der Strömung preisgegeben, gerathen nun bald in Unordnung, einige auf Untiefen, andere wider die Pfähle der ſchwimmenden Batterie. Auch das eine Minenſchiff „das Glück“ treibt an's Ufer, erhält einen Leck und ſinkt auf den Grund. Schon ſehen die Feinde, wie ein Brander nach dem andern erliſcht, und verſpotten die vergeblichen Anſtalten der Belagerten. Da treibt das zweite Minenſchiff, „die Hoffnung“, wider die ſchwimmende Batterie, zerſprengt ſie und nahet jetzt der Brücke gegen das Staketſel auf der flandriſchen Seite. In dieſem Augenblick bitten ein ſpaniſcher Fähnrich, Namens Vega, der Marquis von Guaſto und der Graf Ceſis den Feldherrn inſtändig, ſich der Gefahr zu entziehen und die Brücke zu verlaſſen. Lang weigert ſich Farneſe, endlich überträgt er dem Marquis von Rysburg (Burggrafen von Gent) und dem Herrn Robles de Billy den Befehl und begibt ſich nach der Marien-Schanze am flandriſchen Ufer. Kaum hat er die Brücke verlaſſen und die Schanze erreicht, als das Minenſchiff an die Brücke ſtößt, und unter einem fürchterlichen Knall in die Luft fliegt. Tageshelle weit umher; dann plötzlich wieder dichter Dampf, Grabesnacht! Die Decke des Himmels ſcheint eingeſtürzt und die Grundfeſte der Erde erſchüttert. In Lüften, Gluthen und Fluthen hauſt der Tod. Ein Kampf der Elemente, der ſeines Gleichen nicht hat, durch Menſchenkunſt erregt! Die Exploſion hat den Strom aus ſeinem Bette getrieben, und die Fluthen weit hin geſchleudert über die Marienſchanze, über alle Felder in der Nähe. Im Fort Kallo ſtehen die Soldaten plötzlich bis ans Knie im Waſſer. Während die Erde bebt, während das Strombette gähnt und die empörten Wogen weit ab vom gewohnten Wege emporſchlagen, iſt die Luft von Balken und Steinen, von Kugeln, Ketten und Klammern, von Menſchenkörpern erfüllt; eine Viertelmeile weit ſchleudert die Exploſion den Inhalt der Höllenmaſchine, ihre Trümmer und ihre Opfer. Hier hängen Soldaten und Matroſen zwiſchen den Pfählen und Balken, dort ſtürzen ſie aus der Luft in den Strom; hier erſtickt ſie der Dampf, dort begräbt ſie Stein über Stein; ja ein Menſch tödtet den andern, ohne Wiſſen und Willen, durch die Wucht der aneinander geſchmetterten Leiber. Glücklich die Todten! Unſelig die Verſtümmelten! Kaum noch Menſchen ähnlich, ſtöhnen und winſeln ſie, und wer kann ſie retten? Farneſe ſelbſt iſt beim erſten Donner der Exploſion zu Boden geſtürzt und ſchon hält man ihn für todt. Aber plötzlich rafft er ſich aus ſeiner Betäubung auf, zieht den Degen und eilt nach der Brücke zu. Wo iſt ſie? Das Werk ſeiner unermüdlichen Ausdauer, es iſt vernichtet, — verloren die Frucht ſo vieler Tage und Nächte; frei rauſcht der mächtige Strom und noch zürnend durch das Thor, das ihm die furchtbare „Hoffnung“ Antwerpens gebrochen. Wo iſt Ryeburg, wo Billy? Vergeblich forſchet Farneſe nach ſeinen trefflichen Feldherrn; ſie und wohl noch in die zwanzig tapfre Offiziere ſind dahin. Und wenn jetzt die Schelde herab die Antwerpener, die Schelde herauf deren Bundesgenoſſen, die Holländer und Seeländer herbeieilen, — kann Farneſe wohl etwas Anderes erwarten? — wenn ſie ſich vereinigen, und zwiſchen den Trümmern der belagerten Stadt zuſegeln, — dann war jede Mühe vergebens, verloren für immer iſt dann jede Siegeshoffnung, zerſtört vielleicht iſt dann durch die Befreiung dieſer einzigen Stadt Farneſes ganzes Werk in Flandern und Brabant, dieſe einzige Minute hebt ſeine Klugheit, ſeine Energie, ſeine Milde auf, die Verſöhnung und Unterwerfung der ermuthigten Provinzen, jede Möglichkeit, die noch widerſtrebenden auch zu bezwingen. Entmannende Gedanken für Jeden in Farneſes Lage, — nur für Farneſe ſelbſt nicht! Er denkt ſie bloß einen Augenblick und dann denkt er der That, welche der Augenblick fordert. Er läßt die Ordnung wiederherſtellen, er läßt Erkundigungen einziehen, ob ſich die Feinde bereits nähern. Unbegreiflicherweiſe thun ſie dies nicht; Farneſe ſelbſt kann es Anfangs kaum glauben. Raſch werden nun auf ſeinen Befehl die Verwundeten zur Verpflegung in Sicherheit gebracht; er tritt zu den übrigen Soldaten feſt und ſicher, ſowie nur ein Geiſt von ſeiner Stärke es vermag, und mehr als ſeine Worte erfüllen ſein Blick, ſeine Mienen, ſein Beiſpiel alle ſeine Braven mit neuer Hoffnung, mit neuem Muth. Während die Trommeln wirbeln und die Trompeten ſchmettern, legt Farneſe ſelbſt Hand an's Werk, damit die Trümmer entfernt werden und die durch die Exploſion entſtandene Oeffnung ſchnell wieder geſchloſſen werden kann. Noch immer beſorgt er zwar, daß die Feinde heraneilen und ihr Glück benützen werden, und ſo geht denn im Anfang ſeine ganze Thätigkeit eigentlich bloß von dem Zwecke aus, den Muth ſeiner Truppen zu heben und drohende Bewegungen der Feinde wo möglich eben durch die Kunde von ſeiner Thätigkeit und dem guten Geiſt ſeiner Truppen abzuhalten. Aber, nachdem er ſich einmal überzeugt, daß die Feinde wirklich keine Gegenanſtalten machen, verdoppelt er den Eifer und binnen zwei Tagen iſt das bewunderungswürdige Werk wieder hergeſtellt, und ſomit ſcheint auf's neue für Antwerpen die Hoffnung der Rettung verloren.

Man kann es kaum für möglich halten, daß die Holländer und Seeländer einerſeits, und die Antwerpener anderſeits den für ſie ſo günſtigen Erfolg der Exploſion nicht ungeſäumt benützten. Der Schlüſſel zu dieſem Räthſel liegt einzig und allein in der Aengſtlichkeit der Matroſen auf jenen antwerpiſchen Spähſchiffen, deren wir bereits erwähnten. Da dieſe, welche das verabredete Zeichen geben ſollten, aus Furcht vor der Exploſion ſelbſt und vor dem Feinde allzueilig zurückkehrten und die falſche Nachricht heimbrachten, daß die Minenſchiffe keine Wirkung gethan hätten und die Brücke noch unverſehrt ſei, ſo ſäumten auch die holländiſchen und ſeeländiſchen Schiffe vor Lillo, welche durch kein Signal benachrichtigt waren, den Angriff auf die Brücke zu unternehmen. Farneſe aber gewann denn Zeit zur ungeſtörten Herſtellung derſelben. Indeſſen mußte Gianibelli zu Antwerpen den Spott und Zorn des Volkes über ſich ergehen laſſen, welches, von dem Wahne befangen, daß ſeine Maſchine keine Wirkung gethan, den patriotiſchgeſinnten Künſtler für einen bloßen Abenteurer hielt. Erſt am dritten Tage nach dem denkwürdigen Ereigniß kam ein Bote des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht keck unter Farneſes Brücke weggeſchwommen war, nach Antwerpen und zerſtreute den unſeligen Irrthum, jedoch leider allzuſpät. Jetzt überhäufte man denſelben Mann, den man kaum noch verachtet, beleidigt, ja faſt mißhandelt hatte, plötzlich mit Beweiſen des allgemeinen Vertrauens; jetzt ſollte Gianibelli durch ſein Genie, als könne es Wunder wirken, auf einmal Alles wieder gut machen, was man aus Zaghaftigkeit verdorben hatte; jetzt ſetzte man denn auf die Höllenmaſchine, bei deren erſter Ausrüſtung man aus unverzeihlichen kleinlichen Rückſichten ſo ſehr geknickert hatte, die größten Hoffnungen zur Rettung Antwerpens. Thörichter Wahn, als ob der eine glückliche Augenblick, den man verabſäumt, ſich nachträglich wieder herbeiſchmeicheln, herbeizwingen ließe! Es war der bei den ſich kreuzenden Partikularintereſſen kraß hervortretende Egoismus, welcher die Schuld trug und auch diesmal wieder gab die Konfeſſionsverſchiedenheit Anlaß zu mehrfachen ärgerlichen Konflikten. Wie ſehr ſich die Partikularintereſſen geltend machen durften, hatten unter andern die für Antwerpen in den Folgen ſehr nachtheiligen Vorfälle mit dem wackren Admiral Wilhelm von Blois, genannt von Treslong bewieſen. Dieſer tüchtige Mann, einſt einer der Trefflichſten unter den Meergeuſen und ein Freund des großen Oranien, war als Admiral mit einigen Mitgliedern des Admiralitätskollegiums von Seeland in Mißhelligkeiten gerathen. Stolz auf ſeine Verdienſte, wollte Treslong Beleidigungen nicht dulden und ſprach: „Stellt mich, wohin ihr wollt, und ich werde meine Pflicht erfüllen, ſollt' ich auch dafür mit meinen Leuten den Tod haben; aber dazu bin ich nicht gemacht, mich von Menſchen meiſtern zu laſſen, denen ich überlegen bin“. Dieſe Worte und die Erklärung: „er wolle fortan dem Lande nicht dienen, wenn man nicht den Rathsherrn Heins und den Fiskal Valerius (ſeine Gegner) abſetze,“ kamen ihm theuer genug zu ſtehen. Moritz und der Staatsrath ergriffen Parthei gegen ihn; man entſetzte ihn ſeiner Admiralswürde, welche Juſtin von Naſſau erhielt, nahm ihn gefangen und hielt ihn (vom 27. Februar 1585 an) zu Middelburg auf dem Gravenſtein in Haft. Für jetzt, in einer ſo entſcheidenden Kriſis, war Treslong demnach außer Stand geſetzt ſeine Talente und Erfahrungen der gemeinſamen Sache zu widmen. Solche Vorfälle ſind ſehr traurig; aber der Geſchichtſchreiber darf ſie nicht verſchweigen, wenn er nicht bloß den flachen Lobredner eines allerdings hochherzigen Volkes machen will. Irrthümer verringern den Werth eines ſolchen nicht. Ja, es iſt lehrreich für daſſelbe, ſich derſelben zu erinnern.

Bald konnte man ſich in Antwerpen überzeugen, wie thöricht es ſei, das Glück, wenn man es einmal außer Acht gelaſſen, wieder an demſelben Ringe feſſeln zu wollen, den es uns damals zugeworfen und den wir leichtſinnig fahren gelaſſen. Alle Hoffnungen waren, wie geſagt auf Gianibelli gerichtet. Dieſe Aufregung legte ſich zwar bald; die bedächtige Berechnung trat an deren Stelle und man überließ dem Ingenieur endlich doch blos das Schiff „Oranien", damit er es zur Höllenmaſchine einrichte, ſowie mehre kleinere Fahrzeuge zu Brandern. Als jedoch Gianibelli mit ſeinen Anſtalten fertig war, wollte ſich Niemand finden, den „Oranien" zu beſteigen; durch dieſe Feigheit wurde man um Geld und Hoffnungen betrogen; denn das Minenſchiff, welches Gianibelli ausgerüſtet hatte, blieb unbenützt liegen. Indeſſen hatte Alexander Farneſe ſeine Wachſamkeit verdoppelt. Er ließ nicht blos jede Nacht hindurch mehre leichte Fahrzeuge vor der Brücke (nach der antwerpener Seite hin) kreuzen, um alle etwaigen Verſuche der Belagerten, die Brücke durch Brander zu zerſtören, zu vereiteln, ſondern er ließ auch in Mitten ſeiner Brücke einige Schiffe, welche zu derſelben dienten, ſo einrichten, daß ſie beim erſten Anſtoß feindlicher Brander nachgaben und dieſen den Durchzug freiließen, wodurch deren Wirkſamkeit fruchtlos wurde.

Inzwiſchen blieben jedoch die Bewohner Antwerpens mit ihren Bundesgenoſſen, welche ihnen ſo nahe waren und doch noch immer nicht helfen konnten, fortwährend im Einvernehmen. Beide dachten jetzt auf ein anderes Mittel zur Befreiung, und das Beiſpiel Leydens ſchien ihnen ein ſolches anzuweiſen, nämlich eine Ueberſchwemmung vermittelſt des Durchſtechens eines Deiches, ſo daß die holländiſche und ſeeländiſche Flotte auf einer neuen Waſſerbahn die Schelde umfahren und der blokirten Stadt zu Hülfe eilen könne. Es waren nun zwar bereits beide Ufer der Schelde überſchwemmt, aber am leichteſten ſchien der neue Befreiungsplan auf der brabantiſchen Seite ausführbar zu ſein, wo man jedoch den kouwenſteiniſchen Damm noch durchſtechen mußte, welcher von den Spaniern beſetzt und durch eine Menge von Werken wohl vertheidigt war. Als Alexander Farneſe dieſen Plan erfuhr, übergab er dem Grafen Karl von Mansfeld die Aufſicht über die Brücke und eilte ſelbſt nach dem kouwenſteiniſchen Damm, um denſelben unter ſeiner eigenen Aufſicht noch beſſer befeſtigen zu laſſen.

Zwei Angriffe geſchahen auf denſelben; der erſte in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai durch die Bundesgenoſſen unter dem Grafen Hohenlohe. Schon hatten dieſe den Damm glücklich erſtiegen, und warteten, um ihn behaupten zu können, blos auf die Ankunft der Antwerpener, wozu für dieſe ein Feuerzeichen verabredet worden war. Dieſes erfolgte jedoch zu früh, bevor noch die Flotte zum Auslaufen aus Antwerpen bereit war. Da ſie nun ausblieb, ſo mußten die Bundesgenoſſen vor den Spaniern, welche ſich gar bald von der erſten Beſtürzung wieder erholten, weichen und den kouwenſteiniſchen Damm nicht ohne großen Verluſt wieder verlaſſen.

Dieſer unglückliche Erfolg ſchreckte jedoch weder die Antwerpener noch ihre Bundesgenoſſen, die Holländer und Seeländer, von neuen Verſuchen ab. Die Erſteren unternahmen abermals einen Anſchlag vermittelſt Brander und Minenſchiffe gegen die Brücke, die Letzteren einen gegen den kouwenſteiniſchen Damm, um denſelben zugleich zu durchſtechen und zu erobern; der Angriff ſollte die mit dem Damm-Durchſtich beauftragten Schanzgräber ſchützen, da man den Hauptangriff der Feinde abzulenken dachte. Der Anſchlag gegen die Brücke (am 20. Mai) hatte in Folge der von Farneſe getroffenen Vorſichtsmaßregeln nur eine geringe Wirkſamkeit. Furchtbar war jedoch der zweite Angriff auf den kouwenſteiniſchen Damm (am 26. Mai). Während ſich die antwerpener Flotte, faſt hundert Schiffe ſtark, unter dem Admiral Jacob mit St. Aldegonde dem Damme von der einen Seite bei Oſterwel näherte, griff die Seemacht der Holländer und Seeländer, unter Hohenlohe, Juſtin von Naſſau und Philipp de Zoete, Herrn von Hautain, vom Fort Lillo her, denſelben von der andern Seite an; es lag zugleich in der Abſicht der Bundesgenoſſen, die befreundete Stadt mit Lebensmitteln zu verſehen. Ein furchtbarer Kampf entſtand von beiden Seiten und mit der heldenmüthigſten Tapferkeit leiſteten die Spanier, welche den Damm behaupteten, den Feinden Widerſtand. Unermüdet arbeiteten die Schanzgräber, von den niederländiſchen Soldaten rings vertheidigt, an der Durchſtechung. Im Anfang ſchien das Glück den wackren Niederländern günſtig zu ſein und es gelang ihnen, einen großen Theil des Dammes zu beſetzen. Da aber die Durchſtechung deſſelben allzulange währte, lud man ein ſeeländiſches Proviantſchiff aus, ſchaffte die Ladung über den Damm und brachte ſie dort auf ein antwerpener Schiff, welches Hohenlohe und St. Aldegonde nach der Stadt brachten. Mit ungemeinem Jubel wurde es dort empfangen, und ſchon überließen ſich die Bewohner der Hoffnung, daß die ganze Proviantflotte unverzüglich nachfolgen würde. Doch Alexander Farneſe war mittlerweile ſelbſt zum Damm herbeigeeilt, und hatte wie immer durch das Beiſpiel ſeines perſönlichen Heldenmuths die Seinigen begeiſtert. Mit ſtaunenswürdiger Beharrlichkeit ermattete er nicht in Mitten aller Gefahren; einen Spieß in der Hand, ſprang er ins Waſſer, das ihm bis an die Bruſt reichte. Mit den Leichen der gefallenen Feinde wurden die bereits vollbrachten Oeffnungen im Deiche wieder verſtopft. Endlich verließ auch das Element die Niederländer, und die Ebbe trat ein, ſo daß die holländiſchen Schiffe ſich zum Rückzug anſchicken mußten. Nun ſah ſich endlich Farneſe durch die beiſpielloſe Unerſchrockenheit ſeiner Truppen wieder Meiſter des Dammes. Fünfmal waren die

Feinde angefallen, fünfmal wieder zurückgeworfen worden! Jener Kampf auf dem louwenſteiniſchen Damm, der kaum 15 Fuß in der Breite maß, an den Abhängen deſſelben, ja halb im Waſſer, bleibt, ſowohl von ſpaniſcher, als von niederländiſcher Seite, ein ewig denkwürdiges Muſter in der Kriegsgeſchichte. Es war ein raſtloſer Wechſel von Stürmen und Vertheidigen. Hier der Begriff kriegeriſcher Ehre, dort die heilige Idee des Vaterlandes. Hier ſah man Spanier den alten kriegeriſchen Ruhm ihrer Nation auf das glänzendſte erneuern, wie ſich ein Mann auf die Schultern des Andern ſchwang, Einer ungeduldiger als der Andre, Jeder ſeinen Kameraden um die Ehre beneidend, bei der Wiedereroberung der von den Niederländern gewonnenen Schanzen der Erſte zu ſein. Dort ſah man die Niederländer, Mann an Mann zur lebendigen Mauer zuſammen gedrängt, — keinen Einzelnen beſtürzt, wenn der Nebenmann fiel, die Lücke ausfüllend, die Waffe vor ſich geſtreckt, dem Geſchütze der Feinde trotzend, das immer neue Lücken in ihre Reihe brach. Erſt als die Ebbe eintrat, als die Schiffe eilig zur Abfahrt drängten, erſt da ergriff Verwirrung die niederländiſchen Helden. Welche Noth! Mehr als ein Schiff konnte vom Rande des Dammes nicht abſtoßen, und ringsher um denſelben ſtanden jetzt die Niederländer unten; die erbitterten Feinde nahmen ſie aufs Korn und erlegten ſie wie Wild, das man bei der Treibjagd eingefangen. Andre Niederländer ſprangen in's Waſſer, um den Schiffen nachzuſchwimmen, die bereits abgeſtoßen waren; denen ſprangen die Spanier nach, ergriffen ſie, durchbohrten ſie mitten im Waſſer, oder ſchleiften ſie zurück an den Damm, um ſie auf feſtem Boden niederzuſtoßen. Viele wurden im Schwimmen durch die ſchweren Rüſtungen in den Grund hinabgezogen und erſtickten im Schlamme. Kurz der Sieg der Spanier war nach einem Kampfe von ſieben Stunden vollkommen; die Niederländer hatten den kouwenſteiniſchen Damm verlaſſen, und den Angriff auf denſelben mit 3000 Mann bezahlt. Die Sieger erbeuteten 28 mit Geſchütz, Munition und Mundvorrath reich befrachtete Schiffe, worunter auch eins von wunderbarer Arbeit, welches man in Antwerpen ſieben Monate lang ausgerüſtet und „Kriegsende“ getauft hatte, eine Art von ſchwimmender Batterie. So endigte die zweite Unternehmung auf den kouwenſteiniſchen Damm, die letzte, woran man die gründlichſten Hoffnungen zur Befreiung Antwerpens geknüpft hatte.

Immer mehr nahm nun in dieſer Stadt der Mangel, nahm die Uneinigkeit überhand. Das Volk murrte immer lauter und ſchon begann man, ſowohl im Magiſtrat als auch unter den Zünften, von Unterhandlung zu ſprechen, wiewohl ſich St. Aldegonde einem ſolchen Vorſchlage aufs Eifrigſte widerſetzte. Endlich gab er der allgemeinen Forderung nach, doch nur in der Weiſe ſollte man, nach ſeinem Dafürhalten, mit Alexander Farneſe unterhandeln, daß die freie Ausübung des reformirten Kultus zu bedingen ſei. Unter dieſer Bedingung erging denn auch ein Schreiben an Alexander Farneſe, welches dieſer jedoch unbeantwortet ließ. Indeſſen nahmen nun die Anſprüche des katholiſchen Theils der Bevölkerung zu; denn welchen Grund ſahen die Katholiken vor ſich, um ſich einer Verſöhnung mit Spanien durch Farneſe, welcher ja die bürgerlichen Freiheiten achtete, länger zu widerſetzen? Die Aufregung in der Bürgerſchaft wurde endlich ſo bedenklich, daß ſich St. Aldegonde mit dem Tode bedroht ſah, wenn er ſich noch länger weigerte, eine gütliche Abkunft mit Farneſe zu treffen. Da begab er ſich denn ſelbſt mit vielen Anderen in das feindliche Lager und machte Farneſen den Vorſchlag zu einer allgemeinen Verſöhnung der vereinigten Provinzen mit Spanien unter angemeſſenen Bedingungen. Doch eben daran nahm Farneſe, klug wie er war, großen Anſtand; er befürchtete dabei eine Hinterliſt; da Antwerpens insbeſondere nicht gedacht ſei, ſo möchte man von deſſen Seite unter dem Vorwand einer allgemeinen Friedensverhandlung wohl nur Zeit zu gewinnen ſuchen. Und ſo wies er denn die Vorſchläge einſtweilen ab.

Inzwiſchen ermunterten die Generalſtaaten, ſowie die Staaten von Holland insbeſondere die Stadt Antwerpen fortwährend, muthig auszuharren, und verſprachen ihr Entſatz. Aber es ſchien auch bloß beim Verſprechen zu bleiben. Ein feſter Platz nach dem Andern in der Nähe der Stadt fiel in die Gewalt der Feinde und am 19. Juli 1585 bemächtigten ſich dieſe endlich auch der Stadt Mecheln nach einer langen Belagerung. Dies Ereigniß gab, bei der immer ſteigenden Noth in Antwerpen, den Ausſchlag. Bei dem Magiſtrat ging nämlich der Beſchluß durch, mit Alexander Farneſe abermals in Unterhandlungen zu treten und dieſe jedenfalls abzuſchließen.

Somit begab ſich denn St. Aldegonde nebſt noch zwanzig Herren, theils vom Rathe, theils aus den Zünften und Schutteryen, zu Farneſe in's Lager, um jenen Zweck zu erreichen. Noch am 12. Auguſt ließen Prinz Moritz und der Staatsrath den Bewohnern Antwerpens anzeigen, daß ſie binnen 12 Tagen auf Entſatz rechnen dürften. Doch ſchon am 16. und 17. Auguſt ſchloß man mit Farneſe den Uebergabevertrag, demzufolge ſich Antwerpen dem König von Spanien wieder unterwarf, ihm aufs Neue Treue und Gehorſam gelobte, und von allen mit Andern geſchloſſenen Bündniſſen zurücktrat. Farneſe bewilligte der Stadt eine vollkommene Amneſtie für alles unter dem Erzherzog Matthias und dem Herzog von Anjou Vorgefallene, ſowie die Erlaubniß, daß die Ausgewanderten frei und ungehindert nach Antwerpen zurückkehren dürften.

Die Stadt behielt ihre vorigen Privilegien und Freiheiten, und für die Begünſtigung der Gewerke wie des Handelsſtandes war gebührend Sorge getragen. In religiöſer Beziehung wurde, wie ſich von ſelbſt verſtand, der römiſch-katholiſche Gottesdienſt fortan allein als herrſchender erklärt; demgemäß mußten alle zerſtörten Kirchen wieder aufgebaut, alle katholiſchen Geiſtlichen in den Beſitz ihrer Güter ebenſo reſtituirt werden wie der König. Dagegen ſtand es den Proteſtanten frei, entweder zur katholiſchen Kirche überzutreten, um welchen Preis ſie in Antwerpen bleiben durften, oder binnen vier Jahren ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern, und ebenſolang ſollte denn auch keine Glaubensunterſuchung ſtattfinden dürfen. Alles grobe Geſchütz, Munition, Waffen und Rüſtung ſowie Kriegsſchiffe ſollten Alexander Farneſen ausgeliefert werden und dieſer eine Beſatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwei Schwadronen Reiterei in die Stadt legen. Für den Fall aber, daß ſich Holland und Seeland mit dem König gleichfalls ausſöhnten, ſollte Antwerpen dann von aller Beſatzung frei bleiben, und eben ſo auch durch keine Citadelle beläſtigt werden. Die Stadt mußte an Alexander Farneſe eine Summe von 400,000 Gulden erlegen und St. Aldegonde verpflichtete ſich für ſeine Perſon, ein Jahr lang nicht gegen den König die Waffen zu ergreifen. Am 20. Auguſt wurde dieſe Kapitulation promulgirt.

Eine Woche ſpäter hielt Alexander Farneſe mit 20 Fähnlein walloniſcher und deutſcher Soldaten und 3 Schwadronen Reiterei ſeinen Triumpheinzug in Antwerpen, geſchmückt mit dem Orden des goldenen Bließes, welchen ihm Philipp II. verliehen und kurze Zeit vorher der Graf von Mansfeld im Namen des Monarchen überreicht hatte. An dem Kaiſerthore begrüßte den

Sieger eine holde Jungfrau, welche die Stadt Antwerpen vorſtellte; auf einem Triumphwagen war ſie zu ſchauen, von dem ſie niederſtieg, ſowie ſich der Sieger zeigte; freundlich bewillkommnete ſie den Helden und überreichte ihm einen goldenen Schlüſſel. Auf der Mairebrücke erhob ſich eine Spitzſäule, welche die Genueſer hatten errichten laſſen, mit dem Bilde Farneſes in römiſcher Tracht. Vor dem portugieſiſchen Hauſe in der Hochſtättergaſſe befand ſich, auf Koſten der Portugieſen errichtet, ein koloſſaler Phönix, deſſen ausgeſpannte Fittiche die Straße faſt in deren ganzer Breite überwölbten. Außerdem waren die öffentlichen Plätze durch Bildwerke feſtlich geſchmückt; ſo prangten vor dem Rathhauſe die ehernen Bilder der Planeten, in Mitten des Marktes eine Statue des Bacchus. In der hohen Gaſſe, durch welche Farneſe ſeinen Zug nach der Citadelle nahm, ſah er einen Elephanten, einen Wallfiſch und ein überaus künſtliches Schiff, und an zwei Obelisken vorüber kam er endlich zu einem prächtigen Triumpfbogen, durch welchen ihn ſein Weg nach der Citadelle führte, wo er mit Ehrenſalven und lautem Jubel empfangen wurde. Die Truppen aber, welche ſich noch außerhalb Antwerpens befanden, bekränzten die Brücke, dies Wunderwerk der Kriegsbaukunſt jener Zeit, feuerten, — ſelbſt feſtlich geſchmückt, grüne Reiſer an den Hüten —, Ehrenſalven ab, und ſangen in der Marienſchanze das Te deum laudamus. Am folgenden Tage gab der Feldherr ſeinen Braven ein Gaſtmahl auf der Brücke, und die vornehmſten Offiziere trugen hiebei den Soldaten, als ihren Ehrengäſten, die Speiſen auf.

Einen traurigen Kontraſt zu dieſen Feſten bildete die Zukunft des einſt ſo reichen und blühenden Antwerpens, eine Zukunft, deren Anzeichen ſich jetzt bereits erkennen ließen. So ehrenhaft auch immerhin die Bedingungen waren, unter welchen

Farneſe die Uebergabe unterzeichnet hatte, und ſo redlich er ſie auch hielt, — er hatte doch (am 8. September) den bisherigen Magiſtrat auflöſen und einen neuen an deſſen Stelle ſetzen müſſen; er konnte es ferner nicht verhindern, daß nicht bloß die meiſten Proteſtanten die Auswanderung dem Uebertritt zum Katholizismus vorzogen, ſondern auch ſehr viele Katholiken*) die Stadt verließen und da ſich unter denſelben reiche Kaufleute befanden, ſo mußte die Stadt, deren Umfang man nur um etwas geringer ſchätzte als den Kölns, und in welcher ſich während der Belagerung noch 90,000 Menſchen befunden hatten, einen nicht geringen Verluſt an Menſchen und Kapitalien erleiden. Wie die Proteſtanten Gents, Brüſſels und der übrigen Städte in Flandern und Brabant, die ſich Spanien wieder unterworfen hatten, ſo zogen auch die Antwerpens nach den freien nördlichen Provinzen, beſonders nach Holland, dem Alles zu Gute kam, was Belgien entzogen ward. Unwiederbringlich ging Antwerpens alter Glanz, ging ſeine bisherige Bedeutung als erſte Handelsſtadt der Niederlande verloren. Die unirten Provinzen ahnten damals, als ſie mit Recht den Verluſt Antwerpens betrauerten, den unberechenbaren Gewinn noch nicht, welchen ſie in Folge des Verluſtes gar bald ernten würden.

---

*) Als Beleg hiefur folgendes Zeugniß des Biſchofs von Antwerpen:

„Subscriptus testor me recognovisse catalogum civium Antverpiensium, qui paucis ab hinc annis Antverpia migraverunt, et sicut ex accurata informatione mihi facta per cathedralis ecclesiae decanum, archidiaconum, archipresbyterum et scholasticum (quibus id inquirendi munus demandaveram) cognoscere potui, Capita familiarum plus minus ducenta transmigrarunt, ex quibus licet non pauci fuerint haeretici, major tamen pars orthodoxi passim habebantur et catholici, et solius quaestus causa multi ad partes unitarum provinciarum abierunt. Testor etiam mihi aliunde constare defectu commercii, non sine animarum suarum et suorum periculo, aliquos catholicos Antverpia ad Batavos, etiam post confectum dictum catalogum, adeoque sub initium decurrentis quadragesimae migrasse, ut vere timendum esse, plures migraturos suoque recessu non solum detrimentum aliquod Reip. et religioni, sed accessionem et incrementum rebus Batavorum esse allaturos.

Datum Bruxellis, die Vta martii 1616.

Joannes episcopus Antverpiensis.

(Belgisch Museum. 3. deel. 1. Aflev.)

Die allernächſte unmittelbare Folge der Ausſöhnung Antwerpens mit Spanien war, daß dadurch die Unterwerfung Belgiens vollendet war. Nun konnte der kühne Farneſe ſein Augenmerk ausſchließlich auf die Bezwingung der unirten nördlichen Provinzen wenden, ſeine ganze Macht gegen dieſe kehren. Aber eben, wie dieſe nun den ganzen Andrang jetzt allein auszuhalten hatten, waren ſie auch gezwungen, noch inniger als bisher zuſammenzuhalten. Je mehr Farneſes Milde die Belgier hatte gewinnen können, um ſo wachſamer mußten die Bataver dagegen ſein, weil dieſe Milde doch immer ein Moment enthielt, daß ihrer ganzen, man möchte ſagen, erſt im Laufe der Revolution zum vollen Bewußtſein erſtarkten Nationalität durchaus widerſtrebte und im höchſten Grade gefährlich war, — ein Moment, das Farneſe nicht aufgeben konnte, — nämlich das katholiſche. Wir haben ſchon früher auf dieſen innigen Zuſammenhang des religiöſen Moments mit dem politiſchen aufmerkſam gemacht. Jetzt gab das erſtere dem letzteren die ganze Stärke. Jetzt zeigte ſich auch die volle Kraft der Utrechter Union; dies Band war der Zaubergürtel, welcher den keuſchen Buſen der Freiheit umſchloß. Es war die ſtrenggezogene Gränze, hinter welcher ſich die Nationalitäten ſchieden und über welcher ſie ſich nunmehr drohend herausforderten. An die Stelle des Mißtrauens mußte ein entſchiedener kräftiger Haß treten, was man in Entwickelungsepochen junger Staatenverfaſſungen immer als nothwendig betrachten muß; ſind ſolche einmal konſolidirt, dann mag das alte weltbürgerliche Freundſchaftsverhältniß ſich wieder anknüpfen, und wird es auch. Wahrlich, wenn man irgend in der Völkergeſchichte die providenzielle Macht erkennt, die auch in der tiefſten, troſtloſeſten Nacht doch unermüdlich an dem rechten Gewebe fortwirkt, die auch gerade dann den Weg des Heiles vorzeichnet, wenn Völker nur noch einen engen Pfad zu gewahren glauben, der zwiſchen ihnen und dem Untergang liegt, — dann iſt es vorzugsweiſe in dieſer verhängnißvollen Epoche der niederländiſchen Geſchichte der Fall. Während die belgiſchen Provinzen unter das Scepter Spaniens wiederkehren, weil ſie von demſelben nebſt ihren alten bürgerlichen Freiheiten auch eine Garantie für ihr Theuerſtes, für den Glauben (den katholiſchen) erhalten, gibt es für die, von ihnen auf ewig losgeriſſenen enger unirten nördlichen, aus demſelben religiöſen Grunde (nur daß ihnen die reformirte Lehre als die allein richtige und wahre gilt) keinen anderen Ausweg mehr, als die Behauptung und den Sieg ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit, oder den Untergang. Aber auch für die jetzt beruhigten katholiſchen Provinzen war der Kampf um die bürgerlichen Rechte nicht fruchtlos geweſen; ohne denſelben hätten ſie dem Centraliſationsſyſteme Philipps II. gegenüber, die Garantie für ihre Provinzialprivilegien wohl nimmermehr erreicht.

Somit ſehen wir uns denn jetzt an einem entſcheidenden Wendepunkte angelangt. Zwar währet der Kampf zwiſchen Spanien und den Niederlanden auch vom Jahre 1585 an noch eine geraume Weile fort; aber die Stellungen ſind weſentlich verändert. Belgien tritt von ſeiner aktiven Rolle zurück, und überläßt dieſe nunmehr ausſchließend den unirten nördlichen Provinzen. Dort ſehen wir nun das intereſſante Schauſpiel, wie ſich, während ſteter Kämpfe, die freie Staatsverfaſſung immer kräftiger abrundet, und ihre eigenthümlichen Formen feſtſtellt, wie die Republik nicht bloß durch die Offenſive, die ſie ſtatt der bisherigen Defenſive ergreiſt, ſondern auch gleichzeitig und vornämlich durch die Entwicklung ihres Lebensprinzipes, des **Handels** immermehr erſtarkt; wie ſich gleichmäßig mit der **Selbſtſtändigkeit** und der **Autorität** ihr **Charakter** entfaltet, ſo daß endlich Spanien ſelbſt nicht länger umhin kann, die Provinzen, welche die Republik bilden, nicht als abgefallene und rebelliſche zu betrachten, ſondern die Republik ſelbſt als eine europäiſche Macht.

Bevor wir zur Darſtellung aller Ereigniſſe ſchreiten, durch welche ein ſolches Reſultat allmählig hervorgebracht wurde, haben wir am Schluſſe dieſes vierten Buches noch durch eine gedrängte Ueberſicht des Schickſals, welches zwei hochverdiente Männer betraf, die jetzt vom Schauplatz der öffentlichen Wirkſamkeit abtreten, unſren Leſern einige Blicke in den inneren Zuſtand der um ihre Unabhängigkeit fortkämpfenden Provinzen zu verſchaffen; — dieſe beiden Männer ſind **Treslong** und **St. Aldegonde**.

Wir haben bereits erwähnt, wie der Admiral Wilhelm von Blois, genannt von **Treslong** *) ſeiner Stellen enthoben und im Februar 1585 zu Middelburg gefangen geſetzt worden war. Als die **Staaten von Holland** dieſe allzuraſche Prozedur erfuhren, wandten ſie ſich augenblicklich an den Prinzen **Moritz** und den **Staatsrath**, mit der Bitte, man möchte **Treslong** als einen Edelmann behandeln und der wichtigen

---

*) Trefflich ſchildert Hooft in ſeiner meiſterhaften Kürze Treslongs Charakter und Stellung: „een man uitsteekende in aanzienlykheit van persoon, luister van leeven, grootheit van moedt, en schattende zyne diensten, die gewisselyk achtbaar waaren, niet beneden hunne waarde; kon (gelyk doorgaands de geenen, die zich in bewindt van waapenen vinden) qualyk eenigh weederstreeven van luiden op 't kissen zittende, met geduld verzwelghen." (Boek XXII. f. 988.)

Dienſte nicht vergeſſen, die er dem Vaterlande bisher geleiſtet habe. Auch ſeine Gemahlin,*) ſowie mehre einflußreiche Perſonen, worunter der Graf von Hohenlohe, legten für ihn bei Moritz und dem Staatsrath die Bitte ein, ihn vor das ihm zuſtändige Gericht zu ſtellen. Es war vergeblich. Im April 1585 ſtellte man den wackren Krieger vor das Gericht von Middelbürg und dort mußte er es ſich gefallen laſſen, daß ihm der Baljuw David Jomer Hochverrath zur Laſt legte, nebſt anderen ſchweren Verbrechen, wofür Treslong an Leib und Gut verfallen ſei. In ganz Seeland (ſo zeigte ſich die Eiferſucht der Provinzen bis ins Kleinſte) fand ſich Niemand, der es wagte, den Angeklagten zu vertheidigen, und es mußte ein holländiſcher Advokat aus dem Haag herbeikommen, um für ihn das Wort zu ergreifen; dieſer beantragte denn, man ſollte Treslong einſtweilen, gegen Bürgſchaft freigeben. Doch die Sache zog ſich ſehr in die Länge. Mittlerweile legte man ihm eine Falle. Ein gewiſſer de Cipier rieth ihm zur Flucht, und machte ſich auch anheiſchig, ihm dazu behülflich zu ſein, wenn ihm Treslong auf der Stelle 1000 Gulden und nach der gelungenen Flucht das Doppelte bezahle. Treslong ließ ſich dadurch verlocken und de Cipier bekräftigte dieſen Handel mit einem Eide. Alles dies war mit Wiſſen des Baljuws geſchehen, welcher denn nicht ermangelte, auf den Fluchtverſuch Treslongs ein großes Gewicht zu legen; ja er wollte den Angeklagten ſogar der Tortur unterwerfen, was jedoch — auf den nachdrücklichen Einwand der Advokaten Treslongs — unterklieb. Die ganze Sache kam nun ins Stocken. Treslong proteſtirte fortwährend gegen die Kompetenz des meiſtens aus Kaufleuten zuſammengeſetzten Gerichts, vor welchem er ſich verantworten ſollte, und verlangte ſtandhaft, vor einen Kriegsrath gebracht zu werden, bei welchem ſich auch Bevollmächtigte der Generalſtaaten befänden, oder vor den Hof von Holland. Doch ſeine Proteſtationen und Forderungen hatten keinen Erfolg, und ebenſowenig richtete ſogar die Verwendung der Königin Eliſabeth für ihn aus. Er blieb fortwährend in Haft und durfte dieſelbe erſt im November 1586 verlaſſen, wobei er ſich mit ſeinem Ehrenwort verbürgen mußte, ſich vor dem Hof von Holland zu ſtellen. Später reiſte er dann nach England, kehrte mit neuen Empfehlungsſchreiben Eliſabeths zurück und citirte hierauf den Baljuw Jemer vor den Hof von Holland, welcher jedoch dieſen vom Erſcheinen diſpenſirte. Erſt im Jahre 1591 gelang es Treslong, vollkommene Genugthuung zu erlangen; er lud nämlich jeden, der irgend etwas gegen ihn vorzubringen habe, vor den Hof von Holland; welcher ihn, da Niemand erſchien, am 19. Juni jenes Jahres für ſchuldlos erklärte. Uebrigens war Treslongs öffentliche Laufbahn zu Ende. Prinz Moritz ſtellte ihn 1592 als Jägermeiſter und 1593 als Oberjägermeiſter von Holland an, in welcher Stelle er 1594 ſtarb. *)

---

*) Treslongs Brief an ſeine Gattin (vom 5. Juli 1585) enthält unter andern die in ihrer Einfachheit um ſo mehr für ihn zeugenden Worte: „So lange meine Seele im Körper iſt, hoffe ich zu beweiſen, daß ich ein treuer Diener des Vaterlandes bin, und wills bleiben und ſo ſterben.“ (Ver. XX. B. ſ. 17)

Ein ähnliches Schickſal traf den hochachtbaren St. Aldegonde, der vom Beginn der Oppoſition gegen Philipp II. an, während aller Wechſelfälle des Glückes ſich ſtets gleich unternehmend und geſchickt für das gemeine Beſte erprobt, den Wilhelm von Oranien nicht umſonſt ſeiner vertrauten Freundſchaft gewürdigt hatte. Man erinnert ſich, wie St. Aldegonde,

---

*) Vergl. Te Water Historie van het Verbond en de Smeekschriften etc. II. 214—239.

als Bürgermeiſter von Antwerpen ſich noch in der letzten Zeit ſo energiſch gegen eine Uebereinkunft mit Farneſe ausgeſprochen hatte, wie er endlich nur dem gebieteriſchen Ausdruck des Volkswillens gewichen war. Gleichwohl nahm man ihm von Seiten der eifrigen Patrioten bei den Staaten den Antheil ſehr übel, den er an dem Abſchluß der Kapitulation mit Farneſe gehabt hatte. Als er ſich nach Seeland begeben wollte, rieth man ihm von dort aus, ſich dort nicht zu zeigen. Nochmehr machte er ſich jedoch verhaßt, als er, in ſeiner Antwort darauf, Farneſes außerordentlichen Eigenſchaften Gerechtigkeit widerfahren ließ und, mit Hinweiſung auf Spaniens Macht, ernſtlich zum Frieden mit Philipp II. rieth. Auch gaben die Staaten von Holland ihrem Admiral Warwond Befehl, weder St. Aldegonde'n noch ſeinen nächſten Angehörigen Päße nach Holland und Seeland auszuſtellen, und, ſollte er beide Provinzen demungeachtet betreten, ihn feſtzunehmen. Und wirklich verſicherte man ſich ſeiner Perſon, als er nach Seeland kam. Er wußte ſich jedoch vor den Generalſtaaten genügend zu rechtfertigen und wurde denn ſeiner Haft wieder erledigt. Gleichwohl dauerte das Mißtrauen gegen ihn fort; und allerdings hatte er ſelbſt dazu durch eine unläugbare Thatſache Anlaß gegeben, nämlich dadurch, daß er ſich von Farneſe ausbedungen hatte, ſeine Güter für Lebenszeit zu behalten, und nicht bloß für den Zeitraum von vier Jahren, wie alle übrigen Proteſtanten; hieraus ſchloß man denn, daß er vertrautere Beziehungen zur ſpaniſchen Parthei unterhalte, was, wenn man ſein voriges und ſein ſpäteres Leben, insbeſondere aber den hervorſtechenden Zug ſeines Charakters, die unerſchütterliche Verehrung des Proteſtantismus vergleicht, ſehr unwahrſcheinlich iſt, — wenn es ſich auch, eben bei ſeinem ſo entſchiedenen Charakter, nur ſchwer rechtfertigen läßt, daß er ſich jene verſönliche Vergünſtigung bedungen hatte. Man bediente ſich St. Aldegondes von nun an nur ſelten mehr (ſo im Jahre 1594) in Staatsgeſchäften. Der vielerfahrene Mann zog ſich aus dem Kreiſe des öffentlichen Lebens immer mehr in die trauliche Einſamkeit ſeiner Studirſtube zurück und widmete ſich vorzugsweiſe theologiſchen Arbeiten. So überſetzte er am Abend ſeines Lebens das alte Teſtament aus dem Urtext in's Niederländiſche, von welchem Werke ihn der Tod abrief. Er ſtarb zu Leyden am 15. Dezember 1598. *)

Ein ähnliches Mißtrauen wie dieſen längjährigen Freund Wilhelms von Oranien, traf auch den Statthalter von Antwerpen, Wilhelm Martini. Man ſetzte ihn, als er nach dem Haag kam, dort in Haft, ließ ihn zwar nach kurzer Zeit wieder frei, gebot ihm jedoch, das Land zu räumen.

Muß uns auch dieſes Mißtrauen gegen vielfach verdiente Männer verletzen, ſo weist dagegen die Wachſamkeit, woraus es entſprang, gerade auf die raſchere und mächtige Entwicklung des Weſens einer Republik hin.

---

*) Vergl. Te Water. III. p. 89 seqq. Bayle dict. historique et critique. Art. St. Aldegonde. E. v. Münch (niederländiſches Muſeum 3ter Heft.)

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Es iſt eine auffallende und eigenthümliche Erſcheinung in der Entwicklungsgeſchichte der niederländiſchen Freiſtaaten, wie dieſe bei ihren Verſuchen, die Landeshoheit einer fremden Macht zu übertragen, (Verſuche, zu welchen nur die äußerſte Verlegenheit den Beweggrund geben konnte) immer wieder gerade durch die Politik ihrer Feinde oder vermeintlichen Freunde von jenen Gefahren errettet werden, welche durch das Anſchließen an eine fremde Macht für den Fortbeſtand ihrer Freiheit unvermeidlich erfolgt wären. So haben wir geſehen, welchen großen Einfluß die von ſpaniſch-hierarchiſchen Triebfedern bewegte Ligue auf die Abbrechung der Unterhandlungen mit Heinrich III. von Frankreich ausgeübt hatte, deren Abſchluß die unirten Provinzen unfehlbar in eine bei weitem üblere Lage verſetzt haben würde, als jene, worin ſie ſich je unter ſpaniſcher Oberherrſchaft befunden hatten. Wir ſahen ferner, welche Mühe ſie ſich gegeben hatten, um die Königin Eliſabeth zur Uebernahme der Souverainetät zu bewegen. Die vorſichtige, ausweichende Politik dieſer Monarchin, welche das Anerbieten ausſchlug,*) gereichte den Provinzen abermals zum Heile, wovon ſie ſich bald überzeugen lernten. Auf allen Umwegen mußten ſie endlich zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, daß die Freiheit nicht mit dem Verluſt der Nationalität erkauft werden darf, und daß jede ſogenannte Beſchützung der Freiheit oder der Nationalität durch Fremde ſtets mehr oder minder bloß den Egoismus dieſer Letzteren im Hintergrunde birgt, weil die Verſuchung der Herrſchſucht für ſie zu groß iſt, und ihre Herzen nicht treu und warm, nicht hingebend und aufopfernd für das Land ſchlagen können, in welchem ihre Väter nicht ruhen, in welchem ihre Ströme nicht rauſchen, in welchem ihre Dichter nicht ſingen. Während aller jener angedeuteten Irrthümer jedoch läßt ſich bei den Niederländern immer der geſunde Sinn, läßt ſich der richtige Takt herausfühlen, gründend im Freiheitsdrang und ihre Würdigkeit, frei zu ſein, bekundend. Beides, Drang und Würdigkeit, iſt dadurch auf's Innigſte verbunden, daß der erſtere nicht bloß ein Lebensbedürfniß iſt, ſondern ſich auch auf die hiſtoriſch gefeſtigten Bedingungen (Rechte) beruft, welche zum Nationalcharakter gehören, wie der Leib zur Seele.

---

*) Eliſabeth ließ ſogar eine Rechtfertigung ihres Bündniſſes mit den Niederlanden (in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache) durch den Druck (bei Chriſtoph Barker in London) veröffentlichen.

Eliſabeth hatte noch im Jahre 1585 Hülfstruppen nach

---

worin ſie als Beweggründe angab, daß die Niederlande ihre alten Freiheiten, Privilegien und Gerechtſame behielten, daß die Gewerbe unter ihren Unterthanen und den Niederlanden glücklich und ſicher getrieben werden konnten, und daß ſie ſelbſt vor den Angriffen feindſeliger Nachbarn geſichert ſei; auch berief ſie ſich auf die alten Verbindungen zwiſchen England und den Beherrſchern der Niederlande (Vergl. d. Schrift bei Bor XX. B. f. 87). Einen Beweis, wie ſehr die Fürſten jener Zeit auf die öffentliche Meinung Rückſicht nahmen (die Geſchichte des Abfalls liefert dafür mehr als ein Dokument), wie wenig man ſich damals auch nur den Anſchein gab, als ignorire man die Preſſe, als laſſe ſich dieſe ignoriren, gab Eliſabeth auch durch eine Apologie, welche ſie gegen Pasquille veröffentlichen ließ, die man von Italien aus gegen ſie geſchmiedet hatte.

den Niederlanden geſchickt, welche jedoch bereits zu ſpät kamen, um Antwerpen zu entſetzen. Im Oktober nahmen ſie die der Königin zur Pfandſchaft überlaſſenen Plätze ein, nachdem die ſtädtiſchen Regierungen von Briel und Vliſſingen und Prinz Moritz durch die Provinzialſtaaten von Holland und Seeland, ſowie durch die Generalſtaaten (welche die Markgrafſchaft von Veere und Vliſſingen dem Prinzen Moritz übertragen) Sicherheitsurkunden über Schadloshaltung für während der Verpfändung vielleicht zu erleidende Verluſte erhalten hatten. Die Engländer Thomas Cecil, und Philipp Sidney, (der Letztere als Menſch und Dichter gleich herrlich und liebenswürdig), erhielten das Gouvernement, der Erſtere in Briel, der Letztere in Vliſſingen und Rammekens. Den Oberbefehl über alle engliſchen Truppen hatte Eliſabeth ihrem Günſtling Robert Dudley, Grafen von Leiceſter, (Sidneys Oheim) übertragen, einem Manne, über deſſen Charakter ſich die meiſten niederländiſchen Geſchichtſchreiber nur im ſcharfen Tadel vereinigen, und wohl kaum mit Unrecht. Edel von Abkunft und hoch geſtellt durch das auffallende Wohlwollen ſeiner Monarchin, einnehmend durch ſein äußeres Weſen, wie je ein gewandter Hofmann, entbehrte Graf Leiceſter doch etwas, das kein Geburtsadel, keine Fürſtengunſt, keine glatten Manieren erſetzen können; es fehlte ihm der Adel der Sittlichkeit. Von einem ungemeinen Egoismus durchdrungen, war er vielleicht gegen Niemand aufrichtig, am wenigſten gegen ſeine königliche Freundin und gegen die Niederlande, gegen welche übrigens auch Eliſabeth, wie wir bald ſehen werden, nicht ſehr aufrichtig war. Und doch waren gerade Aufrichtigkeit und Treue diejenigen Tugenden, deren der Befehlshaber einer fremden Macht in den unirten Provinzen am nothwendigſten bedurfte, um ſeine Autorität dort aufrecht zu erhalten, nicht bloß den damit übereinſtimmenden Grundſtoffen des Volkscharakters, ſondern auch den traurigen Erfahrungen gegenüber, welche man in Bezug auf Spanien und Frankreich ſchon gemacht hatte. Im alt-ehrlichen Niederland waren eitle Höflingskünſte nicht an ihrem Platz. Hier liebte man's, in die kniſternde Gluth auf dem unentweihten heimiſchen Herde zu blicken, nicht in den Schimmer des Geſchmeides, wie es beim Licht von hundert Kerzen funkelte; hier zog man den derben geſunden Geruch des Theers, den Kaufmann und Schiffsherr gewohnt waren, den Parfüms des galanten Weichlings, und eine offene Stirne, worauf die Redlichkeit zu leſen war, der künſtlichen Ordnung gekräuſelter Locken vor. Wie wird der feine, gewandte, duftende und — perfide Graf Leiceſter zu den ſoliden, ehrlichen Niederländern paſſen?

Eliſabeth ſelbſt hegte noch weitere Abſichten, als ihr öffentliches Benehmen (durch die Ablehnung der Souverainetät und eines immerwährenden Schutzbündniſſes mit den Niederlanden) anzudeuten ſchien. Leiceſter hatte von ſeiner Königin eine beſondere Inſtruktion erhalten, „die Finanzquellen der Provinzen genau zu erforſchen, um über die letzteren, wenn man ſie durch ihre eigenen Mittel beſchirmen könne, die Oberherrſchaft zu gewinnen.“ Man ſieht hieraus, daß es nicht bloß die Beſorgniß vor einem offnen Bruch mit Spanien, ſondern wohl auch die andere Beſorgniß vor der üblen Stimmung der Engländer in Bezug auf finanzielle Ungelegenheiten war, was Eliſabeths Politik leitete und ſo zweideutig machte. Von jener Inſtruktion für Leiceſter hatten die niederländiſchen Geſandten in London glücklicherweiſe noch frühzeitig genug Nachricht bekommen. Das Mißtrauen war dadurch geweckt und man dachte denn von Seiten Hollands ſchnell auf größere Sicherheit. Der Penſionär von Rotterdam, Johann van Oldenbarnevelt griff hier insbeſondere thätig ein. Vornämlich auf ſeinen Betrieb geſchah es, daß die Staaten von Holland und Seeland dem Prinzen Moritz die wichtige Statthalterſchaft über dieſe beiden Provinzen, (den Kern der ganzen Union), übertrugen; mit jener Würde war auch die eines Generalkapitains und Admirals für beide Provinzen verbunden. Zur ſelben Zeit erhielt Moritz auch den Titel eines „gebornen Prinzen von Oranien“ mit dem Prädikat „Excellenz“ ausdrücklich und förmlich zuertheilt, obwohl jener Titel eigentlich Moritzens älterem Bruder, dem Grafen Philipp Wilhelm von Büren, gebührte. Es iſt intereſſant, zu bemerken, wie die Verleihung der Statthalterwürde über Holland und Seeland an Moritz zum erſtenmal förmlich von den Staaten dieſer beiden Provinzen ausging, als Repräſentanten derſelben. Man merke übrigens hier auf den Unterſchied zwiſchen jener Zeit, da man Wilhelm von Oranien die Landeshoheit mit der Grafenwürde übertragen wollte, und dieſer jetzigen, da man dem Sohne deſſelben bloß die Statthalterwürde anvertraute. So ſieht man auch hier wieder den Fortſchritt von der angenehmen Gewohnheit der konſtitutionellen Monarchie zur Ausbildung der Republik. Dazu hat Oraniens Tod weſentlich beigetragen und wir dürfen uns durch die Unterhandlungen über Souverainetätsübertragung mit Frankreich und England nicht irre machen laſſen. Was wir jetzt in Holland beobachten, finden wir ſchon in Geldern und Utrecht nach Wilhelms von Oranien Tode. — Um übrigens auf den Grafen Leiceſter zurückzukommen, ſo läßt ſich leicht begreifen, wie unangenehm ihm jener Schritt der Staaten von Holland und Seeland war. „Was habe denn ich,“ (ſo fragte er, als er Moritzens Erhebung erfuhr) „in den Niederlanden zu thun, wenn ein Andrer die Statthalterſchaft Hollands und Seelands bekleidet?"

Während nun einzelne ſchärfer blickende Patrioten Hollands Leiceſters geheime Abſichten wachſam verfolgten und ein heilſames Gegengewicht zu begründen bemüht waren, betrachtete das Volk im Ganzen den Grafen wie einen Meſſias und hoffte wahre Wunder von ſeinem Walten in der Niederlanden; nicht geringen Einfluß darauf hatte Leiceſters klugberechneter und — zur Schau geſtellter Eifer für den ſtrengen Kalvinismus; die bigotten Reformirten in den Niederlanden wurden für Leiceſter hingeriſſen, als ſie vernahmen, wie ſehr er ſich in England der Puritaner annahm, ohne daß jene ahnten, wie ſein Eifer bloß ein künſtlichgemachter, ein feingeſponnener Deckmantel für ſeinen weitausblickenden Ehrgeiz war. Als er nun in die Niederlande kam, äußerte ſich der Enthuſiasmus des getäuſchten Volkes für ihn überall auf die unzweideutigſte Weiſe. Am 20. Dezember 1585 ſtieg er, von einer Menge engliſcher Edelleute begleitet, zu Vliſſingen ans Land; von dort begab er ſich nach Dordrecht und den anderen Städten und überall wurde er wie ein Fürſt bewillkommnet. Wenn die eifrigen Reformirten den Grafen, über deſſen Ueppigkeit man andere Zeugen vernehmen muß, demüthig zur Kirche gehen und dort das Abendmahl nach reformirtem Ritus empfangen ſahen, riefen ſie ſich aufs lebhafteſte ins Gedächtniß zurück, wie Anjou, zu ihrem Aergerniß, dem katholiſchen Gottesdienſte beigewohnt hatte; ja ſelbſt der edle Wilhelm von Oranien ſchien, wegen ſeiner allzugroßen Toleranz, die man ihm jetzt als Religions-Gleichgültigkeit auslegte, hinter dem Grafen von Leiceſter zurückzuſtehen; wer von der ganzen leichtgläubigen Menge ahnte wohl den Antheil, welchen Leiceſters Herrſchſucht an deſſen Heuchelei hatte, wer überhaupt dieſe letztere ſelbſt? Man faßte am

10. Januar 1586 den Beſchluß: dem Grafen die *Oberſtatthalterſchaft* ganz in der Weiſe, wie ſie zu Zeiten Kaiſer Karls V. bekleidet worden war, im Namen der *Generalſtaaten* (wogegen jedoch *Friesland* proteſtirte und wobei ſich *Holland* noch insbeſondere verwahrte) anzubieten.

Doch ſchon jetzt konnte *Leiceſter* ſeine geheimen Abſichten nicht ganz verhehlen; er verrieth ſie, indem er Anſtand nahm, die Oberſtatthalterſchaft anzutreten. Der Grund der von ihm erhobenen Schwierigkeiten war kein anderer als ſein Mißvergnügen über die *Beſchränkungen* durch den *Staatsrath*, denen er ſich dabei unterziehen ſollte. Endlich kam am 1. Februar im Haag die Verhandlung, betreffend die *Uebertragung der Oberſtatthalterſchaft* an Leiceſter, zum Abſchluß, und zwar unter folgenden Bedingungen*). Die Generalſtaaten ernannten ihn zum „Gouverneur und Generalkapitain" der vereinigten Provinzen, zu wiſſen: des Herzogthums Geldern und der Grafſchaft Zütphen, der Grafſchaften und Lande Flandern, Holland mit Weſtfriesland, Seeland, der Herrlichkeiten Utrecht und Friesland und ihrer Bundesgenoſſen. Er ſollte in allen Kriegsſachen (zu Land und zur See) *abſolute Macht***) haben über die genannten vereinigten Provinzen, Städte und Mitglieder der Bundesgenoſſen, über alle beſonderen Statthalter derſelben Provinzen, desgleichen über alle Oberbefehlshaber, Offiziere und Soldaten, welche denn auch für den Grafen Leiceſter zu vereidigen ſeien, — deßgleichen in Sachen der Polizei und Juſtiz, in der Weiſe, wie die Oberſtatthalter der Niederlande eine ſolche oberſte Gewalt zu allen Zeiten, und insbeſondere zu Zeiten Karls V. geſetzlich gehabt hätten.***) Renten und Gehalte der

---

*) Vergl. Bor. XXI. Buch. f. 6.

**) „*Volle macht en abſoluyt gebied.*" etc. (Ebend.)

***) „Item ſal ſyn Excel. *volle macht en abſoluyt gewelt* hebben

Beamten und Offiziere ſollten aus den Domainen jeder Provinz (ſo weit dieſe reichten) bezahlt werden, und die Staaten den Reſt übernehmen; für die wichtigſten Beamtenſtellen bei der Regierung und dem Juſtizfach, die der Oberſtatthalter zu vergeben habe, ſolle dieſer aus einer Doppel- oder Dreizahl von tauglichen und patriotiſchen Männern, welche die betreffenden Provinzialſtaaten vorſchlagen, die Geeignetſten erwählen. Was nun den Staatsrath betraf, ſo ſollte Leiceſter denſelben aus ſolchen gebornen Niederländern zuſammenſetzen, welche ihm die Provinzen als tauglich bezeichnen; zwei Mitglieder des Staatsrathes ſollen von ihrer Majeſtät, der Königin, zu ermächtigen ſein, und dieſer Staatsrath ſollte „dem Grafen beiſtehen zu beſter Leitung der Landesſachen, gemäß des mit Ihrer Majeſtät abgeſchloſſenen Traktates.“ Graf Leiceſter ſollte die Generalſtaaten ſtets und überall, wann und wo es ihm gutdünke, zuſammenberufen, ſowie andererſeits dieſe und die Provinzialſtaaten das Recht haben, ſich nach ihrem Gutdünken und nach des Landes Bedürfniß zu verſammeln. Alles dies, unbeſchadet der Rechte, Freiheiten, Präeminentien, Privilegien, Traktate, Kontrakte, Statuten, Ordonnanzen, Dekrete und Gewohnheiten“ der Provinzen im Allgemeinen und aller ihrer Mitglieder insbeſondere, deren Erhaltung Leiceſter beſchwören mußte, ſowie auch die Staaten ihm den Eid der Treue im Namen der Provinzen leiſten.

Dadurch ſchienen denn nun die bisherigen Anſtände beſeitigt zu ſein. Aber Leiceſter erhob neue, nachdem er von den Generalſtaaten ſeine Beſtallung und die Ermächtigung zur Ein-

---

in de voorsz. Provincien en van haer geassocieerde, en 't stuk van de Politie en Justitie, gelyk de Gouverneurs Generaels der Nederlanden 't allen tyden wettelyk gehad hebben, etc. etc.“ (Ebend.)

forderung aller bewilligten und noch zu bewilligenden Geldmittel (in Betreff des Krieges) erhalten hatte; er verlangte nämlich mehr, als man ihm hiezu angewieſen hatte, und außerdem eine genauere Einſicht in den Zuſtand der Finanzen jeder Provinz. Ferner veränderte er den Entwurf der Inſtruktion für den Staatsrath, dann erwählte er deſſen Mitglieder und bot dem Grafen Hohenlohe die Würde eines General-Lieutenants in der Armee der Staaten an, was jedoch dieſer ablehnte, indem derſelbe lieber in den beſonderen Dienſten der Staaten von Holland und Seeland blieb.

Leiceſter beſaß nun in den vereinigten Provinzen eine ausgedehnte Macht, und arbeitete dahin, dieſelbe noch zu vergrößern und zu erweitern. Da erfuhr er plötzlich einen Einſpruch dagegen und zwar von einer Seite her, von woher er einen ſolchen wohl nicht erwartet hatte, — von ſeiner Monarchin Eliſabeth ſelbſt. Ihr Geſandter Davidſon, welcher am 14. Februar nach England zurückgekehrt war, hatte ihr über alle Vorfälle in den Niederlanden Bericht erſtattet. Unter'm 23. Februar ſchrieb ſie nun ſowohl an Leiceſter als an die Generalſtaaten (Sir Thomas Heaneadge überbrachte die Schreiben) „wie ſehr es ſie befremden müſſe, daß, nachdem ſie ſelbſt die angebotene Souverainetät abgelehnt habe, die Generalſtaaten dieſelbe dem Grafen Leiceſter (ihrem Diener und Vaſallen) übertragen und der Letztere ſie angenommen habe; was auch jener Erklärung widerſpreche, welche ſie in Druck habe ausgehen laſſen. Deßhalb verlange ſie denn, daß man die Uebertragung der höchſten Autorität an Leiceſter widerrufe und ſich lediglich an diejenige halte, welche dem Traktat zwiſchen ihr und den vereinigten Provinzen entſpreche.“ Es ſcheint, daß hier bei Eliſabeth weniger die Beſorgniß vorwaltete, daß Leiceſter die ihm übertragene Gewalt egoiſtiſch mißbrauchen würde, als vielleicht das unangenehme Gefühl, daß man unbehutſam ihren eigenen geheimen Plänen unzeitig vorgegriffen und letztere vor Spanien aufgedeckt habe. Beſonderen Anſtoß gab der Ausdruck: „*abſolute Gewalt*,“ welches man als gleichbedeutend mit *Souverainetät* auslegen konnte. Die *Generalſtaaten* wußten ſich hierüber geſchickt und zugleich zu ihrem eigenen Vortheil zu vertheidigen. Sie erklärten, (und zwar wie es ſcheint, durch des patriotiſchen Oldenbarneveld's Einfluß) am 25. März, daß das Wort „*abſolut*“ in ſeiner verfänglichen Verbindung mit „*Gewalt*“ bloß bezeichnen ſolle, wie der Graf Leiceſter *über* den einzelnen *Provinzialſtatthaltern* ſtehe, daß das Wort „*abſolut*“ bloß den Gegenſatz von „*proviſoriſch*“ andeute, und zur völligen Beruhigung fügten ſie endlich ausdrücklich hinzu: „*die ganze Souverainetät der Lande bleibe den Staaten ſelbſt*, und nur das Gouvernement, oder die *Verwaltung* derſelben ſtehe dem Grafen *Leiceſter* zu.“ Der Letztere ſchrieb gleichfalls an ſeine Monarchin, um ſich über die *Annahme* zu rechtfertigen, und Eliſabeth ſchien nunmehr zufriedengeſtellt zu ſein. Ob ſie es aber auch wohl in der That war? Ob ſie es nicht vielleicht ſehr bereute, durch *ihre* allzugroße Vorſicht auch die der *Staaten* geweckt zu haben? Jedenfalls ſehen wir auch bei dieſem Vorfall wieder das eigenthümliche Phänomen, auf welches wir zu Anfang dieſes Kapitels aufmerkſam machten, das *providenzielle Element* der Geſchichte, oder (damit man dieſen Ausdruck und unſre Grundanſicht nicht etwa mißverſtehe): wir bemerken die Kernkraft einer Nationalität, welche ſich zwar durch Gefühle und Hoffnungen zu Irrthümern hinreißen laſſen kann, welche jedoch durch die leiſeſten Bewegungen des Abſolutismus plötzlich geweckt, ſich wieder auf den richtigen Weg zu beſinnen weiß und ihrer natürlichen Beſtimmung wieder folgt; ein einfaches Wunder, wenn man auf den Charakter, als Grund der Erſcheinung, zurückgeht. — Wir haben oben des trefflichen Oldenbarnevelds erwähnt, von dem es mehr als bloß wahrſcheinlich iſt, daß er die Erklärung der Staaten an Eliſabeth über die Bedeutung des Wortes „abſolut,“ ein ſchönes Dokument edlen vaterländiſchen Freiheitsſtolzes, abgefaßt habe. Wir müſſen hier noch dazu bemerken, daß die Staaten von Holland unterm 7. März 1586, den braven Oldenbarneveld, welcher bisher Penſionär der Stadt Rotterdam geweſen, an die Stelle des Meiſters Paul Buis zum Landesadvokaten (von Holland) machten. Es iſt bezeichnend für Oldenbarnevelds Charakter, daß er ſich, bei Annahme dieſer ehrenvollen und einflußreichen Stelle, ausbedingte, dieſelbe allſogleich niederlegen zu dürfen, ſo wie man ſich etwa in Unterhandlungen einließe, welche darauf abzweckten, Holland wieder der ſpaniſchen Herrſchaft zu unterwerfen! Am 8. März leiſtete Oldenbarneveld ſeinen Eid. Ebenſo treffend bezeichnet den Geiſt, welcher damals die Staaten von Holland beſeelte, der Beſchluß, den ſie an demſelben Tage (8. März) faßten, daß alle Geſchäftsaufſätze, die an Leiceſter und den Staatsrath ergingen, in niederdeutſcher Sprache abgefaßt werden müßten, ſo wie man auch den Erſteren erſuchte, ſich bei ſeinen ſchriftlichen Verhandlungen mit den Staaten derſelben Sprache zu bedienen. Dies war dem Grafen, der das Niederdeutſche nicht verſtand, ziemlich ungelegen und er wünſchte deßhalb, daß die Staaten ihre Beſchlüſſe ins Franzöſiſche überſetzen ließen. Als Dollmetſcher diente ihm Daniel de Burggraaf aus Flandern, welcher früher Generalprokurator und Staatsrath geweſen war, ein großes Egoiſt, welcher ſich übrigens das Vertrauen Leiceſters zu erwerben, und bei dem erwähnten Verhältniß zu demſelben, auch zu befeſtigen wußte.

Der ſtolze Leiceſter war durch alle Hinderniſſe, welche ihm der Freiheitsſinn der Holländer in den Weg legte, im hohen Grade mißgeſtimmt, und weder die Erinnerung an ſeinen wahrhaft fürſtlichen Empfang noch die Delikateſſe, mit welcher die Oppoſition zur Sicherung der heimiſchen Freiheit, der provinziellen Rechte ihm entgegentrat, vermochte ſeine Mißſtimmung zu tilgen. Wohl das Empfindlichſte war und blieb für ihn die Stellung des Prinzen Moritz als Statthalter von Holland; und es ſcheint, daß ihm der Aufenthalt in Holland dadurch verleidet wurde. Sei es aber auch, daß es ihm zur Erreichung ſeiner Zwecke gerathener ſchien, ſeine Reſidenz anderswo zu nehmen, — genug: er begab ſich nach Utrecht. Bald zeigte es ſich, wie egoiſtiſch ſeine Politik, auf wie ſchlechten, antinationalen Prinzipien ſie begründet war. Er wollte ſich eine Parthei im Lande erſchaffen, um durch eine ſolche ſich zu behaupten, und ſeine Macht zu vergrößern; reizte ihn wohl nicht noch immer das unvergeſſene, von den Staaten ſo ſchroff gegen ihn gedeutete Wörtchen „abſolut?“ Bei Gründung einer ihm eifrig ergebenen Parthei ſpekulirte der ſchlaue Leiceſter, wie wir ſchon früher erwähnt haben, auf die Religion. Gewiß iſt ſchon jede Politik, welche ſich auf irgend eine andere Baſis ſtützt, als Treue, eine verderbliche; — eine noch ſchlimmere iſt jene, die durch Theilung der Intereſſen zur Schwächung der Geſammtkraft, und in Folge deſſen zur Alleinherrſchaft hinſtrebt; die allerverwerflichſte aber iſt gewiß diejenige, welche die religiöſen Angelegenheiten hinterliſtig zum Deckmantel nimmt, und die Beweggründe wie die Reſultate der beiden erſteren Arten darunter begreift. Denn eine ſolche Politik entzündet durch die Fackel des Fanatismus den Bürgerkrieg. Und ſich über alle Schrecken, die mit einer ſolchen Folge verbunden ſind, leichtfertig hinauszuſetzen, um nur ſeinen eigenen Gelüſten nachgeben zu können, dies iſt wohl der höchſte Grad von Gewiſſenloſigkeit von Perſonen, denen eine wichtige Miſſion über Völker anvertraut iſt.

Auf eine merkwürdige Weiſe hingen übrigens die religiöſen Spaltungen, welche Leiceſter in ſeinem Intereſſe benützte, mit politiſch-nationalen zuſammen. Man erinnert ſich der Exzeſſe, welcher ſich die Kalviniſten gerade in den katholiſchen ſüdlichen Provinzen ſchuldig gemacht hatten; wir ſagen ausdrücklich: ſchuldig gemacht, wir denken hiebei vorzugsweiſe an das ſich übertaumelnde demokratiſche Treiben in Gent zurück, wobei unterm Scheine der Religion auch wohlbegründete Rechte zertreten worden und deſſen nächſte Folgen die Auflockerung der Genter Pacifikation, die Feindſeligkeiten der Malkontenten, der Abfall der Wallonen von der gemeinſamen Sache geweſen waren. Nun waren, nach der Unterwerfung der ſüdlichen Provinzen unter Spanien gerade die exaltirteſten Kalviniſten, von der durch Farneſe ihnen freigeſtellten Alternative Gebrauch machend, ausgewandert und nach den nördlichen Provinzen überſiedelt, wo ſie denn jetzt ihre Grundſätze geltend zu machen ſuchten. Insbeſondere aber war es die kalviniſtiſche Geiſtlichkeit, welche eine proteſtantiſche Hierarchie einzuführen trachtete. Anderſeits ſahen ſich die Laien unter den in Holland aus dem Süden eingewanderten Kalviniſten dort von den ſtädtiſchen Regierungen ausgeſchloſſen; nur die alt-holländiſchen Familien hatten Rechtsanſprüche auf die Theilnahme daran. Man ſieht, wie die Gegenſätze emporſproßen; wie läßt ſich wohl eine Verſöhnung derſelben hoffen? Das Temperament ſelbſt verhindert eine ſolche zuvörderſt und auf's Mächtigſte. Die Eingebornen, die Holländer, ruhiger ſchon von Sinnesart, behaglich im Beſitz des Eigenthums der Provinzialrechte, ſind auch in religiöſen Angelegenheiten allmählig zur Toleranz gelangt, weil ſie die politiſche Freiheit errungen haben und glücklich behaupten, — deßhalb ſind ſie denn auch feſt überzeugt, daß (unbeſchadet der Gewiſſensmeinungen über dieſen Punkt) der Staat über der Kirche ſtehe, daß er ſie ebenſo zu beſchützen, wie zu beaufſichtigen habe, daß die Pflicht des Staatsbürgers alle übrigen Pflichten in ſich faſſe! Dieſen Einheimiſchen gegenüber ſtehen nun die eingewanderten Seeländer, von vornher feurigen Blutes, dazu noch in allen Fibern von der leidenſchaftlichen Aufregung des doppelten Kampfes gegen fremde und andersgläubige Landsleute nachbebend, — den beim Scheiden vom Vaterland halberſtickten, mühſam in die Bruſt hinabgedrückten Ruf nach Rache jetzt auf den Lippen, ungemeſſen ſchwelgend in der Hoffnung, die Rache zu ſättigen, — ſich Märtyrer dünkend, und deßhalb nun auch einen Preis des Märtyrthums, wenigſtens eine Entſchädigung in Anſpruch nehmend, — in ihrer Aufregung unter dem Begriffe der religiöſen Freiheit auch die Herrſchaft ihrer religiöſen Anſicht vereinigend, eine Herrſchaft, welche, wie geſagt, proteſtantiſche Hierarchie ſein ſollte! Verfolgen wir nun dieſe Gegenſätze weiter in den Ausläufen der Gegenſtrebungen, ſo ſehen wir, wie die ſtrenggläubig-kalviniſtiſchen Einwandrer aus dem Süden, die deſtruktiven Grundſätze noch immer im Herzen tragend, dieſelben auch in ihrem jetzigen Aſyle anzuwenden ſtrebten, da ſie ſich, der Natur der Verhältniſſe nach, in der Theilnahme an der Regierung den Eingebornen nicht gleichgeſtellt fanden, ſo ſehen wir, wie ihre Prediger dieſe deſtruktiven Grundſätze nährten. Vergleichen wir nun damit die ſubjektive Antipathie Leiceſters gegen die Holländer, vergleichen wir deſſen frühere Politik im Verhältniß zu den Puritanern und den Kredit, den er dadurch bei allen ſtrengen Kalviniſten genoß, ſo werden wir es begreiflich finden, daß die Letzteren, insbeſondere nämlich die aus dem Süden Eingewanderten in dem Anſchluß an die Perſon des Oberſtatthalters, in dem Einfluß, welchen ſie dadurch erhielten, ein Gegengewicht wider die Provinzial- und Lokalintereſſen, eine höhere Bedeutung, vielleicht die Herrſchaft zu erlangen hofften. Scharf betrachtet, lief dieſe Strebung auf die Ausgleichung oder Vernichtung der Provinzial- und Lokal-Rechte hinaus, und das war es eben, was auch Leiceſter, wenn auch nicht klar und beſtimmt denkend, doch tief fühlend, beabſichtigte. Man denke dabei an Spaniens alte Pläne; und nun iſt ein ſogenannter Beſchützer der Provinzen im Begriffe, ſie unter ganz veränderten Verhältniſſen auszuführen, ein Mann, der auch in der Energie des Irrthums ſo ſehr hinter einem Philipp II. zurückſteht, da Philipp für eine Idee focht, Leiceſter bloß für den armſeligen Götzen ſeines Ich's intriguirt. Was an Philipp II. (man denke über die Idee, welche ihn leitete, wie man wolle,) noch immer achtungswerth iſt, — bei Leiceſter erſcheint es verächtlich; denn, wenn Philipp aufrichtig und ſtolz ſeine Idee bekennt, wenn ſeine Religiöſität doch aufrichtig, tiefempfunden iſt, ſo iſt ſie bei Leiceſter eine Berechnung, eine Lüge. Abermals ſtand denn jetzt für Holland, — aus Veranlaſſung, oder wenigſtens unter dem Scheine der Religion (und zwar handelte es ſich jetzt nur um die Spaltung zwiſchen zwei proteſtantiſchen Faktionen) nichts Geringeres als die Nationalität ſelbſt auf dem Spiele! Es war ein großes Glück für dieſe, daß Oldenbarneveld damals in der Blüthe ſeiner Wirkſamkeit für Holland ſtand, und dadurch auch im Stande war, im wahren Intereſſe der vereinigten Provinzen überhaupt den antinationalen Strebungen möglichſt entgegenzuarbeiten.

Leiceſter gab ſich denſelben offen hin und pflegte die verhandenen Keime der Mißverhältniſſe, wie z. B. zwiſchen der Stadt Amſterdam und der Bürgerſchaft von Utrecht, wo er reſidirte. Noch mehr mußten dieſe zunehmen, als er ſich einen geheimen Rath aus drei eingewanderten Südländern bildete, von denen wir den Einen, Daniel de Burggraaf, bereits als ſeinen Dolmetſcher und Vertrauten kennen lernten. Die beiden anderen hießen Jakob Reingoud und Gerhard van Prounink, genannt Deventer. Reingoud, ebenſo egoiſtiſch wie Daniel de Burggraaf, war einſt Geheimſchreiber des berühmten, durch Albas Politik und das Urtheil des Blutraths hingerichteten Grafen Egmont geweſen, hatte in Finanzſachen unter Granvella, Alba und Requeſens gedient, hatte nach der Pacifikation von Gent, wegen Untreue, ſein Amt verloren, war jedoch ſpäter bei den Geſandtſchaften der Staaten nach Frankreich verwendet worden, und war bei ſeiner Rückkunft (in Utrecht) von der katholiſchen zur reformirten Konfeſſion übergetreten; dieſer letzteren ſchien Reingoud, namentlich ſeit Leiceſter im Lande war, ſo eifrig anzuhängen, daß er ſogar nur reformirte Diener in ſeinem Hauſe duldete. Prounink, genannt Deventer, war aus Herzogenbuſch gebürtig, woher er, der Religion wegen entflohen war. Jedenfalls war er noch der Rechtlichſte von allen Dreien; aber ſein böſer Dämon war ein ungezügelter Ehrgeiz, der ihn alle Rückſichten vergeſſen machte. Von dieſen drei Männern war denn Leiceſter umgeben; ein Triumvirat, welches den Staaten bald im höchſten Grade verhaßt werden mußte.

Weſentlich trug zu dieſem Haße Leiceſters unkluges Benehmen bei, indem er ſich durch ſeine Mißſtimmung gegen Holland verleiten ließ, deſſen Lebensprinzip, die Handelsfreiheit anzutaſten. Am 24. April (1586) ließ er ein Plakat ergehen, worin ſowohl In- als Ausländern die Ausfuhr aller Mund- und Kriegsbedürfniſſe nach den unter ſpaniſcher Oberherrſchaft ſtehenden Provinzen aufs Schärfſte verboten war. Sein Zweck dabei war, die ohnehin durch Mangel gedrückten ſpaniſchen Niederlande plötzlich aufs Aeußerſte zu bedrängen. Die Utrechter, ſchon ſeit früher über jenen Punkt in Mißverhältniſſen mit den Amſterdamern, fanden ſich durch jenes Plakat allerdings geſchmeichelt; um ſo unzufriedener waren damit alle jene Landſchaften, deren Hauptnahrungszweige in Schiffahrt und Handel beſtanden. „Hat denn Leiceſter die ganze See in ſeiner Gewalt?“ ſprach man dort. „ſo ſcheint es faſt aus jenem Plakat hervorzugehen!“ Vergeblich machte man Leiceſtern auf alle nachtheiligen Folgen ſeiner Verordnung aufmerkſam, und kräftig opponirten ſich die „Kommittirten Räthe von Holland“ wider das Plakat. Unbegreiflicherweiſe ſchien er nicht einzuſehen, daß er dadurch den Handel von Holland und Seelang zu Grunde richte, während er den Feinden doch eigentlich keinen Abbruch zu thun vermöge. Reingoud und ſeine Anhänger, die man ſchlechtweg die „Reingoudiſten“ nannte, übten hierbei ihren ganzen Einfluß auf Leiceſter aus, und wußten die ſchwache Seite dieſes ſtolzen Edelmannes, der die Kaufleute verachtete, zu treffen, indem ſie ihm die Staaten von Holland, die ihm ohnehin (aus den bereits erwähnten Gründen) verhaßt waren, bloß als eine Verſammlung von Kaufleuten darſtellten. Ueberhaupt ſchürten ſie unverantwortlich alle geheimſten Wünſche des Gebieters, durch deſſen vergrößertes Anſehen ſie ſelbſt zu gewinnen hofften. Sie ſtellten ihm vor, „er ſei an den Staatsrath eigentlich gar nicht gebunden; an die Generalſtaaten brauche er ſich noch bei Weitem weniger zu kehren, denn unter dieſen befänden ſich Menſchen, die es heimlich mit dem Papſtthum und den Spaniern

Helſten, und viele andere Mitglieder der Generalſtaaten verſtünden ſo viel wie gar nichts von Regierungsſachen.“ Während die Günſtlinge Leiceſter'n ſo berückten, ſtreuten ſie zu gleicher Zeit den Samen des Mißtrauens und der Zwietracht im Volke aus und untergruben das Anſehen der Staaten. Das religiöſe Moment that, wie gewöhnlich, das Uebrige zur Vollendung der verderblichen Zerwürfniſſe, welche bereits eine Provinz von der anderen trennten; ſolche Früchte trug denn ſchon in ſo kurzer Zeit die Einmiſchung eines Fremden! Der ſtrengere Kalvinismus (mit dem hierarchiſchen Uebergewicht der Prädikanten) welcher in Oppoſition zu der in Holland nationalen milderen Fraktion der reformirten Konfeſſion (nach Zwinglis Grundſätzen) ſtand, wurde, wie geſagt, von Leiceſter aus Politik begünſtigt. Er ſchmeichelte den Prädikanten der ſtrengeren Lehre, welche ſich ihrerſeits dadurch gegen ihn erkenntlich bewieſen, daß ſie allen ihren Einfluß auf die Gemeinden verwendeten, um dieſe für Leiceſter zu ſtimmen. Heuchelei beherrſchte hier, wie ſo oft, die Bigotterie und Bornirtheit. Ein Beweis, wie ſehr Leiceſter durch das Bündniß mit den Prädikanten ſein Anſehen gefeſtigt hielt, iſt, daß er im Auguſt 1586 die auf der Haager Synode beſtellte Kirchenordnung, beſtätigte, ohne die Staaten darum zu fragen, welche dieſelbe in verſchiedenen Punkten unſtatthaft und ſogar anſtößig fanden, und zwar mit Recht, da ſich die reformirte Hierarchie durch jene Ordnung von der weltlichen Macht, und zwar namentlich von dem Einfluß der ſtädtiſchen Magiſtrate loszureiſſen trachtete.

Es kam Leiceſter'n bei ſeinem Zwiſt mit Holland ſehr zu ſtatten, daß die bewaffnete Bürgerſchaft in Utrecht nebſt ihren Hauptleuten entſchieden ſeine Parthei ergriff. Der Einfluß derſelben zeigte ſich vornämlich, als er eine Finanzkammer errichtete und zwar vorzugsweiſe auf die Vorſtellungen und das eifrige Drängen Reingouds, welcher ſich dabei der Stelle eines „Theſauriers“ zu vergewiſſern ſuchte, und Leiceſter ging gerne auf das ganze Projekt ein, um dieſen ſeinen Günſtling befördern zu können. Am 27. Juni 1586 übergab Leiceſter dem Staatsrath eine die neue Finanzkammer betreffende Schrift, worin er den Grafen Nieuenaar zum Präſidenten derſelben, Heinrich Killegrei und Reinhard van Azewyn zu Räthen, Reingoud zum Theſaurier, Sebaſtian Looſen, Joſt Teeling und Paul Buis, (den früheren Advokaten von Holland, der jetzt in Utrecht wohnte) zu Unterbeamten und Daniel de Burggraaf zum Auditeur ernannte; die ganze Handlungsweiſe Leiceſters ſtand mit der Inſtruktion für den Staatsrath im direkten Widerſpruche. Es kam denn auch darüber zu heftigen Debatten mit Leiceſter, deſſen Eigenmächtigkeit von Seiten Hollands ſcharfen Tadel fand. Beſonderen Anſtoß erregte die Ernennung Reingouds, den man, als Fremden, für durchaus ungeeignet hielt, das Amt eines „Theſauriers“ zu bekleiden; auch bemerkte man Leiceſter'n, daß in dieſer Angelegenheit die Staaten durchaus ins Mittel gezogen werden müßten. Stolz entgegnete Leiceſter: „er getraue ſich die Sache bei den Staaten ſchon zu verantworten, welche übrigens auch nicht gerade aufrichtig mit ihm gehandelt hätten;“ kurz, er ſetzte, trotz der Oppoſition, die Errichtung der Finanzkammer und die Ernennung Reingouds zum Theſaurier durch. Nun trat Paul Buis gegen Leiceſter und Reingoud auf, und ſagte dem Erſteren, gekränkt, geradezu in's Geſicht: „Wenn ich ſelbſt Theſaurier wäre, ſo möchte ich Reingoud nicht unter mir haben; noch viel weniger aber bin ich im Stande, unter ihm zu ſtehen!“ Paul Buis mußte dieſe Worte, die ihm Reingoud und Leiceſter nicht vergeſſen konnten, gar bald ſchwer büßten. Am 19. Juli (1586); da Leiceſter eben Utrecht verlaſſen hatte, um ſich nach dem Haag zu begeben, wurde nämlich Paul Buis plötzlich, auf Anſtehen des Schöffen Jacques de Potters, eines Flamänders und des Thomas Webbes, durch die Hauptleute der bewaffneten Bürgerſchaft, und zwar ohne ſchriftlichen Befehl, wiewohl mit Berufung auf ein Gebot Leiceſters, verhaftet. Man konnte ihm nichts aufbürden, was ſeinen Patriotismus im Geringſten kompromittirte, und das Einzige, was man ihm endlich zur Laſt legte, waren einige Worte, welche er, als er ſich bereits in Haft befand, geſprochen hatte, und welche ſeinen Patriotismus gerade in's ſchönſte Licht ſtellten. Doch um die volle Beziehung dieſer Worte zu faſſen, müſſen wir vorerſt bemerken, daß Leiceſter ſeine Parthei unter der bewaffneten Bürgerſchaft Utrechts bedeutend verſtärkt hatte, ſo zwar, daß die Hauptleute derſelben am letzten Juni eine Bittſchrift eingaben, worin man den Stadtrath erſuchte, den Grafen dahin zu vermögen, daß Stadt und Provinz Utrecht die volle Souverainetät ohne weitere Bedingungen als die, welche ſich von ſelbſt verſtünden, nämlich Erhaltung des evangeliſchen Gottesdienſtes und der Provinzialprivilegien, der Königin von England übertragen möchte, eine Maßregel, zu welcher man auch Gouda, Friesland und Over-Yſſel zu verleiten ſuchte. Nun hatte ſich denn Paul Buis während ſeiner Haft im Geſpräch geäußert, „Utrecht dürfe für ſich allein einen ſolchen Antrag, wie der erwähnte, nicht ſtellen, weil dies der Utrechter Union, dem Staatsgrundgeſetz der vereinigten Provinzen, durchaus zuwider ſei.“ Dieſe Anſicht war denn das ſogenannte Verbrechen des Gefangenen! Als man in Holland von dem Verfahren gegen ihn Nachricht erhielt, nahm man daſelbe ſehr ſchwer auf und von vielen Seiten ergingen Vorſtellungen an

Leiceſter, den wackren Meiſter Buis wieder in Freiheit zu ſetzen. Leiceſter ſelbſt fühlte, daß er ſich allzuweit habe hinreißen laſſen und wußte ſich in der Verlegenheit nicht anders zu helfen, als indem er geradezu abläugnete, daß die Verhaftung auf ſeinen Befehl geſchehen ſei. Gleichwohl that er nichts, um deſſen Freilaſſung zu bewirken, und Paul Buis blieb bis zu Anfang des Jahres 1587 gefangen; dann erſt wurde er, gegen eine Kaution von 25,000 Gulden, auf freien Fuß geſtellt, und zwar auf Andringen der Generalſtaaten, bei welchen ſeine Verwandten jene Kaution geleiſtet hatten. —

Hiemit war jedoch die revolutionäre Bewegung in Utrecht, deren ſich Leiceſter zur Erreichung ſeiner eigenſüchtigen Zwecke bedienen wollte, noch keineswegs zu Ende. Im Gegentheil: ſie ging noch weiter. Durch engliſchen Einfluß (auf Anſtehen eines Sir North) wurden auf Beſchluß der „Vroedſchap“ einige angeſehene Bürger, unter welchen ſich der Schultheiß Nikolaus van Zuilen van Draakenburg, der Landesadvokat Floris Thein, und mehre andere befanden, aus der Stadt vertrieben. Ihre Aemter erhielten Leute von Leiceſters Parthei, und zwar meiſtens Eingewanderte aus den ſüdlichen Provinzen; ſo wurde z. B. Jacques Bellechère, aus dem walloniſchen Flandern, Präſident des Hofes von Utrecht; Junker Peter Ruiſch wurde zum erſten, Prounink zum zweiten Bürgermeiſter der Stadt erwählt. Die Vertriebenen zogen nach Holland. Alle Vorſtellungen an Leiceſter in dieſer Angelegenheit waren fruchtlos geblieben. Dieſer Ausländer ſchien, ſicher gemacht durch das Wachsthum ſeiner Parthei, es darauf abzuſehen, die Patrioten nicht bloß zu unterdrücken, ſondern ſie, ſowie beſonders Holland, auch empfindlich zu demüthigen. Er verkannte, indem er ſich ſo an die Spitze einer Parthei ſtellte und durch Theilung zu herrſchen ſuchte, ganz und gar den guten Genius der holländiſchen Sache; er bedachte nicht, wie er ſelbſt ſeinen Kredit muthwillig untergrub, und welche Folgen dieſe unverantwortliche und unredliche Leichtfertigkeit nach ſich ziehen mußten. Er wollte die Sache auf die Spitze treiben. So entbot er den Meiſter Johann van Oldenbarneveld im Auguſt (1586) zu ſich nach Utrecht. Aber die Staaten von Holland gaben dies nicht zu, indem ſie zum Vorwand nahmen, ſie könnten ihren Advokaten bei ihrer Verſammlung durchaus nicht entbehren.

Nicht lange darnach erlitt das Triumvirat der Günſtlinge Leiceſters und ſomit auch deſſen Anſehen einen argen Stoß. Man hatte nämlich in Auftrag der Staaten einen gewiſſen Stephan Paret eingezogen, welcher im Verdachte ſtand, mehre Pasquille gegen jene verfaßt zu haben. Reingoud verlangte nun, man ſolle den Verhafteten nebſt deſſen Papieren, auf die man Beſchlag gelegt hatte, augenblicklich nach Utrecht zur Unterſuchung ſenden. Dieſe Forderung Reingouds hatte ſchon an und für ſich Verdacht erwecken müſſen. Doch der Letztere war auch noch tiefer begründet; man hatte nämlich aus Parets Papieren entdeckt, daß Reingoud mit dieſem im Einverſtändniß war. Auch aus den Papieren einer gewiſſen Barbara Boots, welche man zu Middelburg verhaftete, und welche gleichfalls mit Reingoud im Einvernehmen ſtand, entdeckte man deſſen Schuld, nämlich Unterſchleife, die er als Theſaurier verſucht hatte, und die deutliche Abſicht, das Mißverhältniß zwiſchen Leiceſter und den Staaten zu erwecken und zu befördern. Leiceſter wurde davon auf amtlichem Wege benachrichtigt, ſuchte jedoch, ungeachtet des ernſtlichſten Andringens von Seiten Hollands um ſtrenge Unterſuchung, ſeinen Günſtling derſelben zu entziehen. Und wirklich gelang es Reingoud, durch Leiceſters Hülfe, zu entfliehen. Er kam glücklich nach Belgien, und trat — in

Brüſſel wieder zum Katholicismus über. Leiceſter hatte ſich jedenfalls zweideutig und unwürdig benommen. Prounink und de Burggraaf mit ihren Anhängern vertraten jedoch fortwährend ſeine Intereſſen, während das Mißtrauen gegen ihn allenthalben immer mehr zunahm und zwar in dem Grade, daß die Staaten, welche es ihm auch ſehr übel nahmen, daß er engliſches Geld in Amſterdam zu münzen verſucht, es endlich für nöthig fanden, entſchieden gegen ihn aufzutreten. Bevor wir jedoch dieſen Wendepunkt in Leiceſters Verhältniß zu den Niederlanden darſtellen, müſſen wir auch deſſen militäriſche Wirkſamkeit betrachten. Wie in der Regierung Leiceſters übler Wille, ſo trug in der Landesvertheidigung der geringe Erfolg, welcher deſſen Waffen begleitete, nicht wenig zur Erſchütterung ſeines Anſehens bei.

Sehr bald, nachdem die engliſchen Hülfstruppen in die vereinigten Provinzen gekommen waren, hatte Graf Nieuenaar einen Zug nach der Betuwe unternommen, nicht weit von Arnheim das Fort Iſſeloerd gewonnen und ſich mit dem kühnen Martin Schenk zu einem Anſchlag auf Nymwegen vereinigt, um dieſen durch ſeine geographiſche Lage hochwichtigen Punkt den Spaniern wieder abzugewinnen. Zu dieſem Ende hatte man mit einigen patriotiſchgeſinnten Bürgern jener Stadt Verabredungen getroffen. Das Projekt zur Ueberrumpelung Nymwegens wurde jedoch entdeckt und mehre dabei betheiligte Bürger mußten ihre Mitwiſſenſchaft mit dem Leben bezahlen. Graf Nieuenaar warf nun eine Schanze zu Lent auf und bedrängte von da aus die Stadt, doch ohne bedeutenden Erfolg, und bald rückte auch der tapfre Herr von Hautepenne in die Betuwe ein und zwang die Truppen der Staaten, die Gegend von Nymwegen zu verlaſſen. Ein Einfall der Spanier in den Bommeler Waard (zu Ende des Jahrs 1585) war gleichfalls ohne Erfolg. Denn ſo wie ſie ſich auf dieſer zwiſchen der Maas und Waal gelegenen Inſel befanden, ſchwollen die Wäſſer, und nun kam der Graf von Hohenlohe herbei und ließ die Dämme durchſtechen, um die Feinde durch eine Ueberſchwemmung zu Grunde zu richten. Die Spanier befanden ſich in einer gräßlichen Lage. Wie man auf alten Bildern, welche die Sündfluth darſtellen, verzweiflungsvolle Gruppen auf Bergesgipfel klimmen oder an die Kronen der höchſten Bäume ſich klammern ſieht, ſo retteten ſich die Spanier, die zwiſchen dem Tod in den Fluthen, durch Hunger oder durch das Feindesſchwert zu wählen hatten, auf die höchſten Punkte der Dämme, oder auf Thürme, halb erſtarrt von Froſt, von wüthendem Hunger gepeinigt, und dennoch flochten ſie die Hände in einander und ſchwuren ſich's zu, lieber bis zum letzten Augenblick ehrlich auszuharren, als ſich den Feinden zu ergeben, welche ſie dazu aufgefordert hatten. Ein plötzlich eintretender heftiger Froſt, welcher den Grafen von Hohenlohe zum ſchnellen Rückzug zwang, wenn er ſeine Schiffe nicht eingeeiſt, ſich ſelbſt und die Seinigen ſomit nicht feſtgehalten ſehen wollte, wurde den Spaniern zum Heil in der höchſten Noth, und glücklich erreichten ſie Herzogenbuſch, wo ſie von den braven Bürgern menſchenfreundlich aufgenommen und nach ſo vielen ausgeſtandenen Mühſalen liebreich verpflegt wurden. So endete der Feldzug des Jahres 1585.

Den des folgenden eröffnete der ſpaniſche Oberſt Taſſis im Januar mit einem glücklichen, aber kurzen Einfall in Friesland. Taſſis gewann bei Burum einen entſcheidenden Sieg über die Truppen der Staaten, wurde jedoch durch das drohende Thauwetter genöthigt, das Land zu verlaſſen, ohne ſeinen Sieg gehörig benützen zu können; ja er mußte ſagar alles eroberte Geſchütz zurücklaſſen. Uebrigens hatte jedoch ſein kurzer Feldzug in ganz Friesland ſo großen Schrecken verbreitet, daß ſich viele Ortſchaften von Verdugo Schutzbriefe erkauften und ſich ſogar zu einer Art von Ausgleichung mit der königlichen Parthei hinneigten. Nicht wenig trugen dazu die religiöſen Partheiungen bei; die dortigen Katholiken ſtanden natürlicherweiſe ohnehin den Spaniern als ihren Glaubensgenoſſen näher, denn den reformirten Staaten. Die ſogenannten Taufgeſinnten (oder Mennoniten), welche man mit den alten Wiedertäufern durchaus nicht verwechſeln darf, und deren Zahl (nach Hoofts und Reyds Verſicherung) faſt den vierten Theil der Bevölkerung in Friesland austrug, waren gegen die Kalviniſten aufs Heftigſte eingenommen, ſo zwar, daß ſie, obwohl ſie von den Staaten geduldet wurden, doch lieber noch zur katholiſchen Parthei hinneigten, ganz und gar vergeſſend, daß ihre religiöſe Anſicht durch die königlichen Edikte mit dem Flammentode bedroht wurde. Sodann gab es in Friesland auch noch eine Menge von Menſchen, welche Hooft naiv als „geloovelozen“ bezeichnet, nämlich Solche, die ſich zu gar keiner beſtimmten Kirchengenoſſenſchaft bekannten, wie man dies auch noch heutzutage in Holland finden kann. Dieſe „Geloovelozen“ (um ſie nicht blos Deiſten zu nennen, Atheiſten waren ſie jedesfalls nicht) wechſelten die Partheien, je nach dem glücklichen Erfolge. Die Reformirten endlich, deren auf dem platten Lande nur ziemlich wenige waren, hatten durchweg einen ganz geringen Eifer für die Staatenparthei; ſie hegten die Meinung, daß ihrem ungeſtört-friedlichen Leben nichts fehlte als die Entfernung der ſtaatiſchen Truppen. Alle dieſe Umſtände ſuchte Verdugo, eben ſo klug als tapfer, zum Vortheil der königlichen Parthei zu benützen, indem er der öffentlichen Meinung durch eine Druckſchrift einen Brennpunkt gebe. Zu dieſem Zwecke bediente er ſich eines gewiſſen Franz Bodimont, welcher einſt Geheimſchreiber bei Wilhelm von Oranien geweſen, dann, auf deſſen Empfehlung Greffier beim Hofe von Friesland geworden, aber, im letzten Jahre ſeines Dienſtes entſetzt, zur ſpaniſchen Parthei übergegangen war. Dieſer Bodimont verfaßte nun die erwähnte Schrift, welche in vielen hundert Exemplaren verbreitet wurde, und deren Inhalt im Weſentlichen ſich über Folgendes ausließ: „Die Staaten nährten den Krieg, unter dem Vorwande der Freiheit und Religion, blos aus eigennützigem Intereſſe, um die Gewalt ferner in Händen zu behalten. Zu dieſem Zwecke bediene man ſich der Sprößlinge des Hauſes Naſſau-Oranien, eines Geſchlechtes, das nichts für das gemeine Beſte, alles aus partikularem Ehrgeiz unternehme; ſeit dem Tode des Kaiſers Adolf (1298, am Haſenbühel bei Gellheim) ſeien alle Naſſauer, deſſen Enkel, von unverſöhnlichem Haſſe gegen die Habsburger erfüllt, und dächten bloß an Rache gegen dieſe. Es ſei übrigens gar nicht ſo ſchwer, ſich mit dem Könige auszuſöhnen; man brauche zu dieſem Zwecke nur einige Schelme" (damit waren die Mitglieder der Staaten gemeint) „aus dem Wege zu ſchaffen. Beſonders aber und vor allen Dingen müßte man ſich des Bündniſſes mit England entſchlagen; denn davon ſei nur zweierlei zu erwarten, entweder immerwährender Krieg oder ewige Knechtſchaft." —

Während dieſer für die Republik gefährlichen Zuſtände in Friesland, wobei ſich Graf Philipp Wilhelm die möglichſte Mühe gab, daß die Provinz für die Union erhalten bliebe, wurde auch Geldern durch die königlichen Truppen bedrängt. Sie hatten ſich zweier Schlöſſer bei Venlo bemeiſtert, und waren in der Mitte des Januar nach Lottum gezogen. Zweihundert tüchtige ſpaniſche Veteranen rückten über die Maas und nahmen das Kloſter Beeterswaard ein. Dort überfiel ſie jedoch der kühne Martin Schenk, der kurz vorher ein

Reitergeſchwader unter Appio Conti geſchlagen hatte; da ſich die Beſatzung im Kloſter auf das tapferſte vertheidigte, ſteckte er das letztere in Brand.

Hierauf zog Martin Schenk an den Rhein, um, in Vereinigung mit dem Kommandanten von Neuß, Hermann Friedrich Kloet, auf Beſtallung des Kurfürſten Gebhard Truchſeß, die Stadt Werle in Weſtphalen zu überfallen. Dies geſchah denn auch wirklich im März (1586). Da aber der Herr von Hautepenne dem legitimen Kurfürſten Ernſt von Köln einige Hülfstruppen zuſandte, ſo zog Schenk, nachdem er Werle geplündert hatte, am 18. März von dort ab. Leiceſter beſchenkte ihn mit einer goldnen Kette und ſchlug ihn zum Ritter.

Mittlerweile war die an der Maas gelegene Stadt Grave worin Lubbrecht Turk, Herr van Hemert, kommandirte, ſchon ſeit dem Dezember des vorigen Jahres 1585 durch den Grafen Karl von Mansfeld belagert worden. Der Beſitz Grave's war als Schlüſſel der Maas ſowohl für die Staaten, als auch für Alexander Farneſe von großer Wichtigkeit, für den Letzteren hauptſächlich in Bezug auf Kriegsoperationen gegen Holland hin. Leiceſter mußte deßhalb darauf bedacht ſein, Grave zu entſetzen. Zu dieſem Zwecke ſchickte er denn bei 1400 Reiter in die Veluwe bis gen Nieuwkerk hin und beauftragte (im April 1586) den Grafen von Hohenlohe ſowie den Oberſt Norrits, die Stadt zu verproviantiren. Es gelang ihnen, ſich nach einem heftigen Gefecht, einer feindlichen Schanze zu Lithoven zu bemächtigen; Hohenlohe eroberte hierauf die Schlöſſer Batenburg und Empeln und verſah dann Grave mit Proviant und Kriegsvorrath.

Da erſchien Farneſe ſelbſt (im Mai) vor der belagerten

Stadt, warf Batterien auf, beſchoß Grave mit 24 Geſchützen und ließ dann ſeine Truppen Sturm laufen. Die Belagerten ſchlugen den Angriff tapfer zurück; aber als Farneſe am folgenden Tage ſein ganzes Heer in Schlachtordnung aufſtellte, verbreitete ſich in der Stadt die größte Beſtürzung durch das Wehklagen der Frauen, ſo daß Magiſtrat und Beſatzung den Muth ſinken ließen, und der Kommandant Hemert beſchloß, Grave dem feindlichen Feldherrn auf billige Bedingungen zu übergeben; noch am Tage vorher hatte er an Leiceſter geſchrieben: „er wolle dem Feinde getroſt widerſtehen und die Stadt behaupten.“ Am 7. Juni kam die Kapitulation zu Stande, und die Beſatzung zog ungefährdet ab. Durch dieſe voreilige Uebergabe Graves wurde der ganze Operationsplan Leiceſter's, der ſchon im Anzuge war, um Grave zu entſetzen, zerſtört. Er kehrte nach dem Bommeler Waard zurück und ließ zu Bommel den Herrn van Hemert, ſowie mehre andere Befehlshaber aus Grave, die ſich dorthin begeben hatten, um ſich vor ihm zu rechtfertigen, gefangen nehmen. Man ſtellte ſie in Utrecht vor ein Kriegsgericht. Hemert und zwei Hauptleute wurden zum Tode verurtheilt und die Staaten von Holland drangen ernſtlich darauf, daß man nach der vollen Strenge des Rechts mit ihnen verfahre. Es ſchien bei der gefahrvollen Lage des Vaterlandes durchaus nöthig, durch ein abſchreckendes Beiſpiel die Verzagtheit zu ersticken. Leiceſter ließ keine Begnadigung eintreten, und die Schuldigen wurden enthauptet. In den letzten Augenblicken vor ſeinem Tode bezeugte Hemert, daß er dem Vaterlande immer treu geblieben ſei; nur das Mitleid über den Jammer der Frauen und Kinder habe ſeinen Muth erſchüttert und ihn bewogen, die Stadt zu übergeben. So ſehr ſich nun Leiceſter durch ſeine Strenge gegen Hemert den Beifall der Patrioten erworben hatte, ebenſoſehr zog er ſich bald darauf ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen zu, als er einem engliſchen Ueberläufer, dem Hauptmann Weltz, welcher Aalſt den Spaniern verkauft hatte und durch Hohenlohe in einem Gefechte bei Breda gefangen worden war, wider die allgemeine Erwartung, Leben und Freiheit ſchenkte und dieſen Verräther ſogar bei ſeiner Leibwache anſtellte. Leiceſter vermehrte die Unzufriedenheit noch dadurch, daß er das Regiment des Herrn von Hautain ſeinem Neffen Philipp Sidney übergab. Zwei und zwanzig Offiziere beklagten ſich darüber ſchriftlich bei dem Grafen Hohenlohe, und dieſer übergab die Beſchwerde Leiceſter'n, welcher ſie jedoch abwies und den Inhalt derſelben ſogar für einen Ausdruck meuteriſcher Geſinnungen erklärte.

Die Uebergabe Grave's an Farneſe hatte auch den Verluſt Megens und des kaum gewonnenen Schloſſes Batenburg zur Folge. Hierauf gewann der Graf Karl von Mansfeld die Schanze zu Wel. Nun rückte Farneſe mit ſeinem Heere vor Venlo in Geldern an der Maas, welches Martin Schenk kurz vorher verlaſſen hatte, um auf der Ecke, wo ſich der Rhein in Waal und Leek ſcheidet; (einem militäriſch wichtigen Punkte,) eine Schanze anzulegen, die nach ihm den Namen „Schenkenſchanze" erhielt. Farneſe betrieb die Belagerung Venlos, wo ſich Schenks Gemahlin und Schwägerin befanden, mit dem größten Nachdruck. Der kühne Schenk ſuchte mit dem engliſchen Hauptmann Roger Williams in die Stadt einzudringen; ſein abentheuerlicher Zug bildet eine wahrhaft homeriſche Epiſode in dem Epos dieſes Feldzuges. Da alle Wege und Stege rings um Venlo beſetzt ſind, ſo überfällt er mit Roger Williams des Nachts das feindliche Lager, macht Jeden ſtumm, der ihm in den Weg kommt und bricht durch bis zu Farneſes Quartier. Da graut der Tag; die Feinde regen ſich in Maſſe, nirgends iſt ein offner Weg nach Venlo zu gewinnen; mit verbiſſenem Grimm muß ſich Martin Schenk zurückziehen, rechts und links mit geſchwungenem Schwerte die andringenden Feinde abwehrend. So, wie ein Löwe kämpfend, zieht er ſich glücklich nach Wachtendonk zurück, nachdem er vierzig ſeiner verwegenen Reiter auf dem Zuge eingebüßt. — Noch blieb Venlo durch eine Schanze auf der Maasinſel gedeckt, vonwo aus der Feind bedrängt und geſchädigt wurde. Da ließ Farneſe auf drei Fähren eine ſchwimmende Schanze errichten, und eroberte damit (am 26. Juni) die Maasinſel ſowie die feindliche Baſtei. Nun wankte auch der Muth der Bürger von Venlo; man hielt es für unmöglich und thöricht, die Stadt länger zu halten, und als die Beſatzung dennoch darauf beſtand, ſo traten die Bürger mit den Waffen in der Hand wider dieſe heran und zwangen ſie, mit dem Feinde zu unterhandeln; und doch hatten eben dieſe Bürger bis dahin immerdar den Ruf unerſchrockener und tüchtiger Männer mit Recht behauptet. Am 28. Juni 1586 wurde die Kapitulation abgeſchloſſen. Die Beſatzung ſowie Schenks Gattin und Schwägerin erhielten freien Abzug. Zur Strafe dafür, daß die Bürgerſchaft Venlo's die Kapitulation erzwungen hatte, gebot Leiceſter, daß man die Bürger, ſowie ſich einer davon in den vereinigten Provinzen blicken ließe, feſtnehmen und daß man auf ihre Güter, wo man deren habhaft werden könne, Beſchlag legen ſolle. Nachdem nun Venlo in der Spanier Gewalt war, forderte Hautepenne auch das Schloß zu Wel zur Uebergabe auf, welches dieſelbe ſchon früher (nach Einnahme der Schanze) abgewieſen hatte. Der Kommandant Helmich, welcher das Schloß noch länger halten wollte, wurde endlich durch ſeine eigenen Soldaten zum Vergleich mit dem Feinde gezwungen. Hautepenne hatte dabei billige Bedingungen zugeſtanden, hielt dieſelben aber ſehr ſchlecht; Helmich, dem freier Abzug zu Roß zugeſtanden war, wurde nach Uebergebung des Schloſſes von den Feinden rein ausgeplündert. Er begab ſich mit vielen Soldaten von der Beſatzung nach Utrecht, und klagte dort die letzteren der Meuterei an; drei von ihnen wurden zum Tode am Galgen verurtheilt.

Nach der Einnahme Venlos begab ſich Alexander Farneſe, welcher nun die ganze Maas bis nahe an die Gränze Hollands beherrſchte, auf die Bitten des Kurfürſten Ernſt von Köln mit einer Heeresmacht von 16,000 Mann zu Fuß und ungefähr 2500 zu Roß im Juli vor die Stadt Neuß, welche, (wie wir im letzten Kapitel des vorhergehenden Buches erzählt haben,) durch die Truppen der Staaten für den abgeſetzten Kurfürſten und Erzbiſchof Gebhard Truchſes beſetzt worden war. Während nun Farneſe Neuß belagerte, ertheilte Leiceſter, in der Abſicht, ſeine Aufmerkſamkeit von dieſer Stadt abzuziehen, dem Prinzen Moritz von Oranien und dem trefflichen Philipp Sidney Befehl zu einem Einfall in Flandern. Beide bemächtigten ſich dort (am 17. Juli) der Stadt Axel. Kaum vernahm dies Farneſe, als er den Herrn de la Motte beauftragte, Axel von allen Seiten einzuſchließen. Aber Prinz Moritz hielt ihn auf, indem er die Dämme durchſtechen ließ; und Philipp Sidney unternahm von Vlieſſingen aus einen Anſchlag auf Gravelingen, wo er geheime Einverſtändniſſe mit Einigen aus der Beſatzung unterhielt. Dieſer Anſchlag mißglückte jedoch und Sidney ſah ſich genöthigt, ſich mit einem Verluſt von ungefähr 40 Mann zurückzuziehen. Leiceſter erreichte ſeinen Hauptzweck nicht, den klugen Farneſe von Neuß abzulenken.

Dieſer hatte mehre Gründe, um die Einnahme von Neuß zu beſchleunigen. Einer von den wichtigſten war wohl der, daß dieſe Stadt der Mittelpunkt war, von welchem aus die verwegenen Partheigänger der Niederländer das ganze Erzſtift Köln unſicher machten. Selbſt Haufen von Hunderten, ja eines Tages (am 3. Juli) waren ſogar 3000 Menſchen unter militäriſcher Bedeckung, nicht im Stande, den räuberiſchen Streifbanden zu widerſtehen; dem Kurfürſten Ernſt blieb nichts übrig, als Farneſes bewaffnete Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Am 10. Juli war Farneſe mit jener bedeutenden Heeresmacht vor Neuß erſchienen; die Beſatzung zählte nur 1600 Mann unter dem tapfren Hermann Friedrich Kloet, welcher alſogleich die geeignetſten Maßregeln ergriff, um die Befeſtigungswerke von Neuß auszubeſſern; auch ließ er die Inſel vor der Stadt, welche ein Arm des Rheines bildet, verſchanzen. Farneſe entfaltete ſeinerſeits den ganzen Reichthum ſeiner Kenntniſſe in der Belagerungskunſt. Er umſchloß Neuß mit einer Kette von Poſten, und bereitete ſich zu einem Angriff auf die Rheininſel, um auch von dieſer Seite her den Zugang zur Stadt abzuſchneiden. Die Belagerten räumten die Inſel, überzeugt, ſie nicht halten zu können; unternahmen jedoch in der Nacht einen Ausfall, wobei ſie viele Feinde tödteten oder gefangen nahmen. Unbeirrt ließ Farneſe die Belagerungsarbeiten fortſetzen und, als er ſie vollendet ſah, die Belagerten zur Uebergabe auffordern. Sie erklärten ſich zu Unterhandlungen bereit, und ſchloſſen, wiewohl blos in der Abſicht, Zeit zu gewinnen, einen Waffenſtillſtand. Von beiden Seiten wurden nun Bevollmächtigte ernannt, welche ſich über die Kapitulation berathen ſollten. Farneſe ſelbſt begab ſich eines Tages von Gnadenthal, wo er ſein Hauptquartier hatte, ſich für unerkannt haltend, als ſei er ein Bevollmächtigter des Kurfürſten Ernſt, bis dicht vor die Mauern von Neuß und ermahnte die Belagerten, ſie möchten nicht länger zögern, ſich ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kurfürſten Ernſt, zu unterwerfen. Da ſauſten plötzlich Kugeln um ihn; von beiden Seiten, aus der Stadt und vom feindlichen Lager her hielten, während Farneſe zur Unterwerfung redete, die Geſchütze ihre donnernde Zwieſprach; wahrſcheinlich hatten die Belagerten den Feldherrn erkannt und es auf ſein Leben abgeſehen; doch ward verſichert, daß man das Schießen ohne Wiſſen und Wollen des Kommandanten Kloet begonnen habe, gleichviel: der Waffenſtillſtand war dadurch gebrochen. Farneſe zog ſich indeſſen unverſehrt zurück und ließ am anderen Tage Neuß aufs Heftigſte beſchießen. Bald waren zwei große Breſchen in der Mauer gelichtet und die Feinde begehrten ungeduldig die Erlaubniß, zu ſtürmen. Der erfahrne, kluge Farneſe wußte den Eifer der Soldaten in Schranken zu halten; er wollte ſich zuerſt, noch vor Einbruch der Nacht des Rheinthores bemächtigen. Bei der Vertheidigung deſſelben wurde der tapfre Kloet gefährlich in der Hüfte verwundet. Am anderen Tage trafen denn die Belagerer Anſtalten zum Sturm. Das Rheinthor wurde abermals heftig beſchoſſen. Vergeblich ſuchten jetzt Bürger und Soldaten in Neuß zu kapituliren. „Es iſt zu ſpät“ rief Parma. Zum Unglück für die Belagerten ergriff ein Feuer, das ſie zur Beſchützung zweier Thürme gerüſtet hatten, das Pulver, die Strohdächer einiger Häuſer, und alles Holz, welches zur Verſchließung der Breſchen bereit lag. Während der Wind die Flammen durch die Straßen der Stadt jagte, ließen ſich die ſpaniſchen Soldaten nicht länger zurückhalten, begannen mit lautem Geſchrei Sturm zu laufen, und drangen in die Stadt, während die deutſchen, niederländiſchen und burgundiſchen Soldaten von einer andern Seite her in Neuß einbrachen. So ward das Schickſal dieſer Stadt raſch entſchieden. Nur ungefähr zweihundert Mann von der Beſatzung leiſteten Widerſtand; unaufhaltſam wie die wehenden Flammen jagten die ſiegreichen Feinde durch die Straßen. „Kein Mann ſoll am Leben bleiben,“ ſchwuren ſie in ihrem

Grimm. Der Frauen und Kinder nahm ſich Farneſe an; er ließ ſie in die Kirchen bringen, um ſie vor den entfeſſelten Leidenſchaften der Soldaten zu bergen. Um ſo raſender erfüllten dieſe ihren Schwur an jedem männlichen Weſen; vor allen Häuſern ſah man in kurzer Friſt Haufen von Ermordeten. Auch in das Haus, wo der verwundete Kommandant Kloet lag, drangen ſie ein und kündeten ihm an: er ſolle ſich zum Tode bereiten. Vergeblich bat er, man möchte ihn nach Kriegsgebrauch behandeln. Im Beiſein ſeiner Gattin warfen ihm die rohen Sieger einen Strick um den Hals, zerrten ihn aus dem Bette, erwürgten ihn und hängten die Leiche zum Fenſter hinaus. Ein gleiches Loos fanden auch zwei Hauptleute und der reformirte Prediger Chriſtoph Froſſer. Inzwiſchen wüthete die Feuersbrunſt ungehindert fort und verzehrte mit dem größten Theil der Gebäude, aber auch die von den Siegern gehoffte Beute, ſo daß der Kurfürſt faſt nur einen öden Aſchenhaufen ſtatt ſeines Neuß zurückerhielt. Kloets Gattin und Schweſtern ſowie die meiſten Frauen wurden verſchont und aus der Stadt gebracht. Es war am 26. Juli (am Tage nach dem Feſte St. Jakobs, des Schutzpatrons der Spanier) als Neuß ſeinem Schickſal erlag. Alexander Farneſe erwarb durch die Erſtürmung dieſer Stadt hohen Ruhm, da ſie einſt dem gewaltigen Karl dem Kühnen von Burgund ein Jahr lang glücklich widerſtanden hatte. *) Am 1. Auguſt ließ ſich Farneſe im Lager vor Neuß (nicht in Köln, wie der Kurfürſt Ernſt gewünſcht hatte,) vor den Augen des ganzen Heeres und in einer glänzenden Verſammlung edler Herren das Geſchenk überreichen,

---

*) Das „Jaer-dicht" bei Bor (XXI. B. f. 43):

NVys, hoeft Hertoge Caerls Beleg VeraCht,
dan Is by ParMa door Vier, sVVeert en bloet VerCraCht.

welches ihm Papſt Sixtus V. (unterm 25. Mai) geſchickt hatte, den geweihten Hut und den geweihten Degen; der Abt Grimani bekleidete ihn damit, nach einem feierlichen Hochamt, unter'm Donner der Geſchütze; und das ganze Heer beging den Tag, an welchem der Feldherr dieſe hohe Auszeichnung als Beſchützer der römiſch-katholiſchen Kirche erhielt, mit Triumphgepränge, Feſtlichkeiten und Waffenſpielen.

Von Neuß wendete ſich Farneſe mit ſeinem Heere (am 13. Auguſt 1586) vor die feſte Stadt Rheinberg, in welcher ſich Schenk und Morgan mit etwa 800 Mann Beſatzung (größtentheils aus Engländern beſtehend) befanden. Farneſe traf die geeigneten Anſtalten, um Rheinberg zu belagern. Nun nahm Leiceſter den Kern der niederländiſchen Kriegsmacht — an 10,000 Mann, wobei ſich Prinz Moritz von Oranien, der entſetzte Kurfürſt von Köln, Gebhard Truchſes, die Grafen von Naſſau, Oberſtein, Solms und viele andre Perſonen vom hohen Adel befanden — und zog gegen Elten im Kleve'ſchen, in der Abſicht, Farneſen zum Rückzug von Rheinberg zu zwingen. Am 6. September lagerte er bei Elten. Um ſeinen Zweck zu erreichen, wandte ſich Leiceſter zuerſt vor Dusburg, beſchoß dieſe Stadt (am 13. September) und zog, nachdem ſie ſich ihm ergeben und engliſche Beſatzung eingenommen hatte, vor Zütphen. Auf ſeinem Marſch dahin nahm er noch mehre feſte Plätze, wie die Schlöſſer zu Haakvoort, Boksbergen Nieuwbeek. Auch warf er eine ſtärkere Beſatzung nach Deventer, welche Stadt, wie er vernommen hatte, ſich zur königlichen Parthei hinneigte.

Als Farneſe von Leiceſters Zug vernahm und deſſen Kriegsplan durchſchaute, hielt er es für gerathen, die Belagerung Rheinbergs in eine Blokade zu verwandeln, um mit der Mehrzahl ſeiner Truppen dem Feinde folgen und Zütphen entſetzen oder verproviantiren zu können, weil er wohl wußte, wie kümmerlich dieſes verſehen war. Es gelang ihm auch, einen kleinen Vorrath in die Stadt zu ſchaffen, und er beſchloß, demſelben ſchleunig einen größeren folgen zu laſſen. Zu dieſem Zwecke traf Farneſe die geeigneten militäriſchen Maßregeln und ließ Verdugo davon benachrichtigen, damit ihm dieſer am 22. September bei Tagesanbruch mit 1000 Mann bei Warnsfeld entgegen käme. Der Brief an Verdugo wurde jedoch aufgefangen und Leiceſter ſchickte raſch eine Truppenabtheilung, wobei ſich auch ſein Neffe Philipp Sidney befand, zur bezeichneten Zeit gen Warnsfeld, um den Transport zu nehmen. Hier kam es denn zwiſchen den Königlichen und den engliſchen Truppen zu einem hitzigen Gefecht, wobei Philipp Sidney gefährlich verwundet wurde. Wir können uns nicht enthalten, einen ſchönen Zug dieſes liebenswürdigen Helden und Dichters anzumerken. Schwer verwundet lechzte er nach einem Trunk Waſſer; man brachte ihm welches und eben wollte er den Labetrunk genießen, als er plötzlich neben ſich das Aechzen eines andern auf den Tod verwundeten Menſchen hörte. Schnell reichte er, ohne zu trinken, die Flaſche dem Sterbenden und ſprach: „Er bedarf der Erquickung dringender als ich!“ Wenige Wochen darnach ſtarb Sidney an den Folgen ſeiner Verwundung. Uebrigens erreichte Farneſe, ungeachtet der engliſchen Dazwiſchenkunft, ſeinen Zweck und brachte den Proviant glücklich nach Zütphen. Er hatte dies der rühmlichen Geſchicklichkeit und Ausdauer ſeiner Truppen zu verdanken, welche, als die Fuhrleute der Proviantwagen entflohen waren und die Pferde die Stränge zerriſſen hatten, ſich ſelbſt vor die Wagen ſpannten und dieſelben ſo weit zogen, bis ihnen Verdugo und Taſſis entgegen kamen. Am 29. September ſuchten die Spanier die Engländer durch ein Gefecht in einen Hinterhalt zu locken. Es mißlang Jenen zwar; dagegen verproviantirte Farneſe Zütphen abermals ſehr bedeutend (am 12. Oktober) und Leiceſter ſah ſich denn endlich genöthigt, die Belagerung dieſer Stadt aufzuheben; doch nahm er drei Schanzen gegenüber von Zütphen ein. Er übertrug Roland Jork die Vertheidigung der großen Schanze und machte Wilhelm Stanley zum Kommandanten von Deventer. Da beide Engländer Katholiken waren und Jork früher unter den Spaniern gedient hatte, ſo erregte dieſe Maßregel Leiceſters bei allen niederländiſchen Patrioten großes Mißtrauen und Mißvergnügen. Ein Anſchlag Schenks, um Nymwegen durch Ueberraſchung zu gewinnen, mißglückte. Farneſe legte, nachdem er Zütphen verproviantirt hatte, ſeine Truppen in Winterquartiere, und Leiceſter that desgleichen. Ueberblickt man die Reſultate dieſes Feldzuges, ſo überzeugt man ſich, daß nur der Erſtere Vortheile von Belang errungen hatte.

Alexander Farneſe begab ſich nach Brüſſel, wo er ſeinem am 18. September zu Parma verſtorbenen Vater Ottavio Farneſe am 17. November ſtattliche Obſequien halten ließ. Seine Mutter Margaretha war bereits im Januar deſſelben Jahres zu Ortona im Königreich Neapel verſchieden. Alexander Farneſe erhielt nun durch jenen Todesfall die herzogliche Würde von Parma und Piacenza. Am 21. September deſſelben Jahres war auch der Kardinal von Granvella geſtorben, welcher einſt durch ſeine Verwaltung in den Niederlanden ſo weſentlich zum Ausbruch der Revolution beigetragen und nach dem Sturze des Antonio Perez, von 1579 an, eine höchſt einflußreiche Stellung am ſpaniſchen Hofe eingenommen hatte.

Leiceſter verfügte ſich nach Utrecht und von dort nach dem Haag, wo er am 6. November eintraf. Man empfing ihn mit allem äußerem Anſtande, welchen man ſeiner Stellung ſchuldig zu ſein glaubte und verehrte ihm ein vergoldetes ſilbernes Gefäß im Werthe von 9000 Gulden. Indem man nun ſolchermaßen die Formen wahrte, ſorgte man jedoch zugleich mit großem Freimuth für die Erhaltung des theuren Rechts. Schon ſeit einiger Zeit hatten ſich die verſammelten Staaten von Holland über eine Darlegung verſchiedener Beſchwerden berathen, welche man mit gutem Fug gegen Leiceſters Verwaltung einzulegen hatte. Nun, da dieſer wieder in Holland erſchien, überreichten ihm die Staaten von Holland, Seeland und Weſtfriesland ihre Klagen und Forderungen. Sie verlangten, daß die Gelder und Kontributionen, welche Reingond bisher allein verwaltet hatte, durch einen von ihnen (den Staaten) eigens dazu erwählten Mann eingeſammelt und verausgabt würden, unter ſicherer Kontrole durch Leiceſter ſelbſt und drei von ihnen bezeichnete Perſonen. Sie verlangten ferner, daß die engliſchen Hülfstruppen vollzählig erhalten würden, nämlich 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter und daß dieſelben mit Wiſſen und im Beiſein der ſtaatiſchen Kommiſſarien (dem Vertrage zu Folge) ihre Beſoldung empfingen, — daß Leiceſter das ausländiſche Kriegsvolk nur mit Zuſtimmung der Provinzen annehmen, daß er ohne Bewilligung der Staaten keine Kommandanten von feſten Plätzen ernennen, daß er die Disziplin in aller Strenge aufrecht erhalten, daß er niemand (den Privilegien zuwider), außerhalb der betreffenden Provinz vor Gericht ziehen (wovon man leider Beiſpiele geſehen); daß er die gekränkte Autorität des Magiſtrats zu Utrecht wieder herſtellen; daß er die Statthalterſchaft über Utrecht dem Prinzen Moritz übertragen und die Marineangelegenheiten eben dieſem und dem Admiralitätsrath anvertrauen möchte; ferner, daß er ſeine zum Nachtheil, ja zum Verderben des Handels erlaſſenen Edikte widerrufe und den Handel nach bundgenöſſiſchen oder neutralen Provinzen freigebe. Außerdem klagte man, Abſtellung fordernd, auch über die neue Weiſe in Bezug auf die Schatzungen und die Adminiſtration der geiſtlichen Güter, wobei ſich „gewiſſe Leute“ zu bereichern verſucht hätten, und bat Leiceſtern endlich nachdrücklich, in Regierungsangelegenheiten, welche Holland, Seeland und Weſtfriesland beträfen, ſich nicht der eingewanderten Brabanter, Flamänder und dergl., ſondern des Raths der Staaten zu bedienen; indem jene ſich der Gunſt des Statthalters nur zu bemächtigen ſuchten, um über Holland, Seeland und Weſtfriesland nach ihrer leidigen-Willkühr herrſchen zu können.

Leiceſter wußte das Mißbehagen trefflich zu verbergen, das er über dieſe offenen Vorſtellungen der Staaten empfand, welche wenig Luſt hatten, die theuer errungene Selbſtſtändigkeit einem ſtolzen Fremden ſo leichten Kaufes zu überlaſſen. Leiceſter wollte vor der Hand nur Zeit gewinnen und gab ſich den Anſchein, als läge es ihm ſelbſt ſehr am Herzen, alle Mißverhältniſſe abzuſtellen. Er ging ſcheinbar mit Vergnügen in die näheren Details derſelben ein, und, als man ihm z. B. vorwarf, daß er dem bekannten Dietrich von Sonoy eine ſehr ausgedehnte Beſtallung verliehen habe, welche auch die bürgerliche Regierung in Nordholland in ſich begreife, ſo gab er gerne zu, daß die Staaten, wenn ſie den Prinzen Moritz und die Provinzialprivilegien dadurch benachtheiligt glaubten, genauer in dieſer Sache verfügen möchten. (Wir werden auf das beſondere-Verhältniß Sonoys zu Leiceſter, ſowie gegen Moritz und die Staaten in Kürze ausführlicher zurückkommen). In den näheren Verhandlungen der Staaten mit Leiceſter ſpielte der patriotiſche Oldenbarneveld, den man immer höher ſchätzen muß, je genauer man ſein Wirlen kennen lernt, als Advokat von Holland und als einer von den Bevollmächtigten der Staaten, eine bedeutende Rolle. Namentlich in Beziehung auf die Utrechter Angelegenheit ſprach er ſich mit einer rückſichtsloſen Freimüthigkeit aus, welche ihn mit den edelſten Staatsmännern des klaſſiſchen Alterthums auf eine gleiche Stufe ſtellt. Oldenbarneveld erwähnte bei jener Angelegenheit des Treibens der Bürgerhauptleute und auch des zelotiſchen Predigers Modet, welcher aus den von uns erwähnten religiöſen Gründen zu den Ultra's der engliſchen Parthei gehörte. Leiceſter ſuchte ſich über dieſen ganzen delikaten Punkt, welcher die geheimen Abſichten Englands und wohl auch ſeine eigenen berührte, ſo geſchickt er konnte, zu rechtfertigen; er verſicherte wiederholt, daß die berüchtigte Verhaftung des Paul Buis ohne ſein Vorwiſſen geſchehen ſei, „obwohl ſich dieſer allerdings ſowohl gegen Ihre Majeſtät, die Königin, als auch gegen ihn, (Leiceſter) ſelbſt vergangen habe.“ Dagegen führte nun Oldenbarneveld an, „man dächte ja auch nicht daran, den Grafen Leiceſter irgend eines böslichen Anſchlages zu bezüchtigen. Aber es müſſe ſehr befremden, daß die Bürgerhauptleute zu Utrecht den Paul Buis ungeſtraft hätten verhaften können, da es ihnen doch durchaus nicht zuſtünde, irgend jemand gefangen zu nehmen.“ — In Bezug auf die Vereinigung Utrechts mit Holland und Seeland unter Moritzens Statthalterſchaft erklärte ſich Leiceſter dem ausgeſprochenen Wunſche nicht abgeneigt; nur „habe er jetzt keine Zeit, um die näheren Verfügungen darüber zu treffen.“ Kräftig und trefflich ſprach ſich Oldenbarnevеld in den Verhandlungen über die gegen die Handelsfreiheit erlaſſenen Plakate Leiceſters aus, und nöthigte dieſem das Bekenntniß ab, daß „Holland und Seeland ohne Freiheit des Handels und der Schifffahrt nicht gedeihen könnten.“ In Bezug auf den Einfluß der Eingewanderten erklärte Leiceſter, — nach einigen Verſuchen, ſeine Günſtlinge zu rechtfertigen, — „er laſſe ſich von ihnen nicht beherrſchen“; ſeine Vorliebe für ſie entſchuldigte er durch Chriſtenpflicht. Aus ſeinem ganzen gefügigen Benehmen ging jedoch die Abſicht hervor, ſich die Sache einſtweilen vom Halſe zu ſchaffen, um, durch dieſelbe unbeirrt, nach England reiſen zu können, was er im Sinne hatte, weil durch den Prozeß gegen Maria Stuart ſeine Anweſenheit dort nöthig wurde. Er mochte hiebei wohl auch eigentlich ſeiner Monarchin gerne genauere Berichte über den Zuſtand der Niederlande ablegen, und perſönlich mit ihr berathen, wie ihre Abſichten auf die Provinzen am Paſſendſten zu erreichen ſeien.

Die Utrechter Angelegenheit wirkte indeſſen noch nach. Man hatte von Seiten Utrechts den neuen Bürgermeiſter Prounink zur allgemeinen Staatenverſammlung abgeſchickt, und eine beſondere Abſicht dabei war die, Holland und Seeland zu dem bereits von Utrecht genommenen Beſchluſſe zu überreden, daß man der Königin von England die Souverainetät übertrage. Dieſer Plan wurde jedoch dadurch vereitelt, daß man, zu Leiceſters nicht geringem Verdruße, ſich weigerte, Prounink bei der Staatenverſammlung Zutritt, Sitz und Stimme einzuräumen, da er, als ein Fremder, gegen die Provinzialprivilegien die Bürgermeiſterſtelle in Utrecht erlangt habe. Man entließ ihn von Seiten der Staaten mit dem Auftrag, er möge in Utrecht dafür ſorgen, daß ein Andrer ſtatt ſeiner zu der Staatenverſammlung abgefertigt werde. Während ſich Prounink noch in Holland befand, verlangten die Bürgerhauptleute in Utrecht, denen dann die Vroedſchap beiſtimmte, die Abſchaffung der

„Erwählten,“ welche in der Staatenverſammlung (wie man ſich erinnern wird,) die Stelle des früheren Domkapitels einnahmen. Hierüber wurden nun die Edlen, in ihrer Eigenſchaft als Mitglieder der Staaten, ſchwierig und nahmen Partheí für die „Erwählten.“ Die ganze Sache blieb einſtweilen unerledigt; doch die Gährung mußte bald zum Ausbruch kommen.

Leiceſter beſchleunigte indeſſen gefliſſentlich ſeine bereits angekündigte Abreiſe nach England und hoffte wohl, eben in der Eile noch einen entſcheidenden Beſchluß der Staaten in Bezug auf die Souverainetätsübertragung an Eliſabeth zu erwirken. Er ſtellte ihnen vor, daß Geldern, Over-Jſſel, Utrecht und Friesland der Königin die Souverainetät bereits angeboten hätten; bloß die allgemeinen Staaten und Holland mit Seeland hätten es nicht gethan. Hierauf erhielt er die Antwort: „Holland und Seeland, welche der Königin ſchon zu wiederholten Malen ihre Geneigtheit zu jenem Schritte bewieſen hätten, würden gewiß auch jetzt nicht die letzten ſein, denſelben zu thun, ſobald ſie nur wüßten, daß die Königin die Oberherrſchaft unter billigen Bedingungen übernehmen wolle.“ Aber eben an dieſem Punkte der Bedingungen ſchien die ganze Verhandlung zu ſcheitern; Utrecht hatte ſich ja, durch den Leiceſterſchen Einfluß, ohne Bedingungen ihr unterwerfen wollen, und dies war es eben, wonach Leiceſter und Eliſabeth trachteten. Leiceſter ſtellte ſich auf jene Auskunft ſehr verwundert, daß man ihn von einer Beſendung nach England nicht in Kenntniß geſetzt habe; man übergab ihm die darauf bezügliche Inſtruktion. Nun muthete er an, daß Prinz Moritz, als Haupt der Geſandtſchaft, ihn nach England begleiten ſollte. Man lehnte dies von Seiten der Edlen und der Städte Hollands ab (die Letzteren hatte wieder Oldenbarneveld dazu beſtimmt).

Leiceſter konnte ſeinen zunehmenden Aerger über die Oppoſition von Seiten der Staaten kaum mehr verbergen; dieſe blieben jedoch in ihrem Benehmen fortwährend konſequent. Immer den äußeren Anſtand beobachtend, kleideten ſie ihre Beharrlichkeit in die größte Höflichkeit, und Leiceſter ſah, daß er auf demſelben Punkte feſtgehalten wurde. In ähnlicher Weiſe benahmen ſich die Generalſtaaten, welchen er verſchiedene Punkte übergab, die er in England der Königin vorzulegen wünſchte, und worüber er ſich die Erklärung der Generalſtaaten erbat. Die vornähmlichſten jener Punkte betrafen die Bewilligung mehrjähriger Beden, und die Entſcheidung, was in dem Falle, daß Spanien den Niederlanden oder der Königin den Frieden anböte, (eine, wie ſich nicht lange nachher zeigte, verfängliche und wohlvorbereitende Frage!) geſchehen ſollte. Leiceſter erhielt auf die erſte Frage eine zwar anſcheinend ausweichende, aber immerhin entſchiedene, auf die zweite eine ganz kategoriſche Antwort; man wollte von keiner Unterhandlung mit Spanien wiſſen, und gab Leiceſtern den triſtigen Grund an, daß die Gemeinden in einem ſolchen Falle nicht bloß gegen die Obrigkeit großen Verdacht hegen, ſondern auch die gemeinſamen Laſten zu tragen, nicht bereit ſein würden.

Nun traf denn Leiceſter die ernſtlichſten Anſtalten zur Abreiſe. Er übertrug am 24. November 1586 bis zu ſeiner Zurückkunft die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten und die Führung des Landkrieges dem Staatsrath, die Führung des Seekrieges dem Prinzen Moritz und den Admiralitätskollegien. An demſelben Tage unterzeichnete er jedoch einen geheimen Befehl an den Staatsrath, worin er deſſen Macht, die er öffentlich ſanktionirt hatte, weſentlich beſchränkte. So verbot er demſelben alle entſcheidenden Maßregeln in Betreff der Anſtellungen (namentlich von Feſtungskommandanten), in Betreff der Kirchengüter und der Gütereinziehungen, in Betreff der Losgebung von Gefangenen und der Verwieſenen u. ſ. w. Erſt nach Leiceſters Abreiſe erfuhr man dieſe arge Zweideutigkeit, womit er den erſten Akt ſeiner Intriguenkomödie in den Niederlanden beſchloß. Noch durch drei andere Maßregeln verrieth er übrigens ſeine geheimen Abſichten. Die eine betraf die Vertheilung der engliſchen und irländiſchen Truppen in verſchiedene Feſtungen, um ſich derſelben zu verſichern; die andre die Anſtellung einer beſonderen Admiralität für Flandern, zu Oſtende, unter Johann Kouwai, welche Leiceſter unterwegs zu Dortrecht anordnete; die dritte endlich war der Verſuch, die Beſatzung von Beere gegen den Prinzen Moritz, den er als Stein im Wege betrachtete, aufzureizen, ſowie Dietrich von Sonoy und die Feſtungskommandanten feſt an die engliſchen Intereſſen zu binden. Alle ſeine Anſtalten, ſeine Parthei in den Niederlanden, während ſeiner Abweſenheit zu verſtärken und im guten Eifer zu erhalten, trugen Früchte. Wie konnte es auch wohl anders zu erwarten ſein, da er die militäriſche Macht für ſich hatte und zu gleicher Zeit ſowohl das demokratiſch-revolutionäre Prinzip (wie in Utrecht) als auch den mächtigen Einfluß der nach Erringung einer Hierarchie ſtrebenden ſtreng-kalviniſtiſchen Geiſtlichkeit für ſich zu benützen verſtand? So hielt er denn dem offenen Mißtrauen der Staatenparthei das Gleichgewicht, obgleich für dieſe damals alle Patrioten ſtanden, welche Freiheit und Selbſtſtändigkeit, alſo die Obergewalt des Staates über die Kirche, welche Toleranz als Lebensbedingung der kaufmänniſchen Republik wollten. Die Staaten hatten einen ſchwierigen Kampf; aber um ſo höher muß man ihr Umſicht und Beharrlichkeit ſchätzen; um ſo ruhmvoller war der Sieg, welchen ſie in jenem Kampfe endlich errangen. Die nun folgende Epoche iſt eine der intereſſanteſten in der holländiſchen Geſchichte.

Zweites Kapitel.

Die gewaltſamen Angriffe der Bürgerhauptleute zu Utrecht gegen die Grundformen der Staatsverfaſſung erregten die gerechten Beſorgniſſe der Generalſtaaten vor den gefährlichen Folgen, welche das demokratiſche Prinzip nach ſich ziehen würde, indem es über ſeine natürlichen Gränzen hinauswachſe und die übrigen Gewalten verrücke, durch deren Gleichgewicht allein die Exiſtenz eines Staates erhalten wird. Die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen hatten gemäß der Utrechter Unionsakte allerdings (ohne die Selbſtſtändigkeit jeder einzelnen Provinz zu beeinträchtigen,) alle Erſcheinungen zu überwachen, welche eine Gefahr für alle Provinzen durch eine einzelne vermuthen ließen, und dieſer Fall war jetzt in Utrecht eingetreten; dieſelben Urſachen, welche hier vorlagen, hatten ja in Gent z. B. bereits Wirkungen hervorgebracht, die den Ruin dieſer Stadt und endlich deren Verluſt für die Union nach ſich zogen. Die Generalſtaaten wendeten ſich nun, um in Utrecht bei Zeiten entgegenzuwirken, an den Statthalter der Provinz, den Grafen von Nieuenaar, welcher als redlicher Anhänger Leiceſters bekannt war, und ſuchten durch deſſen Vermittlung die Vroedſchap von Utrecht dahin zu ſtimmen, daß die Streitſache zwiſchen den Mitgliedern der Provinzialſtaaten von Utrecht ausgeglichen würde. Es gelang denn auch wirklich, noch zu Ende des Jahres 1589 (am

14. Dezember), daß die „Erwählten“ wenigſtens proviſoriſch in ihre alte Stellung bei der Verſammlung der Staaten, nämlich als erſter Stand, wieder eingeſetzt wurden und derſelben beiwohnten. Kaum war nun dieſe Reſtauration glücklich vollbracht, als ſich neue Schwierigkeiten erhoben. Die „Erwählten“ nämlich machten von ihren wiedererlangten Rechten Gebrauch und ſchloſſen ſich innig an den Adel als zweiten Stand. Beide berieſen nun die Staatenverſammlung von Utrecht, vorzüglich zu dem Ende, daß Alles, was in der Provinz ſeit einiger Zeit gegen die verfaſſungsmäßigen Rechte, ſo wie Alles, was gegen den Traktat mit Eliſabeth und Leiceſter, endlich Alles, was gegen die Beſtimmungen der Utrechter Union vorgefallen war, reparirt würde. Da nun die Einberufung der Verſammlung nach der alten Weiſe (als noch die Geiſtlichkeit den erſten Stand bildete) geſchehen war, ſo proteſtirte der dritte Stand (der Stadtrath von Utrecht). Demungeachtet faßten die beiden erſten Stände einen Beſchluß, nämlich ein die obenerwähnten Beſchwerdepunkte betreffendes Geſuch an die Generalſtaaten, und verboten zugleich ihrem Geheimſchreiber, dem dritten Stand eine Abſchrift jenes Beſchluſſes auszufertigen. Da griff denn der dritte Stand zur Gewalt. Der Bürgermeiſter Prounink begab ſich mit mehren Bürgerhauptleuten vor das Archiv der Staaten, ließ durch den Stadtſchloſſer die Thüre erbrechen, und nahm die Urkunde, welche die Reſolution der beiden erſten Stände enthielt, mit ſich. Nun verſammelten ſich dieſe beiden abermals (am 9. Januar 1587) und verbanden ſich wechſelſeits aufs Innigſte, worauf ſie ſich nach dem benachbarten Wyk te Duurſtede begaben, und dort ihre Verſammlungen fortſetzten. Der Magiſtrat aber verbot allen Bewohnern der Stadt, welche Mitglieder des erſten oder zweiten Standes waren, Utrecht zu verlaſſen, um jenen

Verſammlungen beizuwohnen; in welchem Falle ſie die Stadt nicht wieder betreten dürften. So wurde die Kluft zwiſchen den beiden erſten Ständen und dem dritten immer erweitert, und wenn ſich auch der letztere, durch die Vermittlung des Statthalters, des Grafen von Nieuenaar, noch mehr aber durch die Mißbilligung von Seiten des Staatsrathes, bewogen fand, ſich vor der Hand mit den beiden erſten wieder zu vereinbaren, ſo gab er doch das kühne Streben nach der Oberhand noch keineswegs auf, ſondern richtete die Blicke erwartungsvoll nach England, wo die hierarchiſch-demokratiſche Parthei ihre Angelegenheiten wie vor einer höchſten Inſtanz anhängig gemacht hatte.

Ungeachtet der Oppoſition Hollands und Seelands war nämlich bei den übrigen Provinzen der Beſchluß durchgedrungen, eine Geſandtſchaft nach England zu beordern und der Königin Eliſabeth abermals die von ihr bereits ausgeſchlagene und doch heimlich erſtrebte Oberherrſchaft anzubieten. Dieſe Angelegenheit ſchien denn jetzt, da Holland und Seeland der Majorität nachgaben, ihren Kreislauf vollendet zu haben und auf dem alten Punkte zu ſtehen. Genauer betrachtet hatten ſich jedoch mittlerweile bedeutende innerliche Veränderungen ergeben, und die wichtigſte war die des Benehmens der Königin ſelbſt; Leiceſter hatte unzweifelhaft das Seinige gethan, um die durch den Prozeß der Maria Stuart ohnehin gereizte Stimmung ſeiner Monarchin noch mehr gegen die Niederländer einzunehmen, und die Staaten trugen durch ihr Andringen dazu bei, daß Eliſabeth in dem Wahne beſtärkt wurde: jetzt ſei der günſtige Augenblick erſchienen, um die Verlegenheit der Niederländer zu benützen. Als ihr die Geſandten der Staaten nochmals den Antrag der Oberherrſchaft „unter billigen Bedingungen“ machten und bei dieſer Gelegenheit ſich weitläuftiger in die Details der Zuſtände, ſo wie der Geldopfer einließen, welche der Krieg erforderte, verrieth Eliſabeth durch ihre Mienen deutlich, was in ihrem Innern vorging. Und als der Wortführer, Joſt van Menyn, geendigt hatte, konnte ſich Eliſabeth nicht enthalten, ihren Empfindungen durch Worte Luft zu machen. Sie warf den Staaten Undankbarkeit vor und beklagte ſich über die ſchlechte Behandlung, welche man den engliſchen Truppen, aber ganz beſonders dem Grafen Leiceſter habe widerfahren laſſen. Man habe, ſagte ſie, den Letzteren als Oberſtatthalter begrüßt, ohne ihm jedoch mehr als einen bloßen Schatten von Anſehen und Machtvollkommenheit einzuräumen. „Beim lebendigen Gott“ fuhr ſie leidenſchaftlich fort, „es gibt auf dem Erdboden kein Volk, das ſchlechter berathen wäre, als das in den Niederlanden.“ Bitter beklagte ſie ſich auch über das verbreitete Gerücht, als habe ſie ſich, ohne Vorwiſſen der Staaten in Friedensunterhandlungen mit Spanien eingelaſſen. Ihre Widerlegung dieſes Vorwurfes war indeſſen ſo ſtolz von oben herab gemeſſen, daß man für die Fürſtin ſelbſt erröthen muß, welche Freiſtaaten gleichſam nur mit Fußtritten behandelte. „Was verſtünden denn die Staaten“, meinte Eliſabeth, „von dem Benehmen der Monarchen untereinander? Man könne doch wohl den einen wie den andern Gegner anhören, ohne irgend jemand zu benachtheiligen!“ Schließlich verlangte ſie, wenn ſie überhaupt mehr für die Niederlande thun ſolle, zuvörderſt ein ehrerbietigeres Benehmen von Seiten derſelben und dann auch genauere Einſicht in deren innere Angelegenheiten.

Ein offenbarer Verrath mußte die vereinigten Provinzen endlich von der Probehältigkeit der Oppoſition überzeugen, welche Holland und Seeland, man möchte ſagen als Wächter der Nationalität, behaupteten. Jene beiden engliſchen Befehlshaber Wilhelm Stanley und Roland Jork verriethen nämlich (im Januar 1587) die ihnen anvertrauten wichtigen Plätze, Deventer und die Schanze gegenüber von Zütphen, an die königliche Parthei. Da brach denn auf niederländiſchem Grund und Boden ſelbſt das gerechte Mißtrauen gegen die Treue der engliſchen Bundesgenoſſen aus. Allenthalben klagte man dieſe laut an, überall verlor die Leiceſterſche Parthei ſolche Anhänger, die bis dahin gutmüthig genug geweſen waren, den eitlen Vorſpiegelungen Glauben zu ſchenken und die gleichwohl redlich genug waren, die Nationalität allen Partikularintereſſen voranzuſetzen. Die Aufregung, welche durch jenes Bubenſtück in den vereinigten Provinzen entſtand, war unbeſchreiblich. Trefflich benahm ſich dabei der Staatsrath. Er ſetzte Preiſe aus auf die Köpfe der beiden Verräther, aber er ſuchte es zu gleicher Zeit auch weislich zu verhindern, daß man den gerechten Zorn gegen dieſelben auf alle Engländer überhaupt ausdehnte. Der Leiceſterſch-geſinnte Prounink ahmte dieſes Verfahren in ſeiner Weiſe ſchlau genug nach; er ſuchte nämlich durch ein Pamphlet, das er drucken und verbreiten ließ, der öffentlichen gegen die Engländer gerichteten Meinung durch ein Sündenregiſter angeblich von Niederländern bewieſener Verräthereien wieder zu bemeiſtern; „nach ein paar ausgearteten Söhnen dürfe man“, wie er meinte, „nicht eine ganze Nation beurtheilen, wenn man nicht ein großes Unrecht gegen dieſe begehen wolle“. Uebrigens wurden die Gründe des Mißtrauens, die Prounink zu entkräften ſuchte, durch den Umſtand noch gewichtiger, daß einige Geſchwader engliſcher Reiter in Holland einfielen, angeblich, um ſich den Sold, den ihnen die Königin noch ſchuldete, dort ſelbſt zu holen. Die Sache wurde zwar ausgeglichen; aber das Mißtrauen gegen die gefährlichen

Bundesgenoſſen blieb, und bald zeigten ſich die vortheilhaften Folgen deſſelben für die Nationalangelegenheit.

Man widerrief nämlich (gegen Ende Januars) Leiceſters Plakate gegen die Handelsfreiheit und gab die Ausfuhr, mit Ausnahme von Waffen, Pulver und Salpeter nach neutralen Plätzen (außer Calais und Embden) frei; die betreffende Verordnung war im Namen Leiceſters und des Staatsraths ausgefertigt. In Bezug auf die Verrätherei Stanleys und Jorks erließen die Generalſtaaten ein Schreiben an Leiceſter und ließen der Königin eine Abſchrift davon zuſtellen. Damit allein begnügte man ſich jedoch nicht; wie billig! Die augenſcheinlich dringende Gefahr erforderte raſche Sicherheitsmaßregeln. Da die Friſt, welche für den Dienſt der Mitglieder des Staatsraths angeſetzt war, damals eben zu Ende ging, ſo erneuerten die Generalſtaaten denſelben, indem ſie die Männer der Leiceſterſchen Parthei aus demſelben entfernten und die Lücken durch Patrioten, wie Paul Buis, Leoninus, und ähnliche ausfüllten. Noch entſchiedenere Schritte thaten Holland und Seeland gegen die engliſche (Leiceſterſche) Parthei, zur Emanzipation der Nationalität. Sie übertrugen nämlich dem Prinzen Moritz, als Statthalter und Generalkapitain, die Machtvollkommenheit in allen Kriegsangelegenheiten und ſchrieben den Truppen einen neuen Eid vor, worin dieſe bloß den Staaten Treue und Gehorſam zu ſchwören hatten; Leiceſters war dabei nicht gedacht. Auch beſchloſſen ſie, achtzig Fähnlein Soldaten zu werben und dem Oberbefehl des Prinzen Moritz zu untergeben. In mehren holländiſchen Städten wurde zur beſſeren Verſicherung derſelben Polizeimannſchaft eingerichtet. Graf Philipp von Naſſau (Wilhelm Ludwigs Bruder) erhielt die Kommandantſchaft von Gorkum und ebenſo wurden mehre andre wichtige Plätze zuverläſſigen Männern anvertraut.

Wie guten Grund man zu allen Sicherheitsmaßregeln hatte, ergab ſich durch eine wichtige Entdeckung aus den Papieren des däniſchen Geſandten Rantzau, welcher in Auftrag ſeines Monarchen Vorſchläge zu Unterhandlungen zwiſchen Philipp II. und Eliſabeth in Spanien gemacht und ſich über denſelben Gegenſtand auch mit dem Herzog von Parma benommen hatte. Zwiſchen Brüſſel und Namur war Rantzau von Truppen der Staaten aufgefangen worden, welche ihn angeblich nicht kannten. Unter ſeinen Papieren hatte man eine Korreſpondenz zwiſchen Philipp II. und dem Herzog von Parma gefunden, welche ſich auf das Friedensgeſchäft bezog. Die Generalſtaaten entſchuldigten ſich bei dem König von Dänemark über das Verfahren ihrer Truppen gegen Rantzau dadurch, daß die Soldaten den Rang des Letzteren nicht gewußt hätten. Doch der König war damit nicht zufrieden geſtellt, ſondern legte auf 700 holländiſche Schiffe im Sund Beſchlag und gab dieſelben erſt dann wieder frei, als man ihm eine Summe von 30,000 Reichsthalern bezahlte.

Uebrigens beſtimmte die aufgefangene Korreſpondenz zu einer neuen, ganz beſtimmten ſchriftlichen Erklärung an Eliſabeth wider alle Friedensverhandlungen mit Spanien. Man beſorgte namentlich die ſchlimme Möglichkeit, daß, wenn Philipp II. und Eliſabeth ſich vereinbarten, demnächſt eine Theilung der Provinzen zwiſchen Spanien und England die Folge davon ſein möchte! Die beſtehende Spannung zwiſchen England und den Niederlanden nahm denn immer mehr zu, und immer ſind es wieder die Staaten, beſonders die von Holland, bei welchen wir die meiſte Vorſicht und Energie für das Nationalintereſſe finden. Auch ſcheinbar geringfügige Umſtände ließen ſie dabei nicht außer Acht. So widerſetzten ſie ſich ſtandhaft einer von Eliſabeth und Leiceſter erbetenen Getreideausfuhr nach England, wozu auch der Staatsrath, insbeſondere wohl auf das Andringen des engliſchen Mitgliedes **Wilkes**, ſeine Zuſtimmung gab. Die Generalſtaaten und die Staaten von Holland bemerkten als Grund ihrer Oppoſition, daß der Vorrath an Getreide im Vaterlande ohnehin ſehr gering ſei. Es konnte nicht fehlen, daß dieſes beharrliche Entgegenſtreben am engliſchen Hofe eine ſehr üble Stimmung gegen die Provinzen hervorbrachte. Andererſeits zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit ganz deutlich das Verhältniß, in welchem die engliſche Parthei zu der Entwickelung des demokratiſchen Prinzips, welche wir beleuchtet haben, ſtand. **Wilkes** ſprach daſſelbe durch die Aufſtellung des Grundſatzes aus, daß die Souverainetät nicht den Staaten, ſondern dem ganzen Volke gebühre, deſſen Diener und Abgeordnete die Erſteren ſeien. *) Sehr merkwürdig war die Antwort der Staaten von Holland dagegen. **)

Zu allen dieſen Wirren kam nun noch die Widerſetzlichkeit

---

*) „Want de Souverainiteit of opperste hoogheid, by gebreke van wettelyk Prince, behoort de gemeinte toe, en niet u lieden myne Heeren“ (den Generalſtaaten und den Staaten von Holland) „dewelke niet syt dan dienaers, Ministers en Gedeputeerde van deselve gemeinte, en alle uwe commissien en instructien met palen beset of gelimiteert hebt, niet alleenlyk in den tyd, maer ook in de handelinge van saken, in d'een maniere of d'ander. 't welk condition syn so wyt verscheiden van de macht van een Souverainiteit of hoogheid als is de macht van de ondersaet in aensien van syn Prince, of van de dienaer jegens synen meester, of, om beter te seggen, so wyt als den hemel verscheiden is van der eerden“ etc. etc. (Remonstrantie by den Heere Wilkes gedaen etc. etc. bei Bor XXII. Buch f. 48.)

**) Man findet ſie bei Bor (XX. B. fol. 49 ꝛc. ff.)

Sonoys, welcher ſich in ſeiner Eigenſchaft als Befehlshaber in Nordholland, geweigert hatte, dem Prinzen Moritz den neuen Eid zu leiſten, weil er ſich durch jenen gebunden hielt, den er Leiceſtern geſchworen hatte. Auch hier wären wieder religiöſe Beweggründe mit im Spiele; Sonoy, der ſtrengkalviniſtiſchen Lehre zugethan, welche Ketzerverfolgungen inbegriff, (wir ſahen bereits, wie Sonoy dieſe Lehre in der That übte) erkannte in dem ſcheinheiligen Puritaner Leiceſter den Beſchützer dieſer religiöſen Grundſätze. Da man ihn (in Folge der Verrätherei Stanleys und Yorks) aus Nordholland nach Geldern und Over-Yſſel geſchickt hatte, um die Gränzen zu bewachen, ſo ließ man damals das Verlangen der neuen Vereidigung mehr in den Hintergrund treten; während ſeiner Abweſenheit ſuchte man ſich jedoch der Stadt Medemblik, die er inne hatte, zu verſichern. Sein Lieutenant weigerte ſich, dieſe ohne Befehl Sonoys zu räumen, und als Sonoy zurückkam, erneuerte man das Verlangen, daß er den neuen Eid an Moritz leiſten möge. Er weigerte ſich abermals, und nun begaben ſich Moritz und Graf Hohenlohe nach Medemblik, um die Sache nachdrücklich durchzuſetzen. Nichts war weniger geeignet, den trotzigen Mann zur Uebereinſtimmung zu bewegen, als dieſe Maßregel, welche er als einen Beweis von Gewalt betrachtete. Er verſchloß ihnen die Thore Medembliks, und die zelotiſchen Prädikanten beſtärkten ihn in ſeinem Trotz, indem ſie geradezu erklärten, daß Sonoy durch die Eidesverweigerung die Ehre Gottes und das Wohl von Kirche und Staat zu befördern ſuche. Die Sache geſtaltete ſich immer bedenklicher, als Hohenlohe, ohnehin ein abgeſagter Feind Leiceſters, gereizt durch die Weigerung Sonoys, worin er Leiceſters Einfluß erkannte, geradezu erklärte, er wolle, wenn ihm die Staaten nicht erlaubten, die Widerſpänſtigkeit durch

Gewalt zu unterdrücken, lieber von ſeiner bisherigen Stellung abtreten. Klüger benahmen ſich Moritz und die Staaten, welche auf dem Wege der Gewalt nur eine Menge neuer Verwickelungen und am Ende wohl gar die äußerſte Gefahr vor ſich ſahen; ſie ſchoben die Entſcheidung über den Incidenzpunkt einſtweilen hinaus. Damit war jedoch, was ſie allerdings nicht hatten vorherſehen können, wenig gewonnen; denn Leiceſter, ja die Königin Eliſabeth ſelbſt beſtärkten Sonoy in ſeiner Widerſetzlichkeit.

Inzwiſchen hatte der religiöſe Einfluß auch in Friesland mächtig zu Gunſten der engliſchen Parthei gewirkt und man ſchickte, (namentlich auf den Betrieb des Präſidenten des Gerichtshofes, Heſſel Aisma, eines eifrigen Kalviniſten und Anhängers Leiceſter's,) Geſandte nach England, um Namens der erwähnten Provinz, der Königin Eliſabeth die Souverainetät anzubieten, ein Schritt, der durchaus eigenmächtig und verfaſſungswidrig war, da er nicht von der Geſammtrepräſentation Frieslands, ſondern bloß von der reformirt-hierarchiſchen Parthei ausging; der vorſichtige Graf Wilhelm Ludwig von Naſſau hatte ſich mit kluger Schonung, durch eine beſchränkende Klauſel, vergeblich dawider zu wahren geſucht. Die frieſiſchen Geſandten fanden am Hofe Eliſabeths eine ſehr freundliche Aufnahme. Ebendaſelbſt befanden ſich jedoch auch noch zwei Geſandte aus Utrecht, worunter der Prediger Modet, welche über den traurigen Zuſtand der Kirche in den Niederlanden klagten. Außer dieſen beiden Partikulargeſandtſchaften waren nun noch, wie man ſich erinnern wird, die der Staaten in England. Es iſt intereſſant, zu bemerken, wie ſich Eliſabeth gegen dieſe verſchiedenen Abgeordneten benahm. Gegen die Geſandten der Staaten. welche Bedingungen und Forderungen brachten, zeigte ſich Eliſabeth vornehm zurückhaltend, während Leiceſter mit denſelben in einem

Tone ſprach, wie derſelbe kaum einem von ſeinen Unterthanen beleidigten Herrſcher gegen dieſe anſtehen kann; das Endreſultat war, daß Eliſabeth den Geſandten der Staaten eröffnete: „ſie habe keine Luſt, die Oberherrſchaft anzunehmen; auch ſei es ihr, in ihrer gegenwärtigen Lage, da ſie von Spanien und anderen Seiten mit Krieg bedroht werde, ſchlechterdings unmöglich, eine größere Hülfe zu leiſten als bisher. Uebrigens wolle ſie den Baron von Bukhorſt in die Niederlande ſchicken, um den Zuſtand der dortigen Angelegenheiten genau kennen zu lernen. Wann dies geſchehen ſei, dann werde ſie auch über Leiceſters Sendung und die Verwilligung größerer Hülfe verfügen.“ Ganz anders, ja widerſprechend lauteten die Berichte, welche die Partikulargeſandten aus Utrecht ihrer Parthei heimbrachten; nämlich: „Leiceſter würde bald, und zwar mit größerer Machtvollkommenheit als bisher zurückkehren.“ Mit dieſer Hoffnung, welche die engliſche Parthei in Utrecht (und in den Provinzen überhaupt) erhielt, waren auch ſchmeichelhafte Zuſchriften Eliſabeths an die Bürgermeiſter und Schöffen verbunden, und Leiceſter insbeſondere unterhielt durch alle Künſte das gute Vernehmen mit den Bürgerhauptleuten. Aus dem Ganzen ſieht man deutlich das Prinzip der engliſchen Politik in ſeiner Konſequenz, nämlich: die Zwietracht zu erhalten und dadurch die moraliſche Kraft der Niederländer zu entnerven, um dann ſo leichter die volle, unbegränzte Herrſchaft zu gewinnen. Die Staaten ſuchten redlich dagegen zu arbeiten, und immer wieder ſehen wir Holland an der Spitze, — aber leider erlebte Englands Politik von Anfang her hierin die für das niederländiſche Intereſſe traurige Freude, daß eben Hollands hervorragender Eifer auch die Eiferſucht der übrigen Provinzen rege hielt. Es war in der That ganz gut, daß Leiceſter in ſeinem Intereſſe nicht zu viel thun zu können glaubte, und unabläſſig Magiſtrate, Geiſtlichkeit und Beamte brieflich bearbeitete, um ihren Haß gegen die Staaten zu ſchüren. Dies war gut, ſagen wir, weil er dadurch zugleich die Wachſamkeit der Patrioten auf die Umtriebe ſchärfte. Hier benahm ſich nun wieder Oldenbarneveld mit ſeiner ganzen Entſchiedenheit. Er hatte Nachricht bekommen, daß Leiceſter an die Bürgerhauptleute zu Utrecht in dem von uns angedeuteten Sinne Briefe geſchrieben, durch welche die demokratiſchen Strebungen auf Leiceſters Zurückkunft mit größerer Machtfülle vertröſtet und ermuntert wurden. Deſſen Sekretair Junius hatte gleichfalls ein Schreiben (vom 10. Juni 1587) erhalten und den Inhalt deſſelben mehren Perſonen im Vertrauen mitgetheilt. Da trug nun Oldenbarneveld bei den Staaten von Holland darauf an, daß man den genannten Junius zwinge, den Brief auszuliefern. Es geſchah, man nahm eine Abſchrift deſſelben und gab ihn dann dem Eigenthümer zurück. War irgend etwas geeignet, allen Patrioten die Augen zu öffnen, ſo war es dieſer Brief, welcher ſelbſt Eliſabeths Geſandten Bukhorſt kompromittirte, und geradezu die Anweiſung an Junius enthielt, alle über die Gemeinden geſetzten Obrigkeiten von Leiceſters Wiederkehr in Kenntniß zu ſetzen, „wobei dieſer darauf baue, daß man ihm (Leiceſtern) alle zur Handhabung der Souverainetät nöthige Autorität leiſten würde, ohne daß er die Oppoſition der Staaten fürderhin zu gewärtigen habe“. *) Man kann ſich denken,

---

*) „Sult ook te kennen geven an die last over de gemeinte hebben, dat ik“ (Leicester) „derwaerts wederkeere, met betrouwen, dat sy sullen voorts aen doen cesseren alle voorleeden swarigheden en my geven een behoorlyke autoriteit, nodig om te gebruiken de souverainetet der selver landen, son-

daß Bukhorſt, bei aller Mäßigung und Klugheit im Intereſſe ſeiner Monarchin unter ſolchen Umſtänden die heftige Aufregung nicht zu ſtillen, eine Verſöhnung nicht herbeizuführen vermochte, da einmal das Vertrauen unheilbar verletzt war.

Inzwiſchen litten die unter Spaniens Szepter wiedergekehrten ſüdlichen Provinzen unſäglich durch Mißwachs, Theuerung, Hungersnoth und Seuchen. Die Nachwehen des Krieges währten ſchauderhaft fort. So viele Reiche und Wohlhabende hatten das Land verlaſſen; Gewerbe und Handel ſtockten, und wie die Straßen der einſt ſo blühenden Städte, ſo verödeten auch die Felder; die Menſchen mangelten, um ſie zu bauen.

Hier hat man den einfachen Schlüſſel zur Löſung des ſcheinbaren Räthſels, warum der kluge und ſiegreiche Herzog von Parma es verabſäumte, durch raſche und kühne Waffenthaten die entnervenden Wirren in den vereinigten Provinzen zum Vortheil Spaniens zu benutzen. Er konnte ſo lange nicht in's Feld ziehen, als er nicht durch eine neue Ernte Hoffnung hatte, ſeine Truppen zu erhalten. So wie nun die Zeit der Ernte allmählig herannahte, trat er auch alſogleich aus ſeiner unfreiwilligen Muße hervor. Er zog im Mai (1587) ſein Heer bei Brügge zuſammen, um Oſtende zu belagern und dieſen wichtigen Hafenplatz, welchen die vereinigten Provinzen in Flandern beſaßen, denſelben zu entreißen. Doch da die engliſche Beſatzung Oſtendes Verſtärkung erhielt, ſo gab der Herzog von Parma ſeinen Plan auf und beſchloß, ſich ſtatt Oſtendes eines anderen wichtigen Platzes, Sluis, zu bemeiſtern, welches einſt als Hafen für Brügge gedient hatte, und von wo aus die Küſten Flanderns durch die Beſatzung in Unruhe und Schrecken gehalten wurden. Um die Aufmerkſamkeit der Feinde

---

der te hebben alle de oppositien en tegen-mineeren der staaten" etc. etc. (Bor XX. B. f. 190.)

über ſeinen Plan zu täuſchen, nahm er den Anſchein, als wolle er Holland angreifen und ließ deßhalb im Mai den Herrn von Hautepenne mit 5000 Mann gegen die Veluwe aufbrechen. Am 11. Juni eröffnete er die Belagerung von Sluis, wo der Junker Arend van Groeneveld Kommandant war, und die Beſatzung den Feinden den tapferſten Widerſtand leiſtete.

Die Belagerung von Sluis ſchien nun auf einmal die Partheien in den vereinigten Provinzen zu verſöhnen. Leiceſter verſprach von England aus, ſchnell zum Entſatz herbeizukommen; Prinz Moritz und Graf Hohenlohe verſuchten es (im Juli), durch einen Einfall in Brabant den Herzog von Parma von Sluis abziehen zu machen. Der Verluſt Gelder's, welches durch Verrätherei an Hautepenne überging, nöthigte jedoch Moritzen zum Rückzug nach Seeland, während Hohenlohe das Fort zu Engelen belagerte, wobei der tapfere Hautepenne tödtlich verwundet wurde. Wenige Tage darnach ſtarb er zu Herzogenbuſch. Hohenlohe eroberte nun das Fort, welches er ſtärker befeſtigen ließ und welches von nun an den Namen Grevecoeur erhielt. Leider wurde Hohenlohe nicht gehörig durch Truppen unterſtützt, ſonſt wäre es ihm ein Leichtes geweſen, auch Herzogenbuſch in ſeine Gewalt zu bringen.

Am 6. Jrli traf endlich Leiceſter, aus England wiedergekehrt, auf Seeland ein, ermunterte die Belagerten in Sluis durch Troſtbriefe und begab ſich über Oſtende bis vor die Mündung des Hafens von Sluis, welchen Parma geſperrt hielt. Hier überzeugte er ſich, namentlich durch die Vorſtellungen der Seeländer, daß er nichts ausrichten könne, weil die Schiffe nicht die gehörige Tiefe fanden, und ſo begab er ſich denn nach Oſtende zurück, wo er ſeine Truppen ausſchiffte. Denn nun beſchloß er den Entſatz von Sluis zu Lande zu verſuchen und rückte deßhalb mit einer bedeutenden Truppenzahl vor Blankenberg, wo er das dortige Fort beſchoß. Parma eilte ihm nach, um dieſes zu entſetzen, und nun zog ſich Leiceſter eilig nach Seeland zurück, indem er die Schuld ſeiner fruchtloſen Unternehmung auf die Staaten und deren Beamte ſchob, welche ihn weder durch Geld noch durch Truppen gehörig unterſtützt hatten. Sluis war dadurch dem Herzog von Parma völlig preisgegeben und da die Beſatzung keine Hoffnung auf Entſatz mehr faſſen konnte, anderſeits aber auch kein Pulver und nur noch vier Stück Geſchütz beſaß, ſo ſah ſie ſich gezwungen, mit Parma zu kapituliren. Dieſer ehrte den Muth der Vertheidiger, die ihm zwei Monate heldenmüthig widerſtanden hatten, und gewährte ihnen freien Abzug mit brennenden Lunten und fliegenden Fahnen. Dies geſchah am 5. Auguſt 1587. Leiceſter zog ſpäter die Befehlshaber zur Verantwortung; aber ſie wußten ſich genügend zu rechtfertigen und klagten dabei vielmehr die Flotte an, welche den Entſatz unverantwortlicherweiſe verſäumt hatte.

Verfolgen wir nun wieder die intereſſanten Verhandlungen zwiſchen Leiceſter und den Staaten. Das Nationalintereſſe hat noch immer den ſchwierigſten Kampf nach allen Seiten hin zu beſtehen; denn Leiceſter erhält die Faktionen, und wendet auch für ſeine Perſon alle Künſte an, um die Patrioten zu täuſchen. Zuweilen ſcheint er ſogar, ſeiner ſtolzen Natur zuwider, nachzugeben, und wenn er dann ſieht, daß er auch durch Geſchmeidigkeit nichts Erkleckliches erringt, ſo ſpielt er entweder den Gekränkten oder den Meiſter. Die ganze, wenn auch nur kurze Epoche des diplomatiſchen Kampfes gegen Englands Pläne iſt die Feuerprobe, in welcher die junge Republik die letzte Läuterung, die Weihe ihrer Selbſtſtändigkeit, die feſtſtehende Bedeutung ihres hiſtoriſchen Charakters erringt.

Kaum war Leiceſter im Juli 1587 von England zurückgekehrt, als man ſich auch ſogleich beeilte, ihn auf jene Mißverſtändniſſe aufmerkſam zu machen, welche während ſeiner Abweſenheit um ſich gegriffen hatten, und wovon ſein Brief an Junius gerade nicht der unbedeutendſte Grund war. Vornämlich waren es auch jetzt wieder die Staaten von Holland, welche die Sache anregten und in's Klare gebracht wiſſen wollten. Leiceſter empfand dies gar lebhaft und konnte ſich auch nicht enthalten, ſeine Stimmung auszuſprechen. „Ich weiß wohl“, äußerte er ſich, „daß mir einige Mitglieder der Staatenverſammlung von Holland übel wollen“. Ja, er bezeichnete geradezu die Naſſauer, (den Prinzen Moritz und den Grafen Wilhelm), ſowie Hohenlohe und ſogar Nieuenaar als ſeine Gegner und verhehlte den Verdacht nicht, daß ſie ſich gegen ihn verbündet hätten. Uebrigens war er auch auf jene Engländer, welche es mit der Nationalangelegenheit der vereinigten Provinzen redlich meinten, nicht gut zu ſprechen, insbeſondere auf den Geſandten Bukhorſt, den tapfren Oberſten Norrits und den Staatsrath Willkes. Sluis war damals noch nicht an Parma übergegangen, und Leiceſter drohte die Niederlande verlaſſen zu wollen, wenn Sluis in Parma's Gewalt geriethe. Dieſe Drohung verfehlte die Wirkung nicht, welche Leiceſter dabei beabſichtigt hatte. Jene Prädikanten nämlich, welche in ihm die wichtigſte Stütze für die hierarchiſchen Strebungen ſahen, ſuchten ihn begreiflicherweiſe um jeden Preis in den Niederlanden zu behalten; ſie ſchickten deßhalb eine Deputation an ihn und ließen ihn durch dieſelbe bitten, die chriſtliche Kirche nicht jedem Unfall preisgeben zu wollen, wofür ſie ihm denn ihrerſeits allen Beiſtand anboten, den ſie irgend zu leiſten im Stande ſeien.

Nachdem Sluis mit dem Herzog von Parma kapitulirt hatte, wurden die Generalſtaaten denn doch bedenklich und ſuchten bei Leiceſter wieder verſöhnlich einzulenken. Sie entſchuldigten ſich bei ihm über ihre Freimüthigkeit, mit der Verſicherung, daß ſie durchaus nicht daran gedacht hätten, ſeine Autorität zu beeinträchtigen. Uebrigens lag doch auch in dieſer Entſchuldigung zugleich eine ſehr beſtimmte Erklärung. Sie waren nämlich bereit, ihm allen Gehorſam, alle Ehre zu beweiſen; erwarteten jedoch, daß er auch alle Privilegien reſpektiren und ſich mit den Staaten in gutem Einvernehmen halten würde. Hiebei war auch gefliſſentlich eine Definition des Begriffs: „Staaten“ ausgedrückt, nämlich, daß dieſe nicht etwa blos aus zehn bis zwölf Perſonen, ſondern „aus der Ritterſchaft, den Edelen und den Vroedſchappen der Städte aller Provinzen“ beſtünde, und daß ſie bei der Verſammlung der Generalſtaaten durch ihre Deputirten vertreten würden. Es ſchien, als ob Leiceſter durch jene Schrift zufriedengeſtellt ſei, und man ſuchte nun auch eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und Hohenlohe zu Stande zu bringen. Hohenlohe benahm ſich dabei ſehr ehrenwerth. Er nahm weniger auf ſeine perſönlichen Zerwürfniſſe mit Leiceſter, als vielmehr auf diejenigen Rückſicht, welche zwiſchen dieſem und dem Prinzen Moritz ſowie den Staaten von Holland und Seeland obwalteten und hob den gewichtigen Umſtand hervor, daß er (Hohenlohe) dieſen verpflichtet ſei. Sobald nun, ſo äußerte er ſich, dieſe Zerwürfniſſe gehoben ſeien und die Regierung ſich wieder in jenem Zuſtand befinde, wie zur Zeit des verewigten Prinzen Wilhelm von Oranien, würde er, Hohenlohe, mit Vergnügen alle Plätze, welche er bis jetzt beſetzt halte, räumen und ſodann auch aus den niederländiſchen Dienſten treten.

Ganz abgeſehen von dieſer ſchroffen Stellung Hohenlohes gegen Leiceſter trieben die unaustilgbaren Keime des

Mißtrauens zwiſchen dem Letzteren und den Staaten gar bald neue Sproſſen. Noch von Seeland aus beſchrieb Leiceſter die Generalſtaaten zur Verſammlung nach Dordrecht für die zweite Hälfte des Auguſts und inzwiſchen ſollte Junius in Arnemuiden die Stimmung für England erforſchen. War dies ſchon geeignet, neuen Verdacht gegen Leiceſters Aufrichtigkeit zu erwecken, ſo mußte das Gerücht, daß Eliſabeth mit Spanien in Friedensunterhandlungen ſtehe, das Mißtrauen gegen England überhaupt nur vergrößern. Da nun Leiceſter zu Dordrecht die Verſammlung der Generalſtaaten noch nicht vollzählig fand, ſo ließ er ſich vorläufig durch den Staatsrath Bardes bei den Staaten von Holland erkundigen, in welcher Weiſe man ihm wohl die Mittel zum Kriege vermehren wolle. Man legte ihm hierauf am 30. Auguſt eine längſt vorbereitete Schrift in neun Artikeln vor, deren Inhalt hauptſächlich die striktere Definition der Souverainetät und die Gränzen der Machtfülle Leiceſters umfaßte. *) „In Ermangelung eines Fürſten fällt“, ſo hieß es darin, „die Souverainetät von Holland und Weſtfriesland der Ritterſchaft, den Edlen und Städten dieſer Landſchaften wieder anheim. Nach Aufgebung der ſpaniſchen Oberherrſchaft haben ſie alle Akte der Souverainetät geſetzlich ausgeübt, und in dieſer Eigenſchaft war es denn auch, daß ſie mit Ihrer Majeſtät der Königin von England, und dem Grafen von Leiceſter als Gouverneur und Generalkapitain der vereinigten Provinzen konferirten. Durch die Annahme Leiceſters zum Oberſtatthalter haben ſich die Staaten

---

*) Vergl. die ausführliche „Remonstrantie by de Staaten van Holland aen den Grave van Lycester, gepresenteert den 30. Augusti“ 1587 (bei Bor XXIII. B. fol. 22).

der Souverainetät keineswegs begeben. Anderſeits hat jedoch Graf Leiceſter als Oberſtatthalter nebſt dem Staatsrath jene ganze Gewalt, die durch Kaiſer Karl V. den Oberſtatthaltern eingeräumt worden, gemäß der betreffenden Inſtruktion. Die beſonderen Provinzialſtatthalter, Kriegsoberſten und Offiziere ſollen für die unirten Provinzen insgeſammt, für den Oberſtatthalter, und für die Provinzen und Städte insbeſondere vereidigt werden, die Soldaten für Leiceſter und die beſonderen Statthalter und Befehlshaber. Leiceſter hat die oberſte Macht in allen Kriegsſachen, doch darf er nicht mehr Truppen ausheben, als durch die Hülfsgelder der Königin und durch die Kontributionen der Provinzen bezahlt werden können. Zur Erhaltung beſſerer Einigkeit endlich und größeren Vertrauens zwiſchen Leiceſter und den Staaten möge es dem Erſteren belieben, alles dasjenige zu repariren, was im vorigen Jahre durch unruhige Menſchen im Namen Leiceſters, Anſtellungen von Offizieren und Beamten betreffend, eingerichtet werden.“ Leiceſter machte (am 1. Septbr.) zu dieſer Remonſtration der Staaten von Holland mehre Bemerkungen, welche die drei letzten Artikel betrafen. So fand er die im 7ten Artikel verlangte beſondere Eidesleiſtung an „die einzelnen Provinzen, Städte und Mitglieder“ ungehörig; in Bezug auf den 8ten Artikel (welcher die Bedingungen zur Aushebung neuer Truppen und mehres den Krieg Belangende enthielt) verſprach er, den Wünſchen nachzukommen; in Bezug auf den 9ten und letzten Artikel verlangte er noch genauere Nachweiſung. In Bezug auf die übrigen Artikel erklärte er, daß er nie nach größerer Machtfülle getrachtet, als man ihm aufgetragen habe. Kurz: er benahm ſich in der ganzen Sache weit geſchmeidiger, als man wohl hätte denken können.

Am anderen Tage (2. September) erſchienen Meiſter Jacob

Valke und Jooſt van Menyn in der Verſammlung der Staaten und übergaben derſelben, in Auftrag des Oberſtatthalters Grafen von Leiceſter, eine Propoſition befremdlicher Art, des Inhalts, daß es nicht thunlich ſcheine, den Krieg durch die eigenen Finanzmittel der Provinzen und die gewöhnliche Beihülfe der Königin von England fortzuführen, weßhalb denn Leiceſter die Staaten ermahne, „ernſtlich zu überlegen, ob es nicht beſſer ſei, auf billige Bedingungen Frieden zu ſchließen, als, bei dem Mangel zureichender Mittel, eine Stadt und Provinz um die andere der Feindesgewalt verfallen ſehen zu müſſen. Zu dem Ende ſtelle es Ihre Majeſtät den Generalſtaaten anheim, ob ſie ihnen dazu die Hand bieten ſolle, oder ob Letztere, in der Hoffnung, beſſere Bedingungen zu erhalten, allein mit dem Herzog von Parma unterhandeln wollten. Hierüber erbäte ſich denn Leiceſter ſchleunige Entſchließung, um der Königin raſch berichten zu können. Schließlich ließ Leiceſter den Staaten die Verſicherung wiederholen, daß die Königin wohl geneigt ſei, den Provinzen fortwährend beizuſtehen, und daß ſie mit dem Herzog von Parma ſich in keine Unterhandlungen einlaſſen würde, ſofern die Provinzen hinreichende Mittel hätten, um ſich, außer dem Beiſtand der Königin, ſelbſt vertheidigen zu können, worüber ſie ſich gegen die Königin erklären möchten.

Dieſer Vorſchlag hing mit der Politik Eliſabeths gegen Spanien innig zuſammen. Obgleich Eliſabeth ſowie Philipp II. mehr als je geſpannt waren (der Letztere beabſichtigte bereits eine entſcheidende Unternehmung zur vollkommenen Unterwerfung Englands); ſo führten ſie doch vor den Augen der Welt eine Komödie auf, wobei jeder Gegner den anderen durch Friedensverhandlungen zu täuſchen ſuchte. Hatte Philipp II. ſchon früherhin (noch bei Alba's Lebzeiten) unbezweifelt ſehr ernſtliche Abſichten zu einer großartigen Expedition gegen England gehegt, ſo mußten nun die ſeither vorgefallenen Angriffe Drake's gegen Spanien, die freundſchaftliche Stellung Eliſabeths zu den Niederlanden, Leiceſters Statthalterſchaft und die Hinrichtung der katholiſchen Königin Maria Stuart durch jene proteſtantiſche Fürſtin, Philipps tief im Grund ſeines ganzen Weſens wurzelnden Haß nur noch mehr beſtärken, ja, bis zu einer ſolchen Höhe emportreiben, daß der Untergang der Feindin ihm unbedingt als eine Lebensfrage erſchien. Wie nun Philipp II., dieſer wahrhaft eigenthümliche Charakter die heftigſten Bewegungen ſeiner Seele mit dem Anſchein einer ſtolzen Ruhe bedecken konnte, welche man klaſſiſch nennen möchte, ſo benahm er ſich auch auf dem Felde der Politik mit eben ſo großer Klugheit als Konſequenz, königlich vornehm, daß er ſeiner Würde nicht das Geringſte vergab, eingehüllt in ſeine Geheimniſſe wie in ſeinen Purpur, und die Verſtellung, dieſe diplomatiſche Tugend, war das Vehikel ſeiner Staatsweisheit. Wir können, wenn wir ſeinen individuellen Standpunkt betrachten, um ſo weniger mit ihm hadern, da er, aufrichtig für den ihm heilig geltenden Zweck eingenommen, an die Moral gewohnt war, daß dieſer die Mittel heiligt. Umſoweniger aber läßt ſich derſelbe Grundſatz aus pſychologiſchen Gründen bei Eliſabeth entſchuldigen, weil ſie, ihrem Glaubensbekenntniß zu Folge, und ihrer Stellung als Schutzherrin des Proteſtantismus gemäß, jenen Grundſatz ihrer erbittertſten Feinde durchaus hätte verabſcheuen, nicht aber gleichfalls befolgen ſollen. Wir haben ihre Politik gegen die Niederlande von Anfang her als eine zweideutige bezeichnet; jetzt, da ſie nicht bloß in näheren Rechtsverhältniſſen zu dieſen ſtand, ſondern auch tiefer eingreifende Abſichten auf dieſelben hegte, können wir kaum anſtehen, dieſe Politik gewiſſenlos zu nennen, und wir glauben, daß uns hierüber wohl jeder beiſtimmen wird, der ein mit den edelſten Eigenſchaften begabtes, durch ſeine Freiheitsliebe ehrenwerthes, in ſeinen unermüdlichen Kämpfen für das Theuerſte wahrhaft bewundernswürdiges Volk nicht als Spielball der Herrſchſucht, der Intriguen betrachtet und behandelt wiſſen will. Iſt es nicht empörend, zu bemerken, wie Eliſabeth und Leiceſter die vereinigten niederländiſchen Provinzen nicht bloß durch Anregung innerlicher Partheiungen zu ſchwächen ſuchen, ſondern auch geradezu bemüht ſind, dieſelben zum Beſten zu halten? Dies dünkt uns noch verwerflicher als das Centraliſationsſyſtem Philipps II., als die Grauſamkeiten der Inquiſition, wobei doch wenigſtens der entſchiedene Wille ſich offen und rückſichtslos ausgeſprochen hatte. Dagegen beachte man nun, wie Eliſabeth durch den berühmten Seehelden Drake die Niederlande, welche ſich ihrem Schutze anvertrauten, welche ihr ſogar die Souverainetät zu wiederholten Malen anboten, als ihre Bundesgenoſſen auffordern läßt, ihr einen Beiſtand zur See mit 20 Schiffen gegen Spanien als gemeinſamen Feind zu leiſten, und wie ſie es wagen kann, denſelben Provinzen unter ſehr nichtigen Vorwänden zum Frieden mit Spanien zu rathen, während ſie doch gar wohl weiß, daß der eigentliche Name eines ſolchen Friedens für die Niederlande — Unterwerfung heißt! Und wäre es ihr wenigſtens mit ſolchen Vorſchlägen noch Ernſt geweſen! Wir können aber in denſelben kaum etwas anderes erkennen, als eine Berechnung, um durch den Schrecken der Nation vor einer Wiedervereinigung mit Spanien einen engeren Anſchluß derſelben (um jeden Preis) an England zu erwirken; und Leiceſter hoffte dabei für ſeine Perſon jene größere Machtfülle zu gewinnen, welche er ſo ſehr erſtrebte. Der unerwartete Vorſchlag brachte jedoch eine ganz andre Wirkung hervor, als Eliſabeth und Leiceſter beabſichtigten, nämlich eine unbeſchreibliche

Gährung und in Mitten des allgemeinen Zerwürfniſſes die Beſorgniß, daß der Verrath der Niederlande der Preis ſei, um welchen ſich England mit Spanien verſöhnen wolle. Dieſe Unterſtellung war freilich unbegründet, gewann aber für die Anſchauungskreiſe des Volkes im Ganzen große Wahrſcheinlichkeit, da die Verrätherei der beiden Engländer Stanley und York noch in zu friſchem Andenken war; und, wie gewöhnlich, ſo machte die Menge auch damals eine ganze Nation für die Handlungsweiſe Einzelner verantwortlich, hielt dieſelbe gleicher Geſinnungen fähig.

Leiceſter erſchrack, als ihn plötzlich eine ſeiner Abſicht ſo ganz und gar entgegengeſetzte Wirkung überraſchte. Er ſah ein, daß er nichts Eiligeres zu thun habe, als vor der öffentlichen Meinung ſo viel gut zu machen, als er könne. Aber er bediente ſich hiezu einer ſchlechten Auskunft. Er ſuchte ſich nämlich dadurch zu rechtfertigen, daß er vorgab, Meiſter Jacob Valke und Jooſt van Menyn hätten ſeinen Vorſchlag übel verſtanden. Dieſe Ausrede iſt nur ein Beweis für die Haltloſigkeit und Kleinlichkeit ſeines Charakters. Uebrigens blieb ihm auch die gebührende Strafe, nämlich gerechte Beſchämung, nicht aus. Denn Menyn bewies das Gegentheil von Leiceſters Ausrede, indem er bei einer zu Leiceſters Behufe vorſichtigerweiſe veranſtalteten italieniſchen Ueberſetzung des berüchtigten Vorſchlages deſſen Korrekturen anzeigen konnte. Leiceſter, welcher durch dieſe Wendung immer mehr in's Gedränge kam, ſuchte ſich nun durch eine weitläuftige Schrift zu rechtfertigen, welche er ſowohl in deutſcher als auch in franzöſiſcher Sprache drucken und ſowohl den zu Dordrecht verſammelten Generalſtaaten, als auch den Provinzen, ſtädtiſchen Magiſtraten und Gerichtshöfen zuſtellen ließ. Dieſer Handel führte ihn jedoch immer weiter und bewirkte zum wahren Glück für die Provinzen, daß man immer deutlicher mit der Sprache herausrückte. So gab ihm z. B. der Provinzialhof von Holland eine ſehr höfliche aber ehrenhafte Erwiederung (vom 18. September 1587), deren weitläuftiger Inhalt ſich darum drehte, daß man ſich doch ja aller Unterhandlungen mit Spanien enthalten ſolle. Je mehr ſich Leiceſter hiebei verwickelte, auf je mehr Hinderniſſe er ſtieß, um ſo unkluger benahm er ſich. So ließ er ſich z. B. jetzt unverhohlen über diejenigen Perſonen aus, welche er (und zwar nicht mit Unrecht) als die Hauptſtützen der patriotiſchen Oppoſition gegen ihn und Englands Pläne betrachtete, — über Oldenbarneveld vor Allen. Indem er ſo einerſeits ſeine wahren Gefühle des Haßes verrieth, verhieß und verſchwur er ſich anderſeits mit großer Emphaſe, daß er durchaus keine Befehle zur Unterhandlung mit Spanien habe, was denn auch Eliſabeth beſtätigte, indem ſie dem Agenten der Staaten, Joachim Ortel, verſicherte, daß ſie ohne Wiſſen und Zuſtimmung der Staaten ſich in keine Friedensunterhandlung einlaſſen würde. Dieſe Betheuerungen ſchienen nun allerdings ihren Zweck in ſofern zu erreichen, als ſich Geldern und Utrecht, im Gegenſatz zu Holland und Seeland, welche ſtandhaft blieben, Leiceſters annahmen. Aber alle jene Betheuerungen waren falſch, wie man ſich aus einigen Punkten der geheimen Inſtruktion für Leiceſter überzeugen konnte, welche ſich Oldenbarneveld durch Joachim Ortel aus London verſchafft hatte. In dieſer geheimen Inſtruktion war der ganze Zuſammenhang der Politik, die wir bisher verfolgten, in klaren Worten ausgeſprochen; überdem fand ſich darin noch der Rath für Leiceſtern; den Prinzen Moritz und den Grafen von Hohenlohe, wenn ſie ſich der Abſchließung des Friedens widerſetzen ſollten, vermittelſt geſchickter Unterhändler durch die Verſicherung zu gewinnen, daß bei den Verhandlungen gebührende Rückſicht auf die Intereſſen jener beiden Männer genommen werden ſollte! Als Leiceſter erfuhr, daß Oldenbarnevеld, unermüdlich, um die Intriguen des Oberſtatthalters zu vernichten, die betreffenden Punkte der geheimen Inſtruktion mehren Perſonen mitgetheilt habe, beſchloß er, ſich der Perſon Oldenbarneveldѕ zu bemächtigen, und ihn unſchädlich zu machen. Zu dieſem Ende ließ Leiceſter einige Kompagnien engliſcher Truppen nach Maaslandsſluis und Delfshaven rücken und begab ſich ſelbſt nach dem Haag, wo ſich Oldenbarneveld befand. Glücklicherweiſe wurde dieſer noch in der Nacht durch zwei Rathsherrn, Gerhard van Wyngaarden und Leonhard Kazenbroot, gewarnt, daß ihn Leiceſter aufheben und nach England bringen laſſen wolle. Oldenbarneveld verließ noch in derſelben Nacht den Haag und begab ſich eilig nach Delft, wo er vernahm, daß ſich auf Seeland das Gerücht verbreitet habe: Leiceſter hege auch gegen den Prinzen Moritz und den Grafen von Hohenlohe ähnliche Abſichten. Was Hohenlohe betrifft, ſo behauptete dieſer ſelbſt, daß Leiceſter ſogar ſein Leben bedroht habe; man darf jedoch dabei nicht vergeſſen, daß Hohenlohe, von ſeinem Haß gegen Leiceſter hingeriſſen, gar leicht den Handlungen deſſelben die ſchlimmſten Abſichten unterſtellte. Uebrigens ſoll auch Eliſabeth Befehl ertheilt haben, ſich der Perſon Hohenlohes zu bemächtigen, was ihr jedoch die Engländer Buckhorſt, Wilkes und Norrits nachdrücklich widerrathen und die Feſtnehmung Hohenlohes bis auf nähere Befehle Eliſabeths verſchoben hätten, die übrigens nicht erfolgten. In Bezug auf Moritz beſchloß man zu Delft in der Berathung, ihn zu ungeſäumter Entfernung aus dem Haag aufzufordern, unter dem Vorwande, daß man von einem Anſchlage der Feinde gegen Seeland Nachricht erhalten habe, und daß

Moritz als Admiral die Provinz dagegen ſchleunig in Sicherheit ſtellen müſſe. Moritz befolgte den Rath, worüber Leiceſter nicht wenig ungehalten war, und böſen Argwohn faßte. Da er vernahm, daß Moritz und Hohenlohe Truppen zuſammenzögen, deutete er dieſe Maßregel ſo, als ob ſie mit jenen nur die Engländer aus Maaslandsſluis und Delfshaven vertreiben wollten. *)

Wir wollen nicht entſcheiden, wie weit die erwähnten Anſchläge Leiceſters gegen Hohenlohe begründet waren, obwohl allerdings die perſönliche Stellung beider Männer gegen einander die Wahrſcheinlichkeit zuläßt. Das aber iſt jedenfalls gewiß, daß die durch die Partheiungen veranlaßte Gährung damals einen für das Geſammtintereſſe der vereinigten Provinzen höchſt gefährlichen Ausbruch drohte. Die ächten Patrioten waren tief beſtürzt; die Leiceſter'ſche hierarchiſch-demokratiſche Parthei hob ihr Haupt um ſo kühner und ſtolzer. Ueber den großen Städten, wo der Anſtoß der Faktionen zu unberechenbaren Folgen führen mußte, lag eine faſt unerträgliche Gewitterſchwüle. Man verſah ſich des Aeußerſten und pflanzte z. B. in Amſterdam vor dem Rathhauſe Geſchütze auf; der Geſchichtsſchreiber Hooft führt **) folgende charakteriſtiſche Verſe an, die er ſelbſt, als damals kaum ſiebenjähriger Knabe, auf einer öffentlich ausgeſtellten Tafel geleſen zu haben ſich erinnerte:

---

*) Wir haben uns bei Darſtellung der Oldenbarneveldſchen Angelegenheit an Bor (XXIII. B. f. 34), bei jener der angeblichen Verſuche gegen Hohenlohe an die Gewährleiſtung Wagenaars (vaderlandsche Historie XXX. B. p. 240—241) gehalten, da wir die von Letzterem citirte „Cabbala, or mysteries of State" leider nicht zur Benützung hatten. Wagenaar erwähnt eines „noch vorhandenen" Briefes Bukhorſts (in Chiffern), worin dieſer die Schwierigkeiten, welche einem Anſchlage gegen Hohenlohe im Wege ſtanden, nachweiſt.

**) XXVI. B. f. 1196.

„Oft 'er verraadt, oft oproer quaadt, wierde vernoomen;
Men zal, tot baat, geschut op straat, hier uit doen koomen.“

Leiceſter verließ ſich bei dieſer Gährung feſt auf den Einfluß ſeiner Parthei und verſäumte nichts, um dieſe in gutem Eifer zu erhalten. Er hoffte der Intrigue durch die Gewalt einen größeren Nachdruck zu geben und den Sieg zu verſchaffen. In dieſer Abſicht hatte er ſich vom Haag über Utrecht, wo er die üble Stimmung einiger Edlen gegen den Statthalter, den Grafen von Nieuenaar zu benützen ſuchte, nach Amſterdam begeben, wo er am 3. Oktober ganz unerwartet eintraf. Der Argwohn gegen ihn war in dieſer Stadt, welche ſeit Antwerpens Unterwerfung unter Spanien von Jahr zu Jahr an Lebhaftigkeit des Handels, Wohlſtand und Bedeutung zunahm, durch den Umſtand geſteigert worden, daß kurz vor ſeinem Eintreffen der berühmte Gianibelli dort angekommen war, welcher als Ingenieur in Dienſten der Königin von England ſtand. Bei der allgemeinen Aufregung lag allerdings die Vermuthung nicht ganz fern, daß die Anweſenheit Gianibelli's mit Leiceſters Ankunft in einem gewiſſen Zuſammenhang ſtehen dürfte und man beſorgte, daß jener berühmte Ingenieur in engliſchem Auftrag ähnliche Höllenmaſchinen fertigen möchte, wie einſt gegen Farneſes Brücke. Leiceſter beabſichtigte nichts geringeres, als: die ſtädtiſche Regierung zu verändern, und die Patrioten, welche ihm ſtandhaft Widerpart hielten, vermittelſt ſeiner Anhänger aus dem Wege zu räumen. Zu dieſem Ende ſuchte er die Looſung zu erhalten. Doch während man im Kriegsrath überlegte, ob man ihm, als Oberſtatthalter die Ehre verſagen dürfe, daß man ihm jeden Abend die Looſung anvertraue, und während Leiceſters Anhänger Roodenburg, (wiewohl kein Mitglied des Kriegsrathes) die Anweſenden dafür zu ſtimmen ſuchte, trat plötzlich der regierende Bürgermeiſter Peter Korneliszoon Boom in die Verſammlung, und fragte den Roodenburg: „was habt Ihr hier zu ſchaffen, da Ihr nicht zum Kriegsrath gehört?“ „Ich kam,“ verſetzte dieſer verwirrt, „als ein treuer Freund des Vaterlandes.“ Der wackere Boom gebot ihm, augenblicklich die Verſammlung zu verlaſſen, was dieſer denn auch ſofort that. Hierauf erklärte Boom, in Bezug auf eine Mittheilung der Looſung an Leiceſter: „Ihr Männer, wie? Aenderung machen? Dies kann und darf bloß die Broedſchap. Seht wohl zu, was Ihr beginnet.“ Booms Entſchloſſenheit that ihre Wirkung. Man verwarf die gefährliche Idee, Leiceſtern die Looſung anzuvertrauen, wodurch er ſich unfehlbar der Bürgerſchaft hätte bemeiſtern und die beſtehenden Magiſtrate gewaltſam hätte verdrängen können. Und doch hatte man nicht einmal den vollen Umfang ſeines Planes geahnt, welcher auch, wie man ſpäter vernahm, die Ermordung von vierzehn Hauptanhängern der Landesfreiheit und des Hauſes Naſſau inbegriff; die Proskriptionsliſte ſollte ſogar ſchon entworfen geweſen ſein. Da nun Leiceſter ſeine Anſchläge auf Amſterdam durch Boom's energiſches Dazwiſchentreten und auch außerdem durch die Wachſamkeit der dortigen Patrioten vereitelt ſah, ſo begab er ſich raſch nach Utrecht.

Dort kam es zwiſchen mehren Edelleuten über die Vertheidigung der Privilegien, zu ſtürmiſchen Auftritten, in welche auch Leiceſter verflochten wurde, da der Bürgermeiſter Prounink, auf deſſen Befehl, wie es hieß, (was Leiceſter jedoch läugnete) ſechs von jenen Edelleuten verhaften ließ. Im ganzen Lande war man über einen ſolchen Schritt in heftiger Aufregung. Leiceſter vermehrte dieſe noch dadurch, daß er, gegen den Willen ſeines bisherigen Anhängers, des Grafen Rieuenaar, in Utrecht die Regierung veränderte, was dieſem, als Statthalter der Provinz, zuſtand. Durch dieſe Eigenmächtigkeit verſcherzte Leiceſter mit einem Male Nieuenaars treuerprobte Zuneigung.

Uebrigens waren Leiceſters Abſichten nicht auf Utrecht allein gerichtet geweſen. Auch in den übrigen Provinzen wollte er, wo möglich, durch Gewalt endlich die größere Herrſchaft gewinnen, welche er durch Intriguen vergeblich zu erringen getrachtet hatte. So hoffte er vornämlich in Nordholland und in Friesland durchzugreifen, da er ſich in dem Erſteren auf Sonoys Anhänglichkeit, in dem Letzteren auf ſeine Parthei, an deren Spitze der Präſident des Gerichtshofes, Heſſel Aisma, ſtand, hinlänglich verlaſſen zu können glaubte. Er reiſte deshalb von Utrecht nach dem Nordquartier von Holland. Doch dort mißlang ihm ein Anſchlag auf die Stadt Enkhuizen, deren Bewohner, bei Zeiten gewarnt, ihm ein ſehr höfliches Schreiben (vom 14. Oktober 1587) entgegenſandten, worin ſie ihn „mit aller Ehrerbietung ernſtlich“ baten, ſeinen Beſuch bei ihnen für eine paſſendere Zeit zu verſchieben, „indem ſie eben jetzt nicht für mögliche Mißverhältniſſe oder Unfälle einſtehen könnten.“ Leiceſter empfand tief genug, wie ſein Anſehen Tag für Tag abnahm, verbarg jedoch ſeinen Groll über die Demüthigung, welche er ſich gefallen laſſen mußte, und begab ſich über Hoorn nach Medemblik, wo ihn Sonoy mit hohen Ehrenbezeugungen empfing. Von dort aus ſchrieb er denn auch nach Friesland an die „Grietenien“ und Städte (mit Uebergehung des Statthalters und der „Deputirten der Staaten„), daß ſich der Landtag jener Provinz verſammeln ſolle, wobei er ſelbſt erſcheinen würde. Ueberall ungeſetzliche, verfaſſungswidrige Schritte! Man kann nicht umhin anzunehmen, daß Leiceſter von den eigenthümlich zuſammengeſetzten Staatsverhältniſſen keine Kenntniß hatte, da er in das merkwürdige Gebäude bald an dieſer bald an jener Stelle Oeffnungen zu Thüren ausbrechen wollte, wodurch ſtets der Beſtand des Ganzen gefährdet wurde. Uebrigens kamen ihm bei ſeinem Verſuch in Friesland die „Deputirten der Staaten“ zuvor. Sie entſetzten Aisma ſeines Amtes und an Leiceſter ſchrieben ſie: „es ſtünde nicht ihm, ſondern ihnen allein zu, einen Landtag auszuſchreiben, was ſie jedoch für jetzt für unzweckmäßig hielten.“ Dazu fügten ſie noch die „ſehr demüthige“ Bitte, Leiceſter möge, „ſo angenehm ihnen auch ſeine Ankunft zu allen Zeiten ſein würde,“ dieſelbe „ſowohl in Anbetracht ſeiner eigenen Ehre und Reputation, als auch wegen der Ruhe der Provinz“ für jetzt noch aufſchieben. Endlich weigerten ſie ſich, mit Geldern, Utrecht und Over-Yſſel in eine beſondere Verſammlung zum Behufe der Friedensverhandlungen zu treten.

Je tollkühner Leiceſter in ſeinem Unmuth zu den äußerſten Mitteln griff, und je mehr er dadurch unverantwortlich die Zwietracht zwiſchen mehren Provinzen der Union, zwiſchen Ständen und einzelnen Perſonen vergrößerte, um ſo feſter ſchloſſen ſich die Patrioten aneinander und Holland wars, welches den Kern der patriotiſchen Macht bildete.

Die Staaten von Holland verſammelten ſich (im Oktober) zu Haarlem; Oldenbarnevelds überwiegende Geiſteskraft leitete trefflich alle Bewegungen derſelben. An ſeiner felſenfeſten Konſequenz brachen ſich die Wellen des hierarchiſchen Stolzes. Auf eine Ermahnung der reformirten Prediger, welche „im Namen aller Kirchen von Holland“ die Staaten dieſer Provinz (unterm 2. Oktober 1587) zur Eintracht und zur Verhütung weiterer Zerwürfniſſe mit dem Oberſtatthalter Leiceſter aufforderten, erwiederte ihnen Oldenbarnevelds, der als Advokat von Holland die Stelle eines Volkstribuns (im edelſten Sinne dieſes Wortes) einnahm: „die Staaten wiſſen bereits alles, was die Prediger vorgebracht, ja noch mehr dazu; das Wohl des Landes liegt jenen gewiß eben ſo am Herzen.“ Deßhalb rieth er den Remauſtranten, nach Hauſe zu kehren, ihrem Berufe zu leben und die Staaten immerhin ſorgen zu laſſen. Dieſe kurze Zurechtweiſung war durchaus nothwendig, um die Selbſtſtändigkeit und die Würde des Staates vor allen Eingriffen einer neuen, noch bei Weitem gefährlicheren Hierarchie, als die katholiſche je geweſen, ſicher zu ſtellen. Doch weiſe bedachte man gar bald auch den großen Einfluß der Geiſtlichkeit auf das Volk, und ſchlug ohne übrigens der Würde etwas zu vergeben, einen anderen Weg, den eines vertraulichen Verſtändniſſes, ein, um die Geiſtlichkeit lieber für die gute Sache zu gewinnen, ſtatt ſie durch rückſichtsloſe Strenge zu erbittern. Man entwickelte nämlich (in einer Reſolution vom 16. 23. Oktober 1587) den Predigern ausführlich alle Urſachen, aus welchen die Zerwürfniſſe zwiſchen Leiceſter und den Staaten hervorgegangen waren und erinnerte ſie an die unſeligen Folgen, welche das Heraustreten geiſtlicher Anſprüche aus dem Gleichgewicht der Staatsgewalten in Flandern hervorgebracht hatte; der Verluſt der Freiheit faßte ja in einem Worte alles daraus entſtandene Unheil zuſammen!

Die zu Haarlem verſammelten Staaten von Holland entwickelten nach allen Seiten hin ihre achtungswerthe Energie und beſchloſſen am 16. Oktober, drei ausführliche Darlegungen durch den Druck zu veröffentlichen, von denen die erſte eine nähere Erläuterung der im Auguſt deſſelben Jahres an Leiceſter übergebenen Artikel war, die zweite eine Erwiederung auf deſſen zu Anfang Septembers zu Dordrecht erlaſſene Darlegung, die dritte eine Beweisführung über die Rechte der Edlen und Städte von Holland in Bezug auf Regierungsangelegenheiten. Die Gränzen für Leiceſters Machtfülle kamen dadurch abermals, und zwar aufs Allergenauſte beſtimmt, zur Sprache; ausdrücklich hieß es, daß Leiceſter keine ausgedehntere Macht beſitzen dürfe als jene, ſo die Oberſtatthalter zur Zeit Karls V. geſetzlich beſeſſen hätten, und daß den Staaten alle Hoheitsrechte verblieben, welche im Namen des Kaiſers ausgeübt zu werden pflegten, das Recht Kriege zu eröffnen und Frieden zu ſchließen, das Recht zu Bündniſſen mit auswärtigen Mächten, das Recht, über Veränderungen im Münz- und Handelsweſen Verordnungen zu erlaſſen u. ſ. w. In der dritten Darlegung wurde die Bedeutung der Staaten hiſtoriſch nachgewieſen und zwar in Beziehung zur Frage, bei wem denn die Souverainetät eigentlich ſtünde. Wichtig war hier ganz beſonders die hervorgehobene Unterſcheidung, daß man, wenn man ſage: „die Souverainetät über die Lande ſtünde bei den Staaten,“ unter dieſen Letzteren nicht einzelne beſondere Perſonen verſtehe, welche zur Verſammlung abgeordnet ſeien, ſondern die Komittenten derſelben, nämlich die Edlen und Städte des Landes, welche durch ihre Abgeordneten vertreten werden (ſowie es anderſeits die Bürgerſchaften durch die Städteregierungen würden). *)

Indeſſen offenbarten ſich fortwährend die Umtriebe der Leiceſterſchen Parthei durch eine im Namen der Bürgerſchaft von Dordrecht abgefaßte Bittſchrift an Leiceſter, welche die Deputirten von Dordrecht bei der Staatenverſammlung zu Haarlem am 17. Oktober vorlegten, und deren Inhalt gegen „einige Mitglieder“ der holländiſchen Staaten gerichtet war; den Kern bildete eine Klage über die Verdächtigung der Engländer, als beabſichtigten dieſe die Lande an Spanien zu ver-

---

*) Das ganze intereſſante Aktenſtück (gleichen Sinnes wie jene Antwort, die man früherhin Wilkes von Seiten der Staaten gegeben) bei Bor XXIII. B. ſ. 56.

rathen. Eben dieſer Kern verrieth auf den erſten Anblick den Einfluß, unter welchem die ganze Frucht gereift war; noch deutlicher wieſen darauf die ſtärker aufgetragenen Punkte der erwähnten Schrift hin, nämlich die angebliche Verſicherung der Dordrechter Bürgerſchaft, „ſie wolle Leben, Gut und Blut einſetzen, um Leiceſters Anſehen und Macht über die Lande zu beſchützen und aufrecht zu erhalten, ſowie die Erklärung, auch andere Städte theilten dieſe Geſinnung, wobei ſcharfe Ausdrücke von „Undankbarkeit und Eidbruch“ nicht geſpart waren. Die Staaten von Holland hielten Prounink für den Verfaſſer dieſer Schrift, welche übrigens keinen anderen Eindruck machte als das letzte Aufzucken einer dem Erlöſchen nahen Flamme.

Gefährlicher hätte ein anderer Verſuch der Leiceſterſchen Parthei, nämlich ein gewaltſamer, enden können. In Leyden, wo ſich nicht weniger als ein paar tauſend eingewanderte Brabanter und Flamänder befanden, welche aus den bekannten religiös-politiſchen Gründen eifrige Anhänger Leiceſters waren, hatte ſich ſeit einiger Zeit eine Verſchwörung gegen die ſtädtiſche Regierung gebildet, wobei Adolf van Meetkerke, (welchen die Staaten aus dem Staatsrath entfernt hatten), der Profeſſor der Theologie Adrian Saravia, der Prediger van den Wouwere und mehre andere angeſehene Perſonen betheiligt waren. Ein Hauptmann, Namens Nikolaus de Moulde, ſollte, wie man entdeckte, die Stadt Leyden mit engliſchen Truppen übermeiſtern und für Leiceſter in Beſitz nehmen. Drei von den Verſchworenen, Moulde, Kosmo Pescarengi und Jakob Vollmar, wurden (am 25. Oktober) zum Tode verurtheilt und hingerichtet; Saravia entfloh nach England und ſuchte ſich ſpäter, wiewohl erfolglos vor dem Hofe von Holland zu rechtfertigen. — In Gouda wurde ein Engländer, Namens Jakob Williams, welchen man eines ähnlichen Attentates ſchuldig glaubte, verhaftet und hingerichtet. Die Verſchwörung zu Leyden gab übrigens dem längſt ſchon erſchütterten Anſehen Leiceſters den letzten Stoß. Die Verſchworenen nämlich, welche ihr Leben durch die Flucht gerettet hatten, gaben eine in Utrecht gedruckte Vertheidigung ihres Unternehmens heraus, worin ſie offen geſtanden, daß Leiceſter um daſſelbe gewußt habe.*) Nun verließen auch in Utrecht und Friesland viele Beſſergeſinnte, welche ihm bisher noch angehangen, ſeine Parthei. „Jetzt iſt es Zeit, für meinen Kopf zu ſorgen!“ ſoll Leiceſter ausgerufen haben, als er die Nachricht von der Vereitlung der Verſchwörung zu Leyden erhielt.

Er begab ſich denn ungeſäumt aus Nordholland nach Utrecht und von dort über Dordrecht (im November) nach

---

*) Die Apologie, welche zugleich bittere Vorwürfe gegen die Staaten von Holland und den Magiſtrat von Leyden enthielt, wurde in dieſer Stadt aufs Schärfſte verboten. Uebrigens regte die ſtrenge Gerechtigkeit gegen die Verſchworenen die heftigſten Leidenſchaften der Partheien auf. Bor (XXIII. B. f. 72) erwähnt, zum Beweiſe dafür mehrer Pasquille, in deren Anfängen ſich der derbe Volksgeiſt kund gibt. So begann eines davon mit den Reimen:

„door de inquisitie opgeresen binnen Leyden
siet men den Prins van Parma den weg bereyden,“

Die Schlußregel hieß:

„Want als den Wolf het scherpken eens heft geknagen,
Hy blyft bloed-gierig syn levendagen.

Ein anderes Pasquill begann:

„O Pasquillus, die elk een syn gebrek plag te verhalen,
hoe siet gy nu dus donker, of syt gy verblint.“

Ein drittes begann:

„Laet u manhaftige herten o Hollanders in vroomigheyt vermeert,
langer in geen pelulap bewaert werden na der vrouwen aert“.

Ein viertes ſpottete: man habe, nachdem man in den Niederlanden römiſch, ſpaniſch, hochdeutſch und franzöſiſch geſprochen, nun auch engliſch gelernt; möchte man doch endlich auch den engliſchen Gruß ſingen: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Vlieſſingen, entſchloſſen den Schauplatz ſeiner Intriguen zu verlaſſen. Den Oberbefehl über die engliſchen Truppen übergab er dem Baron von Willougby. Am 6. Dezember nahm er von den Generalſtaaten ſchriftlich Abſchied, und bald darnach ſegelte er von Vlieſſingen nach England ab. *) Während ſeiner Abweſenheit übertrugen die Generalſtaaten die Regierung der Republik dem Staatsrath. Leiceſter legte ſodann, auf den Befehl ſeiner Monarchin, die Oberſtatthalterſchaft über die vereinigten Provinzen (am 17. Dezember 1587) nieder; die betreffende Akte erhielten jedoch die Generalſtaaten erſt am 1. April des nächſten Jahres.

Eliſabeth war übrigens, obwohl ſie mit Leiceſters Verwaltung unzufrieden ſchien (und die Reſultate derſelben waren für ihre geheimen Pläne allerdings unerwünſcht) auch gegen die Niederlande ſehr verſtimmt und zeigte ſich insbeſondere mit den ſtrengen Urtheilen gegen die Verſchworenen von Leyden ſehr mißvergnügt. Sie ließ den vereinigten Provinzen durch ihren Geſandten Herbert, welchen ſie an dieſelben abordnete, aufs Neue Vorſchläge zu Friedensverhandlungen mit Spanien machen. — Die Staaten, welche die ſtarken Rüſtungen Spaniens in Betracht zogen, veränderten jetzt ihre Politik inſoweit, als ſie ſich den Verhandlungen nicht abgeneigt zeigten; ja ſie beſchloſſen ſogar, wegen jener Angelegenheit Geſandte nach England zu ſchicken. Früherhin hatten ſie auf ähnliche Vorſchläge ſich energiſch ausgeſprochen: „ſchon die bloße Erwähnung des Friedens bringe der gemeinſamen Sache Gefahr und die Unter-

---

*) Vor ſeiner Abreiſe nach England ließ Leiceſter eine charakteriſtiſche goldene Medaille prägen. Auf der einen Seite ſah man ſein wohlgetroffenes Portrait mit der Umſchrift: „Robertus. Com. Lycester et in Belg. Gubern. 1587", auf der anderen eine Heerde Schafe mit einem engliſchen Hunde, mit der Umſchrift: „Non gregem, sed ingratos invitus desero."

handlungen ſelbſt würden größere Verluſte erzeugen als das Feindesſchwert; ſtandhaft wollten ſie ausharren.“ Ihre jetzige Gefügigkeit ſchien jene frühere Sprache der Lüge zu zeihen. In der That aber dachten ſie auch jetzt noch an nichts weniger als an Frieden mit Spanien. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen.

Auch nach dem Abgang Leiceſters, welcher der Republik der vereinigten Provinzen ſo zahlreiche Zerwürfniſſe zugezogen hatte, war die Lage derſelben im hohen Grade gefährdet; ja, vielleicht mehr als je. Fürs Erſte waren die Staaten dadurch in Verlegenheit geſetzt, daß ſie die Abdankungsakte Leiceſters ſo ungebührlich lange nicht zu Händen bekamen; denn ſie ſahen ſich dadurch verhindert, zur Landesregierung geeignete Maßregeln zu treffen; der Zuſtand des Landes blieb daher ebenſolange ein bloß proviſoriſcher und umfaßte reichlich alle Mißverhältniſſe eines ſolchen. Für's Zweite aber war auch nach Leiceſters Abgang deſſen Parthei und zwar vorzugsweiſe die hierarchiſche, fortwährend in Thätigkeit, und pflegte unermüdlich alle Keime der Abneigung und des Mißtrauens gegen die Staaten, welche ſie unverholen für das Mißvergnügen der Königin Eliſabeth über die unerwartete Abreiſe Leiceſters verantwortlich machte.

Die Nachwirkung der Leiceſterſchen Intriguen zeigten ſich vornämlich, und zwar auf die gefährlichſte Weiſe, in dem Benehmen ſeines fanatiſirten Anhängers Sonoy. Dieſer verharrte zu Medemblick in ſeiner Widerſetzlichkeit und das böſe Beiſpiel derſelben äußerte gar bald auch den nachtheiligſten Einfluß auf die Beſatzungen mehrer holländiſcher Städte. Dieſe erhielten ſchon ſeit einiger Zeit zwei Drittel ihres Soldes baar, und das letzte Drittel in Verſchreibungen. Plötzlich verlangten ſie nun unter der Androhung: den Staaten und dem Prinzen Moritz den Gehorſam aufzukündigen, die volle Baarzahlung auch dieſes letzten Drittels. Dieſe meuteriſche Bewegung erging durch Heusden, Workum, Schoonhoven, Gertruidenberg, Naarden, Veere, Arnemuiden, Bergen-op-Zoom und noch andere feſte Plätze, und die Verlegenheit der Staaten, welche den Forderungen der Empörer im Augenblick nicht Genüge leiſten konnten, war unbeſchreiblich. In ſolcher Verwirrung und Gefahr brach das Jahr 1588 an, und nur von den energiſchſten Maßregeln der Staaten war Rettung zu erwarten. Zu Medemblik erreichte die Meuterei den höchſten Grad. Die empörten Soldaten hatten die Bürgerſchaft entwaffnet, das Rathhaus eingenommen und ſich neue Hauptleute erwählt. Vergeblich hatten die Staaten Deputirte dahin geſchickt, um Sonoy und ſeine Truppen zu beſänftigen; vergeblich hatte Prinz Moritz es verſucht, Unterhandlungen anzuknüpfen. Sonoy hatte ſich aus Amſterdam 6 Tonnen Schießpulver nach Medemblik kommen laſſen und ſchien völlig entſchloſſen, ſich daſelbſt zu vertheidigen. Nun blieb denn auch den Staaten nichts anderes mehr übrig, als der Gewalt die Gewalt entgegenzuſetzen, und Prinz Moritz begab ſich (im Februar 1587) mit Oldenbarneveld über Hoorn vor Medemblik, gegen die Vorſchläge des noch in Leiceſters Eid ſtehenden Staatsrathes, welcher vergeblich die dortige Beſatzung zur Unterwerfung zu bewegen ſuchte. Moritz belagerte nun den trotzigen Sonoy in Medemblik; — eine traurige Erſcheinung, wie einer jener Männer, die von Anfang her ſo tapfer für die Befreiung der Niederlande gefochten hatten, nun, von einem unſeligen Wahne verblendet und darin beſtärkt, die Waffen gegen die Republik trug.

Während er ſich in Medemblik vertheidigte, nahmen inzwiſchen die Verhandlungen der in den Niederlanden beſtehenden engliſchen Parthei mit England ihren Fortgang, und die Königin wünſchte lebhaft einen Vertrag, worauf Willougby hinarbeitete. Eifrig beſchäftigte ſich die Preſſe mit Sonoys Angelegenheit. Sonoy, unbeugſamen Sinnes wie immer, wollte mittlerweile den Damm bei Medemblik durchſtechen laſſen und die ganze Umgegend überſchwemmen, um die Truppen der Staaten dadurch zu vertreiben. Er gewann ungefähr 60 Männer von der Bürgerſchaft, daß ſie die Beſatzung verſtärkten, deren Muth er fortwährend durch Hoffnungen auf Hülſe aus England aufrecht hielt; einen gewiſſen Koſter, der dies freimüthig bezweifelte, ließ er verhaften. So behauptete ſich Sonoy unerſchrocken und freiſam während der ganzen Zeit, als die Abdankungsurkunde Leiceſters den vereinigten Provinzen noch nicht zugeſtellt war. Erſt als er die Abdankung Leiceſters erfuhr und demgemäß ſich nebſt den Seinigen des Eides für Leiceſter ledig wußte, ging er auf die Unterhandlungen ein, welche Moritz abermals mit ihm begann. Er hatte ſich ſehr anſtändige Bedingungen ertrotzt, — vor allen die, daß er in ſeiner bisherigen Stellung verbleiben durfte und eine vertragsmäßige Truppenzahl behielt. Am 29. April 1588 zog hierauf Prinz Moritz in Medemblik ein und erließ eine Amneſtie. So ſchien denn die Ruhe wieder hergeſtellt. Aber ſowohl Sonoy als auch die Bürger zu Medemblik waren wechſelſeits ſoſehr erbittert, daß für die Dauer gar keine Verſöhnung vorauszuſehen war. Man kann dies aus dem Umſtand am deutlichſten erſehen, daß Moritz ſelbſt Sonoy'n gegen die Bürger Schutz gewähren mußte. So fand ſich denn endlich dieſer einſt ſo gewaltige Mann genöthigt, bei den Generalſtaaten ſeinen Abſchied zu verlangen, welchen er auch bald erhielt. Doch auch jetzt hatte er noch immer keine Ruh noch Raſt. Er grollte um ſeine Abrechnung und um volle Genugthuung, die man ihm ſchulde. Die Sache zog ſich bis in's

Jahr 1593 hinaus, da ihm denn die Staaten von Holland 3000 Pfund bei der Abrechnung zuerkannten und ihm noch außerdem ein Jahrgehalt von 1000 Pfund beilegten. Er ſtarb 1597 im Gröningerland.

Die Gewißheit der Nachricht, daß der Graf Leiceſter ſeine Würde niedergelegt habe, wirkte vom April 1588 wohlthätig beſchwichtigend auch auf die Stillung der Meutereien im Allgemeinen, auf die Beruhigung des Vaterlandes nach den drei erſten in ſchwerer Bangniß durchlebten Monaten des Jahres 1588. Nur die meuteriſche Beſatzung zu Gertruidenberg ließ ſich weder durch die Mittheilung jener Nachricht, noch ſonſt durch Gründe zur Vernunft bringen. Sie verlangte durchaus nur mit dem Engländer Willougby zu unterhandeln, und man ſah ſich endlich genöthigt, dieſem Manne den Oberbefehl in Gertruidenberg zu übertragen, welche Stadt dem Hauſe Oranien gehörte. Im Juli wurde endlich die Abkunft getroffen, daß die Beſatzung, welche den Sold von 31 Monaten her (mehr als drei Tonnen Goldes) verlangte, durch eine Baarzahlung auf einmal für 20 Monate zufriedengeſtellt werden und ſowohl den Generalſtaaten als dem Prinzen Moritz Treue ſchwören ſollte. Aber die Beſatzung brach gar bald dieſe Bedingungen und entwaffnete die Bürgerſchaft, ſo daß ſich endlich im März 1589 Moritz und die Staaten genöthigt ſahen, Gertruidenberg förmlich zu belagern. Willougbys Schwager, John Wingfield, welcher an des Erſteren Stelle jetzt Kommandant war, verweigerte es geradezu, dem Prinzen Moritz die Stadt zu überliefern und zwar unter dem Vorgeben, daß er dieſelbe für ſeine Monarchin, die Königin von England, bewahren müſſe. Nun beſchoß ſie Moritz und wollte ſie erſtürmen. Aber der Herzog von Parma, mit welchem die Beſatzung im heimlichen Einverſtändniſſe war, ſchickte derſelben Hülfstruppen und Moritz hob die Belagerung auf. Da übergab die Beſatzung am 10. April 1589 Gertruidenberg an Parma, welcher der Beſatzung einen fünfzehnmonatlichen Sold zugeſtand und der Bürgerſchaft die Erhaltung ihrer Privilegien, ſofern dieſe nicht mit der Oberhoheit des Königs von Spanien unverträglich ſeien, verbürgte. Die Generalſtaaten ächteten hierauf die Verräther und dehnten die Proſkription auch über Alle diejenigen aus, welche mit denſelben in irgend einem Verkehr ſtünden.

Wir haben hier, um die Folgen von Leiceſters verderblicher Verwaltung und die Nachwirkungen ſeiner Parthei ausführlich ſchildern zu können, der Zeit etwas vorgegriffen. — Wir haben dazu noch nachzutragen, daß einige Zeit lang auch der hierarchiſche Einfluß noch fortwährte. So hatte z. B. der Prediger zu Vlieſſingen, Daniel de Dieu, einen Briefwechſel mit Sonoy unterhalten; ſo hatten ſich die reformirten Geiſtlichen im Namen und in Angelegenheit der niederländiſchen Kirchen (mit Ausnahme der holländiſchen) an Eliſabeth gewandt.

Weniger bedeutend waren die Kriegsereigniſſe während dieſer ganzen Epoche, welche hauptſächlich durch die ſich entwickelnde innere Feſtigkeit, unter den Intriguen und Reibungen der Faktionen, merkwürdig iſt. Unter den kriegeriſchen Vorfällen in der letzten Hälfte der Leiceſter'ſchen Regierung über die vereinigten Provinzen (1587) erregen nur die Unternehmungen Martin Schenks Aufmerkſamkeit. Dieſer unermüdliche Condottiere hatte ſich im Januar 1587 Ruhrorts bemächtigt, es aber im April wieder verlaſſen, und im November hatte er Bonn für den abgeſetzten Kurfürſten Gebhard Truchſeß von Köln eingenommen.

Doch warum, fragt man ſich, benützte der Herzog von

Parma, dieſer kühne, kriegserfahrne und kluge Held, dieſes Muſter eines wahrhaft treuen Dieners, wie mächtige Könige nur ſelten einen ſolchen finden, — warum benutzte Parma nicht die Zerrüttung der vereinigten Provinzen, die Schwäche, welche das wechſelſeitige Mißtrauen der Partheien erzeugte, die Spannungen zwiſchen Holland und Utrecht, um die Gränzen mit gewaffneter Hand zu beunruhigen, die Feſtungen derſelben anzugreifen, und einzubrechen in das Innere der ſchutzloſen Landſchaften? Welche Verhältniſſe banden ihm die Hände, drückten ihm das ſiegreiche Schwert in die Scheide zurück? — Schon früher haben wir der traurigen Lage gedacht, in welcher ſich die wiederunterworfenen ſüdlichen Provinzen befanden und wir werden dieſelbe in Kürze noch ausführlicher ſchildern. Aber dies war nicht der einzige Grund von Alexander Farneſes Unthätigkeit wider die vereinigten nördlichen Provinzen. Philipp II. ſelbſt verhinderte ſeinen trefflichen Statthalter an allen Kriegsoperationen durch einen längſtvorbereiteten, weitausſehenden, großartig-kühnen Plan, durch welchen die niederländiſche Schutzmacht, England, vernichtet und ſomit auch die vereinigten Provinzen ſelbſt dann um ſo gewiſſer zur Unterwerfung gebracht werden ſollten. So rechnete Philipp II., aber die Vorſehung machte einen Strich durch den Plan dieſes großen Rechenmeiſters. Abermals zeigte ſich jetzt das Walten der höheren Macht; aber wir glauben bei dem Wunder, welches Parmas Arm gegen die vereinigten Provinzen lähmte, welches dieſe in demſelben Moment rettete, da ſie mit einem Schlage vernichtet werden ſollten, wir glauben dabei nicht bloß die Kraft des Himmels, ſondern auch die der Menſchen zu erkennen, und wir halten dies einfache und leicht erklärliche Wunder für das ſchönſte (weil es das reinmenſchlichſte iſt), wenn die Begeiſterung plötzlich wie eine Morgenſonne, die alle Nebelhüllen zerreißt, langwährende Mißverſtändniſſe durchbricht und kleinliche Rückſichten zertrümmert, wenn eine Nation jede Nachweh von Beleidigungen vergißt und ſich einer Andern treu-ſchweſterlich anſchließt, um höhere Intereſſen zu vertheidigen. Und wenn dann der Himmel auch noch ſeine Stürme ſendet, ſo iſt dieſer Beiſtand, mit menſchlichen Augen betrachtet, nicht bloß ein Beiſtand, ſondern ein Ausdruck der Zuſtimmung des Himmels, ein Ausdruck ſeiner Freude über das, was Menſchen vollbringen können, wenn ſie nur wollen!

Bevor wir jedoch zur Erzählung der merkwürdigen Kataſtrophe übergehen, welche wir hier bereits angedeutet haben, wollen wir auch den Zuſtand der ſüdlichen Provinzen während jener Epoche ſchildern, die nun abgeſchloſſen hinter uns liegt. Dieſe ſüdlichen Provinzen, auf denen einſt Gottes reicher Segen lag wie Sonnenſchein im Mai, — welche alles beſeſſen hatten, was das Menſchenherz erfreuen kann, Frieden und Wohlſtand, die goldne Sorgloſigkeit, den reichſten Schatz, den auch der Bettler hat, das frohe Lied, das uns das trockene Brot würzt, — wie jammervoll und entſetzlich waren ſie jetzt anzuſchauen! Fortgezogen in bequemen Wagen waren die reichen Kaufleute mit ihren Ballen und Schätzen; fortgewandert waren die fleißigen Handwerker, in deren harten Händen die Spindel des Nationalwohlſtandes kreiſete; fortgeeilt waren die kühnen Denker, die eifrigen Verkündiger der Gewiſſensfreiheit, fort waren Alle, welche ſelbſt die freundliche Vorſtellung: einſt an der Seite ihrer vorangegangenen Lieben in einer Erde zu ſchlummern, hintanſetzten, weil ſie, ſo lange ſie noch auf der Erde wachten, nur für ihre Ueberzeugung athmen mochten. Niemand erſetzte die Reichthümer, den Gewerbfleiß, die Geſinnungen dieſer Ausgewanderten, die im Ganzen ſtets ehrenwerth blieben, wenn ſie auch im Einzelnen, durch ihre allzugroße Aufregung, in ihrer neuen Heimath manche Verwirrungen hervorbrachten. Wie aber ließen ſich außerdem alle jene Verluſte ſo ſchnell gutmachen, die der langwierige Krieg in Flandern und Brabant erzeugt hatte? Dieſe Wunden hatten noch nicht ausgeblutet. Die übriggebliebene Bevölkerung mußte auf ihren Schultern allein allen Jammer tragen, der ſchon ſchwer genug geweſen wäre, um auch die ganze frühere (inbegriffen der Ausgewanderten) zu Boden zu drücken. Die Folgen des Krieges waren Mangel, Theurung, Hunger und Seuchen. In dieſen Städten Flanderns und Brabants, wo das freie Bürgerthum ſich ſo derb und entſchieden und doch und ebendarum ſo eigenthümlichreizend entfaltet hatte, ſtanden nun auf einmal ganze Straßen öde, welche früher von geſchäftigen Menſchen gewimmelt; die ſtattlichen Häuſer mit ihren geſchloſſenen Thüren, mit ihren Schlöten, die nicht mehr dampften, mit ihren Schwellen vor denen Gras wuchs, mit ihren verroſtenden Thürklinken waren wie große Grabmäler anzuſchauen, an denen nur Wenige ſcheu und bang aufathmend verübergingen, — ſie ſtanden da wie ein Spott gegen die Häuſer und Hütten der Aermeren, in denen man kaum Brot genug hatte, um den Hunger wimmernder Kinder zu ſtillen. Schaurige Stille, nur von Wenigen unterbrochen, auf jenen Plätzen, wo man ſich einſt durch eine luſtige Menge kaum durchzudrängen vermocht hatte! In den Straßen überall bleiche Geſichter; in den Kirchen, denen das gläubige Volk zueilte, um von Gott Erbarmen zu erbitten, — die wiedergekehrten Mönche, welche Alles thaten, um die katholiſche Bevölkerung in dumpfer Demuth zu erhalten und die geringere Zahl gedemüthigter Proteſtanten durch alle Künſte zum Uebertritt zu bewegen! So ſah man in Antwerpen die Jeſuiten unermüdlich geſchäftig, den freien Geiſt des Volkes zu erſticken, und man muß dieſen Ordensmännern nachſagen, daß ſie ihr Ziel für ihre Zeit trefflich erreichten. Während nun ſo Verödung, Mangel und Kummer in den Städten Flanderns und Brabants herrſchten, während Todesſtille herrſchte, wo ſonſt die herrlichen Lieder dieſes wahrhaft poetiſchen Volkes erklangen, — ſchweifte die Verzweiflung durch die verbrannten, ausgeſtorbenen Dörfer, über die wüſten Felder dahin. Unkraut ſchoß üppig auf, wo einſt die goldne Saat ſo reizend gewogt hatte, und wenn man Bettler ſah, ſo waren es gewiß Bauern, obwohl auch in den Städten Bettler dahinſchlichen, die einſt über Tauſende zu verfügen gehabt, und die jetzt von Thüre zu Thüre ihr tägliches Brot erbaten, um nicht verhungern zu müſſen. Ja: verhungern und zwar, im ſtrengſten Sinne! So weit war es gekommen. Nicht bloß die abgehagerten blaſſen Menſchengeſichter gaben davon Zeugniß; auch die Wölfe gaben es, die zu den Behauſungen der Menſchen heranſtrichen, vor denen die Kinder in den Wiegen nicht ſicher waren. Die Hunde gaben es, die herrenlos hungernd umherſchweiften und die der Hunger zu Raubthieren gemacht hatte. In großen Haufen rannten ſie aus und griffen Thiere und Menſchen an. Ausgetilgt ſchienen alle Spuren der menſchlichen Kultur in dieſen unglückſeligen Provinzen, verwiſcht die Furchen der Felder, die Gleiſe der Frachtwagen, die Rabatten der Gärten, die Gränzen des Eigenthumswerthes. Man bot Juwelen für Brot. Man kannte die Heerſtraßen nicht mehr; man verzweifelte, ob die Erde noch Früchte trage. Es iſt klar, daß nicht der Krieg allein all dies grenzenloſe Unheil veranlaßt, daß Mißwachs das Elend vollendet hatte. Trauriger aber iſt es, daß der Herzog von Parma für die unglücklichen Provinzen, welche denn jetzt der ſpaniſchen Herrſchaft wieder unterworſen waren, faſt ſo gut wie gar nichts thun konnte, um deren Lage zu erleichtern! Es ſchien, als hätte ihnen der Himmel durch dieſe Plagen recht fühlbar machen wollen, was ſie verloren hatten, als ſie die Freiheit aufgaben! Denn zur ſelben Zeit, und unter wahrlich ſehr mißlichen politiſchen Verhältniſſen blühten die freien Provinzen der Union durch Schifffahrt und Handel immer mehr auf. Ihr Wohlſtand hob ſich durch die Freiheit, und dieſe ſollte ihn in kurzer Zeit zu einer noch ungeahnten viel reicheren Blüthe entfalten.

Drittes Kapitel.

Philipps II. großartiger Plan, England anzugreifen und zu unterwerfen, war langſam gereift, und hatte erſt nach und nach jene ganze politiſch-religiöſe Bedeutung erlangt, durch welche uns derſelbe jetzt plötzlich überraſcht. Mag die Partheileidenſchaft über Philipp II. den Stab brechen, mögen beſchränkte Geiſter deſſen Charakter nur nach dem Maßſtabe der Erfolge meſſen, — der partheiloſe Beobachter wird ſich ſtets angeregt fühlen, in Philipps Weſen tiefer einzugehen; er wird dann begreifen, wie bei weitem höher die Beweggründe waren, die jenen König zur Erſtrebung einer Univerſalmonarchie hintrieben. — Wir ſcheuen keinen Scheelblick von Seiten irgend einer Parthei, wenn wir offen bekennen, daß wir, ohne Philipps Grundſätze billigen zu können, doch die Energie und die Konſequenz beſtaunen, womit er einem Zwecke, der ihm als der höchſte und heiligſte galt, unbedingt folgte; daß uns die Klugheit in Verwunderung ſetzt, die im Geleite jener Charaktereigenſchaften war und die er in ſeinem Benehmen gegen die europäiſchen Großmächte meiſterhaft an den Tag legte. Die große Berechnung, welche Philipp II. anlegte, verdient, von ſeinem Standpunkte aus, eine beſſere Bezeichnung als die bloßer Intriguen; wenn wir ſie auch von unſerm Standpunkte aus betrachtet, nicht redlich heißen können. Kühn und fein war ſie gewiß, und — „der Zweck heiligte das Mittel!“ So nur läßt ſich Philipps II. Stellung zur Ligue in Frankreich, ſo ſein fortgeſetztes diplomatiſches Benehmen gegen England erklären. In Beiden war es die höchſte religiöſe Pflicht, welche ihn leitete und welche ſeine politiſchen Abſichten ſtützte, die Idee der religiöſen Einheit, des Triumphes der alleinſeligmachenden Kirche! Sowohl den franzöſiſchen Hof als die proteſtantiſche Eliſabeth konnte Philipp nur als Feinde des wahren Glaubens betrachten. Ihm, als dem Vertheidiger des letzteren, war es Pflicht, ſie zu bekriegen, und im Kriege hielt er jede Liſt für erlaubt. Reinperſönliche Motive mußten allerdings noch dazu kommen, um die religiöſe Ueberzeugung durch den Stachel der Leidenſchaft zu ſchärfen. Staunenswerth bleibt es immer, wie Philipp ſein geiſtiges Uebergewicht zu behaupten wußte, wie in ſeinem ganzen Weſen, in allen ſeinen Aeßerungen und Handlungen nichts Kleinliches aufzufinden iſt. Für den ausgedehnten Wirkungskreis, in welchen er eintrat, hätte er ein wahrhaft großer Herrſcher werden müſſen, wenn die Feſtigkeit ſeiner religiöſen Ueberzeugung von frühe an durch andere Einflüſſe hätte beſtimmt werden können. Sein Talent, die Majeſtät zu repräſentiren, war, ſo groß es war, doch nicht größer als ſein Talent zu herrſchen, und ſein Unglück wie ſein Mißgriff beſtand vornämlich darin, daß er ſeine Perſon als Brennpunkt der Majeſtät, und die Majeſtät als Inbegriff der Herrſchaft nahm; daß er zwiſchen Gott und ſich ſelbſt keine andre Mittelsperſon als die Kirche wußte; daß er ſeine Pflichten gegen ſeine Unterthanen bloß in ſeiner höchſten Pflicht gegen Gott inbegriff; ja daß er dieſe Pflicht auch auf ſein Verhältniß zu allen Nationen überhaupt ausdehnte. Die übermäßige Vorſtellung von ſeiner perſönlichen Sendung (um nicht zu ſagen Verpflichtung) gründete tiefer, als man gewöhnlich annimmt;

aber eben dieſe eigenthümliche Verbindung von gränzenloſer Hingebung an das Höchſte und von überſchwellender Zuverſicht auf ſeine Sendung provozirte die Nemeſis, deren Weſen wir nicht umhin können mit Schellings treffenden Worten zu bezeichnen: „Nemeſis iſt ja doch nichts anderes, als jene unſichtbare Gewalt, die das, was geſchehen ſoll, zum wirklichen Geſchehen bringt, und die dem Beſtehenden Feind iſt, in wiefern es verhindert, daß das einmal Sein-ſollende ſich vollende.“

Die erſte faktiſche Veranlaſſung, durch welche Philipps II. Plan gegen England erweckt wurde, war die Vergrößerung ſeiner Seemacht in Folge der Eroberung Portugals im Jahre 1580. Zwei Jahre ſpäter verrieth eine Denkſchrift über die Kriegsmacht Spaniens deutlicher, wie ſich jene Abſichten allmälig aus den Keimen entwickelten. Man fand in der erwähnten Schrift die Frage aufgeſtellt, ob Spanien ſeine bedeutende Macht nicht zur Demüthigung Englands anwenden ſolle? Und es ſchien denn auch allerdings leichter, England zu überwältigen als Holland und Seeland; es ſchien nützlicher, durch Englands Bezwingung zu gleicher Zeit auch den Niederlanden ihren wichtigſten Rückhalt zu rauben —, als die Schifffahrt, zumal die nach der neuen Welt, ſtets durch eine große und koſtſpielige Kriegsflotte ſchützen zu müſſen. Noch im Jahre 1582 erſchien ein, wie man ſagt, von dem Herzog van Alba aufgeſetzter Entwurf über die Seemacht, welche eine Expedition gegen England erfordern würde, und über die Mittel, um eine ſolche Macht auszurüſten. Auch bot ſich Alba zur Leitung der Expedition an, als ihn noch in demſelben Jahre der Tod überraſchte. Feſt haftete jedoch die Idee in Philipps II. Geiſte und der Monarch korreſpondirte über dieſelbe im nächſten Jahre mit dem erfahrenen Alexander Farneſe, welchem er auftrug, ſich genaue Beſchreibungen ſämmtlicher engliſcher Häfen und feſter Plätze zu verſchaffen. Gleichwie das religiöſe Moment überhaupt den vornämlichſten Antheil an dem Beſchluſſe Philipps gehabt hatte, da es gelten ſollte, das Bollwerk des Proteſtantismus zu zerſtören, ſo trat jenes Moment auch bei den Vorbereitungen zur Ausführung des Planes lebhaft ins Spiel, und eifrig wurden die Intereſſen des katholiſchen Theiles der engliſchen Bevölkerung insgeheim durch geſchickte Sendlinge aus Spanien aufgeboten.

Als reinperſönliche Motive folgten nun noch mehre andre Umſtände, welche Philipp II. in ſeinem Plane beſtärkten. Er ſah, wie Eliſabeth die vereinigten niederländiſchen Provinzen thätig unterſtützte, welche von ihm, ihrem angeſtammten rechtmäßigen Herrſcher, abgefallen waren. Ihn vermochte Eliſabeth durch die Maskerade ihrer Politik nicht irre zu führen; an ihm fand die kluge Fürſtin einen Meiſter im Spiele. Die Hinrichtung der katholiſchen Maria Stuart durch Eliſabeth mußte Philipps Erbitterung gegen dieſe proteſtantiſche Königin aufs Aeußerſte reizen, und zwar um ſomehr, da durch die raſche und blutige Kataſtrophe jene große, von Frankreich nach England hinüber verzweigte Konſpiration, welche man nicht mit Unrecht die „katholiſche“ nennen kann und bei deren Leitung eben Philipp ſelbſt die klügſten Häupter der Ligue überblickte, eines wichtigen Hebels beraubt wurde. Sehen wir auch davon ganz ab, daß Philipp II. in der Hinrichtung Maria Stuarts, zu welcher ſich Eliſabeth durch Politik und Religion (durch die letztere wegen der erſteren) aufgefordert fand, ein ungeheures Verbrechen erblicken mußte, daß er in Maria Stuart, wie ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen, die Märtyrin für den Katholizismus verehrte, deren Blut um Rache rief, ſehen wir denn auch davon völlig ab, — ſo finden wir außerdem ein wichtiges Motiv darin, daß ſich Philipp II. in dem Falle befand, zur Erhaltung der finanziellen Grundlagen ſeiner Macht gegen England Alles zu wagen. Der kühne engliſche Seeheld Franz Drake hatte, nicht ohne Wiſſen und Beifall Eliſabeths, die Beſitzungen Spaniens in der neuen Welt mit glücklichem Erfolge angegriffen. — Gleich wie nun zur Zeit der Entdeckung Amerikas jeder verwegene Abentheurer Europas an jenen andern Küſten des atlantiſchen Ozeans Quellen von Gold und Felſen von Diamant, — das gelobte Land aller Wünſche und Hoffnungen ſuchte, ſo mochte jetzt der erſte glückliche Angriff jenes engliſchen Weltumſeglers auf die ſpaniſchen Kolonien auch immer mehre andre unternehmende Männer dahinlocken; ſo mochte Eliſabeth fortwährend dieſen neuen Weg benützen, um Spaniens Macht Abbruch zu thun. Keine Frage: Philipp war durch jene Angriffe zur Abwehr herausgefordert und die ſicherſte Abwehr ſchien ihm, nicht mit Unrecht, wieder ein Angriff ſelbſt, wenn dieſer großartig-umfaſſend angelegt war. Wenn Philipp die Mittel überblickte, welche ihm zur Verfügung ſtanden, ſo konnte er an einem günſtigen Erfolge kaum zweifeln. Seine Seemacht in Spanien und Portugal war von dem erſten Augenblicke an, da er an Rüſtungen gegen England dachte, Jahrelang eifrig vergrößert worden. Durch Alexander Farneſes Tapferkeit und Klugheit war Flandern wieder in ſeinem Beſitze; die Häfen dieſes Landes boten für eine Expedition gegen das Inſelreich Angriffsſchiffe und dieſen letzteren ſelbſt einen ſicheren Rückhalt. Endlich glaubte er ſich durch die Unterſtützung von Seiten der Ligue in Frankreich in den Stand geſetzt, auch von dorther England im Schach zu halten. Um ſeine Streitkräfte ungetheilt erhalten zu können, hatte er mit den Türken Frieden geſchloſſen. Was aber ſeiner Unternehmung die höchſte Weihe aufdrückte, war der geiſtliche Rechtstitel auf England, welchen ihm der große Papſt Sixtus V. ganz im alten weltherrſchenden Geiſte der römiſchen Kirche, nach denſelben Begriffen von Weltordnung verlieh, wie einſt Gregor VII., wie Innocentius III. und Innocentius IV. ſie entwickelt, ausgeſprochen und bethätigt hatten. Jener Obelisk, den Sixtus V. in Rom aus dem Schutte ſo vieler Jahrhunderte wieder emporrichten ließ, war in der That ein bedeutungsvolles Symbol, wie ſich auch die Macht der römiſchen Kirche ſiegreich wieder zu erheben ſtrebte. Ein größerer Werkmeiſter als jener geniale Fontana, ein tauſendarmiger, arbeitete dafür, — der Jeſuitenorden. Das Beiſpiel nachahmend, welches die erhabenen Charaktere gegeben, die vor ihm auf dem Stuhle des Apoſtelfürſten geſeſſen, — erklärte Sixtus V., als Stellvertreter Jeſu Chriſti, im Beſitz der Macht zu binden und zu löſen, — die Königin Eliſabeth, „als Ketzerin und Verfolgerin des wahren chriſtlichen Glaubens,“ verluſtig aller ihrer fürſtlichen Ehrentitel, Rechte und Anſprüche in Bezug auf England und Irland, und entband ſämmtliche Unterthanen von dem Eide der Treue und des Gehorſams gegen ſie. Kraft jener alten hierarchiſchen Rechtsbegriffe von der höchſten Gewalt der römiſchen Kirche über alle irdiſche Herrſchaft übertrug er ferner Philipp dem Zweiten, (welcher den Titel „rey catholico“ vorzugsweiſe verdiente,) als einem „Beſchützer des chriſtlichen Glaubens,“ die Herrſchaft über England und Ireland als ein von der römiſchen Kirche vergebenes Lehen. Zu der Expedition bewilligte er dem getreuen Sohne der römiſchen Kirche eine Million Dukaten in Gold. Durch jenen geiſtlichen Rechtstitel nun erhielt die Unternehmung Philipps II. gegen England in ſeinen Augen ihre höchſte Sanktion. Er betrachtete ſie, als ſei in ihr der Inbegriff ſeines ganzen Lebens zuſammengefaßt. Sie war ihm die erhabenſte Aufgabe jenes geiſtlichen Ritterthums, für welches wir ihn zu allen Zeiten, und mit allen Waſſen des Geiſtes wie der Gewalt, gegen die Fortſchritte des Menſchengeſchlechtes kühn in die Schranken treten ſahen. Er bot **Alles** auf, um dieſe Sendung zu vollbringen, und ſie ward auch in der That der entſcheidende Wendepunkt ſeines Lebens und Wirkens.

Lange genug hatten die Rüſtungen zu der Expedition gedauert, und als ſie (im Frühling 1588) vollendet waren, ſchien die Streitmacht wirklich jenes Prädikat zu verdienen, mit welchem man ſie in Spanien ſelbſt bezeichnete, das der „unüberwindlichen Armada.“ Sie umfaßte nicht weniger als 90 große und 40 kleinere Kriegsſchiffe mit 2600 Geſchützen, mit Lebensmitteln für ſechs Monate und mit einer Bemannung von 20,000 Soldaten und 10,000 Seeleuten. Die Gallionen, hoch und ſtark gebaut, glichen ſchwimmenden Feſtungen; die Bruſtwehren waren ſtark genug gegen alle Muſketenkugeln; die Balken maßen 4 — 5 Schuh in der Dicke, die Maſte, mit Kalk und Pech bekleidet, ſtanden wohlverſehen gegen die Macht der Geſchütze. Die Galeaſſen glichen wahren Paläſten mit prächtigen Gemächern und Kapellen zum Gottesdienſte; Muſik ſcholl an den Borden, während die ſtolzen Flaggen Spaniens von den Winden geſchwellt wurden, als ſei es nicht ein Kampf, als ſei es ein Triumpf, zu dem ſie zögen, als wolle der Monarch, der ſich rühmen konnte, daß in ſeinem Reiche die Sonne nicht unterginge, auf dem Ocean, der ihm zwei Erdtheile verband, ein großes Feſt bereiten, zu welchem alle Könige der Welt als Gäſte geladen ſeien. In der That: die „unüberwindliche Armada“ repräſentirte Spanien, ganz ſo, wie es war, in ſeiner Macht und in ſeinem Prunk, mit ſeinen Sitten, Bräuchen und Grundſätzen, mit ſeiner Zierde, der Ritterlichkeit, und mit ſeinem Schrecken, der Inquiſition; nichts war vergeſſen als die Wolluſt: Dieſe war ausdrücklich von dem neuen Kreuzzuge ausgeſchloſſen; aber die leichtfertigen Dirnen ließen es ſich nicht nehmen, den Kriegern auf einem eigenen Geſchwader nachzuſegeln. Wir ſagten: „von dem neuen Kreuzzuge.“ Ein ſolcher war es in der That! Die Blüthe des Adels in Philipps weitem Reiche, von Begier nach unſterblichem Ruhme im Kampfe gegen die Ketzer glühend, drängte ſich ungeduldig an Bord der Flotte; zahlreiche Prieſter und Mönche befanden ſich auf derſelben, welche den Katholiken Englands und Irelands die Segnungen der „alleinſeligmachenden“ Religion ausſpenden, welche die Proteſtanten bekehren ſollten, und, damit die Bekehrung nach ſpaniſcher Anſicht um ſo gewiſſer erreicht, damit die vollkommene Säuberung des zu erobernden Reiches von der eingeroſteten Ketzerei bewirkt werde, trug die Armada auch einen Inquiſitor, und — nebſt Geſchützen, Musketen, Hellebarden, Schanzkorben, Räderſchanzen und Mauerbrechern — auch einen vollſtändigen Apparat von Folterwerkzeugen. Man ſieht, ganz Spanien war zur See gegangen, um ſich in England dauernd niederzulaſſen. Zum Oberadmiral der Armada hatte Philipp anfangs den trefflichen Marquis von Santa Croce, und nach deſſen Tode den Herzog von Medina-Sidonia ernannt, einen Mann aus einer der edelſten ſpaniſchen Familien, jedoch wenig befähigt für einen ſo wichtigen Auftrag.

Der Antheil, welchen der Herzog von Parma an der Expedition nehmen ſollte, und der dieſen Feldherrn (wie wir zu Ende des vorigen Kapitels erwähnten) verhinderte, die Verwirrungen in den vereinigten Provinzen zum Vortheil Spaniens zu benutzen, war folgender. Parma ſollte den tüchtigſten Kern ſeiner kampferprobten Krieger ausleſen, dieſe Truppen in den Häfen von Dünkirchen und Nieuwpoort einſchiffen, und ſeine Flotte mit der ſpaniſchen Armada vereinigen. Parma ſuchte ſich ſeines Auftrages mit um ſo größerem Eifer zu entledigen, je mehr Schwierigkeiten ihm (durch die Sperrung der Schelde) im Wege ſtanden, um die Schiffe, welche er zuſammenbrachte, in die Häfen zu ſchaffen. Er mußte zu dieſem Behufe erſt neue Kanäle anlegen. Auch ließ er eine Menge von Schiffen mit platten Böden zimmern, auf manchen Fahrzeugen Backöfen bauen, und treffliche Kriegsgeräthe ſchaffen. Nach unſäglichen Anſtrengungen vollendete er ſeine Rüſtungen. Aus Spanien, Italien, Deutſchland und Burgund hatte er Soldaten geworben, deren Zahl ſich im Ganzen auf 43,000 Mann belief, und zu Alexander Farneſes Fahnen waren kampffreudig die Söhne der edelſten Geſchlechter Spaniens und Italiens herbeigeeilt.

Groß war die Beſorgniß der vereinigten Provinzen über Parmas außerordentliche Rüſtungen; auch war dieſe Beſorgniß nicht grundlos, denn der königliche Oberſtatthalter ging von dem richtigen Grundſatz aus, welchen er auch dem Könige empfahl: „zuerſt ſolle der Krieg in den Niederlanden geendigt werden, wofür damals die größere Wahrſcheinlichkeit vorhanden war; dann ließe ſich die Expedition gegen England mit um ſo gewiſſerem Erfolge unternehmen. Wenigſtens ſollte man zuerſt den wichtigen Hafen von Vlieſſingen erobern, damit die Flotte im ungünſtigen Falle ein ſicheres Aſyl finden könnte.“ Philipp II. war jedoch einerſeits durch die Hinrichtung Maria Stuarts noch allzuſehr erbittert, und anderſeits glaubte er, ermuthigt durch die glücklichen Fortſchritte, welche die Ligue eben in Frankreich machte, daß keine Zeit zu verlieren ſei. So wurden denn Parmas triftige Vorſchläge abgewieſen. Ebenſo wenig berückſichtigte man einen anderen, nicht minder beherzigenswerthen Vorſchlag jenes engliſchen Ueberläufers Stanley, daß man auf der ireländiſchen Küſte landen und ſich dort eines Hafens bemächtigen ſollte.

Inzwiſchen hatte Philipp II., um ſeine Feindin ſicher zu machen, und vielmehr die Meinung zu verbreiten, daß ſeine Rüſtungen eigentlich den vereinigten Provinzen gälten, mit Eliſabeth Friedensverhandlungen angeknüpft. Ernſtlich hatten ſich die Staaten allen darauf bezüglichen Vorſchlägen Eliſabeths widerſetzt; Prinz Moritz und Oldenbarneveld verwendeten ihren ganzen Einfluß, um die Gedanken von Unterhandlungen der Provinzen mit Spanien abzulenken. Moritz fragte die reformirten Prediger, ob man „vor Gott wohl einen Frieden ſchließen dürfe, bei welchem die öffentliche freie Ausübung der reformirten Religion ausgeſchloſſen würde?“ die Prediger erklärten ſich hierüber, wie ſich wohl vorausſehen ließ, nämlich verneinend; ja ſie ſchickten ſogar Deputirte an Eliſabeth ab, um ihr von den Unterhandlungen mit Spanien dringend abzurathen. Die Republik befand ſich in einer gefährlichen Kriſis, denn neben der allgemeinen Beſorgniß vor den ungeheuren Rüſtungen Philipps, deren eigentlicher Zweck in ein Geheimniß verhüllt war, herrſchte auch Uneinigkeit zwiſchen den einzelnen Landſchaften und Städten über die wichtigſten Nationalangelegenheiten. Die Preſſe bewährte damals einen ſehr großen und vortheilhaften Einfluß; ſie feſtigte die patriotiſchen Geſinnungen, deren Organ ſie war. *) Auch gab ſich König Heinrich von Navarra alle Mühe, um die

---

*) Die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber theilen uns Auszüge aus einer Druckſchrift mit, welche unter dem Titel: „notelyke consideratien, die alle goede liefhebbers des vaderlands rypelyk behoren te overwegen op den vorgeslagen tractaet van peys met den Spangiaerden“ damals erſchien. Hierin war vornämlich darauf hingewieſen, daß der König nach allen Schritten, welche die Provinzen gegen ihn gethan, unmöglich je verzeihen könne. Dem Auszuge nach zu ſchließen, war dies Büchlein ein Meiſterſtück von ächter Volksſchrift.

Staaten zu einem Bunde gegen die franzöſiſchen Katholiken und die Ligue zu bewegen; weßhalb er denn gleichfalls von einer Friedensverhandlung mit Spanien dringend abrieth. Doch blieb ſein Vorſchlag ohne Erfolg, da man ſich ohne Eliſabeth nicht auf denſelben einlaſſen und anderſeits unter den damaligen Umſtänden deren Zuſtimmung nicht erwarten konnte. Eliſabeth ließ ſich, wenigſtens für ihre Perſon mit Philipp in Unterhandlungen ein; ſei es nun, daß ſie wirklich hoffte, den Ausbruch eines Krieges abzuwenden, oder ſei es, daß ſie bloß Zeit zu gewinnen ſuchte. Die Unterhandlungen wurden zu Bourburg (einer Stadt in Flandern) am 6. Juni 1588 eröffnet. Während ſich dort die Geſandten Englands mit den Abgeordneten Parmas über die Bedingungen beriethen, war die Armada bereits unterweges. Am 29. Mai hatte ſie vor Liſſabon, ihrem Sammelplatz, die Anker gelichtet.

Mittlerweile erkannte Eliſabeth die dringende Nähe der Gefahr, und in England wie in den vereinigten Provinzen wurde nun mit dem größten Eifer zu Land und zur See gerüſtet, um dem Angriffe des Feindes Widerſtand leiſten zu können. Jetzt, da Alles auf dem Spiele ſtand, zerriß die gemeinſame Noth plötzlich das ganze Gewebe wechſelſeitiger Beſchwerden, Vorwürfe, Intriguen und Mißtrauens. Indem Eliſabeth raſch die geeigneten Anſtalten zur Vertheidigung der engliſchen Küſten und Hafenplätze traf und ihrer Flotte die nöthigen Befehle ertheilte, wendete ſie ſich auch an die vereinigten Provinzen, und erbat ſich von denſelben Kriegsſchiffe zur Verſtärkung. Gerne wurde dieſe der Königin gewährt, unter der Bedingung, daß ihre Flotte auch den Niederlanden beiſtehen ſolle. Herrlich war der Nationalaufſchwung, welcher ſich jetzt mit einem Male kundgab; vergeſſen waren Mißtrauen und

Uneinigkeit; ein einziger großer Gedanke belebte Jedermann. Jeder, vom Höchſten bis zum Geringſten, entfaltete eine erſtaunliche Thätigkeit, Jeder eilte freudig auf das angewieſene Feld ſeiner Thätigkeit. Man nahm ein Verzeichniß ſämmtlicher Kauffahrtheiſchiffe auf und ließ aus den zweitauſend, worauf deren Zahl ſich belief, fünfzig zum Seekriege ausrüſten. Außer jenen zwanzig Kriegsſchiffen, welche zur engliſchen Flotte ſtießen, beſaſſen ſie noch ein Geſchwader von neunzig Schiffen; der Vizeadmiral von Seeland Joſt de Moor war beauftragt, mit einem Geſchwader vor Dünkirchen zu ſegeln, um dem Herzog von Parma die Ausfahrt zu ſperren und ſo deſſen Vereinigung mit der Armada zu verhindern. Holland und Seeland verwahrten ihre Küſten durch eine Kette von Wachen; die Beſatzungen in den Seeſtädten erhielten Verſtärkung; die Leuchtthürme wurden abgebrochen, die Backen aus den Gewäſſern genommen, die Wahrpfähle abgehauen, damit die feindlichen Schiffe keine richtige Waſſerſtraße finden und die gefahrvollen Plätze nicht vermeiden könnten. So rüſtete ſich die edle Nation, um dem freien Meere kein Joch aufzwingen zu laſſen, um durch das freie Meer auch den heimiſchen Boden mit allem Heiligen, was er trug, mit den Kirchen, in denen die Glaubensfreiheit ſaß, mit den theuren Gräbern der Helden, die für die Freiheit geſtritten und geſtorben, mit den Trophäen der Siege, für Kinder und Kindeskinder rein zu erhalten von fremder Zwingherrſchaft. In jenen Tempeln, an jenen Gräbern kniete jetzt ein biedres, ſchlichtes, tüchtiges Volk und betete (es war ein allgemeiner Bußtag ausgeſchrieben) aus der Inbrunſt des Herzens zum allmächtigen Gott; ſtark war das Vertrauen des Volkes auf den großen Helfer in der Noth, daß Er Sein heiliges Wort und die freien Niederlande nicht dem drohenden Feinde zum Raube preisgeben werde, und es gelobte Ihm begeiſtert „getreu dafür auszuharren bis zum Alleräußerſten, was Sein heiliger Wille verhängen würde. Selten ſind ſolche Augenblicke in der Weltgeſchichte, wenn ein Volk, im vollen Gefühl ſeiner gerüſteten Kraft, in der höchſten Aufregung ſeiner Begeiſterung, die Hand am Schwert, den wachſamen Blick in die Ferne gerichtet, um den Feind zu erſpähen, wenn es kampffreudig und voll des edelſten Stolzes, doch demüthig in den Staub hinknieet, und ſein Recht, ſeine Freiheit, ſeine Kraft und ſeine Exiſtenz der allwaltenden Vorſicht anempfiehlt. In ſolchen großen Momenten, die ſich nur empfinden, nicht beſchreiben laſſen, in ſolchen Momenten erhält ein Volk ſeine Weihe für alle Zeiten; dann erhebt es ſich, mit einer neuen, unſichtbaren Rüſtung angethan, von welcher die Geſchoſſe der Uebermacht abprallen, und jenes weſenloſe Geſpenſt, das gemeine Seelen als ihren Abgott verehren, weil ſie davor zittern, jene Lüge, welche nur die Blödſinnigkeit in den Kreis der moraliſchen Weltordnung einſchmuggeln möchte, der Zufall, zerrinnt in ſein Nichts vor der National-Begeiſterung, welche zugleich eine wahrhaft religiöſe iſt.

Inzwiſchen war Philipps Armada aus dem Hafen von Liſſabon nach Corunna in Gallicien geſegelt, um dort noch Mannſchaft und Munition einzunehmen. Doch ihr Auslaufen bezeichnete ſchon eine unglückliche Vorbedeutung. Ein furchtbarer Sturm überfiel die Flotte und zerſtreute ſie. Mit genauer Noth fanden ſich die verſchlagenen Schiffe im Hafen von Corunna wieder zuſammen, bis auf vier. Schon verbreitete ſich das Gerücht, die ganze Armada ſei ſo übel zugerichtet worden, daß ſie zu der vorgehabten Expedition untauglich ſei, und ſelbſt die Engländer ließen ſich dadurch täuſchen, ſo daß das engliſche Geſchwader ſich ruhig im Hafen von Plymouth verhielt. Philipp II. brannte jedoch vor Ungeduld, ſeinen Plan verwirklicht zu wiſſen. Auf ſeinen nachdrücklichen Befehl lichtete die Armada am 21. Juli von Corunna wieder die Anker, und nach acht Tagen befand ſie ſich bereits im Kanal. Die Engländer hatten ſie nicht erwartet und ein ungünſtiger Südwind verhinderte ihre Flotte aus dem Hafen von Plymouth auszulaufen, was jedoch der Herzog von Medina-Sidonia — zum Glück für die Feinde — nicht benutzte. Statt ſie anzugreifen, hielt er ſich ſtreng an die Vorſchriften ſeines Monarchen, welcher ihm geboten hatte, geradeswegs nach dem Pas de Calais zu ſteuern, den Küſten Frankreichs ſo nah als möglich zu bleiben und ſich, vorerſt noch mit Vermeidung eines Angriffes gegen die engliſche Flotte, gen Dünkirchen hinzuwenden, um ſich mit dem Herzog von Parma zu vereinigen. Sobald dies geſchehen, ſollte dann Parma mit dem Geſchwader aus Flandern der Armada nach England voranſegeln und ſich geradesweges vor London wenden.

Mittlerweile gelang es der engliſchen Flotte, der ſpaniſchen, welche ihrer Inſtruktion gemäß, weiter ſegelte, nachzueilen, und am letzten Juli erblickten ſich beide zum erſtenmal. Kaum hatte ſich der engliſche Admiral von der Schwerfälligkeit der ſpaniſchen Kriegsſchiffe überzeugt, welche zwar durch ihre ungemeine Größe imponirten aber bei ihrem unvollkommenen Bau eben durch dieſelbe an ſchnellen Wendungen (wie ein Seetreffen ſolche bedingte) verhindert wurden, ſo begann die engliſche Flotte auf die feindliche zu feuern. Nun wurden die Feindſeligkeiten faſt ohne Unterlaß fortgeſetzt, wobei den Engländern die raſche Bedienung ihrer Geſchütze ſehr zu Statten kam. Die ſpaniſche Flotte zog ſich hierauf in Schlachtordnung, und zwar in der Form eines Halbmondes, enger zuſammen und bediente ſich nur der kleineren Segel, damit alle Schiffe gleichen Lauf hielten. Eben dadurch aber kam es, daß die Hauptgallione von Sevilla, worauf ſich doch Don Pedro de Valdez beſand, im Gedränge mit ihrem Maſtbaum wider ein andres Schiff ſtieß; der Maſt zerbrach, und die Armada ließ, um ſich nicht aufzuhalten, jene Gallione zurück. Am folgenden Tage bemächtigte ſich derſelben der kühne Franz Drake, welcher Valde'z Anſuchen um Kapitulation mit den lakoniſchen Worten abwies: „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Will ſich Valdez ergeben, ſo ſoll er mich gnädig, — will er bis in den Tod fechten, einen Krieger in mir finden.“ Valdez ergab ſich ohne Bedingung, in ritterlichem Vertrauen, und der tapfre Drake rechtfertigte dies. Beide Feinde achteten die gegenſeitige Tapferkeit. Drake umarmte ſeinen Gefangenen und theilte Tiſch und Schlafkammer mit ihm. — Indeſſen dauerten die Treffen der beiden Flotten fort. Am 3. Auguſt brachte eine eingetretene Windſtille der ſpaniſchen, deren Ruder trefflich bedient waren, einen augenblicklichen Vortheil. Am 4. geriethen beide Flotten hart an einander und ein hitziger Kampf entbrannte, wobei die Engländer den Sieg gewannen und noch dazu die tröſtliche Nachricht aus Havre de Grace erhielten, daß man von Frankreich keine Unterſtützung der Spanier zu beſorgen habe. Am 6. erreichte die ſpaniſche Flotte endlich die Höhe von Calais und legte ſich dort vor Anker; auf Schußweite davon that die engliſche desgleichen, wo ein Geſchwader von 20 Segeln unter Seymour, das bisher in der Themſemündung gelegen, zu ihr ſtieß. Medina Sidonia ſchickte alſogleich zu dem Herzog von Parma und ließ dieſem ſagen: „er würde am folgenden Tage im Grevelingen eintreffen und Parma ſolle deßhalb ſo ſchnell als möglich ſeine Truppen einſchiffen, um ſich mit der Armada zu vereinigen.“ Wenn dies gelang, dann mußte die ſpaniſche Uebermacht unzweifelhaft den Sieg erringen, dann war jeder bisher errungene Vortheil der Engländer fruchtlos, und ſowohl dieſe als die Niederländer waren verloren.

Aber die Niederländer waren es, welche dies große Unheil verhinderten. Schon hatte nämlich der Herzog von Parma von der Ankunft der ſpaniſchen Armada vernommen, ſchon dem alten Grafen von Mansfeld das Gouvernement für die Zeit ſeiner Abweſenheit übertragen, um perſönlich an der Expedition Theil zu nehmen, ſchon war er zur heiligen Jungfrau Maria in Hal gewallfahrtet, um den Segen des Himmels zum Kreuzzuge zu gewinnen; ſchon war Alles bereit und er ritt nach Dünkirchen; aber verzweiflungsvoll ſah er dort durch die niederländiſche Flotte den Hafen geſperrt, an den Küſten von Flandern und Seeland hin trotzten ihm andre Schiffe der Niederländer, welche überall das Meer gegen die ſeinigen vertheidigten. Von nagendem Mißmuth erfüllt ließ er dem Herzog von Medina Sidonia melden, daß er, wie die Sachen ſtünden, ſich dazu genöthigt ſehe, zu warten, bis die Armada die niederländiſchen Geſchwader zum Abzug von Nieuwpoort und Dünkirchen gezwungen. Nun ſteuerte denn die Armada näher gen Dünkirchen zu; da hatte ſie auf der einen Seite die niederländiſchen, auf der anderen die engliſchen Schiffe vor ſich; aber eine Windſtille verhinderte alle Operationen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Auguſt erhob ſich der Wind und nun ſetzte der engliſche Admiral raſch einen kühnen Plan ins Werk; er ließ nämlich acht durch Gianibelli ausgerüſtete Brander gegen die feindlichen Schiffe treiben, da wo ſie am gedrängteſten ſtanden. Ihr Anblick und der Name Gianibelli erweckten bei den Spaniern die Erinnerung an die Höllenmaſchine vor Antwerpen. „Antwerpener Feuer!“ rief man, plötzlich von paniſchem Schrecken erfaßt; denn man beſorgte abermals eine gräßliche Exploſion; im Nu dachte jeder nur an die eigene Rettung und mehrte dadurch die allgemeine

Verwirrung. Thaue gekappt, Anker gelichtet, hierhin, dorthin geſteuert, wie Wind und Wellen trieben, dazu noch des Himmels Zorn, in Sturm und Wetter kundgegeben! der bloße Schrecken hatte die Flotte zerſtreut, und in der Verwirrung war ein Schiff wider das andere geſtoßen, hatte eines das andere beſchädigt.

Als der engliſche Admiral am Morgen die namenloſe Verwirrung der Feinde gewahr wurde, benützte er ſie raſch mit Geſchick und Nachdruck. Allmählig erholten ſich die Spanier von den Schrecken der Nacht und ſetzten dem kühnen Angriff der verbündeten Engländer und Niederländer einen heldenmüthigen Widerſtand entgegen. Von beiden Seiten geſchahen Großthaten, die einer ewigen Bewunderung werth ſind. Mehre ſpaniſche Schiffe trieben durch Gedrängtheit, ſowie durch Unkunde der Schiffer über das Fahrwaſſer auf den Strand. Eine Hauptgaleaſſe verwickelte ſich in die Ankertaue eines anderen Schiffes, verlor dadurch ihre Ruder und lief, Calais gegenüber, auf eine Sandbank. Raſch verfolgten ſie engliſche Pinaſſen, beſchoſſen ſie heftig und überwältigten ſie; man fand auf jenem Schiffskoloſſe an 5000 Dukaten königlichen Schatzes. Der heldenkühne holländiſche Unteradmiral van der Does nahm bei Dünkirchen eine ſpaniſche Gallione, auf welcher ſich Don Diego de Pimentel befand, der ſich dem van der Does ergab. Dieſer ſchenkte ſpäter die Flagge des eroberten Schiffes der Petrikirche zu Leyden. Die Seeſchlacht war entſcheidend geweſen, und der Sieg für die Verbündeten ſo vollſtändig, daß der Herzog von Medina Sidonia, für das Schickſal der ganzen Armada bangend, einen Kriegsrath hielt, worin der Rückzug beſchloſſen wurde. Da jedoch der Wind ihm entgegen war, und er überdies mit der Flotte der Bundesgenoſſen nicht zuſammentreffen wollte, ſo faßte er den verwegenen, abentheuerlichen

Plan, ſeinen Rückzug auf einem bedeutenden Umwege zu nehmen Statt durch den Kanal heimzueilen; ſteuerte er gen Norden, um Schottland und Irland zu umſegeln und ſo den offnen Ocean zu gewinnen. Der Wind, der die Armada immer weiter nach Norden hinausſtrich, wurde bald zum Sturm, und rüſtig folgten die ſiegesfrohen Engländer hinterher.

Parma war indeſſen vor Mißmuth faſt außer ſich; und in der That war es auch für einen Mann von ſeinem Rufe, von ſeinen Verdienſten, von ſeinem Geiſt, — unerträglich, durch Wind und Wellen in der Ausführung ſeiner beſten Pläne aufgehalten zu ſein! Nie vermochte er ſeine Aufregung weniger zu verbergen; nie bewies er ſeine tiefinnerſte Treue für die katholiſchen Intereſſen überhaupt und für die des Königs insbeſondere deutlicher als damals, da er vor Zorn und Ungeduld gegen die Schranken der Unmöglichkeit tobte, da er von Stunde zu Stunde einen Plan für einen geeigneter ſcheinenden vertauſchte, da er jetzt ſeinen Ruhm, ſein Leben, ja tauſende von fremden Leben aufs Spiel ſetzen wollte und doch, was ſein Herz ehrt, bald darauf wieder dieſe fremden Leben erwog, die er mit ſich ins Verderben reißen würde. In der That: in wenigen Lagen ſeines glorreichen Lebens erſcheint dieſer große Mann nicht bloß intereſſanter, ſondern auch liebenswürdiger, als in dieſer, da er eine bloß paſſive Rolle zu ſpielen hatte. Nach dem härteſten Kampfe, den er je beſtand, nämlich dem mit ſich ſelbſt, beſchloß er endlich, ſeine Truppen, welche er ſchon eingeſchifft hatte, wieder an's Land ſetzen zu laſſen und vor der Hand die nächſten Reſultate abzuwarten, welche die „Armada“ unter Medina-Sidonia erringen würde.

Dieſe Reſultate waren traurig genug: Medina-Sidonia befand ſich bald in einer ſchrecklichen Lage. Unbekannte Gewäſſer vor ſich, als ſei er ausgezogen, um eine neue Welt zu entdecken, —

hinter ſich die ſiegreichen Feinde, um ſich die Wetter des Himmels! Die erſte unverantwortliche Verzagtheit dieſes unfähigen Mannes, deſſen größtes Verdienſt in ſeinem hohen Adel beſtand, rief bald eine noch größere, noch ſchmählichere hervor. Er wollte mit dem Feinde in Unterhandlungen treten; bloß die zahlreichen Geiſtlichen und Mönche auf der Flotte verhinderten ihn daran; die Religioſität mußte ihm die Ehre retten! Aber ebenſo groß als Medina-Sidonias Verzagtheit, und noch größer war das Unglück der Armada. Zahlloſe Verluſte an Schiffen, Menſchen, Geräthſchaft und Mundvorrath hatte ſie ſchon erlitten. Verſchloſſen waren ihr die Häfen Norwegens und Schottlands, wo ſie wenigſtens hätte Waſſer einnehmen können; man mußte Pferde und Maulthiere über Bord werfen; viele Schiffe waren halb zerſchoſſen und ſo manches ſank während der langen Fahrt in den Grund. Bei den Orkaden wendete ſich die Flotte endlich wieder ſüdwärts. Ein furchtbarer Sturm vollendete das Gericht des Himmels.

Medina-Sidonia ſegelte mit einer kleinen Anzahl von Schiffen auf dem kürzeſten Wege nach Biskaya zurück; die, welche ſich aus jenem furchtbaren Sturme retteten, wurden an die unwirthbare Küſte von Connaught verſchlagen, wo ein wilder irländiſcher Stamm die unglücklichen Ankömmlinge barbariſch ermordete. Zweihundert Geſtrandete wurden Anfangs gaſtlich aufgenommen und dann umgebracht; achthundert Andre beſtiegen lieber ihre halbzerſchellten Schiffe wieder, als daß ſie ein gleiches Loos befahren wollten, ſteuerten in die See hinaus und wurden von ihr verſchlungen. Das unſelige Geſchick, welches die Armada verfolgte, erreichte faſt jede Abtheilung derſelben; hier Menſchen, dort Elemente, welche den kühnen Trotz Spaniens zerſplitterten; Stürme des Himmels und des Feindeszornes! Beſſre Aufnahme als an den irländiſchen Küſten fanden die Unglücklichen jedoch in Schottland und vor Eliſabeth ſelbſt, welche, Gottes ſichtbares Walten erkennend, Großmuth übte, wenn man Menſchlichkeit überhaupt — Großmuth nennen darf! Die Freude öffnete ihr Herz für dies Gefühl. War doch ſie, war doch England, war doch der Proteſtantismus aus der furchtbarſten Gefahr gerettet.

Medina-Sidonia erreichte für ſeine Perſon glücklich Spanien wieder. Doch in welchem Zuſtande brachte er ſeinem Monarchen die Armada zurück, die er wie eine ſtolze Königin als Brautführer zur Hochzeit mit dem Siege hinausgeleitet! Gedemüthigt, das Haupt von dem ſchimmernden Ehrenkranze der „Unüberwindlichkeit“ entblößt, von der Hand Gottes gezeichnet und von der Hand der Menſchen geſchlagen, wie eine Bettlerin brachte er ſie heim, ohne Sang und Klang, ohne Freudenſalven. 32 Schiffe und 10,000 Menſchen waren (nach ſpaniſchen Berichten) durch Sturm, Feuersbrunſt, feindliche Geſchütze verloren gegangen, nach niederländiſchen Berichten noch ums Doppelte mehr. *) Faſt in allen adeligen Familien Spaniens herrſchte Entſetzen, faſt jede zog Trauerkleider an, weil ſie einen Sohn, einen Bruder, einen Vater, einen Verwandten bei der Expedition verloren. Doch Niemand in ganz Spanien büßte dabei ſoviel ein, als der Monarch, in deſſen Haupte der Plan gereift war, der ſechzig Millionen auf die Ausrüſtung verwendet, dem die Unterhaltung der Flotte täglich dreißigtauſend Dukaten gekoſtet hatte! Nicht blos dieſe ungeheuren Summen, die er wie ein verwegener Spieler auf den letzten Wurf geſetzt, waren ihm verloren, (und man bedenke noch dazu, daß er, um ſie aufzubringen, ſeine Finanzquellen mit der größten Anſtrengung erſchöpft hatte) ſondern auch der Schrecken aller Fürſten und Völker vor ſeiner Macht war dahin. Man hatte vor Philipp bisher wie vor einem Halbgott gezittert, und nun erkannte man in ihm den Menſchen, welchen Gott aufs Tiefſte gedemüthigt.

---

*) Vergleiche das „ganz gedenkwürdige und eigentliche Verzeichnuß, wie die mächtig und prächtig von vielen Jahren her zugerüſte ſpaniſche Armada zu end nechſt verſchienenen Sommers dieſes 1588 Jahrs umb Bezwingung der Niederlande und einnehmung des Königreichs Engelland abgefahren“ ꝛc. in E. v. Münch's „niederländiſchem Muſeum“ (2. Bd. 3. Lieferung). Jenes „Verzeichniß“ gibt den Verluſt im Detail und die Summe des Verluſtes an Schiffen auf 32, jenes an Menſchen auf 10,185 an, „von welchen gefänglich in Engelland und Seeland zum wenigſten 1300 gehalten werden, auſſerhalb einer großen Anzahl in der Schlacht oder durch den Hunger hingericht, und mehr ſchiff, die man vermeint zu grund gangen ſein, aber noch nichts gewiß davon haben kann.“

Als Menſch, als Katholik benahm ſich Philipp II. jedoch wahrhaft groß, als er die Nachricht von der Zertrümmerung ſeiner kühnſten Hoffnungen vernahm. Man zitterte am Hofe, ſie ihm mitzutheilen; ſchonend wollte ihn der Graf von Caſtel-Rodrigo, welcher damit beauftragt war, erſt allmählig vorbereiten, das Ungeheure anhören und ertragen zu können. Philipp II. verlangte alle Details zu wiſſen und vernahm das Ganze mit jener ſtolzen Selbſtbeherrſchung, die ihm ſo eigen war. „Ich habe die Armada gegen Menſchen ausgeſendet, nicht gegen Stürme und Meereslaunen,“ *) waren ſeine erhabenen Worte, welche in Spanien bald von Mund zu Mund gingen. In dieſem oder in keinem andern Zuge erkennt man die Kraft ſeiner religiöſen Ueberzeugung. Aber auch in den vereinigten Niederlanden fühlte man tief ergriffen in der außerordentlichen Kataſtrophe das Walten einer höheren Macht. Dies religiöſe Gefühl ſprach ſich in zahlreichen

---

*) „No embiè yo la armada contra los vientos y fortuna de la mar, sino contra los hombres.“ Porreno (dichos y hechos del señor rey Don Felipe segundo) f. 85.

Liedern, die von Mund zu Mund gingen, *) eben ſo in den Medaillen aus, welche man zum ewigen Gedächtniß prägte: „Soli deo gloria!“ las man auf einer von dieſen Medaillen, deren Rückſeite die Armada zeigte mit den Worten: „Classis hispanica venit, ivit, fuit.“ Auf einer andern las man den frommen Spruch: „Homo proponit, Deus disponit.“ Auf einer dritten: „Flavit Jehovah, et dissipati sunt.“

Wichtig waren die Folgen jener Kataſtrophe für die Weltſtellung des Katholizismus und des Proteſtantismus. Der verjüngte Katholizismus hatte bis dahin einen ungeheuren Höhepunkt erreicht, und gegen den Proteſtantismus nicht bloß das Gleichgewicht behauptet, ſondern war auch eben im Begriffe, das Uebergewicht zu erringen. Nun war dieſes Verhältniß mit einem Schlage aufgelöst, und wenn auch der Katholizismus ſelbſt in ſeiner höheren Weſenheit durch die Kataſtrophe nichts einbüßen konnte, ſo war doch deſſen Bündniß mit den Intereſſen des Abſolutismus erſchüttert. Es iſt klar, daß dieſe Wendung für die reine Würde des Katholizismus, mithin für die Grundlagen ſeiner moraliſchen Exiſtenz nur von Vortheil ſein konnte; ja wir ſind überzeugt, daß der Triumph des ſpaniſchen Abſolutismus jenen zeitweiſen Verbündeten allgemach ebenſo entkräftet haben würde, wie dies ſchon in früheren Jahrhunderten unter ähnlichen Verhältniſſen der Fall geweſen war. Aber anderſeits wurde auch der Proteſtantis-

---

*) Einem ſtolzen Diſtichon aus ſpaniſcher Feder
„Ad Anglum et ejus asseclas“
„Tu quae Romanas voluisti spernere leges,
Hispano disces subdere colla jugo“,
ſetzte St. Aldegonde folgendes
„ad Hispanum et ejus asseclas“ entgegen:
„Tu, qui christigenam voluisti perdere gentem,
Supremo disces subdere colla Deo!“

mus, weniger durch jene Kataſtrophe, als durch die derſelben vorhergehende Spannung über ſein Schickſal geläutert; die Kataſtrophe ermunterte dann zur raſchen Benützung der glücklichen Konjunkturen; und unter der klaren Himmelsbläue nach jenem furchtbaren Gewitter richtete ſich das Gefühl der Selbſtſtändigkeit höher und reiner empor. Alles eben Geſagte findet ſeine natürliche Beziehung und Anwendung auf Abſolutismus und geſetzliche Freiheit.

Die nächſte vortheilhafte Folge, welche der Verluſt Philipps II. für die Republik der vereinigten Niederlande hatte, war eine moraliſche. Mit der Abwendung der ungeheueren Gefahr war der Nationalaufſchwung nicht zugleich erloſchen; die Begeiſterung dauerte noch mächtig fort. Nach dem unſeligen Zuſtand innerer Wirren und Zerwürfniſſe, welche Leiceſters Verwaltung herbeigeführt hatte, blieb das Gefühl deſſen, was gemeinſame Kraft vermag. Nach der Hoffnungsloſigkeit erhob ſich das Bewußtſein, daß man dem Herzog von Parma, ſo tapfer und gewandt er auch ſei, dennoch mit Glück widerſtehen könne; und überdem ließ es ſich leicht berechnen, daß Philipps Erſchöpfung Parmas Unternehmungen lähmen müſſe. Endlich war das bisher ſo fatale Wechſelverhältniß der vereinigten Provinzen zu England auf einmal weſentlich verändert worden. Die niederländiſche Republik, welche von England noch vor wenigen Monaten als hilfbedürftiger Schützling betrachtet und behandelt worden war, hatte zur Errettung eben dieſes Reiches weſentlich beigetragen. Eliſabeth hatte die phyſiſche und moraliſche Kraft der Provinzen kennen und achten gelernt; dieſe Achtung, — zuerſt begründet durch jene Bereitwilligkeit, mit welcher die Provinzen, aller Zerwürfniſſe vergeſſend, die Bitte der Königin um Beiſtand erfüllt hatten, — dieſe Achtung erſchuf ein neues, ſchöneres Verhältniß, das des wechſelſeitigen **Vertrauens** zwiſchen **England** und der **Republik**; **Beide** hatten ja **gemeinſame höhere** Intereſſen, welche ſie von ſelbſt zu einer aufrichtigen und treuen Bundesgenoſſenſchaft aufforderten. Beide mußten ſich überzeugen, daß weder die Gewaltſchritte noch die Intriguen Spaniens dem einen oder anderen Lande Schaden zufügen könnten, wenn ſie ſich wechſelſeits treu und ehrlich unterſtützten.

Dies war denn für die vereinigten Provinzen keinesweges unwichtig. Denn, ungeachtet des bedeutenden Verluſtes, welchen Philipp II. durch das Verunglücken ſeiner großen Expedition erlitten hatte, war der Herzog von Parma damals noch immer mächtig genug, nicht blos durch den Beſitz von Brabant und Flandern mit den wichtigen Hafenplätzen, ſondern auch, da er fortwährend ſeine Eroberungen in Geldern und Over-Iſſel, ſo wie Drenthe und Gröningen behauptete. Auch war weder ſein Muth, noch ſeine Hoffnung: die nördlichen Provinzen der Krone Spanien wieder zu erobern, im Geringſten geſunken, und mit aller Umſicht, welche ihm eigen war, behielt er auch den Kriegsſchauplatz am Rhein feſt im Auge, um die Fortſchritte der republikaniſchen Waffen aufzuhalten, und der katholiſch-königlichen Parthei dort das Uebergewicht zu erringen. So ließ er Bonn, welches Martin Schenk eingenommen hatte, ſchon vom März (1588) an durch den Prinzen von Chimay belagern. Der tapfre ſpaniſche Oberſt Johann Baptiſt Taſſis verlor dabei das Leben. Die Belagerten leiſteten ſechs Monate lang unter dem Kommando des Herrn von Podeliz trefflichen Widerſtand, obwohl ihnen die Staaten, welche ihre ganze Aufmerkſamkeit ſowie alle ihre Mittel damals auf die Vertheidigung des eigenen Landes zur See verwenden mußten, ungeachtet aller Vorſtellungen Schenks und des vertriebenen Kurfürſten Gebhard Truchſeß keine Hülfe zum Entſatz ſchicken konnten. Als der Herzog von Parma nach der Entfernung der Armada wieder freiere Hand hatte, verſtärkte er alſobald die Belagerungstruppen und ſo mußte ſich endlich die tapfre Beſatzung Bonns — auf ehrenvolle Bedingungen — am 19. September 1588 ergeben. Sie erhielt freien Abzug mit Waffen und Fahnen und begab ſich theils nach Rheinberg, theils nach Wachtendonk, als den nächſtgelegenen Feſtungen, welche im Beſitze der Republik waren. Wachtendonk ergab ſich nach einer Belagerung am 20. Dezember desſelben Jahres dem Grafen Peter Ernſt von Mansfeld, welcher ſie für den Kurfürſten Ernſt in Beſitz nahm.

Inzwiſchen hatte ſich der Herzog von Parma veranlaßt gefunden, eine Unternehmung gegen das feſte Bergen-op-Zoom auszuführen, die einzige Stadt in Brabant, welche der Krone Spanien nicht wieder unterworfen war, und noch zur Utrechter Union gehörte. Ein Arm der Schelde, die Voſſemaar genannt, trennt Bergen-op-Zoom von der ſeeländiſchen Inſel Tholen, deren Beſitz dem Herzog von Parma nothwendig ſchien, um jene Stadt mit Erfolg angreifen zu können. Er beorderte deshalb Montigny und den Grafen Ottavio von Mansfeld mit 800 Mann, um ſich Tholens zu bemächtigen, welches Graf Georg Eberhard von Solms für die Staaten behauptete. Die Feinde hatten zu ihrem Angriff auf Tholen die Zeit abgewartet, da der Waſſerſtand der Voſſemaar am niedrigſten war. Verwegen rückten jene achthundert Mann, bis an die Schultern im Waſſer ſtehend, und durch 2000 Schützen am anderen Ufer gedeckt, gegen die Uferdämme heran, von wo aus die Beſatzung der Inſel ſie mit einem ſo heftigen Feuer empfing, daß ſie ſich endlich, trotz aller Tapferkeit, mit großem Verluſt zurückziehen mußten. Demungeachtet unternahm Parma die Belagerung von Bergen-op-Zoom. Ein wurde am 23. September eröffnet. Indeſſen hatte jedoch dieſe Stadt von Seeland und Holland aus friſche Truppen zur Verſtärkung ſowie allen nöthigen Bedarf erhalten; in der Feſtung befand ſich der engliſche Befehlshaber Willougby und Prinz Moritz hatte ſich mit den Deputirten der Staaten dahinbegeben. Zwiſchen Bergen-op-Zoom und der Schelde lagen zwei Schanzen, auf deren eine, die Nordſchanze, Parma einen vergeblichen Angriff machte. Ebenſo ſchlug ein Verſuch fehl, dieſelbe durch Verrätherei (ſo wähnte Parma) zu überwältigen. Zwei Engländer (Grimſton und Readhead) hatten ſich ihm nämlich angeboten, dazu behülflich zu ſein, und obwohl Parma die äußerſte Vorſicht anwendete, ſo wurde er doch überliſtet; jene beiden angeblichen Verräther waren nämlich im geheimen Einverſtändniß mit dem Oberſten Morgan. Parma ließ die Beiden in Feſſeln von zwei Soldaten umgeben; ſo ſollten ſie einem Haufen von dreitauſend Mann den Weg zur Schanze weiſen. Sie ließen es ſich gefallen; man fand, als man vor die Schanze kam, das Thor offen und die zwei Engländer traten mit 50 Mann durch daſſelbe ein. Da ließen die, welche drinnen waren, plötzlich das Fallgitter nieder und die fünfzig Mann wurden mit leichter Mühe überwältiget. Ergrimmt beſchloſſen ihre Kameraden draußen raſch den Wall zu ſtürmen; ſie durchwateten den Graben und klimmten die Bruſtwehr hinan. Doch ihr Sturm wurde von der tapfren Beſatzung glücklich abgeſchlagen, und mit einem Verluſt von 800 Mann mußten ſich die Feinde endlich zurückziehen. Nach dieſer mißglückten Unternehmung überzeugte ſich Parma, daß er gegen Bergen-op-Zoom, deſſen Beſatzung häufige Ausfälle wagte, in der vorgerückten Jahreszeit nichts auszurichten im Stande ſein werde; das anhaltende Regenwetter hatte faſt alles Land unter Waſſer geſetzt und die Dämme ſchlüpfrig gemacht, wodurch die Zufuhr der Lebensmittel erſchwert wurde und dieſe ſehr hoch im Preiſe ſtiegen. Er entſchloß ſich denn, die Belagerung abzubrechen, und führte dieſen Entſchluß vom 12. auf den 13. November (1588) aus. Er begab ſich nach Brüſſel, von tiefer Schwermuth über den üblen Ausgang dieſer Unternehmung erfüllt; ſeine Mißſtimmung datirte ſchon von jener Zeit her, da er ſich verhindert geſehen hatte, der Armada gegen England zu Hülfe zu eilen; bald ſollten noch mehre Umſtände, welche man daran knüpfte, dazu beitragen, ſeine Melancholie zu vermehren. Seine Truppen legten in der Umgegend von Bergen mehre Schanzen an, um die Ausfälle und Streifzüge der Beſatzung dieſer Stadt zu verhindern, und begaben ſich dann nach Brabant, welcher Provinz ſie ſehr zur Laſt fielen.

Bald nach ſeinem Abzuge empfing Prinz Moritz (am 20. November) zu Veere auf Walcheren die Huldigung als Markgraf; die Huldigung zu Vlieſſingen (auf gleichen Rechtsanſpruch) mußte noch bis 1590 unterbleiben. Bei der Feierlichkeit wurden verſchiedene Schaumünzen ausgeworfen, deren Unterſchriften charakteriſtiſch waren, wie denn überhaupt die lange Reihe der niederländiſchen Geſchichtsmünzen eine höchſt intereſſante Gallerie bildet, in welcher der Geiſt der Zeiten und der Nation ſeine ganze Eigenthümlichkeit in treffender Kürze entfaltet. *) So ſah man damals auf einigen bei jener Gelegenheit geſchlagenen Münzen die verbundenen Wappen von Veere und Naſſau mit der Schrift: „Nodus indissolubilis,“ und auf dem Revers die Hand mit dem nackten Schwerte und berühmte: „Je maintiendray,“ — auf anderen: zwei in einander geſchlungene Hände, den Merkursſtab haltend, mit der Schrift: „Auxilia humilia firma consensus facit.“

---

*) Vergleiche das Werk von van Loon „Nederlandsche Historiepenningen.“

Mit der Aufhebung der Belagerung von Bergen-op-Zoom und der Einnahme Wachtendonks durch den Grafen von Mansfeld war der Feldzug des Jahres 1588 beendigt; ſeine Reſultate waren ziemlich gering geweſen; die Armada hatte alle Anſtrengungen von Freunden und Feinden abgeleitet. Dagegen nimmt die Löſung einer langwierigen Verwickelung in den inneren Landesangelegenheiten, welche noch in dieſem verhängnißvollen Jahre 1588 zu Stande gebracht wurde, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Dies iſt die Unterdrückung des demokratiſchen Prinzips in Utrecht und demzufolge die endliche Ausgleichung dieſer Provinz mit Holland nach ſo langen Zerwürfniſſen.

Wir wiſſen, wie die Patrizier Utrechts, durch die Umwälzung unter Leiceſterſchem Einfluß ausgedrängt, geflüchtet waren, — nämlich nach Woerden in Holland; wir kennen die Oppoſition Utrechts im Geiſte der engliſchen Parthei; wir haben endlich geſehen, wie Leiceſter ſelbſt ſeinen ſtandhaften Anhänger, den Statthalter Utrechts, den Grafen von Nieuenaar, ſich völlig entfremdet und zum Anſchluß an die ſtreng patriotiſche Parthei getrieben hatte. Die nach Woerden ausgewichenen Edlen hatten von dort aus am letzten Dezember 1587 eine Proteſtation, in welcher die noch beſtehende Leiceſterſch geſinnte Magiſtratur ſcharf mitgenommen wurde, an den Grafen Nieuenaar geſendet, und bei dieſem um Abſtellung der gewaltſam eingeriſſenen Mißbräuche (oder vielmehr: der Verletzungen der Provinzialverfaſſung) nachgeſucht. Indeſſen hatte Nieuenaar, wiewohl ſelbſt gegen die Leiceſterſche Parthei eingenommen, die ſein Anſehen als Statthalter ſoſehr beeinträchtigte, doch damals nichts ſo Entſcheidendes thun können, wie eine neue Beſetzung der Magiſtratur; er hatte jedoch den Provinzialſtaaten von den

Beſchwerden und der Proteſtation der Edlen Anzeige gemacht, während dieſe ſich auch mit einer Bittſchrift an die Generalſtaaten wendeten. Im Februar 1588 waren hierauf Kommiſſäre der letzteren mit anderen des Staatsraths und der Staaten von Utrecht zuſammengetreten, um die Sache zu entſcheiden, was, ungeachtet aller Mühe, vergeblich blieb, da die Edlen eine durchgreifende Veränderung in der Beſetzung der Magiſtratur von Utrecht forderten, wozu man ſich diesſeits nicht verſtehen wollte.

Im Juli hatten die Edlen von Utrecht eine neue Bittſchrift an die Generalſtaaten eingegeben; Elbert Leoninus und Meiſter Valke hatten dieſelbe nach Utrecht geſandt, damit durch Nieuenaars Vermittlung die Zwiſtigkeiten zwiſchen den einzelnen Mitgliedern der Staaten endlich beigelegt würden. Darüber war jedoch in Utrecht nur eine neue Aufregung entſtanden. Mittlerweile hatten die Staaten dieſer Provinz, namentlich die von der Stadt ſich überzeugt, daß ſie ſich ohne engliſche Hülfe in ihrer zunehmenden Verlegenheit wohl ſchwerlich würden behaupten können, und hatten abermals einen Geſandten an Eliſabeth nach England geſchickt, um nochmals die Souverainetätsübertragung an dieſelbe in Vorſchlag zu bringen. Die Intriguen nahmen dabei immermehr zu, Prounink gab ſich den Anſchein, als wolle er die Bürgermeiſterſtelle niederlegen, und die Bürgerhauptleute, in denen das demokratiſche Prinzip vorzugsweiſe repräſentirt war, fertigten auch von ihrer Seite einen Geſandten nach England ab, mit dem Auftrage, durch Eliſabeth und Leiceſter auf Prounink dahin zu wirken, daß er ſeine Stelle fortbehalten möchte. Die ganze Sache war abgekartet, und zwar vornämlich darauf abgeſehen, daß ſich der Statthalter Nieuenaar dann der Empfehlung von Seiten Eliſabeths für Prounink nicht widerſetzen könne. Der Abgeordnete der Bürgerhauptleute brachte auch in der That gar bald die gewünſchte Empfehlung Eliſabeths und Leiceſters zurück; aber Rieuenaar ſetzte indeſſen der Intrigue eifrige Bemühungen entgegen. Schon ſeit einiger Zeit unterhielt er einen genaueren Zuſammenhang mit allen Feinden Prouninks und der Leiceſterſchen Parthei; den Staaten theilte er die Briefe aus England mit, und freimüthig erklärte er der Königin ſelbſt, daß er in dem betreffenden Falle ihren Wünſchen in Bezug auf Prounink nicht willfahren werde.

Während dieſe Angelegenheit im Gange war, verlor jedoch Prounink ſeine wichtigſte Stütze in England, den Grafen Leiceſter, welcher am 14. September 1588 ſtarb. Dieſen Verluſt empfand Prounink gar bald ſchwer; denn die Königin erklärte ihm, daß ſie in ihrem vorigen Schreiben keineswegs die Abſicht gehabt hätte, dem Statthalter, Grafen Rieuenaar, in der Ausübung ſeiner Rechte das mindeſte Hinderniß in den Weg zu legen. Als nun der Zeitpunkt herannahte, wann in Utrecht die übliche Veränderung der ſtädtiſchen Regierung vor ſich gehen ſollte, (der elfte Oktober) wurden von beiden Partheien aufs Allereifrigſte Anſtalten zum Kampfe getroffen. Beide verdoppelten die Sicherheitsmaßregeln; die Aufregung nahm von Tag zu Tag zu und man traf in der Stadt ſogar kriegeriſche Maßregeln. Jedermann befand ſich in der höchſten Spannung; als plötzlich Prounink, der Schultheiß Karl von Trillo und mehre Andere, durch Rieuenaars Uebergewicht in Verhaft genommen wurden. Durch ſeine trefflichen Maßregeln war der Statthalter in Kurzem Meiſter der Stadt und ließ, während die Bürger noch in Waffen blieben, ſchnell die Staaten verſammeln. Auf ſein Anſuchen ermächtigten ihn nun Dieſe, zur Verhütung größeren Unheils, die ſtädtiſche Regierung zu verändern. Dies geſchah denn auch, und zwar fünf Tage vor der üblichen Zeit, nämlich ſchon am 6. Oktober. Statt Ruiſch's und Prouninks wurden Dirk Kanter und Dirk de Goyer zu Bürgermeiſtern erwählt; Schöffenkollegium und Rath wurden gleichfalls großentheils neu beſetzt, ebenſo die Stellen der Bürgerhauptleute. Nun kehrten auch die Ausgewanderten zurück. Hierauf verordneten die Staaten von Holland, daß ſich mehre ihrer Deputirten mit dem Prinzen Moritz nach Schoonhoven begeben und ſich dort zur Wiederherſtellung der Eintracht zwiſchen Holland und Utrecht thätig bemühen ſollten. Auch verſetzten ſie Prounink in Anklageſtand über 31 wichtige Punkte. Trillo und mehre Andre wußten ſich genügend zu rechtfertigen und wurden denn auch bald wieder auf freien Fuß geſtellt. Auch Prounink verſtand es trefflich, ſich zu vertheidigen. Indeſſen war jedoch die Erbitterung gegen ihn von Seiten der Patrioten zu groß, als daß er ſein Leben hätte retten können, wäre nicht Eliſabeth ſelbſt für ihn ins Mittel getreten. Durch ihre Interceſſion, ſowie durch die ihres Sekretairs Walſingham und mehrer andrer Engländer wurde Prouninks Sache inſoweit verbeſſert, daß er endlich (Juli 1589) bloß aus Utrecht verbannt und zur Bekleidung aller Aemter und Würden im Staate fortan für unfähig erklärt wurde. Seiner neunmonatlichen Haft entledigt. begab ſich dann Prounink eiligſt nach England, wo er ſpäter mehre fruchtloſe Verſuche zu ſeiner Reſtituirung machte. Im Jahre 1590 kehrte er aus England nach Holland zurück, und zwar mit Briefen Eliſabeths verſehen, welche er den Staaten gerne perſönlich übergeben hätte, was man ihm jedoch rund abſchlug. Er brachte den Reſt ſeiner Tage als Privatmann in Holland zu. Noch im Jahre 1601 findet man ſeiner Erwähnung gethan; er widmete nämlich damals den Staaten eine in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Schrift über das Vaterunſer, wofür man ihm zweihundert Gulden verehrte, und welche im Jahre 1605 erſchien. So war denn nun in Utrecht durch Nieuenaars Entſchiedenheit das demokratiſche Prinzip unterdrückt, mit demſelben zugleich die Quelle des fremden Einflußes erſtickt, und die Vereinigung dieſer Provinz mit den übrigen von der Utrechter Union im rein patriotiſchen Geiſte glücklich zu Stande gebracht.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite.

Drittes Buch (1576—1579).

Drittes Kapitel (1579) 3

Viertes Buch (1579—1585).

Erſtes Kapitel (1579—1581) 51
Zweites Kapitel (1581—1584) 91
Drittes Kapitel (1584—1585) 148

Fünftes Buch (1585—1589).

Erſtes Kapitel (1585—1586) 213
Zweites Kapitel (1586—1587) 258
Drittes Kapitel (1588) 303

Gedruckt auf der Schnellpreſſe der L. C. Wittich'ſchen
Hofbuchdruckerei in Darmſtadt.

Friedrich von Schiller's
hiſtoriſche Schriften.

Dritter Supplementband:

Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,
fortgeſetzt
von
Eduard Duller.

III.

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Friedrich von Schiller's

Geſchichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande.

Fortgeſetzt
von
Eduard Duller.

Dritter Band.

(Vom Feldzug des Jahres 1589 bis zum Waffenſtillſtand
von Antwerpen 1609.)

Köln, 1841.
Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

[illegible]

Sechſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Kriegsereigniſſe im Verlauf des Jahres 1589 waren von geringem Belang. Weniger die Reſultate derſelben, als die Urſachen, weßhalb die Thätigkeit erſchlaffte, nehmen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Bald werden wir aus denſelben Urſachen Wirkungen hervorgehen ſehen, welche der Republik eine neue Stellung gegen Spanien verſchaffen.

In Friesland führte der Statthalter, Graf Wilhelm Ludwig von Naſſau, das ganze Jahr 1589 hindurch, mit abwechſelndem Glück, den kleinen Krieg gegen den tapfren Verdugo. Graf Wilhelm Ludwig beabſichtigte dabei eigentlich vorzugsweiſe, Gröningen den Spaniern zu entreißen; aber er beſaß für dieſe Unternehmung eine zu geringe Truppenzahl; denn gerade Gröningen war von jenen Feſtungen, welche die Spanier im Norden hielten, am ſtärkſten beſetzt.

Wichtiger war die von uns bereits erwähnte Uebergabe Gertruidenbergs an die königliche Parthei. Parma wollte dieſen Vortheil raſch benützen und beorderte deßhalb den Grafen Karl von Mansfeld, ſich der Stadt Heusden an der Maas zu bemächtigen. Zu Anfang Juni begann Karl von Mansfeld die Belagerung Heusden's, welches Karl von Levin, Herr von Famars wacker vertheidigte. Auch ſuchte er ſich der Stadt Bommel (durch heimliches Einverſtändniß mit mehren Bewohnern in derſelben) zu bemeiſtern. Die Verrätherei der Letzteren wurde aber entdeckt und Mansfelds Anſchlag dadurch vereitelt. Dagegen drangen die königlichen Truppen in den Bommeler-Waard ein, belagerten und eroberten im Auguſt das Schloß Heel. Doch Prinz Moritz, welcher die Gegend nicht verließ, zwang Mansfeld plötzlich, die Belagerung der Beorner Schanze aufzuheben. Mansfeld wollte nun mit ſeinen Truppen über die Waal ſetzen, und geradesweges auf Utrecht losrücken. Groß war dadurch die Gefahr für Holland, als dieſelbe unerwartet durch die Feinde ſelbſt abgewendet wurde. Ein ſpaniſches Regiment, das des Oberſten Leva, weigerte ſich nämlich, über die Waal zu ſetzen, bevor es ſeine Soldrückſtände erhalten habe. Vergeblich ſuchte Mansfeld den Meutern durch Gewaltmaßregeln zu imponiren. Nur noch mehr erbittert, ſchoſſen ſie auf den Feldherrn und laut ſcholl das Geſchrei: „Es lebe der König, fort mit der ſchlechten Regierung!“ Nicht blos wirkliche Noth der unbezahlten Truppen (eine Folge ihres ſchwelgeriſchen Lebens) ſondern auch insbeſondere die Eiferſucht der Spanier gegen die Italiener war der Grund der Meuterei. Dieſe Eiferſucht wurzelte auch in den Herzen der höhergeſtellten Spanier gegen den Herzog von Parma, als Italiener; der Herzog von Paſtrana und der Prinz von Ascoli, ſeine erbitterten Feinde, waren es, welche jene Meuterei angeſtiftet hatten. Die empörten Truppen zogen hierauf nach Grave zurück. Das Regiment Leva wurde in der Folge ſchimpflich aufgelöſt, und die Soldaten in andre Regimenter vertheilt. Heusden blieb bis in den Oktober 1589 belagert, um welche Zeit die Feinde endlich abzogen.

Inzwiſchen hatte auch der kühne Martin Schenk nicht gefeiert. Zwar grollte er, ſeit der Uebergabe Bonns an die königliche Parthei, den Staaten, welche nach ſeiner Meinung

Bonn hätten retten können, wenn ſie ſeinem Rath gefolgt wären Er ſtand ſogar ſchon im Begriffe, aus Unmuth die Dienſte der Republik wieder zu verlaſſen, als die Spanier im Juni ſein Schloß Blienbeck eroberten. Da erwachte ſein Haß gegen die Letzteren aufs Neue. Er verproviantirte Rheinberg, welches von ihnen belagert wurde und ſich erſt im Februar 1590 dem Grafen Karl von Mansfeld ergab. Im Auguſt unternahm Schenk einen Anſchlag, um Nymwegen, wo er mit einigen Bürgern im Einvernehmen ſtand, den Spaniern durch einen Ueberfall zu entreißen. In der Nacht auf den 10. Auguſt brachte er ſeine Truppen in 25 Schiffen auf der Waal von der Schenkenſchanze her vor Nymwegen, während ſeine Reiter ſich dieſer Stadt zu Lande näherten. Raſch wird das St. Antonsthor eingeſtoßen und ein unfernſtehendes Haus erbrochen, wo man eben Hochzeit hält. Durch dies Haus dachte Schenk auf den Markt zu dringen. Doch die frohe Feier wird ihm zum Verderben. Kaum ſtürmen die wilden ungebetenen Gäſte in's hochzeitliche Haus, ſo entfliehen die gebetenen, und eilen durch die Straßen mit dem Rufe: „Der Feind, der Feind!“ Da greift die Beſatzung, da greifen die Bürger zu den Waffen. Ein heftiger Kampf bricht los. Vergeblich vertheidigen ſich Schenk und ſeine Schaaren. Das Hochzeithaus, welches er eingenommen, wird beſchoſſen, wird gewonnen; von Schrecken erfaßt, denken ſeine Krieger endlich nur an Rückzug und Rettung. Von den Feinden verfolgt, drängen ſie in wilder Haſt zum Thore hinaus, ans ſchmale Ufer, nach den Schiffen. Schon hat der reiſſende Strom mehre derſelben fortgetrieben; um ſo eiliger ſpringen jetzt die Soldaten im Gefecht mit den verfolgenden Feinden an Bord der übrigen, welche die Ueberzahl nicht faſſen können. Mehr als ein Schiff wird von der Laſt der Flüchtlinge in den Grund hinabgezogen. Vergeblich will Schenk, ergrimmt, die Ordnung wiederherſtellen; vergeblich wirft er ſich mit dem Degen in der Fauſt den Fliehenden entgegen und ſtößt dieſen und jenen nieder. Er kann das Schickſal nicht aufhalten. Zürnend ſpringt er endlich, da er alles verloren ſieht, in einen Kahn, um den Seinigen zu folgen; da ſchlägt das Fahrzeug um, und von ſeiner ſchweren Rüſtung hinabgezogen, verſinkt Martin Schenk in den Fluthen. So ſtarb der kühne Mann, der romantiſche Proteus des Krieges, in ſeinem vierzigſten Jahre. Erſt eine halbe Meile unterhalb der Stadt beim Dorfe Oſterholz, wo die enteilten Schiffe die Anker auswarfen, vermißten die Soldaten ihren tapfren Feldherrn. Die Nymweger aber, die nach Befreiung der Stadt auf der Waal umherfuhren und mit Netzen und Enterhaken nach Menſchen und Beute fiſchten, zogen eine geharniſchte Leiche aus den Fluthen empor, brachten ſie an's Land und erkannten den Schenk an ſeinen Wunden, deren jede das Gedächtniß einer kühnen Waffenthat erneuerte. Noch die Leiche des einſt ſo gefürchteten Condottiere koſtete manchem Nymweger das Leben. Sie wurde geviertheilt und das Haupt an einem Pfahl über dem St. Antonsthore aufgeſteckt. Ergrimmt über dieſe Schmach, machten die Kriegsleute, die unter Schenk gedient hatten, auf die Nymweger Jagd und opferten jeden derſelben, der ihnen in die Hände fiel, erbarmungslos den beſchimpften Manen des Todten zur Sühne. Da ließ denn endlich der Marquis von Varrambon Schenks irdiſche Reſte in eine Kiſte legen und in einem Thurme aufbewahren, bis nach Verlauf von zwei Jahren Prinz Moritz die Stadt eroberte und die Leiche mit kriegeriſchem Pomp in der Kirche vor dem Hochaltar beſtatten ließ, wo die Gebeine der alten Herzoge von Geldern ruhten. —

Zwei Monate nach Schenks Tode ſtarb durch einen leidigen Zufall, (nämlich bei Unterſuchung neuerfundener Geſchütze, webei ein Funke in das Pulver fiel,) der Graf Rieuenaar, am 6. Oktober 1589, gerade ein Jahr nachdem er die Reſtauration zu Utrecht vollbracht hatte, und wenige Tage nachher, da er in Gemeinſchaft mit den Staaten von Utrecht die ſtädtiſche Regierung erneuert hatte. Wir heben dieſen letzteren Umſtand hervor, weil er auf den Geiſt der Zeit ein Licht wirft. Rieuenaar hatte nämlich Anfangs behauptet, daß die gewöhnliche Erneuerung der ſtädtiſchen Regierung ihm allein (als Statthalter der Provinz) zuſtünde. Die Staaten hingegen widerſetzten ſich, indem ſie ihn daran erinnerten, daß ſie bei ſeiner Anſtellung zum Statthalter, eine beſondere Abkunft deßhalb mit ihm geſchloſſen, von welcher ſie nicht ablaſſen wollten; ſie verſicherten jedoch, daß ſeine Autorität dadurch nicht im Mindeſten beeinträchtigt werden ſolle. Rieuenaar erkannte dies auch an, und ſo geſchah denn die Erneuerung der ſtädtiſchen Regierung durch ihn und die Staaten von Utrecht gemeinſchaftlich. — Die von Rieuenaar bekleideten Statthalterſchaften über Utrecht, Geldern und Over-Iſſel erhielt (1590) der Prinz Moritz, und dadurch wurden die Macht und der Einfluß des Letzteren beträchtlich vermehrt.

So war nun die Republik der vereinigten Provinzen plötzlich zweier bedeutender Männer beraubt, von denen der Eine, Martin Schenk, vorzugsweiſe als kühner und kluger Heerführer, der Andre, Graf Rieuenaar, aber auch als Staatsmann bedeutend war. Der Verluſt, welchen die Republik erlitt, und der ihr — unter den früheren Verhältniſſen — im höchſten Grade bedrohlich hätte werden können, wurde zu ihrem Glück durch die Unthätigkeit ihres gefährlichſten Feindes, des Herzogs von Parma aufgewogen; — eine unfreiwillige Unthätigkeit, welche durch die Intriguen ſeiner Feinde und durch die Politik Philipps II. veranlaßt wurde.

Parma war im Lauſe des Jahres 1589 ſchwer erkrankt. Man gibt verſchiedene Urſachen oder Veranlaſſungen dafür an. Insgemein ſchrieb man ſein Leiden dem Umſtande zu, daß er, als er nach Aufhebung der Belagerung von Bergen-op-Zoom gen Mecheln ritt, (am 10. November 1588) geſtürzt und ins Waſſer gefallen war. Anderſeits glaubte man, ſein körperliches Siechthum ſei durch nagenden Mißmuth über das Mißlingen ſeiner Pläne in der letzten Zeit verurſacht worden, vornämlich über den ſchlimmen Ausgang der Armada und über die paſſive Rolle, die er unfreiwillig dabei geſpielt hatte, ſowie über die verunglückte Unternehmung gegen Bergen-op-Zoom. Seine Landsleute, die Italiener, glaubten ſogar, daß ihm die Spanier, aus Neid auf ſeinen wohlverdienten Ruhm ein ſchleichendes Gift beigebracht hätten. Dem ſei wie ihm wolle, die Blüthe von Parmas Kraft und Lebensmuth war verwelkt. Siechen Leibes, trüben Geiſtes, begab er ſich im Mai 1589 nach Spaa, um die Heilkraft des dortigen Geſundbrunnens zu verſuchen; dem alten Grafen von Mansfeld übergab er für die Zeit ſeiner Abweſenheit die Leitung der Kriegsangelegenheiten.

Hatte Philipp je einen wahrhaft treuen Diener, ſo war es gewiß dieſer Alexander Farneſe, den die Natur mit allen Eigenſchaften ausgerüſtet hatte, um ſeine Treue zu Philipp, die auf religiöſen Grundanſichten beruhte, durch die That auf das Glänzendſte zu beweiſen. So lange es einen Katholizismus auf Erden gibt, wird Niemand dem Herzog von Parma den Ruhm ſtreitig machen, daß er deſſen großartigſter Vertheidiger war. So lange es einen Abſolutismus gibt, wird ſelten ein Vertheidiger deſſelben, dem die volle Macht in die Hand gelegt ward, die ſchwierige Sache deſſelben ſo menſchlich zu behaupten verſtehen, wie Parma, wenn er es vielleicht auch nur aus Klugheit that. Auf ſeinem Standpunkte leiſtete er jedenfalls das

Höchſte, was ſich auf demſelben leiſten läßt, und ſei Wirken erhielt dadurch den höchſten Werth, daß es uneigennützig war; man kann nicht genug gerade darauf hinweiſen. Es gab ja keine höhere Würde oder Auszeichnung, die Farneſe durch ſeine Treue gegen Philipp erſt hätte erringen können oder wollen; er beſaß ſie bereits, er ſtand ſeinem Monarchen an Rang und Rechten gleich, er opferte ihm ſogar ſeine Anſprüche auf Portugal. Mag daher auch Farneſes Charakter einzelne Flecken haben, die wir wegwünſchen möchten (und wir haben den größten Flecken nicht verſchwiegen,) ſo müſſen wir anderſeits bedenken, daß unendlich Viel dazu gehört, ſich einem abſoluten Monarchen gegenüber völlig rein zu behaupten, welcher in Jedem, der ſich ſeinem Dienſte gewidmet hat, nur ein unbedingtes Werkzeug erkennen kann. Je größer nun Parmas Verdienſte um Philipp II. und die ſpaniſche Monarchie waren, je weniger wir an ſeiner unwandelbar aufrichtigen Ergebenheit für die Intereſſen beider zweifeln können, um ſo tragiſcher erſcheint uns die Kombination, daß eben dieſer Parma von Spaniern verdächtigt werden konnte, daß er ſich dieſe Verdächtigung zu Herzen nahm, und daß dieſes Gift, ein ſchlimmeres als jenes, das bloß durch die Adern kreiſet, das Gift der Kränkung, einen ſo feſtgegründeten, großartigen Charakter zu untergraben im Stande ſein ſoll! Und doch war dies der Fall. Es iſt die ewige Tragödie, die ſich in der Weltgeſchichte wiederholt, daß der Große meiſtens nicht durch den Ebenbürtigen, ſelten nur durch die Uebermacht, am öfteſten durch die Skorpionenſtiche der gemeinen Kleinlichkeit unterliegt. Parmas Verbrechen in den Augen ſeiner Nebenbuhler war ſeine Größe, die er ſich verdienſtvoll errungen; der Verdienſtloſe ſieht ſie nie gleichgültig an. Sein anderes Verbrechen war ſeine Nationalität. Alle jene Spanier am Hofe Philipps wie bei der Armee, die blos Höflingskünſte beſaßen, konnten es dem Italener nicht verzeihen, daß ſein Ruhm bei Freunden wie bei Feinden auf Thaten beruhte; dieſe gemeinen Seelen fühlten ſich ſchon durch das bloße Uebergewicht einer großen genug gedrückt und um ſich von dieſem armſeligen Unbehagen zu befreien, fanden ſie keine andere Auskunft als die Verdächtigung. Dazu kam nun auch noch ein andres Motiv; jene Höflinge ſuchten ihre Ungeſchicklichkeit, und die Ungnade des Monarchen, welche damit zuſammenhing, von ſich ab auf Parmas Schultern zu wälzen. Die thatſächlichen Beſchuldigungen, welche ſeine Feinde gegen ihn erhoben, waren der Reihe nach folgende. An der Spitze jener Gegenparthei, deren Motive ſich hauptſächlich auf die Verſchiedenheit der Nationalität, auf die ſtolze Oppoſition des ſpaniſchen Elementes gegen das italieniſche begründen, finden wir jenen Spanier Paſtrana, von dem wir annehmen dürfen, daß er die Meuterei der Soldaten eingeleitet oder begünſtigt hatte, wodurch die Unternehmung gegen Utrecht vereitelt wurde. Daran reihen ſich nun Parmas niederländiſche Nebenbuhler, welche man in der Ariſtokratie der wiederunterworfenen Provinzen ſuchen muß; an der Spitze dieſer Faktion ſteht der Herr von Champigny. Die beſonderen Verhältniſſe, welche von dieſer Seite her eine Anklage gegen Parma begründen konnten, waren folgende. Champigny hatte mit zu jenen Kommiſſären gehört, welche zu Bourbourg die bekannten Friedensverhandlungen vermitteln ſollten; er hatte damals der Königin vortheilhafte Bedingungen verſprochen und bei dem Geſandten Richardot, welcher eine geheime Inſtruktion des Herzogs von Parma gehabt haben ſollte, Widerſpruch gefunden. Nach dem unglücklichen Reſultat der Armada klagte nun Champigny den Herzog von Parma beim ſpaniſchen Hofe an, daß deſſen Gegenbetrieb die Herbeiführung jenes Reſultates mit verurſacht habe. Aller Wahrſcheinlichkeit nach lag jedoch ein tieferes Motiv zu Grunde;

die belgiſche Ariſtokratie konnte das Uebergewicht des Statthalters noch nicht recht verſchmerzen, eines Statthalters, der auf Standesprivilegien vielleicht weniger Rückſicht nahm, als es jener wünſchenswerth war. Sollte man dem Herzog von Parma die Noth Belgiens, ſeit es ſich wieder unterworfen, zum Vorwurf machen? Konnte man dies? War ſie ſeine Schuld? Freilich war die Noth des Volkes unbeſchreiblich; aber aus Urſachen, welche Parma weder herbeigeführt hatte, noch ungeſchehen machen konnte. Und litt denn auch eben die Ariſtokratie in gleichem Grade darunter wie das Volk? Die geiſtreiche Tochter Philipps II., die Infantin Iſabella unterrichtete den Herzog von Parma von jener Anklage; und dieſer verbannte den Herrn von Champigny in die Franche-comté. Würde Parma dies wohl haben wagen können, wenn er ſich wirklich ſchuldig gefühlt hätte? Ueber dieſelbe Angelegenheit erging übrigens auch von einer andern Seite her ein Vorwurf gegen Parma. Der Herzog von Medina-Sidonia, deſſen Unfähigkeit das Mißglücken der großen Expedition gegen England verſchuldet hatte, ſuchte ſich dadurch zu rechtfertigen, daß er Parma anklagte, dieſer habe die Operation gehemmt, weil er die Flotte der Republik nicht vertrieben habe, welche den Hafen von Dünkirchen geſperrt hielt. Die Abſurdität dieſer Beſchuldigung ergibt ſich nicht bloß durch die einfache Thatſache, daß Parma Alles aufgeboten hatte, um ſich mit der Armada zu vereinigen, ſondern auch durch Parmas erwieſenen Wunſch, England zu erobern. Wenn nun gerade dieſer Wunſch die Urſache war, weßhalb Parma durch die dem Richardot ertheilte Inſtruktion die Friedensverhandlungen zu hintertreiben ſuchte, (wie eben Champigny anführte) ſo mußte das Widerſprechende beider Beſchuldigungen und die Schuldloſigkeit Parmas klar in die Augen fallen. Der tiefgekränkte Parma ſchickte jenen Richardot (Präſidenten von Artois) nach Spanien an den Hof, um ſich durch denſelben rechtfertigen zu laſſen, und ſchnell ſetzte man nun dieſe Sendung mit Parmas Reiſe nach Spaa in Verbindung. Man behauptete, er habe ſich gefliſſentlich aller Geſchäfte entbunden, bis Richardot zurückkäme; der Zweck, ſeine Geſundheit herzuſtellen, ſei blos erdichtet geweſen. Ueberhaupt bewährte ſich damals die alte Erfahrung, daß man, wenn ſich einmal gegen einen hochgeſtellten Mann verſchiedene Umſtände vereinigt haben, um ſeinen Sturz herbeizuführen, auch den geringſten, der gänzlich außerhalb ſeiner Berechnung liegt, dazu benützt, um ihn gegen ihn zu verwenden. Ein ſpaniſcher Offizier, Namens Juan Moreo hatte dem Könige in Chifferſchrift eine Menge Beſchwerden gegen Parma mitgetheilt; und wenn man bedenkt, wie Philipp II. eine eigene Superiorität darin ſuchte, alle ſeine Diener ſtets genau zu kontroliren, wie er in dieſer Beziehung Feind gegen Feind, Nebenbuhler gegen Nebenbuhler vernahm, wie er deßhalb mit wahrhaft erſtaunlicher Thätigkeit Hunderte von Schreiben wechſelte, ſo kann man wohl annehmen, daß ihm auch dieſe geheime Mittheilung Moreo's von Wichtigkeit geweſen. Sie wurde jedoch aufgefangen und fiel dem Prinzen Moritz in die Hände, welcher ſie durch den gewandten St. Aldegonde entziffern ließ und dann dem Herzog von Parma zuſchickte. Es ſchien beinahe, als ob dieſer dem Feinde durchaus nichts zu verdanken haben wolle; wenigſtens nahm er, Moritzen gegenüber, auch nicht die mindeſte Notiz von jener Mittheilung, welcher er vielleicht auch andere Motive unterlegte. Als aber jener Moreo bald darauf plötzlich ſtarb, und zwar kurze Zeit nachher, nachdem ihn Parma zu einem Gaſtmahl geladen hatte, ſo benützten die Feinde des Letzteren dieſen Umſtand, um Moreo's Tod der Rache Parmas unterzuſchieben und man ſprach geradezu den ſchlimmen

Verdacht aus, daß Parma den Moreo durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Spanien war voll von ſeinen Feinden, die ihn verdächtigten; immermehr hatte Parma in jedem Spanier einen argwöhniſchen Aufpaſſer; als ob der Umſtand, daß er kein Spanier ſei, ihn zum Feind aller Spanier und des ſpaniſchen Intereſſes überhaupt hätte machen müſſen! Parma bewies ſeine Treue durch die That. In jenen kritiſchen Verhältniſſen lag ihm die Verſuchung nahe, die belgiſchen Provinzen, die ja nicht Philipp II., die er unterworfen, die ſein Wort für ſich hatten, das er ihnen auch redlich hielt, dieſe belgiſchen Provinzen, die ihm vertrauten, die ſeine Charaktergröße ſchätzten, die er durch ein ihm ergebenes Heer im Zaume halten konnte, für ſich ſelbſt zu behalten. Nochmehr: es gab Menſchen genug, welche ihm einen ſolchen Rath ausdrücklich gaben, welche ihn daran erinnerten, wieviel ſicherer es ſei, den für Philipp II. errungenen Beſitz für ſich ſelbſt zu behaupten, als abzuwarten, bis ihn dieſer Monarch, als abgenütztes Werkzeug bei Seite ſtellen würde. Man erinnerte ihn dabei, daß er in einem ſolchen Falle in England und Frankreich auf manche Freunde zählen könnte, daß ſogar die Provinzen der Utrechter Union ſich lieber an ihn, als an Spanien ſchließen würden, daß man endlich in Belgien ſelbſt ihn mit Freuden als Herrſcher begrüßen würde, da man dort unter ſeiner Herrſchaft einem glücklicheren Zuſtand entgegen ſehen könnte. Aber alle dieſe Verſuchungen prallten von Parma's treuer Bruſt ab, und er hatte auch die ſchöne Genugthuung, daß Philipp II. ſelbſt ihn rechtfertigte. Philipp hatte ſowohl den Herzog von Medina-Sidonia als Parmas Abgeordneten Richardot vor ſich beſchieden, Beide gehört, Beider Vorſtellungen erwogen und Beide, Medina-Sidonia wie Alexander Farneſe für unſchuldig erklärt. Jene erhabenen Worte, welche er bei der Nachricht von dem Unglück der Armada ausgeſprochen, verbürgten auch Gerechtigkeit gegen Parma; leider war Philipp gerechter gegen Perſonen als gegen Nationen; hätte er es, ſeiner Erziehung, ſeinen Grundſätzen, ſeiner religiöſen Weltanſchauung nach, auch gegen die letzteren ſein können, die Welt würde dem Sohne Kals V. ihre Bewunderung nicht verſagen, ſo wenig ſie ihn für ſeine Stellung und den Einfluß ſeiner Umgebung von früh auf verantwortlich machen kann. Daß er gerecht ſein wollte, bewies er, indem er Parmas vorzüglichſten Feind, den Herzog von Paſtrana, aus den Niederlanden verbannte.

Vielleicht, ja gewiß, war jedoch hier auch noch ein anderes politiſches Motiv im Spiele, die Rückſicht auf ſeine Pläne gegen Frankreich. Um dieſe Verhältniſſe, welche auf die Angelegenheiten der Niederlande einen unmittelbaren großen Einfluß hatten, richtig zu würdigen, müſſen wir hier eine kurze Darſtellung der franzöſiſchen Zuſtände einſchalten, und uns auf die Andeutungen zurückbeziehen, welche wir ſchon früher darüber gegeben haben.

Wir wiſſen, wie tief ſich Philipp II. mit der katholiſchen Ligue in Frankreich eingelaſſen hatte, wie er am 31. Dezember 1584 einen Vertrag mit ihr geſchloſſen hatte, worin er den Kardinal von Bourbon als rechtmäßigen Thronerben Frankreichs anerkannte. Die Folgen, welche daraus entſtanden, die Fortſchritte, welche die Ligue genommen, waren bedeutend und beſonders hatte ſich in Paris ein Mittelpunkt aller Fanatiker begründet, welche den König Heinrich III. von Frankreich zum Ziel ihres Haſſes nahmen, weil er ihnen viel zu tolerant gegen die Proteſtanten ſchien. Ein neuer engerer Bund, der der Sechszehn, war dortſelbſt entſtanden, wobei in jedem der ſechszehn Quartiere von Paris ein beſtimmter Führer ſich verbindlich gemacht hatte, die gemeinſame Sache auf jede mögliche

Weiſe zu fördern und für den gemeinſamen religiöſen Zweck (d. i. die Alleinherrſchaft des Katholizismus und den Untergang der Proteſtanten) immer mehr Theilnehmer zu gewinnen. Inzwiſchen hatte Heinrich von Navarra den berühmten Sieg bei Coutras über die Truppen der Ligue (am 20. Oktober 1587) errungen; aber die hugenottiſche Parthei hatte auch durch den Tod des Prinzen von Condé (am 5. März 1588) einen bedeutenden Verluſt erlitten. Dagegen war Heinrich von Guiſe unter dem Jubel des Volkes nach Paris gekommen (9. Mai 1588), wodurch der ſchwache, ſtets ſchwankende König Heinrich III. in die peinlichſte Verlegenheit kam. Er ließ zu ſeiner Sicherheit gegen die hierarchiſch-revolutionäre Parthei viertauſend Schweizer nach Paris kommen. Aber jene Sechszehn wurden durch dieſe Maßregel nur in ihrem Mißtrauen beſtärkt, und durch Guiſe verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, daß Heinrich III. die Männer der Ligue überfallen und aus dem Wege räumen laſſen wolle. Die Schweizer kamen und wurden in den Straßen vertheilt; aber ebendadurch ſteigerte ſich auch die Aufregung der Pariſer Bürger; man errichtete Barrikaden, und als ein Schweizer, ungeachtet des Verbotes von Seiten des Königs, auf die Bürger, welche die Schweizer auf jede Weiſe verhöhnten, ſchoß, brach die Revolution zu Gunſten der Guiſen los. Die Guiſeſche Parthei erhielt mit einem Male vollſtändig das Uebergewicht, und König Heinrich III. flüchtete, ganz verzagt, aus Paris, wo ſich der Herzog von Guiſe von nun an wie ein Souverain benahm. Mittlerweile unterhandelte Heinrichs III. Mutter, die kluge Katharine von Medici, mit dem Herzoge von Guiſe und Heinrich III. ernannte, um ſich aus ſeiner Verlegenheit zu retten, eben Jenen zum Generalſtatthalter des Reiches. Die Verſammlung der Staaten zu Blois (im Oktober) unter Guiſes Einfluſſe vollendete die ſchmähliche Demüthigung des ſchwachen Königs. Doch plötzlich raffte ſich dieſer empor und beſchloß, ſeine Autorität durch einen blutigen Gewaltſtreich zu retten; denn es galt ja nicht blos ſeine Krone allein, es galt auch, wie er glaubte, ſeine Freiheit, ja ſein Leben. Ein würdiger Schüler ſeiner Mutter Katharina, deren Namen ewig mit dem des großen Proteſtantenmordes in der Bartholomäusnacht zuſammengenannt werden wird, ließ er, wiewohl ohne deren Wiſſen, den Herzog von Guiſe in ſeinem Vorzimmer ermorden (er ſelbſt hatte den Verſchworenen die Dolche dazu ausgetheilt), deſſen Bruder, den Kardinal Ludwig von Guiſe im Gefängniſſe. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, war glücklich entflohen. Heinrichs III. Mutter erſchrack heftig, als ſie die Kunde dieſes Mordes erhielt; ſie ſtarb am 5. Januar 1589. Furchtbar waren die Folgen der That für den König ſelbſt. Die liguiſtiſche Parthei eiferte jetzt ganz offen gegen ihn, und von den Kanzeln herab predigte man die Ermordung eines Tyrannen (Heinrich III. war damit gemeint) als ein verdienſtliches Werk; rief man laut zur Rache! Ganz Frankreich war durch furchtbare Anarchie zerriſſen; der König wurde von der hierarchiſch-revolutionären Volksparthei verabſcheut; der Herzog von Mayenne, der nach Paris kam, unter dem Jubel des Volkes als Generalſtatthalter des Königreiches anerkannt. Die hierarchiſch-demokratiſche Parthei hatte ihr Ziel erreicht. Dem ſchwachen Könige blieb nun, wenn er ſich gegen dieſelbe behaupten wollte, nichts anderes mehr übrig, als, ſich mit der Gegenparthei, den Hugenotten, eng zu verbinden. So verſprach er ihnen denn feierlich Religionsfreiheit und ſchloß ſich aufs Engſte an den reformirten König Heinrich von Navarra an. Beide zogen nun ihre Truppen zuſammen und führten ſie gegen Paris. Da ermordete im entſcheidenden Augenblick ein fanatiſcher junger

Mönch Jakob Clement, welcher ſich durch die Hinrichtung des Königs, der es mit den Ketzern hielt, die ewige Seligkeit zu verdienen glaubte, am 1. Auguſt 1589 den unrühmlichen Heinrich III. Sterbend erklärte dieſer den König Heinrich von Navarra, welcher an ſein Bette eilte, zu ſeinem rechtmäßigen Nachfolger auf dem franzöſiſchen Throne, da mit ihm das Haus Valois erloſchen war und ſomit die bourboniſche Linie in das Erbfolgerecht trat. Heinrich von Navarra, oder wie er von nun an hieß, König Heinrich IV. von Frankreich hatte jedoch als Proteſtant die ganze ſtrengkatholiſch geſinnte Parthei der Ligue gegen ſich und wenn er ſein neues Königreich beſitzen wollte, ſo mußte er daſſelbe erſt erobern. Der Herzog von Mayenne ließ den alten Kardinal von Bourbon, obwohl ſich dieſer in Heinrichs Gewalt befand, als Karl X. zum König von Frankreich ausrufen, und ſich ſelbſt zum Generalſtatthalter ernennen.

Niemand hatte wachſamere Augen auf Frankreich als Philipp II., welcher bisher durch ſeine geſchickten Agenten in Frankreich, mit welchen er in ununterbrochener Correſpondenz ſtand, immer den größten Einfluß auf den Fortgang der katholiſch-revolutionären Parthei ausgeübt hatte. Er ſelbſt ſtrebte insgeheim darnach, den Beſitz Frankreichs für ſein Haus zu gewinnen, und ein Rechtsgrund dafür ſchien in ſeiner dritten Heirath mit Eliſabeth, der Tochter Heinrichs II. und Katharinens von Medici zu liegen. Er benahm ſich jedoch, indem er fortwährend eine enge Verbindung mit der Ligue unterhielt, äußerſt vorſichtig. Er begnügte ſich vor der Hand damit, zu forſchen, die Verhältniſſe zu ſtudiren, die Entwickelungen der allgemeinen Gährung prüfend abzuwarten, bevor er irgend einen durchgreiſenden Schritt thäte. Er vermied es mit der größten Sorgfalt ſich zu kompromittiren.

Die Ermordung Heinrichs III. warf auf einmal das Gewicht in die Wagſchale, indem die Ligue dadurch plötzlich einen enormen Zuwachs an Macht erhielt; der ausſchweifende Fanatismus der bigotten Volksparthei äußerte ſich durch zahlloſe Pasquille auf den ermordeten letzten Valois „persécuteur du pauvre peuple,“ durch die Apotheoſe des Mörders. Dieſe Stimmung wurde durch die Wahl des reformirten Königs von Navarra noch heftiger geſchürt. Daß Philipp II. ſchon aus religiöſen Gründen den proteſtantiſchen Heinrich von Navarra nicht als Vierten dieſes Namens in der Reihe der franzöſiſchen Könige anerkennen würde, bedurfte keiner Frage. Um dieſen vor der Hand ja nicht zu Kräften kommen zu laſſen, erkannte er den Gegenkönig Karl X. an und wies der Ligue einen Kredit zur Unterſtützung an. Im Grunde konnte er dadurch für ſeine geheimen Wünſche nichts verlieren; er betrachtete das, was geſchehen war, eigentlich nur als proviſoriſch. Aber indem er ſeinem Geſandten, Don Bernhardin de Mendoza, ſchrieb, daß der Kardinal von Bourbon, oder wie er jetzt hieß: König Karl X. in den Stand geſetzt werden müſſe, um ſeine „königlichen Funktionen“ frei ausüben zu können, daß derſelbe alle Bedingungen der Ligue pünktlich erfüllen, daß der Generalſtatthalter des Königreiches, der Herzog von Mayenne, ſtets in ſeiner hohen Stellung erhalten werden müſſe, erinnerte er ſeinen Geſandten zugleich, daß der Kardinal-König ihm (Philipp II.) alle für die Sache der Ligue gemachten Auslagen, die ſehr bedeutend ſeien und noch täglich zunähmen, zu erſtatten habe. Er ſorgte bereits für den Fall, wenn der Kardinal die Freiheit nicht erlangen könnte und „wenn ſich die Katholiken, zu ſchwach gegen den Bearner (Heinrich IV.) und gegen die Ketzer, wie ſie ſagen, in ſeine (Philipps) Arme werfen wollten“ *) Der Geſandte erhielt ferner die Weiſung, auf eine geſchickte feine Manier („diestramente“) die Rechte der Infantin zu inſinuiren und die andern Rechte, die man der Krone Spanien entriſſen habe, zu vindiciren. Er ſollte ſich übrigens in der ganzen Angelegenheit mit „guter Verſtellung“ („con bona disimulacion“) benehmen, um das Terrain und die Stimmung der Gemüther zu erforſchen und zuſehen, welchen Effekt dies machen würde. Man ſieht aus dieſen Andeutungen, wie Philipp II. den Gedanken, den Beſitz Frankreichs an ſein Haus zu bringen, feſt hielt. Auch ſein Herz war bei dieſem Plane betheiligt. Jene Infantin, deren Rechte auf Frankreich zu inſinuiren, er ſeinen Geſandten anwies, war ſeine Tochter Iſabella Klara Eugenia, für welche der ernſte, in ſich gekehrte Monarch die zärtlichſte Vorliebe hatte, mit welcher er oft mehre Stunden der Nacht traulich beiſammen ſaß, die er ſich nach ſeinen Wünſchen herangebildet hatte, deren Geiſt ihn anzog, die manche ſeiner Regierungsgeſchäfte mit ihm theilte, vielleicht das einzige Weſen, von dem er in ſeinem freudenloſen Alter, in ſeiner königlichen Einſamkeit, Licht und Wärme für ſein Herz empfing.

Philipps II. Verhältniſſe zu Frankreich wurden dadurch verwickelter, daß ſich Heinrich IV. an Eliſabeth von England und an die vereinigten Provinzen um Unterſtützung wendete und ſie von beiden erhielt. Hier trat nun der alte Haß Philipps II. gegen Eliſabeth in friſcher Kraft wieder hervor

---

*) „ils devroient, en traitant avec elle“ (Sa Majesté) „abandonner d'abord toute mesfiance. Si pourtant ils ne veulent point avoir recours à cet appuy, Sa Majesté n'en sera pas moins leur amy et leur protecteur dans l'occasion“ (Philipps Brief an Mendoza bei Capefigue. V. Bd. 350—353).

und von Seiten ſeiner abgefallenen Unterthanen ſah er zugleich eine neue Beleidigung gegen ihn und gegen die katholiſche Sache, umſomehr da ihm die Ligue den Titel „eines Protektors der Krone Frankreich“ übertragen hatte. *) Indem er ſich aber nun mit dem größten Eifer in die franzöſiſche Angelegenheit einmiſchte, die Exaltation der fanatiſchen Volksparthei in Paris bis zum Ausbruch der Anarchie ſteigern, den Häuptern der Ligue bedeutende Geldunterſtützungen zukommen ließ und dem Herzog von Parma Befehl ertheilte, derſelben eine Anzahl niederländiſcher Hülfstruppen zu ſenden, ſetzte er eben dieſen ſeinen trefflichen Feldherrn in die größte Verlegenheit und entblößte die ihm wiederunterworfenen ſüdlichen Provinzen. Vergeblich machte der erfahrene Parma ſeinem Monarchen die triftigſten Gegenvorſtellungen; vergeblich drang er darauf, zuerſt den Krieg in den Niederlanden zu beendigen. Philipp war durch ſeinen Eifer für die katholiſche Sache und für ſeinen geheimen Lieblingsplan (Frankreich für die Infantin!) verblendet, welchem letzteren durch den Tod des Kardinals von Bourbon bald ein Hinderniß weniger im Wege ſtand. Tapfer hatten die dreizehn-

---

*) „Muerto el Rey de Francia el Parlamento de Paris pronunció un Auto que fue aprobado por el Consejo de Estado, cuya substancia y palabras formales eran: „„Que se acudiese al Catolico é invicto Rey de las Espannas Don Felipe II., principal protector de la Religion Catolica, y zelador de la salud de aquel Reyno, conforme al testimonio que de ello daban sus claros hechos pasados y continuos socorros, que havia hecho à Carlos IX. y à Enrico III., quando se mostró enemigo de los Hereges y Cismaticos, por solo el deseo de preservar la Religion Catolica; pues que de su piadosisimo y liberalisimo animo y condicion se podian prometer el socorro que se le embiaba á pedir““. El Rey, que yá estaba libre de las obligaciones con la casa de Francia, y con otras presentes, y nuevos cuidados de mirar por la Religion Catolica, acceptó la Proteccion con mucho, y atendió á favorecer la Liga“ etc. etc. Salazar de Mendoza a. a. O. p. 160.

hundert Wallonen, welche aus Flandern nach Frankreich marſchirt waren, in der Schlacht bei Ivry (am 14. März 1590) gegen Heinrich IV. gefochten, aber deſſen Sieg über die liguiſtiſche Armee nicht aufhalten können. Als nun Heinrich IV. Paris belagerte, mußte Parma, auf Philipps ausdrücklichen Befehl, eine anſehnliche Heeresmacht nach Frankreich führen, um Paris zu entſetzen, welches Philipp in Betracht der zahlreichen exaltirten Parthei, die dort für ihn ſtand, durchaus nicht in Heinrichs IV. Gewalt gerathen laſſen wollte. Mit widerſtrebendem Herzen gehorchte Parma dem königlichen Befehle, übertrug dem Grafen Peter Ernſt von Mansfeld und deſſen Sohne Karl die Regierung und den Krieg in den Niederlanden und begab ſich im Auguſt deſſelben Jahres mit 10,000 Mann zu Fuß und 3000 Mann Reiterei, nebſt den beſten Offizieren nach Frankreich. Sein Erſcheinen vor Paris, verbunden mit der Ankunft des Herzogs von Mayenne brachte allerdings die gehoffte Wirkung hervor; Heinrich IV. mußte die Belagerung von Paris aufgeben.

Indem nun Philipp die kriegeriſchen Unternehmungen des Herzogs von Parma in den Niederlanden lähmte, (dieſer hatte bei ſeinem Abzuge nach Frankreich den beiden Grafen Mansfeld ausdrücklich eingeſchärft, ſich ſtreng auf die Defenſive zu beſchränken) nahmen jetzt die vereinigten Provinzen die Stellung der Offenſive ein, welche Parma nothgedrungen hatte aufgeben müſſen. Der ſcharfſinnige, tapfre, erfahrne und durch Geiſtesbildung wie durch unbeſcholtenen Charakter ehrenwerthe Graf Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland, brachte dieſen Plan zuerſt in Anregung. Schon zu Anfang des Jahres 1589 hatte er darauf aufmerkſam gemacht, wie günſtig eben die Umſtände für einen ſolchen Plan ſeien. Zu dieſem Ende machte Graf Wilhelm Ludwig ferner unter anderem den Vorſchlag, die Soldaten durch einen anſehnlichen Lohn eifriger und bereitwilliger zu machen und dieſelben auch als Schanzgräber zu verwenden, was von großer Wichtigkeit in Bezug auf die Eroberung der von der königlichen Parthei noch beſetzten Feſtungen im Norden war. Wilhelm Ludwigs Vorſchlag fand jedoch vorzugsweiſe bei den ſtädtiſchen Magiſtraten Widerſpruch, welche es für rathſamer hielten, die Lande durch Anlegung neuer Feſtungswerke gegen die Angriffe der Feinde beſſer zu verwahren, als die von den Feinden allerdings meiſtens ſchwach beſetzten Grenzfeſtungen zu erobern. Die Staaten beriefen ſich darauf, wie unglücklich bereits mehre Verſuche in früheren Jahren, die Offenſive zu ergreifen, abgelaufen waren, wogegen ſich jedoch die Einwendung machen ließ, daß damals auch die Verhältniſſe für die Provinzen keineswegs ſo günſtig geweſen waren, wie jetzt. Wenn man nun auch 1589 Wilhelm Ludwigs Vorſchlag noch nicht für unausführbar hielt, ſo überzeugte man ſich doch ſchon im nächſten Jahre von dem Vortheil, die Offenſive zu ergreifen. Uebrigens beſaß die Republik auch den rechten Mann, um einen Angriffskrieg zu leiten; dieſer Mann war Prinz Moritz von Oranien.

Moritz ſtand damals in der Blüthe und Fülle ſeiner jugendlichen Kraft. Auf der vaterländiſchen Hochſchule Leyden, wo er erzogen worden war, hatte er ſeinen klaren durchdringenden Geiſt, unter Leitung des trefflichen Simon Stevin aus Brügge, des damals berühmteſten Mathematikers in den Niederlanden, vorzugsweiſe mit der Mathematik und allen auf dieſelbe begründeten Wiſſenſchaften innig befreundet. Sein angeborenes Genie für die Kriegführung, welches durch perſönlichen Muth geſtützt und von dem ausgezeichnetſten Talent für das Fach des Staatsmannes begleitet war, erhielt durch das eifrige Studium jener Wiſſenſchaften eine ſichere Richtung. Durch den

Tod ſeines Vaters plötzlich aus dem ſtillen Leben für die Wiſſenſchaften mitten in den Kreis der politiſchen und kriegeriſchen Thätigkeit hinausgerufen, lernte Moritz unter allen Stürmen und Intriguen, durch welche die junge Republik während des vorherrſchenden engliſchen Einfluſſes bedroht war, ſeine Kraft ſtählen, ſeine Kenntniſſe anwenden, ſeine Umſicht erweitern. Er beſaß die meiſten Talente ſeines Vaters und ſeines Großvaters mütterlicher Seite, jenes berühmten Moritz von Sachſen, wenn auch nicht die ganze Seelengröße des Erſteren. Raſcher und ungeduldiger wallte ihm das Blut in den Pulſen; ſein junges Herz verlangte nach einem Befreiungskriege. Sein Verſtand durchſchaute das Geheimniß, wodurch ſein großer Gegner Parma das Glück an ſich gefeſſelt; Moritz hatte in den Büchern der Geſchichte die Thaten der alten Helden erforſcht; aber ebenſo durchſchaute ſein ſcharfer, klarer Verſtand auch alle Gebrechen im nationalen Heere, und von Grund aus unternahm er es, dieſelben, der Natur des Landes und der Bevölkerung gemäß, zu heilen. Er war überzeugt, daß die Stärke eines Heeres nicht in der Zahl der Soldaten liegt, ſondern im Geiſte, der ſie beſeelt, daß nur dieſer Wunder verrichtet. Dieſer Geiſt iſt der Geiſt der ſtrengſten Ordnung, begründet auf Gehorſam einerſeits und auf Redlichkeit anderſeits. Moritz drang, wie ſein trefflicher Verwandter, Graf Wilhelm Ludwig, darauf, daß die Truppen guten Sold in richtiger Bezahlung erhielten. Nur, wenn ſie ſahen, daß man die Pflichten gegen ſie redlich erfülle, nur dann war auf ſie zu bauen; dann ließ ſich auf Mannszucht dringen. Solange der Soldat nicht aus Noth zu betteln oder zu plündern brauchte, ſo lang konnte er das Ehrgefühl nicht verlieren, und ſo lang ihn dies beſeelte, durfte man auch auf außerordentliche Anſtrengungen deſſelben in außerordentlichen Fällen ſicher rechnen. Solche Anſichten und

Grundſätze leiteten den jungen Prinzen und in dieſem Geiſte reorganiſirte er das Heer, begründete er eine ſtrenge Kriegszucht. Jedes Regiment beſtand damals aus zehn Fahnen, jede Fahne oder Kompagnie aus wenigſtens hundert Mann mit dreizehn Offizieren, drei Schildknappen und drei Pagen. Moritz übte die Armee (ſowohl zu Fuß als zu Pferd) auf eine neue Art in den Waffen, zumal auch im Mitführen des Proviants und in den Schanzarbeiten. Aber die Hauptſtärke ſeiner Kriegskunſt beſtand darin, daß er große Treffen ohne dringende Noth zu vermeiden, und dafür dem Feinde durch kleine Gefechte Abbruch zu thun bemüht war. Am bedeutendſten war ſeine Befähigung feſte Plätze zu belagern oder zu vertheidigen, hochwichtig bei der damaligen Art Krieg zu führen, und bei der Natur des Landes. Daß nun Moritz durch Geiſt, Kenntniſſe und Charakter, verbunden mit friſcher Jugendkraft, dem Vaterlande vollkommen nützlich werden konnte, dazu trug auch noch ſeine einflußreiche Stellung weſentlich bei; bekanntlich vereinigte er mit den Statthalterſchaften von Holland und Seeland nach Nienenaars Tode jene über Utrecht, Geldern und Over-Yſſel, *) womit zugleich die Würde eines oberſten Feldherrn über die Landmacht für Holland und über ſämmtliche Flotten der vereinigten Provinzen verbunden war; in der Folge erhielt er auch in den übrigen Provinzen (bis auf Friesland und Gröningen) die höchſte ausübende Macht, auch in Kriegsſachen.

Ein romantiſches Vorſpiel ſeiner künftigen Thaten für die Re-

---

*) Die Statthalterſchaft über Utrecht erhielt Moritz, vornämlich durch Oldenbarnevelts Bemühungen, im Februar 1590; ungefähr um dieſelbe Zeit wurde er auch zum Statthalter von Over-Yſſel erhoben. Erſt im Mai 1591 erhielt er ſeine Inſtruktion als Statthalter von Geldern und Zütphen.

publik war die Eroberung Breda's, welche zwar nicht durch ihn perſönlich, aber unter ſeiner Leitung vollbracht und von ihm ebenſo raſch als vortrefflich benützt wurde. Die Stadt Breda in Brabant (zwei Meilen von Zevenbergen, womit ſie durch das Merkflüßchen verbunden iſt) war nun bereits ſeit 9 Jahren im Beſitz der Königlichen, und dieſe beſorgten nicht im Geringſten einen feindlichen Ueberfall. Schon im Jahr 1589 hatten mehre Schiffleute im Dorfe Leur (nicht weit von Zevenbergen), welche Torflieferungen für die ſpaniſche Beſatzung von Breda machten, den Prinzen Moritz, welcher ſich damals auf der Voorner Schanze befand, über die Gelegenheit des Schloſſes in Kenntniß geſetzt und ihm ihre Dienſte für Leben und Tod angeboten. Moritz überlegte die Sache, nachdem er ſich bei jenen patriotiſchen Leuten bedankt und ihnen das ſtrengſte Schweigen anbefohlen hatte, mit Oldenbarneveld, welcher Letztere die Staaten für eine Expedition gewann, um Breda durch Liſt den Spaniern zu entreißen. Auch Graf Philipp von Naſſau, welcher Gouverneur von Gorkum, Workum, Loeveſtein und den umliegenden Forts war, wurde ins Intereſſe gezogen und endlich der Obriſt Herangière zum Chef der Unternehmung beſtimmt. Dieſer tapfre Mann, welchen man früherhin im Verdacht gehabt hatte, als neige er allzuſehr zur Leiceſterſchen Parthei, ergriff mit Enthuſiasmus die Gelegenheit, welche ſich ihm darbot, um ſeinen Patriotismus durch ein kühnes Wageſtück zu beweiſen. Er ſammelte, als die Unternehmung gehörig vorbereitet worden war (man erkennt den ächt holländiſchen Geiſt wieder in der Behutſamkeit, mit welcher die Expedition von allen Seiten reiflich erwogen und vorbereitet wurde, bevor es dienlich ſchien, ſie auszuführen) die erleſenſten Soldaten und Offiziere, im Ganzen ſiebenzig Männer, und verbarg dieſelben in dem Fahrzeuge des Torfſchiffers Adrian van

Bergen, welcher zum Behuſe ſeiner Lieferungen von Brennmaterial an die Garniſon in Breda freies Geleite hatte. Das Torfſchiff war für die Expedition mit einem Bretterverſchlag im unterſten Schiffsraume verſehen worden, wo ſich jene Siebenzig befanden; über dieſem Verſchlage war der Torf aufgeſchichtet. Die ganze Unternehmung, welche endlich im Februar 1590 zu Stande kam, war gefahrvoll und abentheuerlich. Schon das unbemerkte Einſteigen der Siebenzig erforderte die größte Vorſicht und wäre beinahe mißglückt. Durch einen widrigen Oſtwind aufgehalten, blieb das verhängnißvolle Torfſchiff auf der kurzen Strecke von Zevenbergen nach Breda vom Abend des Montags bis zum Morgen des Donnerſtags unterwegs; und eine mit dem Oſtwind eingetretene furchtbare Kälte, Hunger, ja ſelbſt das Waſſer im Schiffsraume (weil nämlich das Fahrzeug leck war,) bedrängten die verborgenen 70 Krieger aufs Aeußerſte. Endlich kam denn das Schiff vor Breda an und wurde eingelaſſen. Der geringſte Zufall konnte Alles entdecken und die Siebenzig waren dann in der Falle. Die Schleuße hinter ihnen war geſchloſſen; ja das Eis ſogar hielt ſie feſt. Zum Glück verrichtete der Korporal von der Schloßwache, welcher das Schiff unterſuchte, ſein Geſchäft ziemlich nachläßig, und zum Glück blieb ferner gerade während dieſer verhängnißvollen Augenblicke Jeder von den Verborgenen vom Huſten verſchont, obwohl Viele daran litten. Der Korporal verließ das Schiff wieder; es wurde nun durch die aufgezogene Schleuße in die Stadt gebracht, und mehre Italiener von der Beſatzung ſelbſt zogen es durch das Eis weiter. Ein Lieutenant von der verſteckten Bemannung, Namens Matthias Held, welcher mit einem unaufhörlichen Huſten behaftet war, zog ſeinen Dolch und bat ſeine Kameraden, ihm denſelben in die Bruſt zu ſtoßen, damit er ſie nicht unfreiwillig verriethe. Man that dies nicht und der wackre Schiffer Adrian wußte das Geräuſch dadurch zu übertäuben, daß er luſtig ſingen und friſch drauflos pumpen ließ. Als nun das Schiff an Ort und Stelle war, beeilte man ſich, auf das Drängen der Beſatzung, der das Brennmaterial ausging, ſehr mit dem Ausladen des Torfes; jedes Wachthaus wollte damit verſehen ſein. Aber eben durch dieſe Eile entſtand auch für die Siebenzig die Gefahr, vor der Zeit entdeckt zu werden, wenn man beim Ausladen bis auf den geheimen Verſchlag kam. Die Geiſtesgegenwart Adrians rettete ſie auch jetzt wieder. Er ſagte den feindlichen Soldaten: „ſie hätten ja jetzt fürs erſte Bedürfniß genug Torf; ſeine Leute wären ſehr ermüdet; den Reſt könne man ja am anderen Tage ausladen.“ Die Soldaten gaben ſich damit zufrieden. Nun ſtiegen die Siebenzig um Mitternacht aus dem Verſchlage hervor; und, um die feindlichen Schildwachen über das Geräuſch zu täuſchen, pumpten die Schiffsleute unverdroſſen. Raſch vertheilt jetzt der kühne Heraugière ſeine Braven, um das Schloß von mehren Seiten zu überfallen. „Wer da?“ ruft eine Schildwache; doch Heraugière faßt den Mann an der Kehle und raunt ihm zu: „Du biſt des Todes, wenn Du ein Zeichen gibſt!“ Hierauf fragt er den Erſchrockenen aus und erfährt die ziemlich geringe Zahl der Beſatzung des Schloſſes. Zum Glück für die Angreifenden war der Kommandant von Breda Lanſavecchia gerade abweſend. Der Herzog von Parma hatte nämlich demſelben nicht bloß dieſe Stadt ſondern auch Gertruidenburg anvertraut, und Moritz klugberechnete Bewegungen gegen das Letztere gemacht, welche zur Folge hatten, daß der Kommandant ſelbſt ſich dahinbegab und Breda einſtweilen ſeinem noch unerfahrenen jungen Neffen, Antonio Paolo, übergab. Die Siebenzig griffen nun das Schloß an, fanden Widerſtand, überwanden jedoch denſelben bald und beſetzten die wichtigſten Poſten, während ſie dem Prinzen Moritz, der ſich in der Nähe befand und über alle Vorgänge in Kenntniß erhalten wurde, von dem glücklichen Anfang der Expedition durch Feuerſignale Nachricht gaben. Inzwiſchen gab es in der Stadt Allarm und die Bürgerſchaft griff raſch zu den Waffen, um die Eingedrungenen zu vertreiben, wurde aber von dieſen mit Gewehrfeuer empfangen und abgewieſen. Die Beſatzung der Stadt, von Schrecken erfaßt, dachte blos an Rettung und flüchtete, voll Feigheit, wofür Parma ſpäter einige Offiziere nach dem Ausſpruch eines Kriegsgerichtes enthaupten ließ. Indeſſen waren der Graf Hohenlohe und Prinz Moritz, auf die Nachricht vom Gelingen des Anſchlages mit einer ſtarken Truppenzahl und vielen edlen Anführern raſch nach Breda gerückt, und hatten das Schloß beſetzt, während die Trompeter als Siegesmarſch die Melodie des Volksliedes blieſen:

„Wilhelmus van Nassouwen
Ben ik van duytschen bloed.“

Moritz drohte nun den Bürgern, die Stadt zu beſchießen, wenn ſie ihm dieſe nicht übergeben wollten. Die Drohung wirkte umſomehr, da die Bürger durch die Flucht der Beſatzung völlig preisgegeben wurden. Sie kapitulirten denn mit Moritz, übergaben die Stadt unter den Gehorſam für die Generalſtaaten und ihn, und verpflichteten ſich, jedem Soldaten — Kopf für Kopf — einen zweimonatlichen Sold zu bezahlen, wofür ſie von der Plünderung verſchont blieben und die ſtädtiſchen Rechte und Privilegien behielten. Jenen Bürgern, welche die Stadt verlaſſen wollten, wurde das Recht des freien Abzuges zugeſichert; ſämmtliche Kirchen Bredas, bis auf eine, welche den Katholiken blieb, wurden für den reformirten Gottesdienſt beſtimmt. Stattlich zog Moritz in das Erbe ſeines Hauſes (und das war Breda) ein, übergab dem kühnen Heraugière das Kommando, legte, um die Eroberung gegen Parma behaupten zu können, eine ſtarke Beſatzung ein und verſah den wichtigen Platz ſchnell mit Proviant und Munition. Der glückliche Erfolg des Wagniſſes war für die Republik von hoher Bedeutung, nicht bloß durch den Beſitz der wichtigen Grenzfeſtung, ſondern vornämlich auch durch die moraliſche Wirkung, welche das Gelingen auf die ganze Nation ausübte. Die Eroberung Bredas war, namentlich durch die romantiſchen Umſtände, unter denen ſie vor ſich gegangen, ein ſo allgemein populäres Ereigniß, welches im Geiſt, Herzen und Mund des Volkes friſch fortlebte, daß der Aufſchwung des Nationalgeiſtes mächtig dadurch gefördert blieb; in dem „Torfſchiff von Breda“ hatte das geſunde praktiſche Volk einen koſtbaren Stoff, (ſo möchte man ſagen,) für Tradition und Lied, einen Stoff, der, ſo oft er wieder anklang, ſtets aufs Neue elektriſirte. Die Staaten trugen dankbar und klug das Ihrige dazu bei, um dieſen Eindruck zu befeſtigen. Sie bewilligten dem wackren Torfſchiffer Adrian und ſeinen zwei Knechten eine ſtattliche Summe als Geſchenk und ein Jahrgeld für Lebenszeit; jeder Soldat von jenen Siebenzig, welche die Expedition mitgemacht hatten, bekam außer dem zweimonatlichen Sold, eine goldene Schaumünze im Werth von 25 Gulden; *) der treffliche Oldenbarneveld, welcher für die ganze Sache auf ſeinem Felde unermüdlich thätig geweſen war, einen zierlichen vergoldeten Becher, worauf die ganze Begebenheit in getriebener Arbeit nachgebildet war. **) Auch verehrten ihm die Staaten bei der Geburt ſeines Sohnes Wilhelm, bei dem ſie Pathenſtelle vertraten, als Pathengeſchenk ein Gefäß von 600 Gulden im Werth, und ſeinem Sohne ſetzten ſie eine jährliche Rente von 200 Gulden aus.

---

*) Die Medaille zeigte auf der eine Seite das Torfſchiff mit der Schrift: „Parati, vincere aut mori“, und unten: „Prämium invicti animi“; auf der andern Seite die Worte: „Breda a servitute Hispanica vindicata, ductu principis Mauritii a Nassau 4. Martii 1590“.

**) Nebſt lateiniſchen Diſtichen und dem Chronoſtich.:

DVrIs MILItIbVs naVI sVb CespIte teCtIs
Est BaCChI festo NassaV tIbI Breda sVbaCta.

Kaum hatte Parma die unwillkommene Nachricht von der Eroberung Bredas vernommen, als er den Grafen Karl von Mansfeld beauftragte, es wieder einzunehmen. Noch im März kam dieſer denn auch in die Umgegend Bredas, berannte die Stadt, warf bei dem Dorf Ter Heide an der Merk eine Schanze auf und bemächtigte ſich Zevenbergens, welches geplündert wurde. Im Mai wandte ſich Mansfeld vor die Schanze Norddamm bei Zevenbergen, welche jedoch Matthias Held (derſelbe, der ſich im Torfſchiffe niederſtoßen laſſen wollte, um durch ſeinen Huſten die Kameraden nicht zu verrathen) ſo trefflich gegen die Uebermacht der Feinde vertheidigte, daß Mansfeld mit einem nicht geringen Verluſt abziehen mußte.

Mittlerweile war Prinz Moritz in die Betuwe gerückt, um durch eine ſcheinbar beabſichtigte Diverſion gegen Nymwegen, den feindlichen Feldherrn von Breda fortzulocken. Dies gelang ihm auch vortrefflich. Mansfeld verließ ſeine Stellung vor Breda, folgte ſeinem Gegner und machte nicht weit von Nymwegen, zwiſchen Maas und Waal, Halt. Moritz blieb mit ſeinem Heere in der Betuwe und hielt die Waal bis zu ihrer Verbindung mit der Maas durch Schiffe, ihre Ufer durch Truppen beſetzt, ſo daß die Königlichen keinen Uebergang unternehmen konnten. Indem er auf dieſe Weiſe die Operationen derſelben lähmte, warf er auch gegenüber, vor Nymwegen, nördlich von der Stadt, eine Schanze auf, die ſogenannte „Knodſenburg.“ Unter ſolchen Diverſionen, wobei Moritz bereits ſeine militäriſche Ueberlegenheit bewährte, verging der Sommer. Im Verlauf des Jahres, während ſich Parma mit dem großen Theil des Heeres in Frankreich befand, brandſchatzte der junge Feldherr das platte Land bis gegen Deutſchland hin und im Herbſt eroberte er mehre Schanzen in Nordbrabant und die Stadt Steenbergen. Die Bürger von Venlo vertrieben faſt zur ſelben Zeit die königliche Beſatzung aus der Stadt, obſchon ſie den Grafen von Mansfeld ſchriftlich verſicherten, daß ſie dem König deſſenungeachtet treu bleiben wollten.

In dieſe Zeit fiel eine Verhandlung der deutſchen Reichsfürſten mit beiden kriegführenden Partheien, den Spaniern und der Republik, über die Verletzung des Reichsgebietes durch Einmiſchung in die Kölner Angelegenheit. Sowohl gegen Parma als gegen die Generalſtaaten wurden darüber von Seiten des Reiches Beſchwerden erhoben. Parma war, als die deutſchen Geſandten bei ihm in Brüſſel eintrafen, eben im Begriffe, nach Frankreich abzureiſen und gab Denſelben, ohnehin mißgeſtimmt, weil er, auf des Königs Befehl, mitten in ſeinem Werke abbrechen mußte, eine hochfahrende Antwort. „Von deutſcher Seite her“ ſo erwiederte Parma den Geſandten, „habe man ihn ja angegangen, die Sache der katholiſchen Parthei zu vertheidigen; nichts ſei daher billiger, als daß man dort auch den Schaden trage, der nicht zu vermeiden geweſen ſei.“ Mit dieſer Aeußerung ließ er die Sache dahingeſtellt ſein. Nun verlangten und erhielten die deutſchen Geſandten Päſſe nach den vereinigten Provinzen, und begaben ſich in den Haag.

Sie beſchwerten ſich hier (im Auguſt) insbeſondere über die Errichtung der „Schenkenſchanze“ auf deutſchem (Kleve'ſchen) Gebiet und verlangten freie Schiffahrt auf dem Rhein und der Ems; man gab ihnen von Seiten der Generalſtaaten eine höflichere Antwort. „Die Spanier ſind es“ (ſo lautete im Weſentlichen der ſchriftliche Beſcheid der Generalſtaaten vom 23. September 1390) „welche uns Niederländer gezwungen haben, die Waffen zu ergreifen. Wohl ſind die Grenzlande durch das Kriegsvolk geplündert worden, aber daran tragen die Staaten keine Schuld; man kennt ja den Uebermuth der Soldaten; ſelbſt die Befehlshaber vermögen es mit ihrem ganzen Anſehen nicht, denſelben zu zügeln. Wie es auch mit dem (überdieß zweifelhaften) Rechte, in Bezug auf die Schenkenſchanze beſtellt ſein möge, — dieſe wurde lediglich zur Vertheidigung der Grenzen errichtet. Deutſchland hat von der Armuth der Niederländer ſo wenig zu fürchten als von der Freiheit der tapferen Schweizer. Was endlich die freie Schifffahrt betrifft, ſo iſt das ſehr unrathſam in Beziehung auf die Stellung zum Feinde.“ Was die Grenzfeſtungen auf deutſchem Boden anging, ſo hatte Parma erklärt, er würde dieſelben räumen, ſobald die Staaten ein Gleiches thäten; die Letzteren konnten ſich jedoch, aus wohlbegreiflichen Gründen, dazu nicht entſchließen. Somit blieben denn die Sachen auf dem alten Fuße, wiewohl Kaiſer Rudolf II. es an dringenden Ermahnungen zum Abſchluß eines Friedens mit Spanien nicht fehlen ließ. Die Republik nahm darauf keine Rückſicht, und zwar um ſo weniger, da ſie ſich durch aufgefangene Briefe überzeugt hatte, das Philipps tiefeingewurzelter Haß gegen die Proteſtanten noch immer in friſcher Kraft geblieben war.

Nun war der Zeitpunkt eingetreten, in welchem die Staaten den im vorigen Jahre ertheilten Rath des Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau, die bisherige Defenſive mit der Offenſive zu vertauſchen, beherzigten. Eliſabeth hatte ſie und den Prinzen Moritz dazu angeeifert und namentlich einen Einfall in Flandern angerathen. Man traf unverdroſſen die geeigneten Anſtalten dazu. Der Staatsrath lieferte gegen Ende des Jahres 1590 das Kriegsbudget für das folgende Jahr ein; es ergab ſich, daß die Staaten damals über eine Armee von ungefähr 20,000 Mann zu gebieten hatten, und daß man noch 3000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferd bedurfte, zu deren Werbung die Staaten bereitwillig die Koſten übernahmen. Eifrig betrieben ſie die Inſtandſetzung ihres Heeres zu einem Angriffskriege. Sie rüſteten Kriegsgeräthe und Munition für ihre verſtärkte Armee und nahmen Schiffleute in Sold, welche das Geſchütz bedienen und es im Nothfall auf ſumpfigem Terrain fortſchaffen ſollten. Uebrigens bewilligten die Staaten, wie ſchon früher der Republik Genf gegen den Herzog von Savoyen und dem König Heinrich IV. ſo jetzt dem Letzteren wieder eine bedeutende Geldunterſtützung, um welche er angeſucht hatte.

Mit dem Frühling 1591 eröffnete nun Prinz Moritz, nachdem alle Voranſtalten aufs Solideſte und Umfaſſendſte getroffen waren, den Offenſivkrieg gegen die Spanier und damit zugleich eine neue glückliche Aera für die Republik. Mit 9000 Mann zu Fuß und 1600 zu Pferd zog er raſch ins Feld, ohne daß die Feinde es erwartet hatten. Sie ahnten ſeinen eigentlichen Plan, welcher auf die Eroberung der feſten Plätze an der Yſſel gerichtet war, um ſo weniger, da er, um ſie irre zuführen, den Anſchein genommen hatte, als wolle er gegen die Maas hin vorrücken, gegen Herzogenbuſch oder Geertruidenberg zu. Plötzlich machte er eine Wendung nach Zütphen hin, und der Ritter Franz Vere, Befehlshaber der engliſchen Truppen, bemeiſterte ſich (am 23. Mai) durch einen raſchen Ueberfall der dieſer Stadt gegenübergelegenen Schanze auf dem linken Ufer der Yſſel. Am anderen Tage erſchien Moritz plötzlich vor Zütphen, wo man ihn nicht erwartet hatte. Dieſe Stadt war nur ſchwach beſetzt und ſchlecht verproviantirt. Moritz beſchoß ſie dreimal mit ſeinem ganzen Geſchütz und forderte ſie dann zur Uebergabe auf. Sie verlangte eine Friſt zur Berathung, und als Moritz eine ſolche nicht zugeſtehen wollte, ergab ſie ſich ihm am 30. Mai 1591. Die (600 Mann ſtarke) Beſatzung erhielt freien Abzug, die Stadt die Verſicherung, daß alle ihre Privilegien unangetaſtet bleiben ſollten; in Beziehung auf die Religion ſollte ſie allen Städten der vereinigten Provinzen gleichgehalten werden.

Nun rückte **Moritz** ohne Verzug von Zütphen vor die Stadt **Deventer**, welche nur drei Stunden nordwärts davon an der Iſſel liegt. Dort befehligte der muthige Graf **Hermann van den Berg**, ein Sohn jenes zweideutigen Grafen, den wir im Anfang dieſer Geſchichten kennen lernten, und Moritzens Vetter; die Stadt war ziemlich wohl verſehen und die Beſatzung ſtark, aber Moritz hatte erfahren, daß in derſelben Uneinigkeit herrſchte, indem die walloniſchen und die deutſchen Soldaten, aus welchen ſie zuſammengeſetzt war, immerdar Händel mit einander hatten. Hieraus ſchöpfte Moritz Hoffnungen, die Stadt überwältigen zu können. Er ließ durch ſeine Truppen alle Zugänge beſetzen, zwei Brücken über die Iſſel ſchlagen und, nachdem er die Belagerten vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, die Stadt aufs Heftigſte beſchießen. Es glückte ihm, eine Breſche zu machen, und nun gebot er den Sturm. Die Engländer in ſeinem Heere eilten den übrigen Truppen voran, und obwohl eine Brücke, die man über den Graben in der Eile geworfen, zu kurz war, ſo daß ein ungemeines Gedränge entſtand, wagten die muthigen Engländer dennoch den Angriff. Schon drang ein Fähndrich in die Breſche, aber im nächſten Augenblick ſtreckte ihn eine Kugel zu Boden. Graf **Hermann van den Berg**, welcher Beweiſe der größten perſönlichen Tapferkeit gab, hatte dabei ein Auge verloren. Furchtbar wüthete der Tod auf beiden Seiten; aber es gelang den Belagerten, den Sturm endlich abzuſchlagen. Moritz war dadurch keineswegs entmuthigt und traf Anſtalten zu einen zweiten Sturm. Da entſchloß ſich Graf Hermann van den Berg zur Kapitulation. Sie wurde am 10. Juni abgeſchloſſen und zwar unter denſelben Bedingungen wie die von Zütphen, welche überhaupt fortan ſo ziemlich den allgemeinen Maaßſtab gab. Moritz behandelte ſeinen Vetter ſehr freundſchaftlich, woraus die Spanier Argwohn gegen die Treue des Letzteren ſchöpften. Bei dieſer Belagerung hatte ſich eine romantiſche Epiſode ereignet. Ein alter Krieger Alba's hatte nämlich den Junker Ryhove, einen Sohn des Genter Demagogen, zum Zweikampf herausgefordert und dieſer ihn angenommen. Belagerte und Belagerer ſehen dem ſeltenen Schauſpiel zu, wie der junge und der alte Krieger zum Kampf gegen einander treten. Zuerſt verſuchen ſie es ritterlich mit den Speeren. Sie fallen einander an, ſie wetteifern lange in wechſelſeitiger Geſchicklichkeit. Der Ausgang bleibt unentſchieden. Da greift der erbitterte Veteran plötzlich zur Piſtole und ſchlägt auf den Junker an. In demſelben Augenblick holt dieſer mit dem Schwerte aus und haut ſeinem Gegner die Hand ab, ſo daß die Piſtole mit dieſer zugleich zur Erde fällt. „Ich bin beſiegt“ ruft der Veteran, und gibt dem Junker die goldene Kette, die er am Halſe trägt. Moritz, ein Zeuge des Kampfes, läßt den Ueberwundenen frei nach Deventer zurückkehren.

Freudigen Muthes wendete ſich Moritz von Deventer nach Friesland, um auch Gröningen anzugreifen, wozu ihn die Frieſen dringend aufgemuntert hatten. Sein Marſch war höchſt beſchwerlich geweſen, da er ſeinen Weg durch ein ſumpfiges Terrain nehmen mußte. Als er aber in die Nähe von Gröningen kam, ſah er, daß der eben ſo wachſame als tapfere

Verdugo, welcher von ſeinem Plan Kenntniß erhalten und Koeverden ſowie Steenwyk beſetzt hatte, in den Vorſtädten Gröningens bereits wohl verſchanzt lag. Dieſer Umſtand, ſowie die Nachricht, daß der Herzog von Parma ſelbſt im Anzuge ſei, um Gröningen zu entſetzen, veranlaßten Moritz, daß er nach ſechs Tagen mit ſeinem Heere wieder aufbrach. Gleichwohl verlor er den Plan, ſich Gröningens bei der nächſten günſtigen Gelegenheit zu bemeiſtern, nicht aus den Augen. Auch überwältigte er bei ſeinem Abzuge die wichtige Feſte Delfzyl, durch welche der Dollart beherrſcht wird, und ließ deren Werke bedeutend verſtärken. Dadurch war für ſeine Zwecke einſtweilen ſchon Viel gewonnen. Verdugo hingegen nahm Slogteren ein, wodurch er ſich die Kommunikation von Weſtphalen nach der Bourtange öffnete.

Inzwiſchen war der Herzog von Parma, welcher Brüſſel am 20. Juni verlaſſen hatte, in der That auf dem Wege nach Gröningen geweſen. Doch der ſchlechte Zuſtand der Straßen hinderte ihn, und ſo entſchloß er ſich raſch, ſich nach der Waal zu wenden und die neue Feſte Knodſenburg zu belagern. Gerhard de Jonge, ein tapferer Offizier, vertheidigte dieſelbe mit 600 Mann und fügte dem Feinde dabei einen nicht unbedeutenden Verluſt zu. So z. B. büßte der Graf Ottavio von Mansfeld vor Knodſenburg das Leben ein. Inzwiſchen hatte Prinz Moritz, welcher nach ſeinem Abzug von Gröningen die Uebermeiſterung Steenwyks im Auge gehabt, von der Diverſion gegen die Feſte Knodſenburg vernommen. Er eilte, die Beſchützung Frieslands dem wackren Grafen Wilhelm Ludwig übertragend, über Arnheim in die Betuwe, und gab den Belagerten durch Zeichen und Boten Nachricht von ſeiner baldigen Ankunft. Als Parma die erſten Geſchwader der feindlichen Reiterei wahrnahm, ſchickte er ſieben Kornetten gegen ſie aus, um ſie anzugreiſen. Die Feinde hatten vierhundert Reiter in einen Hinterhalt gelegt und zogen ſich, als die Königlichen gegen ſie herankamen, in großer Haſt zurück; allzu eifrig folgten ihnen Jene, bis ſie dieſelben in den Hinterhalt gelockt hatten; dann griffen ſie die Königlichen an, rieben ſie faſt völlig auf, und erbeuteten dabei drei Standarten, worunter ſich auch die Parmas ſelbſt befand, welche das Bild Chriſti mit der Schrift: „Hic fortium dividet spolia“ und das der heiligen Maria mit der Schrift: „Quem genui, adoro!“ trug. Dieſer kleine Vortheil der niederländiſchen Truppen über die Königlichen wurde dadurch folgenreich, daß der ſiegreiche, berühmte für unüberwindlich gehaltene Parma, welcher jedoch jetzt nicht mehr der Alte, deſſen beſte Kraft verwelkt war, die Belagerung der Feſte Knodſenburg aufgab und ſich über die Waal zurückzog. So hatte der erfahrene, treffliche Feldherr zum erſten Male vor ſeinem jungen Gegner das Feld geräumt. Welch ein Triumph für dieſen, welche Ermuthigung für deſſen Krieger! Freudig verfolgten ſie Parmas Rückzug und eroberten mehres Brückengeräthe, ſowie mehre Geſchütze, welche die Königlichen mit ſich führten. Parma war in tiefſtem Grund der Seele über einen ſolchen Wechſel des Glückes betrübt, welcher ihm um ſo empfindlicher war, da er nicht vor der Uebermacht, ſondern vor der Klugheit hatte weichen müſſen. Wohl mochte ihm eine innere Stimme ſagen, daß ſein Glücksſtern unaufhaltſam im Sinken ſei; und wie ſollte er es vermögen, woher bei dem fühlbaren Schwinden ſeiner körperlichen Kraft, die geiſtige nehmen, um ſeinen wohlerworbenen Ruhm zu überleben? Er brach aus ſeinem Hauptquartier in Nymwegen auf und verließ dieſe Stadt, deren Bewohner, ſich durch ſeinen Abzug dem Feinde preisgegeben wähnend, ihren bisherigen Beſchützer mit bittren Schmähungen überhäuften. Sodann ließ er ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen und begab ſich, durch den Kummer aufs Neue krank gemacht nach Spaa, um die dortigen Bäder zu gebrauchen.

Moritz ſah die großen Schwierigkeiten ein, welche beſonders der damals hohe Waſſerſtand der Waal einer Belagerung Nymwegens entgegenſetzte. Er berief deßhalb den Advokaten von Holland, Johann van Oldenbarneveld, zu ſich ins Feld und als dieſer eingetroffen war, berieth man ſich, ob man unter den gegenwärtigen Umſtänden einen Angriff auf Nymwegen wagen ſollte. Viele hielten dies für ſehr zweckmäßig, aus dem Grunde, weil das Heer der Staaten nun einmal doch in der Betuwe ſtünde, und ſodann, weil man die üble Stimmung der Bürger von Nymwegen gegen den Herzog von Parma raſch benützen müſſe. Andere behaupteten dagegen, ganz ſicher in Erfahrung gebracht zu haben, daß der Magiſtrat von Nymwegen dem Herzog gelobt habe: „dem König unverbrüchlich treu zu bleiben;“ auch wollten ſie wiſſen, daß Verdugo mit ungefähr 2000 Mann zu Fuß und 300 bis 400 Reitern zwiſchen Grave und Venlo vorgerückt ſei, um Nymwegen im Fall der Noth zu beſchützen. Das Reſultat der Berathung war der Beſchluß: mit dem Heere aufzubrechen. Moritz befolgte jetzt einen meiſterhaften Kriegsplan. Er nahm, um den Feind irre zu machen, den Schein an, als ahme er Parmas Beiſpiel nach, und verlege ſeine Truppen in die Winterquartiere. Sein tieferer Plan offenbarte ſich bald. Er ſchiffte ſein Fußvolk auf 300 Fahrzeugen ein und brachte es aus Seeland die Schelde hinauf; die Reiterei eilte durch Brabant nach Flandern, wo Moritz das Fußvolk ausſchiffte. Mit einer Schnelligkeit, welche ihm den Erfolg verbürgte, hatte er die Feinde getäuſcht, die Schanzen der Landſchaft Waas erobert und (am 25. September) die Stadt Hulſt eben dort nach einer Belagerung, die nur fünf Tage gewährt, eingenommen. Der Graf von Solms beſetzte die gewonneue Stadt, und die Soldaten Moritzens erhielten das fruchtbare Waasland zur Plünderung, ſo daß ſich die Bewohner deſſelben dazu bequemen mußten, Brandſchatzung zu bezahlen. Doch der tapfre Mondragon, welcher Kommandant der Citadelle von Antwerpen war, bemeiſterte ſich gar bald der Schanzen und der Umgegend von Hulſt wieder. Die Folge davon war, daß die Bewohner des Waaslands den Truppen der Staaten die ſtipulirte Brandſchatzung jetzt nicht bezahlten. Solms behauptete übrigens Hulſt fortwährend für die Republik.

Kaum hatte Moritz durch die unerwartete Diverſion gegen Flandern die Aufmerkſamkeit der Feinde von Geldern abgezogen, als er plötzlich nach dieſer von den königlichen Truppen entblößten Provinz zurückkehrte. Er wollte die günſtigen Umſtände raſch benützen und Nymwegen noch vor dem Anbruch des Winters in ſeine Gewalt bringen. Am 14. Oktober 1591 ſtand er denn mit einer Armee von 10,000 Mann wieder vor dieſer wichtigen Stadt. Zu Oſterholz führte ihm ſein Vetter Wilhelm Ludwig 12 Fähnlein aus Friesland zu und augenblicklich traf nun Moritz alle Anſtalten zur Belagerung. Er rechnete dabei auf jene Zwietracht der Bürger, wovon bereits die Rede geweſen, und welche ihm auch in der That zu Statten kam. Denn die republikaniſche Parthei gewann bei der großen Verarmung, welche in der Stadt eingeriſſen war und bei der ſteigenden Noth, gar bald das Uebergewicht über die königlichgeſinnte, welche durch die Erbitterung gegen Parma ohnehin viele Anhänger verloren hatte. Gleichwohl wurde die erſte Aufforderung Moritzens zur Uebergabe noch mit Trotz abgewieſen. Die königlichgeſinnte Parthei hoffte nämlich noch immer, daß Verdugo, welchem Parma die Obhut Gelderns anvertraut hatte, zum Entſatze herbeieilen würde. Dieſe Hoffnung zerrann indeſſen bald, und man erfuhr, daß der tapfre Verdugo, an deſſen gutem Willen allerdings nicht zu zweifeln war, ſeine Truppen nicht vollzählig habe, und ſich daher auch in keinen Feldzug einlaſſen konnte. Mittlerweile beſchoß Moritz, nachdem ſeine Aufforderung zurückgewieſen worden war, die Stadt auf's Heftigſte; Granaten und andre Zündgeſchoſſe brachten ſie in die äußerſte Gefahr und ſo verloren denn immer Mehre von den Bewohnern den Muth zu einem längeren Widerſtand; während zu gleicher Zeit die republikaniſchgeſinnte Parthei zuſehends an Zahl und Einfluß wuchs und auch die Maſſe des Volks mit ſich für ein Einvernehmen mit den Staaten fortriß. Voll Erbitterung gegen den Magiſtrat, drang die Gemeinde tumultuariſch in das Rathhaus, und zwang denſelben, ſich nicht länger der Uebergabe zu widerſetzen. So wurde dieſe denn in kurzer Friſt (ſchon am 21. Oktober) abgeſchloſſen. Moritz geſtattete der Beſatzung freien und ehrenvollen Abzug, veränderte die ſtädtiſche Regierung und behielt ſich, für die Dauer des Krieges, deren jährliche Erneuerung vor. Die Katholiken hatten öffentliche Uebung ihres Gottesdienſtes verlangt, welche ihnen jedoch aus Vorſicht nicht bewilligt wurde, wie wir denn überhaupt bemerken, daß die Republik, ſeit dem Verluſte Flanderns und Brabants und der Reſtauration des Katholizismus in dieſen Provinzen, ſtrenger als früher darüber wachte, daß der letztere im Umfang der vereinigten Provinzen nicht feſten Fuß faſſen ſollte. Mehre deßhalb erlaſſene Plakate ſind Zeugen dafür und den Grund derſelben muß man wohl vorzugsweiſe in dem Mißtrauen gegen eine geheime Reaktion durch die Mönche, beſonders durch die Jeſuiten, ſuchen, welche letztere von den ſpaniſchen Niederlanden herüber dem Proteſtantismus auf jede mögliche Weiſe Abbruch zu thun ſtrebten. Man muß jedenfalls hier ſtreng zwiſchen dem Weſen des Katholizismus (der in einer Republik die zum größten Theil durch den Kampf um Gewiſſensfreiheit entſtanden war, gewiß einen ehrenvollen Platz einnehmen konnte und mit Recht gleichen Schutz wie andre Konfeſſionen in Anſpruch nehmen durfte) und zwiſchen den fanatiſch-politiſchen Umtrieben unterſcheiden, welche wie Schmarotzerpflanzen ſich an den Erſteren klammerten.

Die Eroberung Nymwegens für die Republik war von der größten Wichtigkeit; denn damit war faſt die völlige Wiedergewinnung Gelderns vollbracht. Moritz übergab das Kommando in Nymwegen dem Grafen Philipp von Naſſau, und beſchloß dann ſeinen glorreichen Feldzug von 1591, indem er ſeine Truppen in die Winterquartiere legte und nach Holland zurückkehrte. Mit hohen Ehren wurde der junge, (erſt vier und zwanzigjährige) Held dort als würdiger Sohn des Vaters des Vaterlandes, als Beſchützer des heimathlichen Bodens als Befreier der Ströme, empfangen. Goldne und ſilberne Medaillen wurden zum ewigen Gedächtniß geprägt, mit frommen Sinnſprüchen, worin man Gott die Ehre gab.

Auch im Verlauf des Winters von 1591 auf 1592 raſtete der Krieg nicht ganz; beide Partheien unternahmen Anſchläge auf verſchiedene Städte. So ſuchten ſich die Truppen der Republik Gertruidenberg's, Maaſtricht's und Sluis', die Königlichen Breda's wieder zu bemächtigen; — doch beide ohne Erfolg. Noch im November 1591 beriethen ſich die im Haag verſammelten Staaten der vereinigten Provinzen, ob man im folgenden Jahre den Krieg fortſetzen ſollte. Die glücklichen Reſultate des ebenvollendeten Feldzuges ermunterten ſie zu dem Beſchluſſe, das Offenſivſyſtem beizubehalten und demgemäß den Krieg im Jahre 1592 fortzuſetzen. Holland, Seeland, Utrecht und Frieſland trugen bis jetzt faſt ausſchließend die Laſten des gemeinſamen Krieges, da die übrigen Provinzen ſchon durch die bloße Vertheidigung hinlänglich in Anſpruch genommen waren; jene erſteren vier gaben jedoch ſchnell und bereitwillig ihre Zuſtimmung. Holland machte ſich zu Anfang des Jahres 1592 anheiſchig, für ſeinen Antheil monatlich 20,000 Gulden zu den ordentlichen und außerdem 900,000 Gulden zu den außerordentlichen Kriegskoſten beizutragen. Seeland, Utrecht und Frieſland folgten bald darauf Hollands Beiſpiel. Moritz, welcher für die Nationalangelegenheit Tag und Nacht thätig war, begab ſich im Frühling 1592 nach Over-Yſſel, Geldern, Breda und Seeland, um verſchiedene Angelegenheiten zu ordnen und die betreffenden Landſchaften zur bereitwilligen Theilnahme an den Kriegskoſten zu bewegen.

Während nun ſo die Republik der vereinigten Provinzen, von friſchem Geiſte beſeelt und voll der herrlichſten Hoffnungen, unverdroſſen zu einem neuen Feldzuge rüſtete, während ihre Grenzen durch die befreiten Ströme, durch treffliche Feſtungen geſichert waren, während im Inneren bürgerliche Ruhe und Ordnung herrſchten, der Handel durch die Freiheit des Verkehrs raſch eine unglaubliche Blüthe entfaltete, und zu gleicher Zeit auf die Vermehrung und Verſtärkung der Seemacht, ſowie in Verbindung mit dem lebhaften Aufſchwung des Gewerbfleißes auf die Verbeſſerung der Finanzen den wohlthätigſten Einfluß ausübte, während ſich endlich durch das Zuſammenwirken aller dieſer Umſtände mit dem Waffenglücke die politiſche Bedeutung der Republik ehrenvoll erhob, — während deſſen waren die der Krone Spanien wiederunterworfenen ſüdlichen Provinzen, oder (wie wir ſie von nun an nennen wollen) die ſpaniſchen Niederlande, welche ſich von den Nachwehen der früheren Kriege und der Anarchie, der Auswanderung, der Handelsſperre, des Mißwachſes, der Theuerung und der verheerenden Seuchen noch immer nicht erholen konnten, außerdem auch durch eine neue verderbliche Landplage heimgeſucht. Wie in jenen Schreckenstagen der Hungersnoth und Verödung die Wölfe durch Dörfer und Flecken ſtreiften, ſo thaten es jetzt die „Picoureurs,“ — Strolche, die (oft zu ganzen Haufen) von Diebſtahl und Raub lebten, vor denen kein Haus und Hof, kein Menſchenleben ſicher war. Das nichtsnutzigſte Geſindel jeder Landart und jeder Beſchäftigung, abgedankte Soldaten und Deſerteurs, Abentheurer, Vagabunden und Bettler, trafen, wie durch eine geheime Loſung herbeigerufen, meiſtens in Brabant und Flandern zuſammen, als ſollte durch ſie auch die letzte Spur des Wohlſtandes, der einſt hier verbreitet geweſen, des friſchen pöetiſchen Lebensmuthes, der dieſe Lande einſt zu einem irdiſchen Paradieſe gemacht, ausgetilgt werden: Es war, ſo zuſagen, der Bodenſatz der verheerenden Kriege, welcher jetzt ausgohr und, während ſich die junge kräftige Republik durch innere Ordnung davon rein zu erhalten wußte, mußte der Herzog von Parma, durch Philipps Befehle in Mitten ſeines Wirkens geſtört, ſiechen Körpers, bald hierhin bald dorthin getrieben, kranken aufgeriebenen Gemüthes, müßig zuſehen, wie ſich jener ſcheußliche Verweſungsprozeß entwickelte. Zwar war, um der Anarchie Einhalt zu thun, in Brabant eine eigene Provinzialbewaffnung gegen die „Picoureurs“ organiſirt worden; aber, — zu ſchwach, um dieſe ganz zu zermalmen, — konnte jene die Erbitterung der Strolche nur ſchärfer anſpornen. Wenn beide wider einander trafen, gab es förmliche Schlachten, und wehe dem Strolch, der in die Hände der Gegner fiel; man erſchöpfte das Raffinement der Barbarei an dem Schlachtopfer. Aber wehe auch Jedem, welchen die „Picoureurs“ mit den Waffen in der Hand gefangen nahmen; die Repreſſalien waren ſchauderhaft. Brabant und Flandern waren damals in eine einzige große Räuberhöhle verwandelt und der alte Graf von Mansfeld wußte endlich kein anderes Mittel mehr, als den Picoureurs Truppen gegenüberzuſtellen, welche in großer Anzahl zum Fang und zur Austilgung derſelben auszogen. So gelang es ihm endlich, die unglücklichen Provinzen wieder zu ſäubern. Zur ſelben Zeit machten ſpaniſche Piraten die Gewäſſer der Nordſee unſicher und fahndeten auf die holländiſchen Fahrzeuge. Doch dieſe Plage wurde durch die Wachſamkeit der Holländer ziemlich ſchnell erſtickt. Die Hinrichtung von 38 ſolcher Piraten zu Rotterdam gab den Uebrigen, einſtweilen wenigſtens, ein hinlänglich abſchreckendes Beiſpiel.

Der Herzog von Parma wurde auch im Laufe des Jahres 1592 durch die Intereſſen ſeines Monarchen für die franzöſiſchen Angelegenheiten verhindert, ſeine Kraft, ſo wie er es wünſchte, ausſchließlich für die niederländiſchen zu verwenden. Dieſe Zerſplitterung ſeiner Kraft koſtete ihn zwar nicht den Ruhm des größten Feldherrn ſeiner Zeit, dem er durch die Einnahme Antwerpens die Krone aufgeſetzt, wohl aber ſollte ihm der nagende Mißmuth darüber vor der Zeit ſein Leben verkürzen. Heinrich IV. hatte, auf beſonderen Antrieb von Seiten der Königin Eliſabeth, die Stadt Rouen belagert. Um dieſelbe zu entſetzen, mußte Parma auf Philipps II. Befehl unverzüglich aus den Niederlanden herbeieilen. Er gehorchte und vereinigte glücklich ſeine Hülfstruppen mit dem Heere der Ligue unter dem Herzog von Mayenne. Es gelang ihm auch, den König Heinrich IV. (im April 1592) zur Aufhebung der Belagerung von Rouen zu zwingen, worauf er ſich gen Paris begab.

Moritz benützte die Zeit, während Parma abweſend war, mit der ganzen friſchen Fülle ſeines Talentes. Immer heller und glänzender ſtieg ſein Sternbild empor, während das ſeines Gegners erbleichend zum Untergang neigte. Moritz ganz Luſt und Kraft; Parma gebrochen und trüb. Moritz von den Schwingen der Nationalbegeiſterung gehoben und getragen, — Parma ein von vergifteten Pfeilen getroffener Adler, der langſam niederſinkt aus ſeiner hellen und kalten Sonnennähe, aber mit der letzten Kraft ſich noch in der Höhe zu erhalten ſtrebt!

In Begleitung der Grafen von Hohenlohe, Naſſau und Solms, des Kriegs- und des Staatsrathes, verließ Moritz am 10. Mai den Haag. Er begab ſich an der Spitze ſeiner trefflich organiſirten Truppen (6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd) vor Steenwyk, deſſen Name uns zugleich die eigenthümliche Geſtalt Kornputs und die heldenmüthige Vertheidigung gegen Rennenberg (v. d. Jahren 1580 und 1581) ſowie zugleich die allzueilige Uebergabe an die Königlichen in's Gedächtniß zurückruft. Am 28. Mai erſchien Moritz vor Steenwyk, welches die Königlichen, ſeit es in ihrem Beſitze war, bedeutend verſtärkt hatten. Anton Coquel war jetzt Kommandant der Stadt und ſuchte ſie, da er nicht für lange Zeit mit Pulver verſehen war, raſch durch Anlegung neuer Werke in dem Graben hinter den Palliſaden beſſer zu ſichern. Doch an Moritz fand er gerade auf dieſem Felde der Kriegskunſt einen Meiſter. Moritz, bei welchem ſich auch Graf Wilhelm Ludwig befand, verſchanzte ſich ganz vortrefflich, obwohl die raſche Vollendung der Laufgräben durch häufige Ausfälle der Belagerten aufgehalten wurde. Um ſowohl dieſe Arbeiten zu decken, als auch zu gleicher Zeit den Belagerten Abbruch zu thun, bediente ſich Moritz eines von Kornput erfundenen, hohen, hölzernen Thurmes, den man, weil er ſtatt der Nägel Schrauben hatte, „Schraubenburg“ nannte. Dieſe

Thurm wurde nun am 26. Juni des Abends auf Rollen gegen die Stadt geſchafft; in deſſen ſchußfreiem, oberſtem Stockwerk befanden ſich Musketiere, welche die Königlichen auf den Wällen, ja ſogar in den Straßen der Stadt erlegen konnten. Die Belagerten, welche ſich aufs Tapferſte vertheidigten, zerſchoſſen endlich das oberſte Stockwerk dieſes Thurmes. Je größeren Widerſtand Moritz fand, um ſo mehr beeilte er ſich, Steenwyk in ſeine Gewalt zu bringen, bevor es Entſatz bekäme. Schon hatte Verdugo den Belagerten dreihundert Mann zur Verſtärkung geſandt, was den Muth der Erſteren und ihre Hoffnungen nicht wenig erhöhte. Da nun Moritz einſah, daß die Feſtigkeit der Werke ſeinen Geſchützen trotzte, ſo entſchloß er ſich, dieſelben durch Anlegung von Minen zu ſprengen. Er gewann den äußeren Wall, ließ den Graben ausfüllen und eroberte endlich nach einem hartnäckigen Kampf ein Bollwerk an der Oſtſeite, ſowie ein Thor an der Südſeite. Bei dieſem Kampfe wurde der Oberſt Wilhelm van Dorp tödtlich verwundet und Prinz Moritz ſelbſt erhielt einen Schuß in den linken Kinnbacken, welche Wunde ihn zwar am Sprechen, aber nicht in tapfrer Ausdauer hinderte. Da er nun von zwei Seiten der feſten Fuß wider die Stadt gefaßt hatte, ſo ſchien deren Eroberung unaufhaltſam, und der Kommandant Coquel, welcher keine Hoffnung eines Entſatzes vorausſah, entſchloß ſich endlich zur Kapitulation. Dieſe kam am 5. Juli zu Stande. Die Beſatzung erhielt freien Abzug mit dem Seitengewehr und mußte (mit Ausnahme der durch Verdugo geſandten Verſtärkung von 300 Mann) ſchwören, ſechs Monate lang auf der öſtlichen Seite des Rheines nicht gegen die Staaten zu dienen. Mehre von jenen Verräthern, welche Gertruidenberg an die Königlichen verkauft hatten und ſich in Steenwyk befanden, empfingen jetzt den rechten Preis, — ſchimpflichen Tod.

Nun glaubten die Staaten, und zwar insbeſondere die von Holland, man ſolle den Feldzug dieſes Jahres mit einem ſo bedeutenden Reſultat, wie die Eroberung jener wichtigen Grenzfeſtung zwiſchen Over-Yſſel, Friesland und Drenthe, beendigen. Dies ſchrieben ſie dem Prinzen Moritz, zugleich mit ausdrücklicher Berückſichtigung ſeines leidenden Zuſtandes; „er möchte ſich,“ riethen ſie ihm, „einige Ruhe gönnen; die Hitze zur Zeit der Hundstage ſei für die Heilung von Wunden ſehr ungünſtig.“ Moritz beachtete jedoch ſeine Wunde nicht und eilte von Steenwyk ſüdwärts nach der wichtigen Feſtung Koeverden, welche die Grenze von Drenthe nach Deutſchland hin deckte. Die Eroberung dieſer wohlvertheidigten Feſtung war deßhalb ſehr wichtig, weil er, im Beſitz derſelben, Gröningen bedrängen konnte. Der Rath Wilhelm Ludwigs (des Statthalters in Friesland) gab hier den Ausſchlag. Damit ihm aber während der Belagerung Koeverdens die Zufuhr von Lebensmitteln nicht abgeſchnitten werden könne, war es nöthig, ſich zuvor der Grenzfeſtung Ootmarſum zu bemächtigen, was denn auch gelang. In Koeverden befehligte Graf Friedrich van den Berg. Dieſer zog ſich in das Schloß zurück, wo er ſich, mit Proviant und Munition reichlich verſehen, beſſer vertheidigen zu können glaubte, und ließ den darumliegenden Flecken niederbrennen. Moritz hatte jedoch erfahren, daß es im Schloſſe nur einen Brunnen gab und verſuchte es deßhalb, wiewohl vergeblich, denſelben verſiegen zu machen, ſo wie den Graben abzuleiten, woraus man — freilich nur mit Lebensgefahr — Waſſer holen konnte. Während Moritz ſo vor Koeverden lag, war der Herzog von Parma von ſeinem franzöſiſchen Feldzug zurückgekehrt und richtete ſein Hauptaugenmerk darauf, Koeverden zu entſetzen. Da er es jedoch, ſeiner leidenden Geſundheit halber, nicht wagen konnte, in Perſon Truppen nach Koeverden zu führen, ſo beauftragte er den geſchickten und tapfren **Verdugo**, zum Entſatze hinzueilen.

Eine Stunde von Koeverden, bei **Emlich** im Gebiete der Grafſchaft Bentheim, lagerte **Verdugo** mit 4000 erprobten Veteranen (Fußvolks), wozu noch 1800 Reiter aus den benachbarten Beſatzungen ſtießen, und beſchloß über den Vegtfluß zu ſetzen, um hierauf die Truppen der Republik anzugreifen; den Belagerten ließ er Nachricht geben, daß er **Koeverden** am folgenden Tage entſetzen werde. Prinz **Moritz**, welcher gleichfalls Verſtärkung erhalten hatte, ließ ſich durch die Nähe der feindlichen Truppen in ſeinen Operationsplänen nicht beirren, und zum Glück fingen ſeine Reiter jenen Boten, welcher Verdugos Nachricht nach Koeverden bringen ſollte. **Verdugo** unternahm in der Nacht vom 6. auf den 7. September den beabſichtigten Angriff, und bediente ſich dabei einer Kriegsliſt. Eine Abtheilung ſeiner Truppen hatte weiße Hemden über die Rüſtungen angethan, näherte ſich in dieſem ſeltſamen Aufzug jener Gegend des Lagers, wo ſich die Truppen des Grafen **Hohenlohe** befanden, und ſuchte ſie unter plötzlichem Siegesgeſchrei zu überraſchen. Vergeblich! der Angriff wurde tapfer abgeſchlagen und die Feinde büßten dabei 300 Mann ein; Graf **Wilhelm Ludwig** wurde verwundet. **Moritz** vermied es vorſichtig, den Feind zu verfolgen und benahm ſich überhaupt äußerſt behutſam. Er ſetzte ruhig die Belagerung **Koeverdens** fort, obwohl **Verdugo** faſt jeden Tag an der Spitze ſeines in Schlachtordnung ſtehenden Heeres erſchien, und ihn aus der vortheilhaften Stellung in den trefflichen Verſchanzungen zu einem **Treffen auf freiem Felde** herauszulocken ſuchte. Der Beſonnenheit, worin er beharrte, verdankte Moritz den Erfolg, welchen er davon gehofft hatte. **Verdugo** ſah endlich die Unmöglichkeit ein, ſeinem Gegner eine Schwäche abzugewinnen und in Folge deren Koeverden zu entſetzen. So zog er ſich denn wieder in's Bentheimiſche Gebiet zurück und nun fand ſich die Beſatzung, da die Ausſicht auf Entſatz dahin war, genöthigt zu kapituliren (12. September 1592). Moritz bewilligte ihr ehrenvolle Bedingungen; ſie durfte mit allen kriegeriſchen Ehren abziehen.

Die feindlichen Heere blieben hierauf noch einige Zeit im Felde, doch ohne etwas zu unternehmen. Der Feldzug von 1592 war beendigt und Moritz verfügte ſich gegen Ende des Jahres nach dem Haag zur Verſammlung der Generalſtaaten. Er übergab, in Verbindung mit dem Staatsrathe, den Generalſtaaten einen Bericht über die Kriegsmacht und verlangte zur Beſtreitung der Koſten abermals — außer der monatlichen Summe von zweimalhunderttauſend Gulden — einen Zuſchuß von 900,000 für den Lauf eines Jahres. Um die Zuſtimmung raſcher zu bewirken, wendete ſich Moritz in beſonderen Zuſchriften an jene Provinzen, über welche er Statthalter war.

Mittlerweile war der Herzog von Parma im Sommer aus Frankreich nach den Niederlanden zurückgekehrt und hatte ſich abermals nach Spaa begeben, um ſeine zerrüttete Geſundheit dort herzuſtellen. Aber nicht lang befand er ſich im Bade, als ihn im September plötzlich wieder ein Befehl ſeines Monarchen zu einem dritten Feldzuge nach Frankreich berief. Parma gehorchte und eilte nach Brüſſel, um den Heereszug vorzubereiten. Am 30. Oktober brach er von Brüſſel auf und begab ſich nach Arras, wo er am 14. November die Ankunft des Don Pedro Henriquez d' Azevedo, Grafen von Fuentes, in Brüſſel vernahm, welcher aus Spanien herbeigekommen war, und zwar mit beſonderer königlicher Inſtruktion, die er dem Herzog von Parma (wie er dieſem ſchrieb) mittheilen würde, ſo wie er von der Reiſe etwas ausgeraſtet habe.“ Parma erwiederte ihm höflich, wollte jedoch eine perſönliche Zuſammenkunft mit Fuentes vermeiden und zwar, wie es den Anſchein hat, aus gereizter Empfindlichkeit. Er mochte wohl beſorgen, daß Fuentes etwa zu ſeinem Nachfolger ernannt ſei. Die Antwort Parmas auf Fuentes Zuſchrift ſcheint wenigſtens darauf hinzuweiſen; „er freue ſich“ hieß es darin, „der glücklichen Ankunft des Grafen, und dieſer möge immerhin wohl ausruhen; der Herzog würde denſelben übrigens wohl ſchwerlich mehr in den Niederlanden begrüßen können, da er bereits in wenigen Tagen Frankreich erreichen werde.“ *) Die Beſtimmtheit, mit welcher Parma verſicherte, daß er den Grafen von Fuentes nimmer in den Niederlanden ſehen würde, realiſirte ſich auf eine andre Art, als Jener ſelbſt vielleicht geahnt hatte. Parma trug den Keim des Todes bereits in ſich; doch durch die Hoffnung, welche man ihm in Bezug auf ſeine Geſundheit gab, und durch den eigenen Lebenstrieb verführt, ſuchte er ſeine körperliche Schwäche zu überwinden. Er behielt zu Arras alle ſeine früheren Gewohnheiten bei, erſchien täglich zu Pferd, und ertheilte Audienz. Am 2. Dezember wurde er plötzlich von einer Ohnmacht befallen; als er ſich jedoch von derſelben wieder ein wenig erholte, beſorgte er noch am Abend ſeine gewohnten Geſchäfte ja ſogar deren mehre, als in der letzten Zeit. Er begab ſich (wie er pflegte) bei Zeiten zu Bette. Um Mitternacht erkannten die Aerzte und ſeine ſonſtige Umgebung an der Veränderung ſeiner Züge und an ſeinen Geberden die Nähe ſeiner Auflöſung. Da eilte der Abt von St. Vaaſt, (Parma wohnte in der Abtei,) zu demſelben und reichte ihm die Sterbeſakramente. Der Held benahm ſich im

---

*) Khevenhüller. Annales Ferdinandei ad. 1592.

Vorgefühl des Todes mit derſelben Seelenruhe wie während ſeines thatenreichen Lebens und gab um 8 Uhr des andern Morgens (am 3. Dezember 1592) ſeinen Geiſt auf, im 48. Jahre ſeines Alters. Jn jenem Augenblicke hatte die Republik der vereinigten Provinzen ihren größten und gefährlichſten Gegner verloren, Philipp II ſeinen treueſten Diener, die römiſche Kirche einen ihrer ruhmvollſten und glücklichſten fürſtlichen Vorfechter. Die Jtaliener ſchrieben Parmas Tod ſpaniſchem Gift zu, — eine Meinung, welche übrigens durch die Sektion nicht beſtätigt wurde, und welche wir in keinem Fall als begründet annehmen möchten, da die Partheileidenſchaft jener Zeit nicht erröthete, einen natürlichen Zuſammenhang von verſchiedenen Urſachen nur durch ein gewaltſames Eingreifen zu erklären. Mußte denn ein Mann wie Alexander Farneſe, Herzog von Parma, welcher für Philipp II. Alles gethan hatte, was dieſer verlangen und erwarten konnte, nicht ſchon durch Verläumdungen ſeiner Gegner bei dem Monarchen, nicht ſchon durch den Mißmuth darüber tödtlich genug verſehrt werden, daß ihn Philipp mitten aus einer Laufbahn herausriß, auf welcher ihn der glücklichſte Erfolg krönte, daß er ihn auf eine andre trieb, wo er nur mit halbem Herzen wirken konnte, während er die Früchte aller ſeiner Anſtrengungen verloren gehen ſehen mußte? War es nicht für den Feldherrn tödtlich-empfindlich, daß am Ende ſeiner Tage Meuterei jene gewaltigen Kriegerſchaaren entnervte, welche er als ihr Abgott zu Triumphen geführt hatte? Waren ferner alle jene Anſtrengungen und Strapatzen, denen ſich Parma ſtets, ſo gut wie jeder gemeine Soldat, unterzogen hatte, gar nicht in Anſchlag zu bringen? Sollte ſein Leib ſo wenig ſterben können als ſein Nachruhm? Allerdings galt Vergiftung damals in der verpeſteten Moral der Höfe nicht ſowohl für ein Verbrechen, als für einen äußerſten Nothbehelf der Politik. Indeſſen war ja für Philipp II. keine ſo dringende Aufforderung vorhanden, daß er zu einer ſolchen Maßregel hätte greifen müſſen. Da nun Philipp II. auch nicht den mindeſten Grund hatte, dem Herzog von Parma zu mißtrauen oder ihn gar zu fürchten, ſo wäre es geradezu abſurd, wenn man dieſem Monarchen ein ſolches Verbrechen bloß deßhalb unterlegen wollte, weil er ſich durch Parmas ſpaniſche Gegner wider denſelben hätte einnehmen laſſen! Philipp II. war im Allgemeinen zu klug, er wußte die Verhältniſſe ſeiner ſämmtlichen Diener zu genau, er hatte zu viel Selbſtſtändigkeit, als daß man ihm eine Ruchloſigkeit aus bloßer Schwäche und Unſelbſtſtändigkeit zumuthen dürfte.

Parmas Leiche wurde von Arras nach Brüſſel geführt und dort prachtvoll in der Kapelle des Hofes beigeſetzt. Italiener und Spanier ſtritten, wie ſchon einſt bei ſeinen Lebzeiten, ſo auch jetzt bei ſeinem Leichenbegängniß um den Vorrang. Später wurden Alexander Farneſes irdiſchen Reſte nach Parma gebracht und dort neben jenen ſeiner ihm ſchon früh vorangegangenen Gemahlin beſtattet. In Rom, wie in mehren Städten Italiens, wurden dem Helden des römiſch-katholiſchen Glaubens Exequien gehalten. In der Engelsburg ward ſein Standbild aufgeſtellt. *)

Gleich nach Parmas Hintritt eröffnete der Graf von Fuentes zu Brüſſel im Beiſein des Staatsrathes und des Sekretairs Stephan von Ibarra ſeine Inſtruktionen,

---

*) Mit folgender Inſchrift (bei Meteren):

„Quod Alexander Farnesius, Parmae et Placentiae Dux III. magno in imperio res pro republica christiana praeclare gesserit: mortemque obierit Romanique nominis gloriam auxerit.

S. P. Q. R.

Honoris ergo majorum morem seculis multis intermissum revocanworaus man denn nun deutlich ſehen konnte, daß die Vermuthung, als ſei derſelbe insgeheim ſchon zum Nachfolger Parmas in den Niederlanden beſtellt geweſen, durchaus unbegründet war. Allerdings hatte Philipp den Todesfall Parma's befürchtet, da die häufigen Krankheitsrückfälle des Letzteren einen üblen Ausgang nicht unwahrſcheinlich machten. Zum Nachfolger in der Generalſtatthalterſchaft über die ſpaniſchen Niederlande wurde, jedoch bloß proviſoriſch, der treuerprobte alte Graf Peter Ernſt von Mansfeld ernannt, obwohl Fuentes und Ibarra auf deſſen Handlungsweiſe großen Einfluß behielten.

Mansfeld, wenn auch dem Könige noch ſo aufrichtig ergeben, war jedoch nicht der geeignete Mann für den ſchwierigen Poſten, welchen er antrat. Er beſaß Parmas Mäßigung und Klugheit nicht; er wollte durch ſchroffe Strenge durchgreifen; er begriff die Zeit und die Verhältniſſe keineswegs. Zum Unglück für die königliche Sache war in den letzten Jahren Parmas die Kriegszucht in dem ſpaniſchen Heere erſchlafft, und (wie wenigſtens Parmas Feinde behaupteten,) in der finanziellen Verwaltung derſelben die größte Unordnung eingeriſſen; wobei ſich die Kriegszahlmeiſter auf Koſten des Königs unredlich bereicherten, die Soldaten aber oft darbten und dadurch zur Meuterei veranlaßt wurden. Parma, ſo hieß es, habe ſich dabei allzunachläßig benommen, und daraus ſeien zum großen Theil die Rückſchritte des Kriegsglückes der königlichen Waffen in der

---

dum censuit, statuamque civi optimo in capitolio ejus virtutis suaeque in illum voluntatis testimonium.

Ex S. C. P.
Clementis VII. P. M. anno II.
Gabriele Caesarino J. V. C.
Jacobo Rubeo
Papirio Albeo COSS.
Celso Celso. Cap. Reg. Priore."

letzteren Zeit zu erklären. Möglich, daß Parma, mißmuthig und melancholiſch, dieſem Theile des Kriegsweſens in ſeinen letzten Lebensjahren nicht die nöthige Aufmerkſamkeit gewidmet, daß er gegen Mißbräuche vielleicht allzu nachſichtig geweſen!

Sein Nachfolger, der ſechs und ſiebenzigjährige **Graf von Mansfeld** beging jedoch, — und zwar wie es ſcheint vornämlich auf das Andringen der beiden **Spanier** Fuentes und Ibarra im Kriegsrath, — alſogleich einen bei Weiten größeren Fehler. Es wurde nämlich im Kriegsrathe der Beſchluß durchgeſetzt, die Kriegsgefangenen fortan nicht mehr auszuwechſeln, oder gegen Löſegeld freizugeben, ſondern ohne Gnade **hinzurichten**, und ferner **keine Brandſchatzungen mehr zu ſtipuliren**. Durch dieſe letztere Maßregel wurde nun das platte Land der Plünderung und Verwüſtung vollends preisgegeben, und keine Landſchaften litten ſo furchtbar darunter, als gerade die der **ſpaniſchen Niederlande**. Bald erhoben ſich auch die **Geiſtlichkeit** und der **Adel in Brabant** gegen das betreffende Plakat, welches im Namen **Mansfelds** ausgegeben worden war. Die ebenſo unmenſchlichen als für die Intereſſen des Landes ſelbſt unzweckmäßigen und verderblichen Neuerungen mußten abgeſtellt werden, Neuerungen, welche alle Gräuel von Albas Regierung hätten wieder hervorrufen müſſen. Man ſieht: die **Sache Philipps** war nach dem Tode Parma's in üblen Händen; noch ſchlimmer aber war das arme **Volk in Belgien** daran, welches bis jetzt noch keine andren Früchte ſeiner Wiederunterwerfung geerntet hatte als allgemeines Elend, und welches jetzt auch keine Ausſicht vor ſich ſah, wann daſſelbe ein Ende nehmen würde!

Zweites Kapitel.

Die franzöſiſchen Angelegenheiten verflochten ſich auch jetzt noch immer in die niederländiſchen. Die fortgeſetzte Theilnahme Philipps II. für die erſteren erhielt die Republik der vereinigten Provinzen fortwährend im Stande, ſowohl die errungenen Vortheile zu behaupten, als auch neue dazu zu gewinnen.

König Heinrich IV. hatte die Republik abermals um Hülfstruppen gebeten, welche ihm dieſelben auch bereitwillig zugeſtand; während anderſeits der junge Graf Karl von Mansfeld, die königlich ſpaniſchen Truppen, welche Parma bei Arras zuſammengezogen hatte, dem Herzog von Mayenne und den Liguiſten in Frankreich zuführte. Dieſe Gelegenheit glaubten die Staaten nicht verabſäumen zu dürfen, und ſandten deßhalb den Grafen Philipp von Naſſau mit ungefähr 3000 Mann gegen das Herzogthum Luxemburg, um dort einen Einfall zu unternehmen. Er verſuchte es vergeblich St. Vit zu überraſchen; plünderte und verbrannte einige Dörfer in Luxemburg und Limburg, richtete jedoch übrigens ſehr wenig aus, und mußte ſich zurückziehen, als Graf Barlaimont mit königlichen Truppen heranrückte. Während dieſer Zeit rückte Karl von Mansfeld ungehindert in die Pikardie, bemächtigte ſich Royens, Imbercourts und St. Valerys.

Philipp II. trat damals mit ſeinem Plan, Frankreichs

Krone an ſein Haus zu bringen, offen hervor. Da durch den Tod des Gegenkönigs Karls X. (des Kardinals von Bourbon) der franzöſiſche Thron wieder erledigt war, nämlich im Sinne der damaligen Legitimiſten, ſo hatte der Herzog von Mayenne die Reichsſtände zur Wahl eines neuen rechtgläubigen Königs berufen. Bei der Verſammlung derſelben erſchien nun der Herzog von Feria, als Philipps II. Geſandter, und gab ſich, im Auftrag ſeines Monarchen, alle mögliche Mühe, um die Anſprüche der Infantin Iſabella ins Licht zu ſtellen und zu dieſem Ende die Abolition des ſaliſchen Geſetzes zu bewirken. Der fernere Plan Philipps II. beruhte nun darauf, daß einer der Erzherzöge von Oeſterreich, Ernſt oder Maximilian, durch eine Vermählung mit der Kronprätendentin Iſabella den franzöſiſchen Thron an ſeine Familie bringe; vorzugsweiſe hatte Philipp dabei den Erſteren von jenen Beiden im Auge. Dieſer Plan wollte jedoch den franzöſiſchen Reichsſtänden nicht gefallen. Ungeachtet aller politiſch-religiöſer Partheileidenſchaften, durch welche das unglückliche Frankreich nun ſchon ſeit Jahren den traurigſten Bürgerkrieg zu erdulden hatte, war das Nationalgefühl doch noch nicht erloſchen; es regte ſich jetzt ſo mächtig, daß die Intriguen des fremden Herrſchers keinen Anklang finden konnten. Heinrich IV. benutzte klug alle Schwierigkeiten, welche Philipps Plan bei dem franzöſiſchen Nationalgefühl vorfand, zu ſeinem eigenen Vortheil. Viele ſeiner Gegner hatten nicht umhingekonnt, bei näherer Kenntniß der perſönlichen Liebenswürdigkeit Heinrichs IV. deſſen Vorzüge ſchätzen zu lernen, insbeſondere deſſen hohen ritterlichen Sinn, welcher dem franzöſiſchen Nationalcharakter ſo ſehr entſpricht und imponirt. Ueberdieß hatte ſich das hitzige Fieber der Anarchie, welches Philipp II. beſonders in Paris durch ſeine Agenten ſo eifrig zu unterhalten gewußt, doch endlich nach dem äußerſten Toben erſchöpfen müſſen. Endlich neigte ſich auch Heinrich IV. dem Rathe zu, welchen man ihm von Seiten ſeiner katholiſchen Freunde her ertheilt hatte, nämlich: durch Abſchwörung der reformirten und Uebertritt zur katholiſchen Religion auch das wichtigſte Hinderniß fortzuſchaffen, welches ſeiner allgemeinen Anerkennung im Wege ſtand. Er that dies zu St. Denys am 25. Juli 1593 und ſchickte hierauf eine Geſandtſchaft nach Rom, um von dem Papſte Klemens VIII. die Beſtätigung ſeiner Losſprechung zu erwirken.

Niemand war über dieſe plötzliche Wendung mehr erbittert als Philipp II., und er bot alles auf, um die Folgen jenes Schrittes Heinrichs IV. zu paralyſiren. Seine Agenten mußten die ſtreng katholiſche Parthei in Frankreich bearbeiten, daß ſie in dem Uebertritt bloß eine Heuchelei erblickte. *) Philipp richtete jedoch durch ſeine Bemühungen nicht ſehr viel aus. Heinrich IV. ſetzte die Republik der vereinigten Provinzen von dem Schritte, welchen ihm die Politik geboten hatte, in Kenntniß, und obwohl die Staaten begreiflicherweiſe darüber nicht eben ſehr erfreut waren, ſo ſuchten ſie doch zu verhüten, daß die reformirten Prediger über die ganze Sache von den Kanzeln herab beleidigend oder aufreizend ſprachen. Bald ſah ſich das Haupt das liguiſtiſchen Oppoſition, der Herzog von

---

*) Ein eigenhändiges Poſtſcript Philipps II. in dem von uns früher erwähnten Briefe an Mendoza (bei Capefigue V. Bd. S. 353) ſpricht ſich bereits in dieſem Sinne aus. „Le bruit court que le Bearnois auroit l'intention de se convertir! Mais que les catholiques se tiennent en garde contre cette pretendue sincerité! Qu'ils n'admettent point la conversion, sans se consulter entre eux, sans demander au pape surtout s'il ne pense pas que c'est le loup qui veut revestir de la peau de la brebis, pour faire ensuite un carnage plus grand et plus sûr parmy les catholiques.“

Mayenne, durch Mangel an Geld und Truppen genöthigt, mit Heinrich IV. einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Von nun an nahm die Sache des Letzteren einen raſchen Aufſchwung, und zwar vorzugsweiſe dadurch, daß ſeine Perſönlichkeit ſowohl beim Adel als bei der Nation immer populärer wurde. Dieſe Popularität bewog die ärgſten Fanatiker unter der Parthei ſeiner Feinde zu einem ruchloſen Entſchluß; die Religion, deren Namen man in jenem Zeitalter leider ſo oft mißbraucht ſieht, ſollte auch hier wieder den Vorwand zum Meuchelmord abgeben, und ein gewiſſer Barrière ließ ſich durch Schwärmerei zu einem Attentat gegen Heinrich IV. bethören, welches jedoch entdeckt und an jenem Menſchen, der ſich zum Werkzeuge fremder Pläne hergegeben hatte, barbariſch beſtraft wurde. Obwohl nun Heinrich IV. fortan immer feſteren Fuß in ſeinem Königreiche faßte, welches er ſich erſt Schritt für Schritt hatte erobern müſſen, ſo gab doch Philipp II. ſeine Abſichten nicht ſo leicht völlig auf. Zwar erſchöpften ſich ſeine Geldmittel über den fruchtloſen Unternehmungen; aber er faßte dieſe doch von Zeit zu Zeit wieder auf. Da jedoch ſeine Parthei in Frankreich (Paris war deren Centrum) von ſeiner Seite nicht mehr den alten vollen Eifer wahrnahm, ſo ließ auch der übrige für ihn allmählig ab, was Heinrich IV. auf das Vortrefflichſte benutzte, um eine allgemeine Verſöhnung zu erwirken, welche ihm die Krone auf dem Haupte erſt ſichern mußte. So lange indeſſen Philipp II. noch irgendwie thätig war, um Heinrich IV. Abbruch zu thun, ſo lange ſäumten auch die vereinigten freien Provinzen der Niederlande nicht, dem Letzteren durch Geld und Truppen Unterſtützung angedeihen zu laſſen.

Doch wir kehren jetzt zu den Kriegsereigniſſen auf niederländiſchem Boden zurück. Hier ſehen wir denn wieder den jungen Feldherrn Moritz an der Spitze, den ſchönen kräftigen

Mann mit der freien offnen Stirne, mit dem Ausdruck ernſten Sinnens und freundlichen Wohlwollens, einen Helden, der ſchon durch ſein ſtattliches Aeußere, durch ſein Benehmen impoſirte, und ſeine Popularität nicht bloß durch die Erinnerung an „Vater Wilhelm“ ſondern auch durch eigenes Verdienſt begründet wiſſen wollte.

Mit Unmuth blickte man in Holland immer auf jene wichtige Grenzfeſtung Gertruidenberg hin, welche durch einen ſo ſchändlichen Verrath in die Hände der königlichen Parthei gefallen war. Mit Sehnſucht erwartete man deren Wiedereroberung, und nichts konnte mehr als dieſe Moritzens Popularität befeſtigen. Tüchtig hatte man ſich im Laufe des Winters von 1592 auf 1593 dazu vorbereitet, und jene Expedition erforderte auch allerdings beträchtliche Rüſtungen, da Gertruidenberg, wo Dismas van Berge, Herr von Waterdyk kommandirte, durch die Spanier trefflich verſtärkt worden war. Bevor man übrigens zur Belagerung Gertruidenbergs ſchreiten konnte, erhob ſich noch eine andere Schwierigkeit. Die Frieſen, von uralten Zeiten her, als ein eben ſo tapfrer als freiheitsliebender und hartnäckiger Volksſtamm bekannt und bewährt, drangen in der Verſammlung ihrer Provinzialſtaaten eifrig darauf, daß die Belagerung Gröningens unternommen würde. Und in der That hatten ſie vollen Grund zu wünſchen, daß dieſe wichtige Stadt den Königlichen entriſſen würde. Denn ſo lange dies nicht der Fall war, hatte das platte Land von denſelben fortwährend Raub und Brand zu erdulden. Es war ihnen deßhalb ſehr unwillkommen, daß man vor allen Dingen die Belagerung Gertruidenbergs mit größter Eile betreiben und alle Kräfte der vereinigten Provinzen dafür in Anſpruch nehmen wollte. Der Grund jener Eile aber lag darin, daß man die Schwäche der königlichen Parthei zu benutzen ſuchte, ſo lange ſich Graf Karl von Mansfeld mit den Truppen noch in Frankreich befand. Von jener Meinungsverſchiedenheit nun, die ſich von Seiten der Frieſen auf wohlverſtandene Partikularintereſſen begründete, kam es zu heftigen Streitigkeiten. Die mannhaften Frieſen, welche ſich zurückgeſetzt wähnten, wollten ihr Kontingent zur Belagerung Gertruidenbergs nicht ſtellen; es fielen harte Worte zwiſchen ihnen und ihrem Statthalter Wilhelm Ludwig.

Es war am 27. März 1593, als die Reiterei der Staaten, die zu Breda und Heusden in Garniſon lag, ſich unerwartet vor Gertruidenberg zeigte und es berannte. Am folgenden Tage erſchien Prinz Moritz ſelbſt davor mit dem Fußvolk; er hatte nicht über 5000 Mann unter ſich und lagerte ſich mit einem Theile der Truppen an der weſtlichen, Graf Hohenlohe mit dem andern an der öſtlichen Seite der Stadt. Man mußte, wie bereits erwähnt, alles aufzubieten ſuchen, um ſich Gertruidenbergs ſchnell zu bemeiſtern, bevor Karl von Mansfeld aus Frankeich wiederkehrte, um es zu entſetzen. Demgemäß traf nun Moritz mit dem größten Eifer und der trefflichſten Sachkenntniß alle Anſtalten. Hier bewährte er die Probehältigkeit der Prinzipien, von welchen ſeine Kriegskunſt ausging, hier die Erfolge ſeiner ernſten Studien in derſelben und beſonders in der Belagerungskunſt. Nachdem er (am 5. April) die nicht weit von der Stadt entfernte Schanze Steelhoven eingenommen und ſeinen perſönlichen Muth dabei vorgethan hatte, verſchanzte er ſein Lager, durch die in dieſer Arbeit eingeübten Soldaten ſelbſt, (welche dafür beſonders bezahlt wurden) und zwar auf eine wahrhaft bewunderungswürdige Weiſe. Ringsum von Wällen und Gräben umgeben, welche letztere durch Schleußen unter Waſſer geſetzt werden konnten und durch vier Feldſchanzen beſtrichen wurden, glich

Moritzens Lager ſelbſt einer Reihe von unantaſtbaren kleinen Feſtungen, welche mit einander verbunden und jenſeits des Grabens noch durch eine neue Art von Palliſaden gegen Angriffe von außenher geſchützt waren. Außerdem hatte ſich **Moritz** auch das ganze Terrain ringsum für ſeine Zwecke dienſtbar gemacht. So waren alle Dämme, welche zugleich als Wege durch's Moorland nach dem Lager führen konnten, durchſtochen und durch Fallgruben, Fußangeln und dergleichen Anſtalten unbrauchbar gemacht; von der Waſſerſeite her umgaben holländiſche Kriegsſchiffe, in Halbmondsordnung aufgeſtellt, die Stadt, alle Kommunikation verhindernd, während leichte Wachtſchiffe wie flinke Möven bald hierhin bald dorthin ſtreiften. Weit und breit bewunderte man Moritzens Verſchanzungen als ein Meiſterſtück. Aber gewiß ebenſo wichtig war auch die ſtrenge **Mannszucht**, welche er aufrechthielt, und durch deren Nachwirkung er ſein Heer fortwährend vor Mangel an Lebensmitteln ſchützte. Denn alle Bauern vom platten Lande ringsum begaben ſich in das wohlverſchanzte Lager, wo ſie mit Weib und Kind, fahrender Habe und Vieh vor Plünderung ſicher waren und ihre Heerden ruhig weiden laſſen konnten; ein eigenthümlicher Anblick — dieſe friedliche Bevölkerung inmitten der Soldaten, dieſes ruhige Einvernehmen, dieſer redliche Handel und Wandel zwiſchen Nähr- und Wehrſtand!

Nachdem nun Moritz das große Werk zu Stande gebracht, ließ er die Laufgräben eröffnen, Breſchbatterien aufführen, Minen graben, kurz: alle direkten Anſtalten zur Belagerung treffen, bei welchen er jedoch ſo wohl durch häufige Ausfälle der Beſatzung als auch durch die naſſe und ſtürmiſche Witterung ſehr unterbrochen wurde. Der Muth der Belagerten wankte indeſſen nicht; zuverſichtlich erwarteten ſie Entſatz, wie ihnen der alte Graf **Mansfeld** verheißen hatte. Und in der That beeilte deſſen Sohn

Karl, welcher aus Frankreich zurückkehrte, ſeine Ankunft. Unerwartet ſchnell erſchien ſeine Reiterei vor Turnhout und ſuchte ſich mit den Belagerten zu Gertruidenberg in Kommunikation zu ſetzen, was jedoch dadurch verhindert wurde, daß Moritz äußerſt wachſam alle Zugänge ſcharf beſetzt hielt. Auch beſiegten die Truppen der Staaten die königliche Reiterei in mehren Scharmützeln, und die Lager Moritzens waren von allen Seiten unangreifbar. Davon überzeugte ſich gar bald Mansfeld ſelbſt, als er mit einer überlegenen Heeresmacht vor den beiden verbundenen Lagern erſchien. Die republikaniſche Beſatzung von Breda ſchnitt ihm die Zufuhr ab, während Moritz Lebensmittel die Hülle und Fülle hatte. Mansfeld ſah ſich nun genöthigt, ſeine Lagerplätze öfters zu wechſeln und griff, ſtets gleich erfolglos, ſowohl das Lager Moritzens als das Hohenlohes an. Dieſe peinliche Stellung: den Feind, gegen welchen er herbeigeeilt war, nicht angreifen, der belagerten Stadt das Wort nicht löſen zu können, erfüllte ihn mit tiefem Verdruß, welchen er eines Tages nicht verbergen konnte. Als nämlich Moritz einſt aus einer gewiſſen Gelegenheit einen Trompeter an ihn ſchickte, fragte Mansfeld dieſen: „Warum verſchanzt ſich Euer Herr ſo behutſam, und will nicht hervorkommen aufs freie Schlachtfeld, um das Glück zu verſuchen?“ „Weil mein Herr gern ein ſo alter Feldherr werden möchte, wie Ew. Durchlaucht,“ gab ihm der Trompeter flink zum Beſcheid. Mittlerweile bekam Moritz auch noch einige Kompagnien Franzoſen zur Verſtärkung, während er die Belagerung unverdroſſen fortſetzte. Am 24. Juni bemächtigte er ſich eines Ravelins vor der Stadt und die Beſatzung wurde dadurch plötzlich von einem ſolchen Schrecken ergriffen, daß ſie dem Prinzen noch am ſelben Tage Gertruidenberg auf ehrenvolle Bedingungen, die er ihr zugeſtand, übergab. Mit ausdrücklicher

Ausnahme der Verräther, welche die Stadt einſt verkauft hatten und von denen man noch drei fand, welche die Verrätherei mit dem Tode büßen mußten, erhielt die Beſatzung freien Abzug mit Seitengewehr und Gepäck. Moritzens Bruder, der noch ſehr junge Prinz Heinrich Friedrich, welchem die Staaten von Holland unlängſt ein Regiment von 20 Fähnlein übergeben hatten, wurde hierauf mit dem Oberbefehl über Gertruidenberg betraut.

Als Mansfeld die Uebergabe vernahm (und zwar erſt durch die Freudenſalven des ſiegreichen Heeres) befürchtete er, daß ſich Moritz, ſein Glück benützend, raſch nach Herzogenbuſch wenden würde, und ſuchte dies, ſo ſchnell er konnte zu verhindern. Zu dieſem Ende wollte er die Schanze Grevecoeur überfallen, von wo aus die dort befindliche Beſatzung der Staaten das nahe Herzogenbuſch bedrängen konnte. Doch Moritz kam ihm zuvor; verlegte ihm durch eine raſche und glückliche Wendung den Weg nach Grevecoeur und zwang ihn, ſich zurückzuziehen. Mansfeld wich in die Landſchaft Knik.

Moritz unterhielt übrigens durch einige Diverſionen die Gegenparthei in der Meinung, als beabſichtige er einen Angriff auf Herzogenbuſch, während er bereits ganz andre Abſichten hegte. Er ſandte eine Abtheilung ſeines Heeres nach Friesland, wo Graf Wilhelm Ludwig und Verdugo gegen einander ſtanden, von welchen der Letztere Koeverden wiedererobern, der Erſtere Gröningen einnehmen wollte. Beides mißlang. An demſelben Tage, da Gertruidenberg ſich dem Prinzen Moritz ergab, brach Graf Solms auf einem kühnen Streifzug in die Landſchaft Waas ein, gewann dort mehre feſte Plätze, und brandſchatzte das platte Land ringsum. Da zog der alte ritterliche Mondragon von Antwerpen her gegen ihn aus und nöthigte ihn zum Rückzug.

Die Wiedereinnahme Gertruidenbergs bildete das glänzendſte Reſultat des Feldzuges von 1593 für die Republik. Mehre andre Unternehmungen, wie z. B. eine des Grafen Philipp von Naſſau auf Limburg, des Prinzen Moritz auf Brügge und Mansfelds auf Südbeveland mißlangen.

Ein wichtiger Umſtand kam den kriegeriſchen Operationen der Republik zu ſtatten und erleichterte dem geſchickten Moritz die Erfolge dadurch, daß dieſer nicht gleichzeitige Unternehmungen der Feinde an anderen Orten zu fürchten brauchte. Dieſer Umſtand war der Verfall der Mannszucht im feindlichen Heere. Schon in Parmas letzten Lebensjahren ſahen wir die wachſende Eiferſucht der Spanier gegen die Italiener, bemerkten wir die Unterſchleife, welche ſich die Kriegszahlmeiſter erlaubten, die üblen Folgen, welche daraus hervorgingen. Die ſchlimmſte des daraus entſtehenden Mangels (an Geld und Proviant) war die Meuterei. In den rheiniſchen Feſtungen zeigte ſich dieſe letztere am Auffallendſten. So nahm die Beſatzung zu Rheinberg ihren Oberſten gefangen, und erwählte ſich einen aus Bevollmächtigten jeder Kompagnie zuſammengeſetzten Rath, welcher die dem Kurfürſten zuſtehenden Einnahmen und Zölle erhob und davon die Soldaten bezahlte. Die Hälfte der Beſatzung zu Neuß zog, von Noth gezwungen, auf Beute im Freundeslande aus, was zur Folge hatte, daß die Bürgerſchaft die andere Hälfte der Beſatzung aus der Stadt vertrieb. Ein gleicher Geiſt beſeelte die ſpaniſchen Truppen an den franzöſiſchen Gränzen; die italieniſchen und walloniſchen ahmten dies verderbliche

Beiſpiel nach und die Landſchaften Hennegau und Lüttich mußten dafür büßen.

Philipp II. hatte ſich mittlerweile durch die Reihe ungünſtiger Erfolge hinlänglich überzeugen können, daß das proviſoriſche Gouvernement in den ſpaniſchen Niederlanden, mit dem alten Grafen Mansfeld an der Spitze und mit dem überwiegenden Einfluß des Grafen Fuentes, die Hoffnungen keineswegs erfüllte, welche er auf daſſelbe geſetzt hatte. Dies Gouvernement war aus allzuſehr entgegengeſetzten Elementen zuſammengeſetzt, als daß eine Verſchmelzung derſelben hätte ſtattfinden können; die Mitglieder deſſelben waren untereinander durch perſönliche Motive allzuuneins, wenn ſie auch in ihren Prinzipien ziemlich übereinſtimmten, ſo daß die Eiferſucht jede Wirkſamkeit lähmte, während die ſchroffe Strenge alle Herzen entfremdete. Philipp mußte, da er jetzt nur noch wenig mehr durch Gewalt ausrichten konnte (auch ſtand Albas Beiſpiel wie ein warnendes Geſpenſt da), auf die Wahl eines neuen Generalſtatthalters ſinnen, deſſen Perſönlichkeit den wieder unterworfenen Provinzen angenehm ſei, und der durch ſeine Stellung auch die übrigen zu einer friedlichen Abkunft mit Spanien veranlaſſen konnte. Einen ſolchen Mann glaubte nun Philipp II. in dem Bruder des deutſchen Kaiſers Rudolf, in jenem Erzherzog Ernſt von Oeſterreich gefunden zu haben, welchen er bereits vorliebig zum Gemahl ſeiner Tochter, der Infantin Iſabella, für den Fall beſtimmt hatte, daß es ihm gelänge, ſeine Anſprüche an die Krone Frankreich geltend zu machen.

Die Perſönlichkeit Ernſts war angenehm, deſſen Neigung war für den Frieden, deſſen Charakter ſchwach und unbeſtimmt; man konnte ihn ebenſo leicht zum Böſen wie zum Guten bewegen. Als nun Philipp ſein Augenmerk auf dieſen ſeinen

Verwandten inſofern richtete, daß der Letztere den ſchwierigen Poſten eines königlichen Oberſtatthalters in den Niederlanden übernehme, mußten ſich die beſonderen Wünſche des Kaiſers Rudolf mit der Aufforderung Philipps vereinigen, um den Erzherzog zum Entſchluſſe zu vermögen. Das unabweisliche Gefühl ſeiner Untauglichkeit hielt Ernſt lange in ſeiner Bedenklichkeit und Unentſchloſſenheit. Nachdem ſeine Zweifel niedergeſchlagen waren, trat er alſobald ſeine neue Würde an. Am 17. Januar 1594 traf Erzherzog Ernſt als neuer Generalgouverneur der Niederlande in Luxemburg ein, wo ihn ſein proviſoriſcher Vorgänger, der Graf von Mansfeld, empfing und ihn nach Namür begleitete. Von dort, wo ihm Graf Barlaimont die höchſten Ehren erwies, begab ſich Ernſt unverzüglich nach Brüſſel. Am 30. Januar hielt er daſelbſt in Begleitung des Kurfürſten von Köln, des Markgrafen von Baden und vieler fremder Herren (man gibt deren Anzahl auf nicht weniger als 1500 an) einen prachtvollen Einzug unter dem lauten Jubel des Volkes, welches in ihm wieder einen deutſchen Sprößling des Hauſes Habsburg begrüßte und von ihm die Verwirklichung ſeiner Hoffnungen, ſeiner höchſten Sehnſucht auf Frieden mit Zuverſicht erwartete. Und wahrlich, wenn dieſes Volk in Belgien, ſo reich an trefflichen Eigenſchaften, ſo hingebungsvoll an die Religion der Väter, ſo ſehr berechtigt zum ſchönen poetiſchen Genuſſe des Lebens, wozu es alle Fähigkeiten beſaß, wenn dieſes Volk jetzt noch fürder überhaupt bloß exiſtiren ſollte, ſo bedurfte es endlich des Friedens nach ſo vielen Verblutungen. Es konnte einen Krieg gegen die vereinigten nördlichen Provinzen nicht mehr aushalten, der größtentheils bloß aus ſeinen eigenen Mitteln geführt wurde, während es anderſeits durch die Handelsſperre im Verlaufe der Feindſeligkeiten dahingebracht war, daß es wie ein halb verhungerter Bettler vor der Schwelle des tafelnden Reichen zuſammenſank, die es nicht überſchreiten durfte. Dieſes Verlangen des belgiſchen Volkes ſtimmte mit den perſönlichen Neigungen des Erzherzogs Ernſt trefflich zuſammen. Kaum war dieſer in Brüſſel angekommen, als er auch ſogleich Anſtalten traf, um die Friedensverhandlungen, über welche man ſchon kurz vorher manches gehört hatte, ins Werk zu ſetzen.

Uebrigens waren gerade die vereinigten Provinzen, auf welche es hiebei vorzugsweiſe ankam, keineswegs dazu geneigt. Selbſt beſchränkte Geiſter mußten ſich überzeugen, daß es jetzt, da Philipps Schwäche kein Geheimniß mehr war, da die vereinigten Provinzen anderſeits, durch des Prinzen Moritz meiſterliche Kriegskunſt und Beharrlichkeit, wie durch Oldenbarnevelds Rath unterſtützt, im ſiegreichen Fortſchritt begriffen waren, — daß es jetzt Verrath, daß es Thorheit geweſen ſein würde, den Krieg einzuſtellen und dadurch ihrem Gegner Gelegenheit zu geben, ſich zu erholen! In ſolchem Geiſte riethen Moritz und der Staatsrath den Staaten von Holland, und dieſe, damit völlig einverſtanden, bewilligten alſogleich eine Summe von 120,000 Gulden (über die gewöhnlichen Kriegskoſten) für einen neuen Feldzug; Holland, Seeland, Utrecht und Friesland ſollten die Summe unter ſich repartiren. Außerdem wendeten ſich die Generalſtaaten an die Königin von England, mit der Bitte, ſie möchte die Zahl ihrer Hülfstruppen durch 4000 Mann für 4 Monate verſtärken; worauf jedoch bloß der Beſcheid kam, daß die Staaten auf ihre eigenen Koſten in England 2000 Mann anwerben dürften.

Erzherzog Ernſt ſuchte ſeine Friedensvorſchläge bei den vereinigten Provinzen durch zwei Rechtsgelehrte aus Brüſſel Otto Hartius und Hieronymus Coomans einzuleiten, welche ſich unter dem Vorwand, die Angelegenheiten des Prinzen von Chimay mit ſeiner von ihm geſchiedenen Gemahlin auszugleichen, im Haag befanden. Beide überreichten den Staaten ein Schreiben des Erzherzogs (vom 6. Mai), worin er denſelben ſeine angeborne Neigung für das Wohl der Niederlande und ſeine Betrübniß über die Unruhen und das dadurch entſtandene Unheil, verbunden mit der Hoffnung, daß es ihm mit Gottes Gnade gelingen würde, den Bürgerkrieg beizulegen, als das hauptſächlichſte Motiv darſtellte, welches ihn zur Uebernahme des Gouvernements bewogen habe. Er rief den vereinigten Provinzen in ſeinem Schreiben ferner jenen glücklichen Zuſtand, ins Gedächtniß zurück, deſſen ſich dieſelben unter der Herrſchaft des burgundiſchen und des öſterreichiſchen Hauſes zu erfreuen gehabt. Blos um jenen alten Zuſtand und die wechſelſeitige Eintracht wieder zu begründen, habe Ernſt (wie er betheuerte,) den Hof ſeines kaiſerlichen Bruders Rudolf II. verlaſſen. Er hoffe, auch bei den Provinzen entſprechende Geſinnungen vorzufinden, und bitte ſie, ſich durch die glücklichen Erfolge, welche ſie in der letzten Zeit im Felde errungen, nicht verblenden, nicht über die Zukunft täuſchen zu laſſen, ſondern die Unbeſtändigkeit des Kriegsglückes in Erwägung zu ziehen. Sie ſelbſt möchten anſtändige und billige Bedingungen vorſchlagen, und dadurch den Beweis liefern, daß es ihnen nicht um die Fortſetzung des Krieges zu thun ſei. Für ſeine Perſon betheuerte er, daß bei ſeinen Anträgen nicht die mindeſte Hinterliſt im Spiele ſei, daß er nicht einen trügeriſchen, ſondern wahren und feſten Frieden zu bewirken ſtrebe.“

Vergeblich hatte der kriegeriſchgeſinnte Fuentes dem Erzherzog von dieſer Annäherung an die Republik abzurathen geſucht und ihm namentlich vorgeſtellt, daß die Staaten den Zuſtand, in welchem ſich der König jetzt befinde, allzu genau kennten, als daß ſie in ſolchen Anerbietungen etwas Anderes denn einen deutlichen Beweis von Schwäche wahrzunehmen vermöchten. Vergeblich hatte Fuentes dem Erzherzog den ſehr richtigen Erfahrungsſatz vorgehalten, daß man nur mit dem Schwert in der Fauſt, und mit dem Sieg auf den Fahnen Friedensvorſchläge machen ſolle, wenn man von denſelben Erfolg wünſche; man ſolle eine glücklichere Zeit abwarten, wann der König den Frieden ſchenken könne und ihn nicht bloß zu empfangen brauche. Sämmtliche Spanier im Rathe hatten dieſe Vorſtellungen des Grafen Fuentes unterſtützt; aber die Belgier waren, aus den bereits erwähnten Gründen, lebhaft auf die Seite des Erzherzogs getreten, und jene beiden Rechtsgelehrten, Hartius und Coomans, unterſtützten die Propoſitionen deſſelben bei den Generalſtaaten durch ein beſondres Memoire, welches in Uebereinſtimmung mit dem Inhalt des bereits erwähnten Schreibens alle Motive noch näher entwickelte, welche dem erlauchten Hauſe Oeſterreich und dem Erzherzog Ernſt perſönlich zu Gunſten kamen.

Die Staaten der vereinigten Provinzen ließen ſich jedoch nicht ſo leicht überreden. Den zwei Agenten Ernſts war ſchon zu Ende des verfloſſenen Jahres ein zweideutiger Ruf vorangeeilt, auf welchen hin der wachſame Oldenbarneveld ſeine Maßregeln getroffen hatte. Kurz: man hatte in der Republik wenig Luſt, auf die Friedensvorſchläge zu hören, da man wenig, (um nicht zu ſagen: kein) Vertrauen in die Aufrichtigkeit Philipps ſetzte. Das Mißtrauen der Staaten wurde überdies durch die Entdeckung eines Attentates gegen das Leben des Prinzen Moritz und ſeines Bruders Heinrich Friedrich befeſtigt und gerechtfertigt.

Am 12. März 1594 war nämlich ein gewiſſer Michael Renichon, Prieſter aus Namur, (aus Temploux zwei Meilen von Namur gebürtig und früher Pfarrer in dem eine Meile von Temploux entfernten Boſſière) als Soldat verkleidet, und unter dem falſchen Namen la Rivière, mit Briefen des Grafen Barlaimont an den früheren Kommandanten des Schloſſes zu Breda, dahin gekommen. Sein für einen Soldaten linkiſches Benehmen, ſowie ſeine Ausſagen, (worin er ſich verwickelte), machten ihn verdächtig. Er wurde deßhalb verhaftet und am 1. April nach dem Haag gebracht, wo man ihn verhörte. Er verſuchte ſich im Gefängniß zu erdroſſeln, was ihm jedoch nicht gelang und nur dazu diente, den Verdacht gegen ihn noch mehr zu verſtärken. Seine Ausſage vor Gericht lautete, daß er auf den Antrieb des Grafen Barlaimont und mit Wiſſen des Erzherzogs Ernſt den Prinzen Moritz und deſſen Bruder Heinrich Friedrich habe aus dem Wege räumen ſollen; auch gegen Oldenbarneveld, St. Aldegonde und mehre andre Häupter der patriotiſchen Parthei ſeien ſolche Attentate im Werke.

Dieſe Entdeckungen waren kurz vor dem Eintreffen der zwei Agenten Hartius und Coomans an den Tag gekommen; und in Bezug darauf betheuerten die Letzteren, daß der Erzherzog nie an ein ſo ſchändliches Verbrechen auch nur gedacht, geſchweige denn Jemand mit der Ausführung beauftragt hätte. Ja, die beiden Rechtsgelehrten ſprachen im Namen des Erzherzogs den Wunſch aus: es möchte den Staaten gefallen, den Gefangenen, zur Ermittlung der Wahrheit und zur Ehrenrettung des erlauchten Fürſten, nach Brüſſel oder Antwerpen transportiren zu laſſen, damit man den Grafen Barlaimont mit Jenem konfrontiren könne, oder, falls die Staaten Bedenken trügen, nach der in ihrem Beſitz befindlichen Stadt Breda, wohin ſich dann auch Barlaimont begeben würde, wenn ihm die Staaten ein freies Geleite zuſicherten.

Die Generalſtaaten benahmen ſich in der ganzen Angelegenheit ebenſo freimüthig, (wie es ihnen nach allen Leiden, Kämpfen und Siegen wohl anſtand,) als klug. Sie unterſchieden ganz genau zwiſchen dem politiſchen Auftrag, welchen die beiden Agenten für den Erzherzog übernommen hatten, und der Rechtfertigung Barlaimonts. In Bezug auf den Erſteren ſprachen ſich die verſammelten Generalſtaaten der vereinigten Provinzen in einer Erwiederungsſchrift aus, datirt vom 27. Mai 1594 im Haag, *) worin ſie edelſtolz erklärten, daß ſie die Waffen aus Nothwehr ergriffen hätten, um die alten Privilegien, die Freiheit der Gewiſſen, die Sicherheit ihrer Weiber und Kinder, ihres Hab- und Gutes gegen die ſpaniſche Tyrannei zu beſchützen und zu vertheidigen, im feſten Vertrauen auf den Allmächtigen, der ſie auch nicht verlaſſen habe, dem ſie allein die Ehre zuſchrieben, von deſſen treuer Hand ſie auch eine gute und ehrenvolle Löſung aller Beſchwerniſſe erwarteten. In dieſem Vertrauen wollten ſie denn auch jetzt die Waffen nicht aus der Hand legen. Sie dankten dem Erzherzog für den guten Willen, welchen er in ſeinem Schreiben an ſie ausſpreche, und Allen denjenigen, welche für die Ruhe, Einigkeit und Wohlfahrt der Niederlande aufrichtig geſinnt ſeien. Aber ebenſo hätten ſie anderſeits auch die triftigſten Gründe, ſich vor Gott dem Allmächtigen und vor aller Welt über Diejenigen zu beklagen, welche unter dem Vorwand des Friedens noch länger unſchuldiges Chriſtenblut zu vergießen, und das Verderben der Niederlande zu fördern ſtrebten, worauf der ſpaniſche Rath mehr als jemals hinarbeite und wozu er ſich der grauſamſten Proceduren bediene, die man ſich nur denken könne. Nun führten die Generalſtaaten (in der erwähnten Erwiederungsſchrift) in hiſtoriſcher

---

*) Bor XXXI. Buch f. 29 seqq.

Folge alle Unbilden an, welche die Niederlande von Spanien erlitten und zwar „für eine ſo herrliche Sache als die Erhaltung des Vaterlandes gegen ausländiſche Tyrannei.“ Sie führten die Fruchtloſigkeit aller Friedensverhandlungen an, in welche man ſich in früheren Zeiten eingelaſſen hatte; ſie zeigten nach, wie wenig aufrichtig Spanien ſich immer benommen, wie argliſtig ſich deſſen Politik immer herausgeſtellt, um das Vertrauen der Niederlande zu täuſchen; alle dieſe Anſchuldigungen waren durch hiſtoriſche Fakten belegt. Hieran reichten ſich nun Gerüchte, welche damals im Schwange waren; die Staaten wüßten, daß dem Doktor Lopez, dem Arzt der Königin von England, unlängſt durch die Spanier Fuentes und Ibarra ein Sündenlohn von 50,000 Kronen angeboten worden ſei, um jene Monarchin durch Gift aus dem Wege zu räumen, daß ferner auf denſelben Antrieb Emmanuel Andrada den König von Frankreich durch einen Roſenſtrauß habe vergiften ſollen, in welchem die Blumen mit einem Pulverſtaub beſtreut geweſen, deſſen feine Theilchen, beim Riechen eingeſogen, den Tod hätten verurſachen müſſen. Man wolle einſtweilen von den noch zu ermittelnden Reſultaten der wider Renichen eingeleiteten Unterſuchung abſehen. Aus allem Dieſem könnte der Erzherzog abnehmen, durch welche Leute und welche Mittel die braven Bewohner der Niederlande betrogen würden. Der hierin ausgedrückte Argwohn gegen die ſpaniſchen Mitglieder des Rathes wurde nun noch weitläufiger dargethan, und man folgerte zugleich, wie ſehr man gegen den ſpaniſchen Hof und deſſen Intriguen auf der Hut ſein, wie ſehr man ſich deßhalb jeder Kommunikation in Betreff des Friedens enthalten müſſe. Denn, wenn man auch glaube, daß der Erzherzog den Meuchelmord und alle feindlichen Attentate überhaupt mißbillige, ſo müſſe man doch auch bedenken, daß derſelbe immerhin von dem König, deſſen Perfidie man nun kenne, ſeine Beſtallung und Autoriſation erhalten habe. Deßhalb wollten denn die Generalſtaaten fortwährend ihre Sache, ſowie die der übrigen Niederlande lediglich der Vaterhand Gottes anheimſtellen. *) — So viel über die Einladung des Erzherzogs zu Friedensverhandlungen.

Was nun die ſpezielle Beſchuldigung Barlaimonts und alles, was damit zuſammenhing, betraf, ſo gingen die Generalſtaaten nur inſofern auf das Anſuchen des Grafen ein, daß ſie ihm Päſſe ertheilen wollten, wenn er ſich anheiſchig machen würde, „ſich der Gerichtsbarkeit der Staaten zu unterwerfen.“ Da nun die beiden Agenten erklärten, daß ſie über dieſen Punkt keine Inſtruktion hätten, ſo ließ man dieſe Angelegenheit fallen und beeilte ſich, Renichons Prozeß zu Ende zu bringen. Aus den Prozeßakten ging Barlaimonts Mitſchuld ziemlich deutlich hervor und wohl läßt ſich auch kaum die Mitwiſſenſchaft des Erzherzogs läugnen. **) Barlaimont hatte den geweſenen Pfarrer von Boſſière bei deſſen Aufenthalt in Namur zu ſich kommen laſſen, ihm vorgeſtellt, auf welche Weiſe er ſeine üble Lage verbeſſern, und ſeinen Eifer für die Intereſſen des Königs an den Tag legen könne; Barlaimont hatte ihn ferner nach Brüſſel beſchieden, dort eines Tages an den Hof gebracht, und zwar in ein Kabinet, neben welchem ſich der Erzherzog befand, ſo daß Renichon den Letzteren in dem Moment ſehen konnte, als dieſer die Thüre öffnete. Barlaimont begab ſich zu dem Erzherzog, beide ſprachen lateiniſch, wie Renichon belauſchen konnte, und als Barlaimont ſich vom Erzherzog beurlaubte, ſagte ihm dieſer beim Abſchied die Worte: „cumulate et largo foenore satisfaciam!“ Dieſe Scene begründet den Hauptpunkt der Beſchuldigung gegen Ernſt. Barlaimont nahm nach derſelben weitere Abſprache mit Renichon, ſagte ihm, daß er den Erzherzog von der Angelegenheit unterrichtet habe, und daß dieſer dem Pfarrer zweihundert Philippsthaler ausbezahlen laſſen wolle. Noch am Abend deſſelben Tages unterhielt ſich Barlaimont nach dem Nachteſſen ohne Zeugen mit Renichon (alles dies nach deſſen gerichtlicher Ausſage) und eröffnete demſelben, daß ihn der Erzherzog beauftragt habe, den Prinzen Moritz aus dem Wege zu ſchaffen, daß ſchon mehre Leute damit beauftragt ſeien, daß man jedoch ihm (Renichen) die Verhand bei dieſem Handel laſſen wolle, welcher gut bezahlt werden ſollte. Renichon betheuerte nun vor Gericht, daß er ſich anfänglich geweigert habe, aus dem Grunde, weil eine ſolche That für ſeinen Stand nicht paſſe, und er im Gebrauch der Waffen ungeübt ſei; endlich aber habe er ſich dazu entſchloſſen, und die nöthigen Verhaltungsmaßregeln empfangen, wozu die Veränderung ſeines Namens und Standes gehörte. Am 3. Juni erfolgte das Urtheil über Renichon durch den von den Generalſtaaten dazu niedergeſetzten Gerichtshof; er ſollte enthauptet und geviertheilt werden. Noch an demſelben Tage wurde das Urtheil vollzogen. Renichon bezeigte (nach der Verſicherung der niederländiſchen Schriftſteller) lebhafte Reue und erlitt den Tod mit großer Standhaftigkeit. — Am 17. November deſſelben Jahres wurde zu Bergen-op-Zoom ein Soldat, Namens Peter Düfour, hingerichtet, welcher, ſeiner Ausſage nach, auf Anſtiften de la Motte's, Aſſonville's, und wie wenigſtens Düfour glaubte, des Erzherzogs, gleichfalls den Prinzen Moritz ermorden wollte. Wie Meteren verſichert, ſo hatten die Richter den Düfour ernſtlich ermahnt, er möchte ſich ja in Acht nehmen, eine ſo hochgeſtellte Perſon wie den Erzherzog nicht auf bloße unbegründete Vermuthungen hin in den Verdacht der Theilnahme an einem Verbrechen zu bringen. Doch Düfour verſicherte: La Motte habe ihn in das Kabinet des Erzherzogs gebracht, und dieſer ihm eine anſehnliche Belohnung verſprochen, wenn er ſeinen Plan ausführe. Später habe ſich der Erzherzog zu Bette begeben und während der Verhandlungen Düfours mit den Räthen ſei die ganze Sache ſchriftlich aufgenommen worden; ja ein Rath habe ihn an das Bette des Erzherzogs geführt und dieſer ihm geſagt: „Facette quel che m'avete promesso; amassate quel tyranno," worauf Düfour geantwortet: Jo lo faro." — Wir haben dieſe Fakten ausführlich wiedererzählt, und dürfen wenigſtens das als gewiß annehmen, daß die allgemeine Vormeinung ſich entſchieden gegen den Erzherzog ausſprach und daß eben dieſe Stimmung der öffentlichen Meinung weſentlich dazu beitrug, den von demſelben ausgehenden Friedensvorſchlägen kein Gehör zu geben, ſondern den Offenſiv-Krieg mit allem Nachdruck fortzuſetzen. Uebrigens hatte ſich bereits im Winter von 1593 auf 1594 in den Niederlanden zugleich mit dem Gerücht, daß der Erzherzog Vollmacht habe, einen Frieden unter den günſtigſten Bedingungen abzuſchließen, auch das andre verbreitet, daß er, wenn ſeine desfallſigen Bemühungen fruchtlos ſeien, Befehl habe, den Krieg um jeden Preis bis zur Entſcheidung durchzuführen. Dies Gerücht allein war bei der damaligen Stimmung der Nation, deren Begeiſterung und Muth durch die jüngſten Erfolge in Athem erhalten wurden, von vorneherein, ſchon bevor noch Ernſt die Niederlande betrat, hinreichend geweſen, um den Entſchluß außer Zweifel zu ſetzen, den man faſſen würde.

---

*) Gegen die Schrift der Staaten erſchien bald eine ausführliche Widerlegung in Brabant. (Bor XXXI. B. f. 32 seqq.)

**) Vergl. Dewez histoire générale de la Belgique. (Bruxelles [illegible]) t. VI. p. 267 seqq.

„Das Verhältniß der Generalſtaaten und der Naſſauer insbeſondere zu Friesland mußte dieſen Entſchluß noch befeſtigen und ihm eine beſtimmte Richtung geben. Nach allen Vorfällen, welche vorausgegangen, war man es den wackren Frieſen ſchuldig, ihre längſt gehegten und energiſch genug ausgeſprochenen Wünſche in Bezug auf die Eroberung der Stadt Gröningen endlich zu erfüllen. Alle Entſchuldigungsgründe zur Hinausſchiebung dieſer Operation, welche man den Frieſen bisher hatte entgegnen können, waren nun weggefallen, und das Intereſſe ſämmtlicher Provinzen, welche zur Utrechter Union gehörten, verlangte, daß man dieſer letzteren durch Eroberung der wichtigen Stadt Gröningen nunmehr den Schlußſtein einſetze. Erſt dann, wenn auch ſie mit den übrigen Mitgliedern der Utrechter Union vereinigt war, erſt dann konnte man dieſe als vollkommen abgeſchloſſen und befeſtigt betrachten. Denn erſt dann war der königlichen Parthei jede Möglichkeit abgeſchnitten, ſich im Norden zu halten; dann war ihr der Mittelpunkt entriſſen, von welchem aus ſie die Landſchaften beunruhigen, die Streitmaſſen der Republik beſchäftigen, und dadurch für Angriffspläne nach Süden hin untauglich machen konnte. Der einſichtsvolle Graf Wilhelm Ludwig hatte dies alles, ſelbſt bei ſeinen Streitigkeiten mit den Frieſen im verfloſſenen Jahre, richtig gefühlt und auch das Seinige redlich verſucht. Doch dem jungen Helden der Republik, dem Prinzen Moriz war es vorbehalten, die ſehnlichſten Wünſche der Frieſen zu erfüllen, welche jene Stelle ihres uralten Landrechts noch nicht vergeſſen hatten: „Die Frieſen ſollen frei ſein, ſo lange die Winde aus den Wolken wehen und ſo lange die Welt ſteht;“ ihm war es vorbehalten, dem Gebäude der Republik den Kranz aufzuſetzen.

Schon im Beginne des neuen Jahres 1594 hatte Moriz die Feindſeligkeiten erneuert. Im Februar hatte er einen Verſuch gemacht, Herzogenbuſch durch einen Ueberfall der königlichen Parthei zu entreißen. Es fehlte nicht viel, ſo wäre ihm die Unternehmung geglückt. Schon waren mehre kühne Soldaten in der Nacht des 28. Februars über das äußerſte Thor geſtiegen, ſchon klimmten ſie auch die innre Mauer hinan; da rollte plötzlich ein Stein aus derſelben herab; das Geräuſch machte die Schildwache aufmerkſam; die Beſatzung griff zu den Waffen und den Angreifenden blieb nichts übrig, als ſich, ſo ſchnell ſie konnten, zurückzuziehen. Im folgenden Monat ſuchte Moritz Maaſtricht auf ähnliche Weiſe zu überwaltigen. Er ſtand mit einem Edlen, dem Herrn de Peche, im guten Einvernehmen, welcher in der Nähe jener Stadt wohnte und die Spanier tödtlich haßte. Dieſer de Peche ſollte die Unternehmung leiten, und, wenn ſie glückte, die Oberbefehlshaberſtelle in Maaſtricht erhalten; Moritz führte ihm zu dieſem Zwecke eine kleine Truppenabtheilung zu, und 300 Pikeniere, ſowie ebenſoviel Musketiere, wurden zu dem Wagſtück auserſehen. Die erſteren mußten die Schäfte ihrer Piken, um ſie leichter handhaben zu können, abſchneiden, und warfen die Stummel unvorſichtigerweiſe ins Waſſer. Nachdem ſie ſich nun beim Dorfe Petersheim eingeſchifft hatten, um, wie ihre Inſtruktion lautete, bei Wyk zu landen, begegneten mehre Fiſcher, welche die Stummel im Waſſer treiben geſehen und aufgefangen hatten, jenen Schiffen, in welchen die Soldaten verborgen waren. Die Matroſen der Letzteren fragten die Erſteren, als ſie ihnen begegneten: „Was Neues?“ Die Fiſcher drauf: „Die Geuſen ſind in der Nähe; da ſeht!“ und wieſen ihnen die Stummel der Schäfte. Da erſchracken die verborgenen Hauptleute, wähnend, der ganze Anſchlag ſei verrathen worden, ließen die Schiffe umwenden und ſtiegen an's Land. Vergeblich hatte Moritz mit ſeinem Vetter, dem Grafen Philipp auf die verabredeten Signale gewartet, als er plötzlich die Soldaten, welche das Unternehmen beginnen ſollten, zurückkommen, und daſſelbe ſomit vereitelt ſah.

Inzwiſchen hatten auch die Königlichen Verſuche gemacht, ſich der Inſel Tholen und der Feſtung Bergen-op-Zoom, welche ſich im Beſitz der Gegenparthei befanden, durch geheimes Einverſtändniß und Ueberfall zu bemächtigen. Doch auch ſie waren nicht glücklicher als Prinz Moritz. Man fing Briefe auf, welche die Verrätherei entdeckten, und die Anſchläge wurden vereitelt.

In Friesland belagerte Verdugo die Feſtung Koeverden, und Friesland wurde der Hauptſchauplatz des Krieges. Moritz nahm mit ſeinem Heere von Maaſtricht aus ſeinen Zug dahin und vereinigte ſich mit dem Grafen Wilhelm Ludwig. Als Verdugo, der noch vor Koeverden lag, die Ankunft des Prinzen vernahm, ſtellte er ſein Heer raſch in Schlachtordnung, mehr, um dem Feinde dadurch zu imponiren, als um demſelben die Schlacht zu bieten, wozu er ſich viel zu ſchwach fühlte. Dieſe ſeine geheime Abſicht kam bald an den Tag. Denn, während ſich Moritz noch berieth, ob er ſich in die Feſtung werfen oder den Feind in deſſen Verſchanzungen angreifen ſollte, nahm Verdugo in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai in aller Stille ſeinen Rückzug von Koeverden nach Oldenzeel. Da er vom Erzherzog Ernſt kein Geld erhielt, um ſeinen Truppen den Sold zu bezahlen, ſo entſchloß er ſich kurz, und erlaubte ihnen, ſich auf deutſchem Boden durch Streifzüge ſchadlos zu halten. Hierauf ſchickte er einen Theil derſelben über die Ems nach Lingen, wo ſich ſpaniſche Beſatzung befand, den Reſt nach Gröningen, um die Beſatzung dieſer wichtigen Stadt zu verſtärken, und zu gleicher Zeit auch die dortige Bürgerſchaft beſſer im Zaum halten zu können, was auch in der That nöthig war, da unter derſelben Zwietracht herrſchte, und eine nicht geringe Zahl der Bewohner, welche zur Parthei der Staaten hielt, auf die Ankunft des Prinzen Moritz, wie auf die ihres Erlöſers harrte.

Kaum hatte nun Moritz bei Anbruch des Tages geſehen, daß Verdugo die Belagerung Koeverdens aufgegeben hatte, ſo entſchloß ſich der treffliche junge Feldherr, ungeachtet aller entgegengeſetzten Meinungen, welche im Kriegsrathe laut wurden, die günſtige Gelegenheit zu einem Angriff auf Gröningen ſo raſch als möglich zu benützen, wobei ihm ſowohl Graf Wilhelm Ludwig als die Mitglieder des Staatsrathes vollkommen zuſtimmten. Er ließ deßhalb das Geſchütz auf der Iſſel einſchiffen, und durch den Zuiderſee, die Wadden und das Reitdiep vor Gröningen ſchaffen. Er ſelbſt brach mit dem Grafen Wilhelm Ludwig und dem ganzen Heere am 19. Mai auf, und erſchien bereits am 3. Tage vor jener Stadt, an deren Südſeite. Eben dort war dieſelbe durch Thürme und Außenwerke aufs Trefflichſte geſchützt. Ueberhaupt befand ſie ſich durchaus im Stande, ſich gegen den Feind zu halten; ſie beſaß eine gute Zahl von Geſchützen; ſie war mit Kriegsbedarf reichlich verſehen; die Bürgerſchaft, in den Waffen eingeübt, verſtärkte die Beſatzung, und außerdem hatte ſie nicht blos Verdugos ganze Heeresmacht zum Entſatze zu erwarten, ſondern auch bereits fünf Kompagnien derſelben dicht vor den Augen, am Schuitendiep, wo ſich die letzeren verſchanzt hatten.

Moritz hatte, dem Rath des Frieſen Veit van Kamminga entgegen, (welcher der Meinung geweſen war, man könne ſich Gröningens durch einen raſchen Angriff bemächtigen) beſchloſſen, eine förmliche Belagerung gegen dieſe Stadt zu eröffnen. Dieſer klare Kopf, an dem ſich wie an wenigen großen Feldherrn zeigte, wie das Glück nicht bloß der

Eingebung des Augenblickes dienſtbar iſt, ſondern der wiſſenſchaftlichen Berechnung, wollte ebenſowenig den Erfolg eines Unternehmens, von welchem ſo Vieles abhing, als ſeinen Ruhm leichtfertig aufs Spiel ſetzen. Wenn das Glück ihm half, — gut, es war ihm willkommen; doch er wollte wenigſtens alle Anſtalten treffen, daß es ihm nicht entrinnen könne. In dieſem Geiſte handelte er denn auch und zwar raſch. Sein Heer befand ſich denn, wie geſagt, auf der Südſeite der Stadt. Moritz ließ es auf einer trockenen Hochfläche Lager ſchlagen, welche von den zwei Gewäſſern umgeben war, dem Hoornſchen Diep und dem Schuitendiep; beide kommen aus dem Moorgrunde Drenthe's, laufen durch die Stadt, und verbinden ſich durch das Reitdiep mit den Wadden. Trefflich benützte Moritz dies Terrain. Durch Aufdämmen ſetzte er die Niederungen unter Waſſer; ſodann ließ er Kanäle nach verſchiedenen Schanzen in der Umgegend der Stadt leiten, um das Geſchütz zur Eroberung derſelben leichter hintransportiren zu können. Einige dieſer Schanzen waren bereits verlaſſen; andere wurden mit leichter Mühe eingenommen; am ſtandhafteſten aber wurde die von Auwerderzyl, welche dadurch beſonders wichtig war, daß von derſelben aus die für die Belagerer beſtimmten Proviantſchiffe aus Friesland aufgehalten werden konnten, durch den Hauptmann Wolfhart Prenger mit nur ungefähr 120 Mann vertheidigt. Als ihn Graf Wilhelm Ludwig zur Uebergabe aufforderte, erwiederte Prenger: „ich würde ſchlechte Ehre davon haben, den Platz zu übergeben, ohne Geſchütz vor demſelben geſehen zu haben.“ Nun ließ Graf Wilhelm Ludwig vor der Schanze 8 Geſchütze aufpflanzen, forderte jedoch (am 30. Mai) den Hauptmann Prenger nochmals zur Uebergabe auf, indem er ihn darauf aufmerkſam machte, daß er keinen Entſatz zu hoffen hätte, indem diejenigen, von denen er einen ſolchen erwarte, ſelbſt in Bedrängniß wären. „Nun gut“ ließ ihm der kühne Prenger zur Antwort ſagen, „ſo will ich's wagen wie ein funfzehnjähriges Mädchen.“ Da ſtürmte denn Graf Wilhelm Ludwig am letzten Mai die Schanze und nach einem mörderiſchen Feuer wurde ſie erobert. Der tapfre Prenger ſtarb den Heldentod; die Sieger ſchickten ſeine und ſeines Lieutenants Leiche nach Gröningen hinein. Durch die Eroberung der Schanze von Auwerderzyl hatte nun Prinz Moritz die Zufuhr aus Friesland für ſein Heer frei.

Uebrigens wurden die Belagerungsanſtalten durch anhaltendes Regenwetter und durch Ausfälle der Beſatzung etwas aufgehalten; doch Moritz ermüdete nicht und brachte es dahin, daß in der Nacht vom 3. Juni die Batterien gegen das Oſter- und das Herrenthor vollendet waren. Da aber Moritz dieſelben noch für zu ſchwach hielt, ſo ließ er das Feuern noch nicht beginnen; er vernahm indeſſen durch einen aus der Stadt entſprungenen Jungen Nachrichten aus derſelben. Als am 5. Juni der Tag graute, ließ nun Moritz ein heftiges Feuer gegen Gröningen richten, welches ungemeinen Schaden hervorbrachte, aber von den Belagerten ebenſo eifrig erwiedert wurde. Moritz ſetzte die Belagerung mit dem größten Nachdruck fort, ließ aber die Gröninger gegen Ende des Juni zur Uebergabe auffordern. Er bekam eine ſtolze Erwiederung; denn man machte ſich neue Hoffnungen, da man zugleich auch Bevollmächtigte nach Brüſſel mit der Bitte ſchickte, die Stadt zu entſetzen, oder ihr zu erlauben, daß ſie ſich dem Herzog von Braunſchweig unterwerfen dürfte, was die Meinung einer Parthei in der Bürgerſchaft war. Dieſe letztere Auskunft wurde jedoch den Belagerten von Seiten der Regierung rundweg abgeſchlagen; die Hoffnung auf einen Entſatz blieb immerhin möglich aber zweifelhaft. Nachdem nun die Unterhandlungen zwiſchen Moritz und den Belaherſtep wieder abgebrochen worden waren, begann das Bombardement Gröningens aufs Neue und heftiger als zuvor. Die Feuerkugeln zündeten an verſchiedenen Orten der Stadt und der Brand verſetzte die Einwohner in die äußerſte Beſtürzung. Die augenſcheinliche Gefahr ſteigerte die Zwietracht, welche bei der Bürgerſchaft herrſchte. An der Spitze der ſpaniſchgeſinnten Parthei, zu welcher faſt alle Katholiken gehörten, und welche durch die Jeſuiten fanatiſirt wurde, ſtand der Bürgermeiſter Jarges. Dieſer wußte den Pöbel für die Intereſſen ſeiner Parthei zu enthuſiasmiren und es dahinzubringen, daß man ſchwur, dem König bis in den Tod getreu zu bleiben. Geringer an der Zahl war die proteſtantiſch-republikaniſche Parthei, unter welcher Moritz viele Anhänger hatte, die mit ihm im geheimen Einvernehmen ſtanden. Die königlich-katholiſche Parthei behauptete noch immer die Oberhand und Jarges bewirkte es, daß jene fünf Kompagnien der königlichen Truppen, die bis dahin am Schuitendiep gelegen, in die Stadt kamen. Darüber brach nun die Zwietracht zum Tumult aus, da die Gegenparthei aufs Aeußerſte gereizt war. Moritz betrieb um ſo eifriger alle ſeine Anſtalten fort, um die Stadt zu überwältigen. Er ließ unter das Ravelin vor dem Oſterthor (ein Ueberbleibſel der einſt von Alba angelegten Citadelle) eine Mine graben. Als er dies Werk beſichtigte, kam er in Lebensgefahr. Am 15. Juli wurde das Ravelin vermittelſt der Mine in die Luft geſprengt, wobei eine Menge Menſchen das Leben verloren; Graf Philipp von Naſſau nahm hierauf alſogleich das Ravelin mit einer Anzahl ſchottiſcher Soldaten in Beſitz. Nun hielten die Belagerer Gröningen ſchon für ſo gut als gewonnen und ungeſtüm wünſchten die Truppen der Republik, man ſollte ihnen die feindliche Stadt, deren trotziger Widerſtand ſie erbittert hatte, zur Erſtürmung und Plünderung überlaſſen. Doch

Moriß und der Staatsrath waren einer entgegengeſetzten Meinung. Gröningen durfte, wenn man es gewann, durch ſo gewaltſame Maßregeln der gemeinſamen Sache nicht entfremdet werden, während man durch weiſe Schonung auch die bisherige Gegenparthei in derſelben zu aufrichtiger Verſöhnung zu bewegen hoffen konnte. Als daher am 16. Juli Nachmittags um 5 Uhr Jan ten Boer aus der Stadt ins feindliche Lager kam und dem Prinzen, ſowie dem Grafen Wilhelm Ludwig, im Beiſein des Rathes, eröffnete, daß ſich Magiſtrat, Bürgerſchaft, Geiſtlichkeit und Beſatzung von Gröningen zu Unterhandlungen entſchloſſen hatten, nahm Moriß Rückſicht darauf. Am 20. Juli wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und alſobald begannen die Unterhandlungen in Betreff der Uebergabe Gröningens. Am 22. Juli kam dieſe endlich zu Stande und zwar unter folgenden Bedingungen. Alle Beleidigungen und dergleichen, die ſowohl vor als während der Belagerung, auf was immer für eine Weiſe vorgefallen, wurden völlig vergeben und vergeſſen. Die Stadt Gröningen unterwarf ſich der Utrechter Union, und bildete in derſelben fortan ein Glied der Republik; ſie verpflichtete ſich, mit den übrigen vereinigten Provinzen Bündniß und Freundſchaft zu halten, dieſelben jederzeit und unter allen Umſtänden zu unterſtüzen, um die Spanier ſowie die Spaniſchgeſinnten zu vertreiben, welche wider alles Recht und alle Billigkeit die Bewohner der Provinzen zu unterdrücken verſuchten. Die Stadt Gröningen ſollte alle Rechte, Freiheiten und Privilegien, welche ſie bisher beſeſſen, unverſehrt und unverkürzt fort und fort behalten und ebenſo ſollte ſie auch nicht durch Anlegung einer Citadelle beſchwert werden. Graf Wilhelm Ludwig von Naſſau ſollte als Statthalter über die Stadt Gröningen und die Umlande anerkannt und angenommen werden, und in die erſtere eine Beſatzung von 5 bis 6 Fahnen Fußvolks legen, zu dem Zwecke, daß innere Spaltungen und Unruhen verhütet werden könnten. In Bezug auf das künftige Verhältniß des Antheils der Stadt und der Umlande beim Stimmen in der Generalſtaatenverſammlung, ſollten ſich Beide nach jener Ordnung fügen, welche die Generalſtaaten feſtſetzen würden. In Bezug auf den Gottesdienſt ſollte fortan bloß der reformirte Kultus das Recht öffentlicher Uebung genießen, jedoch unbeſchadet der Gewiſſensfreiheit, und zwar ſo, daß keine Glaubensunterſuchung ſtatt finden dürfe. Uebrigens ſollten die Klöſter und die geiſtlichen Güter bis zu näherer Verfügung der Generalſtaaten in ihrem gegenwärtigen Zuſtand belaſſen werden. Was die ſtädtiſche Regierung betraf, ſo ſollten Magiſtrat und geſchworne Gemeinde für jetzt durch den Prinzen Moritz und den Grafen Wilhelm Ludwig mit Advis des Staatsrathes organiſirt werden; für die Folge jedoch ſollte in dieſer Angelegenheit der alte Rechtsbrauch wieder in Kraft treten, wiewohl mit der Veränderung, daß Graf Wilhelm Ludwig als Statthalter aus den vierundzwanzig Geſchworenen fünf auszuwählen hätte, die alsdann zur Erwählung des Magiſtrats nach alter Gewohnheit ſchreiten ſollten. Bürgerſchaft und Magiſtrat von Gröningen haben den Generalſtaaten den Eid der Treue zu leiſten und die königlichen Truppen die Stadt zu räumen. Die Stadt und die Umlande ſollten gleichmäßig nach den verhältnißmäßigen Quoten zu den Laſten der gemeinſamen Sache beitragen. Alle Ausgewichenen aus Stadt und Umlanden oder ihre Rechtsnachfolger ſollten in den Beſitz ihrer Güter reſtituirt werden. Jeder Bürger oder Bewohner von Gröningen, Geiſtlicher oder Laie, ſollte das Recht haben, nach ſeinem Belieben in der Stadt zu bleiben oder ſie zu verlaſſen, und alle im Verlauf der Belagerung gefangen genommenen Bürger ſollten gegen Ranzion freigegeben werden. Dies war im Weſentlichen der Inhalt der Bedingungen, auf welche ſich die Stadt Gröningen dem Prinzen Moritz für die Republik übergab. Wir haben dieſelben ausführlicher mitgetheilt, weil ſich die wichtigſten auf das Verhältniß zu den durch die Utrechter Union verbundenen Provinzen beziehen, und weil die Stadt Gröningen in Folge dieſer Kapitulation nunmehr mit der Republik der vereinigten Provinzen ein Ganzes ausmachte, wodurch die Union von jetzt an für immer vollkommen hergeſtellt war. Die Geſchichte des Aufſtandes hat ſomit durch die Eroberung Gröningens einen bedeutungsvollen Wendepunkt erreicht, die Entwickelung der neuen Staatsform einen wichtigen Abſchluß.

Am 24. Juli zog der Oberſt-Lieutenant Georg Laukema mit ungefähr 500 Mann aus Gröningen ab und wurde bis nach Oldenzeel geleitet, wo ſich Verdugo befand. Von dort zogen die Truppen über den Rhein. An demſelben Tage zogen Prinz Moritz und Graf Wilhelm Ludwig mit ihrem Heere in die Stadt, wurden von dem Magiſtrat auf dem Marktplatze bewillkommt und begaben ſich, nachdem ſie die Stadt beſehen hatten, in's Lager zurück. Man fand in Gröningen einen anſehnlichen Vorrath von Geſchützen, welcher ſowie jener von Kriegsbedürfniſſen und Lebensmitteln zum Geſammteigenthum der Republik erklärt wurde. Am 26. Juli wurde der reformirte Kultus eingeführt; am 2. Auguſt die ſtädtiſche Regierung verändert und am 3. die Bürgerſchaft in neuen Eid genommen.

Moritz reiſte einige Tage ſpäter nach Friesland, wo er in allen Städten, die er paſſirte, mit Ehrenbezeugungen und Glückwünſchen empfangen wurde, nach Holland, wo die Einnahme Gröningens eine eben ſo große Freude erregte, als Beſtürzung bei den Feinden, da dieſe beſorgten, daß Moritz ſeinen

Sieg raſch verfolgen möchte. Dieß unterblieb jedoch, und zwar aus dem Grunde, weil die Generalſtaaten einerſeits die Nothwendigkeit einſahen, die Stadt Gröningen, in welcher die Gegenparthei noch immer zahlreich war, mit einer ſtarken Beſatzung zu verſehen, und weil ſie anderſeits auch König Heinrich IV. von Frankreich unterſtützen mußten. Somit war denn der eigentliche Feldzug des Jahres 1594 mit der Eroberung Gröningens beſchloſſen.

Obwohl nun die Stadt Gröningen mit den Umlanden zuſammen einen untrennbaren Beſtandtheil der Republik ausmachen ſollte, währte doch der alte Streit zwiſchen Stadt und Umlanden noch immer fort, und die Generalſtaaten hatten die größte Mühe, um die zur Erhaltung der Republik überhaupt nöthige Ruhe und Uebereinſtimmung zu erwirken und zu befeſtigen. Immer gab es noch eine fortwirkende Oppoſition in der Stadt Gröningen, und ſo lange dieſe nicht beſeitigt war, ſo lange konnte man auch keine dauernde Ruhe hoffen.

Wir ſind nun auf jenem Punkte angelangt, wo wir das Ganze der Staatsverfaſſung in den vereinigten Provinzen als etwas Gewordenes überblicken, wo wir uns Rechenſchaft geben können, in wiefern jenes hiſtoriſche Prinzip, nach welchem die Entwickelung voranſchritt, der Nation auch zum Bewußtſein kam.

Wie wir ſchon öfter angedeutet haben, ſo war es dort der ganzen Revolution eben nichts Leichtes, ſich von den althergebrachten und befeſtigten monarchiſchen Formen loszuringen. Die Revolution war, möchte man ſagen, überhaupt zu organiſch, als daß ſie irgend ein Mittelglied hätte überſpringen können. Während die Republik thatſächlich bereits beſtand, erregte es noch lange großen Anſtand, ihren Namen auszuſprechen, und ſelbſt, als der wichtigſte Schritt, die förmliche feierliche Losſagung von Spanien einmal geſchehen war, ſahen wir noch immer, wie man ſich bald an dieſe, bald an jene fremde Macht anklammern wollte, um wenigſtens den Namen der Monarchie, ſei es auch nur wie eine Art von vermeintlichem Talisman, aufrecht zu erhalten. Kurz, es koſtete langwierige Mühe, bis ſich das Prinzip einer republikaniſchen Verfaßung in allen Köpfen das Uebergewicht errang. „Erſt ſeit Oldenbarnevelds Anſtellung zum Advokaten von Holland hatte," (wie der ſchätzenswerthe van Kampen ſehr richtig bemerkt) „die Idee der Möglichkeit einer republikaniſchen Konſtitution, die auch dem trefflichen Leoninus, wie es ſcheint, nicht einleuchten wollte, immer mehr Feld gewonnen." Man begreift den ganzen Umfang der Schwierigkeiten, wenn man die verſchiedenen Individualitäten der einzelnen Provinzen, wenn man das charakteriſtiſche Streben aller erwägt, ihre Provinzial- und Lokal-Rechte aufrecht zu erhalten. Davon ging die Revolution aus; darauf mußte ſie alſo auch zurückkommen. Daraus erklären wir uns, weßhalb die ſüdlichen Provinzen ſich Spanien durch Parmas Vermittlung wieder unterwarfen. Denn da bei ihnen die Religion kein Hinderniß in den Weg legte, ſo war für ſie kein Grund zu einem ferneren Widerſtand vorhanden, ſo wie ihnen durch Parma die Erhaltung der Provinzialrechte einmal garantirt war. In den nördlichen Provinzen dagegen mußte ebenſo der Widerſtand aus dem Grunde fortdauern, weil eben die von Spanien ſo hartnäckig beſtrittene Freiheit des reformirten Gottesdienſtes in den Kreis der allerweſentlichſten Provinzialrechte übergegangen war. Indem es ſich aber eben von vorneherein nicht um ein naturrechtliches Ideal, ſondern um den Beſtand, um die Garantie der allernächſten Partikularintereſſen handelte, brauchte die Revolution ſo lange, bis ſich aus derſelben die beſtimmte Form einer Republik entwickeln konnte, deren Schwerpunkt darin lag, daß die Privilegien und Intereſſen, kurz die volle Selbſtſtändigkeit jedes einzelnen Mitgliedes derſelben immerdar durch alle übrigen erhalten wurde.

Bis zum Abgang Leiceſters hatte unſtreitig die Vorſchule der republikaniſchen Verfaſſung gedauert; ohne Leiceſters Dazwiſchentreten hätte ſie gewiß noch länger gewährt. Die durch ihn hervorgerufenen Kolliſionen hatten die Mündigung vollbracht, indem dadurch das Bewußtſein der eigenen Kraft, und ſomit der Autonomie vollends geweckt wurde. Von Leiceſters Abgang datirt alſo der Abſchluß der neuen Staatsverfaſſung, deren Weſen und Beſtandtheile wir nun näher in's Auge faſſen wollen.

Immerhin blieb die Utrechter Union das Fundamentalgeſetz. Die Prinzipien, auf welchen dieſelbe begründet war, erhielten bloß immermehr Spielraum, um Reſultate zu erwirken, äußere Formen aufzuſtellen und in dem durch dieſelben ſtrenggezogenen Kreiſe die verbündeten freien Provinzen als eine einzige Republik einzubegreifen. Selbſtſtändigkeit jeder einzelnen nach innenzu, befeſtigt durch Aufrechthaltung der Provinzialrechte und Provinzialintereſſen, — Selbſtſtändigkeit aller nach außenzu, als nur eines einzigen Staatskörpers (und zwar durch die wechſelſeitige Verbindung aller einzelnen, daß keine einzelne eine das gemeinſame Schickſal entſcheidende Angelegenheit einſeitig unternehmen dürfe) — dies waren die Grund- und Lebensbedingungen der Union. Sie ſtand auf der Baſis der Volksſouverainetät, welche zu unterſt durch die Magiſtrate, dann durch die Provinzial- und endlich durch die Generalſtaaten vertreten wurde.

Wenn nun ſo anerkannt wurde, daß die vom Volke früher der Perſon des Monarchen übertragenen Rechte jetzt dem erſteren wieder heimgefallen waren, ſo waren denn auch die Statthalter fortan dem Volke allein verantwortlich. Es mußte aber, da die Stelle eines Generalſtatthalters nicht mehr exiſtirte, nunmehr eine Behörde geben, welcher diejenige Macht aufgetragen ward, durch welche das Geſammtintereſſe aller zum einzigen Staatskörper vereinigten Provinzen immerdar gewahrt wurde, welche auch die dazu nöthigen Exekutivmaßregeln anwenden durfte. Dieſe Behörde war denn der Staatsrath, welcher ſomit nach Leiceſters Abdikation eine höhere Bedeutung als füher bekam. Die Rechte und Pflichten des Staatsrathes ließen ſich nunmehr darin zuſammenfaſſen, daß es ihm oblag, für die Integrität des ganzen Staatenverbandes als Staatskörpers zu wachen. Somit hatte denn der Staatsrath die Eintracht zwiſchen den Provinzen zu erhalten. Er mußte den Stand der gemeinſamen Finanzen beſorgen und durfte zu dieſem Ende gegen jene Provinzen, welche ſich hiebei im Rückſtand befanden, Zwangsmaßregeln anwenden. Er mußte darüber wachen, daß die Statthalter der Provinzen, ſowie die Offiziere der republikaniſchen Truppen den Generalſtaaten und den ſtädtiſchen Magiſtraten den Eid der Treue leiſteten; in letzterem ſieht man wieder klar das eigenthümliche Lebensprinzip des nationalen Organismus, die ſtrenge Wahrung der lokalen Rechte, der individuellen Selbſtſtändigkeit. Der Staatsrath durfte und mußte Bündniſſe mit fremden Mächten abſchließen und namentlich im Intereſſe des Handels (ein charakteriſtiſches Merkmal, wie die Nation ihre Lebensfrage begriff,) die Freundſchaft fremder Mächte zu gewinnen ſuchen, natürlich unbeſchadet der höchſten Nationalangelegenheit in Bezug auf die Verhältniſſe zu Spanien oder ſonſtigen Feinden der Nation. Auch in Bezug auf die Kriegsführung ſtellte der Staatsrath die oberſte, den Verband erhaltende Macht dar. Doch war dieſelbe, Holland und dem Prinzen Moritz gegenüber, etwas modifizirt. Da Moritz als Statthalter von Holland und Seeland (wie ſpäterhin auch von Geldern, Over-Yſſel und Utrecht) zugleich Generalkapitain war, ſo erlangten die Befehle des Staatsrathes in Bezug auf Kriegsangelegenheiten in Holland nur dann Gültigkeit, wenn ſie auch von dem Prinzen oder in ſeiner Abweſenheit von den „kommittirten Räthen“ ausgefertigt waren. Ebenſo iſt zu beachten, daß Holland jene Truppen, die es bezahlte, auch für ſich beſonders vereidigte. Uebrigens wurde die Macht des Prinzen Moritz wieder dadurch beſchränkt, daß ihm bei ſeinen Feldzügen ſtets vier Kommiſſäre der Staaten zur Seite ſtanden, mit welchen er ſich über die Operationen zu berathen hatte. Eine fernere Befugniß des Staatsrathes war, daß er im Fall der dringenden Noth die Generalſtaaten zuſammenberufen durfte. Bei ſeinen Beſchlüſſen entſchied die Mehrzahl der Stimmen; für ſeine Verſammlungen war er an keinen beſtimmten Ort gebunden. Die ganze Geſtaltung dieſer Verhältniſſe des Staatsrathes ging hauptſächlich von Holland aus, und es iſt intereſſant zu beobachten, wie man auch hier langſam und bedächtig, Schritt für Schritt, zu Werke ging, wie man immer dem Beſtehenden gern ſo lang als möglich ſeine Stelle einräumte; ſo ſehen wir z. B., daß auch nach dem Abgange Leiceſters die Engländer (beſonders Willoughby) noch eine Zeitlang Sitz und Stimme im Staatsrath behielten, ja daß man ſogar deren Einfluß reſpektirte, ohne ſich übrigens dadurch in der Behauptung der Selbſtſtändigkeit im Mindeſten beirren oder beengen zu laſſen. Eben ſo wenig aber kann es uns auch entgehen, wie der Staatsrath allmählig (und zwar vornämlich durch Beitrag Oldenbarnevelds) eben auch von der Höhe ſeiner Bedeutung (als ausübende Gewalt der Republik) herabſank und nur mehr zu einer vorzugsweiſe reſpektirten Verwaltungsbehörde für Krieg und Finanzen wurde.

Betrachten wir nun den Wirkungskreis der Provinzialſtaaten! Dieſer hatte ſich ſeit der Auflöſung der früheren Verhältniſſe beträchtlich erweitert, und hatte ſich erweitern müſſen, ſowie die Idee der Volksſouverainetät, und ihrer natürlichen Vertretung durch die Staaten wieder immer klarer zum Bewußtſein gekommen war. In dieſer Eigenſchaft beſaßen die Staaten früherhin bereits die geſetzgebende Gewalt und das Recht der Steuerverwilligung; dagegen war die Verwaltung ſtets dem Provinzialſtatthalter oder dem Generalgouverneur untergeben geweſen, während die richterliche Gewalt dem beſonderen Hofe unterlag. Wir bemerken nun ein auffallendes Beſtreben der Provinzialſtaaten, beſonders jener von Holland, ſämmtliche Gewalten, ſoviel wie möglich, in ſich zu vereinigen. So ſehen wir in Bezug auf die geſetzgebende Gewalt, daß die Staaten ſich das Recht zueignen, die geſetzliche Entſcheidung (durch Verordnungen) über ſolche Gegenſtände auszuüben, über welche ſie früher dem Statthalter der betreffenden Provinz oder dem Generalſtatthalter zugeſtanden, wie z. B. Anſtellungen, Privilegien, Gnadenſachen. Am entſchiedenſten tritt dies Streben in dem delikaten Verhältniß der Geiſtlichkeit zum Staate hervor, und zwar als naturgemäße Reaktion gegen das naturwidrige Streben der reformirten Hierarchie nach einem Supremat. Dadurch war die bürgerliche Ordnung, war der hiſtoriſch begründete Organismus des Staatslebens, war ſomit die ganze Exiſtenz gefährlich bedroht, und man würde aus dem Regen der Inquiſition in die Trauſe des Puritanismus gekommen ſein, hätte man jenem Streben, das in Leiceſter's Politik ſeinen Rückhalt fand, nachgeben wollen. Zum Glück für die Selbſtſtändigkeit des Staates gegen die reformirte Kirche hatten die Staaten die eingezogenen Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit zum Nationalgut geſchlagen, und mithin ein Recht zur Verwaltung des dadurch entſtandenen Fonds erlangt, aus welchem ſie den Predigern und Lehrern Beſoldungen zahlten. Durch dieſes Verhältniß waren nun dieſe beiden Staatsdiener geworden, und hatten als ſolche die Pflicht, den Staat als Höchſtes über ſich anzuerkennen. Dieſes richtige Verhältniß der geiſtlichen Macht zur weltlichen wurde in der Kirchenordnung von 1591 unter Oldenbarnevelds Mitwirkung feſtzuſtellen verſucht, wiewohl nicht ohne heftige Oppoſition. — Was nun die Ausdehnung der richterlichen Gewalt bei den Provinzialſtaaten betrifft, ſo kommt hier zunächſt erſtens das Inſtitut der ſogenannten „kommittirten Räthe“ in Betracht („het Kollegie van gekommitteerde Raaden“) Dieſes Kollegium beſtand aus neun Bevollmächtigten der Staaten, welche auch dann, wenn die Staaten eben nicht verſammelt waren, in ſteter Wirkſamkeit blieben. Wir finden dieſe „kommittirten Räthe“ ſchon unter Wilhelm von Oranien, wo ſie jedoch hauptſächlich nur die Finanzangelegenheiten in ihrem Reſſort hatten; im Jahre 1590 erhielten ſie jedoch (laut Inſtruktion vom 22. Januar d. J.) eine neue Einrichtung, in deren Folge ſie ganz und gar die permanente Gewalt der Staaten aufrecht erhielten. Außer ihnen beſtand noch ein Kollegium „bevollmächtigter Räthe neben dem Prinzen Statthalter,“ („het Kollegie van gekommitteerde Raaden nevens zyne Doorlugtigheid“) welches aus dem Prinzen und vier Mitgliedern beſtand, und in

Bezug auf Regierungsangelegenheiten die Macht des Prinzen nur vermehren konnte. Es wurde 1593 mit der erſteren Behörde verſchmolzen. Jene „kommittirten Räthe“ waren nun von ihren Kommittenten, den Staaten, ermächtigt, über ſolche Verbrechen, welche das Intereſſe der Geſammtheit angingen und deren Beſtrafung deßhalb ſchnell zu Stande kommen mußte, richterlich zu entſcheiden, ſo z. B. über Landesverrath, Aufruhr, Münzfälſchung. Fürs zweite zeigte ſich das Uebergreifen der Provinzialſtaaten, die richterliche Gewalt betreffend, im Verhältniß zu den ſtädtiſchen Regierungen. Dieſe erneuerten ſich ſelbſt, wodurch nicht immer dem demokratiſchen Element, ſondern auch dem patriziſchen ein gefährlicher Spielraum gegeben war. Beide ſtanden in Wechſelwirkung und wurden durch die Vergünſtigungen, welche die Staaten den Magiſtraten zukommen ließen, befeſtiget. Solche Vergünſtigungen waren z. B., daß die Schöffen, ohne höhere Berufung auf den Gerichtshof, in Steuerſachen Urtheil ſprechen, daß ſie den Pächtern auf ihre Klagen Recht verſchaffen durften. Eine der wichtigſten Beſchränkungen aber, welche die Staaten dem Hofe auferlegten, war die Beſtimmung für Streitſachen zwiſchen einem Bürger oder einer Korporation und dem Stadtmagiſtrate; wenn nämlich der Eine oder Andere von den beiden Erſteren beim Hofe gegen den Letzteren klagte, ſo mußte der Hof, bevor er irgend einen Schritt that, den Magiſtrat in Kenntniß ſetzen und denſelben zuerſt hören. Die Staaten ließen durch eine ſolche Begünſtigung der Magiſtrate der Eigenmacht der Letzteren einen allzugroßen Spielraum, aber indem ſie anderſeits für ihren Einfluß einen weiteren zu erringen ſuchten, verengerten ſie denſelben für die Folge. Ein dritter Beweis für das Streben der Staaten nach größerer Machtfülle war endlich das Recht, welches ſie ſich aneigneten, gewiſſe Männer, von denen ſie glaubten, daß deren Einfluß dem Gemeinwohl ſchädlich ſei, für längere oder kürzere Zeit zu verbannen. Dies war und blieb immerhin ein Uebel aus Vorſicht, wie wir es mehr oder minder in der Geſchichte jeder Republik des Alterthums und der neueren Zeit antreffen; immer wird bei Republiken, ſeien ſie auch noch ſo trefflich geordnet, die Vorſicht zuweilen auch in Mißtrauen ausſchlagen.

Nicht unweſentlich iſt bei allen dieſen Entwickelungen, welche ſelten gewaltſam, ſondern meiſtens Stufe für Stufe vor ſich gingen, auch die Richtung nach innen zu, nämlich die Eiferſucht zwiſchen den Mitgliedern der Staaten unter ſich, wovon wir vorzugsweiſe in Utrecht und in den Verhältniſſen zwiſchen Gröningen und den Umlanden ein ſchlagendes Beiſpiel vor uns haben. Auch in Holland, welches bei allen ſtaatsrechtlichen Entwickelungen gleichſam den Ton angibt, finden wir dieſe Eiferſucht, welche ſich eben wieder auf das Lebensprinzip des ganzen hiſtoriſchen Organismus, auf den Trieb, die Provinzial- und Lokalrechte zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, begründet. Einen Ausfluß der darauf bezüglichen Strebungen erkennen wir in der Oppoſition der zu dem alten Weſtfriesland gehörigen Städte Hoorn, Enkhuizen und Medemblik, welche unter dem Einfluß des Syndikus von Weſtfriesland, Franz Maalſoen eine Trennung von Holland, eine Provinzialreſtauration des alten Weſtfrieslands beabſichtigten. Ihr Streben ging dahin, wenigſtens ein beſonderes Deputirtenkollegium zu bilden, wenn ſie ſich auch in der Provinzialſtaatenverſammlung mit Holland vereinigten. Ihre Oppoſition, auf der Behauptung des Provinzialismus gründend, ging ſo weit, daß ſie ſich, als man ihre Petition abſchlug, geradezu weigerten, zu den Steuern beizutragen, und bei der Verſammlung zu erſcheinen. Der Zwieſpalt wurde endlich durch den Prinzen Moritz beigelegt, und zwar in der Weiſe, daß die Stimmen der drei alt-weſtfrieſiſchen Städte Hoorn, Enkhuizen und Medemblik eben ſoviel gelten ſollten, als die der vier andern nordholländiſchen Städte Alkmaar, Edam, Monnikendam und Purmerende. Es iſt übrigens intereſſant zu bemerken, welches Gewicht in den letzten Jahren auch in Staatsakten ausdrücklich auf die Behauptung der weſtfrieſiſchen Provinzialität gelegt zu werden ſcheint; der faſt verſchollene Name Weſtfrieslands tritt plötzlich wieder in den Vorgrund und will ſich nicht vergeſſen laſſen. — Noch bleibt uns übrig, auch den Einfluß der „Rathspenſionäre“ oder Advokaten“ zu erwähnen, welcher übrigens in keiner Provinz größer war als in Holland, wo ein Patriot von ſolchem Geiſt wie Oldenbarneveld dieſe Stelle bekleidete.

Zwei Momente der Republik haben wir denn bereits betrachtet, — den Staatsrath in der Zu- und Abnahme ſeiner Bedeutung, und die Provinzialſtaaten mit ihrem vorragenden Streben. Die Generalſtaaten, durch die Abgeordneten der Provinzialſtaaten zuſammengeſetzt, bleiben immerhin in Beziehung auf den ausgedrückten Inbegriff des Ganzen der Republik, die höchſte Potenz ihrer Repräſentation. Nun haben wir aber auch das dritte Moment, nämlich die Stellung der Statthalter vor uns, und die aus dem Allgemeinen ſchärfer hervortretende des Prinzen Moritz. Wie ſtand der einzelne Statthalter der allgemeinen Sache gegenüber, wie Prinz Moritz insbeſondere? Die Machtfülle je eines Statthalters wurde durch die Staaten ziemlich beſchränkt. Die Staaten je einer Provinz ernannten ſich ihren Statthalter; die Generalſtaaten beſtätigten die Ernennung. Der Statthalter mußte ſowohl den betreffenden Provinzial- als auch den Generalſtaaten den Eid der Treue ablegen. Er hatte insbeſondere darüber zu wachen, daß der reformirte Kultus, welcher in den Provinzen der Utrechter Union nunmehr als Staatsreligion galt, aufrechterhalten würde. Er übte das Begnadigungsrecht aus; ihm ſtand die Erneuerung der Magiſtrate zu und zwar aus einer dreifach ſo großen Zahl von Perſonen, welche ihm die ſtädtiſche Regierung vorlegte; eben ſo die Beſetzung von Staatsämtern, wobei ihm die Staaten die dreifache Zahl der Kanditaten präſentirten. Außerdem hatte der Provinzialſtatthalter auch die Pflicht, Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Mitgliedern der Staaten zu vermitteln. Prinz Moritz insbeſondere genoß ſchon als Statthalter über 5 Provinzen (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Over-Iſſel) einen ausgedehnten Machteinfluß, welcher noch dadurch vermehrt wurde, daß er zugleich Generalkapitain dieſer fünf Provinzen und Admiral war. Schon im Jahre 1585 hatten ihm die Staaten von Holland und Seeland die letztere Würde übertragen; 1588 wurde er darin beſtätigt. Die Einrichtungen, welche Leiceſter im Jahre 1586 in Bezug auf die Seemacht der Republik getroffen, (die Einſetzung der Admiralitätskollegien zu Hoorn, Rotterdam und Veere) äußerten in dem Verhältniß Moritzens zur Seemacht ihre Nachwirkungen. Im April 1589 errichteten nämlich die Generalſtaaten ein „Superintendenten-Kollegium der Admiralität“ für die ſämmtlichen vereinigten Provinzen, welches aus dem Prinzen (als Generaladmiral) und aus ſechs Räthen beſtand, die aus Holland (und Weſtfriesland) Seeland und Friesland gewählt wurden. Das Kollegium zu Hoorn war nach dem Ende der Leiceſterſchen Regierung nach Amſterdam verſetzt worden. Darüber bezeigten die Nordholländer ein großes Mißvergnügen, und hieraus ergab ſich nun ein Zwieſpalt.

Amſterdam wollte nämlich dem Nordquartier von Holland allerdings ein Admiralitätskollegium zugeſtehen, aber das ſeinige nicht aufgeben, was die Städte Hoorn, Enkhuizen und Medemblik wieder hartnäckig beſtritten. Moritz traf nun in dieſer Sache folgende Auskunft. Er ſetzte für Holland drei Admiralitätskollegien ein, eines zu Amſterdam, eines zu Rotterdam und eines zu Hoorn, jedes aus 4 Räthen beſtehend, und zwar für die Dauer von acht Monaten, welche Friſt in der Folge verlängert wurde; zu dieſen drei Kollegien wurde noch eines für Seeland (zu Middelburg) und eines für Friesland gefügt. Sämmtliche Admiralitätskollegien hatten die Ausrüſtungen der Kriegsſchiffe zu beſorgen und die Aufſicht über die Ein- und Ausgangszölle. Ueber allen ſtand das Oberkollegium, und an deſſen Spitze Moritz. Gegen das „Superintendenten-Kollegium der Admiralität“ hatte jedoch Seeland Einſpruch erhoben und hieraus war eine Zwiſtigkeit dieſer Provinz mit Holland entſtanden, welche vor die Generalſtaaten zur Entſcheidung gebracht wurde. Dieſe neigten ſich zur Parthei Hollands, welches wir überhaupt eine Art von Hegemonie einnehmen ſehen. Im Jahre 1593 ging jenes Oberkollegium der Admiralität wieder ein. — Wenn nun auch die einzelnen Provinzialſtatthalter in ihrer Machtfülle durch die Staaten beſchränkt und immer in den Grenzen von bloßen verantwortlichen Beamten erhalten wurden, ſo repräſentirte doch anderſeits die Statthalterwürde (wie Wagenaar bemerkt) den Glanz und Ruhm der oberſten Macht. Wenn dagegen ferner der Generalkapitain (Statthalter) Prinz Moritz auf ſeinen Feldzügen immerhin auf die bereits von uns erwähnte Kommiſſion der Staaten zu achten hatte, was allerdings große Inkonvenienzen zum Nachtheil der gemeinſamen Sache herbeiführen konnte, ſo wurden ſolche damals durch das gute Einvernehmen Moritzens mit Oldenbarneveld, welcher ſich faſt meiſtens bei der Kommiſſion befand, verhütet. Immerhin blieb jedoch eine ſolche Baſis blos prekär und der geringſte Umſtand konnte ſie verrücken. In dieſem ganzen wunderbaren Gewebe von wechſelſeitiger Kontrole der verſchiedenen ſich ergänzenden Staatsgewalten ſieht man ſtets die republikaniſch-eigenthümliche Vorſicht gegen das größere Umſichgreifen der einen oder der anderen durchſchlagen; der beſonnene Nationalcharakter hält die Wage zwiſchen der Pietät, die man insbeſondere den großen Verdienſten der Naſſauer ſchuldig iſt, und der abſtrakten Beſorgniß vor einem Mißbrauch der Gewalt.

Was nun die allerinnerſte geſetzliche Entwicklung des politiſchen Lebens in den Verhältniſſen der ſtädtiſchen Regierungen betrifft, ſo können wir auf die Darſtellungen der einzelnen Phaſen, in denen ſich hier das demokratiſche, dort das ariſtokratiſche Element kund gab, zurückverweiſen. Im Allgemeinen läßt ſich bei der Konſolidirung der Ordnung das Streben nicht verkennen, dem letzteren das Uebergewicht zu verſchaffen, und namentlich iſt es wieder Holland, von wo der Impuls dieſer beſtimmten Richtung ausgeht.

In Beziehung auf die Juſtiz finden wir in jeder Provinz einen Gerichtshof. Für Holland und Seeland zuſammengenommen beſtand ein einziger, insgemein der Hof von Holland genannt. Die Beſchlüſſe deſſelben wurden im Namen des Statthalters (des Prinzen Moritz) ausgefertigt. Ueber ihm ſtand der noch zu Wilhelms von Oranien Lebzeiten im Jahre 1582 eingerichtete „hohe Rath“ (Appellationsrath) aus neun Mitgliedern zuſammengeſetzt, welcher die Funktionen des weiland „großen Rathes“ von Mecheln und des „geheimen Rathes“ von Brüſſel übernahm. Die erſten Mitglieder jenes „hohen Rathes“ waren Meiſter Johann van Treslong (als Präſident), und die Meiſter Arend Nikolai, Gerrit van Wyngaarden, Nanning van Foreeſt, Johann van Banchem, Amelis van Amſtel van Mynden, Dirk van der Nieuwburg, Johann Beis, Adrian Wenſen und Gysbrecht van Hoogendorp (als Räthe) geweſen. Seine Sitzungen hielt er im Haag.

Noch bleibt uns jetzt übrig, die religiöſen Verhältniſſe in der Republik der vereinigten Provinzen ins Auge zu faſſen. Staatsreligion war, wie geſagt, die reformirte, und alle jene Städte, welche nachträglich der Utrechter Union beitraten, mußten es ſich, wie wir bereits z. B. in Nymwegen und Gröningen ſahen, gefallen laſſen, den Katholizismus aufzuopfern, mochte derſelbe auch noch ſoviele Bekenner haben. Die Sicherheit der Republik erforderte dieſe Maßregel und entſchuldigte den Schein von Intoleranz, welcher dieſelbe umgab. Gleichwohl erhielt ſich die Zahl der Katholiken auch unter den für ihre Konfeſſion äußerlich ungünſtigen Verhältniſſen. Sie dachten nicht daran, von dem Recht der Auswanderung, das man ihnen überall zugeſtand, Gebrauch zu machen; denn die materiellen Vortheile, welche ſie als Bürger der Republik in Bezug auf Induſtrie und Handel in derſelben genoſſen, überwogen bei Weitem die Inkonvenienz, welche ſie ſich durch das Verbot einer öffentlichen Ausübung ihres Kultus gefallen laſſen mußten. Der Hausgottesdienſt blieb den Katholiken immerhin unverwehrt, und die Grundbedingung der republikaniſchen Verfaſſung, daß gegen Andersgläubige keine Glaubensunterſuchung ſtatt finden dürfe, garantirte den Katholiken eine ungeſtört-ruhige bürgerliche Exiſtenz. Aufs Praktiſche gewendet, hatten ſie weder Zeit noch Luſt, einen Fanatismus zu nähren, welcher dem Staate hätte gefährlich werden können.

So ſtellt ſich uns denn das Bild der Republik nach innen und außen dar. Immer klarer hat ſich in den Mitgliedern derſelben die höchſte Idee einer ſolchen entwickelt; aber dieſe Idee iſt glücklich angewandt auf die nationale Praxis, glücklich vermittelt mit dem charakteriſtiſchen Streben der Nation alle liberalen Inſtitutionen auf einer hiſtoriſchen Baſis zu erbauen. Immerhin bleiben innerlich die einzelnen Elemente, das ariſtokratiſche und das demokratiſche, noch in Konflikten begriffen, deren Ausgleichung ſich noch nicht abſehen läßt; aber gegen außen hin übernimmt ſtets ein bewunderungswürdiges Gemeingefühl die Funktion, die einzelnen Beſtandtheile, nicht als ſolche, ſondern als Glieder eines großen Ganzen, und dieſes Letztere ſelbſt würdig zu vertreten.

Dagegen finden wir in demſelben Zeitpunkte die ſpaniſchen Niederlande fortwährend in einem Zuſtande von Erſchöpfung, Noth und Troſtloſigkeit, welcher unſere Theilnahme umſomehr in Anſpruch nimmt, je mehr wir uns überzeugen, daß jene ſüdlichen Provinzen redlich alles geleiſtet hatten, was ſich vom nationalen und religiöſen Standpunkte aus betrachtet von ihnen irgend erwarten ließ, nachdem ſie, ihr Lebensprinzip bewahrend, die Garantie der Provinzialrechte ſelbſt unterliegend behauptet hatten. Belgien bedurfte, wünſchte und hoffte nichts ſoſehr als den Frieden.

Die Hoffnung, den Frieden zu erlangen, wurde jedoch ebenſo ſehr hinausgeſchoben, als die belgiſchen Provinzen garbald jede andere Hoffnung vereitelt ſahen, welche ſie auf die Ankunft des Erzherzogs Ernſt von Oeſterreich geſetzt hatten. Hätte man irgend einen Mann beſonders auswählen wollen, der einer ſo ſchwierigen Aufgabe, wie die Regierung der ſpaniſchen Niederlande unter den damaligen Verhältniſſen war, nicht gewachſen war, ſo hätte man wohl nicht leicht irgend einen paſſenderen finden können, als eben jenen Erzherzog Ernſt. Sein Charakter läßt ſich kaum beſſer bezeichnen als durch das Wort: „Mittelmäßigkeit;“ aber eben dieſe war es, welche ihn dem mißtrauiſchen Philipp empfahl, welcher ihn mehr zur Repräſentation brauchte, während die Spanier alles thun ſollten, — der bloß Ernſts Geburt und Rang in derſelben Weiſe benützen wollte, wie Aerſchot einſt den Erzherzog Matthias. Ernſt beſaß weder die Laſter, welche ſchlechte Fürſten, noch die Tugenden, welche große Männer machen. Er wünſchte allerdings den Frieden, aber weniger aus Politik, oder aus Mitleid gegen die ihm untergebenen Provinzen, als vielmehr aus perſönlicher Schwäche, welche der Hauptgrund aller ſeiner Fehler war. Und nun bedenke man auch noch die Oppoſition, welche dieſer unſelbſtſtändige Fürſt bei den Regierungsgeſchäften vorfand! Zwiſchen zwei Partheien trat er ein, von denen die eine, die ſpaniſche, durch Fuentes und Ibarra geſtützt, große Prätenſionen machte und auch in der That die Oberhand behielt, während die andre, die nationale, begründet auf der Eiferſucht der hohen Landesariſtokratie mit den Grafen Mansfeld und mit Aerſchot an der Spitze, ihren Groll über die Demüthigung durch eine abermalige Fremdherrſchaft kaum zu verbergen vermochte. Die Reibungen zwiſchen dieſen beiden Partheien waren beinahe bis zu thätlichen Ausbrüchen gediehen, während die belgiſche Nation, von allen Seiten bedroht und doch allzu erſchöpft an allen Mitteln, als daß ſie wenigſtens eine imponirende Stellung nach außen zu hätte einnehmen können, durchaus preisgegeben daſtand. Heinrich IV. war nämlich jetzt in Frankreich faſt allgemein anerkannt, und bedrohte die walloniſchen Provinzen Artois und Hennegau, welche er bei der allgemeinen Gährung für ſich zu gewinnen wünſchte.

Um das Unglück Belgiens zu vollenden, kam noch die Meuterei unter den königlichen Truppen hinzu. Sie ging von den italieniſchen Soldaten des Heeres aus und war auf jener Nationaleiferſucht zwiſchen Italienern und Spaniern begründet, welche wir bereits noch bei Lebzeiten Parmas bemerkt und ſogar gegen dieſen großen Feldherrn ſelbſt gerichtet geſehen haben. Hatten ſich bei deſſen Lebzeiten vielleicht die Spanier beeinträchtigt glauben können, ſo hatten jetzt, da durch Fuentes und Ibarra der ſpaniſche Einfluß vorherrſchte, die Italiener noch bei Weitem triftigere Gründe, ſich über Zurückſetzung und Unbilligkeit zu beklagen. Sie mußten zuſehen, wie man die ſpaniſchen Truppen richtig bezahlte, während ſie, die Italiener, nicht zu ihrem Solde kommen konnten. — Die Italiener ließen es jedoch bei bloßen Klagen eben ſo wenig bewenden, als es die Spanier bei ähnlichen Anläſſen oft genug gethan hatten. Sie traten vielmehr zuſammen, um ſich mit Gewalt Recht zu verſchaffen. Alle für Einen ſtehend, bemächtigten ſie ſich der Stadt Sichem in Brabant, und von dieſem Mittelpunkte aus ergoſſen ſie ſich über das platte Land ringsum, welches ſie mit Plünderungen und Brandſchatzungen ſchwer heimſuchten. Bald lief ihnen allerlei mißvergnügtes Kriegsvolk zu (bloß die Spanier blieben ſtreng ausgeſchloſſen) und in Kurzem organiſirten ſie ihren Aufſtand. Es wurden förmliche Statuten feſtgeſetzt, eine eigene Regierungsform eingeführt mit Befehlshabern, welche der Geſammtheit ſtreng verpflichtet und verantwortlich waren; der wunderliche Militärſtaat gab ſich den Namen der „italieniſchen Republik," ſchrieb Steuern aus und legte eine Abgabe auf die Ausfuhr der Waaren. Belgien, und namentlich Brabant, litt unſäglich unter dieſer Landplage, deren Beiſpiel ſich gar bald auch auf ſpaniſche Truppen verpflanzte, welche auf den Grenzen von Flandern und Artois das bequeme Mittel wählten, ſich durch Erpreſſungen des Landvolkes zu erhalten. Die militäriſchen Operationen der königlichen Befehlshaber waren dadurch gelähmt und vergeblich ſuchte der Erzherzog Ernſt ſtrenge Maßregeln gegen die Meuter zu treffen. Dieſe hatten genaue Kenntniß von allem, was am Hofe vorging und trafen ihre Gegenanſtalten. Inzwiſchen machte ſich der kluge Moritz die Meuterei der feindlichen Truppen gehörig zu Nutze und ſchloß einen Waffenſtillſtand mit denſelben. Als nun ſpaniſche Truppen gegen die italieniſchen Meuter ausgeſendet wurden, und es zwiſchen beiden zu einem Treffen kam, begaben ſich die Meuter, welche 2000 Mann ſtark waren, nach vorhergegangener Unterhandlung mit Moritz, von Sichem, welches ſie hatten verlaſſen müſſen, auf das Gebiet der Staaten, auf die ſogenannte „lange Straße“ bei Breda. Bald begannen ſie Unterhandlungen mit dem Erzherzog Ernſt über die Bedingungen, unter welchen ſie wieder zur Ordnung zurückkehren wollten. Sie ſahen ſich dabei gehörig vor. Ernſt ſandte ihnen den Grafen Belgiojoſo als Geißel zu. Die Unterhandlungen kamen zu Stande und die ſogenannte „italieniſche Republik“ löste ſich dann auf, ſowie man anderſeits Ernſt machte, die rechtlichen Verpflichtungen gegen die Soldaten zu erfüllen. Vertrauensvoll verließen die Meuter das Gebiet der Staaten und betraten das königliche wieder, ohne daß Moritz Anſtalten getroffen hätte, ſie auf irgend eine Weiſe zu beunruhigen. Sie erhielten hierauf ihre Bezahlung und thaten ſodann ihre Schuldigkeit wieder wie vorher.

Wenn nun demnach auch die Nationaleiferſucht zwiſchen Italienern und Spaniern der Meuterei der Erſteren eine beſtimmte Richtung gegeben, ſo überzeugt man ſich doch leicht aus der ſchnellen Beruhigung derſelben, ſobald ſie ihren Sold erhielten, daß immerhin der Soldmangel die eigentliche Urſache der Empörung geweſen. Eben dieſer Umſtand wirft ein beſonderes Licht auf die Verhältniſſe der Krone Spanien. Ganz abgeſehen von der Unregelmäßigkeit der Verwaltung in den ſpaniſchen Niederlanden, lag doch der Hauptgrund in der finanziellen Erſchöpfung Philipps II., welche ſich kaum länger mehr verheimlichen ließ. Beſondere Urſachen derſelben waren damals außerdem noch die, daß ſich die Ankunft der Geldflotte aus Weſtindien verzögerte, und daß die Engländer durch die Eroberung Fernambuco's der Krone Spanien einen beträchtlichen Schaden zugefügt hatten.

Drittes Kapitel.

Die belgiſchen Angelegenheiten wurden gegen das Ende des Jahres 1594 durch die veränderte Stellung, welche König Heinrich IV. von Frankreich gegen Philipp II. einnahm, immer gefahrvoller. Früher war Heinrich IV. („der Bearner“ wie ihn die Gegenparthei ſchlechtweg nannte) bloß in der Defenſive geweſen; nachdem er ſich ſein Recht glorreich erkämpft hatte, nachdem die Ligue in Frankreich ſo gut wie überwältigt war, nahm er gegen den gefährlichſten Feind und Unterſtützer derſelben, Philipp II. von Spanien, die Offenſive an. Schon in dem vorhergegangenen Kapitel haben wir angedeutet, daß Heinrich IV. Abſichten auf die walloniſchen Provinzen Artois und Hennegau hegte. Noch zu Ende jenes Jahres gab er dieſelben offen kund. Unter dem 17. Dezember 1594 erließ er von Amiens aus an die genannten zwei Provinzen Schreiben des Inhalts: „Er habe zwar genugſame Veranlaſſung, um an dem König von Spanien, als dem vornehmſten Urheber und Beförderer des Krieges, Rache zu nehmen; auch beſitze er hinlänglich Muth und Kraft dazu; doch aus Rückſichten, welche die ganze Chriſtenheit beträfen, hätte er ſich entſchloſſen, Alles zu dulden, und bloß einen Defenſivkrieg zu führen. Da er jedoch ſehe, daß König Philipp II., ungeachtet aller mit den frühern Beherrſchern Frankreichs geſchloſſenen Friedensverträgen, die Rebellen in Frankreich zu unterſtützen ſuche, habe er (Heinrich IV.) ſich genöthigt gefunden, einen Offenſivkrieg anzufangen. Indeſſen habe er, in Betracht, daß die Bevölkerung von Artois und Hennegau am allerwenigſten an dieſem Kriege Schuld trüge, und dennoch die erſten und wichtigſten Wechſelfälle deſſelben ertragen müßte, aus Zuneigung für ſie, die Kriegserklärung noch aufgeſchoben. Er zeige ihnen nun an, daß er dieſelbe ganz unterlaſſen werde, wenn beide Provinzen es dahin bringen könnten, daß die auf Befehl des Königs von Spanien an den Grenzen zuſammengezogene Armee (die ihnen ja eben ſo ſehr zur Laſt fiele, als ſie ihm ſelbſt ein Gegenſtand gerechter Beſorgniß ſein müſſe,) ſich zurückzöge und wenn ſie ihm verſprechen und verbürgen wollten, daß ſie nichts gegen ſeine Unterthanen unternehmen würden. Er ſetzte hierfür den erſten Tag des neuen Jahres als äußerſten Termin. Im entgegengeſetzten Falle ſehe er ſich denn freilich genöthigt, den Krieg zu erklären.“

Nachdem die Städte der genannten beiden walloniſchen Provinzen dies Schreiben Heinrichs IV. erhalten hatten, theilten ſie daſſelbe dem Erzherzog Ernſt mit, und erbaten ſich deſſen Meinung über die Erwiederung, welche ſie geben ſollten. Ernſt überließ dieſe ganz ihrem eigenen Ermeſſen, nur ſollten ſie die Ehre und das Intereſſe des Königs dabei nicht außer Augen laſſen. Hierauf bedeuteten ſie denn dem Parlamentär Heinrichs IV., abzureiſen, indem ſie ihm überhaupt keine Antwort mitzugeben hätten. Der Erzherzog war kränklich, und dieſer Umſtand trug noch dazu bei, ſeine Unentſchloſſenheit zu vermehren, welche für die ſpaniſchen Niederlande damals wohl das größte Uebel war. Die vereinigten Provinzen konnten bei dieſer neuen Verlegenheit ihrer Nachbarn, und zumal bei der Unentſchiedenheit der Regierung über dieſelben nur gewinnen.

Noch vor dem Ende des Jahres 1594 trug ein den König von Frankreich perſönlich betreffendes Ereigniß weſentlich dazu bei, den allgemeinen Argwohn gegen die Umtriebe der ſpaniſch-hierarchiſchen Parthei weſentlich zu verſtärken. Heinrich IV. wurde nämlich (am 27. Dezember 1594) durch einen Jeſuitenſchüler, Namens Johann Chatel, meuchleriſch verwundet, und der Mörder bekannte, daß ihn bloß die Liebe zur katholiſchen Religion zu dem Attentat bewogen habe, indem es ihm Pflicht geſchienen, einen ketzeriſchen König aus dem Wege zu ſchaffen; fernere Ausſagen ergaben, daß die jeſuitiſche Moral nicht wenig beigetragen hatte, Chatel in ſeinem Vorſatz zu beſtärken. Die nächſte Folge dieſes Attentates war ein Beſchluß des franzöſiſchen Parlaments, kraft deſſen die Jeſuiten, als Verführer der Jugend, als Feinde des Königs und des Reiches und als Störer der öffentlichen Ruhe, aus Frankreich verbannt wurden; die weitere Folge war der ziemlich allgemeine Verdacht, daß das ſpaniſche Intereſſe hierbei im Spiele geweſen ſei. Kurz, alle Partheileidenſchaften wurden durch jenes Ereigniß auf das Furchtbarſte aufgerüttelt.

Inzwiſchen war die Verlegenheit der ſpaniſchen Niederlande auf's Aeußerſte geſtiegen. Am 1. Januar 1595 trafen die erſten Mitglieder der Staaten von Brabant (Geiſtlichkeit und Adel, — die Städte waren nämlich nicht zugelaſſen worden) auf Einberufung in Brüſſel zuſammen. Die allgemeine Stimmung für den Frieden war dem Erzherzog nicht unbekannt, und ſo eröffnete er denn den Verſammelten (und zwar in ſpaniſcher Sprache) „er habe einen eigenhändigen Brief des Königs von Spanien erhalten, deſſen Inhalt darauf hinziele, daß die Niederlande den Frieden bekommen ſollten. Dieß ſei denn auch der einzige Grund, weßhalb er (der Erzherzog) ſeine angenehme Stellung am kaiſerlichen

Hoſe verlaſſen habe, um die gute Abſicht Sr. Majeſtät in Ausführung bringen zu helfen.“ Eine conventionelle Phraſe, ohne Bedeutung im Munde dieſes ſchwachen Fürſten! — Fuentes war bei dieſer Verſammlung nicht zugegen, und zwar aus dem Grunde, weil er ſeinen Platz nicht unter dem Herzog von Aerſchot einnehmen wollte, der ſich energiſch geweigert hatte, ihm einen höheren Platz einzuräumen; auch in ſolchen Nebendingen äußerte ſich die wiedererwachte Eiferſucht zwiſchen der eingebornen Ariſtokratie und den Spaniern. Erzherzog Ernſt wandte die Konverſation nach jener Phraſe auf Gegenſtände, die nicht zur Sache gehörten. Die Geiſtlichkeit war damit keineswegs zufriedengeſtellt. „Man muß ſich in Geduld faſſen, das iſt deutſche Manier“ meinte der Herzog von Aerſchot ironiſch; — „in Deutſchland begnügt man ſich bei feierlichen Verſammlungen damit, daß man am erſten Tage die etikettemäßigen Komplimente abmacht; — das Ceremoniel gilt dort mehr als der Verluſt eines Königreiches!“ Am anderen Tage brachte Aerſchot lebhaft die dringende Gefahr der walloniſchen Provinzen Artois und Hennegau zur Sprache. „Schon ziemlich lange“ führte er an, „ſpreche man von den „guten Abſichten“ Seiner Majeſtät und noch immer erwarte man deren Wirkungen; ſchon ziemlich lange hätte man dem König die gerechten Beſchwerden mitgetheilt, und wenn ſie dieſer, wegen der allzugroßen Entfernung nicht habe vernehmen, wenn er ſie nicht habe berückſichtigen können, ſo würde man wohl am Ende gezwungen ſein, gegen die Uebel, unter denen man leide, kräftige Mittel anzuwenden, um zu beweiſen, daß man nicht ſchwächer als der Wurm ſei, der ſich krümme, wenn man ihn tritt. Habe man dies gethan, ſo würde man ſich vor dem König (die ganze Chriſtenheit dürfte dann darüber zu Gericht ſitzen) ſo zu rechtfertigen wiſſen, daß alle Völker nicht umhin können würden, zu bezeugen: man habe bloß das gethan, was Natur und Nothwendigkeit geboten.“ Die Rede Aerſchots erweckte die lebhafte Beiſtimmung der Geiſtlichkeit, welche laut Aerſchots Gefühle für ihre eigenen erklärte, und der Ariſtokratie, unter welcher ſich der Prinz von Chimay, die Grafen Ahremberg, Boſſû, Barlaiment und de Ligne befanden. Nun wurde Aerſchot, welcher ſich jetzt in jener Stellung befand, die dem alten Verlangen ſeines Ehrgeizes entſprach, immer heftiger und rückte immer näher an's eigentliche Ziel. Er ſprach alle Klagen der Provinzen über die unerträglichen Beſchwerden durch die ſpaniſchen Truppen aus, die in dem Grafen Fuentes die vernehmlichſte Stütze für ihren Uebermuth fänden. Hierauf ſagte er geradezu heraus, was ihm ſo ſehr auf dem Herzen lag, nämlich daß dieſer Spanier mit allen übrigen Ausländern durchaus der einheimiſchen Ariſtokratie weichen müßte, welche letztere die wahren Intereſſen des Landes und alle Bedürfniſſe desſelben beſſer kennte; „ja,“ fuhr er fort, „wenn man nicht aufhört, alles Vertrauen bloß den Ausländern zu ſchenken, dann muß ſich wohl endlich der belgiſche Adel gänzlich vom Dienſte des Königs und des Landes zurückziehen, und ſich bloß mit ſeinen Privatangelegenheiten beſchäftigen.“ Aerſchot ſchloß, als beredter Wortführer ſeiner Parthei, welche unter jenen Verhältniſſen einen nationalen Anſtrich hatte, damit, daß er alle dringenden Beweggründe auseinanderſetzte, weßhalb man die Mittel ſuchen müßte, um einen Frieden mit der Republik der vereinigten Provinzen zu Stande zu bringen. Eben hierin traf Aerſchot wieder das gemeinſame Loſungswort für alle Wünſche in Belgien.

Der Erzherzog erwiederte: „er ſelbſt habe bekanntlich die erſten Schritte zu einer Ausgleichung mit den „vereinigten

Provinzen“ verſucht; dieſe hätten aber ſeine Vorſchläge zurückgewieſen. Ohne denn nun der Autorität und Würde des Königes etwas zu vergeben, könne er jetzt wohl keine weiteren Schritte thun.“ Deßhalb verlangte er von den Staaten zuvörderſt einen **Bericht** über die **Nothwendigkeit** und die **Möglichkeit**, einen **ehrenvollen** Frieden abzuſchließen. Die Staaten entwarfen hierauf ein Memoire, worin ſie ausführlich erwieſen, daß der Frieden durchaus **nothwendig**, daß er ferner ausführbar, endlich, daß er **ehrenvoll** ſei. **Ernſt** ſchien damit einverſtanden zu ſein und verſprach den Staaten ihr Memoire, mit einer triftigen Empfehlung verſehen, nach Spanien an den **König** zu ſchicken, womit ſich denn die belgiſchen Staaten für's Erſte beruhigten.

Sie wurden jedoch aus ihren Hoffnungsträumen ſehr bald durch die drohende Sprache aufgerüttelt, welche **Heinrich** IV. und **Philipp** II. gegeneinander führten. Der Erſtere erließ von Paris aus, unter'm 17. Januar 1595 eine Kriegserklärung gegen den Letzteren, welchem er vor aller Welt geradezu Schuld gab, einen „von wahrhaft ſpaniſchem Geiſte beſeſſenen“ Franzoſen gegen ſein Leben bewaffnet zu haben. Nicht minder heftig war die im Namen **Philipps** II. unter'm 17. März von Brüſſel aus erlaſſene Erwiederung des Manifeſtes. In derſelben war ausdrücklich zugeſtanden, daß **Philipp** II. der zur Erhaltung der katholiſchen Religion in Frankreich noch beſtehenden **Ligue** ſeinen Schutz und ſeine Bundesgenoſſenſchaft keineswegs zu entziehen gedenke, daß er ſie vielmehr mit Gottes Gnade durch alle Mittel unterſtützen wolle, daß er ferner den **Prinzen von Bearn** (den Titel eines **Königs von Frankreich** wollte **Philipp Heinrich dem Vierten** nicht einräumen, weil deſſen Reconciliation mit dem römiſchen Stuhle noch nicht zu Ende gebracht war,) ſo wie deſſen Anhänger als Feinde betrachte und zu Land wie zur See als ſolche behandlen wolle. Schließlich betheuerte Philipp in jener Erwiederung, daß ihn kein anderes Intereſſe bewege, als die Ehre Gottes, die Aufrechthaltung der katholiſchen Religion und der Frieden der heiligen Kirche.

Der Kriegserklärung Heinrichs IV. folgte alſobald die Eröffnung der Feindſeligkeiten. Die franzöſiſchen Truppen brachen in Artois und Hennegau ein. Sie ſteckten die Städte, Schlöſſer und Abteien, ja ſelbſt die Vorſtädte von Valenciennes in Brand. Sie ſtreiften ſogar bis vor die Thore von Mons, während die ſpaniſchen Truppen durch ähnliche Züge über die Grenzen Frankreichs Repreſſalien gebrauchten. Die Republik der vereinigten Provinzen verhielt ſich dabei nicht partheilos, ſondern ſuchte vielmehr von den Operationen Heinrichs IV. Nutzen zu ziehen. Der Herzog von Bouillon und Graf Philipp von Naſſau waren in das Gebiet von Luxemburg eingefallen, hatten ſich mehrer kleiner Grenzfeſten wie la Ferté, Ivoy und Virton bemächtigt und auf Streifzügen das platte Land ringsum verwüſtet. Um nun die Expeditionen gegen Luxemburg fortſetzen und auf Namür ausdehnen zu können, ſchien eine Verbindung mit den Operationen der franzöſiſchen Truppen höchſt wichtig und zu dieſem Zwecke mußte der Beſitz der Stadt und Feſtung Huy auf Lüttich'ſchem (alſo neutralem) Boden ſehr förderlich ſein. Gegen die Bedenklichkeit, neutrales Gebiet zu verletzen, führte man den Scheingrund an, daß ſich der geiſtliche Landesherr von Lüttich, Herzog Ernſt von Baiern, als Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln, gegen die Republik feindſelig benommen, indem er den Feinden derſelben, den Spaniern, die Beſatzung in ſeinen Feſtungen überlaſſen habe.

Der kühne Heraugière, deſſen Namen die Eroberung Breda's unvergeßlich gemacht, wurde mit dem Anſchlag gegen Huy beauftragt, wozu es eines Mannes von eben ſo großer Klugheit als Entſchloſſenheit bedurfte, obwohl das Schloß in Huy nur ſehr ſchwach vertheidigt war. Heraugière erſah ſich zwei Leute aus ſeinem Regiment, Wits, genannt Molle und Worſen, genannt Greveſſe, welche die Unternehmung vorbereiten und ausführen ſollten. Der Letztere mußte ſich nach Heraugière's Anleitung nach Huy begeben, um die Oertlichkeit in Augenſchein zu nehmen. Dort miethete Greveſſe ein, einer Wand des Schloſſes gegenüber gelegenes, leer ſtehendes Haus auf der Seite der Kloſtergebäude von Unſerer-Lieben-Frau und verbarg in demſelben ungefähr 30 beherzte Kameraden. Mit dieſen drang er des Nachts zwiſchen zehn und elf Uhr, auf eigens dazu eingerichteten Strickleitern, durch zwei unvergitterte Fenſter in das Schloß. Gegen Tagesanbruch verſteckten ſich die Wagehälſe in einem alten Gemäuer, durch welches die Bewohner der Stadt paſſiren mußten, wenn ſie ſich zum Gottesdienſte in die Schloßkapelle begeben wollten. Als nun der Morgen graute (es war am 5. Februar, einem Sonntag) ergriffen und knebelten die verſteckten Soldaten die erſten zwei Perſonen, welche ſich durch das alte Gemäuer in die Kapelle begeben wollten. eine Magd und eine Frau; drangen jedoch bald, aus Beſorgniß entdeckt zu werden, ſelbſt in die Schloßkapelle und bemeiſterten ſich in derſelben des Prieſters, des Gouverneurs und ſeiner Familie. Am folgenden Tage erſchien dann Heraugière mit 800 Mann vor der Stadt, forderte ſie zur Uebergabe auf und erlangte dieſe auch wirklich nach kurzen Bedenklichkeiten. Der Biſchof von Lüttich war über die Verletzung ſeines neutralen Gebietes und die gewaltſame Beſitzergreifung einer ihm gehörenden Stadt mit Recht aufgebracht, wandte ſich mit Beſchwerden an die Staaten und verlangte die Ueberlieferung Huys. Die Republik erwiederte hierauf, dies könne erſt dann ſtattfinden, wenn beide kriegführende Theile die Waffen niedergelegt und auch die Spanier die Feſtungen auf dem Gebiete des Biſchofs geräumt haben würden.

In dieſem Zeitpunkte ſtarb der Erzherzog Ernſt, in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar, in Folge eines unheilbaren inneren Leidens, wie ſich bei der Section zeigte. Man bedauerte in den ſpaniſchen Niederlanden ſeinen Tod eben ſo wenig, als man ihn bei ſeinen Lebzeiten nach der kurzen Hoffnung, die man auf ihn geſetzt, beſonders geachtet hatte, wofür mehre Spottlieder auf ihn Beweiſe gaben. *) Vor ſeinem Ableben hatte er dem Grafen Fuentes proviſoriſch die Verwaltung übergeben, vorbehaltlich der von dem König einzuholenden Beſtätigung. Zwar beſtand nun noch der Staatsrath, welcher nominell die Regierung führte; aber Fuentes leitete, als Präſident des Staatsrathes alle Angelegenheiten, zum fortwährenden Mißvergnügen der Belgier.

Der Biſchof von Lüttich, welcher ſich nach der abſchlägigen Antwort der Republik mit ſeiner Beſchwerde an den Erzherzog gewendet hatte, ließ ſich durch deſſen Tod in ſeinen Bemühungen, Huy wieder zu gewinnen, nicht irre machen. Und bald gelang es ihm auch, ſich durch einen raſchen Ueberfall wieder in den Beſitz dieſer Stadt zu ſetzen. Heraugière mußte ſich mit einem Theil ſeiner Truppen in das Schloß, der Reſt derſelben in den St. Johannisthurm zurückziehen. Nach einer achttägigen Belagerung kapitulirte Heraugière (am 21. März) und erhielt ehrenvollen freien Abzug, worauf Ver-

---

*) Grotius. III.

dugo die Stadt beſetzte, welche jedoch nach drei Monaten dem Biſchof von Lüttich zurückgegeben wurde.

Durch den ſchnellen Wiederverluſt Huys wurde denn auch der weitere Plan zu einer Verbindung mit den in Luxemburg eingefallenen franzöſiſchen Truppen vereitelt. Fuentes entwickelte überdies raſch eine außerordentliche kriegeriſche Thätigkeit, und die richtige Berechnung, welche ſeinen Operationsplänen zu Grunde lag, machte ſeinem Talente große Ehre; leider war jedoch ſein Charakter nicht von der Art, daß er ſich durch allen Ruhm in den Niederlanden auch Freunde erwarb. Er ſandte den tapfren Verdugo ins Luxemburgiſche, und bald mußten es die franzöſiſchen Truppen räumen. Der ritterliche Greis Mondragon hatte die Bewegungen des Prinzen Moritz zu beobachten. In Burgund hielt Don Ferdinand Velasco, an den Grenzen von Artois der Marquis Varambon zur Vorhut gegen die Operationen Heinrichs IV. Gegen Cambray zu ſtand eine Truppenabtheilung unter Verlotte. Fuentes ſelbſt, welcher das ganze Heerweſen mit großer Einſicht aus dem Verfalle wieder hergeſtellt hatte, beabſichtigte, gegen die Picardie vorzudringen und ſich insbeſondere Cambray's zu bemächtigen. Dieſe Stadt befand ſich nun ſeit den Zeiten Anjous (1581) im Beſitz franzöſiſcher Truppen; Anjou hatte die Stadt dem Jean de Montluc, Herrn von Balagni übergeben, einem tapferen, aber ehrgeizigen und eigenſüchtigen Manne, welcher nach Anjou's Tode die Stadt für ſich ſelbſt behauptete und ſogar den Titel eines „Fürſten von Cambray“ uſurpirte. Mit ihm wetteiferte ſeine Gattin, eine geborne Büſſi d'Amboiſe, in Ehrgeiz, Eigenmächtigkeit und Muth, zum großen Mißvergnügen der Einwohner Cambrays, beſonders aber der Geiſtlichkeit.

Fuentes, welcher zu Anfang Juni's 1595 von Brüſſel aufgebrochen war, beſchloß, zuvörderſt mehre Grenzſtädte zu erobern, welche Cambray deckten. Es gelang ihm auch. Am 25. Juni ergab ſich ihm Catelet, am 31. Juli Dourlans. Am 13. Auguſt rückte er dann vor Cambray mit nur 1000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern, aber im Vertrauen auf das Einvernehmen mit einem Theile der Bevölkerung, und auf den Einfluß der Geiſtlichkeit über dieſelbe. Balagni verſuchte jedes Mittel, um die Bewohner Cambrays zu beruhigen, aber er hatte ſich zu ſehr verhaßt gemacht, als daß ihm dies gelingen konnte. Am 2. October ergab ſich die Stadt dem tapfren und klugen Fuentes, (und zwar unter denſelben Territorialverhältniſſen, wie früherhin, bevor ſie in franzöſiſchen Beſitz gekommen war, nämlich unter Oberhoheit des Erzbiſchofs und dem Schutz des Königs von Spanien); am 9. Oktober übergab Baligni dem Grafen Fuentes auch das Schloß, da er die Unmöglichkeit einſah, ſich in demſelben länger zu vertheidigen. Uebrigens vermochte die ehrgeizige Frau von Balagni den Gedanken nicht zu überleben, daß die uſurpirte Fürſtlichkeit über Cambray nun mit einem Male ein Ende haben ſollte. Sie ſtarb noch an demſelben Tage, da ihr Gemahl die Kapitulation abſchloß, in einem Anfall von Raſerei. Fuentes übergab hierauf das Kommando über Cambray an Auguſtin de Mexia, und kehrte nach Brüſſel zurück, wo er einen glanzvollen Triumpheinzug hielt.

Inzwiſchen waren die Feindſeligkeiten auch in den nördlichen Provinzen fortgeſetzt worden. Prinz Moritz hatte beſchloſſen, ſich der Feſtung Grol in Zütphen zu bemächtigen. Sie liegt an dem Fluße Beckel, welcher der Yſſel zuſtrömt, und war eine von den wenigen Feſtungen, welche die Spanier auf dem rechts vom Rheine gelegenen Gebiete noch beſaßen. Moritz hatte ſich mit den Truppen Philipps von Naſſau, die von der franzöſiſchen Grenze zurückgekommen waren, vereinigt, machte einige Demonſtrationen gegen Herzogenbuſch und Hulſt und rückte dann plötzlich vor Grol. Da trat dem jungen ſiegreichen Feldherrn ein Greis voll jugendlicher Kraft entgegen, der 92jährige Mondragon, deſſen Namen wir in dieſer Geſchichte öfters und ſtets ehrenvoll erwähnten. Als Moritz ſah, daß Mondragon ihm zum Entſatze Grols gegenüberſtand, gab er den Plan einer Belagerung auf, weil er ſeine Macht zu ſchwach fühlte, als daß er ſie einerſeits für einen Angriff, anderſeits für eine Abwehr hätte zerſplittern dürfen. Nach Aufhebung der Belagerung ſuchte nun Moritz (wider ſeine ſonſtige Gewohnheit) ſeinen Gegner zu einer offenen Feldſchlacht zu verleiten; doch Mondragon vermied dieſe und zog ſich in ein verſchanztes Lager zwiſchen Dinslake und der Lippe zurück. Moritz folgte ihm, und am 2. September kam es denn wirklich zu einem ſehr hitzigen Treffen, wobei jedoch die Spanier den Sieg davon trugen und die Grafen Philipp und Ernſt von Naſſau, ſowie Graf Ernſt von Solms gefangen wurden. Philipp von Naſſau und Ernſt von Solms ſtarben bald darauf zu Rheinberg, wohin man ſie gebracht hatte, an ihren Wunden.

Mit dieſer Niederlage der republikaniſchen Truppen war der Feldzug des Jahres 1595, in welchem ſich der Vortheil auf Seiten der königlichen Parthei befand, eigentlich bereits beſchloſſen. Wiewohl ſich nämlich die feindlichen Armeen noch längere Zeit am Rhein gegenüberſtanden, ſo fiel doch nichts Entſcheidendes mehr vor, und zwar aus dem Grunde, weil Mondragon eine Abtheilung ſeiner Truppen dem Grafen Fuentes zu Hülfe ſchickte, wärend von Moritzens Armee zwei Regimenter unter Juſtin von Naſſau zur Unterſtützung Heinrichs IV. nach Frankreich abgingen. Ein Verſuch des Prinzen Moritz, Meurs durch Ueberfall den Spaniern zu entreiſſen, und ein anderer Verſuch Heraugières, ſich Lier's in Brabant zu bemeiſtern, mißlangen. Sowohl Moritz, als Mondragon legten nun ihre Truppen in die Winterquartiere. — Bald hierauf beſchloß der Letztere ſein thaten- und ehrenreiches Leben mit der ſtolzen Freude des Gedankens, daß der junge Kriegsgott der Republik vor ihm, dem Greiſe, gewichen, mit dem Bewußtſein, daß er bis zum letzten Athemzuge ſeinem König treu gedient hatte, ohne der Ehre und der Menſchlichkeit untreu geworden zu ſein.

Nachdem wir nun die Kriegsereigniſſe betrachtet haben, nehmen die inneren Angelegenheiten unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Feſt und ſicher, ungeachtet mehrer Mißverhältniſſe, (wozu namentlich die Verſchiedenheit der Münze und die Unſicherheit des Geldkurſes in den einzelnen Provinzen gehörten), ſtand die Republik auf dem Fundament der Utrechter Union da. Ihr Anſehen bei den auswärtigen Mächten nahm zu. Mit den Königen von Frankreich und Dänemark, mit der Königin von England in gleicher Reihe hatte König Jakob von Schottland (im Mai 1594) die Generalſtaaten zur Pathenſtelle bei der Taufe ſeines erſtgebornen Sohnes gebeten und die Republik durch eben die Zuſammenſtellung mit jenen erlauchten anderen Pathen gleichſam als ſelbſtſtändige Macht anerkannt. Die Generalſtaaten beſchenkten den Täufling mit zwei koſtbaren goldnen Gefäßen, und einer jährlichen Leibrente von 5000 Gulden. Eliſabeth war, aus geheimer Eiferſucht auf ihren königlichen Nachbar in Schottland mit der allzugroßen Annäherung der Republik an denſelben nicht ſehr einverſtanden und gab ihr Mißvergnügen den niederländiſchen Geſandten, welche ihr auf der Rückreiſe die Aufwartung machten, ſehr deutlich zu erkennen.

Die Republik war jedoch bereits ſo ſehr zu Kräften gekommen, daß ſie ſich über Eliſabeths üble Stimmung keineswegs ſehr beunruhigte, obwohl ſich die Generalſtaaten alle Mühe gaben, der Königin von England Beweiſe abzulegen, wie ungetrübt ſie das Bundesverhältniß zu erhalten trachteten. Eine andere Genugthuung erfuhr die Republik in ihrem Verhältniß zu Dänemark. Der Erzherzog Ernſt hatte dieſe Macht durch eine Geſandtſchaft erſuchen laſſen, der Republik allen Handel mit den Unterthanen derſelben zu verbieten, ſo lange dieſelbe nämlich nicht mit dem König von Spanien in Friedensverhandlungen getreten ſei; — dieſes Anſinnen nun war von Dänemark geradezu abgeſchlagen worden. Kurz, man ſah, wie die Republik der vereinigten Provinzen bereits anfing, von außen her in der Stellung anerkannt zu werden, welche ſie ſich durch einen ruhmvollen Kampf und durch eine nicht minder ruhmvolle Beharrlichkeit allmählig errungen hatte, in der Stellung einer ſelbſtſtändigen europäiſchen Macht.

Zu gleicher Zeit waren die Zuſtände der „ſpaniſchen Niederlande" fortwährend ſehr traurig. Nachdem das arme Belgien aus allen Hoffnungen, die es auf den Erzherzog Ernſt geſetzt hatte, ſo ſchnell enttäuſcht worden war, hatte es nach dem Ableben deſſelben, unter der proviſoriſchen Generalſtatthalterſchaft des Spaniers Fuentes faſt alle jene Uebelſtände aufs neue zu befahren, unter denen es zu Alba's Zeiten ſo unſäglich gelitten hatte. Abermals drohte der fremde Einfluß, alle nationalen Intereſſen zu verdrängen, und wie beim erſten Beginn der Unruhen, ſo war es jetzt wieder die einheimiſche Ariſtokratie, welche ſich der vaterländiſchen Intereſſen lebhaft annahm, wiewohl freilich aus keinem anderen Grunde, als weil ſie ſich durch die ſpaniſche zurückgeſetzt fühlte. Fuentes, welcher die militäriſchen Talente Alba's beſaß, hatte auch deſſen Stolz, theilte auch deſſen Verachtung gegen die Edlen eines Landes, das ſeine Heimath nicht war, über die er ſich durchaus blos wie über Diener erhob, er ein Sohn des reingläubigen Spaniens! Wie Fuentes den im Kriege gefangenen Feind mit kaltem Blute hinſchlachten laſſen konnte, ſo hatte er auch keine Ahnung davon, die fremde Nationalität zu reſpektiren. Seinen Landsleuten maßte er die höhere Einſicht, die vermeintlich rechtmäßige Obergewalt an. Nun aber denke man ſich dagegen ein Volk, welches durch den Uebermuth der Fremden bereits aufs Tiefſte gekränkt, ja durch denſelben einſt ſchon ſoweit gebracht worden war, daß es ſogar ſeine religiöſe Sympathie, die es an Spanien band, dem gerechten Trotz zur Behauptung ſeiner Würde hatte zum Opfer bringen können, — ein Volk, welches ſich nach ſo zahlloſen Leiden dem fremden Herrſcher dennoch wieder unterworfen hatte, und zwar mit einem Vertrauen, welches die höchſte Achtung verdient, mit dem heiligen Vertrauen, daß endlich doch die Nationalität vollkommen gewürdigt werden, daß die provinzialen Privilegien garantirt bleiben würden! Dieſes Volk nun, welches zwar durch alle Leiden tiefgebeugt, aber noch nicht entnervt werden konnte, ſehen wir jetzt, wie es zum Lohn für alle ſeine Geduld, für alle ſeine Hoffnungen, für ſeine ganze Hingebung, und für ſein edles Vertrauen, plötzlich wieder jenen Kreislauf von vorne beginnen ſoll, den es bereits durchgemacht hat. Die belgiſche Ariſtokratie fühlte dies am Empfindlichſten. Auf ihren Schultern laſtete das ganze Gewicht einer rein ſpaniſchen Regierung, wie ſie durch Fuentes jetzt wieder im Schwange ging. Sie fühlte es umſo ſchwerer, je mehr ſie ſich bewußt war, daß ja hauptſächlich ſie die Veranlaſſung zur Wiederunterwerfung der Niederlande unter die ſpaniſche Herrſchaft geweſen war.

Die Ariſtokratie, in welcher die ganze Nationalität beleidigt war, zog ſich nun zurück. Eben jener Herzog von Aerſchot, welcher einſt ſoſehr gegen Wilhelm von Oranien intriguirt hatte, welcher faktiſch die Autorität des ganzen einheimiſchen Adels repräſentirte, gab Allen ein Beiſpiel, welches wohl geeignet war, um den König aufmerkſam zu machen. Zu ſtolz, ſeinen Nacken unter den verhaßten ſpaniſchen Einfluß zu beugen, verließ Aerſchot die Heimath und begab ſich nach Venedig, wo er, wie er ſich ausdrückte, „als freier Mann wenigſtens ſterben könne.“ Er ſtarb auch eben dort noch im Dezember deſſelben Jahres (1595). Sein Sohn Karl von Croy, Prinz von Chimay, erbte ſeine Herrlichkeiten. Ein Gegenſtück dazu bot das Schickſal des verdienſtvollen Grafen Karl von Mansfeld. Dieſer hatte ſich nicht enthalten können, ſeine ariſtokratiſch-nationalen Gefühle gegen den Spanier Fuentes bei mehren Anlaſſen öffentlich kundzugeben. Fuentes konnte dies jedoch für die Dauer ebenſowenig ertragen; der talentvolle und unternehmende Graf mußte ihm ſtets ein Dorn im Auge bleiben. Plötzlich erfuhr man nun, daß Graf Karl von Mansfeld den Auftrag erhalten habe, dem Kaiſer Rudolf II. eine Truppenabtheilung zuzuführen, welche zum Kampfe gegen die Türken beſtimmt war. Karl von Mansfeld entledigte ſich dieſes Auftrages; er verließ die Niederlande, wo er den Spaniern allzuſehr im Wege ſtand, im April 1595, kam nach Prag und genoß dort die Ehre, daß ihn Kaiſer Rudolf II. zum Ritter ſchlug, und ihm die Würde eines Reichsfürſten ertheilte. Doch ſchon im Auguſt deſſelben Jahres raffte ihn der Tod dahin.

Während nun ſo die ſchroffe Oppoſition zwiſchen Spaniern und Niederländern durch die Ariſtokratie bei den letzteren auf die Spitze getrieben war, äußerte ſich fortwährend der Nationalwille der Belgier, welcher einzig und allein in einem

Frieden Rettung und Heil ſuchte. Froſt, Ueberſchwemmung und Theurung hatten die Noth des ohnehin bedrängten Volkes, aufs Höchſte geſteigert. Fuentes war hart, aber immerhin klug genug, um einzuſehen, daß er dem Nationalwillen wenigſtens nicht direkt widerſtreben dürfe. Demgemäß handelte er denn auch, obwohl er überzeugt ſein konnte, daß alle Friedensunterhandlungen doch nicht zum Ziele führen würden. Vielleicht eben darum, weil er dies vorauswußte, ließ er jene zu. Uebrigens herrſchten, obwohl alle Gemuther in Belgien in dem einzigen Wunſche nach Frieden zuſammentrafen, doch bei den Einzelnen verſchiedenartige Motive vor. Wir wollen hier nur vorzugsweiſe das des berühmten Gelehrten Juſtus Lipſius hervorheben, welcher damals Profeſſor an der Univerſität zu Löwen war. Dieſer äußerte ſich auf die Anfrage eines angeſehenen Edelmannes, was er über Friedenshandlungen denke, in ſeiner ſchriftlichen Erwiederung (vom 3. Januar 1595), daß er gleichfalls zum Frieden rathe, bloß um die Kräfte der Holländer („wir haben drei Feinde, den Franzoſen, den Engländer und — den Holländer!“) zu entwaffnen und Zwietracht unter denſelben zu verbreiten.

Die Friedensverhandlungen wurden nun dadurch eingeleitet, daß der Marquis von Havré eine Zuſchrift an einen gewiſſen Jakob von Malderé, (einen Edelmann aus Tournay) richtete, welcher früher Havrés Hausgenoſſe geweſen war und ſich jetzt in den Dienſten des Prinzen Moritz befand. Malderé unterrichtete den Letzteren davon und Moritz berieth ſich über die wichtige Angelegenheit mit den Staaten. Hierauf autoriſirte nun Moritz jenen Malderé, dem Marquis zu erwiedern, daß allerdings Hoffnung zum Frieden daſei, aber nur in dem Falle, wenn die ſpaniſchen Truppen nicht bloß den niederländiſchen Boden, ſondern auch die Freigrafſchaft Burgund räumen würden, wo Velasco gegen den Herzog von Bouillon in den Waffen ſtand. Da Havré in ſeiner Antwort an Malderé dieſer Bedingungen duraus nicht erwähnte, ſo erklärte ihm der Letztere in höherem Auftrag ausdrücklich, daß die Republik der vereinigten Provinzen zwar gerne mit den übrigen niederländiſchen Landſchaften, aber keinesfalls mit Spanien in Unterhandlungen treten würde. Im April erſchienen denn nun Dirk Liesveld (welcher früherhin Kanzler von Brabant geweſen), Jakob Maas und Otto Hartius in Middelburg vor dem Prinzen Moritz, angeblich als Abgeſandte der belgiſchen Staaten an die Staaten der vereinigten Provinzen. Sie ſtellten den Letzteren und dem Prinzen vor, wie ſich die Regierung Belgiens jetzt in den Händen des Staatsrathes befände. Sie erinnerten daran, wie es dem Staatsrath ſchon früherhin unter ähnlichen Verhältniſſen wie jetzt gelungen war, den Bürgerkrieg zu unterdrücken und die Entfernung der fremden Truppen zu bewirken. Auf den letzteren Umſtand legten ſie beſondres Gewicht, da derſelbe von Seiten der Republik als allererſte Bedingung einer Friedensverhandlung und Wiedervereinigung mit Belgien beantragt worden war. Auch jetzt, (bemerkten deßhalb jene Geſandten weiterhin) würde es nicht eben große Mühe koſten, den Abzug der fremden Truppen zu bewirken, ſobald nämlich Belgien nur erſt wieder in Friedenszuſtand gebracht ſei. Man ſieht: ſie hatten klug die ganze Frage umgeſtürzt; ſie faßten die Bedingung wie eine nothwendige Folge auf, welche ſich im Intereſſe Belgiens eigentlich von ſelbſt verſtünde. Die Wiedervereinigung ſämmtlicher Niederlande zu bewirken, war angeblich die Grundaufgabe der Geſandten. Es lag indeſſen für Jeden, der die Verhältniſſe auch nur oberflächlich kannte, am Tage, daß dies ſolang eine Illuſion bleiben mußte, als einerſeits Belgien dem König von Spanien unterthan blieb und als anderſeits die vereinigten Provinzen ihre republikaniſche Verfaſſung nicht aufgaben. So lange das eine oder das andre Verhältniß nicht durchweg aufgehoben wurde, mußte auch ſogar eine bloße Föderation beider Theile unmöglich ſein, geſchweige denn, daß ſich an eine innige Vereinigung derſelben hätte denken laſſen. Es handelte ſich demnach zuvörderſt darum, ob man in Belgien wirklich aufrichtig eine Wiedervereinigung beabſichtige.

In Bezug auf die Geſandtſchaft, welche mit dem betreffenden Antrage erſchien, enthüllte ſich indeſſen gar bald die Unaufrichtigkeit, zu welcher ſie ſich bergab, durch die weiteren Vorſchläge, welche ſie dem Prinzen Moritz machte. Indem nämlich die erwähnten Geſandten erklärten, ſie ſeien gekommen, um die vereinigten Provinzen zu jenem Zwecke aufzufordern, ſtellten ſie dann weiter dem Prinzen Moritz vor: „er möchte ſeinen wohlerworbenen Ruhm lieber ſicher ſtellen, als denſelben fernerhin an alle ungewiſſen Erfolge eines Krieges wagen; woran ſie denn keineswegs zu zweifeln verſicherten. Das Haus Naſſau habe ſich nicht bloß durch den Krieg, ſondern auch im Friedenszuſtande die höchſte Bewunderung erworben. Setzte jedoch Prinz Moritz gerade den kriegeriſchen Ruhm über alles, ſo ließe ſich ja wohl auch dafür eine paſſende Auskunft finden; denn bei dem großen Rufe, den er ſich durch ſeinen Heldenmuth erworben habe, ließe ſich wohl nichts anderes vermuthen, als daß ihm gewiß jede europäiſche Macht mit Vergnügen den Oberbefehl über ihr Heerweſen übertragen würde.“ Aus dieſer Vorausſetzung ließ ſich ziemlich unzweifelhaft die geheime Abſicht erkennen, welche den ſogenannten Friedensverhandlungen zu Grunde lag und welche den ſo dringend ausgeſprochenen allgemeinen Wunſch der Belgier zu benützen ſuchte. Moritzens Entfernung aus den Dienſten der Republik lag der Berechnung zu Grunde, und man folgerte weiter, daß alsdann die vereinigten Provinzen bedeutend geſchwächt würden. Man dachte jedoch nicht mehr daran, daß ſelbſt die Ermordung Wilhelms von Oranien, welchen Spanien einſt als das einzige Hinderniß betrachtet hatte, die Fortſchritte der Sache der Freiheit nicht hatte aufhalten können. Selbſt ein weniger ſcharfſichtiger Mann als Moritz hätte bei jenen Erörterungen unſchwer die Quelle erkennen müſſen, aus welcher dieſelben gefloſſen, — die ſpaniſche Intrigue. Moritz hatte überdies in Erfahrung gebracht, daß die Geſandten, welche angeblich bloß im Namen der Staaten der belgiſchen Provinzen ſprachen, nicht ohne Mitwiſſen des Grafen Fuentes abgereiſet waren. Demgemäß richtete er nun ſeine Worte und ſein Benehmen ein. Fein, aber mit unverbrüchlicher Beſtimmtheit, erwiederte er den Geſandten: „er wünſche nichts ſehnlicher als die Beendigung des Krieges, in welchem Niederländer gegen Niederländer die Waffen trügen. Gelänge ihm dieſes Werk, ſo würde er den Ruhm, dazu beigetragen zu haben, höher ſchätzen als alle kriegeriſchen Ehren. Um übrigens dieſen Zweck zu erreichen, müſſe man einen ganz anderen Weg einſchlagen, als den der Unterhandlungen mit Philipp II. oder mit den Spaniern überhaupt; Spanien habe alles Vertrauen unwiderbringlich verſcherzt; auch konnte Philipp II. wohl niemals alles Vorangegangene vergeſſen noch vergeben. Eine andere Rückſicht für die vereinigten Provinzen wäre ihr Verhältniß zu ihren Bundesgenoſſen, welches ihnen nicht erlaube, mit Spanien friedliche Beziehungen anzuknüpfen. Hier ſei demnach nur ein Ausweg für Belgien, nämlich der: das Joch der ſpaniſchen Oberherrſchaft gänzlich abzuſchütkeln, und wenn man dort wirklich die Spanier ſo ſehr haſſe als hier zu Lande in der Republik, ſo würde man ſich wohl dazu entſchließen können. Wenn nun Belgien dieſen Schritt gethan, dann trete ein ganz anderes, ein ſchöneres Verhältniß ein; dann ſtünden Freie zu Freien; dann könnten ſich beide leicht innig vereinbaren, dann würde den Vereinigten der Schutz jener mächtigen Bundesgenoſſen zu Gute kommen, deſſen ſich die Republik bereits erfreue.“ Klug erwähnte Moritz auch noch der delikaten religiöſen Verhältniſſe, welche einſtens ſo weſentlich zur Losreißung der belgiſchen Provinzen von der gemeinſamen Sache aller Niederlande beigetragen hatten. „Er finde in der Verſchiedenheit der Konfeſſionen keinen Grund, wodurch Uneinigkeit hervorgebracht werden könnte; man möge in dieſer Beziehung die analogen Verhältniſſe betrachten, welche dermalen in Frankreich ſtattfänden, und bei welchen man dort, ungeachtet aller gegenſeitigen religiöſen Freiheit keine Zwiſtigkeiten gewahren könne.“ — Hierauf nahm nun Liesveld wieder das Wort und ſuchte insbeſondere die Meinung herzuſtellen, daß er nebſt ſeinen Kollegen lediglich in Auftrag der Staaten handle, ohne daß die Spanier bei der ganzen Angelegenheit beſonders betheiligt wären. Da nun Moritz von dem Sachbeſtande beſſer unterrichtet war, ſo nahm er keinen Anſtand, jene Betheuerung thatſächlich zu widerlegen. Er entriß den Geſandten die Freigeleitsbriefe, welche ihnen Fuentes ausgeſtellt hatte, und woraus ſich das geheime Einvernehmen mit den Spaniern ergab. Ein weiterer Beweis dafür war: daß die Geſandten bloß im Namen des Königs abſchließen wollten. Hiermit war denn mit einem Male jede Ausſicht zu näheren Unterhandlungen geſchloſſen. Die Geſandten erhielten ihren Urlaub und kehrten unverrichteter Dinge zurück; ſie hatten daheim noch obendrein den Spott der

Spanier zu erfahren, welche ſich über dieſelben luſtig machten. Gleichwohl gaben die beklagenswerthen Belgier, mit welchen man ein ſo nichtswürdiges Spiel trieb, ihre Hoffnungen auf den Frieden noch keineswegs auf und namentlich gab es Viele, welche die Entfernung der ſpaniſchen Truppen, die von den vereinigten Provinzen zur erſten Bedingung geſtellt war, für keineswegs unbillig, ſondern vielmehr für den allgemeinen Wunſch erklärten.

Uebrigens hatte auch Kaiſer Rudolf II. in einer Zuſchrift an die Staaten von Holland den Frieden dringend empfohlen, zu Nutz und Frommen der ganzen Chriſtenheit und zu nachdrücklicherer Unterſtützung gegen den gemeinſamen Erbfeind derſelben, den Türken. Die Staaten von Holland theilten das kaiſerliche Schreiben den Generalſtaaten mit, weil die Sache nicht die Erſteren allein, ſondern die ganze Republik betreffe. Die Generalſtaaten erließen hierauf, in ihrer Verſammlung im Haag, vom 12. Juni 1595 eine Antwort an den Kaiſer, deren Inhalt (in ſehr ehrerbietiger Form, unter Bezeugung des Dankes für die väterliche Fürſorge kaiſerlicher Majeſtät, und der Verſicherung, daß auch den Generalſtaaten nichts erwünſchter ſein könnte als die Beendigung des langen verderblichen Krieges) gleichwohl auf das Beſtimmteſte, das unüberwindliche Mißtrauen gegen Spanien ausdrückte, wozu ſie alle Gründe hätten, mit der ehrerbietigſten Bitte ſchließend, „daß der Kaiſer zur Zügelung des ſpaniſchen Ehrgeizes und zur Befreiung der Lande von ihren wohlbegründeten Beſorgniſſen kräftig beitragen möchte.“ Die Generalſtaaten konnten übrigens dem Kaiſer gar bald einen ausdrücklichen Beweis zur Hand ſtellen, wie gerecht ihr Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Spanier war. Man hatte nämlich ein Schreiben des ſpaniſchen Rathes Taſſis in Brüſſel (vom letzten

Mai 1595) an König Philipp II. aufgefangen und durch St. Aldegonde entziffern laſſen. Taſſis rieth darin dem Könige: „die beiderſeitigen Staaten zwar immerhin unterhandeln, aber zugleich die höchſte Gewalt in den Händen des Grafen Fuentes zu laſſen und die ſpaniſchen Truppen ja nicht aus Belgien zu entfernen.“ Die Generalſtaaten ließen dem Kaiſer ſowie dem Herzog von Sachſen und dem Pfalzgrafen, welche unter Anderen den Kaiſer zur Friedensvermittlung aufgefordert hatten, Abſchriften des Taſſisſchen Schreibens zuſtellen, und fügten die Bitte bei: „da man ſich nun überzeugt habe, daß von Seiten der Gegenparthei keine aufrichtige Abſicht vorhanden ſei, ſo möchten Kaiſer und Reich in dieſer Angelegenheit fernere Bemühungen und Koſten ſparen.“

Somit waren denn auch nach dieſer Seite hin die Hoffnungen auf Vermittlung und Friedensunterhandlungen abgeſchnitten. Gleichwohl fand man es der Politik angemeſſen, die Belgier noch in dem Wahne zu erhalten, daß die Unterhandlungen nicht gänzlich abgebrochen, ſondern blos für einige Zeit hinausgeſchoben ſeien. Und es ließ ſich in der That von dem aufs Aeußerſte gebrachten Volke, wenn es auch ſeine letzte Hoffnung mit einemmale zertrümmert ſah, eine That der Verzweiflung befürchten, vielleicht eine gewaltſame Vertreibung der ſpaniſchen Truppen und dann wohl gar neue allgemeine Empörung gegen die ſpaniſche Oberherrſchaft, um durch Hinwegräumung dieſes Hinderniſſes eine Wiedervereinigung mit den freien Provinzen und in deren Folge Erholung von langjährigem Elend, Theilnahme am Wohlſtand der erſteren zu erwirken. Während man indeſſen in Belgien jenes Gerücht verbreitete, um die Ruhe zu erhalten, und während ſich das Volk dadurch täuſchen ließ, — wehte ein ganz andrer Geiſt über den vereinigten Provinzen. Hier entzündete die Politik der Regierung die Kriegsluſt, um jedes Streben zur Annäherung an Spanien im Keime zu erſticken. So ſehen wir denn neuerdings, ungeachtet der redlichen und ſehnlichen Wünſche der Belgier, die Kluft zwiſchen den nördlichen und den ſüdlichen Provinzen ſich erweitern, indem das, wovon die Einen ihr Heil erwarteten, den Anderen zum Verderben gereichen mußte. Wunderbar ſind die Schickſale der Völker! Ein Volk bedarf oft einer längeren Prüfungszeit, bis es die Freiheit gewinnt, während nicht ſelten ein anderes die errungene leichter aufgibt, als ſich nach ſeiner Geſchichte vermuthen ließe. Man darf deſſenungeachtet weder das eine noch das andere geringerſchätzen. In dem Einen wie in dem Anderen wird dennoch ſtets das Bewußtſein der Freiheit, dieſes ewige heilige Prometheusfeuer, durch welches der Menſch erſt vollkommener Menſch wird, die Schlacken der Inſtitutionen durchbrechen und rein und hehr emporlodern.

Inzwiſchen widmete Philipp II. den niederländiſchen Angelegenheiten unausgeſetzt die größte Aufmerkſamkeit. Er berechnete die Folgen des ſpaniſchen Einflußes in den Niederlanden unter Fuentes. Wenn er auch aus Politik das nach dem Tode des Erzherzogs Ernſt entſtandene proviſoriſche Verhältniß beſtätigte, ſo wollte er doch einer ihm untergeordneten Perſon die Generalſtatthalterſchaft nicht für längere Zeit übertragen. Hier waren nun auch ſein Herz und ſeine Hauspolitik im Spiele. Er hatte ſich überzeugt, daß in Bezug auf das Verhältniß der Spanien wiederunterworfenen Niederlande unbedingt ein anderes Syſtem eintreten müſſe, als jenes Centraliſationsſyſtem, welches ihn anfänglich geleitet hatte; ebenſo, daß ſein männlicher Erbe, der Kronprinz Philipp, nothwendig in dieſelben Kolliſionen gerathen würde, welche bisher ſtattgefunden hatten. Nun beſchäftigte ihn die Idee, welche er in Bezug auf die Erwerbung der franzöſiſchen gehegt hatte, allmälig in Bezug auf die niederländiſchen Verhältniſſe. Die Grundidee, welche verwaltete, betraf die Fortpflanzung der Herrſchaft durch ſein Haus, vermittelt durch eine Heirath ſeiner Tochter, der Infantin Iſabella, mit einem öſterreichiſchen Prinzen. Einſtweilen ſchien es jedoch, als ob Philipp darauf noch keine unmittelbare Rückſicht genommen hätte; einſtweilen ſchien — nämlich in Bezug auf die Niederlande — nur die Vorausſicht für das Haus Oeſterreich überhaupt bei ihm Platz gegriffen zu haben, welche wir überhaupt bis jetzt zu verfolgen Gelegenheit hatten. So wiſſen wir z. B. daß Philipp bei ſeinen Projekten hinſichtlich Frankreichs zwiſchen den Erzherzogen Ernſt und Maximilian von Oeſterreich ſchwankte, und dem Einen oder Anderen die Hand ſeiner geliebten Tochter Iſabella beſtimmt hatte. Beide waren Söhne des verlebten Kaiſers Maximilians II. und der Prinzeſſin Maria von Spanien, einer Schweſter Philipps II., welcher ſich ſeinerſeits wieder nach dem Tode ſeiner Gemahlin Eliſabeth von Frankreich mit Anna, der Tochter Maximilians II., vermählt hatte. Die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen der ſpaniſchen und der deutſchen Linie des Hauſes Oeſterreich waren ſo eng verwoben, daß ſich kaum etwas anderes erwarten ließ als eine, wenigſtens phyſiſche Verſchlimmerung der Race, welche für die Folge kaum ausbleiben konnte. Philipps Hoffnungen auf den Erzherzog Ernſt waren frühzeitig dahingeſchwunden; er ſetzte neue auf deſſen und Kaiſer Rudolfs II. Bruder, den Erzherzog Albrecht, von welchem er überdieß wußte, daß derſelbe in ſeinem politiſch-religiöſen Geiſte gebildet ſei.

Erzherzog Albrecht von Oeſterreich, der dritte Sohn des Kaiſers Maximilian II., war mit ſeinem Bruder Ernſt zugleich am Hofe Philipps II. erzogen worden. Man hatte ihn ſchon in früher Jugend für den Dienſt der Kirche beſtimmt. Kaum war Erzherzog Albrecht achtzehn Jahre alt, als ihm Papſt Gregor XIII. den Kardinalshut ertheilte, wiewohl er keine geiſtlichen Weihen empfing und zwar auf den ausdrücklichen Einſpruch Philipps II. Nach der Eroberung Portugals ernannte Philipp II. den Erzherzog Albrecht zum Vizekönig über dieſes Reich und Albrecht erwarb ſich in dieſer ſchwierigen Stellung, in welcher er gegen den Prior Don Antonio die Waffen zu ergreifen hatte, mit der größten Geſchicklichkeit, welche Philipp II. Zutrauen für ihn nur befeſtigen konnte. Einen Beweis ſeiner großen Zuneigung gab ihm der Letztere im Jahre 1594, als er ihn zum Koadjutor des Erzbisthums Toledo und zum Primas von Spanien, (mit 20,000 Dukaten jährlicher Einkünfte) ernannte. Im folgenden Jahre ſtarb der Erzbiſchof von Toledo und der Erzherzog behielt die Revenüen, wiewohl er nicht zum Prieſter geweiht wurde; es ſcheint, (nach Van der Vynkt's Anſicht) daß Philipp II. ſchon damals eine Heirath Albrechts mit ſeiner Tochter Iſabella beabſichtigte.

Bevor Philipp jedoch eine Maßregel ins Werk ſetzen konnte, welche allerdings große Bedenken erregen mußte, wollte er — dies lag in ſeinem ganzen Weſen begründet — zuerſt genau prüfen. Deßhalb ſollte denn Albrecht zuerſt als Gouverneur nach den Niederlanden abgehen, und es ſcheint, daß bei dieſem Entſchluß Philipps II. die Rückſicht auf ſeine nächſten Familienverhältniſſe keine Nebenrolle ſpielte. Erzherzog Albrecht genoß nämlich das Vertrauen des Königs in einem ſo hohen Grade, daß ſelbſt der Kronprinz Philipp darüber hätte Bedenken ſchöpfen müſſen, wenn er, durchaus zur Unſelbſtſtändigkeit erzogen, überhaupt im Stande geweſen wäre, ſolche Bedenken ſelbſt zu faſſen; aber ſollte nicht deſſen Umgebung dergleichen aufgreiſen? Gleichviel; die Entfernung **Albrechts** aus Spanien ſchien nothwendig, und kein Wirkungskreis, um ſolche zu beſchönigen, geeigneter, als eben der in den Niederlanden, womit ja eben zugleich **Philipps** II. geheime Pläne zuſammenhingen. Dies war nun um ſo mehr der Fall, da es dem Monarchen nicht entging, daß der **ſpaniſche** Einfluß dort ſo allgemein mißfiel. Er kannte den Grund gar wohl, er ahnte ebenſo gut, daß wohl nur noch einzig von jenem Plane, den er insgeheim bereits entworfen hatte, eine Erhaltung der Niederlande für Spanien zu erwarten ſei. Indem nun der Drang der Verhältniſſe jetzt mit ſeinem längſtgehegten Lieblingsplane zuſammentraf, entſchloß er ſich um ſo raſcher, den Letzteren auszuführen. Kurz: er übertrug dem mit ihm im dreifachen Grade blutverwandten Erzherzog **Albrecht von Oeſterreich** die **Generalſtatthalterſchaft über die ſpaniſchen Niederlande**; dort ſollte Dieſer zuerſt nochmals den Verſuch machen, durch militäriſche Kraftentwickelung dem König die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, zu welchem Zwecke ihn Philipp mit einer großen Menge ungemünzten Silbers*) und mit Truppen reichlich verſah.

Zugleich aber trachtete Philipp auch noch einen andren Plan auszuführen, nämlich: **Zwietracht im Hauſe Naſſau-Oranien anzufachen**, und daſſelbe, indem er es dadurch ſchwächte, dem Dienſte der Republik zu entziehen. Zu dieſem Ende führte er, auf die Pietät der Niederländer für das Andenken **Wilhelms von Oranien** rechnend, plötzlich einen Längſtverſchollenen wieder an's Tageslicht, jenen erſtgebornen Sohn des verewigten Prinzen, **Philipp Wilhelm Grafen von Büren**, welchen der Herzog von Alba im Jahre 1568 von der Univerſität Löwen mit Gewalt hatte entfernen und nach Spanien bringen laſſen. Philipp Wilhelm war dort in der katholiſchen Religion erzogen worden; ſpaniſchen Geiſt hatte er eingeathmet; ſpaniſchen Geiſt ſollte der Sohn Wilhelms des Befreiers nunmehr in die befreiten Niederlande bringen. Dürfte der Geſchichtsſchreiber auch irgend auf Vorbedeutungen achten, dürfte er zuweilen der Phantaſie nachgeben, ſo möchten wir auf die wunderliche Namenzuſammenſtellung des Grafen von Büren aufmerkſam machen, in welcher gleichſam deſſen traurige Stellung ausgedrückt iſt. Trug er nicht den Namen Philipp, den des unverſöhnlichen Feindes ſeines Vaters und der Freiheit, ſo wie den Namen Wilhelm, den ſeines Vaters? In der That: ſein Schickſal war ſehr traurig. Der Sohn des Befreiers ſollte der Politik des Unterdrükkers als Werkzeug dienen, und doch wallte das Blut des Vaters, wenn auch langſamer und dumpfer, in ſeinen Adern. Ein ſchöner Beweis dafür iſt folgender Zug, den man ſich von ihm erzählte. Einſt ſaß er mit einem ſpaniſchen Hauptmann beim Kartenſpiele, und der Letztere begann über Philipp Wilhelms Vater ſchimpflich zu reden; da ergrimmte der Sohn, ſtürzte auf den Hauptmann los, umſchlang ihn mit beiden Armen und ſtürzte ihn zum Fenſter hinaus. Dieſe That wurde ihm ſehr übel genommen; nur ein junger ſpaniſcher Edelmann, Gabriel Oſorio, vertheidigte den Sohn, welcher des Vaters Ehre nicht gekränkt wiſſen wollte, und wurde von jener Stunde an Philipp Wilhelms vertrauteſter Freund. — Dieſen erſtgebornen Sohn des großen Oranien ſandte nun Philipp II. nach einer ſo langen Reihe von Jahren mit dem Erzherzog Albrecht wieder in die Niederlande, nachdem ſich ſchon um's Jahr 1592 der ſpaniſche Kronprinz Philipp lebhaft für die Freilaſſung Philipp Wilhelms verwendet hatte. Welche Rolle ſollte jetzt in den Niederlanden der unglückliche Mann übernehmen, welcher um die Freuden der Jugend, um das Antlitz des Vaters, um die ſchöne Theilnahme an den höchſten Intereſſen, welchen dieſer ſich hingab, um alle Hoffnungen und um das Vertrauen der Nation, durch ſeine Gefangenhaltung in Spanien ſo unverantwortlich betrogen worden war? Finſtrer Ernſt lag den ſchönen Zügen des Freudeloſen eingeprägt.

---

*) Grotius Bd. V. 241. Van der Vynckt (ed. Tarte) III. Th. 131.

Erzherzog Albrecht ſtand damals, als er ſeine wichtige Miſſion übernahm, in der Fülle reifer Manneskraft. Seine Züge verriethen weniger Stolz als den Ausdruck einer etwas ſchwerfälligen Grandezza, wie man ſie am ſpaniſchen Hofe ſo leicht annahm. Die hohe Stirne, der markirte Mund, — geſchloſſen und ernſt —, die ſchön geformten aber ſehr ruhigen Augen, der ganze feierliche Anſtand dieſes Fürſten drückte nicht ſowohl deſſen Charakter als deſſen Bildung aus. Albrecht beſaß in der That achtungswerthe Eigenſchaften. Er war mäßig und außerordentlich thätig. Mit perſönlicher Rechtſchaffenheit verband er ein aufrichtiges Streben, gegen Jedermann gerecht zu ſein. Streng hielt er auf Ordnung. Wenn ihm auch genialer Heroismus abging, ſo beſaß er doch perſönlichen Muth und eine anerkennenswerthe Ausdauer, welche dieſen bei weitem überragte. Für Staatsgeſchäfte war er mit Einſicht und Erfahrungen hinlänglich ausgerüſtet. Sein Herz war menſchenfreundlich genug, um andre Herzen zu gewinnen, wiewohl ſein ernſtes Aeußeres und ſeine abgemeſſenen Manieren an ihn die Annäherung zu erſchweren ſchienen. Sein religiöſer Eifer genügte dem Vertrauen Philipps. So war der Mann beſchaffen, welchem Philipp II. eine wichtige Rolle in den Niederlanden beſtimmt hatte, wenn derſelbe ſeine Prüfungszeit daſelbſt zur Zufriedenheit beſtanden haben würde.

Erzherzog Albrecht ſchiffte ſich mit Philipp Wilhelm im September 1595 in Spanien ein, und landete zu Anfang Oktobers in Genua, wo er Oraniens Sohn nach Rom ſandte, um dem heiligen Vater ſeine Aufwartung zu machen. Albrecht ſelbſt hielt ſich in Genua einige Zeit auf, und verſuchte es, Marſeille für Spanien zu gewinnen, was ihm jedoch mißlang. Hierauf begab er ſich durch Savoyen und Burgund nach Luxemburg. Zu Namur empfing ihn der Graf Fuentes und am 11. Februar 1596 hielt er in Begleitung zweier ſpaniſcher Regimenter und eines italiäniſchen, ſowie der höchſten Ariſtokratie, mit Philipp Wilhelm einen prachtvollen Einzug in Brüſſel. Dem Grafen Fuentes ertheilte er die vollkommenſten und gerechteſten Lobſprüche über deſſen kriegeriſche Verdienſte; auch berieth er ſich mit demſelben über den Zuſtand des Landes und beſchloß, den Krieg mit allem Nachdruck fortzuſetzen. Im März verließ hierauf Fuentes die Niederlande, in welchen ſein Andenken verhaßt war, und begab ſich nach Mailand als ſpaniſcher Generalgouverneur, wo er ſeinem Vaterlande noch bis zu ſeinem Ableben (im Jahre 1610) ausgezeichnete Dienſte leiſtete. Die ſpaniſchen Niederlande athmeten nach ſeiner Entfernung frei auf und verſprachen ſich nun glücklichere Tage, in dem Wahne, daß der ſpaniſche Einfluß jetzt ſein Ende erreicht habe, daß die Inländer jetzt wieder vorzugsweiſe bei Staats- und Kriegsämtern betheiligt werden würden. Obwohl nun außer Fuentes auch Ibarra die Niederlande verließ, ſo trafen doch ſtatt deren wieder mehre andere Spanier ein, welche hohe Staatswürden erhielten; dem Admiral von Arragonien, Don Franz de Mendoza wurde die bedeutendſte Stelle im Kriegsweſen übertragen. Somit ſahen die Belgier ihre Hoffnungen — wenigſtens für den Augenblick — abermals getäuſcht, und nichts blieb ihnen übrig, als der weiteren Entwickelung ihrer Verhältniſſe unter der neuen Regierung mit Geduld entgegenzuharren.

Inzwiſchen beachteten die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit das Benehmen Philipp Wilhelms von Büren. Nicht ohne Grund brachten ſie ſeine Freilaſſung, ſein Wiedererſcheinen in den Niederlanden mit geheimen Abſichten des Königs in Verbindung, gegen welche ſie ſich auf jede Weiſe ſicher zu ſtellen ſuchten. Der Umſtand, daß Philipp Wilhelm in Spanien katholiſch erzogen worden war, mußte ihren Verdacht beſtarken; denn ſie nahmen an, daß er als Katholik gerade in Spanien wohl auch alle jene Vorurtheile gegen den Proteſtantismus eingeſogen haben würde, deren Folgen ſie durch des Königs Richtung ſchmerzlich genug hatten kennen lernen; zur Beſtätigung ihres Argwohns traf nun auch die Nachricht von Philipp Wilhelms Reiſe nach Rom und deſſen Devotion vor dem Papſt ein, welche Letztere der Republik von ihrem Standpunkte aus höchſt anſtößig erſcheinen mußte. Und es war auch in der That gerade Philipp Wilhelms religiöſe Seite, worauf man in Spanien am Meiſten baute, als man ſich ſeiner als eines Werkzeuges zur Beruhigung oder Schwächung der Niederlande bedienen wollte. Als nun die Generalſtaaten die Nachricht von Philipp Wilhelms bevorſtehender Ankunft in den Niederlanden erhielten, ſchrieben ſie ihm unter'm 22. Dezember 1595 (vom Haag aus) einen ſehr höflich abgefaßten Brief, worin ſie ihm zu ſeiner Freilaſſung und Wiederkehr Glück wünſchten. Uebrigens wären ſie, (hieß es ferner in ihrem Schreiben) benachrichtigt, daß der Feind ſich vermeſſe, durch die Freilaſſung Sr. Exzellenz große Dinge „zum Nachtheil dieſes Staates“ auszurichten. Es würde den Generalſtaaten ſehr leid ſein, wenn dadurch ihre Geſinnungen von beſonderer Zuneigung, welche ſie für Se. Exzellenz hegten, irgend eine Veränderung leiden müßten; obwohl ſie anderſeits überzeugt ſeien, daß ſich Se. Exzellenz gewiß nicht zu einem Werkzeuge der Spanier hergeben würde, um das Fundament der Freiheit zu untergraben, welches Wilhelm von Oranien mit ſo vieler Mühe und Weisheit errichtet, und wofür er den Tod erlitten. Schließlich baten die Generalſtaaten den Prinzen Philipp Wilhelm, er möchte, wenn er etwa in die vereinigten Provinzen zu kommen wünſche, dafür eine paſſendere, ruhigere Zeit abwarten, in welcher ſie ihm dann Päſſe zuſtellen würden. Zugleich machten ſie ihn darauf aufmerkſam, daß unter den jetzt beſtehenden Verhältniſſen alle Anſtalten an den Grenzen getroffen ſeien, damit Niemand ohne Paß das Gebiet der vereinigten Provinzen betreten könne. So höflich nun auch dies Schreiben der Generalſtaaten abgefaßt war, ſo konnte Philipp Wilhelm doch daraus leicht abnehmen, daß man ſich ſeine Anweſenheit in den vereinigten Provinzen verbat. Er erhielt den Brief noch unter Weges und beantwortete ihn am 1. Februar 1596 von Luxemburg aus eben ſo höflich. „Meine Herren“, ſchrieb er, „ich danke euch ſehr herzlich für euren wohlwollenden Antheil an meiner Freilaſſung und für das freundliche Andenken, welches euer Brief mir ausdrückt. Wiewohl es mir nun bis jetzt noch nicht vergönnt iſt, euch meine treue Zuneigung, die ich ſtets für euch gehegt, zu beweiſen, ſo hoffe ich doch, euch thatſächlich darthun zu können: ſie ſei von der Art, daß ihr keinen Grund haben werdet, euch über mich zu beklagen. Wenn es dahin gekommen ſein wird, daß ich euch meinen großen Wunſch, euch zu dienen, beweiſen kann, dann werde ich nichts ohne euren guten Willen, und ohne eure Zuſtimmung unternehmen. Ich hoffe zu Gott, daß ihr es mir nie verweigern werdet, euch Dienſte zu leiſten, die keinen andern Zweck haben, als eine gute Auskunft für ſo viel Elend und Noth, als einen Beginn der Ruhe und den gemeinſamen Vortheil aller dieſer Provinzen, wozu Gott ſeinen Segen geben möge.“ —

Wir haben keinen Grund, an der Aufrichtigkeit dieſer Geſinnungen zu zweifeln. Philipp Wilhelms Lage war in der That ſehr beklagenswerth. Nach welcher Seite hin er ſich auch immer wenden mochte, überall fand er Argwohn gegen ſich; die Spanier mißtraueten ihm wegen ſeiner Abkunft, die Niederländer wegen ſeiner Erziehung in Spanien und wegen ſeiner Konfeſſion. Er fühlte dies bitter genug und nahm eine ganz neutrale, ſtreng zurückgezogene Stellung ein. Seine Verhältniſſe zu ſeiner Familie, insbeſondere zu ſeinem Bruder Moritz, welchem man in der Republik den eigentlich nur Philipp Wilhelm zuſtehenden Titel eines Prinzen von Oranien eingeräumt hatte, waren gleichfalls nichts weniger als glücklich. Zwar unterhandelten ſowohl Moritz als ſeine Schweſter (die Gräfin Hohenlohe) mit ihm; aber nur die Letztere that es perſönlich, Moritz bloß durch Vermittler. Wir ſehen hier ein verlorenes Leben vor uns, das wir um ſo mehr bedauern müſſen, da wir wiſſen, daß es durch den Uebergriff fremder Macht ſyſtematiſch zu Grunde gerichtet worden. Es nimmt übrigens unſere Theilnahme in einen um ſo höheren Grade in Anſpruch, da wir durch Philipp Wilhelms Unglück ſeine urſpünglich-edle Geſinnung durchleuchten ſehen. Einen Beweis davon gab er dadurch, daß er ſich weigerte, dem König von Spanien gegen ſein Vaterland zu dienen, wiewohl ob er bereit war, für den König gegen Frankreich die Waffen zu tragen. Philipp II. offenbarte ſeinerſeits ebenſo deutlich ſeine Geſinnungen gegen das Haus Naſſau-Oranien. Welche Bezeichnung ſoll man ſeiner Handlungsweiſe beilegen, wenn wir ſehen, wie er dem Sohne des großen Oranien die Erbgüter des Hauſes in Burgund anbieten läßt, unter der Bedingung, daß jener jährlich den Erben des Mörders ſeines Vaters eine beſtimmte Summe ausbezahlen ſollte? War dies nicht der empörendſte Hohn gegen die Manen eines großen Feindes? Oder konnte Philipp im Ernſte glauben, daß ein ſolcher Vorſchlag angenommen werden würde? Konnte er vielleicht ſogar annehmen: es ſei billig, daß die Koſten für die Ermordung jenes Mannes, welchen er ſtets als das wichtigſte Hinderniß ſeiner Plane, als einen Rebellen gegen ſich und Gott betrachtet hatte, aus deſſen Beſitzthümern beſtritten werden müßten? Philipp Wilhelm trat 1599 die Herrſchaft über ſein Fürſtenthum Orange an und empfing dort die Huldigung als Souverain.

Erzherzog Albrecht hatte bei Uebernahme der Regierung in den Niederlanden gewiß die beſten Abſichten, daſelbſt die Ruhe wieder herzuſtellen. In dieſem Geiſte ſchrieb er denn auch an die Generalſtaaten und den Prinzen Moritz, indem er ihnen ſeine Ankunft anzeigte; „die Herſtellung der Eintracht ſei ſein Zweck, und er bitte die Generalſtaaten, ihm die Hand zu bieten, damit es durch vereinte Bemühungen gelingen könne, einen ſo langwierigen Krieg mit allen Leiden, welche in deſſen Gefolge ſeien, zu beendigen.“ Zu gleicher Zeit rüſtete ſich jedoch der Erzherzog gegen Frankreich, vielleicht einerſeits in der Ueberzeugung, daß man Frieden und Verſöhnung mit bewaffneter Hand um ſo leichter erwirken könne, oder, weil er die franzöſiſchen Angelegenheiten ganz abgeſondert von den niederländiſchen betrachtete. Die Generalſtaaten nahmen an, daß ſeine Vorſchläge an ſie bloß dazu dienen ſollten, um ihre Aufmerkſamkeit von ſeinen Unternehmungen gegen Frankreich abzulenken.

Heinrich IV. blokirte damals die Stadt la Fère in der Pikardie, worin ſich ſehr viele bedeutende Mitglieder der Ligue befanden, und welche Alvar Oſorio tapfer vertheidigte. Erzherzog Albrecht wünſchte dieſen wichtigen Platz zu entſetzen; da er jedoch alle Schwierigkeiten wohl erwog, welche ihm hierbei entgegen ſtanden, ſo ließ er einen Kriegsrath darüber halten, ob es nicht vortheilhafter ſei, durch eine Diverſion den König von Frankreich zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, als ſelbſt den Entſatz zu bewirken. Die erſtere Anſicht drang durch, und Albrecht beauftragte den Baron de Rhône (einen Edelmann aus Lothringen, welcher aus den Dienſten der Ligue in die ſpaniſchen getreten war und dem Erzherzog einen vortrefflichen Kriegsplan vorgelegt hatte,) mit der Ausführung des Unternehmens. Heinrich IV. hatte inzwiſchen die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen erſucht, ihm ihre Hülfstruppen unter Juſtin von Naſſau, (welche eigentlich gegen Ende Januars [1596] hätten heimkehren ſollen) noch für einige Zeit zu überlaſſen; auch umſchloß er La Fère noch enger. Als nun der Erzherzog mit ſeinem Heere nach der franzöſiſchen Gränze zu aufbrach, glaubte man allgemein, ſein Plan ſei, La Fère zu entſetzen. Doch ganz unerwartet wendete er ſich (zu Anfang Aprils) mit ſeinem Heere vor Calais, wo ſich 8 Fähnlein (worunter zwei von den Truppen der Republik) befanden. Das Glück war der Kühnheit hold. Schnell wurde die Stadt überwältigt, und die Beſatzung mußte ſich in die Citadelle zurückziehen. Obwohl engliſche und holländiſche Schiffe vor Calais kreuzten, wurde die Citadelle gar bald (noch im April 1596) erſtürmt. Vergeblich war Heinrich IV. mit einem Theile ſeiner Armee von La Fère aufgebrochen, um Calais zu entſetzen. Der Erzherzog vereinigte nun Calais mit Flandern, und führte, um dieſe Vereinigung unauflöslich zu machen, nicht bloß Flanderns Rechtsbräuche, ſondern auch die flamändiſche Sprache in Calais ein, welche Stadt nebſt der Landſchaft (der Grafſchaft von Oye) fortan als fünftes Mitglied den Staaten von Flandern angehören ſollte. Der Beſitz von Calais war übrigens für den Beherrſcher der ſpaniſchen Niederlande von der höchſten Wichtigkeit. Wenn dieſer Hafenplatz nämlich zu einem großen Arſenal eingerichtet und zugleich gehörig befeſtigt wurde (wie es in der That auch geſchah) ſo mußte derſelbe nicht bloß gegen Frankreich, ſondern vornämlich auch gegen England eine bedrohliche Stellung einnehmen. Albrechts Popularität nahm durch die Eroberung von Calais nicht wenig zu; das Volk hoffte, jetzt beſſer denn bisher regiert zu werden. Er bemächtigte ſich hierauf der Schlöſſer Guines und Ham, ſowie (im Mai) der tiefer landeinwärts gelegenen Stadt Ardres, während Heinrich IV. La Fére gewann. Albrecht zog ſich hierauf, weil ſein Heer Mangel an Lebensmitteln empfand, aus Frankreich nach Flandern zurück.

Man rieth ihm, eine Expedition gegen Oſtende zu unternehmen, um dieſe wichtige Seeſtadt der Republik zu entreißen. Da jedoch Moritz Oſtende mit Proviant und Munition reichlich verſah, ſo fand ſich der Erzherzog genöthigt, die Pläne auf Oſtende bis auf beſſere Zeit zu vertagen. Mittlerweile machte die in Dienſten der Republik ſtehende Reiterei Streifzüge durch das platte Land von Brabant und bemeiſterte ſich auch des Städtchens Echternach an der Sauer, im Luxemburgiſchen, wo ſie den Abt gefangen nahm und nur gegen ein ſehr bedeutendes Löſegeld wieder in Freiheit ſetzte. Dieſe Streifzüge hatten jedoch keine Reſultate von Belang. Ueberhaupt konnte die Republik damals keine größeren militäriſchen Unternehmungen beginnen, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Heeresmacht zum Theil in Folge der Abdankung der deutſchen Truppen vermindert, zum Theil aber auch allzuſehr vertheilt war, da ſich eine Anzahl derſelben in franzöſiſchen Dienſten, eine andere auf der engliſchen Flotte befand. Uebrigens erforderte auch die Beſatzung verſchiedener Grenzfeſtungen, beſonders längs des Rheins, eine ziemliche Zahl, ſo daß Prinz Moritz kaum 2000 Mann zur Verfügung im offnen Felde hatte. In Seeland, wo man der Gefahr eines feindlichen Angriffes zunächſt ausgeſetzt war, drang man in Anbetracht dieſer Verhältniſſe ſehr lebhaft auf eine ſo nöthige Verſtärkung der Kriegsmacht, wozu man ſich denn auch durch das Auskunftsmittel entſchloß, daß man die Beſatzungen aus den Grenzfeſtungen zuſammenzog, und die Letzteren durch Bürgermannſchaften bewehrte, während man auch in England zweitauſend Mann Fußvolks anwarb, wozu Eliſabeth, auf beſonderes Anſuchen der Generalſtaaten, noch eine gleiche Anzahl beifügte.

Inzwiſchen hatte der Erzherzog Albrecht ſein Augenmerk auf die Eroberung der Stadt Hulſt im Lande Waas gerichtet, welche Prinz Moritz 1591 eingenommen hatte. Von dem Beſitze dieſer Stadt hing zum Theil die Sicherheit Brabants ab. Moritz hatte nach der Eroberung von Hulſt in jenem Jahre die Verſtärkung dieſer Stadt den Seeländern übertragen, welche ſich jedoch ihres Auftrages in der Weiſe entledigten, daß ſie mehr das umliegende platte Land (und zwar durch einige Forts) als die Stadt ſelbſt verſicherten; gleichwohl war Hulſt durch die ſtete Kommunikation mit Seeland wohl verſehen, von wo aus es ſowohl Zufuhr von Truppen als von Proviant erwarten und erhalten konnte. Demungeachtet beſchloß Albrecht den Angriff auf Hulſt, und um ſich eines günſtigen Erfolges zu verſichern, entwarf er folgenden Plan. Er ließ den Herrn von Röhne mit einer Truppenabtheilung über die Schelde in Brabant einrücken, um dadurch den Prinzen Moritz glauben zu machen, als beabſichtige er eine Unternehmung gegen Breda oder Bergen-op-Zoom. Dieſer Plan gelang. Moritz zog mit der Mehrzahl ſeiner

Truppen nach Brabant, während Graf Georg von Solms, welcher in Hulſt kommandirte, nur über eine verhältnißmäßig ſchwache Beſatzung zu verfügen hatte. Inzwiſchen rückte nun Barlotte zu Anfang Juli's raſch vor Hulſt, ſetzte in einer Nacht glücklich über den Kanal (wobei ihm die Nachläſſigkeit der ſtaatiſchen Matroſen zu ſtatten kam) und bemeiſterte ſich verſchiedener Höhen und Dämme in der Umgebung der Stadt, wo er ſich ſchnell verſchanzte. Nun eilte Prinz Moritz herbei, welcher erſt jetzt die Abſicht des Erzherzogs errathen hatte, während Dieſer ſelbſt mit einer größeren Truppenzahl gleichfalls vor Hulſt erſchien, um die von Barlotte errungenen Vortheile geſchwind zu benützen. Moritz, welcher wohl einſah, daß ſeine Macht zu ſchwach war, ſetzte ſich an der äußerſten Spitze Südbevelands, zu Kruiningen feſt, und mußte ſich damit begnügen, die Beſatzung von Hulſt zu verſtärken. Der Erzherzog feſtigte indeſſen das ſumpfige Terrain um die Stadt durch Faſchinen, ſchlug eine Schiffbrücke über den Kanal, führte auf derſelben das Geſchütz vor die Stadt und ließ es gegen dieſelbe ſpielen. Rhöne eroberte ein Ravelin, durch deſſen Beſitz er ſich die Zufuhr zu Waſſer verſicherte; doch bald darauf wurde er durch eine Kanonenkugel getödtet. Während nun die Königlichen die Belagerung Hulſts mit dem größten Nachdruck fortſetzten, unternahm die Beſatzung mehr als einen kühnen Ausfall, wobei es ihr gelang, Gefangene zu machen und feindliches Geſchütz zu vernageln. Mit der größten Tapferkeit ſchlug ſie wiederholte Stürme ab, welche die Feinde nach einer fruchtloſen Aufforderung zur Uebergabe (am 16. Auguſt) begonnen hatten. Die mannhafte Gegenwehr vermochte jedoch den Erzherzog Albrecht in ſeinem einmal beſchloſſenen Plane nicht wankend zu machen; Hulſt mußte um jeden Preis ſein werden. So tapfer ſich nun auch die Beſatzung bis dahin vertheidigt hatte, — eine falſche Beſorgniß, daß die Kommunikation der Stadt mit Seeland durch den Feind unterbrochen worden ſei, machte plötzlich den Muth der meiſten Soldaten und ihrer Offiziere wankend, und man ging den Befehlshaber, den Grafen Georg von Solms, dringend an, die Stadt, welche ſich doch nicht länger halten könne, auf anſtändige Bedingungen zu übergeben. Vergebens widerſetzte ſich dieſen Vorſchlägen jener heroiſche Matthias Held, deſſen man ſich aus der romantiſchen Geſchichte des Torfſchiffes von Breda erinnern wird. Helds Oppoſition wurde nicht beachtet, und am 18. Auguſt übergab Graf Georg von Solms die Stadt Hulſt und das Fort Naſſau den Königlichen. Der Erzherzog hatte bei der Expedition nicht weniger als ſechzig höhere Offiziere und 5000 gemeine Soldaten verloren. Die Uebergabe Hulſts erregte bei den vereinigten Provinzen, zumal aber in Seeland, nicht geringes Mißvergnügen; man klagte den Grafen Solms an, daß er allzu voreilig gehandelt habe, und nahm ihm von Seiten Seelands den Oberbefehl über jene Regimenter ab, welche es ſtellte. Solms wußte ſich jedoch ſo triftig zu vertheidigen, daß ihm die vereinigten Staaten in der Folge ein neues Regiment anvertrauten. Späterhin (im Oktober) wollte der Oberſt Piron Hulſt durch einen Ueberfall wiedergewinnen und hatte ſchon einen glücklichen Anfang gemacht, als die neue Beſatzung, davon unterrichtet, die entſprechenden Vorſichtsmaßregeln traf, und ihn zwang, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

Erzherzog Albrecht konnte übrigens die Vortheile, welche ihm die Eroberung Hulſt's gewährte, nicht zu weiteren Unternehmungen gegen die Republik benützen (was man in den vereinigten Provinzen befürchtete) und zwar aus dem doppelten Grunde, weil er aus Spanien keine Unterſtützung erhielt und weil ſich die deutſchen Truppen, die in ſeinen Dienſten ſtanden, empörten. So ſah er ſich denn genöthigt, den Feldzug früher zu beendigen, als ihn die Jahreszeit dazu gezwungen hätte. Er begab ſich nach Brüſſel, wo man ihn, als den glücklichen Vertheidiger der königlichen Sache, mit Jubel willkommen hieß. Uebrigens nahm das Kriegsglück im September in Artois eine andere Wendung. Auf Anſuchen der Republik hatte nämlich der franzöſiſche Marſchall Biron einen Einfall in Artois unternommen, und mehre feſte Plätze in ſeine Gewalt bekommen. Der ſpaniſche Statthalter von Artois, Varambon, welcher ſich ihm entgegenſtellte, wurde geſchlagen und gefangen genommen; auch der Prinz von Chimay mußte den Kürzeren ziehen, und das Land wurde durch die Sieger geplündert, bis endlich die eintretende rauhere Jahreszeit den Verheerungen ein Ziel ſetzte.

Während nun der Krieg in den Niederlanden wüthete, hatte Philipp II. durch die Flotte der Engländer und der Republik an anderen Orten die empfindlichſten Verluſte zu erleiden. Zu Anfang des Jahres 1596 hatte er nämlich vier Galeeren unter Don Diego Brochero gegen die Küſte von Cornwall ausgeſendet, welche dort Streifzüge machten, landeten und verſchiedene Küſtenſtädte in Brand ſteckten. Dieſe Feindſeligkeit war für Eliſabeth nicht unwillkommen, um eine Expedition gegen Spanien ins Werk zu ſetzen, da ſie in Erfahrung gebracht hatte, daß Philipp II. aufs Neue zur See gerüſtet habe. Sie erbat ſich von der Republik (im März 1596) zwanzig Schiffe, welche man ihr auch bereitwillig zugeſtand und im April unter dem Kommando des Herrn von Warmond nach England abſegeln ließ. Die niederländiſchen Schiffe vereinigten ſich zu Plymouth mit der engliſchen Flotte von 150 Segeln, welche am 13. Juni unter dem Oberkommando des Großadmirals **Karl Howard** die Anker lichtete; **Robert Graf von Eſſex** hatte den Befehl über die auf der Flotte eingeſchifften Landſoldaten, deren Zahl nicht weniger als 7000 betrug. Die Flotte hatte ſtrenge Inſtruktion: bloß die Spanier und diejenigen, welche dieſelben durch Proviant und Munition unterſtützten, anzugreifen. Weit in offener See hinſegelnd (um nicht entdeckt zu werden) langte die Flotte der Verbündeten in Cadix an, wo, wie man erfahren hatte, eine ſehr bedeutende feindliche Flotte, theils aus Kriegsſchiffen, theils aus reich befrachteten Kauffahrern beſtehend, vor Anker lag. Am erſten Juli (1596) griff nun die verbündete engliſch-holländiſche Flotte die feindliche an, zwang dieſelbe zum Rückzug nach Porto Real und verfolgte ſie auf der Flucht. Ein großer Theil der ſpaniſchen Schiffe ſtrandete und gerieth in Brand; zwei große Gallionen wurden von den Engländern erbeutet. Nach dieſem Siege zur See ließ der Graf von Eſſex die eingeſchifften Truppen auf der Landſpitze Puntal landen, und raſch eroberten hierauf die holländiſchen Matroſen das Fort an der Küſte. Wilhelm Ludwigs Bruder, Graf Ludwig Günther von Naſſau ſtellte ſich an die Spitze von vierhundert Mann engliſcher Pikeniere und beſiegte mit denſelben ungefähr 600 ſpaniſche Edelleute, welche zur Vertheidigung von Cadix zu Roſſe geſtiegen waren. Als Dieſe in die Stadt zurückflohen, drangen die Sieger zugleich mit denſelben durch die Thore und bemeiſterten ſich raſch der Stadt, welche ſich nach einem kurzen, aber lebhaften Kampf in den Straßen ergab und zwei Millionen Gulden bezahlte, um von einer Plünderung verſchont zu bleiben. Zum Unglück für Cadix gab der Gouverneur von Andaluſien, der Herzog von Medina-Sidonia, ſeine Zuſtimmung zu dieſer Kapitulation nicht, worauf denn die Sieger die angedrohte Plünderung wirklich vollzogen. Medina Sidonia ließ auch die in Porto Real liegenden Kauffahrteiſchiffe in Brand ſtecken; die holländiſchen Kaufleute verloren bei dieſer Gelegenheit an 300,000 Gulden. Um ſich dieſen Schaden erklären zu können, muß man wiſſen, daß die Holländer ungeachtet des Krieges den Handel nach Amerika nicht aufgegeben hatten. Das kaufmänniſche Lebensprinzip der Republik wußte alle Schwierigkeiten glücklich zu umgehen; die Holländer waren gewohnt, ihren Handel unter ſpaniſcher Firma nach der neuen Welt fortzuſetzen. Man kann ſich daher leicht vorſtellen, daß die Nachricht von der Eroberung von Cadix bei dem Handelsſtande in Holland gerade nicht mit großen Freuden aufgenommen wurde. Cadix ſelbſt wurde, ungeachtet es der Graf von Eſſex und der holländiſche Admiral Warwond beſetzt halten wollten, auf den Vorſchlag Howards in Brand geſteckt und zwar aus dem Grunde, weil man nicht Vorräthe genug zur Unterhaltung der Beſatzung habe. Somit wurde denn auch der weitere kühne Plan aufgegeben: „durch die Behauptung von Cadix Philipp II. in ſeinem eigenen Königreiche zu beſchäftigen und ſeine Kräfte von den Niederlanden abzuziehen.“ Am 16. Juli verließ dann die verbündete ſiegreiche Flotte die ſpaniſchen Küſten und kehrte nach der Nordſee zurück, wo die engliſche am 18. Auguſt im Hafen von Plymouth wieder anlangte. Die Totalſumme des zu Cadix angerichteten Schadens wurde auf zehn Millionen Gulden geſchätzt. Philipp II. hatte dabei nicht bloß 1200 Stück Geſchütz, ſondern auch den größten Theil ſeiner Einkünfte für das folgende Jahr eingebüßt. Er ſtand am Vorabend eines Bankrotts, und um ſich zu retten, mußte er zu einem verzweifelten Mittel greifen. Er zog nämlich alle Zölle ſeines Reiches, welche größtentheils verpfändet waren und für Rechnung einzelner Kaufleute erhoben wurden, wieder an ſich. Durch dieſe extreme Spekulation gab er jedoch ſeinem Kredit einen Todesſtoß. Uebrigens richtete er auch nichts aus und ſah ſich genöthigt, die unſelige Maßregel zu widerrufen. Die finanzielle Verlegenheit Philipps kam übrigens abermals den freien Niederlanden zu Gute, indem ſie es dem Monarchen unmöglich machte, den Erzherzog Albrecht bei ſeinem nächſten Feldzuge ſo zu unterſtützen, wie Dieſer es brauchte. Gleichwohl gab Philipp II. ſeine kühnen Pläne noch nicht auf. Kaum hatte er aus Amerika neue Geldmittel erhalten, als er ſchon wieder eine Flotte von 128 Segeln ausrüſtete, welche unter der Anführung Don Martin Pedilla's zu einer Expedition nach Irland beſtimmt war, deſſen Ueberwältigung dadurch vorbereitet wurde und geſichert ſchien, daß geheime Sendlinge aus Spanien die Bevölkerung bearbeiteten. Die Staaten der Republik hatten ſchon im Oktober von den neuen Rüſtungen ihres Feindes Nachricht erhalten und ſich im November über die Maßregeln berathen, welche dagegen getroffen werden ſollten. In demſelben Monat verließ die ſtattliche neue ſpaniſche Armada den Hafen von Liſſabon. Doch dieſelbe Ungunſt der Elemente, welche vor einigen Jahren die Vernichtung der ſogenannten „unüberwindlichen Flotte“ vollendet hatte, verfolgte auch dieſe Expedition. Schon als die Flotte das Kap Finisterre erreichte, wurde ſie von einem furchtbaren Sturm überraſcht, durch welchen vierzig Schiffe mit 4000–5000 Menſchen zu Grunde gingen. Uebrigens hatten die Spanier hierbei außer der Ungunſt der Elemente auch ſich ſelbſt keinen geringen Theil der Schuld an dieſem großen Verluſte zuzuſchreiben. Sie hatten nämlich niederländiſche und deutſche Steuermänner auf der Flotte, die einen andern Kurs einhalten wollten, als denjenigen, welchen die Spanier für den richtigen hielten. Aus Mißtrauen zwangen nun die Letzteren die fremden Steuermänner mit dem Degen in der Fauſt zu der Fahrt, welche ihnen zum Verderben ausſchlug. Nur ein geringer Reſt von Schiffen, welche ſich einem in jenen Gewäſſern erfahrenen holländiſchen Schiffer anvertraut hatten, kehrte glücklich wieder nach Hauſe.

Intereſſanter als die Kriegsereigniſſe, welche im Verlaufe des Jahres 1596 ſowohl innerhalb als außerhalb der Niederlande vorfielen, waren die Friedensverhandlungen, welche ſich von verſchiedenen Seiten kreuzten, und wobei die weſentlichſten Intereſſen der Republik betheiligt waren. Zuvörderſt müſſen wir diejenige betrachten, welche die Niederlande unmittelbar betraf. Sie ging von Deutſchland aus. Kaiſer Rudolf II. war nicht bloß durch ſeine Verwandtſchaft zu Philipp II., ſondern zunächſt auch durch die zu dem Statthalter Erzherzog Albrecht perſönlich ſehr betheiligt, und dieſe perſönliche Betheiligung iſt es wohl vorzugsweiſe, welcher wir ſeine wiederholten Bemühungen zur Befriedung der Niederlande zuſchreiben müſſen, — nicht das alte Verhältniß zu dem deutſchen Reiche, welches faſt vergeſſen zu ſein ſchien, und auch bei den immer bedenklicher werdenden inneren Zuſtänden des Letzteren leider kaum mehr in Acht genommen werden konnte. — Die Aufforderung an den Kaiſer ging diesmal von ſeinem Bruder, dem Erzherzog Albrecht aus; übrigens hatten auch einige Mitglieder des Reiches auf dem letzten Reichstag die Anſicht durchzuſetzen geſucht, daß die vereinigten Provinzen ihr Mißtrauen gegen den König von Spanien ablegen müßten, wenn Kaiſer und Reich für denſelben Bürgſchaft ſtellten. Andere Reichsglieder bemerkten jedoch dagegen: die Generalſtaaten würden in dem Falle, daß der Vertrag von Seiten Spaniens nicht gehalten würde, wohl nicht erſt vor dem deutſchen Reich ihre Klagen vorbringen und einen langwierigen Prozeßgang ruhig abwarten. Abgeſehen von den Meinungsverſchiedenheiten ſuchte Rudolf II. die Friedensverhandlungen ſo raſch als möglich einzuleiten, und erbat ſich deßhalb von den vereinigten Provinzen zuvörderſt Päſſe für ſeine Geſandten. Dieſen Wunſch lehnten jedoch die Generalſtaaten in den verbindlichſten Ausdrücken ab, und zwar aus keinem anderen Grunde, als „weil ſie dem ſpaniſchen Hofe durchaus kein Zutrauen ſchenken könnten, da derſelbe ein ſolches nicht rechtfertige.“ Dieſes Mißtrauen, welches doch ſowohl begründet war, nahm man den Generalſtaaten in Deutſchland ſehr übel.

Bei weitem wichtiger als die Verhandlungen der Republik mit Deutſchland waren die mit Frankreich und England; ſie hatten ſchon im Frühling begonnen. Die vereinigten Provinzen befanden ſich ſeit der jüngſten Zeit in einer eigenthümlichen Stellung zu beiden Monarchieen. Beide waren jetzt ihre natürlichen Bundesgenoſſen geworden durch die politiſch-religiöſen Grundſätze, welchen ſowohl Heinrich IV. als Eliſabeth huldigten. Beide hatten dieſelben Beweggründe zu einem feindſeligen Verhältniß gegen Spanien, und andererſeits herrſchte die alte wechſelſeitige Eiferſucht zwiſchen Beiden, wenn auch nur leiſe bemerkbar, doch ſtets noch fort. Dieſe Eiferſucht fand nun gerade durch die ganz eigenthümliche Stellung der Niederlande ihre Nahrung; man betrachtete es weder in Frankreich noch in England mit gleichgültigen Blicken, wie die Republik immer größere Selbſtſtändigkeit errang, und je mehr man ſich von dieſer Thatſache überzeugte, um ſo weniger wollte man ſie geradezu eingeſtehen. Ja man legte ſogar ein Gewicht darauf, die Republik noch immer nach ihren früheren Verhältniſſen, wie in einer Art von Klientel zu betrachten, weßhalb man ihr mit der Möglichkeit drohte, einen Separatfrieden mit Spanien abzuſchließen. Anderſeits fühlte aber auch die Republik wieder ihre mittlerweile erſtarkte Selbſtſtändigkeit lebhaft genug und zugleich das Bedürfniß, dieſelbe nicht bloß gegen Spanien, ſondern auch gegen die beiden benachbarten und als Nachbarn leicht gefährlichen Bundesgenoſſen tüchtig zu wahren, obwohl ſie ſich hütete, es mit einer von beiden Mächten zu verderben. Sie richtete deßhalb ihren Beiſtand für Frankreich und England (ſo hatte ſich bereits das Verhältniß umgewendet, daß die Republik, welche früher um Unterſtützung gebeten, eine ſolche jetzt gewähren konnte!) ſo ein, daß ſich in Folge deſſelben Spanien zu einem Separatfrieden mit Frankreich oder England geradezu unbedingt hätte genöthigt ſehen müſſen. Man ſieht, wie raſch die Politik des jungen Freiſtaates jene der alten Monarchieen eingeholt hatte.

Die Verwickelungen, welche der Diplomatie in der Regel folgen, blieben auch damals nicht lange aus. Die alte Eiferſucht zwiſchen Frankreich und England äußerte ſich beſonders auffallend bei Eliſabeth, welche es längſt nur mit großer Mißgunſt betrachtete, wie die Republik dem König Heinrich IV. Unterſtützungen zukommen ließ. Ja, Eliſabeth ſuchte die ganze Verwickelung zu einem Extrem hinzutreiben, indem ſie mit einer großen Beharrlichkeit darauf drang, daß ihr die Republik die alten Anleihen zurück bezahlen ſollte. Die vereinigten Provinzen gaben ſich alle Mühe, dieſe Angelegenheit hinauszuſchieben. Die Verhandlungen, welche ſie darüber mit Eliſabeth unterhielten, weiſen aus, daß es ihnen um Zweierlei zu thun war, erſtens um eine Art von beſtimmter Abfindung für die Anleihen, und zweitens um die Wiedererlangung der an Eliſabeth verpfändeten Städte. Die Generalſtaaten ſchützten namentlich ihren Geldmangel vor, wogegen ihnen Eliſabeth den Einwurf machte: man könne dieſen Geldmangel eben nicht bemerken, wenn man die prachtvollen Neubauten in den vereinigten Provinzen betrachte; wohl aber ſeien ihre eigenen Kaſſen durch die koſtſpieligen Rüſtungen gegen Spanien erſchöpft, und ſie habe nicht Gold- und Silberminen, wie Philipp II., um dieſelben zu füllen. Beide Theile ſtellten ſich weniger bemittelt, als ſie waren. In der That aber ließ ſich erkennen, daß ſich bei Eliſabeth immer wieder das Streben regte, die vereinigten Provinzen durch ein ſtrafferes Anſpannen ihrer alten Forderungen in einer gewiſſen Abhängigkeit von England zu erhalten. Die neue Expedition Philipps gegen England (deren erfolgloſen Ausgang wir bereits erzählt haben) glich plötzlich die Spannung für den Augenblick wieder aus und wies die Königin auf eine Anerkennung des neuen Verhältniſſes an, wogegen ſich ihr Stolz ſo ſehr ſträubte, nämlich auf eine Anerkennung der Republik als einer ſelbſtſtändigen Macht.

Dazu trug nun auch die Entwickelung der Verhandlungen zwiſchen Frankreich und England weſentlich bei. Es gelang dem Herzog von Bouillon, welcher die franzöſiſchen Intereſſen dabei vertrat, ein Schutz- und Trutzbündniß beider Großmächte zu Stande zu bringen, unter deſſen Bedingungen diejenige, „daß man ſich bemühen ſollte, auch andere Mächte zur Theilnahme an der Allianz zu bringen“, für die Republik von insbeſonderer Wichtigkeit war. Denn der Herzog von Bouillon begab ſich nun ungeſäumt nach Holland, um die Verwirklichung jenes Artikels zunächſt dort zu verſuchen, und nach einer kurzen Berathung mit dem Prinzen Moritz und dem Staatsrath traten die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen dem Schutz- und Trutzbündniß Englands und Frankreichs bei. Noch wichtiger für die Stellung der Republik war, daß ſie (am letzten Oktober) außerdem ein Separatbündniß mit Frankreich abſchloß. Die bedeutſamſten Artikel deſſelben waren, (außer den Bedingungen, daß, wenn Heinrich IV. im Frühling des kommenden Jahres eine Heeresmacht an die Grenzen der Pikardie und des Artois führen würde, die Generalſtaaten daſſelbe verſtärken ſollten, daß die Letzteren auch anderſeits Frankreichs Beiſtand im Falle der Noth in Anſpruch nehmen dürften, und daß ſowohl die Republik als der König, jedes auf ſeinem Gebiet den Oberbefehl über die Hülfstruppen zu übernehmen habe) noch folgende: daß der König den Städten der vereinigten Provinzen und dem Hauſe Naſſau, welches ſich ſo unvergeßliche Verdienſte um dieſelben erworben, ſeine beſondere Zuneigung bewahren ſolle, und daß die von früherher beſtehenden Verbindungen, namentlich in Bezug auf Handelsfreiheit (das Lebensprinzip der Republik), in Kraft bleiben ſollten. Ueber den Abſchluß dieſes Separatvertrages mit Frankreich, welcher endlich die Sympathieen des verewigten Wilhelm von Oranien für Frankreich zu rechtfertigen ſchien, herrſchte in allen vereinigten Provinzen die größte Freude, aber insbeſondere aus dem Grunde, weil durch eine ſolche Verbindung mit einem Monarchen der Rang der Republik als einer ſelbſtſtändigen Macht neben den übrigen wenigſtens indirekt anerkannt worden war, was nun für ſie, gerade Spanien gegenüber, von größtem Belange war. Uebrigens war dieſe, wenn auch nur indirekte, Anerkennung nicht ohne energiſches Eingreifen Heinrichs IV. bei Eliſabeth durchgedrungen. Dieſe Letztere hatte nämlich beantragt, daß man mit den Generalſtaaten bloß in der Weiſe unterhandeln könne, daß man berückſichtigte, wie dieſelben noch immerhin in einem abhängigen Verhältniſſe zu England ſtänden. Eliſabeth konnte ihre Empfindlichkeit darüber kaum verbergen, und äußerte ſie insbeſondere bei dem Anlaß, als ſie ſah, daß die Generalſtaaten dem König von Frankreich ſtatt der verheißenen Hülfstruppen eine entſprechende Geldunterſtützung leiſteten, was ihm nun allerdings auch lieber war. Die erſte Frucht, welche die Generalſtaaten von dem intimeren Bündniß mit Frankreich genoſſen, war eine um ſo erfreulichere, da ſie die geiſtigen Intereſſen betraf. Heinrich IV. beſchloß nämlich, daß die Zeugniſſe der holländiſchen Nationaluniverſität Leyden und die von ihr ertheilten Grade auch in Frankreich reſpektirt und als Befähigung anerkannt werden ſollten. Eine andere Genugthuung erfuhr die Republik durch die freundliche Aufnahme ihrer Geſandten in Dänemark, welche ſie zur Krönung des volljährig gewordenen Königs Chriſtian IV. dahin abgeordnet hatte, und wobei der Letztere die Handelsprivilegien der Amſterdamer beſtätigte.

Faſſen wir nun den Faden der Kriegsläufte in den Niederlanden wieder auf! Gegen Ende des Jahres 1596 rüſtete ſich ſowohl die königliche Parthei, unter dem Erzherzog Albrecht, als auch die republikaniſche der Staaten, unter dem Prinzen Moritz, ſehr eifrig zum Beginnen des Krieges im nächſten Jahre. Die Lage des Erzherzogs war nichts weniger als günſtig, da ihm, in Folge der von uns bereits erwähnten Umſtände, eine kräftige Unterſtützung aus Spanien fehlte, deren er ſo ſehr bedurfte. Den Generalſtaaten entging dies nicht, zumal, da ſie aus einem aufgefangenen Briefe Albrechts entnahmen, wie ſehr er über die Schwäche ſeines Heeres klagte, welches ſeit der Belagerung von Hulſt, wie auch durch andere Gefechte, beträchtlich zuſammengeſchmolzen war. Anderſeits fanden die Generalſtaaten durch ihr Separatbündniß mit Frankreich ihre Heeresmacht verſtärkt, ihre Zuverſicht erweitert, und zwar um ſo mehr, da ſie an den Grenzen Belgiens eine Diverſion Heinrichs IV. erwarten durften, welche ihnen nur zu Statten kommen konnte.

Kaum hatte nun das neue Jahr 1597 begonnen, als auch ſchon die Feindſeligkeiten eröffnet wurden. Erzherzog Albrecht hatte nämlich die Abſicht, das platte Land von Brabant von den Brandſchatzungen zu befreien, welchen daſſelbe ſeit der Belagerung Hulſts durch die Truppen der Republik unterworfen war. Zu dieſem Ende hatte er denn bereits noch gegen Ende Dezembers (1596) eine beträchtliche Anzahl von Truppen zuſammengezogen (4000 Mann zu Fuß und 300 Reiter) welche unter dem Grafen Varax bei Turnhout lagen. Man erwartete von dieſer Maßregel nichts anderes, als daß die Truppen eine Diverſion auf die Inſel Tholen und die Feſtungen in Nordbrabant unternehmen würden, und Moritz beſchloß, dieſen Anſchlag zu vereiteln. Er hatte über 3000 Mann Fußvolks und 800 Reiter zu verfügen. Nachdem er in Gertruidenberg ſeine Truppen zuſammengezogen hatte, kam er am 23. Januar 1597 mit denſelben nach Ravels, wo er ſich kaum eine Stunde Weges weit von dem verſchanzten feindlichen Heere befand. Zwei Pläne lagen vor ihm, entweder das Letztere anzugreifen, oder dem Feinde im offenen Felde eine Schlacht zu bieten. Im königlichen Heere waren bei der Nachricht vom Anzuge Moritzens die Meinungen über die zu ergreifenden Maßregeln getheilt. Mehre höhere Befehlshaber hielten es für beſſer, im wohlverſchanzten Lager die Truppen der Republik zu erwarten. Andere dagegen riethen, mit dem Heere den Rückzug nach Heerenthals anzutreten. Dieſer Meinung pflichtete auch Graf Varax bei, weil er glaubte, der feindlichen Uebermacht in einer offenen Feldſchlacht nicht die Spitze bieten zu können. Da Heerenthals kaum

4 Meilen von Turnhout entfernt liegt, ſo hoffte Varax, den Rückzug dahin glücklich bewerkſtelligen zu können. Als nun aber der kluge Moritz die Anſtalten der Feinde bemerkte und daraus auf das geringe Selbſtvertrauen ſchloß, welches dieſelben beſeelte, ſo hielt er es für unerläßlich, ſie anzugreifen. Dieſem Plane getreu verfolgte er denn mit ſeinem trefflich diſponirten Heere den Rückzug der Königlichen. Der Ritter Franz Vere führte die Vorhut der ſtaatiſchen Truppen und vertrieb eine geringe Truppenzahl des Feindes, welche den Uebergang über ein kleines Gewäſſer deckte. Vere warf ſie zurück und überfiel hierauf die Feinde, die ſchon auf dem Weg nach Heerenthals waren, im Rücken. Hierauf fiel Hohenlohe mit 400 Reitern dem Feinde in die Flanken, zerſprengte ſie und nun wurde auch das feindliche Fußvolk ſo raſch angegriffen, daß es keinen Widerſtand leiſten konnte. Varax fand den Tod. Bald entſteht allgemeine Unordnung; die Verwirrung treibt die Königlichen zur wilden Flucht, und mit allzugroßem Ungeſtüm verfolgen die republikaniſchen Truppen die Flüchtenden. Da wendet ſich plötzlich der kühne Italiäner Niccolo Baſta mit ſeinen Reitern und ſprengt unwiderſtehlich gegen die Niederländer heran, welche, mit Plünderung beſchäftigt, die eigene Sicherheit verſäumen. Schon gelingt es ihm faſt, den verlorenen Sieg für die Königlichen wieder zu gewinnen, als Moritz, ebenſo raſch beſonnen, die Reſerve heranrücken läßt. Nun beginnt eine neue Schlacht, und jetzt können die Königlichen nicht länger mehr Stand halten. Sie wollen fliehen; doch von allen Seiten her ſehen ſie ſich umringt und finden den Ausweg verſperrt. Bevor noch das Fußvolk anrückt, hat Moritz ſchon einen vollſtändigen, glänzenden Sieg errungen, welchen die Königlichen mit dem Verluſte von 1200 Mann (außer dem des Grafen Varax), von 37 Fahnen und ihrem ganzen Gepäck, ſowie von vielen

Gefangenen bezahlen. Am andern Tage übergab ſich das Schloß zu Turnhout dem Sieger, der die eroberten Fahnen nach dem Haag ſchickte, wo ſie im großen Saale des Hofes als Trophäen aufgehängt wurden. Die Leiche des gefallenen Grafen Varax ſchickte der ritterliche Prinz Moritz dem Erzherzog zu, dem er auch das Anerbieten machte, die Kriegsgefangenen auf ihr Ehrenwort in Freiheit zu ſetzen. Am 28. Januar ſchrieb ihm Erzherzog Albrecht darauf in einer Weiſe zurück, die ſeinen Charakter bezeichnet. *) Moritz verlegte nach dem Siege bei Turnhout das Fußvolk wieder in Winterquartiere und kehrte ſodann nach dem Haag zurück, wo er mit den höchſten Ehrenbezeugungen bewillkommnet wurde. Beſcheiden erklärte er in ſeinem Bericht über die Schlacht, den er vor der Staatenverſammlung ablegte, daß er den Sieg größtentheils einer Nachläſſigkeit des Feindes zu verdanken habe, welcher es verſäumt hätte, eine kleine Brücke hinter ſich abzubrechen, wodurch es dann ſeiner Reiterei möglich geworden, nachzubringen.

---

*) „Myn Heere de Graave,

Ik heb ontfangen uwen Brief, en kan niet anders, als pryſen de heusheyd, die gy gebruykt hebt tegen het doode lichaem van wylen den Grave van Varax, en U daer voor te wyten den dank dien gy verdient, daer van ik U van herten bedanke. En aengaende het andere poinct, gy ſult niet bevinden, dat ik tot noch toe my gereſolveert hebbe, om het quartier te breken, en wilde niet dat men my daer occaſie geve, door dien het een ſake is seer contrarie myn naturel. By aldien dat gy in deſe conjuncture gebruykt die beleeftheyd die gy my ſchryft, ik ſal beſorgen, dat het ſelve geſchiede in gelyke occaſien, die ſich hier namaels ſullen preſenteren. En hiermede bid ik den Schepper U te nemen in ſyn Heylige hoede. Uyt Bruſſel den 29ten January 1597. Uwen goeden vrundt

Albert Card.

(Bor XXXIV. B. f. 9.)

Erzherzog **Albrecht** war ſchon durch die Niederlage ſeiner Truppen bei **Turnhout** ſehr niedergeſchlagen; aber noch bedenklicher war es für ihn, daß ſich viele ſeiner beſten Soldaten aus Mangel an Soldbezahlung zerſtreuten. Er ſuchte Alles aufzubieten, um dieſem Uebelſtand abzuhelfen, ja er verpfändete ſogar ſein eigenes Silbergeſchirr, um den Truppen ihren Sold bezahlen zu können. Gleichwohl konnte er doch nicht alle Forderungen decken. Was konnte er unter ſolchen Umſtänden für die Fortſetzung ſeiner Kriegsoperationen hoffen? Er ſah ſich von allen Seiten beengt, außer Stande, irgend etwas Entſcheidendes zu unternehmen; als ſich ihm plötzlich auf einer anderen Seite her eine neue Ausſicht eröffnete. Der ſpaniſche Kommandant von Dourlans Ferdinand Tello (genannt Hernantello) von Portocarrero hatte nämlich am 11. März die Stadt **Amiens** in der Pikardie durch Kriegsliſt und Ueberfall erobert, wodurch nun die königliche Armee freien Raum vor ſich hatte, durch dieſe Landſchaft in's Innere von **Frankreich**, ja wie leicht ſogar bis nach **Paris** vorzudringen. Doch die Freude **Albrechts** über dieſen wichtigen Gewinn war von nicht ſehr langer Dauer. Der kriegskundige **Heinrich** IV. nämlich, welcher wohl einſah, wie Viel von dem Beſitze **Amien's** abhing, zog den Kern ſeiner Heeresmacht zuſammen, um, nachdem er die Grenzen Frankreichs verſichert und anderweitige Verſuche gemacht hatte, Amiens durch eine Belagerung wieder in ſeine Gewalt zu bringen. Im Mai eröffnete er die Belagerung in eigener Perſon und ſetzte ſie um ſo nachdrücklicher fort, je beſſer **Portocarrero** Amiens, ſeit es im ſpaniſchen Beſitze war, in Vertheidigungsſtand geſetzt hatte. Inzwiſchen rüſtete ſich nun auch der Erzherzog **Albrecht** mit ſeiner ganzen Macht, um **Amiens** zu entſetzen. Doch aus den Gründen, welche wir kurz vorher angegeben haben, verzögerte ſich die

Ausrüſtung des königlichen Heeres eine geraume Zeit, ſo zwar, daß Albrecht erſt in der letzten Hälfte des Auguſts ins Feld rücken konnte. Er hatte über 15,000 Mann zu Fuß und über eine Reiterei von 4000 Mann zu gebieten und die ausgezeichnetſten Kriegshelden jeder Abkunft und Landart begleiteten ihn. So zog er denn vor Amiens; nur 3000 Mann (neu angeworbene italiäniſche Truppen) blieben während deſſen in Brabant zurück.

Eben dieſe Entfernung der konzentrirten königlichen Heeresmacht nach der Pikardie gab den Truppen der Republik freies Feld in den Niederlanden, und raſch beſchloß Moritz, in Uebereinkunft mit dem Staatsrath und dem Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, um die noch übrigen ſpaniſchen Beſatzungen aus Over-Iſſel und Zütphen zu vertreiben und die Nordſeite des Rheines ganz vom Feinde zu ſäubern. Da eilte Wilhelms von Oranien jüngſter Sohn Heinrich Friedrich von der hohen Schule Leyden zu ſeinem Bruder Moritz. Erſt dreizehn Jahre zählte Heinrich Friedrich damals, doch ſein Geiſt war älter, und, von einer edlen Ungeduld nach Thaten erfüllt, bat er dringend um die Gunſt, ſeinen Bruder Moritz auf dem Feldzuge begleiten zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt. Zu Anfang Auguſts begab ſich nun Moritz nach dem Grafenwerth, wo in der Nähe das Heer verſammelt war, welches den erwähnten Plan ausführen ſollte. Es beſtand aus 7000 Mann zu Fuß und einer Reiterei von 1200 Mann. Moritz ließ dieſe Truppen über Rhein und Waal ſetzen und begann nun ſeinen Feldzug mit der raſchen Eroberung von Stadt und Schloß Alfen (am 5. Auguſt). Noch am Abend deſſelben Tages erſchien er mit ſeinen Truppen vor der Feſtung Rheinberg, deren Beſitz ihm beſonders von großer Wichtigkeit war, damit die königlichen Truppen dort keinen Haltpunkt hätten, von welchem aus ſie den von ihm fernerhin zu bedrohenden Städten am andern Ufer des Rheins zu Hülfe eilen könnten; überdies mußte die Einnahme Rheinberg's auch Schiffahrt und Handel auf dem Rhein für die Republik ſichern. Mit ſeiner gewohnten Thätigkeit betrieb nun Moritz die kunſtgerechte Belagerung Rheinbergs, wobei Wilhelm Ludwig im Schenkel verwundet wurde. Die Arbeiten an den Laufgräben gingen wegen des anhaltenden Regenwetters nur langſam von ſtatten. Doch Moritz ermüdete nicht, und als jene Arbeiten vollendet waren, ließ er die Gräben ausfüllen und die Stadt beſchießen, worauf die Aufforderung zur Uebergabe erfolgte. Zweimal wies die Beſatzung eine ſolche von der Hand; da ſetzte Moritz das Beſchießen mit ſo großem Nachdruck fort, daß ſich die Beſatzung endlich am 19. Auguſt zur Uebergabe entſchloß. Rheinberg durfte, zufolge der Kapitulation, die ſtädtiſchen Privilegien behalten und die Beſatzung frei abziehen. Kaum war es nun im Beſitz der Generalſtaaten, als Graf Hermann van den Berg mit einer Anzahl Truppen in der Umgegend ankam, der jetzt nichts Beſſeres thun zu können glaubte, als in aller Eile die Beſatzung von Meurs zu verſtärken, worauf er über die Maas zurückkehrte. Vergeblich forderte der Kurfürſt von Köln durch eine Geſandtſchaft von Moritz, daß ihm Rheinberg als eine dem Erzſtift zugehörige Stadt überliefert werde; ſowohl dieſe Aufforderung, als eine ähnliche im folgenden Jahre an die Generalſtaaten wurde vor der Hand nicht berückſichtigt. Es lag zu ſehr im Intereſſe der Generalſtaaten, weil der Erfolg der Kriegsoperationen von Reinbergs Beſitz abhing, daß ſie dieſen vorerſt nicht aus der Hand gaben, wenn die Expedition ſelbſt glücklich von ſtatten geben ſollte.

Moritz zog nun, nachdem er zuvörderſt in Berathung genommen hatte, ob er Grol angreifen ſollte, vor Meurs, wo Andreas de Miranda die königliche Beſatzung kommandirte. Kaum ſechs Tage lang belagerte Moritz dieſen erſt kürzlich durch Hermann van den Berg verſtärkten feſten Platz, als ihm Miranda denſelben am 4. September übergab. Nun beſchloß Prinz Moritz, mit dem Rheinübergang nicht länger zu zögern, um ſo mehr, da er kurze Zeit nach der Uebergabe von Meurs Nachricht erhalten hatte, daß Graf Friedrich van den Berge ſich die Abweſenheit der frieſiſchen Truppen (welche im Heere Moritzens ſtanden) zu Nutzen gemacht und mit den Beſatzungen von Lingen und andern feſten Plätzen verheerende Streifzüge in die Landſchaft Sevenwolden unternommen habe. Moritz ließ deßhalb bei Orſoi eine Schiffbrücke ſchlagen und führte auf derſelben ſeine Truppen über den Rhein. Raſch zog er dann auch über die Lippe, welche etwas unterhalb in den Rhein mündet, und rückte hierauf in Eilmärſchen vor Grol in Zütphen, welches Graf Johann von Styrum mit 800 Mann Fußvolks und drei Kornetten Reiterei vertheidigte. Schnell ließ Moritz die Anſtalten zur Belagerung treffen, Verſchanzungen aufwerfen, Laufgräben eröffnen, das Waſſer aus den Gräben ableiten, und endlich Grol mit glühenden Kugeln beſchießen, wodurch an die ſechzig Häuſer in Brand geriethen, während 24 Geſchütze gegen die Feſtungswerke donnerten. Einem ſolchen Ungeſtüm konnte Grol nicht lange widerſtehen; es ergab ſich (am 27. September) gegen freien Abzug der Beſatzung, welche geloben mußte: drei Monate lang auf der linken Maasſeite nicht gegen die Truppen der Republik zu dienen. Von Grol wandte ſich der ſiegreiche Moritz nach Breêvoort, welches durch ſeine Lage für ſehr ſtark galt; denn rings um die Feſtung war Moorgrund und bloß ein Deich, welcher durch die Stadt lief, gewährte den einzigen Zugang zu derſelben. Doch dieſe Schwierigkeiten ſchreckten ein ſo großes militäriſches Talent wie Moritz nicht ab. Sein wiſſenſchaftlich gebildeter Geiſt fand Mittel, den Moorgrund gangbar zu machen, und ſo rückten ſeine Truppen theils durch dieſen, theils auf dem Damme gegen die Feſtung vor. Moritz gewann hierauf eine Höhe, wo er 20 Geſchütze aufſtellen konnte, und ſchnell traf er nun die Anſtalten zur Belagerung nach allen Prinzipien der Kriegskunſt. Er hatte bei ſeinen Arbeiten mit der Ungunſt der Witterung hart zu kämpfen, überwand ſie jedoch durch ſeine Ausdauer, während ſich ſeine Truppen ungeſtüm nach Sturm und Plünderung ſehnten. Da es ihm bei der regneriſchen Jahreszeit nicht gelang, den Graben trocken zu legen, ſo wurde, wie die Geſchütze kaum Breſche gebrochen, eine Korkbrücke über den Graben geworfen, und nun begannen die Soldaten der Republik ohne Verzug den Sturm. Da verloren die Belagerten den Muth und ſchwenkten die Hüte, zum Zeichen, daß ſie unterhandeln wollten. Gleichwohl raffte die zügelloſe Leidenſchaft der Belagerer beim erſten Anfall ſiebenzig Leben dahin. Die Beſatzung zog ſich hierauf in ungeſtümer Eile in die Citadelle zurück, welche auch alsbald überging (am 9. Oktober). Der Kommandant Damian Gardot hatte ſich in einem Keller verſteckt, wurde aber hervorgezogen und mit dem Tode bedroht; auf ſein inſtändiges Flehen jedoch ſchenkte ihm Moritz das Leben.

Moritz ließ ſein Heer einige Tage raſten und führte es dann, nicht ohne große Beſchwerden, nach der Provinz Over-Yſſel. Raſch ergaben ſich ihm die feſten Plätze Enſchede (welches von einem Theil der Beſatzung bereits verlaſſen war,) Ootmarſum und (nach einer heftigen Beſchießung) Oldenzeel (am 22. Oktober). Moritz ließ die Feſtungswerke der beiden erſteren Plätze ſchleifen und rückte vor Lingen, welches über dem Emsſtrom gelegen, der Hauptort einer deutſchen Grafſchaft war, die Kaiſer Karl V. 1546 erobert und dem Grafen Maximilian von Büren zu Lehen gegeben hatte. Nach dem kinderloſen Ableben deſſelben hatte der Kaiſer das Lehen wieder eingezogen und den Befehl über Lingen dem Statthalter von Friesland übergeben. Nun war aber Moritz der Erbe jenes Grafen von Büren, ſeines Großvaters von mütterlicher Seite, da ſein Vater Wilhelm in erſter Ehe mit der Erbtochter Maximilians von Büren vermählt geweſen war (aus welcher Ehe Prinz Philipp Wilhelm ſtammte). Wilhelm von Oranien hatte den Beſitz Lingens im Jahr 1578 für ſich vindicirt und ſich zugleich verpflichtet, es von Over-Iſſel zu Lehen zu tragen. Lingen befand ſich nun ſeit geraumer Zeit in Beſitz der königlichen Truppen und Graf Friedrich van den Berg war kürzlich mit auserleſenen ſpaniſchen Soldaten dort eingezogen. Gegen Ende Oktobers erſchien Moritz vor jener Stadt, die er als ein Erbgut ſeines Hauſes betrachtete, beſchoß ſie und forderte ſie dann, nebſt dem Schloß, zur Uebergabe auf. Graf Friedrich van den Berg, welcher vom Erzherzog Albrecht gemeſſene Verhaltungsbefehle hatte, ſeine Truppen nicht unnütz aufzuopfern, übergab dem Prinzen Moritz Lingen am 12. November. So hatte nun Moritz das naſſau-oraniſche Erbe wieder erobert, und mit dieſer Waffenthat beſchloß er ſeinen glorreichen Feldzug vom Jahre 1597, in welchem er jede Hoffnung erfüllt hatte, die an den Kriegsplan geknüpft war. Sahen ſich doch jetzt die Spanier über den Rhein zurück gedrängt, ſah doch die Republik eine ſchöne Strecke Landes von feindlichen Beſatzungen befreit, und mehre Ströme verſichert! Moritz ließ denn jetzt ſeine Truppen die Winterquartiere beziehen und begab ſich nach dem Haag, wo er mit hohen Ehren, wie ſie ſeinen ausgezeichneten Talenten und ſeiner unermüdlichen Thätigkeit, wie ſie der Wichtigkeit ſeiner Erfolge für die Republik gebührten, empfangen wurde.

Erinnern wir uns nun der Veranlaſſung, wodurch es Moritzen möglich wurde, ſeine Thätigkeit ſo glänzend und erfolgreich zu entwickeln! Der Feldzug des Erzherzogs Albrecht nach der Pikardie, um Amiens gegen König Heinrich IV. zu entſetzen, hatte Moritzen freien Spielraum gegeben. Aber eben vor Amiens erreichte Albrecht ſeinen Zweck nicht, dem er inzwiſchen ſo Viel geopfert hatte. Zwar widerſtand die ſpaniſche Beſatzung von Amiens, ſelbſt nachdem ſie ihren tapferen Befehlshaber Portocarrero bei einem Sturm der Feinde verloren hatte, unter ihrem neuen Kommandanten Montenegro den Belagerern heldenmüthig. Aber die Verſuche des Erzherzogs, der (im September) in der Nähe von Amiens mit ſeinem Heere erſchien, um es zu entſetzen, mißlangen durchaus. Albrecht ſah ſich nach kurzer Zeit zum Rückzug genöthigt, und, nachdem dies geſchehen war, übergab ſich die Stadt dem ritterlichen Heinrich IV., welcher der Beſatzung ehrenvolle Bedingungen zugeſtand. Die Kapitulation geſchah am 26. September 1597. Albrechts Heer wurde auf dem Rückzuge durch franzöſiſche Truppen verfolgt, wußte ſich jedoch durch die Geſchicklichkeit des Ambroſio Landriano, welcher die Nachhut befehligte, ſo vortrefflich zu benehmen, daß es ohne Verluſt Arras erreichte.

Im November 1597 unternahmen die Königlichen noch Anſchläge auf Bergen-op-Zoom und auf Gertruidenberg, welche jedoch glücklich entdeckt und vereitelt wurden. Ebenſo war ſchon früher ein Attentat auf Tholen mißglückt, wobei zwei Niederländer im Spiele waren, welche dann mit dem Leben dafür büßen mußten. Noch ſchlimmer übrigens als alles Unglück, welches die königlichen Truppen ſowohl vor Amiens, als bei jenen Anſchlägen traf, war der Geiſt der Meuterei, welche unter denſelben immer weiter um ſich griff. Die Städte in den ſpaniſchen Niederlanden, gewarnt durch die traurigen Beiſpiele aus früherer Zeit, wie entſetzlich ſie ſelbſt durch die Meuterei der Soldaten hatten leiden müſſen, und ohnehin verarmt, ſträubten ſich bang und mit Schrecken davor, Beſatzungen einzunehmen. Der Zuſtand Belgiens erreichte dadurch den höchſten Grad von Verwirrung.

In demſelben verhängnißvollen Jahre 1597, welches für die Sache der Republik ſo günſtige, für die Philipps II. ſo ungünſtige Reſultate lieferte, hatten indeſſen auch auf der See Operationen der verbündeten engliſchen und holländiſchen Flotte ſtattgefunden. Doch diesmal hatte das Glück, welches dieſelben bisher ſo auffallend unterſtützt, ſie verlaſſen, ohne daß Philipp II. von dem Unglück ſeiner Feinde irgend einen wichtigen Vortheil hätte ziehen können. Im Frühling 1597 hatte ſich eine engliſche Flotte, auf welcher 6000 Mann Landſoldaten unter dem Grafen Eſſex eingeſchifft waren, mit einer niederländiſchen unter Warwond, Kornelis Lenſen und Regimortes vereinigt, und zu Anfang Julis den Hafen von Plymouth verlaſſen, um die ſpaniſche Flotte zu Ferrol, welche Don Martin de Padilla befehligte, anzugreifen, zu vernichten, hierauf die weſtindiſche Flotte und das Eiland Tercera (eine der Azoriſchen Inſeln) zu nehmen. Glücklich erreichten die vereinigten Geſchwader die Gewäſſer bei Gallizien; aber dort wurden ſie von einem heftigen Sturm aus Süden überfallen und zerſtreut. Der Graf Eſſex wollte demungeachtet die Expedition fortſetzen, wurde jedoch durch das ungünſtige Wetter und wohl noch mehr durch die Beſorgniſſe der Bemannung gleichfalls zum Rückzug nach England beſtimmt, woſelbſt die Flotte noch vor dem Ende des Juli wieder ankam. Gleichwohl unternahm er noch eine zweite Fahrt nach den Azoren, um die weſtindiſche Flotte aufzufangen; doch auch diesmal wurde er durch Stürme genöthigt, das Projekt aufzugeben. Bloß dem Sir Walter Raleigh gelang es, drei feindliche Schiffe zu nehmen. Die ganze Expedition nahm ein klägliches Ende. Doch hatten England und die Republik dabei wenigſtens die Genugthuung, daß auch der Plan der feindlichen Flotte unter Don Martin de Padilla erfolglos blieb. Sie beſtand aus 180 Schiffen mit einer Bemannung von 8000 Landſoldaten und war zu einer Landung in England beſtimmt. Ein furchtbarer Nordſturm trieb ſie am 18. Oktober nach Spanien zurück; drei Gallionen und ſechs andere Schiffe gingen dabei zu Grunde. Don Martin de Padilla wurde, als er nach Hauſe kam, ſeiner Admiralswürde entſetzt, welche der König dem Don Diego Brocaro übertrug. Der greiſe Philipp II. aber konnte ſich auch am Schluß dieſes Jahres überzeugen, daß ſeine kühnen Hoffnungen und Pläne wohl nimmermehr in Erfüllung gehen würden; er, der reichſte Monarch ſeiner Zeit, war in Folge aller ſeiner Anſtrengungen ſchon faſt zum Bettler geworden; er hatte ritterlich die Welt dem alleinſeligmachenden römiſch-katholiſchen Glauben unterwerfen wollen, und, ſtatt daß er auch nur an einem Punkte den geringſten Erfolg errungen hätte, ſah er jetzt die Hälfte ſeiner niederländiſchen weiland Unterthanen als eine bereits faſt ſelbſtſtändige Macht ſich gegenüber, ſah er das verhaßte England ſtark, ſah er Frankreich, deſſen Krone er ſchon ſeiner geliebten Tochter beſtimmt hatte, unter dem Szepter eines klugen, tapfren und immermehr populär werdenden Königs, obwohl die verderbliche Flamme der Partheiungen unter der Aſche noch fortglimmen mochte, ſich erholen. Ja, was das Schlimmſte war, nicht einmal die alte Politik Philipps II. reichte mehr aus, nicht einmal die alte Eiferſucht Englands und Frankreichs konnte er jetzt zu ſeinem Vortheil benützen; beide waren jetzt vereinigt, weil ſie in der Einigkeit ihre Stärke erkannten; — und die neue Republik vermehrte dieſe Stärke! Unſeliges Loos eines greiſen Königes, am Rande des Grabes keinen mehr genügenden Lohn für ein ganzes Leben, für eine ſo innige religiöſe Ueberzeugung gewinnen zu können! Philipp fühlte die Laſt ſeines Alters, die Abnahme ſeiner phyſiſchen Kräfte unter harten Körperleiden. Nur ſein Geiſt blieb ungeſchwächt und ſeine Willenskraft. Er beſchloß, ſein letztes Werk zu thun, in der Hoffnung, durch einen Akt des Vertrauens das zu erreichen, was er bisher durch alle Kriege, durch die Verſchwendung von Millionen nicht erreicht hatte. Kurz: der längſt gehegte Plan, die Niederlande ſeiner Tochter Iſabella und dem für dieſelbe beſtimmten Gatten, und zwar als unabhängiges, blos unter Spaniens Schutz geſtelltes Reich zu übergeben, ſollte nun raſch zur Ausführung kommen und den Erzherzog Albrecht hatte Philipp II. zum Gemahl der Infantin beſtimmt. *) Wohl mochte der Hinblick auf ſeinen Sohn, den Thronerben Spaniens, weſentlich zu dieſem Entſchluſſe beitragen. Philipp II. mußte ſich überzeugen, daß der Kronprinz

---

*) „Parevagli, che la maggiore speranza, e di conservar le provincie ubbidienti, e di riunire con loro nell 'antica forma le ribellate, sarebbe dando loro un principe proprio, che divenisse Fiammingo, e da cui ricevessero discendenza Fiamminga ancora. E temeva, che ciò non facendosi, ne seguirebbe forse un giorno la perdita intiera di tutte." (Bentivoglio, guerra di Fiandra. P. III. L. IV. p. 105.)

durchaus untüchtig ſei, das ſchwere Werk in den Niederlanden fortzuſetzen, und leider mußte er ſich eingeſtehen, daß er, der Vater, ſelbſt an dieſer Untüchtigkeit des Sohnes Schuld trage! Gewiß war es die Beſorgniß vor einem zweiten Don Carlos geweſen, weßhalb der König ſeinen Sohn Philipp geradezu in Unſelbſtſtändigkeit unter Weibern erziehen ließ. Jetzt, am Rande des Grabes, ſah er die traurigen Reſultate jener Beſorgniſſe; jetzt fühlte er es lebhaft, „wie ihm Gott zu der Gnade, ihm ein ſo großes Reich zu geben, die andere nicht habe hinzufügen wollen, ihm einen Nachfolger zu ſchenken, der daſſelbe ferner zu regieren vermochte.“ *) Uebrigens war man in Spanien ſelbſt mit dem Plane des Königes nicht überall ganz einverſtanden; der Nationalſtolz ſträubte ſich gegen die Verringerung einer Macht, welche durch den ſpaniſchen Namen zuſammengehalten wurde. **) Bevor wir jedoch die Verwirklichung des letzten Planes Philipps erzählen, wollen wir unſere Aufmerkſamkeit wieder auf die äußere Stellung der Republik wenden.

Ihr kräftiges Benehmen bei den drängenden Zumuthungen mehrer europäiſcher Großmächte gab einen intereſſanten Beweis, wie ſich das Bewußtſein von Selbſtſtändigkeit immer klarer bei ihr ausgeprägt hatte, wie ſie immer entſchiedener auf Anerkennung derſelben hinarbeitete. Polen, Deutſchland und Dänemark hatten im Verlaufe des Jahres 1597 den Frieden zwiſchen der Republik und Spanien zu vermitteln geſucht, welche erſtere ihrerſeits alle Vorſchläge ſtandhaft zurückwies, wohl wiſſend, daß die Fundamentalbedingung jeder Friedensverhandlung wohl ſtets nur mit Unterwerfung unter Spanien identiſch ſein würde. Intereſſant iſt es jedoch, zu bemerken, auf welche Weiſe ſich die Republik mit jeder von jenen drei Mächten benahm. Auf die ernſte Aufforderung von Seiten Polens, deſſen Geſandter den vereinigten Provinzen (im Juli 1597) ihr gewiſſes Verderben prophezeihen wollte, wenn ſie ſich nicht bei Zeiten mit Philipp II. verſöhnten, erwiederten die Generalſtaaten: „der Krieg, den ſie mit Spanien führten, ſei ein gerechter, der Friede dagegen höchſt gefahrvoll, und ſie könnten ſich bis jetzt noch zu keinen Unterhandlungen entſchließen.“ Auf die weitere Drohung des polniſchen Geſandten, man würde dann den Handel der Republik mit Polen beeinträchtigen, bemerkten die Generalſtaaten mit edlem Stolz: „Wenn es Polen belieben ſollte, das Völkerrecht zu verletzen, ſo würden ſie ebenſowohl die Früchte dieſes Reiches, als das Letztere ihr Geld entbehren können.“ Hiermit hatte die Vermittlung Polens ein Ende.

---

*) Ranke Fürſten und Völker in Süd-Europa 1. Bd. (2te Aufl.) S. 130.

**) „Opponevasi il Fuentes quanto poteva al matrimonio con la cessione de' paesi bassi. Ma dall' altra parte Christoval di Moura, Conte di Castel Rodrigo, il quale si trovava in grandissima autorità appresso il Rè, sosteneva l'opinione contraria efficacemente.“ (Bentivoglio a. a. O. Ebendort die Reden des Fuentes und des Grafen Caſtel Rodrigo.)

Von Seiten des Kaiſers und mehrer Mitglieder des deutſchen Reichs wollte man Geſandte zu gleichem Zwecke an die Republik abfertigen, erlangte jedoch von dieſer keine Päſſe für die Geſandten. Hieraus nahm man nun von deutſcher Seite Anlaß, ſich über den Mangel an Achtung gegen das Reich zu beklagen, indem die vereinigten Provinzen ihren alten deutſchen Bundesgenoſſen und Freunden ein Recht verweigerten, welches man doch ſogar Feinden einzuräumen pflegte; um ſo mehr müßte wohl dies Benehmen befremden, da die Geſandten nicht bloß über den Frieden, ſondern auch über andre Angelegenheiten zu handeln beauftragt geweſen ſeien, welche ebenſowohl den Vortheil der vereinigten Provinzen als jenen des Reiches beträfen; übrigens dürfe man die höchſte Autorität des Reiches nicht ungeſtraft beleidigen. — „Eben die Ehrfurcht vor derſelben“ (ſo lautete die Entgegnung der Generalſtaaten) „ſei der Grund geweſen, weßhalb ſie den Geſandten Päſſe verweigert; ſie hätten ihnen die Mühe erſparen wollen, ſich mit einer Miſſion zu befaſſen, welche doch jedenfalls fruchtlos bliebe; denn niemand wüßte ihre Angelegenheiten richtiger zu beurtheilen als — ſie ſelbſt.“

Hatte ſich die Republik gegen die Friedensvorſchläge von Seiten Polens und Deutſchlands mit ehrenvollem Stolz benommen, ſo konnte ſie dagegen nicht umhin, die Aufforderungen Dänemarks zur Ausſöhnung mit Philipp II. ganz anders aufzunehmen, da ſie ſah, daß ſie von Dänemark her kein heftiges Andringen zu befürchten haben würde. Die Generalſtaaten erwiederten den däniſchen Geſandten: ſie wären durch ihre Verbindung mit Frankreich und England außer Stand geſetzt, einen Separatfrieden abzuſchließen; ſodann machten ſie auf den unvertilgbaren Haß Spaniens gegen alles, was „Ketzer“ heiße, aufmerkſam, unter welcher Bezeichnung man dort nicht bloß die Reformirten, ſondern auch die Lutheraner begreife. Endlich bedienten ſich die Generalſtaaten auch noch einer Liſt gegen die Dänen, welche von republikaniſchen Prinzipien und Inſtitutionen keinen klare Begriffe hatten; ſie deuteten nämlich denſelben an: Prinz Moritz ſei jetzt Nachfolger ſeines Vaters in der Regierung und Landesherr; ſonach mußte eine Unterhandlung mit Spanien, welche eine Aenderung dieſes fingirten Verhältniſſes zur nothwendigen Folge hatte, dem Anſchein nach gegen die Begriffe von Legitimität, wie ſie damals in Dänemark herrſchten, verſtoßen. Man ſieht: die Republik ſcheute kein Mittel, um ihre theuer errungene Selbſtſtändigkeit gegen jede Art von Bedrohung zu wahren.

Wie ſehr erſchrack ſie daher, als ſie plötzlich triftige Gründe zu der Beſorgniß hatte, daß ſie von ihren wichtigen Bundesgenoſſen, England und Frankreich, Spanien gegenüber im Stiche gelaſſen werden dürfte. Dieſer Fall trat ein, als Philipp II. ernſtlich an den Abſchluß eines Friedens mit Heinrich IV. dachte. Philipp hatte im Vorgefühl des nahen Endes ſeiner irdiſchen Laufbahn die geheimen Pläne auf den Beſitz Frankreichs aufgegeben, von deren Erfolgloſigkeit er ſich im Laufe ſo vieler Jahre denn doch hatte überzeugen müſſen. Uebrigens nöthigten ihn dazu auch ſeine unüberſehbaren finanziellen Verlegenheiten. Anderſeits ſah Heinrich IV. gleichfalls nur in einem Frieden mit ſeinem langjährigen Gegner ein Mittel, um die innere Ruhe Frankreichs herſtellen und ſeine Herrſchaft befeſtigen zu können. Der Papſt Klemens VIII. trug nicht wenig dazu bei, die friedlichen Geſinnungen beider Monarchen zu unterhalten und zu beſtärken, und ſeine darauf abzweckenden Bemühungen blieben keineswegs ohne Erfolg. Es iſt charakteriſtiſch, daß gerade von dem römiſchen Stuhle der Hauptantrieb der Friedensvermittlung ausging. Man möchte hierin leicht eine großartige Ironie der höheren Fügung erkennen, welche darin beſteht, daß das ganze Leben und Streben des Greiſes Philipp eben von jenem Prinzipe desavouirt wird, für welches er ſo unerſchütterlich treu gekämpft hatte. Genauer betrachtet, dürfte man jedoch hier die tiefere Weisheit Roms wahrnehmen, welches wohl einſah, daß ſeiner Sache nicht mehr mit dem Schwerte gedient ſein könne, daß es ſich der phyſiſchen Uebermacht, welche ihm zum ritterlichen Schutze bereit ſtand, zweckmäßiger entledigte. Die Einzelnheiten der Verhandlungen wegen eines Friedens zwiſchen Spanien und

Frankreich berühren die niederländiſche Geſchichte im Allgemeinen wenig. Nur das Benehmen der Mächte kommt für dieſelbe in Betracht, weil ſich daraus die Stellung der Republik ergibt. So dient es denn nicht bloß zur Charakteriſirung Heinrichs IV., ſondern iſt es auch wichtig zur Andeutung des Standpunktes, welchen die Republik damals einnahm, daß Heinrich IV. den Generalſtaaten ebenſogut wie der Königin von England von dem Schritte, welchen er zu thun im Begriffe ſtand, Nachricht, von den Gründen, welche ihn bewogen, gewiſſermaßen Rechenſchaft gab.

Die Republik war durch die Nachricht von einem Separatfrieden Frankreichs mit Spanien um ſomehr beſtürzt, da ſie auch gerechten Grund zu der Beſorgniß hatte, daß Eliſabeth dem Beiſpiel Heinrichs IV. folgen würde. Wenn dies Letztere wirklich eintrat, ſo ſtand die Republik Spaniens Macht preisgegeben da. Ihre Beſorgniß wurde noch durch die Nachricht geſteigert, daß Philipp II. die Niederlande ſeiner Tochter, der Infantin Iſabella abtreten wolle und den Erzherzog Albrecht zum Gemahl derſelben beſtimmt habe. Zwar glaubten die vereinigten Niederlande weniger als die Belgier an die Wahrheit dieſer Nachricht und unterſtellten die Vermuthung: es ſei mit der Form jener (wie ſie meinten, bloß fingirten) Abtretung nur der Zweck verbunden, ſie unter dem Vorwand einer Wiedervereinigung aller Niederlande unter die ſpaniſche Oberherrſchaft zurückzubringen. Sie täuſchten ſich hierüber wenigſtens inſofern nicht, als Philipp II. dies allerdings hoffen mochte. Indeſſen: gleichviel, ob und wieviel Wahrheit jener Vermuthung über die Motive Philipps II. zu Grunde liegen mochte, die — Republik beſchloß, alles aufzubieten, um jene Gefahr abzuwenden, welche ihr zunächſt vor der Schwelle ſtand, nämlich die Verſöhnung Frankreichs und Spaniens.

Die Republik ſchickte zu dieſem Ende eine Geſandtſchaft (Juſtin von Naſſau und Oldenbarneveld) nach Frankreich, und eine andre nach England, um den Monarchen beider Reiche Vorſtellungen gegen einen Frieden mit Spanien zu machen (1598). Weder in dem einen noch in dem anderen Reiche hatten jedoch die Bemühungen der Republik, die Fortſetzung des Krieges zu bewirken, Reſultate; ja, die Geſandten derſelben mußten in England, wo in Folge der früheren Mißverſtändniſſe noch hie und da eine Spannung hervortrat, wo man ſich überhaupt des Gedankens an eine Superiorität über die Republik noch immer nicht entwöhnen konnte, manches harte Wort hören. Herzlicher benahm man ſich in Frankreich gegen die Geſandten der Republik. Heinrich IV. bekannte denſelben geradezu, daß ihn der unabweisliche Drang der Umſtände zu Friedensverhandlung mit Spanien beſtimmt habe, und verſicherte ſie auf das Beſtimmteſte, daß ſeine Freundſchaft für die Republik dadurch nicht im Geringſten beeinträchtigt werden ſollte. Die Aufrichtigkeit dieſer Verſicherung ergab ſich, als Heinrich IV. wirklich zu Vervins (am 2. Mai 1598) den Frieden mit Spanien abgeſchloſſen hatte, in Folge deſſen ihm Philipp II. Calais und überhaupt alle in Frankreich eroberten Plätze zurückgab, dagegen von Heinrich IV. die Grafſchaft Charolois erhielt. Heinrich IV. ließ die Generalſtaaten augenblicklich von dem Abſchluß des Friedens in Kenntniß ſetzen. Sie mochten ſich dabei wohl deßhalb begütigen, weil ihnen Heinrich IV. (durch Oldenbarneveld) die Zuſage gegeben hatte, ſie binnen 4 Jahren, (unter dem Vorwand der Zurückzahlung früherer Anleihen) durch eine Summe von 2,900,000 Gulden zu unterſtützen, ohne daß er dieſelbe je zurückfordern wolle; ebenſo hatte er der Republik verſprochen, daß ſie ſtets ſeine beſten Soldaten in ihre Dienſte nehmen dürfte.

Anders, — zwar immerhin im Geiſte der Verſöhnung, aber doch nicht gerade zum Vortheil der Republik, — entwickelte ſich die Sache in England. Eliſabeth gab Spanien gegenüber deutlich genug ihre Hinneigung zum Frieden zu erkennen und brachte der Republik gegenüber ihre alten Geldforderungen wieder zum Vorſchein. Faſt nahm ſie, darauf geſtützt, eine drohende Stellung an, wie ſie dem Mächtigeren gegen den vermeintlich Schwächeren zumal in jenem Falle wenig ziemt, wenn der Erſtere ſein Uebergewicht gerade durch die Erinnerung an pekuniäre Unterſtützung, die er dem Letzteren geleiſtet, zu behaupten ſucht. Es ſcheint, daß Eliſabeths Politik vorzugsweiſe nur darauf abzweckte, die Republik durch Einſchüchterung in Abhängigkeit zu erhalten, was wir vielleicht klug, aber nimmermehr edel nennen können. Es kam zu verdrießlichen Erörterungen zwiſchen Eliſabeth und den Generalſtaaten, — zu unangenehmen Berechnungen der Rückſtände von Seiten der Letzteren an die Erſtere. Endlich wurde am 16. Auguſt 1598 zu Weſtminſter ein Vertrag zwiſchen England und den vereinigten Provinzen abgeſchloſſen, wodurch ſich die Generalſtaaten verbanden, eine für alle Rückſtände angeſetzte Abkunftsſumme von acht Millionen Gulden an Eliſabeth zu bezahlen, und zwar die Hälfte (mit 300,000 Gulden während der Dauer des Krieges) zu liquidiren. Bliebe von dieſer Summe nach Beendigung des Krieges noch ein Reſt übrig, ſo ſollten die Staaten denſelben in jährlichen Raten von 20,000 Gulden tilgen. In Bezug auf die andre Hälfte und die Einlöſung der verpfändeten Städte würden ſich Eliſabeth und die Generalſtaaten nach Abſchluß des Friedens in Güte vertragen. Die Letzteren übernahmen die in den verpfändeten Städten liegenden engliſchen Beſatzungen (1150 Mann) zu beſolden und zwar monatlich mit 5100 Gulden. Eliſabeth entſchlug ſich der Verpflichtung, der Republik fernerhin Hülfstruppen zu ſenden, wogegen die engliſchen Soldaten im Dienſte der Republik bloß den Generalſtaaten Treue zu ſchwören hatten. Zwar fiel nun dadurch die Macht eines engliſchen Oberbefehlshabers in der Republik weg, doch durfte noch ein Engländer dem Staatsrath als Mitglied beiwohnen. Die Republik verband ſich endlich, der Königin bei ihren Kriegen zu Land und See mit 30 bis 40 Schiffen und 5000 Mann Fußvolks ſowie 500 Mann Reiterei beizuſtehen. Wie man ſieht, ſo ſchien durch dieſen Vertrag von Weſtminſter faſt aller Vortheil auf Seiten Englands zu ſein; dagegen darf man nicht vergeſſen, daß die Republik, wenn ſie jetzt auch auf keine neuen Hülfstruppen aus England mehr rechnen konnte, hinwieder doch auch keinen engliſchen Oberbefehlshaber, ſomit keinen engliſchen Einfluß auf ihre inneren Angelegenheiten mehr zu beſorgen hatte. Kurz: ſie hatte ihre Selbſtſtändigkeit England gegenüber gewahrt, und dieſe um den Preis gewiß nicht zu theuer erkauft, daß ſie ſich fortan auf keine fremde Hülfe mehr zu verlaſſen brauchte!

Der Friede von Vervins zwiſchen Frankreich und Spanien ſollte nach Philipps II. Meinung das Fundament für die Trennung der Niederlande von der ſpaniſchen Monarchie ſein. Am 6. Mai 1598 beſtieg der kranke Greis Philipp II. zu Madrid in feierlicher Ceremonie den Thron. Vor ihm erſchienen der Kronprinz Philipp und die Infantin Iſabella; ringsumher ſtanden als Zeugen der wichtigen Handlung, welche der König am Rande ſeines Grabes vornahm, Don Gomez d'Avila, Don Chriſtoph de Moura, Graf von Caſtel-Rodrigo, Don Juan Idiaquez, — alle drei Mitglieder des Staatsrathes, ſodann der Präſident des höchſten Gerichtshofes von Caſtilien, Nicolaus Dammant, und der Staatsſekretair im Departement der niederländiſchen Angelegenheiten, de la Loo. Vor dieſen Zeugen wurden die Aktenſtücke ausgefertigt, welche die Abtretung der Niederlande an die Infantin Iſabella und den Erzherzog Albrecht betrafen und im burgundiſchen Idiom abgefaßt waren. Eben ſo intereſſant wie die ſtrenge Etikette, welche bei der feierlichen Handlung beobachtet wurde, war die Abfaſſung der Urkunden. Philipp II. gab darin als vornehmſten Grund ſeines Entſchluſſes die Ueberzeugung an, daß es das größte Glück für ein Land ſei, wenn es unter der perſönlichen Leitung ſeines natülichen Beherrſchers regiert werde. Hiermit war auf die öfter wiederholten Klagen der Niederländer über Philipps gehoffte und nicht erfolgte Gegenwart in den Niederlanden angeſpielt, und das triftigſte Gegenmittel für die Zukunft ausgedrückt. Alle vorhergegangenen Uebelſtände waren ſeiner Entfernung von den Niederlanden zugeſchoben. Wir werden nicht alle einzelnen Artikel der merkwürdigen Akte mittheilen, wohl aber können wir uns nicht enthalten, den weſentlichen Inhalt hervorzuheben. Philipp II. verzichtete auf die Herrſchaft über die Niederlande, über Burgund und die Grafſchaft Charelois zu Gunſten ſeiner Tochter, der Infantin Iſabella, und ihres künftigen Gemahls, des Erzherzogs Albrecht von Oeſterreich, welcher zum Zwecke der Vermählung ſeine geiſtlichen Würden als Kardinal u. ſ. w. niederlegte. Sollte die Ehe Iſabellens und Albrechts mit Kindern geſegnet werden, ſo hatten dieſe letzteren in die Erbfolge einzutreten, nach dem Rechte der Erſtgeburt und mit dem Vorgang der männlichen Deszendenten vor den weiblichen. Uebrigens war die Souverainetät über die Niederlande in mehrfacher Beziehung unter den Schutz der Krone Spaniens geſtellt. So z. B. eben in Hinſicht auf die Erbfolge. Die Prinzen und die Prinzeſſinen der „flandriſchen Linie“ durften ſich nur im Einvernehmen und mit Bewilligung des Königs von Spanien vermählen, und beim Ausſterben der Linie ſollte die Souverainetät über die Niederlande wieder an Spanien heimfallen. Die „flandriſche Linie“ mußte ſich ſodann für ſich und alle künftigen Deszendenten zur Erhaltung des römiſch-katholiſchen Glaubens, (ſowohl was ſie ſelbſt als was die Unterthanen betraf) verpflichten, und zwar ſo, daß ein Sprößling der flandriſchen Linie, wenn er dem Katholizismus abtrünnig würde, alle Anſprüche an die Herrſchaft verlöre und ſein nächſter Rechtsnachfolger in dieſelben einträte. Man ſieht, wie hellleuchtend ſich Philipps religiöſe Grundüberzeugung auch noch am Ende ſeines Lebens kund gab; als purpurne Abendröthe breitete ſie ſich bereits über ſein offenes Grab aus. Zwei Tage ſpäter wurde die Vermählung Iſabellens mit Albrecht durch die Kaiſerin (Philipps Schweſter und Albrechts Mutter) und den kaiſerlichen Geſandten beſtätigt.

Die Publikation des zwiſchen Spanien und Frankreich zu Vervins abgeſchloſſenen Friedens, welche in allen Staaten des Königs am 1. Juli 1598 ſtattfand, wurde beſonders in Belgien, wo man ſich ſo lange nach Frieden ſehnte, mit den lebhafteſten Ausdrücken von Freude begrüßt. In der Republik dagegen glaubte man durch ein (kurz vorher entdecktes) neues Attentat gegen das Leben des Prinzen Moritz einen Grund mehr zur größten Wachſamkeit, zum ſorglichſten Mißtrauen gegen alle Vorſchläge von ſpaniſcher Seite zu haben. Am 27. Mai hatte man nämlich zu Leyden einen Menſchen Namens Peter Panne (gebürtig aus Ypern) verhaftet, welcher, wie ſich aus den Unterſuchungsakten ergab, durch jeſuitiſche Einflüſſe zur Ermordung Moritzens bewogen worden war. Der Prozeß über dieſes unglückliche Werkzeug fremder Pläne nahm ſeinen regelmäßigen Gang, und Peter Panne wurde durch ein Urtheil vom 22. Juni zum Tode verdammt. Er mußte für die Abſicht büßen, da dieſe nicht bis zur wirklichen That gediehen war; man wollte die Faktion, welche ihn zu dem Verbrechen verleitet hatte, von ihren hochfahrenden und verbrecheriſchen Plänen abſchrecken. *)

Am 16. Auguſt 1598 theilte der Erzherzog Albrecht den zu Brüſſel verſammelten Staaten der ſpaniſchen Niederlande die Abtretung der Niederlande an die Infantin mit. Die Staaten erwiederten hierauf durch den Mund ihres Greffiers Philipp Maes, „daß die Staaten durch die Eröffnung des königlichen Beſchluſſes im höchſten Grade beſtürzt ſeien, indem ſie nicht glaubten, daß der lange, unſelige Krieg dadurch beendigt werden könnte, wenn ihn der König ſelbſt mit der ganzen Anſtrengung ſeiner ausgedehnten Macht nicht habe erſticken können. Die Staaten ſeien jedoch dadurch getröſtet, daß ſie in jenem Akt immerhin die treue Fürſorge des Königs für die Niederlande erkännten, indem er denſelben wenigſtens ſeine Tochter zur Regentin beſtimmt habe, welche in der Schule ihres Vaters die Kunſt des Herrſchens erlernt habe. Die Staaten erwarteten ſich von derſelben in Verbindung mit dem erlauchten Erzherzog, daß unter Beiden die alte Form wie das

---

*) „Les juges, envisageant le fait tant par rapport à son objet que par rapport à ses conséquences, pensèrent que Panne était coupable seulement pour avoir consenti à l'exécution d'un projet aussi atroce et ils craignirent d'un autre côté que l'impunité n'enhardît „la secte sanguinaire et meurtrière des jésuites“ (ce sont encore les expressions de la sentence) à ourdir de nouvelles trames“ etc. etc. (Dewez hist. générale de la Belgique. VI. 316.)

Weſen und die Prinzipien der Regierung nicht bloß nicht verändert, ſondern vielmehr befeſtigt werden würden, daß der erhabene Monarch, ſeinem Verſprechen zufolge, ſie auch fortwährend ſeines Wohlwollens würdigen, durch ſeine Protektion unterſtützen würde, auf daß endlich ein dauerhafter Friede zu Stande käme, deſſen das unglückliche Vaterland ſo ſehr bedürfe, damit es ſeinen alten Wohlſtand und Glanz wieder erlangen könne. In ſolcher Hoffnung dankten denn die Staaten dem Könige aufrichtigſt und ſeien bereit, der Infantin und deren Gemahl den Eid der Treue abzulegen, in der Vorausſetzung und Bedingung, daß ſich Beide verpflichteten, den Provinzen die Erhaltung der Privilegien, Rechte, Immunitäten und Küren zu garantiren. Der Allmächtige möge dazu ſeinen Segen geben.“ — Am 22. Auguſt wurde Erzherzog Albrecht von den Staaten feierlich anerkannt und hierauf traf er ſeine Anſtalten zur Abreiſe nach Spanien, um dort ſeine eheliche Verbindung mit der Infantin zu vollziehen.

Bevor er jedoch die Niederlande verließ, zeigte er auch der Republik der vereinigten Provinzen die Abtretung der Niederlande von Seiten Philipps II. an und forderte die Erſteren auf, die günſtige Gelegenheit zu einer ehrenvollen Verſöhnung mit Spanien nicht verſäumen zu wollen, „indem nach dieſem entſcheidenden Schritte Philipps, welcher ſich ſeiner Rechte auf die Niederlande begeben habe, nun wohl für ſie kein Grund des Mißtrauens mehr vorhanden ſein könne.“ In demſelben Sinne ſchrieb der Erzherzog auch an den Prinzen Moritz, welchen er aufforderte, ſeinen Einfluß zur Befriedung und Verſöhnung anzuwenden. Doch wie wenig kannte der Erzherzog den in der Republik herrſchenden Geiſt, wenn er irgend hoffen konnte: man würde ſeinen Worten Gehör ſchenken! Nicht bloß das neueſte Attentat gegen Moritz, ſondern auch der alte Haß gegen

Spanien überhaupt war noch allzufriſch im Andenken der ganzen Nation. Sich mit Spanien verſöhnen, ſich mit Belgien vereinigen, — dies bedeutete nicht weniger, als: die religiöſe und politiſche Freiheit aufgeben, für welche ſo viele Tauſende das Leben geopfert hatten! Welche Thorheit wäre es geweſen, ſich jetzt leichtgläubig zu unterwerfen, da der neue Staat ſeine Selbſtſtändigkeit immermehr zur Anerkennung der Mächte emporgerungen hatte, gleichviel, ob er auch bloß auf ſich ſelbſt angewieſen war. Die Vorſchläge Albrechts wurden demnach abgewieſen; die Trennung Hollands und Belgiens blieb beſiegelt.

Albrecht übertrug nun die Regierung der Niederlande für die Zeit ſeiner Abweſenheit dem Kardinal Andreas von Oeſterreich (einem Sohne des Erzherzogs Ferdinand und der ſchönen Philippine Welſer. Andreas war Biſchof von Konſtanz,) die Leitung des Krieges dem Admiral Franzisco de Mendoza und reiſte in der Mitte Septembers ab, um ſeine Verbindung mit der Infantin Iſabella zu vollziehen.

Er war noch unter Weges, als er die Nachricht vom Ableben Philipps II. erhielt, worauf er ſich zwar ſeit längerer Zeit gefaßt gemacht hatte, die ihn jedoch aus dem Grunde mit Beſorgniß erfüllte, weil er gar wohl die mächtige Gegenparthei in Spanien kannte, welche ſeiner Perſon, ſowie dem ganzen Plane Philipps II. keineswegs günſtig war.

Einen Blick jetzt, bevor wir in unſerer Erzählung fortfahren, auf das Todtenbette Philipps II.! Schon ſeit dritthalb Jahren hatte eine anhaltende Gicht Philipps Kräfte ſo ſehr erſchöpft, daß er ſich oft nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte. Wider den Rath der Aerzte ließ er ſich, ungeachtet der drückenden Hitze, im Juli 1598 nach ſeiner geliebten Stiftung San Lorenzo el Real im Eskurial bringen. „Ich laſſe mich nach meinem Grabe tragen," ſagte er zu dem kaiſerlichen Geſandten, dem Grafen Johann Khevenhüller. Seine Schmerzen nahmen dort immer zu; 53 Tage bis zu ſeinem Tode war er nicht im Stande, auch nur ein Glied zu bewegen. So lang der königliche Greis auf dem Leidensbette ausgeſtreckt, geiſtlichen Betrachtungen hingegeben und tief durchdrungen von dem Gefühle der Nichtigkeit alles Irdiſchen. Seine Krankheit nahm eine ſchauderhafte Wendung. Es entwickelten ſich an allen Gliedern ekelhafte Geſchwüre, welche geöffnet werden mußten und aus denen ſich Läuſe erzeugten. „So ſterben Könige!" ſprach er zu ſeinem Sohne, dem Kronprinzen, und zu ſeiner Tochter Iſabella, indem er ihnen ſeinen Körper aufdeckte. Iſabella pflegte ihn mit der aufopferndſten Pietät. Er empfahl ihr, als künftiger Beherrſcherin der Niederlande, noch zwei Tage vor ſeinem Tode dringend die Erhaltung des Katholizismus in ihren Staaten. Am 13. September 1598 endlich, um 5 Uhr des Morgens, gab Philipp II. in einem Alter von 71 Jahren, 3 Monaten und 22 Tagen ſeinen Geiſt dem Schöpfer, ſeinen Staub der Erde zurück, nachdem ihn ſeine religiöſe Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick nicht verlaſſen hatte. „Ich ſterbe als katholiſcher Chriſt im Glauben und Gehorſam der katholiſchen Kirche," dies waren ſeine letzten Worte.*) Ein

---

*) „Muero como Catolico en la fé y obediencia de la Iglesia Catolica Romana." (Vergl. Salazar de Mendoza über die „muerta gloriosa del Rey", Davila „Felipe 3ro.", die Khevenhüllerſchen Annales Ferdinandeos, und die ausführliche Monographie „de felici excessu Philippi II." von Cervera Turrianus (lat. Ausg. Freiburg im Breisg. 1609.) Als Papſt Klemens VIII. die Nachricht vom Tode Philipps erhielt, äußerte er ſich im Konſiſtorium, dem er dieſelbe mittheilte, unter anderm alſo: „Eine Säule der Kirche Gottes ſei verloren, aber ein zwiefacher Troſt erfülle ihn (den Papſt) bei dieſem Verluſt; der eine, daß Philipp II. ſo heilig geſtorben und gewiß die ewige Seligkeit erlangt habe; der

Leben ohne Frucht, ein Alter ohne Freuden, ein Tod ohne Völkerthränen, — und doch ein Geiſt voll Energie, ein Herz voll innigſter Ueberzeugung, — die letztere irrig, die erſtere falſch angewendet; — wer, der gerecht ſein will, wer, der da fühlt, daß er nicht mehr Menſch iſt als Philipp II., kann dieſem königlichen Todten ſeine Theilnahme verſagen? Wer möchte ſich aber auch nicht unwillkührlich an dieſem Sterbebette der letzten Worte des ermordeten Wilhelms von Oranien erinnern? Jeder von dieſen beiden Gegnern beſiegelte die innere Wahrheit ſeines ganzen Lebens durch die letzten Worte, welche die erbleichenden Lippen ſtammeln konnten.

Die Beſorgniſſe des Erzherzogs Albrecht, daß durch die Gegenpartheı in Spanien ſeine Verbindung mit Iſabella rückgängig gemacht werden dürfte, zerſtreuten ſich bald. Der neue König Philipp III. und deſſen Miniſter Lerma (er war damals der eigentliche Beherrſcher Spaniens) beſtätigten den Willen des Abgeſchiedenen. Albrecht nahm ſeinen Weg nach Grätz, wo er die Braut des neuen Königs, die Erzherzogin Margarethe, traf. Mit ihr und ihrer Mutter begab er ſich durch Tyrol nach Italien, wo Papſt Klemens VIII. zu Ferrara am 15. September die Vermählung (durch Prokuration) einſegnete. Der Erzherzog repräſentirte dabei den König von Spanien, und der ſpaniſche Geſandte für den Kirchenſtaat vertrat die Stelle der Infantin. Die erlauchten Perſonen begaben ſich hierauf nach Mailand, wohin ſie gegen Ende November ankamen und die beſſere Jahreszeit abwarteten. Mit dem Beginn des Frühlings 1599 ſchifften ſie ſich dann in Genua ein, und am 18. April deſſelben Jahres wurden die Vermählungs-

---

andert, daß er ſeinen Reichen einen Erben gelaſſen, der ihm eben ſo in Werken nachfolgen wurde, wie er Philipps Namen trage."

feierlichkeiten mit aller erdenklichen Pracht zu Valencia vollzogen.

Im Juni verließ der Erzherzog Albrecht mit seiner Gemahlin Iſabella Spanien und begab ſich nach den Niederlanden, wo beide zu Anfang Septembers 1599 anlangten. Am 5. dieſes Monats hielten ſie zu Brüſſel ihren außerordentlich prachtvollen Einzug. Am 24. November 1599 wurde endlich die erſte feierliche Inauguration der „beiden Erzherzoge“ (dieſen Titel führten nämlich Albrecht und Iſabella fortan, als Souveraine der ſpaniſchen Niederlande) zu Löwen vollzogen. Eine zweite fand am 28. deſſelben Monats zu Brüſſel ſtatt. Am 8. Dezember hielten Albrecht und Iſabella ihren Einzug zu Antwerpen und am 10. Januar 1600 leiſteten ſie den verfaſſungsmäßigen Eid auf die Erhaltung der Landesprivilegien. Ueberall kam ihnen das Vertauen des Volkes entgegen. Iſabella tritt von Philipps Schmerzenslager, wo ſie die Nichtigkeit irdiſcher Größe kennen gelernt, in die Mitte eines leidenden Volkes, an deſſen Unglück eben ihr Vater ſo viel Schuld gehabt. Sie fühlt eine heilige Pflicht, gutzumachen, was Dieſer verſehen, die Wunden zu heilen, an denen das Volk ſo lange blutete.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Inzwiſchen hatte der Kardinal Andreas von Oeſterreich die Verwaltung der Niederlande für den Erzherzog Albrecht, und der wohlerfahrene, aber ſtolze und bigotte Admiral Mendoza die Führung des Krieges übernommen. Die erſten gegenſeitigen Kriegsoperationen waren von geringer Bedeutung. Uebrigens wuchs die königliche Kriegsmacht in den Niederlanden durch eine Verſtärkung von ſpaniſchen Truppen, welche bei Calais gelandet waren, allmählig bis zu der Zahl von 22,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern (im Ganzen) heran. Dieſe Heeresmacht nützte jedoch vor der Hand wenig, und zwar aus dem Grunde, weil die Regierung nicht die finanziellen Mittel beſaß, um den Soldaten die Löhnung bezahlen und demnach auch eine ſtrenge Kriegszucht handhaben zu können. Da nun das Erſtere nicht der Fall war, ſo wiederholte ſich bald das Beiſpiel der Meuterei, welches wir im Verlauſe dieſer Geſchichten ſchon öfters bemerkt haben. Die königlichen Truppen begingen allenthalben große Erzeſſe, aber nirgends größere als in Antwerpen, wo ſie ihren Befehlshaber Auguſtin de Mexia entſetzten und ſich nach alter Art wieder einen „Eletto‘ erkoren. Nur mit großer Mühe konnten die Meuter zur Ordnung zurückgeführt werden.

Unterdeſſen bemerken wir in der Republik der vereinigten Provinzen ein entgegengeſetztes, erfreuliches Schauſpiel. Hier ſehen wir den geiſtreichen Prinzen Moritz unermüdlich an der gründlichen Verbeſſernng des Heerweſens fort und fort ſchaffen, konſequent nach denſelben Grundſätzen, welche er ſchon frühzeitig als die einzig richtigen kennen gelernt hatte. Er hatte es durchgeſetzt, daß die Truppen einen höheren Sold erhielten; er hatte ein Mittel, die richtige Bezahlung deſſelben zu verbürgen, darin gefunden, daß für jedes Regiment jene Provinz, in der es lag, die Soldzahlung übernahm. Indem nun der Staat in ſolcher Weiſe ſeine Pflichten gegen das Heer pünktlich erfüllte, konnte er auch anderſeits die ſtrengſte Disziplin bei demſelben aufrechthalten, wie ſie ſowohl zur Sicherheit des Nährſtandes als auch in Bezug auf den Erfolg der militäriſchen Unternehmungen ſelbſt unumgänglich nöthig war. Da nun dadurch die Grundlage des ganzen Heerweſens befeſtigt war, ſo konnte Moritz um ſo leichter ſeine übrigen Verbeſſerungen einrichten, von denen die neue Equipirung und neue Bewaffnung nicht die unwichtigſten waren. Er gab den Musketieren und Arkebuſieren ſtatt der Hüte, welche ſie bisher getragen, eiſerne Helme zur Hauptbedeckung, und führte ſtatt der bisher ziemlich ſchwerfälligen Musketen eine leichtere und bequemere Art derſelben ein. In Bezug auf die Manoeuvres mit Pike und Musketen wurde ein neues Reglement erlaſſen, wodurch dieſelben an Zweckmäßigkeit gewannen.

Nachdem Erzherzog Albrecht im Jahre 1598 die Niederlande verlaſſen hatte, war der Admiral Mendoza, auf deſſen Befehl mit einer bedeutenden Kriegsmacht aufgebrochen und hatte die Truppen über die Maas durch das Gebiet von Jülich, Kleve und Kur-Köln an den Niederrhein geführt, welchen ſie zwiſchen Bonn und Köln überſchritten. Raſch bemächtigte ſich Mendoza der Stadt Orſoi im Herzogthum

Kleve. Inzwiſchen hatte jedoch auch Prinz Moritz, wachſam wie immer, Anſtalten getroffen, um die Grenzen gegen mögliche Angriffe des Feindes zu ſichern, die wichtigſten Plätze an der Yſſel zum Widerſtand eingerichtet, und die Beſatzungen in Zütphen, Breëvoort, Grol und Lingen verſtärkt, — Hohenlohe den Bommeler Waard beſetzt. Moritz ſah gar wohl ein, daß er mit ſeinen Truppen, die an Zahl kaum dem Drittheil der feindlichen gleich kamen, den Letzteren im offenen Felde nicht begegnen dürfe. Deßhalb ging ſein Plan darauf aus, ſich auf einem günſtigen Terrain feſt zu behaupten. Er nahm ſeine Stellung auf dem Geldriſchen Waard, einer kleinen Inſel, welche durch die Arme des Rheines gebildet wird, wo dieſer beim Eintritt in die Niederlande ſeine Waſſermaſſe theilt. Hier verſchanzte er ſich trefflich und beobachtete das feindliche Heer, welches die benachbarten deutſchen Länder durch Streifzüge unſicher, ſich ſelbſt durch gränzenloſe Zügelloſigkeit überall verhaßt machte.

Beſonders litt unter den Verwüſtungen das Herzogthum Kleve, welches ſchon ſeit einiger Zeit durch die verderblichſten Partheiungen zerriſſen wurde. Der Fürſt des Landes, Herzog Johann von Kleve, Berg und Jülich war nämlich in Wahnſinn verfallen und nun ein heftiger Zwiſt über die Regierung entſtanden zwiſchen der Herzogin einerſeits, ſowie anderſeits dem Markgrafen Johann Sigismund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, welche Beide auf ihre ſchwägerſchaftlichen Beziehungen zu dem geiſteskranken Herzog Anſprüche auf die Regierung erhoben; während endlich der Kaiſer die Lande Kleve, Jülich und Berg als dem Reiche verfallen heimforderte, da keine männlichen Deszendenten vorhanden waren. Die kleviſche Streitſache wurde durch Einmiſchung der religiöspolitiſchen Prinzipien noch mehr verwickelt, da die Herzogin die Katholiken und Spanier auf ihrer Seite hatte, während ſich die Proteſtanten an den Markgrafen von Brandenburg und den Pfalzgrafen von Neuburg anſchloſſen. Der Erſtere von Beiden ſuchte (1595) die Generalſtaaten der Republik für ſein Intereſſe zu gewinnen, welche jedoch mit der größten Vorſicht zuerſt die ganze Lage der Umſtände genau erforſchten und es damals noch nicht gerathen fanden, ſich bei der Streitſache zu betheiligen. Dieſe nahm bald darauf durch den Tod der Herzogin unerwartet eine andere Wendung. Die Räthe des wahnſinnigen Herzogs gaben nun vor, daß ſich dieſer wieder beſſer befinde, verſchafften ihm eine zweite Gemahlin, und behielten inzwiſchen im Vertrauen auf die ſpaniſche Unterſtützung die Regierung. Als aber die Schweſter des Herzogs, Sibylla, dieſelbe ergriff und mit Kraft handhabte, trug die Zügelloſigkeit der ſpaniſchen Truppen. welche im neutralen Lande wie auf Feindesgebiet hausten, dazu bei, die frühere Zuneigung der katholiſchen Bevölkerung zu ihnen, als Glaubensgenoſſen, in den bitterſten Haß zu verwandeln. Da die Beſchwerden gegen die Spanier von Tag zu Tag zunahmen, ſo traten die Landſtände in Kleve zuſammen und Sibylla forderte ſie mit Thränen in den Augen, mit Angabe der dringendſten Gründe zu energiſchen Unternehmungen auf, um jene Landplage unſchädlich zu machen. Prinz Moritz hatte dabei die erfreuliche Genugthuung, daß man ihm durch Abgeordnete den herzlichſten Dank für die Schonung und die gute Mannszucht, welche ſeine Truppen hielten, ausdrücken ließ, nebſt der Bitte, ſo fortzufahren und nicht das ſchuldloſe Volk, ſondern die eigentlichen Urheber der Beleidigungen dieſe Letztern entgelten zu laſſen. Den Generalſtaaten war dies ſehr angenehm, indem ſie darauf neue Hoffnungen zu einer Verbindung mit Deutſchland begründeten.

Die Ausſchweifungen der ſpaniſchen Truppen brachten jedoch nicht bloß jenem unglücklichen Lande, ſondern auch den Unternehmungen ihres Feldherrn den größten Nachtheil. Die Soldaten ſelbſt veranlaßten durch ihre muthwillige Verwüſtung der Felder, durch die Einäſcherung der Dörfer u. ſ. w. ſehr bald einen großen Mangel an Lebensmitteln und demnach eine Theuerung derſelben. Bei dieſen Umſtänden riß unter den ohnehin ſchlecht disziplinirten Soldaten die Deſertion ein. Ein Sturm hatte außerdem die Schiffbrücke bei Orſoi zertrümmert und ſo ſahen die Soldaten ihre Verbindung mit dem rechten Rheinufer abgeſchnitten. Um nun dieſe wieder herzuſtellen, beſchloß Mendoza, ſich der Stadt Rheinberg zu bemächtigen, wo damals eine Seuche wüthete, welche man für die Peſt hielt. Mendoza eröffnete die Belagerung Rheinbergs am 9. Oktober, und forderte die Stadt zur Uebergabe auf, wozu der Stadtrath auch geneigt war, doch die Beſatzung wies die Zumuthung ab. Nun wurde Rheinberg mit allem Nachdruck beſchoſſen, wobei ein Pulverthurm in die Luft geſprengt wurde. Durch die ungeheure Exploſion ſchien die verpeſtete Luft gereinigt worden zu ſein; wenigſtens bemerkte man, daß die Seuche von da an aufhörte. Da jedoch der Kommandant das Leben eingebüßt hatte und die Feſtungswerke aufs Aeußerſte beſchädigt waren, ſo blieb der tapfren Beſatzung nun nichts mehr übrig, als (unter Bedingung freien Abzugs) die Stadt zu übergeben.

Mendoza beſetzte nun raſch die Städte Weſel, wo er den katholiſchen Gottesdienſt wieder herſtellte und ſich Geld und Getreidekontributionen erzwang, Rees und Emmerich, worauf er nach der Yſſel marſchirte. Raſch folgte ihm Moritz, welcher inzwiſchen die kleviſchen Städte Sevenaar und Hueſſen beſetzt hatte, und deckte Doesburg, welches Mendoza zunächſt bedrohte. Dieſer eroberte hierauf im November Doetichem und Schloß Schuilenburg, ſah ſich jedoch, durch den traurigen Zuſtand ſeines Heeres und einen Befehl des davon unterrichteten Kardinals Andreas genöthigt, ſeine Truppen zurückzuziehen und in die Winterquartiere zu verlegen. Um Flandern und Brabant zu ſchonen, ſcheute er, hierbei abermals eine Verletzung des neutralen Reichsgebietes nicht. Da das Klevesche Land bereits völlig ausgeſogen war, ſo führte er ſeine Truppen in das Hochſtift Münſter, in die Grafſchaft Mark und auf Bergiſches Gebiet. Raſch folgte ihm Moritz, vertrieb (am 8. Dezember) die ſpaniſche Beſatzung aus Emmerich wieder, und gab hierauf dieſe Stadt den kleve'ſchen Truppen zurück. Sodann ließ er auch ſeine Soldaten bei Doesburg die Winterquartiere beziehen und reiſte nach dem Haag. Er hatte ſich in dem Feldzuge von 1598 bloß auf die Defenſive beſchränken müſſen, da ſeine Heeresmacht an Zahl ſo ſehr hinter jener des Feindes zurückſtand. Doch auch in dieſer abwehrenden Stellung bewährte er ſeine Meiſterſchaft als Feldherr.

Inzwiſchen hatte das Benehmen Mendoza's und der ſpaniſchen Truppen gegen neutrale Länder doch endlich die deutſchen Fürſten aus ihrer Langmuth aufgerüttelt und eine allgemeine Indignation hervorgebracht. Auf die Bitte Sibyllen's an die Stände des weſtphäliſchen Kreiſes, hatte der Kreisoberſte deſſelben, Graf Simon von der Lippe, eine Verſammlung der Kreisſtände in Dortmund berufen. Dort faßte man den Beſchluß, ſich an die benachbarten Reichsmitglieder um Beiſtand zu wenden und die Autorität des Kaiſers ſelbſt anzugehen. Der Letztere gebot auch wirklich zu

Ende Dezembers den Spaniern auf das Nachdrücklichſte, ſich von dem verletzten neutralen Gebiet zu entfernen und die feſten Plätze auf deutſchem Boden, welche ſie beſetzt hielten, wieder zu verlaſſen. Gleiches befahl er auch den Truppen der Republik. Mendoza beachtete jedoch dieſe Abmahnung nicht, bis endlich die deutſchen Fürſten, dadurch auf's Aeußerſte gebracht, die übermüthigen Fremden durch vereinte Kraft zu vertreiben beſchloſſen. Nun erſt, da Mendoza Ernſt ſah, fand er es für gerathen, nachzugeben, und er ſowohl, als der Kardinal Andreas ſuchten ihr Verfahren zu rechtfertigen, insbeſondere durch den Scheingrund, daß ſie ja die Beſchützung des katholiſchen Kultus bezweckten. Bei dieſer Verhandlung wurde auch die Republik inſofern betheiligt, daß die Spanier ſie beſchuldigten, ſie habe zuerſt das Reichsgebiet durch ihre Truppen beſetzt. Die Republik wußte ſich dagegen öffentlich zu vertheidigen. Uebrigens räumten die Spanier wirklich im April des Jahres 1599 Weſtphalen und das Kleveſche Gebiet bis auf Rees, Kalkar, Goch und Emmerich, welches ſie ſchon im Februar abermals überwältigt hatten.

Beide Gegner, Spanier und Niederländer, hatten inzwiſchen ihre Anſtalten zu einem neuen Feldzug getroffen. Prinz Moritz hatte die im Haag verſammelten Generalſtaaten auf die Gefahr der Republik durch die feindliche Uebermacht aufmerkſam gemacht und dadurch den Beſchluß erwirkt, daß in Frankreich und Deutſchland Truppen geworben werden ſollten; was denn auch geſchah, jedoch nicht ſchnell genug, um dem Prinzen Moritz die Möglichkeit zu eröffnen, den Krieg vorerſt anders als bloß vertheidigungsweiſe zu führen. Denn immerhin hatte er nur 4000 Mann zu ſeiner Verfügung. Während deſſen hatten auch der Kardinal Andreas und

Mendoza beſtimmte Verabredungen über den Kriegsplan für das Jahr 1599 getroffen. Zugleich bereitete ſich auch noch eine dritte Macht, die des deutſchen Reiches, wo die weltlichen Fürſten den Beſchluß eines Reichskrieges zum Schutz gegen die Fremden durchgeſetzt hatten, allmählig, das heißt: etwas langſam, zum Kampfe vor. Die Reichsarmee war noch ſo ziemlich zahlreich (ſie beſtand aus etwa 16,000 Mann) unter dem Oberbefehl des Grafen Simon von Lippe, bei welchem ſich auch Hohenlohe und Solms befanden, welche Letztere zum Schein aus niederländiſchen Dienſten in deutſche übergetreten waren. Doch Geiſt, Eintracht, Proviant und Munition fehlten der Reichsarmee, und bei ſolchem Mangel mußte es ihr wohl unmöglich werden, glückliche Erfolge zu erringen.

Mendoza eröffnete den Feldzug von 1599, indem er eine Abtheilung ſeiner Truppen an die Maas ſchickte, während er ſelbſt mit ſeiner Hauptmacht an die Waal hin zog. Dort bedrohte er die Schenkenſchanze, und beabſichtigte einen Einfall in den Bommeler Waard. Unübertrefflich bewährte nun Moritz, welcher den 15000 Mann des Feindes nur 4000 gegenüberſtellen konnte, auch jetzt wieder ſeine Meiſterſchaft in der Kriegskunſt. Abermals wählte er eine feſte ſchwer anzugreifende Stellung auf demſelben Geldriſchen Werder, welchen er ſchon im vorigen Jahre ſo glücklich behauptet hatte, und ließ von dort die Fäden ſeiner Operationen ausgehen. Das leitende Prinzip bei denſelben war, den Feind überall im Auge, ja ſo zu ſagen in der Schußweite ſeiner Pläne zu haben, um jeder Unternehmung deſſelben raſch zuvorzukommen, oder ſie raſch vereiteln zu können. Er wollte ihn abmüden. Wie ein einzelner Löwe lag er ſprungfertig gegen eine ganze Meute da. Die Geiſteskraft nahm es mit der Ueberzahl auf; beſonnen, unerſchütterlich-kaltblütig, vermied er Angriffe und errang dadurch die ſchönſten Vortheile. Kaum hatte er Mendozas Plan errathen, als er die Beſatzung der Schenkenſchanze verſtärkte, die Annäherung zu Waſſer durch Pfähle, welche er im Fluſſe einrammen ließ, erſchwerte, mehre feſte Plätze im Kleve'ſchen beſetzte und durch eine Anzahl Truppen die Betuwe verſicherte, während ſowohl die Beſatzung der Schenkenſchanze durch ihr Geſchütz, als jene des nahen Nymwegens durch Diverſionen der Reiterei die Spanier beunruhigen mußte.

Inzwiſchen gelang es einer anderen Abtheilung ſpaniſcher Truppen im Mai, auf den Bommeler Waard überzuſetzen. Raſch eilte jetzt Moritz in die Stadt Bommel, ermuthigte die Bewohner und verbeſſerte die Feſtungswerke, während ſeine Truppen den Geldriſchen Werder wie eine große Feſtung, von wo aus ſie ihre Ausfälle auf die Feinde machen konnten, unerſchütterlich behaupteten. Mittlerweile langte auch eine Verſtärkung franzöſiſcher Hülfstruppen, und eine andre unter dem Grafen Wilhelm Ludwig an, und nun glaubten ſelbſt die Generalſtaaten, daß es an der Zeit ſei, den Defenſivkrieg durch eine offene Feldſchlacht zu beendigen. Aber Moritz, dieſer vorſichtige, feinberechnende Kopf, ließ ſich durch alle Vorſchläge in dem Plane, welchen er einmal als zweckmäßig erkannt hatte, durchaus nicht irre machen; er ging von dem Grundſatze aus, daß das Schickſal der durch ihre Lage für die Republik ſo wichtigen Stadt Bommel nicht von dem jedenfalls ungewiſſen Ausgang einer entſcheidenden Schlacht abhängig gemacht werden dürfe. Der Erfolg rechtfertigte die trefflich erwogenen Vorausſetzungen Moritzens.

Mendoza verließ nämlich ſeine Stellung vor der Schenkenſchanze, nahm die Schanzen bei Hedel und Greveceour ein, betrat den Bommeler Waard und griff die Stadt Bommel am 15. Mai mit allem Nachdruck an. Doch nach Verlauf eines Monats (am 13. Juni) ſah er ſich genöthigt, die Belagerung Bommels wieder aufzugeben, nachdem ihm (zu Ende Mai) auch ein Anſchlag auf den Thieler Waard mißglückt war. Mendoza überzeugte ſich endlich, daß er von Bommel und dem Bommeler Waard abziehen müſſe. Bevor er jedoch ſeinen Abzug von dieſer Inſel bewerkſtelligte, ließ er auf derſelben, oberhalb Roſſem ein neues Fort mit fünf Baſtionen anlegen, welches dem Kardinal Andreas zu Ehren, (der ſich ſelbſt dahin begeben hatte,) den Namen der „Andreasſchanze“ erhielt. Vergeblich hatte ſich Moritz bemüht, durch verſchiedene Angriffe den Bau dieſer Schanze zu verhindern. Er mußte ſich damit begnügen, Heverden zu verſchanzen, wodurch er die Umgegend vor den Unternehmungen der in der Andreasſchanze liegenden feindlichen Beſatzung zu ſchützen ſuchte. Nachdem nun Mendoza die Letztere tüchtig verſehen hätte, verließ er endlich den Bommeler Waard gänzlich und zog (im Juli) ſeine Truppen in das benachbarte Brabant. Mit einem fruchtloſen Anſchlag der Königlichen (unter Barlotte) auf Workum und der Eroberung Doetichems durch den Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau (im Auguſt) konnte man den Feldzug des Jahres 1599 als beendigt betrachten.

Ungefähr einen Monat vorher hatte ſich denn auch das deutſche Reichsheer in Bewegung geſetzt. Es war eine ſchwerfällige Maſſe, welcher alle Energie abging, ſowie ihr die Einheit fehlte. Es repräſentirte den traurigen Zuſtand des damaligen deutſchen Reiches, als eines Ganzen, und alle Gebrechen des Particularismus, woraus ſich damals noch nicht das ſchöne und edle Bewußtſein einer individuellen Selbſtändigkeit entwickeln konnte. Wie in Deutſchland die einzelnen Reichsſtände immer noch gewiſſermaßen zwiſchen der Vergangenheit und der Zukunft ſchwankten, — ausgebrochene umhergeſtreute Steine eines weiland herrlichen Palaſtes, Steine, welche noch nicht zu Menſchen geworden waren, — ſo ſpiegelte die Reichsarmee getreulich dieſe Zuſtände wieder, jene Fehler der Deutſchen, die aus ihren Tugenden entſpringen, und die ihnen gerade deßhalb um ſo häßlicher anſtehen, je lächerlicher ſie die Nation machen, das Phlegma, zu welchem die Beſonnenheit entartet, die Vielköpfigkeit, in welche die Vielgeiſtigkeit ausſchlägt, die Schmach, welche ein Mißbrauch der Gewalt hervorbringen kann. Am 26. Juli rückte die Reichsarmee, welche den deutſchen Boden von dem Uebermuth der Fremden reinigen wollte, vor die Schanze bei Rheinberg. Sie eroberte dieſelbe, blokirte nun die letztgenannte Stadt und belagerte auch die Stadt Rees, aber ſo kraftlos, daß ſie bei einem kühnen Ausfall der Belagerten einen großen Verluſt als gerechte Strafe hinnehmen mußte. Die Truppen vor Rees verloren dabei Geſchütze und Fahnen, die ganze Reichsarmee den Muth. Die Belagerung von Rees wurde aufgehoben, die Schanze bei Rheinberg geräumt. Vergeblich ſendete Moritz der Reichsarmee auf Bitten der Befehlshaber 5000 Mann Hülfstruppen unter dem Grafen Wilhelm Ludwig. Die deutſchen Soldaten befleckten den alten kriegeriſchen Ruhm ihrer Nation durch erbärmliche Feigheit; unter nichtigen Vorwänden ſtoben ſie auseinander, als ob ſie nie vereinigt geweſen wären. Ja, ſelbſt dieſe Vorwände waren ſo ſchmachvoll, daß man erröthet, ſie nachzuerzälen; ſie wollten, ſagten Viele, nicht für eine „Republik“ fechten! Eben ſo ſchändeten ſie ihr Andenken durch zügelloſe Ausſchweifungen, in denen ſie mit den Spaniern wetteiferten; Soldmangel gaben ſie dafür als Entſchuldigungsgrund an. Nie und nimmer ſollte der Deutſche, in keinem Verhältniß ſollte er die Menſchlichkeit vergeſſen, welche höher ſteht als kriegeriſche Ehren, welche die allerhöchſte Ehre iſt. Doch woher mochte der deutſche Soldat damals den reinen Begriff der Ehre faſſen, da die meiſten deutſchen Fürſten ſelbſt mit dem üblen Beiſpiel vorangingen, daß ihnen der Vortheil die Ehre überwog?!

Wir bemerkten früher, daß mit Mendoza's Abzug vom Bommeler Waard der Feldzug von 1599 als beendigt betrachtet werden konnte. Mendoza hatte allerdings noch weitere kühnere Pläne zu einem Einbruch in Holland, ſobald ihm beim Eintreten der rauheren Jahreszeit durch das Vereiſen der Gewäſſer eine leichtere Bahn dazu würde. Deßhalb hatte er denn auch im Oktober ſeine Truppen bei Gennep zuſammengezogen. Doch Moritzens Wachſamkeit entdeckte Mendoza's Anſtalten und vereitelte deſſen Vorhaben. Der Letztere mußte ſeine Truppen, deren Unzufriedenheit über Soldmangel er noch obendrein zu bekämpfen hatte, zurückführen. Er befürchtete eine allgemeine Meuterei ſeiner Soldaten, und um dieſe zu verhüten, vertheilte er die Regimenter an verſchiedene Plätze. Eben dadurch wurde es ihm jedoch unmöglich, im Laufe des Winters noch irgend eine entſcheidende Unternehmung gegen die Republik auszuführen.

Während ſo der Krieg zu Land die Republik in geſpannter Erwartung erhielt, entfaltete ſie zur See eine um ſo größere und kühnere Thätigkeit und erprobte immer mehr die ſtaunenswerthe Entwickelung ihres Lebensprinzipes. Es zeigte ſich, daß der Handel, der vor Allem Muth bedingt, auch die äußerſten Chancen eines Krieges nicht ſcheute, ſo wie er andererſeits eben auch während des Krieges gedieh. Auch hier war es wieder die verkehrte Politik Spaniens, welche die Republik zwang, zur Erhaltung und Vertheidigung den Angriff zu wählen.

Die veränderte Politik Spaniens in Bezug auf den holländiſchen Handel datirte ſeit der Regierung des neuen Königs Philipp III. Deſſen Vater war klug genug geweſen, um einzuſehen, daß er in ſeinem eigenen Intereſſe, d. i. in dem ſeiner übrigen Reiche, den holländiſchen Handel mit Spanien nicht mit einem vernichtenden Anathem belegen dürfe, oder daß er denſelben wenigſtens ſtillſchweigend toleriren müſſe, wenn ihm denn ſeine Stellung, ſei es nun als beleidigter Monarch gegen empörte Unterthanen, oder als Feind gegen Feinde, gebiete, jenen Handelsverkehr nicht durch ausdrückliche Fortbeſtätigung zu ſichern. Als nun Philipp II. geſtorben war, drang bei dem neuen König, an welchem ſich die traurigen Folgen ſeiner Erziehung zu gänzlicher Unſelbſtſtändigkeit bald genug offenbarten, die Anſicht des ſpaniſchen Staatsrathes durch: man müſſe durch Anwendung der ſtrengſten Zwangsmaßregeln den holländiſchen Handel ruiniren, um dadurch das Lebensprinzip der Republik zu zerſtören. Der Ruin des holländiſchen Handels aber mußte, wie man in Spanien meinte, unausbleiblich erfolgen, ſobald man demſelben den Verkehr mit Spanien abſchnitt. Dies Letztere geſchah denn auch ſowohl in Spanien und Portugal (und zwar nicht ohne Barbarei gegen die holländiſchen Kaufleute und Matroſen*) als auch in den ſpaniſchen Niederlanden, und zwar dort in Folge eines Befehles, welchen der Kardinal Andreas im Februar 1599 erließ, und wodurch er den Belgiern allen Handelsverkehr mit der Republik auf's Strengſte verbot.

---

*) Man konfiscirte die holländiſchen Schiffsladungen in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Häfen, man richtete die holländiſchen Matroſen hin oder machte ſie zu Galeerenſklaven.

Die Republik ergriff hierauf die nachdrücklichſten Repreſſalien. Sie erweiterte den Bruch mit den ſpaniſchen Niederlanden in folgender Weiſe. Durch ein Manifeſt (vom 2. April 1509) verbot ſie nicht bloß den Bewohnern der vereinigten Provinzen jeden Verkehr mit Spanien und den ſpaniſchen Niederlanden, ſondern dehnte ihre Sicherheitsmaßregeln auch ſo weit aus, daß ſie alle übrigen handeltreibenden Nationen von einer Verbindung mit Spanien und den ſpaniſchen Niederlanden abhalten wollte, indem ſie erklärte: ſie würde alle dahin beſtimmten Waaren und dergleichen als Feindesgut betrachten und darauf Jagd machen.

Doch dieſe Maßregel allein ſchien der Republik nicht hinreichend; ſie mußte ihrer Marine durch die That Spaniens Achtung ertrotzen, und zugleich Spanien ſelbſt ſchwächen. Zu dieſem doppelten Zwecke nun traf die Republik die trefflichſten Rüſtungen, und nachdem dieſelben vollendet waren, lichtete eine holländiſche Flotte von 73 Segeln, mit 8000 Soldaten bemannt, unter dem Admiral van der Does, als Oberbefehlshaber, ſowie unter Jan Gerbrandt und Kornelis Lenſen die Anker, um die ſpaniſche Flotte vor Coruña zu vernichten, die feindlichen Küſten zu verheeren und die weſtindiſchen Schiffe zu überwältigen. Die Flotte der Republik gelangte glücklich vor Coruña und griff die ſpaniſche an. Da ſich jedoch die Letztere unter das Geſchütz der Feſtung zurückgezogen hatte, und die Flotte der Republik dadurch litt, ſo unternahm ſie unter van der Does eine glückliche Expedition nach den Kanariſchen Inſeln, wo ſie Kanaria und Gomera plünderte. Hierauf ſchickte van der Does einen großen Theil ſeiner Flotte (35 Schiffe) nach Holland zurück und ſegelte mit dem Reſt derſelben nach der Inſel St. Thomas; Braſilien war das Ziel. Zwar wurde jenes Eiland geplündert; aber die holländiſche Flotte erlitt durch das ungewohnte Klima große Verluſte, vor allen den ihres Admirals van der Does und ſeines Vetters Georg. Durch die Seuche, welche die Flotte begleitete, wurde die Expedition nach Braſilien vereitelt, und die holländiſche Flotte kam in einem ziemlich traurigen Zuſtand in der Heimath wieder an. Immerhin hatte ſie jedoch den Geiſt, den Muth der Nation bekundet, und zum Glück für ſie war auch die ſpaniſche Flotte, welche die Weſtindienfahrer hatte beſchützen ſollen, durch Stürme ſo hart mitgenommen worden, daß ſie ſich glücklich preiſen mußte, Spanien wieder zu erreichen.

Inzwiſchen hatten jedoch die Kaper aus Dünkirchen dem Handel und der Fiſcherei Hollands und Seelands durch kecke Streifzüge ungemeinen Schaden zugefügt, und die Ankunft eines genueſiſchen Edelmanns, Federico Spinola, welcher im Akkord mit der ſpaniſchen Regierung, mehre italiäniſche Galeeren, die er auf eigene Rechnung unterhielt, glücklich in den Hafen von Sluis gebracht, ermuthigte die Kaper von Dünkirchen auf's Neue. Dieſe Gefahr verdoppelte die Wachſamkeit der republikaniſchen Seemacht; aber leider wurden durch die Grauſamkeiten, welche ſich die Dünkirchener Kaper gegen gefangene Schiffer oder Fiſcher Hollands erlaubten, von Seiten der Republik nothwendigerweiſe eben ſo barbariſche Repreſſalien hervorgerufen. Dieſen verwilderten Seeleuten beider Partheien war jeder Begriff von Menſchlichkeit und Völkerrecht verſchwunden. Die wechſelſeitigen Gefangenen wurden aufgeknüpft oder im Meere erſäuft, was man, mit einem kannibaliſchen Witz, die „Fußwaſchung" nannte. Dünkirchen war daher begreiflicherweiſe der Republik ein Dorn im Auge und beſonders wünſchte Seeland die Eroberung dieſer Stadt, indem es ſich bitter beſchwerte, wie man ſich von Seiten der gemeinſchaftlichen Macht ſo ganz unbekümmert um die Sicherheit einer Provinz benehme, welche den feindlichen Angriffen durch ihre natürliche Lage zunächſt ausgeſetzt war und welche doch ſchon ſo viel für die Freiheit gethan hatte. Dieſe Vorwürfe waren nur zu ſehr begründet und Prinz Moritz fühlte die Triftigkeit der Gründe auf's Lebhafteſte. Auch die Generalſtaaten der Republik waren nichts weniger als gleichgültig für die neue Sachlage; aber die beengten finanziellen Verhältniſſe und die Stellung Eliſabeth's von England, welche zum Frieden mit Spanien hinneigte, hinderten ſie an durchgreifenden großartigen Unternehmungen. Gleichwohl widerſetzten ſie ſich ſtandhaft allen Zumuthungen, ſich auf einen Frieden mit Spanien einzulaſſen, und faßten den Beſchluß, lieber für die Freiheit unterzugehen, als Unterhandlungen mit der Fremdherrſchaft anzuknüpfen, welche über Kurz oder Lang zur Knechtſchaft führen mußten. Unter dieſen Umſtänden war es abermals Prinz Moritz, welcher den großartigſten Entſchluß durchtrieb, da ihm wohlbekannt war, mit welchen Schwierigkeiten Albrecht und Iſabella, ungeachtet ihres redlichen Willens, in den ſpaniſchen Niederlanden zu kämpfen hatten.

Nicht ſo auf einmal konnten dies fürſtliche Paar alle Uebelſtände abſchaffen, unter deren Laſt das unglückliche Belgien faſt erlag, nicht ſo plötzlich konnte es allen Wünſchen genügen, noch weniger die eigenen damals unumgänglich nöthigen Forderungen an die Staaten Belgiens fahren laſſen. Durch das Zuſammentreffen dieſer verſchiedenen Umſtände wurde die Freude bei Albrechts und Iſabellens Ankunft in Belgien hie und da geſtört, umſomehr, da noch ein alter Zwieſpalt zwiſchen den Häuptern der bisherigen Regierung, Andreas und Mendoza, nachwirkte, und da auch die belgiſche Ariſtokratie, voll gerechten und wohlbegründeten Stolzes nicht Luſt hatte, die Elemente des ſpaniſchen Einfluſſes länger zu dulden, und doch hatte man ſelbſt bei dem neuen Hofe ſpaniſche Sitten, ſpaniſche Mode, ſpaniſche Sprache bemerkt. Es war nichts weniger als die Schuld Albrechts und Iſabellens, daß Beide damals für Belgien den Frieden noch immer nicht erlangen konnten, deſſen es ſo ſehr bedurfte und nach dem es ſo ſehr dürſtete. „Beide Erzherzoge“ mußten ſich noch gerüſtet halten; ſie konnten nicht anders. Eben ſo aber ſah ſich auch Prinz Moritz, in Anbetracht aller dieſer für die Republik günſtigen Umſtände, genöthigt, den Krieg wieder aufzugreifen, obgleich der kurz vorher erwähnte Zuſtand der Finanzen in den vereinigten Provinzen eben nichts weniger als glänzend war, und die beſchloſſene Erhöhung der Vermögensſteuer zur Deckung der Geldmittel eine nicht geringe Aufregung im Volke hervorbrachte. Die Nothwendigkeit der Fortſetzung des Krieges war eine innere. Sie beruhte, gerade bei den allſeitigen Zumuthungen zu einem Frieden, wobei ſich die Republik jedenfalls zu Konzeſſionen hätte entſchließen müſſen, vorzugsweiſe darauf, daß die moraliſche Kraft der Nation friſch in Athem gehalten würde; dadurch mußte die Ungleichheit der phyſiſchen ausgeglichen, mußte ſomit die möglicherweiſe ſchwankende Autorität des neuen Staatskörpers nach außen hin befeſtigt werden.

Moritz ſuchte die Vereiſung aller Flüſſe, Kanäle und Moräſte, welche in Folge eines ungewöhnlich harten Froſtes ſtattgefunden hatte, zu der Republik zu benutzen, nachdem es dem Admiral Mendoza (wegen der Meuterei der ſpaniſchen Truppen) nicht gelungen war, ſeinen auf derſelben Vorausſetzung begründeten Plan gegen die Republik zu verwirklichen. Moritz beſchloß nämlich einen Anſchlag auf das im Oberquartier Gelderns gelegene Städtchen Wachtendonk, welches ſich ſeit 1588 (da es Graf Karl von Mansfeld erobert hatte) in Feindeshand befand. Graf Ludwig von Naſſau führte dieſen Plan aus, er zog über die gefrornen Sümpfe und Gräben und bemächtigte ſich mit leichter Mühe der Stadt und des Schloſſes Wachtendonk am 23. Januar des neuen Jahres 1600. Wenige Tage darnach, am 5. Februar, fiel auf der Bugter Heide bei Herzogenbuſch ein ſonderbares Duell zwiſchen zwanzig franzöſiſchen Reitern unter Breauté, (einem jungen Edelmann aus der Normandie, der in Dienſten der Generalſtaaten ſtand,) und zwanzig Reitern von den Wallonen, Grobbendonks, unter deſſen Lieutenant Gerhard Abrahamszoon, (genannt Leckerbetje) vor, wobei beide Anführer das Leben verloren und namentlich Breauté auf eine abſcheuliche Art. Er hatte ſich nämlich bereits ergeben und war entwaffnet worden, als einige Grobbendonkſche Reiter aus Herzogenbuſch heranſprengten, und den Wehrloſen ermordeten, um ihren gefallenen Lieutenant Abrahamszoon zu rächen. Trauriger Beweis unſeliger Demoraliſation, wie der langjährige Krieg ſie erzeugte! *) Charakteriſtiſch iſt die Stim-

---

*) 't Liedeken van Monsieur Breauté en Leckerbeetje, geschiet in 't Jaer 1600 (op de Wyse van den 31. Psalm)

beginnt: O Veroos hert en zyt ghy noch niet doodt?
Dat men u moordt noch allesints moet speuren,
't Welk men onlanghs by den Bosch sagh gebeuren,
Van Grobbendoncks volck seer vileyn en snoot,
Aen een vroom Helt, genaemt Mons Breauté,
Na dat hy wel een ure was gevangen,
Die 't Geertruydenbergh als een Vroom Heldt uyt ree,
Zyn twintigen, den Kamp doen met verstrangen.

ferner die Strophen:
Hy (Grobbendonck) sondt ons volck uyt den Bosch Kaes en Broodt,
Seggende dat sy een hart souden maken,
Couragie en moet, eer haer den Strydt quam naken.
Met een Trompetter sulks hy daer ontboot,

mung der Zeitgenoſſen über das frühzeitige Ende Breauté's, der eine zwanzigjährige Gattin hinterließ. Man bedauerte ſeinen Tod, hielt es jedoch für ſehr unziemlich, daß Breauté, ein Edelmann von guter Familie, ſich zu einem Kampfe mit Leuten habe hinreißen laſſen, welche größtentheils bei dem Verrathe Gertruidenbergs betheiligt geweſen und dadurch ehrlos geworden waren. --

Moritz, deſſen fortwährender Aufmerkſamkeit der Zuſtand der Gegenparthei nicht entging, hatte inzwiſchen in Erfahrung gebracht, daß die Beſatzungen der neuen Andreasſchanze und Crevecoeurs in Meuterei begriffen waren. Raſch benützte er dieſen Umſtand, welcher den feindlichen Oberſten Barlotte vor einem projektirten Einbruch in den Thieler

---

Mons Breauté dit schempen wel verstont,
U Bier of Kaes-en-Broodt wy niet begeeren,
Maer nam drie Lecker-beetjens in den mondt,
Wiens Wapen hy wel alder-voet verteerden.

Na dat myns Heeren peerdt geschoten was,
Is hy flucks op een ander peerdt geschreten,
En heeft noch soo een wyle tyds gestreden,
Maer 't tweede peerdt wierdt oock geschoten ras,
Op 't derde peerdt hy niet komen en kon,
Maer heeft te voet wonder kloekheydt doen blycken,
Offer syn Volck af te wycken begon,
Soo sagh men hem den moet noch niet beswycken.

Hy streed voorwaer als een vroom Helt toe-staet,
Met den synen, wonder is daer gebleecken,
Want hy noch Mans en Peerden heeft door-steken,
En syn Cousyn was oock een braef Soldaet;
Noch meer met hem streden als Helden koen,
Hadden sommige Francoysen trouw gebleven,
Men soude daer bedreven hebben doen,
Dat weerdigh was in een Chronyck beschreven . . . .

(Geuse Liedt-Boeck.
Dordr. 1687.)

Waard (über die vereiſten Gewäſſer) abhielt. Vergeblich blieben alle Gegenanſtalten der belgiſchen Regierung, um den Krebsſchaden der Empörung, welche faſt die ganze Armee derſelben ergriffen hatte, zu heilen. Weder ein gelindes Palliativ, noch ein ſcharfes Radikalmittel wollte helfen, da man keine Metallkur anwenden konnte. Die ganze Herrſchaft der neuen Souveraine Belgiens ſtand auf dem Spiele. Moritz zog in der zweiten Hälfte des März ſeine Truppen bei Dordrecht zuſammen und brachte ſie von dort über die Maas vor Creveceour. Am 24. März war dieſe Feſtung bereits in ſeiner Gewalt und zwei Tage darauf rückte er vor die Andreasſchanze, deren gleichfalls meuteriſche Beſatzung gleichwohl anfangs von Uebergabe nichts hören wollte. Moritz traf jedoch die nachdrücklichſten Anſtalten, ſie dazu zu zwingen und beſchoß und gewann (am 8. April) Schloß Batenburg, worauf er abermals der Andreasſchanze nahte. Eine feindliche Truppenabtheilung, welche unter Velasco zum Entſatze herbeieilte, fand Moritzens Armee in einer allzu ſicheren Stellung, ſo daß jene nichts ausrichten konnte. Endlich (am 8. Mai) übergab denn die empörte Beſatzung, welche kein Geld, keine Munition, ja faſt keine Kleider auf dem Leibe hatte, dem Prinzen Moritz die Andreasſchanze gegen das Verſprechen, ihr einen Theil des Soldes, den ſie zu fordern hatte (125,000 Gulden) auszubezahlen. Dafür trat ſie (1200 Mann ſtark) in den Dienſt der Republik über und leiſtete derſelben in der Folge treffliche Dienſte.

Nun beſchloß der kühne Moritz, überzeugt, daß ihm Albrecht und Iſabella, bei der Empörung der Truppen und den finanziellen Verlegenheiten, keinen energiſchen Widerſtand würden leiſten können, die Offenſive großartig zu erweitern und einen Zug nach Flandern zu unternehmen. Die dringenden Klagen Seelands und der Zweck, den verderblichen Zügen der Dünkirchener Kaper durch Dünkirchens Ueberwältigung mit einem Male ein Ende zu machen, endlich die Sicherung Oſtende's, des einzigen Platzes in Flandern, welchen die Republik beſaß, gegen eine feindliche Belagerung, gaben die Motive zu jener Expedition. Oſtende ſelbſt bot für dieſelbe einen wichtigen Rückhalt. Außerdem rechnete man faſt ſicher darauf, die Feinde der Fremdherrſchaft in Gent und Brügge zu gewinnen. Mit aller Anſtrengung und unter der größten Verſchwiegenheit wurden die Rüſtungen zu der Expedition nach Flandern veranſtaltet. Holland und Seeland beſoldeten eine gehörige Anzahl von Bürgern zur Beſetzung der Grenzplätze; die zum Feldzuge beſtimmte Armee verſammelte ſich bei Rammekens auf Seeland. Moritz hatte 25 Kompagnien Fußvolks und 25 Kornetten Reiterei zuſammengebracht, welche mit allem Kriegsbedarf und dreißig Geſchützen zu Schiff hingebracht worden waren. Moritz ſelbſt, welcher am 17. Juni den Haag verlaſſen hatte, traf am 19. auf Seeland ein, während Wilhelm Ludwig von Naſſau und Graf Hohenlohe mit kleineren Truppenabtheilungen, der Erſtere in Friesland, der Letztere auf dem Bommeler Waard, blieben.

Ein ungünſtiger Wind zwang Moritzen, mit Zuſtimmung der Deputirten der Generalſtaaten, den im urſprünglichen Plane beſchloſſenen Weg zu verändern. Der Plan hatte darin beſtanden, ſich zuerſt nach Oſtende und von dort nach Nieuwpoort zu wenden, dieſe Stadt zu überwältigen und dann Dünkirchen zu erobern. Die Flotte ſteuerte nun die Weſterſchelde hinauf, und legte ſich am 21. und 22. Juni in der Nähe des Forts St. Philipp, eine Meile von Sas, vor Anker. Graf Ernſt von Naſſau, welcher mit einigen Schiffen vorausgeeilt war, hatte jenes Fort am 21. Juni eingenommen. Binnen 5 Stunden war die ganze Armee Moritzens ausgeſchifft. Sie marſchirte hierauf, nachdem Moritz das Fußvolk in drei Diviſionen, die Reiterei in ſieben Schwadronen getheilt hatte, ſüdweſtwärts hinab, über Eckelo, Maldeghem, Male und Brügge vorbei. Auf dieſem Marſche zeigte es ſich, wie falſch man gerechnet, als man auf eine Theilnahme der Bevölkerung für die Sache der Republik Hoffnung gebaut hatte. Vergeblich blieben die Proklamationen an die Flamänder, dem Heere Wagen und Lebensmittel zuzuführen; das Landvolk Flanderns betrachtete die Soldaten der Republik als Ketzer, und ermordete die Nachzügler, wofür Eckelo zur Vergeltung in Brand geſteckt wurde. Vergeblich blieben die Manifeſte der Generalſtaaten an Gent und Brügge. Aus der letzteren Stadt ſchoß man auf das vorüberziehende Heer der Republik! Eine Uebereinſtimmung der Intereſſen und Geſinnungen zwiſchen Flandern und den nördlichen Provinzen war, wie es ſich hierbei zeigte, fortan unmöglich, da einmal der religiöſe Fanatismus die Andersgläubigen in der Einbildung der Altgläubigen zu Ungeheuern geſtempelt hatte. Moritz ließ ſich indeſſen durch dieſe feindſelige Stimmung der Flamänder nicht beirren, und zog mit dem Heere über Oudenborg und mehre andere feſte Plätze nach Oſtende weiter, in deſſen Umgegend ſeine Truppen mehre Schanzen mit leichter Mühe einnahmen; Graf Georg von Solms eroberte die St. Albertsſchanze.

Nun zog das Heer der Republik vor Nieuwpoort, wo es am 1. Juli eintraf; und ohne Verzug umſchloß Moritz dieſe Stadt von drei Seiten. Er ſelbſt lagerte auf den Dünen. Da verbreitete ſich noch in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli unter den Truppen der Republik die Nachricht, daß der

Erzherzog Albrecht mit einem ſtattlichen, wohlgerüſteten Heere in der Nähe ſei. Nichts konnte unerwarteter ſein als dieſe Kunde. Man hatte nicht daran gedacht, daß es dem Erzherzog bei den damaligen Verhältniſſen möglich ſei, eine Streitmacht zuſammenzuziehen; und nun ſtand er plötzlich an der Spitze einer ſolchen dem Heere der Republik drohend gegenüber! Seine Gattin, Iſabella war es, welche das Meiſte dazu beigetragen hatte, um das unmöglich Scheinende möglich zu machen, — dieſe Frau, wahrlich ein Mann an Geiſt und Charakter. Sie riß ihren Gatten zur Entfaltung ſeiner Thatkraft, ihre Untergebenen zur höchſten Begeiſterung hin. In der That: wie muſterhaft als Gattin, ſo ausgezeichnet war Iſabella als Regentin. Sie hatte die Geiſtesenergie ihres Vaters und die Liebenswürdigkeit ihrer Mutter geerbt und beide Eigenſchaften fanden ſich in ihrem Weſen auf's Schönſte verſchmolzen. Kaum hatten Albrecht und Iſabella die Nachricht vom Einfall der republikaniſchen Truppen in Belgien vernommen, als ſie auch ſogleich ihre Armee zuſammenzuziehen ſuchten. Welche Armee! Zuſammengewürfelt aus aller Herren Ländern, uneins in Sprache, Gedanken und Wünſchen, faſt nur durch Mißvergnügen vereinigt — und zwar gegen die Herrſcher! Das Alles ſchreckte dieſe nicht. Sie begaben ſich nach Gent, um durch ihre perſönliche Anweſenheit die Bevölkerung dieſer ausgedehnten und wichtigen Stadt zu gewinnen. Mehr als Albrecht gewann Iſabella die Herzen der Soldaten. Kraft imponirt ſtets der Kraft, geiſtige der körperlichen. Edel von Geſtalt und Haltung, ein wahres Bild der Fürſtlichkeit, ſchwingt ſich Iſabella zu Roſſe, und ſchon ihr Anblick bezaubert dieſe wilden Krieger, welche der Ueberredungskraft eines Mannes ehernen Trotz gegenüberſtellten. Iſabella bemerkt den erſten günſtigen Eindruck und ruft den Kriegern zu: „Soldaten, ihr kennt die

Gerechtigkeit meiner Sache! Viele von euch ſind ſeit dem Ausbruch des Krieges in den Niederlanden. Dieſe Veteranen wiſſen, welche Opfer mein königlicher Vater brachte, um die Rebellen zum Gehorſam zurückzubringen. Nun gab er Belgien ſogar eigene Fürſten, wie es des Volkes langer Wunſch war, und doch verharren die Rebellen jetzt hartnäckiger als je in der Empörung. Doch eigentlich erhoben ſie Trotz und Krieg gegen Gott ſelbſt; die Tyrannei, welche ſie ihren rechtmäßigen Fürſten vorwerfen, iſt bloß ein Vorwand, um den wahren Glauben zu vernichten und die Ketzerei triumphiren zu machen. Soldaten! Ich kenne eure Religiöſität, eure Tapferkeit, eure Treue! Sie ſind mir ſichre Bürgen, daß ihr die Abſichten der Gottloſen vereiteln werdet! Eine gewiſſe Vergeltung beut euch der Himmel für den Glaubenskampf; hier auf Erden wird euch der König reichlich lohnen! Nehmet mein Wort, daß ihr euren Sold pünktlich erhalten werdet! Große Summen erwarte ich von Spanien, erwarte ich von den Staaten der treuen Provinzen. Doch ſollte auch irgend ein unglücklicher Zufall mir das Eine oder Andre vereiteln, dann, Soldaten, dann gebe ich Euren Bedürfniſſen jede Summe hin, welche zur Erhaltung meines Hofſtaates, zum Dienſte meines Hauſes beſtimmt iſt; dann ſollt ihr, Soldaten, mein letztes Geſchmeide haben!“ Die Rede der klugen Fürſtin erreicht den beabſichtigten Zweck; begeiſtert ruft ihr die ganze Armee den Schwur der Treue entgegen; „das Leben für dich, bis zum letzten Athemzuge!“ ſo ſchallt es tauſendſtimmig aus allen Reihen und kein Gedanke iſt mehr an Meuterei oder Verrath. Raſch ſetzt nun die Armee ihren Marſch fort; Erzherzog Albrecht erobert die von den Feinden beſetzten Forts wieder, und bald ſtehen die Truppen, an 12.000 Mann ſtark, hinter den republikaniſchen bei Nieuwpoort.

Moritz befand ſich in der gefahrvollſten Lage. — Vor ſich hatte er Nieuwpoort, hinter ſich den Feind, neben ſich das Meer und die Dünen; ſein dürſtendes Heer fand in den ſchlammigen Brunnen und Wäſſern keine Labung, und zwanzig Schiffe, welche demſelben friſches Trinkwaſſer hatten zuführen ſollen, waren von den Spaniern genommen worden; die kaum zum Gehorſam gebrachten Meuter glühten vor unbändiger Kampfluſt. Graf Ernſt Kaſimir von Naſſau hatte die Brücke bei Leſſinghem beſetzt, um dem heranziehenden Heere Albrechts den Paß zu verſperren; doch Albrecht trieb ihn, mit Verluſt von 800 Mann zurück, und nun hatte Moritz auch den letzten Ausweg verloren. Nichts blieb ihm jetzt übrig als Sieg oder Untergang. Klar ſah er dieſe Alternative vor ſich und kaltblütig erwartete er ſie; er ließ den Unglücksboten, der ihm die Nachricht der Niederlage überbrachte, erſchießen, damit ſein Heer durch Bekanntwerdung derſelben nicht entmuthigt würde, und führte das Letztere von Nieuwpoort, vor welcher Stadt er nur einige Fähnlein ließ, (um Ausfälle der Beſatzung zu verhindern) nach der Oſtendeſchen Seite zurück, von welcher her er den Feind erwartete. Dort ſtellte er ſeine Truppen in Schlachtordnung. Der Ritter Vere beſetzte die Dünen, welche Moritz zur rechten Seite hatte, während das Meer zur linken, Nieuwpoort im Rücken lag. Seine Schiffe hatte Moritz abſegeln laſſen, um dem Heere die Alternative fühlbar zu machen und deſſen Muth durch Verzweiflung zu erhöhen. Sein Bruder Heinrich Friedrich ſollte auf den Schiffen der Gefahr entgehen, doch der junge Held, welcher das Blut ſeines Vaters nicht verläugnen konnte, beſtand darauf, mit ſeinem Bruder Leben und Tod zu theilen.

Albrecht hatte ſeinen Sieg über Ernſt Kaſimir raſch allenthalben verkünden laſſen, aber allzulangſam verfolgt.

Hieran waren die getheilten Meinungen im Kriegsrathe Schuld; denn Mendoza und einige andre Offiziere waren der Meinung: man müſſe zuerſt die Albertsſchanze bei Oſtende angreifen (um dem feindlichen Heere durchaus den Rückzug zu verſperren), bevor man an eine Schlacht im offenen Felde denken dürfe, durch welche man dem Feind den einzig möglichen Rettungsweg anbiete. Doch die Majorität im Kriegsrath entſchied ſich für die Schlacht und beſonders ungeſtüm drangen die noch aufgeregten Meuter darauf; ſie erhoben den alten ſpaniſchen Schlachtruf aus den Maurenkriegen „Quanto mas moros, tanto mas ganaces!“ Auch Albrecht pflichtete der Majorität bei und führte ſeine Armee in drei Diviſionen gegen die der Republik heran.

Beide Heere näherten ſich nun allmählig. Moritz, welcher die Reihen ſeiner Truppen durchritten und den Muth der Krieger durch den Aufruf der Ehre entflammt hatte, begann zwiſchen zwei und drei Uhr des Nachmittags (am 2. Juli 1600) die Schlacht. Er hatte auf die Dünen einige Geſchütze pflanzen laſſen, welche wider den auf dem Strande poſtirten Feind eine mörderiſche Wirkung ausübten, während dieſer auch von dem Geſchütz der noch am Ufer harrenden Schiffe ſcharf gefaßt wurde. Vergeblich feuerten die feindlichen Geſchütze auf die Republikaner; ſie wurden durch das Feuer von den Schiffen gezwungen, ſich höher nach den Dünen hinauf zu retiriren. Drei bis vier Stunden lang währte nun der heftigſte Kampf, wobei der Ritter Franz Vere und ſein Bruder wie Löwen fochten. Gleichwohl gelang es den Truppen des Erzherzogs, welche mit furchtbarem Ungeſtüm auf die der Republik eindrangen, eine Abtheilung der Letzteren zum Weichen zu bringen. Da entſtand Verwirrung. Doch raſch und trefflich wurde die Ordnung bald wieder hergeſtellt; denn Moritz hatte, — ein Beweis ſeiner

Vorſicht —, friſches Volk als Reſerve bereit, um die Weichenden zu unterſtützen. Er ließ inzwiſchen (während ſich Graf Ludwig, von ſeiner Kühnheit zum Vordringen hingeriſſen, in großer Gefahr befand) das Hauptkorps unter dem Grafen Solms heranrücken und warf ſich dann mit zwei franzöſiſchen Regimentern auf die Pikeniere der ſpaniſchen und italieniſchen Regimenter, welche aus dem erſten in das zweite Treffen vorgerückt waren, — treffliche Veteranen, welche wie die Mauern ſtanden. Immermehr Truppen, ja faſt alle nahmen jetzt an der Schlacht Theil; immer erbitterter focht man von beiden Seiten. Am Eifrigſten thaten dies die Reuter von Dieſt, und es gelang ihnen wirklich, die Holländer zurückzutreiben und in Verwirrung zu bringen; auch die Deutſchen im Dienſte der Republik wichen. Doch Moritz ſchickte ihnen raſch eine Abtheilung von Franzoſen zu Hülfe, welche die ſiegesfrohen Feinde wieder zurückwarfen. Während dieſes Gefechts operirte von beiden Seiten her das Geſchütz, wobei ſich jedoch das des Erzherzogs, das im lockeren Sande einſank, im Nachtheil gegen das Moritzens befand; auch entzündete ſich ein Pulvervorrath des Erzherzogs, wodurch unter deſſen Truppen Verwirrung entſtand. Endlich kam es den Soldaten der republikaniſchen Armee zugut, daß die Feinde Sonne und Wind gegen ſich hatten; der Letztere trieb Denſelben Sand und Pulverdampf ins Geſicht. Albrecht gab indeſſen die Hoffnung, den Sieg zu gewinnen, noch nicht auf. Unbedeckten Hauptes ritt er durch die Reihen ſeiner Soldaten und gegen die republikaniſchen Truppen heran. Er wurde verwundet und gerieth in Gefahr, gefangen zu werden; ein deutſcher Soldat und ein junger Edelmann aus Flandern, Kapitain Kabeljau, retteten ihn. Endlich überwältigt nach ſo furchtbaren Anſtrengungen (das leichenbedeckte Meeresufer bezeugt ſie) eine plötzliche Ermattung beide Heere. Da ſprengt Moritz, ſeinen Bruder Heinrich

Friedrich zur Seite, durch die Reihen ſeiner Braven und ruft ihnen zu: „Friſch auf! Noch iſt nichts verloren! Ich lebe und ſterbe mit euch!“ Dieſe Worte und der Anblik des Feldherrn, welcher die Soldaten ſo oft zum Siege geführt, begeiſtern ſie aufs Neue, und die Begeiſterung ſpannt die erſchöpften Kräfte wieder an. Zum letzten Male greifen die Truppen der Republik wieder an, und furchtbar entbrennt (ſchon iſt der Abend da) noch einmal der mörderiſche Kampf. „Greift an! Greift an!“ riefen die Matroſen beim Geſchütz nach gewohnter Weiſe. Die Soldaten der Republik hielten den Ruf für ein Siegesgeſchrei. „Der Sieg iſt errungen,“ wähnen ſie und der freudige Gedanke an eine ſolche Gewißheit hilft den Sieg wirklich gewinnen. Nun iſt bei der erzherzoglichen Armee nicht Haltens mehr; — Flucht, wohin man blicken kann; der Erzherzog ſelbſt muß ſie theilen. Der eilige Rückzug geht über die Brücke bei Leſſinghem und vollendet die Entmuthigung, die Verwirrung ſeiner Armee.

Moritz hatte den glänzendſten Sieg errungen; dreitauſend erzherzogliche, tauſend Soldaten der Republik blieben todt auf dem Schlachtfelde; die Armee der Republik hatte alles Geſchütz mit Munition, das Gepäck und mehr als 100 Fahnen der Feinde erbeutet, und zahlreiche Gefangene gemacht, worunter viele vornehme Perſonen. Unter den letzteren befand ſich auch der Admiral Mendoza. Der Erzherzog ſchwang ſich in der Gegend von Oudenberg auf ein Roß, erreichte noch in der Nacht Brügge und eilte über Gent nach Brüſſel, wo er den Reſt ſeiner Armee ſammelte. Seine Gemahlin Iſabella hatte zuerſt die Nachricht von dem Verluſt der Schlacht erhalten, dann die: der Erzherzog ſei gefangen, endlich die: er ſei verwundet. Bei jeder Botſchaft benahm ſie ſich würdevoll, ohne die Erſchütterung ihres Herzens durch ein Wort, durch eine Miene zu verrathen. *)

---

*) Liedt van den grooten Slagh voor Nieuwpoort in Vlaenderen. Op de Wyse: „Het nachtegaelken kleyne" etc. (Geuse Liedt-Boeck. Dordr. 1687. p. 112.)

't Gulde Jaer sesthien hondert,
July den tweeden dagh,
Heeft Godt syn kracht getoont,
't Welck menigh mensch verwondert,
Want in desen Veldt-slagh
Werdt niemandt niet verschoont,
Hoe Edel gepersoont,
Yder moest de Kop bieden,
Lustigh vallende an,
Geen moest aen weer zy vlieden,
Elck street als een Kryghsman.

Graf Maurits van Nassouwen
Rydend' als een vroom helt,
Gaf de soldaten moet,
Seggende dat sy souwen
Haer kloeck quyten in 't velt,
Want 't koste lyf en goet,
En sprack op staende voet,
Siet hier de plaets om vechten,
De Zee hebdy aldaer,
Strydt kinderen als Landtsknechten,
Ick wil u zyn een vaer.

't Volck is moedigh en rustigh,
Tot den vyandt getreen,
Die hem de dryven wat,
Graef Lodewycx Kryghslien lustigh,
Hem op d'oude plaetse deen,
Wederom keeren radt,
Graef Ernst Volck stondt prat,
De nieuw Geusen niet weken,
Neemt moet, Monsieur Veer riep,
Gent quam ter zyd' gestreecken,
Wiens Ruyt'ry niet sliep.

Während der Schlacht bei Nieuwpoort hatten ſich die Deputirten der Generalſtaaten, welche bekanntlich zum Zweck der Berathung mit dem Feldherrn die Züge der republikaniſchen Armee mitmachten, in Oſtende befunden. Olden-

---

Zyn Excellentie vrome
Stelden 't Casquet op 't hooft,
En sprach, mannen 't is tydt,
Dat men geen doodt moet schroomen,
Godt almachtigh gelooft,
Sal ons helpen met vlyt,
Elck Troep viel aen den strydt,
En hebben soo geslagen,
Den vyandt in de vlucht,
Die hem van dees neerlage,
Grootelycks vint bedught.

Daer en op ander plaetsen,
Schier thien duysent man bleef,
Wel twee duyst aen ons syd',
Soo ginckter op een kaetsen,
Elck voor d'ander aendreef,
Om den buyt en 't profyt,
Spyt Paep Jan die 't benyt,
Albertus Aerts-Hertoge,
Van Oostenryck, doen sagh
Syn doodt daer schier voor oogen,
't Was voor hem een heet gelagh.

Veel Edelen en Heeren,
Meer als men noemen kan,
Zynder gebleven doodt,
Soo ginckt op een schaepscheeren,
'T bleeffer meest aen de pan,
Men hieuw, men stack, men schoot,
Den Admirant hem boodt
Gevangen, die dick smaelden
Op den Hollandtschen kees,
Die hy wel dier betaelden,
Want 't was van 't nieuwe gees.

barneveld war bei denſelben. Man hatte dort am Morgen des verhängnißvollen Tages durch den geflüchteten Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau die Nachricht von der Niederlage bei Leffinghem erhalten und war in größter Angſt über die Entſcheidung des Kampfes. Aber ſtatt dieſelbe den Freunden durch raſche Auszüge gegen den Feind zu erleichtern und zu vergewiſſern, lag man, bei verſchloſſenen Stadtthoren auf den Knieen und betete zu Gott um eine glückliche Wendung. Ungemeſſene Freude belebte alle Herzen in Oſtende, als am Abend die Nachricht des erfochtenen Sieges daſelbſt eintraf. Am folgenden Tage erſchien Moritz ſelbſt mit den Gefangenen und den erbeuteten Fahnen, und wohnte einem feierlichen Gottesdienſte bei.

Moritz hatte indeſſen den Plan, Nieuwpoort zu er-

Komt eens Jantjen van Spaengien
Alst u lust wederom,
En deckt den Geus wat op.
Hoe smaecken u d' Oraengien?
Seigneur weest wellekom,
Proeft Nederlandts sopperlop,
Papou die kreeg den klop:
d' Ontrouw is daer vergolden,
Aen die Schotten gedaen,
Die gy t' Oldenborgh scholden,
En moordelyck hadt verraen.

Prince Heer Godt almechtigh,
Zyn Excellency geeft,
Wysheydt en goet verstant
Dat hy wel en eendrachtigh,
Regeert soo langh hy leeft,
Tot rust van 't Vaderlandt,
Verknoopt Lis, Pyl en Bandt,
Der Edeler Heeren Staten,
Met een gemeen spreeck-woort,
Op Godt wy ons verlaten,
De Eer hem alleen behoort.

obern, keinesweges aufgegeben. Doch, da er die Feinde nicht unmittelbar nach dem Siege verfolgte und da auch die Berathungen mit den Deputirten der Generalſtaaten über die nächſten Operationen drei Tage hinwegnahmen, ſo verlor er mit der Zeit auch alle Vortheile, welche er von dem Siege hätte ziehen können. Denn Erzherzog Albrecht hatte, nichts weniger als entmuthigt, inzwiſchen die trefflichſten Mittel ergriffen, um das Waffenglück der republikaniſchen Truppen aufzuhalten. Er hatte raſch die Beſatzungen von Nieuwpoort und Oudenborg verſtärkt, und als Moritz am vierten Tage nach der Schlacht vor der erſtgenannten Stadt erſchien, um ſie zu belagern, waren die Verhältniſſe bereits weſentlich verändert, und zwar ſo ſehr zu ſeinen Ungunſten, daß ſich der einſichtsvolle Feldherr ziemlich bald von der Unmöglichkeit überzeugte, ſich Nieuwpoorts bemächtigen zu können; er brach daher (am 17. Juli) zum zweiten Male die Belagerung dieſes wichtigen Platzes ab. Hierauf griff er die von den Spaniern neu erbaute Iſabellenſchanze bei Oſtende an, welche jedoch der Befehlshaber Barlotte ſo heldenmüthig vertheidigte, daß ſich Moritz auch von dort zurückziehen mußte. Er ſah nun, daß ungeachtet des glänzenden Sieges bei Nieuwpoort doch der eigentliche Zweck, welcher dem Feldzug nach Flandern zu Grunde lag, nicht erreicht werden konnte, und zwar deßhalb, weil die Armee auf dem engen Terrain bei Oſtende für die Dauer keinen Unterhalt zu finden vermochte, zumal da Federico Spinola mit Galeeren auf der See kreuzte, um die holländiſchen Transportſchiffe aufzufangen. Unterſuchte jedoch Moritz die erſte Veranlaſſung aller Hinderniſſe genauer, ſo fand er dieſelbe in dem Zeitverluſt unmittelbar nach ſeinem Siege begründet, woran die Deputirten der Generalſtaaten Schuld trugen. Es iſt begreiflich, daß der junge Held denſelben darüber grollen mochte. Aber auf der anderen Seite ſcheint auch republikaniſche Eiferſucht gegen ſein immer höher wachſendes Anſehen im Spiele geweſen zu ſein. Namentlich (meinte man) habe Oldenbarneveld, der unbeſtechliche Patriot, die Möglichkeit beſorgt, daß Moritz ſeine phyſiſche und moraliſche Macht zum Nachtheil der Freiheit mißbrauchen möchte. Jedenfalls dürften ſchon hier die erſten Anfänge einer Spannung zu ſuchen ſein, welche ſpäterhin noch zu einem traurigem Partheikampfe ausſchlug. — Zu Ende Julis wurde der größte Theil der republikaniſchen Armee zu Oſtende eingeſchifft; ſie landete auf Seeland. Die Reiterei zog nach Brabant.

Der Erzherzog hatte in der öffentlichen Meinung der Belgier durch die verlorene Schlacht bei Nieuwpoort kaum ſoviel verloren, als er durch ſein treffliches Benehmen nach derſelben in jener gewann. Man wußte die geiſtige Kraft von dem flüchtigen Glanze des Erfolges wohl zu unterſcheiden. Aber, wenn auch die Popularität der neuen Souveraine im Zunehmen begriffen war, ſo hielten die Belgier fortwährend ſtandhaft darauf, daß ihre dringenden Wünſche nach einem Frieden endlich erfüllt werden möchten. Wahrlich, man lernt den Kern dieſes Volkes in Belgien achten, wenn man ſieht, wie es, den Verhältniſſen ſich fügend, die ſchätzenswerthen Eigenſchaften ſeiner neuen Souveraine gerne anerkennend, dennoch auch das Herz warm behalten hat für die alte Freiheit, wie es zwiſchen den feſten Säulen der alten Formen einherwandelt, zwar noch in allen Gliedern erſchüttert durch die früheren Leiden, aber das Haupt mit edlem Stolz erhoben, die Augen friſch, das kühne Wort auf den Lippen Was es ſich nicht gefallen zu laſſen braucht, das will es nicht dulden. Sein gemeinſames Intereſſe will es vertreten wiſſen. Man ſieht: es hat ſich der neuen Souverainetät willig untergeben, um ſeine Selbſtſtändigkeit zu retten. Mag dies paradox klingen, — es iſt immer begreiflich. Es iſt doch von Spanien losgetrennt und bildet einen *eigenen Staat* für ſich; ſeine *Fürſten* ſind *Niederländer* geworden, ſollen Niederländer erzeugen. Die Zuneigung des Volkes für dieſe Fürſten hat mit ſklaviſcher Unterwürfigkeit nichts gemein. *) Dies zeigte ſich denn damals und zwar insbeſondere in Bezug auf die allgemeine Sehnſucht nach *Frieden*, welche wir blos als einen Beweis von phyſiſcher Ermattung annehmen können, aber durchaus nicht als einen Beweis moraliſcher Erſchlaffung betrachten dürfen. Die *beiden Erzherzoge* fühlten dies lebhaft, wenn ſie auch eine Verwirklichung des Volkswunſches noch für unerreichbar halten mochten. Indeſſen: ſie zeigten ihre Bereitwilligkeit, demſelben nachzukommen. Schon *vor* der Expedition des Prinzen *Moritz* nach *Flandern* hatte Erzherzog *Albrecht* die *Generalſtaaten Belgiens* nach *Brüſſel* zuſammenberufen, um nach den alten Privilegien durch ihre Bewilligung ſolche „Beden“ zu erhalten, wie er ſie bei den damaligen ſehr gedrückten Verhältniſſen im hohen Grade bedurfte. Bei dieſer Gelegenheit nun hatte er den Staaten erklärt, daß er ſelbſt den Frieden wünſchte; wenn aber die Gegenparthei ihrerſeits nicht gutwillig zur Erreichung deſſelben beitragen wolle, ſo bliebe nichts übrig, als: ſich in den Stand zu ſetzen, daß man den Krieg mit Nachdruck fortſetzen und durch denſelben den Frieden erzwingen könne. Hierauf bemerkten nun

---

*) Man darf ſich in dieſer Hinſicht durch die *Formen*, durch das *Ceremoniell* nicht beirren laſſen, und aus den übertriebenen, geſchmackloſen Huldigungen, welche den Erzherzogen z. B. bei ihren „Entrees joyeuses“ dargebracht wurden (wie man ſie in der „histoire des fêtes civiles et religieuses“ etc. par Mad. *Clement*, née *Hemery* Paris 1834, findet) noch keineswegs einen ungünſtigen Schluß auf ein Verſchwinden des Freiheitsſinnes und Selbſtgefühls in Belgien ziehen.

die Staaten Belgiens, daß die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen allerdings guten Grund zum Mißtrauen gegen alle Friedensverhandlungen hätten, umſomehr, da noch ſo Vieles zu wünſchen übrig geblieben ſei, ſo z. B. wären die Citadellen noch immer nicht geſchleift, ſo befänden ſich die Ausländer noch immer im Beſitze der wichtigſten Aemter. Wollte man jedoch die Uebelſtände heben und den belgiſchen Staaten erlauben, mit jenen der vereinigten Provinzen in Unterhandlung zu treten, ſo zweifelten ſie nicht an einer Wiedervereinigung ſämmtlicher Niederlande.

Der Erzherzog gab hierauf zu ſolchen Verhandlungen ſeine Erlaubniß, und in der That kam eine Zuſammenkunft zwiſchen einigen Deputirten der belgiſchen Staaten (Gerhard von Hoorn, Graf von Baſſigny, Philipp Bentink und dem Penſionär von Ypern, Heinrich Kert,) mit den Deputirten der vereinigten Provinzen in Bergen-op-Zoom zu Stande, wo ſich Letztere nach der Schlacht bei Nieuwpoort einige Zeit aufhielten. Die Verhandlungen, welche dort gepflogen wurden, zerſchlugen ſich jedoch bald wegen der entſchiedenen Forderung der Republik, welche Oldenbarneveld ausſprach. Sie verlangte nämlich vor allen Dingen, bevor man ſich auf einen Friedensabſchluß einlaſſen könne, die Entfernung alles fremden Kriegsvolkes und ferner, daß man dem König von Spanien alles und jedes Anſehen in Bezug auf die Niederlande nehme. Genauer betrachtet war hierunter eine Entwaffnung Belgiens verſtanden, worauf die Belgier unmöglich eingehen konnten, wenn nicht auch die Republik eine gleiche Maßregel ergriff. Hiernach blieb denn den Erſteren nichts übrig, als ſich zu der Ueberzeugung des Erzherzogs zu bequemen, und demſelben die Mittel zu verſchaffen, um den Krieg fortſetzen zu können. Dies thaten ſie denn auch, indem ſie eine monatliche Beiſteuer von 320,000 Gulden für jenen Zweck aufzubringen verſprachen. Uebrigens hatte Belgien damals, obwohl Philipp II. es an Albrecht und Iſabellen abgetreten hatte, noch immer den Einfluß und die Anmaßungen Spaniens zu ertragen, welches dieſes Land wie einen integrirenden Theil behandeln wollte. Spanien forderte nämlich von den belgiſchen Kaufleuten die Einſtellung und Abſchaffung alles Verkehrs mit Holland. Die friſche Lebenskraft der Nation äußerte ſich bei dieſem Anlaß auf's Unzweideutigſte. Die zu Brüſſel verſammelten Generalſtaaten Belgiens erhielten eine Mittheilung des Königs von Spanien, worin dieſer ſie mit dem Ausdruck: „Unſere Staaten“ bezeichnete. Da erhob ſich ein Mitglied der Verſammlung in Entrüſtung und fragte: „Wer iſt hier zu Lande wohl Herr, der König von Spanien oder der Erzherzog?“ Man wälzte, von ſpaniſcher Seite, die Schuld auf den Kopiſten der königlichen Mittheilung; die Schuld der Geſinnung ließ ſich nicht abwälzen. Die geheime Abſicht, ja die Hoffnung auf Wiedervereinigung Belgiens mit der ſpaniſchen Monarchie läßt ſich wohl umſo weniger bezweifeln, wenn man ſich an die Oppoſition der Spanier gegen die Abtretung der Niederlande erinnert, wenn man bedenkt, daß der Ehe Albrechts und Iſabellens das Prognoſtiken der Kinderloſigkeit geſtellt wurde und daß die Niederlande in einem ſolchen Fall an Spanien wieder heimfallen ſollten, endlich wenn man erwägt, daß die beiden Erzherzoge bei der finanziellen Schwäche Belgiens ſich ſtets an Spanien zu wenden genöthigt ſahen, — genug Wahrſcheinlichkeitsgründe! der Beweis aber war faktiſch.

Mittlerweile hatte die Republik der vereinigten Provinzen im Laufe jenes Jahres eine Geſandtſchaft aus Deutſchland abgewieſen, welche im Mai (1600) nach Holland gekommen war, eigentlich, um abermals Friedensverhandlungen einzuleiten, angeblich jedoch wegen anderer Angelegenheiten. Die deutſchen Geſandten erhielten Audienz bei der Verſammlung der Generalſtaaten; ſie verlangten Räumung der feſten Plätze in Deutſchland und Vergütung des erlittenen Schadens, und zwar traten ſie hierbei ſo imponirend auf, als hätten ſie die vereinigten Provinzen noch für Glieder des deutſchen Reichsverbandes gehalten, wie es in früheren Zeiten der Fall geweſen war. Die Republik benahm ſich dagegen vorſichtig und würdevoll, und wies jeden Vorſchlag, ſelbſt zu einem bloßen Waffenſtillſtand, ab. Nur die Räumung Emmerichs geſtand ſie zu. Doch, was die Schenkenſchanze betraf, ſo behauptete die Republik, daß dieſes Fort nicht zu deutſchem Gebiet, ſondern zu dem von Geldern gehöre.

Die deutſchen Geſandten verfügten ſich von Holland nach Belgien und erhoben dort ähnliche Anſprüche; ſie verlangten die Räumung Rheinbergs; doch auch in Belgien gewannen ſie bloß Verſprechen.

Uebrigens war es damals im Inneren der Republik keineswegs ganz ruhig. Wohin man blickte, gab es Reibungen, welche zum Theil in den materiellen Beſchwerniſſen, die der langjährige Krieg hervorgerufen, zum Theil aber auch in ſolchen Beſorgniſſen ihren Grund hatten, wie wir ſie bei Oldenbarneveld wahrgenommen zu haben glauben, — Beſorgniſſen, die in Republiken nicht bloß unvermeidlich und entſchuldbar, ſondern auch nothwendig ſind, wenn ſie ſich auch in der Folge immerhin nicht gerade als begründet ausweiſen ſollten. Vorzugsweiſe fanden nun ſolche Beſorgniſſe damals in Friesland ſtatt, und zwar durch das Organ des Edelmanns Karl Roorda (eines Mitgliedes der frieſiſchen Staaten), welcher ſchon ſeit einigen Jahren ſowohl den Statthalter Frieslands, den Grafen Wilhelm Ludwig, als auch den Prinzen Moritz, überhaupt die

Naſſauer, mit Wort und Schrift im ſcharfen Verdacht hielt, daß durch dieſelben die Freiheit in Gefahr gebracht würde. Schon 1597 hatte Roorda an Enkhuizen geſchrieben, „man müſſe gegen die Pläne des Hauſes Naſſau auf der Hut ſein.“ Die Staaten von Holland hatten ihm jedoch damals nicht beigepflichtet, ſondern ſich im Gegentheil bei jenen von Friesland ſehr ernſtlich beſchwert, und ſowohl den Prinzen Moritz als den Statthalter Wilhelm Ludwig aufs Beſte gegen die Zumuthung eines Strebens nach abſoluter Herrſchaft vertheidigt. Späterhin (eben 1600) kam jedoch Wilhelm Ludwig, als Statthalter von Friesland, in eine verdrießliche Kolliſion, und zwar in Folge finanzieller Rückſichten, wobei die feinen, empfindlichen Saiten der Lokalintereſſen in Schwingung gerathen waren. Damals bezahlte nämlich Friesland für ſeinen Antheil zu den gemeinſamen Laſten der Republik 4 Tonnen Goldes. Um dieſe Summe herbeizuſchaffen, mußten natürlicherweiſe die Abgaben in Anſpruch genommen werden, und nun wollte das platte Land der drei Gaue eine Abgabe auf Wein, Bier und Torf, die Städte dagegen eine auf das Vieh. Darüber entſtand ein nicht unbedeutender Zwieſpalt in der Verſammlung der frieſiſchen Provinzialſtaaten zu Franeker, wobei Wilhelm Ludwig die Parthei der Städte ergriff. Die Sache entwickelte ſich in der Art, daß auch der Oſtergau zu dieſer Parthei übertrat und der Weſtergau endlich nachgeben mußte; dennoch wurde der Streit nicht eher entſchieden, als bis acht Schiedsrichter die Sache gütlich vermittelten. Sehen wir nun hier die Kraft des Provinzialismus bis zu den feinſten Partikularitäten hinab entſchieden ausgebildet, ſo finden wir in dem neu erwachten (oder eigentlich bis dahin noch nie ganz ausgeglommenen) Zwiſt der Stadt Groningen mit den Umlanden den Kampf des ariſtokratiſchen Princips gegen das -- wir möchten nicht ſagen demokratiſche (weil der Ausdruck ſeit neuerer Zeit Mißdeutungen unterliegt) — gegen das republikaniſche Gleichgewicht. Die Streitſache war überhaupt nicht gleichgültig für die Exiſtenz und die leitenden Grundſätze der Republik. Sie wurde aber dadurch noch wichtiger, daß die Stadt Gröningen ſo lange Zeit hindurch die feindliche Seite gehalten und mit genauer Noth zum Anſchluß an die Utrechter Union genöthigt worden war, während die Umlande (freilich größtentheils aus alter Oppoſition gegen die Stadt) der gemeinſamen Sache der Freiheit die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte. Der ſtädtiſche Trotz mußte entkräftet, die in der Stadt noch vorhandenen widerſtrebenden Elemente mußten entfernt oder unſchädlich gemacht werden. Der Hauptgrund des Widerſtandes der Stadt Gröningen war nämlich wieder ein finanzieller. Sie hatte ſich geweigert, ihren Theil an den allgemeinen Laſten zu tragen. Sie erhielt nun Beſatzung, welche ſie jedoch nicht beſchweren ſollte, wenn ſie ihrer Verpflichtung entſpräche, und die Bürgerſchaft wurde entwaffnet. Als nun auch dieſe Maßregel nicht fruchtete, ergriffen die Generalſtaaten eine andere, welche der Stadt im höchſten Grade unangenehm war, nämlich die Erbauung einer Citadelle. Vergeblich wandte die Stadt Gröningen ein: Zwinger ſeien eine Schande für Republiken; vergeblich ſprach man: „Wenn die Staaten eine ſo ſchmähliche Maßregel unterließen, ſo erbauten ſie ſich ſtatt eines Schloſſes tauſend Schlöſſer, nämlich in den Herzen der Bürger. Uebrigens widerſtreite eine ſolche Maßregel den bei Uebergabe der Stadt (1594) feſtgeſetzten Bedingungen.“ In ſolcher Weiſe klagten die Vertreter der Stadt Gröningen. Aber die Staaten wollten hier einmal (ja, ſie mußten es,) konſequent mit Gewalt gegen Trotz durchgreifen; der Bau der Citadelle wurde begonnen, und mit beſonderem Eifer legten die Frieſen hiebei Hand ans Werk. Nun herrſchte in Gröningen die größte Beſtürzung; die Bürgerſchaft wollte gerne nachgeben und bot alles auf, um nur den Bau der Citadelle zu verhindern; doch keine Vorſtellung nützte bei den Generalſtaaten. Die ſtädtiſche Regierung wurde abgeändert, und zwar in der Weiſe, daß die bisherigen Elemente der Oppoſition ausgeſchieden blieben. So wurde denn die Uebereinſtimmung mit dem Geſammtintereſſe der Republik endlich durchgeſetzt. Erſt ſpäter, nachdem man, den Beſtand der Ruhe vorausſetzen konnte, wurde die Citadelle in Gröningen wieder geſchleift.

Leichter wurden die durch die bedrängte Lage des Staates in Bezug auf die Auflagen hervorgebrachten Anſtände zu Utrecht beſeitigt. Hier wollte die Bürgerſchaft zur Beſtreitung derſelben vorzugsweiſe das Domkapitel belaſten. Doch man wies ihr nach, wie dieſes immerhin ſchon auf eine andere Art ſeinen Antheil an den gemeinſamen Laſten trage. Durch die Vermittlung des Statthalters und der Generalſtaaten wurde endlich der Zwieſpalt zwiſchen Bürgerſchaft und Domkapitel beigelegt.

Alle dieſe Wirren laſſen ſich dadurch erklären, daß ſich die Republik wegen der ungeheuren Koſten des langwierigen Krieges genöthigt fand, nicht blos eine Kopfſteuer von einem halben Prozent auf jede Beſitzung über 3000 Gulden, ſondern auch dritthalb Prozent auf den Verkauf aller liegenden Güter zu legen. Hierzu ſollten nun alle Güter von Landes wegen taxirt werden; wer ſich ſelbſt auf 1000 Gulden oder höher (alſo auf ein Kapital von 200,000 Gulden) angab, blieb davon befreit; wer ſich über ſeine Schatzung beklagte, ward zum Eid verbunden; der Meineidige wurde für ehrlos erklärt. Dennoch überſtiegen die Ausgaben im Jahre 1599 die Einnahme um 1,200,000 Gulden. *)

Außerdem ſtand die Republik auch in einem verwickelten Verhältniſſe zu dem benachbarten Oſtfriesland, wo Graf Edzard, als Lutheraner, mit den reformirten Bürgern der Stadt Emden in Zwieſpalt über die Landeshoheit lag. Die Letzteren hatten ſich an die Generalſtaaten gewendet. Zwar war die Sache beigelegt worden, aber nicht zur Zufriedenheit des Grafen, der ſich an den Erzherzog gewendet hatte, worauf die Staaten der Stadt Emden ganz offen ihre Theilnahme zuſprachen. Nach Edzards Tode (1599) nahm deſſen Sohn Enno des Vaters zweideutige Rolle auf, und die Generalſtaaten mußten abermals energiſch durchgreifen. Die endliche Folge war, daß holländiſche Truppen zu wiederholten Malen nach Emden kamen und dort blieben. Emden trat in eine Art von Schutzverhältniß zur Republik der vereinigten Provinzen.

Inzwiſchen hatte ſowohl der Erzherzog als auch die Republik im Verlaufe des Winters ernſtlich zu einem neuen Feldzug gerüſtet; die Letztere hatte insbeſondere von ihrem treuen Bundesgenoſſen, König Heinrich IV. von Frankreich, fortwährend ſowohl Geld als Truppen erhalten. Ihre Armee, unter dem Prinzen Moritz, belief ſich auf 14,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiterei. Der Erzherzog erwartete friſche Truppen aus Spanien und Italien. Jeder von beiden Gegnern hegte einen Angriffsplan. Moritz wollte gegen Rheinberg ziehen, und, um den Erzherzog über die wahre Abſicht zu täuſchen, nahm er den Anſchein, als wolle er ſich mit ſeinen Truppen, die er in der Schenkenſchanze zuſammengezogen hatte, zuerſt gegen Herzogenbuſch wenden. Der Erzherzog dagegen hatte ſich

---

*) Kampen, I. S. 561 u. ff.

verlauten laſſen, er wolle zwei **Armeen**, die eine in **Flandern** und die andere am **Rhein** aufſtellen. Sein **eigentlicher** Plan war: **Oſtende** der Republik zu entreißen. Gelang ihm dies, ſo hatte er ſich dann den Beſitz **Flanderns** endlich wirklich geſichert; denn dann war der Seemacht der Republik der wichtige Hafenplatz verſperrt, wodurch ſie ſtets ihre Truppen inmitten Flanderns entſenden konnte. **Moritz**, welcher die Wichtigkeit der Behauptung **Oſtendes** erkannte, richtete deßhalb ſein Hauptaugenmerk darauf, dieſe Stadt ſo viel als möglich zu verſtärken. Gleichwohl verſäumte er deßhalb ſeinen anderweitigen Plan auf **Rheinberg** nicht.

Der Winter von 1600 auf 1601 und der Frühling des letzteren Jahres verfloſſen unter verſchiedenen Anſchlägen beider Gegner. So hatte **Franz de Provence Gertruidenberg** durch Verrätherei dem Erzherzog überliefern wollen; der Anſchlag wurde jedoch entdeckt und der Verräther (am 5. Januar 1601) hingerichtet. Ebenſo wurde ein Anſchlag der Feinde auf **Vlieſſingen** vereitelt. Dagegen bemächtigten ſich einzelne Truppenabtheilungen der Republik des Schloſſes **Kraveel** im Limburgiſchen und des Schloſſes **Kraken** in der Geſellſchaft Meurs. Nun wendete ſich denn Prinz **Moritz** nach dem Rhein hin, vor **Rheinberg**, welches er belagerte. Doch er fand dort den entſchloſſenſten Widerſtand. Im Lager vor Rheinberg erhielt er die Nachricht, daß der Erzherzog **Oſtende** belagert habe. Die Belagerung **Rheinbergs** wurde nun, in Folge der Anſtalten, welche **Moritz** zur Sicherung **Oſtende's** treffen mußte, eine kurze Zeit hindurch etwas läſſiger betrieben. Gleichwohl erhielt er den Beſitz **Rheinbergs** ſchon am 30. Juli durch Uebergabe. Am 7. Auguſt brachte er auch die Stadt **Meurs** in ſeine Gewalt.

Inzwiſchen hatte der **Erzherzog** die erwarteten Verſtärkungen aus Italien und Spanien erhalten und (wie bereits erwähnt) die Belagerung Oſtendes am 5. Juli begonnen. *) Er ſelbſt hatte ſein Hauptquartier in der bereits wiederhergeſtellten St. Albertsſchanze genommen, Graf Friedrich van den Berge hatte rechts, Hieronymus de Monroi links von der Feſtung Poſto gefaßt. Der Letztere verlor bald darnach bei einem glücklichen Ausfall des damaligen Kommandanten von Oſtende, Karl van der Noot, das Leben. Nicht lange hierauf trat der Ritter Franz Vere, welchen Moritz mit zwanzig Fähnlein engliſcher Truppen aus dem Lager vor Rheinberg fortgeſendet hatte, den Oberbefehl in Oſtende an, und raſch vollendete dieſer neue Kommandant, ein Mann von ebenſo großen Einſichten als von perſönlicher Tapferkeit, die bereits von ſeinem Vorgänger begonnenen Befeſtigungsarbeiten. So ließ er en face des Forts Sankta Klara drei neue Redouten anlegen, welche die „Poulains“ genannt wurden. Der Erzherzog ließ denſelben gegenüber durch den Grafen Friedrich von den Berg zwei Forts St. Martin und Sankta Maria aufwerfen, worauf die Belagerten ein Drittes errichteten, aber auch Graf Friedrich van den Berg die St. Annenſchanze dagegen aufwarf. So nahmen denn die wechſelſeitigen Anſtalten zur Belagerung und Vertheidigung Oſtendes ihren Fortgang.

Man hatte von Seiten der Beſatzung die Dünen geebnet, damit Oſtende nicht von der Höhe derſelben durch die Feinde beſchoſſen werden könnte; ferner hatte man die Südſeite des Terrains, (eben von dorther kam der Feind,) künſtlich unter Waſſer geſetzt. Der Erzherzog ließ nun queer durch das unter Waſſer ſtehende Land einen Deich aufwerfen, mit einer Redoute verſehen und durch eine tüchtige Artillerie vertheidigen, haupt-

---

*) Vergl. „Journal der Belagerung von Oſtende“

ſächlich um die von den Belagerten ſtark bedrohte St. Albertsſchanze decken zu können. Auch hatte er den alten Hafen Oſtendes in unbrauchbaren Stand verſetzen laſſen; doch die Belagerten durchſtachen einen Deich, und ſchufen ſich einen neuen Hafen, durch welchen Oſtende mit friſcher Mannſchaft und allem Vorrath reichlich verſehen werden konnte. Die Belagerung Oſtendes nahm, indem beide Gegner alle Schätze ihrer Kenntniſſe entfalteten, immermehr einen ſolchen Charakter an, daß man ſie im Auslande wie eine Schule der Kriegskunſt zu betrachten anfing; ſchon kamen fremde Herren vom Adel welche jene praktiſch lernen wollten, herbei; es war eine Schule in welcher mehr als ein Lehrer das Leben einbüßte!

Wie nun in der Stadt der Ritter Vere ſich durch ſeine ausgezeichnete Geſchicklichkeit, durch ſeine unvergleichliche Standhaftigkeit den höchſten Ruhm erwarb und die Beſatzung enthuſiasmirte, ſo wurde das feindliche Heer durch die zeitweiſe Anweſenheit Albrechts und Iſabellens im Lager gleichfalls auf's Höchſte begeiſtert, und beſonders war es wieder die letztgenannte hohe königliche Frau, deren kriegeriſcher Muth Jeden von ihren Soldaten hinriß, deren Blicke und Mienen auf die Stimmung der Armee wahre Wunderkraft ausübten.

Inzwiſchen beſchloſſen die Generalſtaaaten der vereinigten Provinzen, obwohl ſie den Verluſt Oſtendes noch keineswegs beſorgten, eigentlich um Koſten zu ſparen, durch Prinz Moritz die eine oder andere Diverſion auf Plätze zu machen, welche ſich im Beſitze des Feindes befanden, damit der Letztere dadurch von der Belagerung Oſtendes abgezogen würde. So erſchien denn Moritz am 1. November 1601 vor Herzogenbuſch, wo der Herr von Grobbendonk kommandirte. Der Erzherzog ließ ſich jedoch durch dieſe Diverſion nicht irre machen, ſondern wußte die Beſatzung von Herzogenbuſch glücklich zu verſtärken, ſo daß Moritz deſſen Belagerung am 27. November aufheben mußte, während die Belagerung Oſtendes fortwährend im Gange blieb. Die Beſatzung dieſer Stadt, welche aus 7000 Mann (größtentheils Engländern) beſtand, litt mittlerweile furchtbar durch Krankheiten und ſchmolz dadurch ſehr zuſammen; auch zeigte ſich bereits ein bedrohlicher Mangel an Lebensmitteln, und durch einen heftigen Sturm waren die Feſtungswerke der Stadt ſehr bedeutend beſchädigt worden. Da beſorgte der Ritter Vere, daß der Erzherzog alle dieſe Umſtände zu ſeinem Vortheile benützen würde, und knüpfte, (um Zeit zu gewinnen), Unterhandlungen zu einem mehrtägigen Waffenſtillſtand an. Um denſelben noch verlängern zu können, ſtellte er ſchlau mehre Bedingungen, welche verwickelte und langwierige Berathungen veranlaſſen mußten. Während deſſen gelang es ihm, (wie er gehofft hatte) eine bedeutende Verſtärkung an Truppen und ziemlichen Proviant zu Schiff aus Seeland zu erhalten und in die Stadt zu bringen. Kaum war dies gelungen, als Vere plötzlich die Unterhandlungen abbrach, da er nun hinreichende Mittel in der Hand zu haben glaubte, um den Belagerern wieder für längere Zeit gewachſen zu ſein. Erzherzog Albrecht war darüber im höchſten Grad erbittert (auch die Staaten konnten Veres Benehmen nicht billigen,) und bot ſeine ganze Heeresmacht zur Ueberwältigung Oſtendes auf. Er ließ die Altſtadt auf's Nachdrücklichſte beſchießen, eröffnete am 9. Januar 1602 eine Breſche und ließ am Abend deſſelben Tages zur Zeit der Ebbe Sturm laufen. Nun entſtand ein gräßlicher Mordkampf, welcher zwei Stunden lang währte. Die Belagerten zogen zwei Schleußen auf und plötzlich ſahen ſich jetzt die Feinde, ſo heldenhaft ſie auch fochten, von zwiefachem Untergang, durch das feindliche Schwert und durch die Fluthen, umdroht. Nur 40 Mann von der Beſatzung blieben an jenem verhängnißvollen Tage, während der Erzherzog 800 von den Seinigen verlor.

Die meiſten Befehlshaber im Heere des Erzherzogs gaben nun die Hoffnung auf, daß Oſtende erobert werden könnte, und riethen dem Fürſten, die Belagerung abzubrechen. Doch Albrecht war dazu nicht zu bewegen. Je mehr Hinderniſſe, um ſo höher ſtieg ſein Muth, um ſo feſter wurde ſeine Standhaftigkeit. Der Beſitz Oſtendes zur Sicherung ganz Flanderns war ihm allzuwichtig, als daß er nicht jedes Mittel hätte aufbieten ſollen, um denſelben zu erringen. Er ließ daher die Anſtalten zur Belagerung mit dem größten Eifer fortſetzen, und durch Johann Rivas leiten, während er ſelbſt ſich nach Gent begab, um dort Maßregeln zur Vereitlung der feindlichen Anſtalten zu treffen. Aber eben ſo unermüdlich war man auch in Oſtende, die beſchädigten Feſtungswerke wieder herzuſtellen, und die Generalſtaaten ſorgten dafür, daß die Arbeiter pünktlich ihren Lohn baar ausbezahlt erhielten. Minder günſtig ließen ſich die finanziellen Verhältniſſe des Erzherzogs an, wenigſtens was die Beiträge ſeiner niederländiſchen Provinzen betraf. Die von Seiten der Flamänder, welchen ſehr viel an der Eroberung Oſtendes lag und welche auch zu dieſem Zwecke dem Erzherzog ihre Kräfte angeboten hatten, reichten für die außerordentlichen Koſten der Belagerung keineswegs aus; — die walloniſchen Provinzen benahmen ſich unter einem nicht ganz grundloſen Vorwand zurückhaltend; Brabant endlich war durch die Ausſchweifungen der empörten Truppen allzuſehr ausgeſogen, als daß es zu den Belagerungskoſten erklecklich hätte beitragen können. Unter dieſen Umſtänden war es denn kein Wunder, daß, ungeachtet alles Eifers von Seiten des Erzherzogs, die Belagerung Oſtendes gleichwohl nur einen geringen Fortgang nahm.

Schon im vorhergegangenen Jahre hatte der Staatsrath, in Uebereinſtimmung mit Moritz und Wilhelm Ludwig, von ſämmtlichen Provinzen die Summe von 481,000 Pfund (monatlich) zur Beſtreitung der Kriegskoſten für den diesjährigen Feldzug gefordert, und die Staaten wünſchten, daß man mit einem anſehnlichen Heere durch Brabant nach Flandern dringen und Oſtende entſetzen möchte, wozu auch Heinrich IV. und Eliſabeth riethen. Moritz war jedoch einer entgegengeſetzten Meinung. Er hielt eine ſolche Expedition für allzugewagt und deßhalb für unrathſam und brach vielmehr mit einem Heere von 23,000 Mann nach Nordbrabant auf. Er ſetzte mit demſelben von Nymwegen aus über die Maas, wandte ſich dann nach dem Stift Lüttich und zog in 15 Tagen bis vor St. Trond, (St. Truyen) wo er ſich feſtſetzte, während der Feind bei Tirlemont (Thienen) ſtand, um ihm den Weg nach Brabant zu verſperren. Denn kaum hatte der Erzherzog von den Rüſtungen der Staaten Nachricht bekommen, als er ſeine Kriegsmacht zuſammenzog, welche durch achttauſend Italiäner und Spanier verſtärkt worden war. Es brachte ſie der Marcheſe Ambroſio Spinola, ein genueſiſcher Edelmann, Bruder jenes Federico Spinola, welcher mit ſeinen Galeeren die Gewäſſer der Republik unſicher machte.

Ein herrliches Dioskurenpaar, dieſe Brüder aus Genua! Ein großartiger ritterlicher Sinn trieb ſie heraus aus engeren Lebensverhältniſſen auf den weiten Kampfplatz, wo noch immer um nichts Geringeres als die Entſcheidung zwiſchen einer neuen und alten Weltordnung gefochten ward; denn ſo und nicht anders läßt ſich wohl ein mehrmals dreißigjähriger Krieg bezeichnen, wobei es ſich einerſeits um die Weltherrſchaft des römiſchen Katholizismus oder um die Selbſtſtändigkeit des Proteſtantismus, anderſeits in innigſter Verbindung mit dieſem erſteren Motiv um den Beſtand des Abſolutismus oder die Behauptung einer republikaniſchen Staatsform mitten unter Monarchieen handelte. In dieſem Kampf der Intereſſen, von denen die Wendung der Weltordnung abhing, traten nun die beiden Spinola's freudigen Herzens, hingeriſſen von der alten royaliſtiſch-katholiſchen Romantik, ohne egoiſtiſche Nebenabſichten, aber voll Begierde nach Ruhm. Sie brachten der Parthei, für welche ſie auftraten, ihre ganze Thatkraft, ihre ganze Ausdauer, ihre ganze Genialität. Mit gleicher Befähigung ſtanden die ſeltenen Brüder nebeneinander; nur durch das Glück, möchte man ſagen, ließen ſie ſich unterſcheiden. Federico, dem es weniger günſtig war, hatte mehr Gelegenheit, ſich durch romantiſche Abentheuer einen Rang als poetiſcher Held zu erwerben. Auch wurde er allzuraſch aus ſeiner Laufbahn durch den Tod abgerufen. Ambroſio konnte ſeine glänzende Genialität länger verwerthen, und darum beſſer. Als Ambroſio in den niederländiſchen Krieg eintrat, dem Prinzen Moritz ein ſo wahrhaft ebenbürtiger Gegner, daß Beide ſich wechſelſeits hoch ſchätzen mußten, ſtand er in der Fülle ſeiner Kraft; er zählte erſt dreißig Jahre. Wie Moritz begann er ſeine Laufbahn eigentlich unerfahren; wie dieſer machte er jede ſeiner Erfahrungen zur Aufgabe für alte Kriegsmänner, ſeine Feldzüge zur Schule der Kriegskunſt.

Doch wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu der Stellung Moritzens und des feindlichen Heeres bei St. Trond und Tirlemont zurück. Ueber das letztere Heer führte der in der Schlacht bei Nieuwpoort gefangene, aber ſpäter wieder freigelaſſene Admiral von Arragonien, Don Mendoza den Oberbefehl. Es war ſchwächer als das Moritzens, und vergeblich ſuchte Dieſer ſeinen klugen Gegner zu einer Schlacht zu verlocken.

Mendoza wußte zu gut, wieviel dabei auf's Spiel geſetzt würde, und beſchränkte ſich darauf, ſich vor dem gewandten Moritz keine Blöße zu geben. Moritz war darüber nicht wenig verdroſſen; er ſah die Unmöglichkeit, ſich zwiſchen den feindlichen Städten tiefer nach Brabant zu wagen, zumal, da er keine Ausſicht hatte, für ſein Heer einen hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln zu erhalten. Er beſchloß deßhalb den Rückzug nach der Maas, bemächtigte ſich jedoch des Schloſſes Helmont und belagerte hierauf (am 18. Juli) die Stadt Grave. Nach genommener Berathſchlagung mit dem Erzherzog folgte ihm Mendoza endlich und verſuchte, die Beſatzung der Stadt zu verſtärken. Als dies Unternehmen mißlang, brach er in aller Stille auf und zog mit ſeinen Truppen nach Venlo. Dieſer vergebliche Zug nach Grave war Mendoza's letzte militäriſche Operation in den Niederlanden, welche er bald darauf verließ, um nach Spanien zurück zu kehren. Nach einer zweimonatlichen Belagerung ergab ſich endlich Grave (am 19. September 1602) dem Prinzen Moritz. Dieſer ließ ſich dort huldigen, (weil die Stadt zu den Herrlichkeiten ſeines Vaters gehörte), dankte hierauf einen Theil ſeiner Reiterei ab und ließ ſeine übrigen Truppen die Winterquartiere beziehen. Ein ſo geringes Reſultat hatte dieſer Feldzug für die Republik, welche nur den Vortheil dabei erlangt hatte, daß durch die Eroberung Grave's die Vertheidigungslinie zwiſchen Breda und Nymwegen ergänzt wurde.

Bei weitem beſſer ſchien Moritzen eine durchgreifende Empörung der feindlichen Truppen zu Statten zu kommen, welche wieder unter den Italiänern ausgebrochen war und bald eine für den Erzherzog im höchſten Grade gefährliche Ausdehnung und Hartnäckigkeit angenommen hatte. Ein Haufe rebelliſcher Reiter hatte ſich (mit Bewilligung der Beſatzung) in das

Schloß zu Hoogſtraaten (nicht weit von Breda) geworfen, welches nun der Mittelpunkt des raſch organiſirten revolutionären Militärſtaates wurde. Grund und Veranlaſſung dieſer neuen Meuterei, welche bei weitem umfaſſender, als alle bisherigen war, lagen abermals in dem Krebsſchaden der Finanzverlegenheiten. Die Meuter von Hoogſtraaten bildeten eine eigene Republik, welche ſie die „Escadron" nannten, mit einem durch den freien Geſammtwillen erkorenen Oberhaupte (dem „Eletto") und ſelbſtgegebenen ſtrengen Geſetzen. *) Ihre Exiſtenz begründeten ſie auf die Gewalt; das platte Land ringsum, welches ſie plündernd auf und ab zogen, mußte ihnen die Subſiſtenzmittel liefern. Es waren ihrer nicht weniger als 10,000 Mann Fußvolks und 2000 Mann Reiter. Der Erzherzog erklärte ſie durch ein offenes Placat für Rebellen gegen

---

*) Man findet ſie bei Meeteren. XXIV. Buch. Sie nahmen nur ſolche Männer zu ihren Kameraden an, von deren Handel und Wandel ſie guten Bericht hatten. Jeder neue Ankömmling mußte einige Prügel aushalten (zur Strafe, daß er ſich nicht ſchon früher der „Escadron" angeſchloſſen,) und auf das Kruzifix beſchwören, ſich der Ordnung zu unterwerfen, unter folgenden Strafen. Wer zum Schlafen die Kleider ausgezogen, wurde dreimal gewippt; wer zu einem Allarm nicht zugelaufen, wurde mit dicken Prügeln behandelt („Pfälſchlagen"), wer auf dem Poſten ſchlafend gefunden worden, etwas geſchwätzt, worüber ein Allarm entſtanden, wer die Wache verſäumte, oder ohne Meldung Briefe nach dem Schloſſe brachte, erhielt die Strappecorda. Jeder Diebſtahl wurde mit Erſchießen, Fortlaufen mit Erhängen beſtraft; wer ein Duell hatte oder nur die Wehr zuckte, wurde durch die Spieße gejagt. Flucher und Schwörer wurden 24 Stunden lang (ohne Eſſen und Trinken) in einem Korb unter dem Galgen aufgehängt, ebenſo Spieler. Wer heimlich ein Geſchenk annahm, wurde ſeines Amtes entſetzt und beſtraft u. ſ. w. Die Frauen der Soldaten durften nicht zu ihren Männern ins Schloß zu Hoogſtraaten kommen, ſondern mit ihnen bloß durchs Gitter ſprechen, wenn ſie ihnen Lebensmittel brachten. Sie befanden ſich in der wohlverſchanzten Ortſchaft bei der Reiterei.

den König, für Verräther des Vaterlandes. Seine Aufforderung zur Unterwerfung fruchtete nichts. Sie erwiederten in einem Gegenmanifeſt: „Wie leicht der Fürſt zu reden habe, der einer ſo prachtvollen Hofhaltung pflege, während ſie hungern müßten! Das Land möge es ihnen nicht übel nehmen, daß ſie, in ihrer höchſten Noth, daſſelbe für das in Anſpruch nähmen, was ihnen der Fürſt ſchulde." Albrecht ſandte den Grafen Friedrich van den Berg mit 10,000 Mann gegen die Meuter; da entſchloſſen ſie ſich, den Prinzen Moritz um Beiſtand anzugehen. Gerne gewährte ihn Dieſer, und die Meuter verſprachen ihm dafür, daß ſie ihn während des Feldzuges vom Jahre 1603 eifrig unterſtützen würden; ſollte jedoch der Fall eintreten, daß ſie ſich mit dem Erzherzog wieder verſöhnen konnten, dann wollten ſie (wozu ſie ſich verpflichteten,) vier Monate lang nicht gegen die Republik kämpfen. *)

Nun beſchloß Moritz, im Vertrauen auf die neue ſeltſame Verſtärkung ſeiner Macht, einen Plan auszuführen, welcher ihn ſchon ſeit dem Beginn der Belagerung Oſtendes beſchäftigte, nämlich: Herzogenbuſch anzugreifen und in ſeine Gewalt zu bringen, wodurch dann die durch die Eroberung Grave's bereits ergänzte Vertheidigungslinie zwiſchen Breda und Nymwegen noch vollends hergeſtellt worden wäre. (Am 19. Auguſt 1603) begann er, durch die Rebellen von Hoogſtraaten unterſtützt, die Belagerung von Herzogenbuſch. Seine neue Bundesgenoſſen ſtellte er bei Blymen, auf dem Wege nach Heusden, auf, während er ſelbſt bei Vugt ſtand. Doch ſchon zog auch Graf Friedrich van den Berg in Eilmärſchen zum Entſatz herbei, und befand ſich bereits am 22. zu

---

*) Auf die Verbindung mit Moritz ſpielte die Umſchrift ihres Siegels an (ſieben einandergeflochtene Schlangen mit ausgeſtreckten Zungen): „Tutto in oro, e sua Eccellenza in nostro favore".

Dalhem. Es gelang ihm, den Weg von Bugt nach Blymen einzunehmen und dadurch die Verbindung Moritzens mit den Rebellen von Hoogſtraaten abzuſchneiden. Nun beſchloß man von erzherzoglicher Seite, zunächſt eine ſtarke Beſatzung nach Herzogenbuſch zu bringen, welches bloß von der Bürgerſchaft vertheidigt wurde. Die Letztere weigerte ſich jedoch hartnäckig, Truppen aufzunehmen. Da begab ſich der Erzherzog, durch den Grafen Friedrich van den Berg in Kenntniß geſetzt und zu Rath gezogen, im September ſelbſt nach Herzogenbuſch und erbat ſich von den Bürgern den Durchzug einer Abtheilung Fußvolkes, welches er auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt wider den Feind einrücken laſſen wolle. Man bewilligte den Durchzug; aber kaum waren die Soldaten in der Stadt, als der Erzherzog den Magiſtrat zuſammenberief und demſelben durch eine Menge von Gründen die unabweisliche Nothwendigkeit bewies, daß man eine Beſatzung behalten müſſe. Der Magiſtrat war im Anfang beſtürzt, dann verrieth er ſeinen Mißmuth, endlich gab er nach, und ſo erhielt Herzogenbuſch eine Beſatzung von 3000 Mann Fußvolkes, worauf der Erzherzog nach Brüſſel zurückkehrte. Moritz ſah nun ein, daß er ſeinen Plan nicht werde erreichen können, und zwar um ſo mehr, da in Folge der ungünſtigen Witterung beim Beginn des Winters faſt alle Wege um Herzogenbuſch unbrauchbar geworden waren. So hob er denn die Belagerung auf und zog ſich zu Anfang Novembers mit ſeinen Truppen zurück, um dieſe in Winterquartiere zu verlegen; die Rebellen von Hoogſtraaten verſetzte er nach der Stadt Grave und nahm ihnen einen Eid ab, daß ſie weder dem deutſchen Boden noch dem Gebiet der Republik zur Laſt fallen ſollten.

Inzwiſchen hatte das Verhältniß der Republik zu England durch den Tod Eliſabeths (am 3. April 1603) und durch die veränderten Geſinnungen ihres Nachfolgers, des Königs Jakob von Schottland, welcher nun auch den engliſchen Thron beſtieg, eine Wendung genommen, die den Generalſtaaten Beſorgniſſe einflößen mußte. Jakob I. nahm zwar die Geſandtſchaft, durch welche ihm die Republik ihre Glückwünſche zur Thronbeſteigung ausdrücken, ſowie um Fortſetzung des Beiſtands gegen Spanien bitten ließ, ſehr freundlich auf, verhehlte jedoch zugleich ſeine Abneigung gegen den Krieg nicht, und trat wirklich mit Spanien und den beiden Erzherzogen in Friedensverhandlungen, welche bis in's folgende Jahr hinein fortgeſetzt wurden. Dagegen kam durch die Vermittlung des franzöſiſchen Geſandten, Marquis de Rosny, (am 30. Juli zu Hamptoncourt) eine Allianz zwiſchen Frankreich und England zu Stande, wobei die Sache der Republik berückſichtigt wurde. Frankreich und England verbanden ſich nämlich, zu verſuchen, daß Spanien und die Erzherzoge dem Krieg in den Niederlanden Einhalt thäten, oder wenigſtens die Generalſtaaten als Angehörige — ſei es Englands und Frankreichs, ſei es des deutſchen Reiches — betrachteten. Sollte dieſer Verſuch nicht glücken, ſo ſollten dann mit franzöſiſchem Gelde Hülfstruppen für die Republik in England geworben werden.

Im Mai deſſelben Jahres (1603) wurde die Republik durch den Tod Federico Spinola's von einem kühnen Feinde befreit, welcher ſich durch keinen Unfall hatte abſchrecken laſſen, mit ſeinen Galeeren die holländiſchen und ſeeländiſchen Gewäſſer unſicher zu machen. Am 26. Mai war der gefürchtete Seeheld mit acht Galeeren aus dem Hafen von Sluis ausgelaufen, um ſich durch einen Ueberfall der Inſel Walcheren zu bemächtigen. Vor dem Hafen lagen drei Kriegsſchiffe und zwei Galeeren der Republik unter dem Kommando Joſt de Moors, bei weitem ſchwächer bemannt als die feindlichen Schiffe. Federico Spinola, durch einen friſchen Oſtwind begünſtigt, griff die zur Blokade des Hafens beſtimmte Flotille an und enterte. Nun aber erprobten die ſeeländiſchen Matroſen den alten Ruf ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Ein mörderiſches Treffen entſtand, in welchem die Schiffe der Republik den Sieg errangen. Federico Spinola ſank tödtlich verwundet auf's Antlitz und wurde ſchnell in den Hafen geflüchtet. Sterbend antwortete er ſeinem Beichtvater, der ihn fragte, ob er ihm nicht irgend einen geheimen Auftrag zu geben habe: „Ich empfehle meine Sachen dem König, meine Seele Gott, und ſterbe, Beiden getreu.“

Hatte die Republik in Federico einen gefährlichen Feind verloren, ſo ſtand ihr jetzt in der Perſon Ambroſio Spinola's ein neuer gegenüber, ihr furchtbar wie keiner ſeit Alexander Farneſe! Im Lager vor Oſtende, wo Ambroſio Spinola als Freiwilliger ſtand, hatte ihn Erzherzog Albrecht beobachtet. Nicht lange Zeit bedurfte es für Albrechts Scharfblick, um die ausgezeichneten Fähigkeiten des jungen begeiſterten Kriegers zu entdecken. Er beſprach ſich mit Spinola über die Mittel zur Eroberung Oſtendes, erprobte deſſen Genie, und ſandte ihn dann, mit Empfehlungsſchreiben verſehen, nach Spanien. Spinola eilte an den Hof, verſprach, (von kühnem Selbſtvertrauen erfüllt, daß ihm das große Werk gelingen müſſe), dem König von Spanien die Eroberung Oſtendes, ſchoß ihm Geld vor und erhielt den Oberbefehl über das Belagerungsheer. Als man in der Armee vor Oſtende (im Juni 1603) die Nachricht davon erhielt, fühlten ſich faſt ſämmtliche Offiziere, die ſpaniſchen ebenſo wie die belgiſchen, durch die Bevorzugung eines jungen Mannes, der ſeine Geſchicklichkeit, ſeinen Muth noch nicht erprobt habe, beleidigt. Kaum war jedoch Ambroſio Spinola (im Juli) nach ſeiner Zurückkunft aus Spanien bei dem Belagerungsheere vor Oſtende erſchienen, als er auch ſogleich das Vertrauen des Erzherzogs und des ſpaniſchen Hofes rechtfertigte und den Neid der älteren Krieger beſchämte. Da man ihm eine ſehr ausgedehnte Machtvollkommenheit ertheilt hatte, welche ſich nicht bloß auf die Leitung der Belagerung, ſondern auch auf die inneren Angelegenheiten der Armee und die Verwaltung der Kriegskaſſen erſtreckte, ſo war er vollkommen im Stande, ſeine beſſeren Einſichten anzuwenden und, energiſch durchgreifend, alle Uebel, welche die Kraft der Armee ſo häufig lahmten, von der Wurzel auszurotten. Genau unterſuchte er den Zuſtand der Kriegskaſſen und unerbittlich beſtrafte er die geringſte Veruntreuung. Er ſchloß neue vortheilhafte Kontrakte mit den Lieferanten und wachte ſtreng darüber, daß keine Unterſchleife vorfielen. Er verpfändete ſogar uneigennützig (dieſe Eigenſchaft iſt eine der ſchönſten Zierden ſeines Charakters) mehre von ſeinen eigenen Gütern, um den Truppen pünktlich ihren Sold ausbezahlen laſſen zu können. Eben dadurch aber erſtickte er die Keime der Unzufriedenheit und der Meuterei. Durch ſeine Redlichkeit wie durch ſein einfaches, leutſeliges Benehmen gegen Jedermann ohne Unterſchied des Ranges und Standes, gewann er ſich die Herzen der Soldaten, begeiſterte er ſie zu gleicher Hingebung wie die war, von welcher er ſelbſt für König und Ruhm erfüllt war. Anderſeits beſchäftigte er die kenntnißreichſten Ingenieurs und betrieb die Belagerung Oſtende's nach einem neuen Plane. Nicht mehr ſollten die Belagerer Zeit und Mühe daran verſchwenden, den Hafen zu beſetzen und den Belagerten die Zufuhr abzuſchneiden. Spinola hielt dies Unternehmen für unausführbar, und erwartete ſich nur von einer mit verdoppelter Anſtrengung, mit erhöhter Ausdauer unternommenen Belagerung von der Landſeite her einen günſtigen Erfolg.

Zu dieſem Ende ſuchte er den Kreis, von welchem der Widerſtand ausging, immer mehr zu verengen, und vertrieb allmählig die Belagerten aus allen jenen Außenwerken, welche ſie bisher behauptet hatten, ſo daß ſie ſich in die Stadt zurückziehen mußten. Jeder Schritt weiter, welchen die Belagerer nach dem Plane des genialen Spinola gewannen, koſtete der Krone Spaniens Summen, koſtete zahlreiche Menſchenleben. Selbſt durch die Strenge des Winters ließ ſich Spinola in ſeinem Werke nicht abhalten. Er hatte ſein Wort verpfändet: Oſtende zu erobern, und er wollte lieber ſterben, als durch ein Aufgeben des Planes dem Spotte anheimfallen, welcher ſich bereits aller Orten regte, da die Belagerung nun ſchon in's vierte Jahr währte und die beiſpielloſe Tapferkeit der Beſatzung noch eine längere Dauer derſelben in Ausſicht ſtellte. Kaum hatten die Belagerer mit unſäglicher Anſtrengung, mit dem größten Verluſt an Braven irgend ein Bollwerk erobert, ſo ſahen ſie ein anderes wieder vor ſich, welches wie durch übernatürliche Kräfte gleich aus der Erde emporgereiſt zu ſein ſchien. Das Innere der Stadt hatte dadurch eine ganz veränderte Geſtalt gewonnen. Ja, faſt konnte man Oſtende gar keine Stadt mehr nennen, ſondern nur ein Labyrinth von Bollwerken; jedes Quartier war beſonders befeſtigt; ſtatt der Häuſer und Straßen ſah man immer mehr bloß Wälle und Gräben.

Mittlerweile hatten jedoch die Fortſchritte des unermüdlichen Spinola die gerechte Beſorgniß der Generalſtaaten der Republik um das endliche Schickſal Oſtendes erweckt. Man zweifelte kaum mehr, daß Spinola dennoch den Preis ſeiner

Kenntniſſe und Ausdauer erringen würde, und es wurde deßhalb im Jahr 1604 beſchloſſen, eine Expedition gegen Sluis in Flandern zu unternehmen. Ein zwiefacher Zweck lag hier zu Grunde. Entweder: es gelang nämlich, dadurch die Kräfte Spinola's noch in einem entſcheidenden Augenblick von Oſtende abzuziehen; — oder, wenn nicht, wenn Oſtende für die Republik wirklich verloren ging, ſo gewährte der Beſitz des zu erobernden Sluis dafür eine Entſchädigung; ja Sluis war durch ſeine Lage näher gegen Seeland hin zur Deckung dieſer Provinz für die Republik beinahe noch wichtiger als Oſtende.

Prinz Moritz brach denn zu Anfang Aprils 1604 mit 15,000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern zur Belagerung von Sluis auf. Er nahm ſeinen Weg durch das „zwarte Gat“ nach Kadzand, eroberte die Schanzen St. Katharina und Philipp, ſo wie das Schloß Jzendyke, beſetzte Aardenburg und das Schloß von Middelburg, und hatte ſomit die ganze weſtliche Grenze Flanderns nach Seeland zu in ſeiner Gewalt. Vergeblich wollte Don Luis de Velasco, welchen der Erzherzog mit einer Truppenabtheilung gen Sluis entſendet hatte, dem Prinzen den Uebergang über den Kanal verſperren, welcher von Sluis nach Damme führte. Moritz griff die durch eine Redoute vertheidigte Brücke an, bemeiſterte ſich derſelben und warf ſeinen Gegner Velasco mit einem bedeutenden Verluſte zurück. Hierauf gewann er alle Schanzen, welche den Kanal deckten, und umgab nun Sluis. Vergeblich verſtärkte der Erzherzog die Beſatzung dieſer Stadt, was derſelben jedoch mehr Schaden, als Vortheil brachte, da Sluis für die größere Menſchenzahl nicht hinlänglich mit Lebensmitteln verſehen war. Moritz erfuhr dies und änderte nun ſeinen früheren Plan dahin ab, daß er die

Belagerung in eine Blokade verwandelte, um Sluis durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen und zugleich ſeine eigene Armee zu ſchonen.

Der Erzherzog ſuchte Sluis um jeden Preis zu retten. Um ſeine Truppen zu verſtärken, trat er mit den Meutern von Hoogſtraaten, welche mittlerweile, ihrem Verſprechen zuwider, in Geldern, wie auch in Brabant und auf deutſchem Boden verheerende Streifzüge unternommen hatten, in Unterhandlungen. Dieſe führten zu dem Reſultate, daß ſich die Meuter (wenigſtens zum größten Theil, Einige traten nämlich in die Dienſte der Republik über,) wieder unterwarfen, gegen das Verſprechen eines Generalpardons und der Ausbezahlung ihrer Soldrückſtände, wofür ihnen der Erzherzog die Stadt Roermonde zum Pfande einräumte. Hierauf gaben ſie gewiſſenhaft die Stadt Grave den Generalſtaaten zurück und traten wieder in die alten Dienſte.

Der Erzherzog entbot nun zweitauſend Mann von ihnen nach Flandern, und beauftragte ſodann den Marcheſe Spinola, mit einem Korps von 6000 Mann zu Fuß, 2000 Reitern und 10 Geſchützen zum Entſatze von Sluis aufzubrechen. Spinola gehorchte ungern, denn ſchon ſtand er vor Oſtende im Begriffe, die letzten Bruſtwehren zu ſtürzen. Doch, er gehorchte, und hinterließ die gemeſſenſten Befehle, einſtweilen die Belagerung Oſtende's nach ſeinem Plane mit dem größten Nachdruck fortzuſetzen. Er rückte gegen Sluis vor und ſuchte den Prinzen Moritz, ſo wie den Grafen Wilhelm Ludwig aus ihren Stellungen zu vertreiben. Dies gelang ihm nicht; er mußte ſich zurückziehen, und beſchloß nun nach der Inſel Kadzand über zu ſetzen, um den Feind von dort aus anzugreifen. Doch auch dieſer Plan ſcheiterte an dem tapferen

Widerſtande der im Dienſte der Republik ſtehenden Truppen, durch welche Moritz das Ufer von Kadzand hatte beſetzen laſſen. Spinola überzeugte ſich endlich, daß Sluis nicht zu retten ſei, und überließ es denn ſeinem Schickſale, um ſeinen höheren Zweck, die Eroberung Oſtende's, raſch zu erreichen. Bald unterlag Sluis der furchtbarſten Hungersnoth und ergab ſich denn endlich (nach drei Monaten) am 20. Auguſt auf Kapitulation; bei'm Abmarſch ſank mehr als ein Soldat von der Beſatzung, welche freien Abzug erhalten hatte, vor Entkräftung ohnmächtig zuſammen; die Beſatzung war 3000 Mann ſtark. Moritz erbeutete 10 Galeeren und 70 Stücke Geſchütz, befreite die Galeerenſklaven und verſtärkte die Feſtungswerke. Die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen übertrugen die Statthalterſchaft über jenen Theil von Flandern, welchen Moritz für die Republik gewonnen hatte, dem Bruder deſſelben, dem jungen Grafen Heinrich Friedrich.

Als Spinola von ſeiner erfolgloſen Expedition in's Lager vor Oſtende zurückkehrte, überzeugte er ſich mit Vergnügen, daß die Armee ſeine hinterlaſſenen Verhaltungsbefehle eifrig befolgt und die Angriffe nach ſeinem Plane auf's Lebhafteſte fortgeſetzt hatte. Er beeilte ſich jetzt, ſein Werk zu Ende zu bringen. Schon lag die halbe Stadt in Trümmern; ſchon waren ſich Belagerer und Belagerte ſo nahe, daß ſie ſich wechſelſeitig zurufen, daß ſie ſich mit ihren langen Piken erreichen konnten; ſchon begonnen die Erſteren, die Altſtadt zu untergraben. Da zweifelte der Kommandant von Oſtende, Daniel de Hertaing, Herr von Marquette, die Stadt länger halten zu können, und ließ bei Moritz anfragen, ob er die Sache auf's Aeußerſte ankommen laſſen ſolle. Die Generalſtaaten und Moritz entſchieden ſich für die Uebergabe, da ſie ſich für zu ſchwach hielten, einen Entſatz zu bewerkſtelligen. Deßhalb beauftragten ſie denn den Herrn von Marquette, Oſtende auf ehrenvolle Bedingungen dem Feinde zu übergeben. Kaum war Marquette davon in Kenntniß geſetzt, als er raſch beſonnen ſeine letzte Pflicht erfüllte, die er der Republik und den Bewohnern Oſtendes ſchuldig zu ſein glaubte. Er ließ nämlich alle Ingenieurs, proteſtantiſchen Prediger und Ueberläufer, ſo wie die Geſchütze mit Munition, den Proviant und alles bewegliche Gut von irgend einem Werth zu Schiff nach Holland und Seeland bringen; nur einen Trümmerhaufen ſollten die Feinde als Preis ihrer Anſtrengungen und Verluſte finden. Hierauf bot er ihnen die Kapitulation an, welche am 2. September 1604 abgeſchloſſen wurde, nachdem die Belagerung drei Jahre, zehn Monate und ſiebenzehn Tage gedauert und beide Theile, Belagerte wie Belagerer, im Ganzen 100,000 Menſchen dabei verloren hatten, die Letzteren insbeſondere 72,000 Mann! Die Koſten der Vertheidigung, welche die Generalſtaaten beſtritten, beliefen ſich monatlich auf 100,000 Gulden. Aber auch Spanien, welches noch immer ſo bedeutende Summen auf den niederländiſchen Krieg verwendete und dadurch ſeinen Einfluß über die belgiſchen Angelegenheiten erhalten wollte, hatte ſich dabei ziemlich erſchöpft.

Die Bedingungen, unter welchen ſich Oſtende ergab, waren der Tapferkeit der Beſatzung eben ſo würdig, als Spinola durch Anerkennung derſelben ſich ſelbſt ehrte. Die Beſatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegeriſchen Ehren; die beiderſeitigen Gefangenen wurden ausgewechſelt, für die Kranken Fuhrwerke zum Tranſport herbeigeſchafft. Die übrigen Bewohner Oſtendes erhielten gleichfalls die Erlaubniß zum freien Abzuge, welche ſie auch benutzten, denn, da ſie ſtreng proteſtantiſch geſinnt waren, ſo wollten ſie unter katholiſcher

Herrſchaft nicht bleiben. Sie überſiedelten nach Sluis. Verſöhnlich ehrte Spinola noch den Herrn von Marquette und die vornehmſten Offiziere, indem er ſie zur Tafel zog und glänzend bewirthete.

Nachdem nun die Beſatzung und faſt alle Bürger Oſtende verlaſſen hatten, hielten Albrecht und Iſabella, welche von Gent herbei gekommen waren, ihren Einzug über die rauchenden Trümmern, über die verſtümmelten Leichen. Ein ſchauderhafter Anblick — dieß öde Labyrinth von zerſchoſſenen Wällen und zerſtückelten Mauern, von Gräben voll Körpern! Spinola empfing das Fürſtenpaar; Iſabella weinte, als ſie den großen Schutthaufen ſah, welcher einſt — Oſtende hieß. Um dieſen Schutthaufen zu gewinnen, waren Millionen Goldes hingegeben, waren 100,000 Menſchen hingeopfert worden! Die frommen Fürſten unternahmen eine Wallfahrt, um Gott für den Sieg zu danken, ließen dann die Feſtungswerke wieder herſtellen und luden männiglich zur Niederlaſſung in Oſtende ein. Große Freiheiten und Vergünſtigungen wurden Jedem, der ſich daſelbſt anbauen wolle, verſprochen. Doch einige Jahre hindurch kamen nur Wenige, welche auf dieſem großen Kirchhofe wohnen wollten.

Die tapfre Beſatzung (3000 Mann ſtark) war mitten durch die Feinde nach Sluis gezogen. Den Heldenmuth ehrend hatte ſie Prinz Moritz dort entblößten Hauptes empfangen und ihr für die Dienſte gedankt, welche ſie dem Vaterlande geleiſtet. Es war ein ergreifendes Schauſpiel.

So hatte denn nun Spinola ſein Wort gelöſt und ſeinen Namen unvergeßlich gemacht. Das Jahr 1604 ſah nach dem Fall Oſtendes keine kriegeriſche Thätigkeit mehr. Dagegen war bereits vor der Kataſtrophe (nämlich zu London am 28. Auguſt) der Friede zwiſchen

Jakob I., König von Großbrittanien, der Krone Spanien und den Erzherzogen abgeſchloſſen worden. Die niederländiſchen Angelegenheiten waren darin folgenderweiſe betheiligt, daß keine von den drei Mächten die Feinde oder Rebellen der anderen unterſtützen, daß ſie wechſelſeits mit ſolchen kein Bündniß ſchließen, noch derartige bereits geſchloſſene Bündniſſe, durch welche der eine oder andre Theil beeinträchtigt würde, ferner beſtehen laſſen ſolle. Ferner ſollten die engliſchen Beſatzungen in den von der Republik verpfändeten Städten der Letzteren keinen Beiſtand leiſten. Jakob I. wollte der Republik eine Friſt ſetzen, binnen welcher ſie ihre Verſöhnung mit Albrecht und Iſabellen bewerkſtelligen könne; nach Ablauf dieſer Friſt halte er ſich aller früher eingegangenen Verpflichtungen ledig und werde auch über die Pfandſtädte nach Recht und Billigkeit verfügen. —

Somit hatte denn die Republik jetzt einen Bundesgenoſſen verloren. Aber ſie fühlte die in ihrer Selbſtſtändigkeit liegende Kraft allzugut, als daß ſie darüber hätte in Beſorgniß gerathen können. Dies hatte ſie bereits kundgegeben, als ſie die an ſie ergangene Einladung: jenem Frieden beizutreten, ablehnte. Sie fühlte die Kraft in ſich, einen ſolchen Frieden zu erringen, welcher ihre Unabhängigkeit garantirte. Und nicht eher, unter keiner anderen Bedingung wollte ſie zum Frieden überhaupt die Hand bieten, nicht eher das Schwert niederlegen!

Zweites Kapitel.

Spinola hegte nach der Einnahme Oſtende's die kühnſten Pläne zur unausbleiblichen Unterwerfung der Republik. Doch bevor er an die Ausführung dieſer Pläne denken konnte, legte er dieſelben dem König von Spanien vor, zu welchem Ende er ſich noch im Jahre 1604 nach Madrid begab. Philipp III. empfing den ritterlichen Helden des ſpaniſchen Intereſſes und des Katholizismus mit der höchſten Auszeichnung, ertheilte ihm den Orden des goldenen Vließes, ſowie den Rang eines Grande von Spanien, und billigte vollkommen den vorgelegten Entwurf des neuen Feldzuges. Als Oberfeldherr der ſpaniſch-erzherzoglichen Heere in den Niederlanden, mit Geld und Wechſeln reichlich verſehen, kehrte Spinola, nach einem kurzen Aufenthalt am ſpaniſchen Hofe, wieder auf den Schauplatz ſeiner Thätigkeit.

Sein Plan beſtand darin: zwei große Armeen aufzuſtellen, von denen die eine das Gebiet der Erzherzoge mit allem Nachdruck gegen die Angriffe Moritzens zu beſchützen im Stande ſei, während die andere über die Ströme in den Kern der Republik eindringen und die nordöſtlichen Landſchaften und Städte wieder erobern ſollte, welche ſeit den Zeiten Parma's mit jener vereinigt waren. Zu dieſem Ende verſtärkte Spinola die ihm untergebene Heeresmacht durch friſche Werbungen in Italien, Luxemburg, England, Schottland und Irland. Aber auch die Republik hatte ihre Truppen bedeutend verſtärkt, und auf den Rath Heinrichs IV. von Frankreich beſchloſſen die Generalſtaaten, nicht abzuwarten, bis die feindliche Armee vollzählig ſei, ſondern einen raſchen Angriff gegen das feindliche Gebiet zu unternehmen. Antwerpen wurde dazu auserſehen und Moritz erhielt Befehl, die Expedition zu übernehmen. Doch Spinola bekam noch frühzeitig genug davon Nachricht, um ungeſäumt alle Anſtalten zur Vereitlung dieſes Unternehmens treffen zu können. Er verſtärkte die Beſatzung Antwerpens und ſchlug die Vorhut des republikaniſchen Heeres unter dem Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau. Moritz mußte ſich zurückziehen und beantragte nun bei den Generalſtaaten: am Rhein die Defenſive zu behaupten. Die Generalſtaaten waren einer entgegengeſetzten Meinung; ſie geboten Moritz die Beſchützung der in Flandern eroberten Landſtriche und, wenn möglich, auch einen Angriff auf Sas von Gent.

Bald bewährte es ſich, daß Moritzens militäriſcher Scharfblik ganz richtig geſehen. Durch meiſterhafte Heeresbewegungen verhinderte Spinola das republikaniſche Heer in Flandern an jeder entſcheidenden Unternehmung, und als er ſeine Armee endlich vollzählig hatte, ließ er den Grafen Boucquoy mit einer Truppenabtheilung nach dem Rhein zu marſchiren, während er mit anderen Breda, Bergen-op-Zoom und Grave bedrohte, um vom Rhein die Aufmerkſamkeit des Feindes abzuziehen und deſſen Kräfte zu zerſplittern. Raſch ſandte nun Moritz ein Korps unter ſeinem Bruder Heinrich Friedrich nnd dem Grafen Ernſt Kaſimir nach Rheinberg. Aber ebenſo raſch folgte Spinola ſelbſt mit ſeiner Hauptmacht dem Grafen Bouqnoy an den Rhein, (nachdem er den Grafen Friedrich van den Berge mit einem ſtarken

Korps in Flandern zurückgelaſſen hatte) und bald vereinigte er ſich (bei Ruhrort) mit Boucquoy. Er beſchloß, Rheinberg für jetzt nicht anzugreifen, ließ Boucquoy mit 6000 Mann bei Kaiſerswerth und zog mit 11,000 Mann in Eilmärſchen durch das Herzogthum Kleve und durch Weſtphalen nach Over-Iſſel. Dort eroberte er (am 7. Auguſt 1605) Oldenzeel, und nach einer neuntägigen Belagerung (am 18. deſſelben Monats) Lingen.

Spinola's Kühnheit und Glück zwangen nun den Prinzen Moritz, ſeine Stellung in Flandern zu verlaſſen. Er übergab dem Herrn van der Noot die Behauptung der dortigen Eroberungen, und zog in Eilmärſchen nach Deventer, wo er ſeine Truppen verſtärkte. Es war ein Glück für die Republik, daß Spinola die Vortheile im Gefolge ſeines Sieges nicht raſch benützte, ſondern ſich in Lingen mit Ausbeſſerung der Feſtungswerke aufhielt. Dadurch gewann Moritz Zeit, die nächſten feſten Plätze raſch zu verſtärken. Hätte Spinola den paniſchen Schrecken, welchen die Eroberung Lingens im ganzen Lande hervorbrachte, ſchnell genug benützt, ſo würde er, wie man glaubt, mit leichter Mühe, Koeverden, die Bourtange, ſelbſt Gröningen haben überwältigen können. Er zog hierauf in der Mitte September von Lingen an den Rhein zurück, nahm ſeine Stellung bei Ruhrort und ſandte den Grafen Boucquoy zur Eroberung des Schloſſes Wachtendonk ab, welches ſich ihm am 28. Oktober ergab. Bald darauf nahm Boucquoy auch das Schloß Krakou ein.

Moritz hatte indeſſen, ſowie ſein Gegner wieder an den Rhein gezogen war, gleichfalls ſeine bisherige Stellung bei Koeverden verlaſſen und war Jenem gefolgt. Er hielt mit ſeinem Heere bei Weſel und, da er glaubte, daß das feindliche durch die Entfernung der Mannſchaft unter Boucquoy geſchwächt ſei, ſo beſchloß er daſſelbe anzugreifen. Die feindliche Reiterei lag nebſt einigen Abtheilungen des Fußvolks bei Mühlheim an der Ruhr, in ziemlich weiter Entfernung von der Hauptmacht. Deßhalb wollte denn Moritz jenen Theil zuerſt angreifen, überwältigen und dann auf die Hauptmacht losrücken. Zum Glück für Spinola zögerte die Reiterei der Republik mit dem Angriff, weil ſie noch das Fußvolk abwarten wollte; indeſſen erfuhr Spinola den Plan, zog raſch ſeine Truppen zuſammen und ſtellte ſie in Schlachtordnung. Als Heinrich Friedrich mit ſeiner Reiterei nach Mühlheim hineinſprengte und ſtatt der Freunde, welche er erwartete, die Feinde in Schlachtordnung fand, ergriff ein paniſcher Schrecken die Niederländer, und ſie flohen, bis auf eine kleine Zahl tüchtiger Kriegsleute, welche bei Heinrich Friedrich ausharrten. Dieſer zog mit ihnen dem Oberſten Bax zu Hülfe, der inzwiſchen mit den Feinden zuſammengetroffen war und ſich nach tapferem Kampf eben bereits zurückziehen wollte. Nun begann der Kampf aufs Neue und ſchon ſchien ſich das Glück für die Niederländer zu entſcheiden, als auch die ſpaniſchen Truppen unerwartet Sukkurs erhielten. Da brach zum zweitenmal Schrecken den Muth der Niederländer. Sie flohen; doch abermals hielt Heinrich Friedrich ritterlich fortkämpfend feſten Stand gegen die Ueberzahl. Schon faßte ihn ein ſpaniſcher Hauptmann an der Feldbinde, um ihn gefangen zu nehmen. Da zielte der Oberſt Bax auf den Feind, ſchoß ihn nieder und befreite ſo den jungen Helden. Während alles Dies vorging, befand ſich Moritz (nach dem Angriffsplan) auf dem entgegengeſetzten Ufer der Ruhr. Als er jetzt ſah, daß der Plan in Folge der erſten Verzögerung mißlungen war, ſuchte er wenigſtens die jenſeits der Ruhr befindlichen Truppen zu retten und ließ deßhalb einige Regimenter Fußvolks über den Fluß ſetzen, welche ſogleich mit eingelegten Lanzen gegen die feindlichen Reiter heranrückten und ſie zurückdrängten. Im dieſem Augenblick bediente ſich Spinola einer Kriegsliſt, um den Muth ſeiner Gegner zum dritten Mal zu betäuben. Plötzlich hörten nämlich die Niederländer von verſchiedenen Seiten her Trommelwirbel und wähnten nun, daß Spinola's ganze Heeresmacht heranzöge; da wichen ſie aufs Neue und Moritz ſah ſich nun genöthigt, ſeine frühere Stellung wieder einzunehmen. Dies hitzige Gefecht bei Mühlheim an der Ruhr fand am 9. Oktober ſtatt. Noch in demſelben Monat unternahm Moritz einen Anſchlag, um ſich der Stadt Gelder zu bemächtigen, doch gleichfalls ohne Erfolg. Andrerſeits mißlang dagegen auch ein Ueberfall der Spanier unter du Terrail auf Bergen-op-Zoom (in der Nacht vom 21. auf den 22. November). Der Feldzug vom Jahre 1605 war nun geſchloſſen. Spinola hatte in demſelben manchen Vortheil gewonnen, die Republik Verluſte erlitten. Beide Gegner, Spinola und Moritz, ließen ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Zur See gewann die Republik im Juni deſſelben Jahres einen Sieg, welchen ſie jedoch durch Barbarei ſchändete. Seit dem Frieden Spaniens mit England hatte eine ſpaniſche Flotte vor der Seemacht Englands nichts mehr zu befürchten, und ſo hatte man denn in Spanien Spinola's Rath befolgt, die Hülfstruppen für Flandern fortan auch zur See durch den Kanal zu ſchicken, welcher Weg bei weitem kürzer und weniger koſtſpielig war, als der bisherige durch Italien. So wurden denn 1200 ſpaniſche Veteranen unter dem Oberſt Don Pedro de Sarmiento eingeſchifft, um nach Flandern gebracht zu werden. Die Generalſtaaten erfuhren Dies und beſchloſſen, ihrem Erbfeinde den Seeweg durch ein abſchrekkendes Beiſpiel für immer zu verleiden. Sie ſchickten deßhalb den Lieutenant-Admiral von Seeland Hautain mit einer Flotte in den Kanal, wo er die feindlichen Schiffe auffangen und die gefangene Bemannung, auf ausdrücklichen Befehl, ohne Gnade ertränken laſſen ſollte. Hautain ließ einen Theil ſeiner Flotte längs der flamändiſchen Küſte, den Reſt längs der engliſchen kreuzen und traf den Feind auf der Höhe von Dover. Als er denſelben erkannte, griff er raſch an und es gelang ihm nach einem tapfren Kampfe der Spanier, die Hälfte der Schiffe zu erobern oder in den Grund zu bohren. Einige Schiffe flüchteten ſich gegen die engliſche Küſte zu und wurden von den Seeländern bis in die Schußweite des Schloſſes zu Dover verfolgt, deſſen Beſatzung auf die Seeländer feuerte, ein deutlicher Beweis, wie der Friede Englands mit Spanien bereits wirkte! Diejenigen von den ſpaniſchen Veteranen, welche glücklich die engliſchen Küſten erreichten, blieben dort bis zum Dezember und erlagen zum Theil dem rauhen Klima, zum Theil wurden ſie heimlich nach Flandern übergeſchifft. An Zweihundert von ihnen aber, welche in die Gefangenſchaft der Seeländer gefallen waren, wurde der barbariſche Befehl der Generalſtaaten nur allzupünktlich befolgt. Die Seeländer banden ſie, je zu zwei, Rücken an Rücken, zuſammen, und warfen kaltblütig die Wehrloſen in die See!

Als Spinola von ſeinem Feldzuge nach Brüſſel zurückgekehrt war, verabredete er dort mit dem Erzherzog den Kriegsplan für das nächſte Jahr, welcher wieder auf der Abſicht gründete: in den Kern der Republik einzudringen; zwei Heere ſollten — das eine über die Iſſel, das andere über die Waal — ſetzen. So wollte er zuerſt nach Friesland und zu gleicher Zeit über Utrecht nach Holland verrücken. Die Republik beſchränkte ſich diesmal blos auf die

Defenſive, zum Theil aus Sparſamkeit, zum Theil aus Vorſicht.

Spinola begab ſich nun, nachdem er mit dem Erzherzog zu Brüſſel den Plan des Feldzuges für 1606 beſprochen hatte, im Januar dieſes Jahres wieder perſönlich an den ſpaniſchen Hof, um den Plan auch dort zur Genehmigung vorzulegen und zugleich die zur Ausführung nöthige finanzielle Unterſtützung auszuwirken. Gnädig und ehrenvoll empfing der König den kühnen und glücklichen Feldherrn. Aber eben deſſen Kühnheit und Glück hatten auch den Neid wider ihn erweckt. Philipp III. ſtand ſtets noch unter dem ausſchließlichen Einfluſſe des Herzogs von Lerma, welcher Letztere in dem feinen, liebenswürdigen, durch ſeine Tüchtigkeit, ſeine Aufopferung und ſeinen friſchen Ruhm imponirenden Italiener wohl ſchon einen künftigen Nebenbuhler erblicken mochte; denn wie weit war es wohl noch von der Theilnahme an der königlichen Gunſt bis zur völligen (vielleicht ausſchließlichen) Erwerbung derſelben? Uebrigens war die Freundlichkeit, mit welcher ſich Spinola von Philipp III. empfangen ſah, auch Alles, was er damals von dieſem Monarchen zu erwarten hatte. Das Wichtigſte, was Spinola (außer der Genehmigung ſeines Planes) vom ſpaniſchen Hofe zu erlangen wünſchte, — Geld nämlich, konnte er durchaus nicht erhalten. Die Kaſſen waren leer, (Lerma hatte dazu durch ſeinen üblen Staatshaushalt das Meiſte beigetragen,) und, was noch ſchlimmer war, die Krone hatte ihren ganzen Kredit verloren (zum Theil eine Nachwirkung der früheren verderblichen Finanzſpekulationen). Kurz: Philipp III. konnte mit dem beſten Willen nichts zur Unterſtützung Spinola's thu'n, und Dieſer ſah ſich denn genöthigt, ſeine eigenen Mittel aufzuwenden, ſeinen eigenen Kredit zu opfern. Er that es auch. Aber, genöthigt durch die langwierigen Unterhandlungen in Spanien, wobei man ihn mit Verſprechungen hingehalten hatte, ſowie durch ein Zuſammentreffen mehrer andrer ungünſtiger Umſtände, welche den Rüſtungen nach ſeiner Wiederkehr in Belgien (im Juni 1606) entgegenſtanden, konnte Spinola erſt ziemlich ſpät ſeine Armee vollſtändig ins Feld ſtellen. Sie belief ſich auf 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Reiterei; Boucquoys Korps war 10,000 Mann zu Fuß und 1800 zu Roß ſtark.

Bevor der eigentliche Feldzug begann, waren einige kleine Unternehmungen vorgefallen. Du Terrail hatte am Faſtnachtsdienſtag (1606) Breevoort durch Ueberfall gewonnen, während ſich die Bewohner ſorglos dem luſtigen Treiben des Karnevals hingaben; doch ſchon am 22. März gewann es der junge Heinrich Friedrich wieder. Im Juni hatte eben jener verwegene Partheigänger auch einen Anſchlag zur Eroberung von Sluis unternommen und faſt wäre es ihm geglückt, dieſe Stadt durch nächtliche Ueberraſchung, während Alles im Schlafe lag, zu gewinnen, hätten nicht die Geiſtesgegenwart und Tapferkeit der erwachten Beſatzung unter dem erprobten Kommandanten van der Noot die Feinde wieder zurückgetrieben. — Die Truppen der Republik unternahmen einige unbedeutende Streifzüge.

Während Spinola rüſtete, hatte auch Moritz nicht gefeiert. Dieſer umſichtige und thätige Feldherr der Republik hatte insbeſondere die Sicherung der Ströme beſorgt. Am 4. Juli zog er ſeine ſämmtlichen Truppenabtheilungen bei Arnheim zuſammen, rückte dann nach Doesburg und Deventer und verſtärkte die Beſatzungen in dieſen beiden Städten, ſowie in Zütphen. Hierauf ließ er ein Korps unter dem Oberſten du Bois ausrücken, welches die feſten Plätze zwiſchen Gorkum und der Schenkenſchanze wider Boucquoy zu verſichern beſtimmt war. — Spinola dagegen hatte ſeine geſammte Heeresmacht am Rhein zuſammengezogen, von wo er am 10. Juli nach der Lippe marſchirte. So ſollte nämlich ſein Plan ausgeführt werden, daß er ſelbſt nach Friesland oder über die Iſſel durch die Veluwe nach Utrecht verrücke, Boucquoy durch die Betuwe; an den Grenzen von Holland ſollten dann Beide einander finden, und vereinigt in das Centrum der Republik einbrechen. Spinolas Offenſiv-Plan war trefflich ausgeſonnen; nur hatte der kluge Feldherr einen Feind nicht vorausſehen können, den anhaltenden Regen, durch welchen alle Ströme ſo hoch anſchwollen, daß der Durchgang durch die Iſſel, um in die Veluwe zu dringen, unmöglich gemacht wurde, durch welchen ferner die Wege überhaupt zum Marſch untauglich wurden und das ganze Terrain für die Geſundheit der Truppen verderblich ward. In Folge dieſer unüberwindlichen Hinderniſſe mußte der ganze Kriegsplan Spinolas eine theilweiſe Wendung zu Gunſten der Republik erleiden.

Ohne ſich durch irgend eine Schwierigkeit abſchrecken zu laſſen, drang Spinola bis Lochem in der Grafſchaft Zütphen vor, und eroberte jene kleine Stadt, deren Beſitz ihm nur durch ihre Lage von Wichtigkeit war, nach einem raſchen Angriff am 23. Juli. Boucquoy hatte indeſſen von Mook aus, wo er ſeine Stellung genommen, ſowohl Nymwegen als Grave bedroht und eine Abtheilung von 4500 Mann unter Pompeo Giuſtiniani an die Waal geſchickt, um einen Einfall in die Betuwe zu unternehmen, welchen jedoch der niederländiſche Oberſt dü Bois glücklich abzuhalten wußte.

Dem beharrlich ausdauernden Spinola mißlang hierauf gleichfalls ein vortrefflich vorbereiteter Verſuch, über die Iſſel zu ſetzen und Zwolle wegzunehmen. Nun zog er ſich von der Iſſel zurück und beſchloß, die Stadt Grol zu belagern, während Boucquoy einen Angriff auf Nymwegen thun ſollte. Am 3. Auguſt begann Spinola die Belagerung Grols und ſchon am 14. deſſelben Monats hatte ſich ihm dieſe Stadt übergeben. Hiermit aber waren auch ſeine Unternehmungen in jenen Gegenden geſchloſſen. Durch die fortdauernde Ungunſt der Witterung gezwungen, gab er den Gedanken auf, über die Waal und Iſſel in die Republik vorzudringen, und beſchloß, ſich nunmehr nach Rheinberg zu wenden, wohin er auch den Grafen Boucquoy berief. Zuerſt kam Dieſer, bald nach ihm Spinola ſelbſt vor Rheinberg an, welches jedoch, noch bevor die Feinde es von allen Seiten hatten umſchließen können, durch Heinrich Friedrich eine Verſtärkung erhalten hatte.

Moritz ſtand indeſſen mit ſeiner Armee bei Doesburg, wo ſein Bruder Heinrich Friedrich wieder zu ihm ſtieß. Die Beſatzung Rheinbergs ſtand unter dem Kommando des Oberſten Uitenhove und unternahm mehre glückliche Ausfälle ſowohl gegen das Korps Boucquoy's, welches auf der rechten Seite des Rheins, als auf das Spinola's, welches auf der linken lag; die Belagerer erlitten hierbei nicht unbedeutende Verluſte. Moritz, welchem die Generalſtaaten auf ſeine Anfrage unbedingt die Leitung der Operationen überlaſſen hatten, veranlaßte durch ſeine Rüſtungen die Meinung, als wolle er zum Entſatze Rheinbergs herbeieilen. Eigentlich hatte er jedoch beſchloſſen, daß der Feind ſich immer noch vor Rheinberg aufhalten ſolle, denn er befürchtete, daß, wenn er (Moritz) die Iſſel verließe, Spinola ſich dann abermals dorthin wenden und den Uebergang über die Ströme (den Hauptzweck) verſuchen würde, eine Berechnung, welche den Ruhm ſeiner militäriſchen Einſicht eben ſo gut rechtfertigte, wie ein glänzender Sieg. Inzwiſchen ſetzte jedoch Spinola die Belagerung Rheinbergs mit erhöhter Anſtrengung fort, und drang mit ſeinen Arbeiten bis an den Graben vor, während zu gleicher Zeit in der Stadt ſchon das Pulver zu mangeln anfing. Da nun der Kommandant in dieſer äußerſten Lage auf keinen Entſatz rechnen konnte, ſo entſchloß er ſich zu kapituliren und übergab dem Eroberer Oſtende's Rheinberg am 2. Oktober 1606 auf ehrenvolle Bedingungen. Die Generalſtaaten waren über dieſen Verluſt einer ſo wichtigen Feſtung im höchſten Grade beſtürzt.

Doch die Eroberung Rheinbergs bezeichnete den Wendepunkt von Spinola's Waffenruhm in jenem Kriege gegen die Republik. Die Kraft zu allen Unternehmungen war ihm gelähmt. Der Grund davon war, wie ſo oft in dem langjährigen Kriege Spaniens gegen die Niederlande, eine Meuterei der Soldaten, die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Letzteren — wieder ein drückender Geldmangel. Spinola hatte die Summen, welche er aus Spanien mitgebracht, zur Beſtreitung des Feldzuges ausgegeben, und wartete vergeblich auf weitere, ſo wie Philipp III. ſeinerſeits noch immer auf die Silberflotte aus Amerika. Einige Kaufleute, bei denen Spinola betheiligt war, hatten fallirt. Kurz: er konnte ſeine Truppen nicht mehr bezahlen, und als er nun nach Rheinbergs Eroberung auch keine neue Expedition im Laufe des Jahres mehr unternehmen mochte, brach die Empörung der Soldaten los, von denen Viele zu Moritz übertraten, Andere aber wieder ſich zu einer Militärrepublik unter einem Eletto vereinigten. Spinola wandte im Anfang Strenge an, welche jedoch nichts fruchtete. Als die Zahl der Meuter wuchs, ſuchte er ſie durch Milde und Verſprechungen zum Gehorſam zurückzubringen, wodurch er jedoch eben ſo wenig ausrichtete. Eine große Menge derſelben zog nach Breda, und bat Juſtin von Naſſau um Beiſtand, der ihnen auch Lebensmittel zukommen ließ und ſie im Fall eines Angriffes zu ſchützen verſprach. Spinola ſah nun ein, daß ihm unter ſolchen Umſtänden nichts zu handeln übrig blieb. So verlegte er denn ſeine treueſten Regimenter in die nächſten Städte, und den Reſt in das Erzſtift Köln.

Dieſe unerwartete Schwächung des gefürchteten ſiegreichen Gegners erhob den Muth der Generalſtaaten auf's Neue, und zwar um ſo mehr, da ihre Heeresmacht ſich zu gleicher Zeit bedeutend verſtärkte. Sie beſchloſſen daher, raſch wieder die Offenſive zu ergreifen und ertheilten dem Prinzen Moritz für die Leitung des Krieges die ausgedehnteſte Machtvollkommenheit. Moritz ließ hierauf durch den Grafen Ernſt Kaſimir von Naſſau Lochem wieder belagern, welches ſich zu Ende Oktobers ergab. Er ſelbſt rückte vor Grol und umſchloß es. Doch theils die für eine Belagerung ungünſtige Witterung, theils Seuchen im niederlandiſchen Heere, ſo wie endlich die Nachricht, daß Spinola ſeine Truppen zuſammenziehe, um Grol zu entſetzen, verhinderten den Erfolg, ungeachtet alles Eifers von Seiten Moritzens. Spinola hatte es übrigens dahin gebracht, daß ihm ungefähr 8200 Mann gen Grol folgten, und mit dieſer geringen Macht beſchloß er die bei weitem ſtärkere ſeines Gegners anzugreifen. Und in der That, — wer hätte dies für möglich gehalten? — zog Spinola mit ſeinen Treuen auf moraſtigen Wegen plötzlich in voller Schlachtordnung gegen Moritz heran. Vergeblich erwartete man von Dieſem, daß er ſich zur Schlacht entſchließen würde. Moritz bedachte (wie er ſagte) den mißlichen Zuſtand ſeines durch Krankheiten geſchwächten Heeres und hob die Belagerung von Grol auf. Beide Gegner ließen nun ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Inzwiſchen hatte die Republik in demſelben Jahre auch wieder zur See Feindſeligkeiten gegen Spanien unternommen und den Herrn von Hautain mit einer Flotte von 24 Segeln ausgeſendet, um die weſtindiſche Flotte aufzufangen und die portugieſiſche, welche, nach Oſtindien beſtimmt, ſegelfertig lag, am Auslaufen zu verhindern. Das Letztere gelang, das Erſtere jedoch nicht, wenigſtens nicht vollſtändig, und Hautain ſah ſich im Sommer durch Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr genöthigt, da die Proviantſchiffe aus Holland für ihn durch Gegenwinde aufgehalten worden waren. Im September deſſelben Jahres ging er jedoch abermals unter Segel, um die weſt- und oſtindiſche Flotte zu nehmen. Auch diesmal hatte er wieder 24 Schiffe, doch ſechs davon wurden zerſtreut und die übrigen ergriffen in der Nähe des Kaps St. Vincent vor acht ſpaniſchen Gallionen die Flucht. Der Unteradmiral von Seeland, Reinier Klaaszoon, wurde auf ſeinem Schiffe von den ſpaniſchen Gallionen ſcharf gefaßt, und leiſtete den Feinden zwei Tage lang, tapfer kämpfend, den furchtbarſten Widerſtand, bis endlich die Meiſten von ſeinen Leuten hingeſtreckt lagen und das Schiff auf allen Seiten zerſchoſſen war. Da ruft Reinier Klaaszoon den Reſt der Seinigen (60 Menſchen im Ganzen) zuſammen, und alle faſſen einmüthig den Entſchluß, dem Feinde nicht einmal das Wrak zu laſſen, ſondern frei und treu für's Vaterland zu ſterben. Fromm knieen ſie hin und rufen gen Himmel: „Herr vergib uns, was wir jetzt thun!“ Dann werfen ſie Feuer in ihren Pulvervorrath und das Schiff fliegt mit der Mannſchaft in die Luft.

Noch im Laufe des Winters, ſo wie im Frühling des neuen Jahres 1607 wurden die Feindſeligkeiten von beiden Seiten erneuert; doch keine von allen Unternehmungen war von belangreichem Erfolg. So hatte die Reiterei Grobbendonks eine Schanze auf dem Bommeler Waard geſchleift; ſo war Heinrich Friedrich auszogen, um das Kriegsvolk Spinola's im Limburgiſchen zu überfallen, und eroberte bei dieſer Gelegenheit durch Ueberfall Erkelens, wo er den Grafen Heinrich van den Berge gefangen nahm. Deſſen Bruder Graf Friedrich unternahm einen vergeblichen Anſchlag auf Aardenburg. Schon mochte man, nach ſolchen kleineren kriegeriſchen Unternehmungen nichts Gewiſſeres als die Eröffnung eines neuen Feldzugs erwarten, als ſich plötzlich endlich wirklich eine Ausſicht des Friedens aufthat.

Faſſen wir, bevor wir die Verhandlungen über dieſen Gegenſtand darſtellen, die Stellung der dabei betheiligten Mächte und die Anſichten der Hauptperſonen in's Auge.

Spaniens Zuſtand, beſonders in finanzieller Beziehung, haben wir bereits erwähnt. Es war eine Lebensfrage für Spanien, einen Krieg zu beendigen, welcher es ruinirt hatte, und bei deſſen Fortſetzung auch der Untergang des eigentlich ſpaniſchen Handels in Amerika auf dem Spiele ſtand, ſo wie die Republik bereits den portugieſiſchen in Oſtindien auf das Empfindlichſte beeinträchtigt hatte.

Wir müſſen hier in gedrängter Kürze Einiges nachholen. Bereits ſeit dem Jahre 1595 hatten verſchiedene unternehmende Kaufleute Hollands auf eigene Rechnung Expeditionen nach Oſtindien unternommen, zum Theil mit unſäglichen Beſchwerden und Gefahren, welche Letztere jedoch eben ſo wenig wie bedeutende Verluſte den kühn in die Ferne ſtrebenden und mit der ehrenhafteſten Beharrlichkeit ausgerüſteten Nationalgeiſt der Holländer von neuen Verſuchen abzuſchrecken vermochte. Es bildeten ſich Handelsgeſellſchaften (die erſte war die „für die Ferne“, — „Maatschappy van Verre“); und allmählig gelang es den Holländern, mit den Eingebornen in Oſtindien (zuerſt mit den Bewohnern von Amboina und Banda) Handelsbündniſſe abzuſchließen, wodurch ihnen Letztere den ausſchließlichen Handel mit Landeserzeugniſſen (ſo z. B. die von Amboina jenen mit Gewürznelken) verſprachen. Gleichwie nun gerade der Krieg gegen Spanien, (aus dem mannhaften Widerſtand gegen unerträgliche Zwingherrſchaft entſtanden,) weſentlich beigetragen hatte, daß die Republik ihre Seemacht vergrößerte, und daß ihr Handel jenen neuen Weg zu unermeßlichem Gewinn — der ſpaniſchen Politik, den ſpaniſchen Verboten zum Trotz — verſuchte und behauptete; — ſo ſehen wir, wie der Odem der Freiheit, welcher den Schiffen der Republik die Segel ſchwellt, auch dort in Oſtindien, wo die neuen Flaggen wehen, die Herzen mächtig erfaßt, wie ſich die Eingeborenen freundlich den kühnen Männern nähern, die das Joch abgeſchüttelt haben, und vertrauensvoll von ihnen Hülfe erwarten gegen die Bedrückung durch portugieſiſche Gewalt. Dieſes Zutrauen war es, wodurch der unermüdliche Spekulationsgeiſt der Holländer in Oſtindien eine Stütze, wodurch die Handelsverbindungen derſelben in jenen Gegenden raſch eine ungemeine Ausdehnung erhielten. Um nun der ſpaniſch-portugieſiſchen Macht noch zuverläſſiger begegnen zu können, verband man im Jahre 1602 (auf den Rath Oldenbarneveldts) ſämmtliche Handelsgeſellſchaften für Oſtindien zu einer einzigen „vereinigten oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft" mit dem für 21 Jahre gültigen, ausſchließlichen Privilegium zu Schifffahrt und Handel oſtwärts vom Kap der guten Hoffnung durch die maghellaniſche Straße. Dieſe große „oſtindiſche Geſellſchaft", welcher jedes Mitglied der Republik beitreten durfte, beſaß einen Kapitalfond von 6,600,000 Gulden und ſo ausgedehnte Rechte, daß ſie ſich gar bald zu einem Filialſtaate der Republik entwickeln konnte. Sie durfte nämlich mit den Völkern im Oſten Bündniſſe abſchließen, (d. h. im Namen der Regierung), ſie durfte Kriege führen, Truppen halten, Feſtungen anlegen, Statthalter und Beamte einſetzen, alles dies jedoch, wie natürlich, unter der Oberhoheit der Republik, weßhalb denn auch die Truppen der oſtindiſchen Kompagnie den Generalſtaaten den Eid der Treue ſchwören und die Letzteren ſtets von dem Stand der Dinge in Oſtindien genau unterrichtet werden mußten. Zur Verwaltung der Geſchäfte der Kompagnie beſtanden in der Republik ſieben Kammern. Amſterdam, als die bedeutendſte Handelsſtadt der Republik, war hierbei mit der Hälfte betheiligt; die andere Hälfte ſo unterſchieden, daß auf Seeland ein Viertel kam, auf die Maaskammer (d. i. Delft und Rotterdam zuſammen) ein Achtel, auf die Städte Nordhollands gleichfalls ein Achtel. Weiterhin war die Verwaltung ſo organiſirt, daß es 60 Vorſteher gab, aus welchen man 17 Direktoren erwählte. Dieſe Letzteren bildeten denn eine beſondere Kammer, das „regierende Kollegium von Indien“.

Wenn man nun die Bedeutung erwägt, welche die Republik in Oſtindien erlangt hatte, wenn man ferner bedenkt, wie Portugal, welches in Folge ſeiner Einverleibung mit Spanien (unter Philipp II.) als ein integrirender Theil dieſer Monarchie für alle jene Mißgriffe ſolidariſch haften mußte, welche von der ſpaniſchen Regierung begangen wurden, — ſo begreift man leicht, daß Portugal, trotz ſeiner Unterdrückung, nicht länger jenen Kriegszuſtand ertragen mochte, in deſſen Folge es alle Beſitzungen verlor, welche ſeine gefeierten Nationalhelden einſt errungen hatten. Aber auch Spanien ſelbſt hatte, bei einer

Fortdauer des feindſeligen Verhältniſſes zu der mächtig gewordenen Republik, den Verluſt ſeiner weſtindiſchen Beſitzungen zu beſorgen. Die Seemacht der Republik hatte Spanien durch die Expedition gegen Gibraltar unter dem Helden Jakob Heemskerk kennen zu lernen (im April 1607), wobei die Flotte der Republik einen glänzenden Sieg, Heemskerk durch den Heldentod unſterblichen Ruhm gewann. Die Abſichten der Republik gegen die weſtindiſchen Beſitzungen Spaniens zeigten ſich noch in demſelben Jahre. Mehre Kaufleute wollten nämlich eine „weſtindiſche Kompagnie“ in der Art wie die oſtindiſche gründen, welches Vorhaben jedoch nicht zu Stande kam. Jedenfalls mußte demnach Spanien, da es die Gewalt nicht beſaß, um die überſeeiſche Macht der Republik zu vernichten, Alles daran liegen, durch einen Frieden mit derſelben ſeine Beſitzungen außerhalb Europa's ſicher zu ſtellen, ſeinen Handel zu erhalten. Als perſönliche Motive kamen hierzu noch der unkriegeriſche Charakter Philipps III. und deſſen Beſorgniß: ohnehin durch die Mißhelligkeiten zwiſchen Venedig und dem römiſchen Stuhle in einen Krieg verwickelt zu werden, da es ihm ſeine Stellung zu Rom ebenſo wie ſeine innige religiöſe Ueberzeugung gebot, ſich an den heiligen Vater anzuſchließen. Endlich waren nun auch, wie wir bereits erwähnten und durch das Faktum der letzten Meuterei erwieſen ſahen, Spinola's Mittel und Kredit allzu erſchöpft, als daß dieſer Feldherr, ſo uneigennützig und hingebend er auch war, bloß ausſchließlich auf eigene Koſten den Krieg gegen die Republik hätte fortſetzen können.

Was nun die ſpaniſchen Niederlande betraf, ſo waren ſowohl das Volk als die Fürſten gleichfalls zum Frieden geneigt; das Volk, abgeſehen von ſeinem langjährigen Leiden, jetzt noch insbeſondere deßhalb, weil ſich die

Truppen aus den Mitteln des Landes gewaltſam für ihre Soldrückſtände ſchadlos hielten, — die Fürſten theils aus Politik (denn kinderlos, wie ſie waren, mußten ſie ja nach ihrem Tode die Niederlande doch wieder für Spanien hinterlaſſen und wünſchten deßhalb wenigſtens für ihre Lebensdauer Ruhe,) theils auch aus Herzensneigung, wenn ſie die unſäglichen Leiden ihrer Unterthanen betrachteten, welche ſie (beſonders Iſabella) wahrhaft liebten, ſo wie ſie auch von ihnen geſchätzt und geliebt wurden.

Betrachten wir dagegen die Republik, und zwar zuerſt den Zuſtand derſelben überhaupt, dann die hervorragendſten Perſönlichkeiten. Wir haben früher die Seemacht und den freien Handel nach Oſtindien ins Auge gefaßt. Ungeheuer hatte ſich der Wohlſtand der Republik dadurch gehoben. Dagegen muß man jedoch einestheils auch die bedeutenden Verluſte für die Republik in Anſchlag bringen, welche die Dünkirchener Kaper hervorbrachten, anderstheils die Kriegskoſten ſelbſt, welche von den Vortheilen, die der Handel abwarf, wieder ſoviel verſchlangen, daß man die bedeutendſten Steuern erheben mußte; ein Beweis für das Ganze iſt, daß bloß die Provinz Holland in den letzten neun Jahren einen Rückſtand von 26 Millionen hatte. In Bezug auf ihre Bundesgenoſſen war die Republik auch wieder gewiſſermaßen bloßgeſtellt. Auf England konnte ſie, ſeit Jakob I. den Thron von Großbrittannien beſtiegen hatte, nicht mehr rechnen; und, was Frankreich betraf, ſo iſt es nicht zu bezweifeln, daß Heinrich IV., ſo eifrig er ſich auch immerhin der Republik angenommen hatte, doch für die Dauer wohl müde werden mochte, ihr ſtets Opfer zu bringen. Konnte man es ihm auch wohl zumuthen, durch eine Unterſtützung der Republik ſich einen Krieg mit Spanien aufzuladen, da er ganz allein ſtand?

Was nun die hervorragendſten Perſönlichkeiten in der Republik betrifft, ſo haben wir vorzüglich Oldenbarneveld und den Prinzen Moritz ins Auge zu faſſen. Der Erſtere war durchaus für den Frieden, nämlich für einen ſo ehrenvollen, wie ihn der einſichtsvolle Staatsmann ſchon früher als unausbleiblich vorausgeſehen hatte. Er kannte genau den Finanzzuſtand der Republik, die Bedürfniſſe ihres Handels. Er wünſchte, — ein Republikaner von höchſter Ehrenhaftigkeit, ein Republikaner im nationalen Sinne Hollands, — die Erhaltung der republikaniſchen Staatsverfaſſung und ihre Befeſtigung durch einen Frieden um ſo mehr, da er die Stellung der Republik zu ihren bisherigen Bundesgenoſſen klaren Blickes durchſchaute. Anders verhielt es ſich mit dem Prinzen Moritz. Es iſt nicht unglaublich, daß deſſen Anſichten über Krieg oder Frieden mit jenen Oldenbarnevelds nicht ganz übereinſtimmte. Wir können uns kaum der Anſicht enthalten, daß bei ihm jenes Motiv wirklich vorhanden war, welches die Abneigung zwiſchen ihm und Oldenbarneveld reifen mußte, wenn er ſich auch damals gegen den Letzteren noch mit jener Pietät benahm, welche er ihm allerdings ſchuldig war. Nicht ſowohl ſein Temperament als vielmehr ſeine ganze bisherige Laufbahn, in welcher er ſeine Popularität durch Kriegsruhm errungen, mochten ihn zur Fortſetzung des Krieges beſtimmen, vielleicht wohl auch das tieferliegende Motiv, ſeine Macht durch die Popularität zu erhöhen. Was aber auch immer in ſeiner Seele vorging, ſo viel iſt gewiß, daß Moritz gleichwohl den Friedensverhandlungen nicht entgegenwirkte, und dies ehrt ihn jedenfalls. Was nun endlich die Nation ſelbſt betrifft, ſo riefen die verſchiedenen Intereſſen, welche ſich in der Republik kreuzten, auch verſchiedene Anſichten hervor. Der Spekulationsgeiſt, der durch den Krieg ſo Vieles gewonnen ſah, mußte deſſen Fortſetzung wünſchen; das Handelsintereſſe Hollands, welches in Folge eines Friedens durch das wahrſcheinlicherweiſe mit dem Frieden verbundene Wiederaufblühen Antwerpens beeinträchtigt wurde, mußte ſich gleichfalls gegen den Frieden auflehnen; die ſtreng reformirte Parthei, mit den Predigern an der Spitze, mußte von einem Frieden eine Tolerirung des Katholizismus beſorgen; die patriotiſche Parthei konnte bei einer Verſöhnung mit Spanien und Belgien einen anfangs leiſen, aber allmählig wachſenden Einfluß fremdartiger Elemente befürchten. Dies Alles zuſammengeſtellt, ſieht man, daß jene Partheien, welche die Fortſetzung des Krieges aus den verſchiedenſten Gründen und Rückſichten wünſchten, jener, welche zum Frieden hinneigte, nicht bloß das Gleichgewicht halten, ſondern auch faſt das Uebergewicht dagegen behaupten konnten.

Zieht man nun aus dem Ueberblick aller dieſer Intereſſen und Motive einen Abſchluß, ſo ergibt ſich, daß die größere und aufrichtigere Hinneigung zum Frieden auf Seiten Spaniens und Albrechts und Iſabellens war, und daß es in der Republik der ganzen Staatsklugheit eines ſo ächten Patrioten, wie Oldenbarneveld, bedurfte, damit man dort den eingetretenen günſtigen Zeitpunkt für die Anerkennung der Republik nicht verſäumte, und das höhere Intereſſe ihrer völkerrechtlichen Stellung nicht den Anforderungen des Augenblickes oder ungewiſſen, wenn gleich noch ſo lockenden, Ausſichten auf die Zukunft opferte.

Die Aufforderung zum Frieden ging von Albrecht und Iſabellen aus. Es ehrt die Herzen dieſes fürſtlichen Paares, daß ſich Beide durch keine Rückſicht auf ihre hohe Stellung zu der Vormeinung verführen ließen, als gezieme es ihnen nicht, dem trotzigen Freiſtaate zuerſt die Hand darzubieten, — daß ihnen der langjährige Wunſch Belgiens, daß ihnen deſſen Wohlfahrt als höchſte, als wichtigſte Rückſicht galt. Beide, Albrecht und Iſabella, handelten im Einverſtändniß mit Spanien, deſſen Anſprüche auf Belgien durch die Kinderloſigkeit der beiden Gatten begründet waren; auch der Kriegsheld Spinola hatte zum Frieden gerathen. Philipp III. und Erzherzog Albrecht bedienten ſich zu dem ſchwierigen und delikaten Geſchäfte zweier Agenten, des Droſts der Landſchaft Keſſel, Wallrave von Wittenhorſt, und des Greffiers von Tournhout, Johann Gevaerts, welche ſich zuerſt mit mehren Deputirten der Generalſtaaten in ein vertrauliches Verſtändniß über die zu treffenden Maßregeln ſetzten und dann durch den Erzherzog ermächtigt wurden, den Generalſtaaten der Republik den Gegenſtand ihres Geſchäftes vorzutragen. Dies geſchah am 13. Januar 1607. Die Antwort der Generalſtaaten beſchränkte ſich auf die Aufſtellung der Bedingung, daß, bevor man ſich in weitere Unterhandlungen einlaſſen könne, vor Allem die vereinigten Provinzen als ein ſelbſtſtändiger, von jeder fremden Macht unabhängiger Freiſtaat anerkannt werden müßten.

Man kann ſich denken, welche Schwierigkeiten dieſe Forderung bei dem Erzherzog fand! Es gehörte, ungeachtet aller Neigung zum Frieden, dennoch von ſeinem Standpunkt aus eine große Selbſtverläugnung dazu, um ein ſolches Zugeſtändniß zu machen. Indeſſen, ſein Rath wußte die Bedenklichkeiten durch die feine Diſtinktion zu entkräften: „man erkenne die

Unabhängigkeit der Staaten bloß de facto, nicht de jure an.“ Albrecht beauftragte nun den Pater Neyen, (einen in Antwerpen geborenen Franziskanermönch, deſſen Vater, ein geborner Seeländer, ein eifriger Anhänger des Prinzen Wilhelm von Oranien geweſen war, einen geiſtreichen, gewandten und beredten Mann,) um den Generalſtaaten der vereinigten Provinzen in eben jenem Sinne, welchen ſie bezeichnet hatten, Unterhandlungen anzubieten. Pater Neyen reiſte denn, mit den nöthigen Papieren verſehen, von Brüſſel nach Ryßwyk, wo er die weiteren Aufträge des Prinzen Moritz und Oldenbarnevelds erwartete, und von wo er ſich — auf deren Einladung — des Nachts im ſtrengſten Inkognito nach dem Haag begab. Moritz empfing ihn höflich und herzlich und erhielt dagegen von Pater Neyen die Verſicherung, daß der Erzherzog es in Bezug auf die von den Staaten geſtellte Bedingung, wie überhaupt in jeder Hinſicht, durchaus aufrichtig meine. Der Greffier der Generalſtaaten, Aertſens, ſtellte ihn hierauf den Letzteren in ihrer Verſammlung öffentlich vor. Man empfing den geiſtreichen Mönch mit Auszeichnung und nahm ſeine Kreditiv entgegen, obwohl man nicht umhin konnte, einiges Mißtrauen in Bezug auf den Satz: „Haereticis non est servanda fides“ zu äußern, welchen jedoch Neyen als Theolog gewandt in einem am Mindeſten anſtößigen Sinne auszulegen verſtand. Hierauf erklärten Albrecht und Iſabella im März von Brüſſel aus ausdrücklich, daß ſie einverſtanden ſeien, mit den Generalſtaaten der vereinigten Provinzen, welche ſie für freie Landſchaften, Provinzen und Staaten hielten, an die ſie (die Erzherzoge) keine Anſprüche zu erheben hätten, zu unterhandeln, ſei es über einen Definitivfrieden oder über einen Waffenſtillſtand, nach Belieben der Staaten, auf den Grund des gegenwärtigen Beſitzſtandes; zu welchem Ende denn für's

Erſte ein Waffenſtillſtand für 8 Monate ſtatt finden ſollte.

Bei den Verhandlungen über dieſe Vorſchläge, welche zwiſchen den Generalſtaaten und dem Pater Neyen ſtatt fanden, zeigte ſich wieder die ganze Vorſicht der Erſteren. In Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit ſah ſich Neyen endlich genöthigt, ſie als erſte Hauptbedingung feſtzuſetzen und die Ratifikation von Seiten des Königs von Spanien zu verſprechen. In Bezug auf den achtmonatlichen Waffenſtillſtand erhob man weniger Schwierigkeiten; doch wurden der Krieg zur See und Streifzüge der Reiterei davon ausgenommen; Albrecht und Iſabella ließen ſich dieſe Ausnahme gefallen. Uebrigens konnten ſich die Generalſtaaten noch immer ihres Mißtrauens nicht entäußern; ja, dies wurde durch die aus Spanien angekommene Ratifikation Philipps III. noch beſtärkt, da man die Abfaſſung derſelben viel zu allgemein und unbeſtimmt fand, ohne ausdrückliche Erwähnung der geforderten Bedingungen, da man ferner darin die Erzherzoge als „Fürſten und ſouveraine Herren aller Niederlande“ bezeichnet ſah und am Schluß die Formel der Unterſchrift: „Yo el rey“ bemerkte, deren ſich der König von Spanien gegen ſeine Unterthanen zu bedienen pflegte. Auch entdeckte der Greffier Aertſens den Generalſtaaten einen Beſtechungsverſuch des Pater Neyen im Auftrag der Erzherzoge und des Marcheſe Spinola, ſowie in deſſen eigenem Namen, angeblich als „Belohnung des Eifers, womit Aertſens ſich der Verhandlungen über Frieden und Waffenſtillſtand annehme.“ Auch eine zweite, genauere Ratifikation des Königs (vom 18. September) genügte den Staaten in der Form noch immer nicht; obwohl ſie nämlich die verlangte Zuſtimmung Philipps III.

enthielt, daß die Erzherzoge mit „den Staaten, als mit Land, Provinzen und Staaten, auf welche er keinen Anſpruch habe," unterhandeln dürften, ſo erregte doch eine Klauſel am Schluße neues Mißtrauen; der König erklärte darin ſeine Ratifikation für den Fall für null und nichtig, „wenn der Traktat über einen Frieden oder Waffenſtillſtand zur Ausgleichung der wechſelſeitigen Forderungen über religiöſe und andere Angelegenheiten nicht zu Stande kommen ſollte."

Dieſe Klauſel nun war jener Parthei in der Republik, welche aus verſchiedenen Partikularintereſſen für die Fortſetzung des Krieges eiferte, und deren Muth und Thätigkeit die Nachricht von jenem, durch uns bereits gemeldeten, Seeſiege bei Gibraltar erhöht hatte, ein willkommener Anlaß, um ihre Anſichten zur Geltung zu bringen. Oldenbarnevelds Weisheit jedoch, welche über die Vortheile des Augenblicks hinausſah und eine ſichere Bürgſchaft für die Zukunft der Republik erſtrebte, ſeine Gewandtheit in Behandlung der Menſchen und ſeine Geſchicklichkeit in Leitung der Staatsgeſchäfte trugen über die ungeſtümen Forderungen der kriegeriſchgeſinnten Parthei den Sieg davon. So wußte es Oldenbarneveld dahinzubringen, daß der Plan jener projektirten „weſtindiſchen Kompagnie" bei Seite gelegt und ſogar die Flotte aus dem mittelländiſchen Meere nach Hauſe berufen wurde. Uebrigens hatten auch die bevollmächtigten Agenten der Erzherzoge in Bezug auf jene zweite mißfällige Ratifikation erklärt, daß der Inhalt derſelben durchaus nicht mehr abgeändert werden könne. Hierauf beriethen ſich nun die einzelnen Provinzialſtaaten über die Frage, ob man die königliche Ratifikation in ihrer gegenwärtigen Abfaßung und Form annehmen ſolle oder nicht? Dieſe Frage wurde bejahend beantwortet, und die Entſcheidung der Provinzialſtaaten durch di-

Generalſtaaten (am 23. Dezember) ſanktionirt. Somit war denn nach langen Zweifeln und Intriguen endlich das Fundament gelegt, auf welchem man weitere Verhandlungen bauen konnte. Die Könige von Frankreich und Großbritannien, Heinrich IV. und Jakob I., hatten inzwiſchen ihre Vermittlung bei dem ſchwierigen Geſchäfte angeboten und der Erſtere, welchem die Herſtellung des Friedens ſchon wegen ſeiner eigenen Intereſſen ſehr wünſchenswerth war, hatte deßhalb den gewandten Präſidenten Jeannin (dem wir eine wichtige Darſtellung des betreffenden Gegenſtandes verdanken) als Geſandten nach dem Haag abgeordnet.

Nachdem nun die Generalſtaaten den Erzherzogen die Annahme der königlichen Ratifikation angezeigt hatten und nachdem der vorläufige Waffenſtillſtand (welcher am 4. Januar 1608 zu Ende ging) verlängert worden war, konnte das Friedensgeſchäft ſeinen Anfang nehmen. Die Generalſtaaten verſicherten ſich jedoch noch vorher der Garantie für den abzuſchließenden Frieden durch die Könige von England und Frankreich. Heinrich IV. trat außerdem in ein beſonderes Schutzbündniß mit der Republik (Januar 1608) für den Fall, daß der zu hoffende Friede nicht zu Stande gebracht werden ſollte; und nun erſt ſchien die Republik für jeden Ausgang geſichert zu ſein. Einen beſonderen Anſtand hatte auch noch die Wahl jener Perſonen, welche als Geſandte der Erzherzoge an den Friedensverhandlungen mitwirken ſollten. Von vielen Seiten hatte man bloß geborne Niederländer dafür zulaſſen wollen; durch Oldenbarnevelds Einfluß wurden jedoch auch drei Ausländer zugelaſſen, der Italiener Marcheſe Ambroſio Spinola, der Burgunder Johann Richardot, Herr von Barlay, Oberpräſident des geheimen Rathes der Erzherzoge, und der

Spanier Don Juan de Mancicidor, Sekretair des Königs Philipp III.; die übrigen beiden Mitglieder der Geſandtſchaft waren Pater Neyen und der erzherzogliche Audienzier Verreyken, — Beide geborne Niederländer.

Zu Anfang Februars (1608) kamen dieſe Geſandten nach Holland. In jeder Stadt, durch welche ſie ihre Reiſe führte, wurden ſie von dem Magiſtrat ehrenvoll empfangen. Als ſie ſich dem Haag näherten, eilte Prinz Moritz zu Wagen ſeinem großen Gegner Spinola bis eine halbe Stunde vor dem Haag entgegen und empfing ihn herzlich wie einen alten Freund. Zahlloſes Volk war herbeigeſtrömt und ſah, wie die beiden Helden ſich Beweiſe ihrer wechſelſeitigen Hochachtung gaben. Spinola erhielt im Haag eine ausgeſucht ſchöne Wohnung und entfaltete darin einen Haushalt, deſſen großartige Pracht das Erſtaunen der Holländer erregte, welche an ein patriarchaliſch einfaches Leben gewohnt waren. Sein Benehmen war gegen Jedermann ſo liebenswürdig, daß die eifrigen Patrioten beſorgten, er möchte ſich durch das Zutrauen, welches er einzuflößen verſtand, leicht allzugenaue Kenntniſſe von der inneren Organiſation des Landes verſchaffen, während die ſtrengen Proteſtanten finſtre Blicke auf den katholiſchen Gottesdienſt hefteten, den er täglich in ſeiner Wohnung halten ließ und wobei Jedermann ohne Unterſchied Zutritt hatte. Beſonders feierlich war die Einführung der Geſandten in die Verſammlung der Generalſtaaten, wobei Prinz Moritz und der Staatsrath mit anweſend waren. Von Seiten der Generalſtaaten hatte man den Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau und Herrn Wallrave van Brederode, nebſt Deputirten von jeder Provinz der Utrechter Union zu Bevollmächtigten beim Friedensgeſchäfte erwählt, — für Holland den trefflichen Oldenbareveld, für Seeland Jakob van Maldere, für Utrecht Nikolaus

Berk, für Friesland Gellius Hillema; für Geldern Kornelius van Gent, für Over-Jſſel Johann Sloet, und für Gröningen Abel Koenderts van Helpen.

Die Verſammlungen begannen am 6. Februar, und der erſte Gegenſtand derſelben (nach Auswechſelung der beiderſeitigen Vollmachten) war der Beſchluß, daß man nicht bloß einen Waffenſtillſtand, ſondern einen dauernden Frieden abſchließen ſolle. Hierauf wurde abermals die Unabhängigkeit der Republik zur Sprache gebracht und von den Geſandten Spaniens und der Erzherzoge (nach einigen Debatten über die Weglaſſung des Wappens der Republik aus dem erzherzoglichen Siegel) zugegeben. Sodann wurden der Republik freie Schifffahrt und freier Verkehr mit Spanien zugeſtanden. Dagegen verlangten die Geſandten Spaniens und der Erzherzoge, daß die Republik, ſchon aus Dankbarkeit für die ihr zugeſtandene Unabhängigkeit, den indiſchen Handel aufgeben ſollte. Durch dieſe Forderung war nicht bloß eine Lebensfrage der Republik bedroht, ſondern auch die beſonderen Intereſſen von tauſend Einzelnen. Als daher die Forderung der ſpaniſchen Geſandten kund wurde, erſcholl ein Schrei des Unwillens durch die ganze Republik. Die öffentliche Meinung bediente ſich der Preſſe und ſprach ſich auf eine unzweideutige, energiſche Weiſe in Flugſchriften aus, die in jedem Hauſe, auf jeder Straße einen Leſer, in jedem Herzen Billigung fanden. Raſcher und heißer jagte jetzt das Blut dieſes beſonnenen Volkes durch die Pulſe. Eine erhöhte Lebensthätigkeit entfaltete ſich, nur jener zur Zeit des „zehnten Pfennigs“ vergleichbar. Nun ſchien auch dem Friedliebenden der Friede eine Schmach, wenn man ihn um ſolchen Preis erkaufen, wenn man alle Einſätze, Verluſte und Errungenſchaften an Muth, Menſchenleben und Kapitalien durch wenige Federſtriche aufopfern, wenn man den Nerv der Nation ruhig dem Meſſer bieten ſollte, das ihn durchſchnitte. Die **oſtindiſche Kompagnie** rechnete den **Generalſtaaten** in einer Bittſchrift den Stand ihrer Kapitalien, die Zahl von Schiffen und Menſchen vor. „Nie,“ führte ſie an, — „wurde ein Friede um den Preis geſchloſſen, daß man den **Handel** aufgab! Frei iſt das Meer, offen ſteht es Jedem, der ſich ihm anvertraut; ſo ſpricht das Völkerrecht. Und hat Spanien die vereinigten Provinzen für frei erklärt, ſo darf es den Freien keinen Zwang auferlegen, keinen ſo unnatürlichen, tödtlichen Zwang, wie dieſer iſt, welcher Tauſende in einem Augenblicke brotlos macht, welcher Fürſten, die ſich Hollands Tapferkeit, Hollands Großmuth anvertrauten, der Rache ihrer Feinde überliefert!“ In ſolcher Weiſe äußerte ſich die öffentliche Meinung; **Moritz** und **Oldenbarneveld** unterſtützten ſie kräftig; die **Generalſtaaten** weigerten ſich beharrlich, jener Forderung der **ſpaniſchen** und **erzherzoglichen Geſandten** ihre Zuſtimmung zu geben. Dagegen machten ſie verſchiedene andere Vorſchläge, welche jedoch von Jenen zurückgewieſen wurden. Die Geſandten **Englands** und **Frankreichs** fühlten ſich bei dieſer Streitfrage nicht veranlaßt, zu Gunſten der **Republik** ihren Einfluß anzuwenden; die Intereſſen beider Mächte ließen den Wünſchen der **Republik** zuwider. **England** war ohnehin eiferſüchtig auf die zunehmende Ausbreitung des holländiſchen Handels in Oſtindien, und **Heinrich** IV. hätte das Verbot deſſelben aus **dem** Grunde nicht ungern geſehen, weil dann **er ſelbſt** ſich deſſelben zu bemächtigen oder wenigſtens größere Vortheile für Frankreich zu erringen hoffte. Sein Geſandter **Jeannin** rieth deßhalb dringend, daß die Republik in dieſem Punkte nachgeben möchte; ja er ließ ſich ſogar gegen **Oldenbarneveld** verlauten, daß **Heinrich** IV. im entgegengeſetzten Falle wohl mit ſeinen Subſidiengeldern einhalten dürfte. Man beſchloß endlich von beiden Seiten, dieſe Frage einſtweilen bei Seite zu legen und zu anderen überzugehen.

Die wichtigſte betraf die Religion. Die ſpaniſchen und erzherzoglichen Geſandten beantragten nämlich die Freiheit des katholiſchen Kultus in der Republik, d. h. mit anderen Worten: er ſollte dort dieſelben Rechte genießen, wie jeder andere, — eine Forderung, die man nach den allgemeinen Grundſätzen von Toleranz gewiß nicht anders als billig finden kann. Gleichwohl hatten die Generalſtaaten, obſchon ſie gegen jedes andere Glaubenbekenntniß tolerant waren (ſo z. B. lebten eine Menge portugieſiſcher Juden ungeſtört in Amſterdam) damals gewichtige Gründe, um es gerade gegen den Katholizismus nicht zu ſein. Der triftigſte von allen Gründen, welcher ſie beſtimmte, war in jenem Zeitpunkt eben die Rückſicht auf den Frieden; denn ſie mußten mit Beſtimmtheit vorausſehen, daß ſie in demſelben Augenblik, als ſie die Religionsfreiheit der Katholiken zugaben, die ganze, ſo einflußreiche proteſtantiſche Geiſtlichkeit gegen ſich haben würden, daß die leztere dann einen Frieden um einen ſolchen Preis verwerfen, und durch Fanatiſirung des Volkes der kriegeriſch geſinnten Parthei das Uebergewicht verſchaffen würde. Außerdem war noch zu bedenken, daß es ſich nicht bloß um das reine Weſen des Katholizismus handelte, ſondern daß Leidenſchaft und Intrigue damals den ehrwürdigen Namen deſſelben mißbrauchten, um ungeſcheut auch Verbrechen dadurch zu heiligen. Konnte man es der Republik, aus deren Gedächtniß Wilhelms von Oranien Ermordung noch nicht entſchwunden war, wohl verargen, wenn ſie dem Gewebe von Intriguen, welche ſich unter die ehrwürdige Aegide des Katholizismus flüchteten, keinen Raum bei ſich gönnen wollte?

Die Verhandlungen über dieſen Gegenſtand zogen ſich dadurch in die Länge, daß die ſpaniſchen Geſandten darüber ſtets an ihren Hof berichten mußten, welcher — bei der man möchte ſagen: kindlich eifrigen Frömmigkeit des Königs Philipp III. — ſich nicht entſchließen konnte, hierin nachzugeben und welcher doch auch den Frieden nicht aufgeben wollte. Auch hatte der Papſt durch den Kardinal Bentivoglio ganz beſonders darauf gedrungen, daß die Katholiken freie Religionsübung erhalten ſollten; und freilich konnten weder Spanien noch der Papſt jene politiſchen Beweggründe begreifen, welche die Weigerung der Republik motivirten. Die Verhandlungen, welche durch die fortwährenden Berichte der ſpaniſchen Geſandten an ihren Hof, durch Hin- und Wiederreiſen immer mehr in's Stocken geriethen, verwickelten ſich überdies noch immermehr und kaum ließ ſich eine beiden Theilen gleich genügende Entſcheidung noch erwarten. Somit wurden denn die Friedensverhandlungen durch einen Beſchluß der Generalſtaaten vom 23. Auguſt, welchen man zwei Tage ſpäter den ſpaniſchen und erzherzoglichen Geſandten mittheilte, abgebrochen.

Nun trat jedoch das Intereſſe Frankreichs in's Mittel. Heinrich IV. wollte den Krieg durchaus nicht wieder ausbrechen laſſen und griff deßhalb, da nun einmal von einem Definitivfrieden die Rede nicht mehr ſein konnte, die gleichfalls vorausgeſehene andere Idee eines mehrjährigen Waffenſtillſtandes auf. Sein Geſandter Jeannin gewann auch den engliſchen Geſandten für dieſe Idee, zu welcher ſich auch Oldenbarneveld in unerſchütterlicher Konſequenz neigte; und kaum waren die Unterhandlungen über einen Frieden abgebrochen, als die über einen Waffenſtillſtand in der Verſammlung der Generalſtaaten vorgeſchlagen wurden unter denſelben Bedingungen wie der Friede, (Unabhängigkeit der Republik und Beibehaltung des indiſchen Handels — für die Dauer des Waffenſtillſtandes), unter derſelben Gewährleiſtung der Mächte, wie für den Frieden. Dieſe neuen Verhandlungen begannen denn jetzt wirklich, jedoch nicht ohne bedeutende Zögerungen von Seiten der ſpaniſchen und erzherzoglichen Geſandten, welche darüber erſt an ihre Kommittenten eben ſo berichten mußten, wie die Generalſtaaten die Begutachtung der neuen Vorſchläge den einzelnen Provinzialſtaaten überwieſen. Nun erhoben ſich die Stimmen der Partheien lauter als je in der Republik; lebhafter als je machten ſich Partikularintereſſen, Anſichten, Wünſche und Beſorgniſſe der Einzelnen (Perſonen ſowohl als Kommunitäten) geltend. Oldenbarneveld mit ſeinem klaren Blicke, mit ſeinem reinpatriotiſchen Herzen ſtand groß und ruhig inmitten aller Partheien; er bezeichnete jetzt den Waffenſtillſtand, ebenſo wie früher den Frieden, als das einzige Heil. Ihm gegenüber ſehen wir den Prinzen Moritz an der Spitze der kriegeriſch-geſinnten Parthei in heftiger Leidenſchaft. Er erkennt in einem Waffenſtillſtand nur eine prekäre Maßregel, während Oldenbarneveld darin den Anfang und die ſicherſte Einleitung eines dauernden Friedens wahrnimmt. Moritz glaubt, daß der Krieg über Kurz oder Lang doch wieder ausbrechen werde, und daß der Waffenſtillſtand den Geiſt des Heeres, ſo wie den der Nation entnerven müſſe. An ihn ſchließen ſich die Provinz Seeland und die Stadt Amſterdam, Beide von ihren Privatintereſſen beſtimmt. Seeland hatte nämlich von dem Wiederausbruch des Krieges am allerwenigſten zu befürchten, weil es durch ſeine phyſiſche Lage (von dem Meer und der Schelde umgeben) vor Angriffen und Verluſten am Beſten geſichert war; übrigens wirkte hier auch wieder gar mächtig der Einfluß des Prinzen Moritz, welcher als „erſter Edler" von Seeland *) eine wichtige Stimme in der Staatenverſammlung hatte. Was Amſterdam betrifft, ſo wirkte hier, eben ſo wie bei Seeland die alte Beſorgniß nach, daß bei einem Frieden oder einer langen Waffenruhe Antwerpen (zum Nachtheil Amſterdams) ſeine frühere Bedeutung wiedergewinnen möchte. Dagegen waren nun andere Provinzen, welche von den Streifzügen der feindlichen Truppen mehr zu leiden hatten, wie Friesland, Gröningen, Over-Iſſel, dem Waffenſtillſtand weniger abgeneigt. Kurz: es zuckte eine ungeheuere Aufregung durch die ganze Republik, und die Preſſe entwickelte abermals eine ſo außerordentliche Thätigkeit, vornämlich als Organ der Oppoſiton, daß man ſogar von verſchiedenen Seiten an eine Beſchränkung der Preſſe dachte, — ein Gedanke, welcher einer Republik unwürdig iſt! — Die hauptſächlichſten Gründe, welche die kriegeriſchgeſinnte Oppoſition aufſtellte, waren folgende: Erſtens der des Mißtrauens, ſowohl gegen Perſon, Stand und Abkunft der Geſandten, als auch gegen die Aufrichtigkeit ihrer Kommittenten, weil es ja „den Altgläubigen immerhin erlaubt ſei, Ketzern nicht Wort und Treue zu halten"; zweitens die Beſorgniß, daß der kriegeriſche Geiſt der Nation während eines Waffenſtillſtands erſchlaffen möchte, — drittens die fernere Beſorgniß, daß man nach Ablauf deſſelben, jene Finanzquellen nicht mehr würde benützen können, welche zur Führung des Krieges nöthig ſeien; viertens, daß man ſelbſt während eines Waffenſtillſtands doch die Grenzen eben ſo in Acht haben und vertheidigen müſſe, wie

---

*) Ueber Urſprung und Bedeutung des Rechtes des „erſten Edlen" vergleiche Wagenaar (vaderlandsche Historie XXXII. Boek. XVIII. p. 453—463).

während eines Krieges. In allen Flugſchriften, welche damals erſchienen, wurde immer wieder auf die „ſpaniſche Treuloſigkeit“ aufmerkſam gemacht und als letzte Folge eines Waffenſtillſtandes aus allen jenen von uns angedeuteten Gründen ein allgemeines Zerwürfniß zwiſchen den Bundesgenoſſen, hieraus Schwäche und hieraus endlich Unterwerfung prophezeiht. Ja, man ging ſogar ſo weit, den eifrigen, unbeſcholtenen Republikaner und Patrioten Oldenbarneveld der Verrätherei zu bezüchtigen! Der Zwieſpalt zwiſchen Dieſem und dem Prinzen Moritz war entſchieden. Doch weder Oldenbarneveld, noch Jeannin ließen ſich durch alle dieſe Hinderniſſe abſchrecken, auf der Bahn, welche ſich betreten hatten, weiter voran zu ſchreiten. Der Erſtere verlangte, gekränkt durch die Anſchuldigungen, welche man gegen ihn erhob, ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt, welche man ihm jedoch nicht bewilligte. Die Staaten von Holland baten ihn dringend, der gemeinſamen Sache ſeine Thätigkeit zu erhalten. Oldenbarneveld gab nach, und fuhr ſodann mit neuem Eifer fort, für die Herſtellung eines Waffenſtillſtandes zu arbeiten. Er hatte die Genugthuung, daß ſich endlich die holländiſchen Städte, wo verſchiedene Meinungen herrſchten, ja ſogar Amſterdam, für den Waffenſtillſtand erklärten; bloß Seeland beharrte ſtandhaft in der Oppoſition.

Endlich brachte Jeannin, in Verbindung mit dem engliſchen Geſandten, ein gewichtiges und entſcheidendes Motiv vor. Er erklärte nämlich, daß Heinrich IV. (wie auch Jakob I.) den Generalſtaaten Schutz und Beiſtand angedeihen laſſen würde, wenn Philipp III. und die Erzherzoge den Waffenſtillſtand nicht annehmen ſollten; er drohte ihnen aber auch zugleich, daß ſie auf dieſen Schutz durchaus nicht rechnen dürften, wenn ſie ſelbſt

Schuld trügen, daß der Waffenſtillſtand nicht zu Stande käme und der Krieg fortgeſetzt werden müßte. Dies wirkte endlich auf Seeland; auch Prinz Moritz entſchloß ſich, die Oppoſition aufzugeben, und verſöhnte ſich durch Jeannins Vermittlung mit ſeinem alten Freunde und jetzigen politiſchen Gegner Oldenbarneveld. Seeland ſtellte die Bedingung auf, daß die Schiffe, welche aus der See kamen, nicht unmittelbar, und nicht ohne Zoll zu entrichten, nach Antwerpen fahren ſollten.

Nachdem nun alle dieſe Schwierigkeiten beſeitigt waren, hielten die Generalſtaaten am 11. Januar 1609 eine Sitzung, worin ſie beſchloſſen, daß ſie in jeder Beziehung (Religion und indiſchen Handel einbegriffen) nicht abgehen wollten von der Anerkennung ihrer Unabhängikeit durch den ſpaniſchen Hof und durch die Erzherzoge, — welchen Beſchluß die Generalſtaaten den Geſandten der vermittelnden Mächte mittheilten, damit dieſe die gepflogenen Verhandlungen weiter fortführen möchten. Endlich erlangten auch die Erzherzoge die Zuſtimmung des Königs von Spanien zu einem mehrjährigen Waffenſtillſtand unter den bereits erwähnten Bedingungen, und nun drängte man zur Abſchließung deſſelben. Die Stadt Antwerpen wurde als derjenige Ort feſtgeſetzt, wo dies Werk zu Stande kommen ſollte. Zu Anfangs Februar 1609 begaben ſich deßhalb die Geſandten nach Antwerpen, während die Generalſtaaten, ſo wie die Provinzialſtaaten von Holland ſich in der Nähe dieſer Stadt, zu Bergen-op-Zoom, aufhielten. Am 9. April jenes Jahres wurde dann endlich zu Antwerpen der Waffenſtillſtand zwiſchen der Republik einerſeits und den Erzherzogen (in ihrem, ſo wie in des Königs von Spanien Namen) anderſeits für die Dauer von zwölf Jahren abgeſchloſſen, und zwar unter Bedingungen (in 38 Artikeln), deren weſentlichen Inhalt wir hier in Kürze mittheilen: „Die Erzherzoge erklären ſowohl in ihrem eigenen Namen, als auch im Namen Sr. Majeſtät, des Königs von Spanien, daß ſie zufrieden ſind, mit den Generalſtaaten der vereinigten Provinzen, und zwar in ſolcher Eigenſchaft derſelben zu verhandeln, daß **ſie dieſelben für freie Lande, Provinzen** und **Staaten halten, auf welche ſie keine Anſprüche haben,** und daß ſie in **ſolchem Namen** und **ſolcher Eigenſchaft** mit Letzteren einen feſten unverletzlichen Waffenſtillſtand ſchließen, welcher zwölf Jahre dauern ſoll, binnen welcher Friſt alle gegenſeitigen Feindſeligkeiten von was immer für einer Art, ſowohl zu Land als zur See, zwiſchen den Unterthanen des Königs, der Erzherzoge und der Staaten, in allen ihren Reichen, Provinzen, Landen und Herrſchaften, ohne Ausnahme von Ort und Perſon, aufhören ſollen. Jeder Theil ſoll hierbei in ſeinem gegenwärtigen Beſitzſtand vollkommen verbleiben. Alle Unterthanen des Königs und der Erzherzoge, ſo wie alle Bewohner der vereinigten Provinzen ſollen gute Freundſchaft und ſichren offnen Verkehr und Handel, zu Land und zur See, mit einander haben in allen europäiſchen Reichen und Beſitzungen des Königs von Spanien, ſo wie auf jenen übrigen Meeren und in jenen andren Ländern, wo auch die Unterthanen der mit dem Könige befreundeten oder verbündeten Mächte Handel treiben dürfen. Alle vorhergegangenen Spannungen, Wirren und Feindſeligkeiten ſollen vergeſſen ſein. Zu Handel und Verkehr außerhalb jener bezeichneten Grenzen bedürfen jedoch die Bewohner der vereinigten Provinzen einer ausdrücklichen Erlaubniß des Königs von Spanien, mit Ausnahme ſolcher Länder und Mächte, welche ihnen dies geſtatten; worauf ſie dann auch von dem König nicht verhindert oder beeinträchtigt werden ſollen. Der Waffenſtillſtand ſoll in den außerhalb jener Grenzen gelegenen Regionen erſt binnen Jahr und Tag in Kraft treten. Die beiderſeitigen Einwohner dürfen in keinem Lande der entgegengeſetzten Theile ſchwerer belaſtet werden als Eingeborne; Bürger der vereinigten Provinzen genießen in den Landen des Königs und der Erzherzoge dieſelbe Freiheit und Vergünſtigung wie die engliſchen Unterthanen; nur wegen perſönlicher Schulden und wegen keines anderen Grundes dürfen Kaufleute oder Schiffer angehalten werden. Alle Sentenzen, welche ſowohl in Civil- als Criminalſachen wider Perſonen von der einen oder andern Parthei erlaſſen werden, ohne daß eine Vertheidigung ſtattfand, dürfen während des Waffenſtillſtandes weder gegen die betreffenden Perſonen, noch gegen ihre Güter exekutirt werden; alle Diejenigen, deren Güter wegen des Krieges mit Beſchlag belegt oder eingezogen werden, ihre Erben und Rechtsnachfolger treten während des Waffenſtillſtandes wieder in den Beſitz dieſer ihrer Güter ein, unter der Bedingung, daß ſie über dieſelben während der Zeit nicht weiter verfügen und ſie nicht vermindern. Dies findet auch auf die Erben des Prinzen Wilhelm von Oranien Anwendung; alle Glieder des Hauſes Naſſau dürfen während des Waffenſtillſtandes, weder für ihre Perſon, noch in Bezug auf ihre Güter wegen jener Schulden angetaſtet werden, welche Prinz Wilhelm von Oranien vom Jahre 1567 an bis zu ſeinem Tode gemacht hat. Alle Unterthanen und Bewohner der erzherzoglichen Niederlande ſo wie der vereinigten Provinzen ſind fähig, nach der geſetzlichen Beſtimmung ſich wechſelſeits zu beerben. Alle beiderſeitigen Kriegsgefangenen werden ohne Löſegeld freigegeben. Was die in den vereinigten Provinzen gelegenen geiſtlichen Güter betrifft, welche vor dem 1. Januar 1567 nicht verkauft worden und Kirchen oder Stiftungen in den erzherzoglichen Niederlanden zugehören, ſo ſollen dieſelben während des Waffenſtillſtands zur Nutznießung zurückgegeben, — von jenen jedoch, welche verkauft worden, ſoll ein Pfennig von ſechzehn als Zinſen bezahlt werden. Alle, welche während des Krieges ihre Heimath verlaſſen und ſich auf neutrales Gebiet begeben haben, dürfen zurückkehren oder ſich verfügen, wohin ſie wollen, mit dem vollen Rechte auf die Fortbehaltung ihres Vermögens.“

Außerdem wurden noch mehre geheime Traktate oder Reverſe ausgefertigt. Ein ſolcher betraf die Verſicherung Spaniens und der Erzherzoge: „den oſtindiſchen Handel der Generalſtaaten während des Waffenſtillſtandes weder zu Waſſer noch zu Lande zu ſtören“. Ein andrer enthielt das Verſprechen der Generalſtaaten und des Prinzen Moritz: „die Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes in den unter ihrer Herrſchaft ſtehenden brabantiſchen Ortſchaften nicht zu beeinträchtigen, mit dem Vorbehalt jedoch, daß weder der Erzbiſchof von Antwerpen eine ſtaatswidrige Gerichtsbarkeit dort ſelbſt ausüben, noch irgend eine Glaubensunterſuchung vorgenommen, oder Jemand durch die katholiſche Geiſtlichkeit zur Annahme des Katholizismus gezwungen werden dürfe.“

Am 14. April 1609 langte zu Antwerpen die Beſtätigung des Traktates von Seiten der Erzherzoge und der Generalſtaaten an. Der Waffenſtillſtand wurde feierlich verkündigt. Im Juli deſſelben Jahres kam auch die unter'm 6. Juni 1609 in Segovia ausgefertigte Ratifikation des Königs von Spanien an, worin Dieſer die abgeſchloſſenen Bedingungen für die Dauer des Waffenſtillſtandes zu halten verſprach. Es charakteriſirt den tiefwurzelnden religiöſen Sinn Philipp's III., daß er zugleich den Generalſtaaten Schonung gegen die Katholiken in der Republik empfahl.

So war denn nun das große Ziel des langjährigen Freiheitskampfes für die Republik der ſieben vereinigten Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Geldern, Over-Yſſel und Gröningen erreicht. Ihr früherer Oberherr ſelbſt hatte, wenigſtens vorläufig, ihre gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit ausgeſprochen und erklärt: „keine Rechte oder Anſprüche auf ſie zu haben.“ Und, was Spanien jetzt bei Abſchluß des 12jährigen Waffenſtillſtandes anerkannte, das blieb ein Fundament für alle Zeiten. Auf dieſem Fundament beruhte die ſpätere Erklärung Spaniens im Frieden zu Münſter 1648, daß die Republik der ſieben vereinigten Provinzen ein freier unabhängiger Staat ſei.

Die Geſchichte des großen Kampfes der Niederlande um die Freiheit iſt ſonach mit dem Waffenſtillſtand von Antwerpen geſchloſſen, — eine Geſchichte voll der gewichtigſten Lehren für Fürſten und Völker, eine Geſchichte, in welcher auch für das blödeſte Auge die Wahrheit deutlich genug ausgeprägt iſt, daß ein Volk das Höchſte auszurichten vermag, wenn es nur immer ſich ſelber treu bleibt. In dem Wahlſpruch „Kendragt maarkt magt“ iſt der Geiſt einer edlen Nation ausgedrückt. Welche andere des neuen Europa's kann eine ähnliche, unter allen Leiden und Kriegen doch ſo Schritt für Schritt naturgemäße Staatsentwickelung aufweiſen?

Der große Riß zwiſchen Holland und Belgien iſt vollendet. Wir ſahen ihn entſtehen und ſich erweitern; wir bedauern, daß Belgien, bei allen vortrefflichen Eigenſchaften des Volkes, bei aller höheren Lebensthätigkeit, bei allem geiſtigen Streben, bei allem tiefen Gefühl für die Freiheit, dennoch durch alle Kämpfe ſie damals nicht errungen, daß es ſich glücklich peiſen mußte, nur — den Frieden unter der Herrſchaft gewonnen zu haben! Betrachten wir jedoch die moraliſche Kraft des Volkes genauer, ſo finden wir, daß es die heiße Liebe zur Freiheit dennoch keineswegs verloren, daß es ſeine Provinzialrechte behauptet, dieſe feſten Garantieen der Nationalität. Und wo nur die heilige Schrift der Nationalität nicht verwiſcht wird, da iſt es auch um die Freiheit noch nicht geſchehen; da haftet ein feſter Anker, den alle Stürme fremder Einflüſſe nicht loszureißen vermögen; da iſt eine ſichre Bürgſchaft, daß ſich ein edles Volk, recht wie ein Löwe, erhebt und die Bande zerreißt, in die man es geſchlagen. Auf dem unerſchütterlichen Fundament der eigenen Sprache, der alten Rechte, der ſchönen Sitten, ruht die Nationalität, und ihr Bewußtſein heißt Freiheit.

Damals bedurfte Belgien vor Allem des Friedens, der Ruhe, der Erholung. Es fand ſie unter der Herrſchaft Albrechts und Iſabellens. Mit warmem Eifer ſtrebten Beide, das Wohl des Volkes herzuſtellen, und das Volk erkannte dieſe Beſtrebungen mit einer ehrenwerthen Pietät. Eine ausführliche Darſtellung der Regierung Albrechts und Iſabellens (der Erſtere ſtarb 1621, die Letztere 1633,) liegt außerhalb der Grenzen dieſes Werkes und nimmt vollauf ein eigenes Buch für ſich in Anſpruch, woraus ſich deutlich erkennen ließe, wie Belgien, zu jenem Zuſtande gelangte, in dem es ſich heutzutage befindet. Wir müſſen es uns demnach hier verſagen, alle Einrichtungen Albrechts und Iſabellens in Belgien, (worunter z. B. auch die der Leihhäuſer gehört) zu einem Bilde zuſammenſtellen, und beſchränken uns darauf, hier einige Züge zu entwerfen, welche den religiöſen Zuſtand Belgiens charakteriſiren.

Die Reſtauration des Katholizismus hatte durch Albrecht und Iſabella feſten Fuß gefaßt. Er trug indeſſen nicht die heitere Farbe wie in deutſchen Ländern, ſondern die düſtre Spaniens; ſpaniſche Bigotterie und ſpaniſcher Aberglaube wurzeln von nun an immer tiefer und äußern ihren traurigen Einfluß auf das Volk, deſſen Entwicklung hemmend, deſſen geiſtige Setzkraft abſtumpfend. Wir ſprechen hier natürlicherweiſe nicht von ſolchen Verordnungen der beiden Erzherzoge, welche zur Erhaltung des Katholizismus, deſſen Weſenheit wir von Bigotterie und Aberglauben wohl zu unterſcheiden wiſſen, in Belgien überhaupt nöthig waren, wie z. B. von jenem Plakat, wodurch alle Predigten und nächtlichen Verſammlungen der Sektirer, jedes Aergerniß aufs Strengſte verboten wurden. Mit dieſem Plakat ſtand die Verordnung im nächſten Zuſammenhang, daß für Nichtkatholiken, welche ſich in Belgien niederlaſſen wollten, der Uebertritt zum Katholizismus die allererſte unabweisliche Bedingung war. Die Mönchsorden, beſonders die Geſellſchaft Jeſu erreichten von Jahr zu Jahr größeren Einfluß, höhere Achtung, umfaſſendere Herrſchaft. Sehr folgenreich wirkte die von Philipp II. (v. Jahre 1597) herrührende Einrichtung in Flandern, dergemäß die Geiſtlichkeit neben den Städten Gent, Ypern und Brügge, ſowie neben dem „Freien von Brügge,“ als fünftes Glied der Staaten von Flandern anerkannt worden war. Zur Charakteriſtik Albrechts und Iſabellens in religiöſer Hinſicht können — aus vielen andern ähnlichen hervorgehoben — folgende Züge dienen. *) Eine Lieblingsbeſchäftigung **Albrechts** war es, der Mutter Gottes von Loretto — ein Kleid zu ſticken, das 34,000 Dukaten koſtete; mit dem ganzen Ernſt ſeines Weſens hielt er täglich die vollſtändige Marienandacht und kein Jahr verſäumte er die neuntägige Andacht bei U. L. Frau zu Montaigue **) und U. L. Fr. zu Hall, welcher er die koſtbarſten Geſchenke machte. Unter ſeiner Herrſchaft wurden über 300 neue Kirchen in Belgien erbaut und mehr Klöſter daſelbſt geſtiftet, als in den 3 vorhergehenden Jahrhunderten. Das Bild der Muttergottes ſtand auf ſeinen Fahnen; nur von ihrem Altare zu Hall nahm er den Degen. Sehr bezeichnend ſchreibt ſein Panegyriker (in der histoire de l' Archiduc Albert): „Après avoir convoqué dans ses états des Saintetés vivantes (die Mönchsorden) il y fit venir des Saintetés mortes, je veux dire des Reliques des Saints. Il essaioit de copier son cher modéle Philippe II., et comme il savoit que ce Prince pieux avoit fait venir de la Belgique et de France le Corps de S. Eugene, et qu' il s' étoit censé honoré de soumettre ses épaules royales à son transport dans Tolède, il fit venir de Reims en Champagne le corps de S. Albert Evêque de Liége, son aimable Tutelaire et son chér cousin. Car S. Albert étoit fils de Godefroi III. Duc de Brabant et de Loraine, et de Marguerite de Limbourg. Ce saint prelat avoit sacrifié sa vie pour la liberté ècclésiastique à Reims, en 1192, comme S. Tomas Bequez l' avoit fait à Canterbori Melchior Demaroul. Evêque de Brioce, par l' ordre de Louis de Lorraine, Archevêque de Reims, avoit relevé ce corps saint, avec beaucoup de pompe le 2 Novembre 1612. L' Archiduc se fit un honneur de le transporter luimême au couvent des ses Carmelites de Bruxelles, accompagné de Hovius archevêque de Malines, de Gui Bentivoglio alors Internonce et puis Cardinal; de Jean Richardot archevêque de Cambrai, d' Alfonse Requesens Evêque de Rosoneri en Dalmacie et de plusieurs prélats etc.“ Jſabella theilte die religiöſe Ueberzeugung, den religiöſen Eifer ihres Vaters und ihres Gemahls vollkommen. Ein einziger Brief von ihr an Wallenſtein (von Brüſſel am 26. Dezember 1625 *) bezeichnet dies beſſer als ein ganzes Buch. Nach dem Tode Albrechts ließ ſie ſich ihr Haar abſchneiden, entäußerte ſich jedes Schmuckes, und zog das Ordenskleid der heil. Clara an, welches ſie bis zu ihrem Tode trug. Die traurigen Einflüße der Bigotterie und des Aberglaubens auf Geiſt und Gemüth des Volkes zeigten ſich nur zu bald. Um nur einen Beweis dafür anzugeben, — welcher wäre — leider! — genügender als das Vorhandenſein des Hexenwahns und der Hexenprozeſſe in Belgien? Wie überall, ſo ging der Impuls von der Staatsautorität ſelbſt aus; wie überall ſo erhielt jener unſelige Wahn von der Regierung gleichſam ſeine Sanktion. Als Beleg theilen wir nachſtehend ein das Zauber- und Hexenweſen betreffendes intereſſantes Edikt der beiden Erzherzoge von 1606 mit. *)

---

*) Miraeus chron. belg. Vergl. das intereſſante und verdienſtvolle neuere Werk: Essai historique sur les usages, les croyances, les traditions, les cérémonies et pratiques religieuses et civiles des Belges anciens et modernes par A. G. B. Schayes. Louvain 1834. ſowie endlich l'histoire de l'Archiduc Albert gouverneur-general et puis prince souverain de la Belgique. A Cologne 1693.

**) Der Bau der Kirche U. L. Fr. zu Montaigue koſtete ihm über 300,000 Piſtolen.

---

*) In den Beilagen.

**) B. Cannaert Bydraegen tot de kennis van het oude strafrecht in Vlaenderen. 3. uitgave. Gend. 1835.

„Les Archiducqz.

Mon cousin, chiers et feaulx. Comme à nostre grand regret, sommes advertis que le detestable crime de sorcelerie, magie et semblables inventions diabolicques, s'en vat accroisant entre nos vassaulx, subjectz, Nous y desirons pourveoir et applicquer le remede requis, apres avoyr sur ce meurement deliberé, n'y trouvons moyen plus propre et convenable, que celluy qu'aultrefoys a esté advisé et resolu par feu le Roy, nostre très honnoré seigneur et père d'immortelle memoire, et par ses lettres du 20me de juillet de l'an 1592 a esté insinué tant aux evesques diocesains, qu'aux conseils provinciaux de ses Pays-Bas, leur ayant très expressement en chargés de joinctement (en meme temps) et de main commune rendre tout debvoir possible pour extirper crime sy abominable; ce qui nous meult de vous envoyer le double des dictes lettres et joinctement ordonner tres acertes que promptement ayes à mectre en oeuvre le reglement porté par icelles, et le mesme signifier aux sieges, justices et magistratz subalternes de votre ressort, affin que du tout ilz se conforment aux prescripts d'icelluy, et rendent tous debvoirs convenables servans pour l'extirpation dudict crime, ainsy que l'enormité du delict et l'obligation qu'ilz doivent à l'honneur de Dieu à ce les obligent, avecques charge de nous avertir de temps a aultre, du succès de leurs exploictz et besoignez.

Et d'autant que la principale difficulté se rencontre en la recherche et descouvrement des suspectz et diffamez dudict crime, nous vous enchargeons de vous servir à cet effect, et pour les descouvrir, de tous moyens juridiques qu'en aulcun des aultres crimes enormes et privilegiez, l'est ll et pratique judiciaire ont receu, mesme a l'egard des delateurs ou denunciateurs, affin de les rendre tant plus promptz et volontaires pour les deferer, oires qu'il deuist estre, par promesse de grace, endroit des complices et deleyer, au regard des aultres.

Comme aussy entendons qu'ayes à proceder en toute rigueur contre ceulx qui seront atteinctz et convaincus du dict crime; executant contre eulx les paines statuez par les lois tant divines qu'humaines, sans aulcun port ou dissimulation, trouvans y estre par ycelles pieces sy exactement pourveu, qu'il n'y chiet qu'adiouster de nostre part, que vous enioindre la prompte et rigoureuse execution d'ycelles. Et neantmoins nous sommes informés, que du passé l'on n'y a pas toujours procedé sy considerement qu'il convenoit, tant au regard de l'examen rigoureux des suspectz, que du chastoy et punition des convaincuz, pour ce que les juges et officiers tant des petites villes que villaiges promiscuement ont consulté tels que bon leur a samblé; Nous desirans remedier aux plainctes pour ces faictes, ordonnons que d'yci en avant ne leur soit loisible de passer oultre à l'ung ou l'aultre des dicts deboirs de justice, soit qu'ilz resident aux villes ou villaiges, ne soit qu'ilz vous ayent auparavant consulté et prins vostre avis ou bien de ceulx qui par vous, soit de vostre college, ou des avocats de votre siege ou ressort, seront à ce specialement deputéz, aux quels les dicts juges et officiers seront tenuz de recourir pour avis et le suyvre precisement.

Et affin que le tout soit encheminé avecq meilleure correspondance et plus grande espoir de fructueux effect, trouvons estre besoing et vous enchargeons de commettre et deputer quelqu'ung d'entre vous, qu'ayt le soing et reguard principal sur tous sieges et magistratz de vostre ressort, affin que chacun fasse son extreme debvoir en se que sera de sa charge en cet endroit, au quel en toutes difficultez occurentes ceulx aussy puissent avoir leur refuge et recours, et qu'en apres vous en donné part pour y estre pourveu et ordonné par vostre collège, comme en droicturiere justice, et pour la repression de crime si detestable sera trouvé convenir. Au mesme effect aussy vous ordonnons de tenir toute bonne correspondance avecq les evesques, diocesains et aultres juges et officiers ecclesiastiques de vostre ressort, et de les assister du bras seculier en estant requis, donnans et recepvans d'une part et d'aultre la communication des enquestes et informations prinses et autres debvoirs de justice pour ce faictz.

A tant, mon cousin, chiers et feaulx, Nostre Seigneur vous ayt en sa saincte garde. DeBruxelles le 10 d'avril 1606. Paraph. Richardot Vt. et signé: Albert, et plus bas: D'Enghien. —

A mon cousin le comte d'Egmont, chevr. de l'ordre et gouverneur, et nos chiers et feaulx les president et gens de nostre conseil provincial de Namur.“

Drittes Kapitel.

Ueberblicken wir nun zum Schluſſe den Zuſtand der neuen Republik, zur Zeit ihrer Anerkennung als einer freien, von Spanien unabhängigen Macht, und beobachten wir dann den Volksgeiſt, wie ſich derſelbe im Verlaufe des langen Kampfes um die Freiheit bis zu jenem entſcheidenden Wendepunkte kundgab!

Wir bemerken im Allgemeinen noch immer jene Normen der Verfaſſung auf dem Fundament der Utrechter Union, welche wir bereits früher beobachtet haben. Wir bemerken noch immer daſſelbe wechſelſeitige Verhältniß der Staatsgewalten, von welchen eine die andere gewiſſermaßen kontrolirt, wie es im letzten Dezennium des 16ten Jahrhunderts ſich feſtgeſtellt hatte; nur möchten wir hinzufügen, daß die Generalſtaaten, welche nun ihre bleibende Reſidenz im Haag hielten, als Vertreter (wenn auch nicht gerade als rechtliche Inhaber der Volksſouverainetät) eine noch größere Machtvollkommenheit nach außen zu entwickeln, während die Provinzialſtaaten zu gleicher Zeit nach innen zu immer bedeutender einwirken. Wöchentlich trat je nach der Rangordnung der Provinzen ein anderer Präſident der Generalſtaaten ein. *) Die Generalſtaaten vertraten auch übrigens nach außen zu die Republik als moraliſches Ganze; die

---

*) Dieſe Ordnung war folgende: Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Over-Yſſel, Gröningen.

Republik trug ihren Namen; in ihrem Auftrag gingen Geſandte an auswärtige Höſe ab, ſowie Geſandte der Letzteren wieder bei den Generalſtaaten ihre Beglaubigungsſchreiben überreichten und von ihnen empfangen wurden. Dazwiſchen oder vielmehr darüber zeigt ſich nun (insbeſondere auffallend bei der Aufregung über die Frage des Waffenſtillſtandes) ein anderes bedeutſames Phänomen, nämlich der Gegenſatz zwiſchen den Beſtrebungen Moritzens und Oldenbarnevelds. Der Einfluß beider Männer hatte aus verſchiedenen Gründen außerordentlich zugenommen. Moritz beſaß den ſeinigen nicht bloß durch ſeine wichtige Stellunz als Statthalter von fünf der ſieben vereinigten Provinzen, ſondern auch als Admiral und Generalkapitän der Union, mithin in den inneren Angelegenheiten, ſowie in Bezug auf den Beſitz der militäriſchen Gewalt; denn, obwohl ihm die Letztere durch die Deputirten der Generalſtaaten beſchränkt wurde, ſo ſahen wir doch auch, wie ihm die Generalſtaaten in wichtigen Angelegenheiten die volle Freiheit bei Kriegsoperationen einräumten. Zu dieſer faktiſchen Gewalt kam nun auch noch die moraliſche, welche er durch ſeinen Waffenruhm erlangte, und welche er dadurch zu benutzen wußte, daß er in einer ſolchen Kriſis, wie die während der Friedens- und Stillſtandsverhandlungen, ſich an die Oppoſition enger anſchloß. Bedeutend war überhaupt die Macht des Hauſes Naſſau in den Niederlanden, um ſo bedeutender, da ſie auf der Dankbarkeit und Pietät des Volkes beruhte. Unter ſolchen Umſtänden war für einen genialen Mann, wie Moritz, den wir mit keinem anderen Helden als Julius Cäſar (in jeder Beziehung) zu vergleichen wüßten, die Verführung ſehr groß, nach einer höheren Macht zu ſtreben, als jene, die ſich mit dem Weſen einer Republik verträgt. Wir wollen zwar hiermit nicht ausſprechen, als habe er in jener Zeit wirklich klar ausgebiſweit Abſichten verfolgt (wir glauben es deßhalb nicht, weil er allzuklug war, als daß er nicht die zahlloſen Hinderniſſe überblickt hätte, welche ihm — bei der künſtlichen Ausgliederung der republikaniſchen Verfaſſung — im Wege ſtanden); aber wir können nicht umhin, das Streben nach einer ſolchen größeren Macht wahrzunehmen, und, — wenn wir billig ſein, wenn wir den Menſchen nach ſeiner Individualität beurtheilen wollen, nach dem, was ihm angeboren, und nach dem, was er ſich errungen, — ſo dürfen wir dieſen ausgezeichneten Mann wegen des bloßen Strebens noch nicht verdammen. — Anderſeits finden wir nun Oldenbarneveld, welcher der Republik durch ſeine Staatsklugheit und Thätigkeit ebenſoviel genützt, ja man kann ſagen, welcher ſie ebenſo gerettet hatte, wie Moritz, welcher ebenſo viel Ehrgeiz beſaß wie Dieſer, aber Demſelben gegenüber die Intereſſen der Republik, nicht bloß als einer ſolchen überhaupt, ſondern auch ganz beſonders in Bezug auf die geheimſten Lebensbedingungen der betreffenden Nationalität, im ſchönſten Geiſte der Alten vertrat. Wenn man von dem rechten Genie überhaupt ſagen kann, daß es für alle Lagen und Verhältniſſe die geheimnißvolle „Springwurzel“ beſitzt, das einzige Wort, die einzige Zauberformel unter tauſend andern, wodurch Riegel, Pforten und Herzen geöffnet werden, ſo gilt dies von Oldenbarneveld; wenigſtens können wir bis dahin in ſeiner ganzen Laufbahn auch nicht einen Augenblick entdecken, in welchem man fände, daß er nicht das Richtige getroffen. Was dieſer Genialität des Staatsmanns die edelſte Folie gab, war der Charakter. Wie oft ſehen wir, daß ſich Oldenbarneveld, wenn er glaubt, mit ſeiner richtigen Anſicht nicht durchdringen zu können, lieber ganz von den Geſchäften zurückziehen will. Nie bemerken wir, daß er aus Privatrückſichten handelt, ſelbſt wenn er ſie mit den höheten allgemeinen vereinbaren könnte. Kurz, es ſteht rein und ſchön da, wie ein Erzbild, das vollendet aus der Gußform an den Tag kam. Unbeſtritten ſind dieſe beiden Männer, Moritz und Oldenbarneveld, die zwei Säulen der Republik in einer gefahrvollen Zeit. Und dennoch müſſen wir wahrnehmen, wie beide Perſönlichkeiten nun um ſo mehr feindſelig auseinanderweichen, je inniger ſie früherhin verbunden waren. Das Gegenſtreben Beider konnte, wenn es weiteren Spielraum bekam, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das Wohl der Republik ſein, deren Fortbeſtand ebenſo auf Eintracht beruhte wie ihre Gründung. Ja, ein Zwieſpalt der Partheien, durch die Entzweiung Moritzens und Oldenbarnevelds — nicht hervorgerufen, wohl aber verſtärkt, mußte um ſo gefährlicher ſein, wenn die Republik alle ihre Kräfte nicht mehr auf den Krieg zu verwenden brauchte, wenn ſie in dieſem keinen natürlichen Abfluß für unnatürliche Strebungen mehr hatte.

Hier trat nun wieder die Politik Heinrichs IV. in's Mittel; ſeine Idee eines europäiſchen Gleichgewichtes, in deſſen Folge er einen ewigen Frieden in Ausſicht nahm. Man kennt die Anfänge und Hebel jenes Planes, — die Schwächung und Demüthigung des Hauſes Habsburg, ſowohl von der deutſchen als von der ſpaniſchen Linie, die Vergrößerung Frankreichs. Man begreift demnach ferner, daß Heinrich IV. nothwendig die Republik der vereinigten Provinzen zu begünſtigen und ihre Macht zu ſtärken ſuchte. Man überzeugt ſich endlich, daß ihm unter ſolchen Vorausſetzungen ſehr daran liegen mußte, jenen Zwieſpalt in der Republik, welchen wir angedeutet haben, auszugleichen. Läßt ſich nun aus dem Vorhergeſagten erklären, weßhalb Heinrich IV. zuerſt bereit geweſen, nicht bloß die Garantie des Friedens für die Republik zu übernehmen, ſondern auch für den Fall, daß dieſer nicht zu Stande käme, in ein Schutzbündniß mit ihr getreten war, — ſo haben wir eben ſo auch den Schlüſſel zu dem ſonderbaren Benehmen des franzöſiſchen Geſandten Jeannin während der Verhandlungen, daß nämlich Derſelbe eine „Verbeſſerung in der Staatsform“ der Republik beantragte. Dieſe zielte darauf hin, daß eine oberſte Staatsgewalt eingeſetzt würde, welcher die ausübende Macht im ganzen Umfange zuſtände, um alle Uneinigkeiten der Provinzen auszugleichen, unbeſchadet der höchſten Macht der Generalſtaaten in Bezug auf das Recht, Krieg anzufangen, Frieden zu ſchließen, Bündniſſe einzugehen u. ſ. w. Die jüngſte Oppoſition Seelands hatte hierzu den Anlaß gegeben und in der That war die Beſtimmung der Utrechter Union, daß, bei Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den Provinzen, die Statthalter entſcheiden ſollten, unter den damaligen Umſtänden gar nicht anwendbar. Als eine ſolche oberſte Behörde nun mit der ausgedehnteſten ausübenden Macht zur Schlichtung der Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den Provinzen bezeichnete Jeannin einen Staatsrath, deſſen Haupt Moritz für Lebenszeit ſein ſollte, deſſen Mitglieder die Naſſauer (Moritzens Bruder Heinrich Friedrich und deſſen Vetter Wilhelm Ludwig,) ſowie ein engliſcher und — ein franzöſiſcher Geſandter, deſſen Präſident Oldenbarneveld. Der Letztere durchſchaute jedoch, (abgeſehen von dem perſönlichen Motiv der Rivalität mit Moritz) den Plan Frankreichs. Oldenbarneveld wollte die Republik in ihrer Reinheit hergeſtellt wiſſen, ohne fremden Einfluß und das Uebergewicht einer einheimiſchen Macht. Er wies Beide zurück; denn er zweifelte nicht im Geringſten daran, daß ſich die Republik, nachdem einmal ihre Staatsformen feſtſtanden und ihre Unabhängigkeit anerkannt worden war, ſelbſt helfen würde; ja er befürchtete ſogar nicht mit Unrecht von ſolchen hervorragenden Elementen Gefahr für die innere Selbſtſtändigkeit. Der Vorſchlag Jeannins wurde denn auch durch Oldenbarnevelds Einfluß bis nach dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes verſchoben, und dann ganz bei Seite gelegt.

Wir haben die Pietät der Nation gegen das Haus Naſſau erwähnt. Es war im Grunde nicht mehr als billig, daß Dieſes für alle jene zahlreichen Opfer, welche es der Nation gebracht hatte, von Derſelben auch entſchädigt wurde. Moritz erhielt von der Republik, in ſeiner Würde als Admiral und Generalkapitain jährlich 80,000 Gulden, und außerdem während des Krieges einen Theil der Beute und der Brandſchatzungen. Dies letztere Einkommen fiel nun durch den Waffenſtillſtand weg, und ebenſo verlor er durch denſelben und für deſſen ganze Dauer die Einkünfte ſeiner Herrſchaften Lingen und Meurs (welche vom Feinde beſetzt waren,) kraft jenes Artikels in dem Traktate, welcher beſtimmte, daß der gegenwärtige Beſitzſtand fortdauern ſollte. Auf Antrag Heinrichs IV. (durch Jeannin) wurde nun dem Prinzen Moritz für jenen Ausfall eine Vergütungsſumme von abermals 80,000 Gulden jährlich, ſowie für den Fall, daß er ſich vermählen würde, eine jährliche Zulage von 25,000 Gulden bewilligt, auch die übrigen Mitglieder des Hauſes Naſſau wurden von der Republik anſtändig bedacht, Heinrich Friedrich mit einem Jahrgehalt von 30,000, und Wilhelm Ludwig mit einem von 50,000 Gulden. Die vielgeprüfte, durch Geiſt und Tugenden ausgezeichnete Wittwe Wilhelms von Oranien erhielt von der Nation eine Penſion von 25,000 Gulden. Wahrhaft erfreulich iſt es, nach der Beruhigung der Fürſten und Völker auch die Verſöhnung der Brüder, des unglücklichen Philipp Wilhelm und **Moritzens**, zu ſehen. Beide ſchloſſen am 27. Juni 1609 einen Vertrag über die **Theilung** der **naſſau-oraniſchen Erbſchaft**, wobei **Philipp Wilhelm** alle außerhalb der Grenzen der Republik gelegenen Güter, ſodann **Breda** und **Steenbergen**, und die Nutznießung der **luxemburgiſchen** Güter erhielt. **Philipp Wilhelm** ſtarb 1618, nachdem er ſeinen Bruder **Moritz** zum Erben eingeſetzt hatte.

Die **Stellung der Republik zu den übrigen Mächten Europas** war zur Zeit, als der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen wurde, achtunggebietend; der beſte Beweis dafür iſt die Achtung ſelbſt, welche ihr die Mächte einräumten. Dieſe einfachen Edelleute und Kaufleute, welche **Alba** mit leichter Mühe zu unterjochen gedachte, — ſie hatten jetzt die Genugthuung, daß Jeder von ihnen bis auf den geringſten Mann herab einem Könige gleich da ſtand. Man denke an jene Truppen zurück, welchen die ſpaniſchen Veteranen, reich an Ruhm, einſt ſo übermüthig in's Antlitz getrotzt, welche Dieſe bloß wie Rebellen behandelt und als ſolche hingerichtet hatten; und jetzt ſehen wir ein Heer von 30,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern im Dienſte der Republik; aus allen Ländern ſtrömet ihren Fahnen Kriegsvolk zu, wenn ſie ihre Werbtrommel erſchallen läßt. Lange hat ſie ſich heldenhaft gegen die Uebermacht gewehrt; jetzt kann ſie den Feind ruhig erwarten; denn ſie hat die Uebermacht zertrümmert, ſie hat den Feind mehr als **bitten**, ſie hat ihn das **zugeſtehen** gelehrt, was **ſie verlangte**. Noch wichtiger als die **Landmacht** iſt die **Seemacht** der Republik. Welch ein Unterſchied von jenen kühnen **Meergeuſen**, die auf offnem Meere ihr ſchwimmendes Haus erbauten, die, als Piraten, vogelfrei und doch gefürchtet, in tauſend Gefahren umherkreuzten, und doch der Freiheit den Weg bahnten, — welch ein Unterſchied von ihnen zu der jetzigen Seemacht der Republik, deren Flaggen ſo ſtolz im indiſchen Ozean wallen und in allen Meeren die ſpaniſchen ſchrecken!

Im innigſten Zuſammenhang mit der Kriegsmarine ſtand der Handel der Republik. Hierin wurzelte ihre Kraft, ihre Macht. Die Zahl ihrer Kauffahrtheiſchiffe belief ſich zuverläßig (jede Uebertreibung in den Angaben abgezogen) wohl auf nicht weniger als zehntauſend; nach England und Frankreich, nach Italien und der Levante, nach der Oſtſee und bis tief nach Rußland war der holländiſche Handel ausgebreitet. Er verſchaffte ſich den höchſten Kredit, er gewann den Ruf der Unentbehrlichkeit ebenſo wie den der Solidität. Zu jenen Summen nun, welche der Handel mit jenen Reichen einbrachte, rechne man noch insbeſondere den enormen Gewinn, welchen die oſtindiſche Kompagnie erwarb! Fiſcherei und Manufakturen verbanden ſich mit dem Handel, um dem Wohlſtand der Republik die höchſte Blüthe zu verſchaffen. Während der für den Fiſchfang günſtigen Jahreszeit wimmelte das Meer von Fahrzeugen, die auf den Fang auszogen oder mit reicher Beute belaſtet wiederkehrten. Die Republik konnte faſt ganz Europa mit Fiſchen verſehen, und der Gewinn, welchen die Staaten davon zogen, belief ſich im Jahr wenigſtens auf 4,942,500 Gulden; auch der Fiſchfang in den ſüßen Gewäſſern beſchäftigte an oder über 600 Fahrzeuge und 3000 Menſchen. In gleichem Grade, wie der Handel zunahm, blühte der Gewerbfleiß, und beſonders nahm die Tuchmanufaktur zu Leyden und Haarlem einen bedeutenden Aufſchwung; in Middelburg hatten die „Adventurers,“ engliſche Kaufleute, welche früherhin den Stapel der engliſchen Wolle und Tücher in Deutſchland gehabt hatten und von dort vertrieben worden waren, ein Aſyl gefunden; und der ſeither erhöhte Wohlſtand jener Stadt war der ſchöne Entgelt für die vorurtheilsfreie Politik, mit welcher man jene Engländer gaſtlich aufgenommen. Unter ſolchen günſtigen Umſtänden mußte ſich die Bedeutung der Städte überhaupt, welche ihre alten freien Inſtitutionen behaupteten, immer mehr erhöhen, abermals zum Heil des Ganzen; denn dieſer eigenthümliche Staatsorganismus beruhte ja auf der höchſt möglichen Ausbildung der Selbſtſtändigkeit jedes einzelnen Theiles. Wie aber der Geiſt, der eben das Ganze beſeelte, demungeachtet von Partikularintereſſen unzerſplittert, den kühnſten Aufſchwung nahm, dafür geben die Verſuche der Holländer, die nordöſtliche Durchfahrt zu finden, (Verſuche, welche den Unternehmungen nach Oſtindien vorangingen,) die ſchlagendſten Beweiſe. Immer großartiger entfaltete ſich der Spekulationsgeiſt der Nation, die Eigenthümlichkeit des Charakters der Republik und ihrer Stellung zu den übrigen europäiſchen Mächten.

Selten hat ein Staat, deſſen Lebensprinzip auf dem Handel beruht, durch alle ſeine Spekulationen zugleich den Wiſſenſchaften ſo viel genützt als die Republik der ſieben vereinigten Provinzen. Von allen Fahrten brachten die holländiſchen Flotten meiſtens neue Schätze zur Bereicherung der Erd- Völker- und Naturkunde heim. Ja, ſelbſt jene mehrjährige Belagerung von Oſtende, bei welcher ſo viele Millionen, und ſo viele Tauſende von Menſchenleben geopfert wurden, war nicht blos eine Schule des Krieges, ſondern auch der Mechanik, der Medizin und der Chirurgie geworden.

Dies führt uns zu einer kurzen Betrachtung des geiſtigen Lebens in der Republik überhaupt. Wir erinnern uns hierbei wieder an jene gefahrvollen Zeiten, in welchen die Nation, von den furchtbarſten Stürmen umtobt, dennoch ihre Aufmerkſamkeit auf die geiſtige Bildung richten konnte und die Univerſitäten Leyden und Franeker gründete. Die Früchte derſelben reiſten bereits aufs Allererfreulichſte heran; auf der erſteren Hochſchule finden wir die Namen Juſtus Lipſius (welcher jedoch ſpäter nach Löwen ging) und Bolcatius; Scaliger, Meurſius, Daniel Heyns, Hugo Grotius bildeten ſich dort aus, die Zierden der vaterländiſchen Gelehrſamkeit; der freiſinnige reformirte Theologe Arminius lehrte daſelbſt, wie zu Franeker der treffliche Exeget Druſius. Wichtiger aber als aller Glanz berühmter Namen war die Bedeutung jener neuen Univerſitäten der Republik *) für die Gedankenfreiheit, während die belgiſche Univerſität Löwen mittelalterliche Formen und — Ideen bewahrte. Im Ganzen nahm, wie wir es dem Charakter der Nation gemäß nicht anders erwarten können, das geiſtige Leben eine vorzugsweiſe praktiſche Richtung. Mathematik, Mechanik, Hydraulik und Phyſik ſtanden oben an. Moritzens Lehrer Stevin, Willebrord Snellius, Zacharias Janſen (der Erfinder des Teleſkops und Mikroſkops) leiſteten hierin Ausgezeichnetes. An dieſe Wiſſenſchaften reihte ſich dann die praktiſche Rechtsgelehrſamkeit. Hier müſſen wir insbeſondere noch des ehrwürdigen alten Viglius wieder gedenken, welchem (nebſt Hopperus) die Redaktion des Strafgeſetzbuches und der Kriminalprozeßordnung (noch aus Alba's Zeit, doch nicht in Albas Geiſt) zuzuſchreiben iſt. Bezüglich zu dieſem Gebiete verdienen noch vorzugsweiſe Johann Wier (aus Grave) und Tuining (zu Leyden) inſofern genannt zu werden, weil ſie durch ihre Schriften weſentlich zur Bekämpfung und Entkräftung des unſeligen Hexen-

---

*) Der Geiſt der Freiheit, der die erſten zwei Hochſchulen der Republik gegründet, wirkte auch in der Folge fort. 1614 wurde die Univerſität Gröningen, 1636 die Univerſität Utrecht, 1648 die zu Harderwyk für Geldern, 1630 ein Collegium illustre zu Deventer für Over-Yſſel, 1632 eines zu Amſterdam geſtiftet.

glaubens, ſomit der furchtbaren Hexenprozeße, dieſer größten Schande der chriſtlichen Neuzeit, beigetragen haben.

Es liegt außerhalb der Gränzen, welche wir uns für dieſes Werk gezogen haben, zugleich eine eigentliche Literaturgeſchichte der Niederlande, und wäre es auch nur in flüchtigen Zügen, zu entwerfen. Wir möchten bloß die warmen Pulsſchläge des Volkes nachfühlen, aufs Neue die Stirnader eines edlen Zornes anſchwellen, das ſanfte Lächeln der Liebe um die Lippen ſchweben ſehen, das Jauchzen der friſchen Luſt hören wie den zermalmenden Donner des Spottes und den warmen Ausdruck des religiöſen Gefühles, — alles Dies während der Zeit des Freiheitskampfes. Wir bemerken hier zwei Epochen, und zwar in der erſteren das Hereinragen der früheren Einflüſſe und geregelten Verhältniſſe, in der zweiten das Aufblühen eines jungen Geſchlechtes, deſſen volle Reife jedoch erſt jener Zeit angehört, welche außerhalb der Gränzen unſeres Werkes liegt. Ebenſo bemerken wir zweierlei Gattungen, eine Naturpoeſie und eine Kunſtpoeſie.

Wie die Republik die raſche Zunahme ihres Handels und Wohlſtandes größtentheils den Ausgewanderten aus den ſüdlichen Provinzen verdankte, welche ſich in den nördlichen niederließen, ſo läßt ſich auch, ohne den Letzteren zu nahe treten zu wollen, behaupten, daß die Poeſie urſprünglich vorzugsweiſe in Flandern und Brabant heimiſch war und vor Albas Häſchern und Henkern auf den Boden der Freiheit flüchtete.

Flandern iſts, wo wir, in die Geſchichte zurückblickend, zuerſt jene „Kammern der Rhetoriker *)“ finden, welche als Nachahmung der ſchon früher in Frankreich beſtandenen „colléges de rhétorique“ aus dieſem Lande auf ein Gebiet verpflanzt wurden, wo ein wohlhabendes, lebhaftes und mit poeti-

---

*) Vergl. Kops Geſch. der Rederyker.

ſchen Anlagen reichbegabten Volk ſie raſch ausbildete und vonwoaus ſich die Rhetoriker („Rederyker“) durch alle Niederlande verbreiteten. Schon im Jahre 1302 beſtand in Dieſt eine ſolche Kammer unter dem Namen „Christus-ooghen.“ Es ſind eigene Gilden von Poeten, mit allen Normen, Bräuchen und Rechten abgeſchloſſener Geſellſchaften, welche gleichſam den poetiſchen Volksgeiſt repräſentiren, erhalten und wieder vermitteln. Die Mitglieder dieſer Rhetorik- (oder Rederyk-) Kammern (die „Kameriſten“) finden wir in Obrigkeiten („hoofden“) und „Kammerbrüder“ („Kamerbroeders“) unterſchieden, die erſteren mit den Ehrenbezeichnungen: „Prinz,“ „Kaiſer,“ „Dekan,“ „Hauptmann,“ „Faktor.“ Außerdem haben ſie noch einen beſonderen Fiskal und einen Bannerträger („vaendeldrager“), der unter Trommelſchlag den Mitgliedern voranſchreitet, wenn ſie ſich zu einer Zuſammenkunft begeben. Auch der Luſtigmacher („nar,“ „zot“) fehlt nicht, um das Volk durch ſeine Späße zu ergötzen, und im Blütenmond hat die Kammer einen eigenen „Maiprinzen,“ deſſen poetiſche Herrſchaft nicht länger dauert als die Blüten. Der „Faktor“ iſt der eigentliche Hauptdichter der Kammer, der für jede feſtliche Gelegenheit die benöthigten Reime oder Schauſtücke verfaßt, die Rollen austheilt, die „Jonghers“ in der Kunſt der Rhetorik unterweiſet, aber dem „Prinzen“, als eigentlichem Oberhaupt der Kammer, als ihrer höchſten Autorität, untergeben iſt, ſo daß er keinen „Refrain“ vorleſen darf, ohne ihn dem „Prinzen“ zuzueignen. Jede Kammer der Rhetoriker hat ihr beſonderes Wappen, („blazoen“) mit Emblem und Deviſe („zinspreuk“). Dies in Kürze die Verfaſſung der phantaſtiſchen Gilden, von denen wir noch bemerken müſten, daß ſie ſich in „freie“ und „unfreie“ unſchieden. Die erſteren waren ſolche, welche ſowohl von den übrigen freien Kammern anerkannt und angenommen, als auch von der Regierung beſtätigt und begünſtigt wurden, während die Letzteren ſich ohne eine ſolche Autoriſation konſtituirten und erhielten. Die Beſchäftigung der Kammern beſtand in Abfaſſung von Gedichten verſchiedenſter Art, worunter das ſogenannte „Kniegedicht“ deßhalb eigenthümlich war, weil es raſch, eine Art von Improviſation, niedergeſchrieben wurde, wobei dann das Knie dem Dichter ſtatt des Tiſches diente. Sodann führten die Kammern Schauſpiele auf, "Sinneſpelen" (Allegorien) bibliſche Stücke, Moralitäten, „Esbatementen“ (Luſtſpiele) „Kluiten“ und „Factien“ (Poſſen), auf welche letztere immer ein Lied, das „Factieliedeken“, zu folgen pflegte. Die Rhetoriker veranſtalteten ferner auch Wettkämpfe um Preiſe, — „Dichterfeſte,“ wobei irgend ein gegebener Vorwurf in „Refereyen“ oder „Liedekens“ behandelt wurde, und der Rhetoriker, welcher die Aufgabe am Beſten löste, einen ſtattlichen Preis erhielt. Beſonders prachtvoll waren ihre Aufzüge („Intreden“), wenn nähmlich irgend eine Kammer die übrigen aus derſelben Provinz zur Zuſammenkunft für ein Dichterfeſt einlud. Dieſe Intreden“ waren zweifacher Art, „Landjuweelen,“ welche faſt nur in größeren Städten und meiſtens mit vielem Aufwand, — „Haegſpelen,“ welche im Allgemeinen in Dörfern und Flekken ſtattfanden, jedoch zuweilen auch in Städten, zum Beſchluß der erſteren. Bei ſolchen Intreden erſchien denn jede Rhetoriker-Kammer in ihrem beſonderen Koſtüm, meiſt zu Pferde und mit Prunkwägen *) So waren denn dieſe ſogenannten „Dichter-

---

*) A. van Haſſelt entwirft folgende ritterliche Schilderung davon:

„A des jours déterminés, elles ouvraient, chaque année, des fêtes poétiques auxquelles les autres chambres du pays étaient invitées par une carte, laquelle indiquait les sujets portés au concours et les prix destinés aux vainqueurs. Outre ces prix, il y en avait pour la société qui faisait son entrée avec le plus de magnificence, pour celle qui venait de la ville la plus éloignée, pour celle qui faisait la plus feſte“ eigentliche Volksfeſte, treue Spiegelbilder des niederländiſchen Volkslebens mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten. Auch die politiſchen Richtungen waren darin ausgedrückt; ja wir finden in dieſer Beziehung ſchon von früheren Zeiten her ſogar eine ſehr merkliche Unterſcheidung zwiſchen den ſogenannten „freien“ und den „unfreien“ Kammern; die Erſteren ergriffen die Parthei der Höfe, durch welche ſie begünſtigt wurden, die Letzteren behaupteten faſt immer eine ſcharfe Oppoſition, wie ſie unmittelbar aus dem geſunden Volksgeiſte hervorging, und insbeſondere war es die katholiſche Geiſtlichkeit, deren Fehler und Gebrechen der derbe Witz dieſer

---

belle illumination ou le plus beau feu de joie, enfin pour celle qui représentait la meilleure farce, ou le meilleur mystère. Au jour marqué, la fête commençait. Les rhétoriciens mettaient leurs vêtements de velours et de soie bordés de galons d'argent et leurs toques de velours bordées de galons d'or; et ils partaient. C'était quelque chose de comparable aux fêtes olympiques de la Grèce. Voyez, par un beau soleil d'été, la ville, où ils sont attendus, ouvrant ses portes toutes larges à la poésie qui entre assise à cheval ou trainée dans des chars antiques, la ville s'émerveillant à la vue de cette riche bigarrure de figures et de costumes, et tendant toutes ses oreilles aux accords des musiques dont les sons retentissent de toutes parts, la ville s'épanouissant de rire aux soties qu'on lui récite ou pleurant aux lamentables mystères qu'on lui déclame, la ville pleine de bruit et de joie; puis les églises qui carillonnent, et les cloches qui sonnent à pleines volées, et les canons qui tonnent, et toute une population qui applaudit et bat des mains; puis, quand la nuit est venue, les places publiques qu'on prendrait pour des fournaises ardentes, les fusées qui jettent dans l'air des gerbes de feu de mille couleurs, les vastes tonneaux de poix qui brûlent en dardant des flammes allongées et vibrantes comme des langues de serpents, et tout cela, le jour comme la nuit, accompagné des acclamations de la foule, et des orchestres qui chantent, mais dont la voix se perd dans la voix de cet autre immense et formidable orchestre, la foule.“

(„les chambres de rhétorique“ in dem Werke: „les Belges peints par eux mêmes N. 13 und 14.)

Kammern dem öffentlichen Gelächter preisgab. Dies war denn ein Hauptgrund, weßhalb Alba ſeine ganze Strenge zur Unterdrückung der „Kamers van Rhetorika“ aufbot. Ein Beweis, daß er ihre gänzliche Aufhebung feſt beſchloſſen hatte, geht daraus hervor, daß, als er nach den Gräueln in Mecheln (1572) dieſer Stadt ihre bürgerlichen Freiheiten zurückgab, doch die dortige Rhetorikkammer auf ſeinen Befehl für immer geſchloſſen blieb. Verloren ſich nun dieſe Kammern in Belgien unter der ſpaniſchen Gewaltherrſchaft und während der verheerenden Kriege immermehr, ſo vermehrten ſie ſich dagegen, durch die flüchtigen Rhetoriker, in Holland und Seeland. Ein beſonders glanzvolles „Dichterfeſt“ wurde unter Andern 1606 in Haarlem gehalten. Doch im Allgemeinen war zu Anfang des 17. Jahrhundert die Blütezeit der Kammern ſchon vorüber; die Gebildeteren blickten mit Geringſchätzung auf dieſelben herab, obwohl die Zahl der Kammern auf dem Lande eher zu- als abnahm. *) In Bezug auf die heimiſche Sprache hatten ſie ohnehin ſeit der Zeit des neuburgundiſchen Hauſes nur verderblich eingewirkt. Die „freien“ (höfiſchen) Kammern ſuchten nämlich damals die fremde Sprache des Hofes nachzuahmen und miſchten bei dieſem Beſtreben eine Menge franzöſiſcher Worte in den kräftigen germaniſchen Urſtoff. Auch das Beiſpiel der Statthalterin Margaretha von Oeſterreich (der Tochter Maximilians I.) hatte ſehr viel zum Verderbniß der Sprache

---

*) In neueſter Zeit iſt die Wirkſamkeit der Rhetoriker-Kammern in Belgien wieder erwacht und äußert einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die volksthümliche Pflege der flamändiſchen Sprache, als eine der ehrenwerthen Gegenſtrebungen wider die Alleinherrſchaft der franzöſiſchen. Noch kann man in jedem Monat die Preisausſchreibungen der zahlreichen Kammern Flanderns leſen; die flamändiſchen Nationalſchauſpiele gehen von denſelben aus; das ganze Inſtitut iſt national.

durch Fremdwörter beigetragen, da ihr Hof der Sammelplatz franzöſiſcher Dichter war. *) Die Antwerpener Kammer: „de Violier,“ beſonders aber die Amſterdamer: „in liefde bloeyende“ erwarben ſich um die Reinigung der vaterländiſchen Sprache von fremden Zuthaten große Verdienſte, — in der erſteren namentlich, als Haupt derſelben, der treffliche Bürgermeiſter Anton van Straalen, welchen Alba ſpäter hinrichten ließ.

In der Amſterdamer Kammer „in liefde bloeyende“ legten gegen Ende des 16. Jahrhunderts mehre tüchtige Männer, wie Dietrich Coornhert, Heinrich Spiegel und Roemer Viſſcher redlich Hand an das unſchätzbare Werk der Sprachreform. Coornhert (geboren zu Amſterdam 1522, geſtorben zu Gouda 1590) wirkte insbeſondere für die Veredlung der Proſa, Heinrich Spiegel (geboren zu Amſterdam 1549, geſtorben zu Alkmaar 1612) als Grammatiker und als Dichter durch ſeinen „Herzſpiegel“, Roemer Viſſcher (geboren zu Amſterdam 1547, geſtorben zu Alkmaar 1620), der Vater geiſtreicher Töchter, welche gleichfalls Dichterinnen waren, zeichnete ſich durch Epigramme aus, die ihm den Beinamen des holländiſchen Martialis erwarben. Kornelis van Kiel (Killianus), aus Duffelen in Brabant (†1607) wirkte unendlich viel für die Landesſprache durch ſein „Etymologicum teutonicae linguae.“

Flandern und Brabant bewieſen in jenem Zeitraum fortwährend vorzugsweiſe ihre alte poetiſche Urbarkeit. So

---

*) Eine intereſſante Darſtellung des Dichterlebens am Hofe Margarethens gibt van Haſſelt in ſeinem „Essai sur l'histoire de la poésie française en Belgique“ (gekrönte Preisſchrift) Brüſſel 1838, — franzöſiſche Gedichte Margarethens der Polygraphe belge 1835. S. 160.

finden wir unter Andern in Brabant die Dichter Johann Baptiſt Houwaert aus Brüſſel (1531 — 1599) Peter Heyns aus Antwerpen (1537 — 1597) Philipp Numan aus Brüſſel († 1617), — in Flandern Karl van Mander aus Meulebek bei Courtray (1548 — 1606) u. ſ. w. Die Lyrik (in Romanzen, geiſtlichen, weltlichen und hiſtoriſchen Liedern) und das Lehrgedicht behaupteten den Vorrang, und man kann nicht umhin, eben ſo ſehr über die Fruchtbarkeit der Poeten, als über deren reiche Begabung zu erſtaunen. *) In Holland aber reifte zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts ein junges Geſchlecht heran, welches bald hierauf der wiedergebornen Mutterſprache durch höhere Zwecke und Stoffe, und durch poetiſchen Genius ebenſo die Unabhängigkeit errang, wie die Republik ſie in politiſcher Beziehung erkämpft hatte, welches der holländiſchen Literatur eine ebenſo ehrenvolle Stellung unter jenen der übrigen Völker verſchaffte, als die Stellung war, welche die Republik in der Reihe der Mächte einnahm. Die Geſchichtſchreibung, wie das Schauſpiel und die Lyrik erhielten jetzt erſt ihren ausgeprägten nationalen Charakter. Wir nennen hier nur die Namen Pieter Corneliszoon Hooft (geboren zu Amſterdam 1581, geſtorben 1679) Joſt van Vondel (geboren zu Köln 1587, geſtorben 1679) und Cats aus Brouwershaven (1577 — 1660), den ächten Volksdichter. Zu gleicher Zeit mit dieſen reiften die beiden Flamänder Daniel Heinſius (1580 — 1655) und Jakob van Zevecote **) (1597 — 1642) heran, beide aus Gent gebürtig, aber überſiedelt auf den Boden der Freiheit, nach Holland.

---

*) Vergl. Snellaerts „Verhandeling over de nederlandsche Dichtkunst in Belgie“ (gekrönte Preisſchrift) Brüſſel 1838.

**) Die erſte Geſammtausgabe der Dichtungen Zevecotes verdankt man dem trefflichen Ph. Blommaert in Gent (1840).

Groß und erhaben ragt die Geſtalt des vielerfahrenen Staatsmannes Philipp Marnix von St. Aldegonde auch unter den niederländiſchen Dichtern hervor, nicht blos als Verfaſſer des herrlichen Volksliedes: „Wilhelmus van Naſſouwe,“ ſondern auch als Ueberſetzer der Pſalmen. Hier waren ihm Lukas de Heere (1565) Jan van Uytenhoven (1566) und der bekannte Dathenus (auch wieder ein Flamänder, aus Ypern, [1566]) vorausgegangen, welcher Letztere die Pſalmen jedoch nicht aus dem Urtext, ſondern aus der Verſion Clement Marots überſetzt hatte. Obwohl nun die Dathenſche Ueberſetzung allgemein angewendet wurde, ſo gebührt doch jedenfalls der herrlichen metriſchen Ueberſetzung St. Aldegonde's (1580) der Preis.*) Wahrlich: man kann ſeine Sprache kaum treffender bezeichnen, als wenn man folgende Strophe aus ſeiner Ueberſetzung des 104. Pſalms auf ſie ſelbſt anwendet und auf den Geiſt, welchem ſie entſtrömte:

„Dyn handt dryft ook der watervloede hoop,
In haren tocht, en elk in zynen loop:
Van waer sy voorts rasch tusschen bergen vlieten
End haren strom sacht ruischende doorschieten.“

Mächtig hatte St. Aldegonde auch durch ſeinen „Bienenkorb der heiligen römiſchen Kirche“ („Byencorf der H. Roomsche Kercke“) mit um ſo ſchärferen Waffen des Spottes, je feiner und geiſtreicher er dieſen im zierlichſten Styl anwandte, für die Reformation gewirkt. Dies Werk erſchien zuerſt 1569.

Sehr häufig haben wir im Verlauf der Geſchichte auf den bedeutenden Einfluß aufmerkſam gemacht, welchen die Preſſe bei den wichtigſten Angelegenheiten der Nation ausübte; Flugblätter vertraten die Stelle unſerer Zeitungen, ſie waren treue Abdrücke des Volksgeiſtes in ſeinen Leiden und Freuden; ſie verkünden in derber, körniger Sprache den Strom und Sturz der Leidenſchaft, die dem freien Mann in gerechter Sache ziemt. Es iſt von großem Vortheil zur Beurtheilung des Volksgeiſtes in jener Zeit, daß die älteren niederländiſchen Geſchichtſchreiber viele dieſer Flugſchriften im ganzen Umfang oder wenigſtens in Auszügen aufgenommen und ſo vor dem Untergang gerettet haben. Nirgends aber äußert ſich der Volksgeiſt kühner, gewaltiger, hinreiſſender, als in jenen Liedern, welche beſonders in der erſten Zeit der Revolution und in den erſten Kriegsiahren, wie der Donner auf den Blitz, jedem bedeutenden Ereigniß nachhallten. Wir finden ſie in dem „Geuſen-Liederbuch“ geſammelt.*) Obwohl wir im Verlauf der Geſchichte an betreffenden Orten bereits Fragmente des einen und andern Liedes beigefügt haben, ſo können wir uns doch nicht enthalten, hier noch zwei vollſtändige im Original mitzutheilen, welche beſonders charakteriſtiſch ſind. Rythmus wie Worte ſind friſch und munter. Bei dem erſten Liede ſpringt der Refrain zwiſchen den Reimen immer wie ein ſchlagfertiger Kriegsgeſell mit Schwert und Büchſe hervor, herausfordernd und trotzig. Es lautet (nach der Weiſe: „Ken Meysken op een Revierken sat“) alſo:

---

*) Vergl. über die Pſalmenüberſetzungen Snellaerts Verhandeling etc. und Münch Niederl. Muſeum. 4tes Heft

De Prins van Orangien is te Velde gekomen,
Vive le Geus!
Ghy Papen, als Apen, ghy meucht wel schromen,
Bedeckt u Neus,
Door den Princen spyt alle Papisten,
Wy blyven Geus!

---

*) Uns ſtand die Dortrechter Ausgabe des „Geuse Liedt-Boeck“ (1687) zu Gebote. Wir beabſichtigen demnächſt eine Auswahl der niederl. hiſtor. Volkslieder zu veröffentlichen.

Alle de Papisten na haer goetdenken, — vive le Geus! —
Sy meynden Gods leeringe te krencken, sy zyn soo beus.
Al door den Prins spyt alle Papen, — Wy blyven Geus!

Godes leeringh [illegible]l blyven staen, — Vive le Geus! —
Maer der Papen Godt die sal vergaen, hoort mynen leus,
Al door den Prins spyt Papen en Munnicken, — Wy blyven Geus!

Al hebben wy so menige simpelen bedrogen, — Vive le Geus!
Sy hebben so menigen leugen gelogen, Met nevraut alteus
Door den Prins spyt Papen, wout Apen, — Wy blyven Geus!

Sy bouwen op Pause leeringen vals, — Vive le Geus,
De geschooren Zieldieven haer Aflaetsbrieven die zyn al beus,
Door den Prince spyt Zielmis, Vigilij, — Wy blyven Geus.

Haer guychel spel en valsche Opstel — Vive le Geus!
En mach niet staen, maer moet vergaen, Ock haer Moeder beus,
Door den Prince spyt Duc Albens Placcaet, — Wy blyven Geus!

Spaens Bullen en syn niet mer gesien, — Vive le Geus!
Duc d'Alba kan schers weere meer bien, Haer macht is heus,
Door den Prince duc d'Alfs aenkleven, Wy blyven Geus.

Den Paus heft gebroken Godts gebodt, — Vive le Geus,
Sy jagen hem na met den Alf in 't kot, dit is doch heus,
Door den Prins spyt munniken en kunninken, Wy blyven Geus.

Nu hoort men den geestelyken hoop seer klagen, — Vive le Geus!
Om dat men de Zielmoorders uyt haer nesten siet jagen, dit is de gleus.
Al door den Prins spyt Jacobynen, Bagynen, Wy blyven Geus.

Hoe werden de Zielmoorders nu dus veracht, — Vive le Geus!
Om dat Paus godt en heeft geen macht, Als sy hadden een peus.
Al door den Prins spyt Cardinalen te malen, — Wy blyven Geus.

Ook Papen, Papynen, ghy zyt het wel waert, — Vive le Geus!
Want ghy u valsche Inquisicy vermaert, Wout brengen, is 't heus ?
Al door den Prins spyt Munnicken, Munnikinnen, Wy blyven Geus.

Oorlof Zielmoorders, wy vanden u wel, — Vive le Geus!
Dat ghy u wacht voor Lucifers Hel, Men branter beus,
Al door den Prins smaakt dit bediet, — Wy blyven Geus!

Folgendes iſt das andere Lied (nach der Weiſe: „Gedrückte Herzen");

Slaet op den Tromele van dirre dom deyne,
Slaet op den Tromele van dirre dom does,
Slaet op den Tromele van dirre dom deyne,
Vive le Geus! is nu de Loes.

De spaensche pocken, licht als sneeuw flocken,
De spaensche pocken, loos ende boos,
De spaensche pocken, onder's Paus rocken,
De spaensche pocken, groyen altoos.

De spaensche Inquisitie, vor Godt malitie,
De spaensche Inquisitie, als Draecx bloet fel:
De spaensche Inquisitie ghevoelt punitie,
De spaensche Inquisitie ontvalt haer spel.

Vive le Geus, wilt christenlyk leven,
Vive le Geus, houdt fraye moet!
Vive le Geus, Godt behoedt u vor sneven!
Vive le Geus, edel Christen bloedt.

De Paus en Papisten, Gods handt doet beven,
De Paus en Papisten zyn t'eynden haer raet:
De Paus en Papisten wreet boven schreven,
Ghy Paus en Papisten, soet nu aflaet.

Oflaet in tyts noch, Godts woort te krenken,
Oflaet in tyts noch, u godtlos spel.
Oflaet in tyts noch, och wilt u bedenken,
Oflaet in tyts noch, en valt Godt niet rebel.

'T swaert is getrokken, certeyn Godts wraec naect
'T swaert is getrokken, daer Joannes er schryft,
'T swaert is getrokken, dat Apocalipsis maet naect,
'T swaert is getrokken, ghy wart nu ontlyft.

'T onschuldig bloet, dat ghy heft vergoten
'T onschuldig bloet royt over u wraeck,
'T onschuldig bloet te storten heeft u niet verdroten,
'T onschuldig bloet, dat dronct ghy met den Draeck.

U vleyschen arm, daer ghy op betroude,
U vleyschen arm, beswyckt u nu,
U vleyschen arm die u huys boude
U vleyschen arm wyckt van u schou.

Prince

Princen, der Princelycker Geusen Prince,
Princelyk met u gheest haer doch regeert,
Princelyck dryven se u eer aldus bemintse,
Princelyck werdt u Reich alsdann vermeert.

Hier tobt der wilde Zorn wie eine immer wiederkehrende Brandung an das unterwaſchene Felsgeſtein des Ufers, und wie die finſtre Wetterwolke am Horizont, die einem gezogenen Schwerte gleicht, ſteigt der Fluch empor. Wir kennen nicht leicht ein ſo heiß aufloderndes und ſo erſchütterndes Volkslied, als dieſes wilde „ça ira“ der Geuſen.

Gegen das Ende des Krieges hin nahm das Volkslied einen verhältnißmäßig geringeren Antheil an den öffentlichen Ereigniſſen, wenigſtens in ſofern, daß es ſich größere Kreiſe bildete und erhielt; der Haß und der Spott gegen Spanien zeigten ſich übrigens auch noch in den Liedern, welche den letzten Kriegsereigniſſen entſprangen, ungeſchwächt. Uebrigens verdrängte die Kunſtpoeſie immer mehr die Naturpoeſie; jene ſtieg von Stufe zu Stufe in demſelben Verhältniß, wie der neue Staat ſich immer beſtimmter entwickelte und konſolidirte. Der Nationalgeiſt gewann damit immer höhere Standpunkte, und die Geſchichte des Abfalls, des Kampfes um die Freiheit ſelbſt ſtand vor den klaren Blicken als ein vollendetes großes Heldengedicht da, ohne allen Apparat von Göttern, Engeln und ſonſtiger Maſchinerie, rein ausgewirkt durch große Charaktere einzelner Männer und — was noch mehr iſt — durch den großen, unerſchütterlichen Charakter eines ganzen Volkes.

Was die religiöſen Angelegenheiten betrifft, ſo bemerken wir, daß — abgeſehen von dem durch die Politik gebotenen Widerſtande, welchen die Generalſtaaten der Forderung Spaniens entgegenſtellten, — die leidenſchaftliche Aufregung der Katholiken und Nichtkatholiken gegen einander abgenommen hat, daß ſich Beide mit größerem Vertrauen wieder nähern. So tritt mit dem Waffenſtillſtand ein freundliches Wechſelverhältniß zwiſchen den Bewohnern der vereinigten Provinzen und den Belgiern ein.

In der Republik fand die Intoleranz der Nichtkatholiken gegen die Katholiken, welche bis dahin vorgeherrſcht hatte, jetzt einen andern Abfluß. Der Proteſtantismus ſelbſt (hier als Inbegriff aller Gegenſätze des Katholizismus genommen) zerſplitterte ſich in eine Menge von Gegenſätzen, von denen jeder das Recht, ſich ſelbſt zu behaupten, in Anſpruch nahm, ohne jedoch die Sanktion dafür, geſchweige gar freie Ausübung zu erhalten. Die reformirte Konfeſſion eignete ſich die Oberhoheit an; doch, während ſie unduldſam alle abweichenden Konfeſſionen, wie die der friedlichen „Taufgeſinnten“ und der Lutheraner verfolgte, entſtand in ihrer Mitte ſelbſt die gefährlichſte Spaltung zwiſchen den gemäßigteren Zwinglianern und den puritaniſch-ſtrengen Kalviniſten. Dieſer religiöſe Zwieſpalt erhielt eine politiſche Farbe und Bedeutung. In Holland war noch die größte Toleranz, und Oldenbarnevеld deren Seele. Der Haß der fanatiſchen Prediger gegen dieſen großen Mann, dieſen ächt-nationalen Republikaner, fand in kurzer Zeit durch Moritzens Eiferſucht gegen denſelben einen willkommenen Anlaß, Moritz anderſeits in den ſcheinbar religiöſen Intereſſen eine paſſende Gelegenheit zum Sturz, zur Vernichtung des Mannes, welcher in einem Alter von 72 Jahren, und nachdem er dem Vaterlande vierzig Jahre treu gedient, nachdem er deſſen Unabhängigkeit mit errungen hatte, noch auf dem Schaffot mit gutem Gewiſſen ſagen durfte: „Aufrichtig und fromm habe ich als guter Patriot gehandelt und ſo will ich ſterben.“ Er ſtarb (1619) auf dem Blutgerüſte, ein Opfer der Pläne des Prinzen Moritz, welcher ſeinen Ruhm dadurch befleckte und bis zu ſeinem letzten Augenblicke (23. April 1625) tief und ſchmerzlich ſein großes Unrecht empfand.

Die Republik überlebte ihn. Und, als ſie ſelbſt verfiel, blieb doch auf holländiſchem Boden die Toleranz fort und fort beſtehen. In Mitten des Volkes, für welches Wilhelm von Oranien lebte und ſtarb, ſcheidet die Konfeſſion den Menſchen vom Menſchen nicht, bleibt die Glaubensfreiheit die höchſte Errungenſchaft des großen Kampfes, wenn auch ſo manche andere im Laufe der Zeiten verſchwunden ſind.

Beilagen.

I.

Philipp II. an die Staaten von Flandern. Madrit 13. Okt. 1567. *)

Le Roy,

Chiers et bien amez! Comme passez aucuns mois enca avions escript à nostre très-chiere et très-amée soeur la ducesse de Parme, Plaisance, etc., régente et gouvernante de noz Pays-Bas, et allieurs où nous sambla convenir de nous trouver par delà, pour tout cest esté passé, et faict à ces fins toutes les diligences possibles, pour apprester nostre armée à ce nécessaire que pensions debvoir estre preste au commencement d'aoust dernier, la chose a este tellement retardée tant à cause des victuailles et munitions que des batteaulx qui se debviont amener des de Landelouzie jusques à l'aultre mer (actendu que nostre premièrs intention avait esté d'aller par l'autre coustel d'Italie) que au primes à l'entrée du mois de septembre sont arrivez au lieu de sortie, sayson fort périlleuse, et du tout (commest notoire) contraire à la navigation, et combien que pour une chose tant importante que de nostre saincte religion, et le bien de noz pays de dela et mectre en l'ung et l'autre le remède que convient, nous estions résolus et déterminez de non rufuser aulcun péril et pour ce non nous laisser

---

*) Aus dem ſtädtiſchen Archiv v. Gent, mitgetheilt durch van Duyſe im Messager des sciences historiques, 1840, Gand. p. 466.

divertir de nostre bonne intention. Toutes fois, voyant et considérant que avec sy singulière grace et benignité de Dieu et vos bons moyens et offices, et de nos bons et leaulx ministres et vassaux, les mauvais ont esté reboutez de leurs intentions et desseingz et les choses remises en tel estat que apparentement elles se pourront avec l'ayde de Dieu (esperant qu'il sera servy de continuer par sa grace ce que luy a pleu sy bien encommencer) et semblables bons offices, et moyens maintenir et souffrir ung peu de delation, nous a semblé que pour le service de Dieu et bien de nostre estat sera moindre mal de différer nostre dicte partement jusques au printamps prochain, que des nous mectre en apparent dangier desdicts inconvéniens, pour lequel temps estimons nostre venue par de là estre non seullement très-nécessaire, mais la tenons pour chose forcée, et qu'en aulcune maniere ne se peult ny doive escuser, bien entendant et pesant que tant il emporte auxdicts tamps que nous l'exécutons que, sans ce, tout ce qu'a esté bien faict et frayé jusques oires, et les paines et travaulx que l'on n'a prins, ne peuvent porter effects, oultre ce (qu'est le plus à considérer) que de ladicte grace et bien qu'il a pleu à Dieu de nous faire à nosdicts pays et estats en la réduction des affaires à tels termes ny se tirerait le fruict que convient ny nous demonstrerions la dheue recognoissance et action de grace que nous et nosdicts pays luy debvons, sy délaissions en differrans plus avant nostre dict partement, et le debvoir d'y assister avec nostre prince, puisque sans icelle les affaires ne s'y peuvent remédier, et à cest effect faisons pour ledict temps préparer tout ce que y peult estre necessaire, tant du coustel de par de la que d'icy, de manière que avec la grace de Dieu ny aura alors nul retardement ou empeschement, d'aultre part, comme nostre dicte sueur nous a faict grande instance par diverses et reiterées fois pour se retirer en ses propres pays et estatz, tant à cause de son indisposition que de ses urgens affaires pour avoir esté sy longuement hors de sa maison, laquelle avons tousjours requis de vouloir continuer en ladicte charge de gouvernante générale, considérant le tamps présent et nostre venue sy prochaine et aussi la grande cognoissance et experience qu'elle a des affaires de par de la, en l'administration desquels elle s'est sy bien et vertueusement acquitée avec une sellicitude, peyne et traveil incroiable; quoy nonobstant nous a faict nouvelle instance, ayant à ceste fin envoyé devers nous ung de ses ministres propre et exprès, de manière que ne luy avons peu (bien à nostre grand regret) plus refuser sa requisition, à ceste cause et qu'il est nécessaire que pendant le temps de nostre dicte venue, nosdicts pays ne demeurent despourveuz de gouverneur et régent général, considérées les singulières prudence, leaulté et experience et aultres très-grandes qualitez de nostre très-chier et très-amé cousin le ducq d'Alve, pour nous présentement capitaine général de noz pays de par dela, l'avons commis par forme de provision audict estat de gouverneur général de nosdicts Pays-Bas, dont vous avons bien voulu advertir et certiorer par cestes, vous mandant et enchargent et néantmoins ordonnant de luy rendre en nostre nom toutte obéissance comme à gouverneur et capitaine général appartient et ce qu'en deppend. A tant, chiers et bien amez, nostre Seigneur

vous ayt en sa saincte garde. De Madrid, le XIIIe d'octobre 1567.

(Unterz.) Phle.

A nos chiers et bien amez les Estatz du pay et conté de Flandres ou à leurs députez. Am Rande bemerkt: Recepta le premier jour de janvier 1567 (1568).

II.

Aus einem Briefe Philipps II. an den Landgrafen Wilhelm von Heſſen. Dat. Madrit 28. November 1567 *)

. . . .

. . . . . . So vil aber belanget, Was bisher in vnſern Niderlanden vnſer ordnung vnd beuelh, ſo mit dahin verordnung vnſers Kriegsvolckes, als auch gefencklicher einziehung etlicher anſehenlicher vnd anderer Perſonen, furgenumen vnd gehandlet worden vnd ſich verloſſen hat, wurdet Euer Lieb aus vnſerm verlengſt an Sy angeregter Niderlendiſcher empörung halben gethanen Schreiben vnd erclerung, aus was ehafften vnd billichen vrſachen, Wir angeregt vnſer Kriegsvolck dahin zu verordnen vnvermeidenlich bewegt worden, freundtlich vnd genugſam vernumen haben, vnd für ſich ſelbſt in bedrachtung aller ſachen vmbſtände vnd gelegenhait zu ermeſſen wiſſen, Daß ſolches nicht vmbgangen noch auch ſonſt anders gehandelt werden mögen, Vber daß ſolche verhafftung nicht allain aus gantz billichen, ehafften, rechtmeſſigen und hochbefuegten, ſondern auch hochnottwendigen vnd

---

*) Bruſſler Staatsarchiv.

vnvermeidenlichen vrſachen furgenumen werden mueſſen, wie dan Euer Lieb vnd andere ſolches mit der Zeit ferrer vnd aigentlicher vernemen ſollen. Wiewol wir nichts deſtoweniger entlich gemainet ſind, in ſolchem fall nicht allain alle ſachen vermöge des ordenlichen Rechten vnd aller erbar vnd billigkhait, nach aines jeden Stand vnd weſen abhandlen und austragen, Sonder vns auch ſovil Jmer muglich, vnd geſtalt vnd gelegenhait der ſachen, erdulten mag, mit allen gnaden vnd miltſinniger Guete finden zu laſſen, Als wir vns dan hievor Je vnd alwegen erbotten haben, vnd ſolches die Werck zu erkhennen geben ſollen,

Sonſt ob wir wol gehoffet vnd darzu entlich entſchloſſen geweſt, in nechſtvergangenem Somer in angeregte vnſere Niderlande zu ſchiffen, vnd den ſachen daſelbſt, ſelbſt perſönlich bey zu wonen, damit Sy umb ſovil deſto ehr vnd mit beſſerm fueg zu behörender vnd beſtendiger richtigkhait gebracht werden möchten, Vnd deßhalben auch alberait mit mercklichem groſſen Coſten, muehe, Arbait vnd Vleiß vnſer ſtatliche Armada außzurüſten vnd ſonſt alle notwendige vorberaitung darzu zu thuen bevolhen gehabt, Auch ſolches ſovil muglich geweſt, zu Werck geſtellet worden, So hat doch aus allerhand vnverſehenen fur vnd eingefallenen verzüglichen verhinderungen, in ſolchem die noturfft, wie ſich geburet vnd ain ſolche rayſe erfordert, nicht ſo fürderlich, als wir wol gehoffet, vnd vnſer rechnung gemachet, in völlige beraitſchafft gebracht werden mögen, ſonder ſich die ſachen ſo lange verzogen, biß die rechte vnd beſte Zeit vnd gelegenhait zu ſchiffen, furvberkhomen, Jnmaſſen khain See vnd Schiffverſtendiger vnd erfarner mehr rathen wöllen, Vns zu ſo gar vngelegner vnd widerwertiger Zeitt, vff die See zu begeben, Wie dan auch an Jme ſelbſt clar vnd augenſcheinlich, daß es one gantz gefahrliche vnd nachthailige Wagnus nicht geſchehen mögen, Wiewol Wir vngeachtet vnd vngeſcheucht aller vorſtehender gefahr vnd bedenken nichts deſto weniger für vnſer Perſon gemainet geweſt, ſolche vnſere vorhabende Schiffart Im namen Gottes würcklich fortzuſetzen. Dieweil ſich aber die ſachen in angeregten Vnſern Niderlanden, durch ſondere gnedige verleyhung vnd ſchikung des Almechtigen, (deme billich darumb lob, ehr vnd danck zu ſagen) Auch ſtatlichem zuthuen etlicher vnſerer treuen vnterthanen allenthalben zu zimblicher vnd ſolcher beſſerung geſchickt, daß zu hoffen ſolche ſollen vnd werden ſich alſo vermittelt ſeiner götlichen gnaden vnd vnſerer treuen vnterthanen beſtendigkhait vnd ſorgfeltigkhait, lenger alſo erhalten, vnd denſelben ain ſo geringer verzug khainen nachthail bringen, So haben wir im Rath gefunden, daß beſſer vnd fürtreglicher ſeye, ſolche vnſere vorhabende Schiffart für dieſes Jar einzuſtellen vnd biß vff nechſtkünfftigen früeling beruehen zu laſſen, Als daß Wir Vns in ain augenſcheinliche vnd gewiſſe gefahr die (wie menlich wais) ain ſolch vnzeitlich abſegeln vff ſich hat, vnd daraus allerhand gröſſerer vnd vnwiderbringlicher vnrath ervolgen mögen, zu begeben. Derhalben vnd nach dem Wir angeregte vnſere Rayſe, aus obvermelten ehafften vrſachen vnd verhinderungen dieſes Jar nicht zu Werk richten khönden, ſondern notwendiglich vnd wider vnſern Willen vnd hoffnung zurückſtellen mueſſen, vnd doch vnſere fürderliche ankhunfft in angeregte vnſere Niderlande, ſo hoch von nöten ſein will, daſſ Wir aus vilen bedencken gentzlich darfur halten, ſonder vnſer perſönliche gegenwertigkhait, aller Coſten, muehe vnd Arbait, ſo biß jetzo zu ſtillung vnd richtigmachung der daſelbſt entſtandnen empörungen, vff vnd angewendet worden, vergebens ſein werde, So ſind wir nochmals entlich bedacht vnd entſchloſſen, ſolche vermittelt götlicher gnaden, vff nechſtkhünfftigen frueling, gewißlich und ſonder ferrern verzug zu Werck zu ſtellen, der tröſtlichen Hoffnung, der Almechtig ſolle vns darzu gnad vnd glück verleyhen, und ſolche zu gewünſchter vollendung gelangen laſſen, und ſonſt ferrer nichts mehr ein vnd fürfallen ſo ſolche verhindern oder vffhalten vnd verlengern möge, Als wir dan auch alberait ordnung geben, mitlerweil alle noturfft darzu in behörende raitſchafft vnd notwendige Rüſtung zu bringen, Welches alles Wir Euer Lieb zu gründlichem bericht aller gelegenhait, freundtlicher gueter mainung nicht wöllen verhalten, Vnd da ſich villeicht ſeither in angeregten vnſern Niderlanden was weiter zugetragen, ſo vns biß Jetzo noch nicht zu wiſſen khumen, vnd doch von nöten oder ſonſt rathſam ſein würde, Euer Lieb deſſen auch zu berichten, So haben wir Vnſern Stathalter general daſelbſt beuelch geben, Euer Lieb deſſen gleichsfals auch an vnſer ſtat mit dem furderlichſten zu berichten, Vff deme Wir vns hiemit freundtlich referieren Vnd an Euer Lieb begeren thuen, Sy wölle Jme in ſolchen gleich vns glauben geben, Dan wir Euer Lieb mitlerweil Dieſes, wie obſtehet, als das nötigeſt, ſelbſt freundtlich verſtendigen wöllen. . . . .

III.

Der Herzog von Alba zeigt den Staaten von Flandern den ihm vom König gewordenen Auftrag an. Brüſſel am letzten Dezbr. 1567. *)

Messieurs! Je présuppose que vous aurez entendu par la lettre de Madame la ducesse de Parme, comme

---

*) Städtiſches Archiv von Gent, mitgetheilt durch van Duyſe im Messager des sciences histor. 1840. Gand. p. 471.

aussi vous entendrez encoires plus amplement par celles du Roy icy jointes, *) que m'a semblé convenable d'accompaigner de cestes, que à la grande instance de ladicte dame, Sa Majesté luy avait consenti le déport de sa regence et gouvernance générale de ces pays, et que en attendant qu'elle y arrive, elle s'est trouvée servye de m'y commettre par provision. Et oires que je cognoisse la charge de l'importance qu'elle est, et requerant aultre personnige que moy. Toutefois comme est raisonnable que en toutes choses Sa Majesté soit servye, obeye, n'ay peu delaisser de l'accepter, en quoy j'ay fait tant moins de difficulté considérant que Sa Majesté nous asseure si fermement de sa venue pardecà au prinstemps prochain, en attendant laquelle l'on peut tenir pour certain que je travailleray tout ce que me sera possible pour le bien et tranquillité desdicts pays de pardeçà, sans m'y espargner en riens. A quoy je prie à Dieu me donner sa grace et qu'il vous ait, Messieurs, en sa saincte guarde. De Bruxelles, le dernier de décembre 1567.

L'entièrement vostre,
(Unterz.) F. A. Duc d'Alve.

A Messieurs les Etats du pays et conté de Flandres, ou à leurs députés.

Am Rande: Reçue le premier janvier, entre neuf et dix heures du matin.

---

*) Beil. I.

IV.

Ueber die Gefangennehmung Egmonts, Hoorns u. ſ. w. *)

Wie der Duca de Alba Erſtlich in den Nidder Burgundiſchen Landen ſamptt ſeinem Krigsvolck iſt ankommen, iſt der Graue von Egmont mitt vielen Herrn vndt Eedelleuthen aus Flandern, Arthoys vnd Hennegawe ihme vnder augen getzogen vndt zu Tina ihn antroffen, da er dan gahr woll von Hochbemeltem von Alba iſt entpfangen werden vnd folgents iſt der von Egmont widder auff Brüſſel gezogen,

Dergleichen hat der Graue von Horn ſich auch gehalten vnd deme Hertzogen von Alba ſeinen Droſſart von Horn bis in Lothringen vnder augen geſchickt vndt entpfangen laſſen, welchen gleichergeſtaltt der von Alba ſehr woll gehalten vndt dem Grauen geſchrieben, das er wolle zum fürderlichſten zu Ihme kommen, dan er habe ettlicher ſachen halber mitt Ihme zu reden, daran deme König hoch vndt viell angelegen vnd habe auch beuelch ſeines Raths darin zu pflegen, auff welches der vonn Horn zu deme Hertzogen von Alba vff Leuen iſt geritten, da er ſich gantz freundlich jegen Ihme ertzeigtt, mitt Vermeldung, er habe ein groſſes vertrawen zu Ihme vnd wolle In allen Sachen ſeinen Rath geprauchen, Begertte derohalben das er ſeine ſachen dahin richte, damitt er deme Hoff ſtetig beywohnen möge, Undt wie eben deme von Horn dißmals zeittungen zukommen, wie das die Greuinne von Newenar loblicher gedechtnus mit todt abgangen, hatt er an den von Alba begertt Ihme erlaubnis zu

---

*) Brüſſler Staatsarchiv. (Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. Erſter Band. Vol. 58—63.)

geben zu ſeinem Schwager deme von Newenar zu ziehen vnd Ihnen zu tröſten u. ſ. w. welches dann deßmals der von Alba fuglich nicht hatt mögen abſchlagen. Dan nach deme er vorhabens geweſen, denen von Egmont, Horn vnd Hochſtratten gefenglich anzunehmen, hatt er beſorgtt, ſo fern er desmals hatte den von Horn arreſtirt, das alsdan die andern des gleichen ſich würden beſorgen, vnnd mochten fluchtig werden, zu deme das er der zeitt noch nicht ſein Hiſpaniſch Krigsvolck in den Stedtenn vnd Beueſtigungen gehabtt vnd vorſorge gehabtt, ſo fern ſein vorhabens entdeckt, es mögt allerlei erweitterung daraus erfolgen, hat derhalben diſſimulirt, biß ſo lang er ſein Krigsvolck in den ſtedten gehabt, Wie nuhn der von Horn Sontag vergangen acht tage gegen die nachtt zu Brüſſel einkohmmen, hat ſich der Herzog wie bevor erzeigt vnd den Montag Inen ſampt deme Egmont vndt andern Herrn vom Orden In Rath gefordertt, damitt er ſie deſtomehr verſichere, Es iſt aber in demſelbigen Rath nichts wichtiges gehandlett, alß nur allein, wie man Diedenhoven vnnd ettliche andere Frontiren beueſtigen ſolle.

Deß Dinſtags Morgens hett den von Egmont des von Alba Baſtert El grant prior ton Hernanto des mittags zu gaſt gehabtt, da ſie denn allerlei vertreuliche Redden mitteinander geſbürtt, vnd der von Horn hatt dem von Alba denſelbigen Morgen ein pferdt ſchencken laſſen, deſſen er ſich hoch bedanckt vnndt angenommen; Den nachmittag hett der von Alba die Hern vom Orden widder in Rath gefordert, Da gleicher geſtaltt von gemeinen ſachen iſt gehandlet worden, Vnndt dieweil man im Rath geweſſen hat der von Alba ſich gar vnzierlich vnndt vngeſtümb erzeigtt mit Huſten, auswerffen vnndt ſchwepſſen vnndt hernachmalß, wie er aus dem Rath iſt geritten, haben der von Egmont, Horn, Mansfeldt, Arenbergk vnd Berlemont Inen In ſein Behauſung beleitet vndt der von Egmont iſt ſtracks zue Don

Hernanto, des von Alba Baſtart, Jn ſeine Cammer allein gangen vnd mit Jme converſiren wollen vnd ſich alles gutts zu Jme verſehen alß der den mittag mit Jme geſſen, Wie ſie nun ein zeittlang mitt einander geredt, Jſt der Statthalter von Pavia, Hauptman vber des Herzogen von Alba Quartier hinein kommen vnd zu deme von Egmondt geſagt, Es ſey Jme leidt, aber er habe Beuelch von deme von Alba Jnen gefenglich anzunehmen, darauff der von Egmont geantworttet, Er wolle ſich in des Hertzogen namen nicht gefangen geben, darauff der Hauptman geſagtt, er habe beuelch von dem Konig vndt deme von Alba Jnen gefenglich anzunehmen vnnd darauff ſein gewehr begertt, Darauff der von Egmont geſagt, Er habe dießelbige die tage ſeines Lebens getragen zu des Konigs dienſt, wie dan auch noch, vnd die wehr abzulegen ſich beſchwerdt, Aber endlich hatt er ſie müſſen ablegen vndt iſt gahr allein im gemach geweßen, das niemandts von ſeinen Leuten daruon gewuſt vnnd iſt auch alſo heimlich im Gemach gehalten worden, Mittler weill wie der von Horn mit den andern Herrn beim Hertzogen von Alba geweſen vnnd allerlei guett geſprech mitteinander gehabt, der Hertzog ſich auch gantz wohl erzeigtt vnd widder anheim reitten wollen, Jſt in dem andern Saal, wie ſie Jren abſchied vom Hertzogen genommen, ein Spanier mit dem Hiſpaniſchen Hauptman Salines kommen vnd zu demſelbigen geſagt, Dießer iſt der Graue von Horn, denen er ohne daß wohlkennet, geſagt, Er nehme Jnen in des Königs namen gefangen vndt er ſolle ſein gewehr von ſich geben, darauff er geſagt, er verhoffe nicht das man Jnen widder den Eidt ſo der Kunig denen vom Orden gethan, alſo gefenglich einzhien vnndt ſein gewehr abnemen werde, wie den der von Mansfeldt, ſo dabey geweſſen, auch geſagtt, Aber es hat nit helffen wollen, vnndt haben Jnen hinweg gefhürt Jn des Priors don Hernanto behaußung, da der von Egmont auch gefangen lege, doch in vnderſchiedenen gemachen Und dieweil der von Egmont vnndt Horn bey dem von Alba geweſen haben ſie bis in die fünfhundert Hackenſchützenn darein bracht, alsbaldt hatt der von Alba ſeinen Secretarien Alborgnes mitt ettlichem hiſpaniſchen Kriegsuolck in des von Hornn Loſement geſchickt vnnd alle brieff vnndt ſchreiben hinweg genommen, auch ſeinen Secretarien Alonſo ſo ein Hiſpanier iſt gefangen, welchs wohl ein verdeckt eſſen ſein möchte, desgleichen des von Egmondt vertreueſten Rath, den von Backerzeel, haben die Hiſpanier vff der gaſſen grieffen vnnd gefenglich wie einen Mörder hinweg gefhürtt vnnd man weiß nicht, wo er hinkommen iſt, auch des von Egmonts Hoffmeiſter Boeck vnd ſeinen Sekretarien.

Weitters haben ſie auch deßmals denen von Moll gefangen, ſo von deme Printzen von Vranien beuelch gehapt vber ſeine Landſchafft, vnd gleicher geſtaltt hinweg gefhürtt; auch den Bürgermeiſter zu Antorff, Stralen, welcher hat entpflichten wollen, Er iſt aber von deme von Latron zwiſchen Antwerff vndt Mecheln gefangen worden vnd mit dreien Fenlin Hiſpaniern gen Lyre geführt wordenn, vnnd ſoll des Cardinals Granuelle Bruder, Mr. de Champagni Jnen dieſer zeitt bey Antorff vff Cantecroy, des Cardinals hauß mit dreien Fenlin Hiſpaniern verwaren laſſen vnndt iſt dieſes Burgermeiſters Gutt von den Hiſpaniſchen ſtuckweiß vfgeſchriben ſo vber 1,000,000 Cronen werth iſt. Es werden der von Egmont vndt Horn allezeitt mit einem Fenlein Hiſpanier verwacht, vnndt haben Anſtundt alle Finſter im Hauß vernagelen vnnd verſchlagen laſſen auch deme von Egmondt vndt Horn einem Jden nicht mehr alß einen Buben zu haben erlaubt vndt der mag nicht außghen, deme von Egmondt hett man bewilligt dieweil ſeine Behauſung des nehſt an deme ligt, darin er gefangen iſt, das er ſich auß ſeinem hauß leſt ſpeiſſen vnndt tragen ſeine Diener die Speiß bis an das hauß, welche alßdan die Hiſpanier volgents Jme zubringen, aber deme von Horn hett man es nicht wollen geſtatten auch nicht das man Jme ein hembtt hette brachtt vndt haben geantwortted der von Alba habe Koſt vnndt hempter genug vor Jnen, der Graue von Hochſtratten hatt ſeine haußfraw des von Horn ſchweſter vor zwei dagen vff Brueſſel geſchieckt vndt an die von Parma vndt den von Alba geſchrieben vnndt gebeten das ſie wie Herrn vom Orden vermöge des Eidts ſo der König gethan, mögen gehalten werden, welches der von Alba alß einer des Ordens billich ſollte guets wiſſens haben vnndt das man ſie in Jrer entſchuldigungen vnndt Juſtification nicht wolte übereilen, vnndt ſtehet zu beſorgen, man werde ſie etwan zu einem Triumph in Hiſpanien fhueren vnd werden ſchwerlich widder loß werden, vndt wo man ſie nit öffentlich wirdt richten, man werde ſie mit einem hiſpaniſchen Salath abfertigen wie den Andern mehr beſchen. Eß hatt auch der von Alba die Päß verlegt, das niemands auß dem Lande möge kommen, auch nichts vonn ſich ſchreibenn, wohl mit 900 hiſpaniſchen vnndt italieniſchen Pferden, ſo allenthalben ſtreiffen vnndt treiben zue Gendt vnndt Lyra einen vnglaublichen muettwillen vndt vnzuchtt vnd man muß Jnen allenthalben die Schlüſſel zue den pforten geben, wollen auch alle gewehre den Burgern nehmen, zue Brueſſel rüſtett man alle alte Törn widder zue Gefengnueſſen, welche der von Alba mit großem vleiß leſt verfertigenn, Eß ſeyndt die Hiſpanier ſo gutt ſo boß nicht 7000 ſterck vnd vnder den Reiſſigen nicht vber 150 gutter pferdt, Eß gbett auch die ſage, wie daß der Commiſſarius Hans Engelbrecht (ſo dißer zeitt im Landt zue Braunſchweig leigt, vnnd hindt am Rechten ſchenckel ſo ime außerwarts krum ſtheet vnnd kurzer als der Ander) denen ſo in des Königs von Hiſpanien wartgeltt ſeindt vndt Jnen die Religion vnndt das Römiſch Reich vndt Vatterlandt vorbehalten haben, abgedanckt haben vnndt anſtundt widder newe beuelchs leutt angenommen ſo andere bewerbenn, ſo ſich verpflicht dem Konig zu dienen, wozu er Jrer bedürffen wirdt, wie man den der Ehr vndt gottleßen leichtfertigen Meußköpff deß ortis wohl findett.

Graue Peter Ernſt iſt ſehr betrubtt des von Horne gefengtnuß halben vnndt weiß nicht wie es Endlich mit Jme ergben wirdet, wie den auch ſein ſohn Graue Carle (wiewol er viell löblicher thaten in der von Parma dienſt mit ſeinem Regiment verricht auch eigener handt bürger zu Anterff, ſo der Religion verwandt erſtochen): ſo iſt er doch entritten vnndt hatt beſorgtt, er ſollte auch gefangen werden darumb das er im Anfang die vbergebene ſupplication vnderzeichnet, wie dan auch der von Tembenige, des von Egmonts Vetter wiewol er mit einem Fhanen Reutter der Gubernantin gedienet vnndt denen von der Religion einen großen abbruch gethan vnndt gahr Bapiſtiſch iſt, ſo hatt er doch auch müſſen entfliehen, wie alle andere, ſo etwas gemeinſchafft mit den Remonſtranten, (ſo man Geußen nennt) gehapt, Es gheet auch das Geſchrei das der Marggraue zu Anterff vnnd Caſpar Schetz, Threſorier ſollen in verdacht vnndt gefahr ſideen, wie den auch alle Andere ſo zuuerlieren haben, welches die Hiſpanier gern wollen finden vnndt ſagen allbereitt die guitter im Nidderlandt ſeien alle Jr vnndt wie vor Sechs tagen ein Edelman vor des von Alba Haus vorüber ginge mit einer großen guldin Ketten, ſagten die Hiſpanier, die Ketten iſt auch vnſer vnd der galgen vor Jnen.

Der von Alba wie er denen von Egmondt gefangen hatt er den Grauen von Arenberg zu der frawen von Egmondt geſchickt vnndt ſie tröſten laſſen vndt hatt der von Arenberg geſagt, er habe des Vorſchlags kein wiſſen gehaptt, Ob dem Alſo mag Gott vndt Jhme am beſten bekanntt ſein, der wolle Jme ſamptt andern ſeinen mittgeſellen nach Jrem verdienſt alß ein gerechter Richter vndt hertzkundiger belohnen, die Hiſpanier heißen den feinen Man den von Norcartmes el Castigator de los flamingos. Man mögte Jme aber woll einen anderen Nahmen geben, der Jme beſſer ſeltt eignen vnndt dieweill dann nuhn gott das vnkrautt vber die fruchtt leſt wachſen, ſo mus man dem ſpiel zueſehn, der wirt daſſelbige zue gelegener zeitt woll wiſſen zue wenden, Datum den 18. Septembris anno &c 1567.

Nullus et nemo filius Pasquilli.

V.

Vorſtellung des Churfürſten Auguſt von Sachſen bei dem Kaiſer zu Gunſten des Prinzen Wilhelm von Oranien. *)

Allerdurchlauchtigſter &

Allergenedigſter Herr! — Welchergeſtalt mit dem hochgebornen Fürſten vnnſerm freundlichen lieben Oheimen vnnd Schwager, den Prinz zu Vranien, durch Eringrung Seiner L. Lande vnnd Leuthe gehanndlet worden, Solches wirdet zweifels one Ew. M. genedigiſt vnnd genugſamb bewüſt ſein;

Daß nun dieſe geſchwindigkait wider S. L. in dero abweeſen

---

*) Brüſſler Staatsarchiv. Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. Erſter Band. Fol. 139–141.

vngehörtt vncitiert vnnd vnbeſchuldigt Sr. L. auch zuwider des Ordens hergebrachten Statuten vnnd freyhaiten, vnnd vnerkhants rechtens mit eyteler Sr. L. mißgünſtigen gewaltt (dann Ich der Ku. M. zu Hiſpanien ſolches nicht zuemeſſe, noch auch daß es auff dero genuegſamb erkhanndnus vnnd Beuelch geſchehe, noch zur Zeit glauben khann) vorgenommen vnndt vnerhörter weiſe gebraucht etc. vnnd S. L. ſambt dero Gemahell vnnd Kindern in austrückhlichen verdacht, Schimpff vnnd euſſerſt verderben geſetzt, vnnd deß Ihren dermaßen vnverſchuldelt entſetzt werden, Das iſt Mier der nahen pluetsverwandtnus halben, damitt Ich S. L. zuegethann, gleichwoll nicht alleine befrembdlich, ſondern auch (wie E. Kay. Mt. genedigiſt zuerachten) ganntz bekhumerlich zuuernehmen. Ich khönnte auch bey Mier nicht ermeſſen warmit doch Sein L. aine ſolche große der Ku. Mt. vngnadt vnnd ſtraff verwirckht oder verſchultt haben ſollte. Sintemal Ich nicht anders waiß, dann das S. L. Je vnnd alle Zeit Inn Irem beuolhenen Gubernament die Vnderthanen Im Niderlanndt zue Rhue vnnd gehorſamb gegen der Ko. Mt. gewiſen, vermannt vnnd alle weitterung, nach beſtem Seiner L. vermögen, vorkhumen vnndt abwenden haben helffen. Eß were dann das es derhalben geſchen das ſich S. L. mit gebüerender vnderthenigiſter Diemuet der Religion halben gegen der Ko. Mt. erclärt vnndt ſich zu der augſpurgiſchen Confeſſion bekhanndt hat etc. deſſen eigentlicher Bericht Nun S. L. vnnd dero gefreundten vnnd verwanndten zuerkhunden ſein will. Ich ſtehe aber vnndertheniglich in khainen zweyffel, E. Kay. Mt. werde hierInnen ſelbſt das genedigiſt nachdenckhen haben, das Sie ſolche ſcherpffe vnndt geſchwindigkhaitt, Sonnderlich gegen fürſtlichen Perſonen dero Vorfahren vnnd Sie ſelbſt, den Künigen zu Hiſpanien mit darſetzung Ihres Leibs, lebens vnndt vermögens Je getreulich vnnd ſtattlich gedient haben, vngern erfahren. Vnnd Ich für meine Perſon bin auch der freundtlichen vnndt dienſtlichen zuuerſicht, weyl das hauß zue Sachſen Je vnnd alle zeit mit den Königen zu Hiſpanien in guetter freundtſchafft geſtanden vnnd Iren Ko. Mt. zu freundtlichen Diennſten gefliſſen geweſen, Die Ko. Mt. ſollte ſich desfalls gegen dem Herrn Prinzen vnnd S. Liebden Gemahell, Meines leiplichen Bruedern ſeligen, Dochter, mit gnaden erweiſen, da allaine der Prinz von Seiner L. widerwertigen, die man wol khennet, Nicht alſo in Ihrer Ko. M. häſſigclich gebildet vnnd getragen wurde, So khann Ich auch Seiner L. diſe wahrhafftige gezeugnus geben, das Sie bey aller ſolcher Verenderung der Niderlande daß wenigiſt bey Mier Nie geſuecht, ſo der Ko. M. zuwider, Sonndern Vilmehr zu allem vnderthenigem gehorſamb vnnd ſchuldiger dienſtwilligkhait vernemen hat laſſen. Wie dann das werckh ann Jme ſelbſt außweiſet, das Sich S. L. bißhero getruckht vnnd geduldet, vnnd anderer Mitl die etwan S. L. von Andern angebotten, vnnd etwas ſtattlich vorgeſtannden vnnd noch vorſtehen mögen, gentzlich geeußert vnnd enthaltten hat, deſſen S. L. auch zu genieſſen verhoffet. Vnnd iſt demnach an E. kay. Mt. meine vnderthenigſte Bithe, E. kay. Mt. wölle ſich mehrgemellts Prinzen zum fürderlichſten genedigeſt annemen, vnnd vmb diſe mein vnderthenigiſte Bitte auch der Sachen gelegenheit vnnd vmbſtennde willen, bey der Ko. Mt. oder ſonnſten die fürderliche genedigiſte verwendung thuen, das Jr Ko. Mt. die gefaßte vngnad gegen Seiner L. ſchwinden vnnd fallen, vnnd S. L. bey dero Lannden vnnd vnderthanen bleiben laſſen wolle, Waß nun E. Kay. Mt. von Ihrer Kon. Mt. mit ehiſten zur Antwortt empfahen werden, Mich deſſen alßpaltt, vnnd gantz vnuerlanngt genedigiſt berichten.

Daß erkhenne vmb E. Kay. Mt. oder ſchuldige gebür Ich vnderthenigiſt zuuerdienen, Mich gantz willig.

Dat. Dreßden den 22 Januarij anno & 68.

Ewr Röm. Kay. Mat.

Vnderthenigiſter
Gehorſamer
Augustus herzogg zu
Sachſen, vnnd Churfürſt.

VI.

Der Herzog von Alba an .... ? *)

Brüſſel. 22. Juni. 1568.

Vnſer freundtlich dienſt vnd was wir liebs vnd gutts vermugen zuvorn, Hochwirdiger in Gott furſt beſonder lieber freundt, Nachdem wir dieſer tagen von der Kun. Mt. zu Hiſpanien ꝛc. vnſerm gnedigſten Herrn hiebeyverwartes ſchreiben an E. L. verlautendt, bekhomen, Vnd Inhalt deſſelbigen Copey vernomen, wie das Ir Kun. M. E. L. notturfftiglich vnd außfuerlich berichten, mit was vngrundt dieſelbig Ir kun. M. neben andern Chriſtlichen Potentaten ainer verdechtlichen verbundtnus vnd daraus beſorgten gewaltſamer handlungen halb, Neben dem was ſich ſich nun ain gutte Zeither in diſen Irer Kun. M. NiderErblanden vnſer beuolhen verwaltung von wegen ent-

---

*) Brüſſl. Staatsarchiv. Concept.

ſtandner geferlichen vnruhe verloffen, hinvndwider Im hailigen Reich Theutſcher Nation, one Zweiffel durch Ire abgunſtige, vnd gemainer wolfart fridheſſige Leuthe, außgebraitet worden, haben wir gleichwol dieſes vnſer ſchreiben mitfuegen wollen, yedoch von vnnöthen geacht, E. L. angerurten vnverſchuldten verdachts, vnd anderer ſachen halb, ainiche fernere außfuerung zuthuen, dan wir machen vns kainen Zweiffel, E. L. die werden Irem beywonenden hochen verſtandt, auch ſonſt aller ſachen vmbſtende vnd gelegenhait nach, aus gedachtem der Kun. M. ſchreiben, vnd derſelben bey meniglich erkanten fridliebenden, vnd bißher erzaigten Kuniglichen werckhen, augenſcheinlich befinden, das Ir Kun. M. gemueth vnd maynung endtlich dahin gerichtet iſt, mit meniglich, vnd Inſonderhait mit E. L. vnd andern des hailigen Reichs Churfurſten, Furſten, vnd Stenden ſovil jmmer muglich, in friden, vnd vertrewlicher gutter freundt vnd nachparſchafft zuleben, Vnd ſich one hochtringliche vrſachen des widerſpils nicht zugebrauchen, wie wir dan auch fur vnſer perſon Gubernaments halb, von Ir Kun. M. eben gleichmeſſigen beuelch haben, vnd vns vermög deſſelben aller gebur zuverhalten gedenckhen,

Vnd wiewol nun zu vermuethen, es werde bey diſer ſorglichen Welt, an bößhafftigen vffruriſchen Leuthen nicht manglen, die Irer angebornen böſen arth vnd aigenſchafft nach, vorgedacht Ir. Kun. M. ruhe vnd fridliebendt gemueth, mit gefelſchter Warhait anderſt außlegen, Sonderlich in dem, das die Zeither vnſer hieſigen Regierung etliche dieſer Landen angehörige furneme Herrn, Auch Adels vnd Burgers Perſonen, von wegen entſtandnen hochbeſchwerlichen Empörungen gefenglich eingezogen, vnd daruff vnlangſt dern etlich mit Confiſcierung Irer haab vnd guetter, vnd ewiger außbannung vnd verweiſung, dan auch ainßthails zum thodt verurthailt worden, So mogen wir doch mit Gott dem Almechtigen bezeugen, vnd mit warhait von vns ſchreiben, vnd E. L. deſſen gewißlich verſichern, Das Jetzernente Executiones, Wie E. L. ſelbſt vernunfftiglich zu bedenckhen, vnd an Jme ſelbſt billich iſt, nicht ohn hochſte bewegliche vrſachen, nach gehabten gnugſamen Informationen vnd ſtatlichen vorbedenckhen, allein durch den weg ordenlichen vnd geburlichen Rechtens, Vnd vmb ſolcher ſtraffbarn erſchrecklichen furſetzlichen mißhandlungen willen geſchehen, die E. L. vnd ain jede andere fridt vnd rechtliebende Obrigkhait, zu ſchuldiger handthabung Jres von Gott vfferlegten Ambts vnd Auctoritet, in derſelben gebietten khainem Jrem vnderthonen, was ſtandts der auch were, gwißlich nicht zuſehen, noch vngſtrafft furbeygehen laſſen wurden,

Alſo das wir dem allem nach, der freundlichen vnd vnzweiffenlichen Zuverſicht ſeindt, Dieweil diß ain werckh der hailſamen Juſticien, die ainer Jeden obrigkhait, negſt der Ehr des Almechtigen, benor allen Dingen billich angelegen laſſen ſein, vnd euſſerſtes vermögens befurdern helffen ſolle, E. L. die werden Jr Kun. M. noch vns, der widerſacher, vnd anderer vnruhiger Leuthe vngegrundet außgeben halb, in dieſem vnvermeidlichen nothfall nicht verdencken, Sondern vilmehr bey Jre ſelbſt vnd andern Chur vnd Furſten fur entſchuldiget, vnd es endtlich darfur halten, Das wir fur vnſer Perſon dieſer Landen beſchwerlichaiten villieber in anderm thuen vnd weſen geſehen, vnd den executirten Herrn, Als vnſern miterdensbruedern, von trewem Hertzen vil ain beſſers gegunnet hetten. Wolten wir E. L. freundtlicher maynung nicht verhalten, Vnd ſeindt derſelben zu freundtlichen Dienſten wol genaigt. Geben zu Bruſſel in Bradant am zway vnd zwanzigſten tag des Monats Junij Anno Im 68ten.

Ferdinandus Alvares von Toledo Hertzog zu Alba Marggraff zu Coria etc. Kun. Mſt. zu Hiſpanien etc. Gubernator general vnd obriſter Veldthaubtman der Niderlanden.

Ferd. Duc dalva.

Scharberger.

VII.

a.

Herzog Albrecht III. von Bayern verwendet ſich bei Alba für die verwittwete Gräfin von Egmont. *)

Vnnſer freuntlich diennſt, auch was wir liebs vnnd guets vermögen zuuor, Hochgebornner Fürſt, beſonnder lieber Freundt vnnd Ordens Brueder, Wir haben gleichwol E. L. von wegen weilannd des Grauen von Egmonds ſeeligen etc. zue etlich malen fürbitlich angeſuecht vnnd wiewol vnns auf vnnſere fürſchreiben bis daher weder von der Khun. M. noch E. L. einiche antwort nie ervolgbt, So tkönnen wir doch von Chriſtlichen mitleidens vnnd erbarmens wegen nit vnderlaſſen, E. L. auf den Inhalt der Hochgebornen Fürſtin, vnnſerer freuntlichen lieben Muemen, ſeiner hinderlaßnen hochbetrüebten Wittib, Hierin

---

*) Brüſſler Staatsarchiv. (Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III duc de Bavière fol. 205-207.)

verſchloſenen ſchreibens Copien, E. L. nochmalen freuntlichen zuerſuechen. Mit angehengtem freuntlichem ſynnen, E. L. welle Irem Bitten, ſo weit es Jr zuuerantwortten ſteet, guetwillig ſtat thuen, vnnd alſo Jr vnnd Jren Khindern In Jrer obligenden truebſal wider ein troſt machen. Das würdet E. L. bey menigclich ruemlich ſein, Sy thuen auch hieran ein mildt guett werckh. Des wir vmb E. L. hinwider freuntllich zu beſchulden erbittig ſeind. Datum in vnſer Statt München den 25. Julij Anno &c 68.

Von Gottes genaden Albrecht Pfaltzgraue bey Rhein,
Hertzog In Obern- vnd Nidern Bayern &c
Albrecht von Bayern
m. p. scr.

---

b.

Schreiben der verwittweten Gräfin von Egmont an Herzog Albrecht III. v. Bayern.

Freuntlicher lieber Herr vnnd Vetter &c Es zweifelt mir gar nicht E. Gn. werden des ſondern groſſen vnd vnuerſehnen vnglückhs genugſamen Bericht haben, welches mir bei etlichen tagen her mit meinem geliebten Herrn vnnd Gemahl dem Gott der Herr gnedig well ſein, erbärmlicher weiß begegnet vnnd zuegeſtannden iſt. Derwegen Ich ſeidher deſſelbigen dermaßen ſo hart bekhümert vnnd betrüebt bin, das es mir vnmüglich iſt, weder zuſchreiben noch auszuſprechen, Ja ich befinde mich ſo gar verIrret vnnd troſtloß bis in todt, alls ein frauw auff der gantzen wellt ſein mag, mit ſambt meinen ailff armen Khindern, wie dann E. G. vernünfftlich wol ermeſſen khan. Dieweil ich nicht allein gedachtes meines Herrn ſeeligen Perſon ſondern auch aller ſeiner güeter, die er vnder dem Khünig von Hiſpanien ligen hat beraubt ſein vnd manglen mueß vnnd bin auch diſer zeit an guett Pluetverwandten vnnd freunden dermaßen ſo gar entblößt, welche mir vnd gedachten meinen Khindern E. G. vnderthenigen Vettern vnnd Pluetverwandten einen beyſtand thuen mechten, das Ich getrungen würde Hochermelte E. Gn. gantz freuntlich vnnd vleißig zu bitten, das ſy dieſelbigen In dieſem fahl welle in gnedigen Beuelch haben vnnd der Khün. Mt. von Irentwegen zueſchreiben das ſy doch welle gnedigiſt verſchaffen damit vns alle vnſere haab vnnd guetter ſo vnder Irer Matt. gebiet ſeynd widerumb reſtituiert vnnd eingeantwortt werden. Deßgleichen welle E. G. auch dem Hertzogen von Alba vnbeſchwert zueſchreiben, welcher dann, wie Ich bericht bin, ſo uil anſehen vnnd macht von Ir Mt. wol hat, ſollichs zethuen.

Da nun aber diß Ie nit ſtatt haben khündte welle doch E. G. ſouil bemieht ſein vnnd an Hochgedachte Khun. Mtt. ain fürſchrifft geben damit Ich ſambt meinen ailff Khindern auffs wenigiſt zuleben vnd vnſer vndterhalltung haben mögen. In welchem E. G. mich vnnd offtgedachte meine Khinder über die hieuor vnns bewiſnen guetthaten noch vil mer zu Irem diennſt verpinden württ, zue wellchem Ich dann auch in allem ſo E. Gn. mir würdt wellen beuelhen mit göttlicher hilff willig vnnd beraith ſein will. Vnnd bitte gott den Allmechtigen Er welle derſelbigen ſein göttliche genadt ſambt aller wolfart genediglich verleichen. Dero Ich mich hiemit gantz vleißig beuelhe.

Dat. im Cloſter de la Cambre zu Brüſſel. den 29. Junii Anno & 68.

E. G.

Demietige Muem Lieb vnd
freuntſchafft zu beweiſen
Sabina Pfaltzgräuin.

An Albrecht Hertzogen In Bayren
ausgangen.

VIII.

Das Grab, welches die irdiſchen Reſte Egmonts umſchließt, wurde im Jahr 1804 wiedergefunden. Hier folgt der Proces-verbal darüber. *)

Jn den jare dertien der fransche tydrekening, op den 25. Vendemiaire, ten zes uren des avonds. De ondergeteekenden Jan François Van der Maren, Pastoor; Jan François Pepin Van Damme, meyer; Lodewyk François Ferdinand De Smet, Adjunct-maire van de Gemeente en hoofdplaets Sotteghem; Jan Baptiste Verniers, vrederegter van het Kwartier diens naems, tweede onderdeel van het Departement der Schelde, vernomen hebbende, dat men, by gele-

---

*) Ich verdanke die Mittheilung deſſelben dem um niederländiſche Geſchichte und Literatur hochverdienten Jonkh. Ph. Blommaert in Gent.

genheid der wederopbouwing van het hooge altaer in de kerk dier gemeente, eenen grafkelder kwam te ontdekken, welke genoegzaem bleek te zyn eene der oude grafsteden, waervan verscheidene Nederlandsche geschiedschryvers, soo als Van Meteren, Strada, De Jonghe, J. Marchantius, L. G. Kerroux, Van Gestel en anderen gewagen; gedenkteekenen, welke men meende dat niet meer bestonden, maer in den jare 1645 verwoest achtte, toen de stad door het Fransch-Bataefsch leger in brand gestoken en de kerk in asche gelegd werd; hebben zy zich naer genoemde kerk begeven, vergezeld van de natemeldene en onderscrevene inwoners: gekomen zynde aen den ingang van den grafkelder welke in het midden van het koor . . . . voet en onder den grond en oder het hooge altaer gevonden wordt, is men daer binnen getreden, en heeft men ontdekt twee looden doodkisten op yzeren roosters geplaetst, waer van die aen de linkerzyde een bekkeneel of doodshoofd en andere nog gave beenderen bevatte.

Men kon niet twyfelen, of het was dezelfde plaets, alwaer de overblyfselen van Lamoraal, vorheen graef van Egmond, op den 5 van zomermaend 1568, te Brussel, op last van den wreeden Hertog van Alba onthoofd, rusten. Openbaer toch is het bekend, dat zyn lichaem in die kerk begraven is.

De tweede doodkist werd vervolgens onderzocht. Men vond daerop van buiten, behalve eene koperen plaet, drie looden doozen in den vorm van harten, waervan de eerste aen het hoofd-einde, de tweede in het midden en de derde aen het voet-einde van gezegde doodkist geplaetst, de volgende opschriften bevatten:

Bovenste Doos:

„Le coeur de Mess. Phl. comte d'Egmont, prince de Gavre, chlr. de l'ordre, tué general por. Sa Mate. Catholiq. à la bataille d'Yvry en France, le 14 mars 1590.“

Middelste Doos:

„Cor Lamoral d'Egmont 1568.“

Onderste Doos:

„Le coeur de Messire Charlles comte d'Egmont, prince de Gavre, chlr. de l'ordre, gouverneur et cap. general de Namur, décedé à la Haye en Hollande, le 18 janvier 1620.“

Plaet met een spyker op de kist vast gemaekt:

„Ci gist Sabine, palatine du Rhin, ducesse en Baviere, princesse de Gavre, comtesse d'Egmont, femme et epeuse de feu monseigneur Lamoral d'Egmont en son temps prince dudit Gavre et comté d'Egmont, et la quelle deceda en Envers le 19 juillet 1578. Priez Dieu pour son ame.“

De kist geopend zynde, vond men het bekkeneel, en zelfs het hoofd zoo wel in staet, dat er slechts een enkele tand aen het boven kakebeen ontbrak; ook waren alle de beenderen van het lichaem nog gaef en ongeschonden. Alle die overblyfselen zyn openlyk aen de nieuwsgierigheid der menigte ten toon gesteld.

De drie doozen insgelyks geopend zynde, heeft men in de bovenstee een gebalsemd en in welriekende kruiden gewikkeld hart gevonden.

In de middelste doos vond men niets dan stof en vezeltjes van eene bruine kleur.

Uit achting voor de nagedachtenis van den ongelukkigen Lamorael, onthoofd, om dat hy uit liefde voor het vaderland, de regten der onderdrukte Vlamingen verdedigde, zyn de genoemde voorwerpen op het zorgvuldigste in den grafkelder geplaetst, waer men dezelve gevonden had, om aldaer met de stoffelyke overblyfselen van gezegden Lamorael, graef Van Egmont en deszelfs gemalin Sabina van Beyeren te rusten; en ten einde daer van getuigenis te geven aen de nakomelingschap, is er van binnen in dienzelfden grafkelder eene looden plaet gesteld met dit opschrift:

„Jn het jaer dertien van de Fransche tydrekening, den 23 Vendemiaire, (17 van Wynmaend 1804), Napoleon Bonaparte, eerste Keizer der Franschen, Faipoult, prefect van het Departement der Schelde, Wy Jan Franoçis Van der Maren, pastoor; Jan François Pepin Van Damme, meyer; Lodewyk Ferdinand De Smet, adjunct; Jan Baptiste Verniers, Vrederegter van het kwartier, hebben deze grafplaets onderzocht, en hebben van alles proces — verbal opgemackt gedagteekend van heden, welk op het huis der gemeente van Sotteghem nedergelegd is.

„Dit alles is geschied ten dage en plaetse voornoemd, tegenwordig de Heeren: Albert De Pessemier, Koster; Karel Van Aelbrouck, geregtschryver; Augustyn Galle, notaris; Karel Verheyleweghe, arts: J. J. Miele, heelmeester; P. Fisco, Kruidmenger; Lengin Van Damme, koopman; Jan F. Schauvlieghe, koopman; Lodewyk Droesbegue, brouwer; Adriaen Van Aelbrouck, koopman; Basile Merchie, deurwaerder; Jan Crombrugge, schryn-

werker; Bernard Van Damme, smit; Albert Van Aelbroeck, klerk; Bernard Van Aelbroeck, organist, en anderen die geteekend hebben: J. F. Van der Maren, pastoor; J. Van Damme, meyer; L. F. De Smet, adjunct; J. B. Verniers, L. J. Droesbeque, C. Van Aelbrouck, P. Fisco, L. Van Damme-De Rouck, A. Van Aelbrouck, A. F. De Pessemier, Bernardus Van Damme, B. Van Aelbrouck, J. F. Schauvlieghe, J. B. Van Crombrugge, A. Galle, B. Merchie, deurwaerder; J. J. Miele, heel- en vroedmeester, gepatenteerd.“

IX.

Herzog Albrechts III. von Bayern Antwort auf einen Brief Alba's (in Bezug auf die Einnahme Haarlems). Burghauſen, 30. Juli 1573. *)

Unſer freunndtlich diennſt, auch was wir liebs vnnd guets vermogen, zuuor. Hochgebornner Fürſt, Beſonnder lieber freunndt vnnd Ordensbrueder. Was vnns E. L. den Aylfften vnnd vierzehennden diß yetz beſchloſſnen monats Julii freunndtlich zuegeſchrieben, das haben wir diſe tag nacheinannder woll empfanngen vnnd nemblich aus dem erſten wie E. L. von Irem freunndtlichen lieben Son Don Friderichen de Toledo &c. Zeittunng einkhommen, welchermaſſen derſelb gegen der Kön. M. zu Hiſpanien &c. Rebelliſchen vnnderthonen vnnd Irem fridheſſigen anhanng, als Sy ſich mit Höres crafft vnnderſtannden

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4e. fol. 95 seqq.

Harlem zuendtſetzen verfaren und ein vaſt anſechliche vnndt glückliche victorj erhalten &c. vnnd dann jm anndern, das gedachter E. L. Son bald hernach berürter Stadt Harlem anieſt vnnd nach ſo lanng gewerter bſchwerlicher belegerunng mechtig worden iſt, dieſelb widerumb zu der Kon. M. zu Hiſpanien &c. gehorſam gebracht hat, mit ſonndrer frolockhunng vernommen, der maſſen, das vnns ja nit wol ain angenemer potſchafft als eben diſe auffeinannder geuolgte glückhſelige zeittunngen zu ohren hetten khommen khönnen, vnnd wil E. L. vnnd dero Son, wie Sy anregen gegen diſen aufrueriſchen leutten in Harlem mer mit genaden alls ſich Irem hoch verurſachten verprechen nach, wel geburt gehanndlet vnnd alſo die milte vnnd guete der ſtrennge furgeſetzt, Sein wir mit E. L. der mainung ſo werde der negſte vnnd fueglichiſt weeg ſein, dar durch die vbrigen rebelliſchen vnnd abgefallene Stet auch bewegt werden, eben meſſig zum Creutz zu khriechen vnnd gnad zubegern, Des vnnd was Hochgedachter Kön. M. zu Hiſpanien auch dero Erbliche Königreich vnnd Lannden ſonnſt mer zu beſtendiger wolfart vnnd fridlicher Regierunng bediennlich ſein mag, Thun wir vonn Gott treulich wünſchen vnnd bitten, ſeinndt es auch nach vnnſerm vermögen nicht weniger zefurdern von hertzen geneigt.

Bedannckhen vnns alſo das E. L. vnns diſer dinng ſo vnnderſchidlich vertreulich vnnd furderlich berichtet gannz freunndtlichs hohes vleys mit angehengter bitt was ſich in ainem vnnd anderm weiter ereigen wirdet, das wellen Sy vnns gleicher geſtallt zu berichten vnbeſchwerd ſein, Welches wir gegen E. L. der wir diß zur anntwort angefuegen nit vnderlaſſen ſollen, freunndtlich wider zu beſchulden verbütig vnnd ſeyen E. L. mit freunndtlichen Diennſten vnnd allem guetten zuerſcheinen allzeit wol geneigt. Datum in vnnſer Stadt Burgkhauſen den 30ten Julii 1573.

Von Gottes genaden Albrecht Pfaltzgraue bey Rein Hertzog in Obern vnnd Nidern Bayern &c &c.

(S.) Albrecht Herzog zu Bayern.
p. m.

X.

Alba zeigt dem Herzog Albrecht III. v. Bayern ſeine Abberufung aus den Niederlanden an. Utrecht. 30. Okt. 1573. *)

An Hertzog Albrechten zu Bayern.

Hochgeborner Fürſt, freundtlicher lieber Ohaim
vnd ordenßbrueder,

E. L. Schreiben vnder dato in derſelben Cloſter Staingaden am erſten Tag diß zu ende lauffenden Monats Octobris haben wir kurtz verſchiner Tagen empfangen vnd deſſelben Inhalts betreffende vnſer vorſtehende Raiß in Hiſpanien freundtlich verſtanden, vnd kunden E. L. daruff vertreulich wolmaynung nicht bergen, wie das die Kun. Mt. zu Hiſpanien &c. vnſer gnedigſter Herr vns vff vnſer vilfeltig anhalten des ſchweren laſts muehe vnd arbait des hieſigen Niderlendiſchen Regiments mit gnaden ainmal erlaſſen vnd an vnſer ſtat die verwaltung vnd Gubernament deſſelbigen dem Herrn Groß-Commendatoren von

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1578—1579. tome 4. fol. 107. seqq.

Caſtillia gnedigſt vertraut vnd beuolhen vnd vns darentgegen erlaubt haben, daß wir nach ankunfft gemelts Herrn Groß-Commendators vnd verrichtung nottürftiger ſachen vns mit erſter fueglicher gelegenhait widerumben anhaimbe in Hiſpanien begeben mögen, wan oder wie bald aber ſolches geſchehen, das kunden wir bis nach abhandlung vnd verrichtung etlicher diſer Niderlanden obligenden hochwichtigen Kriegs- vnd andern ſachen noch zur zeit nicht aigentlich wiſſen, wir wollen aber vor vnſerm abzug nach Hiſpanien E. L. vnſer verrucken zuuor verſtendigen vnd von derſelben wie billich ainen freundtlichen abſchidt vnnd vrlaub nemen auch kainß wegs vnderlaſſen vff jetzige E. L. freundtliche erinnerung, (deren wir vns neben gethoner glückwünſchung vnd getrewhertzigen anerbiettens gantz freundtlich thuen bedankhen) obgedachten vnſerm Succeſſor ſouil die bewußte ainigungs-handlung vnd woruff dieſelbige jetziger zeit beruhet, deßgleichen künfftige vnderhaltung dern mit E. L. hergebrachter nachparlicher Correſpondentz belangendt, ſolche notturftige aigentliche Inſtruktion vnd anweiſung zu geben auch außerhalb deſſelben ihrer Kun. M. Rhäte ſo vmb die Handlung am beſten wiſſenſchafft tragen, gnediglich dahin zu ermanen, das kunfftiglich zu jeder zeit vnd gelegenhait in ainem vnd dem andern dieſerſeits verhoffentlich gar kain mangel ſolle erſcheinen, was zu mueglicher fortſetzung vnd Befürderung obangerürts hochnothwendigen gemainſamen werckes vnd beharlicher vertrewlicher vnderhaltung nachbarlicher guter verſtendtnuß vnd correſpondenz immer dienſtlich vnd erſprieslich ſein wirdet, jnmaßen dan E. L. vor vnſerm endtlichen verrucken aus diſen Niderlanden das vnd anderes von vns weitter ſollen vernemen vnd wir haben E. L. mitlerweil ſolches in jetzigem vnſerm vffbruch nach Brabant vff gemelits Jr ſchreiben vnd freundtlichs erinnern freundtlicher wolmaynung nicht wollen verhalten. Vns zu derſelben dienſten yederzeitt gantz guetwillig erbiettend. Geben zu Vtrecht den 30. tag Octobris anno &c. 73.

&c.

Ferdinand Alvarez
von Toledo Hertzog von
Alba.

XI. *)

Newer Zeittung iſt in Antorff das fürnembſt daß der Duc de Alba nun ein zeittlang ſein Leutnampt Vitello genannt in Engellant liegen gehabt, ein friden zwiſchen Spanien vnnd Engellant zu machen, wie man denn ſehr aller ſtreittigen artickul albereitt ſchier verglichen geweſen, Aber vnnder dieſem ſchein hat der Duc de Alb durch den Vitellen mit den fürnembſten haubteren vnndt Landthernn, als nemblich dem Hertzogen von Nortvogtt, der vom Königlichen Blut iſt, vnnd der Königin fürnembſter Rath mehr mit hertzog Mülert Arondeli nach folgender geſtalt practiziert.

Nemblich weil die Königin im October nach alter gewonheit ſelbſt zu Rath ſitzt vnnd alle beſchwert des Reichs anhörtt, darzu ſich die Ritterſchafft des König-Reichs verfügtt, Demnach haben der Hertzog von Norttvogtt vnnd Arondel, die Ritterſchafft mehrthails eingenomen, daß ſie dieſen Reichstag ſterck zu Roß wider zuuor beſchehen beſucht haben ſollten alſo daß er Nortuogtt in Londen vb(er) Sechzehenhundert pferdt gehabt

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-bas avec Albert III. duc de Baviere. 1572—1579. tome 4me fol. 71 seqq

hette Vnd do neben in Schotlandt es dahin gericht daß vb(er) die 3000 ſchoten auch allbereit vff den füſſenn geweſt, So iſt der Gubernator aus Hiſpanien, ſo den namen gehabtt, er ſolt an Duc de Albs ſtatt Komen in . . . . mit 3000 Spaniern gelegen vnd noch. Vnd ſich Duc de Alb fertig macht mit ſein Spaniern vnd Kriegsvolck, Als wolt er die gütter, ſo das vergangen jar in Seelandt arreſtirt gelegen, welche die Königin im jetzo volgen laſſenn, vff der ſpaniſchen flott belaiten vnnd den Neuenn gubernator, ſo ahn ſein ſtatt inn Niderlanndt khomen ſoll empfahen, welches ein feiner ſchein geweſt,

Aber vnnder der ſachen ſchein wan die Königin zu Rath geſeſſenn ſo ſollten der Herzog Nortvegtt ſampd ſeinem anhang vnnd den ſchotten die ſtatt London an ſechs Orten angeſteckt haben vff daß Jederman mit der Brunſt zu thun gewonne, vnnder deſſen ſie zur Königin griffen vnd ſie eilent hinrichtenn, So wollte der newe Gubernator vnnd das ſeeländiſch Kriegsvolckh, ſo bei den Güttern wie obgemeltt geweſſen, welche Schief bey dritthalb hundert geweſt vnnd der Düc de Alba mit ſeinem krigsvolckh alsbaltt in ſolchem brannt einfallen, alſo ſie das Königreich Engelant vnder das ſpaniſche Joch pringen möchttenn.

Vnnd ſollt alßdann der Hertzog Norttuegtt die Königin auß Schottenlandt, welche in Engelant gefangen ligt, geelicht haben vnnd König in Schottlant werden ſein.

Solcher verreteriſcher Anſchlag iſt durch ein Bettler, der die Brieff hin vnnd wider in einem holen Stecken getragen ankommen, welcher Bettler vnder andern armen Leutten vor dem Pallatio geſtannden vnd vff den Nortwogtt gewartet, Wie nun die andern armen Leutt nach gewonheit abgefertigtt, iſt der bemelt Bettler vorm Pallatio, weil der Norttuegtt etwas lang außplieben, ſtehen blieben, welch ein Thorwartt ettlichmal, daß er ſich auch hinwegpack, mit leichtenn worten angeſprochen vnnd da er nit weg gewolt, hat im der Thorwart ein ſtreich mit einem Stecken geben wollen vnd indem er nach dem Bettler geſchlagen hatt der Bettler ſein holen Stab furgeworffen, alſo daß der Thorwart des Bettlers ſtecken troffen, welcher ein hall gelaſſen, wie ein Trummel, vff ſolches der Thorwart ſambtt ſeinen geſellen den Bettler gleich angefallen und in mit ſambt ſeinem ſtecken für die Königin gebracht, ehe es der hertzog Nortuogt innen worden. Alſo iſt die Schelmerei an tag khomen, Alſo hat die Königin ob zwölff bis in ſechzehen große heuptter eingezogen vnnd den Bettler vierthailen laſſen vnd die Landtſchaft vff den letzten Nouember das Recht zu beſitzen vnnd vrthel zu ſprechen beſchreiben laſſen, was weitter gehandlet giebtt die zeitt zu erkennen.

Man hat auch hinder dem hertzog Norttuogt vnnd Arondell ob Achtmal hundert tauſend Kronen gefunden, welche der Düc de Alba zu ſolchem Spiel verordnet gehabt.

Dero wegen mögen die groſſen Potentaten Jr augen wol vff thun vnnd jrer ſachen beſſer war nemen, denn die Spanier trachten mit falſchem hertzen dohin, wie ſie Alles vnder jr Joch pringen möchten. Wo hat Jne dieſe Schelmerey furttgang? Zeit Frankreich oder das Römiſch Reich nit viel fridt mer gehabtt, dan ſie allbereit drey heffen in Engellant ſchon Jnngehabtt.

Der Düc de Alba hatt die franzöſiſchen frontier mit Spaniern beſetzt und nach dem er ein Ambeſſador inn franckreich beim König gehabtt, wie der engelländiſch geſanndt in franckreich zum König ankommen, hatt der ſpanniſch ſich von hoff ohn vrlaub gemacht vnnd dauen gezogen vnnd zu Prüſſel kommen aber mit wenig freuden.

Die ſag, ehe ich Jtzo zu Anttorf abſchied, ging für gewiß, daß durch den Admiral Krieg in Niderlannt ſolt gefürt werden, Dann man die Königiſchen vnnd admiraliſchen Befehls-Leuth beſtallung halber beſchrieben vnnd wert über drei Monat nit beſtehen, es wert ſich ſolche Kriegsrüſtung offenbahren, welches die Niderlanden heimlich große freude haben, verhoffen, es ſoll einmal Moiſes kommen, vnnd ſie von dem Pharao erlöſen; Dann des Brennens vnnd Bratens des glaubens halber iſt kein vffhören, wie ich es iß ſelbſt mit meinen Augen geſehen, Wann einer ſtirbt vnd ſich nit vnder die pfaffen vnnd munnüchs Ordnungs mit der Communion bekent hat, ſo grebt man im vnder den Galgen oder hengt im alſo todt am galgen vnd nimpt Düc de Alba ſein Verlaſſenſchafft, leſt keinen Erben nicht einen ſchieß.

Der Düc d'Alb hait ettliche ſeine Kriegsleuth vnd das Merertail in fünff Jaren nit bezalt.

Sonſter iſt es allenthalben theuer vnnd geht der Sterbennt vmb vnd vmb wol ahnn. Gott wendt alle Ding zum Beſten. Amen.

XII.

Reiſebericht des Johann von Raiſpelt über die Niederlande. *)

Zum Erſten als ich bin von dem Prüel ausgeritten hab ich zwo meil auf diß Seit Maſtricht in ein kleinen fleckhlen den haiſſet Perle, Niderlenndiſche Soldaten antroffen, die alda von den Staaden hergeſanndt ſein, die haben mich gerechtfertiget vnnd beſuecht ob ich auch brieff hette an Don Jan, darnach

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4e. fol. 154—156.

zu Maſtricht hat man mich abermals beſuecht vnnd zu Valckhenburg,

Von Maſtricht aus auf Brüſſel den ganntzen weg aus ligt es voller Soldaten, Wallonen vnnd hoch-Teutſchen aber verſträet, die hochteutſchen ſein Eberſteiniſche Knecht geweſt vnnd Scharmützlen tückhe mit den Wallonen vnnd die Wallonen dienen dem von Lumme,

Von den Wallonen geſchicht groſſe Schenderey, 'Raub vnnd Mörden vnnd iſt ſelten ein tag es werden kaufleuth abgelocht vnnd etlich ermördet, Alſo iſt es an die orter geferlich raiſen allein, dorumb hab ich offtermal teutſche Soldaten müeſſen von einem dorff zum anndern mit nemen vmb der wallonen Schelmerey,

Die Paurn ſeindt maiſtentail aus den dörffern verloffen vnnd die Äckher ligen vil vngebauet, die aber bliben ſein, wann Sy wollen pawen oder vlogen, ſo nemen Jn die Wallonen die roß aus den Plog vnnd ſchlagen die Pawrn zu Tod,

Ich bin durch ein Stettlein geritten das heiſſet Tyne, alda ein viertl Meyl daruon haben die Wallonen einen Kaufman abgeblacht ſambt einem brabantiſchen wagen vnnd haben dem Kauffman Sex Tauſent gulden genomen vnnd in ſer verwundt, ich hab in geſehen vnnd fürcht er habe nit lang darnach gelebt,

Diß alles machet geſchwinde teure zeitt in den Lannden vnnd wann ſchon die armen Paurn vnnd Kauffleut geen Brüſſl khomen vnnd klagen So gibt man zu anntwort, ſy müeſſen Patientie haben es khünde auf dißmal nicht gebeſſert werden, derhalben iſt Rauben vnnd Mörden vnnd ſonſt alle Schelmerey in den Lannden frey, die Paurn ſagen aber laut, es ſey kain mal ſo vbel geſtannden als die Spanier da waren, als es yetz alda zuegeeth.

Die Teutſchen ſein überal in allen Brabandiſchen Stetten ſeer verhaſſtet vnnd wann einer über die Straſſen reitt oder geet, ſo rueffen im Jung vnnd Alt nach: Hanns muff maff, Schelm vnnd ſonſt allerley Scheltwort vnnd ſagen, das die Teutſchen allein die Land in die not und Elend ſollten gebracht haben,

Da ich geen Brüſſel khomen hat man mich allenthalben beſuecht ob ich Brieff het an Don Jhan,

Jch hab alda mein Schreiben den gemainen Stennden den dritten tag durch hilff eines Edelmans der bey dem Prinzen zu Hof war überantwurt vnnd hab begert, den Fugger ſelber anzureden, das hat man mir in kheinen weg wellen vergonnen,

Meines genedigen Fürſten vnnd herrn hertzog Albrechten ſchreiben, welches an den herrn von Campany vnnd an den von Heſſen geſchrieben war, hab ich lanng nit khünen überliebern, dan ir keiner wolt es von dem andern annemen, zum letſten hab ich es Jnen durch der Staaden Türhueter, als Sy beyeinander im Rat waren, laſſen zuſtellen,

Der von Champany vnnd der Herr von Heſſ ſein des Fugger gröſſeſte vheindt vnnd der Hes hat in ſambt dem von Champany gefangen genomen, vnnd da hat in der von Champany wellen durſtechen, hete es der von Hes nicht gehindert, alſo iſt er zu Brueſſel auf das Brodthaus geſetzet vnnd wird allda durch eine Rott verwarlich in einem Zimmer gehalten, iſt aber ungebunden vnnd hat noch ſeinen Leibdiener bey ſich der auf in wartet.

Ettliche von den Staaden haben mir geſagt man Procediere criminaliter wider in, noch dans haben ſy geſagt, ſy wellen nichts wider in handlen, das Recht erkhenne es dann,

Er der Fugger iſt bei eyn Jeden ſeer herhaſſet vnnd alles übel das von den Spaniern angerichtet, des gibt man im die ſchuld, das er ſey Ratgeber geweſt, So ſagt man auch, er ſolt den Egmont als er von den Spaniern gefangen war, alſo angeredet haben: Du yunger Schelm, ſiheſt du yetz, das es dir nicht beſſer wirt geen, weder deinem Vatter.

So ſoll der Fugger auch vorhin des von Campany Haus geplündert haben vnnd auf deß von Campany Roß durch Anntorf Spacieren Ritten, derhalben iſt Jme der Champany ſo vheindt,

So ſoll er auch zu Bergen in abſein des Herrn Prinzen Haus oder Pallaſt ganns verdeſtruiert vnnd verdorben haben,

Dieſes alles vnnd vil meer legen ſy Jme dem Fugger auf vnnd kan dannoch wol nicht alles whar ſein vnnd laſſen ſich die von Brüſſel vnnd ſonnſt die meiſten tail von den ſtaaden dunkhen, Er werde nit mit dem Leben dauon khomen,

vmb abferttigung vnnd anttwort auf meines genedigen Fürſten vnnd Herrn Schreiben hab ich lang ſollicitiert vnnd beſchwerlich bekhomen, habs aber von den gemeinen Staaden bekhomen, der von Champany vnd der von Hes haben geſagt, es ſey nit nötig, daß Sy anntworitten, dieweil die Staaden in gemain antwurten,

Der Prinz geet alle tag zwaymal zu Rade mit den anndern Staaden auf das Statthaus, die von Brüſſel thuen dem Prinzen groſſe Eer an vnnd wachen tag vnnd nacht vor ſeinem Pallaſt vnnd gelaiten in, wohin er will, die weiber auf der Gaſſen fallen nider auf Jr Knie, wann der Prinz vorüber geet vnnd volven Jr Hende, Summa, ſy eren Jn als wer er Gott,

Die von Brüſſl haltten hefftig an, das man den Prinzen zum General Gubernator des Landes ſoll machen, die Geiſtlichen Herrn, welche vnder den Staaden ſeyn, ſein dem zuwider vnnd die Brüſſler ſagen, ſo ferne ſy es nicht zuelaſſen, ſo wollen ſy die geiſtlichen Perſonen, die vnnder den Staaden ſein, einmal zum Stadthauß herabwerfen vnnd zu Tot ſchlagen, Da Jch bin wegzogen hat man mich abermals durch etliche Schützen vor dem Thor beſucht ob ich Brieff an Don Jan hette, die ich wollte ins Teutſchland füren, da ich nichts gehabt hat man mich laſſen paſſieren.

Johan von Raiſpelt
Bayriſcher vnnutertheniger
Dienner.

XIII.

Warhafftiger Bericht, welchermaßen ain gutte anzal der Hiſpaniſchen Soldaten baldt nach Eroberung der Stadt Zirckſehe welche ſich vff den zweiten tag July Anno 76 ergeben, ſich in den inſeln von Seelandt entſtöret vnd was ſich ſeidher ſolcher Jrer angefangener vffrur vnd meutterey vngeferlich mit jnen zugetragen vnd verloffen hat. *)

Erſtlich haben ſich ernente hiſpaniſche Soldaten noch in werender Belegerung der ſtat Zirickſehe ganz öffentlich hören vnd vernemen laſſen, das ſy alsbald nach vbergebung der ſtat Zirickſehe von dannen vffbrechen vnd ſich in Brabant vnd ſonderlich in die ſtat Brüſſel alda man andermal mit jnen vbel vmbgangen, begeben vnd ſich daſelbſt wider erfriſchen wollen mit Gebrauchung vnd ausgieſſung viler anderer truß vnd troungsreden.

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1578—1579. tome 2me. fol. 230 seqq.

Alß nun die Herren verordenter küniglicher Regierung general dieſer landen von dieſem der Hiſpanier vnbefugtem fürnemen bericht empfangen vnd bey jnen ſelbſt nicht vnbillig betrachtet daß dardurch die victory deren man bei yetziger Gelegenheit des vheindts geringen macht vnzweiffentlich zuuerhoffen, benomen müchte werden, haben Sy die herren Regenten vff alle mittel vnd wege getrachtet vermittelſt derſelbigen ſolich Jr der Hiſpanier fürhaben zuuerhindern vnd nicht allein Sy, ſondern auch die wallonen vnd andere Kriegsleuthe ſo in Belegerung der Stadt Zirickſehe gedient zu befriedigen,

Vnd jnen daruff zu vueglicher verguettung beuorſtehender meutterey die Erclerung thuen laſſen daß Sy die herren Regenten guetlich zufriden, das die einmal hunderttauſend gulden, ſo die von der ſtat Zierickſehe erlegt genzlich vnd ohn ainichen abgang vnder diejenigen Kriegsleuthe, ſo der Belegerung daſelbſt beigewohnet ausgeteilt vnd noch darzu Jr der Kriegsleuthe abrechnungen für die hand genomen vnd mit ſolchen fürleihen von gelt alß vil in jrer der herren Regenten jetzigen vermügen, verſehen ſolten werden, daran ſy die Kriegsleuthe ſich der billichait nach zebenuegen vnd verſettigen ſolten haben laſſen,

Deſſen alles aber vnangeſehen haben die empörten Hiſpanier ire haubtleuth vnd beuelshaber von jnen verjagt die Plätze vnd veſtungen ſo inen zu bewaren beuolhen geweſt aigens willens verlaſſen vnd ſich mit großer vngeſtümigkait in Brabant begeben vnd alda zwiſchen wege jr Zuſammenſchwerung oder Mehr vnder der Meſſe des Sacramentes beſtettiget vnd fortan jren Wege vff Herentals genommen.

Dahin aus verordnung wolermelter herren Regenten der herr graff zu Manßfeld ſich perſönelich zu Jnen verfuegt vnd vermög ſeines gehabten Beuels und Jnſtruktion von Jrer der herren wegen Jnen alles dasjenig angebotten was Sy die

Hiſpanier mit fueg vnd billichait je ſölten mögen oder künden begeren vnd jn jr der herren macht geweſt ſein möchte.

Alß nemblich verzeihung jres in dieſem fall begangenen mißbrauchs, Item Ihren Anteil vnd gebeurnuß von den obgerürten einmal hunderttauſend gulden von der ſtat Zirickſehe, Item drei Monats bezalungen von vnd aus dem erſten geldt ſo aus Hiſpanien komen, oder ſonſt in jr der Herren Regenten Handen vnd gewaltſamb ſein vnd fallen wurde, gegen ainer Muſterung general.

Welche billige erbietten ſy aber nicht eingehen wollen ſonder vilerhandt vnbehörliche vnd vnthuenliche ding vnd newerungen begert, zuwiſſen, vber jr gantze vnd vollige bezalung, ſtaigerung jrer beſoldungen, darzu auch, das man jnen in jrer gewalt ain gute ſtatt ſo lang bis mit jnen allerdings abgerechnet vnd ſie gentzlich vergenuegt würden, eingeben wolte neben anderen dergleichen vnbehörlichaiten.

Vnd ob ſy gleichwol vff ſolche mit Inen gepflegte vnderhandelung zugeſagt, da ſy in ainer ſtat weren, das ſy ſich alda ſtill verhalten vnd wolermelter Herren antwort erwarten wolten, ſo ſeind ſie doch von ihrem ſtolz vnd hochmut nicht abgeſtanden vnd ſich jmmerdar des einfals in die ſtott Brueſſel vermercken laſſen vnd zu erzaigung deſſelben an den Magiſtrat zu Mechel geſchrieben vnd den Paß vnd ein nachtlager daſelbſt zu halten begert mit vermeldung das ſolches zu verrichtung jres zuges die notturſt erforderte, welches Inen doch durch den Rat zu Mechel (denen ein fendlin Wallonen zu hilff vnd beyſtand zugeſchickt worden) abgeſchlagen, Darauß erfolgt, daß ſy die Hiſpanier an der Stat Mechel fürüber gezogen vnd ſich domals in dem fleckhen Grimbergen, ſo zwo Meilen von Brueſſel nider geſchlagen, dahin jnen wolermelts herren Grauen zu Manßfeldt ſchriftliche Antwort vff jre fürgewendte begern durch den

Capitan Monteßdora vbergeſchickt, der auch von jnen etwas wider anttwortt eingebracht vermög derſelben ſich ettlichermaßen anſehen laſſen, alß ob ſy ſich der billichait weiſen laſſen wolten mit dem verſprechen von dannen nicht zu weichen ſonder alda der herren fernere Reſolution zu erwarten,

Aber vber dieſes jr Zuſagen ſeynd ſy alßbalt vffgebrochen vnd jren wege vff das dorff Aſſche vnd andere flechhen vmb die Stadt Brueſſel gelegen zugenomen vnd ſich ſtettigs mit trowortten hören laſſen, Brueſſel mit gewalt einzunemen vnd ſich an der Bürgerſchafft daſelbſt in vil wege zu rechen, dardurch die Gemainde bewegt vnd verurſacht worden zu den waffen zu greiffen vnd ſich wider gewalt zu erwehren vnd zu verthedigen,

Mitlerweil hat man abermals obernenten Hauptman Monteßdora zu inen den vnruhigen Hiſpaniern geſchickt welchen ſy mit großer vngeſtumighait ja mit vff jne ſchießen widerumben von ſich gejagt vnd jme gahr kain gehör geben wollen gleichwol baldt hernacher jme Monteßdora geſchrieben vnd begert daß er widerumbe zu Jnen kommen wollte, wie auch den folgenden tag geſchehen das er zu Aſſche bey jnen erſchinen die jnen zugeſagt daß ſy ſich alda mit einander vnderreden vnd jme anſtundt jr endtliche anttwortt vnd Reſolution zukommen laſſen wolten indem ſie dann gahr groſſe vnd guette vertröſtung gegeben.

Daruff aber das widerſpill bey Jnen erſchinen, dan anſtatt daß ſie ſolche jre vertröſte antwort ſchickhen hetten ſollen, ſeyndt ſy noch denſelbigen tag von dannen verruckt vnd gantz vngewarneter ſachen an etlichen vnderſchidlichen orten die Stadt Aloſt bey nächtlicher weyl mit ainem grewlichem geſchray angeloffen, erſtigen vnd alſo dieſelbig mit gewalt vnd vheindtlicherweiß eingenommen, daſelbſt etliche ſowohl Bauersleuth alß Bürger vmbgebracht vnd vnder andern auch ainen Jren Kun. Matt

Ampiman daſelbſt für die pfortten gehenkt vnd ſonſt deſſelbigen orths jres gefallens gehandelt vnd allen vheindtlichen muthwillen begangen.

Alß nun offtwolermelte herren Regenten ſolche jr der Hiſpanier vheindtliche handlungen vnd begangne gwalttaten zu Aloſt vernomen, vnd darbey vermerkt daß ſy in jrer halßſterrigen vngehorſambarkait wider Gottes vnd des Kunigs jres herrn dienſte je lenger je mehr verharren vnd ſich noch darzu wider die Stette Brüſſel, Antorff vnd Mechel one vnderlaß allerhandt tro vnd trutzworten vernemen laſſen, ſeyndt ſy die herren Regenten aus ganz rechtfertigen billichen vrſachen bewegt worden, ſy die vnrubige Hiſpanier für Jrer Kun. Matt. vnd des Landts vngehorſambe Rebellen vnd vheinde zu ercleren gedencken auch mit ſolcher ſtraff gegen jnen zuuerfahren, wie ſich dasſelbig am ratſambſten wirdet befinden vmb dadurch ſy die Hiſpanier widerumben an der Jrer Kun. Matt. vnd Jrer der Hiſpanier von derſelber Jrer Matt. wegen fürgeſetzten Obriſten, Hauptleuthe vnd Beuelhaber ſchuldigen gehorſamb zubringen vnd endtlich ain meres übel vnd vffſtandt der vnderthonen zufürkomen, darzu es dan leichtlich gerathen, da ſy die vnderthonen alſo vnbillicher vnverſchuldter weiſe von jrer aigen Kriegsvolkh beſchwerdt vnd vergewaltigtt, von denen Sy ſchutz vnd ſchirm gewarttig ſein ſollten.

Derhalben vnd dieweil nun obangeregte ergangene erclerung ſich nicht weiter zu ainer andern maynnng weder gegen die empörten Hiſpanier, als diejenigen ſo abgehörter maſſen gewalthetigliche feindtliche handt an Jrer Kun. Mtt Vnderthonen gelegt haben, erſtreckt, haben vfft wolermelte Regenten nicht vmbgehen wollen ſolches als oberzelt meniglich zuverſtendigen, damit ain jeglicher gründliche Wiſſenſchafft tragen wie größlich die Hiſpanier ſich in dieſem fall vergriffen vnd aus was rechtmeſſigen hochwichtigen vrſachen ſy die herren getrungen worden obengerürte ercleru ng ergehen vnd wider ſy die vffruerige durch ſolche mittel vnd wege verfahren zu laſſen, wie ſie zu erhaltung land vnd leuth daneben auch die vffrurer widerumben zu der billichait ſchuldigem gehorſamb vnd pflicht, damit ſie Jr Kun. Matt. zugethon zubringen werden befinden vnd gar nicht der maynung (Inmaſſen die vnruhigen Hiſpanier andern Kriegsleuthen fälſchlich einzubilden ſich vnderſtehen) in dieſen fall dem andern Jr Kun. Mt gehorſamen Kriegsvolckh, es ſeien Hiſpanier, Hochteutſchen, Niderlender, Wallonen oder andere was Nationen dieſelbigen auch ſeien, jr billige bezalung zu entziehen, Sonnder man gedenckt dieſelbigen jres nachſtandts mit gnaden zu befriedigen vnd zuergnuegen mit weiterer gewiſſer verſicherung vnd vertröſtung, das wolermelte herren Regenten die verordnung thuen wollen, das Sy die gehorſamen Krigsleuth mitlerzeit mit dem gewonlich lehengelt vnd vnderhalt verſehen, bis vnd ſo lang mit jnen die abrechnungen fürgenommen vnd die herren Regenten vermittelſt der Kun. Mt vertroſten fürſehung von gelt aus Hiſpanien vnd der hieſigen Landt-Stendt ſelbſt hilff vnd zuthuen die mittel bekommen einem jeden Jrer Kun. Matt. vnd jr der herren ſelbſt willen vnd maynung nach, mit gnaden zu bezalen.

Vnd damit dieſes der empörten Hiſpanier verurſachtes geferliches feuer nicht ferrer angezundet vnd bei zeitten gedempfft werde, ſo gebitten wolermelte herren Regenten an ſtatt Jr Kun. Mat. mit ſonderm ernſt, das niemands, wer der auch ſey von Kriegsleuthen oder andern ſich rottire oder gegen ainiche Stetten, Veſtungen, Dörffern vnd vnderthonen Jchts mit der That fürneme vnder was ſchein vnd vrſachen daſſelbig auch geſchehen möchte, Beuelhende gleichfalls mit ſonderm Ernſt allen Obriſten vnd hauptleuthen vber Kriegsvolckh, das ſy ire in Beuelch habende Kriegsleuth in gutter Ordnung und Kriegsdiſciplin erhalten vnd denſelbigen kein vngebür vnd mißbrauch geſtatten, deßgleichen auch aller Irer Kun. Mtt. verordenten Gubernatoren Amtleuthen, Räthen, Gemainden vff dem landt vndt in Stetten auch allen andern vnderthonen, mainen vnd wollen das niemandts mit dieſen Kriegsleuthen, ſo hin vnd wider in Beſatzungen ligen vnd in ſchuldigen gehorſamb verpleiben, nichts vnguetlichs anfache, ſondern neben vnd miteinander in guttem vertrauen fridt undt ainigkait leben, wie ſolhs getrewen vnderthonen vnd Kriegsleuthen ſo Irer Kun. Mtt. mit Aidt vnd Dienſten zugethon wohl anſtehet vnd geburt.

XIV.

Notiz

über

Don Juan von Oeſterreich.

Schon von ſeines Lebens erſten Augenblicken an ſchien das Außerordentliche ſich dem Geſchicke des künftigen Türkenbezwingers innig anſchließen zu wollen. Daß er in Regensburg geboren wurde, *) daß er mit Recht deutſcher

---

*) Nach ſeinem Siege bei Lepanto erſchien in Deutſchland ein Kupferſtich, der einen Lorbeerbaum auf einem mit Blumen (Roſen und Vergißmeinnicht) bepflanzten Berge, und an deſſen Fuß die alte Ratisbona mit den Emblemen Deutſchlands darſtellte, welche ihren Lorbeer mit Stolz betrachtete und ihn der erſtaunten Hiſpania zeigte. (Dr. Coremans im compte-rendu des séances de la commis-

Edelmann ſich nannte, iſt wohl gewiß; doch die Frage, wer des Helden Mutter war, läßt ſich kaum mit *gleicher Zuverſicht* beantworten. Der franzöſiſche Hof, welcher in der *deutſchgeſinnten* mannhaften *Maria*, der Ungarnkönigin und Statthalterin der Niederlande, eine erklärte Feindin haßte, erſchrak nicht vor dem Frevel, ihm dieſe Fürſtin zur Mutter geben zu laſſen. *Brantome*, *) der Aergernißliebende, und ſelbſt *Strada* ſcheinen geneigt, mehr oder minder dieſen verläumderiſchen Nachreden eines gewiſſenloſen Feindes Gehör zu ſchenken. Davon aber wie billig vollkommen abgeſehen — da man nimmer dem Libelle geſchichtliches Recht einräumen darf — bleibt es, ich muß es wiederholen, immerhin ſchwer zu *beweiſen*, daß *Barbara*, die liederreiche, wirklich den Sieger von Lepanto geboren habe. Nur ſo viel iſt ſicher, daß Don Juan ſie ſtets als ſeine Mutter anſah und auf dem Todtenbette deren Sohn Pyramus Conrad als *Bruder* dem Könige Philipp II. dringend empfahl, wie denn auch ſeiner Seits der König von der Richtigkeit dieſer Angaben überzeugt ſchien.

Don Juan, obſchon er nie geheiratet, hinterließ zwei Töchter deren *Tod* wenigſtens *außerordentlich* war. Im Monate Februar 1630 verblichen nämlich an einem und demſelben Tage: *Anna*, die fromme Spanierin, von einer Mendoza ſtammend, Vorſteherin des Benedictinerinnen-Kloſters zu Burgos, und *Johanna*, die Neapolitanerin, welche eine von Sorrento zur Mut-

---

sion royale d'histoire. tome II. séance du 3. nov. 1838. 6. bulletin Brux. 1838.)

*) Vie des Capitaines étrangers. Bayle Dictionnaire critique etc.

ter hatte und als Gemahlin des ſicilianiſchen Fürſten Butero ſtarb.

Dr. Coremans: Bericht an S. M. den König Leopold über das Brüſſler deutſche Staats-Archiv.

XV.

Wilhelm von Oranien an Jan van Hembyze.

Middelburg. 17. Septbr. 1576. *)

Monsieur d'Embyse,

Vous voyez l'estat du pays et les belles occasions qui se présentent maintenant pour délivrer la patrie de la tyrannie que jusques ores depuis long-temps la oppressée par l'insolence des estrangiers, née et accrue par la trop grand patience des habitans. Vre vertu vous exhorte, Vre prudence vous monstre ce que debvez faire en ce temps. Parquoy n'est besoing de beaucoup de parolles.

L'occasion est toujours accompaignée de repentance, si on la laisse echapper sans la prendre par le poil, elle n'a point de tenue par derrière et ne laisse après soy aultre compaignie que d'icelle d^{te} repentance qui la suyt au talon.

Parquoy puisque n'y l'affection ny la vertu, ny le jugement ne vous manquent, je vous prieray d'embrasser

---

*) Mitgetheilt durch A. Voiſin im Messager des sciences et des arts. 1839—1840. Gand. p. 130.

ceste opportunité, et vous employer en ceste conjecture, ainsi que tous les gens de bien s'attendent à vous. Le moyen est de se joindre, faire joindre les aultres de par de là avec vos voysins et confrères de Brabant, les quels s'ils sont abandonnez de vous aultres, pourroyent tomber en grans inconveniens, ou mesmes aussi attirer une ruine generale sur tout le pays, de la quelle tant s'en fault que Flandre sera exemptée qu'elle payera le plus cher escot, tant pour estre la plus riche come pour avoir donné en apparence le comencement à ce feu par ce qui s'est passé mesmes depuis IX ou dix ans en ca, et encoir auparavant, quand la conclusion de la retraite des Espagnolz se print, ce qui demeure encoir imprimé à la mémoire de ceulx qui n'oublieront de faire une vengeance exemplaire du tort quilz pensent avoir receu. Il faut doncques ou se préparer à servir sur ung eschaffault à toute la postérité de misérable exemple de désunion mal advisée, ou bien couraigeusement et unanimement repousser à ce coup la violence estrangère qui ne se peult supporter sans infamie éternelle et entière ruyne.

En cela puisque et pour Vre. bonne prudence et pour le lieu que vous tenez en la Républycque de Flandres, vous n'avez la pouvoir moindre que le debvoir qui vous oblige à la patrie, je vous prieray à ceste fois monstrer les fruictz de la vertu dont Vre. bonne renomée a donné ferme espérance et certaine attente au coeur d'ung chacun. Et come je me confie assez que ferez plus que ne vous en scauroy requerir, je ne vous diray aultre chose, sinon que oultre que je seray tousjours prest de vous seconder selon les moiens et occasions que Dieu donera, encoir me trouverez vous tousjours en Vre. particulier prest de recognoistre le bien que ferez à la patrie comune, comme celuy qui s'estyme obligé à tous ceulx qui taschent à la délivrance d'icelle, pour la quelle jay desià tant travaillé et suis encoir prest de le faire, tant que l'ame me demeurera au corps, qui est l'endroict du quel me recomandant bien affectueusement en Vre. bonne grace, je supplieray Dieu vous avoir Monsr d'Embyse en sa Ste garde et protection.“

Escrit à Middelburch ce xvii jour
de Septembre 1576.

Vre. bien bon amy à Vre. comandemens.

Guille. de Nassau.

A Monsieur
Monsieur d'Embyse, mon bien
bon amy.

XVI.

Wilhelm von Oranien an Hembyze.

Middelburg 17. Sept. 1576. *)

Monsieur d'Embyse, je vous ais escrit une lettre du XVII du présent, laquelle je crains que n'aures receue et toutefois pour cognoitre vre bonne et entière affection

---

*) Mitgeth. durch Voiſin im Messager des sciences et des arts. 1829—1830. p. 238.

qu'avés au bien et delivrance de nostre commune patrie hors de la tyrannie que desia si longtemps la va oppressant, je ne vous useroy de nulle recharge n'estoit que par ceste je vous veux plus tost temoiguer l'obligation à vous. Tous gens de bien et amateurs de la patrie vous demeureront obligés, pour les bons offices que faites continuellement à l'effet que dessus, que non pas user d'exhortations superflues en vostre endroict. Cependant je ne puis me tenir que je ne vous propose la grande importance que pour ce faict gist en l'union des provinces à laquelle je vous prie vouloir par tous moiens possibles travailler, puisque par vostre prudence vous povés asses comprendre combien la désunion serait pernicieuse non seulement à la generalité du pays, mais aussi en particulier à la province de Flandres, laquelle comme vous scavés pour plusieurs divers respects et considerations est autant recommandée en la haine et malveillance de ces ennemis communs et perturbateurs du repos publicq qu'autre province qui soit, puisqu'ilz y osent bien imputer l'origine de tous les maux à icelle. Mais tant plus grande est la haine quilz luy porteut, tant plus devés vous autres Messrs vous evertuer à rompre leurs malheureuses intentions. Et come de vostre part je ne fai doubte qui saurés tres bien mettre en evidence les fruits de la vertu et constance dont vostre bonne renomée a donné ferme esperance à ungchacun, je ne ferai ceste plus longue. Mais le surplus de mon intention entendrez par Monsieur Backere present porteur auquel vous prie adjouster foy comme a moy mesmes. Et sur ce me recommandant bien affectueusement à vostre bonne grace prieray Dieu vous donner Monsieur d'Embyse en parfaite santé vie bonne

et longue. — Escrit à Middelburch le xxvii de Septembre 1576.

Vre bien bon amy à vous faire plaisir,
Guill. de Nassau.

A Monsieur d'Embyse, mon bien
bon amy.

XVII.

Don Juan von Oeſterreich an Kaiſer Maximilian II. Luxemburg 16. Okt. 1577. *)

Allerdurchlauchtigiſter gnedigiſter Herr etc., Euer keyſ. Mt. an mich gethones abermalig newes ſchreiben Geben jn derſelben Stat Wien am 12. tag negſtverſchinen Monats Septembris hab Ich den 12 diß jetzigen Monats zu meiner hieherkunft durch gegenwertigen Ew. k. gn. aigen curier mit geburender reverentz empfangen vnd anfenglich darauß welcher gſtalt dieſer lande Stende mich bey E. key. M. (gleichwol zu vnrecht) verunglimpfett, alß Ich die zeit meines anweſens vff dem ſchloß zu Namur allerhandt ſachen ſo dem gemainen fridsweſen wenig furtreglich furgenommen haben ſolte, neben E. k. M. angehengten gnedigiſten vermanung vnd erbietten zu wurglicher vergleichung dieſer eingeriſſaen jrrungen vnd mißverſtände Ire K. M. fridliebende commiſſarien von newem in dieſe Niederlande abzuordnen alles fernern Inhalts noturfftiglich verſtanden, Thue mich

---

*) Brüſſler Staatsarchiv. Corresp. des empereurs Ferdinand I. et Maximilien II. 1557—1577. Cart. I.

erſtlich Gegen E. K. M. dero getrewen vätterlichen ſorgfältigkeit vnd genedigiſten zunaigung ſo ſy zur befürderung diſer Niderlanden meiner beuolenen verwaltung wolfart, thue vnd friden tragen ganz vnderthenigiſt bedanckhen vnd ſtelle gar in kainen zweiffel Euer k. Mt. die werden auß vorigen meinen vnderſchidlichen ſchreiben vndt handlungen mehr dan genugſamb vernommen haben wie das Ich von anfang meiner ankunfft vnd die zeithero eingetretenen Regierung dieſer Niderlanden mich Je vnd allwege zum hogſten dahin befliſſen vnd bearbaitet damit die ainmal wol vffgerichte Pacification jn allen jren Punkten vnd neben derſelben inſonderhait die alte wahre Catholiſche Römiſche Religion jnmaſſen die von allen zeitten in dieſen landen exerciret vnd herkommen darbey auch der Kun. Mt. zu Hiſpanien etc. meines gnedigen lieben Herren geburende authoritet vnd ſchuldige gehorſam der vnderthonen wie billig ſtandthafftiglich vndt vnverbruechlich gehalten vnd verhalten werden mochte, wie jch dan deſſen ſicher vnd gewiß bin da die gemaine landtſtende desjenige wie jetzt erzelt auch jrerſeits mit der that vnd wurglichkeit dermaßen wie Sy bißanhero allein mit wortten vnd ſchreiben gethon erzeiget vnd volnzogen hetten das die ſachen bederſeits vor lengſt widerumben zu vergleichnus vnd fridtlichem verſtandt komen weren, Daentgegen aber thuet das widerſpiell bey Jnen den ſtenden erſcheinen furnemblich in dem das an ſtat da ſy bevor allen Dingen jre gedanckhen vnd getrewe ſorgfältigkeit zu ſteter vnterhaltung der heiligen Catholiſchen Religion ſolten richten, Sy die ſtend vor guter zeit etliche ſonderbare miniſters vnd agenten vom Prinz von Vranien ſo gedachter Catholiſcher Religion ganz vffſetzig vnd zuwider vnder jnen geduldet ja auch noch naylich durch jre ſtatliche Potſchafften des Printzen ſelbſt Perſon zu jnen gen Bruſſel berueffen welcher dan nunmehr derſelben orthen ſeines ſelbſt gefallens das maiſt ſprechen vnd gebot hat darbey E. k. Mt. leichtlich abzunemen, was gefahr ſolches vff ſich hat vnd was gehorſamkait vnd reſpect Irer K. Mt. alß dem Naturlichen Herrn vnd Landtfurſten von Inen den Stenden wurden getragen, dieweil ſie ſich desjenigen, ſo nicht allein der vergangenen ſonder auch dieſer gegenwertigen Zerrüttung vffrur vnd inhaimbiſchen Kriegs haubt vrſacher vnd anfanger iſt offentlich gebrauchen, ja das mehr vnd beſchwerlicher gib E. K. M. ich gnedigſt zu bedenckhen ob getrewen vnd gehorſamen vnderthonen wille geburen Irer Kun. Mt. zuſtehende veſtungen vnd ſchlöſſer als zu Utrecht, Gent, Antorff darvon die erſte zwey durch weilandt meinen gnedigeſten gliebten Herrn vnd vatter Kaiſer Karln den fünfften etc. hochlöblichſter, chriſtſeliger gedechtnus erbawet vndt dieſelbigen ſtette bisher darvon nicht vbel befunden, einzureißen vnd zuerbrechen desgleichen ob die begern domitten die Landtſtende bißher vermeintlich herfür komen dinge vndt ſachen ſeindt die von vnderthonen ſo der Kun. Mt. alß irem natürlichen angebornen herrn vndt Landesfurſten ſchuldigen gehorſamb zu leiſten gewillt ſollen oder mogen geſucht vndt begert werden, Ich wille geſchweigen, das ſie ſich zuvor vndt ehe ſich dieſe Jetzige newe vnruhe vnd zerruttung des Fridens zugetragen gantz freuntlicher weiſe vnderſtanden der Kun. Mt. vnd meine ſelbſt Packheten von brieffen vff zu halten, zu eroffnen vnd außzuziffern, wie dan noch newlich mit meinen brieffen, ſo ich an mein gnedigſte frawe die Kaiſerin geſchrieben dergleichen geſchehen welche vngebürliche handlungen, wie E. K. M. eß zuermeſſen ſchwerlich zu gedulden ſein vnd wiewol ich gar in kainen zweiffel ſtelle Euer Kay. m. die wird vor dieſem von denſelben verordneten vnd ſubdelegierten Commiſſarien alß den jenigen ſo der hielendiſchen fridenshandlung anfenglich vnd biß vff den tag ires verruckhens, dan auch jetziger newer Zwiſraltung vnd vnruhe verſonelich beigewonet vnd von geſchicht aller verlauffner handlungen am beſten Kundtſchafft vnd zeugnuß zu geben wiſſen angeſehen das Sy das gemainen vnruhigen Poffels vngeſtumigkait muetwillen vnd ſtolz fürnemblich aber jn der Stat Bruſſel zum thail ſelbſt verſuecht vndt gewahr worden mehr dan genugſamen bericht empfangen haben vnd bey Jre ſelbſt ſouil deſto leichter judiciren mögen mit was beſchwerden ich dieſe vnbehörlichkaiten zu vnd anſehen mueß das Jr K. M. wolhergebrachte Autorität vnd Reputation gentzlich verachtet vnd zu boden getretten wirdet da ich doch bißher allen muglichen vleiß vnd mittel gebrauchen vnd mich derſelbigen noch heutigen tags befleiſſen thue dieſen widerwertigkaiten one vnd außerhalb ainicher Kriegswaffen vnd weitern Landſchaden wo jmer müeglich vermitelſt dieſer ainigen zwayer wege alß zu wiſſen wurglicher vnd beſtendiger vnderhaltung der alten wahren catholiſchen Religion vnd Jrer Kun. mat. zuſtehenden Autoritet endlich abzuhelffen ſo bin ich doch meinem Jungſten an E. K. M. gethonen ſchreiben nach entſchloſſen Jn Kurz ein ſonderbare vertraute Bottſchafft an E. K. Mt. abzufertigen mit beuelh derſelben von meinetwegen aller verloffner handlungen vnd worauff dieſelbigen jetziger Zeitt vngeferlich beruhen nach lengs vnd außfuehrlich zu berichten, Jr auch darbey meine rechtmeſſige vrſachen warumben ich mich dern wider meine Perſon angeſtellten conjuration beſharen vnd was für Perſonen derſelbigen fürnemen authores vnd beſtunden geweſen namhafft machen zu laſſen das Euer Kay. Mt. klerlich erfaren vnd erkennen ſollen, mit was ungrundt Sy die Stende mich gegen E. K. M. thuen verunglimpfen.

Vnd iſt dem allem nach an E. Kay. Mt. mein gantz vnderthenigiſt bitten, die wöllen oberzelte bewegliche vrſachen vnd vmbſtende Jnen den gemeinen Stenden noturftiglich zu gemueth vnd hertzen fueren vndt darbey gnedigſt zu bedenckhen geben vbel vnd onhail daher erfolgt da ſich die vnderthonen zu jeder gelegenhait wider Iren ordentlichen Herrn vndt Landtfürſten vnbefuegter weiſe vfflainen vnd empören vnd alſo ſie dahin gnedigſt vnd vätterlich weiſen vnd ermanen, damit ſie ſich aines beſſern bedenckhen vndt mehrer gehorſam vndt dankbarkait gegen E. K. Mt. wie billig erzaigen vnd gebrauchen.

Was dan E. K. M. Curier die ſie vnderweilen in dieſe Landt ſchickhen ſicheren Paß belangt, Sollen E. K. M. mir gnedigſt glauben das dieſelbige bisher an denen orthen da mein gebott gilt, meines wiſſens im geringſten nicht vffgehalten noch verhindert, aber gleichwol Jnen wie ich verſtehe uff der Stende ſeitten mererlei widerwertigkait widerfahren ſein ſollen, welches ich meines thails noch zur zeitt nicht waiß zu verbeſſern, Vnd wille alſo zu E. K. M. gnedigſten willen vnd wolgefallen geſtelt haben dieſelbige zu erzeigung des ſonderlich vätterlichen eyffers vnd brueederlicher affection ſo ſy zu K. M. zu Hiſpanien etc. vnd endtlicher befriedigung derſelben Nider Erblanden tragen thuen, Jre K. M. Commiſſarien von newem hieher geruhen zu verordnen welche von mir in jederzeit in geburender Ehrerbietung empfangen vnd dermaſſen Reſpectiret ſoll werden, wie ſich ſolches der gar nahenden Bluetsverwandtnuß nach damit E. K. M. dem Kunig von Hiſpanien etc. zugethon aignet und geburet Vnd Jch habe E. K. M. ſolches zu warhaftigen gegenbericht vnd Erclerung meines gemueths zu vndertheniger antwort nit ſollen verhalten mich denſelben hiermit vnd allezeit zu gnaden bevelhende.

Datum Luxemburg am 16. tag Octobris a. 77.

XVIII.

Don Juan an Herzog Albrecht von Bayern. *)

Hochgeborner Fürſt, beſonder lieber Herr vnd Ordensbrueder. Wir haben zwar E. L. ſchreiben vnder dato München den 7ten vnd 13ten tag Januarij negſtverſchinen nach einander wol empfangen vnd thuen vns der mitgethailten zeittung freundtlich bedanckhen vnd iſt nicht ohne, das vns auch von mehr andern Orthen vaſt dergleichen bericht furlauffender Practickhen vnd Anſchlege, ſo Irer Kun. Mt. vnd vns zuentgegen ſein ſollen, fürkomen, Wir kunden aber E. L. hinwider freundlich niht bergen, waßmaßen wir vns vnlangſt mit dem bey vnß habenden Kun. Kriegsvolckh bede zu Roß vnd Fueß aus dem Herzogthumb Luxemburg nach der Graffſchafft vnd Statt Namur erhebt vnd daſelbſt vff den 29 tag gemelts Monats Januarij glücklich angelangt vnd alß der Vheindt vnweit von dannen herwerts der Maß in ſtattlicher anzal zu Roß vnd Fueß ſein lager gehabt, haben wir das Kuniglich Kriegsvolckh daſelbſt zu Namur vber die Maß beuelchen vnd vorter durch die ſtatt ziehen laſſen, vnd darmit dem vheindt dermaßen genähert vnd den Kopf gebetten, daß wir ime vff den letzten Januarij vermittelſt göttlicher gnaden vnd vnſers vnd des Kuniglichen Kriegsvolckhs manlich zu thun ohn ainichen der vnſrigen Verluſt gantz vnd gahr zertrennt vnd geſchlagen alſo daß der Vheindte fueßvolcks ettlich thauſend vff der Walſtatt thode plieben ain gutte anzal gefenglich angenomen vnd ir Raiſigen Zeug fluchts außgeriſſen jedoch derſelbigen in der nacheil auch vil im lauff geblieben, dazu vil Reuter vnd fueßknecht fanen erobert worden, gleich darauff hat ſich das Stetlin Gemblor ſampt denjenigen ſo in

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4me. fol. 194.

der flucht darein gewichen vff gnad ergeben alda ein ſtatlicher vorrat von Munition, Victualien vnd etlichen ſtückhen geſchütz befunden, Seither haben ſich die Stette Löuen, Thienen vnd etliche andere vmligende fleckhen gleichfals widerumben in Jrer Kun. Mt. gehorſamb ergeben vnd ſeind gutter Hoffnung, es ſollen denſelbigen eherlang mehr andre folgen, wie wir E. L. hernacher weittern verlauff, inſonderhait aber desjenigen, was ſich in dieſer der vheindt niderlag allenthalben zugetragen, ausfuerlich aigentlich bericht zukommen laſſen wollen, welches jetzunder eyl halber nit wol hat können geſchehen. Der Almächtig (dem wir dafür zum höchſten danckbar ſeind,) wölle vns forter in dieſer ſeiner gerechten ſach, gnediglich beiſtehen vnd dieſelbig zu ſeiner göttlichen ehr und gemainer wolfart zu gutem ausfueren und wir thuen vns E. L. Dienſten jederzeit freundtlich vnd guetwillig erbiethen. Geben im Kloſter Argenton am 5tag Februarij anno 78.

XIX.

Die Königin Eliſabeth von England an Hembyze.

Schloß Richmond 30. Dezbr. 1578. *)

Tres cher et bien aymé, combien les prisonniers detenus en la ville de Gand peuvent demander de faveur de vous et des aultres Messieurs qui ont la superintendance et maniement des affaires de dela, vous ne pouvez ignorer pour l'amour que portez a justice et le zele qu'avez a bien faire a l'estat de vos affaires. Ce que

---

*) Mitgeth. von Voiſin im Messager des sciences et des arts 1829—1830. Gand. p. 434.

nous faict plus instamment interceder envers vous telles faveurs, que nous accorderes facilement, tant pour estre icelles tres justes et l'envie que pouvez avoir a nous faire plaisir en l'endroict de justice et d'équité. Les dictz prisoniers apres si longue et estroite garde ne desirent plus grandes faveurs que d'estre mis en droict, et ouys en leur justification et defences par devant leurs uges competenz. Combien ceste requete soit équitable, temoignent vos privileges, et que vouldriez y tenir la main et leur advancer ce bien, nous vous prions si affectueusement que faire le pouvons. Si vous y employés votre credit, aures en vre. endroict une princesse non pas mescoignoscante du bien que leur ferés a nre. requeste; si n'y entendrez, non plus que si ne vous en eussions escript, donnerez a penser a nous le peu d'estat que faites de nos faveurs Dont y adviserez, s'il vous plaist, et pensés y que conformement au faict que verrons provenir de nre. requeste assoyerons jugement du credit que pouvons avoir envers vous, le quel en l'endroict des dictz prisoniers sera jugé au monde beaucoup ou peu respecté quelz que peuvent avoir esté nos merites envers les pais. Qui sera l'endroict ou prions Dieu vous donner, tres cher et bien aymé santé heureuse et longue vie. — Escrit a nre. hostel de Richmond ce xxxe jour de Decembre 1578.

Vostre tres bonne amye
Elizabeth R.

A nre. tres cher et bien aymé le
sieur Jehan van Embyse premier
Eschevin en la ville de Gand.

XX.

Mannuy Daubremont, Kommandant von Oudenaarde, an Hembyze. Oudenaarde 26. Febr. 1584. *)

Messieurs.

Le seigneur de Morigem ma faict de bouce vos recomandation donct je vous remercye et en outre ma declaré quayés desir de parler a moy et que vousdryés que voulise desiner lieu pour nous entrevoyr. Je vous puys bien asseurer que pas lontamps jay semblable desir sous espoyr quay que nostre povre patrye tant desolé: parcoy sy amay et que il vous plaise parler a moi, il me samble que le plus commode seroit sur la riviere q. entre Gavre et Gant ou aupres de Gavre au quel lieu vous vous porés trouver avecq de vos bateaulx les quels sont bien equipes, ou bien si ne trouves cela comode je me trouveray en tel lieu que desirés soit a ceval ou a bateau pourveu que me donniés seuraité de vostre coté, ausey de ma part sy vous plet je vous feray avoyr pasepport de son altesse pour vous et tous ceulx que desirés, quy sera cause que ne feray cest plus longue priray Dieu vous vouloyr donner sont saint Esprit sa sainte grace et a moy la vre., vous priant Monsieur avoir sur cest un mot de reponse. D'Audenarde ce xxvi. Feverier 1584.

De par vre. affectionne amy
a vous faire service
Mannuy d'Aubermont.

A Mr Embyse, bourgemestre et
superintend. de la ville de Gand.

---

*) Voiſin. a. a. O. p. 433.

XXI.

Hembyze an ſeine Gattin. *)

a.

Je vous envoye ces 3 pieches avecq ce livret. Avecq la grace de Dieu, j'espère envoyer demain quelq. chose sur la lettre de Datheaus. Je pensois recepvoir quelq. chose ce disner. S'il fust possible je sousheiterois assez, car par tous moyens je vous aurois volontiers aupres de moy: toutes fois, j'espere que notre bon Dieu, quant les affaires semblent estres désesperées, qu'il donnera soulagement et faveur. Apres mes maulx, je le prye estre ntre. garde, vre. loyal

J. H.

b.

Je vous envoye les lettres cy enclois, ployez et cassetez. Il fault dire au messagier qu'il se haste de retour, et surtout qu'il se garde de se boire yvre. Le procur. Snouck ma dit que la req^{te} n'a escripte, elle venait trop tard, mais presentera demain a bonne heure mon conseil a demain a son sept hoeure au matin. Je souhaite le cteuu de la req^{te} et le retour du messagier avec tres de bon encre. Comme je me fye bien que le bon Dieu le prosperera tout, auquel est tout mon espoir, le pryant aprés mes maux, vous donner cfort. d'esprit, de mectre vre. repos en luy, avec pryeres en larmes.

En haste vre. bien loyal mary
J. Hembyze.

---

*) Voiſin. a. a. O. p. 437.

XXII.

Todesurtheil Hembyze's.

Scepenen van der keure der stede van Ghendt. Ghesien t' proces crimineel voor hemlieden in ghebannen vierschaeren beleedt tusschen den bailiu desere stede, ter causen van zyn officie, heesschere ter eender zyde, ende Jan van Hembize fil. Willems ghevanghene, verweedere ter andere zyde, so eyst dat scepenen voornoemt, naer t' visiteren van den scriftueren, acten, letteren ende munimenten by partien overgheleyt, metgaders het voluntaire verlyt van den verwerder, ende zonderlynghe d'acte van conclusie in rechte, ende up al ghelet met ryphede van raede, ter maenynghe van huerlieder wetteliken maenheere, Wysen den bailliu vulcomen van zyne vermeten, dienvolghende den verweerder doen executeren metten zweerde up een schavault, neffens de pylaeren van s'graeven-casteel, ende zyn hooft te stellene up eene spille, eene huere gheduerende, ende zo langhe t' doode lichaem laeten ligghen up 't zelve schavault. Ende voorts in handen van den bailliu, de goedynghen van den verweerder, tot restitutie, ende satisfactie van zulc als bevonden werdt den verweerder van s landts ende stede pennynghen ende goedynghen, 't'zynen oirbuere ende proffyte ghediverteert, metgaders van particuliere burgheren onduechdelick ontfaen t'hebbene, metten quadruple van dien.

Ghepronouchiert den III. augusti 1584.

XXIII. *)

Au Roy.

Remonstre en toute humilité Lievin Donaes, sécrétaire et curateur de la maison mortuaire de feu Jehan Van Hembyze, comme le dict Hembyze par vraye repentance de ses actions passées, desirant restablir l'estat de Flandres par luy troublé, et reduire la ville de Gand soubz l'obeissance de Vostre Majesté, il auroiet éste emprisonné par les rebelles et hereticques, et executé par l'espée, le quatriesme d'aoust quatre vingtz et quatre, et par dessus ce condempné au quadruple des deniers par luy profictez, tant de la dicte ville. que des bourgeois dicelle. Suyvant quoy le dict suppliant se trouve journellement pressé par mess. les eschevins de la dicte ville, pour le furnissement du quadruple des quatre cens florins payez au dict Hembyze par Charles Everwyn, pour la deserviteure de certain estat, non obstant que la vefve du dict Hembyze apres sa mort, ayt esté contraincte de furnir par exécution la somme principalle par luy profyté. Le tout sans cause, et en vertu de la susdite sentence tant inicque, desraisonnable et tortionnaire. Par ou le dict remonstrant se trouvant par tout oppressé et accablé d'une infinité des crediteurs de la dicte maison mortuaire, se retire vers v^{re}. maj^{te}, suppliant quelle soiet servye de mestre à néant l'effet de la dicte sentence, et ordonner à mess. les eschevins de la ville de Gand, que desormais ilz se deportent de la poursuite du quadruple des deniers profitez par le dict Hembyze. Sy ferez bien.

---

*) Brüſſel a. a. O.

„Lettres à ceulx du magistrat de Gand, afin d'advertir que c'est du contenu, et des raisons qui les meuvent à s'ayder de la sentence icy mentionnée, tenans en surceance toutes exécutions jusques a ce que leur responce veue, aultement y soit ordonné.“ Fait à Bruxelles. Signé S. de Grimaldi.

XXIV.

Alexander Farneſe erläßt der Wittwe Hembyze's die Geldbuße. *)

Tres chers et bien amez. La vefve de feu Jehan van Hembyze nous a faict remonstrer, qu'oultre les ennuys et facheries, donct elle est chargée par la cruelle mort de son feu mary, l'on la veult presser à payer pour sa tauxation, la somme de cinq cens florins, ores quelle n'entend profiter de la maison mortuaire, nous remectant en avant les causes, pour lesquelles son dict marry, a ainsy miserablement esté traicté; et comme nous sommes bien informez, que ca esté pour avoir voullu advencer la reconciliation avecq le roy monseigneur; et que par céste bonne volunté il a effacé la pluspart des faultes passées. Nous desirons, que par tout bon traictement, les autres prennent volunté de bien faire. Et à ceste cause et mesmes que ce seroit contre toute raison de la travailler davantaige, vous requerons, et au nom de sa majesté, ordonnons de la tenir quitte et exempte de la dicte tauxation, et commander au recepveur Van Havre rien exiger d'elle pour la dicte cause.

---

*) Voiſin a. a. O.

Très chers et bien amez, Dieu vous ait en sa garde. De Bevere le 19 decembre 1584, soubsigné

Alexandre,

et plus bas: Levasseur.

„Collationné à son original et trouvé concorder avecq icelluy, par moy, Signé: Havre.“.

XXV.

Die Königin Eliſabeth von England an den Kardinal Andreas von Oeſterreich. 27. Auguſt 1599. *)

Mon Cousin. Ayans veu par vos dernieres du XIIIe de ce mois et par ce que le porteur a de vre. part communicque avecq quelques Vns de nre. Conseil, que vous continues à maintenir que n'aves aultre but en vos procedures que de marcher avecq rondeur et sincerite en nre. endroict, Nous ne pouons que derechief vous en remercier affectueusement Nous auons tousiours pensé de Vre. particulier que ne pouldriez faire ce tort à Vre. qualite et honneur que de Vous addresser à Nous pour user daulcunes memees encoires quen laffaire nous ayons remarque Vne aultre sorte de procedure que ne promettoyent les premieres asseurances, confirmant ce que nous vous en auions librement bredit et declaire. Dont nous aurions maintenant beaucoup plus grande occasion d auoir ferme opinion, si nous uoulions croire les aduis que nous recepuons de toutes parts que lon se ueult se-

---

*) Brüſſler Staatsarchiv.

iuir du Vieil ieu p^r nous assaillir tandis que lon Nous entretient d Vng pourparler de paix, Ce que nous ne nous sommes pas laissez facilement aller a croire p^r la foy qu'auons adioustee à uos asseurances qui ont eu aussi pouuoir (selon la priere que nous feistes que toutes hostilites eussent à surceoir de part et d'aultre, afin de ne rien acgrir) de nous faire changer les desseings qui deslors nous pressoyent et importeyent de beaucoup, mais puisque le temps nous doibt bien tost esclaircir par la uenue de $mons^r$ nre. Cousin l'Archiduc Albert du iugèment quen debuons faire nous en remettons la consideration plus ample iusques àlors, et à respondre plus particulierement à ce qui se presentera, Voulans tousiours fermement croire que si ainsi et que lon ait use de tels artifices ça este en abusant de ure. syncerite aussi bien que de la nre. afin de nous circunvenir plus aisement par Vre. circunuenue. Et p^r ceste opinion que nous auons de Vous, Il nous seroit aggreable, que sil y auoit occasion de uenir au traitte, Vous fussiez de ceulx qui sy employassent puisquil à eu son commencement et origine de Vous, le porteur nous communicquera d'aultres particularites de nre. part, dont desirons estre esclaircy de Vous, afin de pouoir fonder sur Icelles la resolution que nous aurons à prendre auecq noz confederez, et ainsi nous demeurerons

Mon Cousin

Vre. bien bonne Cousine
Elizabeth.

XXVI.

Zur Charakteriſtik des Erzherzogs Albrecht.

a.

Tycho Brahe an den Erzherzog Albrecht. Prag 26. Juli 1601.

Serenissime et potentissime Princeps,
Domine clementissime.

Cum Sereniss^{mae} Celsitud^{nis} Vestrae Heroica virtus et fama, vnâ cum nunquam satis laudatâ erga Artes liberales, praesertim eas, quae ob excellentiam Mathematicae dicuntur, propensione, etiam tum, cum Lusitaniae adhuc praeerat, jampridem ad me in Intimam usque Dániam percrebuerit: eamque superiori Anno ser^{mus} Coloniensis Elector &c. et nuper etiam rev^{mus} et ill^{mus} Salisburgensis Archiepiscopus &c. vlterius per literas confirmaverint et auxerint: Exinde, vt Ser^{mae} C. V^{ae} Inclyto nomini et gloriae me subiectiss^{me} et studiosissimè addictum ostenderem, magna equidem cupido me incessit; sed quo minus coram id fieret, non locorum tantummodò Intercepedo: sed et multa alia obstiterant. Quin et tantum, ac tot prouinciarum Principem per literas audentius compellare, verecundia huc usque prohibuit.

---

*) Brüſſler Staatsarchiv.

Nunc veró praeter omnem meam expectationem et meritum, à S^{ma} C^{e} V^{a} clementissime me praeueniri et munere trecentorum Coronatorum per Generosum Dominum Johannem Richardum de Schonnenburg promareschallum Caesareum &c. heri mihi exhibitorum, liberaliter donari conspicor, quos, licet nihil tale vnquam a S^{ma} C^{ne} V^{a} promeruerim, et ob id acceptare vix ausus sim; cum tamen à tanto principe profecti sint, quem reuereri et suspicare par est, quod eidem clementiss^{me} placuit, mihi reuere indecens videbatur. Quocircà summas Ser^{mae} C^{ni} V^{ae} pro hac munificentiâ gratias submissé ago: sicubi eidem vicissim pro meâ tenuitate inseruiendj occasio vnquam se obtulerit; operam daturus, vt, sin minus re ipsâ gratus esse potero; (quibus n. seruitijs tantum principem demereri queam?) memori nihilominùs animo sane clementissimam ejus erga me benignitatem humillime agnoscam.

Quam, ne grauissimis ditionum gubernandarum curis occupatam diutiùs interpellem, pluribus supersedeo eamque à Deo Opt. Max. quam diutissime florentem et incolumem precor.

Pragâ die 26. Julij Anno 1601.

Sereniss^{mae} Cels^{ni} vestrae

Subjectissimè

addictus

Tycho Brahe.

(manu propria)

b.

Nobilss^{o} &c. Mag^{co} viro, Dno. Blasio Huttero &c.
Ser^{mo} Principi, Archiduci Alberto à Consilijs et secretis.
Amico suo honorando.

Nobiliss^{e} &c. Mag^{ce} vir &c.

Amice honorande.

Ex quo S^{ae} Caes^{ae} Ma^{tis} Dni. nri. Clementissimi Promareschallus Generosus Dns. Joannes Richardus de Schonenburgk &c. non ita pridem nomine D^{is} V^{ae} librum quendam è nostris expetierit, unàque singularem eius erga Studia Mathematica & Astronomica amorem summoperè depraedicârit, mecumque familiaritatem contrahendi desiderio teneri addiderit; Ego sanè, cum praestantium virorum amicitiam magni semper aestimârim, et nihil magis in votis habuerim, quam occasionem cum eis per lras. (si oretenus non liceat) conferendi mihi suppeditari; commoditatem Dn^{em} V^{am} literis meis praeveniendi ab eo tempore avide quaesitam, nunc per eundem Dnum. Schonburgium adeptus, haud negligendam existimavi. Etsiquidem librum meum primum Epistolarum Astronomicarum D^{i} V^{ae} acceptum fuisse perceperim; dabo operam, ut ea plura, eaque maioris momenti, quamprimum prorsus ad colophonem Typographico labore diducta fuerint, ex meis operibus nanciscatur. Interim ut hanc Mechanicae Astronomiae partem, S^{ae} Caes^{ae} M^{ti} sub meum Pragam adventus tempus humillimé inscriptam Ser^{mae} eius Cel^{ni} subiectissimè transmittere visum fuit. Officiosè itaque D^{em} V^{am} rogatam volo, quo hunc librum, unà cum adiunctis lris.,

quorum contenta D^{o} V^{a} facilè resciscet, Ser^{mae} eius Cel^{ni} submissè offerre, & me meaque Studia commendare non gravetur. Inveniet me D^{o} V^{a} vicissim ad quaevis pro meo modulo praestanda quam paratissimum. Valeat diutissimè & felicissimè.

Pragâ die 20. Julij A^{o} 1601.

Mag^{ae} D^{is} Vrae

Studiosissimus

Tycho Brahe.
(manu propria.)

XXVII.

Zur Charakteriſtik Jſabellens.

Die Infantin Jſabella an Wallenſtein.
Brüſſel 26. Dezbr. 1625. *)

Beſunders lieber Oheimb

Wir mögen E. L. hiemit freundlichen nicht verhalten, Waß maßen wir nun lange Jahre hero eine ſunderbare Andacht vnndt deuotion zu dem heiligen Norberto geweßenen Erzbiſchoffen zu Magdenburgk getragen vndt alßo deßelben heyliges Corper zu haben ſunders begirig geweſen. Wan nun E. L. ahn jetzo der Ohrter da ſolches verwahrt werdt, begriffen vndt wir alßo dafur halten, Es werde gute Occasion vndt gelegenheit geben ſolches

---

*) Brüſſ. Staatsarchiv. Correſp. Wallenſteins I. fol. 9.

zu erlangeen Alß werden wir dahero veranlaſſet E. L. hiemit ganz hochvleißig anzulangen vnndt zu erſuchen, dieſelbe wollen doch vnbeſchwehrt darahn ſein vnndt allen moglichen Vleiß anwenden damit Sie ſolches heyliges Corper bekommen vnndt vnß daßelb zutheil werden möge.

Welches dan gleich wie es Vnß zu ſonderbahren dancknehmigen gefallen geraichen wurdt, alßo ſollen wir vnß auch daher E. L. ganz hochlichen verobligirt vndt alſo ſolchergeſtalt mit aller behegeglichen freundtgeſelligkeit zu erkennen genaigt willigk erfinden werden. Dat. Brußel den 26. X$^{\underline{bris}}$ 1625.

An Hern Herzogen von fridtlandt.

Inhalt des dritten Bandes.

Sechstes Buch (1589—1599).

Seite.
Erſtes Kapitel (1589—1592) 3
Zweites Kapitel (1593—1594) 55
Drittes Kapitel (1595—1599) 105

Siebentes Buch (1598—1609).

Erſtes Kapitel (1598—1604) 185
Zweites Kapitel (1604—1609) 247
Drittes Kapitel 292

Beilagen.

Im erſten Bande:

Seite.
I. Jugement du comte d'Egmont. 48
II. Lettre du comte d'Egmont à Philippe II. quelques heures avant son execution 49
III. Der Vertrag von 1548 230

Im dritten Bande:

Seite.
I. Philipp II. an die Staaten von Flandern. Madrit 13. Okt. 1567 319
II. Aus einem Briefe Philipps II. an den Landgrafen Wilhelm von Heſſen. Madrit 28. Novbr. 1567 322
III. Alba zeigt den Staaten von Flandern den ihm vom König gewordenen Auftrag an. 31. Dezbr. 1567 . 325
IV. Ueber die Gefangennehmung Egmonts, Hoorns u. ſ. w. 327
V. Vorſtellung des Churfürſten Auguſt von Sachſen bei dem Kaiſer zu Gunſten Wilhelms von Oranien. Dreſden 22. Jan. 1568 333
VI. Der Herzog von Alba an . . . . ? Brüſſel 22. Juni 1568 336
VII. a. Herzog Albrecht III. von Bayern verwendet ſich bei Alba für die verwittwete Gräfin von Egmont. München 25. Juli 1568. 339
b. Schreiben der verwittweten Gräfin von Egmont an Herzog Albrecht III. von Bayern. Im Kloſter de la Cambre zu Brüſſel 29. Juni 1568 . . 340
VIII. Proces-verbal über die Auffindung von Egmonts Grab 1804 342
IX. Herzog Albrechts III. von Bayern Antwort auf einen Brief Alba's über die Einnahme Haarlems. Burghauſen 30. Juli 1573 346
X. Alba zeigt dem Herzog Albrecht III. von Bayern ſeine Abberufung aus den Niederlanden an. Utrecht 30. Oktober 1573 348
XI. Neue Zeitung aus Antwerpen 350
XII. Reiſebericht des Johann von Raiſpelt über die Niederlande 353
XIII. Bericht über die Meuterei der Spanier nach der Eroberung Zirickſee's 357
XIV. Notiz über Don Juan von Oeſterreich . . . 363

Seite.

XV. Wilhelm von Oranien an Jan van Hembyze. Middelburg 17. Septbr. 1576 365

XVI. Derſelbe an Denſelben vom ſelben Datum . . 367

XVII. Don Juan an Kaiſer Maximilian II. Luxemburg 16. October 1577 369

XVIII. Don Juan an Herzog Albrecht III. von Bayern. Kloſter Argenton 5. Februar 1578 373

XIX. Die Königin Eliſabeth von England an Hembyze. Schloß Richmond 30. Dezbr. 1578 374

XX. Mannuy Daubremont an Hembyze. Oudenaarde 26. Febr. 1584 377

XXI. a. b. Hembyze an ſeine Gattin. 1584 378

XXII. Todesurtheil Hembyze's. 1584 379

XXIII. Vorſtellung von Lievin Donaes an den König . 380

XXIV. Alexander Farneſe erläßt der Wittwe Hembyze's die Geldbuße. Beveren 19. Dezbr. 1584 381

XXV. Die Königin Eliſabeth von England an den Kardinal Andreas von Oeſterreich. 27. Aug. 1599 . . . 382

XXVI. a. Tycho Brahe an den Erzherzog Albrecht. Prag 26. Juli 1601 384

b. Derſelbe an den Rath Blaſius Hutter. Vom ſelben Datum 386

XXVII. Die Infantin Iſabella an Wallenſtein. Brüſſel 26. Dezember 1625 387

Berichtigung.

Im erſten Bande, Seite 307, Zeile 16 von oben, lies man: aufgebahrt ſtatt: aufbewahrt.

Gedruckt auf der Schnellpreſſe der L. C. Wittich'ſchen
Hofbuchdruckerei in Darmſtadt.

Der Fürſt der Liebe.

Der

Fürſt der Liebe.

Dichtungen

von

Eduard Duller.

Leipzig,
Verlag von Mayer und Wigand.
1842.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

Sendung. ix

Chriſtnacht. . . 1

Traumbeſcherung. 7

Krankenſtube. 12

Mammon. 23

Hungersnoth. 37

Offne Tafel. 57

Richter. 61

Im Bagno. 65

Die Wittwe. 83

Komet und Plejaden. 91

Land! 97

Schwalben. 101

Das Kind. 111

Waiſenvater. . . . 117

Ein Bettler. 122

Atlantis. 128

Oſtern. I. II. . . 140

Blumenſtimme. . . . 209

Storch und König. . . . 211

Auswanderer und Wandervöglein. . . 214

Braut und Lilie. . 220

Pfingſten. I—V. . 222

Seite.
Kind im Korn. 251
Der Pförtner vor dem Spielhauſe. 254
Seelenwanderung. 260
Dunkle Wege. 262
Herbſtmorgen. 290
Zwei Fürſten. 292
Speiſ' und Trank. 301
Bürgerkrieg. 304
Leichenwache I. II. 318
Hölle. 324
Allerſeelen. 328
Der Schreiner. 330
Das Kreuz. 332

Sendung.

Sendung.

„Du weinſt nicht eine einz'ge Thräne,
O Menſch, die *mir* auf's Herz nicht fällt;
O wüßteſt Du, wie ich mich ſehne,
Mit Dir zu theilen Deine Welt!
Denn Deine Welt — ſie iſt Dein Leiden;
Weil Du es trägſt, biſt Du mein Sohn.
O wolle nicht den Gott beneiden,
Der einſam ſitzt auf ſeinem Thron,
Der Ewigkeit mißt nach Sekunden.
Sekunden mißt als Ewigkeit,
Der ſtärker iſt als Du gebunden,
Weil nicht ihn binden Raum und Zeit.
Ich mußte, gab ich Dir das Leben,
Dir auch den Willen zu der Kraft,

Ich mußte Dir die Freiheit geben,
Die Dich mir nah bringt und entrafft;
Ich mußte Dich aus meinem Weſen
Losreißen, wie vom Stamm den Aſt.
Daß Dich, der Gottes Theil geweſen,
Zum Ganzen wirkt die Erdenlaſt.
Damit Du kannſt ein Sieger werden,
Muß ich Dich ſenden in den Streit,
Ich muß Dich feſſeln an die Erden,
Bis Deine That Dich an mich reiht.
Und ich, indeß Du ſtrebſt und ringeſt,
Indeß Du mich nicht ſiehſt noch kennſt,
Nur blind Dein einzeln Ich umſchlingeſt,
Stets weiter Dich vom Ganzen trennſt, –
Darf nicht die Hand Dir helfend reichen,
Der Vater nicht dem eig'nen Kind,
Muß grämen mich, daß meine Zeichen
Dir deutungsloſe Räthſel ſind.
Ich muß es ſeh'n, wie Du nach Wahrheit
Durch tauſend Labyrinthe ſtrebſt,
Und oft vor meiner ſchlichten Klarheit

Zurück, als wär' ſie Irrthum, bebſt.
Ich muß Dich menſchlich leiden laſſen,
Daß Du als göttlich ganz Dich fühlſt,
Wenn einſt Du aus zerſtückten Maſſen
Empor, aus wüſten Trümmern wühlſt.
Ich ſeh's und zähl' die Augenblicke
Vom Werden bis zur Wiederkehr; —
Wähnſt Du: wenn ich Dir Leiden ſchicke,
Mir ſelber ſei das Herz nicht ſchwer?
Ach, wie die Mutter nach dem Lieben
Wohl jahrlang hoffend ſchauen kann,
Der, als ein Kind von ihr getrieben, —
Einſt wiederkehrt als reifer Mann,
So ſeh' ich hoffend auf Dich nieder,
Allein mit meinem Vaterſchmerz,
Ob Du mich einſt erkenneſt wieder,
Und — wann Du kehrſt an's treue Herz?

Auf einer Alpenkuppe ſtand er
Und ſchaute thalwärts, tiefbewegt;
Der Menſchheit ganzes Weh empfand er, —

Er, deſſen Herz in Allen ſchlägt.
Er trug die Laſt der ew'gen Pläne,
Und Nacht umfing die Erde dicht;
Er weinte eine Liebesthräne,
Und rings auf Erden ward es licht.

„O flieget aus, ihr treuen Boten,
Und hüllt die Erd' in Frühling ganz,
Daß in den Gräbern auch die Todten
Sich ſonnen an der Liebe Glanz!
Ob ird'ſche Augen euch nicht ſchauen,
Umſchwebt ihr leiſe Hütt' und Haus,
So ſäet Hoffnung und Vertrauen
In allen Herzen reichlich aus!
O überſeh't von meinen Kindern
Nicht irgend eines, was da lebt!
Ihr dürft nicht leiten, aber lindern;
Der Sünder ſelbſt, der blinde, ſtrebt!
Du aber, Du mein ernſter Schnitter,
Dem ich die Macht zu weinen nahm,
Der mich verkündet durch Gewitter

Und durch der Hinterlaſſ'nen Gram,
Du Zwillingsbruder meines „Werde,“
Du Herold der Unſterblichkeit,
Tod, wandle ſanft auf meiner Erde,
Und meine Treue ſei Dein Kleid!
Und weſſen Schuld iſt abgetragen,
Und weſſen Kampf der Sieg bekrönt,
Den bring', in Flammen eingeſchlagen,
An's Herz mir, wenn mein Ruf Dir tönt.
Von allen Engeln, die ich ſende,
Die gleicher Liebe all' entſtammt,
Vertrau' ich Dir die reichſte Spende,
Beſtell' ich Dir das ſchönſte Amt.
Wen je die Blindheit hat getroffen,
Dem hilf, ein treuer Arzt, zum Licht;
Denn, wenn ſie ſterbend Leben hoffen,
So lieben ſie und ſterben nicht!“

So ſchweigt der Herr; die Boten fliegen,
Treu zu vollſtrecken ſein Gebot;
Thränloſen Auges geht an Wiegen

Der Waiſen ſtill vorbei der Tod.
Und als ſie fort, verweht wie Flamme, —
Ihr Fittich iſt der Morgenſtrahl, —
Da ſteigt der Herr vom Felſenkamme
Hernieder in das ſtille Thal.

I.

Chriſtnacht.

Im Wald ſchwebt um die zwölfte Stunde
Der heil'gen Nacht ein holdes Kind;
Es ſtreut die Fülle froher Kunde
Rings aus, wie Blüten Frühlingswind;
Von ſeinem Antlitz fließt ein Leuchten,
Wie Mondglanz ſchwimmt auf ſtiller Flut,
Und wie im liebeſel'gen, feuchten
Aug' einer Braut ſtrahlt Morgenglut.
Gewaffnet iſt's mit einem Speere,
Als zög' es aus zu Kampf und Streit;
Hoch wiegt ſich auf der ſchlanken Wehre
Ein Lilienkelch, den Gott geweiht.
Und, wie den Speer es ſenkt, entklinget
Dem Kelch ein wunderbarer Laut,
Wie wenn ein Wandervöglein ſinget,
Was es im fernen Land geſchaut.
Fremdartig tönen zwar die Weiſen,
Doch hallt ein trauter Grundton d'raus,
Und bebt in Schwingungen, in leiſen,
Wie Echogruß vom Vaterhaus,
Wie wenn Dir holde Todesmahnung

Gar weich und wohl das Herz umſchmiegt.
Du fühlſt: 's iſt doch nur heil'ge Ahnung
Urlebens, das den Tod beſiegt.
So, wenn das Kind die Lilie neiget,
Weicht ringsumher des Winters Bann,
Und, wie der Kelch erklingt, ſo ſteiget
An's Licht, was Regung kaum gewann
Der Fels fühlt ſeine Greiſenglieder
Erwarmen von der Adern Glut;
Ein junger Rieſe iſt er wieder,
Wie einſt, da er im Uebermuth
Die keuſche Waſſerfei umkoſte,
Und, als ſie ſpröd' ſich ihm entwand,
In's Thal, in das ſie fliehend toste,
Hinabgriff mit verwegner Hand;
So ſtand er lang, tiefabgeſtrecket
Den ſtarren Arm; ihn hat kein Sturm
Bewegt; das Haupt, emporgerecket
Voll Trotz, krönt ihm ein alter Thurm
Jetzt regt er ſich; da ſtürzt die Krone
Zerſplittert nieder in das Thal,
Gleichwie ein König von dem Throne,
Erwacht ein ſtarres Volk einmal.
Und träum'riſch ſenkt die ernſte Fichte
Das Haupt; die Erde ſtreift ihr Haar,
Sie träumet nochmals die Geſchichte,
Wie ſie ein junges Reis noch war,
Emporſah zu der edlen Eiche,
Sich liebend neigte zu ihr hin,
Und plötzlich unter'm Todesſtreiche
Sah fallen, die unſterblich ſchien;

Und wie ſie dann in ihrer Trauer
Erwachſend alle Winde frug
Um ihre Eiche, die 'ne Mauer
Der Königsburg als Grundfeſt trug.
Und immer lauter wird das Rauſchen
Vom Klang des Lilienkelchs im Wald:
Die Steine, Bäume, Vögel tauſchen
Viel tauſend Stimmen mannigfalt.
Das iſt die heil'ge Zeit der Weihe,
In der die ſtumme Creatur
Sich wieder regen darf als freie,
Die ſonſt dem Menſchen dienet nur;
Und des Bewußtſeins Pulſe ſchlagen,
Daß nichts verloren, was da ward,
Wie in der Schöpfung erſten Tagen,
Da Gott ſich ihr geoffenbart.
Sie hat ihn einmal recht verſtanden, —
Im erſten Licht; und für und für
Von da bis heute nie entſchwanden
Der Gottesanſchau Spuren ihr;
Tief ſteh'n ſie in dem inner'n Weſen
Geprägt; der Menſch nennt oft ſie Gift; —
Nähm' ſich der Menſch die Müh', zu leſen,
Noch ſäh' er d'rin die heil'ge Schrift.
Wie Kinder, beim Erwachen, ſchauen
Die Creaturen groß ſich an;
O, ihnen iſt das Gottvertrauen
Noch Wurzelgrund, kein eitler Wahn.
Und Eins dem Anderen erzählet,
Was es das Jahr hindurch empfand,
Wie Menſchenwitz ſie oft gequälet

Zum Troz der treuen Gottes Hand!
Dem Felſen klagt die alte Eiche:
„Mir nahm der Mord die Kinder all;
Mir ſagt' 's ein Geier, — Kriegerleichen
Bedecken ſie als blut'ger Wall."
Die Tanne klaget: „Ach, ein ſchlimmer
Geſchick traf mir die Schweſtern, — Troz
Des Schöpfers ſelbſt; — im Morgenſchimmer
Dienten ſie heute als Schaffott;
Und, weſſen Blut darauf gefloſſen,
Er ſtarb, weil er die Wahrheit ſprach
Und mit begeiſterten Genoſſen
Der Tyrannei den Stachel brach." —
„Mir," ſpricht der Fels, „da ich in Banden
Der Starrheit lag, ſchlug Menſchenwitz
Der Glieder ſtolze Pracht zu Schanden
Und nahm zum Helfer gar den Blitz;
Da ſchleppten ſie mit ſaurem Fleiße
Die Trümmer fort, und bauten d'raus
In ihres Angeſichtes Schweiße, —
Die Thoren, — ſich ein feſtes Haus.
Viel Seufzer werden d'rin verhallen,
Die Niemand hört, als Gott allein;
Viel Flüche werden d'rin verſchallen,
Doch keiner ſpaltet Stein um Stein.
Viel werden jammernd d'rin verderben,
Und draußen beten Weib und Kind,
Glücklich, wenn ſie des Todes Erben,
Nicht auch der Knechtſchaft Erben ſind!"
Und klagend ſtöhnt die Mutter Erde:
„Geſchändet, Schöpfer! ward mein Schooß:

Mich ſchuf zur Nährerin Dein Werde,
Und als Verderb'rin dien' ich bloß.
Auf reißen ſie mir meine Brüſte,
Und wühlen tief in's Mutterherz,
Und faſſen, wüthend vor Gelüſte,
Heraus das unglückſel'ge Erz;
Und ſchmieden d'raus ſich ſelber Ketten,
Und wähnen gar, d'rin ſüß zu ruh'n!
O wolle, Herr, von Nacht ſie retten,
D'rin ſie nicht wiſſen, was ſie thun.“
Da ſtimmen alle Creaturen
In das Gebet der Erde ein:
„Herr! laß ſie finden Deine Spuren,
In Licht und Liebe Brüder ſein!“
Und ſieh! es ſenkt den Lilienſtengel
Das Kind tief in der Erde Bruſt;
Sie ſtöhnt: „Was bohrſt Du mir, o Engel,
Ein Schwert in's Herz mit ſolcher Luſt?“
Da horchen bange und mit Grauen
Der Fels, der Bach, der Baum, das Thier;
Denn ſtatt der weißen Lilie ſchauen
Sie jetzt ein blankes Richtſchwert hier,
Und flehen all': „Warum zum Schwerte
Wird in der Bruſt die Lilie rein?
Sie iſt ſo treu, die Mutter Erde; —
Warum, o Engel, ihr die Pein?“
„Seht hin!“ ſpricht lächelnd d'rauf der Engel,
„Kein Schwert, — ein Kreuz iſt's, das ſie recht
Als Mutter, zwar vom Lilienſtengel,
Doch ſchwer auf ihrem Herzen trägt.
Sieh's, daß der Müde ſeine Sorgen

D'ran hänge, der zum Ziele geht!
Es mahn' ihn an den großen Morgen,
Wann Lieb' als Freiheit aufersteht!
Und wieder wird das Kreuz zur Blüte,
In jenes Morgens heil'gem Glanz;
Dann ſchlingt des Vaters ew'ge Güte
Sie in der Menſchheit Siegeskranz."

Traumbeſcherung.

Herz, warum ſo gramverdunkelt?
Aug', warum ſo thränenſchwer?
Blicke auf! Ein Chriſtbaum funkelt,
Tröſtung ſtrahlend, weit umher.

Wurzelnd in der Menſchheit Herzen,
Streckt er ſeine Kron' hinan
In den Himmel, — und als Kerzen
Flammen Gottes Sterne d'ran.

D'runter aber, ungeſehen,
Geht ein Kind von Haus zu Haus,
Theilet allen, die da flehen,
Holde Chriſtbeſcherung aus.

Breite Marmorſtufen ſteigt es
Leiſe aufwärts im Palaſt,
Und zum Ohr des Fürſten neigt es
Sich, ein ungeahnter Gaſt;

Flüſtert ihm in ſeine Träume,
D'rin die Sorg' ſein Herz noch drückt,
Was ihn mehr als Weihnachtsbäume,
Daß — beglücken ihn beglückt!

Freiheit träumt der Fürſt, und Laſten
Fallen von der Bruſt ihm ab; —
Doch das Kind eilt ohne Raſten
In des Langgefang'nen Grab.

Heller Lichter heil'ge Dreiheit
Zündet ihm's am dürren Baum;
Hoffnung, Glauben und die — Freiheit!
Morgen Wahrheit, heut noch — Traum! —

Jetzt, beflügelnd ſeine Schritte,
Eilt es zu dem Bettler hin;
Doch ein Tempel iſt die Hütte,
Liebe wohnet ja darin;

Und „wo zwei in meinem Namen
Treu in Lieb' beiſammen," ſpricht
Froh der Herr zum Bunde: „Amen!"
Liebe läßt die Liebe nicht!

„Die ihr hier ſo lang gedarbet,
Jenſeits wahr' ich euren Hort,
Träumet, Arme, daß ihr ſtarbet,
Seht: wie reich mach' ich euch dort!" —

Fort! zur bangen Mutter weiter,
Die bei'm kranken Kinde wacht!
Chriſtkind baut 'ne Himmelsleiter
Von des Säuglings Zähren ſacht';

Zeigt ſie ſelbſt ihr als Matrone,
Die ihr Kind als Jungfrau ſchaut,
Um die Stirn' die Myrthenkrone
Und den Bräut'gam bei der Braut. —

Jetzo an des Greiſes Lager
Tritt das Kind, das emſig ſchafft;
Und die Glieder, welk und hager,
Dehnt der Greis voll neuer Kraft.

Friſch zurück nach langer Wendung
Strebet — und nach langer Ruh' —
Der Verjüngte der Vollendung
Eines neuen Lebens zu;

Seine erſten Jugendtage —
Lichter an des Alten Baum!
Ob ein Flügelpaar ihn trage,
Fragt er ſich im frohen Traum.

Jedes Räthſels Grund durchdringen
Will er, wie ein muthig Kind; —
Sieh', da tragen ihn die Schwingen
Hin, wo keine Räthſel ſind. —

Weiter eilt der Traumbeſcherer
In des Waldes dunkle Schlucht,
Und es wird das Herz ihm ſchwerer,
Da er dort Verlornes ſucht!

In der Höhle Grund gebettet,
Schläft der Räuber, träumet bang,
Träumet, daß er angekettet,
Schlauer Häſcher ſichrer Fang.

Und er iſt auch feſtgebunden,
Feſter als durch Strick und Erz,
Denn der Fluch hat ihn umwunden,
Und Gewiſſen peint ſein Herz.

Leiſe rührt des Kindes Finger
D'ran; da ſchmilzt des Räubers Band
Und es birſt des Laſters Zwinger,
Den ihm ſchuf die eigne Hand.

Für die Wunden, die der alte
Räuber blind einſt Andern ſchlug,
Ritzt das Kind 'ne kleine Spalte
In die Bruſt ihm, groß genug,

Daß des Himmels Licht ſich ſchmiege
Durch, und tilge d'rin die Nacht,
Daß der alte Fluch erliege,
Und der alte Gott erwacht.

Daß die Träume nicht zerrinnen,
Drücket Freudenthränen d'rauf
Jetzt das Kind, und dann von hinnen
Eilt es, ſchwingt ſich lächelnd auf;

Fliegt hinauf bis zu der Krone
Seines großen Weihnachtsbaums;
Droben, wie auf weichem Throne
Sinnt es ſelber eines Traums.

Träumt von einem großen Reiche,
Deſſen Bürger — Brüder ſind,
D'raus die Liebe nie entweiche,
Milde herrſchend als ein Kind, —

Wo der Traum zur Wahrheit werde,
Und die Wahrheit nie zum Traum,
Und die ganze weite Erde
Grund für Gottes Weihnachtsbaum!

Krankenſtube.

Die kranke Mutter liegt allein
Im traurig-ſtillen Kämmerlein.
Ihr iſt's ſo eigen herzensbang;
Wo bleibt die Tochter heut' ſo lang?

Sie wich doch ſonſt von früh bis ſpät
Nicht von der Mutter Krankenbett,
Sie nähte d'ran und ſtickte brav,
Und gönnte ſich kein Stündchen Schlaf.

Und, ſtand ſie ſonſt ein Weilchen auf,
War's nur, die Arbeit zum Verkauf
Zu bringen; kam dann ſchnell zurück,
Und pries, Gott dankend, ſtill ihr Glück.

So hat ſie, treu und ehrenwerth,
Die kranke Mutter lang ernährt.
Die Krankheit wuchs, die Hoffnung ſchwand. —
Mit ihr der Fleiß der rüſt'gen Hand!

Nicht kann die Tochter fürder näh'n,
Muß einzig nach der Mutter ſeh'n,
Sie heben, ſtützen und betreu'n,
Jede Minut' dies Werk erneu'n.

Bei ſolchem unverdroſſ'nen Thun
Muß freilich jetzt die Nadel ruh'n;
Doch ſchafft dies Feiern für Arz'nei
Nicht, wie bisher, das Geld herbei.

Lang ſann die Jungfrau, fand nicht Rath,
Den ſie von Gott ſich heiß erbat;
Sie aß ja gern in bitt'rer Noth
Zwei Tag' an einem Stücklein Brot.

Den Morgen hielt ſie's nicht mehr aus
Und ſchlich entſchloſſen aus dem Haus —
Die Mutter ſchlief; — „Was kommen mag,
Hülf' ſchaff' ich noch für ſieben Tag'!"

Die Mutter, die es nicht gemerkt,
Schlief ſanft, erwachte neugeſtärkt;
Doch wie ſie nach der Tochter ſah, —
Die treue Pfleg'rin war nicht da.

Minute für Minute zählt
Die Mutter und noch immer fehlt
Die Tochter. „Schütz' uns, Herr, vor Leid!"
Die Mutter betet in Bangigkeit.

Horch! Dies ihr Tritt! Die Trepp' herauf;
Gelobt ſei Gott, — die Thür geht auf;
Und athemlos in's Kämmerlein
Tritt jetzt die blaſſe Tochter ein.

„Bei Dir," ſo ſtammelt ſie, „bei Dir!"
Sie küßt die Kranke, knie't vor ihr,
Schmiegt ſich an's Mutterherz und ſpricht:
„Bis hieher folget er mir nicht!

„Hier iſt meine Freiſtatt, hier bewacht
Mich Gottes Engel Tag und Nacht,
Hier ſcheuch't Dein Leid, Dein trüber Blick
Den Frevel auch vor mir zurück!" —

„„Was iſt's? o ſag' mir an geſchwind,
Was widerfuhr Dir, liebes Kind?
Wer folgte Dir? Herr Chriſt! Wie blaß
Dein Antlitz, und Dein Aug' wie naß!

„„Dein Kopf verbunden! Ach jetzt ſeh'
Ich's erſt. O Du biſt krank; geſteh'
Mir's nur. Verhehl' mir nichts!"" — „Nein, nein!
Der arge Froſt! Das war's allein,

„Sonſt nichts, warum das Tuch ich nahm,
Da ich hinaus in's Freie kam...." —
„„Doch Deine Thrän' und Bangigkeit!
O ſag': geſchah Dir was zu Leid?""

Und inn'ger ſchmiegt an's Mutterherz
Die Tochter ſich, weint laut vor Schmerz,
Und ſtammelt, hocherröthend: „Ach
Ein Fremder, Mutter, ſchlich mir nach.

„Als ich“ — hier ſtockte ſie, laut ſchlug
Ihr Herz, — „zum Käufer heute trug
Wie ſonſt die Arbeit, — Schritt für Schritt
Bis vor den Laden ging er mit.

„Froh war ich und das Her zmir leicht,
Als ich den Zufluchtsort erreicht,
Und weilte d'rin — aus Furcht — ſogar
Viel länger, als es nöthig war.

„Und als ich auf die Straße trat,
Stand er noch da, ſprach nichts, doch bat
Mit Blicken mich, — weiß nicht, um Was, —
Doch war's 'ne Bitt' ohn' Unterlaß.

„Ich floh; — er immer hinter mir;
So kam ich Mutter bis zu Dir,
Und zitt're noch; verzeih', verzeih',
Erſchreckt' ich Dich; 's iſt ja vorbei!“ —

„„O ſei getroſt! Denn mit uns iſt,
Als treuer Helfer, Jeſus Chriſt;
Er ſteht uns bei in Noth und Pein
Und läßt uns keine Stund' allein.

„„O ihm befehl' ich alles an.
Was Er thut, das iſt wohlgethan;
Er bleibet uns in Freud' und Leid
Der beſte Freund zu aller Zeit.

„„Auf Ihn vertrau' ich immerdar!
So Er nicht will, wird uns kein Haar
Gekrümmt, und —, was uns auch bedroht,
Bau'n wir auf Ihn, hat's keine Noth!““ —

„O Mutter, Mutter!“ — Die Tochter rafft
Sich auf voll tiefſter Schmerzeskraft;
Es haftet ihr, trotz Angſt und Zorn,
Tief in der Bruſt ein ſcharfer Dorn.

Und mitten in dem nächt'gen Grau'n
Glaubt ſie ein Sternbild zu erſchau'n,
Das tauſend gold'ne Funken ſprüht,
Bis daß es ganz als Sonne glüht.

Es war der Blick, den ſie verſchmäht
Vor Scheu, obwohl er ſo gefleht;
Es war der Blick, der, ob er ſchwand,
Die Seel' ihr unauflöslich band.

„O Mutter! Mutter!“ — Sie erſchrickt,
Als hätte ſie den Blick erblickt.
„Horch! draußen!“ ſtammelt ſie verſtört,
„Horch, Mutter! haſt Du nichts gehört?“

Die Thür geht auf. — „Er iſt's!“ — Er tritt
In's Kämmerlein mit ſchwankem Schritt;
Es übermannt ihn wunderbar,
Wie einen Sünder am Altar.

Starr auf die Kranke blickt er hin,
Scheu auf die treue Pflegerin;
Die Hände faltend, ſpricht er leis:
„Dem Vater droben Ehr' und Preis!“

„Hör' mich, o Frau, erhebe Dich!
O Jungfrau, hör' und richte mich!
Hör' mich, o Himmel, der Du heut'
Des Lichtes Saat in mich geſtreut!

„Verderbt, verloren, wild und wüſt,
In allen Pulſen ſchnöd' Gelüſt,
Von Gott verlaſſen, den ich verſchmäht, —
Ich bin's, der jetzt vor euch ſteht!

„So ſchwebt auf öder Haid' allein
Das Irrlicht hin mit flücht'gem Schein:
Es lebt, um zu verderben nur,
Es ſelbſt des Verderbens Creatur.

„So ſah ich heut', o Jungfrau, Dich,
Das Haupt geſenkt, doch königlich;
Denn jedem Reiz, der mich entzückt,
War der Hoheit Siegel aufgedrückt.

„Mich traf's, wie Licht des Blinden Aug',
Das ſehend wird, — wie Balſamhauch
Der Freiheit den Gefangnen beugt,
Der plötzlich aus dem Kerker ſteigt.

„Es trieb mich fort in Deine Spur,
Wie ſich nach Gott die Creatur
Getrieben fühlt; der Hochaltar
Stieg auf, der längſt verſchüttet war.

„So ſtand ich harrend lange da
Und ſann dem Heil'gen, das ich ſah. —
Was Du nicht weißt, o kranke Frau, —
Ich, Neugeborner, ſah's genau." —

„Hilf, Himmel," ruft die Jungfrau, hoch
Erröthend, bebend, flehend; doch
Der Jüngling naht ihr ſanft und löſt
Ihr Tuch vom Haupt, das er entblöſt.

Er kniet vor's Bette hin und ſpricht:
„O Mutter, Mutter, ſiehſt Du's nicht?
Hingab ſie fromm ihr letztes Gut
Für Dich, — der *Locken* gold'ne Flut!

„Als ſie für Dich ihr Haar verkauft,
Ward alles Leben neu getauft
Zu Heiligkeit! Auch ich empfand
Des unſichtbaren Täufers Hand!" —

Und ſtill in Demuth ſteht die Maid,
In himmliſcher Holdſeligkeit, —
'ne Blum', die Sternenſchein umfloß,
Da ſie den keuſchen Kelch erſchloß.

In ſich geſchmiegt vor ſüßer Scham,
Wie wenn ihr Gott die Hüllen nahm
Und ihre Seel' erforſchte, — ſteht
Die Maid, — im Herzen ein Gebet.

Der Jüngling d'rauf zur Kranken ſpricht:
„Verdamm' den Sohn, o Mutter, nicht!
Erſt heut', da Gott mir ſie geſchickt,
Hab' ich das Licht der Welt erblickt.

„Das Licht der Welt, die Liebestreu',
Sie iſt's, die mich geboren neu!
Und heute erſt, durch ſie allein,
Lernt' ich den Werth: ein Menſch zu ſein!

„O Mutter, laß fortan auch mich
Dich pflegen treu, herzinniglich!
Und Du, o Jungfrau, gieb die Hand,
Dem, der ſie nicht verdient, als Pfand.

„O gieb ſie mir und denk': Du haſt
Am Rand des Abgrunds mich gefaßt.
Mit dieſem Ring kett' ich fortan
An Dich, o Treue, feſt mich an.

„O laß auf dies gekürzte Haar
Mich, wie auf einen Weihaltar,
'nen Kranz hinlegen, friſch bethaut
Von Freudethränen, ſüße Braut!“ —

Er faſſet nach der Jungfrau Hand
Und bietet ihr den Ring. Ihr ſchwand
Des Lebens Kraft, ſchon da er ſprach;
Kaum ſchlägt ihr Herz noch, ſtill und ſchwach.

Sie ſank; er ſtützte ſie und rief
In Todesangſt: ,,Wach' auf!“ Sie ſchlief, —
'ne zarte Blum' am ſtarken Baum,
'nen kurzen ſüßen Frühlingstraum.

Und als ſie wieder wach, da hob
Die Mutter ſich im Bett: „Gottlob!
Es weht mich wie Geneſung an!
O Kinder, das hat Er gethan!“

Und vor der Kranken knie'n die Zwei,
Und ſchweigend beten alle Drei,
So Herz an Herz, ſo Hand in Hand,
Zum Vater, der ſie all' verband.

's war ſpät am Abend, als ſie ſo
Beiſammenknieten, gottesfroh;
Hell plötzlich rings das Kämmerlein!
War's wohl des Liebesſternes Schein?

Und als der junge Tag gegraut,
Umfängt die Mutter und die Braut
Ein ſtattlich Schloß; viel Diener ſeh'n
Sie ſtaunend hin und wieder geh'n.

Der kund'ge Arzt heilt wunderſam,
Und liebend pflegt der Bräutigam,
Und ſo, mit Gottes Hilf' erhebt
Die Mutter ſich, wie neu belebt. —

Und als der Tag der Trauung kam,
Da ſtand die Braut in holder Scham,
Den Myrthenkranz im kurzen Haar,
Gleich wie ein Engel am Altar.

Der Ring, den er am Finger trug,
War ſilbern, und doch Gold's genug,
Vom Silber war der Ring gemacht,
Das ſie für's Paar einſt heimgebracht. —

Und als ein Jahr vergangen war,
Sie ihm ein Töchterlein gebar;
Da hell wie Silberglocken klang
Der Ring die ſtille Nacht entlang.

Sie grüßt' ihn, küßt' ihn; neigte dann
Das bleiche Haupt, und leiſ' begann
Sie, eh' er's merkte, ihren Gang
Heimwärts, wohin ſie rief der Klang. —

Viel Jahre ſchwanden; ſinnend ſaß,
Ein Greis, er am Kamin; es las
Die Tochter ihm aus Gottes Wort;
Da klang's wie Silberglocken: „fort!“

Und ſanft neigt er das Haupt und ſpricht:
„Du Engel rufſt; ich ſäume nicht.
Du, die mich neu belebt, o gieb
Mir dort die alte ew'ge Lieb'!“

Mammon.

Der reiche Mann ſann Tag und Nacht,
Des Reichthums Fülle noch zu mehren;
Sein werden muß die Zaubermacht,
Die ihn erſt bringt zu rechten Ehren,
Denn alle Ehre, wähnt er, dreht
Sich um des Goldes Majeſtät.
Viel hat er nimmermüd' gebraut,
Den Stein der Weiſen zu gewinnen;
Doch blieb vergeblich all ſein Sinnen,
Sein Thun war all auf Sand gebaut.
Er dachte nicht an Weib und Kind,
Und darben, hungern ließ er beide.
Verkümmert ſtarb die Frau. Er ſinnt,
Als ſie von ihm im Todtenkleide
Hinausgetragen wird, ſinnt nicht
Ob dem Verluſt, den er erlitten;
Im Sommer iſt's, — die Mähder ſchnitten
Das Korn, — im Sonnenlicht
Sieht er wie Gold die Garben ſchimmern,
Und ſinnt des Gold's nur, goldig flimmern
Im Abendroth ihm Berg und Thal.

O theilte ihm der Sonne Strahl
Die Kraft doch mit, was er berühret,
Zu Gold zu wandeln allzumal!
Stets wiederkehrt der Wunſch und ſchüret
Des öden Herzens heiße Qual.
Sein ganzes Leben hängt daran,
Noch finden muß er das Arkan.
„O wann,“ ruft er, „kommt mir die Stunde,
Da mir die Kraft ſich offenbart,
Daß mir zu Gold das Wort im Munde,
Zu Gold der Staub der Sohlen ward?
O, denk' ich, wie im Erdenkern
Tiefdunkel glüht der heil'ge Stern,
Der Goldes Strahlen rings ergießt,
Bis als Kriſtall der Strahl dann ſprießt!
Dies iſt der ächte Erdmagnet,
Nach dem ſich Hand und Eiſen dreht!
O, daß ich einſt kein Bergmann ward,
Der nach der Erde Schätzen ſcharrt!
O hätt' ich ſtatt der Augen — Hände,
Zu taſten nur, anſtatt zu ſeh'n,
Gewiß: ich wüßte, wo ſich's fände,
Kein Körnlein Gold's ſollt' mir entgeh'n.“

Und ſieh: er fand's! Er fand im Traume,
Was wachend er ſo oft geſucht;
Ihm fiel von einem Apfelbaume
Zu Füßen eine reiſe Frucht,
Und eine Stimme ſprach: „Genieße
Davon, und Dein iſt dann die Kraft,
Die Du ſo lang' erſehnt; denn wiſſe:

Was Du berührſt, wird Gold; es ſchafft
Der Apfelbiß Dir ſolche Stärke.
Doch Eins noch vor'm Genuſſe merke:
Wenn Du ſie haſt, ſo bleibt ſie Dein
Für alle Zeit zu Luſt wie Pein;
Nie wirſt Du, wäre auch Dein Sehnen,
Sie zu verlieren, noch ſo groß,
Vergöſſeſt noch ſo viele Thränen,
Nie wirſt die Kraft Du wieder los.“
„Ich will's auch nicht! Ich wär' ein Thor,
Verlangt' ich dies!“ ruft er erwachend;
Zum Himmel blickt er frech empor,
„Nun bin ich Gott gleich!“ ſpricht er lachend,
„Nun iſt die ird'ſche Allmacht mein,
Du droben, nicht bedarf ich Dein!“
Er ſprach's, fortdenkend ſeinen Traum;
Erſt langſam kehrt ihm das Beſinnen,
Daß er geträumt nur hat. „Den Baum,
Nie werd' ich Armer ihn gewinnen,
Nie ſeine ſüße Frucht genießen,
Frucht der Erkenntniß und der Macht.
Ich ſeh' den Wunſch als Traum zerfließen,
Des Goldes Sonn' in öde Nacht!“
So fühlt der Sklav' ſich neu als Sklaven,
Der ſich im Traume frei geſeh'n;
So ſieht der Kaufmann ſchon im Hafen
Sein Schiff, das rückkam, untergeh'n.
Doch, wie voll Ingrimms aus dem Bette
Er ſpringt, vor ſeinen Füßen rollt
Ein Apfel hin. „Er iſt's! Ich hätte
Verzweifelt? O ich Thor! Gold! Gold! —

Mein jetzt die Kraft, die Welt! Ich habe
Die ſüße, golderzeugende Labe!
Iſt's Wahnſinn bloß? Ich will ihn küſſen,
Wie ich die Wahrheit nie geküßt!
Schon liegt die Menſchheit mir zu Füßen,
Die mich als ihren Herrn begrüßt!"
Nicht an das Kind, das er verſtoßen,
Das darbt und hungert, denkt er, — nicht
An's Weib, das ſchon ein Grab umſchloſſen,
An Gott nicht und an keine Pflicht,
Nicht an die Warnung, die im Traume
Er hörte, die ſo drohend ſcholl,
Und er genießt die Frucht vom Baume,
Die ihm die Kraft verleihen ſoll.

⁂

Es flieget eine ſeltne Kunde
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Munde;
Und wer ſie hört und weiter trägt,
Dem wird das Herz von Neid bewegt.
Was iſt's? Was ſtarrt des Volkes Menge
Vor'm Haus des Reichen im Gedränge?
Welch' Wunder, das ſie d'ran begafft,
Das tauſend Blicke an ſich rafft?
Fenſter von Gold! — Was kümmert's euch?
Des Hauſes Eigner iſt ja reich,
Kann's halten, wie es ihm gefällt.
Was Wunder? Wunder wirkt das Geld.
Doch ging's nicht zu mit rechten Dingen,
So meint das Volk; noch geſtern war
Das Haus von Stein, — wer kann's vollbringen? —

Heut iſt's von Golde! Wunderbar!
Und mehr als Grau'n, es iſt der Neid,
Wovon jed' Herz im Volke zittert.
„Hinein zu ihm! Verlangt Beſcheid!"
So rufet jeder, tief erbittert.
„Reißt aus dem Zauber ihn heraus,
Reißt nieder dann dies Sündenhaus!
Heut ſoll ein Tag der Rache ſein.
Belagert ihn und ſtürmt hinein!"

Und eilig ſchleppt das Volk wie toll
Herbei zum Angriff die Balliſten,
Und ſätt'gen will's den langen Groll. —
Er ſitzt indeſſen auf den Kiſten.
Er hat genoſſen die ſüße Koſt,
Er hat des Zaubers Kraft erprobet,
Was kümmert's ihn, ob drauß erboſt
Der Pöbelhaufe raſt und tobet; —
Wie auch die Menge gafft und tollt, —
Was er berührt, wird ja zu Gold!
Und wie ein ſiegreich ruh'nder Held
So thront er ſtolz auf ſeinen Kaſten,
Schafft ſelbſt im Schlaf, im Traum, im Raſten;
Er iſt der mächt'ge Herr der Welt.
„Hinaus! die Erde auf und ab!
Der dürre Stab mein Königsſtab,
Die welken Blätter am Waldesbaum,
Mein goldnes Dach, berühr' ich ſie kaum.
Golden klirrt unter mir der Steg,
Die hohle Frucht, gefunden am Weg,
Wird in der Hand mir zum Goldpokal.

Dürſt' ich nach kühler Labung einmal.
Nachjauchzen mir auf goldnen Spuren
Der Erde alle Creaturen.
Ich aber kann für jeden Gruß,
Wenn ſchmeichelnd ſie mein Knie umklammern,
Vom Neiden unerreicht, vom Jammern,
Auf ihren Nacken ſetzen den Fuß! — —
Halt! Nein! Was wollt' ich da beginnen?
Wächſt Geld mir unter jedem Tritt,
Wie hüt' ich's? Andere gewinnen,
Was ich erſchuf, wenn ich den Schritt
Dann weiter ſetze! Ihnen laſſen,
Was mein doch iſt? O nimmermehr!
Nicht einen Schritt! Hier will ich praſſen,
Ein König, einſam zwar, doch hehr.
O golden ſchimmern mir die Wände,
Der Riegel verwahrt mir treu das Haus;
Und keines Diebs geübte Hände
Dringen herein, tragen hinaus.
Hier will ich Jahrelang träumeriſch ſpielen
Goldſel'ge Spiel'. Ein Druck der Hand, —
Und raſch als Gold kann ich befühlen,
Was kaum noch war ein Haufe Sand.“ —
So täuſcht der Eigennutz ſich gerne,
Er wähnt, für lange Zeit noch, ferne
Zu reihen wie an ew'ger Schnur
Sekunde an Sekunde nur.
Doch ihn beſiegt der Augenblick,
Er ſtiehlt ſich ſelbſt ſein ganzes Glück.
Nur einmal taſtet des Reichen Hand,
Da glänzt in Gold die ganze Wand,

Die zweite, die dritte, jede im Haus,
Schnell duftet ſich die Hoffnung aus;
Der Zauber trog ihn um die Zeit,
Der Zukunft Wonnen ſind entſchwunden;
Er ſtarrt in öder Einſamkeit
Zurück auf kaum entfloh'ne Stunden.
„O kehrt mir wieder!“ Nicht erneut
Genuß ſich, der Dich einmal erfreut,
Das iſt der Fluch, das iſt die Strafe,
Der Schöpfer iſt ſeiner Schöpfung Sklave. —

Indeſſen tobt die grimme Menge
Vor'm Hauſ' im wachſenden Gedränge,
Hinſtarrend auf die goldnen Wände.
Das Volk ſchleppt Waffen ſchnell zuſammen
Und leget ringsum lohe Brände.
Schon winden ſich hinan die Flammen;
Gleich Spähern fliegen rings die Funken,
Den Ort zu ſuchen, den bis jetzt
Noch das Verderben nicht verletzt.
Und mählig unter des Feuers Küſſen, —
Wie von des Weibes rothen Lippen,
Das, an des Mannes Herz geſunken,
Vom ſüßen Trank begehrt zu nippen, —
Unter des Feuers ſteten Küſſen
Im immer engeren Umſchließen
Erweicht mit leiſem, bangem Hall
Das ſtarre, funkelnde Metall.
Hervorgelockt von den Flammenküſſen,
Bewegt ſich's in den gold'nen Quadern
Wie mächt'ger jagendes Blut in Adern,

Und jetzt beginnt's hervor zu ſchießen,
Wie plötzlich aus tauſend off'nen Wunden,
Wie aufgeküßt von tauſend Munden.

„Heraus, des Zaubers ſchlimmer Meiſter!“
So ſchallt es aus viel hundert Kehlen;
„Heraus!“ In Todesangſt entreißt er
Sich ſeinen heißen, gold'nen Sälen,
Durch's Thor hinaus dem Volk entgegen,
Entgegen einem Lanzenwald;
Tod vor ihm, Tod auf allen Wegen;
Nicht lang mehr dräut, — er faßt ihn bald!
Und dicht am Herzen fühlt er kalt
Schon jeder Lanze Eiſenſpitze.
Doch wie ſie ihn berührt, da ſtrahlt
Es plötzlich rings von Goldesblitze.
Und Krampf ihm feſſelt jetzt die Glieder;
Er ſtürzt betäubt zur Erde nieder,
Und rings um ihn mit Grimm und Spotte
Des Pöbelhaufens wilde Rotte.

Ein Ruf! „Halt', beim barmherz'gen Gotte!
Gebt Raum! - O ſchonet ſeiner! Halt!“
Wer rief es? Dieſe Stimme ſchallt
Wie aus dem Abgrund aller Schmerzen,
Sie ſchallt aus einem Kindesherzen.
Seht, mitten durch das Volksgewühl
Bricht raſch zu ihm ſich Bahn ein Weib,
Wild flattert ihr das Haar im Wind.
Die Blicke todesſtarr und wild,
Halbnackt der kraftlos hagre Leib.

Durch brach das Weib. Faſt ſteht's am Ziel. —
Ringsum die Grimmentbrannten ſchweigen.
Die Waffen ſenken ſich; es zeigen
Die Finger auf das Jammerbild,
Dies Weib, es iſt des Reichen Kind.
Was will ſie an dem Schreckensort?
„Fort,“ ſchallt's um ſie, „Unſel'ge, fort!
Das Maß war übervoll gehäuft.
Wohl ſchlief die Rache allzulange;
Jetzt hob ſie ſich als Flammenſchlange,
Die nah und näher ihn umſchweift.“ —
Da liegt der Reiche, hingeſtreckt,
Von Waffen, in Geld verwandelt, bedeckt,
Noch unverſehrt, ob Speer an Speer
Gen ihn gefällt, doch hält nicht lange
Des Volkes Grimm zurück ſie mehr.
Wer bändiget die Wuth und Rache?

Sieh, da durchbricht mit kräft'gen Händen
Die Tochter jetzt, die hungersſchwache,
Des grimmen Volkes dichte Schaar,
Von ihres Vaters Bruſt zu wenden
Den Todesſtoß, von ſeinem Haupte
Das blanke Richtſchwert der Gefahr.
„Trutz dir, der mir die Mutter raubte,
O Tod,“ ruft ſie verzweifelnd aus.
Das Volk d'rauf: „Der Dich fortgetrieben,
Den ſchützeſt Du, den kannſt Du lieben?“
„„Laßt mich! Die Lieb' gleicht alles aus!““ —
Die Menge weicht, ſie faßt Erbarmen.
Die Tochter eilt zum Vater hin,

Will ihn umranken mit ihren Armen,
Mit ihrem Leibe decken ihn,
Ihn retten aus der Todesnoth,
Oder mit ihm theilen ſelbſt den Tod. —

Seht hin! Entſetzlich! — Auseinander
Flieht vor der fluchbedeckten Hand
Das Volk. Er liegt, wie Salamander,
In Gluten, dennoch unverbrannt.
Doch, wie ſein Kind ihn treu umſchlungen,
Ihn, deß Berührung in Metall,
In Geld verwandelt, nimmer ſollt'
Er lebend, die für ihn gerungen,
Umfaſſen. Seht, ſein Kind, in Geld
Verwandelt, hält er's in den Armen;
Von keinem Odem wird's erwarmen,
Nun hat das Geld ihm kein Erbarmen,
Wie's ihn gemacht erbarmungslos.
Er wankt, er ſinkt; dem Reichſten aller Reichen
Liegt golden jetzt ſein Kind im Schooß.
Und von dem Unglückſel'gen weichen
Sie all' zurück, die ihn bedroht, —
Die Hand, die gräßliche zu meiden;
Das Geld, um das ſie ihn beneiden,
Sie flieh'n davor, es birgt den Tod.

* * *

Verzweifelnd um Mitternacht
Rafft ſich der Geldmann auf,
Der Todtgeglaubte,
Dem eines Apfels Biß
Geld-Zeugung eigen macht,
Die Liebe raubte.

Verzweifelnd zum Thor hinaus
Fliehet der Geldmann fort,
Er eilt die Halde
Hinan; es ſchmelz ſein Haus,
D'rum trägt ſein Kind er fort,
Begräbt's im Walde.

„Ruhe, mein goldner Schatz,
D'rinnen im kühlen Grund;
Wirſt nicht verweſen.
Hier iſt ein ſtiller Platz,
Den keines Diebes Aug'
Kann auserleſen.

„O wie das Herz mir brennt!
Nirgends ein Labequell
Mir zu erblicken?
Dort! o wie ſilberhell
Sprudelt das Element,
Wird mich erquicken!"

Geldmann bückt nieder ſich,
Schöpfet mit hohler Hand
Waſſer vom Quelle.

Siehe, das Waſſer wich,
Gold ward's, wie Sonnenbrand
Funkelt es helle!

Stock' ihm das heiße Blut,
Lechz' es nach kühler Flut, —
In vollen Zügen
Trinke denn Goldes Bach!
Was ihm das Gold verſprach,
Wird nicht zu Lügen!

Fort durch Aehrenfeld!
Wie ſie ſo goldig ſteh'n,
Beugen ſich nieder!
Fort in die weite Welt!
Gold, nichts als Gold zu ſeh'n,
Wieder und wieder!

„O das iſt mehr als Wahn,
Wahrheit des Fluches mir,
Der nimmer endet!"
„„Mammon heißt Du fortan,
Weh' jedem, der zu Dir
Die Blicke wendet!""

„Nirgends ein Hoffnungsſtrahl!
Dort nicht im Königsſaal,
Dort nicht im Dome,
Nicht in der Hütte hier,
Nicht dort im Waldrevier,
Nicht tief im Strome!

„Muß ich denn wandern ſtets,
Will ich des Fluchs Geſetz
Der Welt verbergen.
Will, — bei der ew'gen Nacht! —
Ueb'rall des Fluches Macht
Klug einherbergen.

„Daß, tret' ich in ein Haus,
Jeder wetteifern ſoll,
Mich zu erwerben;
Tret' ich dann wieder aus,
Laſſe ich freudevoll
Zurück das Verderben!“

* * *

Das iſt die Mähr' vom reichen Mann,
Der in den Mammon ward verflucht,
Vom Mammon, der da, wo er kann,
Das Menſchenherz verſucht.

Er nimmt, wo er geherbergt hat,
Lieb', Freundſchaft, Treue mit,
Und läßt zurück die böſe Saat,
Läßt Herzweh, Jammer und Verrath
Und — Geld; dann iſt er quitt.

* * *

Iſt ſeine Macht denn nie zu brechen?
Soll er denn ſtets das Herz verführen
Durch ſein unſeliges Berühren?
Ihr ſelber ſeid nicht freizuſprechen,

Was öffnet ihr ihm denn die Thüren,
Die Herzen auch? Seht ihr ihn nahen,
So ſtellt ein Kindlein vor das Thor;
Er kann's nicht ſeh'n, darf's nicht umfahen,
Wie ſcheues Wild flieht er davor.

Wird er denn ſelber nie erlöſt?
Er wird's durch euch! Ihr könnt's vollbringen,
Wenn ihr ihm wehret einzudringen,
Wenn Reich wie Arm ihn von ſich ſtößt!

O thut's! O ſchafft dem Mammon Ruh',
Und euch — die Ruh' vor ihm dazu!

Hungersnoth.

I.

Der Wuch'rer ſitzt behaglich am Kamin;
Er ſtreckt die Sohlen nach dem Feuer hin;
Er ſchlürft vom Glühwein, den die Frau ihm beut,
Und überrechnet ſchmunzelnd, was er heut'
Bei'm Kornverkauf gewann. „Nun, Frau!“ ſo ſpricht
Er zu der Gattin, „'s iſt ein hübſch Gewicht.
Reich' noch mal her die Beutel! Meiner Treu',
Das nenn' ich Segen Gottes! — Doch, wie ſcheu
Siehſt Du mich an! Was iſt Dir denn? Du freu'ſt
Des gold'nen Quells Dich nicht, der reich uns fleußt?“ —
„„Horch, hörſt Du!““ ruft ſie bang. „Nun was?“ fragt er;
D'rauf ſie: „„Wie Stöhnen klang's mir naheher,
Wie leiſes Winſeln Hungernder!““ Laut lacht
Der Mann: „Was hat ſo furchtſam Dich gemacht?
Die Flammen kniſtern; dies iſt's, ſchäme Dich,
Wie Du ſo kindiſch biſt!“ — „„Wohl ſchäm' ich mich
Vor Gott!““ ſo ſpricht die Frau in ſich hinein.
Er lacht und ruft: „Warum? — Gieb mir noch Wein!
Das iſt ein tücht'ger Froſt! Was gilt die Wette:
Heut Nacht erfriert wohl Mancher in dem Bette,

Das heißt im Stroh." — „„Barmherz'ger Gott!““ — „Getroſt!
Ei, liebe Frau, was kümmert uns der Froſt?
Wir ſitzen ja im Warmen. Uns verſchlägt
Das nichts. Sei mir doch fröhlich aufgeregt,
Wie ich! Unfreundlich iſt's, ja unerträglich,
Daß Du mir g'rade heut' ſo ein alltäglich
Trübſel'ges Antlitz zeigſt. Warum g'rad' heute,
Da Gott mir ſeines Segens Fülle ſtreute,
Da ich der Klugheit Zinſen reich gewann?
O theile Freud' wie Glück mit Deinem Mann!" —
„„Du kannſt Dich freu'n und glücklich nennſt Du Dich?
Entſetzlich! Rings die Hungersnoth! O mich
Durchbohrt's wie tauſend Dolch'. Ich ſah hinaus,
Sah Menſchen, nein Geripp', ein Bäckerhaus
Umlagern. O mir ſchien's, wie wenn ſie ſchon
Geſtorben all', und nun mit Klageton
Entſtiegen ihren Gräbern, in den Fluch
Gehüllt, ſtatt in das weiße Leichentuch,
In Reih' und Glied, als wie zum Kampfe kämen,
Um zürnend an den Mördern Rach' zu nehmen,
Wozu der ew'ge Richter ſie erweckt.
So ſehr, o mein Gemahl, hat mich erſchreckt
Ein hungerbleich Geſicht, das ich ganz nah
Des Nachmittags vor unſerm Hauſe ſah.““ —
„Ei, welch ein Traum, mein Herzchen! Du biſt krank,
Und quälſt Dich ſelbſt um nichts! — Nein, laß uns Dank
Gott ſagen, der die Glückszeit mir geſandt.
's war wohl nicht mehr als billig. Sonſt verwandt'
Ich ja vergebens ſo viel ſau'r erworben
Vermögen; ungenützt wär' mir's verdorben,
Kam nicht die ſogenannte böſe Zeit. —

Mir Segenszeit! Die Thoren weit und breit,
Die d'rüber klagen! Wär't ihr klug wie ich,
Ihr könntet — meiner Treu'! — wohl ſicherlich
Gleich mir jetzt ernten. — Sprich mir nichts, (ich ſeh'
Dir's an, Du willſt's, es war Dein Fehl von je,
Ein ſogenannt Gewiſſen!) nichts von dem,
Was Niemand nützt und mir nicht angenehm!
Wer ließe ſich denn ſein Geſchäft wohl ſchmähen?
Nicht ich, nicht Einer! Wenn die Andern ſäen
Ihr Korn, ich kauf's; ich ſä' mein gutes Gold.
Sie ernten oft, und um den leichtſten Sold;
Was thu'n denn ſie dazu? Die Erde trägt
Die Körner; ohn' ihr weitres Zuthun ſchlägt
Der Keim empor, und Sonn' und Regen nur
Sorgt für's Gedeih'n; von Klugheit keine Spur!
Doch ich! wie viele lange Nächte ſaß
Ich da im Rechnen; o wie oft vergaß
Ich Deiner ſelbſt, ſuchend, wie meinem Willen
Das Glück zu beugen ſei mit ſeinen Grillen.
Wie vieles Lehrgeld, ach ſo theu'r bezahlt,
Verlor ich oft im Nu! Wenn Jahre alt
Das Kind geworden, fühlt des Vaters Bruſt,
Der's groß gezogen, doppelt den Verluſt.
Wir haben kein's. So iſt das Gold mein Kind,
Tief fühl' ich's, was mich's ſchon gekoſtet. — — — Schwind'
In Nacht, Du blutig Haupt, nichtig Phantom!
Was taucheſt Du empor aus gelbem Strom,
Belorbeert Haupt, das ſich vertauſendfacht,
Und mich ſo angrinst? Fort! ſchwind' hin in Nacht! — — —
Nichts war's, nichts, ſag' ich, nichts! — Lieb Weib, mich äfft
Das lange Wachen! Nichts iſt's! — Mein Geſchäft

Zählt wie ein and'res, und ein jedes bleibt
Ehrlich, ſo lang's dem Fleiß'gen Früchte treibt.
Des Fleiß'gen iſt die Welt. Fleiß iſt der Wirth,
Gewinn der Gaſt, den Klugheit hergekirrt.
Zurechnungsfähig bleibt nur der Verſtand,
Und das Gewiſſen geht an ſeiner Hand.
Der Phantaſie gehört das And're all;
Von ihr geſprochen, iſt's ihr Wiederhall,
Was wir da Tugend, was Verbrechen nennen;
Der Maßſtab fehlt, das Richt'ge zu erkennen,
Wenn der Verſtand den ſichern Anhalt läßt,
Wenn er in's einzle Ich zuſammenpreßt
Das Intereſſe Aller. Liebe, ſieh,
Das iſt erprobte Weltphiloſophie. —
Sei heiter, holdes Weib. Ich bin ſo froh,
Und Dich auch ſäh' ich heute gerne ſo.
Du theilſt, was ich gewinne. Nein, noch mehr,
Dein iſt's; wer erbt' es ſonſt wohl?" — — „„Mann, o wer?
Viel tauſend Arme, deren Thränen Du
Zu Geld Dir münzeſt, deren nächt'ge Ruh'
Uns anklagt, die wie Richter vor uns ſteh'n,
Wenn reuig wir zum Tiſch des Herren geh'n,
Die uns der Hoſtie Segen auf den Lippen
Zum Fluch umwandeln, und die vor uns nippen
Vom Kelche, daß der Nachtmahlswein wie Blut
Uns überläuft."" — — „Ei, liebe Frau, was thut
Die Phantaſie nicht! Du biſt krank! Nochmal
Sag' ich's: Was kümmert uns des Hungers Qual!
Bei uns hauſ't Segen, der von Tag zu Tag
Sich mehrt und ſich noch lange mehren mag!
Zwing' ich die Menſchen denn, das Korn zu kaufen,

Das ich gekauft? ſoll ich entgegenlaufen
Den Hungrigen, ſoll ſie wohl bitten gar:
Hier, nehmt es bill'ger, als ich's vor 'nem Jahr
Selbſt angekauft? 's wär' Sünd' an mir und Dir,
Wenn ich ſo thäte. Sag' nur ſelber: ſtahl
Ich wohl mein d'rauf verwendet Kapital?
O ich weiß wohl: Man achtet uns gering,
Wir gelten in dem engen Zauberring
Der hergebrachten Schätzung nicht viel beſſer,
Als unehrlich. Warum? Ha, wie ein Meſſer
Wühlt dies Gefühl in mir. Uns bindet nichts
Von Rückſicht, nichts von Gnad'. Mein Ingrimm ſpricht's
Zu mir jedwede Nacht: Du mußt Dich rächen!
Wohlan, jetzt iſt die Zeit dazu! Wir brechen
Zwar der Mißachtung Bande nicht entzwei;
Doch, Freie drückend, fühlen wir uns frei.
O laß ſie hungern, die uns ſonſt verachten!
Du ſollſt mit Vieren fahren, nein, mit Achten,
Mit Vieren fährt der Fürſt ja nur; vor Dir
Herjage der Piqueur, und hinter mir
All die Beamten, die mit Weib und Kind
In meinem Schuldbuch längſt verzeichnet ſind,
Sie, deren Frau'n im prächt'gen Putz ſtolzirten,
Dem nicht'gen Schein leichtſinn'ger Weiſ' hofirten,
Und übermüthig auf uns niederſah'n,
Auf mich, — den Wuch'rer! Jetzt, wenn ſie uns nah'n,
Jetzt kam die Zeit, die ſüße, des Vergeltens;
Jetzt ſind wir Kön'ge, ihre Wangen melden's,
Die hohlen Augen und der ſchwanke Gang.
Jetzt ſind wir wett, wir warteten ſo lang!
Was irgendwo Koſtbares iſt zu finden,

Dir, ſchönes Weib, ſoll es die Stirn' umwinden,
Und, magſt Du's nicht, ſo tritt's mit Füßen, mache
Es werthlos, ihnen zur Verzweiflung, uns zur Rache.
Wirf vor den Augen derer, die gelieb'n
Bei uns, die ſtets auf uns hochmüthig hin-
Geblickt, den ſchönſten Demant in die Fluten,
Den ſchönſten Shawl wirf lachend in die Gluten!
Sie ſollen kommen, ſollen vor uns knie'n,
Verzweiflungsvoll, die Thoren, die dem Schein
Ihr Hab und Gut geopfert; o wie Stein
Sei all mein Mitleid!“ — „„Herr des Himmels!““ ruft
Die Frau entſetzt, „„vergift' uns nicht die Luft,
Die wir einathmen, durch ſo grauſes Wort!
Du mordeſt in Gedanken, und der Mord
Schreit auf um Rache! Laß, o laß die Hand
Mir los. Mir graut vor Dir. Jedwedes Pfand
Der Liebe, das Du beutſt, das ſchimmervoll,
Der Welt zum Neid, mich köſtlich ſchmücken ſoll, —
Ich ſeh's mit Blut befleckt; an jenen Spangen
Seh' ich die Thränen der Betrog'nen hangen;
Die Nadel hier, war, dünkt mich, einer Bruſt
Schon eingedrückt; o jeglichen Verluſt
Des Armen, der ſein „Soll“ Gott überträgt,
Seh' Deinem „Haben“, Mann, ich aufgeprägt.
Haſt Du mich je geliebt und haſt Du je
Um meinetwillen, Mann, (zehnfaches Weh
Dann über mich!) des Tiefbedrängten Schaden
Dir als Gewinn, als Fluch uns aufgeladen,
So laß, o laß den Putz der Eitelkeit
Mich von mir werfen, dies furchtbare Kleid
Der Sünde, laß uns, was wir können, eilen,

Den rechten Eigenthümern auszutheilen
Ihr Eigenthum. Nie größerer Gewinn
Ward Dein, als, giebſt Du's jetzt den Armen hin!
Für all das todte Gold, das uns nur quält,
Wird uns das reichſte Gut, das doch uns fehlt,
Das welke Blümlein Gnade! Friſch empor
Den Kelch erhebt's, der uns den Duft verlor;
Es blüht, es duftet wieder. Ohne Grau'n
Zu Gott, und ohne Scham auf Menſchen ſchau'n,
Frei athmen dürfen, nicht mehr ausgeſchloſſen
Aus dem Verband, aus dem Du uns geſtoßen,
O, ehrlich wandeln in dem Licht der Sonnen, — —
Wann haſt Du reich're Zinſen je gewonnen?““
Sie ſchmiegt ſich ſchmeichelnd ihrem Gatten an,
Er reißt ſich zürnend los und ruft: „O Wahn,
Ein Kind damit zu kirren! Zu erweichen
'nes Mannes Groll, der aufwuchs ſtark wie Eichen,
Vermag kein Bild der kranken Phantaſie!
G'nug der Geduld und Deiner Worte! Nie
Laß mich ſo kind'ſche Reden wieder hören!
Ich bin ein Mann und bin nicht zu bethören,
Und gern verſchwend' ich Gut und Gold, nur nicht
Das Wort „Erbarmen“. Fluch dem Mund, der's ſpricht!“ —

Da tritt ſie ſchweigend vor den Gatten, ſieht
Ihn flehend an, beut ihm die Hand; er flieht
Den milden Blick, er kann ihn nicht ertragen,
Der mehr ihn drückt, als alle lauten Klagen.
Sie ſtreift vom Finger ſchweigend ihren Ring,
Den ſie von ihm einſt am Altar empfing,
Und legt ihn auf den Tiſch, und jed' Geſchmeid'

Abthut ſie, eilt dann fort, ihr ſchlecht'ſtes Kleid
Zu wählen; zieht es an, und kehrt ſie wieder
Und legt des Hauſes Schlüſſel vor ihm nieder.
„Was machſt Du?“ fragt er trotzig; „Carneval
Iſt noch nicht da; — — — „„Nein! Faſten ſind mit Qual
Vorangeeilt der Zeit der Raſerei,““
Spricht ſie, „„und ſcheiden fürderhin uns zwei.
Leb' wohl!““ — — Er höhnend d'rauf: „Biſt Du von Sinnen?“
Sie ernſt: „„O Nein! Doch will auch ich gewinnen!
Du lehrteſt ja: das Höchſte ſei Gewinn!
Nun denn, auf's Höchſte richt' ich meinen Sinn!““ —
„Geh', Thörin, immerhin, willſt Du nicht theilen
Mein Loos!“ — „„Ich will's,““ ſpricht ſie, „„d'rum laß mich eilen;
Nicht eilig g'nug kann ich die Sühne ſchaffen!““ —
„Nun denn!“ ruft er, „fahr' hin zu Deinen Pfaffen!“
Sie weint und geht, und auf der Schwelle blickt
Sie noch einmal auf ihn zurück und ſchickt
Ein heiß Gebet zu Gott; er läßt ſie geh'n,
Ja, ohne ſich nach ihr noch umzuſeh'n.
Er füllt das Glas mit Glühwein wieder, ſchürt
Das Feuer im Kamin, und ungerührt
Will er des Herzens ſtarren Trotz bewahren,
Und dünkt ſich groß. Wie Feldherrn ihre Schaaren
Zu muſtern pflegen und ſie blank und rein
Zu finden lieben, überzählt beim Schein
Der Flammen er vergnügt die Thaler all
Und labt ſein Ohr am hellen Silberſchall.
Behaglich dünkt er ſich; er dünkt ſich's nur.
Hohn ſpricht dem eitlen Selbſtbetrug die Uhr,
Des Werks eintönig Picken ſchallt ſo laut
Im Zimmer, daß ihm vor'm Alleinſein grau't.

Ihm weilen die Sekunden, gleich wie Gäſte
Dem Wirth zur Laſt noch bleiben nach dem Feſte,
Und er verwünſcht der Stunde Langſamkeit,
Sehnt ſich nach Schlaf und ſcheut doch das Geleit
Des Schlaf's, die Träum'! Er kennt ſie, dieſe Schergen!
Sonſt konnte er ſich doch vor ihnen bergen
An ſeines Weibes Herzen! — Jetzt allein!
Doch trotzig ruft er: „Kommt! Kampf mag denn ſein!“
Nun ſteht er auf, um in ſein Schlafgemach
Hinabzugeh'n. Wie? ſchleicht ihm Jemand nach?
Ihm iſt, als hört' er doppelt ſeinen Tritt.
Einhält er furchtlos, ruft: „Wer gehet mit?“
Und blickt rings um ſich. Niemand! Er allein!
So tritt er in ſein einſam Zimmer ein,
Entkleidet ſich, wirft ſich auf's Bett und läßt
Die Kerze brennen. Keine Ruh'! Es preßt
Ihn wie der Alp, da er doch wacht; er fährt
Empor, ſtarrt auf die helle Wand und kehrt
Sich auf die and're Seite dann. Auch hier
Nicht Ruh'. „Wer liegt ſo kalt, wie todt, bei mir?“
Er richtet ſich im Bette auf und ſtarrt
Die helle Wand auf's Neue an. „Wie, narrt
Mich Phantaſie? Iſt's nicht der bleiche Mann,
Der jetzt zum Schatten ganz und gar zerrann?
Er bat mich ſo beweglich! Thor, was geht
Mich's an, Dein Kind, Dein Hunger, Dein Gebet?
Kann ich für dieſe Zeit? Was hebſt Du mir
Das Kind entgegen? Fort damit! Fort! Hier
Bin ich in meinem Hauſ'! Wer darf mich kränken?
Schon ſagt' ich Dir's: Ich hab' nichts zu verſchenken,
Man iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Fort! hinaus!

Sonſt muß ich Hausrecht brauchen. Fort!“ Der Graus
Sträubt ihm das Haar. Doch bannen kann er's nicht,
Das Wahngebild, das ſiegreich mit ihm ficht.
Da pocht's am Fenſter, wie ein Gläub'ger pocht.
Er ruft: „Mein Weib!“ und denkt: ſie iſt's! Wer möcht'
Auch ſonſt ſo ſpät den Eingang wohl begehren?
Raſch eilt er aus dem Bett, ihn zu gewähren,
Ergreift das Licht, geht an das Thor und ſchließt
Es auf und ruft, aufathmend: „Sei gegrüßt!
Komm'! komm'! und ſei mir herzlich aufgenommen!“
Doch nicht die Gattin ſieht er wiederkommen.
Kein Menſch ringsum zu ſchauen in der Nacht,
Kein Laut zu hören rings! In hehrer Pracht
Die Myriaden Stern' am Himmel, rein
Und wach wie Richter; — ſchuldig er allein!
Er will in's Haus zurück. Bei Kerzenhelle
Urplötzlich ſieht er auf des Thores Schwelle,
Was liegt hier eingehüllt? Er bückt ſich, faßt
Den unbekannten Gegenſtand voll Haſt
(Gewohnheit lehrt' ihn ſolch ein haſtig Faſſen,
Wie ſie die Andern lehrt den Wuch'rer haſſen).
Er faßt — ein Kind, ein todtes Kind! Entſetzt
Starrt er es an; die Linnen ſind zerfetzt,
Die es umhüllten, und ein Zettel liegt
Der Leiche auf der Bruſt, die er umſchmiegt.
Kaum leſerlich — es ſchrieb's die Raſerei —
Steht auf dem Zettel: „Nimm's und denk' dabei:
Dies Leben, Menſch, haſt Du auf dem Gewiſſen!
Mit einem einz'gen Wort haſt Du's geriſſen
Von meiner Bruſt, mit jenem Wörtlein „Nein“,
Als ich vor Dir auf meinen Knieen gelegen,

Den Abhub mir erfleh'nd von Deinem Segen;
Nun, Mörder, magſt Du Todtengräber ſein!“
Da ſtürzt er hin, die Kindesleich' im Arm,
Und hoch zum Haupt ſteigt's aus der Bruſt ihm warm;
Sein ganzes Denken iſt nur Fühlen worden,
Und, was er fühlt, das ſpricht von tauſend Morden.
Er faltet beide Händ' um's todte Kind,
Und möchte beten. Was Gebete ſind,
Hat er doch längſt verlernt. Was als Gebet
Er lallt, kein Menſch, nur Gott allein verſteht
Den Puls der Reu' in der Verzweiflung Fieber.
Er ſpricht: „Mein Kind, ich hätte Dich viel lieber
In meine Sünden eingehüllt! Weh mir,
Was trägſt Du weiße Linnen? Fort von hier!
Komm', laß uns eilig fort! Hier hauſ't das Gold,
Das bringt Dich um, und Du biſt doch ſo hold,
So lieb, ſo rein, ſo weiß. Weiß! Wär' ich's auch!
O Kind, Du könnteſt mich mit einem Hauch
So reinigen wie Du biſt! Ach, das iſt
Mein größter Jammer, daß Du todt jetzt biſt,
Sonſt würd' ich weiß, wie Du! — 's läßt ſich nicht machen.
So wollen wir denn luſtig ſein und lachen,
Wie das ſo alles kam. Du lachſt doch mit?
Thu mir's zu Lieb'! Du weinteſt, o das ſchnitt
Mein Herz entzwei! So lächle doch ein wenig.
Ach lächle nur, und ſelig wie ein König
Bin ich; denn wiſſen mußt Du, liebes Kind,
Ich liebe Dich, wie wen'ge Väter ſind,
So treu und warm. Ich will Dich jetzt auch betten,
Mein Fürſtenkind (daß alle Kön'ge wetten:
Du ſeieſt todt), ſo prächtig, ſtolz, wie man

Geliebte Todte nur beſtatten kann.
Doch fürchte Dich nur nicht; wir leben ja
Allbeide froh, und wer Dich leben ſah,
Der weiß: Du lebſt, biſt nicht todt! Einſt war Einer,
Der ſagte, Du gehörteſt ihm, mein Kleiner!
Das iſt nicht wahr. Mein biſt Du, warſt Du immer,
Wie Sternenſilber, Morgengoldes Schimmer,
Wie all die Zinſen, die ich eingeſammelt!....
Jetzt haſt Du mir zum erſtenmal geſtammelt:
Lieb Vater!“ O, wie mich dies Wort erquickt!
Jetzt hab' ich endlich meinen Gott erblickt.
Ich Thor! Ich hab' ſo lang' gedacht: Er wär'
Von Gold; von jetzt an glaub' ich's nimmermehr.
Jetzt weiß ich ſeinen Namen: „Lieb'!“ Mein, mein
Biſt Du, o Kind, und wirſt es ewig ſein!“
So herzt er denn das todte Kind und drückt
Es wie ein Vater an die Bruſt entzückt,
Wähnt, daß es leb' und fühlt ſich wie geſühnt,
Und fühlt, wie ihm ein neues Leben grünt, —
Fühlt's nur, er weiß es nicht; Gewiſſen hat
So über Nacht gereift die beſſ're Saat.
Er nimmt das Kind mit ſich in's Bett. Ein Schein
Von oben! Stammelt: „Nun doch nicht allein!
Was da auch kommen mag und mich beraubt —
Ich hab' ein heiliges, ein Kindeshaupt.
Im Kind mein Heil! Im Kind mein neues Leben!
Und durch das Kind wird Gott mir wohl vergeben!“

II.

Sie warten hungrig auf ihr Mahl
Im Stübchen, kalt und eng und kahl,
Die Mutter und die jüngſten Zwei;
Wann kommt der Vater doch herbei?
Ausging er früh am Morgen ſchon
Und ſuchte einen Tagelohn,
Sein ält'ſter Knabe bat ſo lang
Bis er den Vater auf dem Gang
Begleiten durft', trug ihm die Säg'
Und ſang ſich froh den Hunger weg.
Der Knab', ſo jung er iſt, hat ſchon
Das Herz voll rechter Ambition,
Und rief: „Bin nicht mehr ſchwach und klein,
Als daß der Vater noch allein
Für uns verdienen ſoll das Brot;
Ich ſchämte d'rüber mich zu Tod."
So ging er mit; die Mutter weint'
Ihm nach; die jüngſte Schweſter meint':
Er ging zum Spiel; ſo luſtig ſprang
Er aus dem Haus. —
Der Tag währt lang.
Es kam die Eſſenszeit; „ei ſag',
Wo nur der Vater bleiben mag?
Wann kommt er denn? Von wo denn her?
Lieb Mütterlein, uns hungert ſehr!"
Doch niemand deckt den Tiſch; der ward
Verkauft ſchon, weil die Noth ſo hart
Und kein Verdienſt; auch wanderte fort

Das Bett; 's ſtand in der Ecke dort,
Wo jetzt das Stroh liegt; kummerſchwer
Seh'n oft die Eltern d'rauf, wie leer
Das Stübchen nun. Ach, vom Verkauf
Das Geld, für Bret ging's auch ſchon auf.
Des Mittageſſens Zeit vorbei,
Und heut' kein Biſſen noch! Die Drei
Seh'n ſtill und fromm und ohne Klag'
Hinſchwinden dieſen langen Tag.
Und als der Abend endlich kam,
(Er fand die Mutter tief in Gram,
Die Kinder bleich vor Froſt, geſtreckt
Auf's Stroh und kümmerlich bedeckt)
Da trat in's kalte Kämmerlein
Der Vater mit dem Sohn herein,
Stellt Säg' und Beil hin, legt das Bret
Vor all' und ſpricht: „Geſegne's Gott!“
Erzählt dem Weibe hocherfreut,
Genau, wie's ihm ergangen heut',
Und rühmt den Fleiß des braven Knaben,
Kurz all, was ſie erlebet haben.
Die Mutter weint vor Freuden dabei
Und küßt und herzet alle zwei.
Nun flackert Torf, den ſie gebracht,
Die blaue Flamm' erhellt die Nacht;
Kartoffeln braten in der Glut,
Auch Salz iſt da zur Würze gut.
Dies haben Sohn und Vater froh
Verdient und ſie genießen's ſo,
Kein Fürſt iſt vergnügter im Palaſt;
Sie wünſchen all: 's käm' noch ein Gaſt.

Ein Armer, der mit ihnen äße,
Und ſeines Leid's in Freud' vergäße.
So menſchlich ſchön macht Noth! Sie macht
Aus Bettlern Fürſten, in der Nacht
Erweckt ſie tauſend Stern' zumal
Und Mitleid iſt ihr Goldpokal,
Woraus ſie tränkt; ſie forſcht zurück
Der Menſchheit Stammbaum, bis ihr Blick
Den Vater fand, dem treu und ächt
Entſtammt das ganze große Geſchlecht.
Sie ſtählt in Glut die einzle Kraft,
Und läutert d'rin die Leidenſchaft.
Sie ſchlingt ein großes, heil'ges Band
Um jedes Herz, das ſie verſtand.
Das Abendmahl iſt fertig. Fromm
Der Vater ſteht und betet: „Komm,
O heil'ger Chriſt, ſegne die Gaben,
Die wir durch Dich empfangen haben!
Sei unſer Gaſt, wie wir die Deinen;
Du weißt am beſten, wie wir's meinen!“
Die Schüſſel dampft; Salz iſt und Brot
Bereit. Da klopft's. „Herein mit Gott!“
Eintritt ein Bettler: „Nimm vorlieb!
Und iß mit uns! Gottlob! Es blieb
Uns übrig heut', auch Dich zu ſpeiſen;
Dafür laß Gott uns nochmal preiſen!“
Der Fremde bricht
Das Brot und ſpricht:
„Salz und Brot
Geſegne Gott!“
Und ſegnet Salz und Brot. Da hat'

Jedwedes g'nug und fühlt ſich ſatt
Und nicht verringert ſich das Brot.
Schon wieder klopft's. „Geſegn' es Gott!“
Und abermal, und noch einmal:
Es kommt der Armen große Zahl.
Und jeder ißt, ein lieber Gaſt.
O ſo vergnügt nicht ſchmauſ't und praßt
Ein Reicher irgend, wie in Noth
Die Armen bei'm: „Geſegn' es Gott!“
Denn Gottes Segen mehrt die Speiſe
Für Alle wunderbarerweiſe,
Wie einſt, da wenig Brot und Fiſch
Die Tauſende geſättigt friſch.

III.

Wer iſt die Bettlerin, welk von Geſtalt
Und Antlitz, die durch alle Straßen wallt?
Wer ihr begegnet, blickt ſie ſchnöde an.
Was hat ſie wohl ſo Schlimmes einſt gethan?
Sonſt ſühnt die Noth doch jede Schuld und weckt
Dem Schuld'gen Mitleid. Dieſes Weib nur ſchreckt
Jedweder mit verachtungsvollem Blick
Von jeder Hoffnung kalt und ſchnöd' zurück.
Warum? Es iſt des Wuch'rers Frau. Sie trägt
Schwer die Verachtung, die er ſich erregt.
Ihr ſchlechter Aufzug lindert nicht den Haß
Des Volks, das ihren Gatten nicht vergaß.
Nein, weckt die Schadenfreude nur; man meint
Er ſei verarmt, da ſie armſelig ſcheint.

„Ward endlich ihm ſein Lohn?“ ſo ſchallt's um ſie
Auf Schritt und Tritt; der ruft: „Das hätt' ich nie
Geglaubt, doch Gott ſei Dank, daß es ſo kam,
Die Rach' ereilt' ihn, ging ſie noch ſo lahm!“
Ein Andrer ſpricht zur Bettlerin: „So muß
Die ſtolze Dame endlich geh'n zu Fuß!
Wo iſt Dein Wagen, wo Dein Prachtgeſpann,
Wo Sammt und Atlas, Federn, Geld und — Mann?“
Ein Dritter höhnt ſie: „Hochmuth kommt vor Fall!“ —
Demüthig ſchweigend, duldend hört ſie all
Die Wort' und läßt davon ſich nicht beirren,
So wenig einſt ſie Reichthum konnte kirren
Zu Hochmuth, noch des Gatten Sinn verleiten;
Still geht ſie hin, verhöhnt von allen Seiten.
Sie geht von Haus zu Haus, die Bettlertaſche
Am Hals, und fleht, daß ſie 'ne Gab' erhaſche.
Sie fleht, die über Tauſende gebot,
Bei den Lakai'n des Reichen um ein Brot,
Um einen Heller! So von Platz zu Platz
Hinwandelt ſie und ſammelt einen Schatz,
Und freut, ihn ſorglich bergend, ſich im Stillen;
Geſchmäht, verhöhnt, — ſie trägt's um Gottes willen.
So bettelt ſie den lieben langen Tag
Bei allen Reichen, ſtolz auf ſolche Schmach.
Doch, wenn der Abend ſich herniederſenkt,
Der allen Müden Ruh' verſpricht, da lenkt
Die Bettlerin in frommer Eil' die Schritte
Hin, wo die Armen wohnen; keine Hütte
Geht ſie vorbei und theilet Haus für Haus
Den Hungernden, was ſie erbettelt, aus,
Und pflegt die Kranken, und erwärmt mit ihren

Jungblüh'nden Gliedern Greiſinnen, die frieren.
So hat ſie Obdach für die Nacht, und froh
Am nächſten Morgen ſchafft ſie wieder ſo,
Und denkt des Gatten weinend im Gebet:
„Wann kommt der Tag, daß er aus Nacht erſteht?
Wann kommt der Tag, daß er die Schuld erkennt,
Und, wie von Liebe ich, von Reu' entbrennt?"

So ging ſie, hoffend, eines Abends wieder
Der Armen dunkle Gaſſen auf und nieder.
Die Nacht ward finſter, blieb doch hell genug
Dem Aug' der Rache, die ihr Opfer ſchlug.
Aus kurzer Ferne ſchallen Tritte, Schrei,
Hilfruf, Geſtöhn'! Sie hört's; ſie eilt herbei.
Wie ihres Gatten Stimme klang's: „Weh' mir!" —
„„Du biſt's,"" ruft ſie, „„biſt in Gefahr! zu Dir!""
Stichdunkel rings. Sie aber muthig dringt
Voran, dahin, von wo die Stimm' erklingt,
Und ſchwächer wird, und eben jetzt verhallt.
Fußtritte wie von Fliehenden. „Gewalt!"
So hört ſie's ächzen durch die ſtille Nacht,
Und leiſer: „Rache hat ihr Werk vollbracht!" —
„„Mein Gatte!"" niederſtürzt ſie auf die Knie
Vor ihm; er horcht; jetzt, jetzt erkennt er ſie
Am Ton. „Suchſt Du mich auf in meiner Noth?
Das ſitzt mir feſt im Herzen wie der Tod,
So ſcharf und kalt. So fühlt' es wohl der Mann,
Deß Fleh'n mir nicht Gewährung abgewann,
Der mir das Kind entgegenhob!..... Das Kind!
Wo iſt's, wo iſt's? O reich' mir's her geſchwind!
Sanft ſterben möcht' ich gern, geſühnt und rein;

Gieb mir das Kind, es will mein Sühner ſein!“ —
Des Volkes Rache war's, die ihn ereilt,
Und nicht geſäumt, bis er das Loos getheilt
Der Armen, die ſein Wucher hingeſchlachtet.
Da liegt er nun, das Herz durchbohrt, verachtet,
Verflucht; bei Nacht hat ihn die Vehm' gefunden;
Zu ſeines Wuchers letzten Zinſen — Wunden,
Und doch noch reich; denn vor dem Sterben fand
Er ja den Weg, den ihm die Reu' gebahnt,
Und da er ſtirbt, ſteht ihm die Bettlerin
Zur Seite, ſühnend; jetzt noch zieht Gewinn
Er — aus dem Wahn, der ihn zum Glauben lind
Geleitet; denn er faßt das todte Kind.
„Was Dein, bleibt Dein!“ ſo ſtammelt er, „Du weißt
Den beſten Brauch! Die Armen......“ Und den Geiſt
Aufgiebt er reuig. Feſt um's Kind die Hand
Geſchlungen liegt er da. Ob ſie verſtand,
Was er noch ſagen wollte? So gewiß
Verſtand ſie's, als die Feſſel jetzt zerriß,
Die ſeine Seele hielt. Sie jauchzt vor Luſt,
Da doch ſein Tod ihr jetzt die treue Bruſt
Durchwühlt. So, wie er *ſtarb*, wünſcht ſie ihn *lebend*,
Und denkt zurück, *wie er gelebt*, und bebend
Preiſ't ſie den Tod, der ihm das Aug' erſchloß,
Nicht ſchloß. Sie betet fromm: „Herr, Du biſt groß!“ — —
Sie blieb die Nacht und hütete die Leichen
Des Mann's, des fremden Kind's. Die Stern' erbleichen,
Der Tag bricht an, der alles klar entdeckt.
Man findet ſie, noch liebend hingeſtreckt,
Man höhnt ſie aus. Sie ſchweigt. Zur Ruhe trägt
Man ihren Mann zuſammt dem Kind. Ihr ſchlägt

Das Herz in allem Schmerz, in aller Qual,
So froh, wie damals, da zum erſtenmal
Sie Lieb' für ihn empfand. Er iſt in Frieden,
Dies weiß ſie ja, von dieſer Welt geſchieden,
Und, ſeine Sühne gänzlich zu vollenden,
Theilt ſie, was er ihr ließ, mit vollen Händen
Den Armen aus; ſie gibt es freudig hin,
Und iſt und bleibt den Armen Bettlerin.

Offne Tafel.

Die Tafel iſt ſo blank und rein,
Als wie mit friſchen Linnen
Gedeckt. Ihr Gäſte, groß und klein,
Wo bleibt ihr, das Mahl zu beginnen?

Die Tafel iſt groß und breit; hat je
Ein König wohl eine gleiche?
Das Feld gedeckt mit dem feinſten Schnee!
Wann kommt der Wirth, der reiche?

Er ſelbſt kommt nicht; doch ſendet er
Verſorglich ſeinen Treuen.
Da eilt der Gäſte Schaar daher,
Am Mahl ſich zu erfreuen.

Geflogen kommen mit Geſang
Viel tauſend Vöglein, munter,
Und ſetzen ſich den Tiſch entlang;
Die Schaar wird immer bunter.

Ihr Singen iſt ein Dankgebet,
Ihr Beten — Freud' am Leben;
Sie ernten, ob ſie auch nicht geſä't,
Und keinen Zeh'nten geben.

Inmitten, den Vöglein wohlbekannt,
Steht plötzlich ein holder Knabe,
Und ſtreuet aus ſeiner zarten Hand
Die Fülle guter Gabe.

Wie wählig ſind die Gäſte nun gar!
Seht welch ein Picken und Naſchen!
Die Mutter lockt der Küchlein Schaar
Und hilft geſchwinder haſchen.

Das Männchen ruft ſein Weibchen herbei,
Und ſucht ihm die feinſten Biſſen,
Und ſchwätzt dazu: wo die Nahrung ſei,
Muß ich doch am beſten wiſſen.

Zur Tafelmuſik rauſcht der braune Wald
Mit den heimlichen Quellen darinnen.
So wird das Mahl geendigt gar bald;
Kein Krümlein bleibt auf den Linnen.

Und wie die Gäſte geſättigt all,
So ſchlagen ſie fröhlich die Schwingen,
Und umſchweben den Knaben mit lautem Schall,
Von dem ſie die Speiſe empfingen.

Und ſingen jauchzend, als fühlten ſie ſchon
Lenzlüfte, die leichten Gäſte,
Als trüg' jeder Baum ſeine grüne Kron'
Jedweder Familie zum Neſte.

Sie ſingen: „O Vater, Du biſt ſo gut
Und wir haben Dich alle ſo lieb!
Du vergiſſeſt keines und hältſt uns in Hut,
Und ſuchſt, wo's Verlorene blieb.

„Du haſt uns ſo lieb, gibſt uns Speiſe und Trank,
Und gibſt uns das Lied in die Bruſt!
O Vater, zwar brauchſt Du nicht unſern Dank;
Doch wir danken Dir aus Herzensluſt.“

So ſingen die Vöglein und fliegen dahin,
Sie fliegen mit allen vier Winden;
Der Spender, der Engel, ſieht freudig ſie zieh'n,
Hofft morgen ſie wieder zu finden.

Der Spender, der Engel, er geht von dem Feld
Unſichtbar in Häuſer und Hütten;
Ihr hört ihn wohl nicht, wenn er kommt und wählt,
Was an Krümlein vom Tiſche entglitten?

Auf lieſ't er jed' Krümlein und ſammelt ſie ein,
Die Hoffenden alle zu ſpeiſen.
D'rum, wollt ihr des Vaters Kinder ſein,
So müßt ihr's den Armen erweiſen.

Denn die Armen ſind wie die Vöglein im Feld,
Und vertrauen dem Vater zuſammt.
Ihr aber, ihr Reichen in dieſer Welt,
Erleichtert dem Engel ſein Amt!

Richter.

Der Richter ſitzt im Stuhl ſo breit
Voll Stolz und in Behaglichkeit;
Er ſchnappt nach Luft, vom Eſſen matt;
Sein Wanſt iſt rund, ſein Kinn ſo glatt;
Er blinzelt klug, bald rechts, bald links;
Mit Ehrfurcht ſieht's die Menge rings.
„Das iſt gewiß ein weiſer Mann!
Was der nicht weiß, was der nicht kann!
Krumm macht er g'rad, g'rad macht er krumm;
Dafür iſt unſer-eins zu dumm!"

Der Richter ſtreicht ſein fettes Kinn,
Befühlt im Seckel ſeinen Gewinn.
Unter des Amtsrocks weiten Falten
Spielt er mit den neuen, den alten,
Vollwicht'gen oder beſchnitt'nen Dukaten.
Es meint das Volk: er thät ſich berathen.
Er ſpitzt das Ohr recht mit Bedacht,
Als horcht' er auf die Advokaten,
Und gäb' auf jede Sylbe Acht.
Er aber horcht bei'm ſchwier'gen Fall

Auf einen ganz beſondern Hall,
Er unterſcheidet genau, was recht;
Sein Ohr wägt ab, was falſch, was ächt.
Ein leiſes Klimpern! Da weiß er gleich:
Der Mann hat Recht, denn der iſt — reich.
Verklagter iſt ein armer Mann. —
„„Lern' Du, wie man verhungern kann!
Es hat der Menſch — wie's Sprüchwort nennt —
Nie ausgelernt bis an ſein End'!
Wärſt Du nicht dumm, wärſt dann nicht arm.
Gieb Lehrgeld d'rum mit Deinem Harm!
Keine Dummheit ſo dumm, keine Sünde ſo ſchlecht,
Als wenn ein Armer betheuert ſein Recht.““

„Herr Richter, ich hab' auch Weib und Kind;
Ihr ſeid ja — Gott ſei Dank — nicht blind!
Herr Richter, mein Recht iſt ſonnenklar,
Es ſchreit ſo laut, wie mein Elend gar.“

„„Da ſteht der Kläger, lang ſchwieg er geduldig;
Zahlt endlich, was Ihr noch ihm ſchuldig,
Die Sporteln dazu, die Koſten dabei,
Das iſt das End' der Litanei.““

„Längſt zahlt' ich alles blank und baar!
Nun fordert der Mann auf's Neue gar,
Ich hab's bezahlt; der droben weiß,
Wie auf der Stirn mir ſtand der Schweiß,
Wie ich geplagt mich, wie geſchunden,
Bei Tag und Nacht in bittern Stunden,
Bis ich's mit hölliſchen Zinſen bezahlt!

Nun aber bin ich krank und alt;
Hätte den Meinen was erſpart,
Daß ſie leben könnten — freilich! wie hart! —
Wenn ich auf's Todbett mich lege nieder; —
Da kommt der Mann und will es wieder!“

„„Habt Ihr's bezahlt, ſo weiſ't den Schein;
Ein Schein muß doch vorhanden ſein.
Hier ſpricht der Schein nur; glaubt es mir:
Geldwerth iſt ſo ein Streifen Papier.““

„Gilt er auch mehr als Manneswort?
Mehr als mein ew'ger Zeuge dort?
Sind Eure Herzen denn von Stein?“ — —
„„Freund, vor Gericht gilt nur der Schein!““

„So mag denn Gott mir gnädig ſein!
Der Tod iſt barmherzig, und tief der Rhein.
Weib und Kind müſſen am Leben bleiben,
Werden's ſchon noch ein Weilchen ſo treiben.
Mich, den unnützen Alten,
Sollen ſie d'rum nicht länger erhalten;
Beſſer: ich geh! — Da iſt das Geld!
Eure Gerechtigkeit treibt mich aus der Welt.“ —
Hin warf der arme Mann das Geld,
Der Reiche hob's auf mit frohem Sinn;
Ei, wie er ſo gewiſſenhaft zählt
Dem rechtſchaff'nen Richter den halben Gewinn! —

Draußen ein Fall! Dumpf brauſ't der Rhein.
D'rinnen ſteh'n Richter und Kläger — allein?

Ja doch! Wie's ihnen beiden graut!
Einer ſteht hinter ihnen und ſchaut,
Einer, den ſie nicht hören noch ſeh'n,
Bleibt hinter dem Stuhl des Richters ſteh'n.
Der Eine hat ein Buch; auf ſchlägt er's jetzt,
Das iſt ein Schuldbuch groß und ſchwer,
Viel Schulden ſteh'n d'rin gezeichnet ringsumher,
Und einen Mord ſchreibt er hinein zuletzt.
Das Buch iſt voll, die Friſt entwich;
Da ſchließt er die Rechnung, da zieht er den Strich.

Im Bagno.

Hier weint kein Aug', aus dem der Grimm nicht weint;
Hier lacht kein Mund, d'raus nicht Verzweiflung lacht.
Die Schmink' von Anſtand, künſtlich einſt gemalt
Auf des Verbrechers Wang', zerbröckelt ſtückweis,
Wie ſchlechte Tünch' von oft getünchter Wand; —
Dazwiſchen ſtarrt der Sünde fahler Grund.
Die Kette macht Muſik, der Büttel ſchlägt
Den Takt — mit Hieben, wenn vom Paar je einer
Im Tanz ermattet und zu Boden ſinkt.
Des Leibes Brautnacht mit der Thierheit iſt's.
Nero, des Bagno's Kettenhund, liegt dort,
Des Halsbands und des Maulkorbs heute ledig,
Weil er — vor Altersſchwäche nicht mehr beißt.
Der iſt der Patriarch bei'm Hochzeitsfeſt; —
Der einz'ge Freie, reibt er ſich am Stroh
Den Hals, den ſonſt das Band ihm haarlos rieb. —
Aus Angewöhnung thut er's, — ſchnuppert, knurrt,
Schmiegt an den Herrn ſich, glozt das Treiben an.

Ein Alter und ein Jüngerer aneinandergeſchmiedet.

Der Aeltere.

Der Kerl iſt bleich — vor Grimm? vor Scham?
Der Taktſtock macht ihn ſicher zahm.
Dabei der Anſtand, — meiner Treu',
Ein nobles Galgenconterfei!
Was knurrſt Du, Nero? — Duck' Dich zu,
Mein alter Freund, ſei klug, halt Ruh'!

Der Jüngere.

Wie ſich ſo faul der Alte ſtreckt
Zum Hund, der ihm die Hände leckt.
Geſchloſſen an 'nen alten Hund!
Fi donc! Ein niederträcht'ger Bund!
Ein Mann von Stand, wie ich, auf Ehre,
Daß ich bei'm Teufel lieber wäre!

(Zerrt an der gemeinſamen Kette den Alten vom Hunde fort.)

Der Alte.

Halt auf, Kam'rad, — was ſuchſt Du dort?
Du ſchleppſt mich weiter, zerrſt mich fort;
Die Kett' iſt kurz, mein Leib iſt ſchwach;
Was ziehſt Du grauſam mich Dir nach?
Du biſt ein Neuling noch allhier.......
Laß mich, Kam'rad, bei meinem Thier!

Der Jüngere.

Kam'rad von Dir?! Laß meine Hand!
Ich bin ein Mann von Rang und Stand.
Das Thier iſt's eben, was mich ſtört.
Ein Graf — bei'm Hund! — 's iſt unerhört!

Der Alte.

Graf auf den Hund! Es trifft ſich gut.
Wo iſt Dein Schild, Dein Grafenhut?

Der Jüngere.

Sie liegen beid' in hellem Saal
Auf grüner Tafel im Palais Royal.
Ich ſtamm' aus gutem, altem Haus!

Der Alte.

Die alte Kett' gleicht alles aus.

Der Jüngere (in ſich zuſammenſinkend).

Verdammtes Aug', das mich geſchaut,
Als ich das Glück mir ſelbſt gebaut!
Ich ſpielt' — mit Kunſt, — ein Edelmann!
Ich that, was mancher Andre kann;
Das Glück half mir, — ich half dem Glück; —
Das iſt mein ganzes Mißgeſchick!

Der Alte.

Das iſt ein Cavalier, — auf's Wort!
D'rum, Bruder, ſtör' den Hund nicht fort!
Er iſt beſſer d'ran, als — Beide wir,
Iſt frei, ſtirbt bald, — das gute Thier!

Der Jüngere.

Verdammtes Thier! Hab's überg'nug.
Läſtig wird mir des Hunds Geruch.
Nicht länger duld' ich's! Fort damit!
Ich geb' ihm 'nen Tritt.

Der Alte (die Fauſt hebend).

Läßt Du das Thier in Ruh' nicht fein,
So ſchlag' ich Dir den Schädel ein.

Der Jüngere.

Das iſt ein Spaß, doch voll Verdruß.
Fort mit dem Hund! Ich will's. Er muß.

Der Alte.

Will? Muß? Den Spaß laß Dir vergeh'n!
Es iſt mein Freund. Du läßt mir ihn ſteh'n.
Was biſt denn Du? Bei meiner Treu':
Der Hund iſt beſſer als wir zwei!

Der Jüngere.

Beſſer als wir? Das wüßt' ich gern!
Mich dünkt: Er taugt g'rad zu dem Herrn!

Der Alte.

Du warſt ein Graf! — Soldat war ich.
O Gott......

Der Jüngere.

Das Ding wird jämmerlich.
Trägſt zehen Jahr' Dein ſaubres Maal,
Und wirſt am End' ſentimental.

Der Alte.

Was? Burſch! ſei ſtill und hör' mich an, —
Du warſt ein Schuft, ich Ehrenmann.

Die ganze Sach' iſt kurz und klein,
Doch ſteckt g'rad g'nug des Jammers d'rein.
Hör's, ſei ein Menſch, und bet' zur Stund',
Wenn nicht für mich, doch für den Hund.
Ich war Soldat, Campagnen aus,
Ich hatt' mein Theil, ich ging nach Haus,
Das war 'ne Zeit; ſchlimmer wie heut',
Von uns hat keiner den Tod geſcheut,
Doch der gab, Gott verdamm's, Pardon, — —
Im Weltmeer ſchwamm Napoleon!
Ich hab' geweint, ich nahm mein Schwert,
Zerbrach's, — war nicht mehr Anſehn's werth;
Zerhackt, zerſchoſſen ganz mein Leib.
Wer pflegt ihn mir? — Ich nahm ein Weib.
War aller Ruhm und Ehr' begraben, —
Eins muß man doch auf Erden haben!
Ich hing an ihr mit Leib und Seel'; —
War an dem Weib nicht Sünd' noch Fehl',
Mein Um- und- Alles allzumal,
Wie ſonſt mein kleiner Kaporal.
Sie war mir gut, ſie war mir treu,
Der Herrgott hatte ſeine Freud' dabei.
Da führt der Teufel mir zur Pein
'nen Buben in mein Haus herein;
Gedrechſelt blank und ſchwarz von Haar,
Mocht' damals ſein in die zwanzig Jahr',
Ein Graf, wie Du, ... verflucht Geſicht! ....
Was haſt Du, Nero? Schnuppre nicht. —
Ich ſchrammenvoll, er glatt von Leib,
Der Bub' verführte mir mein Weib.
Verderb' ihn Gott!

Der Jüngere (lachend).

Glaubſt Du an den?

Der Alte.

Man ſpricht davon. Wollen's ſchon ſeh'n. —
Die Hand, — da, ſchau', — ſie wurde roth.
Mein armes Weib, blind ſchlug ich's todt! —

Der Jüngere.

Allein der Graf?

Der Alte.

Juſt der entfloh!
Lebt jetzt vielleicht in Jubilo,
Trinkt jetzt vielleicht Champagner gar,
Oder küßt 'ne Dirn' vom Boulevard. —
Hätt' ich ihn jetzt, wie Dich, ſo nah,
Ich rief, wie einſt: Victoria! —
Ich ſchlug mein Weib. D'rum bin ich hier.
Ich hatt' 'nen Hund; — da iſt das Thier; —
Als ich verurtheilt war zum Tod —
(Verdammt, daß man mir Gnad' entbot;
'ne ſchöne Gnad': — leben wie ich! —)
Da war's, daß jeder von mir wich,
Da war kein Freund mir tröſtend nah',
Das gute Thier, der Hund war da.
Er ſaß vor meinem Kerker treu,
Er folgte mir ohn' alle Scheu,
Er folgte mir in's Bagno nach.
Er hat die Ehr', ich hab' die Schmach;
Er liebt mich noch von Herzensgrund; —
Er iſt ein Menſch, — ich war der Hund!

Der Jüngere.

Und weint! — Man merkt's an Verlich' ſchier,
Wenn eins geboren wird zum Thier!

Der Alte (ſehr aufgeregt).

Wär' ich ein Thier, ja dann wär's recht!
Bin nichts als Menſch, — dafür zu ſchlecht! —
Nero kam nach, in's Bagno her,
Hier iſt kein Menſch, hier iſt doch er!
Er half mir tragen früh und ſpät,
Die Treu' iſt eben — Thiergebet.
Gott gab ihm's als Natur und Trieb,
Drum ward der Hund hier Allen lieb.
Er fand Reſpekt, als trüg' er zum Lohn
Das Kreuz der Ehrenlegion.
Jeder Kam'rad, geht's noch ſo hart,
Ihm ſtets doch zwei, drei Biſſen ſpart.
Hand weg davon! Treib' keinen Spott!
Er predigt uns vom lieben Gott.

Der Jüngere (hält ſich die Naſe zu).

Genug, nun leid' ich's länger nicht,
Fort mit dem Thier, Du Tropf, Du Wicht!
's beleidigt mein Geruchsorgan,
Fort mit dem Hund, Du Hundskumpan!

Der Alte (die Fauſt ballend).

Du! Das thu' nicht! Zwar bin ich alt,
Doch meine Fauſt hat noch Gewalt,
Thu'ſt Du dem Thier ein Leid, — mit Luſt
Schmeiß' ich die Kugel Dir an die Bruſt.

Der Jüngere

Was? mir? Verſuch's, Du alter Thor!

Der Alte (dringt auf den Jüngeren ein)

Hier meine Fauſt! Wahr' Dich davor! — —

(Der Jüngere tritt boshaft auf den Hund.)

Weh mir! mein Hund! — Ein Fußſtoß! — Todt? —
Dein Blut, Du Schuft, — wie ſein's, ſo roth!
Ich räch' ihn, der mich allein geliebt.
Stirb, ſtirb, ſo wahr mir Gott vergiebt! —
Da! nimm den Schlag! —

Der Jüngere (würgt den Alten).

Und Du den Druck! —

(Der Alte fällt nieder.)

Was? Tod' vom Hieb? Ein kurzer Ruck!
Da ſtrömt kein Blut, und doch iſt's wahr!
In meiner Fauſt hier graues Haar!
Todt! Todt! — was weiter? Abgethan!
Heut' er, und ich komm' morgen d'ran. — —
Nein! nein! Er ſtöhnt, iſt noch geſund,
Verſtellt ſich nur...

Der Alte (ſterbend).

Mein Hund, mein Hund!

Der Jüngere.

Schon wieder ſtill! So ſtill! Mir graut.

(Er rüttelt vor Schreck.)

Heda, wach' auf! Schrei laut! Schrei laut! — —
Still ſteht mein Herz! Nur einen Schrei!

Horch' auf! Wach' auf! — Mir fällt was bei,
Das rüttelt Dich am ganzen Leib.
Wach' auf! Wach' auf! Ich ſtahl — Dein Weib!

* * *

Des Treibers Geißel ruht; der Züchtling nimmt
Die Kugel auf den Schooß! Rings hingeſtreckt,
Kau't das Geſindel, gierig wie das Wild
Zur Fütt'rungszeit im Käfig, d'rüber brütend,
An ſchlechter Koſt. Ein ſchmutz'ger Becher kreiſ't,
Der Preis der Zähmung, voll von Branntewein.
Nicht Einer kümmert um den Nachbar ſich,
Hinein ſchlingt jeder ängſtlich und voll Neid,
Was ihm zur Atzung ward, eh' ein Kam'rad
Darnach mit kunſtgewohnten Fingern langt. — —
Vorbei die Fütterung! Ein wilder Burſch',
Ganz eingeſtrecht, nimmt zierlich unter'n Arm
Die Kett' und keucht zum höchſten Ort der Werft;
'nes Kapers Wrack wird ihm zum Rednerſtuhl,
D'rauf jeder von der Elendsbrüderſchaft
Ihn ſeh'n und hören kann; — wohl ganz entmenſcht
Hat ihn Verbrechen, völlig ausgedörrt
Ihn Frechheit; — ſeinen Stolz doch hält er friſch,
Und ſetzt was d'rein, ein luſt'ger Burſch' zu heißen;
Er heckt bei'm Dienſt manch Gaunerliedchen aus,
Und thut ſich auf den Beifall was zu gut',
Den ihm die ſcheußliche Geſellſchaft zollt.
Zu ſeinen Füßen liegt, an ihn gekettet,
Ein alter Sünder, der, indeß der And're
Sein Schelmlied ſingt, dazu geſtikulirt,
'ne Katze quälend. — —

Da klingt die Glocke. Sieh', es naht Tranſport!
„Willkommen!“ ſchreit die ganze freche Schaar,
Und jauchzt vor Schadenfreude. Halloh, hoh!
Empfangt die neuen Kameraden! — Auf!
Wer macht ſtatt allen die Honneurs?
Gebt den Willkomm!“ Und wie 'ne Heerde Tiger
Wirft ſich das Volk, zuchtlos, mit Ungeſtüm,
Bunt durcheinander kollernd, — ſtets gehemmt
Eins durch das And're, durch die Ketten All', —
Auf die Unſel'gen.

Ein Ankömmling.

Du biſt ein Menſch, elend, wie ich, — ſag' mir:
Wo Mathieu? Mathieu?!

Ein Alter vom Bagno (ihn nachäffend).

Mathieu! Mathieu!
Was geht denn mich Dein Mathieu an? Iſt Mathieu
Jenever? Mathieu — Schlaf? Mathieu — der Teufel?
Das zeig' ich Dir. — Heda, Kameraden!
Seht an: der Kerl hat lichte, blaue Augen!
Ein Schuft! Hat ein redlich Geſicht, alſo — ein Schuft!
Was willſt Du bei uns? Hier ſind brave Leute! —
Ein Burſch' wie Milch und Blut, wie'n Mädchen ſchmachthaft,
Der Lump! Die blauen Augen, als wär' er
Ein Erzengel! Marſch! Mich ärgert Dein Geſicht.
Thut er nicht tugendhaft, wie'n Heiliger,
Wie 'ne barmherz'ge Schweſter? Beſſer als wir?
Was? Wer ein braver Kam'rad iſt, giebt ſich nicht
Mit dem Ehrlichkeitsſchuft ab.

Der Ankömmling (nach allen Seiten aufblickend).

Mathieu! Mathieu!

Der Alte.

Noch immer? Wart', ich will Dich bemathieuſen.
Schrei't wie ein Zahnarzt. Nun, kurir' Dich ſelbſt.
Das für ein Zahnweh, — das für den Allarm,
Das für Dein ehrliches Geſicht, Du Schuft!

(Er ſchlägt ihn.)

Er äfft uns all' mit ſeinen blauen Augen;
Wer leidet's? Thut mir's nach! Er muß die Weih'
Des Bagno's haben. — Pathen, heda, Pathen!

(Die anderen Galeerenſclaven heben die Hände.)

Der Ankömmling.

Mathieu!

Der Aufſeher (kommt herbei).

Was giebt's? Was ſchlag't ihr ihn?

Der Alte.

Wir wiſſen's, wollen's.
Darin ſind wir ſo frei wie Könige.
Soll'n wir das bischen Spaß nicht haben?

Der Aufſeher.

Fort!
Ihr Ungeheuer! In die Keuche mit Ihnen — —

(Zu dem Ankömmling.)

Du Nummer Fünf, was haſt Du mit dem Volk?
Was willſt, was ſchrei'ſt Du?

Der Ankömmling.

Mathieu, Herr, mein Mathieu!

Der Aufſeher.

Den kenn' ich nicht.

Der Ankömmling.

Nicht? Nicht? Mein Bruder!
Du kennſt ihn, *Gott*, Du vergißt ihn nicht, o Gott!
Ich nicht! Nicht kennen? Ich will ſeinen Namen
Laut ſchrei'n. Er liebte mich von Kindesbeinen,
Kennt meine Stimme; hört er mich, — ſo kommt er.
Mathieu! mein Mathieu! Sieh', ich bin ja hier,
Verzweifle nicht! Nun hat die Noth ein Ende.
Wir ſind beiſammen, bleiben's, Gott ſei Dank!
Nimm, nimm mich!

Der Aufſeher.

Der redet irr'! — Was kümmert's mich? — Und doch
Thut *der* mir leid. Er ſieht ſo ſittſam aus,
Und iſt geſchoren doch, und trägt die Kette. —
Arm' Nummer Fünf, weßhalb kamſt Du hierher?

Der Ankömmling.

Herr, meinen Bruder ſuch' ich —

Der Aufſeher.

Das mein' ich nicht. Was haſt Du denn verbrochen?

Der Ankömmling.

Ich, Herr? — Ja, freilich! Was verbrechen muß
Man haben, um hier Aufnahm' zu erhalten, —
Nicht blos für eine Stunde, einen Tag,
Für alle Stunden bis zur letzten Stunde.
Herr, Eure Mieth' iſt theuer. Doch, 's iſt billig:
Ihr könnt den Menſchen ja umſonſt nicht hier
Herberg' und Speiſe geben, — überall
Iſt's in der Welt ſo, was verwund'r' ich mich?
Der Vogel, der uns ſingen ſoll, muß ja
Auch ſeinen Käfig haben und ſein Futter,
Und, will das Weibchen zum gefang'nen Männchen,
So giebt's die Freiheit auf. Ja, 's iſt Vertrag:
Ihr gebt die Koſt und Wohnung, ich — Verbrechen,
Ich geb' die Freiheit, Haar und Namen, — Ihr
Den Bruder mir, den Bruder!

Der Aufſeher.

Das begreift ſich
Wie: zweimal zwei iſt drei. He, Nummer Fünf!
Du biſt ſo jung! Was that'ſt Du?

Der Ankömmling.

Ich wollte Mathieu wieder ſeh'n — nicht kurz,
Noch ich als ſchuldlos; hätt' *er* nicht gedacht:
Ich käm', an ſeinem Elend mich zu weiden?
Und dann das Scheiden
Nach Wiederſeh'n, und dann das Nimmerſeh'n!
Nein! Bei ihm ſein, an ihn *gekettet*! — Herr,
Habt Ihr ein Herz, ſo thut's, das müßt Ihr thu'n,
Laßt mich an ihn anfeſſeln; — wißt: ich ſtahl!

Der Aufſeher.

Deßwegen ſchickt man nicht grad' ſtets in's Bagne.

Der Ankömmling.

Ich ſtahl nicht Andern, ſtahl mir ſelbſt.

Der Aufſeher.

Wie das?

Der Ankömmling.

Als Mathieu fort war, ...

Der Aufſeher.

Und weßhalb? Was that er?
Hier kenn' ich keinen Namen, Nummern nur.
Die Nummer ſtatt des Namens! — Nun, was that er?

Der Ankömmling.

Ich weiß es nicht mehr. — Doch, wüßt's die ganze Welt,
Ich — ſagt's nicht wieder... Herr, erlaßt mir das!
Iſt's nicht genug, daß er hier iſt?

Der Aufſeher.

Nun weiter?

Der Ankömmling.

Als Mathieu fort war — Seht, ſo ſtand das Haus,
Der Eltern Erbtheil, niemand früher d'rin,
Als wir, wir zwei! Und nun er fort! Jedweder Winkel
So kahl und leer. — Das war zum Fürchten, Herr,
So plötzlich ganz allein zu ſein! Das Picken

Der Uhr iſt in der Einſamkeit, wie Hammerſchläge
Auf einen Sarg. Ich hielt's nicht aus. Ich ſucht' ihn
In allen Winkeln, — Nacht in jedem,
Und nirgends Er. Da ſteckt' ich an ein Licht,
Sucht' ihn. Da fiel der Brand in's Haus. — Hell ward's,
Er — nirgends, — Aſch' — das Haus! — Nun bin ich hier!

Der Aufſeher (für ſich).

Jetzt ſeh' ich's: Nummer Fünf iſt toll. Ich ſchick' ihn
In's Hoſpital. Der hält's nicht lang hier aus.

Der Ankömmling.

Mein Mathieu!

(Wird auf Befehl des Aufſehers in das Hoſpital gebracht.)

⁂

Barmherz'ge Schweſtern wandeln ab und zu
Im Hoſpital des Bagne's, bringen dem
Arz'nei, dem Troſt; an jedem Bette ſteht
Ein Engel und mit heil'gem Thau, mit Thränen
Der Lieb', die nichts zu thu'n mit Ird'ſchem hat,
Nichts mit dem Sinn, ſelbſt mit Verwandtſchaft nichts,
Mit ſolchem Thau wäſcht er dem Sterbenden
Der irdiſchen Beſtrafung Brandmaal aus.
Ja, Gottes Engel geh'n auf dieſer Erde,
Sie geh'n, gekleidet in den Menſchenkörpern,
Ganz Menſchen, und ſo heiliger als jene,
Die ſtill anbetend ſteh'n um Gottes Thron.

⁂

Der Sterbende.

Weich' nicht von meinem Bette,
Die Du gelöſt aus meinem Fleiſch die Kette,
O laß mich nicht alleine,
Da ich zum erſten Male wieder weine;
Gern büß' ich, doch nur laß mich Du nicht büßen
Durch Einſam-ſterben-müſſen!

Die barmherzige Schweſter.

Verzage nicht, ich will Dich nicht verlaſſen.

Der Sterbende.

Laß mich die ſchweſterlichen Hände faſſen,
Mich feſt d'ran halten,
Bis meine eig'nen ganz erkalten.
So denk' ich Dich; das iſt allein noch Leben,
Als hätt' ein Vater Dich mir gegeben,
Sei'ſt leiblich Schweſter! — Einſt ja hatt' ich… ſchwindet
Das Leben ſchon? Mein Aug' iſt wie erblindet.
Hätt' ich ihn wieder! Umfangen
Im Tod die Arm', die einſt um mich ſich ſchlangen!
Wer ſterben könnt' in Brudersarmen!
Gott ſtraft gerecht.... Ohn' ihn!

Die barmherzige Schweſter.

Gott hat Erbarmen!
Auf Gott vertrau'! Dort findeſt Du ihn wieder!

Der Ankömmling (auf einem fernen Bette).

Mathieu! Mathieu!

Der Sterbende (horchend).

Sein Ruf! — Von droben nieder!

Der Ankömmling (herbeigeeilt).

Mathieu! Ich halte Dich! O ſieh mich! Fühle
Ich bin's ja……

Der Sterbende.

Ein Engel! — Ach, die Schwüle!
Mein Kopf!… ja wohl, ein Engel, hell und rein,
Dein Finger löst mein ſündiges Gebein.
Deine Berührung macht mich rein, wie Du.

Die barmherzige Schweſter.

Um Chriſti willen! Menſch, laß ab vom Küſſen,
Mit Küſſen wirſt Du ihn erſticken!
O mord' ihn nicht durch Liebe!

Der Bruder (aufathmend).

Mathieu!

Die barmherzige Schweſter (die Hände gefaltet).

Ja: Gott! — So viele Freud' in ſo viel Leide!….
Todt ſind Beide! —

⁂

Die wilden Burſche geh'n ſo ſtill dahin,
Der frechſte blickt zu Boden, grad' als zög' ihn
Nebſt ſeiner Kett' ein ſchwereres Gewicht.
Paarweiſe geh'n ſie, tragen je zu vier
Auf braunen Schultern lange Bretter fort,

Und auf den Brettern Brüder. Keiner lacht.
Sie wandeln langſam zu den Gruben hin,
Und laden ihre Laſten ſchweigend ab.
Mathieu und Nummer Fünf! Ein einzig Grab
Umfängt die Beiden, und daneben eins
Nimmt den Soldaten auf und ſeinen Hund!
Als ſie das Thier begraben bei dem Herrn,
Da ſchallt ein dumpf Geheul aus jeder Bruſt. — —
Nicht fern vom Haufen ſteht ein fremder Mann, —
Kein Büttel kennt ihn, — ſtill in ſich gekehrt,
Der ſieht der Leichenfeier ſinnend zu
Und ſenkt das Haupt. Der Büttel tritt ihn an,
„Was wollt Ihr da?“ — „„Hab' meine Freunde d'ran!““
„Wer ſeid Ihr?“ — Es verſchwand der Mann im Nu.

Die Wittwe.

„Warum ſo fern, Du ſchöner Knabe?
O komm' doch näher her zu mir!
Du winkſt mir mit dem gold'nen Stabe,
Wie gern, o Lieber, folgt' ich Dir!
Doch ſieh: die Mutter will's nicht leiden;
Sie hält mich feſt; ich darf nicht fort,
Die weißen Lämmer froh zu weiden
Auf jener bunten Wieſe dort!
O gieb mir doch den Kranz von Roſen,
Den Du vom Haupte nahmſt, o gieb!
Und laß mich mit den Brüdern koſen,
Ich hatte ſie ja gar zu lieb.
Dort tanzen ſie auf Silberwellen
Und haſchen Falter blau und weiß,
Dicht über ihnen dreh'n Libellen
Grünfunkelnd ſich im weiten Kreis.
Horch! welch ein ſüßes Klingen, Singen!
Vieltauſend Farben! Welch ein Duft!
Mir iſt ſo leicht, als hätt' ich Schwingen

Und flög' in heit'rer, warmer Luft!“
So ſpricht das kranke Kind, im Bette
Empor gerafft; jetzt lächelt's ſtill,
Wie wenn, entlaſtet von der Kette,
Sich ein Gefang'ner heben will.
So heilig — holder Friede glänzet
Auf dieſem Kindesangeſicht,
Als ob Gott ſelbſt es reich bekränzet
Mit jungen Tages roſ'gem Licht.

„O mir! der Tod!“ mit angſtbeklommen
Die Mutter, — „Kind! er winket Dir,
Der Dir die Brüder all' genommen,
O folg' ihm nicht, o bleib' bei mir!
Ich hab' ja nichts als Dich auf Erden,
Und wenn auch Du noch von mir gehſt,
Was ſoll mit Deiner Mutter werden?
O Kind, mein Kind! Schon wieder flehſt
Du zu dem Finſtren, der nicht fühlet,
Welch eine namenloſe Pein
Ein armes Mutterherz durchwühlet,
Das ſich mit einmal ſieht allein.“
In ihren Ängſten faßt und preſſet
Sie an ſich das geliebte Kind,
Und manche heiße Zähre näſſet
Die Händchen, die erkaltet ſind,
Als wär' es ſicher an dem Herzen,
An dem ſo oft es ruhig ward,
Als könnte ſie's in ihre Schmerzen
Einhüllen, wie in Decken zart,

Wo es der Tod nicht ſucht; die Lippen
Preßt ſie auf ihres Kindes Mund,
Jedwedes Weh davon zu nippen,
Als macht' es Kuß um Kuß geſund.
Doch unter Küſſen bleicher immer
Und immer kälter wird das Kind,
Wie wenn der Sonne letzter Schimmer
Auf eiſ'ger Flur im Schnee zerrinnt.

„Ach blickeſt Du nach dort ſchon wieder?
Die Mutter kennſt Du gar nicht mehr?“ —
„„Sieh nur, wie funkelt das Gefieder
Des Vogels; ſieh, jetzt fliegt er her.
Nun ſetzt er dreiſt dem ſchönen Knaben
Sich auf die Schulter. Horch, er ſingt!
O ſieh nur, welche Wundergaben
Er auf den Fittichen mir bringt!
Viel tauſend helle Sterne fallen
Von ſeinen Flügeln all' auf mich;
Der ſchönſte, funkelndſte von allen,
O Mutter, iſt gewiß für Dich!““
Da läßt die Mutter, ſtarr vor Jammer,
Die Hände ſinken in den Schooß.
„Der Tod, der Tod iſt in der Kammer,“
So ſpricht ſie leiſe, hoffnungslos;
„Wohl kennt der Tod dies Haus der Leiden,
Viel Liebes trug er ſchon mir d'raus,
An meinem Elend ſich zu weiden,
Kommt er auf's Neue jetzt in's Haus.
So feſt auf Deine Güte baut' ich,

O Gott, — Du biſt's, der ihn geſandt; —
In jedem Unglück gläubig ſchaut' ich
Das Walten Deiner Vaterhand!
Und willſt mich nun auf einmal haſſen,
Und kannſt in meiner Wittwenſchaft
Mich wirklich ganz und gar verlaſſen?
O ſieh: dahin iſt meine Kraft.
Haſt ſonſt doch all' mit mir getheilet!
Nichts war, was Du nicht mit mir trugſt!
O Du, der alle Wunden heilet,
Du fühlſt ſie alle, die Du ſchlugſt!“

Sie ſchrickt empor, denn müde nieder
Das Köpfchen ſenkt ihr Kind und ſchließt,
Als ſchlief' es ein, die Augenlieder,
Und lächelt wunderhold und grüßt,
Die zarten Finger leiſe hebend,
Wie ſchon im Schlaf, wie halb bewußt,
Ob ſchon ein ſchön'res Leben lebend?
Ob ſcheidend von der Mutterbruſt?
„Du ſtirbſt?! Hat Gott mich doch vergeſſen!
Er kennt nicht meines Herzens Pein.“ —
Es tritt durch's Pförtlein unterdeſſen
Ein Fremder, unbeachtet, ein.
Mit milden Worten tröſtend naht er
Der Mutter, — doch ſie höret nicht,
Sieht nur ihr Kind, das ſterbend: „Vater!“
„Willkommen, liebe Brüder!“ ſpricht.
„Und wär' es, wenn es ſtirbt, verloren?“
So fragt der Fremde mild; doch ſie

Schreit auf vor Schmerz: „Ich hab's geboren,
's iſt mein, 's iſt mein! Ich laß es nie.
Biſt Du ein Arzt? O rette, rette;
Nimm all' mein Hab' und Gut; ich bin
Zwar freilich arm; — die Silberkette,
Der Eltern Erbſtück, nimm ſie hin!“
Der Fremde ſchweigt. Da fleht die Arme
Zu Gott empor in Todespein:
„O nimm mir's nicht, mein Gott! Erbarme
Dich meines Kind's, erbarm' Dich mein!
Willſt Du ein Leben, — all' Dein Walten
Preiſ' ich im Staub', — von zweien eins,
Soll hier der Tod ein Herz zerſpalten,
Nimm meins dafür, o Herr, nimm meins!“ —
„Und nähm' er's an — Dein eig'nes Leben
Für das des Kind's,“ — ſo warnt der Gaſt,
„Und wollt' er wirklich Dich entheben
Der langgetrag'nen ſchweren Laſt, —
Erwäg' es wohl, was Du gebeten,
Und ob Dich einſt der Tauſch nicht reut; —
Die ſel'ge Ruhe, ſo die Todten
Als Neulebendige erfreut,
Du fänd'ſt ſie nicht. Dein ganzes Weſen
Iſt Lieb', und Liebe ſorgt auch dort.“
„O könnt',“ ruft ſie, „mein Kind geneſen,
Ach, jeden Anſpruch gäb' ich fort!“
Da ſpricht der Fremde: „Mutterherzen
Kenn' ich, wie Keiner. Mag's denn ſein!
Der Mutterliebe Wonn' und Schmerzen
Setz' mir als Pfand, als ew'ges ein.
Sieh, welch ein guter Arzt die Treue!

Die Wange röthet ſich dem Kind.
Sieh, Mutter, wie ihm ſchon auf's Neue
Des Lebens voller Bronnen rinnt!
Die Augen hat es aufgeſchlagen
Nach Dir und mir, nach ſeines Seins
Urſprung; es lächelt neuen Tagen
Voll Liederſchalls und Sonnenſcheins.
Du ſiehſt: erhört hab' ich Dein Flehen,
Nahm Leben denn für Leben an;
So zage nicht, mit dem zu gehen,
Der nun ſein Recht auf Dich gewann.
So gürte eilig Deine Lenden,
Zur Wand'rung ſchürze Dein Gewand;
Der Engel führt mit ſtarken Händen
Durch Nacht Dich in das Vaterland.
Und fühlſt Du liebend Weh und Reue,
So tröſte Dich der ew'ge Tag,
An dem Dein Mutterherz auf's Neue
An Kindesherzen ruhen mag."
„O Herr! Du biſt's! Dein Will' geſchehe!"
Spricht ſie anbetend; leiſe faßt
Der Engel ihre Hand; — „ich ſehe" ...
Sie ſtammelt's lächelnd und erblaßt.
Schon ſtreift der Mutter Geiſt allmälig
Der Sinne Feſſeln ab und ſchwebt
Der freier'n Welt zu, wo er ſelig
Verlor'ner Lieb' entgegenſtrebt.
„Mein Gatte! Ach, wie lang' geſchieden!
Biſt jetzt doch endlich wieder mein!
Das Leiden all, das wir hienieden
Zuſammen trugen, — wie ſo klein!

Du kommſt, ſo wonneſelig heiter,
Wie einſt zur Braut als Bräutigam,
Bringſt mir, ein guter, treuer Leiter,
Die Kinder, die der Tod mir nahm!
Wie ſchön ihr ſeid, o welch ein Glänzen,
Mich blendet's, und mein Aug' wird trüb.
Es war ein Glanz von tauſend Lenzen,
Die Sonne einer einz'gen Lieb'!"
Sie wankt, ſie ſinkt; kaum hörbar flüſtert
Sie noch, und ſtiller, ſtiller ſchlägt
Ihr Herz; ihr Aug' iſt ſchon umdüſtert;
Der Herr blickt auf ſie tiefbewegt.

Da ruft ihr Kind, vom Todesſchlummer
Erwacht, „o Mutterl!" an ihr Ohr;
Und ſchon im Sterben rafft der Kummer
Der Liebe nochmals ſie empor.
„Marie!" ſo ſtammelt ſie, — „verlaſſen
Soll ich Dich wirklich? Wer fortan
Beſchützt Dich, wenn Dich Stürm' erfaſſen?
Wer nimmt ſich Deiner Unſchuld an?
Und wenn rings um Dich das Verderben
Die Kreiſe zieht, — wer hält es ab?
Marie! Marie! ich kann nicht ſterben,
Und keine Ruh' hab' ich im Grab.
Rein geb' ich, Herr, Dir dieſe Blüthe; —
Hab' ich gefrevelt, Herr, vergieb!
O richte mich nach Deiner Güte,
O richte mich nach meiner Lieb'!"
Da ſpricht der Herr: „Nicht ſoll zu Schanden

Dein Glaube werden, Mutterherz;
Ich hab' Dich wie ein Sohn verſtanden.
Als Vater ſtill' ich Deinen Schmerz.“
Und in des Todesengels Armen
Legt er die Bleiche ſanft zur Ruh',
Und drückt in Liebe und Erbarmen
Ihr dann die müden Augen zu.

Komet und Plejaden.

Von meinem Herzen barſt der enge Ring,
Aus meinem Herzen ſprang der glüh'nde Quell,
Durchſichtig wie Criſtall, Lichtſtröm' entſchwellend,
Die Nacht austilgend, die mich lang' umfing:
Von meinem Auge fiel das garſt'ge Fell,
Ich jauchzte, ſelbſt durchſonnt und rings erhellend.
Und jeder Lichtpfeil, welcher aus mir drang,
Fuhr als ein Magus durch des Weltalls Räume;
Jeder Blutstropf' in mir war Siegsgeſang;
Wie ſich die Schönheit aus den Waſſern ſchwang,
Stieg meine Seele aus dem Bad der Träume.

Entlaſtet ſchon von der Materie Wucht,
Fühl' ich mich ſtark im Himmelsocean;
Schon ſchwimm' ich hin in langer Demantbucht,
Die oft mein Rohr erforſcht als weiße Bahn.
Die Straße, wie ein Gürtelband entrollt,
Durchmeſſ' ich leicht, d'rin zieh'n zahlloſe Gleiſe;
Je eines wird, ſo oft, der treu gewollt

Der Wahrheit Recht, zum Tod unſchuldig geht der Weiſe;
Wenn längſt auf Erden niemand kennt ſein Grab,
Noch deren Namen, die der Menſchheit ſtarben, —
Gott zählt der Straße helle Streifen ab,
Wie Schnitter treulich zählen ihre Garben.

Des Himmels Weltmeer ruhet ganz in Feier,
Wie, die vom Bräut'gam träumet, eine Braut,
Da ſchon der Bräut'gam ſelbſt, durch ihren Schleier
Den Athem fühlend, ihre Reize ſchaut.
Auf weitem Spiegel ſeh' ich eine Leier
Schimmern, als wie aus Mondenlicht gebaut;
Und ſüße Lieder hör' ich leiſe gleiten
Durch's Himmelsweltmeer aus der Leier Saiten.

Und da ich hörte holdverbund'ne Töne,
Sah ich hinſchweben in harmon'ſcher Schöne
Wallfahrerinnen, ſieben, wie getragen
Vom Ebenmaß der Reize und der Klagen;
Denn, wie ſie makellos, rein als Jungfrauen,
Waren ſie auch gleich Müttern anzuſchauen,
Die, ſtarr vor Schmerz um ihres Lebens Leben,
Die todten Kinder Gott entgegenheben.
Der Sieben Jegliche trug ein Verhülltes.
War es ein Kind? ein Fleh'n, ein unerfülltes?

Als forſchend ich hinſah, mitleiddurchwallet,
Iſt plötzlich um mich rings das All durchſchallet,
Als flög' auf ehr'nen Schilden, dröhnend, raſſelnd,
Ein Sichelwagen, oder ſchöſſe praſſelnd
Ein Lavaſtrom, den Urgebirg' nicht ſchrecken,

Des Tempels Opferſtätte ſtolz verheerend,
Ein ganz Geſchlecht als Hekatomb' verzehrend,
Plump in des Meeres reb'umpflanztes Becken.
Der Irrſtern iſt's. Dicht hinter mir die Schwingen,
Die lohen, ſchlägt er; aus den Poren dringen
Fühl' ſeinen heißen Schwaden ich, verſengend,
Sich an den Lichtring meines Weſens hängend.
Ich bebte. Sieh', da war er ſchon verſchwunden,
Schneller, als wie am Ring der Ewigkeit,
Woran der Herr ſie hat zu Leid und Freud' gereiht,
Fallen die rollenden Sekunden.

Nur fernab fliehen noch, ſeh' ich, allein
Den Irrſtern, nach ſich ſchleppend grellen Schein,
Ihn, der nichts mehr, als noch Materie iſt,
Die ziſcht und ſchreckt und von ſich ſelber frißt,
Verloren ſchwimmend im belebten All,
Den Dunſtkreis ohne Kern, den zähen Ball,
Dahingerollt von des Allmächt'gen Hand
Zum ew'gen Merkmal, ohne Halt und Stand.

Einſt zog er ſtolz in jungfräulicher Pracht,
Wie Freudenthränen ſchimmernd durch die Nacht,
Wetteifernd maß er ſich der Sonne gern,
Doch lieblos ging allein der eitle Stern.
Das ew'ge Weltgeſetz, das, heilig waltend,
Einzelnes ſchafft, durch Alle es erhaltend,
Damit das Einzelne ſtark ſei für Alle,
Der Säulen eine in der Ur-Welthalle, —
Der Stern, demſelben Urgeſetz entſproſſen,
Im Trotz, verneinend, wähnt' er's durchzuſtoßen,

Und hub den Schritt, hielt ſich für ſelbſt erſchaffen.
Der Glanz ſein Wappen, Schönheit ſeine Waffen,
Zu überwinden ſtrebt' er die Familie.
Da hat der Herr berührt die Feuerlilie,
Und hat verflucht den übermüth'gen Stoff,
Und nahm die Schönheit ihm, davon er troff,
Und ließ die Glut, und nahm die Seel', auf daß er rolle,
Bethörter Selbſtſucht Spott, Denkmal von Gottes Grolle.
Da ſchweift er hin nunmehr, ein Todter dem Verbande,
Und hüllt als Purpur weit die Glut um ſeine Schande,
Nicht Scheins genug, daß der des Innern Leerheit decke,
Nicht Glut genug, daß die Liebend-Lebend'ges ſchrecke;
Geblendet vom eignen Schein, ſieht nirgends er die Bahn,
Verzehret von eigner Glut, ſchwimmt er im Ocean
Des Himmels hin und her, ſtürzt in die dunkelſte Tiefe;
Doch Gott faßt ihn herauf, die glühende Hieroglyphe,
Treibt ihn als Kreiſel fort, wirft ihn als Geißel ſchwer,
Indeß tief unten ſeufzt der Wandrer — Ahasver.

Ich wend' entſetzt mich ab; da hör' ich wieder
Der ſieben Jungfrau'n einklängliche Lieder;
Jedwede trägt ein Fleh'n, hinaufgeſchickt
Von einem Volk, das lang emporgeblickt,
Das zu den Irdiſchen nicht flehte,
Doch treuen Sternen gern vertraut' Gebete.

Das eine ſprach: „Hörſt Du, o Herr, mein Beten?
Ich bin beſiegt, geſchlagen und getreten.
Ich ſeufze zu Dir auf in meinen Nöthen,
O ſende, Herr, den Tod, mich ganz zu tödten.“

Das andre ſprach: „Herr, hörſt Du meine Klagen?
Scheintodt verſchloß man mich im engen Schragen,
Du Gott des Lebens, zeige Dich im Wetter,
Spreng' auf mit Blitzen meines Sarges Bretter."

Das dritte ſprach: „Herr, gönne mir dies Eine:
Daß ich, von Spähern unbelauſcht, nur weine!
Durch Thränen darf ja ſelbſt der Bettler ſprechen,
Und meine Thrän', Allgüt'ger, heißt — Verbrechen!"

Das vierte ſprach: „Ich hab' mich einſt vermeſſen,
Jetzt haſt Du mein, wie Deiner ich, vergeſſen,
Es will der Leib mir jetzt die Seele rauben,
Des Kindes Kunſt lehr' mich nachholen: — Glauben!"

Das fünfte ſprach: „Ich ward' als Kind gehalten,
D'rum muß ich, eh' ich mannbar werd', veralten;
Weßhalb ich ward, ich fühl's, doch kann's nicht nennen,
D'rum wandle, Herr, mein Fühlen in Erkennen."

Das ſechſte ſprach: „Des Himmels Licht verdecke,
O Herr, daß nicht Dein Aug' vor mir erſchrecke;
Bei Glück und Ehren ward ich reif an Schande;
Gieb Elend, ſo verjüng' ich mich im Brande."

Das letzte ſprach: „Du gabſt mir zum Berather
Nach Deinem Ebenbilde einen Vater.
Ich bin ſo glücklich, daß ich nichts kann flehen,
Als: laß uns Beide lang' zuſammenſtehen!"

Die Sieben ſchwebten weiter. Sieh', da zogen
Sich über mir, der folgte, helle Bogen,
Und in der weißen Straße Gleiſen ſchritten
Her ſieben Männer, horchend jenen Bitten,
Die, hingetragen von den Jungfrau'n, klangen
Gleich Donnern, daß mir's war, als hört' auf Erden
Ich Erzes Dröhnen, wie wenn Särge ſprangen,
Woraus die Todten jetzt erlöſet werden
Und um ihr Recht herſchreiten all' im Grimme
Und weiſen ihre jammerblaſſen Wangen.
Dazwiſchen aber hört' ich eine Stimme,
Wie wenn ein Kind das erſte: „Vater!“ ſpräche,
Indeß des Vaters Licht gerad' verglimme,
Und g'rad' im Tod das Herz des Vaters bräche.
Da plötzlich, rings um mich, im All ergoſſen,
Viel tauſend Sonnen ſchienen ausgefloſſen,
Als ſollten ſie von Schuld die Erde rein'gen.
D'rauf ſieben Adler aus den Sonnen ſchoſſen,
In denen ſah ich all das Licht ſich ein'gen.
Sie flogen immer tiefer; um ſo enger
Sie ihre Flügel aneinander ſchloſſen,
Daß mir's bald ſchien, als wären ſie nur einer,
Und dieſer einzige ſchwand immer kleiner,
Bis er ſo klein verrann, der kühne Fänger,
Wie eine Taube, die den Oelzweig bringet,
Indeß die Erd' ſich aus den Waſſern ringet.

Land!

Da ſah ich neben mir im Wiegenkahn
'nen Greis, der ſchweigend blickte vor ſich hin,
Als löſt' er alter Runen tiefen Sinn;
Der überließ ſich ſtill dem Ocean.
Ich hebe alſo an, zum Greis gewendet:
„Das iſt die längſte Nacht, die nimmer endet.“
„„Sie endet doch!““ ſo ſprach der Greis darnach;
Und ich: „Wer löſ't ſie ab? verkünd' es, Alter!“
Der Alte d'rauf: „„Die löſ't der jüngſte Tag!““
Ich hielt ihn für den Tod, den Herzzerſpalter,
Und bot die Hand ihm aus der Wieg'; er ſprach:
„„Ich bin der Tod nicht, doch ein Todesfalter.
Bin kein Lebend'ger mehr, und doch getragen
Vom Mittelpunkt des Lebens noch in Schwebe;
So, zwiſchen Tod und Leben in der Mitten,
Hab' ich ſtatt Herzſchlag's friſch-lebend'ge Klagen,
Zum Athem — Wonn' des Leids, das ich gelitten,
Und fühle, daß ich bin, indem ich bebe,
Nicht für mein eignes Sein, das ich erſtritten,
Nein, für das andre, das ſo gut das meine,
Als es ſich dünkt von Anfang her das ſeine.““

Mir wühlte dieſes Greiſes dunkle Kunde
Wie Lavaglut verſengend im Gebeine,
Und ſtürmiſch aus des Herzens tiefſtem Grunde
Schrie's zu dem Greis um leuchtende Erklärung.
Da ſchwebt' ein Lächeln auf des Greiſes Munde.
Ich fiel ihn an mit ſolchem Ungeſtüme,
Gleich wie ein Mörder um des Goldes Beſitz,
Gleich wie den Wandrer wilde Ungethüme,
Und wie nach Eichenwipfeln lechzt der Blitz.
Ich rief: „O Greis, im Weltmeer der Gedanken
Sieh mich; Du kannſt, was Schmerz iſt, ganz ermeſſen.
Was ſei ein Menſch! — Des Wiſſens höchſte Schranken
Aus Sehnſucht nach Bewußtſein überſtieg ich,
Des ird'ſchen Wollens weit'ſte Kreiſe zog ich,
Und ach, vergaß dabei ganz das Vergeſſen.
Was wirklich unſer ſei, was zu erreichen,
Ich wollt' es finden, und die Sternenreiſe
Begann ich keck und ſchaute helle Zeichen,
Des Weltgeſetzes vielgeſchlung'ne Kreiſe,
Fand meines ganzen Seins Durchdrungenſchaft
Als die urſprünglich ſichre Offenbarung,
Was ich bisher genannt Errungenſchaft.
Und doch, geſpeiſ't von friſcher Lebensnahrung,
Siehſt Du mich matter, lechzend und hinfällig,
Da Eins mir fehlt' und unerſetzlich blieb,
Weßhalb, da wir zum Höchſten doch anſtellig,
Wenn wir das Letzte endlich ausgeklügelt,
Wenn wir im Geiſt'gen göttlich uns geſpiegelt,
Des Stoffes Tyrannei, der ird'ſche Trieb?“
D'rauf hob der Greis das Haupt und maß mich lange,
Daß mir die Blicke hafteten im Marke;

Dann ſprach er mild: „„Und deßhalb wird Dir bange?““
Und nahm ein Buch vom Boden ſeiner Barke:
„„Darinnen ſteht's.““ Dann ward er wieder ſtumm.
Ich aber ſah, ſchlug um, — nur leere Blätter!
Ich fühlte mir vor Haſt die Glieder beben,
Und immer gieriger noch ſchlug ich um,
Und ſah auf keinem Blatte eine Letter,
Bis ich an's letzte kam, darauf ſtand: „Leben!“
Da fühlt' ich mir an's Haupt, ob ich von Sinnen,
Weil ich geforſcht, des Ird'ſchen Zweck zu finden,
Gefunden nichts als einen Namen d'rinnen,
Der mir die Frage ſchien zurück zu winden.
Auf's Neue ſucht' ich jetzt in allen Blättern,
Nun aber ſah ich auf dem letzten: „Finden!“
Da ſchlug im Zorn ich auf die falſchen Lettern,
Und einen Gaukler ſchimpfte ich den Alten;
Der aber glättete der Blätter Falten,
Und als ich wieder hinſah, ſtand geſchrieben
In blut'gen Lettern auf dem letzten: „Lieben!“
Da blickt' ich auf, ob mich mein Auge trüge;
Des Greiſen Antlitz trug bekannte Züge,
Und: „Vater!“ ſchrie ich; dachte nicht an's Drüben,
Nur ganz dem Weh des Dieſſeits hingegeben,
Und wollt' ihn faſſen, küſſen, feſt umklammern.
Verſchwunden!.. Ach! mir war, als flög' mein Leben
Ihm nach, und nichts mehr konnt' ich noch als jammern;
Die Augen brannten mich, zwei lohe Sterne,
Die glüh'nde Morgenröthe weit ergoſſen,
Und alſobald war in die weit'ſte Ferne
Das inn're Licht zum Weltlicht ausgefloſſen,
In dem ich ſelbſt hinrollt' in ſeiner Sphäre.

Getragen nicht blos durch die eig'ne Schwere,
Nein, angezogen ſelbſt vom fremden Sterne,
Und dieſen ſelbſt anziehend, tragend, haltend,
Bewußt der Kraft, frei, göttlich, ſelbſt doch waltend.
— — — — — — Die Wiege ſchwanken
Fühlt' ich, die hohen Waſſer aber ſanken,
Als ob das Weltmeer bis zum Grunde ebbe;
Rings ausgebreitet ſah ich dürre Steppe.
Da ſtieß die Wiege, die mich traulich barg,
Hart auf den Boden, d'rauf ſie faßte Stand,
Und ſanft nachzuckte von der Schau mein Herz;
Ich ſah die Wiege an; ſie war ein Sarg,
Und d'rüber — Morgenroth. Da rief ich: „Land!“
Und von dem Himmel zu der Erde nieder,
Von unten aufwärts zu dem Himmel wieder
Neigt ſich und ſteigt mir eine Brücke: Schmerz.

Schwalben.

Wie reckt ſich der Palaſt ſo frei
Empor aus niedrer Häuſer Reih'!
Die Bürgerhäuſer nebend'ran,
Er ſieht ſie wie Bediente an;
Gleichwie ein Hofmann, glatt und fein,
Geſchliffen zwar und doch nur Stein,
So glänzt der ſtolze Marmorbau,
Als hätte der Himmel ein eig'nes Blau
Für ihn; wie's Herz des Hofmann's auch,
Verſchloſſen ſteht er; nur der Rauch,
Der ſtolz ſich aus den Schlöten bläht,
Giebt ſittſam kund, wie's d'rinnen ſteht.

Ein Schwalbenpaar, das manche Zeit
In Frieden und Herzeinigkeit
Sein Neſt bewohnt am Bürgerhaus,
Zög' nun auf einmal gerne aus;
Zwar bleibt das Neſt ihm ſtets noch werth,
Doch hat der Hausſtand ſich vermehrt,

Und kann, — wer weiß das ſo genau? —
Wohl auch in Zukunft ſich vermehren;
D'rum ſprach die kluge Schwalbenfrau
Zum Männchen: „Sieh! in allen Ehren
Vor unſrem Neſte ſei's geſagt,
Daß es mir länger nicht behagt.
Es iſt doch wahrlich gar zu eng,
Man kann ſich d'rin ja gar nicht rühren;
Bei Tag geht's an, doch das Gedräng'
Bei Nacht iſt nicht mehr zu regieren;
Hätt' nicht erſt geſtern faſt das Bein
Verſtaucht mein jüngſtes Töchterlein,
Neſthäckchen? Gewiß, das geht nicht mehr!
Die Kinderzucht hält gar zu ſchwer,
Wenn man ſich ſelbſt nicht rühren kann;
Du ſiehſt's doch ein, mein lieber Mann?
Auch däucht mich unſere Nachbarſchaft,
(So brav ſie iſt) zu bürgerhaft
Für unſre Kinder, die doch auch
Nicht aufgewachſen hinter'm Strauch;
Sollen feine Geberden und gute Sitten
Jetzt lernen, daß ſie wohlgelitten
Einſt werden; ſollen in ihrer Jugend
Bei Zeiten lernen Zucht und Tugend;
Das ſieht ſich nicht ab bei gemeinen Leuten.
Vornehmheit hat was zu bedeuten,
Anſtand, gut Glück, Gottſeligkeit.
D'rum zum Entſchluß, und ſchnell bereit!
Dort ſteht ein Haus, gar blank und rein,
Erbaut von weißem Marmelſtein,
Sieht aus, wie eine Kirche faſt, —

Die Menſchen nennen's einen Palaſt;
D'rin wohnen gewiß recht fromme Seelen,
Bau'n wir uns dort an, kann's uns nicht fehlen,
Denn bei ſo guter Nachbarſchaft
Wird jedes Kind uns tugendhaft.“
So ſpricht die kluge Schwalbenfrau. —
„„Ich mein', wir ſeh'n uns 'mal genau,““
Verſetzt der Mann, „„die Herrlichkeit
Ganz nahe an bei guter Zeit.
Und finden wir's, wie's fugt und paßt,
Nun gut, dann zieh'n wir zum Palaſt
Und bau'n uns an; Gott geb' das Beſte!
Ungern ſchied ich aus unſrem Neſte.
Ach, vorgethan und nachbedacht
Macht Bettelleute über Nacht!““
Recht giebt dem Mann die Schwalbenfrau.
So fliegen ſie beid' um den Marmorbau,
Und prüfen jeden Platz und ſeh'n,
Wo ein Neſtlein möchte am beſten ſteh'n,
Und kreiſen beide ohne Raſt
Wohl hundertmal um den Palaſt.
Sie finden alles ſchön und rein,
(Das leuchtet der Frau am meiſten ein)
Jedwedes Plätzchen ſo ſauber gekehrt,
Als wär's gediegnes Silber werth;
Sie lugen hinein zu den Fenſtern und ſeh'n,
Wie Tiſch' und Stühl' in Ordnung ſteh'n,
Das Geſchirr in der Küche ſo blank, ſo nett
Jedwede Schüſſel und jedes Brett,
In geöffneten Schränken das Linnen fein,
Die Spiegel geputzt und die Gläſer rein.

Die Dielen gebohnt wie zum Tanze,
Kurz alles im ſchönſten Glanze.
Nur Menſchen ſehen die Schwalben nicht.
Der Himmel weiß, woran's gebricht,
Daß nirgends ein Menſch ſich blicken läßt.
Sie ſind wohl ('s iſt heut' Kirchenfeſt)
Schon früh in's Haus des Herrn gegangen,
Den Tag mit Gott fromm anzufangen?
„Sieh' hin, da kommt des Hauſes Frau,“
So ſpricht die Schwalbe, „ſieh hin genau!
Gar ſehr geputzt, herein ſie tritt
Mit ſchwankem, ja demüth'gem Schritt,
Als ob ſie aus der Kirche träte,
Das Herz noch voll von dem Gebete.
Und hinter ihr der Mann. Er ſehnt
Sich wohl nach Gott?“ — Ach nein, er gähnt,
Als hätt' er dieſe ganze Nacht
Grad' nicht erbaulich durchgewacht.
So iſt's denn auch. Sie kommen beid'
Erſt jetzt vom Ball. Gleichgiltigkeit
Auf Beider Stirnen! Keinen Gruß!
Sie ſeh'n ſich nur, weil's ſo ſein muß,
Ja ſo, als ob ſie ſich nie gekannt,
Als ob nie Herz zu Herz verwandt,
Gleichgiltig nicht blos, — nein, mit Verdruß.
Sie reichen ſich nicht traulich die Hand,
Er gehet hier, ſie gehet dort,
Keins ſagt dem Andern ein freundlich Wort.
Das iſt ein traurig Leben fürwahr!
Doch, wenn da kommt der Kinder Schaar?
D'rauf wartet jetzt das Schwalbenpaar.

Lang' hat's zu warten, lang zu fliegen;
Die Kinder noch in dem Bettlein liegen,
Und als ſie endlich aufgewacht,
Kein Mutteraug' ob ihnen wacht,
Eine Bonne nur bei den Kindern ſchlief,
Und zwar recht ſorglos, feſt und tief,
Bis zum Morgen und zankt, als ſie erwacht,
Die Kinder in fremder Sprache Lauten,
D'ran ſich die Schwalben nicht ſehr erbauten.
Die Bonne hierauf im Negligée
Ruft vor allen Dingen nach Kaffee,
Er wird gebracht und eingeſchenkt,
Geſchlürft; nicht Kind noch Bonne denkt
An Gott dabei. Iſt's zum Gebet
Zu früh noch oder gar ſchon zu ſpät?
Die Dame ſchläft noch feſt und ſpricht
Im Traum von Ball und Kerzenlicht,
Von Spitzen, Atlas, Diamanten,
Von dieſen Fremden und jenen Bekannten,
Von der Muſik, von mancher Tour,
Von tauſendfält'ger Unnatur;
Die Schwalben können kein Wort verſteh'n,
Meinen: ſie ſähen die Welt ſich dreh'n.
Der Dame Gatte ſchlief nicht, dacht'
An all, was vorfiel dieſe Nacht,
An zweier Hofherrn lang Geflüſter,
Sodann, wie huldvoll der Miniſter
Am Spieltiſch ſich mit ihm und der alten
Sehr häßlichen Gräfin unterhalten;
Des Miniſters Huld wie Morgenlicht
Verklärte ſogar der Gräfin Geſicht.

Iſt dieſe Huld nicht ein ſich'res Zeichen
Von künftigen Orden oder dergleichen,
Von höh'rer Würd' am Hof, im Heer?
Gewiß: er zweifelt nicht länger mehr.
Zwar reich und adlig, wie er iſt,
Bedürft' er höh'rer Würden nimmer;
Doch gar zu mächtig lockt der Schimmer,
Der einem Ordensſtern entfließt.
So ſchwindet der Morgen, ſo wächſt der Tag,
Und mit dem elften Glockenſchlag
Verläßt der reiche Mann ſein Bette;
Die Dame macht ſchon Toilette
Und läßt mit ganz verdroſſ'nen Mienen
Von ihrer Zofe ſich bedienen;
Sie tadelt alles, nichts iſt recht,
Das Kleid hat Falten, der Kopfputz iſt ſchlecht,
Und ſtaunend hört das Schwalbenpaar
Manch Wort, das grad' nicht vornehm war.
Doch alles läßt ſich anders an,
Als hätt's ein Zauberer gethan,
So wie mit leichtem Stutzerſchritt
Der Hausfreund zu der Hausfrau tritt. —
Am prächt'gen Schreibtiſch ſitzt indeſſen
Der Gatte, der des Ordens vergeſſen,
Und ſchreibt auf duftendem Papier
Ein welſches Briefchen, reicht's dann hin
Dem Jäger, der ſchon harret: „Hier!
Und hier das Geld. Zum Juwelier
Zuerſt und dann zur Tänzerin!“
Da wird den Schwalben angſt und bang,
Zum Glücke hören ſie Geſang

Und fliegen hin, von wo er ſchallt.
Da ſitzt das Fräulein ſteif und kalt
Am Flügel, eng geſchnürt; kaum kann
Sie Athem ſchöpfen und ſoll ſingen,
So will's der braune, finſtre Mann
Dort neben ihr. O weh, was dringen
Statt vollen Klangs, ſtatt heil'ger Luſt,
Wie's Gott gefällt, aus enger Bruſt
Unſel'ge Tön', bald tief, bald fein!
Es iſt fürwahr nicht auszuhalten
Für Vögleins Ohr, dem ſich frei und rein
Zu Gottes Preis die Tön' entfalten;
Und das iſt Mode? ſchön wär's gar?
Ein Gräuel dünkt's dem Schwalbenpaar.
Wie eilig fliegt's von dieſem Ort
Zu einem andern Fenſter fort,
Setzt auf's Geſims ſich, lugt hinein
Und ſieht wohl 'was Erbaulich's? Nein!
Der Diener und die Zofe
Sie treiben's wie bei Hofe,
Vom Herren bis zur Küchenmagd
Niemand, der hier nach Sitte fragt.
Von oben fängt's Verderbniß an,
Tief unten wird es nachgethan,
Und, was das Schlimmſte iſt dabei,
Sie brüſten ſich noch mit der Narrethei,
Stolziren mit der Unnatur,
Mit Lug und Trug und Schein, und nennen
Das feine Bildung gar und kennen
Nicht Gottes einfach ew'ge Spur.
Viel ſah'n ſie noch, die guten Seelen,

Die Schwalben, was — ſtatt zu erzählen —
Am beſten zu verſchweigen bleibt;
Und, ſprächen ſie auch nach Vogelart
Nochmal ſo gern (wie's Schwätzen treibt)
Von allem, was geſehen ward,
Sie ſchämen ſich, es wieder zu ſagen,
Sie wollen nicht richten, viel weniger klagen.
Sie ſchämen ſich auch, das Weibchen zumal,
Daß ſie vom eitlen Schein verblendet,
Vom alten Neſt ſich fortgewendet,
Es bleibt doch gut, wenn noch ſo ſchmal.
Und ſagen's laut und rufen's aus:
„Es lebe die alte Nachbarſchaft!
Wir bleiben bei dem Bürgerhaus,
Zwar eng und ſchlicht, doch tugendhaft,
Nicht Lug und Trug, nicht Glanz und Schein,
Doch Fug und Recht, und treu und rein.
Gott ſegne die Bürgersleute
Für ewig, wie für heute!
Laß ihnen Tugend, Zucht und Treu',
Laß ihnen Wahrheit, heil'ge Scheu,
Und mögen ſie's den Andern laſſen,
Vornehmheit, Stolz, Schein, Lüg' und Praſſen!
Gott ſegn' euch Hütten immerdar,
Laßt uns und unſrer Kinder Schaar
In eurem Schutz, unter eurem Dach
Die engen Neſter bauen,
Laßt unſ're Kinder jeden Tag
Hier gutes Beiſpiel ſchauen!"

So ſingt das Schwalbenpaar, verläßt
Den ſtolzen Palaſt, zum alten Neſt
Zurückzukehren, doch es fliegt
Gar bald noch zum Palaſt und ſchmiegt
Sich an die Fenſter, und rufet jetzt
Den Gruß hinein zu guter Letzt:
„O hört im Sturm des Lebens
Auch uns, laßt nicht vergebens
Uns hier geweſen ſein.
Auf die ihr niederblicket,
Ja, denen ihr kaum nicket,
O ſeid, wie *ſie*, doch rein!
Was liegt denn an dem Äußern?
Geht nicht an Bürgerhäuſern
Vorüber, ſtolz und kalt.
O fühlt den inn'ren Frieden,
Er iſt auch euch beſchieden,
Wenn ihr nur *wollt*; wollt's bald!
Zu ſtolz, um euch zu ſchämen,
Laßt *den* Sieg euch nicht nehmen,
Daß man ſich euer nicht
Zu ſchämen braucht! Seid wahrer,
Dann erſt wird euch's wohl klarer,
Wie rechte Liebe ſpricht!
Ihr mögt ja all genießen,
Was Gott ließ reichlich ſprießen,
D'rum übt auch im Genuß
Das ſchönſte Recht des Reichen:
Dem Armen nicht zu weichen
In dem, was jeder muß!
Was muß denn jeder? Lieben.

Wie's Gott uns vorgeſchrieben;
Das iſt ſo einfach klar!
Sucht in euch ſelbſt das Beſte,
Durch Tugend ſchafft euch Feſte,
Und ſeid vor allem: wahr!

Das Kind.

In heller Tagespracht
Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht;
Durchduftet ſind von Würz' und Spezerei'n
Die Säle; ſtumme Sclaven ſtreu'n
Auf's Neue Weihrauch in die gold'nen Becken.
Muſik ertoſ't, hinſchwebt im leichten Tanz
Die zierliche Mänade, Wolluſt ganz,
Und ſinkt ermattend dann auf ſeid'ne Decken.

Ihr ſchwarz Gelocke fließt
Herab in üpp'gen Wellen und umſchließt
Den ſchlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glüh'nd in's Herz ſich ſchmiegt
Dem Fürſten und durchrieſelt ſeine Glieder.
Sie iſt entſchwebt. Ein Atlasvorhang rauſcht;
Entgürtet ſtehet ſie dahinter, lauſcht,
Und von den Schultern ſinkt die Hülle nieder.

Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis einſchläfernd noch ein Brautlied ſchallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und ſie,
Und Kuß um Kuß wird Melodie.

Er ſchlummert endlich ein, betäubt, befangen
Vom Liebeszauber, liegt an ihrer Bruſt wie todt.
Roſenumkränzt, der mächtige Deſpot,
Sie bleibt noch wach vor fieberndem Verlangen.

Ihr wird ſo bang', als hielt
Am Herzen ſie ein kaltes, ehrnes Bild,
So hart dünkt ihr des Fürſten ſchwellend Bett
Wie eines Sarges rauhes Brett;
Der Duft des Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
Als wie geweihten Harzes ekler Duft
Bei'm Todtenamt in lang verſchloſſ'ner Gruft,
Und wie Geruch von Katafalkes-Kerzen.

Fortſchläft er todtesſchwer,
Kein Laut, kein Säuſeln hörbar rings umher.
Sie preßt vor Grau'n ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
Vergebens! — Horch! Emporgeſchreckt
Springt ſie jetzt auf und läßt den Schläfer fahren.
Was wimmert durch die Nacht? So deutlich klang
Es, gleich als ob ein Kind in Schmerzen rang;
Sie bebt vor Froſt, deckt ſich mit ihren langen Haaren.

Ja, wie aus Kindes Mund,
Und dumpf, als ſchöll's herauf aus tiefem Grund!
„Wach' auf!“ ruft ſie; — „ein Mord, nah' am Gemach!“
Er regt ſich, halb im Schlaf, halb wach,
Und ſtammelt bleich: „„Auf! faßt den Mörder, Schergen!““
D'rauf ſie in ihn: „Hörſt wimmern Du's?“ — „„Ich hör's““ — —
„So hilf, eh's ſchon zu ſpät! Errett' es! Schwör's!
Wir ſuchen's .... nächſte Nähe muß es bergen.“

Zurück rauſcht die Gardin';
Sie nimmt die Lampe, beide eilen hin
Durch Säl' und Prunkgelaſſe, eins umfaßt
Das andre bang, — ſo fort in Haſt!
Hier war's! — — Nein dort!... Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie ſchleichen bebend fort; —
Nichts hörbar als der Wächter Loſungswort,
Nichts ſichtbar als der Partiſanen Schimmern.

Schneebleich in's Schlafgemach
Zurücke kommen ſie, und Grau'n folgt nach,
Und haucht ſie an, zupft ſie am Nachtgewand;
Los reißt ſich von der Nymphe Hand
Der Fürſt, verhüllt die Augen ſich, die Stirne.
Iſt's Grau'n? Iſt's Scham? Sie faßt ihn ſchmeichelnd an;
„Hinweg die Hand!“ ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abſcheu! fort von mir, Du Dirne!“

Und vor die Schwelle ſtößt
Er ſie, die heiße Lieb' ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewiſſen durch die nächt'ge Ruh';
An ſeine Kiſſen tritt herzu
Ein bleiches Kind mit einer Wund' im Herzen.
Ein luſt'ges Bild...... Er ſtürmt entſetzt hinaus,
Er weckt die Diener all' in ſeinem Haus:
„Licht! Licht! Anzündet Lampen, Fackeln, Kerzen!“

Und als der Morgen grau't,
Läßt er's verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geſchah in meinem Schloß heut' Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.

Wer mir den Thäter bringt, den will ich fürſtlich lohnen!"
Da ſchaart das Volk ſich, bangend ob dem Wort,
Als träfe all' ein einz'ger neuer Mord,
Wenn Frevel ſich nicht ſcheut im Fürſtenſchloß zu wohnen.

Doch wie der Fürſt auch ſchreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gau'n
Und träuft in alle Herzen Grau'n; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenſeits des Grenzſteins ſie, und eilt herbei
Zur Hauptſtadt; wer ihn ſiehet, ſenkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis iſt ein Verbannter.

Der Alte aber tritt
Zum finſtern König hin mit feſtem Schritt;
„Ich kann Dir's ſagen, Fürſt," ſo hebt er an,
„Wer dieſen Frevel hat gethan;
Du wirſt mich tödten, wenn Du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit ſprach ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim in's Vaterland,
Und Wahrheit will ich ſterbend offenbaren.

„Als ward der Grund gelegt
Zu dieſem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band, bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag empor gebracht.
Da gab ein böſer Mann den Rath, den argen:
„„Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr ſenkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das ſollt im Grund lebendig ihr einſargen!""

„Und wie er rieth, geſchah's;
Und ohne Scham und Reu' und Mitleid ſah's
Dein Ahn', o Fürſt, wie man das Kindlein hub
Hinab und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchſen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun ſteht das Schloß gefeit, kein Feind nimmt's ein.
Das Kindlein aber lebt noch unter'm Stein;
Denn Gottes Engel ſind mit ihm darinnen.

„Und ob Dein Schloß auch gleißt
Mit gold'nem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, Du haſt's gehört bei Nacht,
Wie es in ſeinen Schmerzen wacht!
Es wächſt ſo lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, ſo trotzig ſie auch ſteht,
Ein Odem Gottes iſt's, der ſie zerweht,
Und über Nacht iſt ſie in Aſch' zerſtoben.

„Das Kind, o Fürſt, das lebt
Im Grabe, wiſſe: daß es einſt begräbt
All Deine Macht und Deine Herrlichkeit,
Weil Gott, ſein Vater, es betreut.
Wann es im Wachsthum hoch genug geſchoſſen,
Wird es mit ſeinem heil'gen Scheitel dann
Durchbrechen Deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und Deinen Trotz durchſtoßen.

„Fragſt Du: wie heißt das Kind? —
Antwort giebt Dir der nächſte Frühlingswind,
Der Dich nicht fragt, ob Du ihn auch gebannt,
Ruft: „Freiheit“ iſt das Kind genannt.

Das Gotteskind, das ſchnöde Fäuſte haben
Hinabgeſenkt, lebendig, wie für todt,
Auf deſſen Haupt Du wandelſt jetzt, Deſpot!
Doch Freiheit iſt nicht todt, wenn auch begraben!"

Den Fürſten faſſet Graus;
Er bebt, und mit ihm bebt und wankt ſein Haus;
Es neiget ſich der Zinnen gold'ne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Eſtrichs glatter, ſchöngefügter Spiegel,
Zu Staub ſtürzt jeder Säule gold'ner Knauf.
Horch! ein Triumphlied ſchallt vom Grund herauf!
Geborſten iſt der Grund; es ſchmelz das Siegel.

Waiſenvater.

Den Vater geſtern, die Mutter heut'
Trugen die Männer hinaus;
Das Kind ſitzt ganz alleine
Im kahlen, öden Haus.

Die Vettern und Baſen nahmen das Geld,
Den Hausrath noch dazu.
„Nehmt auch ein armes Waislein!“
„„Ei, was kümmerſt uns Du!““

Die Vettern gingen, das Kind blieb da
Setzte ſich nieder und weint':
„So hab' ich nun gar niemand,
Der's ehrlich mit mir meint.“

Die Fenſter offen, und offen die Thür,
D'raus ſie trugen die Truh'!
Es weinte ſich müd', in Thränen
Fielen die Augen ihm zu.

Ein Wand'rer kam noch ſpät vor's Haus,
Mag weit gegangen ſein.
„Ihr lieben Leute, laßt mich
Nachts eueren Gaſt hier ſein.“

Er ging hinein; und bänglich ward's
Ihm bei der Todtenruh',
Er deckt mit ſeinem Mantel
Das Kind gar ſorglich zu.

„Schlafe, ſchlafe ruhig, mein Kind,
Schlieſſt ja in Thränen ein,
Fragteſt, wo Vater und Mutter ſind,
Warum ſie Dich laſſen allein?
Da ſteht eine Thrän' auf Deiner Wang'
Und Niemand küßt ſie Dir auf?
Vater und Mutter ſehen ſo bang
Mit ſchwerem Herzen d'rauf. —
Und wie träumſt Du ſo ſchwer:
Sie lägen, von Allen vergeſſen,
Und hätten auch Deiner vergeſſen;
O, gräm' Dich nicht ſo ſehr!
Könnte ein Vater vergeſſen?
Vergeſſe denn ich mein Kind?
Träume nicht ſo vermeſſen, —
Ich weiß, wie Väter ſind.
Du träumſt: ſie lägen tief unten,
Ein jedes im engen Schrein,
Sie aber geh'n auf bunten
Lenzau'n im lichten Schein.
Laß Deine Vettern und Baſen

Nicht denken an die unter'm Raſen,
Keinen denken an Dich!
Schlaf' ſüß bis zum hellen Morgen!
Laß fahren ihr Helfen, Dein Sorgen,
Siehe, Du haſt ja mich!"

* * *

Das Kind erwacht; verwundert ſieht's,
Wie bei ihm ſitzt der Fremde;
Reibt ſich das Aug' und ſchämt ſich ſehr
In ſeinem engen Hemde.

„Fürchte Dich nicht, Du liebes Kind,
Daß ich zu Dir gekommen.
Haſt Du kein and'res Kleid?" — „„Ach nein,
Die Vettern haben's genommen.""

„Sind Deine Vettern gar ſo ſchlimm,
So helfen Dir die Pathen!" —
„„Herr, ich hab' Niemand auf der Welt,
Der liebe Gott wird rathen.""

„Was bau'ſt Du auf den lieben Gott,
Und kannſt ihn doch nicht ſchauen?" —
„„Weiß nicht, warum? Doch habe ich
Zu ihm ein recht Vertrauen.""

„Nun wenn Du das Vertrauen haſt,
So will ich Dich ankinden,
So laß uns gehen durch die Welt,
Ob wir ein Obdach finden:

„So laſſ' uns geh'n bei Jung und Alt,
Bei Reichen und bei Armen.“ — —
„„Und nimmt mich auch kein Menſch in's Haus,
Gott wird ſich doch erbarmen.““

⁂

Es iſt ein armes Haus,
Worin der Storch ſechs Kinder gebracht,
Bei'm ſechſten hat der Vater gedacht:
„Wo ſoll denn das hinaus?“

Und wie das ſechſte kam,
Kam auch der Mann mit dem Waiſenkind;
„Ach, liebe Leut', ich bin faſt blind,
Erbarmt euch nicht mein Gram?

„Das Kind iſt brav und fromm;
Ich kann's nicht führen durch die Welt;
Bei euch — da wär's wohl gut beſtellt,
D'rum ſagt dem Kind Willkomm!“

Der arme Mann ſieht's ein.
„Wo derer ſechſe kamen,
Da mag in Gottes Namen
Auch noch das ſiebente ſein.

„Großvaterſtuhl iſt dort;
Ihr ſeid wohl müd' vom Wandern, Freund?!
Nun nehmt vorlieb, 's iſt gut gemeint....“
„„Dank ſchön, muß heut' noch fort.““

„Ein Bischen Brod und Wein,
Das werdet Ihr doch nicht verſchmäh'n?
Mein ält'ſter Bub' ſoll mit Euch geh'n ....“
„„Schön Dank! ich geh' allein.““

* * *

Was aus dem Kind geworden iſt?
Ein armer Mann, ein guter Chriſt.
Nie macht' im Lotto er Gewinnſt,
Stets war der Pflug ſein ganz Verdienſt.

Es hat ihn keine blut'ge Schlacht
Berühmt, kein Mammon reich gemacht,
Er blieb ſich treu, er blieb ſich gleich; —
Er glaubt' an Gott, — war er nicht reich?

Und als er endlich ſterben mußt',
Da pries er Gott aus voller Bruſt.
„Ich hab' als Kind ihm einſt vertraut,
Ich hab' mein' Tag nicht ſchlecht gebaut!“

Ein Bettler.

Ein Bettler ſteht vor'm Thor des Domes,
Wo ſchwellend ſich des Menſchenſtromes
Gewoge bricht; er ſtreckt die Hand,
Der blinde, Jeglichem entgegen,
Als höb' er ſie zu Gruß und Segen
Und habe jeden gut erkannt;
Ja, wie des Hauſes Herr die Gäſte,
Die er geladen zu dem Feſte,
Froh, wenn die Menge dicht ſich drängt,
An ſeiner Schwelle all' empfängt.
Und vorgebeugt an ſeinem Stabe
Erfleht er ſich die milde Gabe,
Mit dieſem Gruß: „Denkt ihr noch d'ran,
Was der ſprach, den ihr heute preiſet?
„„Was dem Geringſten ihr erweiſet,““ —
(Sprach er) — „„das habt ihr mir gethan!““
Der freien Gottesliebe Worte,
Verſteht ſie an des Tempels Pforte
Kein Ohr mehr? ſind ſie leerer Schall,
Und wird kein Herz ihr Wiederhall?
So mancher, der in ſchweren Truhen

Des Armen Zinſen fleißig ſcharrt,
Und doch bei Nacht, wenn Bettler ruhen,
Im Joch der Sorgen keuchend karrt,
Geht kalt vorüber an dem Blinden,
Wie ſelber blind und taub dazu,
Und hofft, vielleicht im Dom zu finden
Des Herzens längſtverlorne Ruh'.
Doch mancher auch kommt hergegangen
Mit Weib und Kind, zwar arm und bleich,
Den macht kein glückliches Empfangen
So froh wie Geben, und ſo reich!
Sechs Tag' lang plagt er früh und ſpät
Sich ab im Schweiß des Angeſichtes,
Und labt ſich Sonntags im Gebet,
Am Born des Troſtes und des Lichtes,
Und bringt die Kinder auch herbei,
Daß Gottes Wort ihr Feſtmahl ſei.
Da fragt den armen Mann ſein Kind
Voll Mitleid: „Gelt, der iſt wohl blind?“
Der Bettler hört's, und ſpricht: „Ich ſehe,
Mit Herzensaugen ſeh' ich hell,
Und, wer auch hier vorübergehe,
Und, was er ſpendet, kenn' ich ſchnell.
Ja beſſer ſeh' ich als die Andern,
Die off'nen Aug's vorüberwandern;
Des Königs Schatz, wie ſchön er blinket,
In gold'nen Sälen ausgeſtreut, —
Sein ganzer voller Werth verſinket
Vor'm Heller, den die Liebe beut.“ —
Und wieder drängt er in die Mitte
Der Gläubigen ſich mit der Bitte:

„Was der Geringſten Einem ihr
Erweiſ't, ſprach Er, das thut ihr mir!“ —
Zwei Männer nah'n. Er ſtreckt nach beiden
Die Hände aus; jetzt ſeh'n ſie ſich;
Zwei Brüder ſind's, die lang ſich meiden,
Weil längſt die Lieb' von ihnen wich;
Des Vaters Blut in Beider Adern!
Und um des Vaters Erbe hadern
Sie wuthentbrannt, und keiner denkt
Daß ſie im Streiten und im Neiden
Das reichſte Erbtheil toll vergeuden,
Die Lieb', an beide gleich verſchenkt!
„O gebt,“ ſo fleht der Bettler leiſe,
„Gebt mir nicht Geld, gebt euren Haß!
Ich ſchenk' ihn einer Königswaiſe,
Die lang' im Schooß des Schmeichlers ſaß.
Gebt nur, o gebt mir eure Hände!“ ....
Doch jeder lacht ihn aus und geht,
Das Herz voll Ingrimms ohne Ende,
In's Haus des Herren — zum Gebet!
Und leiſe klaget ihnen nach
Der blinde Mann; da naht der Vierte
'ne holde Jungfrau und ihr nach
Eilt, ſcheulos vor dem heil'gen Orte,
Ein Wüſtling, der manch Blümlein brach,
Des Auges Flammen halb erbleichen.
Die Jungfrau ſucht im Liederbuch
Nach dem verlegten Armenzeichen,
Sie ſucht und blättert, ... Zeit genug
Für den Verderber; näher ſchleicht
Er jetzt, nun hat er ſie erreicht.

Um ſeine fahlen Lippen kreiſ't
Ein Lächeln, wie ein böſer Geiſt,
Die Stirne röthet flücht'ge Glut.
Da legt das Mädchen in den Hut
Des Bettlers ihren Groſchen, leiſ'
Aufſeufzend um den armen Greis.
Der aber, rüſtig und gewandt,
Erfaßt des Wüſtlings feuchte Hand
Und hält ſie in der ſeinen feſt
Und ſpricht dazu: „Trag' nicht die Peſt
In's Haus des Herrn; ſiehſt Du das Schwert
Nicht auf der Schwell', Dir zugekehrt?
Der Engel hält's, der Tag und Nacht
Die Lilien auf dem Feld' bewacht!
Schau' auf! ein Tropfen Thau hängt d'ran,
Ein Tropfen Gnad', verlorner Mann,
'ne Thrän', geweint im Todesſchmerz,
Als Du zerbrachſt das treu'ſte Herz!“
Da zuckt der Wüſtling, grauſig flirrt's
Vor'm Aug' ihm, wie ein Richtſchwert klirrt's
Ihm um die Ohren, er hört 'ne Stimm',
So ſüß, ſo hold, und doch wie Grimm;
Betäubt und ſinnlos will er fort,
Die Glocke, die das Feſt verkündet,
Mit ſeinem Gewiſſen heimlich verbündet,
Sie hallt in's Herz ihm: „Unſchuldsmord!“ —
Der blinde Bettler läßt ihn fahren,
Und wie er durch's Gewühl ſich drängt,
Da kommt ein Herr mit grauen Haaren,
Die Bruſt mit Orden vollbehängt;
„Schenk' mir,“ raunt dem der Bettler zu,

Schenk' als Almoſen mir die Ruh'
Der Wittwe, die Du willſt beſtehlen;
Dem Blinden glaubſt Du's zu verhehlen,
Doch ſeh' ich wohl, wie ſchwer Dein Herz,
Bedrückt von Deiner Orden Wucht,
Gott ſelbſt belügend, himmelwärts
Um Ruhe ſtöhnt und Rettung ſucht.
Ich ſeh' das Blut auf Deinen Kreuzen,
Die Thränen all' auf jedem Stern;
Und willſt mit Deiner Schuld noch geizen,
Und wagſt Dich doch in's Haus des Herrn?"
Doch ungerührt vorüberwandelt
Der ſtolze Mann und ſucht ſein Heil;
Hat er das Recht ſo oft verhandelt,
Hält Gott ihm wohl die Gnad' auch feil?
Und lauter läßt die Stimm' erſchallen
Der Bettler zu dem Volk ringsher:
„Ihr ſuchet Gott in Tempelhallen,
Und kennt ihn unter euch nicht mehr?
Warum aus ſeinem liebſten Hauſe
Vertreibt ihr ihn, zu eig'ner Pein,
Aus eurer Herzen ſtiller Klauſe?
O ſchließt ſie auf, und laßt ihn ein!
In Menſchenhülle ſtieg er nieder
Und freute ſich zu ſein, wie ihr,
Und rief euch zu: „„Liebt euch als Brüder,
Und ſo als Kinder kommt zu mir!““
Die Kinder hat er ja verſammelt,
„„Der Kinder,““ ſprach er, „„iſt mein Reich;““
Noch heute, wenn ein Kindlein ſtammelt,
Spricht er d'raus deutlich: Seid ihm gleich!“ —

Umſonſt des Blinden Ruf! Nicht höret
Das Volk darauf, es ſtrömet fort
Zum Dom hinein und horcht bethöret
Dem kalten, todten Prieſterwort.
Schwer ſeufzt er auf und ſtrebt von hinnen;
Ein Krüppel höhnt ihn neidiſch aus,
Gewohnt, am Feſttag zu gewinnen
Almoſen vor dem Gotteshaus.
„Haſt den Verdienſt mir unberufen
Geſchmälert, blinder Pfuſcher, heut'.
Fort! Mein ſind dieſe Marmorſtufen,
Mach' fort, bevor es Dich noch reut!"
Und drohend ſchwingt er ſeine Krücke; —
Ein Tauber, der daneben kniet,
Hebt zu dem Blinden fromm die Blicke,
Als horcht' er auf ein Oſterlied.

Atlantis.

I.

„Geliebtes Weib! was einer kann ertragen,
Bis zu dem Punkt, wo uns das Joch erdrückt,
Ich, ich ertrug's; mag mancher mich verklagen,
Der ſelbſt bei Tag Geſpenſter nur erblickt!
Er kann fürwahr von mir nichts Schlimm'res ſagen,
Als: daß ich nie vor Mächt'gen mich gebückt,
Und nie das Haupt entblößte vor Lakaien, —
Ich ſchrieb nur, ohne Namen, vom Befreien!

„Geliebtes Weib, — was einer kann verklemmen
In's unerſtürmte, feſte Schloß der Bruſt, —
Du weißt: ich barg's! — Auch Männerthränen hemmen, —
Ich hab's gekonnt, denn — ach! — ich hab's — gemußt!
Noch mehr vermocht' ich: — Mich entgegenſtemmen
Dem mächt'gen Drang in meiner eig'nen Bruſt, —
Und ſo im harten Kampf mit dem Gewiſſen,
Schlafloſe Nächte lang näßt' ich das Kiſſen.

„Ach, keine That! O Weib, — um Deiner willen! —
Fühlſt Du's auch ganz? — Ein Leben ohne That! —
Du fühlſt's! So muß der Strom im Sand verquillen,
Statt daß er ſegnend tränkt die matte Saat?
So lebt' ich jammervoll, und lang im Stillen
Hing ich an Sehnſucht. Doch nun endlich naht
Erfüllung, die uns bald die Anker lichtet
Und ſtark das Steuer uns gen Weſten richtet.

„Die keuſchen Wimpel weh'n uns ſchon entgegen,
Wie weiße Schleier einer holden Braut,
Es wird gewiegt von ſanften Wellenſchlägen
Im Hafen, bis der nächſte Morgen graut;
Des Schiffes Name ſchon verheißet Segen,
Die „„Hoffnung““ heißt es ja! Gott ſelbſt vertraut
Ihm unſer neues ſchön'res Leben an
Und bahnt der Hoffnung ſeinen Ocean.

„Weib, nach Amerika ſoll es uns bringen,
Nach jenem Land, wo keine Kette klirrt,
Wo Vögel hoch in Lüften Freiheit ſingen
Und keines Schranzen Hauch dazwiſchen ſchwirrt,
Wo Treu' und Eintracht einzig Bande ſchlingen,
Nicht Gunſt die Treu', nicht Gold die Eintracht kirrt.
Wo redlich darf die Lippe Wahrheit ſprechen,
Wo Freiheit Zierde noch und kein Verbrechen.

„D'rum fort noch heut'! den Hafen zu gewinnen,
Geliebtes Weib! — Nimm nichts mit als das Kind!
Nicht alten Hausrath ſchleppen wir von hinnen
Zur neuen Welt. Ach, fort! Nur fort geſchwind!

Ich bleib' noch einen kurzen Tag hier innen,
Indeß Du ſchon erwarteſt günſt'gen Wind.
Ihr fort zuerſt! Sonſt lähmet mich das Bangen,
Bald komm' ich ſelbſt euch eilig nachgegangen!

„Leb wohl, geliebtes Weib! — nein, nicht für immer!
Bald hinter mir auch liegt das Vaterland.
Noch einmal, ſüßer Knabe, und dann nimmer —
Noch einmal ſchau', wo Deine Wiege ſtand!
Lebt wohl! lebt wohl! des dritten Morgens Schimmer
Begrüßt vereint uns an des Weltmeers Strand,
Das fort uns trägt mit unſrer leichten Habe.
Leb wohl, mein Weib, leb wohl, mein ſüßer Knabe!“

Er wendet ſich. Er kann ſie noch nicht laſſen!
Noch einen Kuß! — Nur dieſen letzten noch!
Noch einmal muß er Weib und Kind umfaſſen;
Wie bang?! Der dritte Tag vereint ſie doch!
So ſchwer das Herz?! — Es kann ſo leicht doch haſſen!
Wie? oder gäb' 's nur ungern auf ein Joch?
Beweinſt Du's im Voraus ſchon als Verlornes?
Schmerzt ſchon im Scheiden Heimweh, — neugebornes? —

Die Stunde ſchlägt. Dumpf rollet jetzt der Wagen
Fort durch der Straßen nächtig Labyrinth.
Nachſchleicht der Vater; — ob ſie eilig jagen?
Sie ſind am Thor; — man hält, man fragt, — man ſinnt!
„Wenn Wachen dort, Verdächt'ges ahnend, — fragen? —
Sind ſie vor Tag im Sichern, Weib und Kind?
Gelobt ſei Gott! Jetzt ſind ſie aus den Mauern!
Vor Häſchern ſicher, die geſchäftig lauern.“

Er ſchleicht nach Hauſ'; er ſitzt in ſeinem Stübchen,
Wo er ſo oft in trauten Stunden ſaß,
Küſſend ſein Weib, herzend ſein einzig Bübchen,
Der Heimath Leid, der Brüder faſt vergaß.
Daſſelb' iſt's und doch jetzt ein and'res Stübchen;
Breit an die leere Wand ſtreckt ſich der Haß
Und gähnt ihn an, und in den öden Ecken
Des Zimmers ſpielt die Wehmuth jetzt Verſtecken.

Wie zögert dieſe Nacht! Sie ſchleicht, wie ſchwanger
Mit Treubruch, Meineid, Diebſtahl oder Mord;
Die Decke ſenkt ſich, — bang, ach, immer banger
Flattert der Geiſt ihm aus der Kammer fort;
Ein Fiebertraum jagt ihn auf öde Anger,
Weit, unabſehbar, wüſtenbraun, verdorrt.
Doch fern am Saum wird's hell wie blaue Stellen:
Ein Punkt! — Ein Schiff! — Dort fliegt's auf leichten Wellen.

Und endlich Dämm'rung! Endlich friſcher Morgen,
Der froh durchhellt das leere öde Haus;
Sein Athem bläſt des Vaters nächt'ge Sorgen
Wie alten Staub zum Fenſter all hinaus.
„Sind Weib und Kind doch ſicher jetzt geborgen,
Schon ſpannt die Hoffnung ihre Segel aus;
Bald ſegl' ich ſelber.“ — Horch! Drei Schläg' am Thor!
Das Haus umſtellt! — Die Sbirren ſteh'n davor.

„„Durchſucht das Haus! Der Frevler muß zu finden,
Muß der Gerechtigkeit ein Opfer ſein!““
Hier bin ich! — Wie? — Weh' mir! — Ihr wollt mich binden?!
Frei war mein Mund, doch bleibt die Hand mir rein.“ —

„„Die Hand, die dieſes ſchrieb? Euch wär' — Erblinden
Wohl beſſer jetzt, als Seh'n! Geſteht nur ein:
Ihr ſchriebt dies Buch!"" — Nicht läugn' ich, was ich that;
Die Wahrheit deckt' ich auf!" — „„'s iſt Hochverrath!""

„„Die Schlüſſel her!"" — „Nehmt, was ihr finden könnet!
Das Beſte, Häſcher, findet ihr doch nicht!
Denn Einer iſt, der euch nicht alles gönnet,
Der Unſchuld Anwalt, — Gott! — Fort zum Gericht!
Sich zeigen wird's, daß ihr nicht binden könnet
Den ew'gen Geiſt, der jedem deutlich ſpricht.
O fordert nicht vor eure blut'gen Schranken
Den Erſtgebor'nen Gottes, — den Gedanken!" —

„„Und giebt's für dieſen keine feſten Wände,
So giebt's für Euch ein ſich'res Kämmerlein,
Und Eiſen für des Hochverräthers Hände;
Wer trug Euch's auf, des Volks Anwalt zu ſein?
Fort! —"" „O vergönnt, daß einen Blick ich ſende
Zur Sonne noch und Grüße hinterdrein,
Die, wenn ſie niederſinkt im freien Weſten,
Sie bringe ſeinen vaterloſen Gäſten." —

II.

In Eiſen-Angeln knarrt die ſchwere Pforte;
Wie gähnt's herauf vom tiefen feuchten Thurm!
An dieſen Wänden ſcheitern alle Worte,
An dieſen Blöcken ſcheitert jeder Sturm.

Man baut' ihn einſt wohl über einem Horte
Zum Schutz vor Dieben gar ſo feſt den Thurm?!
Auch heute wird ein Hort darein vergraben
Von Weib und Kind, — die keinen zweiten haben!

„Wann führt ihr mich hinauf vor meine Richter,
Auf daß ich ehrlich Red' und Antwort ſteh'?
O thut es bald! Weh, dicht und immer dichter
Umeiſ't die Bruſt mir jetzt ſchon Kettenweh.“ —
„„Schon jetzt? Geduld! Dein Wohnhaus wird nicht lichter
Mehr als ein Grab ſein! Sag' der Sonn': Ade!
Sie kommt und geht; — Du aber wirſt hier bleiben,
Bis dieſe Quadern Roſenknoſpen treiben!““

„Verurtheilt, ungehört? — Iſt dies die Hölle? —
Wie? Thränen? — Aug', erblinde mir vor Scham!
O daß ſtatt Thränen aus dem Aug' mir quölle
Das Leben ſelbſt, nur unterthan dem Gram!
Hält dieſer Thurm noch feſt? — Horch, kein Gerölle
Des Mörtels noch? Gewiß, Gott thut's! Er nahm
Schon leiſe Stein für Stein und ſprengt die Fuge
Und hebt ſein Kind heraus zum freien Fluge!“

Das Schloß fällt zu. Die ſchweren Riegel knarren.
Er liegt — allein — auf faulem Stroh und ruft:
„O wären wir der Hoffnung kind'ſche Narren?
Und lohnt die Wahrheit uns mit einer Gruft?
Läßt ſich die Wand mit Fingern nicht durchſcharren?
O, das iſt Wahnſinn, der mir naht! Luft! Luft!
Ich hoffe doch — durch muß der Nothruf ſchallen:
Unſchuld liegt hier, liegt — ungehört, — verfallen!

„Hörſt Du den Ruf, Vater der Liebe droben,
Der Freiheitsdrang dem Würmlein ſelber gab?
Schallt Freiheit, ſüßer Oſterklang, nur eben?
Küßt er auf Erden liebend nur das Grab?
Hat ſie auf Schwingen keinen noch enthoben?
Ach, ſtützt ſie keinen treuer als ſein Stab? —
Verurtheilt, Gott! der Du uns frei erſchufſt,
Aus tauſend Stimmen: Freiheit, Freiheit! — rufſt!!

„Und iſt die Wahrheit hier nur ein Verbrechen,
Warum, o Gott, entflammteſt Du den Drang?
Und darf der Menſch das, was er glaubt, nicht ſprechen,
Warum dann ward ihm Zunge, Bruſt und Klang?
Am Jäger darf das Wild die Freiheit rächen,
Der Freiheit tönt der Lerche Morgenſang.
Sein Recht an's Licht kann jedes Weſen fodern,
Und ich — ſoll langſam tief in Nacht vermodern!?

„O Gott! ſiehſt Du herein durch dieſe Wände?
Siehſt Du herab in dieſes Grabes Schlund?
Siehſt Du, Allſicht'ger, dieſes Jammers Ende?
Fluchſt Du, Allgüt'ger, Deinem eig'nen Bund?
Allmächt'ger, ſind erlahmt ſchon Deine Hände?
Allhörender, iſt ſchon verdorrt mein Mund? —
Nein! Gott und Vater, tief in Nacht und Grauen
Will ich auf Dich doch bis zum Tod vertrauen!

„Nein, Du, mein Vater, wirſt mich nicht verlaſſen,
Wirſt meiner Waiſe treuer Vater ſein!
Du wirſt ſie führen auf des Weltmeers Straßen
Und in des Weſten freies Land hinein,

Du bleibſt treu-liebend ja, wenn Alle haſſen,
Du wirſt auch ob den Meinen — Morgenſchein
Und nächtlich Deinen Sternenmantel breiten; —
Frei nach Amerika wirſt Du ſie leiten!“

Ermattet ſinkt er auf's zerwühlte Lager; —
Und Ohnmacht drückt ihm feſt die Augen zu,
Es laſten auf ihm, knöchern-ſchwer und hager
Herz-ſaugende Träum', und ſtören ſeine Ruh';
Auffährt er ſtöhnend, nicht verzweifeln mag er,
Und, kämpft auch rieſ'ger Zweifel immerzu,
Er hofft auf Den, der All' betreut, in Demuth.
Da ſchmilzt ihm Schmerz in Sehnſucht, Grimm in Wehmuth.

„Ach“, ſeufzt er, „riſſe ein Orkan gewaltig
Mit Rieſenfauſt den alten Thurm entzwei!
Ach, flatterte ein Zaubermantel faltig!
Ach, flög' ein Adler, rettend, mir herbei!
Hätt' ich die Kraft, zu werden neugeſtaltig,
Dann, ſelbſt ein Vöglein, flög' ich, wieder frei,
Und flöge hin, wo meine Lieben zogen,
Hoch ob des Weltmeers jungfräulichen Wogen!

„In jenes Land, wo keine Späher lauern,
In der Atlantis nie verjochtes Reich,
Wo Fried' und Eintracht feſter ſteh'n als Mauern,
Wo Menſch dem Menſchen nur iſt nah und gleich,
Wo Männer vor Despotenmacht nicht ſchauern,
Wo Alter nur, nicht Sklaverei macht bleich, —
Sel'ge Atlantis! Könnt' ich Dich gewinnen! —
Mein Weib! Mein Kind! — Zu Euch! — Dort! Dort! — —
Von hinnen!“ — — —

Da ſchenkt der Herr in's Aug' ihm eine Thräne
Und auf die Stirn' — des Traumes Friedenskuß.
Er ſchaut, er zweifelt, ob er ſchau', ob wähne,
Ob ihm die Kette noch umeiſ't den Fuß.
Eins fühlt er nur, daß er ſich hoffend ſehne
Nach Weib und Kind, nach einem Wiedergruß!
Dann ſinkt erkaltend an die kalten Steine
Das müde, das verſehnte Haupt, — das reine!

III.

Wie? iſt's ein Traum? Gräßlich, in Kerkerräumen
Erwachen müſſen nach ſo holdem Traum! —
Ein Traum? — Nein! Nein! Zu wahr iſt's für ein Träumen.
Und hat für Wunder dieſe Welt denn Raum?
Doch iſt's ja, iſt! — Hier — friſche Roſen keimen
Aus feuchter Wand, — wie unter'm Blütenbaum.
„Darf ich ſie faſſen? Dieſe? Jene? Welche?
Duft! Farbe! Schimmer! Sonnenglanz im Kelche!

„Mai rings um mich! Mai wieder in der Seele!
Und Morgenroth in tiefer Kerkernacht.
Horch! — Freiheitsklang — aus einer Lerche Kehle!
Und Himmel über'm Haupt! — Der Thurm entdacht!
Frei? wirklich frei, gefang'ne Philomele?
So hauſt' ich nur als Bergmann hier im Schacht?
Wahnſinnig war ich! — Rings, o gold'ne Klarheit!
Ich ſchau', ich bin ja, fühl's ja: Wahrheit! Wahrheit!

„O ſelige Atlantis! — hier die blauen,
Die freien Wellen locken mich zum Strand.
Dort iſt ein Punkt, ein Segel dort zu ſchauen.
Ihm nach! O ſchwinde nicht im duft'gen Rand! —
Gott! Gott! Du lebſt! Auf Dich iſt gut vertrauen! —
Die Ketten ſpringen, fallen von der Hand! —
Mein Puls — Dein Pſalm, — mein Hauch — Triumphgeſchrei!
Es iſt kein Traum, o Vater! ich bin frei! — — —“

Er fliegt zum Strand; da wiegt ſich eine Barke.
Es ſitzt am Bord ein milder Steuermann.
„Lebwohl, lebwohl, Du meiner Heimath Marke!
O Schiffer! rudre, was Dein Arm nur kann,
Und zahlen will ich Dir, wenn Deine ſtarke,
Gewalt'ge Hand bezwingt den Ocean, —
Dir zahlen? — Ach Nichts hab' ich als dies Herz,
Ein reicher Bettler! Steure heimathwärts!

„Ja, heimathwärts! denn nur, wo meine Lieben,
Nur dort, ſo fühl' ich, iſt mein Vaterland.
Dort iſt auch mir ein Königreich geblieben,
Das keines Seglers gier'ger Blick noch fand;
Als Inſel ſchwimmend wird's umhergetrieben,
Daß unberührt es bleib' von fremder Hand.
Schifften wir ſtatt in Barken, ſelbſt in Särgen, —
Ich hoffte doch! — Sieh hin nach blauen Bergen!

„Sieh, Fährmann, wie die Gipfel ſich erheben!
Den höchſten dort krönt neues Morgenroth.
Freiheit wird ſonnig ſchirmend d'rüber ſchweben
Und predigen vom guten, treuen Gott!

Treu' iſt in Gott, und in der Treu' iſt Leben,
Wer treu ihm glaubt, wird Menſchen nicht zum Spott.
Ich hoff'! D'rum ſterbend könnt' ich freudig weinen,
Der Vater bringt den Vater zu den Seinen!“

Da läßt der Steuermann das Ruder ſinken
Und blickt in Wonne auf den Sel'gen hin.
„„Du haſt gehofft, — Erfüllung ſiehſt Du winken,““
So ſpricht er, „„Tod bringt Dich zum Leben hin.
Sieh meine Sterne, die dort ewig blinken,
Die Sonne ſieh, der Erde Prieſterin,
Sie wiſſen, was dem Menſchen ich beſchworen!
Und, that ich's, gäb' ich einen je verloren?

„„Du haſt gehofft! Du haſt Dich nicht betrogen,
Sollſt die Atlantis, als ihr Bürger, ſchau'n;
Du warfſt Dich gläubig in des Weltmeers Wogen,
In's Schiff des Todes ſtiegſt Du ohne Grau'n.
Schon nah und näher kommen wir gezogen
Zur neuen Welt! — Sie wird Dich friſch umblau'n.
Ließ ich im Tod denn je ein Aug' erblinden,
Als daß ihr Freiheit ſollt und Liebe wieder finden!?““

Da ſchmiegt an's Herz des Herrn, an's ewig-treue,
Der ſehnſuchtbleiche Neuerſtand'ne ſich.
Goldfunken rings aus dunkler Meeres-Bläue!
Dort — Flammenpforten, rieſig, königlich!
„„Eingehe jetzt, der Neugeborne, freie,
Kein Strahl verſengt, warmkuſſig haucht's um Dich.
Geh' ein in's Reich, wo ſchlanke Flammenblüten
Die Schwelle Deiner neuen Welt behüten!““

Erreicht! Hoch ragen tauſend Rieſenpalmen,
Grün-gold'ner Säulen unermeſſ'ner Wald,
Thauperlen zittern auf gebog'nen Halmen,
Dankthränen wohl? Lauttönend mannigfalt
Auf Sonnenpfeilen fliegen Liebespſalmen,
Und hell von Freiheit iſt das Land durchſchallt!
Der Hauch des Herrn iſt's, ſeiner Macht Verkünder!
Er aber ſteht in Mitten ſeiner Kinder.

„Mein Weib! Mein Kind! Ihr ſeid's, an meinem Herzen!
Und kein Tyrann, kein Häſcher trennt uns mehr!
Geſegnet alte Welt mit Deinen Schmerzen,
Geſegnet Trennung, warſt Du noch ſo ſchwer;
Durch Dich ja wird ſo ſüßer, Herz in Herzen,
Das Wiederſeh'n, und heil'ger immer mehr!
Freiheiſt iſt Treu'! das Leben nichts als Sehnen!“ —
Da weint der Herr im Stillen Freudethränen.

II.

Oſtern.

I.

Was für ein Haus? So ſtattlich, menſchenreich?
Iſt's Tempel einer friedlichen Gemeinde,
Die, von dem Staat nicht anerkannt, hier ſcheu
Im Stillen ihren eig'nen Kultus übt?
Wie? oder iſt's ein Haus der ſchnöden Luſt,
Der Sünden Höhl', vor deren Eingang lockend
Der Pickelhäring ſeine Trommel ſchlägt,
Indeſſen d'rinnen, wie ein Hund, Verzweiflung
An Knochen nagt, und Reue tief im Grund
Der Höhle auf dem Anſtand ſitzt, das Wild:
Gewiſſen, nicht zu tödten — zu verwunden.
Iſt's ein Palaſt? Mich dünkt: dumpf hört' ich's brauſen
Durch der Lakai'n Geſchwärm, — des Königs Wort.
Nein, Ketten hört' ich raſſeln! Iſt's ein Kerker?
Entſetzlich Haus, wo Ketten klirren! — Ketten

Für wen? Wer iſt gefangen? Ach für den,
Der hier gefangen, giebt es keine Ketten,
Die raſſeln. Die nicht klirren und doch lähmen,
Die unſichtbaren Ketten ſind die engſten;
Denn der ſie trägt, der Arme dünkt ſich frei,
Und ihn zermalmt das Uebermaß der Freiheit,
Die er ſich träumt! — Das Edelſte und Höchſte,
O Menſch, was Dein, — das Unbegreifliche,
Das alles faßt und ſich zu eigen macht,
Gott und die Welt, — der unumſchränkte König
Verſtand, dem alles dienſtbar, was da iſt,
Weil er's aus ſich, für ſich erſchaffen kann,
Der Sternebahnen mißt, der dem Orion
Nachweiſt: ſo mußt Du geh'n und anders nicht,
Der jeden Urſtoff der Natur zerlegt
Und neu mit anderen verbindet, Gott
Nachwirkend, — dieſer Schöpfer, König, dieſer
Forſchende Unerforſchliche, Verſtand, —
Hier liegt er wie ein ſchlechtgezähmtes Raubthier,
Das jeden Augenblick den ſchlauen Wärter,
Der es gebändigt, zu zerreißen droht,
Wie jene Schlange, die dem ind'ſchen Gaukler
Gehorcht, und, wenn er unbewacht, ihn würgt.
O Herz, Du biſt's, das ſolcher Zauberkünſte
Gewaltig iſt, das leuchtende Juwel
Zu trüben, jenes Aug', das immer wacht,
Mit Träumen zu umfloren, die nie enden.
Und Herz, wodurch? Durch ſolch 'ne Buhlerin
Wie Phantaſie, die eines Kindes Unſchuld,
Die eines Engels Züge annimmt, Weſenloſes
In jedem Schein der Wahrheit darzuſtellen.

Und jegliches Gefühl, in voller Reihe,
Von Hoffnung, hell wie Morgenſonnenglut,
Bis zu dem Weh, das Nacht iſt ohne Sterne,
Ein jegliches Gefühl muß, arg mißbraucht,
Den königlichen Herrn entmannen helfen!
So ſitzt er hier, — der Kerker ſein Palaſt,
Empörte Diener ſeine Kerkermeiſter,
Wie jener Rieſe Simſon, den ein Weib
Verrieth, und — an Philiſter! Sitzt geblendet;
Und dennoch zuckt es oft wie Wetterleuchten
Durch ſeine öde Nacht. Da fährt er auf,
Greift nach dem Scheitel, der die Krone trug,
Und faßt ingrimmig nach des Kerkers Säulen. —
Was Kerker, was Palaſt! Die Menſchen nennen
Dies Haus — ein Irrenhaus. Es iſt ein Grab, —
Das fürchterlichſte Grab, ſo groß und weit,
Worin die Todten als Lebend'ge wandeln,
Seh'n, Schmerz und Luſt empfinden, jed' Gemeingut
Der Thierheit, — und die Sprache ſelbſt, das Siegel
Der Menſchheit, hängt verfälſcht, an jener Bulle,
Die Lebendtodte von der Menſchheit ausſchließt. —

Charfreitag iſt's, der große Todestag,
An welchem einſt die Sonne ſelbſt erblaßte,
Da ſie den Göttlichen am Kreuze ſah,
Ihn, der ſein Herz der Menſchheit hingegeben,
Von ihr, im blinden, grauſenhaften Wahnſinn
Verrathen, und, was ſchlimmer noch, — verhöhnt!
Die Erde zitterte, wie eines Mörders
Blutrother Arm, — das Kreuz und Ihn zu tragen!
Doch unter'm Kreuze würfelten die Knechte, —

Menſchheit, Dein Bild! — um ihres Königs Kleid!
Wohl mußten, da der Gott das Menſchlichſte
Vollbracht, die Todten aus den Gräbern ſchreiten,
Anbetend und den Lebenden zurufen:
„Die Lieb' iſt ewig und der Tod ein Wahn."
Wohl war des Tempels Vorhang da zerriſſen,
Doch ſchwer hielt Jahrhundertlang die Binde
Vor'm Aug' der Menſchen, daß ſie Ihn verkennen,
Ihn, deſſen Weſen Licht und Liebe iſt.

Charfreitag! Todestag! In Flören birgt
Sich der Altäre Prunk. Die Glocken ſchweigen,
Der Tod verſchlingt die Zeit. Was Leben hat
Und denken kann den Tod, denkt jener Stunde,
In der die Pulſe ſtocken und die Lippe
Des Redners ſtumm iſt wie ſein Marmorbild,
In der des Weiſen Geiſt durch einen Hauch
Sich mit der Luft vermählt, die ihn entführet,
In der, wie ſich die Wimper ſenkt, die oft
Der junge Tag ſo hoffnungsreich erſchloß,
Nun eine Nacht iſt, länger als ſonſt Schlaf,
Ein Schlaf, der Nächt' und Tage überdauert.
Entſetzlicher Gedanke: Tod! — Zu ſein,
Um einſt, wenn jener Stunde Zeiger aushebt,
Nichts mehr zu ſein! Gedanke, der das Leben
Zum bloßen Anbeginn des Sterbens macht!
Nur die Natur ſcherzt hold darüber weg,
Die dürren Bäume treiben friſche Keime,
Die Gräſer wachſen unter'm ſtarren Eiſe,
Schneebedeckte Quellen macht die Sonn' lebendig,
Im Schooß der Steine ſelbſt wirkt fort und fort

Geheimnißvoll die Zeugung der Metalle; —
O Du o Menſch, ihr Väter und ihr Brüder,
O Du mein Weib, o Du mein Kind, ihr wachet
Vom Winterſchlaf nicht auf; ihr fühlt die Wärme
Der Frühlingsſonne nicht, die Jahr für Jahr
Nur unſerm Schmerze neue Keime weckt!

Charfreitag iſt's im Irrenhaus! Es wird
In dieſem Grab das Feſt des Tods begangen
Von jenen Wen'gen, welche wie ein karger
Reſt von Matroſen ein geſtrandet Schiff
Sorgſam und hoffend durch den Ocean lenken;
Mit ſchwarzem Tuch iſt die Kapell' umhangen,
Der Altar ſeines Schmucks entkleidet, Kerzen
Sind aufgeſteckt am heil'gen Grabe, wo
Des Heilands Kreuzesbild am Boden liegt,
Und leiſe ſpricht der Geiſtliche Gebete. —
An dieſem Tage tritt in's Irrenhaus
Ein Prieſter, freundlich ernſten Angeſichts.
Aus fernem Land wohl kommt er; niemand kennt ihn,
Nicht der Kaplan, noch der Verwalter, noch
Der Arzt, noch all' die Wärter. Tief-beſorgt,
Von einem Kranken zu dem andern wandelt
Der fremde Geiſtliche. In jede Zelle
Verlangt er Zutritt, und erhält ihn auch,
Denn ſeines Weſens Mild' und Klarheit bürgen:
Er bringt den Armen — wenn auch Heilung nicht,
Doch ſicher Troſt und Linderung im Leid.
So ohne Zeugen unterhält ſich denn
Der fremde Geiſtliche mit jeglichem
Bewohner einer Zelle. Wie bringt

In des Gefangnen Nacht, der faſt verſchmachtet,
Plötzlich ein Sonnenſtrahl, der mehr ihn labt
Als ird'ſche Koſt, die man ihm vorenthielt.
So klingt in's Grab des Todten, deſſen Lieben
Lang ferne waren und nun wiederkamen,
Der erſte Gruß aus treuer Bruſt hinab!

⁂

Erſte Zelle.

Maria (flicht ihr Haar).

Horch! War er's? Nein!
Ach, wie bin ich erſchrocken! —
Trät' er urplötzlich zu mir herein,
Stattlich und herzensfroh,
Mich abzuholen, und ſähe mich ſo,
Noch nicht bräutlich geſchmückt, die böſen Locken
Verwirrt, — was müßt' er denken!
Als wollt' ich ihn kränken
Durch mein Zögern am Hochzeittag!
Geſchwind, den Kranz in's Haar zu flechten! —
Ach Gott, er lag,
Der Kranz, doch eben noch hier zur Rechten,
Ich hab' ihn gewiß verlegt. — —
Horch! Des Bräutigams Tritt! Wie ſchlägt
Mein Herz voll Bangen!
Ich möcht' ihn ſo gern umfangen. — —
Biſt Du's? Sag' mir's durch's Schlüſſelloch!

(Es bleibt ſtill.)

O nur eine kleine Sekunde noch,
Geliebter, gedulde Dich zu warten.
Aber geh' nicht weiter als in den Garten!
Dort ſind Blumen genug für den Kranz.
Gleich bin ich fertig, bin ganz
Geſchmückt, und bereit mit Dir zu gehen.
Doch nimm Dich draußen in Acht
Bei'm Blumenpflücken! Es ſtehen
Gelbe Todtennelken in voller Pracht.
O rühr' ſie nicht an! — —

(Sie horcht wieder an der Thür.)

Wie ſagſt Du? Sprich leiſer!
Die Nachbarinnen könnten's hören
Und kämen gar, mich bei'm Putzen zu ſtören.
Und das wollteſt Du ja nicht leiden;
„Ich ſollte mich ſelber kleiden,"
So bat'ſt Du mich einſt; weißt Du: wir ſaßen
In der dunklen Laube;
Du ſprachſt: „Es wär' ein Aberglaube,
Könnteſt aber nicht davon laſſen;"
Und dachteſt an's Sterben dabei.
O wie lag mir das Wort ſo ſchwer
Auf dem Herzen!
Du aber mit Küſſen und Koſen und Scherzen
Verſcheuchteſt die böſen Gedanken all',
Und die Nachtigall
Sang in den Wipfeln! — Was machſt Du, mein Freund? — —
O bitte, bitte, Du drückſt am Schloß.
O warte, ich ſchäme mich. Ich habe gewacht
Die ganze Nacht,
Dein gedacht,

Und geweint,
Weiß ſelbſt nicht warum, ſo recht herzensbang!
O bitte, nur 'ne Minute lang
Laß mich noch allein.
Ich will mich eilen; dann laß ich Dich ein. — —
Mein Gott, was thuſt Du? Du ſprengſt das Schloß
Und die Riegel. Du biſt's! Wo mich bergen?

Er eintretend.

Maria!

Maria.

Liebſtes Herz! Vergiß,
Was ich geſagt. — Weiß ich's? Gewiß:
Ich weiß es nicht! Was ſagt' ich doch
Durch's Schlüſſelloch?
Was war's? O komm'! o komm'! Wie lang
Warſt Du nicht bei mir! Schwer und bang
Dacht' ich ſchon,
Daß Du meiner vergeſſen!
Ach, Liebſter, verzeih', es war vermeſſen,
War Sünd' an Dir. Aber Dein Ton
Hat mir vergeben.
O Liebſter, lache mich aus,
Dein thörichtes Kind.
Wie Kinder ſind,
Hing ich an dummen Gedanken.
Dies Haus
Voll Luſt und Himmel und Leben,
Da Du jetzt d'rinnen bei mir biſt, —
Denk' nur, — mir war's die Zeit wie ein Grab.

Und Dich, o Dich, hätten ſie hinab
Geſenkt! — Dich? O nein, kann's eben nicht ſagen.
Zwar ein Bild, das Dir glich!
Aber Dich, o ſo gänzlich Dich,
Dich anzufaſſen, — dürft' er's wagen,
Der Tod? — Du biſt's jetzt und biſt's nicht.
Wie Du ſonſt geweſen, —
Daſſelbe Weſen
Wie ſtets, und doch, Dein lieb Geſicht,
's iſt ſchöner geworden, und — möcht' ich ſagen —
Seit unſerer Trennung und meinen Klagen,
Heiliger!
O, das leuchtet und ſtrahlt
Aus Deinem Aug' in's meine ſo warm,
Und faßt mich mit tauſendfach ſüß'rer Gewalt
Als je Dein Arm!
Nicht wahr: Du denkſt nicht an vorhin,
An mein kindiſches Reden und Geberden?
Nicht für der Welt Gewinn,
Und alle Schätze auf Erden
Vermöcht' ich's wieder
Zu ſagen, zu thun. —
All meine Scham iſt nun:
Vor Dir nieder
Zu knieen. Ich meine:
Der Heiland ſei's, der in Dir mir erſcheine,
Und mich tröſte, für alles, was mir geſchah,
Was ich an Jammer
In meiner ſtillen Kammer
Gelitten, ſeit ich Dich nicht mehr ſah.

Er.

O ſag' mir alles und erzähle,
Was ſchwer Dein armes Herz empfand,
Und gieb mir Deine treue Seele
Als offnes Buch in meine Hand,
Und laß mich jede Seite wenden,
Worauf Dein Leiden ſtehen mag,
Es tilgen, wie die Wölkchen enden
Im hellen reinen neuen Tag.

Maria.

Sieh, das war ſie! — —
(Nachdem ſie ihn lange angeblickt.)
O gieb die Hand,
Recht feſt muß ich Dich faſſen.
Nun darfſt aber auch gewiß
Nicht mehr von mir laſſen!
Immer möcht' ich Dir's wieder ſagen:
Du biſt's nicht mehr, den ich einſt geküßt!
O fort, ihr thörichten Klagen!
Was Einſt! Was Zeit!
Was Erinnerung, was Leid!
Wardſt ſo unſäglich herrlicher,
Seit ich Dich gemißt,
Und das Auge will mir vergeh'n
In Dein's zu ſeh'n!

Er.

Ich bin derſelbe ſtets geblieben,
Und hab' auch Deine Treu' erkannt;

Nicht iſt an Zeit und Raum das Lieben,
Nur an Gott ſelbſt iſt es gebannt,
An ihn, der nicht in Zeit und Raume,
Der blos als Grenzen beide giebt;
Dem Sterblichen erſcheint's im Traume,
Wie Er in Wahrheit ewig liebt!

Maria.

Sieh alſo: Das war ſie! — Ein Tag! — —
Wann ich wohl den vergeſſen mag?
Selbſt jetzt noch kann ich's nicht, da Du
Doch wieder bei mir biſt. —
Ich hatte keine Ruh',
Hatte keine Freude zu keiner Friſt!
Du warſt ſo lang nicht bei mir geweſen,
Bekam keine Zeile von Dir zu leſen;
Mir war, als hätte mich Gott verlaſſen,
Da ich Deine Hand nicht konnte faſſen,
Und rechnete Stunde für Stunde,
Sekunde für Sekunde,
Den Tag herbei, wann der Bräutigam
Die Braut zu holen kam. —
Denk', da ſagten ſie mir: „Du wärſt krank!“
Anfangs glaubt' ich's, und wollte zu Dir,
Dich zu pflegen,
Meine Hand nur auf's Herz Dir zu legen;
Müßteſt davon geneſen,
Meint' ich. — Sie wehrten's mir;
Ich ſollte nicht zu Dir. —
„Es wär' eine Lüge geweſen,“
Sagten ſie endlich; und allerlei

Noch dazu; mir ſchwindelt's dabei.
„Wärſt beſſer;“ — „wärſt wohl;“ — „hätteſt Dir's verbeten,
Daß ich zu Dir dürfe treten;“ —
Dann wieder: „wärſt ſchlimmer;“ und: „könn' es Dich
In's Grab bringen, ſähſt Du mich.“
Ja, ſie hielten mich feſt; ich weiß es nicht mehr,
Nur noch das Eine:
Wie's ſo ſchwer
Auf mir lag, und ich auf den Knie'n,
Und in meiner Noth
Rief zu Gott,
Und keine Antwort fand, keine!
Endlich ſagten ſie mir gar,
(Sie ſuchten mir's langſam beizubringen,)
„Du wärſt geſtorben.“ Ich hielt's auch für wahr,
Im Anfang nämlich. — Wie kindiſch ich war!
Du — und geſtorben! Sie gingen
Mit mir in Deiner Mutter Haus,
In eine Stube weit und kalt;
Durch alle Adern ſchlich mir ein Graus.
Da zeigten ſie mir eine Geſtalt,
O wie weiß und lang hingeſtreckt,
Und mit weißen Linnen bedeckt.
„Du ſeiſt's!“ Ich glaubt' es nicht;
Es war nicht Dein Geſicht,
Es waren eines Fremden Züge,
Und ſie ſagten mir die häßliche Lüge!
Sie zwangen mich, mitzugeh'n
Und zuzuſeh'n,
Wie ſie den fremden Menſchen hinabtrugen

Und begraben.
Der Pfarrer ſprach an dem Orte
Erbauliche Worte,
Die Kinder ſangen:
„Es iſt vollbracht!“
Ich aber, in heimlichem Verlangen
Nach Dir,
Ich habe ſtill in mich hineingelacht
Und gedacht:
„Ihn nehmt Ihr mir in Ewigkeit nicht!“
Und wie nach langer Nacht
Ward mir's auf einmal Licht.
Ich glaub': ich hatte geweint.
Doch, was ſie auch gemeint,
Mich zu belügen,
Ich ließ mich durchaus nicht betrügen;
Ich wußt' es ja zu gut: „Es hat keine Noth.
Du biſt nicht todt; es giebt keinen Tod.“
Ich wußt' es, daß Du blos Abſchied genommen,
Um recht bald wieder zu kommen.
Und, Liebſter, da biſt Du ja,
Wie ich Dich nie ſo herrlich ſah,
Biſt treu und bleibſt es ewig, liebſtes Herz!
Was heißt denn Schmerz!?

Er.

Schmerz iſt der Wahn: allein zu ſein,
Verloren rings und aufgegeben;
Und dennoch denkt der Treue Dein,
Der Dich geführt in's blüh'nde Leben.

Schmerz iſt die Luſt, die Du nur fühlſt,
Und mit Dir nicht auch and're Seelen,
Das Labyrinth, das Du durchwühlſt,
Wenn Dir zur Leitung Herzen fehlen.

Schmerz iſt ein kurzer Erdentag,
Der doch wie Ewigkeit Dir ſäumet!
Schmerz iſt der duft'ge Blütenhag,
In dem Du, Kind, ſo viel geträumet.

Du biſt ſo müd', haſt viel gewacht
In Deiner Treue heißem Kummer.
So ſchlumm're jetzt 'ne kurze Nacht,
Und unter Blumen ſei Dein Schlummer.

Sei unter Blumen, die Du Dir
Wohl einſt zum Brautkranz wollteſt flechten;
Im Schlummer tritt, — vertraue mir, —
Dein treuer Bräut'gam Dir zur Rechten.

Er ſtarb, wie ihr vom Sterben ſprecht,
Doch ſage ich Dir's, Braut: „er lebet!“
Verbunden werdet ihr erſt recht,
Weil ihr getrennt euch zugeſtrebet, —

Er treulich über's Grab hinaus,
Und Du durch Nacht und bitt're Leiden;
Ihr ſeid ein Paar in meinem Haus,
Nun wird der Tod euch nimmer ſcheiden.

Maria.

O Lenzesluft, o Blütenduft!
O heller gold'ner Abendſchein!
Iſt's Traum, daß ich erwachte?
Der Himmel auf einmal ſo blau, ſo rein!
So ungeahnet prächtig,
So mächtig,
Bricht dies alles über mich herein.
Das Herz ſchlägt mir ſo ſachte. —
Nein, Du biſt's nicht, den ich ſo lang gemißt,
Mein Bräutigam,
Und dennoch dünkt's mich jetzt: er kam,
Schöner geworden durch den Tod,
Zu mir hereingeſchwebt im Morgenroth.
Es blendet mich. Nicht wahr: wir geh'n
Im Garten, wo die vielen Blumen ſteh'n?
Sie duften ſo ſtark, wie Du ſie pflückeſt!
Was bückeſt
Du Dich zu mir herab?
Dies wär' ein Grab?
Ein weicher Raſen, Liebſter! komm! hier will
Ich nur ein Weilchen ſtill
Raſten und träumen. Bitte! Deine Hand,
Mein Haupt an Deine Bruſt zu legen!
Gute Nacht! Deine Hand! — —
Was thaut? Iſt's Frühlingsregen?
Sind's Thränen? O nicht doch, mein Freund!
Hab' Dir ſchon ſo viele geweint!
Nun ſind wir ja vereint. — — —
Ich bin ſo müde. Gute Nacht!
Du haſt mich weich gebettet!

Er (die Entſchlafene betrachtend).

Was Du gefühlt, hab' ich durchlitten,
Ich fühlt' in Deiner Bruſt das Schwert.
Du haſt der Treue Sieg erſtritten
Und biſt der ew'gen Krone werth.

* * *

Zweite Zelle.

Er (tritt ein).

Meder.

Wer wagt's zu nah'n? Trabanten, denkt ihr nicht
An euren Schwur, an eure Dienerpflicht?
War't ihr in Schlaf verſunken, läſſ'ge Wächter,
Daß frank und frei der Majeſtät Verächter
Darf des Palaſtes Schwelle überſchreiten,
Und Mir vor's Antlitz treten, Mir zu Seiten?
War's, daß man euch durch Zaubertränke ganz
Berückt? Muß der geheimnißvolle Glanz
Der Majeſtät entzaubern eure Sinne?
Erwacht und eilt auf des Palaſtes Zinne,
Und ruft hinab rings in Mein weites Reich;
Noch bin Ich König, noch Mir keiner gleich. —
Wo iſt das Diadem? Blickt her! Noch ſchmücket
Es dies Mein Haupt, das keinem ſich gebücket;
Seht hier den Scepter — Gold; o wär' es Eiſen,
Ein Meilenzeiger, euch den Weg zu weiſen,
In Meiner Fauſt geſchliffnes Schwert, zu blinken
Den Nacken allen, die zu frei ſich dünken.
Der Reichesapfel hier, das Bild der Welt,

Die eines Einz'gen Will' in Schwebe hält! —
Wer biſt Du, Menſch, der mit ſo keckem Schritt
Unangemeldet zu dem König tritt?
Ich leſ' den Trotz auf Deinem Angeſichte;
Du ſpotteſt mein und meiner Strafgerichte.
O ſprich kein Wörtlein! Deines Gleichen fand
Ich oft und ſtrafte ſie mit ſtrenger Hand.
Verflucht ſie alle, die mit Worten, ſtählern,
Gedanken ſteinern, meine Würde ſchmälern.
Wohl kenn' ich der Rebellen böſes Trachten,
Die Meine Macht und Majeſtät verachten;
Von dieſem laut'ren Kronengold ſagt ihr,
Wahnſinnige, — es ſei nur Geldpapier;
Von dieſem Scepter ſagt mit kaltem Blute
Ihr frech und ſchnöd': er ſei 'ne Haſelruthe;
Von dieſem edlen Purpur, der mich ſchmückt, —
Aus Bettlerlappen ſei er nur geflickt,
Und dieſer Reichesapfel, dies Symbol
Der Weltherrſchaft, — er ſei ein Ei, ganz hohl
Und ausgeblaſen. Zählſt Du ſolcher Schaar
Dich bei, ſo ſcheue den gewalt'gen Aar,
Der hier als Wächter an dem Königsſitze
In ſeinen Fängen hält die Rächerblitze.
Wohl weiß ich, daß den Königsaar, im Spotte
Nur einen Zeiſig nennt die Frevlerrotte.
Doch zittert, wenn der Aar auf Mein Geheiß
Sich hebt, die Schwingen ſchlägt. — Steh' Rede, ſei's,
Daß Du ein Thor, ſei's, daß ein Frevler, ſprich,
Bei Meinem Grimm, o Menſch, auffordr' ich Dich.
Geſteh'! Ahnteſt Du wohl, wer ich bin?

Er.

Staub!

Meder.

Weh Dir! Du wagſt am König......

Er.

Einen Raub!

Meder.

Was wär's, das Du mir rauben könnteſt? Sprich!

Er.

Ich ſag' zur Feſſel, die Dich hält: „Zerbrich!"

Meder.

Wo wär' die Feſſel, die den König band?

Er.

Du ſiehſt ſie nicht, als bis ich los ſie wand.

Meder.

Wär's wohl der Goldreif, der mein Haupt umſchlingt?

Er.

Es iſt der Wahn, der Deinen Geiſt bezwingt.

Meder.

Nennſt Du das Wahn, was wirklich iſt? Das Bürde,
Was Gott mir gab, der Menſchheit höchſte Würde?

Er.

Der Menſchheit Krone iſt die Lieb' allein,
Durch Herrſchen nicht kann Liebe ſelig ſein.

Meder.

Wodurch denn ſonſt, o Thor? dies ſag' mir an!

Er.

Dadurch allein, daß ſie beſel'gen kann!

Meder.

Nun merk' ich wohl, daß Wahnſinn zu mir ſpricht.

Er.

Der Haß iſt Wahnſinn, doch die Lieb' iſt Licht.

Meder.

Du mengeſt Haß mit Herrſchaft, Lieb' mit Dienen.

Er.

Die thun's, die ſtets ſich Einzle nur geſchienen.

Meder.

Dient Einer allen, ſag', wie wär' er frei?

Er.

Wie, Alles wärmend, Sonnenſchein im Mai!
Nicht ſich allein ſtreut Sonne Licht und Segen,
Nicht ſich zur Luſt entſtrömt der Wolke Regen,
Nicht ſich zum Stolz hängt reif die Frucht am Baume:
Nichts iſt in aller Zeit, in allem Raume,

Was nur für ſich; die Ströme, die da wallen,
Die Länder ſchön beherrſchend, dienen allen. —
Der Freiheit heil'ge Gotteskraft empfinden,
Der Einzelheit ſich frei bewußt entbinden,
Das Ich aufgeben, und es tauſendfach
In tauſend Herzen ſchöner wiederfinden,
Für ſolche Herrſchaft iſt ein Thron zu ſchwach,
Ein Thron aus Holz, mit Sammet überzogen;
Wähnſt Du ihn ſtark, haſt Du Dich ſelbſt betrogen.
Erliegend im zweckloſeſten Gefecht
Mit Phantaſie, wardſt Du dienſtwill'ger Knecht
Des ſchlecht'ren Theiles Deines Ichs, das nur
So lang bleibt, wie im loſen Sand die Spur
Des Fußtritts, — wie der Schatten an der Wand,
Sobald das Licht, das ihn erzeugte, ſchwand.

Meder.

Weh mir, daß Deiner Rede ſcharfer Dorn
In's Herz mir dringt, da doch mein Fürſtenzorn
Gelähmt vor Deinem Blick zurückeweicht
Und, wie ein Hund, in einen Winkel ſchleicht,
Als zagt' er, Dich zu ſchau'n. Was kräftigt Dich
Zu ſolcher Macht? Und was entmannet mich?

Er.

Die Kraft von mir, die in Dir ſelber tief
Geborgen, doch, von Dir vergeſſen, ſchlief, —
Sie iſt's, die jetzt erwacht und Dir zertrümmert
Die Eiſesdecke, die Dir lang geflimmert,
Daß blöd' Dein Auge von der Anſchau ward,
Wie unter Kält' und Druck Dein Herz erſtarrt.

Der Sonnenſchein, der nie erliſcht, er traf
Die Rinde, und, der d'runter lag im Schlaf,
Der Strahl, der jenem Born des Lichts entfloß,
Sprengt, freue Dich der eignen Kraft, das Schloß.
Sieh, Menſch, das iſt der Freiheit Weſenheit.
Ihr wähnt ſie todt; ſie ſchlief nur eine Zeit;
Ihr gebt euch ſelbſt ſo gern, ſo blind gefangen,
Um, ach am Schein, an eitlem Tand zu hangen!
Und denkt nicht d'ran, daß keiner Herr noch Knecht,
Daß Bruderlieb' der Freiheit ſchönſtes Recht,
Daß Alle, die als Menſchen je gegangen
Auf Erden, von dem Vater gleich empfangen
Die Kraft, die ſein, die Freiheit und das Reich,
Und daß ſie all' vor Seiner Lieb' ſich gleich!

Meder (allein).

Wo ſchwand der Fremde hin? Leb' ich? O Welt!
Todt war ich; jetzt erſt leb' ich wieder. Fällt
So ſpät die Binde mir vom Auge nieder?
Nicht athm' ich blos, o, ich empfinde wieder
Froh wie ein Kind; ich bin ein Menſch, bin nicht
Allein; entſetzlich, wie ich's war! Wie licht
Iſt rings die Welt, wie ſchön! Bis jetzt lag Nacht
Auf Allem, was ich ſah, was ich gedacht;
Und in der grauſenvollen Finſterniß
War nichts mir, ſchien ich ſelbſt mir kaum gewiß.

(Am Fenſter.)

O Herr! die Erd' iſt ſchön! Wie grünt im Strahl
Der Frühlingsſonne draußen Berg und Thal,
Das Vöglein ſingt und ſchwingt ſich hoch in's Blaue,

O Licht und Luſt iſt alles, was ich ſchaue,
Mir iſt: ich ſäh's zum erſten Mal; laut ruft
Und freundlich jeder Halm mir zu; der Duft
Der Lenzesblumen grüßt mich wie bekannt,
Und was da lebt und webt, iſt mir verwandt.
Ihr Kreaturen, Gott zum Gruß, hinaus
Zu euch! —

Weh mir! Ich bin im Irrenhaus,
Jetzt kenn' ich's! Dies mein fürſtlicher Palaſt!
O Sklaverei der Herrſchſucht! Schwere Laſt
Der Einbildung, die thier'ſchem Trieb entſtammt,
Und uns ſofort: ein Thier zu ſein, verdammt! —
Wie lächerlich und wie entſetzlich! — — Nein,
Irrwahn von ſolcher Art zeugt nicht allein
Der Zufall, der dem Geiſt, krank und getrübt,
Die oder jene falſche Richtung giebt.
Irrwahn von ſolcher Art ſteckt tiefer, ſteckt
Wo ihn kein Arzt, kein Prieſter ihn entdeckt,
In jenem Winkel unſ'rer Seel', wo ſich
Der Feind verbirgt, da wo der ew'ge Krieg
Anhebt von Freiheit und von thier'ſchem Stoffe.
Was grübl' ich d'rob? — Hell ſeh' ich jetzt und hoffe
Wie'n Kind, bin ſtark wie'n Jüngling, bin ein Mann,
Und weiß: die Kraft iſt's, die den Sieg gewann,
Die Kraft in mir (war's nicht ſo? dünkt mich's doch!)
Die Kraft des Einen, die zerſprengt mein Joch,
Die Kraft in Allen, die für Alle ſchafft,
Die tauſendfach vertheilte Gotteskraft,
Die Vaterkraft, den Kindern gleich ergoſſen,
In jedes Herz als Bruderkraft gefloſſen.

Was hält mich noch? Fahr' hin, Du Herrſcherwahn,
Und neuen Lebens Sonne flamm' hinan!"

(Er tritt aus ſeiner Zelle; der Irrenarzt — auf der Rundſchau — ihm entgegen)

Meder (zum Arzt).

Nehmt Gottes Lohn für all, was ihr an mir
Gethan. Ihr ſtaunt? Ich bin geneſen. Hier
Dies Haus, es iſt — ein Irrenhaus; ich war
So lang ſehr krank darin, und dachte gar:
Ich ſei ein König! Seht das Goldpapier,
Das Kron' mich däuchte; ſeht den Zeiſig hier,
Der mir ein Aar erſchien, die Haſelruthe, —
Mein früh'res Scepter! Herr, die ſchlimmſte Knute,
Die je ein Sklav' empfand, trug ich im Wahn
Als Herrſcherſtab. Doch brach mein Morgen an,
Und alles Elend, das ich je empfunden,
Iſt nun mit einem Mal von mir entſchwunden.
Ein Wunder nenn' ich's, und mich dünkt's ein Traum.

Arzt.

Mich ſelbſt. Ich ſinne und begreif' es kaum,
Und doch iſt's wahr.

Meder.

Sprecht, ſprecht, o ſagt: kam heut'
Ein Mann in meine Klauſe?

Arzt.

Ja! Er freut,
So ſcheint's, der Armen ſich.

Meder (in ſich).

Gott! Gott!

Arzt.

Was faßt
Euch ſo gewaltig an?

Meder.

Bitt' Euch, erlaßt
Die Antwort mir. — Mein Gott!

(Auf die Knie ſtürzend).

biſt mehr als groß!
Biſt Vater! Läſſeſt keinen vaterlos!
Das iſt das Größte, Ew'ge, das da war
Und ſein wird, unbegriffen und doch klar
Für Kinder. —

(Zum Arzt.)

Lieber Herr! Was Menſchenſinn
Erforſchen kann, ich bitt' Euch, forſchet: bin
Ich noch wahnſinnig? ſagt mir's nach dem Allen,
Was Ihr gehört, geſeh'n.

Arzt.

Nicht ruh'ger wallen
Mir ſelbſt die Pulſe. Ja! bei Gott, — verzeiht
Das Wort, — mir unbegreiflich iſt's, — Ihr ſeid
Geſund, vollkommen. — Ein Moment vollbrachte,
Woran ich Mondenlang vergebens dachte.

Meder.

So dürft' ich dieſes Haus verlaſſen?

Arzt.

Heut'
Noch könnt ihr's! Glaubt: aus voller Seele freut
Mich's, daß Ihr's könnet. Doch ich bitt' Euch: klärt
Mir alles auf.

Medor.

Wer kann's? Sagt ſelbſt: Erfährt
Der Sinn des Menſchen, wie die welke Pflanze
Durch *einen* Regen blüht im alten Glanze?
Warum grad' ihr die Rettung? — Freund, ein Wort!
Gönnt mir die Anſprach': „*Freund!*“ — Laßt mich nicht fort
Von Euch, von dieſem Haus! Wenn Ihr's vergönnt,
So bleib' ich immer hier!

Arzt.

Nein, nein, das könnt,
Das dürft Ihr nicht! Bei Gott! Ihr dürft's nicht!

Medor.

Laßt
Mich bei Euch bleiben als freiwill'gen Gaſt! —
Wohl weiß ich, was Ihr ſagen wollt. Ihr kennet
Den Gram der Mein'gen, die von mir getrennet,
Wißt meine Abkunft, meines Hauſes Ruhm,
Mein ſtattlich Glücksgut und mein Eigenthum,
Den Stolz der Vettern, welche ohne Tadel
Mithaften all' an meines Namens Adel.
Ihr fürchtet, Freund, was nicht zu fürchten iſt,
Spott, Achſelzucken, Lächeln, Hinterliſt.
Ich lache d'rob. Was kümmert's mich? So viel

(Ja, nicht einmal) wie ein verlornes Spiel
Am L'hombretiſch. Daß ich nicht toll erſcheine,
Erlaubt mir, Euch zu ſagen, wie ich's meine.
Hier bleiben laßt mich und der Armen pflegen,
Die, ach, in Feſſeln ſich zur Ruhe legen,
In Feſſeln aufſteh'n, laßt mich ihrer warten,
Wie Gärtner achten im gehegten Garten
Der ſchönſten Blumen, die in Ueberfülle
Des Blühtriebs zur Fruchtloſigkeit entarten;
So laßt mich pflegen treu und in der Stille,
Ich bitt' Euch herzlich d'rum. Ich hab' erkannt,
Was Menſchenweh, wie Menſchen gottverwandt,
Wie's oft des Hauchs nur braucht, die ſtarre Hülle
Zu ſprengen, ſo die ſchönſte Blüt' umſpannt.
Und, glaubt mir, Freund, kommt er vom Menſchen auch,
O etwas Gottverlieh'nes bleibt der Hauch,
Nennt ihn nun „Lenz“, „Erkenntniß“, wie ihr wollt,
Es bleibt die **Lieb'**, die Gottes Bruſt entrollt!

Arzt.

Bedenkt, mein Herr!....

Meder.

Was denn? Was iſt ſo hehr
Als: Menſch für Menſchen ſein! Was wollt' ich mehr?

Arzt.

Ich fühl's! doch.... Ihr — ein Wärter!

Meder.

Bin ich frei,
Geneſen?

Arzt.

Ja!

Meder.

Nun denn! So ſprecht: Es ſei!

Arzt (tiefergriffen).

Es ſei!

* * *

Dritte Zelle.

Xaver.

Was brauſet hinter mir her?
Sie ſind's! O ſie ſind's. Nur von hinnen!
Habt Ihr nicht genug an Namen und Ehr'?
Was wollt ihr noch mehr?
Was gewinnen?
Ich habe ſonſt nichts, und das ſtahlt ihr mir ſchon!
Auf und davon!

Er (an der Schwelle).

Xaver!

Xaver.

Des Richters Stimme
Im Grimme! —
Wohin entrinn' ich? — —
Die Steine lauſchen,
Die Bäume rauſchen

Und verrathen
Den Winden meine Thaten.
Wo mich verbergen?
Geſchäftige Schergen,
Ihr Winde, habt Erbarmen mit mir!
Verſenkt die Kunde,
Statt ſie weiter zu tragen,
Verſenkt ſie hier
In des Felſens Schlunde. —
Entſetzlich, Echo ſteigt
Aus der Höhle herauf, mich anzuklagen,
Echo, das blaſſe Weib
Mit dem wundenvollen Leib,
Und jede Wunde zeugt
Wider mich! — —
Fort über die Haide! So weit
Reichen die Stimmen nicht.
Hier will ich raſten, hier bin ich befreit! — —
Weh' mir, es bricht
Der Boden mir unter den Füßen.
Näher und näher flimmert ein Licht.
Sie ſuchen mich, werden mich finden,
Mit Judasküſſen
Werden ſie mich begrüßen,
Mich binden,
Vor den Richter mich führen,
Bei offnen Thüren,
Vor alles Volkes Augen und Ohren
Das Urtheil mir ſprechen,
Den Stab mir brechen! — —
Verloren!

Er.

Xaver!

Xaver.

Mich dünkt: Ich kenne
Dieſen Namen! Ich will mich beſinnen, wer
Ihn trägt! — — Ganz recht! Schon ſeh'
Ich den Mann vor mir! Er iſt es! — Steh,
Du mit dem Maal auf der Stirn! Ich nenne
Dich Mörder; Du haſt mir's angethan
In finſt'rer Nacht;
Da, als ich plötzlich aufgewacht,
Neigteſt Du, rieſengroß, fürchterlich,
Dich über mich,
Und griffeſt mit feuchter, eiskalter Hand
Nach mir, daß der Puls mir ſtille ſtand;
Drückteſt mein Haupt in die Kiſſen hinein,
Deine Hand auf's Herz mir ſo feſt;
Deiner Augen fahler, entſetzlicher Schein
War die Peſt!
Und Du riefſt mir in's Ohr: „„Ich heiße Xaver!““ —
„Nimmermehr!“
Stöhnte ich; „ſo heiß' ich ſelbſt!“ Doch laut
Lachteſt Du auf, daß mir jetzt noch graut.
„Dein Nam' iſt Undank!“ rief ich Dir zu,
„Nun, Scheuſal, raubeſt Du,
Nachdem Du alles mir ſchon geraubt,
Auch noch den Namen!
All was ich an Menſchen geglaubt,
Jedes Lächeln der Luſt auf des Elends Wangen,
Jede Thrän', die geſtillt, jeden Gram, der verbannt,

Jede Lieb', die ich Einſamer durfte empfangen,
Jedes hellere Aug', das mein trübes erkannt, — —
Nahmſt alles, alles!" —
Aufſprang ich und floh vor Dir;
Du folgteſt mir
Ueber Berg und Thal, über Stock und Stein
Mir nach in die ſchäumenden Waſſer hinein,
Und zogſt an den Haaren mich grauſam heraus,
Und riefeſt hohnlachend als Mörder mich aus;
Machteſt Bäume beredt, daß ſie wider mich klagten,
Gabſt den Stürmen Geheiß, daß ſie hinter mir jagten;
Du färbſt
Das Laub mir roth wie im Herbſt.
Jetzt mit dem aufgeſchlagenen Buch
Stehſt Du wieder vor mir und nennſt Dich „Xaver."
Genug jetzt endlich, genug!
Ich kann's nicht länger ertragen.
Bin ich wirklich ein Mörder und trage den Fluch,
So ſprich: Wen hab' ich erſchlagen?

Er.

Xaver!

Xaver (aufathmend).

Wer biſt Du, hohe Geſtalt,
Vom Prieſtergewande umwallt,
Heiligen Ernſt auf dem Angeſicht?
O Deine himmliſche Klarheit und Milde
Wird mir zum Schilde;
Dort der grauſige Fluch erträgt ſie nicht.
Der Kläger flüchtet

Vor Dir, als würd' er ſelbſt gerichtet.
Doch lauernd draußen vor der Schwelle
Verbirgt er ſich,
Harrend, bis Du wieder fortgegangen.
O bleib' und ſchütze mich!

Er (in der Zelle).

Vor wem? Es iſt kein Feind, o Menſch, der Dich
Verfolgt, als der, den Du Dir ſelbſt erſchufſt,
Den Dir Dein Herz, voll irdiſchen Verlangens,
Der Selbſtſucht allzuhuldigend, gebar.
So nahm Dein eigener Gedankenſohn
Von Dir die Züge und den Namen an,
Und alle Selbſtſucht, die Dein Herz bethörte,
Hält Dir Dein zweites Ich vor's Auge hin,
So grauſenhaft und ſchrecklich anzuſeh'n,
So Dir in's Antlitz höhnend! Zittre nicht!

Xaver.

Mir tönt's im Ohr, wie Glockenklang,
Wie frommer Beter Chorgeſang,
Der rein und hell erſchalle;
Halb offen ſtünd' der Kirche Thor,
Ich ungeſühnt, gebannt, davor,
Und blicke ſcheu in die Halle.
Der Prieſter, weiß von Kleid und Haar,
Ruft die Gemeinde zum Altar,
Hebt ſegnend auf die Hände;
Den größten Sündern er vergiebt
Im Namen deſſen, der treu geliebt

Und liebet ohne Ende.
Und jeder eilet friſchen Muths
Theilhaft zu werden des Gnadenguts,
Das aufthut Er, der Eine.
O dürft' auch ich's! Inbrünſtiglich
Nach jenem Worte ſehn' ich mich,
Das mich von Sünden reine! — —
O Prieſter, Du, voll Gotteskraft,
Der mich des blutigen Fluchs entrafft,
O dürft' ich Dir alles erzählen,
Als wie's das Kind dem Vater ſagt,
Und ſelbſt ſich jedes Fehls verklagt
Und weiß: er wird's nicht ſchmälen!

Er.

Mein Sohn! — Kein Vater, dem da Söhne leben,
Der ihrer Schönheit, Kraft und Tüchtigkeit
Aus voller Seele ſich erfreut, faßt ganz
Wie ich den Inbegriff von allen Wonnen,
Ganz ausgedrückt im einz'gen Worte: „Sohn!“
So ſprich, mein Sohn, was alles Du gelitten,
Wie Du mit Dir, und mit der Welt geſtritten,
Wie Du erlagſt, wie Du im Wahn geſündigt;
Gern hör' ich all, was mir Dein Herz verkündigt.

Xaver (frei um ſich blickend).

Gelobt ſei Gott! Ich kann's. Ich hab' die Kraft
Mich zu erinnern wieder, und mir ſchmolz
Das Siegel von der Bruſt. Kurz iſt, was ich
Zu beichten habe, länger war mein Leid,
Und dennoch war, was ich gefehlt, ſo groß,

Daß all mein Leiden es nicht ſühnen konnte.
Dies Leiden aber dünkt mich jetzt, da es vorbei,
Nicht ſchlimmer, als 'nes Kindes Schreck im Finſtern,
Da doch der Vater ungeſeh'n ganz nah
Hinter der Thüre ſtand. So mein' auch ich jetzt:
Die ganze Zeit hindurch, daß ich im Wahnſinn,
(Nun weiß ich's, daß ich's war) ſtand Er mir nah,
So nah wie Ihr, und wachte ſorglich immer,
Daß mir kein Haar des Hauptes ward gekrümmt,
Daß ich Ihn nicht verlor. — Wie wohl mir's thut,
Zu wiſſen, daß Ihr lauſcht, daß Ein Herz doch
Für mich noch ſchlägt, der thöricht alle ſich
Ankinden wollt', und weil ſie ſich nicht gleich
In mein's verwuchſen, ſie undankbar ſchalt! — —

Ich war ein reicher Mann! Reich? Was heißt reich?
Ich meinte: Gold. Es that mir weh, zu wiſſen,
Daß Andre das entbehrten, was für mich
Nur Ueberfluß war. Dies die erſte Sünde
Des Geiſtes, die mir auch das Herz verführt,
Des Geiſtes Sünde, weil ich blos mit Schenken
Zu helfen meinte, und das allgemeine
Heilmittel ſah im — Gold!
Wohl nennt man's Mitleid; doch nur Selbſtſucht war's.
Nur meinem eig'nen Herzen that ich wohl,
Wenn ich des Nächſten Noth durch Gold geſtillt;
Ja, eine Wonn', unſäglich, überkam mich,
Wenn ich des Schmerzes ächtes Kind, die Thräne,
Der Freud' wie einen Baſtard unterſchob.
O Herr, ſoweit vermaß die Selbſtſucht ſich,
Daß ſie den Dank ſogar in Anſpruch nahm,

Nicht ſo, als ob ich ihn als Lohn gefordert,
Nein, doch gleich einer Wirkung, die der Urſach'
Entſprechen muß; und, forſch' ich mein Gewiſſen
Streng' durch, ſo find' ich dieſe Klage d'rin
Verzeichnet, daß der Dank auch, wie ein Klang,
Dem Inſtrument entlockt, der Wohlthat folgen ſollte,
Ein Klang, der mich erfreuen und, der Harfe
Des David gleich, von des unköniglichen
Saul's Stirn die böſen Falten ſcheuchen ſollte.
Urtheilt, mein Vater, ob ich ſündig war!

Doch nicht genug! Als mir der Dank nicht ward,
Den ich Bethörter hoffte und verlangte,
Da nagt' im Herzen mir ein ſchlimmer Wurm
Und nagte durch bis zu des Geiſtes Gipfel.
Des Undanks zieh ich ſtill und laut die Welt,
Da doch nur ich an ihr undankbar war.
Denn danken hätt' ich ſollen jedem, der
Da nahm, was ich ihm gab, ihm dafür danken,
Daß er des Herzens höchſten Wunſch mir freudig
Erfüllte und des Gebens Wonne gönnte,
Statt daß ich Dank vom Nehmenden gefordert!
Mir wuchs zum Hochmuth bald die Selbſtſucht auf
Und machte mir ſo Geiſt als Herz erkranken.
Weil der, dem ich gegeben, mich verlachte,
Als wär' ich ein Verſchwender, mich ein Andrer
Betrogen, mich ein Dritter ſchalt, daß ich
Zu wenig gab, der Vierte gar mir ſagte:
Unwürdig ſei'n die anderen Beſchenkten,
(Verleumdung war's!) der Fünfte mich verrieth,
Weil ich genug nicht gab, und den Verwandten

Als geiſteskrank mich angab, den Gerichten
Als Hochverräther, da ich Flüchtige
Hätt' unterſtützt, — — o würd'ger Herr, verzeiht,
Mein Geiſt verwirrt ſich, denk' ich d'ran, — wo blieb ich?
Ganz recht, dies alles traf in mir zuſammen
Und faßte mich mit wüthender Gewalt,
Daß ich erlag. Die Schuld der Einzelnen
(Wenn's Schuld, nicht Wahn) trug ich auf Alle über,
Und ſchmähte, ja verflucht' im blinden Zorn
Mein ganz Geſchlecht, den Namen: „Menſch“ ſogar!
O welch ein Thor ich war! — Ehrwürd'ger Vater,
Ermüd' ich Euch durch meine Beicht'?

Er.

Fahr' fort!
Mein Sohn, mit meiner Seele hör' ich Dich
Und lieber, als wenn mir ein Glücklicher
Sein Glück erzählte.

Xaver.

Dürft' ich jetzt ſchweigen!
O hätt' ich nun Euch nichts mehr zu berichten!
Doch eben hier, ach, ſteigert ſich mein Frevel.
Ich wähnte mich gerecht, ſie ungerecht;
Die ganze Menſchheit ſchien mir nur 'ne Menge
Ruchloſer Frevler, die der blinde Zufall
Zuſammenwarf, kein Einzler außer mir,
Der eine Ausnahm' machte. Schal und öd',
Bedeutungslos und todt ward mir das Leben.
Des Winkelkomödianten ſchlechte Bude
Voll Schmink' und Redensarten, — Eigennutz

Souffleur, der Himmel — lumpige Soffiten —
Der Dichter Ekel, und ſein ganzer Zweck
Zweckloſigkeit, das Publikum — die Würmer.
So dachte, nein, ſo fühlt' ich, ach und war
Sehr elend, mehr als ich's in Worten faſſe.
Der Himmel war mir nicht mehr blau, die Erde
Mir nicht mehr grün, des Kindes Wange war
Mir nicht mehr roth, die Freude nicht mehr Freude,
Der Schmerz mir nicht mehr Schmerz; ich fühlt' und wußte
Nur Eins noch, was ich nicht beſchreiben kann,
Und was auch, nennt' ich ſelbſt es Ueberdruß,
Dadurch noch lange nicht beſchrieben iſt.
Nur Eines war, wonach ich heiß mich ſehnte,
Der Tod, — nein, Tod war's nicht; 's war: Nicht mehr ſein,
Das mehr umfaßt als Tod. Mir ſchien der Tod nur
Der Weg zum Nichtmehrſein. Des Wahnſinns Fortgang!
So arg verkannte ich den Weg des Seins.
Genug; der Tod ſchien damals mir ein Labſal,
Das letzte, einzige; wie das Kind ſich ſehnt
Nach Mutterbruſt, ſo ſehnt' ich mich nach ihm.
Und wie der Arzt auf Mittel ſinnt, das Leben
Zu zwingen, daß es bleibe, hie und da
Den Weg zur Flucht ihm hemmt, ihm manche Schranken
Entgegenbaut, ſo ſann ich, müd', verdroſſen,
Wohl Tag und Nacht, wie ich den Damm durchſteche,
Der es umfängt, wie ich das Thor ihm öffne,
Durch das es froh hinausſtürzt in das Nichts;
Denn aller Freiheit höchſtes Ziel ſchien mir,
Sagen zu können: „Bis hieher! Ich will
Nicht weiter; hier, durch meine eigne Kraft
Iſt's abgethan; — mit einem leichten, ja leichtfertigen,

Mit einem Handwerksburſchengruß der Sonne
Wie einem Liebchen luſtig Lebewohl
Zu ſagen und dann aus! Mir ſchien der Tod
Ein Sklav', ſo niedrig wie das Leben, den man
Sich unterthänig macht. Wohl hin und her
Verſucht' ich der Natur geheime Kräfte,
Die in den Steinen, in den Pflanzen ſchlummern,
Heilbringend und zugleich verderbend; — wunderbar!
Dies beid' in Einem! All umſonſt! Sie höhnten
Mich aus, wie ich die Menſchheit ausgehöhnt.
O ich ſtudirte den Selbſtmord, doch die Frucht
Des Studiums war, daß ich ein Schüler blieb, —
Die Frucht jedweden Studiums. Grimmentbrannt
Warf ich mich in den Schooß des Elements,
Dem einſt die Erd' entſtieg, und das zur Sühn' einſt
Die Sündigen verſchlang. Da faßt' ein Menſch, —
Ein alter Todfeind meiner Ältern war's —
Mich aus den Fluten, ſchlang die ſtarke Fauſt
Um den Ertrinkenden, hub mich an's Land;
Ich lebt' und war verrückt, — bis heut', mein Vater,
Da Ihr hierher kamt. Alles andre wißt Ihr
Und wißt auch meine Beichte jetzt. Enthebet
Mich meiner Schuld.

Er.

Mein Sohn! Du haſt gebüßt!
An Dir haſt Du gebüßt, was Du den Brüdern
Zumaßeſt; — all ihr Wahn, in Deinem fand
Er ſeinen Brennpunkt. Wahn beſtraft die Sünde,
Die ihm entſproß. Wenn alles wankt und weicht,
Wenn keine Säule feſt mehr ſcheint, dann ſteht

Der Richter, den ich aufgeſtellt, Gewiſſen,
Unſichtbar, feſt und ewig, hält die Wage
Und mißt ihr zarteſtes Schwanken, mißt den Beſten
Gerad' am ſchärfſten zu. Steh' auf, ich ſpreche
Dich frei. Du haſt, was Du an *Dir verſucht*,
Empfunden ſo, als hätteſt Du's an *Andern*
Vollbracht, — den Mord. O glaube mir, mein Sohn,
Wer ſeinen Nächſten mordet, mordet ſich
In ihm, ſich ſelbſt; wer an ſich ſelber legt
Die Hand zum Mord, der mordet ſeinen Brüdern
Den Bruder; und ſo bleibt der Mord dem Selbſtmord
Ganz gleich; Verrath iſt jener, ſo wie dieſer
Am großen Bund, Verrath erzeugt vom Wahn:
„Daß jeder Einzle nur er ſelber ſei,
Nicht Brüdern Bruder, nicht dem Vater Sohn.“
Der Vater aber löſ't des Sohnes Wahn
So gern und ſagt dem Irren: „Sieh, das bin
Ja ich! Komm' zu mir endlich und erkenne,
Wem Du gehörſt, mir und den Kindern allen!“
Dein Wahnſinn war die harte Knoſpe nur
Mit ſcharfen Stacheln, die nach innen drangen.
Doch eine Knoſpe war er, drin ſich barg
Die zarte Ahnung höchſter Sittlichkeit.
Er gab mir Zeugniß, ohne daß Du's wußteſt.
Nun, da Du's weißt, ſprech' ich zu Dir, mein Sohn:
Dir iſt vergeben, und mein Herz Dein Platz.

(Er ſegnet den ſterbenden Xaver.)

∴

Im Gange.

Er, den Gang durchwandelnd.

Anna kniet vor Ihm hin und hält Ihn auf.

O bei Dir iſt Troſt, Dir darf ich's vertrau'n.
Die Andern ſpotten mich aus und ſchau'n
Auf mich aus Augen ſo ſtolz und groß,
Als wär' ich 'ne arme Närrin blos,
Und was ich ſagte, wär' eitel Lug,
Und was ich klagte, wär' Trug.
Du aber biſt gut, Du lachſt mich nicht aus,
Wie alle in dieſem entſetzlichen Haus;
O ich weiß recht wohl, wo ich bin!
Sie haben ihn von mir geriſſen, ihn,
Den ich ſo ſehr geliebt,
Sie haben mich aus meinem Hauſe geſtoßen,
Sie haben mich hier in den Kerker geſchloſſen,
Wo's keine Menſchen mit Herzen giebt.
Hier bin ich gefangen, von ihm getrennt,
Von ihm und von meinem Kind;
Darf niemand fragen und niemand kennt
Den Ort, wo beide ſind.
Sie wiſſen's vielleicht, ſie ſagen's nur nicht,
Sie haben ja keine Herzen!
O wüßt' ich nur, wo ſie ſind, — ich wollt'
Ja alles gerne verſchmerzen.
Ich ließ' mir nichts merken, ich thäte ſo ſtill,
Und ſchliche hinaus vor das Thor,

Wollt' Allen vergeben von Herzensgrund,
Fänd' ich wieder nur, was ich verlor. — —
Du biſt ein Wand'rer, kommſt her von fern,
Haſt Städte und Menſchen geſeh'n,
Und es leuchtete Dir mein Liebesſtern,
Den ich ſah untergeh'n.
O ſag' es mir an, Du weißt es gewiß,
Auf Dir ſteht all mein Vertrauen,
Du zeigſt mir den Weg, Du führeſt mich hin,
Und ich werde ſie wieder erſchauen.
Wenn alles wanket, wenn alles bricht,
O Du verläſſeſt mich ſicher nicht,
Das iſt mein feſter Glauben.
Wenn alles wär' Tod, wenn alles wär' Nacht,
Giebſt Du wieder das Herz mir, das einſtens gelacht,
Und hab' ich's zurück, dann ſoll keine Macht
Der Menſchen es wieder mir rauben.

Er.

Sei ruhig, ich mein' es gar treu mit Dir;
Und dein feſtes Vertrauen, es ſoll an mir
Gewiß nicht werden zu Schanden.
Nun ſage mir Alles, o ſage mir an,
Was ſie Dir je Schlimmes zu Leid gethan.
Von mir wirſt Du ſicher verſtanden!

Anna.

Ich war ſo glücklich! Ich war geliebt!
Hatte Mann und Kind. O wie hold
Mein Töchterlein war. Die Locken Gold,
Die Augen blau; es giebt

Keinen Himmel im Frühling ſo rein!
Die Stirn' war ſein,
Nicht zu verkennen. Doch mein
Der Mund. — Nun gut; — Du mußt's ja wiſſen.
Als hätteſt Du all unſ'ren Küſſen,
All meiner Mutterſeligkeit
Gelauſcht. Nicht wahr?

Er.

Das that ich die ganze Zeit.
Doch ſprich mir fort, was kam.

Anna.

Ja ſieh', nun kommt der Gram,
Und das iſt ein gar böſer Gaſt;
Höre nur, wie er's angefaßt,
Mich ſo recht tief hinein zu tödten.
Eigentlich ſollt' ich gar nicht d'ran denken;
Aber, ſprech' ich d'rüber, und zwar mit Dir,
Wird's doch um ſo viel leichter mir!
Alſo, hör' einmal:
Ich hab' eine Schweſter, war lieb und gut
Mir immer, ſo lang' ich denken kann,
Doch ſchöner wie ich, das junge Blut,
Und ſchön auch fand ſie mein Mann.
Ich konnt' es nicht faſſen, daß ſie mich betrogen, —
Glaub's heut' auch noch nicht. Und doch kümmert's mich ſo ſehr!
Wandervöglein Treu' iſt fortgeflogen,
Ich wart' und warte, — es kommt nimmermehr.
Ich ſah es in Lüften ſich ſchwingen und ſteigen,
Das glänzte ſo hell wie mein goldener Ring;

Jetzt verſchwindet's im Himmel. Es iſt doch eigen,
Wie all der Glanz ſo auf einmal verging!

Er.

Was Du verlorſt, hab' ich gefunden
Und Dir bewahrt; es iſt noch Dein;
Du wirſt es bald in ſchönen Stunden
Zurückempfangen ſchön und rein.

Anna.

Ich? Ich? O Nein! Das verdien' ich nicht.
Das könnt' ich nicht faſſen, nicht tragen.
O laß mich Dich anblicken recht lang! So ſpricht
Die Wahrheit! — O laß mich nur Eines Dich fragen,
Meine Seele hängt an Deinen Lippen
Wie der Thau auf der Blume. — Es iſt
Was Großes, was Heiliges hier
Bei mir; und kommt's von Dir,
Was mich durchſchauert? — So muß es ſein
Bei'm Sterben, ſo wohl, ſo weh zugleich und bang,
Als müßte man weit weit aufwärts fliegen,
Und ſehnte ſich,
So recht ſich an Gott zu ſchmiegen!
O ſprich:
Wie viele Stunden lang
Muß ich noch warten, bis Deine Hand
Mir wiedergiebt, was ſie fand?
Noch viele dunkle Nächte?

Er.

Nur eine kurze Dämmerung!

Vierte Zelle.

(Vor derſelben.)

Der Arzt.

Ehrwürd'ger Herr, geht nicht hinein.

Er.

Warum?

Arzt.

Ihr nähmt ein Aergerniß, das Euch als Prieſter
Zwiefach abſchreckte, — einmal weil der Mann,
Der hier ſeit Jahren ſitzt, daſſelbe Kleid
Einſt trug, wie Ihr; dann weil ſein ganz unheilbar
Verſteckter Wahn zu ruchlos iſt zu hören
Für Euer Ohr und Eu'rem Stand 'ne Makel
Anheftet, Eure Frömmigkeit und Sanftmuth,
Geduld und Menſchenlieb' zu einem Fluch
Verleiten würde. Ueberlaßt den Thoren
Sich ſelbſt; Ihr heilt ihn nicht, den Gott verwarf!

Er.

Und welches Weſen denn verwürfe Gott? —
Nicht Wahn iſt Frevel, hat auch jeder Frevel
Im Wahne ſeinen Urſprung und ſein Wachsthum.
Laßt hören denn, was iſt des Armen Wahn?

Arzt.

Ehrwürd'ger Herr, was ich von der Geſchichte
Des Irren weiß, den dieſe Zell' umſchließt,

Iſt Folgendes: Er war ein Mönch, der jung
In's Kloſter kam, und Jahre lang als Muſter
Von Frömmigkeit bei allen Brüdern galt,
Von Eifer, Demuth und von Gottesfurcht;
Ja, wie ein Heil'ger lebt' er, ſagten Alle,
Ein Spiegel jeglicher Vollkommenheit.
Mit einem Mal ward er in ſich gekehrt,
Betrat die Kanzel nicht mehr, übte keine
Pflicht ſeines heil'gen Amtes; ja er verließ
Wohl viele Wochen ſeine Zelle nicht.
Da ſah'n ihn oft um Mitternacht die Brüder
Am Boden ausgeſtreckt, vor'm Kruzifix,
Schweiß ſtand ihm auf der Stirn und Thränen rannen
Das Antlitz ihm herab. Wie ein Verzückter
Lag er und ſah und hörte nichts. So währte
Der wunderliche Zuſtand mondenlang,
Ein Räthſel Allen. Plötzlich eines Tages
Erhebt der kranke Mönch ſich, neu geneſen,
Die lang getrübten Augen wieder hell,
Ja ſtrahlend wie von Morgenhimmels Glut,
Voll ſolcher Kraft und Zuverſicht, daß jeder,
Der ihn erblickt, ihm zu der Krankheit Glück wünſcht.
Weil ſie zum Heile ihm geweſen ſei.
So hergeſtellt (wie's ſchien) beſtieg er denn
Die Kanzel wieder, ein Charfreitag war's,
(Wohl mögen's heute dreißig Jahre ſein,
Oder noch mehr) die Kloſterkirche war
So voll von Menſchen, die nach ſeinem Wort
Dürſtend verlangeten, als würd' ein Ablaß
Geſpendet, und nach ihm, der ernſt, ein Bild
Von Männerſchönheit, auf der Kanzel ſtand,

Das Kruzifix vor ſich, ſah jedes Aug'
Andächtig hin. Nun hebt er an zu ſprechen
Wie Jeremias, der Prophet, und malt
In grauſenhaften Bildern den Verfall
Der Gottesfurcht auf Erden. Plötzlich wendet
Er ſich zu ſeinen Ordensbrüdern dann,
Und wälzt ſo gräßliche Beſchuldigungen,
Wie nie ein Herz geahnt, auf ſie, und zählt
Verbrechen auf, die all' ſein Kloſter berge,
Trug, Geiz und ſchnöde Luſt, — die Scham verbeut
Das Wiederſagen; dies und mehr bezeugt er
Bei Gottes ewiger Gerechtigkeit,
Und ruft, ganz blaß vor Zorn: „O Gott, mein Gott!
Du ſiehſt's, Gekreuzigter? biſt Du Gott ſelbſt,
Gott, der als Menſchenſohn ſich offenbarte,
O Chriſtus, kannſt Du's dulden, daß ſie alle,
Die Chriſten ſich, ſich Deine Prieſter nennen,
Daß ſie durch Wort und Thun Dich ſchmählich höhnen?
O eine Läſt'rung Deines Namens iſt
Dies Namen-Chriſtenthum von Heutzutage,
Seit um den heiligen und ew'gen Kern
Sich tauſendjähriges Verderbniß häufte,
Der Lehre Fälſchung, und des allererſten
Gebetes Schändung, ſammt dem Aergerniß.
O Menſchheit, ſieh', wie Chriſtus einſt, der Beſte
Der Menſchen, wirſt Du täglich neu verrathen
Durch Judasküſſe, — täglich neu verkauft;
Tagtäglich neu wird Dein urew'ger Chriſtus:
Vernunft, an's Kreuz geſchlagen, und hohnlachend
Ruft dieſe Phariſäer Rotte: Kreuzig't!
Nun, Chriſtus, wenn Du Gott, wo blieb Dein Werk,

Wo, Jeſus Chriſtus, blieb Dein Chriſtenthum?
Todt iſt's, wie Du, der Du ein Menſch nur war'ſt,
Und ſtarbſt, weil Dich die Dummheit todtgeſchlagen.
O wärſt Du Gott, Du wärſt der beſte Gott!
Doch, wärſt Du wirklich Gott, kein Heuchler lebte;
Ein Zornesblick von Dir — ſie wären nicht!
Ja hört's, ihr alle hört's: ich bin ein Prieſter
Und ſag' es euch fürwahr: Wer kann da glauben,
Daß Chriſtus Gott, wenn Chriſtus das Verderbniß
Langmüthig ſieht und keine Blitze ſchleudert,
Sein Werk zu reinigen von Menſchenſatzung?
Wär' Chriſtus Gott, er ſtürzte dieſen Tempel
In Schutt mit allen Wuch'rern, die d'rin feilſchen,
Die ihm ſein Haus zur Mördergrube machten,
Und ſtatt des ächten Golds der Liebe frevelnd
Den eh'rnen Haß ausgaben" — —
Verzeiht, ehrwürd'ger Herr, daß ich Euch dies
All wieder ſagte; alſo ſprach der Mönch,
Der in der Zelle hier gefangen ſitzt,
Und von der Kanzel nieder warf er raſend
Das Kruzifix, die Läſt'rung zu vollenden!
Das ganze Land war voll des Aergerniſſes.
Die Ordensbrüder aber ſahen ein,
Daß ſeines Geiſtes Licht erloſchen war,
Und ſandten ihn, gar wohlbewacht, hieher.
Hier nun erforſcht' ich ihn und ſeinen Wahn,
Ob Heilung möglich ſei. Doch Zeit, die ſonſt
Der beſte Arzt, beſtärkte nur ſein Uebel,
Und — denkt, ehrwürd'ger Vater, denkt: Derſelbe,
Der Chriſti Gottheit einſtens läugnete,
Dünkt ſich nun ſelber Chriſtum, dünkt ſich Gott.

Er.

Dies alſo iſt es, was Ihr Frevel nennt?
Laßt mich zu ihm hinein. Vielleicht vermag,
Wenn einer, ich ſein Weſen zu ergründen
Und helle Stern' in ſeine Nacht zu ſä'n.

Arzt.

So geht mit Gott! O ging't Ihr nicht vergebens!

* * *

In der Zelle.

Der Mönch.

„Es iſt vollbracht!"
So ſprach ich einſt am Kreuz. Dich ſelbe Nacht,
Die damals Du gekühlt
Die Wunden all', woven mein Leib durchwühlt,
Dich ſelbe Nacht, die, wie ein Meer ergoſſen,
Mein unergründliches Myſter umſchloſſen,
Dich ſelbe Nacht aufruf' ich jetzo wieder.
Ausſpanne Dein Gefieder!
Heut' thaut von keinem Flaum
Der Tropfen, der bald Gift, bald Balſam, — Traum;
Heut', Nacht, veränderſt Du
Dein Amt, Du ſchläferſt nicht zu ſüßer Ruh'
Wie ſonſt die Müden ein;
Heut' ſollſt Du mir zu Freuden oder Pein,
Zur Hoffnung oder Schrecken,
Zu ew'gem Wachen alle Schläfer wecken!

Er (lauſchend, in ſich).

Ahnung des ew'gen Seins, gefaßt in Ahnung
Des Weltgeſetzes, trüb, doch unzerſtörbar,
Urmächtig, weil aus mir!

Der Mönch.

Es iſt vollbracht!
Das Werk, das ich von Ewigkeit durchdacht,
Gewirkt, heut' wird's vollendet.
Die Menſchheit ſteht am Ziel. Sie, die verblendet
Jahrtauſende hindurch mich nicht erkannt,
Sie ſoll's im großen Brand
Des jüngſten Morgens, den ich jetzt entzünde,
Und der von Stern zu Stern
Den Welten allen ihren ew'gen Herrn,
Der Millionen das Gericht verkünde.
Auf Wolken throne ich und Wer
Gleicht mir? Ihr meine Engel, Heer an Heer,
Laßt die Poſaunen ſchallen!
Fliegt aus und ſprecht mir zu den Todten allen!
Ruft mein Gebot hinab
Zu jedem und vergeßt kein einz'ges Grab,
Und bahnt die Wege, ſo ſie zu mir wallen!
Auf Wolken thron' ich. — Staub,
Gebier' mir neues Leben! Dürres Laub,
Sei wieder grün! Gebein, füg' dich zuſammen!
In meines Zornes Flammen
Verjüng' ich Dich, unſeliges Geſchlecht,
Zu büßen Deine Frevel! Steh' zu Recht!
Die Lilie ſtreck' ich und das Richtſchwert aus,
Verheißung den Gerechten, Sündern Graus.

Das Schuldbuch ſchlag' ich auf, Blut jede Letter,
Jedwed Umblättern Wetter.
Zittert ihr alle, die aus Staub geboren,
Die meine Spur verloren.
Nicht eure That allein,
Auch des Gedankens Sünde ſchmelz' ich ein
In meines Zornes Flammen,
Denn ihn muß ich zuerſt, zumeiſt verdammen,
Ihn, der Empörung Stifter,
Ihn, des Vertrau'ns, der Kindeslieb' Vergifter,
Ihn, den Verblender, daß ihr nicht erkennt,
Wie ihr von mir, dem Gott, euch losgetrennt.
Weil ihr die Liebe toll von euch verſtoßen,
So bleib' euch ewig auch die Lieb' verſchloſſen,
So ſeid verdammt in alle Ewigkeit,
Dem Haß zu dienen; ſeid,
Weil ihr an Liebe nicht geglaubt, verdammt,
Daß ihr nie glauben könnt, wem ſie entſtammt.
Und ihr! Unglaube ſei
Die Hölle euch; die ew'ge Sklaverei,
Die Feſſel, die nie roſtet,
Die Nacht, an deren End' es niemals oſtet,
Der Winter, deſſen Eis
Nie ſchmilzt, dem nimmer folgt ein Frühlingsreis.
Zitt're, o Erd'! Gott ſpricht:
Gieb Deine Todten für das Weltgericht.

Er.

Erſchaffner!

Der Mönch.

Wer ſprach hier?

Empörte denn die Luft ſich, daß ſie Dir
Den Hauch gehorſam trägt? —
Ward untreu mir der Blitz, daß er nicht ſchlägt
Die Kreatur, die gegen mich, verblendet,
Des frevelnden Gedankens Pfeil geſendet?
Sich ſelbſt im Wahnſinn ſchmäht,
Wer an der Gottheit zweifelt; denn es weht
Mein Odem ja in Allen, die ich ſchuf.
Taub iſt der Menſchheit, wer's dem Gottesruf!

Er.

Menſch!

Der Mönch.

O als Menſch, ſo hab' ich treu geſtritten
Für Euch hienieden und für Euch gelitten,
Für Euch geſtorben bin ich menſchlich, blieb
Gott nur durch Lieb',
Durch Lieb' am Kreuz, im Tod, durch ſolchen Drang
Der Liebe, die ſiegreich den Tod bezwang,
Ja, menſchgewordner Gott! bezeugt's, ihr Welten,
Die ihr vom Aufgang bis zum Niedergang
Mich ſchreiten ſaht, und heute ſeht vergelten!

Er.

Du ſagſt: *Vergeltung*; doch ich nenn' es *Haß*.
Dadurch verräthſt Du, daß Du Menſch nur biſt;
Denn dies Gefühl iſt thieriſch, beigemiſcht
Dem Göttlichen, das ich als reine Flamme
Belebend ſenkte in den ird'ſchen Stoff.
Durch dies allein, das Du zwar ahnſt, doch völlig

Nicht faſſen kannſt, durch dies allein iſt Leben
Und bleibt's für Ewigkeit. Weil ohne Grund
Und unerſchöpflich, hat die Lieb' nicht Raum
Noch Zeit als Grenzen, und ihr Weltgericht
Heißt nach dem Weltgeiſt, das auf ihr ruht,
Wahrheit, die durch Erkenntniß wird, Verſöhnung,
Die aus der Wahrheit ſtrömt! Und ſo erkenne
Auch Du, da Du ſo lang mich treu geſucht,
Und weil Du mich auf Erden nicht gefunden,
Mein Theil in Dir kühn für mich ſelber nahmſt!
Fort, Nacht, die er ſich ſchuf, dem Tag nachſtrebend!
Geh' du ihm endlich heute auf, o jüngſter Tag,
O ew'ger, deſſen Sonne nie ſich ſenket! —
Erkenn': ich bin's, den Du zuerſt geläugnet,
Ich bin's, für den Du dann Dich ſelber hielt'ſt,
Bin Chriſtus.

Der Mönch.

Du? Wodurch bezeugſt Du mir's?
O wärſt Du wirklich Chriſtus, dürft' ich's glauben,
Wonach dies Herz in untilgbarer Sehnſucht
So lange Jahre, ach vergebens, rief,
Wärſt Du es wirklich, nimmer lebt' ich mehr!
Der Augenblick, da Du vor mich hintratſt
Und ſprachſt: „Erſchaffener!“ — der Augenblick
War dann mein Tod! O wär' er's mir geweſen!
Und könnt' ich mich der Göttlichkeit entkleiden,
Der fürchterlichen ew'gen Einſamkeit
Inmitten Millionen von Erſchaff'nen,
Von denen mich kein einz'ges Weſen faßt,
Von denen kein's in Liebe, hell und wärmend,

Zu mir heranreicht! Wie ein Vater bin ich,
Den ſeine Kinder, fern von ihm erzogen,
Nicht kennen, und, da er ſich Vater nennt,
Gar für wahnſinnig halten, ja, noch frech
Sein Silberhaar verſpotten! O vermöcht' ich's
Mich ſelber zu vernichten! Bände mich
Die unzerreißbare Nothwendigkeit
Des Seins nicht, dieſe ew'ge Dornenkrone,
Der Jammer, der nichts andres als mein Selbſt! —
Doch faſſeſt Du dies nicht. — —
Du ſprachſt: Du wäreſt
Der Menſchgeword'ne Gott. So gieb Beweiſe!
Biſt wirklich Chriſtus Du, und ſtiegſt Du nieder
Zur Erde, Deine Herrſchaft zu erneuern,
So laß mich ſeh'n, ob noch ein Tempel ſteht,
Worin Dein Name ſchnöd' gemißbraucht wird
Zu Haß und Mord! Biſt Chriſtus Du, ſo laß
Mich ſeh'n die Trümmer aller Chriſtenkirchen,
So zeig' ſie mir, von grünem Moos umwachſen;
Geſträuch ſtreb' auf aus eingeſtürzten Säulen,
Und in den Fugen des verwitternden
Altars, vor dem ein Sünder einſt im Kleide
Des Prieſters ſtand, das Allerheiligſte
Den Gläubigen verkündigend und ſpendend,
Da muß ein Schwalbenpaar ſein Neſt jetzt bau'n,
Zum Zeichen, daß die oft entweihte Stelle
Auf's Neue rein und wirthlich iſt. O wenn
Du Chriſtus biſt, ſo zeige mir die Chriſten!
Nach Deinem Namen nennen ſie ſich all',
Wer aber kennet das Gebot der Liebe?
Schlag' auf die Bücher der Geſchichte, lies

Auf jeder Seite: Inquiſition,
Dies eine Wort in tauſend Menſchenleben
Geſchrieben! Welche Chriſten! Lache, Gott,
Wofern Du's biſt; ein ſolches Lachen kündet
Vergeltung an, wie ferner Donner Rollen,
Und in der Grundfeſt bebt das All. — Du ſchweigſt!
Was blickſt Du mich ſo an, der Sonne gleich
Am Mittag? Furchtbar! — Trotz doch biet' ich Dir,
Und alles in mir bäumt ſich wider Dich,
Mein göttlich Weſen zu vertheidigen,
Obgleich es mich ſo elend macht!

Er.

Das iſt
Das ächte Merkmal Deiner Menſchlichkeit,
Das ganz vollkomm'ne, — dieſer Trotz im Leben,
Der Stolz im Jammer, und das mächtig Alles
Durchdringende Gefühl der Sittlichkeit,
Das freilich nur nach irdiſcher Vergeltung,
Nach Wettern, Tod und nach Ruinen mißt.
So denkſt Du Dir, o Menſch, das Weltgericht!
Du kannſt, als Menſch, Dir keinen Himmel denken,
Wenn nicht auch eine Höll' als Gegenſatz!
Dem Herzen, das die Lieb' als Weltgeſetz
In ſich begreift und trägt und ewig hält,
Giebt's keine Hölle, keine ewige
Verdammung. Größer iſt die Seligkeit,
Die eines Gegenſatzes nicht bedarf,
Denn in der Lieb' allein iſt jede Löſung
Des Widerſpruchs von Ewigkeit enthalten,
Nur Lieb' iſt ewig, weil ſie Wahrheit iſt.

Der Haß iſt zeitlich, kurz, weil er nur Trug,
Die Lieb' iſt Weſen, Schatten iſt der Haß;
Die Lieb' iſt Sonne, Haß die Nacht, ſie ſchwindet
Am Morgen hin, als wär' ſie nie geweſen
Und könnte gar nicht ſein. Und willſt Du nun
Den Sohn der Erde für die Nacht beſtrafen,
Da er ſich doch ſo gern der Sonne freut?
Für Angſt beſtrafen, die ihm Schatten zeugten?
Für einen Irrthum, der 'ne Spanne Zeit
Gewährt, ihn ewiglich verdammen? — Trutz an Trutz!
So laß uns kämpfen, Du mein ſtolzer Held,
Beſiegt, und doch ein Sieger! Laß uns kämpfen,
Wer Chriſtus iſt, Du oder ich!

Der Mönch.

Wohlan!

Er.

Dich fordr' ich auf, wofern Du Chriſtus biſt
Und Du Dein Werk für ganz verloren hältſt,
Wofern Du die, die Dich bekennen, Heuchler,
Unwürd'ge Frevler nennſt, vertilg' Du ſelbſt
Sie all', zerſtör' Dein Werk, verwandle Du
Die Kirchen und Altäre denn in Trümmer,
Und wandl' in Staub, wer Chriſtum noch verehrt!
Thu's, wenn Du kannſt, dann ſprich, was iſt die Wahrheit!

Der Mönch.

Ich will's! — Hör's, Erde! Hört's, ihr Elemente,
Zerſtört, was ich erſchaffen! Rettet aus
Das ſämmtliche Geſchlecht, das längſt verlernt
Den Keim des Lebens, Liebe, zu begreifen.

Die Lilie tilg' ich. Fliege hin, mein Schwert,
Gleich meinem Blick, und meine Richtgedanken
Vollſtreck' als Senſe; denn die Erd' iſt reif. — —
Entſetzlich! Wüſten ſchweigen! — Spring', o Tiger,
Mein Grimm, hervor! Rings Schweigen, wohl ein Schweigen
Des Todes, wie am Charfreitag! Soll ich euch,
Geſchöpfe, weichen? Redet, ich beſchwör' euch!

Er.

Sie ſchweigen. Alles lebt! Dies ſchweigende
Und dennoch tauſendfält'ge Leben zeuget
Laut wider Dich. Du kannſt es nicht vernichten,
So konnteſt Du's nicht ſchaffen.

Der Mönch.

Dennoch will ich
Dir noch nicht weichen und erneuere
Den Kampf.

Er.

Mit welchen Waffen? Zwingt Dein Wille
Den Tod und die Zerſtörung nicht herbei,
Und kann das Weſenloſe Dich verſpotten,
So zeig' mir an, was Weſen, Wahrheit ſei.

Der Mönch.

So frug Pilatus einſt! — — Was iſt die Wahrheit?
Die einz'ge Wahrheit iſt der Schmerz!

Er.

Dies ſpricht der Schmerz aus Dir, doch nicht Du ſelbſt,
Er täuſchet Dich, ſo tief und wahr er iſt.

Der Mönch.

Nein, nimmer geb' ich dies Dir zu. O wüßteſt,
Wie brünſtig ich, mit welchem heil'gen Drang
Nach Wahrheit forſchte! Ach, ſo oft ich glaubte:
„Hier endlich fand ich ſie,“ verrann der flücht'ge Schein
In Nacht. O nur dies Nächt'ge, Unbegriffne,
Das jeden Nerv anſpannt wie eine Saite,
Um aus der Qual des Lebens Aeußerung,
Den Ton, zu locken, — dies allein iſt Wahrheit,
Es iſt Nothwendigkeit.

Er.

Selbſt im Gedanken,
Der Dich zur Gottheit macht, fühlſt Du den Schmerz,
Der ſchöner Dich, als eine Krone ziert.
O Deine Abkunft kannſt Du nicht verläugnen,
Und Wahrheit, die Du fühlſt, wenn auch nicht nenneſt,
Zwingt Dir das Zeugniß aus der Seele doch,
Daß ſie nichts iſt als Lieb', die ja den Schmerz
In ſich begreift, ſich kundgiebt durch den Schmerz,
Durch ihn verklärt wird und den Sterblichen
Werth macht der Ewigkeit, die ihr zu eigen!

Der Mönch.

Wie wird mir? Wanket denn mein Sein? Mir iſt,
Als ob die ganze Schöpfung wider mich
Empört aufſtünd', als ob der Ocean
Die Wellen ſchleud're bis zu mir empor,
Die Sonne wich' aus ihrer Bahn, das Band
Zerriſſe, das ich ſchlang aus Millionen
Von Sternen, gegen mich die Donner grollten,

Und gegen mich als Schlangen züngelten
Die Blitze. Mich verräth die Kreatur,
Mich Zeit und Raum! Und dennoch geb' ich mich
Noch nicht beſiegt.

Er.

Nun, welches größ're Zeugniß
Verlangſt Du noch, Menſch, daß Du Gott nicht biſt?

Der Mönch.

Gewißheit, daß ich Menſch bin. Dies genügt dann
Statt aller Zeugniſſe. — Mich dünkt, ſo wär's
Geweſen, da dem „Werde“ Licht entquoll
Und ſo wie ich jetzt, hätte damals, trunken
Von Licht, der Stoffe wüſtes Heer gebebt.
Gewißheit, daß ich Menſch bin! Nochmal fordr' ich's,
Wenn ich der Gottheit mich entkleiden ſoll.

Er.

Du ſelbſt ſprachſt ſie ſchon aus durch jenes eine
Wort: Schmerz!

Der Mönch.

Bin ich nicht Gott, genügt mir's nicht!
Noch andre, beſſ're Bürgſchaft muß mir werden,
Bürgſchaft des Lebens, — nicht für mich, für alle,
Bürgſchaft des Seins, das nicht in wandelnden
Staub iſt gebannt, das, frei und ebenbürtig
Der Gottheit, ohne Ende denkt und ſchafft
Und wirkt, und alles dieſes nicht vergebens; —
Nur dann verlohnt ſich's ja, ein Menſch zu ſein!

Er.

So rangſt Du ſtets, o kühner Geiſt! Dies zeugt
Für mich! Vermöchteſt Du's wohl ohne mich?
Die Stunde ruf' ich Dir zurück, als Du,
Ein Jüngling, allem Ird'ſchen abgewandt,
In ſtiller Nacht, wenn Nachtigallen ſangen,
Am Morgen, wenn die Lerche einſam ſtieg,
Am Mittag, wenn die fleiß'gen Schnitter ruhten,
Mit heißer Inbrunſt immer zu mir riefſt!
Wenn das Brevier lag vor Dir aufgeſchlagen,
Sahſt Du zum heitren Himmelsblau empor
Und ſucheteſt mich dort. Wenn Du des Abends
Mit Deinen Brüdern all' die Vesper ſangſt,
Da blickteſt Du hinab zur dunklen Gruft
Und forſchteſt dort nach mir und nach dem Leben.
Nichts giebt's, worin Du mich nicht ſtets geſucht,
Mich ſchauen wollteſt! Denke d'ran, Du glaubteſt,
Mich einſt im Traum zu ſeh'n!

Der Mönch.

So war's. Ich rief:
„Sein Aug' iſt Licht und Leben;
In Schmerz und jauchzend, in Wonn' und Todesbeben
Fühlen's die Hunderttauſend,
Die je, im Zephyr, wie im Sturme ſauſend,
Stolzfreudig Lebenswiſſen
Zum Siegestod begeiſtert hingeriſſen,
Mit Herzblut je bezeugten
Die von dem Wahn des Sterbens Ungebeugten,
Daß, der unſterblich über Allen thronet,
Auch ganz in Jedem wohnet. —

Er ſitzt, ein ewig Treuer,
Ausſtrömend Licht im ſchaffenden Urfeuer,
Um ihn in Strahlenleibern
Die Gottesſöhn', geſäugt von ird'ſchen Weibern.
Vermenſchte Lichtgedanken;
Einſt durch des Gottes Feuerkuß entſanken
Die ird'ſchen Hüllen wieder,
Und nun umweben Flammen ſie und Lieder,
Verbürgend, daß kein Auge je erblindet,
Das Er ſich angekindet! —
Was Mancher einſt beklügelt,
Das göttliche Myſter liegt hier entſiegelt.
Wie in Kryſtalles Reinheit
Empfängt die Leben all' des Herzens Einheit,
Das dreifach ſich erſchloſſen,
(Und doch das All in einem Strom umfloſſen,)
Als Vater durch ſein Werde,
Als Sohn durch Bruderliebe für die Erde,
Als Geiſt auf flammenlodernden Gefiedern,
Die Menſchen zu verbrüdern. —
Als Menſch bei Menſchen wandelnd,
Im Menſchlichen das Göttlich-Einz'ge handelnd,
Ob ſonſt uns nichts auch bliebe,
Er war's und bleibt's, er ſelbſt, der Fürſt der Liebe.
Mit Menſchen menſchlich fühlen,
Wie Menſchenweh durch Menſchenbruſt mag wühlen,
Der Eine hat's gelitten,
Der durch den Tod Unſterblichkeit erſtritten!"
So rief ich damals und ſo ruf' ich jetzt
Aus voller Jünglingsſeele endlich wieder.
Und was an Greiſenjahren mir das Leben

Zuletzte, fühl' ich nimmermehr. — O Herr,
Du trägſt, was uns zermalmt. Ja ich bin Menſch,
Und reich genug, daß ich Dein Sohn, Dein Theil.
Und wie ich meine Menſchheit jetzo fühle,
Empfind' ich auch erſt recht das Göttliche,
Was d'rinnen liegt, und weiß es ganz vollkommen,
Was ich geſucht, das Wort: Unſterblichkeit.
Und unnennbare Seligkeit durchrieſelt
Die Seele mir, dem Regen gleich im Mai,
Der alle Keime ſprengt. Fortleben! ja —
Fortwirken, hier und drüben! Hier dadurch,,
Daß wir gelebt, — wir lebten nicht umſonſt,
Wir lebten tauſend Söhnen, Enkeln, die wir
Nicht g'rade leiblich zeugten, — drüben,
In Deiner Anſchau zum Vollkommnen ſtrebend,
Doch immer Menſchen, — und ein jeder ewig
Derſelbe, — freie, wie er jemals ward. —
Was iſt der Tod? Der Freiheit Oſtertag,
Wie er mich jetzt durchſonnt! Was war das Leben?
Suchen nach Wahrheit.
Was iſt die Menſchheit und was wird ſie ſein?
Ein holdes Kind, das Mann zu werden ſtrebt,
Und doch der Amme ſich ſo ſchwer entwöhnt!

Er.

So ſchwer, daß es ſogar der Ammen Mährchen
Für Wahrheit hält. Dies aber iſt der Preis
Der Menſchlichkeit: im Mährchen ſelbſt die Wahrheit
Herauszufinden; dies des Menſchen Werth:
Für ſie, wie ich als Menſch, auf's Neue immer
Zu ſterben: dies verbürgt Unſterblichkeit.

Der Mönch.

Und welches, Herr, iſt dann Dein Weltgericht?

Er.

Jedweder Tag, den ich aufgehen laſſe
Der Welt, jedwedes Herz, das ich belebte!
O die Vergeltung iſt in jeder That,
Und wer, dem ird'ſchen Triebe hingegeben,
Sie nicht ſchon darin fühlt, empfindet ſie
Schon in der Ahnung, daß ſie doch ſein muß.
Dies iſt ſie ihm. Dann wartet er mit Schauder
Von Tag zu Tag auf jenen großen Tag,
Wann ich das Schuldbuch ihm aufſchlagen würde,
Das er in jeglicher Sekunde ſchon
Verzweifelnd oder reuig offen ſah.

Der Mönch.

Und wird ſich Staub zu Staube wieder fügen
An einem Tag, den Du bezeichnen willſt?

Er.

Greif' Dir an's Herz, o Menſch, der Du Dich immer
Als Einzelnen ſelbſtſtändig frei gefühlt!
Wann haſt Du je geglaubt, Du könnteſt einſt
Nichts, nicht mehr ſein? So oft Du zweifelteſt,
Stets ſcheuchte doch ein Zweifel Dir die Zweifel,
Ein ſüßer Zweifel all' die gräßlichen,
Ein ſtolzer die unwürdigen. Und fühleſt
So Du, ſo frei, ſo kühn, wie Deine Zunge
Der Freiheit höchſten Sieg nicht auszuſprechen

Vermag, — wie möchte ich, da Deine Freiheit
In meiner Liebe wurzelt, anders fühlen!
Was iſt, das iſt; ſo wenig kann's vergehen,
Als ich es ſelbſt kann machen ungeſcheh'n.

Der Mönch.

Es iſt vollbracht. Ich hab' auf Erden nichts
Zu leben mehr. Du haſt das Höchſte mir,
Das Heiligſte, das Ewige gegeben,
Erkenntniß, — in Erkenntniß Ruh' und Liebe.
O Herr, was ſoll ich noch als Staub auf Staub?

Er.

Mein Sä'mann ſein!

Der Mönch.

Und wenn ſie mir nicht glauben?

Er.

So glaube Du und harre treulich aus,
Die Saat zu ſtreu'n! Schlägt auch ein einzig Saatkorn
Nur Wurzel, dann haſt Du genug gelebt.
Ich öffne Dir die Thore Deiner Haft,
Und frei an meiner Seite wandelſt Du
Hinaus, o Greis, in's ewig junge Leben,
Ein Auferſtandener am Oſtertag.
Zieh' hin durch alle Welt als mein Apoſtel,
Du einer von den Vielen, die unſcheinbar
Der Liebe tauſendjähr'ges Reich bereiten,
Die neue unſichtbare Kirche bau'n!

Der Mönch.

So war's nicht blos ein Traum, was alle Edlen
Tief aus des Geiſtes ſtiller Einſamkeit
Voll brünſt'ger Hoffnung in der Zukunft Fernen
Zu ſchau'n bezeugten, jenes Gottesreich
Der Liebe, das die ganze weite Erde
Nur als ein einzig Vaterland umſchließe?
So kommt die Stunde einſt, in der die Menſchen
Von Haß und Selbſtſucht, wie von Fabeln ſprechen,
Wann jeder Menſch ein Bruder allen Brüdern,
Dein Kind ſich fühlet und die ganze große
Familie der Sonnenblume gleicht,
Die ſich dem Lichte zukehrt, das ſie ſchuf?

(Beide ſind mittlerweile durch den Garten in's Freie getreten.)

Er.

Die Zeit, von der Du ſprichſt, ſie wird nicht kommen,
Sie iſt vorhanden ſchon und war's von je.
Das Reich der Liebe bleibt ein unſichtbares
Und wäre nicht, ſobald das Streben endet.
Im Ringen iſt der Sieg, im Hoffen Kraft,
Im treuen Dulden der Triumph der Menſchheit;
Und eines Jeden, der da ringt und hofft und duldet,
Und alſo wahrhaft liebet, iſt das Reich.
Zieh' hin und pred'ge es in aller Welt,
Und ahne, Treuer, der Du heut' erſtanden,
Das Auferſteh'n am großen Oſtertag!

Oſtern.

II.

Der Morgen:

Wacht auf, ihr Schläfer allzumal,
Ihr Schläfer in dem ſtillen Thal,
Im Schloß, wie hinter Kerkerwand! —
Tod iſt nur Schlaf! Seht: Chriſt erſtand!

Wacht auf, ihr Schläfer allzumal!
Ich grüß' euch mit dem hellſten Strahl,
Den je das Aug' des Weiſen fand. —
Tod iſt nur Schlaf. Seht: Chriſt erſtand!

Wacht auf, ihr Schläfer allzumal!
Ihr, die ihr einſchlieſt bang in Qual,
Wacht auf! So Furcht als Qual entſchwand. —
Tod iſt nur Schlaf. Seht: Chriſt erſtand!

Wacht auf, ihr Schläfer allzumal!
Ich biet' euch meinen Goldpokal,
Gefüllt mit Leben bis zum Rand. —
Tod iſt nur Schlaf. Seht: Chriſt erſtand.

Genießt, ihr Wachen, allzumal,
Nun was der lange Schlaf euch ſtahl!
Zerriſſen iſt das eh'rne Band. —
Tod war nur Schlaf; denn Chriſt erſtand!

Bach:

Laßt jauchzend mich brauſen
Und preiſen den Herrn!
In Sturm und in Grauſen
Verkünd' ich ihn gern.

Mir ſprengt' er die Bande
Von ſchimmerndem Eis,
Und weit durch die Lande
Aufjauchz' ich: „Ihm Preis!"

Ihr Menſchen, was ſehet
Ihr fröhlich mich an?
Ihr wißt und verſtehet
Nicht, was hier gethan!

Und wollt ihr genießen
Was Oſtertag ſei, —
Die Bande zerriſſen,
Erwacht und ſeid frei!

Nur Freiheit iſt Leben,
Erringen nur Luſt!
Laßt brauſen und ſtreben
Voll Oſtern die Bruſt!

Junges Laub:

Geſegnet ſei, o heil'ges Licht,
Das uns den Knoſpenſarg zerbricht,
Du riefſt uns allen nach langer Nacht:
Erwacht!

Ihr Menſchen all', o hört ihr nicht,
Wie öſterlich euch grüßt das Licht,
Wie's euch auch ruft nach langer Nacht:
Erwacht!?

Freut euch mit uns und kommt herbei,
Und lernt, wie Kinder, das Wörtlein: „frei!"
Ihr habt den Winter lang nicht d'ran gedacht.
Erwacht!

O euch iſt mehr denn uns gegönnt.
Friſch Hand an's Werk! Ihr Menſchen könnt
Freithätig erringen, was ihr gedacht.
D'rum wacht!

Schämt euch, daß ihr bei Gut und Geld
Geringer ſein als Knoſpen wollt,
Daß ihr, wenn Gott geendet die Nacht,
Nicht wacht!

O wagt es doch nur, frei zu ſein!
Seht her, ihr Menſchen groß und klein,
Wie Freiheit friſch und herrlich macht!
Erwacht!

Schmetterling:

Der Sarg iſt zertrümmert,
Die Hülle entzwei.
Wie glänzet, wie ſchimmert
Der Himmel mir neu!
Ich flattre und ſchwinge
Von Grab mich zu Grab;
Den Todten ich bringe
Verheißung hinab.
Ihr Lebenden, ſchauet:
Ich walle als Fahn',
Seit Oſtern gegrauet,
Euch allen voran.
Auf! Zu dem Paniere
Euch fröhlich geſtellt!
Zum Kampfe ich führe
Für Freiheit in's Feld!

Echo:

Was tief in euch verborgen liegt,
Den allerbeſten Hort,
Heraus an's Licht, das heute ſiegt,
Heraus das freie Wort!
Und, hallt es wider Felſenbruſt,
Verzehnfacht ſich der Schall,
Und Tauſend hören's dann voll Luſt
Und faſſen's in ſich all'.
Und wer es dann nicht hören mag,
Weil's nur ein Einz'ger ſprach,

Dem ſchallt es hunderttauſendfach
In Mitternächten nach.
Dem drängt es dann vom Kiſſen fort
Den Schlaf und fort die Ruh'; —
D'rum ſchalle laut, du freies Wort,
Und ſchalle immerzu!

Sturm:

Zum Kampf! Die Wolken neiden
Der Welt das junge Licht.
Und ſoll denn Nacht ſie leiden
Und Sonn' erkämpfen nicht?
Zum Kampf! Wir ſah'n ſie blinken;
Erſtritten ſoll ſie ſein!
Die Nebel müſſen ſinken,
Friſchmuthig auf ſie ein!
Zum Kampf! Spannt aus die Schwingen,
Fallt an, und treibt, und jagt!
Schmach dem, der zum Erringen
Nicht voll den Odem wagt,
Den letzten Hauch zum Kriege,
Wer feig zurückebleibt! —
Glück auf! Schon geht's zum Siege.
Seht, wie der Nebel treibt!
Seht wie zerriſſen ſprengen
Die flücht'gen Wolken weit
Vor unſerm kühnen Drängen,
Vor unſerm harten Streit!
Kein Haften und kein Halten
Für ſie am Himmel mehr!

Wir, mit des Lichts Gewalten
Im Bunde, hinterher!
Kein Zufluchtsort für einen
Der Flücht'gen irgendwo!
Hehr ſteht die Sonn' im reinen
Schlachtfelde ſiegesfroh.

Chorus:

Heiliges Licht,
Das Alles erſchaffen, das Alles ernährt,
Das Alles nach Dir, o Eines, verklärt, —
Du endeſt nicht!

Preis Dir und Dank von Welt zu Welt,
Von Aeonen zu Aeonen,
Von Millionen und aber Millionen,
Die Dein Urborn erhält!

Unermeßliches! Jedes Atom
Von Dir, das niederſank,
Rauſchet als mächtiger Lebensſtrom.
Preis Dir und Dank!

Unverſiegbares,
Ewig Wahres,
Laß Deine Wellen ſchlagen
In allen Menſchenherzen mit Macht,
Daß ſie jauchzend bekennen und ſagen:
Tod iſt nur Nacht!

Blumenſtimme.

Der Abendwind, wie eine Amme, fächelt
Das Kind und lullt's in ſüßen Schlummer ein;
Es liegt ſo ſelig in der Wieg', und lächelt;
Zum Fenſter ſieht ein Roſenpaar hinein.
Die Mutter Roſe will das Kind erblicken,
Das Roſentöchterlein ſchmiegt ſich an ſie;
Die Roſe ſingt, die andern Blumen nicken
Andächtig bei der ſüßen Melodie,
Und ſtimmen dann, die Nelken und Reſeden,
Die ganze Schaar, ein in den Weihgeſang;
Es webt die Nachtigall mit Silberfäden
Der Stimmen reizenden Zuſammenklang.

„Schlaf ſüß auf Deinem ſichren Eiland,
Das wie ein Ei im Weltmeer ſchwimmt,
Bewußtlos ſel'ger kleiner Heiland,
Der nichts als Liebe giebt und nimmt.

„Du giebſt ſie reich den Aelternherzen,
Du nimmſt ſie aus der Mutterbruſt;
Daß Liebe wachſe, weckſt Du Schmerzen,
Schmerz macht die Lieb' erſt recht zur Luſt.

„In jedem Kind wird neu geboren
Der Heiland, der die Menſchheit ſühnt
Durch Lieb', — wenn Haß der alten Ihren
Zwingherr zu werden ſich erkühnt.

„So ſchlafe ſüß, und immer finde
Die Liebe Dich, wie Kinder ſind!
Und wirſt Du einſt zum greiſen Kinde,
Sei jung in Lieb' — wie jetzt als Kind!“

Storch und König.

Der König ſieht zum Fenſter trüb hinaus,
Sieht gegenüberſteh'n das finſt're Haus,
Den alten Thurm, dort an des Schloſſes Enden;
Er kann davon die Blicke heut' nicht wenden.
Wie Mancher liegt darin ſeit langer Zeit!
Wie ſchwer drückt Fürſten die Gerechtigkeit!
Der Himmel iſt ſo klar, die Luft ſo blau,
Und ſteh'n muß bleiben d'rin der ſchwarze Bau.
„Warum, ihr Männer, die ihr d'rinnen liegt,
Habt ihr die Hand der Gnade mir beſiegt?
Nicht euch, mir ſelbſt legtet ihr Feſſeln an,
Daß ich aus Feſſeln euch nicht löſen kann.
Vergab auch ich verſuchten Hochverrath,
Kann denn vergeben auch der ganze Staat?
Und muß ich — höb' ich gern zur Gnad' die Hand,
Nicht das Geſetz erhalten, und das Land?“

Er blickt hinweg, blickt immer wieder d'rauf;
„Sieh da, — wer kommt zu euch im raſchen Lauf?
Das iſt mein Storch, des Schloſſes treuer Gaſt;

Was willſt du dort, du alter Nimmer-raſt?
Du freier Vogel, ei, was ſuchſt du doch
Dort an des Thurm's vergittertem Mauerloch?"
Er wetzt den Schnabel, — ach, fruchtlos Beſtreben! —
Als feilt' er emſig an den Gitterſtäben.
Er dreht den Kopf, — der Storch iſt recht betrübt,
Daß es für die da d'rin nicht Rettung giebt.
Am Thurme ſchlingt ſich Epheu hoch hinan,
Der Storch fliegt auf, rupft mit dem Schnabel d'ran,
Und ſchwingt ſich dann, treuherzig, nimmer matt,
An Königs Fenſter mit dem Epheublatt,
Legt es ihm hin und lüftet dann die Bruſt,
Schlägt mit den Schwingen, wie aus Herzensluſt,
Als käm' ihn grad' die Luſt zum Wandern an,
Wie er's alljährlich froh gethan.
Der König ſieht dem Spiele ſinnend zu;
„Ja," ruft er, „Vogel, wandern frei kannſt du
In ferne Länder, wo die Sonne mild
Scheint auf ein ewig-maienhaft Gefild.
Es kennt dich niemand dort; — doch biſt du froh
Wie in der Heimath, d'raus dein Fittich floh.
Was denk' ich d'ran? — Halt, jetzt verſteh' ich dich,
Du treuer Storch; worauf doch lenkſt du mich!
Du gabſt mir wahrlich einen beſſern Rath,
Als je ein Weiſer mir gegeben hat!"

Zum Thurme geht der König; ſtaunend ſchaut's
Daſelbſt der Schließer; „weh! was ſoll's? mir graut's!
Ihr armen Gäſt' in meinem dunklen Haus,
Führt man euch wohl zum Tode bald heraus?"

Der König aber tritt zu ihnen mild
Und ſpricht ſie an: „Ihr ſtrebtet einſt gar wild
Nach Kron' und Leben mir, — nicht ich, der Staat
Verlangt den Kerker für Verſuch und That.
Meint ihr: mir wäre leicht, wenn Herzblut fließt?
Doch ſeid getroſt! Blickt her: die Hoffnung ſprießt
Dicht an der Mau'r, die euch umfangen hält.
Und Hoffnung grünt allorten in der Welt.
Ein ſtummer Anwalt ſprach für euch beredt,
Seid frei wie der, der mild für euch gefleht!
Jenſeits des Weltmeers iſt der Freiheit Reich,
Dort ziehet hin, ein Schiff empfängt euch gleich.
Mit allen Gütern, welche euer ſind,
Befrachtet's voll, mit Aeltern, Weib und Kind.
Und, ſchwelgt ihr in der Freiheit vollem Licht,
Dann, die ihr Freiheit liebt, — flucht einem König nicht!"

Auswanderer und Wandervöglein.

Wandervöglein.

Was ſitzeſt Du am Scheideweg
So ſtill in Harm und Leid?
Dein Bündel iſt leicht; es trägt Dich der Steg,
Er iſt gar feſt und breit.
Hörſt rauſchen die wilden Waſſer herauf?
Die rauſchen: „Wir eilen in's Meer.“
Was hält Dich hier, was hält Dich noch auf?
Oder drückt Dich Dein Kummer ſo ſchwer?
In die dürre Erde wirf ihn hinab,
Wirf d'rauf das dürre Laub,
Da mag er vermodern im tiefen Grab;
Was feſſelt Dich denn der Staub?

Wanderer.

Wohl hab' ich den leichten Bündel geſchnürt,
Keine Schweſter hat mir den Hut geziert
Mit Reis oder Band
Als Liebespfand;
Keine Mutter weint', als ich ſchied,

Da war kein Vater, vor dem ich geknie't,
Daß ich ſeinen Segen empfange;
Keine Braut gab mir den Scheidekuß, —
Die ſchlafen alle ſchon lange.
Kein Freund gab mir's Geleite,
Da ich auszog in die Weite,
Und doch wein' ich, daß ich von hinnen muß.

Wandervöglein.

O komm' nur mit mir!
Ich weiſe Dir
Als treuer Geſell
Den Weg; gar ſchnell
Hinwandern wir
Von Ort zu Ort;
Fort! fort!
Ich führe Dich treu
Ueber Land und See,
Friſch, fromm und frei,
Vergiſſeſt Dein Weh.
O fühlteſt, wie ſüß
Frei auf ſich zu ſchwingen,
Hochjauchzend zu ſingen,
Die Flügel zu breiten,
Auf Wolken zu gleiten!
O kennteſt die Luſt,
Die wallende Bruſt
Mit volleren Schlägen
Der Sonne entgegen
Zu tragen; zu jagen
Nach knoſpenden Roſen,

Die Abends den Locken
Der Sonne entglitten,
Die feurigen Flocken
Im Fluge zu haſchen,
Mit Winden zu koſen!
Zu ſchaukeln inmitten
Der Töne von Glocken,
Den ſegelnden, raſchen
Nacheilend zu lauſchen,
Und alle die Bitten
Der Menſchen zu hören,
Bevor ſie entrauſchen
Zu himmliſchen Chören!

Wanderer.

O du glückliches Wandervögelein!
Das iſt ja mein tiefes, tiefes Weh,
Wie ich Dich luſtig flattern ſeh';
Biſt ſo winzig klein,
Kannſt doch über alle Schranken
Weitauffliegen! Und Menſchengedanken,
So groß ſie ſind,
Schneller als Wolken und Wind,
Sonnenadler, die Fittiche ausgeſpannt
Wie des Himmels Deck' über'm Erdenland, —
Sollen gefeſſelt am Boden liegen,
Geduldig ſich an's Gitter ſchmiegen!
Freiheit, ſüßlockende Nachtigall,
Die Du vom Himmel nieder
Schwebend, durch himmliſcher Lieder
Herzgewinnenden Schall

Urewige Gottheitslieb' verkündigeſt,
Die Menſchen all' entſündigeſt,
Sollſt nicht ſingen,
Von Herzen Dich nicht zu Herzen ſchwingen!
Sie möchten Dich tödten, und weil ſie's nicht können
Und Dich der Erde doch nicht gönnen,
Soll Niemand horchen auf Deinen Geſang!

Wandervöglein.

Und d'rum iſt Dir bang?
O ſo komm' nur mit mir!
Warum ſäumſt Du ſo lang
Am Grenzſtein hier?
O ſiehſt Du die Sonne
Allabends voll Wonne
Zu Glücklichen ſinken,
Die jenſeits der Meere
Am ſchimmernden Strand
Stolz wandeln; die Hehre,
Du ſiehſt ſie Dir winken
Zum ſeligen Land!

Wanderer.

O welches Land kann ſich vergleichen
An Herrlichkeit Dir, Land der Eichen!
Und ſollſt allein
Nicht werth der Freiheit ſein?
O Vaterland, mein Vaterland!
Was hältſt Du mich mit ſo ſtarkem Band?
Gabſt mir nichts, was das Leben erfreut,
Keine Hoffnung für meinen jungen Muth,

Keinen Freund, der ſich mir angetreut,
Nicht Ehr' und Macht, nicht Geld und Gut,
Und doch bin ich Dein ſo ganz und gar,
O Mutterſchooß, der mich gebar,
Und ſoll jetzt von Dir ſcheiden!
Weiß wohl, ich hab' mir's ſelbſt gewählt,
Zu zieh'n in die freie neue Welt,
Und Dich auf ewig zu meiden!
Nun grüßt mich all Dein Gras und Laub,
Und ich neide den Lüften den wallenden Staub,
Und beneide die glücklichen Todten,
Die da ſchlummern im heimiſchen Boden.

Wandervöglein.

Auf! auf! biſt ein Mann, haſt Mark im Gebein,
Die ganze weite Welt iſt Dein,
Und der alte treue Gott geht mit,
Wohin Du wandelſt, Schritt für Schritt,
Den wollen wir laſſen walten;
So oft ich noch hoch in Lüften gereiſ't,
Hat er mich getränkt und hat mich geſpeiſ't
Und auf rechtem Weg mich erhalten.

Wanderer.

So greif' ich denn zum Wanderſtab
Mit Gott; ein Zweiglein brech' ich noch ab,
Am Herzen will ich es tragen,
In fremder freier Erde ſenk' ich's ein;
Wird's dir, o heim'ſche, ein Zeichen ſein,
Und friſche Wurzel ſchlagen?

Wandervöglein.

Einen Gärtner ſah ich wohl auf und ab
Schreiten von Land zu Land,
Er brach manch dürres Zweiglein ab,
Er pflanzt' auch manches junge Reis
Mit ſeiner ſtarken Hand,
Und aufgeh'n wird's zu ſeinem Preis,
Den Augen der Menſchen verborgen.
Laß fahren den Gram! friſch, junges Blut,
So wollen wir wandern mit fröhlichem Muth;
Der Treue wird Alles beſorgen.

Braut und Lilie.

Die Braut geht ſtill und ſinnend durch den Garten,
Vor einer ſchlanken Lilie bleibt ſie ſteh'n,
Und nimmt das Myrthenkränzlein aus den Locken.
Wehmüthig dreht ſie's in der Hand und ſchlingt
Es um die Lilie dann, die ſchweſterlich
Mit bleichem Haupt ihr zunickt: „Nimm' es Du!
„Was wein' ich denn, ſeit ich die Myrthe trage?
Ich wein' und bin doch freudig, doch beklemmen.“ —
Die Lilie ſpricht: „Du weinſt vor Freuden, Schweſter,
Und, weil vor Freuden, weinſt Du auch aus Schmerz.
Die Freudenthräne iſt doch — Thräne ſtets,
So jedes Glück — ein Schmerz! — Du fühlſt die Freude
Am ſelben Pulſeſtocken, wie den Schmerz;
Und, wie die Thrän' des Schmerzes Lind'rung iſt,
So wird zum Glück Dir auch ein jeder Schmerz.
Darin fühlſt Du den Gott. Er giebt Dich ſelbſt
Dir ſelbſt, durch Glück und Leid — in Einer Thräne.
Und biſt Du leidvoll, — Nachts, wenn Wirkliches
Verdämmert, thut ſich auf das Mögliche,
So möglich, — weil nothwendig; und es füllt
Den Abgrund zwiſchen Dir und Dir dann aus.

Biſt, Schweſter, Du im Glück, — unglücklicher
Wärſt Du, als durch das Leid, wenn Du das Glück
In Dir nur ſuchſt, im Andern nicht; d'rum nimmt
Dir's Gott im Schlaf, und läßt Dich träumend leiden,
Daß bei'm Erwachen Du als fremd Geſchenk
Das Glück zurück erhältſt, und, froh empfangend,
Dich nach des Gebens rein'rer Freude ſehn'ſt.
Du haſt nicht Glück und Leid, — biſt Beides ſelbſt,
Wie Leib und Seele. Und, wie Du die Seele
Verſchenken kannſt, und doch ſie ſtets noch haſt,
So ſpende Glück; und daß, je mehr Du ſchenkſt,
So mehr Du haſt, erkenn' in Freudenthränen:
Je mehr Du weinſt, ſo mehr drängt Dich's zu weinen."

III.

Pfingſten.

I.

O thränenwerther Anblick, — dieſe Kinder
Des Elends, ſchmutzig und verwahrloſ't all'
An Leib und Seel', verwildert: faſt verwiſcht
Jedwede Spur menſchlicher Abkunft, thieriſch
Nicht blos von Anſehn, nein, von Sitten auch
Und im Begehren! Zu dem Hochzeitsfeſt
Borgten die Aeltern Bret ſich und Kartoffeln
Und Branntewein; denn, was ſie Tag für Tag
Verdienen, reicht von Hand zu Mund. Leichtſinnig
Schiltſt Du ſie, der Du ohne Sorgen lebſt,
Und überweiſeſt ſie dem Cölibat; —
Sind ſie denn minder Menſchen als Du ſelbſt?
O wie ſo leicht iſt Dir's, den Stab zu brechen!
Verdamme nicht! und nicht mit Ekel wende
Hier von des Elends Kindern Du Dich ab,
Die in dem Schmutz auf Stroh geboren wurden,
Geſäugt in Thränen! Lieber trockne dieſe,
Als Du verdammſt die Mütter, die ſie weinten!
Nun, da die Kinder wachſen, haben, ach,

Die Aeltern keine Zeit, ſie zu betreuen, —
Nicht Zeit dazu! Nicht Zeit! O ſchenkte ihnen
Der Reiche von dem Ueberfluß an Zeit,
Die er bei'm üpp'gen Mittagsmahl verſchwelgt,
Die er im Schauſpielhaus vergähnt, die er
Am Morgen, wenn ſie längſt ſchon fleißig waren,
Verſchläft! O ſchenkt' er ihnen nur die Zeit
Zur Sorge für die Kinder, nicht ſein Geld!
Sie aber geh'n, bevor der Tag noch graut,
Das Säckchen mit dem Brot an ihren Lenden,
Zur Arbeit ſchon in die Fabriken hin.
Maſchinen ſind ſie dort. Eintönig läuft
So manches Menſchenleben an der Spule
Dort ab; an dieſe Schraub', an jenen Hebel
Iſt es gefeſſelt. O die ſchwere Stickluft,
Die Tag für Tag ſich dort erzeugt, verſchlingt
Des Geiſt's Gedanken und des Herzens Muth,
Und, früh entmannt, gelähmt, verkrüppelt, ſchleichen,
Glanzlos das Aug', farblos das Angeſicht,
Ein ganzes Leben ſie dem Grabe zu.
Wofür? — Um allzuſchnell nicht zu verhungern!
Und d'rinnen, in den vollgepfropften Sälen,
Kreiſ't bei des Rades Schwung, des Seiles Knarren,
Des Hammers Schlägen, in dem dichten Dunſtkreis
Der gift'ge Zauber thieriſcher Gemeinheit,
Dem keiner, der den Ort betritt, entrinnt;
Ein Wort um's andre facht, wie Sturm die Brunſt,
Die Leidenſchaft und das Verbrechen an.
Und wie ſie von dem Augenblick nur leben,
Auf Augenblicke ihre Rechnung ſtellen,
Vielmehr: 'ne lange Kett' von Augenblicken

Hinſchleppen, ſo auch meſſen ſie den Werth
Der Handlungen nur nach dem Augenblick,
Durch deſſen langſam tödtende Gewalt
Die Scham abſtirbt und des Gewiſſens Ohr
Allmälig taub wird. Zwiſchen ihnen ſteht
Und ihren Kindern eine Scheidewand,
Stark, unzerſtörbar. Nur die Nacht bringt ſie
Den Kindern näher, doch da trennt ſie wieder
Der feſte Schlaf, ſo der Ermattung folgt.
Die Henne läßt die Küchlein nicht, bevor ſie
Nicht ſelbſt ſich ihre Nahrung ſuchen können; —
Die Aeltern hier verlaſſen ihre Kinder,
(Ach, weil ſie's müſſen,) bis die Kinder ihnen
Verdienen helfen, o das heißt: die Kette
Mittragend, ihre Sklaverei beginnen,
Die ſie in gleicher Weiſe dann vererben.
Und das iſt Leben! — Der Fabrikherr aber,
Den ſie in's Angeſicht demüthig grüßen,
Dem ſie im Rücken grimm die Fäuſte ballen,
Fährt ſtolz im Corſo, ſpricht im Ständehaus
In ſchöner Rede für die Menſchenrechte,
Verſagt der Steu'rerhöhung ſeine Stimme,
Und gilt, mit einem Wort, für liberal.

Indeſſen ſeht die Kinder hier daheim!
In der verſchloſſ'nen Hütte liegt das Jüngſte
Und weint aus Hunger, da die Aeltern doch
Bei'm Fortgehn Morgens Brot zurückgelaſſen, —
Das ält're Kind, zwar ſatt ſchon, aß es auf
Und trank die Milch dazu. Es ſchürt das Feuer,
Bis daß die ganze Hütt' in Flammen ſteht,

Und beid' im Rauch erſtickt, bevor die Thüre
Geſprengt wird. — Dort des Andern Kinder tummeln
Den ganzen Tag hindurch ſich auf der Straße
Umher und lernen in der Gauner Schule
Manch ſchlimmes Spiel; ſie lernen, ſich einander
Die Taſchen lüften. Größer werdend, wagen
Sie kühn aus ihren Winkeln ſich hervor
Und üben ihre Kunſt im menſchenreichen
Gewühl der Stadt und ſchärfen den Inſtinkt,
Verborgnes Gold zu finden. Andre eilen
(Die Aeltern wiſſen's und ermunterten
Dazu) von Haus zu Haus und betteln, Thränen
Erheuchelnd und Gebrechen, lügen ſich
Zu Waiſen, oder lügen, daß daheim
Die Mutter, eine Wittwe, läg' im Sterben;
Ja, betteln Brot und alte Kleidungsſtücke,
Verkaufen ſie und nehmen vom Erlös
Den beſten Theil für ſich, die Aeltern prellend,
Die ſolche Kunſt des Truges ſie gelehrt.
So tief entartet hier die Kindlichkeit,
Die, mit der Unſchuld Vorrecht angethan,
Vom Himmel zu der Erde niederſtieg.
So füllen ſich die dumpfen „Beſſ'rungshäuſer",
Pflanzſchulen des Verbrechens, d'raus entlaſſen
Die jungen Sünder, jedes Reſts von Scham
Entkleidet, dem Schaffot entgegengeh'n.
Und alles dies geſchieht, da wolkenlos
Der Frühlingshimmel ſeinen Gottesfrieden
Ausbreitet, da viel tauſend Blumen eben
Der Unſchuld reinen Opferduft aushauchen
Da ihren Weihgeſang die Nachtigall

Erbebt, und da im großen Kreis der Weſen,
Die alle ſich des jungen Lebens freu'n,
Des Todes Mißklang nicht zu hören iſt;
Denn jede Sünde gegen der Natur
Urheiligen, harmon'ſchen Geiſt iſt Tod.

In ſolcher Zeit nun wandelt durch die Straßen,
Von Haus zu Haus, worin das Elend niſtet,
Ein Mann, von Anſehn ſchlicht, doch um die Lippen
Ein ſelig Lächeln, ſo wie Väter lächeln,
Ein unausſprechlich liebes, leiſes Lächeln,
Den reinen Frühlingshimmel in den Augen
Wie in der Bruſt, und tauſend Frühlingsdüfte
Schweben um ihn. Er pocht an jede Thüre,
Und die verſchloſſ'ne thut ſich auf. Er ruft:
„O laßt die Kindlein alle zu mir kommen,
Denn ihrer iſt das Reich!“ Er tritt hinein,
Nimmt den verlaſſ'nen Säugling von dem Stroh,
Nimmt aus dem Kreis der ſpielenden das Kind,
Das noch nicht gehen kann und mitten d'rin ſitzt
Und mit den Händchen in dem Sande gräbt,
Und mit den großen blauen Augen froh umherſieht.
Er nimmt es auf und trägt es fort. So geht er
Den ganzen Tag, den Abend und die Nacht
Hindurch und ſammelt ſeinen Schatz,— die Kinder.
Die Aeltern weckt er aus dem Schlaf und fordert
Die Kinder ihnen von der Seite ab;
Mit jenen Worten: „Laßt ſie zu mir kommen!“
So wie ein treuer Hirt, der ſeine Heerde
Behütet, von der Kinder Schaar umgeben,
Die er geſammelt, wandelt er dann weiter

Zu Bürgerhäuſern und zu Adelsſchlöſſern
Und pocht bei jedem an, und ruft den Eignern
Die Worte: „Laßt die Kindlein zu mir kommen!“
So lockt er manchen Reichen an die Schwelle
Und weckt in mancher Bruſt ein hold Verſteh'n.
Und manche Dame, die am Putztiſch ſaß,
Vergißt des Scheines eitlen Tand, vergißt
Juwelen, Kleiderpracht, jedwede Lockung
Der Eitelkeit und eilt den Kindern zu,
Als Mutter ſie am Herzen zu umfangen.
Und mancher Herr vergißt, — der adlige
Die Ahnen und der Orden Glanz, — der Kaufmann
Den mühſam lang berechneten Gewinn, —
Der Bürger ſeiner Werkſtatt Fleiß und Sorgen;
Sie alle werden Mütter, Väter nur,
Denn all' durchtönt das heil'ge ew'ge Wort
Des Herren: „Laßt die Kleinen zu mir kommen!“
Er aber, er, der Eine, wird nicht müd',
Es immer wieder mahnend auszuſprechen,
In neue Herzen friſch es einzuſenken
Wie Gärtner ihre Saat in gute Erde.
Und wo er hinkommt, ſpricht er leiſe: „Kaufet
Ein Kindesleben vom Verderben los!“
Sie thun's mit Freuden! Nimmer könnte ja
Der Mann der Frau, die ihm ein Kind gebar,
In's Antlitz ſeh'n, wenn er ein Kind verſtieße,
Das Aeltern hat, die's nicht betreuen können!
O nimmer wagt ein Bräutigam vor's Auge
Der Braut ſich, wenn er ſolch ein Kind verſtieße,
Das jetzt noch rein iſt, das, wenn er nicht ſorgt,
Der Unſchuld heiliges Juwel verlöre.

O welche Schätze hat der Reiche denn,
Wenn ihm der Schatz des Mitleids fehlt, der doch
Die allerreichſten Zinſen trägt! Er darbt,
Läßt er ſich die entgehen. Der Miniſter
Hat keinen Orden, der das Herz ſo reich
Ihm ziert, als Menſchlichkeit; der Fürſt kein Heer
So ſtark, wie Liebe. Jede Größ' iſt Schatten
Vor dieſer Sonne. Und wer ſonnte ſich
Nicht gern in dieſem Leben voller Schatten?
Ihr, die's nicht kennt, o lernt es nur erſt fühlen,
Dann kennt ihr's auch und legt friſch Hand an's Werk!
Dann werdet ihr erſt Menſchen, ganz, vollkommen,
Wenn ihr der Menſchen ganzes und vollkomm'nes
Weh zu empfinden wißt, und — es zu lindern
Nicht blos, — nein, künft'gem Jammer vorzubeugen
Und künft'ger Sünde, — Menſchen bilden wollt!
Das iſt der heil'ge Geiſt, der nicht blos redet,
Der ewig ſchafft. Und was ſein Werk? Ihr fragt?
Von vielen hunderten dies Eine ſchaut,
Dies ſchlichte Haus, worin die Kinder weilen,
Worin ihr ſelber liebend ſchafft und wirkt.
„Kleinkinderſchule“ nennt ihr's! Nennt es ſo!
Ich nenn's des Geiſtes Pfingſtfeſt, nenn's die Schule,
In der ihr ſelbſt, als Kinder oder Schüler,
Der Gottheit heilig-ewiges Gebot,
Das erſte und das letzte, Liebe, lernt!
O kommt herbei, und ſchämt euch nicht zu lernen!
Nie lernt ihr aus! Die Anfangsgründe bleiben
Das Ziel für alle. Und, was jeder lernt,
Das ſtreb' er eifrig, Andre auch zu lehren:
Mit Gott die Menſchen, und den Gott im Menſchen,

Nichts Göttlich'res will Gott als: — menſchlich ſein!
So ſeht dies Haus wie eine Kirche an,
Dies Haus, das ihr Kleinkinderſchule nennt,
O betet d'rinnen, wie ihr oft in Kirchen
Nicht betet, — betet durch die *That*. Die That
Der Lieb' iſt Gott das Schönſte, Liebſte, weil
Sie ganz ſo euer, weil ſie *menſchlich* iſt!

II.

In ſtiller Laube ſitzen ſie beiſammen
Der Jüngling und die Jungfrau, Hand in Hand,
Und ihrer Liebe treu genährte Flammen,
Sie lodern auf, vereint, als Opferbrand.

Das reine Lieben iſt ja ſtets ein Beten,
Denn, wenn die Sinne ſchweigen, o dann ſpricht
Erinn'rung: „Dieſes Land, das wir betreten,
Das Vaterland der Liebe iſt es nicht.

„Wir haben uns ſchon früherhin gefunden,
Es war auf einem andren, ſchön'ren Stern,
Dort hat der Herr uns Herz an Herz gebunden,
Und auch hienieden bleibt dies Werk des Herrn.

„Es bleibt, wenn wir die Prüfungszeit beſtanden
Und heimwärts ſchweben, wo Er unſer harrt:
Es bleibt durch Ihn, in jenen ſchön'ren Landen,
Wo unſer Bündniß einſt geſchloſſen ward.“

So iſt's! Die beten, welche wahrhaft lieben.
Iſt doch in Gott der Liebe ew'ger Grund!
Mag dann der Schönheit flücht'ger Reiz zerſtieben,
Die Liebe bleibt als uralt-neuer Bund.

Viel ſprachen ſie, die Beiden in der Laube;
Die Zukunft dämmerte im roſ'gen Schein,
Doch in die hellen Fernen warf der Glaube
Den dichten Schatten rieſenhaft hinein.

Sie war im röm'ſchen Glauben auferzogen,
Auch Chriſt war er, doch war er Proteſtant;
Wölbte die Liebe gleich den Friedensbogen,
Stand trennend doch des Glaubens Scheidewand.

Und unerbittlich drängt ihr ein Gelübde
Der Prieſter ab, verſagte den Verſpruch,
Und, — was zumeiſt der Jungfrau Herz betrübte, —
Bedrohte ihre Weig'rung mit dem Fluch.

Von bangen Zweifeln war ihr Geiſt zerriſſen;
Der Lieb' entſagen, Gott, verlangſt Du dies?
Doch ſcharf und ſchärfer foltert ihr Gewiſſen
Der Prieſter, der zum Opfer ſie verwies.

Mehr als Entſagen, mehr noch, — zu bekehren
Den Bräutigam, legt er ihr auf als Pflicht; —
Ihn untreu machen ſeiner Kirche Lehren,
Die treue Liebende, ſie wagt es nicht.

Schwer wog ſie ja der Untreu' ganzes Weſen!
Still ſchwand ſie hin; nicht ahnt' er ihren Gram;
Nicht ſollt' er es in ihrem Herzen leſen,
Was ihm — der Glaube nicht, — der Prieſter nahm.

Nicht länger endlich konnte ſie ertragen
Der Seele namenloſe Angſt und Pein,
Und ging, dem Prieſter all ihr Weh zu klagen,
In's Haus des Herrn und trat zum Beichtſtuhl ein.

Noch früh am Tag war's, dunkel die Kapelle,
Sie ſah den Beicht'ger, der ſie hörte, nicht;
Doch wie ſie ſtrömen ließ des Schmerzes Quelle,
Ward in der Seelen-Nacht ihr's plötzlich licht.

Der Beicht'ger ſprach, nachdem er all vernommen,
Die Hand zum Segen hebend, ſprach er ſo:
„Sei, meine Tochter, fürder nicht beklommen;
Wie Gott es liebt, ſei fürder gottesfroh.

„O glaube mir: Aus Wahn nur kommt Dein Wehe,
An Lieb' nur glaube, dann zerrinnt der Wahn.
Einſegnet Gott auch die gemiſchte Ehe,
Und kein Gelöbniß bindet er daran.

„Iſt Chriſtus denen Gott, die ihn verehren
Als Gott, er bleibt den Menſchen Menſch auch ſtets; —
Nicht Einigkeit durch ſtarre Kirchenlehren,
Einheit durch Liebe iſt ſein erſt Geſetz.

„Steh' ruhig auf und ſei getroſt für immer,
Von jeder Satzung Knechtſchaft löſ' ich Dich.
Einſt kommt der Tag, da fällt die Form in Trümmer,
Des Glaubens Weſen, Lieb', bleibt ewiglich.

„Auf dieſer Worte Felſen darfſt Du bauen,
Vergeblich rüttelt d'ran der Hölle Macht;
Entwindet ſich der Tag dem Morgengrauen,
Hält ihn wohl auf die allerlängſte Nacht?

„Wird Dir verſagt die Trauung am Altare
Vom Prieſter Deiner Kirche, ſei getroſt!
Die unſichtbare Kirche bleibt die wahre,
In der kein Fluch den Glauben Dir umtoſ't.

„O nimmer wird der Haß ſie niederreißen;
Denn ſie umfaßt die ganze Erd'; es kreiſ't
Um ſie der Tröſter, der da ward verheißen,
Der frei durch Wahrheit macht, der heil'ge Geiſt!"

Froh ſtand ſie auf, das Herz von Troſt durchdrungen,
Und ihre Lieb' war reiner nun, weil frei;
Der heil'ge Geiſt, der Klarheit ihr errungen,
Gab der gemiſchten Ehe ſeine Weih'.

III.

„Sagt, Freund, mir, wem gehört dies prächt'ge Haus?
Bin fremd in dieſer Stadt und ſehe ſtaunend,
Wie hier vor dieſem Hauſe ab und zu
Die Wagen rollen, vor dem Thore halten,
Wie die Bedienten eilig niederſpringen,
Die Herrn zu melden, die mit Stern und Orden
Geſchmückt eintreten; — Wie 'ne bunte Menge
Fußgänger ein und aus geſchäftigt wandelt!
Erwartung, Hoffnung, Furcht, Beſtürzung wechſeln
Auf den Geſichtern. Wohnt denn hier ein Fürſt,
Der heute gnädig Bitten hören will,
Und außer den Miniſtern und Geſandten
Das Volk auch vorläßt?“ —
„Ja, ein Fürſt der Fürſten
Wohnt hier, — der mächtigſte! In ſeinem Lächeln
Liegt Krieg und Frieden einer halben Welt.
Er ſchüttelt leis das Haupt, und ſeht: geſchmeidig
Wird mancher Nacken, dem das Bücken fremd iſt;
Er blinzelt mit dem Aug', und ſeht: der Mann,
Der ſeines Willens eiſerne Gewalt
Stolz auf ein göttlich Vorrecht ſtützt, — er bangt

Urplötzlich, dieſer Blick des Greiſenauges
Erſchüttert manchen Stammbaum von der Krone
Bis tief zur Wurzel hinab.
Er ſpricht: „Verſöhnt euch!“ und die grimmentbrannten
Schlachtfert'gen Gegner ſtoßen, ihm gehorſam,
Das Schwert in die Scheide, das, um nicht'gen Wahn
Gezogen, manchen Sohn der Mutter rauben,
Geſegnet Land in Wüſten wandeln ſollte; —
Er will's; ſie thun's. — — Wodurch vermag er dies?
Was für ein Zauber ſteht ihm zu Gebot,
Daß er, verweigernd, Fluch abwenden kann,
Wie gebend, oft Trug und Verwirrung mehren,
Verarmter Länder und des Hofes Stolz?
Was für ein Zauber? Gold! Er öffnet oder
Verwahrt die Kiſten. Das iſt alles! Horcht!
Ein Wort von ihm, das Ihr zuerſt vernahmt,
Macht Euch zum reichen Mann, auf deſſen Koſten,
Der jenes Wort zu ſpät gehört.“ —
„So ſprecht
Wer iſt der Mann, der über Kön'ge herrſchet
Und ganzer Völker Looſe hält in Händen?“

„'s iſt nur ein Jud'; ob auch ſein Name ſchreitet
Wie ein Gewappneter durch alle Welt.
Ihr ſeid ein Fremder, nun dann ſaht Ihr auch
In mancher Stadt die ſtolze Fahne wehen,
D'rauf dieſes Juden ſchlichter Name prangt.“ —

„Und doch ſagt Ihr mit unverhehlener
Verachtung: „'s iſt ein Jude nur? Weßhalb?
Hat Euch der Mann wohl einſtens ſchwer gekränkt,

Euch Unrecht wohl gethan? Dies mag der Grund ſein.
Doch iſt's nicht chriſtlich, Böſes je mit Böſem —
Sei's auch im Blick, in Mienen nur — vergelten."

„Gekränkt? O nein! Es iſt ein braver Mann,
Der Armen giebt, Hungrige ſpeiſt, und Nackte
Bekleidet ...."
„Nun, das iſt ein chriſtlich Werk,
Und würdig wendet er den Reichthum an!"

„Doch iſt's der Reichthum eben, der den Grimm
Uns ſtachelt! O, die Macht, den Glanz, dies alles,
Was im Gefolg des Mammons iſt, weßhalb
Soll es der Jude, nur ein Jud' genießen?" —

„So ſpricht der Neid aus Euch!" —
„Neid liegt mir fern,
Und jedem Chriſten wollt' ich's gerne gönnen;
Doch dieſer Menſch, — laßt ihm die Bruſt voll Orden,
Laßt ihm die Könige zu ſeinen Füßen, —
Er kann die ew'ge Makel ſeiner Abkunft
Mit allem Gold, mit allem Glanz nicht löſchen,
Und was er thut, er bleibt doch nur ein Jud'!"

Sprach's und verſchwand in dem Gewühl der Menge;
Der Fremde ſtand und ſah das Haus ſich an,
In leiſen Seufzern athmete die Bruſt,
Er wog darin die unabweisliche,
Armſelige und doch ſo ſchwere Klage,
Die immer wiederkehrt: „'s iſt nur ein Jud'!"

Still ſchlich er durch die öde Stadt und kam am Abend
Mit einem Zwerchſack wieder vor das Haus.
Da ſieht er neben ſich 'nen andern Fremden
Und höret ſich gefragt: „Was trägſt Du hier?“
Er d'rauf: „Den Fluch! Ich ſchlepp' ihn anderthalb
Jahrtauſende ſchon mit mir; nicht mein eigner,
's iſt meines Volkes Fluch. Ach, wie ſo leicht
Wär' er zu löſen! Nur 'nes Wort's bedürft' es,
Nur einer Thräne, die das Recht erweicht,
Das lang verſteinert iſt. Doch ſtatt der Thräne,
Um die ich bettle, ach, empfang' ich nur
Noch Stein an Stein, und ſtatt des leichten Wortes,
Das jedes Menſchen angeborne Würde,
Das ſeinen ganzen Himmel in ſich ſchließt,
Statt dieſes einen leichten Wörtchens: „frei“
Vernehm' ich überall: „'s iſt nur ein Jude!“
Und immer noch ſeh' ich nach langer Wand'rung,
Nach langem Hoffen, nach ſo vielen Qualen,
Nach ſo viel Spott, ſo viel Geduld, — kein Ziel!
Ach, ich bin müde, wie ein Schmetterling,
Der ſich auf eine Dornenhecke ſetzte,
Und d'ran die bunten Flügel ſich zerriß.
Wie glücklich ſind die Todten! O, wer todt
Sein könnte, nimmer dieſe Sonne ſähe,
Die nur für Knechte auf und nieder ſteigt!“ —
„Du irrſt,“ erwiedert ihm der Andre, „nicht
Für Knechte ſteigt die Sonne auf und nieder; —
Für Menſchen, und dem Menſchen ſelber iſt
Die Wahl anheimgeſtellt, ob er ein Freier,
Ob er ein Knecht will ſein. Ich kenne Dich,
Du biſt der Jude, biſt's, o Ahasver.

Der, als Jeruſalem in Schutt zerfiel,
Als rings um Dich Dein ganz Geſchlecht verblutet,
Und jede Hoffnung ausgetilget ſchien,
Nicht ſterben wollte, nein, mit ſolcher Inbrunſt
Der Hoffnung ſich an's Leben klammerte,
Daß ich Dich leben ließ durch dieſe Hoffnung,
Die heut' noch unerfüllt das Leben Dir,
Das Leben ohne Hoffnung qualvoll macht.
Geh' endlich ſchlafen, ſtolzer Wanderer!
Was willſt Du noch? Was Du wohl nie zu träumen
Gewagt, Du ſiehſt's erfüllt jetzt; Kön'ge neigen
Dem Sohne Deines Volkes ſich; er herrſcht,
Wie der Meſſias, den ihr lang erwartet,
Er herrſcht vom Aufgang bis zum Niedergang:
Was willſt Du mehr? Genügt Dir dies noch nicht?“ —
„Nein, weil nur Gold das Fundament. Was nützt
Gold meinem Volk? Nimmt wohl das Gold hinweg
Den Fluch des Spottes, der Verachtung Fluch?
Tilgt Gold die Worte denn: „'s iſt nur ein Jude!“
Was iſt ſo Abſcheuwerthes d'rin, ein Jude
Zu ſein? Was ſo Erbärmliches, noch immer
Nach tauſendjähriger Zerſplitterung
Sich als ein Volk zu denken? Dieſe Deutſchen
Sind ſie nicht auch zerſplittert, wie wir Juden,
Und dulden ſie's, wenn man ſie drob verhöhnt,
Daß ſie, zerſplittert, doch ein Volk ſich nennen?
Sie greifen nach dem Schwert, vertheid'gen ihrer
Abſtammung Ehre, ihre Gegenwart
Und Zukunft; und den Juden nur entehrt's,
Wenn er ſein Volksthum nicht verlieren will?“ —

„Nein, nicht entehrt's ihn. Seine ſchönſte Zierde,
Sein ächtes Diadem iſt dieſer Stolz,
Und alles Gold der Welt wiegt ihn nicht auf.
Doch Eins iſt höher noch, als Jud' und Chriſt
Zu ſein und Moslem, — Menſch zu ſein!
Was zieht ihr, Chriſt und Muſelmann und Jude,
Die Schranken zwiſchen euch, was theilt ihr thöricht
Die ew'ge Gleichheit, die euch all' verbindet,
Nach Satzungen, die nur der Zeit gehören,
Und mit der Zeit verſchwinden, wie das Eis,
So ſtarr 's im Winter lag, im Lenz zerrinnt?
Der Jud' iſt Chriſt, der Chriſt iſt Jud'. Ihr Thoren,
Wenn euch das Abendmahl, das Oſterlamm,
Wenn euch die Meſſe, die Beſchneidung ſcheidet!
Seid Menſchen erſt; das iſt das Erſte, Höchſte!
Das Andre kommt von ſelbſt. Und dieſe iſt
Die Zeit, die ſolch Erkeimen aus der Knoſpe
Hervorlockt, wo es lang verborgen lag.
O geh' zur Ruhe, müder Wand'rer, jetzt.
Wohl iſt es ſchön, der Väter Sitten rein
Sich zu bewahren; ſchöner iſt's, dies Erbtheil,
Vermehrt durch neue Zinſen des Bewußtſeins,
Das keine Grenze kennt und keine Satzung,
Das nichts Verkomm'nes kennt, nichts Abgelebtes,
Es friſch den künft'gen Enkeln zu vermachen.
Geh' ſchlafen, Ahasver, Du haſt gelebt,
Genug gelebt. Es fängt Dein Volk ein neues,
Ein ſchön'res Leben an; nicht blos durch Gold,
Denn auch des Goldes Herrſchaft kommt zu Ende,
Wie jede Herrſchaft, nein, durch heiteres
Verſtändniß, daß ſich Chriſt und Jud' im Menſchen

Vereinigt haben und fortan vereinigt
Auch bleiben. Dies Erkennen, dieſe Herrſchaft
Des Geiſtes iſt der Meſſias, der verheißen
Dir ward, o Israel, wie allen Völkern;
Und die Verheißung, ſieh, wird jetzt erfüllt.
Anbricht der Menſchheit Pfingſtfeſt. Horch, es reden
Die Völker alle in verſchied'nen Zungen,
Und jedes doch verſteht das andre gut.
Nur eine Heerde ſind ſie und ſie haben
Nur einen Hirten, der ſie alle kennt;
Er rufet ihnen allen zu: Seid Menſchen!
Das iſt der dritte, iſt der jüngſte Bund!"

IV.

„Wach auf! Du ſchlieſeſt lang!
Erhebe Dich denn jetzt, und Deinen Gang
Beginne endlich! Der Verheißung Friſt
Lief ab, die Dir gegeben iſt.
Sieh hin, o Mann, es taget hell im Oſten.
Nicht in der dunklen Scheide ſoll ſofort
Das edle Schwert, es ſoll das freie Wort
Im Bann der Bücher fürder nicht verroſten!

„Auf, gürte Dir ſogleich
Die Lenden, nimm den Pilgerſtab und fleuch
Aus dieſer Kammer, die Dich lang umfing.
Zerbrich den engen Zauberring
Einſamer Forſchung! Weit roll' auf die Fahne!
Dir von den Lippen ſtröme friſch und hell
Das Wort, das Leben giebt, gleichwie der Quell
In Wüſten labt die matte Karavane!“

Der Weiſe fährt empor,
Aus ſeiner Welt, in der er ſich verlor,
Aus der Gedanken ſtiller Einſamkeit;
Ihm dünkt, als ob ſie weit und breit

Verkörpert plötzlich und gerüſtet ſtünden,
Wie eine Schaar, die ihres Feldherrn harrt,
Als würde Zukunft raſch zur Gegenwart,
Und neue Herrſchaft hätt' er zu verkünden.

Doch trauernd und beſchämt,
Weil ihm zum Kampf die Schwungkraft iſt gelähmt,
Nach einem Blättchen greifet er und ſchreibt
Darauf die Worte hin: „Mir bleibt
Zum hohen Werke nur das ſtille Hoffen;
Denn ich bin ſtumm; der todte Buchſtab nur
Zieht langſam, halbverwiſcht des Forſchens Spur,
Zur friſchen That ſteht mir der Weg nicht offen!

„Viel Jahre lang umſchloß
Mich dieſe öde Kammer. Einſam floß
Das Leben mir dahin in ſtillem Gram,
Seit mir die Zunge plötzlich lahm
Durch einen Schlagfluß ward. Ich hab' verzichtet
Auf's Hoffen, daß mir dieſe Feſſel bricht;
Der großen Hoffnung nur entſagt' ich nicht,
Die auf des Geiſtes Herrſchaft ich gerichtet!

„So dacht' ich, ob auch ſtumm,
Und denke noch an's Evangelium,
Das neu den Völkern allen ſoll ergeh'n,
Das in der Flammenzungen Weh'n
Die Menſchen übermeiſtre aller Zonen,
Der Freiheit frohe Botſchaft, die der Welt
Verheißen ward. Ich weiß: der Ew'ge hält
Was er verſprach; Freiheit wird bei uns wohnen!“

„„Thu' auf die Lippen! Sprich!““
Verſetzt der Herr, „„und künde mir, was Dich
In Deiner Seele tiefſtem Grund bewegt.
Dem Aar gleich, der die Flügel ſchlägt
Nach langer Haft, worin er lag gebunden,
Aufſchwinge ſich nun Deine Sprache frei
Und künde mir, ob Du, in Sklaverei
Hinſchmachtend, doch der Freiheit Grund gefunden!““

Des Stummen erſter Laut
Iſt: „Preis dem Herrn, auf den ich feſt vertraut,
Selbſt dann, wenn rings erloſch jedwede Spur
Der Hoffnung und Verzweiflung nur
Sich rieſig, ſtarr, dem Winter gleich, erheben, —
Ich hoffte doch, und ſieh': ich trog mich nicht,
Denn wie die Sprache ſiegt, wird's auch das Licht
Durch Deſſen Kraft, den alle Welten leben.

„Der Schlag, der mir gelähmt
Die Zung', iſt nicht der ſchlimmſte. Schlimm'rer zähmt
Die, deren Zungen kräftig ſind und doch
Nicht reden dürfen, immer noch.
Doch wie der Stumme, ich, kann wieder reden,
So wird der Geiſt, der da in Flammen heut'
Sich niederſenkt, und alle Kenntniß ſtreut
Als Himmelsſaat, wird er befreien jeden.

„Nicht blos den einzlen Mann,
Nein jedes Volk rings auf der Erde; dann
Verſteh'n ſie ſich; ob auch verſchieden tönt
Der Sprache Laut; das Wort: „Verſöhnt!“

Gleich deutlich iſt's und gleich vernehmlich allen;
Von Land zu Land und über Meere fort
Wird dies befreiende, dies heil'ge Wort
Laut zur Verbrüderung der Völker ſchallen.

„Ja ſprechen werden ſie's,
Vom Geiſt entzündet, welchen Er verhieß.
Wie jene Jünger, die der Geiſt erfaßt.
Und alle, die ſich lang gehaßt,
Weil brüderlicher Abkunft ſie vergaßen,
Sie rüſten ſich zum allgemeinen Krieg,
Zum Wettkampf um die Wahrheit; und der Sieg
Wird Freiheit bringen allen gleichermaßen.

„Und nach des Geiſtes Trieb
Wettkämpfen ſie dann raſtlos fort in Lieb',
Das Wort ihr Schwert, Bewußtſein treu ihr Schild.
Dann gilt nicht Satzung mehr, es gilt
Kein Vorrecht mehr, indeß die Andern knechten;
Den Münd'gen gilt nicht Prieſtervormundſchaft,
Die Wahrheit rüſtet ſie mit eigner Kraft,
Und jeder Einzle muß das Reich erfechten.

„Wenn hell in Siegespracht
Wahrheit von Volk zu Volk die Kunde macht,
Dann tritt die Freiheit an ihr großes Recht,
Dann iſt nicht Herr mehr oder Knecht,
Der Name Menſch iſt höchſter Ehrentitel;
Ein Volk dann lehrt das andr', und jedes lernt
Im Lehren; blieb' das Ziel auch noch entfernt,
Es einen ſich im Streben Kräft' und Mittel!

„So wächſt das große Reich,
Das Viel' geahnt, das Vielen traumesgleich
Nur ſchien und ſcheint, das Mancher heiß erſehnt,
Das Reich der Lieb', des Geiſt's; es dehnt
Die Grenzen aus, bis es die ganze Erde
Umfaßt; und, wer's begreift, der wartet nicht
Bis erſt das Werk gethan, und bis das Licht
Geſiegt, daß er des Reiches Bürger werde.

„Nein, jetzt ſchon legt er Hand
An's Werk und wirkt am großen Liebesband
Im Stillen eifrig mit und trägt getreu
Zur neuen Kirche Stein' herbei
Für's Fundament, und ſchämt ſich nicht, ſein Leben,
Sei's auch bei'm Bau als Mörtel nur, als Kitt, —
Läßt ſich nur binden Stein an Stein damit,
Er freut ſich hoch, es dafür hinzugeben.

„Er thut es nicht um Lohn,
Viel wen'ger kümmert ihn der Menge Hohn,
Die That und Willen abmißt nach Gewinn,
Und auf den Augenblick den Sinn
Gerichtet hält; er wirkt für künft'ge Zeiten.
Und wenn er auch, verkannt, verhöhnt, erliegt,
An ſeinem Grabe ruft's: „Du haſt geſiegt!
Du ſtarbſt, das Reich der Wahrheit zu erſtreiten!“ —

Da ſpricht der Herr: „„Zieh' hin,
Begriffen haſt Du tief des Bundes Sinn,
Des neuen Bundes, deſſen Anfang nah
Und der, ob auch kein Aug' ihn ſah.

Vollendet wird, die Menſchheit zu vollenden.
So wirke rüſtig immer fort und ſo
Auch wirke mit Dir jeder friſch und froh,
Vom kleinſten Kreis zum größten ſich zu wenden.

„Zieh' hin und pred'ge treu,
Fortwirkend pred'ge ohne Menſchenſcheu
Das neue Reich und ebne hin die Bahn,
Und wirb ihm künft'ge Bürger an.
Und wenn ſie Dich verkennen und verhöhnen,
Entgegne nichts und harre aus; der Geiſt
Der *Wahrheit*, dem Du dienſt, der *Liebe* heißt,
Er, der *Befreier*, wird die Welt verſöhnen!“

V.

Das Meer.

Frei!
Als Er das Licht erſchuf
Aus Seiner Bruſt;
Als Seinem Ruf
In heil'ger Luſt
Die Sterne begannen zu leuchten,
Als aus meiner feuchten
Umarmung die Erde los ſich rang
In ihrer Schöne, —
Der erſte der Töne,
Der da erklang
Und ſich von einem Stern zum andern ſchwang,
Der durch der Bäume junge Wipfel
Säuſelte,
Der auf der Alpen Gipfel
Wie Opferduft kräuſelte,
Der Erde Grundfeſt' erſchütterte,
Daß ich, das Meer, mit ihr zitterte

Und meine Wellen freudig hob
Zu künden Sein Lob, —
Der erſte der Töne hieß: „frei!“

Frei!
So bin ich!
So liebſt Du mich,
O Herr, ſo liebſt Du alle.
Herzinnig
Dank' ich Dir, preiſe Dich
Mit Jubelſchalle,
Hebe das Herz Dir entgegen
In mächtigen Wellenſchlägen,
Und jauchzend verkünd' ich's der Welt,
Die Dein ewiger Wille hält,
Verkünd' es im Sonnenſchein,
Deinen Himmel ſpiegelnd; verkünd' es laut,
Wenn ich tobe vor unbändiger Luſt,
Daß allen Kreaturen graut,
Verkünd' es aus brauſender Bruſt:
Ich bin Dein,
Dein Kind, wie alle, und Dein Ruf
Erſchuf
Mich: „Frei zu ſein,
Frei!“

Frei!
Aber demüthig neige
Ich meinen Nacken Dir;
Du ſchreiteſt, — ich ſchweige
Anbetend, — hin über mir.

Du ſpanneſt Deinen Friedensbogen
Ueber mir aus, o Vater, doch
Mir iſt er kein Joch.
Wo die Stürme fliegen
Auf meinen Wogen,
Fliegt die Verheißung mit jeder Wolke
Von Volke zu Volke,
Die Verheißung ſo hold,
Im Morgen-, im Abendgold:
„Frei!“

Frei!
Froh laß ich die Schiffe wandern
Von einem Erdtheil zum andern,
Daß ſie den Völkern, die Du durch mich geſchieden,
Den Frieden,
Der durch Dich iſt, verkünden,
Daß Brüder ſich Brüdern verbünden
Durch Deine Kraft
Und Herrlichkeit,
Die ewig ſchafft,
Und, von Geſchlecht zu Geſchlecht,
Ihr altes, unverjährtes Recht
Zu finden,
Die oft ſo blinden
Menſchen weiht,
Daß jeder ſei,
Wie Du's von Anfang her gewollt,
Daß jeder ſein ſollt',
Daß jeder, den Dein Ruf

Erſchuf,
Frei!

Frei!
O ſchwelle die Segel den Schiffen allen,
Die auf mir wallen,
Die mit Waaren und Ballen
Den höchſten Gewinn,
Das große Verſtändniß, tragen
Von Völkern zu Völkern:
O laß mich's ihnen wiederſagen!
Auf jedes Maſtes Spitze
Blitze,
Der Stern der Liebe rein
Und hell, wie Dein,
Dein ew'ges Auge ſtrahlt;
Laß jedem, der da wallt,
Die Wahrheit Kompaß ſein,
Und Weltverſtändniß, Weltverſöhnung ſei
Allen das frohe „Land!"
Und jeder rufe, betritt er den Strand,
„Frei!"

Kind im Korn.

Der Mittag glüht; es kühlt kein Wind
Der Schnitter ſonngebräunte Stirnen,
Die, raſtend, in dem Kreis der Dirnen
Um Garbenreih'n gelagert ſind.
Nur wenig fern den Schnittern ſteht
Ein Kind und blickt nach einer Stelle
Im Kornfeld hin, wo Well' an Welle
Des gold'nen Gottesſegens weht,
Ob auch kein Lüftchen rings ſich regt, —
Was weiß das Kind? — Die Schnitter liegen
Und achten's nicht. Zwei Lerchen fliegen
Darüber hin. Das Korn bewegt
Und theilet ſich; ſchnell folgt der Spur
Das Kind; doch ſchmettert dort im Blauen
Das Lerchenpaar. Was giebt's zu ſchauen?
Ein hold Geheimniß der Natur?
Neugierig drang das Kind hinein
In's dicht'ſte Korn; da ſieht's in Fülle
Cyanen unter gold'ner Hülle
Der hohen Halm', — und zart und rein
Ein and'res Kind, von Angeſicht

So wunderhold; es ſchläft und reget
Die Hand, daß ſich das Korn beweget.
Das Bauernkind erſieht's und ſpricht:
„Lieb Schweſterlein, was machſt Du hier?
O wach' doch auf geſchwind; ſonſt mähen
Sie hier. Sie können Dich nicht ſehen,
Wie leicht zu Leid' geſchähe Dir!“
Das fremde Kind erwacht und ſtreicht
Die gold'nen Locken von den Wangen
Zurück und lächelt unbefangen,
Greift nach Cyanen, pflückt ſie, reicht
Dem Bauernkind ſie freundlich dar
Und ſagt zu ihm: „Nicht wahr? die glänzen
Wie dort das Himmelblau? Zu Kränzen
Laß ſie uns flechten, wenn die Schaar
Das Erntefeſt begeht. Ich weiß
Nicht allzuweit von hier 'ne Stelle,
Wo noch viel ſchön're blüh'n! Komm'! Schnelle
Zeig' ich ſie Dir; auch ſteh'n im Kreis
Viel andre bunte Blumen dort.
Da können wir ſo recht uns ſchmücken,
Denn was wir ſeh'n, wir dürfen's pflücken.
O komm'!“ — Und mächtig hat dies Wort, —
Es klang ſo hold, — das Bauernkind
Gleichwie mit weichem Arm umwunden;
Hinfolgt's dem fremden, wo die bunten,
Die ſchönen andren Blumen ſind.
So dringen ſie durch's Korn voran;
Da wachſen immer höher, mächt'ger
Die Halm', daß laut'res Gold nicht prächt'ger
Im Sonnenſcheine glänzen kann.

Schon wölben, ſchlanken Bäumen gleich,
Die Halme ſich; darunter wallen
Die Kinder, wie in luft'gen Hallen,
Und kommen in ein Blumenreich.
Da leuchtet wie ein reiner Stern
Der Kelch jedweder Wunderblüte;
Doch hehrer ſtrahlt das Aug' voll Güte
Des ew'gen Gärtners d'rin, des Herrn.
„Willkommen!“ ſpricht er, „blühe jetzt,
O Kind, bei Blumen aller Arten,
Die hier verpflanzt in meinen Garten,
In neuen Boden ſind verſetzt.“

Und wie die Schnitter an den Ort
Hinkommen, wo der Halme Wehen
Das Kind geſchaut, und weiter mähen,
So finden ſie es ſchlummernd dort;
Das Haupt bekränzt, die Wangen roth,
Und um die Lippen ſel'ges Lächeln,
Und laue, linde Lüft' umfächeln
Des Kindes Schlummer. Iſt es todt?
O weinet nicht! Es ging nur heim!
Dies iſt das rechte Wort für Sterben!
Daß er ihn rette vor Verderben,
Verpflanzt der Gärtner früh den Keim. —
In Blumen ward, und mit Gewind
Von buntem Band, hold anzuſchauen,
Am Erntefeſt bei'm Abendgrauen
Hinabgeſenkt das Bauernkind.

Der Pförtner vor dem Spielhauſe.

„Herbei, ihr Fremden, kommt zum Spiele!
Herbei zum wirthlichen Palaſt!
Und kämen Euer noch ſo Viele, —
Raum iſt genug für jeden Gaſt.

„Herbei, ihr Müden und Verirrten,
In dieſem Hauſe nehmet Platz!
Man wird euch trefflich hier bewirthen;
Die Zech' iſt billig, — nur ein Satz!

„Herbei und hört, was hier zu finden,
Vernehmt den Preis auch, den ihr zahlt!
Hier lockt das Glück, hier läßt ſich's binden;
Wer käme nicht und faßt' es bald?

„Herbei! Hier könnet ihr gewinnen
Statt eines Thalers mind'ſtens zwei.
Selbſt Nullen ſind hier Zauberinnen
Und zwingen euch die Zahl herbei.

„Hier unter dieſes Hauſes Dache
Wird mancher Bettler Kön'gen gleich;
Laßt, daß er ſich vertauſendfache,
Laßt ſteh'n den Satz; es macht euch reich.

„Bringt her, was ihr an langen Tagen
Erwirkt durch eurer Hände Fleiß,
Hier gilt es nur ein luſtig Wagen,
Und ſonder Müh' wird euch der Preis.

„Und welcher Preis! Nicht blos des Goldes
Unſäglich wunderbarer Glanz, —
Auch das Gefolg' des blanken Seldes,
Der Stolz, die Macht, des Ruhmes Kranz.

„Dies Geld, das ihr ſo leicht gewinnet,
Es ſchafft euch die Verwirklichung
So manchen Traums, der ſonſt zerrinnet;
Der Greis ſelbſt träumt bei'm Gold ſich jung.

„Dem Lüſtling bringt's die ſchönſten Schönen,
Kredenzt dem Trinker edlen Wein,
Den Weiſen wiegt's mit Zaubertönen
Zum ſüßen Schlaf der Thorheit ein.

„Und außerdem, — wer preiſt's nach Würden?
Lei't bis zum Schluß dies Zauberbuch!
Aufjocht das Geld dem Freien — Bürden,
Dem Reinen wälzt es auf den — Fluch.

„O kommt herein zum hellen Saale,
Verſucht des Glückes Laun' und Macht!
O kommt herein, beim Kerzenſtrahle
Lügt ſich zum Tag die ſchwarze Nacht.

„Lügt ſich noch mehr! Lügt das Verbrechen
Zur Tugend ſich; traut nur dem Schein!
O könnten dieſe Säulen ſprechen,
Ihr käm't gewiß zum Spiel herein!

„Sie ſprächen euch von manchem Spiele,
Vom Selbſtmord als vom letzten Satz.
O kommt herein! Ihr kommt zum Ziele
In dieſem Saal, und nehmet Platz!

„An dieſer Säule ſtand ein Gatte,
Der mit dem Glücke viel gekoſ't,
Und der auf's Spiel geſetzet hatte
Des Weibs, der Kinder letzten Troſt.

„An dieſer Säul' ſah ich ihn ſtehen,
Wie er den letzten Wurf verlor;
An dieſer Säul' hört' ich ihn ſchmähen:
„Fluch dem, der mich erſchuf! Ich Thor!“

„Ich ſah ihn, wie er fortgeſtürzet
Zum Saal hinaus und in den Bach,
Wie er das Leben ſich verkürzet,
Und niemand eilt' ihm rettend nach.

„Sie ſaßen d'rinnen, auf die Karten
Den Blick geheftet, bang und ſchwer,
Indeſſen Weib und Kinder harrten
Auf ihres Vaters Wiederkehr.

„An jener andern Säule lehnte
Ein Jüngling, bleich und regungslos,
Dort ſtand er, feſt verkrampft die Hände;
Er dachte nichts; er lachte blos.

„Er lachte, wie Verdammte lachen,
Laut lacht' er auf und rief: „Fahr' hin!“
Verſpielt! „Nun laß uns Rechnung machen,
O Glück!“ Es zahlt ihm den Gewinn!

„Das fremde Gold, ſo ihm vertrauet,
Hin flog's im leichten, tück'ſchen Spiel,
Sein Hoffen war auf Geld gebauet,
Ein Zuchthaus ward des Hoffens Ziel!

„Herbei, und ſpielt! Herbei! ihr ſehet,
Wie ſchön das Glück euch lohnt! Herein!
Herbei, die ihr vorübergehet,
Herbei geſchwind! Und kehret ein!

„Ich ſah an dieſem grünen Tiſche,
Wo eben jetzt der Würfel rollt,
'nen Landmann, ſtark, in Jugendfriſche;
Hintrug er ſein erſpartes Geld.

„Der Würfel fällt! Er hat gewonnen.
Verdoppelnd ſetzt er alles ein!
Der Würfel fällt! Es iſt zerronnen,
Nicht einen Heller nennt er ſein!

„'nes Jahres Fleiß, der Gottesſegen,
Der gold'nen Garben helle Pracht —
Mit allem Sonnenſchein und Regen, —
Es iſt dahin in einer Nacht!

„Er wollte heim, die Braut zu führen
Zur Kirch', und feſt beſtimmt ſchon war
Der Hochzeitstag, die Traugebühren
Zurückgelegt, ſchon der Altar

„Der Dorfkapelle aufgeſchmücket,
Der Muſikanten Schaar beſtellt, —
Als ihn das Glück hieher berücket,
Bis daß der letzte Würfel fällt!

„O kommt herbei doch, kommt und waget!
O ſeht, wie ſchön iſt dieſes Haus.
Kommt! euren letzten Pfennig traget
Hinein und eure Reu' heraus!

„Dort vor dem Spiegel ſtand noch heute
Ein Armer, der ſich's kaum vermaß,
In der Geſellſchaft reicher Leute
Das Glück zu fragen; zitternd ſaß

„Am grünen Tiſch er, bangend legte
Das letzte Silberſtück er hin,
Und wie er kaum die Hand bewegte,
Lacht' ihm das Glück, bracht' ihm Gewinn.

„Und zitternd auch, wie er gegeben,
Doch freudezitternd, ſtrich er ein,
Und rief: „Nun ſoll ein neues Leben
Voll friſcher Luſt begonnen ſein!“

„Beginnt's, als müſſ' es ewig währen,
Und lebt es aus in kurzer Friſt,
Im wilden Taumel mit Hetären,
Und wird, was er geweſen iſt.

„Ja, ärmer als er je geweſen,
Denn auch an Scham iſt er verarmt,
Und kann in Sternen nimmer leſen
Den Troſt, daß Gott ſich ſein erbarmt.

„So geht er hin, der hier gewonnen,
Er wird zum Räuber, wild und wüſt,
Setzt fort das Spiel, das hier begonnen,
Es endet auf dem Blutgerüſt!

„Herbei, herbei, ihr luſt'gen Leute!
Und tretet ein in dieſes Haus;
Und nehmt hier oder werdet Beute,
Und tragt den Fluch mit euch heraus!“

Seelenwanderung.

Im Paradieſe blühteſt Du,
Gottes geliebteſte Roſe,
Von ſeiner Lieb' erglühteſt Du,
Allen Weſen, die mit ſüßem Gekoſe
Dich umſchmeichelten, ein jungfräulich Morgenroth.
Bis Du im holden Tod
Ganz Duft nur wardſt. Da wandelte all
Den Duft Deiner Seele der Herr in Schall,
Daß die Weſen, die liebenden, treuen,
Sich ſollten freuen,
Ihr Jauchzen in Chören
Als einzig Lied zu hören;
Und Er beſiederte Dir der Seele Schwingen,
Mit Liebesjubelſingen
Allüberall hinzudringen;
Da wardſt Du Nachtigall,
Da flogſt Du zu Roſen ſo gern,
Gedenkend des Herrn,
Der Dich zuerſt als Roſe ſchuf.
Mit Sehnſuchtsruf
Suchteſt Du ihn, bis vor Sehnſucht allgemach
Das Herz Dir brach.

Und in neuem Leib
Schuf Er Dich wieder,
Der Nachtigall Töne,
Die ganze Welt der Lieder
Mit der Roſe urſprünglicher Schöne
Vereinigend, — als Weib.
Und gab Dir's: Edens zu vergeſſen,
Daß Du mit Deinem ganzen Sein
Könneſt den Mann an Dich preſſen,
Und nur im Traum
Unter'm Blütenbaum,
Wenn Waldvögelein
Den Flug um Dich lenken,
Des Einſt zu gedenken;
Gab Dir's in ſeiner Liebe: nicht allein
Selbſt glücklich zu ſein,
Bei'm Erwachen
Auch glücklich zu machen!

Ach, wenn einſt doch
Dich Sehnſucht nach der Heimath faßt,
Der Erde liebſten Gaſt, —
Wenn Sehnſucht Dir das ird'ſche Joch
Zerbricht, — die Nachtigall
Frei wird, — der Liederſchall
Als Duft aus einer neuen Roſe webt, —
Und, der Dich auf Erden geliebt,
Wie's nur noch eine, Deine Liebe giebt,
Vor Deiner ew'gen Schönheit Majeſtät
Vergiebt?!

Dunkle Wege.

I.

Er ſchien ſo vergnügt im glänzenden Saal,
Er hob laut lachend den gold'nen Pokal,
Friſchangefüllt mit dem edelſten Wein;
In ſein Lachen ſtimmten jauchzend ein
Die Freunde alle bei'm wilden Gelag
Und prieſen den Wirth und den ſeligſten Tag.
Er ließ, wie ein Fürſt in gold'nen Hallen,
Das Lob der Schmeichler ſich wohlgefallen,
Und koſ'te die Dogge, die vor ihm ſich ſtreckte
Und des Gebieters Rechte leckte.
Wie auf 'nem Schemel ruhte ſein Fuß
Auf dem glatten Rücken des Cerberus,
(So heißt der Hund), der, ſchlimm von Art,
Durch des Herren Blick gebändigt harrt,
Wie aus Erz gegoſſen, doch tückiſch ſchielt.
Horch! Würfel klappern; der Gaſtfreund ſpielt.
„Komm', Glück," ſo ruft er, „ſei's, daß Du mir hold,
Sei's, daß Du heute verlangſt mein Geld!
Was heißet Gewinn? was heißet Verluſt?

Der Wechſel, die Spannung allein ſind Luſt.“
Und er wirft die Rollen vor ſich hin,
Es berſten die Hüllen, das Gold, ſo darin,
Rollt über den Tiſch und verläuft ſich im Nu
Dem einen und anderen Gaſte zu,
Wie Champagnerſchaum, der das Glas überſtiegen,
Wie Flammen, die luſtig im Winde fliegen.
Dem Herrn des Hauſes die Stirne glüht,
Seine Hände zittern, ſein Auge ſprüht.
Ein Edelmann iſt's, kaum dreißig alt,
Sein Antlitz ſchön, doch ſeine Geſtalt,
Der Bau ſeiner Glieder tüchtig gefügt,
Wer ihn anſieht, freut ſich und denkt: da lügt
Der Prahler, der Allen das Gleiche droht,
Das Loos des Staubes, der eitle Tod.
Von der Wieg' an hat ihm das Glück geſchmeichelt,
Wie der Hund, den er kaum nachläſſig geſtreichelt,
Wie ein Hund nachfolgt' es ihm überallhin,
Den mit Tritten er lohnt. „Ich mag nicht Gewinn,“
So ruft er, „langweiliges Einerlei!
Was folgſt Du mir, Glück, unabläſſig ſo treu,
Wie ein Weib, das mich liebt und mit Liebe mich quält,
Und mir wiederkommt, wenn ich noch ſo geſchmält?
Biſt Glück Du ein Weib, und ſo launenlos?
Mich ekelt Deiner. Ich duldete blos
Dein ſtetes Lächeln und Koſen bisher.
Nun ſpott' ich Deiner, nicht mag ich mehr
Den Honigbecher, den Du mir kredenzt.
O ſtündeſt Du vor mir, mit Roſen bekränzt,
Ich ſtieße Dich fort! Komm' an, Deinen Grimm
Aufwecken möcht' ich mit Donnerſtimm'.

Nenn's Uebermuth, nenn's Ueberdruß,
's iſt Zorn, daß ich Dir gehorchen muß.
Auf! Schüttelt die Würfel, ihr Freunde, ſetzt ein.
Dein Liebling, o Glück, will Dein Sklave nicht ſein!"
Laut lachen die Zecher; es ſchallt die Muſik.
„Nun blaſ't meinen Abſchied dem leidigen Glück!"
Der Edelmann ruft's und verdoppelt den Satz;
„Iſt das Leben doch ſelbſt mir ein todter Schatz.
Nicht Zinſen gewann ich, die recht mich gefreut,
Ich bring' es dem Unglück, es bringe ſie heut'!" —
Und er leeret den Becher, verſtöret von Sinnen,
Indeſſen die Freunde zu ſpielen beginnen.
Es fallen die Würfel wohl links und wohl rechts,
Wie taumelnde Krieger im Drang des Gefechts,
Doch jeglicher, wie er auch fällt und liegt,
Verkündet: „o Herr, Du haſt wieder geſiegt!"
Wohl ſtutzen die Freund'; er verdoppelt den Satz;
Doch es häuft ſich das Geld auf ſeinem Platz,
Und im öden Herzen häuft ſich der Groll,
Der ihm wie Gift zum Haupte ſchwoll.
Zu Boden wirft er das Glas, den Gewinn
Hohnlachend den jauchzenden Gäſten hin,
Und tritt die Dogge; knurrend fährt
Sie auf, das Gebiß ihm zugekehrt.
Die Gäſte vertheilen das Geld, die Muſik
Rauſcht luſtig dazu, dem Augenblick,
Dem mächtigſten Gott, zum vollen Preis.
Stumm ſitzt der Wirth, wie ein morſcher Greis,
In ſich geſunken und abgewandt
Den Gäſten, das Antlitz verhüllt mit der Hand, —
Wie ein ausgebrannter Vulkan ſein Herz,

Ein erkalteter hohler Moloch von Erz.
Verhaßt iſt ihm, was da Farb' und Licht
Trägt, was ſein eignes Angeſicht
Ihm zeigt, ſei's Spiegel, ſei's Freundesblick;
Verhaßt, was ihn an ſein Geſchick
Gemahnt, an jeden entſchwundnen Tag,
Verlorne Seelen, durchſchwelgtes Gelag;
Verhaßt ihm die Muſik; verhaßt
Des rollenden Goldes eitler Glaſt;
Verhaßt der Witz, der bald ſo flüchtig,
Bald ſchmutzig und plump, und o wie nichtig,
Im Dampf des Weines kreuz und quer
Von Lipp' zu Lippe fliegt umher;
Verhaßt, wer alt, (weil er noch jung
Und alt doch durch Erinnerung),
Verhaßt, wer jung, weil Jugend für ihn
So ſpurlos, freudenlos dahin!
So brütet er, umjauchzt, umlärmt,
Wähnt ſich allein; und doch umſchwärmt
Ihn bunt ein Chor von Qualgedanken,
Die gleich Polypen ſich an ihn ranken.

Und wie er wieder aufblickt, liegt
Ein Weib zu ſeinen Füßen geſchmiegt,
Ein blaſſes Weib, mit dunklem Haar, —
Mutter, obwohl ſie noch nicht gebar, —
Klagend, doch ſtumm; der Blick ſagt an:
„O Menſch, was hab' ich Dir gethan?“
Flehend, doch ſtumm, das Elend ſpricht's
Auf des Weibes Stirn: „O kümmert Dich nichts?“
Hoffend, doch ſtumm; das Herz nur hofft

Von dem Gott, bei dem Du geſchworen ſo oft.
Ihrer Schönheit Blüte — verwelkt, verdorrt!
Seine Liebe dahin; ſein Eid — ein Wort,
Sein Manneswort — ein Hauch, der verflogen,
Ein Hauch, der ſie um die Unſchuld betrogen.
Er fährt empor, er wiſcht ſein Aug';
Trübt ihm's derſelbe böſe Hauch,
Daß er das Weſen nicht erkennt,
Das ſchweigend ihm ſeine Eide nennt?
„Was will das Weib? Wer biſt Du?“ fragt
Er, wie von böſen Träumen geplagt.
Erſt ſtarr, wie todt, dann unſtät ſieht
Er auf das Weib, das vor ihm knie't.
Da plötzlich zuckt, wie eingebohrt
Ein Dolch, in's Herz ihm jedes Wort,
Das ſie nicht ſpricht, das ſie nur denkt,
Das mehr als viel geſprochne kränkt;
Denn jedes Wort, das ſie nicht ſprach,
In ihm ſpricht's ſein Gewiſſen nach,
Es ruft ihm zu: „Gedenke d'ran:
Dein iſt die Schuld, Du haſt's gethan!“
Stumm liegt das Weib; doch kaum vernimmt
Er die inn're Stimme, ſo ergrimmt
Er — nicht gen ſich, nein, gen das Weſen,
Das er zum Opfer ſich einſt erleſen.
Erinnerung an jene Zeit,
Da auch in ihm es hold gemai't,
Da ihm, dem jetzt ſo Ueberſatten,
Minuten vollen Werth noch hatten,
Da er an Gott geglaubt und ſich, —
Erinn'rung, die ſo ſchnell verblich,

Die alle Reize des Genuſſes
Jetzt in dem Gift des Ueberdruſſes
Ihm zeigt, — Erinn'rung quält ihn jetzt,
Mehr als ihn Reue je verletzt;
Erinn'rung von ſo ſchlimmer Art,
Wie ſeine öde Gegenwart,
Weckt ihm nur Stolz, und Stolz nur Groll,
Und Groll heiſcht raſend ſeinen Zoll.
Wie Weſen, die von Gott gelaſſen,
Da ſie ihn ſcheu'n, ſich ſelber haſſen,
Und, ſolches Haſſes zu entlaſten
Sich wähnen, wenn ſie Andre haßten,
Vor denen ſie in bittrer Reu'
Hinknieen ſollten; — ſo ſich treu,
Armſelig treu dem ſchlimmſten Wahn,
Dem je Verbrecher unterthan,
So ſucht der Edelmann, umrauſcht
Vom Lärm des Feſt's, dem er nicht lauſcht,
Von Freunden, die ihn leben laſſen,
Heimlich ſein ſpottend, bei ihm praſſen, —
So ſucht er ſeine Selbſtſtändigkeit,
Die Stimme, die ſo laut ihm ſchreit,
Zu übertäuben; unverſchämt
Schiebt er die Hand, die das Herz ihm lähmt,
Von ſich, als könnt' er leichter denken,
Geläng's, das Weib noch mehr zu kränken,
Auf deſſen Haupt, Herz und Geduld
Allein zu wälzen ſeine Schuld.
O Wahnſinn jeder Sünd'! Wann meint
Der Sünder, daß er ſelbſt ſein Feind?
So hier! Der Frevler mißt die Pein,

Die ihn durchwühlt, dem Weſen allein
Vor ihm, den Verluſt der Herzensruh',
Die er zerſtört, dem Weibe zu.
„Fort!" ruft er, d'rinnen ruft's ihm: „Du!"
Er wird nicht müd', ſich ſelbſt zu trügen,
Und bleibt gefangen im Netz der Lügen.
„Fort Du, die mir die Ruh' geraubt,
Mir Grau geſä't in's braune Haupt;
Was kommſt Du mir?" Der Uebermuth
Des Glücks erhitzt des Freiherrn Blut.
„Was ſchaffſt Du hier im edlen Kreis,
Wer ließ Dich ein? Empor! Schon heiß
Wallt mir das Blut. Was willſt Du? ſprich,
Sprich, Bettlerin! Wer biſt Du?" — „Ich!"
Dies war das Einz'ge, was ſie ſagte,
Dies war das Einz'ge, was ſie klagte,
Dies war das Einz'ge, was auf Erden
Sie nur von ihm gehört wollt' werden!
Und er verſtand's nicht, wußte nicht,
Was ſie ihm war und was ſie ſpricht.
Nicht an die Stunden, ſüß durchkoſet,
Nicht an das Weh, das ſie durchtoſet,
Nicht an die Schmach, die ſie umfangen,
Seit ſie gläubig an ſeinem Arm gehangen,
Dacht' er; nicht an ihr ſchmerzlich Loos;
An ſeine Ehre dacht' er blos,
An ſeine Ehre von Ahn' zu Ahn',
Nicht an die Sünd', die er gethan,
An ſein Wappen, das er rein empfangen,
Das er befleckt durch ihr Umfangen
Vor'm Staub der Väter in der Gruft,

Vor'm Aug' des Ew'gen, der ihn ruft,
Des Vaters; er ſchämt ſich zu bekennen
Zum Namen, den Engel heilig nennen!
Je mehr er ſie anblickt, um ſo wilder
Entbrennt ſein Zorn durch ſüße Bilder
Der wonnigen Vergangenheit,
Bis daß er, wie von Sinnen, ſchreit:
„Empor, und fort von mir, ſonſt ſoll
Die Dogge Dir weiſen meinen Groll.“
Die Dogge, ſonſt blutgierig, ſteht
Vor'm Weib, das knieend, ſchweigend fleht;
Die Dogge knurrt nicht; doch lachend blickt
Wohl mancher Gaſt, wie die Lilie geknickt.
Die Dogge, ſonſt unbändig, ſieht
So klug zum Herrn hinan; er flieht
Des Weibes Anſchau, ruft: „Bringt Wein!
Fort! ich will heute fröhlich ſein!“ —
Da rafft das Weib ſich würdevoll
Empor; nicht Thrän' im Aug', noch Groll
Im Herzen, aber tiefes Weh, —
So tiefſtes Leid verſtand er's je?
Es ſteht vor ihm, es blickt ihn an,
Ihn durch und durch; er fühlt's, — empfah'n
Hat er den Blick, der ohne Wort
Vor Gott ihn laut anklagt auf Mord.
Sie ging dahin, allein und ſchwer.
Der Freiherr ſah ſie nimmermehr.
Muſik erſcholl im glänzenden Saal,
Gehoben wurde mancher Pokal.
Bleich ſaß er zwiſchen den Freunden allen,
Wie ein todter König in ſeinen Hallen.

II.

Die Straße iſt lang, die Straße iſt breit,
Wo führt ſie hin? Zur Ewigkeit!
Wer wallet die Straße? Viel Wand'rer zieh'n,
Sichtbare, unſichtbare, dahin.
Da ziehet der Kärrner mit ſeinem Roß,
Da ziehet der König mit ſeinem Troß,
Da ziehet der Feldherr mit ſeinen Soldaten,
Da ziehet der Landmann zu ſeinen Saaten,
Da ziehet der Pilger zum Gnadenbild,
Da harret des Opfers der Mörder wild;
Da ziehet der Vater, der heim zu den Seinen
Begehret; — der Sünder mit den Reinen,
Und über Allen, die da wallen,
Wölben ſich heiter dieſelben Hallen
Des Himmels, der Thau und Regen gießt
Ueber Gute und Böſe zu jeder Friſt.
Da ziehen Wünſche, nimmermüd',
Da wallt unſichtbar das freie Lied,
Das ſeinen Weg macht durch die Welt
Und kühn ſich vor die Throne ſtellt.
Da rollt der Wagen, das Poſthorn ſchallt,
Und Antwort giebt der dichte Wald
Und wünſcht dem Brautpaar gute Nacht,
Das ſeine Hochzeitsreiſe macht;
Der Handwerksburſch' daneben eilt
Zur Stadt, wo ihm ein Liebchen weilt;
Den Beutel leer, beſtaubt die Schuh'
Vom langen Marſch und Durſt dazu, —
Was liegt denn d'ran? Ein junges Blut

Trägt grünes Reis, hat friſchen Muth;
Und was da kommt, und wie ſich's fügt,
Er hat ſein Lieb und iſt vergnügt.

Und breit und breiter werden ſchon
Die Schatten rings. Es klingt der Ton
Der Abendglocke leiſe her
Vom nächſten Dorf. Was kündet er?
Dem Tag Lebwohl? Ein Dankgebet,
Daß Frucht und Wein ſo wohl geräth?
Sang wohl die Glocke hell und rein
'nen Müden zum letzten Schlummer ein?

Dort oben in dem dunklen Blau,
In jener ew'gen Blumenau,
Jetzt Blum' an Blum' den Kelch erſchließt;
Licht iſt der Duft, den jed' ergießt.
Wie wunderſtill die Nacht! Es geht
Ein Säuſeln durch den Wald, und weht
Wie eines Schlummernden Athemzug,
Wie einer Lerche raſcher Flug.
Milde und barmherzig iſt die Nacht,
All, was dem Tag erlag, das macht
Sie friſch durch ihren Balſam, den Thau,
Mit dem ſie labet Frucht und Au,
Das Laub am Aſt, die Blum' im Feld,
Des Wand'rers Stirn' von Glut gequält.
Geſegnet ſei, o milde Nacht,
Geprieſen, der in deiner Pracht
Dich ſchuf und wiederkehren heißt, —
Der droben wacht, der ew'ge Geiſt!

Verödet iſt die Straße ganz,
Die bei des Tages hellem Glanz
Von Menſchen wimmelte; ſie gleicht
Dem Großen, den plötzlich das Unglück erreicht,
Die Wand'rer — falſchen Freunden. Sie geh'n
Wie ſie den Glanz erbleichen ſeh'n;
Einſam die Straße denn! Wer geht
(Die Richtung aus der Stadt!) ſo ſpät?
Faſt Mitternacht! Es iſt ein Weib,
Das mühſam nur den kranken Leib
Noch weiter ſchleppt. Wohin? Sie weiß
Es ſelbſt ja nicht. Dieſe Stirne voll Schweiß
Kühlt Nachtthau nicht; dies müde Herz,
Voll Todesangſt und Todesſchmerz,
Es horcht nicht mehr dem lauten Schlag
Der Nachtigall im grünen Hag;
Dies Aug', ſo trüb, ſieht nicht hinan
Zur Blumenau, zur Sternenbahn;
Zur Erde ſtarrt's, in Erde ſucht
Es ſeine ſtille Friedensbucht.
Ach, die Verſtoß'ne iſt's, ſie eilte
Fort aus der Stadt, wo er ja weilte.
Nichts von ihm ſeh'n, und nichts mehr wiſſen,
Sei auch der Stein ihr Ruhekiſſen,
Sei auch der Wald ihr Bett, o ſei
Des Elends Ende Raſerei, —
Sie kennt' nicht anders! Alſo ging
Die Arme fort; noch einen Ring
Trägt ſie von ihm, bei'm Sternenſchein
Blickt ſie darauf und denkt: Allein!
Nur wen'ge Schritte ſchleicht ſie ſchwer

Noch hin und kann nicht weiter mehr.
Vor einem Bild — die ſchmerzenreiche
Maria, im Schooß des Sohnes Leiche, —
Vor dieſer Säule ſinkt ſie hin
Und denkt mit letzter Kraft noch Ihn,
Nicht ihn, der grauſam ſie verſtoßen,
Nein Ihn, deß Blut am Kreuz gefloſſen,
In deſſen Händ' empfiehlt ſie ſich,
Sich und das Kind inbrünſtiglich, —
Das Kind, das unter'm Himmelszelt
Mit Thränen grüßt das Licht der Welt,
Die Sterne all', die tröſtend ſcheinen,
Verkündigend den treuen Einen,
Indeß zwei andre Stern' erbleichen
Vor'm Gnadenbild der Schmerzenreichen.
In ihren Nöthen aufgegeben,
Kann ſie nicht ſterben und nicht leben;
Die Sorge um das Kind erſchwert
Den Tod ihr, den ſie lang begehrt,
Den ſie auch jetzt ſo gern umſchließt,
Wenn nur das Kind geborgen iſt,
Der Taufe heil'ge Weih' erhält,
Den Pathen, weil der Vater fehlt!
Dies iſt der Armen ſchwerſte Qual.
Doch ihre Nacht erhellt kein Strahl
Der Hoffnung; „Dein iſt's!“ betet ſie,
„O Herr, 's iſt Dein! verlaſſ' es nie!“

Sie betet noch; und ſieh', da ſteht
Ein Wand'rer vor ihr. Ihr Gebet
Belauſcht' er finſtern Blicks, die Hand

Am Meſſer, in ein weit Gewand
Vermummt, den breitgekrempten Hut
Tiefabgedrückt, der Blicke Glut
Nicht zu verrathen. So, ein Bild
Des Graun's, doch als ob 'nen Strahlenſchild
Ein Engel vor ihn hingeſtreckt,
Der die Mutter mit dem Kinde deckt,
So ſteht der Finſtre, deſſen Hand
Den Weg zu manchem Herzen fand,
Starr, gleich dem Raubthier, das ein Blick
Hat feſtgebannt. Das Haupt zurück
Geſunken auf der Säule Stufe,
Hebt ſie die Stimme zum letzten Rufe:
„Das Kind! die Taufe . . . Nimm's!“ Da bricht
Ihr Herz. Der Räuber leiſe ſpricht:
„Ich hörte Deinen letzten Willen,
Ich werde treulich ihn erfüllen.“
Das Haupt entblößt er, vom Meſſer läßt
Die Hand, und eine Thräne näßt
Die braune Wang', die Thau nur und Regen
So lang genäßt auf wilden Wegen.
Nicht aufzuſchau'n zum Himmel wagt
Der Mann, als er die Worte ſagt
Aus tiefſter Bruſt: „Erbarm' Dich mein,
O Herr!“ So ſpringt aus hartem Stein
Dem Wand'rer, der den Weg verlor
Und dürſtet, plötzlich ein Quell hervor.
So athmet und hebt, wer in Starrſucht lag,
Das Auge wieder zum jungen Tag,
Und, was, vom ehrnen Krampf umwunden,
Er in der langen Nacht empfunden, —

Er ruft den unnennbaren Graus
Nun plötzlich in die Welt hinaus
Und fühlt ſich leichter. So erſchüttert
Der Sturm den Wald, die Eiche zittert,
Die Aeſte, die ſie trotzend gehoben,
Zerbricht der mächt'ge Hauch von oben. —
Wie Bethlems Hirten einſtens ſcholl
Des Engels Gruß verheißungsvoll:
„Ehre Gott in der Höh' und Frieden
Den Menſchen und Wohlgefallen hienieden!“
O ſolch ein heiliges Willkommen
Hat jetzt des Sünders Herz vernommen;
Den Hirten gleich, er knieend liegt
Und ſpricht: „Das Kind hat mich beſiegt!“

Er leget ſeinen Mantel ab
Und hüllt das Kind (es iſt ein Knab')
Sorgſam darein und legt es mild
Einſtweilen vor das Gnadenbild.
Die Schmerzenreiche ſoll die Waiſe
Behüten. Dann der Leiche leiſe
Naht er und nimmt ſie auf und trägt
Sie tief hinein in's Dickicht und legt
Sie nieder dort im feuchten Grund
'nes Erdbruchs. O aus böſer Stund'
Iſt ihm die Stelle wohlbekannt;
Mit Grauſen denkt er d'ran. Er ſtand
Wie jetzt an dieſem grauen Stein
'ne Leich' im Arm; wie jetzt? o nein!
Die Leiche damals ſchien wieder zu leben,
Das blut'ge Haupt emporzuheben,

Ihn, der ſie trug, ſelbſt feſt zu halten
Mit ihren zwei Armen, den eiſeskalten:
Ihm war's, als ob er mit ihr rang
Und endlich raſend ſie bezwang,
Und häuptlings ſtürzt er ſie hinab.
Nie mehr bis heut' ſah er dies Grab:
Fort rannt' er, angſtſchweißtriefend, gehetzt
Wie von der Meute das Wild, zerfetzt
Das Kleid von Nadeln und Brombeerranken,
Zerriſſen ſein Geiſt von Blutgedanken,
Fußangeln — die Wurzeln im dichten Wald,
Jeder Stamm — eines Häſchers finſtre Geſtalt,
Jeder Aſt — ein Schwert, jedes Rauſchen — Verrath
Und das Gräßlichſte in ihm, — die Miſſethat!
So damals! Und jetzt! Das Grauſen weicht
Der bitt'ren Reue, die neben ihm ſchleicht,
Die ſeinem Arm die Kräfte leiht
Zum Werke der Barmherzigkeit.
„Schlaf' wohl, Du Arme," ſpricht er hinab,
Nachdem er ſie ſanft geſenkt in's Grab,
„Schlaf ſüß und lege zu meiner Schuld
Ein Wort nur hin, vor Gottes Huld
Ein Wort der Treu', wie das im Sterben,
Vielleicht würd' es mir Gnad' erwerben!"
Und ſo, des Herzens Nacht erhellt
Von einem Schimmer, der d'rein fällt,
Eilt er zurück zum Gnadenbild,
Das Kind zu nehmen. Hold und mild
Entgegenlächelt's ihm, wie er
Im Arm es wieder hält, ſo hehr,
Wie ſein Erlöſer, der ihm winkt.

Schnell hat er jetzt, faſt wie Inſtinkt
Des Raubthier's Klugheit ſchärfet, ſeinen Plan
Gemacht, doch gab ihm Mitleid an.
Fort mit dem Kind in fernes Land,
Wo ſein Gewerbe nicht bekannt,
Dort will er ſeinen Schwur erfüllen,
Treu zu vollſtrecken den letzten Willen;
Dort ſoll das Kind die Tauf' empfangen
Nach der ſterbenden Mutter heißem Verlangen;
Dort ſoll ein neuer Lebensmorgen
Ihm aufgeh'n; dort will für's Kind er ſorgen
Als rechter Pathe, will's bewahren
Vor der Sünde Reizen und Gefahren.
Raſch vom Entſchluß zur That! Er trägt
Das Kind, das er am Herzen hegt,
In ſeinen Mantel eingehüllt,
Und eilt der Grenze zu. Schon füllt
Der Morgen Berg und Thal mit Licht.
Fort eilt der Räuber, kümmert nicht
Sich d'rum; ihm lieber wär's, die Nacht
Währte noch länger. Der Tag erwacht.
Er ſieht das Kind; wie Engel ſind,
So wunderhold dünkt ihm das Kind.
Das Tuch, in dem es liegt, es iſt
Gezeichnet und ein Blättchen ſchließt
Es ein. Wie kam's dazu? Gott weiß!
Er lieſt den glatten Brief mit Fleiß
(Verlernt' er doch das Leſen faſt),
Ein Brief des Vaters an ſie, die Raſt
Im Grab jetzt fand; nun weiß er, wer
Des Kindleins Vater iſt. Umher

Blickt er; die Grenz' iſt überſchritten,
Er ſicher vor der Häſcher Tritten;
Er eilt in's nächſte Dorf geſchwind
Zum Pfarrer mit dem lieben Kind.

Und vor den Prieſter tritt er hin
Voll Demuth und mit reu'gem Sinn,
Grüßt ihn: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!"
Und ſpricht dann weiter: „Seht, hier iſt,
Ehrwürd'ger Herr, ein Schmerzenskind
Wie wen'ger Menſchen Kinder ſind.
Auf off'ner Straß', in ſtiller Nacht
Ward wimmernd es zur Welt gebracht.
Der Mutter, die ihm gab das Leben,
Hat es dafür den Tod gegeben." —
Am Leben (alſo denkt er fort)
Erhielt's ein Mann, deß Handwerk Mord.
„Im Sterben lag die Mutter," fährt
Er fort, „wohl beſſern Looſes werth,
Lag rettungslos auf Stein die Fromme,
Als ich gerad' des Weges komme.
„„Das Kind! die Taufe! Nimm's!"" So ſprach
Die Arme, als das Herz ihr brach.
Die Mutter hab' ich ſanft begraben
Und mit mir nahm ich dann den Knaben,
Und fand im Tuch, worin er lag,
Dies Blatt, das Aufſchluß geben mag
Vom Vater. Leſ't und taufet dann
Das Kind." — — „„Wer ſeid Ihr, fremder Mann?""
Fragt d'rauf der Prieſter, und ihm wird
Zurück die Antwort: „Bin der Wirth

Zur offnen Herberg', wohlbekannt
Dort üben in dem Nachbarland
Und will der Mutter letzten Willen,
Den Gott mich hören ließ, erfüllen,
Dem Kind ein treuer Pathe ſein!“
„„Und Euer Name?““ — „Jakob Klein.“
„„Nehmt nicht für ungut, Freund, habt Ihr
Nicht ein Beglaubigungspapier?
Denn bei 'nem Fall von ſolcher Art
Iſt's gut, wenn man die Formen wahrt!““ — —
„Papiere? Nein! Wozu Papier?
Iſt doch mein Haus nicht fern von hier.
Ehrwürd'ger Herr! Ihr zweifelt wohl gar,
Ob meine Ausſag' völlig wahr?
Bei Gottes Gnad', die Jedem ſprießt,
Und mehr zum Leben nöthig iſt,
Als Speiſ' und Trank, als Luft und Licht,
Bei Gottes Gnad': ich log Euch nicht
In allem, was das Kind betrifft;
Mein Wort genügt Euch ſtatt der Schrift!“
„„Nun denn,““ hebt ernſt der Pfarrer an,
„„Ich will Euch glauben, fremder Mann,
Und will das Kind zu dieſer Stund'
Aufnehmen in den Chriſtenbund;
Doch da ich Euch nicht kenne, noch weiß.
Ob Ihr, nach unſers Glaubens Geheiß
Erfüllen könnt des Pathen Pflichten,
Des Kindes Herz zur Tugend richten,
Müßt Ihr mir beichten, fremder Mann,
Bevor das Kind ich taufen kann.““
Der Fremde bebt, der Prieſter merkt

Das wohl, und nur noch mehr beſtärkt
Fühlt er ſein Mißtrau'n; doch er ſpricht
Mild wie ein Vater: „„Zittre nicht!
Was Du mir beichteſt, welcher Art
Es immer ſei, — es bleibt bewahrt
In dieſer Bruſt, es liegt beſiegelt
Wie tief im Grab, das Gott nur entriegelt.
Das iſt des Prieſters ſchönes Recht;
Nicht ird'ſchen Richtern iſt er Knecht,
Zum ew'gen nur führt er die Sünder
Wie zu dem Vater verirrte Kinder.““
Und übermannt vernimmt dies Wort
Der Fremde, knieet hin ſofort
Vor'm würd'gen Gottesmann und legt
Beichtend die Laſt ab, die er trägt,
Die Laſt, die ihn zu Boden drückte
Seit Gottes Gnad' ſein Herz durchzückte.
Er ſtöhnt: „Mein Gott, im Staub zu Dir
Aufruf' ich: Schenkſt Du Gnad' auch mir?“
D'rauf mild der Pfarrer: „„Chriſtus ſprach,
Bevor am Kreuz ſein Auge brach,
Zum reu'gen Sünder: „Ich ſage Dir,
Noch heute wirſt Du ſein bei mir!“
Dies gilt auch Dir. Vor Gott, mein Sohn,
Wird jetzt Dir Abſolution.
Was Du auf Erden haſt zu beginnen,
Das ſage Dir der Richter d'rinnen
In eigner Bruſt. Und ohne Scheu,
Verlorner Sohn, ihm folge treu.
Erhebe Dich! Was Du vorher
Gebeichtet, weiß ich jetzt nicht mehr,

Ich kenne Dich nur unter'm Namen
„Menſch!“ Unſer Herr ſei bei Dir, Amen!““
Und wunderbar getröſtet erhebt
Der Sünder ſich; die Seele ſtrebt
Voll neuer Kraft und nochmal jung
Nach Buße und nach Läuterung;
Verſchwunden jede Furcht, ihm weiht
Den ſtarken Muth die Sittlichkeit,
Und wie der Mann, der viel erprobt,
Des ernſten Freundes Mahnung lobt,
So höret jener auf den Rath
Des inn'ren Richters, der der That
Das Urtheil ſpricht, das Stäblein bricht,
Den Weg ihm weiſ't; — er zittert nicht,
Erhoben vom Entſchluß, der ihn durchdrang,
Nachdem die Laſt ihn gedrückt ſo lang;
Mit friſchen Augen, frei und offen
Die Stirn, den Geiſt erfüllt von Hoffen,
Das Kind im Arme tritt er nun ſchnelle
Mit dem Pfarrer in die Taufkapelle.
Die Blicke feucht, die Stimme leis
Und zitternd, ſpricht der würd'ge Greis,
Wie er des Kindes Haupt benetzt'
Und das Gebet vollbrachte, jetzt:
„„So geh' nun ein in's große Reich
Des Lebens und der Lieb' zugleich,
In's Reich, das dieſer und jener Welt,
Das Chriſtus Jedem offen hält;
O jeder Weg auf Erden führt
Den wieder hin, der ſich verirrt.
Viel tauſend Brüder findeſt Du d'rin,

Bewahre nur Du den Kindesſinn,
Dann kannſt Du all' den tauſend Brüdern
Recht Liebe geben und erwiedern;
Vielleicht erkauft ſie oft Dein Herz —
Doch nie zu theuer — mit bitt'rem Schmerz:
Geh' ein zu Schmerz ſo froh wie zu Luſt,
Dir bleib' die Lieb', bleib' ihrer bewußt!
O werde gut, und wirſt Du groß,
So fühl' es, daß Du mutterlos,
Daß jede Waiſe Deinesgleichen,
Daß Waiſenthränen Stein' erweichen.
Und wirſt Du groß, dann möge mild
Im Traum erſcheinen Dir ein Bild,
Das Bild des Mannes, der auf den Armen
Dich jetzo hält, dem Du Erbarmen
Einſt eingeflößt, den Du aus Nacht,
O holdes Kind, zum Licht gebracht.
Dann wird Dich's wennig überſchleichen,
Dann iſt es Dir ein ſich'res Zeichen,
Daß er, geſühnt, Dich ſtill umkreiſ't.
Dann denk' erwachend: „O der Geiſt
Des Herrn iſt mächtig in den Schwachen
Und Alles kann er möglich machen,
So nur der Menſch auch kräftig will.
Dann denk' auch im Gebete ſtill
Des Mannes, der Dich treu getragen
Und der der Sünde Joch zerſchlagen,
Dann denke ſein in Kindeslieb',
Und, wen Du irren ſiehſt, dem gieb,
Als gäbſt Du ſie dieſem hier, die Hand,
Zeig' ihm den Weg in's Vaterland!“"

Als nun die Taufe ſo beendet,
Der Pathe ſich zum Pfarrer wendet
Mit dieſem Wort: „Was ich verſprach
Der Mutter, iſt erfüllt: Mir brach
Der Tag des neuen Lebens an,
Da ich, was ich gelobt, gethan.
Doch muß ich ihn bis zur Nacht durchmeſſen.
Der Abend ruft! O nicht vergeſſen
Bei dieſem Kinde hab' ich mein;
Die Nacht muß auch gelitten ſein!
Gelitten? Welch ein thöricht Wort!
Geſühnt! — Lebt wohl! Muß eilig fort!
O nehmet Euch des Kindleins an!
Mein Tagwerk, ſeht, iſt bald gethan!
Bewahrt das Blättlein, das ich fand,
Einſt nützt es wohl! Nehmt aus der Hand,
Die, ach, nicht werth gefaßt zu werden
Von einer reinen Hand auf Erden,
Nehmt dieſes Geld und braucht davon,
In Gottesfurcht den Schmerzensſohn
Treu aufzuzieh'n! O nicht im Wiſſen,
Erzieht ihn lieber in Kümmerniſſen
Und lehrt ihn nach dem Höchſten trachten
Und lehrt ihn fremde Leiden achten,
Und lehrt ihn das ſein, was Ihr ſeid,
Dann hat er die Gerechtigkeit.
Ich kann's ja nicht, thät's wohl ſo gern,
Ihn auferzieh'n zum Dienſt des Herrn,
Zum Dienſt des Herrn, der mich befreit
Aus ſchnöder Unterthänigkeit.
Ich kann's ja nicht; Ihr wißt gewiß,

Was mir der Seele Nacht zerriß.
Ich muß jetzt fort. Muß zum Gericht!
Der innre Richter iſt's, der ſpricht."
„„Ich wußt' es,““ ſagt der Prieſter d'rauf;
„„Das wußt' ich wohl ſchon vor der Tauf';
Ich ſah Dir tief in's Herz hinein,
Mein Sohn; nicht anders konnt' es ſein.
So geh' mit Gott! Hab' guten Muth,
Treu pfleg' ich Dir das junge Blut;
Wie Du's der Sterbenden verſprachſt,
Verſprech' ich's Dir. Wie Du nicht brachſt
Den Eid, ſo brech' ich meinen nicht.
Zieh' hin zur Sühne, zum Gericht!““ —
So ging der Mörder mit dem Segen
Des Prieſters ſeiner Sühn' entgegen,
Freiwillig, ſtark und wohlgemuth, —
Wußt' ja das Kind in beſter Hut.
Auch täuſcht' ihn ſein Vertrauen nimmer,
Denn treu von jetzt und treulich immer,
Bis daß der Knab' erzogen war,
(Der Prieſter zählte achtzig Jahr)
Hat dieſer ihn als Sohn erzogen,
Blieb er als Vater ihm gewogen,
Blieb ihm ein Freund und lehrt' ihn treu,
Gott lieben ohne Menſchenſcheu,
In Menſchenliebe Gott verehren, —
Was konnt' er Göttlich'res ihn lehren?

Der Mörder ging zurück und irrte
Im Walde lang umher. Verwirrte
Ihn wohl des Lebens Luſt? O nein,

Nach Sühnung ſtrebte er allein.
Er irrte lang, bis zu ihm kam.
Ein Jüngling, hold und wunderſam,
Nie ſah er jemals deſſen Gleichen;
Der Jüngling gab ihm ſichre Zeichen
Des Wegs und führt' ihn heim. Wer war
Der Führer? Wohl ein Engel gar?
Denn, wie der Mörder in Richterhand,
Der Führer plötzlich ihm verſchwand.
Der Mörder ging und gab ſich an;
Auf dem Schaffot noch dacht' er d'ran
Mit Stärk' und Ruh', wie er begraben
Die Mutter und betreut den Knaben,
Und dacht' in rechter Vatertreu',
Was wohl des Kindes Schickſal ſei,
Und bat im letzten Augenblicke
Noch fromm zu Gott: „Allgüt'ger, ſchicke
Ihm Deinen Engel, der ihn ſtütze
Und ihn vor der Verſuchung ſchütze,
Der auf den rechten Weg ihn leite,
Wenn er mit ſich und Welt im Streite!
Herr, ſei mir gnädig, Herr, mein Heil,
Mein Alles Du!“ — Da fiel das Beil!

III.

Er krümmt ſich vor Schmerz in den weichen Kiſſen,
Als würd' er von tauſend Dornen zerriſſen;
Den Scheitel vor der Zeit ſchon kahl,
Die Augen erloſchen, die Wangen fahl,
Der Leib ein Geripp, die Seel' eine Nacht,

Das hat die Sünd' aus ihm gemacht!
Kein Schmeichler ſitzt bei ihm, kein Paraſit,
Nicht Muſik erſchallt, nicht der Tänzerin Tritt
Erweckt das Aug' zu üpp'gem Verlangen;
Nicht duften die edelſten Weine, nicht prangen
Die goldenen Schüſſeln in Fülle, nicht rollt
Hin über den Tiſch zu den Spielern das Gold;
Dafür ſitzt an des Freiherrn Bette
Verzweiflung ſtarr und hält die Kette,
Die ſie um ihn geſchlungen feſt,
Und ſorgt, daß ſeines Lebens Reſt
Sich nicht nach ſeinem Wunſch verkürze,
Daß er des Elends Kelch nicht ſtürze,
Bevor er die letzten Tropfen der Neige
Geſchlürft. So kommt am Lebenszweige,
Der längſt verdorrt ſchien, noch ein Sproß
Zu Tag, doch bleibt er blütenlos. —
Ein Diener, der in früherer Zeit
Mit ſchlimmer Dienſtbefliſſenheit
Des Gebieters Flammen noch geſchürt,
Ihm manches Opfer zugeführt,
Der um des Herren Gold und Gunſt
Mit teufliſch ausgeſuchter Kunſt
Ihn verſtrickt in des Verderbens Netzen, —
Der Frevler ſieht mit ſtillem Ergetzen
Den Gebieter ſich troſtlos winden in Noth
Und wartet begierig auf deſſen Tod;
Den Kinderloſen zu beerben,
Hofft er als Sündenlohn zu erwerben.
Im günſt'gen Augenblick erſchlich
Des Freiherrn Teſtament er ſich;

Kaum trägt er's, länger noch zu harren
Bis endlich des Kranken Puls' erſtarren;
Was hält ihn noch ab zu kürzen die Friſt,
Da Schlimmeres doch ſchon geſchehen iſt?

Lang hat er gezögert. Entſchieden iſt's nun.
Aushebt der Seiger; jetzt will er's thun!
Schon ſchleicht er entſchloſſen über den Gang
Zum Krankenzimmer. Horch! Glockenklang!
Hell wie des Zügenglöckleins Ton.
Der Frevler erſchrickt, wie oft auch ſchon
Er dieſen Ton vernahm; man ſchellt
Am Thor, nichts weiter! Dennoch fällt
Sein troz'ger Muth zur Miſſethat,
Und zitternd ſtammelt er: „Verrath!“
Wie einer, der die Beſinnung verlor,
Betäubt und willenlos eilt er an's Thor
Und öffnet, da ſchallt ihm der Gruß entgegen,
Den fromme Mönche zu geben pflegen:
„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ — Er wagt
Den Gegengruß nicht auszuſprechen:
„In Ewigkeit!“ Vor dieſer klagt
Ihn an die ganze Schaar von Verbrechen,
Die ſtumm bis jetzt; nun ſteh'n ſie alle
Hoch da und rufen mit lautem Schalle
Dies Wort ihm zu, das, wenn er's ſpricht,
Nun ſelbſt den Stab dem Sünder bricht.
Der Mönch, er gehöret jenem Orden,
In dem die Liebe Wahrheit worden,
Dem der barmherz'gen Brüder an,
Und fragt: „Sagt mir“ — — „„'s iſt nicht gethan!

Noch nicht! Noch nicht!““ ſo ruft im Graus,
Geſträubten Haars der Diener aus.
Darauf der Mönch: „Wohnt hier? O lebt
Der Freiherr noch?“ Der Name bebt
Von ſeinen Lippen. Schweigend nickt
Der Diener, der ſcheu zu Boden blickt.
Dann, ohn' ein Wort zu ſprechen, geh'n
Die zwei die Trepp' hinauf; ſie ſteh'n
Jetzt vor dem kranken Schmerzensmann,
Der leben nicht und nicht ſterben kann.
Fort winkt er beiden. Des Prieſters Wort
Scheucht ihm den Doppelſchmerz nicht fort,
Des Leibes und der Seele Tod.
Erſchüttert ſieht der Mönch die Noth
Und neigt ſich über's Bett und nennt
Einen Namen, den der Kranke kennt;
Er nannt' ihn ſo leiſ', eine Thräne rann
Aus des Mönches Aug' auf den ſterbenden Mann;
Sie fällt wie der Regen auf dürſtende Saaten.
Die ſtumme Thräne hat ihn verrathen;
Aufſtöhnt der Kranke und rafft ſich empor,
Und, wie einer, der ein Kleinod verlor,
Unſteten Blicks es ſucht, die Spur
Zu finden glaubt und doch ſich nur
Geirrt, ſo im peinlich ſüßen Wahn
So ſieht den Mönch der Kranke an;
Er ſucht die Hoffnung, die ihm entſchwunden
Mit dem Eide, von dem er ſich einſt entbunden,
Sucht droben, gleich einem erloſchenen Stern,
Ein Aug' in Thränen und die Gnad' des Herrn.
Ein Blättlein, ein vergilbt Papier

Giebt ſchweigend ihm der Mönch: „Weh' mir!“
So ruft der Kranke, „dieſe Hand
Schrieb d'rauf den Eid, der uns verband!
Gewiß, ſo wahr ich's wieder hab',
Gewiß, ſo wahr ſie birgt das Grab,
So wahr bis jetzt ich mußte leben;
Ich ſterb' und mir wird nicht vergeben!“
Mild ſpricht der Mönch: „Als ſterbensmatt
Die Treue lag, lag dies Dein Blatt
An ihrem Herzen; ſo ward's geweiht,
Verheißung bringt's Dir jetzt in Leid,
Gleich jenem Blatte, das die Taube
Dem Noah einſt gebracht. O glaube:
Es kündet Dir feſten Ankergrund,
Es kündet der Liebe neuen Bund.
Gott führet treu zu Licht aus Nacht
Und wunderbar ſind ſeine Wege.
Dies Blatt an's Herz des Vaters lege
Ich jetzt, Dein Sohn, der Dir's gebracht!“
„Mein Sohn!“ In dieſem Worte: „Sohn“
Entſchwebt die Seel', des Leib's entbunden
Und Jammers, frei und leicht, — ein Ton,
Der ſich zum Einklang durchgefunden.
Und der barmherz'ge Bruder ſank
Hin vor die Leich' und rief: „Hab' Dank,
O Herr, hab' Dank, daß Du den Frieden
Im Sterben noch ihm mild beſchieden.“
D'rauf, wie er kam, ein fremder Gaſt
In ſeines Vaters Prunkpalaſt,
Iſt ſtill und ernſt der Mönch geſchieden. —

Herbſtmorgen.

Der Mönch erwacht; des neuen Tages Licht,
So freundlich es ihn grüßt, erquickt ihn nicht;
Nachſinnt er einem wunderbaren Traum.
Er ſah der Menſchheit tauſendäſt'gen Baum,
Getränkt die Wurzeln von der Ewigkeit,
Die Zweige ſchwer von Früchten, ſchattigbreit,
Die Krone hoch und ſtattlich, ſtark gefügt
Zum Neſt, worin ein Königsadler liegt.
Von deſſen Flügelſchlag bebt jeder Aſt,
Daß, Flocken gleich, ringsum der Früchte Laſt
Hernieder ſtäubt; ja, wenn ein Flaum ſich regt
Dem Königsaar, wenn er den Blick bewegt,
So welkt ein Blatt, ein junger Keim zerfällt.
Wer iſt der Aar? — Der Tod, der Herr der Welt!

Wie freundlich ſtreckt durch's off'ne Fenſterlein
Der Zell' ein Apfelbaum den Aſt herein,
Und beut, gepflanzt an eines Heil'gen Grabe,
Ein alter Freund, dem Mönch die ſaft'ge Labe.
Die Traube draußen, kaum gefärbt, bezeugt
Des Herbſtes Zeit, wann ſich das Herz, gebeugt

Von Sommerglut, das endlos weiter ſtrebt,
Erfreut, wie die Natur Vollendung webt.
Ein Finkenweibchen fliegt von Aſt zu Aſt
Des Apfelbaums, ein ſtets willkomm'ner Gaſt;
Nun birgt's im Weinlaub ſich. Schon hat ſich's jetzt
Zutraulich auf's Geſimſe hingeſetzt,
Und hüpft heran und thut ſo keck und klug,
Als wüßt' es wohl, daß es mit gutem Fug, —
Betritt kein weiblich Weſen ſonſt die Schwelle —
Doch ungeſcheut beſuchen darf die Zelle.
„O holdes Leben!" ſpricht der Mönch und ſtreut
Dem Vöglein Futter hin, und, was er beut,
Wird flink genaſcht; dann hebt's voll Luſt die Schwingen
Und flattert aus und ein mit hellem Singen.
„Harmlos glückſel'ge Gottescreatur,
Du lebſt! Und währet auch Dein Leben nur
So kurz, — Du lebſt es ganz in Freude, wie's
Der Schöpfer will, daß hier das Paradies,
Daß wir's uns ſchaffen, ohne der Erkenntniß
Unſel'gen Baum, nur durch der Lieb' Verſtändniß.
Ich ſeh's, wie ſich die Blätter wieder färben,
Ich lebt' ein achtzig Jahre langes Sterben!"
Er geht hinaus in's Gärtchen, faßt den Spaten,
Und gräbt die Erde um, — für künft'ge Saaten;
Wann reifen ſie? Er murmelt leiſ': „Ich habe
Hier nicht gelebt," und gräbt an ſeinem Grabe.

Zwei Fürſten.

Ein König, grau, und müd'
Des langen Tagewerks, vernimmt ein Lied,
Das draußen vor des Schloſſes Fenſtern ſchallet.
Er hört's mit traur'gem Sinn,
Und legt den Scepter und die Krone hin,
Und legt den Purpur ab, der ihn umwallet.

Trüb vor den Augen ſchwebt
Sein Leben ihm. „Was hab' ich denn gelebt?“
So fragt er ſich, — „wie viel iſt's und wie wenig!
Das Viele — wie ſo klein,
Das Wen'ge — Alles, und doch eitler Schein;
Null heißt das Ganze, ich noch immer — König!

„Was Gutes ich gewollt, —
Wer wollt' es mit? — Man wog's ja nur nach Geld!
Pfui, todt Metall, du machſt aus Menſchen Knechte!

Das Wort im Mund, das Herz
In tiefſter Bruſt verwandelſt du in Erz,
Und Schellen tönen, poch' ich an bei'm Rechte.

„Doch biſt du Geld der Putz,
Die Schale nur; der Kern heißt Eigennutz.
Dies flücht'ge Gift, im Gelde feſtgebunden,
Das ſtolz und unverſchämt
Den Nicht'gen macht, des Edlen Thatkraft lähmt,
Und ein Jahrhundert feſſelt an Sekunden!

„O dieſes Weltgeſchicks!
Es hängt am Wink des laun'ſchen Augenblicks.
Erfolg fliegt dem zu, der ihn niemals ſuchte!
Und wer ſein Leben lang
Nach Edlem ſtrebte, nimmer müd' noch bang,
Stets bleibt er der Verkannte, oft — Verfluchte.

„Mit kühnem raſchen Sprung
Durchmaß ich dieſer Zeiten Dämmerung
Und rief dem Volk: „Mir nach! Frei ſind die Bahnen!“
Verlangt' ich Dank? O nein!
Doch Undank ſchmerzt. Mich läßt mein Volk allein,
Und trotzig folgt es der Gewohnheit Fahnen.

„Der Geiſtesfreiheit Licht
Anſteckt' ich ihm, und ach, es ſieht es nicht;
Es will's nicht ſeh'n, fort irren will's in Nächten,
Will, ſtatt den beſten Hort
Zu heben raſch, nur graben fort und fort,
Und läßt von falſchen Führern ſich verknechten

„Es nennet mich Deſpot! —
O gieb mir, Herr, o gieb mir jetzt den Tod!
Mich ekelt dieſer Erde, die mich jammert.
Wie ſchal, bedeutungslos
Iſt dieſer Goldreif, Herr, den Du zum Loos
Mir gabſt und der mich an's Gemeine klammert!“

So ſpricht der Fürſt; da klingt
Das Lied auf's Neue, das in's Herz ihm dringt;
Er konnte nicht die Worte unterſcheiden,
Und doch bewegt's ihn ganz
Und füllt die Bruſt mit vollem Frühlingsglanz
Und träufelt Balſam auf des Königs Leiden,

Er horchet, wie gebannt,
Bis endlich er des Liedes Sinn verſtand,
Da bricht es plötzlich ab; er horcht noch immer.
Als ſchmölze ihm das Eis
Vom Herzen, dünkt ihm: ſieh, da ſchreitet leis
Des Liedes Sänger in des Königs Zimmer.

Ein Mann, ſo alt wie er,
Von Kleidern ſchlicht, und doch von Anſehn hehr;
Der König blickt ihn an und fühlt ſich jünger.
Nicht fraget er den Gaſt:
„Woher, wohin?“ Er fühlet blos: die Laſt,
Die auf der Bruſt ihm lag, ſie wird geringer.

Der Sänger ſpricht: „Was je
Du fühlteſt, ich auch trug's, ſo Lieb' als Weh;
Mein Volk war größer, iſt's noch, als das Dein'ge,

Und wenn das Deine Dich
Nicht mag verſteh'n, o Fürſt, ſo blick' auf mich
Und ſchließ' als Bürger treu Dich an das mein'ge."

Der König tief erſchrickt,
Da er des Sängers Worte hört, und blickt
Erſtaunt ihn an, und fragt: „Du Wunderbarer,
So ſag' mir, wer Du biſt,
Von wo Du kommſt, wo Deine Herrſchaft iſt." —
Hierauf verſetzt der Gaſt: „Bin ein Bewahrer

„Des Hort's, der Dein und mein.
Ich wahr' ihn treu; und nicht biſt Du allein,
O Fürſt, d'rum Deine Sorgen all' verſcheuche! —
Bald Fürſt, bald Bettler nur, —
Bettler um das, was mein, — folg' ich der Spur,
Die ich gezogen rings in meinem Reiche.

„Bald Fürſt, bald Bettler denn,
Vom Aufgang bis zum Niedergange renn'
Ich raſtlos auf und ab bei meinen Treuen,
Und forſche, wer mich kennt,
Und ſuche jeden, der ſich mir getrennt,
Den alten Bund der Liebe zu erneuen.

„Du ſchmähteſt dieſe Kron'!
O gieb ſie mir. Sieh her, wie ſie mir ſchon
Zu Häupten paßt." Und nach der gold'nen Zierde
Des Königs greift er, ſetzt
Sie ſich auf's Haupt; der König ſieht's, und jetzt
Gewahrt er eine wunderſelt'ne Bürde.

Der Krone Zacken ſpitz
Sind Dornen plötzlich; der Rubine Blitz
Blutstropfen d'ran; ſtatt Perlen blinken Zähren
Auf Dornenkron' und Wang'
Des Fremden. „Dornen!“ ſpricht der Fürſt. „Wie lang'
Trug ich als Krone ſie, in Schmerz und Ehren!“

Der Fremde aber faßt
Jetzt ſchweigend nach dem Scepter; da erblaßt
Der Fürſt und wähnt urplötzlich zu erblinden,
Denn in des Fremden Hand,
Auf den der König hinblickt unverwandt,
Sieht er den Goldesglanz des Scepters ſchwinden.

Es wird zum ſchwanken Rohr,
Wie ſich's der König einſt als Kind erkor,
Wenn er des Vaters Würde harmlos ſpielte;
Doch denkt er jetzt nicht d'ran,
Denn andre Deutung tritt ihn mächtig an
Bei dieſes Rohr- und Dornenträgers Bilde.

Er rufet aus: „Du biſt!…“
Doch ihm verſagt die Stimme; ſchweigend mißt
Und ſchlingt der Fremde jetzt ſich um die Glieder
Des Königs Krönungskleid;
Wie Blut umwallt ihn Purpur weit und breit;
Da ſtürzt der König ihm zu Füßen nieder.

So, mit dem Dornenkranz,
Das Antlitz zährenreich und doch voll Glanz,
So milden Lichts, wie Sternenſchein in Nächten

Verirrten Wandrern blinkt
Und zu dem trauten Vaterhauſe winkt,
Das Rohr, ſtatt eines Scepters, in der Rechten.

Den Purpur angethan,
So blickt der Fremde jetzt den König an,
Er ſelbſt ein König, doch ein Fürſt der Leiden;
In dieſen Zügen ſteht
Des tiefſten Jammers höchſte Majeſtät,
Verklärt durch Liebe, wie durch Hoffnung Scheiden.

„Du klageſt,“ ſpricht er mild
Zum greiſen müden König; „ſieh dies Bild,
Sieh, welch ein Menſch!“ ſo hört' ich einſtmals ſagen.
„Von Stund' zu Stunde neu
Hab' ich Jahrhundert lang die Dornen treu,
Als Liebesfürſt das ſchwanke Rohr getragen.

„Du fühlſt die Dornen nur
Und ſiehſt die Roſen nicht, die ihrer Spur,
Die jeder Wunde jung und hold entſproſſen?
Wenn längſt Dein Auge brach,
Die Roſen blüh'n, und neue keimen nach;
Nicht mit dem Auge wird die Lieb' geſchloſſen.

„O Fürſt, wie Kinder ſind
Die Menſchen, ſprich: und zürnſt Du einem Kind,
Wenn Du es ſiehſt ſich an die Amme ſchmiegen?
Du gönnſt ihm wohl die Bruſt,
Du weißt: einſt wird es ſtark voll heil'ger Luſt
In Schlachten zieh'n, zu kämpfen und zu ſiegen.

„Du ſiehſt dies ſchwanke Rohr
Und denkſt: die Menſchheit ſtellt's im Bilde vor,
Du ſorgeſt trüb: Sie würde nie zum Stamme!
Sie iſt's, ob manchen Aſt
Du ſchwanken ſiehſt, gebeugt von ſchwerer Laſt,
Und manchen, der da bricht, weil reif zur Flamme!

„Dem Vöglein zürnſt Du nicht,
Das auf dem leichten Aſt in Liedern ſpricht;
Verſtehſt Du wohl den Sinn von all den Liedern?
Eins iſt der Lieder all
Bedeutung: Freiheit; Lieb' — der Wiederhall
Dazu, und Du allein kannſt's nicht erwiedern?“

Da ſpricht der Fürſt: „Ich hab'
Es wohl gekonnt und kann's noch bis in's Grab,
Und auch den Grundton hab' ich wohl verſtanden.
Das eben iſt mein Weh,
Daß ich mich ſelber unbegriffen ſeh',
Einſam in allen meinen weiten Landen.

„Wer hat mir je gelauſcht,
Wenn ich der Bruſt Geheimſtes gern getauſcht,
Wer iſt mir je gefolgt auf freien Wegen?
Verhallt ein jeder Ruf,
Verloren alles, was ich liebend ſchuf,
Was ich gepflanzt, verdorret ohne Segen!“ —

„Doch treu mit Dir gemeint,“
Verſetzt der Fürſt dem Fürſten, „hat's ein Freund,
Den Du nie ſahſt, der ſtets bei Dir geweſen,

Um Dich bei Tag und Nacht;
Wenn Du den Morgen heiß herangewacht,
Hab' ich in Deines Herzens Buch geleſen.

„Und jede Seite fand
Ich rein, als ſchrieb' ich ſie mit eig'ner Hand,
Ich freute mich, daß ich ſie ſo erfunden.
Mich hatteſt Du; was mehr
Verlangſt Du? War das Herz Dir noch ſo ſchwer,
Nie waren wir getrennt nur für Sekunden.

„Wir ſind's fortan auch nicht.
Komm', Treuer, komm'! ich hülle Dich in Licht,
Statt in den Purpur, der Dich lang umhüllte;
Der Krone Dornen glüh'n
In Deiner Stirn nicht mehr, o fühl's, es blüh'n
Die Roſen Dir um's Haupt, das gramerfüllte.

„Dich decket treu und warm
Jetzt und in Ewigkeit mein Vaterarm;
Wie Du, o Fürſt, ein Vater warſt den Deinen
Und weil Du treu geliebt,
So wiſſ' es, ſchau' es, Treuer, o es giebt
Nicht Tod für den, der lebte für die Seinen.

„Was Du erſchufſt, es bleibt,
Wenn auch Dein Stamm längſt keinen Zweig mehr treibt,
Du haſt vollbracht, wozu ich Dich geſendet.
Geh' ein und freue Dich;
Was Du erſtrebteſt, Fürſt, das wahre ich,
Und auch durch mich wird es gewiß vollendet!“

Da neigt der König ſacht
Das Haupt; der Fürſt der Liebe ſpricht: „Vollbracht!“ —
Lang lag der König, bis die Diener kamen.
Sie ſprachen: „Endlich frei
Sind wir, dem Himmel Dank, von Tyrannei!“
Unſichtbar ſprach der Herr: „Sei bei mir, Amen!“

Speiſ' und Trank.

Auf verſchied'nen Wegen kommen —
Sind wohl nahe am Ermatten —
Zwei gar finſtre Greiſe, lagern
Beide ſich im ſelben Schatten.

Keiner ſpricht ein Wort zum Andern,
Keiner beut die Hand zum Gruße,
Aber dürſtend ſchöpfen Beide
Labung aus demſelben Fluſſe.

Von dem Baume fällt hernieder
Eine Frucht, ſie greifen Beide
Raſch darnach, ein Jeder ziehet
Raſch das Meſſer aus der Scheide.

Jetzt erſeh'n ſich erſt die Beiden,
Kennen bald ſich immer beſſer,
Und ein Jeder tritt voll Haſſes
Gen den Andern mit dem Meſſer.

Denn Todfeinde ſind ſich Beide,
Sind ſich's ſeit den Kinderjahren;
Jeder ward in ſeinem Haſſe
Mann, und blieb's mit grauen Haaren.

Jeder will des Baumes Spende
Ganz, für ſich allein behalten;
Wuth im Herzen, ſteh'n ge'nüber
Drohend ſich die beiden Alten.

Sieh', da fällt vom reichen Baume
Eine zweite Frucht hernieder;
Keiner regt ſich, ſie zu greifen,
Sinnend blickten Beide nieder.

Endlich ſpricht der Eine: „Wahrlich,
Dieſe Frucht ward uns geſpendet,
Daß von uns, dem Tod gleich Nahen,
Keiner durch den Andern endet.“

D'rauf der And're: „Waren Beide
Wir gleich nah' doch am Ermatten, —
Und beherbergt hat uns Beide
Gaſtlich hier derſelbe Schatten.

„Und der Strom, der vor uns rinnet,
Hat dem Einen nicht entzogen,
Was dem Andern er geſtattet,
Tranken Beid' von ſeinen Wogen.

„Und gewiß ſiel für uns Beide
Eine Frucht zur Labung nieder. — —
Die wir, uns zu tödten, lebten,
Laßt uns ſterben denn — als Brüder!“

Bürgerkrieg.

So liegt das Dorf in Schutt und Nacht!
Zwei Kriegsgeſellen halten Wacht
Vor einer Hütt', in der — als Frucht
Des Siegs — den Schlaf der Feldherr ſucht.
O was iſt Macht? — Auf ſeinen Wink
Geh'n Tauſend' ohne Willen flink
Zum Tod als wie zum Hochzeitmahl!
Der Schlaf, der ſonſt wohl hundertmal
In dieſes Haus kam ungebeten,
Will auf's Kommando nicht vortreten;
O ſeht: ein Fliehender beſiegt
Den Sieger, dem ein Volk erliegt.
Die zwei Schildwachen durchmeſſen lang
Stillſchweigend ihren kurzen Gang,
Und keiner blickt auf der ſchmalen Bahn
Den finſtren Kameraden an.
Doch wie ſie Beid' ſich wieder jetzt
Begegnen, ſtutzt ein jeder, ſetzt
Gewehr bei Fuß, und hemmt, darauf
Geſtützt, dem Andern grimm den Lauf.
„Biſt Du's?" ruft jeder, fällt's Gewehr

Auf den Kam'raden; „Komm mir her!“
Und jeder ſtieße mit Herzensluſt
Das Bajonett in des Andern Bruſt.
So ſteh'n ſie, wie aus Stein gehauen,
Ermüden nicht ſich anzuſchauen,
Der Rache Drang mit Müh' erſtickend,
Der Mordluſt Mahnung unterdrückend.
Auf den Boden endlich ſtößt der Eine
Den Kolben des Gewehrs und ſpricht:
„Laß ruh'n das Bajonett! Ich meine
Hier ſchuldet Eins dem Andern nicht.
Wir ſind zwei Stier' an einem Joch;
Gabſt Du mir einſt die Hörner doch!“
Er ſchultert lachend; der And're ſchreit:
„Fluch Deiner Niederträchtigkeit!
Dein Weib war mein, bevor um's Geld
Du, ſchmutz'ger Knicker, es gewählt.
Hätt'ſt Ehre Du, ſo nahm'ſt Du Rach'
An mir allein, der dies verbrach,
An meiner Schweſter nicht, die rein
Wie Engel war; in Todespein
Warfſt Du ſie hin.“ Der And're ſpricht:
„Laß fahren dahin! Sie kümmert's nicht;
Sie ſchläft und hört uns längſt nicht mehr.
Was iſt denn Schande? was denn Ehr'?
Was Sünd'? Was Tugend? Einerlei!
Der Name nur heiligt, ſag' ich frei.
Thäten wir beide, was wir gethan,
Und hing' kein heil'ger Name d'ran, —
Wir ſelber hingen am Galgen hoch.
Jetzt aber ehrt und preiſt uns noch

Der General, daß wir im Land
Geraubt, gewürgt, geſengt, gebrannt,
Uns fragt kein Menſch um's viele Blut:
Stecken ein Tannenreis auf den Hut,
Speiſen des Volkes Fleiſch wie Geier,
Und heißen dafür des Lands Befreier!
Nun mach' mir 'nen Reim auf jenes Gebot:
„Du ſollſt nicht ſchlagen den Nächſten todt!“
Das kommt: wir haben's Geſetz geerbt
Wie einen Rock von altem Schnitt;
Er ward uns zu eng; d'rum her damit!
Das verſchliſſ'ne Tuch friſch roth gefärbt,
So oft gewendet, bis endlich gar
Niemand mehr weiß, welche Seite die rechte war.“
Der And're hört's und ſpricht kein Wort;
Wie Wein im Faſſe gährt der Mord
Im Herzen ihm; feſt ſchließt er's zu
Wie einen Schatz in eiſerner Truh;
Kommt Zeit, kommt That; doch, ohne d'ran
Zu denken, ſpielt er mit dem Hahn.
Sein Feind gewahrt's und lacht und ſtreift
An ihm vorbei; ein Liedlein pfeift
Er dann, es fährt ihm juſt durch den Sinn,
Und luſtig brummt er's vor ſich hin:

„Heute mir, morgen dort Dir!
Macht die Rund' im Quartier!
Heute roth, morgen todt!
Erſt der Kuß, dann das Bret!
Auf dem Schooß Groß und Klein!
Wie ich will, ſo ſoll's ſein.

Und mein iſt die Welt,
Und die Welt, ſie iſt mein.
Einſchlaf' ich im Geld
Und erwach' auf dem Stein!
Und mein Sack und mein Seckel,
Küch', Keller und Stall,
Und mein Krug mit dem Deckel,
Die ſind überall."

* * *

Im Bivouac am Feuer ſitzt
Ein alter Korporal, erhitzt
Von Glut und Trunk und Würfelſpiel,
Erzählt, wie der und jener fiel,
„Am Kirchhof ging's am härtſten her.
Wir ſtanden ſo: ſeht, Kinder, wär'
Die Trommel hier des Kirchhofs Thor, —
Gut, unſre Kompagnie davor;
Die Rebellen d'rinnen; ſie thaten ſchier
Wie Todtengräber uns Quartier
Zu machen; jedes Grab war Schanz';
Doch wir, nicht faul, d'rauf los! Der Tanz
Ging an, ſie wurden grob, nun denkt" — —

„Da hatten wir uns juſt geſchwenkt,"
Fällt der Dragoner ihm in's Wort,
„Denkt euch: das wär' der Bach und dort
Die Mühle, — nun ſie brannt' auch ſo —
Wie hier das Reiſig, lichterloh." — —

— „Kurz,“ redet fort der Korporal,
‚Wen ſeh' ich drüben lang und ſchmal
In einer Uniform, die er
Sich ſelbſt genäht, von Gold gar ſchwer? —
Das iſt ja der Schneider aus der Stadt!
Wie zum Geier ward denn der — Soldat?
Hatte freilich ſtets ein verlaut Weſen,
Als macht' er nicht viel Federleſen;
Kam mir immer ſo heimtückiſch vor,
Da haben wir's; jetzt iſt er Major
Bei den Rebellen drüben, genau
So eitel ſpreizt er ſich wie ein Pfau.
Es thät mich heimlich doch ergetzen,
Daß ſie den Bock zum Gärtner ſetzen,
Und thät mich doch zugleich erboßen;
Hatte Luſt, die Hörner ihm abzuſtoßen.
Sag' alſo: „Kinder, d'rauf und d'ran!
Dem heizen wir die Höll'. Wohlan!“
Das läßt ſich ſtracks der rothe Fritz
Nicht zweimal ſagen, der brave Schütz.
„'nen Flügel nur!“ ſag' ich, d'rauf er:
„Was Flügel? Tanzen ſoll mir der!“
Nun ſeht, der Teufel weiß, wie's kam,
Der rothe Fritz legt an; paff! nahm
Die Kugel dem Major nur eben
Den Rockſchoß weg, und fuhr daneben
Einem Andern mitten in's Herz hinein;
Mein Bruder war's. — — Heda! Branntewein!
Zum Teufel, ſchaff' mir Branntwein, Bauer!
Wo ſteckt er? ha, dort auf der Mauer
Steht er, ſpionirt vielleicht. — Kamerad!

Einen Schluck aus Eurer Flaſch'! — Die That
War nun geſcheh'n. Herr Gott, wer dachte,
Daß mein Bruder auf und davon ſich machte
Von Haus und Hof, und den Rebellen
Sich wider uns ſollt' zugeſellen?
Wie er nun daliegt in ſeinem Blut,
Kommt über mich erſt recht die Wuth.
„Gebt kein Quartier!“ ſo ruf' ich, „d'rauf!
Bajonett gefällt! Nicht Hauf' zu Hauf',
Mann wider Mann! Die Schlachtbank iſt frei!“
Und los geht jetzt die Würgerei.
Herr Gott, die Burſche ſchafften fleißig,
Ein Königlicher wider dreißig
Rebellen, — Freund' und Blutsverwandte
So wenig geſchont wie Unbekannte.
Aus jeder Stellung wir ſie ſcheuchen,
Verſchanzen ſie ſich auch hinter Leichen,
Können ſich nirgends mehr verſtecken:
Wir werden Meiſter an allen Ecken;
Wo wir einen finden auf den Knie'n,
Erſparen wir ihm den Weg zum Flieh'n,
Und weiſen ihm den zum ewigen Leben!
O ſolcher Tage wird's wenige geben.
Meiner Treu', wir ſchafften diesmal wacker,
Der Preis des Kampfs war der Gottesacker.
Gott tröſte jeden Kameraden,
Dem Hieb und Kugel nicht mehr ſchaden,
Der nicht mehr mit uns zecht und marſchirt!
Die gerechte Sache hat triumphirt.“ —

„Sieben und acht.“ — „Neun und zehn!“ —
„Es lebe der Hauptmann!“ — „Laſſ' ihn geh'n,
Der hält's heimlich mit den Rebellen“ — —
„Du ſpieleſt falſch! Du willſt mich prellen?
Zum Profoßen mit dem Iſcarioth!“ —
„Kugel für Kugel!“ — „Spott für Spott!
Sind wir nicht Thoren, daß wir dem König
Gut und Blut geben unterthänig?
Wer hat, — ſo frag' ich unter uns, — ſprecht:
Hat der Eine oder die And're Recht,
Der König oder die Nation?“ —
„Was kümmert Dich das? Wir dienen um Lohn.
Mir ziemt's nicht, über des Volkes Klagen
Mein Gewiſſen oder den Herrgott zu fragen:
Des Königs der Rath, und unſer die That!
Ich geh' in's Feld und hol' mir die Wunde,
So bleib' ich ihm treu bis zur letzten Stunde
Und leb' und ſterb' als braver Soldat.“ —
„Das ſag' ich auch ſo,“ ſpricht d'rauf der Reiter,
„Gott ſchütze den König und ſo weiter;
Doch jedes Ding hat ſeine zwei Seiten.
Ich mag für den König fechten und reiten;
Ich hab' ihm geſchworen, das iſt freilich genug.
Gleichwohl ich ſchon oft Bedenken trug.
's iſt doch dem Menſchen 'was angeboren,
Als wie meinem Rappen die beiden Ohren;
Kommt Keiner doch in der Montur zur Welt,
Und das Fürſtenkind iſt wie ein andres beſtellt;
Wie manches ſchon trank unbewußt
Die Milch aus einer Bäurin Bruſt,
Und dennoch thut ſo mancher ſpäter,

Als wär' das Volk ein Hochverräther,
Und ward von deſſen Milch doch ſtark;
Und iſt denn in des Fürſten Mark
So ein beſonder heilig Weſen,
Wie kommt, daß ein Fürſt muß auch verweſen
Wie unſer eins?“ — „Was geht es uns an!
Wir leben und ſterben, geſagt wie gethan.“ —

Ein Bauer kommt zum Bivouac her
Und ſpricht: „Ich behielt nichts übrig mehr;
Ihr Herrn Soldaten, gebt um Gotteswillen
Mir Brot, um den wüthenden Hunger zu ſtillen;
's iſt nicht für mich, für die Kinder dort hinten,
Die hungern und frieren!“ — „Ach, das ſind Finten.
Der Bauer lügt, ſo oft er kann.
Da ſieh auch unſer Einen an.
Unſer Einer hat ſich heute doch ehrlich geplagt,
Während ihr faul und müßig lagt,
Und muß jetzt dafür mit ſchmaler Koſt
Fürlieb nehmen bei'm harten Froſt.
Kurzab: 's wird nichts gereicht, Patron!
Mach' Du bei Zeiten Dich davon!
Leicht kämen andre Kameraden;
Da fändeſt Du noch wen'ger Gnaden,
Als wie bei uns. Die Rebellion
Iſt Schuld; und wer hat ſie angefangen?
Im Volke iſt ſie losgegangen,
Und, ſtört es ſelbſt des Friedens Ruh',
Schreib' ſich's das Volk des Krieges zu!“
„Hält unſer Ein'r doch auch zum König.“
Verſetzt der Bauer: „unterthänig

Sind wir vom Mutterleib' an, geben
Für die hohe Gnad', daß wir dürfen leben,
Ihm Steuern, haben's ſtets gethan,
Als bis die Rebellion begann.
Wir beten auch mit der Kleriſei
Für unſern gnäd'gen Landesherrn,
Sagt mir: Hört Gott es wirklich gern?
Wahrſcheinlich iſt's Gott einerlei.
Ich glaube: der Herr Pfarrer macht
Himmel und Höll' im Bett' bei Nacht.
Iſt nichts als Lug und Gaukelweſen,
Kein Buchſtab' in der Schrift zu leſen.
Weiß wohl, wozu der Bauer erſchaffen,
Als wie's der Bär iſt für den Affen,
Zu des Treibers Spaß und Ergetzen;
Auf des Bauers Rücken ſetzen
Sich die Ritter und Edelleut'; —
Das war vor alten Zeiten wie heut'.
Ließe ſich allenfalls auch wohl ertragen, —
Hätt' nur der Bauer nicht auch einen Magen;
Das iſt das Luſt'ge: er ſoll leben,
Sich mäſten, um ſein Mark zu geben;
Doch von Luft nur und Licht und von Kummer und Pein
Kann weder Thier noch Bauer gedeih'n.“ —
Da kommt ein junger Fant heran,
Gar ſtattlich putzig angethan,
Geſchnürt, geſchniegelt, ausſtaffirt,
Daß ihn der Wind nicht von dannen führt.
Wie der des Bauern Rede vernimmt,
Giebt er ihm 'nen Tritt ergrimmt;
Der Aeltſte aus der Kriegerſchaar

Wird roth vor Scham bis in's weiße Haar;
Mitleidig zieht er den Pallaſch los,
Und giebt dem Bauer den Gnadenſtoß.
Der, wie er taumelnd niederſchwankt,
Stöhnt: „Nun iſt's aus. Gott ſei gedankt!“
Der junge Herr von altem Blut,
Mit Flaum am Kinn und Federhut,
Mit woll'nen Waden und Port' epée,
Dünkt ſich ein Held vom Kopf bis zur Zeh',
Setzt ſtolz den Fuß auf des Todten Genick,
Mißt ihn mit einem verächtlichen Blick.
Es ſchwillt dem alten Korporal
Das Herz vor Zorn und Scham zumal.
„Der Bub'!“ — Doch iſt's ſein Offizier,
Er ſchweigt und blickt in's Feuer ſtier,
Und in der Glut glaubt er voll Grau'n —
Des Bruders Angeſicht zu ſchau'n.

Horch! ſchallt Geſchrei die Gaſſ' herauf!
Es ſchweift heran ein wilder Hauf',
Nachzügler, ſchwerbepackt und voll,
Vom Weine jauchzen ſie wie toll,
Schleifen mit ſich Mädchen und Frau'n,
Gebunden, elend anzuſchau'n,
Halbnackt, blutriefend, ſo mißhandelt,
Scheinen in Furien umgewandelt;
Heben die Arm' in Banden empor,
Und ſtimmen an und ſingen im Chor
Rachpſalmen; Wimmern tönt darein
Von elternloſen Kindelein,
Die ſchwärmen ſcheu, wo es warm und hell,

Von einer zur andern Feuerſtell'.
Der Soldat, nach des Tages Laſt
Will keinen ungebet'nen Gaſt,
Scheucht ſie, wie Sturm die Lämmerwolke,
„Fort da mit dem Rebellenvolke!
Ihr ſchrieet ja um der Freiheit Licht!
Wärmt euch an dem; erwärmt's euch nicht?
Rings Siegesluſt und Uebermuth!
Wie lauter ſchallen ſie als das Blut,
Das leiſe ruft zu Gott um Rache!
Geſiegt hat die gerechte Sache.
Zur Königsſtadt zieht morgen ein
Des Königs Heer im Ehrenſchein!

* * *

Am End' des Dorfs ſteht ein verlaſſen
Uraltes Kirchlein; friedlich ſaßen
Oft der Gemeinde Väter dort,
Und ſchlichteten im Lindenſchatten,
Wenn Feinde lang gehadert hatten,
Mit klugem Sinn und mildem Wort.
So viel Geſchlechter blüh'n und ſchwinden
Sah'n jene tauſendjähr'gen Linden;
Heut' fällte ſie des Kriegers Beil.
Noch rauſchen aus den Flammen Sagen
Von längſt vergeſſ'nen beſſ'ren Tagen,
Und Klagen um entſchwund'nes Heil.
Wie eine Mutter, deren Troſt,
Die Kinder, die ſie groß gekoſ't,
Im Alter treulos ihr entrennen,

Birgt die Kapelle ſich in Nacht,
Als ſcheue ſie das Licht der Sonnen,
Das offenbar ihr Elend macht.
Den Schooß, in dem die Ihren alle
Sie treulich barg, erbrach der Raub;
Er riß ihr frech mit Jubelſchalle
Die Liebespfänder in den Staub.
Selbſt ihres Steingewandes Falten,
Womit die Todten ſie bedeckt,
Hat er im ruchlos wilden Walten
Zerriſſen und mit Blut befleckt.

Wie einer Greiſin, der die Glieder
Schon all' mit Macht der Tod umwand,
Noch von den Lippen Jugendlieder
Entgleiten, leiſe, wohlbekannt, —
So fängt die Glocke an zu tönen,
Die oft zu Freud' und Leid erklang,
Zur Trauung mancher heitren Schönen,
Zum freudereichen Erntegang.
Kein Küſter ziehet heut' den Hammer;
Und doch ertönt ſie leiſ' und lind,
Und klagt des Volkes tiefen Jammer
Als Nachtgebet dem nächt'gen Wind:

„Stumm von hinnen iſt geſchieden
Gottes Frieden,
Weil der Glaube uns entſchwunden.
Keine Stunden
Künd' ich mehr; die Zeit ſteht ſtille.
Unerforſchlich iſt des Herren Wille.

„Stumm ward ich, daß, leiſ' beklommen,
Sei vernommen
Der Bedrückten Schmerzensſtimme,
Bis im Grimme
Rächer aus dem Schlaf erwachen
Und des Elends Ketten all' zerbrachen.“

* * *

Indeſſen fand des Königs Feldherr Raſt
Im Schlaf, und zu ihm trat als lieber Gaſt
Der Traum, und ſcheucht' ihm mild geſchäftig fort
Die grauſen Bilder all' von Blut und Mord
Und das entſetzlichſte, das in Gefechten
Allüberall vor ſeinen Sinnen ſtand,
Daß *er*, dem Schwur getreu, hergab die Hand,
Das *Volk*, ſein *eignes*, helfend zu verknechten.
O dieſer ſtete inn're Widerſpruch
Flocht ihm in jeden Lorbeerkranz den Fluch,
Und färbt' ihm blutig alle Ehrenzeichen,
Mit denen der Monarch die Bruſt ihm ſchmückt;
Er fühlet ſich von ihrer Laſt gedrückt,
Und jedes Band däucht Kett' ihm, die an Leichen
Ihn feſſelt. Jetzt im Traum ſieht er entzückt,
Wie von der Heimath ſchwere Nebel weichen,
Wie ſonnig durch zerriſſ'nen Nebelflor
Der Zukunft reine Engel erdwärts ſchweben,
Und, Palmen tragend, hold im vollen Chor
Der Friedenslieder ſüße Weiſ' anheben;
Wie an des Fürſten Sarg ſein Enkel ſteht,
Und für den Bund der Lieb', der mit dem Volke

Ihn ſchön vereiniget, zum Ew'gen fleht.
Und Gottes Segen träufelt aus der Wolke
Auf jedes Saatfeld, auf das Fürſtenſchloß,
Auf Haus und Hütt'. Nicht herrſchet mehr durch Grauen
Die eherne Gewalt nur ſchrankenlos,
Nun herrſcht der König ſicher durch Vertrauen! — —
So träumt der Feldherr, welcher heut' den Sieg
Errang, unſelig, weil im Bürgerkrieg.
Die Hände, die das Schwert geführt, ſie falten
In ſtiller Nacht ſich jetzo zum Gebet,
Ihm auf dem narbenvollen Antlitz ſteht
Die Thräne hell; nicht mocht' er ſie verhalten.
Sie ziert ihn mehr, als jedes Ordens Pracht.
Er betet: „Herr, Du wirſt es neu beleben,
Mein Vaterland, und aus der blut'gen Nacht
Zur Herrlichkeit des Tages wirſt Du's heben.
Dann ſteht an meinem Grab wohl mancher, flucht
Dem Staub des Mann's, der heute überwunden;
Du weißt, o Gott, wie ich Dich ſtill geſucht,
Und welchen Jammer ſiegend ich empfunden!
Du wirſt mich einſt, weil ich die Treue hielt
Dem, dem ich ſie geſchworen, nicht verdammen;
Du biſt und bleibſt der Heimath beſter Schild,
Durch Deinen Arm ſtürzt Menſchenwerk zuſammen!“

Leichenwache.

I.

Da liegen ſie, die Braven,
Die lang ſo heiß geſtritten,
Da liegen ſie und ſchlafen
In erſchlag'ner Feinde Mitten.
Schach ward für Schach geboten;
Die Schläfer haben zu weichen
Hauptkiſſen die Leiber der Todten,
Die Schläfer ſelbſt ſind Leichen.
Da liegen ſie hingeſtrecket,
In den Händen noch die Waffen,
Die Bruſt, ſtatt mit Orden, bedecket
Mit rothen Wunden, die klaffen.
In die Fahne, die er getragen,
Gehüllt, der Fähndrich lieget;
Der kleine Tambour, erſchlagen,
Noch an die Trommel ſich ſchmieget.
Sie liegen nicht unbewacht,
Die blut'gen Kriegerleichen;
Kein Plünd'rer ſoll bei Nacht

Durch ihre Reihen ſchleichen.
Es ſteht bei den Veteranen
Der Hund des Regimentes;
Er folgte treu den Fahnen,
Und jedes Haupt, er kennt es.
Von allen Kameraden,
Die Kurzweil' mit ihm trieben,
Iſt im Hagel der Granaten
Nicht einer lebendig geblieben.
Nun macht um die Todten alle
Des Regimentes Hund,
Bis der Appell erſchalle,
Treu-wachſam ſeine Rund'.
Dort ſteht auch vor dem Reiter
Sein Roß und bläſ't die Nüſtern;
Es ſteht und will nicht weiter
Und wartet noch im Düſtern,
Bis daß der Tag erwache,
Der Reiter auch, friſchmunter
Die Mähnen ſtreichelnd, ſage:
„Nun, Rapp', bergauf, bergunter!"
Der Rappe ſpitzt die Ohren,
Meint, daß ſein Herr ſich hebe,
Feſt ſchnalle ſich die Sporen
Und ihm das Zeichen gebe.
O nimmer wird im Bügel
Er frohen Muths ſich ſchwingen.
O nimmer mit dem Zügel
Und mit dem Sporn dich zwingen.
Auf einem luſt'gen Roſſe
Sprengt jetzt der luſt'ge Reiter

Zu ſeiner Liebſten Schloſſe,
Weckt ſie und ſauſ't dann weiter.
Doch treu geduldig harret
Der Rapp' des jungen Tages,
Und wacht bei'm Herrn und ſcharret,
Anmahnend, lauten Schlages. —
Dort bei dem Korporale
Die Marketend'rin wachet,
Sie, der er bei'm Pokale
So oft friſch zugelachet,
Sie, der er oft das Grübchen
Luſtig geküßt am Kinn;
Oft küßt' er auch das Bübchen
Der Marketenderin
Und hört' es gern und lachte,
Wenn's „Vater“ ihn gerufen,
Faßt' um den Leib ſie, dachte:
An des Altares Stufen
Steh'n einſt zwei hübſche Leute
Und halten ſich umſchloſſen; —
Ein Scharfſchütz' hat ihm heute
Grad' mitten in's Herz geſchoſſen. —
Dahinten liegt noch Einer,
Ein junges Blut; es kümmert
Um ſeinen Schlaf ſich keiner,
Bei ihm der Hund nicht wimmert,
Bei ihm das Roß nicht ſcharret,
Bei ihm das Weib nicht klaget.
Ach, ferne ſeiner harret,
So oft es wieder taget,
Die Mutter in Gebeten

Für ihn: „Laß, Herr im Himmel,
Laß ihm zur Seite treten
Im wilden Schlachtgetümmel
Den Engel aus Deinen Schaaren,
Der ihn als Kind geſchützet,
Der mög' ihn treu bewahren!"
Da liegt er nun, geſtützet
Den Arm auf die Laffette,
Das Haupt auf einen Stein;
Soll auf der Todesſtätte
Nur er vergeſſen ſein?
Der ihn als Kind betreute,
Der ihn als Kind bewacht,
Der Engel ſitzt auch heute
Bei ihm die lange Nacht.
Erſt, wenn dem todten Heere
Das Grab wird ſein geſchaffen,
Wenn jeder in ſeiner Ehre
Hinabſinkt und in Waffen,
Dann von der Leichenwache
Zum Mutterhauſe wallet
Der Engel, der das ſchwache
Kind ſchützte, da's gelallet,
Der, wie die erſten Laute,
So auch die letzten vernommen;
Und tritt in's Haus, in's traute,
Da nicht der Sohn kann kommen.
Als ſterbend er ſank nieder,
Galt ihr das letzte Wort;
Der Engel ſagt ihr's wieder
Im Morgenſchlummer: „Dort!"

II.

Inmitten des Marktes ſtehet
Das Blutgerüſt'; die Fahne
Des ſtolzen Erob'rers wehet.
Die kühnen Partiſane.
Die für ihr überwunden
Verknechtet Vaterland
Erhoben treu verbunden
Zum heil'gen Kampf die Hand,
Die mächtig ihre Stimme
In's Volk hin ließen ſchallen, —
Hier des Gewaltherrn Grimme
Sind geſtern ſie gefallen.
Von ähnlichem Beginnen
Des Volks Muth abzuſchrecken,
Ließ auf des Thores Zinnen
Er die blutigen Häupter ſtecken,
Verbeut, der Märt'rer Leichen
Im Grabe zu beſtatten,
Und ſeine Späher ſchleichen
Ringsum im nächt'gen Schatten.
Doch, weh'n auch ſeine Banner,
Den Sternen die Leichenwache
Mit nichten verbieten kann er,
Nicht den blutigen Häuptern die Sprache.
Zu allem Volk ſie reden,
So wie der Morgen grauet;
Zur Rache rufen ſie jeden,
Der auf zu ihnen ſchauet.
Indeſſen, ungeſehen,

Sitzt unten ſchon und hält Wache, —
Kein Späher kann ſie erſpähen, —
Die keuſche, ſcharfäugige Rache.
Erſt, wenn die Schmach zerbrochen
Durch ſtarke Treueinigkeit,
Von des fremden Eroberers Jochen
Die Heimath wieder befreit,
Wenn wallen die alten Fahnen
Des ächten Herrſchers wieder,
Dann ſteigen, zur Gruft ſeiner Ahnen,
Die treuen Märtyrer nieder,
Dann hält, anſtatt der Rache,
Der dann das Schwert entſank,
An ihren Särgen Wache
Des Volkes ew'ger Dank.

Hölle.

„Iſt eine Hölle? Sag' mir's an!“ — „Sie iſt,
Mein Sohn! O keines Menſchen Sinn ermißt
Die ew'ge Qual, die die Verdammten leiden,
Mißt die Verzweiflung, die dort zugetheilt
Dem, der in Sünden hinfuhr. Ew'ges Neiden
Der Seligkeit und ew'ger Haß verweilt
In jenen Gründen. Ew'ge Tyrannei
Des Fürſten, der da herrſcht in lohen Flammen,
Der, ſelbſt verdammt auf ewig, am Verdammen
Sich freuend, aufjauchzt wie in Raſerei,
Wenn vor des Richters Thron die Seele fleht,
Der Tugend Schale federleicht ſich hebet,
Des Laſters Schale ſinkt, die Seele bebet,
Kein Fleh'n mehr hilft, ob auch ein Heil'ger fleht;
Wenn dann des Richters Urtheilsſpruch erſchallt
Von Welt zu Welt, bis in des Abgrund's Nächte,
Da jauchzet, daß der Abgrund wiederhallt,
Der Fürſt der Nacht und übet ſeine Rechte.
Dort iſt kein Thau, der kühlt, kein Frühlingshauch,
Dort iſt kein Lächeln, dort iſt keinem Aug'
Des Weinens Linderung gegönnt. Dort trennt

Die Ewigkeit den Vater von dem Sohne,
Der, rein auf Erden, des Gerechten Krone
Im Himmel trägt; die Qual der Trennung brennt,
Als nie erlöſchend Feuer, Freunde, Gatten,
Die ihre Thaten ſo geſchieden hatten.
Dort mehr als je nach Gottes Angeſicht
Sehnt der Verdammte ſich und kann es nicht,
Kann's nie mehr ſchauen; er weiß es, und dies Wiſſen
Läßt ihm die Wunde, die ſein Herz zerriſſen,
Die grauſe Ewigkeit lang nicht vernarben.
So ſtraft der Herr die, ſo in Sünden ſtarben.
D'rum denke ſtets, mein Beichtkind, ſolcher Qual,
Die, wenn ſie Gott verhängt, er ſelbſt zu enden
Nicht mehr vermag! O möge allzumal
Die Furcht davor Dich ab von Sünden wenden!" —
„Habt Dank, ehrwürd'ger Herr!" ſpricht d'rauf der Frager,
Das Herz durchtobt von neuer Zweifelspein.
Der Prieſter ſcheidet. Jener ſinkt auf's Lager
Hin wie entmannt, und ſchläft in Kummer ein.
Der Zweifel, der ſein bangendes Gemüthe
So grimm durchtobt, fragt: „Iſt das Vatergüte,
Die Gott ja eigen, iſt's Gerechtigkeit,
Mit Ewigkeit zu ſtrafen ein Verbrechen,
Sei's noch ſo gräßlich, ewiglich es rächen,
Das Blindheit nur erzeugte in der Zeit?
Dies wäre väterlich? O kein Tyrann
Hegt ſolche Grauſamkeit! O nimmer kann
Ein Vater wohl das Kind, das ſich verirrte,
Für ewig von ſich ſtoßen; jener Hirte,
Von dem geſchrieben ſteht, aufſucht' er ſein
Verlornes Schaf und trug es heim! O nein!

Es iſt unmöglich!“ — Ach, und dennoch graut
Ihm, daß es wahr ſei; denn ihm redet laut
Die Stimme des Gewiſſens durch die Stille
Der Nacht, verrechnend manche böſe That,
Als ſchlimmſte die, der nimmer Gnade quille,
Daß er am treu'ſten Freund geübt Verrath.
Er ſieht den Freund durch den Verrath im Kerker,
Er hört des Sterbenden letzten Athemzug,
Und ſein Gewiſſen ruft ihm ſtark und ſtärker
Wie Donnerhall: „Dafür ein ew'ger Fluch!“
Ach, alle Reu', kann ſie den Todten wecken?
Ach, jede Thräne, löſcht ſie dieſen Flecken?
Ach, alle Gnade reicht nur bis hierher.
Ihm zugeneigt ſchon, ſchrickt ſie hier zuſammen,
Denn, giebt's für dies Verbrechen kein Verdammen,
So iſt Gerechtigkeit nicht mehr.

Und er ſchlief ein. Da ſah im Traum er ſich
Vor ſeinem Richter ſteh'n. Ein Grauſen ſchlich
Ihm durch die Seele, die ganz nackt und blos
Vor Millionen ſtand, wie rettungslos.
In jedem Blicke las er ſeine That,
Und jeder Mund rief laut ihm zu: „Verrath!“
Er betete ſo brünſtig: „Herr, vernichte
Dies Sein.“ Der Herr ſprach ſtreng: „Ich richte!“
Und plötzlich vor dem Schuldigen erſcheint
Das Opfer, daſteht der verrathne Freund.
Als Kläger nicht. Ihm fließt kein Wort vom Munde,
Der manchen Kuß empfing in ſchöner Stunde:
Die Hand, ſo oft gedrückt, erhebt ſich nicht,
Mit einem Schwur das Leiden zu beſiegeln;

Dies Aug' iſt noch wie ſonſt das heitre Licht,
In dem der Freundſchaft Tage hell ſich ſpiegeln.
Dies Nichtverklagen, dieſes Wiederſchau'n
Des ganzen Menſchen, wie er einſt geweſen,
Der ihn vor Tauſenden ſich auserleſen,
Erfüllt den Schuld'gen mit der Hölle Grau'n.
O dieſes Wiederſeh'n der reinſten Treue
Faßt in Verzweiflung alle heiße Reue
Furchtbar zuſammen, faſſet alle Zeit
Im Brennpunkt einer Ewigkeit.
Hinſinkt der Schuld'ge und der Richter ſpricht:
„Dies war die Hölle!“ Und der Freund umflicht
Ihn liebevoll, und von den Lippen fließt
Das Wort: „O wiſſe, daß Dir längſt verziehen iſt!
Haß iſt, wie Schuld, der Erde nur und Zeit;
Doch Lieb' und Sühne ſind der Ewigkeit.“

Allerſeelen.

Sie ziehen unſichtbare Kreiſe
Ob jedem Grab,
Und tröſtend flüſtern ſie ſo leiſe
Den Gruß hinab:

„Ihr näßt den Staub mit euren Thränen,
Und legt den Gram
Auf jedes Grab, im bittren Wähnen,
Daß es uns nahm!

„Und, lägen wir im Grab, ſo drückte
Uns jede Zähr'
Des Auges, das uns Liebe blickte,
Unſäglich ſchwer!

„Nicht in der Erde ſucht uns, hebet
Den Blick hinan!
Die Seele, die euch liebte, ſchwebet
In freier Bahn.

„Nur Eins iſt, was uns ſtets noch bindet
An dieſe Erd',
Die Liebe, die nicht ſtirbt noch ſchwindet,
Nein, wiederkehrt.

„Ihr ſuchet uns im kühlen Raſen?
Wir ſuchen euch
Und künden, was wir droben laſen
Im ew'gen Reich.

„Er hat uns liebreich aufgenommen
In Vaterluſt;
Bald tönt auch euch ein froh Willkommen
Aus voller Bruſt.

„D'rum weint nicht! Fühlt im Abendwehen
Die treue Hand,
Und freuet euch auf's Wiederſehen
Im Vaterland."

Der Schreiner.

„Bunt geht's in meiner Werkſtatt zu.
Ich ſäge, leime immerzu;
Was ringsherum da liegt und ſteht, —
Umwandl' ich's, altes Hausgeräth.

„Das junge Holz ſich oftmals ſpellt,
Nehm' lieber alt's, das beſſer hält;
Es iſt kein Leutbetrug dabei,
Der Vortheil gilt mir einerlei.

„Der Herrgott macht's auch anders nicht,
Macht jungen Tag aus altem Licht,
's iſt ſo ein guter Handwerksbrauch,
Und — thut's der Herrgott, darf ich's auch.

„Hier iſt ein altes Ehebett,
D'raus ſchneid' ich manch ein eichnes Brett.
Der jungen Braut im Nachbarhaus
Mach' ich 'nen ſtarken Sarg daraus.

„Und wenn ich hab' den Sarg gemacht,
Iſt auch an's Weit're ſchon gedacht;
Dann mußt du, braune Wiege, d'ran;
Der d'rin lag, ſpürt längſt keinen Zahn.

„Ich ſchnitz' ein ſaubres Kreuz daraus,
Soll Morgen Abends ſchon hinaus,
Auf friſchen Raſen; d'runter liegt
Ein Kind, das Gott in Schlaf gewiegt.

„Ich hab' ſchon manches Kreuz gemacht,
Getragen manches Tag und Nacht; —
Wer macht mir meins? Mein Todtenhaus?
Nun, meine Zunft ſtirbt ja nicht aus.

„Wenn einſt, — juſt kommt's in 'n Sinn mir ſchwer, —
Der letzte Menſch geſtorben wär'?
Wer macht ihm's Bett? Hilft ihm hinab?
Wer ſetzt ihm treu ein Kreuz auf's Grab?

„Je nun, — wenn's denn kein andrer iſt,
So wird's ſchon thun Herr Jeſus Chriſt.
Der wird ihm machen eine Truh',
Setzt ihm — ſein eignes Kreuz dazu.“

Das Kreuz.

Es ſteht ein Kreuz im ſtillen Thale,
Ein einfach Kreuz, kein Bild daran;
Am Stamm des Kreuzes lehn't im Strahle
Der Abendſonn' ein Wandersmann.

Er blickt entlang die vielen Pfade,
Sie treffen an dem Kreuze da, —
Als ob's zur Raſt die Wand'rer lade, —
Zuſammen all', von fern und nah.

Er blicket nach den Menſchen allen,
Die in verſchied'ner Richtung her
Zum Kreuze wie zum Ziele wallen,
Und freuet ſich an dem Verkehr.

Hier an dem Kreuze ſetzt der Träger
Vom Scheitel ab die ſchwere Laſt;
Hier an dem Kreuze gönnt der Jäger,
Selbſt raſtend, auch dem Rehe Raſt.

Hier an dem Kreuze hält der Bote,
Der da von Dorf zu Dorfe geht,
Von Taufe Kunde bringt, vom Tode,
Zum Leichenſchmaus, zur Hochzeit lädt.

Ein Vöglein hat ſein Neſt gebauet
An dieſem Kreuz; hier wohnt ſich's gut;
Dem, der ein Kreuz einſt trug, vertrauet
Das Aelternpaar die zarte Brut.

Ein Brombeerſtrauch flicht ſeine Sproſſen
Um dieſes Kreuzes Stamm; ſo ſchlang
Sich Lieb' um's Kreuz, an dem gefloſſen
Sein Blut im Liebesopferdrang.

Die Menſchen alle kommen, gehen;
Nur Jener bleibt bei'm Kreuz allein
Und ſpricht, wie Abendwindes Wehen:
„Die Menſchen und dies Kreuz ſind mein!

„Kein Bild am Kreuz! O, nicht des Bildes
Bedürft ihr, da mit euch der Geiſt,
Der, wie die Blumen des Gefildes,
Der Herzen Blütenfeld umkreiſt.

„Bedarf's des Namens? Namen trennen;
Sie trennten oft ſchon euren Bund,
Wenn ihr das eine Wort zu nennen
Vergaßt, das ſchon dem Kinde kund.

„O lernt dies Kindeswort verſtehen!
Mir klingt's ſo ſüß. Durch eure Macht
Werd' ich mein Werk vollendet ſehen,
Wird die Erlöſung ganz vollbracht.“

So ſpricht im Abendſonnenſtrahle
Der milde hehre Wandersmann,
Gelehnt an's Kreuz im ſtillen Thale,
Bis daß der letzte Strahl zerrann.

In Seinen Augen blinkten Zähren,
Die Erde lag im Sternenſchein,
Und laut erſcholl's von Erd' und Meeren:
„Triumph der Lieb'! Stimmt, Menſchen, ein!“

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Neue Beiträge
zur Geſchichte
Philipps des Großmüthigen.

Neue Beiträge

zur Geſchichte

Philipps des Großmüthigen,

Landgrafen von Heſſen,

bisher ungedruckte Briefe dieſes Fürſten und ſeiner
Zeitgenoſſen, Karls V., Ferdinands I., der Königin
Maria von Ungarn u. ſ. w.

Im Auftrag des
hiſtoriſchen Vereins für das Großherzogthum Heſſen
geſammelt im königl. belgiſchen Staatsarchiv zu Brüſſel und im
großherzogl. heſſiſchen geh. Staatsarchiv zu Darmſtadt

von

Dr. Eduard Duller.

Darmſtadt, 1842.
Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

Vorwort.

Das Intereſſe, welches eine Nation ihrer Geſchichte widmet, iſt ein Zeichen ihrer moraliſchen Kraft. Je weiter ſich die Kenntniß der Vaterlandsgeſchichte in allen Ständen verbreitet, je tiefer ſie wurzelt, um ſo feſter wird das Nationalgefühl, durch welches in den Tagen des Friedens der Wohlſtand die ſchönſte Weihe und in den Tagen der Gefahr die Unabhängigkeit den zuverläſſigſten Schutz erhält. Wer möchte nun verkennen, daß dieß Intereſſe an der vaterländiſchen Geſchichte in Deutſchland jetzt nicht bloß in einem höheren Grade als früher vorhanden, ſondern auch im ſteten Zunehmen begriffen iſt? Wer möchte ſich nicht über den Wetteifer im Forſchen freuen, der ſich in den verſchiedenſten Gauen unſeres herrlichen Vaterlandes wahrnehmen läßt? Wohin wir blicken, bemerken wir eine raſtloſe Strebſamkeit, ſowohl von Seiten einzelner Männer, als auch hiſtoriſcher und archäologiſcher Vereine, um Materialien zu ſammeln und Denkmale zu retten; — und während ſo in Hunderten von lokalen Kreiſen mit deutſcher Gründlichkeit jeder Morgen des hiſtoriſchen Bodens bearbeitet wird, während ferner dieſe Vereine, in ſteter Wechſelwirkung untereinander, die Früchte ihrer Bemühungen austauſchen, bemerken wir zugleich, wie die hiſtoriſche Richtung jetzt auch in der Volksliteratur immer mehr Platz gewinnt und wie die Ergebniſſe der gelehrten Forſchung, durch populäre Darſtellungen für Schule und Familie vermittelt, immer mehr zum Gemeingut aller Stände werden.

Insbeſondere beachtenswerth iſt die Erſcheinung, daß Geſchichtforſchung und Geſchichtſchreibung ſich in neueſter Zeit dem Zeitalter der Reformation mit Vorliebe zugewendet haben und daß ſie ferner dieſes weltgeſchichtliche Ereigniß, in welchem das germaniſche Element einen merkwürdigen entſchiedenen Ausdruck fand, von dem Geſichtspunkt aus erfaſſen, von welchem aus ſich die neuere deutſche Geſchichte in voller Beſtimmtheit vor der älteren hervorhebt, nämlich mit Beachtung des Wechſelverhältniſſes zweier Mächte, — der Macht des Gedankens und der Macht des Charakters. Die Macht des Gedankens gab den Anſtoß der Bewegung, die Macht des Charakters pflanzte die Letztere in nationaler Richtung fort. Dem Zuſammengreifen und Ineinanderwirken dieſer beiden Faktoren verdankt die Folgezeit und ſomit auch die Gegenwart nicht bloß die Begründung und den Fortbeſtand der evangeliſchen Kirche, nicht bloß die Rettung Deutſchlands aus der drohenden Gefahr der Einſchmelzung in eine Weltmonarchie, — ſondern auch die Begründung des höchſten Tribunals der Neuzeit, der öffentlichen Meinung.

In der Reihe jener fürſtlichen Charaktere, die in ihrer Tüchtigkeit mit Recht die Säulen der Reformation und der deutſchen Libertät genannt werden, nimmt Philipp der Großmüthige, Landgraf von Heſſen, eine bedeutende Stellung ein. An warmem Eifer für die große Sache, in welcher er die höchſte Aufgabe ſeiner Zeit und ſeiner ſelbſt erkannte, für die Aufrechthaltung der Reformation und des deutſchen Fürſtenthums, ſo wie an Konſequenz und Ausdauer kamen Philipp dem Großmüthigen viele andre ſeiner fürſtlichen Zeitgenoſſen gleich. Aber was ihn hiebei auszeichnete, das war eine Toleranz, welche aus Weisheit und Gerechtigkeit entſprang, und eine Humanität, die mit jener Hand in Hand ging. Was den großartigen Ueberblick der Weltverhältniſſe, was die Scharfſicht, welche alle verhüllten Abſichten, alle meiſterhaft berechneten Manöver der Gegenparthei durchdrang, und was endlich das rechte Geſchick betrifft, im günſtigen Augenblick auch plötzlich ſchlagfertig dazuſtehen und durch die vollbrachte That zu überraſchen, wenn man noch über die Kühnheit der Abſicht ſtaunte, — in dieſer Hinſicht überragte Philipp der Großmüthige bis zu jenem verhängnißvollen Junitag in Halle ſämmtliche deutſche Fürſten ſeiner Zeit; und erſt als er vom großen Schauplatz ſeines Wirkens in ſeine fünfjährige Cuſtodie abberufen wurde, nahm ſein Schwiegerſohn Moriz die Rolle mit gleichem Talent auf und führte ſie mit glücklicherem Erfolge durch, ohne jedoch an Reinheit des Charakters ſeinen Vorgänger erreichen zu können; die Moralität iſt's, welche die unterliegende Politik Philipps vor der ſiegreichen Morizens auszeichnet. In allen Lagen ſeines Lebens erkennen wir den Kern von Philipps Tüchtigkeit in ſeiner durchgreifenden Ehrenhaftigkeit, die den Mann von deutſchem Schrot und Korn bezeichnet und die ſtets eines deutſchen Fürſten reichſter Schatz, ſicherſtes Bollwerk und höchſte Zierde ſein wird.

Wenn nun v. Rommel Philipp den Großmüthigen in allen Beziehungen zu ſeiner Zeit, und deſſen Charakter vortrefflich dargeſtellt hat, und wenn Ranke einerſeits, und Buchholtz anderſeits in ihren größeren Werken dieſe bedeutende Perſönlichkeit gleichfalls mit jener Aufmerkſamkeit betrachteten, die ſie in vollem Maße in Anſpruch nehmen muß, ſo konnte ſich dadurch das Intereſſe nur noch höher ſteigern, einen ſolchen Charakter aus ſeinen eigenen vertraulichen Briefen näher kennen zu lernen, ihn, man möchte ſagen: Aug' in Auge zu beobachten und ſeine geheimſten Gedanken zu belauſchen. Auch in dieſer Beziehung verdanken wir den Bemühungen Rommels eine ſehr ſchätzbare Sammlung, den Urkundenband (Gießen 1830), wozu nun noch kürzlich mancher intereſſante Nachtrag in der „Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde" kam. Auf der von Rommel betretenen Bahn ſchritt Neudecker fort, indem er ſeine „Urkunden aus der Reformationszeit" (Caſſel 1836) und kürzlich ſeine „neuen Beiträge zur Geſchichte der Reformation" (Leipzig 1841, 2 Bde.) veröffentlichte. An beide Männer reiht ſich v. Langenn, mit dem Urkundenband zu ſeinem „Moriz, Herzog und Kurfürſt von Sachſen" (Leipzig 1841). Ueberblickt man die Fülle der in dieſen Sammlungen enthaltenen Dokumente, — abgeſehen von ſo vielen anderen bereits ſeit dem vorigen Jahrhundert bekannt gewordenen, — ſo mag wohl der Zweifel aufkommen, ob auf dieſem intereſſanten Felde der Archivalien noch fernere Ausbeute zu gewinnen ſei.

Das Verdienſt, auf eine neue Fundgrube von Dokumenten zur Geſchichte Philipps des Großmüthigen zuerſt aufmerkſam gemacht und ihre Benutzung deutſchen Geſchichtforſchern ermöglicht zu haben, gebührt dem Herrn **Dr.** Coremans in Brüſſel, einem Gelehrten, deſſen nicht genug anzuerkennende Beſtrebungen, das deutſche Element in Belgien wieder zum Durchbruch zu bringen, durch ſeine Rettung und Ordnung des deutſchen Reformationsarchivs, welches einen nicht unbedeutenden Theil des königlich belgiſchen Staatsarchivs bildet, den Schlußſtein erhielten; über die hohe Wichtigkeit deſſelben hat ſich ein kompetenter Richter, Leopold Rancke, ausgeſprochen. Und in welchem Zuſtand befanden ſich dieſe für die deutſche Geſchichte unſchätzbaren Dokumente! Bei jenem verhängnißvollen Brand in Brüſſel hatte man ſie über Hals und Kopf auf die Straße geworfen, nachher, durchnäßt und mit Schmutz bedeckt, bunt durcheinander in Kiſten verſchloſſen; in dieſem Zuſtand lagen ſie lange Zeit in Speicherwinkeln verborgen, niemand wußte von ihrer Exiſtenz, und als man ſie in neueſter Zeit vorfand, konnte alles Ernſtes der Vorſchlag gemacht werden, ſie als „alte, werthloſe Militärrechnungen“ zu verkaufen, vielleicht weil man darin zufällig auf die langen Rechnungen des Hanns von Sickingen ſtieß, und wohl auch vorzugsweiſe deßhalb, weil es in Belgien leider einige Gelehrte gibt, denen deutſche Schrift ebenſo unbekannt iſt wie Sanskrit. Genug: jene abermalige Gefahr des Verluſtes wurde glücklich beſeitigt und Herr Dr. Coremans wurde von der königlichen Geſchichtskommiſſion mit der Ordnung des deutſchen Staatsarchivs beauftragt. Mit welchem Eifer, mit welcher unermüdlichen Ausdauer er ſich ſeiner Aufgabe unterzog, beweiſt ein Blick auf die 32 ſtarken Foliobände des Reformationsarchivs, wovon 18 der Hauptfolge, 9 dem erſten, 4 dem zweiten Supplement angehören und einer ausſchließlich die den Türkenkrieg betreffenden Dokumente enthält. Außerdem hat dieſer Gelehrte auch die Korreſpondenzen der deutſchen Kaiſer und des Herzogs Albrecht von Bayern mit den ſpaniſchen Generalgouverneuren der Niederlande, die des Kurfürſten Maximilian I. von Bayern und die Wallenſteins bereits vollſtändig geordnet, — ein unglaublich reiches Material, ohne deſſen Kenntnißnahme Forſchungen im Gebiete der neueren deutſchen Geſchichte von nun an unzureichend ſind.

Daß ſich in Bezug auf Philipp den Großmüthigen manche intereſſante Dokumente im deutſchen Staatsarchiv zu Brüſſel befänden, war ſchon v. Rommeln bekannt, der auch bereits „Dr. Heinrich Lerſeners Supplicationen an den Biſchof von Arras und den Herzog von Alba über den Capitaneum der Cuſtodia L. Philipps“ in ſeinem Urkundenband abdrucken ließ, und in den Anmerkungen auf das „interrogatoire d'Antoine de Wersebe par Viglius“ vom 29. Dezember, auf deſſen Brief an ſeinen Vater, auf die „famille du lantgrave pendant sa custodie“ (das Verzeichniß der Heſſen von der Hand des Viglius) u. ſ. w., als im Brüſſler Archiv befindlich, hinwies. Der hiſtoriſche Verein für das Großherzogthum Heſſen beſchloß deßhalb, ſich die wichtigſten und intereſſanteſten von den die Gefangenſchaft und ſonſtige Verhältniſſe des Landgrafen Philipp des Großmüthigen berührenden, im Archiv zu Brüſſel vorhandenen Dokumenten, theils in Abſchriften, theils in Auszügen, zu verſchaffen, und Se. königliche Hoheit, der Großherzog von Heſſen und bei Rhein förderten durch huldvollſte Theilnahme die Realiſirung dieſes Planes. Mit dem eben bezeichneten Auftrag beehrt, verwendete ich den Sommer des verfloſſenen Jahres zur Durchforſchung des Reformationsarchivs in Brüſſel; und die nachfolgende Sammlung, vermehrt durch einige werthvolle und charakteriſtiſche Dokumente, welche das großherzoglich heſſiſche geheime Staatsarchiv zu Darmſtadt bewahrt, iſt das Reſultat meiner Bemühungen. Mit Dank muß ich hiermit öffentlich die Liberalität anerkennen, womit einerſeits die Adminiſtration des großherzoglich heſſiſchen geheimen Staatsarchivs meinen Wünſchen entgegen kam, und womit anderſeits durch die belgiſche Regierung und die Archivbeamten zu Brüſſel dem Fremden die hiſtoriſchen und literariſchen Schätze Brüſſels zu völlig freier Verfügung geſtellt wurden, die Zuvorkommenheit des

Herrn Gachard, Archiviſten des Königreichs Belgien, die Gefälligkeit der Herren A.G.B. Schayes, erſten Beamten am Staatsarchiv, Dr. Coremans und Baron von Reiffenberg, welcher Letztere mir die unbedingte Benützung der unvergleichlichen burgundiſchen, ſowie der königlichen Bibliothek ermöglichte.

Bei der ungemeinen Fülle des intereſſanteſten Materials, welches im Reformationsarchiv vor mir lag, war der Reiz, daſſelbe für die allgemeine deutſche Geſchichte im Reformationszeitalter auszubeuten, in der That nicht gering; ich mußte mich, wollte ich meinem Auftrag genügend entſprechen, um ſo mehr ſtreng innerhalb des Kreiſes halten, den ich mir gezogen und deſſen Mittelpunkt Philipp der Großmüthige bildete; dabei ergaben ſich jedoch aus den nahen Bezügen deſſelben zu Karl V., dem römiſchen König Ferdinand, der verwittweten Königin Maria, Statthalterin der Niederlande, dem Kardinal Granvella u. ſ. w. immerhin noch eine Menge intereſſanter Details zur ſchärferen Charakteriſtik dieſer bedeutenden Zeitgenoſſen und zur genaueren Kenntniß einzelner wichtiger Vorfälle, wie z. B. der dem Paſſauer Vertrag vorangehenden Verhandlungen, wovon allerdings nur der kleinſte Theil dem Kreiſe meiner Sammlung einverleibt werden konnte. Bei Sichtung des Materials nahm ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, die erſte Rückſicht auf Originalbriefe und Minutien, über deren Authenticität eine gewiſſenhafte Kritik keinen Zweifel zuließ. Aber auch Copien und Ueberſetzungen glaubte ich nicht unbeachtet laſſen zu dürfen, — erſtere, wenn ſie gleichzeitig-offizielle oder vidimirte ſpätere, und zwar von ſolchen Stücken waren, die meines Wiſſens bis jetzt unbekannt geblieben; die von der Hand des Präſidenten Viglius gefertigten erhielten durch die Stellung dieſes Mannes zum Kaiſer, zu der Königin und dem Landgrafen eine Bedeutung, welche der von Originalien gleich zu ſetzen war. Auch vidimirte Auszüge aus Korreſpondenzen, die im Archiv jetzt nicht mehr vorhanden, wie das II. Supplement der documents relatifs à la reforme religieuse en Allemagne deren eine Menge enthält, verdienten theilweiſe nicht übergangen zu werden, und Ueberſetzungen, meiſtentheils zum bequemeren Gebrauch der Perſonen des kaiſerlichen Hauſes angefertigt, mithin einen offiziellen Charakter tragend, konnten zur Verifizirung und Erläuterung von bisher bekannten Originalen dienen, ſowie einzelne Notizen aus der Zeit der Cuſtodie zur vollſtändigen Veranſchaulichung der Letzteren. Daß ich übrigens von den zahlreichen und umfangreichen Verhören des Landgrafen und der bei ſeinem Fluchtverſuch zu Mecheln u. ſ. w. betheiligten Perſonen nicht jedes einzelne mit allen Wiederholungen der Ausſagen, ſondern bloß ſolche, woraus ſich irgendwie neue Aufſchlüſſe ergaben, aufnahm, wird man, wie ich hoffe, billigen; den Hauptſtamm bildeten hiebei der ausführliche und charakteriſtiſche Originalbericht des Pagen Anton von Werſebe und das Verhör des Landgrafen vom 12. Dezember 1551. Sehr groß war die Anzahl von Briefen und Berichten der ſpaniſchen Hauptleute an die Königin Maria, den Präſidenten Viglius und den Grafen Ahremberg; ſie erregen indeß bei aller Weitläufigkeit kein höheres Intereſſe als das, welches Berichte von Gefängnißaufſehern über die gewöhnlichen täglichen Verrichtungen der ihnen anvertrauten Perſonen einflößen können; alle dieſe Berichte überwiegt der einzige Brief des Landgrafen an die Königin Maria (dat. Vilſen 24. Auguſt 1552), in Hinſicht unbewußter Selbſtcharakteriſtik ein wahres Kabinetsſtück, worin jedes Wort ein Spiegel des Gedankens iſt; die brutale Härte des eigennützigen Kapitäns Don Antonio von Esquivel müßte in der That den höchſten Grad erreichen, wenn der Landgraf wünſchen konnte, lieber nach der berüchtigten niederländiſchen Baſtille, dem Schloß Vilvoorden, geführt oder in den höchſten oder tiefſten Thurm gebracht zu werden und in eiſernen Feſſeln zu ſitzen, als länger unter der Aufſicht jenes Mannes zu ſtehen! Die weitläufigen Verhandlungen über die Freigebung des Grafen Reinhart von Solms enthielten nur einen und zwar unbedeutenden Originalbrief des Landgrafen Philipp (dat. Rotenburg 2. Oktober 1552) an Denſelben, deſſen Aufnahme in die Sammlung ich füglich eben ſo unterlaſſen konnte, wie die einer Korreſpondenz Philipps mit der Königin Maria aus den Jahren 1554 und 1555, deren Gegenſtand die Sendung von Falken und Falknern betrifft und eben nur einen Blick auf den Fortbeſtand des guten Vernehmens zwiſchen dem Landgrafen und der Königin gewährt. Zu bemerken habe ich noch, daß ſeit meiner Rückkehr aus Brüſſel die Inſtruktion der Königin Maria für Pyramius, wovon mir das Concept mit dem Datum: Brüſſel 16. Auguſt 1552, vorlag, durch v. Rommel in der Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde (III. Bd. 1. Heft) jedoch mit dem Datum vom 22. Auguſt, ſodann die kaiſerliche Antwort an die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg (vom 25. Februar 1551), wovon ich gleichfalls das Concept, und Morizens Schreiben an den Kaiſer (Schweinfurt 27. März 1552), wovon ich das Original in Händen hatte, — beide Letztere durch von Langenn im zweiten Bande ſeines „Moriz, Herzog und Kurfürſt von Sachſen“ veröffentlicht wurden, weßhalb ich den Wiederabdruck dieſer drei Dokumente in der nachſtehenden Sammlung unterließ und die Leſer derſelben auf die genannten Werke verwies. Dagegen glaubte ich die beiden Briefe des Kardinals Granvella an die Königin Maria (Halle 20. und 21. Juni 1547), ſowie den

Brief Karls V. an dieſelbe (Insbruck 7. Februar 1551), wiewohl ſie bereits Dr. Coremans in der von ihm herausgegebenen „Freien Preſſe“ vom Jahre 1840 abdrukken ließ, in meiner Sammlung deßhalb nicht fehlen laſſen zu dürfen, weil die genannte Zeitſchrift (die übrigens auch noch eine Menge anderer intereſſanter Archivalien enthält) in Deutſchland nur wenig verbreitet iſt. Die Auszüge endlich aus den Korreſpondenzen Karls V. und Ferdinands (vom 15. Juni bis zum 14. Juli 1547 reichend), welche ich von Buchholtz („Ferdinand I.“ Bd. VI.) entlehnte, fügte ich zwiſchen den Urkunden ein, um die Letzteren zu ergänzen und einen vollſtändigen Ueberblick der Vorgänge zu Halle zu gewähren. Aus der Zuſammenſtellung aller dieſer vertraulichen Mittheilungen ergibt ſich deutlich, daß Buchholtz Recht hat, indem er die Grundloſigkeit des dem Kaiſer gemachten Vorwurfs der Wortfälſchung (des berüchtigten „einig“ und „ewig“) nachweiſt.

Somit übergebe ich denn die geſammelten und chronologiſch geordneten Dokumente in einem, was die diplomatiſche Treue bei Orthographie und Interpunktion betrifft, mit Sorgfalt geleiteten Abdruck. Möchten ſie den Freunden der vaterländiſchen Geſchichte nicht unwillkommen ſein!

Darmſtadt, am 1. März 1842.

Eduard Duller.

1530.

I.

Caſſel. 27. März 1530. Inſtruction vnd befelh, wie vnd was Vnſer Philipßen von gots gnaden Landgrafen Zu Heſſen, Grauen Zu Catzenelnpogen ꝛc. auff itzo verkundten vnd den achten Aprilis ghein Augſpurg gelegten Reichstag Verordnete Nemlich N. N. vnd N. in furfallenden handelungen vnd nachbeſtimpter ſachen, von vnſertwegen ſich gehalten.

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. XIII. Abth. Kirchenang. I. Abſchn. Kirchengeſch. Ldgrf. Phil. d. Gr. Kirchenänd. ꝛc. — Conc. mit theilweiſe von Philipps eigener Hand herrührenden Correcturen).

Am Rande: „Von entſchuldigung m. g. h. ſelbſt perſonlichen nit erſcheinens ꝛc.

Item gewalts Zugedencken.“

Sollen, anfenglich ſich vleiſſigen, geſchickt machen vnd halten, ſich Zu andern Churfurſten, Furſten vnd Stenden: dem Euangelio anhengig vnd gneigt, ſo vff dieſem Reichstage ſelbſt erſcheinen oder bj Iren ſchicken werden, Zufugen vnd Zuthun. Vnd mit denen Ins gemeyn einmutiger einhelliger vnd gleichſtimmender handelungen, vergleichen, Souil vnd das doch dieſelbigen wiedder nachgeenden Vnſern außdruglichen befehl In ſondern bemelten ſachen, articuln, vnd puncten nicht ſeien noch alſo von Inen dorab gewichen werde,

Fur allen dingen, zum trewlichſten vnd ſouil imer moglich ſollen ſie verhuten helffen, das von den andern Churfurſten Furſten vnd Stenden der Euangeliſchen ſachen anhengig, der Zwingliſchen oder andrer opinion halb, der wir gemeinlich noch nit gleichs verſtands oder meynunge miteinander ſein mochten, kein trennunge oder abſonderunge geſucht, noch furgenomen werden: viel weniger geſcheen Vnnd wo einiche furhanden zeſein vermirckt wurdt, auch ob vrſach dargeben werden wolt. von wegen der gemeinſchafft oder ſonſt anders, vnd als ob wir dießteils gerecht oder vnſchuldig Vnd die vf der andern ſeiten vngerecht vnd ſchuldig weren, ſolchs vff andern enden vnd hirnach Zutractiren vnd vereinigen Zuuerkomen vnd Zurichten helffen, alles In anſehen vnd bedengken der ſachen vnd Zeiten geſtalt vnd gelegenheit,

Vnd alſo mitnichten vnd in keinem wege vmb deß noch ſonſt ichts anders willen, In vnſerm namen: von den von Straſburg vnd andern ſo mit Inen der angeregten meynung ſein, ſich trennen laſſen, auch fur ſich ſelbſt kein trennung vrſachen, noch ſuchen,

Demnach auch in nichts gehelen noch bewilligen, das widder dj läre vnd reynen Verſtand des euangelion iſt, Noch das einiche regel, vnd ſatzungen Im glauben dieß oder Ihens Zuhalten Zuthun oder Zulaſſen Zuglauben, anders dan mit euangeliſcher ſchrifft vffgericht werden.

Deßgleichen in Vnſerm namen nit mit Zuſtymmen noch gehelen einichen mentſchen der itzo nit eben mit dem teil ſo Luteriſch genent wurd, glaubte das Chriſtus dergeſtalt weſentlich im brot were, Zuuerbannen, Zuuerurteilen, Zurichten oder abeZuthun,

Vnd darIn vrſach anzaigen das In allen die Sate deß Zwiſpalts ſeie nacheinander genommen Reichsabſchiden, befunden vnd begriffen das man ein concilium verſamblen vnd vß dieſen dingen mit verlihung gotlicher gnaden ein freuntliche eynunge machen wolt, welchs Nu on ein general Concilium nit Zugehen vnd geſcheen konte.

Solt aber alſo geſetze, ordenung, verſchaffnus oder edict, on furgehend gemein chriſtlich concilium vnd notdurfftig erfarunge widder die ſo in dem mit vns des glaubens nit allerding einig weren, vffgericht werden, deß wir vns doch nit verſehen noch verhoffen, ſo were ye ſolichs widder alle abſchide vnd vorige handelungen Vnd dieſelben daruß volgends allenthalb vnnutz, eitel, vergeblich, vnd was daruff gewendt worden deſto meher beſchwerlicher, mit der weiße bedorffte man auch kein Concilium, Vnd endlich keins gewarten.

Darumb vnd in betrachtung der vnd ander vrſachen, mit vnd neben andern Churfurſten Furſten vnd Stenden, ſollen ſie handeln vnd fordern helffen, das In dieſen ſachen vnd hendeln ye nit ſo geſchwinde, gepärt, noch volnfaren, ſondern dj nochmals vermoge voriger abſchide, Zu freuntlicher vereinunge eines gemeinen Chriſtlichen Concilien, geſtalt vnd gebracht werden.

Wan vnter oder neben andern, der Cloſter oder cloſterperſon auch derſelben guter halb Zuredden kompt auch von Imands derwegen ſouil ſolichs vns belangte, geclagt wurde, alsdan Sollen die Vnſern daruff nachuolgenden bericht thun montlich oder in ſchrifften wie ſie ſolichs fur bequemeſt vnd gelegeneſt anſehen vnd gut ſein beduncken wurdt,

Vns Zweifelte nit. Es trugen Rhomiſche key^{r} M., Churfurſten Furſten vnd Stende, auch menniglich gut wiſſen, was kurtzuerlauffen Jaren Zweiſpalt vnd Irrung ſich Chriſtlichs glaubens, Religion vnd läre, auch der Cerimonien vnd conſtitution der vätter halber: zugetragen, Alſo das die Ihenigen ſo dem gotlichen wort furgeſetzt ſich in gantz widderwertige meynunge läre vnd predige: angezeigter articul geteilt, vnd begeben haben, darauß dan eruolgt, das keye. M. Zu erhaltung voriger Relligion, cerimonien, vnd der vätter conſtitution, vff Jungſtgehaltenem Reichstage Zu Wormbs derohalben ein Edict hat vſgehen laſſen

Nu ſei ſolich keiſerlich Edict bei vielen Stenden des heiligen Reichs dweil ſolichs in gemeinem abſchide nit begriffen ſondern von kay^{r} M. villicht allein furgenommen, auch als dem gotlichen wortt vnd heiligen euangelio Zum teil ongemeß, vor beſchwerlich angeſehen, Derhalben dan auch auff nachuolgendem Reichstag Zu Nurmberg Im Jar 22 der mindern Zal, gehalten ein meynunge verlaſſen werden das man Zuſammen, ſitzen kommen oder ſchicken ſolt, der geiſtlichen widder dj weltlichen desgleichen der weltlichen gegen dj geiſtliche gebrechen vnd ſpän: Zuuerhoren, vnd alsdan daruff Zu notdurfftiger vergleichung redden vnd handeln. Welchs aber, nachgeends gewendt, vnd abgeſchrieben worden. Auff itzberurten Nurmbergiſchem Reichstage auch durch key^{r} M. der Zeit Orator Im heiligen Reich, Auch Churfurſten, Furſten vnd Stende deſſelben Reichs Vnd dan vff dem Reichstag Zu Augſpurgk Im Jare xv^{c} vnd xxvj Inglichnus nachuolgenden erſten Reichstage zu Speyr durch die geordente keyſerliche Commiſſarien, auch Churfurſten furſten vnd Stende obemelten Reichs, eintrechtiglich beſchloſßen, Das key^{r} M. Stathalter vnd Regiment, dartzu Churfurſten furſten, Prelaten, Grauen vnd Stende des heiligen Reichs, mit ſonderm hohem vleiß vnd vffmirken verſehen, das das heilig euangelium vnd gots wortt, nach rechten waren verſtande gepredigt wurde vnd fornemlich zu ſpir (Speyer) verlaſſen, das ein Jede oberkeit alſo regiren vnd handelen ſolte, wie ſie ſolichs gegen got, auch keye. M. getrawte vnd verhoffte Zuuerantworten, alles Inhalt derſelbigen abſchide,

Welchen abſchieden wir als ein gehorſamer furſt des heiligen Reichs, gehorſamlich gelebtt, vnd darauff vnſern geiſtlichen vnd predigern bederſeits, das heilig euangelium vnd gotlichs wortt nach rechten waren verſtande lauter, vnd one allen Zuſatz: vermoge angezogener Nurmbergiſches Augſpurgiſches vnd Speyriſches abſchiede: zu predigen befolben vnd vns viele der ordens Cloſter auch ſunſt vnſer vnderthan Jne chriſtliche prediger Zutzcordenen, vndertheniglich, angeſucht vnd gebeten,

Als aber die Jhenigen ſo dem heiligen Euangelio anhengig, wilche man itzunt die von der Newen läre vnd ſecten wil nennen, vß gotlichem wort widder vile vnd manichfaltige mißpräuche bißanhere geubter Relligion, Cerimonien vnd der vätter ſatzung, ſonderlichen die mißbreuch geiſtlichs ſtands, Moncherej vnd dergleichen, als das ſo dem Gotswortt vnd ſchrifft nit allein vngemeß ſondern auch gantz vnd gar Zuwidder, vnd on grundt, Zupredigen, furtgefaren,

Vnd dan die andern ſo fur die alten Relligion der bebſtechſſen Cerimonien vnd ſatzung der Zeit ſtunden, das widderwertig, hin vnd widder mit hochſtem vleiß dem armen volgk eindrungen vnd lernten,

Habe das ſo mit gots wort vmbgeſtoſſzen, vnd das ander ſo mit mentſchen läre Zuerhalten vndernomen, bei einander nit beſteen mogen. Daruß vnd zuuor ſich bej vnſern vnderthanen nit geringe Irrung, Zweiſpalt, mißuerſtandt gotlichs wortts, vnd ergernus begeben, das auch viele perſonen die Cloſter vnd Ire darIn furgefaſt leben, als vnnutz verlaſſen.

Derhalb wir ſoliche Irrungen, Zweiſpalt, mißuerſtandt vnd ergernus hinZulegen, vnnd beſchwerlicher handelungen ſo daruß eruolgen mochten, furzukommen, Alle vnd jede vnſere geiſtlichen, baiderſeidts läre vnd meynunge mit ſtattlichem beiſein vnnd gegenwirtigkeit, auch Zuſchicken Vnſer Ritterſchafft vnd gemeinen landtſchafft, ghein Homberg In Heſſen, Zu einem Chriſtlichen prouincial Synodo vnd vnderredung beruffen, mit chriſtlicher vermanung vnd gnedigem begeren ſich ſolichs Ires mißuerſtands vnd Zweiſpaltigen läre, vß Bibliſcher vnd euangeliſcher ſchrifft, zuuergleichen.

Haben die von der Newen lere gnant mit dem widderteil ein chriſtlich bruderlich vnd freuntlich vnderrede geſprech vnd diſputation der ſtreitigen articul halben, Zuhaben ſich erpotten, Mit angehengkter bewilligung, von Irem furhaben, meynunge, vnd läre, ſo ſie mit gotlichem wort vnd geſchrifft deß widderſpiels erweiſet wurden: abZuſteben.

Vnd wiewol, der anderteil ſolchs alles wie obgemelt anZunemen ſich mit gewiſſer verſicherung deß Siegs erpotten, Vnd ſonderlich bruder Niclas von Herborn der Zeit Guardian Zu Marpurg, So ſei doch nachuolgenden morgent, als ſolich vnderreddung vnd diſputation von bedenteilen angefangen werden ſolt, von gedachten bruder Niclaßen nichts herfurgebracht, ſondern das er ſich vff etzliche, Mandata eins Conciliums nach bebſtlichen herprachten gebrauch gezogen, vnd das er nit diſputiren noch von der ſchrifft, deß endts redde oder antwort geben wolt, proteſtirt vnd beruffen. Vnd ſonſt vß den andern vermeinten geiſtlichen, noch von Iren wegen Nymands Zu ſolichem bewilligten geſprech vnd diſputation, wiewol ſie offtermals von vns ſelbſt perſonlich, gnediglich angeredt, vmb gots willen erInnert vnd gebeten, auch ſonſt Zum Hochſten von andern bruderlich vnnd vffs allerfreuntlichſt erſucht vnd ermanet ſo doch die oberſten vnd furnemeſten zugegen: furgetretten noch zun ſachen geredt

Dweil dan die ſo vor die Cerimonien, der Bebſtichſſen conſtitution vnd ſatzung deß mals ſtunden ſolich chriſtlich vnd bruderlich diſputation vnd vnterreddung, wie ſie bewilligten, nit verfolgten, Auch auß gotlicher ſchrifft kein anzaige Irer läre, weſens, vnd ſtands: dartzuthun, Noch vilweniger des anderteils deßmal widder Ire läre, weſen vnd ſtandt, angezogen vnd durch das wortt gots, gegrunte ſpruch vnd vrſachen abZulegen wuſten.

Vnd Nu obangezeigter gehaltener Reichstäge gemeine beſchloſſene abſchide vermochten das man das euangelion vnd gots Wort lauter vnd reine on Zuſatz predigen laſſen auch dergeſtalt wie man es gegen got, vnd kay^{r} M. verhofft vnd getrawet Zuuerantworten, In eins Jeden oberkeit regiren ſolte vnd mochte, Wir die vermeinten geiſtlichen on alle gotliche ſchrifft befunden, die arme beſchwerte gewiſſen bei vns hilffe vnd troſt geſucht, vmb chriſtliche prediger vnd vß dem elende Ine Zuhelffen gebeten, Monche vnd nonnen, vß den cloſtern algereide gegangen Vnd alſo das beſtendig chriſtlich: bej dem vnbeſtendigen mentſchlichen furnemen on groſßen vnrathe und empörung, wie an etlichen orten, leider meher dan gut, daruß geuolgt, und vernommen worden ſej, ſich nit ſchicken noch betragen hat wollen,

In betrachtung ſolicher gemeinen beſchloſſen, bewilligten vnd angenommenen Reichsabſchiede daruff eruolgten vnderrichtung vnd der ſchrifft ſelbſt vnderweiſunge mit vnſer Landtſchafft zu Homberg gehalten Verſammlung, Zu dem das darnach vnd vß vberfluß Wir nochmals zu Marpurg mit den obern furnemeſten vnd gelerteſten der ordensperſonen vff dj auch die andern geſehen vnd gehafft, ein vnterreddung halten laſßen, Da Dannocht etzliche welchs zu Homberg nit geſcheen, die ſchrifft fur ſich gepraucht vnd doch nicht anders dan mentſchen läre vnd vermeſſene geprauch vff Irer ſeidten furZuwenden gewuſt,. Vnd alſo durch das Wort gots erweiſt worden,

Seien wir pillich mit Rathe vnd Zuthun Vnſer Ritterſchafft vnd gemeinen Landtſchafft verurſacht, In vnſern Oberkaiten, hinfuro das Ihenig ſo ſie durch gotliche ſchrifft nit erhalten kunden zu predigen nit Zugeſtatten. Sondern den Iheuigen ſo vor Ire läre vnd meynung das wortt gots vnd heilige ſchrifft gnugſam darthetten vnd bewießen das. predig amptt vnd vnſere vnderthanen In gotlichen dingen Zuunderweiſen vnd Zuleren: beuolhen,

Dweil Nu die vermeinten geiſtlichen offintlich durch das wortt gots vnderricht, das Ir leben, Weßen, vnd ſtand, one allen grundt der ſchrifft, allein auß mentſchlicher wane, vnd eigenem gutbedungken furgenommen haben der mererteil ſich dem gnadreichen lebendig machenden wortt gots vnderworffen vnd gefolgig gemacht, Vnd auß ſolichem Cloſterlichem leben Zu einem gemeinen chriſtlichen ſtandt begert. Wie auch einsteils durch anweiſung der ſchrifft zuuor oberurten gepflegten verſamblungen vnd handlungen vermeinter geiſtlichkeit abgeſtanden ſein.

Vnd darauff Vns vmb gots willen, vnderthenig zu vil maln erſucht, das wir Inen mit etwas, damit ſie erbarlich vnd In einem chriſtlichen weſen leben mochten auß vnd von den Cloſter gutern da ein Jeder geweſen gnediglich Zuſtellen laſſen wolten.

Haben wir ſolich der ordensperſonen vnd beſchwerter gewiſſen zimlichs anſuchen vnd weithern nachtheil Zuuerhuten, gnediglich bedacht. Vnd daruff bei Iren oberſten die ſo In Cloſtern nit pleiben wolten, mit einer Zimlichen abfertigung Zuuerſehen, verſchafft,

Damit aber durch die Ihenigen ſo vff irem furhaben vnd vermeinter geiſtlichkeit verharten der Cloſter guter nit verbracht wurden neben die geweſten oberſten Ides orts ein Voigt verordenet, doch den oberſten an Irer adminiſtration vnd verwaltung gantz vnd gar vnabbruchlich, Vnd das vns vnd gemeinen vnſern Ritter vnd lantſchafften Jarlicher bericht vnd rechnunge, von Inen gelaiſtet werden ſolten

Dan Nachdem wir vnd vnſere voraltern die furſten von Heſſen ſelige loblicher gedechtnus ꝛc vnd alleweg vff ſolichen Cloſtern, als die landſfurſten ſteure, volg, dienſt, vnd andere dergleichen gerechtigkeit gehabt, So habe ꝛc vns ein Inſehens Zu derſelbigen herprachten gerechtigkeiten wie obuermelt, zuhaben gepurt,

Wir haben auch vß den Cloſtern nymands gedrungen ſonder iſt Zu der perſonen willen vnd gefallen geſtanden. Als nu der meherteil vß allen Cloſtern Ire abſchide genommen, vnd an etzlichen enden, etwa zwo drei vier, vnd dergleichen perſonen vnd vaſt von den vberalten plieben, haben wir fur vngelegen geacht, numehr ſouil vnderhaltungen fur ſolich geringe anzal perſonen glichwol Zu haben. Vnd ſondere Haußer verordenet, dahin ein Ide menlichs vnd weiblichs geſchlechts perſon, vnd alſo in ein verſamelung vnderſchidenlich zuſammen zihen mochten, da ſolt Inen Ire Lebtage auß, gnugſam, redlich vnd ehrliche gewiſſe, verſehung vnderhaltung vnd verſorgenus, verſchafft vnd gepflegt werden, Sie hetten aber dafur gemeinlich Ire abfertigung begert vnd genommen, wie das Ire vber ſich gegebene bekenntnus ſchrifften vßweißen wurden,

Verhofften dorumb, das wir gethan, gegen got, auch key^{r} M. Vnſern allergnedigſten hern Zuuerantworten. Vnd daruff, nach geſtalt deß reddens oder verclagens Zu vnſer entſchuldigung ſollen jder Zeitt Vnſere abgefertigten beſchließliche bitt, einfuren thun,

Vnd wo von deß vermeinten Abts zu Heyne wegen ichts in ſonderheit, furkomen wurdt, hat neben dieſem vnſerm anzeigen, Vnſer Cantzler Johan ſeighe fur ſich vnd ergangener handlungen nach, deſſelbigen halber ferrer notdurfftigen bericht,

Ob dan beſchloſſen wurde, das man die Monche vnd Nonnen widder einſetzen ſolt,

Item das die ſo noch In Cloſtern nit mochten frey daruß gehen vnd Zu ehelichem ſtande tretten,

Item das pfaffen nit ſolten eheweiber haben, oder Inen daſſelbig hinfuro frey ſteen.

Item das man den gebrauch des Sacraments deß nachtmals criſti wie von Chriſto eingeſatzt nit halten ſolt.

Item das man den Babſt vor den oberiſten In der Kirchen halten ſoltt.

Item das man die Meſſe oder ſonſt andere Ceremonien In der kirchen halten ſolt.

Item das man bildtnus, geweihet ſaltz, waſſer, Olej widderrumb vffrichten, vnd alſo nieſſen ſolte.

Item das man anruffung vnd furbit der heiligen glauben vnd halten ſolte.

Item das man Jargedechtnus, gezilte vnd gedrungene beicht, gebottene feyer vnd faſtäge, Vnderſcheid, der Zeit, vnd ſpeiße, haben vnd begehen ſolte,

Item das der ban, ſenth, vnd andere beſchwerliche Juriſdiction der geiſtlichen, Vnd was deß alles Zu verderplichem mißbrauch Ingeriſſen iſt, altem vermeinten gebrauch nach widderumb ernewert vnd gehalten werden ſolte

Sollen vnſere geſandten In angeregten beſchloß der vnd dergleichen anhangenden ſtuck keins, mit nichten willigen oder mit beſchlieſſen Sondern In vnſerm namen dauon proteſtiren vnd ſolich proteſtation mitt antzeigung obuermelten vnd ander meher notwendigen vrſachen, in ſchrifften furlegen,

Vnd ſo Imands ab oder In ſolicher vnſer proteſtation beſchwerung nemmen, oder mangels haben wolt oder wurd, ſol von den vnſern dargegen furgewendt werden, Wan wir mit gnugſamer ſicherhait vnd gelaide verſehen: wurden Wir on allen Zweifel eigner perſon, mitſampt andern erſcheinen, Vnd hiruber dermaſſen bericht darthun vnd zuprengen, das der alt vermeint brauch Zuuorderſt widder gots wortt, willen, vnd ordenunge auch vnſere ſeligkeit, deßgleichen etzliche beſchlüß der Concilia vnd alten Lärer ſchrifft, befunden, Auch ſollen ſich Vnſere abgefertigten In den handelungen ſo die In der Ile Zu beſchluß getrieben werden wolten, vff dieß, das Im Mandat itzigs Reichstags auſſchreiben, vnter anderm verleibt, das key^{e} M. eins Jeden Opinion horen wolt ꝛc. ſich hart referiren vnd halten auch andere deß vnderrichten. Das die Opiniones vnſer ſeitten gnugſam vnd ſtatlich dargethan werden kenten vnd mechten. Aber ſolichs in darmaßen kurtz angeſprengten Ile, Vnd ſo man onuergeleitet kommen ſolt, nit geſcheen. Vnd wo der weiſe vnd maßen, mit der ſach vmbgangen vnd gehandelt werden ſolt, were es ye vnſers achtens vnd Zu eins Iden erbarn redelichen vffrichtigen gemuts vnd guten verſtandts erkantnus Zuſetzen, Zu vil ein vngeſchickter vnd vnerhorter handel, deß man ſich doch Zu key^{r} M. auch gentzlich nit verhofft,

Ferrer was die Turcken hilff betrifft, Achten wir das der beharlichen hilff halber, nichts fruchtbarlichers eder erſprießliches furtzunemen, noch die on mirglich vnd euſſerſt Beſchweren vnd grundtlichs verderben teutſcher Nation Zuvnderſteen, Zurathen moge ſein, Dan wir bedechten, wo man Zu dem Turgken vnd In ſein lande mit einer großen gewalt vnd Heerescrafft zihen, vnd Ine alſo angreiffen ſolt, da geborte ein groſſe macht vnd vnzaliche anlage vnd ruſtung Zu, Vnd were dannocht ebenteurlich, was gegen Ine alſo damit, Zehandeln, vßZurichten vnd Zuerlangen mocht ſein. Solte man dan auch in der beharlichen hilff allwege ſitzen vnd Zulegen, der Turcke etwan einmal herauß in teutſche Nation mit ſeinem volgk vnd ſeiner macht zihen: etwas angreiffen Vnd man Ime zubegegnen furnemen, Zuſammen kommen, leute beſtellen, vnd Zum anzug richten. Aber er In dem ſeiner gewonheit nach, Zurugk In ſein gewarſamej weichen, Vnd dan kein nachdrugk vff dieſer ſeiten ſein Sondern man muſte wie vor mehermalen erlebt, mit nachteil vnd ſchaden, liggen vnd Zu leſt ablaßen. Doch nichtdeſt weniger die beharliche hilff vnd anlage Zur ſelbigen fur vnd fur In vnderhaltung gehen, vnd In weſen pleiben, So thett vnd ſchuffe man in allem nichts anders dan das man ſich ſelb vhedte: mattete, vnd gantz vff dj onmacht des vermogens beſchwechte: teutſch. Nation dadurch auſſcheppfte, entpleſte, vnd wurd die Zu leſt mit ſolcher weiße Zu ſcheitern gehen. Vnd der Vheind der Thurgke ye lenger vnd meher deſto gehertzter vnd widder teutſche Natien begiriger gemacht vnd geraizt,

Nachdem wir aber Zu landtmansſage vnd gemeinen Redden horten, Wie des Turgken meynunge ſolle ſein. Dweil Jme von konig Ludwigen Zu Hungern ſeligen hochleblich Zugedengken Vnd itzo ko^{r} Wirden Zu Beheim vnd Hungern ꝛc. des friedens kein ſicherung widderſarung hett mogen, das er derwegen in Hungern den Weyda, wiſſen wolt,

So hetten Wir bej vns bedacht das in erwegen obemelter dinge, Zum fridde am bequemeſten vnd nutzbarlichſten Zutrachten ſolte ſein, Vnd den furſchlag daruff bej vns gefaſt,

Weill konigliche Wirde Zu Polen ꝛc. ein chriſtlicher konig, vnd furſt der Hungern geſeſſen were, obs ein meynunge vnd gut ſein ſolt, das derſelb Zu vnterhandelung, Zwiſchen ko^{r} wirden Zu Behein vnd Hungern ꝛc. vnd dem Weyda, vermocht wurde, Jre ko^{e} wirden vnd den Weida Hungern halber Zuuergleichen, Vnd wan dan dermaß mit dem Weyda die ſachen (als Zuhoffen ſtunde) verricht wurden, were dem Turgken alsdan deſtobeſſer vnd ſtatlicher mit der gegenwere Zubegegnen. Vnd alsdan konten deſhalb bej dem Weyda wie ſolchs furzunemen vnd Jme am bequemſten abzubrechen, oder mit Jme ein fridde Zutreffen mocht ſein, vnderrichiung erlernet werden.

Wo aber dieß nicht geacht oder der meynunge nach, geratſchlagt vnd furgenommen wolt werden, Sondern man vber das ye die beharliche oder ein andere dermaſſen hilff vff Hungern, haben wolt, vnd die beſchlieſſen wurd Sollen vnſere geſandten derhalb in nichts gehellen. Noch ſich in etwas Hungern widdervmb Zuerobern helffen begeben.

Sonſt ſollen ſie ſich aller hilff widder den Turgken, ob vnd ſo er dj teutſche Nation weither angreiffen wolt oder wurde, Zu vnſerm gepurenden anteil, vnd nach alle vnſerm vermogen einlaſßen,

Was des Reichs Regiments vnd Camergerichts ordenunge beſtellung vnd vnderhaltung halber, fur gut vnd nutzlich In gemein, beratſchlagt, erwogen, angeſehen vnd beſchloſßen wurdt, In dem wollen wir vnſers teils auch mit Zufridden ſein Vnd das mit Zurathen, furZunemen vnd Zubeſchlieſſen, doch das das Regiment vnd Camergericht Jderzeit redelich vnd vffrichtig verordenet beſetzt vnd beſtelt auch den leudten doran In ſachen gehöre geſtattet vnd gegeben, auch einem Iden geholffen werde.

Desgleichen, In ſachen die Montz, Monopolien, furkauff vnd beſchwerung aller hantirung betreffend, Vnſern abgefertigten befelhen haben,

Vnd dweil mit der Montz vaſt mirglich betrug vnd beſchwerung beſchicht, wil vnſers achtens hoch vonnöten ſein, dem ein ſtatlich vnd ernſtlichs einſehens Zuthun, vnd weren Vnſersteils Zufridden das es vff dj wege wj vff dem Reichetage Zu N dauon beratſchlagt, beſchloſſen vnd geendet, auch darob gehalten wurde

So beſchicht der Furkauff vaſt in allen hantirungen vnd gewerben

(Von anderer Hand: „Datum Caſſel ao. 30, die 27. Martij“.)

1531.

II.

A.

Nordhauſen. 7. December 1531. Landgraf Philipp an Kaiſer Karl V.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. en Allem. T. II. f. 332. — Orig.)

Invictissime Caesar gloriosissime princeps Caesareae Majestati vestrae augustissimae Debitam fidelitatem ac quidquid usquam potero obsequiorum et obedientae offero semper promptiss: Domine clementiss: E sparso vulgi rumore ad me pervenit, Adversarios meos Caesareae Maj. vestrae deferre quasi ego libellum quendam recusationis contra tres istos pretensos judices, Argentinensem scilicet, Constantiensem et Augustensem Episcopos ad importunam Consanguineorum meorum comitum de Nassau sollicitationem contra omnes Romani Imperii ordinationes in Commissarios deputatos ad solius Causae protelationem preter Jus et phas obtulerim. Verum cum ego Legittimis de Causis coram aequis Arbitris Legittime verificandis hunc Libellum protulerim Et preterea mea intersit

delationem talem si adversus me apud Caesaream Maj. vestram intentata sit extenuari. Idcirco Caesaream M̃m vestram quam humilime rogatam velim ne ejusmodi odiosis delationibus informationibusque insufficientibus contra me Locum concedat. Sed potius Illustrium et Laudatorum parentum propriorumque meorum servitiorum quae ipsi Sacro Rom. Imperio ab antiquis temporibus tam fideliter quam utiliter exhibuimus, De quo multa adhuc testimonia, Et ego in futurum Lubens exhiberem si grata fore sciam, semel in memoriam revocare et me in meis gravaminibus et Supplicationibus clementer exaudire dignetur. Nec arbitretur Recusationem ejusmodi temere sed magis ad tuenda avita et propria jura hactenus a nobis possessa oblatam fuisse. Et ut Caesarea M̃as Vrgentes illius rei Causas certo cognoscat dignetur ad verum statum causae hujusmodi advertere. Quod sc. Ṽra Caesarea M̃as tres istos pretensos Commissarios mea quidem sententia contra predictam Sacri Imperii ordinationem quae in hoc et similibus casibus alias vias dilucide tradit Tunc cum Caesarea M̃as extra Imperium Romanum ageret, constituerit Et licet q̃ plures legittime Relevantes et pregñtes causae ob quas predicti Episcopi competentes Judices nequaquam essent allegatae fuissent Et quod Caes. M̃as ṽra per adversarios meos nimis Largiter instructa proposuissem Ipsique adversarij percepissent, predictos Episcopos juxta Imperii ordinationes judices esse non posse, Quemadmodum non dubitabam quod se judices fore non decernere deberent, Quemadmodum etiam de jure minime poterant. Nam et nemo arbitrari debet Caes. M̃at. Ṽram quicquam aliud velle, quam quod sacrae ejusdem constitutiones predecessorumque suorum leges volunt et sanciunt. Tunc pars adversa tam vehementer institit, quod et alteram quam dicunt secundam Jussionem impetraverit. In qua Caes. M̃as ṽra omnem defensionem meam quatenus illum Articulum concernebat, ex Caesareae potestatis plenitudine abrogavit defectusque omnes complevit Quo non potuisset hac in causa gravius mihi quicquam obtingere. Non enim ab eo tempore quo in germania Romanum Imperium in manibus Germanorum steterit unquam comperj Imperatores ac Reges in Judicialibus et Civilibus Causis contra ullum fidelem sacri Imperij principem sic ex plenitudine Caes. M̃at. processisse. Verum Germaniae spetiales Libertates et consuetudines in ejusmodi causis et forte plures vel majores quam aliae nationes etiamsi Romano Imperio subditae sint hucusque introduxit. Periade ac hodie predicta Germanorum natio spetiales ordinationes preter jus comune habet. Quamobrem et ego semper speraverim per Caes. Mãt. et me sicut alios in hujusmodi Libertatibus conservandum. Quemadmodum et hodie indubitanter confido si Deus optimus maximus ad eandem Caes. mãt. vestram parem accessum vel audientiam concesserit, quod Caes. Mãs. vrã predicta in memoriam reducat eaque omnia, quae ad suggestionem Adversariorum meorum in detrimentum Juris et ablationem defensionis meae, emanaverunt atque tentata sunt aequis et justis modis revocanda jubebit. Porro predicti Episcopi ad hanc alteram Jussionem sese Judices pronuntiarunt. Sed qua aequitate id factum sit Caeterj quibus Ingenium est facile judicabunt. Et licet predicta sententia quam gravissime gravatus fuerim, et ob id ab ea prout jure permissum legittimeappellaverim. Desuperque illis temporibus in omnibus Rom. Imperij locis ubi justitiam sperare debebam, sc. apud Vicarium Senatum Imperialem Juditiumque Camerae Juris Remedia quae gravatis aufferri non solent, perquam diligenter quesiverim, Responsionem tamen repulsivam Justitiae undique preclusae accepi et preterea hanc quod manus illis hoc in negotiae clausae essent taliterque Appellatio illa mea justissima non est suscepta.

Si ergo tam graviora gravamina effugere volebam processum irj oportebat, facta tamen protestatione solemni quod hoc non fieret, Vt in istos pretensos judices consentirem appellationique debitae interpositae renuntiarem. Sed duntaxat ut majora pericula bonorumque meorum magnae partis jacturam evitarem et quod apud Caesar. vestram Mãt. gratiosam atque propitiam aurem atque justitiam impetrare possem. At processu sic contra Appellationem temere continuato et sententia nulliter lata constat quosdam et quidem multos relevantes et pertinentes Articulos, per me oblatos, contra omnem justitiam rejectos et partim post factam executionem, ordine juris perverso, reservatos. A qua quidem sententia et gravaminibus predictis, Ego. una cum Illustrissimis principibus domino Joanne Sacri Rom. Imperij Archimarescalco, domino Georgio ac domino Henrico, Ducibus Saxoniae, Lantgravijs Thũringiae ao Marchionibus Misniae

Iterum ad Caes. Mat̃. vr̃am appellavi, quam etiam appellationem, uti decebat, in Hispania insinuavi, bona spe ductus, eo modo clemens et caesareum auxilium me impetraturum. Sine dubio si tunc aequos Judices obtinere potuissem, tantum ostendissem, ut Caes. Mas̃. vr̃a et plerique omnes intelligere debuissent, predictos judices contra aequitatem et justitiam me gravasse. Sed neque hoc ipsum propter impedimentum adversae partis, ut mecum reputo, obtinere potui. Verum id aequo animo me ferre oportebat. Quod et hactenus libenter tulissem, si demum nunc quoque benigna mihi audientia concederetur. Porro cum ego consimili protestatione facta agere coactus iterum me defendere instituerim, Caes. Mas̃. vr̃a plerasque alias Commissiones emisit, quibus eadem Mas̃. vr̃a ea que mihi Jure prodesse poterant, plurima ob importunam adversariorum meorum sollicitationem abrogavit.

Quod si mei adversarij Compromissum quod Caesarea Mas̃. vr̃a inter nos Wormatiae erexit pretexere conarentur, quasi ego ultra prefatam ordinationem Imperij in Judices istos sponte consensissem: quod tum ex meo ipso colligere nequeo, et eandem ob rem mutuam Audientiam facilime ferrem, quum confido hoc tali modo nunquam cond̃i posse, Attamen eo non adverso, pars adversa Caesaream Mas̃t. vr̃m commovit, Quod in una Commissionum quae data est Valledolit in Castilia XXVIII. die mensis Junij Anno etc. XXVII. hunc modum constituit, si casu unus e Commissarijs e vivis discederet, tum caeteri duo aut alter eorum cum vivi Consiliarijs procedere diffinitive pronuntiare deberet. — Quod ut nunc recordor in principali Causa nunquam consensi atque taliter Lite pendente Mas̃. vr̃a Judicibus modum et formam, juxta quam procedere debebant prestitit. Quod mihi enorme gravamen intulit Et quamvis Judices juxta tenorem Legum antecessorum M̃s. vestrae illam ipsam Commissionem, etiam post expiratum commissum sic lite indecisa pendente, si Lis censeri debet, effectualiter non oportebat suscipere. Attamen absque coactione vr̃ae M. ulla, sed libera voluntate sese in hanc ingesserunt, de quo se jure merito cohibuissent, et apud Caes. Mast. vr̃am ipso jure exonerassent. Absque dubio quod si Caes. Mas̃. vr̃a hujusmodi eorundem excusationem audisset

Caes. M̃as. vr̃a in hoc ipso sese clementer exhibere dignata esset.

Verum cum ex plurimorum precipuorum Germaniae et Italiae Jurisconsultissimorum Doctorum Responsis et consilijs comperiam hos judices iterum atque iterum me gravasse et ideo gravamina accumulasse animoseque contra Justitiam processisse, quod sentiant nulla mihi apud majestatem vr̂am Juris Remedia patere, et preterea etiam illis innotescat, sententiam principalem quam exequi student nulliter prolatam esse, quemadmodum hujusmodi nullitatem postquam mihi concessa fuerit audientia liquide ostendere potero. Iccirco etiam cum emerserint novae suspitionis causae, nulla mea culpa, sed et, ob nostram intemeratam religionem et fidem causatae, ut et omnis generis inimicitiae ac controversiae demonstrant subortae. Quapropter et ijdem Judices pretensi in tam gravi causa pronuntiare merito abstinuissent abhorruissentque. Cum sine Controversia eis non sit incognitum hanc inimicitiam et controversiam divina providentia vel jussu, etiam sine meo conamine suscitatam. Ea de re, non, ut alicui tedio essem, Sed pro necessaria Juris mei defensione omittere nequivi, quin hanc gravem suspitionem et tam enormia gravamina mihi tam gravissime illata eis indicarem atque juxta meam conscientiam Juramento proprio firmarem, quemadmodum, ullo procul dubio, major Germaniae pars hoc ipsum quod affirmavi, estimat, credit et palam profitetur, ea confidentia quod ipsi demum Judices, animo per hoc perculsi, veritati et justitiae eatenus cedant, quatenus ego suspitionem quam adversum eos habeo juxta dictamen Juris deducere possem. Ex his, ut spero, Caesarea Majestas gratiose percipere potest, quibus aequis, justis, necessariisque causis impulsus sum hosce Judices recusare, quemadmodum hoc ipsum constanter deducere confido, Nihil dubitans quin vr̂a M̃as. ac plerique omnes alii, has causas concludentes esse facilime arbitrentur, Quam humiliter possum etiam atque etiam rogitans, Caesarea vestra Celsitudo statum hujus causae, qualiter contra me hactenus, contra ejusdem majestatis vr̃ae ordinationes processum sit Clementer considerare velit, atque me contra proprias ejusdem atque Imperij ordinationes, diutius fatigari non patiatur. Quod ego rursum erga Imperatoriam mat̃em vr̃am sct̃mque Romanum Imperium totis viribus meis promereri quam humiliter polliceor. Cui Majestati vr̃ae me deditissime commendo. Dat. ex Northusen. VII. decembris Anno etc. Trigesimo primo

Ejusdem Augustiss.
Măt. Vr̃ae
obsequentiss.
obedientissimusque
Philippus Comes provincialis
Hassiae, Comes in Cattenelnpogen
etc. etc.

B.

Nordh. 7. Dezember 1531. Landgraf Philipp an N. Granvella.

(Ebendaſ. fol. 326.)

Philippus dei gratia Comes provincialis Hassiae, Comes in Cattenelnpogen, Dietz, Zygenhain et Niddae.

S. et favorem nostrum. Pervenit ad nos rumor quidam, nos apud Imperatoriam Majestatem multis nominibus deferri, quasi tres illos Episcopos, Argentinensem, Constantiensem et Augustensem, ex industria, temere recusavissemus. Vt igitur ejusmodi sinistram suggestionem propulsaremus, decrevimus ea de re ad Măst. Suam scribere, reique seriem sumarie exponere, juxta tenorem translationis hjs inclusae. Cum vero de integritate vestra et justitiae non parum faveat, multum confidamus, Rogamus etiam atque etiam ut apud predictum dominum nostrum gratiosissimum Romanum Imperatorem nostri caussa intercedatis, quod ipsa nos in hjs nostris gravaminibus, plus semel illatis, clementer audire atque exaudire dignetur. Id quod erga Caesaream majestatem, sacrumque Romanum Imperium, si id gratum fore perceperimus, summis viribus, quam humiliter rependere curabimus. Deinde integritati vestrae quas decet gratias referemus. Dat. Northusen VII. Decemb. Anno etc. Tricesimo primo.

Außen: „Jurisconsultissimo ac nobili viro Domino N. de Granvella, Augustiss: Imperatoris Caroli V. a Consilijs. Nobis predilecto.

1535.

III.

Caſſel. 24. Febr. 1535. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. — Orig.)

Was wir eheren liebs vnd guts vermogen alletzeit Zuver, Durchleuchtigſte hochgeborne furſtin, freuntliche liebe Muhm, Ewer koniglichen wirden, Vns verruckter tage vff vnſer, vor einen armen hantirungmans, mit namen Hyldebrant Eigerding von Vſſel aus der herſchafft Lyppe, furbitlich gethanes ſchreyben widder gegeben, vnd bey ainem aigen botten, zugeſchickten antwort, haben wir demſelben Hyldebrante further furhalten, vnd Jne damit apweiſen laſſen wellen. Als hat er zu vns nochmals, vnabeleſſig ferner Supplicirt, Wie E. K. W. Jnliegend vernemen mogen, Dweil wir nun mit Jme, als vnſerm Spruchverwandten erbermde vnd mitleiden tragen, vnd nicht anders erfharen, dan das er ſonſt, from vnd auffrichtig ſei, haben wir nit vmbgehen konnen, E. K. W. abermals zu ſchreiben, vnd auffs vleyſſigſt zu bitten, das ſie gelegenhait dys handels, vnd des Armen verſchult, Elendt vnd verderben, miltiglich anſehen, Vnd Jme nochmals, ſeiner entwenten habe, vnd gutter, So es doch ein geringes betrifft, ergetzlichkait widderfharen, vnd wo er aus vnverſtandt ichts verwarloiſt hett, daſſelb aus gnaden nachlaſſen, mit milter vndt gnediger ertzaigung, Als wir vns des zu E. K. W. verſehen, ſich auch der arme gnoſſen zuentpfinden, zum hochſten vertroiſten, das wirdet der Almechtig E. K. W. vnbelonet nit laſſen, So ſeind wirs, wo wir ymmer mugen, gegen Ewer koniglichen wirden, Jn Zimlichkait zuverdinnen willig. Dat. Caſſel, Mitwochs den 24. Februarij Anno ꝛc. xxxv^{te}.

Philips von Gotsgnaden Lantgraue
Zu Heſſen, Graue zu Catzeneln-
pogen ꝛc. m. p.

IV.

Caſſel. Am Donnerſtag nach Sebaſtiani 1535. Landgraf Philipp an den Erzbiſchof von Lunden.

(Brüſſl. St. Arch., doc. rel. à la ref. relig. en Allem. Bd. III. Nr. 74. — Orig.)

Vunſer frundtlich dinſt vnnd was wir liebs vnd guts vermogen, altzeit zuvor Erwirdigiſter in got beſonnder lieber herr vnd frundt, Wir wollen Eur lieb frundtlich nit pergen, Als wir in ſachen zwiſchen den hochgebornnen furſten Hern Criſtian Erbnemen zu Norwegen Hertzogen zu Schleßwig, Holſtain, Stormarn vnd Ditmarſen ꝛc. vnſernn lieben Oheim vnnd den Graf Criſtoffen von Aldenburch, der Stat Lubegkh vnd den denniſchen Stennden ſo Jme Anhenngig, des Reichs zu Tennmarkhen halber ſtreitig ſchwebennd, zu ferrer auf etliche hievor beſchehne Abrede gutlicher Vnnderhandlung vnſere Räthe von vnnſern wegen neben Anndern mit bewilligten neben handlern negſtverſchinen Johres in Weinachten feyrtagen gen flensburgkh abgefertigt gehabt, vnd aber deßmals die hanndlung gemelts grafen halber kheinen furgang erreicht, Doch letzlich widerumb zu ainem Anndern tage, Als nemlich ſchir iſt Oculi gen hamburg beſtimbt gedihen iſt, das gedachter vnnſer Oheim von holſtein vnns durch dhieſelben vnnſere Rethe hat Antzaigen laſſen, Nachdem die Regirung in Burgundj ſeiner lieb zu diſen jren kriegßhendlen hilff gethan vnd ſy ſich deren weither vnd meher getroſten, So hetten ſein lieb jren marſchalh melhiorn von Rantzaw derhalben zu der durchleuchtigen groſmechtigen khunigin, furſtin vnd frawen frawen Marien zu Hungern vnd beheim ꝛc. Kunigin ꝛc. Gubernantin in Brabant ꝛc. abgefertigt, bei Jrer khunigcliche Wirde vnd der Regirung auf den ernennten tag vmb einen beiſtannt auch im falle, ſo dj ſachen nit vertragen wurden, furter hilff vnd vmb etlich Schiff anzuſuechen vnd zubitten, wie ſy ſich dann hievor frundtlich vnnd troſtlich ertzeigt vnd bewiſen hette, Vnnd dhiweil es nun im Willen des Almechtigen ſtund, ob ſein lieb durch die furgenomen vnderhanndlunge einen friden vnd vertrag erlanngen vnd bekhomen möchte oder nit, So wolte dannocht ſeiner Lieb derſelben Lannd vnd Leuthe notturft erfordern, ſich darneben zum Ernſt geruſſt vnd gefaſt zumachen vnd zuhalten, mit frundtlicher bitt, Wir wolten ſeiner Lieb in vnnſern Lannden einen muſterplatz zu verſamlungen ſechs oder ſiben hundert Kriegſkhnechte vngeverlichen, geſtatten vnd vergonnen, das wir dann ſeiner Lieb als vnnſerm frunde in diſen ſachen vnd nach geſtalt derſelben nit zuwaigern gewuſt, vnd Ir zu dem Behuf, den muſterplatz in vnnſern Landen vergont haben, Das zaigen wir Eur Lieb darumb an, wann ſolche Bewerbung an E. L. villeicht Annderer geſtalt gelangen wurde, Alſdann diſe vnnſere Anzaige fur warhafftig zu Achten, vnd dem widerwerttigen kheinen glauben zuzuſtellen, Vnnd auch ob es E. L. fur gut vnd notturfftig anſehe, dj Romiſch Kay. M. vnnſern allergnedigiſten Herrn ſolchs zuberichten, Vnnd vnns bey Irer Kay. M. deshalb zum beſten zu vertretten, das wollen wir vmb Eur Lieb frundtlich verdhienen, Dat. Caſſell am Donnerſtag nach Sebaſtianj Anno ꝛc. xxxv^{te}.

Philips von Gottsgnaden Lanndtgraue zu Heſſen, Graue zu Catzennelenbogen &c.

Den Erwirdigiſten in Got Herren
Johann Ertzbiſchofen zu Lund und
Romiſcher Kaiſerlicher M. Oratorj
ꝛc. vnnſern lieben herrn vnd
frunde.

Philips L Z Heſſen
S. m. p.

1537.

V.

Brüſſel. 6. März 1537. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. en Allem. Suppl. II. Bd. II. fol. 102. — Orig.)

Credenzbrief für den Rath Cornelius Scepper.

VII.

Brüſſel. 8. Mai 1537. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. — Conc.)

Wir Maria, von Gots gnaden, zu Hungern, Behaim ꝛc. Khunigin, Römiſcher Kayſerlicher Mt. ꝛc. Stathalterin vnd Gubernantin der Niderlanden ꝛc. Entbietten dem Hochgebornnen furſten, vnſerm lieben Oheim, Hern Philipſen, Lanndtgrafen zu Heſſen, Grafen zu Katzenelnpogen, Dietz, Zygenhainn vnd Nydda, vnſer Lieb vnd freuntſchafft zuuor, Hochgebornner lieber Oheim, Wir haben, Auf vnſer ſchreiben, Euer Lieb, jungſt diener bey aignen potten gethan, derſelben Eur lieb ſchrifftlich Antwort, berichtt vnd gemuet, ſambt Eur Liebde entſchuldigung angemaſſter Kriegsruſſtung, vnd verrern Eur Lieb freuntlichem erbitten, vorſtannden, Auch hernachmalls, durch den Geſtrengen, bechgedachter Römiſcher Kayſerlicher Mt., vnſers gnedigen lieben Herrn vnd Brueders, auch vnſern lieben getrewen Franciſcen von Hembſte, genant Tamis, bericht empfangen, weſſich Eur Lieb, der vierzehnhundert knecht halben, in Kayſerlich. M. dienſte zubringen, gegen Jme guetwillig angepoten vnd bemueet, ꝛc. das alles, wir, von Eur Lieb, wie wol wir vns, on das, nichts annders zu derſelbigen verſehen, vnd beſchehnem furbringen Euw. lieb vorhabend ruſſtung halben, Inmaſſen wir dann Euw. Lieb auch zuegeſchrieben, khainen glauben gegeben haben, Vnd Nachdem benannter von Thamis, mit dem kriegsvolckh ſo Er, wie wir Euw. Lieb vorhin angezaiget, aufnemen hat laſſen, Numalls ain Zug herab iſt, vnd ſein anzal, wie Er vns berichtt, völlig hat, deßhalben Er die knechtt, ſo Eur Lieb, Kayſerlicher Mt. zu gut, angetragen, dißmals nit notturfftig wirdet, So iſt an Eur Lieb weitter vnſer freuntlich anſynen vnd begeer, Eur Lieb wellet derſelben Eur Lieb freuntlichenn erbietten nach, alles muglichen vleiss, Darob ſein vnd verhelffen, abermals Kayſerlicher M. zu gutem, das derſelb hauffen knechtt, zertrennt, von einander gebracht, vnd nicht an ort khomme da ſy wider Kayſerlich M. genommen, beſtellt oder gebraucht werden. Dess wellen wir Eur Lieb, gegen Irer Kayſerliche M. im peſſten beruemen, die ſolliches on Zweifel, in allen gnaden erkhennen werden. Vnd wir fur vnſer perſon, das, vmb Euer Lieb, der gebur freuntlich gern beſchulden. Geben zu Bruſſl in Brabant den achtten tag Maij anno ꝛc. trigesimo septimo.

VII.

Caſſel. Am Montag nach Johannis 1537. Landgraf Philipp an Heiderich vom Calenberge, Oberamtmann der niedern Grafſchaft Katzenellenbogen *).

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. XIII. Abth. Kirchenang. I. Abſchn. Kirchengeſch. Ldgrf. Phil. d. Gr. Kirchenänd. ꝛc. — Orig.)

Philips von Gots genaden Lantgraue zu Heßzen Graue zu Cazenelnpogen ꝛc.

Lieber Rath vnd Getrewer: Vnſere Superintendenten als ſie Jüngſt Zu Marpurgk verſamblet geweſen ſeint, haben vns angezeigt, vnter Anderm, das vnſer Superintendens vnſer Niddern Grafſchaft Cazenelnbogen, Jnen furbracht habe, nachfolgende articul, vnd haben vns daruf vmb gnedige hilff vnd beiſtant gebeten, demnach iſt vnſer befelh vnd meynunge, wie du hienach uerzeichnet vff ein Jden punct in ſonderheit vernemen wirdeſt

Jrſtlich zeigen ſie ane, das der pharher zu holzhauſen vber Ardegk, Jrſt vnter dem von Naſſa Zu Wiſpaden Meß leſe, zu be . . (berichtet) **), darnach leße er vnſerm vnterdan das Euangelion aus einem Buch ꝛc.

Daruff iſt vnſer befelh: habens auch vnſerm Superintendenten bej dir geſchrieben, Das er denſelben pharhern abſetzen, vnd Ein andern Euangeliſchen prediger ordnen ſol, Darumb ßo wolleſt du von Vnſern wegen, vnſern Superintendenten, Vnd den Euangeliſchen Predicanten den er gben Holzhauſen ordnen wirdet, handthaben, Auch verfugen, Das demſelben Euangeliſchen Predicanten alle Zenthe, Zinſe, Nuzungen, vnd guter Jn dergeſtalt vnd allermaſſen die, der izige Papiſtiſch pfaff hat, gereicht, werden vnd folgen vnd Jme nichts endziehen laſſen, weder durch den gemelten von Naſſaw noch Jemandt Anders, wer der ſey,

---

*) Vergl. Rommel. II. Bd. (Anm.) S. 157.

**) Undeutlich.

Zum andern, Das deſſelben von Naſſaw kelner, Im gemein vnſerm Superintenden vil verhinderung thue,

Daruff befelhen wir dir, das du vnd die andern vnſer amptknecht, die Naſſawiſchen, ſo auch Euangeliſch ßeint, Zu hilff nemet, vnd euch mit demſelben keller Ins Maß leget, das ir mit Dem Euangelio vnd der Euangeliſchen vnd vnſer ordnung furdringet, Vnnd vnſern Superintendenten mit Ernſt handthabet, bej vnſer ordnunge, vnd was er von vnſern wegen ſchaft vnd thuet, Vnd dem gemelten Naſſawiſchen kelner darin nichts beuor laßßet,

Zum Dritten, das derſelb von Naſſaw Zu Wißbathen Vnſerm Predicanten zu Opershofen, Jerlich Acht oder Neun malter frucht vnd andre geſelle von einem Altar in der Aſſerbach Neme, Dweil er nit meßhalten wolle ꝛc. Da Iſt vnſer beuelh, das du von vnſern wegen gemelten von Naſſa dorumb beſchreibeſt Das er Demſelben vnſerm Predicanten ſolche Zinße vnuerhindert folgen laſſe, ſambt dem eſſtande, Vnd wo er dan das nit thuet Das du Jme Alsdan Andre guter vnd Zinße deſſelben werths, ſo vnter Vns gelegen weren, Dem von Naſſa dargegen Nemeſt, Vnd demſelben vnſerm Predicanten Einthueſt,

Dergeſtalt wolleſts in allen dergleichen fellen halten, dan wan du das thun wirdeſt Dadurch bringt Man ſie zur ſprach, kommen die Sachen zu handlung, vnd muſſen, vnſern predicanten Ire Zinß vnd guter laſſen folgen, Wollen ſie die Iren widder haben,

Zum Vierden, wirdeſt du Aus folgender des Superintendenten vnd der pharherren Supplication ſchrift Vernemen, was ſie An vns der Monch zu Gruna der Begeinen zu Braubach vnd des Abts zu Arnſtein halb gebeten haben, Vnd iſt doruff vnſer befelh Das du von vnſern wegen, bej den Monchen zu Gruna dergleichen den Begeinen zu Braubach mit Ernſt verfugeſt, Daß ſie die phariſeiſchen Cleider ablegen, Vnd ſich ſonſt allenthalb vnſer ordnung gemeß halten, Dan wir gedencken ſolche ergernus gar nicht zuleiden,

Vnnd das die Alten Monche ſo das Regiment haben, die Jungen ſo das Euangelion Angenomen allermaſſen halten, wie ſie die vor gehalten haben, mit gemein Cleidungen, Eſſen vnd drincken vnd anderer Notdurſt, Doch das man Das Cloſter in vffrichtigem weßen behalte, vnd ßeint Zufrieden, das man die Alten pharherren ſo nit mehr zum Predig Ampt duchtig ſeint dorin neme vnd ſie vnterhalte, Dorumb wollen wir Auch, das du alsbalde den Alten pharherren Petern thorn von Walmanach In das Cloſter thueſt Vnd befelheſt, das er vnterhalten werde, gleich ſo wole, als die ſo noch drinnen ßeint,

Das arts zu Arnſtein vnd des pharhern Zu Singheben halb iſt vnſer befelh, daß du demſelben pharhern den Zehenden einthueſt, Vnd Inen dorbei handthabeſt, vnd verbieteſt, Das man Dem Abt Nichts vom Zehenden gebe, Darmit ſich der pharher erhalten muge,

Zum funfften, beclagen ſich die pharherren Vnd die Caſtenmeiſter, das Inen die Zinß Nachſtendig pleiben vnd werde Inen nit gehulffen,

Dorumb befelhen wir dir Ernſtlich, das du Von Vnſern wegen allen vnſern Amptmannen Landſchreiber, vnd Schultheiſſen kelnern vnnd Amptknechten, an allen Enden Vnſer Niddern Graueſchaft Ernſtlich befelheſt, Auch doruff ſeheſt vnd doruber halteſt, Das ſie den Pharhern vnd Caſtenmeiſtern, furderlich vnd on Vffhalt, zu Iren Zehnten vnd Zinſen verhelffen, Vnd welcher Amptknecht das nit thut, das du Inen Dorumb ſtraffeſt, Vnd alſo von Vnſern Wegen Das einſehen habeſt, Darmit Deßhalb kein weithere Clage an vns gelange, vnd wo du dorin nochleſſig oder ßeumig ſein wurdeſt, So wollen wirs mit dir haben, Dan es iſt ye billich vnd geburlich; das den Pharherren Vnd den armen, Zu ſolchen Iren Zinſen vnd gefellen on Vſhalt vnd ſonder hilffgelt vnd vncoſten Lauth vnſers vorigen Derohalben vſgangnen befelhs, geholffen werde, Dorumb wolleſt du als vnſer Oberamptman Von Vnſern wegen doruber halten vnd ſie handthaben, getrewlich vnd mit fleis bis An vns, Doran thuſt du vns gut gefallens, Vnſer Ernſtliche meynunge, vnd genzliche Zuuorſicht, Seint dir gnediglich gneigt, Datum Caſſel am Montag nach Johannis anno ꝛc. xxxvij.

Philips L Z Heſſen mp.

V. C.

Lerſſenner S/ſt.

1538.

VIII.

Zerbſt. 7. Februar 1538. Landgraf Philipp an Dr. Mathias Held.

(Brüſſl. St. Arch., doc. rel. à la ref. relig. en Allem.
Bd. V. fol. 15. — Cop.)

Antwort auf ein Schreiben Helds (dat.: Wien, d. letzten Oktober verſch. Jahres, empfangen Torgau „Mittwochs nach Conversionis Pauli") daraus der Landgraf „verſtanden vnder anderm, das allerlay ſeltzam rede vnd geſchray ſeit der Zeit herr geweſen vnd noch ſey, Als ob wir vns mit aller geraidtſchafft vnd notdurfft zum krieg ſchickten, —" „Wollen darauff Euch gnedigclichen nit verhalten, das, wer vns ſolches nachſagt, das wir ſollen in Ruſſtung ſtehenn, in willen zu kriegen, thuet daran vns unguetlich. Dan wir in kainer ruſſtung zum krieg ſtehen auch von kainer kriegsruſſtung wiſſen." Der Landgraf gibt jedoch zu, daß er ſich „mit Puchſen, Pulver vnd was darzue gehöret zur Notdurfft geſchickht vnd gefaßt mache, „auch daß der Kurfürſt und er (der Ldgrf) wegen ihrer und der in der Religion Mitverwandten Hauptleute und Rittmeiſter beſtellt. Der Landgraf u. ſeine Mitverwandten wüßten, daß andere Fürſten und Stände deutſcher Nation rüſteten, „zudem ſo wirdet vielerlay geſagt von vielen practickhen, die bey frembden vnd andern Potentaten gegen vns geſuecht ſollen werden." Endlich ſeien bei dem Kurfürſten und dem Landgrafen nicht wenig Anſuchen von Seiten der Religionsverwandten geſchehen, wie das Kammergericht gegen letztere procedire und „noch weiter auf die acht zu procediren in furhaben ſein ſolle." — „Wie Ir nhun antzaigt, das Kay. Mat. gemueth zu friede vnd ruhe genaigt were nit böſe, ſonder zu frieden vnd allem tuglichen weſen guet, das Kay. Mat. einſehen hette, das ſolch Camergericht nit in denen ſachen procediret, da vnrhue auß volgen mochte. Auch ſo gnedig einſehen hette, das ein beſſerer verſtandt gemacht, auf das man wuſſte, was man ſich zuuerſehen vnd wie man beyeinander ſeſſe."

IX.

Audenhaim. 3. März 1538. Dr. Mathias Held an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. ebend. fol. 18. — Cop.)

Antwort auf vorſtehenden Brief. Ausführliche Betheuerungen der friedlichen Geſinnungen des Kaiſers und des röm. Königs, mit Seitenbemerkungen über die franzöſ. Politik. Man würde den Landgrafen und ſeine Mitverwandten, die proteſt. Stände, „wo Sy fur ſich ſelbs kain krieg oder empörung anfahen," auch nicht mit Krieg angreifen, „ſondern Sy bei dem Nurmbergiſchen frideſtand, mit allem vermugen, ſchützen, ſchirmen vnd handthaben." Die Gerüchte über die Praktiken „bei frembden vnd andernn Potentaten" würden allein „von denen ausgegoſſen die gern Krieg vnd vnruhe ſehenn. Vnd in ſonderhait ſo weiß man, das dergleichen erdichten reden von ettlichen des frantzhoſen beſtellten angericht ſein, aus was grundt vnd vorthail, kunnen E. F. G. aus hohem verſtandt ſelbs wel ermeſſen, die on zweyvel auch guet wiſſen tragenn, Wie trewlich der kunig von Franckhreich vnd ſein Anhang es gegen der loblichen Teutſchen Nation mainen" . . . „Es begeren auch die Kay. Mt. wider kain chriſtlichen Potentaten für ſich ſelbs zu kriegen, viel weniger andern krieg anzufahen zu geſtatten, ſonder allain wider den Tyranniſchen Turckhen alle Jr mackt vnd gewalt zuſetzen zu beſchirmung vnd erweitterung der chriſtenhait, der Almechtig Got wel den Jhenigen, ſo Jr Kay. M. an ſolchem chriſtlichen vorhaben bißherr verhindert vnd noch, den rechten verdienten lon geben. ꝛc." *)

X.

Brüſſel. 23. Juli 1538. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. ebend. fol. 37. — Conc.)

. . . . „Wir haben das, ſo for ettlicher Zeit vns von E. L. durch den Ernveſten ꝛc. Johann von Naves, hochgedachter Romiſcher Kay. Mt. Vnſers ꝛc. liebſten Herrnn vnnd Brwders, Secretarien vnd Greffier zu Lutzelburg angebracht, verſtannden vnd gern gehört, das ſich auſſer ſollicher Anzaigung das widerſpiel ettlicher Reden ſo Jrer kay. Mt. auch Vnnß Eingebildt war, erfyndt, Haben auch deſs Jr. Kay. Mt. verſtenndigt, deren antwort wir von tag zu tag erwarten ſeyn, wie wir das alles ſambt ettlichen anndern ſachen Eur Lieb weiter anzuzaigen obgenannten von Naves ſchriftlichen vnd muntlichen bevelch gegeben, mit freundlicher beger, Eur Lieb woll demſelbigen biß malß als vnnß ſelbſt glauben geben . . ."

---

*) Unter'm 20. März 1538 ſchrieb der Kaiſer, unter'm 23. April König Ferdinand an den Landgrafen Philipp um wirkſame Hülſe gegen die Türken. Johann Friedrich mißbilligte es, daß K. Ferdinand keinen Reichstag ausſchreibe, ſondern jeden Fürſten einzeln um Türkenhülſe erſuche, indem dadurch die Freiheit der Fürſten gefährdet werde. Vergl. Rommel II. Bd. 394—396. Buchholz „Ferd. I." IV. Bd. V. Abſchn.

XI.

Spangenberg. 8. December 1538. Landgraf Philipp an Dr. Held.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. I. Suppl. Bd. VIII. fol. 338. — Cop.)

Hochgelertter lieber beſonnder, wir haben ein ſchreyben von Euch aufganngen, welches Datum ſtet wormbs den 23 tag nouembris Empfanngen, alles Innhalts verleſen, vnnd verſtannden, vnd iſt nicht on Es iſt Johann von Nauis, kay. M. Secretarj vnnd Grefir zu Lützlburg ꝛc. In Auguſto, bey vnnß geweſen, geſant, als ſeine Credennz außgewiſen hat, von der Durchleuchtigiſten, groſmechtigiſten konigin zu hungarn vnnd Beheim, Witwen, Gubernanntin Kay. M. vnnſers allergenedigiſten herrn NiderLannde, vnnſer beſonnder lieben frauen vnnd Muhmen, mit dem wier allerlay ehrlicher vnnd gutter hanndlung gehabt, die R. Kay. M. vnnſern allerg. h. vnnd den yetzigen gegenwerttigen ſtanndt Teutſcher nation betreffendte, dem wir auch aus vnnſer Canntzeley, was wir Ime Zu Anntwort gegeben in ſchriften behenndigt haben, vngetzweyffelt Er hab daſſelbig an hochgemelte Konn. Wierde, dermaſſen wie Ime ſollichs behenndigt worden iſt, pracht, So dann gemelter von Naves ſich ſol haben vernemen Laſſen, das wier vill geſchwinder meynung vnnd vervnglimpfunge, von Eur perſon, ſo dermaſſen geſchaffen, das Er darob Ein ſchewen getragen, ſolten aufgegeben, oder villeucht geſchriben haben ꝛc. Vnnd dann vnnſer gewonnhait iſt, das wier, Gott lob, vnnſer hanndlung dermaſſen zuueben pflegen, das wier hernach vnns davon woll mugen vernemen laſſen, So wellen wir Euch auf Eur begeren, nit verhalten, das wir Ime vnnder annderm, ſouil Euer thun belangt, diſe Innliegende anntwort gegeben haben, was nun vnns darzue vervrſacht, das findet Ir zum tayl aus derſelbigen Anntwort, vnnd des weytter, das gemelter Johannes von Naves mit vnns, vnnd wir mit Ime gehanndlt von einem beſtendigen fride, bis zu einem Criſtlichen Concillio vnnd wie die ſachen zwiſchen Irer kay. M. vnd den proteſtierennden furſten vnnd gelidern des heyligen Reichs, dohin pracht möchten werden, das ſich dieſelbigen furſten, vnd glider zu Irer key. M., kainer vngnade, vnnd herwiderumb Ire kay. M. von Inen gepurlicher gehorſam wider Turcken vnnd anndern des Reichs widerwerttigen zuverſehen haben möchten, Derwegen haben wier Ime angetzeigt, wie vnnſer deßgleichen anndere vnnſerer Religion verwannthen Chur vnnd furſten, Grauen vnnd Stennde, gemut, Hoffnung vnnd wille, k. M. dem heyligen Reiche vnd gantzer Criſtennhait ſtundt, Irer Mt. In aller vnderthenigkait, vnnd dem Reiche treulich zu diennen, vnnd das Ir M. ſollichs gnediglichſt von Inen annemen wurde, wie auch dieſelbigen zu Nurmberg, nach der euſſern geſtalt, einen kay: ehrlichen criſtlichen nutzlichen fride, aus kayſ. gnaden, vnd gutigkait erlannget, Vnnd darnach das Cammergericht denſelbigen In Zweyffel getzogen, Deßgleichen wellicher maſſen, Ir vnns vnnd den anndern vnnſern Religionsverwanndten, denſelbigen fridt zu Schmalkalden auffm tag, vnnſers vnnd auch der anndern vnnſerer mitverwanndten verſtanndts wider die art vnnd natur der Nurmbergiſchen Hanndlunge, auch das kaye. gmuet, wie wiers achtetten auſgelegt vnd Interpretiert hettet. Darzu das vnns durch hohe vnnd niders ſtanndts perſonen glaublich angelanngt, wie ir Im Reich von einem furſten zum anndern auch Stetten vmbreyttet vnd Hanndlung, ſonnderlich mit den wortten, ob man nit defenſive gegen den proteſtierenden ſtennden hanndlen konndte, vben ſoltet, ſo obgemelten fridt zuwider ſein möchten, auch vnns dißtayls hart angebet, als ſolten wir krieg oder andere thetliche Hanndlung Im Synne haben, vber das, das wir ſelbſt, Euch auf obgemelten tag zu Schmalkalden zuegeſagt hetten, vnnd auch offtermals geſchriben, das vnnſer Religionsverwanthen, gemuet vnd meynung were, gedachter ſachen halben, kainen krieg anzufahen, ſondern frid zu halten vnd zu haben, vnnd von Iren widerwerttigen dergleichen begertten, daraus man ſich allerlay beſorgen muſte, darauff gemelter von Naves widervmb vermeldet, Auch ſeine gehapte Inſtruction alſo gelautet das kay. M. gmut, wille, vnnd Meynunge, nicht were, einen krieg, vnradt oder auffruer in teutſcher Nation anzuſtifften, ſonnder die furgefallen ſachen, vnnd beſchwernus nach pillichait, milticlich vnnd gutlich zu vergleichen, Vnnd ſo ſollich durch yemants annders, außgelegt oder furgenomen wurde, ſollichs on grundt vnnd beſtanndt beſchehen balder dardurch dem heylligen Reich vnfridden vnnd vneynigkait, dann Ichts guts (wie ſein antragen gelaut hat) außzufueren, auff diſe Hanndlunge, Iſt die gedachte vnnſer Anntwort So wir dem von Naves, in ſchrifften vbergeben, geuolgt, Als ſich dann auch ſider der Zeyt, wie vnns angelanngt, weytter erclertt hat, was Ir In ſolcher geſtalt gehanndlt haben ſoltet, mit dem verſpruch vnnd Bundtnus kay. M. darInne ſich ettliche furſten vnnd ſtennde des heylligen Reichs auch ettlicher maſſen offenſive als wier berichtet werden, begeben, Zudem das das chayſerlich kammergricht, auff ſollche Eur erclerunge zu Schmaldkalden geſcheen, vnnd die gemelte aufgerichte verſpruch vnnd Bundtnus In Religionſachen furtforet Mienden diſe ſtat, in acht geſprochen vnd noch in arbeit ſtet, dergleichen mehr vnnſer Religionsverwannthen Stennde, zubeſchweren, Diewyl vnns dann das kay. gmuet durch gemelter konigin geſanndten, den von Naues dermaſſen angetzaigt worden, So konnen wir nit glauben, das ſölche Eur Hanndlunge, ſonnderlich die Jungſte, ſo Ir pey ettlichen furſten vnnd ſtennden, zu furdrunge des gemelten verſpruchs, vnnd bundtnus gehabt haben ſollet, als wir berichtet werden, aus kay. M. beuelch geſcheen ſey, Inmaſſen es der von Naues, aus beuelch der königin, wie Er in ſeiner Inſtruction angetzeygt, auch dafur gehalten hat, das dieſelbe one bevelch kay. M. geſcheen ſey, vnnd dieſelbig Irer kay. M. mer zu nachtayl dann zu vortteyl oder geuallen Raiche, Wir auch gleichwoll von anndern vernomen, das ſollch Eur Hanndlunge bey den furſten gehabt, one keyſerlichen Credenntz geſcheen ſey, ſolcher Hanndlung als obgemelt, haben wir vnns gegen Ime, als einen koniglichen geſanndten kay. M. zu gut beſchwertt, beclagt vnnd beuolchen, daſſelbig alſo der kunigin zuvermelden, aus das die kaye. M. dero bericht, vnnd verurſacht werde, gnedigs einſehung zuthun, damit widerwerttige Hanndlung ſo frid vnnd Einigkait verletzen möchten, abgeſchaft werden, vnnd ſteet wol darauf, dieweyl vnnſer Religionverwannthen, vnnd wir von gemeldten Camergericht ſo hart angefochten werden, man werde dauon etwas im trugkh aufgeen laſſen mueſſen, anzuzaigen, das an Inen, vnnd vnns an Criſtlichem billichen fride Ehr vnnd Recht, biſhero nichts gemannglt habe, demnach verſehen wir vnns, Euch ſey in dem nichts, das ſich annders halte, aufgelegt. Ob nun ſolche Eur Hanndlunge, loblich oder vnlöblich Rumlich oder vnrumlich ſey, das laſſen wir gott, vnnd die Ihenen, ſo des verſtanndt haben, Richten, fur vnns halten wir es dafur, nach dem verſtanndt vnnd glauben, den wir von gott empfangen haben, das ſie wider gott ſey, als wier das mit heller geſchrift, vnnd der vätter außlegunge, ſo es frucht prinngen ſolt, mit gotts Hulff woll antzutzaigen wuſten, halten auch, das ſollich hanndlung im Grunde vnnd in der warhait gemainem fride, zuwider furgenomen ſey, vnd es wer Euch vber das antzaigen, ſo wir Euch mundtlich vnnd ſchrifflich gethan, nicht von netten geweſen, ſollich ſuechunge, ſo ſich mer zu verunrugung dann zu friden ertreget zethun, Wann nun khay. Mt. Euch ſollichs beuolhen, So wurde es auf vngeſtym anhalten vnnſerer Religionwiderwerttigen geſcheen ſein, vnnd Euch gepurt haben, Euch ſollichs kayſerlichen beuelchs als wider Gotts willen, vnnd wortt, vnnd gemeinen fride verletzlich, fueglich zuenntſchuldigen, vnd Ir kay^e M., vnnſers vnndterthanigen erpiettens, wellichs wir mundtlich vnnd ſchrifftlich gegen Euch gethan, zu berichten, So hett one Zweyffl Ir kay. Mt., als ain hochlöblicher kayſer auf ſolchem Irem vornemen, Ob ſie Euch derwegen was beuolchen, nit beharret, hettet Ir aber dieſelbigen Hanndlunge, one beuelch kay. M. furgenomen vnd aufgericht, ſo Iſts etwas von ainem diener, darumb derweyl Ir vnns vnnſer anntwort halben dem von Naues gegeben angeregt habt, der verſtenndigt zu werden, So begeren wir himwider Ir wellet vnns von ſolchen Eurn Hanndlungen, die aus kayſerlichem beuelch vnd vnnderricht geſcheen ſein, glauben machen, vnns auch gegen Euch, darnach wiſſen zurichten, dann vnns verwundert nicht wenig, das Ir Euch dorffet vernemen laſſen, das In vnnd aus Eur Hanndlung nichts annders befunden werden ſoll, dann das Ir friden, Rue, vnnd Eynigkait Im heylligen Reych vnnd teutſcher nation getreulich vnndterſtannden zu furdern, vnnd ſouill an euch, zu helffen, das der Zweyſpaldt In der Religion Criſtlich vnnd fridlich peygelegt, die mißbreuche vnnd annder vnrath, ſo daraus enntſtunden abgethon wurden ꝛc., So doch alle Eur Hanndlung, nach vnnſerm vnnd viller trefflicher Leuth vrtteyl, das widerwerttig auſweiſen, dann Ir muſt Je bekennen, So das war Iſt, das man ſagt, das Ir den obgemelten verſpruch vnd bundt, (wellicher nicht allain auf ain lauttere defenſion, wie man furgeben will, gerichtet ſein, Sonnders was weythers, auf ſich haben ſoll:) ghanndlt habt, vnnd derſelb die vrtteyl am Chammergericht In Religion ſachen geſprochen Hanndthaben ſoll, dann Es ain Richtiger weg ſein wurdett, zum vnfriden, darzu wir doch vnnſers teyls vngern vrſach geben wolten, vnnd ſo wir von Euch vernemen möchten, in welchem ſtuckh Ir Criſtlichen Erbarn fridt, ainigkait, vnnd Rue, Deßgleichen Criſtlich hinlegunge der Zweyſpalt vnd abſtellung der mißpreuch in der Religion geſucht hettet, So wollen wir vnns darauf weyter gegen Euch vernemen laſſen, warumb es wir dafur nicht vorſten, Achten, oder halten können, ſölchs wolten wir Euch zu gepethener anntwurt nit begerrn (bergen).

Souill antrifft die forderung welche Ir an den Hochgepornnen furſten, Herrn Ulrich Hertzogen Wierttenbergk vnnd Teckhe, Grauen zu Mumpellgartten, vnnſern freuntlichen lieben vettern vnd geuattern, ettlichs gelts, kirchen getzierde, vnd annders halben gethon, haben wir, wie Ir wiſſt, zu Schmalkalden nach vnnſerm vermugen bei ſeiner Lieb gehanndlt, vnnd hetten mugen Leiden, das ſein Lieb Euch als einenn verdiennten man bey kay. M. aus gnaden, vnnd nicht aus pflicht, mit etwas bedacht hette, nachdem aber wir befunden, das ſein Lieb darInne beſchwerunge getragen, wie wir achten, aus dem bedennckhen, das es ſein Lieb pey anndern ſo villeicht dergleichen forderunge ſchöpffen möchten ainen ergerung machen möchte, So beſorgen wir ſein Lieb mochte nochmals dergleichen bedencken haben, Derowegen wir guttlich begern, vnns damit zu dieſem mal zuuerſchonen. Vnnd wunſchen Euch damit Rechte warhafftig erkanntnus Criſtj vnnd verſtanndt ſeiner heyligen Religion, Datum Spangenberg am achten tag Decembris Anno ꝛc. 38.

An Doctor Hildenn kay. M. ꝛc. Rath vice Canntzler vnd oratorem ꝛc.

Das Ir auch wie Eur ſchreyben lauttett, mit ettlichen perſonen des Cammergrichts zu Speyr, Der Straßpurgiſchen Rechtferttigung halben hanndlung gepflegt, vnnd befunden, das ſye der ſachen, vnnd Irer geſprochen vrtteyl kain entſetzung tragen, vnd die wol zu uerannttwortten vermeinten ꝛc. dabei Irs auch Eurs tayls beruehen lieſſet, ſollichs laſſen wir alſo ein Redt in ſeinem werdt ſein, Das mögen wir euch aber nit pergen, es wiertt von villen Rechtgelertten erlichen vnd erliebennden Leutten dafurgehalten, das denen von Straſpurg wider pillichait geſchee, vnnd aus böſer affection, alſo gegen Inen gehanndlt werde. Dieweyl Ir aber kein Mittel dar Inn finnden konnet, So muſſen wirs auch dapey Laſſen, ob es aber zu frid vnd rue diennlich ſolliches, konnen wir pey vnns nit finnden,

Sovill nun betriefft Herzog Heinrich zu BraunSchweig geleitsweigerung, Das derwegen wie an Euch gelanngt kain Irrung mer zwiſchen vnns vnnd Jme ſein ſolt, darauf geben wir diſe anntwort, wer Euch deſſelbigen bericht hat, der ſagt vnrecht daran, Das Jſt aber war, Es iſt vnnſers wiſſens, in Teutſcher Nation, niemer alſo herkomen, dieweyl aber diſe vnnd dergleichen vngewönnliche ſachen alſo ergeen, vnnd darJnn kein einſehens geſchehen ſolte noch wölte, So förchtetten wir, das Es ein Zeichen were, der ſtraff vnnd Zornn Gottes, vnnd das dardurch nicht guts, ſonnder ſpaltung, vneinigkait vnnd dem Turckhen zu ſeinem wutteriſchen grauſamen furnemen deſto mer ſterckhung volgen wurde, dergeſtalt, da wir in vnnd vnndter vnns ſelbſt vneinig weren, So mochte der Turckh ſeinen grauſſamen willen deſto freyer vnnd peſſer ſchaffen, vnnd noch woll weyther vnrath, der allen tayllen zu ewigem verderplichem nachteyl vnnd ſchaden kome, daraus erſteen. Das wolten wir Euch auch hinwider nit pergen. Datum vt in literis.

1539.

XII.

Caſſel. Am Tage Felicis 1539 *).

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. V. fol. 57.)

„Inſtruction vnd bevelch, was von vnſer Philipſen v. Gottesgnaden Landtgrafen zu Heſſen, Grafen zu Catzenelnpogen ꝛc. wegen, der hochgelerter vnſer lieber getrewer Siberd von Leuenburg **), der Rechten Doctor ꝛc. an die durchleuchtige Hochgebornne Furſtin vnd Fraw Fraw Marien ꝛc. deßgleichen den wolgebornnen vnſern lieben Neven vnd beſonndern Florys von Eckmund Grauen zu Bure vnd Leerdamen, Römiſcher Kayſerlicher Maieſtet Capitaneum General in Nidderlande ꝛc. vnd Jeder orts inſonnderheit Werben vnd tragen.“

---

*) Vergl. Rommel II. Bd. Anm. p. 396.

**) Lowenburg.

XIII.

Brüſſel. 8. Februar 1539. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. V. fol. 67 — Conc.)

Antwort auf deſſen vorgenannte „Werbung und Anbringen“ (durch Dr. „Sibert von Leubenberg“) ...... „vnd wollen, ſoll E. L. derhalben an Vnns gethane Werbung Kay. Mt. aufs Furderlichſt zueſchickhen vnd zuerkhennen geben,“ .... „dann auf die Handlung, ſo verſchiene Zeit von E. L. durch den ꝛc. ꝛc. Johanns von Naves ꝛc. angepracht, verſehen wir vnns, E. L. werde derhalben bei ꝛc. des Ertzbiſchofen von Lunden Anntwurt vnnd Beſcheid finden“.....

XIV.

Frankfurt a. M. 3. März 1539. Landgraf Philipp und Kurfürſt Johann Friedrich an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. I. Suppl. Bd. II. 259. — Orig.)

Durchlauchtige Königin ꝛc.

Es hat ſich in kurtzvorgangener tag zugetragenn, das wir der Lanndgraf auf ainen Hertzog Hainrichs vonn Braunſchweigk Secretarium geſtoſſen ſein, wie wir dan Euer Koniglichenn wirdenn darvon hieuor auch freuntliche vormeldung gethann, vnnd bey deme fundenn, dorinnen wir mergklich beſchwerung empfangenn, Derhalbenn vnnſer notturfft erfordert hat, vnnſer vnſchult vnnd voranntwurttung darzuthun, dorauf gemelter hertzog Hainrich widder ain ſchriefft ausgehenn laſſenn, Vnnd vnndter anderm ſolchs auch an den hochgebornnenn furſtenn Hern Joachim Marggrauenn zu Brandenburgk des hailigenn Romiſchenn Reichs Ertzkammerer vnnd Churfurſtenn ꝛc. vnseren freuntlichen liebenn ohaimenn Schwager vnnd Brudern geſchriebenn, dorinnenn Er vnns baide mit vngrunde vnnd zuvnſchuldenn antaſtet, Welchs gruntlich zu uerantwurtenn, vnnser Notturfft auch thut erfordernn Vnnd demnach ainenn gruntlichenn warhafftigenn bericht vnnd antwurtt geſtellett, vnnd die gemeltem Marggraffen Joachim zugeſchickt, vngetzweivelt ſein Lieb werde ſich dorinnen der billickait gemes zu halten vnnd zuertzaigenn wissenn. Dieweil wirs dan darfur haltenn, das gemeltter Hertzog Hainrich dergleichen auch an Euer Konigliche wirde geſchribenn mochte hadenn So habenn wir zu ableynung ſolcher ſeiner vnbillichenn ſchriefft, nicht wollenn vnderlaſsen, dieſelbe vnnſer verantwurttung, Euer Konig. wirdenn auch zutzeſchickenn, als wir dann hiemit thun. Vnnd bittenn freuntlich, ob ſolche Sach anders an Euer Konig. Wirde gelanget were werdenn, dem kainenn glauben zu gebenn, Sundern dießenn vnsernn bericht fur warhafftig zu halttenn; Vnnd dieweil Euer Konig. wirde doraus vormerckenn, Was Er vnsernn halbenn, one vrſach gehanndelt, vnd practicirt hat, Jme derinnenn kainenn beyfal zu thun Sundernn ſolche handlung als gemainem nutz vnnd friedenn zuwidder, ſeinethalbenn verweyßlichenn verſtehenn Wie dye auch nicht anders gedeutet oder verſtanden mag werdenn. Das wollenn wir vmb Euer Konig. W. mit freuntlichem willenn altzeit vergleichenn vnd erſchuldenn Datum zu frannckfurd am Main denn drittenn Marcij Anno domini etc. xxxix°

Vonn Gots gnadenn Johanns Fridrich Hertzog zu Sachſenn des bailigen Rom. Reichs Ertzmarſchal vnd Curfurſt Landgraue in Duringen Marggraue zu Meissenn vnnd burggraue zu Magdeburgk ꝛc. Vnnd Philips Landgraf zu Hessenn, Graue zu Catzenelennbogenn zu Dietz Ziegennhain vnd Nidda ꝛc.

Jo. Friedrich Churfurst m. p.

Philips L Z Heſſen S ſſt.

XV.

Brüſſel. 20. März 1539. Die Königin Maria an den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und den Landgrafen Philipp von Heſſen.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. Bd. V. fol. 71. — Conc.)

Die Hoffnung auf ein ſolches Betragen der beiden Fürſten ausdrückend, „damit Fried vnd Ainigkheit im heiligen Reich gefurdert auch Aufrur vnd Empörung verhuet werde.“ —

XVI.

„Copey des widderſchreibens ſo m. g. h. Hertzog Heinrich von Braunſchweig an den Hertzogen von Bayern gethan vnd belangt des Sachſiſſen Churf. vnd Landtgraven antwurt. Dat. Wolfenbüttel am Sontag Lätare 1539.“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. II. fol. 260. — Cop.)

XVII.

Wolfenbüttel. Samſtags nach Lätare 1539. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. II. fol. 266. — Orig.)

Die obige Copie, welche Herzog Heinrich der Königin Maria mittheilt, begleitend und ferner Rechtfertigung ſo wie die Bitte enthaltend, daß die Königin dem Widertheil nicht Glauben ſchenken möge.

XVIII.

Wolfenbüttel. Am Sonntag nach Judica 1539. Herzog Heinrich der Jüngere an die Königin Maria.

(Ebendaſ. fol. 268. — Orig.)

Die „Niderwerfung“ und Gefangenhaltung des Secretärs Schmidt u. ſ. w. betreffend, Rechtfertigungsgründe, Klagen über den Landgrafen und den Kurfürſten von Sachſen, beſonders aber über Erſteren enthaltend, wobei H. Heinrich die Gründe, weßhalb der Landgraf ſo und nicht anders gegen den Secretarium procedirt, als unhaltbar und nichtig darzuſtellen ſucht.

XIX.

Aus einem (fragment.) Bericht des „Godscalcus Ergens“ (Erich?) über den Landgrafen Philipp. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II.
Bd. I. fol. 514.)

Itt: Lantgravius Hessie inter cetera que mecum liberrius locutus est in hec verba prorupit Et quanam ratione Juvenem illum Ducem Cleuensem retinebunt in possessione ducatus Gelrie. Audio. inquit. principem esse bone Indolis Vereor ne illi non sit pecunia ad tantos conatus, Ego respondj. retinere illum in occupatione alicujus ducatus contra Jus et equum grave erit Illud certo persuadeat sibi tua Celsitudo quod Ces. Ma^{tas} jus suum ad ducatum Gelrie nunquam deseret aut alteri relinquat. Tum lantgravius Ego inquit si ad bellum res devenerit, commode possem prestare Ces. M^{ti} fidelem servitorem Nam terre ducis Juliacensis ducatus bergensis et comitatus Ravensburg satis finitime et objecte sunt dominio meo Ita ut facile ad eas votem (?) Ces. M. invadendas mihi pateret aditus Nisi obsteterit affinitas et amicitia quam Juliacens. habet ad Electorem Saxonie quem non leuiter offendo

Et post multa subjunxit Ego libenter audio istam concordiam inter Caes. Ma^{tem} et Regem Gallie, Deus illam velit esse diuturnam. Opinentur alij de me quidquid volunt, Ego certe quietem et pacem opto. Verum ob causam fidej et religionis necesse est ut semper solicite nos teneamus et ad defensionem preparemus. Nam non desunt scio qui Caesarem alioque clementissimum adversus nos concitare nituntur Et doctor Mathias Heldius aperte minatus est nobis Si ex Judicio, inquit, loqui volumus quid Cesaris interest. quod unusquisque nostrum cadat permittat hoc sua Ma. liberius aut in certas conditiones verbo Dei non contrarias consentiat et nobis prescribat, et inveniet nos ad omnia officia debita ob-

---

*) Dem Inhalt nach zu ſchließen, (die Succeſſionsfrage Gelderns nach dem Tode Karls v. Geldern [1538], und der Friede mit Frankreich) gehört dieſer Bericht dem Jahre 1539 an.

sequentissimos Vtatur tum nostra nostrorumque fideli opera et servitio adversus quencunque suae Ma^{tis} hostem etc.

1541.

XX.

Caſſel. Montag nach Catharina 1541. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. III. fol. 14. — Orig.)

Was wir ehren, liebs vnd guts ꝛc.

Es hat vns die hochgeborne vnnſere freunntliche liebe Muhme, Anna, geporne von Cleue, Greuin zu Waldegken, Wittwe, In ſchrifften berichtet, das Irer Liebden, bey Key. M., vnnſerm allergnedigſten Hern, vnnd Ewer K. W., vnnd dem Niderlenndiſchen burgundiſchen Lannd, an Irer key. M. etzliche ſchulden, verſprochnen penſion, vnnd geſchenckes, noch auſſtenndig ſein ſelle, Derwegen ſey ſie bedacht, eintweders, mit verleihung Gottes, ſich ſelbſt In eigner perſon, Zu Ewern Kon. W. Zuuerſuegen, oder aber zum wenigſten, do Ir hieran verhinderung zuſtehn wurde, die Iren abtzuferttigen, Vnnd vnns derhalben vmb vorſchrifft, an E. Kön. W., vleiſſig gepetten, Dieweil nun vnnſer Herr Gott, ſie mehr, mit kindern, Dann Reichtumb, nach Irem ſtannde, berathen, vnnd Irer Lieb zu vffziehung vnd beſtattung derſeiben Irer kinder, vil von nötten ſein will, So haben wir Ir ſollche gepetne furdernusſchrifft, die weil wir die vor vnbillich nicht haben achten können, nicht abtzuſchlagen gewüßt, Vnnd Iſt derwegen an E. kön. W., vnnſer freunttlichs vnnd vleiſſigs bitten, ſie wöllenn Irer Lieb gelegennheit behertzigen, vnnd Ir gnedigclich behülffig ſein, domit ſie zu denſelbigen, nachſtenndigen ſchulden, verſprochnem gelte, vnnd der verehrung, komen möge, E. Kön. Wierde wöllenn ſich hier Inn, allſo gnedigclich erzeigen, damit ſie dieſer vnnſer furdernusſchrifft, genoſſenn habe ſpüren mögen, daran erzeigen ſie vnns, ein ſonnderlich gut gefallenns Seinds auch gegen key.

M., vnnſerm allergnedigſten Herrn, Eu. Kön. W. vnd den Nidern Lannden, mit vnnſern vnnderthenigen ſchuldigen vnnd vleiſſigen Diennſten, alletzeit zu verdienen willig Datum Caſſel, Montags nach Catharine anno ꝛc. xxxxj

Philips von gottes gnaden Lanndtgrave zu Heſſen, Grave zu Catzenelnpogenn &c.

Philips L Z Heſſen S *ſſt.*
(m. p.)

1542.

XXI.

Caſſel. 11. Januar 1542. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Br. III. fol. 28. — Orig.)

Durchleuchtige ꝛc.

Als ewer koen. W. vnns verruckter tag widergeſchriben, vnd einen Wechſelbrive vff Sechshundert gulden In Geld zu einer halbenn Jarsbetzalung dero fußknechthauptleute, Sowie der keyn. M., vnſerm allergnedigſten herrn, ew. kon. W. vnnd dem haus Burgundi zu gutem beſtellet vnd angenomen haben: zugeſchickt, Mit dem begeren, das wir euw. kön. W. die Namen derſelben Hauptleut, wo die geſeſſenn, vnd wiuil ſie kriegsvolcks vffpringen möchten ꝛc. zuerkennen gebenn ꝛc. So habenn wir dennſelbigen Wechſelbrive empfangenn, wöllenn das gold darauff erhebenn laſſenn, vnnd ew. Kon. W. nit pergenn, Das wir hochermelter keyr. M. ewer Kon. W. vnnd dem Haus Burgundi zu eynem Oberfußknechthauptman, vnſern Landſaſſen vnnd lieben getrewen Chunraden von Hannstein [als denn wir vor eynenn erlichen, tuglichen, vnd geſchicktenn kriegſman haltenn] der auch hibevor in der Cron zu Frankreich diennſt vnd zimlicher treffſlicher beſtallung geweſenn, vnnd Jr aber hirdurch numer entze gen vnnd abgeſtrickt iſt ꝛc. beſtellet, v , vnd angenomen haben, wie wir dann ewern k. W. deß ſeinen Reuersbrive hirbeiverwaret zuſchickenn, Vnnd nachdem dieſelbige ſein beſtallung vnnter andern vermag das er acht vnterhauptleute ſo tuglich vnnd geſchickt ſeyenn, annemenn vnnd vnns dero Reuersbriue zuuertigen ſoll: Sopald er dann die Reversbriue von denſelbenn bekommet, So wellenn wir die E. Kon. W. auch zuſchickenn, deß verſehenns, es ſolltenn die Key. M. vnnd E. Kö. W. ab dieſer Ober vnnd vnnterhauptleut dienen, ein guedigs vnnd guts geuallenns tragen, Wilchs wir Ew. Kon. W. alſo nit wolten pergen, dann derſelben viel ehr, liebs vnnd angenemes geuallens zuertzeigen, vnnd zubeweiſenn ſeint wir alzeit gevliſſen vnnd geneigt. Dat. Inn vnnſer Stad Caſſel am xj Januarii Anno 1542

Philips vonn Gots gnaden Landtgraue ꝛc.

Philips L Z Heſſen (mp.)

Zettel: Wir mugen auch ewer Ko. W. nit verhalten das wir glaublichen bericht haben, das Graff Wilhelm vonn Fürſtenbergk widerumb In voriger vnnd alter beſtallung, bey der Cronn zu Franckreich ſeynn ſoll, vnd das aller vnd vilerley bewerbunge vmb kriegsvolckh fur Franckreich hin vnd widder vorhanden ſeie, wilchs wir Ew. Kon. W. des dannoſt auch eynn wieſſens zuhaben alſo freuntlicher meynunge nit woſten zuuerhalten Dat. vt s.

Andrer Zettel:

Auch freuntliche liebe Muhm. Nachdem man vnns allerley von der Rhomiſchen Keyn. Mt. vnſers allergnedigſten Herrn widerigem Zuſtandt, ſo Ir Mat. In Aphrica erlietten haben ſolt, ſagett, Wilchs vnns, do dem alſo In Warheit trewlichen leidi wehre, So iſt an ewer Ko. W. vnſer freuntlich bietten, ſie wolle vns ſouiell Ir thunlichen iſt, doch was gewieſſes von demſelbigen auch an was ortten Ire M. wider ankomen ſeyn, eroffenen, das kompt vns Zugeuallen hinwider freuntwillig zu beſchuldenn, Dat. vt In litteris.

XXII.

Brüſſel. 16. Juni 1542. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. V. pièce 5. fol. 114. — Conc.)

Betreffend die Anſchuldigungen des Herzogs Heinrich v. Braunſchweig wider den Landgrafen, ferner die Expedition gegen die Türken, endlich die Kriegsmaßregeln, um den Plänen des Herzogs von Geldern Widerſtand halten zu können.

XXIII.

Brüſſel. 22. Juni 1542.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. V. pièce 54. fol. 125 — Cop.)

„Inſtruction was an den hochgebornen Furſten vnnſern lieben oheim herrn philipſen landtgrafen zu Heßen von vnnſernt wegen vnnd in vnnſerm Namen durch vnnſern lieben beſondern Joachimen von Reifferſchaidt furgetragen werden ſoll.“

(Die Königin verlangt von dem Landgrafen Unterſtützung an Truppen zum beſſern Widerſtand gegen die Franzoſen und gegen Roſſem.)

XXIV.

Brüſſel. 12. Juli 1542. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Ebendaſ. pièce 59. fol. 141. — Cop.)

Sie zeigt demſelben an, daß ſie Mittel gefunden, den Feindſeligkeiten des Königs von Frankreich und ſeiner Bundesgenoſſen Widerſtand zu leiſten, und daß deſſen Pläne in Deutſchland entlarvt ſeien; zugleich drückt ſie die Hoffnung aus, daß dieſelben nicht von jenen Erfolgen begleitet ſein werden, die man befürchten mußte.

XXV.

Brüſſel. 24. Auguſt 1542. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Ebendaſ. pièce 70. fol. 160.)

Credenzbrief für Cornelius Scepper als Geſandten.

XXVI.

Bremen. 29. Auguſt 1542. Bericht des Doctors „Sibert von Lenenberch“ an die Königin Maria.

(Ebendaſ. pièce 72. fol. 167. — Orig.)

Betreffend ſeine Geſchäfte beim Landgrafen, ferner die Einnahme des Braunſchweiger Landes in zwölf Tagen, die Belagerung Wolfenbüttels; „der Krieg iſt mit der Beſcheidenheit gefurt, das die Landſaſſen nicht ains ays oder Heyns werd ſchaden empfangen. Die vnderthonen ſeinds wolzufrieden vnd was ſich vber alles zuverwundern iſt das Vnder dem gemainen kriegſvolkh zu roß vnd zu voeß khein vnwill ſunder gutter frid vnd Ainigkheit geſehen worden, vnd wölicher bei dem Hauffen geweſen muß zeugnus tragen, das ſei mher ain ingetzogns dan eufferlichs leben. ꝛc.“

XXVII.

Braunſchweig. 31. Auguſt 1542. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Ebendaſ. p. 74 und 75. fol. 173. Versio latina und Orig. p. 174.)

Rommel II. p. 449 citirt einen Brief **Philipps** an K. Ferdinand vom ſelben Datum und ſelben Inhalt aus dem Kaſſl. Regierungsarchive (erwähnt auch des Umſtands, daß die Fähnlein abgelegt worden.)

XXVIII.

Namur. 19. September 1542. Antwort der Königin Maria auf den vorſtehenden Brief des Landgrafen.

(Ebend. pièce 79. fol. 183. — Conc. [Lat. Ueberſetzung fol. 184.])

(Die Königin dankt dem Landgrafen und entſchuldigt ſich, daß ſie nicht früher auf deſſen voriges Schreiben geantwortet.)

XXIX.

Löwen. 7. Oktober 1542. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp *).

(Ebendaſ. pièce 82. fol. 205. — Cop.)

. . . . „Auch darneben E. L. begeren waß ſich dieſelb zu vnns alls Kay. Mt. Regentin diſer Mt. Nidererblanden von wegen der verbuntnuß mit Hertzog Hainrichen von Braunſweigk ꝛc. ſo E. L. auf wolfenbütel gefunden, darinen dan diſe Lanndt auch begriffen vnd mit verpunten ſein ſollten, Zu verſehen hetten ꝛc. merers inhallts verſtanden, Daruff wollen wir E. L. nit bergen, Welchermaßen wir nicht wiſſen tragen noch erynnern mögen, das ainiche verpundtnuß, Dardurch dieſe Niderlanndt vnnder vnſer verwaltung gehalten, vnd verpunden, gedachten Hertzogen von Brunſwigk ainiche hilf oder beiſtandt zu geben aufgericht, zu dem haben wir auch, von Kay. Mt ſollichs zu thun kainen bevelh, vber ſollichs alles ſo haben wir vnns bißheer in kainerlai Handlung, vnnſer Gubernement nit berurent begeben noch eingelaßen. Darumben mogen E. L. derſelben Buntesverwanten, glaubwirdigclich vergewißen, das wir in kainerlai wege gedacht, noch der mainung oder willens, furgenantem Hertzog von Brunſweigk hilf noch beiſtanndt wider Sy Zuthun. Herwiderumb ſo ſein wir auch der fruntlichen vnnd gnedigen Zuverſicht dieſelben E. L. Ainigungsverwanten werden in gelicherweiß wider die Kay. Mt. noch der Erblanden nichts

---

*) Ein franzöſ. Auszug aus obigem Brief Bd. V. piece 83. fol. 207.

furnemen oder handlen. Dan E. L. ſelbſt Perſon belangennt bedurffen E. L. derhalben in kainen Zweifel zuſetzen, ſo ſoll auch alles ſo zwiſchen Kay. Mt vnd E. L. gehandlet vnd beſloßen vnnſers thaills gentzlichen Stet vnnd vnzerbrechlichen gehallten vnnd one mangel vollenzogen werden. Verrer nemen wir E. L. gutwillig erbieten, Sebaſtian Schertlins vnnd Bernharten von Thalhaimbs halben geſchehen zu ſonndern fruntlichen Dannck an vnnd zweiflen gar nicht, daß durch dieſelben, in bedacht Irer Redlichkeit vnd geſchicklichkeit, Kay. Mt. ſonnderlichen möcht gedienet werden. Aber damit die haubt vnd principalſachen, inmaßen E. L. bewuſt, in deſter mehr gehaimb vnd vnoffenbar gehallten, hat vnns fur guet angeſehen, mit ſollicher Irer Handlung diſer Zeit, vnd biß wir von Kay. Mt. auf die Haubtſachen Antwurt haben (welche in der Zeit, ſo E. L. dem Sceperio ꝛc. beſtimbt gewißlichen ervolgen) zu verziechen, vnd alſo beruen zu laſſen, Der fruntlichen Zuverſicht E. L. werden bei den, vnnd anndern darob ſein vnd ſo vill handlen, damit Sy, wo ſich der Franntzos vnnd annder Kay. Mt widerwertige villeicht umb Kriegsvolckh bewerben, Inen nit zutziehen vnd ſovill an Inen, auch ander abwendig machen. Das wollen wir umb E. L. hinwider zu beſchulden fruntlich gevliſſen ſein“ ꝛc.

XXX.

Caſſel. 14. Oktober 1542. Landgraf Phillpp an die Königin Maria.

(Ebendaſ. pièce 85. fol. 209. — Orig.)

Durchleuchtige, Grosmechtige Konigin. Ewer Koniglichen wurden, ſeien Was wir ehrenn liebs vnnd guts vermugenn allezeit zuuor freuntliche liebe Mhume, E. Kö. W. ſchreiben, darinn ſie vnns berichtenn, Was geſtalt ſie verurſacht wordenn ſein, vonn wegenn der Key. May. denn Hertzogenn zu Cleue ꝛc. antzugreiffen haben Wir enntpfanngen, erprochenn vnnd inhalts verleſenn, Vnnd warlich vngernn gehört den ſchadenn ſo von erſten der Key. M. vnnd irenn Erblannden zugefugt, Gleichsfalls habenn Wir mit beſchwerdenn vernomen, dj weitterung ſo ſich in vnd gegenn Cleuv begebenn, Vnnd iſt nit ohn, als Wir vonn erſten diſer E. Kö. M. begynnens Widder Cleue beruchten, (der Zeitt wir dann eben one das annderer ſachenn halbenn bey vnnſerm beſonnder liebenn Herren vnd Freundt dem Erzbiſchoue zu Coln Curfurſten ꝛc. warenn) Das wir alſpald benebenn genantem vnſerm freundt vonn Collnn, vnnſere Statliche potſchafften abgeuertigt mit beuelich an E. Kö. W. vnnd Gulich zu uerreittenn, ꝛc. zu Gott dem allmechtigen hoffende er ſolte die gnade verleihen, das ſolch potſchafften, was guts ausrichtenn, Welichs wir E. K. W. alſo vff dißer Ihr ſchreibenn vnnd Inn Eill hinwidder wolten Vneroffnet nit laſſen, dero Wir viel ehr liebs vnnd guts zu erzeigenn allezeit geneigt ſein. Dat. Caſſell den 14. Octobris Anno xxxxij

Philips vonn Gotts gnaden Lanndgraue zu Heſſenn, Graue zu Catzenelenpogenn &c.

Philips L Z Heſſen S mpr.

S. Bing.

XXXI.

Antwerpen. 14. Oktober 1542. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Ebendaſ. pièce 86. fol. 210. — Orig. zum Abgehen beſtimmt, jedoch nicht abgegangen, mit der Bemerkung: „an Lanntgrafen mit Antzeigung wie Key. M. in gut wolfart vnd vberſchickht Jme Key. M. ſchreiben“, — unterz. Maria (mp̃ra), die Unterſchrift jedoch durchſtrichen. *)

Wir Maria von gots gnaden zu Hungarn vnnd Beheim ꝛc. Kunigin Römiſcher Kay. M. ꝛc. Statthalterin vnnd Gubernantin der Niderlanndenn. Entbieten dem Hochgebornen Furſten, Vnnſerm lieben Ohem Herren Philipſen Lanntgrauen zu Heßen, Grauen zu Catzenellenbogen ꝛc. vnnſer Lieb vnnd Fruntſchafft zuuor. – Hochgeborner lieber ohem. Wir wollen E. L. aus fruntlicher wolmainung nit bergen, Welchermaßen wir dieſe

---

*) Bd. V. pièce87. fol. 212. enthält das Concept obenſtehenden Briefs.

tag, von Römiſcher Kay. Mt. vnnſerm gnedigen liebſten Herren vnnd brueder, ſchreibn empfanngen. Darauß ꝛc. Ir Mt. noch in glucklichem weſen vnnd guetem geſundt, zu dem auch glaubwirdige Zeittung, verſtanden. Wie wol ſich der Kunig von Frankreich, umb das Kunigreich Nauarra vnnd vollgenndt vmb die Statt Parpinien, Dieſelben mit gwallt zu erobern, vnnderſtaunden, So hat Imme doch ſollich ſein vorhaben wenig gegluckt, Vnnd alſo ſein Kriegſvolckh nit mit klainem verluſt vnnd niderlag, widerumben zuRugkh vnnd abtziehen mießen, Wie dann E. L. numalß, one Zweiffel auch wißen haben.

Verrer iſt vnns, neben anndern ain Schraiben von Ir M. an E. L. Lauttent zuekumen, Welches wir E. L. hiemit vberſenden. Dan E. L. fruntlichen vnnd gueten willen zu beweiſen, ſein wir der gebur nach genaigt. Geben zu Anntorf in Brabant den vierzehenden Octobris Anno im zwaivndvierzigiſten.

XXXII.

Melſungen. 19. Oktober 1542. Landgraf Philipp an die Königin Maria. *)

(Ebendaſ. pièce 89. fol. 217. — Orig.)

Durchleuchtige `grosmechtige konigin, Ewern koninglichen Wirdenn, Seint Was wir ehren liebs vnnd guts vermugen allezeit zuuor, freuntliche liebe fraw vnnd Muhme, Das ſchreiben ſo E. k^{n} Wn. (Wirden) vnterm dato denn 7. Octobris vff des Cornelij Scepperj Ireß mit Vns gepflogner handlung gethan, vnnd vns zugefertigt, haben wir empfangen erbrochenn vnnd Inhalts verleſenn,

Vnnd ſouil erſtlich betrifft den von Brunſchweig verſtehenn wir E. k. Wn. ſchreibenn alſo, daß ſie nit Wiſſens tragen, noch ſich erſindern mugen, das einige Buntnus furhanden, dardurch dſ niderland ſres Gubernements verpflicht ſeien, dem vonn Braunſchweig einiche hilff oder beiſtant zu gebenn Noch des

---

*) Vergl. den Brief der Königin vom 7. Oktober 1542.

von Kaỹr. Mat. bevelch hetten, Darumb ſo mochten Wir vnſern buntverwantenn glaubwirdigclich vergewiſſenn, das E. K. Wn. jnn keinerley Weiße gedacht, noch der mainung oder Willens ſeien vorgenanten von Brunſchweig hilff noch beiſtant widder ſie vnſere Stende zuthun, Sondern wolten ſich herwiderumb verſehen, vnſere einungsverwanten wurdenn in gleicherweiſe widder die key. M̃t. noch Jre erbland nichts furnemen Welchs wir vonn E. K. W̃n. gern gehort vnnd frunntlich verſtanden, Wellen auch nit vnterlaſſen, daſſelbig alſo gemeinen vnſern religionsainungsverwanten antzuzeigen vnnd zurummen, guter Zuverſicht vnnd Hoffnung es werd ſolchs denſelbigen Vnſern einungsverwantenn ſonderlich wol gefallen, vnd Sie werdenn ſich hinwidder gegen der Key^{n} Mat. vnnd E. k. W̃n. aller gepur vnnd undertbenigen ſchuldigen gehorſams halten vnnd ertzeigen,

So vil aber dj ander ſach belanget were nit vngut geweſen, wenn was hette ſollen beſchehen, das man dann jn Zeiten dartzu gethan, etlich trefflich leute ann dj hant erlangt, vnnd diſelbigen vnterhaltenn hette, damit dj der ander teil ann ſich nit bekeme, Aber doch ſo wollen wir, vff dj beſtimbte Zeit der principal ſach halbenn weiter Handlung, vnd Antwurt erwarten vnnd bei vnſern verwantenn Dinern, Sonderlich aber denn zweien bewuſten, daran ſein, daß ſie ſolcher Zeit auch abwartenn, vnnd ſich vnter des nyndert hin wendten oder begeben, Aber dabeneben ſehn vns fur gut an, vnnd Wunſchten von Hertzen, das dj ſachenn mit Gulch zu andernn wegen, vnnd zu vertrage gericht werenn, dan ſolchs wurde on allenn zweiuel der kaỹ. Mat. vnſers allergnedigſten Hern ſachen gegen Franckreich vnnd auch wider denn turckenn, nit vmb ein gerings, ſondernn mircklich vnnd vil befordern, welchs E. Kon. W̃n. Wir alſo itzmaln hinwider vneroffnet nit konten laſſenn. Dero wir vil ehr, libs vnnd guts zu ertzeigen allezeit geneigt ſein. Dat. Melſungen am xviiij tag Octobris Anno ꝛc. xxxxij

Philips vonn Gots gnaden Lantgraue zu Heſſen, Graue zu Catzenelnbogen &c.

Philips L Z Heſſen mp.

XXXIII.

Rotenberg. 5. November 1542. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Ebendaſ. pièce 93. fol. 231. — Orig.)

Durchleuchtige Großmechtige Konigin, Euer Koniglichenn wirden, ſeyen was wir ehrenn liebs vnnd Guts vermugenn, allezeit zuuor freuntliche liebe fraw vnnd Mhume, E. Kö. Wn. ſchreiben ſo ſie an Vns vonn Anntorff aus denn viertzehennden Octobris gethan, haben Wir enntpfangen, vnnd vaſt gerrne gehort, das es der Key. May. vnnſerm allergnedigſtenn herren ſo wol an leibs geſuntheit vnnd ſonnſt ergehet; Bedannkenn vns auch der vberſchickten newenn zeittungen zum freuntlichſtenn,

Souiel aber dj Krigsvbungen weliche widder Cleue Continuirt werden: betrifft, mochten wir Inn warheit vaſt gerrnn leiden, das dieſelbige Krigsvbungen zu einem gutenn ennde vnnd hinlegung komen mochtenn, Vff das mann widder den gemeinenn feind der Chriſtenheit den turcken deſto bequemer vnnd dapferer hanndlen konnte, Welichs wir alſo guter meinung E. Kö. W. hinwidder dißmaln nit woltenn verhalten, dero Wir viel ehr liebs vnnd guts zuerzeigenn allzeit geneigt ſein. Dat. Rotennberg, denn funfftenn tag Nouembris Anno ꝛc. virtzig zwey.

Philips vonn Gottsgnaden Lanndgraue zu Heſſen, Graue zu Catzenelenpogen ꝛc.

Philips L Z Heſſen.

S. m. p.

XXXIV.

Antwort der Königin an den Landgrafen (auf deſſen Brief vom 5. November 1542).

(Ebendaſ. pièce 100. fol. 242. — Conc.)

Enthält:

1) in Betreff der Cleviſchen Angelegenheit die Verſicherung, daß die K. „nicht allein mit großen vnncoſten,

ſonnder auch hechſten ſchaden vnd geferlicheit gethan, aller billicheit geſchickht vernemen vnd an billicher handlung an vnns nicht erwinden haben laſſen. Was volge aber ſollich vnnſer nachgeben bei dem von Cleve gehabt, ſein E. L. on Zweifel und mehr durch denſelben pott vnd verordneten verſtendigt worden, derenwegen wir auch die verloſſne Handlung noch lengs zu erzellen hiemit vnderlaßen.“

„Dann das dermaßen an dem Key. Camergericht wider E. L. vnd derſelben Ainigungsverwanten des Brunſweigiſchen Vberzugs halben ſo geſchwindt proceдirt ꝛc. horen wir in warheit nit gerrn, haben auch deſſen biß anher khain ſonnder wißen gehabt, allain ſo vill wir auß ietzigem E. L. ſchreiben vnd beigelegten copeien vermergkht, vnnd ſein one Zweifel, da es an die Kay. Mt. gelangt, die werden deß klain gefallen tragen. Dernwegen wir (furnemblich in erwegung des vnraths ſo darauß wie E. L. ſchreiben zum theil mit ſich bringt entſten) vnnſers theillß in warheit wol leiden vnnd gern ſehen wulten, Das nach diſer Zeit diſer vnd dergelichen Proceß an dem Camergericht aufgeſchoben: vnd in dem fall zu yeder ſeit, die geferlicheit, vor augenſwebend geſchwinderlauf, baß erwegen zu hertzen vnd gemuet gefuert wurde. Achten aber darfur, wie wir deßen auch in erfarung kumen, Die Ro. ka. wirde vnnſer herr vnnd brueder werden ſollichs nunmehr bj mergemelten Kay^{n} Camergericht durch Jre gebottsbrieue furkumen vnd ainen Anſtandt ſchafft haben.“

2) „Vnnd allß E. L. vermelden, ob gelich vnnſer lieber ohem der Churfurſt zu Sachſen ꝛc. dem von Cleue Hulf thun wurde, Daß Jmme nicht zu uerdenkhen, Konden noch mögen wir vnns nicht erjnnern, Sonderlichen dieweill wir allain außer notwendiger vom Rechten vnd aller Billicheit erlaubter gegenwehr gehandlet mit was grundt oder fueg er der Churfurſt zu Sachſen ꝛc. dem von Cleue der aller verloffner Handlung ein vrſachen, gemaines Landtfriden ain verbruch iſt in ſollichem ſeinem vnbillichen furhaben ainichen zuefall wider vns hülf thun mogten, Hallten aber den Churfurſten zu Sachſen aines

ſollichen Chriſtenlichen vnd furſtlichen gemuets, wie Imme dan, alls furnembſten gelid des Ro. Reichs geburen will, werde mehr die geſtallt und billicheit diſer ſachen dann die Affection ſo er gegen Cleue tragen bedencken vnd die beſchwerung ſo er hirinen gefaſt, billichen fallen laßen. Inmaßen wir dan S. L. durch vnnſer ſchreiben nicht vnlangſt auch fruntlich mainung anſuechen laßen.“

3) „Verrer, wie E. L. angelangt allß ſollte das Evangelium, durch Vnnſers hoffs Betreuung in der Statt Metz verhindert werden, Darauf wiſſen wir E. L. fruntlicher mainung nicht zu bergen, das vnnſre Intenſion, will oder mainung nie geweſen (vnd ob Gott will, noch nit dermaßen, alls E. L. vnns vnd den vnſern zu nachteill one grundt angetragen befunden werden,) Das wort des Almechtigen zu verhindern. Wol iſt war, Alls vnns iungſt verruckhter Zeit glaubwirdig angelangt, welchermaßen etlich burger der Stat Metz entlichs vorhabens, die ſtatt von dem Reich abwendig vnd dem Kunig von Frankreich vnnderworfen zu machen, Vnnd damit ſie diß Ir vorhaben in wurgkhung vnd die Frantzoſen deſter unverdechtiger in die ſtatt Metz bringen vnd den ſollichen Anfang fortſetzen vnd treiben mochten, haben ſie, neben andern mitteln in ſonnderheit fur guet und zu diſer ſachen hoch dienſtlich eracht, Ainen Frantzoſen genant Charrllum under dem ſchein eines prädikanten, deß Leer vnns unbekhant aber gleichwol für ainen Aufrurigen, vnd zu allen boſen practicken inſonder genaigten Menſchen, bei meniglich erkhannt vnd dafur gehalten wirdet aufzuwerfen. So wir nun des Frantzoſen practiken ye vnnd alweg nicht klain verdechtlich gehallten, vnd furnemblich bj vnns ſelbſt erwegen vnd bedenkhen zu was nachtheill ſollichs gemainer ſtatt Metz vnd bevorab teutſcher Nation raichen, Haben wir ſie demnach durch vnnſern geſanten beſuechen, ſollichen Anfrag eroffnen vnnd darauf gnediger und guetter wolmeinung ermanen laßen, damit ſie in dem fall, wie dann bj diſen leufen on das wol von Metz auffehn ſich ſelbſt vor ſchaden verhuetten wolte. Was nun die von Metz zu furkumung ſolliches unraths auf beſchehene vnſer warnung, Inen

ſelbſt zu guetem furgenomen vnnd ob etwas weitter (das doch vnnſer bevelh nie geweſen) Inen den von Metz angetzeigt oder furgehalten worden iſt vns vnbewuſt. Ob nun ſolliche vnnſer Warnung dem Evangelio (wie E. L. mit vngrundt angetragen worden) zuentgegen, Stellen wir in E. L. erkhantnuß."

4) „Dan ſovill E. L. entſchuldigung des von munſter halben beſchehen belangent iſt, Iſt nicht weniger das wir in dem fall allerlei nachdenckhen gehabt, Aber doch gegen Imme, dem von Munſter ſeiner zuvor gethoner entſchuldigung und höchſte beteurung nach ſollichen verdacht fruntlich fallen laßen. Als E. L. auß beiverwarter Copi vernemen." ꝛc.

(Bemerkung am Schluſſe: „Iſt per Herrn Scepperum verfertigt worden.")

XXXV.

Brüſſel. 12. November 1542. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. — Conc.)

Credenzbrief für Corn. Scepper.

XXXVI.

Fürſtenberg. 14. Dezember 1542. Landgraf Philipp an den röm. königl. Geſandten Andreas von Könritz.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. V. pièce 102. fol. 248. — Cop.)

„Von Gotts genadenn. Vnnſer Philipſenn Lanndgraff zu Heſſenn Graue zu Catzenelennpogen ꝛc. Anntwort, ſo wir dem Hochgelertenn vnnſerm lieben beſondernn Anndres vonn Keneritzen Rom. Ko. Mait. rath vnnd Geſanntenn vff ſein gethane amuthliche werbung gegebenn habenn."

— — — — „Damit aber die K. M. ſonnderliche vrſachenn vnnſerer verhinderung das wir zu dieſem tag *) jnn Aigner perſon nit kommen mogenn ein etzwas wuſten, So wollteun Wir derſelbigen nit verhaltenn, das wir beneben dem Ehrwirdigenn Jnn Gott Herrn Hermann Ertzbiſchouen zu Colnn Churfurſten ꝛc. vnnſerm beſonnder geliebtenn Herren vnnd freundt in gutlicher vnnterhandlung zwiſchen Rom. kay. Mt. vnnſers allergnedigſtenn herren Regierung Jnn Brabannt eins; Vnnd vnnſerm Betteren dem Hertzoge zu Gulich vnnd Cleue ꝛc. annders teils ſtunden. Da wir denn vnnſernn Rethen ſo jnn ſollicher vnnterhandlung ſein: teglichs Schrifften erwarttennd, das wir jnn aigner perſonn zur ſachen komen mochtenn Dann wir vnns bewilligt, wann ſich die ſach alſo annliſſenn, das wir vermutlich was nutzpars verfenglichs vnnd fruchtpars ausrichtenn kennten, Das wir alſdann allem fridlichem weſenn zum beſtenn Nach diſenn weinachten vnns benebenn anderun mehr Chur vnd furſtenn, eigenn perſonnlich wolten zur vnnterhandlung begeben ꝛc. welichem vnnſerm bewilligen nach wir alſo diſer ſach abwartten muſſen. Dann wir es warlich vnnd vngezweivelt darfur haltenn das vaſt vnnd zu vielenn Dingen gut, da diſe beſchwerliche, ſchattliche Hanndlungen, vff zimliche ehrliche, pillige mittel, vnnd weg, beigelegt, vnnd vertragenn weren, dan ſolliche Beilegung vnnd vertrag, wurde der Rh. kho. Mt. jnn Jrenn jtzigen ſachenn widder den Turckenn nit wenig nutzpar vnnd furtreglich ſein, auß vrſachenn das jrer kon. Mt. vom ganntzen Hauß Burgundi vnnd denſelbigenn lanndenn auch den Nidderlendiſchen Bißthumben vnnd Lannden, deſgleichen vonn dem Hertzogenn zu Gulich Cleue ꝛc. vnnd den Lanndenn ſo ſeiner liebten anhanngen, wann diſe jrrung vnd Zwiſpalt nit beigelegt vnnd vertragenn, ein groſſe hülff abgeenn wurde Zu deme das zubeſorgen ſtunde, die weil der Hertzog vonn Gulich ꝛc. dannoſt jm heilichen reich einenn groſſenn anhang hat, wo diſe hanndlung nit gefridigt, das dann diſelbig ſeiner liebtenn annhennger ſich deſto beſchwerlicher zu ſtatlicher Laiſtung der turckenn hilff mochten vernemen vnnd findenn laſſenn,“

„Die anndere ſonnder vrſach vnnſerer verhinderung iſt diſes, wir ſtehen wie Jr. kon. Mt. villeicht wiſſenn möchten mit der Durchleuchtigenn Groſmechtigenn, Frawenn Frawenn Marien zu Hungarnn vnnd Beheim ꝛc. witwe, Statthalterin vnnd Gubernantin der Kay. Mt. für Niderlannd, vnnſer freuntlichenn lieben frawenn vnnd Mhumen jnn einer Handlung darann nit wenig ſonndernn trefflich vnnd viel gelegenn iſt, vff weliche handlung wir entpfanngen vnnd genommenn abſchied noch Eines geſchicktenns der vnns derwegenn vmb negſtenn newen Jarstag antwort pring ꝛc. thettenn erwartenn,“

„Auß dieſenn zweienn furnemen vnnd andern mehr vrſachenn, wolltenn aber konnten wir vnns ſonnderlich ober jtziger Zeit zum reichstag gein Nuremberg jnn eigner perſon nit gebenn ꝛc.

---

*) Den Reichstag zu Nürnberg.

Was aber betrifft die vnnterhaltung der eintauſenndt ſchwerer geruſter, zwey tauſenndt leichter pferdt, vnd viertauſendt Zufueß, welich als zu beſchirmunge denn Beſatzung der grenitzen, wider denn vheindt gemeiner Chriſtenheit denn Turckenn diſenn winter vonn gemeinen Reichsſtennden ſollenn vnnterhaltenn werden, ꝛc. möchtenn wir der ko. Mt. woll anzeigenn, das daſelbſt vonn der rheiniſch kreiß vnd krigſradt, vnns biß auff diſe heutige ſtunde nichts geſchriebenn oder eroffnet hette. Aber wir wollten vnns davonn mit den annderen ſtennden des rheiniſchen kreiß vnnterreden, vnnd verleichen laſſen. Derwegenn vnnſernn gein Nurnberg verordnetenn rethenn bevelch nachſchickenn, vnnd darauff die Ro. kay. vnd Irer ko. Mt. benebenn annderen ſtenden vnnderthenigliche laſſen beantwortenn ꝛc." — —

„Actum Furstemberg denn vierzehenden tag Decembris Anno ꝛc. zwey und viertzigk."

1543.

XXXVII.

Caſſel. 7. Mai 1543. Landgraf Philipp an Granvella. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I.
Bd. III. fol. 270. — Cop.)

S. Atque obsequium nr̃m semper paratum Illustris domine, amice perchare. Consiliarij nr̃i, quos in proximis Comitijs Nuremberg. habuimus, certiores nos reddiderunt, Vr̃am dn̂ationem 6. Maij Augustae comparituram, ibique aliquot dies commoraturam; Quod si igitur dominationi vr̃ae quid literarum a nobis offerendum esset id jam tum fieri posse. Consultum itaque duximus haec Vobis communicare.

Nimirum quam primum Vr̃a Celsitudo romanam Caes^{am} Ma^{tem} dominum nr̃m clementissimum conveniret, obsequia eidem M^{ti} Caes^{ae} nr̃a quam promptissima offerat: nec non qua potest diligentia eidem nos commendet,

---

*) Rommel theilte (II. 459.) Stellen aus den im Reg. Arch. zu K. befindlichen Originalen mit, die im obigen Text mit Sternchen bezeichnet ſind.

Preterea audivimus egerrime, quosdam religionis papisticae status sedulis Regiae M^{tis} ac vr̃ae dominationis reliquorumque Caesareae M^{tis} commissariorumque conatibus eo induci voluisse Vt Caes^{am} Ratisponae datam Declarationem, recessui Nurembergensi inseri ac jus per imperium aequale, minusque suspectum institui consenserint. His enim factis haud dubie, de auxilio contra turcam, aliisque de rebus, plurimum fortasse momentj Caes^{ae} Ma^{ti} allaturis convenisset, eaque sedulo prestita fuissent.

Veremur enim, eosdem ipsos, quj Ratispone colloquium ac tum temporis potissimum concordiam apud status papisticae religionis impedierunt hac in re nullam non operam suam adhibuisse,

Occinentes nobis, se non repugnare declarationi Caes^{ae} M^{tis} Ratisponae datae, in nr̃., statuumque nr̃ae Religionis invidiam Sed ideo tantum quod innovationem imperij pariat, si Caes^{a} M^{tis} declarare ea velit, quae a statibus Imperij constituta et sancita sunt.

Insuper nobis nr̃sque ab his indicatum, cum maximis copiis Caes^{am} M^{tem} in Germaniam esse venturam ad libertatem ejusdem labefactandam.

Haec pro nr̃a erga nos fidutia et candore, communicanda, Vr̃ae celsitudini bone fidei duximus, Vt ea de re accuratius cogitare et expendere possit.

* Preterea per nobilem quendam fide dignum nobis relatum est, Henricum quj juniorem Brunswicensem ducem se appellat, ante aliquot septimanas, bis, videlicet ante et post festum, (vt vocant) bachanaliorum, vel carnisprivij apud principem Orangiae fuisse, varijsque de rebus sermones cum eo contulisse.

Fertur quoque idem Henricus summa spe erigi nec non jactitare, finito bello juliacensi, Burgundiones sibi equitum peditumqne copias concessuros, quibus adversus nos, confoederatosque nr̃os, aliquid molirj, attentare, aut amissam ditionem recuperare queat. *

Licet autem his nihil adhibuerimus, tamen cum illa saepius et a pluribus ad nos perlata essent, fecerunt, Vt non omnino negligenda et postponenda censuerimus. Magnificentiam itaque Vr̃am ea quoque de re certionem reddere statuimus, sperantes, vtcumque res ceciderit, Caes^{am} M^{tem} neque principi Orangiae, neque duci Henrico, has et consimiles molitiones conatusque permissuram.

Certo enim affirmare possumus, neque nos neque confoederatos nr̃os quicquam auxilij Caes^{ae} M^{tis} adversarijs ferre,

Nisi quod Elector dux Saxoniae, affini suo duci Juliacensi, non nihil adjumentj (quod tamen tunc temporis, quemadmodum ex consiliarijs illius percepimus, cessat) forte contulerit.

Et nos quidem perstamus, respondere et satisfacere ijs pactis et conditionibus, super quibus inter Caes^{am} M^{tem} et nos Ratisponae convenit: Id quod re ipsa prestitimus, et Capitaneos, nec non et alios quosdam Galli castra sequuturos, intercepimus et impedivimus.

Haec omnia pro nr̃a erga Vr̃am dñationem fiducia, eidemque significare voluimus, in quibus Celsitudo vr̃a, animi suj sententiam nobis aperiet.

Postremo rogamus, vt si quid novarum rerum, maxime de Caes^{ae} M^{tis} in Italiam adventu (quod foelix faustumque sit) vr̃a dñatio habuerit, nobis impartirj non dedignetur.

Hjs dñationem Vr̃am deo optimo maximo, eidemque dominationj vr̃ae nos commendatos volumus. Datae Cassellis. 7 Maij. Anno 1543.

„Subscriptum

Philippus dei gratia Lantgravius
Hassiae Comes Cattorum etc.
Et manu propria Philippus L. z. Hessen."

„*Postscripta.*" Ad nos consiliarius nr̃ fidelis ac dilectus Joannes Waltherus Legum doctor rediit; nobisque significavit quanta benevolentia, magnificentia vr̃a apud Caes^{am} M^{tem} causas et negotia nr̃a promovere pollicita sit, pro qua erga nos benevolentia, gratias agimus et habemus, quas possumus maximas. Neque hactenus de vr̃o erga nos studio et benevolentia unquam dubitavimus, semperque celsitudinem vr̃am firmam et constantem experti sumus. Quae omnia de Vobis, Vr̃isque omnibus amicabiliter promererj, nunquam non studebimus.

Dat. vt supra.

XXXVIII.

München. 14. Mai 1543. Granvella's Antwort an den Landgrafen. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. III. fol. 272. — Cop.)

Illustrissime Princeps domine colendissime.

Literas quas Illma D. V. $\overline{\text{vij}}$ hujus ad me dedit accepi et id sum secutus quod per Illas se intellexisse per suos scribit de profectione mea Augustam, illac enim Nuremberga discedens ego iter feci, et biduo amplius quam constitueram ibj sum commoratus expectaturus ab illa literas, quae mihi tamen hodie tantum fuere redditae et secundum eas ad Caes^{am} M^{tem} veniens, nomine Ill^{mae} D. V. illam vt decet salutabo et nullam pretermittam officium quod meae erga illam observationj respondeat.

Scribit Illma D. V. de nonnullis quae contra protestantes dicta causam illis dederant non consentiendi in recessum Nurembergensem. Potuit tamen Ill. D. V. poterunt et alij ordines Religionis protestantium, et per suos commissarios et alios qui comitijs jnterfuerunt intellexisse Quid per Ser^{mum} Romanorum Regem Caes^{ae} M^{tis} Commissarios et me actum sit vt in Vnam Voluntatem omnes Imperij ordines convenirent, et Vnanime sententia recessus firmaretur, quod tunc et nunc quoque jmminentis a Turca periculj necessitas exigebat.

* Addit in suis literis minatos illis esse nonnullos, et dixisse adventum Caes^{ae} M^{tis} ad hoc esse, vt publica Germaniae libertas labefactaretur, sed summus labor a sua M^{te} sem-

---

*) Rommel theilte (II. 459.) aus dem im Reg. Arch. zu K. befindlichen Original die oben mit Sternchen bezeichneten Stellen mit.

per adhibitus, vt illa firmaretur. et vt pax esset totj Germaniae et ea per recessus ac alias omni ratione stabiliretur, et quae ea de re ordinibus protestantium aperte dicta fuere *, et ea Caes. etc. Regiae M^{bus} manifeste contrarium comprobant.

Accedunt ea quae ego frequenter commissarijs Ill^{mae} D. V. et omnibus conjunctis, et separatim consiliario Dño Joanni Waltero quibus Illma D. V. plus fidei potest et debet dare quam ijs quae ab alijs disseminata fuisse scribit.* novit illa preterea nihil tentaturam suam M^{tem} contra communem libertatem Germaniae quod nihil vnquam antiquius aut charius habuerit hac libertate * nec quicquam studiosius expetisse quam pacem vnionem et tranquillitatem ejus. quod cum ejus omnes hactenus actiones apertissime demonstraverint firmiter credendum est in ejus adventu clarius ostensuram.

Quod ad illum attinet quem sub principium quadragesimalis jejunij collocutum cum Principe Auraicae scribit. facile crediderim Illum si quem consequeretur suae voluntati consentientem quod potest facturum sed hoc vnum scio. ipsum Principem nihil tentaturum eorum que scribit Ill^{a} D. V. neque vnquam aliquid facturum non admonitis Caesa^{ae} M. et Reginae et si quicquam de ea re fuisset locutum. esset profecto mihi significatum, sed quam id quoque sit a verisimilitudine remotum, ex eo intelligi potest. quod ille eo tempore erat remotissimus a Principe.

Scribit etiam Illma D. V. Illum jactasse vsurum se auxilijs equitum et peditum quos in Belgica sua Ma^{tas} in suis Stipendiis habet absoluto bello contra Cliuensem hec potuit illi fortassis dixisse ego tamen constantissime affirmabo neque Imperatorem neque Reginam nihil vnquam hujuscemodj dixisse et me primam hujus rei significationem literis Illustr^{mae} D. V. accepisse estque res ipsa per se minus verisimilis quam superior dicta qd vel hoc solo argumento probare licet quod exercitu suo Caesar etiam contra alium opus habet preter Clivensem.

Ego ita sentio Ill^{mam} D. V. mihi ista pro singularj sua erga me benevolentia et confidentia voluisse significare non quod vllam istis fidem habeat, est enim ea prudentia D. V. Ill^{mae}, et cognitio magnanimitatis Caes^{ae}, vt sperem non admissuram vt hujuscemodi frivolis nuntiis patiatur se fallj. quem-

admodum neque ego ea credidj, quae a multis de D. V. Ill^{mae} nuntiabantur maxime quod et Clivensi auxilia clam mitteret, et se postea ètiam missuram polliceretur; Sed semper Caesarj et Ser^{mae} Reginae per meas litteras affirmavj D. V. Ill^{mam} probe, et cum omni integritate quae principem decet observaturam ea que suae M^{ti} Caes^{ae} Ratisponae promisit quaeque illa se prestituram semper mihi per suas literas affirmavit, et quod apud suam M^{tem} nollet aliud dicere, aliud opere dissimulate praestare, in ijs que ad Clivensem, gallum et alios Caes^{ae} M^{tis} hostes pertinent,

A Caes. M^{te} ego in singulas horas literas expecto, quibus significet adventum suum Genuam et meam profectionem accelero Vt procedam obviam suae M^{ti} quemadmodum D̃no Waltero discedens Nuremberga dixi ex quo puto D. V. Ill. reliqua intellexisse, quo cum venero et vbivis me esse continget, habebit me paratissimum ad ea quae significabit Illma D. V. Cui me deditissimum commendo.

1544.

XXXIX.

Speier. 16. Februar 1544. Wolfgang Schutzpar von Milchling, „Adminiſtrator des Hochmeiſterthumbs Jnn preußen vnd meiſter teutſchs ordens“ ꝛc. an den Kaiſer.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. III. fol. 344.)

Allerdurchleuchtigſter ꝛc.

E. kaiſ. M. hab Jch hievor Jnn einer Supplication Zu Memmingen durch mein geſanndtenn vbergebenn, vnnd ſolgends alhie zu Speier nach lengs bericht, was der hochgeborne Furſt, Herr Philips Lanndtgraff zu Heßenn ꝛc. *) vergangner Jaren Sanct Eliſabethenn Leichthumbs vnnd heiligthumbs halbenn vnnd hernochmals alls mein vorfarrn ſeliger thodts verſchiedenn, vnnd Ich ann ſein ſtatt erkornn werdenn bin, gegenn meins ordenns perſonen haußgeſindt vnnderthonn vnnd verwandtenn auch Inngehorig beußer hab vnnd gutter Rechtenn vnnd gerechtigkaitten Omelburg Fritzlar vnnd Wetzſlar allgereidt gehandelt vnd was er gegenn denn ordennsperſonenn Chomenthureienn vnnd anndernn Caſtnereienn gerurter ballej außerhalb ſeins lannds gelegenn, mit namenn Griffſtatt, Flerßheim, Fridburg vnnd Geilnhaußenn Sich vnndernomenn hette vnnd fur vnd fur embſiglich Inn arbeitt ſtunde Vnnd deßwegenn demuttiglich vmb furſehung vnnd hilff anngeruffenn Vnnd wiewol Ewer keyſerliche Maieſtatt Sich daruff allergenedigſt bewieſenn, vnnd mit Seinenn derZeitt alhie geweſenn Rethenn vnnd wie Ich verſtendigt furbaß Inn Lanndt zu Gulch widermalls ſeins furnemennß abzuſtenn, Vnnd mich vnnd mein ordenn zureſtituirenn, Vnnd bej gethonem erbiettenn bleibenn zu laßenn ernnſtlich habenn laßenn hanndelnn, auch Ir Keyſerlich manndatt vnnd meinem verordnetenn Lanndtchomennthur Sambt anndernn perſonenn habenn vnnd guttern gerurter Ballej ein geleidts vnnd ſchutz brieff genedigſt Innhalt bej vbergebner trannßumptenn mitgetheilt Welche benanntem Herrnn Lanndtgraffenn, dann durch einen Ew. Kay. M. Chammergerichts Bottenn verkunndett wordenn Seindt, So hatt doch es bißalher mir vnnd meinem ordenn vnnd deßelben verwanntenn, nit erſchoßenn, Sonnder ſteenn des alles noch enntſetzt, auch die verhafften ordenns perſonenn, vnnd deßelbenn verwantenn noch Inn voriger hafft vnnd pflicht, vnnd dartzu weitter Inn beſchwerlicher gefar Darumb vnnd auß getrungner vnuermeidtennlicher meiner notturfft vnnd ſchuldigenn pflicht, Ruff Ich E. K. M. weitter demuttiglich ann, Vnnd bitt Inn aller vnnderthenigkeitt wie Inn erſter meiner Supplication, durch mich iſt gebettenn, Die wolle Sich hier Innen als ein gerechter Loblicher Keyſer allergenedigſt beweißenn, das beger Ich vnngeſpartt leibs vnnd vermegenns Inn aller geherſam zuverdienenn, vnd gnedigſt

---

*) Der Landgraf war ſechs Tage vor obiger Supplikation (am 10. Febr.)

---

zu Speier angekommen und fand bekanntlich bei dem Kaiſer eine huldvolle Aufnahme.

antwurtt. Dat. Speier am Sechtzehennden Februarij Anno domini 44

Ewer Key. M.

Allervnderthenigſter
Schuldiger gehorſamer

Wolffgang Adminiſtrator des Hochmeiſterthumbs Inn Preuſzen Vnd meiſter teutſchs ordens In Teutſchen vnd welſchen landen.

1545.

XL.

Darmſtadt. 18. April 1545. Landgraf Philipp an den Bundesſekretair Sebaſtian Aittinger.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. VI. Nr. 86. fol. 325. — Orig.)

Philips von Gotts gnaden
Lantgraue zu heſſen

Lieber getreuwer, dein ſchreiben haben wir verleſenn, betreffend den gemeinen pfening ꝛc. vnd ſeint mit deiner entſchuldigung zufrieden, Gut aber wer es geweſen, man hets nit vff dj ben pracht (es habs gleich gethan wer da wolle) vnd das man dj einung zu Frankfurd geſchloſſen, wie man wol hett thun mugen, was aber iſt geſchehen, das du man noch *) † es iſt on zweiffel gutlich gemeint, andre aber dies nicht allerweg vor ir verſteen gehet werden denken der ſach vnd auch mein †

Welchs wir dir hinwider gnediger meynung nitt wolten pergen. Dat. Darmſtad 18 aprilis aº 45

Philips L Z Heſſen
(mp.)

---

*) † bis † von Philipps eigner Hand.

1546.

XLI.

Meiningen. 21. Juli 1546. Ausſchreiben Johann Friedrichs und Philipps.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Bd. IV. fol. 120. — Orig. Aus dem vom Kaiſer weggenommenen Archiv Johann Friedrichs.)

Vonn Gots gnadenn Wir Johanſ Friederich ꝛc. vnd Philips Landgr. zu Heſſen ꝛc. Entbietenn allenn vnnd Iglichen, des Erwirdigen vnnſers liebenn freundts, Hernn Melchiorn, Biſchoffen zu Wurtzburgk, Grauen, Hern, Prelaten, Ritterſchafft, Amptleuthen, Burgermeiſtern, vnnd Rethenn der Stedte, Gemainden, vnnd ſonſt allen ſeiner lieb vnnd des Stiffts Wurtzburgk vnderthanen, vnnd verwantenn, Vnnſern grus zuvor, Wolgebornen, Edlen, ꝛc. ꝛc. Nachdem wir aus allerlej erlangten kuntſchafften, auch ſonſten In glaubwirdige erfharung khommen ſein, das die kriegsbewerbungen, ſo ein Zeithero Inn Teutzſcher Nacion furgeweſen, vnnd ſich Itzo noch teglich, Je mehr vnd mehr zutragen, wie menniglich vnverborgen, vnnd wol wiſſend Iſt, nicht allain wieder vnns, vnd vnnſerer wharen Chriſtlichen Religion, vnd aynungsverwanthen Stende, Sondern auch zu gentzlicher Vertilgung, vnnd ausrottung, des gnadenreichen, vnd allain ſeligmachenden Wortt Gottes, gelten, vnnd gemainth ſein ſollenn, Auch nhumehr Ins werck bracht werden wellenn, Als ſeind wir, vnnd dieſelben vnnſer Mittverwanten, Zu erhaltung des reynenn wortt gottes, vnd zuerrettung, vnſerer ſelbſt vnd vnnſer lande, Leuthe, vnnd vnderthanen, Zur gegenwehr, vnnd ruſtung, hochlichenn verurſacht, vnnd genottdrangt worden, wie wir dann auch mit hulff des Almechtigen, ein ſtatliche antzal volcks zu Roß vnnd Fueß, ſouiell Inn dieſer eile hat beſcheen konnen, erlangt, vnnd vffbracht habenn, Da doch wir, vnnd vnſere Mitverwanten, ſo es der Wille des Almächtigen geweſt, viellieber Frieden hetten haben mogen, Weill dann nun In alwege vonnöten, vnnd mit nichte zu vmbgehen ſein will, das daſſelbige vnnſer kriegsuolck, zu Roß vnd Fueß, mit Proviand, und annderer notturfft, teglich vorſehen vnd vorſorgt, vnnd Jr Jnn mangell des, von Jnen nicht beſchwert, noch beleſtiget werden durffet, So Jſt an euch vnnſer gnedigs geſynnen, vnnd begerenn, Jr wollet gedachtem vnnſern kriegsvolck, vff vnſerer verordenten Proviandmaiſter, oder derſelben abgefertigten bevelhaber anſuchen, Zu Jrer Notturfft proviand, Als Wein, Brott, Bier, Flaiſch, vnnd dergleichenn, vnnd was ſie ſonſtenn bedurffen, gnediglich, vnd guetwillig zukhommen, vnd volgen laſſen, Auch mit den Euern, ſolchs alsbaldt ernſtlich verſchaffen, vnd verfuegenn, vnnd dieſelbe proviand, an die orter, wie Jr von vnnſern proviandmaiſtern, oder Jren abgefertigten Beuelhabern vernhemen werdet, teglich zu vnnd nachfhurenn laſſen, Dorumb vnd dagegen ſoll einem jeden gleichmäſſige vnd pilliche betzalung beſcheen, Auch domit freyer markt, paß, vnd vorſicherung, Jn das Lager, vnnd wiederumb dorauß, geſtattet, Vnnd nyemand kaine Beſchwerung zugefuegt werdenn, Solte aber vonn Euch hierauff nichts ervolgen, noch verſchafft werden, Wie wir vnns doch nach gelegenhait, dieſes ehrlichen vnnd Chriſtlichenn Zugs, Zu euch gar nicht verſehenn, So konnet Jr leichtlich erachten, Was ſolchs vor ein anſehen, bej vnns, vnnd vnnſern Mittverwanttenn, habenn wurde, Auch wofur wir, vnnd ſie es achten, vnnd haben muſtenn, Wir zweiueln aber gar nicht, Jr werdet euch hierauff, wilfherig, guetwillig, vnnd vnbeſchwert ertzaigen, doran thuett Jr vnns zu gnedigem vnnd guetem gefallen ꝛc.

Gebenn zu Meyningen den xxj Julii Anno dominj xv^{c}xlvj^{to}

(L.S.) (L.S.)

XLII.

21. September 1546. Landgraf Philipp an Margaretha von der Saal.

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. Akten, die großh. Familie betr., insbeſondere Ldgrf. Phil. d. Gr. Gefangenſchaft. Conv. IV. — Orig. [vertrauliches eigenhändiges Schreiben Philipps].)

Liebe M. Wje dje ſache vorr Jngelſtat gegangen hab jch djr vor angezejgt got der Herr gabb vns ejn groß glück

Hetten wjrs erkennen konnen jch Sagſt(ts) wjder den korſorſten vnd krjgs ratt wan mjchs allejn angjnge woldt jch angreiffen Sje aber bedachten dje ſtat vnd wall gleub warljch das wjr njt ſo vjll ſchadens wolten genomen habben von ſejnde als wjr ſieder ſterbens halber lejden müſſen.

Wjr finden auß allen kuntſchafften das ſje groſſen ſchaden geljtten vnd vjll jn der flucht geweſſen jch werr gern vor jngelſtat bljben aber korſorſt vnd vjll andere wolten hjn weg dem nidertlendichſſen Hauffen Zu der nit Zu erejllen was wir befunden.

Nun ljegen wjr abermall drej mejl vom keyſer Sje ſagen er well vns ſuchen wjr werden es warten Ob er mjt rejſſigen etwas ſtercket Got jſt noch gewaltiger.

Wan wjr ejn ander treuljch helffen vnd njt ejner auff den andern vorzjht wjrdts njt not habben

Werr ejn oberſter geweſt es werr lang mher geſchehen

Obb ejn geſchrej keme das neuburg das H. Ott Heinrichs jſt gewunnen werr dar auff jſt njt zu rechnen dan wjr habbens njt verſehen mogen on groſſen verluſt wje dje ſtathalter ſelbſt geratten jſt woll wjeder In genomen vnd habbens mjt vnſerm wjllen auff gebben

es werden jn xiiij Dagen ſich groſſe djng Zu tragen bittet Got das woll geratt Schrejb mjr wje djrs gebet Bjs Got bephollen dejn bruder wjrdt baldt geſundt Dat djnſtag den 21 ſem(pt)embris ao d̃j xv'xxxvj

Philips L. Z. Heſſen 5 ſt

Addreſſe:

(der) tugendſamen Vnſer
(lieben) vertrawetenn
(Marg)rethen geporuen
von der Sala ꝛc.
Zu aigen Handenn

XLIII.

Im Lager vor Giengen. 21. Oktober 1546. Landgraf Philipp an Margeretha von der Saal.

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. Akten, die großh. Familie betr., insbeſondere Ldgrf. Phil. d. Gr. Gefangenſchaft. Conv. IV. — Orig. [vertrauliches eigenhändiges Schreiben Philipps].)

Liebe M. Wje der krjg ſteet ſjndeſt du hjeneben zu ſehen es kan komen wir ſchlagen vns noch vor wjnter es kan auch woll komen das es njt geſchehe vnd das ejn tejl vff den andern ſche wjr habben vor Ingelſtat groſſ gluck gehabt hetten wjr es gebraucht vnd het man mejnen rat geſolgt Hje da wjr her Zogen da kam ein drjttejl des kejſers volk an vnd wardt jn velle flucht bracht Hett man gedruckt So wers geſchen geweſt Der korſerſt war jn verſorg ee jch keme wurdt vnſer volck abgefordert Sorgte der kejſer werr mjt aller macht da Da jch warljch zornig genug vber vns

Wje es got wejter ſchicken wjrdt das werden wjr ſehen Du magſt woll Zu ſpangenberg zihen Dejn brjff ſeint mjr alle zu komen Dejns bruders ſach ſtet woll Iſt zu augſburg er kan njt Zu mjr komen Hab jm vorbetten das err njt Zu mjr keme er kans dan ſjcher thun bis Got bephelen der behaldt djch lang geſundt jch wejs noch njt wan jch Hejm keme ſteet bej got gleub aber kaum 14 Dag vor erjſtag Dat. jm leger vor gingen den 21 octobrjs ãno dñj xv^{c} xxxvj

Philips L. Z. Heſſen 5 fct

Addreſſe:

. . . vnd tugentſamen Vnſer
lieben vertraweten,
(Margr)ethn geporuen
von der Sala

1547.

XLIV.

Heilbronn. 9. Januar 1547. „Copie de la minute d'une lettre de l'Empereur à l'Archiduc Ferdinand son frere, ecrite de Hailbron, le 9. Janvier 1547.“ *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 34. — Cop. „conforme à la minute. *Wynants 1789*“.)

. . . . „je suppose que le *licendo* **) que avez vous advertit journellement des occurrans que me gardera d'en escripre icy, seulement diray je que j'ai accordé le pardon au duc de Wirtemberg et hier le me demandarent ses deputéz en tres grande humilité, et à la verité j'ai avant que d'y condescendere pensé et repensé de dessus et le pesé beaucoup, mais considerant l'estat en quoy pour le present se retrouvent les affaires tant du costel de Saxen que aussi pardeça et mesmes que à ce que j'ai entendu par lettres du Sieur de Büren, *le Lantgrave* a encores gens de pied et de cheval ensemble au coustel de la Wederau, et que de s'obliger a parachever la conqueste du Pays dudit Wirtemberg, fust esté chose longue et coustageuse et avec difficulté de occuper les Forts et la depense insupportable, et que encores y ay plusieurs des Etats de ceste germanye tant de la noblesse que des Villes qui ne sont reduicts, et tenant regard a la maulvaise volonté que jentends journellement l'on a du couste de France, et ce qu'avez entendu de celluy de Suysses et que jusques a maintenant l'on n'a nulle nouvelle de la charge laquelle je depeschay dez Southan Don Jehan de Mendoce et pour tenir principalle fin au fondement de ceste emprinse et le service de Dieu en votre auctorité et la myenne en ceste Germanie et qu'il me semble que nous tachissions à notre interest particulier avec l'envye que l'on a tousjours veu a notre maison d'Austrie etc.“

---

*) Den übrigen Inhalt dieſes Briefes theilte Buchholz („Ferdinand I.“) Bd. V. Abſchnitt 5. XXI und XXII. mit.

**) Lizenziat Gomez.

XLV.

2. Februar 1547. Karl V. an Ferdinand.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 42. — Cop. de la minute faite 1780.[1])

. . . . . . „Monsieur mon bon frere pour responce a voz lettres des 15 et 24ᵉ du mois passe, mesmes quant à l'ayde et assistence contre le Duc Jehan Fredericq de Saxen, dont aussi le Duc Mauris m'a escript et le jeune Carlewyts a icy fait très expresse instance, j'en suis à la verité en grande payne et Soucy pour les mesmes causes, raisons et considerations contenues en voz lettres, et congnois bien qu'il *est necessaire de exterminer le dit Duc du tout et aussi cellui de Hessen, et que autrement l'on ne pourra jamais reduyre ny pacifier ceste Germanye pour le Service de Dieu et votre auctorite et la myenne, et mectre en paix et tranquilité ladite Germanye etc.*" . . . .

. . . .

„Quant à laultre point de vosdites lettres et ce q'avez escript touchant de tenir la Diette et ce que sur ce point avez rescript, oultre les difficultez que se mectoyent quandt je vous escripvis dois Helbron estant arrivé en ce lieu mesmement l'obstination desdits deux rebelles et meismes pour les advertissements: que j'ay eu depuis de votre coustel et cellui dudit Duc Mauris, touchant cellui de Saxen il a semblé quil ne pouvoit bien convenir, de en telz termes convocquer Diette et que preallablement il failloit extirper et defaire du tout lesdits bannis pour avec l'autorité et reputation requise pouvoir celebrer la dite diette, et Signamment pour ce que concerne le point de la Religion, et que en toute diligence l'on depute gens avec bonnes instructions pour recouvrer ayde pour l'entretenement des forces et afin de faire une lighe le tout comme vous pourrez veoir par la copie du memorial que aussi je joinct avec ceste, contenant les fondement, corps et moyens servans audits deux points tant de l'ayde que de la Lighe et cependant lon besogne a aixtendre lesdites instructions et appercevoir les commis mencionnés esdits escripts, pour selon la responce que jauray de vous et la resolution que je prendray en ce de Saxen, besogner en lautre, et desire bien que aussi sur ce point m'escripvez ce que vous semblera, bien entendu, que sans recouvrer argent et passer ladite Lighe, pour le soubstenement des forces je ne vois autre moien pour y furnir et toutefois est y plus que necessaire et requis d'entretenir lesdites forces non seullement pour achever de mectre à la raison lesdits bannis, mais encores afin de tenir la dite Diette avec au-

torite et obedience requise et establir la Religion, obeissance et justice en ceste Germanie" etc. . . . .

XLVI.

Caſſel. 4. Februar 1547. Landgraf Philipp an die verwittwete Gräfin zum Rittberg. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. IX. pièce 97. fol. 246. — Cop.)

Landgraf Philipp verſichert zuerſt, es ſei ihm unmöglich, der Gräfin augenblicklich (wie ſie verlangt) Entſatz zu ſchaffen; ſie möchte ſich 2 oder $1^{1}/_{2}$ Monat halten, was er für möglich halte, weil nur 4000 Knechte zu Fuß ohne Reiter und Geſchütz vor dem Hauſe Rittberg lägen; „wann Ir aber Euch nit lenger khonett vff halten vnnd Ir euch mit dem kriegsvolck ꝛc. mueßet in Handlung laſſen ꝛc. . . ſo wollen wir vff ſolchen fall euch vnd Eurenn Shon zu gnaden beſchehen laſſen, das Ir euch in ſolche Handlung laſſet als Nemlich das Ir Im Haus Rittberg bleiben vnd der keyſer ainen Amtman bey euch ſetzen mocht, der daß Haus Rittberg zu baider Gebrueder Ewers Shons Graue Johanß vnd auch Graue Otten (ſo ver der noch Im leben wer) gerechtigkaitt jnhett vnd die Graueſchafft Ritberg verwaldtete. So vil aber anghett vnſer Lehenſchafft die wir ann der Graueſchafft Rittberg haben, ſolt dieſelb lehenſchafft ſo lang dem kayſſer bleiben, biß das wir jetziger kriegsſachen halber, mit dem keyſer vertragen ſeyen. Wollet auch jeder Zeitt ſchreiben, wohe das Kriegsvolck denn Kopf hinwendett, wie ſtarck es ſey vnnd ob es auch geſchutz zu ſych erlang, vnnd wollet jr Inn dem allenn, kain bottenlon ſparen ꝛc."

Datum Caſſel 4. Febr. 1547.

„Es hatt vns ainer vnſer beglaubten knecht angezaigt, wie das er verſchinen herbſts hab Graue Otten von Rittberg fur Newenburck an der Thonaw geſehen, da ſey er ſchwach geweſen, hab ainen wund artzett vber vendt, vnd nach der feuerbuchſen gegriffen geſagt er hab In verderbt vnnd ſey das geſchrei geweſſen er ſolt daſelbſt geſtorben ſein. Darumb deucht vnß es ſolt gut ſeyn, das Irr dem kayſeriſchen kriegsvolckh lieſſet ſagen, wo Ir euch ſolt in handlung laſſen vonn wegen Graue Otten zum Rittberg, ſo wollett Ir zuvor gerrn Grauen Otten ſehen, Oder durch die Euren ſehenn laſſenn."

---

*) Beilage zur Copia der Rittbergiſchen Kapitulation.

Hierzu aus einem Bericht: „wie ſich allenthalben diſer kriegshandlung zugetragen.“ (Ebend. fol. 258.)

„Volgends den 3. Februarij das Leger verruckt vnd denſelbigen tag
vmb 5 vr nach mittag den Rittberg Ingenumen mit genugſamer der
Greuin vnnd anderer gethaner verpflichtung das die Hauß Eſens, vnnd
wittmund ſampt aller Irer zugehorung vnß auch ſollen zum aller furder-
lichſten vberanttwortt vnd zugeſtelt werden, zu welchem allem vnß der zu-
zugefallen froſt das Maiſtapl verholffen vnd ſych die Greuin ſampt Irem
Son In Gnad der Kay. May. ergeben, der Graueſchafft mit andern von
Ir Mayt hinfuro zu Lehen zu tragen vnnd Irer Mayt zu ewigen Zeit-
ten offen Hauß zu ſein verpflichtet, auch alles das zu thun, waß die key.
Mayt mit Inen ordnen ſchaffen vnd gebitten wurdt, ſich zum hochſten
verſchriben wie den die Copey mii VC vermeldett, welches Hauß Rittberg
wir mit ainem Statthalter genant Hermann von Amelungen 2c. Commiſ-
ſarien kindt vonn Biſterſeldt, Albrecht Spee, vnd ainen Hauptmann ge-
nandt Adam Luſtorff, von Leibſig, vnd ſeinem fendlein knecht beſetzt, vnd
die andern beiden Hauß beſetzen wellten 2c.“

XLVII.

Caſſel. 24. Februar 1547. Landgraf Philipp an den Kurfürſten Johann Friedrich.

(Ebendaſ. pièce 38. fol. 88. — Orig.)

Vnnſer freuntlich Dinſt vnnd was wir liebs vnd gutts vermugen altzeitt ʒuuor, hochgeporner furſt freuntlicher lieber Vetter vnnd Bruder,

Was balthaſar Altering *) an E. L. vnnd vns thut ſchreiben das finden E. L. beiliegend zu ſehenn, Aus dem globen wir nit das di Ding wie dieſelben des Turcken halben E. L. vnnd vns furgebildet werden ſo clar vnd hell ſeien, Vnnd zu dem das auch der pabſt zwuſchenn dem Keiſer vnnd frannʒoſenn ʒu handlung eines friden ſehen ſoll. Wilchs wir E. L. alſo damit ſie des auch ein wiſſens habenn, Vnnd was Ir notturfft frieds halben ſeie bedenckhen mugen, freuntlicher meynung nit wolten verhalten, Vnnd ſeind derſelben freuntlich vnnd vetter-

---

*) B. Altering befand ſich in Venedig.

lich zu dienen altzeitt gneigt. Dat. Caſſell am 24. februarii Anno ꝛc. 47.

Philips von Gotts gnaden Landgraff
zu Heſſenn Graue zu Catzeneln-
pogen &c.

Philips L. z. Heſſen (m. p.)

Zettel:

Auch freuntlich lieber vetter vnd bruder E. L. wiſſenn furhin den abfall welcher ſich bei vnſern einungsverwanten zugetragen vnd vermutlich noch teglich weitter zutregt, darneben kennen wir E. L. nit pergen, das ſich allerlei practicken bei vnſerm adell vnnd ſonſt zutragenn, darauff vnns hoch zuſehen iſt welchs wir E. L. darumb veroffnen damit ſie deſto mehr wiſſen wie vnnſere ſachenn ſtehen. Dat. ut supra

Ph. L. z. Heſſen &c.
(m. p.)

XLVIII.

Caſſel. 23. März 1547. Landgraf Philipp an Hermann von Wied. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 370. — Orig.)

Vnſer freundlich dienſt vnd was wir liebs vnd guts vermugen altzeit zuvor. Hochwirdiger In Gott, beſonder lieber herr vnnd freundt, E. L. an vnns gethanes ſchreiben, welchs zu Biſchoffem am 17. Martii gegeben iſt, habenn wir ſein In-

---

*) **Hermann von Wied**, Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln, wurde wegen ſeines Verſuches, das Erzſtift zu reformiren, unter'm 16. April 1546 durch den Papſt exkommunicirt und trat am 25. Februar 1547 von ſeinem Amte ab. Er ſtarb am 15. Auguſt 1552. Das Staatsarchiv zu Brüſſel enthält im III. Bd. des II. Supplements der „documens relat. à la reforme relig. en Allemagne.“ eine Reihe ſehr intereſſanter Aktenſtücke zur Geſchichte **Hermanns**

halts verleſen, Bedancken vns ſolcher antzeig zum freundtlichſten, tragen mit E. L. ejn trewes Chriſtliches mitleiden vnnd gefellt vnns ſer wol, das E. L. zu bekennung Gotlicher warheit ſo beſtendiglich plieben ſein, wiewol wir daneben am liebſten wolten, das E. L. bey lannden vnnd leuthen, vnnd Irer Churfürſtlichen regirung weren.

Wie es vmb vnſre ſachen ſtehet, davon konnen wir noch nichts grundtlichs ſchreiben, wir ſtecken im Krieg, etzliche vnſrer Stendt trennen ſich von vns, vnns begegnet vertrags handlung. Aber die Conditiones deßelbigen, ſein noch ſo beſchwerlich, das wir ſie weder mit Gott oder eren annemen konnen.

Was E. L. vnns In einem zettel ſchreiben habenn wir freuntlich vermerckt vnd wollen E. L. nicht abſchlagen, Ir in

---

von Wied, welche M. Deckers in ſeiner ſchätzbaren Monographie (Köln 1840) benutzte und zum Theil abdrucken ließ. Des Landgrafen perſönliche Anſicht über Hermann ſehe man in des Erſteren Brief an Bucer, Zapfenburg 1543 11. Nov. bei Rommel III. S. 99; zwei Briefe des Landgrafen Philipp an Hermann (17. Dez. 1544 und 7. Januar 1545) citirt Reck (S. 167) aus dem Neuwieder Archiv. Ueber die Interceſſion des Landgrafen Philipp beim Kaiſer zu Gunſten Hermanns (Speier 1546) vergl. Sleidanus *l.* XVII. ad a. 1546. Ueber Hermanns Antheil am ſchmalkaldiſchen Kriege ſprechen folgende Stellen der „klaren Anzeige, daß mein alter Herr in dieſem ſeinem ungehorſamen Vorhaben ſeine Räthe bei den proteſtirenden Ständen gehabt und ſich mit ihnen verbunden habe“ (Br. Staatsarch.; auch cit. bei Deckers S. 150 und 151) Art. 9. „Und als erſt die kaiſ. Maj. ſich um Kriegsvolk bewarb, haben Se. kurf. Gn. den Unterthanen verboten, mit zu reiten, bis daß Se. kurf. Gn. auf Inſinuirung eines röm. kaiſ. Mandats ein Anderes haben willigen müſſen.“ Art. 14. „Se. kurf. Gn. haben die Türkenhülf-Truhe auf dieß und jenſeits Rheins aufgeſchlagen, das Geld daraus genommen und die Kiſte an anderes Ort verrückt, und wie zu beſorgen, das Geld den Proteſtirenden zugeſchickt, weil die Proteſtirenden zu derſelben Zeit ihre Geſandten zu Bonn gehabt.“ Art. 16. „Die proteſtirende Sachſen, Heſſen und Pfalz haben die Ihren bei Sr. kurf. Gn. zu Brühl gehabt, das Geſchütz, Artillerie, Munition und Proviant beſchtigt und daſſelbig zur Wehr gericht, das Pulver beſichtigt und beſtellet, daß vor und vor ſeit der Zeit Pulver gemacht iſt und ſich berathſchlagt, wie der kaiſ. Maj. am beſten Widerſtand geſchehen möcht.“

vnſerm Landt ein Hauß intzethun, darin ſie Jren pfennig vff den nothfahll zehren mochten, Ob es aber E. L. gelegenhait ſein werde, ſich jtziger zeyt, do vnſere ſachenn Kriegshalbenn noch ſo ſorglich ſtehen, ſich in vnnſer land zu begeben, das ſtellen wir E. L. heim zu bedencken. Es mogen E. L. ein perſon herein zu vnnß ſchicken, nach einem ſolchenn haus, des auch wir entrathen megen, ſich vmtzuſehen, vnnd do E. L. gelegenhait were, vns ein vorſetzung von gelt auf ein Hauß vnd amvt zethun, dieweill wir Jtzo gelts Hochbedurffig, daran erzeigten E. L. vns ein guts gefallens vnd bitten auch freuntlich vns hierin E L. gelegenhait furderlich wider zu berichten. Welchs wir alſo freuntlicher meinung E. L. hinwider nit wolten pergen, dann derſelben angeneme dinſt zu ertzeigen, ſein wir gefliſſen vnd geneigt. Datum Caſſel 23. Martii Anno 1547.

Philipp von Gots gnaden Lantgraue
zu Heſſen, Grave zu Catzeneln-
pogen &c.

Philips L Z Heſſen
(M. p.)

Korreſpondenz des Landgrafen Philipp mit Herzog Heinrich d. J. von Braunſchweig *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. X
fol. 442—447. — Cop.)

XLIX.

22. Mai 1547. Landgraf Philipp an den Herzog Heinrich d. J.

Generosissime Princeps Cognate charissime Vestras literas una cum Notula Contractus illius: ut eandem jam mutastis,

---

*) Auf dieſe Korreſpondenz bezog ſich Landgraf Philipp in ſeinem

accepimus perlegimus et ex eo intelleximus: quod ab eo, in quo antea consensistis et quod acceptastis, cujus vestrum habemus Chirographum: denuo receditis et variatis, quod certe a vobis minime speravimus nec expectavimus estque nobis non immerito molestum. Ex quo talis contractus, ad vestrum istum consensum: jam ad Caes^{am} M^{tem} perlatus est. Et quamvis vos affirmatis et asseritis nos vobis esse pollicitos in nullo vos degravare, nos nostri promissi memoriam retinemus. Videlicet, quod ad nullas res iniquas aut injustas vos cogere aut compellere vellemus. Nec aliud in hoc vobis promisimus. Nam illud facile videmus et dijudicamus abesse non posse quin ille vobis gravis et minime tollerabilis sit contractus. Atqui nihil vobis iniquum injunctum est: Illud, quod vos perpendere oportet: quod vos in nostris sitis et non contra: nos in vestris simus vinculis, Et presertim quod illud nos decet: ut id agamus: quod adversus alios nostros confoederatos honeste excusare possimus: Atque ideo non solum ut vos sed nos quodque respiciatis oportet. Quod enim nunc vobis compatiendo facimus: vos de nobis non estis aliquamdiu ita meriti: sed facimus ob preces illas, quas sepe per quosdam Scriptis et verbotenus ad nos detulistis et presertim ducis Mauritij causa. Si vero hoc institutum fuit est intentio quod vester animus non fuit orandi nos pro remissione seu condonatione, ad quod tamen vos non induximus, neque vos rogavimus et velletis prȩteritas causas sive capitales sint, sive injuriarum jure prosequi: non recusaremus Quapropter illud optamus quod nos quam primum et adhuc ante Penthecosten versus Lipsiam certiores faciatis: An contractum, ut novissime per nostros Consiliarios et ministros vobis commodius et acceptius esse queat vt vos vestrumque Filium et ducatum in manus Caesa^{e} M^{tis} tenore Sequestrationis tradamus, ut secundum hoc nos dirigere et compositoribus claram dare informationem. que non sit perplexa, valȩamus et illius desideramus a Vobis ut ante meminimus expeditum responsum. Velitisne Contractum vobis por-

---

Verantwortungsſchreiben an den Kaiſer (Donauwörth 12. Auguſt 1547) —; vergl. den Inhalt deſſelben bei Buchholz Bd. VI. Abſchn. I. XV. S. 82 nota.

rectum acceptare vel lubentius in manus Caesaris tradi. Datum Dominica 22 die Maij A° etc. xLvij.

Philippus dei gratia Landgravius Hassiae,
comes in Catzenelnpogen etc.

Philips L Z Heſſen

ad ducem Henricum
Brunsvicensem.

L.

Ziegenhain. 25. Mai 1547. Herzog Heinrich d. J. an den Landgrafen Philipp.

Generosissime Princeps cognate et compater Charissime vestram responsionem cujus datum est XXII. die hujus mensis heri die lune ad multam Vesperam accepi et benevole intellexi Quod autem ab ijs rebus quas prius annui et acceptavi iterum recessisse et mutasse videri debeam etc. Numquam hec mea mens fuit aut intentio. Sed nihil addubito quin vos amice recordemini quomodo a principio usque ad huc minime prejuditialis tractatio fuerit in qua semper Brunsvicensium, Goslariensium et aliarum causarum a me facta est exceptio: et licet quedam in illa ad meam instantiam mutata sint, Attamen ijs semper talis appendix adjecta est: per quam precedens rursum est elisum et sublatum. Quare ego etiam adductus fui meum gravamen vobis ut qui proxime hic in Zigenheim fuistis, scriptis et verbis exponere. Sed extra illud, vigore ejusdem exceptionis notula immutata neque correcta: semper aliquid novi in ea additum fuit et presertim jam proxime quoque Quocirca ego nunquam cum doctore Walthero concludere potui. Huic accedit quod semper mihi scripto et oretenus illud reservavi: notulam illam latius et penitius introspiciendi vobisque mea alia gravamina latius declarandi. Qua ratione quoque, et insuper Doctoris Waltheri permissione, ego sepe dictam Notulam mutari curavi eo modo ut eam vobis preterito die Veneris transmisi et simul scripsi: ex quo etiamnum duo reperietis, quod ego cum propter vos tum ob Germanice nationis salutem: ex corde pacifico et Christiana charitate juxta dei verbum et mandatum eo me induxi, quod equidem, absque illo: facere nunquam potuissem in consideratione ejus quod ego Contractum illum (ut litera ejusdem ad longum clare demonstrat) libere, non coacte absque ullo metu, necessitate aut periculo, inire, promittere et jurare debeam. Deum quoque testor quod ego vobis et omnibus meis adversarijs ex christianna charitate juxta verbum Dei et mandatum ex corde ignoscere et remittere, et vicissim illos ipsos ob easdem non alias causas pro remissione et condonatione petitos volo. Atque ex eo non aliter etiam sum affectus, quam ad Sepulchrum usque vester fidelis amicus esse et permanere Ea certe fiducia quod vos in hoc per omnia juxta qualitatem et originem tocius hujus cause non minus mei quam ego vestri amice et Christiane meminisse velitis, neque ultra quod notula exprimit et indicat quam vobis proxime misi, neque gravare neque ut graver permittere, Cum ego jam plus satis in hoc Contractu perpetuo et irrecuperabili meo et pauperum meorum liberorum damno et malo annuerim ac remiserim et hinc est quod hujuscemodi Contractum quem mihi novissime vestri Consiliarij et Servitores obtulerunt, acceptare nequeo. Amice petens ne vos ob antedictas et jam allegatas causas hoc aliorsum atque a me factum est accipiatis aut interpretemini. Sed in dei et vestra potestate sum: utut mecum egeritis: vel an me in Caes^{ae} M^{tis} manus tradere velitis id ut feram necesse est, his me meosque liberos iñopes amice et diligenti studio commendo. Datum Zigenheim Mercurij XXV. Maij Anno etc. xLvij.

Ad landgrarium Hassiae.

LI.

Caſſel. 6. Juni 1547. Landgraf Philipp an den Herzog Heinrich d. J.

Generosissime Princeps Cognate et Compater amantissime Vestras literas quarum data est Sabbato post Pentecosten perlegimus et ita profecto est: tractatio illa que per Marchionem electorem et ducem Mauritium inter Caes^{am} M^{tem} et me cepta est: sine aliquo fine omissa est. Immania enim quedam nobis proponebantur. Vtpote quod nos in gratiam et disgratiam Caesaris, nulla cautione sine ulla conditione dederemus et illi omnes Bombardas seu tormenta bellica et munitiones traderemus quod nos facere non possumus. Et revera etiam absque illo parum nobis spei fuit de Conventione cum vos tam modice atque adeo nihil cause accommodetis neque nos respicere vultis: quo possemus etiam nos ab aliorum querelis et expostulationibus esse immunes Gratia dei scimus nos auxilium Consolationem et subsidium, etiam si nostram terram aliquam jacturam pati oporteat, Turca maxima expeditione adventat quod ipsi Christianismo bonum non est: nobisque dolet. Ad nos certo allatum est Galliae et Anglie Reges magnum apparatum fecisse, belligerandi, cum Caesare. Ita quod Caesar sine dubio satis ex se negotij et mali sit habiturus.

Illud tamen vos celare non volumus, quod quamquam nos sine fine Lipsia discessimus: subito tamen persona quedam vobis bene nota nos consecuta est ulteriorem nobiscum instituendi tractationem. Si igitur prius scire possemus quod se facilem in causa prebere vellet: ad denuo agendum facilius induceremur Sin minus eque nobis placet: causas illas aliorum potius nomine quam vestro dissilire.

Illud interim memineritis: oportere nos ita agere, Quantum ad vos attinet: ut Confoederatis nostris reddere rationem possimus, et ut ipsimet, vos vincatis necesse est, Sicque cogitetis non ita omnia successura quemadmodum velitis et optaretis. Amantissimus agnatus noster et Frater Elector Saxoniae manet captivus, Attamen electioni et terris suis renuntiandum, illi fuit, Sola Turingia manet liberis ipsius quarum durarum conditionum nulla a vobis expetita fuit. Et propterea hoc agite ut quam citissime nobis respondeatis: an Contractum illum, quem vobis per doctorem Waltherum novissime obtulimus: acceptare velitis, vel non acceptare: quo melius nos in omnibus causis dirigamus Et posset profecto accidere si tam obstinate in rebus illis exiguis perseveraveritis: ut neminem magis quam vosmet ipsos impediatis, Expectamus super hoc maturatum responsum quod ipsum vos jam denuo celare noluimus. Datum Casselle. Sexto Junij Anno XLVII.

Philippus Landtgravius Hassiae
etc. subscr.

Generosissimo Principi domino Heinrico duci Brunswicensi et Luneburgensi etc. Charissimo nostro Cognato et Compatri.

LII.

27. Juni 1547. Herzog Heinrich d. J. an den Landgrafen Philipp.

Generosissime Princeps Cognate et Compater Charissime. Vestras literas quarum data Casselle sexto Junii: hodie dat. accepi et perlegi: et rursum invitus audivi tractationem inter Caes^{am} M^{tem} et vos in vanum recidisse: deinde quoque non sine dolore percepi immania quedam Caes^{am} M^{tem} vobis proposuisse ut latius in vestris literis continetur. Cum autem intelligam: quandam personam vos Lipsia sine fine discedentes quam celerrime per Postam insecutam fuisse ad aliam vobiscum conventionem suscipiendam. Id equidem magnopere gaudeo: ita quod sperem Caes. M^{tis} animum ex divino instinctu mitiorem et leniorem factum esse erga vos et ego deum orabo ut causa vestra ad Christianum finem perduci possit, Et mihi spes in Deo est: vos ex charitate Christiana et ob virtutem vestram, non commissuros ut in nobis aliquid sit remorae aut detrimenti quod certe vobis neutique difficile est quemadmodum novissimis meis literis declaravi: et quod curam gerere deberetis Liberorum Patrie et Populi: quod omnis potestas in manu dei sita est et non apud hominem, qui solus servare potest: de quo vos ex Sacra scriptura et verbo Dei optime instructi estis etiam nulla a me facta mentione, Plura scriberem: non expedit, Verum simul atque ad vos, Deo volente, semel venero, tunc loquar ingenue. At ex Christina charitate et corde bono vobis consulo Deus sit mihi testis. Quantum vero ad Contractum attinet an velim eum acceptare vel non acceptare quem vos per Doctorem Waltherum novissime mihi exhibuistis Jam vos sine dubio ex meis literis, quarum data est XXV. Maij bene intellexistis: quod ego ex nulla alia causa quam ob meam ipsius conscientiam et honoris necessitatem acceptare non possum. Et vos propter Deum ex Christiana charitate rogatos volo, ne ultra hoc me pauperem degravetis Hoc vobis Deus Opt. Max. irremuneratum non sinet: Quare deum fideliter orabo, Atque hoc ipso me Deo et vobis commendatum volo utut Deus mecum egerit ego vester ex Christiano amore fidelis amicus emoriar. Mea manu s. cursim 27 Junij Anno XLVII.

LIII.

Im Lager vor Wittenberg. 1. Juni 1547. Karl V. an den röm. König Ferdinand. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 100. — Cop. faite 1789.)

„. . . j'ay dois votre partement d'icy mis ordre le plus qu'il m'a este possible à ce que restoit à faire pour pouvoir partir et continuer l'emprinse, et pour ce avoye deliberé pour

---

*) Ein Auszug daraus (in deutſcher Ueberſetzung) bei Buchholz Bd. VI. Abſchn. I. XIII. Man vergleiche hiermit ſolgende zwei frühere Nachrichten.

Unter'm 20. Mai 1547 ſchrieb der Biſchof von Arras aus dem Lager vor Wittenberg, an die Königin Maria: „ — — J' ai espoir, Madame que la reddicion s'effectuera encores que jusques à en veoir l'effect je n'oseroye riens asseurer, et vois sa ditte Majesté en deliberacion de cecy fait, suyvre son chemin de ce costel de la riviere jusqu a Magdebourg, et Icelle prendre ou de gré ou de force pour n'estre forcé par tout, et ce fait passer oultre avec l'ayde de Dieu contre ledict LantGrave en cas qu'il ne viengne en appoinctement comme il desmontre fort desirer, et en fait grande Instance ledict Duc Mauris que attend de ce costel là plus grosses offres pour remettre la prac-

d'un chemin faire deux effects encheminer mon armee entre Hall et Magdebourg, tant pour presser le jadit Lantgrave à plustost se recongnoistre et mectre en devoir que aussi pour estonner les villes maritimes pour par telle crainte se venir rendre et recouvrer d'icelles les emendes pour plus convenablement furnir aux frais de mon armee et de aussi joinctement envoyer avec quelque nombre de gens le duc d'Alve jusques audit Magdeburg, pour occupant par force le faubourg recongnoistre la fortiffication de la ville et veoir si elle se vouldroit rendre ou seroit aisement prenable et en peu de temps par la force pour dois là poursuyvre les aultres, et sy non pour brusler et saccager ledit faubourg et me venir reprandre en chemin, ce que se pouvoit faire sans m'obliger d'aller en ce coustel là, et fusse esté là a propos pour faire penser audit Lantgrave que je tiroye contre luy affin de comme dessus est dit et le faire venir tant plustost à la raison ou prandre mon chemin vers Erfort et tirer contre le Pays dudit Lantgrave selon que l'exigence des affaires l'eust peu addonner, Mais depuis ceste deliberation prinse estant de retour les Marquis Electeur de Brandenbourg et Duc Mauris de Saxen, et ayant veu les articles qu'ilz ont rapporté dudit Lantgrave par lesquelz il demeure arreste à non vouloir donner pour d'asseurance du traicté que seullement deux de ses forteresses et à temps limité, assavoir, jusques a avoir payé cent et xxxviij^{m} florins au lieu des C et L^{m} dont l'on avoit parlé et ce en Six mois avec offre generale a Son accoustumé de faire bonne office aux affaires publicques, tant de la Religion que aultres, et adjoustant pour seureté

---

ticque en avant a sa Majesté, lon verra ce que Dieu en donnera . . . .“ (Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 85. verifizirte Copie von 1789.)

Am folgenden Tage (21. Mai) berichtete der kaiſ. Sekretär Bavé der Königin Maria: „ — — Quant au *Lantgrave*, l'on actend deans trois ou quatre jours sa responce et donne le Duc Mauris espoir qu'il se submectra entièrement à la clemence de l'Empereur estant seulement asseuré de la vye, de ce qu'on succedra votre dicte Ma^{te} sera advertie le plus tost que possible me sera étc. . . . . . “ (Ebendaſ. fol. 98. (verso), gleichſ. veriſ. Cop. von 1789.)

au lieu du surplus des forteresses la fidejussion des Electeurs Palatin et de Brandenbourg, Duc Mauris de Saxen et Conte de Sueybroug son beau filz avec le serement de ses Subjects, et à la reste estans tous les articles conçeus captieux et pour pouvoir donner glose et interpretation à icenla selon qu'il a accoustumé, et donnans bien à congnoistre sa bonne volenté, il ne m'a semble quil y eust chose que se deusse accepter, mais les reboutant comme du tout hors de propos, et ay fait respondre ausdits Electeurs et Duc Mauris qu'ilz rompissent la praticque sans sur ce fondement passer plus avant, toutefois est retourné devers ledit Lantgrave ledit Duc Mauris, disant que s'estoit seullement pour faire ceste reponce, et je ne seay s'il rapportera aultre chose à son retour" . . . .

„P. S. Depuis ce que dessus escript, le Duc Mauris est retourné et n'a faict aultre semblant plus avant des choses de Lantgrave seullement quil se soit party de Liepsich et qu'il avoit heu nouvelles, que leduc Eriq fust esté deffaict, et icelles bien publye, mais que despuis, ses Conseillers en Cassel luy avoient escript que Friesberg avoit deffaict les ennemis du tout ce quil avoit celé et toutefois le confesse après audit Duc Mauris, disant qu'ilz escripvoient seulement generalement sans venir a aulcune specification. . . ."

LIV.

Halle. 12. Juni 1547. Karl V. an Ferdinand.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 112. — Cop. d'une minute faite 1789.)

Monsieur mon bon frere! le party que les deux Electeurs de Saxen et de Brandenbourg ont mis en avant pour rentrer en la practique du Lantgraff comme aurez entendu par Don Pedro Lasso et le Licentiado Gamis, a heu tel effect que les Articles sont concluz, reste que ledit Lantgraff vienne pour les effectuer, et y ayant prins en cest instant resolution, l'Electeur de Saxen advertit ledit Lantgraff, afin que incontinent il me vienne trouver en toute diligence ou que je soye, et faict son compte qu'il pourra venir icy en cincq jours, mais comme ledit Lantgraff est variable et inconstant, je ne me puis assheurer de ce quil traicte que je n'en voye l'effect, et pourtant delibere me detenir icy jusques à sa venue s'il ne survient aultre chose, tant pour donner chaleur à la reddicion des villes dont aulcunes font demonstracion de vouloir venir que pour non faire retirer ledit Lantgraff et ladite practique s'il me veoit prandre aultre chemin, pensant par ce avoir eschappé le dangé, et m'a semblé mieulx perdre aultant de temps que de non donner lieu à l'achevement de ce qu'est traicté. Ausurplùs j'ay differé de donner reponce aux Ambassadeurs de Boheme, jusques a maintenant, pour laisser passer le temps de la diette qu'ilz ont assigné comme vous le m'avés escript, et puisque il est ja tant avant, que lesdits Ambassadeurs ny pourront plus venir à temps, je me delibere de resouldre sur leur responce et la leur donner telle que me semblera pouvoir servir pour les induyre a recongnoistre leur debvoir, et avec demonstracion de n'avoir contentement qu'ilz ayent si longuement perseveré en leur ligue. Mais je me trouve en peine de n'avoir plus particuliere informacion de vous, pour scavoir comme le tout passe et en quels termes vous estes de la negociation et mesmes veant l'instance que faictes par voz lettres ausdits Electeurs de Saxen et Brandembourg pour avoir leurs secours, et ne puis delaisser de vous prier tres affectueusement, de au plustost que vous pourrez, m'en advertir, et d eviter tout ce que sera possible de vous mectre en chose qu alluma plus grand feug et vous mit en inconveniens, tenant tousjours regard à ce que vous scavez des termes esquelz l'on se retrouve et prie le Createur que toutes choses passent comme il vous convient et à sons sainct service et vous donne, Monsieur mon bon frere etc. vos desirs de Hall ce xij de Iuing 1547.

„Conforme à la minute.
Wynants 1789.“

Zur Vervollſtändigung des Ueberblicks laſſen wir hier die Auszüge aus dem Schreiben des Kaiſers an K. Ferdinand (vom 15. Juni 1547) und aus der Antwort des Letzteren (vom 17. Juni), mitgetheilt durch Buchholtz (Bd. VI. Abſchn. I. XIV.), folgen:

Der Kaiſer an K. Ferdinand: „Der Landgraf ſoll ſich hier in drei oder vier Tagen einfinden, wenn er nicht von dem zurückgeht, was der Kurfürſt von Sachſen und der von Brandenburg für ihn gehandelt haben, wodurch unter andern ausdrücklich ausgemacht iſt, daß ſich derſelbe einfach und unbedingt ergeben werde auf Gnade und Ungnade, (il est convenu expressement *quil se rendra a gnad und ungnad*). Wahr iſt, daß die beiden Kurfürſten Verſicherung verlangt haben, daß ich ihn nicht ſtrafen laſſen würde an ſeiner Perſon, noch an ſeinen Gütern, mehr und weiter als im Vertrage enthalten, noch auch durch ewiges (immerwährendes) Gefängniß; und daß ſie dieſen Ausdruck ewig gebraucht und auch zugeſtimmt haben, daß derſelbe in das Verzeichniß geſetzt werde, welches ſie darüber aufgeſetzt, zum Behufe des Berichtes an mich (Vray est que lesdits deux electeurs ont demandé asseurance que je ne le feroye chastier ny a sa personne, ny en ses biens, plus avant du contenu audit traicté, ny aussi par prison *perpetuelle*, selon que aussi ils consentirent quil se mist au billet que sur ce ils ont donné pour men faire relation)“ Solches habe er nun bewilliget, habe aber immer für gut gehalten, den Landgrafen wenigſtens einige Zeit (pour quelque tems) in ſeinen Händen zu behalten, und gedenke ihn, wenn er komme, gefangen zurückhalten zu laſſen, — „welches die beſagten Kurfürſten nicht werden übel empfinden können, weil ich nicht der gegebenen Verſicherung entgegen handeln werde, welche des Gefängniſſes nur mit dem Beiſatz: ewig erwähnt; jedoch wünſchte ich über dieſes eure Meinung, und auch über die Zeit, auf wie lange (im Fall ſolchen Gefängniſſes) gut ſchiene, daß ich mich entſchließen ſollte, ihn gefangen zu halten; worüber ich gedacht, es könne gut ſein, zu ſagen, daß ſolches auf ſo lange ſein ſollte, bis ich ſehen würde, welchen Weg die Angelegenheiten Deutſchlands nehmen. Denn es würde dann bei mir ſtehen, ihn zu halten bis zum Ende des Reichstages, oder ſo lange ich in Deutſchland bleibe“. — Zugleich begehrte Karl die Anſicht ſeines Bruders über die Form des Gefängniſſes; wenn ſeine Garde ihn gefangen hielte, möchte die Bewahrung ſchwer ſein, und bei größerer Strenge könnten die Kurfürſten ſolches empfinden, und Philipp ſelbſt ſich der Verzweiflung ergeben, um nachher bei Verlaſſung des Gefängniſſes, und wenn der Kaiſer aus Deutſchland abweſend ſei, das Böſeſte, ſo er vermöchte, zu thun. Ferdinand möge ſeine Antwort beſchleunigen. — Ferdinand antwortete (17. Juni): „Ich habe erſehen, was ihr wegen des Landgrafen ſchreibt, und was der Artikel des beigefügten Traktats enthält, und wahrlich wäre ſolches ein gutes Werk, wenn man ihn dazu bringen möchte, ſolches vorzunehmen. Allein ich achte daß er den beſagten Artikel ungern annehmen werde; vorzüglich, was irgend welches Gefängniß betrifft; und wenn man nicht mehr erlangen könnte, ſo ſcheint mir, lieber als bei dieſem Anlaß mit ihm zum Bruch zu kommen, ſolle E. M. das Gefängniß nachlaſſen; — doch daß er ſich unter guter Aufſicht befinde bis zur Erfüllung des Vertrags, in Betreff der Artikel von Schleifung der Feſtungen, Zahlung des Geldes, Auslieferung des Geſchützes u. ſ. w., und wenn ihr gute Caution und Sicherheit für ihn haben könnet, und die Gewährmänner (fidéjusseurs), nämlich die beiden Kurfürſten es verſprechen, auf daß er ſich verpflichtete, jedesmal ſich bei E. M. einzufinden, wenn er gerufen würde, ſo ſchiene mir ſolches das Paſſendſte; denn dadurch würde er gleichwie gefangen ſein, und ſich unterwürfiger und fürchtender halten, keine Bewegungen zu machen; und man gäbe den Kurfürſten, die ſich darin eingelaſſen, keinen Stoff zu Mißvergnügen, und der Landgraf würde nicht in Verzweiflung gerathen.“ —

LV.

Halle. 20. Juni 1547. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. — Cop. *)

. . . .

Et si Votre dite Majesté a trouvé le traicté fait avec ledit prisonnier honorable et de grande reputation pour Sa Majesté imperiale, je tiens qu' elle ne se contentera pas moins de celluy que depuis s'est dressé avec ledit Landgraff de Hessen, dont je lui envoye copie et aussi du propos de son humiliacion et de la response que Sa Majeste luy fait hier, ou il y eut une assemblée de peuple immésurable pour voir le mystère que se passait. Et aprés Sa Majeste dit de tenir ledit Landgraff prisonnier pour jusques à ce qu'il eult comply le traicté actendu qu'il s'estoit rendu a gnad et vngnad sans aucune condicion horsmis que à part les Electeurs Duc Mauritz de Saxen et Marquis Joachim de Brandenbourg et avoient dressé vng article lequel ils présentoient à Sa Majesté,

---

*) Freie Preſſe 1840.

lequel assuroit que pour leur gnad elle ne le châtiroit ne de la vie ny d'aultre privation de ses biens plus de cela contenu aux articles ny aussy à prison *perpetuelle,* ce que Sa Majesté leur avoit accordé et n'y sembla que ce mot de *perpetuelle* donnoit clerement à entendre qu'ils ne rejetoient qu'il ne peult être prisonnier à temps définy, et que de le retenir. ce seroit ce que plus conviendroit pour licencier Sa Majesté une partie de ses gens de guerre non necessaires, ce de Hessen achevé, avoir seureté de l'accomplissement de ce qu'a este traicté. Et cecy se dit bien expressément auxdits Electeurs, estant encores le Landgraff a genoulx devant Sa Majesté, et lui fit desclarier à part la raison pourquoy il se faisoit et que par la responce que Sa Majesté avoit faite, ils avoient connu qu'elle leur observoit précisément ce qu'elle leur avoit promis et que partant ne donnerait-il la main audit Landgraff, jusques à ce que après le compliement dudit traicté, Sa Majesté le delivreroit et pour lors n'y firent encore difigulté, mais depuis après le soupé, fut qu'ils se fussent consultés avec leurs conseillers ou avec ledit Landgraff, ils commençoient à se ressentir grandement, et je crois que le principal vient du conseil dudit Duc Mauritz pour ce que jà l'on l'a chargé en la Germanie, que avec ses traictés il eult circonvenu le Duc de Brunswick et a esté cause de sa prison et sur ce me firent appeler avec le Duc d'Albe, pour débastre ce point, et a duré la dispute jusques à deux heures après minuit, et véant que ny eulx ny leurs conseillers pouvoient contredire à ce que nous disions, Sa Majesté, n'estre en ce aucunement sortie hors des termes du traicté et mesures de l'article que eulx proposarent à Sa Majesté, lequel elle accorda simplement comme ilz l'avoient couché sans y riens debastre, ilz se excusarent pour non l'avoir bien entendu et n'avoir peu sy bien asseurer l'affaire que s'ils fussent esté gens de lettre et delaissant de ce plus fonder sur l'obligation du traicté viendrent à suplier à Sa Majesté qu'il luy pleut à ce y tenir soing de leur honneur comme chose qu'ils veullent avoir tant pour recommandé, et qu'elle leur remestre ledit Landgraff entre leurs mains avec obligacion qu'ils offrent de passer d'en jesté laquelle de ce qu'est passé ceste nuit, desire que l'on luy face incontinent raport pour y prendre resolucion, que je supplie le Createur luy inspirer la plus convenable pour le bien des affaires et de son sainct service . . . . "

Hall 20. Juin. 1547.

LVI.

Halle. 21. Juni 1547. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. — Cop. *)

Madame! puisque le courrier a fait un jour de sejour davantage pour actendre l'escorte, n'estant le chemin asseuré, pour les villains, supposant que Votre Majesté serat en peine et avec desir et jusques à entendre en quels termes se retrouve le poinct de la prison du Landgraf, je n'ay voullu delaisser d'advertir icelle que ayant l'Empereur ou y le rapport de ce que nous avions passé avec les Electeurs, Sa Majesté Imperiale s'est resolue, que puisque l'on estoit passé si avant il convenait s'asseurer de la personne du Landgrave pour le moins jusques à ce que les fortz de son pays fussent demoliz, l'artillerie et municions rendue, et l'obligacion des subjetz passée et le surplus du traicté que se peult promptement accomply, car pour dire la vérité, separant Sa Majesté ses forces, elle demeurerait sans aulcune asseurance, lorsque de la promesse desdits Electeurs, lesquelz n'auroyent le pouvoir, pour, demeurant ledit Landgraf en son entier, le forcer à la raison, et fut esté le dernier erreur pire que le premier, et aussi le principal fondement où Sa Majesté et ses ministres s'attacherent pour entrer en traicté, fut sur ce qu'ilz mirent en avant touchant la condicion de non venir en prison perpéde faire contre sa parolle et ne veullant de la part d'icelle entrer en aultre negociacion, que prealablement ce point ne fust vuydé, et faisant grant cas de l'injure que en ce ilz faisoyent à Sa Majesté, qui a toujours tenu singulier soing de tenir et garder sa parolle. Nous fusmes hier tout le jour empechez pour negocier avec lesdits Electeurs et ung de leur conseil pour leur demonstrer evidemment que Sa Majesté faisoit en cecy pour la prison dudit Landgraf ce qu'elle pouvait par le traicté et mesmes par l'article que eulx avoient conceu en Allemand et que Sa Majesté sans le debattre ny y faire replicque avoit accepté, et aprés avoir jusques alors rebouté tout traicté avec ledit Landgraf seulement pour en ceste occasion de non trouver aulcune asseurance surquoy l'on se peult convenablement fonder sinon sur la propre personne du Landgraf, et enfin, à le debattre avec la raison, ilz furent amenez jusques à confesser tout plainement, comme ilz le répéterent par trois fois, que sans nul contrediet, Sa Majesté, en vertu du traicté, et sans contrevenir aux motz exprés d'icelluy, le pouvoit détenir prisonnier, le temps qu'il lui plairoit, pourvu que la prison ne fut perpétuelle et que eulx mêmes seroient ceulx que le vouldroient soubstenir contre quiconque vouldroient prétendre, que sa dite Majesté feist faulte a sa parolle, et finalement se sont arrestez à supplier à sa dite Majesté qu'elle voulut définir le terme de sa prison brief, à quoy elle leur a répondu, qu'elle verroit comment l'on se préteroit à l'accomplissement de ce que se pouvoit promptement achever, et que ce fait, et selon que l'on y procéderoit de bonne foy elle regarderoit de sur ce point leur faire telle response, qu'ilz auroient raisonnable occasion de contentement, avec quoy ils se sont satisfaits et ledit Landgrave demeure prisonnier, de manière que j'espére Sa Majesté reprenant son chemin pour se retourner à Ulme dés demain, il ramenera aprés longue chasse avec l'ayde de Dieu prisonnier en sa maison tous deux les rebelles banniz par icelle et chiefs du conseil de guerre que se y tenait l'an passé contre icelle.

Et pour ce que sur longues disputes desdicts Electeurs, plusieurs ont fait divers discours, et tendans aulcuns à persuader que Sa Majesté se soit mise en cecy contre l'asseurance juge le tout et puisse donner raison à qui il luy semblera, comme j'ay fait fort particulierement à l'Ambassadeur du Roy de Danemarcke estant icy pour ceulx de Hambourg, pour qui vouldroit mal imprimer son maistre estre prévenu et avec délibéracion de faire la mesme à ceulx qu'il conviendra, j'envoye à Votre Majesté copie de l'article en allemand, il se trouve couché par lesdits Electeurs et présenté à Sa Majesté Impériale, pour le conjoindre avec le traicté et soy fonder sur l'un et l'autre, asseurant icelle qu'il n'y a passé autre chose, quelle qu'elle soit, sur quoy l'on puisse prendre aulcun fondement, et pour non travailler d'avantage Votre dite Majesté luy suppliant encoires me pardonner ceste prolixité, j'acheve en priant le créateur qu'il donne à icelle très bonne et longue vie.

De Hall en Saxen le XXI de Iuing 1547.

Zur Vervollſtändigung der die Vorgänge zu Halle und die angebliche Wortfälſchung aufhellenden Berichte finde die durch Buchholtz im Auszug mitgetheilte Korreſpondenz Karls V. ſelbſt hier ihren Platz.

Schreiben des Kaiſers an Ferdinand (v. 23. Juni, a. a. O.): „In meinem Letzten begehrte ich euer Gutachten über die Haft und Gefängniß des Landgrafen; denn überall in dem, was ich mit den Kurfürſten gehandelt hatte, und auch in der Verſicherung, welche ſie verlangten, durch die von ihnen ausgeſtellte Schrift, um verſichert zu ſein, bis wie weit die Ungnade nur gehen ſollte, (et mesmes sur l'asseurance quils demandarent par l'escript, quils mirent en avant pour estre asseurez jusques ou passeroit le Ungnad) — war nichts, was mich hinderte, ihn zurückzuhalten, nur daß ſein Gefängniß nicht immerwährend ſei (pourvu que sa prison non fust perpetuelle), und ich ſchickte euch die Abſchrift (der Verſicherung), um dieſen Punkt beſſer zu verſtehen. Worauf eure Antwort an demſelben Tage eintraf, als er die Unterwerfung that, welche Antwort mehr dahin ging, die ſichere Bewachung Johann Friedrichs zu empfehlen, als dieſen Punkt zu beantworten, ob es beſſer ſei, den Landgrafen in Haft zu halten oder nicht? Und erwägend, daß man, ihn in Haft behal-

Frage, ob ich dem Landgrafen die Hand reichen werde, mit Nein antworten, und daß ich ſolches mir vorbehalte bis zu deſſen gänzlicher Freilaſſung; aber daß, wenn er die Antwort höre, welche ich dem Landgrafen geben laſſe, er ſich überzeugen werde, daß ich demſelben Alles bewillige, was er und der Kurfürſt von Sachſen außerhalb des Vertrages verlangt hätten; und nachdem jener ſie gehört hatte, bezeigte er ſich damit zufrieden; und ſie begleiteten den Landgrafen zum Schloß und aßen mit ihm zu Nacht. Später, nachdem die Kurfürſten mit dem Landgrafen und auch mit ihren Räthen ſich unterredet (devise), erklärten ſie, (demonstrarent), ſie hätten es nicht verſtanden, daß der Landgraf könne in Haft gehalten werden, und ſie hätten ihm deßhalb Verſicherung gegeben. Auf Solches zeigte man ihnen die Gründe des Gegentheils auch nach dem Texte des Vertrages und jener Verſicherung, welche ſie ſelbſt erhalten hätten, und daß nur ewiges Gefängniß dadurch ausgeſchloſſen ſei, und zumal, da ſo oft geſagt worden daß für Erfüllung des Vertrages auch in dem, was ſchleunig geſchehen ſolle, keine hinreichende Sicherheit gefunden werden könne, als mit ſeiner Perſon; da man ſo oft abgelehnt habe, was ſie geſagt, daß man an ihnen ſtrafen möge, wenn der Landgraf worin fehle (weil ich nicht wollte, daß gute und gehorſame Fürſten Folge und Strafe des Fehlers eines ungehorſamen tragen ſollten), und daß ich mich auf deſſen Wort, welches er mir ſo oft nicht gehalten, nicht verlaſſen könnte, bis die Werke mir Sicherheit leiſteten. Und was ſie ſagen, dem Landgrafen verſprochen zu haben, hätten ſie ihm nicht verſprechen können, gegen meinen Willen, und um ſo weniger, da ſie ſelbſt durch ihre Schrift das Gegentheil verſprochen hätten, nämlich, um mich zu verſichern, daß der Landgraf nicht den Städten ſchreibe, (da er gewohnt, aus Allem ſeinen Vortheil zu ziehen,) ſolle derſelbe ſich ergeben auf Gnade und Ungnade, Solches jedoch Formalität (?) ſein, und Verſicherung der Ungnade wegen gegeben werden (?), damit er ſich nicht gänzlich auf meine Milde ſolle verlaſſen müſſen (!); und daß die Worte des Verſprechens klar ſeien, und daß der Landgraf nichts Anderes habe wiſſen ſollen, als daß er ohne irgend eine Bedingung ſich ergeben möge auf Gnade und Ungnade. Worauf ſie keine andere Replik ertheilten, als nur, ſie ſeien keine Doktoren, um über Worte zu disputiren, und ſie hätten nichts Anderes verſtanden, als daß er nicht gefangen ſein ſolle, und drangen auf deſſen Freilaſſung; und da es ſchon zu ſpät war, und bis zwei Uhr nach Mitternacht, und deßhalb meine Miniſter ablehnten, mich in dem Augenblick zu befragen, ſo drangen ſie darauf, dem Landgrafen bis zum andern Tage Geſellſchaft zu leiſten, damit es nicht das Anſehen habe, daß er gefangen ſei, und obwohl man ihnen das Gegentheil vorſtellte, daß Solches großes Aufſehen mache und man darüber mannigfach reden würde (que cela seroit de grand bruyt et que lon en parleroyt diversement) und daß es ausſehen würde, als wollten ſie behaupten, daß ich mein Wort nicht gehalten, (que jeusse faict rompre ma parole) und daß ich Solches übel empfinden würde; — ſo konnte man doch mit ihnen nicht anders zu Ende kommen, als daß Herzog Moritz die ganze Nacht dort blieb. Anderen Tages wollten ſie auf dem Nämlichen beharren, und da ſie deßhalb ihre Klagen an Mehrere richteten, und ſich das Gerücht verbreitete, daß ſie die Sache übel empfänden, und ihre Leute mich deßhalb beſchuldigen wollten, ſchien es mir, daß die Sache ſchon zuweit gekommen ſei, um zurück zu gehen, außerdem, da ich keine andere genügende Sicherheit für die Erfüllung des Vertrages hatte, bei der Wichtigkeit der Sache und daß ich mich zur Verhandlung nur mit der Intention herbeigelaſſen hatte, ihn in Haft zu halten, indem in Allem, weſſen man übereingekommen war, nichts war, was mich daran gehindert hätte, und die vom Landgrafen geführten Reden in Betreff der Schleifung ſeiner feſten Plätze hinreichend zeigten, daß er keine Luſt hatte zur Erfüllung, ſondern Zeit zu gewinnen ſuchte, und zu ſehen, daß ich meine Kräfte zertheile. Und wenn ich davon zurückgegangen wäre, worin ich mich eingelaſſen hatte, ihn in Haft zu halten nämlich, ſo hätte jedermann denken können, daß ich mich darin ohne Recht (sans raison) eingelaſſen, und daß ſie mich deßhalb gezwungen hätten, davon abzulaſſen. So beſchloß ich, darauf feſt zu halten, (de tenir bon) und zu dem Ende äußerte ich nur, daß in dem, was vorgefallen, ſie hätten meine Ehre in Diſput ſetzen wollen, und daß man darüber debattiren ſolle, ob ich mein Wort gehalten hätte oder nicht, und ob ich mich weiter eingelaſſen hätte, als der Vertrag geſtatte, und da ich jederzeit beſondere Sorgfalt getragen, mein Wort zu halten, (wie ich denn, um demſelben genugzuthun, große Gelegenheit meines Vortheils unterlaſſen, die ich nie benutzt gegen meine Ehre) — ſo verlangte ich auch jetzt, daß man ausmachen ſolle, ob ich nach dem Vertrag und den Nebenverſchreibungen den Landgrafen in Haft behalten könne oder nicht, und wollte, daß dieſer Punkt erledigt werde, vor allem Eingehen in andere Gegenſtände, und daß ich (vorher) nicht hören wollte, was ſie begehrten, ihrer Ehre acht zu haben in Erfüllung deſſen, was ſie dem Landgrafen verſprochen, — ihnen ſagen laſſend, daß ich eben ſo wenig Doctor ſei als ſie, und daß ich nach runder Meinung gehandelt, und daß die Schrift, wovon die Rede, von ihnen geſtellt worden ſei, und zwar zu deutſch, und daß ſie aus Allem, was in dieſer Negotiation gehandelt worden, recht wohl hätten meine Abſicht erkennen können. Und nachdem man zur Erörterung gekommen, indem ich die Einzelnheiten übergehe, die zu weitläuftig wären, (wie auch, daß man aus einigen Widerſprüchen, die bei der Verhandlung untergelaufen, einige Vermuthung ſchöpfen konnte, als ob Alles, was von dem dem Landgra-

Capitulation als die Erläuterung derſelben, ich ihn hätte in Haft nehmen und halten können, nur daß dieſe nicht immerwährend ſei (moyennant quelle [prison] ne fust perpetuelle); und wenn jemand das Gegentheil ſagen wollte, ſo wollten ſie behaupten, daß dem ſo ſei, und wenn ein Fehler in Dieſem vorgefallen, daß ſie ihn gemacht hätten. Und auf dieſen Grund haben ſie mich gebeten, ſchon gleich die Dauer des Gefängniſſes auf drei Wochen oder einen Monat beſtimmen zu wollen, worauf ich, nach Darſtellung des Unrechts, ſo ſie mir gethan, indem ſie Schwierigkeit gegen dieſe Haft gemacht, und darin, daß ſie ſich dergeſtalt, wie ſie ſagten, eingelaſſen gegen das mir Verſprochene, — ihnen geſagt, daß ich keine Verſicherung ſchleunigen Vollzuges habe, daß ich ſehen wolle, in welcher Art der Landgraf guten Glauben darin zeigen werde; und um was ſie mich hierin erſuchen würden, darin würde ich ihnen ſo ehrbare Antwort ertheilen, daß ſie Alle Urſache haben ſollten, damit zufrieden zu ſein." Ferner meldete der Kaiſer in dieſem Briefe, „daß der Landgraf ſich als ein Verzweifelnder geberdet, und davon geſprochen, nicht mit der Bewachung ziehen zu wollen; worauf die beiden Kurfürſten, um ihn zu begütigen, vielleicht auch, um zu demonſtriren, daß ſie den Landgrafen nicht verlaſſen könnten, ohne ſich ſelbſt als Gefangene zu ſtellen, denſelben zwei Tage begleitet, und dann auf die Eröffnung Alba's, daß der Kaiſer Solches nicht gut aufnehme, zu Naumburg geblieben ſeien, um ſich zu entſchuldigen, ſagend, daß das Ganze geweſen ſei, um den Landgrafen zu bewegen, daß er keine Beſchwerde der Haft wegen habe, und ihm die Beſchleunigung des im Vertrage Zugeſagten zu rathen; weßhalb ihnen auch gelungen ſei, daß er von dem Gelde 100,000 fl. zu Bamberg ſchon zahlen wolle, und 14 Tage nachher zu Speier die übrigen 50,000 fl., wornach ſie begehrt, daß der Kaiſer nunmehr die Zeit der Haft beſtimmen möchte. — Er habe ſeinen Bruder ſo genau über Alles, was das Gefängniß des Landgrafen angehe, benachrichtigen wollen, damit er, wenn man mit ihm davon ſpräche, genau wiſſe, wie die Sache zugegangen, und guten Grund dafür anzugeben wiſſe. Wenn man mit Ehren und ohne den Unwillen der Kurfürſten zu reizen, den Landgrafen ſo lange in Haft halten könnte, ſo würde Solches für das Wohl und die Ruhe Deutſchlands das Zuträglichſte ſein, und er wolle jedenfalls den Landgrafen in Haft halten, bis er mit Ferdinand zuſammengekommen ſei. Es werde ohne Zweifel dem Landgrafen hart fallen, als Gefangener an dieſelben Orte zu kommen, wo er eine ſo große Autorität uſurpirt habe, aber Solches werde eine nicht geringe Reputation für den Kaiſer und nützlich für die Verhandlungen ſein, wenn Jene als gefangen hinweggeführt würden, welche die Urheber dieſer ganzen Verwirrung ſeien." — In dem Antwortſchreiben (Prag 14. Juli 1547) ſagte Ferdinand: „Wahr ſei zwar, daß er nicht abſolut geſchrieben, daß der Kaiſer den Landgrafen Philipp in Haft behalten, oder nicht behalten ſollte, da in einer ſo hochwichtigen Sache, und wo man nicht bei den Vorgängen ſelbſt gegenwärtig, ſchwer ſei, ſo beſtimmte Antwort mit Ja oder Nein zu geben. Schon vor Erhaltung des Schreibens des Kaiſers mit der genauen Erzählung ſeien übrigens Geſandte der beiden Kurfürſten bei ihm eingetroffen, mit langer Erzählung des Geſchehenen, welche ihn zugleich mit der größten Affektion, als ſie je um etwas bitten würden, gebeten hätten, Vermittler in der Sache zu ſein; und auch zu bewilligen, daß Prinz Maximilian *) ſich mit den beiden Kurfürſten oder deren Geſandten vereinigen möge, um wegen Freilaſſung des Landgrafen zu interzediren. Die Kurfürſten hätten ihm ihre Verſchreibung zeigen laſſen, daß ſie im Fall ewigen Gefängniſſes des Landgrafen ſich auf die Aufforderung der Kinder deſſelben bis zu deſſen Freilaſſung als Gefangene ſtellen, und ſo ſich wollten behandeln laſſen, wie man den Landgrafen behandle; und daß ſie ihrer Ehre wegen, wenn ſie aufgefordert würten, ſich nicht würden enſchuldigen können. Ich ſehe wohl ein, und es iſt wahr, daß wenn mit Ehren und ohne den Unwillen der beiden Kurfürſten zu reizen, der Landgraf lange in Haft gehalten werden könnte, Solches für die Ruhe Deutſchlands das Zuträglichſte ſein möchte. Jedoch ihr wißt, von wie großer Wichtigkeit für E. M. und alle Angelegenheiten Deutſchlands es iſt, jene beiden Fürſten in der Ergebenheit zu erhalten; und dann das ſchmerzliche Gefühl, welches dieſelben haben würden, wann es aus dieſem Anlaß geſchehen müßte, daß ſie ſich den Kindern des Landgrafen als gefangen ſtellten, wie ſie ſagen, daß ſie ſich auf erhaltene Aufforderung deſſen nicht würden weigern können. Und *deßhalb ſcheint mir* (ohne vorgreifen zu wollen) *daß, ehe man die beiden Kurfürſten verlieren müßte*, und wenn es ohne großen Nachtheil geſchehen kann, und wenn der Landgraf den ſchnell zu vollziehenden Theil des Vertrages im Voraus erfüllt, E. M. *dieſe Freilaſſung* bewilligen mag." — „Die Interzeſſion ſeines Sohnes habe er den genannten Kurfürſten, namentlich auch der Hülfe wegen, die ſie ihm geleiſtet, und noch leiſteten, nicht verweigern können." —

Sehr intereſſant iſt ein im Br. Staatsarch. (doc. ꝛc. Bd. X. 416—419) befindliches Concept der Capitulation mit manchen Varianten. Es beginnt gleich mit den Artikeln, worauf erſt das prooemium „Zu wiſſen das die R. kay. M. ꝛc." und das Verſprechen des Landgrafen folgt. Letzteres enthält im Text nach der Stelle: „wie die von Wort zu Woert begriffen ſint," noch die Clauſel: „*vnd ſo die kay. M. vnſer allergnedigſter her einiche erleuternuß dar in thun wurde.*" In Philipps Apologie (Donauwörth 18. Novbr. 1547) iſt erwähnt, daß man bei ſeiner Ankunft in Halle anfänglich den Zuſatz in die Capitulation habe bringen wollen: „*Und ſoll dieſe Capitulation zu erclerung* kaiſ. Maj. *Willens ſtehn*", (von dem Biſchof v. Arras beigefügt.)

LVII.

Caſſel. 8. Juli 1547. „Philips vonn Gotts gnadenn Landtgraue ꝛc. Vnnſerm Ober Amptman vnſerer Obern Graffeſchaft Catzenelnpogen Rath vnnd lieben getrewen Alexandernn von der Than.“

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. Akten, die großh. Familie betr., insbeſondere Ldgrf. Phil. d. Gr. Gefangenſchaft ꝛc. Conv. IV. — Orig.)

Philips vonn Gotts gnadenn Landtgraue zu Heſſenn, Graue zu Catzenelnpogenn ꝛc.

Lieber getrewer Wir haben mit vnſer effnen ſchrift wilche wir durch ſondere perſonen haben vmbſchickenn, vnd dir verleſen laſſen gnediglich vnnd wolmeinlich eröffnet, Wilcher geſtalt wir vnns Jn Kay. Matt. Cuſtodien begebenn habenn, bis zu volnziehung des vertrags, damit du, vnnd andere vnſere vnderthanen, Jn vnſerer landtſchaft vnbeſchedigt, vnndt vnbeleidigt bleiben möget, Vnnd wollenn demnach Jn Keinenn Zweiuell ſetzen, du werdeſt mit einpringung der bewillgten ſteuer wilchs zu vnſer furderlichen erledigung gereicht an dir Keinen mangell erſcheinen laſſenn, Vnnd die in gantzer Summa furderlichſt vnnd getrewlich erlegenn, Vnnd damit Jmſelbigen vnnd auch ſonſtenn zuuolnziehung des vertrags, ſo wir mit Kay. Matt. mit deinem vorwiſſen eingangen, vor den verordenten Kay. Commißarien entliche volnziehung geſchehenn mögte, So eruordern wir dich hiemit gnediglich vnnd wollenn, Das du eigner perſonn vf den 26ten Julij nechſt kunftige vmb neun vhr zu Ruſſelsheim gewißlich erſcheineſt, daſelbſt benebenn vnſern Stettenn, vnſerer landtſchaft das Jenige zethun vnnd zuleiſtenn, das die notturft zur ratification vnnd zu volnziehung des gemellten Kay. vertrags eruordern vnnd ſich gebüren will, Vnnd iſt daruf vnſer ernſter beuelch, bey vermeidung vnſer hohenn ſtraffe, das hieruber niemandts vonn dir, vnnd den deinen widder die Kay. Matt. diene, vnnd ſich gebrauchen laſſe, das verſehenn wir vnns zu dir mit gnaden ernſtlich vnnd gewißlich.

Datum Caſſell den 8ten Julij A° ꝛc. 47.

LVIII.

Nürnberg. 11. Juli 1547. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 148. — Cop. faite 1789.)

„Madame dois mes dernieres lettres par lesquelles j'advertis votre Majesté de ce qu'estoit passé en l'affaire du Lantgrave de Hesse de Frisberg, et du surplus des occurans les Electeurs de Saxen et Brandenbourg suyvirent encores trois journées, pensant obtenir de Sa Majesté autre response et attermination de la prison à trois sepmaines ou ung mois, et se servirent de tous les moyens qu'ilz pensoient leur pouvoir estre à propos et envers moy des grandes offres, et aprés le refus d'icelles de bravetez, mais enfin aprés leur avoir remonstré, que ny pour interest, ny pour craincte, je ne me departoye de ce que convenait au Service de mon maistre, je le ramenai enfin, de sorte qu'ils crurent au dernier propos qu'ils tindrent à Sa Majesté, entierement mon advis, que fut, qu'ilz luy disent, qu'ilz tiendroient la main à ce que ledit Lantgrave accomplist tost, realement et de bonne foy ce que se pouvoit accomplir du traicté, a quoy aussi ilz le trouvoient volontaire, et que ilz suppliassent sa Majesté vouloir lors faire clemente responce sur la requeste qu'ilz differoient luy faire jusques alors, pour la supplier quelle voulsist definir et abreger le terme et faire icelluy brief, à quoy Sa Majesté leur respondist qu'elle verroit comme ledit Lantgrave se conduiroit dois cy au complissement du contenu audit traicté, et que selon ce, elle leur feroit telle responce qu'ilz en pourroient avoir raisonnable contentement, et sur ce se sont departis lesdits Electeurs, cessant pour maintenant toute ulterieure poursuyte et ja s'est commencée la demolition des forts dudit Lantgrave, le quel anticipe le payement des cent et cinquante mille florins, estant ja en ce lieu les cent mille et le Tresorier de Sa Majesté en besogne, pour les compter, et deans quinze jours promect de delivrer à Spire les Cinquante mille restans, que

bonne partie de ses gens de guerre comme elle a ja commenché et luy en reste encores bon nombre . . . . . ."

„*conforme à l'original*
Wynants 1789."

LIX.

Donauwörth. 12. Oktober 1547. Landgraf Philipp an den Kaiſer. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 47. — gleichzeitige Cop.)

Aller durchlauchtigiſter Groſmechtigiſter Vnüberwindtlichſter Rhomiſcher Khayſer Furſt vnd Herr Ewer khayſerlichen maieſtet ſeien zuuor aller zeytt mein vndertheinigſt ſchuldig gehorſam vnd willig dienſt Aller gnedigiſter Herr,

Wie ſich die hendell deß vergangenen Jars Zugetragen Vnd verlauffen Darin ich auch laider begryffen geweſen das wiſſen E. Kay. M. hetten aber meine Rethe meinen beuelh den ich Jne gehen Regenſpurg ſchryb geuolget das ſy Ewer khay. M. anſprechen ſolten wo ich gegen E. khay. M. verſagt were mich zu gnediger antwurt komen zu laſſen wolt ich mich alſo verantwortten das E. Khay. M. mein vnſchult erkennet vnd deß ein gefallens gehabt hetten ꝛc. (welches aber Jnen von ettlichen wider Rathen Darumb es vorbliben) So truge ich khain Zweiuell und ſolte Zu ſolcher thetlicher Handlung oder Zum wenigiſten meinethalb nit khomen ſein

Jch hab auch domals gen Regenſpurg dem hochgebornen Furſten Herren Moritzen Hertzogen zu Sachſſen ꝛc. meinem Fraintlichen lieben Vettern Sohne vnd geuathern dergleichen geſchriben es ſeind aber die brive an ſein liebe nicht gelangt

---

*) Viglius hat darüber geſchrieben: „des Landtgrauen ſchreiben aº 1547 12 8bris mit ausfurung aller handlung", deßgleichen die vollſtändige Titulatur des Kaiſers außen.

Hoffte wo die Zu Recht khomen were dieſe handlung aber nit eruolgt

Nhu hat ſichs volgendts begeben das Hertzog Moritz zu Sachſen Churfurſt ꝛc. mir geſchryben vnd ſich meinethalb (mich bey E. Khay. M. meinem allergnedigiſten Herren auſzuſönen) in Handlung gelaſſen darmiter dan vil ſchryfft vnd artickel ergangen beſchehen vnd furgeſchlagen

Nach dieſem hat ſein liebe denn Churfurſten zu Brandenburg zu ſich gezogen Mich gehen leibzig beſchaiden da ſy mir allerlay furſchlege gethan vnd das zuerhaltung gemainer wolfart vnd frydens allen muglichen vleyß furgewendt Auff das ich wie bemelt bei E. Khay. M. ausgeſönet vnd zu Irer M. gnad widerpracht worden were Letzlich aber nach vber gepflogener Handlung iſt Hertzog Moritz Churfurſt wider von Wittemberg zu mir gehen Leibzig khomen vnd mit ſeiner liebden einer deß marggraven Churfurſten rethe welche(r) mir angezaigt es beharre E. Khay. M. auff der maynung das ich mich on einige Condition oder furbeding Inn E. Khay. M. gnad vnd ungnad ergeben ſolt Ich ſolt auch alle mein Feſtung geſchutz vnd artelarey E. Khay. M. vberreychen

Als mir nhu ſollich ſchwere **Conditiones** furgehalten worden hab ich dieſelben nit annemen konnen Sondern bin gedrungen worden dieſelben abzuſchlagen vnd mich wider nach heimwarts Zubegeben,

Vnd wie ich gen Weiſſenfelſch kame vnd mich deß morgens auf den weg nach meinem lande begebe, Do kame Chriſtoffer von Ebleben ſeliger zu mir Jme Felde mit welchem ich mich allerlay vnderredt und geſagt Mich erbarme meiner Vnderthanen vnd auch der Lande darburch der Zug gehen ſoll wo ich nu wiſte das die ergebung Inn E. khay. M. gnad vnd vngnad nit mer vff ſich haben ſolt dan den fußfall vnd abbit Dieweil dan andere Furſten vnd Stedte derogleichen gethan wo ich dan ſolliches mochte verſichert werden So wolt ichs nit abſchlagen

Vnd weytter geredt wie wolſ ich mein feſtung libde wen ich aber E. Khay. M. Gnad wider erlangen mocht Ehe ich dann das Landt wolt verderben laſſen, ſo wolt ich lieber leiden das etlich der Feſtungen geſchleufft vnd die andern mir vnzergenzt

Deſſgleichen wie wol es ſchimpfflich das ich mein geſchutz vnd munition von mir geben ſolt Ehe ich aber E. Khay. M. vngnad haben vnd daß landt vnd vnterthanen verderben laſſen ſo wolt ich eer das geſchutz E. Khay. M. vberreychen doch das ich deß nit gantz beraubt ſondern mir etwas davon gelaſſen wird

Daruff Chryſtoffer von Ebleben mir ſagte er ſelbs welte Ins kheyſeriſch leger nach wittemberg reiten vnd Fleyß thun ob er etwas guts ausrichten mocht ꝛc.

Deß ich alſo zu Fryden geweſen vnd Jme etlich tage benent In welcher Zeytt ich der Antwurt erwarten vnd mich mitlerwail nit vertieffen woldt

Alſo iſt Ebleben ſeliger in wenig tagen darnach khomen Vnd mir ein ſchryfft Glaitt vnd Capitulation lauts der Copien hierneben mit A B C ſignirt von beiden Churfurſten zu Sachſſen vnd Brandenburg pracht, darauff hab ich geantwurt wie die Copey mit D ausweiſet

Hierauff haben die baide Churfurſten mir widergeſchriben vnd ein reſolution zugeſchickht wie ab den hieneben mit E. und F. gemerckhten Copien zu ſechen

Darauff bin ich gehen Hall in Sachſen zu E. Khay. M. khomen als nemlich auff bemelter baider Churfurſten Handlung glaitt vnd ſchrifft wie oben angezeygt.

In welchem glaitt clar vermöldet wirdt das ſy mir ſollich glaitt mit ſonderlicher gnediger Bewilligung vnd nachlaſſung E. Khay. M. vor mich vnd die meinen Frey ſicher vnd vngeuerlich zu Irer Mt. In Ir leger vnd wider bis in mein gewarſam gegeben deßgleichen ſich verſchriben vnd verpflichtet das ich uber die Articklen der Capitulation weder an leib noch gut mit gefengnuß beſtrickung oder ſchmelerung meines landts ſolt beſchwert werden vnd wo ich uber ſolliche Artickell auff einigen weg beſchwert wurde das ſy ſich dan auff meiner khinder erfordern perſonlich einſtellen Vnd deß gewertig ſein das mir vber ſollich Artickell begegnet Nhu hab ich gethan als der ſo E. Khay. M. gnad gern gehapt vnd auch nit anders dencken konnen dan das ſie die baide Churfurſten der glaitsgebung ein gewiß wiſſen von E. Khay. M. gehabt derowegen ich mich gegen hall gefiegt vnd den Churfurſten vertrauet

Als ich aber gehen hall khomen bin ich in Namen E.

Khay. M. In Cuſtodien genomen worden deß ich mich wol gantz nicht verſechen vnd beſchwert

Es haben mich aber baide Churfurſten vertröſt wen ich E. Khay. M. das gelt die ein hundert vnd funffzig thauſent gulden zeitlich erlegte vnd der Capitulation forderlich nachſetzen lieſſe ſo wurd ich in Khurtzen wochen erledigt werden

Derowegen ich gedult gehabt Vnd hab die einhundert vnd funffzig thauſent gulden eher dan die Capitulation vermag E. Khay. M. zu vnderthenigem gefallen erlegt vnd bezalet

Hab E. Khay. M. den Fueßfall vnd abbit gethan E. Khay M. haben mich auch von der Acht abſolvirt vnd daruber zu Nhuremberg mir einen verſigelten vnd vnterſchrybnen Brieff geben

Weytter hab ich Hertzog Hainrichen von Braunſchweig ſampt ſeinem Shon ledig gelaſſen ſeine Vnterthanen an Ine gewiſen vnd mich mit Im vertragen nach Inhalt E. Khay. M. Capitulation vnd Reſolution

Vnd ob In dem etwas noch nit nach E. khay. M. willen beſchehen were ſo erpiette ich mich das noch zuerfullen

Deßgleichen hab ich ſonſt alle gefangne on Rantzon wie die Capitulation In ſich helt ledig gezelet

Mein Sohn hat die ratification vber den Vertrag vbergeben

Deſſgleichen haben meine Rethe Hoffgeſindt Ritterſchafft vnd Landtſchafft E. Khay. M. Comißarien eidt vnd pflicht Inhalt der Capitulation gethan vnd die ratificationes vnd obligationes vberlieffert

Es haben auch die baide Churfurſten zu Sachſſen vnd Brandenburg deßgleichen Pfaltzgraue Wolffgang Graue zu Veldentz ꝛc. Jre Caution E. Khay. M. zugeſtellt *)

Ich hab alles mein geſchutz vnd zugehorige Munition E. Khay. M. laſſen vberlieffern deſſgleichen die Buntsbrive aller einung die ich mit anderen gehapt,

Die Feſtung meins Landts ſein geſchleifft außgenomen an der Statt Caſſell daran man nhu mals In Arbeit iſt die auch zuzergentzen

---

*) Hiezu bemerkt Viglius am Rande: „Non est factum.“

Vnd iſt mir E. Khay. M. erclerung das Caſſell geprochen ſolt werden nit eher dan auff den 31 Auguſti angezaigt worden Sonſt were alberait ein groſſes geſchechen,

Alſo waiß ich nicht mer in der Capitulation verleibt das diſer Zeyt zulaiſten müglich welches von mir nit volenzogen ſey

Ich bin auch deß erpietens ſo mir anheim erlaubt wurde ſo wolt ich E. Khay. M. giſell ſetzen ſo lang bis das vbrig an Caſſell vnd was noch an der Capitulation manglett mocht auch nach E. M. gefallen außpracht werden Nemlich wolt ich Zu Giſel ſtellen meiner ſöhne einen oder zwen oder ettliche von meiner Ritterſchafft vnd Landtſchafft

Ich hab mich auch erpotten vnd bin deß erpiettens noch E. Khay. M. vnd der Rhomiſch Khunig. M. vnd derſelben heuſer Oſterrych vnd Burgundj vnd Iren Nachkhomen anzuhangen will mich aber dargegen hinwider gnedigs ſchutz vnd ſchirms zu E. Khay. M. verſechen

Deßgleichen bin ich auch deß erpiettens was auff diſem Reychstag von E. Khay. vnd der Rho. Khon. M. Churfurſten Furſten vnd Stenden deß Reychs der Religion halb vnd ſonſt beſchloßen wurd das ich mir ſollichs gefallen laſſen vnd will auch ietzt derhalben ein obligation von mir geben

Begert auch E. Khay. M. das ich wider Zu dieſem Reychstag Khomen ſolt ſo wolt ich auff die Zeyt ſo Ire Mt mir anſetzen wurden gehorſamlich erſcheinen,

Ferner ſo E. Khay. M. haben will das ich in die Furſtehend buntnuß khomen ſoll Sovern ich dan angeſchlagen wurd das ichs erleiden vnd ertragen mocht So wil ichs nit abſchlagen

Aber diß alles wiewols ich an E. Khay. M. ſupplicirt vnd den Churfurſten zu Sachſen vnd E. Khay. M. rethe bericht ſo hats doch bishero nicht verfachen wollen noch ich darauff ein gnedig antwort erlangen mugen,

Welchs mich nit wenig bekhomert dan ich wolt das E. Khay. M. wuſten wie vngern ich in den vergangenen krieg khomen bin das mir auch die augen daruber vbergangen wie ich ſolichs Darthun kan vnd beweiſen mag Auch mit leutten die anderer herren Diener ſein, Ingleichnus hab ich nit gern gehabt wie ich wol zubewiſen wuſte das die harten ſchrifften außgangen ſein

Zu dem hab ich nach dem Abzug zu Gingen mich nit weitter gegen E. Khay. M. mit Krieg einlaſſen wöllen wie das Hertzog Mauritz Churfurſt zu Sachſſen one Zweiuell wol weyß,

Hette ich mich auch weytter in die ſach wollen ſteckhen ſo weren noch wol vil darbey blieben, vnd E. khay. M. mer arbeit auff gelauffen

Vnd da ich gleich am letzten da ſchon der geweſen Churfurſt zu Sachſſen geſchlagen mich hett weytter einlaſſen wollen wurde mir Inwendig und außwendig deß Reychs hilff angebotten

Ich wolt Zum wenigſten mein Feſtung ein Zeitlang gehalten wie das die Ihenigen ſo dieſelben geſechen E. Khay. M. one Zweiuell wol bericht haben,

Sollichs aber alles hab ich hindan geſetzt vnd E. Khay. M. gnad mer geachtet dan gegen E. M. mit andern Im krieg zuverharren

Ich hab mich gegen E. khay. M. gedemietiget den Fußfall gethan vnd ſie vmb gnade gepetten,

Allenthalben hab ich der Capitulation mit groſſen ſchaden gnug gethan der vngeZweiffleten Hoffnung E. Khay. M. wurde nu mehr wo ſie vngnad zu mir hette die auch von mir wenden

Dan hab ich E. M. erzörnet ſo hab ich auch dagegen harte buß gethan

Dan der von Beuren hat mein Vnterthanen bis in hundert thauſent gulden abgebrant ſchatzt vnd ſonſt ſchaden zugefiegt

Ich hab E. Khay. M. einhundert vnd funffzig thauſend gulden gegeben

Darzu mein geſchutz vnd Artelarey ſo mich vber Zweimal hundert thauſend gulden coſtet

Die feſtungen die ich abgethan vnd noch abthun mus coſten mich mers dan drey hundert thauſend gulden

Ich hab auff dieſem vnglickhafftigen krieg vber ſechshundert thauſent gulden außgeben vnd gewendet daß ich den merre theil

Ich geſchwaige was mir von wein getreidig vnd anderem genomen iſt

Hab alſo dieſes kriegs in vierzechen hundert thauſend gulden ſchaden welchs alles mir die tag meins Lebens ein witzung ſein wirdet E. Khay. M. vnd der Kho. M. anzuhangen

Aus dieſen obgemelten vrſachen vnd erpietungen allen haben E. Khay. M. abzunemen wie mein gemiet gegen Ir geſtanden vnd noch ſtehet das ich gern an E. khay. M. einen gnedigſten Khayſer vnd herrn hette

Auch wie ich der Capitulation gnug gethan Vnd was erpiettens ich auch daruber bin

Bitt derhalben auffs vnderthenigſt E. Khay. M. wolle diſes alles mit gnaden erwegen vnd demnoch mir one lengeren Verzug widerumb anheim zu meinem Weib kindern vnd obligenden ſachen gnedigſt erlauben ſo will ich alles das thun deß ich mich wie obgemelt erpotten

Wolt auch Ewer khay. M. mich wider auff dieſen Reychstag haben ſo will ich wie obgemelt auff den tag ſo E. Khay. M. mir ernennen widerumb gehorſamlich erſcheinen Vnd den December Januarium Februarium Vnd Martium ſo der Reychstag ſo lang wert gern willigclich bey Irer M. oder der Khun. M. verharren

Will auch ſollichs vmb ewer Khey. M. vnderthenigſt verdienen vnd obs Ewer Khay. M. oder der Khun. Mt. zugefallen were das ich Inen ſolt ein Zug thun vnd wurden deß an mich begeren So wolt ichs nit abſchlagen

Bit auffs höchſt das ewer Khay. M. mir auffs Furderlichſt erlauben wöllen dan ich von heim nach Hall zog hab ich nit gewuſt noch gedacht vilweniger mich verſechen das ich ſo lang vnd nhu mer lenger dan 15 wochen auff gehalten wer worden

Derwegen meine ſachen in meinem landt ſchulden vnd andershalben auffs vnrichtigſt ſtehen zu meinem vnd meiner khinder ewiger verderben

Darzu ligtt mein weib Im kindbeth vnd iſt mit ſchwerer kranckheit behafft

Abermals auffs aller Vnderthenigiſt bittende mir gnedigiſt erlaubnuß zugeben

Vnd beger nichts liebers dan an E. Khay. M. einen gnedigiſten khaiſer zuhaben

Solliche gnedige erzeigung will ich die Zeyt meins Lebens vmb ewer khay. M. vnd Ire nachkomen vnderthenigiſt verdienen vnd troſtlich antwort bittend

Datum thonawerd 12 octobris anno ꝛc. 47

Vnderthenigiſter ſchuldiger
gehorſamer williger Furſt

Philips Landtgraue zu Heſſen,
Graue zu Catznelnbogen &c.

1548.

LX.

Heilbronn. 31. Mai 1548. „Reinhartenn Abels Schadloßbrieff vonn meinem g. f. vnd hern zu Heſſenn ꝛc. des ſchreibens halb Jn ſ. f. g. Cuſtodien beſchehenn, Signat. Helbrunn, den letzten May anno 1548“ — („Copia auſcultata“)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 45.)

Von Gottes gnaden Wir Philips Lanntgraue zu Heſſen Graue zu Catzenelnpogen Dietz Ziegenhayn vnnd Nidda thun kunt hieran offentlich gegen yderman bekennende vor vnns vnnd vnnſer erben vnnd nachkommende furſten zu Heſſen das wir In ſerer hohn vnvermeidlichen notdurfft vnnd gelegenheyt nach vnnſerer ſachen zum beſten vnnd vmb anregens willen, vnnſerm Diener vnnd lieben getreuen Reinharten abel, Ye bisweilen gein Augſpurgh an die hochgebornne fürſtin frauw Chriſtinen geborne Hertzogin zu ſachſen Lanndtgrauin zu Heſſen Grauin zu Catzenelnbogen ꝛc. vnnſer freuntliche liebe Gemahel deßgleichen an vnnſere Stathalter Secretarien vnd Rethe zu Caſſel Auch ſonſt anndere In vnnſerm vnnd zu Zeiten In ſeinem namen vnnſer gemuet vnnd maynung zuuermelden gnediglich befolhen haben, Welchs er alſo ſidher vnns vnnſer Hoffgeſind zu Nörlingen abgeſchaft worden, zum offtermal In wichtigen ſachen an vnſere Subſcription odder aufgedrucktem Pitſchafft aus vnnſerm angeben vnnd gehayß Wie wir ſolchs Ydertzeit gnediglich geſehn, Vns auch ſolche ſchrifſte dermaſſen gefallig haben laſſen gethan vnnd noch thut, des wir Ime hiemit gnedigs Zeugniß geben, Auch Inen darumb gegen Yderman In alle wege vor Vnns vnnſern erben Itzo vnnd kunfftig, zu uertretten vnnd gnediglich ſchadloß zuhalten, Verſprechen wollen, Als wir das auch hirmit Vnnd In crafft gegenwartigs briefs bei vnnſern fürſtlichn waren worten verſprechen Vnnd vnns alſo wurcklich verpflichtn ganntz treulich vnnd vngeuerlich, des zu warer vrkundt haben wir mit gutem wiſſen, Vnnd vnnſer Ringbitſchaft, hiruf drucken laſſen.

Geben zu Helbrun an vnnſers lieben Herrn fronleychnamstagk den letzten May Im Jare nach Chriſti geburt funfftzehenhundert vierzigk acht.

Philips L Z Heſſen

„Dyſe forgeſchriebene Copej Iſt Irem waren beſigelten vnnd mit furſtlicher handt vnnderſchriebenem Original gleichlautende, Betzeuge Ich Peter Dittrich Statſchreiber zu Caſſel von bäbſtlichem gewalt Offener Notarius mit

Dieſer meiner Hantſchrifft.“

1549.

LXI.

„Requeste et offre de la lantgrauinne a l empereur pour obtenir la relaxation du lantgrave son mary a° 1549.“ *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 43. — Cop.)

Allergnedigſter herre und Kaiſer, auf das e. Kaỹ. M. ann meinem Hern gemhal, genntzlich kein zweiuel hab, Sonnder vil mher Im Werck zu befinden, dos ſein Liebte ſich hinfurth, e. Keỹn. M. willenns beuleiſſigenn, vnd allem deme ſo ſein L. ſich verwilligt mit gantzen trewen werde nochſetzen, So wil e. Kay. M̃t. wen mein her gemhal furderlich erledigt, Ich meine zwene Zigeneltiſte Shöne fur geyßel zuſtellenn, auch die veſtenunge Zigenhain ſo e. kaỹ. M̃t. ſeiner L. aus gnaden gantz gelaſſen, Einſtellen, welche e. Kaỹ. M̃. noch derſelben geuallenn, mit Kriegſfolck vorſehenn magk biſſolange, das Interim In ſeiner L. lande vollkommen vſgeriecht, vnnd dj Capitulation (ob doran noch etzwas manngelt) als vortrege vnnd anders berurend, gentzlich In allem volleiſtet, noch e. keỹ. M̃. gnedigſtem Willen vnd benugenn.

Vber das bin Ich des erbietenns, das ſein L. mit dem thail vnnſers Landts, ſo ſeiner L. her vater ſeliger gedechtnus Ingehabt, ſambt dem Jachthaus fridwalth vnnd ſeiner Zugehoirungen, auch benugig ſein ſol, das andertheil ſo der Lanndgraue ann der Loine hiebeuor beſeſſenn, ſol ſein L. vnſern Kindern einreumen vnnd vbergebenn, Nhur das e. Kaỹ. M̃. aus ſolcher Lanndſchafft, vnnſern Kindern etzliche Rethe das Lannd zu regiren aller gnedigſt zuordene.

Aus dem allen wirdet e. kaỹ. M. gewißlich vnnd allergnedigiſts vormirckenn, das S. L. ſin vnd gemuth furter zu nichts, als zu gehorſam e. Kaỹen. M̃t. frid, rhue, vnnd ainigkait gneigt ſey, vnnd gannꜩ zu keinem pracht oder anndernn vnpillichen.

---

*) Dieſe Aufſchrift (auf dem Umſchlage) iſt von der Hand des

Wo nhun ſolchs e. Kaỹ. M̃. dermaſſen annemblich wil ichs bey meinem hern gemhal auch alſo zu erhaltenn mit hochſten vleis ſuchen.

Vnnd So e. kẽy. M̃t. etzwas ferrer vber diſe furgeſchlagene mittel bedechte, oder von ſeiner L. hobenn woldte, Solchs alles wirdet ſein Liebte noch Irem Vermugen mit leib vnd gut treulich thun vnd halten,

Im ſhal aber, da e. Kaỹ. M̃. ſeiner L. gnedigſter her vnd Kaiſer ſein vnd ſ. L. bei Iren Landen vnd leutn wolte pleibenn laſſen, das wil ich ganꜩ vnndertenigſts vnd othmutigſt, E. Kaỹn. M̃. Kaiſerlicher milte, vnd gnedigſtem willen, ſambt meinem Hern gemhal, mir, vnſern Kindern, Landen vnd Leuten hirmit heimgeſtelt haben.

LXII.

„22 Januarij“ (1549) „Acta in negocio Lańdtgravij Hassiae.“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XI. fol. 382.)

„Elector Saxoniae Dux Mauritius praesentibus Cardinalibus Tridentino et Augustano, per Carlebitium satis prolixa oratione Ser^{m} principem nostrum est allocutus, Dicens etc.“ . . . . .

„Deinde cum quoddam negotium sit, quod ipsum magis quam ullum aliud angat et torqueat, videlicet quod socer et consobrinus suus Lantgravius Hassiae adhuc in Caes. M^{tis} captivitate teneatur, rogare se S. S. ut super eo aliquid audire velit.“

„Se quidem non diffiterj quin Lantgravius Caes^{am} M^{tem} in preterita rebellione gravissime offenderit. Attamen rursus esse verissimum, quod idem Lantgravius quasi primus inde retraxerit manus, et licet in gratiam S. M^{tis} non esset receptus, quiete tamen sese domj continuerit, nihil ulterius attentando, adeo quod non inconvenienter dici queat, id inter prae-

cipuas fuisse causas, quod S. M^{tas} gloriosam illam victoriam tanto citius sit adepta. Jam vero compositis rebus Saxonicis cum Lantgravius adhuc integris dominijs suis, integris munitionibus, integra summa pecuniarum potuisse saltem aliquam defensionis viam experirj, maluisse cum S. M^{tis} clementiae confidere et sic fidem ipsius Ducis Mauritij, ac Electoris Brandenburgensis secutum, pervenisse Halam, dedidisse se in S. M^{tis} liberam potestatem, acceptasse capitulationem gravissimam qua et ingenti pecuniae summa et omnibus tormentis bellicis et destructione omnium munitionum, una tantum excepta, fuerit mulctatus, ultra haec omnia ipsum jam diuturno tempore in arcta captivitate detentum, amisisse interea temporis praecipuam partem dominiorum, amisisse omnem reputationem quam antea in Germania habuerit, composuisse cum pluribus principibus et aliis statibus antea per ipsum offensis, et tandem eo miseriarum esse redactum, ut merito videri queat, ipsum jam pro peccatis satis condignas luisse penas, ita ut omnibus his consideratis apud S. M^{em} nunc misericordiae et clementiae debeat esse locus,“

„Rogare itaque se S. S. in qua ipse Dux maxime in hac causa omnem spem suam collocatam habeat, ut S^{as} S. pro excellenti ipsius ingenio haec omnia diligenter consideret. Et si in hac parte ipsi Lantgravio non velit gratificarj, saltem respiciat personam ipsius Ducis Mauricij et Electoris Brandenburgensis, quorum utriusque fides et existimatio in hoc negotio unice versetur. Perpendat, quam fideliter, quam syncero animo ipse Dux hactenus omnia tractaverit, quanta affectione se in benevolentiam S^{tis} S. curaverit insinuari, quam paratus sit St S. se in omnibus exhibere deditissimum. His omnibus attentis S^{as} S. omni diligentia apud Caes. M^{em} intercedat, ut tandem S. M^{tas} justae iracundiae modum imponat, Lantgravium ipsum a quo in tantis calamitatibus immerso nihil amplius sit periculi quod res Germaniae turbaturus sit, maxime stantibus tam egregiis securitatibus pro ipso praestitis, tam gravi captivitate liberet. Nec dubitare se quin ubj S^{as} S. se in hoc diligentem et syncerum intercessorem (quemadmodum ipse Dux omnino speret) apud S. M^{em} exhibitura sit, quin S. M^{tas} pro paterno affectu quo S^{em} S. tamquam filium unicum dilectissimum et ob-

„Facturam in hoc Suam S^{em} opus piissimum, inclinaturam erga se procul dubio omnium Germanorum principum animos, prebituram de se insigne clementiae et humanitatis specimen et ipsum Ducem Mauritium vna cum Electore Brandenburgensi perpetuo servitiorum vinculo sibi obstricturam.“

„Et cum ipse Dux propriis negociis et iis quidem gravissimis impeditus pro sollicitando negocio hoc tempore in Flandriam proficisci nequiret, ideo exorasse R^{m} Cardinalem ut vices ipsius suppleat, sperans hoc S^{i} S. non ingratum futurum.“

„Ad haec fuit jussu Ser^{mi} Principis ex Consilio Ducis Alvae responsum:“

„Quod dux Mauritius servitia sua Ser^{i} S. offerat, id ipsi de tanto principe non posse non esse gratissimum etc.“

„Caeterum quod ad causam Lantgravij attineret, audivisse quidem S^{m} S. jam dudum quomodo illa ex aliqua parte acta sit, et quid hinc inde intervenerit, adeo quod ipse Lantgravius tandem in Caes. M^{tis} Domini et patris sui observandissimi captivitatem fuerit redactus. Et quamvis S^{as} S. vicem ipsius Lantgravii doleat, videns principem Germanici et antiquissimi nominis tam gravem incurrisse offensam, ut Caes. M^{ti} penas dare fuerit coactus, nunquam tamen interim dubitasse quin S. M^{tas} pro insigni ipsius tum prudentia, tum religione et tractandorum negotiorum dexteritate illius detentionis de ipso Lantgravio in hunc usque diem factae maximas et urgentissimas habuerit causas. Quas tamen S^{as} S. nunc omittens ad M^{tis} S. determinationem sicut aequas ipsa postulet, rejiciat. Verum utcumque ista se habeant, S^{m} S. facile agnoscere quid in hac parte ipsi potissimum Duci Mauritio debeat, non solum ratione sanguinis, qua inclyta domus Saxoniae domui Austriae ab antiquo conjuncta sit, verum etiam et multo magis quod ipsemet Dux Mauritius Caes^{ae} M^{ti} hactenus in omnibus negociis et domi et foris, manu, et concilio, cum dispendio rerum suarum, cum periculo proprii sanguinis, strenue, fideliter et diligenter inserviverit. Quae certe omnia quemadmodum per ipsum aliquanto copiosius, et tamen cum veritate enarrata fuerint, ejus esse ponderis, ut ipse prae aliis praecipuo quodam favore S. M^{tis} merito dignus esse censendus sit. His omnibus specialiter nunc erga S^{em} S. tamquam cumulum accedere, quod ipse Dux tam difficili et longinquo itinere relictis omnibus suis negociis huc advolaverit, tantummodo ut Ser^{m} S. salutaret et in Germaniam venientem exciperet. Inde satis colligi, quam syncera affectione S^{m} Suam prosequatur. Et e converso Ser^{m} S. ingratitudinis notam vix posse effugere, nisi tantam animi demonstrationem ab ipso factam rursus quocunque modo studeat demererj."

„Cum itaque Lantgravius tanta propinquitate ipsi Duci Mauritio conjunctus sit, maluisse Ser^{m} S. in gratiam ipsius Ducis et ejus potissimum intuitu, intercessionem hanc, si negotiorum qualitas hoc postularet, in alium quendam modum qui Lantgravio majori et ornamento et utilitati esse posset, impendere. Sed quoniam res ita se habeat, ut nunc pro deprecatione penae tantum, et liberatione captivitatis intercedendum sit, adhuc non posse Ser^{m} S. id quod Dux Mauricius tanto studio rogaverit, ullo modo detrectare. Quin potius paratam esse S. S. ita in hoc negotio Caes^{m} M^{m} ex animo deprecarj, ut siquid apud S. M^{m} in hac parte impetrari queat, id Ser^{as} S. tanquam obedientissimus filius speret se forte prae aliis esse facturam adeo quod Dux Mauritius una cum Electore Brandenburgensi procul dubio sensurj sint, S. S. optimi intercessoris officio non defuisse. Daturam hoc summae benevolentiae qua Ducem Mauritium prosequi ceperit, daturam affectioni, qua principes Germanici nominis complectitur, ut quae ipsam Germaniam, ex qua inclytj sui progenitores ortum duxerint, loco dulcissimae patriae habeat, daturam denique officiis humanitatis, quam S^{as} S. nunquam a se alienam esse velit etc."

„Caeterum personam R^{mi} Card. Tridentini pro sollicitando hoc negotio S^{i} S. unice esse gratam et acceptam et ad illius instantiam S^{m} S. non minus omnem operam suam libenter impensuram, ac si ipse Dux presens adesset, cujus absentiam apud S^{m} S. in hoc satis debere esse excusatam."

Auf dem Umſchlage: „Que Dux Mauricius Elector principi Hispaniarum dixit cum illum Tridenti visit et q̃ respondit Ser^{mus} princeps 22. Januarii 1549."

LXIII.

„Werbung an die Kaỹ. Mt̃.“
„pour la relaxation du lantgrave a° 1549“ *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Bd. VI. p. 44. — Cop.)

Das die keỹ. Mt̃. ſeinen ſ. g. Im angehenden Auguſto Jetzt kunftigck, anheim ein Monat vier oder funff allergnedigſt erlaubenn wolte, ſo will ſ. f. g. das Interim, In Irenn landt vffrichtenn vnnd haltenn laſſenn, vnnd will ſ. f. g. hiernach Irer key. Mt. In kriegsleuftenn oder ſunſt, wie es Ir Mt̃. begertt ein gantzes Jar, vnderthenigcklich dienenn, Dieſſes alles, vnnd ſo ſ. f. g. hiebevor keỹ. Mt̃. vnderthenigcklich zugeſchrieben, will ſ. f. g. zuhalten ſich genugckſamlich verpflichtenn vnnd ganntz treulich leiſtenn, das Ir key. Mt̃. darob ein gnediges gefallenn, vnnd begnuegenn haben muge.

So keỹ. Mt̃. noch diſſen ſommer ein Zug furhette, zu welchem Ir Mt. ſ. f. g. zudienen erfordern wulte, Das dan Ir Mt̃. ſ. f. g. alſo gnedig ſein wollte, dieſelb alsbaltt loiß laſſenn, vnnd zu Iren Landtt vnnd leutth anheim ein monat oder anderthalbenn zu zihenn erlaubenn, ſo will ſ. f. g. vff Irer Mt. begerenn, Irer Mt̃. etzliche hundertt pferde auff Irer Mt̃. koſtenn vffbringenn vnnd zufurenn, Vnnd da ſ. f. g. Irer Mt. daran vnderthenigs geuallen thete, So will ſ. f. g. Irer Mt̃. darüber ein pferdt drey oder vier hundertt auffbringenn, vnnd vff ſeiner ſ. g. koſtenn etliche monat vnderhaltenn, vngeachtet das ſ. f. g. vnnd deſſelben lanndt vnndt leutth albereit ſo gar verdorbenn, vnnd Inn hochſter beſchwerunge ſitzenn, ſo will ſein ſ. g. doch beutenn vnnd borgenn, damit ſie Irer Mt̃. darinnen vnderthenigcklich willfharen moge, vnnd In der Zeytt der 6 wochenn das Interim aufrichtenn.

Da nun ſollichs alles (wie ſ. f. g. doch nitt verhofft) kein ſtat haben mochte, So bitt ſ. f. g. vffs allervnderthenigſt,

---

*) Die franzöſiſche Bemerkung (auf dem Umſchlag) iſt von der Hand des Viglius.

Ir Mt. wolte ſeiner ſ. g. diſſer Cuſtodie ein zeyttlang, nach Ir Mt. gelegenheytt, allergnedigs erlaſſenn, vnnd ein namhafftigen dagk ernennen wenn ſ. f. g. widder bey Ir Mt. ſein ſoll, So will ſ. f. g. Irer key. Mt. ein leiplichenn eydt, vor Irer Mt. hoffgeſindt, Teutzſch oder welſch, wie es Irer Mt. geuellig, ſchweren vnnd darneben, ein briefflich verſiegelte obligation vbergebenn, das ſie vff zeytt, tag vnnd orth, So Ir Mt. benennen wurdt, widderumb erſcheinen, vnnd ſich gewißlich einſtellen will, In die Cuſtodienn, In maſſen ſ. f. g. Itzo ſeindt. Sein ſ. g. will auch mittler zeyt der monaat ſo Sie key. Mt. . . . In Irem Lande das Interim allenthalbenn In gantz benugen vnnd vffrichtenn.

Will ſich aber ſ. f. g. verhoffenn, das Ire Mt. werde gnadt In diſſe ſachenn wenden, vff Irer Mt. Sohn konigl Philipſen furbitten, ſ. f. g. geniſſen laſſenn, vnnd alsdenn gentzlich ledig ſtellenn dan ſ. f. g. will Ie alles thun ſo key. Mt. begerth vnnd Inen zuthun muglich iſt.

LXIV.

13. Auguſt 1549. „Frauntz Crom (Kram) hat am 13 Auguſtj diſenn beſcheit von dem biſchouenn zu Arras vff ſein gethan furbringen an Keyr. Mt. zu Genth beſcheen yn Atriche Inn Arthoys bekommen vnd furter ſolchs alſpald Doctorj Johannj Lerſſenern vnd mir Reinharden Abeln anngetzeigt."

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. fol. 278.)

Es ſey m. g. f. vnd her zum hefftigſten gegen keyr. Mt. vnd den Iren furgetragenn, wie das ſ. f. g. ſich noch teglich mit trewe Worten vnd ſeltzamen boßen geberden vornemen laſſen,

Er der biſchoff vnd ſein vater wollen gerne Hertzog Moritzen hierin dieſer ſachenn dinen vnnd denn Landgrauenn gratificiren, So ſtieſſe doch der Landgraue Inen alle Ire Intensiones vmb, wie ſ. f. g. den zu Augſpurg fur den reichsſtenden die ding auch offentlich loſſen furbringen vnd gerne Inen den biſchoff darmit Injurijren wollen, Man wiſte aber wol, was darin von Ime beſcheen, hob er als ein trewer diner aus Keỹr. M̃. bevelch thun muſſen, darumb er deſſen billich nit zu verdencken, vnd er wolle es derwegen auch laſßen ſharen, Man ſehe aber auch was es zu gutem gediehe.

Nun hab der Landgraue itz fur vnd fur vil boßer wort vnd geberden, practicire vnd handele noch teglich Immerdar, er der Biſchoff glaubte, das ſ. f. g. nit wol bey vernunfft ſey, dan ſie wiſte Ie wol vnd hoffe es billich erfaren, wie itzt Ire ſachen ſtunden, vnd was Ime der erledigung halb widerſhure wolte Key. M. das es allein aus gnaden beſcheen vnd erkennt werden ſolte,

So wolte aber gleichwol der Landgraue nit gedultig ſein

In Summa es hab Key. Mt. Ime bevholen, Crommen vff ſein anbringen zu antworten, das der Capitan angetzeigt, er wiſſe den Landgrauen nit anders dan alſo zu uerwaren ꝛc. darumb Ir M̃. Ire Kriegsverſtendigen vnd andere gefragt was dorin zuthun, vnd hat ſo uil befunden das ſie nit allein die diner ſo abgeſchafft nit widerumb zuloſſen wolte, Sonder hetten auch wol vrſach die vbrigen deutſchen ſo noch bey ſ. f. g. ſeien auch abtzuſchaffen, wie der Landgraue ſich noch zur Zeit anleſſt,

Darvff ſey Arras zum andern mhal zu Irer M. gangen vnnd gebetten, das doch Ir M. vmb Hertzog M. vnd deſſelben gemahls willen (ſo Crom jn jenen antrag mit eingefurt) etwas thuen wolte, hob Ir M. enndlich geſaget, man ſolte ſie damit zufriden laſßen, ſie wurden hierauff kein andern beſcheit geben bis Ir M. In Deutſchland keme.

Vnd ſey alſo itzt nichts ferrer zu erholten das ſey auch die vrſach das der biſchoff mit der anntwort ſo lang vertzogen.

Wolte aber Cromen bey Irer M. reiten ſolches ſtunde zu Ime.

Darauf ſagte Crom, Diweil Arras kein rath ferner wuſte, wurde er auch nichts weiter ausrichten

Er wolle den gantzen handel ſeinem gnd. Hern zuſchreiben vnd fernern beſcheits gewarten. M. g. her ſol nit an ſeinen vleis zweiveln, er wolle bey den ſachen thun was darbei zu thun ſey Vnd er hoffe gewiß das vf negſten reichſtag Meins g. Hern heubtſach der erledigung halb werde furgenomen vnd gehandelt werden.

Dennoch were gut, das e. ſ. g. es allein bey ſich pleiben lieſße, vnd weder dem Capiten noch den andernn Spaniern dauon gar nichts antzeigten, dan wo ſie daruon etwas vormircken, wurden ſie ſich dorum erfrewen, noch mher ſtoltziren, vnd gegen e. ſ. g. deſto freuelhaffter handeln, Ich wolte mich nit annhemen, als das ich dauon wos wuſte, oder mich dorumb bekummerte, Damit wirde e. ſ. g. ſie alle am beſten betriegen, vnd konnte Ine gute wort geben oder gar ſtilſchweigen.

Es were auch mein einfeltig bedencken e. ſ. g. hetten ſich fur ſich ſelbſt mit dem Capitan vertragen, ſchencken Ime ein Pfar hundert gülden vnd dechtens dohin als wen es verſpilt were, Item ein ſtuck weins ꝛc. oder wos e. ſ. g. geuiele, So wurde der heubtman von ſich ſelbſt die diner widerumb zulaſßen, vnd keme e. ſ. g. furnemblich zugueten, dan er hielte e. ſ. g. moglich deſto beſſer, wie er dan ſonder zweiuel beuelch hat, e. ſ. g. zu verwaren, wie Im geliebt, damit er e. ſ. g. widerumb liſſern konne. Vertregt dan e. ſ. g. ſich mit Ime wol, ſo wird e. ſ. g. auch deſto beſſer gehalten werden vnd wurde auch gewißlich zu e. ſ. g. furderlichſter erledigunge dinen, dan der haubtman hat zu hoffe itzt bey meniglichen daz gehore, was er ſagt das wird geglaubt, vnd von e. ſ. g. wegen niemand zuverantwortunge zugelaſßen darumb wolte ich mich Je gegen Ime wol halten, gute wort geben, viel verheiſſen vnd mer halten.

LXV.

Vintz (Binche). 31. Auguſt 1549. Prinz Philipp von Spanien *) an Herzog Moritz von Sachſen.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. pièce 42. — Cop.)

Philips vonn Gots gnaden Printz in Hiſpanien, beider Sicilien vnnd ertzhertzog zu Oſſtreich, hertzog zu Burgundien ꝛc. Graff zu Habſpurg, Flandern ꝛc. dem hochgepornen fürſten Hern Moritzen Hertzogen In Sachſſen, Landgraven in Düringen vnd Marggraven zu Meichſſen, des heilligenn Romiſchen Reichs Ertzmarſchalck, Churfurſten, vnſerm lieben Ohmen, Entpieten wir vnſern grus vnd was wir liebs vnnd guts vermugen,

---

*) Ueber die Pläne Karls V., ſeinem Sohne Philipp die deutſche Krone zu verſchaffen, ſowie über die Gerüchte und Beſorgniſſe im Reiche „als ſolte Ir Mat. des vorhabens ſein, des heil. Reichs oder Kaiſerthumbs halben Hanndlung furzunemen, Vnnd ſonderlich das ſich Ir Mt. unnderſteen ſolle, die Romiſch Konigliche Mat. Iren freuntlichen lieben Bruder dahin zu bewegen, das ſich Ir M. des titels vnnd wirde aines Romiſchen Kunigs verzeihen vnnd davon abſteen, Vnd dieſelben dem Prinzen aus Hiſpanien Irer Key. M. Sone jetzo alsbald vbergeben, oder auff den fall das ſolches nit ſtatt haben ſolte, daran zu ſein, das der Printze fur die dritte Perſon zum Reiche zugelaſſen vnnd jetzo alſbald fur den zwaiten Romiſchen Kunig gekrönt werden ſolle,“ ſowie denn „etliche pößlich haben ausgeben dörffen, das Ir Mat. des Vorhabens ſeie, das Reiche Erblich zu machen, Vnd wo Ir Mat. ſolches mit gutem willen vnd verwilligung der Churfurſten nit erhalten möchte, So wolte Sy es In ander weg (auch mit Gewalt) dohin pringen“ — hierüber gibt eine werkwürdige „Inſtruction, was von vnſern auch vnſers freundtlichen lieben Brueders des Rom. Kunigs ꝛc. wegen, der Romiſch kaiſerlichen vnd Koniglichen Majeſtät halben bey des Reichs-Churfurſten auf vnſer Credentz die jnen hieneben zugeſtellt werden, werben vnnd handlen ſollen“ (im Bd. XII. fol. 43 und seqq. des Reform.-Archivs zu Brüſſel) intereſſante Aufſchlüſſe. Vergl. die Korreſpondenz Ferdinands und Maria's in Bezug auf jenes Projekt bei Buchholtz, Geſch. Ferdinands I., Bd. 6. S. 456—467.

Hochgeborner Furſt, lieber Oehm, Wir ſint noch gnugſam eingedenck, was Ewer liebd durch den Trientiſchen Cardinal, In ſachen des hochgebornen fürſten Hern Philipſen Landgrauen zu heſſen vnſers lieben Ohmen, mit vnns gehanndelt,*) vnnd wir wolten das E. L. gentzlich glaubte, das wir alles das Ihenige, ſo einem treuen Furbitter geburet, bey der heiligen Kaiſerlichen vnd Catoliſchen Maieſtat vnſerm hern vnd geliepten vatter, gerne gethan hetten, wie wir ſolchs zu thun von E. L. vf vns genommen gehapt, Als wir aber vernommen, das ſeiner M. gemuth der zeit etzwas mehr dan zuvor vnrichtig, vnd das furnemblich vmb diſer vrſachen willen, das furgedachter Landgraf mher dan zuuiel Zeit in ausrichtunge vnd erfullung der articul In der Capitulationn einzuwerffen angeſehen wirdet, Auch ſein liebd vnd dero Shöne vnd Rethe In ſachen der Religion etzwas wanckelmutig vnd vnſtanthafft ſich zu ertzeigen vermirckt ſeint,

Habenn wir nyt gemeint, ſeine Mãt. diſſr vngelegenen Zeit weitter zu nottigen ſein, bis das wir Ir gemut ein etzwas gelyndert ſpuren mochten vnnd ſobald wir hierzwiſchen ſein M̃t. alſo geſinth vernemen werden, das etzwas von Ir zu erlangen verhoffenlich, dieſelbig Gelegenheit wollen wir mit allem fleis obſeruirn vnd nichts an fleis vnd hilff erwinden laſſen, biſſolange wir alles ſo zu einem guten vnd begerten Effect diſer ſachen dinlich, vmb E. L. willen, deren wir denſelben angenehm vormircken vnd vns zuthun muglich, zu leiſten begeren, mit emſigen fleis befurderen wollen

Wunſchen letzlich das dieſelb E. L. wöl vnd glücklich geſunth pleib, denen wir mit vnſer freundſchafft vnd dinſt vns widerumb entpieten.

Geben aus Bintz den letzten Auguſti Anno 1549.

Philipp.

Perezius.

---

*) Vergl. Nro. LXII. S. 101—104.

LXVI.

Brüſſel. 18. November 1549. Reinhart Abel (im Namen des Landgrafen) „Ann Stathalter vnd Rethe zu Caſſel." („Copia.")

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. pièce 53.)

Mein gehorſam ganntz willige Diennſt zuvorr Strengen Ernueſtenn hogelartenn vnnd Erengeachtenn gepietennde Herun Stathalter vnnd verordente Rethe, Mein g. f. vnnd Herre hat euch anntzuzeigen mir gnediglich bevholen,

Das Jr bey Seiner f. g. Shöne mein g. Jungen hern Landgraue Wilhelmenn zwene frommer erbarer geſellenn vom Adell verordenen ſollent, doch das dieſelbigen perſonen keine volſeuffer huerer, vnnd ſpiler ſeyen, damit das ſie den jungen hern in ſolchen ſtuckhen nit anfueren noch darzu vrſach gebenn, Sonder ſollen ſich fromlich, züchtig, vnnd meſſig haltenn vnd Jme gute exempel geben,

Wurden ſie ſich aber vol ſauffen vnd vngeſchick halten So ſollet Jr dieſelbenn abſchaffenn vnd anndere, ſo dinlicher ſein an Jrer ſtadt verordenen,

Doctor Walter hat mein g. f. vnnd hern von wegen der Paſtorey zu Griesheim für ſeinen Shon ꝛc. durch Eberten von Bruch anſprechen laſßen, daruff mir von ſeinen f. g. wegen beuholen Euch zu eroffenen, das ſ. f. g. deſſen alſo zufriedenn ſeindt

Jngleichnus hat gemelter Eberhart ſ. f. g. Johan Ratzenbergs halb angeredt, das deſſelben Knecht für ein Landknecht zu Suntra mochte angnomen werden, derwegen mein g. her gnediglich gewilligt das man Jnen dohin ſetzen ſolle, ſouer das er ſich daran treulich wie ſich geburt halte ꝛc.

Ludwig Duchſcherer von Marpurg hat m. g. hern mit einverleipter Supplication anſuchen laſßen, vnnd vmb ein forſtembtels gebeten. Deſen ſ. f. g. zufrieden, doch das er nit (wie man von etzlichen ſagt) dj beume durch den halß oder Jn ſeckel diſtillirt, Wie an der Supplication verrer gezeichnet.

Solchs alles Solt ich meinenn hern denen Ich mich zu gunſtenn vnderdienſtlich beuhele alſo eroffenen Dat. Bruxel den 18. tag Nouembris anno 49.

E. Str. E. v. G.

Dienſtwilliger

Reinhart Abel.

Ob die Notturfft wurde erſorderenn brifszeigern mit einem geruheten Klepſſer zu vorſehen werdet Ir euch ſelbſt zugehalten wißen.

1550.

LXVII.

Oudenarde. 24. März 1550. „An Stathalter vnd Rethe zu Caſſel Hans Rommels Beſtallung betr."

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 46.)

Strenngen Ernueſten, Hochgelerten vnd erbaren Hern Stathalter vnnd furſtliche Rethe noch erbietunge meiner gehorſam willigen Dienſt fugen Ewer Strengen, Ernueſt vnd herlichaiten Ich dienſtlich zu vernemen, Wie das der Zeugmeiſter hans rommel mein g. f. vnd hernn alhie dieweil er one des heraber hat reitten müßen ſeiner beſtallunge halben vnderteniglich anſuchen vnd Pitten laßen, mit anzeige das er verſchinen heilligen drey Konigs tage In drey Jaren keine beſtallunge gehabt.

Daruff hat ſ. f. g. Ime Jerlichs ſein lebenlang verordennt Zu beſolldunge

Namlich

Einhundert gulden Munz zu 26 alb.

Zwelff viril korn Caſſeliſch mois

Zwey fuder bier
Ein ochſßen
Sechs hemell
vier Schwein
futer vnd mhal nagel vnd eyßen Item hew vnnd ſtro zu hoſſe vſſ 2 Pferde
item kundlichen beweyßlichen Pferdſchedenn

Vernher Zehen elen tuchs zue Cleidunge, Nemlich Ime 6 elen vſ ſein leib vnd dem knecht 4 elen vnd ſein gepurlichen Barchen

Derowegen ich hochermelts meins g. f. vnd hern befelch E. Str. E. vnd H. ſollen Ime ſolche beſtellunge gemelter maſßen vſſrichten vnd fertigen laſßen.

Vnnd ſol diße beſtellunge angehen, da ſein alte ausgangenn iſt, dargegen ſol er ſich ſein lebenlang zu dinen verſchreiben, vnnd ſolche verſchreibunge e. St. E. vnd H. zuſtellen

Was er auch bereit an gelt vnd frucht vſſ rechnunge empfangen, ſol man Ime abkurzen laſßenn.

Auch ſol man Rommeln zu ſteuer ſeiner itzigen Zerunge dieſer reiße zehenn gulden muntz von wegen Meins g. f. vnd hern reichen laßenn

Inngleichnus hat er ſ. f. g. von wegen des Eobanj ſeligen ſohne Calimacho das Stipendium zu Rotenpergk ſo denen Kinder zu Irem Studio Neun Jar langk verſchriben geweßen, vnd ſich Itzt kunfftielich enden werden, noch vier Jar eintzunehmen gantz vnderteniglich erpethen Darauff m. g. f. vnd her gnediglich zufriden, das ſolch lehen gemeltem Calimacho vmb ſeins vleiſſigen Studij willen ſolche vier Jar nach ausgangk des erſten Zils ſol volgen vnd eingeloſſen werden

Das ſolt E. Str. E. vnd H. ich alſo unvermeldet nit laſßen denen ich mich zu vnderdinſtlichem gehorſam hirmit erpiethe. Dat. Vdenarnde 24 Martij 1550.

An Stathalter vnd
Rethe zu Caſßel.

LXVIII.

„Winterecleidunge zu Mecheln den 16 Octobris Anno 50.“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 75.)

Lundiſch thuch

Doctor Meckenbach — 6 tuch — 6 eln futtertuch — $3^{1}/_{2}$ eln barchen vnd . . $3^{1}/_{2}$ eln lein tuch
Craff v. Bennebergk — 6 elen tuch 6 elen grun futertuch $3^{1}/_{2}$ eln parchen vnd $3^{1}/_{2}$ eln Leintuch
Baſtian von Weitershaußen — 5 elen tuch 5 eln futertuch $3^{1}/_{2}$ elenn Parchenn $3^{1}/_{2}$ eln Leintuch
Bremer . . . . 5 elen
pfenigmeiſter . . . . . 5 elen
kuchenſchreiber . . . . . 5 elen
Schencke . . . . 5 elen
Paulus Scherer . . . . 5 elen
Mangnus koch . . . . . 5 elen
Berckmeier koch 5
Hans Lichtkamer 5
Schneider 5
Summarum Lundiſch thuch die eln vmb 28 St.
. . . . 62 eln thut 57 golgld. 26 St.
Summa futertuch vnd die Rocke die elen 10 Stuuver
. . . . 62 elen macht 20 fl. 20 St.

Gemein tuch

Doctors Jungen 5
* Croſſen knecht ſein Jürgen heißenn
Mußken Im Stoll . . . 5
* Lorentz
Marten Wogenknecht . . . 6
Heges Narr 5
Vnd einem Jungen Schencken Schneider pfenigmeiſter vnd knechlen 5
Summa ſchlecht thuch die eln 20 Stuuver
. . . . 26 eln thut
. . . . 17 Goltfl. 10 St.
Summa der Jungen futerthuch die eln 7 St.
. . . . 26 eln macht
. . . . 6 goltgl. 2 Stuuver

---

* Im Orig. ausgeſtrichen.

Allen Perſonen Borchenn die ele 4 Stuver ſeindt 57 eln
ist . . . . 6 goldgld. $19^{1}/_{2}$ St.
Allen Perſonen Leinfutertuch vnder die Wammß 57 eln
Die ele $1^{1}/_{2}$ Stuuer
. . . . 2 goldgld $25^{1}/_{2}$ Stuuer
* Dem ſchneider vor Zwirn
Summarium diſſes anſchlagks vff die
Winter cleidunge Anno 50
1^{c}xj golgld. xiij Stuuer

LXIX.

Mecheln. 26. Oktober 1550. Landgraf Philipp an ſeine Räthe.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I.
Bd. VI. pièce 142. fol. 526. — Cop.)

Philips von gottes gnaden Landgraue zue Heſſen Graue zue Catzenelnbogen

Lieben Rethe vnnd getrewen Es iſt geſtern Sambſtags denn xxv^{ten}octobris ein Cammergerichts Bott, mit einer Citation von wegen key. Mt., die geben iſt Zue Augſpurg den Neun vnd Zweintzigſten Auguſtj Anno ꝛc. 50 hier ankomen vnd vnß ſolche Citation vberraicht, In welcher vnß verkundt wirdet, das wir durch vnſere vollmechtige Anwälde denn erſten Decembris erſcheinen ſollen, vrtail vnd enſcheidt anhoren zu laſſen, vnd verrer wie ſich gebürt handlen,

Vnd das die Kay. Mt. darinn vermeldet, das vns Zugelaßen ſey vnſere Rethe vnd diener oder andere die wir zue Anwelden oder ſonſt zue diſer ſachen gebrauchen wollten, Zu Vnß zu erfordern vnd ſie mit gnugſamen Notturfftigem bericht vnd gewalt abzuferttigen ꝛc., wie Ir das alles auß bei verwarten copien nach der Lengde zuerſechen habt.

Nhun wais Gott das wir all das Jhenige ſo vns menſchlich vnd miglich auch one vnſer vnd vnſerer kinder euſſerſt verderben thun kondten oder mochten key. M. vnſerm allergnedigſten Hern zu vnderthenigen geuallen willigelich gerne thun wolten

---

* Im Orig. ausgeſtrichen.

Wir haben aber diſer ſachen ſouil wir Jnn eill vermocht nachgedacht, befinden erſtlich den Termin ſo kurtz angeſetzt, das wir vonn heut an nicht mer dann fünff vnd dreyſſig tage bis zue ſolchem termin haben. Zue dem werden erſt diſe briue gein Brüßel geſchickt dem Preſidenten Viglio zubeſichtigen vnd darnach vnß widerumb zubracht. Solten wir nhun die Jhenigen hieher erfordern, die vnß zu der ſachen notwendig, einſtails vnſerer Aduocaten ſo außwendig vnſers Lanndts, vnd die andern weith vonn einander geſeßen, Ehe der Bott hinein keme die zue Hauff erfordert vnd heraber Zugen, wurde wol der termin verlauffen

So iſt Vnnß Je allwege vonnoten wo wir Jn dero ſachen ſolten etwas handlen das wir Doctor Walthern als der denn gantzen Handell am furnembſten weyß, Jtem Doctor Oldendorpen vnnd andere alte Doctores Rethe vnd Dienern darzue erfordertenn. Wuſſten nit wie denen muglich Jnn diſer Winter Zeit Zum theil ſchwacheit Jres Leibs halber ſolchen weiten wegh zu wandern

Konden auch nit denckhen wie vns migelich Jn diſer verwarung die acta, Beweyßungen, Brieſliche vrkunden vnd anders darzue vonnoten zubeſichtigen Notturfftigelich vns mit den vnſern deßhalb beratſchlagen

Wir geſchweigen derer oder Jrer gelerter Rath die Jn diſſer ſachen auch Jntereße haben (welchs vns Hoch von Noten) Jn dero kurtzen Zeitt vnd diſer verwarunge auch mit gehaben mugen,

Jſſt vnns Je vnmueglich Jnn der enngen verwarunge da wir mit den vnſern nicht frey reden, ſolche großen ſachen daran vnſer vnd vnſerer kinder gedeyhen vnd verderben ſteht, da wir auswendigh des Reichs, Jnn andern Nationen, vnd vber die Hundert meil von dem termin ſeind, die zurechtferttigen,

Vnnd konnden nicht erachten wie es muglich ſey, ſolche große wichtige ſachen, der geſtalt da wir hie Jnn diſem Lande vnd Jr wol Sechtzig meil wegs von Vnß, die acta an andern ortten, Item die beweyſungen noch nit allergehöret vnd beſichtiget zu uerhandlen, Vnd zue rechtferttigen ſein wolle.

Dieweil wir auch zue Vdenarden vorleſen, was Jr die Aduocaten vnd Anwelde fur ein entſchuldigungsſchrifft vnd der Procurator doctor Eiſerman vor ſich ein Exoneration ſchrifft letʒtmals zue Brüßell Jnn Brabandt gerichtlich eingeben die mit vielen beſtendigen vrſachen vnd rechtlichen Allegationibus ergrundet davon abzuſtehn dieweil ſolche vrſachen nicht erleuchtert vnd erledigt konnden wir vnß gantʒ nit entſchließen,

Wiſſen darumb warlich nicht, was vns, als einem der harttigelich verwarth, mit den ſeinen nicht frey reden wollen geſchweigen ſchreyben noch handlen darff Jn diſer ſachen zuthun ſein will,

Jſſt derohalb an euch vnſer gnedigs begeren, wollet euch darauff mit einander vnderreden vnd beratſchlagen vnd was hierinn vnß vnd vnſern Kindern zuthuen ſey auch mugelich vnd von rechts wegen ſchuldig

Dergleichen ſo Jr bedechtet, das etʒwas vff dem termin furzuwenden, einzulegen, oder durch ein Botten zue vbergeben ſein ſolte, ſolchs dahin ferttigenn vnd wie gemelt vnß ewer trewes bedencken anzeigen, vnd ſolchs dem Haubtman der es villeicht dem Preſidenten Viglio erſt zubeſichtigen Zuſenden wirdt vberſchicken.

So wollen wir wo vns das geraichet wirdt erſechen vnd vnſern gemieth verner entſchließen das wollen wir vns zue euch mit allen gnaden verſechen, gnedigclich begerende Jr wollet dem alſo treulich nachſetʒen. Datum Mecheln aus key. M. Cuſtodien den 26. tag octobris Anno ꝛc. 50.

Außen: „Vnnſern Advocaten vnd Anwelden zue der Naſſaweſchen ſach verordnet auch Stathaltern vnd Rethen zue Caſſel vnd Martpurg vnd Lieben getrewen N. v. N.

Sambt vnd beſondern.“

LXX.

Brüſſel. 7. November 1550. Viglius an den Kapitän Juan de Guevara.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. fol. 62 A. — Cop.)

Muy mag^co Segñor,

El portador desta que se llama Juan Meghach official y ministro del Lantgraue segund el dize me ha remue-

strado como conforme a la carta que la Cesarea Mag^d havia echo despachar a los ministros consejeros y officiales del dicho lantgrave, para que alguno dellos llegase a estas tierras a comunicar con el saber su volundad sobre el pleyto que tiene pordelante los seg̃nores dela Camera del Imperio, à causa del estado de Cassenellenboch, los dichos ministros, consejeros y officiales le havian deputado a elleq que para satisfazer à su commission era llegado a Malinas, pero que v. m. no le havia querido dexar hablar ny comunicar con el. Remittiendo le a mi de manera que haviendo me muestrado vn tralado de la dicha carta de su mag^d, ha me ruegado que conforme a la volundad della le encaminasse, para que v. m. le dexase comunicar con el dicho Lantgrave. El qual tralado por mi visto, y acuerdandome de lo que sobrello los dias passados el Re^{mo} Monseig̃nor Darras me escrivio conforme a la dicha carta de su mag^d, embiando me assi mismo para esto effecta una carta, para se la enbia a v. m. quando aca fuese alguno de los ministros del dicho Lantgrave. La qual havia quinze dias poco mas o menes enbie a. v. m. con el messajero de la Camera del Imperio qui vene hazer al dicho Lantgrave cierta çitation a causa del dicho pleyto de Cassenellenboch, laqual misma çitation contenia que su ma^t havia mandado que alguno de los ministros del dicho Lantgrave viniese a comunicar con el sobrella paresçe me assi, que a un que yo conosco a esto dicho portador, que v. m. hara bien de dexar le comunicar conel dicho lantgrave pues segund el dize esto deputado a ella y la dicha sa ma^t assi lo manda. Contanto nr̃o Seg̃nor la muy mag^{ca} persona y estado de v. m. guarde y acreçiente come dessea. De Bruxellas a los vij de Novembre año de 1550.

Es a lo que v. m. mandare.

Viglius de Zwichem.

„*Al muy m^{co} señor el s^{or} Capitan D. Juan de Guarara en Malinas.*“

LXXI.

„Lescript du paige de Lantgraue nomme Antholne de Wersabe, dit Bremer, sur lentreprinse faicte pour sauver ledict lantgrave.“ *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 44. — Orig.)

Wie oder was yn der ſachen ſo zu mecheln geſcheen den 22. decembris anno D. 50 wer yn der ſachen gehandelt oder wie Dye ſachen gehandelt, vnd zu gangen ſo vil ych von m. g. h. wegen darein gehandelt vnd darumb weis klarer bericht.

Als m. g. h. gehen mechelen kummen hat ſ. g. beerathen yn was wege ſein gnade mochet aus dem gefengnis kommen, vnd haben yr gn. alſo vorgenommen vnd betracht, es yſt ein hoff an dem Hauſe darein yr gnaden vorwart wirt, daryn yr g. pflagen ſpatziren zu gehen vnd an demſelben hoff yſt ein kleiner gart dar der hauptman als des morgens yn betten ging, dar yſt ſein g. zu dem hauptman hinein gangen, da hat ſein g. geſehen das der klein gart bey der ſtat pforten war haben ſein g. gedacht, vnd abgeſehen, ob man nicht etliche man mochte yn den garten bringen auff das wen ſein g. yn den garden ginge das dan die ſelbigen menner die zwey ſpanger (Spanier) die ſeiner gnaden ..... geren auffhielten, vnd ſeiner g. alſo auff der poſt möchten darvon kommen, als do ſein g. wider ſein auff die kamer kommen hat yr g. mir befolen das ych krafften von boeneburg ſagen ſolt, Das er gehen antorff ritte vnd ebart von Bruch ſagte der do zu mal gehen antorff kommen war, das er ebart von Bruch ſolte wider Johan von ratzenburch vnd hans rummel zeugmeiſter ſagen das ſy beiden ſemptlich ſolten gehen mechelen kommen etwas zu beſehen, darauff ſie beide gehn Mecheln kommen ſint; ſo hat mir ſein gnade befolen das ych ynen beide johan von ratzenburch vnd hans rummeln ſolte den kleinen garten weiſen vnd darneben ynen

---

*) Im Bd. VI. des Suppl. I. piece 113. fol. 453—467 iſt eine Abſchrift davon mit folgender Bemerkung von der Hand des Präſidenten Viglius: „Collationata est haec copia cum suo originali, scripto *manu propria* ipsius Antonii de Wersebe, pueri ac servitoris Lantgravii Hessiae, per me

alle ſachen ſagen wie die ſpanger yr wache hielten, vnd wie ſein gnade ſpatzieren gingen vnd das die menner wol konten yn dem kleinen garten ſtehen das man ſie nicht ſehen konte, wie nu die zwey obgenannten, den kleinen garten beſehen, vnd ſie von mir gehort, wie oben geſagt, hat Johan von ratzenberch geſagt, wye er den garten beſehen habe, vnd es alſo ſey wie ych geſagt habe, ſo glaubt er wol, das ſein gnade auff das pferdt zu bringen ſey, aber ſagte das bey ſeiner ſwerfallgeit das er yn nicht getrewe darvon zu bringen, ſo ers aber getrewets außzurichten ſo wolt ers von Hertzen gern thun, dieweil es yn aber vor vnmuglich anſehe, ſo wolte er ſeyn gnaden nicht zum thode oder groſſer vngluck fueren, dann der weg ſey ferne yn kaiſerlicher mageſtat lande, ſo haben ſein gnade vnderwegen keinen freundt, ſo es die not erforderte das yr g. mochte zuflucht zu haben, ſo wer auch yn diſſen lande des Wege al begraben das ſo das geſchrey von ſein g. keme kont man nicht aus dem wege kommen ſondern moſte einen einen weg haben wer er auch yn den landen hir nicht kundig, thet auch von nothen das man den weg wol wiſte, auff das man des wegs nicht felle wer aber einer vom adel der ſichs vnderſtehen wolte vnd hauptman daruber ſein ſo wolt er gerne ſein leib vnd leben darbey ſetzen, er wolte es aber Wilhelm von ſchachten vnd ſimon bing ſecretarien anzeigen wolten dan die darzu raten, vnd leute darzu vorordenen, wolt er gerrn mit dazu helffen, do ſagte Hans rummel zeugmeiſter, es wer ein ſchwerlich, vnd geferliche ſache vnd ſtunde m. g. H. fil gefar darauff, er wuſte auch vorwar das wan es johan von ratzenberch wurde Wilhelm von ſchachten vnd ſimon ſecretary anzeigen wurden ſie yn keinen weg darzu raten, wo es aber ſein gnade yhe haben wolt, ſo muſten ſein gnade es gebyeten, ſunſt wurden ſie es nicht thuen ſo wollte er gerne mit yn den

---

Viglium de Zuichem, etc. Bruxellae decimo die Januarii a° 1551 stilo rom.“ — Das Orig. hat durch Näſſe an den Rändern ſehr gelitten. Im Suppl. I. Bd. VI. pièce 81 fol. 286 findet ſich eine übereinſtimmende kürzere (ſpaniſche) Declaration Antons von Werſebe über denſelben Vorfall, dat. „en Malinas dweynteydos de dizienbre 1552“ in Gegenwart des Bürgermeiſters, des Penſionärs ꝛc. von Mecheln, ſowie des Capitains Juan de Guevara. Von genannter ſpaniſcher Declaration iſt ebend. pièce 81 fol. 316 auch eine flamändiſche Ueberſ. vorhanden.

garten gehen. Nach dem ſein ſy wider heim gezogen, vnd geſagt ſo wilhelm von ſchachten, vnd ſimon ſecretary wolten einen verordenen der hauptman ſein wolte vnd pfoſtpferde verſchaffen, wolten ſie gerne darzu helffen wie nun die beiden weg waren, befal mir ſein gnadt das ych ſolt mit Crafften von Boeneburch reden, das er doch wolte hauptman daruber ſeyn, vnd die ſach angreiffen ſein Gnade woltens yn gnaden vmb yn erkennen Darauff Crafft von Boeneburch geantwort, ſo er ſolchs befinden konte, das es muglich were vnd er es ausrichten konte, ſo wolte er es gerne thun, were es auch ſchuldig zuthun, Dyeweil ers aber bey ym vnmuglich erfunde vnd es nicht getrewete außzurichten, vnd auch andern die ſich der ſachen beſſer vorſtunden, ſichs nicht vnder winden wolten, vnd auch vor unmuglich anſehen ſeiner g. ſo den ferren weg zu furen, ſo kunt er ſichs yn keinen weg vnderſtehen noch ſolche laſt auff ſich laden bede yr g. gantz vnterteniglich wolten yn ſolch nicht vordencken were aber einer der hauptman daruber ſein wolte er gerne darzu helffen, er wolt auch ſeiner gnaden nicht darzu raden, yre g. konten doch wol yr g. rethen ſchreiben, vnd yren rat daryn horen, dan ſie ſich der ſachen beſſer vorſtunden, ſo haben yr g. Wilhelm von ſchachten vnd ſimon ſecretari yn ein taffel geſchriben, vnd yren rat daryn begert, vnd ſo yr der rete gemut ſo were das ſie es vor gut anſehen das ſie den wolten leute vnd pfoſtpferdt, vnd was zur ſach nottürftich were auff beldeſte als es ymmer muglich were, vorſchaffen, darauff hans rummel zeugmeiſter vnd ein edelman geheiſſen daniel von Hotzfelt vnd zwey reyſige knechte Die welche es noch ein mal beſehen haben ob ſie ſich der ſach vnderwinden, auſzurichten wor yn ſie ſich beſchwert befunden vnd geſagt ſie wolten gerne darzu helffen wo einer wer der das heupt ſein wolle Darauf hat hans rummel geſagt, er wol ſer man krygen vnd mit yn den garten gehen vnd ſein G. zu pfert helffen, er ſey aber des weges nicht kundig wo die edelleut ſein g. furen wollen, ſolle es an ym nicht mangelen Vnd haben die vier obgenanten antwort gebracht von wilhelm von ſchachten vnnd ſimon ſecretari, wie das ſie gehort hetten was Johan von ratzenberch vnd hans rummel zeugmeiſter an ſie geworben hetten vnd ſo hette Johan von ratzenberch geſagt wie das ers vor vnmuglich hielte dorffte ſichs auch nicht vnderwinden yns werck zu bringen er hette ſich aber erbotten wo Einer wer der hauptman ſein wolte, wolte er gerne dabei ſein vnd yn den kleinen garten gehen vnd ſein g. auff pferdt helffen dieweil er Johan ratzenberch die ſach ſo beſchwerlich mechte konten ſie ſein gnade yn keinen weg darzu rathen woltens ym auch raten, dan ſolten ſie yrem hern raten das ſein g. zum tode oder groſſerem vngluck gereichen mochte, wolten ſie nicht thun konten es auch gegen got vnd der welt nicht verantworten.

Wo es aber ſein gnaden yhe baben wolten vnd es dye eddeleute thun wolten, ſo weren ſie ſeiner gnade Diner vnd konlen auch nicht dawider ſtreiten wolten auch nicht vorbyten wolten auch was darzu von noten were ſoril yn muglich were vorſchaffen, yn ſumma da yſt kein edelman geweſt der es hat willen thun ſonder ſie habben alle ein muthichlich geſagt ſo einer ſey der hauptman wolle ſein ſo wollen ſie gerne yr leib vnd leben bey yrem hern wagen, hans romel aber hat ſtetigs geſagt das er mit ſeinen ſer perſonen yn gartten tretten wolle vnd ſeiner g. auff das pfert helffen Dieweil nun nimandt von den edelleuten wolt hauptman yn der ſachen ſein, ſo hat ſein g. noch ein mal yn einer taffel an wilhelm von ſchachten vnd ſimon ſecretarj geſchriben das ſie ſolten wider die eddeleut ſagen deweil keiner vnder ynen were der das haupt ſein wolte ſo wolte ſein g. ſelber das heupt ſein, vnd ſie die eddeleut ſolten nur mit ſeiner g. reitten wie ſie ſunſten pflegen zu thun, es gerite den wol oder verderbe, ſein g. worde den wider gefangen oder keme vmb, ſo wolten ſein g. ſie vnd einen ygelichen entſchuldicht haben die getreulich darzu hulffen, vnd ſolt ein yelicher der darzu hulffe ſagen, yr her hette ſie mit ym heiſſen reitten, ſo weren ſie ſeiner gnaden Diner, vnd wer billich, das ein Diner ſeinem hern gehorſamete darauff haben die eddeleute zween reiſige knechte nemlich baltaſar von Zug vnd wilhelm des zunam mir vnbekant .yſt, gehn Mecheln geſchickt, das ſeiner g. wollen hauptman vber die ſachen ſein vnd ſie (mit) ſeiner g. reiten ſolten, ſey nicht ſo eine ſache wen ſeiner gnade ym lande were, beſonder diſſe ſache muſſen ein haben der hauptman daruber, darnach ſich die andere mithelffer zu richten wiſſen haben aber darneben durch die zwey obgenanten reiſigen knechte Crafften von Boeneburch fragen laſſen, ob er crafft von Boeneburch ſeiner g. bis auff die erſte poſt welche vier meilen von mechelen ſein ſolt, libbern wolte, ſo wolten ſie die erdeleute ſeiner g. darſelbſt annemen vnd fortdan yn ſeiner g. lant furen, wiewol ſies doch mit groſſer gefar vnd ſorgen teten, Darauff ynen Crafft von Boeneburch geantwortett, er getrewe ſolchs nicht zu thun, wolle es auch yn keinen weg annemen, er ſehe wol ſie es darumb deten, wo es miſrite das er dan die ſchult allein ſolte haben, wo ſie aber kemen vnd es anfingen wolt er gerne mit darzu helffen. Do haben mir ſein g. befolen das ych wider craffen von boeneburch ſagen ſolt, vnd yn bitten von ſeiner gnaden wegen, das er doch wolt vmb alle gnade vnd gut ſo ym ſein gnade yhe gethan, vnd noch thun wolten, nur mit ſeiner gnaden reitten vnd ſeiner g. den weg weiſen dan Ir g. wolt ſelber hauptman ſein, vnd es ginge ſeiner g. daruber wie es wolte ſeiner g. yn entſchuldiget haben gegen Got vnd der welt, darauff Crafft von Boeneburch geantwort, das ſein g. yn ſo hoch nit ermanen dorffte, dan er ſichs ſolchs wol zu erinnern wuſte das er ſchuldyg ſeynem hern zu helffen, wolt auch ſo ers getrewet auſzurichten von herzen gerne thun, dieweil es aber andere die ſich der ſachen beſſer verſtehen ſichs nicht vnderwinden wollen vnd er krafft ſelbſt vor unmuglich anſehe ſo bette er ſeiner g. wolten yn ſolchs eerlaſſen, wie nun ſein gnade geſehen das nimand vom adel ſich der ſachen vnderwinden wolde haben . . . . yre g. darvon zu laſſen, vnd gemeint es ſey darauff nicht mer zu bawen, ſo haben yre gnaden betracht wie das die eddeleute ſich alle beſchwert haben vnd geſagt der weg ſey zu ferne ſie getrewen ſeiner g. den weiten weg nicht zu furen haben ſein g. betracht ob man nicht zu antorff mochte ein Haus finden dar ſein g. mocht ein woche zwey oder drey oder ſo lange bis Ir g. mit fugen mechte hinweg kummen, verborgen ſein, ſo war ein kauffgeſel zu antorff welcher dinete bei ein Italianiſchen kauffman, derſelbige kauffgeſel heiſſet Curt Bredenſtein, vnd yſt ſeiner gnade landtſaß von einer ſtat geheiſſen bydencap ſo haben ſeiner g. mir befolen das ych dem obgenanten ſolt einen botten ſenden, welchs ych gethan, wie der obgenannte Curt bredenſtein gehen Mechel kummen iſt, hat mir ſein g. befolen das ych eidtsweiſe mit ym redden ſolt vnd das er Curt nimant ſagen ſolt, was ych mit ym von ſeiner g. reden wurde, ſo haben mir ſein g. befolen das ych obgenanten curt bredenſtein ſagen ſolte, ob er nicht ein Haus zu antorff wiſſe auff das ſo ſein g. mochte aus dem gefengnis kummen das dan yr gn. mochte yn dem ſelben haus yn einer kamer vorborgen ſein, vnd das er kurt wol zuſehe das es ein vorſchwiegner, frummer man were der nicht etwa yren g. ſelbſt hernach verryte, das wolten ſein gnade von ym yn gnaden erkennen, Darauff curt bredenſtein geantwortet das er gehort hette was ych von ſeiner g. wegen an yn geworben hette, ſo ſage er das bey ſeiner warheit das er ſolch haus zu antorff nicht zu finden wiſſe, dan die borger zu Antorff hetten Weib vnd kindern, hauß und hoff, vnd yre kauffmanſchafft, dan ein yelicher worde ſich forchten, er vorliere das ſeine, wolts derhalben ſeiner gnaden yn keinen weg darzu raten, er Curt bredenſtein wolt aber das thun, ſo ſein g. kunt zu Pfert kummen, ſo wolt er dye poſt legen, als ob ſein her der kauffman wolte darhinauff poſtiren, vnd wolte alſo ſein gnade yns lant furen, er wolte aber darmit wie ſein g. zu pfert keme nicht zuthun haben Vnd ſo ſein gn. des alſo geſinnet were, vnd zu pfert getrewet zu kommen, vnd ſein g. ym ſolches zuvor ermelte ſo wolte er yns lant zu heſſen reiten vnd einen zu ym nemen der ym die pfert hulffe kauffen vnd den weg hulffe abreiten, vnd die poſten hulffe legen, ſolchs habe ych ſeiner g. angezeigt wie hiroben geſagt, welchs yr gn. gantz wol gefil vnd befal mir das ych obgenanten ſagen ſolte das er auff ſolchen vornemen beharren wolle vnd fortfaren, vnd yns werck bringen das wolt ſein gn. yn mercklichen gnaden erkennen vnd haben mir ſein g. befolen das ych obgenanten Curt ſagen ſolt das wen er curt yns lant zu Heſſen ritte das er den wider hans rommeln zeugmeiſter ſagen ſolt das er hans rommel ſeiner zuſage genuch dete vnd mit den ſex perſonen gehn mecheln keme vnd das Curt ym ſagte allen handel wie er Curt es anfangen wolt vnd zu ende bringen vnd das ſie beyde ſich wolten mit ein ander vorgleychen vnd auff das beldeſte als es ymmer muglich were darzu thun auff das ſie den ſibenzehenden Decembris zu mecheln alle ſemptlich ankommen ſolten auff das das werck mochte den 19 Decembris angefangen werden dan dieſelbige rotte von den ſpanigern ſehe nicht ſo news zu vnd ſpilten fil, das ſie nicht alle yn den hoff gingen, darneben hat ſein g. yn ein taffel an hans rummelen geſchriben, vnd die taffel mit dem ſelbigen Curt bredenſtein hans rummelln zugeſchicket, vnd yn der ſelbigen taffeln hans rommeln, ſeiner zuſage ermanet vnd yn gebeten das er wolt mit den ſex perſonen auff das allerbeldeſte ſo es ymmer muglich were gehn mecheln kommen wie ym curt bredenſtein gnug bericht ſagen wurde vnd hat auch ſeiner gn. yn derſelbigen taffel an hans rummelln geſchriben, alſo, ob gleich wilhelm von Schachten vnd ſimon ſecretari ym vorbyden wurden ſol er doch gleychwol kommen vnd ſich nimandt daran vorhyndern laſſen, ſo hat auch ſein gn. yn derſelben taffeln ein blat an herman vngeſug vnderkamermeiſter welch blat ym hans rummel aus der taffel ſchneiden vnd geben ſolte, vnd lautet das blat alſo das er herman vngeſug curt bredenſtein 600 goltgulden geben ſolt wen er yn darumb anſprechen wurde vnd ys daran nicht ſeumen kein ſtunde, mit ſolchem muntlich vnd ſchrifftlich beſcheidt yſt Curt bredenſtein von mechel weg gezogen, vnd yſt nach dem lant zu heſſen geritten gehn Caſſel, hat alda ſein ſach mit hans rummel geredt, wie ym befolen, vnd haben ſie beide einander zugeſagt, dis oben geſagt yns werck zu bringen, da nun Curt wider gehn mechel kummen hat er eynen mit namen Caſpar von badenhuſen ſeiner g. lantſaſſe vnd diner mit ſich gebracht, ym den weg helffen zu beſehen, vnd die poſt helffen legen vnd die pfert helffen kauffen vnd hat Curt geſagt wie das hans rummel geſagt habe er wolle gewiſlich auff den 17 oder 19 decembris mit ſeinen geſellen zu mecheln ankommen, do hat Curt wider mich geſagt das er nicht mer zu Caſſel entpfangen hette dan hundert goltgulden, das ych ſolt wider ſeiner g. ſagen das ym ſein g. wolte ſex hundert goltgulden ſenden ſo wolte er poſtpferdt vnd vier poſtkuſſen vnd was zu der ſachen notturfftich were kauffen, vnd wolt er kaſparn wider zuruck ſchicken bis zu Coln, das er den wegk wol abritte vnd lernete, vnd auch vnderwegen etliche pferde koeffte, ſo wolt er kurt ghen antorff wider reiten vnd da bleiben vnd pferdt kauffen bis das Caſpar widerumb von Coln keme, den weg zu beſehen, ſo wolten ſie mit einander reiten vnd dye poſt legen, nun hat Curt mit hans rummeln geredt das er ym vier oder funff ſtarker wollauffender pferde kauffen vnd one vorzug ſenden ſolte, welche er auff den erſten 4 oder 5 poſten vor ſein gnade haben mochte, die welche hans rummel zeugmeiſter abgefertiget welche pferde Curt bredenſtein vnd Caſpar Baadenhuſen als ſie ſemptlich nach Coln zugeritten die poſt zu legen entgegen kommen, dſe andere pferde aber die zur poſt gebraucht worden, hat Curt vnd Caſpar alle gekaufft darzu hat ynen yre g. zum erſten wie Curt bredenſtein ſerhundert golſl. begerte, hat ym ſeiner gnade nicht mer als 500 goltgulden geben vnd darnach als Curt bredenſtein vnd Caſpar Badenhuſen nach Coln geritten die poſt zu leggen, hat obgenanter Curt noch zwey hundert golſl. begert vnderwegen noch etzliche poſtpferde ſo noch ſeleten zu kauffen vnd auff alle poſtpferde zergelt zu geben Welchs gelt mir ſeiner g. alles zugezelt vnd mir befolen das ych ſolchs gelt obgenanten Curt Breidenſtein liffern ſolte, vnd ym darneben ſagen das er die poſten wol beſtellen ſolte, darauff Curt geſagt, ych ſolt wider ſein g. ſagen, er wolt die poſten wol beſtellen, das dar kein mangel ane ſein ſolte, ſeyn g. ſolten nur darnach denken das ſein g. zu pferde keme, vnd auch den weiten weg erreiten kontt mit dem yſt Curt bredenſtein vnd Caſpar Badenhuſen von mecheln weg geritten nach Coln, vnd haben alſo die poſt gelegt, alle 4 meilen 4 friſcher pfert, außgeſcheiden die erſten zwey poſten von mecheln aus, war die erſte poſt zwen mylen von mechelen, vnd die andere poſt drey milen weiter, yn dem nu das Curt vnd Caſpar auß waren die poſten zu legen, ſandt hans rummel zwey wollauffende pferde aus dem landt zu heſſen diewelche auff den erſten zwey poſten lauffen ſolten welche pferde zu mecheln in vnſer herberge zum gulden adeler ſtehen bliben bis die erſte poſt von mecheln aus gelegt . . . . (ward) die welche wart gelegt den ſontag zuvorn wie den folgenden montag das Werck angefangen wardt, es hat auch Curt bredenſtein wie er zu Caſſel war mit hans rummeln geredt das er hans rummel ſolt von marckpurg drey poſten bys zu Coln legen, alle ſex milen veir (vier) pferdt, ſolche drey poſten ſollte hans rommel legen wen er hinaben zucht nach mecheln vnd ſolt ſeine geſellen laſſen einen andern weg zihen, nun befal mir mein g. h. ych ſolte kurten fragen ob er die poſten bis yn yr g. Landt legen worde darauff Curt alſo geantwortet das Hans rummel hette die 1500 goltgulden entfangen, die Curt Bredenſtein hette ſollen entfangen, davon wurde hans rummel die Zwolf pferde kauffen vnd die drey poſten bis vff den rein legen das da kein mangel an ſein wurde, ſolchs habe ych ſein g. angezaigt, darauff mir yren gnaden befolen das ych Curt bredenſtein ſagen ſolt das er doch dieſelbigen drey poſten auff genſeits des reins ſelber legen wolte dan yren g. wer leidt das hans rummel ſich darvber auffgehalten wurde, vnd mochte die ſache daruber vorzogen werden mochte auch geſcheen wen ſein g. an den rein keme vnd die poſten nicht dar an funde mochte ſein g. zu groſſem nachteil gereichen, mochte ſich auch hans rommel vber dem poſt legen ſeumben das bey dem vollen monat ſo ym december vſt keinen Fortgang haben mecht, vnd ſolte die ſach den lenger vorzogen werden, möchten andere yrthum vorfallen dardurch die ſach vorhindert wurde, vnd das Curt Hans rummel ſo balt ſchreiben ſolt das ſich hans rummel mit dem poſt legen nicht bemuhen ſolte ſonder auff das baldeſte mit ſeinen geſellen gen mechel kummen, die ſachen anzugreiffen, Dan er Curt ſelber wolt die poſten legen, ſo hat Curt von ſtunden an hans rummeln geſchriben, das hans rummel ſich des poſt legens nicht annemen ſolte, ſunder von ſtunden mit ſeinen geſellen da er mit yn den garten gehen wolle gehen mecheln kommen, dan er Curt wolle ſelbſt die drey poſten genſeit des reins legen, wie nun Curt dis alſo geſchriben hat mir ſein g. befolen, das ich ſolte doctor Meckebachs Jungen, darmyt en weg ſchicken wie nun Curt vnd Caſpar haben die poſt gelegt bis gehn Coln yſt ynen hans rommel zu Coln entgegen kummen, vnd hat die drey poſten ſchon gelegt, nun hatte hans rummel ſieben man zu pferde zuwegen bracht auß ſeiner g. lande welche ſieben man hans rummel vor ſich ſelber one wiſſen ſeiner g. beſprochen vnd auffbracht hat vnd wolt hans rummel die ſieben man darzu brauchen das ſie ſolten ein halbe meil von mecheln halten vnd dar warten bis das ſeine g. vorvber were wen dan 4 oder 5 perſonen ſeiner g. nachjagten das die ſiben menner die auffhalten ſolten die nachfolgen . . welche ſiben menner hans rummel mit doctor Meckebachs jungen geben mechel geſchickt, den ſonnabent zuvornen die werck den mantag geſchah ſo ſein die vier yn die roſen zur herberg gezogen, vnd die andern drey yn den ſchwartzen raben, ſo yſt Curt Bredenſtein vnd Caſpar Badenhauſen wider gehn mecheln kummen, vnd haben geſagt, das ſie die poſt gelegt haben man muge nun die ſach yrenthalben angreiffen wen man wolle, vnd hat obgenanter Curt geſagt das hans rummel wollt vor ſich einen eigen wegk abreitten, dar er wen die ſach geſcheen ſey hinſlihen muge, vnd er wolle gewiſlich den 21. decembris zu mecheln ſein ſo weren ſeine geſellen auff dem wege wurden gewiſlich auf demſelbigen tag auch zu mecheln ankommen auf das man das werck mochte den 23 decembris angreiffen, ſo hat hans rummel 6 man zu fus gekriegen die mit ym yn deen garten ſolten gehen welche er dort abgefertigt hatte, auff das wen das werck geſcheen ein ylicher ſich vorborge wo er hinkunte, die welche hans rummel mit hat nemen willen ſondern er ſagte das es hertzhafftige vnd werhafftige leute weren, es weren aber alle burger vnd bauren vnd were keiner vom adel darunder, ſo yſt von den ſex perſoniemandt kommen, beſonder drey vnd hans rummel der vyerdte, der ein geheiſſen philips, ſeiner g. lantſaſſe, vnd hoffdiener eins burgers ſon zu . . . kont die francociſche ſprach, der andere gehaiſſen han, yſt Wilhelms von ſchachten reiſiger knecht geweſt, hat dozumal vrlaub von ym gehabt ob er ein heſſe yſt kann ych nicht wiſſen, der dritte geheiſſen hans ſchwan, ſeiner g. lantſaſſe, des rentmeiſters ſon von elſſeldt, hat zwey oder drey Jar yn ſchotlandt vor einen kriegsman gedient, waren weinig monaten das er aus ſchotlande kummen war, Wie diſſe obgenanten zu mecheln ankommen ſeint, yſt han zu 3 oder halbwegk . . . auff einem klepſſer yn vnſere herberge Zu dem gulden adeler yngeritten, vnd da geherberget, ſo yſt vorgenanter hans ſchwan den wegk von antorff kummen war er vormeinete, ſeine andern geſellen, daſelbſt anzukommen, welche er aber nicht funden hat, do yſt er gehn Mechel gezogen yn die herberge zum roten leben (löwen), bey dem antorffer thore, yſt auff einem wagen kummen, zu 4 vren, darnach bey den 5 vren yſt hans rummel, vnd obgenanter Philips auff einem wagen kummen vnd ſeindt zum Ceſſel (Keſſel) zur Herberge gezogen, vnd haben die beide yre pferdt drey meile von mechel ſtehn laſſen aus vrſachen das ſie gar mude waren, die vbrigen geſellen von den ſexen ſo hans rommel beſprochen hat, wie oben geſagt yſt keiner kummen, beßunder die vorgeſagten, was ſie aber vorhindert hat das ſie nicht kummen ſeint, kont hans rommel oder niemandt wiſſen, dan ſie hanſe rommeln zugeſagt hatten das ſie gewiſlich auff . . . (den) beſcheiden dag zu mecheln ſein wolten, und ſein diſſe 4 obgenanten Hans rummel, philips, han, vnd hans ſchwan alle den 21 decembris zu mecheln ankommen, wie nun Curt bredenſtein vnd Caſpar badenhauſen die poſten gelegt haben ſein ſie den 20 decembris wider gehn mecheln kommen, vnd yſt Curt Bredenſtein zum gulden adeler zur Herberge gezogen, vnd yſt Caſpar Badenhuſen yn die roſe zur herberge gezogen, wie ſie nu kommen hat mir ſein g. befolen das ych obgenannten Curt vnd Caſparn fragen ſolte, ob das werck nicht mochte den 22 decembris angefangen werden, Dan dieſelbige rotte die den wachete ſehe nicht ſo fleiſſych zu, wie die ander rotte ſo den 23 wachete

Darauff Curt bredenſtein vnd Caſpar badenhauſen geantwortet das ych wider yr g. ſagen ſolt das ſie mit allem was ſie zuthun hetten bereit weren, vnd wolten liber das es balds mochte geſcheen dan das es lenger ſolt vorzogen werden, ſo hette ynen auch hans rummel zugeſagt er wolt gewiſlich den 21. zu mecheln ankummen ſo vorſicht er ſich auch gentzlich ſeine Geſellen wurden gewiſlich dar auch ſein, wolt es dan hans rommel thun ſo weren ſie es beide wol zu friden das es den 22 Decembris geſchee wolt es aber yr g. haben das den 22. Decembris geſcheen ſolte, das yr g. ynenn ſagen leiſſe (lieſſe), ſo muſte . . . . . . die erſte poſte welche zwey meilen von mecheln ligen ſolte, ſo balt legen, dan ſie dieſe . . . . (obige?) Poſt nicht haben wollen legen, bis auff einen tag zuvorn eher das werck angefangen ſolte werden, vnd das yr g. mir auch befoln daß ych wider die ſtaljungen ſagte ſie das . . . Curt oder Caſpar ſagte, wurde da . . . vnd keinem menſchen ſunſten ſagten, da ſie . . . . . . zwey jungen auff der erſten poſt haben, auff das wen ſein gnade keme, die pferdt bereit funde, ſo muſten ſie einen Jungen auff der andern poſt haben, ſo ſagte mir auch Caſpar wie das ſiben reuter dar weren, der legen 4 yn der roſen, vnd legen 3 ym ſchwarzen raben zur herberge, die hetten ym geſagt wie das ſie hans rommel darumb abgefertiget hette das ſie ſolten abtreiber ſein wie oben geſagt, aber es weren ſo ſchlimme beuriſche kerle die erſten ein teils vom pfluge kummen weren vnd ym wers leide, wo man ſie lange dar liggen liſſe, das die ſach mochte offenbar werden, er glaubte auch das ſie nicht da halten bleiben wurden, ſondern worden von ſtunden an als ſeine g. nur vorvber were wegk rennen, ſolchs alles habe ych ſein g. alſo angezeigt, ſo haben yr g. mir befolen das ych ſolt wider Curt bredenſtein vnd Caſparn Badenhuſen ſagen das yrer ein ſolte die erſte poſt legen, vnd gaben mir yr g. gelt das ych den ſtaljungen geben ſolt, vnd ynen ſagen das ſie theten was ynen Caſpar oder Curt ſagen wurde, ſagten auch yr g.

es wer gut das die ſiben reuter darweren, ſye konten Ihe . . . (ſo) ſein g. 4 oder 5. nachjagten auffhalten, vnd das ſie Caſpar wen er die erſte poſt legte mit ſich aus der ſtat furen ſolte, yn ein Dorff, vnd ſolt ynen ſagen ſo ſie theten wie erliche leuthe wolte es ſeiner g. yn mercklichen gnaden vmb ſie erkennen vnd ſolte auch wider ſie ſagen das ſie den 22 Decembris, ym Felde ein halbe meile von mecheln am wege dar ſein g. herreitten muſte halten ſolten bis ſein g. voruber were, vnd dan die nachfolger auffhalten, ſein g. wolt aber nicht haben das ych zu Inen gehen ſolte vnd mit ynen reden, auff das man es nicht mercken ſolte, das es ſeiner g. Leute weren, ſo hat ſie Caſpar Badenhuſen mit ſich aus der ſtat gefurt vnd auff ein dorff ein halbe meile von mecheln gefurt, vnd ynen ſolchs wie oben geſagt vorgehalten, vnd ynen den platz geweiſſet war ſie halten ſolten, ſolchs haben ſie zugeſagt das ſie ſolchs thun wolten, ſo hat Caſpar wie er dye erſte poſt gelegt hat, Crafften von Boeneburg jungen vnd doctor meckebachs jungen mit ſich genummen vnd auff die erſte poſt gelegt, vnd einen andern ſtaljungen, lorentz genant, den hat er auff dye ander poſt gelegt, wie er nun das alſo gethan yſt er wider denſelben tag gehn mecheln kummen, ſo ſein auch den ſelbigen tag welcher war der 21 decembris hans rummel mit ſeinen drey geſellen wie oben geſagt gehn mecheln kummen, do befal mir ſein g. das ych ſolt zu ynen gehen vnd ynen ſagen das ſy das werck wolten, den 22 decembris, anfangen, ſo were ein gute rotte, die den wachte, dan ſolt es lenger vorzogen werden, mochten die dinge vorandert werden, dan, der hauptman werde hinauff ziben yns deutzſchlandt, ſo werde ein ander hauptman yn kortzen tagen kommen, ſey yrer g. leide wen der Hauptman komme ſo mochte die ſach vorandert werden, ſo weren auch die blancken von dem kleinen hoffe darein ſie ſtehen ſolten ein gros ſtuck nider gefallen, welchs die ſpanger wider auffgerichtet hetten were yr g. leide, ſie mochten den kleinen garten gar zumachen, ſolten auch die poſten lange zeit ligen mochte die ſach offenbar werden, ſo habe ych ſie alle zuſammen gefordert yn den gulden adeler yn die kamer dar Curt bredenſtein yn ſchlyff vnd ynen dis oben geſagte alleſo vorgehalten von wegen meins g. h., darauff, hans rummel ſich beſchwert hat gemacht vnd geſagt das er vnd obgenanter Philips yre pferde, drey meilen von mecheln hetten ſtehen laſſen vnd weren zu wagen gefaren kommen, ſo weren yre pferde mude, ſein gnade konte wol vorzihen bis den 23. decembris, aber dieweil es yhr g. haben wolte vnd ſo gar darzu geſinnet were ſo ſolte es ann ym nicht mangeln, aber ſie begerten alle 4 nemlich hans rommel, philips, han vnd hans ſchwan, das doch yclicher mochte einen Clepſer kreigen (kriegen), dar ſie auff wegk rytten, wen ſie das werck aufgericht hetten, ſolch habe ych ſein g. angezeigt, darauff mir ſein g. gefragt, ob keine klepſer mer ym ſtal weren, das ſie dieſelbigen nemen ſolten, darauff ych geſagt, das yrer g. klepſer vnd ſunſten noch zween darweren, do befal mir yr g. das ſie die nemen ſolten, vnd wider, ſie ſagen das ſie doch das werck den 22 angreiffen wolten, ſolchs habe ych ynen wider geſagt, do fellete ynen noch ein klepſer, denſelben haben ſie ge . . . ret, nun waren die drey nemlich hans rommel, Philips vnd hans ſchwan auf flamiſch gekleidet vnd han war auff deutſch gekleidet, ſo beſchwerde ſich han darein das er ſolte yn den garten gehen dieweil er nicht bekleidet were wie die andern ſo hat hans rommel ein koller vnd ein leibrock alle auff flammiſch gemacht ſo hat hans rommel, obgenanten han den leibrock gethan vnd hat er das koller behalten, alſo haben ſie alle darin bewilliget das werck den 22 anzugreiffen

nun hat mir mein g. h. befolen das ych ſolte mit dem wagen knecht welcher yr g. wagen furte, reden vnd ſolte wider yn ſagen, das er mir zuſagen ſolte das was ych ym ſagen wolte nimanten ſagen ſolte vnd wie er mir das zugeſagt hette, ſo ſolt ych wider yn alſo ſagen, wen yemandt were der ſein g. aus dem gefenncknus helffen wolte ob er auch wol darzu helffen wollte, wen er dan ſagen wurde, er wolte es gerne thun, ſo ſolt ych wider yn ſagen wen ſein g. zu dem kleinen ſtat dor, ſo hinder dem hoffe were dar ſein g. ſpatzieren gingen, hinauß keme, das er dan das ſelbige ſtat dor zu ſchluſſe, vnd ſo er ſolchs, getrewilich aufrichtete, wolte es ſein g. yn gnaden vmb yn erkennen, vnd das . . . . . . (er es?) beſehen ſolte wie er das Dor am beſten zu machen konte, auff das wen es ein mal darzukeme, das er es den zu machen konte, ych ſolte ym aber nicht ſagen wie man das werck anfahen wolte . . ſolchs alles wie oben geſagt habe ych wider demſelbigen wagenknecht, alſo geſagt darauff er geantwortet das er das von hertzen gerne thun wolte, wo mit er ſeinem hern gehelffen konte nun hat derſelbige wagenknecht, dasſelbige ſtat dor beſehen, ob man das konne yn das ſchloſſ ſo an dem ſelbigen thor yſt zuſchlieſſen, one ſchluſſel, ſo hat er das nicht thun kunnen, es war aber ein kleine kette an der dore, da man dye dore mit auff ſperrete, da wolte er ein andere ketten kauffen vnd yn die ſelbigen hangen, ſo hinge daraus vor der dor eine groſſe ketten darein wolte er die kleine ketten hangen, vnd dan ein ſchloſſ darvor hangen, ſo kont man das dore nicht auff machen, man muſte das ſchloß oder die ketten entzwey ſchmeiſſen, ſo habe ych ym 1 goldfl. gegeben das er darvor eine kette kauffen ſolte habe ym auch ein ſtarck ſchlos gethan das er darvor hencken ſolte, ſolchs habe ych etzlyche monat zuvorn mit ym geredt, er (eher) dis werck anging, wie ych nun die obgenannten ſo zu der ſach gebraucht ſolten werden, von wegen m. g. h. zuſamen gefordert habe, vnd ynen geſagt wie ſie ſich halten ſolten, haben mir ſein g. befolen das ych den wagenknecht auch dabey furen ſolte, vnd das ſie ſich mit einander vnderredeten, auff das er der wagenknecht das dor nicht zu ſchluſſe, die 4 weren den auch zum dor hinaus, dye 4 ſo yn den garten gehen wolten, hatten zwey ſchrauben die welche ſie yn die gartendor, dar ſein g. yngehen muſte ſchrauben wolten, da wolten ſie eine ſtarken remen (riemen) yn thun, ſo hatten ſie auch einen baum, welchen ſie yn dem garten bey nacht tragen wolten, vnd es hat ein yelicher ein kleines bürſen, am gortel, vnd ein rappir, auff der ſeiten, ſo wolten ſie ſo baldt ſein gnade, zur toren, yn den kleinen garten gangen were, ſolten yrer zween ſo ym garten ſtunden mit dem remen ſo ſie an die ſchrauben gemacht hatten, die garten dor flugs nach ſeiner g. zu zihen, vnd dan den baum ſo ſie bey ſich hatten, zwerrich vor der dor herlegen vnd dan den remen darumb wickelen, vnd einen ſtarcken eiſern pfreim, welchen ſie bey ſich hatten, dar vor ſtecken, die andern zween aber ſolten, ſo die zwen ſpanger die dor mit gewalt auffreiſſen wurden, mit yn ſchlahen bis das ſein g. zum dor hinaus were, als dan ſolten die vier ſo ym garten die ſach außgerichtet hetten dem wagenknechte das dor helffen zumachen, vnd dan ein yelicher auff ſein pferdt ſo ſie dan vor dem dore ſtehen haben worden, ſitzen vnd ein yzlicher hinreitten wo er vormeinete ſicher zu ſein vnd ſolt yr g. vnd

Curt bredeſtein vnd Caſpar von Badenhuſen, vnd ych auff der poſt, ſo Curt bredenſtein vnd Caſpar Badenhuſen gelegt hatten, wegkreiten, wie ych mich nun mit diſſen obgenanten ſo zu diſſer ſach gebraucht wurden, vorgleichen ſolte wie ſie alle dingk angreiffen ſolten haben es yr g. yn ein taffel alle auffgezeichnet, das die 4 perſonen, nemlich hans rommel, vnd philips, han, vnd hans ſchwan, ſolten den 22ten Decembris den morgen fru, vmb 7 vren yn den kleinen garten gehen, auff die rechter handt an der maur, an dem abſatze ſtehen vnd ſolte der wagenknecht, bey der ſtat pforten, ſtehen bleiben bis das yre g. hinaus weren, vnd dan thun wie oben geſagt, ſo ſolte Curt Bredenſtein vnd Caſpar von Badenhuſen, den morgen fru, vmb ſiben vren mit den pferdten vor dem kleinen ſtatdor halten bis yre g. keme, dan yre gnade wolten gewiſlich, ehr die klocke achte ſchluge, bey ynen ſein, ſie ſolten thun wie erliche leute, vnd ſtehen vnd halten bleiben bis yr g. keme, ſo ſolte ych den morgen erſt hinaus gehen, vnd ſolte ſehen, ob die yn dem garten darweren vnd die mit den pferden auch, wen ſie den darweren wolt yr g. ſo ballt es tagk were kommen, dan ſolt ſein g. ehr es tag were hinabgehen mochten yn die ſpaniger, nicht hinab laſſen gehen, ſolchs hat mir ſein g. befolen das ych ynen, alle zumal leſen ſolte vnd ynen darneben ſagen das ſie dem allen alſo getreulich wolten nachkummen, wie ych nun ynen ſolchs vorgeleſen habe, haben ſie alle ein mutiglich darauff geantwortet das ſie das alles wie es yrer g. dar an ſie begert hatte, getrewlich nachkummen, vnd wolten yr leib vnd leben bey yrer g. wagen, welchs ſie auch alle alſo gethan, wie ych nun den morgen fru vmb ſer vre auffſtundt do befal mir ſein g. das ych hinausgehen ſolt vnd ſolte ſehen ob dye alle darweren, vnd wen ych ſie alle darfunde ſolt ych ynen ſagen das ſie nur ſtehen bliben yrer g. wolte ob got wil baldt kommen, wie ych nun widerumb gangen bin vnd habe ſein g. willen anzeigen das die menner ſo das werck thun ſolten darweren, bin ych vor die dor kummen vnd angeklopfet hat der haupt(mann) gefraget wer dar were, habe ych geantwortet das ychs anthenius were, die dore yſt aber dazumal zugeſchloſſen geweſſen, do hat mir der hauptman geſagt, das mich die ſpanger fangen ſolten, vnd yn moralys kamer furen, ſo baldt als ych do yns haus gangen bin haben mich die ſpanger gefangen genummen vnd yn moralis kamer gefurt, bin ych nicht wider zu ſeiner g. kummen habe auch ſein g. darnach nicht mer geſehen, darnach haben die ſpanger hanſen auch yn dieſelbige kamer bey mich gefurt, yſt er wider hinaus gelauffen, ꝛc.

(Brüſſl. St. Arch. doc. à la ref. relig. Suppl. V. fol. 56 seqq.)

Bericht wie mann, alles ſo zu der ſachen notturffig, geweſen yſt gekreigen, vnd vberkommen hat, vnd wie ſein g. befolen hat das man alle dingck, vorordenen ſolte, vnd wan yr g. diner wegck geritten ſein, ꝛc.

es hat hans, henkel, kamerknecht geſehen das des Hauptmans bube, gabriel, den ſchluſſel zu dem kleinen garten, dar die 4 yn ſtehen ſolten, yn der teſchen gehabt hat, hat obgenanter hans, des hauptmans jungen yn die boddelerie, gefurt vnd ym zuckerkuche, vnd zucker zu eſſen geben, vnd yn gebetten, das er ym doch wolte ſeine teſche, thun, er wolte gerne, eine teſche machen laſſen wie die ſelbige were, dan er mochte die groſſen deutſchen teſchen nicht tragen, ſo hat ym obgenanter gabriel ſeine teſchen gethan, ſo hat hans den ſchluſſel, auß der teſchen genummen, vnd yn ein war gedrucket, vnd hat do den ſchluſſel wider yn die teſchen gethan, vnd gabriel dye teſchen wider geben, wie er nun das war gehabt hat, haben ſein g. geſagt, das man das wars ſolt gehen Caſſel ſchicken, vnd dar machen laſſen, ych ſolte aber darumbe zuſehen, ob ych nicht einen ſchluſſel zu mecheln zu kauff finden konte, der eben auff dasſelbige muſter gemacht were, ſo habe ych zu mecheln wie es wochen marckt war das man fil alter, ſchloſſer vnd ſchluſſel, feel hat, ob ych nicht etwan mochte einen ſchluſſel finden der auff das ſelbige muſter gemacht were, ſo habe ych ein ſchloß mit einen ſchluſſel gekaufft, welcher ſchluſſel auff das ſelbige muſter gemacht war, er war aber zu klein, ſo bin ych zu einem ſchloſſer gegangen vnd geſagt, meiſter, ych habe einen ſchluſſel von meins g. hern kaſten vorloren, ſo habe ych hir einen ſchluſſel auff dem marckte gekaufft, der yſt eben gleich wie der war den ych vorloren habe, er yſt aber fil zu klein ych bit euch machet mir doch einen ſchluſſel gleich wie der gemacht yſt, beſonder machet yn groſſer, dan der yſt, vnd habe ym den kleinen ſchluſſel gethan, do hat der ſchloſſer geſagt, ych ſolt ym den kaſten weiſen, ſo kont er den ſchluſſel recht machen, do habe ych ym geantwortet, das der kaſten ſtundt auff des Lantgrauen kamer, vnd die ſpanger wurden yn nicht, hinyn laſſen gehen, er ſolte mir nur den ſchluſſel groſſer machen als der were, den ych ym gethan hette, ſo hat er mir den ſchluſſel gemacht wie ych nun den ſchluſſel kregen habe, habe ych yn ſo lange gevilet das er die dor auffgeſchloſſen hat, es hat mir aber yr g. befolen das ych ſolt das wars hans rummeln zeugmeiſter zuſchicken, vnd ym darneben ſchreiben das er ein ſchluſſel darnach ſolt machen laſſen, vnd auff beldeſte, wider gehn mecheln ſchicken, welchs ych alſo gethan, vnd mit Crafften von Boeneburchs jungen wegk geſchickt, ſo hat hans rummel drey ſchluſſel, nach dem wars machen laſſen, vnd ſie gehn mecheln geſchickt, die ſelbigen ſchluſſel haben die dor auch auff geſchloſſen es hat aber hans rommel zuuorn ehr hans den ſchluſſel abgedrucket hat, zwolff, oder 15 ſchluſſel gehn mecheln geſchickt, derſelbigen hat aber keiner, geſchloſſen,

es haben mich auch yre g. gefraget ob ych nicht wuſte die gorten von des hauptmans pferden, dye ſelbige nacht wen das werck geſcheen ſolte, krigen darauff ych yr g. geantwortet das ych ſolchs nicht zuthun wiſte, ſo haben yr g. mit hans gerede das der die gorten kreigen ſolt, welchs er alſo gethan, es hat hans meins g. h. ſchlaff lachen naß gemacht, vnd des hauptmans kleinen moren, der ym die pferde wartet zu ſich yn die kuchen genummen vnd ym wein zu trincken geben, vnd yun gebetten das er ym wolte die gorten leihen das er die ſchlafflachen darauff trocken machte, ſo hat ym der more gorten geliehen ob es aber die rechten geweſen ſeint kan ych nicht wiſſen ſo hat hans die ſchlafflachen darauff gehangen vnd gegen den feuer getrocknet

ſo befal mir auch ſein g. das ych ſolte hanſen ein ſtarck ſchloß geben das er vor den ſtal dar des hauptmans pferde yn ſtunden hangen ſolte, welchs ych ym geben habe vnd habe es von m. g. h. kaſten genummen, ſo hat der hauptmann einen affen der machet ſich alle nacht loß vnd leiff dan yn den garten vnd bey der ſtatdor, ſo forchte ſych yr g. wen der affe die ſelbigen nacht ledig wurde, vnd des hauptmans Diner, yn wider baben wolten vnd ſehen dan die dar ſtehen, ſo wurde die ſache dardurch offenbar werden, ſo befalch mir ſein g. das ych ſolt mit des hauptmans kuchenjungen, wetten ob er die nacht den affen vorwaren konte das er nicht ledigen wurde, ſo habe ych mit obgenanntem kuchenjungen vmb x ſtuiver gewettet, ob er die nacht den affen konte vorwaren, das er nicht leddig wurde, es hat aber keiner von ſeiner g. Diner, ſo ſein g. zu mecheln gehabt, von diſſem anſchlag gewiſt, dann ſein g. war leidt ſo es ymandt wiſte, das ſie es mochten offenbaren, ſo haben mir ſein g. befolen das ych wider Crafften von Boeneburch ſagen ſolte, den 17. decembris das er ſolte den 19. decembris, nach Caſſel reiten vnd ſolte ſturs reiten, dan es weren etzliche leute die ſich vnderſtehen wolten, yrer g. darvon zu helffen, vnd haben ym x goltfl. zur zerunge geben, vnd ym geſagt das er ſolte johan von merla mit ſich nemen, welcher auch ſeiner g. kamerknabe war, dorffte aber, nicht zu ſeiner g. komen ſo yſt Crafft von boeneburch, den 19 decembris von mecheln nach caſſel geritten vnd hat obgenanten Johan merla, mit ſich genummen vnd hat ſeinen knecht vnd jungen zu mecheln gelaſſen, welche yr g. zu den pfoſten brauchen wolten, So hat mir ſein g. 30 Goltfl. gethan, die ych doctor meckebach geben ſolte, ſo habe ych ſebaſtian von Weiterßhauſen welcher ſein g. kamerJunge geweſen, yſt zehen Goltfl. gegeben vnd ynen beyde geſagt, den 20. decembris, das ſie ſolten morgen den 21. fru vor dage auff ſein vnd nach Caſſel reiten vnd da bleiben bis auff weitern beſcheidt, vnd das ſie ſolten tag vnd nacht reyten, auff das ſye nicht wider griffen worden, dan yr g. wolt vnderſtehen aus dem gefangnuß zu kommen, ſo haben mir yr g. gelt gethan das ych ſolte Crafften von boeneburch knechte andreas genant 12 goltfl. zur zerunge geben, vnd den andern funff ſtal jungen, ytzlichem funff goltfl. zur zerung, ſo haben mir ſein g. . . 64 goltfl. gethan vnd mir befolen, das ych ſie dem, kleinen koche Jacob berckman genant thun ſolte, vnd das er mir an eidesſtat zuſagen ſolte, das er das was ych yme ſagen wolte nimandt ſagen ſolte, ſonder denen die ych ym ſagen wurde, ſolchs hat er mir zugeſagt, ſo habe ych ym geſagt, das er ſolt morgen welcher war der 22. decembris wie die klocke ſiben geſchlagen hetten, Jeronimus kuchenſchriber, 20 Goltfl. geben vnd magnus koch 20 Goltfl. geben vnd dem narr 4 goltfl. geben, vnd ſolt er ſelber 20 Goltfl. behalten, vnd ſolt wider ſie ſagen das ein ytzlicher ſehe wo er ſych vorbergen muge, dan ſein g. wolle vnderſtehen weg zu kommen, vnd ſolt yrer keiner, ſich finden laſſen es were dan das man ynen offentlich geleidt, aufgreiffe, alsdan mocht ein ylicher wider herfurkummen, es haben mir auch ſein g. befolen, den 19 decembris das ych ſolte wider den pfennichmeiſter reinhardt abel genandt ſagen, das er ſolte, den 20 decembris, nach reinfels reiten vnd ſeiner g. wein, vnd krammeßfugel, beſtellen, vnd wen er auffs pferdt ſitzen wolte, ſolte ych wider yn ſagen, das wen er horen worde das ſein g. wegk were ſolte er nach Caſſel reiten, vnd nicht wider gehn mecheln reitten, ſo gaben mir auch ſein g. xiiij goltfl. dyewelche ych dem ſchencken weipart bracker geben ſolte, darvon ſolt er dem ſchneider knechte iiij goltfl. geben, derſelbig obgenanter weibart yſt den 22 decembris den morgen fru vor tage wegkgeritten denſelben haben ſein g. ſelber heiſſen en wegk reitten. Es hat yr g. obgenanten, weipart brack, befolen einen pelß zu machen, den welchen, pels, curt bredenſtein, bey ym haben ſolte, auff das wen yr g. den pels ſo yr g. anhette fallen liſſen, das dan yr g. denſelbigen pels, auf dem wege anzuge, ob aber yr g. obgenanten weipart von der ſache geſagt hat, kann ych nicht wiſſen, es hat auch Curt Bredenſtein ein pfar (paar) ſporen bei ym, die man ſein g. an dye fuſſe drucken ſolte.

Es pflagen yr g. alle monat ein purgatzie zu nemen wan dan yr g. die purgatzie, genommen hatten, ſo pflagen yr g. den ſelbigen, tag den morgen fru ſo bald es tagk war yn den hoff ſpatziren zu gehen, alſo wolten ſein g. denſelbigen tag wen yr g. das werck, ausrichten, wolte, wider die ſpanger ſagen das yr g. hetten, purgatzie yngenummen auff das, die ſpanger ſein g. deſto fruer yn den hoff ſpatziren gehen liſſen, wan dan ſein g. yn den hoff keme, ſo ſolte ych des hauptmans, ſtal zuſchliſſen, dar des hauptmans pferde yn ſtunden, auff das wen der hauptman mit ſeinen pferdten ſeiner g. nachjagen wolte, das, er dan den ſtal erſt auff ſchließen muſte, ſo wolten yr gnaden, erſt ein mal, auff vnd . . . . (ab) yn dem hoffe ſpatzieren gehen, dan wan ſein g. zum erſten mal nach dem kleinen garten ginge, ſo gingen die zwei ſ . . . . . (ſpanger) ſo mit ſein g. gingen, alzeit, nahe bey ſein g. wen ſie aber ſehen das dis Dor zum kleinen garten, zugeſchloſſen yſt, ſo gehen ſie dan nicht mer ſo nahe bey ſein g. ſo ſolte ych dieweil yn des hauptmans haus, da ſein kuchen yn yſt ſtehen, vnd wan dan yr g. zum andern mal, wider nach dem kleinen garten ginge ſolte ych dye garten vor auffſchliſſen, vnd yn den garten gehen, vnd wider die 4 ſo ym garten, auff der rechten handt am Abſatze ſtunden, ſagen das ſie bey die vor ſtunden, auff ytzliche ſeiten zween, ſo wolt mir ſein g. baldt nachfolgen,

Es pflagen aber ſein g. wen der hauptman, yn den kleinen garten war, oder das ſeiner diner einer dar yn war, oder wan ſein g. den garten offen fandt, hinein zu gehen, das ym die ſpanger nicht wereten, ſo wolten yr g. dozumal auch yn den garten gangen ſein, ſo hetten die zween ſpanger gemeindt, es were etwan der hauptman oder ſeiner diner einer ym kleinen garten vnd hetten ſeiner g. wil nachfolgen wie ſie pflagen zu thun, ſo baldt als dan ſein g. yn dem kleinen garten kemen, ſolten die 4 die vor flurs nach ſein g. zuzihen, vnd thun wie obgenandt, worden aber die zween ſpanger ſo ſeiner g. nachfolgeten, ſein g. nicht wollen yn den kleinen garten laſſen gehen, vnd wolten ſein g. bey dem, pelße ſo ſein g. anhette, halten, ſo wolten yr g. den Pelß fallen laſſen vnd dan flurs zum garten hynein lauffen, vnd wolten dan flurs, zum thor hinauslauffen, ſo ſolt ych mit yr g. loffen, vnd yr g. zu den pferden furen, ſo ſolt als dan, yr g. vnd ych mit der poſt ſo obgenanten, gelegt hatten enwegk reitten, vnd ſolten die 4 wen ſie yr ſache ym garten außgericht hetten dem wagenknechte, das dor helffen zu machen, vnd dan ein ytzlicher war er vormeinet ſicher zu ſein, hinreitten.

LXXII.

Mecheln. 22. Dezember 1550.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 20. — Cop.)

Men gebied van de K. Ma^{teit} ende van der stadt wegen dat soe wye weet te sprekene van eenighen persoonen van wat natien die zyn moegen die in't exploict ende aenslach om den lantsgrave wech te helpene geweest habben, 'tselve van stonden aene comen condigen ende adverteren mynen heeren van der wet, ende zunderlinge van eenige persoonen die int selve exploict geweest souden hebben; ende naer vnser vrouwen straete oft elders geloopen souden syn in eenigen huysen ende daer verborgen souden mogen zyn, zy terstont aen myn Heeren voorsz (eid) commen condigen ende adverteren. Ende zoe wye dat eenige van dien persoonen herbergen oft verborgen houden off weten verborgen ende niet voert en bringen, zullen daer aene verbueren de galge ende daer aene gehangen ende verworgen worden zonder verdrach.

Gepubliceert achter 's rath deser stadt van mechelen by Rombaut van den Bogarde als ampman der stadt voorss (eid) den xxij decembris voer noene a. 1550. Aldus onderteeckent

R. van den Bogarde.

LXXIII.

Caſſel. 24. Dezember 1550. Statthalter und Räthe an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſ. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 140. fol. 521. — Cop.)

Durchleuchtiger hochgeporner Furſt ꝛc.

E. f. g. wiſſen wir (gleichwol beſchwerdts gemieths) nicht zuuerhalten, das e. f. g. Cantzler Doctor Gunterod am 4 tagh diß Monats, zu nacht, vngeuerlich vmb ein Vr, nach ein Zeit lang gehapter ſchwachheit, die Schuldt der natur bezahlt hat, Vnd von dieſem Jammerthal In Godt verſcheyden iſt, deß ſeelen vnd vnſer aller ſein Gottliche Almechtigkheyt, gerube gnedig vnd barmhertzig zue ſein,

Bitten der wegen vndertheniglich vns Ires gemiets Inn beſtellunge diß Ampts zuberichten, da man eines Cantzlers nit ein ſtundt woll entratten kan,

Was auch auf dem termyn Zue Augſpurg denn erſten diß Monats In der ſachen Naßaw belangendt, gehandelt ſeye, das wirdet bryeffozeiger E. f. g. berichten konnen, ader berichten laßen, Wylches wir auch E. f. g. alſo Im beſten nicht vneroffnet laſſen konnen. Dero wir vns hiemit zu gnaden vnderthenig thun beuehlen. Datum Caßell. Am 24. tag Decembris Anno ꝛc. 50.

E. f. g.
V. ſchuldige vnd willige
Stathalter vnd Rethe
zue Caßel.
Alſo vnderſchryben Rudolff Schenck
vnd geZeichnet S. Bing.

LXXIV.

Brüſſel. 29. Dezember 1550. Auszüge aus dem Verhöre Antons von Werſebe. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 78. fol. 290—310.)

Ueber Anton v. Werſebe:

„*Anthoine de Wersebe* caige de xix ains ou enuiron filz de *Bernard de Wersebe*, gentilhomme demeurant a trois lieues pres de *Breme*, sur vne maison qui se nomme *meydenborch*, dont il est natif, Dit que par le moyen dun sien cousin nomme *Christofle hulsing* chambellain au lantgraue de Hessen, peult avoir environ huyt ans luy qui parle vint a la maison dudict lantgraue, et fut mis pour paige a la ducesse *lantgrauinne* fille de saxen, et vint avec elle a *ausbourg* et a son Retour par permission de lem-

---

*) Uebereinſtimmende Angaben in Bezug auf den Fluchtverſuch ſind in dem flamändiſchen Bericht: „t'naeruolgende es 'tgundt dat de venderlink van Don Joan de Geuare etc. vertoogen en de kennen geuen zal der Keys. Mat.“ (Suppl. I. Bd. V. fol. 26.), ferner in der „Informatie by ordonnantie van mynen heeren van der Wet der stede van Mechelen etc.“ (Ebendaſ.), dem „Interrogatoire“ Jaspards (Suppl. I. Bd. VI. fol. 209.), worin die Schreibtafeln des Landgrafen bezeichnet werden als „petites tablettes quarrees ou on escript sans plume et encre“, und in dem Bericht Caspars van den Scriecke und Heinrichs van der Nyeuwerſtadt, welche in ſtädtiſchem Auftrag den Flüchtigen nachſetzten. (Ebendaſ. fol. 231.)

pereur Icelle dame alla visiter son mary a *helbroen* que lors ledict Lantgrave le Retira delle, et le print en son service au lieu dun autre quil tenait pour lors, Enquel service celluy qui parle est demeure Iusques a present sanz aucuns gaigez hors les despenz et habillemenz Sans que de son pere, Il ait eu nouvelles en trois ans.“ —

Ueber den früheren Fluchtverſuch zu Oudenarde:

„Dit sur ce Interroque, Depuis quel temp ledict lantgraue avoit eu en practique deschapper et se sauluer, Que luy estant a *audenarde*, Il sestoit mis en pluysieurs debvoirs pour trouver moyen de ce faire Aiant trouve moyen par Industrie, de faire imprimer en chiere certaines clefs qui servoient a propoz laquelle Imprimerie fut envoyee en vne boite a Hessen pour endresser lesd. clefs.“

„Touteffois se trouvoient bien empesche en quelle maniere Ilz mecteroient en execution lentreprinse finablement fut Resolu quilz feroient venir au chasteau Iusques a quarante ou cinquante hommes et auroient pour chief vng nomme *Jehan de Ratsenbourg* gentilhomme du pays de Hessen qui se myct les enten . . oit mectre audict chasteau, Et le guet tue enleveroit le lantgrave comme mieulx pourroit La quelle practicque pour le partement dudict lantgrave daudenarde ne sortit effect. Dit sur ce Requiz Quil ny avoit personne de la ville quy sceut ou se meslat dudite affaire, Et fut ladite practicque menee par celluy qui parle, Et led. Ratsembourg, sanz estre descouverte, sinon a deux de la chambre du dict lantgrave aussy gentilzhommes lun nomme *craff van Boenebürg*, et autre *Gerard van brouck*, Ausquelz deux fut deffendu la chambre dudict lantgrave par le cap^ne pour vng debat quil avoit avec luy la veille de la croix, que le lantgrave demandoit a manger de la chair, que le cap^ne ne volut permectre et ny avoit lors aucune suspicion contre eulx.“

LXXV.

Auszüge aus dem Verhöre Werſebe's vom 30. Dezember 1550.

„ledict Anthoine examine de Rechief sur le fait *d'audenarde* dit quil avoit Recouvert les clefz dont Ilz se vouloient ayder en la chambre du capitaine pendant au lith de champz du cap^ne ou chacun alloit et venoit qui vouloit estant l une des clefsz celle de la porte, et l autre de l huys oultre le pont,“ et estoit cest affaire en practicque bien six mois avant le partement du Lantgraue dudict d audenarde.“

„Dit que hanns craff Rommel evert Vanbrouck et Jehan van Raedtsenbourg se meslerent de laffaire, disans tousjours, quilz le vouloient effectuer, et le Retarderent si lonquement que ledict lantgrave sen colere. . . . . Dit Comme les clefz sadressoient Luy qui parle les remist de nouveau en chiere et furent envoyez a hessen pour y estrefaiz, Et les Receurent pour la prendre faz, eux estant venuz a malines“

„Dit après estre Interrogue, par ou Ilz entendoient emmener ledict lantgrave Que Ilz nestoient encoire, sur ce bien daccord, les ungs desiroient le mener par eaue vers amsterdam breme ou la entour, autres par terre a la poste en sorte quilz navoient encoires determine la Resolution finale sur ladicte affaire.“

„Interrogue silz navoient pense le mener en *france* Dit que *ledict lantgrave navoit envye dy aller* maiz bien *en son paysz*, affirmant que personne de france ne sestoit entremis en ceste entreprinse et craignoit ledict lantgrave dy aller pour non scavoir comment Il estoit avecq le Roy, Et quil pourroit *dune prison tumber en vne autre*, Et quant a lassemble desz *pietonsz versz breme*, dit que ledict lantgraue nen avoit aucunes seures nouvelles Sinon communes et telles que son pennikmaistre les luy avoit Rapportees, d'anvers,“

. . . .

. . . .

„Dit que ledict *Raedsemburg* est gentilhomme natif du pays de Hessen, ayant servy ledict Lantgrave en la derniere guerre de Ritmaistre, y adjoustant quil est homme etroit et bien entendu en fait de guerre, et Industrieux pour bien executer quelque bonne entreprinse etc.“

Vom ſelben Tage (vorletzten Dezbr. 1550) iſt auch ein Verhör Hans Henckls,

„Natif de Rith aupres de cassel, eaige de xxy ans ou environ, valet de chambre du lantgrave“ (ſeit Oſtern 1549.)

Er deponirt in Bezug auf den Verſuch zu Mechen Folgendes:

„Dit que quinze jours apres quilz y estoient arrivez, ledict Lantgrave avoit desia l oeil sur l huys du Iardin Et ordonna a celluy qui parle den Recouvrer la clef sil pouvoit, Et de bien venir trouve vne clef en la cuysine, questoit celle quil demandoit, parquoy peu apres le cap^{ne} de la garde, fit oster la serrure de l huys et y mectre une nouvelle, Dont ledict lantgrave fut tresmarri et limputa a celluy qui parle, disant que lavoit traby, Et Luy qui parle sen excusa constamment.“

„Aucuns Iours apres ledict lantgrave luy encharga de Rechief Rendre tout debvoir de Recouvrer la nouvelle clef, Et sachant que le paige du capitaine la portoit en vne bourse, fit tant estant ledict capne celle voler aux champs quil Recouvra ladicte clef, et la mist en chiere et la vailla audict Lantgrave, qui luy ordonna la vailler a son paige antheine, Et fut envoye a Cassel etc.“

. . . .

„Dit que apres que antheine paige dudict lantgraue estoit sorti de la chambre du lantgraue questoit Incontinent apres les six heures le lundy matin, Il qui parle entra en Icelle, pour assister ledict lantgrave a saccoustrer Et pource que le temps estoit obscur et point Jour Ledict Lantgrave se Remit sur son lith, et luy qui parle luy vailla vne chandeille et vng Livret pour lire aucuns scaulmes, Et tantost apres ledict lantgrave voyant le capitaine a l huys de la chambre, prenoit Incontinent suspicion que lemprinse estoit faillye, Disant a celluy qui parle ces motz, *Den bry Isz versalesen,* Et luy donna charge de Regarder aprez ledict Antheine, questoit prinsz et mene en vne chambre, Ou aussy fut mene cellui qui parle estant descendu en bas, Dont depuis Il eschappit, et se Jecta pardessusz vng mur en leance et se saulva en la maison dun boulengier, ou Il fut poursuy et Reprins.“

. . . .

„Dit aussy yue Icell *Lantgrave* luy avoit auparavant souvent dit *que son affaire estoit trop plus que asseure, et ne pouroit faillir.*“

. . . .

„*Jeronimus Joncke* clercq de despens du Lantgraue natif du conte de waldeck caige de trente ans ou environ, Dit avoir servy ledict Lantgrave, lespace de six ansz, premierement de fourrier et puis a son camermaistre, et environ trois mois en lestat du clercq de depenses . . Et na Jamais Riens sceu ou entendu de ceste entreprinse, Jusques le dimanche devant le fait que ledict lantgrave appella cellui qui parle, demandant sil se pouvoit bien fyer de luy, que lors Il dit que oy, Toutesfois, Ledict Lantgrave differoit a luy descouvrir ledict secret . . . . . finablement luy dit quil avoit vne emprinse sur main pour se saulver, et quil le tint secret, et luy ferat sceavoir par son homme antheine ce quil auroit de faire avec argent pour se Retirer en anvers Iusques quil eult nouvelles de l' issue de l affaire. Au moyen dequoy Icelluy qui parle ledict Jour mesmes print a Louange deux chevaulx faindant Lendemain matin aller a Gand avec le maitre desdictz chevaulx qui estoit loue pour le servir de guyde et estant au chemin de Gand tirerent vers Hellegate en Anvers, et nentendant Illecq nouvelles dudict affaire Reprint son chemin vers ledict malines Et venant environ le my chemin oyrent le bruyt de la faulte, et que aucuns des gens du Lantgrave avoient este tues, Parquoy de peur destre tue son alla vers Lyere, ou il est demeure, tant que lon lest venu querir et mene en prison en ceste ville.“

LXXVI.

Eberbach. 30. Dezember 1550. Die Königin Maria an den Staatsrath.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 137. fol. 514.)

Messrs. Treschiers et bien amez cestes seront pour advertir come nous avons receu lettres de l empereur Responsives a l advertance qu avons faict a sa ma^{te} et envoy de voz lettres sur la menee du lantgrave pour eschapper, par la quelle sadicte ma^{te} demonstre quil eust bien desire *que eussies faict plus de debvoir* a faire chercher iceulx qui pour cest effect sestoient employez a sa delivrance. Et mesmes *queussies en meilleur Regard aux villes voisines* si aucun y fust caiche, bien desirant sadicte ma^{te} de particulierement scavoir la diligence que sen est faicte de tous coustelz. Et pour ce que par le discours du demene que lenseigne de don Jehan de geuara a apporte, semble que aulcuns de Malines *ayent donne advertence* audict de geuare destre sur sa garde, Il sera bon de enfoncer vers ceulx qui ont faict Icelle advertence comme Ilz en ont este advertiz *Et quon Regarde* Jusques au boult sil ny a nulz des pays de sa ma^{te} qui ayent eu aulcune Intelligence du faict. Et que mesmes le president Viglius se trouve a Malines pour bien enfoncer ceste matiere et sil y a quelcun des serviteurs prins, Sa ma^{te} ordonne expressement quil soit *examine vivement Jusques a la torture, afin* quon entende Jusques au boult le demesle de ceste practicque, Et semble a sadicte ma^{te} que ledict president Viglius poura myeulx y entendre que vng aultre pour savoir le langaige, Et estant sur le lieu quil fache chercher *par tous coustelz si quelcun de complices seroit demeure* vinsse en ladicte ville. Et sur ce Messrs Treschiers et bien amez nrẽ

S^r^ vous ait en sa digne garde. De Ebersbach ce penultiesme de decembre 1550. Ainsi soubzsigne:

Marie

et plus baz: *De Symandret.* Et superscript: „A Messrs et a noz treschiers et bien amez ceulx du conseil destat de lempire en ses pays dembas“

Cito
Cito issime

LXXVII.

„La famille du lantgrave de Hessen pendant sa custodie.“ *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 47.)

Ebart von Bruch
Johan von Ratzenburgh
Hans Rommel zeugmeiſter
Wilhelm von Schachten
Simon Bing
Daniel von Hatzfeldt
Balthaſar von Zug
Wilhelm
Herman Vngefug vnder Camermeiſter
poſt legere
Caſpar von Badenhuſen
Conradt Bredenſtein
7 Man bei mecheln
abtreiber . . . von pflug (?)
S. von zeſchen
Gartenknecht Hans Rummel
Philips von Weiter (?) scit gallicam linguam
Han, Wilhelms von Schachtens knecht hospitio in aquila
Johan von Merla Camer knab mit dem Crafften weggeritten
5 ſtaljungen
Crafften von Boeneburghs knecht Andres Graf

---

*) Notizen von der Hand des Viglius, bald nach dem Entweichungsverſuche aufgenommen, wie ſich aus der Bemerkung „Don Jehan de Gevara Capitaine,“ und dem ſpäteren Zuſatz: „Sancho Mardones *nouveau* capitaine“ ergibt.

Johan Rechenpach doctor medicus
Crafft von Benneburgh (Boeneburgh)
Baſtian von Weyterſhauſen
Antonius von Werſebe Bremer
Reinhart Abel pfenningmeiſter
Iheronimus Junge kuchenſchreiber
Schenke weipart
Paulus Scherer M. chirurgine
Rudolf Schenck
Magnus Koch
perchmenken koch Jacob
Hans Lichtkamer, hans von R..(?) knecht
Schneider hans
Muſken im ſtal phs,
Marten wagenknecht
Herges narr
Hans .... Crafft ..
Bernhardus famulus doctoris
Don Jehan de Gevara Capitaine
Wilhelm von Schachten
Simon Bing ſecretarius

Sancho Mardones nouveau capitaine

1551.

LXXVIII.

Brüſſel. 1. Januar 1550 (1551). Deſpregheux an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. pièce 93. — Orig.)

— — „Apres que avons adverti vre m^{te} de linsulte adveuu a Malines pour mectre hors de prison le lantgrave etc. . . . Avons depuys este advertiz que lon avoit prins a *lyere* le *clercque de despence* dudict Lantgrave Et affin de le pouvoir tant mieulx Interroguer et plus distinctement sur ladvenençe du cas et des complices faulteurs etc., ... et savoir si en Iceulx ne se Retrouveront aucuns subgetz de pardeca ou de la garde dicelluy lantgrave selon certain advertissement que aucuns de malines en avoient faict, Aussi pour eviter toutz debatz devers ceulx de brabant et les villes de malines et lyere pour Raison de leur Juridiction, Avons este davis mander le prevost *Herlaer* vers ceulx de Lyere, pour Recouvrer ledit prisonnier et le mener en ceste ville et fait Requerir au cap^{ne} de la garde dudict lantgr. par m^{e} (maitre) Jacque de la torre secretaire en ordonnance de sa m^{te} ainsi le vouloir permectre, et en passant par Malines le faire Interroguer ou confronter aux autres deux y detenuz si bon lui sembloit pour en apres tous trois este icy amenes comme a este fait" . . . . . .

LXXIX.

Brüſſel. Heil.-Drei-Königstag 1551. Hermann Grumpel an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 135. fol. 510. — Cop.)

Durchlerchtiger Hochgeborner Furſt vnd Herr Nachdem E. f. g. Stathalter vnd Rehet mit etzlichen ſchryfften Inn der Naſſaweſchen ſach vff denn 15ten Monnatstagh Novembris deß verſchinen Ihars Ann der Rho. key. M̃t. haltende mich hieruider benenden gehn Augſpurg abgeuerttiget von Caßel aus

Welliche Briefe Ich dem Hochwurdigen Furſten vnd hern Bernotten Biſchof zue Arras Rom. Key^{er} M̃. Innerſter vnd geheimer rhat, vff denn 27ten deß obberirten Monats vberliefſert vnd geſtalt

Volgents vff denn 2ten Monatstagh decembris deß vorſchinen Johers iſt die Naſſaweſche ſach zue Augſpurg vorgelauffen

Vnd die Naſſaweſchen haben gegen E. F: g. Inn Cundimacia procediert

Sunnſten iſt vff dem Termin nichts weitters gehandelt auch kein ſentenß eroffennet

Sunder Inn der Rom. Key. M̃t. Cantzley habe ich vorſtanden es haben Ihr key. M̈. vff weiter gelegene Zeitt die ſachen Zue ſich genhomen

Deß zue vrkundt iſt durch den Hern Biſchoff vonn Arras vnd durch den Hochgelerten Hern Johan Oberburger Rom. key. M. Secretarius mihr ein ſchrifftlich becantniß das ich die brieff vnd Schrifften von wegen E. F. g. vberlieffert habe mit geteilet

Dies alles habe E. F. G. vff beuelch E. F. G. Rehet Ich In vnderthenigkheit zue bergen nicht gewiſt Nachdem zue E. F. g. Ich nicht mag gelaſen werden oder mintlich Reten Vnd thue hiemit E. F. G. Godt dem almechtigen In langkwurdiger-Geſondtheit zue freyſten beuelch dat. Brüßell am tagh der Heilige drey Koninge anno 51

Vndertheniger gehorſamer Diener

Herman Grumppell zue Weiſzenſtein Rentſchreiber

LXXX.

7. 8. und 9. Januar 1551. Aus einem Zeugenverhör zu Mecheln.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. 1. Bd. V. pièce 95. — Cop.)

„Tesmoings oyz a Malines le VII VIII et IXes Jours de Janvier xve cinquante (1551) par le président du prive conseil de lempereur nre sgr Mess. Viglius de Zwychem et Jacques de la torre, secretaire dudict conseil.“

„Messe *Jehan de castillo* chevalier natif de la ville de malines a present resjdent en la ville de malines eaige de 60 ans Interrogue par le serment quil a faict a lempereur nre sgr de qui et comment Il a eu l advertissement de l emprinse du Lantgr. de H. a present prisonnier en ceste ville de Malines dessoubz la charge de Don Jehan de Gevara, Dist que lundy xxije de decembre dernier environ les six heures du matin *Remy Halut* fondeur de lartillerie de sa mate luy manda par certain ouvrier de sa maison nomme *Jehan barts* quil feit advertence audict Don Jehan de gevare se tenir sur sa garde ou aultrement que avant deux heures Il seroit quicte dudict Landigrave En suyvant lequel advertissement Il deposant se seroit Incontinen leve quil estoit fort familier audict Don Jehan toutesfois craignant que les gens dudict Lantgr. le veiant entrer ou venir si matin vers luy Don Jehan eussent suspicionnes que leur empri fut decouverte, sadvisa denvoyer vers certain gentilhom

espaignol de la garde dudict Lantgr. nomme *gracyn mendos de soto maior* pour le faire entrer vers lequel bien tost apres Il deposant sest trouve, luy donnant certain billet pour le porter audict Don Jehan Par lequel Il ladvertissoit que sil nestoit sur sa garde, que quelque nouvelletite en pouroit advenir au desservice de sa ma^{te} et son dommaige Luy mandant aussy' de bouche que au mesmes Instant Il avoit este adverty que ledict lantgr. endedens deux heures seroit hors de ses mains Et pendant que ledict Sotomaior alla porter ledict billet luy deposant pour estre myeulx asseure de ladicte advertence, alla vers ledict Remy, lequel Il trouva pour lors este party vers bruxelles, de sorte quil en parla a sa femme Laquelle luy dist avoir entendue de son mary que a ce mesmes matin quelqun des gens dudict Lantgr. avoit prie certain ouvrier de sa maison quil le voulsist musser (verbergen) quelque part, Et luy declaire que ledict Landtgrave endedens deux heures debvoit estre hors des mains des espaignolz Aquoy ledict ouvrier luy avoit Respondu quil ne le povoit faire que neantmoins le tiendroit secret mais ce nonobstant bien tost apres le seroit venu declairer audict Remy son mary priant que luy deposant voulsist prier audict capitaine de point dire a personne que sondict mary avoit faict ladicte advertence craignant quil luy coustroit la vye"

„Dist aussy sur ce Interrogue depuys avoir entendu dudict sotto maior que ledict Don Jehan estoit leve quant on luy apporta le billet de luy deposant"

„Dist davantaige que au Retour dudict Remy de Bruxelles Il sest trouve vers luy pour entendre plus particulierement comment il avoit en ledicte advertissement et que lors ledicte Remy luy dist quil lavoit sceu par quelcun des gens dudict Lantgrave sans luy nommer la personne denyant toutesfoiz que ce fut le clercq de despence mais quelque homme simple Et quil avoit longuement este en doubte comment Il en pourait faire la signiffication audict Don Jehan sans que lon sceut que luy avoit este aucteur dicelle craingnant que si les gens dudict Lantgr. eussent entendu que leur emprinse avoit este decouverte par luy ilz leussent faict tuer et brusler sa maison Et quil a la fin par advis dauculns il luy avoit semble decouvrir ladicte emprinse a luy deposant comme a amy dudict Don Jehan . . ."

„*Remy Halut* fondeur de lartillerie de sa ma^{te}" deponirt Folgendes: „que au mesmes Jour de l emprinse environ les six heures du matin vint vers luy certain homme de bien de ceste ville tremblant et se monstrant fort estonne et perplex Luy declairant que *Magnus* cuyssinier dud. Lantgr. avoit au mesmes Instant este vers luy et prie quil le voulsist musser quelque part pour 2 ou 3 jours pour ce quil avoit entendu que son maitre le lantgrave se debvoit saulver des mains des espaignolz endedens deux heures" . . . .

„*Le fol* dudict Lantgrave Jnterrogue de qui il a receu les quatre florins quil a dist que le cujssinier dudict Lantgr. nome Jacques luy donna au matin a six heures ledict argent et luy dist quil sen Retirast en son pays Disant que les autres ne luy avoient dist aultre chose sinon que son maitre ne le vouloit plus avoir Priant que lon le voulsist eslargir de prison."

LXXXI.

Brüſſel. 11. Januar 1550 (1551). Viglius an die Königin Maria. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. 1. Bd. V. fol. 119. — Orig.)

Madame. Suyvant lordonnance de V. M. je suis este a Malines pour prendre plus ample information sur le faict de lentreprinse du Lantgraue Et ay tout faict que jay trouve dont l advertence est procede selon que V. M. entendra par mon verbal et les pieces qui se mettent au net, lesquelles seront envoyez a V. M. incontinent que jauray de rechief examine le paige et les aultres prisoniers estans icy. En quoy je besoigneray encoires ce jour dhuy. Il y a quatre aultres a Faulquemont lesquels mess^{rs} ont faict querir par le prevost Haerlaer pour mener a vilvorde, pour illec estre plus estroictement interroguez et confrontez et tiengz que ce sont de ceulx qui debuoient tenir larriere garde. Je nay sceu trouuer encoires que quelcun de noz subjects en ayt riens sceu de ladicte entreprinse saulf celluy qui incontinent la descouvert et donne la susdicte advertence Au surplus Madame jespere que V. M. trouuera la diligence de mess^{rs} en cest affaire du Lantgraue telle que y estoit requise et en tout que me concerne en particulier sil est besoing veu rendray bon copie a V. M. suppliant quil plaist a V. M. me tenir tousjours en benigne recommendation.

---

*) In Folge von Durchnäſſung iſt gegen den rechten Rand des Manuſkripts zu die Schrift faſt gänzlich verblichen.

Atant Madame je prie le createur donner a V. M. voz tresnobles desirs. de Bruselles ce xi de Janvier 1550

De votre M^{te}

treshumble et tres obeissant
serviteur
Viglius.

LXXXII.

Brüſſel. 13. Januar 1550 (1551). Verreyken an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 136. — Orig.)

Madame Nous ferons responce par cestes aux lettres quil a pleu a vre ma^{te} nous escripre du xxixme du mois passe par lesquelles elle nous a fait en premier lieu entendre que l'empereur eut bien desire que nous eussions fait plus de debuoir a faire cercher ceux qui sestoyent employez et entremiz pour deliurer le lantgraue de prison Aussi que lon eust eu meilleur Regard aux villes voysines si aulcuns des susdicts y fussent este cachez Desirant sad. ma^{te} estre aduertie des dilligences faites en tous costelz contre les susdits.

Enquoy Madame Il nous a semble faire entendre a vre ma^{te} Que si tost que nous fusmes aduertiz deladicte emprinse que fut par le secretair de Malines, nous advisames doiz lors tout ce que nous jugeames pouoir et debuoir estre fait tant pour enfoncer la verite de laffaire que pour faire poursuyre et apprehender tous Ceulx que lon trouueroit avoir este de la meslee selon que de temps a aultre nous en auons aduerti v^{re} ma^{te} A laquelle nous enuoyons de Rechief avecq cestes ung Sommaire Recueil contenant selon la verite comme les choses sont passees Et esperons que sa ma^{te} Imp^{le} ayant le ont bien entendu demeurera satisfaite du debuoir que nous y auons Rendu Laquelle par le contenu dudict Recueil pourra clerement cognoistre que doiz le comencement que ladicte practicque fut descouerte lon dispersa diuers placars et jointement furent escriptes et envoyees lr̃s (lettres) aux villes et officiers des frontieres dauertissement de laditte emprinse et pour apprehender tous ceulx qui sortyroyent hors des pays.

Aussy vre ma^{te} par sesd. lettres nous escript quil serait requiz denfoncer dont procedoit laduertissement qui se feist a Don Jehan de gueuare par aulcuns de malines Et sil y a aulcuns des pays de sadite m^{te} qui ayent eu intelligence du fait et que a ceste fin Mons. le president Viglius se deust trouuer a Malines pour enfoncer le tout Suiuant quoy Madame ledict President a este aud. Malines ou il a fait tout le debuoir quil a peu pour esclarcir les susd. pointz ayant fait rediger par escript son besoingne contenant bien amplement sa negociation meismes sur le fait de laduertissement donne au capitaine et dont Il procede. Et ont fait Madame enuers luy instance ceulx qui aduertirent quilz ne soyent point decelez pour la crainte quilz ont que mal ne leur en aduiengne et quil leur semble aussi que la chose ne doibt estre plusauant publyqe quant a eulx, puis quelle est descouuerte Enquoy il plaira a vre m^{te} prendre tel Regard quelle verra mieulx conuenir.

Aussi Madame par le besoingne dud. Sr President et escript que ceulx de Malines luy ont baillie contenant les debuoirs par eux faitz dez lheure que la menee fut descouuerte V^{re} Ma^{te} pourra veoir que lon ne treuue aulcuns subgectz de pardeca culpables quant au fait dud. lantgraue De que nommement son paige a depose Donnant Raison quest que led. lantgraue ne se vouloit aulcunement descouurir a ceulx de ce coustel pour la doubte quil faisoit quilz ne descouurissent son emprinse Et quil auoit plus tost desire quelle fut maniee et conduite par ses subgectz propres. Que semble estre Madame chose assez vraysemblable et daultant plus que quelque diligence que lon aye faite lon na sceu rien aduerer de cecy

Votre ma^{te} nous a aussi escript que sil y auoit aulcuns des serviteurs dudit Lantgraue prins que sa ma^{te} imp^{le} ordonne expressement quilz fussent examinez viuement jusques a la torture pour entendre deulx comme la practique sestoit demeslee Enquoy Madame V^{re} Ma^{te} aura ja peu scauoir par nos precedentes l^{re} que lon a prisonnier en ce lieu le paige dud. lantgraue auecq son varlet de chambre et ung aultre qui fut prins a Lyere entre lesquels led. paige est celuy qui a principallement manye lad. practique sur laquelle il a este bien au long interroguye, selon que v^{re} ma^{te} laura ia veu par ses premieres responces Et ayant encoires depuis este admoneste de dire ce que veritablement Il en scauoit il a de luy meismes redige par escript la seconde deposition laquelle senvoye a vra ma^{te} contenant bien au long tout le succes de laffaire par laquelle responce nous ne le trouuons aulcunement variant ny vacillant comme aussi il a toujours plainement declaire de vouloir dire le verite. Et le mesme Jour quil fut prins a Malines estant Interroguye du fait par ceulx de la loy dudict Malines, et luy ayant este lors presentee a la question, Il Respondit devant eulx franchement le meisme en substance, de ce quil a depuis declaire Tellement madame que non le trouvant par ses Responses en aulcune vacillation, et aussi que nous navons aulcuns Indices contre luy, par lesquelz lon puisse bonnement comprendre, quil nait dit la verite, Meismes en ce que touche le point, si aucuns de pardeca pourroyent estre complices de la fuyte dudict Lantgrave, Il nous a semble Madame que selon la Raison Il y auroit peu de fondement de lapplicquer a la torture La quelle ne peult estre donnee sans jndices souffisans, selon droit. Bien sommes nous este davisz, Madame de le faire de Rechief Interroguer sur aulcuns points, et notamment sur le susdict, quest sil y a aulcuns complices de pardeca et de luy donner toute la crainte, que lon pourra Iusques a luy presenter la question, pour en tirer la verite, de que a este fait par le prevost Herlaer, tant audict paige que aux aultres deux prisonniers a Bruxelles, que nous semble Madame suffire pour maintenant, et Iusques a ce que lon voyt sil pourroit sceavoir aultres nouveaulx Jndices contre luy. Duquel, Madame nous envoyons ses dernieres Responses a sadict ma^{te}, *Alaquelle Il plaira nous faire entendre sur le fait de ladite question* le bon vouloir de sa ma^{te} Imperiale apres quelle aura entendu tout le merite delaffaire.

Il y a aussi Madame prisonniers audites Malines deux aultres serviteurs dudict lantgrave, Dont lung estoit son *fol*, et laultre *garson destable*, natif du pays de Liege, caigie de xiij ans, ayant seullement servy en lestable environ trois mois, qui tous deux nont sceu aucune chose de lemprinse . . . . . . Tellement Madame que nous seryons bien davis, que lon les pourroit Relaxer, pource quilz ne feront sinon despence superflue. Et quant aux aultres deux qui sont avec ledite paige, Vr̃e Ma^{te} pourra aussi entendre tant par leur Responces la envoyees, que ledict besoingne, quilz ont bien peu sceu de ladite menee et quelle se conduisoit principallement par ledict paige qui est jeusne gentilhomme, et bon esprit et duquel ledict Lantgrave se confyoit entierement.

Le dernier article Madame de lettre de vre m̃^{te} contenoit que estant ledict s^{r} president a Malines, quil fist cercher par tous costez si aucuns des complices dudit Lantgrave seroyent demeurez muchez en ladite ville Aquoy, Mad. Il a dilligẽmt satisfait, selon que le contient soudite besoingne, le quel peult faire foy, que lon na trouve personne des susdits, aussi est il vraysemblable, quilz nauront attendu si longuement, Et se conferme cecy, parceque le meisme jour, que ledict Lantgrave avoit delibere de sortir, les portes de la ville dudict Malines furent longuement closes et tenues serrees pour scavoir si lon trouvoit desdicts complices dont on nen trouva nulz. etc. . . . . . ."

Brux. xiii jour de Ianvier 1550.

Verreyken.

LXXXIII.

Brüſſel. 22. Januar 1550 (1551). Verreyken an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Bd. V. fol. 135. — Orig.)

Madame Les gens de loy de Malines estans aduertiz que ung bourgois dicelle ville auoit este enuoye au pays de Hessen porter lettres du clercq de despence du Lantgraue, Aussi que aucuns des gens dudit Lantgraue esperans sa deliurance lauoyent attendu en la ville de Couloingne en hostellerye nommee Rensbourgh selon que deux marchans bourgeois dudit Malines qui auoyent este audit Couloingne lauoyent entendu de Hoste dudit Rensbourgh Pour du tout sauoir et en enfoncer la verite ont ouy et examine leurs dicts bourgois lesquelz ont depose par foy et Serment ce que vre mte pourra veoir par lextrait quen auons fait faire et joindre a ceste afin que vre ma^{tes} cognasse les debuoirs et diligences quon a continue pour descouvrir lemprinse Et sur ce Madame Nous Recommandant treshumblement a la bonne grace de vre ma^{te} Pryons le createur donner a Icelle tres bonne vye et longue De Bruxelles le xxii jour de Ianvier 1550.

De vre Ma^{te} humbles et obeyssans
serviteurs les gens du . . .

Verreyken.

LXXXIV.

Brüſſel. 24. Januar 1550 (1551). Verreyken an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. pièce 138. — Orig.)

Madame Vre m^{te} aura entendu par noz precedentes lapprehension qui sest faite a Herle de quatre Allemans, estans de ceulx qui debvoyent tenir Larrieregardo, si le lantgrave fut este eschappe, Lesquelz sont depuis amenez au chasteau de *Vilvoirden*, ou les avons fait examiner Iusques a leur faire donner la *torture*. Mais sans attendre Icelle, Ilz ont plainement descouvert et confesse Lemprinse, comme vre M^{te} (si cest son plaisir) pourra veoir par leur deposition cyjoincte. Et puis Madame quilz ont confesse tout ce que vraysemblablement lon leur pourroit demander, Il plaira a ṽredicte ma^{te} communiquer le tout a sa ma^{te} Imp^{le} afin que son plaisir soit declairer ce quon fera davantaige alendroit desdicts quatre prisonniers, et si sa ma^{te} veult quilz soyent pugniz, et en quelle sorte. Semblamblement ce quon fera des aultres prisonniers qui sont Icj, et a Malines, a grosse despence. Et meismement du paige, la deposition duquel se treuve veritable, et conforme a ce que de tous costez lon a Iusques ores peu enfoncer deladicte emprinse,

Daultre part Madame le marcgrave D anvers par ñre ordonnance a apprehende et detient prisonnier vng nomme Guillaume de montfort bourgois dudict Anvers hostellain, en la maison duquel les gens dudict Lantgrave souloyent loger et ayant ledict hoste este Interroguye, pour savoir quelles l̃rs Il avoit Receu par les mains du clercq de despence dudict Lantgrave, Il a finablement confesse davoir Receu vne de conrard de bredenstayn, questoit ouverte, Par laquelle ledict Conrard le Requeroit de vouloir faire avoir deux chevaulx audict clercq de despence sil les Requeroit Et a exhibe audict marcgrave vng petit pacquet, auquel avons trouve une patente cachetée et signee par le filz dudict Lantgrave. Lequel pacquet envoyons semblablement avecq cestes, pour le monstrer a sa ma^{te} Imp^{le}, Laquelle par cecy cognoistra, que ladite emprinse sest demenee du sceu du filz dudict Lantgrave. Nous ferons faire tout devoir pour enfoncer les presumptions Resultantes contre ledict prisonnier danvers, et selon la disposition de la matiere ferons proceder contre luy par la main soustraine, comme trouverons convenir. Et peult vr^{e} Ma^{te} croyre que dez que sceusmes ladicte emprinse, nous avons tousjours depuis tenu coutumee soing (comme tenuz sommes,) pour savoir et Rattaindre les delincquans, et leurs faulteurs et complices, Et quil ne nous a este possible de faire davantaige,

Madame Nous avons fait Ioindre a cestes deux Requestes, pour obtenir loffice de lieutenant des fiefz de malines, et entendons que les deux poursuyvans sont a ce qualifiez, etc.

De Bruxelles le xxiiij Iour de Ianvier a° 1550.

Verreyken

(m. p.)

LXXXV.

Mecheln. 29. Januar 1551. Der Kapitän Esquivel an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 133. fol. 506. — Cop.)

Esquivel ſchreibt der Königin in augenblicklicher Erwiederung ihres Briefes (worin ſie ihm aufträgt, mit äußerſter Sorgfalt denjenigen von ſeinen Soldaten zu entdecken, welcher gewiſſe Schreibtafeln des Landgrafen nach Antwerpen gebracht) unter Anderm Folgendes:

. . . .

„Madame a lheure que Receuz les lettres du Marcgraue et ayant veu lesdictes tablettes, Ieuz Incontinent suspition sur vng de mes souldars et pour en estre myeulx asseure comanday au tesmoing qui debvoit Recognoistre ledict souldart quil se tint aupres de mon lict vesty dune Robe nuyct et dung chappeau en la teste, et le visaige couvert dune pieche de caffa, afin que si de ma suspition le fusse frustre Laucteur ne me puist eschapper, Ce faict manday vers moy ledict souldart. Lequel a lentree de la chambre, a Incontinent esté Recogneu par ledict tesmoing, disant que cestoit le mesmes que le cherchoye dequoy ne fuz peu Rejoy, Et Incontinent veu le feiz Lyer et mener secretement en une chambre, le donnant en garde a mes porteur denseigne et sergant, sans que personne de mesdicts souldars se soient de Riens appercheu. Et pourco que ne suys homme de lettres ne me cognoissant au faict de la Iustice, ay prins vng advocat de ceste ville avec les deux bourgmaistre, et en presence dung notaire lavons parensemble examine, de sorte quil a confesse avoir ete le porteur desdictes tablettes audict anvers, disant neantmoings que devant les porter, Il les avoit faict lire, et voyant quil ny avoit

aulcun mal, et aussi a la Requeste dudict Lantgraue les auroit accepte,"

„Interrogue quelz propoz Il avoit eu avec ledict Lantgrave avant daccepter Icelles tablettes, dist que nulz, et que ledict lantgrave sans luy dire mot, les avoit mis et boute en son saing . . . ."

„Hier soir je mis . . . . a mondict advocat et Bourgmaistre de le mectre a torture, Mais mont Respondu que le droit ne ce pouroit faire, Neantmoings lay si avant mene mondict advocat, qu a la fin Il est condescendu a mon advis et ce matin ay porte ladicte confession aux conseillers deputez de par vre Ma^{te} afin de la veoir et regarder si dicelle Ilz ne se pouront aultrement ayder contre les bourgeois prisonniers et aultres complices aussy les ay supplie quilz me veuillent conseiller comment le men doibz Regler, mais Iusques a present Riens a este faict Vre Ma^{te} soit asseuree de moy, quil ny a ennemy plus grand a vng meschant espagnol que moy et principalement des traistres et de tant plus que la chose touche ma vye . . . . . Parquoy vrẽs que tous ceulx de ceste ville fussent dadvis que on ne le puysist mectre a torture, Moy seul le feray pour enfoncher la verite"

. . . .

. . . .

„Car ce gentilhomme ne cesse de suboner mes souldars, mais Ie y ay pourveu, de sorte quil ne poura plus donner vng seul Real, sinon par mes mains. Vre M^{te} soit asseuree quil est en bonne garde et telle quil ne poura Iamais effectuer son mauvais vouloir."

LXXXVI.

Caſſel. 31. Januar 1551. Statthalter und Räthe zu Caſſel an den Präſidenten Viglius.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 109. fol. 446. — Orig.)

Edler vnnd Hochgelarter, großgunſtiger Herr, vnſer freunthwillig dienſt ſeien E. Herlichkait Jder Zeit zuvor. Es

iſt uns ein Zettel zukommen, wilchenn ein Perſon, ſo mann nennet Johannes de Caſtilien, als aus beuelch vnnſers g. f. vnnd hern Lanntgraue Philipſſen zu Heſſen ꝛc. geſchriebenn habenn ſolt, darin vonn etzlichem bier, wein, gelt, vnnd annderm meldung beſchicht, Wilchs wir ſeinen f. g. zuſennden ſolten. Nun aber der Johann de Caſtilien vnns gar ein frembder man vnnd ſein perſon gentzlich vnbkannt iſt, So habenn wir nit vmbgehenn mügen, diſenn vnnſern aigen botten an E. H. zuſennden, Als ann wilchenn wir vonn wegenn Kayr. Mt. vnnſers allergnedigſten Herrnn, vor diſer Zeit, durch vnnſern g̃. hern vonn Arras gewieſen wordenn ſein, do was wir jn Lanndtſachen an vnnſern g. hern hetten zugelangen, daſſelbig mit E. H. vorwiſſen zuthun ꝛc. Diennſtlich bittende, E. H. wolte, do es Jr allſo thunlich were, Jmants diſem botten zugeben, der mit Jm furtter zu vnnſerm g̃. furſten vnnd hern Jn die Cuſtodien gehe, vnnd vonn ſeiner f. g. vertzeichenet enntfannge, was obbemelter dienng halben ſeiner f. g. begeren ſey, damit vnns als armen Dienern zu vnglimpff nit auferlegt werde, als ob wir williglich ſein f. g. liſſen an Jrem leib mangel vnnd geprechenn leiden, vor eins,

Zum annderun iſt ein armer geſell ſeiner f. g. Diener gnant Herman Grumppell verlauffenes December zu Augſpurg der Naſſawiſchen ſach halben geweſen, vnnd alda der Kay. M̃t. vnnſerm allergnedigſtenn Hern ein supplication vbergebenn denn wir furtter vngeverlich vmb den Chriſtag vonn hynnen haben, mit einem offenen miſſive an ſein f. g. haltennde: reiten laſſen, mit E. H. erleubnus ſein f. g. zu berichtenn, was Jm darauff zu Augſpurg begegnet. Desgleichen auch, das ſeiner F. G. Canntzler verſtorbenn were ꝛc. derſelbig arm geſell iſt bis auff diſe ſtundt alhie nit wieder ankommen Wiſſenn nit wie es vmb Jnen ſtehe, ob er auch bei E. H. erſchinnen oder etwo vnderwegens oder ſonnſt aufgehalten mochte ſeinn Do nun E. H. deſſenn halben wiſſens hettenn, Bittenn wir aufs diennſtlichs vnns davon zuuerſtendigen, Auch do er etwa der ennde aufgehalten were, Jnen gunſtiglich wider zu ſeinem armen Weib vnnd Kynndern zuverſtatten dann er gewißlich nichts annderſt, dann bemelter beider ſachenn halben abgefertigt worden. Des thun wir vnns verhoffen, vnnd ſeinnt E. H. Jn alweg freuntlich vnnd willig Zedienen geneigt. Dat. Caſſell vltima Januarij anno 1551

E. G.

Gutwillige

Stathalter vnnd relhe
zu Caſſell

LXXXVII.

Hermann Grumpel an Viglius.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 80. fol. 314. — Orig.)

Hochwurdiger Hochgelartter Gnediger gepittender Herr Eurer gnaden vnd Herlichkeitt Sein meynne vnderthenige gehorſame ganß willige Dinſt Jder Zeit Zuevor gnediger gepiedennder Herr Nachdem Ewer gnaden vnnd herlichkaitt mich aus meiner Herberge Anherr In key. Mãitt. Hoff Bey Jrer key. Maitt. Hoffdiner mit handt daß muge bey demſelbigen wylliglichen gehorſam zu halten demſelbigen bis doher Jnn aller vnnderthenigkeit gehorſamlich Jch gelebt Jnn verhoffnunge Jch wer ſoe Lannge nicht vffgehalten werden die weill Sich Nun die ſache Jnn Lennger vorharrunge vf zeucht williches mihr warlichen zu groſſem nochdeill gerreicht alls nemlichen das Jch alhier bei dieſſem wirdt Jm ſchwerren vnkoſten lyge dan der wirdt Rechennet mihr alle tage vor mein perſon vor koſt vnd vor wein xij ſteuber vor die kamer vnd vor Holz Rechenet der wirdt mir auch xij ſteuber Soe vorzehert mein pfert in der Herberge Dog vnd Noch auch V ſteuber das mocht 29 ſtenber

Vber das iſt noch ein knecht von wegen k̃ey. Mãiet bey mich geortennet vor denſelbigen knecht Rechennet mihr wirdt Vj ſteuber vor ſein koſt iiij ſteuber vor ſein Lonn das macht zuſamen 39 ſteuber noch iſt des wyrtts Lonn hier zu nicht gerechennet dieſſenn vnnkoſten kann Jch warlich nicht bezallen dem noch gelannget Ann Ewer gnaden vnd Herlichkeitt meine vnndertheinnige vmb gottes willen bitt Ewer gnaden vnd herlichkeit wollen aus dieſſem vnnkoſten mich widder Jnn mein Herberge kommen Loſſen doſelbſt will Jch gleich ſoe vaſt als hier Jnn halten Soe kan ich auch dogk vnd nach vor mich vnd mein pfert mit zweinzigk ſteubern herrlichenn hin kommen Jnn bedrachtungen doe Jch mit einer boſſen ſachen zu thun het wolt Jch die weill mein her zu meicheln was wol darvon geritten Sein

Gnediger gepittender Herr Ewer gnaden vnnd herlichkeit thue Jch aber mals Jnn aller vnderthenickeit vmb Gottes willenn bittenn Ewer gnaden vnd Herlichkeit wolle gnediglichen mich beherzigen noch dem gleich einenn Botten mit der ſchrifft die Ewern gnaden vnd Herl. Jch behandigt vnnd ſunſt von meinem Herr annderſt keinen beuelich hob das Jch doch dieſſer meiner vſhaltunge gnediglichen mocht erlediget werden

Dan dieſſe vffhaltunge gereicht warlichen mihr auch zu groſſem ſchaden dan Jch mit einem Rentmeiſterampt belatten bin vnd hobe mich keinswegs ſoe lannge aus zu ſein verſehen don Jch het ſunſt mein ampt etwan beſſer beſtalt Nun hobe Jch keinen mennſchen darauff dan das hausgeſinndt vnd mocht mihr an frucht vnnd an Annderem ſchat geſchechen. Das Jchs her noch ſchwerlichen vor winden mocht.

Das habe Ewern Gn. v. Herl. Jnn dieſſer meiner beſchwerrung Jnn vnderthenigkeit Jch nicht wieſſenn zu uorhalten mit fleiſſer bitt Ew. Gn. v. Herl. wollen hier Jnnen gegen mihr Armen gnediglichen Sich beweiſſen das wirdt got der almechtige E. G. v. Herl. Reichlich vnbelonet nit Loſſen Soe bin Jchs vmb Ewer g. v. H. mit meinem gerJnngen mogen zuvordinen Jder Zeit willigk vnd gneigt E. G. v. H. vmb gnedige droſtliche Antwort betten Jch

E. G. v. H.

vnnderthenniger gehorſamer ganzwiliger

Herman grumppell zu Weiſſenſtein
Rentſchreiber

LXXXVIII.

Aus dem Verhöre des Landgrafen durch Viglius vom 5. Februar 1550 (1551) zu Mecheln. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 130. — Orig.)

. . . . „Ledict Lantgrave Luy Respondit quil estoit prest dy obeyr. Et entrant en matiere, Recita au long et par ordre les causes qui l avoyent meu a penser comment Il se pourroit mettre en liberte, et meismes voyant que tout espoir luy estoit copye de Jamais sortir de prison selon quil disoit lavoir escript bien et au long a sa ma^{te} Tumbant principallement sur ce que les deux Electeurs de Saxen et Brandenbourg ne soyent trouvez a diette Imp^{le} vers sa ma^{te} pour povoir solliciter son eslargissement et que lung diceulx avoit mande a son filz que cestoit toute paine perdue de plus solliciter Par ou Il appercevoit que ce quil avoit entendu a Audenarde quil ne seroit Relaxe sinon quant sa vye en desespoir navoit que trop dapparence de verite.“ — — — —

— — „Et venant au propoz que dessus pour declairer le fait de l'emprinse Il demanda audict president afin de povoir mieulx declairer la charge que vng chacun des prisonniers et aultres povoyent avoir eu de luy dire les noms diceulx, Dont ledict president sexcusa disant ne les cognoistre tous. Surquoy en Repliquant Il demanda Si Crafft van Bemelbergh, Sebastian van Wytershausen et son docteur et aucuns aultres de ses gens quil denommoit estoyent prisonniers. Et ledict President luy Respondit, quil le povoit bien asseurer que ledict Docteur nestoit prisonier, Mais quant aux aultres Il ne luy en sauroit dire davantaige Aquoy le President fut meu pour luy donner vng esquillon de seslargir davantaige et declerer plus clerement ce quil povoit avoir cydevant communiquye avec lesdictes deux personnaiges qui aultresfoiz avoyent este de son secret. Et sur le propoz du docteur ledict president luy demandoit Si Iceluy docteur en scavoit a parler aquoy Il Respondit que non, et que cestoit

---

*) Die Schrift iſt ſtellenweiſe völlig erloſchen.

vng homme craintif et pusillanime et quil avoit entendu que aultresfoiz quant ses gens luy en avoyent tenu propoz, quil se Retira deulx Disant quil ne se vouloit mesler de telles choses, Ains se tenir a son hypocrates et faire ce que convenoit a sa vocation."

. . . .

„Demande Sil ne la (emprinse) fait entendre a nul aultre prince Republicque ou personne particuliere a Respondu que non Surquoy le president luy dit quil le pryoit de vouloi declairer plainement considerant que lon trouve que pluisieurs en ont sceu a parler Et comme Il se veoit presse, Il dit Puis que vous voulez estre mon confesseur, Je vous asseure Je je ne volu quon le declairast a personne Mais bien ay Je permis quilz le pourroyent faire entendre au duc Maurys mon beaufilz Et ledict president Luy fist Rencharge, que pluisieurs tant en Allemagne que ailleurs en avoyent leve les oreilles, pour entendre lyssue, Lesquelz en scavoyent a parler, Mais ledict Lantgrave en persistant affermoit que aultre nen scauroit a parler, du moins de son sceu ou permission, Et nomma entre aultres lelecteur de Brandembourch."

„Le president passa oultre et disoit estre certain, que le Roy et connestable de france en estoyent advertisz, Requerant de vouloir declairer nuement, si par son paige ou aultrement quelcun luy avoit parle de la part dudict Roy, et sil avoit sceu quelque chose de sa deliberation. Surquoy Il dit quil avoit escript sur ce point a sa ma^te et que combien que nul ne se debvoit offrir a faire serment, Toutesfoiz quil estoit prest affermer par serment, que de son sceu Riens na este communiquye audict Roy de France ou quelcun de ses ministres. Et ledict President luy Replicqua que sa ma^te estoit advertie du contrair Soit par luy ou les siens, Et donnoit souspicion quil faisoit son filz apprendre francoys, et que long des entrepreneurs avec Rommel scavoit la langue francoyse, et servoit envers son filz pour lentretenir au langaige. Surquoy Il dit que en la derniere malheureuse guerre, craignant si la chose fut mal allee ou luy demeure mort, Il eust peu advenir quelque Inconvenient a son filz aisne, Il lavoit mis a Strasbourgh comme en lieu seur la ou a son desceu lon luy a fait apprendre le *latin* et *francoys*, ce que a son Retour layant Rappelle vers luy voyant quil avoit ce commencement Il luy a fait continuer, Et ce par le moyen dvng nomme phed. (?) lequel commil a entendu, debvoit estre de la compaignye de Rommel, Disant quil nest pas si bien avecq les françoys pour sy fyer beaucoup et quil en declaireroit bien les causes a sa ma^{te} Et que le feu Roy avoit promis de furnir beaucoup dargent eulx estansz a Gingen, mais que Riens ne leur fut tenu. Et comme ledict President persistoit, que nonobstant ce quil en disoit sa ma^{te} scavoit que les francoys avoyent tenu Regard sur son emprinse, Et quil voulsist parler ouvertement, En se colerant a demy, Respondit, puisque me pressez tant, Je vous diray vne chose. Il est vray que deux ou trois mois apres que Jestoye venu a audenarde vng quidam disant avoir charge du Roy de France desiroit me communiquer aulcune chose. Et apres y avoir pense Je permis a Craffi van Bemelberch mon maistre d hostel qui men avoit fait Rapport, de le oyr. Ce quil fist et disoit estre sa charge de declairer au Lantgraue de par ledict Roy que si luy et le duc de Saxen scavoyent faire tant, que la guerre se Recommencait a bon esscent contre l empereur en Allemaigne, quil offroit de venir Ruer sur les Pays dembaz et tellement exploiter, quil avoit bon espoir de les mettre tous deux en liberte Mais que luy Lantgrave ny vouloit adjouster foy, et pensoit que cestoit pour labuser.“

„Demande qui estoit le personnaige dit quil le cognoissoit bien mais ne le povoit declairer, pour non estre cause de sa mort.“

„Ledict president luy demande sil estoit subject de sa ma^{te} diroit ne le scavoir bien, mail quil . . . . . . *) pardeca. Et comme ledict president le pressoit de le vouloir declairer, Il Respondit, sil le vouloit asseurer quon ne luy feroit Riens, quil le diroit, ledict President Respondit quil y tiendroit la main vers sa ma^{te} Dequoy Il ne se contentoit persistant tousjours, que si lon luy vouloit promettre quil nauroit a souffrir, quil le declaireroit, pour ce quil ne vouldroit estre cause de sa mort.“

---

*) Erloſchen.

„Le President luy a aussi demande ce quil avoit sceu de *lassemblee* au *quartier de Bremen,* Il Respondit que ceulx de son conseil, luy avoyent escript que vng *claes van Rottorp,* a qui le duc Erich de Brunswyk en execution du ban Imperial avoit oste certain chasteau, faisoit gens de guerre, pour se Joindre avecq aultres de piet, sans adjouster a quelle fin, ou a qui lesdicts gens estoyent.“

. . . .

„Interroguye Quelle Intelligence Il avoit avec eulx Respondit, que nulle, commil avoit aussi escript a sa ma^{te} “

„Et comme le president luy dit, quil y avoit pluisieurs Indices que ladicte assemblee avoit locie sur luy, contant quilz ne vouloyent declairer leur maistre, Et que tost apres que son emprinse fut faillye, Ilz se sont separez, Et que lon scavoit bien que ledict Rottorp estoit bien en sa grace et que Journellement ceulx de son pays alloyent et venoyent deladicte assemblee, parquoy ferait bien de dire franchement ce que en estoit, Il Respondit, quil nen estoit Riens, et si aulcuns de ses gens y ont eu Intelligence, que cest a son desceu et fut este contre son gre. Affirmant encoires, quil eust peu eschapper, Il ne se eust nullement voulu mettre avecq eulx, ne aultres ennemis de sa ma^{te} ains par tous les moyens pourchasser la grace dicelle, y employant tous ses amis, selon que au long Il avoit escript a sa ma^{te} “

„Et comme ledict president ne sceut tirer aultre chose de luy Il luy dit, que Il avoit escript a sa ma^{te} de vouloir declairer plainement tout ce que concernoit ses emprinses, et que toutesfoiz sa ma^{te} estoit bien advertye daultres que de la derniere tant audict Malines, que ailleurs. Surquoy Il vint a dire, que aultresfoiz Il avoit bien pense de percher le planchier derriere son lyt, pour se sauver de nuyt, et se jetter dedens leaue, Mais que ses gens ne le trouvoyent aucunement faisable“

. . . .
. . . .

„Ledict president luy demande oultre Sil navoit advise de faire le meismes aultrepart, et signamment en allemaigne, Luy conseillant de le dire plainement, veu quil entendoit que sa ma^te estoit du tout Informee, et estant tant de ses gens prisonniers, Il pouvoit bien penser que ce que long ne vouloit dire, que laultre le faisoit"

„A quoy se courrouchant a demy et Rougissant dit Vous me pressez bien avant. Et quil vouloit bien dire, ce que en estoit assavoir, quil en avoit bien tenu propoz a *Norlingen* et *Helpron* avec *Bastian van Wytershausen* qui avoit este son paige et le servoit en sa chambre Mais quil ne'print Jamais Resolution craignant que venant a lexecuter ceulx de sa garde eussent premiers Rue sur luy"

„En fin ledict Lantgr. pryoit le president de vouloir Recommander son cas devers lempereur Afin quil pleust a sa ma^te de prendre Regard a sa longue detention Et a la promisse et saulfconduit que les deux Electeurs luy avoyent donne et quelle ne voulsist prendre son emprinse aultrement quil na declaire layant faite par desespoir etc." . . .

. . . .

„Disant que aultresfoiz Il avoit donne charge a *ceulx de son conseil de faire aulcunes offres a sa m^te ce quilz non voulsu faire* les trouvant commilz disoyent par trop grandes et prejudiciables Esperant que si sa ma^te les eust entendu, elle fut este mieulx satisfaite, Et les vouloit encoires bien declairer audict president, pour en advertir sa ma^te si bon luy sembloit."

„*Premiers. De se mettre es mains et garde des deux Electeurs* ou *ceulx de son pays,* Jusques Il aura entierement satisfait a la capittulation et bon plesir de sa ma^te — Ou *se deporter entierement du gouvernement et administration de son pays* le laissant a ses enffans, Retenant tant seullement six ou sept maisons pour le deduit de la chasse Sans plus se mesler soit du fait de la Religion diettes Imp^les ou aultres affaires publicques quelsconques Et vivant la Reste de sa vye en paix et Repoz. — Ou *submettre la cognoissance de sa cause et ce qui concerne sa capittutation au dit du Roy des Rommains du prince despaigne du Roy de Boheme, de la Royne de Hongrye prins aveccq eulx tels conseillers que bon leur semblera* ou de lempereur meismes postposant son courroux alencontre de luy — *Offrant* si sa ma^te nest satisfaite de la capittulation precedente pour ceste sa faulte et aultres precedentes, *luy payer encoires la somme de Lx. iiij*^{cc} *et jusques a cent mil florins dor* non obstant la pouvrete ou Il se Retreuve. Et quant aux *querelles du duc de Brunswyk* de ceulx de *Nassau* et aultres quil serat content de se submettre entierement a ce que seroit dit par amys dung coste et d aultre. Actum audict Malines. ledict vme de fevrier xve cincquante“

Viglius (m. p.)

LXXXIX.

Insbruck. 7. Februar 1551. Karl v. an die Königin Maria. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. 1. Bd. VI. fol. 500. — Orig.)

Madame ma bonne soeur. Jay Receu voz lettres contenans ladvertissement que le Margrave d Anvers vous avoit fait du souldart espaignol de la garde du Lantgrave qui sestoit trouve en Anvers, pour faire porter vng paquet dudit Landgrave a son filz, Et comme pour estre informe plus particulierement de ce quen estoit avyez envoye vers le capitaine de ladicte garde pour Vous en advertir, lequel capitaine suivant la Response quil vous fit faire ma escript tout le demene, et mesmes, que ledict souldart avoit confesse le caz, l aiant ledict Lantgrave gaigne par promesse de luy donner trois ou quatre ecus estuz, moiennant quil fit seeurement tenir ses lettres et comme les autres souldars de ladicte garde avoient Requis audict capitaine le leur delivrer pour le chastier et faire passer les picques, ce que ledict capitaine navoit voulu accorder sans prealablement men advertir et entendre ma volente, Et aiant considere le fait je trouve bon que ledict chastoy se face en ceste sorte, et pour ce pourrez ordonner audict capitaine de delivrer icelluy delinquant en mains desdicts souldars, pour luy faire passer lesdicts picques, avec charge expresse quil se face en la Rue ou loge ledict Landgrave, et que lon euure la fenestre de sa chambre, luy permectant de veoir le spectacle si veoir le veult, Mais surtout convient avoir bon Regard et bien expressement enjoindre audict capitaine, que soubz vmbre, de delivrer ledict delinquant es mains des souldars pour faire ledict chastoy, Ilz ne le saulfvent ou autrement eschappe et parce la justice ne sen fait comil convient, Et au surplus puisque ledict Landgrave continue a schercher de gaigner gens par telz moyens, je vous prie et Recommande tres accedetes que Vous faictes bien et soingneusement informer de tous ceulx que lon pourra trouver avoir eu Intelligence ou sceu a parler d aucunes lettres ou autres praticques dudict Landgrave et mesmes ceulx qui sembloient estre chargez dernierement quelon descouvrit par le moien du paige semblable faict, les faisant Interoguer tres estroictement et proceder contre ceulx que lon trouvera culpables avec tout extreme cuerite et Rigueur sans autre respect quelconque, Et quant audict Landgrave il me semble quil nest besoing que pour cestuy affaire lon luy parle ny face semblant plus avant, ny chose davantaige que a lacconstume synon de encharger audict capitaine d en tenir soigneuse garde. Et atant Madame ma bonne seur je prie le createur Vous donner vos desirs D Ynsprugk le VIIe de Febvrier 1551.

---

*) Freie Preſſe.

Votre bon frere

Charles.

XC.

9. Februar 1551. Aus dem Verhöre Robert Bure's „en la presence du capitaine et des conseillers Vaert et Rebreujettes“.

(Bezüglich auf ein früheres Verhör durch *Delatorre.*)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 50.)

„Adict . . . quil nentendit jamais lesdictes parolles ny propoz parceque ledict lantgrave parloit bas, et quant lon disoit publicquement que ledict lantgrave avoit donne charge a *michiel goncales* aussi prisonnier de porter ladicte *pomme* audict hoste Il luy vient en memoire quil le Lantgrave avoit eu parlant bas a luy avoit faire mention de rose Sans savoir ce quil vouloit dire, Dict aussi que au disner le Lantgrave Demanda publicquement en ces termes en hault alman: *bistu daer geweest,* Surquoy Il respondit en espagnol: *sy*, Et apres disoit: *Wertet z maken.* quy est a dire: le ferat Il. Surquoy Il respondit en espagnol: *Sy*, Et dict quil na jamais cognu ledict hoste, bien dict scavoir son logis parceque au quaresme dernier du temps du capitaine mardonis et par charge Il allast chercher vng cheval de Louaige pour envoyer le pretre qui avoit preche en espagnol a Louvain et a lors Il veit (^{vit}) la entour vng logis auquel estoit route dehors vne Roze lequel on disoit estre le logis de la roze auquel logis il ne entroit jamais et dict quil na Jamais depose ou confesse pardevant ledict secretaire de la Torre davoir entendu les propoz du lantgrave quant a porter ladicte pomme audict hoste et aussi que lon ne trouvera quil le Lantgraue aye publicquement ou secretement demande a luy sil avoit porte et monstre ladicte pomme a lhoste de la roze etc."

. . . .

„Et estant mis a la *torture* Il a persiste quil ne scait aultre chose Sinon ce quil a dict Et sil scauoit aultre chose quil la diroit voluntiers."

XCI.

12. Februar 1551. Aus dem Verhöre Werſebe's, Padilla betreffend.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 62. D.)

„Faict a bruxelles en la prison sur la porte de Louvain Le XIJ de febvrier xv^{c}Lj (1551) par moy secretaire soubzscript"

Anthonie van wersebe prisonnier sur ladicte porte ayant servy le Lantgraue de Hessen de paige. Apres certaines remonstrances a luy faictes de la part de sa Ma^{te} et quil avoit offense Icelle pour avoir contre Lordonnance ou du moings sans le sceu ou congie dicelle Receu argent dudict Lantgraue son maitre et daultres de son pays Et que ce nestoit le chemin pour parvenir a sa Relaxation,

Interrogue Sil na Receu aulcun argent de par sondict m^{e}, Lettres ou aultres nouvelles de luy Parqui et depuys quel temps en ca Dist et confesse avoir Receu par les mains dung espaignol nomme *Padilla* souldart de la garde dudict Lantgraue cincq fois argent dicelluy Lantgraue, Et que la *premiere* fois quant ledict *padilla* vint vers Luy, que fut *sur la fin* de *l este dernier* et peult avoir pour le moings quatre moys. Il deposant ne se fya trop bien en luy, pensant quil y estoit venu a quelque mauvaise Intention et pour le trahir. Et lors Icell *padilla* luy demandoit comment Il se portoit et sil estoit bien traicte, et sil navoit Receu aulcun argent de son pays et sil en avoit a faire, A quoy Il luy Respondist (le tenant comme dist est pour suspect) en brief quil se portoit bien et estoit assez bien traicte, et que La cypiere *) avoit charge de la Ma^{te} de le bien traicter. Et quant a largent, quil navoit aulcun Receu de son pays et aussi quil nen avoit affaire, entretent que Monsr le president luy faisoit administrer ses necessitez Et a la fin ledict padilla vueillant de luy partir, luy bouta secretement vng *angelot* en la main, disant que le *Landgrave* le luy envoyoit pour enseigne, afin que une aultrefois quant Il Reviendroit vers luy, Il le voulsist croire, et quil eust bon courage

Dist que environ vng mois apres ledict padilla retourna vers luy pour la seconde fois et luy apporta lors de la part dudict Lantgrave quatre ou cincqs florins dor, luy demandant sil navoit encoires Receu argent de son pays, et si son frere navoit este vers luy Surquoy Il Luy Respondist que son frere aisne nomme Herman avoit este vers luy en quaresmes dernier et quil luy donna lors Lx (60) florins dor, mais que depuys ledict temps Il ne lavoit veu ne Receu argent de luy. Et sur ce ledict *padilla* luy dist, que le *Lantgrave* luy avoit dist, quil escripvroit en son pays afin que lon luy envoyast de largent, Surquoy Il deposant luy dist quil nestoit besoing et que neanmoins Il en Remerchiast de sa part ledict Lantgrave son m^e

---

*) La cypiere = la directrice de la prison (ein franzöſirtes flamändiſches Wort).

Interrogue Si sondict *frere Herman* lors quil estoit en ceste ville ne le venoit visiter en la prison Dist que oui, et que sondict frere pendant quil estoit en ceste ville Journellement le venoit visiter, et souvent disnoit, souppoit et couchoit avec Luy. Mais depuys son partement ne la plus veu.

Interrogue Quelles devises ou propoz Il a eu avec sondict frere, Dist que telz propoz que lon est accoustume d user entre freres parens et amys et principalement ceulx que de long temps ne se sont entreveuz, comme eulx deux, car Il navoient veu lung a lautre de x ans auparavant

Interrogue Ou sondict frere se tient apresent, et silz nont eu pensiers conjuration pour la delivrance de luy qui parle, Dist que sondict frere se tient avec ses pere et mere a trois lieues de la ville de Bremen et que Jamais Ilz neurent aulcun propos sur ladicte delivrance, ains quil ny pensa oncques

Interrogue si sondict frere navoit este a Malines vers ledict Lantgrave et sil ne luy a apporte nouvelles de luy Dist que non, ains pense que sondict frere ne veyt oncques en sa vye ledict Lantgrave, excepte vne fois, que peult estre passe dix ou xij ans, mais ne parla Jamais a luy quil sache

Dist aussy sur ce Interrogue que ledict *Padilla* Revint la iij^e (troisième) fois vers luy environ xxv ou xxx Jours apres la seconde fois et luy apporta lors de par ledict *Lantgrave* quatre *angelotz* disant neantmoins ledict padilla quil en avoit Receu cincq et quil le luy Rendroit de brief. Et lors Il deposant luy demanda coment se portoit ledict Lantgrave et sil estoit Joyeulx et Jouoit avec les souldars et si on ne laissoit aulcunesfois descendre au Jardin. Surquoy Il luy Respondist que ledict *Lantgrave se portait bien et quil estoit lung jour plus plaisant et Joyeulx que laultre et quil Jouoit aussi a* laccoustumee a *trois cens et trois* avec les*dicts* *souldars, mais que lon ne le laissoit descendre de sa chambre*

Pour la quatriesme fois dist que passe environ neuf sepmaines Retourna ledict padilla vers luy qui parle, lors que lhoste de st^e Anne de ceste ville fut mene en ceste prison par le prevost de Vilvoirde, et faindoit ledict *padilla* quil y estoit venu pour visiter ledict hoste qui este aussy espagnol et luy donna lors six ou sept florins dor, et scoit bien quil retint aussy lors pour le moings vng florin dor pour luy, et ne le tint pour lors aulcun propos, pour la presence de plussieurs espaignolz et aultres qui y estoient venuz visiter ledict hoste

Et pour la derniere fois Retourna vers luy depuys environ six sepmaines en ça et luy donna lors xxix Ridders de geldres disant que ledict Lantgrave luy en avoit envye xxx et quil en avoit Retenu vng pour luy et luy presta lors ledict deposant a sa Requeste autres trois Ridders, de sorte que pour sa part Il Retint seullement les xxvj

Jnterrogue quelz propoz Ilz entroient lors par ensemble Dist quil luy demanda sil navoit encoires nouvelles de la Relaxation dudict Lantgrave son m^e, Surquoy Il luy dist, quil esperoit que bien tost Il seroit mis en liberte pource quil avoit entendu que Les electeurs avoient prie pour Luy a Lempereur, et quil pensoit que endedens vng demy an ou vng an Il pouroit aussi estre en liberte.

Interrogue Si ledict Padilla ne luy a Jamais dist quil avoit charge dudict Lantgrave de envoyer aulcunes tablettes ou aultres messages en son pays de Hessen dist que Jamais

Interrogue si la cypiere ne sen apperchevoit quant ledict padilla luy donnoit de largent, Dist que non, pourceque ledict padilla luy donnoit ledict argent tousiours secretement et parloit a luy en *espaignol* de sorte que personne ne le povoit entendre. Et plus nedist.

Dela Torre.

XCII.

Caſſel. 16. Februar 1551. Die Herzogin Eliſabeth von Sachſen an ihren Bruder, den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 129. fol. 498. — Cop.)

Mein ſchweſterlich ſtedte trew zue allen Zeytten ſein E. L. zuvor Hochgeborner Fürſte, freuntlicher Hertz alier liebſter Bruder. E. L. freuntlich zuentpietten Auch das E. L. geſund vnd ym Leben iſt, bin ich vonn Hertzen erfreuet, vnd het nichts liebers erfaren Konnen. Vnd bit E. L. ganntz freuntlichen E. L. wolle ſich nicht bekhomern vnd getroſt ſein, vnd der Rho. Key. M. meines allergnedigſten Hern gemiet Dahin richten, Das er E. L. werdt helffenn ein guediger milder guter Kayſer ſein, ynnd mit allen gnaden erloben wider Zue E. L. landen ynd Kindern vnd Zweyffel gar nicht wann ſein Key. Mt. recht berichted worde, das E. L. gemiet da hin ſtonde zue ſeiner mageſted gehorſam vnd vnderthenigkeit vnd zue allem Fride wye ich E. L. gemied vnd hertze wiſt ſein Key. M. werde balt E. L. ein Barmhertziger vnd gnetiger keyſer ſein vnd zweyffell nicht godt werdt Key. M. das Inn ſein Hertz geben ob Gott wile balt Derhalben cleit ſich E. L. mit gedult, vnd vertraw Godt vnd Key. M. vnd will hermit E. L. godt bevelch der helff vns mit freuden zu ſamen E. L. ſinnt mich als E. L. getrewe ſchweſter die ſtedlich godt leſt fur E. L. bitten, vnd auch ſelber bit.

Datum Kaſſell 16 tag Februarij Anno ꝛc. 51.

Alſo vnderſchriben

Eliſabet Hertzogin Zue Sachſzen
Witwe &c. mein hant

XCIII.

Caſſel., 17. Februar 1551. Statthalter und Räthe an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. t. Bd. VI. pièce 128. fol. 496. — Cop.)

Durchleuchtiger Hochgeborner furſt Ewern f. g. ſeien vnſer vnderthenig trewe ſchuldig vnd willig dienſt alzeit zuvor gnediger her Wir haben E. f. G. ſchreyben deß Datum ſtehet den 30ten Januarij entfangen Inhalts verleſen

Hören Inn vnderthenigkeit gerne, dannckeu auch Gott darumb das e. f. g. noch bey zimlicher geſundtheit ſein Zu ſeiner allmechtigkeit verhoffende vnd betende Er werdt dieſelb e. f. g. Inn Geſundtheit erhalten vnd ſy Ires Kommerlichen zueſtandts einmal mit gnaden wider ergetzenn, Alſo Daz e. f. g. derſelben Iren betrubten Kindern Landen Leuthen vnd vnß allen zue ſeinem Gottlichen preys vnd vnſer aller wolfart mit gnaden Irer Key. M. vnſers allergnedigſten Herren abſein

E. f. g. Kindern Schweſter ꝛc. gehets vonn den gnaden gottes geſundthaithalben zimblich woll, ſunſt aber Iren Zueſtandt konnen e. f. g. nicht vnleichtſam ermeſſen

Neckerwein, vnd Eimbeckiſch bier deßgleichen geſaltzt wilpret ſchicken e. f. g. wir hiebei Inn der Anzal wie deß Kuchenmeiſters Zettell ausweyſet

Die zweythauſent goldtgulden, wirdet Rabe Kruch ewern f. g. Zuzelen vnd liffren

Einen ſchneider ſchicken wir e. f. g. hiebey aber mit den Sweitzer dann es ſeiner perſon halben dißmals nit hat ſein mugen, vnderthenig bittende e. f. g. wolt Inen vnd vns Inn dem entſchuldigt nemen

Die begerte Recept wie die von Paul Scherer vnß behandigt haben e. f. g. hiebey verwart gnedigelich zuentpfangen

Das ſaß mit denn buchern, davon e. f. g. ſchreyben, iſt vnß nit zuekomen wiſſen auch nicht wie es darumb geſtalt ſey haben derwegen nach etzlichen der begerten Büchern getrachtet, die wir E. G. hierbey vberſenden vff die vberigen die gleicher geſtalt zubekomen vnd e. f. g. Zuuberſchicken wollen wir verdacht ſein dann wir die aller dißmals alhie nit haben bekomen mugen

In Holtz vnd Wilpret laſſen wir alles beſten vermugens zuſehen es mag Zimblich helffen, doch ſeindt die Leuth vnd ſonderlich die Nachpauren dermaſſen gethan, das ſie Inen ſchwerlich weren laſſen, mus prauchen (mißbrauchen) ſich vnſers erbarmlichen vnnfals Es ſeindt vor vngeverlich ſechs tagen ſechs wildtſchutzen aufem Reynhardtswalde bey der ſchmeltz hinten antroffen, Im werck wilpret zu ſchießen, Als nhu E. v. d. wiek Herman Eyſſlandt, und Seiblitz Jäger Irer Innen worden haben ſie wie pillig von Inen ein geliebt gefordert, welchs ſie geweygert einen furtheil Jungenhomen zueſtundt Siblitzen todt, Herman Eyſſlandt das er am dritten tag auch geſtorben, vnd Engelharden einen gaul vnderm leib erſchoſſen doch hat Inen gott ſovil glucks geben, das ſie beneben Schrancknutzen vnd noch einen furſter der theter auch drey als palt vmpracht die andern drey wildt ſchutzen aber deren einer Inn ſolcher mangelung verwundt vnd auch nach dero Handt geſtorben ſein ſoll ſeint dieweil dieweil die hacht eingefallen nach Wunden zue (daher ſie dann waren) entkomen derwegen wir verurſacht worden vber die Toden korper der wildſchutzen gericht halten zu laſſen. Als hat Vrtheill vnd Recht ſie wie dieb vnd Morder Condemnieret. Dieſe vnd dergleichen gewaltſame Handlungen begegnen vns vber Handhabung der armen ſtumpff welche man e. f. g. vnd dero Kindern noch vberib gelaſſen.

Nach abſterben Doctoris Gundterrodts Cantzlers ſelligen haben wir Heinrich Lerſnern zue Cantzleiſachen gezogen Bedechten er ſolt fur einen Viec Cantzler zuprauchen ſein derwegen wir e. f. g. gnedigſter reſolution Inn vnderthenigkeit bitten

Vnd haben e. f. g. dieſes alſo hinwider nit wollen pergen die wir damit dem Almechtigen In ſeinen gottlichen vnd gnedigen ſchirm Auch bewarung vnd vnß Ir Zue gnaden auffs vnderthenigſt beuelchen. Datum Caſſell am 17. Februarij Anno 1551 alſo vnderſchriben

E. f. G.

Vnderthenigſte
ſchuldige vnd
willige

Stathalter vnd rethe zue
Caſſell

vnd vbergeſchriben

Dem durchleuchtigen Hochgebornen Fürſten und
hern Hern philipßen landtgrauen zue Heſſen,
grauen zu Catzneinbogen Dietz Ziegenheinn vnd
Nidda vnſerm gnedigen hern

XCIV.

Augsburg. 23. Februar 1551. Antwort und Beſcheid des Kaiſers an die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XII. fol. 106. Conc. — [Franzöſ. Auszug. Ebendaſ. fol. 40.] — Abgedruckt bei Langenn „Moriz“, Bd. II. S. 321 u. ff.)

XCV.

Brüſſel. 7. März 1551. Viglius an Statthalter und Räthe zu Caſſel.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. pièce 126. fol. 493. — Cop.)

Edle geſtreng Erntveſt vnd hochgelert Beſonder liebe Hern vnd Freundt mein willig vnd freuntlich dienſt ſeyen euch zuvor Ewer ſchreyben den letzten Januarij aus Caſſell hab ich vor Zweyen tagen albie empfangen vnd fueg euch darauff zuwiſſen das ich wol hie bevor beuelch gehapt ſo etwas an mich kheme die ſachen deß furſtenthumbs Heſſen belangendt ſolliches bey dem hauptman der Landtgrauiſchen Cuſtodien Zubefordern vmb ferner an ſ. f. g. gelangen zu laßen. Als aber ſich daz Jhenig ſo euch bewuſt Im Monat Decembri verſchinen zugetragen, vnd dann an ſtatt deß vorigen Hauptmanns Don Johan von Genara ein anderer mit namen Sancho von Merdones ankomen vnd mir biſher auff demſelbigen Kein newer beuelch von Key. M. geworden darff ich mich deß nit mer vndernhemen Damit ich aber dannocht diſem Botten mit einichen beſcheidt wuſte widerumb an euch abzuferttigen hab ich dem Johan von Caſtilien Jnn ewerm ſchreyben vermeldet von Mechlen zue mir Her gefordert der mich bericht hatt wie er denn Zettell darinn angezogen aus beuelch ſeiner f. g. geſchryben habe, Vnnd aber ſeyder ſein f. g. ein eignen Bottenn mit ſeiner aigner Handtſchrifft, derſelbigen ſachen halber mit zulaßen deß vorgemelten Hauptmans an euch hett geſchickt, darauß Jr dann mitler Zeit was ſein f. g. begeren ſey ongezweiuelt beſſer werdet verſtanden haben, Zudem hab ich yetzigen Ewern Botten mit demſelbigen von Caſtilien gehn Mechlen laßen ziechen, vmb bey dem Hauptman zuvernhemen, ob er well zuegeben das bey Jm von ſeiner f. g. euch einiger ferner bericht gethan wurde So Jr aber hienachmals einige ſachen an ſein f. g. wollet gelangen laßen wirdet Jr bey der Key. M. oder dem Biſchoff vonn Arras vmb ein Newen beuelch auff mir oder yemandt andern ann den yetzigen Hauptman anſuchen mießen dann one das wuſte ich mich deß nit ferner zu beladen

Zum andern dem herman Grumpell belangent wirt derſelbig noch alhie vff der Key. M. ferner beuelch aufgehalten Zum theil aus vrſach das er verdacht worden dieweil die Miſſiff ſo er vberantwurt vnd der Regierung alhie Jnn abweſen der Konigin gezeigt worden durch einen von dennen die vmb deß Landtgrauen anſchlag ſo als da vorhanden geweſen wiſſenſchafft zuehaben befunden vnd ſchriben geweſen das er einichen andern beuelch Dann ſolche Mißiue Jnhalt gehapt. Jch halt aber es wirdt Jn Kurtzem ſeiner entledigung halber von Key. M.

beſcheidt herkommen ſollichs hab ich euch zue Antwurt nit wollen verhalten vnd thue euch hiemit dem Almechtigen Godt beuelchen Datum Brußell am 7. deß Monats Martij A. 51

Alſo vbergeſchriben

Denn Edlen geſtrengen Erntueſten vnd hochgelerten
Hern Stathalter vnd Rethe zue Caßell

XCVI.

Brüſſel. 25. März 1550 „devant pasques“ (1551). Bericht des Viglius an den Kaiſer.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 145. — Orig.)

Sire. Obeyssant aux lettres quil a pleu a vr̃e ma^{te} mescripre du xvij^{me} de ce mois, Je me suis transporte le Jour dhui a malines et me trouvant Illecq devers le lantgraue Je luy declairay ce que vr̃edicte m^{te} mavoit enchargie par Icelles. Luy Remonstrant en premier lieu que vr^{e} ma^{te} ne scavoit estre satisfaicte de ce que combien que les lettres quil avoit de son propre mouvement escript a Icelle contenoyent de vouloir dire plainement tout ce questoit passe touchant sa delivrance. Que toutes voyes Il navoit fait aucune mention de plusieurs poinctz fort Importans, Et signamment des desseings quil avoit pourjecte a Nordlingen, Audenarde et Malines, estans autres que le dernier advenu audictes Malines, desquelz ses gens quon avoit detenu parloyent bien largement, et que luy mesmes ne le sceut nyer a moy quand Je luy en parlay lautrefoiz. Et que oultre ce Il avoit fait difficulte de nommer celuy quil dit avoir parle audicte Audenarde a son m^{e} (maitre) dhostel de la part du Roy de france. Dont vr̃e ma^{te} avoit occasion de souspceonner quil y a autres practicques et Intelligences tenues aveq france quil vouldroit couvrir, Et que a ceste cause vr̃edicte ma^{te} mavoit enchargie de linterroguer plus estroictement, luy disant que elle estoit prince ne hayssant riens tant que bourdes et semblables dissimulations et tergiversations, aveq lesquelles

Il empiroit son cas, lequel de soy (comme Il pouvoit penser) ne donnoit a vr̃e ma^{te} peu de sentiment offense et maltalent contre luy, ayant voulsu Rompre la prison et vser de force et violence, et mesmes de faire tuer ceulx de la garde de vr̃e ma^{te}. Parquoy ladmonestay afin que tenant autre chemin que Jusques Icy Il voulsist declairer plainement et distinctement ce questoit passe partout, et signamment nommer celuy qui du coustel de france avoit tenu les propoz a sondict m^{e} d ostel. Surquoy Il me respondit quil ne pensoit en Riens avoir use de couverture vers vr̃e ma^{te}, comme aussi Il nentendoit aulcunement en user, mais si vr̃e ma^{te} scavoit son cueur quelle auroit aultre opinion de luy. Et quant a celluy qui avoit parle a son m^{e} dostel, puisque vr̃e ma^{te} prenoit la chose tant a cueur et avoit opinion quil vouldroit couvrir aulcune chose, Il affirma navoir fait ladicte difficulte pour aultre Respect Si non quil ne vouldroit estre cause de la mort daultruy. Et pour oster toute souspecon a vre dicte ma^{te} quil estoit content den dire ce qui en est, Et premiers quant au nom dicelluy, quil nen est point souvenant, mais quil cestoit vng jeusne compaignon natif d utrecht ou de deventer, comme Il avoit entendu, ayant une barbe Rousse, lequel doiz Halle auroit servy le capitaine Don Jehan de guevara de lacquoy le quel apres aulcunes sepmaines que ledict Lantgrave estoit venu a audenarde auroit commis vng hommicide en quelque villaige prez doudenarde a loccasion duquel Il se seroit Refugie en france Et Revenant dillecq et se trouvant a quatre ou cincq lieues prez ledict Audenarde, envoya quelcun vers sondict m^{e} dostel Crafft van bemelbergh pour le prier quil voulsist venir vers luy, et quil luy avoit a communiquer aulcunes choses mais que lors ledict m^{e} dostel ne scavoit qui cestoit. Et sil eust sceu quil fut este ledict lacquay ne se fut trouve vers luy Aussi quil navoit entendu pourquoy cestoit. Et comme sondict m^{e} dostel alla veoir pour scavoir ce que en pouvoit estre, Il fut bien estourdy de veoir ledict lacquay. Lequel luy vint a declairer que estant en france Il avoit eu moyen de parler au Roy, qui luy avoit demande apres le Lantgrave et le duc de Saxen et comment Ilsz se portaient et estoient traictez, et que apres pluisieurs propoz Il luy avoit dit quil fit entendre audict duc et lantgrave silz scauroient faire tant quon fit la guerre a bon esient a vrẽ ma^{te} en la germanye. quil offroit de venir Ruer piller et et brusler les pays dembas, desquelz propoz sondict m^{e} dostel ne fut content soubspceonnant que cestoit chose fainte pour labuser Et que retournant ledict m^{e} dostel vers luy Lantgrave et luy ayant recite les susdicts propoz. Il Lantgrave sen convaincu semblablement, pensant le mésmes quon leust voulu tromper Sans Jamaiz y avoir voulu prester loreille ny en aulcune Intelligence quelle quelle soit en France y adioustant que sy ledict lacquay est recouvrable que vrẽ ma^{te} le pourra sur ce faire examiner. Surquoy luy dix que vrẽ ma^{te} ne voudra croyre que ce soit este vne persone si vile, ayant aveq ce commis hommicide, dont Il eust fait si grande difficulte de le nommer, le Requerant de men vouloir dire la pure verite. Il mafferma de rechief que ce na este aultre, et que la chose ne vailloit la paine den empescher sa ma^{te}. Mais pource que Je lavoye laultre jour tant presse de dire sil ny avoit cose quelconque aveq france, quil mavoit bien voulu declairer tout ce quil en scavoit Supplyant de Rechief quil pleust a vostre ma^{te} traitter si benignement ledict Lacquay que a cause de ceste sa declaration Il ne vingue avoir a souffrir dont Il ne vouldroit estre occasion fut pour grand ou petit.

Cest Sire ce que Jay sceu tirer de luy quant audict cas de France, Et layant dung et daultre essayé si le scauroye faire dire davantaige Il a persiste Jusques au boult quil ny avoit aultre chose quelconque, Et passant oultre pour linterroguer sur la correspondance aveq lassemblee au coustel de Bremen, Il a prins sur son dernier Jugement quil na eu par lettres ou aultrement aulcune Intelligence aveq eulx, et que semblablement Ilz nont Jamais fait mander communiquer ou entendre a luy la moindre chose du monde de leur entreprinse.

Et quant aux autres Intelligences fut en la Germanye ou dehors, Il afferma quil nen a eu nulles et que vrẽ ma^{te} nen trouvera Jamaiz a la verite chose quelconque, Et courant et courroucant a demy, en disant quon luy vouloit Imposer choses quil ne pensa vneques, et quil failloit quil y avoit des gens qui limprimoyent mal envers vrẽdicte ma^{te}, ma Response fut Sire que luy mesmes en estoit cause de le faire soubsceonner a ṽre ma^{te}, veu que sans attendre la benigne Resolution dicelle sur sa delivrance Il avoit cerche par tant de moyens, tant en allemaigne comme pardeca de rompre la garde de sa ma^{te} Sans de ce avoir plainement adverti ṽre ma^{te} par ses lettres, combien que au commenchement dicelles Il disoit de vouloir dire plainement tout ce questoit passe sur les desseings de sa delivrance. Le Requerant de Rechief de vouloir declairer sil avoit laultrefoiz obmis aulcune chose, et mesmes si avant que venir a Nordlingen Il avoit eu Intention de se saulfver A quoy Il dit que non Et que estant a Dannewaerde, jamaiz ceste fantasie ne luy print mais que Icelle luy vint auprismes a nordlingen Sans ce toutesfoiz que la chose vint oncques siavant que pour y prendre resolution, Et que layant communicquye a aulcuns de son conseil, Ilz ne furent aulcunement de cest advis, que estant a Halprvn Il en parla aussi a sa femme Laquelle le luy dissuada pareillement nayant la chose jamaiz este venue si avant que de Retenir Illecq vng seul homme pour lemployer en cela, Parquoy comme cestoyent choses quy nont este aulcunement arrestees luy a semble nestre besoing den faire mention en ses lettres a ṽre ma^{te}.

Je luy demanday sil navoit de ce fait Illecq communique aveq quelcun autre. A quoy Il dit que non fors quil en avoit bien fait parler au duc Maurice mais que Iceluy duc le dissuadoit aussi, Luy donnant espoir sur la venue du prince despaigne, et que Jusques lors Il eust patience.

Et quant a audenarde Il estoit vray quil y avoit plus comence a penser ayant entendu les propoz que le cousin de don Joan avoit tenu quy luy furent rapportez par son pennink-m^{re} (maistre) Abell, que v^{re} ma^{te} ne le feroit delivrer Sinon sur la derniere heure avant sa mort, mais que toutesfoiz la chose nestoit encoires du tout resolue, ny navoyent este retenuz ceulx quy debvoyent executer lemprinse Pour deux choses qui principallement lempeschoient Asscavoir lhorreur quil avoit de trop grande effusion de sang et quil craignoit le dangier de sa personne propre, Et quil avoit este plus enclin au moyen quil avoit pense en ladicte ville de malines de percher le planchier moyennant que aulcunement Il fut este faisable mesmes attendu que ce moyen estoit sans vser daulcune violence, ou venir en dangier de faire mourir personne quelconque Surquoy Je luy dis quil eust mieulx fait davoir delaisse lung et lautre en attendant patiemment la benigne resolution de vostre ma^{te} Et que Je tenoye pour certain que sil neust vse de ces termes, son cas se fut porte mieulx. Et que v^{re} ma^{te} oultre ce quelle eust voulsu garder de son coustel punctuellement la capittulation, est prince tresclement ayant tousjours vse de grace et benignite, de laquelle Il debvoit prendre meilleure esperance, puis que tant de seigneurs et princes jntercederent pour luy, ausquels sa ma^{te} eust aussi voulsu aulcunement gratiffier si luy mesmes se fut accomode a la grace susdicte. Dont au contraire Il sest par trop . . . par les forces quil a cuyde vser sur ceulx de la garde de votre ma^{te} et autrement. Luy monstrant sur ce propoz la lettre, que votre ma^{te} ma escript en allemand Ladmonestant encoires de dire ouvertement tout ce questoit passe, et non donner a vostre ma^{te} cause de plusgrande Indignation, Surquoy les larmes luy vindrent tumber. Disant que sil eust peu avoir aulcun espoir de sortir oncques de prison, Il neust jamais pense de Riens attempter a se saulfver par ceste maniere mais comme lon luy avoit Rapporte a audenarde quon le garderoit Jusques a la derniere heure de sa vie, et que vng des Electeurs designant assez le duc Maurys avoit mande a son filz quil ny avoit plus despoir ny Remede, Il laisse a penser si vng aultre ne feroit aultant Et que aulcunefoiz y pensant le cueur luy a fait si mal quil avoit desire destre hors ce monde et mettre la main a soy mesme, Disant que luy desplaist grandement que vre ma^{te} prend les choses si aigrement Et que son Intention na este aulcunement duser de force ce intendant seullement pour se mettre en liberte. Et tourna a se courroucer contre les deux Electeurs quy lavoyent trompe, et sans aultrement avoir le mot de ṽre ma^{te} de lavoir asseure le mene en ceste prison Et que sans quilz leussent asseure de la volunte de ṽre ma^{te} (la quelle Il a trouve navoir este telle) Il ne se fut jamais mis si avant Ains par autres moyens regarde de pourchasser sa Reconciliation me pryant de vouloir Recommander son cas a votre Ma^{te} et quil pleust a Icelle prendre consideration aux causes qui lont mene a faire ce quest passe a lendroit de sa delivrance, et quil a baillye son artilleryе et argent a vre ma^{te} Demoly ses forts et satisfaict en tous poinctsz a la capittulation, et oultre avoir Regard aux offres faites a v^{re} ma^{te} par ses dernieres lettres sans user de ceste Rigeur contre luy. Et quant a dire aulcune chose davantaige de ce quest passe Il supplioit quil pleust a vr^{e} ma^{te} luy faire donner articles et Interrogations tels que bon semblera a Icelle Et quil y Respondera plainement ne sachant chose quil scauroit dire oultre ce quil a escript a ṽre ma^{te} et quil a devant et apresent depose devant moy Et que ayant le cueur serre de tristesse Il ne scet ce quil en diroit davantage, Et comme apres pluissieurs propoz et deuises sur les choses passees, Je Regardoye sil vacilleroit ou diroit aultre chose. Si non sceuz je tirer aultre chose que le mesme quil a aultresfois depose devant moy, dont nest besoing Icy faire Repetition Et mestant Retire et prest pour me Remettre en chemin, Il me fist Requerir de vouloir Retourner vers luy, pour aulcune chose quil me desiroit encoires declairer. Ce que Je fiz Et y venant me dit quil avoit pense dadiouster vng mot pourquoy Il estoit meu a Nordlingen de penser pour se saulver Et que cestoit apres que ses enffans avoyent presente Requeste aux estatz de Lempire Et que vre ma^{te} avoit mal prins et commande a ses gens de sen retirer exceptez aulcuns seullement Et que depuis Retournant sa femme d Augspurg Il avoit entendu delle que vre ma^{te} luy avoit donne vne Response que ne luy donnoit aulcun espoir, que en temps et lieu vre ma^{te} auroit souvenance de ce quelle Requeroit pour la delivrance de luy Lantgrave, Et que aulcuns parloyent quon lenvoyeroit en Ytalye a mylan ou en espagne dont estant estonne Il eust bien voulsu Regarder pour se povoir saulfver, Mais comme les moyens ne pleurent a ceulx de son conseil La chose demeura sans aulcune Resolution ou effort. Je le Requiz de vouloir dire oultre sil avoit aultre chose quil eust obmis mais Il persistoit que cestoit le tout et quil me vouloit encoires vne foiz prier de faire ses treshumbles Recommandations a vre ma^{te}.

Cest Sire Tout ce que Jay sceu besoigner aveq ledict Lantgrave et tirer de luy, ayant fait mon mieulx par tous moyens et aveq tel visnige et severite que vre ma^{te} ma enchargie pour luy faire dire le tout Mais Je nay sceu avoir de luy aultre chose Supplyant treshumblement vostre ma^{te} De prendre mon besoignie en bonne parte Et tousjours me commander voz tresnobles plaisirs, pour a mon pouoir les accomplir moyennant layde du createur Auquel Je prie Sire quil donne a v͠re m^{te} tresbonne et longue vie apres mestre treshumblement recommande a la bonne grace dicelle.

De Bruxelles le 25 de mars 1550 devant pasques

De vostre ma^{te}

treshumble et tres obeissant subiect
et serviteur

Viglius de Zuichem.

XCVII.

Vilvoorden. 31. März 1551. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 59. A. B. C.)

A.

Alzoe *michil meus* van imineghuyss en *Hans cokebeker* van chassel zyn dienar syn comen von Leben tzom doden, en god synen wille mit inne ghedaen hadt, Soe is ir fruntlich begheren gheweest in haren lesten eynde, Indem irsten zoe hadt *michil meus* begheert, aen syner lieber moeder, Wyb en Kynder, ende alle zyne fruntschaf, Das of er inne

---

*) In einem von de la Torre geleiteten Verhöre (Vilvoorden, 20. und 21. Januar 1550 [1551]), welches jedoch keine neuen Aufſchlüſſe über den Entweichungsverſuch gibt, ſind die vier Inquiſiten wie folgt bezeichnet: „*Augustin Nocks*“ von „Immenhausen“, „*Meeus Hack*“ von „Spickerhouse“, „*Hans Mulder*“ von „Taek“, und „*Josse Muller*“ von „Wolfhain“.

ye verthorent hadt, Das sy im das, om gods wille willen, vertyen en verghebea, Wyder meer zoe hadt michil meus begheert, das sy willen syne Kynderen voermundere zyn ende wyb en Kynder, tzom besten raden Daer met Das syn gott syne Kynder blyve, Ende willen zyne seckere weysen op myn ghenedighe heren, versiet sich die wert syne scholt betzalen, wie en toeghesacht is bidt daer om met gansz vleys, synen swagher Lodewich Ram, das er Henrich Rentscryver, en Hans Romel daer om wel aenspreken, want hans Rommel der wees was jn tzoghesacht is Daer of Das sy ghereden zyn, en om haer leben comen zyn, Das er die toesach wel den Jonghen Heren voer haben, Daer met das zyne scholt daer met betzalt wert, want om der scholt halven hadt er das rit aengenomen, Daer over Das sy om haer Leben comen zyn, Ende alles wes Hanss daer om comt hadt er begheert, Den spyt fruntschaf, das mer das dem Kynd gheben, das er hadt bey Conse ganse muget tryn, Onde *Hans* leet synen vader en alle syne fruntschaf veel dusent goeder nacht seggen etc. Ende *michel meus* leet syne mouter bidden, das sy syne Kyndere weel of tzyen Das sy muchten tzom eren come. Anders haben sy nicht sonders begheert, dan sy ghestorben Zyn wie cristen menschen, haben . . . . . ghebicht en haer sacrament ontfangen, of onser liber vroow dach ende of den dreden Daer na nemlich of den palm sondach avont den xxisten dach der maent van *mert* Soe zyn zy ghevuert van *Vilrorde,* daer sy ix weken ghesessen haben buyten der stadt mecheln, Onde daer al *rier* metten anderen ghestorben metten *swerde* Wilt den heer vor inne bidden Sy willen de zelffte ghelyken weder om doen

ghegeben In der stadt Vilvorden Im dem
Jaer ons Heren Dusent v^{c} en Lj^{den} (1551)
Lestendagh van *mert.*

Sy ghegeben aen de fruntscaf
van michil meus, tzo iminghuyss

B.

Erentfesten en Vromen Henrich Rentscryver Alzoe michil meus, en Augustyn nuken, zyn comen van leben tzom doden, Om haren ghenedighen Heren wille, zoe is ir fruntlich bidden en begheren ghewesen Im haren lesten eynde, Das doch v. L. zo wel willen doen en ermanen, by name, Hans Rommel, Hans Cuyl, Jörgen vloner, en Jacop nestey, das der toesacche die sy inne ghedaen haben, daer of das sy *ghereden zyn*, ende schendelich om haer leben comen zyn, Das die toesacche, hune wyber, en Kynder mucht gheholden werden, wie sy das, aem Jongsten dach wellen verantworden. Ende by sonder der Hans Rommel, der hadt inne tzoesacht, Daer sy inen vonnck verliere, daer zelve inne tzue weder gheben, daer over, haben sy Lyb en goet verloren, ende wellen doch das den Jonghen Heren voer holden daermet das inne weyber en Kynder des muchten gheniesen, ende hunne scholt daer met betzalt werden, Das sy met irm bloede betzalt haben etc. Wyder meer, zoe hadt michel meus, im zyne lesten eynde gheroet, Das den Coop der er veh toeghesacht hadt, Der wil er veh holden, daermet das ir zyne wyb en Kynder willen hare fruntscaf overantworden Ende ooch zoe secken sy och, een supplicatien, om haren ghenedighen Heren te overlevere, bidden om god, en om gods willen, Das best daer in tzo willen doen, hier met blyf dem Heren bevolen

Ghegeben Inder stadt van Vilvorden
Indem jare ons Heren dusent v^c en
Lj., den lesten martij.

C.

An mynen ghenedighen Heren
my ghenedighe Heer der Lantgraef

Alzoe michil meus van imingchuyse en Hans Cokebecker van Chassel, en Augustyn nuken ende Joest mollers syn

dienaer, Syn comen von Leben tzom doden, Durch sekere dinst, dy sy haben mynen tzo volbrenghen, voer haren ghenedighen Heren, Ende dar over gheerepen zyn, en von Leben tzom doot ghebrocht zyn, Soe haben sy ghebeden Im haren lesten eynde, om god, en om gods willen, das doch my ghenedighe Heer, Das selbighe zol willen bedencken, das sy haer bloet, om zyn ghenaden haben moessen vergiessen, Das doch my ghenedighe heer hare wyber en Kynder zol wellen vorseen, Ende die selbighe tzosaeghe, die inen tzogesacht is, das doch die iren wyber en Kinder, zol moeghen gheholden werden, Ende hare sculden daermet betzalt werden, zoe das wyber en Kynder doch das muchten ghenissen, al de wyl, Das es innen nicht helfen mach Bidden met ganssezem vleys mynen ghenedighen Heren zyne scholtessz en rentscryver tzo bevelen, Das sulcx ghescee, Sy willen god dem Heren weder trewlich voer haren ghenedighen heren bidden.

XCVIII.

10. April 1551. Curt Breidenſtein an den Landgrafen.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 124. fol. 489.)

E. f. g. ſeyen zuvor mein gantz vnderthenig willig dienſt wüſſent mich Jnn ſeer großer beſchwerunge vnd ſchaden ſo ich Leyde deß handels halben, der Jnn Antorff gefangen war hat ſeinen ſchaden Zum theil an mir erholt, vnd ich kann mich an Nyemant erholen, ſo iſt daz bewuſte ſeßle noch well verwart, ich ordenen Jtzunder hieher zue bringen Aber ich kann Zue dem Meinen nit kommen bitten E. F. G. vmb gotzs willenn wellen ordnen an die ſeinen, damit mir doch mein ſchade widder werde dann ſie mir ſunſt nit geben wollen von der verſchreybunge, ſo hab ich auch das bewuſte gelt nit behalten, wie E. F. g. mit der zeit ſoll bericht werden vnd wo E. f. g. mich nit bedenckhen ſo werde ich zu einem armen geſellen. Dann Godt weiß wie trewlich ich daz meine verricht vnd wasgefahr ich geſtanden vnd noch ſtee, darumb bitt ich E. F. G. vmb gozs willen, ſie wellen mich bedencken dann ich ſunſt kein Hoffnung außerhalb godt weis dann E. F. G. bitt vmb gnedige Antwurt vnd Hilff Dat. x^ma^ aprilis a° 51 E. F. G. weitter zubienen In gleichem oder mererm bin ich willig E. f. g.

v. g.

C. B.

Ob ich wole ſenden wurde daz mir die doch auch zolfrey durchginge ꝛc.

XCIX.

Augsburg. 16. April 1551. Karl V. an Viglius.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XII. fol. 62—63. — Conc.)

Antwort auf einen Bericht des Präſidenten Viglius „des Landtgrafen wegen“, woraus der Kaiſer „vernommen, was Er für Rencke hat verſucht ſeine practicken dardurch Er vermaint aus der cuſtodie darin Er In vnſern namen enthalten wurde, außzuprechen und außzukomen“. Der Kaiſer trägt nun dem Präſidenten auf, ſich genau zu erkundigen „wie ſich die Sachen allenthalben zugetragen haben;“ (der Kaiſer ſpricht die Anſicht aus: der Landgraf, welcher ſich „vernemen laßen, das er ſelbſt vns ſchreiben vnd wie ſich alle ſach verlauffen haben, anzeigen wollen“, gehe hiebei mit Ränken um, die Hauptſache zu verdecken; „ſo befindet ſich auch aus der Antwurt, ſo Er dir gegeben hat, wie viel ſachen Er verſchwiegen hab.“) Viglius ſolle ſich erkundigen „der Praktiken halben die Er zu ſeiner erledigung und auſkomen, allenthalben, es ſey auf welche ort vnd ende wo oder mit wem es wolle, In Frankreich oder In Teutſchen landen gemacht, auch wer die ſeyen, die ſeines vorhabens zuvor bericht worden, deſgleichen was Er Im ain verſtandt vnd correſpondenz mit dem verſamblet kriegsvolkh im Erzſtiſt Bremen vnd zu Verden gehabt Was er auch fur weg vnd mittel vorgehabt dardurch Er verhoſt davon zu komen vnd ob Er auch ander Practicken gehabt dadurch er gedacht zu ſeinem vorhaben zu komen vnd welchermaſſen und mit wem er die gehabt. Auch wer der ſey, der ſeinen anzeigen nach zu Audenarden von wegen des konigs von Frankreich Hofmeiſter mit ſeinem hofmeiſter geſprech gehalten den keiner het nennen wollen ſampt allen andern vmbſtenden vnd anhengen, davon wir dir hievor geſchrieben haben. demnach empfehlen wir dir hiemit ernſtlich das du dich von wegen vns alßbald nach vberantwortung dieſes Briefs zu gedachtem Landgrafen verfuegeſt vnd Jne von neuem auff alle obbeſtimpten puncten vnd andere diſe handlung belangend aigentlich frageſt . . ., das Er dir auf alles one ainich ausflucht vnderſchidtlich grundtlichen bericht thue, vnd wo du ſolches In der guete von Jme nit zu wege pringen kannſt, das du Jne alſdann mit Ernſt vnd der ſtreng darzu halteſt. Dann wir erkennen vns ſeiner Capitulation die wir Jme eingeraumbt, weiter mit nichten verpunden ſein. In betrachtung das Er derſelben ſelbs nit allenthalben nachgegangen vnd genug gethan vber dis Er ſich auch vnderſtanden vnſer Hoheit Jnn diſen vnſeren Erbteil, Furſtenthumbe und Lande mit freveler that zu verletzen auf vnſeren Hauptmann, ꝛc. mit geladener feuerbuchſen abſchießen vnd die ſtraſſen durch ſeine beordneten mit gewappneter handt beſetzen vervarn zu laſſen, In mainung, die Jhenigen ſo Jme In ſeinem Außprechen nacheylen werden, mit gewalt davon abzuhalten ꝛc. . .“

C.

Aus einem an Granvella gerichteten Bericht (von des Viglius Hand corrigirt) über Georg von Breidenſtein u. ſ. w.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 60.)

„Monsr darras“ (heißt es Eingangs dieſes Berichts,) „affin que puissez donner part a sa ma^{te} Imperiale de ce quest succede en laffaire du Lantgr. apreś que la *lettre* ou *billet* a

luy envoye par *Conrard* de *Bredensteyn* a este trouve en ses bourses, jay fait jcy amener son frère *george de bredesteyn*, Jeusne filz de liaige de 14. aud. qui se trouoit avec vng *Silvestre scarinj* marchand *florentin* en *Anvers* ou ledict Conrard sest aussi tenu lespace de cincq ans ou environ. Lequel Jeusne filz jay fait interroguer par le President Viglius“ (das Verhör vom 18. und 22. Mai 1551 ebendaſ. N. 61.) „bien pertinacement sur les moyens quil avoit de faire tenir audict Lantgrave les lettres de sondict frere, et sur toutes autres circonstances et deppendences. Et pour plus seurement y proceder ay fait retirer de son coffre les lettres quil avoit eu dicelluy sondict frere et ayant detout le rapport . . . . . jaye trouve bien peu de matiere a sa charge comme pourrez veoir par sa deposition que vous envoyons joincte toute chose de pourceque Icelluy Conrard encommenchoit a luy escripre, non seullement pour avoir de ses nouvelles, mais pour autres ses affaires y entremeslant celluy dudict Lantgrave. Jay par ladvis de ceulx du conseil fait renvoyer ledict jeusne filz soubz bonne garde audict Anvers et mande au marcgrave quil le fit Incontinent retirer vers ses parents et amys en Hessen sans Jamais retourner pardeca Sur paine de correction condigne. Et fait commander a son maistre de non plus le retenir en sa maison ou service et quil le fit partir subit sur, la mesme paine Et attendant en examinant cest affaire que ledict Conrard avoit pour compagnon en fait de marchandise vng nomme *pierre scudemat* tapissier demeurant audict Anvers et adresse par foiz ses lettres a vng m^e *michiel bredestein* cousin a Icelluy Conrard, Je leur ay fait deffendre de plus eulx mesler des negoces et affaires dicelluy Conrard et de luy escripre ou recevoir lettres de luy. Et noultre pour ce que lhoste de la Haye audict Anvers pour estre suspicionne avoir sceu lemprinse dudict Lantgrave auroit este pardevant detenu prisonnier et depuis relaxe sous promisse de Rentrer en prison quant Requiz seroit sub pena convicti. Se trouve par ledicts lettres et deposition dudict mesme Bredenstein oultre ladicte suspicion aucunement plusavant charge quil navoit declaire ou voulu confesser auparavant A este mande audicte marcgrave d Anvers le faire tenir prisonier en sa maison tant que autrement en seroit ordonne et encharge a l advocat fiscal de Brabant lexaminer et Interroguer sur vng sommaire prins des lettres dudict Conrard a sondict frere que luy a este envoye par escript avecq lesdicts lettres et deposition dudict jeusne frere de Conrard et mande a Icelluy advocat fiscal de proceder a plus estroicte prison contre ledict hoste si la matiere se trouvoit a ce disposee et ausurplus pour obvier aux praticques dicelluy Conrard a aussi este mande audict fiscal de prendre provision dudict Tournement criminel en Brabant contre ledict Conrard et contendre affin de ban et confiscation de ses biens. Et par vng volume faire Incontinent annoter ses biens quil peult avoir pardeca Et pour ce que par lettres dicelluy Conrard apparait assez que ledicte oste de la Haye auroit soubz luy aucuns deniers appartenans audict Conrard, et auroit charge de luy envoyer aucuns deniers et que lé charton qui avoit amene certaines sommes envoyees au pierre Sdjudemat par ledict Conrard et debuoit ne charger lesdicts deniers estoit vnsvy a este mande au . . . . daussi sur ce sinformer et tenir le tout en arrest. lautre charton quest fuy avoit charges ayant amene les laynes dudict Conrard audict Anvers Pource que loñ treuue par les lettres dicelluy Conrard escriptes Don pourrez advertir bon vous semble sadicte ma^{te} avec opportunite et lasseurer que ne deffauldray de continuellement donner ordre que *tout ce que concerne laffaire dudict Lanigrave ne soit enfonche jusques au boult.*“

Aus dem Verhör des jungen Breidenſtein:

„George Bredensteyn, filz de herman marchant demeurant a bitcamp a trois lieues prez de marbourg, eaige denviron quatorze ans, dit quil y a deux ans quil vient d allemaigne et fut par son frere Conrard envoye a vallenchiennes demourer avecq vng olivier vonck marchant de sayette, pour aprendre le langaige et la chiffre, et ayant demoure vng an audict Valenchiennes fut rappelle en anvers et allit demourer avecq vng marchant florentin, nomme Silvestre scarini marchant de drap, de soye en groz ou se tenoit pour lors sondict frere Conrardt bredensteyn et servoit de cassier tant audict scarin que vng dioti salm Ruueri questoit le principal

et lui qui parle servoit en la chambre dudict scarin etc.“

CI.

Caſſel. 28. September 1551. Räthe zu Caſſel an Viglius.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 111. fol. 449. — Orig.)

Edler vnnd hochgelerter herr ꝛc.

Es iſt vns angelangt worden, das der Junge Anthonj von Berſebe, ſo vnſers gnedigen Furſten vnd hern halb zu Pruſſell gefenglich enthalten wirdet, ſeiner vnderhaltung halben viel ſchuldig ſeie, Vnnd ſonſt gelds mangel haben ſoll, dieweil nun In dem Fahl ſich niemants ſejner Annimbt, Vnd Jme dieſe gefengnus In hochgemelts vnſers gnedigen Furſten vnd hern Dinſt widder faren, So haben wir demnach vorordnung gethan, vnd gegenwortigem briefſötzeiger beuohlen, das er In gegenwertigkeit vnd mit anheren gedachts Jungen, die Rechnung ſeiner Zerung vnd derowegen gemachter ſchulden anhoren, Auch was ſich alſo befinden wirdet, das er ſchuldig ſeie, betzalen ſoll

Bitten darumb mit freuntlichem vleis gutlich, Jr wollet gunſtiglichen zulaſſen, das dieſʒer briefſötzeiger mit den Jhenigen, welchen der Vorgehort Anthoni von Berſebe ſchuldig iſt, In gegenwertigkeit ſeiner des Jungen (auf das er die Rechnung ſelbſt anhoren) ſich berechnen, Vnd alſo furtter betzalen, Auch Jme etzlich geld, damit er das fernner tzu ſeiner notturfſt zugeprauchen haben zuſtellen. Vnnd vielgemelter Anthonj vber ſolches alles quitiren muge Hirin wollet euch gunſtiglich ertzeigen, Das ſeindt wir geneigt vnnd willig hinwider zuuerdienen, Dat. Caſſell am 28ten Septembris Anno 51.

Rethe Itzo zu Caſſell.

CII.

Meyenburg. 14. Oktober 1551. Berendt von Werſebe an Viglius.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 112. fol. 451. — Orig.)

Erwirdige Hochgelarthe vnd Erbar grothgunſtiger Her, E. herl^{keit} ſyn myne wyllige denſte ſtedts bereydt, Vnd geue E. Herl^{keit} denſtlych thoerkennen, Alß Ich hirbeuorn, mynes armen gefangen Szones, Tonieſſen van Werßebe haluen, In de Nedderlande geſchycketh, Troſtlycher thouorſycht, deſuluige ſyner geſencknußße, dorch der Rom^{en} Key^{en} Mai^{tt} Vnßes Allergnedigſten Herenn, vnd der Nedderlendiſchen regerung gnedigſtes beuhell hedde, könen erleddigeth werden, Szo vormercke Ick, Dath des Erwerdigen Dom Capittels tho Bremen, vp myne Supplication, ergangene vorſchryuendt, vnd ſunſt der Sacke geſtaldt vnd vmbſtende, mynem Szone vnd my vnfruchtbar affgegangen, Vnd gemelter myn Elender Szone, byß vp hudygen Dach In voriger vorſtryckynge noch entholden werde, Dewyle nhu de Vaderlyche verwanteniſße, darmyth Ich mynem Szone vth Naturlicher gunſth thogedan, mych yn duſſem mynem beſwerlichem krancken older, Itzunder myt bodes noden beſchwereth, hardt anlycht, Vnd Ick anhedath, yn hapenunge ſtha, myn Szone, nha geſtalter Sacken (daruan J. Herl^{eit} fernern berycht thodhon onhenodt yß) myt der gefencklichen vorſtrickynge nhu mher lenger nycht tho beſweren ſyn ſolde, Nachdeme he vor ſyne begangene vnbedechtige kyndtliche Dorheit, nhu eyne lange tydt her, eyne harde Bothe erleden hadde, Szo gelangeth an J. Herl^{keit} vmb Gades, Ehr, vnd byllicheith wyllen, myn denſtlycke flytige bede, J. Herl^{keit} mynen armen Elenden Szone, ſych wyll laten beualen ſyn, darmit deſuluige, wo eynige vngnade, yegen enhen gefateth, moge affgebeden, vnd he ſyner gefencknuſſe entleddigeth werden. Godt Almechtych werdt dat ſuluige belonen, Myn Szone In ſynem waſſendom, vnd Ick neffen imhe ſampt myner frundtſchafft vordenen ydt Ider tidt

gerne, Dat. Meyenborch, den Veerteynden Dach Octobris Anno etc. l.j

J. Erw. vnd Erb.

Gudtwylliger

Berendt van Werſzebe

CIII.

Brüſſel. 26. Oktober 1551. Anton v. Werſebe an ſeinen Vater Bernt *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. fol. 63. A. — Cop.)

Kindliche Lieb vnd trewe zu uore Erbar Hertz Lieber vatter Ich thue euch zuwiſſen das ich gotts Lob noch In gueter Leibsgeſuntheit bin gott verlene vortan ſein göttliche gnade vnd euwer ſchreyben empfangen darauß euwer Aller wolfart vnd geſundtheit vernhomen Ir ſchreybt mir Lieber Vatter das euch großlich verwundert meines beſen Regiments vnd lebens daz ich biſher Inn meiner gefancknus ſolte gefuert haben Erſtlich mit ſpilen panckctiern darzue ich warlich kleine Luſt biſher gehapt Vnd wans ichs gleichwol thun wolte dar mich dann gott vor behiete ſo wurd es mir doch nit zugelaßen vnd das ich ſolte verſpelen oder verpanckctieren das meinen ſchweſtern oder brüedern zu nachteil oder ſchaden raichen ſolte, ehe wolt ich hunger Leyden, das gelt das mir mein Lieber Brueder leßlich alhie bej mir geweſen von euwet wegen gelaßen hatt darvon habe ich mich biſher Leibs notturfft halber zimlichen vnd erlichen vnderhalten auch keinen pfenning vorgebens oder vnnützlich außgeben Ich habe zum wenigſten bis in xxv gulden Kleid zue meinem Leib bedurfft ſo hab ich mir auch vnderweilen zue meinem eßen von demſelben gelt ein trunck wein gekauft vnd wo ich daz nit gedan hette ſo kunth ich mein natur nit vnderhalten. Dann ich vor-

---

*) Antwort auf deſſen Brief vom 15. Oktober 1551. (Suppl. I. Bd. VI. fol. 63. B.)

mals ehe ich jn dieß geſencknus gekommen nit gewont geweſt vil biers zutrincken wie ich dan einmal kranck geweſt vnd dem medico zum wenigſten 3 oder 4 gulden haben mießen geben

Lieber Vatter hierauß kundt Jr vernhemen daz ich mer dan den halben theil an Kleidern der ich doch wenig gemacht vnd den medicin außgeben habe Jch glaub gentzlich Lieber Vatter das ander Leuth mer dan ich von demſelben gelt damit ich gebanckgetirt oder geſpilt ſolt haben gelebt werden haben ſo iſt auch meinem gnedighen hern dem preſidenten wol bewuſt das on Jr gnaden wiſſen vnd willen, die der almechtig gott lang geſundt bewaren wolle weder federn noch dinten zugelaßen mach werden ſo mießen vngezweiffelt andere Leuth vff meinen nhamen von euch gelt geaiſcht haben wie ich mich deß gegen euch vnd meinen geſchwiſterten entſchuldiget will haben vnd wo Jemant were der vff meinen nhamen er ſey wer er wolle dieweil mein brueder alhier bey mir geweſt von euch gelt ſolt geaiſcht oder empfangen haben wollet mir deß mit erſtem zuwiſſen thun daz wo mein g. her preſident ſollichs Jn erfarung kompt vngeſtrafft nit werdt laſſen

Belangent die zweintzig Engelotte die mir von peter die Clerck zu Antdorffen Jn der Dornecker ſtraſſe wonende zugeſtelt ſollen worden deßen will ich Jm wo mein g. her preſident darzue verwilligt guete quitantie geben freuntlicher Lieber Vatter wo vorthan yemandt von euch gelt wurde begeren denen welt yr ſollichs weigern es were dan das darbei ein ſchreyben von meinen gnedighen hern preſidenten wer der mir zue gelegenheit der Zeit auß allen meinem bekummernuß mit der Hilff Gottes helfen wirdt mogen vor den ich ſo lang mir Gott das Leben wirdt geben Gott treulich bitten will vnd gegen ſeine gnaden vnvergolten nit will laſſen ſo fer mir Got der almechtig gnad vnd geſuntheit vorleiht Hiermit will ich auch mein hertz Lieben Vatter Godt dem almechtigen ſampt meiner Hertz Lieben Muetter Brueder vnd ſchweſtern vnd allen gueten Freunden got befelchen Datum Brußell Jn Brabant geſchriben Jn meiner Gefencknus den 26 Octobris A° 51 vnderſchriben ꝛc. gehorſamer Son Anthonius von werſebe, vffgeſchriben: dem Erbarn vnd erntfeſten Bernt von Werſebe meinen Hertz Lieben Vatter zuekhomme diſer Brieff wonhachtig zur meyenborch.

CIV.

Mecheln. 12. December 1551. Verhör des Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. à la ref. relig. Suppl. l. Bd. V. fol. 200.)

„Actum Mèchiniae XII Decembris 1551. Per me Secretarium infrascriptum, Presentibus nobili et magnifico viro Domino Antonio de Esquivel Capitaneo et prefecto Custodiae Lantgravii de Hessen Nec non signifero et Serganto dictae Custodiae.“ *)

1) Philippus Lantgrauius ab Hessin. Rogatus anne miserit aliquas literas ad hospitem habitantem hic mechliniae in rosa, ad illas perferendum in patriam suam aut ad suos ministros, Dicit nullas se misisse literas ad predictum hospitem.

2) Rogatus anne dederit cuidam Roberto qui solebat inservire Excellentiae suae in cubiculo suo quoddam pomum argenteum in quo servantur boni et suaves odores ad perferendum ad predictum hospitem in signum alicujus rei. Dicit dedisse se praedicto Roberto prefatum pomum ut deferret reficiendum ad aurifabrum quemquidem, illud erat aliquantulum còmplicatum, Sed non jussisse deferret illud ad predictum hospitem in rosa sed tantum vt reficeretur vt dictum est.

3) Hunc postremum articulum revocando dicit verum esse quod id temporis quo tradiderat predictum pomum dicto Roberto, jusserat illi deferret illud ad prefatum hospitem in rosa, Diceretque illi ex parte Ex^{ae} suae quod in futurum quando videret predictum pomum crederet et daret fidem latori illius, faceretque quod illi mandaret, Sed nescit an Robertus hoc fecerit Dicit tamen quod ipse Robertus id temporis dixerit illi, quod illud dederat et ostenderat prefato hospiti, Dicit primo id se non voluisse revelare ne noceret hospiti.

---

*) Mit franzöſiſcher Ueberſetzung am Rande.

4) Rogatus Vtrum ante illud tempus predictum pomum miserit dicto Hospiti. Dicit quod non meminit an id fecerit nec ne. Sed fieri posse Vt per aliquem ministrorum suorum fecerit illi dici, per quem excellentia sua mitteret illi predictum pomum, quod tum posset intelligere, quod ipse mandaret illi negocium aliquod ad perficiendum illud, Dicit etiam pro excusatione predicti hospitis quod prima vice ipse noluerit acceptare onus mittendi aliquas litteras, ne committeret aliquid contra ma^{tem} suam et quod tunc sua Ex^{a} jusserat illi dici quod nihil mitteret in patriam suam per manus suas quod illi posset nocere aut esse prejudicio Caes. aut patriae. Per quem autem id illi fecerit dici, aut quo tempore noluit Ex^{a} sua declarare.

5) Rogatus: Dederitne Literas aut aliquam scripturam scriptam in tabulis cuidam Michaeli qui Ex^{ae} suae servit in cubiculo. Dicit quod nihil vult dicere, Sed tamen si aliquid scripserit Vult de eo coram deo Imperatore et toto mundo respondere et quod nihil scripserit contra suam ma^{tem}.

6) Qua responsione ejus audita, exhibitae illi sunt tabulae conscriptae ac Rogatus, an ijs contenta essent a sua Ex^{a} conscripta, Respondit quod ita, Et petijt vt illi declararetur qua ratione eas tabulas essemus consecuti. Cui responsum fuit, id postea aliquando se intellecturum.

7) Rogatus: Cui jusserat eas tabulas tradi, dicit eas se tradidisse prefato Michaeli vt eas deferret ad hospitem in rosa, utque sciret ex illo an ipse vellet eas mittere in patriam suam.

8) Rogatus: Quam notitiam Ex^{a} sua habet cum predicto hospite, Dicit quod numquam illum vidit, neque ei locutus est. Sed intellexerat ex suis ministris quod esset vir bonus et reciperet hospitio Germanos vnde sperabat illum sibi non defuturum, si per ejus manus Vellet mittere literas aliquas in patriam suam et precipue cum non forent in prejudicium Caesaris.

9) Rogatus per quem acceperit literas de quibus facit mentionem in tabulis suis de data XXVI octobris. Item per quem miserit eas de data XXVIII ejusdem mensis, Dicit non esse honoris sui hoc cuiquam revelare Si tamen ea res esset

in Vtilitatem Capitanei, quod tum libenter diceret nunc autem esse superfluum.

10) Hortatus ac sollicitatus saepius ut declararet eos quorum opera vsus esset in mittendis ac recipiendis literis, futurum vt si id faceret palam Caes^{a} Ma^{tas} haberet causam mitius illum tractandi Sed numquam eo potuit adduci, persistens semper quod cum honore suo hoc non posset revelare et quod prefata Ma^{tas} sua posset de eo facere et statuere que vellet. Non velle autem esse causa vt alij sua de causa male tractentur.

11) Rogatus quantum pecuniae miserit ad hospitem in rosa ad perferendum praedictas tabulas in patriam suam Dicit quod fecit illi dari per manus Michaelis prefati quindecim florenos aureos Vt hospes conveniret cum aliquo si illi placeret qui eas deferret in patriam suam et vt reliquum pecuniae quae de conventione superesset ipse hospes sibi servaret Quos quindecim florenos Capitaneus presente me secretario restituit Ex^{ae} suae.

12) Rogatus denuo num vellet declarare nomina eorum qui illi favuissent in perferendis literis, ne multi vnius causa et fortassis innocentes paterentur (persuaseram enim Ex^{ae} suae aliquot hispanos ex custodia sua in vinculis esse ac per gehennam extorquendam ab illis fore veritatem) Respondit quod nullus eorum in hoc oppido esset et quod aliud non posset dicere.

13) Rogatus Qua de causa in tabulis suis scripserit Capitaneum amare et esse cupidum pecuniae ac debere se cum eo ludere ad conservandam amicitiam suam. Et vt diceret an aliquid in eo vidisset, quod eum movisset ad id de eo suspicandum Et an ipse speraret aliquando se posse eum corrumpere pecunia sua. Dicit se nihil mali scire de Capitaneo, neque sperare, imo nunquam cogitasse se, illum posse pecunia corrumpere, Sed eum id scripsisse, quod id temporis esset iratus in Capitaneum quod prohibuisset illi ne amplius daret aliquas eleemosinas. Addens quod bis terque habuerat in animo ea verba de Capitaneo ex tabulis delere. Tandem etiam dixit eum opinionem concepisse de avaritia Capitanei, quod aliquando intellexisset eum cum in Ducatu Wirtember-

gensi esset male versatum ibi fuisse ac sententia Caes. postea coactum fuisse, omnia restituere etc.

de la Torre.

CV.

Mecheln. 12. Dezember 1551. Verhör des Wirths zur Roſe.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 202.)

„Faict a malines le xij^{e} de decembre 1551 par moy secretaire souscript.“ *)

Claes de nene, hoste de la Rose demeurant en la Rue notre dame a malines Interrogue quelz gens il y avoit presentement loge en sa maison. Dit quil avoit divers gastes assavoir vng nomme Wolff hert de straesbourg marchant de vin, Crisman pletteberger avec son beaufrere, balthazar van cuelen aussi marchans de Vin, Vng nomme hendrich duquel Il ne scait le surnom synon quil est mercier, natif de cologne, aiant jcy son bouticque de fer devant la maison de la ville qui aussi a vng serviteur, Encoires vng mathias vay boucher avec son varlet et deux autres ses compagnons charretiers, encoires vng charretier aiant trois chevaulx, de lorayne ou de Luxembourg.

Interrogue, si puis aucuns jours environs mesmes depuis trois ou quatre mois Il na loge aucuns subjects du lantgraue. Dit que non, seulement que sont environs trois mois sest venu loger en sa maison vng de Hessen qui estoit venu a malines ammenant vin et provision pour le lantgrave qui y pernocta seulement vne nuyt, auquel Il ouyt dire quil avoit parler audict Lantgrave etc.

Interrogue qui cestoit ce homme, et sil navoit porte lettres audict lantgrave, dit quil ne le congnoissoit, ny lavoit auparavant parle ny veu ny scavoit aussi sil avoit apporte aucunes lettres ou non mais scait bien, comme Il disoit quil avoit este aupres du capitaine et parle a luy.

---

*) Daſſelbe Verhör flamändiſch: „Gedaen tot Mechele den XII^{en} decembris 1551. by my secretaris vndergheschreven.“

Dit aussi que sont passez plus de quatre mois, sest trouve en sa maison vng homme de petite stature estant a cheval, lequel disoit avoir este a Bruxelles vers mons^{eur} le president Viglius, et luy porte vne lettre, pour pouvoir donner quelque argent a Anthoine paige dudict lantgrave personnellement audictes Bruxelles, Et que ledict president luy avoit sur ce Respondu quil en parleroit a la ma^{te} Reginalle et que finablement lon luy avoit donne pour Responce que ledict anthoine n auroit digeste et quil sestoit avis y party, et ne lavoit veu depuis.

Interrogue sil navoit Recu aucunes lettres daucuns souldats de la garde du lantgrave pour les faire tenir a hessen. Dit que dans vng an environs Il ne scait avoir parle a quelque souldart, et que onques Il ne Recut lettres de la part dudict Lantgraue, fust pour les addresser ou pour les luy vailler.

Interrogue, si de quelque autre, fust homme ou femme, Il na Recu aucunes lettres de la part dudict lantgrave. Dit que non et que depuis vng an environs Il ne ouyt parler des affaires dudict lantgrave.

Interrogue sil ne congnoit aucun qui se mesle des affaires dudict lantgrave ou pour addresser ses lettres ou autrement. Dit quil ne congnoit personne, ne oncques en souvenir congneut qui se mesla de lesdictes affaires.

Interrogue si aucuns messageurs de Hessen nont este loge en sa maison. Dit Jamais synon, commil a desja dit avis quil est bien vray que comme ledict lantgrave venait d'audenarde en ceste ville, en sa maison furent logez pour vne nuyt plusieurs de ses gens, mais que le lendemain Ilz sen allerent loger a l aigle sur le marche.

Interrogue sil ne congnoissoit le tailleur dudict Lantgrave, et sil navoit este aupres de luy. Dit quil pourroit estre quil lauroit veu, mais non le congnoissoit, et ores quil le verroit, ne le cognoistroit ny scauroit dire sil seroit son tailleur ou non, et ne scait quil ait parle a luy.

„Faict audict Jour en la presence du capitaine anthoine esquival.“

Claes de nene, estant de Rechief Interrogue est persiste en sa premiere deposition apres quelle luy auroit este Repeter, Disant quil vouldroit morir sur Icelle et que avec verite lon ne pourra faire apparoir du contraire alencontre deluy.

Encores Interrogue, si devers luy ne sest trouve certaine personnage de la part dudict Lantgrave, le Requerant de vouloir addresser les lettres qui de la part dudict lantgrave luy seroient apportees. Dit que non, et que Jamais tel propos luy a este mis en avant.

Interrogue sil ne Respondit audict personnage quil ne seroit attempter cette chose actendu quil seroit contre le service de la ma^{te} Imp^{le}. Dit que non.

Interrogue si certain temps apres le susdict propos, ledict personnaige envoye de la part dudict lantgrave ne sest Retreuue devers luy, disant luy avoir fait Rapport a Icelluy lantgrave de ce que dessus lequel luy mandoit quil ne deust avoir crainte daddresser ses lettres, veu quil nescriproit chose prejudiciable a sadicte ma^{te} dont a luy hoste deust soudre aucun Inconvenient. Dit que non, et que ce sont choses . . . trouvees et mensonges et que jamais ne lavoit ouy ny pense.

Et comme sur ce luy fut Replique quil Regardast bien don . . . . et que le contraire sapparaistroit par la deposition dudict lantgrave qui mesmes lavoit ainsi confesse, a persister en sadicte deposition, et quil pourroit estre que lon avoit donne entendre telles choses audict lantgrave, mais que cecy jamais suppremmeroit avec verite, et quil estoit content morir sur ce la mort.

Et comme Il luy fut dit qu avyons charge de le mettre sur le banq en cas quil ne voulsit confesser la verite volentairement. A dit que pouyons faire tout ce que voulions, mais quil esperoit quil nestoit culpable pour estre commis audict bancq.

Interrogue, si ledict lantgrave luy a Jamais envoye vne pomme dor, et luy fait dire que quant Il la verroit vne autrefois Il se pourroit bien fyer du porteur et faire ce quil

luy droit. Dit que non, et quil ne veit jamais pomme appertinante audict Lantgrave, ne aussi autre enseignement venant de luy.

CVI.

Mecheln. 12. Dezember 1551. Verhör des Miguel Gonzalez und Robert Bure.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Bd. V. fol. 206.)

„Fecho en Malinas a los XII de DezIembre de mill qũtos y çinquenta y vno años por delante de mi Secretario de su mag^t Caes^a soscrito“

Miguel gonçales criado que sierve en la camera al Capitan *Anton de Esquivel* de edad de xxv años. Pregontado que es lo que el Lantgrave le ha dicho de çiertos dias a la acersa de çiertas tablillas que le ha dado. Dize que havra doze dias que como el servia al dicho Lantgraue, Et le pregonto. Si haria lo que le dixiese. A loqual le Respondio que si. y le replico el Lantgraue, pregontandole si se podria fiar del, y le Respondio que si era cosa que lo podria hazer, que lo haria. Loqual el Luego Vine a dizir al dño s^{or} Capitan. El qual le dixo, che disimulase con el con muy buenas palabras. y le dixiese que haria lo que le mandase, dando parte dello al dño Capitan y que dende a treis o quatro dias le dixo el dicho Lantgrave, quel tenia vnas tablillas, que se las daria embueltas en vn panichullo, y que las llevase al *hostalero de la Rosa,* para que las diese a vn *Villano de su tierra,* que las llevase a su tierra. y che lo que viniese traydo de su tierra, que las el le diese para lo dar a el Lantgrave Diziendo mas que si el dicho *hostalero* no le creya que le daria vna *poma* para que le creyese.

Dize el dicho Miguel que al tiempo que el dicho capitan partia desta villa para Bruxellas, Pregonto al dicho Miguel si el Lantgraue le havia hablado sobre lo sobredicho. y le dixo que si y que entendia quel le daria aquel dia o el altro siguiente las dichas tablillas. Diziendo le el Lantgraue el oltro dio que fue el *Miercoles pasado* quando le fuese a dar el Jueves por la mañana sus calças, que llevase los botones de su jubon quitados, par que el pudiese meter las tablillas en el seno entre tanto que le calçava. y que el dicho Jveves mientras que le calçava le metro en el seno las dichas tablillas embueltas en vn panichullo y atados al dicho panichullo quinze florines doro. Diziendo le que los cinco serian para el dicho hostalero et los diez para el villano y que diziese al dicho hostalero que hiziese buena diligentia, y luego en saliendo de la camera, este Miguel dixo al *Sargante* que el Lantgraue le havia dado el recado y metro las dichas tablillas en la caxa hasta que el dicho Capitan volviese, que fue Jueves en la noche, Adonde havia estado para comunicar çiertas cosas con la Ser^{ma} Reyna De Hungria etc. Dize mas el dicho Miguel, que en los prinçipios quando el dicho Lantgraue començo a tratar este negocio con el le pregonto si conosçia al dicho hostalero de la Rosa y se dixo que no, y entonçes le dixo que le daria vna *poma* que con aquella fuese a el y en señal della le daria todos los dispachos que venian de su tierra, y que si el dicho hostalero ne le quisiese crer, que llevase a *Robertillo* con el, para que diese fed que yo era criado del Lantgraue y que le servia. Lo qual el dicho Miguel dixo (haviendo lo antes tratado con el Capitan) al dicho Robertillo y le pregonto si conoscia al huespe de la Rosa. y que el Lantgrave le havia dicho, que le llevase con el al dicho huespe y entonçes le Respondio el dicho Robertillo que sabia su posada, pero que no le havia hablado del parte del Lantgraue y que era verdad que el dicho Lantgrave le havia dado vna vez la poma y que quando se la dio, le dixo que fuese con ella al hostalero de la Rosa y que el no lo havia bien entendido, y que la havia llevado adressar en casa de un platero y esto es lo que sabe sobre las dichas tablillas y poma y cree que el dicho lantgrave Le ha de dar y en la noche o mañana ladicha poma, para que por señal la muestre al dicho hostalero y villano y dize que no sabe mas.

Pregontado el dicho Miguel si el dicho Lantgraue no le havia dado nada o prometido algo, Dize que hauia quatro o cinco dias que le dio quatro florines doro enbueltes en un papel de strazo, diziendo que aquello le daria para el y dize que el no sabia entonçes lo que era. y que el otro dia le dixo que si le traya la respuesta de lo que le daria que el le daria harto, y dize que le dio los dichos quatro florines a *media noche como se levantara al neçessario a lo acostumbrado,* y que el le daria su ropa y por que havia el dicho Lantgrave la misma noche antes que se acostuse ganado del Capitan Veynte o veynte y uno florines. y dize que no sabe mas y que es verdad todo lo sobredicho.

Robertillo o Roberto Burey naçido de la villa de *Arras* criado que havia quedado del Capitan *Mardones.* Pregontado quanto tiempo ha que el lantgrave le dio vna poma de plata, Dize que le dio la dicha poma dos o treis dias despues que llego en esta villa el Capitan Esquivel.

Pregontado para que le dio la dicha poma Dize para llevar la en casa de vn platero, para hazer la adobar.

Pregontado que le dixo el Lantgrave, quando le dio la dicha poma Dize que estando el dicho Lantgrave sobre el *secreto,* y serviendo le *entonçes* de *moço de camera,* el dicho Lantgraue, por *palabras baxas* le dixo en *latin,* que llevase aquella poma a la rosa y diziese al villano que se fuese por aquella señal, por que de otra manera no se y ria y dize que luego con la dicha poma, como no le havia entendido se fue a vn platero para hazer la adobar.

Pregontado adonde vive el dicho platero, dize que vive cerca de los carmes y que le dexo la dicha poma dos o treis dias y le pago por ella nuene o diez placas. y no fue conella al hostalero de la rosa, como no le havia bien entendido.

Pregontado si despues de haver reçebido la dicha poma, el dicho Lantgraue no le ha pregontado, si havia estado con el al hostalero dela rosa Dize que el mismo o al segondo dia despues, el dicho lantgrave le pregonto si era ydo aquel y que le respondio que si y mas le pregonto si le havia querido crer, y le dixo que si y dize que no sabe mas y que el dicho Lantgrave no le hablo mas sobrello.

Dela Torre.

CVIII.

12. Dezember 1551. Spaniſche Ueberſetzung von Briefen und Zetteln des Landgrafen.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 208.)

„*Memoria*“

A mi hijo y otros mis consejeros y ministros como en las otras tabletas

Quando vos me escrivieredes, escrivid me en tabletas del mismo tamaño, que son las tabletas que agora os enbio, Porque quando las ojas de las tabletas son grandes no tengo commodidad de las poder ler, sin ser sentido, y mirad que no oluideys este punto

Enbiad me treis mill florines y cervesa de Emich, y vino de Necker, y mi sastre, lo mas presto que pucheredes, por que tengo mucha neçesidad de dineros, vestidos, y seruesa.

Enbiad asi mismo alguno a mi page Anton para pagar lo que el deve y mas desto lo den çient florines para su gasto y costas

Tomad cargo de mis vosques y venado. Dareys al portador desta diez florines, pagando le las costas de cassel hasta esta villa. Datum como en las tabletas

„*Tralado de la Carta principal*“

Muy amado hijo, consejeros y ministros mios, yo ho reçebido ṽra carta de los XXVI de otubre, Saliendo las cosas como escriues seria bueno, pero tengo poca fed en ello, yo lo vere placiendo a dios, yo temo que Vos engañaran de palabras y que no se hara nada Si Vieredes que no son sino palabras, *constringed los dos Electores a que se vengan a meter en prision segund que me lo haueys muchas vezes escrito*, a lo qual yo me fare enteramente.

Dize se por aca que los *Reyes de Polonia y Dalia* y el *ducque* de *prusia* y los *dos Electores* han de *Embiar sus*

Embaxadores al *Emper^{or}* por tratar de mi negoçio, yo estoy con grandisimo deseo de saber lo que havran echo.

Tambien se dize quel *Papa a enbiado dos Cardinales* el vno al *Emp^{or}* y el altro al *Rey de françia*, para tratar de paez

Y que *Phelipo melanton va a Concilio a Trento.* Estas costas no son conformes a lo que me haveys escrito, Pleyra a nr̃o S^{or} que con la buena gratia de su mag^{d} Ces. yo sea puesto en libertad, Toda vita no se deue creer a todo lo que se dize.

Estoy muy marauillado como no me haveys escrito de que se enbianan los dichos Embaxadores por mi negoçio, Algunos Espagnoles dizen me que Luego sero puesto eñ libertad, pero no lo puedo crer, por muchas circumstantias y causas. *Las palabras son buenas, pero las obras no se siguen.*

El Capitan y su Alferez consolan me diziendo que *acabandose el conçilio sero puesto en libertad.* Pero el conçilio puede durar ocho o diez años, y quiça que entretanto yo me morire, Por estas y otras cosas yo me quiero mas fiar en lo que maveys muchas vezes escrito, y havez bien de constringir por cartas publicas los dichos Electores a se poner en prision y assi mismo por la misma via buscar medios convenibles para que me pongan en Libertad.

Escrivid me de baxo de palabras cobiertas como pasan todas las cosas a la verdad

Yo Vos ho escrito alos XXVIII de otubre, y desseo saber si havias recebido la dicha carta, En fin hazed segund que me haveys escrito y en vos tengo tòda mi confianza, y sed misericordioso por la miseria que yo sufro Contanto n^{ro} S^{or} os guardo, Dada a los XII de diziembre 1551. *Philips L. Z. hessen.*

„*Otra memoria*"

Si vos me haveys çescrito y . . . con mi sastre, no por eso dexaveys escrivir me por este mensajero, *Viso que el Capitan moderno a prohibito que ningun alleman o flamenco entre en mi camera*, y griza que el dicho mi sastre por la dicha defensa no podria entrar en mi camera. A esto messajero ter vez alla hasta que me se pays escriuir algunas çiertas nuevas quando y como y toda via que sea muy cobiertamente, para que yo sea çierto de lo que se hara de mi. y ne me enbiareys este messagero sin escrivir cosas çiertas. Yo vos escriuera antes, pero no ha sido possible. Yo tengo vno que se llama *migel* el quàl lleua mis cartas en la villa a la persona que conosceys Yo espero que al dicho mighel que esta comigo se podra fiar a el. El dicho Capitan me ha dicho que el Rey de francia a enbiado al Papa un secretario suyo, para que el y el Emp^{or} manden quitar la gente de guerra que hay sobre Parma y la mirandola. offreziendo el dño Rey de Voluer a Quyer y otras plaças quel ha tomado en Piemonte y pagar a el y al Emperador los costas que hauran echo en esta guerra. y mas de Embiar sus gentes al Conçilio La gente de guerra del Rey de Romanos segund que se dize han ganado algunas fortalezas en la transyluania y muerto dos mill turcos, nr^{o} s^{or} sea loado dello. El dicho Turco deve voluer este año que viene muy poderoso por mar y por tierra. *Yo tengo grandisima presumtion que en breue me queran enbiar a Espagna,* Porende travajad de negoçiar para poner me en libertad por que xa es tiempo Dada a los XII de deziembre 1551.

Por este mesagero me sabras escrivir muy seguramente por que enquanto a mis criados, hay grand ojo sobrellos.

„Otra memoria“

*El capitan moderno *) es hombre muy estrayno, el qual busca su provecho particular y quiere mucho el diu^{o}, y si el pudiese* cada dia con el tengo *ganar de mi çinquenta o ochenta florines* seria mi amigo. *El a defendido que yo no de mas limosinas es menester* que yo tengo con el, para entretener le en la buena volundad daxeys cada dia vn florine a los pobres, hasta que dios me restituya a mi tierra. Dada como arriba en las tabletas.

---

*) Esquivel.

CVIII.

Insbruck. 13. Dezember 1551. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. III. fol. 85. — Cop.)

. . . „y a peu de jours qu'aiant sa M^te^ Imp^le^ reçeu une lettre dudit Sg^r^ Roy par la quelle il touchoit sur les inconveniens qui pourroient succeder si a faulte de rendre le Lantgraff, le Duc Mauris mouvoit quelque chose à la desesperée, et sa M^te^ fit respondre audit Sg^r^ Roy, qu'il advertit des moiens et sheurtez que à son advis lon y pourroit prendre et pour picquer ledit Sgr Roy pour avoir semblé à sadict M^te^ q'uil enclinoit trop à celle delivrance combien qu'il remit le tout au meilleur advis de sadite M^te^ Elle fit adjouster que joinctement il Lui voulsist escripre comme delivrant le Lantgraffe à l'instance du duc Mauris Il se pourroit excuser de faire le semblable du Duc Jo. federicq à la requisition du Duc de Cleves, et ledite Sg^r^ Roi repetant par ses lettres ce que contenoit celle de sadicte M^te^ delaissant de respondre au point des moiens et sheurtez s'attachoit à l'autre point Du Duc Jo. Federicq disant que ce cas est trop different et que le Lantgraff soit esté prins par composition s'estant retiré de l'emprinse de la separation du camp des protestans, et que le duc Jo. federicq soit esté prins l'espée au point combaptant contre la personne de sa Ma^te^ la sienne et des ses enfans, et combien que les motz des dictes lettres soient modestes comme toutes fois lon y voit tresluire quelque sentement, je crains que sa M^te^ Imp^le^ ne le sente, *) “ . . . . .

„L'on a escript au Lantgraff pour scavoir s'il est vrai que le Rhingraff et Aechenoode soient estez là, et a semblé que ce chemin se debvoit suivre pour de leur responce prendre

---

*) Der von Granvella erwähnte Briefwechſel Karls V. und Ferdinands findet ſich im Auszug bei Buchholtz Bd. VII. Abſchn. I. V.

meilleur fondement a tout ce que plus avant lon leur vouldroit sur ce point escripre ou commander“

CIX.

„Extrait de la lettre originale de l'eveque d'Arras à la Reine Maria d'Hongrie, écrite d'Inspruck. le 30 X^{bre} 1551.“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. IV. fol. 99. — Cop.)

. . . . „aussi ay je ce matin lettres du comte de *Solms* qu'est cellui qui du costel de *Hesse* a donne les alarmes plus chauldes, lequel m'escript maintenant qu'il y a division entre la noblesse audit Hesse, et que plusieurs dient qu'ilz sont obligez à sadite M^{te} par le traicté et qu'ilz n'y vouldroient contrevenir ny à ce qu'ilz ont juré à jcelle et que lon leur faict entendre que les practiques que lon mene soient pour le service de sadite M^{té} et qu'ilz s'en retireroient s'ilz pouvoient appercevoir que lon tint fin au contraire exhortant ledit Conte à ce que sadite M^{té} escripvit aux Enfans du Lantgraff pour entendre d'eulx quelles practiques lon mene en ce coustel là, et que cela les mectroit en confusion et feroit eslonguer les principaulx de la menée, et cest office dont ledit Conte advertit est faict il y a passé huit jours et ne peult tarder la responce, et comme qu'il soit n'ay voulsu delaisser d'en donner advertissement à Vre dite M^{té}, n'estant hors despoir que ce mouvement se pourroit tourner en fumée pour n'avoir les practiques dudit Duc Mauris si grand fondement pour avoir la correspondence en l'Empire que lon pourroit bien penser et je espere que deans deux ou trois jours au plus tard nous en aurons plus de lumiere“ . . . . .
. . . .

1552.

CX.

Mecheln. 2. Januar 1552. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn, ſeine Schweſter, und ſeine Räthe.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 71. — Cop.)

An mein Son ſchweſter vnd rhete wie Inn andern taffelen, L. Son Rette vnd diener Ich hab euwer ſchreyben geben den 26ten Octobris empfangen vnd ſyd nichts mehr von euch empfangen

Ich het euch gern Lang geſchriben habs nit kunen thun Ich hab im December euch ein tafel geſchriben vnd einem verzweivelten Boswicht Michel genant der mir ein eydt geſchworen nit gehalten, dem hauptman alle ding offenbart dem wirt zur Roſen vnd andère Inn groſſe nott bracht.

Hab doch nichts geſchrieben dann daz ich vor Key. M. wol verantwurten khan vnd kein gefhar hat

Hab ich auch zurrißen etliche Dinge die doch nichts auf ſich haten doch diſputation zuuermeiden hab ich ſie zerrißen vndverbrant

Wollet mir zuerkennen geben wie alle ſachen ſtehen vnd was der Konig vnd Churfurſt vnd Furſten Botſchaft bey Key. M. ausgericht.

Datum den 2 Januarij anno dmni. XV^c Lij

Philips Landtgraue zue Heſſen &c.

thuet wie Ir mir dick zugeſchriben vnd ich euch beuolchen kan nit mer ſchreiben datum vt supra

Der Böswicht Michel iſt auch gefangen vnd Inn vngenaden des Hauptmans

Diſer Hauptman halt mich herter vnd vbeler dann voriger keiner

Der Snyder darf nit zu mir die ſeinſter ſeindt zugeſchloſſen bis vmb x vren der morgen vnd den Abent vor vier vren zugeſchloßen

Gibt dem Botten 10 Gld.

Wollet mir buchling weis aufs kleineſt ſchreiben

†Dieſer Brief ſy vberantwurt dem Doctor von deß Landtgraven ſone zu Caſſels Gebt dem potten ein goldtgld. vor bringen† *)

CXI.

Jnsbruck. 11. März 1552. Karl V. an Ferdinand.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. IV. fol. 110. — Auszug.)

. . . „Que ledit Roi des Romains doit aussi obliger le landgrave à satisfaire l'electeur de Maience au sujets de pretentions que Celuici a contre lui, et à acquitter ce qu'il doit au Grand-Maitre de Prusse, que ledit Landgrave devra aussi acquiescer à la Sentence portée au procès intenté au Sujet de la Comté de Catzenellenboghen et qu'il laisse decider par le droit et la justice, le reste des causes qui se poursuivoient judiciellement entre lui et le comte de Nassau. Qu'il fasse desister le Duc Maurice de ce qu'il avoit attenté au prejudice et au mépris deladite sentence, en contraignant ceux devenus, par la même sentence, sujets du Comte de Nassau, à lui preter serment. Qu'on fasse Ratifier la Capitulation faite à Hal en Saxen, et qu'on oblige tout le monde à l'observer Qu'on oblige le Landgrave avant que de sortir de prison à jurer solemnellement qu'il n'en aura aucun ressentiment ni directement ni indirectement par lui même ou par d'autres contre qui que ce soit . . . . "

. . . „Qu'il importe aussi qu'on obtienne la delivrance du *Comte de Solms* cependant qu'il ne faut rien temoigner à ce Sujet à moins de prevoir une bonne issue de la Negociation, puisque au cas contraire l'intercession de l'empereur ne pourroit que nuire audit Comte . . . "

---

*) † bis † „daultre main".

CXII.

Mecheln. 16. März 1552. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm, Statthalter, Räthe ꝛc.

(Brüſſl. St. Arch. doc.. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. pièce 107. — Cop. *)

Lieber Sohn, auch Rethe vnnd Diener, Es iſt mein beger, das Ir mir vffs eilendſt, noch dreithauſent gulden ſchicken wollet, Auch Eimbeckſch bier vnnd Necker Wein.

Ich hab vernomen wie der Churfurſt von Sachſſen Hertzog Moritz, vnnd Du mein Sohn, willens ſein ſollet (Auch vber das die keỹ. M̃t. mein allergnedigſter Her, der Konig, Churfurſten, vnd Furſten, Botſchafften gnedige antwortt gebenn habẽ, das der Churfurſt vnnd Du mein Sohn Zu Kay. M. Hoffe komen ſolten, ſo wollt Ir Key. M̃t. ſich meinenthalbenn gnedigclich vernemen laſſenn ꝛc.) Solchs abgeſchlagen, vnd thatliche Handlunge vorhabenn ſollett, Wilchs Ich warlich mit Betrubtem Gemuett vernommenn.

Kann ye mir nicht denckenn, wie euch möglich ein ſolchs groſſes Werck auszufuhren, Sondern mir vnd euch gefahr, Leibs vnnd guts daruff ſtehet,

Vnnd ob Ir ſchonn mitt Kriegn viell ausrichtet, wirth mir gantz nit dardurch geholffenn, dan dweill Ich Inn Kay. M. vnnd ſeiner M. Bevelchaber handt bin So ſie mir vbell wollenn wirdt mir alles ewer vornemen nichts fruchtenn

So iſts vmb den Krieg als wan einer mitt dreien Wurffeln funfftzehen will werffen, geratenn kaume ſechs, Iſt ein vngewis gefahrlich Ding vmb den Kriegk

Wo Ir euch dan vff frembde Potentaten verlaſſett, Iſt nit viell vff ſie zu bawen, dann ſie halten nit lenger, dan es ir nutz iſt

Vnnd kann mich nicht wenig verwundern, das Ir der Kay. Mt. gnedigſts Begeren, andtwordt abgeſchlagen, ein vngewis vor ein gewis erwelett,

Iſt derhalben, vnd anderer viell vrſachen halben mein freuntlich bitt vnd gnedigs begeren, So hoch ich bieten kann

---

*) Von der Hand des Präſidenten **Viglius**.

vnd mag, wollet dis thatlich vernemen odder Kriegk, ſo Jr den vorhettenn, ab vnnd anſtellenn, vnd bei dem Churfurſten Hertzogk Moritzen, vnd Du mein Sohn vor Dich, furderlich zu Kay^{r} M. ſchickenn, Auch durch Mittellperſonen, bei Kay^{r} M̃. anhalten laſſen, vnnd jre Kay. M. gefaſt zu euch vnd mir, bitten, vnnd darnach ſelbſt, zu Kay. M. kommen, vnnd mit gnadenn Key. M. mein erleddigunge bittenn, So hoff Jch zu Gott, So Kay. M. das ſchenn wurde, das Jr euch erkennett, vnd bitten werdet, So zweivell ich nitt, Kãy. M̃. werde als ein gnedigſter milter Kaiſer, gnade kegen euch vnd mir ertzeigenn, bitt nochmals vſſs hochſt, wollet euch vonn diſſem vornemen abwenden, vnd thun wie vorgemelt, Das will kegen den Churfurſten freuntlich verdienen, kegen dir mein Sohn, vnd euch zu Gnaden erkennen, bitt ewr antwortt, der Almechtige Gott well alle ſachen zu Frieden vnnd einigkeitt ſchickenn. Dat. denn 16. Martij Anno dmnj xv^{c} Lij

Philips L Z Heſſen

An mein lieben Sohn Landtgraue
Wilhelm vnd An Stadthalter,
Marſchalck Secretarien Cammermeiſter Herman Vngefug vnd andere Dyener.

CXIII.

Schweinfurt. 27. März 1552. Kurfürſt Moritz von Sachſen an den Kaiſer.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. XIII. pièce 4. — Orig.)

(Sehr beſchädigt; am oberſten Rande jedes Blattes fehlt ein Stück Vollſtändig abgedruckt bei Langenn „Moriz“ II. S. 338 u. ff.)

CXIV.

Wien. 1. April 1552. Der römiſche König Ferdinand an den Landgrafen Philipp. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 52. — Cop.)

Ferdinand von gottes gnaden Romiſcher Kunig zu allen Zeiten merer des Reichs

Hochgeborner lieber Ohaim, vnd Furſt, wir mugen deiner lieb gnediger vnd freuntlicher mainung nit bergen, nachdem von vns auch etlichen vil andern deiner lieb erledigung ha(l)ben an die Ro. kay. M̃. vnſerem lieben Bruedern vnd Herren furſchreiben vnd furbith beſchehen vnd derhalben nunmalen zu entlicher Abhandlung ſolcher deiner lieb erledigung der hochgeborn Moritz Hertzog zu Sachſſen Landtgraf In Duringen vnd Marggraf Zu Meiſſen des heil. Romiſchen Reichs Ertzmarſchalckh vnſer lieber Ohaim vnd Churf. Zu der R̃o. Kay. M̃. vnſeren lieben Bruederen vnd herrn zeraiſen auf den weg geweſen aber Eemaln ſein lieb zu Irer lieb vnd Kãy. M̃. komen ſich widerumb hinderſich vnd anhaimbs gewendt, haben wir ſo vil bruederlichen vnd freuntlichen Fleiß gegen Irer lieb vnd Kãy. M̃. vns guetliche handlung mit ermeltem Churf. zu Sachſſen deiner lieb erledigung halben zeſchlegen eingeraumbt vnd bewilligt, auch darzu ſouil gewalt, vnd beuelch geben, das dein lieb gewiſſe erledigung, auf Zimbliche billiche mittel vnd weg furderlich vnd vnzweiflich zu hoffen, vnd dein lieb ſich derſelben zugetroſten haben, wo anderſt deiner lieb aigne ſun vnd landtſchaft die ſachen durch Ir vorhabend krigſgewerb vnd thatliche handlungen nicht zuruck ſtoſſen werden, dan dieſelbigen wie dein Lieb ſonder Zweifel wiſſen mag, ſich neben etlichen andern Potentaten vnd Iren Pundtsverwanten zu Roß vnd Bueß geruſt gemacht thatliche handlungen gegen Irer Lieb vnd Kãy. M̃t. furZenemen, vnd wiewol wir durch ernenten Churfurſten zu Sachſen an dieſelbige deiner lieb Sone gnediger wolmeinung begeren laſſen, mitler weil, vnd bis vn-

---

*) Ein kurzer Auszug dieſes Schreibens bei Rommel II. 557.

ſer vnd ermelts Churf. zuſamenkhunſt beſchehen, welche Jetzo auf den vierten tag Aprilis In vnſerer Stadt Lynntz beſchehen ſollen, aber aus furgefalnen vrſachen bis auf den zwelften tag gegenwärtigs Monat Aprillis erſtreckht worden vnd vermitelt Gotlicher gnaden, In Jetz bemelter vnſer ſtat Lynntz beſchehen wirdet mit aller thatlichen handlung ſtil zu ſteen ſo haben ſy doch daſſelbig nicht willigen wollen ſonder vortzeziehen ſich vernemen laſſen, dieweil nun durch derſelben deiner lieb ſone dethliche handlungen deiner Lieb erledigung nit gefurdert ſonder die Röm̃. Kaỹ. M̃. zu mereren vngnaden bewegt werden mochte die ſache darzu wol dahin geraten kundte, das es deiner ſunen vnd derſelben landen vnd leuten nit allein zu verderben, ſondern auch deiner Lieb ſelbſt in merern beſchwerung auch gefar Ires leibs vnd Lebens geraichen mochte, welches aber alles durch den ſtilſtand biß die guetlich handlung geſchlegen wurdet, furkhomen vnd verhuet werden mag, vnd dan vnſers gnedigen erachtens, wo dein lieb derſelben Sonen ſolchen ſtilſtant oder auch gentzliche abſtellung Irer vorhabenden Kriegſruſtung wider hochermelte Rõ. Kaỹ. M̃. als Ir furgeſetzte hochſte weltliche Obrigkheit furgenomen Zehalten, vnd abzeſtellen auflegten vnd bevelichen das deiner lieb vnd Inen auch derſelben landen vnd leuten daraus nichts anderſt weder alle wolfarth erfolgen mochte ſo iſt vnſer gnediger vnd freuntlicher Rath vnd guet bedunckе, das dein lieb Inen ſchreiben ſy auch zu Ernſtlichſt, erſuechen wolle von ſolchen Iren vorhaben abzuſteen, oder doch den ſtilſtandt zehalten, bis das mit oberwentem Churfurſt zu Sachſſen in der guete, in ſachen deiner lieb erledigung betreffent gehandelt vnd erreicht werden muge, dergleichen auch oberwentem Churf. Zu Sachſſen ſchreiben vnd ſein lieb erſuechen der furgenomen guetlichen handlung mit fleis nachZuſetzen, auch die ſachen bej deiner Lieb, ſonen vnd ſonſten dahin zu befurderen, damit die Krigsvbungen abgeſtellt oder doch alle thatliche handlungen nach geſchlegner guetlichen handlung abgeſtelt werde, ſo wollen wir wie wir dan auch bis anher in alweg gethan, vnd Jetzo in allen werckhen ſein, alles das ſo Zu furderlicher deiner lieb erledigung dienſtlich angeſehen wirdet, mit genedigen vnd freuntlichen handlen, vnd vermitelt gotlicher gnaden mit Ehiſſten dermaſſen verrichten, das dein lieb derſelben ſone vnd Landtſchaft daran guets genugen haben werden, welches wir deiner lieb gnediger vnd freuntlicher mainung nit vnangezeigt laſſen wollen, ſich darnach hab vnd wiſſe zerichten, Geben In vnſer Stat Wien den erſten tag Aprilis anno In Zwai vnd funfzigiſten vnſerer Reiche des Romiſchen Im Zwai vnd Zwantzigiſten vnd der andern Im ſechs vnd zwaintzigiſten

Fernando

Ad mandatum d.
Regis

. . .

Jonas de
Vicecantzelier

Dem hochgebornen Philipſen Landtgrafen zu Heſſen Grafen zu Dietz Ziegenhaim vnd Nida vnſerem lieben Ohaim vnd Furſten.

CXV.

Insbruck. 6. April 1552. Karl v. an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. IV. fol. 114. — Auszug.)

Der Kaiſer zeigt ihr an, „qu'étant *déja resolu de faire transporter le Landgrave en Espagne*, il avoit changé de sentiment à cause que le Roy des Romains alloit traiter à Lynts avec le Duc Maurice au sujet de la délivrance dudit Landgrave;“ er befiehlt ſeiner Schweſter deßhalb, „de le retenir aux Pays-Bas et qu'en cas qu'il ne soit gardé assez sûrement à Malines de le faire transporter en un lieu où il puisse être garde avec sûreté.“

CXVI.

Insbruck. 7. April 1552. Karl V. an die Königin Maria.

(Ebendaſ. fol. 114. verso. — Auszug.)

Der Kaiſer zeigt ihr an, „que le Duc Maurice différoit de jour à autre sa venue à Lintz sous prétexte qu'il n'auroit encore pu enduire les enfans du Landgrave à une suspension d'armes, et que d'ailleurs ledit Duc *ne voulait venir vers ledit Roy qu'à condition qu'on relâchat le Landgrave* afin qu'il puisse conférer avec lui, ou qu'on le remit entre les mains dudit Roi, que néanmoins ledit Duc avoit promis se rendre à Lintz le 10. ou 11. du même mois, et comme ledit Roi avoit demandé, s'il pouvoit accorder que ou l'un des fils du Landgrave ou quelqu'un de ses Conseillers put aller parler audit Landgrave en personne, l'Empereur dit y avoir consenti moyennant qu'il y aille seul, et charge la Reine de leur donner accès à la prison dudit Landgrave.“

CXVII.

Augsburg. 8. April 1552. Landgraf Wilhelm an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. fol. 268. A. — Orig.)

Durchleuchtige Hochgeporne Furſtin Ewer Kon. W̃n. ſeien was wir liebs vnnd gutts vermugen zuuor, beſonder liebe Frawe vnnd Muhm, Wiewol wir nicht zweiueln, es werde ewer Kõnn. W̃n. vernomen haben, welchergeſtalt mein g. lieber herr Vatter, Verructer tagen, aus ſeiner Cuſtodien, ein ſchrifft, an Vnß, deſgleichen auch an Seiner G. Stathalter Vnnd andere Verordente Rethe zu Caſſell, haltende, gefertigt, So thun wir doch ewer Kõn. W̃n. darvon hirneben Copey zuſchicken, Vnd dieweil ſein G. In ſolchem Irem ſchreiben von vns eine wider=

antwortt begert, Als ſchickenn wir Ewer Kõn. Wñ. dieſelbige *) hirneben auch zu, freuntlich bittende, Es wolle ewer Kõn. Wñ. Vnnſerm Hern Vatter, ſolche vnſere Widerantwortt, zukommen laßen, Daran erzeigen vns ewer Kõn. Wñ. ein ſonder angenemes gutts gefallen, Vnnd wir ſeinds hinwieder gegen Irer perſon, nach vnſerm Vermugenn, freuntlichen zubeſchulden geneigt, Dat. Augsburgk am 8ten Aprilis Anno etc. 52.

Wilhelm von Gotts gnaden Land-
graue zu Heſſenn, Graue tzu
Catzenelnpogenn &c.

Wilhelm L Z Heſſen
(mp.)

CXVIII.

Mecheln. 16. April 1552. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm und die Räthe ꝛc.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref, relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 107. A. — Cop. von des Viglius Hand.)

Vaterliche trew zu vorn vnd alles genade vnd guts lieber ſon vnd ir andern. Es hat die Rom. ko. Mt. mir gnediglich geſchrieben das gebben iſt den 1ten Aprilis vnd mir hie zu khommen den 16. wie ir hieneben zu verleſſen habt.

Das nu der korforſt von Sachſen erſtlich willens zu kay. Mt. zu reyſſen, hat ich mit freuden vernommen das aber ſ. L. wider vmb gewandt mich nit weinig betrubt

Das nu aber ſeine lieb zu Ro. kon. Mt. gen linz kompt, alda mein erledigung mit gnaden kay. Mt. die ſolche vnderhandlung bewilligt zu verhandeln hab ich gantz mit erfra(e)uten gemut vernomen

Dieweil nu die Rom. Ko. Mt. alſo troſtlich von meiner erledigung ſchreibt, da ich dan zu Got hoffe, auch darnach ſonderlich an ſeiner Rom. ko. Mt. nit zweifel

---

*) Abgedruckt in Rommels Urkundenband N. 70. (S. 276).

So iſt inn alweg gut vnd nutzlich der Ro. ko. Mt. zu vertrauen. Iſt derhalben mein beger vnd ernſtlich bevelch vnd bit bey dem gehorſam vnd pflichten damit deine lieb vnd ir andern mir verwandt, ir wollet die kriegsruſtung abſtellen oder zum wenigſten mit detlichen vornemen ſtillſtehn. Vnd dieſe der Ro. ko. M. gutliche handelung vorſetzen vnd gewarten vnd mit allen fleyß vnd ernſt auch zu ſchidlichen mitteln ſchicken vnd erbieten vnd den gutlichen Vertrag an euch nit erwinden laſſen. Obs auch ſchon mit meinem ſchaden geſchehen ſoldt, dan ich will lieber mit gnaden kay. Mt. auch mit meinem ſchaden ledig ſein, dan das Key. M. mir vngnedig ſeye oder auff die fare des vngewiſſen auſgang des kriegs wartten.

kondt auch woll bedencken was mir vnd vch (auch) landen vnd leutten am leib vnd gut vor fare hierauff ſteht vnd wie vngewiß das gluck vnd dem krieg zu vertrauwen

Vnd ſonderlich bedenken das doch zu letzt vertrag muße ſeyn, iſt ye beſſer im erſten eher blut vorgyßen vnd verderben landt vnd leut geſchicht vortragen, dan hernach mit großen ſchaden

Beger darmit vnd nochmals ernſtlich wie obgemelt wollet mein erledigung durch gnaden kay. Mt. in dißer gutlichen Handlung vorſetzen vnd beforderen vnd nit vffzyhen, ſonder vffs eylendts euch zu den gutlichen mitteln erbieten vnd ſchlißen

Vnd nit darfur halten das ich dißes ſchreiben gedrengt oder geheißen thue, ſonder es iſt mein gutter wille, ernſtlich meinung, haldts vor got, deutſcher nation auch meins lands vnd leutten nutzlich recht vnd gut

Das will ich vmb dein lieb freundtlich vnd vmb euch andern inn gnaden vnd guten erkennen vnd nymer vergeßen

Wan diße ſache zu vertrag kombt, als ich zu got hoff ſchreibt mirs vffs eylendts das ich mich eynmal mog freudigen. Seyt Godt befolen Dat. Mechel den 16 aprilis a° dmni ꝛc. 52.

Philips L Z Heſſen &c.

Meinen lieben Son Landtgraffen Wilhelmen zu Heſſen vnd ander ſeinen reeten verwandten vnd Dienern zu handen.

CXIX.

Mecheln. 16. April 1552. Landgraf Philipp an den römiſchen König Ferdinand.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 59. — Cop. *)

Allerdurchleuchtigſter grosmechtigiſter Vnvberwindtlichſter ꝛc. Rho. Konig allergnedigiſter her Mein vnderthenig ſchuldige willige Dienſt ſeyen euwer Rh. Kunig. M̃. Inn allwege zuuorn

Ich hab heut den 16ten Aprilis euwer Rhö. Kon. M̃. ſchreyben daz geben iſt Wyen den erſten Aprilis Inn aller vnderthenigſter reverentz empfangen

Bedanck mich vfs vnderthenigſt deß gnedigen ewer R̃o. Kõn. M̃. ſchreybens vnd gnedigiſten radts vnd erbietens wils mit Leib vnd gut ſo mir godt hilſt verdienen Auch meinen Sone dahin zuuerdienen weysen

Nhu weiß godt das mir trewlich leidt daz der Churfurſt zu Sachſſen vmb gewendt vnd nit zue K̃ey. M̃t. meinem allergnedigiſten Hern geritten iſt und daz diſe ſachen alſo beſchwerlich ſtehen wie Euwer Rhom. Kun. Mt. ſchreyben mit pringt.

Hab aber vonn ſtundt ann dem Churfurſten zue Sachſſen auch meinem Son (auf daz gnedig euwer Rho. Kun. M. ſchreyben vnd daz vertrauwen daz ich zue Irer Rho. Kun. Mt. trage) geſchrieben wie euwer Rho. Kun. M̃. fur gut angeſehen vnd gnedigſt geratten vnd begert hat wie euwer Rho. Kon. M̃t. hinneben aus denn Copeyen zueſehen haben, Zweiffell nitt vnd bin gentzlicher hoffnunge Ire liebden ſollen . . . mir gehoir geben vnd meinem ſchreiben volge thun Sollts aber an etwas manglen ſo bitte euwer Rho. Kon. M̃t. Ich vfs vnderthenigſt ſie wolle bey der Rho. Kãy. M̃. meinem allergnedigſten hern befordern daz ich in der Kay. oder ewer Kõn. M̃. hof gebracht werde vnd das ich mit meinen Freinden vnd Sone vnd den andern reden moge, ſo will ich mit gotlicher hilf die fleyß erbeyten vnd ſouil thun, daz die Rho. Kay. Mt. mein allergnedigſter her vnd euwer Rhö. Kon. M̃. befinden ſollen, Daz mein

---

*) **Viglius** an der flüchtig-ungenauen Copie hin und wieder corrigirt.

Hertz vnnd gemuth dahin genaigt, Kay. Mt. vnnd euwer Rho. kon. M. vnderthenigſten gehorſam vnnd dienſt zue erweyſen vnd diſe beſchwerliche entbirung zu frieden vnd ruhe nach meinem hochſten vermugen zue bringen daran euwer Rho. Kon. M̃t. nit zweyffelen ſollen.

Bit euwer Rho. kon. M̃t. well mich vnd mein arme Kinder Inn gnedigſten beuelch heben mir mit gnaden Kay. M. auß diſer Landwirrigen Geſennknus vorhelffen daz will ich die Zeit meins Lebens vmb die Ro. Kay. M. vnd Kon. M. vnderthenigſt verdienen. Der Almechtig godt well ewerer Rho. Kun. M. Inn lannckwirrigen regiment gnediglich Friſten. Datum Mecheln vff den oſtertag den 16. Aprilis anno domini XV. hondert LII alſo vnderſchrieben Euwer Rho. Kun. M. vnderthenigiſter ſchuldiger williger gehorſamer

Philips L. Z. Heſſen

alſo vfgeſchrieben: dem allerdurchleuchtigiſten Groſmechtigiſten vnüberwindtlichiſten hern ferdinand Rhomiſchen vngeriſchen vnd Bömiſchen Konig mein allergnedigiſten hern.

CXX.

Mecheln. 17. April 1552. Landgraf Philipp an den Kurfürſten Moriz.

(Ebendaſ. B. — Cop. von des Viglius Hand.)

Hochgeborner Furſt vnd kurfurſt. lieber Her vetter Son vnd gevatter. Es hat die Rom. ko. Mt. mir gnediglich geſchrieben das Datum den 1. April mir den 16 hier zu komen wie E. L. auß der innliggenden copie verleſen werden

Das nu E. L. vff dem wege geweſen zu kay. Mt. zu komen mein erledigung zu beforderen, hordt ich mit Freuden, das aber e. L. wyeder gewandt iſt mir gantz bekumerlich geweſen

Das aber e. L. nu zu Lynz Zu Ro. ko. Mt. ankommen hortte ich gantz gern, bit e. l. vffs freundtlichs wollet Ihnen als meinen vertrauter her vnd freundt vnd anſehen diße meine ſache der erledigung zu vertrag vffs forderlichſt mit gnaden kay. M. bringen. Dan ich nit zweiffel Got der almechtig durch ſein gnade vnd die Ro. ko. Mt. werde dieſe ſache zu guetten ende vnd mitteln fördern Bitt e. l. wollet dem kriege noch gluck nit vertrauwen ſonder dieße ſachen zu friden vnd ruhe mit gnaden kay. Mt. zu bringen fordern, obſein vnd anhalten mich e. L. armen freundt darin bedenken vff der Vertrauen ich da byn. auch meiner ſon vnd den andern were die ſein mogen zn ſagen das ſie dem auch volg thun, vnd bedencken, das doch zu letzt vertragen muße ſein. Iſt ye beßer im erſten eher blut vergißen vnd verderben landt vnd leut geſchicht dan hernach mit großem Schaden. Das will ich die zeit meines leben vmb E. L. freundtlich verdienen der almechtig got woll E. L. vnd allen anderen ir Hertz zu fride vnd ruhe neigen. Dat. den heiligen Oſtertag den 17. Aprilis A° dom. xv^{c} Lij

Philips L Z Heſſen &c.

An den hochgebornen forſten Herrn Moritſen Hertzogen
zu Sachſen korforſten ꝛc. meinen lieben herrn vettern
Son vnd gevattern
Zu eigen handen

Allen denen dißer offen brieff zu leſen vorkompt entbiete ich philips L. Z. Heßen ꝛc. mein vnderthenigen freundtlich dienſt, gnade alles gut Ich habe zeiger dißes offen Briefs eynen brief an die Rom. ko. Mt. ꝛc. desgleichen eynen an denn Korforſten ſarſen vnd eynen an meinen ſon vnd ſeine rette vnd diener mitgebben, die meine erledigung vnd geſchefft belangt, bitt vnd vnd beger an yder meniglich nach ſeinen ſtande wolle dißen botten paßiren laßen, vnd ob im etwas mogdet an pferden eine zu ſteuern vnd Hulff. zu komen das will ich vndertheniglich freundtlich verdienen inn gnaden nit vergeßen zu erkennen, was auch iemandts dießen Verſprechens werdt das will ich gutlich hezalen, dat. am heiligen Oſtertag (mein aigen handt) den 17. Aprilis A° dmni. X^{C}V52

Philips L Z Heſſen &c.

CXXI.

Insbruck. 18. April 1552. Karl v. an de Rye

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. VI. fol. 116. verso. — Auszug.)

„Quant à l'obligation que le Roy des Romains a fait demander à l'Empereur, afin qu'il puisse s'obliger avec ses enfans envers le Marquis pour la delivrance du Landgrave, L'Empereur marque au Sr de Ryo qu'il est informé particulièrement à ce sujet par ses instructions et par les lettres qui lui ont été écrites ainsi qu'audit Roi des Romains, qu'on doit neanmoins observer que le Roi ne s'y oblige tellement que par là on resta exclus de traiter avec le Duc Maurice, mais que moyennant lad^{te} délivrance tous les mouvemens doivent cesser et que les princes auteurs et promoteurs des troubles doivent se remettre en dûe obeïssance et separer et retirer leurs gens de guerre, de sorte qu'ils ne puissent rendre service au Roi de France ni causer du dommage à l'empereur . . . . .“

CXXII.

„Reponse donnée par l'empereur au Sr Swendi, pour être remise au Roi des Romains. Insbruck 25. april 1552.“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. IV. fol. 118. — Cop.)

„L'empereur observe qu on avait pu s'assurer dèslors du Duc Maurice afin qu'il l'obligea d'entrer en negociation, il n'en eut été que mieux quand même on n'auroit rien pu decider, à Cause que cela auroit pu attirer les autres à la même fin ou leur rendre le Duc Maurice suspect, mais comme on n'a pu l'y engager et qu'il a voulu Communiquer avec les autres avant que de passer outre, qu'il ne paroit qu'il y ait de l'inconvenient de remettre la conclusion à une autre assemblée, laquelle seroit mieux à lintz que plus avant hors des pais dudit Roy . . . . . .“

„ . . . . . qu' aussi ledit Roi ne l'oblige de faire delivrer ledit Landgrave que quinze jours après qu'on aura licentié les gens de guerre et accompli les autres conditions, et non quinze jours après la signature du traité comme la reponse semble designer, Vu que delivrant ledit Landgrave avant l'accomplissement des conditions on n'auroit aucune assurance qu'on les effectueroit.“

CXXIII.

Aus einer „Copie des lettres de la main de lempereur au Roy des Romains, dois Insprug le XXV. davril 1552“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. XIV. pièce 3.)

. . . .

„Et quant a la delivrance du *landgrave* Je suis bien delibere de leffectuer comme je le vous ay escript, mais Il fault que le temps de sa delivrance ne se fait sur seullement avoir traicte, mois avoir effectue les conditions principalles et specifiees en la Response dessus mentionnee comme je pense aussi que cest ṽre Intention . . .“

CXXIV.

Linz. 2. Mai. 1552. König Ferdinand an ſeine Schweſter Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 105. fol. 430. — Orig.)

Madame ma bonne seur Pour ce que par la negociation Icy passe avec lelecteur de saxen, est entre autres choses convenu denvoyer pardela quatre personnaiges devers le lantgrave pour parler a luy. Je vous ay madame bien voulu escripre les presentes, Et vous supplier leur donner acces devers ledict lantgrave, aussi que verrez par ladicte negociation Ilz font grande Instance, affin quilz peullent parler a luy non seullement en presence dautres, mais aussi apart conjoinctement ou divisement, Et confiant madame quilz feront tous bon office pour le bon effect et yssue de ceste negotiation Je vous supplie madame de Rechief estre contente que ainsi se face et avoir au surplus lesdictes personnaiges en toute bonne Recommandation, Et Je le tiendray a honneur et plaisir singulier Ce scait le createur Auquel Je prie que madame ma bonne seur vous donne lentier de voz bons desir De Lyntz le second de May 1552.

votre bon frere
Ferdinand.

CXXV.

„Ce que lempereur a mande adnoter sur le Concept du traicte et pieces y servans envoyees de passaw x. Maj“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIV. pièce 259. — Cop.)

. . . .

„Sur la delivrance du Lantgraff et separation des gens se considerent particulierement deux pointz. Lung quilz obligent Sa Ma^{te} de le Rendre a Rynsfelt audict XIIIe, lequel Rynsfelt est distant de six a sept Journees des pays patrimoniaulx de sa Ma^{te} de maniere que lon peult considerer que six Jours devant que les gens de guerre licentient, ledict lantgraue se peult tenir comme hors du pouoir de sa ma^{te} L autre que non seulement Ilz obligent sadicte ma^{te} en la fin de l article a non endommaiger avec ses gens de guerre ceulx qui seront comprins en la capitulation, mais particulierement a non les laisser sejourner sur leurs pays comme Il se contient expressement en lallemand Et au francois est translate ny en chargera aucuns desdictz estatz en l article commencent alencontre sera ledict Lantgraff toutalement oste“

„En laffaire de Catzenellebogе, lon considere la confusion que pourra entrevenir en Icelluy et que par oblique le lantgraue vienne a obtenir ce quil a tousjours pretendu, quest de Rendre la cause Immortelle Car si bien le terme de deux ans y est prefix, Il ny a peyne Imposee aux Juges, en cas quilz ne la decident ny se Retire la cognoissance de la cause apres ledict terme hors leurs mains pour Retourner a sa ma^{te} Afin que pour la faueur diceulx et non causer par la dilation prejudice aux parties, et pour estre Sadicte M^{te} Juge ordinnaire Il en prengne la cognoissance, Oultre ce que le proces ne s achevera jamais de forme, pour la difficulte quil y aura dassembler ceulx qui en auront la cognoissance toutes les fois quil sera besoing, Et du moins se pouuoit adjouster pour eviter l interest de la partie qui en cas que les Juges deans les deux ans ne jugeassent Sa ma^{te} pourroit proceder a execution des sentences deja prononcees et convient y prendre tel expedient que la partie adverse ne soit gravee ou excluse de son droit."

„Lannotacion que fait le Roy sur l article commenceant aussi que ladministrateur demonstre . . . assez . . . le grand prejudice et par ce traicte . . . en ce point a ladministrateur de prussen le duc Henry de Brunzveyck et autres qui ont pretention contre le lantgraue entre lesquelz est monseigneur de meyence, combien quilz ne laient voulsu nommer et seroit bien tenir la main a ce quil se remedya conforme a lappostille sil est possible sans rompre . . . "

CXXVI.

Mecheln. 23. Mai 1552. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm und ſeine Räthe. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 54. — Cop.)

Lieber Sohnn, vnd Jr Andern, was ich deiner lieb vnd euch andern, bey Antonio Werſebe, deßgleichen bei Doctor Jun-

---

*) Vergl. Rommel. Urkundenband N. 71. S. 281—283.

gen vnd Letzlich mit eberart Bruche geſchriben, Jnen mundtlich befolen, zweyffell ich nit und hoff dein liebe vnd Jr Andern empfangen habt, vnd euch deß gehalten werdet, will daz hiemit wider repetiert haben, Jch hab abermal heudt deß Churfurſten zue Sachſſen, deiner Lieb, vnd der andern ſchreyben, vnd verhandlung, noch eynmal mit vleyß geleſen, vnd dieweil ich befinde, daz der anſtandt ſo Kurtz vonn Aſſcenſionis d̃mi nit mer dann 14 tag bewilliget, hab ich nit vnderlaßen wellen deiner Lieb noch eynmal zueſchreyben, das yhe nicht an meinem vleyß vnd treuer warnung erwinde, vnd die Zeit uerlieſe, ſunder ſo es der götlich wille wer, zum vertrag kommen mochte. Nhu finde ich warlich die vorgeſchlagene vnd verhandelte mittell von Ro. Ko. M̂. vnd dem Churfurſten mitzugeſchickt, dermaſſen geſtelt, das warlich ſie mit weniger erleitterung wie ich deiner Lieb vnd euch angezeigt wol anzunhemen ſeindt, vnd gantz nit auszueſchlagen,

Jch befinde Aber, daz deiner Lieb hochſtes argement iſt daz du dich gegen Franckreych verpflichtt, ꝛc.

Solches dein argiment hab ich Jn denen zweyen bryeuen bey Doctor Jungen, vnd eberdt Bruche, auch mundtlichen bevelch dermaßen vffgeleſt, das dein lieb billich damit geniegig, ſolche bryve vnd mundtliche bevelche ich hiemit repetirt haben will, Dann ſo Franckreych ſein ausgelegt Geldt wider zue geben, vnd Jr deß Zuuerſichern erbotten, Hat er kein verrlieſt an dier ſunder gewinſt

Dein Liebe mießen mich als deines Vatters leib vnd leben am allerhochſten bedencken dann ſolt dein lieb mit Franckreych ſich ſo verbünden, Jm ſein ſachen alle auszufieren, Vngeſechen daz mir der todt gewißlich darauf ſtunde, vnd ſo du mich ledig vnd eyn erlichen Frieden erlangen konteſt, were vnweißlich gehandelt, vnd meinenthalben gantz gefarlich, vnd ſchedlich, dann dein Lieb eim Konig von Franckreych nit gleich ſeine ſachen zuebeharren vnd auszuefieren, vnd wiewol ich dieſe Kriegsſachen vnd bundtnuße nit gerathen, ſo ich aber von deiner Lieb darvon befragt, wurden ich ſolches nymmermehr gewilliget haben.

Es iſt Franckreych aus Deutſchlandt hinweg, ziecht nach Franckreych Da Jm martin von Roſſen mit der Königin Maria Kriegsuolckh eyn ſtadt mit dem ſtorm abgewonnen, ꝛc. vil leut erſchlagen, Zeucht der Ander Hauff der Konigin Kriegsuoleckh auch nach Franckreych deßgleichen aus Hiſpania eyn groſſe macht nach Franckreich, wie hie geſagt Darumb Dein Lieb dich von Franckreich Zuzuges vnd entſetzungen wenig zu getroſten, hat mit Im ſelbſt genug zuthun.

Ob auch Franckreich ſeiner verpflichtung damit genug thuet, wirſtu wiſſen, daz dein Lieb mein Son philips In Franckreich vor geiſſel geſetzt her ich nit gern,

So auch Franckreich denn vertrag nit willigen, auch mit dem nit zuefriden (wie er doch billig thuet) das Im ſein ausgelegt geldt wider zuegeben, verſichert,

Wurde doch meinen ſohn philips leidenlicher ſein, Inn Franckreich etliche Zeit (nach dem er Jung) für geiſſel zuſtehn, denn mir als dem Alten, Der nhu funff Ihar vmb dein vnd deiner brieder willen, vnd mit gefahr leibs vnd lebens lenger ſitzen ſoldte, vnd were daz vil groſſer vndanckbarkeit ſo dein Lieb mich alſo verderben Lieſſe, als dein Vatter der umb dein vnd deiner Brüeder willen In dieſe not Khomen, dann da du vnd andere dem Konig ſein geldt wider zuegeben anbotteſt, ers nit nhemen, vnd ſeine ſachen alle auſſieren ſolteſt, darüber mit dir nit zuefriden, die weil nhu godt lob, dein Lieb mich ledig haben kan auch von Key. M. ein gnedigen erlichen guitlichen vertrag erlangen,

So will ich dich Als meinen lieben Son vnd euch Andern als mein redte vnd diener ermonet haben, aller treue liebe vnd gehorſams pflicht eyde, wollet ſchlieſſen godt zue Lobe der Chriſtenheit vnd zuvoran deutſcher Nation zue ehren, vnnd guet, denn vertrag auff die mitel wie oben vnd hiebeuor geſchriben nit ausſchlagen vnd eyllendt vnd furderlich ſchließen dem Churfurſten zue Sachſſen vnd mir folgen, wellicher Churf. die ſachen beſſer verſtehet vnd erkennt dann dein Lieb.

Sonderlich bedencken was ſchadens ſo der vertrag an dir erwunde, dein vnd meinen Landen vnd armen Leuten darauß entſtehen wurde, Soldte auch der Turcke Inn deutſche Nation Inbrechen daz alle ſchuldt vff dein Liebe gelegt vnd geſagt wolte werden, wiewol du eyn erlichen vertrag dein Vatter ledig In der religion naſſaw ſachen vnd andern ſachen eyn gnedigen gueten Friden von Key. M. erlangen konteſt,

Wolteſt dein Lieb die ſache vbertreiben vnd nach deinem Heiſſen gemiet fordtfaren, weiſer vnd erlicher ſein dan der Churfurſt zue Sachßen vnd andere deine mitverwandten, vnd Irret mich gantz nit, daz dein Lieb anzeigen laſt, daz daz Kriegsuolck dem Frantzoſen geſchworen dann H. Moritz Churf. denn vertrag anzunehmen willig darumb ſein Lieb wol weiſ wie weit daz Kriegsuolck Franckreich verpflicht.

Bit dich vnd euch vſs Hochſt In allen meim Leib vnd leben vnd auch darbey daz beim glücke das vnglücke nache iſt bedencken vnd thu wie man ſpricht, das iſt ein weyſer Man der zue rechter Zeit Iha ſagen kan, dem Churf. zue Sachſſen vnd mir folgen, den vertrag ſchlieſſen, vnd ſolchs eyllendt ohne vſhaldt mich aus dieſem langen gefengcknis da mir godt eynmal helffen well, vnd Key. M. es zu thun willig, verhelffen, vnd thun wie ein trewer Son, dein Vatter mer dann dem zeitlichen guet vnd andere Dinge anſechen, daz will ich die Zeit meins Lebens vmb dich vnd euch andern Inn gueten erkennen, Vnd mit gnaden belonen, Solt aber dein Lieb vnd Ir andern mich ſo leicht achten vnd alſo dahin geben vnd euch alle mein ſchreyben vnd ermanunge nit bewegen laſſen, vnd dem Churfurſten vnd mir gehere gebenn, Als ich doch deiner Lieb vnd euch andern das gantz nit zuetraue.

So mochte ich zuerrettung meins Leibs vnd Lebens wege ſuchen mieſſen, die ich Doch bey mir nit beſchloſſen, vnd villieber vmbgehen wolte

Will aber mich gentzlich verſehen, vnd verhoffen, dein lieb vnd Ir andern, werdet es darzue nit khomen laſſen, ſunder wie treuwer Suhn vnd rehte, vnd diener, bey mir thun meine erledigung durch den vertrag neben H. Moritzen Churf. ſchlieſſen, vnd mich nit lenger Inn diſem elendt laſſen. Die vberig ſorg Godt beuelhendt das will ich vmb dein Lieb vnd euch Andern In guetem nymer vergeßen beger deiner Lieb vnd euwer Antwurdt Datum den 23ten Maij Anno dmni Lij Alſo vnderſchrieben Philips L. Z. Heſſen ꝛc. Alſo vſſgeſchriben, An meinen lieben Sohn Landtgraf Wilhelmen zue Heſſen ꝛc. vnd an Wilhelm ſchachten Marſchalck, Symon Bing Secretar, Jorg von der Melſbourg, Cordt Dieden, Chriſtoffell Hilſing, Eberdt Bruch, Johan Ratzenberg, Herman Vngefug vnd andern ſeiner Lieb Rethe vnd diener ꝛc. dieſen Brief ſoll auch der Churfurſt zue Sachſſen leſen.

Zettel:

Lieber Wilhelm vnd Symon, weil ich hieneben an mein Sohne ſchreiben werdet Ir vernhemen iſt mein hochſte bitt wellet

thuen wie meine treuwen Rette die ſache fordern vſſmaſſen wie ich meinem Sohne Hieneben ſchreibe, das will ich Jnn gnaden nymmher vergeſſen Vnd belonen thuet wie ich euch ſonderlich vertrauwe euch zuegnaden bin ich geneigt ſeidt godtbeuolchen. Datum Mechel den 23. Maij anno dm̃ni Lij, vnderſchriben Philips L. Z. beßen, vſgeſchriben, An mejne Lieben rhete vnd getreuwen Wilhelm von Schachten Marſchalck vnd Symon Byng rat vnd ſecretary zue Handen.

CXXVII.

Paſſau. 6. Juni 1552. König Ferdinand an Karl V.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIV. fol. 51. — Orig.)

Monseigneur. Cestes sont les sixiesmes que Jescrips a vr̃e M^{te} dois mon arrivee en ce lieu que fut le XXIXe du passe, sans encoires avoir eu vne seulle response aux myennes, par lesquelles vr̃e M̃te aura peu entendre tout ce que Jusques Icy a este passe en ceste assemblee, Laquelle dois mes dernieres sest continuee. Et hier apres disne les princes presens et depputez des absens mont presente leur responce premierement de bouche et apres par escript sur les escriptz du duc mauris et commissaires de vtr̃e m̃te concernant deux pointz premiers quant a la delivrance du Lantgrave et laffaire de Cassel aussi Catzenellebogen, comme vr̃e M̃te verra par la copie cy Joincte tendant a fin de leur denommer vng Jour auquel ledict lantgrave se mettroit a plaine et entiere delivrance. Et que quant les adversaires au mesme Jour deussent licencier et faire deppartir tous leurs gens de guerre, demandans lesdicts princes et depputez que le voulsissent proposer aux commis de votre m̃te. Ce que Je offris de faire et leur fut apres Respondu que lesdicts commis navoient auctorite de passer scavant quant a ladicte delivrance et quilz persistoient a ce que par raison se deussent contenter de loffre que en cest endroit Javoye fait en ma responce de Lyntz que jestois encoires prest daccomplir. Et que pour ce Jen parlerois moy mesmes au duc Mauritz ce que Jay fait ce matin Le Recquerant estre content de lasseurance et obligation que Je luy offris faire conforme au Recitz de Lyntz, Ce quil ne nya point du tout, mais que Je le meisse par escript pour se Resouldre dessus et que de Luy Il ny auroit tant de difficulte mais Il faloit penser a ses confederez questoient pluiz difficilles. me Requerant aussi que voulsisse tant faire envers lesdictz princes et estatz affin quilz se y obligeassent aussi en conformite, Ce que Jay depuis taste, mais Ilz sen sont du tout excusez, par dire quilz navoient aucun povoir de vailler quelque obligation et que sans povoir ny scauroient faire obligation vaillable, Quoy veant mons^{r} et craingnant que les affaires ne parvinssent promptement a totalle rompture pour la haste que demonstre ledict duc Mauritz se faisant vy quil vouloit partir les choses Infaictes, Jay prins la chose sur moy et mesdicts enffans, et mis en avant ladicte delivrance en une alternative, comme verra ṽtre M^{te} par vng autre escript allant avec cestes, y comprenant aussi laffaire de Cassel, mesmes ou par moyen de lasseurance que Jay offerte, ou que ledict Lantgraue pendant que se departiront les gens de guerre et saccompliront les capitulations, demeure es mains dung electeur et autre prince au choix de vtre Mte. y aiant neantmoins nomme celluy de colongne et de cleves. Et surquoy supplie vtre Mste quelle se veulle Incontinent Resouldre et sur les autres articles que luy sont este envoyez, affin quil ne soit besoing de beaucoup denvoy. Car Je vois mons^{r} que ledict duc Mauritz se haste fort, et est trouble de lassemblee quil entend votre m^{te} en divers coustelz et des gens estrangiers quelle fait venir d ytalie, et que tous ces princes et depputez se trouvent en vne merveilleuse crainte disans non seullement estre destituez de toute ayde et defension de votre m^{te} mais aussi quilz vouldroient pretendre que Reffusant ṽre m^{te} ces moyens de traicter elle ne desirast la paix Et que partant ung chemin vouldroit chercher pour sa schurte le meilleur chemin, y joinct que par ce lon contenteroit le marquis electeur de Brandenbourg de sa foy et obligation quil dit avoir donne au Lantgrave Et serois pour ce mons^{r} dadvis que vre m^{ste} en ces articles se condescendist conforme audict escript et principallement que ce sont les premiers poinctz, Et que (comme sest prinse la forme de negocier) si les autres ne saccordent les precedentes nauront aussi aucun effect. Et ne sera lon en ce cas la oblige aux premiers accordez. Et cependant lon pourra veoir lintention de vtre m^{tie} Et ne suis mon^{sr} sans espoir que se cestuy article quant a la delivrance du Lantgrave en la forme dicte que ce sera grande ouverture et moyen a tous autres Et que lesdicts princes et estatz se y emploieront plus vivement Ce fait aussi $mons^{r}$ a considerer lestat des affaires, et ne scait on a quelz advis sarrester estans si divers et si muables, mesmes quant au secours que comme contenoient mesdicts precedentes lon avoit seme les ennemis vouloient envoyer au Roy de France estans desia ceulx qui sont este en tyrol autour dauspurg et faisans aucune conjecture que cest pour venir a aichstet, et desla contre Regenspurg et paraventure tout Jusques Icy et peult estre plus bas, Et quoy quil en soit Il fault $mons^{r}$ tenir pour certain quilz feront tout le pis quilz pourront pour empescher a votre ms^{te} Rassembler ses forces Et en cas quilz occupassent Regenspurg Je ne vois place commode dont lon se puist ayder pour effectuer les desseings de vtre m^{tie} Le retardement quen ensuyvroit a tous ses affaires Je le vous laisse $mons^{r}$ considerer Et vous ay $mons^{r}$ par mes precedentes touche en partie le dommaige Irreparable quen debvrois attendre pour tous mesz pays d austrie, Il peult aussi souvenir a vtre m^{tie} le dangier de dommaige Irreparable et non Recouvrable questoit apparant advenir en tyrol si dieu ne leust Jusque Icy saulve Et lestat au quel nous sommes Retreuuez freschement, dont nen attends moins de tous mes autres pays aussi de mes enffans pays et subjectz Si vtre m^{tie} ne se veult demonstrer plus prompt au Remede pendant que lon en a le moyen, et ainsi que desia tant de fois luy ay escript pour la provision des gens de guerre dudict Regenspurg et ailleurs, aussi sur lenvoy de poche et Swendi actendant desia Icy si longuement le depute du marquis Hans Et endurerois la perte et ma destruction, selle ne se peult excuser, plus paciemment, moyennant que vtre m^{te} et la chrestiente en Recust quelque service, mais le perdre sans espoir dautre commun benefice Je le tiendrois monsr comme me doubte feroit aussi vtre Mste pour chose bien griefve, Et pleust a dieu que en ce cas linconvenient print fin sur mes pays et ne sextendast le dangier plus avant en la chrestiente selon que lennemy hereditaire approuche dicelle de plus en plus selon que doubte vstre Mte du coustel de venise souffisamment advertie que ledict turc ait depesche Achmat Bassa contre la Hongrie avec plus grant nombre des gens et auctorite que jamais auparant, que de tant plus nous doibt faire craindre que nous trouverons de tous constelz environnez de noz ennemis, mestans aussi dois mes dernieres venues nouvelles quilz ont occupe le chateau et eveschie de Vesperin assez prouchain de mon pays daustrie, Bien que le Roy de Boheme mon filz estoit apres pour Recouvrer, Que sont mr toutes choses que par Raison vous doibvent mouvoir a faire briefue paix selle se peult obtenir principallement en la Germanie affin que par Icelle et la commodite quon auroit de leurs gens qui sont tous prestz lon pourroit de tant mieulx Resister au turc Et exploicter quelque bonne chose contre france ou si non haster lexecution en ce que desia si longuement avez resolu affin que les Inconveniens susdicts et autres nadviengnent dont aussi supplie votre mste de Rechief treshumblement

Monseigneur (a tout ce que depuis ce que dessus escript) Jentens de mon filz le duc de Baviere et autres tout le maintien facon de faire et parler des adversaires, semblent tendre pour Incontinent la tresve Rompue saller Ruer sur Regenspurg, don de tout plus en fault actendre les Inconveniens dessus alleguez, tardant mesmes vtre Mste si longuement dy envoyer commissaires et argent parquoy supplie monsr de Rechief le vouloir haster, aussi la clere et resolue Intention de votre mste sur les articles que luy ont este envoyez sicomme en la Religion et autres, et mesmes ce que concerne le concille nationnal commil a este touche en leur Rescript. Monseigneur Je supplie atant le createur donner a vtre mte en sante tresbonne vie et longue, de passaw ce vj de Juing 1552.

Votre treshumble et tresobeissant
frere *Ferdinand.*

CXXVIII.

Paſſau. 15. Juni 1552. De Rye und Seld an den Kaiſer.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIV. fol. 62. — Orig.)

. . . .

. . . . „Et quant à la delivrance du Lantgrave tout le point consiste seullement en cecy, quilz ne veullent accepter les quinze jours apres que leur armee sera defaicte, mais persistent precisement en ce que tout se face en vng mesme jour. Car ilz craignent que apres la separation de leurs gens, facilement soubz couleur, que quelque chose (encores sans leur coulpe) ne fut accomplye, on pourrait prendre occasion de detenir le lantgraue plus longuement, alors quil seroient despourveu de toute leur deffense“

„Et combien que le duc Mauris a mis en avant le moyen de mettre le Lantgrave pendant ces quinze jours a tierce main: toutesfois nous croyons fermement que cela a estre epesche par les estatz moyenneurs, et mesmes par les deputez de Coulogne et de Julliers, que par adventure nont en cecy voulu encharger leurs maistres.“

„Apres lon a parle des asseurances, comme que les estatz moyenneurs et especialement le roy et ses enfans se devoient faire bon et respondre pour votre M^{te} en ce cas. Mais considerant que la plus grand part de dicts estatz ont faict difficulte en cecy, la chose ne pouoit venir a Conclusion.“

„Tant que finalement les moyenneurs voinant que nulle partie se vouloit fier de lautre, ont persiste en ce seul moyen, que la separation des gens de guerre, et la delivrance du Lantgraue se face en vng mesme jour. Disant expressement, que nul aultre expedient se pourrait trouver.“

„Quant a la ville de Cassel, nous voyons clerement, que nulle nouvelle demolition se pourra obtenir de ces gens que sont fort obstinez.“

„Quant a laffaire de Catzenelbogen nous trouvons selon lestat des affaires nulle difficulte.“

„Quant a la religion la chose va clerement selon lintention de V. M^{te} que tout se remect a la prochaine diette.“

„Quant a la paix publique concernant la religion, il est vray quaux diettes passees avant vingt ou plusieurs ans lon a tousjours faict difficulte daccorder une paix perpetuelle aux protestans ainsi comment ilz lont tousjours demande. Mais puis que maintenant nous sommes en ces termes, que tout le monde scait, et que ny le Pape, ne le roy de France, ne les aultres Potentatz de la Chrestiente font en cecy leur debvoir en aydant a V. M^{ste} pour extirper les heresies ainsi comment il convient. Et que la charge tombe seullement sur V. M. et que tous les aultres non seullement veuillent estre quittes dicelle, mais encores font en cela tout lempeschement a V. Majeste que leur est possible, vrayement nous ne scavons quasi que dire.“

„Nous trouvons que tous les estatz, qui sont icy, lesquelz sans point de faulte sont les premiers et principaulz de toute la germanie, sont merveilleusement enclins a ceste paix perpetuelle et les Ecclesiastiques pas moins que les seculiers Car voyant que les choses du Concille senvont a la longueur et que tout le jour surviennent des nouveaux troubles, hor de ce coste, hor dun aultre, et que V. M. a tant daffaire, contre ses ennemys et malveillans quelle ne peult si bien remedier aux inconveniens come elle desire tout le monde veult estre asseure et se mettre hors de dangier.“

„Aussi ceulx que aultrement sont de bonne voulente, pensent par ce moyen avoir gaigne un bon advantaige, se trouvant decharge de grand partie de ces griefz articles contenus au Reces de la diette de Spire de lan 44 sur lequelz le Duc Mauris et ses allies au commencement avoient faict si grande instance.“

„Aussi lon trouve bien bon, que toutes les aultres Heresies condampnees (hors mis celle de la Confession de Auguste) comme celle de Zuingliens, Swenckfeldiens, Anabatistes etc.) ne sont pas comprins en ce traicte. Tant que V. M. et les autres estatz contre ceulx la ont tousjours les mains libres.“

„De lautre coste lon crainct, si V. M. ne consentiroit a la paix dessusdicte, que cela seroit tenu par les Protestans pour une bien expresse deffiance. De sorte que V. M. en ce cas auroit pour ennemys non seullemement ceulx, qui maintenant ont les armes au poing, mais encores les aultres, qui jusques a ceste heure hors mis la religion sont en bonne devotion de V. M. comme lelecteur et le Marquis Hans de Brandenbourg, les Ducz de Wirtemberg et de Pomern et quasi la plus grand part dallemaigne.“

. . . .

„Mais en cecy il fault bien que V. M. soit bien advertie que au cas quelle vouldroit *rompre* ce traicte de paix, il est beaucoup plus a propos, quelle le rompe sur aulcun des articles comme du roy de France, ou du Marquis Albert, que sur les troys principaulx, qui ont este touche au paravant, cest assavoir de la delivrance du Lantgrave ou de la religion, ou des gravames. Car en cecy il fault avoir ung grand respect aux aultres estatz de lempire faisant le mieulx pour eulx que se pourra faire. Considerant que eulx quasi d'une *commune voix* disent, que la *detention* du *Lantgrave* nest point de si grande importance que par elle toute Allemaigne soit mise en destruction. Lautre point de la religion, touche fort aux Protestans, ainsi comme V. M. cy dessus aura entendu. Le troysiesme de gravames est tel, que V. M. sans grande souspicion et malcontentement des estatz ne le peut totallement rejecter etc. . . . “

CXXIX.

Paſſau. 26. Juni 1552. Der römiſche König Ferdinand an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 18. — Cop.)

„Madame ma bonne seur, Suyvant ce que vous escripuez le xxiij^e de ce mois par le jeusne gentilhomme du Lantgrave Je vous envoye cy Joinct la forme des articles Jcy arrestez avec quelques autres copies en allemand, ou trouverez madame la forme des obligations que se devront dresser pardela, sur la delivrance du lantgrave si tant est que lempereur accepte le traicte, dont suys actendant nouvelles donnes deux ou trois jours et ne doubte quil vous advertira aussi de la Resolution quelle y prendra que prye a dieu estre telle que Requiert le service bien et Repos de la chretiennete et de noz communs maisons enffans pays et subjectz. Jai madame aussi fait Joindre a cestes les appostilles traduictes en francois etc. . . . par ou pourrez veoir le fondement et occasions pourquoy les articles sont este dressez en la forme que verrez et quon na peu obtenir davantaige quelque dilligence et Remonstrance quon y a faicte. etc. . . . . .“

CXXX.

Aus den „Appostilles sur les articles principaulx du traicte et premiers quant a la delivrance du Lantgraf“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIV. fol. 165.)

. . . .

„Pour lautre a este, mis en avant pendant la separation des gens de guerre, mettre ledict Lantgrave en tierce main assavoir de lelecteur de Coulongne ou duc de Juilliers conjoinctement ou divisement selon es bon plaisir de sa ma^{te} Imp^{le} mais la partie adverse na voulu accepter aucun des susdicts avis, seullement Treves et palatin. Surquoy toutesfois lon a eu doubte quil ne seroit par aucunes Raisons acceptable a sa ma^{te} Imp^{le} avis ce que lon pourroit . . . (halberloſchen) que les depputez sans le sceu de leurs maistres ne se fussent voulu mesler dune chose si dangereuse“

„Pour le iij^{e} a semblablement este propose de delaisser ledict Lantgrave libre sur sa foy ou serment Surquoy toutesfois lon na de la part de sa ma^{te} Imperiale Recus . . . . negocier.“

„Et par ainsi apres longues disputes, et naiant autre moyen dachever, ledictz estatz ont supplie en toute humilite, que sa ma^{te} Imperiale voulsist de ce aucunement ceder et en tous advenemens saccorder a la dicte delivrance du Lantgrave, puisque lesdicts xiiij Jours . . nemportent tant a sa ma^{te} Imperiale Et que, estant desia ledict Lantgrave libre, il ne pouoit pour sa personne faire les choses pires quelles sont a present, Et veullant sadicte

ma^{te} Imperiale tant sarrester au susdictz xiiij Jours, Ilz auroient occasion de penser que pour xiiij Jours sa ma^{te} Imperiale desirast la continuation de ceste Insolente et Inutille guerre, et par ceste souffrir que la germanie soit en extreme perdition Et peult on considderer quelle craincte et malveullance sen ensuyvroit“

„Mais sans avoir Regard a tout ce que dessus Non aiant sa ma^{te} Royalle povoir se departir desdictz xiiij jours, Il a este necessaire le Remettre et Referer a sadicte ma^{te} Imperiale“

„Se sont aussi quant a cestuy article trouvez beaucoup de contrarietez quant au lieu ou ledict lantgrave seroit Remis a entiere liberte, Car de coustel de sa ma^{te} Imperiale lon na sceu mectre en avant autre place que Coulogne, Et les depputez se sont arrestez sur le chasteau de Reynfels vj lieues cy dessus saint gewer, aquoy se sont aussi conformez les autres estatz comme moyenneurs.“

CXXXI.

Cöln an der Spree. 8. Juli 1552. Kurfürſt Joachim an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Bd. VI. fol. 353. — Orig.)

Durchleuchtigiſte konnigin vnſere willige Dinſte vnd waß wir Liebs vnd guts vermogen zuvor, fruntliche Liebe Fraw vnnd mhume, Alß die ſachen belangende die ledigung deß hochgebornen Furſten, vnſers freuntlichen lieben Oheim, Schwagern, Brudern, vnnd Gefatternn, Hern Philipſen Landtgraffen zu Heſſen ꝛc. auff dem tage zu paſſaw vnter andern dahin gehandelt, daß die hochgebornen Furſten, her Moritz Hertzogk zu Sachſſenn vnnd Churfürſt, ꝛc. vnnd Her Wolfgang pfalzgraue bej Rein ꝛc. vnſer fruntliche Lieben Oheim, ſchweger vnd bruder, vnnd wir, der Rö. Key. Matt. vnſerm Allergnedigſten hern, eine vornewerung der halliſchen Capitulation vffrichten, vnnd E. Ko. Durchleuchtickeit oder derſelbigenn preſidenten zu mecheln Den zehenden Julij dohin zuſchicken ſolten, Iſt vnß ſolche vornewerungsſchrifft erſt heute dato zuvorſecretirn vnd zuſubſcribirn zukommen, die wir auch alſbaldt alſo vnderſchribenn vnnd vorſecretirt, Thun auch E. Kõn. Durchlauchtickeit dieſelbige hiebej zuſenden, daß die dan den zehenden Julij nicht dahin kommen, iſt auß ferne deß wegs, vnd ſonſt auß keiner andern vrſache noch gefarn vorurſacht, demnach vnſer ſonder fleiſſige bitten E. Kõe Durchlauchtickeit wollen ſolche vorſchreibung annhemen, Vnd die ledigung deß Landtgraffen vff die Paſſowiſche handlung entlichen zugeſchehen befordern, Daß ſeindt vmb E. K. Durchleuchtickeit wir ſonders Fleiſſes zuverdienen willigk.

Datum eilends zu Coln an der ſpree den achten Julij Anno domini MDLII

Joachim von gots gnaden Marggraf zu Brandenburgk, deß hey. Rom. Reichs Erzkammerer vnd Churfurſt, zu Stedtin, Pommern &c. vnd In Schleſien zu Croſſen Hertzogk, burggraf zu Nurenbergk vnd Furſt zu Rugen.

Joachim kurfurſt
manu propria *S ſst.*

CXXXII.

Caſſel. 11. Juli 1552. Landsobriſt, Statthalter und Räthe zu Caſſel an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 354. — Orig.)

Durchleuchtiger hochgeborner Furſt e. f. g. ſeind vnſer vnderthenig gehorſam vnd gantz willig dienſt zuvor Gnediger her,

Vnſer gnedigſter her der Churfurſt von Brandenburgk ꝛc. hat neben dem paſſawiſchen abgeredten vertragk ein obligation vnd Capitulation ein ſchreiben hieher gefertiget, Welchs in der Oberſchrift an e. f. g. gelt vnd meldet der Inhalt an e. f. g. Sone Landgraf Wilhelmen, Wie e. F. g. hiebeneben gnediglich werden zuſehen finden Nhu iſt dießes ſchreiben mit der Schachteln erſt heude den eilften Julii, vmb zwo vhre, vns alhie zu Caſſell von einem Marggrauiſchen Boden, vberantwort werden

Alßo haben wir alßbald, zu furderung der ſach dießes tags vmb drey Vhre gegenwertigen E. F. G. hofeſchneider Chriſtoff Lauffern vff beſtelter poſten, mit dem vertrage, vnd des Marggrafen nebenſchrift abgefertiget, Alßo daß derſelb jn drey oder lengſt Jn vier tagen, zu mecheln ankhommen ſoll, damit widder einpracht würde, was durch andere verſeumpt worden, Solchs haben e. f. g. wir Jn aller vndertheniqkeit alßo anzeigen ſollen, die wir vnſerm Got zu Gnaden vnd geſundtheit, vnd vns derſelben vndertheniglich thun befelchen, Geben zu Caſſell vnther vnſern hievoraufgedruckten Pitziren, am eilften tage, des Monats Julij Anno 52

(L. S.) (L. S.) (L. S.)

E. F. G.
Vndertheniqe
gehorſame
Landtsobriſt Stathalter
vnd Rethe ietzo Zu Caſſell

CXXXIIII.

Lyenz. 17. Juli 1552. Kaiſer Karl V. an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 15. — Orig.)

Madame ma bonne seur, Estant deja signe ce depesche, les lettres du Roy mons' ntre frere dont la copie va avec cestes sont arrivez, par laquelle vous verrez que entre autres choses Il demande que Incontinent Je vous escripue a fin que si les adversaires acceptent le traicte a la forme que le conte de plau leur porte, vous delivrez le lantgrave deans le terme quilz prendront sans contredit ny difficulte, *dont Je nay voulu delaisser vous advertir, Combien quil me sembleroit que ce que plus conviendroit, seroit* que Je fusse adverty,

de comme le traicte sacceptera et en quelz termes, et si sera conforme a ce que Jay Resolu ou non, *afin que lon ne vienne a delivrer ledict lantgraue,* sans ce que le traicte saccepte en la forme a laquelle Je me suis condescendu, Car la Je nay personne de mon coustel, et fauldroit que Je men fiasse au conte de plau, lequel combien que je le trouue pour homme de bien, naura peult estre le Regard tel quil convient pour penetrer sil sera selon mon Intention ou non, Et vng mot seul transporte ou change, pourroit mectre ledict traicte en terme quil seroit contraire a Icelle et que nullement Je le vouldroie Rattifier, *dont succederoit que sans traicte ny parvenir a l accord ledict lantgrave se declareroit, que Je me voy puisse aucunement convenir,* mais Incontinent que Jauray veu la forme en laquelle Ilz l auront accepte si elle est telle que Je la puisse consentir, *Je vous advertiray en toute diligence, afin que ladicte delivrance se fait sans difficulte quelconque,* Et en cas que l'accord ne se fait, *Regardez de mectre ledict Lantgrave en tel lieu et place forte et ou* il puisse estre shurement, afin que lesdicts adversaires ni le Roy de france ne y puissent mectre la main. Et vous ay voulsu envoier avec ceste ladicte copie, afin que savez jusques au boult en quelz termes est a present ladicte negociation

Jay ordonne a Crasso de dresser vng billet touchant le paiement des deux bendes de pardela qui sont Icy lequel vous envoye cy Joinct, Et vous prie que veullez Incontinent ordonner a ceulx de france, que conforme a Icelluy Ilz pourvoient audict paiement sans delay et difficulte, comme verrez quil emporte et convient pour mon service, Atant madame ma bonne seur, je prie le createur vous donner voz desirs. de Lyentz le XVIIe de Juillet 1552

Vre bon frere

Charles.

CXXXIV.

Aus der Korreſpondenz Karls V. und Ferdinands.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig.
Bd. XIV. fol. 315. — Orig.)

Am 17. Juli 1552 ſchreibt Karl V. von Lyenz aus an ſeinen Bruder Ferdinand: „concernant la delivrance du Lantgraff, que Je ne veys que celle se puisse faire, ny moy escrips a la Royne quelle le delibre, si principallement Je ne voys quilz ayont accepte le traicte . . .“

Am 24. Juli 1552 erwiedert Ferdinand von Paſſau aus:

. . . . „Et concernant ce que vtre ma^{te} me Respond quant a la delivrance du Lantgrave, Et la charge vaille a mon chancellier de Boheme Je vous en avois mons^{r} escript affin que vtredicte m^{te} fut avertie du tout et pour gaigner tant plus de temps en la negociation, ne doyant vtre m^{te} quant a ce avoir aucun scrupule. Car mondit chancellier na charge ou puissance quelconque de y pouoir changer vng seul mot du traicte comil ainsi qu entre nous a este conclus, mais le passer simplement et absolutement sans mutation quelconque Luy aiant aussi encharge que Incontinent et si tost que les adversaires laccepteront ou Reffuseront Il en doye dilligemment advertir votre m^{te} Et en tous advenemens en envoye a Icelle vng double dudict traicte Suppliant pour ce mons^{r} encoires treshumblement que se acceptant par lesdicts adversaires Il ne sy mette difficulte ou dilation quant a ladicte *delirrance* affin que puisse de tant plus tost estre ayde et assiste de leurs gens en Hongrie ou les affaires vont tousjours de mal en pis . . .“

CXXXV.

„Churfurſten zu Sachſen pitt, des Landtgraven Sun aynen zum Biſthum Münſter zuebefurdern"

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIV. fol. 186. — Cop.)

„Weil es am tage, Das der Landgraf in ſtehender Cuſtodien in mergliche ſchaden gekomen damit nun gleichwol ſeine kinder vmb etwas beſſer, dan ſolcher erlidenen ſchaden halber ſonſt beſcheen konte, vndergebracht vnd vnderhalten werden mochten, So wirdet vndterthenigſt gebeten, Do er oder die ſeinen vber kurtz oder lang durch guetliche wege bei dem biſchofe zu Munſter als ihrem freunde, vnd dem Capitel doſelbſt erhalten wurden, das ſeiner Sohne einer zu einem Adminiſtratorn gemeltes Stifts bei leben oder auch bei abſterben des ietzt Regierenden Biſchofs angenommen mechte werden, Vnd als dan die key. Majt. ir ſolchs nicht zu wider ſein laſſen, auch daſſelbige, ſovil an ihr, mit vorſchriften vnd in andere wege allergnedigſt befurdern welde helffen, Das ſolte von dem landgrafen vnd den ſeinen zum vnderthenigiſten verdint werden."

CXXXVI.

Frankfurt a. M. 1. Auguſt 1552. Burggraf Heinrich von Meißen an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 367—371. — Orig.)

. . . „So iſt zwiſchen dem Churfurſten vnd ſeiner lieb mitverwandten mit mir vnd der andern Chur vnd Furſten geſandten ein gentzliche Abred vnd vergleichung geſchehen, Das mein Ohaim Landtgraf Philips vonn Heſſen, der Kay. M.

Cuſtodien entlich entlaſſen, vnnd In ſeiner Lieb Lanndt gegen Reinfelß auf den Aylfften oder zwölfften tag diß Monats Auguſti auf freyem Fuß geſtelt vnnd vonn dannen vermug des Vertrags zehaimbe gelaſſen werden ſolle, auf welichen beruerten tage der Churfurſt vnd ſeiner lieb mitverwandten das Kriegsvolckh Innhalt des Vertrags auch vervrlauben vnd verlauffen laſſen ſollen, darumb werden E. Ku. Wirde, die gnedigſte Verordenung auf der Kay. vnd Ku. M. ſchreiben zuthun wiſſen, damit gedachter Lanndtgraf Philips aus ſolcher Cuſtodien gelaſſen, vnd auf ſollichen tag zu Reynfelß vor Nidergang der Sonnen, entlich geſtelt wurde, Vnd das vorInnen khain Veränderung noch Verzug nicht beſchehe, dann ſonnſt wurde man wider den Vertrag hanndeln . . . . . "

. . . „Vnd darumb hab Ich den Geſtrengen meinen lieben beſondern Adam Trotten des Churf. zu Brandenburg Rath vnnd Hofmarſchalch als der neben andern von den Chur vnd Furſten in diſer handlung von Paſſaw hieher geſchickt iſt worden hiemit zu Eur Ku. Wirde abgefertigt. Der widet Eur Kun. wirde, im Fall der noth weitter der ſachen berichten, Auch die Verſehung thun helfen, auf das alle bemelte Verſchreibungen vnd verſicherungen vor deß alten lanndtgrafenn auslaſſung ſovil ſein erledigung betrifft E. Ku. wirde, vberanthwurtet vnd zuuor volzogen, Vnnd alßdan fortter mit dem Lanndtgrafen ſeiner Lieb nach Reinfelßen ziehenn, Wie Ich dann der vngezweifelten, Diennſtlichen zuverſicht bin Eur Ku. wirde werden Ir ſollichs nit zuentgegen, ſonnder Ine gnediglich hören, Vnnd Ime Trotten ſollichs zuelaſſen, damit der Alte Lanndtgraf, deſſto Paß von ſtadten gebracht, Vnnd dem auffgerichten Vertrag zu entgegen nicht wurde aufgezogen, noch gehindert . . . "

CXXXVII.

Rödelheim. 2. Auguſt 1552.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 372. — Orig.)

Durchlauchtigſte Großmechtige konigin gnedigſte Fraw E. Kö. W. Seindt vnſere vnderthenigſte geburlich dienſt zuvor gnedigſte koniginne, Nachdem der Durchl. Hochgeborner Furſt vnd her Her Heinrich des heilig. Rö. Reichs burggraue zu Meyßen ꝛc. vnſer gnediger Furſt vnd her, von der Rö. Zu Hungern Behem kö. Mt. Vnſerm Allergnedigſten hernn, anher gefertigt worden Bey den durchleuchtigſten auch durchleuchtigen Hochgebornen Furſten vnd Hern Hern Moritzen Hertzogen zu Sachſen Churf. ꝛc. vnd ſeiner Churf. G. einigungs verwandten Furſten zu behandlen das jr Chur vnd Furſtlichen gnadenn die von der Rö. kö. May. auch vnſerm gnſt. vnd g. hern den zur Handlung erforderten Churfurſten vnd Furſten zu Paſſaw behandelte Friedenshandlung allermaſſen wie die von der Rö. kay. M. vnſerm allergſt. hern bliebet vnndt ratificirt worden annehmen wolten vnndt dan hochgedachter vnſer gnediger her der burggraue zu Meyßen Solchs bey dem kriegs Chur vnd Furſten durch vleiſſig vnderhandlung erhalten wie E. Kö. Wurde das ferner auß ſeiner F. g. ſchreiben vernehmen werdt, Weyl aber die Churfſtl. geſandten anweſenden Furſten vnd der abweſenden Bottſchafter zu Paſſaw Verſammlung neben hochgedachtem vnſerm g. f. vnd hern dem Burggrauen Zu Meyßen zu beforderung des Fridens vnß auch anher abgefertigt, gelanget in nahmen vndt von wegen der hochermelten vnderhandleten Chur vnd Furſten vnnſern gſtr. vnd gn. hern Freundtlich vnd vor vnſer perſon vnder(de)nigſt bitt E. Ko. Wirde wolt an allen was Zu volnziehung des behandelten vnd allerſeits bewilligten vertragks nottwendig keinen mangell ſein laſſen, Damit der durchleuchtiger hochgeborner Furſt vnd her her Philips Landgraue zu Heſſen ꝛc. vnſer gnediger Her vff abgeredte Zeit gewißlich gen Reinfels komen vnd alſo das kriegsvolck, zu widderſtand des erbfeindes vnſeres kriſtlichen glaubens vnd nhamens den Turcken vmb ſo vil deſto eher hinab gen Hungern komen vnd die deutſche nation, In friedtlichen ſtandt vnd weſendt geſtellet werden moeg, das werden vnſer gn̄ſtn vnd gnedigen hern vmb E. Kö. W. Freundtlich So wollen wir deſſen vndertbenigſt zu verthienen gefliſſen ſein

Datum zu Rudelheim bej dem ſechiſchen vnd heßiſchen Leger vor Franckfurt am meyn Dienſtag den andern Monatstag Auguſtj Anno ꝛc. Lij

E. Kö. W.

Vndertheniġſte

Johann von Dienheim pfalziſcher Churfſtl.
Adam Brott Churfſtl. Brandenbg.
Sebaſtian notthafft Beyeriſch.
Wilhelm von newhoffen Cleviſcher
Jacob Citzwitz Pomeriſcher
Geſanten

(L. S.) (L. S.) (L. S.) (L. S.) (L. S.)

CXXXVIII.

Brüſſel. 8. Auguſt 1552. Die Königin Maria an Viglius.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 106. — Orig.)

Marie par la grace de dieu Royne douaigriere d hongrie
de Boheme etc. Regente

Treschier et bien aime. Pour Responce a voz lr̃s touchant la litiere, nous avons ordonne envoyer au Lantgrave lun des nr̃es, et pourra estre apres disner a malines, et les hacquenees nous le ferons envoyer ce soir a vilvoirde, Au surplus sera bon que tenez la main puisque le trouvez assez content, quil escripue au duc Mauris et son filz Ce que vous luy avez declaire et lunpossibilite que seroit destre a Rynfelt au Jour prefix, luy declairant aussy les termes de courtoisie, dont lon vse en son endroict, Vous advertissant que nous avons encoires ce matin Receu vne Rencharge du

seigneur de plau touchant le Jour auquel suyvant la conclusion prinse avec le duc Mauris ledict lantgrave debvroit estre delivre audict Rynfelt. Ausurplus vous Recommandons que les logis soyent faicts tant pour ledict Landgrave que pour sa garde. Escript a Bruxelles le viij^{e} daoust. 1552.

Maria (m. p.)

Houtsoechten m. p.

CXXXIX.

12. Auguſt 1552. Adam Trott an Viglius. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 440. — Orig.)

Mein allezeyt willyk vnd freuntljch Dynſt zuuor hochelerter vnd gebyttender Herr demnach Jr den Abſchryſt wyſt vnd die Herr vnd knechte forlangen haben zue wyſſen wer die Bryff

---

*) In Bezug auf Adam Trott's Geſchäft und die Verlegenheit, in welcher ſich die Königin befand, ſind folgende Briefauszüge von Intereſſe: 1) Der Kaiſer an Maria (Insbruck 8. Aug. 1552). „L'empereur envoie à la Reine copie de la lettre du Comte de Plau et de l'instruction avec laquelle il a depeché en consequence le S^{r} d'Andelot vers le Roi des Romains; il la charge de tacher d'amuser Adam Trot et autres qui sont allés vers elle pour solliciter la delivrance du landgrave, et de leur insinuer, qu'elle ne peut l'effectuer avant qu'elle sache si l'empereur a agréé le traité tel qu'il est couché, et qu'elle en ait reçu des ordres en consequence leur faisant cependant ésperer que l'empereur agréeant ledit accord et donnant sa ratification, elle ne manquerait pas de le relacher.“ (Brüſſl. St. Arch. Suppl. II. Bd. IV. fol. 128. verso.) — 2) Die Königin Maria an Karl V. (Brüſſel 10. Aug. 1552). „La Reine lui donne part de l'arrivée d'Adam Trot Maréchal de l'electeur de Brandenburg et de quelques autres lesquels lui ont declaré que le Duc Maurice et ses alliés avoient accepté l'accord selon le changement et resolution de l'empereur. Qu'ils lui avoient aussi offert les obligations dudit Landgrave, de ses fils et états, et des électeurs de Saxe, Brandenbourg et du Duc de Bavière

annehmen vnd die Erledigung Syner furſtljchen Gnaden thuen Solle

Haben mjr Sein furſtljch gnade befolen Euch Sjner gnaden gar geneygten vnd guten gnedigen wyllen antzuzeygen myt gnedigen bejeren Jr wollet helffen befordern Das der befelch

---

selon le contenu dudit traité, et l'avoient requise en même temps qu'en execution dudit traité elle fit delivrer ledit landgrave à Reynfelt, pour le 11. ou 12. du mois courant, que par là elle s'étoit trouvée très embarassée d'autant que l'empereur ne lui avoit donné d'ordre précis d'effectuer ladite delivrance. Que ceux du Conseil qu'elle avoit consultés à ce sujet avoient été de sentiment qu'elle ne pouvoit pas declarer de ne pas avoir l'ordre de S. M. à ce sujet, puisque par là elle auroit compromis le Roi des Romains et renouvellé les troubles, que d'ailleurs elle ne pouvoit suivant les lettres de l'empereur delivrer le landgrave, mais qu'elle devoit tacher de gagner du temps en attendant que l'empereur eut fait connaitre son intention. Qu'en consequence elle avoit declaré audit trot et adjoints qu'il étoit impossible de delivrer ledit landgrave au jour fixé et qu'il falloit à ce sujet faire redresser les obligations, que cependant elle feroit conduire ledit Landgrave à journées raisonnables vers le lieu où il devrait être délivré, que ledit trot et collegues en etant convenus, elle avoit ordonné au capitaine de la garde du landgr. de conduire celuici vers Maestricht sans cependant le delivrer. Qu'en conformité de ce ledit landgrave est parti de Malines le 8. et étoit venu visiter la Reine le 10. et lui avoit promis qu'en égard à l'impossibilité qu'il y avoit de le delivrer au jour désigné il ecriroit au Duc Maurice et à ses fils de ne pas rompre le traité à ce sujet, et d'envoier une nouvelle ratification pour le terme auquel il pourroit être délivré. Elle mande ensuite, qu'au moien des arrangemens qui ont été pris il se passera plusieurs jours avant que le landgr. arrive à Maestricht, mais comme, lorsqu'il y sera arrivé, elle n'aura plus d'excuse à alleguer pour retarder sa delivrance, à moins que de declarer qu'elle n'en a pas d'ordre de l'empereur, elle prie celuici de lui faire tenir sans retard sa resolution à ce sujet, et l'informe que le Comte de Reulx lui a mandé que les François paroissent se préparer à entrer en Artois et vouloir y entreprendre un siege." (Ebendaſ.)

forderljch kom wie den m. g. her an der kon. Mat. gar njcht Zwyffel traget.

Die wyl dan m. g. her Zue Euwer perſon Ejn beſonderm vertrawen tragt habn myr Syn furſtljch gnaden befolen bj Euch auch zue Erjnnern myt byt Jr wilt Euch Syner gnade noth vnd Elendt laſſen befolen Syn wie Jr beſſer Dan Jch Schryften zu thun wyßet das wellen Syn gnade Jn alwege Zue beſchulden nycht vnderlaſſen wie Jr myr vnd Ander dar vmb ſonndern befelych gebt

Jſt alſo myn hern beflißljch freuntlich vnd djnſtlich bytten Sie willen des beſte thuen willen wjr alle vmb die Königin vnd Auch E. g. wyllyk vnd vnderdinſtlich fordjnen Datum St. Drund *) den xij Auguſti ann. lij

Ewer gunſten
wylljger
Adam von tratten

CXI.

München. 16. Auguſt 1552. Kaiſer Karl V. an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 14. — Orig.)

Madame ma bonne seur. Vous aurez entendu par mes dernieres lettres les causes pour lesquelles Je ne mestoys voulu condescendre a ce que la delivrance du lantgrave se fait en vertu de ce que le conte de plau auoit traicte, et si aurez veu ce que sur ce poinct jen feitz entendre au Roy monseigneur notre frere par le sieur dandelost, copie de linstruction duquel vous a este envoyee. Par lequel ledict Sr Roy ma fait faire tresgrande Instance et escript plusieurs lettres de sa main, a ce que nonobstant l erreur questoit entrevenue tant pour penser ledict burgraue que vous eussies

---

*) St. Trond oder St. Truyen.

commission de moy de faire ladicte delivrance a sa Requisition et sur ses lettres, que aussi pour non avoir aux lettres quil mavoit escript coroige le Jour commil avoit en celles audict s^{r} Roy mectant le xij^{e} au lieu de ix^{e} que Je voulsisse condescendre a laccomplissement de la capitulation, disant plainement que a faulte de ce pour non avoir a present gens quil peut promptement mander en Hongrie contre les turcqs le tout se venoit a perdre, estant temeswart deja occupe par eulx, et lypa s abandonnee, me conjurant Jusques au boult sur austant que Je vouldrois eviter son entiere Ruyne et de ses enffans et le dommaige que la chrestiente Recevroit si a faulte de secours dudict duc Mauris les turcqs empetroient en ce coustel la. maiant oultre ce depesche ledict de plau, pour en personne me donner compte et Raison de tout ce quest passe, et pour avec plusgrande prolixite et multitude d argumens me Induire a vouloir Remedier a son extreme Ruyne, Ce veant et aussi que les princes estoient deja separez de passau, lesquelz se eussent peu Ressentir si sur forcompte seulement d aucuns Jours lon eust delaisse d accomplir la capitulation, et pour autres considerations Je me suis finalement condescendu a ladicte delivrance conforme a ce que Jay encharge audict conte de plau selon que Vous veroiz par la copie, Et achevant ledict burgraue avec ledict duc mauris sa negociation conforme audict escript, et Vous portant ou envoiant les Rattifications et obligations y mencionnees, Je vous prie que sans difficulte quelconque, vous faictes delivrer ledict Lantgraue le faisant passer si bon vous semble par ou Vous serez pour luy gaignie la volente puisque lon le delivre le plus tost que vous pourrez, et par bons et gratieux propoz telz que vous verrez convenir, vsant ausurplus avec luy des moiens que trouverez convenables, Et pour estre la presente a ceste seule fin, et laquelle ledict burgraue a desire porter avec soy pour la pouoir envoier dois bonne Vbert sans plus de Renvoy Icy, en cas quil acheve de saccorder selon le suadict escript avec ledict duc mauris et ne sachant quand celle arrivera, Je ne la feray plus longue, que de vous advertir Que noircarmes arriva Jeudy dernier a copenstayn, et que Je vois continuant mon chemin pour arriver ce Jourdhuy au plesir de dieu a munich, et peult estre

feray Je celluy d augsbourg, et espere de brief venir Respondre plus particulierement aux lettres apportees par ledict noircarmes. Atant madame ma bonne seur je prie le createur vous donner voz desirs,

De Munych ce xvj^{e} daoust 1552.

votre bon frere

Charles.

(m.p.)

CXLI.

Maaſtricht. 16. Auguſt 1552.

(Außen):

„Jnſtruction Adam Drotten ꝛc. an Konigin Maria Wñ.“

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 89. — Orig.)

„Jnſtruction mein Lantgraff philips vff adam drotten ꝛc. an die konygyn maria“ ꝛc.

Sol yrer konichliche Wn. mein vnderthenyge dinſt anſagen Es yſt heut der ebert bruch bey myr ankommen hat aber kein ſchrifftlych antwordt an mych bracht ſonder geſagt der preſydent hab ym geſagt er ſol hyn reiten die konigyn werde ein diener zu myr ſchycken vnd yres gemuts vorſtendygen doch darneben yn geſellygen redden ſych vornemen laſſen das reyffenberges hauffe Solte zu marckgraff albrecht Sych geſchlagen haben ꝛc.

Darauf hab ych ebart gefragt wie das ein geſtalt vnd nyt wenyg vngedoltig geweſen hat er myr geantwordt das mein ſon yn berycht das die knecht erſtlich dem korforſten zu ſarhſen ſych vorſprochen myt yn vngern zu ziehen welchs ſych auch niemandts anders vorſehen vber das aber ſey ein meuterey vnder ſie kommen das ſie yr eren vorgeſſen yren oberſten reyffenberch vnd den Leutnambt geſchlagen vnd gryffen Sey auch ein feuer yn yrem leger angangen daryn bys yn drye hundert perſonen vor=

brandt da ſeyn ſy gantʒ vnſynnyg worden auch meynen Son geſagt das er flyhen muſte vnd alſo dar von gezogen wieder meyns ſons willen vnd hat ſolchs nyt wenden mugen wie ſych mein ſon erbeut myt dem eidt das ware zu machen nu weys Got das myrs treulych leydt dieweyl ych auch nycht zweiffel mein ſon an dem vnſchuldych

Nach dem auch der vertrag vormag das nach aller moglychheyt vnd keyn geſeerde gebraucht ſol werden vnd dan dyſſe dinge von den erloſen leuten alſo vorgenommen So hoffe ych die konnychlyche m̃at werde mein ſon entſchuldiget halten

Vnd das die kaỹ. M̃t. vnd yre k̃o. W̃n. Sehen mogen das ych gantʒ vnſchuldych an dem was durch die erloſſen buben gehandelt vnd das mein gemuet ſtehet den vortrag genug zu thun vnd vber des yrer kaỹ. W̃n. vnd k̃onj. M̃t. vnderthenychlych zu dienen ſo wil ych mych erbotten habben ſo balt ych ghen reinfels kome yn einer zeyt die myr yre k̃o. M̃t. anſetʒen werden ein tauſent pferde der k̃ayl. M̂t oder yrer k̃o. M̂t. zuſchycken vnd die vff drey mant myt meynem gelde zu vorſolden.

Die weyl ych nu alles was yre k̃o. W̃n. von myr begert vorſchryben auch bey meinem ſon auſbracht auch noch alls das ych ynhaldts des vortrags verpflycht willig zu leiſten vnd vber das obgemelt erbietten yn vnderthenicheyt thue, byt ewer k̃o. W̃n. wol mych armen forſten lenger nycht vffhalten das wil ych die zeyt meins lebens vordienen der almechtig Got wol ewer k̃o. W̃n. lange fryſten.

Dat. Maſtrich den 16. Auguſti anno d̃mj 1552.

ewer ko. Wn.
vnderthenyger vnd
wyllyger

Philips L. Z. Heſſen
(m. p.)

(L. S.)

CXLII.

Brüſſel. 16. Auguſt 1552. Der Königin Maria „Inſtruction vnnd Bevelch, was in vnnſerm namen vnnd von vnſeretwegen, vnnſer lieber beſonnder Criſtoff Pyramius, Rö. Kay. Mt. Secretarius, dem hochgebornen furſten vnnſerm freundtlichen lieben Oheim, Herrn Philipſen Landtgrafen zu Heſſen ꝛc. antzaigen ſoll.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIII. fol. 122–125. — Conc.)

(Im Druck mitgetheilt durch v. Rommel [Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde. III. Bd. 1. Heft.] jedoch mit dem abweichenden Datum vom 22. Auguſt.)

CXLIII.

Maaſtricht. 18. Auguſt 1552. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Landgraf Wilhelm.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 103. Cop. von der Hand des Präſidenten Viglius.)

Lieber Son Ich beſörg das ſich mein ankomen verzicht, dein Lieb mocht beſchwerlich gedanken haben Nun will ich deiner lieb nit verhalten das etlich dinge noch weyters mußte ſich bei der kay. Mt. befelch erhollet werden das man alle ſtundt andtwordt wartet dornach ſol ich nit lenger vſſgehalten werden, bit dich wolleſt gedultig ſein Vnd inn alwegen dich dem vertrag gemeß halten

Das Reiſſenbergs Knecht zu Marggraff Albrecht gezogen iſt Ko. Mt. verdrieſlich vnd ſint etliche die dich oder die Dejnen darzu verdenken war nit wol vor mich gehandelt Soe ir daran ſchuldig als ich nit hoff wirdeſt die warheit zu deiner vnſchuldt anzeigen. Ich hab ſo vil ich von Ebert von Broche verſtanden, Dich entſchuldigt

Es wirdt geſagt das deyn reitter bis uff Koblentz vnd Andernach ſtreiffen ſollen welches gantz zu meiner erledigung nit forderlich iſt, wolleſt ſolchs vorhindern vnd abſchaffen

So baldt ich werde horen die ſtundt wan Ich ziehen worden, berichtet, will ich dein lieb zu erkennen geben. Sei Got befolen. Dat. Maſtrich den 18. Auguſti a° dm. xv^{c}L2

An meyn Son Landtgraff Wilhelm
zu eygner Hand

CXLIV.

19. Auguſt 1552. Kurfürſt Moritz und Landgraf Wilhelm.

(Brüſſl. St. Arch. doc. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. IV. fol. 405. Orig. auf Pergament mit Siegeln.)

Von Gottes gnaden Wir Moritz Hertzog zu Sachſenn des hailigen Romiſchen Reichs Ertzmarſchalch vnnd Churfurſt, Landgraue in Duringen Marggraue zu Meiſſenn ꝛc. Vnd von denſelben gnaden wir Wilhelm Landgraue zu Heſſenn Graue zu Catzenelnboge, Dietz, Ziegenhain vnnd Nidda Bekennen hiermit offentlich vor vns vnnſere Ainigungsverwandten vnd ſonſſt menniglich Wiewol der Vertrag welchenn die Romiſche Kon̄. M. vnnſer allergnedigſter Herr auch andere Stende des hailigen Reichs zwiſchenn der Romiſchenn Kayſerlichenn Majeſtat vnnſerem auch allergnedigſtenn Herrn vnnd darnach vns vnd vnnſern Ainigungsverwandten zu Paſſaw abgehandelt vnnd volgendt auffgerichtet vnnd volntzogenn werdenn vermag vnnd in ſich heldet, Das der hochgeborne Furſſt vnnſer Vreundtlicher lieber Vather, Vetter vnd Geuatter Herr Philips Landgraue zu Heſſenn ꝛc. vf den Ailfften oder zwolfftenn tag diß Monats Auguſti ſeiner Liebdenn Cuſtodien one entgelt gentzlich ſollenn erledigt vnnd in derſelbenn ſichere gewarſamb gegen Reinfels auff freien fues widerumb geſtellt werdenn nach vernewem Inhalt deſſelbtenn ꝛc. Vnnd aber dieſelb Seiner Lieb erledigung vnnd widerſtellung aus einem Vnuorſehenlichem Vorgeuallenen mißverſtand vorzogenn, Vnd biß auf den andern tag des Monats Septembris negſtkunfftig (do ſie dan. gewiß Volgenn vnnd geſcheeen ſoll) verſchoben wordenn, Das wir Vngeachtet ſolchs vorgefallenenn Mißuerſtands vnnd daraus ervolgtenn Verzugs (ſo verne gemelter vnnſer Vather vnnd vetter Landgraue Philips ꝛc. noch auff itztbenanten andern tag Septembris entlich vnnd gewiß erledigt vnnd gegen Reinfels wie zuuoran vermog des vertrags hette geſcheenn ſollenn, geſtellet wurdet,) denn obberuerten Paſſauwiſchen vertrag nichts deſſtoweniger halten vnnd demſelben gebuhrliche volge thun wollen, Als ob S. L. auff zuuoran Im Vertrage beſtimbte tag Zeiten wie von Vns dem Churfurſten zu Sachſenn vnd Burggrauenn Von Meiſſenn erſtlich abgehandelt wordenn, erledigt were, Das wir auch diß zu kainem Behelff antziehen noch brauchen wöllenn, Dann es ſoll die ſache deßhalbenn kainen andern verſtandt noch weniger krafft oder wurckung haben. Wir Landgraue Wilhelm wollen auch Graue Reinhardten vonn Solms ſeiner gefengnus auf obbemelten Andern tagk Septemb. do vnnſer herr Vather gegenn Reinfels geſtellet gegenn gebührlicher Vorſicherung ſeiner gefengknus widerumb loß vnd ledig laſſen Sonder Argeliſt vnd geuherde. Zu Vrkundt mit vnſerm Anhangenden Secreten beſigelt Gebenn denn Neunzehendenn tag Auguſti Tauſent Funffhundert vnnd Im Zwey vnnd Funftzigſten Jaren

M. Churfurſt
m. pp. s.

Wilhelm L Z Heſſen

CXLV.

Maaſtricht. 19. Auguſt 1552. Landgraf Philipp an den Kaiſer. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 316. — Cop.)

Allerdurchleuchtigiſter Grosmechtigiſter, vnuberwundtlichiſter Khaiſer, allergenadigiſter Herr, mein vnnderthanige vnnd wil-

---

*) Der Landgraf übergab dieſes Schreiben mit folgendem Briefe der König Maria:

„Durchleuchtigiſte Khunigin, genedigiſte fraw, es hat mir der Adam Trott diſen abendt ſpat geſagt, wie daz ewer Kn. Mt.

lige ſchuldige diennſt, ſeind ewer Kay. Mt. in aller vnderthanigkheit zuvoran, allergenadigiſter Herr

Es haben Adam Trott, Marggrafiſcher Marſchalckh, auch andere meine diener, aus Zulaſſung der Khunigin Maria ꝛc. ewer Kay. M. ſchweſſter mir zubracht ein Coppia des vertrags den Ro. Ku. Mt. auch Churfurſten vnd Furſten, zwiſchen ewer Kay. Mt. auch Hertzog Moritzen vnd andern ſeinen verwandten verhanndelt, ſambt ainer ſchrifft des furſten von Blawen, auch die Coppei ewer Kay. Mt. ꝛc. Ratification mir verleſen, daraus ervolgt, daz ich zu Mechel abgefuert, zu Bruſſel bei der Khunigin Maria mein vnnderthanige bit gethan, ir Ku. Mt. genadigiſt beger vnnd gemuet vernomen, auch irer Ku. Mt. ain verſchreibung vbergeben, auch auf irer Ku. Mt. beger bei meinem Son erhalten, daz er ſich fur ſein Perſon verſchriben ob ich wol auf den zwelfften tag Auguſti nit gen Rheinfels gelifert, daz er den vertrag doch in allen Puncten halten welle, Auch ſich verpflichten in viertzehenn tagen vngeuerlich bei hertzog Moritzen Churfurſten zu erhalten ſo ich gen Rheinfels gelifert, ſich auch zu verpflichten den vertrag threulich zu halten. Hat alſo die Khunigin verſchafft, Das ich bis hirheer gen Maſtricht gefuert.

Wie ich nun hieheer khomen vnnd verhofft nach inhalt des vertrags gen Rheinfels gelifert zu werden, vnd nun bis in Siben tage aufgehalten, Ich hab nit vnnderlaſßen bei der Ku. M. aufs vleiſſigiſt vnd vnnderthanigiſt antzuhalten, mein erledigung zu befurdern.

---

vor guet anſehe, daz ich der Key. Mt ꝛc. ſelbſt auch ſchribe vnnd die erbitten ꝛc. thete. Wie wol ichs allerlei bedenckhen hette Key. Mt. zuſchreiben dan mir hieuor alle mein ſchreiben von etlichen zum vbelſten außgelegt ſein ſollen, Auch darnach vil andern getzaigt ſein ſollen, wie man ſagt mir nit zu beſten aber des vnangeſehen auf daz vnnderthenig verthrawen daz ich zu ewer Ku. Mt. trage hab ichs gemacht vnd ſchreib hieneben an die Kay. Mt. ꝛc, daz welle ewer Ku. M. ꝛc. beſehen, vnnd ob irer Ku. Mt. darin etwas misfille nit verargen laſſen, ſo wil ichs endern. Bevilch mich in aller vnnderthenigkheit ewer Ku. Mt. Datum Maſtricht den 19. Auguſti Anno dmni. 52. Philips L Z Heſſen (Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 314. — Cop.)

Es hat aber die durchleuchtige Khunigin etlich beſchwerung furgewandt Marggraf Albrechten halber verſicherheit des weges, desgleichen annder mehr vrſachen, auch daz ſonnderlich die knecht die Reiffenberg vnnder ihm gehabt, ſollen zu Marggraff Albrechten getzogen ſein ꝛc. darauff ich nit hab vnnderlaſſen ainen mainer Diener Ebert von Bruckhe gefragt, wie es doch darumb ain geſtalt vnd nit wenig vngedultig geweſen, darauf er mir geandtwurdt daz mein Sohn ihm bericht daz diſe Knecht dem Churfurſten von Sachſen ſich verſprochen mit ihm in Vngern zu ziehen, vnnd mein Sohn dem Churfurſten zu der Behuef, Geldt furgeſtreckht, welchs ſich auch niemandts anderſt vorſechen vber daz aber ain meutterei vnnder ſy khomen das ſy irer ehren vergeſſen, iren Oberſten Reiffenberg vnd den Leuttenandt geſchlagen vnd griffen, ſey auch ain feuer in irem leger ankhomen, Darin etlich vil perſonen verbrandt Da ſollen ſy gauntz vnſinnig worden ſein, auch mein Sohn gejagt daz er fliehen mueſſen, vnnd ſeind alſo dauon getzogen, wider meins Sohns willen, vnd hett ſolchs nit weren mogen, wie ſich mein Sohn das erbietet mit dem aidt wahr zu machen.

Nun wais gott daz mir ſolches treulich laidt, vnnd ich nit annderſt wais daz mein Sohn an dem vnſchuldig vnnd nach aller moglicheit ſolchs furkhumen vnnd darinnen khain geferde gebrauche.

Wie mir dan daz mehrern glauben macht daz die meinen mich glaublich bericht daz mein Sohn alle vnderthanen vom Adl meins Lanndts abgefordert von Marggraf Albrechten habe, die auch den mehrſten thail abgeritten ſein.

Auf daz aber ewer Kaỹ. M̆. mein vnſchuldt gewißlich erkhennen khonne daz mir ſolcher erloſen bueben furnemen nit gefallet, vnnd daz mein vnnderthanigiſt gemuet ſtehet dem vertrag gnueg zu thuen, vnnd vber daz ewer Kay. Mt. vnnderthaniglich zu dienen, vnnd nit hohers dan ewer Kay. Mt. gnade als ains genadigiſten Khaiſers begere. Wil ich mich vnderthanigiſt erbotten haben, ſobaldt ich gen Rheinfels oder in annder ſichere gewarſamb von ewer Kay. M. allergenadigiſt ledig gelaſſen werde, Daz ich in moglicher Zeit die mir ew. Kay. M. anſetzen wierdt, ainthauſſendt pherdt guetter Reutter, ewer Kay. Mt. oder der Khunigin Maria wie daz ewer Kay. Mt. gefellig zuſchickhen, vnd drei monadt in meiner Beſoldung ſambt dem antzueg vnd abtzueg vnndterhalten

Vnnd ob ewer Kay. Mt. daran ainichen Zweiſl hette daz ich ſolches nit laiſten (als doch ewer Kay. Mt. mir gewiß glauben ſollen) ſo erbiete ich mich meinen Sohn Ludewig der do der annder iſt meiner Sohne, in Khunlain Maria verwarung ſo lanng zu ſtellen, bis daz ich die ainthauſendt Reutter ſambt irer Beſoldung, ewer Kay. M. zugeſchickht.

Auch die verſchreibungen die ich bei denen Churfurſten, Sachſſen vnnd Brandenburg, auch dem Hertzogen von Zwaybruckh außbringen ſoll, Deſſgleichen meiner Landtſchafft, ewer Kay. M. oder iren beuelchhabern geliſert daz alßdan auch mir mein Sohn wider zugeſtellt werde.

Bit aufs aller vnderthenigiſt, ewer kay. M. welle mein vnnderthanigiſt gemuet vnnd erbieten mit gnaden anſehen, der Khunigin Maria ꝛc. auch diſem Haubtmann beuelchen, mich genadigiſt ledig diſer langen geſencknus zulaſſen. Daz wil die Zeit meines lebens in vnndterthanigkheit verdienen, bitt ewer Kay. M. welle mich armen kranckhen Furſten in genadigiſtem beuelch haben. Datum Maſtricht den 19. Auguſti Anno dni. ꝛc. 52ten

subscriptum: Ewer Kay. Mt. vnnderthaniger williger vnnd
ſchuldiger furſt, **Philips L Z** heſſen &c.

Dem allerdurchleuchtigiſten großmechtigiſten vnuberwindtlichiſten Khaiſer Carolo dem Funfften, meinem allergenadigiſten Herrn, zu ſeiner Kay. M. aigen ſelbſt hennden.

CXLVI.

Donauwörth. 20. Auguſt 1552. Heinrich Burggraf von Meiſſen an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. rel. Suppl. I. Bd. VII. fol. 336. — Orig.)

Durchleuchtigiſte ꝛc.

Nachdem auf den angenombenen Vertrag fur Franckfurt Belangende die vorſteende Kriegshanndlung, mit Meinem freundtlichen lieben Ohaimb vnd Schwager dem Churfurſten Zu

Sachſen ꝛc. Vnd ſeiner lieb mituerwanten, ein mißuerſtand furgefallen, dordurch meines auch freuntlichen lieben Ohaim vnd Schwagers Landtgraf Philipſen zu Heſſen erledigung vnd einſtellung gegen Reinfelß auf den domals abgeredten Ailfften oder Zwölfften tag dißs Monats nit beſchehen. Wie Eur Ku. wurde ſonder Zweifels Alberait ſollichs alles von der Rom. Kay. M. ꝛc. berichtet vnnd vernomben werden haben, Als gib Ich E. Ku. W. gehorſamlich zuerkhennen, das mich diſer vrſachen halber die Ro. Ku. M. ꝛc. zu Irer Kay. M. nach meiner ankhunfft gegen Paſſaw abgefertigt, damit Ich Irer Kay. M. von der ſachen grundtlichen bericht vnderthenigiſt thun ſolte, Auch ſovil handlen, das dem Vertrag nachgeſetzt vnnd volge beſchehe Darauf ſich dann Ir Kay. M. von wegen der Kun. M. Bruederlich vnd freundtlich mit gnaden in der ſachen erzaigt, vnd mir aufferlegt, Vermug meines von Irer Kay. M. habenden Bevelchs, das ich mich zu gedachtem Churfurſten verfuegen vnd ſeiner Lieb, der Kay. M. gemuet, betreffend den Vertrag vnd des Landgrafen erledigung antzaigen ſolte. Welliches von mir beſchehen. Darauf iſt erfolgt daß der Churfurſt vor ſich vnd ſeiner Lieb mitverwandten, Vnangeſehen das der Alt Landtgraf auf den XI oder XII Jetzigs Monats gegen Reinfels auf freyen fues nit geſtelt, furter den vertrag zu halten vnd nachzekhomben, angenomben vnd bewilligt, Wie auch ſeiner Lieb Innſiegel, das er Jetzt nicht alhie gehabt nach Verfertigung Landtgraf Wilhelms, ſo der Ku. M. Verordenter diener, ſeiner lieb zuebringen wirdet, zubeſigln. Wie dann ſein lieb auch darauf der Kay. M. Ratification ſo Ir Kay. M. mir zugeſtellt, empfangen, dergleichen bewilligt vnd zugeſagt das dſ vernewerung der verſchreibung, wie mir das ein Artickel, wellichen Eur K. Wirde beiligend befinden werden, Aus der Kay. M. Canntzlei, ſo wie der vorigen obgeredten Copj geſtelt vnd Inſeriert werden ſolle, von dem alten Landtgrafen dergleichen Seiner Lieb Söne vnnd Landtſchafft vernewert vnd gefertigt. Vnd Eu. Ku. Wurden oder derſelben verordenten Räten Vor erledigung des Landtgrafen neben ſeiner Lieb des Churfurſten ſelbſt verſchreibung das ſein Lieb vor ſich ſelbſt, Auch den Churfurſten zu Brandenburg vnd Pfaltzgraf Wolfgang Ire verſchreibung mit ſollichen Artickl, auch wider vernewern, vnd der Kay. M. in anderthalben monaten dortzue auch ein verſchreibung von dem Churfurſten, ſeiner Lieb vnd Landtgraf Wilhelmen, DorJnnen ſich baide Jre liebden von wegen Jr vnd Jrer mitverwandten verſchreiben, das ſy den vertrag furthalten wollen, Vnd des alten Landtgrafen nit einſtellung auf verſchinen XI oder XII zukhainem behelf nemben wellen, vberanthwurten ſollen. Welliches Jch das dergleichen verſchreibung vernewert gefertigt, vnd Eur Ku. Wirde vor erledigung des Landtgrafen wie gedacht, Auch der Kay. M. in dem Anderhalben Monat zugeſtelt ſolle werden, Von Jrer Kay. M. lauttern bevelch gehabt, Vnnd auf ſolliche bewilligung vnd annembung des Churfurſten, iſt verner auf der Kay. M. gnedigſte Zuelaſſung zwiſchen ſeiner lieb vnd mir, entlich verglichen vnd beſchloßen, das der alt Landtgraf Philips auf den andern tag negſtkhunfftigen Monats Septembris gegen Reinfels auf freyen fueß vermug des Vertrags, Jn allermaß zuvor auf den xi oder xij ſolte beſchehen ſein, geſtelt werden ſolle.

Vnnd auf den Fall, das ſolliches wie obgedacht von dem Churfurſten bewilligt vnnd angenomben, auch von ſeiner lieb vnd dem alten vnd jungen landtgrafen, Auch Jrer Liebden Lanndſchafft volnzogen vnd gefertigt, Vnd Eur. ku. W. wie obgemelt zuvor vbergeben wurde, So haben dj kay. M. mir verner bevolhen, das Jch E. Ku. Wirde beyligendes ſchreiben von Jrer Kay. M. an E. Ku. Wirde lauttend ſolle zueſchickhen, vnnd doneben E. Ku. wirde von diſer hieygen gepflognen handlung vnd vergleichung gehorſamblich ſolle berichten, dann der Kay. M. ſchreiben ſolle vermögen, Wo die Vergleichung mit dem Churfurſten, Allermaßen wie obgedacht beſchehn Vnd ſolliches E. Ku. wirde von mir zugeſchrieben, vnd der tag Wann dj einſtellung des Alten Lanndtgrafen ſein ſolle, nambhafft machen wurde, das Eur Ku. wirden den offtgedachten Landtgrafen, Aus ſeiner lieb Cuſtodien, gegen Reinfels auf freyen fueß wie der Vertrag vermag (doch gegen ſeiner lieb volnziehung die zuvor beſchehen ſolle) ſtellen laſſen, Darumb werden ſich E. Ku. wirde auf der Kay. M. gnedigſten vnd entlichen bewilligung vnnd zuelaſſung wiſſen zuerzaigen, damit dem Vertrag nicht zuentgegen, der Lanndtgraf in ſeiner lieb Cuſtodien lenger aufgehalten wurde, dordurch der Ro. Ku. M. vnnd den Chur vnnd furſten, ſo in der ſachen vnderhanndler geweſen, nichts nachthailigs erfolgte, dann der Churfurſt ſein lieb vertrawet hier Innen der Kay. vnnd Khu. M. vnd den Chur vnnd Furſten, Vnnd verruckht heut dato von hinnen, Wie ſein lieb dann auch der Ku. M. die Phlicht allrait gethan, Irer M. mit ſeiner lieb Kriegsvolckh in Hungern Zudienen, die dann morgen oder vbermorgen alhie aufs Waſſer ſitzen, vnnd hinab Ziehen werden, dann der Turckh hauſt nit wol yn Hungern vnnd Sibenburgen. So zweifelt mir auch nicht, der Junge Lanndtgraf werde ſeiner lieb Kriegsvolckh vor der Zeit auch abziehenn laſſen, das habe ich Eur Ku. wirde als der derſelben Jeder Zeit zudienen willig gehorſambiſt vnangetzaigt nit laſſen ſollen Vnnd thue mich hiermit Eur Ku. wirden zu gnaden beuelhen Dat. in eil Tonawerd den Zweyinzigſten tag des Monats Auguſti. Anno Im Zway vnd ſunffzigiſten

Eur Ku. Wirde

gehorſamber
Diener

Heinrich Burgraff tzu
meiſſen (m.p.)

CXLVII.

Maaſtricht. 22. Auguſt 1552. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 92. — Orig.)

Durchleuchtygeſtę groſmechtygeſte konygyn gnedigeſte Frawe ych vorhoff das nu mher ewer konn. W. von der kay. Mt. genugſame reſolutio bekommen mych gnedigſt ledyg zu geben byt ewer kon. Wn. auffs vnderthenigeſte mych lenger nycht vff zu halten

Sonderlych vff mein erbietten der Dauſent pferdt vnd reutter halben auch das ych mein ſon yn ewer kon̄. Wn. vorwarung ſtellen wylle nyt vorziehen dan ſo baldt ewer kon̄. Wn. mych yn mein gewarſam ſtellen wollen ſo wſl ych ewer kon̄. Wn. dye vorſchreſbung Der ein tauſent pferde auff moglyche zeit wie myr die ewer kon̄. Wn. ſetzen wirdet auch meinen ſon lodwych an das ordt da mych ewer kon̄. Wn. hin vorſchaffen yn ewer kon̄. Wn. vorwarung lyffern laſſen So lange bys ych die ein tauſend pferde ſambt yrer beſoldung ewer kon̄. Wn. oder der kay. Mt. zu geſchyckt vnd die vorſchreybung die ych bey den korforſten ſarchſen vnd Brandenburch Hertzogen von zweybrucken vnd meyner Lantſchafft auffbringen ſol ewer kon̄. Wn. vberlyffern laſſen das als dan mein ſon myr wider zugeſteldt werde bytt ewer kon̄. Wn. wol mych nyt vffhalten laſſen

Ob ſychs zutruge (als ych doch nycht weys) das mych ewer kon̄. Wn. ken reynfels nit liebern myt ſtatten konte ſo wolle mych ewer kon̄. Wn. yns Landt zu Gulych oder ſtyfft Collen bryngen laſſen an den ordt mein ſon auch gebracht werden Soll dawyl ych ob Got wyl ſo weydt wol von Markgraff Albrechten reyten das ych wol ſycher yn mein landt kommen wyl allein das myr ewer kon̄. Wn. einen zugebe myt Eynem offenem bryffe dar ewer kon̄. Wn. vor ſych vnd von wegen kay. Mt. Gnedygeſt begern vnd befelen mych paſſyren zu laſſen.

Ich ſchreybe meynem ſon wie ewer kon̄. Wn. hier yn zu ſehen haben das mych vor notwendig anſihet zu dyſſem meynen erbietten So ewer kon̄. Wn. gefellet wol myrs forderlich wider ſchycken auffs eyllendts ſambt einem offen bryffe das man zeiger dyſſes ewer kon̄. Wn. bryffes paſſiren laſſen wolle

Befelch mych ewer kon̄. W. yn aller vnderthenicheſt byt gnedygeſte Antwordt mych lenger nycht vff zu halten Datum Maſtrycht den 22 Auguſti anno dmnj. 1552

Byt In aller vnderthenikeit e. k. W. gnedigeſt forderlich andtwordt

ewer Ko. W.
vnderthenjger
vnd williger

Philips L Z Heſſen
(m. p.)

CXLVIII.

23. Auguſt 1552. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 336. — Cop.)

Lieber Sohn nachdem ſich irrunge im Vertrag des Reiffenberger Knecht ꝛc. unnd annders halb zugetragen So bin ich bewegt worden, ain erbieten der Khunigin Maria meiner gnedigſten frauen zu thuen, dergeſtalt das ich der Khunigin in moglicher Zeit, ſo baldt ich gen Rheinfels oder in annder mein gewarſamb geſtelt, ainthauſendt Pherdt vnnd Reutter, drei monadt auf mein beſoldung zuſchickhen wolte

Auch mein Sohn Ludewigen, in irer Ku. M. verwarung ſo lannge ſtellen, bis ich die Reutter ſambt irer beſoldung irer Kun. Mt. zugeſchickht, Auch die verſchreibungen die ich mich zu Bruſſel, inhalt des Baſſawiſchen vertrags bei den zwaien Churfurſten, Sachſſen vnnd Brandenburg vnnd Hertzog von Zweybruckhen, deßgleichen meiner landtſchafft außzubringen verpflicht, irer Ku. Mt. zugeſtelt, alßdan ſol mir mein Sohn wider zugeſtelt werden

Hierauf iſt mein freundtlich bitt, gehaiß vnnd beuelch, wolleſt ain thauſendt guetter Reutter noch ſechtzehen tage in der hanndt behalten auf meinen Coſten, es khoſte was es welle, So diß erbieten von mir angenomen, ich deſto eher daz laiſten mocht daz ich verſprochen

Auch in alwege meinen Sohn Ludewigen zu Rheinfels laſſen, oder ſo er hinweg, wider dahin bringen laſſen auf daz er ſo lanng geiſſel fur mich ſtehen ſolle bis daz die Reutter vnnd obgemelte verſchreibung, der Khunigin gelifert, welches vber acht oder zehen wochen nit weren ſoll

Zweifel nit dein liebe vnnd mein Sohn Ludewig werden ſich hierin nit beſchweren, in anſehung daz ich vmb ewerntwillen funff Jar vnnd zwen monadt geſeſſen, vnnd mein erledigung furdern vnd nit aufhalten

Hette dein Lieb mit Reiffenbergs Hauſſen ſich beſſer fürgeſehen, auch an die Khenigin vnnd diſen Haubtmgn von Key. Mt. geheiſſe, Brief erlangt, daz ich gen Rheinfels gelifert ſolt werden, oder in aines furſten oder ſtadt haundt geſtelt, werre nit von nott diſes erbieten zuthuen geweſen

Bit beſchließlich, wolleſt thuen wie ain threuer Sohn, wie ich deiner lieb genntzlich zuglaube vnnd diſer meiner beger volge thuen

Ob es ſach were daz der Reutter ain thail beurlaubet, ſo wolleſt von ſtundt an etlichen wardtgeldt geben laſſen daz ich zu den thauſendt Pherden deſto eher khomen moge vnnd glauben halten, vnnd daran nichts ſparen ob dein Lieb meiner . . . *) ains oder zwai verſetzen ſoldte

Es hat mir der Criſtoffel haller Zwaithauſendt thaler gelihen, in monadts friſt in der Stat Collen Georgen Herlein zu betzalen, dieweil der monadt nun baldt verfloſſen, welleſt mein glauben zu erhalten, ihm ſolche zwaithauſendt thaler zu Collen aufs eillendts dem Georg Herlein betzalen laſſen, vnnd mein verſchreibung empfahen.

Es haben die Bömel von Augſpurg mir gelihen Zwaithauſendt gulden zu funftzehen Patzen den gulden gerechnet, die man in dem letſten Septembris haben ſoll, wo nun ain franckhfurdter meß wurde, welle dein Lieb es ihnen da geben laſſen, Wo aber nit, ſollen ihnen ſolche zwaythauſend gulden zu Nurmberg bei Vlrich Hackh betzalen, vnnd in ſeinem abweſen, Carlen Kontzenberg oder welcher von den Bömeln da iſt, welleſt ſolch 2000 Gulden zu 15 Patzen zalen laſſen vnnd meine verſchreibung emphahen meinen glauben zu erhalten

Diß alles wolt ich deiner Lieben ſchreiben, verſihe mich, dein liebe werde mein erledigung befordern, vnnd in diſem allen wie ain threuer Sohn thuen, bin zimblich geſundt der Herre geb fort ahn. Dem ſei beuolhen Datum den 23 Au-

---

*) Das Wort (wahrſcheinlich: Häuſer) fehlt in der Abſchrift.

guſti Anno dñi 1552 beger deiner Lieb furderliche vngewaigerte anndtwurdt.

subscriptum

Philips L Z Heſſen &c.

An mein lieben Sohn Landtgraff
Wilhelm zu aigen hannden

CXLIX.

Bilſen. *) **24. Auguſt 1552. Landgraf Philipp an die Königin Maria.**

(Brüſſ. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 90. — Orig. ganz von Philipps eigener Hand geſchrieben.)

Durchleuchtjgeſte Konjgſin ꝛc. Gnedjgeſte Frawe es Hat mjr geſtern adam drotten nach der Lenge angetzejgt was e. Ko͠. W͠n. ym bepholen wye woll ych noch yn klejne Hoffnung So Sorge jch mych doch vffs Höchſt aus allen vmbſtenden das meyn gefencnys noch keyn ende Hoff aber doch keyſer. M͠t. vnd ewer ko͠. W͠. werden anſehen meyn trewen fleys den ich gethan (vff ew. ko. W͠n zu Laſſen) myt ſchreyben vnd zu entbjethen bey H. morjtſen korforſten vnd meynen Son das dyſſe Sache zu vortrag bracht vnd one das der verſamblete Hauſſe nyt gedrent were worden vnd byd gnedigſt kegen mjr ertzejgen.

Ich habb Hoffnung gehabt das ych erledyget Soldt werden habb dar vmb alle geduldt geljtten woldt auch von nach volgenden djnge͠n geſwygen habben dye weyl ych aber vffs Hochſt Sorge das ych noch lenger yn der gefengnys bleyben müſſe vnd mjr das waſſer yn mundt gehet kann vnd mag jch nyt vnderlaſſen ewer ko͠. W͠n. anzuzejgen wye myrs dje tſejt dje weyl djſſer Heubtman als vngeferljch tzehen monat mych yn

---

*) Nicht weit von Maaſtricht.

Sejner gewaldt gehabt vnnd noch vff diſſen keyn auffhalten yſt vyrgangen mit vnderthenygeſte byt wye nach volgt

erſtljch wye er ken mechel komen hat er da jch Seyn Capelan nyt woldt zu laſſen das er das geldt vor dje armen gebe von ſtundt an abgeſchafft das Jch den Armen nyt zum fenſter aus geldt geben Soldte wjlchs jch doch bey den forjgen Heubtleuten gethan vnd ob geSagt worden Jch hett Bryffe zum fenſter aus gewurffen oder empfangen So ſchreybe ych hyr myt jn eydt ſtatt vnd bey meyner Selen Selykeyt das ych Solchs nyhe gethan noch brjffe entphangen

Dar noch hat er eyn fenſter jn dje kamer laſſen machen da habben alweg Seyne vorhvether geſtanden ym vjl vnwarheyt geſagt myr vnd andern vnſcholdjglich vyll vnwjllens gemacht

Dar nach hat er eynen Seyner djener Mychel zugerjcht der mych auff geforchſſet geldt von mjr entpfangen eydt gethan vnd ym alle was ych jm vertrawet offenbaret

Dar nach da der arme padjljus gefangen mjr zu ſpot den vor meyner Herberg dorch ſpyſſe ſagen laſſen vnd So doch etljche wochen dje fenſter vorſloſſen myr Sagen laſſen dje fenſter geoffnet Jch Soldt hyn naws Sechen Jchs wolde aber nyt thun dyſſe obgemelte djng mocht er vorandtwordten er hat Sye Seyns amptes halben gethan habs Sye alleyn zum anfang angezejgt

Jn dem als ych eyn mall wyder der Lantſknecht eynen Sagt het dyr der Padjljus glaubt der Sagt er were yn groſſen verdacht were er nyt gefangen da kam Seyn veldt weybel vnd Sagt ych redete vyl myt den Landtsknecheen wo ychs mer dette wjldt er mjch jn dye eyſſen slagen Jch andtwordt thues

Nach dem hat er mych manych mal zum ſpyll angereyzt wjlchs ych auch yn Hoffenung Sejn Hertykeyt zu brechen mjt ym gethan vnd ob vyrthalb golden von mjr gewonnen, eyn mall aber da ych dycken dooken ym brete myt ym ſpyllet vnd er myr abgewan vnd es eyn mal vorſach das er den groſten gewyn nyt habb Sondern den kleyneſten er woldt gewonnen habben vnd ych Sagt yr kondtes nyt gewynnen, woldt jr myt gewaldt Spyllen yſt myr nyt gelegen Lyff er auß der kamer vnd Sagt zweymal du muſt jn der kamer ſterben

Wie er vnd eyn anderer myt myr geſpylt da Sje Sageten wyeder eyn ander es gyldt djr nyt vnd dem nach das geldt teyleten Manych mal kan ich woll antzejgen habb des ſpyl da njchts den rechen pfennjg waren woll . . . hundert golden verloren.

Am letzten ſpylt er eyn mal oder etlyche myt mjr drey Hundert vnd drey vnd er woldt alwege eynen habben der yn leret vnd obb er da mals glych gewan vnd ych eyn mals nyt recht ſchwetzen vnd meyn blat wyder nemen woldt vnd es nyt zu laſſen woldt vnd ych die karte hynweg warffe mjt welcher er ſpylt warff er die rechen pfennyg hjnweg vnd ertzejgte Sych mjt allen Geberden als woldt er mych Slagen darauff jch Sagt Slagt mych nyt ych werde es nyt leyden, darauff er Sagt der Hoffart der Hoffardt jch vorlobt nyt mher zu Mechel zu ſpyllen wye ych auch dette.

Wye er gehandelt yn der kochen wye myr geſagt wann myr fjſchſſe vnd fleiſchs kaufft alweg den halben teyll haben wjllen mogen e. Ko. W. den koch Jacob zu Mechel der beym Grandtfella vnd dem von Arras geweſſen dar vmb befragen ych habs nyt Sehen konnen dan ych yn Ser Manete jn verſloſſen fenſtern geſeſſen vnd keyner da durchs gekont myt myr redden dirffen Spanjchſſe ejn keiffer gehabt

Das yſt aber gewys ware da ych bey dem heubtman mardone czehen golden vortheil dje Wochen Seyndts bej dyſſen Sybentzen vnd achzehen dje woche vffgangen So jch das beredt wenyg dangs vordynet *)

---

*) Folgender Zug charakteriſirt den Kapitain:

„Se trouve semblablement que Incontinent apres que Icelluy capitaine fut venu pour la garde dudict Lantzgraue Il a Induyt et persuade tant par menasses que autrement au cuysenier conduysant lors la despense de bouche dudict Lantzgrave, de appliquer sur lescroq dicelluy Lantzgraue ce que luy estoit necessaire pour sa table et despence de bouche. Au moyen dequoy ladicte despense du Lantgrave se trouvoit au boult de chacune sepmaine quil veoit ses comptes augmentees d un tiers, Dont se donnant ledict

Myt dem weyn vnd byr der myr aus Heſſen komen habben er vnd dje Seynen gehandelt wie myk yrem eygen gut Eynsmals hatte myr eyner geſagt das zweye Faſſer weyns vnd byrs aus Heſſen komen Da woldt er den erſtechen vnd was eyn groſſe Sunde. vorſchencken Soffen aus machtens wye Sye wolden Ja war nott eyn kruge byrs noch weyns vjr mych bracht konte Seyn groſſe bephelchaber nyt vnderlaſſen den er ttethe den drjtten teyl vjlmall zu verſuchen

ſeyt yn acht wochen habben Seyne djener myr ſexſſe wochen vnd lenger alweg yn eyner flachſſen den drjtten teyl waſſer In dje flaſchſſe gethan wo Sje den weyn hyngethan wyſſen Sje dar auff djſſe meyne Kranckeyt erfolgt dan jch vor dem eſſen kyrſſen and andre fruchten vnd obs geſſen vnd meynd ych druncke weyn So vaſſte es den drytten teyl waſſer

was endrung er gemacht das keyn Landtsknecht mher jn meyne kamer gehen Soldt dann dje zwene dje vff mych Sechen vnd wan myr eyner eyne newe czeitung Sagt wjldt er In dotten vnd wye Sye alle nacht mieſſen vor meynem bette ſytzen mych am Slaff vorhyndern hab ych nu vyll zeyt gelytten

Was veryrung Smechewordden ych van etljchen der Seynen erljtten wejs got

Es hadt Sych begeben da die zejttung zu mechel was das Herzog Moriſ korforſt zu kay. M. ken Yſprug komen Soldt das yr Zalmeyſter Sagt was woldt jr myr gebben vor Dyſen Tynge vff eure erledygung ych Sagt etljch mal ych hab nyt gelt jtzt aber doch zu letzt Sacht ych werde ych ledyg ych wyll euch zwey dauſſent golden golden gebben

etljch dage Sagt der Heubtman was wollt yr myr gebben wan yr ledyg ych hoffe es Soldt nyt weyt guet werden. Sagt ych wyll euch auch zwey dauſſent golden gebben Sagte er jr Soldt mych dem zalmeyſter nyt glychen Da Sagte ych nu ych wyll euch noch eyn merers gebben

---

Lantzgraue merveilles, Luy fut donne sinistrement a entendre que a cause de la guerre survenant les vivres estoient doublement cheres." („Sommaire de ce que se treuue par les informations faictes par les conseiller Baert et secretaire Strick etc." Brüſſl. St. Arch. Suppl I. Bd. VI. pièce 55.)

Nu da ſyt adam drot vnd meyne djener dje zum teyl bey e. ko. W̃n. Seyndt zu Bruſſel ankomen kame er zu myr vnd Sagt Wjſt yr auch was yr myr vorſprochen Sagt ych Ja zwey Dauſſent golden wyſt jr auch was mher Sagt ych ja meher dan dem Ztalmeyſter Da ſagt er jr werdet yn funffzehn tagen ledyg Seyn

Da nu der preſydent kame vnd Sagt das ych zu mechel vff Seyn Soldt vnd er mytgendt vortgehen wolt Sagt ych Her Heubtman So baldt ych ledyg So will ych euch e(r)barlych czallen Sagt er Seyt nyt ledyg wir werden heudt myt zjechen da Sagt ych ym namen gots er zog aber fordt

Vnd gnedjgeſte frawe Seyndt wyr gezogen *) bys ken maſterjcht da nu e. kŏ. M̃t. vor gut anſahe das ych der K̃ay. M̃. ſchreyben Soldte vnd ych Solchs dem Heubtman anzejgte er es bewjljgete vnd ych Antonjo es Sagt er Soldt pappr bryngen vnd er das bracht Sprach er wjeder zu vor er das thete dar woldt er Serſſe mial den dolche durch yn ſtoſſen.

Geſtern zu Maſtrych Sagten Sje wye das Sye zu mechel vyll vorthan Sagt ych wyeder yr leugt wann Sye alle von meynen Speyſſen vnd weyn gedrunckhen wye der Heubtmann vnd etljch Hetten Sye wenigkg vorthan da kam er den Abent vnd fragt mych Sagt ych ja da wardt er So zornyg das er yderman der ſolchs nyt . . ., aus dem Haws jagt vnd myr Hardt drauet

Vnd gnedygeſte frawe jch habbe der dyng vyll von ym erlytten Jſt czornyger eygennutzyger man mocht myr zu Swer fallen byt e. k. W. vmb gnedygen Schutz Vnd So es moglich

---

*) Vor dem Abzuge aus Mecheln (8. Auguſt) ſollten die Soldaten von der Garde des Landgrafen, wie öffentlich verkündigt worden war, ihre bei den Einwohnern Mechelns gemachten Schulden bezalen. Sowohl deßhalb als auch, um den Landgrafen zu ſehen, war eine zahlreiche Menſchenmenge auf der Straße, vor dem Hauſe, wo Philipp wohnte, verſammelt, ſo daß der Capitän die Thore beſetzen und den Eingang abwehren ließ. Die Soldaten benützten indeſſen ihre erhaltene Löhnung keineswegs in der Art, wie die Gläubiger hofften, ſondern erlaubten ſich rohe Gewaltthätigkeiten, ſo daß man endlich auch von Seiten des Magiſtrats Ernſt anwenden mußte, worauf denn die Soldateska nachgab. („Sommaire etc.“)

das ych von ym erloſt So ych lenger Sitzen Soll (als ych doch beſſers Hoff) So wjll ych ljeber zu Wylford oder ynn hochſten oder dyeffeſten Dorne auch yn eyſſern feſſeln zu Sitzten dan yn dyſſer gefar konte aber e. k. W. Solchs nyt thun wolle e. kon. W. dyſſe meyne ſchryfft an kaỹ. M̃t. gelangen laſſen vnd myr mytteler eynen alten oder jungen vorordnen der auff mych wartet des glychen ejn pfenygmeyſter der meyn geldt auſgybt zu ordt(nen) des glychen eynen ſchencken vff das e. k. W. erkennen mocht wje myt myr gehandeldt byt e. k. W. gnedygen ſchutz vnd Hülff.

Jch ſchrybe hjrneben meynem Sone vnd retten byt e. k. W. woll Solche ſchryfft durch meyner dyener eynen zu recht brjngen laſſen.

Beyhelch mych e. k. W. vnderthenyglych Dat. Wylſſen den 24 Auguſty Anno domini 1552

euwer kon. Wn. vnderthenyge
willige

Philips L Z Heſſen m. p.

CL.

Ziegenhain. 23. Auguſt 1552. Landgraf Wilhelm an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 405. — Orig.)

Durchleuchtige ꝛc.

Von vnſerm gnedigen lieben Hern Vatter, Auch durch Adamen Drotten Brandenburgiſchen Marſchalck, iſt vns bericht einkomen, Als weren wir, oder etliche der vnſern, bei der Ro. Kon. M. vnnſerm allergnedigſten Hern, In verdacht das Friederich von Reiffenbergs Regiment knecht vor franckfurth nicht mit dem Churfurſten zu Sachſſen nach Vngarn, ſondern zum Marggraven gezogenn ꝛc. Wilchen verdacht nun vnſer lieber ſchwager der Churfurſt zu Sachſſenn an zweiuel zum beſten wirdet bei der Rom. Kon. Mt. abgelehnet habenn Dieweil aber vns ſolche Zulage vnnd vnſchuld ſchmertzlich zuuernemen, So haben wir nit vnderlaſſen wollen, derwegen vnſere entſchuldigunge, Ewer Kon. Wn. mit warheit vnd beſtandt gleichergeſtalt zueroffenen, Wie auch wir daſſelbig mit einem leiblichen Ayd, vnnd ſohoch als man vns das auffgeben mag, bedeuren können, dinſtlich bittende Ewer Kon. Wn. wolten daßelbige vnuerdroſſen von vns anhoren, ſolchem volkomenen glauben zuſtellen, Vnnd erheltet ſich darvmb alſo, das dieſelbigen Reiffenbergs knechte, Im erſten anfang do wir nach Inen vff beuelch gedachts Churfurſten, trachten lieſſenn, ainen grollen vnnd widderwillenn zu S. L. gehapt, dan ſie offentlich geſagt, wie ſie auch noch heutigs tags Sprechenn, Es hette der Churfurſt Inen vor die beſoldunge vor Magdenburgk verSprochen, ſie aber weren derſelbigen bei weitem nit betzalet, Darumb gedechten ſie Ime nit zudienen, Wie ſie dan auch der Zeitt do man die fenlin auffrichte, S. L. gar nit ſchweren, ſondern eher widder zerlauffen wolten, derwegen wir In eill, einen vom Adell genant Friedrich von Rolshauſen (dan ſie den von Reiffenbergk der ſie doch zuſamen pracht, gar nit horen wolten) Zu Inen ſchickten, welcher die feinlin einzeln auſſpurte, Vnd mit Idem Inſonderheit ſouil handlette, das ſie dem Churfurſten Schwuren dan vns ſeindt ſie nie wedder mit Eiden oder pflichten verwandt geworden

Als nun wir dieſes dem Churfurſten der Zeitt do S. L. mit Iren hauffen Zu den vnſern Im Land zu francken ſtieſſen, eroffneten, worden S. L. darob etzwas vngedultig, fing an die knecht zu ſchelten, ſie vngnedig antzuſehenn, Vnnd die warheit zuſagen, ſo konten ſies S. L. nymmer recht machen, wilchs ſie die knecht nit allein merckten ſondern ſich auch des offentlich beclagten,

Mit der Zeitt begab ſich die Handlunge vor der Erenberger Clauſen daſelbſt S. L. der Churfurſt villeicht ſelbſt, In der knecht ordnunge rennet, einen knecht darin zuſchlagenn oder daraus zunemen, Wilches aber ſie die knecht nicht verſtatten, ſondern es wehren wolten, Wie ſie dan auch ſolchs mit dem wergk erzaigten, Alſo das S. L. Zuerrettunge Ires Leibs vnnd lebens Inen ſchwerlich entkam, dardurch auff beiden ſeittenn der Vnwill Ie hefftiger erwuchſſe vnnd geriet entlich dahin, das die beuelchsleuthe vnnd knecht eintzeln ſich an vnß hingen, Schutz vnnd Schirm Suchten, mit dieſſer offentlichen vermeldunge, wo ſie das bei vns nicht mochten finden, ſo wurden ſie gedrungen was annders zethun,

Welchs zuverkommen, wir vns der knecht etzwas mer den beuor beſcheen annamen, Doch In ferrerm nicht, dan das wir Inen gute wortt gabenn, Vnnd Inen die Zalunge durch vnſern pfennigmeiſter, doch nit aus vnſerm eigenen ſondern von gemeinem gelde thun ließenn,

Dieſes wehrette ſo lang, bis das wir vor franckfurth kamen, Auch die Zeitt die wir daſelbſt lagenn, Vnnd bis das man ſolte aufftziehen, do wolten die knecht gantz vnnd gar, dem Churfurſten nit volgenn, Aus vrſachen, das ſie ſich keiner gnad bei Ime zuverſehen hetten, derwegen der Churfurſt mit Inen, In offener gehaltener Gemein, auch ad partem, mit Oberſtem, Oberſtem Leutenant, Haupt vnnd beuelchsleuthen gehandlet, Vnnd es ſo weith pracht das S. L. geglaubt, wo ſie den knechten Iren Sold nach verlauffener Zeitt wurden betzalen, So wurden ſie dargegen S. L. volgenn, darauff auch ſie gemuſtert wordenn,

Als es aber dem Churfurſten an der Zalung felete, hat S. L. vns vmb ein ſtatlichs anlehnen erſucht, Wilchs wir darumb nit abgeſchlagenn, vff das die knecht, der Rom. Kon. M. zum beſten, Seiner L. widder den gemeinen erbvheind gevolgt vnnd nicht ettwo zu S. L., vnnd vnſer aller nachteil zerliffen, oder an andere ortte gerietten,

Erſuchten vns demnach, vnſers hochſten vermugens, Vnnd reichten dem Churfurſten Zuverkommunge deſſelbigen allein vff ainen tag, bis vngenerlich In die funfftzig tauſent guldenn, welchs gelds wir doch ſonſtet zu anderer vnſerer notturfft wol beßer bedurfft hettenn,

Den dritten Auguſtj fing man an Im Mittag, die knecht zu betzalen, dan der Churfurſt vnnd der furſt von Plaw wolten Je noch deſſelbigen tags mit rheuttern vnd knechten auffziehenn, Wiewol wir trewlich rieten, ſolchen abtzug, bis auff einen nuchtern morgen anſtehen zu laſſenn, Als nun die Hauptleuthe In vollem wergk ſaſſen die knecht zu betzalen, derſelben auch ein gute anZal betzalt hatten, wardt der rheutter und Lantzknecht lager an vielen ortten angezunden, vnnd In der knecht lager lermen geblaſen vnnd geſchlagen, Villeicht die knecht beſto eher auffſzepringen, Ob nun ſolchs mit ſonderm vleis, vnnd durch wen alſo bedacht, vnnd verordnet worden ſeie oder nit, das wiſſenn wir nicht, man hats uns auch nicht geſagt, Vor vns aber ſeindt wir daran ganz vnſchuldig, theten zum hochſten wunſchen es were verplieben, dan ſolcher brand viel pferde, Roß Ruſtung, Wagen, knecht, Vnd ſonderlich was von Krancken geweſen, Item der knecht troß oder plunder, Vnnd auch einstheils die Bezalunge, ſo die knecht doch kaumpt vor einer ſtunde bekommen genzlich verderbt vnnd Zuſchandenn gemacht, Darburch die knecht nicht allein des Reiffenbergs, ſondern auch die andern noch mer vngedultiger worden, tobten, fluchten vnd ſchworen, Alſo das auch der Churfurſt ſich bei Inen ganz nicht dorffte ſehen loſſen,

Wie nun die knecht In Zug pracht waren, der Churfurſt vnnd wir mit den rheuttern vff einer ſeittenn, nemlich gegen bonameſa zu nach der wartt, vnnd furtter des wegs auff hanaw Zohen, Auch vns nit anderſt verſahen, dan das die knecht vns vff der andern ſeitten am Mayn herauffer volgten, Vnd vnder des die nacht einfielle, dan man gar Spat wol vmb 4 oder 5 Vhr gegen Abent erſtet vffzehe, da vmbringen die knecht, Vnnd ſonderlich des Reiffenbergs Regiment, Ire Oberſten, Leutenanten, Haupt vnnd andere ehrliche beuelchsleuthe, fuhrten ſie mit gewalt dem Mayn zu, daſelbſt der Marggraue vor der Zeitt ein prucken geſchlagen, die bekamen ſie ein, Zohen hinuber, bewachten den Oberſten, vnnd die Hauptleute, Es worden auch volgents tags die gemeinen knecht, dermaſſen durchs Marggrauen rheutter verſteifft, das Ir keiner widder heruber mochte, da doch Irer viel ſich vnderſtanden, widervmb zum Churfurſten zuziehen, dan der merertheil nit anderſt gewoſt, dan das Ir nechſter weg, daſelbſt vber den Mayn hinuber nach dem Lager, das der Churfurſt deſſelbigen abents haben wurde fiele,

Vnnd wir konnen bei vnſerm Aid behalten, das wir von ſolchem abziehen der Reiffenbergiſchen knecht, nicht ein wortt erfaren, bis In der nacht ganz Spat, do es vns der Churfurſt zuentpotten, Seindt wir warlich darob nit wenig erſchrocken, Dan wir wol zuerachten gehapt, das villeicht die Ro. Key. vnnd Kon. M. auch ewer kon. Wn. ſelbſt derwegen allerley verdencken Schopffenn, vnnd vrſach ſuchen mochte, darumb auch der Churfurſt vnnd wir hefftigſte anforderungsſchrifft, Ins Marggrauen Lager geſchickt, die aber gleichwol nichts ſonders verfangen, dan allein das man herwidderumb etzlich wortt gehort vnnd etzliche knecht, die vnſers hern Vaters dinſt, lehens vnnd landspflichts halbenn zugethann abgetzogen ſein,

Dergeſtalt vnnd anders nicht, hat ſich dieße handlunge begebenn vnnd zugetragen, Bitten demnach dinſtlich vnnd freuntlich, Ewer K̃o. Wn. wolle vns, auch vnſere Rethe vnd diener hirin entſchuldigt nehmen, do Ir die ſach anderſt vorpracht were, oder nochmaln wurde, dem weder ſtatt noch glauben gebenn, Auch vns derwegen bei der Kayn. M. vnſerm allergnedigſten Hern zum trewlichſten entſchuldigen, Vnd weder vnſern hern Vatter, noch vns, oder die vnſern derhalbenn etzwas entgelten laſſenn Vnnd wie wol vns des zu Ewer K̃on. W̃. vnſerer Vnſchuldt nach, vnzweiffenlich vnnd pillich getroſten So thun wir doch derwegen Ire gewirige vnnd freuntliche widderantwortt dinſtlich bitten vnd gewartten, Dero wir In alwege viel eher, liebs vnd guetts zuerzeigen geneigt ſeienn Dat. Ziegenhain am 25 Auguſtj Anno ꝛc. 52.

Wilhelm von gotts gnaden Landgraue zu Heſſenn, Graue zu Catzenelnpogen

Wilhelm L Z Heſſen
(m. p.)

S. Bing.

CLI.

Tongern. 26. Auguſt 1552. Die Königin Maria an den Kaiſer.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. II. Bd. IV. fol. 130. verso. — Auszug.)

. . . .

„Quant au Landgrave la Reine dit qu'il temoigne beaucoup de mécontentement de voir retarder sa delivrance, qu'outre les obligations qu'il s'engage à donnér il offre, moiennant qu'on le delivre, de servir l'empereur avec 1000 chevaux et de donner son second fils en otage, que le maréchal Trot voyant qu'on tiroit la delivrance en longueur avoit voulu retourner vers ses maitres, mais qu'elle l'avoit enfin engagé à attendre encore quelques jours, l'ayant assuré, que pendant le terme elle recevroit de nouvelles de l'empereur, que le landgr., ne le trouvant pas assez en sureté à Maostricht après le depart de l'armée vers Aix, elle l'avoit fait conduire à Seau ville de brabant . . . . "

CLII.

Karthauſe Eppenberg. 26. Auguſt 1552. Landgraf Wilhelm an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. t. Bd. VIII. fol. 309. — Orig.)

Durchleuchtige groſmechtige Königin ꝛc.

Es haben die hochgeporne furſten, Herr Moritz Herzog zu Sachſſenn Churfurſt ꝛc. Vnnd herr Hainrich des hailigen rhomiſchen Reichs Burggraue zu Meichſſen ꝛc. vnſere freuntliche liebe vettern vnd Schweger, vnder anderm vns geſchrieben vnnd zuerkennen gegeben, wie die Rom. kay. M. vnſer allergnedigſter Herr, den paſſawiſchen Vertrag gnedigſt Ratificirn, vnnd weiter bewilligt habe, das vnſer g. lieber Herr Vatter vf den zweiten tag Septembris ſchirßkunfftig ſolt gein Reinfels Jn ſein gewarſamj, gewiß on fernner entgelt geſtelt werden, Jnmaſſenn ſie vns des von der Rom. Kẽy. M. ſchaffnusbriue, an Ewer koñn. Wñ. auch an die Spanniſche gewardj, wilche vnſern Hern Vatter Cuſtodiret, Zuſchickten, mit fernner anzeige, das vnſer Herr Vatter, wir, vnſer bruder Landgraue Ludwig, auch die von der Ritter vnd Landſchafft, die letzte Ratification ſo ſie vnd wir Ewer Kon. Wñ. zugeſchickt, ernewern Vnd einen Puncten darin ſetzen ſolten, das (vnangeſehen vnſer Herr Vatter den eilfften oder zwolfften tag Auguſtj nit gein Reinfels geliffert worden, wie der Vertrag lautet,) doch nichts deſtoweniger derſelbe vertrag, veſtiglich gehalten werden ſolt, Souern ſein G. den zweiten Septembris nochmaln daſelbſt bin on fernner entgelt geliffert wurde ꝛc. Wie vngeverlich dieſelbe wortt lautten, dauon aber der Churfurſt vns die eigentliche Copey wie dieſelben wortt S. L. aus der kayſerlichen Cantzley geworden, Vnnd In die Ratification geſetzt werden ſollen zugeſendet ꝛc.

Weiter ſolten wir den Paſſawiſchen Vertrag vnſers theils auch Siglen, vnnd S. L. dem Churfurſten widder zufertigen

Desgleichen mit ernewerung gedachts vnſers Hern Vatters vnſer auch der Ritter vnnd Landſchafft Ratification ſo Schleunig naher gehen, das dieſelbe Ratification ſampt der Keỹn. M. ſchaffnus briuen, ſo an ewer Kon. Wñ. vnd an die Spanniſche gewardj halten, Auch der ſondern Obligation, ſo der Churfurſt vnnd wir ſampt, vnnd dan der Churfurſt Inſonderhait verfertigen ſollen, Zeitlich gnug vor dem zweiten Septembris ewer Kõn. Wn. zukommen, vnnd ſie daruf vnſern hern Vatter dermaſſen abfertigen mochten, das ſein g. den zweiten Septembris gleichergeſtalt kent gein Reinfels geliffert werden.

Wie wir dan von ſolchen beiden briuen vnſerm g. hern vatter hirbei abſchrifft zuſenden, die one zweiuel erſter zu Ewer Kõn. W. henden kommen, daraus ſie alle gelegenheit vollkommener verſehen werden,

Demnach horen wir ſonders erfrewts gemuets, das die Kaỹe. M. vnſer allergnedigiſter herr, Solchs gnedigſten willens iſt, Vnnd dieweil wir aus bemeltem ſchreiben Spuren, was trew Ewer Kõn. W̃. darbei angewendet, thun wir vns derſelben vffs vleiſſigſt bedancken, wolt Gott, wir kentens hinwidder In ehren vnd gutem beſchuldenn, ſo wolten wirs willig vnd geneigt ſein, Inmaſſen wir auch entſchloſſenn, dem Vertrag zugeleben, daruf wir dan die Original deſſelben beſiglet, vnd gedencken fernner die Ratification, mit dem begeretten Newen Articul vnſeumlich zurenouiren, Vnd darnach dieſelbe Ratification, aufs aller eilendſt, Ewer kõn. wñ. zuvberſenden, aber bei brieffſpringern, ſchicken wir Ewer kõn. Wñ. alspald des von plaw ſchreibenn, darin die obbemelte Kẽye. ſchaffnus briue verſchloſſen ſein ſollenn, deſgleichenn des Churfurſten zu Sachſſenn vnnd vnſer ſampt, vnd des Churfurſten ſonders Obligation, [illegible]

Darneben aber wiſſen wir der notturfft nach; Ewer kõn. Wn. nit zu pergen, das erſtet den 25 Auguſtj, den Abent gantz Spad, vns beruert Nottell der Newen Ratification, ſampt des Churfurſten, vnd des Burggrauen von Meichſenn ſchreiben zukomen ſein, derwegen vns nit muglich geweſen, die von der Ritter vnnd Landſchafft, Zur Siglung der Newen Ratification, eher dan bis auff nechſten Sontag, das iſt den 28ten tag dis Monats zuſamen Zepringen, Alſo werden erſtet deſſelben tags, ſolche Ratification verfertigt, Darnach ſo haben wir nit weitter, dan nur funff oder Sechs tage, bis zu dem 2 Septembris, Vff wilchen tag vnſer Herr Vatter ſolt zu Reinfels ſein, derwegen vnſers ſorgens vnmuglich iſt, das wir die Renovirte Ratification, ſo zeitlich ewer kõn wñ. mugen vberſchicken, das ſie auch volgents daruff vnſern Hern Vatter, den zweiten Septembris gein Reinfels liffern laſſen konnen,

Wollen demnach ewer Kõn. W. hiemit vor vns, auch den Churfurſten zu Sachſſenn, zugeſchrieben haben, obgleich bemelter verhinderung halben, vnſer Herr Vatter vff denſelben zweitten tag Septembris nicht ſondern In den nechſtvolgenden, drei oder Vier, oder acht tagen darnach gein Reinfels geliffert wurde, das doch nichts deſtoweniger der Vertrag vnd Ratification, volkomenlich gelten, binden, vnd gehalten werden ſoll, Doch Je eher ſein gnad vns geliffert mocht werden, Je lieber es vns were, Vnnd damit ewer kõn. W. hirvmb deſto mer verſichert ſeien, So wollen wir deſſen einen ſonderlichen Appendicem an die Newe Ratification nach gentzlicher ſchliſſunge derſelbenn, vngeuerlich mit dieſſen worten ſetzen laſſen

Nachdem auch wir Landgraue Philips, Vnnd wir ſeiner gnaden ſohne, vnnd die von der Ritter vnnd Landſchafft befunden, das von wegen kurtz der Zeitt, vnnd ferre des wegs, nit wol muglich, Das wir Landgraue Philips den Zweitten Septembris nechſtkunfftig gein Reinfels konnen geſtelt vnnd geliffert werden, So verſprechen wir hiemit bei vnſern waren wortten trewen vnnd glauben, do wir Landgraue Philips gleich In den nechſtvolgenden, Vier, Sechs, oder 8 tagenn darnach, wilchs aufs lengſt ſein wurde, der zehende tag Septembris nechſt kunfftig, In vnſer ſicher gewarſami, vff freien fueß, an fernner entgeltnus gein Reinfels geſtelt wurden, das wir doch nichts deſtoweniger, alles was dieſe Ratification Comprehendirt, ſtet, veſt, vnnd vnuerbruchlich halten wollenn, Gleich als wan wir Landgraue Philips den zweitten Septembris daſelbſthin weren geliffert wordenn ꝛc.

Troſtlicher hoffnung vnnd Zuuerſicht, Ewer kõne. W. werden darmit freuntlich vnd gnediglich zufriden ſein, Auch nochmaln das beſte, bei vnſerm Hern Vatter, vnd vns, ſeinen verlaſſenen kindern thun, Wie wir Ir dan Inſonderhait zutrawen, damit dieſes verzugs halbenn, den doch wir nit geurſacht, noch darin einich gefahr ſuchen, vnſer Herr Vatter, lenger nicht auffgehalten noch vertzogen werde. Das wollen wir die tage vnſers lebens, hinwidder gegen derſelben Ewer kõn. W. mit willen zuuerdienen vnderſtehen, vnd thun vns Ir damit vffs vleiſſigſt beuehlen, Dat. In eill Zur Carthaus Eppenberg am xxvj tag Auguſtj Anno ꝛc. 52.

Wilhelm von Gotts gnaden Landgraue zu Heſſenn, Graue zu Catzenelnpogen &c.

Wilhelm L Z Heſſzen m-p.
S. Bing.

CLIII.

Ter Vueren. 2. September 1552. Die Königin Maria an Viglius und den Staatsrath.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VI. pièce 97. — Conc.)

Marie par la grace de dieu Reyne douaigriere de Hongrie etc. Boheame, etc.

Treschers et bien aimez, nous avons Receu vox lettres, et pour y Respondre, sommes ayse que la lettre de l empereur pour la descharge du capitaine de la garde du Lantgraue soit venue pour les causes que bien pouuez penser, mais puisque nous avons demain necessairement affaire dentre a Bruxelles, pour les affaires que scavez, Il nous semble quil vauldra mieulx que ledict lantgraue se trouve demain matin

loy et vous avec luy, Et lors vserons envers luy de toute telle honneste que conviendra pour le bien des affaires de sa m^{te}. Parquoy tiendroy main que ainsi Il se face. Et atant treschers et bien aimez nr̃e s^{r} soit garde de vous de la Vuere ce ij^{e} de septembre 1552.

Et pourra ledict Lantgrave partir dicy a lapres disner pour tirer et prendre le chemin tel que vouldra choisir

Par ordonnance de sa M^{te}

Soetz.

CLIV.

Ter Vueren. 3. September 1552. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 339. — Cop.)

Ich Philips Lanndtgraue zu heſſen Graue zu Catzenelbogen ꝛc. bekhenn hieran offentlich Nachdem Kay. M. Mein gnedigiſter Herr mich auf den Vertrag, den Ro. Kay. M. vnd andere ꝛc. aufgericht, allergnedigiſt Ledig geben, Vnd wie der

---

*) Man vergleiche folgenden Auszug aus einem Briefe der Königin Maria an den Kaiſer. Brüſſel. 5. September 1552.

„elle informe l'empereur qu'aiant reçu ses ordres pour delivrer le landgrave, les lettres de *l'evêque d'Arrras* pour le Capitaine de la garde dudit landgrave et les obligations du D. Maurice et du jeune Landgr., elle avoit fait venir ledit lantgr. à Louvain pour y effectuer sa delivrance par elle même, que s'y etant rendue elle avoit remis au capitaine les lettres de l'evêque d'Arras et lui avoit fait connaitre qu'elle s'étoit rendue à Louvain afin de delivrer ledit landgr., que ledit Capitaine ne s'étant voulu preter à celle delivrance sous pretexte de n'avoir pas les lettres de l'empereur mentionnées dans celles de l'evêque d'Arras, elle lui avoit repondu, que les ordres de l'empereur adressés à elle qu'elle lui communiqua lui servoient de decharge et que de plus elle prendroit toute la charge sur elle. Que néan-

Vertrag vermag, das ich auf Reinfels gelibert werden ſolt, vnnd ſolliches mir aus dem wege, vnd Ich neher vnd auch ſicherer In mein Lanndt reitten mag, So hab ich die Kunigin Maria, mein gnedigiſte Fraw vnderthenigclich gebetten, Das Ir M. mir vergonnet auf Cöllen zutziehen, vnd mich dahin vergleitten laſſen, Welliches Ir Ku. M. gnedigclich bewilligt. Doch das Irer Ku. M. Ich mich verpflichten ſoll, Das Ich in Sechs Wochen Irer Ku. M. von Hertzog Mauritzen Churfurſten ꝛc. vnd meinem Sohn Wilhelmen offenntliche verſchreibunge zueſchickhen. Deßgleichen In die new Ratification meiner vnd meiner Sohne vnd Landtſchafft Inſeriren zu laſſen, Das Ich gegen Reinfels nit gelibert, ſondern geen Cellen, das ſie gleich . . . dem Paſſauiſchen vertrag Treulich vnd feſtigclich halten wollen, weliches Ich mich hiemit bey meinen furſtlichen ehren thrawen vnd glauben verpflichte, Das Ich Ir Ku. M. ſoliche verſchreibunge von Hertzog Moritzen Churfurſten vnd meinem Sohn in

---

moins ledit Capitaine persistant dans son refus,' n'avoit voulu se preter à aucun expédient et s'étoit même servi de termes peu convenables en declarant qu'il ne delivrerait ledit landgrave à moins d'y être forcé et qu'en ce cas il en pourrait advenir mal à ceux qui l'entreprendroient et que la vie du Landgrave ne seroit pas en sureté. Que cet incident l'avoit mise dans un très grand embarras d'autant plus que le maréchal Trot pressait vivement ladite delivrance, mais que la patente de l'empereur pour ledit Capitaine étant enfin arrivée le landgr. avait été relaché et conduit à la Veure ou elle l'étoit allée trouver, et avoit reconnu par ses discours qu'il étoit très bien disposé pour le service de S. M. Que le landgr. avoit demandé d'être conduit jusqu'à Cologne et avoit donné par écrit que c'étoit à sa requisition qu'on ne le conduisoit que jusques la ou que les circonstances ne permettoient pas qu'on le conduisit jusqu'à Reynfelt selon le traité . . . . ." (Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la reform. relig Suppl. II. Bd. IV. fol. 131 verso). Aus dem Auszuge eines Briefes Karls V. an die Königin, dat. Breiten 11. September 1552 (Ebendaſ. fol. 133.) erſehen wir, daß der Kaiſer das Benehmen ſeiner Schweſter hiebei billigte, aber auch das des Kapitäns, obwohl er deſſen Ausdrücke tadelte, in Schutz nahm, indem derſelbe nach ſpaniſchen Geſetzen ohne ſpeciellen Befehl ſeines Herrn den Gefangenen nicht losgeben konnte.

Sechs wochen, nachdem Ich in mein lanndt khome, zueſchickhen wil, ohne gefehrde, Geben zu Buren den 3. September anno Funfftzig vnd zwey

subscriptum

Philips L. Z. Heſſen

Diſes alles iſt nach Erledigung vnd Loßzelung meins gnedigen Herrn des Lanndtgraven frey vnd guetten willen geſchehen Bekhenn Ich Adam Trotth.

CLV.

Marburg. 11. September 1552. Landgraf Wilhelm von Heſſen an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 432. — Orig.)

Durchleuchtige Großmechtige Konigin E. Kön. Mt. ſeien, was wir Ehrenn, liebs, vnnd guts vermugen, Idertzeit zuvor, beſondere liebe Fraue, vnnd Mhume. Wir wiſſen e. kon. Wurd. nicht zuverhalten, das vermittelſt gotlicher verleihung vnſer gnediger lieber her Vatter, geſternn alſhie glucklichenn, vnnd wol ankhommen Iſt, Da vns S. G. berichtet, wie wir des auch ſonſtet von anderun erfarenn, was trewes vleiſſes, vnd gute befurderung E. Kon. Wur. zu S. G. erleddigung gethann, Daß wir Euer Kon. Wur. hohenn, vnnd vleiſſigen Danck wiſſen, Mit erpietenn, ſolliches vnſers vermugens In Ehren, vnnd gutem zubeſchuldenn,

Darneben haben auch S. G. vns angetzeigt, Das E. K. Wur. etzwas befrembdens empfangen, wie es zugangen, das das letzt patent, darIn von wegenn keyr. M̃. vnſers allergnedigſten Hern bevelhenn wordenn, S. G. leddig zugeben, ſo langſam E. Kon. Wur. zukhommen ſeye ꝛc. Darauf wir S. G. geanthwort, Inmaſſen wir auch hiemit E. Kon. Wur. zu einem waren Bericht nicht wiſſen zu verhaltenn, Das vns der Furſt von Plauen daſſelbige patent nicht mit denn erſten ſchafnus briefenn, ſo mit dem Original vertragenn khommen, vberſenden

Sondern Es hat vns S. L. doth erſtet den 29ten Auguſti Jungſtverſchienen gegen dem Abendt vmb Funf Vhren gein Caſſell ſollich patent pracht, vnnd gelieffert, Darauf wir Alsbaldt In derſelben ſtunde, ſollichs einem reittenden botthen Simon Behm behendigt, Eilends damit zu e. kõn. Wũr. zureitten, Wo auch ſollich patent vns eher zukhommen were geweſenn, So wollten wirs auch eher derſelbigen E. kõn. Wũr. vberſendet haben.

Ferner hat vns auch vnſer gnediger lieber her vatter bericht gethan, was wir E. Kõn Wũr. fur ein obligation ſoltenn zuſchickenn, von wegen des das S. G. denn anderenn Septembris nicht haben mugen gein Reinfelſch gelieffert werden ꝛc.

Dweill nun wir vns ſollicher vrſach woll zuerJnnernn wiſſenn, Auch nicht gemeinet ſein, Jmandes derewegenn zu geferdenn, So thun wir E. Kõn. Wũr. dieſelbe Obligation hiebei zuſendenn, Wollen auch neben vnſers gnedigen lieben hern Vatters Ritterſchafft vnnd Landtſchafft zum furderlichſten es mit dem Dato, vnnd ſieglung der Ratification dermaſſen richtig machen, wie ſich des vnſer Her vatter gegenn e. kõn. Wũr. Obligirt, Vnnd ſeyen Jnn kein zweiuell, Es werden vnſere liebe Vettern, Oheimen vnnd Schwagern, Die beide Churfurſtenn zu Sachſſenn, vnd Brandenburgk, auch Pfalzgraf Wolfgang E. Kõn. Wũr. die Obligation, wie e. kon. Wur. begern, gleichgeſtalt zuſenden, Wie dann vnſer gnediger lieber her Vatter zu Jrenn Lbdn ſchicket vnnd ſolliches bey Jnen ſuchet.

Das haben wir alſo Jtzmals E. kŏn. Wũr. Freundtlicher meynung nicht wiſſenn zu verhaltenn, vnd ſeindt derſelbigenn Jn alle wege viel ehr liebs, vnnd guts zuertzeigenn gneigt.

Dat. Marpurgk denn 11ten Septembris a° ꝛc. 52.

Wilhelm von Gots gnaden Landtgraf
Zu heſſenn, grafe zu Catzenelnpogen &c.

Wilhelm L Z Heſſen
(m. p.)

CLVI.

Marburg. 11. September 1552. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 434. — Orig.)

Durchleuchtigiſte Grosmechtige Koniginn, Ewer Koniglichenn Maieſtat zuuor, Was wir ehren, liebs vnnd guts vermugen, beſondere liebe Frawe vnnd Muhme, Wir bedancken vnns In Vnnderthenigkeit, Das ewr K̃o. M̃at. vnns durch Ire Diener ſo woll habenn vergleiten, vnnd das doch gar zuuiell iſt, auch ausqueiten laſſen, wollenns wieder vmb ewre Kõ. Mãt. verdienen ſn aller vnderthenigkaitt,

Des patents halbenn, das dem hauptmann ſolte werdenn, hat vnſer Sone oder die ſeinenn nitt bei ſich gehabt, Sunndern iſt vnnſernn Sone hernach geſchicket wurden, wie Ewr Kon. Mãt. hiernebenn vonn vnnſernn Sone ſelbſt werden vernemen,

Schicket auch Ewr Kõ. Mãt. hiernebenn eine verſchreibunge mitzu,

Ewr. Kõ. Mãt. ſollenn nit zweiueln, wir wollenn In allwege daran ſeinn, das dem vertrage volnziehunge beſchee, vnnd das die vbrigenn vorſchreibungenn vffs furderlichſt vnnd in kurtzem ſollenn gefertigt werden, Beſorgenn aber dweill der Churfurſt zu Sachſſenn In Hungern verrucket, ſo mochte es ſich ſeinnenthalbenn etzwas vertziehenn, vnnd ſo das beſchee, wolle Ewr. Kõ. Mãt. darob keinen vnmuth habenn, dann ſobaldt als muglich ſeinn wirdet, ſollenn Ewr. Kõn. Mãt. dieſelbigenn verſchreibungen gewiſlichen vberſchicket werdenn,

Bevelchen vnns damit Ewer Kõ. Mãt. die der Almechtige in allem gluck vnnd wolfarth lange gefriſten wolle, vnnd was E. Kõ. Mãt. wir Inn ehrenn Liebs vnnd guts ertzeigenn mugenn, deſſenn ſeindt wir jederzeit gantz willig Dat. Marpurgk am elſten tag Septembris Anno ꝛc. 52.

Philips vonn gots gnaden Landgraue zu heſſenn Graue zu Catzenelnpogen

Philips L Z heſſen m. p.

CLVII.

Weiſſenſtein 17. September 1552. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 444. — Cop.)

Durchleuchtigiſte ꝛc.

Ich weiß mich der wolgeſchickhten rede die E. Kun. Mat. mit mir zu wueren *) redet Im ſinſter noch wol zuerInnern deſgleichen das E. Kun. M. ſo ſtrackhs auf der Kay. M. bevelh beharret vnd ſich gantz gnedigklich gegen mir erzaigt, welches Ich billich danckbar bin dieweil Ich nun höre daß etwas für ſein ſolle das E. Kun. M. Landen die ſy Zu regiren ſchaden raichen mochte hab Ich wie Es an mich gelangt E. Kun. M. nit verhalten wollen, Es iſt geſtern den 16 diß Monats der graf Philips von Waldeckh zu mir komen vnd mir anzaigt wie das Im Stiſt Badeborn zu Haidehuſen ſich etlich reuter vnd knecht verſamblen ſollen, So haben mir andere geſagt das Im ſtiſt Bremen vnd anders wo ſich auch dergleichen furnemens ſein ſollen, Vnd wie die gemain redt geht, wollen ſy In Geldern vnd Friſlandt etwas furnemen, Wiewol Ich nun glaub, das E. Kun. Ma. die dinge vnd Practickhen wol wiſſen, So hab Ich doch nit vnderlaſſen wollen mein danckbar gmuet gegen E. Kon. M. nit In vergeſſen Zuſtellen, Bevel mich E. Kun. M. die der Almechtig

---

*) Der Bueren.

lang friſten wbl. Dat. Wiſſenſtain den 17 Septembris, Anno dmni xv^{c} Lij

Philips L Z Heſſen

CLVIII.

Rotenburg an der Fulda. 2. Oktober 1532. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VII. fol. 432. — Orig.)

Durchleuchtigiſte 2c.

Ewer khoniglichen W. ſchreiben, vnderm Dato Bruſßell In Brabandt den 24 Septembris haltende haben wir mit geburlicher reverentz empfangen, geleſen, vnd wißen vns der Zuſage, ſo wir des von Solms erledigung halber E. khö. W. gethan, auch deſſen, ſo vns derowegen der paſſawiſche vertrag vſlegt: wol zuerInnern, haben auch allspalt vnd zu wurcklicher Volnziehung bemelter vnſerer zuſagung vnnſerm freuntlichen lieben Sohn Landtgraf Wilhelmen zu Heſſen 2c. geſchrieben vnd S. L. beuohlen bemelten grafen den nehſten ſeiner vſſenthaltung zuerledigen, vnd Inen vff freien fueß zuſtellen. Doch das er auch (wie dann der paſſawiſche vertrag ſolchs vnder anderm mitpringt) ein Zimblichen Vrpheden thun vnd vbergeben ſolte, Aber der mangell (das berurter graf nit alſo balt ledig worden) Iſt an dem geweſen. Das ſich vnſer Sohn vnd der Graue von Solms Obgemelt, des vrphedens In einer ſolchen eyl nit haben vergleichen khonnen. Alls aber wir ghein Ziegenhain khommen, haben wir den grafen vf einen zimblichen leidtlichen Vrpheden wie das der artickel dem paſßaviſchen vertrag einverleipt, mitbringt der vſſenthaltung, ohne einiche verpflichtunge des khonigs von franckreichs, alspalt ledig getzillt, Inen weiter nicht vffgehalten ſondern zu dem ſeinen widerumb khommen, vnd ſicher vergleitten laſßen Seindt derowegen guter zuverſicht, E. kho^{e} W. werde mit dieſßer vnſr entſchuldigung, vnd warhafftigem gegenbericht zufrieden, vnd vns Ir zum beſten beuohlen ſein laſßen dan E. kho^{n} W. liebs vnd dinſte vnnſers vermugens zuerzeigen vnd zubeweiſen ſeint wir gneigt vnd willig, dero wir auch hiermit ein langkwierige geſuntheit vnd gluckliche regirung zum vleiſſigſten wuntſchen Dat. Rotenburg an der Fulda den 2 Oktobris A° quinquagesimo secundo

Philips von Gotts Gnaden Landtgraf zu Heſſenn Graue zu Catzeneelenpogen &c.

(m.p.) Philips L Z Heſſen *ſst*

Weitter konnen E. Ke. W. wir nit pergen, das wir in vleiſſiger arbeit ſein, die Ratification, So wir, vnſere Söhne, auch Ritter vnd Landſchaft thun ſollen Jnn kurtzen tagen vnd vfs furderlichſt E. Kon. W. zutzuſchicken.

Sovil aber die Obligation, ſo die Churfurſten vnnd furſten thun ſollen, belangt, Beſorgen wir vns, dieſelbige werdt Jnn beſtimpter Zeit nicht verfertigt vnnd E. Ko. W. zugeſchickt werden konnen Aus denen vrſachen, dieweil itziger Zeit (wie dann E. Ko. W. on Zweiffel gut wiſſens tragen) der Churfurſt zu Sachſſen Jnn Vngern vber der Thonaw vnnd Wage lieget, wie S. L. denn ſelbſt geſchrieben, vnd das S. L. den 17tem Septembris zu Wien außgetzogen, vnd alſo ein weitter wegk von hynnen iſt, vnd darnach zum Churf. Marggrauen gein Perlin vnd zu dem Hertzogen zu Zweyprucken gein Ambergk geſchickt muß werden, das nicht wol muglich ſein kann, Jnn beſtimpter Zeit von Jren libten die Obligation zupringen, Vnnd E. Ko. W. ſo einen ferren Wegk Jnn Prabandt zuſchicken, Aber damit an Vns ye der wenigſt mangel Jnn dem nicht befunden werde, haben wir vor etlichen wochen, den 12 Septembris einen vnßerer diener ſolcher obligation halben zum Churfurſten vnd den andern gefertigt Wann nun derſelbig widerkommen, vnd die Obligation pringen wirdet wollen vfs furderlichſt E. Ko. W. dieſelbig zuſchicken. Dat. vt. s.

Philips L Z heſſen m. p. *ſst.*

CLIX.

„Zur Heyda.“ 4. Oktober 1552. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol 449. — Orig.)

Durchleuchtigſte ꝛc.

Ew. Kon. Wur. ſchicken wir bey gegenwertigen, vnnſern Rath. Dienernn vnnd lieben getrewen Fridrich Nordecken der rechten Doctor vnnd Johan Geilman, die Ratification von vnns, vnnſern Söhnen, etlichen Grauen, auch den furnembſten vnnſer Ritter vnnd Landſchaft, Inmaſſen wir ſie E. K. W. zuverfertigen vnnd zutzuſchicken, verſprochen, Deßgleichenn die Ratification, vonn vnnſern Amptleuten vnd vnderthonen beider vnnſerer Obern vnnd Niddern Grafſchaften Catzenelnpogen, auch verfertigt vnnd geſigelt hiemit zu, der Zuverſicht gemelte Ratificationen ſollenn Inn der von vnns bewilligtenn Zeit der ſex wochen E. Ko. W. vberantwort, vnnd alſo vnnſerer Zuſage gelebt werdenn, Sovil aber der beider Churfurſten Sachßen vnd Branndenburg vnd pfaltzgraue Wolfgangs obligation, ſo ſie thun ſollenn belangt, beſorgenn wir vnns, das dieſelbige Inn beſtimpter Zeit E. Kon. W. nit zugeſchickt werden konnen wie wir dan E. Ko. W. hiebevor ſelbſt geſagt vnd ſonderlich Auß denen vrſachenn, dieweil Itziger Zeit (wie dann E. Ko. W. zweiffels frey gut wiſſens tragen, wirs auch derſelben geſterigs tags zugeſchrieben) der Churfurſt zu Sachßen Inn Vngernn vber der Thonaw vnnd woge (Wag) lieget, wie S. L. dann vns ſelbſt geſchrieben, vnnd alſo ein weitter wegk vonn hynnen iſt, Indem das gemelte obligation zum Churfurſten Marggraven gein Perlin, vnd zum Hertzogen In Zweyprucken gein Ambergh auch geſchickt muß werdenn, Alſo das nicht wol muglich iſt, Inn beſtimpter Zeit die Obligationen vonn Irenn Liben E. K. W. zupringen,

Wir wollenn aber E. Kon. W. doch nit pergen, das wir vnnſern diener peter Klotzen den 12 Septembris (vf das an vnns kein mangel erfunden wurde) Zum Churfurſten Inns Lanndt Zu Vnngern, vnd zu denn anderun beiden Chur vnnd Furſtenn abgefertigt, ſolche Obligation Ire liben fertigen zu laſſenn, Sobaldt die gefertigt, vnnd vnnſer diener ſie pringen wirtt, wollen wir ſie E. Ko. W. (daran ſie keinen Zweifſell habenn ſollenn) gleichergeſtalt vfs allerfurderlichſt zuſchickenn.

Wilchs E. K. W. wir bei gegenwertigen Vnnßern Dienern alſo nit verhalten, vnnd dieſelbige E. K. W. Gott dem almechtigen vnd derſelben vns Zu gnadenn bevolhen haben wollenn. Datum Zur Heyda. Den 4. tag Octobris. Anno ꝛc. 52.

Philips vonn Gotsgnaden Land-
graf zu Heſſen Graue zu Catzen-
elnpogen.

Philips L Z Heſſen m. p.

CLX.

Brüſſel. 17. Oktober 1552. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIII. fol. 258. — Conc.)

.... Wir haben E. L. ſchreiben außgangen zur Heyda, den 4 dies Monadts Octobris mitſambt E. L. derſelben Sönen, vnd etlicher Grauen auch gemainer Ritterſchafft vnd Lanndtſchafft E. L. furſſtenthumbs Heſſen, dergleichen der Ambtleut vnd vnderthanen der obern vnd Nidern Grafſchafften Catzenelbogen Ratificationes aller ſachen geferttigt vnnd geſigelt durch derſelben E. L. Räthe vnd Diener Friederich Nordeckhen vnd Johann Geilman, an geſtern zu vnnſerm guettem wolbenuegen emphangen, vnd wollen der Rö. Kay. Mt. vnnſerm gnedigen geliebten Herrn vnnd Brueder deßhalben notturfftigen bericht thuen, vngezweifeltter Zuverſicht, Ir Kay. Mt. werden ſich ires thailß an ietzermellten beden vbergeſchickhten Ratificationen, gnedigiſt vnd wolbenugen laſſen, Sovil nun aber beder Churfurſten Sachſen vnd Branndenburg, vnd Pfalzgraue Wolfgangs Obligation, ſo vns gleicherweiß behendiget werden ſollen belangent Stellen wir in khainen Zweifel, dieweil E. L. Irem ſchreiben nach ſolich obligation zuerlangen in vbung ſteen, ir Kay. M. die werden in bedacht E. L. furgewendter vrſachen des klainen vorzugs khain beſchwer tragen, Nicht deſtoweniger iſt vnnſer freundtlich anſinnen an E. L. diewellen die ſachen zu wurgelicher erledigung diſes articls ſovil muglich befurdern, vnnd vnns volgendt die bemelte obligation der gebur verferttiget, mit ehiſten zueſchickhen, alls wir dann, daran khainen Zweifel hoben, Soliches wuſten wir E. L. zu andtwurt im beſten nit zu verhallten, Vnd ſeindt ſonnſt derſelben mit freundſchafft aller gebur vnd billicheit wolgenaigt. Geben zu Bruſl in Brabandt den 17. Oetober A^no im 52.

CLXI.

Rotenburg an der Fulda. 22. Oktober 1552. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. V. fol. 471. — Orig.)

Durchleuchtigſte ꝛc.

Nachdem verruckter weil, Ewer Kön. Wũr. vnnſerer verpflichtung nach, wir die Ratificationes ſo wir, vnnſer Söhne, Auch vnnſer Ritter, vnnd Landtſchafft haben thun ſollen, bey vnnſern Rath vnnd dienern, Friederichen Nordecken, der Rechten Doktorn vnnd hanſen Geilman, zugeſchickt, (welche Ewer Kõe. Wur̀. numehr vngezweifelt zupracht vnnd vberliefferꝛt ſein werdenn) vnd aber darbei vermeldet, das wir alßbaldt, wir Inn vnnſer Landt khommen, einen vnnſerer diener zu den Chur vnd Furſten, Sachſſen vnnd Brandenburgk ꝛc. vnnd pfaltzgraue Wolffgangen zu Zweibrucken geſchickt, welcher bey Inen die Obligation, ſo ſie vor ſich thun, auſpringen ſolte, Sollicher vnnſer Diener welchen wir (wie bemelt) zu gedachtenn Chur vnnd Furſten geſchickt, Iſt wiederumb ankhommen, Vnnd hat dieſelben Obligation vnderſchrieben vnnd verſigeldt vnns zupracht, Welche E. Kõn. Wũr. wir hiemit thun vberſchicken, Vnnd hoffen, wir haben vnnſern glauben gehaltenn, vnnd vnnſerer Zuſage, Souiel Itziger Zeith zuthun geweſen, gnug gethain, dan E. Kñ. Wũr. alltzeith vnnſers vermugens behegliche vnnd wilfarige Dienſte zuertzeigen ſein wir bereith, Thun vnns auch dennſelbigen ganz vleiſſiglich vnnd zum treulichſten bevelhen. Dat. Rottenbergk an der Fulda am 22. Oktobris Anno ꝛc. 52.

Philips von Gots gnaden Landt-
graue zu Heſſen Graue zu Catzen-
ellnpogen &c.

Philips L Z heſſen m. p.

CLXII.

Brüſſel. 5. November 1552. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XIII. fol 272. — Conc.)

Wir haben E. L. ſchreiben datiert zu Rottenburg an der Fulda den 22. Octobris negſt verſchienen, neben einer Credenzſchrifft, auf derſelben E. L. dienner Petter Clotzen lauttend Jres inhalts auch ernentten E. L. dienner ſeines mundtlichen anbringens gnedigclichen vermerckht, Vnnd darauf der dreyer Chur vnd Furſten Sachſen, Branndenburg, vnd Pfaltzgraf Wolfgangs vernewtte obligation mit Jrer Liebden Handſchrifften vnd anhangenden Secret Jnſigel, vnnd ſonnſt der gebur zue vnnſernn gannzen wolbenuegen geſtellt vnd verfertigt, zu vnſern hannden emphangen, Vnd haben Daentgegen ernennten E. L. dienner in krafft angerurts ſeines furgebrachts Credenntzſchreiben vnd vernern mundtlichen begernd Nicht allain E. L. ſelbſt vns vor derſelben verruckhen alhie zuegeſtellten verſchreibungen: Sonnder auch drey anndere E. L. deren Söne vnd Lanndtſchafft mit ſambt ehgemellter dreyer Chur vnd Furſten zuvor verferttigter Ratificationes vnd obligationes, ſo wir die Zeit heer biß zu ordenlicher verferttigung der annder ſo wir jetzund habhafft werden beihannden behallten, widerumb zuegeſtellt. Vnnd warlich E. L. ſelbſt auch allem weſen zu guettem begierlich gern geſehen, das dieſe ſache zu allen thailen dermaſſen zu endlicher vnd wurgclicher volntziehung gerathen Trägen auch kheinen Zweifel die Rö. Kay. Mt. ꝛc. denen wir ſoliches mit erſter gelegenheit

Zueſchreiben wöllen, die werden an der vbergeſchickhten obligation Ires theilß auch gnedigiſt Vnd guets benuegen haben, vnd ſolich E. L. ſchleinige befurderung vnd volentziehung neben der billicheit zu ſonnder gnaden aufnemen vnd verſteen Solichs hoben wir E. L. auf derſelben ſchreiben zu Andtwurdt freundtlicher mainung nit verhalten wollen Vnd ſind ſonnſt E. L. zu freundtlichen gevallen in Freundtſchafft aller gebur genaigt, Geben zu Bruſſl in Brabandt, den 5 Novembris Anno &c. im 52ten .

1553.

CLXIII.

Brüſſel. 7. Juni 1553. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I. Bd. VIII. fol. 105. — Cop.)

Die Königin erſucht den Landgrafen: „Nachdem ſich ietzundt die gelegenheit zuetragen, das wir gegenwurttigen vnnſernn Rath vnd lieben Gethreuen Rueprechten Haller vonn Hallerſtain, hinauf in Hochdeutſchlanndt, daſelbſt ain Regimendt deutſches kriegſſolckhs ſo wir der ortten zu behuef vnnd notturfft diſer Niderlannden vnnſerer verwaltung obligenden kruegſſachen, aufnemen laſſen, zu muſſternn vnnd volgenndt herab zuefuren abgefertigt," . . . .

. . „gedachtem Haller zu wurgclicher Voltziehung ſeines habenden beuelichs, alle erſprießliche Furderung vnnd Furſchub beweiſen vnd dartzue fur ſich ſelbſt auch bey E. L. ambtleutten vnnd vnderthonen ſoliche furſehung vnnd verordnung thuen, im faal das er haller mit vorbeſtimbten vnnſerm Kruegsſolckh an dem herabtzug derſelben furſtenthumb vnnd lannde antreffen, damit Ime allenthalben zu waſſer vnnd zu Lannde Friedlicher paß vnnd durchzug geſtattet auch proviandt vnnd annder notturfften vmb geburliche betzalung zuegefuertt werde &c." *)

---

*) Gleichen Inhalts ein Schreiben der Königin an den Erzbiſchof Sebaſtian von Mainz vom 9. Juni 1553.

CLXIV.

Friedewald. 6. Auguſt 1553. Landgraf Philipp an die Königin Maria. *)

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Suppl. I.
Bd. VIII. fol. 173. — Orig.)

Durchleuchtigſte Grosmechtigſte Konnigin, Ewer Konniglichen Wurden ſeienn was wir Inn eherenn, liebs vnnd guts vermugenn altzeit zuuoran, Gnedigſte Fraw beſonnder liebe Muhme, Ewer Konniglichenn Wurdenn, werden one Zweiuel der Schlacht ſo zwuſchenn weilanndt dem Churfurſtenn zu Saxen ꝛc. gotſeliger loblicher gedechtnus vnnd Marggraue Albrechtenn zu Brandennburgk beſcheen: berichtet ſein,

Demnach ſo wollenn Ewer Konnig. Wurden wir nit pergenn, das nach eroberung der Schlacht, die Churfurſtiſchenn des Marggrauen Cantzlei vnnd brieff Caſtenn: bekommen, Vnnd vnter andernn ein brief ſo Wilhelm von Grumbach, Jobſt vonn Althenn vnnd Clauß Berner ann gedachten Marggrauen geſchriebenn: In ſolchem Caſtenn fundenn, darJnnen vnnſer neben andernn: doch mit der vnwarheit: zum vbelſtenn gedacht, Wie Ewer Konnig. Wdn. abe einliegendem Außtzugk deſſelbenn ſchreibens zu vernemen, welchs vnns dann nit eyn wenig zu gemut gehet,

---

*) Der erwähnte „Extract auß einem ſchreibenn, ſo Wilhelm vonn Grumbach, Joiſt vonn Althenn vnnd Claus Berner an Margg. Albrechtenn gethann, auß Hanuber Sambſtags nach Corporis Christi Anno 53“ findet ſich gleichfalls im VIII. Bde. des I. Suppl. fol. 119. Die Philipp betreffende Stelle lautet, wie folgt:

„Heut dato Iſt ein ehrlicher man vnnd eines hohenn ſtanndts bey vnns geweſenn vnnd vertrawlich bericht, das ſich der Churfurſt von Sachſenn ꝛc. der Landtgraff von Heſſen, Hertzogk Albrecht v. Bayern, Hertzogk Oth Hainrich, Pfaltzgraue Wolffgang v. Zweybruckenn, die biſchoue Saltzburgk, Wurtzburgk, Bambergk vnnd Aichſtedt vnd die ſtede Nurnbergk, Wintzheim vnd Rotenburgk mit einander verbindenn, des furhabenns, alle widdereinander zuſetzenn, ſollenn ſich auch verpflichtet habenn, des Ro. Konigs Sohn nach abſterbenn des Kayſers zu einem Ro.

Nun wollenn wir bey vnnſerenn guten glauben vnnd der warheit betzeugenn, Das wir ſolcher dinge kein wiſſennſchafft auch nichts damit zu thun gehapt. auch vonn niemantz ann vnns gelangt, geſucht noch deshalbenn bej vnns angehalten, Verwundert derhalben vnns nit wenigk, wo die Lewte mit ſolchen ſo erdichtenn Dingenn vnnſernthalb herkommenn, Vnnd vnns dermaſſenn ſo vnpillich angebenn durffen, Vnnd tragenn warlich nit geringe beſchwerung. Das ſollich vfflagenn vonn vnns: wie gemelt: alſo vngutlich vnnd vnpillich außgegoſſenn vnnd geſchriebenn wordenn, dann es die vnwarheit iſt, vnnd

---

Konig zumachenn, derhalben ſie den Konig vff ire ſeitten auch gebracht" . . . .

„Weitter ſo hat vnns auch der Jtzgedacht gut ehrlich man bericht, das der Churfurſt vonn Sachſenn ꝛc. vnnd Landtgraue zu Heſſenn ꝛc. etlich geſantenn zum Konig von Franckreich abgefertigt, vnnd thun mit demſelbenn der Kay. M. Zugegenn ſeltzam ding, Practickenn erpiettenn ſich auch bey dem Konig vonn Franckreich an, den frantzoſiſchen Hertzogenn, ſo e. f. g. zu Plaſſenberg Jnn gefengnuß frey ohne allenn entgeldt leddig zu machenn, vnnd denſelbigenn Jme dem Konig widder Jnn franckreich zuſchicken, Das wir e. f. g. darumb antzaigenn, damit ſie demnoch deſſenn willens, vnd dem handell weiter nachgedenckenn mugenn, Es wurde auch durch dieſe beide herrn vnd die biſchove e. f. g. vnnd auch der Kay. M. zuwidder, vnnd der Krone Franckreich zum beſtenn, wunderbarliche praktickeu bey denn knechten, die e. f. g. ann der Elbe verſamblen loſſenn, geſucht, Jnn ſollichen handell ſie dann denn Friederich Spedenn ſehr gebrauchtenn, welchs wir e. f. g. vnangetzeigt auch nicht laſſenn wolten ꝛc." —

Die Königin erwiederte dem Landgrafen, dat. Brüſſel 19. Auguſt 1553: . . . „vnd befinden nach geſtallt vnd gelegenheit aller vmbſtende angetzogner handlung wie dan E. L. alls der vorſtendig ſelbſt auch Zubedenckhen, daz den gemeinen reden vnd auſſgeben ſo beuorab bei diſen ieztwerenden geſchwinden vnnd ſorgelichen Leüfen etwa auß ploßer vermuettung leichtlich entſpringen, nit altzeit ſtatt vnd glauben zugeben darvber wir auch vnſers theilß ſollich E. L. antzaigen Jm beſſten verhuen laßen Wan wir haben E. L. perſon halber nie khainen Zweifel getragen, Jnnaßen wir auch nochmalen derſelben anderſt nicht zugetrawen dan daz ſie ſich Jeder Zeit alls ein gehorſamer furſſt vnd geliedt des heill. ro. Reichs gegen die R. Kay. M. vnſerm g. Herrn vnd brueder Schuldiger pflicht aller gebur woll vnd vnverwuſtlich zuerhalten werden wißen ꝛc. . . ." (Ebendaſ. fol. 185. Conc.)

ſie Jnn deme die Warheit geſpart habenn. Wolten auch woll merers ſchreiben, So wir Ew. kon. W. darmit nit verſchontenn,

Dweil wir aber woll erachten können, das one Zweiuel ſolche dinge ann die Rhom. Kaiſ. Majeſtatten vnnſern allergnedigſten Herrenn, auch Ew. kon. W. gelanngt ſein oder hernach aupracht wordenn, So habenn wir nit vnderlaſſenn können, dieſe vnſere entſchuldigung Jr antzuzaigenn, Damit ſie vnnſer vnſchult vernhemmen vnd vnns bey der Rhom. Kaiſerlichenn Maieſtattenn, ſo ſie des gedenckenn hören, auch bej Jr ſelbſt entſchuldigt haltenn,

Dieſes habenn Ew. Konn. W. wir vnnſer notturfft nach, antzeigen wollen, Vnnd ſeindt E. K. W. viell eherenn, liebs vnnd guts zu ertzeigen beraith. Thun E. K. W. Got dem Almechtigenn vnnd derſelben vnns beuhelenn. Dat. Friedewaldt am ſechſten tag des Monnatz Auguſtj Anno ꝛc. im dreie vnd funftzigſtenn.

Philips vonn Gots gnadenn Land-
graf zu Heſzenn Graue zu
Catzenelnpogen &c.

Philips L Z heſſen m. p. ſst.

1554.

CLXV.

Caſſel. 14. April 1554. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI.
fol. 85. — Orig.)

Durchleuchtigiſte, groſsmechtigiſte, Furſtin vnnd Fraw. Ewer koniglichen wirdenn ſeien vnſer vnderthenige, geburliche dienſt, zuvor, gnedigſte Fraw, Wir haben E. ko^{en} W. ſchreiben, das gebenn iſt Bruſſell Jnn Brabant, den 4ten Aprilis, dieſſes lauffenden 54ten Jare, empfangenn, geleſenn, Vnd erſtlichenn bedanckenn wir vnns gantz freuntlichenn, vnd dienſtlichen, das E. ko^{e} W. Vnſern glucklichen Wolſtandt begirig zu vernehmen ſein, (Vnnd ſollenn E. ko^{e} W. wiſſenn, daʒ wir Jnn zimblicher, doch nicht volkomner, geſundtheit, wie wir hievor vor der eintziehung der Cuſtodien geweſen) Haben auch gantz begirig, vnnd gern gehort, Das E. ko^{e} W. Jnn guter geſundtheytt vnnd wolffarth ſein,

Daß nun E. ko^{e} Wirden Jnn erfarung kommen, Das Jm heiligen Reich, Durch denn konigk Jnn Franckreich, und deſſelbigen anhenger, anſtifftung allerlej ſorgliche, vnnd beſchwerliche anſchlege, Practicen, vnnd verſamblung kriegsvolcks, beide zu roß, vnnd fueß, der key. Mt., vnnſerm allergnedigſten Hern, vnnd derſelben Erb Nidderlanden, zuwidder erregt,

Sollen E. kon. W. wiſſenn, das wir auch von etlichenn verſtandenn habenn, das viellerlej beſtellungenn vmb leuthe, die ſo ſeltzam durch einlauffen, das weder wir, oder die verſtendigenn, konnen ermeſſenn, wem ſie zuſtehen, ꝛc. Einstheils nimpt Hertzog Henrichen zu Braunſchweig, vnd deſſelben Frenkiſchen eynungsverwandten an, So nemen Jorg von Halle, vnnd Hilmar von Munchhauſen, auch viel knechte an, wiſſen aber nicht gewiß, wem zu gutem, Wie wol man ſagt, ſie ſollenn Hertzog Henrichenn zu Braunſchweig, vnnd denn frenckiſchen Eynungsverwandten zuſtehen, So ſagenn aber einstheils, ſie ſollenn vonn E. ko^{en} W. beſtellung habenn.

Die Fürſten der Heidelbergiſchen Eynung, die beſtellen auch leuthe fordern auch etliche reutter vnnd knechte vff, vermelden aber darbej Niemandts zu offendirenn, ſonder Jr landt vnnd leuth, vor unpillichenn gewalt zu beſchutzenn.

Jtem Hertzog Erich zu Braunſchweig, beſtellt auch Leuthe, beide zu roß, vnnd fueß, zeigtt ann, ſie ſoltenn der Cron vonn Engellandt oder dem Printzen vonn Hiſpanien und ꝛc. zum beſten kommen, wiſſen aber des auch keinen grundt.

Marggraue Albrecht iſt auch Jnn trefflicher beſtellung, hette auch gern viell leuthe.

Darneben wirdett auch geſagt, das etzliche frantzoſiſchenn Obriſte bevelchleuth, Jnn Teutſchlandt, auch gerne muſterpletz, vnd andere beforderung hetten, Was wir nun vff die Ding, der key^{en} Mat. die vaſt dergleichenn, Durch hern Wilhelmen Bocklein Rittern, vnd Thumb Probſten zu Magdenburgk, ann vnns hatt gnedigſt laſſenn geſynnen, zu anthwortt gebenn, auch wir Jme, E. ko^{en} W. zuſagenn bevolhen, wirdet er E. ko^{en} W. Jnn kurtzem, wo eß nicht bereits beſcheen, berichtenn, Wie dann E. ko^{en} W. Truchßſes Er Lozarus Tuecher, dieſelb E. ko. W. auch weitter mundtlich antzeigenn wirdett,

Ewer ko^{e} Wirden ſollen ſich aber des, Zu vns, vnnd vnſern Sohnen, vertroſtenn, das wir vnns, zuwidder key^{er} vnd der Romiſchen ko^{en} Mat. vnd E. ko^{en} Wirden, Jnn einiche practicen nicht einlaſſenn, noch vns zu einicher thatlicher handlung, bewegen laſſenn werden,

Wollen auch E. ko^{e} W. bey vnſerm glauben hiemit zuſchreibenn, das weder wir, oder vnſere Sohne, Jnn keiner ruſtung, noch vmb leuthe Jnn bewerbung ſein. Allein haben wir vmb der geſchwindenn ſorglichen leufft willenn, vnnd zuvorkommung allerlej vntrew, etliche, doch wenige, zu bewarung vnſer beidenn veſtungenn, Caſſell vnd Ziegenhain, annkhmen laſſen,

Wir haben auch vnſern vnderthanen, vſs ernſtlichſt, zu vielenn mahlen, gepottenn, ſich nicht auſſerhalb landts, Jnn Dienſt, die der key^{en} vnnd ko^{en} Matt. zuwidder ſein mochtten, vnnd Jnen ſchadenn darauß erwolgen konte, zubegebenn,

Zudem So habenn wir dergleichenn vnſernn Ober Amptman vnſer Niddergraueſchaft Catzenelnpogen, vnnd liebenn getrewenn, Reinhardttenn Schenckenn, der vberfarth am Rein halb, bevohlen, wie das E. ko. W. auß der anthwortt, ſo wie key^{en} Matt. geſandtenn, Ern Wilhelmen Bocklein rittern ꝛc. gebenn, nunmehr vernommen habenn,

Auch allenthalbenn Jnn vnſernn landt, vffs ernſtlichſt bevohlenn, keinen muſterplatz, Jnn dem vnſerm zu geſtatten, Wie wir dann vnſers hochſtenn vermugenns daſſelb vorkommen wollenn,

Dieß alles habenn wir E. ko^{en} wirden, vff Jr ſchreibenn, nicht verhaltenn wollenn, Bittenn auch gantz freuntlich, ob Jemandis were, der vnns anderſt, bey der key^{en} oder E. k^{en} wirdenn, antragenn wurde (wie wir glaublich berichtet, das ein groſer vnnd gewaltiger am Hoeff, (deßgleichen einer der nit weitt vonn vnſerm landt geſeſſenn, vnſer zu Bruſſell, nit zum beſten, gedenckenn ſollenn) vnns daſſelbige ſchriftlich, oder mundtlich antzeigenn laſſenn. So ſollenn E. ko. W. allewege richtige, vnnd gute beſtendige antwortt, von vnns vernehmen,

Wollen auch E. ko^{en} W. freundtlich gebettenn habenn, bey key^{er} Matt. zubefurdern, das die Paſſawiſche verordnung ſoviel die rechtmeßigen Reviſion belangt, In ſachen die wir mit Naſſaw zuthun habenn, vortgeſetzt, vnd wie das beſchloſſenn, vnnd verordnet, vorgengik ſey, Damit doch einmal der verdrieſzlichenn vnnd hoch beſchwerlichenn ſache abgeholffenn werden, vnnd der vonn Naſſaw nit vrſach ſechen muge, vnns Im heiligenn Reich bey menniglichem zu verunglimpffen

Ewer koniglichen Wirdenn, freundtliche vnnd angeneme dienſt, vnnd alles guts zuertzeigenn, ſindenn Sie vnns willigk, die wir vonn dem almechtigenn gott Ire geſundtheit vnd gluckſeligkheytt wuntſchen Vnnd E. ko^{en} W. wir vnns freuntlich bevehlen. Dat. Caſſell am viertzehenden Aprilis Anno ꝛc. funfftzigk vier.

Philips von Gotts gnaden Landtgrane zu Heſſen, Grane zu Catzenelnpogen &c.

Philips L Z Heſſen m. p. ſst

CLXVI.

Brüſſel. 29. April 1554. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI. fol. 149. — Conc.)

Wir Maria ꝛc. Embiethen ꝛc.

wir haben neben E. L. ſchreiben, dern Datum weiſet am 9, vnd 14 tag ietztlauffenden Monats Aprilis, durch Rom. Kay. Mt. Hofrath Wilhelmen Beckhlin ꝛc. vnd den von Laſars

Tueher, der Jungſt etlicher ſachen halber von vnſerntwegen bei E. L. geweſt, ſo ſchrifftlich alls mundtlich verſtannden, wie guetwillig ſich E. L. erbetten vnd das zu wurgelicher ertzeigung der gehorſamen guetten wolmainung vnd naigung, ſo E. L. gegen ire Kay. Mt. vns, vnd diſen Niderlanden vnnſerer verwalltung tragen, dieſelbig E. L. ietzt werender geſchwinder practickhen vnd werbungen halber neben anndern, deſſals, in E. L. furſtenthumbe, furgewendts mitel vnnd gethane verboth, auch bei Irem OberAmbtman der Nidergraffſchaft Catzenelbogen Rheinhardten ſchenckhen diſe furſehung vnnd verordnung gethan, das er auf das Vher zu Sanndt gewer guettes aufſehen vnd achtung hallte, damit ob der orten Jemantz ſo etwa verdächtlich, oder ichts Kay. Mt. vnd derſelben Lannden zuwider werben vnd practiciren muchten, vberſhorn, des er dieſelbigen rechtfertigen, zu reden ſtellen, vnd im faal ainicher argwonn befunden, zu recht anhallten ſollte, Deß alles wir E. L. freundtlichen Dannckh ſagen, vnd zweifeln nit, als wir dann bißanheer bei E. L. nie anderſt geſpurt vnnd befunden, die werden derſelben ſchrifftlichen vnnd mundtlichen zuentbiethen hochſtes vleis getreulich nachſetzen vnd hierin an guetter furſehung nicht erwinden laſſen.

Nachdem aber E. L. vnnder annder an vns geſinnen, waner wir etwas anderſt vernemen, das wir daſſelbige E. L. anmelden wollten ꝛc. demnach wiſſen wir E. L. verthreulicher wolmainung nicht zu bergen, wie das vnlengſt in dem lanndt zu Luxemburg, Ein frantzöſiſcher Poſſt durch die Vnſern nidergeworffen, bei welcher ain Inſtruction oder gedenckh Zettel ſambt andern Sendtſchreiben dardurch wir ſovil glaubwirdigs antzaigen vnd bericht befunden, das ainer genant Wolf Beuen oder Luſſth in namen vnd vonwegen Junckherr frantz von Rottenberg das In E. L. furſtenthumbe heſſen ſein ſoll zu Straſſburg vnnd andern ortten hin vnd herwider, dem Frantzoſen zu guettem, kriegsvolckh werben, vnd vnder ain annder ſolichen Abſchidt vnd Verſtendtnuß gemacht haben, waner der Luſt Jme Junckherrn frantzen von Rottenburg etwas zueſchreiben, das er die brief an gedachten Reinhardt ſchenckhen oder in abweſen ſeiner hausfrawen beſchickhen ſollte ꝛc. wie dan E. L. auß die vormerkten glaubwirdigen Abſchrifften deß bekhomen Memorialß vnd Sendtſchreibens weittlauſiger zu vernemen. Darauſſ haben E. L. (die wir doch für Jr perſon mit den wenigſten nit verdenckhen) mit beſtendiger grundt leichtlich zuermeßen. Ob gleichwol dieſelbig E. L. notturfftige furſehung vnd verordnung gethan, daß dennoch bej E. L. ambtleuten derſelbigen nit allerſachen wie ſich geburt, nachgeſetzt, vnd vollenzogen wirdet, Solches haben wir E. L. auß kheinen mißtrauen oder anderer mainung den oberzellt Sonder furnemblich darumben anzeigen auch darauf an E. L. gantz freuntlich begert haben wollen, das ſie ſelbſt der ſachen acht vnd wharnemen, damit dem Jhenigen (ſo) es E. L. für ir perſon gethreulich vnd wol mainen, daran wir dan gar nicht zweifeln, auch gleichsfals bei E. L. Diener vnd Verwandten, ſtatt vnd volg beſchehe, Jnmaſſen wir vns deß, vnd alles guetten zu E. L. vnzweifenlich getroſten vnd ſind ſonſt E. L. zu freundtſchafft vnd allem guetten wolgenaigt. Geben zu Bruſl in Brabant den 29. Aprilis Anno rc. im 54ten

An Landtgraf zu Heſſen rc.

CLXVIII.

29. April 1554. Sittich von Berlipſch an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI. fol. 147. — Cop.)

Durchleuchtiger hochgeborner Furſt rc.

Ich will e. f. gn. hirmit Jnn Vnderthenigkeit nicht pergen, Alß ich Jtzt verſchienen Dinſtags den 24ten Aprilis meinen Amptsgeſchefften nach verritten, mich glaublichenn angelangt, wie ein Kriegßman ſo Jm ſtifft Speyer des Stetleins Rotenburgk am Beuerhain wonende franz vonn Zeuchern ſonßt keßler gnandt, durch etzliche Jtzt hierumb ſtreiffende, die ſich anmaſſenn, Jnn dieſem vnnd dergleichen Kayr. Mt. bevelch zuhabenn, Zu Diellheim Jm Dorff ſo dem Stifft Speyer Zuſtendig nicht ferr vonn Rotenbergk mit einem andernn (wie die gemeine ſage Jſt) frantzoſiſchen hauptman zechende griffenn· geſenglichen hin vnnd mit ſich ghein Speyer geſchleifft, daſelbſt er frantz wie mich anlangt Inn einer herbergk verſtrickt enthaltenn wurde, Aber der annder Hauptman, daß er nicht griffenn werdenn ſich Inn flucht begebenn, zu Dielheim hinwegk khommen, An dem andern ſoll e. f. g. Ich auch nicht verhaltenn, das Itzt newlicher tage einer der Inn obbeſtimptem ſhall ſich einer Kayſerlichen gunſt berumpt, einen frembdenn reitenden Kriegßman Zu Weiſſenburgk niddergeworffenn, welcher vnnder andernn, wie Ich das auß glaubwirdiger mundlicher vnnd ſchrifftlicher antzeige gehert, Ann e. f. g. Sohn meinen g. herrn etzliche frantzoſiſche brieff vnnderm Sattell Im polſter, vnnd anderer ort, bey ſich vernehen gehapt, durch denn Commiſſarien erbrochenn, vnnd Ires Innhalts lauten ſollenn, das ſie mangell an knechten man dieſelbigenn Inen furderlichen Zufertigen ſoll, Vff Sollichs der Commiſſarius gegen etzlichen denen glauben zu geben, vernehmen laſſenn, das er dieſe brieff der Kayn. Mt. zugeſandt, Waß dieſelbige vor gefallens darauß entſchlieſſenn werde, leichtlich abtzunehmen, Welche dieſe beide felle, e. f. g. Ich Inn vnderthenigkeit nicht ſollenn noch wollenn verhaltenn, dan e. f. g. alß deren vnderthenigegehorſamer lehen man Inn aller vnderthenigkeit zu dienen mich ſchuldig erkenne,· auch hochſtes vnnd beſtes fleiß zuthun gantz geneigt, vnnd erpetig bin, e. f. g. hiemit vndertheniglich befhelende

Datum Sontags den 29ten Aprilis. A. ꝛc. LIIII.

E. F. G.

vnderthenigſt
gehorſamer
Sittich von Berlipſch

an Landtgraff
Philipſſen Zu Heſſen ꝛc.

CLXVIII.

Caſſel. 8. Mai 1554. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI. fol. 197. — Orig.)

Durchleuchtigſte großmechtigſte Konigin Furſtin vnnd Fraw, Ewer Konniglichen Wirdenn ſeyen vnnſere geburliche dieunſt zuvor Beſonndere liebe Mhume, Was Itzo einer vnnſerer Lehenleut vom Adell ann vnns geſchriebenn, das findenn E. Konnigliche wurde hier Inligende fernner zuvernehmen, Welchs vnns nicht wenig befrembdt vnnd beſchwert, Habenn auch nicht vnderlaſſenn, vnnd darauff vnnſernn Sohne Landtgraue Wilhelmen ernſtlich befragt, Vff welchs vnns S. L. geanthwortett, vnnd ſich mit Got betzeuget, das S. L. mit denn Dingenn nichts Zuthun, Vnnd S. L. Inn dem gewaldt, vnnd vnrecht beſchee, Nebenn dem, wo wir das anderſt befunden, ſoltenn wir S. L. darumb vngnediglich ſtraffen, mit mehren worten ꝛc.

Da habenn wir S. L. angetzeigt, Es ſey damit nicht gnug, ſonnder S. L. ſolte ſolliche entſchuldigung mit der warheit, an die Romiſche Kayſerliche Maieſtat thun,

Demnach S. L. Kayſerlicher Maieſtat geſchriebenn, Wie Ewer Konnigliche wirde Inligende zuſehenn findenn,

Nachdem wir nuhn S. L. hohe entſchuldigung alſo vor wahr halten, auch nicht anderſt wiſſenn,

Vnnd dann Ewer Konnigliche wurde vnns gewißlich glaubenn ſollenn, wo wir wuſten, odder hernach erfhurenn, das ſolliche dinge, die vonn vnnſerm Sohn außgegebenn, war ſein ſoltenn, (alß wir vnns doch gantz vnnd gar nicht verſehen) vnnd S. L. ſo glaublich ſolliche dinge vor vnns verneinen, vnnd ſich die darnach warhafftig befundenn, wollen wir S. L. vngeſtrafft nicht laſſenn,

Dweill wir aber ſollicher vnnſers Sohns entſchuldigung gentzlich glauben gebenn, auch nicht anderſt wiſſenn, dann das ſie wahr ſeie,

So iſt vnnſer freundtliche bitt, So Ewer Konniglichen wirde ſolliche bey Kayſerlicher Maieſtat anderſt gedenckenn horten, Ewer Konnigliche wirde wollenn gedachtenn vnnſern Sohn alßdan zum beſtenn entſchuldigenn

Ewer Konniglichen wurdenn viel ehr liebs vnnd guets zu erzeigenn ſeindt wir allezeit willigk. Dat. Caſſell am 8. May. Anno ꝛc. 54.

Philips vonn Gots gnadenn Landtgraue zu Heſſenn, Graue zu Catzenellnpogen

Philips L Z Heſſen m. p. ſst.

CLXIX.

Caſſel. 8. Mai 1554. Landgraf Wilhelm an den Kaiſer.

(Brüſſ. St. Arch. doc. rel. à la réf. relig. Bd. XVI. fol. 198. — Cop.)

Allerdurchleuchtigſter ꝛc. Eß hat mich anngelangt, durch lanndmans ſage, Wie daß mann mir ein geſchrey gemacht, Alß ſolte ich dem Khunig zu Franckhreich Zum beſtenn Kriegßleuth bewerben laſſenn, Mit mehren worten ꝛc. welchß darauß erſchollen ſein ſolt, das etliche Knecht gegriffenn, die da ſolchs vff mich bekhant ſolten habenn,

Nun weiß Ich mich ſolcher dinge ganntz vnſchuldigk, hab eß auch vor ein nichtige Rede gehalten, deßhalben Ich mich Jnn einiche verantwortung nicht gewolt habe einlaſſen,

Eß iſt aber am 7ten May meinem gnedigen lieben herrnn vnd vatter ein brieff von einem Seiner Gn. Edlen Lehenleuth zukhommen. Welchß brieffs Copey Ich E. Rö. Khay. Mt. himit vnderthenigſt thu zuſenden, Darin auch zum theill vonn den gegriffnen Knechten vermeldet, Vnnd zum Anndern, wie daß ein Kriegsmann gefenglich angenomen, bey dem etliche frantzoſiſche brieff, ann mich haltennde befunden, deß Inhälts, daß ſie mangell ann Knechten, mann Jnen dieſelbigen furderlich zufertigen ſolte, Mitt mehrern wortten ꝛc.

Nun will Ich E. Kö. Mt. Inn aller vnderthenigkeit antzeigen, Vnnd ſollen ſie gewißlich glauben, daß mir ann dem, das Ich mit dem Khönig von Franckreich oder den ſeinen Inn einicher Practicen ſtehe, oder durch mich ſelbſt, meine Dienner, oder anndere Perſonen, durch die dritte oder vierdte Hanndt, einichen bevelh gebenn, mitwiſſenns darinn habe, dem Khunig oder ſeinen haubtleuthen Knechte zubewerben, zu zeſuerenn, Dartzu hulfflich zu ſein, noch mich diſſes furnemens vnnd Kriegs Inn Einichen weg mittheilhaſtig zumachen, mir Gewalt vnnd Vnrecht beſchieht, Vnnd ſich Inn warheit nimmer mehr anderſt befinden ſoll.

Daß aber die frantzöſiſchen herren oder Kriegßleuth, etwaß ann mich geſchrieben, daß khann Ich nicht wehren, daß ſtehet bey mir nicht, daß willfaren aber, vnnd Inen dartzu behülfflich zuſein, ſtehet bey mir, Welchß Ich aber Inn Keinen weg zuthun gewillt, gethan, noch bewilligen wurde,

Vnnd will E. Rö. Kay. Mt. Inn aller vndertheinigkeit nicht verhalten, daß vor ettlichen Monaten ein Junger deutſcher Edellmann zween hunde bracht hat, Vnnd mich damit von wegenn deß vonn Gamiß verehren wollen, darneben hat der Herr von fontenay dem mundlichen bevolhen, vnnd meiner diener einem geſagt, daß Ich wolte bey meinem gnedigen lieben Herrn vnd Vatter erlangen, daß Ime möchten etzliche Muſterpletz, Inn ſeiner gnaden Lande, deßgleichenn ettliche Knechte vergonnet werdenn, dergleichen hat er ſeiner Gnaden diener einem auch ſolchß angetzeigt, Daruff ſein Gn. Ime Antwortten laſſenn, das er ſich hinweg wolle machen, vnnd ſeine gnaden vnnd die ſeinen, mit ſollichen dingen verſchonen vnd nicht beſchweren, dann S. G. ſey mit Key. Mt. zu Paſſaw gnedigelichen vnd vndertheniglichen verglichenn, Derhalben ſeinen G. ſolliche oder dergleichen Dinge Inn keinen weg geburen wölle noch leidenn khönne.

Ich hab Ime daruff laſſenn ſagen, Er werde one Zweivell, meinß gn. Hern Vatters antwortt verſtanden haben, darbey ließ Ichs auch, Vnd Ich hette In den ſachenn nichts zuſchaffen,

Diß zeige E. Ro. Key. Mt. Ich darumb vnderthenigſt an daß ſie wiſſenn, daß ich mich durch ſolche deß Khunigs vonn Franckreich verwandten, Inn diſſe noch dergleichen Practicen vnnd hendell Inn keinen wegk hab einlaſſenn wollen, Nun mochte kommen, daß dieſelbigen, oder andere dergleichen zum andermahl durch ſchrifftenn an mich zuſuchen willens geweſen, So ſollenn doch E. Rö. Kay. Mt. On zweivell glauben, daß Ich den vnnd dergleichen ſuchungenn khein ſtatt geben,

Eß hat mich mein gnediger lieber herr vnnd vatter daſſelb mahl, da der Jung Edelmann mit den hunden khommen, Vnnd auch ſeither ſo Ernnſtlich darumb befragt, auch der ding mueſſig zugehen, verwahret vnnd verbottenn, Mitt hefftiger Bedrawung ꝛc. Welchs meinethalben, deß Ich doch nicht geſinnet, one noth geweſen, deßhalbenn mir S. G. ein ſollichß In kheinen weg zugelaſſen hette,

Zeſchließlichen ſollen E. Rö. Key. Mt. nicht zweifeln, das mir in denen vflagen, gantz gewalt vnnd vnrecht beſchicht, Will mich auch ſolchs vor E. Ro. Kay. Mt. vnnd Ro. khu. Mt. auch allen Stendenn deß Reichß, ſo E. Key. Mt. dieſſer meyner entſchuldigung (wie Ich mich doch nicht verhoff,) khein ſtatt geben, Wie mir daß vfgelegt wirdet gnugſamlich mit warheit verantworten

Mitt vnderthenigſter Bitt. E. Rö. Key. Mt. wolle ſich vff diſſer oder dergleichen angeben gegen mir In Vngnaden nicht bewegen, Sonndern ſo etwaß Ann E. Ro. Key. Mt. gelangt, mir ſolchs gnediglichen tzuerkhennen geben laſſen, So ſoll E. Ro. Key. Mt. bey mir allwegen vnnderthenigſte richtige vnnd warhafftige Antwortt, vnnd mein vnſchuldt befinden,

Vnnd will mich In allwege, wie Ich mich Im Paſſawiſchen vertragk, vnnd der darneben aſſecuration die der verſtorben Churfurſt vnnd Ich E. Ro. Key. Mt. vbergeben, verpflichten, Auch waß mir ſonſten alß einem vnnderthenigen Furſten, E. R. Key. Mt. vnnd deß reichß geburt, gehorſamblichen halten.

Damit mich E. Röm. Key. Mt. tzu gnaden In aller vnderthenigkeit bevelhende Dat. Caſſell am 8ten May Anno ꝛc. 54.

E. Rö. key. Mt.

Vndertheniġſter ſchuldig
vnd gehorſamer
furſt

Ann die Rom. Key. Mt.

Wilhelm Landtgraue tzue Heſſen,
Graue zu Catzenelnbogen ꝛc.

CLXX.

Caſſel. 9. Mai 1554. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI. fol. 204. — Orig.)

Durchleuchtigiſte, Großmechtigiſte Konigin, Furſtin, vnnd Fraw, Ewer koniglichen Wirden ſeyn ·vnſre gepurliche Dienſt zuvor, Beſondere liebe Muhme Wir habenn ein ſchreiben vonn E. ko^{en} W. emfangen, das geben iſt Bruſſell Inn Brabant denn 9ten Aprilis ꝛc. welchs vns nechtten ſpett denn achtenn May vberliefert wordenn.

Vnd haben darauß verſtanden, das vnns E. Ko. W. freundtlich vnd gnediglich antzeigenn, das ſie ein frantzoſiſche poſt niddergeworffen, bey welcher ein Inſtruction, oder gedenck-Zettell ſampt andern ſendtſchrifften befundenn, das einer genant Wolff Gruna oder Lutſch an einen geſchriebenn Junckher frantzen vonn Rotenpergk, der Inn vnſerm lande ſein ſoll, dem frantzoſenn Zum beſten kriegsvolckh zubewerben, vnnd vnter ein ander einen ſollichenn abſchiedt, vnnd verſtenndtnuß gemacht, das ſolliche brieve an Reinhardtt Schenckenn neben einer Miſſive der an Inen heltet, auch einem memorialzettell, vnnd In. ſeinem abweſenn ſeiner hausfrawenn zutzuſchicken, wie wir dann ſollichs auß E. ko^{en} Wirden vnns zugeſchickten Copien nebenn andern ꝛc. verleſenn.

Nun wiſſen wir vnns woll zu erInnern, der vndertheniggenn anthwortt, die wir der Romiſchen key^{en} Mat. bey Hern Wilhelmen Bocklein Inn dem Punct geben haben, auch Inn der ſchrifft bey dem Lazaro Ducheren E. ko^{en} W. gegeben anthwortt getzogen, das wir vnſerm Oberamptman der Nidergraueſchafft bevolhen vff vnſere vberfarth am Rhein achtung zu habenn das Niemandts vbergefuret werdt das Irer Matt. zu verdrieß gereichen mochte.

Bedanckenn vnns vfs dienſtlichſt vnnd freuntlichſt Jegenn E. Ko. W. das ſie vnns die dinge zugeſchickt, Vnnd verwundert vnns nicht wenig das ſich Reinhardt Schenck vnſer Amptman Inn ·die practicen vnnd hendell ſolte gelaſſen habenn

Vnnd wo dem alſo, hetten wir Vnns des zu Ime In keinen wegk verſehen trugen auch des nit geringe beſchwerung vnnd miſſallens

Wir habenn aber nicht vnderlaſſenn heut mit angehendem tagk ein eilenden Poſtreutter Zu Ime geſchickt, das er ſich vſs eilendſte zu vns fugen ſoll, So wollen wir Ime ſolliche dinge vorhaltenn, Seine anthwort daruf horen, vnnd die E. ko^{en} W. zuſchicken.

Do wir auch befindenn, das er an dem ſchuldig wollen wir Inen vngeſtrafft nicht laſſen

Habenn auch heut einen andern verordnet Inn vnſer hauß Reinfelß, vnnd Ime bevolhen, wie er ſich des fahrs, vnnd ſonſt In allen ſachenn haltenn ſoll.

Wollen vnns gentzlich vertroſtenn, er werde vnſerm bevelch nachgehn vnnd an dieſſem ein exempel nehmen vnnd ſich beſſer vorſehenn,

Sovil Wolff Gruna oder Lutſch betriefft, konnen wir nicht anderſt dencken, dan das eß einer Wolff Lutz genent, der vnns im Zuge Anno ꝛc. 46 gedienet (vnd ein Oberlender iſt) ſein mochte,

Junckher frantzen aber vonn Rotenpergk wiſſen wir keinen Inn dieſem lande, der alſo heiſt Sondern vermuthenn, das eß der Reiffenbergk ſein mochte, Oder eß muſten ſonſtet andere perſonen ſein, mit gedachten namen die ſich anderſt nenten, als ſie hieſſenn.

Aber wie obgemelt, ſo wir ſein Reinhardten Schencken bericht vernehmen, wollen wirß E. ko^{en} W. furderlich antzeigen.

Wir ſeindt ebenn Im Werck geweſen an E. ko^{e} W. zuſchreiben

Auch vnſer Sohn an die Nö. key^{e} Mat. ſchreibt, wie E. ko^{en} W. vonn vnſerm diener, der neben E. ko^{en} W. botten vnſers verhoffenns bey Ir ankhommen, vernemen werdenn

Vnnd ſollenn E. ko^{e} W. nit zweiveln, das wir vnns Inn allewege (waß wir der key^{en} Mat. zu antwortt, bej dem Bocklein vnderthenig gegeben, vnd E. ko^{en} W. etlichmael, Vnnd Itzo Zuſchreiben) gemeß halten wollen. Mit freuntlicher bitt, E. Ko^{e} W. (wo ſie etzwaß anlangt, betreffende vnns, oder vnſern Sohn) wollen vns ſollichs alle wegenn antzeigenn. So ſollen E. Ko^{e} W. Jeder Zeit gute richtige anthwortt, vnnd vns dermaſen befindenn, das wir dem genug thun wollen, wie wir der key^{en} Mat. granthwortt, vnd E. ko. W. zugeſchriebenn haben

Wellen vnns hiemit E. ko^{en} W. freuntlich bevelhen. Vnnd wuntſchen Jr vonn Gott alle wolſſarth vnnd geſundtheitt

Datum Caſſell am Neundten May Anno ꝛc. 54.

Philips von Gotts gnaden Landtgraue zu Heſſen, Graue zu Catzenelnpogen

Philips L Z Heſſen m. p. *ſſt*

Zettel

Wir wollen auch E. ko^{e} W. freuntlich nicht verhaltenn, das wir biß Jnn die funfhundert pferde vnſerer vnderthanen vnd Lehenleuth vom Adell gein Gieſſen erfordert, Auß vrſachen, das vnns kundtſchafft einkhommen als wolte man muſterpletz Jnn vnſerm lande machen, Dieweil wir aber darnach vnd ſeither darvon nichts erfaren, haben wir ſie widder anheim reitten laſſen. Diſſes zeigenn wir E. ko. W. darumb an, damit ſie deß eine wiſſentſchafft haben mugen. Obs villeicht anderer geſtalt E. ko^{en} W. vorbracht wurde. Dat. vt in literis

Philips L Z heſſen m. p. *ſſt.*

CLXXI.

Caſſel. 14. Mai 1534. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI. fol. 226. — Orig.)

Durchleuchtigſte ꝛc. Vff das ſchreiben ſo wir E. kõn. Wurden gethan habenn, des Datum ſtehet Caſſell den 9ten May, haben wir Reinhart Schencken zu vnns erforderdt, der am Pfingſtage bey vnns ankhommen, Vnnd Jnenn ſelbſt ernſtlich befraget, vff die Articull wie Jnliegende mit A verzeichnet

Was er nuhn vor Anthwortungen gebenn, das findenn E. Kon. wurde mit B verzeichnet,

Nhun laſſenn wir ſeine anthwort vnnd entſchuldigung vff ſich ſelbſt berhuen, habenn aber Jme vfferlegt, ſich außwendig vnnſers Landts nicht zubegebenn, bis vff vnnſern weittern beſcheidt,

Vnnd wie wir E. Kon. wirden hievor geſchriebenn, ein andern an ſein ſtad, vff vnnſer hauß Reinfelß verordnet, Jme auch beſholen, ſich vor denn dingen zuhuten, vnnd niemandenn vberſharenn zulaſſenn, außgeſcheidenn was bawern vnnd Landleuth darumbhſeien

Wir wollen auch darbeneben E. Kon. Wirden nicht verhaltenn, das wir Jnenn Reinhart Schenckenn niehe anderſt befunden, alß einen Redlichen man, vnnd vnnſernn trewenn diener,

Wie er ſich nuhn hat bewegenn laſſenn, das er vertroſtung mag gethan habenn brieff antzunehmen, vnnd die zurechtzuſchicken, verwunderbt vnns, Vnnd hettenn vnns daſſelb zu Jme gar nicht verſehenn, Glaubenn aber gewißlich, wo Ewer Koe. wurde denn vnwillenn, odder vngnade, die villeicht Ewer Kon. wirde deßhalbenn gefaſt, zu gnadenn wendenn wurde, Er vnnd ſeine freundtſchafft wurdenn daſſelb hinwidder E. Kon. wurden vndertheniglichen abverdienen Auch er ſich vor ſein Perſon vor ſollichenn vnnd dergleichenn dingenn hinfurtter huten.

Dieſes zeigenn wir E. Kon. wurden darumben an, vnnſerm vorigenn ſchreibenn, das wir vnnderm dato Caſſell denn Neunten May an Ew. koe. wurde habenn außgehen laſſenn gnug zuthun,

Wo wir E. K. W. viel ehrenn liebs vnnd guets auch diennſt zu ertzeigen wuſtenn, finden ſie vnns dartzu willigk. Dat. Caſſel am 14ten May. Anno ꝛc. 54.

Philips von Gots Gnaden &c.

Philips L Z Heſſen m. p. ſst.

Beilagen.

A. Articell wie wir Reinhart Schenken Erſtlich befragt vnnd noch ein Male durch vnnſre Rethe Inen anreddenn laſſenn,

1) Erſtlich habenn wir Ime der Konigin ſchreiben auch denn Ingelegtenn dengZettell vnd Copien der Miſſiven vorleſenn laſſenn darmit er ſich der dinge woll erInderte, vnnd die Rechte Warheitt ſeiner Wiſſenſchafft Sagte

2) Darnach erIndert derenn bevelch, die wir Ime haben ſchreibenn laſſenn, das er ſich dorvor hutenn ſolte, das er Nymandt laſſe vberführen, das Keyr. Mt. zu verdrieß gereichen mochte

3) Das wir Ime bevolhen, Als wir erledigt das er nun hinfurter das fahr zu Sant Goar ſolte zuhalten

4) Darauff ſoll er warhafftigenn bericht gebenn, wie er ſolche vnnſere bevelch habe gehalten

5) Item ſoll er ſagenn, were der Lotze ſeie, der ann Inenn geſchriebenn, was er mit dem vor ein abſchiedt genommen, Item was er mit Ime vor practicen gehapt habe

6) Item er ſoll berichten Wer der frantz vonn Rotenberg ſeie, ann den der brieff geſchriebenn wurden,

---

B. Antwort mein Reinhart Schencken vff die articull ſo m. g. f. vndt h. mir zum andern mall mit Ernſt durch S. F. G. Rethe hatt vorhalten laſſen ꝛc.

1) Erſtlich habe ich nuhun zum zweiten mall horen leſen was die durchleuchtige die kunigin zu Hungern vndt Behemen gubernantin der Nidderlande ꝛc. meine gnedigiſte fraw an hochbemelten m. g. f. vnndt h. geſchrieben Sampt den beigelegkten Copien vndt will daruff Sovill ich mich Erinnern kan die Warheit ſagen wie ich dan hochgemelten m. g. f. vndt H. ſelbſt muntlich bericht habe

2) Der zwelte articull iſt Whar ire f. g. haben mir fünffmall Ernſtlich geſchrieben vndt bevolen darzu haben ir f. g. mir das auch muntlich bevolen das ich niemants zu Sant goar ſoll vberfaren laſſen das der kay. Mag. zuverdrics moge gereichen

3) So iſt auch whar das S. f. g. alß Sie Erledigen Selbſt mir bevolen das fart zu S. goar zu zu halten,

4) Ich habe mich auch in dem allem alßo gehalten das ich mit wahrheit vndt bey meinen eidt vndt pfflichten behalten kan das zu S. Goaren oder alle meines ampts kein krigßvolck zu roß oder zu fues das den franzoſen zu zuge, mit meinem Wiſſen iſt vbergefaren,

Es iſt aber kundt vndt wiſſende das vill krigßleudt allenthalben am obern vndt nidderrein Sindt vbergefaren vndt iſt Sulchs krigßvolck das meren theils aus den Nidder vndt oſtlanden komen vnd ghet keines den Rein heruffher von S. gewer hin,

5) Der wolff leſth darvon der konigin briff vermeldet halt ich darvon Es Wer Wolff letz das er aber Soll Wolff Ghrun heiſſen habe ich niehemer gehort

Wolff Letz kennen ich, aus orſachen das er anno 46 zu giſſen vnder mir gelegen mit einem fenlin knecht alß Ein Hauptman hatt ſich die Zeit ordentlich vndt woll gehalten wie Einem bidderman woll anſthett derwegen ich gewogen geweſen

Diſſer wolff iſt in Sechs wochen vngeferlich von collen ghen S. goare in die herberge kommen hatt mich pitten laſſen das ich zu ime wolle kommen welchs ich gethan von wegen der alten kentſchafft vndt dan Sunderlich derhalben ob ich an ime vernemen mechte das Sie vorhetten irgent einen Muſterplatz in M. G. F. vndt h. landen anzurichten, das ich Sulchs in der Zeit verhüten vndt S. f. g. darvon berichten mocht vndt kondt dieweil er von mir iſt abgeſchiden haſt er mich gepetten ob er ein brifflein an riſſenbergk haltendt mir Schicken das ich ime Sulchs inn ſeinem diner Marx wilchen ich wurde in des wirdtshaus zu uinckell finden zuſchicken. Dis habe ich vmb vorgemelts alter kentſchafft willen bewilliget Er hatt mir aber keinen brieff zugeſchickt darumb habe ich auch ſeiner brieffe keinen von mir geſchickt,

6) Das nuhun Wolff letz ein brieff an frantz von rodenburgk geſchrieben vnd daneben auch an mich geſchrieben wilche brieffe niddergelegen ſein, ſage ich, bey meinen eyden vndt pfflichten das ich keinen in der weldt kennen der Franntz von Rodenburgk heißt Es hatt mich auch Wolff letz des frantzen von Rodenburgk Sein lebenlangk gegen mich nicht gedacht das kan aber woll ſein das wolff letz vndt marx der knecht dem ich den brieff habe ſchicken Sollen des namens halber einen vorſtandt mit einander gehapt haben mechten, wilchs mir doch vnbewuſt wie dan der denckzettell Selbſt mit pringt der knecht werde wiſſen wo frantz von Rodenburgk ſeye Es kundt auch woll Sein das er mit dem namen frantz von Rodenburgk Riffenbergen gemeindt habe,

Daß ferner in wilchem Schreiben an mich gemelt, das ich nicht welde vergeſſen wen die Zeit kome, wie er mit mir abgeſchieden gerett hett iſt diſſes er hatt etzlich gelt in Schweitz ligen das hatt er mir angepotten vndt mich gepeten wan ichs wiſſe anzulegen das ichs anlegen wulde zu meinem vndt ſeinem beſten Darauff ich ime Zur antwordt geben ich wulde mich nach guter gelegenheit vmbſehen wan ich des Ergriffe wulde ichs von ime annemen, Sunſten weiß ich von keine anderen Sachen die ich mit ime zuhandelen habe noch verabſchiedet,

Vnd domit die konigin auch m. g. f. vndt h. Sulchs deſter mehr zuglauben haben So Sage ich bey den pfflichten darin gott Vndt S. F. G. verwandt bin das ich gemelten Wolffen noch keinem menſchen in der weldt dem frantzoſen zu gutem in diſſem krige eynichen menſchen oder mehr habe geworben noch helffen werben habe auch des orts kein krigßvolck wie obengemeldt vber paſſiren laſſen noch vbergefordert

Do ich aber in dem zuvill etwas gethan, das ich vmb alter kentſchafft willen dem wolff letzen bewilliget das ich ime den einen brieff wulde zurechtſchicken wen mir der zukeme So iſt mein vnderthenigſt pitte an m. f. vndt h. Sie wölle mir Sulchs gnediglich verzeihen vnd bey meiner genedigiſten frawen der Konigin vorpitten ir kön. Maj. wöllen mir das gnediglich vergeben was ich in dem zuvill gethan hett, das Sollen vnnd wollen meine freundſchafft vndt ich vmb die Rom. Kay. Mat. auch ire kön. Maj. vnd derſelbigen nidder Erblande in aller vnderthenigiſtem gehorſame hochſtes Fleis verdinen vndt zu gutem widder Einpringen. So will ich auch vmb hochermelter m. g. f. vndt h. in vnderthenigkeit vber ſchuldige pfflicht alle wege zuverdinen hochſtes vermegens gefliſſen Sein

Vndt des Zu bekentnis der warheit So habe ich dis zubericht mit meiner eygnen Handt geſchrieben vndt vnderſchrieben. Bingen. den 12 May Anno ꝛc. 54.

Reinhart Schenck
Oberamtman
m. p.

Die Königin erklärte dem Landgrafen (dat. Brüſſel 19. Mai 1554, Brüſſl. St. Arch. doc etc. Bd. XVI. fol. 245) ihre vollkommene Zufriedenſtellung, und erkannte unterm 20. Mai, dat. Brüſſel, Reinhart Schenk's Schuldloſigkeit an.

CLXXIII.

18. Juli 1554. Albrecht der Jüngere Markgraf zu Brandenburg an den Landgrafen Philipp.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVI. fol. 308. — Orig.)

Vnſer freundtlich diennſt Auch was wir Liebs vnnd guts vermugen Alltzeit zuuoran. Hochgeborner furſt freundtlicher lieber Vetter Es langt vns mer dan an an einem orth glaublich an das E. L. Vnnſre diener ſo vnndter derſelben geſeſſen. Seithero die neu vermeint vnrechtmeſſig Acht vber Vns ergangen nit allein von vnſſern dienſten abfordern, ſondern auch vnſern Vheinden vnd Widerwerttigen vergonen vnd zulaſſen ſollen, das ſie nach denſelben vnſern dienern In derſelben furſtenthumb trachten vnd damit Ires gefallens aigengewaltigclich handlen, Nun wiſſen ſich E. L. dero zuſchreiben nemblich das vns die In diſem handel weder verhindern oder fordern wollen, genugſam zu erInndern ſolt nun darvber gegen vilbemelten vnſern Dienern alſo gehandelt werden Vnnd der ſelben Keiner ſycher ſein. Wie ſich den Vnſer beſtelter Oberſter Jobſt Von Thalwickh derhalben furnemlich allerley gefar beſorgen mueß, ſo haben E. L. ſelbs zubedennckhen, ob ſolches angeregtem Irem ſchreiben gemeß ſey oder nit, hetten vns auch deſſelbigen wo dem alſo iſt, zu E. L. gar Keinswegs verſehen, Vnnd dieweil vnns dan ſolche kundtſchafft nunmher an etlichen villen orthen einkhomen, ſo will vnſer vnvermeidtliche notturfft dannoſt erfordern, von E. L. ein Wiſſenſchaft zu haben was wir vns neben Vnnſern dienern vnnd verwandten zu der ſelben hier Inen zuverſehen haben Vnnd Pitten E. L. freundtlich die wöllen ſich derſelben gemuets deſhalben gegen Vnns hiemit freundtlich erkhleren, damit wir vnd vnnſere dienner vns darnach zurichten haben, Vnnd Nimbt vns wunder das als Jetzt Jederman diſer neu außgangnen Vnrechtmeſſigen vermeinten Achtt, an Vns geriten ſein will, ſo ſy doch zuvorn Bey andern nit vill gelden darumb mueſſen wir eben darauf bedacht ſein, das wir vnſer ſachen dermaſſen anſtellen, damit wir nach ſolcher acht nit vill fragen dorffen. Wolten wir E. L. vnſer notturſt nach freundtlicher mainung nit Pergen, vnd ſeindt derſelben zu freundtlichen dienſten gewilt. Datt. den 18 Julj A° 54.

Von Gottes gnaden Albrecht der Junger
Marggraf Zu Brandenburg In
Preuſſen &c. auch Schleſien zu Oppeln
vnnd Ratibarn Hertzogkh

A M Z B m. p.

Ann Lanndtgraff Phillipſen
zu Heſſen ꝛc.

1535.

CLXXIII.

Caſſel. 5. Februar 1535. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVII. fol. 11. — Orig.)

Durchleuchtigiſte ꝛc.

Wir habenn Ewer Kon. Wurdenn ſchreibenn das gebenn Iſt den 24 Januarij, *) denn 3ten Februarij entpfangen Vnnd bedanckenn vnns gantz freundtlich, das Ew. Kho. wurde vnns ſolliche ding angetzeigt Als nuhn Ewer Kho. wu. vnns freundtlich vermeldenn, das dieſelbige angelangt, das Joiſt Bock bey Ern Curthen vonn Boymelsburgk vmb diennſt angeſucht, vnnd dartzu vnnſere ſondere beforderung haben geſolt, Mit mehrerm ꝛc.

---

*) Sie zeigte dem Landgrafen an, daß deſſen „Vnterthon Jobſt Bockh genandt", welche „vorlangſt verſchiner Zeit In Kay. M. ꝛc Veldlager ankhumen vnnd Dorthen auf E. L. ſonndre befurderung bey Coraten von Bemelberg vmb Dienſte vnnder Irer Kay. M. Khriegsvolkh angeſucht" und „ain erliche Haubtmans beſoldung (dieweil damals khein annder platz oder bevelh ledig geweſt) bis auf weittern verſechung angebotten", — „mit vergeſſung ſeiner ehre, Zu Irer Kay. Mt. feinden den Frantzoſen vbergefallen vnnd daſelbſt (ohne zweifel zu ergezlichait diſer ſeiner gevbter ehrlichen handlung) bevelch vberkhomen den franZoſen zu guetten Teutſches Khriegs(volk) zuwerben vnd zutzufuren, wie er ſambt anndern franzoſiſchen bevelchhabern ſich dan nach lauth allerlay khundtſchafft Jetzigen Zeitt auch in E. L. furſtenthumbe enthallten Vnnd ſellichen Iren empfanngnen bevelch mit werbung der khnechte nachſetzen ſollen" Die Königin erſucht nun den Landgrafen, er „wolle ſollich einſehen thun, damit gedachter Jobſt Bockh ſeinem verdienſt nach anndern zu ainem exempl wie ſich geburt geſtrafft vnnd ſonſt anndere frantzoſiſche werbung vnnd prakhtikhen do die villeicht In ewer Lieb furſtenthumben hin vnd wider angeſtelt vnnd getriben wurkhlich abgeſtellt werden" (Ebendaſ. fol. 2.)

Wollen wir Ewer Khõen. Wurden mit warheit antzeigenn, das wir Joiſt Bocken keine ſchrifft noch beforderung, wedder ſchrifftlich noch mundtlich an Ern Cunraden odder andere geben haben, auch vnnſern Sohn, Stathalter, Marſchalck, Rethe, vnnd Secretarien die Jtzt bey vnns ſein, gefragt, die vnns angetzeigt, das ſie Jme auch keine ſchrifftliche noch mundtliche beforderung an Jemants gethan, Wir mochten auch wol leiden, da er Chonrad odder andere Kay. M. Hauptleuthe einiche Beforderungs ſchrifft vonn dem vnnſernn hettenn, das Ewer Khoẽ. wurde vnns dieſelbig Jm Original odder glaubwirdig Copey darvon zuſchicktenn,

Das er Joiſt nuhn alſo vngeburlich gehandelt miſſeldt vnns nicht wenig, Er Jſt ein Zeitlang auß vnnſerm Landt verrittenn geweſenn, Vnnd darnach widder kommen, Welchs vnns ein argwohn gemacht, als das er furhabens ſeye, Kriegßvolck zubeſtellenn, habenn darumb vonn ſtundt vnnſerm Marſchalck befholen das er vor vier Monaten die handt vonn Jme genommen, da er zugeſagt keinem herrn einig Kriegßvolck zutzufuren, odder ſich Jnn diennſt Zubegebenn, er thue es dann mit vnnſer ſchrifftlichenn Zulaſſung, mit vnnſern aigen Handenn vnderſchriebenn,

Diweil wir nuhn vernehmen, dieſe Ewer kon. wur. ſuchung, So habenn wir befholenn, Jnen Joiſtenn Bockenn, wo er Jnn vnnſerm Landt betretten, zubeſtrickenn, Vnnd do wir Jnen bekommen, wollenn wir Jnen ſtraffenn, das Ewer Kŏe. Wur. befindenn ſollenn, das wir ſeins vnbillichenn vornehmens kein gefallenns,

Wie auch Ew. Koe. Wur. weitter ſchreibenn, das er vnnd anndrer mehr Jnn vnnſerm Furſtenthumb Jnn bewerbung ſtehenn ſollenn, Kay. Mt. zuwidder Kriegßvolck antzunehmen,

Jſt nicht weniger, das vnns angetzeigt, das vielerley bewerb vnnd hin vnnd widder reittenns Jnn, vnnd durch vnnſer Land, Deßhalbenn habenn wir vor etzlichenn wochenn, auffs ernſtlichſt vnnſern vnderthanen, bey verliehrung Jrer Jtzigenn, vnnd zukunfftigenn Lehenn, vnnd guternn, verbottenn, das ſie niemants (außgeſcheidenn der Rom. Kaỹn. vnd Kõn. Mt̃en) zutziehenn ſollenn, ſie hettenn dan des einen ſchrifftlichenn ſchein mit vnnſern eigenn handen vnderſchriebenn, Habenn Auch hiebevor die Mandata, die vonn Kayr. Mt. außgangenn, widder druckenn, vnnd allenn vnnſernn vom Adell vnnd Stettenn verkundenn laſſenn, Auch vnnſernn Amptleuthen befholenn, wo ſie verdechtige perſonen durch ſehenn wandernn, ſo leuthe zu roß odder fueß auffwiglenn woltenn, dieſelbigenn zubeſtrickenn, vnnd auffzuhalttenn, bis das ſie deßhalben vonn vnns wie ſie ſich Jegenn Jnen haltenn ſollenn bevelch bekhommen, Darauff habenn auch etzliche vnnſerer Amptleuth etzliche vom Adell, vnnd ſonnſt beſtrickt. Wo nuhn die verdechtigk befundenn, Gedenckenn wir ſie nicht leddig zulaſſenn, Wir habenn dann vonn Jnen gnugſam verſicherung, das ſie ſollichs werbens vnnd annehmens muſſigk ſtehenn,

Dann Ewer Kõn. Wũr. ſollenn nicht zweifeln, Soviel Jnn vnnſerm vermugenn Jſt, Zuuerkhommen, das vnns bey Kaỹr. Mt. zu vngnaden, odder bey ewer Khon. wur. zuuerweiß gereichenn möchte, an vnns kein mangell ſein wirdet,

Welchs wir Ewer Khon. wur. zur anthwort nicht wolten verhältenn, Dann Ewer Khon. wur. geburliche dienſte, vnnd freundtſchafft zu beweiſenn, ſeint wir gneigt. Dat. Caſſell am 5. Februarij Anno dmni. 1555.

Philips vonn Gots gnadenn Landt-
graue Zu Heſſenn Graue zu
Catzenelnpogen &c.

Philips L Z Heſſen m. p. *ſst.*

CLXXIV.

Eſchwege. 2. März 1555. Landgraf Philipp an die Königin Maria.

(Brüſſl. St. Arch. doc. rel. à la ref. relig. Bd. XVII. fol. 27. — Orig.)

Durchleuchtigſte ꝛc.

Wir wollenn E. Kõn W. freuntlich nit verhalten, das der Churfurſt zu Sachſſen ꝛc. Hertzog Auguſtus, die Chur vnnd furſten zu Brandenburgk (auſgeſcheiden Marggraue Albrechten) vnnd die anndern furſten zu Sachßen *) ꝛc. vnnd vnns, vf negſten Mitwochen nach Invocavit gein der Naumburgk, wilchs drey tage reiß vonn vnnſernn landt iſt, zuſamen erfordert, alda die alte Erbeynung zwiſchenn den heuſſern Sachſſen, Brandenburg vnnd heſſen (darInnen die Rom. Kay. vnnd kõn. Mat̃ten. aufgenommen) Vnnd die Erbverbruderung zwiſchen Sachßen vnnd Heſſenn zuernewen.

Wilchs wir E. Kon. W. darumb antzeigen, Ob E. kon. W̃. ſolchs annderer geſtalt furkeme, das E. kõn. W. wuſtenn warumb die Zuſamenkunfft ſeie

Wir habenn nicht vnnderlaſſen, vnnſern Rethenn, ſo wir Itzo auffem Reichstage zu Augſpurgk habenn, geſchrieben, das ſie ſolchs der Römiſchen kon. Mat. auch antzeigen.

Ew. k. w. angeneme dinſt ꝛc.

Dat. Eſchwehe am 2. Martij anno ꝛc. 55.

Philips vonn Gotsgnaden Landgraf zu Heſſen Graue zu Catzenelnpogen

Philips L Z Heſſen m. p. *fst.*

Zettel

Das wir E. khon. W. nicht eher geſchrieben Iſt die Vrſach geweſenn, das wir nicht gewuſt ob der tagk vor ſich gehenn werde oder nicht

Datum vt. in literis

Philips L Z Heſſen
m. p.

---

*) Außer den Kurfürſten Auguſt und Joachim, ſowie dem Landgrafen Philipp erſchienen zu Naumburg die Söhne Johann Friedrichs, die Herzoge Johann Friedrich der Mittlere, Johann und Wilhelm zu Sachſen, und die Markgrafen Hans und Georg Friedrich zu Brandenburg.

CLXXV.

Gudensperg. 7. April 1555. Landgraf Philipp an Appell von Berlipſch, Oberamtmann, und Johann Seuſenſchmied, Landſchreiber der Obergrafſchaft Katzenellbogen.

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. Korreſpondenz der Landgrafen. — Orig.)

Philips vonn Gots gnadenn Landgraue zu Heſſenn, Graue Zu Catzenellnpogn ꝛc.

Rath vnnd liebenn getrewenn, Es hat Itzo vnnſer lieber Oheim, vnnd Schwager Johans Pfaltzgraue bey Rhein, Hertzog Inn Bayernn, vnnd Graue Zu Sponheim bey vnns durch einen Seiner L. Rath anſuchung thun laſſenn, Nachdem der Ertzbiſchoff vnnd Churfurſt zu Meintz verruckter weill Inn Got verſcheidenn, vnnd man vff nehiſtenn Donnerſtag nach Oſtern Zur Election eines andern Ertzbiſchoffs ſchreittenn, vnnd greiffenn wurde, das wir bey dem Thumbcapitell Zu Meintz ſuchung, vnnd befurderung, thun woltenn, Das S. L. Sohne Pfaltzgraue Reichardus welcher ein Capittelßherr Zu Meintz were Zu einem Ertzbiſchoff Elegirt werdenn möchte ꝛc. Hatt vnns auch weitter berichtet, Das der Pfaltzgraue Churfurſt ſeiner L. halbenn auch vleiß anwendenn wurde, Weill wir nuhn gedachten S. L. Sohne Pfaltzgraue Reichartenn alß vnnſernn angewantenn freundt, Zu ſollichem Ertzbiſchoff Ampt gerrn gefordert, vnd khommenn ſehenn woltenn, Wo Ir nuhn befinden werdet, das die Pfaltzgrauiſchenn Churfurſtiſchenn auch beim Thumbcapittell anſuchenn wurdenn, odder es albereits geſcheen were, Alß Iſt an euch vnnſer beuelch Inn gnadenn, das Ir euch Zum furderlichſtenn Zu einem Ehrwurdigenn Thumb Capittel ghein Meintz verfuget, Inenn erſtlichenn vnſern gnedigen gruß., vnnd gneigtenn willenn antzeiget, vnd Inen volgents vermeldet, weill es an dem, Das ſie Zu erwehlung eines andernn Ertzbiſchoffs greiffenn, vnd ſchreittenn wurdenn, So were vnnſer gunſtigs vnnd gnedigs begerenn, ſie wolten gedachtenn Pfaltzgraue Reichartenn Zu dem Ertzbiſchoff Ampt wehlenn, vnnd khommen laſſenn, Dann wir der Zuuerſicht werenn S. L. wurde ſich alß ein guter nachpaur halttenn, Auch dem heyligenn Rhomiſchenn Reich nicht wenig dienlich ſein, Sollichs werenn wir hinwidder gegenn Inen gunſtiglichen, vnnd mit gutem willenn Zuerkennenn gneigt, Vnd was euch hierauff allenthalbenn begegnet, Das gebet vnns vffs furderlichſte Zuerkennen. Datum Gudenſpergk am 7ten Aprilis Anno ꝛc. 55.

Philips L Z Heſſen *S ſst.*

Zettel:

Liſſet Ir euch aber beduncken, das das Thumb Capittell nicht neygung Zu Pfaltzgraue Reichartenn hette, alßdann wollet ad partem denn perſonen die Ir bedenncken werdet, bey denen es fruchtenn, vnnd nutzlich ſein könte, fernner antzeigen, das ſie dann ſonſtet eine deutſche Perſon auß Irem Capittell, Welche der Teutſchenn Nation wolfarth gneigt ſeye, wehlenn, vnnd ſich Inn dem (wie der Teutſchenn Nation hohe notdurfft erfordert) ertzeigenn.

Datum vt in literis

Philips L Z heſſen *ſst.*

1558.

CLXXVI.

Caſſel. 27. Mai 1558. „Meins gnedigen furſten vnd hern Zu Heßen Reſolution, vff die gebrechenn ſo der Superintendens der Oberngraueſchafft Catzenelnvogenn Peter Voltzen ſeiner F. gn. Vndertheniglich hatt furtragenn laſſenn,“

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. Korreſpondenz der Landgrafen. — Orig.)

Erſtlich denn Pfarhernn Zue Aurbach Magiſtrum Chunradum fiſchernn anlangennde,

Weill hiebeuor Mein g. f. vnnd her, Pfaltzgraue Friederichenn bey Rein ꝛc. vff S. L. begerenn, Zugeſchrieben, S. L. benenten Magiſtrum Chunradum ein Zeitlang volgenn Zuelaſſenn, Damit er Inn ſein Pfaltzgraue Friederichs Lanndt, ein gutte Ordnung, vnnd Reformation Inn den kirchenn anrichtenn helffenn mochte,

So ſeindt ſ. f. g. gnediglich Zufrieden, das er der superintendens ſollichs alſo Zulaſſe, Doch dergeſtaldt, das Er Magiſter Chunradus nach Verlauffung eines Jars, ſich widderumb gein Aurbach Inn ſeiner f. g. Lanndt begebe, vnnd alsda ſeines Predig Ampts, Wie zuuor beſcheen, mit Vleis Warte, Vnnd das mitler weill der Superintendens ſollich Pfar Ampt mit einem andernn tuiglichenn Pfarher verſehe,

Vff denn andernn Articull, Iſt meins gnedigenn furſtenn vnnd hernn Zu Heſſenn ꝛc. beuelch, das ſeiner f. g. Oberamptmann, Vnnd Er der Superintendens die Verordnung thun ſollenn, Das ein Stipendiat, ſo Zun studijs tuiglich, mit denn Zwantzig malter kornns, vnnd funff guldenn, ſo biß daher Jerlichenn dem Schulmeiſter Zu Geraue gereicht wordenn ſeint, verſehen werde, Wie dann auch zuuor beſcheen, ehir ſollich korn vnd geldt Zur Schule Zu Geraue verordenet geweſſen,

Vnnd das dargegenn das Vffkommenn Sanct Joiſtenn Altars Zue Buttelborn, des Filials, der kirchenn Geraue, ſo Niclaus Waldenſtein Innen gehabt, Aber ſich deſſelbigenn, Weill er der ſchulenn abgeſtandenn ſelbſt entſetzt, Dem Schulmeiſter Zu Geraue Zugeordenet werde,

Auch das der Superintendens dem Caplann, ſo er Itzo gein Arheiligenn Verordenenn Wirdet, beuehle, nebenn dem kirchen dienſt, Auch Schule Zuhaltenn, Vnnd die kinder ſeines beſten Verſtandts nach Zu Instituiren, Dann des orts kirchenn vnnd Schulen, Von Zweien Perſonenn woll Verſehenn, Vnnd regirt Werden konnen,

Was betrifft das etzliche Ministeria, vnnd kaſten ablöſſige kornn pecht habenn, Vnnd von Hundert guldenn, Zehenn malter kornns nehmenn, Welchs denn verkeuffernn etzwas beſchwerlich, Inn dem das das kornn numehr viell gelts gildedt vnnd ein Vnchriſtlicher Wucher iſt,

So ſollenn der Oberamptmann, Vnnd Superintendens die Verſehung thun, das hinfurter nicht mehr frucht, Sonnder geburlich geldt Zinſe, Nemblich vonn Idem Hundert funff gulden, vnnd nicht mehr gekaufft, vnnd genommen werdenn ſollenn,

Nachdem auch verlauffenner Jare Inn eroberung der Stadt Darmbſtadt Sechs vnnd Sechtzig Thaler vff das Pfarhaus, Vnnd Sieben vnnd Zwantzig Thaler, vff das Caplaney Haus Zu Darmbſtadt Zue Branndtſchatzung geſetzt worden, Vnd aber der Caſt Zue Darmbſtadt Jerlich Vber Vier vnnd dreiſſig guldenn nit Inkommens hatt, Vnnd derwegenn ſolliche Summam Zuerlegenn, dem kaſten nit Woll muglich, Seindt ſein f. g. Zufriedenn, Vnnd wollenn, das dj andernn Caſtenn Inn der

Oberngraueſchafft, ein Jder nach ſeinem vermugenn, Jnn erlegung ſollicher Summen der Brandtſchatzung, dem Caſtenn Zu Darmbſtadt Zu hilff kommen, Vnnd ſollenn der Oberamptmann vnnd SuperJntendens, ſolchs alſo Zubeſcheen, verordnung thun,

Weill auch gemelter SuperJntendens geclagt, das die Pfarhern, Caplann, Schulmeiſter, vnnd Stipendiaten langſam, vnnd bißweilen nit volnkomlich Jre betzalung vonn Leuthenn bekommen konnen, Auch dj heuptSummen ſo abgeloſt, nicht widder ann Zinß vnnd Penſion angelegt, ſonndern dem Caſtenn Zu groſſem nachtheill vereuſſert werdenn,

So ordenenn vnnd wollenn ſein f. g. das derſelben Oberamptmann vnnd Superintendens die ernſte verſchaffung thun ſollenn, das die Caſtenmeiſter eines Jdenn orts alle leddige Zenth, Zinſe, Vnnd geselle, denn Pfarhernn, Caplanenn, Schulmeiſtern, vnd Stipendiaten Zuſtendig, Zu geburlicher Zeit Von den vnderthanenn einfordernn, Daruber richtige regiſter machenn, vnnd habenn, Einem Jdenn kirchen Diener, Schulmeiſter Stipendiaten, ſeine geburliche beſoldung Zu rechter Zeit entrichten, Vnd Jres Außgebenns vnnd einnehmens Jerlichs vor gemeltem Oberamptmann, Superintendentj, vnd eins Jdenn orths Pfarhern, clare rechnung thun, vnnd das Jenige, ſo denn kirchenn abgeloſt, widderumb vff tregliche penſion, wie vorgemelt, angelegt, vnnd alſo denn kirchen nichts entwendet, oder entzogenn werde,

Zum Letztenn, Nachdem das Chor, vnnd Pfarhoff, Zue Spenglingen gantz bawfellig, vnnd Vonnothen das ſollich Chor, vnnd Pfarhauß, widder gebawet werde, So wollenn vnnd vnnd verordenen ſ. f. g. Das der Oberamptman, vnd Superintendens Zue Darmbſtadt, die Verſehung thun ſollenn, das die Viertzig gulden abſentz Zue Sprenglingen, ſo biß daher dem Superintendenti, Zue ſeinem Superintendenti Ampt gereicht wordenn ſeindt, Dergleichenn Dreiſſeig guldenn vonn Doctor Walters ſeligen Paſtorey Zue Grießheim, Zue Vfferbawung ſolchs Chor vnnd Pfarhauſes gegebenn werdenn, Biſſolannge dieſelbigenn gebeue widderumb Inn beſſerung gebracht wordenn ſeindt,

Vff das aber der Superintendens ſeiner geburlichſtenn beſoldung der Viertzig gulden abſentz Zu Sprenglingen nicht In mangell ſtehe, ſo ſollen nachbenente Caſtenn, biſſolange die kirchenn gebewe Zu Sprenglingenn widder erbawet werden, dem Superintendentj ſolliche Viertzig guldenn Jerlichen entrichtenn, Nemblich der Caſt Zue Geraw Zehenn guldenn, Der Caſt zu Pfungſtadt Zehenn guldenn, Der Caſt Zu Reinheim funff guldenn, Der Caſt Zu Eſchelbruckenn funff guldenn, Der Caſt Zu Aurbach funff guldenn, Der Caſt Zu Arheiligenn funff guldenn,

Wann aber gemelte bew Zu Sprenglingenn, widderumb Inn beſſerung vnnd baw pracht wordenn ſeindt, So ſollenn vorgemelte Caſtenn ſollichs auffgelegtenn gelts widderumb entleddigt ſein,

Beuolhenn Zu Caſſel am 27 Maij Anno dominj 1558.

Philips L Z Heſſen S ſst.

(L. S.)

1560.

CLXXVII.

Caſſel. 18. Mai 1560. „Bekanntnuß Burgermeiſter vndt Raths zu Caſſell das das vätterliche Teſtament hinder ſie zu getreuen handeŋ deponiret ſeye den 18 ꝛc. Maij Anno 1560“

(Großh. Heſſ. geh. St. Arch. zu Darmſt. Akten, die großh. Familie betr., insbeſondere Phil. d. Gr. Geſ. ꝛc. Conv. IV. — Orig. [Perg. mit angeh. Siegel.])

Wir burgermeiſter vnd Ratth zu Caſſell Bekennen vnd thun kunth, hiran vor vns, vnſere Erben vnd Nachkomen Auch gein aller menniglichen, das der durchleuchtig Hochgeborn furſt vnd Her, Her Philips, Landtgraue zue Heſſen, Graue zue Catzenelnpogen, Dietz, Ziegenhain, vnd Nidda, vnſer gnediger furſt vnd Her, ſeiner furſtlichen gnaden vffgericht Teſtament, vaterliche verordenung, vnd letzten willen, mit ſeiner furſtlichen genaden Ringkpitſchafft, vnd ſeiner furſtlichen genaden Stadthalters Zue Marpurgk, Johan kendels futter marſchalcks Heintz Schetzeln, Otten von weitters, Magiſtrj Nicolaj Rodingij, pfarhern zue Marpurgk, Philippi Nidanj der Rechten Doctornn, Chunradt Roden der Vniuerſitet zue Marpurgk Oeconimj, vnd Chriſtoff Harſacks Secretarien, anhangenden Ringpitſchafften verſchloſſen, welchs Datum ſtehet Montags den 13 Maij Anno dominj 1560 durch ſeiner furſtlichen genaden, Stadthaldter Hoffmarſchalgk, futermarſchalgk, Cammer Secretarien, vnd Regiſtratorn, Heiderich vom kalenberge, Friedrich von Rolßhawſenn, Heinrich Schetzell, Alexander pfluegen, vnd Jeorg pergammentern, Heut dato zue getrewer handt, hinder vns, In verwahrung legen laſſenn, Mit dem befelch, daß nach ſeiner furſtlichen gnaden abſterben (welchs Got der almechtig, nach ſeinen gotlichen willen, lange Zeit verhalten wolle) wir ſollich ſ. fn. Gn. Teſtament vaterliche verordenung vnd letzten willen, nach verlauffung, des negſten darnach folgenden Monats oder Sechs wochen eroffenen, vnd dar zue Irer ſ. gn. gn. vier Sohne die furſtl. Landtgrauen zue Heſſen, Iren furſtlichen genaden von Frawe Chriſtinen geborne, Auch ſeiner furſtlichen gnaden Gemahl, Fraw Margrethen von der Sala, vnd ſ. fſtl. Gn. Eligen Sohne, die geborne Grauen Aus dem Hauß Heſſen welche ſein furſtliche gnaden mit Iro erzeugt, vnd Im Lande ſeinn, ader Inn der Zeitt ankommen mugen, Zue deme Chunradt Dieden, Chriſtoph Hulſing, Sigmunden von Miltiz, Abraham van der Sala, Wolffenn Salhauſen, Johan von Ratzenbergk, vnd Eberharten Bruch, als die Vormunder, ſo ſeine furſtlich gnadt, gedachter ſ. fſtl. Gn. Gemahl Frawe Margrethen von der Sala, vnd ſeiner fſtl. Gn. kinder denn gepornen Grauen, aus dem Hauß Heſſen, die ſ. fſtl. gn. mit derſelbigen ſ. fſtl. gn. Gemahl frawen Margrethen ertzeugt, verordenet Auch ſeiner furſtlichen genaden Edle Rethe, vnd Oberamptleuthe In den beiden Graueſchafften, Obern vnd Niddern Catzenelnpogen, Cammer Diener Cammermeiſter, Hermann vngefugk, Cantzler, Reinhart ſcheffern Secretarien, Doctor Oldendorp, So der noch im leben iſt, Reinhart Schencken Hauptman Zue Ziegenhain, Etzliche Doctores ſo ſeiner fſtl. gn. Rethe, Alle Superintendenten, do auch noch dioniſig Im Leben denſelbigen oder an ſein ſtadt, der Obriſt pfarher zu Caſſell, vff der freiheit ſein wirdt, Item den Obriſten pfarher Zue Marpurgk, vnd lennigen pfarher, zue Milſung, ſouil der obgemelten alle, die Zeit noch Im leben ſein, Dartzue Marpurgk, Gieſſen, Grunbergk, Alſfeldt, Treiſa, Hombergk Inn Heſſen, Eſchwe, Grebenſtein, Spangenbergk, Nemblichen, von Jederm Rath, Zwo perſonen, erfordern ſollen vnd wollenn. Geredden vnd verſprechen dennach, hiemit In krafft dieß brieffs, bej vnſern wahren worten trewen vnd glauben Auch bei den pflichten damit wir ſeiner fſtl. gn. verwandt ſein dieſſes ſ. fſtl. gn. Teſtament, vffs treulichſt zuuerwahren, vnd nimands anders, dan ſeinen furſtl. gnaden Ob ſie Das bey Iren leben widderumb fordern wurden, zu liffern, oder nach ſ. fſtl. gn. todtlichen abgang (den gott der allmechtig nach ſeinen gotlichen willen, lange Zeitt verhalten wolle) Die furgemelte in ſpecie, angetzeigte perſonen, ſouil der noch Im Leben ſein, vff die Zeit, wie oben geſagt, Zue vns erfordern, vnd gedacht, ſeiner furſtlichen gnaden Teſtament, verordenung, vnd letzten willen, In Irer aller gegenwertigkeit, offenen, vnd wan es verleſen, ſ. f. gn. vier Sohnen, von frawen Chriſtinen geborn, Copien des gantzen Teſtaments Auch ſ. fſtl. gn. Gemahl, frawen Margrethen von der Sala vnd ſ. fſt. gn. Sohnen, den gepornen grauen, Aus dem Hauß Heſſen So ſein furſtlich genadt, mit Iro frawen Margrethen ertzeugt, vnd Jedern ſouil Inen betrifft Zuſtellen, Vnd nach ſeiner fſtl. gn. beuelch ausrichten wollen. Doch ſollen ſ. fſtl. gnaden Sohne, So furſten Zue Heſſen ſein, alle den vnkoſten, was wir, vff Bottenlohn, vnnd anders, Zue eroffenung des Teſtaments, wenden werden betzalen, wie den auch ſolliches, die Obligation, ſo ſein furſtlich Gnadt, vns deßhalb zuſtellen laſſen clerlich mitpringt. Des Zue vrkunde, hann wir vnſer, der Stadt Caſſell Secrett Inſigell, hiran veſtiglich thun hencken. Gebenn vnd geſcheen. Am achtzehenden Maij. Anno dominj Thauſent funffhundert vnd Sechtzigk.

Inhalt.

Seite.

1) 1530. 27. März. Caſſel. Inſtruktion für die Heſſiſchen Geſandten zum Reichstag in Augsburg 1

2) 1531. 7. Dezember. Nordhauſen. **A.** Landgraf Philipp an Kaiſer Karl **V.** . . . 11

" 7. Dezember. Nordhauſen. **B.** Derſelbe an N. Granvella 16

3) 1535. 24. Februar. Caſſel. Landgraf Philipp an die Königin Maria 17

4) " Donnerſtag nach Sebaſtiani. Caſſel. Derſelbe an den Erzbiſchof von Lunden . 18

5) 1537. 6. März. Brüſſel. Credenzbrief der Königin Maria für Corn. Scepper . . 19

6) " 8. Mai. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 20

7) " Montag nach Johannis. Caſſel. Landgraf Philipp an Heiderich vom Calenberge . 21

8) 1538. 7. Februar Zerbſt. Landgraf Philipp an Dr. Matthias Held 24

9) " 3. März. Audenhaim. Dr. Matthias Held an den Landgrafen Philipp . . . 24

10) " 23. Juli. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 25

Seite.

11) 1538. 8. Dezember. Spangenberg. Landgraf Philipp an Dr. Held 26

12) 1539. 14. Januar. Caſſel. Inſtruktion Philipps für Sibert von Lauenburg . . . 31
13) „ 8. Februar. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 32
14) „ 3. März. Frankfurt a. M. Kurfürſt Johann Friedrich und Landgraf Philipp an die Königin Maria 32
15) „ 20. März. Brüſſel. Die Königin Maria an Johann Friedrich und Philipp . 33
16) „ Sonntag Lätare. Wolfenbüttel. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig an den Herzog Ludwig von Bayern . 34
17) „ Samſtag nach Lätare. Wolfenbüttel. Derſelbe an die Königin Maria . . . 34
18) „ Sonntag nach Judica. Wolfenbüttel. Derſelbe an Dieſelbe 34
19) „ Aus einem (fragment.) Bericht des „Godescalcus Ergens“ über den Landgrafen Philipp 35

20) 1541. Montag nach Catharina. Caſſel. Landgraf Philipp an die Königin Maria . . 36

21) 1542. 11. Januar. Caſſel. Derſelbe an Dieſelbe 37
22) „ 16. Juni. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 39
23) „ 22. Juni. Brüſſel. Inſtruktion der Königin Maria für Joachim von Reiſſerſcheidt 39
24) „ 12. Juli. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 39
25) „ 24. Auguſt. Brüſſel. Credenzbrief der Königin Maria für Corn. Scepper . . 40
26) „ 29. Auguſt. Bremen. Bericht Siberts von Lauenburg an die Königin Maria . . 40

Seite.

27) 1542. 31. Auguſt. Braunſchweig. Landgraf Philipp an die Königin Maria . . 40
28) " 19. September. Namur. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . 41
29) " 7. Oktober. Löwen. Dieſelbe an Denſelben 41
30) " 14. Oktober. Caſſel. Landgraf Philipp an die Königin Maria 42
31) " 14. Oktober. Antwerpen. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . 43
32) " 19. Oktober. Melſungen. Landgraf Philipp an die Königin Maria . . . 44
33) " 5. November. Rotenburg. Derſelbe an Dieſelbe 46
34) " Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp 46
35) " 12. November. Brüſſel. Credenzbrief der Königin Maria für Corn. Scepper . 49
36) " 14. Dezember. Fürſtenberg. Landgraf Philipp an Andreas von Könneritz . . 49
37) 1543. 7. Mai. Caſſel. Landgraf Philipp an Granvella 51
38) " 14. Mai. München. Granvella an den Landgrafen Philipp 54
39) 1544. 16. Februar. Speier. Der Hoch- u. Deutſchmeiſter Wolfgang Schutzpar an Kaiſer Karl V. 56
40) 1545. 18. April. Darmſtadt. Landgraf Philipp an den Bundesſekretär Sebaſtian Aitinger 58
41) 1546. 21. Juli. Meiningen. Ausſchreiben Johann Friedrichs und Philipps . . . 59
42) " 21. September. Landgraf Philipp an Margaretha von der Saal 60
43) " 21. Oktober. Im Lager vor Gingen. Derſelbe an Dieſelbe 62

Seite.

44) 1547. 9. Januar. Heilbronn. Kaiſer Karl V. an den römiſchen König Ferdinand . . 63

45) „ 2. Februar. Derſelbe an Denſelben . 64

46) „ 4. Februar. Caſſel. Landgraf Philipp an die verwittwete Gräfin zum Rittberg . 65

47) „ 24. Februar. Caſſel. Landgraf Philipp an Johann Friedrich 66

48) „ 23. März. Caſſel. Landgraf Philipp an den Erzbiſchof Hermann von Wied . 67

49) „ 22. Mai. Landgraf Philipp an Herzog Heinrich den Jüngern von Braunſchweig . 69

50) „ 25. Mai. Ziegenhain. Herzog Heinrich der Jüngere an den Landgrafen Philipp . 71

51) „ 6. Juni. Caſſel. Landgraf Philipp an Herzog Heinrich den Jüngern v. Braunſchweig 72

52) „ 27. Juni. Herzog Heinrich der Jüngere an den Landgrafen Philipp . . . 74

53) „ 1. Junj. Im Lager vor Wittenberg. Karl V. an den römiſchen König Ferdinand . 75

54) „ 12. Juni. Halle. Derſelbe an Denſelben 77

55) „ 20. Juni. Halle. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria . . . 80

56) „ 21. Juni. Halle. Derſelbe an Dieſelbe . 82

57) „ 8. Juli. Landgraf Philipp an Alexander von der Tann. 89

58) „ 11. Juli. Nürnberg. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria . . . 90

59) „ 12. Oktober. Donauwörth. Landgraf Philipp an Kaiſer Karl V. . . . 91

60) 1548. 31. Mai. Heilbronn. „Reinhartenn Abels Schadloßbrieff“ durch Landgraf Philipp 98

61) 1549. Anerbieten der Landgräfin, um Philipps Losgebung zu erwirken . . . 100

62) „ 27. Januar. „Acta in negotio Landtgravij Hassiae“ . . . 101

Seite.

63) 1549. „Werbung an die Kay. M. „pour la relaxation du lantgrave“ . . 105

64) „ Des Biſchofs von Arras Beſcheid an Franz Kram auf deſſen Werbung . . . 106

65) „ 31. Auguſt. Binch. Prinz Philipp von Spanien an den Kurfürſten Moritz von Sachſen 109

66) „ 18. November. Brüſſel. Reinhard Abel an Statthalter und Räthe zu Caſſel . 111

67) 1550. 24. März. Oudenarde. An Statthalter und Räthe zu Caſſel, Hanns Rommels Beſtallung betr. 112

68) „ 16. Oktober. Mecheln. Anſchlag der Winterkleidungen für die Umgebung des Landgrafen 114

69) „ 26. Oktober. Mecheln. Landgraf Philipp an ſeine Räthe 115

70) „ 7. November. Brüſſel. Viglius an den Kapitän Juan de Guevara . . . 117

71) „ 22. Dezember. Mecheln. Bericht des Pagen Anton von Werſebe über den Entweichungsverſuch des Landgrafen Philipp . 119

72) „ 22. Dezember. Mecheln. Verordnung des Stadtraths zu Mecheln . . . 138

73) „ 24. Dezember. Caſſel. Statthalter und Räthe an den Landgrafen Philipp . . 139

74) „ 29. Dezember. Brüſſel. Auszüge aus dem Verhör Antons von Werſebe . . 140

75) „ 30. Dezember. Aus dem Verhör Deſſelben 141

76) „ 30. Dezember. Eberbach. Die Königin Maria an den Staatsrath . . . 144

77) „ „La famille du lantgrave de Hessen pendant sa custodie“ (Notizen von Viglius) 145

78) 1551. 1. Januar. Brüſſel. Deſpregheur an die Königin Maria 146

Seite.

79) 1551. Drei-Königstag. Brüſſel. Hermann Grumpel an den Landgrafen Philipp 147

80) „ 7. 8. u. 9. Januar. Mecheln. Aus einem Zeugenverhör 148

81) „ 11. Januar. Brüſſel. Viglius an die Königin Maria 150

82) „ 13. Januar. Brüſſel. Verreyken an Dieſelbe 151

83) „ 22. Januar. Brüſſel. Derſelbe an Dieſelbe . 155

84) „ 24. Januar. Brüſſel. Derſelbe an Dieſelbe . 155

85) „ 29. Januar. Mecheln. Esquivel an Dieſelbe 157

86) „ 31. Januar. Caſſel. Statthalter und Räthe zu Caſſel an Viglius 158

87) „ Hermann Grumpel an Viglius . . 160

88) „ 5. Februar. Mecheln. Aus dem Verhör des Landgrafen Philipp durch Viglius . . 162

89) „ 7. Februar. Insbruck. Karl V. an die Königin Maria 167

90) „ 9. Februar. Aus dem Verhöre Robert Bures 168

91) „ 12. Februar. Brüſſel. Aus dem Verhöre Antons von Werſebe . . . 169

92) „ 16. Februar. Caſſel. Die Herzogin Eliſabeth von Sachſen an den Landgrafen Philipp 173

93) „ 17. Februar. Caſſel. Statthalter und Räthe an Denſelben 174

94) „ 25. Februar. Augsburg. Antwort und Beſcheid des Kaiſers an die Kurfürſten Moritz und Joachim 176

95) „ 7. März. Brüſſel. Viglius an Räthe und Statthalter zu Caſſel . . . 176

96) „ 25. März. Brüſſel. Viglius an den Kaiſer 178

97) „ 31. März. Vilvoorden.

A. Letzter Wille von „Michael Meus“ und Hans „Cokebeker“ . . 184

B. Erforderung von Michel Meus und Auguſtin Miken an Hanns Rommel durch Heinrich Neutſchreiber . 186

			Seite.
		C. Bitte von Michel Meus, Hans Cokebeker, Auguſtin Nuken (Nocks) und Joſt Muller an den jungen Landgrafen	186
98)	1551.	10. April. Curt Breidenſtein an den Landgrafen Philipp	187
99)	„	16. April. Augsburg. Karl V. an Viglius	188
100)	„	Aus einem an Granvella gerichteten Bericht über Georg Breidenſtein und aus dem Verhör des Letzteren	189
101)	„	28. September. Caſſel. Räthe zu Caſſel an Viglius	192
102)	„	14. Oktober. Meyenburg. Berendt von Werſebe an Viglius	193
103)	„	26. Oktober. Brüſſel. Anton von Werſebe an ſeinen Vater Berendt	194
104)	„	12. Dezember. Mecheln. Verhör des Landgrafen Philipp	196
105)	„	12. Dezember. Ebendaſelbſt. Verhör des Wirths zur Roſe in Mecheln	199
106)	„	12. Dezember. Ebendaſelbſt. Verhör des Miguel Gonzalez und des Robert Bure	202
107)	„	12. Dezember. Mecheln. Spaniſche Uebertragung von Briefen und Zetteln des Landgrafen Philipp	205
108)	„	13. Dezember. Insbruck. Der Biſchof von Arras an die Königin Maria	208
109)	„	30. Dezember. Ebendaſelbſt. Derſelbe an Dieſelbe	209
110)	1552.	2. Januar. Mecheln. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn, ſeine Schweſter und ſeine Räthe	210
111)	„	11. März. Insbruck. Kaiſer Karl V. an den römiſchen König Ferdinand	211
112)	„	16. März. Mecheln. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm, Statthalter und Räthe	212

Seite.

113) 1552. 27. März. Schweinfurt. Kurfürſt Moritz von Sachſen an den Kaiſer . . . 213

114) „ 1. April. Wien. Der römiſche König Ferdinand an den Landgrafen Philipp . . 214

115) „ 6. April. Insbruck. Kaiſer Karl V. an die Königin Maria 216

116) „ 7. April. Insbruck. Derſelbe an Dieſelbe . 217

117) „ 8. April. Augsburg. Landgraf Wilhelm von Heſſen an die Königin Maria . . 217

118) „ 16. April. Mecheln. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm und die Räthe . 218

119) „ 16. April. Mecheln. Derſelbe an den römiſchen König Ferdinand . . . 220

120) „ 17. April. Mecheln. Derſelbe an den Kurfürſten Moritz 221

121) „ 18. April. Insbruck. Kaiſer Karl V. an De Rye 223

122) „ 25. April. Insbruck. Des Kaiſers Antwort an Schwendi für den römiſchen König Ferdinand 223

123) „ 25. April. Insbruck. Kaiſer Karl V. an den römiſchen König Ferdinand . . 224

124) „ 2. Mai. Linz. Der römiſche König Ferdinand an die Königin Maria . . 224

125) „ 10. Mai. „Ce que lempereur a mande adnoter sur le Concept du traicte et pieces y servans envoyees de passaw“ 225

126) „ 23. Mai. Mecheln. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm und ſeine Räthe . 226

127) „ 6. Juni. Paſſau. Der römiſche König Ferdinand an Kaiſer Karl V. 230

128) „ 15. Juni. Paſſau. De Rye und Seld an den Kaiſer 234

129) „ 26. Juni. Paſſau. Der römiſche König Ferdinand an die Königin Maria. . . 236

Seite

130) 1552. Aus den „appostilles sur les articles principaulx du traicte" . . 237

131) „ 8. Juli. Cöln an der Spree. Kurfürſt Joachim an die Königin Maria . . 238

132) „ 11. Juli. Caſſel. Landesobriſt, Statthalter und Räthe an den Landgrafen Philipp . 239

133) „ 17. Juli. Lyenz. Kaiſer Karl V. an die Königin Maria 240

134) „ 17. Juli. Lyenz. Derſelbe an den römiſchen König Ferdinand.
24. Juli. Paſſau. Der römiſche König Ferdinand an Kaiſer Karl V. . . . 242

135) „ „Churfurſten zu Sachſen pitt, des Landtgraven Sun aynen zum Biſthum Münſter zuebefurdern" 243

136) „ 1. Auguſt. Im Lager vor Frankfurt. Heinrich Burggraf zu Meißen an die Königin Maria 243

137) „ 2. Auguſt. Rödelheim. Die pfälz., brandenb., bayer., clev. und pommeriſchen Geſandten an die Königin Maria . . 245

138) „ 8. Auguſt. Brüſſel. Die Königin Maria an Viglius 246

139) „ 12. Auguſt. St. Trond. Adam Trott an Viglius 247

140) „ 16. Auguſt. München. Kaiſer Karl V. an die Königin Maria 249

141) „ 16. Auguſt. Maaſtricht. Philipps Inſtruktion für Adam Trott an die Königin Maria 251

142) „ 16. Auguſt. Brüſſel. Der Königin Maria Inſtruktion für Pyramius an den Landgrafen Philipp 253

143) „ 18. Auguſt. Maaſtricht. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm . . . 253

144) „ 19. Auguſt. Offner Brief des Kurfürſten Moritz und des Landgrafen Wilhelm . 254

Seite.

145) 1552. 19. Auguſt. Maaſtricht. Landgraf Philipp an Kaiſer Karl V. 255

146) " 20. Auguſt. Heinrich Burggraf von Meißen an die Königin Maria . . . 258

147) " 22. Auguſt. Maaſtricht. Landgraf Philipp an die Königin Maria . . . 261

148) " 23. Auguſt. Landgraf Philipp an ſeinen Sohn Wilhelm 263

149) " 24. Auguſt. Bilſen bei Maaſtricht. Landgraf Philipp an die Königin Maria . 265

150) " 25. Auguſt. Ziegenhain. Landgraf Wilhelm an die Königin Maria . . . 270

151) " 26. Auguſt. Tongern. Die Königin Maria an den Kaiſer Karl V. . . . 274

152) " 26. Auguſt. Karthauſe Eppenberg. Landgraf Wilhelm an die Königin Maria . . 275

153) " 2. September. Ter Bueren. Die Königin Maria an Viglius und den Staatsrath . 278

154) " 3. September. Ter Bueren. Offner Brief des Landgrafen Philipp . . . 279

155) " 11. September. Marburg. Landgraf Wilhelm an die Königin Maria . . 281

156) " 11. September. Marburg. Landgraf Philipp an Dieſelbe 283

157) " 17. September. Weißenſtein. Derſelbe an Dieſelbe 284

158) " 2. Oktober. Rotenburg an der Fulda. Derſelbe an Dieſelbe . . . 285

159) " 4. Oktober. Zur Heyda. Derſelbe an Dieſelbe 287

160) " 17. Oktober. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 288

161) " 22. Oktober. Rotenburg an der Fulda. Landgraf Philipp an die Königin Maria . 289

Seite.

162) 1552. 5. November. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . . 290

163) 1553. 7. Juni. Brüſſel. Dieſelbe an Denſelben 291

164) " 6. Auguſt. Friedewald. Landgraf Philipp an die Königin Maria . . . 292

165) 1554. 14. April. Caſſel. Derſelbe an Dieſelbe 294

166) " 29. April. Brüſſel. Die Königin Maria an den Landgrafen Philipp . . 297

167) " 29. April. Sittich von Berlipſch an den Landgrafen Philipp 299

168) " 8. Mai. Caſſel. Landgraf Philipp an die Königin Maria 301

169) " 8. Mai. Caſſel. Landgraf Wilhelm an den Kaiſer Karl V. 302

170) " 9. Mai. Caſſel. Landgraf Philipp an die Königin Maria 305

171) " 14. Mai. Caſſel. Derſelbe an Dieſelbe . 307

Beilagen:

A. „Articell wie wir Reinhart Schenckenn Erſtlich befragt vnnd noch ein Male durch unſre Rethe Inen anredden laſſen,“ 309

B. „Antwort mein Reinhart Schenckenn vff die Articull ꝛc.“ . . . 309

172) " 18. Juli. Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg an den Landgrafen Philipp . 312

173) 1555. 5. Februar. Caſſel. Landgraf Philipp an die Königin Maria 314

174) " 2. März. Eſchwege. Derſelbe an Dieſelbe 316

175) " 7. April. Gudensberg. Derſelbe an Apell von Berlipſch und Johann Senſenſchmied 318

Seite.

176) 1558. 27. Mai. Caſſel. „Meins gnedigen furſten und hern Zu Heßen Reſolution, vff die gebrechenn ſo der Superintendens der Oberngraueſchafft Catzenelnpogenn Peter Boltzen ſeiner F. gn. Vndertheniglich hatt furtragenn laſſenn,“ 320

177) 1560. 18. Mai. Caſſel. „Bekantnuß Burgermeiſter vndt Raths zu Caſſell das das vätterliche Teſtament hinder ſie zu getreuen handen deponiret ſeye“ 324

Duller's Gedichte.

Gedichte

von

Eduard Duller.

Berlin, 1845.
Verlag von Carl J. Klemann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite
Weihe. ix

Erſtes Buch.

Sternemahnung. 1
Wenn ich ein Vöglein wär'! 2
Kindestraum. 3
Die Blüte in der Knoſpe. 6
Tod im Lenz. 7
Held Frühling. 8
Rundgeſang. 9
Frühlingskunde. 11
Frühlingsbuch. 13
Vor'm Treibhaus. 14
Des Elfen Liebe. 15
Arabeske. 21
Der Meiſter. 24
Der Reiter und ſein Geſelle. 30
Der Wecker. 32
Das Begynchen zu Gent (aus dem Flamändiſchen des P. v. Duyſe). 34
Die Schutzengel. 42
Mit Gott! 46
Feſtkalender zweier Liebenden. (1—12.) 48
Nadeln. (1—15.) 60
Carnevalsmasken. 65
Johannisſegen. 71

Zweites Buch.

Seite
Wohin? 75
Traum. 76
Erwartung. 77
An den Abendwind. 79
Verlornes Leben. 81
Knabenwunſch. 82
Greiſenhoffnung. 83
Wein und Kuß. 85
Extaſe. 86
Einem Freunde, der ſeiner Braut nachſtarb. 87
Bauernlied. 89
Wanderlied. 90
Im frohen Kreiſe. 91
Sängerkönig. 94
Tanhäuſer-Lieder. (1—6.) 96
St. Chriſtoph und der Däumling. 106
Mutterwonne (aus dem Flamändiſchen der Frau von Ackere.) 120
Innere Stimme. (1829.) 124
Die Behaglichen. (1830.) 126
Empor! 128
Unterſchied. 129
Wach' auf! 130
Zur Eröffnung des „Phönix“. (1835.) 132
Jamben. (1835.) 134
Reiſen! 145
Wie ich dich lieb'? 146
Als Bräutigam. (1835.) 147

Drittes Buch.

Juan. 151
Lätitia. (1836.) 156
Geiſtermahnung. 163
Carneval! 167
Vor dem Thurm einer Burgruine. 170

Seite
Sklavenmarkt. 172
Die Schweſtern. 174
Die weiße Roſe. 180
Meerkönigs Ende. 183
Der Zecher. 187
Friedrich der Sieghafte von der Pfalz. 190
Im Walde. 204
Zwei Blinde. 206
Des Pappenheimers Wappen. 209
Vom Pappenheimer. 213
Höher hinauf! 218
Hohen-Schwangau. 222
Der Mönch auf Hohenſchwangau. 226
Der alte Ritter. 229
Landgraf Philipp, der Großmüthige. 232
Der Kaiſer zittert. 233
Des Fuggers Feuerwerk. 236
Eine Thräne für Konradin! 238
Der Rothbart auf der Tiberbrücke. 239
Heinrich der Löwe in Regensburg. 245
Heinrich's des Löwen Meerfahrt. 250
Heinrich's des Löwen Tod. 253

Viertes Buch.

Wo du auch gehſt. 259
Albertus Magnus. 260
Das Mahl zu Burgeck. 273
Der Pfaff vom Kalenberg. 280
Kaiſers Wort, Gottes Wort. 283
Franz von Sickingen. 290
Junker Philipp, Egmont's Sohn. 295
Der Wildſchütz. 300
An der Schwelle eines Friedhofs. 304
An die Dichter (aus dem Flamändiſchen des A. de Laet) . . . 309
Zum Bilde meiner Frau. 310

Seite
Neubau. (1842.) 311
Hamburgs Wappen. (1842.) 314
Fragen. 317
In Freiligrath's Album. (1844.) 320
Sallet. (1844.) 322
Waldmährchen. (Frühling 1844.) 328
Klage einer verlornen Seele. (Sagenhaft.) 334
Klage einer verlornen Seele. (Wirklichkeit.) 336
Der Löwe im Wappen. (1845.) 338
Ihr Deutſchen, auf mit Gott! (16. Jan. 1845.) 341
An die Fürſten. (27. Januar 1845.) 350
Kreuzfahrt. (Februar 1845.) 356
Rom! (März 1845.) 358
Lieb' und Licht! (März 1845.) 364

Weihe.

Die ihr zerſprengt die Knospenhülle
Im neuen mächt'gen Lebensdrang,
Des Dufts, der Farben reichſte Fülle
Hinbreitet auf dem Bergeshang,
Euch Blumen ſucht' ich zu ergründen,
Da ich die Knospe ſelbſt durchbrach,
Den Menſchenherzen wollt' ich's künden,
Was jede Blum' im Lenze ſprach.
Der Vögel Jauchzen wollt' ich deuten
Als Dankesgruß dem jungen Licht,
Mir war's wie Morgenglockenläuten
Und meine Stimm' auch fehlte nicht.

Nicht ſchämt' ich mich der frommen Thränen,
Doch nicht erleichtert ward mein Herz
Und immer mächt'ger ſchwoll mein Sehnen;
In all der Freude wuchs mein Schmerz.
Die Ström' und Eichen hört' ich rauſchen,
Gewalt'ger als vom Lenzeshauch;
Vergeblich all mein ſtilles Lauſchen;
Mir in der Seele rauſcht' es auch,
Gewalt'ger als ein Liebeskoſen,
Wenn Lipp' an Lippe, Hand in Hand, —
Wie Wetter klang's, wie Schlachtentoſen;
Ich ſann und ſann, bis ich's verſtand.
Wohl war's ein Lenz, doch ſeiner Triebe
Jedweder drängte kühn zur That;
Wohl Liebe war's, doch größre Liebe,
Als meinem Herzen ſonſt genaht.
Wenn in des Abends letztem Scheine
Die Bergesgipfel glühten, ſah
Ich hold verklärt das hohe Eine,
Und wo ich war, es war mir nah.

Nun konnt' ich nicht mehr von ihm laſſen,
Und von ihm laſſen werd' ich nie;
Nun endlich konnt' ich deutlich faſſen
Den Inbegriff der Harmonie;
Nun wußt' ich, wem die Blumen blühten,
Die Vöglein jauchzten ringsumher,
Die Sonne ſchien, die Sterne glühten,
Die Ströme rauſchten ſtolz und hehr;
Der Glocken helles Oſterläuten,
Die Freude jeder Kreatur,
Nun konnt' ich alles, alles deuten, —
Zum Preis des Einen war es nur.
Da konnt' ich ſelbſt nun auch nicht ſchweigen,
Was ich, ſeitdem ich ward, empfand,
Mein Dichten ward, mein Sein zu eigen
Dem hohen Einz'gen: Vaterland! —
Was ich an ſchönem Glück empfunden,
Was ich gehofft, geglaubt, erſtrebt,
Dir ſei's zum Ehrenkranz gewunden,
Den Lieb' aus hundert Blumen webt.

O blüh' in jedem neuen Lenze
Dir Herrlichkeit und Ehre neu!
O jeder neue Tag bekränze
Dich friſch mit Wahrheit, Recht und Treu'!
Der letzte Trieb noch meines Strebens
Soll meiner Liebe Zeugniß ſein;
Verhaucht die Blume meines Lebens
Den letzten Duft, — er iſt noch dein!

Erstes Buch.

Sternemahnung.

Weißt, warum aus jedem Stern
Dir ein Lichtlein blinket? —
's kommt von einem milden Herrn,
Der Dir droben winket.

Der mit ſeinem Vaterblick
Treu herunterſchauet,
Ob Du auch Dein Erdenglück
Feſt auf ihn gebauet!

Oft beim hellen Sonnenſchein
Blickſt Du nicht nach oben;
Denkſt nicht an die Sternelein
Und den Vater droben.

Und Dein Auge blendet ſchier
All das Sonnenfunkeln, —
Darum winkt er treulich Dir,
Väterlich im Dunkeln.

Wenn ich ein Vöglein wär'!

Wenn ich ein Vöglein wär',
Flög' ich wohl weit umher,
Wo ich nur Menſchen ſäh',
Sänge ein einzig Lied,
Würde vom Sang nicht müd,
Stillt' er ihr Weh.

Sänge den kurzen Sang
Tage und Nächte lang,
Bei jeder Wiederkehr
Immer mit lauterm Schall:
„Liebt euch, o liebt euch all!
Iſt's denn ſo ſchwer?"

Kindestraum.

Es kommt ein Greis zu einem Kind,
Schenkt ihm ein lieblich Angebind,
Ein reiches buntes Bilderbuch,
Voll Bilder für 'ne Welt genug.
Es blättert drin und wird nicht müd
Der Wunder, die's aufgeſchlagen ſieht.
Viel tauſend Blümlein mannigfalt
Erſchaut es, in reicher Pracht gemalt;
Jetzt hebt ſich jedes vom Blatt und breitet
Den Kelch, dem ſüßer Duft entgleitet,
Und bunter Schmetterlinge Heer
Flattert luſtig die Kreuz und Queer.
„O flög' auch ich mit ihnen“, ruft
Das Kind, „in warmer blauer Luft!“

Das klingt mit Flöte und Schalmei,
Wie Vogelſang im ſüßen Mai!
„O flög' ich hoch auf bis zum Himmelsblau!“
Dort oben ſitzt eine ſchöne Frau,
Sie flicht Kornblumen zum Gewind,
Das hängt tief nieder von ihrem Schooß,
Nach dem End' des Gewindes haſcht das Kind,
Erfaßt es und läßt es nicht wieder los,
Und klettert dran empor. Wie hoch
Schon ſchwebt es! Kaum erkennt es noch
Die Erd' tief, tief da unten, ſchon trägt
Und hebt es der Wind und luſtig ſchlägt
Das Kind mit der einen freien Hand,
Als ſäß' es an eines Schiffleins Rand
Und ſtreichelte rudernd die Wellen,
Die lind entgegenſchwellen.
Je höher und höher es fliegt,
So leichter und wohler fühlt ſich's und wiegt
Sich auf Wolken, wie auf ſchaukelnden Zweigen
Sich ſchlafende Vögelein neigen.
Und weiter fliegt's ohne Raſt und Ruh'
Voll heller Luſt der Sonne zu.
Je näher es kommt geflogen,
Je ſtärker fühlt ſich's angezogen,
Und was ihm lauter Flammen ſchien,
Iſt jetzt eine Roſe wie von Rubin;
Ihr Kelch erglüht wie Wangen,

Und ſieh: dran hangen
Thauperlen, blitzend wie tauſend Sterne,
Und aus dem tiefſten Kerne
Des Kelches ſieht ein Angeſicht
In lauter Lieb' wie lauter Licht.
Der Kelch wird immer größer und immer
Süßer lächelt's aus ſeinem Schimmer.
Das Kind fliegt ihm zu und hinein. Da ſchließt
Der Kelch ſich ſacht, wie es drinnen iſt.

Die Blüte in der Knoſpe.

Wie eng in mich geduckt,
Sitz' ich allein!
Warte in Nächten bang
Auf Sonnenſchein!

Kann mich nicht rühren recht,
Nicht in die Höh',
Ach, und der Knoſpe Band
Thut mir ſo weh!

Sonnenſchein, Sonnenſchein,
Komm und befrei'!
Weh', ſonſt verſäum' ich
In Feſſeln den Mai!

Tod im Lenz.

In der Knospe ſaß die Minne,
Goldner Schein um Stirn und Haar,
Morgen war's und hell die Sinne,
Als das Wunder offenbar.

Recht vom Morgenglanz umfloſſen,
Sah ſie wie ein Kind mich an,
Als inmitten grüner Sproſſen
Roſenkelch ſich aufgethan.

Ach, wohin das Bild? In Lüften
Fließt es hin als Morgenroth!
Jetzt zerſchmilzt der Glanz in Düften.
Welch ein holder, heil'ger Tod!

Held Frühling.

Der Frühling kommt gezogen
Als ein getreuer Held,
Er zieht mit Pfeil und Bogen
Wohl auf und ab die Welt.

Seine Fahne iſt die Sonne,
Und die Freiheit iſt ſeine Wehr,
Und ſein Sieg iſt Lieb' und Wonne
Und die Menſchen alle ſein Heer.

Rundgeſang.

Fort mit der Falte, fort
Aus freier Stirn!
Fort mit der Sorge, fort
Aus dem Gehirn!
Winter iſt eingeſargt,
Frühling iſt frei.
Fort jetzt, zum Winter fort,
Philiſterei!

Hat wer ein Herz im Leib,
Männlich und treu,
Schließ' es, ein Kelch, ſich auf,
Lenz füllt ihn neu.
Wie der befreite Quell,
Sprudle die Luſt!
Klingt nun an lerchenhell!
Lüftet die Bruſt!

Duftenden Rebenſaft,
Brüder, geleert!
Leben in Lenzeskraft
Feurig bewährt!
Fliegen die Jahre doch,
Altert der Wein!
Uns laßt als Greiſe noch
Lenzjugend ſein!

Frühlingskunde.

Zu dem Finken die Schwalbe ſprach:
„Lenz iſt auf der Reiſe!“ —
Finke ſprach und ſang es nach,
Froh, nach ſeiner Weiſe.

Knosp' im Buſche neigte ſich
Zu dem Finken herüber:
„Ei, was drängt und treibet Dich
So zum Singen, Lieber?!“ —

Fink' vertraut's der Knospe an;
Knospe hält's nicht länger,
Zieht ihr Blätterkleidchen an
Nah am muntern Sänger.

Veilchen, ſcheu im Gras geduckt,
Sah die Knospe grünen,
Fährt empor und fragt und guckt
Zu den Nachbarinnen.

Nachbarinnen brachten ſchnell
Von dem Lenz die Kunde.
Veilchen ſchmückte ſich zur Stell'
Recht von Herzensgrunde.

Ameiſ' in der Höhle drin
Saß im Winterhauſe;
Wie ſie ſah das Veilchen blüh'n,
Ging ſie vor die Klauſe.

Alles regte, ſchmückte ſich
Freundlich zum Willkommen.
Frühling lachte inniglich,
War ſchon längſt gekommen!

Frühlingsbuch.

Und fort mit dir, du finſteres Buch
Mit den ſchwarzen Zeilen und Zeichen;
Nun hab' ich des Staubs und Moders genug,
Und der Worte, der ſtarren Leichen.

Du biſt wie ein altes verfallenes Haus,
Die Läden feſt zugeſchlagen,
Die Menſchen zogen ſchon längſt hinaus
Oder wurden hinausgetragen;

Nun wandeln, wo einſt der Geiſt gewohnt,
Die bleichen Blutſauger Geſpenſter,
Und wo das Licht einſt einging, thront
Jetzt die Spinne im Winkel der Fenſter.

Hinaus in den webenden Abendſchein,
Dort unter der Linde Schatten,
Da liegt ein heiliges Buch am Rhein,
Die Blätter ſind Wieſen und Matten,

Die Zeilen ſind Bäche und Waldesgrün,
Die Blumen, die Reben ſind Lettern!
Dank, Herr, daß ich ſelber geſchrieben bin
Auf des heiligen Buches Blättern.

Vor'm Treibhaus.

Gelt, Blumen und Bäume, das ſchmeckt euch heut,
Daß ihr wieder den Mauern entronnen,
Am heiligen Lichte der Sonnen,
In allen Pulſen durchglüht, euch freut?!
Wie hebt ihr die Glieder
In friſchem Stolz und Pracht,
Und freut euch wieder,
Der Freiheit, die der Lenz gebracht!
O rauſcht es dem Herrn des Gartens zu,
Wenn er ſinnend in Abendruh'
Bewundert eure neue Kraft,
Den ſchwellenden, kreiſenden Lebensſaft!
O rauſcht es ihm zu, was die Geiſter erſt wären,
Dürften ſie auch aus dem Treibhaus kehren,
Luft und Sonne trinken
Und aller Welt mit reifen Früchten winken!

Des Elfen Liebe.

Januar.

Was doch der Elf ſo ſpät bei Nacht
Vor meiner Liebſten Fenſter macht?
Er ſchafft gar emſig ohne Ruh',
Ich horche, harre, ſeh' ihm zu.

Sie träumt von Blumen bunterlei,
Träumt juſt den ganzen duft'gen Mai, —
Der ſich in ihrem Blick berauſcht,
Der Elf hat's ihrem Traum entlauſcht.

Da nimmt der luſt'ge Schelm gewandt
Palett' und Pinſel flink zur Hand
Und malt vom allerzartſten Weiß
Ihr tauſend Blümlein hin — von Eis.

Februar.

Als ſie ſich geſchmückt zum Tanz,
Hat ſich in den friſchen Kranz,
Der ihr braun Gelocke deckt,
Flugs der Elf hinein verſteckt.

Sicher, ob der Kelch auch bebt,
Wenn ſie hin im Reigen ſchwebt,
Aus der Roſe Kelch heraus
Guckt der Schelm und lacht mich aus.

März.

Als ſie, erwacht, hinaus zum Fenſter ſah,
Lag weit und breit beſchneit die Wieſe da,
Das arme Bächlein ganz erſtarrt vor Froſt,
Gebunden hat es über Nacht der Oſt.

Mitleidig hat das Köpfchen ſie geſenkt,
Daß nur des armen Bachs, nicht mein gedenkt;
Es merkt's der Elf, der ihr zu Willen iſt,
Und jeden Wunſch im Aug' ihr lieſt.

Mit ſeinen Vettern allen kommt er ſchnell,
Sie löſen emſig den gebundnen Quell,
Und wie es frei und luſtig ſpringt und zieht,
Da jauchzt der Elf ſein Liebeslied.

April.

Neulich mit trübem Sinn
Über die Wieſe hin
Schritt ſie; kein Blümlein ſprießt,
Das ſie begrüßt.

Hinter ihr her geſchwind
Huſchte das Elfenkind,
Streute gar flink und klug
In jede Spur
Saamen, der Wurzel ſchlug. —
Als ſie den Weg zurück
Wandelte, fand ihr Blick
Blühend die Flur.

Mai.

In der Liebſten kleinem Garten
Warten
Luſt'ge Muſikanten,
Der Elf mit ſeinen Verwandten.
In der Blüten lockern Flöcklein
Schaukeln ſie ſich, im Maienglöcklein,
Stimmen an, ſtimmen ein,
Bis die Süße wird eingeſchlummert ſein.

Juni.

Als ich lag im grünen Hag,
Hört' ich's flüſtern daneben;
Horchte bang, ſtundenlang,
Ei, was wird's da geben?

Die Elfen hielten großen Rath,
Beriethen ſich auf's Beſte,
Mit welchem ſchönſten Angebind
Sie binden ſollten mein ſüßes Kind
Zu ſeinem Wiegenfeſte.

Juli.

Es war eine ſtille laue Nacht,
Sie ließ das Fenſter offen ſteh'n,
Da flog ein Johanniskäferlein
Herein,
Das hat ihr Botſchaft gebracht.
Es ſprach: ich bin zu dir geſandt,
Daß du es magſt, o Liebe, ſeh'n:
Er wär' wie ich, nur Flamme ganz
Und Glanz,
Seitdem er *dich* gekannt.

August.

Wie die Cyanen ſich grämen,
Daß deines Auges Bläue
Sie alle muß beſchämen!
Es hört der Elf, der treue,

Das Flüſtern der Neiderinnen.
Da birgt er ſich im Korne
Und tilgt im Liebeszorne
Sie alle über Nacht von hinnen.

September.

Die Schwalben zieh'n fort;
Ruft der Elf' ihnen nach:
„Undankbar verlaßt ihr den gaſtlichen Ort,
Und, das euch beſchützte, das wirthliche Dach.
Ihr ſeid wie Sie;
Sie hat mein Dienen und Werben geſeh'n
Und will's doch nimmer und nimmer verſteh'n
Und wird's verſteh'n auch nie.“

Oktober.

Als der Wein gekeltert ward,
Drückte ſie mir die Hand;
Es ſieht's der Elf, der arme Schelm,
Den ſie nie verſtand.
Alles jubelte, Groß und Klein,
Nur der Elf nicht mitjubeln wollt',
Legte ſich hin in's tiefe, tiefe Gras;
Kein Aug' ihn ſehen ſollt'!

November.

Als ich aus der Liebſten Hauſe ging.
Zupfte mich der Elf und hing
Feſt ſich mir am Kleide;
Und vor meines Hauſes Thor
Raunt' er leiſe mir in's Ohr:
„Führ' ſie heim zur Freude!

Segen ſtets und Überfluß,
Weil ich ſelbſt doch darben muß,
Trag' ich in die Räume,
Und behüten will ich gern
Die Herrin und dich jetzt, meinen Herrn,
Selbſt vor dem Spuk der Träume!“

Dezember.

Als die Holde mir zum ew'gen Bunde
Vor'm Altar die Hand gereicht,
Brachten Elfen ſtill zum tiefen Grunde
Hin ein Särglein federleicht;
Eine welke Roſe war es,
Drin das arme Elflein lag,
Einſt im Kranz des ſchönſten Haares,
Jetzt verſenkt im Tannenhag.

Arabeske.

Ei, wie ſie klettern,
Ei, wie ſie gaukeln,
Auf Ranken und Blättern
Sich wiegen und ſchaukeln!
Das iſt ein Necken
Von goldnen Pſittichen;
Spielen Verſtecken
Hinter den Fittigen.
Colibri-Weibchen,
Wie ſo verſchämt es thut!
Dem Turteltäubchen
Stünd' es nicht halb ſo gut!
Laß Dich nicht irren,
Männchen, ſie will nicht fort;
Denn all ihr Girren
Heißt: „Lieber, dort!“
Im ſüßen Wahne
Schaukelt die junge Frau,
Der Liebe Fahne
Schwingt der gekrönte Pfau,
Die Baniane
Wölbt ſich zum Hochzeitshaus;

Fülle von Gäſten
Wiegt ſich auf Äſten
Schwätzend und ſingend,
Frühling umſchlingend,
Schwelgt im Empfangen,
Danket durch Geben,
Mehr zu erlangen,
Freut ſich am Leben,
Freut ſich am Schmaus.
Und heimlich drunter
Rieſelt die Ganga leiſ';
Selig hinunter
Zittert manch Blütenreis.
Und aus den Ranken
Und aus den Zweigen
Keimen und ſteigen
Liebesgedanken.
Und aus den Blüten
Brechen und ſchwellen
Düfte wie Quellen.
Süße Gewährung,
Fülle des Lebens,
Nirgends ein Brüten,
Nirgends Entbehrung,
Kein Puls vergebens,
Kein Kuß verloren!
Wiedergeboren

Grüße aus Grüßen,
Küſſe aus Küſſen,
Leben aus Leben,
Ewiges Werden,
Ewiges Sein!
In Liebe ſterben,
Aus dem Tod keimen ſie,
Von Leben träumen ſie.
Süße Befriedigung
Zaubert der Augenblick,
Schaffet ſie ewig jung,
Und jedes Geſtern
Kehrt in den Schweſtern
Des Morgens zurück.
Selige Gatten
Feiern ja Hochzeitnacht
Im Schooß des Traumes.
Unten im Schatten
Des Blütenbaumes
Ruhet der Gott
In ſtiller Nacht,
Freut ſich des Lebens,
Denn ſein: Werde
War nicht vergebens
Und ſein ſeliger Traum
Iſt vollbracht.

Der Meiſter.

I.

Der Meiſter ſitzt im Kämmerlein, —
Mild blickt der Mond zum Fenſter hinein —
Der Meiſter eifrig ſinnend wacht
In ſtiller, heil'ger Mitternacht;
Sieht auf die Riſſe unverwandt,
Richtmaß und Zirkel in der Hand.
Und ſinnt und mißt und denkt und ſchafft
In regem Fleiß, mit rüſtiger Kraft,
Wie er zu beſt das Werk vollbringe,
Und bittet Gott, daß ihm's gelinge.

Da öffnet ſich die Kammerthür
Und tritt ein junger Geſell herfür,
Der grüßt den Meiſter ehrfurchtsvoll,
Wie Jugend Alter grüßen ſoll;
Langt aus dem Gürtel ſein Wanderbuch;
Drin ward der Geſell empfohlen genug
Von manchem Meiſter in fernen Landen,

Die ihn geſchickt und treu erfanden.
Der Meiſter, wie er jetzt vor ſich
Sieht den Geſellen züchtiglich,
Die ſtarke rüſtige Geſtalt,
Rein, hold dabei, als wie man malt
Edle Jungfrauen, blond das Haar,
Das Aug' wie lautrer Himmel gar, —
Da denkt er *ſeiner* Jugendzeit,
Sein altes Herz wird wieder weit,
Er fühlt in immer ſtärkern Schlägen
In Greiſenbruſt ſich Jugend regen.
Je länger er in's Aug' ihm blickt,
Je mächt'ger fühlt er ſich verzückt.
Und klar nun plötzlich vor ihm ſteht,
Wonach er lang' umſonſt geſpäht,
Der ganze Dom in voller Pracht,
Wie er den Menſchen Freude macht,
Dem Herrn ein wohlgefällig Haus
Nimmt er vor ſeinem Geiſt ſich aus.
Die Thürme, die ſich hoch erheben,
Wie Ird'ſches ſoll gen Himmel ſtreben,
Das Thor ſo ernſt, als ging's hindurch
Wie durch das Grab zur ew'gen Burg
Des neuen Zions, über ihm
Apoſtel, Mart'rer, Cherubim.
Der Kunſt tief innerſt Symbolum
Sieht er in Klarheit jetzt ringsum,

Als ob er lang' im Dunkel lag,
Und plötzlich ſchaut' in hellen Tag. —
In ſeiner heil'gen Freude bringt
Dem Herrn zuerſt er Dank und dingt
Sich den Geſellen dann zum Bau,
Bei deſſen Anblick ihm genau
Das ganze Myſterium deutlich war,
Wie einem Kinde offenbar.

Er legt den Grund; bei jedem Schritt
Hilft der Geſelle fleißig mit,
Als wüßt' er jeden Plan voraus,
Den ſich der Meiſter lang' zu Haus
Erſonnen und auf Pergament
Gezeichnet, den ſonſt niemand kennt.
Das Werk gedeiht und wächſt empor
Wie raſch im Mai der Blumen Flor,
Iſt ohne Makel, keuſch und rein,
Als wär' es ein Gebet von Stein; —
Und kaum drei Jahre ſind verronnen,
So ſteht's vollbracht am Licht der Sonnen.

II.

Hoch auf dem Dache prangt der Kranz,
Des Domes Nacht hellt Kerzenglanz,
Rings um den Dom und drinnen ſchaart
Sich zahllos Volk, das Kreuzesfahrt

Antritt zum fernen Grab des Herrn;
Bei ſolchem Anlaß raſtet's gern. —
Horch Glockenklang und Chorgeſang!
Die Mauer kommt der Zug entlang
Und ſchreitet durch des Städtleins Thor
Schon an den neuen Dom hervor, —
Die Fürſten, Ritter, mannigfalt,
Und Mann und Weib und Jung und Alt,
Das Volk aus Wien, und, das mit Luſt
Das Kreuz des Herrn trägt auf der Bruſt,
Jedweder will zum Seelenheil
Des Weiheſegens vollen Theil.
Dort, unter'm Baldachine geht,
Gleichwie ein Fürſt in Majeſtät,
Der Knecht des Herrn, der Volkeshirt,
Der jetzt die Kirche weihen wird;
Chorknaben wandeln ihm zur Seit'
In jungfräulicher Reinigkeit;
Und Silberglöcklein läuten hell,
So oft er hält an einer Stell',
Und allen, die da gläubig kamen,
Den Segen giebt in Chriſti Namen.

Der Meiſter aber liegt allein
Daheim im ſtillen Kämmerlein,
Hört nur von fern der Glocken Klang,
Gedämpft der Gläub'gen Chorgeſang;

Wehklagt, daß er das Haus nicht ſchaut,
Das er dem höchſten Herrn gebaut,
In dieſes Tages Morgenroth!
Doch er iſt ſiech bis auf den Tod;
Er fühlt, ſeit er den Kranz geſetzt,
Zu End' ſein Lebenstagwerk jetzt.
Ihn trägt der müde Fuß nicht mehr,
Und dennoch ſehnt er ſich ſo ſehr,
Noch einmal ſeinen Dom zu ſchauen;
Dann mag ihn ja der Tod umgrauen.

Da öffnet ſich die Kammerthür
Und ſein Geſelle tritt herfür,
So wie in jener Mondennacht,
Da er des Domes Plan vollbracht;
Noch zarter, reiner däucht er ihm,
Wie einer von den Seraphim,
Durchſichtig faſt in hellem Glaſt,
Daß Grauen ihn bei Staunen faßt.
Jetzt tritt er vor den Meiſter hin
Und ſpricht: „Steh' auf! Dein gläub'ger Sinn
Hat Dir geholfen! Komm nur ſchnell;
Jung macht Dich Gottes Gnadenquell,
Wer immerdar auf Ihn vertraut,
Der hat ſein Haus auf Fels gebaut!“

Und gläubig ſteht der Meiſter auf,
Sein ſchwanker Gang wird ſchnell zum Lauf,
Das Aug' wird hell, der Arm iſt ſtark
Und in den Knochen friſches Mark.
Der Jüngling weiſ't den Weg ihm vor,
Bald ſteh'n ſie vor des Domes Thor.

Und wie der Meiſter ſein Werk erſieht,
Grad' die Gemeinde niederkniet;
Er ſchaut geblendet, ruft hinan:
„O Herr, das haſt Du ſelbſt gethan!
„Heil mir, daß ich Dein Werkzeug war,
„Nun iſt das Symbolum mir klar!
„Ich ſchau's vor mir; nun ſterb' ich gern. —"
Der Biſchof hebt den Leib des Herrn,
Die Glöcklein klingen ſilberrein,
Der Jüngling ſtrahlt wie Sonnenſchein,
Der Meiſter aber war verſchieden;
Gott geb' der Seel' den ew'gen Frieden!

Der Reiter und ſein Geſelle.

Es reitet ein Reiter über die Heid'
Und läßt ſeinen Rappen rennen.
„Der Himmel iſt hoch, die Erde iſt weit.
Ihr Thoren, wer wird mich erkennen?“ —
Ihm nach ein Geſell, immer hinterdrein.
„„Laß rennen dein Roß! ich hol' dich doch ein!““

Es reitet der Reiter ohn' Unterlaß
Die Städte und Dörfer vorüber;
Es drängt ihn und treibt ihn, er weiß nicht was,
Hinüber die Ström' und herüber.
Er hat keine Raſt, er hat keine Ruh',
Der treue Geſelle, der ſetzt ihm zu.

Und er faßt ſeinen Reitermantel feſt
Und wickelt ſich feſt in die Falten,
Er hat den Hut auf die Stirne gepreßt,
Läßt den Rappen ſchalten und walten;
Und ſieht er um ſich und ſieht hinter ſich,
Ihm folgt der Geſelle, treufeſtiglich.

Er meint: ſein Rapp' will nicht weiter geh'n,
Er ruft: „So greif' aus doch von dannen,
Bevor uns die leidigen Schergen ſeh'n,
Greif' aus, bis wir Vorſprung gewannen."
„„Eine Galgenfriſt!"" — Wer ſprach das Wort?
Er weiß nicht, er ſpornt ſeinen Rappen fort.

Der Geſelle immerdar hinterdrein;
So geht's über Stein und Graben.
„„Laß rennen dein Roß! Ich hol' dich doch ein,
Ich muß dich und werde dich haben.
Eh' du austritt'ſt, thatſt du einen Mord!""
Der Geſelle ruft's; der Reiter ſprengt fort.

Der Geſelle ſprengt immerdar hinter ihm,
Als hätte ſein Roß wohl Flügel;
Der Geſelle voran im Ungeſtüm,
Sprengt raſch hinan einen Hügel.
„„Steh'!"" ruft der Geſell, „„nun holt' ich dich ein.
Nun ſchwing' dich vom Bügel auf Ja und Nein.""

Auf dem Hügel ſtand das Hochgericht;
Den Reiter faßt ein Grauſen.
„Fort, Rappe!" der Rappe rührt ſich nicht,
Als müßte der Reiter hier hauſen. —
Und als der Reiter gerichtet war,
Wußt' Niemand, wo der Geſelle war.

Der Wecker.

Sie ruhen vom harten Tagewerk aus,
Sie ſchlummern ſo ſüß im einſamen Haus.
Der Mühlbach rauſchet mit aller Macht;
Doch weder Vater noch Mutter erwacht,
Sie ſchlafen bei ihren fünf Kindern.

„Bewahr' uns, o Gott, vor Gefahr, Noth und Pein!"
Mit dieſem Nachtgebet ſchliefen ſie ein.
Der Sturm klopft an's Fenſter, bis daß er's zerbricht;
Doch Vater und Mutter erwachen nicht,
Sie ſchlafen gar feſt bei den Kindern.

Der Vater träumt von dem älteſten Sohn,
Er ſieht ihn im Traume erwachſen ſchon;
Die Mutter träumt in voller Luſt
Von dem zarten Säugling an ihrer Bruſt;
So ſchlafen ſie bei ihren Kindern.

Der Säugling weint und die Mutter erwacht;
„Du dürſteſt, mein Kind, in der langen Nacht?
Komm, komm!" — Und ſie ſtillt es. „Nun ſchlaf mir, mein Kind! —
Herr Jeſus, wie heult doch ſo grimmig der Wind!
Behüte Gott uns und die Kinder!"

Einſchlief ſie und träumte; — doch war's nicht für lang',
Der Säugling weint wieder und gar ſo bang.
„Ach, frierſt Du, mein Kind? Komm doch feſt in den Arm,
Deiner Mutter Herz, das hält Dich ſchon warm!"
Der Vater ſchläft fort mit den Kindern.

Einſchlief auch die Mutter auf's Neue, da ſchrie
Der Säugling und ſchmiegte ſich feſter an ſie.
„Gott!" ruft ſie, „was iſt das? Sind Diebe am Haus?
O Vater, wach' auf und ſpäh' eilig hinaus!"
Der Vater wacht auf mit den Kindern.

Der Vater ſteht auf, eilt, das Beil in der Hand,
In die Küche und ruft: „Unſer Haus ſteht in Brand!"
„Kein Ausweg! Kommt, Kinder! Mit Gott!" Es gelingt;
Mit dem Säugling die Mutter, der Vater, er ſpringt
Durch die Flammen mit ſeinen vier Kindern.

Die Hemden verſengt, doch gerettet, ſo ſteh'n
Sie draußen und ſtürzen zu Boden und fleh'n:
„Habe Dank, Herr Gott, unſer Vater! Wir ſind
Zwar Bettler, doch haſt du durch's weinende Kind
Uns gerettet mit unſeren Kindern!"

Gemahnt hat der Sturm und gemahnt hat der Bach,
Doch das Kind nur machte die Mutter wach.
Und weil's noch kein Wort hat, ſo weint es; draus ſpricht
Der Herr, drum verſchlafet die Mahnung nicht,
Ihr Eltern bei eueren Kindern!

Das Begynchen zu Gent.

(Aus dem Flamändiſchen des Prudenz Van Duyſe.)

Es war einmal ein Begynchen,
Jung, gottesfürchtig und rein;
Das lebte zu Gent in der Veſte
Wohl mutterſeelenallein.

So hold wie der Mond, der einſam
In ſtiller Heiterkeit
Sich in den Wellen ſpiegelt,
So freundlich war die Maid.

Und als der Faſtnachtabend
Mit ſeinen Freuden erſchien,
Da ging manch junges Begynchen
Herzfroh und lachend hin.

Die Meiſterin wohlehrwürdig,
Die hatte ſie All' zum Beſuch;
Da gab es für die Gelad'nen
Der Leckerbiſſen genug.

Da ſaßen ſie alle lachend,
In Gott vergnügt, bei ihr,
Und nippten in Zucht und Ehren
Vom ſüßen Malvaſier.

Da ſaßen ſie an dem Feſttiſch
Vor all der Herrlichkeit,
Und aßen lockere Waffeln,
Mit Zucker überſchneit.

Eine einzige war vergeſſen
Bei Süßwein, Waffeln und Scherz,
Das junge, feine Begynchen,
Das fromme, minnige Herz.

Es hallte bis in ihr Höfchen
Vom Freudengewühle ringsum:
Ihre junge Seele ward traurig
Bei all den Freuden ringsum.

Und weinend pflückte ſie Blumen
Und wand ſie zum Kranz und ſchritt
Demüthig zur Kirche und ſchmückte
Das Kruzifix damit.

Sie ſeufzte: „O liebſter Jeſu,
Mein ſüßer Bräutigam!
Wie hab' ich am Faſtnachtabend
Das Herz ſo voller Gram!

„Ab wies ich alle Freier,
Begynchen wollt' ich nur ſein,
Und verhoffte mir nichts als Wonne
Und habe nun ſolche Pein!

„Meine junge Schweſter verließ ich,
Und weinte ſie noch ſo ſehr;
Meine liebe Mutter verließ ich,
Du weißt's: Dich liebt' ich noch mehr.

„Und die ganze Welt verließ ich
Für meinen Bräutigam.
Nun reiche der Braut die Arme,
Die ſeufzend zu Dir kam.

„Sie ſchmauſen und ſie tanzen;
Ich hungere und ich wein'.
Sie klingen an und trinken;
Ich kniee hier traurig allein.“ —

„Geh' nur zu der Meiſterin eilends,
O Mattheken, geh' nur geſchwind;
Und ſag' ihr, daß ſie in's Kränzchen
Dich aufnimmt, mein bräutliches Kind!“ —

So ſprach das Kreuzbild. Vertrauend
Ging das Begynchen fort,
Und brachte der Meiſterin treulich
Des Herren eigenes Wort. —

„Der Herr hätte zu Dir geredet?
O Mattheken, ſprichſt Du im Traum?
Geh', komm' mir vernünftiger wieder,
Mein Kind, oder komme mir kaum!“ —

Und Mattheken ging zurücke,
Betrübter, als ſie's war,
Und kniete vor'm Kruzifix hin,
Und betete an dem Altar.

Da hört ſie: „Mein Bräutchen, geh' nochmals,
Und ſage der Meiſterin frei:
„Ihr Wollenhemd, das ſie verſteckte,
Daß unter dem Kiſſen es ſei."

Sie ſah, daß es aufgetrennt war.
Dieſe Nacht wird es wieder genäht.
Das hat mit purpurnen Fäden
Meine Mutter ſelber genäht." —

Und Matthefen ging von hinnen
Mit fröhlichem Angeſicht,
Und wiederholte getreulich
Von Wort zu Wort den Bericht.

Da rief, des Wunders erſchrocken,
Die Meiſterin: „Ja, fürwahr,
Dich hat der Herr geſendet:
Tritt ein in unſre Schaar!"

Und, ob dem Wunder verſtummend
Bot Ehren ihr jede Begyn',
Und neben die Meiſterin ſetzten
Sie Matthefen nun hin.

Die Freude wurde ſtiller
Und jeglich Auge ſah
Auf Mattheken; wie vom Glanze
Umwoben ſaß es da. —

Die Sonne war geſunken,
In allen Straßen Ruh;
Es ſchritt dem Begynen-Kloſter
Das Jeſubräutchen zu.

Da klang auf den alten Thürmen
Das Glockenſpiel ſo laut,
Und begrüßte mit raſtloſen Klängen
Des Herrn heimkommende Braut.

Kein Glöckner zog die Stränge;
Es klang von ſelber ſo hell,
Als rauſchte rein und mächtig
Der Himmelsfreuden Quell.

Viel Volk kam in den Begynhof
Und eilte zur Kirche hinein;
Dort lag vor dem Altare
Jung Mattheken allein.

Sie kniete vorm Kruzifixe
Mit frommgefalteter Hand,
Sie ſchien ſchon nach oben entrücket,
In's ſchönere Heimathland.

Sie kniete vor'm Kruzifixe
Und endete ihr Gebet,
Und ſchwebte ſanft entſchlummernd
Zum ewigen Feſtbanket.

Eine friſche Jasminblüte, —
So völlig Duft ſie war;
Zwei friſche Roſenknospen —
Ihr zartes Wangenpaar!

So hold wie der Mond, der einſam
In ſtiller Heiterkeit
Sich in den Wellen ſpiegelt,
So freundlich war die Maid.

Noch ſchwebt' um die ſüßen Lippen,
Von Bläſſe noch befreit,
Ein minnig jungfräuliches Lächeln,
Das Lächeln der Seeligkeit.

Und vier Begynchen trugen,
Vier weiße Begynchen den Schrein,
Geſchmückt mit Jungfernkränzen;
Jung Mattheken lag darein.

Und früh am andern Morgen
Wuchs duftend, ſchlank und weiß
Auf ihrem Grab eine Lilie
Auf ihres Bräut'gams Geheiß.

Die Schutzengel.

Wie ſtill iſt's in der armen Leute Haus!
Nun bläſt der Wind das einz'ge Lichtchen aus,
Das ohnehin trübſelig g'nug gebrannt.
Wer hätt' dabei ein Weihnachtsfeſt gekannt?
Und doch iſt's ein's, wenn auch am kahlen Heerd
Nur Jammer hier ſich ſelbſt zu Chriſt beſcheert.
Der Hütte nackte Wände ſeh'n hinein
Auf Noth und Lieb', und bergen, wie ein Schrein,
Wie ein getreuer Sarg vor'm Neugierblick
Der Außenwelt, der Eltern Mißgeſchick.
Die Dunkelheit hat's redlich auch gemeint,
Indeß der Vater krankt, die Mutter weint.
Die Kinder friert. Kein Köhlchen glimmt, kein Reis
Iſt in der Kammer, — — an den Fenſtern Eis!
Gott half ſchon Manchem über Nacht aus Noth; —
Vielleicht beſcheert er über Nacht hier — Brot!
Die Gläub'ger nahmen grad' das Letzte heut,
Die Decken ſelbſt; — nur Stroh liegt noch zerſtreut.
Der Vater ſucht's im Dunklen, legt's zu Hauf,
Und bettet ſorglich dann die Kinder d'rauf: —

„Der heil'ge Chriſt behüte eure Ruh!
Schlaft, unſre Herzen decken warm euch zu.“ —
Die Mutter ſchlingt um Beide treu den Arm,
Des Vaters Odem hält die Schläfer warm;
So wird die lange, bange Nacht durchwacht,
Bis daß der Tag anklopft in heitrer Pracht.

* * *

Und als die Sonne mild durch's Fenſter grüßt
Und freundlich beider Kinder Stirnen küßt,
Da ſpricht zu ſeinem Weib der arme Mann:
„Die Sonne macht's in Treu', ſo gut ſie's kann;
Vertritt bei unſern Kleinen Mutterſtell',
Und tränkt die Durſtigen aus ihrem Quell,
Und ſpeiſ't die Hungernden mit ihrem Licht,
Und wärmt im Schlafe ſie und weckt ſie nicht;
Drum, — denk' ich, — laß uns Beide ſuchen geh'n,
Ob wir das Mitleid auch bei Menſchen ſeh'n.
Was meinſt Du, daß wir's finden, wann und wo?
's iſt heut ja Chriſttag; da iſt Jeder froh!
So lang' wird ihnen Sonne — Mutter ſein. —
Komm! hilf mir krankem Mann empor vom Stein.“
Und ſorglich hebt das Weib ihn auf vom harten Bett;
Die Kinder ſchlummern fort auf ihrer Lagerſtätt',
Dem Bischen Stroh, durchwarmt vom Elternleib.
Dann führt den kranken Mann hinaus das treue Weib.

* * *

Sie ſchritten auf dem Waldweg immer zu;
Sie hatten Beide keine Raſt noch Ruh,
Bis endlich ſie durch eine Lichtung ſah'n
Die Stadt, ach noch ſo fern! — Zwei Fremde nah'n.
Jetzt an der Eltern Seite ſind ſie, Beid'
Mit Augen ohne Licht, doch feucht von Leid,
In falt'gen Kleidern, wie ein Prieſter trägt,
Da rings der Sturm blies, — Beide unbewegt,
Barhäuptig Beide, und gelockumwallt,
Wie Greiſe ernſt, wie Jungfrau'n von Geſtalt.
Die armen Eltern ſtanden vor den Zwei'n,
Und blickten, ſtaunend, wer die Fremden ſei'n;
Und ſprachen's, ſchamgepreßt, nur leiſe aus:
„Zwei Kinder frieren, hungern uns zu Haus." —
Darauf die Zwei: „Wir helfen wahrlich gern;
Doch zu gewähren ſteht nur bei dem Herrn!
Wollt ihr zu ihm, wir leiten, führen euch
Vor ſeinen Stuhl und an ſein Herz zugleich."
Die Eltern nun beſannen ſich nicht lang'
Und traten gläubig an den harten Gang;
Ein jeder von den Fremden nahm bedacht
Je ein's zur Hand, bis ſie zur Stell' gebracht.

* * *

Und als ſie kamen in des Herren Haus,
Da ſtreckte Er die Arme liebend aus.
Und als ſie ſanken vor des Ew'gen Thron,

Sprach er: „Ich weiß, um was ihr bittet, ſchon.
Wenn Liebe bittet, giebt ja Liebe gern,
Ihr kamt wahrhaftig an den — rechten Herrn!
So ſeid willkommen hier und reich bedacht,
Die ihr das Herz zum warmen Pfühl gemacht.“
  Nun hob er auf ſie, ſchloß ſie an ſein Herz;
Göttlich durchrann ſie jetzt ihr Erdenſchmerz;
Der Kinder dachten ſie und ſah'n ſie jetzt
Fortſchlummernd Beide, warm und unverletzt;
Sie ſahen in der Schläfer Träum' hinein,
Sah'n von ſich ſelber d'rin den Wiederſchein,
Sah'n ob den Kindern ſchützend jene Zwei,
Die ſie hierhergeführt in Gottes Mai;
Und bebend blickten ſie zum Herrn hinan,
Der aber ſprach: „Hab' ich's zu Dank gethan?
Fällt doch vom Haupt kein Haar, ſo ich nicht zähle!
Zuckt doch kein Schmerz in eines Menſchen Seele,
Den ich nicht fühle! Seht, ſie ſchlafen ſüß,
Und haben, d'rin ihr ſeid, — — das Paradies!
Ja, euren Augen, treue Eltern, traut!
Denn jene Engel, die ihr jetzo ſchaut, —
Die Todesengel, die hierher euch brachten, —
Schutzengel ſind's für ſie, getreue Wachten,
Unſichtbar werden ſie bei euren Kindern ſteh'n,
So lang' ſie pilgernd auf der Erde geh'n. —
Und, ſind ſie müde einſt, und ruhten gerne aus, —
Schutzengel bringen ſie, — wie euch — in's Vaterhaus!“

Mit Gott!

Der Fiſcher ſitzt am Ufer ſpät
Und trocknet die Netze und ſpricht ſein Gebet,
Da hört er den Ruf: „Hol' über!“

Er ſpricht ſein Amen; er bindet den Kahn
Vom Ufer los. „Mit Gott, wohlan!“
So ſagt er und rudert hinüber.

Da ſteht ein großer ſchwarzer Geſell,
Der ſpricht zum Fiſcher: „Mach flink und ſchnell
Und fahre mich rüſtig hinüber!“

So ſteigt er ein, und der Fiſcher denkt:
„Mit Gott!“ und ſtößt ab, und eifrig lenkt
Mit Gott den Kahn er hinüber.

Wo der Schwarze ſitzt, — was ſeltne Laſt! —
Da verſinkt der Kahn im Waſſer faſt,
Doch der Fiſcher rudert hinüber.

Er rudert an's Land, ſchon legt er an,
„Mit Gott," ſo ruft er, „nun wär's gethan:
Das war ein hartes Holüber."

Der Schwarze ſpricht: „Da liegt dein Geld!"
Der Fiſcher d'rauf: „Wie's Gott gefällt!
Mit Gott führt' ich Euch herüber!"

Der Schwarze: „Ehr', dem Ehr' gebührt!
Und weißt du, Fiſcher, wen du geführt,
Und wer dir gerufen: Holüber?"

„Du haſt herüber den Tod gebracht;
Dein ganzes Dorf muß ſterben heut Nacht;
Du aber mit Gott bleibſt über!"

Feſtkalender zweier Liebenden.

1.

Neujahr.

Er.

Da ſchleichen heut von Haus zu Haus
Die Gratulanten hin,
Und wünſchen bald'gen Hochzeitſchmaus
Der hübſchen Nachbarin.
Und mancher kommt und mancher geht
Und bringt ſeine Wünſche an; —
Ich, — den ſie leider nicht verſteht, —
Wünſch' mir: ich wär' ihr Mann!

Sie.

Ich merkt' es wohl: wenn der Tag gegraut,
Bevor ſonſt jemand kam,
Hat er zu mir ſchon herübergeſchaut,
Recht bleich, als wie vor Gram. —
Es kommen ſo Viele und wünſchen Glück,
Das macht mir wahre Pein,
Von ihm ein Gruß, von ihm ein Blick
Iſt Wunſch und — Glück allein!

2.

Dreikönigsfeſt.

Er.

Ach wär' ich, wie jene drei Könige reich,
Ich flöge zu ihr mit Schätzen gleich,
Ach, — könnt' ich doch mehr als Gut und Geld,
Ach, könnt' ich ihr ſchenken die ganze Welt! —
Ich aber hab' nichts als meinen Schmerz;
Der Gabe müßt' ich mich ſchämen.
Ich habe gar nichts, als dies mein Herz —
Und **das** — mag ſie ſicher nicht nehmen.

Sie.

Und kämen Fürſten und Kön'ge zu mir
Mit ihren reichſten Gaben;
Hätt' ich, du Guter, nur Eins von dir,
Nichts Anderes möcht' ich haben!
Mit fröhlichem Muth jedes irdiſche Gut
Wollt' ich darum verſchmahen.
Hätt' ich dein Herz ...... ſtill, Lippen, ſtill!
Ich darf's ja mir ſelbſt nicht geſtehen.

3

Carneval.

Er.

Alles geht in Maſken heute,
Keiner iſt das, was er ſcheint;
Schnell vor's Aug', wie andre Leute,
Luſt'ge Maſke — denn es weint.
In der Maſke will ich gehen,
Als ein toller Harlequin,
Denn ſie darf's beileib' nicht ſehen,
Wie ich gar ſo traurig bin.

Sie.

Ach, zum Balle ſoll ich fahren,
Und zu Hauſe weint' ich gern!
Ach, wozu nur in den Haaren
Blumenkron' und Demantſtern?
Oftmals, daß ſie uns betrüge,
Kleidet ſich die Luſt in Schmerz.
Was iſt Wahrheit, was iſt Lüge?
Ach! maſkirt ſich auch ein Herz?

4.

Aſchermittwoche.

Er.

Geſtern in dem Kleid von Roſa
Bot ſie freundlich mir die Hand;
Ach, daß mir die Faſtenproſa
Schnell den ſüßen Traum entwand!
Auf dem Maskenball ſo herzlich,
Weil ſie ja mich nicht erkannt!
Heut der Blick ſo kalt und ſchmerzlich,
Dran ich geſtern faſt verbrannt!

Sie.

Ob er in Leiden iſt?
Wie er beſcheiden iſt!
Wagt im Vorübergeh'n
Kaum zu mir aufzuſeh'n!
Die Roſe, die ich geſtern verlor,
Guckt ſie dort nicht hinter'm Fenſter hervor?
Er hob ſie auf, — ich ſah's ja doch! —
O Herz, mein Herz! — er pflegt ſie noch!

5.

Charfreitag.

Er.

Am ſtillen Tag, im ſtillen Grund
Will ich begraben mein Leid,
Grüne Schatten als Bahrtuch drauf,
Klagfrau — Waldeinſamkeit.
Hämmre, hämmre, mein armes Herz,
Wir ſind ja hier alleine! —
Es raſchelt im Laub,
Was ſcheint durch's Gebüſch?
Der Tod? — die holde Eine!

Sie.

Veilchen im tiefen Grund
Will ich mir pflücken,
Drinnen im kühlen Grund
Mein Leid erſticken.
Überall Lenzespracht,
Sonnenſchein um mich her,
In mir nur Winternacht! — —
Herz! — — das iſt Er!

6.

Oſtern.

Er.

Knoſpen an Bäumen,
Roſen auf Wangen,
Überall Jubelklang,
Brauſende Wonne!
Alles erſtanden,
Alles in Werdepracht,
Alles im Feierkleid.
Sie liebt mich, ſie liebt mich!

Sie.

Er ſah mich ſo herzlich an,
Wie er mich fragte.
Hab' ich auch recht gethan,
Daß ich's ihm ſagte? —
Daß ich nicht wüßte!
Sprach's doch die Lippe nicht; —
Doch wehren konnt' ich's nicht,
Als er's entküßte!

7.

Pfingſten.

Der heil'ge Geiſt, der niederſchwebet,
Der mit der Flammenzunge ſpricht,
Der, was am Licht des Tages lebet,
Zu einem ſel'gen Bund verflicht,
Der jedes Weſen übermeiſtert,
In allen glüht als Morgenroth,
Der wirkt und ſchafft, belebt, begeiſtert —
Das iſt die Treu' bis in den Tod.

Sie iſt's, die euch die Ringe ſpendet,
Sie ſchwebet über dem Altar,
Wohin ihr euch auf Erden wendet,
Sie folgt euch ſegnend immerdar.
Sie heilt mit Balſam jedes Wehe,
Der von den Fittichen ihr thaut.
Des Lebens Pfingſtfeſt iſt die Ehe,
Von Flammenzungen jubelt's laut!

8.

Dreifaltigkeitstag.

Er.

O ſüße Einſamkeit
Unter'm grünen Hollunder!
Die ganze Welt, ſo groß, ſo weit,
Dünkt mich ein einzig Wunder!
Juſt über deinem holden Haupt,
Dicht an den braunen Locken,
Neigt ſich ein Zweig ſo grün belaubt,
Duftend aus weißen Flocken.
Er trägt zwei Blüten beiſammen dicht, —
Ein junges Knöspchen daneben! —
Was birgſt du am Herzen mir dein Geſicht?
Weinſt du, mein ſüßes Leben?

9.

Himmelfahrtstag.

Er.

Gemartert hatte dein Schweigen mich lang',
Geſeufzt hatte ich als Anachoret,
Doch ſtets blieb ich fromm und glaubt' an dich:
Liebe iſt ja Gebet!
Und als mir's erfüllt ward, mein höchſtes Gebet,
So ſchwang es auf weichen Flügeln
Mich vom Altar zu den Himmeln gleich,
Die in deinen Augen ſich ſpiegeln!

Sie.

Du beſter Mann!
Mir träumte heut:
Ich ſäß' im Himmel an deiner Seit';
Gottes Aug' in meinem Herzen drin!
An deinem lag's!
Und ein holder Engel erſchien
Im Morgenſchein des jungen Tag's,
Und bracht' — — ich ſah, ich fühlte nur Eines!......
Ich ſtillt' ein — ſüßes liebes Kleines!

10.

Michaelis.

Er.

Gelb wird die Laube,
Blau wird die Traube
Vor unſerm Haus.
Auf weiten Wegen
Muß ich hinaus,
Dem Glück entgegen,
Doch aus der Ferne den Mutterſegen
Bring' ich zu unſerm Glück nach Haus!

Sie.

Scheiden, ach, ſcheiden?
Wie mich die Angſt erdrückt! —
In Thränen halb erſtickt!
Hält dich mein Fleh'n nicht hier?
Geh' nicht von mir! —
Muß ich dich meiden?
Sag' mir, wann ich dich wiederſeh'!
Scheiden, ach ſcheiden
Thut bitter weh!

II.

Allerheiligen.

Er (auf dem Heimweg).

Die Stürme ſauſen
Über die Heide hin,
Die Nebel hauſen
Tief dort im Walde drin!
'ſ iſt mir, als müßt' ich ihr immer begegnen
Hier oder dort, — wie ſchlägt mir das Herz!
Flieget, ihr Roſſe,
Nur heimathwärts!
Mutter, bald wirſt du ſie küſſen und ſegnen!

Sie (daheim).

Namenlos Bangen
Sucht mich heim in der Einſamkeit.
Ach, gar ſo weit
Iſt er gegangen. — —
Traf ihn vielleicht ein Leid
An Seel' oder Leib?
Schützt ihn, ihr Heil'gen;
Erbarmt euch mein Bangen?
O ich armes, einſames Weib!

12.

Weihnachten.

Er.

Grüß' dich Gott! an deinem Herzen
Ruh' ich von der Reiſe aus.
Ei! was ſeh' ich? Chriſtbaumkerzen
Flimmern hell im ganzen Haus!
Dreifach ſüß durch die Entbehrung,
Treue Lippen, neigt euch mir!
Liebes Weib! Sieh'! Chriſtbeſcherung,
Unſeres Glückes reiche Vermehrung, —
Meine Mutter, ich bringe ſie dir!

Sie.

Endlich mit dir vereint!
Hab' indeß viel gewacht,
An dich gedacht,
Um dich gebebt, geweint
Wie manche lange Nacht!
Holde Beſcherung
Brachte der heil'ge Chriſt,
Bete, küſſ' es! Schau, wie der Kleine lacht,
Weil ihn ſein *Vater* zum erſtenmal küßt!

Nadeln.

1.

Der oft mit Nadeln ſtatt mit Lanzen ficht, der Held,
Der kleine, bringt Euch heut Nadeln ſtatt — Nadelgeld.
Ihr kennt den Handelsmann, geflügelt, ſchalkig — blind!
Blind, — drum verzeiht ihm auch, wenn — ſtumpfe drunter ſind.

2.

Tödte mich auf jede Weiſ',
Nur nicht durch ein Herz von Eis; —
Jede Waffe mag dir taugen,
Tödt' mich nur nicht mit den Augen!

3.

Ein Bienchen!
Ein Bienchen!
Jetzt will ich es haſchen.
Wie, Böſe, vom Kelch meiner
Seele zu naſchen?
Schon hat's mich verwundet,
Nun lieg' ich in Schmerzen,
Du ſtachſt in die Hand mir, —
Ich blut' aus dem Herzen!

4.

Mein Feind iſt dein Finger, er ſcheut mich
Trotz ſeinem Schwertchen und ſilbernen Hut!
Gefangen von ihm — thät mir ſo gut!
Er aber, — ach, — befreit mich. —
Wie weh die Freiheit thut!

5.

Ich weiß, warum ſo ohne Raſt
Du ſtickſt, ſo ſcharf und fein. —
Du denkſt wohl: du hätteſt mein Herz gefaßt
Und ſtächeſt mit Luſt hinein!

6.

Zwei Augen für ein einzig Herz! — —
Wie könnt' ich das nur hoffen!!
Trifft auch dein Blick ganz anderwärts,
Mein Herz iſt doch getroffen.

7.

Du biſt gar oft ſo hart,
Machſt mir ſo manchen Schmerz; —
Denk' doch: Es iſt ſo fein und zart, —
Drum bricht's gar leicht, — das Herz!

8.

Geſegnet ſei vieltauſendmal
Jedwede Wund' und Herzensqual, —
Weil du mir jetzt die Liebeshand
Drauf legſt ſtatt Balſam und Verband.

9.

Kann ich zürnen deinem Schmollen,
Lippe, die ſo oft mich küßt!
Soll ich denn der Sonne grollen,
Die ihr Licht als Pfeil ergießt?

10.

Willſt du ſchelten, ſchilt doch nur.
Lieb' iſt einzig meine Uhr,
Denn ich zähl's an tauſend Küſſen,
Daß wir ſtets uns lieben müſſen.

11.

Ein Vöglein fliegt von mir zu dir,
Geht, kommt zu jeder Stunde,
Wie's dir ergeht, und wieder mir,
Bringt's Kunde, macht die Runde.
An meinem Herzen tränk' ich es
Vor'm Abſchied jedesmal,
Und ließeſt du's verſchmachten je,
Stürb' ich vor Durſtesqual.

12.

Sie.

Das Vöglein iſt geſtorben,
Was fang' ich an, allein?

Er.

Laß fortan unſre Lippen
Der Herzen Boten ſein.

13.

Der Finger, der mich oft geſcheut,
Ein goldnes Ringlein trägt er heut.

Gieb mir die Nadel, die mich oft geſtochen;
Der Dorn iſt von der Roſe abgebrochen.

14.

Sie.

Du lieber Mann, was hab' ich dir
Denn durch die Lieb' gegeben?

Er.

Zuerſt den Tod und durch den Tod
Das heil'ge ew'ge Leben.

15.

Schöner grüner Tannenbaum
Mit den hellen Kerzen!
Schöner ew'ger Jugendtraum
Einſt in alten Herzen!

Dürre Nadeln ab vom Baum
Werden ſich einſt zerſtreuen,
Doch der Liebes-Weihnachts-Traum
In Kindern ſich erneuen.

Carnevals-Maſken.

Amor (als Diplomat).

Mit Stern und Kreuz komm' ich heute einmal
Und mit einem großen Band,
Und, wollt ihr's wiſſen, vom Himmel ſtahl
Ich den ſchönſten Stern mir gewandt;
Mein Ordensband iſt ſo alt wie die Welt
Und umſchlingt ſie, als wär' es noch neu,
Den ewigen Frieden — wie lang' er hält? —
Dictir' ich und ewige Treu.

Hymen (als Großmeiſter).

Wer will den Orden tragen
Bei meiner Legion?
Beliebt es nur zu ſagen,
Ihr tragt ein ſtattlich Kreuz davon;
Es lohnt nicht blos für Siege,
Zumeiſt verdient's der Mann,
Der ſich im kleinen Kriege
Der Eh' beſiegen laſſen kann.

Bacchus (als Doctor).

Kranke herbei! Kranke herbei!
Hier iſt die Univerſalarzenei!
Blinden verſchafft ſie ein doppelt Geſicht,
Hinkende bringt ſie in's Gleichgewicht.

Mein Apotheker iſt der Komet,
Der hat ſie gebrau't, wie's kein Andrer verſteht,
Doch meſſet die Doſis nur ja nicht zu klein,
Und nehmt, ſoll ſie wirken, — in Schoppen ſie ein.

Jäger.

Fleißig ſpäh' ich im Revier
Liebchen zu entdecken;
Große Kinder, ſpielen wir
Heut einmal Verſtecken.

Find' ich dich, ſo wird gewiß
Kein Pardon gegeben,
Und es geht, ich ſchwöre dies,
Liebchen, dir an's Leben.

Schöſſ' ich heute wieder fehl,
Schämt' ich mich zu Tode.
Darum hilf, o Samiel,
Dem Schützen nach der Mode.

Komus (als Leichenbitter).

Ihr fragt, um wen wir klagen?
Die Thorheit ſtarb, o Grau'n!
Eine Aktie lag ihr im Magen,
Die konnte ſie nicht verdau'n.
Nun wollen wir ſie begraben
Auf einer Eiſenbahn,
Ein Monument ſoll ſie haben
Vom feinſten Marzipan.

Pantalon.

Was ich hier ſo emſig treibe?
Ei, die Zeit ſchraub' ich zurück;
Ob mich toll die Jugend ſchreibe,
Meinen Fleiß krönt doch das Glück.
Lacht nur immer! Ihr erlebet
Den Erfolg doch, — weit und breit,
Eh' ihr's glaubet, lebt und webet
Bald die gute alte Zeit.

Arlequin (als Einſiedler).

Dem beſchaulichen Leben
Will ich mich jetzt mit Eifer ergeben;
Das heißt: nichts anders fortan beſchauen,
Als hübſche Mädchen und Frauen.

Amor auf der Sphinx.

Wundert's euch von einem Kinde,
Daß die Sphinx es willig trägt,
Daß die Trotz'ge, wenn der Blinde
Ihr's gebeut, auf's Knie ſich legt? —
Liebe löſt die Räthſelfragen,
Die der Haß, der Grübler, ſchreibt,
Wie ſie ſeit den Schöpfungstagen
Selbſt — ein ewig Räthſel bleibt.

Fenella.

Staunet ihr, daß ich ſogar
Heute rede, wie ſonſt nimmer?
Eine Stumme bin ich zwar,
Dennoch bleib' ich — Frauenzimmer.

Amor — Muſterreiter.

Herzen von allen Sorten und Farben,
Ganze, zerriſſ'ne und welche mit Narben,
Durch allerlei Hände gegang'ne und friſche,
Mit warmem Blut und mit kaltem, wie Fiſche;
O kauft den Vorrath ohne zu ſäumen,
Ich laſſe ſie billig — um aufzuräumen.

Bramarbas.

Daß doch ſtets der kleine
Luſt'ge Springin'sfeld
Allerorten ſeine
Feinen Netze ſtellt!
Auf Piſtol und Säbel
Ford' ich ihn beſtimmt,
Daß mir das Geſchnäbel
Bald ein Ende nimmt!

Lenz.

O laß ihn, ſtrenger Sittenrichter,
Gewähren, wie er's treiben mag,
Er ſchafft ja doch, ein ew'ger Dichter,
Die Erde neu von Tag zu Tag.

Amor — König.

Auch kümmert die Kritik mich wenig,
Ich bin ein abſoluter König;
Und dennoch iſt's die freie Wahl,
Wenn Weiſe folgen, froh wie Thoren,
Im flücht'gen Wechſeltanz der Horen
Mir durch des Lebens Carneval.

Hymen.

Mir aber, mächt'ger Herr der Erde,
Mir überweiſeſt du ſie all',
Ich führe dann die Steckenpferde,
Die wilden, ruhig in den Stall.

Johannisſegen.

Steht ein luſtiger Geſelle
Vor der Schenke blanker Schwelle,
Wanderſtab in müder Hand;
Spricht der frohe Zecher:
„Einen Abſchiedsbecher
Trink' ich meinem Heimathland.“

Und es füllt der Wirth die Kannen;
„Werther Gaſt! Ihr zieht von dannen
Einen wüſten Weg hinaus!
Drum Johannisſegen
Wahr' Euch allerwegen
Vor der Wand'rung Sturm und Graus.“

„Darum in den letzten Becher
Laßt mich miſchen, alter Zecher,
Was Euch je das Herz bezwang,
Schmerz- und Freudethränen,
Hoffen, Glauben, Sehnen,
Und als Stärkung den Geſang.“

Alſo an der Schenke Pforte
Spricht der Wirth die leiſen Worte,
Und er weiſt ihn ſternenwärts,
Und den Becher reicht er,
Und das Aug' wird feuchter,
Und er drückt den Gaſt an's Herz.

Der Geſelle hat getrunken.
An der Schwelle hingeſunken,
Hört er noch des Wirthes Wort:
„Abſchied iſt gegeben;
Dein Wirth war das Leben.
Weine nicht und wandre fort!“

Zweites Buch.

Wohin?

Wohin ſoll ich mich retten vor der Liebe?
Begrabe, Weltmeer, mich in deinen Fluten!
„Die ganze Erd' umfaſſe ich mit Liebe.“ —
Nimm du mich auf, Vulkan, in Haſſesgluten!
„Thor, was mich ſelbſt verzehrt, es iſt ja Liebe!“ —
Dich fleh' ich, Sturm, mich tödtend wegzuraffen!
„Aus Haß nicht küſſ' ich wild das Meer, aus Liebe!“ —
So ſtürz' ich, Elend, dir in ſcharfe Waffen.
„Ich ſchmiege mich an's Glück in treuſter Liebe!“ —
Dich, Tod, beſchwör' ich, der du ausſä'ſt Schmerzen!
„Du weißt nicht, Menſch, wie ich das Leben liebe;
Geh hin und bettle bei der Liebſten Herzen;
Sie einzig tilgt für ewig deine Liebe!“ —

Traum.

Zwei Welten ſah ich aufgethan, zwei Blumen in des Ew'gen Hand;
Sein Odem ſchloß die Kelche auf; nun leuchtet's draus wie Sonnenbrand;
Nun ſtrömen tauſend Leben draus, wie Blütenſtaub in Maienluft;
Und tauſend Stimmen jauchzen draus: „Preis ſei dem Schöpfer, der uns ruft.“

Zwei Welten zittern; beben ſie vom Puls des Gottes, der ſie hält?
Da ihm das Herz vor Freude bebt, ſo bebt vor Luſt auch jede Welt,
Und Beben faßt auch mich, ein Grau'n in Wonne vor des Ew'gen Näh',
Da ich in beider Kelche Grund, in deiner Augen Welten ſeh'.

Erwartung.

Hat's nicht geklopft? — Ich täuſchte mich; es glitt
Der Uhr Gewicht herab. — Nein, 's war der Schritt
Des Wächters draußen, der die Stunde rief —
Dir nimmermehr! O Gott, du ſchläfſt zu tief.
Dir giebt's nicht Stunden mehr, von Heut auf Morgen
Mit heißer Stirn durchwacht, in Thränen, Sorgen,
In Furcht und Hoffen; — ach, und ſo zu knie'n
An deinem Bett, — mir war es nicht verlieh'n,
Mir nicht der Troſt, die liebe Hand zu halten,
Die Stirn zu küſſen dir bis zum Erkalten,
Im letzten Blick noch deine Treu' zu leſen,
Dir einmal noch all', was du mir geweſen,
Zu ſagen! Fern! dies eine Wort, es ſagt
Dir mehr als alles, was ich je geklagt!

Ach, wie der Menſch im thörichten Vermeſſen
Des Augenblicks, im trüben Selbſtvergeſſen
Sich ſelbſt oft zürnt, ſich ſelber ſchilt, ſo ſchalt
Ich dich wohl einſt. Ich dacht', wir würden alt;

Wie hätt' ich dann, wenn du im Stuhl geſtreckt,
Das liebe Haupt mit Küſſen dir bedeckt,
Und jegliche Sekund', in Mißverſtand
Einſt hingebracht, hätt' ich an deiner Hand
Nochmals gelebt als volles Liebesleben; —
Du wollteſt keine mehr zurück mir geben.

O wie wir ſchieden und den Schlägen lauſchten
Der muth'gen Herzen, Wort' um Worte tauſchten,
Wie wir, ſo völlig Eins in Eins, das Weh'n
Der Hoffnung, wie wir ſchon das Wiederſeh'n
Auf unſern Wangen glühen fühlten, — ganz
Umwoben von der Zukunft Mittagsglanz, —
Mit ſtillem Schwur uns noch einmal umſchlangen;
Der letzte Kuß; dann raſch des Wegs gegangen,
Du hier, ich dort! — O Gott, der Weg war weit,
Und harrend ſitz' ich hier in Einſamkeit,
Und zähl' Sekunden, ach, und bild' mir ein,
Es hat geklopft, du biſt's, du mußt es ſein.
Es treibt mich hin, ich öffne dir das Thor — —
O Herz, ſo weißt du's nicht, was ich verlor;
So weißt du's nicht, der du bei Lieben biſt,
Wie hart hienieden Liebesharren iſt.
Das war dein Tritt! dein Ruf! — Wohl; doch in *mir*;
Ich merk's; — und *meiner*, klingt er nicht zu *dir*?

An den Abendwind.

Schon flicht die Dämmerung die letzte Roſe
Vom Kranz des Tages um die Stirn der Nacht,
Die, aller Weſen einz'ge Schlummerloſe,
Wie eine Mutter über Kindern wacht.

Ich ſitze ſtill, das Haupt zwar nicht bekränzet,
Doch unter einem Kranz, der an der Wand
Ein Bild umſchlingt, und durch die Seele glänzet
Wie Abendſchimmer mir das Vaterland.

Was rauſcht der Kranz? Die dürren Blätter fallen
Wie Aſche auf den Scheitel mir herab!
O Abendwind, woher dein leiſes Wallen?
Du flogſt wohl her von einem friſchen Grab?

Haſt du wohl eben von den Fliederbäumen
Des Friedhofs Blütenſchnee herab geſtreut,
Und hieltſt dies Herz mit ſeinen Liebesträumen
Auch für ein Grab, weil du's ſo ſanft betreut?

Und wie du kaum von dieſem lieben Bilde
Die welken Blätter nahmſt, — du meinſt es gut, —
Willſt du mir jetzt, ich fühl' es ja, ſo milde
Wegküſſen von der Stirn der Sorgen Glut?

Nein, laß ſie mir, ich will ſie gern ertragen!
Ein edler Haupt, ein heil'ges, weiß ich dir,
Um dieſes magſt du treu die Schwingen ſchlagen
Und labend Kühlung rauſchen ſo wie hier.

Und flüſtre tröſtend dieſem Haupt die Kunde:
„Des Abendrothes letzte Roſe wand
Die Nacht in ihren Kranz.“ Auf eine Wunde,
O Abendwind, leg dann die milde Hand.

Und flüſtre auch noch dies: „O Schlummerloſe,
Verzage nicht; denn wie der Morgen graut,
So glüht die letzte hold als erſte Roſe
Und all dein Schmerz wird dann zum Jubellaut!“

Zieh' hin, o Abendwind, und hauche Küſſe
Auf jenes heil'ge Haupt; es lauſcht dem Ton.
O rauſch' ihm zu viel tauſend Liebesgrüße,
Dann weiß es, wer dich ſchickt, und denkt: „mein Sohn!“

Verlornes Leben.

Von Berg zu Berg ſpringt munter die Gazelle;
So eilt die Zeit, mit Augen klug und helle;
Sie blickt mir nach, wie die Geliebte blicket,
Die mit der Blicke Netz mein Herz umſtricket,
In Sehnſucht folg' ich, nur nach ihr gewendet,
Da ſchon die Haſt ihr ſüßes Leben endet.
War jeder Blick ein Leben, was verzage
Ich, da ich tauſend Leben in mir trage,
So tauſend Blicke, die ſie fliehend ſchenkte,
Die tauſendfach durch Flucht mein Leben kränkte.
Folgend dem Blick des Augs, das vor mir fliehend ſchwebte,
Ach, jeden Augenblick verlor ich, den ich lebte.

Knabenwunſch.

O flatterte dein Schleier mir, der blaue, als Standarte!
Bald flammt' er roth, wie Abendglut hoch auf des Himmels Warte!

Wie lang' noch duld' ich's kummervoll, daß ſie mich „Knaben" ſpotten?
O käm' der Tag, ich glich' es aus, daß ich ſo lange harrte!

Wie lang' gleich Mädchen bleib' ich noch, dem ihr das Eiſen wehret?
Voll Scham, daß deines Gleichen ich, ſiehſt du mich an, o Zarte!

Ihr Greiſe, die ihr ſtolz und frei herabſeht auf den Knaben,
Gebt Feld, gebt Kampf! die Weisheit liegt, nicht ſteckt der Muth im Barte!

O ſpräng' ich in die Schlacht hinein, ein Leu, mich drin zu baden!
Mir zeugt's die Welle roth und heiß, ob ich dem Stamm entarte.

Greiſenhoffnung.

Neiget ſich der Tag, was klag' ich?
Müde labt die Dämmerung.
Iſt mein Haar ergraut, was zag' ich?
Meine Liebe bleibt doch jung.

Froh in Anſchau ihrer Schöne
Steig' ich nieder in das Grab;
Fruchtlos reichen ſtarke Söhne
Mir das treue Schwert hinab.

Beſſre ſchwingen jetzt die Klingen,
Freudig, wie auch ich's gethan,
Als die Holde meinem Singen
Lauſchte auf des Kampfes Plan.

O ſchon ſeh' ich, wie der Eine
Kämpfend faßt der Jungfrau Hand;
Jauchzend ſterb' ich, makelreine
Ew'ge Braut, mein Vaterland!

Siegesfahn' entrollend führt er
Einem Gott die Hohe hin,
Und des Erdballs Völker kürt er
All zum Dienſt der Königin.

Niedergang und Aufgang tragen,
Goldne Säulen, ihr das Zelt,
Fürſten ziehen ihren Wagen
Und ihr Brautſchatz iſt die Welt.

Scheucht die Klagen mir vom Bette,
Wenn das Herz mir brauſend bebt,
Und auf meine Ruheſtätte
Schreibt mir: „Meine Liebe lebt!“

Wein und Kuß.

(1833.)

Zählt mir nicht die Tropfen nach!
Ei, wer zählt ſie wohl dem Bach?
Zählt nicht nach, wie oft ich küſſe!
Eine iſt's ja, meine Süße!

Fort das „Soll“ aus meinem Buch!
„Haben“ iſt mir grad' genug.
Schnell wird's einſt ja doch durchſtrichen,
Und die Rechnung ausgeglichen!

Darum trink' und küſſ' ich fort,
Bis die Roſe mir verdorrt.
Thut mir's nach mit friſchen Sinnen,
Eh' die Tropfen uns verrinnen!

Und beim Kuß nur nicht geweint!
Und beim Wein nichts halb gemeint!
Ganz geküßt und ganz getrunken,
Bis die Augen zugeſunken!

Extaſe.

In dieſer Nacht ſah ich dich rieſengroß,
Dich als Natur, des Menſchen Sohn im Schooß,
Die blüh'nden Matten waren dein Gewand
Und Silberſtröm' umſäumten ſeinen Rand.

Mich aber ſchreckten Glanz und Pracht und Licht,
Das Unermeßliche der Schönheit nicht.
Ich rang in deinem Schooß mich auf und rang,
Bis daß ich tauſendlebig dich bezwang.

Und ob du flehend riefſt: „Laß ab!" — es war
Der Gott in Liebeszorn entbrannt; ein Aar
Umfaßt' er dich und ſchlang wie Morgenroth
Schwingen um dich, bis du drin aufgeloh't.

Einem Freunde, der ſeiner Braut nachſtarb.

Das Schönſte, was du dir erſtrebet, —
Das Leben war daſür zu karg;
Ach, weil du, Freund, dir's nicht erlebet,
Erſtarbſt du dir's, — dir gab's der Sarg.

Du ſprachſt zum Leben: „O verweile,
Du ſchönes goldgelocktes Kind!"
Und, wie du's ſprachſt, ſo floh's in Eile,
Wie Blütenſchnee vor Frühlingswind.

Du ſahſt es flieh'n im allzuraſchen
Sehnſücht'gen Drang nach Ewigkeit;
Du griffſt ihm nach, es zu erhaſchen,
Und flohſt nun ſelbſt von mir ſo weit!

Wie weit? Du haſt das nicht ermeſſen;
Ich ſelber meſſ' es jetzt nicht ab;
Nur meſſ' ich's nimmer nach Vergeſſen,
Wer maß' auch Treue nach dem Grab?

War's doch die Treu', die dich getödtet,
Die Treu', die ja unſterblich macht.
So glüht der Tag, der dich entröthet,
Als ew'ger Tag nach kurzer Nacht.

Bauernlied.

Geſegnet, mein theures, mein heimiſches Land!
Dein bin ich, dir bleib' ich allewig verwandt.
Dir will ich gehören, was kommt, Luſt und Pein,
Mein biſt du, mein bleibſt du, und ſtets bin ich dein.

O Erde, drin wurzelt mein Baum und mein Sinn,
Nie wurzle ein fremder ſtatt heim'ſchen darin;
Und käm's, den zu pflanzen, ich ſteh' dafür ein,
Und ſtech', ſtatt mit Spaten, mit Schwertern auch drein,

Und tränk', ſtatt mit Regen, mit Herzblut ſie neu,
So wächſt Gottes Segen allewig draus neu.
Er wächſt und er blüht, und Gott giebt ihr Gedeih'n,
Und ſo mög' Gott allewig ihr Segen verleih'n!

Wanderlied.

Friſcher Sinn
Fährt dahin
Zwiſchen Heut und Morgen.
Leichter Schritt!
Gott geht mit;
Der hält uns geborgen.

Nichts verſäumt!
Nichts verträumt!
Wagen hilft gewinnen.
Winkt das Ziel,
Schwätzt nicht viel;
Vorwärts mit friſchen Sinnen!

Im frohen Kreiſe.

Ich hab's mein Leblang ſo gemeint
Und will's mein Leblang halten:
Kein Schatz ſo reich als wie ein Freund,
Bei Jungen und bei Alten;
Kein Wein ſo echt, kein Gold ſo gut,
Ging's zehnmal auch durch's Feuer,
Als wie ein Freund mit friſchem Muth;
Der Herrgott iſt nicht treuer.

O armer Mann, du reicher Mann,
Haſt nichts als Schloß und Riegel!
Trau' ich mein Herz dem Freunde an,
Liegt's unter'm beſten Siegel.
O reicher Mann, du armer Mann,
Wenn du ein Lieb haſt funden!
Ach, Weibertreu' fängt luſtig an
Und endigt aller Stunden.

Und wer das kann und brütet da
Allein vor'm gold'nen Weine,
Dem ſchlage doch das Podagra
In's Herz ſtatt in die Beine.
Und wer das kann und ſitzt im Glück
Und kann den Freund entbehren,
Verdient nicht, daß ihn je ein Blick
Der Liebe mag verklären.

Wir ſitzen hier und ſingen baß
Von Zeiten, alt- und neuen.
Der Wein, der rinnt ohn' Unterlaß
In guten, friſchen Treuen.
Wir wünſchen all der Gotteswelt
Das Glück, das wir empfinden,
Daß Freund den Freund in Armen hält,
Wie wir uns hier umwinden.

Wir wünſchen's friſch und wohlgemuth:
Zur Reb' gehören Ranken;
Wenn Einer ſteht mit feſtem Muth,
Die Andern mögen wanken!
Er hält ſie treu; nun immerhin,
So ſteh'n am End' ja Alle,
Und ging' die Welt auch in Ruin,
Wir trotzen ihrem Falle.

Die Freundestreu', der echte Wein
Erſtarken mit den Jahren;
Drum ſetz' ich drauf mein Leben ein
Und will's den Freunden ſparen.
Und kommt's, daß man von dannen muß,
So ſei's beim Schall der Lieder!
Dann, Freunde, ſei's mein letzter Gruß:
„Wir ſeh'n ja doch uns wieder!“

Sängerkönig.

Der Sängerkönig im Schifflein ſitzt,
Das treibt auf der blauen See,
Sein Greiſenauge ſo rüſtig blitzt,
Und wird doch feucht von Weh.

Und das Ruder legt er ſtill zur Seit'
Und wird ſo trüb' und bleich,
Und ſieht zurück! Wie weit, wie weit,
Und immer weiter ſein Reich!

Und der letzte blaue Berg verſchwimmt
Und der letzte blaue Rand;
Er küßt ſeine Tochter, die Harfe nimmt
Der Sängerkönig zur Hand.

„Mein Reich iſt jetzo die weite See,
Das Schifflein mein Königspalaſt,
Mein Volk die Wolken in blauer Höh,
Mein Purpur des Abends Glaſt.

„Meine Krone iſt deine Lieb', o Kind,
Die bis in den Tod mir bleibt,
Mein letzter Freund iſt der Abendwind,
Der von meiner Heimath mich treibt.

„Ich hab' ſie geliebt, ſie hat mich verbannt,
Getrieben in Elend und Noth!
Lebwohl! dich ſegn' ich, o Vaterland,
Und werde dich ſegnen im Tod!

„Dich preiſt mein Lied auf den Wellen hier,
Und wird dich preiſen allzeit!
Das ſend' ich dir zu, das grüßt dich von mir,
Und bin ich auch noch ſo weit!“

Tanhäuſer-Lieder.

1.

Tanhäuſers Geſang.

Es ward ein Schatz verloren vorlängſt,
Der reichſte, der je zu gewinnen; —
Am Kreuzweg, wo die Länder ſich ſcheiden,
Da ſpornt' ich mein Roß von hinnen.

Ich will zu dem Zaubergarten hinein,
Von dem ich hörte die Kunden.
Es ſitzt darinnen die ſchönſte Frau,
Macht jedes Weh geſunden.

Drin blüht Geſang und wehet Klang
Durch alle Zweige und Aeſte,
Der Königin Blicke, ewig hell,
Die leuchten als Sterne bei'm Feſte.

Dort iſt kein Winter, kein Alter iſt dort,
Es ſchimmert ein ew'ger Morgen;
Dort hat ſich das ſelige Göttergeſchlecht
In heimlichen Wonnen verborgen.

Sie ſitzen an einer Tafelrund'
Unter dem Lindenbaume,
Die Sänger ſchlagen die Harfen an,
Bethaut von des Nektars Schaume.

Die Königin harrt auf dem goldnen Thron,
O ſüßer Kelch ihrer Lippen! —
O dürft' ich von dem Freudenkelch
Unſterblichkeit mir nippen!

Wo iſt der Garten, wo iſt das Land,
Wann wird mein Aug' es finden?
Will rennen und jagen die Welt hindurch,
Und fliegen mit allen vier Winden.

Ich ritt die Erde wohl auf und ab,
Gen Weſten und gen Oſten; —
O ſüßer Mund, o goldner Fund!
Werd' ich dich niemals koſten?

2.

Werbung.

Wer ſehnt ſich aus der Nacht der Schmerzen
Nach ſeliger Vergeſſenheit?
Hier an der Götter frohen Herzen
Iſt ihm ſein ew'ger Platz bereit.

Wer ſehnt ſich aus des Tages Banden
Nach heimlich holdem Dämmerſchein?
Freudloſe, geh't aus allen Landen
In's Haus der Freudenfürſten ein.

Mein goldnes Thor iſt aufgeſchloſſen,
Die Schale winkt, von Nektar voll,
Und roſenwangige Genoſſen
Erwarten bräutlich ſüßen Zoll.

O ſchüttelt ab dies Kleid von Erde,
Ein neues Phönixleben loht,
Die Freude ruft ein ſchön'res Werde
Und purpurt euch in Morgenroth.

3.

Lockung.

Die Wahrheit hat dich aufgegeben,
So flüchte in der Fabel Reich!
Geh' ein in ſel'ges Götterleben,
Denn Gott und Sänger ſteh'n ſich gleich.

Vom goldnen Becher ſollſt du nippen,
Von ew'ger Jugend ſüßem Trank;
Ein einzig Lied von deinen Lippen
Sei goldner Labe goldner Dank.

Und fragſt du, wer den Becher ſendet, —
Die ſchönſte Herrin ſendet ihn,
Die ihre Gunſt dir zugewendet,
Der Minne hohe Königin.

Sie ſitzt auf ihrem Demant-Throne,
Voll Sehnſucht mitten in der Luft,
Das Haupt entlaſtet ſie der Krone,
Zu krönen dich an ihrer Bruſt.

Ihr Buſen wallt in ſanften Wogen,
Entgegen bebend deinem Gruß,
Gewährung glüht als Farbenbogen
Und auf den Lippen keimt der Kuß.

4.

Tanhäuſer's Klage.

Ach! all mein Leben war nur ein Traum,
Ein Traum vom Zauber des Schönen,
Mein Herz ein voller Liederbaum,
Dran Blüten wuchſen zu Tönen.

Ich habe geſucht mit unnennbarem Drang,
Auf Erden nirgend gefunden. —
O dürres Leben! o welker Geſang!
Wann kannſt wohl du geſunden?

So ſchüttle der Sturm, ſo fahr' in den Stamm
Das Feuer des Himmels hernieder!
Schwingt ſich kein Phönix aus wilder Flamm'
Mit funkelndem jungen Geſieder?

So ſchüttle der Sturm, ſo zünde der Blitz
Und leuchte über die Trümmer!
O Krone, der Lieder blühender Sitz,
Nie wölbeſt du grünend dich wieder! —

O gäb's ein Hoffen, o gäb's eine Treu'!
Ach, welch ein thörichtes Wähnen!
Nach jungem, friſchem Lebensmai
Geht einzig all mein Sehnen.

O lernt' ich, was ich längſt verlernt,
O lernt' ich wieder Vertrauen!
Vom Abgrund bis zum höchſten Stern
Wollt' ich den Dom mir bauen,

Wollt' ihn erbau'n auf feſter Treu',
Und wölben mit kindlichen Träumen,
Und tragen ſollten ihn Säulen frei,
Gleich ſchlanken ſteinernen Bäumen.

Wo find' ich, — ach fänd' ich den feſten Grund!
O ſucht ihn, ſucht, meine Lieder!
O ſucht mir die Treu', dann werd' ich geſund,
Und leb' und hoffe wieder!

5.

Tanhäuſer's Gebet.

Allerbarmer, höre mein Fleh'n
Aus meiner tiefen, tiefen Noth;
Läßt ja kein Würmlein untergeh'n,
Läßt ja kein Vöglein vom Zweige fallen:
Liebſt ja Alle, vergiebſt ja Allen,
Höre mich, du mein Vater, mein Gott!

Wann hätte ein Vater verſtoßen ſein Kind,
Wenn's zu ihm rief, im Herzen den Tod?
Bin, ob verirrt, bin doch auch ja dein Kind,
Hat meine Sünd' deinen Thron auch geſtürmt,
Sich von der Hölle zum Himmel gethürmt, —
O ſei barmherzig, mein Vater, mein Gott!

In Thränen bethau' ich rings meine Spur,
Doch Thränen kühlen nicht meine Noth.
Tödte, doch rette, rette mich nur!
Schau, ich bin blind, ich kann dich nicht finden!
Laß deine Blitze mein Herz hell entzünden;
Licht gieb, nur Licht, mein Vater, mein Gott!

Könnt' ich austilgen, was ich gethan, —
O Richter, bis einſt im Morgenroth
Der Tag der Auferſtehung bricht an,
Litt' ich ja gern, bis die Meere ausrönnen,
Den Jammer nochmals, nicht hoffen zu können;
Dann durch die Hoffnung nur rette mich, Gott!

Als Kläger tret' ich jetzt vor dich hin,
Klage mich an auf den ewigen Tod. —
Da ſteht die Zeugin, die Sonne! Sie ſchien
Unter der Menſchen Tauſenden allen
Nie auf ein Haupt, deinem Arm ſo verfallen! —
Höre, mein Richter, mein Vater, mein Gott!

6.

Eckhard's Grablied für's treue Kind.

Du Glaub' an Liebe, ſo ewig treu,
Du gläub'ge Hoffnung, ſo ewig frei,
Du ew'ge Liebe, gläubig im Hoffen,
Helft, ach helfet mir armem Greis!
Denn es hat mich bei'm heiligſten Beten
Tief, o ſo tief in's Herz getroffen,
Hat in den Staub mir mein Liebſtes getreten,
Meiner Seele blühendes Reis.

Laßt uns zuſammen ſie ſenken hinab
In ihr kühles, ruhiges Grab.
Liebe, du mußt ſie zu Grabe läuten,
Hoffnung, du bette ihr ſanft das Haupt!
Glaube, du küſſe noch einmal ihr Auge,
Daß ſie träume von kommenden Zeiten,
Daß ſie aus Hoffnung Seligkeit ſauge,
Die der Tod und die Hölle nicht raubt.

Liebe, Liebe! kränze mein Kind
Aus Gottes Garten mit duft'gem Gewind,
Flicht, o flicht ihr zur Todtenkrone
Die Krone des Lebens als bräutlichen Kranz.
Berühre ſie leiſ' mit dem Lilienſtengel,
Den du empfingſt von des Ewigen Throne;
Kröne, Liebe, du reiner Engel,
Mein ſüßes Kind mit Morgenglanz!

Kind, o mein Kind, ſchlaf ruhig und ſtill,
Ich klage nicht, da ich hoffen will;
Doch mein einziges Gut, die Thränen,
Sende ich dir ſtatt der Scholle hinab.
Kann dir nichts in den Sarg mitgeben,
Als mein Hoffen, mein Glauben, mein Sehnen;
Liebe iſt Treu', Treue iſt Leben; —
Hoffnungsträume träume im Grab!

St. Chriſtoph und der Däumling.

I.

Chriſtoph, jenem Kindleinsträger,
Wird's in ſeinem Grab zu enge,
Wo er lag geraume Weile, —
Tauſend Jahr' — im Morgenlande.

Dacht' er: Muß doch wieder ſchauen,
Was geſchah in Chriſtenlanden,
Seit ich mich zur Ruh' begeben
Und im Grabe lang' geſchlafen.

Und er ſtemmt mit einem Arme
Sich auf ſeines Sarges Boden,
Da der andre Ellenbogen
Raſch den eich'nen Deckel ſprengt.

Wie er iſt herausgeſtiegen,
Nimmt er ſeinen Stock bedächtig,
Wiegt ihn prüfend in den Händen,
Den er trug als Wanderſtab.

Stellt ſich dann auf einen Hügel,
Vorgebeugt an ſeinem Stabe,
Und der Bart, der ſilberweiße,
Rollt zur Bruſt ihm tief hernieder.

Aus der Stirn ſtreicht er die Locken,
Die das Morgenroth umſäumet,
Und der Glanz der neuen Sonne
Schlingt ſich drum als Heil'genſchein.

Sinnend ſpricht er dann die Worte:
„Seit ich, Welt, dich nicht geſehen,
Biſt du noch, wie einſt, ſo herrlich,
Deine Sonne noch die alte!

„Ob die Menſchen noch dieſelben,
Möcht' ich wohl die Kund' erfahren!"
Spricht's und wandert fort am Stabe
Nach dem Land der Chriſtenheit.

II.

Und es ſchritt der wackre Pilger
Wohl durch vieler Völker Länder,
Barfuß und entblößten Hauptes,
Fort bei Sturm und Sonnenſcheine.

Wo er ging durch Städtethore,
Mußt er' jedesmal ſich bücken,
Seit er einſt mit gradem Rücken
Ein's zertrümmert, ſo zu kleine.

Als er an das Meer gekommen,
Wollt' er eine Fähr' beſteigen,
Die ihn trüg' nach jenen Landen,
Wo ſie chriſtlich thun und denken.

Wie er nun in's Schiff getreten,
Schrie der Fährmann, bang ſich kreuzend:
„Wahr' mich Gott vor ſolchen Recken,
Die das Schiff in Grund mir ſenken."

Und ſo mußt' er aus der Fähre,
Die nicht konnt' den Wackern tragen,
Steigen in die blauen Wellen,
Und das Meer drauf ſelbſt durchſchreiten.

Dreier Tage, dreier Nächte
Macht er ſo die ſeltne Reiſe,
Bis darnach am vierten Morgen
Seine Augen Land erblickten.

III.

Und er ſtand vor einem Schloſſe,
Stieß da ſtaunend ſeinen Stecken
In die Erde. „Ei! wie muß ich“ —
Rief er: — „Wunderdinge ſchauen!

„Welcher Dämmer in den Hallen!
Schmächtig ſtreben tauſend Bogen,
Hell und dunkel, ſpitze, runde;
Seltſam dünkt mich dieſes Bauen.“

Und er zieht, die Stirne ſenkend,
Ernſt den Stab heraus vom Boden;
Horch! zu ſeinen Füßen hört er
Seufzen jetzt und leiſe wimmern.

Sorgſam bückt er ſich hernieder
Und gewahrt an ſeinem Stabe
Angeſpießt ein Haſelnüßlein,
Halb zerquetſcht, die Schal' in Trümmern.

Wie er dies beſchaut genauer,
Sieht er draus ein Männlein ſpringen,
Größer nicht als Daumeslänge,
Grau von Haaren, bleich von Wangen.

„Männlein! Männlein!“ ruft er ſtaunend,
„Stammſt du auch aus Menſchenlenden?
Ei! wie konnteſt du ſo künſtlich
In dies kleine Haus gelangen?“

„Mein Herr Berg!“ verſetzt der Kleine,
„Denn ſo muß ich Euch doch nennen,
Menſch bin ich, wie Ihr geboren,
Wenn auch eine Spanne kleiner!

„Bin ein Chriſt auch; in der Taufe
Hieß man mich Johann mit Namen;
Niemals hatt' ich Luſt zum Rieſen,
Und ſo wuchs und ward ich keiner.

„Habe viel der Abenteuer
In der lieben Welt beſtanden,
Daß ſie ſelbſt im Buch mich nannten
Hanns, den Däumling, aller Orten.

„Als der Welt ich müd' geworden,
Starb ich, liegend in dem Sarge
Dieſer Haſelnuß, der kleinen; —
Gleich zu Gleich fügt ſich am beſten.

„Wenn ich Euch zur Laſt nicht falle,
Nehmt mich jetzt ein kleines Weilchen
Mit Euch in das liebe Leben,
Das mir lieb noch war im Grabe.

„Laßt mich, wie die Schneck' im Häuslein,
In mein hübſches Särglein hucken,
Und ſo bergt mich in dem Aſtloch
Eures Wanderſteckenbaumes."

Sankt Chriſtophorus nun, lachend,
Steckte nach des Kleinen Bitte
Däumling in des Steckens Aſtloch,
Schritt dann in das prächt'ge Schloß,

Das, von tauſend Kerzen helle,
Stand, gar ſeltſam anzuſchauen;
Sankt Chriſtoph ging ungehindert
Mitten durch der Diener Schaaren.

IV.

In des Saales Mitte ſaßen
Tafelnd viel erlauchte Herren,
Ritter mit den Knebelbärten,
Mit den Wänſten die Prälaten.

Naſen funkelnd, Augen blinzelnd
In der Gläſer Wiederſcheine,
Scherzten, jauchzten, ſangen alle,
Die ſich eingefunden hatten.

Und ein Abt in Leibesfülle
Hob den Becher voll Burgunder;
Aus der Kehle, daß gefeuchtet,
Übermüthig alſo rufend:

„Alle Heil'gen ſollen leben!
Traun! ſie waren tolle Käuze,
Wenn nicht Lüg' iſt, was berichten
Alte Mährlein, uns zu ſchrecken.

„Und nicht minder wahrlich martern
Uns auch, die wir klüger leben,
Die neun Muſen, neunfach Übel,
Leere Becher, und die Bibel.

„Und die ſchönen, ſpröden Bäschen,
Martern g'nug uns, ſtatt zu küſſen;
Meine Nachbarin mag's wiſſen,
Immer taub für mein „Exaudi“.

„Drum die Heil'gen, ſag' ich nochmals,
Wie wir auch in Schriften leſen,
Niemals ſind ſie doch geweſen;
Eitle Lügen! eitle Mähren.

„Selbſt müßt' Einer zu mir kommen
Und mich bei der Naſe faſſen —
Scheut er nicht das Anathema, —
Wollt' mich ſo ein Kauz bekehren."

Alſo ſpricht der Hochgelahrte,
Hebt den Becher voll Burgunder,
Lallet trunken Liebesworte,
Da im Chor die andern Gäſte

Bei der Becher hellem Klange
Zechen, fluchen, Gott verlachen.
Sieh! da kommt mit ſtarkem Tritte
Sankt Chriſtoph zum wilden Feſte.

„Ei, da kommt ein alter Recke,
Wie Chriſtoph, der Hanns der Fabel.
Setz' dich, trink!" ruft ihm der Chorus,
„Setz' dich an der Tafel Ende."

„Sankt Chriſtoph, der bin ich ſelber!“
Spricht der Heil'ge, ſchauend, ſtaunend.
„Sankt Chriſtoph iſt nie geweſen!“
Schreit der Chorus drauf behende.

Sankt Chriſtoph zieht ſeine Stirne
Ernſt in Falten, alſo ſprechend:
„Anders müſſet Ihr jetzt ſprechen,
Da er ſitzt in Eurer Mitte.

„Und ich will Euch treu verkünden,
Was mit ihm ſich hat begeben,
Wie er trug das Chriſtusknäblein,
Eh' er Martertod erlitten.“

Und ſie zechen, klatſchen, jubeln:
„Bringt ein Stück von Eurem Witze!“
Sankt Chriſtoph beginnt zu ſprechen
Alſo auf dem letzten Sitze:

V.

„Saß ein Mann vor langen Jahren
Einſt an eines Bächleins Ufer,
Wohlgemuth an ſeinem Stabe,
Blickend in die weite Welt.

Dachte: „Alles iſt mir eigen,
Was die Erde trägt an Schätzen,
Denn ich heiß' der Größte, Stärkſte,
Und ich bin's, das weiß ich gut.“ —

Und da kam ein zartes Knäblein,
Schön und roſenroth von Wangen,
An das Ufer hergegangen,
Hell von Goldesglanz das Haar,

Sehnend nach dem andern Ufer
Seine zarten Händchen ſtreckend,
Da des Bächleins Wellen rauſchten,
Hemmend ſeiner Schritte Lauf.

Als Chriſtoph das Kind geſehen,
Fragt' er: „Was iſt dein Verlangen?“
Drauf der Knab' ihn flehend anging,
Daß er ihn hinüber trage.

Und Chriſtoph behend den Knaben
Setzt' auf ſeine ſtarken Schultern,
Sprechend: „Eine Welt ertrag' ich,
Wie viel mehr, du Knäblein, dich!“

Als ſie kamen in die Mitte,
Ward das Knäblein ſchwer und ſchwerer,
Daß Chriſtoph ſich mußte ſtützen
An dem ſtarken Wanderſtabe.

Und er ſprach hinauf zum Knäblein:
„Kind, o Kind! ſag' an, wer biſt du?
Daß du mir, dem ſtärkſten Träger,
Kleines Knäblein! wirſt zu ſchwer?“

Drauf das Kind ihm hat entgegnet:
„Alles Große muß ſich beugen,
Alle Herrlichkeit der Erden,
Vor dem kleinen Chriſtuskinde!

„Was iſt Stärke, was iſt Hoheit,
Was iſt Menſchengröß' und Denken?
Du haſt deinen Herrn getragen,
Der für dich ertrug das Kreuz.“

Und ſo kamen bald die beiden
An des Bächleins andres Ufer,
Und das Knäblein war verſchwunden,
Das Chriſtoph hinüber trug.

Solches hat ſich wahr begeben
Vor mehr als wohl tauſend Jahren;
Denn Chriſtoph hat Chriſt getragen,
Und Chriſtophorus bin ich."

VI.

Siehe, nun die Gäſte ſpringen
Auf von ihren weichen Sitzen,
Und dem keckſten, der da lachte,
Sinkt der Becher aus den Händen.

Und Chriſtoph, vom Sitz ſich hebend,
Schüttelt ſeinen Wanderſtecken,
Daß die Haſelnuß herausfällt
Mitten auf der Zecher Tiſch.

Fröhlich ſpringt der Daumenhänſel
Von Pokale zu Pokale,
Auf den wohlehrwürd'gen Naſen
Hüpft, ſpazirt er, ſpringt er luſtig.

Endlich macht er ſich's bequeme,
Grad' auf des Prälaten Naſe,
Der, ihn für den Satan haltend,
Seel' und alle Glieder ſtrecket.

Und die Gäſte faßt Entſetzen,
Dumpfer brennen alle Kerzen,
Schaudernd ſuchet zu entrinnen
Jetzo jeder dem Gerichte.

Aber Sankt Chriſtoph im Zorne
Redet die gewicht'gen Worte:
„Dieſer iſt eu'r würd'ges Abbild,
Daumenlanges Spottgeſchlecht!

„Als ich noch auf Erden wallte,
Gab es Rieſen, gab es Menſchen,
Gab es Tempel, gab es Herzen;
Doch das iſt nun längſt dahin!

Ihr ſeid eure eigne Strafe;
Denn, auf daß um eure Frevel
Feuer von dem Himmel falle,
Dafür ſeid ihr Gott zu ſchlecht.

„Schreckt der Däumling all die Großen,
Die ſo ſtolz thun und vermeſſen,
Wird der Geiſt euch ganz zermalmen,
Wenn er kommt in eure Mitte.

„Kommen wird er, wie das Knäblein,
Das ich durch den Bach getragen;
Und ihr werdet wie der Däumling
Ganz zum Spott zuſammenſchrumpfen.

„Dieſes ſeh' ich jetzt, als wäre
Nah der Augenblick des Kommens,
Da der Anfang eures Endes. —
Jetzo kehr' ich in mein Grab.

„Daumenhänſel, willſt du bleiben?"
Spricht der Däumling drauf: „Warum nicht?
„Wenn ſie all' gleich mir noch werden,
Hab' ich luſtige Geſellſchaft."

„Und was gilt's: ich mache Hochzeit
Noch und fruchtbar wird die Ehe,
Das Geſchlecht der Däumling' mehrt ſich,
Und es ſtirbt ſo bald nicht aus."

Mutterwonne.

(Aus dem Flamändiſchen der Frau van Ackere.)

So iſt der Kampf vorbei
Nach ſo viel Angſt und Beben!
Und Mutter bin ich. Neu
Leb' ich ein doppelt Leben!

Komm, Amme, gieb' mir's, gieb
Mein Kind, ich will's umfangen.
Du dürſteſt? gleich, ſüß Lieb,
Gleich ſtill' ich dein Verlangen.

Dir, Herr, als ich's gebar,
Dankt' ich aus Herzensgrunde,
Und Mutterlieb' nur war
Mein Dank in jener Stunde.

Nunmehr find' ich kein Wort,
Noch ſonſt was zu erſehnen!
Sieh: zu Dir fort und fort
Red' ich nur mehr in Thränen.

Gelt, Herzensmann, wie dich
Der Vaternam' entzücket?
Gelt, wie er dich und mich
Dem Himmel näher rücket?

Nicht brauch' ich mehr der Blum'
Zu neiden ihren Segen,
Hebt ſie, des Lenzes Ruhm,
Die Knoſpen mir entgegen.

Im grünenden Gefild
Nicht ſeufzen werd' ich wieder,
Wenn jede Pflanze ſchwillt
Und Frucht wogt auf und nieder.

Nicht trauernd ſeh' ich dich,
O Schäfchen, deine Jungen
Liebkoſen mehr; — auch ich
Hab' ja ein Kind umſchlungen.

O friſches Frühlingsglück!
O junge Blütenwonne!
Aus meines Kindleins Blick
Strahlt eines Lenzes Sonne.

O Liebchen, ſchlumm're ſacht!
Deine Mutter ſchließt kein Auge zu;
Die Lieb' ſteht auf der Wacht;
Kein Leid ſtör' deine Ruh'!

Sieh': deine Wiege deckt
Ein Engel mit ſeinen Flügeln;
Jed' Leid, das einſt dich ſchreckt,
Wird er vorſorglich zügeln.

Er wird dich mit Gekos
In Bruderliebe pflegen,
Und in dein Herz den Sproß
Der Himmelsliebe legen.

Und, wenn ein Jahr entſchwand
Und du die erſten Schritte
Verſuchſt, — mit treuer Hand
Schützt er die ſchwanken Tritte.

Dein zartes Herz wird er
Schön bilden, und in Nöthen,
Schleicht eine Schlange her
Auf deinen Pfad, ſie tödten.

Ob's um dich tobt und ſtürmt,
Wachſ' auf im Gottesfrieden!
Der Engel, der dich ſchirmt,
Heißt — **Mutterlieb'** hienieden!

Innere Stimme.

Du Siebenſchläfer, auf vom dumpfen Schlummer;
Reiß' dich empor aus den Syrenenarmen,
Aus ſüßem Wahnſinn, zauberiſchem Kummer; —
Es hat die Zeit, das Leben kein Erbarmen.
Was dich in goldne Ketten ſchmiedete,
Es war der Zauber des Betrüglichen;
Noch kämpft das Herz, das unbefriedete,
Im Sumpf verſinkend des Begnüglichen!

Du biſt geboren, daß du ſollteſt ſingen,
Nicht and're Kunſt ward dir in's Herz gegeben; —
So laß des Eiſes ſtarre Decke ſpringen,
Brich durch! Es gilt! und koſtet's auch das Leben!
Setz' auf den Wurf das Ewig-Göttliche,
Und du erringſt den Kranz der Sterblichen!
Wenn dich als Fluch auch trifft das Spöttliche,
Du bleibſt doch frei vom Dumpf-Verderblichen.

Wenn auch der Aff' ſich ſchwenket zierlicher,
Mein Freund! Du taugſt nicht zu den Äffiſchen.
Du biſt ein leicht Magnetiſirlicher,
Deß Pol ſich wendet von den Pfäffiſchen.
Reit' auf dem Sturmwind, dem geflügelten,
Zu Kraft und That, die da erbrauſt im Wetter;
Und aus dem Glatt- und Platt-Geſchniegelten
Sei mit dem Flammenſchwert dein eig'ner Retter!

Die Behaglichen.

Laßt nichts von den Behaglichen mich hören,
Die jetzt im Mai ſich ſchon dem Herbſt vervettert,
Die, ſtatt bei ſich, bei ihren Wänſten ſchwören,
Kahlköpfen, die der inn're Froſt entblättert!
Wie? ſoll dem Volk der Leib den Geiſt bethören?
Traf noch kein Blitz, der zürnend drein geſchmettert?
Meint ihr, der Himmel lacht ſo friedlich wieder?
Aus blauem Grund auch fällt es tödtend nieder.

Zerſprengen will's, durchſengen mir die Adern,
Seh' ich das Volk um Küchenfeuer tanzen,
Seh' ich ſie hungrig um die Biſſen hadern,
Derweil den Bauch ſich ſtopfen geiſt'ge Schranzen.
Bedurft' es dazu der granit'nen Quadern,
Der Heimath Heerd zu bau'n und zu umſchanzen,
Daß ſie, ſtatt Opferglut drauf zu entzünden,
Dem Geiſt der Kochkunſt einen Tempel gründen?!

Und ich und wir, wir ſeh'n's und kauen müßig,
Und kau'n den Grimm und ſätt'gen uns mit Harren?
Gab Gott die Fäuſte denn uns überflüſſig,
Das Schwert des Worts als Pritſche bloß des Narren?
Wär's zu erwarten, bis ſie, überdrüßig,
Der eklen Koſt, nach friſchen Kräutern ſcharren?
Wenn ſie im Mai von Arbeit matt ſchon ruhen,
Was werden ſie erſt im Dezember thuen?!

Empor!

Du jammerſt troſtlos: „Du wärſt ein Knecht,
Und die Ohnmacht läg' auf der Bruſt dir als Alp,
Ein Halber nur wärſt du!“ — Wer macht dich halb?
Du ſelbſt! So trägſt den Alp mit Recht! — —
Deine vier Wände frazzen dich an
Und die gelben, verblindeten Fenſter.
Haſt zwei Hände, zehn Finger dran,
Und ſchleichſt ſo herum wie Geſpenſter?
Stoß' die Fauſt in das ſchillernde Glas,
Dran nur der Schmutz dir Gitter malt!
In des Morgenroths Flammen wirf dich hinein,
Bis ſie, was an dir kalt und alt,
Was dich durch eigne Schuld entehrt,
Durch heilige Gotteskraft verzehrt,
Und dann in's hohe wogende Gras,
In's morgenthau-feuchte,
Unter Kreaturen, groß und klein, —
In dir iſt die Macht, — dein ganzes Sein
Leuchte!

Unterſchied.

Sie können Vieles dir verwehren,
Um Viel gewaltig dich beſchweren,
Dir Vieles ungeſtraft entreißen,
Dich, biſt du ſchuldlos, ſchuldig heißen;
Sie können dich zu dulden zwingen,
Dich feſſeln ſelbſt in ehrnen Schlingen,
Und doch biſt du ein freier Mann!
Nur dazu kann dich Niemand zwingen:
Ihr Unrecht all' noch Recht zu heißen,
Einherzugeh'n in ihren Ehren;
Liegſt du einmal in dieſen Schlingen,
Wird dich kein Gott daraus entreißen,
Denn, Sklave, du verdienſt ſie dann!

Wach' auf!

Wach' auf aus deinem tiefen Schlafe,
Du, der einſt hieß ein deutſcher Mann;
Wach' auf, ſonſt wirſt du noch ein Sklave,
So gut's der Fremde wünſchen kann.
Vor deinem Lotterbette kauern
Seh' ich ihn ſchon in arger Luſt,
Dem Augenblick entgegenlauern,
Wann ſeine Ferſ' auf deiner Bruſt.

Du ſprichſt oft wie ein Fieberkranker
Im Traum; ich hab's mit Grau'n gehört,
Und weißt nicht, daß dir Roſt den Anker
Der Freiheit unterdeß zerſtört.
Du haſt das Wort verroſten laſſen,
Drum roſtet jetzt dir auch die That,
Verlernt haſt Lieben du und Haſſen,
So wirſt du Beute dem Verrath.

Die Wahrheit ward dir faſt zur Waare,
Drum ward das Wollen auch dir feil;
Du trittſt zum fremden Hochaltare,
Da harret dein das Opferbeil.
Schon ſeh' ich's über deinem Nacken
Gehoben von des Fremden Hand,
Und ſeine rohen Hände packen
Dich an, o träumend Vaterland!

Wohl mancher ſchminkt der blut'gen Schergen
Mit Frieden ſich das Angeſicht;
Mir kann die Schmink' es doch nicht bergen,
So hehlt den Dolch die Scheide nicht.
Ach, wenn ſie ſanft die Hand uns drücken,
Weint mancher wohl vor Rührung gar,
Und hört das Lachen nicht im Rücken
Und nimmt Geſchenke von der Schaar, —

Ein Kreuz (ja wohl!), Ring (Ketten), Nadeln,
Ich ſeh' den ſcharfgeſchliff'nen Speer;
Ad'lung, — was kann der Fremde adeln,
Das nicht in uns ſchon adlig wär'!?
Drum adelt er, was deutſchen Herzen
Fremd ſollte ſein, die Kriecherei;
Einſt ſiehſt du's ein in Todesſchmerzen,
Dann, deutſcher Träumer, iſt's vorbei!

Zur Eröffnung des „Phönix“.

(1835.)

Nicht dürre Zweige, die des Winters Sturm
Von morſchen Stämmen brach, noch Erſtlingsopfer
Des kaum gelallten jungen Lebenstriebes,
Nicht abgenutzten Tand, den nirgends mehr
Ein Mäkler kauft, nicht überreife Früchte,
Nicht Unkraut, ſo das Feld uns überwuchs,
Laßt uns empor zum Scheiterhaufen gipfeln, —
Noch ſchwingt die Fackel wilder Leidenſchaft,
Wollt ihr die heil'ge Opferglut entzünden;
Sonſt wirbelt aus dem mißgeſchaffnen Stoff —
Statt Flammenhelle — dicker, ſtick'ger Qualm;
Sonſt, ſtatt des Phönix, ſchießt in blinder Haſt
Ein krallenrother Geier toll hervor;
Sonſt, wie ein Vatermörder, dringt der Brand
In eure eignen Schutzgewölbe ein,
Stiehlt eurer Kräfte Kern, daß nichts euch bleibt
Zu zeigen (ſtatt zu pflanzen) als die — Schalen,
Und höhnt auf eurer Hoffnung Aſchenhügel
Des Herzens liebſten Traum — von wahrem Sein! —

Nein! was ihr je als werthvoll treu bewahrt, —
Den Perlenkranz der heiligen Vernunft,
Die Thränen, die ihr nie zur Schau getragen,
Ja, dieſe Thränen, Mütter künſt'ger Thaten, —
Und jeden ſüßen Wahn, der je von Liebe
Als Nachhall ird'ſcher Wonnen euch geblieben,
Als Ahnung und als Herold ew'ger Wonnen,
Und jeden männlich zeugenden Gedanken,
Des Lebens köſtlichſte Geſchmeide all',
Bewußtſein, Hoffnung, euren vollen Werth,
(Verbergt ihn nicht, die Wage weiſ't ihn aus! —)
Muth, Hochſinn, Treue und Beharrlichkeit, —
Dies alles reiht, wie duftiges Gewürz,
Zum Scheiterhaufen, um den Heerd des greiſen
Jahrhunderts; und des Lichtes Morgengruß
Entzünde rein des Phönix Sarg und Wiege!

Jamben.

I.

Daß Gott das Schwert des Worts dir eigen gab,
Du weißt, du fühlſt's in jedem Pulsſchlag friſch.
Du biſt ſo zimpferlich von Weſen nicht,
Daß du, wenn Werdekraft dir innen tobt,
Wenn ziſchend, ſauſend, glühend, funkenhell
Dir eine neue Welt ſich d'rin entringt,
Verhehlteſt und verſchämt beſcheiden thäteſt,
Schulknaben gleich, die heimlich Verſe meſſen,
Gleich Modenarr'n, die bei der gnäd'gen Frau
Den faden Thee mit faden Reimchen zuckern,
Gleich ſolchen Wichten, deren Herz geſchminkt,
Wie jener alten Dame welk Geſicht.
Von all' dem biſt du nichts. Du haſſeſt ſie,
Die ſich in Belladonnenduft betäuben,
Die allerwelts beſcheid'nen jungen Kräfte,
Voll Demuth außen, innen frech und eitel.
Begreiflich nennſt du's doch noch kein Verdienſt,
Giebt einer ſich beſcheiden, dem im hohlen
Langweil'gen Herzen hin und wieder klappert
Juſt wie ein Erbſenkorn ſein bischen Etwas,
Der ſchellenlaute Herold ſeines Nichts.

II.

Wardſt du, ſo weißt du's, daß du wardſt zum Schaffen, —
Vielleicht zum — Tödten, tödtend doch — zu ſchaffen;
Zu zeugen, ſterbend ſelbſt. Du weißt: Du thuſt's!

III.

Du weißt: Nicht allen biſt du nach Geſchmack.
Und alle wahrlich haben Recht und Fug.
Dem Einen biſt du allzuheiß; — du fühlſt's,
Daß in der Seele ein Vulkan dir tobt,
Der erſt vielleicht ſich ausbrennt, wenn die Lava,
Die ſchmutz'ge, kaltgeword'ne, dünne Kruſte,
Der zähgeronnene Sargdeckel, — ach,
Der Todtengräber reicher, üpp'ger Städte,
Ganzer Geſchlechter, kräft'ger Thatenträume, —
Dies plumpe, breite, widerſpenſt'ge Leben,
In Aſche ganz verwittert iſt, — du fühlſt's!
Der Andre ſchilt dich einen kranken Träumer;
Auch er hat Recht. Krank biſt du, nicht am Leib —
Im tiefſten Selbſt; bis in die kleinſten Ritzen
Des Brunnens, der dein Daſein ſtündlich tränkt,
Hat ſich der Thorheit Gift hinein geſickert;
Du buteſt nicht an einer Wund', an tauſend,
Die Dem, die Jenem bluten. Ja, du träumſt,
Du glaubſt, daß du nur träumſt; — wachteſt du wirklich,
Maulthieren neigteſt du dich unterthänig,
Schloſſeſt mit Hunden Freundſchaft, Füchſe wären

Gewiſſensräthe dir, du ſelbſt vielleicht
Nichts Beſſ'res, als ein elend Mittelding
Von Lieb' und Haß, von Taub' und Crocodil. —
Der Dritte räth dir: Geh' der Menge nach!
Du haſſeſt ſie, denn du biſt ſelbſt darin,
Die Menge haßt dich, denn ſie weiß dich drin,
Die Menge will, daß du in goldbortirte
Livree dich ſteckteſt, an dem Hute gar
Trügſt ein Kokardchen, daß du dienſtbefliſſen
Auf Tritt und Schritt ihr in die Spuren träteſt,
Tritt ſie in Pfützen, ſollſt du auch hinein.
Du magſt wohl allen nützen, biſt's zufrieden,
Wenn dich die Zeit, die weiſe Alchimiſtin,
Als Bindeſtoff in ihren Tiegel wirft,
Doch dienen magſt du einem Fürſten nicht,
Geſchweig' der Knecht ſein von viel hundert Knechten. —
Der Vierte tadelt: Freund, du biſt zu breit;
Der Fünfte räth dir: Freund, du biſt zu eng;
Der Sechste meint: Du liebſt, dich zu verpuppen;
Der Siebente: Du biſt ein Schmetterling.
Der Achte ſagt dir redlich: Du biſt toll! —
Du ſprichſt darauf, — und Unrecht haſt du nicht:
Bin ich zu breit, — ihr wetzt und flacht mich ab
Mit Dolchen, Küſſen, Dummheit, Redensarten. —
Bin ich zu eng, — ihr zerrt mich auseinander,
Bis ihr die Fetzen auch zurecht gemacht.
Verpupp' ich mich, — ihr legt um dieſe Puppe

Noch ehr'ne Ringe; — flieg' ich d'raus hervor,
So klopft ihr vom Apoll den Farbenſtaub
Mit ſchmutz'gen Fingern ab. Und bin ich toll,
So würztet ihr die Suppe mir mit Schierling. — —
So freu' ich mich, wenn ich im Käfig ſitze,
Im feſtverſchloſſ'nen, fenſterloſen Käfig,
In den kein Aug' neugierig ſchauen mag,
So iſt er Freiſtatt mir und Tempelhaus,
Worein kein Arm reicht, keine Stimme ſchallt!

IV.

Du kannſt nicht dämeln, nicht in Lieb', noch Haß.
Liebſt du, ſo liebſt du ganz ein Eines Ganzes,
Das Tauſend einſchließt, und das iſt dein Schatz,
Das war dein Kindheitsmorgentraum, das war
Dein Bräut'gamstraum, das iſt — in Lebensfülle
Verkörpert jetzt — dein Weib, dein einzig Hoffen,
Als Liebe, Glaube lächelnd, — Welt und Gott dir,
Dein Selbſt darin, in dir dies heil'ge Ganze,
Die Ahnung künft'ger beſſerer Geſchlechter, —
Wahrheit und Treu', Freiheit und Licht.

V.

Du wärſt ein ſchlechter Comödiant geworden; —
Du kannſt nicht weinen! — Das iſt jammerſchade!
Wie ſchön iſt's doch, wenn dir dein Pudel krank wird,
Dein Nachbar Zahnweh hat, ein altes Haus

Zuſammenfällt, ein Kanzelredner ſpricht,
Der Schleuſe Schlüſſel gleich bei Hand zu haben,
Loslaſſen können gleich den vollen Strom,
Der, nebenbei, daß er romantiſch rinnt,
Auch als Kanal der Schifffahrt nützlich iſt
Und reich beladen wird mit fremdem Weh,
Mit Jammer, den mein Nachbar nicht mehr braucht.
Dabei wirſt du ein edler Menſch genannt,
Denn du kannſt weinen! — Blut iſt keine Thräne,
Gilt mind'ſtens — nicht im Curs als Wechſelmünze,
Läßt ſich nicht wechſeln, nicht auf Zinſen ausleih'n,
Wie Thränen, — Blut iſt nichts als ein paar Tropfen,
Mit denen du des Nachbars Kleid befleckſt,
Ob du die Naſe blos dir wund geſchlagen,
Ob wonn'ger Tod es dir vom Herzen zapft, —
's iſt nur für einmal nütz'; hat man's gebraucht,
So wäſcht und kratzt man ſchnell die Flecken aus.

VI.

Recht wonnig iſt dir's oft, dich ſatt zu haſſen;
Doch mitten d'rin fällt, da du, Stirn an Stirn,
Den Feind vor dir bekämpfeſt, hinten dich
Der niederträcht'ge Meuchelmörder an,
Schnürt bübiſch dir die ſehn'gen Arme zu,
Und drückt den ſtaub'gen Abſatz dir auf's Herz,
Daß deine Lippen, ſtatt den Tod zu küſſen,
Staub küſſen; — lieber Staub als Niedertracht!

VII.

Ein edler Wein wird nicht erſt gut im Alter,
Er iſt's ſchon in der Jugend, ſchmeckt er auch
Noch herb; der Wein, im Alter reich bezahlt,
War einſt im Keller doch kein ſchlechtrer Wein;
Doch muß man ſelber mit dem jungen altern;
Das fühlt ihr Alten nicht bei'm jungen Wein;
Ihr denkt, der alte, der euch jetzt erquickt,
War niemals jung; ihr wuchſ't mit dem doch auf;
Was ſcheltet ihr den armen jungen Wein?
Ihr Jungen aber, wenn der junge Wein
Euch herb dünkt, ſchüttet nur getroſt ihn aus,
Und zuckert, wenn ihr Süßes wollt, — das Waſſer.

VIII.

Stolz ſein und eitel, das iſt zweierlei.
Stolz biſt du nicht auf das, was Gott dir gab.
Auch Thorheit wär's! Das Beſte iſt der Menge
Stets noch nicht gut genug, ſie will dabei,
Daß es modern und blank geputzt auch ſei.
„Alles iſt Form!“ Wie Mancher trägt vielleicht
Den Demant in der Hand, und wirft ihn weg
Als Kieſel, weil er nicht geſchliffen iſt.
Nun denn! wenn ſich dein Demant theilt in zwei,
Und mit der einen Hälfte ſchleifſt du hell
Den ſpröden Stein, der nur durch ſeines Gleichen
Sich ſpalten läßt, — verlierſt du nicht dabei?

Das iſt dein Stolz, daß du verlieren magſt,
Das iſt dein Stolz, daß du ſelbſt Handwerk treibſt,
Um nicht die Kunſt, die ganze, zu verlieren.
Wie jener Schuſter biſt du, ach du ſchneideſt
Nach ſeinem Leiſten Jedem, — und biſt froh,
Wenn nebenher ein Klang, bei Nacht entſteigend
Dem Roſenkelch vor'm Fenſter deiner Kunden,
In ihre Träume unbemerkt ſich ſchleicht.

IX.

Und manchmal wirfſt du Pfriemen, Leiſten, Pech,
Zwirn, Leder ſelbſt den Leuten an die Köpfe,
Wenn ſie ſogar um Flickarbeit dir kommen.
Es tritt das Volk den Schuh nicht blos mit Füßen,
Nein, ledern ſelbſt, das Beſte mit, was nicht
Erhandwerkt ward, was von der Göttertafel
Ihm zugeworfen ward. Wahnſinnig iſt,
Wer Beſſ'rung hofft von dieſem Rodevolk,
Wer goldne Träume ihm zu münzen hofft,
Das nur Papier und — Scheidemünze will!
Vergiß den Meiſterſänger, armer Thor,
Und ſei ein Schuſter, — du wirſt glücklich ſein!

X.

Glücklich? Und liebſt du nicht, die dich nicht kennen,
Ob ſie dein Gold für falſche Münze halten,
Weil ſie an ſolche lang' gewöhnt nur ſind?

Hörſt du ſie auf zu lieben? Immer wieder,
Wenn du entſagt haſt, klopſt ein neuer Lenz
An's Fenſter dir, an's Herz auch. Immer wieder
Beginnſt du, wenn du einmal nur geliebt,
Zu lieben, und ſo ſtärker, weil in Qualen, —
Weil hoffnungslos, ſo heißer hoffſt du immer!

XI.

Zu ſterben ſehnſt du dich, — wie oft! und klammerſt
Mit tauſend unſichtbaren Armen dich
An's Leben. Kann doch jeder einmal ſterben,
Das iſt nicht mühvoll! Leben, — Schmerz empfinden,
Nicht einfach, — tauſendfältig, — ſüß iſt's doch!

XII.

Du denkſt dir oft: Ich will fortan mein Handwerk
Mit Fleiß betreiben, und die wack'ren Leute
Nach neuſter Mod' anſtändiglich bedienen.
Es iſt doch angenehm, ißt man am Sonntag
Gleich jedem andern braven Handwerksmann
Sein Huhn und ſeinen Kuchen; ſchön daneben,
Wenn auch die Kinder and'res Spielzeug haben,
Als ihres Vaters verſchnitzelte Gedanken,
Und wenn die Frau ihr Täßchen Kaffee trinkt.
Da nimmſt du dir's wohl alles Ernſtes vor,
Dein Handwerk zünftig, ſauberlich zu treiben.
Doch fällt auf's ſchmutz'ge Schurzfell nur dein Blick,

Auf die Genoſſen, auf die ſtolzen Käufer,
Die eben nichts als haltbar — Leder wollen,
So ſpringſt du auf, ſo reißt ein lieber Gaſt,
Glutherzig, maiig, ſtrahlenhell, unſterblich,
Den Pfriemen aus der Hand dir, küßt dich glühend
Auf deinen Scheitel, und das ſtaub'ge Kleid
Des Werktaglebens ſtäubt von dir in Aſche,
Frei iſt dein Aug', weit aufgethan das Herz;
Du klammerſt an den holden Gaſt dich an,
Und wie der Aar den Trojerknaben trug,
Hebt er empor dich zu dem ewig Schönen.

XIII.

Nicht den, nicht jenen haſſeſt du als Einzler;
Nicht wer dir auf den Fuß heimtückiſch tritt,
Dein Kleid beſchmutzt, dein Werk böswillig ſchimpft,
Den haſſen? Nein! Gleichgültig iſt er dir.
Wer dir mit gift'gem Hauch dein Weib berührt,
Weß Wort die Mutter dir, die Brüder kränkt,
Den tödt'ſt du gleich. Das iſt der Nothwehr Recht.
Doch größ're Nothwehr giebt's und heil'gen Haß,
Für Leibesleben Nothwehr nicht allein,
Und tödt'ſt du den, der dir die Zähne weiſ't,
Den Dolch, den Strick, die Kette, — wie vielmehr
Zu haſſen haſt du Recht, wer dir in Allen,
Allen in dir die Fauſt vor's Antlitz hält.

XIV.

Was einſt geſchehen wird, das weiß nur Gott.
Was jetzt geſchehen muß, ſoll jeder wiſſen. —
Dem Dieb begegne keiner ſelbſt als Dieb,
Sogar als Scherge nicht, als Richter nur,
Nur unter'm heil'gen Schilde des Geſetzes.
Was hilft das Schwert dir gen den Baſilisken?
Den Spiegel hältſt du plötzlich ihm entgegen,
Und raſch ſich ſelbſt vertilgt die Lügenbrut.

XV.

Dem hungrigen Drachen, der ſich ſiebenfach
In ſeinen Schuppenpanzer feig vermummt,
Dem ſchadet Spiegelbild und Ärger nichts,
Den ritzt ſein Anblick nicht, nein, nur ein — Schwert.
Drum, ohne Umſchweif! nicht als ſüßer Schäfer
Begegne dem, ſonſt hält er dich wohl gar
Selbſt für ein Schaf, und, eh' du's hindern kannſt,
Hält er an dir ſein leckres Mittagsmahl.
Nein, nicht in zimpferliches Heimlichthun
Verkriech' du dich, nicht aus dem Hinterhalt
Zaudernd beſcheid'ner, dämelnder Geduld
Triff ihm die dicke Haut mit Pfeil an Pfeil,
Die ihn wie Nadeln kitzeln; — Nein!
Gerüſtet in des ganzen Wollens Harniſch,
Dicht unter'm weichen Wanſt, da renn' ihn an.
Und ob dich auch das Ungethüm zermalmt,

Und ob du ſtirbſt auch unter ſeiner Wucht,
Wenn du's verwundet doch, ihm Blut entzapft,
Beiſpiel geſchlagen in den Schreckenswanſt,
Daß ihm die Kraft aus mancher Wunde ſtrömt!
Und, bis das Unthier ſich erholen will,
Rennt wohl, durch dein Geſchrei herbeigelockt,
Ein andrer Unverſehrter raſch herbei,
Hebt deines Schwertes verſcharteten Stummel auf,
Und bohrt ihn tiefer in die off'nen Wunden,
Indeß ein friſches Schwert, von ſeiner andern Hand
Mit junger Kraft geführt, den Todesſtreich vollbringt.

Müſſen!

Da geht ihr hin in eurem Glanz
Und denkt: die Welt lieg' euch zu Füßen!
Und denkt das eine Wort nur ganz,
Das eine, ſchwere Wort: Sie müſſen!
Was einſt Gewährung, jetzt iſt's Muß,
So wechſeln raſch Begriff' und Namen;
Gewalt ſpricht jetzt das harte Amen
Zu Hoffnungs- und Verheißungsgruß!

Nun aber hört daſſelbe Wort:
„Ihr müßt!" Und was? Ihr müßt bezahlen.
Wofür? Für den geraubten Hort
Vor der Geſchichte Tribunalen.
Wann? Wenn ihr Staub und Aſche ſeid!
Womit? Mit ew'ger Schmach der Namen!
Gott ſpricht das Urtheil und das Amen,
Und alſo bleibt's in Ewigkeit.

Wie ich dich lieb'?

Wie ich dich lieb'? So lieb' ich dich,
Als wie die Nacht der junge Tag;
Er faßt und drückt ſie ſo an ſich,
Daß ſie in ihm vergehen mag.

Und doch ihr Weſen bleibt ſo ganz,
So unverſehrt ihr ſüßes Sein:
All ſeine Pracht, all ſeinen Glanz
Hüllt er in ihr Geheimniß ein.

Als Bräutigam.

(1835.)

O ſüße Braut, mein heil'ger Tod,
Den fromm ich in den Armen halte!
Verzehrſt mich jetzt wie Morgenroth,
Daß ich im Ird'ſchen nicht veralte.

Ein Tod im Licht zu neuem Sein!
Fahr' hin, was Nacht in mir und Flecken!
Im Licht erweckt, ſo tret' ich rein
Nun hin, um Reine zu erwecken.

So haſt du mich, ſüß Weib, geweiht,
Weil du mich freigemacht von Banden,
Das Licht zu künden, das befreit,
Bis daß mein Volk auch auferſtanden!

Drittes Buch.

Juan.

Weithin flutend, wie ſchwarze Locken,
Liegt gebreitet der Mantel der Nacht.
Geheimnißvoll, wie ein Menſchenherz,
Sitzt die ewig vergeltende Macht
Spinnend am eiſernen Rocken.
Drei Fäden dreh'n ſich in einen zuſammen:
Der Haß der Liebe, der Wonne Schmerz,
Und das eiſige Kind der wallenden Flammen,
Der Tod!

Am Meeresſtrande wallt Juan;
Von tauſend Leben zittert der Ocean.
Tauſend Leben durchtoben wie Feuer,
Durchraſen wie Ungeheuer
Juans Bruſt. Er ſpringt in die Brandung hinein.
„Das Unermeßliche faſſ' ich, 's iſt mein!"
Ruft er; — „Das All durchwühlen
„Muß ich, Wonn' auf Wonne fühlen,
„In jedem Weſen mich als Gott empfinden,

„Im Höchſten, im Tiefſten, dies Ich, das göttliche, finden.
„In dieſen beiden Herzkammern
„Die ganze Welt umklammern.“
Jedes Weh, das nachzuckt dem Genuß,
Spornt ihn zu neuem Genießen. Wo iſt das Ziel,
Die Gränze des Suchens, — wo? Wo wird zum Ernſt das Spiel?
Des Lebens Freiheit wo zum herben Muß?
Des Aneignens zum Ureignen Zweck, was iſt's?
Wo iſt das Thor, und wer verſchließt's,
Wohinter die Deutung des Räthſels liegt,
Deſſen Erſcheinung das Allleben
Mit tauſendfältigem Freudebeben,
Mit wüthend-wonnigem Aneinanderſtreben,
Wie der Gürtel den Leib Aphroditens umſchmiegt?

Juan iſt der Mann, der Mann iſt ſich die Welt,
In alle Tiefen möcht' er tauchen,
Will eingeſättigt vom Schönen, mit allen Poren
Das Schönere, Schönſte in's All des Herzens ſaugen.
Das Schöne ſelbſt ging ihm verloren,
Seit er's mit dem Arm des Titanen
Losreißen gewollt aus den ewigen Bahnen.
Er raſ't danach in unbändiger Wuth;
Umſonſt! Verzweifelnd entſpringt er der brandenden Flut.
„Wirklich iſt nichts, als was der Sinn erfaßt!“
Ruft er im ungeſtillten Verlangen.

„Am Mittelpunkt der Schöpfung will ich hangen;
Bis zur Neige leer' ich in Haſt
Den Becher. Alles Leben in mich trinken,
Und dann, ermattend im ſtolzen Traum:
„„In mir war Gott und Menſch, war Zeit und Raum!““
Selig, wie an ein Mädchenherz, in's Nichts hinſinken!“

Ungeſättigt von Ort zu Ort,
Wie der ewige Jude, wandert er fort.
Wo winkt und lockt Genuß auf's neu?
Wo endet der Drang, wo beginnt die Reu'?
Wo herrſcht ein Geiſt? Wo knechtet der Leib?
Wann ruft ein Gott: „Nicht weiter! Bleib'!“
Giebt's einen andern Gott, als das Ich,
Das tauſendarmig die Welt umklammert,
Im Jammer ſchwelgt, in Wonne jammert, —
Wohlan, Unbekannter, ſo zeige Dich!
So bind' ich mit Dir im Zweikampf an,
Fall' aus! Hie bin ich: Juan!

Er ſteht vor des Kirchhof's ehrner Pforte,
Er pocht daran mit ſicherem Schwert';
Es zerſplittert und fällt wie Staub zur Erd'.
Er ſtampfet und ruft die höhnenden Worte:
„Du Marmorner auf dem marmornen Roß,
Ich lade Dich, ſei mein Tiſchgenoß!
Giebt's Einen, an den mein Stolz nicht glaubt,

Der dies ſchwellende Ich, den Herrn der Welt,
Mitten im Sturz in den Abgrund des Nichts hält,
Der trotzig den Trotz auf Vernichtung uns raubt,
Giebt's Einen, ſo ſchüttle Dein Haupt!"

Und der Marmorne nickt und ſteigt vom Roß,
Und ſchleicht unhörbar dem Trotzigen nach
Bis vor ſein Sybariten-Gemach,
Harrt draußen, rieſengroß;
Und als der Champagner brauſ't,
Als bei ſüßen Weiſen der Schwelger ſchmauſ't,
Als der Zeiger zeigt Mitternacht,
Donnert der Marmorne: „Aufgemacht!"
Es zerſplittert die Thüre, der Boden dröhnt
Unter'm Tritt des Gaſt's, die Stimme tönt
Wie Poſaunenklang des jüngſten Gerichts:
„Erkennſt Du, glaubſt Du, hoffſt Du?" „„Nichts!
„„Nichts iſt die Loſung, Nichts iſt das Ziel;
Poſſenſpiel,
Was drüber hinaus;
Allgemeiner Zerſtörung Graus —
Mein Herzſchlag, Hoffen, Seligſein.
Mit vollblütigen Organen,
Vor Wolluſt zitternd,
Die letzte Roſe zerknitternd
Mit der Fauſt des Titanen,
Jubelnd in Vernichtung ſpring' ich hinein."" —

Da, mit ſteinernen Armen faßt,
Rafft ihn empor, hält ihn der Gaſt:
„Nicht vernichtet! Ewig gebebt,
Ohne Hoffnung Ihm zugeſtrebt,
In Verzweiflung Ihn ahnen und miſſen,
Und ewig, ewig getrennt ſich wiſſen,
Und wenn tauſend Feuerſtröm' das All durchrinnen,
Nie in's Nichts auflodern zu können:
Darin fühl' es': Er lebt!“

Lätitia.

Zwei nährteſt Du mit Deines Lebens Mark,
Du, die dort ſterbend liegt, das Angeſicht verhüllt; —
Sie wuchſen auf, ſie wurden groß und ſtark,
Bis ihre Macht die Welt ganz ausgefüllt.
Der Eine war ein Leu, — Mutter, Dein ächter Sohn!
Der Zweite, der an Dir ſich groß geſogen,
Dein Milchkind Elend hat Dich nicht betrogen,
Doch treulos wurde Dir — **Napoleon**!

Denn wenn Du lagſt in Deinen Schmerzen,
Gebrochnen Leib's und mit gebrochnem Herzen,
Und ſtreckteſt nach dem Sohn den Arm,
Und beteteſt, daß er durch ferne Räume
Herſchwebte nur in Deine Träume,
Zu ſtillen Deinen unnennbaren Harm, —
Da fühlte er nicht Deine Mutterthränen,
Nicht zog ihn nah Dein brünſtig Sehnen,

Nach Adlern ſehnt' er ſich, nach Schlachtenblitz;
Statt in Dein Herz ſah über Oceane
Der angeſchmiedete Titane
Zurück in's Abendroth von Auſterlitz.

Und hat der Löwe, Mutter, Dich verlaſſen,
Und hörſt Du in der Weltſtadt öden Gaſſen
Kein Echo mehr von ſeines Namens Klang, —
Und ſiehſt Du auf den Gräbern der Cäſaren,
Die Deines Enkels Kaiſerwiege waren,
Die Spuren von der Weltgeſchichte ehr'nem Gang, —
Und lächelſt Du, wenn aus der Völker Munde
Du hörſt von friſch zerſchlag'nen Kronen Kunde,
Vom Graukopf, der mit Schattenſceptern ſpielt, —
Flattert Dein weißes Haar im rauhen Winde,
Zuckt Dir das Haupt, das die Sibyllenbinde
Getragen, wenn ein Britt' neugierig es beſchielt, —
Und flüchteſt Du mit Deinem Menſchheitsjammer
In Deine enge, ſtille Kammer,
Der Zeiten ſinnend, die vorbei, —
Dann fühlſt Du, daß ſtatt allen Deinen Lieben
Dir nur das Milchkind noch geblieben,
Das Du geſäugt, — ja: Elend blieb Dir treu!

* * *

I.

Als Deine Mutter Dich geboren,
Dich, die den Herrn der Welt gebar, —
In ſüßen Freudentraum verloren,
Empfing Dich der Verwandten Schaar,
Und, einen Namen Dir zu geben,
Beriethen ſie mit frommer Scheu,
Der Deinem ganzen reichen Leben
Von froher Vorbedeutung ſei.
Doch keiner fand in langen Stunden
Den rechten Namen: Helena!
Und, als ſie endlich ſich verbunden,
Grüßten ſie Dich: Lätitia! —
Lätitia! Ja, Freude, Freude
Beſonne Deines Lebens Lauf! — —
Ein finſtrer Engel ſchrieb — zu Leide
In ſeinem Buch ihn treulich auf.
Er ſchrieb dazu auf manche Blätter
Wohl manches Volkes ſtill Gebet,
Und ſchrieb wohl manche blut'ge Letter,
Die unauslöſchbar flammend ſteht.
So vieles „Soll“ iſt ausgeglichen,
Gezahlt mit Kronen, Ketten, Bann!
Ein Name nur bleibt unverblichen,
Den keine Thräne löſchen kann.

Geätzt wie von des Gottes Fluche,
Verſteinert Zeugniß, ſteht es da
In der Geſchichte großem Buche,
Lüg' ſeines eignen Klang's, dies Wort: Lätitia!

II.

Horcht auf und bebt. Kanonen rufen
Die Kunde aus: Die Freiheit fällt.
Wallt, Völker, zu des Tempels Stufen,
Denn einen Kaiſer hat die Welt! —
Es kreiſen Adler hoch in Lüften
Und tragen weit die Kunde aus,
Die todten Kön'ge ſelbſt in Grüften
Erhorchen's in dem gold'nen Haus,
Und banger athmen die Lebend'gen
Und ſchleifen ihren Stab zum Schwert,
Indeß die Meng' wie mit unbänd'gen
Orkanen Beifallswuth durchfährt.
Er kommt — auf gold'nem Siegeswagen
Der Triumphator einer Welt;
Es ſind der Menſchheit ernſte Fragen,
Die er ſtatt Zügeln lenkt und hält.
Wie dort in Hindoſtan die frommen
Wallfahrer in des Wahnes Bann —
So werfen ſich, woher ſie kommen,
Die Völker vor ſein ſtolz Geſpann,
Vor die Quadriga ihres Gottes,

Die ihr Gebein im Staub zermalmt, —
Und weiter ſchnauben, mächt'gen Trottes,
Die Roſſ', daß Blut als Opfer qualmt! —
Du ſah'ſt ihn auf dem Siegeswagen,
Den Gott, vor dem die Menſchheit bebt; —
Du riefſt: „Mein Schooß hat ihn getragen;
Ich hab' gelebt! genug gelebt!“

III.

Hörſt Du den Schrei vom Fels im Meere ſchallen?
Verſchlingen will der Ocean den Schmerz,
Es hört ihn keiner von den einſt'gen Schmeichlern allen,
Scharf hört ihn nur Dein Mutterherz.
Hörſt Du den Fluch von jeder Lippe,
Der Völker Fluch: Napoleon?!
Du hörſt den Schrei nur von der Klippe,
Du hörſt nur den gefang'nen Sohn!
„Wo iſt er, der die Kronen ſchenkte,
Der der Geſchichte Zügel lenkte,
Wo ſind ſie all', die er erhob?
Wo ſind die Ehren meiner Söhne?
Bedeutungsloſe, leere Töne! —
Ihr Purpur wo? Ach, er zerſtob!
O laßt mich meine Kinder ſuchen,
O laßt mich wandern über Meer!
Wenn tauſend treulos ihnen fluchen,
Die Mutter ſegnet ſie noch mehr!

Und Du, und Du! — kann Dich mein Fleh'n, mein heißes,
Nicht von dem Fels im Ocean befrei'n? — —"

Ein Spiegel birſt. — Sie ruft: „Ich weiß es!
Ein ſtrenger Gott ſagt eiſern: Nein!
O, Du biſt todt! Und Dir, dem Einen,
Drückt Mutterhand das Aug' nicht zu!
Napoleon! — Ich kann nicht weinen; —
O wie viel glücklicher biſt Du!"

IV.

Als in Schönbrunn die Todtenglocke ſchallt,
Liegt ſie zu Rom, gehüllt in ihre Kiſſen,
Fürchtet zu werden ein Jahrhundert alt,
Sie, die die Luſtren zählt nach ihres Herzens Riſſen.
„Du nahmſt mir all', die meine Bruſt geſäugt,
Grauſam Geſchick, — du willſt an mir dich weiden,
Doch bin ich noch und bleibe ungebeugt,
Und trotze dir inmitten meiner Leiden!" —
Es neigt ſich über ſie das Elend hin,
Und raunt ihr zu: „Auch kannſt Du mich umfaſſen!
Verzage nicht, Du Rieſennährerin,
Ich bleibe Dir, ich will Dich nicht verlaſſen!
Dein Sohn hat mich zu ſeinem Knecht beſtellt,
Und treu gedient hab' ich ihm rings auf Erden.
Was ich einſt war der ganzen Welt,
Jetzt bin ich's Dir allein! Das muß erfüllet werden!"

* * *

Als ihr das Auge bricht, der Schmerzensvollen,
Da ſetzt das Elend ſich an ihren Sarg
Und ſchreit, ſo laut, wie wenn des Himmels Donner rollen,
Die Lehre kündend, die der Todten Buſen barg:
„Hier kommt und ſeht, was Menſchen leiden können,
Und lernt den Göttern ihren Himmel gönnen,
Am Menſchen lernt, was Größe ſei!
Nicht Kronen tragen iſt's, was euch zu Kön'gen hebet,
Nein, daß ihr tragen könnt und tragend lebet, —
Kön'ge ſind Sklaven, Elend — frei!“
Und wie der Hund, der eines Bettlers Leiche
Gefolgt, ſetzt Elend treu ſich auf der Greiſin Grab,
Und zählet das Geſchick der Könige und Reiche
Am Stammbaum der Verweſung ab.

Geiſtermahnung.

Rings ein halbes, ſieches Wollen,
Abgelebt, bevor gelebt!
Blaſſen Weibern dort entrollen
Dichte Schleier, friſch gewebt.

Was aus Thränen ſie geſponnen
Und beſtickt mit rothem Blut,
Hängen ſie an's Licht der Sonnen,
Trocknen ſie an loher Glut.

Raſſeln hör' ich einen Wagen,
Seh' ein Roß, das ſchnaubt und ſcharrt,
Fortgeſchleift, ſtatt ſtolz zu ragen,
Die gebundne Gegenwart.

Über Blumen, über Träume,
Über Hoffnungen, durch's Korn,
Über umgehau'ne Bäume
Schweiſt das Roß im tollen Zorn.

Über Herzen, über Saaten
Stampft's hinweg mit breitem Huf,
Und zerſtampft entkeimte Thaten,
Taub der Klag', dem Hülferuf.

Funken kniſtern aus den Achſen,
Blut bezeugt entlang den Lauf,
Und aus den Geleiſen wachſen
Seufzer Sterbender herauf.

Ach, wohin entflieht der Dichter,
Der zu ſtolz iſt und zu ſteif,
Daß er ſich mit Spottgelichter
Hänge an des Roſſes Schweif?

Soll er flüchten feige klagend
In den Taumel wilder Luſt,
Und, dem Wort den Dienſt verſagend,
Träumen mit beklommner Bruſt?

Nein, er ſteigt mit ſich'rem Schritte
In der Gräber alten Schacht
Und beſchwört mit heil'ger Bitte
Alte Helden aus der Nacht.

Sie erwachen drin, ſie neigen
Lauſchend an die Wand das Ohr,
Rütteln zürnend ſich und ſteigen
Erzgepanzert all' empor.

Rufen donnernd Todesweihen,
Herz an Herz und Schild an Schild,
Schreiten im geſchloſſ'nen Reihen
Hin auf blutigem Gefild.

Blaſſen Weibern aus den Händen
Reißen ſie den Schlei'r, den Trug,
Und der Lüge Reich ſoll enden
Und des Jammers ſei genug.

Und ſie laſſen laut erklingen
Dieſen Ruf zur Gegenwart:
„Um das Höchſte muß man ringen,
Nicht geſchenkt wird's, nicht erharrt.

„Wer nicht kühnen Muthes werben,
Wer nicht handeln kann, nur fleh'n,
Wer nicht freudig geht zum Sterben,
Wird des Geiſtes Sieg nicht ſehn.“

Carneval!

Es ſchellt. — „Herein!" — Der Bote!
„Was bringt Ihr?" — „„Ein Paket!"" —
„Sprecht leiſe; eine Todte
Liegt dort im Kabinet." —
„„Das Einſchreibgeld, den Namen!...
Gut, Herr; lebt wohl!"" — Ich ſprach
Als wie ein frommes „Amen"
Dies Lebewohl ihm nach.
Es kamen weinend Freunde,
Sie drückten mir die Hand; —
Der Einz'ge, der nicht weinte,
Der war's, der mich verſtand.
Er ſprach kein Wort; doch drückt' er
An ſeine Bruſt mich feſt,
Wie je nur ein Beglückter
Sein Glück nicht fahren läßt.

Ich ſelbſt hub an zu ſprechen,
Wie man im Schlaf oft ſpricht:
„Laß uns dies Siegel brechen,
So wie ein Leben bricht!
Vielleicht ein Angebinde?
Geburtstag, Freund, iſt heut.
Der Pathe ſchickt dem Kinde,
Was Kinderherzen freut."

Ich öffne ſtill verloren
Das Päckchen, wie im Traum;
Da klingt's an meine Ohren,
Den Augen trau' ich kaum.
An's Herz des Freundes ſtütze
Ich mich, ruf' ihm's hinein:
„'s iſt eine Schellenmütze
Vom Carnevalsverein!"
Da hab' ich lachen müſſen,
Laut lacht' ich himmelan;
Als Ehrenmitglied grüßen
Sie mich im luſt'gen Wahn.
Nun heißt's: auf Schwänke ſinnen,
So wollen ſie's von mir; — —
Mein einzig Kind da drinnen,
Die Schellenkappe hier!
Hell klingen ihre Schellen;
Du fragſt mich, was mir ſei,

Daß plötzlich Thränen quellen? —
Wirkung der Narrethei!
Ja, wieder kann ich weinen,
Ausweinen meinen Schmerz;
So geht's nicht mir, dem Einen,
So geht es allerwärts!
O Welt voll Faſtnachtstagen,
Du haſt nicht Platz genug,
Drum ſtößt der Leichenwagen
Hart an den Maſkenzug.
Wer weiß da im Gedränge,
Wohin der Zug ihn reißt,
Und ob er in der Menge
Narr, oder elend heißt?

Vor dem Thurm einer Burgruine.

Da ſtehſt du ernſt und blickſt in's Thal hernieder,
Das wie ein holdes Kind ſich dir zu Füßen ſchmiegt!
Die Freude ſendet dir den Schall der ſchönſten Lieder; —
Er ſcheucht dir wohl das dunkle Raubgefieder,
Doch nicht den Trotz, der auf dir liegt!

Was ſinnſt du denn, du greiſer Bergeswächter?
Vergang'ner Herrlichkeit? Und ſchmerzt es dich ſo tief,
Daß du noch ſtehen mußt in alter ungeſchwächter
Urkraft, da längſt gewaltige Geſchlechter
Die Mutter Erde zu ſich rief?

Ein treuer Knecht ſahſt du vom edlen Stamme
Den Letzten in die Gruft mit Schild und Helm verſenkt.
Wähnſt du, du wehrteſt ab, gleich einem Felſendamme,
Die neue Zeit, die herwogt, Strom und Flamme
Zugleich, und tödtend Leben ſchenkt?

Du wardſt nicht müd', biſt, Rieſe, nur verdroſſen,
Und denkſt im alten Stolz: „Wie klein die Gegenwart!
Wo kriegeriſches Volk einzog auf ſtarken Roſſen,
Jetzt wird das Thor dem Bürger nicht verſchloſſen,
Vor dem er einſt umſonſt geharrt!"

Ja frei und froh, ſo heben wir die Becher,
Und ebenbürtig zieh'n wir in das Schloß hinein;
Wir klingen wacker an mit goldnem Sorgenbrecher;
Es gilt der alten Zeit, ihr todten Zecher,
Wir bringen's ihr in altem Wein.

Wir ehren ſie, da wir, der eignen Kräfte
Uns vollbewußt und froh, ſie auch zu üben, ſteh'n;
Wir fühlen noch in uns geſunder Ahnen Säfte
Und ſchaffen am begonnenen Geſchäfte,
Daß Enkel es vollendet ſeh'n.

Sklavenmarkt.

Ich ſah den Sklavenmarkt, weit auſgethan,
Und ringsum wimmelnd von lebend'gen Waaren;
Die reichen Käuſer traten ſtolz heran
Und muſterten mit Kennerblick die Schaaren.
Und vor den Reichſten, die in üpp'ger Ruh'
Auf weichen Kiſſen hingeſtrecket lagen,
Vor dieſen lieſen emſig ab und zu
Die Mäkler, gute Waaren anzutragen.

Und manche Jungfrau'n ſah ich, frech entblößt
Durch Mäklerhand, und manche auch gleich Dirnen
Geſchminkt, geſchmückt, der Locken Band gelöſ't,
Und Flitterbänder um die reinen Stirnen,
Als brauchte Unſchuld, um im vollen Preis
Zu ſteh'n, des Laſters gleißende Manieren;
So wagt's Gewalt, die nichts von Heil'gem weiß,
Das Heiligſte mit Sündenputz zu zieren.

Auch manchen Knaben ſah ich, ſchön, gewandt,
Das dunkle Aug' voll künſt'ger großer Thaten;
Der ſchlaue Mäkler pries ihn als entmannt;
Er dachte wohl: ſein Käufer braucht — Caſtraten!
Schamvoll der Knab' den Blick zu Boden ſchlug,
Erröthend, doch vom Grimm kam das Erröthen,
Und ſprach, als ihn der Käufer ſchmunzelnd frug:
„Willſt du mir dienen?“ — laut: „ich will dich tödten!“

Wer ſind die Käufer? Wer die Mäkler? ſprecht!
O Schmachbeſcheid, ſoll ich ihn wiederſagen?
Soll denn der Mächt'gen Schuld? — nein, unſer Recht
Soll Frühlingswind durch alle Lande tragen.
Erröthet, Mächt'ge, wenn der Mäkler lacht,
Und denkt, daß die Entmannten und Entehrten
All' aufſteh'n werden, eh' ihr dran gedacht,
Und ihre Sklavenfeſſeln brechen werden!

Ja aufſteh'n, groß und ungebeugt und ſtark,
Und all' die Mäkler tief zu Boden werfen,
Mit Glut im Aug', mit voller Rach' im Mark,
Und ihre Ketten dann zu Schwertern ſchärfen.
Dann hebt das Volk den längſt verſenkten Hort
Und Gottes voll wird's daſteh'n ohne Wanken,
Und auf dem höchſten Thron ſitzt dann das Wort
Und offenbaren wird's den Weltgedanken.

Die Schweſtern.

Die Nachtigallen ſangen, der Himmel war ſo blau,
Als ſäh' ich in's klare Auge der wunderſchönſten Frau;
Es flogen Schatten wie Träume rings über die bunten Matten,
Brautküſſe perlten thauig im grünen Waldesſchatten.

Viel zarte Kindlein ließen ſich ſchaukeln recht nach Luſt
In klarkryſtall'nen Wiegen; wie ſank da Bruſt an Bruſt!
Des Maien friſche Kleine, recht morgendlich und helle,
Es wiegte auf ſchimmernden Pfühlen ſie all' die Waldesquelle.

In Lüften geht ein Sauſen, als wie ein Kriegslied friſch;
In Klüften wühlt ein Brauſen; ein Kuß haucht im Gebüſch.
Und bricht's aus allen Keimen, und ſpringt's aus jedem Stein, —
Soll nur das Herz verdorret, das Lied gefangen ſein?

Die Hoffnung lockt aus Knospen; ſie einzig bleibt uns treu;
An ihrer Bruſt alleinzig, wie Kinder, ſind wir frei.
Und jagt mir's durch die Pulſe, ſchnell wie ein Waldſtrom ſchießt, —
Hat Hoffnung auf die Stirne, auf's Auge mich geküßt.

Neulich ging ich im Walde, dacht' recht mit Luſt an ſie;
Rings kam es mir zu Sinnen, Duft, Farben, Harmonie,
Ein Dreiklang, hold zu ſchauen, ein Bild, recht aus Muſik;
Mit ganzem Sein umſchloß ich's, ſah's mit dem inn'ren Blick.

Da flog auf weißem Zelter eine Jungfrau durch die Au;
Ein Kranz von Roſen ſchlang ſich in's Haar der holden Frau;
Sie maß den Saum des Waldes mit einem Band von Tönen,
Das Schöne irdiſch machend, das Ird'ſche zu verſchönen.

In Mitt' des würz'gen Waldes ragt ein gewalt'ger Bau,—
Wo Fels und Mau'r ſich ſcheiden, entdeckt kein Aug' genau;
Am Thor des alten Schloſſes band ſie den Zelter an,
Und ſtieg zum Prachtgelaſſe der Burgfrau frei hinan.

Es ſaß die hohe Herrin im goldgeſchmückten Saal',
Rings an den Wänden prangten Denkbilder ohne Zahl,
Gar ſeltne Schildereien von Meiſterhand erſchaffen,
Darüber Siegespanner, darunter ſcharfe Waffen.

Sie ſaß ſo ſtill und ſinnend, als wie im Zaubertraum;
Schlug ihr ein Herz im Buſen? Das Leben merkt' ich kaum;
Kein Hauch ſtrich durch die Fenſter; auf ihrer Stirn der Kranz
Von Epheu lag, als deckt' er ein Marmorbild voll Glanz.

Wie nun die Pfort' erſchloſſen, die Jungfrau trat herein,
Von mildem Glanz umfloſſen, gekrönt mit Morgenſchein,
Und neigte ſich zur Herrin, und küßt' ſie ſchweſterlich, —
Da war's, als ob der Zauber, der ſie verſteinte, wich.

Sie regte ſich in Freuden, ſie ſtieg von ihrem Throne,
Sie löſ'te aus den Locken des Epheu Rankenkrone,
Das Herz ſchlug ihr ſo mächtig, befreit von wucht'gem Erz;
Sie ſah die *Schweſter* wieder und ſchloß ſie an ihr Herz.

Einſt ſaßen ſie ja beide in einem Königs-Garten,
Sie pflegten, zogen Blumen, hochüpp'ge, aller Arten,
Sie ſahen in Roſenhagen viel ſtolze Helden wandeln,
Und helle Schwerter wetzen, und ſcheiden, groß zu handeln.

Da ward das Herz der Einen von mächt'gem Drang entbrannt;
Wie folgten ihre Blicke den Helden in fernes Land!
Und als zuletzt ihr Auge der Recken Pfad verlor, —
Nicht litt ſie's in der Heimath: ſie raffte ſich empor.

Sie nahm ein Schwert zu Händen als feſten Pilgerſtab,
Und ſchritt, die Helden ſuchend, die Erde auf und ab.
An tiefe Ströme kam ſie, ſah jenſeits heiße Schlachten;
Doch heißer, als der Kampf, war all der Jungfrau Trachten.

Und jenſeits ſah ſie fallen wohl manchen Göttersohn,
Und brach am Ufer Lorbeer für ſeine Todtenkron';
Sie konnt' ihn nicht erreichen. Drum pflanzte ſie die Sproſſen
In friſche Erde, draus ſie zu kräft'gen Bäumen ſchoſſen.

Zum dichten Wald ſie wuchſen, zum blüh'nden Labyrinth.
Lang' ging ſie drinnen, ſinnend an All', die ſie geminnt,
Bis ſie aus mächt'gen Felſen das Haus empor ſich ſchuf,
Von dem ſie ihren Todten zuſchickt den Klageruf.

Das iſt die feſte Felsburg, die in dem Urwald ſteht,
Von Namen laut durchſchallet, von Nachruhm überſä't,
Das iſt die feſte Felsburg, an die kein Sturm ſich wagt,
Geſchichte wohnt darinnen, die um die Todten klagt.

Doch auch der Zaubergarten, worin ſie einſt als Kind
Geſeſſen mit der Schweſter, geflochten manch Gewind
Für künft'ger Helden Schläfe, — noch iſt er nicht verdorrt,
Er trägt die alten Blumen, wahrt noch den ächten Hort.

Das iſt der Zaubergarten, nach dem als Argonaut
Der Dichter hoffend ſteuert, der ſeinem Stern vertraut;
Das iſt das ſel'ge Eiland, wo ew'ger Frühling webt,
Wo durch den Quell der Jugend das Todte wieder lebt!! —

Geſchichte ſah Männer fallen, und weint um die Verlornen;
Sage ſieht Männer leben, und herrſcht mit den Erkornen;
Denn wer nur ganz geweſen, der wird auch ewig ſein,
Herr iſt er aller Zeiten, kein Hügel ſchließt ihn ein. —

Geſchichte lauſchte milde, vom Mund floh ihr kein Ach,
Als von dem Heimathlande die Sage hold ihr ſprach,
Als ſie der Schweſter Züge, die langentbehrten, ſchaute
In ew'ger Jugendfülle das Antlitz noch, das traute.

„O laß, wie einſt, uns wieder", ſo bat ſie, „Schweſtern ſein,
Mich wieder Roſen tragen, und trinken Morgenſchein,
Und Hand in Hand ſie ſuchen, ſie, die ich nie vergaß,
Seit ich an deiner Seite im Zaubergarten ſaß."

Da tauſchten ſie die Kränze und ſchlangen Arm in Arm,
Und lagen ſich am Herzen recht ſchweſterlich und warm;
Und eh' ſie ſich's verſahen, war eine Dritte da,
Die ſtets der Sage folgte als Freundin fern und nah.

Und eh' ſie ſich's verſahen, war's licht im dichten Wald,
Von allen Zweigen klang es mit ſüßer Herzgewalt.
Des Schloſſes dunkle Räume, ſie wuchſen hell und weit,
Zum Tempel umgeſtaltet, in milder Heiterkeit.

Da ſtrebten ſchlanke Säulen, wo mooſ'ger Fels ſonſt
war,
Da prangten goldne Giebel, wo ſonſt gehauſ't der Aar,
Wo Eulen ſonſt geniſtet, ſchlug Opferglut empor,
Und auf des Altars Stufen ſchritt frei der Helden Chor.

Wer iſt die Zauberfürſtin, die Tag aus Nächten weckt,
Höhlen in Tempel wandelt, mit Götterglanz ſie deckt,
Und Leben lockt aus Steinen, Verſtorb'nes neu beſeelt,
Und freie Männerherzen mit ew'ger Jugend ſtählt?? —

Das iſt die hohe Eine, die unbeſtechlich Treue,
Die Ewige, die Reine, der Freien Schutz, die Freie,
Sie, der die Kön'ge huld'gen mit ihrer reichſten Gunſt,
Sie, Kön'gen ebenbürtig, die lichtgekrönte Kunſt!

Die weiße Roſe.

Zu dem Chore der Karthauſe
Zieht der Mönche düſtre Schaar,
Langſam kommt aus enger Klauſe,
Stumm ſich grüßend, Paar an Paar. —
Von den Lippen bleich und kalt
Das „Memento mori!“ ſchallt,
Drauf in ihren Stühlen nieder
Knieen all' die ernſten Brüder.

Einer auch mit bleichen Zügen
Knie't, der jüngſte im Konvent,
Hat vor ſich, geſchloſſen, liegen
Das Brevier von Pergament.
Wie er's aufſchließt, ſcheu zurück
Bebt er, und mit bangem Blick
Sieht er in der Blätter Schooße
Lächeln eine weiße Roſe.

In dem Kloſter hat die Sitte
Wunderbar gefüget Gott,
Daß, wer aus der Brüder Mitte
Schreiten ſoll in bittern Tod,
Dreier Tag' vor ſeinem End'
Im Brevier von Pergament
(Das im Betſtuhl liegt verſchloſſen)
Sieht ein weißes Röslein ſproſſen.

Dumpf verhallt ſind die Geſänge,
Freundlich naht des Morgens Blick,
Und es wallt die düſtre Menge
In die Zellen ſtumm zurück.
Hinter allen wandelt jetzt
Noch der jüngſte Mönch zuletzt,
Sein Brevier behend und ſchnelle
Legend an des Ältſten Stelle.

Wieder nah'n am andern Tage
Ernſt die Mönche vom Konvent,
Und der Greis lieſt ohne Klage
Im Brevier ſein nahes End'.
Dann mit gottergebnem Blick
Kehrt er in die Zell' zurück,
Faltend zum Gebet die Hände,
Harrend auf ſein irdiſch Ende.

Und am dritten Tage wallet
Abermals der Mönche Schaar,
„Requiem aeternam!“ ſchallet
Rings um eine Todtenbahr'.
Sonder Grau'n der Ält'ſte ſchaut
In den leeren Sarg, er baut
Feſt auf den, der voll Erbarmen
Ihn empfängt in Vaterarmen.

Dumpf verhallet ſind die Klänge
Und es harrt mit ernſtem Blick
Ahnungsvoll der Brüder Menge
Auf des Älteſten Geſchick.
Seine Seel' empfiehlt er Gott;
Sieh' da ſinkt der Jüngſte todt —
Trotzt der Staub des Herrn Beſchlüſſen? —
Nieder zu des Greiſes Füßen.

Meerkönigs Ende.

Er läßt an's Meer ſich tragen
Auf ſeinem Schild von Erz,
Und ruft: „Was ſoll das Klagen
Hier um ein brechend Herz?
Das Schlachthorn laßt mir dröhnen,
Das oft mir ſcholl im Feld!
Froh ſtirbt bei Kriegestönen
Ein alter Nordlandsheld.

„Hebt mich empor, Geſellen,
Daß ich das Meer kann ſeh'n!
Rauſcht mir den Abſchied, Wellen,
Im letzten Abendweh'n! —
Reicht, Freunde, mir zu Händen
Das Schwert! — Den Harniſch ab!
Im Meere will ich enden;
Sein weicher Schooß — mein Grab!

„Mein treues Schiff am Strande,
Das mich zu Siegen trug
Weithin von Land zu Lande, —
Schmückt mir's zum letzten Zug,
Den Maſt mit friſchen Kränzen,
Den Bord mit Beute reich,
Die Segel ſollen glänzen
Schneeweißen Schwänen gleich!"

Und wie's der Greis geboten,
So wird's ihm raſch beſtellt.
„Bringt", ruft er, „auch die Todten
An Bord, die ich gefällt;
Stolz iſt ihr Blut gefloſſen,
Kund gab's die Heldenart;
Drum nehm' ich zu Genoſſen
Sie auf der letzten Fahrt."

Und die Geſellen tragen
An Bord die Todten all,
Die er im Kampf erſchlagen,
Dazu mit Liederſchall
Die Beute, ſeiner Ehre
Wahrzeichen. „„Held, ſag' an:
Was willſt du ſonſt?"" — „Im Meere
Hinzieh'n auf freier Bahn.

„Tragt mich auf meinem Schilde
An Bord! — Habt Dank. So recht!
Ich ſank auf dem Gefilde
Ein Sieger im Gefecht;
Ich ſank bei Mittagsſchimmer
Und fühl' des Abends Nah'n;
Meerkönigs Haupt ſoll nimmer
Die dunkle Erd' umſah'n."

Sie trugen ihn und hoben
An Bord; er ſteht am Maſt;
Oft ſtand im Kampf er droben
In ſeiner Waffen Glaſt.
„Die Fackeln jetzt, Geſellen,"
Gebeut er, — „Reiſig drauf!
Lebt wohl! Die Segel ſchwellen,
Den Anker raſch herauf!"

Sie ſind zurückgetreten
An's Land; ab ſtößt das Schiff,
Das ſchon der Brand im ſteten
Auflodern rings ergriff.
Er ſchmiegt ſich an den alten
Meerkönig dicht und feſt;
Die brennenden Segel entfalten
Sich weit im wehenden Weſt.

Fernab das Schiff hingleitet;
Die Nacht brach an; die Glut
Sich wie ein Purpur breitet
Über die dunkle Flut.
Noch wie ein Sternbild blinkt es
Dort an dem fernſten Rand,
Noch ſchimmert's, — jetzt verſinkt es;
„Leb' wohl!“ ſo hallt's vom Strand.

Der Zecher.

„Da droben wär' Einer? Nun, wenn er wär'!
Möcht's wiſſen!
Eine alte Mähr', eine dumme Mähr'!
Laß fließen den Rhein, laß fließen!

Was ſiehſt Du, Schenkwirth, ſo finſter drein?
Möcht's wiſſen!
Schenk' lieber vom friſchen Faß mir ein!
Laß fließen den Wein, laß fließen!"

Der Schenkwirth ſchenkt und ſeufzt dazu, —
Möcht's wiſſen,
Der Zecher ruft: „Du alter Betbruder Du!
Laß fließen den Rhein, laß fließen!

Wenn Einer wär', was thut mir Der?
Möcht's wiſſen!
Ich bin als Menſch ſo viel wie Er.
Laß fließen den Wein, laß fließen!"

Der Zecher lacht, der Schenkwirth ſpricht —
Möcht's wiſſen —
Er ſpricht: „Du trinkſt Dir das Gericht!"
Laß fließen den Rhein, laß fließen!

Der Zecher ſpricht: „So trink' ich's aus,
Möcht's wiſſen,
Und Du hilfſt mir trinken, Du altes Haus;
Laß fließen den Wein, laß fließen!"

Der Schenkwirth ſpricht: „Erbarm' Dich Dein!"
Möcht's wiſſen!
„Deinen Becher gieß' ich aus in den Rhein!"
Laß fließen den Rhein, laß fließen.

Der Zecher ſpricht: „Was ſoll mir der Spott!
Möcht's wiſſen!
Nichts kümmert mich all Dein lieber Gott,
Laß fließen den Wein, laß fließen.

Dies Meſſer werf' ich in die Lüfte hoch,
Möcht's wiſſen,
Wenn Einer iſt, ſo zeig' er mir's doch!
Laß fließen den Rhein, laß fließen!“

Er wirft das Meſſer hoch in die Luft;
Möcht's wiſſen;
Den Becher leert er noch einmal und ruft:
„Laß fließen den Wein, laß fließen!“

Und da ſpringt ihm das helle Blut aus der Bruſt; —
Möcht's wiſſen;
Und es ſchießt in den leeren Becher mit Luſt;
Laß fließen das Blut, laß fließen!

Und der Schenkwirth ſteht und ſieht darein,
Möcht's wiſſen!
Und er ſchüttet den Becher aus in den Rhein.
Laß fließen den Rhein, laß fließen!

Friedrich der Sieghafte von der Pfalz.

Die Feinde in der Pfalz.

1462.

Von Würtemberg Herr Ulrich, von Baden auch der Graf,
Die ſprachen: „Pfalz, was gilt es, daß dich der Hirſch noch traf;
„Der Hirſch hat ſcharf Geweihe, und wie nach friſchem Quell,
„So dürſtet er zu baden im Pfälzer Blute hell!“

Herr Ulrich ſprach beſonders: „Das wär' mir ſeltner Brauch,
„Daß Pfalz nur ſieghaft heiße, und Würtemberg nicht auch.
„Der Pfälzer mag es büßen; wer geizt ſo mit dem Ruhm?
„Dies Schwert in Schwabenfäuſten bringt wohl den Pfälzer drum.

„Ich mag nicht gern es hören, daß man alleine ſpricht
„Vom Pfälzer nur in Ehren, und von dem Schwaben nicht.
„Mag ſich's ſein kühner Vetter in Landshut wohl verſeh'n,
„Viel klüger iſt's, alleine den Waghals zu beſteh'n."

Das hört ein Würtemberger, Hans Rechberg war ſein Nam',
Der ſprach zum Grafen Ulrich: „Eu'r Hoffen, Herr! iſt lahm!
„Mich däucht, es geht auf Krücken, ſobald's die Pfalz betritt,
„Indeß das Glück und Friedrich ſtets halten gleichen Schritt.

„Ich wollt' euch dies nur ſagen: 's iſt eines Mann's Gedanke,
„Der niemals dran noch dachte, daß er im Kampſe wanke.
„Ich mein': auf dieſe Reben trat noch kein Schwaben-Roß;
„Es hat gar feſte Mauern, das Heidelberger Schloß."

Da ſprach Graf Ulrich wieder: „Hans Rechberg, laß das ſein!
„Wir zieh'n in dieſem Monde zu Heidelberg noch ein.
„Steh'n wir im ſtolzen Schloſſe und halten feſtlich Mahl,
„Sollſt Du daran uns mahnen bei der Trompeten Schall."

Und es geſchah im Sommer, wann gelb ſich färbt die Saat,
Da ritt der Graf, Herr Ulrich, zu Stuttgart aus der Stadt;
Bei Pforzheim aber harrte, wie eine Spinn' im Netz,
Mit Spey'rs und Badens Knechten der Biſchof Gürg von Metz.

Und weiter ging die Reiſe, die ſeltne Pilgerfahrt,
Bis ſie am hohen Markſtein die reiche Pfalz gewahrt.
Das iſt der Zaubergarten, worein mit ſtolzer Pracht
Der Himmel ſeinen Segen aufhäuft und treu bewacht.

Von Rebengold und Ähren trägt ſtolz die Pfalz den Kranz,
Nicht mag ſie auch entbehren der Früchte bunten Glanz;
Der Rhein zeigt hell im Spiegel des Landes üpp'ges Bild,
Mit jungfräulichen Küſſen umkoſ't die Luft es mild.

Der Graf und auch der Biſchof erſah'n das blüh'nde Land;
Da ward in Neid und Haſſe ihr Herz gar grimm entbrannt.
Der Graf und auch der Biſchof, ſie ſaßen hoch zu Roß,
Sie ſprengten über die Fluren ſammt ihrem reiſ'gen Troß.

Sie ritten hin bis Bretten auf dieſem ſelt'nen Pfad;
Wer ſchirmt vor Roſſeshufen die goldig reiche Saat?
Und als ſie weiter kamen, zu erndtereifen Feldern,
Viel breite Äſt' ſie nahmen, gebrochen in den Wäldern,

Und banden ſie ihren Roſſen zu Schweifen mächtig an,
So ward zerſtampft, zerſchlagen die Saat auf ihrer Bahn;
Wohl nah ſtand mancher Bettler, noch jüngſt ein reicher Mann,
Und ſprach in ſeinem Jammer: „Weh euch, daß ihr's gethan!“

Der Biſchof und die Grafen, ſie hörten nicht dies Wort,
Sie ſchädigten und tobten mit Grimm von Ort zu Ort,
Bis, wo der Neckar mündet, lag manches Dorf in Brand;
Der Biſchof und die Grafen durchritten frei das Land.

Die Schlacht bei Seckenheim.

1462.

Bei Seckenheim im Felde liegt ein gewalt'ger Leu',
Viel Rittersleut' in Waffen bewacht er ſcharf und treu;
Hellgüldne Mähnen hat er und Krallen gut zum Fang;
Es iſt der Pfälzer Löwe! Der Pfalz wird noch nicht bang.

Es war im hohen Sommer ein heißer Schnittertag,
Als zwiſchen Rhein und Neckar des Pfälzers Ehre lag,
Da ſchritt in froher Ahnung zu einem alten Mann
Der Kurfürſt Friederich und ſprach den Ritter an:

„O vielverſuchter Ritter, Ihr tragt ein herrlich Schwert,
„Das manchen ſtolzen Degen mit Scharten viel verſehrt,
„Hört eines Manns Begehren, der gern gewönne Ruhm.
„Weiht mich zu hohen Ehren im edlen Ritterthum!“

Da ſpricht der alte Degen, Herr Wipprecht zubenannt:
„Kein Herz ſchlägt allerwegen ſo ſtolz im deutſchen Land,
„Als eines grauen Mannes, der dieſes Wort gehört;
„Nie flog aus dunkler Scheide je freudiger ein Schwert!“

Es kniet der Kurfürſt Friedrich, der alte Degen ſpricht:
„Heil mir, daß ich's noch ſchaute, eh dies mein Auge bricht.
„So ſchlag' ich Euch zum Ritter und ſetz' mein Leben ein,
„Will man Sieghafte nennen, ſoll Euer Namen der erſte ſein!

„Jetzt will ich freudig ſterben und bet' aus voller Seel':
„Herr Gott im Himmel, löſe mich rein von allem Fehl'!
„Nach dieſer höchſten Ehre taugt nun mein Schwert allein
„Zum letzten frohen Siege; ſterb' ich, ſenkt's mit mir ein!“

Herr Wipprecht ſprach's und küßte ſein Schwert, das ſtets er trug,
Wie er den edlen Friedrich damit zum Ritter ſchlug,
Laut ſchallen die Trompeten; die Donnerbüchſen dröhnen,
Der Leu wird ungeduldig und ſchüttelt ſeine Mähnen.

Jetzt aber, wie ein Sturmwind ſich durch zwei Wetter drängt,
So bricht der Kampf die Feſſeln, in Schranken lang' geengt.
Nun, Baden, bad' im Blute; nun, Metz, wetz' Dein Geſchoß;
Ihr Hirſchgeweihe zittert! — Der Leu ſcheut nicht den Stoß.

Das heißt doch recht ein Treffen, wo viel getroffen wird,
Der Hirſch, und mit der Heerde der rauhe Seelenhirt;
Um Gott! wer ſtürzt den Leuen dort in dem dicht'ſten Kampf!?
Er ſinkt. Nicht mehr zu kennen iſt er in Qualm und Dampf.

Herr Wipprecht ſieht's von ferne, und ſpornt ſein gutes Roß:
„Mein' Seel'! des Friedrich's Rappen traf eben das Geſchoß.
„Da ſtürzt ſein edler Renner! ſchon ſind die Feinde nah!
„Schau auf, Du beſter Pfälzer, ſchau auf, ich bin Dir da.“

Es ſprach's der alte Degen, und eilt zu ſeinem Herrn,
Herr Wipprecht iſt getroffen! Er ruft: „Das leid' ich gern.“
Der Kurfürſt aber ſchwingt ſich auf ein andres Roß behend,
Und kämpft ſiegreich alleine, von ſeinem Volk getrennt.

Er ſtreckt mit eignen Händen wohl manchen in den Sand,
Da ſchallt's von allen Enden: „Sieg, Sieg! du Pfälzer Land!“
Nun bad' im Blute, Baden! es iſt dein eignes Blut;
Der Hirſch wirft ſein Geweihe! Der Leu traf ihn gar gut.

Man fing viel edle Herren und Grafen auch dabei,
Von Würtemberg und Baden ſind ihre tücht'ge Zwei!
Der junge Pfälzer Kurfürſt erblickt den edlen Fang:
„Ein ſelt'nes Jagen!“ ruft er, „euch Füchſe ſucht' ich lang'!“

Als er dies ſprach, daneben lag wohl ein blut'ger Mann,
Der ſchaut mit freud'gen Blicken den jungen Sieger an;
Herr Wipprecht war's von Helmſtätt: „Gott ſchütze meinen Herrn!
„Denn ſieghaft wird er heißen; jetzt ſterb' ich wahrlich gern.

„Da ſchlug ich einen Ritter, wie man ihn lang' nicht ſah;
„Man ſoll vom Friedrich ſprechen in Ehren fern und nah';
„Mit mir ſoll man begraben dies Schwert, das ſtets ich trug,
„Das war's, mit dem ich heute ihn ſtolz zum Ritter ſchlug!“

Das Mahl auf dem Heidelberger Schloß.

Zu Heidelberg im Schloſſe ſitzt froh im ſchönſten Saal
Der Pfälzer Kurfürſt Friedrich beim ſtolzen Siegesmahl,
Auch die gefang'nen Grafen, ſie ſitzen mit am Tiſch;
Da ſetzt man, köſtlich duftend, vor Beide Braten und Fiſch.

Es ſchäumt in goldnen Kannen der goldne Rebentrank;
„Den Becher!“ ruft der Kurfürſt, „bring' ich dem Sieg zum Dank!
„Sieg, ſei mir treu vor allen! wie meine Pfalz ſo treu,
„Wie meint ihr, gute Grafen, ob ich verlaſſen ſei?!“

Stumm blickten beide Grafen auf's goldene Geſchirr,
Gar köſtlich ſchmeckt der Braten; „was denkt ihr Herrn von mir?“
So ruft der Kurfürſt freundlich, — „bin ich ein ſchlechter Wirth?
„Ich hab' euch eingeladen und ſicher hergeführt.“ —

„Mit nichten!“ ſpricht Herr Ulrich; „ihr haltet guten Tiſch,
„Gar trefflich ſchmeckt der Braten, gar köſtlich lockt der Fiſch;
„Nur Brod allein vermiſſ' ich; das Brod würzt Speiſ' und Trank.“
Da ſpricht im Zorn der Kurfürſt: „Das nenn' ich ſchlechten Dank!“

Und von dem Mahle geht er zum offnen Fenſter hin:
Die Gäſte folgen ſtaunend; er ſpricht: „Seht den Gewinn!
„Schaut hin auf alle Felder, die ihr zu früh gemäht;
„Jetzt faßt euch ſelbſt die Sichel, die ihren Herrn verräth!

„Speiſ't doch vom lockern Brode der Saat, die ihr zerſtört,
„Ei! werdet ſatt vom Segen, den ausgetilgt eu'r Schwert! —
„Euch duften zwar andre Speiſen, das Brod fehlt euch allein,
„Doch mancher ſeufzt und betet, wär' nur ein Krümchen ſein!

„Ihr ſtolzen Herrn und Grafen! Was gilt euch Volk und Land? —
„Wär' Gott nicht da, zu ſtrafen, ihr legtet wohl die Hand
„Nicht blos an Brod und Saaten, nein an des Volkes Mark!
„Doch Gott im Himmel richtet, und meine Fauſt iſt ſtark.

„Ihr Gäſt' an meiner Tafel! laßt euch nicht ſtören mehr,
„Füllt an den goldnen Becher! der meine, ſeht! iſt leer.
„Und vollgeſchenkt auf's Neue, bring' ich's dem Volke aus!
„Volkslieb' und Fürſtentreue! Der Leu bewacht ſein Haus!"

Trutzkaiſer.

1474.

„In dieſen ſchlimmen Zeiten wer baut mir einen Thurm,
„Darin mein Haupt kann ruhen bei Hagel und bei Sturm?
„So wie im Licht der Sonnen auf's Volk der Herrſcher blickt,
„Der Thurm ſei wie ein König, der ſich vor niemand bückt."

Es ſprach's der Pfälzer Kurfürſt, da trat ein Knecht herein,
Der brachte Plän' und Riſſe; ihm folgte hinterdrein
Ein andrer Knecht in Eile, der trug ein Pergamen;
Blaß waren ſeine Wangen vom ſchnellen Ritt zu ſeh'n.

Der Kurfürſt nahm das Blatt und las mit haſt'gem Blick,
Und rief: „Hier mag ich ſchauen, wie launenhaft das Glück!
„Ich prüfe Plän' und Riſſe zum Thurm und zum Verließ;
„Mein Feind, der Kaiſer, aber macht mir im Plan 'nen Riß.

„Das nenn' ich viel gewogen auf ein geringes Blatt,
„Kurfürſt ſoll nun und nimmer mich nennen Land und Stadt,
„Ein Brief beſiegt den Degen, was nie gelang der Schlacht,
„Dies Blättlein, ſchwarz beſchrieben, legt mich in Reiches-Acht."

Er wiegt das leichte Blättlein, der vielverſuchte Degen;
„Ei!“ ruft er dann mit Lächeln: „das ſind't ſich allerwegen.
„Je nun! ſind ſchlimme Zeiten; wenn ſo ein Wetter droht,
„Da ſucht ein armer Kriegsmann ein Häuslein in der Noth.

„Mag mich der Kaiſer ſchelten, er ſchilt im ſichern Haus,
„Bei'm St. Georg, gemächlich ſpricht er die Acht hinaus.
„Drum, wenn der Kaiſer ruhet in ſeinem Haus zu Wien,
„Bringt's auch der Pfalz nicht Schande, zu thun nach gleichem Sinn.

„Langweil'ger alter Kaiſer! nicht acht' ich Deine Acht;
„Ich hab' doch viel geſtritten, und manches Werk vollbracht,
„Drum kann ich's noch nicht laſſen, und bau' den Thurm mir auf,
„Hoch muß er weithin ragen; Dein Adler ſteh' darauf!“

Man ſtritt zu langen Tagen; und mancher nach der Schlacht
Schlief nach dem längſten Tage die allerlängſte Nacht;
Man ſprach im deutſchen Lande vom „ſtarken“ Friedrich viel,
Der Kaiſer, gleichen Namens, ſchwieg bei dem Namen ſtill.

Die Acht ward weit verkündet ſeit jenem Tag im Mai,
So oft da klang das Wörtlein, der Pfälzer lacht dabei.
Wie ſollt' er auch ſie ſcheuen? zu finden war kein Mann,
Der, als der Acht Vollſtrecker, nur einen Gang gethan.

Nach manchen Wochen aber ſtand auch der Thurm erbaut,
Der von dem hohen Berge in's Land hernieder ſchaut.
„Wie tauf' ich doch den Thurm?“ der Kurfürſt ſpricht's und lacht,
„Denn namlos ſoll nichts bleiben, was ich mit Kraft vollbracht.

„Nun denn zu Schutz und Trutze brauch' ich Gevattern auch,
„Das iſt in allen Landen ein guter alter Brauch,
„Den Schutz trag' ich im Schwerte, der Trutz hat hier Beſtand:
„Trutz-Kaiſer ſoll er heißen!“ — So ward der Thurm benannt!

Des Kurfürſten Liebe und Ehe.

Wer nahm den Leu'n gefangen? Wem iſt das Werk gelungen?
Wer hat den Unbezwungnen nun endlich doch bezwungen?
Er iſt's durch Frauenhulden; er weiß ſich gern erlegen,
Der nie vor Männern bangte, der vielgeſcheute Degen.

In ſeinem ſtillen Schloſſe, im traulichen Gemach
Ruft eine holde Stimme den ſüßen Frieden wach.
In langen Kampfestagen ſchlief er, als wär' er todt;
Nun iſt er auferſtanden im heit'ren Morgenroth.

An wen iſt doch geſendet die Stimme mild und hell?
Sie wogt in Zauberklängen ſanft wie ein Frühlingsquell;
An Friedrich geht die Botſchaft; ſie tönt ihm lieb und werth,
Klirrt auch an ſeiner Seite das kampfgewohnte Schwert.

Wer ſendet doch die Stimme? 's iſt eine edle Frau
Mit Locken goldighelle, mit Augen treu und blau,
Nicht eine ſchön're lebte in aller Jungfrau'n Schaar,
Als Klara, die edle Jungfrau, in Minne mild und klar.

Es klangen alle Saiten, es quoll das ſchönſte Lied
Wie bunter Blütenregen aus Tönen und Gemüth.
Es drang zu Friedrichs Herzen, gar wohl verſtand's den Sinn;
Er ſprach zur edlen Klara: „Willkommen, Sängerin!

„Dein Lied hab' ich vernommen. Willkommen, ſüße Braut,
Dir hab' ich Lieb' und Leben, und Sieg und Ruhm vertraut.
Ich zwang viel ſtarke Degen, Graf, Biſchof, Edelmann,
Nun freu' ich mich am Segen, daß ich Dir dienen kann.

„Wenn ich in ſchlimmen Tagen das Herz voll Sorge trug,
Sorge ſo tief wie Wunden, die je ein Eiſen ſchlug, —
Du heilteſt Sorg' und Wunden mir ſtets mit zartem Sinn,
Und hauchteſt Töne drüber, Du ſüße Sängerin!

„In Minne und in Sitte warſt Du gar treu und hold,
An Huld und hohen Ehren wie feuerhältig Gold;
Laß Deine Huld verſchönen mich jetzt durch Fürſtenglanz,
Laß Deine Treu' mich krönen jetzt mit dem Hochzeitkranz."

Der Prieſter ſprach den Segen, geheim dem Aug' der Welt;
In Liebe pflog ſein Leben der vielgeprüfte Held,
Brautführer war der Friede, der zog im Lande ein,
Der Ruhm wand Hochzeitkronen, das edle Paar zu weih'n.

Im Walde.

Im wilden Walde ſchritt ich fort,
Viel tauſend Stimmen klangen,
Sie lockten hier, ſie drohten dort,
Ich folgt' in Luſt und Bangen.

Der Sturm war's, der mich nach ſich zog,
Der Eichen mächt'ger Schnitter;
Ihm folgend auseinander bog
Ich haſtig der Äſte Gitter.

Und weiter ſtets und weiter drang
Ich in den Wald und lauſchte,
Und horchte auf den Kriegsgeſang
Des Sturms, der mich umrauſchte.

Und jeder Stamm, ſich ſchüttelnd, war
Ein Mann, von Zorn erbebend,
Gewaffnet ſtand die ganze Schaar,
Die Arme frei erhebend.

Feſt aneinander ſchloſſen dann
Die Tüchtigen ſich alle
Und ſtanden wie ein einz'ger Mann,
Gefügt zum ſtarken Walle.

Aus all dem Rauſchen deutlich ſcholl
Das Loſungswort in Nöthen:
„Wenn jeder ſteht wie jeder ſoll,
Wer kann das Ganze tödten?

„Wenn jeder feſt den andern hält,
Wurzeln und Äſt' durchſchlungen,
So trotzen wir der ganzen Welt
Und bleiben unbezwungen.“

Zwei Blinde.

Es ſind ſich Zwei begegnet, allbeid' in einem Amt,
Austilgen heißt ihr Handwerk, dran ſchafften ſie zuſammt;
Die Zwei haben ſich gefunden und ringen um den Platz,
Sie würfeln mit einander wohl um den höchſten Satz.

Blind ſind ſie alle beide. Der Eine hat nie geſeh'n,
Doch trifft er; ſeinen Pfeilen kann kein Lebend'ger entgeh'n.
Dem Andern ſchoß man ſachte ein Aug' um's andre aus,
Und er findet doch alle Glatzen für den Schwung der Keule heraus.

Kein Weib gebar den Einen, und er hat kein Herz im Leib;
Herzlos iſt auch der Andre, doch ihn gebar ein Weib;
Der Eine geht als König ſo frei und wundenfeſt,
Ein Feldherr iſt der Andre, ſein Leib ein Wundenneſt.

Was er drin ausgebrütet in dieſem Neſt herzwarm,
Das iſt von böſen Vöglein ein unzählbarer Schwarm;
Die fliegen um, die röthen, wie rothe Hähn' zum Brand, —
Es iſt ein Heer von Nöthen, das ſchwirrt im Böhmerland.

Da war's im feſten Lager vor Przibislaw der Stadt,
Als vor den blinden Zizka der Tod, der blinde, trat;
Gab ihm 'nen Kelch zum Trinken; der Zizka dankte fein,
„Mich dürſtet's nicht nach Galle“, die Antwort gab er drein.

„Fluch, daß auch ich muß fallen!“ ſo hub er noch die Stimm',
„Und hab' noch nicht geſättigt den nimmerſatten Grimm.
„Fluch, daß durch dies mein Ende manch Glatzkopf ungeſpällt,
„Daß meine eiſerne Keule nur reif zum Roſte fällt!“

„Das laß dich nicht verdrießen,“ hebt drauf der Andre an,
„Ich kann dir's wohl bezeugen: haſt überg'nug gethan.“
Der Zizka ſchweigt und brütet; wie nagt an ihm der Groll,
Daß, wenn er iſt begraben, ſein Schlachtruf ſchweigen ſoll.

Da hört er luſtig wirbeln wohl einer Trommel Schall,
Und luſtig wird er ſelber und ruft: „Herbei jetzt all'
„Feldhauptleut' der Huſſiten! Herbei, wer rings mich kennt!
„Hört an und ſchwört beim Kelche, zu halten mein Teſtament.

„Muß auch mein Mund verſtummen (ein Blinder bringt
mich um),
„Soll er mich doch nicht zwingen, daß ich euch bleibe ſtumm.
„Ich hab' 'ne Haut am Leibe, von Wunden faſt zerſtückt,
„Doch hält ſie wohl als Trommelfell, wenn ihr die
Riſſe flickt.“

Drauf hat den blinden Helden der blinde Tod gefällt;
Nun zog anſtatt des Blinden der Blinde durch die Welt,
Nahm vor ſich eine Trommel und ſchlug den Wirbel laut,
Als ſchritte Zizka ſelbſt einher in Fleiſch und Bein und
Haut.

Sie wirbelte traun ſo mächtig, ſie warb ſo laut, ſo ſtark,
Als dränge noch des Zizka Geiſt den Freien bis tief in's
Mark;
Sie ſcholl wohl hundert Jahre und drüber zu mancher
Schlacht,
Bis daß der Stern am weißen Berg aufging zu ewiger
Nacht.

Des Pappenheimers Wappen.

Er ſaß in ſeinem Kämmerlein,
Der alte Marſchalk Veit,
Er las im Buch der Sterne
Die Looſe künft'ger Zeit.
Frau Salome, ſeine Treue,
Lag ſchwer in Kindesnoth.
Der Alte rang in Angſt und Pein:
„Ein tüchtig Kind verleihe
Du mir, o ſtarker Gott!

„Von Pappenheim der alte Baum
Trug immer gute Frucht;
Gieb, Gott, mir einen Jungen
Vom Kern' nach alter Zucht,
Und gieb mir auch zu kennen
Ein Zeichen ſeiner Art.
Gieb mir's am Himmel oder im Traum,
Wie man ihn einſt wird nennen,
Wenn ſie mich längſt verſcharrt."

Frau Salome ein Kind gebar,
Ein ſtarkes Knäblein war's;
Es blickte gleich ſo freiſam
Mit Augen eines Aar's.
Der Alte kam gegangen
Und hob's an ſeine Bruſt:
„Nun, Gott ſei Dank, ich bin's gewahr,
Mein Bub' lernt niemals bangen,
Das Schwert wird ſeine Luſt."

Da wies der alte Marſchalk Veit
Der Mutter ſtolz das Kind:
„Schau', Mutter, unſerm Jungen
Nur auf die Stirn geſchwind.
Ein Mal iſt drauf, verwegen,
Zwei Schwertern völlig gleich,
Das ſpricht von ſeiner Männerzeit; —
Er wird der beſte Degen
Dereinſt im röm'ſchen Reich."

Der Vater ſprach's, die Mutter ſah
Das ritterliche Mal.
Der Vater rief: „Mein Junge,
Sei einſt ein Mann von Stahl. —
Mein Schwertes-Sproß, friſch keim' er!

Er ſchlägt nicht von der Art,
Sein Schildſpruch ſei: Victoria.“ —
Dem alten Pappenheimer
Rann eine Thrän' in den Bart.

Das Kindlein weint' im erſten Bad,
Dann nie im Leben mehr;
Man tauft' es: Gottfried Heinrich;
Es wuchs gar friſch einher.
Es wuchs zum beſten Degen
Im ganzen deutſchen Land,
Und wenn er zürnt', — dann, Gott genad'! —
Dann war das Mal verwegen
Stets auf der Stirn' entbrannt. —

Da war ein heißer Novembertag
Zu Lützen auf dem Plan,
Da fiel ein ſtärk'rer Degen
Den Mann des Schwertes an;
Der Tod bracht' ihn zu Falle,
Was nie gelang 'nem Feind, —
Bei Lützen auf dem Plan erlag
Auf einem Leichenwalle
Der Mann, der nie geweint.

Sie trugen den Pappenheim vom Feld,
Sie hoben ihn auf die Bahr';
Die Mutter ſah ihn liegen,
Sie rauſte wild ihr Haar,
Sie küßt' ihm Stirn' und Rechte,
Ließ nicht vom Küſſen ab.
Er trug ſein Mal, der gute Held,
Und nahm das Wappen, das ächte,
Mit ſich getreu in's Grab.

Vom Pappenheimer.

Das war eine Nacht im November wie grimm!
Da lagen viel hundert, voll Wunden gekerbt,
Und ſchrieen und ſtöhnten mit heiſerer Stimm';
Es hat ſie all' die Pragerſchlacht verderbt.
Am weißen Berg in der Pragerſchlacht
Haben Zween verloren ihre koſtbarſten Schätz',
Seine Krone der Winterkönig in Acht,
Und das Böhmerland ſeine Freiheit für ſtets.

Wie geſchlagen war die Pragerſchlacht,
Manch ein Prager ſtand da und wartete drauf,
Ob auf der Brücke um Mitternacht
Der Pfeiler nicht donnernd ſpränge auf
Und flöge draus das geflügelte Schwert,
Das fliegen wird in Böhmens bitterſter Stund',
Und ob es nicht ſauſt, dem Feind zugekehrt,
Und ſchlüge den Zwingherrn ſcharf in den Grund?

Doch der Pfeiler hat ſich nicht aufgethan
Und geflogen iſt nicht das rettende Schwert,
Aber Eiſen hat aufgeräumt den Plan
Und den Lebenden hat das Leben nicht Werth;
Und aus tauſend Wunden ruft manche Stimm',
Die Erde vom Blut der Erſchlagenen dampft,
Die Sieger durchjagen das Schlachtfeld grimm,
Von Roſſen wird manche Rippe zerſtampft.

Einer liegt da, der war mit dabei,
Trieb ſein Handwerk baß, denn zum Zeitvertreib;
Den haben ſie zwar nicht gehauen entzwei,
Doch gezeichnet mit Kerben, ſchier hundert am Leib,
Dem gerinnt in den Wunden das Blut zu Eis;
Nie bis heute hat ihm die Schlacht ſo geſchmeckt!
Verſtarrt ihn der Froſt, ſo iſt ihm doch heiß,
Es ward ja der Tiſch heut mit Feuer gedeckt!

Gelegen hat er die Nacht für verlor'n;
Gedanken kommen ihm allerhand,
So brummt er, die Augen feſt zugefror'n:
„Wo halt' ich jetzund wohl Quartier und Stand?
Für die Hölle ſpür' ich zu wenig Leid,
Auch focht ich ja gegen die Ketzer die Schlacht;
Für den Himmel ſchmeck' ich zu wenig Freud',
Auch hab' ich ja meine Beicht nicht vollbracht.

„Wo ich jetzo mag ſein, ich bild' mir's ein;
Bin ich nicht in der Höll' und im Himmel nicht,
Mag wohl mein Quartier jetzt das Fegfeuer ſein,
Zumal mir's in Gliedern wie Dornen ſticht.
Doch, wo ich lieg' und in welchem Quartier, —
Einen rechten Reiter, den kümmert's nicht viel;
Katholiſch bin ich und bleib's auch hinfür, —
Katholiſch machen iſt all mein Ziel."

Da kräht der Hahn und der Rabe krächzt auch;
Und noch hunderte röcheln ihr Leben aus.
Die Sonne wird wach und die Sieger werden's auch;
Der Rabe fliegt aus um köſtlichen Schmaus;
Kömmt manch ein Wallone bei Zeiten auf's Feld,
Manch einer, dem Wamms und Hoſen gar noth;
Geh'n auf blutigen Markt, zu kaufen ohne Geld,
Zahlten geſtern ſchon mit Münzen blutroth!

Einer ſucht und ſpähet und mäkelt nicht lang',
Iſt völlig zerlumpt, an den Waden faſt nackt,
Der gewahrt auf ſeinem Jahrmarktsgang
Den, der im Fegfeuer liegt, ſo vielfach verhackt;
Den Wallonen friert's an die Beine, wie ſcharf!
Ruft: „Kerl! Du haſt gute Hoſen an,
Eines guten Paar's Hoſen ich eben bedarf,
Mit Verlaub nun zieh' ich die Deinen an."

Da muckt ſich der andere unter dem Pferd,
Und ſetzt ſich dem lumpigen Plünd'rer zur Wehr,
Hat noch in der Fauſt ſeinen Stummel von Schwert,
Das iſt voll Scharten gekerbt, wie er.
„Mach' nit viel Weſens!" ruft der Wallon,
„Dein ſauber Paar Hoſen in die Augen mir ſticht;" —
„Ho!" verſetzt der andere, „Hand weg davon;
So wohlfeil ſtirbt der Pappenheim nicht!"

Das hört der Wallone und kraut mit Bedacht
Sich hinter den Ohren und kraut ſich im Bart: —
„Hätt' ſchier ein dummes Stücklein vollbracht,"
So brummt er und bückt ſich nieder und ſcharrt
Und rafft und gräbt unter'm Roſſ' herfür
Den Pappenheimer, der im Fegfeuer lag. —
Und trug ihn nach Prag ſtraks in's Quartier;
Seiner Wunden ein trefflicher Bader dort pflag.

Als der Pappenheim lag auf dem Siechenbett,
Der Bader ihm ſorglich zur Seite ſtand,
Die Wunden künſtlich zuſammen näht,
Und legt ihm Pflaſter mit ſtarkem Verband;
Der Pappenheim wendet ſich hin und her,
Der Bader brauchte faſt hundert Händ';
Dem Pappenheim langeweilt's eben gar ſehr;
Er meint: „Das Heften und Nähen nimmt kein End'."

Nun unter dem Heften und unter dem Näh'n
Vom Kurfürſten Max der Medicus kommt,
Bringt Gruß vom Herrn, iſt geſandt, um zu ſeh'n,
Ob menſchliche Kunſt noch dem Pappenheim frommt?
Der Bader ſpricht: „Ich trau' mich's faſt,
Zu heilen den Pappenheim mit Gottes Huld,
Wenn gleich ſechs Wunden ihn tödtlich gefaßt; —
Hätt' der edle Herr nur nicht Ungeduld.“

Das hört der Pappenheim wohl im Bett,
Und runzelt die Stirn und ruft voll Grimm,
Dem Bader faſt Hören und Sehen vergeht,
So durch Mark und Bein ſchallt des Kranken Stimm'; —
Ruft der Pappenheim: „Das zahl' ich theu'r,
Der Pflaſterſtreicher hat Reden gar fein,
Ich lag zwar 'ne Nacht lang im Fegefeu'r! —
Bei dem Heften und Näh'n ſoll der Teufel geduldig ſein.“

Höher hinauf!

Da war ein ſcharfer Degen, Hans Panzer mit Namen,
Der ſprach im Vaterunſer kein einzigmal Amen!
Er thät dann nach den ſieben Bitten noch eine:
„Herre, mein Gott, in meinem Lebenslauf
Hilf mir nur immer höher und höher hinauf,
So recht als ich's meine.“

Und der Kaiſer, Herr Carolus, ſeines Namens der Vierte, —
Wohin er trug ſein Panner, und ſeine Knechte führte,
All überall fand er Hans Panzern ihm nachgegangen,
Hans Panzer mit ſeinem wildverweg'nen Blut. —
Heiſa! was ſchnitt des Panzers Klinge ſo gut;
Streit war ihr Nam' und Verlangen!

Der Kaiſer, (er wußt' warum), — Männer braucht' er,
Er ſah ſich Hans Panzern an. — „Zum Streit da taugt er.“ —
Sie kamen einmal gefahren in Welſchland gen Rom,
Zu Sankt Peter knieeten ſie alle nieder;
Da ſprach der Hans Panzer ſein Vaterunſer wieder
In Sankt Peters Dom.

Der Kaiſer hört ihn beten; gar wunderlich
Däucht ihm das Vaterunſer; er wandte ſich
Zum Hans Panzer: „Ei ſagt mir, Hans Panzer, das Eine, —
Ich hört' es ſchon allerwegs von wahrhaften Leuten, —
Was ſoll doch Euer Vaterunſer bedeuten?
„„So recht wie ichs meine?““

Herr Panzer riß aus der Scheide ſein Schwert, Streit genannt,
Und gab dem Kaiſer zur Antwort: „Ich führt' Euch nach Römerland;
Nun wißt Ihr all das And're, — Hans Panzer heiß' ich;
Gäbt ihr mir ein Rößlein und auch die goldnen Sporen,
Mein Dank wär' juſt nicht umſonſt, noch verloren,
Hau'n kann ich fleißig.“

Der Kaiſer, als er's hörte, hub an zu ſagen:
„Ich ſoll Dich wohl, Hans Panzer, zum Ritter ſchlagen?!“
Er that es mit den Worten: „Jedem das Seine!“
Hans Panzer ſprach: „In meinem Lebenslauf
Hilf mir, Herre Gott! immer höher hinauf,
So recht als ich's meine.“

Und als der Hans Panzer ein Ritter war,
Ein Schlößlein auf'n Felſen klebt er, wie ſein Neſt der Aar,

Hübſch luſtig war's; das freut ihn; ſchön hoch gelegen!
„Des Hohen iſt die Welt, wer leugnet mir das?
Je höher und immer höher, um ſo baß!"
So meinte der Degen.

Vorbei des Weges unten manch Krämer zog;
Huſch! wie vom Schlößlein oben herab der Panzer flog!
„Das hat man", rief er, „von oben, die Luſt, die Eine.
Hilf, Herre Gott! in meinem Lebenslauf
Mir immer höher und höher hinauf, —
So recht wie ich's meine."

Dies Vaterunſer ſprach er nach jedem Schmauſe,
Und ſchickte federleicht dann die Krämer nach Hauſe.
Er trieb das Spiel gar lange mit rechten Freuden.
Der Krämer gar viele kamen an des Kaiſers Thron:
„O Herre! der Panzer treibt mit Euch Hohn,
Ihr dürft's nicht leiden."

Der Kaiſer ſann nicht lange, und gab den Spruch:
„Dem Panzer ſoll geſchehen doch einmal genug;
Auf den höchſten Berg in der Runde den Dreibein ſetzt,
Da ſoll man ihm helfen zuhöchſt hinan,
Denn nie ward ihm genug gethan
So völlig wie jetzt.

Und als nun der Hans Panzer den Dreibein beſtieg,
So mußt' er halb laut lachen, wie nie im Sieg;
„Hätt' mir's nit ſo vermuthet“ (ſprach er) „beim Weine, —
Gott g'nade meinem Lebenslauf!
Jetzt helfen ſie mir zuhöchſt hinauf, —
Nit recht wie ich meine.“

Hohen-Schwangau.

Wem iſt die Burg doch eigen, die nah am Lech ſich hebt,
Wo ſich die Marken ſcheiden? — Ei, wie ſo ſtolz ſie ſtrebt!
Auf Bayerns Boden fußt ſie, und blickt ſo frei hinein
Jn's ſchöne üpp'ge Schwabenland und in's Tyroler Geſtein.

Das iſt 'ne Burg der Ehren, ein rechter Lug'insland,
Da ward die Minneharfe gerührt von Kaiſerhand,
Noch wehen die alten Lieder um's Schloß bei Mitternacht,
Und ſäuſeln bis zum Untersberg: ob Stauff noch nicht erwacht?

Wo ſich drei Marken ſcheiden, da ſteht das alte Schloß;
Von dreien Heldenſtämmen trug es gar manchen Sproß,
Dreiäſtig ſchlingt der Eppich ſich um den Thurm dort hin;
Von Welfen und von Stauffen, von Schyren zeugt dies Grün.

Da, wo dein Fuß jetzt weilet, hier unter'm grauen Thor,
Weißt du, wer einſt hier weilte, wer trauernd ſchritt hervor?
Die Stelle iſt geheiligt! — eine Mutter ſtand darauf,
Die weint' in banger Ahnung hier um den letzten Stauff.

O eile nicht vorüber! hier brach ein Mutterherz,
Es brach durch Trennung eher als durch den Todesſchmerz;
Zwei Ranken ſind verſchlungen am Stamm des Immergrün; —
Hier ſchied von ſeiner Mutter der edle Konradin!

Und ſiehſt du dort die Kammer? Tritt ein, entblöß' dein Haupt;
Hier lag ein Mann geborgen, der treu an Gott geglaubt,
Und Gott hat ihn geborgen, ein Mann hat ihn geführt, —
Den Löwen deutſcher Zunge, ſo lang' ein Herz ſich rührt!

Zu Augsburg war's, — ſagt, denkt ihr noch, Dunkelmänner, d'ran?
Ihr hättet's gar zu gerne dem Luther angethan! —
Ihr gabt ja frei Geleite, ihr dachtet an den Huß; —
Doch eurer hunderttauſend wenden nicht Gottes Schluß.

Es ſaß ein Mann in Augsburg, — wollt' Gott, jetzt gäb's dergleichen,
(Die Art ſcheint ausgeſtorben, doch Dunkelmänner ſchleichen
Noch heut) ein guter Mantel deckt' Luthern dazumal,
Deckt ihn vor Flamm' und Giften und vor geweihtem Stahl.

Es war der Langemantel, in Augsburg wohl bekannt,
Der bot dem edlen Luther zum „Dahinab“ die Hand,
Die Schwarzen, als ſie's hörten, ſie ſprachen unverholen:
„Der Teufel half dem Luther, und hat ihn uns geſtohlen.“

Sie beſtellten einen Maler, ein Männlein taub und alt,
Dem ſchrieben ſie das Mährlein auf, er hat's am Thor gemalt! —
Wär' er nicht taub geweſen, er hätt' es nicht geglaubt! —
Doch tauſend giebt's, die glauben's noch, weil's ihre Väter geglaubt.

Der Freiberg ſaß im Schlößlein hier, und ſchloß es Luthern auf;
Nun war's ein Berg der Freien, ein Freier ſtand darauf;
Hier lag der deutſche Löwe, im Zwinger und doch frei;
Drum billig, daß auch heute hier herrſcht ein junger Leu.

Und junger Leu von Bayern, ruhmvollen Stammes Sproß!
Recht haſt du dir geeignet der Treue altes Schloß,
Nun blicket dich aus Bildern rings deutſche Treue an,
Was deine Ahnen thaten, dein Volk für ſie gethan!

Wenn du auf weichem Lager willſt pflegen kräft'gen Traums,
Sprech' es aus jeder Ecke des bunt bemalten Raums!
Der Panther hier von Ingolſtadt, der deinen Feind zerreißt,
Die ſchlichten Helm' von Landshut, die ſchützen dich gar dreiſt.

Die Roſen auch von Moosburg trag' um den Fürſtenhut; —
Volkslied', ein Roſenkränzlein, drückt nicht und duftet gut! —
Von Regensburg die Schlüſſel, ſie mahnen ewig neu:
Der beſte Schlüſſel zum Herzen des Volks heißt: Fürſtentreu'!

Der Mönch auf Hohenſchwangau.

„Wer klopft ſo ſpät in ſtiller Nacht?“
Des Hauſes Hüter ſind aufgewacht,
Von Freiberg, die beiden wackern Degen,
Bekannt als gaſtlich allerwegen,
Sie treten raſch an des Schlößleins Thor:
„Sagt an, ihr draußen, wer ſteht davor?“

„Ein langer Mantel bringt eine Kapuz',
Bei guten Harniſchen ſucht ſie Schutz.
Ihr zween Freiberger, wollt ihr ſie leiden?
Etliche wollten die Kapuz' zerſchneiden,
Etliche Motten, wenn noch ſo klein,
Hätten ſich gern geniſtet hinein.“

„Und iſt's ein langer Mantel, den kennen wir gut.
Langmantel! komm' in der Freiberger Hut.
Und ſteckt in der Kapuz' ein frommer Scheitel,
Wollen ihn ſchirmen; dies Wort iſt nicht eitel;
Ob uns ein Glatzkopf auch ſonſt nicht behagt,
Kommt nur herein, nicht weiter befragt.“

„Ihr zween Freiberger, da ſind wir Beid',
Der Langmantel und das Ordenskleid.
Schaut: Ein Mönch, kann ein Schwert auch führen,
Und geht doch heimlich anjetzt terminiren.
Sein Schwert iſt die Wahrheit; drum mußt' er fort;
Er geht terminiren mit Gottes Wort!

„Ihr zween Freiberger, das iſt der Mann,
Der ſagt: „„Gottes Wort, das laſſet nur ſtahn!“
Von Augsburg ſind wir heimlich entritten.
Gott half ihm aus der Meuchler Mitten,
Die Kraft des Herrn ward ihm als Stab,
Und ein Engel wies ihm: „„Da hinab!““

„Nun werden ſie ihn ſuchen gar bald,
Die Großen, die Kleinen und Jung und Alt,
Die Dicken, die Dünnen, die Schreier, die Heiſern,
Mit Worten von Wachs, und mit Werken gar eiſern,
Und werden's ausſprengen zu Jedermanns Graus:
Dahinab half ihm der — Teufel hinaus.“

„Den Teufel“, ſpricht der Mönch, „fürcht' ich nit,
Von dem Wort Gottes laſſ' ich nit,
Ob ſie ſchrauben, martern und plagen,
Bis an's End' werd' ich die Wahrheit ſagen.
Helf' Gott mir, ich kann nicht anders, Amen!
Martinus Luther heiß' ich mit Namen.“

Und als der Mann Gottes, unbefragt,
Zu den zween Freibergern dies Wort geſagt,
Da ſind ſie voll Freuden hoch aufgeſprungen
Und haben ihn als deutſche Männer umſchlungen:
„Kehrt ſolch ein theurer Gaſt uns ein,
Soll ein deutſches Herz ſein' Lagerſtell' ſein."

Der alte Ritter.

Kaiſer Max, der Ehrenreiche,
Reitet fort aus Augsburgs Mauern,
Und der Reichsſtadt Bürger trauern;
Ob ſie je ihn wieder ſchauen?
Wie ſo trüb der alte, bleiche
Kaiſer trabt auf ſanftem Schimmel!
Wie ſo freundlich klar der Himmel
Blicket auf den Grauen!

„Lebe wohl“ (mit matten Lippen
Spricht der Kaiſer dieſe Worte),
„Lebe wohl, des Südens Pforte,
Augsburg, lieb mir ſonder Gleichen!
Nie vom Ehrentrunk mehr nippen
Werd' ich, ſteh' mit einem Fuße
Schon im Grab; die Hand zum Gruße
Laß mich dir noch reichen!“

Frauen, Männer, Greiſe, Knaben
Drängen ſich, die Hand zu faſſen;
Nimmer ſah'n der Reichsſtadt Gaſſen
So bekümmert Volk wie heute.
Fernab jetzt die Roſſe traben
Nach Tyrols umfelſ'ten Marken,
Wo, im Weidwerk zu erſtarken,
Max ſo oft ſich freute.

„Laſſet uns nach Füßen reiten,
Nach dem Schlößlein“ (ſpricht er winkend),
„Deſſen Thürme goldig blinkend,
Stehn auf dreier Länder Luge. —
Ach, in unbekannte Weiten
Sehnt mein Herz ſich, erdenmüde;
Flög' auf einem Heldenliede
Ich im letzten Fluge!“

„Auf dem Schloß iſt gut zu raſten.
Hat nicht Luther dort geraſtet,
Jener Mönch, den ihr verpaßtet,
Der am Leib euch ſollte büßen?
Wie? im ſelben Schloß zu gaſten? — —
Wird das Auge mir ſchon trüber?
Ach die Sonne ziehet drüber,
Scheidend mir's zu küſſen!

„Sonne! Fürſten ſind wir beide; —
Du wirſt wieder bald gefunden,
Bringſt die altgewohnten Stunden
Deinem Volk, — den Menſchen, wieder.
Ich auch fühl's, wie bald ich ſcheide;
Doch mit mir, dem alten Knaben,
Wird die alte Zeit begraben,
Und ſie kommt — nicht wieder!

„Rüſt'ger Hände kühne Thaten,
Namen, hell vom Waffenruhme,
Und die ſchöne Wunderblume:
Ritterthum, wird mit begraben.
Keimen werden neue Saaten,
Treten werden in die Schranken
Neue Ritter, — die Gedanken,
Leuchtend, hoch erhaben.

„In der Abendſonne Klarheit
Seh' ich ſchon zum Kampf ſie jagen,
Kühn das Wort als Lanze tragen,
Seit der Aufruf donnernd hallte.
Ihre Dame iſt — die Wahrheit;
Ach, im Scheiden macht mir's Wonne,
Daß um's Licht, o Mutter Sonne,
Kampf ſich, Sieg entfalte!"

Landgraf Philipp, der Großmüthige.

Der Frühling kommt, mit Helm und Speere,
Ein leuchtend Schwert in ſeiner Hand;
Er zieht heran für deutſche Ehre,
Sein Ruf: „Ein freies Vaterland!
Nicht länger ſoll in dumpfen Mauern
Des Volkes allgemeiner Hort,
Der Geiſt, als ein Geſangner trauern,
Nicht länger ſei gebannt, o Wort!“
Da ſpannt der Lenz den goldnen Bogen,
Die Pfeile fliegen weit und breit;
Und Fürſten kommen hergezogen
Zu ihm als ritterlich Geleit.
Sie reichen ſich die ſtarken Rechten
Und freudig ruft ihr beſter Held:
„Die Wahrheit treulich zu verfechten,
Gilt mehr als alles Gut der Welt!“

Der Kaiſer zittert!

Ei, wie er ſo lungert und lauert,
Und ſtiert und ſtarrt und ſtaunt mich an,
Wie's euch durchrieſelt, durchſchauert,
Als ſpräch' ich's zur böſen Stunde,
Wenn's frei mir ſprudelt vom Munde: „
„Schaut, daß auch ein Kaiſer zittern kann!“

Wär' er von Stahl oder Steine,
Nicht überlief' euch die Gänſehaut,
Doch weil er von Fleiſch und Beine,
Und hat zerbrechliche Glieder,
Und wirft ein Lüftchen ihn nieder, —
Das iſt's, wovor euch ſo gruſelt und graut.

Es kam von Wien geritten
Der römiſche Kaiſer Ferdinand,
Er ritt durch Böheims Mitten.
Auf dem Altſtädter Ringe wohl funkelt's,
Sonſt dämmert's und ſchattet's und dunkelt's
Im felſenummauerten Böhmerland.

Und als er kam am Abend
Nach Czaslau, in die freundliche Stadt,
Da ward getiſcht gar labend,
Was Wald und Ströme gaben;
Es ſchmauſten und ſchwatzten wie Raben
Des Kaiſers Schranzen und wurden nicht ſatt.

Und da ſie ſaßen bei'm Weine,
Der Kaiſer hatte bald Überdruß,
Es ließ der Fromme (alleine
Nur hungernd, die Seele zu ſpeiſen,)
Das alte Kirchlein ſich weiſen,
Und trat hinein mit frommem Gruß.

Er faßt den Weihwaſſerwedel,
Da ſchmettert's an ihn, laut donnernd im Fall,
Dicht nieder vor ſeinem Schädel;
Das iſt eine eiſerne Keule.
Und, wie ein Mordgeheule,
Dumpf grollt der brummige Wiederhall.

„Mein Heiland! ſei mir gnädig!“ — —
Er ſtammelt's aus blaſſen Lippen hervor;
„Schier war ich des Lebens ledig. —
Wer mag in dieſen Mauern
Auf mich verräth'riſch lauern?
Dort hinter'm Altar? — Dort auf dem Chor?“

Drauf ſprach der Küſter leiſe,
Demüthig ſich neigend vor dem Herrn:
„Herr! Das iſt eigne Weiſe.
Das waren des Zizka Gewaffen;
Selbſt todt will er noch damit ſchaffen,
Rechtgläubige Fürſten hatt' er nicht gern."

„Verſtumme, du Unglückseule",
Spricht drauf der Kaiſer in Grimm und Grau'n,
„Und wär's des Zizka Keule,
So grabt aus des Verruchten Gebeine
Und tilgt ſein Bild von dem Steine,
Keines Böhmen Aug' ſoll es je mehr ſchau'n!"

Nun letzte an Zizka's Gebeine
Der Glaubenshaß ſich im Hohn noch ſpät;
Doch die Pfaffen ſprachen bei'm Weine:
„Der Zizka ſchreckt fürder wohl keinen,
Sein Name ſelbſt, — als wir vermeinen, —
Iſt bald, wie ſeine Aſche verweht."

Der Küſter aber, der alte,
Sprach ſterbend, als er Beichte gethan:
„Ich weiß eine ritzbare Falte,
Und wüßten's Viele und — Alle, —
Mancher Hohe käme zum Falle. — —
Ich weiß, daß ein Kaiſer auch — zittern kann!"

Des Fuggers Feuerwerk.

Im Zwielicht war's, am Feuer ſaß
Der Kaiſer, hub ſein Venedigerglas
Voll Heiltranks an die Lippen;
Von Drangſal iſt das Herz ihm ſchwer,
Das Fieber ſchüttelt ihn gar ſehr; —
Vergeußt den Trank bei'm Nippen.

Das Feu'r, koſtbar, von Würz' und Zimmt,
Iſt ausgebrannt, die Kohl' verglimmt,
Der Kaiſer vergaß zu ſchüren.
Vor ihm der Weber von Augsburg ſtand,
Den dauert's, als die Glut verbrannt,
Nun ſollt' ein Kaiſer frieren!

Und aus dem Mantel ſchlicht und ſchlecht
Viel Briefe zieht er, all' gerecht,
Und legt ſie auf die Kohlen,
Und bläſt mit Macht, bis daß die Glut
Friſch kniſtert, wie voll Lebensmuth,
Und lächelt dann verſtohlen.

Die Briefe brennen lichterloh,
Der Fugger ſpricht ſo frei und froh,
Als trüg' er des Kaiſers Kronen:
„O kaiſerliche Majeſtät!
Was meinſt Du, daß hier brennen thät?
Da brennen zwei Millionen.

Mit Deiner Gunſt unterſtand ich's mich,
Die Briefe Dein, ſie brannten Dich,
Nun geben ſie hellen Schimmer!“
Der Kaiſer, baß gewärmt, verſetzt:
„Kein ſchöner Feu'r ſah ich bis jetzt,
Mich dünkt: mich friert's ſchon nimmer!“

Eine Thräne für Konradin!

Durch die Alpenſchlucht, an den Klippen der Flüſſe,
Am Ufer der See'n, drüberhin fliegt der Aar,
Heim pilgert die Mutter, wund ſind ihre Füße,
In Jammer zerrauſt ihr blondes Haar.

Bevor ihr's ſterbliche Lippen vertrauen,
Hat der König der Lüft' ihr die Botſchaft geſagt;
Wohl Balſam Thränen ſind, aber ſie thauen
Der Mutter nicht, die um Konradin klagt.

Wo ſie Menſchen begegnet, die Reichen, die Armen,
Die redet ſie an mit dem Gruß und dem Fleh'n:
„Eine Bettlerin bin ich! O habet Erbarmen!
Laßt ohne Gabe nicht weiter mich geh'n!

„Nicht Brot mir, nicht Trank, mich daran zu erlaben,
Thränenlos bettl' ich um höhern Gewinn, —
Er ſtarb unbeweint, und ſo liegt er begraben! —
O ſchenkt eine Thräne für Konradin!"

Der Rothbart auf der Tiberbrücke.

Das iſt ein Tag der Wonne,
Den merke, Rom, dir gut.
Nie ſtolzer ſank die Sonne
Hinab in blaue Flut. —
Du haſt's für möglich nie geglaubt, —
Schau, Welſchland, wie auf deutſchem Haupt
Die Kaiſerkrone ruht!

Jetzt beuge dein Genicke,
Rom, unter'm deutſchen Fuß,
Sankt Peters Baſilike
Hall'te vom donnernden: Muß!
Weltherrſcher, legt euch ſchlafen,
Träumt von der Herrſchaft, — Sklaven, —
Wachen bringt euch Verdruß!

So ſtill auf allen Wegen!
Ja, das iſt Roma's Nacht.
Kein Picken von Herzſchlägen,
Nicht Aug', nicht Sorge wacht;
Der Rothbart löſt die gold'ne Kron' —
Kurz trägt er ſie, ſie drückt ihn ſchon, —
Vom Haupt ſich ſtill und ſacht.

Er ſchlummert auf weichen Kiſſen ein,
Da überkommt's ihn ſanft,
Als hätt' er ſüßen welſchen Wein
Genippt vom Kelchesranft;
Er träumt von Deutſchlands Ehren, —
O könnteſt ewig währen,
Du Traum, ſo ſtolz und ſanft!

Wer ſtört des Kaiſers Ruhe?
„Wach' auf, o Kaiſer, ficht!
Schläfſt ſonſt in blut'ger Truhe,
Bevor's im Oſt wird licht."
„„Wer weckt? Wer ruft?““ — „Mord, Meuterei,
Doch deine Deutſchen ſind ſtark und treu;
Wohlfeil zahl' Eidbruch nicht!"

Da ſpringt er auf vom Bette,
Der Rothbart, faßt ſein Schwert;
Indeß ſchon um die Wette
Verrath mit Treu' verkehrt.
Die welſche Saat geht blutig auf, —
Zu Hauf geknäult, gewürgt zu Hauf,
Bunt über Nacht beſchert!

Hier wälzt ſich's, — da ein Stocken,
Und drum ein rother Bach,
Wie rufen alle Glocken
Die ſchläfrigen Römer wach! —

„Mein Roß! — So will ich euch lenken,
Und müßt' ich den Bart mir tränken
Bis an die Lipp' im rothen Bach."

Der Rothbart hie und dorten,
Und mitten ſtets in der Schlacht!
Das iſt ein fleißig Morden, —
Handwerk der Mitternacht!
„„Wie ſich's auf welſchen Nacken ruht!
Der welſche Dolch der trifft doch gut
Hindurch die Kaiſerpracht!""

„„Wo habt ihr eure Panzer;
Deutſche, ſchlaft ihr nicht drein?
Biſt, Kaiſer, noch ein ganzer?
Wirſt bald ganz Leiche ſein!"" —
Da ficht er, hoch zu Roſſe; —
Das Thier von manchem Stoße
Stürzt, — „„Auf den Kaiſer ein!""

„Hätt' ich nun Schild und Wehre,
Dann macht' mein Schwert mich frei!" — —
„„Dein Schwert — iſt deutſche Ehre,
Dein Schild — iſt deutſche Treu',"" —
Wer ruft's? Wer drängt zurück den Tod?
Ein deutſches Herz! Ja, das that noth. —
Schild — Leib, — 's iſt einerlei.

Das thaten ihrer Zweie,
Fragten nicht lange nach,
Heinrich, genannt der Leue,
Otto von Wittelsbach.
Der zweite trägt die Ehre
Voran als Fahn' dem Heere,
Den Kaiſer trägt der Leu' gemach.

Und trägt ihn, ſicher vor Wunden,
Treu wie ein liebend Weib,
So viel auch Welſch' umſtunden,
Deckt ihn mit ſeinem Leib. —
Der Kaiſer und der Leue!
Die Herrſchaft und die Treue! —
Du deutſche Treu', auf ewig — bleib!

Wie er ihn abgeladen
An einem ſichern Ort,
Geht er, ſich friſch zu baden
In Ruhm, kampfdurſtig fort.
Er treibt die Welſchen zu Paaren,
Er faßt den Sieg an den Haaren,
Schleppt ihn in Kaiſers Hort.

Er und der Wittelsbacher
Verſteh'n beid' eine Kunſt,
Treiben ſie nicht zum Schacher
Und nicht um Fürſtengunſt.

Schaut, wie mit beiden Händen
Sie deutſche Hiebe ſpenden
In rechter Herzensbrunſt!

Die Tiber hat 'ne Brücke,
Darunter ſtockt der Strom,
Darauf zerbricht in Stücke
Dein Trotz, du ſtolzes Rom!
So wird dir zugemeſſen,
Daß du des Schwur's vergeſſen,
Den du gethan im Dom.

Und als das Werk vollendet,
Da tragen friſch die Zwei,
Zum Kaiſer, — der ſie verpfändet —
Das Banner und die Treu', —
Die Fahn' mit Siegeskunden,
Der Leu den Kopf voll Wunden,
Das Antlitz froh, herbei.

Ihm war's zu Muth voll Wonnen,
Dem Kaiſer Leid geſchah,
Da er aus offnem Bronnen
Das lautre Rieſeln ſah.
Er trocknet an der Quelle
Dem Leu'n das Blut, das helle: —
„Du warſt zur guten Stund' mir nah."

Der Löwe drauf kopfſchüttelnd:
„Das iſt ja nichts als Schweiß.“
Und lacht, den Panzer rüttelnd:
„Es war mir gar zu heiß!
Noch brennt mir's in den Gelenken.“ —
Der Kaiſer: „Ich will dir's denken!“
Der Löwe drauf: „Ich weiß!“

Heinrich der Löwe in Regensburg.

Vor Regensburg iſt über Nacht
Noch eine Stadt gewachſen.
Wer hat den Keim doch eingebracht,
Die Schwaben oder die Sachſen?

Die hat der Rothbart aufgebaut
Ganz von ſchneeweißen Linnen,
Ein Adler flattert drüber, ſchaut
Stolz auf die bunten Zinnen.

Da ſind die Fürſten all' hinaus,
Dem Kaiſer frei entgegen, —
Auf jedem Zelt ein friſcher Strauß,
Blumen auf allen Wegen!

„Was ſchafft der Kaiſer wohl im Feld,
Als wollt' er Oſtern halten?
Es prunkt wie eine Pfalz ſein Zelt,
Mit Zierrath, mannigfalten.

Die Beſten all' vom deutſchen Land,
Geſchmückt mit beſten Waffen,
All' wie im Bräutigamsgewand, —
Was haben ſie zu ſchaffen?

Und wie ſie all' ſich dicht geſchaart,
Ein fürſtlich edler Haufen; —
So ſchimmert hell der rothe Bart
Des kaiſerlichen Stauffen!

Und tritt der Leu den Kaiſer an,
Und giebt ihm ſieben Fahnen, —
„Hier, Lehenshaupt, — die Spitzen dran
Sind Rechte meiner Ahnen!“

Der Kaiſer ernſt und ſinnend blickt,
Er wägt des Stolzen Worte,
Dann freundlich er dem Welfen nickt,
Winkt ihm zur Zeltespforte.

„Nimm, du mein Schild, o Welfenſohn,
Des Bayerlandes Schilde.
Der Löwe ſchützt des Kaiſers Thron
Und trotzt dem Feind, der wilde.

„Ich dachte dein! Ich denke dein!
Ich hab' ein gut Gedächtniß!“ —
Der Welf halb laut: „Längſt iſt es mein,
Es iſt mein gut Vermächtniß.“

Jaſomirgott daneben ſtand
Und faßt in's Aug' den Kecken;
Der Kaiſer ſprach: „Ich brauch' 'ne Hand,
Um Deutſchlands Herz zu decken.

„Ihr Fürſten, nicht um Länderneid
Meßt euch mit ſcheelen Blicken!
Gleich edel ſeid ihr alle beid',
Gleich brav in allen Stücken.“

Er winkt dem Leu'n, der lächelt ſtill
Und reicht dem Feind zwei Fahnen;
„Jaſomirgott, nehmt, — weil ich will — —
Verzeih'n mir's meine Ahnen! —

„Ein gutes Theil vom Bayerland,
Das ſchöne Öſterreiche,
Die Mark voll Mark, vom Leib die Hand,
Die ich euch willig reiche.“

„Ich bin noch reich und werde ſtark,
Will's Gott, durch eigne Ehren,
Daß ich wohl kann ein Stücklein Mark
Verſchenken und entbehren.“

Dem Kaiſer ward das Herz gar ſchwer
Vom Übermuth des Kühnen; —
„Jaſomirgott, nun tretet her,
Als Fürſt ſollt Ihr mir dienen.“

„So nehmt von mir als Herzogthum,
Was er als — Mark gegeben,
Und hütet drinnen Deutſchland's Ruhm,
Selbſtherrlich, mir zuneben!“

Der Welſe beißt die Lippen ein
Und ſchweigt im Trotz und denket:
„Mehr nenn' ich einſt durch Siege mein,
Als was ich dem geſchenket!“

„Ich hab' die Kraft, ich hab' den Muth,
Ich will nicht bleiben ſtehen. —
Sie ſollen mich, bei Chriſti Blut,
Noch fühlen, bei mir flehen!“

Heinrich's des Löwen Meerfahrt.

Der Welfenſohn mit frohem Muth
Zog über blaue Meeresflut,
Das Grab des Herrn zu ſchauen.
Wohlauf, du wackres Welfenblut,
Wohlauf, laß dir nicht grauen.

Als er das Grab des Herrn verehrt,
Trug er durch's heil'ge Land ſein Schwert,
Zum Schutze aller Schwachen.
Den Namen Löwe ehrenwerth
Will er auch hier vermachen.

Er kam in einen dichten Wald.
Ihn lockt Gebrüll, das draus erſchallt;
Da iſt ein Leu in Nöthen!
Da eilt der Löwe alſobald,
Des Löwen Feind zu tödten.

Er ſinnt nicht lang', er ſäumt nicht lang' —
Da ſieht er eine mächt'ge Schlang',
Die einen Leu umwunden.
Er haut entzwei den lebend'gen Strang,
Hat ſchnell den Leu entbunden.

„Nun biſt du frei, du fürſtlich Thier;
Jetzt Waldeskönig, kämpf' mit mir,
'nen Leu'n ſiehſt in mir wieder!“
Der Leu jedoch wie'n Hündlein ſchier
Streckt ſich vor'm Welſen nieder.

Der Welſe recht verwundert ſteht;
Und wie er gar von dannen geht,
Der Leu folgt ſeinen Schritten;
Läßt ſich nicht ſcheuchen früh und ſpät
Selbſt unter Menſchen mitten.

Und als der Welf zu Schiffe ſteigt,
Der Leu ſich treu zur Seit' ihm zeigt,
Und ſpringt ihm nach zu Borde.
Und mit Erſtaunen ſieht's und ſchweigt
Des Schiffsvolks rohe Horde.

Ein friſcher Wind die Seegel ſchwellt,
Auf dem Verdecke unter'm Zelt
Ruhen die beiden Leuen.
Schläft einer, der andre Wache hält
In ritterlichen Treuen.

Und als ſie ſind auf weitem Meer,
So fährt ein Sturm mit Macht einher,
Das Schiff g'rad zu verderben,
„„Das Unglück bringt der Löwe her; —
In's Meer! drin ſoll er ſterben!“ “

Sie ſchleudern, — ob der Herzog ſchilt —
In's Meer den Löwen treu und mild,
Friſch eb'nen ſich die Wogen.
Da kommt — o ſchaut das ſelt'ne Bild —
Der Leu ſchwimmend gezogen.

Er ſchwimmt mit Macht, er folgt dem Herrn,
Er will nicht bleiben von ihm fern, —
Der Welf kann's nicht verhalten.
Er weint und zeigt die Thränen gern, —
„Laßt doch den Treuen walten.“

Das Schiffsvolk ſieht's und ſchämt ſich ſehr,
Nimmt auf den Löwen aus dem Meer,
Der legt vor'm Welf ſich nieder,
Und trennt von nun ſich nimmermehr
Vom ſtarken Heinrich wieder.

Heinrich's des Löwen Tod.

Auf ſeinem Sterbelager
Ruht ſtill der alte Leu,
Den Leib ſo welk und hager,
Den Geiſt noch ſtark und frei.
Rings um den müden Welfen
Preßt All' ein dumpfer Schmerz,
Denn Keiner kann ihm helfen;
Bald ſchlug's zuletzt, dies kühne Herz!

Er ließ ſich, horchend, leſen
Aus altem Pergament,
Von ritterlichem Weſen,
Das manche Sage nennt,
Von hohen Ruhm's Geſchichten,
Von Helden keck und frei;
Was Schriften treu berichten, —
Er hat's erlebt, was Größe ſei!

Da 's jetzt vor'm Aug' ihm grauet,
Denkt er an's Einſt zurück,
Wie er um ſich geſchauet,
Ausfordernd keck das Glück,
Wie er mit ſtarken Banden
Den Nord ſchloß an den Süd,
Im Mittagsglanz geſtanden, — —
Es klingt ihm jetzt wie Fabellied.

Er denkt's, wie knieend, flehend,
Vor ihm der Rothbart lag,
Wie er, den Herrn verſchmähend,
Stolz ſüßen Traumes pflag,
Wie ihm von hohem Muthe
Das Herz, frei lachend, ſchwoll,
Die Stirn' roth wie von Blute,
Die Seele reich an ſattem Groll.

„Ja, das war ich, der Kecke,
Stets vorwärts, nie kopf'rum!
Hoch an des Himmels Decke
Schrieb dies mein Schwert den Ruhm.
War einſt bei ſelt'ner Tauſe
Vergnügt Gevattersmann,
Wohl tauſend Heiden zu Hauſe
Trieb ich in's Bad, — ich denk' daran!“

Sein Aug' wird trüb' und trüber,
Horch: draußen tobt's und fegt's.
Es jagen die Wolken vorüber,
Wild an die Scheiben ſchlägt's.
Der Wirbelwind jagt wie Kreiſel
Im Hofe hoch den Staub,
Und haut wie mit ſchwirrender Geißel
Vom Lindenbaum herab das Laub.

Von allen vier Winden her wettert's,
Als gält's: Zu längſt gelebt!
Ein Blitz! Ein Schlag! Laut ſchmettert's,
Daß jeder Quader bebt.
Es wankt, wie in Pulsſchlägen,
Das ganze feſte Haus;
Da zittert wohl mancher Degen
Und ſinkt zu Boden im dumpfen Graus.

Heinrich, der alte Leue,
Erhebt ſich ruhig allein,
Und ſpricht dann ohne Scheue:
„Reicht mir den Abſchiedswein.
Wohl Manches Pulſe ſtocken —
Ich ſeh's — vor'm Donnerhall,
Manch Herz iſt jetzt erſchrocken,
Das nie gebebt vor Schwerterſchall.

„Ich aber, grau von Haaren,
Dank' meinem ſtarken Gott,
Daß ich zu Grabe fahren
Soll freudig, ohne Spott,
Daß nicht ein dumpf Vergeſſen
Auf meinem Sterben ſei.
Nach Wettern werd' ich gemeſſen,
In Wettern ſtarb der alte Leu!"

Viertes Buch.

Wo du auch gehſt.

Wo du auch gehſt, auf allen Wegen
Tritt dir ein Engel ſtets entgegen,
Ein heilig Buch in ſeiner Hand;
Drin ſteh'n die Namen all' geſchrieben
Der Menſchen, die durch treues Lieben
Vor Gott als Brüder ſich bekannt.
Doch ſtrahlt ſo hell des Engels Weſen,
Daß deinem Aug' die Kraft vergeht,
Im offnen Buche nachzuleſen,
Ob auch dein Nam' ſchon drinnen ſteht.
Drum glaub: das Blatt, das ihm ſich eignet,
Es ſei noch leer im vollen Buch;
Ja, wär' dein Nam' auch ſchon verzeichnet, —
So lang' du lebſt, iſt Platz genug,
Von Tag zu Tag drauf einzutragen
Noch eine neue Liebesthat,
Und einſt wird dir der Vater ſagen:
Dein ganzes Sein, es reiſt als Saat!

Albertus Magnus.

(Kloſtergarten in Köln.)

Albertus Magnus (ſchlafend). Johannes (vor ihm).

Johannes.

Der Meiſter ſchläft. Ich muß die Stirn' ihm küſſen.
Die treue Hand, — wie ausgeſtreckt zum Segnen!
Die Lippen — milde Weisheit athmend! — Still,
Du junge Brut im Neſt am Kruzifix,
Was lärmſt du ſo? Du wirſt ihn gleich erwecken;
Er träumt. Still! Da ſind Körner. Weck' ihn nicht!

Albertus (erwachend).

O benedeiter Abend, heilig Säuſeln,
Hauch Gottes, der die Kreaturen tränkt!
Ich grüße dich, wie dich der junge Wand'rer,
Der leichtgeſchürzte, grüßt! — Sieh da, Johannes!
Biſt du's, und haſt mir fromm den Schlaf behütet?
Ein läſtig Amt für deine junge Kraft,
Den unbehülflichen, halbblinden Greis
Betreu'n!

Johannes.

Nichts Lieb'res, Meiſter, auf der Welt!
Du nennſt mich Sohn; was will ich mehr? O ſprich
Von deines Aug's geſchwächter Sehkraft nicht!
Mild wie ein Vater ja vergönnſt du mir,
An deines Geiſtes Licht mich zu erlaben,
Dem nie erlöſchenden, das ſonnenhell
Aus deinen Schriften mir entgegenſtrahlt.

Albertus.

Aus meinen Schriften? Wie? Was meinſt du, Sohn?
Laß mich nachdenken! ... Ja, nun find' ich's wieder.
Das Alter hat mich arm gemacht. Einſt lohnt' ich
Die, ſo mich liebten und mir Gutes thaten,
Aus meinem Sparſchatzkäſtlein: Wiſſenſchaft.
Da kam das Alter wie ein Dieb bei Nacht
Und nahm mir Alles, das Gedächtniß ſelbſt,
Und machte mich zum Bettler. Nur zuweilen,
Erwärmt von Deiner Treu', erinnr' ich mich
An das, was ich beſaß. Ich *hab'* vergeſſen
Und *bin* vergeſſen. In Vergeſſenheit
Gleichwie im Grabe leb' ich; ſelten bricht
Ein Streiflicht durch die Ritzen. — Komm, mein Sohn,
Und leite mich zum kühlen Bronnen hin,
Den breit die alte Linde überſchattet.
Da laß uns ſitzen und in's Waſſer ſchau'n,
Die Ringe zählen, die entſteh'n, ſich breiter
Ausdehnen, wunderbar ſich kreuzen, ſchwinden; —

Von achtzig Jahren träumen, von Geſchicken
Der Könige und Völker! Ein's nur bleibt,
Die Kraft des Herren, ſtet und unvergänglich;
Und dieſes eine Wiſſen blieb von Allem,
Was ich gewußt, als beſter Troſt mein Reſt. —
Mir iſt, als hört' ich aus des Brunnens Grund
Ein immer ſtärk'res Rauſchen aufwärts dringen.
Bewegt der Spiegel ſich? Sieh ſcharf hinein
Mit deinen jungen Augen in die Flut.
Was ſiehſt du drin?

Johannes.

Nichts, lieber Meiſter!

Albertus.

Nichts?
Doch eine Lindenblüte? Schwimmt ſie nicht,
Ein leichter Kahn, worin ein Käfer ſitzt,
Auf ſtiller Flut? ... Wohl gar ein Roſenblatt?
Sag': ſiehſt du kein's? Und duftet's dich nicht an?

Johannes.

Nein, Meiſter!

Albertus.

Nichts! 's iſt hart und traurig.

Johannes.

Was?

Albertus.

Nichts!

Johannes.
Lieber Meiſter, ſag', was fehlt dir?
Albertus.
Nichts! — —
Weil ich ſo wanderfertig, wär' die Stunde
Zum Aufbruch (dacht' ich) endlich da. Sie ſäumt
Und läßt mich länger warten.
Johannes.
Wer, mein Meiſter?
Du haſt vom Wandern wohl geträumt?
Albertus.
Nur wieder
Geträumt 'nen alten Traum, als hätt' ich Alles
Erlebt, was ich geträumt. Iſt das nicht ſeltſam?
Hier ſaß ich einſt, Johannes, ſo wie jetzt,
An dieſes Brunnens ſteinerne Umfaſſung
Gelehnt, die Linde warf mir Blüten zu,
Buchfinken flogen zwitſchernd in den Zweigen
Und fütterten die zarte Brut. Ich ſah
In's Waſſer nieder unverwandt und lang'
Mit Augen, trüb' und heiß vom vielen Wachen.
Ich hatte treulich mondenlang geſucht,
Aus voller Seel' inbrünſtiglich gebetet. —
Vergeblich Alles, unzulänglich blieb
Mein ganzes Wiſſen; — tauſend Linien,
Gezog'nen Furchen gleich, aus denen doch
Nicht eine Blüte ſchöner Form erwuchs;

Dann wieder tauſend Formen, doch ſie alle
Vereinzelt, jede ſtarr und todt; es fehlte
Die heil'ge Harmonie, die ſie verbände,
Ein's aus dem andern wachſend zu entfalten,
Kühn ſtrebt das Ganze dann zum Licht empor.

Johannes.

Von welchem Werke ſprichſt du? War's das Haupt,
Von dem in aller Welt die Kunde geht,
Daß du die Kraft der Rede ihm erſchufſt,
Und welches Thomas von Aquin, dein Schüler,
Entbrannt von heil'gem Eifer, dir zerſchlug?

Albertus.

Drauf kann ich nimmer mich beſinnen, Sohn.
Ein redend Haupt? Und Thomas von Aquin?
Ein frommer Mann, nicht wahr? Warum zerſchlug er's?

Johannes.

Ich hörte ſagen: weil ihn Grauſen ankam,
Daß Menſchenwitz Gott nacherſchaffen wollte;
Drauf habeſt du, mild, wie du immer warſt,
Statt alles Vorwurfs lächelnd nur geſprochen:
„Ein Werk von dreißig Jahren iſt dahin!"

Albertus.

Ich ſage dir: ein tauſendjährig Werk,
Steh'n wird's und trotzen den Jahrtauſenden!

Johannes.

O, Meiſter, wirſt du wieder jung? Wie hell

Das Wort dir von den Lippen tönt! Wie friſch
Die Lippen, roſengleich, dir wieder blüh'n!

Albertus.

Du ſprichſt von Roſen. Wahrlich: wie die Roſe
Von Jericho den welken Kelch, den längſt
Geſchloſſ'nen, in der heil'gen Weihnacht öffnet
In neuer Farbenpracht, und ſüße Düfte
Ihm dann entſteigen, alſo dünkt mir's jetzt:
Des Lebens welker, längſtgeſchloſſ'ner Kelch
Öffnet noch einmal ſich, den vollen Inhalt
Hinauszuſtrömen in die Gotteswelt,
Und eine Weihnacht muß mir nahe ſein. —
Hier ſaß ich, ſchmerzenreich und im Gebet,
Da ſah ich auf der Flut ein Roſenblatt,
Gleich einer off'nen Muſchel trieb es leiſe;
Bald ſchien mir's größer; jetzt ein ganzer Kelch,
Halbaufgethan; ich ſah hinein, er glühte
Wie Morgenroth, die Sehkraft faſt verging mir,
Und konnte doch das Aug' davon nicht wenden.
Da neigt ſich aus dem Kelch ein Frauenantlitz
Mir lächelnd zu, taucht aus der Blätterhülle,
Als wänd' es ſich aus zarten Schleiern los,
Wie Sonnenglanz umfleußt es gold'nes Haar,
Jungfräulich und doch mütterlich zugleich,
Geheimnißvoll und doch auch himmliſchklar,
In unnahbarer Herrlichkeit der Schönheit,
Und doch mich zu ſich winkend, ſchwebt das Bild

Im Roſenſchimmer auf der Flut vor mir.
„Du biſt es, heil'ge Himmelskönigin,“
So ruf' ich, betend und das Aug' verhüllend,
Das all das Leuchten nicht erträgt; „Du biſt's,
„Wie du dem Jüngling gnadenreich erſchienſt; —
„Iſt meines ird'ſchen Lebens Ziel geſetzt,
„Und ſoll mein Geiſt nun wieder ſich umnachten?“
(Er bricht ab und ſtarret vor ſich hin.)

Johannes.

Aus deinem eig'nen Munde hör' ich's, Meiſter,
Was mir als Kind die Mutter oft erzählte?
Wie du der Mutter Gottes dich verlobt,
Und wie ſie einſt dir gnadenreich erſchien,
Und aller Weisheit Born dir aufzuſchließen
Verſprach, wofern du vor dem Tode wieder
So viele Jahre, wie als Kind einſt, hülflos
Und ſchwach am Geiſt verleben wollteſt? Oft
Nach deinem Beiſpiel fleht' auch ich inbrünſtig …
Barmherz'ger Gott! Was widerfährt dir, Meiſter?

Albertus.

Hier! Hier! Die heil'ge Himmelskönigin!

Johannes.

Dein Auge glüht; dein Haupt ſtrebt hoch empor!

Albertus.

's iſt heller Tag! — Ich ſah das Werk noch einmal,
Ganz klar vollendet, ſo wie einſt! Noch leb' ich,
Noch lebt mir die Natur. Noch ſeh' ich mächtig

Die Kräfte alle liebend ſich begegnen,
Sich zu einander neigen und verzweigen;
Es ſprießt der Stein, ſein Stamm treibt ſtarke Keime,
Schon ſeh' ich, wie die Blätter ſich entfalten,
Aus jeder Blüte ſtrebt verjüngt und reich
Ein neuer Stamm hoch zu den Wolken hin,
Und wie mir ſelbſt der Greiſenſchwäche Siegel
Gelöſt iſt und entfeſſelt Geiſt und Wort,
So iſt der Bann auch von dem Werk gelöſt.
Auf, auf! An's Werk! Dich hat mir Gott geſandt.
Auf deine Scheitel leg' ich meine Rechte,
Wie Samuel auf des Hirtenknaben Haupt,
Und meine Sendung übertrag' ich dir.

Johannes.

Zu Boden drückt mich deiner Worte Sinn,
Obgleich ich ihn nicht faſſen kann. Doch neig' ich
In Demuth mich vor deinem Auftrag, Meiſter!
So ſprich, was ſoll ich thun? Was für ein Werk?

Albertus.

Geheimnißvoll in Tiefen rauſcht der Quell
Des Lebens, — mir, dem ſich die Zeit vollendet,
Wie Meerflut brauſ't er. Siehe: drüber hin
Geh'n die Geſchlechter dürſtend in die Weite
Und ſuchen, wo er münde, draus zu trinken.
Geheimnißvoll in Höh'n rauſchen die Wipfel
Des heil'gen Urwalds der Geſchichte, droben
Breitet ein Aar die gold'nen Schwingen aus.

Ihr geht im Wald, was ſuchet ihr am Boden?
Empor den Blick! — Die Stunde naht, mein Sohn!
Schon zähl' ich die Sekunden ab. Du haſt
Dich früh dem Dienſt des Herrn geweiht. Wohlan:
Die Zeit iſt da, den Dienſt des Herrn zu thun!

Johannes.

Ich bin bereit; doch beb' ich! Meiſter, ſieh,
Wer bin ich, daß ich Großes ſoll vollbringen?
Ein Jüngling, ſchwach von Gliedern, gänzlich bar
Jedweder Waffe der Gelehrſamkeit,
Nicht mit der Rede Kraft begabt, das Wort
Im heil'gen Kampf zu führen, arm an Gut
Und namenlos, weil vaterlos — ſo lang',
Bis du mir Vater wardſt!

Albertus.

Nicht jener Gaben,
Noch ird'ſchen Gut's und Namens, Sohn, bedarf's.
Du haſt der Gaben Gab', der Güter Gut,
Ein reines Herz, und Demuth und Geduld.
Demuth iſt Stärke, weil ſie aus dem Born,
Dem nie verſiegenden, der Stärke trinkt;
Ein Gotteshaus zu bau'n, iſt Der nur würdig,
Der rein das Herz als Gottes Haus bewahrt;
Und um ein Pfand zu hüten, wie ich dir
Es anvertrau', nützt keine Wiſſenſchaft
Noch Waffe ſo untrüglich als Geduld.
Dies iſt der höchſte Muth, und der das Höchſte

Erringt, der nichts im eig'nen Namen, noch
Des Namens willen unternimmt. Nun, da ich
Dich funden habe, als zum Werk gerüſtet
Mit jener Kraft, die Gott dem Herrn gefällt,
Nun macht mir's Freude, daß ich allen Fund,
Den ich im langen Leben that, verzeichnet;
Und wohl beſinn' ich mich nun auch, wie du
Ihn manche Mitternacht mit treuem Fleiß
Sorglich benutzt.

Johannes.

Meinſt du den reichen Schatz
Der Schriften, die dein hoher Geiſt erzeugt,
Worin verzeichnet all, was du von Kräften
Der Stein' und Kräuter, von verborgenen
Geheimniſſen der menſchlichen Natur
Entdeckt, und and're wunderbare Kunden, —
Die Lehren und Geſetze jener Kunſt,
Die du mit Recht die königliche nennſt, —
Die Baukunſt mein' ich, — wie's dein Geiſt erſann?

Albertus.

Erſonnen? Sohn, du brauchſt ein unrecht Wort.
Der Menſch erſinnt nichts Neues, *findet* nur.
Von Anfang her iſt jegliche Idee,
Groß, unvergleichlich wie ein Weltgeſetz,
Und unvergänglich, — ſchon vorhanden. Sie
Zu finden, — iſt's Verdienſt? Sie feſtzuhalten,
In ihr zu leben und für ſie zu ſterben,

Das iſt Verdienſt. Erſt dann, wenn wir beſitzen,
Ermeſſen wir der Gabe vollen Werth,
Die uns als Pfand geſchenkt ward zum Verwerthen. —
Wohlan ... Doch halt! Noch Eins, der Roſe Deutung
Bewahre: Schweigen! — Dieſe Zeit iſt rauh
Und voll Gewaltthat noch. Der Einzelne,
Wenn er nicht Herr iſt, gilt als Meiſter nicht,
Vereinter Kraft nur weichet die Gewalt.
Drum ſteht der alte Bund feſt aufgerichtet,
Der Bund der Ordnung, Sitte und der Kunſt,
Die Kunden der Geſetze zu bewahren
Mit Gruß und Wort und Handſchlag und Symbol.
Der Ring iſt dein. Er thut den Ring dir auf,
Von dem umſchloſſen, ſtill, doch ſegensreich,
Sich tauſend Kräfte treu zum Ganzen fügen.
Die Roſe ſchau', vertieft im Stein geſchnitten, —
Fortan dein Siegel! Sieh, geſchloſſen iſt
Der Kelch. Einſt wunderherrlich geht er auf
Und weit erfüllt ſein Balſamduft die Welt! — —
Nun geh hinauf, mein Sohn, in meine Zelle,
Du kennſt den Schrein ja, drauf das Kreuz gemalt,
Worin die Schriften liegen, die du laſeſt.
Sie ſind dein Erb' und Eigen; — drunter aber
In brauner Hülle, dreifach auch verſiegelt,
Wirſt du ein Pergament — — Wie? Eine Thräne? —
Ein großes Pergament wirſt du dort finden;
In ſchlimmer Zeit drückt' ich die Siegel drauf

Und alſobald verſank mein Geiſt in Schlummer.
Ich bin erwacht; brich du die Siegel auf!
Geh hin, mein Sohn, das iſt das Pfand, von dem
Ich ſprach, — (Er küßt ihn auf die Stirne.)
Bewahr' es treu! Der Riß zum Dom'!
(Johannes entfernt ſich.)

Albertus.

Zu dir, zu dir, du Heil'ge, Gnadenvolle,
Du Schmerzenreiche, meiner Seele Braut,
Du meines Erdenlebens ſchöner Morgen,
Zu dir, die jetzt mein ſchön'res Abendroth!
Noch einmal rauſcht, ihr blütenreichen Zweige,
Noch einmal ſingt, ihr Vöglein um mich her,
Noch einmal ſäuſ'le, lauer Abendwind,
Aufjauchzt, ihr Kreaturen all', ein einzig
Vollſtimmig Loblied! Sterbend ſtimm' ich ein!
(Er geht ſchwanken Trittes zu dem Kruzifix, an deſſen Stamm die Mater dolorosa, und lehnt das Haupt zu Füßen des Bildes.)
O du! — Dem Knaben biſt du einſt erſchienen
Verheißungsvoll in deiner Herrlichkeit,
Und ich ward dein, bis in den Tod, Maria!
Wie Pilger zogen mir in langen Schaaren
Die Jahre und Geſchicke ſtill vorüber,
Und manche Noth, da Mancher ſchon verzweifelt.
Du gabſt mir die *Idee*, und ich blieb ſtark
Und hoffnungsreich durch ihre Herrlichkeit.

Du ſagteſt mir: weil ich's gewählt, ſo wird
Mein Geiſt in Schlummer ſinken, doch ich werde
Erwachen und verjüngt zu Grabe geh'n.
Es iſt erfüllt! O ſieh, ſo voll Vertrauen
Zum Himmel blick' ich jetzo ſterbend auf.
Noch währt die Nacht auch ob dem Volk; es ſchläft,
Doch ſteht das Werk als Unterpfand. So hoff' ich:
Einſt wacht es auf, doch nicht zum Tod, zum Leben,
In voller Kraft, Freiheit und Herrlichkeit;
Ein neuer Tag bricht an, der Roſenkelch
Sprengt ſeine Hülle, und der Balſamduft
Ergießt erquickend ſich in alle Welt.

(Er ſtirbt.)

Das Mahl zu Burgos.

(8. November 1808.)

Trompetenton erſchallt
Durch Burgos' Straßen. Unabſehbar wallt
Das Heer im luſt'gen Siegesmarſch herein
Und „Vive l'empereur“ tönt zwiſchendrein;
Franzoſen ſind's; dreifarbig ihre Fahnen!
Ein ſchmuckes Volk und recht zum Krieg gemacht,
Das leichten Sinns dem Tod in's Antlitz lacht,
Voll Jugendluſt die ält'ſten Veteranen.

Stolz hebt das edle Roß
Beim Marſch den Kopf, es fühlt: 's iſt der Genoß
Des Ruhms, den ſich ſein Reiter friſch gewann;
Aushielt's getreu wie Mann für Mann,
Wenn ringsumher die heißen Kugeln flogen.
Und ſtreicht der Reiter ſchmeichelnd ihm den Bug,
So denkt es d'ran, wie's ihn gewandt und klug
Im Siegeslauf dem ſichern Tod entzogen.

Des Helmes Schweif zerſetzt,
Die Rechte keck der Seite eingeſetzt,
So geht's im Schritt, und mancher Reiter blickt
Hinan rings zu den Fenſtern. Nickt
Kein ſchönes Kind mit altkaſtil'ſchen Augen? —
Es zeigt ſich kein's. Verdroſſen in den Bart
Brummt der Soldat: „Verdammt der Mädchen Art,
Die nur für Klöſter und für Pfaffen taugen!“

Nicht Frau'n allein, — es will
Kein Aug' ſie ſeh'n. Die Stadt iſt todtenſtill,
Wie hohe Gräber ſtehen ringsumher
Die Häuſer all'. Und hoch und hehr
Aus einem kommt ein Held herangeſchritten,
Der Geiſt des Cid. Entgegen ſtellt er ſich
Dem Heer und ruft: „Zurück, hier hebe ich
Das Schwert noch ſtets, mit dem ich einſt geſtritten!

„Vernimm den Ruf: zurück!
Der Schnitter ſteht im ährenhohen Glück.
Zum letztenmal: Zurück! Vernimm dies Wort!“ —
Sie hören's nicht; ſie reiten fort
Im Siegesmarſch durch Burgos' weite Straßen. —
Quartier gemacht! Sie ſitzen ab. Zwei, drei
Kaſtilier ſtanden dort; ſie flieh'n. „Es ſei,
Sie fürchten uns, man muß ſie laufen laſſen!

„Lohnt's doch der Mühe! Wein
Und Mädchen wollen ſtets gefunden ſein.
Wo ſucht man ſie? Wo ſie verboten ſind,
Der alte Wein, das junge Kind,
Im Kloſter! Friſch! Es giebt ein froh Begegnen.
Herbei, ihr Patres! Faßt die Zäum' und ſtallt
Die Roſſe ein! Ihr ſäumt noch? Braucht's Gewalt?
Wein, Wein, herbei! Und ihr ſollt ihn uns ſegnen!“ —

Ein altes Kloſter war
Am End' der Stadt. Da lag der Mönche Schaar
Im Hauſe Gottes knieend; keiner ſprach
Ein Wort; Trompetenhall durchbrach
Die Todtenſtille, wie Gerichtspoſaunen.
Die Mönche blickten ſtill verzückt empor,
Als ſchweb' ein Geiſt herab im hohen Chor,
Das rechte Wort jedwedem zuzuraunen.

Sieh: auf der Kanzel ſtand
Der Prior, todtenblaß, doch Todesbrand
Glüht' aus dem Blick; er hob die Recht' und ſprach:
„Treu bis zum Tod! Wer folgt mir nach?“ —
Und Alle hoben an mit lautem Sagen:
„Treu bis zum Tod!“ Der Prior drauf: „Verflucht,
Wer lieber Knechtſchaft als das Leben ſucht,
Und Schande lieber als den Tod will tragen!

„Die Rache iſt des Herrn,
Wir ſeine Diener, und wir thuen gern,
Was er uns heißt. Getreu wird ſie vollſtreckt,
Bis Freund und Feind die Erde deckt.
Das Letzte noch, was wir vollbringen können,
Heißt Sterben. Und nicht nutzlos ſei's; es ſei
Gemeinſam! Wir, o Brüder, ſterben frei; —
Laßt ihnen uns ein Grab bei uns vergönnen!" —

„Ein Grab mit uns!" ſo ruft
Der Mönche Schaar, „doch nicht die freie Luft!
Gebeut, wir thun's!" — Der Prior ſinnt und ſchweigt;
Dann nieder von der Kanzel ſteigt
Der Greis entſchloſſen zu der Schaar der Brüder,
Jedwedem drücket er die Hand und ſpricht:
„Lebwohl, mein Bruder, doch für lange nicht;
Als Brüder lebten wir, ſo finden wir uns wieder."

„So rüſte", ſprach er dann,
„Ein Mahl, wie man kein beſſres finden kann,
Du Bruder Koch, nimm jede Würz' dazu;
Und Bruder Kellermeiſter du,
Laß mich dir heute helfen! Horch, die Gäſte! — —
So früh, ihr Herrn? Nun tretet ein und ſeid
Willkommen; was da Küch' und Keller beut,
Reich tiſch' ich's auf bei dieſem ſelt'nen Feſte!

„Ihr bringt den friſchen Ruhm
In's alte traur'ge Refectorium;
Drum ſchmück' es ſich, wie's noch das Jahr vermag;
Denn leider iſt's Novembertag,
Und Grabesblumen ſind's nur, die noch blühen;
Doch ſoll dafür, beim hellen Kerzenſchein,
Des Kloſters Kleinod euch, der ält'ſte Wein,
Dem Schlauch entzapft, in Glas und Herzen glühen!"

Eintritt der General
In's Refector, das von der Kerzen Strahl
Erhellt, mit Kränzen iſt geſchmückt, ihm drängt
Der Krieger Schaar ſich nach und mengt
Sich in der Mönche Chor mit heit'ren Scherzen.
„So frohen Abend hofften wir uns nicht
Bei euch!" ſo reden ſie vergnügt, — „man ſpricht
Grau'nhafte Mähren ſonſt von ſpan'ſchen Herzen!"

Das Mahl wird aufgetiſcht
Und jeder Offizier erquickt, erfriſcht
Sich nach des Tages ſchwerer Laſt; nichts ward
Von Leckerbiſſen heut geſpart,
Die Gäſte recht nach Würden zu bewirthen.
„Wer hätt' es dieſen Mönchen zugetraut?"
Fragt mancher Gaſt, der ihren Frohſinn ſchaut:
„Sie leben hoch!" — Und alle Gläſer klirrten.

„Nun denn, zu guter Letzt!"
So hub der Prior an, „bring' ich euch jetzt
Vom Ausſtich, den ich treulich aufbewahrt!
Nie netzt' bis heut' er einen Bart; —
Den Schlauch herbei und füllt uns die Pokale!
Den erſten mir! Wahrhaftig, der ſchmeckt gut,
Ein wenig eigen, doch wie flüſſ'ge Glut. —
Auf euer Wohl! Mir nach, ihr Gäſte alle!"

Sie nippen dran: „Bei Gott,
Ehrwürd'ger Herr, der duldet keinen Spott,
Der ſtrömt, wie Feu'r!" Sie trinken! „Noch einmal,
Und wieder füllt uns den Pokal!
Der Kaiſer lebe!" — „Wie wir alle leben!"
Der Prior ſpricht's, trinkt, ſetzt den Becher hin
Und ſteht dann auf, die Brüder ſteh'n um ihn
Und ihre Hände zum Gebet ſie heben.

Und von den Gäſten zieh'n
Sie ſich zurück in eine Ecke hin,
Geſchloſſen Mann an Mann, und heben an
Wie Preisgeſang: „Es iſt gethan!
„Du haſt, o Herr, die Diener treu erfunden!"
Drauf ſingen ſie im Chor die Litanei:
„Miserere domine! Herr, ſteh' uns bei,
Nun richte Du, dem wir uns feſt verbunden!" — —

„Was ſoll's? Was iſt?“ ſo ruft
Der General, „das tönt wie aus der Gruft!“
Der Prior drauf: „Zur Gruft! Wir wandeln all'
Dahin, eh' unſrer Glocke Hall
Die nächſte Stund' ausruft. Es iſt geſchehen.
Getödtet habt ihr uns die Freiheit; wir,
Wir haben euch getödtet; wir wie ihr
Empfinden bald des Todes eiſig Wehen!

„Wenn nichts vor Tyrannei
Mehr ſchützt, dann ſteht der Tod dem Freien frei,
Wir nahmen ihn, wie er ſich dar uns bot,
Als Gottes allerletzt Gebot; —
So ſterben wir getreu für Spaniens Ehre.“ — —
Die Gäſte ſchwanken und die Mönche auch;
Die Mönche rufen mit dem letzten Hauch:
„Ihr ſterbet mit uns! durch uns! Miserere!“

Der Pfaff vom Kalenberg.

Otto, Fürſt von Oeſterreich,
Trägt ein Kränzlein friſcher Roſen;
Tanz und Faſtnacht gleich
Gilt ihm Regiment und Reich,
Spiel ſoll freu'n den Friedeloſen!

Herrſchaft? Auch nur — Mummerei,
Froh begonnen, trüb' geendet!
Schellenklang, Geſchrei,
Schlechter Troſt, — dies Einerlei,
Da ſich Frieden fortgewendet! —

„Laßt mir“ — ruft er aus im Groll,
„Wiegand kommen, meinen Pfaffen;
„Schwank und Kurzweil ſoll,
„Weil das Herz mir unruhvoll,
„Mir der luſt'ge Pfarrherr ſchaffen.“

Zu dem Herzog alſogleich
Kommt der Pfarrherr friſch gegangen.
„Ei, um's röm'ſche Reich!
„Herr, was ſeid Ihr trüb' und bleich?
„Roſen welk auf Haupt und Wangen?“

Spricht der Herzog drauf: „Ich bin
„Unhold; gern, wie ich es meine,
„Herrſcht' ich! doch darin
„Widerſtrebt mir jeder Sinn.
„Sagt, wie ich ſie All' vereine!

„Schafft ein Mittel doch dafür,
„Kluger Pfarrherr, mir behende;
„Daß von Allen mir
„Keiner widerſtreb' hinfür
„Und mein Trübſinn ſtracks ſich wende."

Wiegand ſpricht: „Ich will Euch gern
„Guter Räth' ein Schock ertheilen;
„Aller Säumniß fern
„Möcht' ich ſolchen lieben Herrn
„Wohl von aller Trübſal heilen."

Und nun führt er ihn ſogleich
Auf des Kalenberges Gipfel.
„Jetzt noch ſeid Ihr bleich,
„Bald der beſten Lehre reich;
„Guckt mir auf der Kutte Zipfel."

Sagt's und ſpringt dann ſchnell wie toll
Fort, und kehret ſpät erſt wieder,
Und die Kutte voll
Bringt er. „Merket auf! das ſoll
„Bald Euch heilen. Schaut nur nieder!"

Schädel ſind's vom Todtenhaus,
Die der Pfaff herbeigetragen;
Aus der Kutt' heraus
Kollern ſie anjetzt, im Braus
Bunt den Berg hinabgeſchlagen.

„Lieber Herr, nun ſehet hin!
„Wie die Gecken Freiſinn hegen!
„In den Knochen drin
„Steckt's! — Nach ſeinem eig'nen Sinn
„Jeder rollt auf eig'nen Wegen.

„Thun ſie ſo ſelbſt nach dem Tod,
„Zwingt ihr ſie auch nicht im Leben.
„Wenn der Schädel droht,
„Zwingt das Fleiſch kein Machtgebot.
„Brecht — die Roſen! Preßt — die Reben!"

Kaiſers Wort, Gottes Wort.

Was gilt ein Wort in dieſer Zeit?
Das lohnte ſich zu wiſſen.
Da ſich die That in Worte breit
Recht faſ'rig hat verſchliſſen.
Ein Wort, ein Wort, ſagt an, was gilt's?
Kann man's noch brauchen ſtatt des Schild's,
Vor Strolchen ſich zu wehren?
Ein redlich Wort
Find't ſchlechten Ort,
Man hält's nicht mehr in Ehren.

Da reiten Zwei, ſo friſch und frei
Sie haben gut Vertrauen;
Ein Kaiſer-Wort, das hält wohl treu,
Darauf läßt ſich wohl bauen?
Und ob die Pfaffheit uns bedräut,
Der Kaiſer gab uns frei Geleit,
Der Kaiſer wird's wohl halten.
Ein Kaiſer-Wort
Iſt guter Hort,
Wie's Kaiſer-Mantels Falten.

Zween Meiſter ihr aus Böhmenland,
Ihr ſolltet's beſſer wiſſen;
Ein Mannes-Wort zu Mannes Hand,
Das iſt ein ſich'rer Kiſſen.
Kein Mann gab's, nur der Kaiſer ſprach's; —
Hei! ſchmilzt ſein Wort wie ſchnödes Wachs
Am Kerzenlicht der Pfaffen?
O freies Wort,
Du einz'ger Hort,
Wer wird dein Recht dir ſchaffen?

Zu Koſtnitz war ein heißer Tag,
Die Sonn' ſtand juſt im Krebſen;
Wohl mancher Pfaff bei Tafel lag,
Oder lag bei ſeiner Kebſen.
Aus Böhmerland die Meiſter Beid',
Sie lagen in gar tiefem Leid
Von aller Welt verlaſſen;
Im dunklen Thurm,
Bei Molch und Wurm,
In eiſernen Ringen ſie ſaßen.

Ha! iſt das auch ein frei Geleit?
Geleit' zum Scheiterhaufen?
O Zeit des Worts, o böſe Zeit,
Worein wird Gott dich taufen?
Er wird's in Feu'r und dann in Blut;

Das alte Übel heilt nicht gut,
Als nur durch's letzte Mittel.
Die Aſch' zerſtäubt,
Die Wahrheit bleibt
Und bleibt im Ketzerkittel.

O was ein frommer Mummenſchanz
Zu Koſtnitz vor den Thoren?
Der Aberwitz hält Wallfahrtstanz
Und ſchüttelte die Ohren.
Sie ſchwenkten manches Weihrauchfaß,
Sie räucherten ohn' Unterlaß,
Bis daß man den Himmel nicht kannte,
Bis lichterloh,
Wie leeres Stroh,
Des Kaiſers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meiſter Beid'
Wichen nicht von einander,
Sie hielten aus in Lauterkeit
Zween treue Salamander.
Und als die Flamme höher fraß,
Bis ſie an Huſſens Herzen ſaß,
Als wie ein hung'riger Geier,
Da ſprach der Huß
Den Abſchiedsgruß,
Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frißt ein Kaiſerwort,
Man weiß nicht, ob's geweſen;
Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
In Flammen ſteht's zu leſen.
Mein Vaterland, du herrlich Land!
Was Kaiſerwort, haſt du erkannt,
Es hält nicht gar beſtändig.
Doch Gott iſt treu,
Drum werde frei;
Gott macht die Todten lebendig."

Und als der Leib in Aſch' zerfiel,
Frei athmeten die Pfaffen;
Sie ließen drauf ein böſes Spiel
Von Henkers Händen ſchaffen;
Der Henker nahm im frechen Raub
Des edlen Huſſen heil'gen Staub
Und blies ihn nach allen vier Winden;
An keinem Ort —
Wie Kaiſers Wort —
Sollt' er ſein's Bleibens finden!

Doch Vöglein kamen allerhand
Geſchäftig hergeflogen,
Sie wuſchen rein an Seees Strand
Die Flüglein in den Wogen,
Und ſtahlen treu des Märt'rers Staub

Und trugen treu den edlen Raub
Nach Böheim unter den Flügeln.
Sie luden ihn ab
In ein großes Grab,
Umſchanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo iſt das Grab, wo er Ruhe fand,
Wer kann die Stätte mir nennen?
Es iſt das ganze Böheimer Land,
An Grabes Ruh' zu kennen.
Ja, Freiheit iſt zu Grab gebracht;
Da kam eine linde Maien-Nacht,
Recht gut zur Leichenfeier,
Manch Knöſplein ſtand
Im Böhmerland,
Und ſeine Blüt' ward theuer.

Manch Knöſplein ſchwoll, von Rache ſchwoll's,
Der Lenz hat's aufgeſchloſſen;
Er heiſchte gültig ſeines Zoll's,
That auf die blut'gen Sproſſen.
Und Rache wuchs all überall,
Sie wuchs als dichter Blütenwall
Rings um des Landes Marken:
Gezeugt von Muth,
Geboren von Wuth,
Und Blut macht ſie erſtarken.

Des Kaiſers Wort war leeres Stroh,
Vollkörnig war die Rache;
Wohl manch ein Brand ſchlug lichterloh
Als Leichenfeuer und Wache.
Und mitten in dem Flammen-Ring,
Der treu das Böhmerland umfing,
Saß Freiheit zu Gerichte.
'ne Keule ſchwer
Traf gut umher
Im feiſten Glatzen-Gezüchte.

Wie mancher Purpur wurde bleich,
Bepurpurt mancher Bleiche;
Das that der Keule ſichrer Streich
Weit um im Böhmer-Reiche;
Und manche Kebſe weinte viel,
Weil mancher Kebſe Rothſtrumpf fiel.
Kein Heiliger kam zu retten.
Doch Gottes Wort,
Das lebte fort,
Das geht nicht unter in Ketten!

Und als man ſchlug die Prager Schlacht,
Schlug man das Volk zu Schanden,
Schlug zu der Freiheit Sarg bei Nacht,
Schlug feſt den Leib in Banden.
O Böhmer-Land, du armes Land,

Ein Aſchenhügel nach dem Brand,
Ein Grab bleibſt du beſtändig.
Dein Volk iſt todt,
Dein Klang ein Spott,
Doch Gottes Wort bleibt lebendig.

Franz von Sickingen.

1.

Der Todesritter.

Albrecht Dürer
(ſitzt in ſeiner Malerſtube zu Nürnberg und ſpricht:)

Was klingt wie Sturmeswehen urmächtig mir an's Herz?
Will aus dem Grab erſtehen die Kraft, geſargt in Erz?
Mich däucht, es hätt' geklungen,
Als wären Ketten geſprungen,
Scharf wie zum welſchen Lande der Hauch des Frühlings fährt
Von hoher Gletſcher Rande, und Eis zu Blut verkehrt.

Jetzt ſchnaubt's wie Roſſes Odem, wie Hufſchlag klappert's hell,
Das klingt auf deutſchem Boden; den Reiter kenn' ich ſchnell!
Wohlauf, alt Ungewitter!
Durch ſprengt ein deutſcher Ritter;
Der zagt nicht vor dem Sturme, ſo in den Weg ihm tritt,
Auch ſcheut vor Molch und Wurme nicht ſeines Roſſes Schritt.

Raſch hinter ſeinem Nacken jagt wohl der arge Feind;
Der Ritter wird ihn packen, ihm zeigen, wie er's meint.
Du Meiſter von Lug und Schande,
Merk auf: im deutſchen Lande
Wird dir ein Damm erbauet, wird dir ein Ziel geſetzt,
Daß es dem Teufel noch grauet, wenn er das Volk verletzt!

Franz iſt des Ritters Namen, Sickingen ſein Geſchlecht;
Sein Arm wird nicht erlahmen im Kampf für Deutſchlands Recht!
Gott hat uns zugeſchworen:
Deutſchland ſei nicht verloren
Trotz welſchem Ungewitter, trotz Rom und ſeinem Bann,
Drum ſchuf er Franz den Ritter, der mannlich ſtreiten kann.

Und ſagt ihm: vor den Schergen, die umgehn weit und breit,
Sollt' er das Wort herbergen in der Gerechtigkeit.
Der Wahrheit Reich beſtellen,
Drum gab ihm als Geſellen
Der Herr noch einen Streiter, gefeit und rieſengroß,
Das iſt ein raſcher Reiter wohl auf dem ſchnellſten Roß.

Tod heißt des Franz Geſelle, des Herrgotts ſtarker Knecht;
Nun geht's von Stell' zu Stelle, zu rächen Deutſchlands Recht:

Raſch geht's auf ſich'ren Roſſen,
Franz ſcheut nicht den Genoſſen,
Er hat nicht Bang' noch Zweifel; Gott läßt die Deutſchen nicht.
Franz, Ritter durch Tod und Teufel, dein Ziel, dein Sieg — das Licht!

Im Geiſt hab' ich's geleſen; wie, war's ein Traumbild nur?
Raſch denn! in Fleiſch und Weſen verkörpr' ich deſſen Spur.
So wie ich's ſah in Strahlen,
Will ich das Bild jetzt malen,
Von Nürnberg Albrecht Dürer den Todesritter Franz,
Stets aller Freien Führer im hellen Siegesglanz.

2.

Ulrich von Hutten,

der gekrönte Poet, klagt um Franz von Sickingen.

O wie ſo ſchal und eitel das Leben und ſein Glanz!
Einſt ſchlang mir um die Scheitel der Lorbeer ſich zum Kranz;
Da trotzt' ich Sturm und Wettern, als grün der Kranz noch war,
Jetzt von verwelkten Blättern ſtäubt mir die Aſch' im Haar.

Ich war ein ſcharfer Meißel, verſchartet bin ich jetzt;
Einſt ſchwang ich grimm die Geißel, und, die mein Volk verletzt,
Hab' ich mit tüchtigen Streichen gezeichnet für alle Zeit,
Nun muß ich ſelber weichen vom deutſchen Boden weit.

Hier dieſen mürben Knochen iſt jetzt der Stab geraubt;
Mein Harniſch iſt zerbrochen; hätt's nicht ſo bald geglaubt!
Ja, das war Franz! Sie faßten ihn nicht in Sargeshaft;
Sie begruben im Harniſchkaſten den Harniſch der Ritterſchaft.

Nun Sickingen gefallen, wer ſchirmt mir noch den Leib
Vor den gift'gen Pfeilen allen? Wer ſagt mir, wo ich bleib'?
Wo ſoll ich Heimath finden, da ſein Herz nicht mehr ſchlägt?
O daß mit allen vier Winden mein Wort ſeine Ehren trägt!

Freiheit und Treu', ihr Beiden, ich will 'ne Wallfahrt thun;
Will von der Erde ſcheiden, beim Franz mich auszuruh'n.
Laßt auf die Fahn' mich ſchreiben den Spruch: „Ich hab's gewagt!"
Ihr ſollt den Deutſchen bleiben, drum ſterb' ich unverzagt

Ihr ſollt die Fahne hüten, bis manche Friſt verrann,
Mit meines Grabes Blüten bekränzt und hebt ſie dann,
Und zieh'n einſt neue Gewitter dort über die Alpen herauf,
Dann ſtehe ganz Deutſchland als Ritter durch Tod und Teufel auf!

Junker Philipp, Egmont's Sohn.

(4. Juni 1579.)

„Friſch auf, ihr meine Reiter!
Friſch auf, zur Stadt hinein!
Dies Brüſſel ſoll nicht weiter
Die Burg der Ketzer ſein.
Die Krämer in den Lauben,
Die nehmt mir ſcharf auf's Korn!
Sie höhnen den heil'gen Glauben
Und trotzen des Königs Zorn!“ —

Wer hat das Wort geſprochen?
Ein Spanier, Landesfeind,
Der Flanderns Trotz gebrochen,
Brabant entmuthigt meint?
Wohl gleißt ein ſpaniſch Zeichen
Auf ſeiner Bruſt, — das Vließ.
Wer hört' es ohn' Erbleichen,
Daß Egmont's Sohn er hieß?

Ja, Egmont's Sohn, dem König
Gleichnamig, und noch mehr!
Dem König treu und fröhnig,
So ſprengt er jetzt einher,
Voran dem Reiterſchwarme,
Voll Zuverſicht den Blick,
Als hielt' er ſchon im Arme,
Im Sattel hoch, das Glück!

Ein Handſtreich, wie kein zweiter
Seit Egmont's Tod geſchah!
Kaum heißt's: „Nah' ſpaniſche Reiter!" —
So iſt der Harſt ſchon da.
Schon ſchmettern die Fanfaren
Zu Brüſſels Thor herein;
Schon ruft der Junker den Schaaren:
„Glück auf! die Stadt iſt mein!"

Stolz ſitzt er auf dem Schecken,
Grüßt freundlich links und rechts.
Kein Argwohn zu entdecken,
Nirgend Gelüſt' Gefecht's!
„Willkommen, ihr von Brüſſel,"
Er ruft's mit frohem Muth,
„Dem König ſchnell die Schlüſſel!
So fließt kein Tropfen Blut."

So ſprengt er, unbeſtritten,
Der Junker, Egmont's Sohn,
Voran in Brüſſels Mitten
Und ruft: „Gebt nicht Pardon,
Wer da erhebt die Waffen ....
Doch wo mein Reiterhauf?
Wo ſtecken ſie und gaffen? —
Mir nach! Zum Hof hinauf!“

Er keck voran und weiter;
Rings Bürger um ihn her,
Und nirgends ſeine Reiter;
Hoch ſchwingt er, wild, die Wehr.
Da greifen zwanzig Hände
Nach Zügel ihm und Schwert.
„Halt,“ ruft das Volk, „hier wende,
Hier, wo der Weg ſich kehrt!“

Sie haben ihn in Mitten,
Ein dicht und wild Geleit,
Er kommt, in Schritt geritten,
Des Weg's, der ihm bereit.
Sie führen ihn gefangen
Bis auf den großen Markt,
Wo einſt bei Todesbangen
Ihr Freiheitsmuth erſtarkt.

Das iſt die heil'ge Stätte, —
Kennt Egmont's Sohn ſie nicht?
Graf Egmont's Todesbette,
Weil Alba's Blutgericht!
Da ſteht des Volks Verräther,
Vom Volk umringt, bewacht,
Als wie ein Miſſethäter,
Und harrt auf die dunkle Nacht.

Und als die Nacht geſunken,
Da leuchtet's hell und klar,
Von Fackeln ſprüh'n tauſend Funken,
Doch ſtumm ſteht rings die Schaar.
Nur Einer kann nicht bänd'gen
Den Grimm und ruft im Hohn:
„Was ſuchſt du bei Lebend'gen?
Den Todten, Egmont's Sohn?

„Den Todten, der geſtorben
Für unſre Freiheit treu?
Was wir durch ihn erworben,
Verriethſt Du ohne Scheu!
Hier war's — beim Fackelſcheine
Erkennſt Du's ſicher gut;
Reiß' auf die Pflaſterſteine,
Noch findeſt Du Egmont's Blut!"

So ſtand er an dem Orte
Die Nacht durch bis zum Tag;
Sie gönnten ihm nicht Worte,
Er ſtand genug in Schmach.
Er flehte: „Wollt mich tödten
Schnell aus Barmherzigkeit,
Eh' ſich die Giebel röthen
Und eh' der Hahn noch ſchreit!“

Sie wollten's nicht; ſie wollten:
Er ſäh' den Tag, und ſäh',
Wie freie Herzen grollten,
Und fände der Knechtſchaft Weh.
Und wie die Giebel ſich röthen,
Da ſchallt's: „Den Dank erſpart!
Wir wollten Euch nicht tödten,
Weil Ihr zu ſchlecht uns wart!“

„Zieht hin, den als Vermächtniß
Egmont der Freiheit ließ;
Und prägt in Eu'r Gedächtniß:
Schmach deckt kein goldnes Vließ.
Und welche Schmach auf Erden
Die größte? Merkt dies Wort:
Sie heißt — abtrünnig werden!
Jetzt, Junker Philipp: — fort!“

Der Wildſchütz.

Der Wildſchütz ſitzt und raſtet
Im Wald, geſtützt auf's Rohr.
„Nun, Jäger, ihr verpaßtet
Auch heut' mich, wie zuvor."
Er ſpricht's, die Pfeif' im Munde,
Und ſchlägt ſich Feuer an;
Viel Meilen in der Runde
Iſt das der kühnſte Mann.

Er bläſt den Rauch in Ringen,
Denkt, wie er Wildſchütz ward.
„Herr Gott, ſie ſelber zwingen
Uns ſelbſt zum Widerpart.
Geht's über Land und Acker
Mit Grafenhunden her,
Nun denn, hochedle Placker,
Da greift man zum Gewehr.

„Habt ihr das Wild im Wappen,
Ich hab's in Kraut und Korn;
Jagt ihr auf ſtolzen Rappen, —
Vergeltung iſt mein Sporn.
Bricht mir durch Zaun und Graben
Eu'r Wild in Flur und Feld,
Muß ich den Preis doch haben
Und hol' mir ſelbſt Entgelt."

So ſitzt im kühnen Trutzen
Am Buchenſtamm er da,
Beſieht ſich ſeinen Stutzen,
Und ſagt: „Kein Feind iſt nah.
Du meiner Nothwehr Stütze,
Du Schutz für meinen Trutz,
O braucht' ich freier Schütze
Doch nimmer deinen Schutz."

Er ſpricht's, zieht aus der Taſche
Das Brot, — ein Trunk dazu
Aus ſtrohumflocht'ner Flaſche, —
Das ſchmeckt! Rings tiefe Ruh'! — —
Horch! hat's nicht dort gerauſchet
Im Buſch? Das iſt kein Wild.
Der Wildſchütz ſpäht und lauſchet;
Jetzt tönt's vom Buſch: „Es gilt!"

Der längſt auf jedem Pfade,
Wie's ſtreng der Graf gebot,
Ihm folgt, ruft: „Nichts von Gnade,
Der Graf will deinen Tod!“
Sein Jäger in den Zweigen
Zielt ſcharf und trifft gar gut;
Heut wird der Preis ſein eigen
Für des Wilderers rothes Blut.

Des Jägers Kugel findet
Den Weg grad nach der Bruſt;
Der Wildſchütz ſtürzt, doch windet
Er raſch ſich auf mit Luſt.
Er hat im heißen Grimme
Den Arm hoch ausgeſtreckt
Und ruft mit ſtarker Stimme:
„Weißt du, wer mich gedeckt?

„Ein Buch trug ich am Herzen,
Das Buch mit Gottes Wort,
Mein Troſt in Noth und Schmerzen,
Das war auch jetzt mein Hort.
All Leids und Tods gewärtig,
Hab' ich doch einen Schild.
Wohlan! Nun mach' dich fertig!
Nun Schuß für Schuß! Es gilt!“

Funkelnd das Aug', ſo legt er
Die Büchſ' an ſeine Wang',
Der Finger zuckt, anſchlägt er
Im heißen Rachedrang.
Da ſinkt ihm aus den Händen
Der Stutzen in das Moos;
Wie? kann er's nicht vollenden?
Daſteht er regungslos.

Starr blickt er auf den Ginſter,
Zum Jäger dann und ſpricht,
Aufathmend leicht, doch finſter:
„Geh hin, dich tödt' ich nicht.
Mein Retter, im Herzen find' er
Sein Wort, das alles kann.
Geh, Menſch! Du haſt ſechs Kinder.
Ich bin ein einzler Mann.“

An der Schwelle eines Friedhofs.

Lavergne, der Arzt*), auf dem Eckſtein ſitzend.

Eckſtein des Lebens! — O wie wohl mir iſt
Bei euch, ihr Todten, die ihr abgethan
Die ſchwere Laſt von Elend, Schuld und Glück!
Ihr zeugt mir, ſanften Schlummers, zeugt mir ſchweigend,
Wie treu ich's meine! — —
— — Gott, was iſt ein Arzt!?
Mir graut, wenn ich dran denke, ich, der nichts
Als Elend ſah im Leben! — Daß der Arzt
Den Eid ſchwor, all' die Qual noch zu verlängern,
Die „Leben“ heißt! So meint' ich ſtets es treu
Dem Eid, — den Unglückſel'gen ſelbſt doch untreu,
Da ich der Qual noch läng're Friſt erſchuf. —

---

*) Verfaſſer des Buchs: „Die letzten Stunden und der Tod in allen Klaſſen der Geſellſchaft.“ S. d. Buch (deutſche Ausgabe) I. S. 199.

Ich, Arzt im Bagno! Tag für Tag und Nacht
Für Nacht, Sekunde für Sekunde ſtets
Das Ohr mir gellend von Verwünſchungen;
Dort, wenn die Sonn' aufgeht, wird ſie begrüßt
Mit dieſem Spruch: „Verflucht ihr erſter Aufgang!“
Und ihrem Untergange folgt der Wunſch:
„O daß die Nacht nicht ende!“ — Weh' die Zweige
Der Trauerweide kühl mir um die Schläfe,
O Abendwind! Mir glüht die Stirn; ich ſah
Heut einen Muttermörder ſterben, — ſein Geſicht
Im letzten Kampf der grauenvollſte Ausdruck
Des Grau'ns vor bald'gem Wiederſeh'n! — — Einſt,
Einſt!
Welt ohne Zeit, Nacht ohne Stern, unmeßbar
Entſetzlich All, in dieſem einz'gen kleinen,
Leicht ausgeſprochnen Wörtlein „Einſt!“ — O kläng'
Ein Wort des Troſt's aus Euern Raſen, Schläfer,
Leis, wie der Halme Säuſeln, wie das Schwirren
Der Biene um den Blütenkelch, der prächtig
Aus Herzen, die hier liebten, haßten, wuchs!
Kein Laut! zum engen Kreiſe fließen mir,
Zum immer engern die Gedanken all',
Die einen Weg zum Licht geſucht, zuſammen,
Und Eins nur iſt mir drin wie Dämmerſchein:
Ich ſeh' der Menſchheit Jammer ausgeprägt
In jedes einzeln Menſchen Schuld und Weh!
(Zwei Leichenträger kommen durch das Thor und ſetzen den Sarg ab.)

Lauvergne.

Nacht wird's! Hier bringen ſie zur ew'gen Nacht
'nen Müden wieder. Wen'ge Schritte nur
Zum offnen Grab noch; dennoch ward die Laſt
Zu ſchwer den Beiden, daß ſie an der Pforte
Abſetzend raſten. Ja, ſo ſäumt der Menſch,
Der, ſelber matt gehetzt, den Weg zum Grab
Im raſchen Sprung durchmeſſen will, ſo ſäumt er,
Im letzten Sprung noch plötzlich inne haltend. —
Die Träger nur, kein Freund, kein Anverwandter!
Die Einſamkeit, o ſolch Verlaſſenwerden,
Dies Schonvergeſſenſein, bevor der Raſen
Sich wölbt! Ich ſah's ſo oft als einzig Merkmal
Und letztes Zeugniß von des Menſchen Werth.
Sei's jetzt auch mir ein ſolches! Kühlender Thau
Sei meiner Stirn die Kunde, daß ein Guter,
Ein Reiner ſtarb. — Ihr Freunde, halt! Sagt an:
Wer iſt's, den ihr zu Grabe tragt?

Erſter Leichenträger.

Ein Menſch,
Dem's an der Wiege nicht geſungen worden,
Er ſtürb' an einer Krankheit, die die Seele
Zuerſt verdirbt, bis daß der Seel' Verweſung
Allmälig Glied für Glied des Leib's ergreift.
Das war ein Feſt bei ſeiner Taufe; mir iſt's,
Als ſah' ich's friſch vor mir. Ich war dabei —

Zweiter Leichenträger.

Du?

Erſter.

Meiner Treu; ich hatt' 'nen alten Vetter,
Der in dem Hauſe diente und mich mitnahm,
Das Feſt zu ſeh'n, das heißt: bei den Lakaien.
Da war Geſellſchaft! lieber Gott, wohl hundert
Und mehr noch edle Herrn, die Bruſt voll Orden,
Und ſchöne Frau'n; da ſtiegen Wunſch an Wunſch
Wie Weihnachtslieder auf; das war ein Lächeln
Der ſtolzen Mutter, die auf Purpurſammt
Den Säugling vor ſich liegen ſah; da nahten
Dem Vater links und rechts die Supplikanten,
Die Ämterjäger und die Sterneſucher,
Die ſich auf jeden Zug des Mund's verſteh'n
Und jede Linie auf der Stirne leſen.
O welch ein Tag! Wie ſchlug mein Herz voll Neid,
Sah ich das Gold, das Silber, den Kryſtall,
Hört' ich die rauſchenden ſeidnen Gewänder,
Und Tuſch und Tuſch beim Lebehoch, und Knall
An Knall des wild losbrechenden Champagners.
Herr Gott, ſo dacht' ich, welch ein Glück! und wüſt
Und bitter war mir's; ſo im Glück geboren,
Im Glück aufwachſend und dies Glück nie endend!
Ja, ſprach mein Vetter, ſieh, mein Sohn, das kommt
Von der Geburt, das iſt die angeborne
Nobleſſe!

Zweiter.
Freilich wohl, da liegt ſie jetzt
In dieſem Kaſten; ungehobelt ſind
Die Bretter, nicht einmal ſchwarz angeſtrichen.
Ein Purpurſammt, worauf der Säugling lag;
Und als er todt war, hatt' er nicht einmal
Ein eignes Sterbhemd! Hätten ſie geſchwind
Nicht einem andern Todten noch das zweite
Genommen, mutternackt läg' er im Kaſten.
O Narrenſpiel der Welt!
Lauvergne.
Wer war der Mann,
Den Ihr zum Grabe tragt? Ein Prinz?
Erſter Leichenträger.
Ein Spieler!

An die Dichter.

(Aus dem Flamändiſchen des A. de Laet.)

Den Auftrag, Dichter, hat euch Gott gegeben,
Des Volkes Leiche wieder zu beleben,
Dem Heiland gleich, der Lazarum erweckt.
Vom Leichentuch befreiet dieſen Todten,
Mit warmem Hauch beſeelt ihn! Auf vom Boden!
Stark ſteh' er da, wie einſt! Noch heut ſind Ehren
Für ihn zu pflücken, herrlich ſoll ſich mehren
Sein friſch Geſchlecht, ſtolz, frei und unbefleckt. —
Ein hohes Werk! Herolde braucht's, zu deuten
Den Geiſt des Herrn, voll ſeiner Kraft. — Den Lohn
Vernehmt zugleich! All euer Vorwärtsſchreiten,
Die blöde Menge lohnt es euch — mit Hohn!
Ihr aber ſollt das Volk vom Wüſtenſande,
Wie Moſes, führen zum gelobten Lande;
Ihr ſeht dies wohl, doch ihr betretet's nicht.
Euch wird der Lohn an anderm Ort. Enthoben
Der Erde, leuchtet ihr am Himmel droben,
Wie der Prophet auffuhr im Flammenlicht!

Zum Bilde meiner Frau.

Gott hat dich mir gegeben,
Der über mir gewacht,
Als mir das helle Leben
Nur ſchien die trübſte Nacht.
Und als uns Beiden kamen
Viel Nächte ohne Stern,
Warſt du, lieb Weib, das Amen
All meines Fleh'ns zum Herrn.
Oft ſah ich dies geſenkte,
Dies liebe Aug' mir an,
Und ſprach dann: „Gott, der's lenkte,
Hat Alles wohlgethan.“
Du liebſter Freund vor allen
Auf Gottes weiter Welt,
So laß uns drauf noch wallen,
So lang' es Ihm gefällt!
So laß allbeid' uns bauen
Auf Den, der dich mir gab,
Und, winkt Er, — mit Vertrauen
Auf Ihn, — zu Ihm, durch's Grab!

Neubau.

Er ſtieg, gefeſſelt Hand und Fuß,
Doch frei das Herz, zum Pfahl hinan;
Weiſſagend rief der edle Huß:
Aus meiner Aſche fliegt ein Schwan!
Einhüllt ihn drauf der Flammenſchein,
Ein fürſtlich prächtig Purpurkleid; —
Und, was der Märt'rer prophezeit,
Traf ſicher, herrlich ein.

Meerkönigin, ſo weit gekannt,
Als mövengleich ein Segel ſtreift,
Dir hat das Haupt des Herren Hand
Mit einer Flammenkron' umreift.
Der aus dem Buſch zu Moſe ſprach,
Rief laut durch Sturm und Noth und Tod:
„Die Glut, o Volk, iſt Morgenroth;
Ein neuer Tag folgt nach!“

Des Glockenſpieles letzter Klang:
„Gott in der Höh' ſei Ehr' allein!“ —
„Und Frieden ſei die Erd' entlang!“
So ſtimmten alle Deutſchen ein,
Die eines guten Willens ſind!
Der Will' iſt gut, die Kraft iſt da;
Nun denn, ſo iſt der Tag auch nah',
Drum Hand an's Werk geſchwind!

Der Tag des Herrn, doch nicht darum
Der ſtille Tag der Raſt zugleich!
Der Tag: zu bau'n ein Heiligthum,
Wie's noch nicht ſtand im deutſchen Reich!
Ihr Fürſten, ſtellt euch treu voran
Und legt zu Grund das Fürſtenwort!
Das Volk baut froh und rüſtig fort;
Raſch wächſt der Bau heran.

Es iſt das feſte Tempelhaus
Des neuen deutſchen heil'gen Gral's,
Schon zieh'n die Tempeleiſen aus,
Die Pfleger ſolchen Wundermals;
Wer treu ihm dient, hat dran ein Recht,
Und wer ihn anblickt, den durchdringt
Des Lebens Vollkraft; ſo, verjüngt,
Erſteht ein neu Geſchlecht.

Und fragt ihr ſtaunend, wie er heißt,
Der neue Gral, der Volkeshort?
In Flammenzungen ſprach der Geiſt;
Und noch in Feſſeln liegt das Wort?
Wie lange noch? Zum Bau! Herbei!
Dem Wort ſein Recht! Schafft Mann für Mann!
Groß, einig, ſtark ſind wir erſt dann,
Wenn Wort und Preſſe — frei!

Hamburgs Wappen.

(Die drei Thürme.)

Drei Thürme! Ein ſtolzes Zeichen,
Ein herrliches Symbol!
Man kennt in allen Reichen
Die edle Flagge wohl.
Hoch flog ſie ſtets den Beſten
Im heil'gen Krieg voran,
Das Meer in Oſt und Weſten
Liegt vor ihr aufgethan.

Und glorreich iſt noch heute
Der Thürme heil'ge Drei.
Ihr fragt, was ſie bedeute,
Und was die Loſung ſei?
Die Deutung klang mir heilig,
Für's Volk ein großes Wort;
Drum ſag' ich's laut und eilig
Von Herz zu Herzen fort.

Von dieſer Thürme Dreiheit
Der erſte Thurm, das iſt
Der ſtarke Thurm der Freiheit,
Deß Grund kein Menſch ermißt,
Hoch auf der Zinne ſtehet
Gott ſelbſt in treuer Wacht;
Ob Glück und Glanz vergehet,
Er ſchirmt das Volk in Nacht!

Der zweite Thurm, — wir bauten
Dran Alle, wie wir ſind,
Väter, die längſt ergrauten,
Und Kind wie Kindeskind.
Laßt uns am großen Werke
Ermatten keiner Zeit,
Baut fort in Luſt und Stärke
Am Thurm der Einigkeit!

Der dritte Thurm, — Geläute
Von ihm wie Oſterklang!
O Vaterland, bedeute
Dir's Zukunft, ſtolz und lang!
Daß du in allen Nöthen
Stehſt, ſelbſt ein feſter Thurm,
Und, mag die Glut dich röthen,
Ihr Trotz beutſt und dem Sturm.

Daß du, wie aus den Nächten
Des Grab's der Heiland ſtieg,
Das Banner in der Rechten
Vortrittſt aus Nacht zum Sieg,
Und rings in allen Zonen
Ausbreiteſt deinen Geiſt,
Der allen Nationen
Das Ziel der Menſchheit weiſt.

Daß du das Vorbild ſeieſt
Für All', du Aller Zier,
Daß du ſie All' befreieſt,
Frei ſelbſt; dann rufen dir,
Was Farbe ſie auch tragen,
Die Völker: „Deutſchland Heil!"
Ein Tag ſoll Allen tagen,
Ein Gut wird Allen zu Theil.

So ſteht unwankbar immer,
Drei Thürme ihr, ſteht feſt,
So zeugt vereint, daß nimmer
Gott ſeine Deutſchen läßt.
Ehre dem Herrn dort oben,
Und Frieden uns! Er wollt'
Läutern in Feuerproben
Der Liebe ächtes Gold.

Fragen.

Vier Fragen ſind vom Pregel
Geflogen an den Rhein;
Da ſchwoll gar manches Segel,
Und Mancher zog es ein.
Da galt's ſo kühn'res Steuern,
Je klüger ward lavirt!
Da galt's ſo laut'res Feuern,
Je wen'ger ſalutirt!

Und Antwort ward dem Frager;
Doch eine fünfte ſcholl,
Sie ſcholl aus einem Lager
Wie Veteranengroll;
„Was willſt dich unterfangen
Und fragſt nach Mein und Dein?
's iſt lang' ſo gut gegangen:
Wie ſoll's nun beſſer ſein?"

Und wieder Einer fragte:
„Wo ſoll denn das hinaus,
Wenn Jeder friſchweg ſagte:
's iſt heimlich Kreuz im Haus?"
Und wieder Einer meinte:
„Ob's der wohl beſſer macht?"
Der Vierte gar, der weinte; —
Der Fünfte hat gelacht.

Der Fünfte war ein Alter, —
Ihr kennt ihn wohl nicht mehr? —
Einſt ſchritt er als Verwalter
Des deutſchen Geiſt's einher.
Zu manches Frommen Ärger
Geht er noch um im Land,
Der alte Königsberger,
Der alte treue Kant.

Und lächelnd ſprach er leiſe:
„Hab' ſelbſt einſt viel gefragt
Und eine neue Weiſe
Der Welt vorausgeſagt.
Geſagt und zugegriffen!
Dann kommt die Antwort bald.
Das Wort zur That geſchliffen!
Durch Stamm an Stamm wird Wald!"

Dann ſetzt' er ſich und lauſchte,
Wie Frag' um Frage klang,
Und Frag' um Antwort tauſchte
Viel deutſche Wochen lang, —
Viel deutſche ſchwere Wochen,
So lang' kein off'nes Recht! — —
Und als das Wort geſprochen, —
Antwort war's trau'n nicht ſchlecht!

Die Frag' nach allen Fragen:
„Was wird dem deutſchen Mann,
Der frei die Wahrheit ſagen
Und für ſie einſteh'n kann?
Iſt's Hochverrath: für's Beſte
Des Volk's ein ehrlich Wort?
Dann weht nur Deutſchlands Reſte,
Ihr deutſchen Winde, fort!"

Der Spruch erſcholl. Es höret
Ihn froh der alte Kant,
Und hebt das Haupt und ſchwöret:
„Noch giebt's ein deutſches Land!
Noch Herzen, die da ſchlagen!
Werth, Land, daß man dich liebt,
Weil, wenn ein Mann will fragen,
Das Recht ihm Antwort giebt!"

In Freiligrath's Album.

Das junge Reis noch auf den Hut,
Den Wanderſtab zur Hand!
Und nun friſchauf mit gutem Muth
Zu dir, mein Heimathland!
Mir iſt's, als lockten ſüß und traut
Mich tauſend Stimmen dort;
Und iſt's doch nur ein einz'ger Laut,
Ein einzig Mutterwort.

Den Becher hoch! Und noch einmal
Schenk', liebes Weib, mir ein!
O Waldeshöh', o ſonnig Thal,
Euch gilt's und dir, o Rhein!
O ſei geſegnet immerdar
Mit Reben und mit Recht!
Gewaltig, ſchön, wie du, und klar,
Sei dort ein frei Geſchlecht!

Der dich ſo oft am Felſenhang
Belauſcht, und Gottes voll
Zum Wellenſchlag den Freiheitsſang
Anſtimmt in Lieb' und Groll, —
Nicht länger träumt er manche Nacht
Am Rhein den Dichtertraum;
Bald hält er wieder Geuſenwacht
Hoch auf der Düne Saum.

Glück auf, Poet, wo Du auch biſt,
Am Meerſtrand, wie am Rhein;
Dein Zeichen bleibt der deutſche Geiſt,
Drin wirſt du Sieger ſein!
Laß rauſchen ſtark wie Wellenſchlag
Die Lieder fort und fort;
Wie Well' an Well' ſtrömt Tag an Tag,
Bis That wird unſer Wort.

So Gott mit uns! — Wohin wir geh'n,
Getrennt ſind wir doch nie!
Ein Banner iſt's, für das wir ſteh'n,
Freiheit und Poeſie!
Den Blick hinan, das Weib an's Herz
Gepreßt, das Gott uns gab, —
Schlag ein! — Getreu in Freud', in Schmerz!
Und nun — den Wanderſtab!

Sallet.

Wenn Einer ſinkt, der hart geſtritten,
Die Bruſt voll Narben, weiß das Haar,
Das Schwert noch in der Fauſt, inmitten
Der todesmuth'gen kleinen Schaar,
Dem ſchallt, anſtatt der Todtenklage,
Schwertklang, bis daß der Letzte fällt,
Und, ſtatt im Marmorſarkophage,
Bedeckt von Brüdern liegt der Held.

O welch ein Tod! Dir war, o Treuer,
Der Tod der Treu' des Lebens Preis;
So wünſchteſt Du im Jugendfeuer:
Zu fallen einſt, ein Fechtergreis;
Behaglich nicht die Glieder dehnen
Haſt Du gewollt nach härtſter Müh',
Nein, ſterben mit geſpannten Sehnen,
Und nur im Kampfe nicht zu früh!

Ich weiß, wie Dir die Schläfe glühten,
Wenn Du gedacht an jenen Tag,
Da, des Gerichts Hegung zu hüten,
Donnernd erſchöll' dreifacher Schlag,
Geſpannt die Bank, die Richter ſitzend,
Die Schöffen harrend, aufgethan
Das große Schuldbuch, weithin blitzend
Des Blutbanns Zeichen über'n Plan.

Ich weiß, wie lang' auch Dir ein feſtes
Vertrau'n das edle Herz umfing,
Daß Recht, der Güter höchſtes, beſtes,
Schläng' um das ganze Volk den Ring,
Den ſtarken Wall, drin unabſetzlich
Die Treu' und Ehr' und der Vertrag,
Und Der nur heilig, unverletzlich,
Der redlich hält, was er verſprach.

Ich weiß, wie Tag um Tag vergangen,
Und ahnend bänger ſchlug Dein Herz,
„Was länger Hoffen, Fleh'n und Bangen?“
Riefſt Du, — „die That nur heilt den Schmerz.“
Da war's entſchieden, war's ergriffen,
Da galt's nur Sklav noch oder frei,
Und als Du froh das Schwert geſchliffen,
Sangſt Du begeiſtert: „Strick entzwei!“

Und Du tratſt hin, Du warbſt Genoſſen
Und ſandteſt kühn die Lieder aus,
Da tönt' es weithin von Geſchoſſen
Und klirrend ſchlug's an manches Haus.
Die Werbung scholl: „Es gilt das Erſte,
Freiheit und Recht dem Vaterland!
Und daß die alte Kette berſte,
Schafft all' einträchtig Hand in Hand!

„Auf, deutſches Volk, von Gott berufen,
Vorfechter alles Rechts zu ſein,
Nicht länger harre an den Stufen,
Tritt endlich in den Tempel ein,
Tritt endlich hin zum Hochaltare,
Und ſprich: „„Weh dem, der ihn berührt,
Er ſei im Purpur, im Talare,
Der vorenthält, was mir gebührt.““

„Und deine Wächter laß ſich ſchaaren
Gen Aufgang und gen Niedergang,
Daß ſie das Heiligthum bewahren
Und frei du ſchreiteſt deinen Gang,
Kein Herr der Welt den Kelch dir fälſche
Voll deines eignen Feuerweins;
Was kümmert dich der Ruſſe, Wälſche,
Bleib du nur deutſch und frei und eins!“

Des Volkes Banner in der Rechten,
An's Herz gedrückt Dein junges Weib,
So riefſt Du's und tratſt vor, zu fechten,
Und bot'ſt der Freiheit Seel' und Leib.
Da blühte friſch mir all' das Denken,
Das uns geblüht um Mitternacht,
Wenn Lieb' und Hoffnung, holde Schenken,
Den duft'gen Maiwein uns gebracht.

Da ſaßen wir, wie ſonſt, zwei Zecher
Auf Römerboden, deutſchgeherzt,
Wenn wir an einem Birkenbecher
Die laue Maiennacht durchſcherzt.
Hier ſteht er noch vor mir, die Rinde
Geborſten längſt, doch unverſehrt
Der Stamm; ich fülle ihn und winde
Den Kranz drum; — Dir ſei er geleert!

Ein treuer Kamerad, der Dritte
Bei uns, der Becher! — Geh' ich ſtill
Von hinnen einſt mit leiſem Schritte,
Wenn es der Herr des Lebens will, —
Dann möcht' ich wohl: der Becher lohte
Am ſelben Tag in Flammen auf,
Und wo da ruht der zweite Todte,
Klimm' eine Reb' am Kreuz hinauf.

Wie Reb' an Rebe, ſo durchſchlangen
Sich unſre Seelen ja, mein Fritz;
Wir hatten ja nur ein Verlangen,
Ein Denken, einen Mutterwitz;
Ein Grund, dem unſre Lieb' entſprungen,
Ein freies, ein'ges Vaterland,
Ein Gottesfeu'r hatt' uns durchdrungen,
Geſchützt uns eine Gotteshand!

Die neigte ſich zu Dir hernieder,
Die brach die Rebe noch im Blüh'n,
Und reifte doch, daß Deine Lieder
Als edler Wein das Volk durchſprüh'n.
Das wirkt die Hand der ew'gen Werke;
Wer wagt's zu ſeh'n, was ſie beſtimmt?
So giebt ſie wohl dem Volk auch Stärke,
Wenn ſie den ſtarken Mann ihm nimmt.

Nicht wein' ich mehr, daß Du gegangen,
So früher, als wir's einſt gedacht,
Schon ſeh' ich ja den Morgen prangen,
Seh' unſer Volk erſtarkt, erwacht.
Er bleibt nicht aus: Hell wird er tagen,
Ob auch mein Aug' ihn nicht mehr ſieht:
Und zu Dir kommend, werd' ich ſagen:
„Theil hat daran Dein Sein, Dein Lied.“

Dann ſag' ich Dir: „Das iſt die Treue,
Die Treu' für's Volk bis in den Tod,
Die in des deutſchen Himmels Bläue
Aufflammt als Freiheitsmorgenroth.
Ja, unſer Volk! Keins geht mir drüber,
Das Freiheit hat und Freiheit giebt!"
Und Dir am Herzen ſag' ich, lieber
Dann noch: „Wie hab' ich Dich geliebt!"

Waldmährchen.

Im Wald, im Wald
Das ſchallt und hallt,
Das lockt und ruft
Auf ſchwankenden Wipfeln, drüber hoch in der Luft,
In den dunklen Büſchen und Sträuchen!
O ihr Vöglein, ihr tauſend Waldvögelein all',
O könnt ihr mit weckendem, werbendem Schall,
Mit Singen und Klingen, mit Jauchzen und Schmettern,
Beim Sauſen in Wipfeln, beim Rauſchen von Blättern,
Noch immer den Zauber nicht ſcheuchen?

Der Einſiedel mit dem langen Bart,
Der ſchläft in der finſteren Klauſe;
Sein Kiſſen ein Stein, ſein Lager gar hart,
Kein Tiſch und kein Stuhl in dem Hauſe,
Nur ein Buch, umſchloſſen von eiſernem Band,
Und ein Schwert in der Scheide hängt drin an der Wand:

Das iſt mir ein ſeltſam Geräth!
Keine Küch' und kein Keller,
Kein Becher, kein Teller,
Das ganze Jahr faſten,
O weh, wer, zu gaſten,
Vor der öden verzauberten Zelle ſteht!
Wer ſagt mir, wie das ſo gekommen, und wann,
Mit dem Klausner und mit ſeiner Zelle?
Da guckt mich der Buchfink treuherzig an
Und erzählt mir's, der kluge Geſelle.

Das kommt vom Harren und Hoffen,
So hat mir der Buchfink geſagt;
Einſt ſtand die Pforte weit offen,
Und der Mann trat heraus unverzagt,
Und gerauſcht haben alle die Blätter
Des Buchs, und gebebt hat der Wald,
Und geblitzt hat das Schwert wie im Wetter;
Doch vergangen iſt alles gar bald.
Denn, der's ſo gewaltig geſchwungen,
Der ſah, daß er doch nichts errungen,
So feſt er auch ſtand im Gefecht. —
Was hat er denn wollen erringen? —
Da ſchüttelt der Buchfink die Schwingen
Und ſchmettert: Die Freiheit, das Recht.
Und alſo erzählt er mir weiter: Gieb Acht!
Nun kam einſt und rieth ihm der Schuhu bei Nacht,

Er ſollt' es verſuchen mit Beten,
Mit Beten und Hoffen, das hülfe gar oft;
So hat denn der Mann auf das Beten gehofft
Und die Füße nicht wund ſich getreten.
Und über dem immerdar Hoffen und Beten,
Da iſt er denn endlich eingenickt,
Und ſchläft nun, der Klausner, ſo lang', ſo lang',
Ob die liebe Sonne auch Tag für Tag
Ihre Strahlen auf treuen Botengang
Durch Dick und Dünn, durch Buſch und Hag
Nach dem Mann mit dem Schwert und dem Buche ſchickt.
Nun träumt er davon, wenn die Bäume wandeln,
Dann (träumt er) dann würd' er ſich heben vom Knie'n,
Dann (träumt er) dann wär' es erſt Zeit zu handeln,
Dann (träumt er) er werd' aus der Zelle zieh'n.
Dann und nicht eher?
Ohne Raſt
Schlägt der Häher
Mahnend auf dem Tannenaſt,
Der Guckuk ruft die Jahre aus;
Wann verläßt der Einſiedel ſein finſtres Haus?
Der Specht zählt nach
Und pickt und klopft,
Ob er noch nicht wach!
Jede Ritze verſtopft,
Ueberwachſen mit Moos das Schlüſſelloch,
Auf den blinden Scheiben der Eppich kroch,

Die Ameiſen ziehen die Wälle ringsum.
O was für ein Leben,
Ein Wandeln und Weben,
Und der Einſiedel drinnen ſo todtenſtumm!

Er muß wohl verwünſcht und verzaubert ſein;
Wie währte ſein Schlaf in den Lenz wahl hinein?
Ich weckt' ihn wohl gerne, doch vermag ich es nicht.
Am End' ſchläft er gar bis zum jüngſten Gericht?
Und all' die Lebendigen fragen ihn dann:
Was haſt du gethan, du geruhſamer Mann?
Dann ſagt er (und hofft auf Vergebung wohl gar):
Ich habe geknie't, bis erblichen mein Haar,
Ich habe gebetet und ſchlief dabei ein,
Und ich träumte von ſonnigen Tagen.
Nun wird's der verheißene Tag wohl ſein,
Nun hat wohl die Stunde geſchlagen?
Aber die Lebenden alle, die kennen ihn nicht.
Sie ſagen's dem Aermſten in's Angeſicht:
Längſt ſchlug ſie ja ſchon; längſt iſt ſie dahin,
Du haſt ſie vor Harren verſäumt;
Dein Beten, — du haſt deß keinen Gewinn,
Und das Leben, das haſt du verträumt.

O Vöglein, ihr Vöglein, ſo ſchlagt mit den Schwingen,
So ſchlagt an die Siedlerglocke mit Macht;
So erhebt ein gewaltig vielſtimmiges Singen,

Bis daß auch der Klausner aus Träumen erwacht.
So brechet, ihr Quellen, durch Moos und Geſtein
Bis dicht an die Zelle und brauſet hinein,
Und ihr Eichen, rauſcht wie zur Hermannsſchlacht,
Und du Eiſen klinge aus tiefem Schacht
Das Herz bewegend herauf, herauf,
Und klinge: Wach' auf, o wach' auf!

Wie aber lautet die rechte Weiſe? —
Horch, ganz leiſe, o wie leiſe
Tönt ſie eben aus der Zelle,
Jetzo lauter ſchon und helle,
Jetzt ſo ſtark wie Sturmesweh'n.
Ha, wie die Eichen,
So feſt ſie im deutſchen Grunde ſteh'n,
Dem Zauber weichen!
Wie die Quellen
Zu Strömen anſchwellen!
Ringsum ein Zittern
Wie von Gewittern;
In Splittern
Die Scheiben, weitaufgethan
Der Klauſe Thor.
Er tritt hervor.
Das iſt kein Greis, das iſt ein Mann,
Der hebt das Schwert, der hebt das Buch,
Das aufgeſchlag'ne, daraus der Spruch

Befreiend tönet,
Daß Fels und Herz davon erdröhnet.
Kräftereich,
Göttergleich
Schreitet er aus dem verwünſchten Haus.
Wohin? Was wird er beginnen und wagen?
Waldmährchen iſt aus.
Die Wahrheit wird er ſelber ſagen!

Klage einer verlornen Seele.

(Sagenhaft.)

Ich fliege ohne Ruh'
Und zähle die Sekunden;
Sie wachſen immerzu
Und werden nie zu Stunden!
Ich fliege hin und her
Und hab' kein Ziel gefunden!
Frei werd' ich, doch noch mehr
Bin ich ſeitdem gebunden!
O gönnt dem Leib die Raſt
Im kühlen Grab hienieden!
Die arme Seele laßt
Eingeh'n zum ew'gen Frieden!
O denkt, wie Euch's zu Muth
Auf langen Wanderwegen,
Des heim'ſchen Heerdes Glut
Strahlt Euch von fern entgegen,

Durch's Fenſter ſcheint ein Licht,
Nun meint ihr nicht zu fehlen.
O ſo vergeßt auch nicht
Armer verlorner Seelen!
Sie flattern ſehnſuchtsſchwer
Umher auf öden Haiden,
Wohl winkt die Heimath her,
Und müſſen ſie doch meiden!
Wie mög't ihr wandernsſatt
Auf weichen Kiſſen liegen!
Die arme Seel' muß, matt
Vom Flug, noch immer fliegen!

Klage einer verlornen Seele.

(Wirklichkeit.)

Ich fliege hin und her
Mit den barmherz'gen Winden,
Ich fliege Kreuz und Queer,
Kann keine Heimath finden.
Es ſchwindet Tag um Tag,
Es ſchwindet Woch' um Woche,
Kein Herz mir aufthun mag,
So viel, ſo laut ich poche.
In allem eurem Schmerz,
All eurem Freudenwahne —
Verſteht kein deutſches Herz,
Was ich begehr' und mahne?
Schließt mir nicht eins ſich auf?
Muß ich noch immer wandern
Im heimathloſen Lauf
Vom deutſchen Volk zum andern?

O, deine Seel' bin ich!
Wohl ward dein Leib geſchlagen!
Gern ſäh' ich feſtiglich
Dich neuen Lebens ragen!
Gern kehrt' ich in dich ein
Und regte dir die Glieder,
Sollteſt mir aufrecht ſein,
Lagſt allzulang' darnieder!
Ihr Herzen allzumal,
Wie lang' noch ſoll's ſo währen,
Bis euch durch eigne Wahl
Die Seel' wird wiederkehren?
Die Seel', das freie Wort,
Schweift heimathlos auf Erden,
Schickt ihr ſie wieder fort,
Wo ſoll erlöſ't ſie werden?
Wenn ihr ſie nicht erlöſ't,
Sie flieht euch in alle Weiten;
Wenn ihr ſie jetzt verſtößt,
Weh' euch für alle Zeiten!
Euch iſt dann keine Zeit
Und der Gewalt kein Riegel,
Und es drückt die Ewigkeit
Auf eure Schmach ihr Siegel!

Der Löwe im Wappen.

Trüb geh' ich durch die Straßen,
Das Herz von Sorgen bang:
Wird Gott ſein Volk verlaſſen
In Feindes Liſt und Drang?
Soll denn kein Bollwerk halten?
Zieh'n ein mit offnem Paß
In Deutſchland die Gewalten
Der Nacht, Wahn, Zwietracht, Haß?

Wo jetzt auf Markt und Plätzen
Noch froh' Gewerb ſich regt,
Tobt einſt vielleicht Entſetzen,
Und dort die Glocke ſchlägt
Signal zum Glaubenskriege;
Ach, kämpft ihn einſt als Mann
Das Kind hier in der Wiege,
Das heut' nur lächeln kann?

So ſchreit' ich, ganz verloren
In Sorg' und faſt verzagt,
Bis hin, wo neu geboren
Die alte Kirche ragt.
Das Haus, drin Chriſti Lehre
Aus heil'gen Schriften rauſcht,
Und nicht um eitle Mähre
Den Geiſt des Herrn man tauſcht.

Die alten Mauern heben
Sich ſtark im friſchen Glanz,
Die alten Pfeiler ſtreben
Am neuen Fenſterkranz;
Doch ſieh: auf blankem Grunde
Ein altersgrauer Stein!
Ein Leu im Wappenrunde!
Schaut wie ein Wächter drein.

Wohlauf! ein gutes Zeichen:
Am Kirchenpfeiler treu
Über den Fürſtenleichen
Der mannhaft trutz'ge Leu!
Mir iſt's, als ſei das eben
Des Zeichens Kern und Mark:
Daß Fürſten heut' noch leben,
Wie Pfeiler hoch und ſtark.

Mir iſt's, als müßt' ich ſprechen:
Du edler, kräft'ger Leu,
Wenn alle Pfeiler brechen,
Stehſt du in guter Treu'!
Wenn unter bunten Ranken
Die Schlang' in's Land ſich ſchlich,
Hebſt du die mächt'gen Pranken,
Und triffſt ſie ſicherlich.

Steh' feſt in ungeſchwächter
Trutzkraft, aufrecht das Haupt,
Ein ſtarker Hort und Wächter
Für's Volk, das treulich glaubt,
Das treulich hält am Wahren,
Am Geiſt und ſeinem Recht,
Und Treu' wird offenbaret,
Gält's einſt ein ernſt Gefecht.

Das ſchafft in ſchlimmen Zeiten
Fürwahr noch guten Muth:
Der Leu wird fürſtlich ſtreiten
Für unſer höchſtes Gut,
Daß feſt und ſtark mag ſtehen
Die Kirch' auf Gottes Wort!
Drum, wie die Winde wehen,
Du Leu', zum Ziele fort!

Ihr Deutſchen, auf mit Gott!

Nun Gott zum Gruß und Gott ſei Dank!
Der lichte Tag bricht an!
Wir lagen matt und trüb' und krank
In Nächten und in Wahn,
Schwer drückt' ein Alp auf deutſcher Bruſt,
Der über Alpen kam,
Der Knechtſchaft drückt' auf Freiheitsluſt,
Stumpfſinn auf alle Scham.

Nun, Gott ſei Dank, die Nacht iſt um!
Der Morgen glüht und weckt.
Wacht auf, ihr, die ihr ſtill und ſtumm
Euch lang' im Bett geſtreckt!
Der Tag ſteht wie ein Feldherr da,
Gerüſtet ganz im Licht,
Und ruft: Ihr Schläfer fern und nah,
Erwacht ihr oder nicht?

Empor, wer aufrecht ſtehen kann,
Die Stirn jetzt, Jung und Alt!
Zeit iſt's, daß jeder deutſche Mann
Kühn trutzet der Gewalt!
Zeit iſt's, daß er die Stirn ihr weiſ't,
Drauf Gott ihm Freiheit ſchrieb,
Daß niederkämpft den Wahn der Geiſt,
Den Haß erſchlägt die Lieb'!

Zum Geiſteskampf, ihr Deutſchen all'!
Auf, auf! die Stunde mahnt!
In Liebesdrang mit Liederſchall
Den Weg zum Sieg gebahnt!
Wohin der Weg? Von Haus zu Haus!
Schließt Herz an Herz! Voran!
Der Geiſteskampf iſt Ehrenſtrauß!
Hab' Jeder Theil daran!

Du Prieſter auf der Kanzel, ſchwing'
Die Fahn' in Gottes Weih'n,
Und bete, daß der heil'ge Ring
Sich ſchließe aller Frei'n.
Den Heerbann rufe laut herbei,
Daß nicht ein Tücht'ger fehlt,
Der leben will und ſterben frei,
Wenn Gott die Seinen zählt.

Du Fürſt mit deiner goldnen Kron',
Dein Scepter iſt ein Stab,
Den Gott vom höchſten Himmelsthron
Zu rechter Treu' dir gab;
Sei's Feldherrnſtab in deiner Hand!
Führ' jeden, der dir ſchwor,
Zum Rettungskampf für's Vaterland,
Und ſchreit' als Erſter vor!

Du Biſchof mit dem Hirtenſtab',
Zeig' jetzt, daß du ein Hirt,
Wie Chriſtus ſelbſt das Beiſpiel gab,
Wenn ſich ein Schaf verirrt;
Er ſucht' es auf, und hätt' er's gar.
Geſeh'n vom Wolf bedräut,
Er hätte nicht geruht fürwahr,
Bis er's durch Kampf befreit.

Du, dem das Ahnenſchwert im Saal
Für längſt verroſtet hängt,
Zieh, Edelmann, den guten Stahl;
Auf, auf, die Stunde drängt!
Du Bürger, der es längſt vergaß,
Sein altes Waffenrecht,
Nun üb's nach Geiſtes vollem Maaß
Für's kommende Geſchlecht!

Du Bauer, bei der Arbeit hart,
Die Hand an's Werk geſetzt!
Den beſten Schatz, der längſt verſcharrt,
Ausgraben gilt es jetzt,
Daß goldner Segen voll und reich
Aufſteig' aus Erdenſchooß;
Der Sieg des Lichts macht all' uns gleich,
Macht all' uns ſtark und groß.

So Biſchof, Prieſter, Edelmann,
Fürſt, Bürger, Bauer auch,
Wir all' zum heil'gen Kampf voran!
Kampf bis zum letzten Hauch!
Ein Zeichen iſt's, in dem wir ſteh'n,
Uns treibt ein einz'ger Strom;
Ein Banner laßt, die Ehre, weh'n!
Ein Feind iſt allen: Rom!

So leuchte, Zeichen; rauſche, Strom;
Flieg', Banner, hoch entrollt!
Und ſchleudert ſeine Blitze Rom,
So wiſſ' es: Deutſchland grollt.
Lang' war's im Stillen, bis die Schmach
Das Maaß ganz überſchwoll;
Nun grollt es laut am lichten Tag;
That endlich ſei der Groll!

Sei deutſche That, ſei Freiheitsthat!
Muth wider Trug und Liſt!
Streu't kämpfend aus die junge Saat!
Aufgeht ſie kurzer Friſt.
Wer noch vor Scham erröthen kann,
Der haut den Strick entzwei,
Der lacht ob Interdikt und Bann,
Wird Deutſchlands Kirche frei.

Wär' meine Stimm' gewaltig doch
Und dräng' von Bruſt zu Bruſt,
Daß klirrend ſpräng' das alte Joch
Vor heißer Freiheisluſt,
Daß Herz an Herz ſich ſchlöſſe feſt
Zur heil'gen eh'rnen Wand,
Dann, wenn kein Herz das andre läßt,
Frei wirſt du, Vaterland!

O wag's nur, wenn's ein Wagſtück iſt,
Zu ſein, wie Gott dich ſchuf,
In eignen Ehren, fremder Liſt
Unnahbar, fremdem Ruf.
O wag's nur, wenn's ein Wagſtück iſt,
Statt Roma's Knecht, zu ſein
Ein frommer, freier deutſcher Chriſt!
Wag's, und der Sieg wird dein.

O brauſe, Rhein, ihr Ströme all',
O rauſcht es fort und fort,
O kündet all' im Sturmeshall,
Eichen, dies einz'ge Wort,
O ſingt es, Lerch' und Nachtigall,
Wie ſüß der Freiheit Mai,
O donnr' es, du Lawinenſchwall,
Wie leicht, zu werden frei!

Frei, frei von Rom, und deutſch nur ganz!
So ſchwindet jeder Bann,
In *einer* Sonne mildem Glanz
Verſchmilzt und löſ't ſich dann
Jedweder trübe Unterſchied,
Den Menſchenſatzung wob,
Und rings erſchallt ein einzig Lied:
„Gott in den Höh'n ſei Lob!"

Dann, wenn durch Trug kein Römling mehr
Des Hauſes Frieden trübt,
Wenn deutſche Sitte, deutſche Ehr'
Das alte Hausrecht übt,
Dann hält in Deutſchland Eintracht Raſt,
Und, die ſeit lang' nicht ſaß,
Die Lieb', ſitzt dann, ein heil'ger Gaſt,
Zu Tiſch, wie ſonſt der Haß.

Das iſt für dieſen Geiſtesſtreit
Ja Ziel und Loſungswort:
Entwindet der Unduldſamkeit
Das Schwert, geſchärft zum Mord;
Der Fluch, der die gemiſchte Eh'
Bedroht mit ew'ger Pein,
Vor'm Segen weich' er, wie der Schnee
Zerrinnt vor Frühlingsſchein.

Das iſt die Freiheit, die ich mein',
Die mild das Reich des Herrn
Auf Erden ſetzt in Wahrheit ein;
Das iſt der helle Stern,
Der treu dahin die Wege weiſ't;
Das ſei des Kampfes Trieb,
Daß Gott in allen Zungen preiſ't
Vollkommne Menſchenlieb'!

Und, da die alte Zwingburg fällt,
Aus deutſcher Herzen Grund
Steigt eine deutſche Kirch' und hält
Durch feſten Liebesbund,
Als Pfeiler: deutſche Prieſter, treu
Dem Land, das ſie gebar,
Des Herrn Gebot, das alte, neu —
Lieb' ſei der Hochaltar!

Das iſt das Werk, das deutſche Werk,
Das jetzt gebaut muß ſein;
Gott gab euch Kraft, er mehrt die Stärk'
Und ſegnet, die da rein;
Dem hilft er, der von Ihm nicht läßt,
Und ſeine Gnade thaut
Auf jeden, der getreu und feſt
Der ew'gen Lieb' vertraut!

Auf, dafür vorwärts, Mann an Mann!
Und wankt und weicht nur nicht!
Und droht euch Rom mit ſeinem Bann,
So droht ihm mit dem Licht.
Beim ew'gen Gott des Lichts: das ſcheut's,
Davor wird es zum Spott;
Wohl kreuz'gen kann's, doch iſt das Kreuz
Ein Holz ihm ohne Gott.

So ſchmettr' ich froh den Kriegsruf hin
Und bete, daß er trifft,
Und daß ſich deutſcher Mannesſinn
Aufraffe gegen Gift;
So bet' ich: Herr, der du mich ſchufſt,
Verleih' zum Werk mir Kraft!
Gieb, daß, wenn du von hier mich rufſt,
Sie Andern nicht erſchlafft!

Gieb, ſink' ich als ein Fähnrich treu,
Ein Beſſrer trete vor
Und führe ohne Menſchenſcheu,
Vollführe, was ich ſchwor!
Gott, heb' für jeden, der da ſinkt,
Stets einen beſſren Mann,
Der ſich, wenn die Entſcheidung winkt,
Für Deutſchland ſtellen kann.

Und mir gieb, wenn ich ſterben muß,
Den Troſt in's kühle Grab:
Auf deutſchem Boden grünt dein Gruß
Als wie Tanhäuſer's Stab.
Dann ſterb' ich froh und wohlgemuth,
Wie Quell ſich eint dem Strom,
Und ſterbend ruf' ich: Deutſches Blut,
Wohlauf zum Kampf mit Rom!

An die Fürſten.

Für die wir feſt und mannhaft ſtehen,
Ihr unſers Herzens, unſers Bluts,
Die ihr das deutſche Volk geſehen
Bis in den Tod getreuen Muths,
O Fürſten, jetzt im Morgengrauen
Des neuen Tags vernehmt ein Wort,
Das Hoffnung ausſpricht und Vertrauen
Von Hütten trägt zu Thronen fort!

O ſeht: gewinkt hat Der dort oben,
Uns iſt, als hätt' uns ſeine Hand
Berührt, uns ſeine Kraft erhoben,
Sein Geiſt erweckt für's Vaterland,
Das Joch, das wir ſo lang' getragen,
Zu brechen, und es fromm und frei
Als deutſche Chriſten Rom zu ſagen:
„Zu End' iſt deine Tyrannei!“

So ſteh'n wir auf, geſchaart zur Einheit,
Den Blick empor zum Licht gekehrt,
Zum Kampf, in unſrer Herzen Reinheit,
Mit ird'ſcher Rüſtung nicht bewehrt,
Kein Schwert zur Hand, nur feſtes Wollen,
Der Bruſt kein Schild, nur Gottvertrau'n;
So, — ob wir ſteh'n, ob fallen ſollen, —
Ehr' iſt die Fahn', auf die wir ſchau'n.

Nicht ird'ſchen Vortheil gilt's erringen,
Nur unſer altes theures Recht;
Wir kämpfen, giebt uns Gott Gelingen,
Für Deutſchlands kommendes Geſchlecht.
Nicht länger ſoll uns Rom entweihen
Der Eh' von Gott geſchlungnes Band,
Nicht länger ſoll uns Rom entzweien
Das heil'ge deutſche Vaterland!

Nicht länger ſoll die Schmach uns bleiben,
Daß Rom ein deutſcher Prieſter ſchwört,
Und Knechtſchaft ihm muß unterſchreiben
Und deutſchem Volk nicht angehört;
Nicht länger ſoll er aus dem Kreiſe
Der Menſchheit ausgeſchloſſen ſein,
Drin Gott dem Mann, gerecht und weiſe,
Das Weib zutheilte fromm und rein!

Nicht länger ſei uns vorenthalten,
Das Rom verbeut, das heil'ge Buch!
Nicht länger ſoll der Wahn noch walten,
Als tilge Geld der Sünde Fluch!
Nicht länger ſoll der Geiſt geknechtet,
Und Bruderhaß ſtatt Lieb' beſteh'n,
Nicht länger wollen wir geächtet
Die theure Mutterſprache ſeh'n.

Nein, tönen ſoll ſie laut und helle
Im Dienſt des Herrn, im Dienſt der Lieb',
Frei ſprudeln, eine reine Quelle,
Erkräft'gend jeden edlen Trieb!
Wie lautres Gold des Kelches ſtrahlen
Soll ſie im deutſchen Gotteshaus,
Und bei der Wahrheit Liebesmalen
Geht dann kein Herz mehr ledig aus.

Die Wolken zieh'n, die Stürme ſauſen,
Die Eichen beben bis zum Grund,
Die Ströme ſchwellen hoch und brauſen;
In ſolchen Zeichen wächſt der Bund,
Ein Bund, deß Glieder nie ſich ſahen,
Die nicht zur Abſprach' ſich vereint,
Unaufgefordert all' ſich nahen,
Weil Allen Eins das Höchſte ſcheint.

Ein Bund der Lieb', in Noth geſchloſſen,
Ein Bund der Wahrheit und des Lichts,
Ein Bund von Stamm- und Blutsgenoſſen,
Er ſteht für's Recht und er verficht's.
Er weiß es wohl: wie Sand am Meere
Iſt ſeiner Widerſacher Zahl;
Er weiß es wohl: dem treuen Heere
Bleibt zwiſchen Sieg und Tod nur Wahl.

Umſtellet rings und rings belauert
Von mächt'ger Feinde arger Liſt,
Vertrau'n wir dennoch, daß es dauert,
Das Werk, das nun begonnen iſt.
Es muß hindurch, es muß zum Ziele.
Wir ſteh'n mit Gott und zagen nicht.
Und ſind der Feinde noch ſo Viele,
Stark ſind die Wen'gen durch das Licht!

Ihr Fürſten, hoch von Gott begnadet,
Dem Volk ein treuer Hort zu ſein,
Horcht auf des Geiſtes Ruf; er ladet
Zur allerdeutſchen That euch ein.
O ſteht für's Volk am ernſten Tage
In alter Treu' und Redlichkeit!
Werft euer Scepter in die Wage!
Eu'r Volk iſt nah, und Rom iſt weit!

Um dieſen Tag, wenn ihr, entblößet
Der ird'ſchen Macht, vor Dem einſt ſteht,
Der durch ſein Blut auch euch erlöſet,
Wird Er in höchſter Majeſtät
Euch fragen: „Habt ihr treu bewahret
Das Pfand, das ich euch anvertraut,
Das Volk, das ich um euch geſchaaret,
Und das in Noth auf euch gebaut?!"

Nicht kennt das Volk all' die Verträge,
Die ird'ſche Klugheit ſchloß mit Rom,
Doch ſieht es licht vor ſich die Wege
Zu einem freien deutſchen Dom.
O ſäh' es euch doch vorwärts ſchreiten,
All euren Treuen treu voran!
Der Gott des Lichts wird uns geleiten
Mit ſeiner Kraft auf ſeiner Bahn.

Doch, glaubt ihr jetzt euch noch gebunden
Durch Wort um Wort aus alter Zeit,
Daß ihr nicht könnt zu dieſen Stunden
Voran uns geh'n im heil'gen Streit,
Dann hört dies Fleh'n, das an euch ſtellet
Das Volk am Tage der Gefahr:
Daß ihr dem Feind' euch nicht geſellet,
Der immer auch der eure war!

Er wird euch ſuchen zu berücken
Mit aller Kunſt, die er vermag:
Abbrechen ſolltet ihr die Brücken,
Steh'n wir drauf zum Entſcheidungsſchlag.
O dann erhalt' euch Gott die Klarheit
Des geiſt'gen Auges ungedämpft,
Daß ihr an eures Volkes Wahrheit
Nicht zweifelt, das für euch auch kämpft!

Laßt brauſen frei, was all da brauſet,
Laßt weh'n den Sturm durch dumpf'ge Luft,
Und hört in Allem, was da ſauſet,
Die Stimme Gottes, die uns ruft.
O wollt uns nur die Scholle gönnen,
Auf der wir ſteh'n für unſer Recht
Und unſre Kräfte regen können
Im ernſt-unblutigen Gefecht!

So euch getreu in allen Zeiten,
Wer ſäh' euch freud'ger groß, als wir?
Für euch wie uns iſt's, daß wir ſtreiten,
Und unſre Mühen erndtet ihr.
O ſchützt uns nur das Kampfgefilde,
Und machen wir's zum Siegesfeld,
Dann heben wir euch auf die Schilde
Und zeigen jauchzend euch der Welt!

Kreuzfahrt.

Gott will's! das heil'ge Land
Auszieh'n wir zu gewinnen!
Gott ſchützt mit ſtarker Hand,
Was wir durch Ihn beginnen.
Wir ſtehen treu vereint
Entgegen einem Feind,
Der uns das heil'ge Land
Mit Liſt und Macht entwand,
Wir müſſen's durch Treu' gewinnen.

Ein heil'ges Land, das ſei's
Jedem, der mit will ſtreiten
Für deutſchen Namens Preis;
Drum ſucht es nicht im Weiten!
Wem drauf die Wiege ſtand,
Dem iſt's das heil'ge Land,
Der ſetzt ſein Leben ein,
Daß es ſoll herrlich ſein
Vor allen zu allen Zeiten!

Kein heil'ges Grab iſt Ziel;
Das Ziel heißt: heil'ges Leben!
Wer kühn im Kampfe fiel,
Stirbt nicht, weil wir nicht beben.
Trutz Tod und Grab und Nacht!
Dem Licht ſein Recht gebracht!
Knechtſchaft in Nacht verſenkt!
Das Licht, das all' uns tränkt,
Leucht' uns im Tod zum Leben!

So hebt die Fahn' und ſtellt
Euch Herz an Herz zum Reigen!
Dies Land iſt unſre Welt,
Iſt unſer heilig Eigen.
Glückſelig, wer drum ficht!
Glückſelig ſei's durch's Licht!
Frei in der Herrlichkeit
Des Geiſt's für alle Zeit,
So ſoll's der Welt ſich zeigen!

Rom!

Hier ſteh' und Trutz dir biet' ich, Vatikan!
Und zeige dir die Schale vollgemeſſen
Des Zorn's, und klag' vor'm ew'gen Gott dich an
Im Namen meines Volk's, das nicht vergeſſen
Des Elends all und all der Niedertracht,
Der Tyrannei, der Sünd' und der Verhöhnung,
Die Rom von Anbeginn auf uns gebracht,
Der Heuchelei, der tiefſten Kerkernacht,
Statt heil'gen Lichts und ew'ger Weltverſöhnung.
Und Zeugen ruf' ich wider dich! Sie ſteigen
Aus ihren Gräbern, d'rin ſie lang' geruht,
Im Purpur all', ein kaiſerlicher Reigen,
Und Wunden, die auf's Neue bluten, zeigen
Sie unter'm Mantel, und das friſche Blut
Ruft laut nach ſovielhundertjähr'gem Schweigen.
Sie treten hin zum Stuhl, der ragend ſteht,
Von Kerzenlicht umflammt, von Weihrauchdüften —
Als wär' der Stuhl ein Katafalk — umweht;

Es dröhnt, wie von Poſaunenklang in Grüften.
Sie treten hin zum Stuhl, brennende Kerzen
In Händen, und des Reigens Erſter ſpricht:
„Hier ſaßen, die vom Haupt die Kron', vom Herzen
Die Söhne mir geriſſen, meiner Schmerzen
Gehöhnt, die meiner Leiche ſelber nicht
Den Frieden gönnten! D'rum vor'm Weltgericht
Klagt jetzt der vierte Heinrich, und das Licht
Auslöſcht er auf dem Stuhl. So ſoll in Nächten
Die Leuchte Roms vergehn; denn Gott will rechten!"
Der Zweite ſpricht: „Porphyr'nem Sarkophage
Entſtieg ich, Zeugniß wider dich zu geben;
Im Namen all der Meinen heb' ich Klage.
Ich, Hohenſtaufens zweiter Friedrich, ſage:
Den ganzen kräft'gen Stamm mit Rank' und Reben
Hat, der auf dieſem Stuhl ſaß, ausgereutet,
Der Menſch von Fleiſch und Blut, der ſich Vertreter
Des ew'gen Gottes nennt und falſch ihn deutet.
Ich aber zeuge: Weh' dem Hochverräther
Am Gottheitsgeiſt, der in der Menſchheit ſchafft!
Wie zu Lyon ward mir geſtürzt die Fackel,
Sei ausgelöſcht, Rom, deine Herrſcherkraft,
Verſtummt für ewig, Rom, dein Lugorakel." —
Der Dritte legt, ein Jüngling in der Reih'
Der Kronenträger, ſeine reine Rechte
Auf Petri Stuhl und ruft: „Der Knecht der Knechte
Hat einem Königsmord ertheilt die Weih'.

Die Schrift hier leg' ich auf den Stuhl: „„Der Tod
Des Konradin — Karl's Leben."" Hoch im Bogen
Strömte mein Blut auf Napoli's Schaffot;
Der Aar, der ſeine Schwing' eintaucht' in's Roth,
Und der von Volk zu Volk damit geflogen,
Der ſpannt noch heut' die blut'gen Flügel aus
Und weckt mein deutſches Volk jetzt zum Gerichte.
Vergäß' die ganze Welt des Mordes Graus,
Du zeugſt, o Mutterherz, die Weltgeſchichte!"
Und hinter ihm ſpricht eine blaſſe Frau:
„Die Fackel, Rom, löſcht Mutterthränenthau
Für ewig aus! Du Allgerechter, richte!" —
Zwei Männer treten jetzo, Hand in Hand,
Im Reigen vor und zeugen: „Deutſches Land,
Durch Untreu' litt's, und leidet ſtets auf's Neue,
Die Rom aus unerſchöpftem Born entſandt,
Das uns verflucht einſt um die deutſche Treue!
Mit Habsburg klaget Wittelsbach jetzt an;
Ludwig der Bayer ſteht vor'm Vatikan;
Hier löſ't man Eide, die ein Volk verbinden,
Durch jener Schlüſſel Bind'- und Löſe-Macht;
Gott wirft dies Schlüſſelpaar in tiefſte Nacht,
Doch von der Nacht erlöſet er die Blinden.
Und wie wir Beide, Friedrich du, und ich,
Ein Mahl, ein Bett getheilt treubrüderlich,
Soll deutſches Volk in Brüdern neu ſich finden!" —
Da drängt ſich durch der Kaiſer dichte Schaar

Ein Ritter mit 'nem Dornenkranz im Haar;
Von Ufnau kommt er, wo er lang' geraſtet;
„Da komm' ich“, ruft er, „her im vollen Lauf;
Einſt meint' ich wohl: mein Deutſchland weckt' ich auf,
Daß es des röm'ſchen Joch's ſich raſch entlaſtet.
Doch ſchlief nicht ich allein den Todesſchlaf,
Deutſchland ſchlief mit; ſo tief ſchon war's erniedert:
Nicht einen Blitz, mit dem dies Rom es traf,
Hat es mit Blitzen ſeines Zorn's erwiedert!
Dies, Rom, iſt deine ſchwerſte Schuld, dies Zeichen,
Wie tief dein Gift in's Mark des Volks gedrungen.
Nie ward geboten einem Volk desgleichen,
Wie deutſchem Volk; nie ward wohl eins geſchwungen
So frech als Spielball ganz von Trug und Liſt,
Als dies, das deutſche, das ſich's ließ gefallen!
Giebt's Schmach und Schand' auf Erden, o das iſt
Die ſchmählichſte und ſchändlichſte von allen!
Du deutſches Volk, zum Hort und Heiligthum
Von Wahrheit, Freiheit, Treu' und Recht berufen,
Dir nehmen läſſeſt du den höchſten Ruhm,
Und bettelſt elend vor des Wälſchen Stufen!
Er wirft dir Broſam aus dem Fenſter zu,
Du lieſeſt all' ſie auf, iſſeſt, erkrankeſt!
Dir auf den Nacken tritt er, und die Schuh'
Noch küſſeſt du dem Zwingherrn gar und dankeſt.
Dies Land, das Gott dir gab, das er bedacht
Mit allem Segen, der ein Volk ertüchtigt,

Du bauſt's dem Fremden, der dich drum gebracht,
Ein Fröhner, den ſein Herr nach Launen züchtigt!
Ein Laſtthier biſt du, das den Rücken leiht
Dem Üpp'gen, ſo der Sünden Laſt drauf packet,
Je emſiger es dient, je ärger ſchreit
Der Treiber, der's mit Stock und Geißel placket.
Könnteſt der Erſte ſein von Gottes Söhnen, —
Tief unter'm Wurm biſt du erniedrigt noch;
Denn ungeſtraft läſſeſt du dich verhöhnen
Und, pfui der Schmach! dein Götze iſt das Joch! —
Dafür, daß du mein Volk ſo weit gebracht,
Rom, ruf' ich Gottes Zorn auf deinen Nacken!
Du aber, Herr, laß leuchten in der Nacht
Das heil'ge Licht des Muths ob allen Schlacken!
Ich hab's gewagt! Nun, Volk, wag' du es auch!
Ein friſcher Mann geht vor dir her, der Hutten.
Wag's, deutſches Volk! Vor deines Odems Hauch
Wie Spreu im Wind zerſtieben ſie, die Kutten!"
So ruft der Hutten, der im Kaiſerreigen
Zur Zeugenſchaft auch ſteht vor'm Vatikan.
Viel' Andre kommen noch; ihr finſtres Schweigen
Klagt ſo beredt wie Hutten's Ruf ihn an.
Der Letzte, — kennt ihr dieſe milden Züge?
Ein kaiſerlicher Menſchenfreund! Dies Licht
Auf hoher Stirn, das Roms uralter Lüge
Noch heute gern den ſcharfen Stachel bricht!
Er ſchweigt vor Petri Stuhl im heil'gen Schmerze

Und ſchweigend löſcht auch Joſeph ſeine Kerze
Und ſchweigend fleht er: „Herr, gieb Deutſchland Licht!“ —
So viele Todte, die da Leben fodern;
So viele Zeugen, die vom Tod erſtanden!
Und immer noch die Fäulniß und das Modern,
Und immer noch ein Volk in Schmach und Banden?
Nein! Länger nicht! Wenn unſre Todten reden, —
Dem Lebenden geziemt's, die That zu ſchaffen.
Ich ſprech's für All', und in mir fühl' ich Jeden,
Der ſich empor will zur Vergeltung raffen.
Ich ſag's: Ihr müßt! Jetzt müßt ihr's ohne Säumen,
Jetzt gilt's: zu handeln und nicht mehr zu träumen,
Jetzt gilt's: dem Geiſt die Herrſchaft zu erringen,
Jetzt oder nie mehr werden wir's erzwingen.
Heute noch Schmach, und morgen ſchon die Ehre!
Vorwärts zum Sturm! Freiheit voran dem Heere!
Soll Deutſchland ſein, jetzt zeig's ein deutſcher Mann!
„Trotz Rom“ — die Loſung! Geiſter, Sturm gelaufen!
Die deutſche Ehre gilt's zurückzukaufen;
Ihr holt ſie im erſtürmten Vatikan!

Lieb' und Licht!

Du, der jed' Herz ergründet,
Und all' die Welten lenkt,
Du, den das Licht verkündet,
Das deine Gnad' uns ſchenkt,
O Herr, du Geiſt der Geiſter,
Du aller Kräfte Kraft,
Du biſt des Werkes Meiſter,
An dem dein Volk jetzt ſchafft.

Von dir kommt alle Weihe,
Durch dich nur iſt Beſtand.
Gieb, Herr, daß es gedeihe,
Dein Werk im Vaterland!
Stärk' uns durch deine Stärke,
Wie wir durch dich erwacht,
Bis wir das Werk der Werke,
Das Werk des Lichts vollbracht!

Will Einer faſt verſchmachten,
Bedrängt bis in den Tod,
Will Einen faſt umnachten
Die bittre Zweifelsnoth,
Dem laß im Herzen quillen
Dein Licht zur Labung dann,
Daß er mit feſtem Willen
Steht als ein friſcher Mann!

Lieb' iſt, o Herr, dein Weſen,
Lieb' lebt in Wahrheit nur,
Das läſſeſt du uns leſen
In jeder Kreatur!
Wahrheit und Lieb' ſind Leben,
Und frei, ein Theil von dir,
So wollen wir erſtreben
Ein Reich der Lieb' ſchon hier.

Drum laß, o Herr, nicht wanken
In uns die Kraft der Lieb',
Eins feſt an's andre ranken,
Treu ſchützen Trieb den Trieb, —
Treu, wie ſich deine Güte
Allewig uns erweiſ't,
Sich legen Blüt' an Blüte
Und halten Geiſt durch Geiſt!

Herr, Samen du und Amen,
Urein'ges Element,
O Herr, den aller Namen
Kein einz'ger würdig nennt,
Gieb, daß die Namen ſchwinden,
Im ew'gen Weſen all',
Daß wir in Lieb' uns finden
Als deinem Wiederhall.

Daß wir in Einem glühen,
In deines Lichtes Schein,
Daß wir in Einem blühen,
In deiner Lieb' allein!
Daß, wie wir uns auch nennen,
Dein Ruf zum Kranz uns flicht;
Daß wir uns ſtets erkennen
Im Zeichen: „Lieb' und Licht!“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Seite VIII, Zeile 5 von oben, ſtatt Sallet (1844.) lies Sallet (1843.)
S. 16, Z. 7 v. u., ſt. Und wie es frei, l. Und wie er frei
S. 22, Z. 4 v. o., ſt. Frühling umſchlingend, l. Froh ſich umſchlingend
S. 128, Z. 5 v. o., ſt. So trägſt den Alp, l. So trägſt du den Alp
S. 134, Z. 5 v. u., ſetze man zwiſchen „du's“ und „doch“ ein Komma.
S. 139, Z. 5 v. o., ſt. im Keller, l. im Keltern
S. 152, Z. 9 v. u., ſt. eingeſättigt, l. ungeſättigt
S. 155, Z. 3 v. u., ſt. durchrinnen, l. durchrönnen
S. 160, Z. 13 v. u., ſt. Nopoleon, l. Napoleon
S. 226, Z. 4 v. o., bleibt das Komma nach „Freiberg“ weg.
S. 227, Z. 3 v. o., bleibt das Komma nach „Mönch“ weg.
S. 233, Z. 2 v. o., ſt. Ei, wie er ſo lungert, l. Ei, wie ihr ꝛc.
S. 234, Z. 5 v. o., ſt. ſchwatzten l. ſchmatzten
S. 238, Z. 8 v. o, l. Wohl Balſam ſind Thränen
S. 243, Z. 13 v. o., ſt. der ſie verpfändet, l. dem ſie ꝛc.
S. 300, Z. 5 v. u., ſt. Uns ſelbſt l. Uns ja
S. 326, Z. 8 v. o., l. Geſchützt uns eine, Gottes Hand
S. 327, Z. 7 v. o, l. Und dir am Herzen ſag' ich, Lieber,
S. 332, Z. 1. v. o., ſt. Bis daß auch, l. Bis daß euch
S. 334, Z. 9 v. o., ſt. Frei werd' ich, l. Frei ward ich

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünſtr. 18.

Hist. eccl.
1557

1557.

Rom!

Von

Eduard Duller.

Darmſtadt, 1845.

Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Hier ſteh' und Trutz dir biet' ich, Vatikan!
Und zeige dir die Schale vollgemeſſen
Des Zorn's, und klag' vor'm ew'gen Gott dich an
Im Namen meines Volk's, das nicht vergeſſen
Des Elends all und all der Niedertracht,
Der Tyrannei, der Sünd' und der Verhöhnung,
Die Rom von Anbeginn auf uns gebracht,
Der Heuchelei, der tiefſten Kerkernacht,
Statt heil'gen Lichts und ew'ger Weltverſöhnung.
Und Zeugen ruf' ich wider dich! Sie ſteigen

Aus ihren Gräbern, d'rin ſie lang geruht,
Im Purpur all', ein kaiſerlicher Reigen,
Und Wunden, die auf's Neue bluten, zeigen
Sie unter'm Mantel, und das friſche Blut
Ruft laut nach ſovielhundertjähr'gem Schweigen.
Sie treten hin zum Stuhl, der ragend ſteht,
Von Kerzenlicht umflammt, von Weihrauchdüften —
Als wär' der Stuhl ein Katafalk — umweht;
Es dröhnt, wie von Poſaunenklang in Grüften.
Sie treten hin zum Stuhl, brennende Kerzen
In Händen, und des Reigens Erſter ſpricht:
„Hier ſaſſen, die vom Haupt die Kron', vom Herzen
Die Söhne mir geriſſen, meiner Schmerzen
Gehöhnt, die meiner Leiche ſelber nicht
Den Frieden gönnten! D'rum vor'm Weltgericht
Klagt jetzt der vierte Heinrich, und das Licht
Auslöſcht er auf dem Stuhl. So ſoll in Nächten
Die Leuchte Roms vergehn; denn Gott will rechten!“

Der Zweite ſpricht: „Porphyr'nem Sarkophage
Entſtieg ich, Zeugniß wider dich zu geben;
Im Namen all der Meinen heb' ich Klage.
Ich, Hohenſtaufens zweiter Friedrich, ſage:
Den ganzen kräft'gen Stamm mit Rank' und Reben
Hat, der auf dieſem Stuhl ſaß, ausgereutet,
Der Menſch von Fleiſch und Blut, der ſich Vertreter
Des ew'gen Gottes nennt und falſch ihn deutet.
Ich aber zeuge: Weh' dem Hochverräther
Am Gottheitsgeiſt, der in der Menſchheit ſchafft!
Wie zu Lyon ward mir geſtürzt die Fackel,
Sei ausgelöſcht, Rom, deine Herrſcherkraft,
Verſtummt für ewig, Rom, dein Lugorakel.“ —
Der Dritte legt, ein Jüngling in der Reih'
Der Kronenträger, ſeine reine Rechte
Auf Petri Stuhl und ruft: „Der Knecht der Knechte
Hat einem Königsmord ertheilt die Weih'.
Die Schrift hier leg' ich auf den Stuhl: „„Der Tod

Des Konradin — Karls Leben.““ Hoch im Bogen
Strömte mein Blut auf Napoli's Schaffot;
Der Aar, der ſeine Schwing' eintaucht' in's Roth,
Und der von Volk zu Volk damit geflogen,
Der ſpannt noch heut' die blut'gen Flügel aus
Und weckt mein deutſches Volk jetzt zum Gerichte.
Vergäß' die ganze Welt des Mordes Graus,
Du zeugſt, o Mutterherz, die Weltgeſchichte!“
Und hinter ihm ſpricht eine blaſſe Frau:
„Die Fackel, Rom, löſcht Mutterthränenthau
Für ewig aus! Du Allgerechter, richte!“ —
Zwei Männer treten jetzo, Hand in Hand,
Im Reigen vor und zeugen: „Deutſches Land,
Durch Untreu litt's, und leidet ſtets auf's Neue,
Die Rom aus unerſchöpftem Born entſandt,
Das uns verflucht einſt um die deutſche Treue!
Mit Habsburg klaget Wittelsbach jetzt an;
Ludwig der Bayer ſteht vor'm Vatikan;

Hier löst man Eide, die ein Volk verbinden,
Durch jener Schlüſſel Bind- und Löſe-Macht;
Gott wirft dies Schlüſſelpaar in tiefſte Nacht,
Doch von der Nacht erlöſet er die Blinden.
Und wie wir beide, Friedrich du, und ich,
Ein Mahl, ein Bett getheilt treubrüderlich,
Soll deutſches Volk in Brüdern neu ſich finden!" —
Da drängt ſich durch der Kaiſer dichte Schaar
Ein Ritter mit 'nem Dornenkranz im Haar;
Von Ufnau kommt er, wo er lang geraſtet;
„Da komm' ich," ruft er, „her im vollen Lauf;
Einſt meint' ich wohl: mein Deutſchland weckt' ich auf,
Daß es des röm'ſchen Joch's ſich raſch entlaſtet.
Doch ſchlief nicht ich allein den Todesſchlaf,
Deutſchland ſchlief mit; ſo tief ſchon war's erniedert:
Nicht einen Blitz, mit dem dies Rom es traf,
Hat es mit Blitzen ſeines Zorns erwiedert!
Dies, Rom, iſt deine ſchwerſte Schuld, dies Zeichen,

Wie tief dein Gift ins Mark des Volks gedrungen.
Nie ward geboten einem Volk desgleichen,
Wie deutſchem Volk; nie ward wohl eins geſchwungen
So frech als Spielball ganz von Trug und Liſt,
Als dies, das deutſche, das ſich's ließ gefallen!
Gibt's Schmach und Schand' auf Erden, o das iſt
Die ſchmählichſte und ſchändlichſte von allen!
Du deutſches Volk, zum Hort und Heiligthum
Von Wahrheit, Freiheit, Treu und Recht berufen,
Dir nehmen läſſeſt du den höchſten Ruhm,
Und bettelſt elend vor des Wälſchen Stufen!
Er wirft dir Broſam aus dem Fenſter zu,
Du lieſeſt all ſie auf, iſſeſt, erkrankeſt!
Dir auf den Nacken tritt er, und die Schuh'
Noch küſſeſt du dem Zwingherrn gar und dankeſt.
Dies Land, das Gott dir gab, das er bedacht
Mit allem Segen, der ein Volk ertüchtigt,
Du bauſt's dem Fremden, der dich drum gebracht,

Ein Fröhner, den ſein Herr nach Launen züchtigt!
Ein Laſtthier biſt du, das den Rücken leiht
Dem Uepp'gen, ſo der Sünden Laſt drauf packet,
Je emſiger es dient, je ärger ſchreit
Der Treiber, der's mit Stock und Geiſſel placket.
Könnteſt der Erſte ſein von Gottes Söhnen, —
Tief unter'm Wurm biſt du erniedrigt noch;
Denn ungeſtraft läſſeſt du dich verhöhnen
Und, pfui der Schmach, dein Götze iſt das Joch! —
Dafür, daß du mein Volk ſoweit gebracht,
Rom, ruf' ich Gottes Zorn auf deinen Nacken!
Du aber, Herr, laß leuchten in der Nacht
Das heil'ge Licht des Muths ob allen Schlacken!
Ich hab's gewagt! Nun Volk, wag' du es auch!
Ein friſcher Mann geht vor dir her, der Hutten.
Wag's, deutſches Volk! Vor deines Odems Hauch
Wie Spreu im Wind zerſtieben ſie, die Kutten!"
So ruft der Hutten, der im Kaiſerreigen

Zur Zeugenſchaft auch ſteht vor'm Vatikan.
Viel Andre kommen noch; ihr finſtres Schweigen
Klagt ſo beredt wie Huttens Ruf ihn an.
Der Letzte, — kennt ihr dieſe milden Züge?
Ein kaiſerlicher Menſchenfreund! Dies Licht
Auf hoher Stirn, das Roms uralter Lüge
Noch heute gern den ſcharfen Stachel bricht!
Er ſchweigt vor Petri Stuhl im heil'gen Schmerze
Und ſchweigend löſcht auch Joſeph ſeine Kerze
Und ſchweigend fleht er: „Herr, gib Deutſchland Licht
So viele Todte, die da Leben fodern!
So viele Zeugen, die vom Tod erſtanden!
Und immer noch die Fäulniß und das Modern,
Und immer noch ein Volk in Schmach und Banden
Nein! Länger nicht! Wenn unſre Todten reden, –
Dem Lebenden geziemt's, die That zu ſchaffen.
Ich ſprech's für All', und in mir fühl' ich Jeden,
Der ſich empor will zur Vergeltung raffen.

Ich ſag's: Ihr müßt! Jetzt müßt ihr's ohne Säumen,
Jetzt gilt's: zu handeln und nicht mehr zu träumen,
Jetzt gilt's: dem Geiſt die Herrſchaft zu erringen,
Jetzt oder nie mehr werden wir's erzwingen.
Heute noch Schmach, und morgen ſchon die Ehre!
Vorwärts zum Sturm! Freiheit voran dem Heere!
Soll Deutſchland ſein, jetzt zeig's ein deutſcher Mann!
„Trotz Rom“ — die Loſung! Geiſter, Sturm gelaufen!
Die deutſche Ehre gilt's zurückzukaufen;
Ihr holt ſie im erſtürmten Vatikan!

* * *

Jn demſelben Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Duller, E., an die Fürſten. Stimme eines deutſchen Katholiken. 8. Geh. . . . . . 4 kr. = 1 ggr.

— offner Brief eines deutſchen Katholiken an die deutſchen Biſchöfe. — Aufruf an die deutſchen Katholiken, Prieſter und Laien. 8. Geh. 6 kr. = 1½ ggr.

Gambs, J., die menſchliche Geſellſchaft dem chriſtlichen Ideale eine Stufe näher. 8. Geh. 6 kr. = 1½ ggr.

Die Jeſuiten! Ein Ruf der Warnung und Erweckung an alle Freunde der Wahrheit und des Friedens. 8. Geh. . . . . 6 kr. = 1½ ggr.

Schmid, U. R., Aufforderung zur Theilnahme an der Sache der Gemeinde zu Schneidemühl. — **L. Hölder** an U. R. Schmid, auf ſeine „Aufforderung zur Theilnahme an der Sache der Gemeinde zu Schneidemühl,“ in Nr. 12 des „Vaterlandes“. 8. Geh. 6 kr. = 1½ ggr.

Wie ſteht's um Dich und was thut Dir Noth? Erwiederung auf die im Verlage von F. H. Evler in Mainz 1844 herausgekommene Schrift: „Ein Blick in den Rationalismus unſerer Tage. Replik auf das 1844 bei V. v. Zabern in Mainz unter dem Titel: Wie ſteht's um Euch und was thut Noth? erſchienene Sendſchreiben eines alten, evangeliſch-proteſtantiſchen Pfarrers an Viele ſeiner Amtsbrüder dieſer Zeit.“ 8. Geh. . . . . . . 9 kr. = 2 ggr.

Univ. Bibl.
München

An
die Fürſten.

Stimme eines deutſchen Katholiken.

Von

Eduard Duller.

Darmſtadt, 1845.

Verlag der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

An die Fürſten.

Für die wir feſt und mannhaft ſtehen,
Ihr unſers Herzens, unſers Bluts,
Die ihr das deutſche Volk geſehen
Bis in den Tod getreuen Muths,
O Fürſten, jetzt im Morgengrauen
Des neuen Tags vernehmt ein Wort,
Das Hoffnung ausſpricht und Vertrauen
Von Hütten trägt zu Thronen fort!

O ſeht: gewinkt hat Der dort oben,
Uns iſt, als hätt' uns ſeine Hand
Berührt, uns ſeine Kraft erhoben,
Sein Geiſt erweckt für's Vaterland,
Das Joch, das wir ſo lang getragen,
Zu brechen, und es fromm und frei
Als deutſche Chriſten Rom zu ſagen:
„Zu End' iſt deine Tyrannei!“

So ſteh'n wir auf, geſchaart zur Einheit,
Den Blick empor, zum Licht gekehrt,
Zum Kampf, in unſrer Herzen Reinheit,
Mit ird'ſcher Rüſtung nicht bewehrt,
Kein Schwert zur Hand, nur feſtes Wollen,
Der Bruſt kein Schild, nur Gottvertrau'n;
So, — ob wir ſteh'n, ob fallen ſollen, —
Ehr' iſt die Fahn', auf die wir ſchau'n.

Nicht ird'ſchen Vortheil gilt's erringen,
Nur unſer altes theures Recht;
Wir kämpfen, gibt uns Gott Gelingen,
Für Deutſchlands kommendes Geſchlecht.
Nicht länger ſoll uns Rom entweihen
Der Eh' von Gott geſchlungnes Band,
Nicht länger ſoll uns Rom entzweien
Das heil'ge deutſche Vaterland!

Nicht länger ſoll die Schmach uns bleiben,
Daß Rom ein deutſcher Prieſter ſchwört,
Und Knechtſchaft ihm muß unterſchreiben
Und deutſchem Volk nicht angehört;
Nicht länger ſoll er aus dem Kreiſe
Der Menſchheit ausgeſchloſſen ſein,
Drin Gott dem Mann, gerecht und weiſe,
Das Weib zutheilte fromm und rein!

Nicht länger ſei uns vorenthalten,
Das Rom verbeut, das heil'ge Buch!
Nicht länger ſoll der Wahn noch walten,
Als tilge Geld der Sünde Fluch!
Nicht länger ſoll der Geiſt geknechtet,
Und Bruderhaß ſtatt Lieb' beſteh'n,
Nicht länger wollen wir geächtet
Die theure Mutterſprache ſeh'n.

Nein, tönen ſoll ſie laut und helle
Im Dienſt des Herrn, im Dienſt der Lieb',
Frei ſprudeln, eine reine Quelle,
Erkräft'gend jeden edlen Trieb!
Wie lautres Gold des Kelches ſtrahlen
Soll ſie im deutſchen Gotteshaus,
Und bei der Wahrheit Liebesmalen
Geht dann kein Herz mehr ledig aus.

Die Wolken zieh'n, die Stürme ſauſen,
Die Eichen beben bis zum Grund,
Die Ströme ſchwellen hoch und brauſen;
In ſolchen Zeichen wächſt der Bund,
Ein Bund, deß Glieder nie ſich ſahen,
Die nicht zur Abſprach ſich vereint,
Unaufgefordert all ſich nahen,
Weil Allen Eins das Höchſte ſcheint.

Ein Bund der Lieb', in Noth geſchloſſen,
Ein Bund der Wahrheit und des Lichts,
Ein Bund von Stamm- und Blutsgenoſſen,
Er ſteht für's Recht und er verficht's.
Er weiß es wohl: wie Sand am Meere
Iſt ſeiner Widerſacher Zahl;
Er weiß es wohl: dem treuen Heere
Bleibt zwiſchen Sieg und Tod nur Wahl.

Umſtellet rings und rings belauert
Von mächt'ger Feinde arger Liſt,
Vertrau'n wir dennoch, daß es dauert,
Das Werk, das nun begonnen iſt.
Es muß hindurch; es muß zum Ziele.
Wir ſteh'n mit Gott und zagen nicht.
Und ſind der Feinde noch ſo Viele,
Stark ſind die Wen'gen durch das Licht!

Ihr Fürſten, hoch von Gott begnadet,
Dem Volk ein treuer Hort zu ſein,
Horcht auf des Geiſtes Ruf; er ladet
Zur allerdeutſchen That euch ein.
O ſteht für's Volk am ernſten Tage,
In alter Treu' und Redlichkeit!
Werft euer Scepter in die Wage!
Eu'r Volk iſt nah, und Rom iſt weit!

Um dieſen Tag, wenn ihr, entblößet
Der ird'ſchen Macht, vor Dem einſt ſteht,
Der durch ſein Blut auch euch erlöſet,
Wird Er in höchſter Majeſtät
Euch fragen: „Habt ihr treu bewahret
Das Pfand, das ich euch anvertraut,
Das Volk, das ich um euch geſchaaret,
Und das in Noth auf euch gebaut?!“

Nicht kennt das Volk all die Verträge,
Die ird'ſche Klugheit ſchloß mit Rom,
Doch ſieht es licht vor ſich die Wege
Zu einem freien deutſchen Dom.
O ſäh' es euch doch vorwärts ſchreiten,
All' euren Treuen treu voran!
Der Gott des Lichts wird uns geleiten
Mit ſeiner Kraft auf ſeiner Bahn.

Doch, glaubt ihr jetzt euch noch gebunden
Durch Wort um Wort aus alter Zeit,
Daß ihr nicht könnt zu dieſen Stunden
Voran uns geh'n im heil'gen Streit,
Dann hört dies Fleh'n, das an euch ſtellet
Das Volk am Tage der Gefahr,
Daß ihr dem Feind euch nicht geſellet,
Der immer auch der eure war!

Er wird euch ſuchen zu berücken
Mit aller Kunſt, die er vermag:
Abbrechen ſolltet ihr die Brücken,
Steh'n wir drauf zum Entſcheidungsſchlag.
O dann erhalt' euch Gott die Klarheit
Des geiſt'gen Auges ungedämpft,
Daß ihr an eures Volkes Wahrheit
Nicht zweifelt, das für *euch* auch kämpft!

Laßt brauſen frei, was all da brauſet,
Laßt weh'n den Sturm durch dumpf'ge Luft,
Und hört in Allem, was da ſauſet,
Die Stimme Gottes, die uns ruft.
O wollt uns nur die Scholle gönnen,
Auf der wir steh'n für unſer Recht
Und unſre Kräfte regen können
Im ernſt-unblutigen Gefecht!

So euch getreu in allen Zeiten,
Wer säh' euch freud'ger groß, als wir?
Für euch wie uns iſt's, daß wir ſtreiten,
Und unſre Mühen ärntet ihr.
O ſchützt uns nur das Kampfgefilde,
Und machen wir's zum Siegesfeld,
Dann heben wir euch auf die Schilde
Und zeigen jauchzend euch der Welt!

Darmſtadt, den 27. Januar 1845.

In demſelben Verlag erſchien von demſelben Verfaſſer:

Offner Brief
eines deutſchen Katholiken
an die deutſchen Biſchöfe.

Aufruf
an die deutſchen Katholiken, Prieſter und Laien.

Die Jeſuiten,

wie ſie waren und wie ſie ſind.

Dem deutſchen Volk erzählt

von

Eduard Duller.

(Zweite, durchgeſehene und ſtark vermehrte Auflage der
„Geſchichte der Jeſuiten.")

„An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen."

Berlin. 1845.
Verlag von Carl J. Klemann.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Dem deutſchen Volk

und

ſeinen Fürſten!

Vorwort.

Zur ſelben Zeit, als durch die Reformation die große Macht des Papſtthums erſchüttert, die lang unterdrückte Geiſtesfreiheit gerettet und die ewige Menſchenwürde glorreich anerkannt worden war, zur ſelben Zeit wurde ein geiſtlicher Orden geſtiftet, welcher die „Geſellſchaft Jeſu" oder der Jeſuitenorden hieß, und deſſen Zweck darauf ausging, das Anſehen des Papſtthums zu ſtützen, den römiſchen Katholicismus auszubreiten, die Geiſtesfreiheit zu vernichten und das Bewußtſein der Menſchenwürde wieder zu erſticken. Im Jahre 1840 waren es gerade dreihundert Jahre, ſeit der Jeſuitenorden vom Papſte feierlich beſtätigt worden iſt; dreihundert Jahre lang währt nun ſein Kampf gegen den Proteſtantismus, ein Kampf der Finſterniß gegen das Licht, ein Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, ein Kampf der Tyrannei gegen die Freiheit, welcher in der ganzen Weltgeſchichte beiſpiellos iſt. Er dauert noch heutigen Tages fort; ja, mit erneuerter Anſtrengung, Kühnheit und Liſt wird er jetzt von ſeinen geiſtlichen Mitgliedern und ſeinen zahlreichen weltlichen Verbündeten fortgeführt, welche ſowohl mit offener Gewalt als auch mit der Kraft der Verführung für die Ausbreitung der Ordensherrſchaft und der Ordensmoral, nicht blos in katholiſchen, ſondern auch in proteſtantiſchen Ländern wirken. Wahrlich: die Gefahr iſt jetzt größer als je! Und dieſer Kampf wird ſo lange dauern als der Jeſuitenorden ſelbſt. Hunderttauſende von Menſchen ſind dadurch elend geworden, Ströme Menſchenbluts ſind dadurch gefloſſen, ganze Völker voll der herrlichſten Fähigkeiten in ihrer geiſtigen und ſittlichen Entwickelung aufgehalten worden — alles unter dem Vorwande: „zur größeren Ehre Gottes!" Wie eine Gottesläſterung ſchallt dieſe Loſung durch die Weltgeſchichte.

Wie war es aber möglich, daß der Jeſuitenorden eine ſo ungeheure Gewalt erlangen konnte? Wie iſt es möglich, daß er ſie noch heutzutage behauptet? So fragt ſich der Menſchenfreund; und dir, o deutſches Volk, dir thut es insbeſondere Noth, dies zu wiſſen. Denn aus dem innerſten Weſen deines Geiſtes entſprang ja eben die Reformation, auf deren Vernichtung der Jeſuitenorden ausgeht; dieſer bekämpft die ſchönſten Eigenthümlichkeiten deines Charakters — Freiheitsliebe, Treue und Wahrheitsdrang; er untergräbt deine Eintracht und bürgerliche Ordnung, er bedroht deine ganze Selbſtſtändigkeit, indem er die unantaſtbare heilige Majeſtät des Staates nicht anerkennt. Drum wache, edles deutſches Volk, und lerne deine Feinde kennen, um dich gegen ihre Liſt vertheidigen zu können. Du haſt den triftigſten Grund, vor derſelben auf der Hut zu ſein, und dem Verderber deiner Sittlichkeit, dem Feinde deiner Unabhängigkeit deine ganze Wachſamkeit, deine volle Mannskraft entgegenzuſetzen. Nicht einen Fußbreit Platz auf der heiligen Erde des Vaterlands darfſt du ihm gläubig gönnen, ſonſt gelingt es ihm, die ganze zu umſpinnen, zu beherrſchen und zu entweihen. Jetzt iſt es Zeit, daß das deutſche Volk und die deutſchen Fürſten in der Wahrheit feſt aneinanderhalten und ſich wechſelſeits ſtärken und ſtützen durch die redlichſte Treue, daß beide klar erkennen: „Was dem einen Theil Gefahr bringt, bedroht auch den andern.“ Daß dieſe Erkenntniß immer allgemeiner erweckt, daß dieſer Bund der Treue immer feſter werde, — dazu beizutragen, iſt jedes Vaterlandsfreundes heilige Pflicht. Zu dieſem Zwecke iſt auch die vorliegende Schrift abgefaßt worden; nicht für Gelehrte, ſondern für's Volk; ſie enthält keine neue Forſchungen, ſondern blos alte Wahrheiten, und möchte Herzen erwärmen, ſo wie ſie aus einem Herzen kommt, das voll der wärmſten Liebe für's Volk, voll des Stolzes auf die Ehre des deutſchen Namens iſt und bis zum letzten Schlage nach dem Ziele hinſtreben wird, daß Vertrauen und Einigkeit, Wahrheit und Sittlichkeit im Volk, daß ein inniges Zuſammenhalten von Fürſten und Volk, auf Treu' und Recht geſtützt, die Grundfeſten der deutſchen Staaten bleiben, über denen einſt die Sonne einer großen Zukunft aufgehen möge!

Erſtes Kapitel.

Von der Stiftung des Jeſuitenordens.

Der Stifter des Jeſuitenordens iſt ein ſpaniſcher Edelmann geweſen, mit Namen Innigo oder Ignaz von Loyola.

Er war der Sohn des Ritters Bertram, Herrn von Loyola und Ogne, und der Mariana Saez de Licona und Balda, der jüngſte von acht Brüdern, im Jahre 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der Landſchaft Guipuzcoa geboren, und wurde am königlichen Hofe Ferdinands des Katholiſchen als Edelknabe erzogen. Da war ein üppiges Leben, das ihm gar wohlgefiel, aber ſein ungeſtümer Ehrgeiz verleidete ihm bald das eitle und müßige Treiben am Hofe, und, nachdem er die Kriegskunſt bei dem Herzog von Najera, einem Verwandten ſeines Hauſes, erlernt hatte, ſuchte er ſich in Kämpfen und Abenteuern hohen ritterlichen Ruhm zu erwerben.

Nun begab es ſich im Jahre 1521, daß die Franzoſen Pampeluna, die Hauptſtadt des Königreiches Navarra, belagerten. Die Feinde ſetzten der Beſatzung ſo hart zu, daß ſie ſich ſchon auf Bedingungen ergeben wollte. Aber der tapfre Ignaz von Loyola, welcher auch bei der Beſatzung war, rief zornentbrannt ſeinen Kameraden zu: „Pfui der Feigheit, ſich ſo leichten Kaufs ergeben zu wollen!“ und zog ſich mit wenigen Braven in die Citadelle zurück, des Willens, dieſe bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Als nun die Franzoſen die Citadelle ſtürmten, ſtürzte ihnen Loyola, den Degen in der Fauſt, mit einem kleinen Häuflein entgegen und focht begeiſtert Allen voran, bis er, durch einen Schuß am Bein gefährlich verwundet, betäubt zu Boden ſank. Da verloren die Andern die Hoffnung und übergaben die Citadelle den Franzoſen. Dieſe aber ehrten Loyola's Heldenmuth hoch und verpflegten ihn getreulich in Pampeluna.

Nach einigen Tagen ließ ſich Loyola zur Heilung ſeiner Wunde auf ſein väterliches Schloß bringen. Dort mußte er eine ſehr ſchmerzhafte Operation aushalten und ertrug ſie ſtandhaft, ohne auch nur einen Laut auszuſtoßen. Hingegen war es ihm viel peinlicher, daß ſein Fuß nur langſam heilte; er konnte nicht gehen noch ſtehen, und doch ſehnte ſich ſein feuriger Geiſt ungeduldig nach Thaten. Indem er nun ſo an das Krankenbett gefeſſelt war, und noch dazu von dem Gedanken gefoltert wurde, zeitlebens hinken zu müſſen und zu allen ritterlichen Thaten untüchtig zu ſein, ſuchte er ſeinen Unmuth durch Leſung von Büchern zu zerſtreuen. Man gab ihm in Ermangelung von Ritterromanen, deren Leſung ſeine Einbildungskraft früher mächtig angeregt hatte, und nach welchen er jetzt verlangte, — außer dem Leben des Heilands die „Blumen der Heiligen", Legenden, welche mit vielen Abenteuern und Wundern ausgeſchmückt waren. Eben dies Abenteuerliche und Wunderbare zog nun ſeine glühende Einbildungskraft gar mächtig an; er las immer eifriger von den Verfolgungen der Blutzeugen Chriſti, von den ſeltſamen Bußübungen und Kaſteiungen der Mönche und Einſiedler. Da ward er ganz und gar davon hingeriſſen. Weil er ſelbſt ein muthiger und ſtandhafter Mann war, ſo begeiſterten ihn der Muth und die Standhaftigkeit der Märtyrer um ſo mehr. Der ewige Lohn, welchen dieſe und die Mönche und Einſiedler dafür empfingen, nämlich die Verehrung in der ganzen Chriſtenheit, entzündete ſeinen Ehrgeiz; die lebhafte Beſchreibung der teufliſchen Verſuchungen und der himmliſchen Erſcheinungen, welche jenen Frommen zu Theil geworden, verſetzte ſein durch die Krankheit ohnehin aufgeregtes Gemüth in die äußerſte Spannung. In dieſem Zuſtande wurde er von glühender Begeiſterung ergriffen, jene Beiſpiele nachzuahmen. Alle Eigenſchaften ſeiner Seele richteten ſich an dieſem einzigen Gedanken empor, welcher ihn jetzt beherrſchte; ſeine ganze Willens- und Thatkraft umklammerte dieſe Begierde. Und ſo wurde ſeine religiöſe Begeiſterung bald zur Schwärmerei, welche ihn bald ſo gänzlich beherrſchte, daß er ſich einſt des Nachts verzückt dünkte und glaubte: die Himmelskönigin Maria ſei ihm leibhaft erſchienen. Da erwählte er ſie zur Dame ſeines Herzens und ſchwur ihr, er wolle ihr bis in den Tod auf Erden ritterlich dienen. Sodann nahm er ſich vor, ſobald er völlig geneſen ſei, der Welt zu entſagen und als ein ganz neuer Menſch, als geiſtlicher Ritter, auszuziehen, um die Menſchen zu bekehren. Zunächſt wollte er nach Jeruſalem pilgern, um die Muſelmänner zu bekehren.

Nachdem er nun ziemlich geneſen war, zog er aus ſeinem väterlichen Schloſſe zu einem als wunderthätig verehrten Muttergottesbilde im Kloſter Montſerrat, welches eine Tagreiſe weit von der Stadt Barcelona auf einem Gebirge voll ſchroffer Klippen liegt. Vor jenem Bilde hängte Loyola andächtig ſeine Waffen auf und that nach ritterlichem Brauch eine Nacht lang ſeine Waffenwache. Dann zog er nach Barcelona, um ſich dort nach dem gelobten Lande einzuſchiffen. Zu jener Zeit war aber daſelbſt die Peſt ausgebrochen und dadurch wurde Loyola abgehalten, ſeinen Vorſatz auszuführen; doch er gab ihn deswegen keineswegs auf. Und er zog einſtweilen nach Manreza, um dort, nach dem Vorbild der Heiligen, ein ſtrenges Büßerleben zu führen und ſich durch Weltentſagung ſeines künftigen Berufes würdig zu machen. Da bettelte er denn vor den Thüren um ſein Brod, pflegte die Kranken im Spital, kaſteiete ſeinen Leib durch Faſten und Geißelhiebe, und ſuchte ſeinen höchſten Stolz darin, ſich auf's Tiefſte vor der Welt zu demüthigen. In ſchlechte Lumpen gehüllt, unter welchen er eine eiſerne Kette und einen Stachelgürtel um den bloßen Leib trug, mit Schmutz bedeckt, mit langen Nägeln und wilden, ungekämmten Haaren ging nun der Mann umher, welcher einſt am königlichen Hof in Sammt und Seide um Frauengunſt gebuhlt, welcher im blanken Harniſch ſtets der Erſte geweſen war, wo es galt, in Gefahren Ruhm zu verdienen. Lange Zeit war eine finſtre Bergeshöhle in der Nachbarſchaft von Manreza ſein Aufenthaltsort. Am Eingange derſelben fand man ihn einſt von Faſten und Kaſteiungen ganz entkräftet und halb todt liegen und brachte ihn nach Manreza. Bei dieſer Lebensweiſe hatte nicht blos ſein Körper, ſondern auch ſein Geiſt ſehr gelitten. Wenn ſich in ihm wieder einmal der geſunde Verſtand regen wollte und ihm Zweifel kamen über ſein abſonderliches Leben und Streben, ſo hielt er dieſe für Eingebungen des Teufels, welcher ihn um die Heiligkeit beneide. Ebenſo wurden, in Folge ſeiner Körper- und Geiſteskrankheit, ſeine Einbildungen himmliſcher Erſcheinungen immer zahlreicher und dieſe Geſchöpfe ſeiner Phantaſie beſtärkten den ſtolzen Schwärmer immer mehr in ſeinem Wahn. So glaubte er einſt in der Hoſtie den menſchgewordenen Gott leiblich zu ſchauen, und ein anderes Mal ſogar die Dreifaltigkeit ſichtbar wahrzunehmen.

Unter ſolchen Selbſttäuſchungen, welche nicht bloß den gereizten Zuſtand ſeiner Einbildungskraft, ſondern auch das inbrünſtige Streben und Ringen ſeines Gemüths: in die Geheimniſſe der Religion einzudringen, und ſich mit Gott zu vereinigen, erkennen laſſen, hatte Ignaz von Loyola ungefähr ein Jahr in Manreza verlebt, und reiſte im Jahre 1523 nach Barcelona ab. Daſelbſt beſtieg er, von allen Geldmitteln entblößt, aber voll des feſteſten Vertrauens, ein Schiff, welches ihn in fünf Tagen an die welſche Küſte nach Gaeta brachte. Bleich und krank zog er von Gaeta durch Italien bis gen Venedig hinauf, wo er ſich nach dem gelobten Lande einſchiffte. Er erreichte daſſelbe glücklich und begab ſich eifrig nach Jeruſalem, um dort die Türken zu bekehren. Aber der Provinzial des dortigen Franziskanerkloſters ermahnte ihn davon abzuſtehen; und, als Ignaz ſeinen Vorſatz dennoch nicht aufgeben wollte, bedrohte ihn jener mit dem Banne. Da mußte Ignaz denn nach Europa zurückkehren, ohne ſeine abenteuerlichen Bekehrungspläne in's Werk geſetzt zu haben.

Er kam im Jahre 1524 wieder in Barcelona an. Doch ſein Muth war keineswegs gebeugt; er wurde verſpottet, aber aller Spott ſpornte ſeinen ſchwärmeriſchen Muth nur noch ſchärfer an. Er beharrte ſtandhaft auf dem Vorſatze: für den alleinſeligmachenden Glauben ritterlich zu kämpfen und als tapfrer Kriegsmann ſeiner hohen Dame, der Himmelskönigin Maria, überall Seelen zu erobern. Aber nicht mehr bei den Ungläubigen, ſondern mitten in der Chriſtenheit ſelbſt wollte er fortan wirken; denn die Bekehrung der Ketzer ſchien ihm ebenſo verdienſtlich. Zu dieſem geiſtigen Kampfe fehlte ihm jedoch, ſo muthig er auch war, alle gelehrte Bildung. Er ſah dies ein und beſchloß nun, wiewohl er damals ſchon ein Mann von 33 Jahren war, alles, was er in ſeiner Jugend verſäumt hatte, von Grund aus nachzuholen. Das führte er denn auch mit einer Beharrlichkeit aus, welche von der Größe ſeiner Willenskraft Zeugniß giebt, mit einer Selbſtverleugnung, wie ſie nur aus Begeiſterung entſpringen kann. Der weiland tapfre Kriegsmann ſetzte ſich in Barcelona mitten unter die kleinen Knaben auf die Schulbank und fing an, lateiniſch zu lernen, was ihm anfangs gar ſchwer fiel. Nach zwei Jahren (1526) zog er nach Alcala auf die hohe Schule, um dort Theologie zu ſtudiren. Dort fing er an, neben ſeinen Studien zu predigen und Frauen zu einem klöſterlich-gottſeligen Leben anzuleiten. Auch ſuchte er Jünger um ſich zu verſammeln, wie dies allen Schwärmern eigen iſt; denn, da ſie jenen Glauben, in welchem ſie ſelbſt glücklich ſind, für den allein wahren und allein glücklichmachenden halten, ſo ſtreben ſie, auch alle übrigen Menſchen zu demſelben zu bringen. Loyola's Jünger trugen, wie er ſelbſt, graue Friesröcke, erbettelten ihr Brod .und ſtellten unter ſeiner Leitung ſogenannte „geiſtliche Uebungen“ an. Er aber dünkte ſich, als ihr Meiſter, eben ſo groß, als ob er eine Schaar Soldaten in's Feld führe. Denn das höchſte Ziel ſeines geiſtlichen Ehrgeizes beſtand nun darin, einen neuen geiſtlichen Orden zu ſtiften. Bald wurde jedoch die Inquiſition auf das auffallende Treiben Loyola's und ſeiner Jünger aufmerkſam; ſie ließ ihn gefangen nehmen und gab ihn nur unter der Bedingung wieder frei, wenn er vom Predigen und Bekehren abſtünde. Ebenſo ging es ihm in Salamanca. Da verließen ihn ſeine Jünger. Aber alle Hinderniſſe hatten nur den Einfluß auf ihn, daß ſeine Verſtandeskräfte wieder geſchärft wurden und gleichſam das Joch ſeiner übermächtigen Phantaſie abwarfen. Kurz, der trübe Rauch ſeiner Schwärmerei verflog allmählig, aber die Flamme ſeiner religiöſen Begeiſterung brannte fort und fort und durchleuchtete ſeinen ganzen Charakter. Er verließ voll feſten Entſchluſſes ſein Vaterland und zog im Jahre 1528 nach Paris.

Dort ſetzte er ſeine Bußübungen, ſeine Bekehrungsverſuche und ſeine Studien fort, trotz der bitterſten Armuth und mancher drohender Demüthigung mit unglaublicher Beharrlichkeit, und erhielt im Jahre 1532 die Würde eines Bakkalaureus, zwei Jahre ſpäter die eines Magiſters der Philoſophie; dabei hatte er aber immer ſein höheres Ziel, nämlich die Stiftung eines neuen geiſtlichen Ordens feſt im Auge. Kein Mißgeſchick machte ihn irre oder ſchreckte ihn ab.

Und es gelang ihm endlich durch Klugheit und Beharrlichkeit, in Paris mehrere Männer von großen Fähigkeiten für ſeinen Plan zu gewinnen. Es waren: Peter Faber oder Lefèvre (aus Savoyen), Franz Xaver (aus Navarra), Jakob Lainez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla (alle drei Spanier) und Simon Rodriguez (aus Portugal). Von dieſen war Lefèvre der Frömmſte, Franz Xaver der Thatkräftigſte und Jakob Lainez der Klügſte. Mit dieſen Männern, deren Zahl ſich bald durch den Beitritt von drei anderen Freunden, Claudius Le Jay, Johannes Codurio und Paſchaſius Broet, vermehrte, ging Ignaz von Loyola am 15. Auguſt 1534 in die unterirdiſche Kapelle der Kirche Montmartre vor Paris; es war das Feſt der Himmelfahrt Mariä, jener Königin aller Engel und Heiligen, von welcher Ignaz von Loyala den Ruf ſeiner Sendung erhalten zu haben glaubte; ihr war jene unterirdiſche Kapelle geweiht. Dort las Lefèvre, welcher ſchon die Prieſterwürde erhalten hatte, den Freunden die Meſſe und reichte ihnen das Abendmahl. Und alle thaten dabei folgendes feierliche Gelübde: „Wir wollen der Welt entſagen und nach Vollendung unſrer Studien gen Jeruſalem ziehen, um die Ungläubigen zu bekehren. Vermögen wir aber dies nicht binnen Jahresfriſt, ſo werfen wir uns dem heiligen Vater in Rom zu Füßen und bieten ihm unſre geiſtlichen Dienſte an, auf daß er uns als ſeine getreuen Knechte überall hinſende und zu Allem gebrauche, was ihm gutdünken mag.“

Nicht lange darnach unternahm Loyola eine Reiſe nach Spanien, um dort ſowohl (nach dem Rathe der Aerzte) ſeine durch Faſten und Kaſteiungen zerrüttete Geſundheit herzuſtellen, als auch mehrere Geſchäfte ſeiner Bundesbrüder Xaver, Lainez und Salmeron zu beſorgen. Bevor er ſich jedoch von ſeinen Genoſſen trennte, verſprachen ſich alle wechſelſeitig, zu Anfang des Jahres 1537 in Venedig zuſammen zu kommen, um dann ihren gemeinſamen Plan ins Werk zu ſetzen. Und richtig fanden ſich Loyola und ſeine Freunde, deren Zahl ſich bereits vermehrte, zur beſtimmten Zeit in Venedig ein. Sie pflegten dort die Kranken in den Spitälern und predigten dem Volke; aber Loyola's Plan zur Reiſe nach Jeruſalem und zur Bekehrung der Ungläubigen wurde vereitelt, weil ein Krieg zwiſchen der Republik Venedig und den Türken ausgebrochen war. Da berief Loyola ſeine Jünger nach Vicenza zuſammen und ſprach zu ihnen: „Freunde, es iſt Gottes Wille, daß wir nicht nach Jeruſalem fahren ſollen, auf daß wir die andre Hälfte unſres Gelübdes erfüllen und dem heiligen Vater in Rom getreulich dienen können. Denn die römiſch-katholiſche Kirche wird in dieſer unheilvollen Zeit durch Ketzereien ſchwer bedrängt und bedarf eifriger Streiter!“ Da beſchloſſen die Brüder, daß Loyola mit dem frommen Lefèvre und dem klugen Lainez nach Rom ziehen und dem Papſte ihre Dienſte anbieten ſollten, während ſich die Uebrigen auf den italieniſchen Univerſitäten vertheilen ſollten, um neue Mitglieder für ihre Verbindung zu gewinnen. Hierauf empfing Loyola in Venedig die Prieſterweihe und zog dann mit Lefèvre und Lainez nach Rom. Als ſie nun dieſer Stadt näher kamen, wurden die beiden Gefährten kleinmüthig; nur ihr Meiſter Loyola verzagte nicht; durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ſein Plan gelingen müſſe, betete er in einer einſamen Kapelle vor Rom und glaubte, in Verzückung, Gott Vater und deſſen eingebornen Sohn Jeſum Chriſtum zu ſchauen und die Worte Jeſu zu hören: „In Rom will ich Dir gnädig ſein!“ Dies erzählte er ſeinen Brüdern und ſie bekamen dadurch wieder friſchen Muth.

Und ſiehe: in Rom ging Loyolas Verheißung in Erfüllung. Der Papſt Paulus III. war hocherfreut über den Beiſtand, welcher der römiſchen Kirche ſo unerwartet zu ſtatten kam, denn ſie war damals durch die Reformation, welche immer weiter um ſich griff, in gar großer Bedrängniß; ja ihre ganze Exiſtenz ſtand in Gefahr, und die Mönchsorden, welche bis dahin die Stützen des Papſtthums geweſen waren, konnten demſelben jetzt gar wenig mehr nützen; denn die Mönche waren zum Theil ausgeartet, träg und dumm, zum Theil als grauſame Ketzerrichter verhaßt; auch waren die Völker in Verſtandesbildung weit vorgeſchritten und ließen ſich ſo leicht weder durch Bann und Interdikt des Papſtes mehr ſchrecken, noch durch plumpe mönchiſche Vorſpiegelungen mehr täuſchen. Die römiſche Kirche brauchte zu ihrer Vertheidigung kluge, feingebildete und treuergebene Männer. Und ſolche waren Loyola's Freunde. Deshalb nahm der Papſt den eifrigen Loyola freundlich und gnädig auf und beſchloß, deſſen Anerbieten reiflich zu prüfen. Loyola ſäumte nicht, die Gewogenheit des Papſtes zu benutzen; er berief deshalb alle ſeine Gefährten nach Rom und berieth mit ihnen den Entwurf der Verfaſſung des neuen Ordens. Bei dieſen Berathungen übte wahrſcheinlich der kluge *Lainez* einen entſcheidenden Einfluß aus. Um nun den Papſt ganz und gar für den neuen Orden einzunehmen, wurde den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, nämlich denen der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams gegen den Ordensobern, noch ein *viertes* beigefügt, nämlich das Gelübde eines *beſonderen unbedingten Gehorſams gegen den Papſt*. Nun handelte es ſich nur noch um den *Namen*, welchen der neue Orden erhalten ſollte. Da ſprach Ignaz hochbegeiſtert zu ſeinen Brüdern: „Als ich in der Höhle bei Manreza anbetend auf den Knieen lag, hat *Jeſus ſelbſt* mir den Plan unſers Ordens gnädig geoffenbart: *Jeſus* erſchien mir in der Kapelle, als wir gegen Rom zogen, und verhieß uns ſeinen göttlichen Beiſtand. Folglich iſt der Orden eigentlich Jeſu Wille, ja Jeſu Werk ſelbſt, und *ſeinen* Namen ſoll er denn auch führen.“ So erhielt der Orden den Namen: „*Geſellſchaft Jeſu*.“

Nun ließ Ignaz den Entwurf der Ordensverfaſſung dem Papſte Paulus III. zur Beſtätigung vorlegen. Dieſer Entwurf war in Kürze folgender: „Die Geſellſchaft Jeſu iſt eine gerüſtete Schaar, allezeit bereit, zu kämpfen für Gottes Statthalter, den heiligen Vater in Rom, und für die alleinſeligmachende römiſch-katholiſche Kirche. Damit dieſer Zweck erreicht werden kann, iſt ſtrenge Ordnung nöthig, wie bei einem Kriegsheer, und, auf daß die Ordnung erhalten werde, muß jedes Mitglied der Geſellſchaft dem Oberſten derſelben blind gehorchen, wie ein Soldat ſeinem Feldherrn, ja er muß in dem Oberſten gleichſam *Chriſtum* ſelbſt demüthig verehren; denn in deſſen Kriegsdienſt ſteht jeder einzelne Mann der Geſellſchaft, kampfrüſtig gegen eine ganze

Welt. Wer zur Fahne der Geſellſchaft geſchworen, der hat keinen eigenen Willen mehr, der darf nicht fragen: wohin? noch: warum? Wohin ihn der Papſt durch den Oberſten der Geſellſchaft ſendet, dahin muß er gehen, wie der Soldat in's Feuer, ſei's zu Heiden, Juden, Ketzern oder Gläubigen. Wo ihm geboten wird: „bleib!“ da muß er mauerfeſt ſtehen bis zum letzten Athemzug. Die geiſtlichen Waffen aber ſind: Predigen, Beichtehören, geiſtliche Uebungen und Erziehung der Jugend. Die Würden vertheilt der Ordensoberſte nach dem Werthe der Einzelnen. Den Sold zahlt Gott; darum ſoll kein einzelnes Mitglied der Geſellſchaft irdiſches Gut beſitzen; hingegen darf die Geſellſchaft Einkünfte genießen, um auf Univerſitäten Kollegien zu gründen und zu erhalten, in welchen Jünglinge ſtudiren und erzogen werden.“ Der Ausſchuß von drei Kardinälen, welcher den Entwurf des neuen Ordens der geiſtlichen Jeſu-Ritterſchaft zu prüfen hatte, trug zwar Bedenken, die letztere gutzuheißen, weil die lateraniſche und die Lyoner Synode von den Jahren 1215 und 1274 ausdrücklich gegen Gründung neuer geiſtlicher Orden beſchloſſen hatten. Gleichwohl waren die Vortheile, welche der römiſche Stuhl durch eine ſolche ſtreitbare und ihm unbedingt ergebene Genoſſenſchaft erlangen konnte, allzulockend, als daß ſich Loyolas Anerbieten hätte zurückweiſen laſſen. Und ſo beſtätigte denn Papſt Paulus III., welcher hierin „Gottes Finger“ zu erkennen glaubte, am 27. September 1540 durch eine Bulle, welche mit den Worten anfängt: „Regimini militantis ecclesiae“, feierlich die „Geſellſchaft Jeſu“ oder den „Jeſuitenorden.“ Doch ſollte der Orden vorerſt nur ſechzig Mitglieder haben.

So war denn die Kriegserklärung eines geiſtlichen Heeres gegen alle Menſchen auf der weiten Welt, welche anders dachten und glaubten, als die römiſche Kirche vorſchrieb, durch das Oberhaupt derſelben, durch den Papſt, in den Augen aller Derer geheiligt, welche den Papſt für Gottes Stellvertreter auf Erden und alle ſeine Beſchlüſſe für untrüglich hielten, weil der heilige Geiſt ihn dazu erleuchte. Ignaz von Loyola hatte das erreicht, was ihm das höchſte Ziel ſeines Lebens und aller Ehre ſchien; er ahnte gewiß nicht, welche wichtige Stellung der von ihm geſtiftete Orden einſt in der ganzen Welt einnehmen, welchen ungeheuren Einfluß derſelbe auf die ganze Menſchheit ausüben würde. Und dennoch lag die Möglichkeit dazu ſchon tief in dem Entwurf der Ordensverfaſſung begründet.

Nachdem nun dieſelbe von dem Papſte beſtätigt worden war, ſchritten die Mitglieder im Jahre 1541 zur Wahl eines Ordensoberhauptes. Sie fiel auf Loyola. Er weigerte ſich lange, dieſe Würde anzunehmen und zwar gewiß nicht aus Heuchelei, ſondern aus innerſter Ueberzeugung; denn ein ſolches Aufgeben ſeiner liebſten Wünſche ſchien ihm ja ſtets das größte Verdienſt vor Gott. Endlich nahm er die Würde auch nur aus geiſtlicher Demuth an, nämlich erſt dann, als es ihm ſein Beichtvater als Pflicht gebot, und, nachdem er ſie angenommen hatte, ſuchte er ſich, aus demſelben religiöſen Grundſatze, vor ſeinen Ordensbrüdern auf's Allertiefſte zu demüthigen. Aber bald durchdrang ihn das Bewußtſein ſeiner wichtigen Stellung; er raffte ſich aus ſeiner freiwilligen Erniedrigung empor und begann zu handeln, wie ſein Amt es erforderte. Als Oberſter des Ordens hieß er jetzt General („praepositus generalis“) und bediente ſich der ausgezeichneten Geiſteskräfte ſeiner Ordensbrüder mit immer größerer Umſicht; auch wenn ſie ihm ſelbſt überlegen waren, verſtand er doch, ſie in's große Ganze des Ordens zu verſchmelzen und ſie fügten ſich willig, eben aus gemeinſamem Intereſſe für die Exiſtenz, Größe und Selbſtſtändigkeit des Ordens.

Zweites Kapitel.

Wie die Macht des Jeſuitenordens herangewachſen iſt.

Mittlerweile hatte ſich der Papſt bereits thatſächlich von der Wichtigkeit der Geſellſchaft Jeſu überzeugt. Der Ruf von der Frömmigkeit, Sittenſtrenge, Feinheit und Bildung der Jeſuiten war von Italien aus, wo ſie zuerſt eifrig und mit dem größten Erfolge für Sittenverbeſſerung gewirkt, in viele Länder gedrungen. So auch nach Portugal zu den Ohren des Königs Johann III., welcher von Eifer brannte, die heidniſchen Völkerſchaften in Indien zum Chriſtenthum zu bekehren. Deshalb ſchrieb er nach Rom und erbat ſich mehrere Jünger Loyolas zur Ausführung jenes gottgefälligen Werkes. Dies war noch vor der Beſtätigung des Ordens durch den Papſt. Alſogleich fuhren Franz Xaver und Simon Rodriguez gen Portugal und gewannen dort in Kürze das Vertrauen des Königs in einem ſolchen Grade, daß er ſie gar nicht nach Indien fortlaſſen, ſondern an ſeinem Hofe behalten wollte. Rodriguez blieb auch wirklich dort und benutzte ſeinen Einfluß auf den König mit ſo großer Klugheit, daß der Jeſuitenorden in Portugal feſten Fuß faßte und ſich in kurzer Friſt außerordentlich ausbreitete; der König ließ zu Coimbra für die neuankommenden Mitglieder (und deren waren bald an zweihundert) ein prachtvolles Kollegium erbauen.

Franz Xaver aber war ganz und gar von dem Gedanken der Heidenbekehrung begeiſtert und wollte dieſem Zwecke, welcher ihm als der heiligſte erſchien, ſein Leben bis auf den letzten Blutstropfen weihen. Er ſegelte, mit großen Vollmachten des Papſtes und des Königs von Portugal ausgerüſtet, von Liſſabon nach Oſtindien, kam im Mai des Jahres 1542 in der Hauptſtadt Goa an, wo das Chriſtenthum ſchon eingeführt war, und trat dort als päpſtlicher Legat auf. Mit hohem Eifer und mit erſtaunlicher Beharrlichkeit betrieb dieſer tüchtige thatkräftige Mann ſein Werk von Grund aus. Vor Allem lernte er die Landesſprache und pflegte die Armen und Kranken. Sodann zog er mit einer Glocke umher, daß die Kindlein zu ihm herankamen, und unterwies ſie, mild und treu wie ein Vater, im chriſtlichen Glauben. Hierauf predigte er dem Volke, und es gelang ihm viele alte Landesbräuche abzuſchaffen, welche gegen die chriſtliche Sittenlehre waren. Dann zog er nach der Perlenküſte, nach Travankor, Cochin, Ceylon, Mallacca, Amboina und Ternate und taufte die Heiden zu Tauſenden. Zu ſeinem Beiſtand kamen immer mehre ſeiner Ordensbrüder aus Europa gen Aſien und ſchafften an ſeinem Werke weiter, und auch die Neubekehrten verwendete man zum Dienſte der Geſellſchaft Jeſu. Das Kollegium zu Goa umfaßte 120 Mitglieder. Xaver's kühner Geiſt bebte vor keiner Schwierigkeit zurück und entwarf raſtlos die gewaltigſten Pläne. Als er einſt einen Flüchtling aus Japan zum Chriſtenthum bekehrt hatte, beſchloß er, in dies mächtige Reich einzudringen und es für die römiſch-katholiſche Kirche geiſtlich zu erobern. Im Jahre 1549 kam er nach Japan, erlernte die Landesſprache, nahm die Tracht und die Bräuche des Landes an und begann hierauf wirklich, das Chriſtenthum zu verbreiten. Endlich faßte er auch den kühnen Plan, in China die Fahne Chriſti aufzupflanzen. Das iſt ein gar großes wunderbares Reich, ſeit Jahrtauſenden ſtreng in ſich ſelber abgeſchloſſen, und allen Ausländern bei Todesgefahr unzugänglich. Aber einen Mann, wie Franz Xaver, ſchreckte das nicht. Ungeachtet aller Bitten und Warnungen ſeiner Freunde, beſchloß der begeiſterte Glaubensprediger nach China vorzudringen. Es war ihm nicht mehr vergönnt. Auf der kleinen Inſel Sancian ergriff ihn ein hitziges Fieber und er ſtarb am 2. Dezember 1552, noch in den letzten Zügen einzig und allein von Gedanken an ſein Werk erfüllt: — ein Mann, wie es Wenige ſeines Gleichen gegeben hat an Begeiſterung, Thatkraft und Beharrlichkeit. Die römiſche Kirche hat ihn (1623) heilig geſprochen. — Zur ſelben Zeit, als Xaver in Japan wirkte, drangen mehrere ſeiner Ordensbrüder als Glaubensboten in Amerika vor und ſuchten die Wilden in Braſilien zu bekehren, — ein hartes und gefahrvolles Werk!

Indeſſen hatte die Zahl der Ordensmitglieder von Jahr zu Jahr erſtaunlich zugenommen: und ſie verbreiteten ſich über ganz Europa, um den römiſch-katholiſchen Glauben wieder herzuſtellen, aber nicht überall hatten ſie gleich Anfangs günſtigen Erfolg. So waren die Väter Salmeron und Broet mit päpſtlichen Freibriefen nach Irland gefahren, um den bedrohten römiſchen Katholicismus aufrecht zu erhalten; denn Irland hatte das Beiſpiel des benachbarten Englands vor Augen, welches erſt vor Kurzem von der römiſchen Kirche abgefallen war. Aber jene beiden Männer betrieben ihr Geſchäft mit allzugroßem Hochmuth und mit ſolcher Gewalt, daß ſie das Volk dadurch gegen ſich aufbrachten, und unverrichteter Dinge von dannen flüchten mußten. Eben ſo wenig gelang es den Jeſuiten damals in Frankreich feſten Fuß zu faſſen. Sie wurden verjagt und zogen nach Löwen in den Niederlanden: dort glückte es ihnen, ſich anzuſiedeln. Auch in Spanien hatten ſie Anfangs mit großem Widerſpruch zu kämpfen: denn die dortige Geiſtlichkeit hielt ihre Glaubenslehren für verdächtig und ihr Wirken für gefährlich. Aber ein vornehmer und mächtiger Mann, Franz Borgia, Herzog von Gandia, nahm ſich ihrer eifrig an und ließ ſich ſelbſt in die Geſellſchaft Jeſu aufnehmen. Die Jeſuiten hielten ſich nun vornämlich an den königlichen Hof und an den Adel, und gewannen beide ganz und gar durch ihren glühenden Eifer für die Erhaltung des reinen römiſchen Katholicismus; denn dies gefiel den feurigen, ſchwärmeriſchen Spaniern gar wohl. Aber der Hauptſchauplatz ihres Wirkens und die feſte Grundlage ihrer Macht blieb Italien. In dieſem Lande reſidirte der General, welcher die ganze Maſchine des Ordens mit gewaltiger Hand lenkte; Italien war der Mittelpunkt des ungeheuren Gewebes von Herrſchaft und Bekehrungen; von Italien aus verſpannen ſich die tauſend und abertauſend Fäden dieſes Gewebes über den ganzen Erdkreis. In Deutſchland, wo die Reformation entſprungen, war das Wirken der Jeſuiten für den römiſchen Hof beſonders wichtig und ſie hatten dort keine geringe Aufgabe zu erfüllen. Nicht blos einen offnen Kampf hatten ſie gegen den Proteſtantismus, gegen die Glaubens- und Denkfreiheit auszufechten, welche von vielen edlen deutſchen Fürſten muthig vertheidigt wurde, — nein, die immer friſch ſprudelnde Quelle ſelbſt mußten ſie verſtopfen, weil ſie den Strom nicht mehr aufhalten konnten, welcher ſchon ſo viele Tauſende von Rom abgeriſſen hatte; ſie mußten planmäßig den freien Geiſt der Nation abſtumpfen, dumm machen, langſam tödten; ſie mußten das heranwachſende jüngere Geſchlecht durch Erziehung, Lehren und Grundſätze zu ihren blinden Knechten bilden. Ja ſie mußten ſich ſogar derſelben Waffe bedienen, wie die Proteſtanten, nämlich der Gelehrſamkeit, weil ſie den Drang des deutſchen Geiſtes nach Erforſchung der Wahrheit wohl erkannten und ganz gut einſahen, daß ſie durch offnes Dagegenſtreben alles Zutrauen verlieren würden; aber ſie mußten anderſeits von der Gelehrſamkeit nur die todten Formen entlehnen, dieſe auf's kunſtreichſte ausbilden und als höchſtes Ziel hinſtellen, um den Geiſt darin zu verfangen, und durch den trügeriſchen Schein der Wahrheit zufrieden zu ſtellen; und, indem ſie den Geiſt ſo unter ihrer Vormundſchaft hielten, mußten ſie hinwieder die Einbildungskraft entflammen, und dieſer ein Uebergewicht über den Verſtand und über das Gemüth zu verſchaffen ſuchen. Dies war die Aufgabe der Jeſuiten in Deutſchland. Es kam ihnen dabei gut zu ſtatten, daß die religiöſe Spaltung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten in Deutſchland zugleich eine politiſche geworden war, und daß die katholiſchen Fürſten von der Verbreitung des Proteſtantismus in ihren Ländern auch Gefahr für ihre Herrſchaft befürchteten. Deshalb waren ihnen die Jeſuiten als eifrige Helfer willkommen. Die erſten Jeſuiten kamen mit päpſtlichen Geſandtſchaften nach Deutſchland, zu den Religionsgeſprächen in Worms und Regensburg: nämlich Le Jay und Bobadilla; Churfürſt Albert von Mainz nahm ſich in Deutſchland des Ordens zuerſt an, und bald berief der ſtreng-romgläubige Herzog Wilhelm IV. von Baiern die Väter Le Jay, Salmeron und Peter Caniſius (aus Nymwegen) in ſein Land, um darin die Keime der Reformation zu erſticken. Jene drei Männer kamen 1549 nach Ingolſtadt und eröffneten auf der dortigen Univerſität ihre Vorleſungen; Peter Caniſius wurde 1550 zum Rektor derſelben ernannt. Herzog Wilhelm IV. ſtiftete ihnen dort ein Kollegium. Sein Sohn, Herzog Albrecht V., begünſtigte ſie eben ſo ſehr und übertrug ihnen die Cenſur über alle Druckſchriften. Im Jahre 1556 kamen 18 Jeſuiten nach Ingolſtadt und legten alſobald den feſten Grund zu ihrer Herrſchaft. Im Schutze des Hofes, im Beſitze der Univerſität und im Beſitze der Cenſur, gewannen jene feingebildeten, weltklugen und gelehrten Ordensmänner allmählig großen Einfluß auf das ganze Volk, hielten die religiöſe Entwickelung deſſelben unwiderſtehlich auf und machten Baiern zum Bollwerk gegen die Reformation, zum Heerd des römiſchen Katholicismus in Deutſchland. Nach Wien kamen die Jeſuiten im Jahre 1551, als die Reformation in Oeſterreich bereits zahlreiche Anhänger ſowohl unter dem Adel, als unter dem Volke gefunden hatte. Um nun Dem entgegen zu arbeiten, hatte der römiſche König (nachmalige Kaiſer) Ferdinand I., welchen ſein Beichtvater, der Biſchof Urban von Laibach, auf ſie aufmerkſam gemacht hatte, an Ignaz von Loyola ſelbſt geſchrieben. Darauf hin kamen nun, nach der ſchnell getroffenen Uebereinkunft, Le Jay und 12 ſeiner Ordensbrüder, und erhielten von Ferdinand anfänglich blos Wohnung und Unterhalt, bald auch die Univerſität.

Sie begannen ihr Werk mit dem größten Eiſer, beſonders Peter Caniſius, welcher (1552) von Ingolſtadt herbeigekommen war. Dieſer erkannte, wie wichtig der lutheriſche Katechismus als gemeinfaßlicher Inbegriff aller Glaubenslehren für die Verbreitung der Reformation war, und ſchrieb nun deshalb (1554) zum Jugendunterricht und zum Nutzen des gemeinen Manns einen katholiſchen Katechismus (einen großen und einen kleinen), deſſen Gebrauch durch eine landesfürſtliche Verordnung anbefohlen wurde und welcher in der Folge einen ungeheuren Einfluß auf die Wiederherſtellung und Befeſtigung des römiſch-katholiſchen Glaubens ausgeübt hat. Mit der größten Selbſtverläugnung und Standhaftigkeit ſtellten ſich die Jeſuiten in Wien und Oeſterreich dem Haß des proteſtantiſchen Adels entgegen und uberwanden überhaupt alle Widerwärtigkeiten, welche ihnen im Wege ſtanden. Bald errichteten ſie in den Provinzen Erziehungsanſtalten und, wie ſie ihre wachſende Macht fühlten, fingen ſie an, alle Nichtkatholiken heimlich und offen zu verfolgen. In dieſem Geſchäfte zeichnete ſich beſonders Caniſius aus und machte ſich dadurch ſo verhaßt, daß man ihn nur den „canis austriacus“ (den öſterreichiſchen Hund) nannte.

Auch in Böhmen fanden ſie im Jahre 1556 Eingang, gründeten ein Kollegium in Prag und erhielten ſogar die dortige Univerſität, wie die zu Wien. Im Jahre 1561 erhielten ſie ein Kollegium zu Tyrnau in Ungarn; bald ſetzten ſie ſich auch in Mähren, in Olmütz und Brünn feſt. In Köln hielt es ihnen anfangs ſchwer, Eingang zu finden, weil dort die Reformation in den Gemüthern eines großen Theils der Bevölkerung Wurzel zu ſchlagen begonnen hatte; der Erzbiſchof Hermann von Wied war derſelben keineswegs abgeneigt; denn dieſer aufgeklärte Prälat ſah wohl ein, daß das wahre Intereſſe der katholiſchen Kirche durch Abſchaffung alter Mißbräuche und zeitgemäße Verbeſſerungen bei Weitem mehr gefördert würde, als durch Zwangsmaßregeln und Verdummung des Volkes. Aber nicht minder energiſch war jene Parthei in der Stadt, welche alles daran ſetzte, um den Katholicismus aufrecht zu erhalten und zwar insbeſondere die Univerſität als Pflanzſchule des römiſch-katholiſchen Glaubens zu bewahren. Die Jeſuiten erkannten und benutzten dies, und es gelang ihnen wirklich, im Jahre 1556 die Univerſität zu erhalten. Ebenſo ließen ſie ſich in Trier, Mainz und Aſchaffenburg u. ſ. w. nieder; in Trier eröffneten ſie ihr Kollegium 1561. Ignaz von Loyola aber hatte ſchon bei Zeiten ſein Augenmerk auf Deutſchland gerichtet und deshalb (1552) in Rom ein eigenes Kollegium geſtiftet, in welchem junge Deutſche unter ſeinen Augen im Geiſte des Ordens erzogen werden ſollten, um nachher die Grundſätze deſſelben als rüſtige Streiter in ihrem Vaterlande zu verfechten.

Loyola lebte überhaupt einzig und allein für den Orden, und entwickelte jetzt eine Verſtandeskraft, welche ebenſo groß war, wie weiland ſeine Schwärmerei, und wie immerdar ſeine Charakterſtärke. In gleichem Grade, wie der Orden immer mehrere Mitglieder und äußere Anerkennung gewann, ſich weiter ausbreitete und durch raſtloſe Wirkſamkeit tiefer in's Staats- und Völkerleben eingriff, — im gleichen Grade war Loyola darauf bedacht, die Exiſtenz des Ordens auch innerlich zu befeſtigen, die Verfaſſung deſſelben auszubilden, etwaige Mängel zu beſeitigen, und ihm überhaupt eine immer größere Selbſtſtändigkeit zu erringen. Da ſich nun der Papſt tagtäglich mehr von dem Eifer des Ordens und von deſſen Wichtigkeit für den römiſchen Stuhl überzeugte, ſo verlieh er dem Orden gern viele Privilegien, eines koſtbarer als das andere, um das Intereſſe deſſelben dauernd und unauflöslich an ſein eigenes zu knüpfen. So hob Paulus III. ſchon im Jahre 1543 ſeine frühere Beſtimmung auf: „daß der Orden nicht mehr als 60 Mitglieder haben dürfte,“ und geſtattete, deren ſo Viele aufzunehmen, als der General für gut finde; ferner erlaubte er demſelben, ohne vorhergehende beſondere päpſtliche Genehmigung neue Ordensgeſetze abzufaſſen und frühere nach Zeit und Umſtänden zu verändern. Zwei Jahre ſpäter ermächtigte er die Jeſuiten: allerorten, ſei's in Kirchen oder unter freiem Himmel, zu predigen, von allen Sünden zu abſolviren, vor Sonnenaufgang und nach Mittag Meſſe zu leſen, und die Sakramente auszuſpenden; dies alles ohne beſondere Erlaubniß der Biſchöfe und Pfarrer, in deren Kirchenſprengeln ſie ſich befänden. Sodann beſtätigte er (1546) eine ſehr wichtige neue Einrichtung, welche Loyola da-

Univ. Bibl. München

mals getroffen hatte. Bis dahin beſtand nämlich der Orden nur aus zwei Klaſſen von Mitgliedern, aus ſolchen, welche alle vier Gelübde abgelegt hatten, oder ſogenannten „Profeſſen,“ und aus Schülern. Da nun immermehr Menſchen in den Orden aufgenommen werden wollten, welche ſich doch entweder wegen ihres Alters oder wegen ihres Standes weder zu Schülern, noch zu Profeſſen eigneten, ſo errichtete Loyola eine dritte Klaſſe von Mitgliedern, die der ſogenannten Mithelfer oder „Koadjutoren.“ Dieſe hatten blos drei Gelübde abzulegen, das der Keuſchheit, das der Armuth und das des Gehorſams; und ſolcher Koadjutoren ſollte es fortan ſowohl geiſtliche, als auch weltliche geben. So gewann der Orden immer mehr das Weſen und die Ausbildung eines in Stände abgegliederten monarchiſchen Staates und Loyola betrieb beim päpſtlichen Stuhle unabläſſig, daß das ſtrenge monarchiſche Prinzip deſſelben, welches in der Würde des Generals enthalten war, immer mehr völlige Unumſchränktheit erreichte. Die Gebote des Generals ſollten als ebenſo heilig und untrüglich gelten, wie die des Papſtes. So brachte es Loyola dahin, daß das von ihm abgefaßte Buch: „Die geiſtlichen Uebungen“ zur Bildung aller im Orden Neuaufgenommenen, welches von dem Erzbiſchof von Toledo angefochten worden war, im Jahre 1548 durch eine päpſtliche Bulle gut geheißen und empfohlen, ja daß ſogar jeder Zweifel daran mit den ſchwerſten Kirchenſtrafen belegt ward. Ein Jahr ſpäter (1549) wirkte ſich der raſtlos thätige Loyola vom Papſte Paulus III. eine neue wichtige Bulle zu Gunſten des Ordens aus. Der Hauptinhalt aller in dieſer Bulle enthaltenen Privilegien betraf zwei Punkte, nämlich erſtens: die Befreiung des Jeſuitenordens von aller biſchöflichen und pfarrlichen Gewalt, und zweitens: die unumſchränkt-monarchiſche, ja despotiſche Verfaſſung deſſelben. Beide Beſtimmungen hingen auf's innigſte zuſammen; denn wenn der Papſt ein ihm unbedingt ergebenes geiſtliches Heer haben wollte, ſo mußte dies von jeder Zwiſchenmacht in der Hierarchie völlig unabhängig und zugleich auch ſtreng militairiſch organiſirt ſein. Die einzelnen Beſtimmungen jener päpſtlichen Bulle waren folgende:

Kein Biſchof durfte Jeſuiten exkommuniciren. Dieſe hingegen durften ſogar dann Gottesdienſt halten, wenn ein Land mit dem päpſtlichen Interdikt belegt war, während deſſen ſonſt kein andrer Geiſtlicher Gottesdienſt halten durfte. Ebenſo brauchten weder der General, noch die unter ihm ſtehenden Ordensoberen irgend einem Biſchof oder Prälaten Mitglieder des Jeſuitenordens zu geiſtlichen Verrichtungen zu überlaſſen, und, wenn ſie dies auch thaten, ſo mußten die Mitglieder doch ſtets unter der Gewalt ihrer Ordensoberen bleiben. Sodann ſollte der Ordensgeneral immerdar eine durchaus unbeſchränkte Gewalt haben, ſowohl in Regierungsſachen, als auch über alle Ordensmitglieder. Von den Ordensregeln durfte ferner Niemand Berufung ergreifen an irgend eine richterliche Gewalt auf Erden. Der Ordensgeneral oder ſeine Bevollmächtigten durften Jeden, der in irgend einer Art dem Orden angehörte, von jeder Sünde abſolviren, auch ſogar Exkommunikationen aufheben, und von allen kirchlichen Strafen Dispens ertheilen. Ein andres ſehr wichtiges Mittel, wodurch ſich der Jeſuitenorden als unabhängige Macht behaupten konnte, war das Gebot, daß Jeſuiten nur in ihrem Orden, d. h. blos Angehörigen deſſelben beichten, und aus demſelben in keinen andern Orden, als den der Karthäuſer übertreten durften, in welchem ewiges Schweigen Ordensregel war. Auf der andern Seite hatten jedoch der General und ſeine Bevollmächtigten die Gewalt, Mitglieder des Ordens auszuſtoßen und gefangen zu halten. Ohne Bewilligung des Ordensgenerals durfte ferner kein Jeſuit außerhalb des Ordens irgend welche höhere geiſtliche Würden (z. B. biſchöfliche) annehmen — angeblich aus Demuth, eigentlich aber, damit das abſolutmonarchiſche Prinzip des Ordens nicht gefährdet wurde. Ferner wurde in jener Bulle jede Schenkung an den Orden für heilig und unwiderruflich erklärt und wurden alle Beſitzungen deſſelben von jedem Zehnten (ſelbſt dem päpſtlichen) befreit. Endlich durfte der General oder ſein Bevollmächtigter Jedermann ohne Unterſchied, ſelbſt Verbrecher, in den Orden aufnehmen und ihnen die Prieſterweihe ertheilen, nach eignem Gutdünken Koadjutoren in unbeſtimmter Zahl zuziehen und den Profeſſen erlauben, ihr viertes Gelübde auch außerhalb Roms abzulegen.

Der Papſt Julius III., der Nachfolger des Paulus III., beſtätigte (1550) die Geſellſchaft Jeſu mit allen ihren Vorrechten und gab ihr noch neue dazu. Er berechtigte nämlich die Ordensobern: Studenten, welche zur Geſellſchaft gehörten, alle akademiſchen Würden zu verleihen. In Folge dieſes Vorrechts konnte nun der Jeſuitenorden auch allen, etwa feindſeligen Einfluß der Univerſitäten entkräften, ja er bekam dieſe ganz in ſeine Hand und hatte dadurch zugleich volle Gewalt, ſich auch für's Welt- und Staatsleben lauter künftige Männer in ſeinem Geiſte, von ſeinen Grundſätzen, zu ſeinen Zwecken, lauter einſtige Freunde und Vertheidiger zu bilden.

So hatte ſich der Jeſuitenorden durch ſein raſtloſes und erfolgreiches Wirken für das Papſtthum das unbegränzte Zutrauen der Päpſte und dadurch eine Macht erworben, welche der päpſtlichen in der That gleich war. Die natürliche Folge davon war, daß der Orden, ſtreng geregelt und völlig wie ein Staat eingerichtet, bald nur ſich ſelbſt, als einzigen Weltſtaat, anerkannte und das Papſtthum, zu deſſen Schutz er doch entſtanden war, insgeheim blos wie eine Maſchine betrachtete, welche er zum eignen Vortheil leitete, und als Aushängeſchild vor ſich ſtellte.

Die allernächſte Folge aber ſolcher unbegränzter, unantaſtbarer Macht war die, daß die einzelnen Mitglieder des Ordens dieſelbe mißbrauchten. So geſchah's in Spanien und beſonders in Portugal. — In dieſem letzteren Lande waren die Jeſuiten Beichtväter am königlichen Hofe und leiteten die Erziehung des Kronprinzen. Durch dieſen Einfluß und durch den Beſitz großer Schätze wurden ſie übermüthig, vernachläſſigten ihre Pflichten und die guten Sitten, ſchmiedeten Intriguen und gaben ſowohl beim Bürgerſtande, als auch bei den Gelehrten viel Aergerniß. Als Loyola dies vernahm, war er über Simon Rodriguez ſehr ungehalten; denn er glaubte, daß deſſen allzugroße Nachſicht an jener Ausartung Schuld ſei, und gebot ihm, den Hof zu verlaſſen. Rodriguez gehorchte, verläumdete aber nun ſeinen General bei dem König, deſſen ganzes Zutrauen er beſaß. Da wurde der König heftig erzürnt und Loyola, welcher ſelbſt wie ein unumſchränkter König über ſeinen Orden zu herrſchen wähnte, ſah ſich nun genöthigt, Alles aufzubieten, um den König von Portugal wieder geneigt zu machen und das üble Aufſehen, welches für den ganzen Orden nachtheilige Folgen haben konnte, zu verwiſchen. Auch die portugieſiſchen Jeſuiten ſelbſt ſahen ein, wie nöthig dies war: deshalb zogen die zu Coimbra, welche wegen ihrer Ausſchweifungen in ſchlechtem Leumund ſtanden, aus ihrem Kollegium hervor, auf die Straßen, ſangen Litaneien und geißelten ſich zur Buße ihrer Vergehungen vor allem Volke, daß dies davon erbaut und hingeriſſen ward und ſie als heilige Männer verehrte.

Solchen Kummer hatte Ignaz von Loyola am Abend ſeines thatenreichen Lebens. Dazu kam nun auch der Schmerz, daß ſich der Jeſuitenorden in Frankreich, ungeachtet aller eifrigen Bemühungen, noch immer nicht feſtſetzen konnte. Das Parlament, der Biſchof von Paris und das ſtreng-rechtgläubige, theologiſche Kollegium der Sorbonne widerſetzten ſich ſtandhaft der Aufnahme der Jeſuiten in Frankreich, aus dem Grunde, weil durch die Privilegien derſelben die Freiheiten der franzöſiſchen Kirche gefährdet würden. Loyola erlebte die Erfüllung ſeines Wunſches nicht. Sein Körper war durch die zahlloſen Kaſteiungen, welchen er ſich während ſeiner Schwärmerei unterworfen hatte, vor der Zeit entkräftet worden, und ſeine immerwährende, angeſtrengteſte, geiſtige Thätigkeit, ſeine vielfältigen Herrſcherſorgen während einer 16jährigen Ordensregierung hatten ihn vollends aufgerieben. Er ſtarb zu Rom am letzten Juli 1556, und hatte im Verſcheiden die Genugthuung, daß ſein Orden bereits tauſend Mitglieder zählte (wiewohl nur 35 Profeſſen von 4 Gelübden) in Europa, wie im fernen Aſien und in Amerika; die Hoffnung, daß das Werk, für welches er ſein ganzes Leben hingegeben, ihn Jahrhunderte lang überleben würde, ja daß es nicht eher zu Grunde gehen könne, als der römiſche Katholicismus ſelbſt, — dieſe ſtolze Hoffnung erleichterte Loyola's Todeskampf. Am 12. März des Jahres 1622 wurde er durch den Papſt Gregor XV. heilig geſprochen, und die römiſch-katholiſche Chriſtenheit verehrt ihn ſeit jenem Tage als einen gewaltigen Fürſprecher bei Gott; ja die Jeſuiten ſtellten den Stifter ihres Ordens Jeſu Chriſto ſelber gleich. So ward dieſem ruhmſüchtigen Kriegsmanne noch 66 Jahre nach ſeinem Tode ein Triumph zu Theil, wie nie einem Welteroberer ein gleicher geworden iſt.

Drittes Kapitel.

Von der Verfaſſung, Verwaltung und Sittenlehre des Jeſuitenordens.

Kaum hatte Ignaz von Loyola die Augen zugethan, ſo athmete Jakob Lainez frei und ſtolz auf. Dieſer ehrgeizige Mann hatte ſchon lange im Stillen den Wunſch gehegt: „O wäre doch ich Ordensgeneral! Nach Loyola's Tode muß ich es werden!“ Lainez beſaß zwar Loyola's religiöſe Begeiſterung nicht, dafür jedoch einen erſtaunlichen Scharfblick in alle Menſchenherzen und Verhältniſſe, ſo wie eine Meiſterſchaft in Beredſamkeit und Staatsklugheit. Dadurch nützte er dem Orden und dem römiſchen Hofe bei der Kirchenverſammlung in Trient (1551 und 1552) gar ſehr, indem er gegen die Biſchöfe der verſchiedenen Nationen den Grundſatz einer angeblich von Gott ſelbſt verliehenen Oberherrlichkeit des Biſchofs von Rom, d. i. des Papſtes, über die ganze chriſtliche Kirche, alſo auch über alle andren Biſchöfe, ſo wie über alle weltliche Macht vertheidigte. Jakob Lainez beſaß ferner eine große Herrſchſucht, aber zugleich auch ein ausgezeichnetes Herrſchertalent. Nach Loyola's Tode benutzte er nun ſein Anſehen und ſeinen Einfluß bei der Geſellſchaft mit aller ſeiner Schlauheit, um die Ordensherrſchaft an ſich zu bringen. Es gelang ihm auch wirklich, daß er von jenen Profeſſen, welche ſich in Rom befanden, zum General-Vikarius erwählt wurde, und als ſolcher lud er nun die untergeordneten Ordensvorſteher in den verſchiedenen Ländern nach Rom zur Wahl eines neuen Generals und zu einer allgemeinen Verſammlung (oder „General-Kongregation“). Dies mußte jedoch zwei Jahre lang verſchoben werden, weil damals ein Krieg zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer war; überdies hatte der neue Papſt Paulus IV. einen Argwohn gegen die große Macht des Ordens, und wollte nicht zugeben, daß ein General auf Lebenszeit gewählt würde. Da brachte es Jakob Lainez bei ſeinen Ordensbrüdern dahin, daß ſie beſchloſſen: „vor der Wahl eines Generals an der Verfaſſung des Ordens nichts zu ändern.“ Als nun die Wahl wirklich vorgenommen ward, wurde Lainez im Jahre 1558 zum General der Geſellſchaft Jeſu erhoben, und jetzt, da er die Macht in Händen hatte, erwirkte er einen Beſchluß ſeiner Brüder, daß der Ordens-General ſeine Würde auf Lebenszeit behalten ſollte. Da gerieth der Papſt in heftigen Zorn, wiederholte ſein Gebot und wollte die Jeſuiten in allen Stücken den übrigen Mönchsorden gleichſtellen, während doch ſie ſelbſt dies in jeder Weiſe zu vermeiden ſuchten. Der ſchlaue Lainez gab für den Augenblick nach, weil der Papſt alt war und nicht mehr lange zu leben hatte; nach deſſen Tode hoffte er dennoch ſeinen eigenen Willen durchzuſetzen.

Mittlerweile hatte Lainez, welcher ſein Ziel nie aus den Augen verlor, ein Werk weiter geführt, welches für die ganze Zukunft des Jeſuitenordens ungeheuer wichtig war, nämlich das kunſtreiche Gebäude der Ordensverfaſſung. Den Grund dazu hatte ſchon Loyola gelegt und auch die Bauſteine dazu herbeigeſchafft, und Lainez war ihm dabei mit Rath und That beigeſtanden. Nun ſammelte Lainez alle Verordnungen und Entwürfe des Ordensſtifters (die „constitutiones societatis Jesu“), legte ſie den Mitgliedern der Geſellſchaft zur Prüfung vor und wirkte dabei durch ſeine Klugheit ſo mächtig auf alle ein, daß das ganze Syſtem der Ordensverfaſſung, welches nunmehr zu Stande kam, und welches ſeine Nachfolger in der Generalswürde in ſeinem Sinne weiter ausführten, hauptſächlich ſein Werk genannt werden kann.

Das Grundprinzip dieſes Syſtems, wie es ſich, von der erſten Abſicht des Ordensſtifters Loyola abweichend, in der Folge immer ſchärfer entwickelte, iſt folgendes: Der höchſte Zweck des Jeſuitenordens iſt — er ſelbſt, als geiſtlicher Staat, der Zweck ſeiner Exiſtenz aber iſt die Herrſchaft über die ganze Welt, und die Regierungsform — eine unumſchränkte Monarchie, jedoch mit dem Anſcheine, daß durch den Ordensregenten der Geſammtwille der ganzen Geſellſchaft vertreten ſei. Der feſte Zuſammenhang des Jeſuitenordens mit dem Papſtthum blieb dabei allerdings aufrecht, jedoch in einem umgekehrten Verhältniſſe gegen die Abſicht des Stifters und gegen den Glauben der Päpſte. Anfänglich ſollte nämlich der Jeſuitenorden die Univerſalmonarchie des Papſtthums ſtützen und ausbreiten; bald aber gab das Papſtthum, ohne es zu wiſſen, nur den Namen her, unter deſſen Gewährleiſtung der Orden ſeine eigene Weltherrſchaft ſtützte und ausbreitete. Da es nun die Jeſuiten durch ihre erſtaunliche Thätigkeit und Einigkeit, durch ihren ungeheuren Einfluß dahin brachten, daß das Papſtthum ſie gar nicht mehr entbehren konnte, ſo erſchien ihr Orden gleichſam als eine neue Verkörperung der Grundidee des Papſtthums; ja er war gleichſam das Seelenauge, das herrſchende Haupt des römiſchen Katholicismus geworden. Alle Grundſätze, wodurch das Papſtthum groß und ſtark geworden, waren auch die des Jeſuitenordens. Gleichwie der Papſt ſonſt als Stellvertreter Jeſu Chriſti gegolten hatte, ſo galten jetzt die Jeſuitengenerale dafür; gleichwie die Päpſte behauptet hatten, unmittelbar von Gott ein höchſtes Recht über jede weltliche Gewalt zu haben, welche die Könige und Fürſten erſt durch Uebertragung von ihnen, alſo von der römiſchen Kirche, gleichſam als Lehen erhielten, ſo maßte ſich jetzt die Geſellſchaft Jeſu an, deſſen herrſchender Staat auf Erden zu ſein, ſo zwar, daß alle Könige und Fürſten eigentlich nichts mehr als Beamte ſeien, welchen die Unterthanen nur ſo lange zu gehorchen brauchten, als jene ſelbſt ihrer höheren geiſtlichen Herrſchaft gehorſam und nützlich blieben, und welche man, ſobald ſie es nicht mehr wären, abſetzen und ſogar tödten dürfe! Ebenſo wie die Päpſte früher jeden Freidenkenden und Andersgläubigen für einen Ketzer, für einen von Gott Verworfenen, für einen durchaus Rechtsloſen erklärten, ebenſo galt jetzt jeder Freidenker vor der Geſellſchaft Jeſu als ihr Feind, welcher vernichtet werden mußte, wenn er ſich nicht bekehren wollte. Kurz alle Grundſätze des Papſtthums, das vermeintliche höchſte Recht zur weltlichen Oberherrſchaft, die vermeintliche Untrüglichkeit, die ſtrenge Unduldſamkeit, alle aus einer und derſelben Quelle entſprungen und zu demſelben Zwecke: der Erhaltung der Kircheneinheit, dienend, — alle faßte nun der

Jeſuitenorden als ſeine eigenen zuſammen, drückte ſie noch ſchärfer und beſtimmter aus, bildete ſie noch konſequenter und feiner im Einzelnen aus, brachte ſie in ein vollſtändiges Syſtem und machte dieſes Syſtem durch einen Schlußſtein mauerfeſt, nämlich durch die Formel: „Weil jede Handlung des Ordens zur größeren Ehre Gottes geſchieht, ſo muß der Zweck jedes Mittel heiligen.“ In dieſer Zauberformel lag die ganze praktiſche Anwendung des Syſtems und die ganze jeſuitiſche Moral. Die Haupthebel aber, wodurch der Jeſuitenorden das erreichte, was das alte Papſtthum ſelbſt in den Zeiten ſeines größten Anſehens und ſeiner ausgedehnteſten Macht nicht hatte erreichen können, waren folgende: Erſtens eben die innere Einigkeit des Ordens in Folge ſeiner ſtreng ſtaatlichen Verfaſſung und Einrichtung, zweitens deſſen Politik, welche die offenen Kämpfe mit der weltlichen Macht vermied und deſto mehr durch heimliche Bekehrungen und Umtriebe einerſeits, andrerſeits durch unbedingten Einfluß an den Höfen wirkte, drittens endlich die Jugenderziehung.

Die Grundſätze dieſer letzteren brachte Klaudius Aquaviva in ein Syſtem und in einen geordneten Lehrplan. Er war der fünfte Ordensgeneral; denn nach dem Tode des zweiten, Jakob Lainez, (1565) war Franz Borgia, früher Herzog von Gandia, ein klöſterlich bigotter Mann, General geweſen, nach ihm Eberhard Mercurianus von Lüttich, und auf dieſen folgte Klaudius Aquaviva, aus dem herzoglichen Hauſe Atri, welcher vierunddreißig Jahre lang (von 1581 bis 1615) den Orden regierte. Er erließ außer jenem Lehrplan (der „ratio atque institutio studiorum societatis Jesu“) auch noch Geſetze zur Nachachtung der verſchiedenen Ordensoberen und mehrere Verordnungen, um theils eingeriſſene Uebelſtände zu verbeſſern, theils auch jeden Widerſtand zu vernichten, welcher ſich im Orden ſelbſt gegen die despotiſche Regierungsverfaſſung erhoben hatte. Kurz: Aquaviva vollendete ſtreng und konſequent das kunſtreiche Gebäude der despotiſchen Ordensverfaſſung. Dies haben auch die Päpſte fort und fort durch große Privilegien befeſtigt; vom Jahre 1540 bis zum Jahre 1753 erhielt der Jeſuitenorden deren 92, von 19 Päpſten.

Die ganze Ordensverfaſſung, in wie fern man ſie aus allen jenen Geſetzen; Regeln, Anleitungen und Erläuterungen erkennen kann, welche der Orden ſelbſt im Drucke hat erſcheinen laſſen, war und iſt noch folgende:

Die ganze Geſellſchaft Jeſu beſteht aus verſchiedenen Klaſſen von Mitgliedern. Die erſte und höchſte Klaſſe bilden die Profeſſen (nämlich von allen vier Gelübden); dieſe haben den höchſten Grad, als Eingeweihte in die geheimen Maximen des Ordens, den nächſten Antheil an der oberſten Thätigkeit und die erſten Anſprüche auf Ehren und Würden im Orden. Zu dieſer höchſten Klaſſe gelangen ſtets nur wenige auserleſene und lang geprüfte Mitglieder, nämlich nur die allerklügſten und tüchtigſten, welche die ganze ungeheure Aufgabe des Ordens völlig zu erfaſſen und dafür zu wirken vermochten. Sie waren und ſind, ſo zu ſagen, der Kern und Stamm des Ordens und hatten außer jenen Geſetzen, welche durch den Druck bekannt geworden ſind, auch noch geheime Verhaltungsregeln (monita secreta). Dann kommt die zweite Klaſſe, welche aus den geiſtlichen Koadjutoren beſteht, dieſe müſſen Prieſter ſein und ihre Gelübde unmittelbar an den Ordensgeneral richten. Zwiſchen beiden Klaſſen gab und giebt es auch noch eine Mittelklaſſe, die der Profeſſen von drei Gelübden: dieſe geloben dem Papſt keinen beſondren Gehorſam, ſondern legen blos die gewöhnlichen Gelübde ab, jedoch nicht als einfache Gelübde, wie die Koadjutoren, ſondern als feierliche. Zur dritten Klaſſe gehören die angenommenen Schüler (scholastici approbati); zur vierten die Laienbrüder oder weltlichen Helfer (weltliche Koadjutoren): zur fünften und unterſten die Novizen, welche ſich zwei oder mehrere Jahre im Orden befinden, um geprüft zu werden, und blos das einfache Gelübde ablegen: „nach dem Sinne der Konſtitutionen des Ordens zu leben.“ Außerdem giebt es noch eine ſechſte Klaſſe von Mitgliedern, die der ſogenannten „Affiliirten“ oder „Adjunkten“ oder „Jeſuiten in kurzen Röcken.“ Das ſind Laien aus allen Ständen (auch aus den höchſten), von denen man's im Weltleben gar nicht weiß, daß ſie zur Geſellſchaft Jeſu gehören, und die eben deswegen um ſo beſſer in allen Verhältniſſen für die geheimen Zwecke des Ordens, als deſſen Werkzeuge, thätig ſein können; dafür genießen ſie alle jene vermeintlichen geiſtlichen Gnaden, deren man — nach der Vorſpiegelung der Jeſuiten — durch den Eintritt in ihren Orden und ſchon durch das bloße Gelübde des blinden Gehorſams gegen denſelben theilhaftig wird: unter anderen vorzüglich die Gnade, daß Jeder, welcher dem Jeſuitenorden angehört, Vergebung ſeiner Sünden und die Gewißheit der ewigen Seligkeit nach dem Tode erhält. Dieſe Verſicherung war und iſt noch ein gar mächtiger Sporn für gläubige Menſchen, die wenig Geiſteskraft und kein gutes Gewiſſen haben. Daher kam's denn auch, daß der Orden zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag zahlloſe ſolche Mitglieder „in kurzen Röcken“ bekam, Staatsmänner, Gelehrte, Offiziere, Kaufleute, Damen ſogar, welche man eben ſo wenig kannte und kennt, wie Spione, welche überall für den Orden auf's allereifrigſte thätig waren und ſind, welche deſſen ungeheure Macht ausbreiten halfen und noch jetzt zu befeſtigen ſuchen. Das ſind die unſichtbaren Hülfstruppen der Jeſuiten, vor denen man noch mehr auf der Hut ſein muß, als vor jenen Jeſuiten, welche in langen ſchwarzen Kutten einhergehen. Die ſind von jeher jedem ehrlichen Manne, der kein Jeſuit war, im Wege geſtanden: die haben von jeher, wenn ſie nicht ſelber große Herren waren, die großen Herren zu Gunſten des Ordens bearbeitet. Endlich gehören zum Umfange des Ordens im weiteſten Sinne, auch zahlreiche Brüderſchaften oder Kongregationen, in welchen ſowohl Männer als Frauen aus allen Ständen aufgenommen werden, um gemeinſchaftliche Andachtsübungen und chriſtliche Liebeswerke vorzunehmen. Dieſe Kongregationen werden von den Jeſuiten geleitet und zum großen Vortheil des Ordens benutzt.

Die Verfaſſung des Ordens iſt, wie geſagt, eine abſolut-monarchiſche oder despotiſche. Der Ordensgeneral vereinigt nämlich in ſich die ganze geſetzgebende, verwaltende und oberſtrichterliche Gewalt und alle Mitglieder des Ordens ſind ihm, als dem vermeintlichen Stellvertreter Jeſu Chriſti und Gottes, zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet, zu einem Gehorſam ſelbſt gegen ihre Ueberzeugung; ja die leiſeſte Regung eines eigenen

Denkens, eines eigenen Wollens gilt für ſo ſündhaft, wie eine Gotteslästerung. Kurz: der General iſt für den Orden eben das, was der Papſt für die römiſch-katholiſche Kirche. Er reſidirt in Rom, in dieſem alten Mittelpunkte der Weltherrſchaft, als rechter Weltherrſcher, denn ſein Reich, das Reich des Jeſuitenordens, iſt ja die ganze weite Erde. Da darf er jedes Mitglied hinſchicken, wohin es ihm beliebt; er darf jedes Mitglied richten und beſtrafen, aus dem Orden ausſtoßen und wieder aufnehmen, und ebenſo jedes zu allen Ordensgraden, zu allen Ordensämtern befördern; er darf alle Einkünfte, alles Vermögen der verſchiedenen Ordenshäuſer nach Gutdünken verwalten, ja er darf ſogar Vermächtniſſen eine andere Beſtimmung geben, als die des Stifters war; er leitet alle Kollegien, er ertheilt alle Regeln; ohne ſeine Zuſtimmung hat kein Vertrag, welchen Ordensmitglieder abſchließen, Gültigkeit. Seine Erwählung geſchieht durch eine Generalverſammlung, bei welcher jedoch nur die Profeſſen von vier Gelübden (ausnahmsweiſe auch ſolche von drei Gelübden und geiſtliche Koadjutoren) Sitz und Stimme haben, und zwar in einem Konklave, gleichwie die Wahl eines Papſtes. Zum Zwecke einer ſolchen Wahl ſchreibt der zeitige Stellvertreter des Generals die Generalverſammlung aus. Der General ſelbſt aber muß dieſe dann berufen, wenn er an den Konſtitutionen des Ordens etwas ändern will. Doch auch dabei macht es ihm ſeine ſonſtige unumſchränkte Gewalt ſehr leicht möglich, blos ſeinen eigenen Willen durchzuſetzen. Ebenſo ſteht der Generalverſammlung — nämlich nach dem Buchſtaben der Konſtitutionen — das Recht zu, den General abzuſetzen, wenn er ſich grober Vergehen gegen die Sittlichkeit oder gegen das Beſte der Geſellſchaft zu Schulden kommen läßt. Aber, da der ganzen Geſellſchaft ſtets viel an der Erhaltung ihres guten Rufes, überhaupt des Scheines vor der Welt liegen muß, ſo verlangt ihr eigenes Intereſſe, es nie wirklich auf eine Abſetzung ankommen zu laſſen.

Das Reich des Jeſuitenordens iſt, wie geſagt, die ganze weite Erde; damit nun dieſe ungeheure Monarchie gehörig verwaltet werden kann, iſt ſie eingetheilt in verſchiedene Aſſiſtenzen, von denen jede wieder mehrere Provinzen umfaßt. Im Anfange gab es nur vier Aſſiſtenzen, nämlich :1) Indien, 2) Spanien und Portugal, 3) Deutſchland und Frankreich, 4) Italien und Sicilien, ſpäter ſechs; da wurden nämlich Frankreich, ſo wie Polen und Litthauen zu eigenen Aſſiſtenzen erklärt. An der Spitze jeder Aſſiſtenz ſteht ein Aſſiſtent; die Aſſiſtenten haben keine eigentliche Gewalt, ſondern ſind blos die Räthe des Generals. — Die verſchiedenen Provinzen des Jeſuitenſtaates erſtrecken ſich über ganze Länder.. Ueber jede Provinz iſt, gleichſam als Statthalter oder oberſter Regierungsbeamter, ein Provinzial geſetzt. Der General, als Souverain, ernennt ihn in der Regel für drei Jahre, beläßt ihn jedoch nach Gutbefinden auch noch länger oder nur kürzer in ſeinem Amte. Ein Provinzial hat den Zuſtand der ihm untergebenen Provinz jährlich einmal zu unterſuchen und dem General darüber Bericht zu erſtatten; er muß alle weltlichen Verwaltungsgeſchäfte beſorgen und ſeine Untergebenen fortwährend genau überwachen, ebenſo die Lehrer (wie überhaupt den Zuſtand der Studien), und muß ſtreng Acht haben, daß in ſeiner Provinz kein Buch ohne Bewilligung des Generals in Druck gegeben werde. Sodann iſt er verpflichtet, alle drei Jahre Provinzialverſammlungen zu halten, wobei nur Profeſſen von vier Gelübden und die unter ihm ſtehenden Vorſteher der Ordenshäuſer und Kollegien zugelaſſen werden; dieſe Provinzialverſammlungen haben den Zweck, einen Bevollmächtigten der Provinz zu erwählen für die ſogenannte Verſammlung der Prokuratoren, welche aus dem Generale, den Aſſiſtenten und eben jenen Bevollmächtigten der Provinzen beſteht, um über die Nothwendigkeit einer Generalverſammlung zu berathen. Gleichwie der Jeſuit von dem Augenblick an, in welchem er in den Orden eingetreten iſt, keine Blutsverwandten, ſondern nur Ordensbrüder hat, keinen irdiſchen Souverain mehr, ſondern blos ſeinen General, keine andere Obrigkeit, als ſeinen unmittelbaren Ordensvorgeſetzten, keine Pflicht, als zu dem Orden, kein Eigenthum, als die gemeinſamen Schätze und Vorrechte deſſelben, — ſo hat er alsdann auch kein Vaterland mehr, ſondern er gehört blos jener Ordensprovinz an, in welcher er aufgenommen worden, und zwar als Unterthan; ſo wie ihn der General in eine andere Provinz verſetzt, ſteht er dann auch unter den Oberen in derſelben. So völlig losgetrennt von den heiligſten Banden des Vaterlandes, lebt und webt der Jeſuit blos als Unterthan ſeines unſichtbaren Weltſtaates.

Unter der oberſten Aufſicht des Provinzials ſtehen folgende einzelne Ordensanſtalten in den Provinzen, welche alle wieder ihre beſonderen Vorgeſetzten und Beamten haben. Zuerſt die Profeßhäuſer, in welchen die Profeſſen von vier Gelübden wohnen. Dieſe Profeßhäuſer haben keine Einkünfte, noch Güter, und die Vorſteher derſelben heißen Pröpſte (Praepositi). Sodann die Noviziat- (oder Prüfungs-)Häuſer, in welchen die Novizen, Schüler und jene Väter wohnen, welche die dritte Prüfung noch nicht überſtanden haben; dieſe Noviziathäuſer haben Einkünfte, und ihre Vorſteher heißen Novizenmeiſter; in jedem befindet ſich außerdem ein Examinator, welcher die Prüfungen der Aufzunehmenden leitet. Als eine Art von Aushülfe ſtatt der Profeßhäuſer und Kollegien, gibt es an Orten, wo ſolche nicht aufkommen können, ſogenannte Reſidenzen; in dieſen wohnen mehrere Jeſuiten, welche in der Umgegend predigen und Beichte hören, oder in ſtiller Ruhe ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten befaſſen; zuweilen werden auch Mitglieder, welche für den Orden Aergerniß gaben, in ſolche Reſidenzen, als in Strafanſtalten verſetzt. In proteſtantiſchen Ländern endlich errichten die Jeſuiten ſogenannte Miſſionen, leben darin unbeachtet, wie Weltgeiſtliche, und ſuchen den Katholicismus wieder herzuſtellen.

Die Unterrichtsanſtalten ſind entweder Kollegien oder Seminarien. Die Kollegien beſtehen aus Gymnaſien und Fakultätsſtudien. Die Gymnaſien umfaſſen wieder mehrere Klaſſen. In den Fakultätsſtunden werden Mathematik, Moralphiloſophie, Logik, Phyſik und Metaphyſik, Kaſuiſtik, ſcholaſtiſche Theologie, hebräiſche Sprache und das Studium der heiligen Schrift gelehrt. Mit den Kollegien ſind auch Konvikte verbunden, in welchen auch auswärtige Schüler (wie in Penſion) aufgenommen werden, größtentheils Söhne aus guten Häuſern; dadurch haben die Jeſuiten Gelegenheit, ſich viele Affiliirte (die ihnen ſo brauchbar ſind) heranzuziehen und frühzeitig ganz für den Orden zu gewinnen. In den Semi-

narien hingegen bilden ſie diejenigen von ihren Schülern aus, welche ſie für die Zukunft als Profeſſoren anſtellen wollen.

Der Plan, welchen die Jeſuiten von Anfang her bei ihrer Erziehung und Bildung der Jugend zu Grunde gelegt und konſequent befolgt haben, iſt ein Beweis von ihrer tiefen Menſchenkenntniß. Auch laſſen ſich daraus zum Theil das Anſehen, der Einfluß und die Macht erklären, welche ſie in der Welt erlangt haben. Ihr höchſter Zweck war dabei einzig der: dem Orden taugliche und berühmte Mitglieder, ſo wie geneigte Freunde und Gönner im Weltleben zu erziehen. Dazu war die ſtrengſte Aufſicht über Lehrer und Schüler nöthig. Deshalb durfte weder ein Lehrer eine eigene freie Meinung vortragen, noch ein Schüler Gelegenheit finden, ſich ein eigenes freies Urtheil zu bilden und auszuſprechen. Aber, je weniger Freiheit der Denkkraft wirklich vergönnt war, um ſo mehr wurden dagegen die Geiſter der Jugend durch den trügeriſchen Anſchein derſelben gereizt. In den Gymnaſialklaſſen war bloßes *Auswendiglernen* die Hauptſache und wurde am meiſten belohnt, — Grund genug für eine ehrgeizige Jugend in der Uebung des Gedächtniſſes zu wetteifern und jeden höheren Zweck der Studien darüber bei Seite zu ſetzen. Die Kenntniß der griechiſchen Literatur wurde allzuſehr vernachläſſigt, ebenſo durch Einführung des Lateiniſchen als Umgangsſprache der Schüler die Entwickelung der Volksſprache, beſonders in Deutſchland, gehemmt. In den höheren Studien wurden die Jünglinge nicht in das tiefere Weſen der Wiſſenſchaften eingeführt, ſondern die todten *Formen* wurden ihnen als das Höchſte dargeſtellt und zunächſt dann die Kunſt, mit ſpitzfündigen Schlüſſen zu disputiren, beſonders über einzelne Fälle, die ſelten oder gar nie in der Wirklichkeit vorkommen konnten (das heißt man die *Kaſuiſtik*); da kamen oft die abentheuerlichſten Streitfragen vor, welche die Phantaſie der jungen Leute ebenſo ſehr anregten, wie deren Eitelkeit, ſo daß einer den andern durch unnützen Scharfſinn zu überbieten ſuchte. Durch ſolche Spiegelfechtereien, welche den Schein des Ernſtes hatten, wurde die Jugend von der Luſt und Liebe zu tieferen ernſten Forſchungen abgehalten, und zugleich war die Kunſt zu disputiren eine gute Vorſchule für jene Jeſuitenzöglinge, welche dereinſt Staatsmänner, Diplomaten und dergleichen werden und dem Orden nützen konnten, ſo wie für jene, welche im Orden ſelbſt blieben und dann gar oft Trugſchlüſſe nöthig hatten, um ſo manche Ordenshandlung, welche jeder Mann von geſundem Kopfe und ehrlicher Bruſt für niederträchtig gehalten hätte, als eine rechtſchaffene, ja ſogar gottgefällige vertheidigen zu können. Außerdem verſtanden es die Jeſuiten meiſterhaft (und ſie verſtehen es auch noch), die leicht empfänglichen Gemüther der Jugend ganz und gar für ſich, ihre Lehrer, einzunehmen. Sie ließen ſich ſtets freundlich und wohlwollend zu ihren Schülern herab; ſie ſpornten den Ehrgeiz derſelben durch öffentliche Redeübungen und öffentliche Preisvertheilungen; ſie wirkten auf ihre Phantaſie durch öffentliche Schauſpiele, welche ſie von der Jugend aufführen ließen; ja ſelbſt der Anſtrich von militäriſcher Ordnung, welche ſie in der Eintheilung der Beſchäftigungen, ſogar der Spiele aufrecht hielten, hatte für die Jugend etwas ſehr Anziehendes. Den Aeltern aber imponirte der gelehrte Prunk ihrer Söhne, welche blos lateiniſch reden durften, ſo wie der äußere feine Anſtand, welchen dieſelben in den Jeſuitenſchulen lernten, ungemein, ſo daß dieſe weit und breit als die beſten geprieſen wurden, und daß jeder Vater, dem das Wohl ſeiner Söhne am Herzen lag, ſie in die Jeſuitenſchule ſchickte; die natürliche Folge davon war die, daß die anderen geiſtlichen und weltlichen Schulen aus Mangel an Beſuch und Unterſtützung in Verfall kamen. Dabei verſäumten es die Jeſuiten nicht, die Knaben und Jünglinge auch durch die Bande der Religion an den Orden zu feſſeln, und ſie machten dieſe zu einem weſentlichen Beſtandtheile der Erziehung; Religionsunterricht, Gebete, Andachtsübungen und Leſung geiſtlicher Bücher wechſelten mit den Lehr- und Feierſtunden, tägliches Meſſehören, oftes Beichten und Empfangen des Abendmahles — dies alles erwarb den Schülern ebenſo großes Lob bei den Jeſuiten, als ihr Fleiß und ihre Fortſchritte in den Studien, und verſchaffte den Lehrern eine vollſtändige Einſicht in die Herzen ihrer Schüler und eine unbegränzte moraliſche Gewalt über ſie. Alſo war das jeſuitiſche Schulweſen beſtellt. Die Vorſteher der Kollegien und Seminarien hießen Rektoren. Sie ſtanden (wie auch die

Vorſteher der Konvikte, Profeßhäuſer, Noviziate) unter dem Provinzial, und hatten an dieſen jährliche getreue Berichte abzuſtatten: über den Zuſtand der ihnen untergebenen Anſtalten, über die Thätigkeit der darin befindlichen Schüler und Brüder, ſo wie über die Schenkungen an die Ordenshäuſer. Aus dieſen einzelnen Berichten mußte dann jeder Provinzial einen Geſammtbericht zuſammenſtellen und an den General zu Rom ſchicken.

Berichterſtattung war überhaupt eines der weſentlichſten und wichtigſten Mittel, wodurch der General, an der Spitze des ungeheuren Ordensſtaates ſtehend, denſelben in jedem Augenblicke vollkommen überſehen, jedes Mitglied von beſonders hervorragenden Fähigkeiten auch in der weiteſten Ferne kennen lernen und an den für daſſelbe geeigneten Platz hinſtellen, kurz die kunſtreiche Maſchine der Verwaltung zweckmäßig lenken konnte. Zu dieſem Zweck erhielt der General auch alljährlich von den Provinzialen einen kurzen ſchriftlichen Ueberblick, welchen die Vorſteher der Häuſer und Kollegien abfaſſen und dem die Provinziale ihre beſonderen Bemerkungen beifügen mußten; ferner erhielt der General auch alle drei Jahre durch Bevollmächtigte der Provinz zwei auf ähnliche Weiſe angefertigte ausführliche Liſten aller Mitglieder, worin Name, Alter, Ordensgrad, Leibesbeſchaffenheit, geiſtige Fähigkeiten, Thun und Laſſen eines jeden Einzelnen auf's Genaueſte angegeben waren. Außerdem beſtellte der General noch eigene Viſitatoren, welche die Provinzen (zur ſtrengeren Controle) bereiſen und auch die Provinziale insbeſondere beobachten mußten. Deshalb wurden auch diejenigen, welche ſich in den Orden aufnehmen laſſen wollten, lange und ſorgfältig geprüft und beobachtet, und zum blinden Gehorſam angehalten, bevor man ſie zum Noviziat zuließ, und darin mußten ſie, mit völliger Entäußerung aller natürlichen Liebesbande und Neigungen, zwei Jahre hindurch, zuweilen noch länger, verharren, bevor ſie die einfachen Gelübde ablegen durften; erſt dann hatten ſie Ausſicht auf Beförderung zu höheren Graden. Ebenſo machten ſich die Ordensmitglieder gleich bei ihrer Aufnahme verbindlich: einer den andern insgeheim ſorgſam zu beobachten und jeder die Fehler und Vergehungen ſeines Ordensbruders den Oberen anzuzeigen.

Dieſes Syſtem einer durchgreifenden Controle und wechſelſeitigen geheimen Polizei, ohne welches keine Despotie beſtehen kann, beförderte freilich die Verſtellung und Heucheler, aber es hatte dafür eine andre, dem Orden hochwichtige Folge. Da nämlich jeder einzelne Jeſuit wußte, daß ſein ganzes Leben und alle ſeine Fähigkeiten dem General genau bekannt waren, und daß es im Intereſſe des Ordens lag, nur die tüchtigſten Mitglieder zu höheren Würden zu befördern, ſo ſuchten natürlich die Talentvollſten und Thatkräftigſten ſich immer mehr Verdienſte um den Orden zu erwerben; die Belohnung dafür, nämlich eben jene Beförderung zu einem höheren Wirkungskreiſe im Orden, eine immer größere Selbſtſtändigkeit, die Herrſchaft über Untergebene und endlich die Ausſicht auf das höchſte Ziel, auf die Generalswürde, entſchädigte ſie reichlich für ihre eigene frühere untergeordnete Stellung. Dies iſt der Grund, weshalb die Ordensverfaſſung — ſo despotiſch ſie auch war — weit entfernt, fähige Männer vom Eintritte in den Orden abzuſchrecken, ſolche vielmehr anzog; dadurch blieb er ſtark, daß das höchſte Intereſſe jedes einzelnen Jeſuiten einzig und allein das Geſammtintereſſe des Ordens ſein mußte, daß jeder Egoismus eines Einzelnen aufging in dem des ganzen Inſtituts. Aber ebenſo nahm ſich dieſes ſtets mit ganzer Macht eines jeden Einzelnen an, wenn ein Solcher gekränkt, ſogar durch eigene Schuld von der weltlichen Obrigkeit verfolgt war, oder ſeinen Ruf auf's Spiel geſetzt hatte. Warum aber that dies der Orden? Wieder aus Egoismus; denn, da ſich der ganze Orden durch den angeblichen Beſitz des vollen göttlichen Gnadenſchatzes den Anſchein der Untrüglichkeit und Heiligkeit anmaßte, ſo war ja in der Ehre jedes einzelnen Jeſuiten ſtets die des ganzen Ordens gekränkt. Kurz: dieſe innige Verſchmelzung der beiderſeitigen Intereſſen, der des ganzen Ordens und jener jedes einzelnes Mitgliedes, erhielt, ſtatt des Vertrauens, die innere Einigkeit, erhielt ſtatt des rechtlichen Vertrages das Gleichgewicht, erhielt die Größe, den Glanz und Beſtand des Ordens.

⁂

So ſtand denn der Jeſuitenorden als ein durchaus eigenthümlicher Staat da, als Weltſtaat, und zwar nicht blos in geiſtiger Bedeutung dieſes Wortes, ſondern auch in rein weltlicher, die ganze Erde mit der ungeheuren Kette des Egoismus umſchlingend, einer Kette, deren Glieder die einzelnen Mitglieder des Ordens waren. Die erſte Folgerung, welche ſich aus dieſem ſtolzen Anſpruche ergab, war die der Selbſtſtändigkeit. Um dieſe zu erreichen, genügten dem Orden die zahlreichen päpſtlichen Privilegien nicht; er bedurfte auch jenes gewaltigen Talisman's, welcher auf Erden größere Wunder wirkt, als alle Beredſamkeit, welcher leichtere Siege erringt, als alle Kriegsheere, und welcher leider die Stimme der Wahrheit, der Treue und Redlichkeit ſo oft zum Schweigen bringt; kurz: er brauchte Geld. Die Kunſt, Reichthümer zu erwerben, war daher ein wichtiger Theil in der Ordenspolitik. Almoſen reichten für die ungeheuern Finanzbedürfniſſe des Jeſuitenſtaates nicht aus; um ſo ergiebiger waren für denſelben die Verfügungen der in den Orden Eintretenden über ihr Vermögen, ſodann die Geſchenke und Vermächtniſſe andächtiger Perſonen, worunter namentlich der Monarchen und des Adels. Daher wendeten die Jeſuiten alle möglichen Ränke an, um anſehnliche Erbſchaften zu erſchleichen; ſie ängſtigten die Gewiſſen reicher Erblaſſer und betrogen ſie durch die Vorſpiegelung, daß ſie für das Geld ihnen Tauſende von Seelenmeſſen leſen, und, kraft des jeſuitiſchen Vorrechts bei Gott, die ewige Seligkeit erwirken würden. Um den Geldzweck zu erreichen, wie auch, um Unterhandlungen ohne Aufſehen zu betreiben, verſtießen ſie oft ſcheinbar Mitglieder aus ihrem Orden (und der General durfte dies ja lediglich nach ſeiner Willkühr). Solche ſcheinbar Ausgeſtoßene erwarben dann Erbſchaften, und wenn ſie dies gethan, nahm ſie der General in den Orden wieder auf, und ſie brachten nun dieſem das erworbene Vermögen zu. Es kümmerte den Orden nicht, ob durch ſolche Erbſchleichereien die rechtmäßigen Erben beeinträchtigt und in die bitterſte Noth gebracht wurden; ja die Jeſuiten ſcheuten, bei ihrer frevelhaften Moral, daß der Zweck das Mittel heilige, auch ſelbſt Verbrechen nicht, um zu jenem Ziele zu gelangen. Oft verſchwanden rechtmäßige Erben von der Erde, ohne daß man wußte wie; es giebt Beiſpiele genug, ſogar in neuerer Zeit, daß dieſe ruchloſen Erbſchleicher ihre Opfer zum Wahnſinn brachten. Endlich trieben die Jeſuiten auch Geldgeſchäfte und rafften den Handel in Amerika und Indien größtentheils an ſich, wobei ſie ungeheure Summen gewannen, aber nicht immer auf rechtlichem Wege. Doch nach ihrem Grundſatze: „der Zweck heiligt das Mittel,“ machten ſie ſich kein Gewiſſen daraus; ihr Zweck war der Vortheil des Ordens, und der Orden (ſo ſagten ſie) war ja zur größeren Ehre Gottes da, alſo mußten auch Wucher und Betrug blos zur Beförderung der größeren Ehre Gottes dienen, und wurden dadurch gerechtfertigt.

Natürlicherweiſe kann ein Staat, welcher ſich für den von Gott berechtigten alleinigen Weltſtaat hält oder ausgibt, alle anderen neben ſich nicht dulden; ſie erſcheinen ihm als Anmaßung, und wenn er ſich in jener Eigenſchaft behaupten will, ſo muß er ſie erobern. Das hat denn der Jeſuitenorden auch gethan, aber mit unſichtbaren Waffen. Bei den heidniſchen Völkerſchaften in Aſien und Amerika breitete er ſeine Herrſchaft unabläſſig durch Miſſionen aus; er ließ nämlich dort das Chriſtenthum predigen, wodurch er ſich in Europa hohen Ruhm verſchaffte, und unter jenem heiligen Vorwande vermehrte er auch ſeine Reichthümer, ſeine Macht. Den chriſtlichen Reichen gegenüber mußte der Orden feiner und ſchlauer zu Werke gehen; da mußte er, wenn er über die Fürſten und über die Völker ſicher herrſchen wollte, gerade den Schein der Herrſchſucht mit der größten Sorgfalt vermeiden; auch mußte er bei proteſtantiſchen Staaten einen andern Weg einſchlagen, als bei katholiſchen. Das hat er denn auch mit einer wahrhaft erſtaunlichen Menſchenkenntniß, Staatsklugheit und Konſequenz gethan. In den katholiſchen Staaten war das tiefberechnete Verfahren des Ordens, um die Alleinherrſchaft zu erringen, folgendes: Die Jeſuiten unternahmen ihre Angriffe zu gleicher Zeit von der einen Seite auf das Volk und von der andern Seite auf die Monarchen. Vor allem ſtrebten ſie, ſich bei beiden einzuſchmeicheln und ſich beiden unentbehrlich zu machen. Deshalb umgaben ſie ſich mit dem blendenden Schein einer ganz beſonderen Frömmigkeit, befeſtigten den Glauben der Menſchen an den unerſchöpflichen geiſtlichen Gnadenſchatz des Ordens, und brachten es auf alle Weiſe dahin, daß man ſie als Beichtväter ſuchte. Als ſolche hatten ſie dann die volle Gewalt über die Gewiſſen und dadurch auch mit leichter Mühe über die Willenskraft der Gläubigen. Dieſe Gewalt erhielten ſie ſich dadurch, daß ſie nicht allzu ſtreng gegen ihre Beichtkinder waren, vielmehr denſelben manche Sünden und zwar gerade diejenigen, welche ſie am liebſten begingen, unter nichtigen, ja geradezu unſittlichen und verwerflichen Vorwänden gerne nachließen. Ihre Politik war: ſich den verſchiedenen Sitten der Menſchen anzuſchmiegen, mit den Strengen ſtreng, hingegen mit Leuten von weitem Gewiſſen auch wieder nachſichtig zu ſein, überall den Neigungen entgegen zu kommen und zu ſchmeicheln. Volk und Monarchen trachteten ſie gleichmäßig in einer geiſtigen Unmündigkeit zu erhalten; denn ſie wußten wohl, daß man am leichteſten ſolche Menſchen beherrſchen kann, welche das Denken verlernt haben; deshalb ſtellten ſie auch gar eifrig den angebornen Trieb des Menſchen, über das Höchſte, über Glaubensſachen nachzudenken, als ſündhaft, als Einflüſterung des böſen Geiſtes dar. Indem ſie ſo den Verſtand abſtumpften, regten ſie die Einbildungskraft heftig auf. Aus dieſem Grunde bildeten ſie beſonders die Verehrung der Jungfrau Maria im höchſten Grade aus und erfanden eine Menge wunderbarer Erzählungen von der geheimnißvollen unbegränzten Macht, welche die heilige Maria im Himmel zu Gunſten aller derer ausübe, die ihr auf Erden andächtig dienten: ja ſie erweckten in den Gläubigen die Vorſtellung, daß Maria eine noch größere Macht habe, als ihr Sohn, der Heiland, dieſe zweite göttliche Perſon. So erhoben ſie die Schwärmerei ihres Ordensſtifters Loyola zu einem Glaubensſatze. In gleichem Grade trieben ſie die Verehrung der Heiligen (beſonders der aus ihrem Orden) bis zur Abgötterei; lauter gemeinſinnliche Vorſtellungen, wodurch der reine Gottesglaube verdüſtert ward! Als tiefe Menſchenkenner blieben ſie dabei nicht ſtehen. Sie wußten, daß ungebildete Menſchen durch die abergläubiſche Furcht vor unſichtbaren Mächten am leichteſten zu beherrſchen ſeien. Deshalb erſannen ſie tauſend abentheuerliche Erzählungen von den Liſten der böſen Geiſter gegen die Menſchen und, wenn ſie dadurch ſchwache Gemüther geſchreckt und bis zur Verzweiflung verwirrt hatten, ſo boten ſie ſich ſelbſt, wie höhere mächtige Weſen, zu Rettern dagegen an. In dieſem Geiſte ſind ihre berühmten „geiſtlichen Uebungen," das ſind, ſo zu ſagen, Kampfübungen gegen die Anfechtungen des Teufels, wobei ſich die ſchwachen Gläubigen ganz der Leitung der Jeſuiten überlaſſen mußten: ein mit wahrhaft teufliſcher Schlauheit gewebtes Netz, worin dieſe die geſunde Vernunft fingen und abtödteten. Außerdem ſuchten ſie planmäßig auch im Gottesdienſt durch blendenden Prunk der Ceremonien auf die ſinnlichen Vorſtellungen zu wirken, um dadurch jede Regung eines tieferen Gemüthsbedürfniſſes abzuſtumpfen. Zu dieſem Ende veranſtalteten ſie theatraliſche Feſte, ſtattliche Aufzüge und prunkvolle Kirchenfeierlichkeiten. Außerdem erlangten ſie großes Anſehen durch den Schein ihrer Gelehrſamkeit, und allerdings muß man, um nicht ungerecht zu ſein, auch einräumen, daß ſie in einzelnen Wiſſenſchaften, wie in den mathematiſchen, Anerkennenswerthes geleiſtet, und daß Erd-, Länder- und Völker-, ſo wie Sprachkunde in Folge ihrer mit wahrem Muth und beiſpielloſer Ausdauer vollbrachten Miſſionen manche Bereicherung erhielten. Da ſie nirgends eine abſtoßende mönchiſche Strenge an den Tag legten, da ſie ferner durch die Jugenderziehung mit den Familien auf's innigſte zuſammenhingen und beſonders die Frauen an ſich zu feſſeln verſtanden, ſo konnte es nicht fehlen, daß ihr Einfluß auf das Volk zu einer wahren Herrſchaft ward. — Den Einfluß, welchen ſie auf die Monarchen, als deren Beichtväter, hatten, trugen ſie nicht immer zur Schau; ja dies war ihnen nach ihrer Ordensverfaſſung ſogar verboten, und wenn ſie, in ſolcher Stellung, die wichtigſten Angelegenheiten zu Stande brachten, ſo verſteckten ſie ſich immer hinter die Monarchen, ſo daß es ſchien, als ob dieſe aus freien Stücken gehandelt hätten; dadurch vermieden ſie klug alle Gehäſſigkeit und luden dieſe den Monarchen ſelbſt auf. Uebrigens mußten ſie, in Folge ihrer Ordensverfaſſung, ſtets dahin arbeiten, daß die Monarchen dem Orden wohlgewogen blieben und deſſen Beſtes beförderten. Ebenſo mußten ſich die jeſuitiſchen Beichtväter der Monarchen, wenn ſich dieſe in zweifelhaften Fällen bei ihnen Raths erholen wollten, ſtets an die Ordensobern wenden und deren Gutachten einziehen. Endlich — und das war von größter Wichtigkeit — theilten ſie die Beichten der Monarchen dem Ordensgeneral mit. Das war freilich eine frevelhafte Verletzung des Beichtgeheimniſſes: aber ſie entſchuldigten dies Verbrechen wieder durch den guten Zweck, zu welchem es begangen werde, nämlich durch den Vortheil des Ordens. So wußte demnach der Ordensgeneral in Rom die geheimſten Gedanken und Vorſätze aller katholiſchen Monarchen, und konnte ſie durch ſeine Kreaturen, die Beichtväter, wie Puppen an Drähten, ganz nach ſeinem Gefallen lenken, — und durch ſie wieder die Völker; ſo hatte er jeden Feind des Ordens, jeden Freund der Wahrheit und Freiheit durch die Könige, wie durch ſeine Sklaven, ja wie durch ſeine Schergen, in ſeiner Gewalt, und die Majeſtät, von welcher die Völker Schutz, Heil und Segen erwarteten, mußte ihm dienen zur Vollſtreckung ſeines Despotismus. — Anders war es in proteſtantiſchen Staaten. Da richtete ſich die Politik des Jeſuitenordens nach den verſchiedenen Umſtänden und Zeitverhältniſſen. War z. B. der Monarch katholiſch und das Volk proteſtantiſch, ſo ſchlichen ſie ſich in das Vertrauen des erſteren ein und trieben ihn durch alle erdenklichen Einflüſterungen, geiſtliche Verheißungen, Drohungen und Zuſprüche ſo weit, daß er ſelbſt auf die Gefahr hin, Thron und Land zu verlieren, ſein Volk zu bekehren ſuchte. War hingegen der Monarch proteſtantiſch und auch nur ein Theil des Volkes katholiſch, ſo wiegelten ſie das Volk wider jenen auf, ſchilderten ihm denſelben als einen von Gott verfluchten Tyrannen und lehrten frech, daß man ihn ungeſtraft ermorden dürfe, ja daß dies Verbrechen, weil es zur größeren Ehre Gottes begangen würde, ſogar ein vor Gott höchſt verdienſtliches Werk ſei; ja ſie verführten einzelne Schwärmer zum Königsmord, und wenn ſolche Verbrecher ergriffen und gerichtet wurden, ſo prieſen ſie dieſelben noch gar als Märtyrer für den heiligen Glauben. — Waren Fürſt und Volk proteſtantiſch, ſo ſchlichen ſie ſich in weltlichen Kleidern, als Kaufleute, Botſchafter oder vergleichen in's Land, gaben ſich ſogar für Proteſtanten aus, fingen dann im Stillen an zu wirken, und ließen alle Minen ſpringen. Kurz: ſie benahmen ſich als offene Feinde, obwohl ſie nie den Schein davon haben wollten, ſtifteten Empörung, Meuterei, Revolution und Bürgerkrieg und heiligten die ſcheußlichſten Verbrechen.

Dies führt zu einem kurzen Ueberblick der jeſuitiſchen Sittenlehre. Wer dieſelbe ausführlich kennen lernen, den ganzen Abgrund ſcheußlicher Verworfenheit aufgedeckt ſehen will, der leſe das Buch: „die Moral und Politik der Jeſuiten", von Ellendorf, worin dieſer treffliche, leider zu früh verſtorbene Kämpfer für Wahrheit und Recht aus den Schriften der vorzüglichſten theologiſchen Autoren dieſes Ordens ſelbſt jene verworfene Moral und Politik der Jeſuiten geſchildert hat, und die etwaige Gegenrede, daß man die ſchlechten Grundſätze und Verbrechen von etwa nur 200 Schriftſtellern des Ordens nicht dem ganzen Orden zur Laſt legen dürfe, ganz einfach dadurch widerlegt, daß alles, was die Moraltheologen und Politiker des Ordens Schlechtes und Gräuelhaftes geſchrieben und haben drucken laſſen, mit der förmlichen Approbation des Ordens erſchienen iſt.

Der oberſte Grundſatz der jeſuitiſchen Sittenlehre hieß, wie geſagt:

„Der Zweck heiligt das Mittel!"

Ein Grundſatz, welcher, wenn er von Jedermann befolgt würde, bald die Treue aus der menſchlichen Geſellſchaft verjagen, und jedes noch ſo ſcheußliche Verbrechen in eine Tugend verwandeln würde, ein Grundſatz, welcher die Bande der Familien und des Staates zerreißen würde. Es iſt der frechſte Hohn des Egoismus gegen das erhabene Sittengeſetz des Heilandes, welcher ſich aus höchſter aufopfernder Liebe für alle Menſchen in den Tod begab, deſſelben Heilands, deſſen Namen ſich der Orden anmaßte und noch führt.

Die nächſten Folgerungen, welche die Jeſuiten aus jenem verbrecheriſchen Hauptgrundſatz ableiteten, waren folgende. Sie behaupteten: „Gott, als höchſter Richter, beurtheile nicht die äußere That, ſondern blos die geheime Abſicht des Thäters. Daher ſei keine That, ob ſie auch nach menſchlicher Beurtheilung noch ſo unmoraliſch und verbrecheriſch ſcheine, es auch wirklich, wenn nicht auch die Abſicht böſe ſei. Wenn daher der Thäter ſeiner böſen That eine gute Abſicht unterſchiebe, oder eine ſolche auch nur an die Stelle der ſchlechten ſetze, ſo ſei er gerechtfertigt.“ Was folgte daraus? Daß ſich jedes Verbrechen nicht blos nachträglich rechtfertigen, ſondern, daß es ſich überhaupt ohne Gewiſſensſkrupel begehen ließ. Dieſe furchtbare Theorie haben die Jeſuiten völlig zu einer eigenen Wiſſenſchaft ausgearbeitet.

Und alſo theilten ſie die verſchiedenen Berechtigungen zu ſündigen ein: „Man darf ſündigen, wenn man irgend eine billigende Meinung eines Schriftſtellers als Autorität für ſeine Handlung auffinden kann.“ Und warum? Weil dabei die böſe Abſicht nicht auf dem Thäter haftet, ſondern auf einem Dritten (nämlich auf jener Autorität). Dann heißt die böſe That probabel. Dieſes Syſtem nannten die Jeſuiten den „Probabilismus.“ — „Man darf ferner ſündigen“ (behaupteten ſie) „wenn man ſich einen erlaubten Gegenſtand als Zweck der Handlungsweiſe einbildet.“ Das nannten ſie „die Leitung der Abſicht.“ — „Man darf ſündigen, mit innerem Vorbehalt (reservatio mentalis), wenn man bei einer Aeußerung eine andere Abſicht denkt, als ſie ausdrückt.“ Warum? Weil man ſich dann eine Beſchränkung ſeiner Abſicht hinzudenkt; dadurch iſt die Aeußerung für das Gewiſſen etwas weſentlich andres, als was ſie ſcheint. — „Man darf ſündigen durch Zweideutigkeit, wenn man einen Ausdruck gebraucht, der mehrere Bedeutungen hat, und in Gedanken eine andre Bedeutung des Wortes als Abſicht annimmt, als jene, welche der Hörende glaubt und annimmt.“ So rechtfertigten ſie Lüge, Betrug und Meineid, Mord und Unzucht. Außerdem gab es auch noch viele andre ſolcher jeſuitiſcher Trugſchlüſſe; aber das Schamgefühl verbietet, ſie wieder zu erzählen.

Dies iſt das Syſtem der jeſuitiſchen Sittenlehre, und der Orden hat daſſelbe auch praktiſch angewendet. Am furchtbarſten aber in Bezug auf ſeine Politik. In den Schriften der berühmteſten Ordensmitglieder iſt die Idee einer urſprünglichen Volksſouverainetät mit aller Kunſt in Trugſchlüſſen aus jeder geſchichtlichen Entwickelung herausgeriſſen, jede rechtliche Grundlage des Verhältniſſes zwiſchen Fürſten und Volk aufgelöſt und der Grundſatz aufgeſtellt, daß das Letztere das Recht habe den Erſteren abzuſetzen, oder das Königthum abzuſchaffen und die beſtehende Form der Staatsverfaſſung in eine andere zu verwandeln. Doch damit nicht genug! In grauſenhafter Folgerichtigkeit leiteten ſie daraus auch die Erlaubtheit, ja die Rechtmäßigkeit des Fürſtenmordes ab; freilich nannten ſie das blos Tyrannenmord, aber ein Tyrann war und iſt nach jeſuitiſcher Deutung jeder Fürſt, welcher den Jeſuiten als ein Ketzer oder Beſchützer von Ketzern, als ein Feind ihres Ordens und der römiſchen Hierarchie oder wenigſtens als ein ſolcher erſcheint, der ſich von beiden nicht abhängig machen und auch ſein Volk vor einer ſolchen Abhängigkeit ſchützen will. Und einen ſolchen Fürſten als Tyrannen zu ermorden, erklärten ſie für ein Werk, welches „zur größeren Ehre Gottes gereiche!“

Dies, o deutſches Volk, iſt der Gipfel der jeſuitiſchen Moral und Politik. Kannſt du, ein Volk, welches die Treue ebenſo hoch hält als die geſetzliche Freiheit, du, dem der Eid etwas Heiliges iſt, das du die Perſon des Fürſten als unantaſtbar achteſt und lieber dein Herzblut freudig hinſtrömſt, als daß es einem Frevler gelänge, ſie zu verletzen, — kannſt du, edles, ſittliches deutſches Volk, einen Orden für unſchädlich achten, deſſen Mitglieder ſolche Grundſätze, mit Billigung ihrer Oberen gedruckt, öffentlich kundgaben und noch keineswegs öffentlich widerrufen haben? Wohl darf man ſagen, daß es unter den Jeſuiten zu allen Zeiten auch wahrhaft edle und tugendhafte Männer gegeben hat, welche ſolche ſcheußliche Grundſätze im Stillen verabſcheuten und keineswegs befolgten, ſondern vielmehr als ächte Prieſter unſerer erhabenen und heiligen Chriſtusreligion nur Liebe und Verſöhnung predigten, für Liebe und Verſöhnung lebten und ſtarben. Aber dieſe Beiſpiele von einzelnen Ehrenmännern heben die Grundſätze des Ordens nicht auf, der heute noch derſelbe iſt, wie früher, der heute wie früher noch Ketzerhaß und Verfolgung aller derjenigen predigt, welche dem

Orden widerſtreben. O deutſches Volk, deſſen ſchöner Ruhm die Treue iſt, ſei mannhaft auf der Hut, und wahre deine Schwelle, daß die Peſt dieſer königsmörderiſchen Moral nicht Eingang in deine Häuſer und Hütten finde, und dein Name vor Gott und allen Völkern der Erde rein bleibe!

Viertes Kapitel.

Wie die Jeſuiten nach vielen Kämpfen in Frankreich die Herrſchaft errungen und verderblich mißbraucht haben.

Das Königreich Frankreich befand ſich ſeit der Zeit, als die Reformation darin verbreitet worden, in Verwirrung, Bürgerkrieg und Elend. Aber daran war nicht die Reformation ſchuld, ſondern die Herrſchſucht zweier mächtiger Partheien, welche die Religion zum Vorwand nahmen. Eine Parthei, die der Herzoge von Guiſe, entflammte den Glaubenseifer der Katholiken gegen die Reformirten, welche in Frankreich „Hugenotten" hießen. Dieſe wurden, aus blinder, fanatiſcher Raſerei, mit unmenſchlicher Grauſamkeit verfolgt und ſollten mit Feuer und Schwert ausgerottet werden. Aber gerade dieſe Unterdrückung erhöhte nur den Muth und die Standhaftigkeit der Hugenotten. Eine andre Parthei, die des Hauſes Bourbon (welches eine Seitenlinie des damals herrſchenden franzöſiſchen Königshauſes Valois war) ſchloß ſich nun an die verfolgten Hugenotten an. Der König Karl IX. war damals noch ein Knabe und ſeine ränkevolle und herrſchſüchtige Mutter, Katharina von Medici, welche die Regentſchaft führte, wollte eine Parthei durch die andere in Schach halten. Als der kluge Jakob Lainez, welcher damals General des Jeſuitenordens war, dieſe Lage der Dinge in Frankreich überblickte, dachte er: „Das iſt der günſtige Zeitpunkt, um dem Orden in Frankreich endlich Eingang zu verſchaffen; denn die katholiſche Parthei kann ihn brauchen." Obwohl nun der königliche Hof den Orden begünſtigte, ſo widerſetzten ſich demſelben doch fortwährend die franzöſiſche katholiſche Geiſtlichkeit, eiferſüchtig auf deſſen ungeheure Vorrechte, und das Parlament. Da ward im Jahre 1561 zu Poiſſi ein Religions=

geſpräch gehalten, um die Katholiken und Hugenotten in Güte zu vertragen. Zu dieſem Geſpräche kam auch Lainez, welcher auf Befehl des Papſtes den Kardinal von Ferrara begleitete, und bewirkte nicht nur, durch ſeine Klugheit und ſeine dialectiſche Gewandtheit, vor welcher die gelehrten Stimmführer der Hugenotten nicht aufzukommen vermochten, daß das Religionsgeſpräch abgebrochen wurde, ſondern auch durch ſeine ſonſtigen Bemühungen die Aufnahme des Jeſuitenordens in Frankreich; jedoch unter der Bedingung, daß derſelbe dort auf die Ausübung der päpſtlichen Privilegien verzichtete und ſich der biſchöflichen Gerichtsbarkeit unterwerfen mußte. Der Orden verſprach dies, aber freilich mit dem jeſuitiſchen „inneren Vorbehalt", ſein Verſprechen nicht zu halten. Und alſobald wurden zu Avignon, Rhodes, Moriac, Lyon und an anderen Orten Jeſuitenſchulen geſtiftet, und Lehrer mit glänzenden Talenten traten hervor; alſobald erbauten ſich die Väter von der Geſellſchaft Jeſu ein großes Kollegium in Paris, eröffneten ihre Schulen und wollten nun auch die Univerſität unter ihren Einfluß bringen. Dieſe aber wehrte ſich muthig um ihre Selbſtſtändigkeit. Es kam zu einem Prozeſſe zwiſchen der Univerſität und den Jeſuiten. Da beſtachen dieſe wohl manchen Advokaten; aber einen Mann von großen Geiſtesgaben und edlem Muth konnten ſie doch nicht unſchädlich machen. Er hieß Stephan Pasquier. Vor den Schranken des Parlaments enthüllte er das Syſtem des Ordens, und ſprach dazu: „Wo Jeſuiten geduldet werden, da kann kein Fürſt und Potentat ſich gegen ihre Angriffe ſichern. Duldet ihr ſie, ſo werdet ihr nur allzuſpät und mit bittrer Reue erkennen, daß ihre Ränke nicht blos die Ruhe Frankreichs, ſondern auch die der ganzen Welt ſtören werden." In gleichem Sinne ſprach auch der Generaladvokat du Mesnil, und gegen die überzeugende Sprache der Wahrheit, welche dieſe beiden ſcharfſinnigen und ehrenhaften Männer führten, konnten die Jeſuiten nicht aufkommen. Da bat der ſtolze Ordensgeneral den Papſt fußfällig um ſeinen Schutz gegen die Univerſität Paris, und dieſer empfahl die Sache des Ordens dringend dem Biſchof von Paris, während der Jeſuit Poſſevin den Hof dafür bearbeitete. Die

Folge davon war, daß der Prozeß nicht entſchieden wurde und daß die Jeſuiten die Erlaubniß bekamen, öffentlich zu lehren.

Bald entbrannten in Frankreich die ſchauderhafteſten Bürgerkriege im Namen der Religion; die katholiſchen Machthaber ſchändeten ihren Glauben und ſich ſelbſt durch die unerhörteſten Treuloſigkeiten und durch eine beiſpielloſe Blutgier. In der Nacht vor dem Bartholomäustag 1572 erging zu Paris auf Befehl der Königin Katharina von Medici über die Hugenotten jenes ſcheußliche Gemetzel, welches in der Geſchichte unter dem Namen der Pariſer „Bluthochzeit“ bekannt iſt. Es iſt entſetzlich, wenn man denkt, daß dieſe verruchte Frau den Fanatismus des Pöbels benutzte und noch heißer entzündete, um lediglich ihre Selbſtherrſchaft zu befeſtigen; denn weil ſie ſah, daß die Hugenotten den König, ihren Sohn, gewannen und daß ſomit ihr Anſehen in Gefahr ſtand, vollbrachte ſie das blutige Werk, und die Religion wurde als Deckmantel der Intrigue und der perſönlichen Leidenſchaften mißbraucht. Da wurden in Paris und in den Provinzen hunderttauſend Chriſten ermordet, weil ſie keine Katholiken waren, und in Rom und Madrid feierte man Freudenfeſte über das Gelingen dieſes blutigen Frevels! — Karl IX. ſtarb 1574 und ſein Bruder Heinrich III. beſtieg den Thron, ein leichtſinniger, wollüſtiger, erbärmlicher Fürſt, unter deſſen Regierung der Kampf der Partheien und der Bürgerkrieg fortdauerte. Der Hof mußte ſich endlich (1576) entſchließen, den Hugenotten in einem Vertrage große Zugeſtändniſſe zu ertheilen. Darüber waren jedoch alle fanatiſchen Katholiken, die Guiſen an ihrer Spitze, ſehr erbittert, und ſchloſſen einen Bund für die Erhaltung des römiſchen Katholicismus; dieſer Bund hieß die heilige Ligue und hatte insgeheim auch noch den Sturz des franzöſiſchen Konigshauſes zum Zweck; König Philipp II. von Spanien, den es nach dem Beſitze Frankreichs gelüſtete, nahm daran Theil und die Jeſuiten waren dabei die eifrigſten Agenten im ſpaniſchen Intereſſe. Heinrich III. wurde durch einen fanatiſchen jungen Mönch Jakob Clement 1589 ermordet, und die Jeſuiten prieſen dies Verbrechen laut als ein göttliches Wunder; der Papſt aber erklärte damals im Konſiſtorium, daß ſich dadurch der Wille Gottes erkennen laſſe.

Nun beſtieg **Heinrich von Bearn** von der Bourboniſchen Linie, König von Navarra, unter dem Namen Heinrich IV. den franzöſiſchen Thron, einer der edelſten Fürſten, welche denſelben je geziert haben, tapfer, großmüthig, klug, aufgeklärt, ein Freund und Liebling des Volkes. Um ſo verhaßter war er der Ligue, dem ſpaniſchen Hofe und den Jeſuiten, welche fortwährend die Krone Frankreichs an Spanien bringen wollten. Zu dieſem ſtaatsverbrecheriſchen Zwecke verſuchten ſie alle möglichen Umtriebe, reizten in den Beichtſtühlen das Volk zur Empörung und verführten einen ihrer Schüler, den jungen **Johann Chatel**, zum Königsmord, indem ſie ihm denſelben als das einzige Gott gefällige Werk vorſtellten, wodurch er ſeine Seele von ewiger Verdammniß erretten könne. Der Jeſuitenſchüler ſtach (1594) dem König nach der Kehle, traf ihn aber in die Lippe, ſo daß derſelbe gerettet ward. In der peinlichen Unterſuchung, welche mit dem Mörder vorgenommen wurde, ergaben ſich nun alle Ränke der Jeſuiten, und ſie wurden durch einen Parlamentsbeſchluß, als Staatsfeinde und Verführer der Jugend, aus Frankreich verbannt, Chatel von Pferden zerriſſen, der Rektor des Kollegiums zu Paris gehängt und verbrannt. Aber dem Verbannungsurtheil zum Trotze blieben die Jeſuiten in Frankreich, zum Theil von der liguiſtiſchen Parthei offen geſchützt, zum Theil in angeblich weltlichem Stande, und ſchmiedeten ihre Ränke wie vor und eh. Und es dauerte auch nicht lange, ſo verſprach ihnen Heinrich IV. (1603), auf immerwährendes Andringen des Papſtes, und weil er wohl auch befürchtete, ſie möchten, wenn er ſie zu Feinden habe, neue Bürgerkriege entzünden, daß ſie ſich wieder in Frankreich aufhalten durften. Vergeblich warnten den König ſeine treuen Freunde und das Parlament vor ihren ſtaatsgefährlichen Grundſätzen: Heinrich IV. hielt ſein Wort, und ſo wurden die Jeſuiten **1604** in Frankreich wieder aufgenommen.

Kaum waren ſie ſo **geduldet**, ſo ſuchten ſie auch ſchon zu **herrſchen**. Der Jeſuit Vater **Cotton** wurde des Königs Beichtvater und gab ſich alle mögliche Mühe, deſſen treuen Freund und mächtigen Miniſter, den Herzog von Sülly, einen großen und edlen Staatsmann, durch Verläumdungen zu verdächtigen und zu ſtürzen. Die Jeſuiten gewannen durch die Königin (eine bigotte Italienerin) Einfluß am Hofe und beim hohen Adel, bemächtigten ſich ferner des Jugendunterrichtes und wollten auch die Univerſität Paris an ſich bringen. Während nun der König ſie begünſtigte (denn es war ſein Grundſatz, ſeine Feinde durch Wohlthaten in Freunde zu verwandeln), haßten ſie ihn unverſöhnlich. Und zwar aus folgenden Gründen: erſtens, weil er 1589 durch das Edikt von Nantes allen Reformirten in Frankreich Gewiſſensfreiheit und vollen Genuß ſtaatsbürgerlicher Rechte zugeſichert hatte, und ſodann, weil ſie wußten, daß Heinrich IV. den kühnen Plan gefaßt hatte, das Uebergewicht der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Macht zu brechen und durch die Vertheilung Europa's in lauter gleich mächtige Staaten ein vollkommenes Gleichgewicht herzuſtellen, und die Proteſtanten in Deutſchland zu unterſtützen. Dadurch war die Weltherrſchaft des Jeſuitenſtaates bedroht. Doch Heinrich kam nicht dazu, jenen Plan in's Werk zu ſetzen. Er fand den Tod, wenn auch nicht durch unmittelbare Anſtiftung der Jeſuiten, aber um ſo gewiſſer in Folge der verbrecheriſchen Grundſätze, welche ſie in ihren Beichtſtühlen, auf den Kanzeln, durch ihre Schriften im Volke verbreiteten, und wodurch ſie insbeſondere die Jugend verführten. So wurde damals in Frankreich ein Buch des ſpaniſchen Jeſuiten Mariana verbreitet, worin die Lehre aufgeſtellt und bewieſen war, daß jeder rechtmäßige König, ſobald er die Religion oder die Staatsgeſetze umſtößt, vogelfrei ſei, und durch offene Volkserhebung, ſo wie durch die Hand jedes Einzelnen, durch Dolch oder Gift, aus dem Wege geräumt werden dürfe. Von ſolchen Grundſätzen bethört, glaubte ein fanatiſcher Mönch, Franz Ravaillac, ein gottgefälliges Werk zu vollbringen, wenn er den König als Freund der Ketzer ermordete. Er lauerte (1610) Heinrich IV. auf offener Straße auf und durchbohrte ihn mit zwei Dolchſtichen, daß er den Geiſt aufgab. Ravaillac ließ ſich nach der blutigen That ohne Widerſtand ergreifen; er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerriſſen.

Laut erhob ſich nun der Unwille des Volkes gegen die Jeſuiten, denen man die Mitwiſſenſchaft an dem Königsmord Schuld gab; aber die verwittwete Königin und der Hof nahmen dieſelben in Schutz. Bald überwanden ſie nun den letzten Widerſtand der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und Univerſität Paris, erwirkten ſich 1618 die Erlaubniß, alle Wiſſenſchaften öffentlich zu lehren, und verbanden ſich während der Minderjährigkeit des Königs Ludwig XIII. mit den Miniſtern zur völligen Unterdrückung der Religions- und bürgerlichen Freiheit in Frankreich.

Als aber in der Folge der Kardinal Richelieu, einer der größten Staatsmänner, den Plan Heinrichs IV. wieder aufnahm und die Uebermacht Spaniens und Oeſterreichs durch ſeine Politik aufzulöſen verſuchte, um Frankreich nach außen eben ſo groß zu machen, als er es innerlich zu befeſtigen trachtete, da erhoben ſich die Jeſuiten im ganzen Stolz ihrer Macht und verkündigten in verſchiedenen Schriften laut jene ſtaatsgefährlichen Grundſätze, daß die geiſtliche Macht über aller weltlichen ſtehe, dieſe letztere an die Könige gleichſam nur verleihe und ſie denſelben ebenſo wieder entziehen dürfe. Dieſe Lehre mit allen ihren Folgerungen von Erlaubtheit der Empörung und des Fürſtenmordes entwickelten die Jeſuiten Santarell, Buſenbaum, Escobar und mehre andre. Das Gefährlichſte dabei war, daß ſie ſich auf die urſprünglichen, unverjährbaren Rechte der Völker beriefen, und denſelben den heiligen Begriff der Freiheit verfälſchten, ja dieſe letztere ſelbſt durch eine ſo blutige und verbrecheriſche Auslegung in Verruf brachten. Und doch vertheidigten ſie eben ſo eifrig und ſpitzfindig auch die Tyrannei in allen jenen Ländern, wo ſie von derſelben Vortheil hatten. Da ſie ſelbſt kein Vaterland hatten, ſo ſuchten ſie in Frankreich (wie überall) die Nationalität zu vernichten, ſobald dieſe ihrem Egoismus im Wege ſtand. Sie hatten deshalb große Anfechtungen von Seiten manches rechtſchaffenen Mannes zu beſtehen; aber klug und gewandt, wie ſie waren, und geſtützt auf ihre Sittenlehre, welche ihnen jede Zweideutigkeit, jede Lüge, jeden Meineid erlaubte, reinigten ſie ſich von allen Vorwürfen, trugen den Sieg davon und befeſtigten ſich immer mehr, ſowohl in ihrer Stellung am Hofe, als auch in ihrem Einfluß auf das Volk.

Eine theologiſche Streitigkeit gab ihnen einen willkommenen Anlaß, ihre Macht noch mehr zu befeſtigen und auszubreiten.

Ein ſpaniſcher Jeſuit, Namens Ludwig Molina (welcher zu Madrid im Jahre 1600 geſtorben), hatte im Jahre 1588 ein Buch geſchrieben, betitelt: „concordia divinae gratiae et liberi arbitrii“ (d. i. Uebereinſtimmung der göttlichen Gnade und des freien Willens). Darin hatte er folgende Behauptung aufgeſtellt: „Die Auserwählten ſeien von Gott zur ewigen Seligkeit vorher beſtimmt und zwar wegen ihrer Verdienſte; die göttliche Gnade, durch welche ſie ihre Verdienſte ſammeln, ſei bloß dadurch wirkſam, daß ſie ihr nicht widerſtünden und Gott ertheilte ſie ihnen in jenen Umſtanden, in welchen er die Einſtimmung ihres freien Willens vorausſehe.“ Dies Syſtem, welches nach ſeinem Urheber der „Molinismus“ genannt wurde, hatte zahlloſe Streitigkeiten veranlaßt und faſt alle rechtgläubigen Gottesgelehrten hatten es für Ketzerei erklärt. Da aber Molina ein Jeſuit war, ſo nahm ſich der ganze Orden ſeiner mit Macht an: denn dieſer wollte nicht zugeben, daß auch nur ein einziges Mitglied ketzeriſche Meinungen haben könnte; ja der Orden vertheidigte den Molinismus ſogar gegen den Papſt. Dennoch wollte dieſer den Molinismus verdammen, und war ſchon im Begriff, ſein Urtheil auszuſprechen, als ihm die Jeſuiten gerade einen wichtigen Dienſt leiſteten; aus Klugheit unterdrückte er nun (1611) ſein Verdammungsurtheil.

Aber bald hatten die Jeſuiten von zwei Seiten her höchſt gefährliche Angriffe zu beſtehen. Der grundgelehrte Biſchof von Ypern in Holland, Kornelius Janſen, hatte ein Buch unter dem Titel: „Augustinus“ geſchrieben, welches nach ſeinem Tode im Jahre 1640 im Druck erſchien. Darin war die Lehre aufgeſtellt, „daß der menſchliche Wille durch die irdiſche Luſt gefeſſelt ſei, aber in dieſem Zuſtand der Unfreiheit durch Gottes Gnade zum Wohlgefallen am Guten herangezogen werde; das Gute aber und die Wahrheit ſei Gott ſelbſt und daher ſei die Tugend Gottesliebe.“ Zur ſelben Zeit wirkte Janſens Freund, der fromme du Verger, Abt zu St. Cyran, durch Predigten gar mächtig für die Verbeſſerung der durch die Jeſuiten ſo furchtbar verdorbenen Sittenzucht, und als er 1643 geſtorben war, fuhren ſeine zahlreichen Schüler, welche in dem ehemaligen Kloſter Port-Royal bei Paris ihren Verſammlungsort hatten, rüſtig fort, durch Jugendunterricht und geiſtreiche Schriften zu wirken; ſie griffen nicht blos die jeſuitiſchen Grundſätze an und deckten ſie auf, ſondern bekämpften auch die Anmaßungen des römiſchen Hofes. Unter jenen Männern, welche die ſogenannte „Schule von Port-Royal" bildeten, zeichneten ſich beſonders Arnauld d'Andilly und Blaſius Pascal aus, zwei der edelſten Vorkämpfer für Wahrheit und Aufklärung in Frankreich. Der Jeſuitenorden erkannte mit ſtillem Grimm den ganzen Umfang der drohenden Gefahr; er bewirkte 1653 vom päpſtlichen Stuhle das Verbot des von Janſen herausgegebenen Buches, als eines ketzeriſchen, obwohl die Anhänger Janſens, die ſogenannten „Janſeniſten" bewieſen, daß die als ketzeriſch bezeichneten Stellen — in dem Buche gar nicht ſtanden und daß dieſes überhaupt verboten worden ſei, ohne daß man es vorher geleſen habe. Daraus entſtand nun ein heftiger Streit über die Frage: „ob der Papſt nicht blos in ſeinen Ausſprüchen über Rechtsſachen untrüglich ſei, ſondern ob man ihn auch für untrüglich halten müſſe bei Behauptung von Thatſachen, von denen doch das Gegentheil erwieſen ſei." Da ſieht nun wohl jedermann ein, daß dies ein Unſinn iſt. Aber die Jeſuiten wollten, daß die ganze Welt das unbedingt glauben müſſe, was der Papſt ausſprach, gleichviel, ob's Unſinn ſei oder nicht. Denn nur durch unbedingten Glauben war ja jener unbedingte Gehorſam möglich, den ſie vonnöthen hatten, um unter dem Vorwande, die päpſtliche Macht zu beſchützen, ſelbſt herrſchen zu können. Und wirklich brachten ſie's dahin, daß alle Diener der Kirche in Frankreich einen eignen Revers ausſtellen mußten, dem zufolge dieſelben Janſens Sätze verdammten. Der ſchändlichſte Hohn des Despotismus über alle Freiheit und geſunde Vernunft! Aber kurz und gut: wer dieſen Revers nicht unterſchrieb, wurde eingeſperrt oder durfte noch von Glück ſagen, wenn er aus Frankreich flüchten konnte, denn die Jeſuiten hatten dort die Regierung ganz und gar in ihrer Gewalt, und jedermann, welchen ſie ſonſt aus Privatrückſichten haßten, unterlag nun unter dem bloßen Vorwand, „er ſei ein Janſeniſt", den grauſamſten Verfolgungen. Die meiſten Laien kannten all die theologiſchen Spitzfindigkeiten nicht und glaubten das alles auf ein Haar, was ihnen die Jeſuiten einredeten. Iſt das nicht ſchrecklich, daß der Menſch bis zu einem ſolchen Grade von Dummheit und geiſtiger Knechtſchaft herabgebracht werden kann?

Aber eben dieſe Erniedrigung iſt auch der Fluch der Tyrannei. Das Königthum in Frankreich war nämlich zur ſchändlichſten Despotie über die Unterthanen ausgeartet, und die Jeſuiten, die am liebſten über Sklaven herrſchten, begünſtigten dieſe Despotie. Aber eben ſo herrſchten ſie wieder über den Despoten ſelbſt. Und warum konnten ſie das? Weil am Hofe keine Spur von Sittlichkeit mehr war (eine Folge der Tyrannei; denn wer keine Beſchränkung hat, hält alles für erlaubt). Weil aber das Königthum und der Adel ganz und gar in den Pfuhl der Unſittlichkeit und durch dieſe moraliſche Schwäche auch in geiſtige und phyſiſche verſunken waren, ſo ſchnarrten König und Hof, im Gefühle ihrer Schlechtigkeit, wie der Fiſch nach dem Waſſer, nach göttlichem Erbarmen. Da waren nun die Jeſuiten, welche daſſelbe wie Schatzmeiſter vertheilten. Aber wie? Nur gegen den Tribut der Abhängigkeit von der geiſtlichen Gewalt. Deshalb zogen nun die ſchlauen Jeſuiten ſelbſt König und Hof gefliſſentlich immer tiefer in die moraliſche Verworfenheit hinab und machten gemeinſame Sache mit den Mätreſſen, um dann die ſchwachen, troſtloſen Machthaber um ſo ſicherer in ihren Netzen zu haben und denſelben in den Stunden der Gewiſſensbiſſe oder Verzweiflung alles Mögliche zum Vortheil des Ordens abzupreſſen. So ſtellt ſich das jammernswürdige, aber gerechte Schauſpiel dar, wie jene Machthaber, welche die Menſchenwürde an ihren Unterthanen für gar nichts achteten, und dieſe grade wie Sklaven behandelten, ſelbſt wieder zu den verächtlichſten Sklaven des Jeſuitenordens wurden. Damals herrſchte über Frankreich König Ludwig XIV., welcher von ſeinen Schmeichlern der „Große", ſowie ſein Zeitalter „das goldene" genannt wurde. Die größten Talente waren an ſeinem Hofe und in ſeinen Feldlagern verſammelt, und wetteiferten, den Ruhm dieſes Despoten zu verherrlichen, während er ſelbſt, in all ſeinem Glanze, in aller ſeiner Ueppigkeit, nur ein

Werkzeug war, welches der Orden durch ſeine Beichtväter nach Gefallen lenkte. Die Folgen dieſer Jeſuitenherrſchaft für Frankreich waren entſetzlich. Der Pater Lachaiſe beredete ſein königliches Beichtkind Ludwig XIV., in Verbindung mit der alles über ihn vermögenden Frau von Maintenon, zur völligen Ausrottung des Proteſtantismus. Anfänglich ließ der König jedem Hugenotten, welcher ſich zur katholiſchen Religion bekehrte, Geld auszahlen; bald aber verfuhr man gewaltſam, und Louvois, der Günſtling des Königs, ließ, um dieſem zu gefallen, die Hugenotten durch Dragoner zur Bekehrung bringen. Die Intendanten in den Provinzen wetteiferten bald in Grauſamkeiten gegen die Hugenotten. Mit Bajonetten und Piſtolen wurden dieſe zur Meſſe getrieben, Kinder ihren Aeltern entriſſen, Frauen, welche den reformirten Glauben nicht abſchwören wollten, geſchändet, die reformirten Geiſtlichen und jene Neubekehrten, welche den aufgedrungenen katholiſchen Glauben wieder abſchüttelten, gefoltert und hingerichtet. Es ſchien, als ob ganz Frankreich nur aus zwei großen Partheien beſtünde, aus Henkern und aus Schlachtopfern. Und um dem ſcheußlichen Werk die Krone aufzuſetzen, hob Ludwig XIV., von ſeinem Beichtvater und von Louvois dazu beredet, 1685 das Edikt von Nantes auf, Heinrichs IV. ſchönſtes Denkmal. Er wähnte, von ſeinem Beichtvater und ſeinen Günſtlingen betrogen, die reformirte Religion ſei bereits völlig erſtickt, und behandelte die vermeintlich nur noch wenigen Reformirten wie Rebellen, denen bei den ſchwerſten Strafen ſogar der letzte Troſt verſagt ward, auszuwandern aus ihrem Vaterlande, aus welchem der verworfene Hof ſelbſt Tugend, Treue und Redlichkeit verbannt hatte. Aber Verzweiflung gab den Unglücklichen Kraft und Liſt, und über 50,000 reformirte Familien flohen glücklich aus Frankreich nach England, Holland und zu den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, und brachten ihre Reichthümer, ihren Gewerbfleiß, ihre Kunſtfertigkeiten mit in's Ausland; viele Tauſend andre wurden in Frankreich durch Dragoner und Henker gemordet. So war nun Frankreich entvölkert, ſein Wohlſtand geſunken, ſein Handel geſchwächt, ſein Heer vermindert, der Hof verworfen. Und wem hatte es dies alles zu danken? Den Jeſuiten! Nach dem Tode des Vaters Lachaiſe wurde wieder ein Jeſuit, der Vater Le Tellier, Ludwigs XIV. Beichtvater. Dieſer übertraf noch ſeinen Vorgänger an Hochmuth, Herrſchſucht und Ränken, und regte den alten Kampf gegen die Janſeniſten wieder auf. Ein würdiger Prieſter, Namens Quesnel, hatte moraliſche Betrachtungen über das neue Teſtament herausgegeben, welches Buch von allen Biſchöfen und Pfarrern, ſelbſt vom Papſt gutgeheißen und zwanzig Jahre lang überall mit großem Nutzen verbreitet worden war. Aber in den Augen der Jeſuiten hatte es einen großen Fehler, es enthielt nämlich die Grundſätze Janſens, alſo ſolche, welche dem „Molinismus“ ſchnurſtraks entgegenſtanden. Das war ſchon genug, um ihnen Quesnels Buch verhaßt zu machen. Ein perſönlicher Groll Le Telliers gegen den Erzbiſchof von Paris, den Herrn von Noailles, welcher jenes Buch ebenfalls gut geheißen hatte, trieb die Sache zum Ausbruch. Le Tellier brachte den ganzen Orden und ſelbſt den Papſt in Bewegung gegen die Janſeniſten, bis endlich der Papſt Clemens XI. Quesnels Buch im Jahre 1713 durch eine eigene Bulle, welche mit den Worten: „**Unigenitus dei filius**“ anfängt, feierlich verdammte. Die ganze franzöſiſche Geiſtlichkeit erſchrack, als dieſe Bulle erſchien, weil darin ihre Freiheiten zu Gunſten der Jeſuiten und des Papſtthums angetaſtet waren. Ebenſo war auch das Königthum dadurch gefährdet; doch der Hof, blind für die Jeſuiten eingenommen, freute ſich noch darüber. Die Jeſuiten ließen laut ihren Jubel erſchallen und benutzten ihren Triumph über den Janſenismus und allen Zuwachs ihrer Macht, um ihre Rachſucht gegen ihre Feinde vollkommen zu befriedigen. In dieſer Zeit (1715) ſtarb König Ludwig XIV. Schon drei Jahre vor ſeinem Tode hatte er aus Gewiſſensangſt drei Gelübde des Jeſuitenordens abgelegt, um durch deſſen Gnade bei Gott die Seligkeit zu erlangen; auf dem Todbette las er nun auch das vierte Ordensgelübde, — dieſer ſogenannte „große“ König! Solche Augenblicke ſind's, in welchen der freie Mann, auch wenn er ein Bettler iſt, ſich wohl größer fühlen muß, als die Herrn der Erde, die im Begriff vor Gott zu treten nicht

Muth genug haben, ihm Rede zu ſtehen für das, was ſie auf Erden gethan.

Nach Ludwigs XIV. Tode führte der Herzog von Orleans die Regentſchaft, weil Ludwig XV. noch minderjährig war. Der Herzog von Orleans zeigte ſich den Jeſuiten abhold und der Pater Le Tellier mußte den Hof verlaſſen. Gleichwohl verzagten die Jeſuiten nicht, ſondern wirkten im Stillen mächtig fort und brachten es endlich dahin, daß die päpſtliche Bulle „Unigenitus“ im Jahre 1720 in Frankreich angenommen werden mußte. So errangen ſie den Sieg über die Janſenkſten. Aber, ſo ſicher und unangreifbar ſie ſich auch jetzt in ihrer Stellung wähnten, ſo hatten ſie doch bereits eine mächtige Feindin, welche gerade durch ihre Streitigkeiten ſtark geworden war, nämlich die öffentliche Meinung. Das Nationalbewußtſein, welches eine Tyrannei nie für ewig ungeſtraft mißhandeln darf, fing an zu erwachen, und die tüchtigſten Geiſter Frankreichs löſten unermüdlich einen Knoten nach dem andern in dem ungeheuren Netz der Jeſuitenherrſchaft. Der ſtolze Orden, welcher durch ſein Glück ſicher und übermüthig geworden war, merkte das nicht oder verachtete die Anzeichen ſeines Verfalls. Es iſt zum Heil der Völker, daß die Tyrannei ſelbſt die Tyrannen verblendet und entnervt.

Fünftes Kapitel.

Wie die Jeſuiten in die Schweiz eingedrungen ſind und in den Niederlanden, in England und in den nordiſchen Reichen nach der Herrſchaft getrachtet haben.

In die Schweiz ſind die Jeſuiten im Jahre 1574 gekommen, und in Luzern haben ſie zuerſt feſten Fuß gefaßt. Bald folgte Freiburg dem Beiſpiel ſie aufzunehmen, und bald zeigten ſich die Wirkungen ihres Daſeins in einer neuen Energie der römiſch-katholiſchen Parthei zum Widerſtand gegen die evangeliſche, ja zur feindſeligſten Bekämpfung oder Gewaltbekehrung. Das ſind die Keime, aus denen die furchtbare Saat der Zwietracht bis zu unſeren Tagen erwachſen iſt. Wohl ſind die Alpen oft genug im Morgen- und Abendglühn drüber erröthet, daß die Bewohner des Hauſes der Freiheit, das Gott gegründet, ſich zu Knechten der Wälſchen erniedrigen konnten; aber wer hat dieß Schamerröthen der Gotteszeichen erkannt, und wer durfte die Deutung verkündigen, ohne daß das Haupt eines Freien dem Beil oder Dolch des Fanatismus erlag?

Mit unglaublicher Mühe verſuchten die Jeſuiten alle möglichen Kunſtgriffe, um ſich in den Niederlanden feſtzuſetzen, welche dem Hauſe Oeſterreich und zwar zur ſpaniſchen Linie deſſelben gehörten. Beſonders thätig war Jakob Lainez, welcher im Jahre 1562 ſelbſt dahin reiſte, um die Abneigung und den Widerſtand der Niederländer gegen den Orden zu beſiegen. Es gelang ihm auch wirklich, und zwar vorzüglich durch die Unterſtützung des ſpaniſchen Hofes, ſo wie durch die Geldmittel der in den Niederlanden wohnhaften reichen ſpaniſchen Kaufleute, in Löwen, Antwerpen und in den übrigen bedeutenderen Städten Kollegien und Profeßhäuſer zu errichten. So wie nun die Jeſuiten in den Niederlanden feſten Fuß gefaßt hatten, handelten ſie dort ebenſo eifrig im ſpaniſchen Intereſſe, wie ſie's in Frankreich thaten; dies ſpaniſche Intereſſe aber verletzte das Nationalgefühl der Niederländer, denn König Philipp II. von Spanien wollte jenen ihre Glaubensfreiheit und ihre uralten, urkundlichen Vorrechte entreißen und die verhaßte ſpaniſche Inquiſition aufdringen. Er ſchickte ſeinen Feldherrn, den Herzog von Alba, mit gewaltigem Kriegsheer in die Niederlande; da wüthete nun Alba wie ein Henker, ließ die edelſten Männer, welche ſich des Vaterlandes annahmen, als Hochverräther ermorden und dem Volke unerträgliche Steuern auflegen, wodurch der blühende Handel in äußerſte Gefahr gebracht wurde. Nun griffen Volk und Adel einmüthig für's Vaterland zu den Waffen und die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen und Friesland ſchloſſen am 23. Januar 1579 einen Bund als „vereinigte Niederlande“ und erklärten ſich 1581 in Verbindung mit mehren andern Provinzen für unabhängig vom ſpaniſchen Joch; Prinz Wilhelm von Oranien war ihr Haupt; die übrigen katholiſchen Provinzen der Niederlande blieben jedoch bei dem Hauſe Oeſterreich. In dieſem großen Freiheitskampfe ſpielten die Jeſuiten die ſchändliche Rolle von Tyrannenknechten. Deshalb wurden ſie auch alſobald aus allen freien holländiſchen Provinzen vertrieben. Um ſo grimmiger haßten ſie den edlen Prinzen Wilhelm von Oranien, den ſtarken Beſchützer der holländiſchen Freiheit, ſo wie ſein ganzes Haus. Als der König Philipp II. von Spanien einen Preis von 250,000 Scudi auf den Kopf des Prinzen Wilhelm von Oranien geſetzt hatte, faßte zuerſt ein Fanatiker aus Biskaya, Namens Jaureguy, und als dieſem die Ausführung der ruchloſen Abſicht mißglückte, der Burgunder Balthaſar Gerard den Plan, das Blutgeld und durch Meuchelmord die ewige Seligkeit zu gewinnen. Gewiß iſt es, daß den Letzteren, welcher den Prinzen im Juli des Jahres 1584 zu Delft erſchoß, ein Jeſuit zu Trier in dem Gedanken beſtärkt hatte: er werde durch dieſe That jedenfalls die Glorie eines Märtyrers erlangen; ſo vergoß er das Blut des edlen Freiheitshelden, und wurde dafür auf barbariſche Weiſe, wie die Erbitterung ſie hervorrief, hingerichtet, und die Domherrn zu Herzogenbuſch waren ſo frech, das „großer Gott, wir loben Dich,“ zur Verherrlichung ſeines ſcheußlichen Verbrechens öffentlich und feierlich anzuſtimmen. Auch die Ermordung ſeines Sohnes, des Grafen Moritz, prieſen die Jeſuiten einem armen und fanatiſchen Menſchen als ein gottgefälliges Werk. Deshalb verboten die Generalſtaaten der vereinigten Niederlande 1595 ſtreng, auswärtige Jeſuitenſchulen zu beſuchen. Gleichwohl gab der Orden ſeine Abſichten auf die vereinigten Niederlande nicht auf, ſondern ſendete von den der Krone Spanien wieder unterworfenen katholiſchen belgiſchen Provinzen aus, wo er ungeſtört waltete, immerdar verkleidete Werber und Spione dahin aus, welche das Volk, ſo wie beſonders Männer von Einfluß bei der Regierung insgeheim zum Katholicismus zu bekehren ſuchten; ja es reſidirten ſogar heimliche Jeſuiten unter allerlei Vorwänden in den verſchiedenen holländiſchen Provinzen, und berichteten alles, was dort vorfiel, in einer eigenen geheimen Schrift ihren Ordensoberen und dem Papſt. So wirkten ſie, die größten Gefahren bei etwaiger Entdeckung nicht ſcheuend, mit allen erdenklichen Kunſtgriffen wohl anderthalbhundert Jahre lang als Feinde des Staates und Volkes.

Ebenſo thaten ſie in England. Dort hatte die große Königin Eliſabeth eine vom Papſt unabhängige Staatskirche gegründet. Der Papſt Pius V. verfluchte ſie dafür, entband alle ihre Unterthanen von den Eiden der Treue und reizte die katholiſchen Fürſten zu ihrem Verderben. König Philipp II. von Spanien und der Kardinal von Lothringen gründeten zu Douay und zu Rheims Seminarien für junge katholiſche Engländer, und die Jeſuiten erzogen dieſelben in der Lehre, daß der Papſt das Recht von Gott habe, ungehorſame Könige abzuſetzen und zu vernichten, zu fanatiſchen Feinden der als ketzeriſch verrufenen Königin. Wenn nun dieſe jungen Männer nach England zurückkehrten, ſo ſpannen ſie Verſchwörungen an zum Sturz der Staatskirche und Eliſabeths; ja ſie wagten ſogar mehrere Mordverſuche gegen dieſe. Auch Jeſuiten ſelbſt ſchlichen ſich verkleidet in England ein, um das Volk und einzelne unzufriedene Edelleute aufzuwiegeln. Sie thaten dies ſowohl im päpſtlichen, als auch wieder im ſpaniſchen Intereſſe; denn Philipp II. trachtete nicht blos nach dem Beſitze Frankreichs, ſondern auch nach dem Englands, kurz nach einer Univerſalmonarchie; die ganze Welt ſollte keinen andern Willen erkennen, als den ſeinigen, keinen andern Glauben haben, als den ſeinigen, den römiſch-katholiſchen. Und das war der Punkt, weshalb die Jeſuiten ſein Intereſſe betrieben, nicht wegen dieſes Glaubens an und für ſich, ſondern weil derſelbe ein Mittel war, wodurch ſie ihre eigene Macht erhielten. Aber alle Umtriebe und Verſchwörungen der Jeſuiten in England wurden entdeckt, und das engliſche Geſetz nahm auf den geiſtlichen Stand der Verbrecher keine Rückſicht, ſondern ließ ſie wie andere aufhängen, und die Königin verbot 1602 allen Jeſuiten, als Feinden des Staates und Volksverführern, ſich auf engliſchem Boden ferner aufzuhalten, oder ihn je wieder zu betreten. Die Jeſuiten aber prieſen ihre hingerichteten Ordensbrüder als heilige Märtyrer, und wagten ungeſcheut neue Verſuche. — Nach dem Tode der Königin Eliſabeth ſtieg Jakob I. auf den engliſchen Thron. Er wollte den römiſchen Katholicismus in England zwar dulden, aber er durfte denſelben nicht zum herrſchenden Glauben erheben, weil der größte Theil des engliſchen Volkes dagegen war. Indem er aber dem Geſammtwillen ſeines Volkes nachgab, erbitterte er die katholiſche Parthei, und die Jeſuiten reizten dieſe gegen ihn und gegen das Parlament auf das furchtbarſte. So beſchloſſen mehrere fanatiſche Katholiken (1605) das Parlamentsgebäude an dem Tage, an welchem ſich das Parlament wieder verſammeln und der König es beſuchen würde, vermittelſt Pulvers in die Luft zu ſprengen. Die Verſchwornen beichteten dem Jeſuiten Gerard, empfingen von ihm das Abendmahl und ſchwuren auf die Hoſtie die Geheimhaltung ihres Plans. Der Jeſuitenprovinzial Garnet, ſo wie mehrere andere Ordensbrüder wußten darum. Der ungeheure Frevel wurde jedoch dadurch vereitelt, daß einer von den Verſchwornen ſeinen Schwager, welcher auch Parlamentsmitglied war, in einem unterſchriftsloſen Briefe warnte, das Parlament zu beſuchen. Man unterſuchte den Keller des Parlamentsgebäudes und fand 36 Tonnen Pulver darin. Aber auch die Verſchwornen waren gewarnt worden und entflohen. Man verfolgte ſie und nahm ihrer einige gefangen, darunter auch den Provinzial Garnet. Er wurde überführt und hingerichtet, wie die übrigen. Nun beſchloß das Parlament zur Sicherheit des Staates, daß jeder Katholik dem König eidlich Treue geloben mußte, ohne irgend eine Rückſicht auf päpſtliche Gebote. Faſt alle Katholiken ſchwuren dieſen Eid, nur die Jeſuiten weigerten ſich und ſuchten noch dazu die Katholiken zu verführen. Deshalb erließ der König 1610 ein Edikt, kraft deſſen die Jeſuiten aus England verbannt ſein ſollten. Uebrigens war er im Stillen gegen die Katholiken duldſamer, als er's öffentlich zeigen konnte. Sein Sohn Karl I. wurde in Folge vielfältiger Angriffe auf den Willen und die Gerechtſame der engliſchen Nation entthront und 1649 hingerichtet; erſt im Jahre 1660 kam deſſen Sohn Karl II. auf den engliſchen Thron. Unter der Regierung dieſes ſchwachen und wollüſtigen Mannes (von 1660—1685) gewannen die Jeſuiten wieder immer größere Gewalt in England. Aber eben der Druck, welchen das der Nation fremdartige und feindſelige Weſen ausübte, rief das lebhafteſte Gegenſtreben hervor, und die Oppoſition trotzte dem religiöſen und politiſchen Abſolutismus die Teſtakte und die Habeas-corpusakte ab, letztere ein koſtbares

Kleinod der engliſchen Verfaſſung, erſtere ein Damm gegen die Springfluth des Jeſuitismus, da die Katholiken durch die Teſtakte von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen wurden. Die Jeſuiten waren aber dadurch keineswegs entmuthigt, ja ſie entfalteten nur noch größeren Eifer, um ihre Macht und Herrſchaft in Großbritannien zu behaupten, und ſchon glaubten ſie ihr Ziel erreicht zu haben, als Karls II. Bruder, König Jakob II., auf den Thron kam, welcher ſich zum römiſch-katholiſchen Glauben bekannte und dieſen zur Staatsreligion erheben wollte. Er ſchaffte den Teſteid ab, und als die anglikaniſchen Biſchöfe gegen dieſe Maßregel proteſtirten, ließ er ſie im Tower gefangen ſetzen. Die Jeſuiten waren es, welche das Gewiſſen des ſchwachen bigotten Königs durch ſeinen, ihrem Orden angehörigen Beichtvater ſo völlig beherrſchten, daß er jene Schritte that, welche ihm die Herzen der Nation gänzlich entfremden mußten. Die Erbitterung gegen ihn und ſeine Rathgeber kam zum Ausbruch, als ſeine Gemahlin einen Sohn gebar, von welchem das Gerücht behauptete: er ſei bloß durch eine Intrigue der jeſuitiſch-katholiſchen Parthei untergeſchoben, um die muthmaßlichen Thronerben, die proteſtantiſche Tochter Jakobs II. und deren Gemahl Wilhelm III. von Oranien, Generalſtatthalter der vereinigten niederländiſchen Provinzen, zu verdrängen. Da berief ein großer Theil des Adels Wilhelm III. von Oranien, um ſtatt Jakobs II. den engliſchen Thron zu beſteigen. Wilhelm landete 1688 mit Kriegsmacht auf Englands Küſte. Jubelnd empfing ihn die Nation als Retter ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit, und Jakob II. mußte nach Frankreich entfliehen. Jetzt, als er im Unglück war, verließen ihn die Jeſuiten. Von da an hatten ſie ihre Rolle in England ausgeſpielt.

In Schweden hatte der edle König, Guſtav Waſa, der Vater ſeines Volkes, die evangeliſche Lehre eingeführt, und treu hielten die braven Schweden daran. Aber Guſtav Waſa's Sohn, König Johann III., war ein gar ſchwacher Mann und neigte ſich dem Katholicismus wieder zu. Als dies die Jeſuiten erfuhren, ſchlichen ſie ſich verkleidet in Schweden ein, und der Vater Poſſevin bewog den König 1578 zum Uebertritt, ſo wie dazu, daß er ſeinen Sigismund in der katholiſchen Religion erziehen ließ. Sigismund, welcher ſeit 1587 auch König von Polen war, ſtand gänzlich unter dem Einfluß der Jeſuiten, welche ihn zu ſo unklugen und ungerechten Maßregeln gegen den Willen der ſchwediſchen Nation verleiteten, daß ihn dieſe der Krone für verluſtig erklärte und ſeinen Oheim Karl IX. 1604 auf den Thron erhob. Auf Karl IX. folgte 1611 ſein älteſter Sohn Guſtav Adolf, deſſen Ruhm ſo lange dauern wird, als freie Herzen ſchlagen; denn er war der Schild und Hort, den Gott der Glaubensfreiheit geſandt. Als er aber für dieſe auf dem blutigen Felde bei Lützen 1632 glorreich gefallen war, ward ſeine Tochter Chriſtine Königin von Schweden, eine Frau von den glänzendſten Geiſtesgaben, aber ſeltſam von Launen und voll wechſelnder Pläne. Dieſe Königin erſahen ſich die Jeſuiten zur Bekehrung, denn ſie hofften, wenn es ihnen gelang, gerade Guſtav Adolf's Tochter zum Uebertritt zu verlocken, dann würde dies Beiſpiel die ganze proteſtantiſche Welt mächtig bewegen. Es gelang ihnen auch. Chriſtine legte 1654, zu Gunſten ihres Vetters Karl Guſtav, die Krone und 1655 öffentlich den Glauben ihres Heldenvaters ab, und ging nach Italien, wo der Papſt ſie mit hohen Ehren empfing. Aber die Hoffnung der Jeſuiten, daß ſie nun in Schweden freie Hand haben würden, ward eben ſo zu nichte, wie die Chriſtinens ſelbſt, nach dem Tode Karl Guſtav's (1660) die Krone wieder zu erlangen. Die Schweden blieben ſtandhaft im Glauben, und wollten von einer Königin nichts mehr wiſſen, in deren Gefolge die Jeſuiten wieder zu ihnen gekommen wären.

Um ſo größere Fortſchritte machte der Jeſuitenorden in Polen. Dort hatten die Jeſuiten ſchon ſeit dem Jahre 1569 ein durch den Biſchof von Ermeland geſtiftetes Kollegium zu Braunsberg (in dem damals von Polen abhängigen Preußen), bald faßten ſie auch in Pultusk, Poſen, Riga und Wilna feſten Fuß. Nachher ſetzte ſich der Orden in Polen hauptſächlich durch die Begünſtigung jenes ſchwediſchen Prinzen, des Königs Sigismund, feſt, breitete ſich bald mit erſtaunlicher Schnelligkeit aus, errang großes Anſehen und bekam die Erziehung des jungen Adels völlig in ſeine Hand und damit zugleich einen großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten.

Auch in Rußland hofften ſie ſich zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts anzuſiedeln, als Zar Iwan IV. den Papſt um Vermittelung eines Friedens mit Polen erſuchte. Da ſandte der Papſt den eifrigen Vater Poſſevin, um die Ruſſen, welche der griechiſchen Kirche anhingen, zur Anerkennung der römiſch-katholiſchen zu bringen. Doch es war vergeblich. Als ſich ſpäter 1605 ein Betrüger, Namens Otrepiew, für den Zar Demetrius ausgab, hatten die Jeſuiten in Polen (aus demſelben Zwecke) die Hand im Spiel, um jenen mit polniſcher Hülfe auf den Thron zu bringen; dies glückte auch, und der falſche Demetrius erbaute dankbar ein Jeſuiten-Kollegium in Moskau. Als aber nach einem Jahre der Betrug entdeckt und der falſche Demetrius ermordet wurde, mußten auch die Jeſuiten Rußland verlaſſen. Aber ihre Pläne auf dies Reich gaben ſie damals noch keineswegs auf, ſondern ſchickten immerfort ihre geheimen Sendboten dorthin ab. So kam's, daß Peter der Große, der gewaltige Zar, 1719 das Reichsgeſetz erließ: „Kein Jeſuit darf ſich in Rußland blicken laſſen!“

Die deutſchen Fürſten haben ſo oft mit Vorliebe auf Rußlands Stimme gehört. Möchten ſie doch auch die folgende Stimme Peters des Großen hören und beachten, der da wörtlich ſagte: „Ich weiß, daß der größte Theil der Jeſuiten im höchſten Grade unterrichtet iſt, und daß ſie, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten; aber ich weiß auch ebenſowohl, daß ſie die Religion nur zu ihrem perſönlichen Vortheil gebrauchen; daß dieſes Aeußere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Triebwerk zu Ränken verbirgt, deſſen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren und die Herrſchaft des Papſtes oder vielmehr ihre eigene in allen Staaten Europa's einzuführen oder zu befeſtigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei ſind, daß ſie zu große Feinde der Ruhe ſind, als daß man von ihnen hoffen könnte, ſie würden ſich nicht in die Angelegenheiten meines Reiches miſchen; ſo leiſte ich Verzicht darauf, ſie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa gibt, denen nicht die Augen über ſie und über ihr hinterliſtiges Betragen aufgehen."

Sechſtes Kapitel.

Was hat Deutſchland den Jeſuiten zu verdanken?

Es iſt ſchon erzählt worden, wie die Jeſuiten in Baiern und Oeſterreich und am Rhein feſte Wohnſitze, große Macht und viele Ehren erlangt, und ihren Einfluß am Hof, beim Adel und im Volk eifrig und klug benutzt haben. Aber Baiern und Oeſterreich und das Rheinland waren ihnen als Schauplatze ihrer Wirkſamkeit nicht groß genug; über ganz Deutſchland wollten ſie herrſchen durch die Wiederherſtellung des Katholicismus, im Namen des Papſtes und durch die Macht des Aberglaubens. Zu dieſem Ziele führten zwei Wege, Liſt und Gewalt; die religiöſen Spaltungen der Proteſtanten, die Reibungen der Lutheraner und Kalviniſten, die Eiferſucht der Fürſten erleichterten ihnen leider ihre Bemühungen, den Samen der Zwietracht zu ſäen. Unter allerlei Verkleidungen und falſchen Namen ſchlichen ſie ſich an den Höfen proteſtantiſcher Fürſten ein, ebenſo bei proteſtantiſchen Familien, ſowohl vornehmen, als geringen Standes, und fingen ganz leiſe, ganz unmerklich ihre Bekehrungsverſuche damit an, daß ſie die Glaubensmeinungen, welche ſie vorfanden, zum Schein annahmen, dann verlockten ſie, wenn ſie ſo das Vertrauen gewonnen hatten, durch ihre Künſte die Proteſtanten allmählig in's dunkle Reich des Myſticismus hinein, und hatten ſie es einmal ſo weit gebracht, dann fiel es ihnen nicht mehr ſchwer, den Verführten den römiſchen Katholicismus als Leitſtern des Heils auf den nächtlichen Irrwegen zu zeigen. Hatten ſie nun Proteſtanten in ſolcher Weiſe heimlich bekehrt, ſo erlaubten ſie ihnen meiſtens (ſowohl wegen ihrer Sicherheit, als auch, um im Stillen ihre Macht vergrößern zu können), daß ſie, ohne eine Sünde zu begeben, den Anſchein des Proteſtantismus öffentlich fortbehalten, ja ſogar die äußeren Formen des proteſtantiſchen Gottesdienſtes beobachten dürften; ja, ſie bewieſen ihnen durch Trugſchlüſſe, daß eine ſolche nothwendige Heuchelei durch den inneren Vorbehalt zu einer Tugend werde. In ſolchen deutſchen Ländern aber, wo die Bevölkerung theils aus Katholiken, theils aus Proteſtanten beſtand, entzündeten ſie den Fanatismus der Erſteren, nicht blos durch ihre gewöhnlichen Kunſtgriffe, nämlich in der Beichte, auf der Kanzel und durch geiſtliche Uebungen, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß ſie allen Katholiken die Ehen mit Proteſtanten (die ſogenannten „gemiſchten Ehen“) als eine Todſünde vorſtellten, durch welche ſich der katholiſche Theil die ewige Verdammniß zuziehe. So zerſtörten ſie mit wahrhaft teufliſcher Politik die heiligſten und unſchuldigſten Anſprüche der Menſchennatur und untergruben zugleich die Sicherheit des Staates, indem ſie zwei Grundſteine deſſelben, die Würde und Eintracht des Familienlebens, ausriſſen. In jenen deutſchen Ländern endlich, wo der Katholicismus die herrſchende Religion war, führten ſie ihren jeſuitiſchen Aberglauben ein, bildeten ihn bis zum völligen Aberwitz, bis zur Abgötterei aus, und entnervten das darin befangene Volk, daß es für lange Zeiten unfähig ward, die Wahrheit zu faſſen, gleichwie jemand, der lange in einem dunklen Kerker angefeſſelt gelegen, den plötzlichen Anblick des Lichtes nicht ertragen, die Füße kaum zum Fortſchreiten regen kann und nach der Hand eines Führers greift. Der Aberglaube, welchen die Jeſuiten verbreiteten, hatte aber auch noch eine fürchterliche Folge, nämlich die Unſittlichkeit; die Jeſuiten ſelbſt gaben das Beiſpiel derſelben, und entſchuldigten ſie auch bei jenen Fürſten, welche ſich von ihnen beherrſchen ließen. Armes Vaterland! So ſtanden Menſchen, die kein Vaterland hatten und keines lieben konnten, mit Honig im Munde und mit Galle im Herzen, auf deinem Nacken. So war kein Fürſt, kein Volk vor der Liſt dieſer Fremdlinge ſicher, und leider auch ſo manches Volk vor ſeinem eignen Fürſten nicht! Und doch, o armes Vaterland, war das noch nicht alles, was du den Jeſuiten zu verdanken haben ſollteſt.

Sie ſuchten ihre Zwecke auch durch offene Gewalt durchzuſetzen, und bauten dabei vorzüglich auf das baieriſche und auf das öſterreichiſche Herrſcherhaus, welche ihnen unbedingt ergeben waren. Sie hatten ſich in Tyrol (zu Insbruck und Hall), in München (ſeit 1559), in Dillingen (ſeit 1563) und bald auch in Franken und Schwaben mit ihren Schulen feſtgeſetzt, welche als neue Pflanzſtätten der Gelehrſamkeit und als Pfeiler des alten Glaubens großes und immer größeres Anſehen bei den katholiſchen Fürſten gewannen und welchen die Jeſuiten mit der ihnen eigenen energiſchen und ausdauernden Strebſamkeit immer weitere Kreiſe zu gewinnen ſuchten und leider auch gewannen. Unter der Regierung des edlen deutſchen Kaiſers Maximilian II. (von 1564 bis 1576) ward es ihnen ſchwer, ihre Pläne einer Gegenreformation auszuführen; denn Maximilian II. hielt mit Macht die religiöſe Duldung aufrecht. Dagegen beherrſchten ſie Maximilian's ſchwachen Sohn, Kaiſer Rudolf II.; und als endlich 1619 der Erzherzog Ferdinand von Steiermark als Ferdinand II. deutſcher Kaiſer wurde, da begann ihre goldne Zeit, für's Vaterland eine eiſerne Zeit! Ferdinand II. und Maximilian von Baiern waren beide Jeſuitenzöglinge, und hatten von ihren Lehrern ſchon in früher Jugend die entſetzlichen Grundſätze angenommen, „daß man ſogenannten Ketzern keine Treue halten dürfe, daß jeder proteſtantiſche Unterthan ein Rebell ſei!“ Leider befolgten ſie auch dieſe Grundſätze. Maximilian von Baiern ſtellte ſich 1609 an die Spitze der katholiſchen deutſchen Fürſten, welche ein Bündniß, die ſogenannte „Ligue“, gegen die Proteſtanten ſchloſſen. So wuchs der Glaubenshaß auf beiden Seiten; gerüſtet, herausfordernd ſtanden ſich die Partheien gegenüber; dumpf und ſchwer zogen ſich die Wetterwolken eines Religions- und Bürgerkrieges über Deutſchland zuſammen. Im Jahre 1618 kam dieſer zum Ausbruch. Die proteſtantiſchen Stände Böhmens konnten nämlich nicht zu ihrem urkundlich-verbrieften Recht in Religionsſachen kommen und ergriffen deshalb die Selbſthülfe; ſie ſtürzten, von Zorn entbrannt, die kaiſerlichen Statthalter in Prag zu den Fenſtern des Schloſſes hinaus und vertrieben und verbannten die Jeſuiten, als Feinde des Reiches, als Verletzer des Majeſtätsbriefes und Urheber alles Uebels, aus Böhmen. Gleiches war in Mähren und Schleſien der Fall. Jene Gewaltthat gab die Loſung zu dem dreißigjährigen Kriege. Das war den Jeſuiten ein willkommener Anlaß, ihren Einfluß auf Maximilian von Baiern und Kaiſer Ferdinand II. geltend zu machen, allen ihren Feinden keck die Stirne zu bieten, ihre Rachſucht endlich vollauf zu ſättigen. Durch Maximilian's von Baiern kräftige Unterſtützung eroberte Kaiſer Ferdinand II. in der Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) das Königreich Böhmen, nahm demſelben die Religionsfreiheit und hielt ein fürchterliches Blutgericht über alle, welche die Waffen für die Rechte ihres Vaterlandes gegen ihn erhoben hatten. Auch führte er alſobald die Jeſuiten im Triumph wieder ein, übergab ihnen die Univerſität zu Prag und ſchenkte ihnen einen großen Theil der Güter, welche den ſogenannten „Rebellen“, d. h. denjenigen, welche ihn nicht als König anerkennen wollen, gehört hatten; ja er überließ ihnen ſogar ſeine Kammergüter. Die Jeſuiten aber ſchürten emſig den Religionseifer dieſes Kaiſers, welcher keine höhere Pflicht kannte, als: die „Ketzer“ mit Feuer und Schwert auszutilgen, und welcher ſeinen Stolz darein ſetzte: „ein Sohn der Geſellſchaft Jeſu“ zu heißen! Dreißig Jahre des Jammers haften dafür blutig auf ſeinem Andenken und auf dem Namen der Jeſuiten. Aber der alte Gott verließ ſeine Deutſchen nicht und rief aus dem fernen Schweden herab den frommen König Guſtav Adolf zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit. Um dieſen ſchaarten ſich nun alle deutſchen Proteſtanten. Und als Guſtav Adolf 1632 bei Lützen auf dem Plan ſiegreich gefallen war, lebte ſein Geiſt noch fort, ſchritt den Proteſtanten voran in die Schlachten und rief ihnen unterm Donner der Geſchütze zu: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ So kam's, daß die Jeſuiten in aller ihrer Siegeshoffnung, in allem ihrem Uebermuth dennoch ablaſſen mußten von ihrem ſtolzen Plan, über ganz Deutſchland zu herrſchen; und ſie konnten nicht über die Länder hinaus, welche ſie zu ihren feſten Bollwerken gemacht hatten. Als endlich der dreißigjährige Krieg 1648 durch den weſtphäliſchen Frieden beendigt wurde, verfluchte der Papſt Innocenz X. dies Friedenswerk und die Jeſuiten eiferten mit gleicher Wuth dagegen. Warum? Weil die Proteſtanten den Katholiken in den Verhältniſſen des Reiches gleichgeſtellt waren.

Aber ein Jeſuit ſteht verehrungswürdig und allen deutſchen Herzen unvergeßlich da, mitten in jener Zeit des Krieges, der Gräuel und der blutigen Unduldſamkeit. Dieſer Jeſuit hieß Friedrich Spee (geboren 1595 zu Kaiſerswerth im Kölniſchen, geſtorben zu Trier 1635). Friedrich Spee (ein Mann von ächter Gottesfurcht, auch als Dichter in deutſcher Sprache einzig in jener Zeit), Spee war der Erſte, welcher durch ſeine Schrift: „cautio criminalis“ (1631) den finſteren Wahn des Hexenweſens bekämpfte, einen Aberglauben, welcher, von ſchlauen Prieſtern und feilen Richtern unterhalten, die Köpfe des gemeinen Volks wie eine Peſt angeſteckt und die gerichtliche Ermordung vieler Tauſend unſchuldiger Schlachtopfer zur Folge gehabt hatte. Das Wahnſinnige und Gotteslaſterliche dieſes Aberglaubens zu beweiſen, dazu gehörte damals ein hoher Muth; denn wer das that, der ſetzte ſich der Gefahr aus, als Mitſchuldiger ſelbſt verbrannt zu werden. Friedrich Spee brach durch ſein Buch der geſunden Vernunft in Deutſchland die Bahn, auf welcher ihm der ausgezeichnete Gelehrte Thomaſius (geboren 1655, geſtorben 1728) und mehre andre erleuchtete Männer rüſtig nachgefolgt ſind. Das Verdienſt des Menſchenfreundes Friedrich Spee hatte für Deutſchland größeren Werth als alle Werke ſeiner Ordensbrüder; wahrlich: es war in der That „zur größeren Ehre Gottes“; denn es war eine Ehrenrettung der Menſchenwürde.

Uebrigens ruhten die Jeſuiten in Deutſchland auch nach dem Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens noch immer nicht. So machten ſie in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18ten Jahrhunderts die Spione und Henker gegen die Proteſtanten im Salzburgiſchen. Da geſchahen auf ihr Anſtiften entſetzliche Gräuelthaten. Kinder von ihren Eltern weggeriſſen, Gatten getrennt, Mann und Weib, Kind und Greis gefoltert, ermordet, — weil ſie den katholiſchen Glauben nicht für den allein ſeligmachenden halten wollten; — das war Jeſuitenwerk. Damals ſind zahlloſe fleißige und ſittſame Proteſtanten aus Salzburg ausgewandert; Schweden, die Niederlande und beſonders Preußen haben die Verfolgten mit Lieb' und Freude aufgenommen. Welche nachtheilige Wirkungen für die Proteſtanten der Einfluß der Jeſuiten ſelbſt noch im Jahre 1752 unter der edlen Kaiſerin Maria Thereſia hatte, das empfand man beſonders ſchmerzhaft in Kärnthen, in Steiermark und Oberöſterreich; ſo verordnete z. B. ein Patent für Kärnthen vom 18. Oktober 1752 geiſtliche Miſſionen zur Ausrottung des Irrglaubens, und ſtarb ein Bauer, ſo ſollten ſeiner Wittwe, wenn ſie nicht im beſten Rufe der Rechtgläubigkeit ſtand, die unmündigen Kinder genommen und an unverdächtige Orte gebracht werden; die Proteſtanten in Kärnthen, Steiermark und Oberöſterreich wurden der Religion halber mit Gefängniß, Leibesſtrafe, Schlägen, Entſetzung von allen Gütern, Beraubung von Kindern und Gatten gequält, und ihnen weder der Privatgottesdienſt noch das Auswanderungsrecht geſtattet. Doch nicht überall in Deutſchland konnten die Jeſuiten noch mit ſo offener Gewalt übel hauſen. Um ſo eifriger und gefährlicher waren ſie dafür fort und fort im Geheimen bemüht, ihre ſogenannten Bekehrungen fortzuſetzen, den Haß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zu ſchüren und in katholiſchen deutſchen Ländern, beſonders in Baiern und Oeſterreich, wo ſie freiere Hand hatten, die Stimme der Wahrheit, die Aufklärung des Volkes, den Fortſchritt des Geiſtes zu hindern und zu unterdrücken. Vornehmlich aber wirkten ſie auch in den katholiſchen Theilen der Schweiz und hielten die Enkel jener kühnen Männer, welche einſt die Freiheit mit Gut und Blut ſo herrlich vertheidigt hatten, in geiſtiger Knechtſchaft und verdummten das heldenhafte Volk, daß es eine Schande war.

Siebentes Kapitel.

Von den Jeſuiten in Spanien und Portugal, und von ihren Miſſionen in Aſien und Amerika.

In Spanien und Portugal hatten die Jeſuiten ihr eigenes Glück zum gefährlichſten Feind, weil ſie es ohne Scham und Scheu mißbrauchten. Indeſſen ſchadete ihnen der Mißbrauch, welchen ſie von ihrem Glücke machten, in Spanien weniger als in Portugal, und zwar aus dem Grunde, weil derſelbe in dem erſteren Lande weniger öffentliches Aergerniß gab, dann auch, weil ſie in Portugal ſtets Feinde des Nationalintereſſes waren. In Spanien dagegen verſchwand ihr geheimes Treiben in jenem großen Geheimniß, welches ganz Spanien vor den Augen der übrigen Welt bedeckte; ihre geiſtliche Tyrannei verſchmolz mit der politiſchen der ſpaniſchen Könige, deren Intereſſen die Jeſuiten ja überall ſo eifrig verfochten. Aber eben das ſogenannte ſpaniſche Intereſſe (nämlich das Streben Philipps II. nach einer Univerſalmonarchie) hatte die wahren Intereſſen Spaniens ſelbſt vernichten geholfen; Spaniens Schätze, ſo reichlich ſie aus der neuen Welt zufloſſen, waren verſchwendet, Spaniens Wohlſtand war unter dem Druck der Unduldſamkeit erſchöpft, und Spaniens Volk, ſo edel von Anlagen, ſo groß und herrlich durch den Ruhm früherer Thaten, — es hatte unter dem geiſtlichen Joche ſein Nationalgefühl faſt vergeſſen. So ſtand die ſpaniſche Macht, welche zur Zeit, da Philipp II. den Thron beſtiegen, ein Schreckbild für alle europäiſchen Staaten geweſen, im Lauf der Zeiten nur wie eine aufrecht geſtellte königliche Leiche da, mit dem Purpur verhüllt, daß man die Farbe des Todes nicht gewahren ſolle, und unter dem verhüllenden Purpur bewegten Mönche die ſteifen Arme des Leichnams, um dieſem den Schein des Lebens zu geben. Die Nation ſchwieg, weil ſie die gleichmäßig fortdauernde Bewegung der Maſchine empfand, vor welche ſie ſo lange geſpannt war.

Anders verhielt es ſich in Portugal, dort kamen die Ränke der Jeſuiten bei weitem mehr an's Tageslicht. Und zwar gleich nach dem Tode ihres königlichen Freundes und Gönners Johann III. Sie erzogen den unmündigen Thronfolger Don Sebaſtian, gaben ihm einen Pater aus ihrem Orden zum Beichtvater und gewannen dadurch einen ſolchen Einfluß, daß ſie alle Staatsämter mit den Ihrigen beſetzen konnten. Zugleich kränkten und beleidigten ſie die Königin Großmutter, welche die Regentſchaft führen ſollte, ſo lange, bis ſie ihr Amt 1562 dem Kardinal Infanten Don Heinrich übergab, einem Schwächling, welcher alles that, was die Jeſuiten wollten. Als Don Sebaſtian 1568 für volljährig erklärt ward, überſchritt ihre Herrſchaft vollends alle Schranken; im ſpaniſch-öſterreichiſchen Intereſſe verhinderten ſie die Vermählung Sebaſtians mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin, und endlich veranlaßten ſie denſelben zu einem Krieg mit den Mauren in Afrika, in welchem der junge Fürſt (1578) blieb. Nun wurde der alte Kardinal Don Heinrich König von Portugal; aber ſchon hatte Philipp II. von Spanien beſchloſſen, jenes Land in Beſitz zu nehmen, und eifrig unterſtützten ihn dabei die Jeſuiten. Als nun Heinrich 1580 ſtarb, eroberte Philipp II. Portugal, und natürlich erhielten die Jeſuiten abermals den größten Einfluß. Das Volk verfluchte die Fremdherrſchaft; aber ſein Grimm war ohnmächtig; die Jeſuiten und die ſpaniſche Inquiſition entnervten den Nationalgeiſt, und in Folge der Verbindung mit Spanien mit fortgeriſſen in den Kampf gegen die Niederlande, verlor Portugal den größten Theil ſeiner Beſitzungen in Oſtindien. Mittlerweile wurde das moraliſche Verderbniß der Jeſuiten in Portugal immer größer, und bald zeigte es ſich auch, daß ſie, durch ihr Glück übermüthig geworden, nicht länger mehr blos unterm Schutz des ſpaniſchen Intereſſes, ſondern ſelbſtſtändig über die Portugieſen herrſchen wollten. Beſonders war dies der Fall während der Regierung Philipps IV. (1621—1665). Da gelang es ihnen, einen Mann, welcher zwei Jeſuiten zu Brüdern hatte, an die Spitze der Inquiſition für Portugal zu bringen. Die traurigſte Folge, welche dieſes Ereigniß für die Nationalliteratur und alſo auch für den Nationalgeiſt Portugals hatte, war die Einführung der römiſch-päpſtlichen Cenſur, unter der furchtbaren Controle des Inquiſitionsgerichts.

Indeſſen hatte der unerträgliche Druck, welchen die ſpaniſche Verwaltung durch Steuerauflagen und Beamtenwillkühr über Portugal ausübte, dort naturgemäß allmälig das Nationalgefühl wieder geweckt und ein Entgegenſtreben hervorgebracht, welches endlich die Fremdherrſchaft zerbrach. Im Jahre 1640 wurde Herzog Johann aus dem alten Hauſe Braganza als König ausgerufen, und die Reichsſtände erklärten ihn 1641 als Johann IV. zum rechtmäßigen Beherrſcher Portugals. Die Jeſuiten fügten ſich den Umſtänden, wünſchten dem neuen Monarchen Glück zu ſeiner Erhebung und wußten ſich deſſen volles Vertrauen gar bald im höchſten Grade zu erwerben. Er übergab ihnen ſogar ſeinen Sohn Theodos zur Erziehung, welchen ſie ſtreng nach ihren Grundſätzen heranbildeten; doch der Prinz ſtarb. Nach dem Tode des Königs Johann IV. (1656) überließ ſich deſſen Wittwe, Louiſe, welche für ihren minderjährigen Sohn Alfons VI. die Regentſchaft führte, gänzlich dem Einfluß der Jeſuiten. Als Alfons VI., ein roher, unſittlicher Jüngling, 1662 die Regierung übernahm, ſahen die Jeſuiten ein, daß ihre Herrſchaft ein Ende nehmen müßte, wenn er auf dem Throne bliebe: denn er haßte ſie. Deßhalb betheiligten ſie ſich bei einer Verſchwörung ſeines ehrgeizigen Bruders Don Pedro und ſeiner Braut, der Prinzeſſin von Nemours, um Alfons vom Throne zu ſtoßen. Der Anſchlag gelang. Alfons VI. wurde 1667 in ſeinem Palaſt gefangen genommen, Don Pedro Regent, und ſeit 1683 König von Portugal. Natürlicherweiſe begünſtigte dieſer ſeine Verbündeten, die Jeſuiten, zu hohen Staatswürden. Und in der That ſie rechtfertigten dies Vertrauen auf ihre Staatsklugheit und bewerkſtelligten 1673 eine Finanzſpeculation, in deren Folge die Juden von der grauſamen Verfolgung des Inquiſitionsgerichtes gegen große Geldſummen befreit wurden, durch dieſe letztern konnte man nun die Koſten zur Wiedereroberung der portugieſiſchen Kolonieen in Amerika beſtreiten. Nun wurden die Beſitzungen Portugals in Braſilien bis an den Plataſtrom erweitert. Die Jeſuiten aber benutzten dieſe Gelegenheit, um auch ihre Miſſionen mächtig auszudehnen.

Hier iſt nun der geeignete Ort, von den Miſſionen der Jeſuiten in fremden Welttheilen zu erzählen.

Voll edler Begeiſterung hatte Franz Xaver, wie ſchon im zweiten Kapitel erzählt worden iſt, im äußerſten Aſien Bahn gebrochen für die Ausbreitung des Chriſtenthums, beſonders in Japan. Seine Ordensbrüder eiferten ſeinem erhabenen Beiſpiel unverdroſſen nach, und bald ſtaunte ganz Europa über die Berichte der Jeſuiten aus Aſien, wie viele Seelen dort durch ihre Bemühungen alljährlich für das Chriſtenthum gewonnen wurden. Freilich verbanden die Jeſuiten mit dieſen Bekehrungen auch ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke, nämlich Ausbreitung ihres Handels und ihrer Herrſchaft; freilich duldeten ſie bei jenem frommen Geſchäfte — eben wegen ihrer weltlichen Nebenabſichten — keine Einmiſchung andrer geiſtlichen Orden; die Hauptſache aber, nämlich die Verbreitung chriſtlicher Religionsbegriffe, bleibt immer ein großes Verdienſt, welches dem Jeſuitenorden nie abgeſtritten werden kann. Die Jeſuiten gingen dabei meiſtens mit größter Schonung gegen die landsüblichen Religionsbegriffe, Sitten und Bräuche zu Werke; das hat man ihnen häufig zum Vorwurf gemacht; aber eben ſo gingen auch die erſten Verbreiter des Chriſtenthums in Deutſchland zu Werke, und gewiß war jene Manier für die *tiefere Begründung des Chriſtenthums* in Aſien viel klüger berechnet und vortheilhafter, als wenn die Jeſuiten das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert eingeführt hätten, wie es z. B. die Dominikaner ſo oft gethan haben. Inzwiſchen war auch das Handelsintereſſe der Portugieſen zu innig mit den jeſuitiſchen Bekehrungen in China verknüpft, als daß die Holländer, nachdem ſie einmal auch einen Handelsweg nach Japan gefunden hatten, es ruhig hätten mit anſehen können. Die Eiferſucht der letzteren gab dem Handel der Portugieſen und den Miſſionen der Jeſuiten in Japan den erſten Stoß. Und in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts brach in Japan eine allgemeine Chriſtenverfolgung aus, bei welcher zahlloſe Neubekehrte ihre Treue für den Glauben Jeſu mit unglaublicher Standhaftigkeit durch Folterleiden und Märtyrertod beſiegelten.

Um die Ausbreitung des Chriſtenthums in China machte ſich beſonders der Pater Matthäus Ricci (vom J. 1581 an) hochverdient. Seine Gelehrſamkeit, ſo wie die ſeiner Ordensbrüder, verſchaffte dem Orden in China großes Anſehen; Pater Ricci ſtarb 1610, berühmt und allgemein betrauert. Fünf Jahre ſpäter erging über die Chriſten in China eine große Verfolgung; darnach erhob ſich jedoch die Macht der Jeſuiten dort zu einem neuen Glanz, und zwar um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, vorzüglich durch die wiſſenſchaftlichen Verdienſte des Jeſuiten Adam Schall, eines ausgezeichneten Mathematikus. Den Berichten der Jeſuiten verdankte man (wie bereits erwähnt worden) in Europa lange Zeit die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Nachrichten über das merkwürdige Kaiſerreich im äußerſten Oſten

Aſiens, Verdienſte, welche manche Fehler, die ſie ſich dort ſelbſt zu Schulden kommen ließen, bei weitem überwiegen. Auch hat ſich dort durch die Jeſuiten unter allen Wechſelfällen ſpäterer Zeiten immerdar ein Kern des Chriſtenthums erhalten.

In Südamerika, nämlich in dem ſpaniſchen Gebiet von Paraguay, gründeten ſich die Jeſuiten ein eigenes Reich. Sie kamen zuerſt im Jahre 1586 in jene Gegenden, um den wilden Ureinwohnern daſelbſt das Chriſtenthum zu predigen. Aber alle ihre Bemühungen wurden größtentheils dadurch wieder vereitelt, daß die Spanier, welche dort Niederlaſſungen begründet hatten, die Eingebornen wie Sklaven behandelten und durch rohe Willkühr auch den Chriſtusglauben, den ſie bekannten, und ihnen aufdringen wollten, verhaßt machten. Als die Jeſuiten dies erkannten, ſtellten ſie es dem König von Spanien ohne Hehl vor und machten ihm den Vorſchlag, daß die ſpaniſchen Statthalter abgeſchafft und dagegen ſie — nämlich die Jeſuiten — ermächtigt werden ſollten, dort ſtändig zu wohnen und die Oberaufſicht über die von ihnen zu bekehrenden Wilden zu führen, auf daß dieſe in Ruhe und Eintracht, wie die erſten Chriſten, leben könnten; der König von Spanien aber ſollte immerdar ihr Oberherr bleiben. König Philipp III. verwilligte dieſen Plan, und alſobald machten ſich die jeſuitiſchen Miſſionare an's Werk. Mit Liebe und Sanftmuth gewannen ſie die wilden Herzen der Eingebornen, bekehrten ſie zum chriſtlichen Glauben und flößten ihnen Sinn für Geſittung und geſelliges Zuſammenleben ein. Sie lehrten ſie, Häuſer zu bauen, das Recht zu begreifen und Geſetze zu achten; ſie brachten ihnen alle Segnungen der europäiſchen Kultur, Künſte und Wiſſenſchaften; ſie wurden ihre Freunde und Wohlthäter; ſie gründeten einen Freiſtaat, deſſen unſichtbares Oberhaupt Gott ſelber war. Aber nur allzubald artete dies rein menſchliche Verhältniß der Jeſuiten zu ihren geiſtlichen Söhnen aus; ſie konnten den Verlockungen der Herrſchſucht nicht widerſtehen und benutzten die hohe Verehrung der Bewohner Paraguays zum weltlichen Vortheil des Ordens. So hatten ſie die Einrichtung getroffen, daß niemand Privateigenthum beſaß; alle Früchte des Fleißes wurden in großen Vorrathshäuſern aufbewahrt, aus welchen die Jeſuiten jedem Einzelnen das vertheilten, was er zum Lebensunterhalt brauchte. Uebrigens zogen ſie aus den Anpflanzungen, beſonders aus der des ſogenannten „Krautes von Paraguay“ (eines Heilmittels), woraus ſie einen einträglichen Handelsartikel machten, ungeheure Summen. Santa Fé, Buenos Ayres und Tukuman waren die Hauptplätze ihres Handels in Paraguay. Eiferſüchtig auf dieſe ihre Herrſchaft, ſchloſſen ſie dieſelbe vor den Blicken jedes Fremden, beſonders aber aller Spanier, ſtreng und ſorgfältig ab, verboten jede Gemeinſchaft ihrer Unterthanen mit dieſen, ſie verhinderten ſogar die Einführung der ſpaniſchen Sprache und erhielten ſorgfältig die Landesſprache der Eingebornen, das „Guareni“; außerdem übten ſie das Volk von früher Jugend an in den Waffen und hielten alle Zugänge des Landes wohl befeſtigt wider alle Angriffe; kurz ſie bewieſen bei der Regierung ihres kleinen Reiches in Paraguay eine Politik, wie ſie wenigen Monarchen in gleicher Vollkommenheit eigen ſein mag. Zur Steuer der Wahrheit ſei's geſagt, daß ſie dabei einen wichtigen Punkt nicht vergaßen, auf welchem alles Glück der Unterthanen beruht, nämlich die Sittlichkeit. Durch den erhabenen Einfluß der Religion brachten ſie es dahin, daß in ihrem Staate Eintracht, Keuſchheit und Mäßigkeit als Haupttugenden aufrecht blieben. So beſtand dies Jeſuitenreich lange Jahre hindurch, wie eine unbekannte kleine Welt, ſtreng abgeſchloſſen und wohl vertheidigt, als eine der ergiebigſten Fundgruben, woraus dem Orden die zahlreichen Geldmittel zufloſſen, welche er in Europa brauchte, um dort bald einen Miniſter, bald eine Maitreſſe zu Gunſten der Geſellſchaft zu beſtechen, um Bekehrungen einflußreicher Männer durch ſeine Kreaturen zu erwirken, um ſeine Spione zu bezahlen, um ſeinen bedrängten Mitgliedern aufzuhelfen und um allen jenen äußeren Prunk zu beſtreiten, wodurch er die Phantaſie immerdar blendete und betäubte. Außerdem beſaßen die Jeſuiten auch in den portugieſiſchen Provinzen Braſilien und Maragnon eine ausgedehnte Macht.

Achtes Kapitel.

Von der Aufhebung des Jeſuitenordens.

Der Ruf von der Handelſchaft und von den ungeheuren Reichthümern des Ordens erregte im achtzehnten Jahrhundert Eiferſucht gegen denſelben und die gränzenloſe Macht, welche er errungen hatte, noch vielmehr aber die Art, wie er dieſelbe benutzte, brachte endlich einen Unwillen hervor, welcher um ſo leidenſchaftlicher losbrach, je länger er niedergehalten worden war. Die Freiheit des Einzelnen, ſowie die Würde der Menſchennatur überhaupt, die Majeſtät der Könige und die Entwickelung der Völker, zwei Jahrhunderte lang von dem ſtolzen Orden bedroht oder in ſchmählicher Dienſtbarkeit gehalten, verlangten Gerechtigkeit. Das achtzehnte Jahrhundert gab ſie, und hielt in Stürmen und Wettern ein furchtbares Gericht. Die hellſten Geiſter der verſchiedenen Nationen, beſonders Frankreichs und Deutſchlands, hatten durch die Macht der Preſſe die Grundpfeiler der Glaubenstyrannei untergraben; die Philoſophie half dabei mit dem ſcharfen Spaten des Zweifels; Witz und Spott öffneten zum Theil auch den unteren Klaſſen des Volks die Augen; wild und unbändig ſtürzte die geſunde Lebenskraft deſſelben, wie ein Löwe aus ſeinem Kerker, hervor und konnte nicht ſatt werden, ſich für alle Schmach und Unbill endlich zu entſchädigen. Aber eigentlich war es doch nur die Politik, welche in dem Jahrhundert des Abſolutismus den Ausſchlag gab.

Der erſte Wetterſchlag, welcher den ſtolzen Orden traf, kam von Rom. Das Papſtthum konnte nicht länger im Unklaren über die Stellung des Ordens ſein; es überzeugte ſich, daß derſelbe ſchon längſt nicht mehr ſein Beſchützer, ſondern ſein Beherrſcher geworden war. Da beſchloß der Papſt Benedikt XIV. die jeſuitiſche Macht in die Gränzen zurück zu weiſen, welche ſie ſtolz überſchritten hatte; es war ein ſchwieriges Werk und erforderte eben ſo viel Klugheit als Charakterſtärke. Benedikt XIV. begann es 1741, indem er eine Bulle erließ, in welcher er allen Geiſtlichen ohne Unterſchied jede Art von Handelſchaft verbot. Damit waren nun vorzüglich die Jeſuiten gemeint. Sie durften ſelbſt ſolche Handelsgeſchäfte, welche Laien begründet und an ſie vererbt oder verſchenkt hatten, nicht mehr betreiben, eben ſo wenig irgend welche mit Produkten ihrer Beſitzungen, weder im eignen Namen, noch unter dem ihrer weltlichen Angehörigen, welche ihnen Rechnung ablegten. In demſelben Jahre erließ Benedikt XIV. eine andere Bulle, worin er den Jeſuiten — bei Strafe des Bannes — verbot, Indianer zu Sklaven zu machen und als ſolche zu behandeln; der König Johann V. und die Biſchöfe von Portugal ſollten für die Vollſtreckung dieſer Maßregeln ſorgen. Die Jeſuiten widerſetzten ſich denſelben heftig bis zum Tode des bigotten Königs (1750).

Als hierauf ſein Sohn Joſeph Emanuel den Thron beſtieg, kam ein Mann von ausgezeichneten Gaben und von feſtem Charakter, Joſeph von Carvalho, Marquis von Pombal, an die Spitze der Staatsgeſchäfte Portugals. Pombal betrachtete den traurigen Zuſtand Portugals als eine Folge der Jeſuitenherrſchaft und war überzeugt, daß langſame Verbeſſerungen nichts fruchten würden, ſondern daß nur durch einen völligen Umſturz derſelben eine neue Entwickelung des Staatsweſens, des Nationalwohlſtandes und des Nationalgeiſtes möglich ſei. Deßhalb ergriff er gewaltſame Maßregeln. Dabei konnte nun manche Ungerechtigkeit nicht ausbleiben, und noch viel weniger der Haß der angegriffenen Jeſuiten, deren Einfluß am königlichen Hofe noch immer ſehr bedeutend war. Sie benutzten denſelben natürlicherweiſe aufs eifrigſte, um ihre bedrohte Exiſtenz zu retten. Pombal begann ſeine Reformen mit der Erziehung und dem Unterricht; er berief fremde Lehrer auf die Univerſität Coimbra, errichtete neue Schulen, und entzog den Geiſtlichen die Büchercenſur. Mit ſtillem Grimm verfolgten die Jeſuiten alle dieſe Maßregeln. Bald aber kam eine Gelegenheit zum offnen Ausbruch des Kampfes mit den Jeſuiten; es war folgende: Spanien und Portugal ſtritten ſich um den Beſitz der Kolonie San Sagramendo in Südamerika, und ſchloſſen endlich (1750), um dieſen Streit zu ſchlichten, einen Vertrag ab, in welchem Portugal jene Kolonie an Spanien abtrat, dafür aber durch einen Theil von Paraguay entſchädigt werden ſollte, über welchen die Jeſuiten herrſchten. Da weigerten ſich nun die Jeſuiten aufs beſtimmteſte, jenes Land an die Krone abzutreten, ſetzten es in Vertheidigungsſtand und riefen ihr Volk zu den Waffen. Es entſtand ein Krieg, und die Eingebornen leiſteten den vereinigten Heeren Spaniens und Portugals bis zum Jahr 1758 kräftigen Widerſtand, bis endlich der Tauſchvertrag ſelbſt 1761 zurückgenommen wurde. Durch dieß Ereigniß bekam der Staatsminiſter Pombal freien Spielraum für die Ausführung ſeiner kühnen Pläne gegen die Jeſuiten, welche mittlerweile allen ihren Einfluß aufgeboten hatten, um ihn zu ſtürzen. Pombal erwirkte 1757 von dem König einen Befehl, daß die Jeſuiten den königlichen Palaſt zu verlaſſen und alle Beichtvater- und Lehrerſtellen niederzulegen hätten. Zu gleicher Zeit wurde der Papſt aufgefordert, den Jeſuitenorden von allen eingeſchlichenen Mißbräuchen zu reinigen und in ſeine alten Gränzen zurückzuweiſen. Benedikt XIV. ſchickte hierauf den Kardinal Saldanha mit Machtvollkommenheit nach Portugal; dieſer unterſuchte den Orden und verbot deſſen Mitgliedern allen Handel, während der Patriarch von Portugal ihnen ſtreng unterſagte, in ſeiner Diöceſe zu predigen und Beichte zu hören. In demſelben Jahre, als dies vorging, geſchah ein Mordverſuch gegen den König, während dieſer des Nachts ausfuhr. Dies Ereigniß gab nun völlig den Ausſchlag. Pombal, welcher die Jeſuiten im Verdacht der Theilnahme am Mordverſuch hatte, ſetzte einen außerordentlichen Gerichtshof zuſammen, und dieſer erklärte 1759 viele Adelige des Verbrechens für ſchuldig, und die Jeſuiten, auf rechtliche Vermuthungen hin, für Anſtifter und Mitwiſſende deſſelben. Die Adeligen wurden hingerichtet, zahlreiche Jeſuiten, worunter die Väter Malagrida, Souza und Mathos im Gefängniß gehalten, bis der neue Papſt Klemens XIII. (der Nachfolger Benedikts XIV.) über ſie entſcheiden würde, der ganze Orden am 3. September 1759 in Portugal aufgehoben. Die Güter deſſelben wurden eingezogen und alle Mitglieder (mit Ausnahme der Gefangenen) zu Schiff nach Italien gebracht. Zwar nahm ſich Papſt **Klemens** XIII., welcher ein Freund der Jeſuiten war und unter dem Einfluß ihres Generals Lorenz Ricci ſtand, der Verhafteten an, jedoch fruchtlos. Der portugieſiſche Hof zerfiel darüber mit dem Papſt; den Vater Malagrida aber, einen Greis von 74 Jahren und gewiß nur einen geiſtesverwirrten Schwärmer, nicht aber Staatsverbrecher, ließ Pombal dem geiſtlichen Gericht der Inquiſition übergeben, und dieſes verurtheilte ihn, als einen Ketzer, zum Tod auf dem Scheiterhaufen. Dies Urtheil wurde 1761 wirklich vollzogen. Von den übrigen gefangenen Jeſuiten ſtarben einige in den Gefängniſſen, einige wurden nach Italien gebracht und andere nach dem Tode des Königs wieder in Freiheit geſetzt. Gewiß ein hartes Loos, daß ſo viele zum Theil ſicher nicht ſchuldige Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu die Vergehen ihrer Vorgänger und noch lebenden Brüder büßen mußten!

Bald folgte auch Frankreich dem Beiſpiele Portugals. Dort war der Streit über den Janſenismus, welchen die Jeſuiten ſelbſt angefacht hatten und mit ſo großer Leidenſchaftlichkeit fortſchürten, der erſte Grund zu ihrem Untergang geworden. Das Parlament war nämlich janſeniſtiſch geſtimmt, und wollte es nicht länger dulden, daß der Jeſuitenorden in Folge ſeiner Grundſätze und ſeiner wirklich errungenen Macht einen eigenen Staat im Staate bilde. Zugleich ſank der Orden, vorzugsweiſe durch die ununterbrochenen Angriffe geiſtreicher Schriftſteller, immer tiefer in der öffentlichen Meinung. Unter ſolchen Umſtänden wurde ein Prozeß gegen den Orden anhängig, welcher endlich deſſen Sturz in Frankreich herbeiführte. Ein Jeſuit, der Vater La Valette, hatte nämlich, als Vorſteher der Miſſion in Weſtindien, auf der der Krone Frankreichs gehörigen Inſel Martinique große Magazine und Fabriken angelegt, und durch Handelsſpeculationen mit Negerſklaven und Kolonialwaaren ungeheure Summen für den Orden gewonnen. Er ſtand mit einem Handlungshauſe in Marſeille in ſteter Geſchäftsverbindung und ſtellte auf daſſelbe für anderthalb Millionen Livres Wechſel aus, welche jenes Haus, in Erwartung zweier von dem Vater La Valette abgeſandten Schiffsladungen im Werth von zwei Millionen, auch acceptirte. Nun war damals Krieg zwiſchen Frankreich und England und die Engländer fingen jene Schiffe. Dadurch kam das

Marſeiller Handlungshaus dem Bankrotte nah und verlangte nun von dem Jeſuitenorden Entſchädigung. Dieſer aber erklärte rund heraus: „er ſei das nicht ſchuldig, denn wenn der Vater La Valette Handel getrieben habe, ſo ſei dies ſträflich gegen die Ordensgeſetze geſchehen und das Geſchäft des Vaters gehe den Orden ſelbſt durchaus nichts an.“ Die Sache kam vor das Gericht; dies verlangte die Vorlegung der Konſtitutionen, auf welche ſich der Orden berief, und erklärte dann: „dieſelben haben in Rechtsſachen keine Gültigkeit, und der Orden iſt ſchuldig die Summe zu bezahlen, weil kein einzelner Jeſuit, *als ſolcher*, ein Eigenthum haben darf, ſondern alle Güter der Einzelnen nur das Vermögen des *ganzen Ordens* ausmachen.“ Da nun bei dieſer Gelegenheit die Konſtitutionen des Ordens bekannt wurden, ſo konnte jetzt das Parlament aus denſelben die Gefahr des Ordens für den Staat beweiſen. Es erklärte denn auch (1761) alle Privilegien, welche die Päpſte dem Orden ertheilt hatten, für Mißbräuche; es ließ ferner eine Menge Schriften von Jeſuiten (welche mit Genehmigung der Oberen gedruckt worden waren und Königsmord, Aufruhr, ſo wie andere Verbrechen rechtfertigten) durch die Hand des Henkers öffentlich verbrennen, und es veröffentlichte endlich einen Auszug ſchädlicher Lehren, welche aus den Schriften der Jeſuiten gezogen waren. Dieſe Energie des Parlaments unterſtützte der damalige Miniſter, der Herzog von *Choiſeul*. König Ludwig XV. aber, durch ſchändliche Ausſchweifungen faſt völlig abgeſtumpft, gab ſich dabei zufrieden, als man ihm verſicherte, daß der Orden nur *verbeſſert* werden ſollte. Auch machte man dem Orden wirklich den Vorſchlag, daß ein geborner *Franzoſe* als Generalvikar über ſämmtliche Jeſuiten in Frankreich geſetzt werden ſolle. Als aber der Ordensgeneral *Lorenz Ricci* dieſen Vorſchlag erfuhr, ſprach er: „eine ſolche Veränderung der Ordensverfaſſung darf ich nicht zugeben. Die *Jeſuiten müſſen entweder bleiben, wie ſie ſind, oder aufhören zu ſein.*“ Wohl wahr, und zwar für alle Zeiten! O bedächt' es noch heutzutag jeder Staat! Mit dieſen Worten hatte der unbeugſame General dem Orden ſelbſt das Urtheil geſprochen. Am 6. Auguſt 1762 erließ nun das Parlament den Beſchluß: „die Geſellſchaft Jeſu iſt, als ſtaatsgefährlich, in Frankreich aufgehoben.“ Doch wurde den Mitgliedern erlaubt, Pfarrſtellen zu bekleiden und Pfründen zu beſitzen, d. h. unter der Bedingung, wenn ſie jede Gemeinſchaft mit dem Orden eidlich aufgeben wollten. Sie thaten dies nicht: da gebot ihnen das Parlament im Jahr 1764, binnen 4 Wochen Frankreichs Boden zu verlaſſen. Der König beſtätigte die Aufhebung des Ordens, erlaubte jedoch den ehemaligen Mitgliedern deſſelben, in Frankreich zu bleiben, aber unter der Bedingung, daß ſie den Staatsgeſetzen gehorſam nachleben würden.

Nun verſuchte der Papſt Klemens XIII. mit vergeblicher Mühe, den Orden zu ſtützen und zu retten. Er ließn ach Aufhebung deſſelben in Frankreich eine Bulle ausgehen, worin er denſelben feierlich beſtätigte. Doch ſowohl das franzöſiſche Parlament als auch die Republik Venedig verboten die Einführung und Bekanntmachung dieſer Bulle, und menſchliche Kraft konnte den Sturz dieſes ungeheuren Inſtituts nicht mehr aufhalten, welches von der Rache der beleidigten Menſchheit und von eigner Schuld zu Boden geworfen ward.

Dies zeigte ſich zunächſt am allerdeutlichſten in Spanien, wo die Macht der Jeſuiten noch in der Zeit, als ſie aus Portugal vertrieben wurden, unerſchütterlich feſt zu ſtehen ſchien, denn ſowohl König Ferdinand VI. und deſſen Nachfolger Karl III., als auch Volk und Adel waren ihnen ergeben. Da begab ſich's 1766, daß das Volk in Madrid einen Aufruhr erhob, und der König erfuhr, daß die Jeſuiten denſelben erregt und ihn für einen des Thrones verluſtigen Baſtard erklärt hätten. Sein Miniſter, der Graf von Aranda, lag ihm nun dringend an, nach dem Vorgang Portugals und Frankreichs, die Jeſuiten als ſtaatsgefährliche Menſchen aus allen Theilen der ſpaniſchen Monarchie zu vertreiben. Der König gab ſeine Einwilligung dazu. Die Vollziehung wurde auf's ſtrengſte geheim gehalten. Und ſiehe da, plötzlich wurden in einer Nacht (vom 2. auf den 3. April 1767) alle Gebäude der Jeſuiten in Spanien mit Soldaten umſtellt, alle Ordensbrüder (und deren waren in Spanien an 7000) gefangen genommen und nach den Hafenſtädten abgeführt, wo man ſie nach Italien einſchiffte. Gleiches geſchah in den ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika. Ihre Güter wurden eingezogen, dagegen erhielt jeder eingeborne Jeſuit ein Jahrgeld, aber auf die Zurückkunſt nach Spanien ſtand eine ſchwere Strafe. Nichts half ihnen jetzt ihre Macht, nichts ihr Einfluß. Es war Gottes Hand, welche die Hände der Machthaber gegen ſie lenkte. Die vertriebenen Jeſuiten mußten lange auf den Schiffen bleiben, weil ſie der Papſt anfangs nicht im Kirchenſtaat aufnehmen wollte; da hatten die Unglücklichen lange kein Obdach, um ihr Haupt zur Ruhe zu legen. Endlich ließ man ſie auf der Inſel Korſika landen, und ſpäter nahm ſie der Papſt in den Kirchenſtaat auf. Doch faßte Rom kaum ihre große Zahl. Im November deſſelben Jahres 1767 wurden die Jeſuiten auch aus dem Königreich Neapel vertrieben und nach dem Kirchenſtaat geſchafft. Eben ſo erging es ihnen in Malta und (1768) in Parma.

Aber der härteſte Schlag ſtand ihnen noch bevor. Ihr Freund und Beſchützer, Papſt Klemens XIII., ſtarb 1769 ganz plötzlich, am Tage vor dem 3. Februar, auf welchen er ein geheimes Conſiſtorium angeſetzt hatte, um ſich dem einſtimmigen Verlangen der Höfe hinſichtlich der Aufhebung des Jeſuitenordens zu fügen. Durch den Einfluß jener Höfe, welche den gänzlichen Untergang des Ordens durchſetzen wollten, wurde der Kardinal Ganganelli zum Papſt erwählt. Er nannte ſich als ſolcher Klemens XIV. und verſuchte einige Jahre hindurch mit redlichem Eifer, den Orden durchgreifend zu verbeſſern, um deſſen Untergang zu verhindern. Es war umſonſt; auch Klemens XIV. konnte den Geiſt der Zeit nicht aufhalten, welche das Gericht verlangte. Da erließ er denn am 21. Juli 1773 eine Bulle, welche mit den Worten anfing: „Dominus ac redemptor noster“, in welcher er den ganzen Orden als Körperſchaft auflöſte und für ewige Zeiten vernichtete, in einem Augenblick, da jener über 22,000 Mitglieder zählte! Der Papſt ſagte in dieſer Bulle unter anderm: daß viele Mittel und Vorkehrungen zur Verbeſſerung des Ordens beinahe gar keine Einwirkungen und Kraft bethätigten, vielfältige Störungen, Unruhen und Klagen gegen denſelben wegzuräumen und zu zerſtreuen; daß es fruchtlos blieb, was ſeine Vorgänger dafür thaten, Urban VIII., Klemens IX., X., XI. und XII., Alexander VII. und VIII., Innocenz X., XI., XII. und XIII., und Benedikt XIV., welche in der Kirche den ſo heiß erwünſchten Frieden herzuſtellen ſuchten, und mehrere höchſt heilſame Anordnungen erließen, ſowohl über die Unterſagung weltlicher Geſchäfte, deren ſich die Geſellſchaft angenommen hatte, — nicht allein gelegentlich von Miſſionen, ſondern auch ohne dieſe, — als auch über ihre ſehr ſchweren Vereinigungen und Streitigkeiten mit den Ortsordinarien (Biſchöfen), den regulirten Orden, den frommen Stiftungen und Körperſchaften jeder Art, die ſich in Europa, in Aſien und in Amerika befinden, wodurch das Seelenheil in größte Gefahr gerathen iſt, und die Völker darob laut ihr Staunen äußerten; denn auch die Deutung und die Ausübung heidniſcher, in einzelnen Gegenden beobachteter Sitte berührten ſie, und ſetzten dagegen diejenigen bei Seite, welche von der allgemeinen Kirche angenommen ſind; ſie überließen ſich der Ausübung und Interpretation von Geſinnungen, welche der apoſtoliſche Stuhl aus Gründen als ſchändlich und als der beſſeren Ordnung der Sitten offenkundig ſchadend erklärt hatte. Endlich haben ſie in noch anderen Gegenſtänden von nicht minderem Gewicht und ſolchen, die vorzugsweiſe für Erhaltung der Reinheit der chriſtlichen Lehre beſtimmt waren, ſich verfehlt, wovon Allem in der jetzigen Zeit ſowohl als in der vor uns geweſenen eine Menge Nachtheile und Schwierigkeiten ſich erhoben, wie denn auch von ſolchen allein die Unruhen und Tumulte in den katholiſchen Ländern und die Verfolgungen der Kirche in mehreren Provinzen Aſiens und Europas entſprangen ..... Erſehend (heißt es weiter in der Bulle) daß die beſagte Geſellſchaft Jeſu genügende und heilſame Früchte ſo wenig als die großen Vortheile gewähren kann, welcher wegen ſie beſtätigt und mit ſo vielen Privilegien verſehen ward, und daß ſelbſt, wenn ſie beſtehen bleibt, es außerordentlich ſchwer, wenn nicht rein unmöglich iſt, der Kirche wahren und bleibenden Frieden zu ſchaffen, — — heben Wir auf und unterdrücken hiermit die beſagte Geſellſchaft, Wir entkleiden ſie aller und jeder Aemter, jedes Dienſtes, aller Verwaltung, Wir benehmen ihr ihre Häuſer, Schulen, Kollegien, Hoſpitien, Güter, an welchem Orte, in welcher Provinz und in welchem Reiche ſie gelegen ſeien oder ihr angehören; Wir entziehen ihr alle Statuten, Gebräuche, Dekrete, Gewohnheiten, Verordnungen, ſie mögen durch Eidesleiſtungen, durch apoſtoliſche Genehmigung oder auf andere Weiſe ihr geworden ſein, eben ſo alle und jede Bewilligungen, welches Namens ſie ſeien, ... Wir erklären deßhalb als auf ewig aufgehoben und erloſchen jedwede Gewalt des Generals, der Provinzialen, Viſitatoren und aller andern Obern der beſagten Geſellſchaft ſowohl in geiſtlicher als weltlicher Beziehung. Ihre Gerichtsbarkeit übertragen wir ohne Unterſchied auf die Ortsordinarien, ... und Wir verbieten durch Gegenwärtiges, irgend jemand in die beſagte Geſellſchaft zum Noviziat oder den höheren Graden aufzunehmen oder zu befördern; Wir befehlen, daß ſolche, welche ſchon aufgenommen ſind, weder einfache, noch feierliche Gelübde leiſten dürfen, unter Strafe der Nichtigkeit der Aufnahme und des Gelübdes und unter weiterer beſonderer Beſtrafung; u. ſ. w. .... Wir ermahnen (heißt es zum Schluß) alle chriſtlichen Fürſten, gegenwärtigem Erlaß die vollſte Wirkung durch Anwendung der Macht und Gewalt, welche ihnen von Gott geworden iſt, zu verſchaffen; ..... Wir ermahnen alle Chriſten, daß gegenſeitige, umfaſſende Liebe ihre einzige Pflicht iſt, daß ſie Streit und Hader, Klagen und Widerwillen und Alles haſſen ſollen, was der Erbfeind des menſchlichen Geſchlechts erdacht hat, um die Kirche zu ſtören und der ewigen Glückſeligkeit der Gläubigen Hinderniſſe in den Weg zu legen, unter dem fälſchlichen Vorwand von Schulmeinungen oder gar von chriſtlicher Vollkommenheit .... Dieſe unſere Briefe ſollen, welches Vorwandes und welches Vorgebens man auch in Form oder Recht ſich bedienen möchte, weder unterſucht und angefochten, weder in ihrer Kraft geſchwächt noch zurückgenommen werden, ... ſondern die gegenwärtige Verordnung ſoll von nun an immer in Kraft und beſtändiger Wirkſamkeit bleiben. — — — Am 16. Auguſt wurde dieſe Bulle den Jeſuiten in Rom bekannt gemacht, und der General Ricci hierauf mit ſeinen Aſſiſtenten und mehreren andern Ordensbrüdern als

Gefangene in die Engelsburg gebracht. Dort ſtarb Lorenz Ricci am 24. November 1775 ſo ungebeugt, wie er für den Orden ſtandhaft gelebt hatte. Bereits etwas über ein Jahr vor ihm war Klemens XIV. verſchieden: die ganze Welt glaubte, daß ihn die Jeſuiten aus Rache vergiftet hätten: auch er ſelbſt glaubte es; denn ſchon als er die Aufhebungsbulle unterzeichnete, ſprach er: „da ſchreibe ich mir mein Todesurtheil.“ In zwei aus jeſuitiſcher Feder gefloſſenen Denkſchriften wurde Klemens XIV. „ein Gottesläſterer, ein Ketzer, ein Janſeniſt, ein durch Simonie unrechtmäßig eingedrungenes Kirchenhaupt,“ und das Aufhebungsdekret „eine dem Evangelium geradezu widerſprechende Handlung, eine förmliche Ketzerei, eine Verſündigung wider alle, ſogar die natürlichen Geſetze“ genannt.

So war nun der Orden nach 233 Jahren, ſeitdem ihn ein Papſt (Paulus III.) in ſeiner vermeintlichen Eigenſchaft als „untrüglicher Statthalter Jeſu Chriſti“ feierlich beſtätigt hatte, abermals durch einen Papſt, alſo kraft derſelben göttlichen Erleuchtung, kraft derſelben „Untrüglichkeit“, — aufgelöſt. Wie reimen ſich dieſe beiden Untrüglichkeiten auf einander? Wie dem auch ſei, der Jeſuitenorden hatte nun, Kraft jener Bulle, rechtlich aufgehört zu exiſtiren, und wurde auch in den katholiſchen deutſchen Ländern unterdrückt. So denn auch in Baiern, wo ſie ſich für unüberwindlich gehalten hatten. Eben ſo in der öſterreichiſchen Monarchie. Lange hatte die erhabene Kaiſerin Maria Thereſia in tiefer Herzensfrömmigkeit allen darauf bezüglichen Vorſtellungen ihres großen Staatsminiſters Kaunitz widerſtanden; lange hatte ſie dieſem auf alle wichtigen Gründe der Politik, welche er ihr zu Gemüth führte, nur durch Thränen geantwortet. Sie entſchloß ſich erſt dann, und zwar aus gerechter Entrüſtung, zu dem wichtigen Schritt, als ihr der Graf von Wilczek (ihr Geſandter in Rom) ihre eigenen Worte wiederholte, die ſie zu ihrem Beichtvater, dem Jeſuiten Pater Parhamer über die Theilung Polens im Beichtgeheimniß geſprochen hatte. Der Jeſuit hatte ſie nämlich dem General in Rom wieder mitgetheilt. Da unterſchrieb die Kaiſerin das Dekret zur Aufhebung des Ordens. So erzählt ein Gewährsmann. Ein anderer berichtet: der Papſt ſelbſt habe der Kaiſerin vorgeſtellt, daß ſie durch einen ſo hartnäckigen Widerſtand gegen die mit der göttlichen Autorität bekleidete Kirche ihr Gewiſſen belaſte, worauf ſie erwiederte, daß ſie lediglich deßhalb, weil der Papſt die Aufhebung des Ordens für nothwendig halte, als treugehorſame Tochter der Kirche, deſſen Bulle vollziehen laſſen werde. Welcher Bericht nun auch die Wahrheit enthalte, — am 14. September 1773 wurde die Aufhebung in Wien vollzogen. Wie Marien Thereſiens großer Sohn, Kaiſer Joſeph II., über die Jeſuiten dachte, erhellt aus folgenden Briefen deſſelben an Choiſeul und Aranda. Dem erſteren ſchrieb er im Jahre 1770 über die Jeſuiten: „Ich kenne dieſe Leute ſo gut wie irgend Einer, weiß alle ihre Entwürfe, die ſie durchgeſetzt, ihre Bemühungen, Finſterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Kap Finisterrae bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren. In Deutſchland waren ſie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Grandes der Nation, in Paraguay Könige. Wäre mein Großonkel Joſeph I. nicht Kaiſer geworden, ſo hätten wir in Deutſchland vermuthlich Malagridas, Aveiros, und einen Verſuch des Königsmordes erleben können. Er kannte ſie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens ſeinen Beichtvater einſtens im Verdacht der Redlichkeit hatte, und daß dieſer Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiſer als für den Vatikan bewies, ſo wurde er nach Rom citirt. Er ſah ſein ganzes grauſames Schickſal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiſer, es zu verhindern. Umſonſt war alles, was der Monarch gethan, um dieſem Schritt vorzubeugen. Selbſt der Nuntius verlangte im Namen ſeines Hofes ſeine Entfernung. Aufgebracht über dieſen Despotiſmus Roms erklärte der Kaiſer, daß, wenn dieſer Prieſter ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Geſellſchaft dahin reiſen ſolle, und daß ihn alle Jeſuiten in öſterreichiſchen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er keinen wieder ſehen wolle. Dieſe in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entſchloſſene Antwort des Kaiſers machte die Jeſuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen ....“ Und an Aranda ſchrieb Joſeph II. im Jahre 1773 kurz nach der Aufhebung des

Ordens unter Anderm: „Noch ehe die Jeſuiten in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; ſie haben ſie zum empörenden Bilde umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt ..... Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulle in coena domini hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt — —“ Nur Friedrich der Große, König von Preußen, weigerte ſich, in den katholiſchen Theilen ſeines Staates die Aufhebungs-Bulle des Papſtes anzuerkennen, welchen er, als Proteſtant, nicht für das Oberhaupt der Chriſtenheit halten konnte; Friedrich der Große wollte die Jeſuiten nicht von der Duldung ausſchließen, welche er allen ſeinen Unterthanen mit ſeinem Königswort verbürgt hatte. Gleichwohl erkannte dieſer weiſe Monarch gar bald, wie wenig die Jeſuiten ſolcher Gnade, ja jedes Rechtsſchutzes überhaupt würdig waren, ſie, welche ſelbſt keine Rechte als die ihrigen, kein Recht der Staaten, der Völker, der Könige, der Menſchheit anerkannten. Bald (im Jahre 1776) ſah ſich Friedrich der Große veranlaßt, den Jeſuiten zu befehlen, ihre Ordenskleidung abzulegen. Sie hießen nun Prieſter des königlichen Schulinſtituts, bis endlich König Friedrich Wilhelm II. dies aufhob und die Jeſuitengüter den Univerſitäten zu Halle und zu Frankfurt an der Oder überwies.

Nachdem nun der Jeſuitenorden gerade auf Andringen der römiſch-katholiſchen Höfe aufgehoben worden war, erhielt er ſich in jenem Reiche, in welchem er nie einen durchgreifenden Einfluß hatte gewinnen können und wo die Nationalkirche (die griechiſche) ſtets jeden Verſuch zu einer Vereinigung mit der römiſchen auf's Beharrlichſte abgewieſen hatte, — nämlich in Rußland. Ueber dies Reich herrſchte damals die Kaiſerin Katharina II., welche bei der Theilung Polens verſprochen hatte, in jenem Theil dieſes Landes, der an Rußland gekommen war, die dort beſtehende Religion aufrecht zu halten. Als nun Klemens XIV. den Jeſuitenorden, welcher in Polen ſo zahlreiche Mitglieder hatte, aufhob, vollzog Katharina II., als Selbſtherrſcherin, dies Machtgebot nicht. Uebrigens unterſtützte auch der Graf Czernitſchew die Sache der Jeſuiten eifrig und der Biſchof von Mallo in Weißrußland erlaubte ihnen im Jahre 1779, wieder Novizen aufzunehmen. Die Kaiſerin Katharina II. geſtattete ihnen 1782, ſich einen Generalvikarius zu erwählen, und fügte noch die ausdrückliche Erklärung hinzu, daß „der Orden unverletzt und ohne die mindeſte Einſchränkung erhalten werden ſolle.“ So erhielt ſich ein friſches Reis des abgehauenen Rieſenbaumes unbeachtet in Rußland, ſchlug dort tiefe Wurzeln, und erwuchs bald zu einem neuen kräftigen Stamm mit zahlreichen Aeſten; ſchon 1786 hatte die Geſellſchaft Jeſu wieder 178 Mitglieder.

Aber auch in den übrigen Staaten waren die Jeſuiten, obgleich ſie ihren Namen und ihr Ordenskleid abgelegt hatten, und entweder als Weltgeiſtliche, Lehrer, Gelehrte oder in andern Ständen lebten — überall waren ſie im Geiſt noch Jeſuiten geblieben. Sie erinnerten ſich an die geweſene Herrlichkeit, ſie waren überzeugt, daß die meiſten ihrer Brüder noch feſt hielten an der Idee ihres großen ſelbſtſtändigen Staates. In jener Erinnerung und in dieſer Ueberzeugung, von Hoffnung und von Herrſchſucht getrieben, arbeiteten ſie nun im Stillen mit allen Künſten, welche ſie gelernt hatten, an der Wiederherſtellung des Ordens; und nur mit noch größerer Erbitterung als je unterminirten ſie die Staaten. Dies ward ihnen um ſo leichter, da ſie nun nicht mehr aus der Maſſe aller Staatsangehörigen heraus, durch beſondere Kleidung und Sitten unterſchieden werden konnten. So verſchafften ſie ſich einflußreiche Stellen im Staatsdienſt, in der Kirche, im Schulweſen.

Am wirkſamſten zeigten ſich ihre Bemühungen in dem öſterreichiſchen (früher ſpaniſchen) Antheil der Niederlande (d. i. den belgiſchen Provinzen). Dort entſtand gegen die durchgreifenden Neuerungen Kaiſer Josephs II., beſonders in religiöſer Beziehung, ein allgemeiner Aufſtand, in Folge deſſen ſich die Stände 1790, von Oeſterreich unabhängig, als vereinigten Staat von Belgien erklärten. Damals haben die Jeſuiten die bedrohte bürgerliche Freiheit zum Vorwand genommen, und den unſterblichen Kaiſer, Joſeph II., als einen Feind der Religion zu verläſtern geſucht, und dennoch war er in der That aufrichtig religiös; eben aus tief religiöſem und ſittlichem Gefühl hat er, in ſeiner Ueberzeugung von den hehren Pflichten ſeines Herrſcheramtes all die zahlloſen Mißbräuche, all den unſeligen, verdummenden und entſittlichenden Aberglauben aufzuheben geſtrebt, wodurch eigennützige Pfaffen ſeit Jahrhunderten das heilige und reine Grundweſen des Chriſtenthums umdüſtert und faſt unkenntlich gemacht, und die hohe edle Bedeutung des achtungswürdigen Prieſterſtandes entweiht hatten. Die Pfaffen haben ſich dafür unverſöhnlich an dem edlen Kaiſer gerächt, ſie haben das Volk gegen ihn aufgewiegelt, ſie haben die Abſichten dieſes kaiſerlichen Menſchenfreundes zu verdächtigen, ſein Andenken zu beſchmutzen geſucht. Aber ſein Name ſteht für alle Zeiten glorreich im Buche der Menſchheit in der Reihe jener Geiſter, welche fürs Wohl der Menſchheit bewußt und groß gelebt und gelitten haben!

In ähnlicher Weiſe wirkten die kuttenloſen Jeſuiten auch in Baiern, wo ſie noch von ihrer guten alten Zeit her das biedre kernhafte Volk in geiſtiger Abhängigkeit erhielten, der Aufklärung unermüdlich entgegen; ſie griffen die neue Geſtaltung des Schulweſens, die neugeſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, kurz alle neueren Einrichtungen zur Volkveredlung aufs heftigſte an und ſuchten auf alle Weiſe die Wiederherſtellung ihres Ordens zu erringen. Ein eigenthümliches Ereigniß erleichterte ihnen ihr Spiel. Es gab nämlich aus früheren Zeiten her eine edle und ehrwürdige Verbrüderung unbeſcholtener Männer, welche in ſtiller Abgeſchloſſenheit das hohe Urbild der Menſchheit zu verwirklichen dachten und mit allen Kräften, mit wechſelſeitiger Aufopferung und in ächt brüderlicher Liebe dahin ſtrebten, die Humanität in jeder Beziehung zu befördern. Dieſer Brüderbund der edelſten Menſchen, welcher noch heutzutage beſteht und ſegensreich fortwirkt, heißt der Freimaurerbund. Alle Mitglieder deſſelben, ob ſie nun Fürſten oder Bauern, Prieſter oder Laien, Gelehrte oder Ungelehrte, Millionäre oder Arme ſind, kennen in ihrem Verhältniß zu einander keinen Standesunterſchied, ſondern erkennen ſich bloß als Menſchen; ſie kennen ebenſowenig einen Unterſchied der kirchlichen Satzungen, aber ſie machen Gottesliebe zur erſten Pflicht, ſie ehren die Religion eines

Jeden und ebenſo die Geſetze des Staates; weit davon entfernt, Religion oder Staat zu beeinträchtigen, ſuchen die *Freimaurer* vielmehr, in ihrer Eigenſchaft als Mitglieder eines *dritten* ewigen und reinen Inſtituts, Aufklärung zu befördern, Noth zu lindern, Bürgertreue zu befeſtigen, und verbinden durch ihr Wirken die Religion und den Staat erſt recht innig und dauerhaft. Der Freimaurerbund iſt ebenſo weit verbreitet über die ganze Erde, als es der Jeſuitenorden war; aber ſein Zweck, der der *Menſchheits-* und *Menſchenliebe*, in der höchſten reinſten Bedeutung dieſes Worts, iſt und war natürlich durchweg dem Zweck des Jeſuitenordens, dem *Egoismus*, ſo feindſelig entgegengeſetzt, wie Tag und Nacht. Deshalb iſt's wohl begreiflich, daß der Jeſuitenorden den Freimaurerbund ſchon lange als ſeinen Nebenbuhler haßte, verdächtigte und verfolgte (was er auch noch heute thut). So war's auch damals in Baiern der Fall, unter der Regierung des Kurfürſten Karl Theodor. Nun entſtand aber damals eine eigenthümliche Sekte, die der ſogenannten *Illuminaten*, welche die Verfaſſung des Jeſuitenordens mit den geheimnißvollen Gebräuchen des Freimaurerbundes zu verſchmelzen ſuchte. *Adam Weishaupt*, Profeſſor an der Univerſität zu Ingolſtadt, ſtiftete im Jahre 1776 den Illuminatenorden und zwar urſprünglich in der Abſicht, die Feinde der Aufklärung zu bekämpfen. Aber weil er ſeinen Plan, nach dem Muſter des Jeſuitenordens, auf einem *knechtiſchen* Verhältniß der Mitglieder, auf einem Despotismus der leitenden Oberen begründete, trug derſelbe auch ſchon von Anfang her den Keim des Verderbniſſes und Verfalls in ſich. Es beſtanden in dieſer geheimen Verbindung des Illuminatenordens mehre Grade für die Eingeweihten, und zwar genau ſo wie bei den Jeſuiten, nämlich, daß der Untere ſtets blind unter den Befehlen ſeines nächſten Oberen ſtand, aber ſich durch ſeine Fähigkeiten auch wieder zu höheren Graden aufſchwingen konnte, und daß endlich die eigentlichen oberſten Häupter des Ordens, welche vor aller Welt in tiefem Geheimniß verborgen waren, die volle Herrſchaft in Händen hatten und über den unbedingten Gehorſam aller Untergebenen verfügen konnten. Bei ſolcher Verfaſſung war alſo der Illuminatenorden faſt wie eine Verjüngung des Jeſuitenordens, jedoch unter mißbrauchten freimaureriſchen Formen; und jener innere Fluch gab ſich bald kund, — dadurch nämlich, daß die herrſchenden unſichtbaren Oberen ihre Gewalt nicht zum Heil der Menſchheit, ſondern zu ihrem eigenen zeitlichen Vortheil und zu dem ihrer Kreaturen zu benutzen ſuchten. Die ſtaatsgefährliche Ausartung des Illuminatenordens, welcher ſich bald in einem großen Theile Deutſchlands ausbreitete und zur Zeit ſeiner größten Blüthe 2000 Mitglieder hatte, kam an den Tag, und derſelbe wurde im Jahre 1785 von der baieriſchen Regierung aufgehoben. Den heimlichen Jeſuiten aber war dieſer Sturz der Illuminaten ein willkommener Anlaß, dem Kurfürſten Karl Theodor ihre eigene Wichtigkeit anzupreiſen, als hinge alles Heil der Kirche, ſowie die Rettung des Staates vor verderblichen Umtrieben einzig von ihnen ab, und ſie verdächtigten nun erſt recht die Aufklärung und den edlen Freimaurerorden. Dieſe gefährlichen Rückwirkungen der Jeſuiten traten bald auch in ganz Deutſchland immer lauter und kühner, immer bemerkbarer ans Tageslicht hervor. Die heimlichen Jeſuiten und ihre verbündeten ſtillen Verehrer ließen Schriften im Drucke ausgeben, worin ſie die ſchönen Worte „Aufklärung“ und „Humanität“ als gleichbedeutend mit Gotteslängnung verdächtigten und alle edleren Geiſter, welche für den Fortſchritt der Menſchheit kämpften und das alte Reich der Finſterniß nicht wieder aufkommen laſſen wollten, zu Verworfenen brandmarkten. Wie ſehr die Macht der römiſchen Kurie damals vorzugsweiſe in Baiern erſtarkt war, zeigte ſich leider dadurch, daß es ihr durch den weltlichen Arm der bairiſchen Regierung gelingen konnte, eine Bewegung, welche von vier deutſchen Erzbiſchöfen (jenen von Köln, Trier, Mainz und Salzburg) ausging und die Befreiung der deutſchen katholiſchen Kirche von der römiſchen Hierarchie zum Zwecke hatte, zu unterdrücken. Als nämlich der Papſt, gegen alle ſehr nachdrücklichen Vorſtellungen, entſchloſſen blieb, einen Nuntius an den pfalzbaieriſchen Hof, nicht etwa bloß als Geſandten, ſondern als einen mit geiſtlicher Gerichtsbarkeit verſehenen Delegaten zu ſchicken, wendeten ſich die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg an Kaiſer Joſeph II., als den eigentlichen Schutz- und Schirmvogt der deutſchen Kirche, und rieſen ſeinen reichsoberhauptlichen Beiſtand gegen ſolche Neuerungen und gewaltſame Eingriffe der römiſchen Kurie an. Joſeph II. verſprach ihnen ſeinen Schutz und machte jenen vier Erzbiſchöfen bekannt, daß er durch ſeinen bevollmächtigten Miniſter zu Rom die Erklärung gethan habe: er, der Kaiſer, werde fernerhin keinem einzigen Nuntius im deutſchen Reiche mehr geſtatten, eigene geiſtliche Gerichtsbarkeit auszuüben, noch dulden, daß die Erz- und Biſchöfe im Reich auf ſolche Weiſe in ihren von Gott und der Kirche ihnen eingeräumten und zuſtehenden Diöceſanrechten geſtört würden; vielmehr werde er alles beitragen, daß dieſelben in alle ihre ihnen entriſſenen urſprünglichen Rechte wieder eingeſetzt würden; und rief ſie deßhalb feierlich mit ihren Suffragan- und exemten Biſchöfen in Deutſchland auf, ihre Metropolitan- und Diöceſanrechte gegen alle Anfälle aufrecht zu erhalten und alles dasjenige, was immer Einſchreitung oder Eingriffe des päpſtlichen Hofes und deſſen Nuntien wider ſolche Rechte und die gute Ordnung ſein könnte, ſtandhaft hintan zu halten. Daraufhin trafen nun jene vier Erzbiſchöfe durch ihre Bevollmächtigten am 25. Auguſt 1786 zu Bad-Ems eine Uebereinkunft, die ſogenannte „Emſer Punktation“ in 23 Artikeln, worin ſie ſich auf die Unveräußerlichkeit ihrer Rechte und auf die Gültigkeit der, ungeachtet des Aſchaffenburger Konkordats, eigentlich doch nie aufgehobenen Beſchlüſſe des Baſeler Conciliums (von 1439) und die wiederholten feierlichen Verſprechungen der Einberufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung beriefen; demgemäß erklärten ſie die Einmiſchung der römiſchen Kurie in die Angelegenheiten der deutſchen Kirche für einen Mißbrauch und die Jurisdiktion der päpſtlichen Nuntien für aufgehoben; der Vaſalleneid, welchen die deutſchen Biſchöfe dem Papſt zu leiſten hatten, ſollte abgeändert, die Annaten- und Palliengelder, die nach Rom floſſen, ſollten wenigſtens ermäßigt, Ausländer von deutſchen Pfründen ausgeſchloſſen, alle Exemtionen der Klöſter und alle Verbindungen der Ordensleute mit ihren Oberen im Ausland aufgehoben, alle Ehehinderniſſe in gewöhnlichen Diſpenſationsfällen abgeſchafft werden; als dritte Appellationsinſtanz ſollten Provinzial-ſynodalgerichte errichtet, das unſelige Aſchaffenburger Konkordat einer ſtrengen Reviſion unterworfen, endlich ein allgemeines oder ein deutſches National-Concilium zuſammenberufen werden. Der hartnäckigſte Widerſtand der römiſchen Kurie hiergegen ließ ſich nicht lange erwarten, und der päpſtliche Nuntius Pacca zu Köln erklärte die Dispenſation ſogleich beim erſten Verſuch der Erzbiſchöfe ſie auszuüben, für ungültig. Zwar kaſſirte der Kaiſer das betreffende Rundſchreiben des Nuntius, und die vier Erzbiſchöfe befahlen den Pfarrern, daſſelbe abzuweiſen; aber der Kurfürſt von Pfalzbaiern verbot den Pfarrern in der zu Mainz gehörigen Wormſer Diöceſe, den Erzbiſchöfen Gehorſam zu leiſten, widrigenfalls ihnen ihre Einkünfte entzogen werden ſollten, und drohte zugleich den Erzbiſchöfen: er werde ſeine Länder ihren Sprengeln entziehen; ſo machte Pfalzbaiern, aus Beſorgniß für eine etwaige Beſchränkung der landesherrlichen Macht durch die Erzbiſchöfe, lieber mit der römiſchen Kurie gemeinſchaftliche Sache, und ſo ward der Zweck der Emſer Punktation vereitelt, welche zu noch größeren Reſultaten hätte führen können. Eine Lehre ergibt ſich daraus, welche der Beachtung werth iſt, daß das Werk deßhalb erfolglos blieb, weil die Erzbiſchöfe einmal nicht von vorn herein alle deutſchen Biſchöfe überhaupt zur Theilnahme an der gemeinſam-deutſchen Sache aufriefen, und dann auch, weil ſie nicht eben auch von vorn herein gleich vollkommen entſcheidende Maßregeln zur gänzlichen Lostrennung von der Oberherrſchaft der römiſchen Hierarchie einſchlugen. Ich habe dieſen Rückblick auf die „Emſer Punktation" hier eingeſchaltet, weil es in unſeren Tagen dringend nothwendig iſt, ſich derſelben wieder zu erinnern, das damals begonnene Werk mit größerer Umſicht und Energie neuerdings zu unternehmen und durch Gründung einer freien deutſchen katholiſchen Kirche mit Nationalkoncilien der Oberherrſchaft Roms über Deutſchland und der Peſt des Jeſuitismus ein Ende zu machen.

Als die franzöſiſche Revolution ausbrach und ſich wie in Lavaſtrömen ausgoß durch ganz Europa, als jeder Fürſt auf ſeinem Throne vor der Macht der Volksidee zitterte, die ihr uraltes verhöhntes Recht blutig heimfordert, wenn es ihr nicht gutwillig wieder eingeräumt wird, da glaubten die verkappten

Jeſuiten den vortrefflichſten Anlaß gefunden zu haben, um den Fürſten ihren Orden wie einen Blitzableiter gegen die Wetter des Himmels zu empfehlen. „Seht,“ ſprachen ſie, „das iſt die Folge davon, daß der Orden aus Frankreich verbannt worden iſt. Wäre dieß nicht geſchehen, ſo hätten die Freigeiſter dort nicht aufkommen können, welche durch ihre gottloſen Schriften das Volk ſo weit gebracht haben.“ Aber dieſe Behauptung war eine freche Lüge gegen die Geſchichte; denn der Grund der franzöſiſchen Revolution war die zweihundertjährige Unterdrückung des Volkes durch den Hof, wobei eben die Jeſuiten gemeinſchaftliche Sache gemacht hatten; die bodenloſe Verworfenheit, welche nur durch einen ſo fürchterlichen Aderlaß kurirt werden konnte, hatten die Jeſuiten ſelbſt durch ihre ſcheußliche Sittenlehre befördert, und jene Schriftſteller endlich, welche die Nation allerdings durch Aufklärung für die Revolution vorbereiteten, waren eben durch die jeſuitiſchen Verfolgungen des freien Gedankens größtentheils erſt erweckt worden. Gleichwohl hat ſich jene jeſuitiſche Lüge: „als ob nur jener Fürſt, nur jener Staat ſicher ſein könne, der ſich der Vormundſchaft des Ordens und überhaupt der Kirche völlig überlaſſe,“ noch lange, ſelbſt bis auf den heutigen Tag, geltend gemacht; die Schwachen im Geiſte glauben daran, weil ſie mit blöden Augen das heilige und erhabene Weſen der Religion, ohne welche keine Familie, und um wie viel weniger ein Staat beſtehen kann, nur im Gewande der Kirche, und zwar der römiſchen, wahrzunehmen vermögen und es mit der Prieſterherrſchaft völlig vermengen. Aber für jeden, der ſeine geſunden Sinne hat, iſt's ſonnenklar, daß ein geiſtlicher Staat, der ſich über allen Staaten zu ſtehen dünkt, die Exiſtenz jedes einzelnen Staates, in welchem er einen eignen bilden will, zerſtören muß. Nicht blinde Knechtſchaft, ſondern das urſprüngliche Recht iſt der hiſtoriſche Grund des Staatsweſens; nur dadurch, daß jede Verpflichtung des Einzelnen eine freiwillige iſt, um das Recht jedes Andern zu ſtützen, nur dadurch gibt es eine bürgerliche Geſellſchaft, und weil die Majeſtät des Fürſten, in den Rechten der Nation wurzelnd, den Inbegriff der Nationalität vorſtellt, iſt ſie erhaben über jede Anmaßung jenes Biſchofs von Rom, vor deſſen Weltherrſcherblicken es kein Vaterland gibt.

Neuntes Kapitel.

Wie der Jeſuitenorden wieder hergeſtellt worden iſt und was er jetzt treibt.

Nachdem nun die Geſellſchaft Jeſu in Rußland einen Zufluchtsort gefunden hatte, währte es auch nicht lange, daß der Papſt Pius VII. ſie, auf die Bitte des Jeſuiten Franz Kareu, welche durch Empfehlungsbriefe des Kaiſers Paul I. unterſtützt wurde, als eine geiſtliche Körperſchaft für jenes Reich beſtätigte. Dies geſchah am 7. Mai 1801 durch ein Breve, welches mit dem Worte: „Catholica“ anfängt. Drei Jahre ſpäter wurde dieſe Maßregel auch auf Neapel und Sicilien ausgedehnt durch das Breve: „Per alias“ vom 13. Juli 1804, worin der Papſt ſagte: es ſchiene ihm nothwendig, die für das ruſſiſche Reich ergriffenen Maßregeln auch auf das Königreich beider Sicilien auszudehnen, auf die Bitte ſeines in Jeſu Chriſto ſehr geliebten Sohnes Ferdinand, welcher ihn um die völlige Wiederherſtellung der Geſellſchaft Jeſu in ſeinen Staaten anging, ſo wie ſie früher beſtanden habe.

In Frankreich thaten die Jeſuiten während der Herrſchaft Napoleons gleichfalls viele Schritte, um ihre förmliche Wiederherſtellung in jenem Lande zu bewirken, nachdem ſie ſich bereits ſeit dem Jahre 1800 dort wieder eingefunden und ihre Thätigkeit neuerdings begonnen hatten. Napoleon mißtraute derſelben, gleichwohl dauerte es drei Jahre, bis ſein Befehl vom Jahre 1804, daß ſie ſich trennen und ihre Häuſer verlaſſen ſollten, vollzogen werden konnte. So bewährte ſich die Macht des Ordens dem mächtigſten Manne des Jahrhunderts gegenüber. Als aber Napoleon auf die Kaiſerkrone verzichtet hatte und die Völker nun die Freiheit errungen zu haben glaubten, — was geſchah? Da ward in Spanien (am 21. Juli 1814) die fluchwürdige blutbefleckte Inquiſition wieder eingeführt, und bald darauf (am 7. Auguſt 1814) ſtellte der Papſt Pius VII., nachdem er in ſeinen Kirchenſtaat wieder eingeſetzt worden, durch die Bulle, welche mit den Worten: „Sollicitudo omnium“ beginnt, auch den Jeſuitenorden für die ganze Chriſtenheit wieder her. Das war alſo die Frucht des großen Freiheitskampfes, — die Aufrichtung der alten Knechtſchaft! Es hieß in der Bulle unter Anderm: „Die einſtimmigen Wünſche beinahe der ganzen Chriſtenheit für die Wiederherſtellung der Geſellſchaft Jeſu führten alle Tage lebhafte und dringende Geſuche von Seiten Unſerer ehrwürdigen Brüder, der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ſo wie von den ausgezeichneteſten Perſonen aller Stände und Orden herbei, vorzüglich ſeitdem ſich auf alle Seiten hin der Ueberfluß von Früchten verbreitete, welche die Geſellſchaft in den Gegenden hervorbrachte, wo ſie ſich befand, und die Fruchtbarkeit der Schößlinge, welche die Hoffnung der Erweiterung und Verſchönerung des Feldes des Herrn in allen Theilen gewähren ..... Wir müßten Uns ſchwerer Sünde gegen Gott theilhaftig machen, wenn Wir, mitten unter ſo dringenden Bedürfniſſen, unter welchen die öffentliche Sache leidet, es verſäumten, ihr die heilſame Hülfe zu gewähren, welche Gott durch ſeine Vorſehung in unſere Hände legt; wenn Wir, in das Schiff Petri getreten, unter den Wogen der Stürme, die kräftigen und erfahrenen Ruderer zurückweiſen wollten, welche ſich uns anbieten, um die brauſenden Wellen zu durchbrechen, welche Uns jeden Augenblick mit unvermeidlichem Verderben bedrohen ...“ Im Verlauf der Bulle werden dann die Fürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und alle in Würden ſtehenden Perſonen ermahnt, „es nicht zu geſtatten und nicht zu dulden, daß Jemand die Geſellſchaft Jeſu und ihre Mitglieder beunruhige, vielmehr ſie mit Güte und Liebe aufzunehmen.“ Am Schluß endlich heißt es: „Wer ſich unterfangen ſollte, dem Inhalt der Wiederherſtellungsbulle zuwider zu handeln, der wiſſe, daß er ſich den Zorn Gottes, des Allmächtigen und der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus zuziehen werde.“

In jenen heißen Tagen, da die Völker für ihr Theuerſtes auf Erden, für ihre Unabhängigkeit, für ihre Exiſtenz, für die Rechte ihrer Fürſten in die Schlachten zogen, war die patriotiſche Begeiſterung auch eine innig religiöſe geworden, und dieſe dauerte auch noch nach den Siegen über Napoleon einige Zeit lang fort. In dieſer religiöſen Aufregung vergaßen viele ſchwache Gemüther die furchtbaren Lehren der Vergangenheit, und erwarteten Heil von einem Orden, welcher die Nationalität überall ſtets bekämpft hat, und auch in Zukunft bekämpfen muß, wenn er ſelbſt exiſtiren will. Ja, Manche hofften ſogar mit Zuverſicht, daß er die Throne gegen die Anfechtungen des Zeitgeiſtes ſtützen würde. Er — die Throne ſtützen! Sie bedachten nicht, daß der Zeitgeiſt ſtets nur der Ausdruck jener Bedürfniſſe iſt, welche aus dem innerſten Weſen der Völker hervorgehen und welchen man ſich nicht widerſetzen kann, ohne davon erdrückt zu werden; ſie bedachten nicht, daß Vertrauen die beſte Stütze der Throne iſt, daß die Völker den Fürſten ſo gern damit entgegenkommen, und daß keine Macht der Welt im Stande iſt, jene rechtſchaffenen Fürſten zu vernichten, welche daſſelbe durch die That erwiedern.

Wie nun der Jeſuitenorden durch eine dritte päpſtliche „Untrüglichkeit" wieder hergeſtellt war, trat der Pater Thaddäus Borzozowsky, welcher bis dahin General in Rußland geweſen war, an deſſen Spitze, und alſobald thaten ſich in allen Ländern die alten Profeßhäuſer und Noviziate, die alten Kollegien und Seminarien wieder auf. Siegesſtolz zogen die Ordensbrüder wieder in ihren ſchwarzen Kutten umher, und begannen mit dreifacher Luſt ihr altes Werk auf's Neue, während die Völker, noch ermattet von ihren letzten Anſtrengungen, ja faſt erſchlafft, wie im Schlummer lagen. Die Ordenshäuſer in Rom faßten die Zahl der neuen Mitglieder nicht, und ſeit dem Jahre 1817 haben die Jeſuiten dort auch ein „collegium germanicum"; hör's, deutſches Volk, und merk' es wohl! In allen Städten Italiens übernahmen die Jeſuiten wieder die Erziehung der Jugend; in Genua, Modena, Parma, Ferrara haben ſie ihre Erziehungshäuſer aufgethan, wo die Jugend unverdorben hinein und mit jeſuitiſchen Grundſätzen wieder heraustritt; in Neapel haben ſie außer den Kollegien für Bürgerſöhne noch ein adeliges Inſtitut; in Piemont und Sardinien erheben ſie ſeit 1823 ſtolz die Häupter. In Spanien ernannte König Ferdinand VII. den Ordensſtifter Loyola zum unſichtbaren Generalcapitän der Armee und zum Großkreuz des Ordens Karls III. Und doch hat es dieſer Generalkapitän nicht verhindern können, daß ſeine ſtreitbare Mannſchaft im Jahre 1820 aus Spanien vertrieben, und daß der Orden im Jahre 1835 aufgehoben wurde. In Irland entſtanden (1825) jeſuitiſche Ordenshäuſer und Schulen, ſogar in England jeſuitiſche Erziehungsanſtalten zu Stonyhurſt und Hodder-Houſe.

In Rußland fingen ſie, voll Zuverſicht auf die Gaſtfreundſchaft, die ſie dort gefunden, beim Adel Glaubenswerbungen für den römiſchen Katholicismus an. Aber dieſer Angriff auf die ruſſiſche Kirche ſchlug ihnen übel an. Da galt keine Ausflucht, keine Lüge; ſie mußten 1816 Petersburg und Moskau verlaſſen, und als ſie das heimliche Bekehren noch immer nicht aufgaben, wurden ſie 1820 für ewige Zeiten aus Rußland verbannt. „Selbſt einer heilſamen Duldung genießend“ heißt es in dem ruſſiſchen Ukas vom 13. März 1820, „pflanzen ſie in die von ihnen bethörten Gemüther eine harte Unduldſamkeit. Die Schutzwehr der Staaten, Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, bemühen ſie ſich umzuſtürzen und ſo das Familienglück zu untergraben, indem ſie eine verderbliche Denkverſchiedenheit erregen. Alle Beſtrebungen der Jeſuiten ſind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewiſſen findet bei jeder widerſetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Statuten.“

Aus Rußland verbannt, flohen ſie nach Oeſterreich und ſuchten beim Kaiſer Franz I. Aufnahme. Doch entrüſtet wies dieſer Monarch dies Anſinnen zurück und gebot ihnen, Wien ſogleich zu verlaſſen. Aber Jeſuiten wären nicht Jeſuiten, wenn ſie ſich durch einen mißglückten Verſuch abſchrecken ließen, ihren Zweck zu verfolgen. Statt ihrer kamen die Ligorianer oder Redemptoriſten nach Wien, erhielten in Oeſterreich Aufnahme, in Wien die Kirche zu Maria-Stiegen und ein Ordenshaus; — dies iſt eine Kongregation, die der Geſellſchaft Jeſu ſo ähnlich ſieht wie ein Ei dem andern.

Wie unverdroſſen die Jeſuiten gearbeitet haben, um in der öſterreichiſchen Monarchie feſten Fuß zu faſſen, beweiſt der Umſtand, daß ſie nicht bloß ihr Haus in Verona haben, wie bereits erwähnt worden, ſondern auch im Jahre 1839 die Leitung des Thereſianums in Insbruck, das dortige Gymnaſium und die Jeſuitenkirche erhielten, daß ſie ihre Ordenshäuſer in Lemberg und Venedig haben. Alle Korporationen ihres Ordens in den deutſchen und lombardiſch-venezianiſchen Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates genießen, wie in Galizien, laut kaiſerlichen Entſchließungen vom 4. April und vom 11. Oktober 1842, Befreiung vom Amortiſationsgeſetz; doch muß nicht nur das Anerbieten zur Erwerbung eines Realvermögens durch die Jeſuiten der allerhöchſten Genehmigung unterzogen, ſondern auch jede Vermögenserwerbung derſelben zur allerhöchſten Kenntniß gebracht werden.

In Frankreich waren ſie unter der Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X. als Miſſionäre und als „Väter des Glaubens“ thätig, um Aberglauben und Bigotterie wieder herzuſtellen und überhaupt die „gute alte Zeit“ der bürgerlichen und geiſtigen Knechtſchaft zurückzubringen. Dabei wurden ſie von den Biſchöfen, welche in ihrem Intereſſe ſtanden und von einflußreichen Staatsmännern unterſtützt, welche jene Anſicht hegten, daß die Jeſuiten eine Stütze des Throns ſeien. Vergeblich ſtand da mancher Ehrenmann auf und bewies freimüthig, wie unhaltbar dieſe Anſicht, wie ſtaatsgefährlich der Jeſuitenorden ſei. Die Stimme der Wahrheit wurde nicht angehört oder verachtet; ungeſtört übten die Jeſuiten ihren Einfluß auf die Biſchofswahlen aus; von der Regierung begünſtigt, bemächtigten ſie ſich des Unterrichts, ſie imponirten dem Hof durch ihre Scheinheiligkeit und beherrſchten ihn zu ihrem eigenen Vortheil; ſie bethörten den Adel, daß er ſeine Söhne in ihre Kollegien in der Schweiz ſchickte, und ſie verblendeten zugleich die unterſten Klaſſen des Volks. Es war eine jammervolle Zeit: aber der Kern des Volkes, der Mittelſtand, war geſund geblieben, den hatten ſie nicht verführen können; von dieſem aus, wie von einem ſichern Bollwerk, leiteten geiſtreiche Schriftſteller die Preſſe als furchtbares Geſchütz gegen ſie. In jenen heißen Julitagen des Jahres 1830 ſah endlich der altersſchwache König Karl X. mit ſeinem Jeſuitenknecht Polignac zu ſpät ein, daß der Verſuch der Völkerverdummung die Könige nicht unantaſtbar macht. Da hätten auch die Jeſuiten erkennen ſollen, daß man die Entwickelung einer Nation nicht ungeſtraft hindern darf. Sie ſahen das Volk ſich wie einen Rieſen aufrichten und ſeine Feſſeln zürnend zerbrechen; ſie ſahen den greiſen König, welchen ſie verführt hatten, als Flüchtling aus dem ſchönen Lande ſeiner Väter von dannen zieh'n; ſie ſelber mußten den Boden, worauf ſie ſich noch vor Kurzem allmächtig gedünkt hatten, in wilder Eil', wie geächtete Verbrecher, verlaſſen und hinter ſich her den tauſendſtimmigen Hohn des Volkes hören: ja, der Name: „Jeſuit“ war „beim ſtürmiſchen Gedränge der Partheien“ in Frankreich zu einem gemeinen Schimpfwort geworden. Solche erſchütternde Lehren ertheilt die Geſchichte nie umſonſt: — wehe denen, welche ſie verachten! Und die Jeſuiten bieten der Geſchichte Hohn! Was nützt es, daß der Jeſuitenorden in Frankreich geſetzlich verboten iſt? Die Jeſuiten ſind jetzt doch in Frankreich anſäßig, und, ob ſie auch keine öffentlichen Kollegien, Noviziate und Erziehungshäuſer darin haben, — um ſo mächtiger wirken ſie im Stillen, aber die Früchte ihres Wirkens zeigen ſich offenbar. Es verfolgt den alten Plan, das Leben des Volks in allen ſeinen Adern zu durchdringen und ſich unterthan zu machen durch Verdummung — bei allen Namen und trotz allen Inſtituten politiſcher Freiheit, — die Geiſtesfreiheit zu verdächtigen, die Glaubensfreiheit zu erſticken, die Flammen des Glaubenshaſſes und der Verfolgung anzuſchüren. Seht hin auf jenen neueſten Kampf in Frankreich, den Kampf gegen die Univerſitäten, gegen die Proteſtanten! Erkennt ihr die nachgewachſenen Häupter der alten Hydra nicht? Horcht auf jene Verfluchungen drüben in Frankreich, die von den Kanzeln herab über jeden erſchallen, der an dem einen oder andern Glied der großen Jeſuitenkette rüttelt, und daraus ſchließt, was ſie in den Beichtſtühlen ihren Seeleignen (und die ſind ſchlimmer dran als Leibeigne) zuflüſtern! Verhaßt, verhöhnt, verwünſcht, — dennoch ſind ſie wieder da, und — herrſchen, wenn auch nicht mehr am Hof, um ſo ſicherer aber in den Hütten!

Wie die Jeſuiten in dem Königreich der vereinigten Niederlande (Holland und Belgien) bis zum Jahre 1830 gewirkt haben, das weiß jedermann. Da mußte abermals die angebliche „Gefahr, welche der Freiheit der römiſch-katholiſchen Kirche drohe,“ den Deckmantel hergeben zur Verhüllung der jeſuitiſchen Umtriebe im Staatsweſen. Freiheit!? Ja, wärs nur Freiheit, ächte Glaubens- und Kirchenfreiheit, aber Kirchenherrſchaft iſt's, was die jeſuitiſche Parthei abermals erwirken wollte, und die Liebe der Belgier für politiſche Freiheit wurde von jener Parthei gar ſchlau für ihre eigenen Zwecke benutzt. Aber auch nach der großentheils durch die Jeſuiten vorbereiteten gewaltſamen Trennung Belgiens von Holland arbeitete die jeſuitiſch-römiſche Parthei in Belgien, um ihre Herrſchaft über den Volksgeiſt zu behaupten, unabläſſig darauf hin, die freie Entwickelung deſſelben zu hemmen, ja, wärs möglich, zu unterdrücken; und da kommt ihre Lüge, als ob ſie für die Freiheit Intereſſe genommen hätte, nackt und ſchändlich an den Tag. Jenes Volksverdummungsſtreben hat in Belgien den Freimaurerbund zum lebhafteſten Widerſtand angeſpornt, zum Kampf für die Rechte der Vernunft, für die naturgemäße Entwickelung der Nation. Die jeſuitiſche Parthei hoffte, dieſen ihren Todfeind, den Maurerbund, mit leichter Mühe zu vernichten; ſie ſchleuderte von den Kanzeln und Altären ihre Verdammungsflüche auf die Maurer; ſie verſchrie das Treiben derſelben als gottlos. Aber was war die Folge dieſer Maßregeln? Grade, daß der Freimaurerbund in den Augen jedes Vernünftigen nun erſt recht zu Ehren kam. Statt, daß die Freimaurer ihrem großen Bund abſagten, meldeten ſich täglich zahlreiche Männer, welche das gefährliche Treiben der Jeſuiten durchſchauten, Männer, als edel und untadelhaft allgemein gekannt und geachtet, zur Aufnahme in den Freimaurerbund, um mit vereinigten Kräften gegen jene Parthei zu kämpfen, welche nie ein Herz für ein Vaterland haben kann. Und dieſer Kampf dauert noch heutigen Tages fort. Der Freimaurerbund entfaltet von Tag zu Tag einen größeren Eifer für die heiligſte Sache, die Nationalität eines ſo reichbegabten, kernhaften, tüchtigen, der ſchönſten Zukunft würdigen Volkes, wie das belgiſche es iſt, von der Obmacht der Jeſuiten zu erlöſen, welche ihrerſeits wieder auch kein Mittel unverſucht laſſen, ſich derſelben zu verſichern, und welche ebenſo eine große Ausdauer als eine unergründliche Schlauheit entwickeln. Wahrlich: dieſer Kampf des guten Prinzips in Belgien gegen das böſe iſt einer der merkwürdigſten in der neueren Geſchichte, und wir Deutſche ſollten, ſogar ſchon in unſerem eigenen Intereſſe, nicht müßig dabei zuſehen, ſondern alle unſere Kräfte anſpannen, um brüderlich treu dem ſtammverwandten Volke beizuſtehen. Belgier und Deutſche, auf, für ein gemeinſames Ziel! feſt die Hände ineinandergeſchlungen, zu kämpfen für Freiheit und Licht gegen Verknechtung und Finſterniß. Jetzt iſt der Augenblick! Säumet nicht! Die Geſchichte blickt auf euch!

Uebrigens — Deutſche, vergeßt das nicht! — begnügen ſich die Jeſuiten in Belgien nicht mit ihrem Wirken in Bezug auf dies Land allein, wiewohl dies ſchon verderblich genug iſt. Nein, ſie verſuchen von dort aus auch in die nächſtgelegenen deutſchen Provinzen den Samen ihres Unkrauts auszuſtreuen.

Das thun ſie auch in der Schweiz. Auch dort waren ſie nach Aufhebung des Ordens immerdar im Stillen geſchäftig geweſen. Nach deſſen Wiederherſtellung trugen ſie nun dort die Stirnen kühner als irgendwo anders, und machten die Stadt Freiburg im Uechtland gleichſam zu ihrem Hauptquartier, wo ſie ihre Kriegspläne entwerfen, und von wo aus ſie ihre vielfach verzweigten geheimen Verbindungen in den deutſchen Staaten leiten. Dort in Freiburg haben ſie auch ihre Schulen — nach den alten Unterrichtsplanen — offenſtehn, und ſo manche einflußreiche Männer aus Deutſchland (ſo z. B. aus Baiern) und andern Ländern, welche von der Jeſuitenerziehung etwas Gutes erwarten, ſchicken ihnen dahin ihre Söhne zu, um dieſe als wohlzugerichtete Ordenszöglinge zurück zu bekommen. Wie in Belgien, ſo ſuchen die Jeſuiten auch in der Schweiz das Volk durch Aberglauben in geiſtiger und moraliſcher Unmündigkeit zu verſtocken, und, um den Aberglauben zu erhalten, veranſtalten ſie prachtvolle Ceremonien, Prozeſſionen, Mirakel, kurz alles, was die Sinne zu blenden, die Einbildungskraft zu erhitzen und den Verſtand dabei abzuſtumpfen dient. Sie ſuchen das Volk bis zum Fanatismus zu bringen, und vermiſchen gar ſchlau den religiöſen mit dem politiſchen; ſo gelingt es ihnen leider, ſich in die ſchweizeriſchen Staats- und Regierungsgeſchäfte zu miſchen, und Partheihaß und Bürgerkrieg zu erregen. Iſt es nicht empörend, daß ſie den Sieg der Katholiken bei Villmangen im Jahre 1656, einen Sieg, welchen Schweizer durch Bruderblut erkauften, ungeachtet des Regierungsverbots von 1789, feierten? Iſt es nicht empörend, wenn man ſie von Ort zu Ort herumziehen ſieht wie Marktſchreier, die da ihre Mittel feil bieten, um das unſterbliche Theil des Menſchen, die Vernunft, die heiligſte Gottesgabe, zu vergiften? Außer Freiburg hatten ſie ihr Hauptquartier auch in Schwyz, in Sitten und Brieg, und nun endlich, in allerneueſter Zeit, haben ſie auch in Luzern nach hartem Kampf ihre Einführung ertrotzt! Um Vergeltung dampft das Schweizerblut gen Himmel, das gefloſſen iſt, damit der Orden, der ſich nach dem heiligſten Manne der Liebe, nach Jeſus Chriſtus, nennt, triumphiren könne.

In den deutſchen Bundesſtaaten (wenn man Tyrol abrechnet) haben es die Jeſuiten, Gottlob, bis jetzt noch nicht dahin bringen können, daß ſelbſt katholiſche deutſche Fürſten den Orden in ihren Ländern wieder einführten und ihm den Jugendunterricht anvertrauten; — ſo eifrig die Jeſuiten dies auch durch ihre Bundesgenoſſen in „kurzen Röcken“ betreiben mögen. Es wäre jammervoll, wenn es ihnen je gelingen könnte. Schlimm genug iſt es ſchon, daß die Ligorianer in Baiern Eingang gefunden haben: aus unſcheinbarem Anfang erwachſen oft die gewaltigſten Ergebniſſe. Laßt den Keim nur liegen und Wurzel faſſen; der Baum wird nicht nach eurem Staunen fragen! Schlimm genug, ſag' ich ferner, daß der Beſuch auswärtiger Jeſuitenſchulen den Söhnen Deutſchlands nicht von Staatswegen verboten iſt. Beachtet dieſe Mahnung, ihr deutſchen Landſtände; ihr ſeid nicht bloß der Gegenwart, ſondern auch der Zukunft verantwortlich! O fände doch in allen deutſchen Staaten das Beiſpiel des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welcher im Jahre 1827 den Beſuch auswärtiger Jeſuitenſchulen allen Söhnen ſeiner Unterthanen aufs Strengſte verbot — wahrhaft zum Heil des ganzen Vaterlandes! — Beachtung und Nachahmung. Dies weiſe Geſetz kommt nämlich nicht etwa bloß dem Beſtande des evangeliſchen Chriſtenthums in Deutſchland zu Gute, ſondern auch den wahren Intereſſen des deutſchen Katholicismus, welcher wahrlich groß und ſtark auf eignen Füßen aufrecht ſtehen kann, und nicht eines Gängelbandes (oder Strickes vielmehr) bedarf, das ein Mann in Rom in der Hand hält, um deutſche Köpfe zurechtzudrehen und deutſche Herzen zuzuſchnüren. Die Sehnſucht der rechtſchaffenſten und frömmſten deutſchen Katholiken nach einer katholiſchen deutſchen Nationalkirche auf dem Grunde gleichbiſchöflicher Hirtenpflichten und Rechte, frei von der Oberherrſchaft des Biſchofs von Rom, mit der höchſten Inſtanz eines deutſchen National-Conciliums, — iſt nicht etwa der bloße Fiebertraum neuerungsſüchtiger Köpfe, — nein ſchon ſeit Jahrhunderten haben die edelſten deutſchen Männer, Prieſter wie Laien, dieſen Plan, ſo einfach, ſo naturgemäß und geſchichtlich wahr er iſt, gefaßt und dafür gewirkt. Auch iſt's ſchon oft nahe daran geweſen, daß derſelbe verwirklicht werde, — aber leider iſt es ſtets wieder durch welſche Liſt vereitelt worden. Dieſe Idee nun einer „freien deutſchen katholiſchen Kirche“, welche in der Gegenwart abermals zur Sprache kam, dieſe Idee iſt natürlich den Jeſuiten, deren Intereſſe zu enge mit dem des römiſchen Hofes zuſammenhängt, ein Gräuel, ſie verketzern und verdächtigen ſie als gottlos, ohne dabei zu bedenken, daß in Deutſchland heut zu Tag ſchon die Jugend weiß, wie die ganze Lehre vom Primat des Papſtes bloß auf einer Lüge beruht. Aber die Jeſuiten thun noch mehr, als nur die deutſche Nationalkirche verdächtigen. Sie wiſſen gar wohl, daß, wenn ſich eine deutſche katholiſche Nationalkirche bildet, Religion und Staat ſich immer inniger verbinden, Fürſten und Volk immer mehr, eins durchs andre, erſtarken werden. Da ſuchen nun die Jeſuiten jene alte Anmaßung, an die längſt kein vernünftiger Menſch mehr dachte, wieder aufzurichten, und lehren ſowohl öffentlich, wo ſie's nämlich können, als auch umſomehr insgeheim: „der Papſt ſteht über aller weltlichen Fürſtenmacht.“

Mit dieſer zweideutigen Lehre, welche das Geiſtliche vor das Weltliche ſchiebt, und doch beides vermiſcht, hängen natürlicherweiſe noch viele andre ſtaatsgefährliche Grundſätze zuſammen; dieſe Lehre iſt wie die Spinne, die inmitten ihres Gewebes ſitzt, und bald dahin bald dorthin hervorſchießt, neue Fäden anſpinnt, neue Opfer holt. In neueſter Zeit haben es die Jeſuiten auf alle mögliche Weiſe verſucht, ſich im Münſterland und in Rheinpreußen einzuſchleichen: ſie rechneten dabei auf die fromme Gläubigkeit der dortigen katholiſchen Bevölkerung: ſie ſuchten dieſe zum Glaubenshaſſe gegen alle Proteſtanten aufzureizen und eiferten deshalb gegen die ſogenannten „gemiſchten Ehen“: jenem Geiſt des Friedens, der Verſöhnung und der Liebe ſo ganz zuwider, welchen der erhabene Stifter des Chriſtenthums predigte, verfluchen ſie die gemiſchten Ehen und die Kinder aus ſolchen als Baſtarde. Zur ſelben Zeit geſchahen gerade in den entgegengeſetzten äußerſten Provinzen der preußiſchen Monarchie gleiche Verſuche gegen gemiſchte Ehen, gegen Gemeinſchaft der Katholiken mit den Proteſtanten. Wer ſieht nicht den Zuſammenhang dieſer Fäden zu einem Gewebe? Zur Erreichung ihres Zweckes wollten die Jeſuiten auch die *Zeitungen* benutzen, dieſes wichtige Mittel, auf's Volk Einfluß auszuüben. Und wirklich erhoben ſich bald hier bald dort, bald leiſe bald keck, die Stimmen der Unbekannten in den Zeitungen, um das geheime Treiben der jeſuitiſch-hierarchiſchen Parthei zu rechtfertigen, zu beſchönigen und deren Gegner verhaßt zu machen; — da ward keine Lüge geſpart, und fort und fort geſchieht das noch oft mit eiſerner Stirn; wer die Stimme für Licht und Wahrheit gegen Finſterniß und Aberglauben, für die Ehre und Unabhängigkeit der Nation gegen Rom und den Jeſuitenorden erhebt, der wird verdächtigt, gegen den wird der weltliche Arm aufgerufen; o, die Jeſuiten wiſſen gar wohl, wie viel ihrer Affiliirten und weltlichen Koadjutoren ſie in Deutſchland haben, um die weltliche Macht hie und da zu ihren Gunſten bewegen zu können. Aber, wie ſich auch die Lüge ſchlangengleich drehen und winden mag, um ſich durch irgend eine unverwahrte Ritze einzuſchleichen, und ob auch die Lüge oft ſchon triumphirt zu haben glaubt, vor der *einfachen Wahrheit* kann ſie für die

Dauer doch nicht beſtehen, und darin liegt das Große, das Erhabene der Preßfreiheit, daß durch ſie vor den Augen des ganzen Volkes (und Tauſende von Augen ſehen doch gewiß mehr als oft nur ein paar) dem unehrlichen Kämpfer die vergiftete Waffe aus der Hand, das Viſir vom Haupte geriſſen wird, daß ein ganzes Volk ſich dann ſelbſt überzeugen kann, was Wahrheit, was Lüge iſt. Und nicht das, was zu glauben befohlen wird, — nur das kann man glauben, wovon man ſich ſelbſt überzeugt; ſeiner Ueberzeugung nach aber handelt ein Ehrenmann ſtets freudiger und beſſer, als nach allen Machtgeboten der Welt.

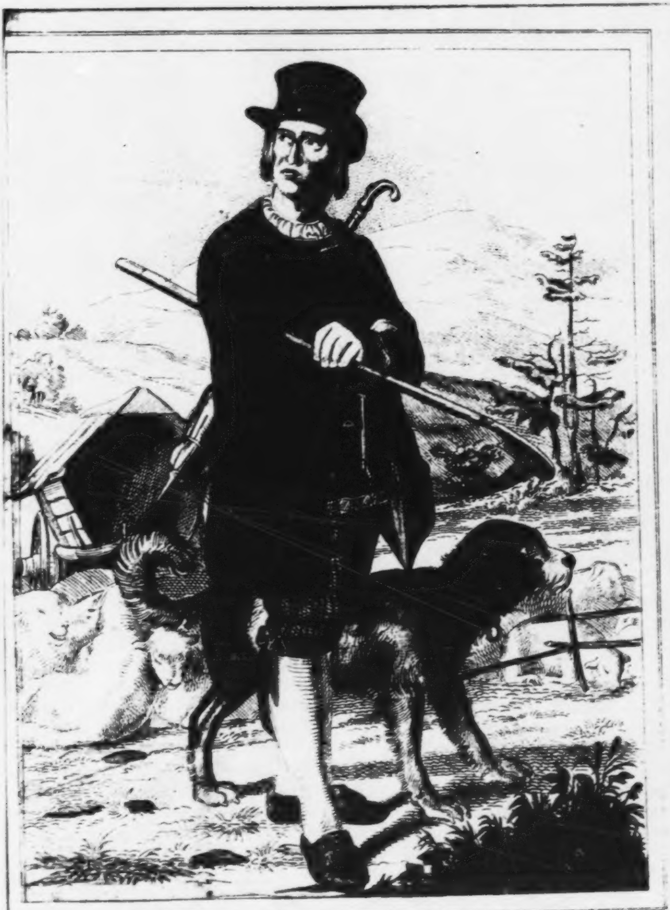
Da komme ich wieder auf das Werk einer freien deutſchen katholiſchen Kirche zurück. Ich kann nicht anders; ich möchte als Wächter auf der Warte ſtehen und es in jeder Stunde des Tags und der Nacht allen deutſchen Herzen zurufen: „Fürſten und Volk, Prieſter und Laien, an's Werk! Schützt, ihr Fürſten, die gerechte, die heilige Sache: zumal ihr, proteſtantiſche Fürſten, gönnt den Sprechern und Werkmeiſtern ein Aſyl, ſchützt die katholiſchen Gemeinden, die ſich von Rom losſagen, erkennt in allem Streben der deutſchen Katholiken nach jenem Ziele hin, die dringende Nothwendigkeit eines geſunden, freudigen, ehrenvollen Daſeins. Ihr katholiſchen Prieſter und Laien Deutſchlands, reicht euch die Hand zum Bunde, ohne Menſchenfurcht: dem Muthigen für eine gerechte Sache ſteht Gott bei, und dies Deutſchland, dieſer Boden der Freiheit und Treue, ſoll nicht länger von Verknechtung durch Jeſuiten und Römlinge entweiht werden. Predigt, ihr Prieſter, die freie katholiſche Kirche euren Gemeinden; ſteht unerſchrocken für ſolche Prediger und Prieſter, ihr katholiſchen Gemeinden! Ihr evangeliſchen Brüder aber bildet die feſte Wand um dieſen Kampfplatz, auf dem die deutſchen Katholiken ſtehen, die lebendige Mauer, die kein Jeſuit und Römling durchbreche, um zu jenen hinanzudringen. So, wenn die deutſchen Katholiken von Rom unabhängig geworden, wird der große Tag des Friedens über einem einigen Deutſchland aufgehen; und ſei's nach härteſten Mühen, ein freies Daſein, die Ehre und Sittlichkeit einer Nation ſind ſolcher Mühen werth. Noch gilts, vor dieſen

Mühen nicht zurückzubeben. Noch ſchleichen die Jeſuiten im Finſtern, ſchaffen, flüſtern und verführen, wollen um des Ordensvortheils willen das Familienglück zerſtören, das wechſelſeitige Vertrauen zwiſchen Fürſten und Unterthanen vergiften, die Sicherheit der Staaten untergraben. Wache und handle, deutſches Volk, daß ſie an der deutſchen Treue, mit aller ihrer Gewandtheit, mit aller ihrer Liſt, dennoch ſcheitern müſſen! O daß dieſe deutſche Treue, und daß deutſche Wahrheitsliebe, deutſche Bildung und Wiſſenſchaft immerdar als feſter Wall das ganze heilige Vaterland beſchirmen mögen! Das wünſcht Einer, der es von Grund des Herzens liebt.

Inhalt.

Seite
Erſtes Kapitel. Von der Stiftung des Jeſuitenordens . . . 7
Zweites Kapitel. Wie die Macht der Jeſuiten herangewachſen iſt 16
Drittes Kapitel. Von der Verfaſſung, Verwaltung und Sittenlehre des Jeſuitenordens 27
Viertes Kapitel. Wie die Jeſuiten nach vielen Kämpfen in Frankreich die Herrſchaft errungen und verderblich gemißbraucht haben 48
Fünftes Kapitel. Wie die Jeſuiten in die Schweiz eingedrungen ſind und in den Niederlanden, in England und in den nordiſchen Reichen nach der Herrſchaft getrachtet haben . . 59
Sechſtes Kapitel. Was hat Deutſchland den Jeſuiten zu verdanken? 67
Siebentes Kapitel. Von den Jeſuiten in Spanien und Portugal, und von ihren Miſſionen in Aſien und Amerika . . . 72
Achtes Kapitel. Von der Aufhebung des Jeſuitenordens . . 79
Neuntes Kapitel. Wie der Jeſuitenorden wieder hergeſtellt worden iſt und was er jetzt treibt 98

Gedruckt bei den Gebr. Unger.



[illegible]

Schäfer aus dem Hauenstein'schen.

Großherzogthum Baden.

Das deutſche Volk

in ſeinen

Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Feſten und Trachten

geſchildert von

Eduard Duller.

Mit 50 kolorirten Bildern.

> Die angebornen Bande knüpfe feſt,
> An's Vaterland, an's theure, ſchließ Dich an,
> Das halte feſt mit Deinem ganzen Herzen!
> Hier ſind die ſtarken Wurzeln Deiner Kraft!
>
> Schiller.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1847.

Vorbemerkung.

Von vielen Seiten her wurde eine Zuſammenſtellung der in meinem größeren Werke „Deutſchland und das deutſche Volk“ enthaltenen Schilderungen deutſchen Volkslebens gewünſcht. Dieſen Wünſchen ſuchte ich durch die Herausgabe der nachfolgenden Blätter zu entſprechen, in welchen der Natur der Sache nach manche Schilderungen zuſammengezogen werden mußten, manche andere dagegen erweitert werden konnten. Die dem obengenannten größeren Werke zu Grunde gelegte Eintheilung nach fünf Gruppen, der öſterreichiſchen, preußiſchen, nord-, mittel- und ſüddeutſchen, wurde nicht etwa aus Bequemlichkeit beibehalten. Obgleich ich die Gründe nicht verkenne, welche für eine Eintheilung nach den Volksſtämmen ſprechen, ſo ſchien es mir doch zunächſt nöthig: das Volk, welches innerhalb der verſchiedenen politiſchen Gränzen je zu einem politiſchen Ganzen, (Bayerthum, Preußenthum und dergleichen) zuſammengefaßt iſt, vorerſt ſeine urſprünglichen Stammcharaktere im beſonderen Staate ſelbſt wieder erkennen zu laſſen. Es iſt der erſte Schritt, die Wiederbeſitzergreifung des Allerinnerſten, das jedem Einzelnen im Volke zuſteht. Die anderen Schritte werden dann ſchon folgen!

C. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Motto:

Mutterſprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonneſam, ſo traut!
Erſtes Wort, das mir erſchallet,
Süßes erſtes Liebeswort,
Erſter Ton, den ich gelallet,
Klingeſt ewig in mir fort.
Schenkendorf.

Es iſt eine alte Sage vom goldnen Pflug, mit dem der kühne, kluge Held, auf raſchem Roß reitend, ſich die weiteſten Gränzen ſeines Eigens gezogen. Solch ein glückliches Wagſtück mit dem Pflug hat auch die germaniſche Sprache gewonnen; ein rechter Preis germaniſcher Volkskraft! Von dem Boden, den ſie dem Urwald und dem Meere abgetrotzt, auf welchem ſie ihre Eigenthümlichkeit gefeſtigt, ihre Beſonderheiten ausgegliedert, iſt ſie mit Schwert und Pflug, zu Roß und zu Schiff ausgezogen, über die Breitengrade von Mittag und Mitternacht, nach Aufgang und Niedergang, hat die Furchen geriſſen, hat die Saatkörner ausgeſtreut. Wie manches davon vom Winde verweht, von friſchen Trieben aus älteren Wurzeln wieder überwuchert, von nachgekommenen Männern anderer Art und Zunge zertreten worden, — immer noch groß genug iſt der Kreis germaniſcher Sprachgränze, und noch drüber hinaus ragen vereinzelte Sprachſtämme; ſie ſind nicht aus verlornem Samen aufgegangen, oft ſind nur die Wege und Stege, die von jenen Einzelgebieten zum großen ganzen Verband hinführten, verſchüttet, vergeſſen worden; ſie gehören uns *doch*, kraft eines Rechts, das älter und heiliger als alle Verträge iſt.

Mutterſprache! Erſter Weihekuß des Volks auf die Stirn des Kindes, erſte Anwartſchaft, vollgültig ausgeſtellt auf ſo viele Rechte und Pflichten, auf ſo viel Freud' und Leid, mit ſo viel Tauſenden zu genießen, zu erfüllen und durchzumachen, — erſtes unaustilgbares

Merkmal, dem Einzelmenſchen eingeprägt, daß er Aufnahme gefunden in die Gemeinſchaft Aller, die nur Ein Leben, nur Einen Charakter, die Ehre und Lehre Einer Vergangenheit, Eine Loſung der Gegenwart, Eine Größe gemeinſamer Zukunft haben! Die unſichtbare Fahne, um welche ſich die Beſten lebensfreudig und todesmuthig ſcharen, die Schlachten des Geiſtes zu ſchlagen, die Siege der Wahrheit und des Rechts zu erringen, — du biſt's, o Mutterſprache! Vollkommenſter Ausdruck des Volkslebens, ſäuſelſt und donnerſt, jauchzeſt und klageſt du, Muſik der Volksſeele, immer bewegt und bewegend wie das Meer, und faſſeſt tauſend Einzelklänge zur Vollſtimmigkeit zuſammen, dazu jede Mundart hinſtrebt! Wage des Gerichts der Geſchichte, gehalten von der Hand Gottes über allen Mächtigen der Erde; ſie gehen dahin in ihrem Stolz, als könnten ſie nie ſterben und brauchten Keinem Rechenſchaft abzulegen, — aber das Kind am Wege, das noch im Sande ſpielt, trägt ſchon ihr Urthel für kommende Zeiten zwiſchen den Lippen. O Mutterſprache, welch ein unſchätzbares Kleinod iſt jeder Klang von deiner Fülle dem Auswanderer, dem Verbannten, findet er einen einzigen armen Gruß, den er einſt in der Heimath wie weggeworfen, in ſeiner Verlaſſenheit inmitten der tauſend Menſchen, die ſeine Sprache nicht reden; ein einziger ſolcher Gruß in der Mutterſprache, da wird es Frühling in ihm, und iſt ihm, als tönten aus ferner Kinderzeit die Sonntagsglocken über all die Berge und Ströme und Meere, und die Düfte der Hollunderblüten von den Gräbern der Eltern wehten zu ihm herüber. Mutterſprache, letzter Troſt des Sterbenden, wenn ihm des Auges Sehkraft ſchon umnachtet iſt, öffneſt du mit leiſer, liebelinder Macht das Thor der Seele und umgaukelſt ſie noch einmal mit Träumen von allem Schönen, das ſie je empfunden hat, und wandelſt alles Herbe, das ſie gelitten, zu freundlichem Ausdruck, und dein iſt ihr letzter Hauch! Wenn die Wogen der Begebenheiten vom großen Ganzen eines Volkes einzelne Inſeln losgeriſſen, und dazwiſchen in gefährlichſten Engen brauſen, und die losgeriſſenen Theile und das Ganze ſich nicht mehr des gemeinſchaftlichen Urſprungs beſinnen, bauſt du in ſtillen Nächten die geheimnißvolle Brücke, rufſt die Menſchen von hüben und drüben an die Uferſäume und fragſt ſie: Ihr, einer Mutter Söhne, könnt euch neiden, haſſen und zu verderben trachten, ſtatt daß ihr feſt zuſammenhieltet am guten alten Erbtheil, daß ihr, jedes in ſeiner Art, und ohne daß jedes ſeine beſondre aufzugeben braucht, das Gemeinſame, das euch zu Ehren gebracht, vor aller Welt in Ehren haltet! O wahrlich: etwas Heiliges iſt dieſer Hort eines Volksthums, die Sprache, aus ſeinem innerſten Weſen erzeugt und es ausdrückend. Und die germaniſche! Führt eine Sprache von allen lebenden an, die ihr den Preis ſtreitig machen kann an Reichthum und Bildſamkeit, an Urſprünglichkeit und Keuſchheit, an Kühnheit und Tiefe, an Unverwüſtlichkeit und Verjüngungskraft, — ja gewiß, ganz das Abbild und der Ausdruck des Volks. Welche ſtolze Pracht ihrer Abſenker, wo ſie ſelbſtändige Wurzel geſchlagen und zu Bäumen herangewachſen; wie iſt ihr Grundſtoff auch da noch zu erkennen, wo er ſich mit andersartigen zu einem neuen Ganzen verbunden hat! Und nun, vom großen germaniſchen Sprachſtamm auf die deutſche Zunge zu kommen, — was hat ſich durch alle Zeiten, ſelbſt die ſchlimmſten, ſo gehalten und bewährt wie ſie? Wie bei uns das Wort die Sache oder den Gedanken oder Beides aufs Entſchiedenſte ausprägt, ſo die beſondere Mundart den Charakter des Volksſtammes, der in dem großen Ganzen das Recht freier, der reichſten Fortbildung fähiger Perſönlichkeit behauptet, das Eigenthümliche unſerer ganzen Art. Nur bei den Griechen ſprang wie bei uns das Wort ſo fertig, wie die Göttin aus dem Haupt des Gottes, aus dem Gedanken; und wahrlich: wir ſind vorzugsweiſe das Volk des Gedankens und des Worts, und mehr als einmal iſt ein deutſches Wort That geweſen, gedankenbefreiende, weltgeſchichtliche That. Wann wird dies wieder der Fall ſein?!

Faſſen wir nun die Scheidelinien der deutſchen Sprachgränze näher ins Auge*). Sie beginnt mit der Herrſchaft der flamändiſchen Zunge an der Nordſee zwiſchen Calais und Gravelingen, nimmt dann eine beinahe rein öſtliche Richtung gegen die Maas, überſchreitet dieſen Strom bei Maaſtricht und Lüttich und wendet ſich dann ſüdlich bis zu dem piemonteſiſchen Dorfe Iſſime zwiſchen dem Monte Roſa und Turin. Von da zieht ſie ſich wieder in öſtlicher Richtung bis zum Dorfe Pontafel in den Kärnthner Alpen. Die Linie von Gravelingen bis Iſſime, welche Belgien in zwei Sprachgebiete, ein größeres deutſches und ein kleineres romaniſches, trennt, umfaßt das preußiſche Rheinland mit Ausnahme von Malmedy, von Luxemburg die Hauptſtadt mit der öſtlichen Landeshälfte, von franzöſiſch-Lothringen die Hälfte des Moſeldepartements, jedoch ohne Metz, ſodann ein Stück des Meurthedepartements und ganz Elſaß, endlich von der weſtlichen Schweiz Baſel, Solothurn, Bern (mit Ausnahme des Bruntruter Landes), halb Freiburg und Oberwallis, und von Piemont einige Thalgemeinden um den Monte Roſa als deutſches Sprachgebiet, gegenüber dem romaniſchen. In Graubündten herrſcht gutentheils italiäniſche Zunge; ſüdlich von Trient in den venediſchen Alpen tauchen die ſieben und die dreizehn Kommunen als deutſche Sprachinſeln hervor. Bei Pontafel treffen die Gebiete der deutſchen, italieniſchen und ſlawiſchen Sprache zuſammen. Die größte Ungleichheit (bemerkt Bernhardi) herrſcht in unſerer Gränze gegen die öſtliche, vorherrſchend ſlawiſche Nachbarſchaft. So lange hier noch die öſtliche Richtung herrſcht, folgt die Gränze der Drave in einiger Entfernung von deren linkem Ufer, ſo daß Villach zur deutſchen, Klagenfurt und Marburg zur ſlawiſchen Zunge fallen. In ziemlicher Entfernung ſüdoſtwärts von der Gränze, zwiſchen Trieſt und Karlsſtadt, liegt hier wieder eine deutſche Sprachinſel, Gottſchee. In der Donauebene wird das Slawiſche in der Begränzung unſerer Sprache für einige Zeit vom Magyariſchen abgelöſt. Aber hart am linken Ufer des großen Fluſſes, wenig oberhalb Preßburg, nimmt es ſeine Stelle wieder ein und hält ſich an unſerer Seite bis an das Geſtade des baltiſchen Meeres. Die Gränzlinie iſt jedoch hier ſo gewunden, daß in ihr ſchon auf den erſten Blick das Werk eines lang und ungleich wogenden Kampfes vor Augen tritt. Schon die Sprachinſeln, die hier weit öſtlich von der eigentlichen Gränze zum Vorſchein kommen, ſind ſehr auffallend,

---

*) Nach Bernhardi „Sprachkarte von Deutſchland“ (Kaſſel, 1844). Schon 1834, bei Gründung des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde, war die Entwerfung einer Sprachkarte von Deutſchland als eine gemeinſchaftliche Aufgabe für ſämmtliche deutſche Geſchichtsvereine in Anregung gebracht worden, und unter Hermayr's Vermittelung hatten ſich dreizehn derſelben im Allgemeinen zur Förderung eines ſolchen Unternehmens bereit erklärt. Bernhardi hat nun den Plan neuerdings angeregt. Er ſchlägt vor, daß die Forſcher von Dorf zu Dorf, von Feldſtein zu Feldſtein wandern, und vermeſſen, aufnehmen, feſtſtellen, wie das Volk ſich im Innern des großen deutſchen Sprachgebietes nach Stämmen, Familien und Arten weitere und engere Kreiſe der Individualität gebildet. Ein ſchwieriges Werk, über deſſen Vollendung leicht ein Menſchenalter hingehen kann, aber wichtig genug, daß redliche Vaterlandsfreunde, mit gründlichen Kenntniſſen und kritiſchem Scharfblick ausgerüſtet, alle Mühe und Ausdauer, die dazu erforderlich, nicht ſcheuen. In ver-

---

dienten Ehren muß hier auch ein anderes Werk der Liebe und deutſchen Fleißes erwähnt werden, die Sammlung der deutſchen Mundarten durch Firmenich, „Germaniens Völkerſtimmen."

namentlich die drei in Siebenbürgen, von deren höchſt ehrenhaftem Feſthalten an väterlicher Weiſe ein deutſches Ohr mit Freude hört, und die Bergwerkskolonieen in der Zips, mitten im karpathiſchen Gebirge, ſüdöſtlich von Krakau. In dieſer Breite greift dann der ſlawiſche Sprachkontinent mittelſt Böhmens weit in den deutſchen herein. Die Verhältniſſe ſind hier vielleicht mehr als irgendwo der Art, daß wir uns daraus über die Geſchichte ſolcher Gränzbildungen unterrichten können. Da nämlich Mähren bis gegen Brünn, Schleſien bis gegen Olmütz hin deutſch reden, ſo hängt Böhmen mit dem ſlawiſchen Kontinent nur durch eine ſchmale Zunge zuſammen. Da ferner die ganze innere Seite des böhmiſchen Gebirges deutſch, ja ſogar die oberſchleſiſche Mundart mit der niedermähriſchen auffallend verwandt iſt, und da endlich die Geſchichte lehrt, daß die Gebirgsbevölkerungen, die älteren, vor denen der Ebene zurückgewichen ſind, ſo möchten hierin, nach Bernhardi's Annahme, hinreichende Beweiſe dafür zu finden ſein, daß die Czechen das böhmiſche Land nie vollſtändig beſetzt haben; in der obenerwähnten ſchmalen Zunge aber, auf der zudem noch einzelne deutſche Sprachinſeln, wie die der Schönhingſtler um Iglau im mähriſchen Gebirge, ſich erhalten haben, wäre der Weg zu ſuchen, der die Czechen in den böhmiſchen Gebirgskeſſel hineingeführt habe. Eben ſo weit (fährt unſer gelehrter Gewährsmann fort) als ſie hier in deutſches Gebiet übergreifen, ſpringt Schleſien mit ſeiner ganz deutſchen Bevölkerung in Slawiſches hinein, und, um die Aehnlichkeit voll zu machen, hat auch in dieſem Eroberungsſyſteme ein Eiland von der überflutheten Zunge ſich erhalten; die Wenden um Cottbus und Bautzen ſind für dieſen Theil des deutſchen Gebiets, was die Deutſchen von Iglau für die czechiſchen Slawen. Bemerkenswerth iſt in Betreff jener Wendenſprache die Thatſache, daß ſie, nach ungefährer Berechnung, binnen 50 Jahren um eine Meile an Gebiet verliert, wonach unſere Zeit noch Zeugin wäre von den letzten Zuckungen des Sprachkampfes, der dieſen Theil von Deutſchland ſo lange bewegt hat. Die freilich längſt verwiſchte Gränzlinie des im Nordoſten des jetzigen Deutſchlands zu Anfang des Mittelalters von ſlawiſchen Völkerſchaften beſetzten, nun aber beinahe vollſtändig germaniſirten Gebiets geht von Kiel ſüdwärts bis zur Elbe, ſchneidet noch von deren linkem Ufer ein Stück bei Salzwedel und Stendal ab, folgt dem Fluſſe bis zur Mündung der Saale und dann der letzteren bis ins Fichtelgebirge. Oſtwärts von dieſem ganzen Striche war einſt, nach dem

Ausbruche der Germanen ins römiſche Reich, Alles den Slawen untergeben; vom 9. Jahrhundert an dauerten die Kämpfe, die jene weiten Strecken wieder deutſch gemacht haben; doch möchte die Beſitznahme durch die Slawen nicht alles deutſche Blut vertrieben und die Wiederbeſitznahme durch die Deutſchen deſſen noch vieles vorgefunden haben. Ein Werk der vollſtändigen Eroberung hingegen, und zwar nicht weniger gegen die Slawen als gegen den Stamm der Litthauer, zu dem die Preußen zählten, iſt die Herrſchaft der deutſchen Sprache im Küſtenlande von Danzig, Elbing, Königsberg. Dieſes Gebiet hängt mit dem großen deutſchen Sprachkontinent nicht unmittelbar zuſammen, wohl aber ſtößt es an's Meer und gibt ſich ſo als Folge einer Koloniſirung zu erkennen, die von einigen zu Anfang gewonnenen Hauptpunkten aus kreisförmig wirkte, ebenſo wie Gumbinnen, Libau, Mitau, Riga und andere nördlich auftauchende Spracheilande. Gegen Mitternacht zieht ſich die Gränze zwiſchen Däniſch und Deutſch, welche an der Widau bei Tondern anhebt, in ſüdöſtlicher Richtung bis beinahe in die Mitte zwiſchen Huſum und Schleswig, und wendet ſich von da wieder nordöſtlich nach dem Meerbuſen bei Flensburg, ſo daß Tondern im däniſchen, Schleswig und Flensburg im deutſchen Sprachgebiete liegen.

Dies ſind die Gränzen, welche das deutſche Volk mit ſeiner Sprache gezogen, ein Bruder von den dreien der großen germaniſchen Familie; der Skandinavier, der Brite ſind die beiden andern, frühzeitig auseinandergetreten, zu ſelbſtſtändigen Charakteren ausgeprägt. Dieſer Gränzen-Umfang zeigt, was eigentlich und für immer als großer Verband zuſammengehört. Wie viel enger dagegen ſtellen ſich uns die politiſchen Gränzen Deutſchlands dar, welche die deutſchen Niederlande, das deutſche Lothringen und Elſaß, die deutſche Schweiz und die deutſchen Oſtſeeländer von uns trennen. Betrachten wir dieſe politiſchen Gränzen Deutſchlands im Vergleich mit den ſogenannten natürlichen, d. h., in wiefern ein nach Außen hin als Ganzes geltender Verband von Ländern eben nach außenhin auch natürliche Bollwerke, Päſſe, und ebenſo bequeme als ſichere Verbindungen hat. Deutſchlands politiſche Gränzen ſcheiden ſich gegen außerdeutſche Staaten: im Norden von Dänemark, im Oſten von Weſtpreußen, Poſen, Krakau, ruſſiſch- und öſterreichiſch-Polen, Ungarn und Kroatien, im Süden vom öſterreichiſchen Italien und der Schweiz, im Weſten von dieſer, Frankreich, Belgien und Holland ab. Die Umfangslinie der ganzen Gränze mißt in ihrer ganzen Länge an 600 Meilen, wovon etwa 160 an den Säumen dreier Meere, der Oſt- und Nordſee und des adriatiſchen hinführen. Deutſchlands natürliche Gränze trifft gegen Mitternacht mit der gegenwärtig beſtehenden politiſchen ziemlich zuſammen. Da iſt die Nordſee, freilich nicht von der äußerſten Spitze des Texels, ſondern vom Dollaert an, als müſſe der Riß, den die Nordſee ins Land gethan, die Menſchen ſcheiden, — dann die Eider und ihr Kanal, dann die Oſtſee; aber hinter der kurzen Waſſerſcheide, welche die jütiſche Halbinſel vom Verband der deutſchen Bundesſtaaten abſperren ſoll, wächſt noch genug deutſche Art und greift mit Äſten und Zweigen, mit jungem Laub und friſchen Blüten zu uns herüber, und beim Namen Schleswig, wenn das nicht deutſch ſein ſoll, rauſchen die Eichen, als ſchritte leibhaft der alte Finkler, der die Mark als Bollwerk aufgerichtet, durch den Wald, und hinter ihm käme ſein Sohn Otto und höbe aufs Neue den Speer zum Wurf in den Ottenſund. Im Oſten ſenkt ſich die politiſche Gränze Deutſchlands nach Süden ab und läßt das ſchöne deutſche Stück von Danzig bis Königsberg wie einen Vorpoſten, auf die Wacht ausgeſtellt. Wohl böte ſich als natürliche Gränze im Oſten der Hügelzug zwiſchen den Stromgebieten der Weichſel und der Oder, von da im Anſchluß an die Sudeten, ſomit an die Karpathen bis zur Donau bei Preßburg, wo dann noch von Oſten nach Süden die Alpen als deutſche Gränzwehr. Die politiſche Gränze aber führt, das eigentliche Preußen vom Verband mit Deutſchland ausſchließend, mit einem Sprung über die Warthe, Pommern und Weſtpreußen, Brandenburg und Schleſien von Polen, Mähren, Steyermark und Illyrien von Gallizien, Ungarn und Kroatien trennend, bis an's adriatiſche Meer, in welches die ſchmalauslaufende Halbinſel hineinragt, die Spitze des Keils, der von Nord- und Oſtſee her durch die Mitte Europas getrieben iſt. Deutſchlands natürliche Gränze gegen Mittag wäre der weite Alpenbogen, der in ſeinen Ausläufen von der Donau bei Preßburg bis zum Jura und zum Genferſee umgreift, ein ſtattliches Bollwerk, wie nicht leicht ein anderes Land und Volk in Europa eine gleiche Schutzwehr haben möchte, mit ſoviel Ein- und Auslaßpforten. Wie viel enger die politiſche Gränze, von der Donau bei Preßburg, über Mur, Drave und Save, zu jener Spitze auslaufend, dann die große erprobte Felſenburg Tyrol vom Venetianiſchen, von der Lombardei und der Schweiz ſcheidend, ſtrebt ſie raſch zum Bodenſee und folgt dem jungen Rhein bis Baſel, ſoviel deutſche Art hinter ſich laſſend in dem „Haus der Freiheit, das Gott gegründet.“ Im Weſten geht die natürliche Gränze zunächſt vom Jura zu den Vogeſen; dann parallel mit dieſen an Moſel und Maas bis zu den Ardennen, der Eifel, hohen Veen, Maas, Rhein und Nordſee. Wie viel deutſches Land mit einem Geſchlecht, das in der Geſchichte unſeres Volks eben ſo wenig, wie an den edelſten Anlagen und dem trefflichſten Beruf das letzte iſt, haben der Pariſer Friede vom 30. Mai 1814, die deutſche Bundesakte vom 8. Juni 1815, die Schlußakte des Wiener Kongreſſes vom 9. Juni 1815 und der Pariſer Hauptvertrag vom 20. November 1815 in Deutſchlands Gränzen aufzunehmen verſäumt, deutſchen Herzen faſt wie zum Hohn und Trotz, die doch von Gottes-, Rechts- und Blutswegen in dieſer Sache hätten einzig und allein den Ausſchlag geben ſollen! Da iſt nun die Gränze, — die von 1790 als Regel angenommen, als wäre Deutſchlands Beraubung, Schmälerung und Demüthigung nicht älter als von dieſem Jahre; — der Thalweg des Rheins, von Baſel bis zur Spitze des Winkels, welchen die Lauter bei ihrer Mündung in den Rhein mit dieſem bildet; und drüben, wo altes deutſches Land unter franzöſiſcher Herrſchaft, ſteht der Straßburger Münſter, wie ein gegen den Himmel gewandter Vorwurf, und die prächtigen Höhen des Wasgaus in ihrem ſaftigen Grün grüßen fragend nach dem Schwarzwald hinüber, ob denn unter all den gewaltigen Stämmen dort, die ſie dem Welthandel hinab nach Holland verkaufen, nicht auch noch ein gediegener Muth mit ſtarken, tiefen, weitausgeſtreckten Wurzeln in vaterländiſcher Erde haftet, ein höherer Muth, als der, Schwert und Büchſe zu ergreifen, damit durch Waffengewalt zurück erobert werde, was Übermacht und Liſt, durch Ohnmacht und Verrath auf der andern Seite trefflich begünſtigt, dem deutſchen Namen entriſſen haben, — nein, vielmehr der Muth des Geiſtes und des feſten Willens, da ein deutſches Herz nicht dran denken mag, die Verwandten überm Rhein zum Aufgeben des theuren Gutes, des einzigen, was ſie fürs verlorne Vaterland gewonnen haben, der bürgerlichen Freiheit zu berauben, ſondern wohl daran, alles dran zu ſetzen, damit ächte Freiheit mit allem heiligen Recht, mit allem Segen für die Lebenden und ihre Enkel, auch diesſeits des Rheins heimiſch werde, und unſere Brüder von drüben ſich dann des koſtbaren Horts, der ihnen um den theuerſten Preis zu eigen geworden, um ſo beſſer erfreuen können, wenn ihn der heilige Cherub des Vaterlands mit ſeinen Schwingen deckt?! Hinter den Höhen des Wasgau's (von unſerer deutſch-bundesſtaatlichen Hochwarte aus betrachtet) ſehen wir, wie die Moſel durchs ſchöne Lothringen an Metz und Diedenhofen (es iſt Thionville draus geworden) und die Maas an Verdun vorbeieilt, und denken dabei an eine noch gar nicht zu ferne Zeit, an die Karls V., als dieſe lothringiſchen Biſthümer noch deutſch waren, als deutſche Fürſten ſich noch nicht in den Verzweiflungsentſchluß ſtürzten, deutſches Land an Frankreich hinzuopfern, um die „deutſche Freiheit“ (das deutſche Fürſtenthum) vor dem außer-, ja gegennationalen Kaiſerthum zu erretten. Die politiſche Gränze wendet ſich durch altes deutſches Land um die bayriſche Rheinpfalz herum vom Einfluß der Lauter am Departement Niederrhein hin bis an's Moſeldepartement, folgt dann dem Saum desſelben, überſchreitet die Saar und die Moſel (bei Sierk), durchſchneidet die Ardennen, umfaßt Luxemburg, ſchließt Lüttich aus und zieht in einer mit dem Lauf der Maas ziemlich parallelen Linie von Aachen bis zum Rhein hin kurz vor ſeiner Trennung in die zwei großen niederländiſchen Adern unterhalb Emmerich; dann ſtrebt ſie, an den niederländiſchen Provinzen Gelderland, Over-Yſſel, Drenthe und Groeningen vorbei, in ziemlich paralleler Linie mit der Ems wieder dem Dollaert zu. Man ſieht alſo, daß die politiſchen Gränzen Deutſchlands herrliche deutſche Volksſtämme vom gemeinſamen Vaterlandsboden ausſchließen und enger gezogen ſind als die ſogenannten natürlichen Gränzen.

Motto: Was iſt des Deutſchen Vaterland?

. . . .

So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt!
Das ſoll es ſein!

Arndt.

Innerhalb der angegebenen politiſchen Gränzen liegt alſo der Grund und Boden, den man ,,Deutſchland'' nennt, die Vielheit von 38 als unabhängige Staaten abgeſchloſſenen deutſchen Ländern, deren größtes (der öſterreichiſche Verband) 9619, deren kleinſtes (das Gebiet der freien Stadt Frankfurt am Main) zwei Geviertmeilen im Umfang hat. Aller Grund und Boden Deutſchlands breitet ſich auf 11,438 Geviertmeilen aus; eine Linie, von deſſen äußerſter Nord- zu ſeiner äußerſten Südſpitze gezogen, mißt die Länge von 150 Meilen, eine andere, von der äußerſten Weſt- zur äußerſten Oſtſpitze gezogen, 140 Meilen. So, nach der Ausdehnung ſeines Grund- und Bodengebiets betrachtet, iſt Deutſchland das größte Land unſeres Erdtheils nächſt Rußland und Skandinavien, und es könnte, im höheren Sinne genommen, auch vor dieſen beiden, ganz unbedingt das größte ſein durch ſein Volk, wenn dies nur will. Was Deutſchlands Grund und Boden, ſeine klimatiſchen Verhältniſſe, ſeine Lage zwiſchen den andern Ländern Europa's, die Eigenartung ſeiner Oberfläche betrifft, ſo vereinigt ſich Alles, um dieſem Lande eine ganz beſtimmte Bedeutung anzuweiſen, wie anderſeits wieder Geſchichte und Charakter des Volkes, welches daſſelbe bewohnt, dieſe Vormeinung rechtfertigen. Zwiſchen dem 45. und 54. Nordbreitegrade und zwiſchen dem 23½. bis zum 37. öſtlichen Längegrade gelegen, mehr dem Norden als dem Süden angehörig, nimmt Deutſchland gleichwohl die Gegenſätze von beiden zu glücklicher Vermittelung auf, deren Einfluß ſich wieder in den Menſchen aufs Entſchiedenſte abſpiegelt. Denn in dieſen (das Volk im Ganzen und Großen betrachtet) verbinden ſich die Innerlichkeit des Nordens und die Äußerlichkeit des Südens, ſcharfe Verſtandesdurchdringlichkeit und Leichterregbarkeit des Gefühls — zur Höhe der Vernunft und zur Tiefe des Gemüths, tritt die Leichtigkeit des Aneignens der Nachhaltigkeit des Selbſtſchaffens ergänzend zur Seite, da verliſcht kein Eindruck des Geſchehenen, die Thatſache läutert ſich durch unabweisliche Prüfung zum Gedanken, der Gedanke zieht ſich den Willen heran und geht durch ihn in Überzeugung über. Deutſchlands Stellung zwiſchen den übrigen Ländern Europas in's Auge gefaßt, muß man immer wieder zu der Vergleichung zurückkehren, wie alt ſie iſt, und wie oft ſie ausgeſprochen worden: ,,Deutſchland — Europas Herz''; ſchlagend iſt und bleibt ſie, rechte Wahrheit, kein bloßes Spiel der Phantaſie. Seht auf die nächſte beſte Karte des Erdtheils, wie dies Deutſchland, gleichſam als Kern und Halt an die große Alpengrundfeſte hingelehnt, durch die Rippen Europas geſchützt, ſeine Schlagadern nach allen Seiten hin ausſendet, die Nahrungsſtoffe des Lebens zu empfangen und wiederzugeben, das geſunde Blut eines Volkes, das noch der rechte Mittler für alle andern Völker werden muß, wie es für ſie und durch ſie als Heiland ſchon gelitten; von Aufgang nach Niedergang, von Mittag nach Mitternacht — alle Straßen des Handels und der Ideen treffen in dieſem Mittelpunkt zuſammen; hier iſt der große Stapelplatz, der Markt des Umſatzes und Austauſches, hier das Emporium der Freiheit, von dem Schöpfer der Erde abgeſteckt, von ſeinem Odem zur Geſchichte geweiht, wenn ſein Geiſt, der der Freiheit und Menſchheit, der des deutſchen Volkes durch und durch geworden, wenn es ihn vollkommen begreift und bethätigt. Blickt endlich auf die Oberfläche des deutſchen Grundes und Bodens. Beobachtet die unendliche Mannigfaltigkeit der Ablagerungen, den glücklichen Wechſel von Höhen und Tiefen, den Reichthum abgeſchloſſener Gebiete, wie ſie in großen Gebirgskeſſeln, Stromgebieten, Meeresniederungen ſich ſo recht gemacht zu einer vollkommenſten Ausbildung von Einzelcharakteren darſtellen und dafür eignen, und vergleicht damit die Vielheit der Deutſchen im Stämmen, in größeren und kleineren Beſonderungen, und wie ſie doch wiederum ein- und dieſelben bleiben. Nirgends als im alten Hellas war Ähnliches vorhanden, nirgends eine ſo innige Wechſelbeziehung zwiſchen Land und Menſchen, nirgends eine ſo ſtarke durch die Mannigfaltigkeit des Erſteren, wenigſtens großentheils bedingte, ſo beſtimmte Ausprägung und Geltendmachung des Rechts der Perſönlichkeit, welches bei uns der allererſte Anfang des Freiheitsgefühls in der Völkerſchaft war. Land und Volksſtamm, ſie ergänzten und ergänzen noch einander. Durch dieſe Vielheit in Deutſchland iſt das deutſche Volk das geworden, was es heutzutage als Ganzes und Großes iſt, eine Staatengemeinde, in der Jeder für ſich ſelber ſteht. Und wenn wir auch die Schattenſeiten davon nicht verkennen dürfen (wir haben blutiges Lehrgeld dafür bezahlt, daß wir ſo lange Zeit eine Eigenſchaft unſeres Weſens für das Weſen unſerer Eigenheit ſelbſt nahmen!) ſo ſollen wir uns doch nie zur Ungerechtigkeit gegen den Gang unſerer Entwickelung hinreißen laſſen, der, von vorneherein durch den Charakter unſeres Landes mitbeſtimmt, ſeinen Abſchluß noch nicht erreicht hat.

Wie reich gegliedert iſt des Deutſchen Vaterland! In wie vielfache beſondere Landſchaften getrennt, die doch alle wieder lebendig verbunden, liegt es vor unſern Blicken da; von jener ewigen Ruhe der Alpen zu jener ewigen Bewegung der Meere, von der eiſigen Luft der Gletſcher zur feuchten der Dünen, welche Abwechſelung ſo vieler Eigenthümlichkeiten in Formen und Arten des Bodens wie Erzeugniſſen unter bedingenden Einflüſſen der Luftſchichten, der Sonnenwirkung, der Windſtrömungen und Gebirgsdämme, unter begünſtigenden des Menſchengeiſtes, welcher Boden und Witterung der Wiſſenſchaft unterthan macht, die Kultur durch den Handel vervollſtändigt, und die Verbindungswege, welche die Natur geſchaffen, durch ſolche vermehrt, die er der ſchöpferiſchen Kraft des Willens verdankt. O wie ſchön biſt du, Boden des Vaterlands! Schön in allem und jedem Sinn, wofür unſre Sprache Worte hat, erhaben im Alpenglühn, ſchauerlich entzückend im ſtäubenden Sturz der Waſſer, lieblich in den ſtillen Waldthälern, wo Rehe und Hirſche auf den ſaftiggrünen Triften weiden oder in ſtiller Mondnacht ſich im See baden, gleich wunderherrlich, wo deine Städte im üppigen Stromthal die goldenen Thürme und Zinnen in die blauen Lüfte hinanheben, und wo der Kyffhäuſer in ſeiner Einſamkeit, ſelbſt wie ein vergeſſener Kaiſer, im tiefen Naturſchweigen ringsum thront und ſinnt, und wo an den Kreuzwegen ſich die Fuhrleute aus aller Welt Enden anrufen, und wo deine Inſeln aus dem tiefdunklen Meer aufragen und man, im Kahn zu ihnen ſegelnd, unten noch die alten Bahnen des Feſtlands erkennt, und über den Dächern der verſunkenen Städte hinrudert und leiſes Getön wie von Glocken durch die Fluthen heraufſäuſelt! Und wie reich biſt du, Boden des Vaterlands! Alles zeugſt du und treibſt es an's frohe Licht der Sonnen, was den Menſchen nährt und ſtark macht, die goldene Ähre, die ſich ihm zu Brot verwandelt, die überatlantiſche Frucht, unſcheinbar wie der Arme, den ſie in ſchlimmen Zeiten vor dem Hungertode ſchützt. Obſt die Hülle und

Fülle, daß die hellen Länderſtreifen wie unabſehbare Gärten ausgebreitet liegen, die Traube, deren Saft das Herz erfreut, des Hopfens dichtüppiges Gewinde, wie all' die Kräuter, deren heilbringende Säfte der Arzt dem Kranken miſcht! Welche Farbenpracht auf deinen Feldern, die blauen Blüthenwogen des Flachſes, die blaßveilchenfarbigen des Saffrans, die gelben des Rapſes! Welche Empfänglichkeit des Bodens die mannigfachſten Pflanzen hervorzubringen, deren entweder der Gewerbfleiß bedarf, wie Farbekräuter, oder welche das Gebot des Luxus zu einem Gegenſtand des Gewerbfleißes und des Handels gemacht hat, wie Tabak u. dergl. Welcher Reichthum an ſaftigen Weiden, die ſich die Viehzucht, unterm Einfluß der Wiſſenſchaft veredelt, in Anſpruch nimmt. Welche Abwechſelung der Baumgattungen, vom Nadelholz des Nordens an bis zum Maulbeerbaum, der eine deutſche Seidenzucht geſtattet, alle Hölzer zum Haus- und Schiffbau, für alles Nützliche und Schöne des Hausraths; und die Wälder — Eichen und Buchen die deutſcheſten Bäume darin! — wenn gleich viel gelichtet, und wenn auch ſie unter den Schutz wiſſenſchaftlicher Aufſicht, ſtaatswirthſchaftlicher Fürſorge geſtellt, noch immer der holde Irrgarten, in dem die zwei Feen Mährchen und Sage mit ihrem luſtigen fliegenden Hofhalt auf und unter den ſingenden Bäumen und ſprechenden Sträuchen leben und weben. Und welche Schätze in den geheimen Tiefen des deutſchen Bodens endlich: die edlen Metalle, dabei man leider wohl des alten Volksſpruchs gedenken mag: „Ein Quintlein Goldes wigt mer als ein Centner Recht,“ aber auch des andern gedenken ſollte: „Iuwer Grueß mer danne Gold als Geſmid;“ — und das deutſche Eiſen, von dem der Rothbart ſagte: „Wir pflegen den Paß mit Eiſen zu eröffnen und nit mit Gold und Silber,“ die Adern von Kupfer, Zinn, Zink und Queckſilber, die reichen Kohlenlager und Salzquellen, die geſegneten Bronnen endlich, die dem Kranken Heiltrank und Heilbad ausſtrömen, wär' nur ein Staat múthig genug, das Giftkraut des Spiels auszureuten, das rings um den Segen wächſt! O wohl iſt es herrlich anzuſchauen, reich, fruchtbar und ergiebig jetzt und für alle Zeiten, der Boden Deutſchlands, und werth, ein ſeiner ſelbſt bewußtes, großes, freies Volk zu tragen, das zu einer Grundlage, unerſchütterlich wie ſeine Alpen, das Geſetz habe, vor dem der Fürſt nicht höher als der Bauer iſt, ein Volk, von Sittlichkeit durchpulſt, wie ſein Boden von den rauſchenden Strömen.

Motto: Viel tauſend Funken, Eine Glut,
Viel Herzen und Ein Schlag!
Herwegh.

Dies Land gehört dem deutſchen Volke, das heißt, jenem Theil deſſelben, welcher durch den deutſchen Bund zu einem Ganzen geeinigt worden iſt und zur Zeit durch 34 Fürſten vertreten wird, während vier kleine Staatsgebiete ſogenannte republikaniſche Verfaſſungen haben. Die Geſammtzahl der Bewohner Deutſchlands beträgt nahe an 40 Millionen Seelen (wollte jede davon den Odem der Volksſeele fühlen!), aber nur 34 Millionen davon ſind Menſchen germaniſchen Geblüts, 6 Millionen ſlaviſchen (ſie wohnen an der Leba, am Ober- und Mittellauf der Spree, dann in Schleſien, Böhmen und Mähren und endlich zwiſchen den Alpen Steiermarks, Kärnthens und Krains, Reſte alter Seßhaftmachung, über die das deutſche Element in gewaltiger Fluth hereingebrochen), eine halbe Million romaniſchen oder verwandten Geblüts, theils Wallonen an den Weſtgränzen, theils Italiäner an den Südgränzen, theils Franzoſen, in ganz Deutſchland verſprengt, wo ſie, vom Deſpotismus aus der Heimath getrieben, religiöſe Duldung gefunden. Wie dieſe Franzoſen, ſind auch die Juden, deren Zahl auf 400,000 angeſchlagen wird, in Deutſchland verſprengt, und wie jene franzöſiſchen Koloniſten durch Gemeingenuß von Rechten und Pflichten mit den Deutſchen in ein und daſſelbe Staatsbürgerthum zuſammengewachſen ſind, möchten und ſollten es auch dieſe letztern auf demſelben Wege; denn nicht der, der Gott in einer von den meiſtübrigen Staats- und Volksangehörigen verſchiedenen Weiſe anbetet oder nach verſchiedenen Satzungen ſich im Privatleben richtet, ſondern nur der iſt ein Fremder, ein Gaſt im Staate, der einem andern angehört; alt und heilig iſt das Ueberkommniß des Volksthums, aber die Aneignung der Sprache, ihres feſteſten Bandes und tiefſten Geheimniſſes, bildet die Brücke von Vater zu Sohn, Enkel und Urenkel, und darum iſt es eben ſo lächerlich, von in Deutſchland lebenden Juden, ſtatt von israelitiſch glaubenden Deutſchen zu reden, als wenn man die Abkömmlinge jener aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die in ſpäteren Zeiten in Deutſchland eingewandert und eingebürgert, deutſche Franzoſen nennen wollte. Ein ſolches Verhältniß paßt allenfalls für die paar tauſend Griechen und Armenier, die in Deutſchland wohnhaft ſind, oder für die paar hundert Zigeuner, die auf deutſchem Boden umherſtreifen. Betrachtet man die Zahl der Bewohner Deutſchlands im Verhältniß zur Scholle, ſo ergibt ſich für die Volksdichtigkeit die Durchſchnittszahl von 3510 Menſchen für die bewohnte Bodenfläche der Geviertmeile, wobei ſich noch der Unterſchied herausſtellt, daß dieſe Volksdichtigkeit in Süddeutſchland ſtärker als in Norddeutſchland iſt (für das Erſtere 3630, für's Letztere 3400); in der Volkstüchtigkeit macht das keinen Unterſchied, wenn ſie im Norden wie im Süden weiter nichts als vollkommene Deutſche ſein wollen, weder den Ruſſen vervettert, noch den Römlingen angekindet, ſondern freie Menſchen überall, die auf eignen Füßen ſtehn. Wie das Verhältniß der Volksdichtigkeit zwiſchen Nord- und Süddeutſchland angegeben worden, könnte man auch eine Vergleichung von Zahlen der katholiſchen und evangeliſchen Bewohner Deutſchlands anführen, aber nicht im Sinne einer Sonderung, ſo wenig wie ja jene beiden geographiſchen Hälften eigentlich vor dem Geſammtgeiſte als ſolche beſtehen; ſolche Sonderungen (in Deutſchland leben 22 Millionen katholiſcher und 17½ Millionen evangeliſcher Chriſten) laſſen ſich nur im Hinblick auf ſo viel edles Blut, das in vergangenen Zeiten vergoſſen worden, als Lehre für die Zukunft betrachten.

Es ſind früherhin die Gränzen angedeutet worden, welche das deutſche Volk mittelſt der Sprache gezogen. Innerhalb dieſer großen Linie der Sprachgränze, welche das Ganze unſeres Volksthums umſchließt, zeigt ſich nun wieder eine eben ſo reiche Mannigfaltigkeit der Beſonderarten, der Einzelcharaktere in Stämmen und Mundarten, wie jene der verſchiedenen Abſtufungen des deutſchen Bodens, der verſchiedenen durch Gebirgsſyſteme abgeſchloſſenen Landſchaften, deren Thalkeſſel, Stromgaſſen und Hochebenen mit ihren von einander abweichenden, ſelbſtſtändigen Eigenthümlichkeiten. Die Mundarten ſind gleichſam die Wegweiſer, um die Stämme aufzufinden, ſo weit nämlich, wenn man ſich hütet, den letzteren bis zur Urgeſchichte nachzugehen, ſondern ſich darauf beſchränkt, in der Gegenwart nur noch die Spuren jener Epochen der Vergangenheit wahrnehmen zu wollen, in welchen ſich das Leben der Deutſchen nur erſt in den Einzelſtrebungen, Kämpfen und Reibungen der Stämme untereinander kundgab, wodurch ſich denn eben Geſtalt, Sicherheit und Recht der Individualität vollkommen entwickelte. Betrachtet man das Ganze des deutſchen Volkes in der Gegenwart in der Art, wie das Geſammtgebiet unſeres Vaterlandes, aus der Vogelperſpective, ſo treten zunächſt allerdings nicht ſowohl die mehrfachen Stämme und Mundarten vor den Blick, als ſich vielmehr zwei größere Sprachgebiete unterſcheiden laſſen, welche im Allgemeinen ungefähr nach derſelben Richtung gegeneinander abgeſchloſſen ſind, wie der alte Herkanwald den deutſchen Boden in eine nördliche und ſüdliche Hälfte theilt; es ſind das niederdeutſche und das hochdeutſche Sprachgebiet. Sieht man über die politiſchen Gränzen nach Weſten hinaus, ſo gewinnt das Erſtere an Umfang und kann in Holland und Belgien ebenſo die geiſtige Bedeutung geltend machen, auf welche ſich das Hochdeutſche gern ſtützt, daß ſich aus ihm eine allgemeingültige Schriftſprache herangebildet und gefeſtigt, worin die geiſtigen Errungenſchaften der Nation als ihr ewiger, innerer, Zinſen tragender Schatz bewahrt bleiben. Gleitet alſo der Blick über die jetzigen politiſchen Gränzen Deutſchlands hinweg und erfaßt er die niederländiſchen (holländiſchen, frieſiſchen, flamändiſchen) Mundarten als deutſche, nämlich niederdeutſche, ſo nimmt er ein Gebiet derſelben wahr, welches folgendermaßen umſchloſſen iſt. Die Umfangslinie beginnt an der Spitze bei Gravelingen, führt bis Emden, wendet ſich dann und läuft in ſenkrechter Richtung bis zum Bourtanger Meer, dann in einer mit dem Lauf der Yſſel parallel gehenden bis über den Rhein und ferner wieder parallel mit dem Gang der Maas bis zwiſchen Maaſtricht und Aachen nach Eupen. Die Linie, welche nun das niederdeutſche Sprachgebiet vom hochdeutſchen ſcheidet, windet ſich aus dem ſüdlichen Winkel bei Henry-Chapelle heraus über Roeremonde (weſtwärts davon herrſcht ſaßiſche Mundart) Erkrath, Hübbelrath (bei Düſſeldorf), dann in öſtlicher Richtung zwiſchen der Eder und der Diemel, zwiſchen Kaſſel und Münden, Aſchersleben und Bernburg weiter, von Barby an der Elbe bis Deſſau, über Wittenberg nach Luckau, dann über Lübben bis gegen Kroſſen und Züllichau hin. — Innerhalb des großen hochdeutſchen Sprachgebiets nun, welches ſich ſüdabwärts von dieſer Scheidelinie ausbreitet, treten wieder zwei Hauptgruppen von Mundarten hervor: die der mitteldeutſchen und die der oberdeutſchen. Die Gränze zwiſchen beiden läuft von Weſten nach Oſten aus dem Winkel zwiſchen Saarburg und Pfalzburg parallel mit der Moder, zwiſchen Hagenau und Raſtadt, von da im Bogen zwiſchen Heilbronn und Hall an der Wernitz zur Donau nieder bei Donauwörth, von da parallel mit dieſem Strom bis über Regensburg (welche Stadt, wie Donauwörth, zum oberdeutſchen Sprachgebiet gehört) und von dort längs der Gränzen der ſlaviſchen Sprachhalbinſel weiter. Betrachtet man ſodann wieder das Gebiet der mitteldeutſchen Mundarten insbeſondere, ſo laſſen ſich auf demſelben, mit Ausſchluß der (nach Bernhardi's Anſicht wahrſcheinlich zum Oberdeutſchen gehörigen böhmiſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Gebirgsmundarten) neun Gruppen unterſcheiden. Zuerſt die der ſogenannten fränkiſchen Mundarten (am Ober- und Mittel-Main, an Ober-Werra und Rhön, vom Odenwald und Speſſart bis an's Fichtelgebirg und vom Rennſtieg des Thüringer Waldes bis beinahe an den Ausfluß der Wernitz in die Donau); dann die ſogenannte rheiniſche Mundart (Main-Lahndialekte zwiſchen dem Rhein, dem untern Main und der Lahn); drittens die Gruppe der mittelrheiniſchen Mundarten, welche durch die Vogeſen wieder in eine ſüdöſtliche Gemarkung (Rhein-Neckar) und in eine nordweſtliche (Rhein-Moſel, — Luxemburg-Lüttichſche, Trierſche und Kölniſche Mundarten) geſchieden werden; viertens die niederrheiniſche Gruppe (um Bonn, Köln, Aachen, Düſſeldorf); fünftens die weſterwäldiſche, deren Gebiet im Süden durch Main-Lahn, im Weſten durch Niederrhein, im Norden durch das Niederdeutſche und im Oſten durch die Eder-Fulda-Mundart begränzt wird; ſechstens die Eder-Fulda-Mundart (das ſogenannte Niederheſſiſche); ſiebentes die Gruppe der Unſtrut-Saale-(thüringiſchen) Mundarten; achtens Mittelelbe; neuntens endlich Mitteloder (diejenigen ſchleſiſchen Mundarten umfaſſend, welche weder zum oberdeutſchen noch zum niederdeutſchen Sprachgebiet gehören). Hier alſo, im Gebiet der mitteldeutſchen Mundarten, läßt ſich eine auffallend größere Mannigfaltigkeit wahrnehmen, deren Grund (nach Bernhardi's Anſicht,*) welche mit dem bereits früher im

---

*) Die Reſultate von Bernhardi's Forſchungen liegen den obigen Angaben zu Grunde.

Allgemeinen Angedeuteten zuſammentrifft) darin zu liegen ſcheint, „daß in dieſen durch Berge und Wälder geſchützten Ländern, welche, ſoweit die Geſchichte reicht, nie von Fremden beſetzt worden ſind, jeder einzelne Volksſtamm ſich viel ſelbſtſtändiger entwickeln konnte, als in dem weiten Donauthal und in der norddeutſchen Ebene. — Aber auch im oberdeutſchen Sprachgebiet treten die Mundarten in charakteriſtiſchen Ausprägungen auseinander. Und zwar in drei Gruppen; die eine (Bernhardi nennt ſie die alemaniſche, Schmeller bezeichnet ſie als „Oberrhein") am Rhein und deſſen Nebenflüſſen bis unter Straßburg hinab; die zweite (Bernhardi nennt ſie die ſchwäbiſche, Schmeller „Weſtlech"), ſowohl im größten Theil des Neckargebiets als auch an der Donau (und ihren Zuflüſſen) oberhalb des Lechs; die dritte die bayeriſche (nach Schmeller „Oſtlech"), „das ganze übrige Gebiet der Donau und ihre Seitengewäſſer umfaſſend, ſo weit überhaupt deutſch geſprochen wird." In dieſer letzten Gruppe ſondern ſich wieder der bayriſche und der ober- und unteröſterreichiſche Dialekt, ſo wie nicht minder wieder die reiche Gliederung der Alpenländer (Tyrol, Salzburg, Steyermark) in viele abgeſchloſſene Gebiete ihren Einfluß auf Bildung und Erhaltung der Dialekte daſelbſt geltend macht.

Betrachtet man die Mundarten im Verhältniß zu den deutſchen Volksſtämmen, ſo ſieht man recht, wie ſich das Charakteriſtiſche der Letzteren in den Erſteren abſpiegelt, wie ihr Weſen, in allen geſchichtlichen Proben und Wandlungen unzerſtört, ſich auch die ächte Urſprünglichkeit der aus demſelben hervorgegangenen Form größtentheils erhalten hat. Von dieſem Geſichtspunkte aus laſſen ſich die Mundarten in einer geringeren Anzahl von Gruppen zuſammenfaſſen: die frieſiſche an den Küſten der Nordſee von der Mündung der Elbe bis zu jener der Ems, die niederſächſiſche über der deutſchen Tiefebene oſtwärts von der Weſer auf den alten Stammſitzen der Saſſen (Nordalbinger, Oſtfalen, Angern), und auf den großen Landſtrichen, wo das deutſche Weſen über das wendiſch-ſlaviſche hereinfluthete, alſo im Holſteiniſchen, Hamburgiſchen, Braunſchweigiſchen, Lüneburgiſchen, Hannöverſchen, Pommerſchen, Märkiſchen; dann die weſtfäliſche; ferner die fränkiſchen Mundarten (oſt- und weſtfränkiſche); die bayriſche; endlich die alemaniſch-ſchwäbiſche; dann, als Miſch- und Uebergangsmundarten, die thüringiſch-oberſächſiſche und die niederrheiniſche (aus dem Zuſammentreffen und der Verſchmelzung der weſtfäliſchen, weſtfränkiſchen und flamändiſchen hervorgegangen).

Frieſen, Sachſen, Franken, Thüringer, Bayern, Alemannen, das ſind die edlen, kräftigen Stämme, die ihre Wurzeln und Zweige zum Ganzen eines deutſchen Volkes ineinandergeſchlungen; jeder einzelne Stamm ſtattlich von Wuchs, reich von Entfaltung, eigenthümlich von Art. Der Frieſe feſt und ſpröd, kühn hinaus in die See und für Freiheit auf heimiſchem Boden; der Sachſe ernſt, ausdauernd und nachhaltig in Glauben und Arbeit, mächtig durch Gedanken und Treue, unermüdlich, das Weſen der Freiheit zu ergründen, und unerſchütterlich: jede ſolche geiſtige Errungenſchaft zu bewahren; — der Thüringer offen an Verſtand und Gemüth, regſam zu allem wackeren Thun, treuherzig in Handel und Wandel, heiter in Sanges- und Sagenluſt; — der Franke raſchwallenden Bluts, voll Funken der Erfindſamkeit, klug und gewandt, hochſtrebenden Sinns und tapfer, aber nicht immer auch vollkommen beſtändig und verläßlich; — der Bayer handfeſt und derb, gediegener Treue, luſtig und behäbig im friſchen Lebensgenuß; — der Alemanne mehr nach innen gekehrt, tiefſinnig zum Dichten und Denken, ja ſelbſt zur Verſenkung in die geheimnißvolle Welt der Ahnung und Wunder, aber dabei nicht weniger mannhaft und ſtreitbar, anſtellig und fleißig zum Größten wie im Kleinſten; — ſo geartet ſind die deutſchen Stämme, wie ſie aus den verſchiedennamigen Völkerſchaften der Urzeit zuſammengewachſen.

Wie auch bei dem einen und andern von ihnen dieſe oder jene Eigenſchaft mehr oder minder hervortreten möge, — in Allen zeigt ſich doch eine Uebereinſtimmung gemeinſamer Grundzüge, welche den Geſammtcharakter des deutſchen Volkes bezeichnen. Zuerſt und vor Allem: Liebe zur Freiheit, — ein Grundzug ſeines Weſens, der als ewiger Impuls ſeines Lebens, als bewegende und geſtaltende Kraft ſeiner ganzen geſchichtlichen Entwickelung betrachtet werden kann. Mit unwiderlegbarer Gewißheit kann es ſeine urſprüngliche Selbſtbeſtimmung nachweiſen; was es an Großem und Herrlichem vollbracht, kam aus dieſem Bronnen ewiger Verjüngung; wie oft er auch verſchüttet, vergeſſen ſchien, plötzlich in den beklommenſten Zeiten ließ ſich ſein mächtiges Rauſchen wieder vernehmen, und das Volk, das ſchon völlig gedemüthigt und rettungslos verloren ſchien, erhob ſich dann wieder in friſcher Kraft und neuer Luſt des Daſeins. Ich komme ſpäter darauf zurück. Die zweite Eigenſchaft des deutſchen Volkscharakters iſt ein ſtarkes Sittlichkeitsgefühl, ſo unverwüſtlich wie die Liebe zur Freiheit; und wahrlich: beide ſtehen im innigſten Zuſammenhange; denn wie die Liebe zur Freiheit eben durch das Sittlichkeitsgefühl bedingt iſt, ſo kann das Letztere ohne die Erſtere gar nicht gedacht werden. Es äußerte ſich in zwiefacher Erſcheinung, als Rechtsgefühl und Treue, — im Familienleben, in Keuſchheit und Ehrfurcht vor dem weiblichen Geſchlecht, in der erſten Zuſammenſetzung der Volksgemeinde, in der Waffenbrüderſchaft, im Gefolgſchafts- und Lebenweſen, in der Entfaltung des Bürgerthums, in den Bünden und Einungen, endlich, als die neuere Monarchie ſich als Rechtsſtaat ausgebildet, in einer ſchönen und edlen Anhänglichkeit des Volks an die Fürſten, welche, eben weil ſie ein ſittliches Beharren freier Männer an der Heiligkeit des gegebenen Wortes iſt, ſo hoch über einem bloßen blinden Gehorſam und über gemeiner Demuth vor einem ſogenannten göttlichen Recht ſteht. Dieſe Kraft des Sittlichkeitsgefühls iſt es auch, wodurch ein dritter Grundzug des deutſchen Volkscharakters, religiöſe Innigkeit des Gemüths, ihre höchſte Weihe erhält, ſo wie anderſeits der ſtarke Trieb der Freiheit es vor den Abwegen, vor Selbſtentäußerung, Aberglauben, Bigotterie und Fanatismus theils bewahrt hat, theils noch bewahren muß. Ein vierter Grundzug, dem Triebe der Freiheit nah verwandt, iſt die unaustilgbare Forſchbegierde des Deutſchen, die ſich einerſeits im Sinnen des Geiſtes, der Neues erfindet oder Vorhandenes vervollkommnet, ſo wie anderſeits ſeit uralten Zeiten, ſoweit unſere Geſchichte zurückreicht, als Wandertrieb kundgibt. Dies Merkmal des germaniſchen Menſchen hängt auf's Innigſte zuſammen mit der vorragenden Bildungs- und Geſtaltungskraft des Deutſchen, mit ſeiner ſchöpferiſchen Begabung, welche wieder durch ſein großes Geſchick ergänzt wird: ſich Fremdes anzueignen und, durch ſein eigenes Weſen vollkommen umgearbeitet, aus demſelben als Neues wiederzugebären; ſo durchdringt er fremde Volksart, wohin er kommt, mit ſeinem Geiſt, ſeinem Gemüth, ſeinem Glauben und ſeiner Sitte; ſo ergänzen einander ſeine eigene Bildungsfähigkeit und ſein Vermögen, Alles um ſich nach ſeinem Weſen zu bilden, und hierin läßt ſich ſeine weltgeſchichtliche Aufgabe erkennen, wie er ſchon mehrmals zu ihrer Löſung gewaltige

gewaltige Anſätze genommen und ſie noch vollbringen wird; jener Wandertrieb, welcher die Impulſe zum Sturze des römiſchen Weltreichs, zur Völkerwanderung, zu den Kreuzzügen gegeben, welchem die Menſchheit die Verbreitung des Buchdrucks und der Reformation verdankt, welcher jetzt noch jedes Jahr die deutſchen Auswanderer nach allen Weltgegenden hinaus in die Ferne treibt, und ſelbſt innerhalb der Gränzen Deutſchlands die verſchiedenen Volksſtämme, mittelſt des Rechts der Freizügigkeit aus einem Bundesſtaat in den andern, wechſelſeits erfriſcht, — iſt er nicht auch ein Wahrzeichen der oben angedeuteten weltgeſchichtlichen Aufgabe des deutſchen Volkes? Zu dieſen hervorragenden Grundzügen des Volkscharakters geſellen ſich nun noch, — theils aus ihnen hervorgehend, theils ihnen entſprechend, ſie ergänzend, ſie in Wort und That ausprägend, — Mannhaftigkeit, Ausdauer und Lebensfreudigkeit, drei Blüten aus einem Trieb. Mannhaftigkeit im heldiſchen Muth des Angriffs und der Vertheidigung, ein Kind der Freiheitsliebe, — im Teutoburger Wald und auf der Tiberbrücke wie an der Katzbach und vor Leipzig, zu Worms in jener Rede Luthers: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“ und in Huttens Wahlſpruch: „Ich hab's gewagt“ hat der Deutſche ſie zu erkennen gegeben. Ausdauer im harten Werk der Idee wie im Lichten des Urwalds, — die hat nicht leicht ein Volk in der Stärke, wie das deutſche, weil es, Gott und ſich ſelbſt vertrauend, auch in den dunkelſten Tagen die Kraft des Hoffens nicht verliert, „Gott verläßt ſeine Deutſchen nicht“, ſagen wir gern, und recht eigentlich iſt's eben wieder die Treue, die gegen die Idee, welche dabei den Muth ſtützt und aufrecht hält. Lebensfreudigkeit endlich, wie ſie ſich in Volkswitz, Volkslied und Volksfeſt, bald fein und ſinnig, oft derb genug, meiſt nicht tropfenweiſe, ſondern üppig ſprudelnd kundgibt, ſie iſt wieder Zeugniß für die ſtete Jugendlichkeit unſeres Volkes, deren es in ſeiner ungemeinen Verjüngungskraft genießt. Das ſind die tüchtigen Grundſtoffe des deutſchen Volkscharakters, ſeine großen, ehrwürdigen und ſchönen Eigenſchaften, womit er in der Geſchichte gearbeitet und wodurch er ſich Geltung verſchafft hat. Aber auch die Schattenſeiten fehlen nicht, — und es wäre übel gethan, ſie zu verſchweigen, — die Gebrechen und Fehler, die ſich ſo dicht an die Vorzüge reihen, daß ſie wie Auswüchſe und Parodieen derſelben erſcheinen; und da iſt's denn freilich vorzugsweiſe die neueſte Zeit, in der wir ſie am Schärfſten erkennen und rügen müſſen, wenn wir eine helle Zukunft dranknüpfen wollen. Da ſehen wir nun freilich hie und da hart an dem Vorzug der Treue die Gewohnheit als ein, und die Selbſtaufgebung der Perſönlichkeit als das andere Zerrbild der Treue, ſtatt ihres edlen Goldes die falſche Münze: Wohldienerei, mit dem Antlitz des Mächtigen als Gepräge, worunter ſich ſchlechtes Blei der Selbſtſucht birgt; Wohldienerei — ein Roſtfleck auf dem blanken Spiegel deutſcher Treue, nichts als „Untreu, die ihren eigenen Herrn ſchlägt“, wenn das Blatt ſich wendet; Fürſten ſollten das bedenken und ſchlichte Gradheit, auch wenn ſie ihnen heut oder morgen nicht zu Gefallen ſpricht, um ein Angeſicht, das blos ihre Wünſche ausdrückt, und um einen gekrümmten Rücken nicht vertauſchen. Das edle Hoffen ferner, deſſen Kraft den deutſchen Geiſt und das deutſche Herz in allem Ungemach der Zeiten ſo friſch erhalten, — auch das hat ſeinen Afterwuchs, ſeine Schmarotzerpflanze, nämlich die Geduld, die mehr und länger duldet, als ein edles, freies Herz erdulden darf, wenn der Menſch immer blos auf ein Kommen beſſerer Zeiten wartet und rechnet, ſtatt eine beſſere Zeit oder die Zeit beſſer zu machen. Auch die edle Forſchbegierde des Deutſchen hat ihr Zerrbild; der Trieb, dem Gedanken ſeine Stelle anzuweiſen, der Wiſſenſchaft ihr Recht zu behaupten, führt uns nämlich nur zu oft von der handhaften That ab; wir opfern unſer großes Theil, das Wort, der kindiſchen Luſt: Worte zu machen; die künſtleriſche Schöpfung verzehrt uns allzuoft die Kraft: nationale Schöpfungen im höchſten Sinne hervorzubringen, und indem wir das Ideal des Schönen zu erfaſſen und darzuſtellen uns bemühen, verſäumen wir nur zu häufig, das Ideal geſetzlicher Freiheit zu verwirklichen. Unſer ſchönes Erbtheil, Glauben und Vertrauen, laſſen wir nur allzuoft zu Leichtgläubigkeit entarten und allzuſpät wollen wir dann einſehen, daß wir betrogen worden ſind, allzuſchwer fällt es uns, dies einzugeſtehen und uns zu ermannen, um die Schmach abzuſchütteln. Unſere Lebensfreudigkeit ſchwärmt nicht allzuſelten über das richtige Maaß hinaus, ſei's durch Trunk und Spiel (was ſchon die Römer erkannten und rügten; und doch gab es damals das Nichtswürdigſte, die Spielbanken, noch nicht), ſei's in's Nichtige und Läppiſche, was faſt noch ſchlimmer iſt. Wir ſind von Anfang her aus Beſcheidenheit ungerecht gegen ſo viel Großes, Gutes und Tüchtiges geweſen, was unſere

Männer hervorgebracht, und erſt nachträglich, wenn hundert und etliche Jahre vergangen, ſuchten wir dieſe unſre Schuld etwa durch Denkmäler auszugleichen. Das iſt ein arger Fehler: aber noch ärger vielleicht iſt der entgegengeſetzte, in den wir jetzt zu verfallen ſcheinen, daß wir uns leichtfertig überſchätzen, daß wir Impulſe gleich wie ganze Thaten, bloße Anfänge gleich wie vollkommene Abſchlüſſe achten, daß wir vor der Zeit triumphiren, um uns dann freilich nach der Hand beſchämt in einen dunklen Winkel zurückziehen zu müſſen. Das Schlimmſte aber iſt, daß wir nirgends fremder zu ſein pflegen als im eignen Vaterland und daß wir unſeren edlen heimiſchen Boden durch heilloſe Nachäfferei des Fremden entwürdigen; fremde Tracht, Sprachmengerei, fremde Sitte, leider haben ſie ſeit alten Zeiten bald mehr, bald weniger, und in der neueſten wahrlich nicht eben im kleinſten Maaße den edlen Kernwuchs unſerer Sinnesart überwuchert, und noch vermochte kein vaterländiſcher Zorn dies Unkraut auszureuten. Unſer Wandertrieb, verbunden mit dem Vermögen: Alles um uns zu bilden und neuzugeſtalten, treibt uns in die fernſten Fernen, wo wir das Fremde verſtehen und durchdringen, und daheim auf unſerem eigenen Boden hält es ſo ſchwer, daß wir uns ſelbſt untereinander verſtändigen, daß die Stämme aus einer und derſelben Wurzel ihre Aeſte und Zweige als ein ganzer deutſcher Wald ineinander flechten. Das iſt eine der älteſten und an Unſegen reichſten Eigenheiten des deutſchen Volkscharakters, ein Ueberreſt jener Zeiten, da die Volksſtämme noch untereinander um die Erhaltung je ihrer Individualität kämpften, da zum Beiſpiel die Sachſen, als ſie in's Frankenreich eintraten, darum noch nicht Franken werden wollten, — ein ehrenhafter Urſprung gewiß, aber der unſelige Zwieſpalt des Kampfes oder der Eiferſucht zwiſchen den Deutſchen untereinander, dieſer Riß, welchen allezeit die Fremden zu unſerem Verderben benutzten, er iſt noch nicht geſchloſſen; dieſe Entfremdung unter uns ſelbſt iſt noch immer das Lindenblatt zwiſchen den Schultern des deutſchen Recken, welches ſich der Fremde wohl gemerkt hat und wo er ihn, vom dreißigjährigen und vom ſiebenjährigen Krieg an, im Basler wie in den Pariſer Friedensſchlüſſen, gar meiſterlich zu treffen gewußt hat. O ihr Deutſchen, Volk der Menſchheit, wann werdet ihr denn anfangen, euch auf euch ſelbſt zu beſinnen, euch als Ganzes und nicht bloß als ſpröde

Theile ſelbſt zu achten, damit doch endlich keine Macht auf Erden auch nur den kleinſten Theil von euch geringſchätzen dürfe oder ungeſtraft zu beleidigen wagen könne? Wagt es doch ſelbſt endlich, ein ganzes Volk zu ſein! Ermeßt nur einmal eure Geſchichte, nicht nach dürren Namen und Zahlen, nicht nach den ſtarr daſtehenden Ereigniſſen und Thatſachen, ſondern nach dem ewig lebendigen und lebendig machenden Geiſte, der ſie bewegt! Die Geſchichte iſt ja nur die Offenbarung des Geiſtes der Menſchheit, des Volksgeiſtes.

Die Deutſchen in der Öſterreichiſchen Monarchie.

Motto: Auf, gewalt'ges Öſterreich,
Vorwärts, thu's den andern gleich!
Vorwärts!
Uhland.

Zwei Staaten, welche in der Reihe der europäiſchen Großmächte ſtehen und im hohen Rathe der die Weltgeſchicke bis jetzt entſcheidenden Pentarchie ihre vollgewichtigen Stimmen abgeben, Öſterreich und Preußen, haben den hehren Beruf, in jenem Rathe vorzugsweiſe deutſche Intereſſen zu vertreten, ſo wie ferner (ein Blick auf die Karte weiſt darauf hin): Deutſchlands Vormauer in Oſten zu ſein, Preußen in der nördlichen, Öſterreich in der ſüdlichen Hälfte. Allerdings ſind die Angehörigen beider Staaten keineswegs ausſchließlich Deutſche; und wenn von den 5092/11 Geviertmeilen des preußiſchen Staates nur 3362/87 in Deutſchland gelegen ſind und von den 14,907,091 Menſchen der Bevölkerung wenig über 16 Prozent nicht deutſchen (zumal faſt 15 Prozent ſlaviſchen) Urſprungs ſind, ſo ergibt ſich für die auf das Areal des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates (12,166 Quadratmeilen) kommende Geſammtbevölkerung von 36,949,594 Menſchen gar nur die Zahl von 6,701,604 Deutſchen (nur 18 Prozent gegen 82 Prozent Nichtdeutſche!), welche, mit Menſchen anderen Urſprungs gemiſcht, in den ſogenannten deutſchen Erbſtaaten, oder in den nichtdeutſchen (polniſchen, italieniſchen und ungariſchen) Ländern wohnen.

Betrachtet man nun die deutſchen Erbſtaaten der öſterreichiſchen Monarchie, ſo ergiebt ſich folgende Vertheilung der abſoluten Bevölkerung auf das Areal der einzelnen Provinzen. Öſterreich unter der Enns mit 359 Gev. Meilen und einer Bevölkerung (im J. 1840) von 1,409,626, Öſterreich ob der Enns mit 347 Gev. M. mit 857,568 Einw., Steyermark mit 407 Gev. M. mit 975,309 Einw., Tyrol und Vorarlberg mit 516 Gev. M. und 839,755 Einw., Böhmen mit 952 Gev. M. und 4,174,168 Einw., Mähren und Schleſien mit 497 Gev. M. und 2,166,638 Einw., Kärnthen mit 188, und Krain mit 181

Gev. M., beide zuſammen mit 759,541 Einw., das Küſtenland mit 144 Gev. M. und 481,189 Einw.

Nach Stamm- und Sprachverſchiedenheit iſt die Bevölkerung in den deutſchen Erbſtaaten folgendermaßen zuſammengeſetzt.*) In Öſterreich unter der Enns: 1,380,133 Deutſche, dazu 24,500 Slaven (20,000 Slowaken und 4500 Kroaten) 1600 Neugriechen, 400 Armenier, 2993 Juden; in Öſterreich ob der Enns: 847,568 Deutſche und 100,000 Winden oder Slowenzen; in Steyermark: 585,709 Deutſche und 389,600 Wenden; in Tyrol und Vorarlberg: 537,637 Deutſche, 291,678 Italiener, 9890 Rhätier, 550 Juden; in Kärnthen und Krain: 238,341 Deutſche, 512,000 Slaven (462,000 Winden, 10,000 Kroaten, 40,000 Serben), 9000 Italiener, 200 Zigeuner; im Küſtenland: 20,000 Deutſche, 401,329 Slaven (175,000 Winden, 30,000 Kroaten, 196,329 Serben) 57,000 Italiener, 2660 Neugriechen, 200 Juden; in Böhmen: 1,252,230 Deutſche, 2,850,138 Czechen, 71,600 Juden, 200 Zigeuner; in Mähren und Schleſien: 454,986 Deutſche, 1,677,862 Slaven (1,358,105 Czechen, 127,757 Slowaken, 192,000 Polen), 33,690 Juden, 100 Zigeuner. In den nichtdeutſchen Ländern des Kaiſerſtaates finden wir die Deutſchen in Galizien (90,000 in der Geſammtbevölkerungszahl von 4,797,243), im Gubernialbezirk Venedig (20,000 in der Geſammtbevölkerungszahl 2,168,553), ſodann in Ungarn, Kroatien und Slavonien (825,000 in der Geſammtbevölkerungszahl von 12,371,000), in der ungariſchen Militärgränze (4000 in der Geſammtbevölkerung von 1,024,000), in Siebenbürgen endlich (446,000 in der Geſammtbevölkerung von 1,983,000).

Aus den angeführten Zahlen ſieht man alſo, daß die Deutſchen in den nach ihnen genannten Erbſtaaten weder ausſchließlich die Maſſe der Bevölkerung bilden, noch in denſelben durchweg die nichtdeutſche Bevölkerung überwiegen. Das Letztere iſt nur im Erzherzogthum Öſterreich, im Herzogthum Steyermark und in der gefürſteten Grafſchaft Tyrol der Fall; in Böhmen und Mähren, ſowie in Kärnthen, Krain und dem Küſtenlande überwiegt der ſlaviſche Menſchenſchlag. Die örtliche Vertheilung der Deutſchen iſt folgende.*) Am kompakteſten, am wenigſten durchbrochen liegt die deutſche Bevölkerung über dem Pathen- und Kernlande der Monarchie, dem Erzherzogthum Öſterreich, ausgebreitet; Wien bildet, bei ſeinem alten, ächtdeutſchen Bevölkerungskapital, doch in ſeiner Eigenſchaft als Mittelpunkt der Monarchie, gewiſſermaßen die Repräſentation aller in dem Kaiſerſtaate vorhandenen Nationalitäten; ein nicht deutſcher Bevölkerungsſtreifen folgt dem Saum einiger Gränzgegenden nach Mähren und Ungarn hin. In Tyrol lagert die deutſche Bevölkerung auf dem nördlichen und mittleren Theil des Landes, in Steyermark auf dem ſogenannten Ober-Steyermark, in dem Grazer Kreis und theilweiſe im Marburger, in Kärnthen auf den nordwärts der Drave gelegenen Gegenden und dem oberen Gailthal, während in Inner- und Unterſteyermark, Süd-Tyrol, Krain und Iſtrien die deutſche Bevölkerung nur verſprengt, dichter in Städten und in beſonderen ländlichen Kolonien vorkommt, ſo in Gottſchee, wie ferner in den ſieben Gemeinden bei Feltre und in den dreizehn bei Verona ein Drittel der Einwohner deutſchen Stammes iſt. Böhmen iſt von der deutſchen Bevölkerung wie von einem Kranz umfaßt, der ſeine Gränzen deckt, dichtere, weiter in die Mitte hinein ragende Blumenparthieen dieſes Kranzes ſind in der Nähe Bayerns und Schleſiens, beſonders aber in jener Sachſens, im Nordweſten. In Mähren liegt deutſcher Menſchenſchlag am dichteſten im ſüdlichen Theil des Znaymer Kreiſes und eben wieder an den Gränzen Öſterreichs und Schleſiens, namentlich den Quellbezirken der Oder und der March. Überwiegend iſt er in den ſchleſiſchen Fürſtenthümern Troppau und Jägerndorf und in der nordweſtlichen Ecke des Teſchener Kreiſes. — Was nun die deutſche Bevölkerung in den nichtdeutſchen Ländern des Kaiſerſtaates betrifft, ſo leben (nach Berghaus)**) „Deutſche in Ungarn, theils als Nachkommen der alten Koloniſten unter den früheren Königen Ungarns, vornehmlich in den Karpathen auf der Hochebene der Zips und längs der öſterreichiſch-ſteyeriſchen Gränze, theils als Nachkommen der ſpäteren ſchwäbiſchen Koloniſten aus Deutſchland unter der Regierung Marien Thereſiens und Joſephs II., theils als Bewohner vieler königlicher Freiſtädte und biſchöflicher Städte, die fortwährend durch neue Anſiedler zunehmen, da die meiſten Handwerker und Künſtler in Ungarn Deutſche ſind. Außer einigen Kolonien in Galizien findet ſich eine an Zahl nicht unbedeutende deutſche Bevölkerung in Siebenbürgen, die Deutſchen heißen hier Sachſen, die ihren Urſprung von den Kolonien herleiten, welche die Könige arpadiſchen Stammes ſeit dem 12. Jahrhundert unter vortheilhaften Bedingungen in's Land rieſen. Sie bilden hier den Kern des eigentlichen Bürger- und Gewerbſtandes, der in neueſter Zeit durch proteſtantiſche Kolonien aus Baden und dem Erzherzogthum Öſterreich einen nicht unanſehnlichen Zuwachs erhalten hat.“ — So ſehen wir denn, wie deutſche Art in den verſchiedenen Beſtandtheilen des impoſanten Staates, welcher an Deutſchlands öſtlicher Gränze ſteht, aufs mannigfachſte vertheilt iſt. Und zwar, wie uns dünkt, nichts weniger als zum Nachtheil jener Einzelbeſtandtheile des Kaiſerſtaates oder gar des letzteren ſelbſt im Ganzen und Großen. Wo deutſche Art auch nicht eben herrſcht, da kann ſie doch glücklich vermitteln, und wie gedeihlich müßte eine ſolche Vermittelung erſt werden, wenn der Deutſche überall, wo er auch iſt, einen Funken des heiligen Feuers bewahren könnte, das auf dem Altare ſeines eigenen Vaterlandes rein und ſchön lodern ſollte, wenn geſetzliche Freiheit der Ausgangs- und Endpunkt aller Deutſchen in Deutſchland wäre, deren unſterbliches Theil auch der außerhalb Deutſchland lebende Deutſche ſein eigen nennen dürfte. Dann erſt würde ſeine Aufgabe in der neuen Heimath — und wie viel Raum bieten eben die unteren Donaugegenden dem deutſchen Auswanderer, — eine ebenſo nationale als reinmenſchliche. Dann wäre er wahrhaftig fähig, ſeiner Nation die vollkommenſte Hochachtung des Fremden zu gewinnen, indem er dieſem alle Errungenſchaften ſeiner Kultur mittheilt. Eben im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate würde dann, was Kaiſer Joſeph II. im mächtigen Drange eines wahrhaft deutſchen Herzens erſtrebt und nicht erreicht, zu Stande kommen, — eine geiſtig-ſittliche Einigung und Verinnigung der verſchiedenartigen Beſtandtheile des Kaiſerſtaates durch den bildenden, verſöhnenden, harmoniſirenden Einfluß des germaniſchen Prinzips in ſeiner höchſten Potenz, da es, ſelbſt die Freiheit und Autonomie der eigenen Nation zur Anerkennung bringend, auch die anderer anerkennete, fördern hälfe, und nicht weniger dafür wieder von denſelben empfinge als es ihnen gäbe.

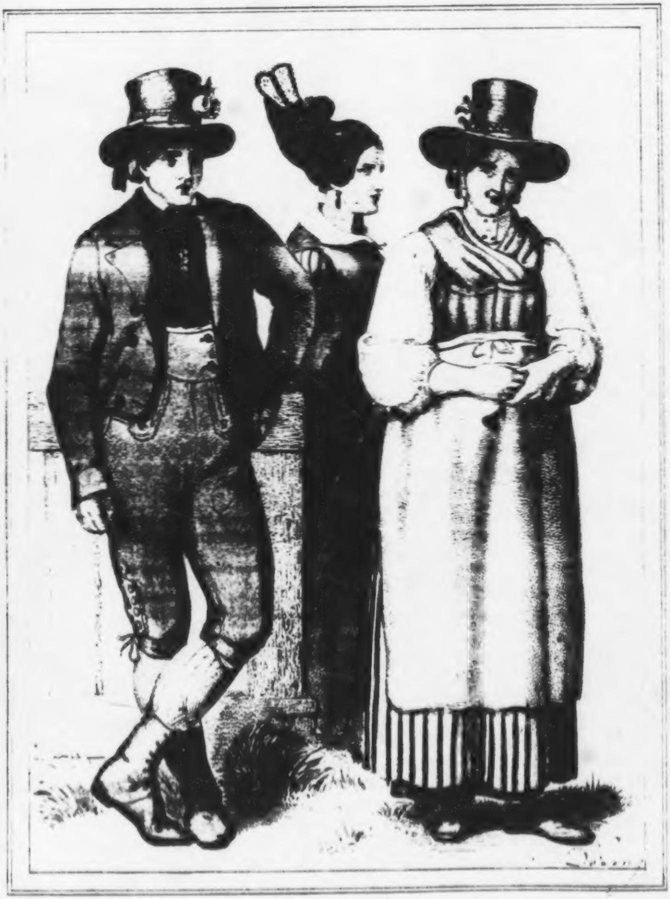
---

*) Nach A. v. Roon, die Zahlen ſollen nicht als abſolut, ſondern nur als annähernd richtig betrachtet werden.

---

*) Nach A. v. Roon.

**) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. 4. Band. (S. 806.) Stuttg. 1839.



Bauer vom St Gilgen See. Salzburgerin Landmädchen vom Fuschl See.

Ober-Oesterreich

Feſt und gediegen iſt der gemeinſame Grundcharakter des im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate wohnenden deutſchen Volkes. Vielfache provinzielle Ausgliederung zeigt ſich in Mundarten und Sitten! Der Boden, auf dem die Menſchen ſtehen, dem ſie frohnen, daß er ſie nährt, die Luft des Himmels und der Beſchäftigung, die Umgebung von Menſchen andrer Land-, Sprach- und Denkart, — das alles zuſammen wirkt jene Ausprägung ins Einzelne; im Hochgebirg iſt das Thal die Welt, in der Ebene rückt die Welt von allen vier Himmelsgegenden heran und erweitert den Sinn und berührt die Nerven zur Empfänglichkeit für jede Bewegung der Geſchichte. Im Hochgebirg bleibt all die urſprüngliche Eigenthümlichkeit im Guten und Schlimmen feſter beiſammen, in der Ebene, am Strom bildet ſie ſich durch Aufnehmen und Verſchmelzen zu neuen Geſtaltungen aus. In den nachfolgenden Schilderungen iſt hauptſächlich das Landvolk bezeichnet, als diejenige Klaſſe der Bevölkerung, in welcher ſich alles urſprünglich Eigenthümliche noch am lauterſten erhalten hat.

Überblickt man die Vertheilung der Mundarten auf dem ganzen Gebiete der deutſchen Provinzen des Kaiſerſtaates, ſo ſieht man, daß in den ſüdlichen vorzugsweiſe die bayeriſche, in den nördlichen die oſtfränkiſche und die oberſächſiſch-ſchleſiſche vorwalten. Die Ausprägung derſelben in's Einzelne ſoll je bei den Schilderungen der verſchiedenen Volksſtämme angedeutet werden.

Der Unter- und Oberöſterreicher.

Der Öſterreicher iſt es, von dem billig zuerſt die Rede ſein muß, ein altgermaniſcher Menſchenſchlag, wohlgebaut, mittleren Wuchſes, knochen- und muskelfeſt, eher ſchlank als beleibt, nicht in allen Gegenden gleich angenehm durch ſchönes Ebenmaß der Formen und Geſichtszüge; das weibliche Geſchlecht anmuthiger in den Städten, wie Linz, Wien, Salzburg, das männliche Geſchlecht hübſcher auf dem Lande, zumal in den Bergen, friſcher von Blick und Farbe.

„Die öſterreichiſche Volksmundart, welche ſich längs der Stromgaße von Paſſau bis Wien in die ober- und unterennſiſche trennt, iſt (nach Franz Tſchiſchka)*) wie ihre nächſte Stammverwandte, die bayeriſche, eine Tochter der oberdeutſchen Sprache. Dies bezeugen, abgerechnet von der bekannten hiſtoriſchen Thatſache, daß das Land nach Vertreibung der Avaren durch Anſiedler aus Süddeutſchland wieder bevölkert wurde, viele Denkmale der Schrift, welche ſich von dieſem Hauptzweige germaniſcher Sprache erhalten haben, und welche alle mit der Sprachweiſe des öſterreichiſchen Volks, beſonders des Gebirgsbewohners, die auffallendſte Ähnlichkeit darbieten. Was insbeſondere die deutſche Mundart im Lande unter der Enns anbelangt, ſo hat ſich dieſelbe am reinſten in den beiden Vierteln des Wienerwaldes, und faſt noch ganz in ihrer alterthümlichen Geſtalt in der ſchönen Gebirgskette erhalten, die ſich von des Schneeberges ernſten Waldwüſten herüberzieht bis hart an die brauſenden Wogen der Donau." (So lauten z. B. ſelbſt die Häuſernamen in der Grafſchaft Guttenſtein noch ganz altdeutſch: der Roſengarten, Wurmhof, Wurmgarten, am Venusberg, an der Linde, am Kappenthal, der Edelſtein, Falkenſtein, Findelhof, bei der Thorſäule, im Seethale u. ſ. w. Faſt ſcheint es, als hätte unſer Heldenbuch dem Grundbuche ſeine Namen geliehen. So werden in dieſer Gegend auch die Grundholden entweder nach ihren Häuſern, Grundſtücken oder beſonders nach den Vorfahren (Guck-Ähnl, Ähnl und Vater) genannt, wodurch ein Bauer oft den ganzen Stammbaum im Namen trägt; es heißt zum Beiſpiel ein Landmann in Buchberg am Schneeberg: „der Groze-Simmerl-Tonnerl-Jörchl-Michel-Seppel", ein zweiter: „Hanſel-Steffel-Andredl, Kasparl-Hannsjörgl" u. ſ. w. Die Gerichtsſprache hat zwar dieſe Namen vereinfacht, aber das Volk ſpricht ſie ohne Irrung fort. Noch hört man in der Nähe des Schneebergs Worte wie „Wettermaal“ (ſtatt Regenbogen), „weibete Leut“ (Weiber), „mannete Leut“ (Männer), „fert“ (voriges Jahr), dann den Ausruf des Wunderns: „O Mutter Gottes rein“, und ſo Ähnliches.

---

*) „Bemerkungen über d. öſterr. M. A." in Tſchiſchka's „Öſterreichiſchen Volksliedern" (Peſth 1844.)

„Auch das Mannhartsgebirge bewahrt einen reichen eigenthümlichen Sprachſchatz; doch iſt hier ſchon mehr Einwirkung der ſlaviſchen Sprache, von dem nahen Böhmen und Mähren herbeigeführt, zu ſpüren. Der nordöſtliche Theil des Landes diesſeits der Donau, beſonders das große Marchfeld hingegen bietet einen Tummelplatz verſchiedener Mundarten dar, was zum Theil die Anſiedlung mannichfacher Nationen in dieſer Gegend, theils auch der lebhafte Verkehr, in welchem die Einwohner mit den angränzenden Slaven und Ungarn von jeher ſtanden, nothwendig veranlaſſen mußten. Wien hingegen, wo im bunteſten Gemiſche die geſammten Sprachen Europens und des Orients, vorzüglich aber die verſchiedenartigſten deutſchen und italieniſchen Mundarten durcheinandergeſprochen werden, zeigt nicht viel Eigenthümliches in ſeiner Volksſprache. Sie iſt ein Gemengſel des Hochdeutſchen mit der Landesmundart und hat insbeſondere viele Italienismen in ſich aufgenommen. Das Land ob der Enns nähert ſich in ſeiner Volksſprache ſchon mehr der bayerſchen Mundart; doch bieten das Salzkammergut und Salzburg viele ſonſt nirgend übliche Idiotismen dar. Im Salzburger Hochland endlich iſt ſchon die Sprache der Tyroler vorherrſchend.“ (Tſchiſchka)

Ich laſſe nun als Proben der öſterreichiſchen Mundart einige Volkslieder folgen, über deren Tonfall (Rhythmus) Tſchiſchka die nachſtehende intereſſante Bemerkung macht: „Ihr Klang iſt ſtark, friſch, oft jubelnd und verräth mit dem erſten Tone ſeine Heimath, das Gebirge, aber auch zugleich ſein frühes Alter, ſie haben durchgehends gleichen Tonfall, Drei-Viertel-Takt in acht Abſchnitten. Dieſer Rhythmus liegt zugleich dem ſogenannten Deutſch-Tanzen zu Grunde, und trifft mit dem Rhythmus der Nibelungen, der alten däniſchen, engliſchen und deutſchen Volkslieder ganz zuſammen, wodurch die frühe Entſtehungszeit dieſer Weiſen beurkundet wird. Die bei uns vierzeiligen Verſe laſſen ſich, ganz der alterthümlichen Form entſprechend, recht füglich in zwei Zeilen zuſammenziehen, die dann auf einander reimen und in der Mitte den Einſchnitt haben; unſtreitig ſind die Lieder und Tanzweiſen feſtſtehend geblieben hinter den Felſen, ihre Worte aber wurden täglich gewechſelt und von jeher nur dem Geſange angepaßt, vergeſſen, neu erfunden und dann zuſammengeſchmolzen, wie es der Zufall gab. Es athmet in ihren Tönen ein keckes Aufſtreben und Jauchzen, das nicht im 16. und 17. Jahrhundert, viel weniger noch ſpäter geboren werden konnte, in einer Zeit, wo der Volksgeiſt in Deutſchland nicht mehr kräftig und ſelbſtſtändig genug ſich herauszuarbeiten oder friſch zu verzweigen vermochte.“

Zunächſt ein Scherzlied:

„'n Mõndåh håds g'rēg'nt
und 'n Irdåh håd's g'schnaibt,
Und 'n Midwoh då håd's mich
håld ah nid recht g'frait;
'n Pfĩngståh då bin ih
in's Råbåd'n g'foa'n;
Und 'n Fraidåh då bin ih
gånz schlafari woa'n.
'n Såmståh då håd's håld
sih ah nid recht g'schickt,
Und 'n Sundåh då hån-ih
ma d' Hos'n ausg'flickt.“

Ferner ein Schützenlied:

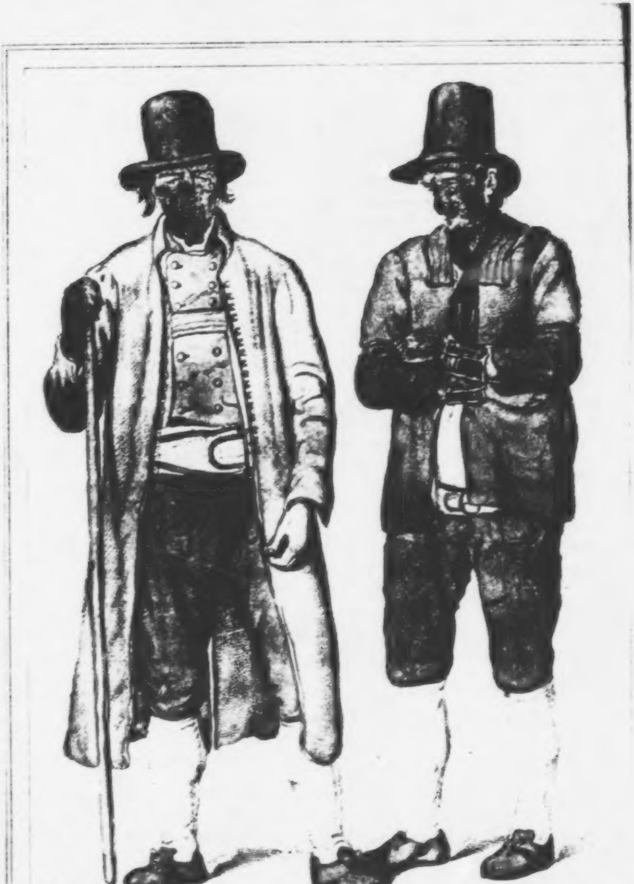
„Ih bin a jũng's Biabal,
Låss's Bigsal oft knåll'n;

Und hēd ih viaʳ Dĩnga —
Dē liass ih ma g'fåll'n:

Vom Gams'l dē Krikal,
Vom Hiaʳsch'l dē G'weih,
Vom Schüldhåhn dē Fedan,
Vom Deaʳndal dē Troi.“

Endlich auch ein „Schnådahipf'l“

„Vom Wåld bin ih fiara,
Wo d' Sune so schēn schaint,



Bauer aus dem Pongau. Pinzgauer.

im Salzburgischen

Und main Schåz is ma liaba
Ås åll maini Froind.

Ås åll maini Froind,
Und ås åll eans Göld,
Main Schåz is ma liaba
Ås ålls in da Wöld.

Main Våda, main Muada,
Main Schwesta, main Bruada,
Main gånzi Froendschaft
Håd ma's Dea^{r}ndal varåcht.

Und eh'-a-ih main Dea^{r}ndal låss,
Ēhanda låss ih ålls,
Ehanda Schuch und Schtrimpf —
's Diachal vom Håls."

Als Proben der oberöſterreichiſchen Mundart folgende allerliebſte Reime von Stelzhammer*), welche zugleich oberöſterreichiſche Naivetät und Gemüthlichkeit charakteriſtiſch wiedergeben:

1.

„Kain Tag ahne Sunn
Und kain Nacht ahne Stern,
Und kain Herz áf dá Welt,
Das kain anders had gern.

Zwai Fischerl in See
Und zwai Vögerl in Wald
Und zwai Leut, dö sö gern ham,
Dö finden sö bald.

Kain See ahne Wassá,
Kain Wald ahne Bám,
Und kain Nacht, wori schlaf,
Wo mán Schatz ahne Drám."

---

*) „Neue Geſänge in obderenns'ſcher Volksmundart," von Franz Stelzhammer. (Wien 1841.)

2.

's Haimätg'sang.

Haimätland, Haimätland!
Han di so gern,
Wia rá Kinderl sein Muedär,
Á Hünderl sein'n Herrn.

Duris Thal bin i gläffen,
Áfn Höchel bin i g'lögn,
Und dein Sunn had mi trickert,
Wann mi g'nötzt had dein Rögn.

Dein Hitz is nöt z' grimmi,
Nöt z' graoss is dein Frost,
Ünsá Traubben haisst: Hopfen,
Ünsán Wein nennt má: Most.

Und zun Bier und zun Most
Schmäkt á kröftige Kost,
Und dö wächst olli Jahr,
Mit dá Naoth hads kain Gfahr!

Deine Bám, deine Staudná
Sánd graoss worn mit mir,
Und sö blüehn schen und tragn
Und sagn: Machs ázwie mir!

Án schenere machts Bácherl,
Láft ollweil thala,
Awás Herzerl, wos auárinnt,
's Herzerl lässt's da.

Und i und dö Bachquell
Sán Vödern und Maihm:
Treibts mi wodáwöll hi,
Dö Gödánká zaign haim.

Dáhaim is dáhaim,
Wannst nöt furt muesst, so bleib;
Denn d' Haimat is ehntá
Dá zweit Muedáleib!"

Wie rührend iſt dieſe kindliche Einfalt des Gemüths — aber wie ſtark die Liebe und Treue, - ein rechtes Spiegelbild des Volkes.

Im Ennsthal und in den Gegenden um Raſtadt iſt die Mundart rauh; beſonders ſcharf wird das K herausgeſtoßen; einzelne eigenthümliche Ausdrücke ſind: Hiſch (faſt), da bleibe (ganz), gankl (gut bei Fuß), dümpl (dunkl), ſapadiſch (fröhlich), Klopf (Felſen), Zag (Zugochs), Eſta (Speiſeglocke), Kemmethe (Speiſegewölbe), Magire (kann ich dafür?), auf dö Platz köma (aufs Äußerſte kommen), Nunſch (Dachrinne), z'an Bauern gehe d' Hund auf wökn (an einen Ort ſelten kommen), kraud (gerade), übacha (herüber). Als Proben der Mundart folgende „Schnodahüpfl."

„Aufs Gassl bin i ganga,
Wars Fensta vafrorn,
Wie da recht Bua is käma,
Is auentlaint worn" (aufgethaut).

Und:

„'s Dierndl ist gr$\overset{o}{\text{o}}$sl kloan,
Sie plaudert nix aus,
Sie gibt ma dos Gloar,
Wann i furcht geh von Haus.
Sie gibt ma dos Gloat
Und a Bussl dazue.
Sagt: bitt di gar schön mein Bua,
Schmirb di fist nindascht zua!"

Im Lungau, dem ſüdöſtlichen Alpenbezirk des Herzogthums Salzburg, wohnt ein ſtarkgefügtes, arbeitſames, aber minder gebildetes, ſchwerfälliges und bis zur Grobheit derbes Geſchlecht, deſſen Mundart ein Gemiſch aller benachbarten, der kärnthneriſchen, ſteyermärkiſchen und ſalzburgiſchen iſt. Der Lungauer ſagt: Braid ſtatt Brot, greiß ſtatt groß, gei ſtatt gehen, leit ſtatt liegt, mach und ſach ſtatt mein und ſein, ſei ſtatt ſie, mit ſöne ſtatt mit ihnen, doalgöt ſtatt dieſes, nöt da ſtatt nicht, lampern und ploapern ſtatt plaudern, Hoalskelpern ſtatt Halsbinde, Hoagarſchte ſtatt Beſuchen, gar ſtatt plötzlich, Schäube (Frauenrock), Kotter (Stube), Angarn (Nebenſtube), Flötz (Stubenboden), Labn (Laube, Vorhaus), Hnitdern (Boden unter dem Dach), Friſchling (Schaf), Lambitzen (Mutterſchaf), gras Aelbeil (graues Lamm), Fadl (kleines Schwein, Ferkel), Kalbitzl (Kühekalb), Gmahn (Zugvieh), Happ (ein Stück Vieh), onſtea (öfter), o wa nöt da (o nein), Frento (Milchgeſchirr), Kaſchga (Käſekübel), Ausſladn (auswaſchen), Schnitteling (Holzhauen), Anggeil (Hebamme), Greatn (Bank vor dem Hauſe), aufhangen (von der Arbeit ausruhen).

Im Allgemeinen hat der Öſterreicher mehr freudige und geſunde Gemüthlichkeit als ernſtere Gemüthstiefe, er beſitzt Biederkeit, Treuherzigkeit, Sinn für fremdes Geſchick, Gaſtfreiheit und Wohlthätigkeit, was man mit einem Wort und im ſchönſten Sinne „ein gutes Herz“ nennt. Aber der geſunde Verſtand bleibt dabei nicht zurück. Wie lebensfroh, leichtſinnig, vergnügungsſüchtig der Öſterreicher (beſonders der Wiener iſt) ſo glaube man doch ja nicht, daß Schau-, Hör-, Eß- und Tanzluſt ihn auf Koſten des klaren Blickes und der richtigen Überzeugung ganz und gar einnehmen. Namentlich hält ihn, wie ſehr er auch an Dulden gewöhnt worden, ein ſtarkes Rechtsgefühl aufrecht, und in den Städten, insbeſondere in Wien, regt ſich unter all den Blumendecken der Sinnlichkeit der Geiſt mit gebieteriſchem Verlangen um die ihm gebührende Theilnahme an allem, was die germaniſche Menſchheit zu fordern und zu vollbringen hat. Wie mächtig dieſer Trieb in allen Gebildeteren, im rechten Kern des Volkes iſt, ebenſo mächtig iſt auch die Vaterlandsliebe, einer der ſchönſten und ehrenhafteſten Charakterzüge des Öſterreichers. Es iſt nicht die bloße Scholle, die er liebt, es iſt die heilige Idee des Vaterlandes, für die er freudig jeder Gefahr trotzt, wie das die Türkenzeiten und die Tage des Aufgebots glorreich erwieſen haben.

Eine beſondere Stellung nimmt der Wiener ein. Wien iſt die Stadt des heißblütigſten Lebens, die Freudenſtadt, in welcher dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt Glanz und Pracht und Jauchzen, Witz und ſchwellender Lebensgenuß begegnen, als könne hier Niemand ſterben und Niemand elend ſein. So Alles iſt hier blühende, leuchtende, tönende Gegenwart, ſo Alles Farbe, Glanz und Rauſchen, für den erſten Eindruck wahrhaft betäubend, daß man nicht ſogleich an die zukünftliche Beſtimmung Wiens denkt, auf welche Berghaus in folgenden ebenſo ſchönen als wahren Worten aufmerkſam macht: Wien liegt für jetzt auf der Scheidung des hochciviliſirten Occidents und des halbciviliſirten Orients von Europa; von Wien kann und muß ſich das Licht verbreiten über das europäiſche Morgenland, weithin über die Gränzen des Kaiſerreiches hinaus, wo Alles in dunkler Finſterniß liegt. Das iſt die große Beſtimmung der Kaiſerſtadt, nach geographiſcher Lage, als Beherrſcherin des Donaubeckens, wie nach hiſtoriſcher Bedeutung und intellektueller Bildung; von Wien aus wird ein Glied des großen germaniſchen Völkerſtammes die Fackel der Aufklärung tragen zu den Völkern ſlaviſchen und thrako-pelasgiſchen Sprachſtammes, die in den unteren Donauländern und auf der Halbinſel des Hämus ihre uralten Wohnſitze aufgeſchlagen haben. Möchte in dieſer Anſicht eine Prophezeihung enthalten ſein und der Geiſt des Volkes, über welches Joſeph II. ſeine Hand ſegnend ausſtreckt, ſie erfüllen! In Mitten des weltſtädtiſchen Treibens, wie es ſich im Durcheinandertönen der verſchiedenſten Sprachen, der deutſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen, engliſchen, ungariſchen, all der ſlaviſchen, der griechiſchen, der morgenländiſchen kundgibt, hat das Eigenthümliche des Wiener Charakters ſich noch nicht verwiſchen können, wenn gleich einzelne typiſche Geſtalten, welche das alte ehrenfeſte Bürgerthum ausgebildet hatte, immer mehr verſchwinden. Der Charakter des Wieners aber war, iſt und bleibt ein durchweg liebenswürdiger; denn ſeine Grundzüge ſind Gutmüthigkeit, Lebensgenuß und Humor: die erſte zieht an, der zweite verbindet, der dritte belebt. Das ſanguiniſche Temperament des Öſterreichers iſt im Wiener bis zu Neugier, Leichtgläubigkeit, Leichtſinn, Genußtaumel geſteigert, der tüchtige Kern davon: Wißbegier, Vertrauen und Treue, Frohſinn, Empfänglichkeit fürs Schöne des Lebens und der Kunſt, iſt unvertilgbar. Der Wiener iſt mehr als gutmüthig, er iſt gut; Ausnahmen dürfen uns an ihm nicht irre machen, ſie kommen auf Rechnung des weltſtädtiſchen Babels; der größte Schatz aber, den der Wiener beſitzt, iſt der Volkshumor. Durch ihn ſpricht ſich die öffentliche Meinung aus, welche ſich der Preſſe nicht bedienen kann, und er vermittelt ſie wahrlich aufs allertreffendſte; der geſunde Sinn des Volks, der ſich ſeiner unvergleichlichen Naturanlage, des Witzes, bedient, richtet unbeſtechlich jede Thorheit, jede Verkehrtheit, gleichviel ob ſie im niederen oder im hohen Kreiſe, in der Verwaltung oder in der Politik, innerhalb oder außerhalb der Mauern vorkomme. Dies wahrhaft attiſche Element ſchützt und bewahrt den ganzen Wiener Charakter in ſeiner urſprünglichen Friſche, es ſchützt und bewahrt den Freiſinn und Freiſpruch, die ſich im Schriftthum nicht äußern, durch daſſelbe nicht wirken können. Dadurch daß der Wiener Witz ſo weitumfaſſend, ſo unbarmherzig gegen Privilegien und Privilegirte, und ebenſo tief ernſthältig als um ſeiner ſelbſt willen vorhanden iſt, dadurch iſt er um ſoviel mehr als bloßer Spaß, iſt er Humor. Ein Volk, dem dies Geſchenk der Götter zu Theil geworden, kann nicht ſo leicht zu Grunde gehen, wieviel Widerwärtiges auch an daſſelbe kommen möge. Das Schlimmſte aber möchte ſein, wenn der Hang zum Lebensgenuſſe ſich wie in jeder großen Stadt (und ſelbſt in kleineren leider) ſo auch in Wien, in leidenſchaftlicher Haſt übertaumelt und die beſten Säfte und Kräfte des Volks für ſeinen Eintagsfliegenbedarf in Anſpruch nimmt. Wollte man einen Feſtkalender Wiens entwerfen, ſo wäre kaum ein Tag zu finden, der nicht eine mehr oder minder rauſchende, betäubende Luſt in ſeinem Gefolge hat, wenn auch nicht ein eigentliches Volksfeſt in wahrhaft volksthümlicher Bedeutung, denn der Brigittenkirchtag iſt nicht mehr das, was er war, und all die andere Luſt iſt mehr Schauen von Vergnügungen des Hofes und Adels oder von kirchlichen Ceremonien, oder ſie iſt das Vergnügen des Einzelnen an Orten, wo Viele zuſammenkommen.

Übrigens, da ich einmal das Wort „Brigittenkirchtag" ausgeſprochen, ohne welches bis vor kurzem der alte Kehrreim: „'s gibt nur an Kaiſa'ſtadt, 's gibt nur an Wian" nicht rechte Wahrheit geweſen wäre, muß ich doch wenigſtens das Andenken desſelben in folgenden im Jahre 1836 niedergeſchriebenen Worten erneuern. Der Brigittenkirchtag! Da ſtrömen viele Tauſende zuſammen, reich und arm, jung und alt; kein Unterſchied des Ranges und Standes gilt; Alle huldigen nur der Freude des Augenblickes und Jeder fühlt ſich vergnügter als ein König auf ſeinem Throne. Auf dem grünen Raſen ſchlagen ganze Familien Bivouac auf, während andere in vielen hunderten von ephemeren Tavernen oder in dem bei der Kapelle erbauten Jägerhauſe ſich gütlich thun; jede Art von Vergnügen iſt da entfeſſelt und ſelbſt in raſende Orgien wähnſt du dich zuweilen wie durch einen Zauber mit hineingeriſſen. Eine Welt im Kleinen und doch groß genug, um alle Sinne zu betäuben, umgibt dich mit ihrem Brauſen; es iſt ein Karneval mitten im Sommer, bei welchem jeder in derſelben Maske, mit welcher er zur Welt kam, und doch wie ein Faſtnachtſchwärmer erſcheint; ſelbſt das Elend tritt als poſſierliche Charge, als Narrenkönig auf, ein toll Charivari von allen erdenklichen Inſtrumenten iſt ſeine Heermuſik, Hanswurſt ſein Marſchall, Gaukler und Luftſpringer, Menageriewärter und Kreuzerkomödianten ſind ſein geflickter Hofſtaat. In dieſer phantaſtiſchen Traum- und Zauberſphäre, in die du eingegangen, wähnſt du dich fern der Gegenwart und der Kaiſerſtadt, wenn du nicht zufällig an irgend einer freien Stelle der Au den alten ehrwürdigen Stephansthurm gewahrſt, der ernſt in das Getümmel hereinſtarrt, oder ein feines blaſſes Geſicht aus dem

Salon erhaſcheſt, das aus dem wildſchäumenden Meere der ſtürmiſchen Volksfreude, wie das eines verlornen Schiffbrüchigen, emportaucht.

Wie in den Mundarten, ſo iſt auch in Sitte und Tracht zwiſchen *Nieder-* und *Oberöſterreichern* und bei den erſteren wieder zwiſchen den Bewohnern verſchiedener Gegenden zu unterſcheiden, ſelbſt in Beziehung auf Körperbildung, Schönheit und Kraft. Die Tracht iſt in Mitten des ganzen Landes ziemlich dieſelbe, und nicht eben kleidſam; Tücher, bei den Reicheren ſchwarzſeidne, um die Köpfe gebunden, daß zwei lange Zipfel auf den Nacken fallen, kurze Jäckchen mit hoher Taille und breiten Schulterblättern, buntes Tuch um Hals und Buſen, lange Röcke, Schürzen beim weiblichen Geſchlecht; beim männlichen die von Handwerkern in kleinen Städten, Tuchkappen oder altmodiſche Filzhüte, mittellange Röcke, theils lange, theils kurze Hoſen; näher den Bergen und in denſelben treten die Beſonderheiten der angränzenden Alpen- oder Bergländer ein, näher den Städten zeigen ſich deren Einflüſſe, zumal bei Wien, meilenweit in der Runde.

In *Sitten* und *Bräuchen* hat ſich manches Uralte glücklich erhalten, was die ganze liebenswürdige Schlichtheit und Gradheit des Öſterreichers bekundet; ein ausgeſprochenes Element davon bildet das Religiöſe, in Bittgängen und Wallfahrten (ſinnlich-kindliches Vertrauen). Die *Oberennſer* zeichnen ſich vor den Unterennſern durch harmloſere, heitere Naivetät aus (ich zähle zu den erſteren auch die Salzburger); ſie ſind auch ein ſchönerer, geſünderer Menſchenſchlag, außerdem betriebſamer, das Wohlwollen und die Biederkeit ſprechen ihnen aus den Augen. Dies oberöſterreichiſche Volk ſteht (wie ich ſchon anderwärts bemerkt habe) zwiſchen den Eigenthümlichkeiten des bayriſchen und der Hochländer in der Mitte und hat das Beſte von beiden ſich angeeignet; ſeine Naivetät iſt zugleich Empfänglichkeit, ſeine Lebhaftigkeit zugleich Strebſamkeit, ſeine Herzlichkeit iſt mit Klugheit und Gewandtheit gepaart. Alle dieſe Eigenſchaften verbindet harmoniſch und durchdringt bei den *Linzern* eine Bildung, die dieſe weit über das Niveau von Landſtädtern erhebt. Die Schönheit der oberöſterreichiſchen *Frauen* iſt bekannt, die der *Linzerinnen* ſogar ſprüchwörtlich (ihre charakteriſtiſche Kopfzier, die prächtig-kleidſame „Linzerhaube,“ verſchwindet übrigens immer mehr); im Hausruckkreiſe heißt ſogar ein Ort „Weibern,“ da ſoll auch nicht einzige Häßliche zu finden ſein; — ob's wahr iſt!

Das Landvolk betreffend, ſo iſt in Oberöſterreich beſſere Bodenkultur als in Niederöſterreich, wo noch ein veraltetes ſchlechtes Syſtem der Bodenbewirthſchaftung vorwaltet; der Oberöſterreicher hat durch eine vor mehr als vierzig Jahren angenommene rationellere Methode einen hohen Stand der Blüte erreicht; überdieß hat er ſeit einigen Jahrhunderten ſo gut wie keine Roboth, in Folge der durch das Interimale Rudolfs II. bloß auf 14 Tage feſtgeſetzten Robothleiſtung.*) Der Oberöſterreicher hat ſeine Wirthſchaft arrondirt und ſein Gehöfte bildet gleichſam den Mittelpunkt derſelben, während die Grundſtücke in Niederöſterreich allenthalben zerſtreut ſind und wegen des beſtehenden Beſtiftungszwanges ſehr ſchwer durch Tauſch oder Verkauf arrondirt werden können. So hat der niederöſterreichiſche Bauer bisweilen 100—120 Joch Ackergründe, wovon er vielleicht nur 20 bebaut, die übrigen aber unbenutzt liegen läßt (namentlich im Marchfeld). In Niederöſterreich iſt Weide, in Oberöſterreich Stallfütterung und Kleebau. Im Salzburgiſchen hat man ſtatt der Dreifelderwirthſchaft „Ehegartenwirthſchaft“ (welche die Brache ganz ausſchließt), Alpenwirthſchaft im Großen aber nur im Gebirgslande Salzburgs, mit beſtem Erfolg im Pinzgau. Der niederöſterreichiſche Bauer hat meiſtens überall bloß 5 Prozent Gebühren bei Veränderungen im Beſitzſtande zu bezahlen, der Oberöſterreicher dagegen in der Regel zehn, der Salzburger 1, 3, 7, 7½ vom Hundert. Treten nun bei einer Bauerwirthſchaft 2 bis 3 ſolcher Beſitzveränderungen in einem Jahre ein (was ſich durch Todesfälle, Kauf und dergleichen ereignen kann) ſo benachtheiligt die zwei- bis dreimalige Entrichtung der diesfälligen Gebühren (in Oberöſterreich „Freigeld“, in Salzburg „Anleit“, in Niederöſterreich „Pfundgeld“, „Todtenpfundgeld“, „Laudemium“, „Mortuar“ genannt) den bäuerlichen Beſitzſtand bei einer Bemeſſung von 10 Prozent in höchſt empfindlicher Weiſe, ſo daß der eine oder andere Bauer dadurch ganz abhauſt. Auch ſind, aus dem feudaliſtiſchen Leibeigenſchaftsverbande zahlreiche gutsherrliche Abgaben („Willengelder“, „Stiften“, „Gülten“, „Sterbehaupt“) hervorgegangen, welche meiſt gar keinen Rechtsgrund für ſich haben, ſondern lediglich in der Willkür begründet ſind. Die meiſten wurden zwar durch Maria Thereſia und Joſeph II. abgethan; demungeachtet beſtehen noch andere derlei grundherrliche Giebigkeiten und Dienſte in Oberöſterreich und Salzburg in ſolcher Menge, daß ſie in der Mehrzahl der Fälle die landesfürſtlichen Abgaben eines Zweifachen überſteigen. Dieſe hindern denn auch das Emporkommen kleiner Wirthſchaften und obwohl die Regierung die Verminderung und gänzliche Abſchaffung ſolcher Dienſte und Giebigkeiten wünſcht, ſo hält es doch damit ſehr ſchwer. Immerhin iſt Oberöſterreich, durch den glücklichen Humor und die leichte Empfänglichkeit ſeiner Bewohner, wie nicht minder durch ſeine Natur ein ſchönes Land, deſſen Anblick zur freudigſten Heiterkeit ſtimmen muß. Da iſt (Oberöſterreich heißt ja in der Volksſprache das „Landl“) der luſtige „Landler“ zu Hauſe, jener nette, allerliebſte Tanz, den ſie auch „draußen im Reich“ kennen, und eine rechte Luſt iſt's, zuzuſehen, wie der friſche Bub ſein ſtrotzendes Dirndl ſchwingt.

---

*) M. Koch, Oberöſterreich im Jahre 1843, im „Oberöſterreichiſchen Jahrbuch“ (Linz 1844).

Im Innkreis hat ſich noch viel alter Aberglaube erhalten. So glaubt das Volk dort noch ſteif und feſt an das „Teufelausbrüten“, um durch des Böſen Hülfe reich zu werden; wer das wolle, der müße Gott abſagen und werde ein ſchwarzes Ei finden, das ein Hahn gelegt, das müſſe er, die ewige Seligkeit abſchwörend, neun Tage lang in der Achſelhöhle tragen, in der neunten Nacht aber werde mit dem zwölften Glockenſchlage der Böſe aus dem Ei hervorſpringen und ihm dienen (bekanntlich entſpringt auch der Baſilisk, deſſen Anblick tödtet, aus einem Ei, das ein Hahn gelegt). Auch das „Rauneln“ (Chiromantie) wird in der Sylveſternacht noch veranſtaltet; ſo auch das „Kreisſtſtehen“ in der Chriſtnacht. Um das Schloß Forchtenau am „Hunnen“-(Ungarn)-„Schlachtfeld“ tobt das „wilde Gejaide“; der ſchwarze Hund hetzt dort noch immer den gottloſen Grafen. Wie ſtark noch die Gewalt des Aberglaubens, das bekundet folgende Geſchichte aus neueſter Zeit (den dreißiger Jahren): Da kam ein Bäcker zu einem „berufenen“ (im Geruch geheimer Künſte ſtehenden) Mann, und bat ihn, daß er ihn mit dem Böſen bekannt mache. Der vermeintliche Hexenmeiſter legte nun dem Bäcker, deſſen Geduld er prüfen wollte, auf: er müſſe ſich zuvörderſt geraume Zeit im Wald in einen Ameiſenhaufen bis an den Hals eingraben laſſen. Und ſo groß war die Macht des Aberglaubens: der Bäcker that's, nach einiger Zeit fand man — ſein Skelett! Im Innkreis lieben ſie das Ringen und Eisſchießen, das Fiſcherſtechen, das Ringelſtechen, Sack- und Hoſenlaufen, Pferde- und Ochſenrennen, des „Ganshenkens“ nicht zu erwähnen, das „Nägelſchlagen“, wobei große eiſerne Nägel mittelſt eines Hammers um die Wette in einen harten Pflock geſchlagen werden, das Baumſteigen und dergleichen. Am Dreikönigstage halten ſie das „Sternſingen“ und zu Oſtern ſpielen ſie den Streit des Sommers mit dem Winter, der dann zu guter Letzt tüchtig zu Schanden geprügelt und beſiegt wird.*) Ein auch in vielen anderen Gegenden Deutſchlands noch aus der Heidenzeit erhaltenes Volksfeſt, das „Sonnenwendfeuer“, beſteht im Land ober der Enns, wie weit über den Inn und davon nördlich über die Donau. Mein Gewährsmann ſchildert es ſo: Irgend ein Bürger oder Bauer ſtellt, wie ihn nach Jahresfriſt die Reihe trifft, einen Wagen, ein anderer ein Pferd, ein Dritter und Vierter einen Knecht oder Buben, welche ſämmtlich, mit Strohbändern feſtlich aufgeputzt, am Morgen des feierlichen Sonnenwendetags von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte fahren und mit einem herkömmlichen Spruche Holz in Scheiten oder Prügeln nach Maaßgabe der Vermögensumſtände begehren. Jeder giebt willig ſeinen Theil und verſpricht, ſich Abends mit den Seinigen am bewußten Platze einzufinden, wenn das Zeichen gegeben wird. Der „Feuerplatz“ iſt ein Stoppelfeld, eine Aue, ein Hain; das Einladungszeichen wird durch eine überaus hohe, mit Strohbändern umwundene und in Flammen geſetzte Stange gegeben, welche weithin in die Runde leuchtet und bei ihrem Niederbrennen den Holzſtoß entzündet aus deſſen Mitte ſie emporragt. Sie brennt und flackert ungefähr eine Viertelſtunde lang; inzwiſchen ſind mit Einbruch der Nacht die „Springer“, „Bäher“ und „Gaffer“ von allen Seiten herbeigeeilt. Die „Springer“ ſind in der Regel junge, lebensfrohe Ehegatten, Brautleute und Liebespaare, die da in anderer Form und Behauſung ihren Ball halten und ſo lange paarweiſe durch das Feuer ſpringen, als ſie die Füße zn regen vermögen. Iſt die Menge der Springer zu groß, wie es häufig geſchieht, ſo werden noch zwei, drei Holzſtöße angezündet und fleißig unterhalten. Auch zur Beluſtigung der Kinder brennen zwei oder drei kleinere Feuer, neben welchen die Altmütter, alten Baſen und Greiſe ſitzen und mit Salz beſtreute Brodſchnitten an langen Stäben zur Glut halten, um ſie zu röſten (zu „bähen“) und für die Hungerigen in

---

*) Vergl. Grimms deutſche Mythologie (neue Aufl. Göttingen 1844.) 2. Thl. 732 ff.

Bereitſchaft zu halten, während der Schenkwirth des Orts ſeinerſeits Labſal für den Durſt ausbietet. Die müßigen Zuſchauer, „Gaffer“ genannt, ſind die beſtändigen Recenſenten der ſpringenden Paare, bringen durch ihren Contraſt das regſamſte Leben in die feſtliche Unterhaltung, die ſelten vor Mitternacht endet, legen den Holzſtoß oft ſo hoch an, daß die kühnſten, geübteſten Springer ſtutzen, — höhnen und ſpotten (ohne eben zu beleidigen) wenn man mit Springen eine Weile einhält oder wenn ein Waghals, der keck hinüberſetzt, einen unglücklichen salto mortale macht und entweder in die Flamme oder neben derſelben niedertaumelt, beloben aber mit ohrzerreißendem Jubelrufe den glücklichen Springer, führen ihn zum Schenkwirth und zechen ihm ein Räuſchchen an, hofiren aber noch tumultuariſcher einem kühnen Mädchen, wenn es einen gewagten Sprung thut und erklären es zur „Kaiſerin.“ (Auch in Wien war das Sonnenwendfeuer eine uralte Volksluſtbarkeit, an welcher auch der Bürgermeiſter und die Rathsherren Theil nahmen, indem ſie um das Feuer ritten, worauf dann den „gemeinen Frauen“, welche mit dem Volk um das Feuer tanzten, Bier gereicht wurde, während ſich die Rathsherren entweder im ſtädtiſch bevorrechteten Bierſchank am hohen Markt oder in des Bürgermeiſters Haus erquickten; auch hier wurde das Holz durch freiwillige Beiträge von Haus zu Haus geſammelt; erſt im 18. Jahrhundert (1705 und 1724) wurde das „Sonnenwendfeuer“ in Wien abgeſchafft.*) „Im Land ob der Enns“ (erzählt ſchon 1705 ein Öſterreicher, Mathias Abele von Lindenberg.) „gibt es wackere und ſtarke, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Räiſſinger oder friſche Buben, welche oft einem zu gefallen, ſo ihres Gleichen ſein will, 1, 2, 3 ja 4 Meilen auf die Tanz oder Hochzeiten nachgehen und alsdann Gelegenheiten ſuchen, mit den andern vermittelſt der Fauſtwechſelung bekannt zu werden. Im Lande Steyr, ſonderlich in Oberſteyermark“ (fügte er hinzu) „tragen dergleichen Fauſthelden oder Raiſſer auf ihren Hüten eine Kranichfeder; alsdann muß er ſich auf zween ſeiner Gegner wagen und ihnen, wie ſie es nennen, Beſcheid thun.“ Im Pinzgau haben ſie noch manch gewaltiges Spiel; da faſſen zwei ſtarke Burſche einer den andern an der Hoſe und nun gilt's, wer den Widerpart ſo aufhebt und zu Boden wirft; oder es ſpringt einer dem andern über den Kopf, oder zwei ſolcher Recken nehmen jeder einen

---

*) Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter I. (Wien 1836.)

Menſchen und ſchlagen ſo wie mit Hammer auf Ambos, und was dergleichen halsbrecheriſchen Wettkampfs und Kraftübermuths mehr iſt. Die Luſt am Scheibenſchießen theilt der öſterreichiſche Gebirgsbewohner mit allen übrigen Alpenſöhnen, und der Stutzen, ſein treuer Kammerad, knallt wohl auch im einſamen Forſt auf verbotenen Wegen; daneben ergötzt er ſich auch, wie das Volk in der Ebene, am Kegelſchieben; beſonders hält er an der Alpenfreiheit feſt, wie der Steyermärker und der Tyroler oder der Schweizer, nämlich an der Freiheit des „Fenſterln's", wenn der friſche Bub zu der „Schwaigerin" in die Sennhütte ſchleicht, und ſein „Gſangl" oder „Schnodahüpfl" ſingt und luſtig jodelt; in der „Schwaig" (Sennhütte) iſts ihm fein genug, ſo klein und unſauber ſie iſt. Die „Schwaigen" gleichen ſich ſo ziemlich auf allen öſterreichiſchen und bayeriſchen Alpen; die Schwaig iſt eigentlich nichts als ein hölzernes Blockhaus, wo die Thür auch Schornſtein und Fenſter iſt. Da wacht und ſchläft die Schwaigerin in dem einen Raum, der zugleich Küche iſt; etwas vertieft liegt der Milchkeller, auf dem Dachboden das Heu, in der Nähe die Stallung fürs Vieh bei ſchlechtem Wetter und eine eingehegte Wieſe zum Abmähen von Grünfutter während des Melkens. Oft iſt eine Quelle nicht weit; wenn nicht, erhält ſich die Schwaigerin den Schnee, der ſich in Vertiefungen anſammelt. Da lebt nun die Schwaigerin mutterſeelenallein in der Höh, ſingt und jodelt beim Melken oder wenn ſie mit Lebensgefahr Futter von ſteilen Plätzen holt, wo das Vieh nicht weiden kann, und nur des Abends, wenn die Arbeit gethan, kommen ihrer mehrere aus den Schwaigen in der Nähe bei einem Kreuz oder Heiligenbilde im Freien zuſammen und beten. Weiter unten in den Thälern geht's nicht beſſer mit Buben und Dirndln; — 's iſt Unbefangenheit in ſolchem freien Zuſammenleben, aber der friſche Bub läßt ſein Dirndl nicht ſitzen, wenn er's endlich ernähren kann.

Im Ennsthal und in den Gegenden um Raſtadt (im ſüdöſtlichen Theile Oberöſterreichs nahe der Gränze gegen Steyermark) ſind die Menſchen klein und unanſehnlich von Wuchs (in Folge des „Übermänntwerdens" der Kinder, d. h. des allzufrühen Anhaltens derſelben zu beſchwerlichen Arbeiten), aber geſund und langlebig. Auch hier kommt, wie in den Alpenländern überhaupt, Blödſinn und Cretinismus, mit verſchiedenen Abartungen, vor; hier heißen die Blödſinnigen „Unreſierige," „Lappen" (in Salzburg heißen ſie „Feren", in Steiermark „Trotteln," in

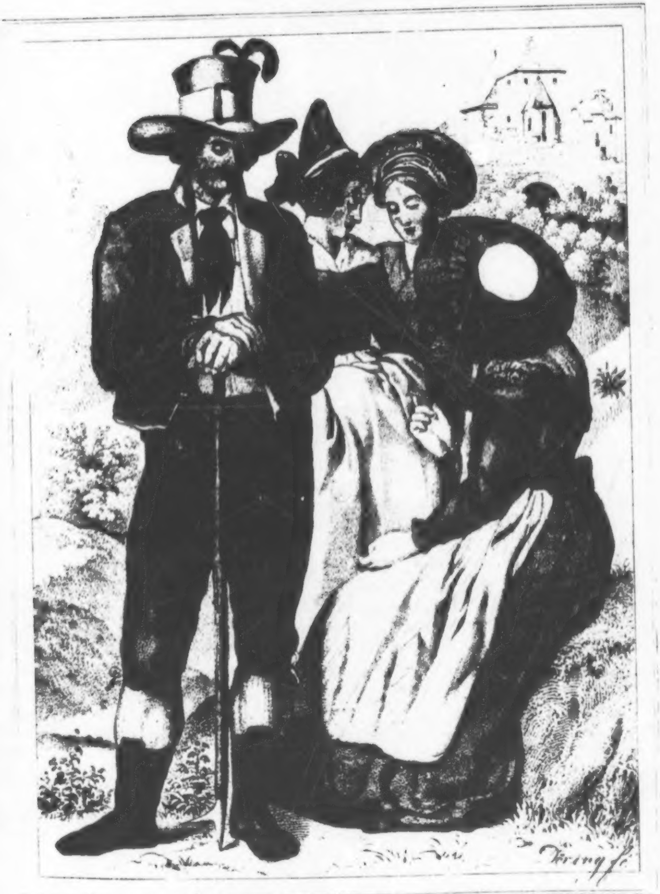
Kärnthen „ungeſcheite", „umweltläufige", „Doſten" oder „Döcker" (die männlichen Geſchlechts) und „Treapen" (die weiblichen Geſchlechts); auch dicht am Donauufer fehlen ſie nicht, ſo z. B. bei Engelhardszell). In dieſem Gebirgsrevier hat ſich viel Altes in Sitten und Bräuchen erhalten. Da ſind noch die „Rauchnächte" (in denen die Geiſtlichen räuchern) am Thomasabend, am Chriſtabend (die „Rumpelnacht") und am Vorabend vorm Dreikönigstag, da iſt noch das Berchtenlaufen und das Anglöckeln. Gaſſeln (Fenſterln) iſt hier auch im Schwunge, Tanz eine Lieblingsbeluſtigung, daneben Rätheln, Springen, Holtriſlen, Fröſcheln, Piroßeln, Hoſenrecken und dergleichen athletiſches Spiel, das Hackbrettl, die Schwögelpfeiſſe und die Maultrommel ſind die Lieblingsinſtrumente.

Eigenthümliche Bräuche im Lungau ſind das „Apachſchnalzen" der Hirten beim Eingang des Frühjahrs, ſobald die Witterung den Aus- trieb des Viehs in die nächſt gelegenen Triften geſtattet (Knallen mit großen, oft 4—5 Klafter langen Peitſchen) und das „Jaggoſen" (Jakob- ſen), d. h. am Jakobs- und Annatag Beſuch der Sendinnen auf den Al- men, wobei dann die Sendinn die Buben reichlich bewirthet. Beim Bau eines neuen oder der Herſtellung eines alten Hauſes ſchicken alle Nachbarn, denen dies förmlich angezeigt worden, einen Knecht zur Beihülfe und ſteuern außerdem Beiträge zur Verköſtigung. —

Die Salzburger ſind zu allen Zeiten ein poetiſcher, tüchtiger, mannhafter Menſchenſchlag geweſen, die der Krummſtab nie völlig krumm zu machen vermocht hat. Sie haben den Untersberg in der Nähe, worin der verzauberte Kaiſer ſchläft, der noch wiederkommen und ſiegen ſoll und Deutſchland aufs neue groß und herrlich machen (die Hoffnung iſt nun einmal unaustilgbar in unſerm Volk von Geſchlecht zu Geſchlecht; aber es liegt nur an uns ſelbſt, den verzauberten Kaiſer zu erlöſen). Da tönt auch aus der alten Volksüberlieferung noch bis in die Gegenwart hinein die Weiſſagung von den zwei großen Schlachtfeldern, dem einen am Rhein, und dem andern auf den Walſerfeldern bei Salzburg, wo der Kaiſer, mit ſeinen Mannen aus dem Berge hervorkommend, ſtreiten und ſiegen werde, und die Weiſſagung von dem verdorrten Birnbaum, der ſchon einmal umgehauen worden und aus der Wurzel friſch getrieben; wenn er aber noch einmal umgehauen worden und nochmal Zweige und Früchte bekommen, dann werde ein Fürſt von Bayern ſeinen Schild dran hängen und Bayern groß und herrlich machen; die Zeit, wann dies geſchehe, habe einſt Friedrich der Rothbart dem Kaiſer Ludwig dem Bayer in der Liebfrauenkirche zu München heimlich ins Ohr geſagt. — Das ſind wunderſame Sagenklänge, aus denen des großen deutſchen Volkes unerloſchene Sehnſucht nach ſeiner Weltgeltung wiederhallt, aber offenbar tönt daraus auch das uralte Gefühl nachbarſchaftlicher Reibung zwiſchen Bayern und Öſterreichern, wie ſie gerade im Kampf Ludwigs des Bayern mit einem andern Friedrich, dem ſchönen Habsburger, einen ſo entſchiedenen Ausdruck gefunden hat. Sie wiſſen noch davon zu erzählen, wie der Wundermann Theophraſtus Paracelſus die Salza goldträchtig gemacht; auch vom „Schmeckenwitz“ wiſſen ſie noch, der die Liſt des Erzbiſchofs geſchmeckt und ſo dem Verderben entronnen; und auch von ihren Landsleuten können ſie erzählen, den einfachen ſchlichten Gebirgsſöhnen, die um 1731 zu Schwarzach im Wirthshaus die Schwörfinger ins Salz geſteckt, darauf, daß ſie lieber ſterben als dem reinen Wort Gottes untreu werden wollten, wovon ſie „Salzlecker“ genannt worden, und die dann endlich aus dem lieben Vaterland um der Wahrheit und des Gewiſſens willen fortgezogen, ihrer wohl an zwanzigtauſend fromme, treue und fleißige Menſchen, weit weg bis nach Heſſen und Preußen, bis nach Holland und Nordamerika hinaus.

Der Steyermärker.

Der Steyermärker ſtrotzt von Geſundheit des Leibes und der Seele; Muskelkraft in den Gliedern, ſcharfes Geſicht, offener Sinn und ein treues Gemüth, das noch den Handſchlag heilig hält. Wie friſch und keck ſteht er in ſeiner maleriſchen Tracht da, mit den Auer- oder Birkhahnsfedern oder dem Gemsbart am breitrandigen ſpitzen Hut, das ſchwarze Flortuch läßig um den braunen Hals geſchlungen, den grünen Hoſenträger überm ſchwarzen oder rothen Bruſtfleck, den lodenen grauen, braunen oder grünen Rock mit niederem Kragen, hoher Taille und Häfteln ſtatt Knöpfe, oder den lodenen Wettermantel um, der an beiden Seiten zugeknöpft iſt, in den kurzen ledernen oder lodenen Beinkleidern, blauen oder grünen Wollſtrümpfen und derben Bundſchuhen, Meſſer und Gabel in der Hoſentaſche an der Seite, und den Stutzen im Arm; ſo



Lith. Anst. v. Giesche & Steinmetz in Meissen

Ober - Steyermarker.

ſchaut er luſtig von der Alpe auf ſeine wunderherrliche Heimath hinab und jauchzt vor Freuden hoch auf, wenn er an ſeinen lieben „Hanſel,“ ſeinen fürſtlichen Landsmann und Wohlthäter denkt, an den Erzherzog Johann, der ſo oft in derſelben Landestracht Alp' auf, Alp' ab geſtiegen und die Hütten beſucht. Beſcheiden, aber freundlich ſteht das hölzerne Steyrer Haus auf ſeinem ſteinernen Unterbau da, mit ſeinem Schindel- oder Strohdach und den kleinen Fenſtern, mit dem hölzernen Körnerkaſten und dem „Gaſthaus“ oder „Ausnahmsſtockel“ in der Nähe. Da ſeht ihr nun die friſchwangige, blauäugige Steyermärkerin mit dem großen breitrandigen grauen oder weißen, rothgefütterten Hut auf dem mit der Bodenhaube bedeckten Kopf, im vielgefältelten ſchwarzen, grünen oder braunen Tuchrock, dem bunten Bruſtfleck, dem braun- oder ſchwarzkattunenen Korſettchen, der blauleinenen ſteif geglätteten Schürze, den blauen oder weißen Wollenſtrümpfen und den flachen Leder- oder Bundſchuhen, — ein reinliches, fleißiges, ſchaffendes, häusliches, frommes Geſchöpf.

Auch in der Steyermark findet ſich viel Wechſel der Mundarten je nach den Thälern; ſo weicht z. B. die um Graz von jener um Judenburg bedeutend ab, und nicht blos die Ausſprache, ſondern auch die Wortbedeutung iſt verſchieden. Im Allgemeinen iſt die Mundart rauh und hart und hat eine Fülle veralteter Wörter und Provinzialismen, ſo gilt z. B. das alte „Kunter“ noch jetzt für Ungeheuer, Ungeziefer, wie es zur Zeit Ulrichs von Lichtenſtein, Herrants von Wildon und Ottokars von Horneck galt; einzelne Provinzialismen ſind: affte, ofte (hernach), ahi (hinunter), abu (ei), artlö (ſonderbar), achten (verachten), anhabi (zudringlich), anherriſch (ſtolz), adrat (klug), abſcheiben (von der Alpe abfallen), blahn (zürnen), brodeln (plaudern), daigi (dieſer), dotzi (jener), dakämen (erſchrecken), eanchl (auf der andern Seite), Fürt (Fürſt), ferten oder ferſchlen (im vorigen Jahr), feintla (viel ſtark), Faunzen (Ohrfeige), froiten (frieren), frei (ſehr), Gweibaz (Weib), Gagg (Blöder), Gmoanat (Mond), gamazen (gähnen), gſchmoasn (hager, ſchlank), gnätig (eilig), das Gſchatz (das Vertrauen, die Achtung), Gottslaimaſtag (Frohnleichnamstag), graß (gereiſig), Hörli (Weiſe), Hetl (Ziege), haſen (glatt), himmlatzen (blitzen), haantz? (wie, was meinen Sie?), hörſcht (hart), kain, auskain (umwerfen), klöſche (ſchlagen), koabig (neblig), Käuſche (geringeres Bauernhaus), koaben (leiden), letz (ſchlecht), Löckach (Krummholz), laas (ſchwach), Lanzig (Frühling), nachten (geſtern), nutz (derb, groß, ſtark), oaaſt (geſchwind), oanlaſt (elf), Oedlan (Erlen), peanket (krumm), prelſen oder kallen (bellen), pfnoten (trotzen, ſchmollen), Pranſterling (Sonderling), rärn (weinen), Straßgiatl (liederlicher Menſch), ſaunle (zaudern), ſchiach (garſtig), ſpeer (bitter), Streanze (faules Weibsbild), ſtücklig (ſteil), ſchreams (ſchräg), tengg (link), toll (brav), tangeln (wetzen), tümmeln (poltern), utſcher (ach), ungät (unartig), Wurt (Wurſt), Wirſcht (Wirth), wolletzen (dudeln), Yrckſen (Achſelhöhle), znaläſt (unlängſt), zannen (weinen*).

Der Oberſteyermärker hat (nach Göth**) einen mehr gedrungenen, ſtarken Körper, eine feſtere, mehr Unbilden zu ertragen fähige Leibesbeſchaffenheit, während der Unterſteyermärker in ſeinen milden Gegenden und bei ſeinen weniger beſchwerlichen Arbeiten größer und ſchlanker heranwächſt, aber auch weniger zu ertragen im Stande iſt. Eine vom Oberſteyermärker unzertrennliche Eigenſchaft iſt der Frohſinn. Jede Arbeit begleitet er mit Geſang, und zum Tanze, der nicht nur charakteriſtiſch und originell, ſondern in ſeinen reinen Manieren auch ſinnvoll iſt, iſt er ſtets und ſelbſt nach jeder Ermüdung bereit. Die Muſik zum Tanz, bei der nie eine Art von Cimbal, hier „Hackbrettl“ genannt, fehlen darf, neben welchem nur noch zwei Violinen, wovon eine den Ton angibt, und ein Violon mitwirken, hat meiſtens Volksmelodien zum Grunde liegen, und ſo beredt der ſchon an ſich originelle ſteyeriſche Tanz durch ſein Drehen, Wenden, Verſchlingen, Loslaſſen, Entfernen, Wiederfinden und ſtilles Dahinwiegen iſt, und hierdurch mit der edelſten Einfachheit und den mimiſchen Ausdrücken einer herzlichen, gutmüthigen Fröhlichkeit die ſüßen Tändeleien der Liebe darſtellt; ſo bleibt es doch nicht bei dieſer Geberdenſprache allein, ſondern die Tänzer miſchen oft einzelne Liederſtrophen ein und nicht ſelten beim Aufſpringen und Händeklatſchen einige abgebrochene Ludeltöne oder einen hellſchneidenden Pfiff, welches das höchſte Entzücken bezeichnet. (Göth a. a. O. S. 141.) In den Liedern des Oberſteyermärkers lebt Herz, Sinn und Sitte; was den Geſängen an Silbenmaß und Reimgleichheit abgeht, wird durch Witz und Natürlichkeit erſetzt. Nicht immer iſt der Inhalt ſeiner Lieder rein von Zweideutigkeit; aber ſie ſingen laut, was ſie ſingen lehrte, und ſind hierdurch wenigſtens eben ſo gut, als der Feingebildete ſcheinen will, der oft nicht hören mag, was er in der Stille zu ſein nicht verlernt hat. Sind gleich die Bedürfniſſe des Bergbewohners einfach und gering, ſo iſt doch ihre Mannigfaltigkeit für Haus, Feld und Wald groß genug, um die Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen und den Erfindungsgeiſt rege zu machen, denn jeder muß ſtreben, ſich ſelbſt zu genügen, daher ſeine Unverdroſſenheit, ſein Mutterwitz, ſein ſtets unverlegenes Benehmen. Wie ganz anders dagegen iſt der Unterſteyermärker, der Wende! Nicht als ob äußerer Druck und Noth ſeine Düſterheit erzeugten, nein, auch wenn es ihm wohlgeht, herrſcht eine gewiſſe Melancholie vor, die ſich ganz unläugbar in der Melodie ſeiner Geſänge ausſpricht. Bei einer weniger furchtbaren und kargen Natur, die ihm ſeine Mühe leichter und beſſer lohnt, koncentrirt ſich auch ſein ganzes Thun und Trachten nicht ſo ſehr auf die Erhaltung ſeiner Exiſtenz, er iſt um dieſe, da ſie faſt geſichert iſt, weniger bekümmert, und richtet daher ſeine Thätigkeit nach Außen für die Geſellſchaft, weshalb man bei dem Unterſteyermärker bei weitem mehr Gemeingeiſt findet, als bei dem iſolirten, mehr auf ſich ſelbſt beſchränkten Oberländer, der ſtets nur für ſein Ich zu ſorgen hat.

---

*) Sartori, neueſte Reiſe (Leipzig 1812) 3. Band.

**) Das Herzogthum Steyermark. I. (Wien 1840.)

Der Steyermärker (hier immer den Oberſteyermärker im Auge behalten) iſt fromm bis zur Bigotterie und zum Aberglauben, ohne daß dies jedoch ſeine angeborne Luſtigkeit zu dämpfen vermöchte, — es kommt von ſeinem feſten Beharren am Alten, das oft bis zum trutzigen Eigenſinn wird. Er iſt vertrauensvoll und wird nur dann mißtrauiſch, wenn ſein Vertrauen einmal mißbraucht worden; er iſt mitleidig und wohlthätig, der gemeine Mann (von dem hier vorzugsweiſe die Rede) iſt trutzig ſtolz auf ſeinen Stand, dem Höherſtehenden nicht demüthig, noch unterwürfig, und haßt nichts mehr als Partheilichkeit. Das Fenſterln („Gaſſeln“) iſt auch hier Sitte, und die leiſen Töne des „Brummeiſens“ (der Maultrommel) verrathen der auserkornen Dirne die Werbung des rüſtigen Burſchen draußen in ſtiller Nacht. Außer Geſang und Tanz liebt der Steyermärker mit wahrer Leidenſchaft Scheibenſchießen und Jagd, und ſtreift er im Wald und zeigt ſich ein Wild, ſo kann er's nicht laſſen, den Stutzen zu probiren und achtet ſolch Thun für keinen Frevel, ja, je gefährlicher dies Handwerk iſt, um ſo mehr liebt er's. In ſeiner herzhaften Luſt am Pulverknall begrüßt er den erſten Oſtertag, bevor die

Sonne hinter den Bergen aufſteigt, mit Böllerſchüſſen. Am zweiten Oſtertag aber iſt die Volksfreude auf allen Wieſen im vollen Gang, da giebt's Baumklettern, Sacklaufen, Hahnenſchlagen, Stangenreiten und Wettlaufen; am Vorabend der Sonnenwende flammen die Johannisfeuer auf den Bergen, am Johannistag ſelbſt aber wird auf die Alpe gezogen. Nicht minder erfreut die Schlittenfahrt ſteile Hänge hinab. Auch der Beichttag in der öſterlichen Zeit wird als Feſttag im Wirthshaus beſchloſſen; von den Kirchweihen gar nicht zu reden. Eine eigenthümliche Sitte hat ſich hier erhalten, die Gemeindeberainung. Alle zwei, fünf oder zehn Jahre iſt ein Frühlingstag dafür beſtimmt, daß der Gemeindevorſtand nachſieht, ob die Markzeichen noch unverrückt ſtehen; dazu nimmt er den Älteſten der Gemeinde und das junge Volk mit, geht von einem Gränzzeichen zum andern und gibt bei jedem den Jungen eine Ohrfeige, damit ſie dran denken, wo die Gränze der Gemeinde iſt. Freien und Hochzeit ſind alſo landüblich: der Junggeſell und die Jungfer, die ſich heirathen ſollen, haben von Anfang her gar nichts mit der Sache zu thun. Haben die Ältern oder die Verwandtſchaft das Aug' auf eine Wahl geworfen, dann wählen ſich beide Theile die „Bittelmänner," welche die Vorarbeit thun, und iſt die gethan, dann gehen die Bittelmänner mit dem Bräutigam oder der Braut zu dem Theile, auf deſſen Haus, Gewerb oder Wirthſchaft geheirathet werden ſoll, zur Beſchau. Iſt die wieder abgethan (und ſie geht nicht ohne ein ſtattliches Mahl in den blanken, feſtlich geputzten Räumen vor ſich), ſo wird der Heirathsvertrag entworfen und das „Verſprechen" gehalten (die Verlobung), und nun geht der Bittelmann mit dem Bräutigam aus, die Gäſte zur Hochzeit einzuladen, die drei Wochen nach dem Verſprechen ſtattfindet. Am Hochzeitstage nun kommen die Gäſte im Wirthshaus zuſammen, wo ſie Blumen mit Bändern und zu dem Frühſtück, das ſie ſelbſt bezahlen, Hausbrot, welches die Braut gebacken, bekommen. Vom Wirthshaus geht dann der Brautzug mit Muſik zur Kirche, wo der Pfarrer die Meſſe lieſt, die Brautleute einſegnet und ihnen dann den Johannisſegen (von ihm geweihten Wein) beut, von dem der Bräutigam der Braut, dieſe aber den andern Gäſten, und die letzteren unter ſich dem Brautpaar zutrinken. Dieß geſchehen, ſchallt wieder die luſtige Hochzeitsmuſik zum Heimzug in's Wirthshaus, wo die Braut das Kraut ſalzen muß, ſie wirft nämlich ein Geldgeſchenk in einen Topf mit Sauerkraut, den ihr die Köchin darreicht. Eine

Stunde ſpäter beginnt der Hochzeitsſchmaus, wobei die Braut, die zwiſchen der Brautmutter ſitzt, nicht ſelbſt in die Schüſſel langen darf, ſondern ſich von der erſteren vorlegen laſſen muß. Jeder Gaſt bezahlt ſeinen Antheil; deshalb, daß doch alles aufgezehrt werde, läßt er ſich dann auch von Weib und Kind in der Mitte des Eſſens ablöſen; nach dem Rindfleiſch bekommt er ſeinen hölzernen Teller vor ſich geſtellt, auf dem er das „Bſchaideſſen“ mit nach Hauſe tragen kann, nämlich den Reſt ſeines Eſſens, den weder er, noch ſein Weib und Kind aufzuzehren vermocht. Die Köchin darf dabei nicht leer ausgehen, die kommt während des Eſſens mit einem großen Schaumlöffel und holt ſich darauf ihr Trinkgeld; die Muſikanten, die genug aufzuſpielen haben (denn getanzt wird die ganze Nacht, und wer auch nicht eingeladen iſt, darf mittanzen), bringen jedem Gaſt ein Glas Wein und bekommen dafür ein Trinkgeld; ſie begleiten auch die Brautleute mit Sang und Klang nach Haus bis an's Thor, wo der Bittelmann ſich bei den Gäſten bedankt, und ſpielen dann noch ein Wiegenlied auf. Bei Taufen ſieht der Steyermärker aus religiöſem Glauben ſehr darauf, daß das Kind ſo bald als möglich nach der Geburt in die Kirche getragen wird (wär' dieſe auch drei Stunden oder mehr noch entfernt) und daß es nüchtern iſt, oft bekommt es die erſte Muttermilch erſt nach der Taufe; der Pathe des erſten Kindes hebt auch alle ſpätern in derſelben Familie, und muß nicht blos alle Koſten der Taufe und des bei dieſer Gelegenheit gerüſteten Mahls beſtreiten, ſondern auch dem Kinde an baarem Gelde einbinden, der Mutter eine ganze Tracht Eßwaaren, worunter die oft 2 — 3 Schuh lange und 15 — 20 Pfund ſchwere „Kindbettſtritzel,“ „Waiſach“ genannt*), ſenden, ſpäterhin das Kind in einen vollſtändigen Anzug kleiden und bei jedem Geburts- und Namenstag beſchenken; das ſind die „Kröſengeld“ des Kindes; ſein Eigen, ſein Sparpfennig, der den Ältern — auch in der bitterſten Noth — unantaſtbar heilig bleibt. Bei Begräbniſſen der Reichen werden 10—20 Perſonen bezahlt und verköſtigt, die in dem Zimmer, wo die Leiche iſt, täglich einige Stunden, auch die Nacht hindurch beten und geiſtliche Lieder ſingen; nach Beerdigung und Gottesdienſt folgt das ſtattliche Todtenmahl („Todtenzehrung“).

---

*) Im Ennsthal und in der Gegend um Radſtadt in Oberöſterreich heißt der Beſuch bei der Wöchnerin „Weiſet.“

Der Tyroler.

Der deutſche Tyroler iſt ein geſunder, kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, mit offnen Zügen und einem klugen Ausdruck des Blickes, hoch und breitſchultrig, langlebig, mehr als ein anderer Alpenſohn, und bis ins hohe Alter, bis an und in die achtzig Jahr ungeſchwächt an Rüſtigkeit. Mannigfach von einander abweichend ſind die Mundarten in Tyrol; doch laſſen ſie im Ganzen drei Hauptgruppen unterſcheiden, die Bregenzer, die Unterinnthaler und die Zillerthaler. In der erſteren, die aus alemanniſcher Wurzel getrieben, zeigen ſich noch viele altdeutſche Sprachformen; die zweite iſt die weichſte, leicht und nachläſſig, die dritte hingegen nachdrücklich und hart, mit ſtarker Betonung der Kehllaute, — beide letztere verläugnen ihre Abſtammung aus bayeriſcher Wurzel nicht*).

Als Probe der Bregenzer folgendes Bruchſtück:

„Es ischt an ahte Sag: am Wienacht-Obed
In schpäter Geisterstunde teufem Schweige
Soll alles Wasser in Wing verwandlet syng
Zum Freudequell durch Gottes Wunder-Göble
Wie deut zu Kana bei dem Hochzeitsmohl.“

Als Probe der Zillerthaler Mundart:

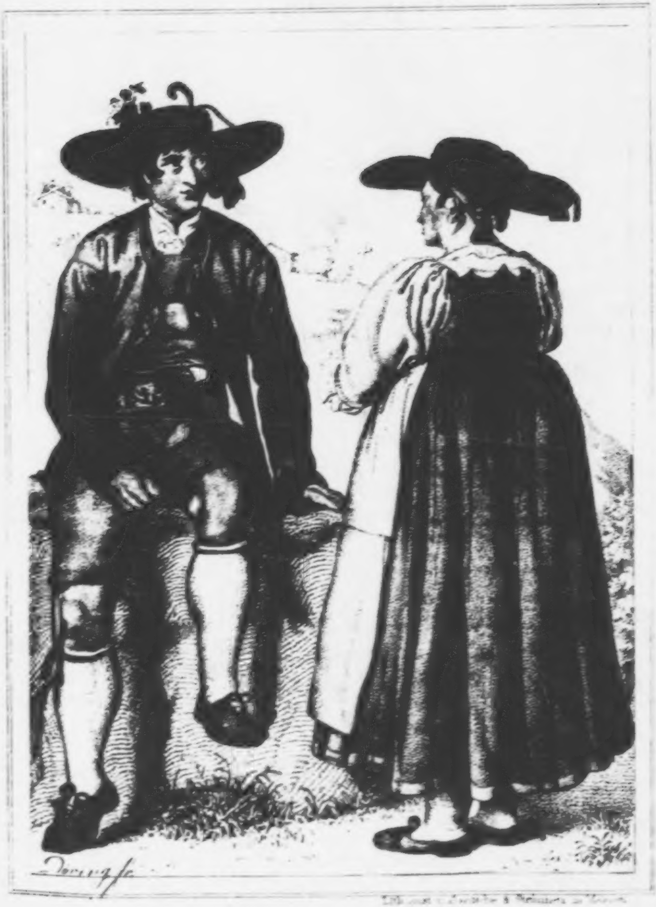
„Zuagst hat mich a mahl oar aufm Kirchtag genacht (genarrt).
Und hat gsoat ear wollt mar zalln,
Mier kaman aft dö längiste Pois (Zeit) nimar zsamm,
Weil dar Lottar (Schelm) focht (fort) war gen Alm.
Ich hun nam an gruessen Rosmaristock gekaft
Hatn lassn recht schiene übargoldtn,
Und der Lottar hat sich aft nit söhn lassn mear
Aftang hat ich nach wohl hoemalch darscholtn.
Ich suechat alle Gassn und Kirchplatze aus
Und dar Lottar lasst sö nindacht (nirgends) findtn,
Hoasst das aft dö Loit nit für an Nage (Narrn) gehoat?
A mein Seale, wie weacht ear sö nit vasindtn (versündigen)!“

Endlich als Probe der Unterinnthaler Mundart:

„Wenn der Mun (Mond) so schien blickt,
Iss fü's Dianal a Dlück (Glück)
Und fün Bauan a Schad,
Der a schiens Dienal had.“

---

*) Schmidt, die gefürſtete Grafſchaft Tyrol (Stuttgart 1837).



Aus dem **Sarn-Thal** ohnweit Botzen.

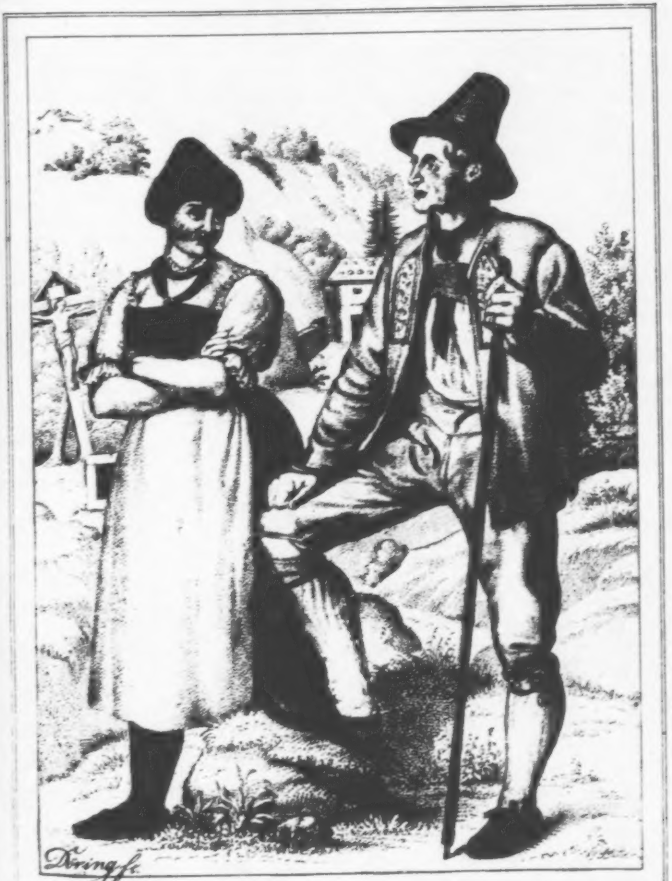
Tyrol

Maleriſch iſt die Tracht des Tyrolers insgemein, obwohl faſt in jedem Thal eine beſondere vorherrſcht (Nordtyrol hier vorzugsweiſe gemeint, in Südtyrol iſt mehr Übereinſtimmung). Wie ſtattlich tritt der Innthaler auf in ſeinen das Knie bloß laſſenden Wadenſtrümpfen und kurzen dunklen lodenen oder ledernen Hoſen, mit dem breiten Gürtel und dem breiten Hoſenträger über der rothen Weſte, der kurzen Jacke und dem großen runden, mit breiten Bändern geſchmückten Hute, — dann die Unterinnthalerin mit dem hohen ſpitzigen Hute auf dem hübſchen Kopfe, im kurzen Faltenrock und dem ſtattlichen Latz, die Oberinnthalerin mit dem grünen Filz- oder gelben Strohhut, im grünen Leibchen, mit weiten, blendend weißen Hemdärmeln und dem ſchwarzen Stutzen, und das ſchwarze Halstuch äußerſt zierlich geknüpft, die Strümpfe blau oder roth. Wie hübſch ſieht der Puſterthaler aus, mit dem breiten grünen Hute auf dem rund geſchornen Kopfe, in der dunklen Weſte und mit dem ſchwarzen, breiten, ledernen Gurt, der mit Federkielen geſtickt iſt; die Puſterthalerin trägt einen grünen Faltenrock, blaues Leibchen und blaue Schürze, weiße Strümpfe und einen großen grünen Hut mit langen Bändern. Der Paſſeyrer hat ſeine braune Jacke roth und grün ſchmal eingefaßt, die Hoſenträger desgleichen braun, und den Hut gelb. Die Bregenzerin, die an Schönheit den übrigen Tyrolerinnen ſo vorangeht, wie der Zillerthaler den Mannsleuten im Land, trägt im Sommer eine himmelblaue Mütze, im Winter eine Pelzhaube auf dem Kopfe, ein buntes Leibchen und ein weißes geſticktes Buſentuch drüber, die Ärmel roth, ſo lang ſie noch Mädchen, ſpäter ſchwarz, und einen ſchwarzen leinenen Rock, der in gar viele Falten gelegt iſt.

Nirgends in den deutſchen Alpenländern tritt der Bauer ſo freiſam ſtolz auf als in Tyrol, und dies hat ſeinen Grund darin: zwar exiſtirt in Deutſchland keine Leibeigenſchaft des Bauern mehr und dennoch iſt deſſen Stand — namentlich in Öſterreich — noch keineswegs beneidenswerth. Er iſt, wenn auch perſönlich frei, doch im Durchſchnitt nur gewiſſermaßen Pächter und die Maſſe von Roboten, die auf ihm laſtet, hindert ihn an der rechten Bewirthſchaftung, an der Möglichkeit, ſich dauernden Wohlſtand und Selbſtſtändigkeit zu ſchaffen und ein tüchtiges Selbſtgefühl zu erlangen. In Tyrol iſt das ganz anders. Da iſt der Bauer freier Eigenthümer des Bodens, den er bebaut, da nimmt er Theil an der Landſtandſchaft (Prälaten, Herren, Bürger und Bauern ſind ja die vier Stände, aus denen die Tyroler Landſchaft beſteht).

Der Tyroler liebt ſeine Heimath und wahrlich: er „hat auch Urſache, ſie zu lieben;“ er liebt ſein Fürſtenhaus, und wie er es liebt, getreu bis in den Tod, das hat er wahrlich dargethan. Liebt er ſein Land Tyrol mit all' ſeinen alten Rechten und Freiheiten, ſo hängt er an ſeinem Fürſtenhaus eben auch aus derſelben unerſchütterlichen Anhänglichkeit an's Alte, die ihn auch am alten Glauben der Urväter halten macht. Sein Temperament iſt friſch und immer luſtig; ſeiner Naturwüchſigkeit aber iſt er bewußt geworden, und bewußt behauptet er ſich auch, klug und pfiffig, wie er iſt, all' ſeiner Treuherzigkeit unbeſchadet. Eine wunderliche Mengung iſt das in ihm: Wandertrieb und Heimweh, Naturbehagen und Kunſtfertigkeit, Arbeitſamkeit und Spekulation. Sinnlich iſt er, wie irgend ein Alpenſohn und das „Gaſſlgehn“ läßt er ſich nun einmal nicht nehmen; aber der Bub verläßt ſein Dirndl nicht, von dem er „ungeäſtet,“ „ungeſcheitert,“ „ungewasnet“ (d. h. ungeprügelt oder unbeworfen), ſein „Gaßllied“ ſtolz hinaus ſchmetternd, heimgegangen; — höchſtens dann verläßt er es, wenn es unfruchtbar blieb.

Der Tyroler, das kann ihm Keiner abſtreiten, iſt von Haus aus ein poetiſcher Menſch. Was ſeines Landes Natur in Himmelsbläue und Alpenglühn, im Rauſchen der wilden Waſſer und im Donner der Schneelähnen an poetiſchen Elementen hat, in ihm iſt das alles ſo recht unmittelbar lebendig, es jauchzt oder trutzt aus ihm heraus, wie er's mit ſeinen vollſtrotzenden Sinnen erfaßt, ohne daß er ſich über jeden Eindruck Rechenſchaft gegeben. Es iſt alles friſcher Naturtrieb, der ſtimmt ihm die Kehle zum Geſang ſeiner „Gaßlreime,“ ſeiner „Trutzliedl“ und „Schnodahage,“ wie die glückliche Anlage, poetiſche Auffaſſung überhaupt und Witz den Funken ſchlagen; das iſt das eigentliche Improviſiren, dieſe Naturpoeſie, die auf der „Alm“ zu Hauſe iſt; wenn die Leuchtſpäne geſchnitzt oder die „Latſchen“ geflochten werden (Schuhe aus Ruthen), da quillt und ſtrömt das prächtig und unaufhaltſam, und das Hackbret, die Maultrommel, die Schwögelpfeife tönen dazu. Will man aber den Schlüſſel zu den Schatzkammern der Volkspoeſie, zu den Volksſagen und Volksmährchen Tyrols bekommen, ſo muß man in's Etſchland gehn; da ſchreiten vor den Weinbergen abenteuerlich ausſtaffirte Menſchen herum, die „Saltner“ (Weinhüter) mit gewaltiger Hellebarde, auf dem



Lith. Anst. v. [illegible] & [illegible] in [illegible]

Ober-Inn-Thal. —— Oetz-Thal.

Tyrol

Kopf einen Hut mit Federn oder einem Eichhornsbalg, ein paar Gemshörner auf der von einem ledernen Koller bedeckten Bruſt; die Saltner wiſſen in der ganzen poetiſchen Welt Tyrols Beſcheid und laſſen den Bronnen rieſeln. Auch der Tyrolertanz iſt ein Stück nationeller Poeſie und ein Stück Arbeit dazu (er beſteht eigentlich in mannigfachen künſtlichen Windungen und Stellungen, in denen ſich der Tänzer unaufhörlich um die Tänzerin dreht und kreiſelt*); die ganze Sinnlichkeit arbeitet ungeſtüm mit Ton, Geberde, Geklatſch und Geſtampf nach einem Ausdruck. Dies poetiſche Bedürfniß einer gewaltigen Sinnlichkeit macht ſich auch in der Bauernkomödie Luſt, welche — wie dies bei der religiöſen Gewohnheit des Volkes nicht anders ſein kann — ihre Stoffe meiſtens der bibliſchen Geſchichte entlehnt (ſo iſt's denn auch bei den Bauernkomödien im bayriſchen Hochland der Fall); eine blutige Tragödie hat das Volk heldiſch in Maſſe geſpielt. Aber außer jenem Drang der Naturwüchſigkeit gibt ſich das poetiſche Talent des Tyrolers auch im Streben des einfachen Handwerkers oder Bauern nach Erreichung künſtleriſcher Formſchönheit kund, zumal in Malerei, Bildhauerei, Baukunſt ꝛc., und ſo ſieht man nicht blos die Kirchen, ſondern auch die Giebel der meiſten Häuſer, wie ſie maſſiv und in freundlicher Helle aus dem grünen Grunde der Landſchaft blendend hervortreten, mit Bildern geſchmückt, und auch der fromme Spruch fehlt nicht darauf, noch die den poetiſchen Sinn bekundende Blumenzier auf der Galerie, welche das erſte Stockwerk des Blockhauſes umgürtet.

Die Mannhaftigkeit des Tyrolers erinnert noch an jene alte Zeit, da der deutſche Bauer mit ſeinem Schwert an der Seite, ſeiner Feder auf dem Hut, und ſeinem Stoßring an der Fauſt trutzig und herausfordernd einhertrat. Der Tyroler trägt noch, wie ſein Nachbar, der Bauer im bayeriſchen Hochlande, ſeinen Stoßring von Eiſen und Silber mit einem großen Knopf zum Fauſtkampf; der Unterinnthaler ſingt:

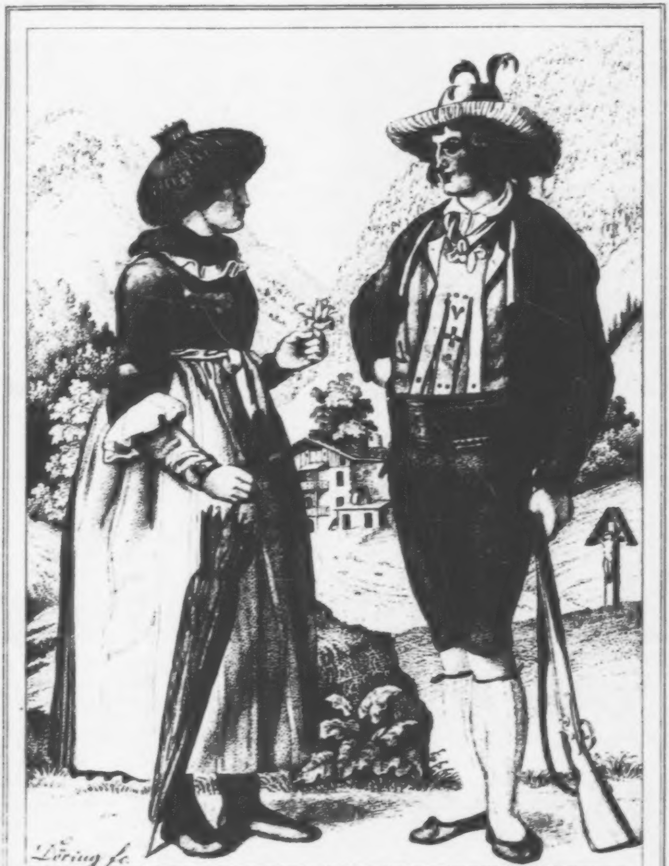
„A Bichsal zun schiessn
Und an Stoussring zum schlogn
Und an Dieual zun liebn
Muss a frischa Bue habn!“

---

*) Schmidl, Tyrol. S. 31.

Und nun die „Robler“ (Rauſer), zumal im Unterinnthal und im Zillerthal! Ihr hört plötzlich einen gellenden Schrei im Gebirge; da ſteht nun der trutzige Robler, der ihn ausgeſtoßen und dem ſich alle Muskeln vom Verlangen nach einem tüchtigen Rauſen anſpannen, ſteht und wartet mit Ungeduld, bis ein anderer den herausfordernden Schrei vernimmt und erwiedert; iſt das der Fall, dann geht jeder dem Schrei nach, bis die Beiden zuſammenkommen. Nun gilt's. Iſt Volk in der Nähe, ſo macht es die Kampfrichter. Es iſt kein ſanftes Werk, es geht hitzig her, daß die Glieder krachen, und oft heißt's: Zahn um Zahn, Aug' um Aug', oder Naſe um Naſe. Der Preis des Sieges iſt, daß der Überwinder dem Überwundenen die Federn vom Hut nimmt. Steckt er drei auf den eigenen, ſo ſoll dieß ſagen: er ſcheut keinen, er nimmt's mit jedem auf. Ein anderer Kampf, in dem ſich Kraft mit Kraft mißt, iſt das „Hackeln,“ wenn einer den andern am Mittelfinger faßt und ſo zu ſich herüber zu ziehen ſucht. Auch das „Hoſenrecken“ iſt in Tyrol ſo beliebt wie im Pinzgau. Leidenſchaftlich liebt der Tyroler das Scheibenſchießen; und wie gut er zielen kann, hat er bei der Inſurrektion bewieſen. Eben ſo leidenſchaftlich liebt er die Jagd. Auch das Kegelſchieben iſt eine Lieblingsbeluſtigung, desgleichen das „Schmarakeln“ (Kugelwerfen), dann der Widderkampf. Wetten liebt der Tyroler trotz dem Engländer, und oft genug wird eine Streitſache „ausgehopſt,“ d. h. durch Karten- oder Würfelglück entſchieden.

Eigenthümlich ſind die Hochzeitsbräuche; faſt jedes Thal weicht darin von dem andern ab, und namentlich ſondern ſich die Deutſchen ſcharf von ihren romaniſchen Nachbarn. Im Zillerthal halten ſie's ſo: wenn ſich die Brautleute beim Landgericht anmelden, thun ſie grade, als wär's jedem Theil ganz bitterbös zu Muthe; das ſoll für die künftige Ehe Glück bringen (der uralte Glaube: künftiger Unſegen laſſe ſich entkräften durch vorangegangene Traurigkeit). Dieſe Form gewahrt, beginnt dann das freudige Werk mit dem „Nachttanz“ im Hauſe der Braut am Abend vor der Hochzeit; am drauf folgenden Morgen bringen die „Jungfernknechte“ (Brautführer) den Gäſten die „Neſteln“ (rothlederne Streifen mit Meſſingſpitzen), die ſie an den Hut binden; die nächſten Verwandten bekommen noch Kränze von Silberdraht, Flinſerln und Glasperlen. Die Morgenſuppe (wobei außer Suppe noch Rindfleiſch, Würſte und Kuchen gereicht werden) eröffnet die Feſtlichkeiten; ihr folgt ein Tanz, dieſem



[illegible]

Aus dem Passeyer-Thal.

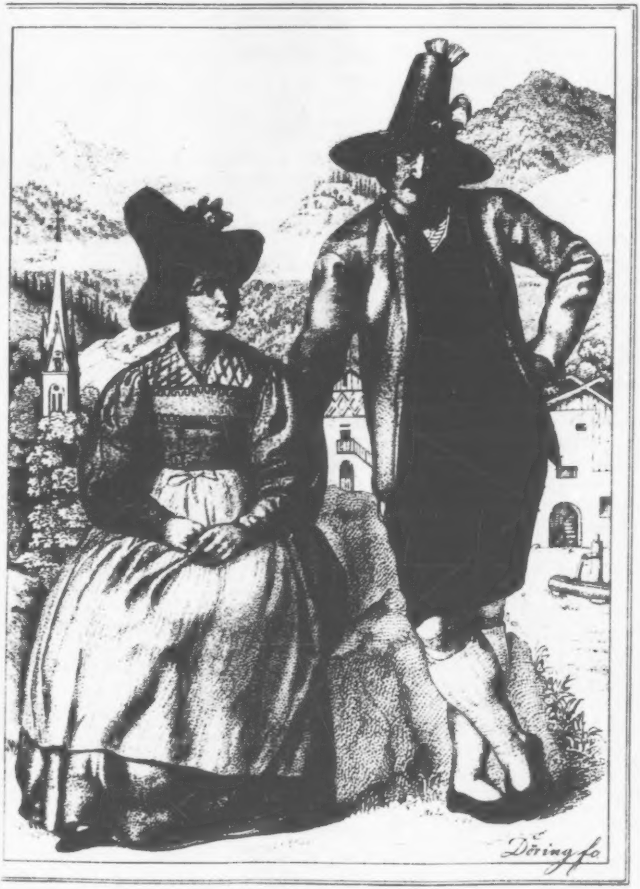
Tyrol

um 10 Uhr der Zug zur Kirche, wobei die Muſikanten, flott aufſpielend, voranziehn; hinter ihnen ſchreiten dann die jungen Burſche heran, dann kommen zwei „Mantelträger," und hierauf die Dirnen mit Kränzen in den Haaren, den beneſtelten Hut in der Hand. Sodann ſieht man den Bräutigam, begleitet von einem Geiſtlichen und von dem Hochzeitsbitter, hinter ihm kommen die Männer; die Braut, die einen Roſamarinkranz, einen Gürtel mit einem Spitzentuch und den Roſenkranz trägt, begleitet auch ein Geiſtlicher und die Brautmutter (ihre leibliche Mutter wird durch dieſe vertreten; die Sitte verlangt, daß ſie nicht mit zur Hochzeit geht), hinterher kommen dann die Weiber alle. In der Kirche: Meſſe oder Hochamt, Trauung, Opfergang und dann Johannisſegen, wie wir ihn in Steyermark kennen (die Mantelträger reichen ihn herum, nachdem der Geiſtliche den Anfang gemacht). Von der Kirche zum Mahl! Da wird ſtattlich aufgetiſcht, ſelten unter zehn bis zwölf Gerichten; in der Mitte wird Surre, zum guten Schluß das „Ehrenkraut" (Speckkraut mit Knödeln, Klößen) gegeben, dann — das Mahl währt oft ſechs Stunden, denn es wird wacker dazwiſchen getanzt — eine Predigt und ein kurzes Gebet gehalten, und nun beginnt ein neues Eſſen. Dabei werden eine Schlange von Butterteig und eine verdeckte Wiege aufgetragen. Die letztere muß die Braut ſo ſchnell ſie kann verſtecken, ſonſt wird ſie ausgelacht; zu gutem Schluß wird mit ſüßem Wein wacker angeſtoßen, und dann bringen die Gäſte dem Brautpaar das „Weißat" (Geldgeſchenk zur Beſtreitung der Hochzeitkoſten).

Ein Hauptintereſſe des Volks bildet in Tyrol die Alpenwirthſchaft; ich laſſe hierüber meinen Gewährsmann reden*). „Das Land iſt reich an den trefflichſten Alpentriften, ſo daß in den nördlichen Thälern faſt jede Ortſchaft ihre eigene „Alm" hat. Man unterſcheidet die Almen der Vorberge (im Innthal „Äſten," im Vorarlberg „Majenſäße" genannt) und die Hochalmen; jene liegen über 4500′, dieſe von 5—7000′ hoch. Im Zillerthal gibt es ſogenannte Grund- und Brodalmen, jene in einem hohen Thale, zwiſchen Bergen eingeſchloſſen, dieſe auf den Bergrücken gelegen. Die Grundalmen haben innere und äußere „Läger," tiefere oder freiere Plätze, deren jeder eine eigene Hütte hat und abwechſelnd beſucht wird, damit das Vieh immer friſche Weide hat. Die Voralmen werden nicht blos als Weide, ſondern oft auch als Wieſe benutzt, indem man ſie zuerſt abweiden, dann am Jacobstage mähen und im Spätſommer nochmals abweiden läßt. Im Bregenzerwald liegen ſie ſo niedrig, daß faſt das ganze Dorf im Frühjahr dahin überſiedelt und nur auf die Hochalmen die Sennen allein ziehen. Dort enthalten denn ſie auch ganze Dörfer von Alphütten, deren 20 bis 30 mit den nöthigen Ställen beiſammen ſtehn. Auch im Lechthal iſt dies der Fall. So zieht das ganze Dorf Stanzach auf die ſchöne Alm Fallerſchein, und nur ein paar Wächter bleiben zurück. Gewöhnlich wird am St. Pankraztage auf die Voralmen gezogen, von da um St. Veit (im Vorarlberg um St. Kilian) auf die Hochalmen, um St. Bartholomäus auf jene zurück, wo man ſo lange als möglich, bis im October, bleibt. Die Almenzeit dauert alſo 17 bis 21 Wochen, von denen 12 bis 15 auf die Hochalmen kommen. Das „Almfahren“ iſt ein Feſt, welches Jung und Alt kaum erwarten kann. Den feierlichen Zug eröffnet der „Melcher“ (Melker, Senn) mit der „Mairkuh.“ Zu dieſer Würde wird jene Kuh erwählt, welche in den Kämpfen des Viehs am öfterſten ſiegte; ſie trägt zur Auszeichnung die große Schelle, der „Haſen“ genannt. Ihr folgen die übrigen Kühe, im Unterinnthal oft über 100, dann kommt der „Galterer“ mit dem Geltvieh, der „Gaißer“ mit den Ziegen, der „Schaafer“ mit den Schafen, endlich die „Saudirn“ mit den Schweinen. Meiſtens gehört eine Alm mehreren Bauern, welche die Wirthſchaft auch gemeinſchaftlich treiben. Die Hütten (im Oberinnthal „Thaie“ genannt) ſind rohe Blockhäuſer, ſelten mit einem Unterbau aus trocknem Mauerwerk, noch ſeltner mit einem Stockwerk. Mit Moos werden die Ritzen und Fugen verſtopft, womit es aber der Älpler nicht ſo genau nimmt; oft finden ſich des Morgens hohe Schneeſtreifen in der Hütte, die ein nächtliches Geſtöber durch die Fugen hineinwehte. Auf den Hochalmen ſind die Hütten oft nur aus übereinandergelegten Steinblöcken aufgeführt, mit einem Breterdache, welches gegen die Wuth der Stürme durch große Steine beſchwert iſt. Gewöhnlich hat die Hütte zwei Abtheilungen, deren vordere offen bis zum Dache reicht. Hier ſteht ein großer viereckiger Herd, der zugleich als Ofen, Tiſch und Bank dient, ſowie der Raum ſelbſt als Küche, Wohn- und Schlafſtätte. Sehr oft iſt das Bett hoch oben an der Wand befeſtigt, um Raum zu gewinnen, und hölzerne Zapfen in der Wand dienen als Leiter. Die zweite Kammer dient als Milch- und Käſekammer

---

*) Schmidl a. a. O. S. 39 u. 40.



[illegible]

Ziller - Thal

Tyrol.

und der kleine Boden darüber auch oft zur Schlafſtelle. Aus dieſer Kammer kommt man in den Stall, wenn derſelbe nicht eine beſondere Hütte einnimmt. Vor der Hütte iſt eine Verzäunung für die Schweine, und das Ganze ſchwimmt gewöhnlich in einer Pfütze, rings von Dunghaufen umgeben, welche, in Fladen geſchlagen, beim erſten Froſt hinab auf die Felder geführt werden. Die Alpenwirthſchaft wird überhaupt in Tyrol, wo ſie meiſtens Männer führen, viel weniger reinlich betrieben als in Öſterreich und Steyermark durch die Schwaigerinnen, die Senner („Almer," „Käſer," „Senner") ſind berüchtigt wegen ihres Schmutzes, der aber für ſie ein Ehrenpunkt geworden iſt. Bei der Heimfahrt wetteifern ſie, wer das ſchmutzigſte Hemde aufzuweiſen habe, als untrüglichen Beweis unausgeſetzter emſiger Arbeit. (Wie ganz anders im Salzkammergut, wenn die Sennerin bei der Heimfahrt von der Alm im beſten Putz, mit dem Strauß auf dem Hut und dem Strauß mit Bändern und Flittergold am Buſen, an der Spitze der Herde einhergeht.) Das Vieh bleibt, wenn es die Witterung zuläßt, Tag und Nacht im Freien, wird alſo auch da gemolken; iſt aber die Alm ſehr felſig, daß es in der Nacht Schaden nehmen könnte, ſo wird es Abends eingetrieben. Für dieſen Fall muß der Senn für Futter ſorgen, welches er auf ſchroffen Klippen und Klüften ſammelt, wo das Vieh nicht hin kann. Die Ziegen dienen ihm als Wetterpropheten; wenn ſie ſich um die Hütte ſammeln, kommt ſicher ſchlechtes Wetter. Jede Alm hat (beſonders im Zillerthale) ihren eigenen Denkſpruch, der ſie charakteriſirt, z. B.:

„Z' Käserlär wär's schon fein,
Wenn man nicht müsst' tragen
Das Schmalz von aussen hinein."

Samſtags ſchicken die Bauern Brot und Mehl für die ganze Woche auf die Alm, außerdem ſieht der Senn die ganze Zeit über Niemand, wenn nicht etwa ein Jäger, Wilddieb oder Wurzelgräber einſpricht. Und doch fühlen ſie ſich glücklich auf ihrer einſamen Höhe, und wählen nicht leicht einen andern Erwerb; die Almwirthſchaft iſt die Poeſie des Gebirgslebens. Das Tyroler Rindvieh bildet eine eigne Race, welche der langgeſtreckte Körper, dicke Köpfe, breiter Hals und Stirn und kürzere Füße bezeichnen. Unläugbar iſt aber das Alpenvieh kräftiger, aufgeweckter und von verſchiedenerem Inſtinkt. Jede Herde hält feſt zuſammen, ſo daß alle warten, bis auch das letzte Stück gemolken iſt und den Stall verläßt, ehe ſie ſich von der Hütte entfernen. Kommt neues Vieh auf die Alm, ſo geht es nie ohne Kampf ab. Jedes Stück erhält vom Senn einen beſonderen Namen und folgt bald auf ſeinen Ruf. Aber der Senn lebt auch ganz für ſeine Herde, wie denn überhaupt der Tyroler ſeinem Vieh eine Sorgfalt widmet, wie kaum ſeinen Hausgenoſſen. Wenn ein Stück verunglückt, ſo trauert das ganze Dorf, wenn aber ein Menſch im Holzſchlage oder ſonſt das Leben verliert, ſo wird es als ein ganz gewöhnliches Ereigniß betrachtet. Übrigens iſt in vielen Thälern, wie z. B. in Enneburg, die Stallfütterung eingeführt, und die Ställe ſind oft reinlicher als die Stuben.“

Der Kärnthner und Krainer.

Der deutſche Kärnthner iſt kräftig gebaut, ſtark, breitſchultrig. Schultes („Reiſe auf den Glockner,“ Wien 1804 II. S. 70 und ff.) ſchildert die Staunen erregende körperliche Stärke der Heiligenbluter Bauern und ihre bewundernswerthe Gewandtheit in den Verrichtungen, wozu die erſten Bedürfniſſe des Lebens ſie zwingen. „Ein Burſche von 17 Jahren (erzählt er) hob mich mit einer Hand beim Genick über einen Felſenklumpen hinauf, den ich nur mit Mühe überſteigen konnte; ein Bauer hielt ein Seil, an dem wir ſieben uns mit beiden Armen hielten, um eine Felſenwand hinanzuklettern; Mädchen trugen centnerſchwere Laſten auf dem Kopfe die Alpe hinan und über den jähen Abhang herab. Nur bei dieſer Athletenſtärke und bei einer Gewandtheit im Ringen und Klettern, die über alle Begriffe geht, iſt es dem Menſchen möglich, hier Haus zu halten; dieſe Geſchicklichkeit iſt hier ſo nothwendig, daß ein Knecht oder Bauer, der nicht in hohen Alpen geboren worden, hier ſchlechterdings nicht fortkommen kann.“ Hier ein Bild, wie Körperkraft und Muth ſich im Winter erproben muß! Auch bei aller Kühnheit und Stärke wird es den Heiligenbluter Bauern unmöglich, im Sommer ihr Heu nach Hauſe zu bringen. Sie müſſen ſich glücklich dünken, wenn ſie, auch ohne fremde Laſt, jene ihres Körpers über die Schluchten und Abgründe hinbringen, über welche ſie ſetzen müſſen, um auf ein Grasplätzchen zu kommen. Auf dieſem ſpeichern ſie das Gras in Schobern auf bis zum nächſten Winter. Ende Dezember, Mitte Januars, wenn der Schnee am gräßlichſten wüthet, wenn die herabgerollten Schneelähnen von den beſchneiten Gipfeln die Abgründe in Schnee begraben haben, verſammelt in einer mondhellen Nacht der Hausvater ſeine Knechte und bittet ſeine Nachbarn um Hülfe. Wenn ſie nun hinaus kommen zum Kreuze vor der Kirche, knieen ſie nieder und beten um glückliche Fahrt, und nun wird die gefahrvolle Reiſe auf Schneereiſen und mit Steigeiſen, Griesbeilen und Seilen die beſchneite Alpe hinauf begonnen. Waren ſie glücklich genug, die Abgründe überzuſetzen auf der gefährlichen Brücke des trügeriſchen Schnees, waren ſie glücklich genug, den kleinen Vorrath von Heu zu finden, für den ſie ſo viel gewagt haben, ſo müſſen ſie nun erſt dieſes Glück mit der noch größeren Gefahr der Rückreiſe erkaufen. Oft ſchleudert der ſchwerbeladene Schlitten den Ziehenden hinab in die unabſehbare Tiefe; oft ſinkt er ein in den Schnee und mit ihm verſinkt ſein Führer; oft löſet die neugebrochene Bahn die hoch oben überhängende Lawine, die den ganzen Zug in Schnee begräbt. Und an dem ſchönſten reinſten Wintertage kann dieſes Unglück ſie treffen. Wenn aber Nebel heraufſteigen, nachdem der Mond hinabgeſunken, wenn Schneeſtürme ſich heben und den Schnee der Erde mit jenem des Himmels paaren, wenn unter ihren Füßen der Abgrund wieder aufgeriſſen wird, über den ſie ſetzten, und dort die Windsbraut eine neue Alpe von Schnee vor ihnen aufthürmt, dann iſt auch oft die grauſenvolle Nacht, die ſie hier hinbringen müſſen, die letzte in ihrem Leben; und glücklich noch, wenn das Schickſal ſie nicht zu dem größeren Jammer des Hungertodes aufbewahrte. Kommt der Zug aber heim am Abend, vollzählig, ohne ſeinen Führer, ohne einen guten Nachbar oder einen treuen Knecht verloren zu haben, dann jubelt das Dorf den Wiederkehrenden entgegen. Dieſes Heuziehen im Winter heißen ſie das „Hatzen"*), und das „Hatzermahl" lohnt für all' das überſtandene Mühſal.

Die Landestracht nähert ſich der ſteyeriſchen; der Bauer trägt einen kurzen wollenen Rock (im Winter einen von Schafpelz mit der Wolle nach innen gekehrt), ein lodenes oder ledernes Wams mit einer Reihe Knöpfe in der Mitte, ein ſchwarzes Tuch um den Hals geſchlungen, kurze lederne Hoſen, in deren Seitentaſche nach Gebirgsſitte Meſſer und Gabel ſtecken (bei den Heiligenbluter Bauern hängen die Beinkleider unter die Weichen herab am Hoſenträger), weiße Strümpfe und Bundſchuhe, die mit Riemen am Fuße befeſtigt werden, die Bäuerin einen kurzen Rock, die Schuhe mit Bändern befeſtigt, auf dem Kopfe eine glatt anliegende, rings mit Band gezierte Haube oder eine Pelzkappe, und drüber einen ſehr großen runden Hut. Der deutſche Krainer trägt meiſtens ein rothes Kamiſol, einen dunkelbraunen Tuchrock, kurze ſchwarze Hoſen und blaue Strümpfe, der Unterkrainer auf Reiſen die Torba (eine kleine Taſche) der Oberkrainer die Biſſaga (den Zwergſack) über der Schulter, der Letztere im Winter einen weißen Schafpelz, die Krainerin eine mit weißen Spitzen beſetzte ſchwarzſeidene Haube, ein ſchwarzes Oberkleid, das in viele Falten gelegt iſt, und rothe Wollenſtrümpfe. —

---

*) Andere Provinzialismen ſind: „Griesbeile" — lange, mit eiſernen Spitzen beſchlagene Stangen zum „Hatzen," „Kees" — Gletſchereis, „Hangaſt" — Beſuch, „Längar" — Lenz, „Dabne" — Dämmerung, „Bitz" — eine Höhe mit einem ſchmalen Pfade, „Zlap" — eine Höhe am Fuß einer größeren, „Palfen" — überhangende Felſenwände u. ſ. w.; alle ſchönen Alpenpflanzen nennen ſie „Speik."

Der Kärnthner theilt alle Vorzüge und Fehler der Alpenſöhne; er iſt gutmüthig, liebt ſeine Heimath und hängt feſt am Alten, auch am Aberglauben (Wahrſagerei, Geſpenſterfurcht, Hexenglauben, Neſtelknüpfen, Feſtmachen, Wetterkochen) und einer ſtark ausgeſprochenen Bigotterie (insbeſondere Hang zu Wallfahrten). Arbeitsſcheu kommt dazu, daher Gelage in Wirthshäuſern, häufiges Betteln, Unreinigkeit in den Häuſern. Die Sinnlichkeit macht ſich in nicht geringem Grade geltend. Das „Brenteln" (gleichbedeutend mit dem Fenſterln, Gäſſln) iſt ſtark im Gange; wird der Burſch jedoch ertappt, ſo muß er das Wagniß büßen, dann zünden die Knechte des Hauſes Lichter und Späne an, werfen ihn in den Waſſertrog und walken ihn tüchtig. Erd erzählt, als Beweis für die in Mittelkärnthen vorherrſchende Sinnlichkeit, daß ſich am Vorabend des Johannistages die männerſüchtigen Dirnen entkleiden und darauf im Haferfeld umher wälzen, mit dem Wunſch: ſo einen ſchönen Buben zu haben, „wie jetzt der Haber is." Ich möchte jedoch eher darin forſchenden Aberglauben erkennen*).

Auch den Kärnthner drängt eine unwiderſtehliche Kampf- und

---

*) Vergl. Grimm, deutſche Mythologie.

Raufluſt. Jenſeits des Loibls (erzählt Sartori*) im Herzogthum Krain unweit Krainburg iſt ein Wallfahrtsort Gedoze, wo die windiſchen Bauern ſich mit den kraineriſchen meſſen, die ihren Beſuch dieſſeits erwiedern. Die ausgemachteſten Ringer kommen in den oberſteyeriſchen Gränzen bei Jungbrun, einer Gegend, welche Zauſerin genannt wird, zuſammen. Am Pfingſtſonntag bilden ſich zwei Parteien aus Steyerern und Kärnthnern. Das Loſungszeichen ſind einige am Hute wehende Federn. Derjenige aber, der ſich ſchon ſeit einigen Jahren ſiegreich bewies, trägt einen auszeichnenden Federbuſch. Nachdem wacker gezecht worden iſt, beginnt zwiſchen den Anführern beider Parteien der Streit in Gegenwart einer großen Volksmenge. Die Ehre des Sieges wird entweder den Steyerern oder den Kärnthnern zu Theil, je nachdem der Anführer in dieſem oder jenem Lande geboren iſt. Am Jacobstage kommen von den zuſammenſtoßenden Gegenden des nördlichen Kärnthens und Oberſteyers auch die berüchtigtſten Ringer am Seethale zuſammen, wo ebenſo wacker gekämpft wird. Charakteriſtiſche Volksbeluſtigungen der Kärnthner, welche übrigens die Leidenſchaft aller Alpenbewohner für Scheibenſchießen und Kegelſchieben theilen, ſind das „Kugelſchlagen“ und das „Eisſchieben.“ Beim erſten Spiel wird eine an einem Faden hängende oder zwiſchen zwei Fingern in die Höhe gehaltene beinerne Kugel mittelſt eines breiten Holzes nach einer beſtimmten Entfernung hingeſchleudert. Beim zweiten gleitet eine runde, mit einem Handgriff verſehene Scheibe am Eis hin, um eine Kugel zu erreichen oder ſich ihr anzunähern, die in einer Entfernung von 50 bis 100 Schritten am Eis ſitzt, um das Ziel in's Auge faſſen zu können; der Punkt des Zieles bleibt der nämliche, wenn auch die bewegliche Kugel durch eine Scheibe weggeſchoben wird; mehrere Parteien bilden ſich, wovon eine die andere zu übertreffen und die Scheiben der Gegner aus der Nähe des Zieles wegzuſtoßen, die ihrigen aber feſtzuſetzen ſucht**).

Andere landesübliche Bräuche ſind das „Schimmeln,“ im Mittelland überraſchen die Bauernburſche beim Dungführen im Frühling oder Herbſt den Vorübergehenden, heben ihn auf ihre zuſammengefügten Miſtgabeln und tragen ihn unter übermüthigem Gejauchze eine Strecke Weges fort; — dann das „Glockenfeſt“ im gebirgigen Oberland gegen Tyrol und Salzburg (das Bekränzen des im Spätjahr heimkehrenden Viehes; die feiſteſte und am ſchönſten geputzte Kuh heißt die „Glöcknerin“). Am Feſt der unſchuldigen Kindelein wecken Dienſtleute und Kinder in aller Frühe die Schlafenden im Bette mit Ruthen und rufen dazu: „Friſch und geſund, friſch und geſund,“ (es iſt auf ein Geſchenk dabei abgeſehen); am Dreikönigstage ſammelt ſich das ganze Hausgeſinde des Morgens vor dem Bett eines Hausgenoſſen, der noch im Schlaf liegt, ſetzt ihm eine Krone von Tannenzweigen auf, weckt ihn und begrüßt ihn dann mit lautem Gelächter als König. Beim „Chriſtkindelſpiel“ ſtellt eine Bauerngeſellſchaft, von Ort zu Ort wandernd, die Geburt Chriſti dramatiſch im derbſten Holzſchnittſtyl dar. Das „Brechelnſpiel“ iſt alſo: „Nach der Beendigung der Flachsreinigung, die im October gewöhnlich durch Mädchenhände geſchieht, ſammeln ſich die jungen Burſche am ſpäten Abend vor dem Hauſe, wo die Mädchen arbeiten. Es entſteht ein ſonderbarer Wettkampf; wer die größten Zoten vor dem Hauſe ſagt und ſeine Dirne am ſchlüpfrigſten beſchreibt, wird als Sieger belacht und beklatſcht. Sie begehren endlich tobend die ſogenannte Brechelbraut, und es wird ihnen ſtatt der rüſtigen Dirne ein altes runzeliges Mütterchen aus der Thür geſchoben, das wacker ausgehöhnt wird; man kann nur verſteckter Weiſe dieſem Spiele zuhören, denn der bemerkte Vorwitz würde mit einem Steinregen büßen müſſen“ *). Ein anderer Wettſtreit findet beim Tanze ſtatt; da ſingt ein Burſche einige aus dem Stegreif gemachte Reime zum Lob ſeiner Geliebten und dem Nebenbuhler zum Spott und Hohn; ein anderer ſtimmt nun gleichfalls aus dem Stegreif Reime an, um ihn zu widerlegen; der Erſte nimmt dies nicht gleichgültig hin, ſondern ſucht ihn zum Schweigen zu bringen; dies ſpornt wieder den Witz des Zweiten, und ſo geht es fort, bis Einer von Beiden ſich überwunden erklären muß. Die Frauen und Jungfrauen hinwieder ſind treffliche Zither- (und Hackbrett-) Spielerinnen, auf welchem Inſtrument ſie ihren Geſang begleiten. Der Wettſtreit des Winters und Sommers, deſſen bereits bei den Oberennſern gedacht worden, wird auch in Kärnthen gehalten. Sartori ſchildert ihn wie folgt: die Bauernburſche theilen ſich in zwei Parteien; die eine ſtellt den Winter, die andere den Sommer vor. Die Er-

---

*) Neueſte Reiſe durch Öſterreich, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark (Leipzig, 1812) 2. Band.

**) Sartori, neueſte Reiſe. Bd. 2. S. 340 und 331.

---

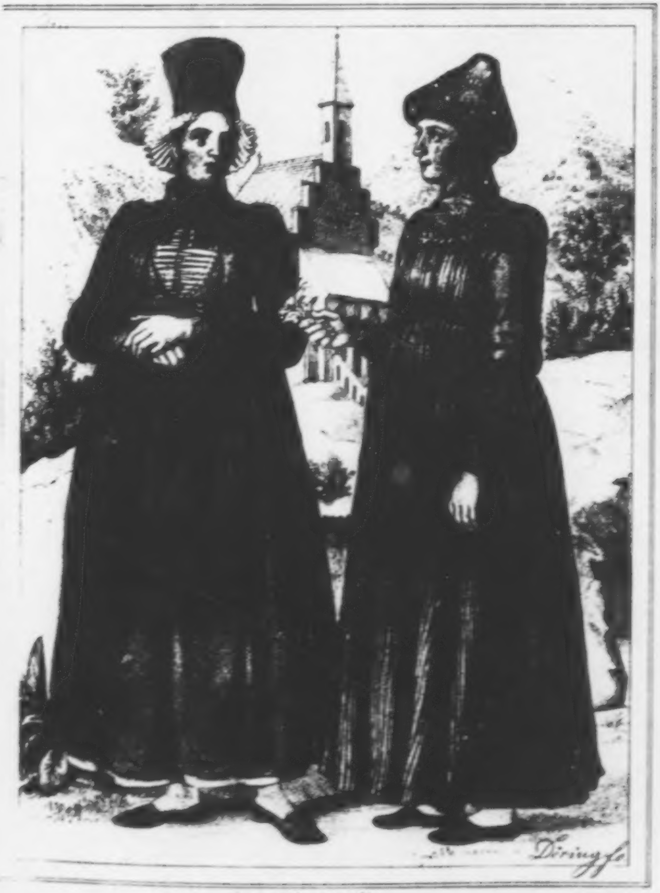
*) Sartori, Reiſe. Bd. 2. S. 331.

ſteren haben Winterkleider an und tragen Schnee in den Händen, die Andern tragen grüne Sommerhüte, Gabeln und Senſen. So kommen ſie vor die Häuſer der vermöglicheren Bauern und ſingen Lieder, die das Lob des Sommers und des Winters enthalten. Gewöhnlich geſchieht dies im März, an einigen Orten aber am Maria-Lichtmeßtage. Dieſer Gebrauch iſt einer der ſchönſten, aber nur an den Bergen, die an die obere Steyermark gränzen, gekannt. Nach dem Wettſtreite des Winters und Sommers werden dem Bauer und der Bäuerin die Glückwünſche gebracht, die in der Ankündigung eines guten Jahres beſtehen. (Es iſt dieſelbe uralte Sitte, die ihre Sitte im deutſchen Heidenthum hat, und [nach Grimm] in Gegenden des mittleren Rheins, jenſeits der Pfalz, dieſſeits zwiſchen Neckar und Main im Odenwald herrſcht, mit dem Reim: „Stab aus, Stab aus, ſtecht dem Winter die Augen aus,“ und die, „je mehr man ſich über den Odenwald zurück dem inneren Franken, dem Speſſart und der Rhön nähert,“ an die Stelle des Winters den Tod ſetzt, [das „Todaustragen“: „nun treiben wir den Tod aus, hinter's alte Hirtenhaus, hätten wir den Tod nicht ausgetrieben, wär' er das Jahr noch innegeblieben“]). Das „Oſterfeuer“ hat entſchieden heidniſchen Urſprung. Der Holzſtoß dazu wird bereits im Spätherbſt in der Nähe eines Dorfes aus niedergehauenen Geſträuchen bereitet. Nach der zweiten Morgenſtunde des erſten Oſtertags wird er angezündet, ein Roſenkranz gebetet und dann — Tabak geraucht. Hiermit ſteht im urſprünglichen Zuſammenhange die im mittleren Lande herrſchende Sitte, am Johannistage ein brennendes Rad von einer Anhöhe herabzurollen. Das mit Werg und dünnen Reiſern umwundene Rad wird bei Einbruch der Nacht angezündet, eine Stange, um welche es ſich dreht, von zwei Burſchen gehalten, und ſo geht's die Anhöhe hinab; unten wird es mit lautem Jubel des Volkes zertrümmert und jeder ſucht einen Feuerbrand zu erhaſchen. (Dieſelbe Sitte findet ſich auch an der Moſel, in Trier und Conz, wo ſich noch Wahrſchauung dran knüpft, indem man ſich eine geſegnete Weinernte verſpricht, wenn das Rad noch brennend in die Moſel rollt).

Von häuslichen Feſten ſind in Kärnthen vornehmlich Tauf- und Hochzeitsbräuche eigenthümlich. Was die Taufe betrifft, ſo findet man, daß ſich Familien unter einander verbinden, um ihre Kinder aus der Taufe zu heben, und daß auch Frauen bei Knaben Pathenſtelle vertreten. Die Gevatterin ſendet, ſo will's die Sitte, der Wöchnerin mehrmals Wein, Weizenbrot und Suppe; nach 8 oder 14 Tagen aber iſt der Vater gehalten, ein großes Gelage anzuſtellen, wozu Gevattern, Freundſchaft und Verwandtſchaft eingeladen werden; zwiſchen den Schüſſeln wird dann auch das Kind bei Tiſch von einem zum andern gereicht und der Pathe ſteckt ihm einen oder ein paar Thaler in die Binde. In den zunächſt an Oberſteyermark gränzenden Landſchaften ſpricht der Vater vor der Taufe den Gevatter und dann den Geiſtlichen an und nach dem Kindermahle dankt er den Gäſten (die letztere Anſprache heißt das „Baſſetel“). — Gar ſtattlich ſind die Hochzeiten. Iſt die Einwilligung der Ältern gewonnen, ſo wird zunächſt ein Brautführer geworben, der bei der Hochzeit eine gar wichtige Rolle ſpielt; die Kranzeljungfer dagegen ſchafft die Sträuße, die künſtlichen Blumen herbei, die in reicher Anzahl vorhanden ſein müſſen, weil jeder Gaſt, der zur Begleitung des Brautpaars in die Kirche und zum Hochzeitsſchmauſe eingeladen worden, einen ſolchen erhält, und es ſind deren oft achtzig bis hundert. Iſt nun der Hochzeitmorgen angebrochen, ſo fährt der Brautführer, über und über mit Bändern geſchmückt, in Begleitung der Muſikanten, nach dem Hauſe der Braut; er findet es feſt verſchloſſen; er begehrt nun Einlaß und droht ungeſtüm, die Thür einzuſchießen, wenn nicht gutwillig geöffnet wird. Auf dieſe Drohung ſchließen ſie denn auf, und da ſteht nun ein häßliches übel angezogenes altes Weib und ſagt: es wäre die Braut. Der Brautführer faßt ſie am Arm, ſchwingt ſie ein paar Mal im Tanz herum, wozu die Muſikanten aufſpielen, ſchleudert ſie dann zu Boden, dringt hierauf flink in's Haus, findet die wirkliche Braut, macht den Antrag und führt ſie zum Wagen heraus. Nun geht's zum Wirthshauſe, wo der Bräutigam wartet; aber der Weg wird nicht ſo raſch zurückgelegt, denn meiſtens muß derſelbe erſt frei gemacht werden, weil ihn luſtige Burſche mit Stricken oder Prügeln geſperrt haben. Endlich kommen ſie denn in dem beſagten Wirthshauſe an; da knieen nun die Brautleute nieder und der Brautführer ſpricht ſodann in ihrem Namen die ſogenannte „Abbitte“ etwa wie folgt*): „Ich, als ein unwürdiger Brautführer, bitte den Vater und die Mutter, ſie möchten von mir, ſtatt des Sohnes oder der Tochter, eine geringe Abbitte anhören. Sie bedanken ſich erſtens bei ihrer lieben Mutter, daß ſie dieſelben neun Monate unter ihrem Herzen getragen hat, zweitens für alle Sorgen und Kümmerniſſe, drittens für die mütterliche Bruſt, womit ſie dieſelben liebreich ernähret hat, viertens danken ſie dem Vater und der Mutter, daß ſie dieſelben ehrlich und chriſtlich auferzogen. Sie bitten ihre lieben Ältern durch den ſüßen Namen Jeſu um Verzeihung, wenn ſie ihnen Leid zugefügt haben oder ungehorſam geweſen ſein ſollten. Sie bitten ihre Brüder und Schweſtern, Freunde und Bekannte, an dieſem Ehrentage alle Beleidigungen zu verzeihen. Sie bitten ihre Ältern, ihnen mit ihrer Treue noch beizuſtehen, wie auch ſie ſich des vierten Gebots immer noch erinnern wollen. Sie bitten jetzt ihre lieben Ältern um den väterlichen und mütterlichen Segen. Segnet mich, mein lieber Vater und meine liebe Mutter, wie Iſaak ſeinen Sohn Jacob geſegnet hat; ſegnet mich, wie die heilige Anna ihre liebe Tochter Maria geſegnet hat, ſegnet mich, wie Gott alle frommen Kinder ſegnet, da er ſpricht: „ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe, Amen!“ Nach dieſem ſinn- und gemüthvollen Spruch geht es zur Trauung, — von derſelben wieder in's Wirthshaus zum Schmaus. Auch in Kärnthen herrſcht der Brauch, daß jeder Gaſt ſein Theil bezahlt und ſein Beſchaideſſen heimbringt oder heimſchickt, und es iſt Ehrenſache, tüchtig auftragen zu laſſen. Den Tanz eröffnet der Brautführer. „Er erzählt zuvor (ich laſſe meinen Gewährsmann ſtatt meiner reden) in einer ſtattlichen Anſprache an die Gäſte, daß er als ein unwürdiger Brautführer die Braut allenthalben begleitet, in der Kirche ſie dem Bräutigam zur rechten Seite geſtellet und ihm ſorgfältig übergeben habe, und daß der Herr Wirth die Gäſte gut bedient habe. Er zeigt ſich hernach als einen Taktiker in der Scholaſtik, der ſchwierige Fragen aufzulöſen weiß. „Warum hat Gott nicht genommen ein Bein von dem Haupt des Adams, und hät daraus könnt die Eva erſchaffen? das hat Gott darumb nicht gethan, weil der Mann das Haupt ſein ſoll über das Weib. Gott hät könnt nehmen ein Bein von den Füßen des Adams: das hat Gott darumb nit gethan, weil das Weib von dem Mann auch nie ſollt unter die Füße getreten werden; alſo ſollt das Weib dem Mann und der Mann dem Weib ſo bei dem Herzen liegen, wie die Rippen nahe bei dem Herzen lieget, und alſo eines mit dem anderen Kummer und Sorgen und Kreuz und Leiden ſollt tragen.“ Dann werden Suſanna, Maria und Joſeph als Muſter ehelicher Treue empfohlen.

alle genug gegeſſen und getrunken haben, ſo bitte ich die Herren Beiſtände, daß ſie mir die Braut auf zwei oder drei Tage zum Spazieren heraus laſſen.“ Dies verweigern nun die Brautbeiſtände, welche die Braut in der Mitte haben; darum fährt er fort: „Ich bitte die Herren Beiſtände um Verzeihen, denn ich will die Braut nicht zum Spazieren haben, ſondern nur auf drei Ehrentanzel, und wir wollen nicht tanzen, wie des Herodes Tochter getanzt hat, in Hoffart und Pracht, ſondern wir wollen tanzen, wie es auf einer ehrbaren Hochzeit gebräuchlich iſt, darum ſetz' ich zum Zeichen Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geiſt.“ —

Ein originelles Gegenſtück dazu bildet die Primiz eines jungen Geiſtlichen (d. h. der Antritt ſeiner Amtsfunction durch die erſte Meſſe, die er lieſt). Der Volksglaube ſchreibt der erſten Meſſe eines jungen Geiſtlichen und ſeinem erſten Segen eine ganz beſondere Kraft zu, und Jedermann ſucht deren theilhaft zu werden. Die ganze religiöſe Feier wird wie eine Hochzeit betrachtet, in der Art, wie man auch die Einkleidung einer Nonne als eine Vermählung (mit dem himmliſchen Bräutigam) anzuſehen gewohnt iſt. In allen römiſch-katholiſchen Ländern hält die ſtreng altgläubige Bevölkerung ungemein viel auf eine Primiz, mehr als auf die Sekundiz (das Prieſterjubiläum); aber nirgends vielleicht wird der unterſtellte hochzeitliche Charakter ſo ſinnlich aufgefaßt und durchgeführt als eben in Kärnthen. Da muß der junge Geiſtliche eigene „geiſtliche Ältern“ haben, und ſolche zu bekommen wird ſchon früher Sorge getragen, bevor er noch alle Weihen erhielt. Die betreffenden Perſonen ſchätzen es ſich zur hohen Ehre, „geiſtliche Ältern“ zu werden, und ſcheuen deshalb auch die Koſten nicht, welche mit dieſer Ehre verknüpft ſind. Zu ſolchen Koſten gehören die für Anſchaffung von Kleidern, Unterſtützung für alle Auslagen am Ehrentage (Ehrentag heißt hier der Tag der erſten Meſſe, gerade wie bei Eheleuten der Hochzeittag), Ausſtattung durch Weißzeug ꝛc. Der Primiziant geht ſelbſt umher und theilt in den Häuſern ſeinen erſten prieſterlichen Segen aus, was für eine Einladung zu ſeinem Ehrentage gilt. Übrigens geht noch — wie bei den Hochzeiten der Brautführer — ein eigener Einlader mit einem ſtattlichen Strauß von Kunſtblumen herum; auch an einer Kranzeljungfer fehlt es nicht, welche den Eingeladenen Sträuße beſorgt. Der Anfang wird auch hier, wie bei der Hochzeit, im [illegible] gemacht; von da geht's zur Kirche, wo all' die Geladenen


Döring fe.

[illegible]

geſchmauſt und getanzt wird, wie eben bei Hochzeiten; oft endigt die Feſtlichkeit erſt am dritten oder vierten Tage. —

Zum Schluß muß ich endlich noch einer in Kärnthen, zumal im mittleren Theile, obwaltenden Eigenthümlichkeit erwähnen. Es ſind die ſogenannten „Bad-" oder „Backſtuben" (dergleichen auch in Steyermark vorkommen), kleine hölzerne Häuſer, deren jeder größere Bauernhof zwei oder noch mehr in der Nähe hat. „In dieſe Hütten werden arme Leute, gewöhnlich aber handwerksmäßige Bettler, alte Weiber und liederliche Weibsperſonen mit ihren Kindern aufgenommen. Meiſtens bezahlen ſie kein Miethgeld, denn der Bauer begünſtigt ſie darum mit der Wohnung, damit er im Drange der Feldarbeiten zur Zeit der Ärnte ſie auffordern könne, wo ſie ihm für einen geringen Lohn dienen müſſen. Es läßt ſich zwar nicht behaupten, daß in den „Badſtuben" lauter müßige Leute wohnen, denn viele Inwohner ernähren durch das ganze Jahr ſich ehrlich mit Spinnen, Nähen und Stricken; aber die ganze Thätigkeit der Mehrzahl iſt doch blos auf den Heu- und Schnittmonat beſchränkt. Im Winter durchziehen ſie das Land und erbetteln ſich die Lebensmittel, die ſie ſich mit wohl berechnetem Fleiße zu erwerben zu ſaumſelig waren. *)

Nach dieſem Blick auf Sitten und Bräuche in Kärnthen, die ſich bis in die Gegenwart erhalten haben, darf auch die Erinnerung an einen eigenthümlichen bedeutſamen Brauch nicht fehlen, der im Lauf der Jahrhunderte erloſchen iſt, an die Huldigung auf dem Zollfeld. Die Schilderung ſtehe hier ganz in der alten Färbung, wie ſie im „Spiegel der Ehren des höchſtlöblichen Erzhauſes Öſterreich" nach Megiſer und Aeneas Sylvius entworfen worden. „Es findet ſich ein Bauerngeſchlecht in Kärnthen, zu Megiſeri Zeiten die Herzogen genannt, zu Glaſendorf, welches zu dieſer Handlung vor anderen verordnet und befreiet iſt. Wann nun der Fall ſich begibt, daß ein neuer Fürſt ſoll in die Regierung treten, ſo kommt ein Bauer aus dieſem Geſchlecht, welchem ſolch Amt aus erblicher Gerechtigkeit zuſtehet, und ſetzet ſich auf einen runden Märmel-

---

*) Mittelkärnthniſche Lieder und Gebräuche, vom Prof. von Ged (im maler. Taſchenbuch für Freunde intereſſanter Gegenden der öſterr. Monarchie, Wien 1816. III.), wo auch die Lebensweiſe der „Gäſtweiber" in einem Gedicht in kärnthneriſcher Mundart geſchildert iſt. Es beginnt: „Hiezt werd i wohl ſingen, ſo gut als i kann, das geht halt glei meiſtla die Gäſtweiber an. Wie wärt nit der kalte Winter ſo lang, wenn immer am Buckel ihr Sackl ſie habn." u. ſ. w.

ſtein, welcher zu Kärnburg, ungefähr eine Meile Wegs von Klagenfurt, im freien Feld ſtehet und hierzu gewidmet, auch das landsfürſtliche Wappen darauf gehauen iſt. Es werden auch Schranken um den Stein gemacht, da das Landvolk und die ganze Bauernſchaft herumſtehet. Alsdann kommt der angehende Landesfürſt daher in grober bäuriſcher Kleidung, auch dergleichen Hut und Schuhe, und hält einen Hirtenſtab in der Hand. Neben ihm gehn zween Landherren, und ihm folget die ganze Ritterſchaft und Adel, mit dem Panier des Herzogthums Kärnthen. Vor ihnen gehet her, zwiſchen zwei kleinern Pannern, der Graf zu Görz als Erbpfalzgraf in Kärnthen. Neben dem Fürſten werden geführt, einerſeits ein ſchwarzes Rind, anderſeits ein magres ungeſtaltes Ackerpferd. Sobald ihn der Bauer, der auf dem Märmelſtein ſitzet, ſiehet daherkommen, ruffet er in Windiſch- oder Slavoniſcher Sprache: „Wer iſt der, der alſo hoffärtig daher pranget?“ So antwortet das umſtehende Volk: „Der Fürſt des Landes kommt.“ Darauf fragt der Bauer: „Iſt er auch ein gerechter Richter, ein Beförderer der Wohlfahrt unſeres Landes, und freier Eigenſchaft? Iſt er auch ein Beſchirmer des chriſtlichen Glaubens und der Wittwen und Waiſen?“ So wird wiederum vom Volk geantwortet: „Ja, er iſts und wird es ſein.“ Hierauf muß der Fürſt dem Bauern angeloben, daß er ſich nit weigern oder ſcheuen wolle, um der Gerechtigkeit willen ſo arm zu werden, daß er ſich mit ſolchem Vieh, als dies Rind und Pferd iſt, nähren müßte. Nach dieſem fragt der Bauer wiederum: „Wie und mit was Recht wird er mich von dieſem Stuhl hinweg bringen?“ Dem gibt alsdann der Graf von Görz zur Antwort: „Man wird Dich mit 60 Pfennigen von dannen kaufen; dieſe zwei Hauptvieh, der Ochs und das Pferd, ſollen Dein ſein; Du wirſt des Fürſten Kleid (welches er kurz vorher ausgezogen) zu Dir nehmen, und Dein Haus wird frei und unzinsbar ſein.“ Nach Anhörung deſſen gibt der Bauer dem Fürſten einen linden Backenſtreich, und gebeut ihm, daß er ein rechter Richter ſei; ſtehet damit auf, räumet den Stein und führet das Vieh mit ſich fort. Die zween Landherren aber führen den Fürſten hinzu, der ſteigt auf den Stein, kehret ſich auf alle Seiten, ſchwinget ein bloßes Schwert in der Luft, und verſpricht dem Volk gut und gleich Gerichte. Hierauf gehet er in St. Peterskirche, zunächſt dabei auf einem Berglein gelegen, und nach Vollbringung des Amts und Kirchengeſanges ziehet er die Bauerkleider ab, kleidet ſich in fürſtlichen

Habit, und hält daſelbſt Mahlzeit mit dem Adel und Ritterſchaft. Folgends reitet er hinüber zum Lehenſtuhl, der im Zollfeld ſtehet, ſetzet ſich auf deſſen Seite, ſo gegen Aufgang der Sonne ſiehet, und leiſtet einer ehrbaren Landſchaft, mit entblößtem Haupt und aufgehobenen Fingern, den gewöhnlichen Eid, ſo ihm vorgehalten wird, darin er gelobet und ſchwöret, ſie bei allen althergebrachten Freiheiten und Gnaden zu handhaben und bleiben zu laſſen. Hergegen nimmt er auch Gelübde und Huldigung von ihnen, und verleihet ihnen alsdann die Lehen: welches Letztere aber langſthero auch nit mehr geſchehen, ſondern die Lehen werden durch Commiſſarien anderswo verliehen. Der Graf zu Görz, als Erbpfalzgraf in Kärnthen, ſetzet ſich auf die andere Seite des Stuhls hinter den Fürſten und verleihet auch Lehen nach ſeiner Gerechtſame. Der Erblandmarſchalk in Kärnthen nimmt des Fürſten Pferd, der Erbſchenk den güldenen Kopf, der Erbtruchſeß die ſilberne Schüſſel. So lang der Fürſt auf dem Stuhl ſitzt und leihet, ſo haben die Gradnecker von Alters her die Gerechtigkeit und Freiheit, fremde Wiesmat vor ſich abzumähen und Heu zu machen ſo viel ſie können; man löſe es denn von ihnen. Gleichfalls haben die Portendorfer die Macht und Gewalt, unter ſolcher Zeit im Lande zu brennen, wo ſie wollen, wenn man ſich mit ihnen nit abfindet. Die Portendorfer ſind aber abgeſtorben und haben die Mordaren ſolche Freiheit durch Erbſchaft erlanget. Nach Verrichtung alles deſſen ziehet der Fürſt, ſammt allen Herren und Landleuten, nach unſer Frauen im Saal, und wird alſo daſelbſt in der Kirchen die Handlung mit Gottesdienſt beſchloſſen.“ Als Stifter dieſer Sitte wird Ingwon, ein fränkiſcher Graf angenommen, den Karl der Große 788 zum Herzog in Kärnthen geſetzt; die letzte Huldigung in der eben geſchilderten Weiſe empfing noch Erzherzog Karl von Öſterreich, Sohn K. Ferdinands I. (der Stifter der ſteyeriſchen Linie), am 17. April 1564.

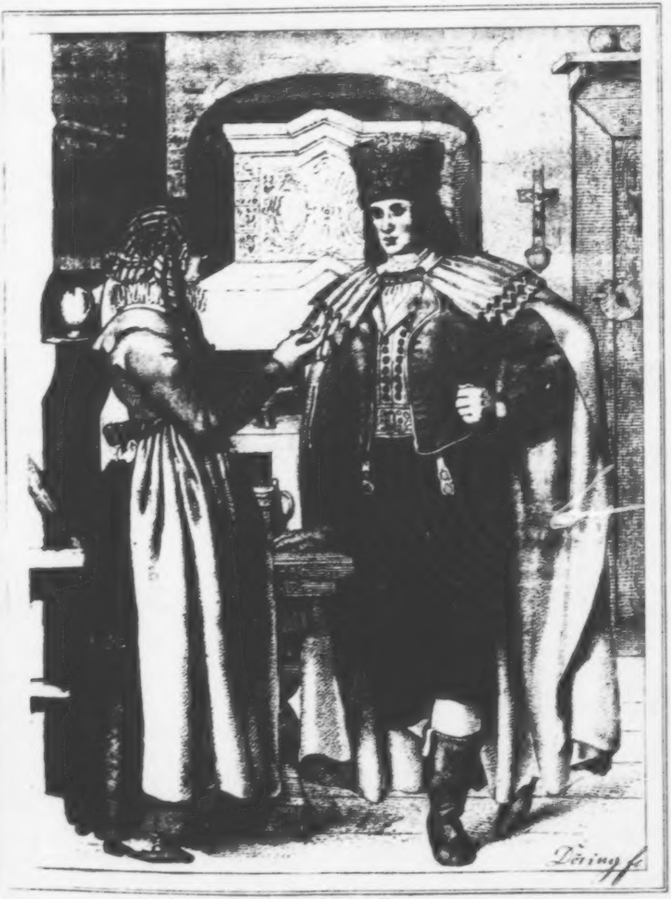
Ein eigenthümlicher Menſchenſchlag ſind die **Gottſcheer** in **Krain**, etwa 44,000 Menſchen, welche mitten in der ſlaviſchen Bevölkerung deutſch reden, obwohl freilich ihre Mundart ſowohl Worte als Wendungen vom Windiſchen entlehnt und in ſich aufgenommen hat. Es iſt ein fleißiger und handelsbetriebſamer Stamm, der daheim viel Leinwand und Holzwaaren (wie Siebe, Fäſſer, Trinkgeſchirre u. dergl.) fertigt, und mit italieniſchen Früchten, Baumöl, Eiſenwaaren, Roſoglio u. ſ. w. auf Handel außer Landes zieht. Der Gottſcheer trägt einen runden ſchwarzen Filzhut auf dem Kopf, Hals und Bruſt meiſtens blos, das lange Hemd mit breitem über den Rock geſchlagenen Kragen über den weiten grobtuchenen Pluderhoſen, die in die Stiefel geſteckt werden, dann ein kurzes Wamms und ein weißgraues Tuchkleid mit Ärmeln, ohne Falten und Taſchen, vorn mit Häften, einen breiten Ledergürtel um den Leib, im Winter noch einen weißgrauen Mantel von grobem Tuch, auf der Reiſe einen kleinen Torniſter über der linken Schulter und eine Art ſtatt des Gewehrs. Die Frauen tragen eine weiße Kopfdecke und kurzes Haar, die Mädchen Zöpfe, das lange Hemd mit Manſchetten und mit breitgefälteltem Halskragen, Unterrock und Schürze von Linnen und drüber einen Rock wie die Männer (nur ohne Ärmel) mit Häften, um den Leib einen blauen oder ſchwarzen wollnen Gürtel. Von ihren Bräuchen, die ſich jenen der Dolenzer nähern, iſt hauptſächlich der bei Hochzeiten eigenthümlich. Da kommt die ganze Geſellſchaft zu Roß zuſammen, und die Braut bietet dem Bräutigam einen irdenen Becher mit Wein, der, wenn er geleert worden, zu Boden geſchleudert wird; ſodann geht der Ritt zur Kirche; nach der Trauung Mahl und Tanz. Von den Reſten alten Aberglaubens beſteht außer Hexenglauben hier noch das „Schuh übers Haupt werfen;*) da gilt's zu wiſſen, wer von den Verehlichten zuerſt ſtirbt; der Schuh muß des Bräutigams ſein; ſieht der geworfene Schuh mit der Spitze gegen die Wand des Schlafgemachs, ſo ſtirbt der Mann zuerſt, hat er die Richtung gegen das Bette, das Weib.

Der deutſche Mähre und Schleſier.

In Mähren und Öſterreichiſch-Schleſien tritt das deutſche Element in vier Gruppen auseinander: die deutſchen Schleſier im Troppauer Kreiſe oder Geſenkebewohner, die Kuhländler in den Niederungen der Oder, die Schönhängſtler in der Gegend des gleichnamigen Paſſes an der böhmiſchen Gränze, und die Thayaner im ſüdlichen Theil des Brüner und Znaymer Kreiſes.

---

*) Schuhe über das Haupt werfen und ſehen, wohin ſich die Spitze kehrt, erforſcht den Ort, an welchem ein Menſch länger bleiben ſoll. Die sermones disc. de tempore nennen unter abergläubiſchen Weihnachtsbräuchen das calceos per caput jactare. (Grimm deutſche Mythologie. Neue Aufl. II. S. 1072.)



[illegible]

Hannacken.

Das Kuhländchen iſt uns durch Joſeph Georg Meinerts „Fylgie"*) mit ſeinem ganzen Sagen- und Volkslieder-Schatz ſo bekannt geworden, daß man, wenn man dieſe Lieder geleſen, wohl meint, man wandle leiblich darin umher. „Was etwa ein Menſchenherz bewegen mag, in Freud und Leid, was den Sinn aufſchließt für die vorübereilende Erſcheinung, und den Gedanken in Freiheit ſetzt, was die engeren Kreiſe der Geſellſchaft trübt und erheitert, was antreibt und warnt, und wovon das beſte den Deutſchen kennzeichnet, — das athmet in dieſen Volksliedern heiterer Sinn und kecke Laune, kräftige Lebensluſt, Genüge, treuherziger Spott, tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, Ehrfurcht vor den heiligen Banden des Blutes, der Stolz und die Gefahr jungfräulicher Unſchuld, die Eingebungen, Thorheiten, Verlegenheiten und Schmerzen der Liebe, Treue, die über das Grab fortdauert, Klagen der Waiſen, denen das Mutterherz unter der Erde antwortet. Du hörest Hirten ſingen, und ſiehe da! mit jedem Tone entfaltet ſich ein neuer Zug von dem großen Gemälde des menſchlichen Lebens; in ihrer Bruſt hat der Genius zum Theil die unentweihten Jahrbücher Deines Volkes niedergelegt; ſie fordern, durch Feldraine getrennt, ſich zu leichten Wechſelgeſängen auf und enden mit jenen erzählenden Liedern ernſthaften und am liebſten ſchauerlichen Inhalts, die uns die Denkmalworte des Zeitſchreibers erläutern." So Meinert über den Charakter der Volkslieder**) aus jener deutſchen Inſel inmitten von Völkern ſlaviſcher Zunge, die ihre Bevölkerung im dreizehnten Jahrhundert empfing, hauptſächlich durch Förderung des gewaltigen Böhmenkönigs Ottokar und des Olmützer Erzbiſchofs Bruno von Schauwenburg, und aus welchem 1627 die nach Polen ausgewanderten mähriſchen Brüder und die 1722 nach der Lauſitz ausgewanderten Gründer von Herrnhut ausgingen. Die Kuhländler ſind, ſowie die mähriſchen Geſenkebewohner, wohlgeſtalte, kräftige, unterſetzte Menſchen, lebhaft und ausdauernd, neugierig, redſelig, Freunde von Geſang und Tanz, treu in der Liebe, altförmlich im Umgang; die Bäuerin trägt ein feineres Ober- und ein gröberes Unterhemde, einen lichten oder dunkelbraunen, dunkelrothen kurzen Rock mit vielen Falten; die Tracht der Männer iſt die durchſchnittliche der Handwerker in kleinen Städten.

---

*) Wien und Hamburg 1817.

**) Als Probe: „O Tonnabaum! o Tonnabaum!
Du bist a edles Reis!
Du grunest in dem Winter
Os wie zur Summerzeit."

„„Worum soll ich ne gruna,
Do ich noch gruna koann?
Ich ho weder Voater noch Mutter,
Die mich versorga koann."“

Und:

„Wenn glai der Himmel popiren weär
Onn ides Staale a Schraiberle weär,
Onn schrieben a'n ides meit sieve Hend',
Se queme ai meit mai'r Liv zu End."

Die Deutſchen in Mähren, welche längs der Thaya wohnen, kommen ſowohl in Mundart als in Tracht und Sitten dem Niederöſterreicher nahe, in der erſteren haben ſie nur wenig Charakteriſtiſches (ein gedehnter Laut des ou, wie Koub ſtatt Kopf). Es ſind wackere, gutmüthige, heitere Menſchen, und gehen gern gar ſtattlich einher, in grünen Sammtmützen oder hohen Pelzmützen mit weißem Bräm (wohl auch Fiſchotterfell), oder ſchwarzen Filzhüten mit breiten Krämpen und abgerundeten Kappen, um welche ſich ein ſchwarzſammtenes oder farbigſeidenes Band ſchlingt, in lichten oder auch ſchwarzen Beinkleidern von Tuch, Kaſimir oder ſonſt Wollenſtoff, ſchwarzen kurzen Röcken, und am Sonntage zum rechten Staat noch in dunkelblauen Mänteln. Im Znaymer Kreis Mährens ſind die Deutſchen etwas heftig und aufbrauſend, empfindlich, aber leicht beſchwichtigt, offen und aufrichtig bis zur Derbheit, gutmüthig, gaſtfrei, vergnügungsſüchtig für Schmaus, Geſang und Tanz im Freien, wohl auch leichtſinnig, in der Liebe leidenſchaftlich. Im Olmützer Kreis herrſcht die deutſche Sprache durchs ganze Gebirg, auf der Hochebene und am Abhange des Gebirges an den Quellen der Oder, der Feiſtritz, der Mora, der Teß, der Brod, der March und der Zwittawa. Die Mundart der Schönhängſtler iſt dadurch eigenthümlich, daß bald Vokale zugeſetzt werden (wie das a; z. B. Kaub ſtatt Kuh, Kauchen ſtatt Kuchen), bald beim Doppellaut einer ausfällt (Lab ſtatt Laub, tab ſtatt taub), bald die Vokale verwechſelt werden (Opfel, Ardbeer, Omaſen, Ufen, ſtatt Apfel, Erdbeere, Ameiſen, Ofen), endlich daß die Verkleinerung die Endſylbe la annimmt

(Marla, Häusla, Krümpela [Krümchen], Bergla) und daß bei den Zeitwörtern die Endſylbe en in a zuſammengezogen wird („'s well am a ez gor nie mehr gelenga, doß mer kunte wos zuſamma brenga," es will einem auch jetzt gar nicht mehr gelingen, daß wir könnten etwas zuſammenbringen). Das Volk im Rieſengebirge iſt ſtark, ſchlank, geſund und langlebig, genügſam, fleißig, ſittenrein, wohlwollend, religiös, aber auch leicht- und abergläubig. Noch ſucht man durch Judaskohlen und beim Johannisfeuer angebrannte alte Beſen Haus und Hof vor Beherung, Kinder und Vieh durch rothe Bänder und Lappen gegen Beſchreiung zu ſichern und erforſcht an Andreas- und am Luciäabend in den Spinnſtuben die Zukunft, glaubt an den Waſſermann, an den Alp, an die feurigen Männer, an das „Aufwittern" (Aufleuchten) verborgener Schätze, und daß der Kukuk dem Hauſe Theuerung, der Todtenvogel einem Bewohner nahen Tod verkündigt. Eigenthümliche Bräuche ſind der Rockengang (Lichtengang), der Maigang und das Maigehen. Der Rockengang iſt die Spinngeſellſchaft am langen Winterabend, wobei während des Spinnens geſungen, geſcherzt und Geſchichten erzählt werden; zuweilen macht das junge Männervolk einen kurzen Beſuch in der Spinnſtube der Mägde unter dem Vorwand: „Onna oder Enna ſchettla" (d. h. die Abfälle, welche aus dem Rocken der Spinnerin auf den Schoß fallen, abzuſchütteln), wobei meiſt die Frage: „Wie zaahrts?" (wie ſchläzts an?) geſtellt und allerlei Scherz und Neckerei getrieben wird. Zuweilen ſchicken die jungen Burſche ihre Spinnrocken, gefüllt mit gedörrtem Obſt, Roſinen und Mandeln in die Spinngeſellſchaft der Mädchen; jede Spinnerin nimmt einen ſolchen Rocken, ſpinnt davon einen Theil zu Garn, das ſie mit einem bunten Bande in den übriggebliebenen Flachs bindet, und ſo werden dann die Rocken mit dem Garn in die Spinnſtube der jungen Männer zurückgeſandt, deren Freude um ſo höher ſteigt, je länger und breiter, bunter und ſchöner das Rockenband ausgefallen iſt. In der Adventszeit wird an einigen Freitagen die ganze Nacht geſponnen, welches die „lange Nacht" heißt, um das Geld für den Chriſtſtriezel, der in den Weihnachtsfeiertagen keinem Familiengliede fehlen darf, zu erwerben. Bevor die Spinngeſellſchaft ſich auflöſt, wird die Trennung durch ein ſogenanntes „Beſchabaſſen" gefeiert, beſtehend aus einer Milch- oder Bierſuppe, gekochtem Obſtbrei ꝛc., welches in der Mitternachtsſtunde von allen Anweſenden feierlich genoſſen wird. In manchen Dörfern ſetzen junge Burſche während der Nacht, die dem erſten Maitage vorgeht, den Mädchen, die ſie beſonders auszeichnen wollen, „Maibäume,“ junge hohe ſchlanke Tannen oder Fichten, die bis auf den Wipfel, an deſſen grünen Zweigen einige bunte Bändern flattern, abgeſchält ſind. Am ſogenannten „ſchwarzen Sonntag“ in der Faſten (dem Sonntag vor Palmarum) gehen die kleinen Mädchen mit einem Fichten- oder Tannenbäumchen herum, deſſen Zweige in der Geſtalt einer Biegelkrone durch bunte Bänder zuſammengehalten werden, an denen gefärbte Eierſchalen hängen. Sie gehen damit im Dorf faſt von Haus zu Haus herum und, das Bäumchen in den Händen drehend, um eine kleine Gabe bittend, ſingen ſie dabei einige alte Lieder, wie z. B.:

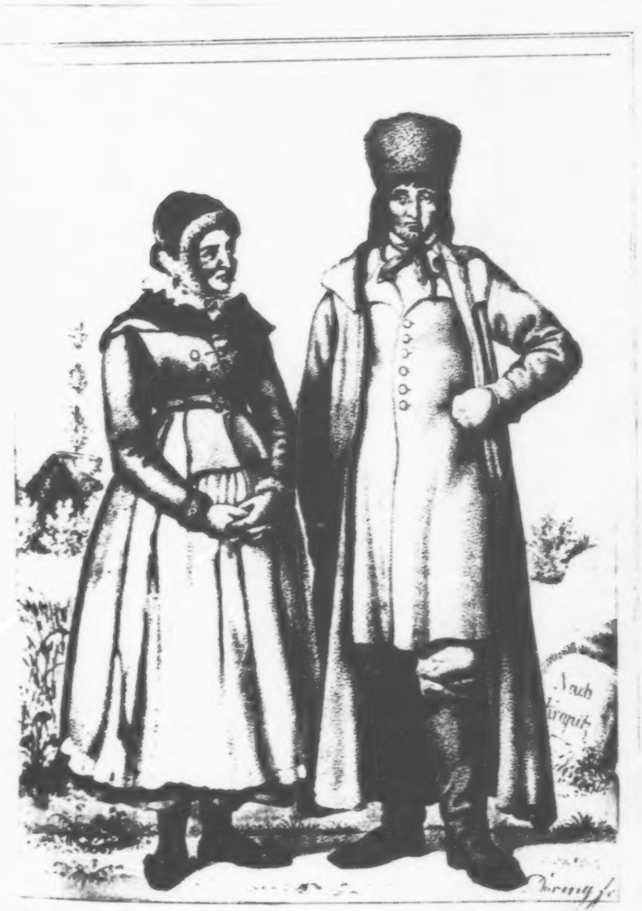
„Dan Summer brenga wir haita,
Wir danken, lieba Laita,
Es guckt jo aus dam Haus
A schöna Jungfra raus,
Wird siech wohl bedenka,
Wird uns wohl wos schenka.“

Das iſt das „Maigehen,“ eine Gewohnheit, die auch noch hie und da in Preußiſch-Schleſien und im böhmiſchen Mittelgebirge, namentlich im Norden des Bunzlauer Kreiſes beſteht. Wenn im Frühjahr das Vieh zum erſtenmale ausgetrieben wird, und wenn die Mägde mit dem friſchen Graſe, das ſie an Rainen, Äckern oder in Wäldern geſammelt haben, das erſtemal nach Hauſe kommen, begießt das junge Volk einander in ſcherzendem Muthwillen mit Waſſer*). In den letzten Faſchingtagen wird in manchen Ortſchaften ein in Erbſenſtroh als Bär verkleideter Mann unter Muſik und Gejauchz umhergeführt, an andern die ſogenannte „Aſchenbraut.“ Daß Rübezahl im Rieſengebirge ſein Revier hat, iſt bekannt, der vielgeſtaltige gewaltige Berggeiſt, der dem Armen und der Unſchuld hold iſt, Vorwitz, Übermuth, Geiz aber beſtraft. Die Tracht der Männer iſt blauer, grüner oder grauer Tuchrock, meiſtens bis an die Schenkel oder bis an's Knie reichend, eine Tuchweſte, ſchwarze oder gelbe kurze Hoſen, graue oder weiße Wollenſtrümpfe und ein dreieckiger Filzhut; dazu kommen Schuhe mit Nägeln, bei Schnee Schneeeiſen, bei Glatteis Steigeiſen; bei den Frauen ein Mieder von Tuch mit großem flachen und ſteifen Latz; ein kurzärmliges Hemd, vorn am Hals mit einer Nadel zugeſteckt, um Hals und Bruſt außerdem ein Tuch von gedruckter Leinwand, dann ein grauer oder bunter Wollenrock, der bis an die Ferſen reicht, endlich eine Unterjacke, meiſt von ſchwarzem Zeug, wollene Strümpfe und Schuhe; Unverheirathete pflegen den Kopf bloß und das Haar in Zöpfen zu tragen, die auf dem Scheitel zum Neſt geflochten ſind, Frauen Hauben von weißer oder geblümter Leinwand, beide bei der Arbeit ein Tuch um den Kopf. Das Gebirgshaus heißt Baude, ſie iſt auf einem ſteinernen Unterbau aus Holz gefügt, die Wände aus Bohlen, die Fugen mit Moos verſtopft, die Wände innen mit Bretern, außen nach der Wetterſeite noch mit Schindeln verkleidet. Die „Baude“ beſteht aus zwei Hälften, von denen die kleinere, zuweilen noch mit einer Kammer verſehene, als Wohnſtube dient, worin das Feuer auch des Sommers im großen Kachelofen kniſtert; Bänke an den Wänden, ein großer Ahorntiſch in der Fenſterecke, das Topfbret (ein offner Wandſchrank mit Thon- und Glasgeſchirr), Kufen, Kübel, Näpfe, Butterfaß, Käſepreſſe, Spinn- und Lichtſtöcke bilden den einfachen, reinlich gehaltenen Hausrath der Wohnſtube; vor derſelben befindet ſich die Hausflur mit der Küche, hinter dieſer der Milchkeller; auf der Hausflur gelangt man auch in den Stall, der übrigens auch an der Vorderſeite des Hauſes einen Eingang (für's Vieh) hat; das ſpitze, mit Schindeln gedeckte Dach, zu welchem man mittelſt einer Leiter oder auf der Bergſeite auf einem hölzernen Steg gelangt, dient zur Aufbewahrung des Heues und zur Schlafſtelle für das Geſinde und die erwachſenen Kinder. Von Sitten und Bräuchen der Rieſengebirgsbewohner ſind die Hochzeitsfeierlichkeiten beſonders eigenthümlich. Die Koſten der Hochzeit beſtreitet in der Regel der Vater des Bräutigams; das Mahl iſt meiſtens einfach, aber reichlich (einerlei Fleiſch, oder Bierſuppe und Mehlſpeiſen, mit Bier); Muſik darf bei dem tonluſtigen Volk nicht fehlen. In den meiſten Gegenden herrſcht die Sitte, daß die Braut in einer Kammer des älterlichen Hauſes verborgen und erſt gegen ein Geſchenk losgegeben, dann aber in's Haus des Bräutigams und hierauf in die Kirche geführt wird. In den reicheren Fabrikörtern der äußeren Sudetenthäler findet man größeren Aufwand; ein eigener Hochzeitbitter ladet ſowohl die wirklichen Hochzeitgäſte als auch die „Brautſchauer“ ein, die blos durch ihre Anweſenheit zur größeren Stattlichkeit beitragen ſollen, aber an dem Gelage nicht Theil nehmen.

---

*) Wolny, Mähren. V. Bd. (Brünn 1839. LI—LVI.)

Die Braut wählt ſich zwei bis drei Kränzeljungfern, der Bräutigam dann genau ſo viel Kränzelgeſellen; jeder bekommt am Vorabend der Hochzeit von ſeiner Jungfer einen Strauß künſtlicher Blumen mit Flittergold, vom Bräutigam aber ein rothes Band, das er mit dem Strauß am Hut befeſtigt; überdem hat die Braut einen eigenen Brautführer zur Unterhaltung und in der Perſon der „Salzmäſte“ (einer älteren verheiratheten Baſe) eine Hofmeiſterin. Den wichtigſten Poſten bei einer ſolchen vornehmeren Hochzeit hat der „Plempatſch“ oder Plaudermann, welcher gleichſam Ceremonienmeiſter, Poet, Sprecher, Luſtigmacher, kurz Alles in Allem iſt, und ſein Licht übrigens auch bei Kindtaufen und Leichenfeierlichkeiten leuchten läßt. Er fordert den angeſehenſten Gaſt zum Ehrentanz mit der Braut, zur „Buſchkarante“ auf. Nach dem ſogenannten „Hofrecht“ gilt es für vornehm, wenn vor einem Hauſe Muſik gemacht wird, und ſo darf dieſe (meiſt aus Trompeten, Waldhörnern und dergl. beſtehend) auch vor jenem des Bräutigams während der ganzen Dauer der Hochzeitfeierlichkeiten nicht fehlen. Den Brotanſchnitt (das Ränftel, „Ranftla“) erhalten Braut und Bräutigam beim Hochzeitsmahl in gleichen Theilen, und der letztere bewahrt ihn mit dem Hochzeitskranze ſorgfältig auf; ſchimmelt dies Brot, ſo bedeutet es einen frühzeitigen Tod; aber ſo lange es im Hauſe iſt (alſo beſteht der Glaube) kommt nie Mangel in daſſelbe. Die Deutſchen im Iglauer Kreiſe (d. h. im Nordweſten deſſelben, in der Gegend von Stannern, Ranzern, Wilenz, Wolframs, Iglau) unterſcheiden ſich von den Deutſch-Thayanern in Mundart und Sitte. Was die erſtere betrifft, ſo wandeln ſie die Endſilbe er in a, den Selbſtlaut e in a, die Mitlaute t und v in b oder f (Muda, Voda, Ladr ſtatt Mutter, Vater, Leder), die Verkleinerung wird durch die Endſilbe la und beim Vornamen durch al bewirkt (Teſchla — Tiſchchen, Hübal — Hügelchen, Pelzal — Pelzröckchen, Reſal — Thereschen, Martinal — Martinchen). Außerdem faßt die Mundart eine Menge eigenthümlicher Ausdrücke in ſich („Spenſal“ — Arreſt, „a Taffetö“ — ein Kindtaufmal, „mangari“ — meinetwegen, „Todber, iech ſchnol eng on“ — Gevatter, ich trinke euch zu), ſie iſt weich, ſingend, gedehnt. Der Charakter des Deutſchen in dieſem Gebiet iſt ſchwerfällig, unentſchloſſen, aber bieder, redlich, unverdorben; Aberglaube wurzelt noch, beſonders Hexenglaube. Die Tracht der Männer beſteht aus einem ſchwarzen Filzhut mit niederer runder Kappe und breiter Krämpe, um


Nach
Krapitz

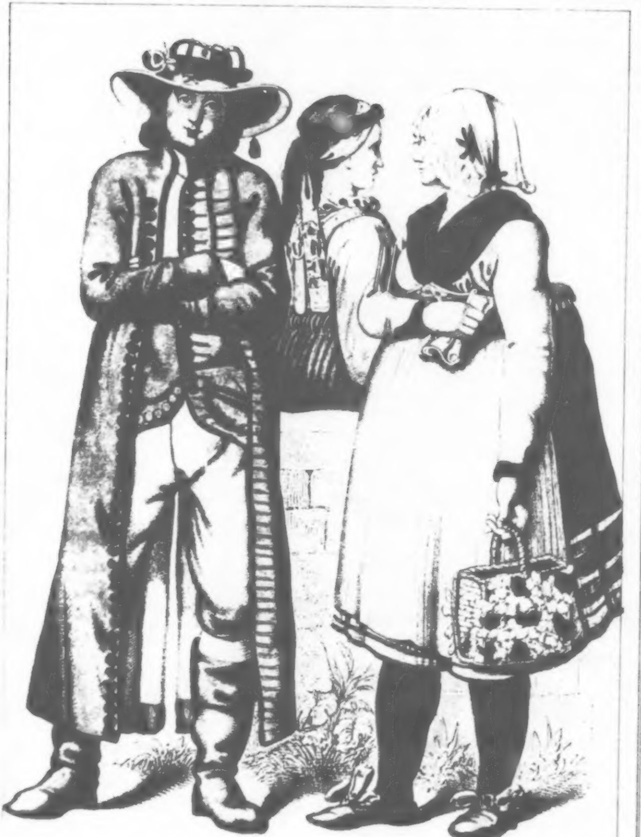
Ober-Schlesier.

die Kappe ein blauſeidenes Band (bei den jungen Burſchen) oder ein ſchwarzes Sammetband mit einer glänzenden Metallſchnalle (bei den Männern); einem ſeidenen Halstuch, einer Weſte von rothem Tuch mit großen eng an einander gereihten weiß-metallenen Knöpfen, hellblauen Wollſtrümpfen mit rothem Zwickel, Schuhen mit Meſſingſchnallen, ſchwarzledernen kurzen Hoſen mit grünem Träger und einem hellblauen Tuchrock mit einem ſehr niederen Kragen und einer Reihe großer weißer Knöpfe. Die Mädchen tragen ihre Haare zierlich und künſtlich geflochten, an einer glänzenden Kopfnadel befeſtigt, und ſchlingen das weiße oder bunte Stirnband („Pline“) um den Vorderkopf ſo, daß beide Enden hinter den Ohren weit hervorſtehen; das Oberhemde, mit kurzen, blos den Oberarm bedeckenden, ſehr ſtark geſteiften Ärmeln, beſteht aus ſchöner weißer Leinwand mit einem breiten, mit Spitzen beſetzten Kragen; ein miederartiges Leibchen aus Wollen- oder Seidenſtoff, mit unächten Goldborten bebrämt, bekleidet den Mitteltrib; damit iſt bei Mädchen die ſogenannte „Hinawider“ (bei Verheiratheten die „Bruſt“ genannt) verbunden, letztere ein dicker mit einem bunten Stoff überzogener Polſter, erſtere ein ſteifer, mit rothem oder blauem Seidenzeug überwundener Bruſtſchild, der den Buſen bedeckt und mit rothen Bändchen zuſammengeſchnürt, bei Weibern zugeknöpft wird; der „Kittel“ (Rock) reicht kaum über die Knie, iſt ſteif und faltenreich, ſo daß er ausgebreitet ein Rad bildet, und am unteren Rande mit Bändern verziert; darüber wird eine hellblaue oder weiße „Fürſtecke“ (Vortuch, Schürze) getragen; hochrothe Wollenſtrümpfe mit weißem Zwickel, lederne Schuhe mit kleinen Schnallen und hohen, mit Eiſen beſchlagenen Abſätzen (Stöckeln) machen die Fußbekleidung aus. Eine eigenthümliche Sitte iſt bei dieſen Menſchen das „Schötzen;“ es wird eine Gabel auf einem hölzernen Teller gebracht und jedes Mädchen, das tanzen will oder getanzt hat, muß zur Beſtreitung der Auslagen beitragen. Zur Zeit der „Kirwer“ (Kirchweih) wählen die Burſche des Dorfes die gewandteſten und munterſten zu „Kirwerknechten,“ denen durch die drei Tage (ſo lange dauert das Feſt gewöhnlich) die Leitung des Ganzen, d. i. die Einladung der Gäſte, die Beſorgung der Muſik und die Aufrechthaltung der Ordnung während des Tanzes und der Beluſtigung obliegt. Dieſe „Kirwerknechte“ haben dann auch die „Kirwermenſcher“ zu wählen, das ſind Tänzerinnen, die ſich durch Schönheit, Freigebigkeit beim Schötzen und durch ein ſchönes weißes Vortuch auszeichnen müſſen.

Wer die Kirwen beſucht, muß verſchiedene Geſchenke in Geld oder Eßwaaren machen, wird aber dafür mit Bier und Speiſe hinlänglich bedient und hat den Vorrang beim Tanzen. An jedem der drei Kirwertage fängt um 2 Uhr des Nachmittags in der Dorfſchenke oder beim Richter die Tanzmuſik an und dauert bis zum Morgen, wo man gewöhnlich zum Frühſtück ſaure Fiſche ißt. Die Tanzmuſik beſteht in der Regel aus einigen „Bauerfiedeln“ (dies Inſtrument iſt ſehr einfach, meiſt nur ein in Form einer Geige geſchnittenes und bemaltes, mit drei Saiten beſpanntes Bretchen von eigener Stimmung) und einem „Bloſchperment“ (Baßgeige). Die Tänze ſind der „Hatſchob“ und der „Hochdeutſche.“ Bei dem erſteren bilden die Tänzer, auf ihre Dirnen geſtützt, eine geſchloſſene Kette, in der man mehr hin und her zu ſchweben als zu tanzen pflegt. Die Muſik ſcheint dabei ihre Takte immer mehr zu verlängern und das Ganze wird zu einem ſchleppenden, für die Zuſchauer langweiligen Tanz, dem alle Grazie der Bewegung und Lebhaftigkeit abgeht. Endlich werden die ſo tanzenden Paare in der Kette allmälig lebhafter und beweglicher durch längeres Hin- und Her- und Durchkreuzen, und geben in den „Hochdeutſchen,“ eine Art Ländler über, wobei der Tänzer das ſtämmige Mädchen von Zeit zu Zeit bis auf drei Fuß hoch in die Luſt ſchnellt; da geſchieht es denn nicht ſelten, daß auf dieſe Art der muntergewordene Burſche dem neugierigen fremden Zuſchauer unvermuthet die Tänzerin auf die Schultern ſetzt. Bei Hochzeiten geht die Braut (ſelbſt am heißeſten Sommertag) in ihrem cochenilleblauen, tuchenen, mit Schaffellen gefütterten kurzen Oberröckchen (Pelzal) und darüber noch den lichtblauen Mantel tragend, die Haare künſtlich auf dem Oberkopf zuſammengeflochten und mit einem hohen kronenartigen Kranze von Silberdraht, Rauſchgold und rothen Blumen verziert, im feierlichen Zuge zur Trauung, begleitet von ihren nächſten weiblichen Verwandten, Bekannten, Freundinnen und geführt von ihren „Druſchdirnen“ (Kranzeljungfrauen), während der Bräutigam zwiſchen zwei „Druſchknechten“ (Hochzeitsbittern), an die ſich die Beiſtände und männlichen Verwandten angeſchloſſen haben, abgeſondert von der Braut voranzieht. An der Spitze ſteht das Muſikantenkorps, welches auf dem Bloſchperment und den Fiedeln ſpielt. Während der Mahlzeit ſteht eine große leere Schüſſel auf der Tafel, in welche jeder Gaſt etwas Geld oder kleinere Hausgeräthe wirft, was man das „Einbrocken“ nennt*).

---

*) Wolny, a. a. O. VI. XVIII—XXI.



Lith Anst v. Gerlich [illegible]

Deutschböhmen

Der Deutſche in Böhmen.

Der Deutſche in Böhmen verdient den Ruf entſchiedenen Gewerbfleißes, unverkennbarer Bildung und urſprünglicher Tüchtigkeit. Hier einige Andeutungen über mannigfaltige Eigenthümlichkeiten in Mundart und Tracht*).

Im Leitmeritzer Kreiſe iſt das Deutſche nur in den ſüdlichen Gegenden vorherrſchend; die Mundart kommt im Allgemeinen mit jener des Landvolks im angränzenden Sachſen überein; doch nicht ohne Mannigfaltigkeit; ſie verwandelt das e in a oder i (ſtihn, gihn), ſetzt ſtatt des e ein ai (Staig — Steg, Waig — Weg), ſagt: Stoub, Staab ſtatt Staub, d'laſe ſtatt geleſen, d'hubn ſtatt gehoben, ok ſtatt nur. Am reinſten iſt ſie in Törlitz. Die weibliche Volkstracht iſt eine Kappenhaube mit theils ſchmalem, theils breitem, ſteifem Spitzenbeſatz an der vorderen Seite und der Bandſchleife (mit Gold geſtickt oder bunt geblümt) im Nacken, ein faltenreicher langer Rock und eine kurze Jacke, hinten mit einem ſteifen faltenreichen Vorſchoß; die männliche: ein niedriger breiträndriger Hut, ein blauer Rock mit breiten Schößen und ſchwarzlederne kurze Hoſen. An Bräuchen finden wir auch hier das Todaustreiben und das Johannisfeuer; an Volksluſtbarkeiten Hahnenſchlagen, Scheibenſchießen und Vogelſchießen mit der Armbruſt am Pfingſtfeſt. Die deutſche Mundart im Pilſener Kreiſe kommt mit der fränkiſchen ziemlich überein und ſcheint im Ganzen gedrungener und gerundeter in der Ausſprache als die im Nordoſten herrſchende; es zeigt ſich hier ein Übergang von der fränkiſchen zur ſächſiſchen (eigenthümliche Formen unter anderm: aiſſi, aſſe ſtatt: heraus, hinaus; affi, affe ſtatt: herauf, hinauf; oi, öe ſtatt: herab, hinab; g'wea ſtatt: geweſen, g'hanta ſtatt gehabt). Im Budweiſer Kreiſe herrſcht faſt ganz dieſelbe Mundart wie in Oberöſterreich links der Donau, und die Deutſchen im Czaslauer Kreiſe ſprechen faſt jene ihrer in den nördlichen Gegenden Böhmens wohnenden Landsleute (eine kleinere Kolonie von Deutſchen findet ſich in dieſem Kreiſe noch auf dem Dominium Wognonimſtetz); ſie haben hier ganz die alten Sitten und die alte Tracht beibehalten. Im Bunzlauer Kreiſe iſt die Männertracht: ein Hut mit breiter Krämpe, ſchwarze Lederhoſen und ein kürzerer dunkelblauer Rock; die Weibertracht: eine runde Kappenhaube mit ſchmalem, glatt an Stirn und Wange anliegenden Spitzenbeſatz (bei Verheiratheten nämlich, die Mädchen tragen Zöpfe, die auf dem Scheitel im Neſt zuſammengefügt ſind, welches von einer Nadel gehalten wird, darüber ein Tuch), ein ſteifes Mieder mit hohem Latz, bunte Bandſchleifen an den Achſeln, ein kurzer faltenreicher Rock, rothe Strümpfe und Schuhe mit hohen Abſätzen.

---

*) Nach Sommer, „das Königreich Böhmen.“

Das eigenthümliche patriarchaliſche Stillleben der Deutſchen im Böhmerwalde (ſtreng genommen jener, welche nördlich bis gegen Tauß, ſüdlich bis zum Ende des Gebiets der k. Freibauern wohnen, und öſtlich durch die anwohnende czechiſche Bevölkerung, weſtlich durch den böhmer Hochwald natürlich abgeſchieden ſind) hat Joſeph Rank*) meiſterhaft geſchildert. Ich entlehne ihm hier einzelne Züge; die Männer jener Gegend ſind im Durchſchnitt über die mittlere Größe, haben blondes Haar, ſind von Natur heiter und kräftig, zuweilen derb, die Frauen im Durchſchnitt nur mittlerer Größe und die blonde Haarfarbe iſt auch bei ihnen ſo vorherrſchend, daß man einen Schwarzkopf ſeiner Seltenheit wegen als Spitznamen ſeines Hauſes gebraucht. Entſchieden ausgedehnt iſt muſikaliſches Talent, ſowie Liebe für Muſik und Geſang; unzählig ſind Volksmelodien und Texte**), jährlich komponiren die Burſchen einzelner Dörfer ſolche und die gelungenſten werden allgemein. Am Tage wiederklingt Haus und Feld von Liedern, und nächtlich durchziehen erwachſene Burſche ſingend die Dörfer. Im Hauſe herrſcht Fleiß, altdeutſche Frömmigkeit, von einem zum andern Hauſe nachbarliche Freundſchaft und Gefälligkeit. Eigenthümlich iſt, bei aller Liebe zum heimiſchen Boden, die Sehnſucht nach der Fremde, und jährlich, zumal im Frühjahr wandern viele nach Öſterreich; der Handel (Federnhandel) begünſtigt dieſen Wandertrieb. Die Männertracht beſteht in einer ſchwarzledernen, an den Nähten mit weißen Schnüren ausgelegten Kniehoſe, an die ſich weiße Strümpfe, unter den Knien mittelſt ſchmaler Lederriemen gehalten, und Schuhe ſchließen, oder blaue Strümpfe und Halbſtiefel, welche faltig bis unter die halbe Wade herabfallen (in der Schlitztaſche an der rechten Seite ſteckt das ſilberbeſchlagene Beſteck), in einer carminrothen, blau- oder grünſeidenen Weſte, die nebſt eingewebten Goldblümchen noch mit einer Reihe verſilberter Achtecker- oder Zwanzigerknöpfe geſchmückt iſt, in einer veilchenblauen oder ſchwarzen Manſchetjacke, welche bis zu den Hüften, ohne eng anzuſchließen, herunterreicht, und in einem bis zu den Knöcheln herabreichenden Tuchrock, der einen ſchmalen, einfachen, ſteif aufrechtſtehenden Kragen und an der Schulterſpitze eine kleine Bauſchfalte hat; ein carminrothes Seidenhalstuch ſchlingt ſich um den Hals. „Die Frauen binden über den Kopf ein farbiges Tuch und laſſen nur an den beiden Schläfen ein wenig Haar hervortreten. Ihr Halstuch gleicht dem der Männer, aber ihre Zeug- (auch Tuch-) Jacke reicht nicht ganz bis an die Hüfte, iſt um die Bruſt ſtark ausgeſchnitten und läßt oben über dem Ausſchnitt das faſt bis an den Hals reichende Hemde ſichtbar werden. Dieſe Jacke iſt um den Ausſchnitt breit garnirt. Unter der Jacke ziehen die Mädchen das Mieder an, das kaum ein Viertel des Rückens deckt, mit Goldborten belegt und an der Bruſt ſtark ausgeſchnitten iſt. Die Farbe bleibt faſt allgemein die karminrothe, öfters zu finden iſt auch die ſchwarze. Mittelſt eines kreuzweis über die Schulter gezogenen weißen Bandes wird der Rock gehalten, der ſonſt aus ſtarkem rothem Zwirnzeug beſtand und kaum über die halbe Wade hinabreichte; jetzt aber findet man verſchiedenſtoffige, meiſtens Kattunröcke, welche über die ganze Wade hinabreichen und vorne durch ein farbiges breites Vortuch von gleicher Länge mit dem Kittel (Kidl, Weiberrock) überhüllt werden. Die Strümpfe ſind meiſtens weiß und dazu tragen ſie Schuhe.“ — Bei Verlobungen wird auch hier (wie in Kärnthen) dem Freier zuerſt ein altes Mütterchen vorgeſtellt, mit der Frage: ob wohl dies die rechte ſei oder ob er auf eine andre warte? und dann erſt die wirkliche Braut im ſchönſten Sonntagsputz zugeführt, welcher er dann die „Brautthaler“ (2—4 Kronenthaler) in die Hand drückt; ſo lange dieſe nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag gültig; die Beiſtände erhalten ſchöne

---

*) „Aus dem Böhmerwalde." Leipzig 1843.

**) Als Probe der Mundart zwei Tanzliedchen:

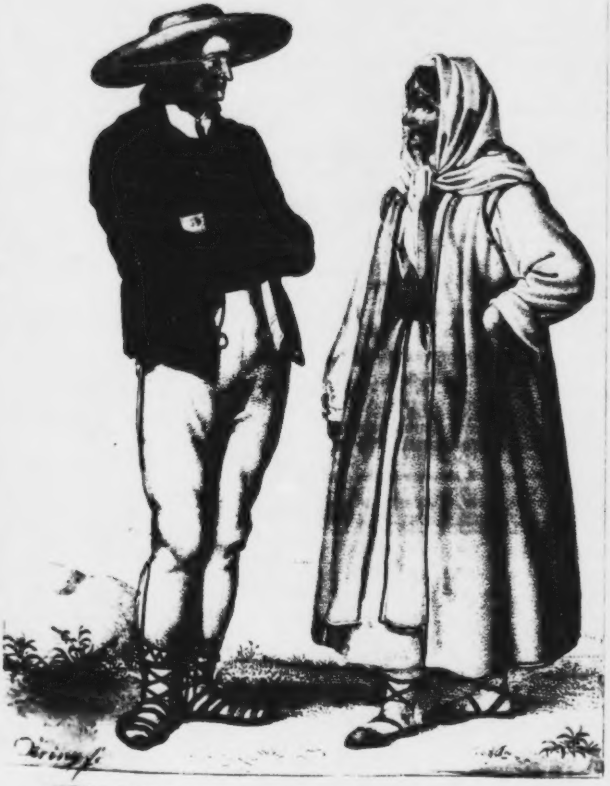
1) „Spielleut, spielts lustö af,
Schenk eng söx Patzn draf,
Tröfts ma no's rächtö Liad,
Weats ma nöd müad."

2) „Wennst no so stolz nöt ta'st
Und so voll Houmuath wast —
Reich und gschickt wast o gnua
Und hübsch dazua.

Schnupftücher, auf Teller gelegt, zum Geſchenk. Bei der Hochzeit fehlt Muſik und Piſtolenſchießen nicht, der Bräutigam, ſowie die Braut erhalten vor dem Kirchgang den älterlichen Segen*). Eine wichtige Rolle ſpielt der Hochzeitlader als Ceremonienmeiſter, Reimſprecher u. dergl. Beim Mahl iſt ein eichener „Brauttiſch" für Braut, Bräutigam und die nächſten Angehörigen beſtimmt. Vor dem Mahl ſammeln ſich die geladenen jungen Burſche und Männer zu einem Fußwettrennen („Oſaſchüſſelbrenna"); der beſte Läufer erhält von der Brautmutter 3 — 4 Gulden Konventionsmünze, und iſt dagegen verbunden, ſo lange ſie bei der Hochzeit zugegen iſt, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen, auch hat er, wenn der Hochzeitlader ſeinen letzten Spruch, die Dankſagung, gemacht, die Aufgabe: die Braut vom Tiſche herabzubringen; die Brautmutter gibt ihm nämlich allerlei Räthſel auf, die er löſen muß, und zum Schluß ſoll ihm die Braut nur über eine ſilberne Brücke zugeführt werden, zu welchem Ende er eine doppelte Reihe von Zwanzigern auf den Tiſch legt, von einer Ecke deſſelben bis zu jener, wo die Braut ſitzt, die nun darauf ſteigt und darüber zu ihm geht, der ſie empfängt und auf den Boden herabhebt; es folgt ſodann der Tanz. Zu bemerken iſt übrigens, daß auch hier (wie in Steyermark) die Gäſte (weil jeder Gaſt ſeinen Antheil bezahlt) nach dem Rindfleiſch aufſtehen und an ihrer Stelle ſich die „Nogangla" (Nachtafelgänger), gewöhnlich Kinder oder Geſchwiſter der früheren, ſetzen und theils weitereſſen, theils Speiſen zurücklegen. Nach der Hochzeit bleibt das junge Ehepaar noch drei Wochen im älterlichen Hauſe und eine eigene Feſtlichkeit iſt das Heimführen des eigenen Hausraths zu Wagen, auf deſſen Gipfel vor Allem die Wiege ſteht. Auch das „Fenſtarln" iſt hier Sitte, doch naiver, unſchuldiger als in den Alpenländern. Eine ſehr beliebte Sitte iſt das „Harnoſtuſche" (der Hexentuſch) in der Nacht vor dem Pfingſtſonntag (ein Wetteifer im Peitſchenknallen, welcher das Verjagen aller Hexen aus Wohnungen, Ställen und Scheuern zur Folge haben ſoll), ſodann das „Pfingſtlrenna," das Pferderennen am Pfingſtmontag, wobei ein eigener „Gſchboasmocha" (Luſtigmacher)

---

*) „Geh' in Gottes Namen; uns gehörſt du nicht mehr; ein anderes Haus bekommſt du, ein Weib bekommſt du, und Kinder kannſt du bekommen. Halte auf Alle, wie es der Herr haben will; ſei gut und vernünftig. Unſer Herr iſt dort, wo wir rechtſchaffen ſind, gewiß mit Glück und Segen. Jetzt ſteh auf, ich habe dir nun nichts mehr zu ſagen." (Rank S. 58.)



[illegible]

Jllyrier.

auf der elendeſten Mähre zur Parodie nicht fehlt. Nach der Erndte ſetzen die Burſche dem Hausbeſitzer, der ſein Getreide zuletzt hereingebracht, des Nachts eine ungeheure Strohfigur — eine Ziege mit einem Reiter — auf's Dach und ſingen ihm des Morgens einen Spottreim. Im Faſching ſind Mummereien beliebt; am Faſchingdienſtag wählen die Mädchen ihre Tänzer und zahlen Muſik und Getränk. Beim Kirchweihfeſt („Kirda") bekommt jeder Burſch von ſeinem Liebchen einen Rosmarinſtrauß mit Flittergold, ſilbernem Zitterdraht und kleinen Täubchen, den er quer um die Rundung des Hutes befeſtigt; es werden „Flöcken" gebacken, und am dritten Tag gibt's Hahnenſchlag. Am „Gehoisto" (Martinstag) trinkt man ſich Schönheit und Stärke zu. Was in vielen katholiſchen Ländern der Knecht Ruprecht („Wauwau" in Öſterreich, ſonſt Markolfus u. dergl.) als Begleiter des „einlegenden" (gabenſpendenden) St. Nikolaus, iſt im Böhmerwald „d'Luzia;" ſie ſoll ſchlimmen Kindern den Bauch aufſchlitzen und Stroh und Kieſelſteine ſtatt der Gedärme hineinlegen, dann aber den Bauch wieder zunähen. Von Aberglauben ſind folgende Züge charakteriſtiſch. Wenn drei Tage und drei Nächte hintereinander ein lebhafter Wind bläſt, ſo muß ſich in der Gegend Jemand erhängt haben. Krähen einer Henne bringt Unheil im Hauſe, daher muß ihr der Kopf abgehackt werden. Weinen im Hauſe des Nachts kommt von der „Klagmutter" (dem Geiſt eines verſtorbenen Familiengliedes). Wer auf dem Felde zwiſchen dem Getreide eine Furche brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert im nämlichen Jahr noch ein Familienglied durch den Tod (das iſt die „Intaſat" — Zwiſchenſaat). Ein gewiſſer Zauber, ausgeübt über ein Saatfeld, bewirkt in Geſtalt eines liegenden Kreuzes zwei ſchmale Bahnen im Getreide, wo die Ähren zum Theil brandig, zum Theil afterig erſcheinen; beim Dreſchen muß dann je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen, der den Zauber übte; der ſchadende Geiſt, der dabei diente, heißt der „Pilmasſchnid;" (einer Variante dieſes Aberglaubens werden wir ſpäter in Thüringen begegnen). Wer beim erſten Donner im Frühjahr den nächſten ſchweren Gegenſtand hebt, ſichert ſich für ein ganzes Jahr vor körperlicher Verletzung und gewinnt an Stärke und dauernder Geſundheit. Der ledige Burſch, der am Oſterſonntag vor Sonnenaufgang aus einem Bach mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Oſten gekehrt, nach rückwärts über den Kopf wirft, erforſcht, ob er im Verlauf des Jahres noch heirathen werde.

Bevor man den Baum fällt, haut man ein Kreuz darein; auf ſolchen gefällten Bäumen muß die wilde Jagd, — welche Wanderer, die bei deren Herannahen nicht auf's Angeſicht ſtürzen, weit mit ſich fortführt — raſten und freilaſſen. Diebe können nicht entkommen und müſſen entweder das Geſtohlene von ſich werfen, oder damit bepackt den Tag und die Befreiung durch den Hausherrn erwarten, wenn man, einen gewiſſen Spruch ſprechend, während der erſten Abenddämmerung um ſein Haus ſchreitet. Diebe können feſt und unbeweglich gebannt werden, wenn man ein leeres Glas verkehrt auf die Tiſchplatte ſtürzt*). Kluge Leute können (durch geheime Mittel**) Hexen und „Verwunſchene“ erkennen, jene tragen auf dem Kopfe ein hölzernes Milchgefäß, dieſe ſchleppen an einer Kette eine glühende Kugel hinter der Ferſe nach. Das „Waſchweiberl“ iſt ein Hausgeiſt, der von Morgen bis Abend Geſchirr und Fenſter reinigt; es verläßt das Haus, wenn man's für ſeine Dienſte belohnen will; ein andermal iſt's aber auch ſchlimm, biſſig und unverträglich u. ſ. w.

---

*) Das Nähere hat Rank jedoch nicht angegeben. Vergl. ſpäter Pommern und Rugen.

**) Siehe Grimm, d. Myth. II. 1032.

Die Deutſchen in der preußiſchen Monarchie.

Motto: Für Freiheit und Recht
Vom Rhein bis zum Belt
Ein einig Geſchlecht —
Deutſch du Trotz aller Welt!

Preußen, Deutſchlands zweite Großmacht, nicht weniger impoſant als Öſterreich! — Seht auf die Karte, wie dieſer Länderzuſammenhang über Deutſchland von deſſen äußerſtem Nordoſtende bis zum weſtlichſten Saum hingebreitet liegt, wie dieſer Staat die mannichfachſten Stammverſchiedenheiten unter der Einheit einer Dynaſtie umfaſſend, da, wo der Zuſammenhang der größeren Ländermaſſen unterbrochen iſt, mit einzelnen Beſitzthümern mitten in andere deutſche Länder hinein greift, gleich einer Vorpoſtenkette verbinden dieſe preußiſchen Enklaven den Nordoſten, der ſich ans baltiſche Meer lehnt, mit dem Weſten, der den Rhein beherrſcht, die deutſche Gränzmark gegen das Slaventhum mit jener gegen Frankreich! Seit aus vielen verſchiedenartigen Länderanſchwemmungen ein preußiſcher Staat geworden, iſt dieſem, dem geiſtigen Vertreter des Nordens, die Beſtimmung unauslöſchlich aufgeprägt, die Bedingung des Daſeins: „Staat der Intelligenz“ zu ſein; er hat die Feuerprobe glorreich beſtanden, und aus der tiefſten Noth, da faſt ſein Untergang ſchon verkündigt war, ging er durch die Kraft des Geiſtes ſchöner und herrlicher hervor, dem Geiſt Zeugniß und ganz Deutſchland ein Vorbild gebend! Er darf dies nie vergeſſen!

Das Geſammtgebiet des brandenburgiſch-preußiſchen Staates beträgt **5077$/_{47}$** Quadratmeilen mit **14,907,091** Bewohnern (i. J. **1840**); davon kommen auf die deutſchen Länder **3362$/_{87}$** Q.-M. mit **11,363,069**, auf die nicht deutſchen **1714$/_{54}$** Q.-M. mit **3,544,022** Bewohnern.

Betrachten wir nun Preußens Volk nach den Stammverſchiedenheiten. Ein Rückblick darauf, wie der brandenburgiſch-preußiſche Staat geworden und bis zu ſeinem heutigen Umfang, ſeiner heutigen Bedeutung herangewachſen, zeigt, daß in der öſtlichen Hälfte der Monarchie das deutſche Element ſeine Kulturmacht ſiegreich über ſlaviſches Weſen geltend gemacht, daß letzteres allmählig darin aufgegangen, ſeine volksthümlichen Grundſtoffe von erſterem vollkommen durchdrungen worden; dies iſt nämlich von der älteren Zeit gemeint, als der Name „Mark“ noch volle Wortbedeutung hatte, und da war es denn die ſächſiſche Art, welche den ſlaviſchen Volksboden überfluthete; bei den ſpäteren Erwerbungen ſlaviſchen Bodens fehlte zwar der nationale Verzweiflungskampf auch nicht, und die Treuloſigkeit der Diplomatie in jener Zeit, „da Gott die Moralität der Großen zeigen wollte“ *), war auch in der That nicht geringer, als die jenes alten gewaltigen Markgrafen Gero, der dann wenigſtens als Büßer ſtarb; aber das iſt der modernen Gewalt, wenn ſie auch den Sieg davon zu tragen vermochte, nicht gelungen, und wird ihr auch nicht gelingen, die bezwungene Nationalität in der ſiegreichen aufgehen zu machen. Wie ſehr ich von ganzem Herzen Deutſcher bin und aus voller Seele wünſche, daß unſer Volk ſeine weltgeſchichtliche Anfgabe als Kulturvermittler erfülle, ſo kann ich doch darin nichts Wünſchenswerthes erkennen, nichts, was ihm zur Ehre gereichte, wenn es jene hohe Aufgabe nur auf Koſten des Fortbeſtandes fremder Nationalität löſen wollte. Nein, wahrlich, ihr Deutſchen, nie werdet ihr etwa bloß dadurch groß, wenn immer mehr Menſchen deutſch reden oder deutſchen Regierungen gehorchen, nicht kommt es darauf an, um eure Exiſtenz zu behaupten. Laßt ſie reden in allen Zungen, aber macht, daß ſie in jeder ihre Achtung vor euch ausſprechen müſſen, wenn ſie euch als ein freies Volk erkennen; einem freien geſellſchaftet ſich jedes Volk am liebſten an, empfängt von ihm ohne Mißtrauen Kultur, opfert ihm gern manches Eigenthümliche zur Neugeſtaltung oder Neufärbung, ſo viel es hingeben kann, ohne ſich ſelbſt aufzugeben. Achtet, ihr Deutſchen, ſelbſt jede Nationalität, o könnt' es euch jede, die ſich mit hartnäckigſtem Widerſtand behaupten will, könnt' es euch jede predigen, oder könntet ihr die Sprache der fort und fort um euch her wachſenden That verſtehen und daraus lernen, wie viel euch noch immer zu thun übrig bleibt! Möchte euch jeder ſolcher Widerſtand, ehrenwerth an und für ſich, ſelbſt wenn er zum Angriff auf euch wird, wecken und ermahnen, auf euch ſelbſt bedacht zu

---

*) Worte Johannes von Müller's.

ſein! Und ſo müſſen wir denn auch jenen ſlaviſchen Saum betrachten, die ſtattliche Verbrämung des preußiſchen Königsmantels, der immer größer und weiter geworden, jemehr ſich die Freiheit vertrauungsvoll unter ihn geflüchtet, und der immer enger und kümmerlicher werden müßte, wenn die Unfreiheit ihre Lappen daraus ſchneiden wollte, um vom Abfall der Majeſtät ihre armen nackten Götzen zu bekleiden. Slaviſches Weſen ſäumt, wie geſagt, den äußerſten Nordoſt und Südoſt der deutſchen Provinzen (Kaſſuben im öſtlichen Grenzgebiet des Regierungsbezirks Köslin, Polen in den ſüdöſtlichen Theilen Schleſiens); auch ſonſt noch, inmiten der alten Markgrafſchaft Lauſitz blinken die ſlaviſchen Reſte hervor, aber das deutſche Weſen hat, wenn auch noch nicht alles Herkömmliche in Bräuchen, ſo doch die Sprache immer mehr überwachſen. Dieſe wendiſche Bevölkerung ſitzt in den Regierungsbezirken Liegnitz und Frankfurt, in den Kreiſen Sorau, Guben, Kalau, Lübben, Lukkau, Spremberg, Hoyerswerda und Kottbus. Die Zahl der Kaſſuben im Regierungsbezirk Köslin beträgt 4000 neben 389,000 Deutſchen; die Kaſſuben verſtehen übrigens deutſch und ſprechen auch neben der ſlaviſchen Mutterſprache eine mit manchen Worten derſelben vermiſchte niederdeutſche Mundart*). An Polen ſind in den deutſchen Provinzen 64,000 im Regierungsbezirk Breslau neben 1,010,400 Deutſchen, und 561,700 im Regiernngsbezirk Oppeln neben 331,160 Deutſchen, im erſteren noch überdem 10,150 Czechen und Moravier, im letztern 13,150 (die Czechen vornehmlich in den Kreiſen Glatz, Strehlen und Wartenberg des R.-B. Breslau und im Kreiſe Oppeln, die Moravier ausſchließlich in den Kreiſen Ratibor und Leobſchütz des R.-B. Oppeln), außerdem kommen Czechen noch in einigen Dörfern bei Berlin, Potsdam und Köpenik vor. Außer dieſem ſlaviſchen Weſen begegnen wir dem franzöſiſchen in den Nachkommen der wegen Glaubensverfolgung eingewanderten Flüchtlinge, im Ganzen noch etwa 90,000 Menſchen, welche noch franzöſiſch, aber faſt alle auch deutſch ſprechen; ſie ſind zu Berlin (5300 , Potsdam, Köpenik, Müncheberg, Strasburg, Prenzlau, Schwedt, Burg, Halle, Celle, Magdeburg, Stettin, Paſewalk und Stargard. In der Rheinprovinz tönt franzöſiſche Zunge auch im Kreiſe Saarlouis, und im Regierungsbezirk Aachen finden ſich 10,400 Wallonen neben 375,000 Deutſchen *). Als keltiſche Reſte möchten, nach Keferſteins neueſten Unterſuchungen **), die Halloren in Halle zu betrachten ſein (von welchen ſpäter ausführlicher). Die Zahl der Juden im preußiſchen Staat beträgt 194,323, wovon jedoch 102,881 auf Preußen und Poſen, 91,442 auf die ſechs deutſchen Provinzen kommen (13,520 auf Brandenburg, 6824 auf Pommern, 26,703 auf Schleſien, 4262 auf Sachſen, 13,766 auf Weſtphalen und 26,367 auf die Rheinprovinz).

---

*) „Schlört ein betken int Doritz un laht uns en Muhlken voll kuzen" (geht ein Bischen in die Stube und laſſt uns ein Maul voll koſen). Cannabich, Beſchrb. d. Königr. Preußen. (Dresden 1827.) 2. Bd. S. 92.

Die Hauptarten des deutſchen Weſens ſind ſächſiſche und fränkiſche, jede von beiden in den verſchiedenſten Beſonderungen. Die herrſchenden Mundarten ſind die niederdeutſche, ſowohl als die oberdeutſche (erſtere in den Marken, Pommern, Weſtphalen, Niederrhein, letztere (oberſächſiſche) von Thüringen nach Schleſien hinüber. „Es iſt," um mit Arndt ***) zu reden, „eine Merkwürdigkeit, wie ſich in den ſächſiſchen Kolonielanden (welche außer einem Stück des öſtlichen Holſteins und Mecklenburgs, Pommern, die Marken, Brandenburg, einen Theil der Lauſitz und Preußen umfaſſen) nämlich in Holſtein, Mecklenburg, Vorpommern, die reine körnige ſächſiſche Sprache, wie ſie urkundlich im dreizehnten Jahrhundert geſprochen und geſchrieben ward, am meiſten erhalten hat, mit einer gewiſſen männlichen Volltönigkeit, welche in dem Stammlande ſehr verloren iſt." Arndt knüpft hieran die Bemerkung: ob auch manches Slaviſche in dieſen Gegenden ſitzen geblieben und in die Art und Sitte der Menſchen zum Theil übergegangen ſei, wenn man ſich die Geſtalten und Geſichter betrachtet, erhalte man neben der Sprache doch außerordentlich den niederrheiniſchen und weſtphäliſchen Eindruck. „Es lebt,“ fügt unſer lieber Volkskenner hinzu, „in den oben genannten im zehnten, elften Jahrhunderte noch wendiſchen Landen jetzt der ſächſiſche Charakter, eine gewiſſe Langſamkeit, Harmloſigkeit, Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit; es möchte jedoch hin und wieder ſcheinen, daß die deutſche Fröhlichkeit oft ſehr in ſlaviſche Luſtigkeit und Leichtfertigkeit überſchlage und mehr Sinnlichkeit und ſinnliche Genußſucht mit ſich führe, namentlich in den Küſtenlanden Mecklenburg und Pommern; aber eine gewiſſe Munterkeit und Luſtigkeit, die dort merklich vorherrſcht, die man aber mit ſehr ähnlichem Gepräge auch in Preußen und in Schweden und Norwegen findet, wird wohl mehr dem Seeleben und ſeiner rüſtigen Beweglichkeit verdankt, als der ſlaviſch-wendiſchen Wurzel, deren leichtſinnige Sproſſen indeſſen nicht geläugnet werden dürfen. Darin ſind auch die Mecklenburger, Pommern und Preußen ganz ächte Germanen, daß ſie die See und den Seeverkehr lieben und ſuchen, was kein Pole oder Ruſſe jemals freiwillig thun wird. Sie ſind ein ſtarkes, rüſtiges und kriegeriſches Geſchlecht, die Pommern vor allen ſeit dem großen Kurfürſten und Friedrich dem Großen durch ihren fröhlichen Kriegsmuth glänzend berühmt. Die weiter vom Meer ſüdlich wohnenden, z. B. die in den brandenburgiſchen Marken, haben mehr etwas Ernſtes und Geſchloſſenes. Der Miniſter von Stein, der für alle Dinge des Lebens und Staates wie ſein Freund Niebuhr einen ſcharfen und treffenden Blick hatte, ſagte von den Bauern der Marken, dieſen ernſten ſtillen Männern, die oft ein viel trotzigeres Geſicht machen, als die Meeranwohner: „ſie gucken mit finſtern Augen wie der Wolf aus der Sandgrube.“

---

*) „Meiſt ein gedrungenes mittelwuchſiges Geſchlecht mit nervigten und ſtarken Gliedern, ſtarkem Knochenbau, beſonders viele mit hervorſpringenden Backenknochen im Geſicht und tiefliegenden feurig blitzenden Augen, ſchwarzen und blauen, doch das Haupthaar meiſtens dunkel und ſchwarz, ein rüſtiges, bewegliches, gewandtes, anſtelliges, kunſtreiches und arbeitſames Geſchlecht, zugleich mit düſterer, aber heftig auflodernder Leidenſchaft, viel ernſter und feuriger als die Franzoſen; ihre ſtürmiſche Heftigkeit, wie ihre ſtürmiſche Tapferkeit iſt weltbekannt"; ſo ſchildert Arndt (Verſuch in vergl. Völkergeſch.) die Wallonen, die er für romaniſirte Abkömmlinge der alten Belgier hält.

**) „Ueber die Halloren als eine wahrſcheinlich keltiſche Kolonie" ꝛc. (Halle 1843).

***) „Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte."

Betrachtet man nun all die verſchiedenartigen deutſchen Volksbeſtandtheile, die zu einem preußiſchen Staatsganzen verbunden ſind, ſo erſcheint es lächerlich, wenn von einem lediglich preußiſchen Volksthum, einem alle beſonderen Eigenthümlichkeiten der einzelnen deutſchen Volksſtämme in ſich verſchmelzenden Preußenthum die Rede ſein ſoll. Ein ſolches zu proklamiren, wie es mehrere Jahrzehnde hindurch Mode geweſen, iſt eine arge Begriffsverwirrung, der die Wirklichkeit widerſpricht. Das Heil liegt vielmehr darin, daß jeder ſolcher Volksſtamm ſich zunachſt ganz als deutſcher fühlt, als ſolcher erſtarkt, und daß der Staat, welcher ſie zu einem Ganzen vereinigt, von deutſchem Geiſt durchdrungen ſei, deutſche Inſtitutionen für alle zu Grunde lege, auf denen Nationalgefühl und Ehre durch ungehindert freie politiſche, geiſtige und religiöſe Entwicklung gedeihen können. Das iſt das einfache Geſetz des Lebens.

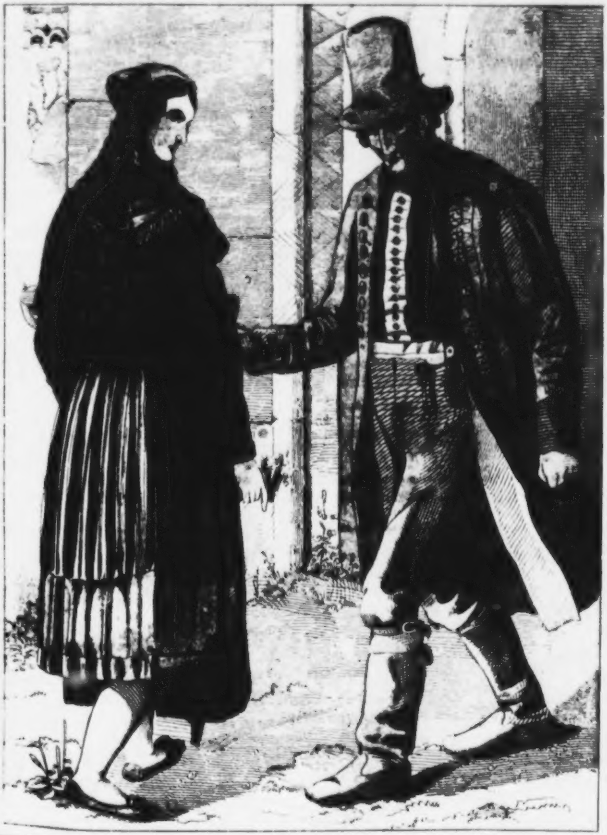
Der Deutſche in den Marken.

In den Marken (ich zähle die Altmark hinzu, wiewohl ſie zur Provinz Sachſen geſchlagen worden) iſt durchweg ein braves, tüchtiges Geſchlecht, ehrlich und ſtrebſam, alter Art nicht vergeſſend, aber empfänglich fürs Neue und es ſich eigen machend, wenn es ein gutes iſt, voll wackerſten Sinns für Geſetzlichkeit, und im ſchönen klaren Bewußtſein deſſen, was an ſittlicher Macht in ihm ſelber liegt, immer mehr heranwachſend, anhänglich an ſein Fürſtenhaus, aber nicht blind und ſklaviſch, mit friſchen Sinnen, gutem Witz und Verſtand, in dem Bürgerſtande ſeit alten Zeiten ein feſter, mannhafter Halt des Rechts, und voll von Talent wie gediegenem Ernſt für Wiſſenſchaft und Kunſt.

Von Sitten und Bräuchen iſt in den Marken Folgendes charakteriſtiſch*). Nach vorangegangener „Löft" (Verlobniß) ladet der Hochzeitbitter zu großen Hochzeiten, welche meiſtens an einem Dienſtage gefeiert werden, zu Roß, im feſtlichen Staat, mit einem gereimten Spruch ein. Der Bräutigam ſchickt der Braut Tags vorher einen mit ſechs Pferden beſpannten Wagen, am Morgen des Dienſtags geht dann der Zug nach dem Wohnort des Bräutigams ab, die Braut, in ihrem ſechsſpännigen Wagen auf einem Stuhl ſitzend, mit bloßem Kopf und lang herabflatternden Bändern, ihr zu beiden Seiten die Bräutigamsjungfer, die Brautjungfer mit den Lichtern und die dritte mit dem aufgemachten Wocken, die vierte mit einem hölzernen Mörſer, außerdem ſtehen auf dieſem Wagen noch Muſikanten, die luſtig in die Welt hinausblaſen, und junge Burſche, ein zweiter Wagen mit vier Pferden trägt die Verwandten der Braut, der dritte iſt der Bettwagen, hinter welchen nun andere Wagen mit Gäſten, und endlich ein zweiſpänniger mit den

---

*) „Über die Altmark. Ein Beitrag zur Kunde der Mark Brandenburg." (Stendal 1800—2. 2 Bde.) Kuhn „Märkiſche Sagen und Märchen" Berlin 1843.



Aus der Umgegend von Magdeburg.

Eltern der Braut. Unterwegs wird geſchoſſen, werden Äpfel, Nüſſe, Kringeln ausgeworfen und der Weg in den Dörfern mit einer Schnur geſperrt, daß die Braut ſich durch ein Trinkgeld löſe. Iſt die Braut an der Grenze der Feldmark des Bräutigams angekommen, ſo fragt ſie der Fuhrmann des letzten Wagens: „Ich frage die Jungfer Braut, wer ſie gefahren hat? In N. N. (Dorf der Braut) ſtäubt der Sand, in N. N. (Dorf des Bräutigams) iſt gutes Waizenland“; die Braut antwortet: „Mit Gott und gute Leut' fahr' ich dahin bereit mit ſechs Pferd und Wagen.“ Iſt man auf dem Hof des Bräutigams angekommen, ſo nähert ſich dieſer dem Wagen der Braut, und fängt ſie, wie ſie ſich über die Wagenleiter ſchwingt, in den Armen auf. In Waſſensdorf am Drömling tritt dann der Brautvater zur Braut, trinkt ihr Bier in einem Glaſe zu, ſie koſtet und gießt den Reſt über ihren Kopf weg; nun müſſen Braut und Bräutigam von einer aus allem Viehfutter bereiteten Suppe eſſen (denn ſonſt, glaubt man, gedeibt das Vieh nicht). Wenn ſodann der Brautſchmuck angelegt worden, bewegt ſich der Brautzug nach der Kirche, Muſik geht den Braut- und Bräutigamsjungfern voran, welche die Brautfackeln tragen, (Lichter, die auf jungen Tannen, oder einem mit Buchs umwundenen Geſtell angebracht ſind); ſodann ſchreitet die Braut einher, mit dem Kranz in den Haaren, von dem viele ſeidene Bänder herabflattern, vier bis zur Erde, einen Rosmarinſtrauß am Buſen, Dill und Salz, ſowie einen alten Gulden, als Schutz gegen böſen Zauber in der Taſche, Haare von allen Vieharten des Hofs in den Schuhen; zwei „Trauleiher,“ die Sonntagsröcke mit ſeidenen Tüchern geſchmückt, führen ſie; desgleichen zwei den Bräutigam, der nun folgt, mit Rosmarin auf Hut und Bruſt, und Körner von allen gebauten Kornarten in den Schuhen; dann kommt die übrige Hochzeitgeſellſchaft mit Ausnahme der ledigen Männer, jeder einen Rosmarinſtängel, den ihm Braut- und Bräutigamsjungfern gegen eine Geldgabe überreichten. Iſt der Zug an der Kirche angekommen, ſo bleiben die Mädchen mit den Muſikanten draußen, ziehen zum Hof zurück und holen die ledigen Burſche. Während der Trauung ſucht die Braut dem Bräutigam auf den Fuß zu treten, ſo glaubt man, erhält ſie im Hauſe die Oberhand; er ſeinerſeits ſucht dies möglichſt zu verhindern, und eben ſo, daß die Braut beim Ringwechſel die Hand nicht oben bekommt. Beide ſtehen vorm Altare ſo dicht neben einander, daß Niemand durchſehen kann, weil ſonſt böſe Leute zwiſchenkommen und ihnen was anthun könnten; hinter ihnen werden während der Ceremonien die Brautlichter gehalten. Nach Beendigung derſelben begiebt ſich der Zug ins Hochzeitshaus, doch ſchreitet jetzt der junge Ehemann voran, auch werden die Trauführer gewechſelt. Nach dem Hochzeitsmahle, bei welchem der Ehemann bei den Alten, gewöhnlich neben dem Prediger, die junge Frau aber bei den jungen Leuten auf der Diele ſitzt (dem Raum, wo ſich die Ställe, die Knechte- und Mägdekammern befinden), beginnt der Brauttanz, welchen der Brautdiener mit der jungen Frau eröffnet, der junge Ehemann mit ihr beſchließt; die Brautlichter werden dabei wacker geſchwungen. Hierauf folgt der „Brautlauf“. Das Ehepaar begibt ſich mit der ganzen Geſellſchaft ins Freie auf einen zum Wettlauf geräumigen Platz, zwei rüſtige ledige Burſche nehmen die junge Frau zwiſchen ſich, ihr Mann läßt ihr einen Vorſprung und alsbald beginnen ſie nun den Wettlauf; ſiegt die Frau, ſo wird der Mann geneckt; am Ziele angelangt findet ſie ein paar junge Frauen, die ihr den Kranz abnehmen und die Frauenmütze aufſetzen. Die Geſellſchaft geht ſodann ins Hochzeitshaus zurück, das junge Paar aber ſchleicht in die Brautkammer, wo es gar bald von Gäſten mit Muſik überraſcht und weidlich geneckt wird. Der zweite Tag iſt der des „Brauthahns“. Da gehen zuerſt die Gäſte des Morgens im Dorf umher und beſehen die Wirthſchaften. Dann wird gegeſſen und hierauf nach dem Hof gezogen, wo ſich das alte Spinnrad befindet, mit Buchs aufgeſchmückt und mit aufgemachtem Wocken, an dem noch einige Knocken Flachs und eine zweite Spule hangen. Wie nun die Brautjungfer mit dem Spinnrad kommt, wird ſie von den jungen Burſchen im feſtgeſchloſſenen Reigen umtanzt und ſo, unter immerwährendem Tanz, wird das Rad nach dem Hochzeitshauſe gebracht, während die verheiratheten Männer den Kreis zu durchbrechen und das Rad ganz oder in Stücken zu erobern ſuchen, weil es für eine Schande für ſie gilt, wenn es unverſehrt bleibt. Indeſſen hat die Mutter der jungen Frau das mit Buchs umwundene und geſchmückte Brautrad, das neue Spinnrad, auf den Tiſch geſtellt, an welchen ſich ſodann das junge Ehepaar in Erwartung des Brauthahns ſetzt oder lehnt. Die Brautjungfer tritt nun mit dem neuen Spinnrocken zum jungen Ehemann und ſpricht: „Ich bringe der Braut ein Rädelein, das iſt von Holz und nicht von Lederlein, nicht von Eiſen und nicht von Stahl, das wird der Braut gar wohl gefallen; eher ſoll die Braut nicht bei dem

Bräutigam ſchlafen, ehe ſie den Flachs nicht abgeſponnen hat, eher ſoll der Bräutigam nicht bei der Braut ſchlafen, ehe er das Garn nicht abgehaſpelt hat; eher ſoll der Bräutigam die Braut nicht ſchlagen, ehe das Mädlein keine Roſen trägt; das Mädlein wird nimmer Roſen tragen, alſo darf der Bräutigam die Braut nicht ſchlagen; Hand darauf gegeben dem Brautmädchen.“ Nun kommen die Gäſte zu dem Ehepaar, und geben ihre Geld-Geſchenke (in der Wiſche ſilberne Löffel) in eine verdeckte Schüſſel ab, worauf der junge Mann jedem zutrinkt und die Frau jedem ein Stück Kuchen reicht. Sodann wird gegeſſen, getrunken und getanzt; desgleichen am dritten Tage; beim Abſchied drücken die Gäſte dem Wirth ein kleines Geſchenk in die Hand. An beſonderen Bräuchen iſt außerdem noch Folgendes charakteriſtiſch. In der Gegend von Diersdorf trägt der Bräutigam die Braut, ſo wie er ſie in ſeinen Armen aufgefangen hat, ins Haus zur großen Diele und wandelt mit ihr dreimal um den Keſſelhacken, damit ſie die neue Heimath liebgewinne. In der Altmark, zu Waſſensdorf, Betzenroth, Wadekath, kommt am erſten Hochzeitstage der „Puuſt-de-Lamp-uut“, ein Reiter, der einen rothen Weiberock als Mantel und einen großen breitkrämpigen Hut trägt und wunderliche Sprünge thut. In der Priegnitz werden Hochzeitsgäſte, die ſich für kurze Zeit vom Feſt entfernen, aufgeſucht, anf einen mit einem Sattel verſehenen Baumſtamm gehoben, damit auf die Schultern genommen und zur Geſellſchaft zurückgebracht. In der Grafſchaft Ruppin kommen während des Zugs zur Kirche vermummte Männer, „die Feien,“ und ſuchen ihn durch allerhand Poſſen zu ſtören.

Bei Geburten und Kindtaufen iſt noch mancher eigenthümliche Brauch von Alters her geblieben. So wickelt die Hebamme das neugeborne Kind in ein Laken, (denn nähme ſie dazu eine Schürze oder ein Tuch, ſo würde es ſpäter dem Geſchlecht, zu dem es nicht gehört, zu ſehr nachlaufen), dann wird es ſtillſchweigend unter den Tiſch gelegt und nicht eher hervorgenommen, als bis die Mutter ins Bett gebracht iſt (ſonſt ſchreit es zu viel); vor dem erſten Bade ſetzt man den Knaben auf ein Pferd, das man eigens dafür in die Stube führt, das Mädchen muß buttern; und beim Bade wirft der Vater häufig einen Gulden in die Wanne (damit das Kind reich werde); zur erſten Windel des Kindes muß das Brautband der Mutter genommen werden, der erſte Anzug darf kein neuer ſein, (ſonſt zerreißt es ſpäter zu viel Kleider). Um der dem Kinde vor der Taufe drohenden Gefahr, von den Unterirdiſchen (Dickköpfen) geraubt und ausgetauſcht zu werden, zu begegnen, legt man ein Blatt aus der Bibel oder aus dem Geſangbuch in die Wiege, desgleichen der Wöchnerin ein Geſangbuch unters Kopfkiſſen. Wird das Kind zur Taufe getragen, ſo lieſt die Mutter in der Bibel und betet, (damit das Kind unterwegs bewacht werde und leicht leſen lerne), aus eben dem Grunde ſteckt der Vater dem Kinde einen Zettel mit ein paar geſchriebenen oder gedruckten Worten ins Wickelband. Beim Taufakt ſelbſt hält der älteſte Gevatter einen Knaben, die älteſte Gevatterin ein Mädchen, beim Schlußgebet aber der jüngſte Gevatter oder die jüngſte Gevatterin, die eine mit Blumen und Glasperlen verzierte Krone mit rückwärts herabflatternden bunten ſeidnen Bändern als Kopfputz trägt. Werden zwei Kinder zugleich getauft, ſo darf dies nur, wenn beide von einerlei Geſchlecht ſind, mit demſelben Taufwaſſer geſchehen, ſonſt würde der Knabe zu ſehr den Mädchen nachſtellen und das Mädchen einen Bart bekommen. Bei der Rückkehr aus der Kirche erhält der jüngſte Gevatter an der Hausthüre das Kind, um mit demſelben ſo ſchnell als möglich über die große Diele zur Stube zu laufen, (damit es flink werde); die Mutter muß dann das Kind hinter dem Ofen ſitzend empfangen, und jeder Pathe tritt dann mit folgendem Glückwunſch zu ihr:

„Een Heiden hem we weg drog'n,
Un een frohm'n Christ'n breng'n we jo wedder,
Uns' Herr Gott mag geb'n,
Dat he bald graut wert,
God dait un bald frait,
Riek und selig wert.“

Beim Taufmahl muß die Mutter von allem eſſen, was aufgetragen wird; während deſſelben wird auf einem hölzernen Teller, in deſſen Mitte die Spitze eines halbgeöffneten Taſchenmeſſers ſteckt für die Hebamme geſammelt, welche, wenn ſie das Geld herunterſchüttet, betheuert, ſie nehme nur die kleinen Stücke (das Geld), das größte aber (den Teller) gebe ſie zurück. Auf demſelben Teller wird ſodann das Wiegengeld für eines der älteſten Geſchwiſter des Kindes oder die Großältern geſammelt, damit ſie es gerne wiegen, und für den Vater werfen ſämmtliche Gevattern Geld in ein Branntwein gefülltes kleines Bierglas, das er aber auf einen Zug leeren muß („Stärkungstrank“).

Altheidniſche Vorſtellung iſt noch in den Bräuchen bei Sterbenden und Begräbniſſen zu erkennen. Iſt Jemand geſtorben, ſo öffnet man ſofort ein Fenſter, damit die Seele hinausfliegen könne. Beim Zunageln des Sarges muß man ſehr behutſam zu Werke gehen, damit der Todte nichts von ſeinem Anzug in den Mund bekomme, ſonſt zehrt er nach, und ein Mitglied der Familien nach dem andern muß ihm im Tode folgen. In den Sarg legt man einen Löffel, eine Schüſſel, einen Kamm und die zuletzt ausgekämmten Haare, in den Mund ſteckt man ihm ein Silberſtück, denn in Nobiskrug (Neu-Ferchau, Ferchau-Seelenau, wo man ſich den Aufenthalt der Todten denkt, *) muß er den letzten Sechſer verzehren. Wird die Leiche aus dem Hauſe getragen, ſo gießt man ihr einen Eimer aus der großen Thüre nach, dann kann ſie nicht umgehen; nach der Beſtattung werden die Schaufeln, mit denen das Grab zugeworfen iſt, über den Leichenhügel geworfen und genau darauf geachtet, in welcher Richtung die zuletzt aufs Grab geworfene Schaufel liegt; dieſe giebt nämlich den Hof im Dorfe an, in welchem zunächſt jemand ſterben wird; zuletzt gehen die Angehörigen und die übrigen Begleiter dreimal ums Grab herum und von da in die Kirche.

Anderer uralter Volksglaube, noch aus der Heidenzeit ſtammend und größtentheils germaniſchen Urſprung nicht verläugnend, iſt der an übermenſchliche Weſen und geheime Kräfte, wie an Frau Harke (in der Mittelmark, beſonders im Havellande, in der Uckermark und in der Altmark) und Frau Gode **) (in der Priegnitz), die in den Zwölfen durchs Land zieht und die ſäumigen Mägde ſtraft, welche bis zum Dreikönigstag ihren Rocken nicht abgeſponnen haben, — an Frau Holle (ſie ſchüttet ihre Betten aus und das iſt der Schnee, ſie treibt ihre Heerde aus oder ein und das ſind die Schafwölkchen am Morgen- oder Abendhimmel) an die Roggenmuhme („Roggenmöin"), die mit ihren ſchwarzen eiſernen Zitzen zu den böſen Kindern kommt und ſie holt, und an die „Erftenmöin," welche die in den Erbſenfeldern naſchenden Kinder ſtraft, — an Kobolde, die als feurige Drachen durch die Luft ziehen und Geld oder Getraide bringen, oder als dreibeinige Haſen, als feueräugige

---

*) Kuhn a. a. O. S. XII. der Einleitung u. S. 368.

**) Aus dem urſprünglich männlichen Fro Gode in's weibliche Frau Gode verwandelt; während Frau Harke mit der Holda und Perachta eine Perſon ſcheint. (Kuhn a. a. O.)

Kälber und dgl. erſcheinen, — an Irrlichter („Tückbolde“), Seelen ungetaufter Kinder, die im Grabe keine Ruhe haben, an Waſſermänner (Nixen), — an Zwerge („Untereerdſchken“, „Dickköpfe), die am liebſten in alten Klöſtern und ſonſt verfallenen Gebäuden wohnen und ihre Wechſelbälge ſtatt der hübſchen Menſchenkinder hinlegen, — an den Alp (männlich) und die Mahre („Mahrt“ weiblich), Incubus und Succubus, (ſo geht die Sage von Manchem, der lange mit einer Mahre verheirathet geweſen, die dann plötzlich wieder verſchwunden) die „Mahrt auch als Marder gedacht, der den Schlafenden drückt.“ — an Menſchen, die ſich in Wehrwölfe verwandeln können, wenn ſie ſich einen Wolfsriemen umſchnallen, in dem die zwölf Himmelszeichen auf magiſche Art eingewirkt ſind, — an Verzauberung des Viehs durch „Bihlweiſen“, an Hexen, vor deren böſer Kunſt man ſich ſchützen könne, wenn man in der Nacht nach der Beerdigung einer Leiche ſich drei Hände voll Erde vom Grabe holt, an den Teufel u. ſ. w.

Nicht minder reich iſt das Gebiet des ſonſtigen aus der Heidenzeit ſtammenden uralten Volksglaubens (jetzt Aberglaubens) zum Theil in chriſtlicher Färbung und nicht ohne poetiſchen Hauch; ſo z. B. wer am Oſtermorgen früh aufſteht, einen Eimer mit Waſſer auf den Kopf ſetzt und ſo lang in das Waſſer ſieht, bis die Sonne aufgegangen, der kann das Oſterlamm deutlich ſehen, wie es herumhüpft; oder am Neujahrsmorgen geht man nackt in den Obſtgarten und klopft an jeden Baum mit dem Ruf: „Bäumchen wach auf, Neujahr iſt da“, ſo tragen ſie gut; es iſt theils Wahrſchauung und Sicherung mit nächſter Beziehung auf Arbeit in Ackerbau und Viehzucht, auf Haus, Hof und Familie; dann Heilungsglaube und Beſprechung. Auch im märkiſchen Feſtkalender fehlt dies urſprüngliche Element nicht, wie mannigfach auch die Gegenwart ihre friſchen Roſen darüber wachen läßt. Zu Weihnachten zieht, wie in den meiſten Gegenden Deutſchlands, ſo auch in der Altmark und in der Priegnitz, der heilige Chriſt mit ſeinem Kinderſchreck (hier heißt er Klas oder Klasbur) herum; eigenthümlich aber iſt um dieſe Zeit die Vermummung in der Grafſchaft Ruppin; da erſcheint in der dem Weihnachtsfeſt vorangehenden Woche ein Ritter auf einem Schimmel, nämlich ein Knecht, dem auf der Bruſt und auf dem Rücken ein Sieb feſtgebunden, ein weißes Linnen darüber gedeckt und vorn ein Pferdekopf befeſtigt wird, ſodann ein weißgekleideter und mit Bändern geſchmückter

Chriſtmann, der eine große Taſche trägt und endlich ein Gefolge, von Feien, (Knechte, die ſich als Weiber verkleidet und ihr Geſicht geſchwärzt haben); dieſe Sippſchaft zieht mit Muſik von Haus zu Haus, und zwar tritt zuerſt der Reiter ein und ſpringt über einen Stuhl, dann kommt der Chriſtmann, die Feien müſſen draußen bleiben. Hierauf ſtimmen die Mädchen ein Lied an, der Reiter wählt ſich dann eines aus ihrer Mitte und tanzt mit demſelben, während der Chriſtmann die Kinder auf die Probe ſtellt und entweder mit Pfefferkuchen belohnt oder mit Schlägen mittelſt des Aſchenſacks beſtraft; wenn beide wieder fort ſind, dringen die Feien ins Haus, ſpringen drin herum, ſchlagen die Kinder und kehren das Unterſte zu oberſt. Von Weihnachten bis Neujahr oder drei Königstag ziehen die ,,Sterndreher'' oder ,,Sternkuker'', Reimwünſche ſingend umher und ſammeln Gaben für ſich (auf dem Kieze bei Potsdam thun die Fiſcherknechte am Neujahrstage desgleichen). Zu Faſtnacht ſammeln die Knechte in der Altmark, mit Muſik von Hof zu Hof gehend und die Hausfrau, die Töchter, die Mädchen mit Birkenreiſern ſtäupend, Branntwein, Eier, Mettwurſt, das dann im Krug oder auf den Höfen der Reihe nach gemeinſchaftlich genoſſen wird; in der Mittelmark heißt dieſer Brauch ,,zampern'' oder ,,zempern'', in andern Orten auch ,,hänſeln'', wobei denn auch der bereits erwähnte Reiter auf dem Schimmel nicht fehlt; in Köpenik verſammeln ſich die Fiſcher des Kiezes und gehen unter Anführung von zweien, die mit Eishacken bewaffnet ſind, in den Häuſern umher, zwei andere tragen Fiſchketſcher, um die geſammelten Gaben darin aufzunehmen; im Hauſe angekommen, ſetzen die Anführer die Eishacken in den Balken oder die Flurdecke und ſingen nun ihre heiſchenden Reime; in Stralow kommt noch ein anderer Gebrauch dazu, am Sonntag vor Faſtnacht verſammeln ſich nämlich die Hofbeſitzer und looſen um die in drei Theile oder ,,Kawele'' getheilte Fiſcherei auf der Spree fürs nächſte Jahr, wobei die zwei Fiſcher, welche für das Kalenderjahr den Rummelsburger See befiſchen, als Unpartheiliche für die neun Uebrigen das Loos ziehen; am folgenden Tage verſammeln ſich dann Nachmittags die Knechte, von denen einer ein an einer Stange befeſtigtes, buntgeſchmücktes Schiffchen trägt und ziehen gleichfalls mit Geſang im Dorfe umher; das Lied ſchließt mit dem Wunſch:

,,Wir wünschen dem Herrn Wirth einen vergoldeten Tisch,
Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch,

Und in der Mitte eine Kanne voll Wein,
Das soll dem Herrn Wirth sein Fastelabend sein,
Wir wünschen Frau Wirthen zum Fastelabend
Einen jungen Sohn mit schwarzbraunem Haar.“

Am erſten Oſtertag pflegt man ſehr früh aufzuſtehen, um den Sonnenuntergang zu erwarten; die Sonne glaubt man, thue an dieſem Tage, indem ſie aufgehe, drei Freudenſprünge; da ſtehen nun die Mägde oft ſchon mitten in der Nacht auf, und holen im tiefen Schweigen aus Fluß, Bach, See oder Teich das Oſterwaſſer, dem man beſondere Heil- und Verſchönerungskraft zuſchreibt. Am Abend des erſten und zweiten Oſtertags werden an vielen Orten der Altmark, namentlich im Hans-Jochenwinkel, ſowie im Drömling, auf den Anhöhen die Oſterfeuer „Paſchfeuer“ entzündet, Theertonnen oder Bienenkörbe auf hohen Stangen, um welche man leichtentzündbare Gegenſtände, aber auch Knochen legt (früherhin brannten Scheiterhaufen), um die Feuer tanzen die jungen Burſche jauchzend, die Aſche wird geſammelt, weil man ihr heilende Kraft bei Viehkrankheiten beimißt (gerade wie auch in katholiſchen Ländern den Kohlen des Aſchermittwochfeuers, wenn „der Judas vor der Kirchthüre verbrannt wird“), auch glaubt man, daß alle Gegend, über welche ſich der Schein des Oſterfeuers verbreitet, in Jahresfriſt von Feuersbrunſt verſchont bleibe. Zu Oſtern ſpielt endlich auch der „Brautball“ eine Rolle; am Oſtertag oder am Sonntag Judica ziehen in der Gegend von Salzwedel, wo ſich dieſe Sitte am vollſtändigſten erhalten, die jungen Leute auf den Hof des im verfloſſenen Jahre verheiratheten Ehepaares und ſingen:

„Hie sind wi Junfern, alle,
Wi sing'n von Brautballe.
Will uns die Braut den Ball nich gewen,
So willn wi er den Mann ok nehmen.
Eier Mann, Eier ja.
N. N. mit seine Brut
Schmiett' uns dern Brautball brut.
So grot as een Zipoll (Zwiebel)
Den soll ji woll behollen.“

Hierauf ſingen ſie das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ aber — nach der Melodie des Deſſauer Marſches. Nun wirft die junge Frau einen Ball über das Dach des Thorweges und der junge

Mann zahlt einen Gulden oder Thaler, worauf das Volk den Geſang anſtimmt:

„Se hebben uns eine Verehrung gegewen,
Da lewe Gott lath se in Freeden leewen!
Dat Glück wahr Jahr ut un-d-ut,
Dat Unglück fahr tom Gäwel herrut.“

Der Ball wird dann am Oſtertag beim Ballſpiel ſo lange geſchlagen, bis er zertrümmert iſt, das Geld vertanzt und vertrunken. Auf dem Kalbeſchen Werder ſtecken die Jungen am Charfreitag oder am erſten Oſtertag das Haigras aus (die Brachweide); der älteſte und ſtärkſte von den „neuen Jungen“ (von denen, die im laufenden Jahre zum erſtenmal die Pferde hüten) pflanzt nämlich eine Tanne, der von jedem Zweige nur ein Theil genommen iſt, auf einem Hügel in der Nähe der Pfingſtweide und beſteckt die Aeſte mit Knochen, die Spitze aber mit einem Pferdeſchädel; das nennen ſie den „Knochengalgen“, und nun beginnen ſie den „Königslauf“, wer zuerſt das Ziel erreicht, heißt der „König“, der letzte „der lahme Zimmermann“, dem umwickeln ſie ein Bein mit Schienen und Baſt, geben ihm einen Stab in die Hand und führen ihn mit dem Spruch: „Wi hemm' Haigras uthſtecken, Timmermann hat ſick Hals und Been terbracken; wulln ſehn, as uns woll'n half Schock Eier wulln gewen“, von Hof zu Hof; aus den geſpendeten Eiern wird dann ein Kuchen gebacken, und jeder „neue Junge“ gibt einen Groſchen „Zaumgeld“, wofür Getränk gekauft wird.

Zu Pfingſten ſchmückt man die Häuſer innen und außen mit Maien und beſtreut die Wege mit Laub, Kalmus und Blumen. In einigen Örtern werden Pferde und Kühe am Pfingſtmorgen zum erſtenmal auf die Brachweide getrieben; welches Thier nun zuerſt dort ankommt, wird mit der „Dausleipe“ geſchmückt (einem Maibuſch) und der betreffende Junge erhält den Ehrentitel „Thauſchlepper“, das zuletzt ankommende heißt die „bunte Kuh“, oder das „bunte Pferd“ und der betreffende Junge „Pfingſtkääm,“ „Pfingſtkäärel“ wohl auch „bunter Junge“ (der dann vom Kopf bis zum Fuß mit Feldblumen behangen und vom Thauſchlepper unter Reimſprüchen von Hof zu Hof herumgeführt wird.) In den ehemaligen Wendendörfern bei Salzwedel, namentlich zu Seeben, bilden Knechte und Mägde von Tannenzweigen, Stroh und Heu eine große, menſchenähnliche Puppe, bekränzen ſie mit Feldblumen, befeſtigen ſie in aufrechtſitzender Stellung auf der ,,bunten Kuh'', ſtecken ihr eine, aus Ellernholz geſchnitzte Pfeife in den Mund, und führen die Kuh ins Dorf, in welchem der Eingang nur auf einer Seite iſt und die Höfe im Kreiſe liegen; der Ausgang wird nun geſperrt, ebenſo jeder Zugang zu allen Höfen, und jeder jagt nun die Kuh von ſeinem Hauſe fort, bis endlich die Puppe herabfällt und der Eigenthümer der bunten Kuh ſeinen Stall öffnet. An andern Orten geht zu Pfingſten die ,,Bammel'' herum (einer der größten Burſche trägt eine lange mit Blumen und Bändern geſchmückte Stange, die übrigen ziehen mit und ſammeln Eier ein), wieder an andern Orten der ,,Pfingſtkääm'', ein in Laub und Blumen gehüllter Knabe (in Markgraf-Pieske heißt er ,,das Kauderneſt''), zuweilen von zwei andern geführt, welche die ,,Hundebröſel'' heißen, und Reime ſingend, Gaben fordern; in den Dörfern am Drömling ziehen neben den Jungen mit dem Pfingſtkääm auch die Mädchen mit der ,,Maibruut'' herum, welche wie eine Braut mit Bändern, insbeſondere mit dem bis zur Erde herabwallenden Brautband, und mit einem großen Blumenſtrauß auf dem Kopfe geſchmückt iſt. Zu den Freuden des Pfingſtfeſtes gehört dann auch das Wettreiten; in den ſogenannten zwölf Dörfern nördlich von Salzwedel, in der Gegend von Lenzen, von Perleberg bis in's Mecklenburgiſche hinein, in Jederitz im Havellande, wird nach einem an einer Stange aufgehängten, reich mit Bändern geſchmückten Kranz geritten; wer ihn beide male herunterreißt, wird König und erhält als Preis ein ſeidnes Tuch, das die Mägde gekauft haben. In Niederfinow und Liepe tragen die Knechte am zweiten Pfingſttag, ſingend und Gaben fordernd, den Gänſeaar auf einem an einer langen Stange befeſtigten Kreuz herum. Am zweiten und dritten Feiertage wird überall auf den Dörfern getanzt und das ,,Pfingſtbier'' getrunken, das die Knechte und Jungen bezahlen, wogegen die Mädchen die Muſik. Am Sonntag vor Johannis ziehn die Bauern im Dorfe Belling bei Paſewalk früh Morgens aus dem Dorfe und ſchaaren ſich in zwei Ketten, die Knechte zu Pferd, die Herren zu Fuß, und nun gibts einen Kampf, wobei meiſt die Knechte ſiegen, und nach deſſen Beendigung Scheibenſchießen folgt; der Johannistag ſelbſt wird als Feiertag begangen und an demſelben ſammelt man heilſame Kräuter (man glaubt, daß ſie nur an dieſem Tag gepflückt gehörige Wirkung thun, manche wie Rainfarrn, der unſichtbar macht, werden ſtillſchweigend in der Mitternachtsſtunde gegraben, ebenſo auch die Glücksruthe von einem Haſelſtrauch geſchnitten). Am Bartholomäustage findet zu Stralow bei Berlin das weitbekannte Volksfeſt „der Fiſchzug" ſtatt, welches damit beginnt, daß die Fiſcher am frühen Morgen mit Muſik ausziehen und fünf Züge mit dem großen Garn thun, deren Ertrag hauptſächlich für den Prediger des Dorfes beſtimmt iſt.

Eigenthümlich und mannigfaltig ſind auch die märkiſchen Ärntegebräuche. Da kommt der Name „Vergodendeel" vor, deſſen Urſprung Kuhn *) auf die vorchriſtliche Zeit deutſchen Volksthums zurückführt, daß das Wort als Frò Goden Deel, als der Antheil des Wodan zu faſſen iſt. In der Gegend des ehemaligen Kloſters Diesdorf läßt man während der ganzen Roggenärnte auf jedem Ackerſtück ein Büſchel Ähren ſtehen, den „Vergodendeels Struuß", zu welchem man dann, wenn alles abgemäht iſt, mit Muſik hinauszieht, um ihn mit einem bunten Band zu umbinden, drüber zu ſpringen und drum zu tanzen, bis ihn der Vormäher mit der Senſe durchſchneidet und zu den übrigen Garben wirft; ſind ſo alle gemäht, dann zieht man unter dem Geſang: „Nun danket alle Gott" ins Dorf zurück und ſagt von Hof zu Hof den fordernden und dankenden Ärnteſpruch in Reimen; Tanz beſchließt das Feſt, jedes Jahr auf einem andern Hofe. In der Priegnitz bildet man aus den nach vollbrachter Einfahrung ſämmtlicher Roggen ſtehen gelaſſenen Garben eine männliche Geſtalt, ſchmückt ſie, umtanzt ſie und führt ſie auf einem mit Laub und Blumen gezierten vierſpännigen Wagen mit Muſik und Gejauchze ins Dorf heim. In der Mittelmark ſtellen ſich, wenn die letzten Garben gebunden werden ſollen, die Binderinnen in zwei Reihen gegenüber und binden auf ein gegebenes Zeichen um die Wette; welche zuletzt fertig wird, darf für den Spott nicht ſorgen; aus ihrer Garbe wird dann die Geſtalt eines Mannes gebildet, der ſogenannte „Alte", den ſie in's Dorf tragen muß, wo man um ſie und den Alten einen Kreis bildet und tanzt; den Alten bringt man dann dem Gutsherrn. „Seckelbier" heißt das Feſt der Kranzbringung nach der Ärnte; der Ärntekranz wird von der feſtlich gekleideten Menge, die Mädchen mit den bebänderten Harken vorauf, die Männer mit den Senſen hinterher, zum Dorf hinausgetragen und dort „abgetanzt", worauf man ihn nach

---

*) a. a. O. VI. und VII.

dem Herrenhof oder dem Amt bringt und ihn dort aufhängt, aber vorher die Herrſchaft mit den Bändern deſſelben bindet, die Binderin ſagt dabei den Ärnteſpruch und die Herrſchaft löſt ſich durch ein kleines Geſchenk.

Ein intereſſanter alter Rechtsbrauch iſt der „Gränzbezug" zu Köpenik, der alle zwei Jahre im Sommer gefeiert wird. *) „Der Magiſtrat und die Stadtverordneten verſammeln ſich früh Morgens und fahren auf einem Fahrzeuge, das die Kiezer Fiſcher (Nachbarn genannt) ſtellen müſſen, nach der oberhalb des Müggelſees an der Klödenick (einem alten Spreearm) gelegenen Philippshütte. Hier findet ſich auch der Schulze des Kiezes ein, und jetzt zieht man in großen Zügen, Muſik vorauf, von einem Gränzhügel zum andern; am letzten angekommen, müſſen diejenigen, welche ſeit dem letzten Gränzbezuge Bürger geworden, ſich über den Hügel bücken und erhalten von dem Schulzen des Kiezes mit einer Peitſche ſechs Schläge, und zwar den erſten für den König, den zweiten für den Magiſtrat, den dritten für die Stadtverordneten, den vierten für die Bürgerſchaft, den fünften für die Nachbarſchaft, den ſechſten thut der Schulze für ſich. Dieſer, ſo wie die Kiezer haben dafür die Verpflichtung, die Anweſenden mit Fiſchen und einer Tonne Bier zu bewirthen, nachher wird draußen getanzt und erſt ſpät Abends heimgekehrt." — Am Vorabend des Martinstages ziehen in einigen Gegenden der Altmark die Kinder, eine Gabe heiſchend, von Haus zu Haus und ſingen folgendes Lied: **)

„Märtens, Märtens Vöägelken,
Met dien vergülden Flöägelken,
Fleeg so wiet, bet an de Siet,
Doa kamm de groote Märtin,
Schlacht 'n groot fett Schwien,
Doa kamm de groote Joakob
Fratt all mit 'n moal up.
Kloppen, kloppen Ringelken,
Hier stoahn poar arme Kinnerken,
Geewft se wat un loat se goahn
Dät se hüt noch wiet er koam

---

*) Gleichfalls aus Kuhn (a. a. O.)

**) Firmenich „Germaniens Völkerſtimmen." S. 139.

Bet vör Noabers Döär,
Noabers Döär is nich wiet,
Appel un Bär'n sind all riep,
De Nöät de mag ick gärn.“

Der Pommer und der Rüge.

Wo die Oſtſee ihre Wellen an die Dünen wirft, rauſcht es dir nicht wie der Wellenſchlag der Geſchichte, denkſt du nicht in heiligen Schauern an die Urzeit, als ſich die germaniſchen Völkerwogen ſtolz bäumend und mächtigen Schwalles heranwälzten, und gehen dir nicht in der Seele wie Geiſterſtimmen all die geheimnißvollen Kunden auf, die bis an das Ohr jenes großen Römers gedrungen? Wie viel Wechſel und Wandel der Menſchengattungen, nicht anders denn Welle auf Welle gedrängt, und aus all dem Stürzen und Überfluthen taucht doch die alte Art, die unverwüſtliche auf, und, wie aus den Tiefen der Bernſtein am Strande liegt, klar und goldig und an und für ſich ſchon Schmuck und Luſt des Auges, ſo ſteht der germaniſche Menſch an der Oſtſee, ſo ſiehſt du ihn, um nur ein paar Namen zu nennen, im alten Nettelbeck und im alten Arndt, voll feſten deutſchen Bürger- und Mannesſinns.

Von den heidniſchen Bewohnern Pommerns ſagt der brave Kantzow *), ſelbſt ein Pommer, daß ,,ſie ſelten ſeint von frembden hern bezwungen worden,'' und daß ,,ſelten frembde lewte zu ynen khomen, darvon ſie beſſer ſitten geleret, — dannoch wan ſunſt ymands mit yrem gutem willen oder auff gutte zuverſicht zu ynen gekhomen, ſo haben ſie denſelben nach yrer art ſehr hoch geehret, und yme mitgetheilt alles, was ſie gehapt, und wan ſie nicht mehr gehapt und der gaſt lenger geblieben iſt, ſeint ſie zum nehiſten nachparn gezogen, und haben mit dem ferner geſlemmet und ſo vordhan abermal zum nehiſten, bis das der gaſt hat wollen ziehen.'' Zugegeben wird dann, ſeit das Volk deutſch und ſächſiſch geworden, wär es auch viel höflicher und frommer geworden, gleichwohl aber iſt von deſſen Derbheit noch die Rede, und nicht weniger von ſeiner Fräßigkeit„ wie es gar zu zähriſch ſei, der gemeine Mann faul und

---

*) Ausgabe von Böhmer. (Stettin 1835) Anhang. Nr. 2. Seite 284 u. ff.

unnährig, und ein groß Gelüſt vorhanden, ſich mit Kleidung und Geſchmack zu übernehmen. Was aber der wackre Alte ſonſt von dieſem Geſchlecht ſagt, daß es ein großes, wohl erwachſenes, ſtarkes und männlichen Gemüthes ſei, trägen Zorns, drum es auch nicht leichtlich Krieg anfange, aber gerüſtet und geſchickt zu Krieg, beides zu Waſſer und zu Land, unerſchrocken und heftig, wann es vonnöthen thut, ſich der Feinde zu erwehren, dabei ein gutherziges, aufrichtiges, treues und verſchwiegenes Volk, das die Lügen und Schmeichelworte haßt, ſich unter einander gern zu Gaſt bittet und nach ſeiner Art und Vermögen einem gern gütlich thut, — das gilt auch heute noch zu Ehren; und wohl iſt's ein gutes Zeichen, wenn ſich Volksthümlichkeit ſo lange Jahre und Geſchicke hindurch in den beſten Grundſtoffen erhalten hat, und nur was dran minder löblich abgeſtreift und verloren hat. Proben der pommerſchen Mundarten: *) Volkslied (vorpommerſch):

„Kinder, för dat Publikum
Latet true Wünsche hören,
Floreat commercium!
Denn dat bringt to Glück un Ehren;
Ja, förwaar, vör allen Dingen
Moot det Koopmanns Gott gelingen,
Süst geiht oalles scheep un krumm.
Kommt, ji Schipper von de Swien!
Moakt den wackern Koopmann rieker,
Kommt, versorgt uns hübsch mit Wien,
Füllt de Kasten, Keller, Spieker,
Bringt ock Kaffee unsern Wievern,
Süsten müchten se sich ievern,
Un uns Knaster, Knaster, de recht fien."

Im Binnenland Hinterpommerns: „Voate Hähnk was flietg, ſyn Fru, dat Haun was ful. Sei mauck ſick niſcht to goade, un ſchafft ſick niſcht, as wat ſei upatt u. ſ. w." In dem hinterpommerſchen Küſtenland.

„Myn Voate heit Haus Voagelsnest
Hei was Bur in Pomölle,
Hei was 'n Moal up Reise west,
Un künn un wat vertelle:
Hei säd eis tau mi: Dscho wo Jung',

---

*) Firmenich „Germaniens Völkerſtimmen" S. 84. 91. 93.

Du musst dy wat versöcke,
Du bliwst my süss oakroat so dumm
As Eicke un as Böcke u. s. w.“

Die alten Rügier ſchildert Kantzow als ein ,,ſehr zenkiſch und mordiſch Volk'', es würden ,,im ganzen Land zu Pommern kein Jahr ſo viel vom Adel und andere erſchlagen, als allein in dieſer kleinen Inſel '' Das mag ſein, aber gar hell leuchtet auch die trutzige Mannhaftigkeit des Geſchlechts aus der folgenden Schilderung: ,,Wo die Rhugianer gehen oder reiſen, haben ſie einen Schweinſpieß und einen Reutling (Meſſer) an der Seite; wenn ſie zur Kirchen gehen, ſetzen ſie die Spieße vor die Kirchenthüre, einestheils nehmen ſie die in die Kirchen mit, und ſollen ſie bisweilen, wenn ſie aus der Kirche gehen, oft ein Lärmen erheben. Gehen ſie zur Kirchen, ſo ſeint ſie gewappnet, gehen ſie zur Hochzeit, ſo ſeint ſie gewappnet, bringen ſie einen Todten zu Grabe, ſo ſeint ſie gewappnet, und in Summa, man findet ſie nirgends, ſie haben ihre Wehre bei ſich.'' ,,Wann einer von ihnen ſagt: ,,dat walde Got un en kolt Iſen'', ſo mag man ihm wol auf die Fäuſte ſehen und nicht auf's Maul, denn er iſt bald an einen.'' Und wenn Kantzow ferner klagt, ,,es gibt auch dies Volk ſo viel Rechtgans als das halbe Land zu Pommern; denn alle Sonnabend hält der Landvogt ſammt den Elteſten vom Adel des ganzen Landes zu Bergen Gericht, da hat er von früh Morgens bis ſchier an den Abend genug zu thu'n,'' — ſo iſt das dagegen auch ein Wort, das ſich hören läßt: ,,Es iſt kein Edelmann oder Bauer im Land ſo ſchlecht, daß er ſein Wort nicht ſelbſt redete und daß er nicht ihr gewöhnlich Landrecht wiſſen ſollte; und aus ſolcher Vermeſſenheit will Einer dem Andern in nichts weichen.“ Wollte Gott, daß man es von jedem Deutſchen heut ſagen könnte: er kenne ſein Recht und wehre ſich drum. Wie Kantzow ſie geſchildert, ſo ſind die rügiſchen Bauern noch heute,*) das nicht allzuhohe, noch ſchön gebaute, aber breitſchultrige und kraftvolle Geſchlecht mit ſcharf ausgeprägten Zügen, blauen Augen und hellem Haar, hartnäckig, das zu behaupten und durchzufechten, was jeder für ſein Recht hält, bei allem bedächtigen Ernſt doch leicht im Zorn aufbrauſend, wenig geneigt, ſich von Höheren was gefallen zu laſſen, dabei emſig in Land- und Seemannsarbeit, am alten Volksglauben noch mit großer Anhänglichkeit haftend, von der neueren Kultur weniger berührt, ja ſogar nicht ohne Mißtrauen und Abneigung dagegen. Es ſind aber die rügiſchen Bauern, nach langer unſäglich bittrer Leibeigenſchaft, die hauptſächlich vom 16. Jahrhundert ab immer mehr ſtatt des früheren freien und glücklichen Zuſtandes aufgekommen iſt, von deren Gräueln man in Ernſt Moriz Arndts „Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen"*) leſen muß, erſt im Jahre 1810 durchweg freie Männer geworden, als dem Zeitpunkte, von welchem der Schwedenkönig Guſtav Adolf, der 1806 die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen aufhob, die Umzugszeit der vormaligen Leibeigenen beginnen ließ. Je nach ihren Beſitzungen und ökonomiſchen Verhältniſſen heißen ſie Doppelhüfner, Vollbauern, Halbbauern, Koſſaten oder Käther, diejenigen, welche gar keine Äcker oder eigenen Behauſungen haben, Einlieger, Inſten, Inſtleute.

---

*) S. (außer Zöllner und Indigena) Grumbke Darſtellungen der Inſel Rügen (2. Bde. Berlin 1819).

Am eigenthümlichſten ſind die Hiddenſeer, faſt alle blauäugig, blond, von gelblicher geſunder Geſichtsfarbe, viele lang und ſchlank von Statur, Fiſcher und Seeleute, daher ihre Tracht aus ſelbſtgefertigtem Warp und Zigöth eine ſeemänniſche, wenig wohlhabend, nicht frei von Habſucht und Eigennutz, mit vorherrſchender, tiefwurzelnder Heimathliebe, — ferner die ziemlich iſolirten Ummanzer, unter denen auch viele lange anſehnliche Geſtalten kräftigen Körperbaus, Ackerbauer, Viehzüchter und Fiſcher, — endlich die Mönchguter, und in dieſen hat ſich das meiſte Charakteriſtiſche erhalten, ſowohl was die Mundart, als was Sitten, Bräuche, Lebensart, Denk- und Handlungsweiſe und Tracht betrifft. Unter den Männern ragen viele große breitſchultrige Geſtalten hervor, auch die Frauen ſind von Statur nicht klein, manche Geſichter auffallend durch ſtarke Züge, gebogene Naſen, gelbliche, mitunter friſche Farbe; ein unverdroſſen fleißiges, frommes, mildthätiges, friedfertiges, dabei derbes, feſt am Alten hängendes, gegen Fremde mißtrauiſches, unter ſich ſelber aber wahrhaft verbrüdertes Geſchlecht geborner Seeleute, das ſich gleichwohl in ſtarker Heimathliebe auf ſeinem Fleck Erde abſchließt, — ſo gehen die Mönchguter ſtattlich einher in ihrer unverändert von altersher beibehaltenen Bauerntracht. Die Männer tragen meiſtens weite ſchwarze Jacken mit Knöpfen von Kokusnußſchale oder ſchwarzem Horn, aus einem ſelbſtgewebten Zeuge „Dreiling“ (Drill, Drillich), zwei Paar Hoſen übereinander, und darüber wieder ſehr weite weißlinnene Fiſcherhoſen, die bis auf die Waden herab reichen, und wie ein Schurz um die Beine flattern (bei feierlichen Gelegenheiten ſind auch Überhoſen ſchwarz), im Sommer und zur Ärntezeit auch weißlinnene Jacken und bei der Feldarbeit noch ein weißlinnenes Überhemd über der andern Kleidung, braun- oder ſchwarzwollene Strümpfe und Schuhe mit „Senkeln“ (ledernen Riemen) gebunden, endlich einen runden Hut mit breitem niederhängenden Rand. Viel eigenthümlicher iſt die weibliche Tracht. Den Kopf bedeckt ein weißleinenes Mützchen, drüber eine ſchwarze kegelförmig zulaufende, dick mit Wolle gefütterte Mütze, welche tief auf die Stirn herab reicht, und zugleich das Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Ehefrauen und Jungfrauen bietet (die erſteren tragen nämlich ein von vorn nach hinten über die Mützenſpitze hinlaufendes breites ſchwarzſeidnes Band), auf dieſer Kegelmütze ſitzt nun noch ein Strohhut; das Hemd hat keine Ärmel, drüber aber tragen ſie ein kurzes Überhemde mit Ärmeln von etwas feinerer Leinwand; der Bruſtlatz iſt gewöhnlich von ſelbſtgefertigtem buntgeſtreiftem Wollenzeug, oben mit einem blauen oder grünen breitem Band beſetzt und mit gleichfarbigem ſchmalem kreuzweiſe zugeſchnürt, zum Putz aber von rothem Seidenzeug mit breiten Gold- oder Silberſpitzen beſetzt, doch iſt der Bruſtlatz bei feierlichen Gelegenheiten nie ſichtbar; die Braut trägt (außer dem beſondern Abzeichen einer blauleinenen Schürze mit blauen Bändern) einen eigenen bunten und ſchimmernden Hochzeitslatz vor der Bruſt, der über dem zuſammengehakten Kamiſol an ſeinen vier Ecken befeſtigt iſt; das bunte Buſentuch liegt, wenn der Staatslatz angethan wird, unter einem dichten, weißen, geſtreiften Tuche, muß aber am Halſe doch ein wenig ſichtbar ſein; hierüber wird dann ein ſchwarzes Kamiſol oder die oben herum mit breitem ſchwarzſeidenem Band beſetzte Jope ganz über die Bruſt zugehakt und die weiße geſtärkte Schürze drüber gebunden, bei der Abendmahlsfeier, bei Trauungen und beim Gevatterſtand trägt die Mönchguterin („Mönnichgauderin“) ſtets eine ſchwarzwollene, mit ſchwarzen Seidenbändern beſetzte Schürze; den feierlichen Anzug vollendet ein faltenreiches, aber ärmelloſes und nur bis zum Ende der Taille reichendes, mit ſchwarzen Atlasbändern mehremale beſetztes ſchwarzes Mäntelchen. Um den Leib läuft am ſchwarzen Mieder ein dicker mit Heede ausgeſtopfter Wulſt von Leinwand, welcher den vielgefalteten ſchwarzen Rock trägt und vom Leib abſtehen macht; die Strümpfe ſind hochroth oder blau, die Schuhe plump, mit hohen Abſätzen, mit ledernen Riemen gebunden. Die Trauerkleidung zeichnet ſich dadurch aus, daß die Strümpfe ſchwarz ſind, und über die Mütze ein geſteiftes weißes Tuch gezogen, im Nacken aber mit vielen Falten zuſammengeſteckt wird; zwei Enden deſſelben, die im Kreuz mit ſchwarzer Seide benäht ſind, liegen in der Figur eines Fächers auf dem Rücken, dabei iſt noch ein bunt ausgenähter Streif von dichter, feiner, weißer, geſteifter und geplätteter Leinewand bemerkbar, der vor der ſchwarzen Mütze vorſteht und das Geſicht ſo umſchließt, daß nichts vom Haupthaar ſichtbar iſt. Grümbke, dem ich die vorſtehende Schilderung der Mönchguter Volkstracht entlehnte, muthmaßt, daß ihre Steifheit und für gewiſſe Fälle genau abgemeſſene Beſtimmtheit der Formen, oder wenigſtens die ſchwarze Farbe den Einwohnern in Jahrhunderten, als das Land noch mönchiſches Beſitzthum war, vorgeſchrieben worden.

---

*) Berlin 1803. Hiezu: Arndt's Geſchichte der Veränderung der bäuerlichen und herrſchaftlichen Verhältniſſe in dem vormaligen Schwediſchen Pommern und Rügen vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1816 (Berlin 1817).

Das hochgewachſene Geſchlecht wohnt in meiſtentheils engen und ſehr niedrigen „Dünſen“ (ſo heißen die Wohnſtuben der Mönchgutiſchen Dorfkathen); nicht ſelten kann ein Erwachſener nur kaum zwiſchen den Balken aufrecht ſtehen; der Boden iſt ſelten gedielt, meiſt von Lehm, der ohnehin beſchränkte Raum durch das hochgepolſterte Ehebett, zu deſſen Füßen die Bettſtellen der Kinder befeſtigt ſind, durch den Milchſchrank, den Eßtiſch, die Bänke, den altväterlichen Webſtuhl noch mehr verengt. Als Wahrzeichen des Hauſes dient das beſtimmte Handzeichen des Beſitzers, das er auch ſtatt der Namensunterſchrift und als Marke für Geräthſchaften, Säcke, Leinwand u. ſ. w. zu gebrauchen pflegt; bald iſt's die Form eines Kreuzes, bald eines Spatens, eines Dreiecks, eines Ankers, Ringes, einer Vogelklaue und dergleichen.

Nun einen Blick auf Bräuche, Sitten und Volksglauben in Pommern*) und Rügen. Zunächſt fällt in Pommern kaſſubiſches Weſen auf. Die Kaſſuben halten ihre Hochzeiten immer an Wochentagen, worauf das junge Ehepaar an dem darauf folgenden Sonntag ſeinen Kirchgang hält; bis dahin darf die junge Frau ihre Ältern nicht beſuchen (ſonſt würde ſie kein Glück in der Ehe haben); die Wöchnerin muß, wenn ſie ihren Kirchgang hält, während des Geſanges ihr Kind auf den Arm nehmen und mit demſelben, von allen ledigen und verheiratheten Bekanntinnen gefolgt, dreimal um den Altar gehen, ein Opfer drauf legen und dann vor demſelben niederknieen, um vom Prieſter, der dem Kinde die Hände auflegt, feierlich eingeſegnet zu werden; ſtirbt ſie im Kindbett, ſo wird ihre Leiche, gefolgt vom ganzen Trauerzug, vor der Beerdigung um die Kirche getragen, und jemand aus dem Gefolge ſteckt heimlich ein Geldſtück als Opfer in eine Mauerſpalte der Kirche, damit die Seele Ruhe habe. Dem Todten gibt bei den Kaſſuben jeder Anverwandte etwas in den Sarg mit, einige Haare vom Kopf, ein Läppchen von ſeinem Rock, vom Hemd, vom Halstuch, ja zuweilen ſogar ein Fläſchchen mit Branntwein. In Hinterpommern, beſonders in der Gegend von Köslin, muß das Hochzeitshaus feſt verſchloſſen ſein, wenn der Brautzug von der Kirche dahin zurückkommt, und darf erſt nach einer Weile geöffnet werden, worauf einer mit einem Laib Brot und einem Krug Bier vor die Thüre heraus tritt; aus dem Brot muß nun zuerſt die Braut, dann der Bräutigam, dann von den Andern der Reihe nach jeder ein Stück herausbeißen; dieſe ausgebiſſenen Stücke aber werden nicht gegeſſen, ſondern den Brautleuten gegeben, die ſie aufheben (das Aufheben des Brotanſchnitts beim Hochzeitsmahl iſt mehrorts alter deutſcher Brauch, ſo in Schleſien); in manchen Gegenden Pommerns koſtet die Braut, bevor man ſich zum Hochzeitsmahle niederſetzt, am Herd von allen Gerichten aus Töpfen und Keſſeln; bei Tiſche ſitzen beide Geſchlechter geſondert zum Mahl, der Bräutigam und die Männer in der Stube, die Braut und die Frauenzimmer im Hausflur; vor der Braut ſowohl als vor dem Bräutigam ſteht ein dreiarmiger hölzerner Leuchter mit drei brennenden Lichtern, welche weder geputzt noch ausgelöſcht werden dürfen, ſondern von ſelbſt erlöſchen müſſen. In faſt ganz Vorpommern verlobt man ſich nicht mit Ringen, ſondern mit Geſangbüchern; in Pommern überhaupt glaubt man, daß bei Verheirathung von Wittleuten der verſtorbene Ehetheil, der etwas gegen die zweite Heirath hat, während der Trauung, freilich nur Sonntagskindern ſichtbar, um den Trautiſch gehe, was dann der neuen Ehe nichts Gutes bedeute. Auf Rügen kennt man zweierlei Art von Hochzeiten, freie, welche die Herrſchaft ausrichtet, und die ſind meiſt mit der „Ärnte-Collation“ verbunden; und ſolche, welche die Brautältern ſelbſt ausrichten, wenn ſie „ihre Töchter ausgeben“; die waren früherhin viel ſtattlicher als jetzt, als noch die Sitte galt, daß der Hochzeitbitter, auf buntſcheckig ausſtaffirtem Pferd umherreitend, mit Reimſprüchen die Gäſte lud; beſondere Sitte iſt dabei noch das Kroneabtanzen nach Mitternacht, ein wahrer Kampf zwiſchen den Ledigen und den Verheiratheten, in dem die letzteren ſiegen, die Braut vom Tanzplatz fortbringen, ihr den Kranz abnehmen und die Frauenmütze aufſetzen. Bei den Wittowern ſitzt der Bräutigam beim Hochzeitmahl unter den Frauen an einem beſondern Tiſch, die Braut an der Brauttafel, aber unter den Männern; der Hausherr, welcher die Hochzeit ausrichtet, erhält beim Mahl ein von den Brautjungfern angefertigtes „Brautfaß,“ welches entweder eine aus Buchs- oder Tannenzweigen geflochtene, mit vergoldeten Äpfeln, bunten Fahnen und dergleichen verzierte und mit einem Ei, einem Huhn und einem kleinen Ehbett ausſtaffirte Krone vorſtellt, in deren Mitte eine Wiege angebracht, ſowie ſich in ihrem inneren hohlen Raum ein mit Semmelbrot und Obſt bedeckter Zinnteller befindet, — oder aber auch ein ſegelfertiges Schiff; jedenfalls iſt das Brautfaß mit vielen Lichtern beſteckt; dargebracht wird es von dem feſtlich geputzten „Brutdiener“, welcher den linken Arm mit einem kattunenen oder ſeidnen Tuch, das ihm die Braut geſchenkt, umwunden hat, und ſeinen Reimſpruch dazu vorbringt; bei jedem Gericht, das aufgetragen wird, läßt er gleichfalls ſeine Reime nicht fehlen, eben ſo wenig, wenn er, bei eingebrochener Dämmerung das erſte Licht bringt und vor die Braut hinſtellt, dann, wenn er am Ende des Mahls, mit vorgebundener Schürze, einen Teller mit Salz und einen glimmenden Lappen haltend, um eine Beiſteuer für die Köchin bittet, und endlich, wenn er das Zeichen zum Aufſtehn gibt. Die Mönchguter heirathen ſeit alten Zeiten am liebſten unter einander; die Jungfer oder Wittwe aber hat das Recht, wenn ſie eine „Erbe“ beſitzt, den Mann, der ihr gefällt, durch einen Freiwerber, meiſt einen Verwandten oder Pathen, anzuſprechen, da heißt's: „ſie ſtellt na dem und dem ut.“ Da ſind nun auf Mönchgut folgende Bräuche. Eigne Hochzeitbitter laden die Verwandten und Freunde von Braut und Bräutigam Namens derſelben beſonders und für jeden Theil ein, und jeder Theil trägt zu den Koſten des Hochzeitsmahls ſo viel bei, als er Gäſte geladen hat. Die Gäſte verſammeln ſich dann am Hochzeitstage je vor dem Hauſe des einladenden Theils, und ſo geht's zur Kirche in zwei Zügen, die ſich erſt auf dem Kirchhofe vereinigen, wo ſich auch die Brautleute zuerſt begrüßen. Nach der Trauung gehen die Männer nach dem Hochzeitshauſe, die Braut aber kehrt mit ihren Brautjungfern und den übrigen Frauen in einem andern Hauſe, dem „Warmbiershauſe", ein, wo ihr eine der Frauen einen Topf Warmbiers mit folgendem Spruch überreicht:

---

*) Vergleiche Temme, „die Volksſagen von Pommern und Rügen“ (Berlin 1840).

„Gauden Abend, mine lewe Junfer Braut!
Hier bring ick die enen warmen Pott,
Darut trink mit dem lewen Gott,
Trink du mit alle diene Fründ,
Bett gi ju im Himmel wedder findt."

Gegen Abend hören die Frauen vor der Thüre des Warmbierhauſes einen Piſtolenknall und alsbald tritt der „Schenker" (ein Brautdiener) herein, und bringt ihnen ein „Krooß" (Kanne Bier) mit folgendem Spruch:

„Na, gauden Abend! Hier
Bring ick ene Kanne Bier,
As de Tappe tappet het, (als der Zapfer gezapft hat)
As de Schenker gaaten hat, (als der Schenker eingegossen hat)
Nich vör'm Hunger,
Nich vör'm Kummer,
Gaud vörm Döst,
Gaud vörm Frost,
Ut schall't siehn!"

Nachdem nun, dieſer Aufforderung zufolge, die Kanne geleert worden, begibt ſich der Zug der Frauen mit der Braut zu dem eigentlichen Hochzeitshauſe, wo die andern Gäſte harren und der „Troß" (Truchſeß, ein anderer Brautdiener) die Aufwartung beim Hochzeitsmahle beſorgt; wenn er die erſte Schüſſel, ein Reisgericht, aufträgt, bindet ihm die Braut ein weißes Tuch als Geſchenk um den Arm. Man trinkt Wolgaſter Bier und Branntwein; zum Beſchluß wird eine große Kanne umgereicht und darin für die Köchin und Schaffnerin geſammelt. Drauf wird die Nacht hindurch getanzt, am folgenden Morgen aber vor der Brautkammer ein chriſtlicher Morgengeſang angeſtimmt, worauf das junge Ehepaar die Gäſte zum Abſchied mit Weißbrot, Stollen und Branntwein bewirthet.

Das Arntefeſt wird auf Rügen meiſt im Oktober, zuweilen auch erſt ſpät im November gefeiert. Es iſt entweder bloß „Bindelgrütze“, bloß Schmaus (wobei Reis in Milch gekocht gegeſſen wird) ohne Muſik und Tanz, oder „Streichelbier“, wobei getanzt wird, oder „Ahrenkollaatſch“ (Ärnte-Collation), und das iſt denn das allerſtattlichſte. Das beginnt damit, daß dem Haus- und Brotherrn in Beiſein aller eingeladenen Gäſte der große reichgeſchmückte Ärntekranz mit Sang und Klang ins Haus gebracht wird, wozu denn die Kranz-Jungfer den Reimſpruch ſagt; darauf beginnt der Hausherr und ſeine Frau den Tanz, indem ſie den Kranz in der Hand halten und dann an die Gäſte geben.

Ein eigenthümliches, noch aus der alten heidniſchen Wendenzeit herrührendes Volksfeſt iſt das Tonnenabſchlagen auf dem Darß, alljährlich meiſt zu Johannis; da halten die ledigen Burſchen, buntgeſchmückt, ein Wettreiten, wobei es gilt, eine zwiſchen zwei Pfählen aufgehangene, mit Birkenzweigen umwundene Pech- oder Theertonne, im Galopp durchſprengend, mit einem Knittel zu erreichen und zu zertrümmern; wer das letzte Stück von der Tonne abſchlägt, wird Tonnenkönig und muß nun ſo eilig als er kann den Krug vor den übrigen Tonnenreitern zu gewinnen ſuchen, denn, gelingt ihm dies nicht, ſo muß er die ganze Geſellſchaft freihalten; der Krug iſt von außen und innen mit Birkenzweigen und Schiffsflaggen geſchmückt, der König wählt ſich eine Königin, und nun wird die ganze Nacht hindurch mit heller Luſt gezecht und getanzt.

Außerſt charakteriſtiſch ſind die Schiffer-Bräuche und Meinungen; da gibt ſich der tiefe poetiſche Sinn des Volks kund, der ſich auch in den Sagen von den verſunkenen Städten ausſpricht. Dem lebt Wind und Welle als geheimnißvolle Perſönlichkeit, mit welcher der Menſch in Bund treten, die er locken und werben, aber auch erzürnen kann. Durch Pfeifen locken und verſtärken ſie den Wind*). „Man darf daher ja nicht an Bord pfeifen, wenn Sturm iſt, ſonſt wird dieſer dadurch immer ſtärker; bei ſchwachem Wind aber oder bei einer Windſtille iſt es ſehr gut, wenn man in einem lockenden Tone pfeift; weil man aber doch nicht wiſſen kann, ob der Wind dadurch nicht gar zu ſtark werden möchte, muß man zwiſchen dem Pfeifen dem Winde einige Schmeichelworte zuſprechen, z. B. „kumm, old Bröderken,“ oder „kumm, olle Junge!“ Ältere Schiffer brauchen gar nicht einmal zu pfeifen, um den Wind zu locken; ſie ſind mit ihm ſchon bekannter und brauchen ſich nur an's Steuer zu ſtellen und einigemale zu rufen: „Kuhl up, oll Vader, kuhl up, kuhl up!“ binnen einer Viertelſtunde kommt dann gewiß der gewünſchte Wind; ſie dürfen aber nur halblaut und in einem ſchmeichelnden, vertraulichen Tone rufen, denn ſonſt möchte er doch etwas zu gewaltig kommen. Iſt der Wind gut, ſo muß man ja nicht von ihm reden, denn das kann er nicht vertragen, und er ſchlägt um.“ Bei konträrem Wind darf man an Bord ja nicht ſticken oder nähen, ſonſt näht man ihn feſt und er kann nicht herum; aber bei gutem ſoll man ja nähen, dann behält man ihn. Einen Feuerbrand oder auch nur eine glühende Kohle darf man nicht über Bord werfen, ſonſt gibt's gewiß Sturm; eben ſo wenig darf man, wenn auf der See Vögel kommen, ſie fangen oder nach ihnen haſchen, greift man nach den Vögeln, greift man auch bald nach den Segeln. Um guten Wind zu bekommen, muß man einen Beſen ins Feuer werfen, mit dem Stiel nach der Gegend, aus welcher der Wind herkommen ſoll. Will der konträre Wind gar nicht nachlaſſen, ſo muß man in die Gegend, aus welcher man den Wind zu haben wünſcht, einen ſtumpfen Beſen, jedoch ohne Stiel über Bord werfen; aber ohne große Noth ſoll man das nicht thun, weil man nicht wiſſen kann, wie ſtark der Wind wird, und es kann leicht Sturm entſtehen, auch ſchadet man dadurch vielen anderen Schiffen, daher entſteht manchmal großes Schimpfen und Schelten, wenn zwei Schiffe einander begegnen und das eine dem andern, welches mit gutem Wind ſegelt, einen ſolchen Beſen entgegen wirft. Einen Todten darf man nicht über 24 Stunden an Bord behalten, ſonſt dauert die Reiſe dreimal länger. Nimmt man beim Bau eines neuen Schiffs etwas geſtohlenes Bauholz zum Kiel oder zu einem andern Hauptſtück, ſo ſegelt es vorzüglich des Nachts ſchnell; gibt's beim erſten Hieb in den Kiel Feuerfunken, ſo wird das Schiff ſchon auf der erſten Reiſe zu Grunde gehen; legt man beim Einſetzen des Großmaſtes in ein neues Schiff ein Stück Geld, beſonders eine alte nicht mehr geltende Münze darunter, ſo wird es viel Geld verdienen. Jedes Schiff hat ſeinen Kalfater oder Klabatermann, der den Schiffer warnt, dem Schiffsvolk hilft und das Schiff bis zum letzten Augenblick ſchützt. Begegnet man „Nachtlichtern“ auf der See, beſonders auf der „ſpaniſchen“ (dem großen Ocean) ſo gibt's Schaden, da ſitzt der Teufel in einer Theertonne und treibt auf der See. Wenn ein Schiff in die Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung kommt, ſo muß es ſich vor dem „Nachtkreuzer“ hüten, der an alle Schiffe herankreuzt, und ja nichts von ihm annehmen, nicht einmal einen Brief zur Beſtellung, man ſieht aus allen ſeinen Kanonenluken Feuer brennen und hört ſeine Segel, aber nicht ſein Rauſchen im Waſſer; dieſer Nachtkreuzer hat ſich vor langer langer Zeit dem Teufel übergeben, wenn er eine glückliche Reiſe machen werde, hat aber nachher das wieder bereut und dem Teufel den Kontrakt aufgekündigt, und nun kann er niemals nach Hauſe kommen. An dieſe Bräuche und Meinungen der Schiffer reihen ſich die der Fiſcher, und auch da bricht die ſinnige Anſchauung ſchön zu Tage, ſo die Vorſtellung von der geheimnißvoll wirkenden, dem Menſchen freundlichen, den Fleiß ſegnenden Perſönlichkeit des Elementargeiſtes, da iſt die Seejungfer am Haff und beſonders am Papenwaſſer, die den Fiſchern bei der Arbeit zuſieht und ihnen Glück und Segen bringt; ein tiefer ſittlicher Grundzug: das Glück nicht durch Prahlerei und Übermuth heraus zu fordern, läßt ſich in dem Brauch erkennen, daß der Fiſcher nie ſagen ſoll, wie viel er gefangen hat, ſonſt habe er kein Glück mehr; jener ſittliche Grundzug iſt nur verdüſtert, nicht aufgehoben, durch die Praxis, daß er, wenn er ja durchaus eine beſtimmte Antwort geben muß, nur ungefähr die Hälfte des wirklichen Fanges angeben ſoll; alte Naturreligion und chriſtliche Einflüſſe vermiſchen ſich bei dem Glauben, daß der Fiſcher in den heiligen Nächten vor Oſtern, Pfingſten und Himmelfahrt die ganze Nacht durch arbeiten ſolle, weil der Fiſchfang zu keiner andern Zeit ſo geſegnet ſei.

---

*) Temme a. a. O. S. 346—330.

Ganz beſonders eigenthümlich, und keineswegs phantaſtiſche Einbildung iſt die Gabe der Vorſchau (das ſchottiſche second sight) in Pommern und Rügen; das heißen ſie hier „waſeln“; ſo ſchauen ſie Feuersbrünſte und ſtrandende Schiffe im voraus waſeln, und ſo ein Waſeln ſoll's dann auch ſein (iſt's aber nicht), wenn ſie die verſunkenen Städte, wie Wineta, am Oſtermorgen in der Meerestiefe ganz deutlich zu ſehen meinen. Es iſt in dieſen Menſchen noch ein ſtarker Naturtrieb, eine gar mächtige Urſtimme, die durch all die Schlacken und Kruſten heraus tönt, welche Unbill der Zeiten um den guten edlen Kern angeſetzt;

ſo ſoll man's nicht Aberglauben, vielmehr einen Ausdruck tiefen Naturſinns nennen, wenn die im Lieper Winkel auf Uſedom, die ſonſt nicht im beſten Leumund der Sittlichkeit ſtehen, zu einem, der mit dem Brot ſpielt und zum Spiel ein Meſſer hineinſticht, ſagen: „er ſteche dem lieben Gott ins Herz.“ Von Aberglauben in Pommern und Rügen will ich jetzt nur noch ſagen, daß da auch das Beſprechen und Diebsbannen („Diebesſegen“ heißt's in Pommern) gilt, wie in ſo vielen andern Orten Deutſchlands. Die Roſe, „dat hil'ge Dink“ genannt, wird auf folgende Weiſe beſprochen: man muß auf die Stelle, wo man die Roſe hat, drei Kreuzzeichen machen und dabei ſprechen:

„Herut, du vieten, splieten Ding,
Du van de See, du wedde Brüg!
Do schast du in steken, do schast du in äten,
Do schast du in rollen, do schast du in kollen,
Dat schast du dohn, dat möst du dohn.
Herut schalst du, herut möst du,
Du quälest mi, ik banne dir“;

oder:

„Maria, St. Johannes, de fuhren rüber Sand, rüber See,
Wat wullen se do maken?
Do wullen se en Krütlein plücken
Nich kellen, nich schwellen.
Wat wullen se mit de Krütlein maken?
Do wullen se dat böse hilge Dink mit stillen.“

Hat man ſich verbrannt, ſo macht man auf die verbrannte Stelle drei Kreuzzeichen und ſpricht dazu:

„Wie hoch ist der Heben,
Wie roth sind die Reben!
Wie kalt ist des Todes Hand
Und damit stille ich diesen Brand † † †.“

Zum Blutverſprechen ſagen ſie auf Rügen:

„O Wunder über Wunder,
Des Herren Grab ist hierunter,
Darauf stehen drei Blümelein,
Das Eine heisset † Wohlgemuth †,
Das Andere heisset Demuth †.
Das Dritte heisset Blut stehe stille †.
Dieweil es ist des Herren Wille!“

Der alte Frank in Stettin, ein Schiffszimmermann, ging um den Platz, wo ein Diebſtahl vollführt wurde, herum, von Oſten nach Norden, bis er wieder zu der Stelle kam, von der er ausgegangen war, und ſprach dazu:

„Da kommen drei Diebe gegangen,
Maria sprach: Peterus, Peterus, Peterus!
Binde, binde, binde!
Ich habe gebunden mit eisernen Ketten,
Kein Mensch, als nur Einer kann ihn davon retten!
Er soll sehen und hören die ganze Nacht,
Die Sterne am Himmel, den Glockenschlag
Unempfindlich wie ein Block,
Steif wie ein Stock.
Die Lösung überlasse ich dir,
Den Schlüssel nehme ich zu mir!
Wird er schwarz, bleibt er weiss,
Er macht mir nicht im geringsten heiss.
Nur keinen Vorwurf.
Gib mir den Schuft."

Da kann nun der Dieb mit ſammt dem Geſtohlnen, ſobald er es aufgeladen, die ganze Nacht bis zum Sonnenaufgang nicht von der Stelle, iſt er bis dahin nicht gelöſt, ſo wird er in einen Mohren verwandelt, aber der Banner kann auch nie mehr einen Diebsſegen ſprechen. Deßhalb löſte ſie der alte Frank vor Sonnenaufgang mit folgendem Spruch:

„Der Schlüssel, den ich habe,
Und immer bei mir trage,
Schloss auf das Grab des Herrn,
Ich leih' ihn dir sehr gern,
Der Schlüssel ist sehr gross,
Womit ich dich jetzt löse los."

Da läßt dann der Dieb das Geſtohlne fallen und läuft davon, und der Banner darf ihn beileib nicht feſthalten, noch ihm Vorwürfe machen, ſonſt kann der Banner gleichfalls nie wieder den Diebsſegen ſprechen, vielmehr muß er zu dem weglaufenden Dieb ſagen: „Geh' in Gottes Namen;" das hat aber auch die Folge, daß der Dieb nie mehr ſtiehlt. So der Volksglaube.

Wer muß dabei nicht zurückdenken an jene von Jakob Grimm bekannt gemachten altheidniſchen Zauberſprüche! Der eine über die Feſſeln eines Kriegsgefangenen lautet:

Eiris sâzun idisi,
sâzun hera duoder:

sumâ hapt heptidun,
  sumâ heri lezidun,
sumâ clûbôdun
  umbi cuniowidi
insprinc haptbandun,
  invar vigandun!

(Vormals ſaßen Weiber, ſaßen her und hin; die einen Feſſeln feſſelten, die andern das Heer aufhielten, die andern pflückten nach Knieſtricken. Entſpringe den Feßelbanden, entgehe den Feinden!)

Der andere altheidniſche Zauberſpruch über den verrenkten Fuß eines Pferdes lautet:

Phol ende Wôdan
  vuoren zi holza:
du wart demo Balderes volon
  sin vuoz birenkit:
thu biguolen Sinthgunt,
  Sunnâ erâ suister:
thu biguolen Frijâ,
  Vollâ erâ suister;
thu biguolen Wôdan,
  sô he wola conda,
fôse bênrenki, —
  fôse bluotrenki,
  fôse lidirenki,
bên zi bêna,
  bluot zi bluoda,
lid zi geliden,
  fôse gelimidâ sin.

(Vol und Wodan begaben ſich zu Walde. Da ward dem Balders Fohlen ſein Fuß verrenkt: da beſprach ihn Sinthgunt und Sunna, ihre Schweſter; da beſprach ihn Frija und Volla, ihre Schweſter; da beſprach ihn Wodan, wie er wohl verſtand, ſo die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung, wie die Gliederverrenkung, Bein zu Beine, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, als ob ſie geleimt ſeien.)

Der preußiſche Schleſier.

Was eigene Art und Sitte des preußiſchen Schleſiers betrifft, ſo kann ich mich füglich auf die Schilderung der Bewohner der an preußiſch Schleſien angränzenden öſterreichiſchen Provinzen, zumal jener des Rieſengebirges (S. 78 ff.) beziehen.

Hier folge nun noch als Probe der ſchleſiſchen Mundart in der Grafſchaft Glaz ein Lied aus der Gegend von Mittelwalde.*)

„Nai, ech muss uf Tschiback zieh'n;
Durte hots glöch gud zu laba,
Kucha hot's un guda Baba,
Madelkarne un Rosinka
Un an guda Wein zu trinka,
Nai, ech muss uf Tschiback ziehn.

„Mila, (Maria) wu du a su willt,
War ech glei a Fuchs oasponna,
Un wer fohra flugs von donna.
Mäst der gud die Behn eipacka,
Un vull Struh a Schlita sacka,
Mila, wu du a su willt.

„Un die Mäd die koan derweil
Mit dem Kührta (Kuhhirten) Schuta (Schoten) drescha,
Un der Knaicht hot Kolk zu löscha.
Werd die Grula (Grossmutter) 's Vieh berotha,
Un Pantukka's (Kartoffeln) 's Obens brotha;
Met dam andern hots ke Eil.

„Mila hörst's? vergiess a ni,
Bankazedel (Bankozettel) eizustecka,
Doss un's ni die Bibma (Böhmen) necka,
Wenn mer preuss'sche Haller hoan,
Die ma durt nie nahma koan,
Mila, hörsts? vergiess doas ni!

„Kuurza ei enna Luche un
Uf der Ufabanke (Ofenbank) liega
Durch a Winter söll ma? fliega
Luss a moal die Ferder-Haller,
Die mer honn vum Juda Schnaller,
Wölln a moal ins Gudes thu'n."

Die preußiſche Provinz Sachſen iſt aus den verſchiedenartigſten Volksbeſtandtheilen zuſammen geſetzt. Der im Wiener Kongreß erworbene Theil des Königreichs Sachſen bildet den einen, die zum Regierungsbezirk Magdeburg geſchlagene Altmark einen anderen Hauptbeſtandtheil. Alt- und neuſächſiſches Weſen und thüringiſches ſind verbunden, desgleichen ureigen germaniſches Weſen und vom germaniſchen überwundnes und durchdrungenes ſlaviſches; überall zeigt ſich eine reiche geſchichtliche Ausgliederung der Beſonderheiten in dieſem Mittelland, auf dieſem klaſſiſchen Boden nationaler Erinnerung, in dieſem fruchtbaren Boden der Sage, aus welchem der Kiffhäuſer emporragt, vom Abendſchimmer der Romantik umfloſſen, in welchem die alten Städte, wie Quedlinburg, Halberſtadt, Magdeburg, Merſeburg, Halle, Wittenberg, Erfurt, noch als Zeugen der alten Volkstüchtigkeit ſtehen, und aus dem der Name Luther mächtigen Halles hinaus tönt über alles deutſche Land.

---

*) Hallmann's Briefe über die Grafſchaft Glaz (Reichenbach 1823).

Der Hallore.

Zunächſt fallen dem, der Eigenthümliches ſucht, die „Halloren„ in Halle ins Aug. Bis jetzt hat man ſie für geringe Reſte wendiſcher Bevölkerung gehalten: wogegen, wie bereits erwähnt worden, durch Keferſtein's neueſte Unterſuchungen die Vermuthung ihrer keltiſchen Abkunft mit nicht geringer Wahrſcheinlichkeit ſich geltend macht. Es ſind nämlich die Halloren eine uralte Kaſte oder Stammverbrüderung von Arbeitern beim halliſchen Salzwerk, in früheren Zeiten bei weitem zahlreicher als jetzt, von den übrigen Bewohnern der Stadt Halle und der Umgegend durch Mundart, Tracht und Sitte verſchieden, mit gar ſtolzen Überlieferungen und beſondren Vorrechten,*) ein wohlgebildetes, ſchlankes, hohes und kräftiges Geſchlecht mit regelmäßigen Zügen, freier Stirn, ſchwarzen Haaren und ſchönen Augen, wackren Anſtands, der dem freiſamen, furchtloſen Charakter entſpricht (im dreißigjährigen Krieg haben ſie ihre Mannhaftigkeit erprobt), treu und feſt am Alten hängend, früherhin durchaus, jetzt doch meiſtentheils unter einander heirathend, fleißig in der Arbeit, raſch hülfreich in der Noth, ehrenfeſt in der Luſt, als kühne Schwimmer und Waſſerkünſtler weit und breit bekannt. Ihre gewöhnliche Tracht iſt: lange Weſten mit hohen Knöpfen, kurze ſchwarze Beinkleider, weiße Schuhe und Strümpfe; ihr Staat: ein dreieckiger, beſonders geformter Hut (ein ſogenannter „Dreimaſter"), ein die Mitte zwiſchen Leibrock und Oberrock haltender, altväterlich zugeſchnittener, meiſt mit Pelz gefütterter Rock ohne Kragen von auffallender, meiſtens rother Farbe, mit großen, hohen, beſonders geformten, ſilbernen Knöpfen, dann eine altväterliche, lange, bunte Weſte mit gleichen ſilbernen Knöpfen (die vom Vater auf den Sohn forterben und zum großen Theil nachweislich über dreihundert Jahr alt ſind), kurze Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen; die Fahnenträger und Vorſteher haben bei feſtlichen Gelegenheiten meiſtens weiße Schuhe, weiße Kniebänder, weiße Schärpen und weiße Federn auf dem Hut; das Haar tragen ſie ganz kurz geſchnitten, doch hängen an den Ohren ein paar Locken herab. Das weibliche Geſchlecht legt ſeine uralteigenthümliche Tracht (insbeſondere einen kurzen, mit Pelz gefütterten Überrock und eine Pelzmütze mit einem hinten lang herabflatternden Bande) jetzt nur noch bei feierlichen Gelegenheiten an, ſo die Tanzjungfern beim Pfingſtbier und bei Hochzeiten, wobei der Brautkranz, der oft ſeit Jahrhunderten in der Familie aufbewahrt wird, aus Gewürznelken beſteht.

---

*) Dieſe Vorrechte ſind, daß das Salzſieden allein durch ſie geſchieht, daß ſie zur Huldigung eine Fahne bekommen und mit einem landesherrlichen Pferd die Salzbrunnen umreiten, daß ſie vom Amte Giebichenſtein den Biſchofsthaler bekommen und daß ſie in gewiſſen Diſtrikten den Fiſch- und Vogelfang haben.

Die Halloren reden nach alter Sitte (wie die Tyroler) meiſt Jeden (mit Ausnahme der Vorgeſetzten) mit „Du" oder mit „Schwager" an; ihre Mundart, die ſie gegen Fremde gern verbergen, klingt ſehr rauh und iſt mit manchen fremden Wörtern vermiſcht, ſie ſprechen das a wie o, das o wie u aus; als Probe folgender Satz: „Jo, wenn mer des Obends hann Sole un Holz, ſo hun mer des Morgens Silber un Guld"; viele alte Lieder, die noch vor 25 Jahren von alten Hallorenfrauen der Bornknechte zum Rumpeltopfsumzug um Weihnachten geſungen wurden, ſind nun in Vergeſſenheit gerathen. Intereſſant ſind, unter mehreren andern folgende techniſche Ausdrücke: Die Saline heißt die Halle; Thalgut = Salzgut; Thalamt, Thalgericht = Salzamt; Thalrecht, Thalordnung = Salinenrecht; Thalvoigt = Salinenvoigt; Thalverſchlag = Salzrechnung; Thalſchoß = Salzabgabe; und demgemäß denn auch: Thals-Armenbeutel, Beutelherr, Vorſteher, Brüderſchaft im Thale; Born iſt der Salzbrunnen, daher die Ausdrücke: Bornfahrt (die feierliche Unterſuchung der Soolbrunnen), zu Borne gehen (das Tagewerk beginnen), Bornmeiſter (der die Aufſicht über die Brunnen führt), Bornſchreiber (der die Thalgüter ab- und zuſchreibt), Bornkuecht (der die Soole aus dem Brunnen zieht); Gut, Thalgut iſt das nutzbare Eigenthumsrecht an den Salzquellen, in dem man theils gewiſſe „Gaben" an Soole erhält, theils das Recht hat, dieſe zu verſieden; daher: Gutsherr (Eigenthümer) Herrngut (Soole zur Beſatzung der Kothe, im Gegenſatz von Gerenthe, Vorſoole); was aus den Brunnen gezogen wurde, hieß auch Gabe, daher Gabenherr oder Bornmeiſter; Gerenthe iſt der Antheil an Zobern Soole, welche, als Naturalzahlungstheil, in beſtimmten Kothen auf Rechnung der Bornknechte verſotten wurde; daher für ſie ſelbſt auch der Name Gerenthner; dieſe Rente blieb ihnen, auch wenn ſie nicht mehr ihren Dienſt verſehen konnten; ſie hielten ſich dann Lohnarbeiter, die ſie bezahlten und den Überſchuß als Penſion behielten, konnten ſich aber hierzu nur „Riemen-" oder „Zipfelläufer" nehmen, d. h. ſolche Perſonen, die ſich bereits zu künftigen Gerenthnern gemeldet hatten und bei eintretendem Abgang in den Genuß der Gerenthe eintraten (jetzt gibt es zwar keine Bornknechte oder Gerenthner mehr, aber die Anzahl Zober, die auf ein Koth als Gerenthe geſchüttet wurden, ſind dabei geblieben, werden noch mit dieſen verkauft und für die Eigenthümer verſotten). „Kothe" waren die kleinen niedrigen Häuschen von Holz und Lehm, in denen die Güter und Gerenthe zu Salz verſotten wurden; Pfanne (alt: Panne) iſt das metallne Gefäß, in dem die Soole zu Salz „gewirkt" (geſotten) wird, ihre Seitenwände heißen Borte, Pfänner waren die Eigenthümer einer Pfanne, eines Kothes (auf deutſch: „Salzjunker"), welche allein pfannwerken durften, ihre Korporation bildet die Pfännerſchaft; Würker, Salzwürker ſind die Halloren, die in den Kothen mit der Salzarbeit beſchäftigt ſind, inſofern ſie ſieden, heißen ſie auch „Sogger." „Friede würken im Thale," das hat ſeinen Urſprung in uralter Zeit, iſt aber jetzt nicht mehr üblich (jährlich am Weihnachtsabend zog nämlich der Rath mit den Thalgerichten vor den deutſchen Brunnen, wo die verſammelten Bornknechte aufgefordert wurden, anzuſagen, ob keine Unrichtigkeiten bei ihrem Geſchäfte vorgefallen, worauf der „Greve" fragte, ob jeder beim Thalgericht ſein Recht bekommen hätte und dann „den Frieden würkte" d. h. bei Strafe verbot, im Thale zu fluchen, zu ſchwören, zu läſtern, zu raufen, zu ſchlagen und gottloſes Weſen zu treiben); auf ähnliche Weiſe wurde auch jährlich beim Pfingſtbiere der Würker unter freiem Himmel und einer Maie der Frieden gewürkt; „Bottgedinge“ (ſpäter hießen ſie „Rügegedinge,“ nun aber iſt dieſe Einrichtung ſchon ſeit länger als hundert Jahren veraltet) wurde alljährlich dreimal unter freiem Himmel in der Halle gehegt, einmal für die Pfänner, dann für die Würker, und auch für die Gerenthner oder Bornknechte, wozu ſich jede Korporation ohne Vorladung einfand und wobei der Salzgreve mit dem Thalamt Artikel über das geſetzmäßige Verhalten einer jeden vorlas und fragte, ob jemand etwas zu rügen oder anzuzeigen hätte. Das ganze Thal wurde vom Thalamt regiert, das aus dem Greve, den Oberbornmeiſtern oder Schöppen, dem Bornſchreiber, Thalvoigt u. ſ. w. beſtand; dieſe bildeten das Thalgericht und handhabten das Thalrecht, wozu auch der Beutelherr gehörte, welcher Einnahme und Ausgabe hatte. Eigenthümlich waren übrigens auch die Wachstafeln, wahre Hypothekenbücher, in denen die Beſitztitel berichtigt wurden, jeder Brunnen hatte ein Buch aus hölzernen, mit ſchwarzem Wachs ausgegoſſenen Blättern, worauf man mit einem oben breiten, unten ſpitzigen Griffel ſchrieb, und wovon man drei Exemplare, einen im Thurm der Marienkirche, das zweite im Rathhauſe, das dritte im Thalhauſe aufbewahrte.

Die Halloren beſchäftigen ſich außer ihrer Salzarbeit auch gern mit Fiſch- und Vogelfang, wofür ſie beſondere Privilegien genießen, die ihnen bei jedem Regierungswechſel erneuert werden. Ihre wichtigſte Feſtlichkeit iſt das uralte „Pfingſtbier;“ dabei geht es alſo her.*) Bei Trommelſchlag verſammelt ſich früh am Morgen die in feſtlichem Staate prangende Brüderſchaft und zieht nach dem Thale, wo ſie die Fahne ſchwenkt, dann durch die Stadt zu dem beſtimmten Wirthshauſe, wohin die Brüderlade (die alle Pretioſen und Merkwürdigkeiten der Brüderſchaft enthält) aus der Morizkirche gebracht wird. Alſobald wird dann der Salzgräfe abgeholt, und wenn er angekommen, hat er unter der Maie im Hofe den Frieden zu wirken. Die Vorſteher wählen zwei „Platzjunker“ und „zwölf Scheidemeiſter“ (zur Entſcheidung etwaiger Streitigkeiten), ſo wie neue Vorſteher oder vier „Herren der Brüderſchaft,“ welche der Salzgräfe im Namen des Landesherren beſtätigt, und welche letztere demſelben und dem Bornſchreiber ſofort die im altväterlichen Brautſchmuck prangenden

---

*) Keferſtein a. a. O.

Kranzjungfern zuführen. Dieſe überreichen nun dem Salzgräfen und dem Bornſchreiber Kränze und beginnen mit demſelben den Pfingſttanz um die im Freien aufgepflanzte Maie, worauf die Scheidemeiſter einen ähnlichen Reihen beginnen. Der Gräfe wird ſodann bewirthet und darnach von den Vorſtehern und Frauen unter Vorantragung von Kuchen und einem Würznelkenkranz nach Hauſe geführt. Nun beginnt das Feſt und der Tanz der Halloren, der zwei Tage dauert; jeder Fremde erhält aus alten Humpen den Ehrentrunk, es iſt ein ächtes Leben und Lebenlaſſen, wahre Volksluſt, ungeſchminkt, ungetrübt, ſo recht voll, friſch und frei aus dem Herzen heraus. Zu guter Letzt ſchaaren ſich dann alle Halloren, Männer und Frauen je zwei, zum feſtlichen Zug nach dem Platz an der Morizkirche; da wird der öffentliche Dank ausgebracht, die Fahne geſchwenkt und mit einem Reihentanz das Pfingſtbierfeſt beſchloſſen. Eigenthümlich iſt noch, daß die Halloren als ſolche dem Landesherren ſeit uralten Zeiten huldigen; der König von Preußen entbietet ſie als ſolche zur Huldigung. behandelt ihre Repräſentanten wie die andern Huldigungsdeputirten und ſendet ihnen eine neue Fahne ſowie ein weißes Pferd aus ſeinem Marſtall, auf welchem nach uralter Sitte die Salzbrunnen umritten werden, nach Halle. Im Jahre 1842 war das ſo: da kam zuerſt der Brüderbote, hinter ihm her dann die Muſik, es ſchritt ſodann der Hauptmann einher, dem die vier Vorſteher und zwei Deputirte folgten; dann kam der Trommelſchläger, der gar hell den Wirbel ſchlug, und ein Offizier vor dem Ausſchuß; hierauf ſah man den alten Ritter, dem der Schildträger voranſchritt, zwei Schildknappen ſo wie acht Schwertträger folgten; darnach kam die andre Halbſcheid des Ausſchuſſes mit Untergewehr und ein Fahnenträger mit wallender Fahne, ferner die Spielleute mit hellem Klang, ein Offizier und drei Fähnlein ſodann, und abermals der Trommelſchläger mit ſeinem Wirbel; darnach ſchritten die mannhaften Halloren gar ſtattlich einher, in bunten Pelzen angethan, und ſchlagfertig anzuſchauen mit Ober- und Untergewehr, darauf die jungen Halloren desgleichen mit Ober- und Untergewehr und hinter ihnen der Offizier, der den Schluß machte. Der älteſte Hallore hielt, auf dem Pferde ſitzend vor den Salzbrunnen folgende Rede: „Im Namen Gottes und aus Gottes Gnaden! Sr. Königlichen Majeſtät von Preußen, Friedrich Wilhelm dem Vierten, unſerm allergnädigſten König und Landesvater, huldiget die ſämmtliche Salzwürkerbrüderſchaft und zeiget an, daß Se. Königliche Majeſtät über unſere Salzbrunnen im Thale Herr ſei; die ſämmtliche Salzwürkerbrüderſchaft danket Sr. Königlichen Majeſtät ganz unterthänigſt für das ertheilte große Gnadengeſchenk an Pferd und Fahne, und wünſcht, daß Se. Königliche Majeſtät und unſere vielgeliebte Landesmutter durch Gottes Gnade bei Geſundheit und langem Leben erhalten werde. Vivat, vivat! Lebe lange, großer König, ſei beglückt! So lange die Soolbrunnen fließen, ſo lange ſtehe dein Thron und Haus; kommt, ihr Brüder, all zuſammen, ruft mit mir ein Vivat aus! Es lebe unſer vielgeliebter König und ſein ganzes Haus!" Ferner iſt von den Halloren auch das noch anzuführen, daß ſie ſeit alten Zeiten dem Landesherrn durch Abgeordnete zum Neujahr Glückwunſch und Gabe ſenden; drei ſolche kommen vor den König, wenn er an Tafel ſitzt, und der Eine überreicht den Neujahrswunſch, der Andere die herkömmlichen Geſchenke an Sooleiern, Salz und Schlackwurſt, der Dritte ſchwenkte ſonſt die Fahne, was nun in jüngſter Zeit nicht mehr geſchieht; die drei Abgeordneten werden dann im Schloſſe geſpeiſt; im Herbſt erhält der Landesherr die erſten gefangenen Lerchen zum Geſchenk. Als tüchtige Schwimmer halten die Halloren auch Schifferſtechen und zeigen gern, daß ſie doppellebig ſind. Den Studenten ſind ſie gute Freunde, duzen ſie, und den Fuchs begrüßen ſie durch eine Deputation, um ſich den Willkommen von ihm auszubitten; friſch zu friſch geſellt ſich eben gern.

Der Thüringer.

Ich habe nun ein Geſchlecht zu ſchildern, das mir recht wie ein Herzblatt unſeres Volkes und Landes vorkommt; ſo ſitzt es mitten drinnen zwiſchen den Menſchen ſächſiſcher und fränkiſcher Abſtammung, zwiſchen den Gegenſätzen der Mundarten, der ober- und der niederdeutſchen, und des deutſchen Südens und Nordens, dieſe Gegenſätze vermittelnd, und zwar durch eine ſchöne, entſchieden ausgeprägte Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit. Ich meine den Thüringer. Da kann ich aber nicht, weil ich jetzt vom deutſchen Volk im preußiſchen Staat rede, etwa den preußiſchen Thüringer herausſondern; denn geht ihr von Berg zu Berg und von Thal zu Thal in dieſem wunderherrlichen, lieder- und ſagenreichen Thüringerland und ſeht die friſchen luſtigen Menſchen, — ihr könnt es keinem abmerken, ob er ein preußiſcher, oder ein großherzoglicher, oder ſo und ſo herzoglich ſächſiſcher Thüringer iſt; er iſt ein Thüringer, das iſt grad genug, iſt froh, einer zu ſein, und kann ſtolz drauf ſein. Und ſo darf uns alſo auch, wo ein ganzer Volksſtamm geſchildert werden ſoll, gar nicht das krauſe Geſchnörkel der bunten Gränzlinien kümmern, welche die Politik mitten in die alten Stammzuſammenhänge hinein gezogen; — Menſchenwerk! Volksthum iſt Gotteswerk, das dauert lang übers erſte hinaus. Es theilen ſich nämlich in Thüringen der König von Preußen, der Großherzog von Sachſen-Weimar, die Herzoge von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen und von Sachſen-Koburg-Gotha, die Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt und Sondershauſen und der Kurfürſt von Heſſen. Alſo vom Thüringer zu reden! Was für ein durch und durch deutſcher Menſch iſt der; vor allen Dingen treu und redlich, auf ſein Wort könnt ihr bauen; er macht nicht viel Worte, er reicht euch, einfach und ſchlicht wie er iſt, die Hand, und ihr wißt: das gilt; ihr leſt's ihm im klaren Aug, im freundlichen, treuherzigen Geſicht: das iſt der beſte Kamerad. Auch hat er alles, was zu einem ſolchen vonnöthen iſt, die unverwüſtliche Heimathslieb' im Herzen, die am Ende doch noch ſtärker iſt als ſein ächt germaniſcher Wandertrieb, den gediegenen Fleiß in Kopf und Hand, die friſche Lebensluſt in allen Sinnen, das Lied auf den Lippen; ja, das iſt der poetiſche, kluge, anſtellige Thüringer, dem die Gaſtfreiheit angeboren iſt, das weiß ich ſelber und kann's drum preiſen,*) und ſag's aus voller Überzeugung, daß im Thüringer ſich beiſammen findet, was Norden und Süden auszeichnet, ſüdliche Lebhaftigkeit und nordiſcher Ernſt, ſüdlich Gemüth und nordiſcher Verſtand, Lernbegier und Nachhaltigkeit, Anſchmiegſamkeit und Gradheit; kurz: er iſt der deutſche Naturmenſch vorzugsweiſe und in voller Liebenswürdigkeit der Naturwahrheit, und wie inmitten von Naturſchönheiten, ſo auch voll Sinn für das tiefſte Verſtändniß der Natur in dem Grad, als jeder vollkommene Menſch es vollkommen zu ergründen ſucht.

---

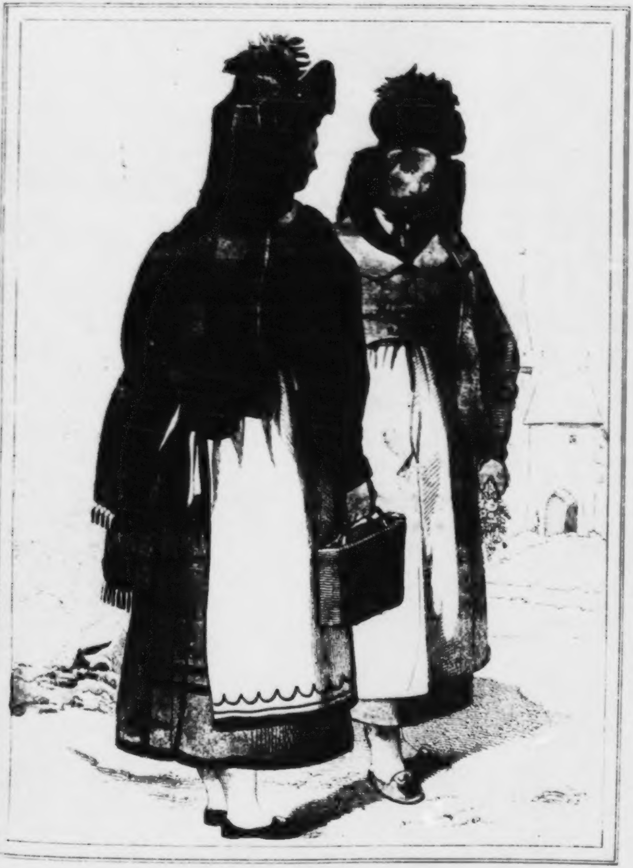
*) Hier nenne ich mit Freuden den Namen meines Freundes Ludwig Bechſtein, der mir in Bezug auf Thüringen auch im geiſtigen Sinne Gaſtfreund iſt. Ich verweiſe auf ſein „Thüringen" im „maleriſchen und romantiſchen Deutſchland", auf ſeinen „thüringiſchen Sagenſchatz" und auf ſein „Thüringen in der Gegenwart" (Gotha 1843), ein treffliches Werk, aus dem die nachſtehende Schilderung ihren Hauptmomenten nach genommen iſt.

Beachte man zunächſt die Mundart! Götzinger*) nimmt Thüringen als die Heimath der oberſächſiſchen Mundart an, welche ein Mittelglied zwiſchen der ober- und der niederdeutſchen bilde, und deren eigentlichen Grund er als durchaus oberdeutſch, wogegen er die Sprechweiſe ſelbſt und die Art, wie der Bau ausgeführt iſt, als niederdeutſches Gepräge tragend bezeichnet. Mannigfach ſind nun wieder die Eigenartungen der thüringiſchen Mundart, welche (nach Bechſtein) nach dem Harz zu, um Nordhauſen und in der goldnen Aue am reinſten und entſchiedenſten geſprochen wird. Als Probe davon ſtehe hier das nachfolgende Bruchſtück einer thüringiſchen Sage.**) „Junker Joſt von Hochſtedt kob Frau Krieten doß es ſchmatzte zum Abſchiede noch en Mul; wuſcht' die Auen (Augen) an Henſchk (Handſchuh) un ſatzte ſech uf den keſattelten Kul (Gaul) un rett ohne Knecht un ohne Wägewieſer bi der Stadt hen, un bi'n Kiphiſer (Kiffhäuſer), wu Freddrichen, je länger e drone zerrt, der Bart an Steintiſche immer feſter mant werd, bis die drei blauen Blumen ehn erlöſen, un öbber de Eſelsweſen geradewags nach Jeruſalem zu .... Su rett hä än Tak und änne Nacht; immer furt rett hä ſu nach en Stücke; da kam hä gägen Morgen an än Fluß, un übber dan Fluß hi ging änne Brücke, un vör d'r Brücken ſtunn än Huß u. ſ. w.“ Dieſe Mundart wird auch noch im Gothaiſchen getroffen und geht bis zum Wald nach Arnſtadt und Ilmenau hinauf, wo ſie abändert; im Eiſenacher Gebiet und der Sondershauſenſchen Unterherrſchaft hat die Mundart etwas Gedehntes und Singendes; in der Gegend von Salzungen iſt ſie weich, ebenfalls ein wenig ſingend, reich an Verkleinerungsformen; ſie ändert das Werrathal aufwärts faſt von Ort zu Ort ab; nach dem Walde hinüber und über dem Gebirgskamme, in Steinbach bei Liebenſtein, Ruhla, Broterode, Schmalkalden, Cabarz und Tabarz iſt die Volksſprache ſchlürfend, nähert ſich jedoch der im Werrathal und folglich dem fränkiſchen mehr an als dem nordthüringiſchen, noch mehr nähert ſie ſich nach Franken hinauf dem hennebergiſchen Waldabhang, in Hildburghauſen

---

*) „Die deutſche Sprache und ihre Literatur“ I. 1. (Stuttgart 1836).

**) Bechſtein, deutſches Muſeum (Jena 1822) S. 222.



Landleute in Sonntagstracht

aus der Erfurter Gegend.

klingt ſie mehr bayeriſch als thüringiſch. Von da wieder waldaufwärts, Eisfelder Gegend, lautet ſie in einem Beiſpiel:

„As kommt a Rie (Regen):
Dar möcht uns Bie (Beine)
As kömmt a Goos (Guss)
Dar möcht uns noos (nass)
As kömmt a Mucka (Mücke)
Die möcht uns truckn.“

in Meiningſcher Mundart:

„Es kömmt ä Rä
Der macht ons Bä,
Es kömmt ä Guhs,
Der macht ons nahs,
Es kömmt ä Möcke,
Die macht ons tracke.“

Als Probe der Koburger Mundart: „Du, Evekunnel (Eva Kunigunde) wend mer ner dein Rache (Rechen) üm, as die Zäh (Zähne) net in de Höh ſtenn, ſuſt ſtichſte mer die Engl im Himmel toadt;“ und als Probe der Mundart im Meininger Oberland: „Döß wohr d'r a Wattr (Wetter), häßt döß, mer hott ölla Agenblieck g'dacht, di Wahlt fiel za ünterſchich un za öberſchich ai“ (die Welt fiele zu unterſt und zu oberſt ein); nach Blankenburg hin und im Schwarzburgiſchen ſchmilzt der oſtthüringiſche Dialekt mit dem nordthüringiſchen zuſammen.*) Nach dem Oſterlande zu und über Naumburg hinaus geht das thüringiſche Idiom allmälig in das meißniſche über; hier iſt ganz charakteriſtiſch, daß im Thüringiſchen und Meißniſchen die Doppellaute ei und au, wie nach einer Übereinkunft oder Regel, verſchieden ausgeſprochen werden; in Nordthüringen, von Eisleben bis zum Eichsfeld, wird ei wie i, aber nur dann ſo ausgeſprochen, wenn der Meißner (ſchon von Halle und Merſeburg an) gegen Oſten und Süden das ei beibehält; lautet aber das ei meißniſch wie ee, ſo ſpricht der Thüringer daſſelbe rein und richtig. Welche reiche Beſondergliederung der Mundarten! Eigenthümlich iſt übrigens auch noch beim Thüringer an vielen Orten derſelbe Brauch, wie er beim Öſterreicher angemerkt worden, daß dem Vornamen auch noch die der Ältern, ja ſogar jene der Großältern hinzugefügt werden, und ſo entſtehen denn oft Namen von ſolcher Länge wie „Bahſt Chriſtels Gehannſe Heine Hänsche“ (das Hänschen vom Johann Heinrich, dem Sohne von Sebaſtian Chriſtian).

---

*) Als Probe davon folgende Sage (Bechſtein, Thüringen in der Gegenwart). „Emal hat a Schafer, dar huß Hans-Jörge, offen alen Schloſſe jehutt, unn wie e ſalt ſtieht, da ſieht e a wonnerſchienes Blimechen offen Raſen; die warr janz blewe unn hatt in der Mötte an jalen Starn. Da denckt e, die willſte metnahme unn willſtſe din Schatze metbränge. A ſteckt ſe off ſin Hut; a hat ſe abber kaum dreſſe, da kömmt anne ſchlußſchleierwiße Fra unn wenkten. A jieht met, unn da kommenſe an enne Thär, da hulle ſei Blimichen dra, unn da ſprank ſe auf. Ezt kammenſe in an Saal, da lug's Jeld röm, wie Hewe, unn da dorſt a ſech metjenahme, wie väl a wolle. Un wie a wödder naus wolle, da rufften de Frau zu: „Hanns-Jörge varjäß dei Beſtes nöch!“ Abber a beſann ſech jar nech, ſo anne Fröde hatte öbber ſei Jeld; unn wie a ann de Thär kamb, da rufft de Fra noch emal aſu. Abber a wolle mache, daß er naus kähmb, unn wie a öbber de Schwelle well, da ſchluck de eiſerne Thär zeſamm unn ſchlucken alle beede Farſchen ewack. Da merkt e erſt, daß a ſei Blimichen verjaßen hatte, as hulf en abber niſcht, a blöb uf der Stelle tued.“

In reicher Fülle abwechſelnd wie die Mundarten zeigen ſich auch die Eigenthümlichkeiten der Volkstracht. Im öſtlichen Theile des Waldes gehen die Alten noch in kurzen Lederhoſen, langen, dunkelfarbigen Röcken mit großen blanken oder mit Kämelgarn überſponnenen Knöpfen, Schnallenſchuhen und großem dreieckigem Hut, während die männliche Dorfjugend faſt durch ganz Thüringen jetzt eine Art einfacher nationeller Tracht gewinnt, (Stiefeln, lange Tuch- oder Sommerzeughoſen, grüne oder braune Tuchjacke und eine leichte Tuchmütze, nach Franken hin auch noch die Pelzmütze). Bei der weiblichen Tracht iſt die oft koſtſpielige Haube, deren Haubenläppchen (Fleck) oft Sammt und Seide, echte Gold- und Silberſtickerei und eine Fülle von Bandſchleifen zeigt, ein weſentliches Stück, (zumal nach Franken hin trägt man den Schaubhut, einen großen Strohhut von der Form einer großen Haube, der für Mädchen meiſt mit grünem Band und Roſetten, für Frauen und bei Trauer mit ſchwarzem Band beſetzt iſt); oft trägt man auch ſtatt der Haube ein turbanartig um den Kopf gewundenes Tuch (zuweilen von bunter Seide), deſſen breiter Zipfel bis zum Nacken abfällt; die Mieder ſind bei den Mädchen meiſt bunt, bei den Frauen dunkelfarbig, die ſchweren, faltenreichen Röcke von Tuch oder Wollenzeug, grün mit lichtgrünem Beſatz.

Der thüringiſche volksthümliche Lieblingstanz iſt der Schleifer, Ländler oder Dreher; in Ruhla hatte man früherhin unter mehreren andern von den Vätern ererbten Tänzen („Springer,“ „Schlagmüller,“ „Siebenſprung“) auch den „ahlen Deutſchen,“ der aus zwei Theilen beſtand; beim erſten tanzte man abwechſelnd auf dem einen und auf dem andern Bein, das zweite hoch erhoben, Tänzer und Tänzerinn hielten die Hände, womit ſie ſich faßten, bis zum Kopf empor und ſtemmten den andern Arm in die Seite, dann tanzten beide iſolirt, mit voller Figur einander im Auge, und beide Arme in der Seite haltend; der zweite Theil machte eine lange bunte Reihe, jedes faßte den Vormann über der Hüfte und nun wurde mit gleichen Beinen und aller Gewalt vorwärts gehüpft; in früheren Zeiten wurde beim Tanz auch geſungen und man hatte eigene Tanzlieder.

Noch friſchlebendig iſt in Thüringen das Volkslied; es klingt nach althergebrachten, einfachen, meiſt ſchwermüthigen Sangweiſen; Liebe iſt größtentheils der Gegenſtand, den es behandelt. Als Probe hier ein Abſchiedslied, wie es Bechſtein in neueſter Zeit aus dem Volksmunde hörte, und welches von den Abdrücken im Bragur, im Wunderhorn und in Wolffs „Halle der Völker“ merklich abweicht:

„Jetzt muss ich in Trauern leben,
Sagt mir an, ob ichs verschuldt?
Meinen Geist muss ich aufgeben!
Leiden will ichs in Geduld.

„An dem Himmel stehn zwei Sterne,
Leuchten heller als der Mond;
Der eine scheint für mein feines Liebchen,
Der andre in den grünen Wald.

„Spielet auf, ihr Musikanten,
Spielet auf ein Saitenspiel,
Meinem Schätzchen zu Gefallen,
Weil ich von ihr scheiden will.

„Rosmarin und Veilchenblätter
Schenk' ich meinem Schatz ein'n Strauss,
Ihr zu Lieb und mir zu Ehren,
Das soll sein der Abschiedsstrauss.“

Die Haupttummelplätze volksfeſtlichen Lebens in Thüringen ſind Jahrmärkte, Vogelſchießen und Kirmſen. Von den erſteren ſind zumal die zu Günſtedt und auf der Eſelswieſe bei Querfurt bemerkenswerth; der erſtere knüpft ſich an einen weiland Ablaß, den die Mönche aus Erfurt und Griesſtadt in der Woche vor Himmelfahrt den Wallfahrern zu einem Chriſtusbild ertheilten, der letztere gleichfalls an einen Ablaß, der ſeinen Urſprung auf einen Eſel zurückführt, und zwar auf einen prophetiſchen, den des heiligen Bruno, der auf der Stelle, wo ſpäter eine Kapelle als Ablaßſtätte erbaut wurde, des Heiligen Märtyrthum voraus ſagte. Bei dem Eſel fällt einem Tetzel ein, der im Jahre 1844 ſeine

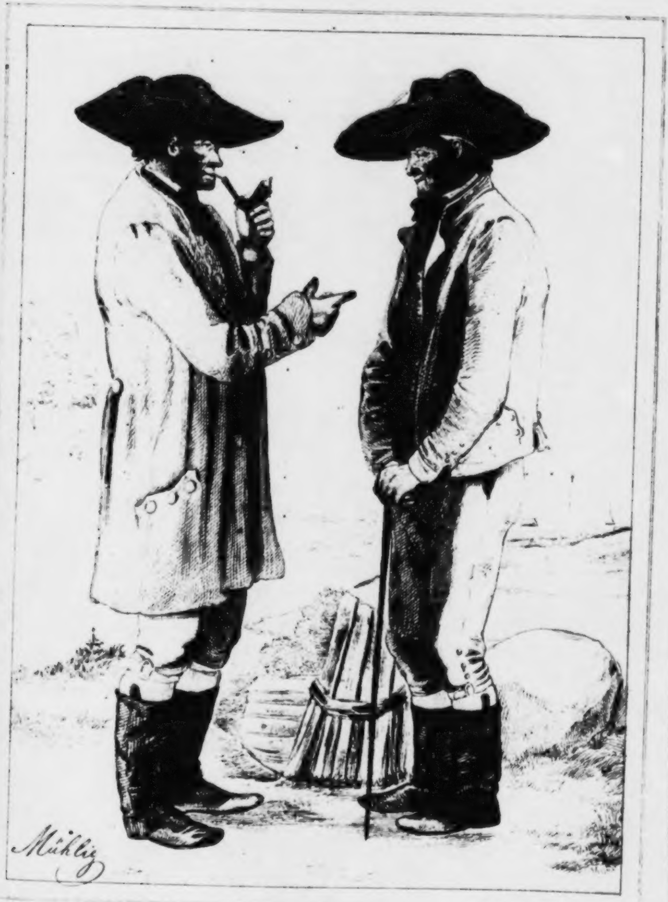
Freude gehabt hätte; die Thamsbrücker (im Kreis Lanzenſalza) feiern noch immer ein „Ablaßfeſt“ auf dem Rieth, wo Tetzel 1517 zum letztenmal ſeine Ablaßbriefe verkaufte (wollte Gott, man könnte in ganz Deutſchland ein Feſt feiern, daß die Tetzels von 1845 ausverkauft haben!)

Will man den thüringer Bürger in ſeiner vollen Freudigkeit ſehen, ſo iſt dazu die Zeit des Vogelſchießens (einer uralten ächt deutſchen Bürgerluſt) die beſte; da ſchallt Muſik, da knallen die Böller, da ſieht man die ſtattlichen Aufzüge der Schützengeſellſchaften mit Fahnen und Prunkſcheiben, da prangt der Reichsadler auf hoher Stange weit ab vom freundlichen Schützenhauſe, vor dem letzteren aber auf dem ſaftigen Wieſengrün lodern die Feuer, an denen gekocht und gebraten wird, zapft man das ſchäumende Bier, gehn die Bürger mit lieben Gäſten einher zwiſchen all den bunterlei Schaubuden und Glücksſpielen; es iſt eine rechte Anſpannung aller Nerven, ein Gewimmel aller Stände in der Freiheit und Gleichheit der Luſt.

Die Kirmſen (Kirmeſſen, Kirchweihen) ſind, mit Ausnahme weniger ſtädtiſcher (wie der Erfurter) des Landvolks tüchtigſtes Behagen. Da bilden die luſtigſten Burſchen eine eigene Brüderſchaft, mit gemeinſchaftlicher Kaſſe, dingen für die Dauer der Kirmſe (3—4 Tage) Muſikanten, miethen einen Tanzſaal und pflanzen die mit Kranz und Bändern geſchmückten Maien; außerdem iſt die Dorflinde, der meiſt ummauerte Gemeindeverſammlungsort, nach altem deutſchem Brauch, der Platz dieſer ländlichen Feſtluſt. Feſtlich wird der Kirchweihmorgen von den Muſikanten angeblaſen, dann ziehen die Kirmſenburſchen mit ihren geſchmückten Mädchen paarweiſe unter Vorantritt von Muſik zur Kirmespredigt nach der Kirche; aus dieſer geht's unter die Linde oder ins Wirthshaus zum Gelag, wo eigene „Platzmeiſter,“ welche die Kaſſe führen, ſowohl für Aufrechthaltung der Ordnung, als auch für Beſchaffung der Bedürfniſſe und möglichſte Reglung des Tanzes ſorgen; einer von ihnen, mit weißer Zipfelmütze und vorgebundener weißer Schürze, trägt die hölzerne oder lackirte Bierkanne (thüringiſch: „Schleifkanne,“ hennebergiſch: „Rätze“). Bei den Gutsbeſitzern, Pachtern, Pfarrern, Förſtern folgt auf das Kirmſeneſſen, wobei Kuchen nicht fehlt, zunächſt der Kaffee, und dann Spiel und Scherz, (ein Lieblingsſpiel der jungen Welt heißt der „Kirmſenbauer“). „Das Landvolk durchzieht an manchen Orten nach der Kirche das ganze Dorf mit Muſik, feſtlich geputzt, mit Bändern und Blumen. Die Kirmſenburſchen tragen ein auf die Achſel geſtecktes buntſeidnes Tuch, das ſie von ihren Mädchen erhalten, und aus jedem Haus, wo erwachſene Töchter wohnen, die zu den Kirmſenjungfern gehören, wird Kuchen zum Feſte geſteuert, den man auf einem Schiebkarren voraus und zum Gelage führt. Auch ziehen wohl die Kirmſenburſchen und Mädchen in die Häuſer der Honoratioren und tanzen dort einige Reihen. Auch der Hahnenſchlag iſt an manchen Orten üblich, der Bärentanz, wobei der den Bären Vorſtellende in Gerſtenſtroh gebunden wird und Gaben oder Scherzprügel bekommt, ſowie Vermummungen und Verkleidungen, Ritte und Wagenzüge nach befreundeten Nachbarorten. So auch wird zum öftern nach einem Hammel geritten, der geſchmückt, in feierlicher Prozeſſion durch das Dorf geführt und geleitet, dann unter Muſik und Jubel geſchlachtet und endlich verzehrt wird.“

An beſonderen lokalen (theilweiſe kirchlichen) Feſten war Thüringen in früheren Zeiten reich und iſt es noch, wenn gleich manches (wie das ſiebenjährige Kirchenfeſt der Erfurter Heiligen Eoban und Adolar, der „Walperzug“ nach der Wagdweide, das Mühlhäuſer Gregoriusfeſt u. ſ. w.) jetzt erloſchen iſt. So iſt noch zu nennen der „grüne Montag“ (im Juli) im Steigerwald, (früherhin der Tag der Rathsmeiſterwahl aus den fünf großen Handwerken: Tuchmacher, Fleiſcher, Kürſchner, Schmiede und Gerber), da nehmen alle Handwerker Theil, die den Hammer führen, die Schuhmacher haben Maien vor ihren Läden, und dergleichen; — ferner das Poppenroder Brunnenfeſt zu Mühlhauſen, da im Juni die Behörden, die Geiſtlichen, die Lehrer und die Schuljugend, geiſtliche Lieder ſingend, zu dem eine halbe Stunde vor der Stadt liegenden Brunnen hinaus ziehen (der dieſer in gewerblicher Hinſicht vielfachen Nutzen gewährt) und wobei die Mädchen ihre Blumen und Kränze in denſelben werfen, — ferner das Kirchenfeſt zu Naumburg (ein Kinderfeſt am 28. Juli, das ſeinen Urſprung an die Sage von den „Huſſiten vor Naumburg“ anknüpft).

In Groß-Vargula (Kreis Langenſalza) beſteht noch das Feſt des „Graskönigs“ am Pfingſtfeſt; „ein junger Burſche wird ganz in grüne Pappelzweige gebunden, ein Blumenkranz ſchmückt ſein Haupt, man hebt ihn auf ein Pferd und durch das Gewimmel der Zuſchauer bewegt ſich der Zug; zwei Reiter mit weißen Stäben und in ihrer Sonntagstracht eröffnen ihn, dann folgen, ebenfalls beritten, die Muſikanten;



Männer von Kahla

Großherzogthum Weimar

neben dem Graskönig reiten zur Rechten und zur Linken ein Burſche, des Königs Pferd zu lenken; nun geht es zum Amthaus und zu den Honoratioren; der König wird präſentirt, und es werden die üblichen Geſchenke in Empfang genommen; hierauf naht der Zug den „ſieben Linden“ auf dem nahen Sommerberg, der König wird vom Pferd gehoben und ſein grünes Gewand zerſchnitten; alles fällt über die Zweige her, jedes ſucht ſich eines derſelben zu bemächtigen, denn das iſt der Dorfglaube: wo auch nur ein einziger dieſer Zweige auf ein Flachsfeld geſteckt wird, geräth der Flachs und wird lang; ein luſtiges Gelag mit Muſik und Tanz beſchließt die Feier.“ Ihr verwandt iſt das „Laubmännchen“ in Ruhla, das dort die Kinder machen aus friſch abgeſchnittenem Buchenlaub, womit einer über und über bekleidet wird, die oben überm Kopf zuſammengebundenen Zweige bilden die Krone; da geht es im lauten Jubel durch den ganzen Ort; dann tanzen die jungen Mädchen ſingend mit dem Laubmännchen; anderwärts nennt man ſolchen in Laub eingekleideten den grünen Mann, den Lättichkönig, und führt ihn dem Schulzen vor, der rathen ſoll, wer im Laub ſteckt, und, wenn er das nicht kann, ſich mit Bier löſen muß. Auch das „Sommergewinnen,“ „Todaustragen“ (deſſen ſchon erwähnt worden) iſt zu Lätare als Jugendfeſt in Eiſenach, im Schwarzburgiſchen, zu Mankenbach, in Thal der Lichte und Unterhain, zu Unterweißbach u. ſ. w. noch im Gange. Das Gregoriusfeſt, „der Biſchof,“ das früher in Meiningen und Suhl als Lenz- und Jugendfeſt beſtand, blüht noch in Koburg, wo die Lehrer ihre Schaaren im Feſtſchmuck, zum Theil verkleidet, die Knaben Bretzeln an Stangen tragend, die Mädchen Blumen im Haar, auf eine mit Zelten und Laubhütten geſchmückte Wieſe hinausführen. In Schmalkalden dauert die Johannisfeier (Tanz auf öffentlichen Plätzen innerhalb grüner Lauben und Schranken) vom Sonntag vor bis zu jenem nach Johannis.

Eigenthümlich iſt auch das Winterfeſt zu Schweina; da errichtet die Jugend auf dem Döngelsberg eine Pyramide aus Feldſteinen, zu welcher man dann am Chriſtabend mit großen Fackeln hinauf zieht, Weihnachtslieder ſingt und die Fackeln hierauf auf einen Haufen wirft; unten auf dem Plan wieder angelangt, ſtimmt man beim Schein von Laternen und Grubenlichtern Chriſtlieder aus dem Geſangbuch an und die Ortsmuſikanten begleiten den Geſang mit ihren Inſtrumenten; um 12 Uhr Nachts wird mit allen Glocken geläutet, vom Kantor und Chor noch ein

Lied angeſtimmt und mit Läuten und Singen dreimal abgewechſelt. Ein anderes Winterfeſt iſt in Eisfeld, wo man am Sonntag nach Neujahr nach dem Nachmittagsgottesdienſt auf dem Markt das Lied „Nun danket alle Gott" unter Muſikbegleitung ſingt, und das Volk dann ruft: „Frau Holle wird verbrannt." Ich habe Thüringen das ſagenreiche genannt, und gewiß verdient es dieſen Beinamen vorzugsweiſe, nicht blos was die große Fülle, ſondern auch was die Bedeutung der Sagen betrifft. Denn hier erſcheint uns die Urgeſchichte eines weiland gewaltigen Volksſtamms in der eigenthümlichen Volksauffaſſung bewahrt, wie nicht minder die vorchriſtlichen ureigenſten mythiſchen Vorſtellungen ſich noch unter dem Gewand, welches die Chriſtianiſirung drüber gebreitet, regen und bewegen, das Werk der Chriſtianiſirung ſelbſt aber in der Legende lebt; ſo tritt uns auf allen Wegen und Stegen die ehrwürdige Geſtalt Winfrieds entgegen. Doch auch in den beſtimmteren und deutlichen Gleiſen der Geſchichte wandelt die Sage; ſie umwebt die hehren Geſtalten der alten Landgrafen mit ihrem Nimbus, ſie hat dem alten Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, als Volkshelden in Vergangenheit und Zukunft, den geheimnißvollen Palaſt im Kiffhäuſer gebaut, dem Sängerkrieg die Wartburg erſchloſſen, der frommen Eliſabeth die Scheitel mit unvergänglichen Roſen gekränzt und das Andenken Luthers auf Weg und Steg mit inniger Treue erhalten. Hier ſehet ihr den Hörſelberg, wie einen ungeheuren Sarg ſich erheben; um denſelben wandelt der getreue Eckart und warnet Jedermann, drinnen aber ſitzt der Tannhäuſer bei Venus der ſchönen Frauen und all den Heidengöttern, die darein gebannt ſind. Hier in Thüringen ſtehen die drei Gleichen und lebt die Überlieferung von der Doppelehe des Grafen, den die Liebe der Sarazenenjungfrau aus Ketten und Banden befreit. Auch die ſonſt an manchen Orten wurzelnde Sage vom eingemauerten Kind findet ſich hier. Und außerdem hat faſt jeder Berg und jede Trümmer, jeder grüne oder kahle Grund, jedes Dorf, jede Höhle, jeder Denkſtein, mancher Baum ſogar eine Lokalſage, die bald eigenthümlichen Wuchſes, bald aus irgend einem allgemeingültigen deutſchen Sagenkorn aufgegangen.

Und ſo ſei nun auch vom volksthümlichen Aberglauben noch geſagt, wie er theils im Scherz, theils in Ernſt feſtgehalten wird. *)

---

*) Bechſtein, Thüringen in der Gegenwart. S. 64 und ff.

Am Abend vor der Erſcheinung Chriſti fährt Frau Holle über die Kreuzwege, hält Mitternachts vor den Schmieden, läßt ihren Wagen beſchlagen und lohnt reich, wenn der Schmied ſo beſcheiden war, nichts für ſeine Mühe zu fordern; auch muß der Flachsrocken rein abgeſponnen ſein, ſonſt zerzauſt ſie ihn den ſäumigen Mädchen, und peinigt ſie, oder ſie müſſen ihn friſch wickeln, ſonſt thut Frau Holle etwas hinein. Am Gründonnerſtag Faſtenbretzeln gegeſſen, ſchützt vor Fieber das ganze Jahr, neunerlei grüne Kräuter, oder die drei erſten Schlehenblüthen oder die erſten Kornblüten, iſt gegen mancherlei Krankheit gut. Waſſer, am Oſtermorgen vor Sonnenaufgang geſchöpft, iſt gut für die Augen, Thau der Oſternacht, auf Tüchern aufgefangen, verſchönet; der Glaube an das dreimalige Oſterhüpfen der Sonne gilt auch hier, desgleichen der an die Hexenfahrt in der Walpurgisnacht, dann der an die Kraft der guten Zeiten, ſo daß am goldnen Sonntag (Trinitatis) und am Johannistage die Glücksblumen blühen und die Sonntagskinder können die verzauberten Höhlen offen ſtehen ſehen, worin die Schätze liegen; an Johannis- und Marientagen, auch zur Ärntezeit gehen die Teufels-Bündner mit Sicheln an den Beinen durch die Getraidefelder, dann zehntet ihnen der Teufel von den durchwandelten Äckern. Im Advent und den zwölf Nächten zieht das wüthende Heer mit der Spinnefrau (auf dem Harz zieht die Tutoſel mit dem wilden Jäger Hackelberg) über Berge und Wälder, ja ſelbſt durch Häuſer, wo in gerader Linie drei Thüren auf einander gehen; da muß man ſich, wenn das wüthende Heer unſchädlich an einem vorüberziehen ſoll, entweder auf die Erde legen oder den Kopf zwiſchen die Speichen eines Wagenrades ſtecken. In jenen Zeiten wandern die Geiſter (Spukedinger), tanzen die Irrwiſche, flackern die Feuermänner; in der Andreas- und in der Chriſtnacht wird Vorſchau verſucht. Weit verbreitet iſt der Glaube an verzauberte weiße Frauen und Jungfrauen, die der Erlöſung harren, an hülfreiche Zwerge, Wichtlein, Wichtelmänner, Hütchen, (um Ruhla und Steinbach, Warta, Spihra und Gerſtungen, am Hörſelberg und Kiffhäuſer) an den Alp, an Nixen der Ilm, Saale, Werra, Schleuſe, im Salzunger See, an Rieſenſpuren, Rieſenfinger, Rieſenlöffel, Rieſenſpielzeug (bei Blankenberg im Schwarzathal geht davon genau dieſelbe Sage wie im Elſaß) und an Teufelsſpuren (übrigens ſpielt der Teufel ſelbſt mehr in Märchen ſeine Rolle als in der Sage, und zwar als dummer, täppiſcher, leicht zu foppender Geſelle), an wandernde ruhloſe Seelen verſtorbener Böſewichter (falſcher Feldmeſſer, Gränzſteinverſetzer, harter Beamter, trügeriſcher Verkäufer, die zu leichtes Maaß und Gewicht gegeben), an Erſcheinungen und dergleichen. Nicht minder iſt der Elementaraberglaube noch häufig, wenn gleich in geringerem Maße gegen frühere Zeiten; ſo weiſſagt man aus dem Hervorbrechen oder Verſiegen von Hungerquellen wohlfeile oder theure Zeit, ſo herrſcht der Glaube, dem Feuer dürfe man nicht fluchen und Zigeuner könnten es beſprechen (wie in vielen Gegenden der Glaube verbreitet iſt, Fürſten oder Obrigkeiten wohne die Kraft ein, eine Feuersbrunſt durch bloßes perſönliches Erſcheinen, oder durch Umreiten oder durch den Tellerwurf zu bannen*); wo der Regenbogen aufſteht, finde man goldne Schüſſelchen, Sternſchüſſelchen, wo ein Stern vom Himmel hinfiel. Gar tief iſt die Thierwelt in Aberglauben, Sage und Mährchen verflochten; zumal ſpielen Schlangenkönig und Schlangenkönigin eine bedeutende Rolle, Störche helfen beim Brandlöſchen und ſind heilig wie Schwaben, wo ſie Neſter bauen, kehrt Glück ein; wenn der Storch, der auf einem Hauſe niſtet, im Frühling nicht wiederkehrt, ſo brennt es bald nieder; das weiß der Storch, und deßhalb bleibt er aus; dasſelbe ſagt man auch von den Schwalben; wenn ein Huhn ein Windei legt, ſo muß man es über das Haus werfen, ſonſt brennt das Haus nieder; wer junge Hunde und Katzen zum Erſäufen hinweg trägt, verträgt ſein Glück; nicht minder iſt Kräuteraberglaube in Fülle in Thüringen heimiſch, vornehmlich am Waldgebirge und in deſſen Angränzungen; desgleichen der Aberglaube an metalliſche Zaubermittel, ſo an den „Ring um Gotteswillen“, der gegen die Gicht helfen ſoll (ein Goldſchmied muß ihn, dreimal um Gotteswillen gebeten, umſonſt aus drei von drei Schulknaben erbettelten Sechskreuzerſtücken fertigen, darf aber weder von anderm Metall was dazu, noch etwas davon thun, noch am Geſchmolzenen feilen, und muß ihn der Perſon, die ihn beſtellt hat, ſtillſchweigend an den Finger ſtecken), ferner an die Kraft der Wünſchelruthe (die, um wirkſam zu ſein, an einem Charfreitag vor Sonnenaufgang mit Waſſer aus einem oſtwärts fließenden Bach und mit den drei erſten Verſen des erſten Kapitels im Evangelium Johannis getauft werden muß), an jene des Erdſpiegels, deſſen Beſitzer alles, was vorgeht und vorgegangen, ſchauen und Diebe entdecken kann. Endlich hängt man auch noch ſtark an ſogenannten ſympathetiſchen Mitteln, wobei jedoch, wenn ſie wirken ſollen, Hauptbedingung iſt, daß alles ſchweigend verrichtet werde. So mögen denn hier auch ein paar Zauberſprüche ſtehen, in denen noch das uralte germaniſche Heidenthum nachklingt; *) aus dem Jüchſethale bei Meiningen, im fränkiſchen Theile der alten Grafſchaft Henneberg, folgende zwei, eines gegen den Rothlauf:

---

*) Freilich: wo Fürſt und Obrigkeit bei der Noth ſelbſt am Platz iſt, regen ſich alle Hände geſchwinder.

„Hållernåst, hèp dich auf,

Rûtlâf, sëtz dich drauf.

Ich hå dich änn tåk:

Hå dû's joar o tåk.

Im nòme" u. s. w.

Der zweite gegen das Abnehmen; man nimmt einen Reiſigknüttel, faßt ihn, ſtellt ihn dann in eine Küchenecke und ſpricht dazu:

„Knöttel, ich fass dich,

Knöttel, stéä!

Stéä of änn bä!

Das ånàme hå ich.

Ich hå's änn tåk:

Hå dû's joar o tåk.

Eine Zauberformel aus dem Meininger Unterlande gegen das Alpdrücken lautet:

„Dås wallala

Alle bërge durchtra,

Alle wasser durchbåt,

Alle blètlich åblåt,

Onnerdesse wörds tåk,"

---

*) Mitgetheilt durch Sterzing in Haupt's „Zeitſchrift für deutſches Alterthum" 3. Bd. S. 358 u. ff. (Leipzig 1843).

wobei das „Wallala“ auf den Alp zu gehen ſcheint und vielleicht das Wallende bedeutet (Sterzing). Ins heidniſche Alterthum reichen unſtreitig auch die Überlieferungen hinauf, daß der Dieb ſterben muß, wenn man einen Sargnagel in ſeine Fußſpur ſchlägt, daß er ein lahmes Bein bekommt, wenn man ſeinen Fußtritt mit Nadeln ſticht, und daß er, wenn man ſeinen Fußtritt ausſchneidet, in ein Säckchen ſteckt und räuchert, abzehrt und endlich ſtirbt, wenn die Trappe dürr iſt, ſowie die fernere: Wer ſich die Hand aufſchneidet, in die Öffnung ein Stückchen von einem Donnerkeile ſteckt und ſie dann zuheilen läßt, der kann mit einer einzigen Ohrfeige den ſtärkſten Mann todt ſchlagen. Faßt man all das Berichtete noch einmal im Überblick zuſammen, ſo muß man ſich geſtehen: die bedeutendſten Elemente der deutſchen Sagen- und Mährchenwelt, alle die unvergänglichen von Jahr zu Jahr friſchen Zeugniſſe unſeres ureignen, ernſten und doch freudigen, tiefſinnigen und tiefſittlichen Volksthums, alle ſind ſie in dieſen heimlich-ſtillen Thälern Thüringens wie in ſo vielen Bechern einer Blütendolde enthalten und geborgen, ſüßer Duft ſtrömt daraus, und wie die Biene vom würzigen Safte naſcht und ihn in Honig verwandelt, ſo übt hier der poetiſche Sinn eines wackeren Volksſtammes das Wandlungsgeſchäft.

Was nun ſonſt in der preußiſchen Provinz Sachſen (abgeſehen vom Thüringer und Meißner) an ächter alter Sachſenart zu finden iſt, das gibt ſich laut genug kund und will ſich auch heut noch nicht verläugnen, die harte, ſpröde, eiſenfeſte Mannhaftigkeit und Ausdauer in Arbeit, Freiheit, Ehre und Zucht, das Blut Heinrichs des Städtebauers oder Vogelſtellers, der bei Merſeburg mit ſeinem wieder wehrhaft gemachten Volk geſiegt, der in der güldnen Aue zu Memleben geſtorben und ſeine Ruheſtäte gefunden in Quedlinburg, und Otto's des Großen, der die Ungarn für immer geſcheucht, die Slaven gebändigt, den Magdeburger Dom geſtiftet und ſeinen Speer in den Ottenſund geſchleudert, die Denkart jener edlen Jungfrauen Magdeburgs, die ſich, in langer Reih, die Arme in einander geſchlungen, in den Strom geſtürzt, um ihre Ehre zu erhalten, als Tilly's ſiegende Soldaten in raſender Luſt ſie bedroht; das iſt alte Sachſenart und die lebt noch.

Als Probe der Mundart in der Magdeburger Börde ſtehe hier folgendes charakteriſtiſche Kinderlied: *)

---

*) Firmenich, „Germaniens Völkerſtimmen“ S. 164.

„Ruh, ruh, Soldatenkind!
Schlahpe, bes dien Vahder kimmt.
Dien Vahder is in Frankenland,
Kimmt na Hubs mit Kranz un Band,
Moskau is ohk afebrennt,
Bonapart is furterennt.
Dien Vahder dregt en Landwehr-Kribz,
Datt gahf'n unser König glicks.
Ohk hilpen de Kuhsacken
Mit ihre lanken Stahken.
Nu blaumen unse Rosen,
Denn furt sein de Franzosen.
Un wenn dien Vahder wedderkimmt,
Denn repstu: Memme, Teite kimmt.
Denn äht'n we Klump un Graupen
Da könn'n we recht na paupen,
Un du wirscht stark un dikke,
Schletst de Franzosen in Stücke;
Denn fröet sich dien Teite,
Drum schlahpe, Kimmken, heite!“

Der Weſtphale.

Ich ſagte: „alte Sachſenart“; mit dieſem Wort bin ich, wie im Sprung des alten Sachſenroſſes, auf der rothen Erde Weſtphalens angelangt, auf uraltem Sachſenland, das, vielfach geſchichtlich ausgegliedert, nun in den Ring einer Provinz gefaßt iſt. Wer möchte die Zeit der Zerſplitterung in zahlloſe geiſtliche und weltliche Herrſchaften zurück oder wieder hergeſtellt wünſchen? Aber wer, der ein Herz für Geſchichte hat, fühlt ſich nicht überall von dem ſtaatlichen Uniformirungsweſen unangenehm berührt, wenn es die alten, volksthümlich gewordenen Namen und Wahrzeichen verwiſcht und ſtatt deren die großen und kleinen Räder ſeines Verwaltungsmechanismus einſetzt! So auch hier in dem heute ſogenannten Weſtphalen (von Jerome's weſtphäliſchem Königreich zu ſchweigen) verſchiedenartigſte Beſtandtheile, Münſter und Paderborn, Werden, Herford, Eſſen, Kappenberg, Tecklenburg, Minden, Ravensberg, Mark, Lingen, Korvey, Dortmund, Siegen, die Salmſchen, Wittgenſtein'ſchen Lande! Aber der Menſch iſt ein ganzer, feſter, derber, kernhafter mit friſchen Sinnen, keuſchem Aug, altgermaniſcher Gradheit und Treue, muthig edelſtolz im Gedanken auf Abkunft und Freiheit (und wär's nur die Soeſter Fehde, nicht der dreißigjährige Kampf gegen die Franken, woran er dächte, und das alte Städterecht, das auf der Autonomie der Bürger fußt), dabei einfach in Koſt, Luſt und Tracht, fromm, voll Bedacht, fleißig und ſtandhaft.

Charakteriſtiſch iſt in ſeiner Mundart der gänzliche Mangel des ſch (er ſpricht immer nur ſk oder ſ) und die Menge von Doppellauten, namentlich au und ei. Als Probe der Mundart im alten Herzogthum folgender Schwank: „Et was mol en Meken in Sauſte (Soeſt), dat kneide ſik alle Morgen, wenn de Lüche olle uid de Kerke würen, für dat graute ſteinerne Herrgottsbild und behede. Da was dei Küſter eigelig und ginck mol hinner dat Bild ſtohn. Do ſeh dat Meken:

„O du graute, leiwe Gott von Sauste,
Bescher mir doch usen Knecht den Jousten.“ (Jost)

Da ſeh dei Küſter: „Meken, du krigſt en eu nig.“ Da ſeh dat Meken: „O du graute leiwe Gott! boit mie doch nig!“ Dann als Probe der Mundart im Münſterland das nachſtehende Bruchſtück aus dem Mährchen von „de drei ſchwatten Prinzeſſinen“: „Do was der en armen Fiſker, de fiſkede up de See mit ſynem Son, do kam de Fiend un nam den Son gefangen un gaw em dafür ſeß hunnert Doaler. Da genk de Vater hen un gav dat de Heerens in de Stadt, un de Fiend trak av un de Fiſker wurde Börgemeeſter. Do wurd utropen, wer nig Herr Börgemeeſter ſegde, de ſoll an de Galge richtet weren“ u. ſ. w.

Als Probe der Mundart in der Gegend von Minden folgendes Bruchſtück aus der charakteriſtiſchen Antwort der weſtphäliſchen Unterthanen an König Friedrich Wilhelm III., nachdem er ſie nach Abſchluß des Tilſiter Friedens in einem Abſchiedsſchreiben vom 24. Juli 1807 ihrer Unterthanenpflicht entbunden hatte:*) „So wahr wi levt, 't is nig dine Schuld, dat de Generale un Miniſters na dem Erlag bi Jena to bedonnert un to verbieſtert weren, um de verſtrüwten Sgaren to uns hertoſtüren, un ſe, met unſern Landknegden verenet, to'm nejen Kamp optoropen. Liev un Leven hädden wi daran wagt. Denn du muſt nig twifeln, dat in unſen Adern dat Bloot der olen Cheruſker nog fürig ſlüt, un wi nog ſtolt darup ſünd, Hermann un Wittekind unſe Landslüte to nennen. Op unſem Grunde ligt dat Winfeld, wor unſe Vörfaren de Fiende, de dat düdisge Rik verwöſten wullen, ſo ſlogen, dat ſe dat Upſtaan vergaten.... Leve wohl, ole gode König! God geve, dat de Överreſte dines Landes di trouwere Generale un klökere Miniſters finden late, als de weren, de di bedrövden.“

---

*) Firmenich a. a. O. S. 268.

Als Probe der Mundart im Siegerland folgende Sprüchwörter aus der Gegend von Siegen. „Der böſte Hond krijt dät zereſſenſte Fell“; „drüj Broed macht de Backe roed;“ „die Paſſeſäcke ha ken Borrn (Boden);“ und folgender Volks- und Kinderreim:

„Ine mine, donke danke
Wet du bet no Engellande?
Engelland es zogeschlosse,
Vorn der Schlössel afgebroche.“

Der Weſtphale, der von den Tagen Wittekinds an am liebſten Geſchichte gemacht hat, iſt zwar ärmer als der Thüringer an Sagen, aber unter denſelben ſind manche ſehr eigenthümliche Auffaſſungen allgemein gültiger Motive; vorherrſchend zeigt ſich auch die Legende. Beide, Sage und Legende, knüpfen gern an die Heldengeſtalten Karls des Großen und Wittekinds ihre Zauberfäden an; wer kennt nicht die Überlieferung von Wittekinds Bekehrung und Taufe, die unſerer edelſten Dichter einer, Graf Platen, in Kunſtform gegoſſen? Was ſonſt der Kiffhäuſer und der Salzburger Untersberg, in Weſtphalen iſts der Deſenberg, in welchen Kaiſer Karl entrückt iſt und träumt, bis Deutſchlands neuer Morgen graut. Die Legende zeigt uns die Todeslilie zu Corvei; Schutzheiliger von Dortmund iſt Reinold, „das dreiſte Heimondskind“; der Köterberg iſt voller Schätze, und in der Nähe hatten die Rieſen zwei Schlöſſer, eins vom andern zwei Stunden Wegs entfernt, da warfen ſie zum Zeitvertreib Hämmer herüber und hinüber. Die Sage von der Liebe eines Elementargeiſtes (succubus) zu einem Sterblichen erſcheint am Münken- (Mönchen)-loch in lieblichſter Form (wie die Elfe [das Wichtelweibchen] den Grafen von der Schauenburg bethörte, und ſeine fromme Gemahlin ihr im Schlafe eine Locke vom langen Goldhaar abſchnitt und ſo den Zauber löſte); nicht minder eigenthümlich, an die Schwanenritter erinnernd, in der Erſcheinung des unſichtbaren Königs Vollmar auf Hardenſtein. *)

---

*) Vergl. Grimm deutſche Mährchen.

Die Sage vom Blaubart lebt auf dem Bollwerk bei Dahl. Im Münſterland kennt man den Amtmann Timphoht, der Nächtens im grünſeidnen Rock, mit großem dreieckigem Hut und langer weißer Perrücke durch die Straßen der Stadt wandelt; in der Dawert jagt der Hochjäger und ſpukt die Jungfer Eli aus Freckenhorſt, der Abtiſſin ungetreue Haushälterin, die in ihrem grünen Hütchen mit weiſſen Federn auf dem Apfelbaum ſaß, als der Pfarrer kam, um ihr die Sterbeſakramente zu bringen; „wenn es Abends ſtürmt und weht, dann ſchreitet ein gewaltig großer Mann in weitem Mantel, eiſerne Schnallen auf ſeinen Schuben über die Haide, kommt ein Mädchen daher gegangen, ſo eilt er mit ſeinen langen Schritten auf ſie zu, nimmt ſie unter ſeinen Mantel und bringt ſie, indem er ſie immer feſter an ſich ſchmiegt, ohne ein Wort zu ſagen, über die Haide; ehe er ſie aber gehen läßt, drückt er ganz ſanft und innig einen Kuß auf ihren Mund, das arme Mädchen geht ſodann erſchrocken nach Hauſe und iſt am andern Morgen todt."*) Ganz originell iſt die Sage vom Fegefeuer des weſtphäliſchen Adels im Lutterberg, da ein Paderborner Schneider den verdammten Edelleuten mit glühender Nadel Kleider fertigen mußte, und nicht minder jene vom Teufel zu Hamm, der einen Botengänger, welcher auf falſche Anklage unſchuldig als Dieb gerichtet werden ſollte, gerettet und dafür den falſchen Ankläger mit ſich genommen. „Ein ebenſo poetiſches Moment wie jener Mythus vom Haidemann" (bemerkt Schücking **)" bieten oft die Volkslieder dar, z. B. das vom „Leiden Chriſti" (eine richtigere Lesart deſſelben findet ſich in Ernſt Weydens „Kölns Vorzeit"). „Die ganze harmloſe naive Eigenthümlichkeit des weſtphäliſchen Landvolks (fährt Schücking fort) ſpiegelt ſich in dieſen Sagen und Liedern, jene kindliche Gläubigkeit und Frömmigkeit, die doch wieder ihr Humoriſtiſches hat und durch ihre einfach naturwüchſige Anſchauung aller Dinge oft den Schein unnennbar tiefer oder geiſtreicher Auffaſſung bekommt. Die Volkslieder enthalten Liebesklagen oder öfter humoriſtiſche Ausfälle gegen Ehe- und Liebesnoth, und dann im plattdeutſchen Idiom, ein Beweis, daß dieſe letztere Art der Auffaſſung dem Volke die eigenthümlichere iſt."

---

*) Freiligrath und Schücking, „das maleriſche und romantiſche Weſtphalen" (Barmen und Leipzig).

**) Maleriſches und romantiſches Weſtphalen. S. 117 und 148.

Die Gabe der Vorſchau, deren der Rügier theilhaftig, findet ſich auch in Weſtphalen, wenn gleich in neuerer Zeit immer ſeltener als früherhin, da noch mehr als ein ſolcher „Wicker“ (dies der eigenthümliche Name des der Vorſchau Fähigen) mit blaſſem Geſicht und ſtarren hellgrauen Augen umher ging.

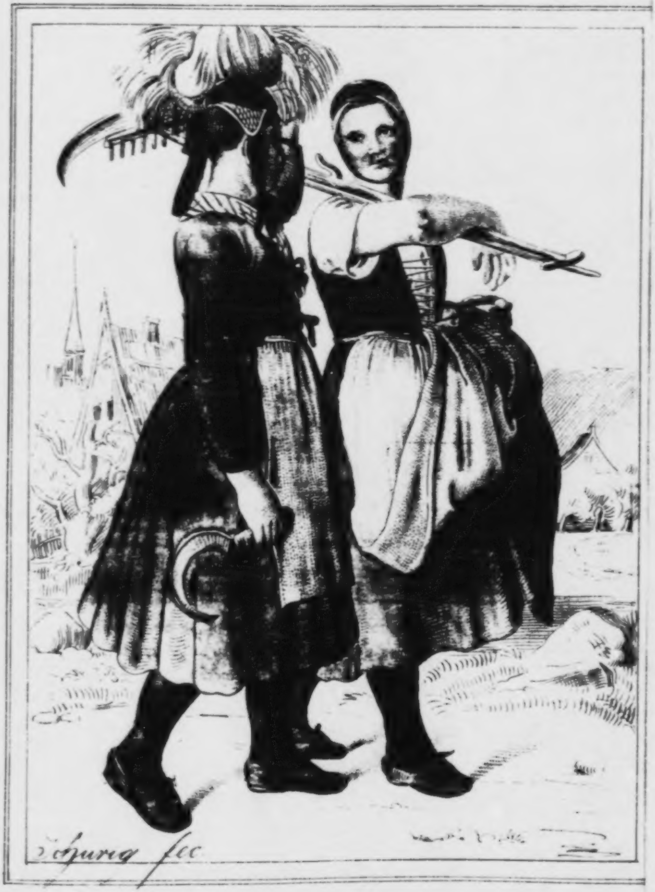
Doch wenden wir uns von dieſer düſtren Nachtſeite zum hellen ſonnigen Leben! Was für alte, unverdorbene Gediegenheit, in Bewußtſein und Sitte beim Landvolk! Dies zu ſchildern, den feſten, kräftigen Stamm mit allem friſchen ſaftigen Laub, durch das die rothwangige ſtrotzende Geſundheit als blonde Lisbeth guckt, aber auch mit all den Knorren der Eiche, — es war eine Aufgabe, des größten Meiſters würdig, und als ſolcher hat ſie Immermann gelöſt; auf jedem Hof Weſtphalens ſollten ſie dafür eine Eiche pflanzen und „Immermanns-Eiche“ taufen! Wer vermöchte nach ihm den Stift zu ergreifen, um ſo ein Stillleben des Schulzenhofs (Meierhofs, Oberhofs) mit den markigen Geſtalten des Hofſchulzen und des Großknechts (Baumeiſters) zu entwerfen. Hier nur wenige Striche! Wie tief das Inſtitut der Fehme, ein durch und durch germaniſches, in der „rothen Erde“ Weſtphalens wurzelt, wo es eigentlich ſeinen Haupthalt hatte, iſt eben im Bauernſtand zu erkennen, der hier, wie in wenigen andern deutſchen Ländern noch am meiſten von ſeiner alten Selbſtſtändigkeit bewahrt hat. Noch jetzt ſollen (nach Schückings Angabe) zu Gehmen, wo das fortwährend in alter Weiſe beſtandene Freigericht erſt 1811 von der franzöſiſchen Geſetzgebung aufgehoben worden, die Freibankbauern die Bank ſpannen und heimliches Gericht hegen, auch ſich ſtandhaft weigern, ihrer Loſung „Stock, Stein, Gras, Grein“ Bedeutung aufzudecken; auf ein breites Schwert, das ſie Kaiſer Karls Degen nennen, legen ſie den Schöffeneid ab: dem Stuhlherrn treu, hold und gewärtig zu ſein, alles, was Femwrogig, Straßen-, Mühlen-, Mähre ſei, anzubringen und die Fehme Niemand zu offenbaren. Hier in Weſtphalen finden wir nicht ſowohl geſchloſſene Dörfer (Gemeinden unter einem Vorſtande) als vielmehr noch die altgermaniſche Art des Anbaus; da lebt der Bauer auf ſeinem Hof im Mittelpunkt ſeiner durch Graben und Buſchwerk umſchanzten Landbeſitzthümer in ſeiner kleinen Welt, wie ein patriarchaliſcher König in ſeiner Familie. Sehen wir uns die Bauern der Soeſter Boede an! Was für ſtämmige, freiſame Geſtalten, mit den klaren Augen und rüſtigen

Fäuſten; die halten feſt, was ſie einmal gepackt haben; ſo auch die alten Sitten. Was für eine Luſt zum Beiſpiel bei einer Hochzeit! Die wird immer auf dem Hof gehalten, wo die jungen Ehleute wohnen werden; da kommen nun am Hochzeitstage die jungen Burſche auf dem Hof des Bräutigams, die Frauen und Mädchen auf jenem der Braut im beſten Feſtſtaat zuſammen und werden mit Branntwein und Kuchen bewirthet; die Jungfern kleiden die Braut in den Hochzeitsſtaat und ſetzen ihr die Ehrenzier der Jungfräulichkeit, die Brautkrone auf, die gar feſt ſitzen muß, denn ein ſchlimmes Vorzeichen wär's, wenn ſie herab fiele. Iſt das gethan, dann geht's zur Kirche, und wie! Friſch und verwegen, wie's dem kräftigen Geſchlecht wohl anſteht, das in hellblauen Röcken und mit breitkrämpigen Hüten ſo ſtolz auf den muthigen Roſſen ſitzt und ſelten der Sporen bedarf; der nächſte Anverwandte des Bräutigams ſchwingt die Braut hinter ſich auf ſein mit Blumen und Bändern geſchmücktes Roß, das nun luſtig aushebt und die Mähne wirft und gar wohl weiß, was es trägt; hat der Prieſter den Segen geſprochen, ſo erhält der Bräutigam von ſeinen Geſellen, die ihm zunächſt ſtehen, einige Schläge mit den Stöcken (und oft ſind ſie juſt nicht ſanft), daß er gedenke, wie weh das thut, und ſein Weib damit verſchone. Der Bräutigam iſt ſodann der Erſte, der ſich entfernt; er reitet den Andern voran und kommt ſeiner Braut eine Strecke vor dem Hochzeitshof entgegen, ein Muſikant begleitet ihn; wie er ſie trifft, ſteigt ſie ab, und er bringt ihr Brot und einen Krug Bier, (zum Zeichen, daß er ihr nun den Lebensunterhalt ſchaffe); ſie genießt etwas davon, das Brot aber, worin etwas Geld ſteckt, bekommen die Armen. Alsdann führt der Bräutigam ſeine Braut zu Tiſch; da ſitzt ſie obenan und er bedient ſie; nach geendigtem Mahl beginnt ſein nächſter Anverwandter den Tanz mit ihr und erhält ein neues Tuch von ihr zum Geſchenk. Der Abend des Hochzeitages wird damit beſchloſſen, daß die Frauen ſich bemühen, der Braut die Weibermütze aufzuſetzen, was die Jungfern zu verhindern ſuchen; ſo gibt's einen wahren Kampf, und haben die Frauen geſiegt, trägt die Braut die Weibermütze, dann wird um den Herd herum getanzt, damit die Braut ſich an's Haus gewöhnen und ihren Mann nicht verlaſſen möge; alsbald erſcheint dann inmitten des Tanzes der Bräutigam und entführt ſein junges Weib zur Brautkammer. Am folgenden Tage werden die Gäſte im Hochzeitshauſe mit einem Frühſtück bewirthet und führen ſodann die junge Frau um all den Grund und Boden ihres Mannes herum; dabei wird ein Betttuch an einer Stange vorangetragen, nach welchem die jungen Burſche in Einem fortſchießen und das ſie in Brand zu ſtecken ſuchen. Darauf folgt das Mahl, und nach demſelben wird das Ehepaar beſchenkt. In einigen Gegenden Weſtphalens (wie auch Heſſens) darf der Brautwagen nicht fehlen, der die Ausſtattung bringt (Manns- und Frauensbrautwagen), und man unterſchied zwiſchen vollen, halben, mäßigen oder geringen, wobei denn der Inhalt auch einer Geldwerthung gleichgeſtellt ward; gab ein voller Meierhof 12 Stücke auf den Brautwagen, ſo gab ein Halbmeier 6, ein zweitägiger (Viertelmeier) 4, ein eintägiger (Achtelmeier) 3. Ein eigenthümlicher Menſchlag ſind die Ravensberger Bauern, kraftvoll, einfach in Kinderzucht, Krankenbehandlung und Lebensart, von derber Koſt lebend, (um drei Uhr aufgeſtanden, drei Stunden ſpäter das „Imt“ [Gerſtenmehl oder Buchweitzengrütze mit Milch], dann Milch, Pumpernickel und Schinken im Sommer, oder Gemüſe, Speck und Speckpfannkuchen im Winter als Mittagsmahl), religiös, geſellig, Ackerbauer, Leinweber, Garnſpinner (ihr Garn, das Mold- oder Malzgarn, kommt meiſtens nach Bielefeld). Als Probe ihrer Mundart hier einige ihrer Sprüchwörter: „Dei Frünne (Freunde) häbben will, dei mott ſe ſik maken;“ „bei hatt'n Kopp all'n Pape un 'n Buck (Bauch) all'n Bürgermäſter;“ „je geleierter, deſto verkeierter;“ „wenn Pinkſten upp'n Fridag kümmt, dann kriſt du die Geld;“ „geſalten Braut (Brot) maket dei Backen raut“ (roth) u. ſ. w. Gar ſtattlich ſind ihre Hochzeiten. Meiſtentheils entſcheidet der Vater der Tochter nach ſeiner eignen, nicht nach ihrer Wahl und ſieht auf den Beſitzſtand des künftigen Eidams, jemehr Pferde und Kühe dieſer beſitzt, um ſo beſſer; meiſtentheils pflegt der Junggeſell ſogleich zu heirathen, wie ihm ſein Vater die Wirthſchaft übergibt. Auch bei ihnen wird die Braut am Hochzeitstage nach dem Hofe gebracht, wo das junge Ehepaar künftig wohnen ſoll; die Nachbarn begleiten ſie zu Pferd und einer muß voranreiten, um vorher beim Hof anzufragen, ob der nahende Theil willkommen ſei; ſowie er nun mit dem Ja zurückeilt, wird gejauchzt und geſchoſſen und ſo geht's dann zum Hof. Die geladenen Gäſte (und es ſind ihrer viele, all die Verwandtſchaft, Bekanntſchaft und Nachbarſchaft), haben ſich ſchon gegen neun Uhr des Morgens in ihrem Feſtſtaat eingeſtellt und die „Gabe“ (Butter, Stuten, d. h. Semmeln, wohl auch

Hühner) mitgebracht; ſie werden ſodann mit Branntwein, Stutenſuppe, Hakeldür und gebratenen Würſten zum Frühſtück (Anbiß) bewirthet; iſt die Geſellſchaft ſatt, ſo ſteht ſie auf und macht neuen Gäſten Platz; die eigentliche Mahlzeit findet um zwei Uhr des Nachmittags ſtatt, wobei denn auch hier der Bräutigam (wie überhaupt den ganzen Tag über) der Braut (und den andern Gäſten) aufwartet; iſt die Mahlzeit zu Ende, ſo tritt der Schulz an den Herd, ſpricht das Ehepaar an und übergibt demſelben den Hof zu guter Bewirthſchaftung; hierauf Tanz und der Neckekampf zwiſchen Frauen und Jungfern über die Behaubung der Braut. Bei Kindtaufen (ſechs Wochen nach der Geburt) geben die Ravensberger Bauern das „Kindelber,“ einen großen Schmaus, doch ohne Tanz. Eine andere Art von Schmaus iſt die „Dönte;“ dazu lädt jeder, der ein neues Haus bauen oder ein altes ausbeſſern will, ſeine Verwandtſchaft und Freundſchaft ein, wogegen er von jedem Gaſt eine Beiſteuer zum Bau erhält; dabei geht's nun gar luſtig her, grad wie bei einer Hochzeit; wer viel Übermuth hat, hält die Dönte oft zwei Tage lang, wogegen einer, der Schaden erlitten oder in Schulden iſt, manchmal durch die Dönte wieder aufzukommen hofft. Im Flecken Greven (ſei zum Schluß noch angeführt) hat ſich bei der Feier der Faſtnacht noch bis zur neueren Zeit die Sitte erhalten, daß alle vier Jahre ſämmtliche in dieſer Friſt getrauten Ehepaare ſich in einen ungeheuren Kübel mit kaltem Waſſer auf dem Markt werfen und ſo durchbaden laſſen müſſen.

Der preußiſche Rheinländer.

Ich komme jetzt zu unſern Brüdern in der preußiſchen Rheinprovinz. Aber wie vielerlei Menſchen ſind in derſelben zuſammengereiht, vom weiland weſtphäliſchen Kreiſe des deutſchen Reichs die aus Kleve, Berg und Jülich, aus Meurs und Geldern, die von Eſſen, Werden, Malmedy, Stablo und Kornelismünſter, von Wied, Sayn-Altenkirchen, Virnenburg, Blankenhain und Geroldſtein u. ſ. w., die aus den Reichsſtädten Köln und Aachen, dann vom weiland kurrheiniſchen Kreis, die aus den Erzſtiftern Mainz, Trier und Köln, aus einem Stück der Kurpfalz, aus Arensberg, Rheineck und Niederiſenburg, endlich vom oberrheiniſchen Kreis die aus Simmern, einem Theil von Veldens, Sponheim, der niedern Grafſchaft Katzenellenbogen, Solms und Saarbrück und aus dem Lande der Wild- und Rheingrafen, dann Wetzlar, u. ſ. d. a., endlich vom weiland burgundiſchen Kreis die aus dem Luxemburgiſchen und Limburgiſchen, und außerdem aus allerlei unmittelbaren Reichsgrafſchaften und Reichsritterſchaften, ſowie aus Lothringen. Ein Geſammtbild zu geben iſt ſchwer, all die Beſonderheiten im Einzelnen zu ſchildern unmöglich, weil die engen Gränzen dieſes Buchs deſſen Schreiber (wie außerdem oft genug) hindern, nach ſeiner weitausgreifenden Abſicht und voller Luſt ſich auszubreiten; er hat überhaupt nur ins Engſte zuſammenzuziehen, was er zuſammen ſtellen will, und, was er gefunden, dem das Einheitsgepräge aufzudrücken, daß es zuſammen gehört, daß es beiſammen bleiben ſolle im Geiſt und in der Wahrheit, im Licht und im Recht. Der Rhein übt über alle die Menſchen, die ihm nah oder doch in ſeinem Stromgebiet wohnen, ſeinen mächtigen Zauber; wie verſchiedenartig die Arbeit ſein möge und dieſe ihren Einfluß auf den Menſchen geltend mache (Landbau, zumal Weinbau und Fabrikarbeit), wie entſchieden der religiöſe Grundzug in allen (gleichviel ob der römiſch-katholiſchen oder evangeliſchen Konfeſſion), — die immerdar friſche Lebensfreudigkeit, die iſt das Palladium, das ſie vom alten Rebenvater Rhein haben, ein vollblutig, feuriges Geſchlecht mit vorherrſchender Nerventhätigkeit, jedes Aufſchwungs fähig, von Lieb' und Haß ſchnell hingeriſſen, mit trefflichen Geiſtesanlagen, ob dieſe auch in manchen Landſtrichen unter langjähriger geiſtlicher Herrſchaft und Erziehung in ihrer Entwickelung zurück gehalten worden und werden, mit pfeilgeſchwindem und pfeilſcharfem Witz, mit ehrenhaftem Eifer für Behauptung provinzieller Selbſtſtändigkeit, der theuren rheiniſchen Rechtsinſtitutionen und geſetzlicher Freiheit überhaupt, voll kunſtſchöpferiſcher Kraft (die Dome und Bilder bezeugen es), ſangluſtig und ſagenreich, gaſtfrei und geſellig. Wollt ihr erfahren, was deutſcher Bürgerſinn und deutſche Bürgerkraft vermag, — ſo ſchlagt die Geſchichtsbücher der rheiniſchen Städte auf und leſet vom rheiniſchen Städtebund, von den Thaten und Geſchicken der Overſtolzen und Weiſen; und wie von jeher die Bedeutung des Rheinlands im Städteweſen und Bürgerthum am ſchönſten und kräftigſten ſich kund gegeben, ſo auch in neueſter Zeit wieder, wo ein edles Selbſtgefühl alle Herzen in den rheiniſchen Städten zu höhern Schlägen hebt, und der Rheinländer wird und muß


Schurig fec.

Schnitterinnen aus Niederklee.

Regierungsbezirk Wetzlar.

noch aus ſeiner heiteren ſonnigen Stromgaſſe (Kaiſer Maximilian I. hat ſie freilich ganz anders genannt) und aus allen zu ihr führenden Nebengaſſen als Fürderſter und Vorſechter hervorſchreiten wie Siegfried der Drachentödter; es muß eine Schaar ſein, drin jeder ein zweiter Schmied von Solingen, der von Haus und Hof fortläuft, um die Schlachten des Geiſtes zu ſchlagen und das bedrängte Wort zu retten. O käm' jener Wecker von Ufnau wieder auf ſeine Ebernburg und riefe ſein Tagwächterlied und ſein „Ich hab's gewagt“ weithin, daß es über den Hundrück hinüber bis nach Trier und den Rhein hinab bis nach Köln und über die Eifel bis nach Aachen erſchölle, und all das herrliche Volk ſich wie ein Mann erhöbe im feſten Willen:

„Die Lügen wölln wir tilgen ab,
Auf dass ein Licht die Wahrheit hab!“

Als Proben der Mundarten Folgendes. Zunächſt der Koblenzer, die Legende: Die Miſerawelcher.

Als noch Chriſtus met ſeine Jinger of der Welt erem es gezoge, om alle Leit ſeine neie Glauwe ze predige on beizebrenge, koomen ſe och onner annere of de Muſſel. Obwer die huhe Berg do, on die Sonn, die dozemol eſu heiß geſchinne hat, moochten en gar net gefalle; dann kaum hann ſe paar Schritt gange, hann ſe gleich geſchwezt wie die Bäre. Wie ſe nau eſu eines daags puddelpletſchnaß vur Schweiß getrebſt hann, on ſech onner en Baum gelegt hatte, om ſech e besje auszerohe on abzekehle, leeß Chriſtus de Petrus komme, on ſoot zo em: „Hier emol, Pitter, de kanns doch eſu got laufe, — lauf emol geſchwind henne en dat Dorf enen, on holl mer e Scheppche Wein, ech kann vur Duurſcht dahl net mieh aushalle!“ (Ob änem och Geld derfur hat metgewe, davon weis mer nicks.) Petrus leeß ſech dat net zweimol ſoon, on mooch ſech, weil ä ſellewer och Duurſcht hat gehat, gleich of die Labbe on leef iwwer Kopp on Hals ſpureſtreichs en et Dorf enen.

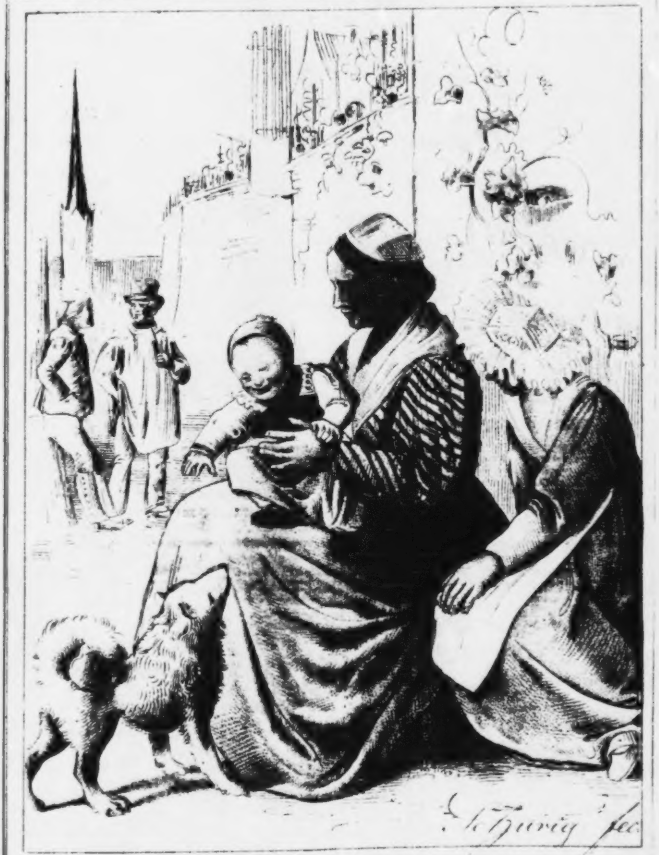
Eh ä obwer an ſeine Här hat gedacht, hat ä irſcht ſellewer en Schoppe gekracht, on ſoff en allmieëlech gruße holzene Becher an einem Zuch ratſch aus. Nau leeß ä ſech obwer och fur ſeine Här dä Becher geſchwiwwelte voll enſchenke, eſu voll, dat dä Wein emmer, wann ä gange es, erausgeſchlappt es.

„Waart,“ daacht Petrus, „dem Schlappe ſall ech ſchunn abhelfe!“ on tronk eſu ganz behaglich närt dä hallewe Becher aus. Dat nau

Chriſtus nicks dervon merke ſollt, helt ä geſchwind ſei Mäß aus em Sack eraus, on ſchneidt dä Becher, ſu weit als ä leer wor, ronden erem ab. Wie ä nau widder gange es, feeng och dä Wein widder ze ſchlappern an. Et Pitterche woßt obwer dem Geſchlapperſch geſchwind e Enn ze mache: ä trenk widder ab, on ſchnitt och widder ab. Eſu koom ä nau zo ſeinem Här, on ſoot: „Dau mooß nohre net maine, dat ech dir hei e Schnäpsje brenge, die Scheppcher ſein hei ze Lann net grießer. Et ſcheint mer obwer, dat dat Säftche do net iwwel es, on iwwer dat Winnige do looß der nohre kai grau Hoor driwwer ware; dau kanns jo leicht aus dem Winnige Vill mache.“ Du ſoot obwer Chriſtus zo im: „Mei lewer Pitter, dau bes net eſu do! dau bes net eſu domm, wieſte ausſehs! dau haß et fauſtedeck henner de Uhre! Gell, dau wollſt de Sichere ſpille, falls et hei nicks mieh ze trenke gäf? Iwwerigens weere ech dir heit et Maul ſchunn ſauwer halle, wann mir ons heit Owend em Wierthshaus de Gote andohn. Dat ſoon ech Dir obwer, wann Dau mir noch emol en Schoppe ze brenge haß, dann breng mir en ordentleche, on net eſu en miſerawele.“

Heit ze Daag heiße of der ganze Muſſel, von onne bes owe, dem St. Pitter ze Ehre, die kleine Scheppcher all noch „Miſerawelcher.“

Wandern wir weiter rheinabwärts, und belauſchen wir die Bonner Mundart in den dort volksthümlichen Varianten des bekannten Hexenſchwanks vom „Überallaus und Nirgendan:“ „Drückche (Gertraudchen) lurt om Schlöſſelsloch on ſog, dat ſaig Möhn (Muhme) än Döppche en dä Hand hatt on ſich domet ſchmäre däht. „Tütte ma Tüt,“ ſäät ſe, „zum Schorreſteen herüt, üvver all Hecken on Strüch“, on ſlutſch! do wor ſe am Kamin erus. Jetz ſäng dat Drückche an, de Köchedür opzoſprenge, nimmt dat Döppche, ſchmärt ſich och domet, on ſät de nämliche Wort, ävver onrääch, „Dorch“ aplaz (anſtatt) „üvver all Hecken on Strüch!“ on rutſch! do wor et och am Kamin erus. Well et ävver „dorch“ aplaz „üvver“ geſaat hatt, do ſlog et dorch Böhm, Hecke on Strüch, dat ſi Geſeech, Händ on Alles ganz zerkraz on geſchind wor. Endlich kom et op 'ne Berg an, wo de Hexe danze däte on Muſik maate met ahl Geeße on Kanne. Op eemol ſät et och ſing Möhn on wurd gewahr, dat ſe en Hex wor. — Jetzt kömp en Muus, do et dat Väzällche (Erzählung) uus.“



Ahrthal.

Regierungsbezirk Coblenz.

Die kölniſche Mundart, welche wir nun belauſchen, iſt*) eine der ſogenannten Übergangsmundarten, welche in der Mitte zwiſchen den nieder- und oberdeutſchen Mundarten ſtehen. Dieſe Übergangsmundarten beginnen in den Rheinlanden in der Gegend von Düſſeldorf und ziehen ſich fort bis in die Gegend von Koblenz. Die kölniſche Mundart, welche ihrem inneren Weſen nach mehr auf die Seite der niederdeutſchen oder niederſächſiſchen Mundarten neigt und einen ſehr großen Theil der Wörter und Ausdrücke mit der flämiſchen und holländiſchen Sprache gemein hat, wird auf eine eigenthümlich weiche, ſchalkhaft-gemüthliche und etwas gezogene und ſingende Weiſe geſprochen, welche den Kölner, auch wenn er Hochdeutſch ſpricht, überall kenntlich macht. Um die kölniſche Mundart einigermaßen richtig zu leſen, bemerke man ſich Folgendes:

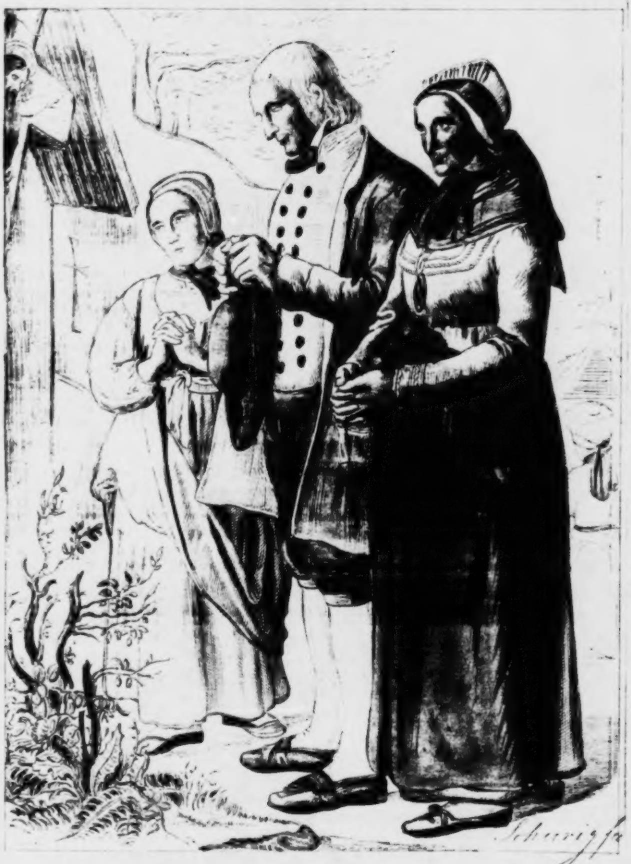
aa	entſpricht dem hochdeutſchen Laut in:	Saal, Waare, kahl, Bart, Bratſche.
ah	„ „ „ „ „	wahr, Bahn, geſchah, Pfad, Braten.
ee	„ „ „ „ „	Lehm, Weſer, Weſel, Eger, Geeſtland.
eh	„ „ „ „ „	Reh, geht, ſteht, Ehe, Klee.
ie	„ „ „ „ „	Stier, Ziel, mir, Igel, Kiel.
ih	„ „ „ „ „	Bier, hier, bieten, Friede, Glied.
ô oder oo	„ „ „ „ „	Sohn, hohl, Thor, Woge, geboren.
o	„ „ „ „ „	oben, Ofen, Mond, gehoben, empfohlen.
oo	„ „ „ „ „	Mohr, ſchmoren, Zobel, Moorrübe, jodeln.
oh	„ „ „ „ „	roth, Noth, Stroh, Roth, oder.
uu	„ „ „ „ „	Spur, Schwur, Bude, Ufer, Rudel.
uh	„ „ „ „ „	Schnur, gut, Muth, Stuhl, Grube.

---

*) Nach Firmenich a. a. O.

Der Umlaut von a a iſt ä ä.
= = = a h iſt ä h.
= = = ô oder o o iſt ö ö.
= = = o iſt ö.
= = = o o iſt ö ö.
= = = o h iſt ö h.
= = = u u iſt ü ü.
- = = u h iſt ü h.

Der kölniſche „O“=Laut in: bott, kott, Schottel, Godd (Baſthinn), Botter, och (auch), Gold, Schold, holle, Kolle, Kommer u. ſ. w. u. ſ. w. hat keinen entſprechenden Laut in der hochdeutſchen Sprache. Um dem Laut nahe zu kommen, ſpreche man den „O“=Laut in dem hochdeutſchen Worte „roth“ ſo kurz und geſchärft als möglich aus. Die kölniſche Mundart hat die Eigenthümlichkeit, daß die Wörter nicht ſtets denſelben Laut beibehalten, ſondern ihn bei der Beugung, Abwandelung und Verkleinerung häufig verändern. Man ſagt z. B. de Ähd, op der Ääde; bliew zo Huus, ich well em Huhs blihve; fall meer nit op et Liev, doo fallß meer vum Lihv blihve; Wöt, Wötche, Muus, Mühsche; dat eß en ſchön Blohm, dat ſin ſchön Bloome; blös meer op et Häuv, doo kannß meer op et Häuv bloſe; dat eß e kott Wiev, met dem Wihv kammer nit en Fridde levve; 'ne Kääl, zwei Kähls; loor ens, ich well ens lohre; eer Hätz, en ehrem Hätze u. ſ. w. u. ſ. w.- „Ei“ wird in den meiſten Fällen nicht wie im Hochdeutſchen, ſondern mit mehr geſchloſſenem Munde ausgeſprochen, ſo daß der eigentliche „E“=Laut mehr gehört wird. Das „e“ in den Wörtern: eß, beß, Keß, Meß, met, Deſch, Feſch, Schmeck (Peitſche), Werk, Ferke, Levve, gevve, nemme, ſpetz, Hetz u. ſ. w. u. ſ. w., für welches die hochdeutſche Sprache keinen entſprechenden Laut hat, muß möglichſt kurz hervorgeſtoßen werden. „G“ wird faſt durchgängig wie „i“ ausgeſprochen. Das „n“ in der Endſylbe „en“ wird vom Kölner nicht ausgeſprochen, ausgenommen wenn das unmittelbar darauf folgende Wort mit einem Selbſtlauter oder mit den Mitlautern: b, d, h, t (vor letzterem Mitlauter nicht immer) beginnt. Indeſſen wird das „n“ zuweilen auch vor anderen Mitlautern ausgeſprochen, worüber ſich jedoch keine Regel feſtſtellen läßt, da dies mehr im Gefühl des Kölners liegt und von der Betonung und Stellung des Wortes abhängt. Endſylben, welche mit „e“


Scheurig fe

Hausirend - Reg. Bezirk Cöllen

ſchließen, wird ſogar, wenn das unmittelbar darauf folgende Wort mit einem Selbſtlauter oder einem der genannten Mitlauter beginnt, des Wohllauts wegen ein „n“ angehängt, z. B. dat halden ich nit uus; ich ſagen deer; ich kummen bahl widder; ich ſchrihven hück 'nen Brehf, u. ſ. w. In den folgenden Proben iſt das „n“, wo es nicht ausgeſprochen wird, überall weggelaſſen worden. „ss“ für „ſſ“ deutet an, daß die Ausſprache in ſolchen Wörtern weit gelinder als im Hochdeutſchen iſt. Durch ein ' an „ck“ wird angedeutet, daß das „ck“ bedeutend gelinder als im Hochdeutſchen ausgeſprochen werden muß, z. B. Zick'e, ſtrick'e (ſtreiten), ſick'e (ſeiden), lück'e (läuten), lick'e (leiden), Krück'er (Kräuter) u. ſ. w. Das „e“ in „der, dem, den“ wird nur wenig gehört. Das „'ne“, z. B. 'ne Schlöſſel, halte man nicht für den weiblichen unbeſtimmten Artikel, es iſt der männliche. Vor Selbſtlautern und den oben genannten Mitlautern ſagt man „nen“, weil das „n“ am Schluſſe dann nicht wegfallen darf. Als Probe zunächſt der nachfolgende Abendſegen für die Kinder beim Schlafengehen; (ich werde ſpäter daſſelbe Liedchen in der Trierer und in der Osnabrücker Variante mittheilen):

„Ovends, wann ich schloofen gohn,
Vezehn Engelcher met mer gohn,
Zwei zo minnger Rechten,
Zwei zo minnger Linken,
Zwei zo minggem Häuften,
Zwei zo minggen Föhsen,
Zwei, de mich decken,
Zwei, de mich wecken,
Zwei, de mich wiesen
En ed himmlische Paradieschen.“

Als fernere Probe der Kölner Mundart ſtehe hier das folgende Gedicht*):

„Et Kluhster.“

„Nom ahle Köll'n aam lehve Rhing
Drängk sunder Rass mien Hätz,
Mie Lottchen, och! dat wood beging,
Dat määt meer dehſe Schmätz.

---

*) Firmenich a. a. O.

Ich nom getruhss dä Pilgerstaav,
Zo finge Rass und Rau,
Un seente mich nom hel'ge Graav,
We'n Blohm nom Ovendsdau.

We en der Looch de Schwalvter do
Nom wörme Fröhling trick,
Su trock och ich dem Fridde no
Durch Flohre fähn und wick.

Doch nirgens fung ich Rass ov Rau,
Dröm drängk et mich zoröck
No Köllen's lehver Flohr un Au,
Dem Graav vun mingem Glöck.

Do lääv mie Lottche, Lehvche söhss,
Do strolt eer Aug su häll!
Göt, Vüggelcher, un singk ming Gröhss
Vör ehrer Kluhsterzäll!

Peckt Höösch ehr op de Finster flöck
Un quiddelt ehr en't Ohr:
Der ärme Reinnold köm zerröck,
Et Hätz voll Ping und Troor.

Ich hätt' noch luuter se su gähn,
Mie Levve leever mit,
Un dat, sick ich vum Lottche fähn,
Meer nicks nom Levve litt.

Mien Hätz dat stünd en einer Gloth,
Un schmaachte, se zo sinn,
Et drevv, su we em Sturm de Floht,
Nom Lottche noor mich hin! —

O sill'ge Zick'en, als se meer
Et eez söhss Bützche gov,
Un sä'äd: „Mien Hätz et schleit noor deer!"
Dat we' een Bletz mich trof.

Op eimol kütt ehr't en dä Seen,
Se geit un weed Beging,
Un tritt en't Oosch'le-Kluhster en
Zo minger Quol un Ping.

Woröm, dat hehl geheim se meer,
Wär weiss, wat Messgescheck!
Noor soech ich durch dä Schleier ehr
De Throne klor em Bleck. — —

Süch, süch! dä Dom en rubs'ger Gloht!
Süch, Kölle, Köllen do!
Et zück we Föör meer durch et Bloht,
Dem Lottchen ben ich no!

Vun Lehv beflöögelt well ich gonn,
Zer Rau geit ald der Daach,
Un vör dem Klubster widder stann
Un rohfe: „güdde Naach!“

Su ging ich domals wahl e Jor
En Weeder, Schnei un Rähn;
Hück sage meer de Stähne klor:
Ding Rau ess nit mih fähn.“

Vum Klubster sching e schemmernd Leech,
Et wor op Lottchens Zäll,
Hä soch eer söhss, eer lehv Geseech,
Un Threnen drop su häll!

Do wood imm och! et Hätz su schwaach,
Un bevven däht der Fohs,
Hä reef: „Lehv Lottche, güdde Naach!
Dat ess der lätzte Grohss!“

„Em Himmel!“ lallde noch sing Zung.
Dann storv hä do aam Oot,
Un „Lottche“ wor vum treue Mung
Et lätzte, lätzte Wot.

Doo ginkss he, Reinold, wahl e Jor
En Wedder, Schnei un Rähn;
Hück sääten deer de Stähne klor
Ding Rau ess nit nich fähn.

Noo hät en Rau, dien ärm, ärm Hätz,
Do liss doo blass om Staav!
Verbei, verbei ess dinge Schmätz!
Noo schlöf dann söhss em Graav! —

Fröh bei dem eezte Sonnestrol,
Do fung mer he sing Lich,
Un trohr'gen Hätzens drohg'ne Krol
Zur Kluhsterpôz se glich.

Hä lück. Un wär maat op de Döör?
Wär' maat se op su flöck?
Schön Lottche wor't, sei kom bärr vöör
Un — schudderte zoröck.

„Och, Reinold, minge Reinold lehv!
Jitz mohss ich 't sagen doch:
Ich han dich all de Jor gelehv
Un lehven dich och noch!

Un mohss no jorelangem Schmätz
Ich su dich widder sinn?“
Su kresch se, un et broch eer Hätz,
Un sei fehl duht dohin.

Se schlofe söhss en einem Graav
Jitz Ärm en Ärm bei' nein,
Non Schleier un 'ne Pilgerstaav
De liggen op dem Stein.

Weiter rheinabwärts in der Gegend von Xanten tönt die Mundart, wie in folgenden Schelmlied:

„Die bedrövde Weddefrau.“

„Köster, mime Mann es doot,
Lirum larum leier,
Darover is mime Reu so groot,
Lirum larum leier.
Lirum larum, lach, ha! ha!
Lirum larum, valladera!
Lirum larum leier.

Nua sett eck mei well op sin Graf,
Lirum larum leier,
Oa gohn der en söven Johr nit af,
Lirum larum leier.
Lirum larum, lach, ha! ha!
Lirum larum, valladera!
Lirum larum leier.

Sei saat der koom en hallef Ühr, etc.
Geng sei ald met de Pröster derdür. etc. etc.

Ich laſſe nun als Probe der Mundart von Kleve die Geſchichte der edlen von Goethe gefeierten Johanna Sebus folgen. Uebrigens wird die Mundart, in welcher dieſe Geſchichte niedergeſchrieben worden, auch mit geringen Abweichungen in den nahegelegenen Städten: Goch, Kalkar, Rees, Emmerich, Kranenburg und ihren Umgegenden geſprochen. In Emmerich iſt ſchon mehr Holländiſches der Mundart beigemiſcht, ferner kommt ſowohl dort als in Rees ſtatt des a häufig das breite o vor, indeſſen ſind die Abweichungen ſo gering, daß dadurch das gegenſeitige Verſtändniß durchaus nicht leidet. Bei Kranenburg verſchwimmt die kleviſche Mundart in's Holländiſche und in der Gegend von Kevelaer in die gelderſche Volksſprache. In den zwiſchenliegenden Orten iſt die kleviſche Mundart allgemein, mit Ausnahme von Pfalzdorf auf der gocher Heide. In dieſem Dorfe nämlich, wo ſich auf Veranlaſſung Friedrichs des Zweiten vor einigen 80 Jahren auswanderungsluſtige Pfälzer anſiedelten, wird Oberdeutſch geſprochen. Dieſelbe oberdeutſche Mundart herrſcht in der von dem faſt ganz unvermiſchten Pfalzdorf ausgegangenen, etwas ſüdöſtlicher gelegenen Kolonie Luiſendorf.

„Johanne Sebus.

In't jor neege ſtond et iß geweldig hoog têgen den dick bei Brienen aan de Rhinn, en't was dropp of draan, of't wor derdöör gegon; marr de bure ßmeete noch en ſtöck of wat ſteen dertêgen, en du ging et weer. Evvel's nachs ging't iß an't drieve, en een ſtöck dick no't andre ging fleute, dor was gen halden aan. De hüüs wirden ömgeßmeete, de winterſot dreef op't water, en menſſen en beeſte verdronken der enen heelen hoop.

En paar pleckſkes land waſſe noch marr frei van't water. Achter 't eene was et water ondiep, en wie bis dor gekomme wor, was ſo guud as geredd. Op't andre ſtond en höttje, dor wonden en jonge freſſe deern, Johanne Sebus, mit öör alde ßwakke mooder. Endlick kom't water ook op öör klein Höttjen op aan„ en de alde Frau begonn alt te kermen en te ſtööne, dat ſei ſoll verdrinke motte. Marr Hanneke was en ſterke deern, en ſo guud vöör öör Mooder, dat ſei liever mit öör mooder verdrinke woll, as ſich alleen redde. ,,Komm marr op minne rӧck, mooder,'' ſèi ſei, ,,ick ſell der ou well vöör bakkepille.'' En ſe drug de mooder werrechtig ook glökkig bis op dat andre pleckske. „Och, Hanneke," ſèt de mooder, „lopt der noch es èvkes döör en krigt minn bèibuuk, want gei witt well, dat ick ſtèrve mott, as ick dat niet häbb." Hanneke kom ook noch glökkig no öör höttje, marr knapp hadd ſei't buuk gekreege, du wird et water ſo groot, dat ſei der ni' meer döör koß, — ſei moß verdrinke. En dat guje mädje, dat öör mooder noch geredd hadd, verdrank ook; et water ſteeg hör in tit van 'nen oogenblick over't bèibuuk, dat ſe in de gefalde Händ hiel, over de bèjende lippe en de witte wange en de blaue ooge, die no den himmel keeke, — bis der van Hanneke gen hör meer te ſien wos.

De groote keyſer Napoleon hädd öör en monument van ſteen ſette lote op den pleck, wor ſei verdronken is. Bööm en blumme ſinn der rondheröm gepott, en eenige trèi van dor hädd hei en klein hüüske vöör hör brüür baue lote, den in't jor neege onder de ſaldote was en nou mit ſinn Frau en kind dor wont.

Dor is gen kind in't kleſſe land, dat Johanne Sebus en ören dood niet kennt.''

Als Probe der Aachner Mundart *) folgende Sprichwörter: „Wie der Duifel is, ſo traktirt he ſing Gaſt"; — „du bliefſt mie Herzensblatt, wann ich dich ſieh'n, dann bin ich dich ſatt" — „wann de Auen fangen an ze grauen, fangen ſei auch an ze krauen"; — „et git merr eng bös Frau op der Welt, mer, en jedder gleuft heh hai ſe"; „wälſch blot deiht gingen dütſchen Got"; — „je noher bei Rom, je büſer Kriſt," und um zu guter Letzt auf mich ſelber zu kommen: „wo et Haz van voll is, doh läuft der Monkd van öffer".

Das folgende herzige Aachner Liedchen (bei Firmenich a. a. O.) gründet ſich mit den kindlichen Glauben an das Mariabildchen in der Kappelle auf der Roßſtraße, wohin die zarte Jugend wallfahrtet, wenn eins der Geſchwiſter oder ein Kind des Nachbars ſterbend krank darniederliegt, und drei Kerzen zum Opfer bringt, welche ſogleich in der Kapelle angezündet werden; das kranke Kind werde (ſo glaubt man) geneſen,

---

*) Über dieſelbe ein Aufſatz von Wilhem Weiz in ,,Aachens Liederkranz und Sagenwelt'' von A. Reumont (Aachen 1829).

wenn die Kerzen mit heller Flamme brennen, dagegen werde daſſelbe ſterben, wenn ſie einen matten Schein verbreiten oder gar eine der Kerzen erliſcht. Das auf dieſen Glauben begründete Liedchen lautet:

De Modder kriescht, der Vadder süht (seufzt)
  Et Kengche (Kindchen) es bau doud (bald todt)
Wenn doch märr (nur) ömme (jemand) helepe küht
  En die allevige Nouth!
De Brürcher kreschen auch att met,
  Ge Mensch en hau mieh Moth.
Et Fingche (Josephinchen) ganz alleng kresch net
  En saht: et wed (wird) wier (wieder) got.
Dröm sed märr stell en krieseht märr net,
  Ons Klösche (Unser Nikläschen) wed wier wag,
Maria, die hömm (ihn) schloffe let (lässt)
  Hölpt höm noch desen Dag.
Wie hüh (heute) de Schul get (etwas) fröch wor us,
  Nohm ich mich en der Sen,
Ze goh, noch ih ich kühm no Hus,
  Noh Märiebeldche hen.
Ich bened (betete) mich der ganze Weg,
  Drei Keetzcher (Kerzchen) aufret (opferte) ich,
En wie ich die ansteiche deg (anzünden that)
  Du freuet Fingche sich.
Die Keetzcher gove klorer Lett (Licht)
  Äls wie der hellen Dag,
Dröm sed märr stell en krieseht märr net,
  Ons Klösche wed wier wag."

Als Probe der Elberfelder Mundart folgender Schwank; „A Paſtor genk över ä Feild, wo en Bur am bouen wor. Her Paſtor, rep de Bur, wat hev i am Sondag vör en gode Predigt gehaulen? Wovon hev eck dann gepredigt? ſeit de Paſtor. — Ja, He Paſtor, wenn eck dat wößten, ſo möt eck hie de Plog nit haulen."

Als Probe der Mundart auf dem Hundsrück ſtehe hier die Antwort des armen Menrad, zugleich die Sinnesart des Volkes bezeichnend. Der aarem Menrad hot die Gäſe (Geiſen) gehut. Awer er hot ſo wenig Lohn krieht, dar 'r ſich nit emol Schuh kafe kunent. Do hon em die Fieß aarig gefror, dann et war ſchunn ſpät im Heerebſt, un det Weerer war raulich, et war naß un kalt. Do kam e Mann aus de Hecke, der war ſchun e paar Mol im Schlundes, wel er geſtuhl hat. Der ſaht:

Mei Handwerik brengt meh in, as deinet. Wenn de mit meer gehſt, un meer helefſt, dann looſe eich deer naue Schuh mache, un dann brauchſte ach nit meh bäärwes ſe gehn.'' Awer der Bub ſaht: „Nä, eich will liewer bäärwes gehn un ehrlich bleiwe, as dar ich reich ſull wäre dorich Stehle un Betrihe. Wäßt de nit, dat Gott Alles ſieht un Alles an't Dagesliecht brengt? Dau biſt doch ſchunn gewahr wor, dat Gott det des beſtroft. Eich will liewer mei Fieß mit Dreck beſchmeere, as mei Hänn mit ſchleegte Date.'' (Firmenich.)

Wandern wir über den Hundsrück nach dem Moſelthale hinab, ſo tönt uns die trier'ſche Mundart im „Lied vom Viez“ (Viez = Apfelwein), gedichtet von Ph. Laven in Trier entgegen. Es lautet:

Dä Viez dat ess ä liewen Trank,
Hän ess mer liewer als dä Wein;
Wen'n emmer drenkt, dä gevt net krank,
Dä werrd och emmer monter sein.

Dä Viez, eich soon et noch ämool,
Hän ess mer liewer als dä Wein;
Et zahlt mer Kauen dä Fuderzohl,
Die eweil schonns von'm gedronken sein.

Dä Wein dä kricht Aan'm bei dem Kopp,
Mer ess sugleich besoff dervon,
Mer gevt det Geld loss em Galopp,
Der Deiwel kennt genug es honn.

Dä Schnapps och ka'm'r gestohlen genn,
Hä brennt dä Sielsaak Aanem oof;
Ka' Klas Beer kömt mer en dä Hänn:
Mer gevt su domm drof, wie ä Schoof.

Beim Viez do ess et net eschu.
Mer drenkt ä ganzen Aamer aus,
Mer lermt on raacht sein Peif derzu,
On gibt doch noch ganz gut of Haus.

För achtzehn Pennink kaaft mer sich
Dä Mooss vom allerbesten Viez;
Hä schlerbst erren su süsserlich,
Wen dat net waass, dat ess ä Biez.

Wie schmeckt hän bei dem Schwainespeck,
Bei Flaasch, bei Kaapes on bei Fesch!
Mer kömmt on kömmt net von dem Fleck,
Hott mer dä lieven Viez of'm Desch.

Mein Fraa hott selber ger den Trank,
Se giht recht oft met ihrem Maan,
Se poortzt dann met mer of der Bank,
On mich dann Awelcher su klaan.

On gihtse Ohwens haam essn,
Su packtse meich alt om den Hals,
On ess su kickelich on su fruh,
On eich, eich sein et ewenfalls,

Wenn ebbes giend dä Viez hott, komm,
Eich schloon hän kreppelig on lahm,
Folgt mer on haavt dä Weinberg om,
On planzt mer lauter Aeppelbaam!

Das oben angeführte Kindergebetchen lautet in der trier'ſchen Variante alſo:

Ohwens, wemmer schloofen giehn
Verrzehn Engele met mer gieh'n:
Zwai zu Kopp,
Zwai zu Füss,
Zwai zu rechter Seit,
Zwai zu lenker Seit,
Zwai sollen mich decken:
Zwai sollen mich wecken.
Zwai sollen mich weissen
Zu dän himmlischen Paradeissen. Amen."

Jch füge noch einige Trier'ſche Taufnamen an: Grieth, Gritti, (Gretchen) Ammi, Ammey (Anna-Marie), Leiß (Lieſe) Kätterein, Kätt (Käthchen), Marei (Marie), Bäb (Barbara), Pitter, Pitt (Peter), Juppi (Joſephchen), Rickes (Heinrich), Paddi (Jean Battiſte), Steinchen (Chriſtine), Bertes (Hubert), Naz (Ignaz), Neschen (Agnes), Grates, Gerend (Gerhard), Thores (Theodor), Theiß (Mathias), Jv (Eva), Ranert (Reinhardt), Berend (Bernhard) u. ſ. w. Viel Altes zeigt ſich in trieriſchen Idiotismen: ſo z. B. beſtaten (verehelichen) beweippen (beim Aus- und Einladen der Schiffe mittelſt des Krahnens) Brautlaufte (Verſammlung der Verwandten und Freunde beim Hochzeitsmahl), dick (oft), Drieſch (noch nicht angebautes Land), Einicht (Zuſammenkunft einer Gemeinde zur Vornahme einer Gemeindearbeit), entkleiden (beim Verkauf eines Liegeſtücks ſein Recht abgeben), Erkobern, um Friede-lebens-willen, Gademen (kleine Kramladen, gewöhnlich an größeren Gebäuden z. B. Kirchen angebaut) gedicht (ganz, durchaus) Hotte (das öſterreichiſche „Butte") u. ſ. w. Wab (alte Frau), Ihmche (Vetter, Ohm); übrigens iſt in die trier'ſche Mundart auch viel Franzöſiſches übergegangen und verlandüblicht worden. Holländiſche Mundart greift auch hier an den Gränzen herüber, wie in Weſtphalen, desgleichen luxemburgiſche.

Zum Schluß der Moſelmundarten ſtehe noch eine Probe der von Grevenmachern (Moſelaufwärts vor Trier, in der Volksſage) vom „Longkaulemännchen": *)

„'T wòr emòl e Berger voun hei, dëen hout Nouts hemlech ob dem Fèld debaußen 't Marken an de Steckern gereckt, fir ſein Stecker ze vergreſſern. Mei goute Mann kemmt zum Stèrven. Weil en awer ſou vil geſtoul hat, kemmt en ob d'r Longkaul zereck als e klen Männchen, an en hout e bleien Mantel un. Dò jeitzt'n Nouts: „Wour, wour ſoll ech dëe Markſëtzen?" An dann dèt e Krèeſch, dat èt em dorch Leif a Sëel drengt. Gèt nou emmeſcht dò erlangſt, butſchdeg! hängt mei Männchen ſech em ob de Reck, an mer muß en dròn beß ob de Kreitzerbèrg. Soubal as mer awer 't Kabell errecht hout, dann mecht en ſech voum Bockel eròf, an en as verſchwommen, weil en net daerf weider matgòhn. Am ròſenſten ſpecktakelt 'n am Firòwend voun em groſen Feſt, ſou we't Pengſten, 't Ouſtern an Kreſtdag: dann hëert mer'n manchmòl beß an d'ièweſcht Gaas voun Grevemaacher."

Die meiſte Eigenthümlichkeit des Volkshumors herrſcht in Köln; da iſt das Volksleben am allerfriſcheſten und ungebundenſten.

---

*) Dieſe Sage iſt ſchon ſehr alt; ſie ſpielt auf einem eine halbe Stunde oberhalb Grevenmachern am linken Moſelufer befindlichen Berge, wo ſich eine weite, jedoch, nicht tiefe, mit Getreide bepflanzte Einſenkung zeigt, daneben ein ſchmaler Felſenriß, wodurch man in eine dunkle Höhle gelangt, in der man aufrecht ſtehen und ſich bewegen kann. Sowohl dieſe Höhle als jene Vertiefung tragen den Namen: ,,Unkenkaule,'' und ſind der Hauptſchauplatz der vielen Geſpenſter und Erſcheinungen, von denen ſich das Volk erzählt; der gewöhnliche Sitz des Unkenkaulen-Männchens iſt jene dunkle Höhle von wo aus daſſelbe nach dem Volksglauben den nächtlichen Wanderer mit ſeinem Spuk beunruhigt.

da gibt es ſich kund im weltbekannten Karneval (Faſtelovend), aber auch in den Kirmeſſen, an denen die „heilige Stadt“, die nach dem Handwerksburſchenſpruch ſoviel Kirchen hat, als Tag' im Jahre ſind, überreich iſt; dieſe Kirmeſſen verhehlen ihre Verwandtſchaft mit den flamändiſchen nicht, wo nur vielleicht die Miſchung des kirchlichreligiöſen Elements mit dem derbſinnlichen noch auffallender zu Tage kommt als in Köln. Der moderne Kölner Karneval hat zwar freilich weder den „Bellenbeck“ mehr, der einſt im Geleit luſtiger Fiedler beim „Mötzenbeſtoht“ durch die Straßen zog, noch die Schwerttänzer; wohl aber eröffnet er dem Witz, der Satyre, der Parodie eine attiſche Volksbühne, auf welcher von der öffentlichen Meinung über alle Thorheiten und Verkehrtheiten, die ſich innerhalb eines Jahres zum Reigen zuſammen geſtellt haben, unerbittlich Gericht gehalten wird. Dieſer verjüngte Kölner Karneval hat übrigens gar ſtattliche Söhne gezeugt, die nun im ganzen Rheinland das Zauberhorn erſchallen laſſen. Sonſt iſt aber manche alte Sitte in Köln erloſchen, wie die Holzfahrt am Donnerſtag in der Pfingſtwoche, da die Kölner, zum Andenken an die Rettung der Stadt durch die Liſt des Bürgers Marſilius und den Muth der Frauen, mit Sang und Klang auf den grünen Anger vor dem Severinsthor hinauszogen und dort tanzten, desgleichen die Abwaſchung der Frauen im Rhein am Vorabend des Johannisfeſtes, welche Petrarca, Geſtalt, Geſichtsbildung und Benehmen der Frauen bewundernd, beſchrieben hat, ferner die alte „Gottestracht“ mit dem „Geckenberndchen“ und den „heiligen Knechten“ und heiligen „Mädchen“ bei den religiöſen Umgängen und dergleichen. Und ſo iſt denn auch manche alte Sitte auch in Aachen, in Trier, am Rhein überhaupt vor der modernen weltfahreriſchen Eleganz verſchwunden; wer weiß jetzt in St. Goar noch vom Hänſelband, wer von all der tollen Luſt und Geckerei der alten Zeit (den Geckenorden nicht zu vergeſſen), von all den Sitten und Bräuchen des alten Bürgerthums, von den Gaffeln in Köln und in Trier, von den Aufzügen in der letztgenannten Stadt, wenn jedem Amt zwei hohe Stangen mit dran hangenden blechernen Schildern vorangetragen wurden, drauf man den Amtspatron und das Amtszeichen ſah, und worauf dann die Zunftgenoſſen in dunkelblauen, die Fiſcher und Schiffer in ſchwarzen Mänteln einherſchritten! Das iſt alles vorbei. Nicht ſo iſt die Sage erloſchen; die blüht noch in wunderbarer Pracht. Hier auf dem Boden, auf welchem in der Vorzeit die Geſchicke der Völker im ungeheuren unabläſſigen Drängen und Ringen entſchieden worden, ſind die Spuren der Geſchichte in den glanzvollen Geſtalten der Römerzeit und den kühnen trutzigen Geſtalten der Heldenſage bewahrt, (Siegfried!) und der uralte germaniſche Mythos beut ſeine Rieſen und Zwerge, ſeine Schwanenritter, ſeine zauberkräftigen Schmiede. Aus der Blütezeit der Frankenherrſchaft ſteht Karls des Großen Bild noch da, in ſeinem Lieblingsſitz zu Aachen (Faſtradens Ring, Karls Heimkehr!), dann das des edlen Roland; welche Fülle von Legenden verſchiedenartigſter Farbe und Bedeutung im „heiligen“ Köln mit St. Maternus, St. Urſula, St. Reinold, den himmliſchen Bundesgenoſſen der guten Stadt, u. ſ. f., mit den heiligen drei Königen (Kaiſer, Glaubensblutzeugen, heilige Jungfrauen), — im uralten Trier, das ſeinen Urſprung bis zum Sohne des Ninus, zum fabelhaften König Trebetha aus fernem Oſten hinauf leitet, mit ſeinem Marterfeld, ſeiner heiligen Helena, ſeinem heiligen Rock und König Orendel, ſeinem St. Goar, ſeiner Irminia, ſeinem St. Simeon, ſeiner Domſage, — Aachen mit ſeiner Sage vom Kirchenbau, in Koblenz, — mit ſeinem heiligen Kaſtor und ſeiner heiligen Ritza, dann die Genovevenlegende in Pfalzel bei Trier, wie in Simmern und am Laacher See, die Avemaria-Legende in Altenberg u. ſ. w. Aus der Blütezeit des deutſchen Bürgerthums leben in Köln noch die Ueberlieferungen von der erſtandenen Richmod von der Aducht, und vom ſtarken Bürgermeiſter Hermann Gryn; dort waltete Albertus Magnus und wandelte durch geheime Kunſt den Winter in Frühling. Wie viel Duft der Romantik webt um die Burgentrümmer am Rhein und an der Moſel, an der Ahr und an der Nahe, wie viel Sagenweiſen, traurige, ſchaurige und derb luſtige ſäuſeln über die Wellen, Steinwände und Reben dahin; und all die wunderbaren Kunden ſingt die Lorelei vom hohen Felſen hinab, wo ſie mit goldnem Kamme ihr goldenes Haar ſtrählt. An Volksliedern, geiſtlichen und weltlichen, feinen und derben, an Liebes-, Trink-, Spott-, Kinderliedern iſt das Rheinland überreich. Wie ergreifend ſind jene alten geiſtlichen Lieder, das: „Es iſt ein Schnitter der heißt Tod, hat Gewalt vom höchſten Gott, ſtets wetzt er ſein Meſſer, es ſchneidt immer beſſer, bald wird er drein ſchneiden; wir müſſens erleiden, hüte dich ſchönes Blümelein“; ferner das vom „Meiſter der Blumen und von des Sultans Töchterlein“, von der „blinden Ottilie“, vom „Tod und dem

Mädchen im Garten", und jenes: „O Ewigkeit, o Ewigkeit, wie lang biſt du, o Ewigkeit, doch eilt zu dir ſchnell unſre Zeit, gleich wie das Heerpferd zu dem Streit, nach Haus der Bot', das Schiff zum Gſtad, der ſchnelle Pfeil vom Bogen ab" u. ſ. w. Das ſind ſtarke Gegenſätze: dieſer grübleriſche, in die Tiefen der Myſtik ſich verſenkende, asketiſche Ernſt, und all der ſprudelnde Übermuth der ſtrotzenden Lebenskraft, der den höchſten Wurf auf den Augenblick ſetzt, wenn der Kölner ſein „Alaaf de kölſche Kirmeſſe, anſtimmt. Das Volkslied lautet alſo:

Alaaf de kölsche Kirmesse.

Alaaf de kölsche Kirmesse!
Do geit es löstig zo,
Su'n ess gein Gottsdraag wick und breit,
Gein Kirmess bei ov no.

De eezten ess de Weierstross,
Kreschtoffel un Girjuhn,
Dann halden ich em Rippet nit
'Ne Fuss vun mingem Luhn.

Ich han mich op der Ehrestross
Em Kobberg mih vermaat,
Do danzte meer de Sibbesprüng,
Morjäh? dat hat' 'nen Aat!

De Eigelsteiner Kirmess ess
Meer Witthoffs Huus zo äng.
Un wammer en de Zweipann kümp,
Dann sitz mer em Gedräng.

De prinzepahlste Kirmess ess
Dann doch noch Zinter Vring,
Doch kritt mer fosche Bretzele
Un och e goht Glaas Wing.

Der Babs vun alle Gaden ess
De Krottige Katring,
Doch se verzappe lauter do
Verdammte suhre Wing.

Un wann de Beyer Kirmess kütt,
Wat söff mer Appeldrank!
Un wär sich nit voll suffen deit,
Dä friss sich dann doch krank.

Zo Joren, als ich droppe wor,
Morkränk, wat ging et doll!
De Glaserhött hatt' Plahz zo klem,
De andre wore voll.

Doch fählten et Schötzängelche
Met singer Viggelien,
Hä satz uns drop, ich kann inn dröm
Nit lööchten un nit sinn.

Un hätt' ich inn allein gehatt,
Meer hätten ien zerschwahd,
Dann blevv aan singem krommen Balg
Kei Knöchelche nich grahd.

Noo maach nit fräch dich, sääd ich dann,
Doo krommen Urgeless?
Un wannste uns nit schrumpe wellss,
Dann schrumpen ich deer de Kess.

Mich packten do der Tünigs Jung,
De Kääze flochen uus!
Dat schlohg! ich daach, jitz küss doo nit
Labändig mih no Huus.

Se klatschte mich de Bank erav,
Ich wood esu verbahs,
Ich krääg en Bühl en minge Kopp,
We dem Steinemann sing Nahs.

Mie Glöck dat wor e Kleiderschaaf,
Do fuschden ich mich en,
Un wann ich nit druus fott en quom,
Ich söss, vergott! noch dreun.

Jenes Gegenſätzliche entſpricht übrigens ganz der Art und dem Weſen des Volks; hier der Sinnlichkeit die Zügel freigegeben, daß ſie wie ein feuriges Roß über Stock und Stein dahin ſprengt, und dort, gleich daneben, der Bußgang; in der Wallfahrt oft beides vereinigt, Gläubigkeit bis zur Exaltation, Knierutſchen, Opferung, Verzweiflung — und dann wieder Leichtſinn, Aufjauchzen, Zechen und Becherklang, Schelmenſtreich. Dieſe Miſchung findet ſich hier mehr, dort minder ſchroff, das kommt noch vom alten fränkiſchen Blut; ich ſah' zu Aachen im Münſter am Pfingſtfeſt Büßende Viertelſtunden lang auf dem Boden ausgeſtreckt liegen oder knieen und flehen, die Arme ausgeſtreckt, mit ſo grauenvollem Ausdruck der Geſichter, als wär' auf Erden und im Himmel kein Erbarmen für ſie, aber gleich drauf die Fiedel und die allertollſte Wirthſchaft; bei den trierſchen Wallfahrten nach St. Mathias bringen ſie faſt immer einen Sarg mit, weil meiſtens Einer unterwegs ſtirbt, und doch geht's eben um die Zeit am allerbunteſten her.

Das Volk in der norddeutſchen Staatengruppe.

Motto: Nordlands Deutſche, ſtolz und ſtark,
Treu' im Herzen, Ehr' im Mark,
Hoher Sinn und tapfre Hand,
Feſter Damm für's Vaterland!

Welcher Gegenſatz in den großen, von der Politik zum Ganzen geſchloſſenen Ländermaſſen Öſterreichs und Preußens, dieſen impoſanten Gebieten, auf welchen Menſchen verſchiedener Stammeigenheit unter der Einheit der herrſchenden Dynaſtie zuſammenbegriffen worden, und dann wieder die große Vielheit der übrigen Staaten, welche zwiſchen jenen gewältigen Staatsgebieten und zwiſchen Holland und Frankreich drinnen ſtecken, eine Vielheit an Wappen, Farben, Zuſtänden und Hoffnungen! Aber, ſo wenig Vielheit mit Zerſplitterung gleichbedeutend iſt und ſo wenig Zerſplitterung uns Deutſchen je förderlich war oder je einem andern als dem Feinde Deutſchlands wünſchenswerth ſein könnte, — die **Vielheit** iſt uns nützlich, nothwendig, ein Erforderniß zur Erhaltung unſerer tiefſten Eigenthümlichkeiten, eine Gewähr für die Freiheit; und darum laßt uns dieſe Vielheit preiſen, ohne daß wir je die innere Einheit und Brüderlichkeit aller Deutſchen vergeſſen, die geiſtige und ſittliche Unzertrennlichkeit unſeres Volkes und ſeiner Rechte, die allen Deutſchen gemeinſame geſchichtliche Beſtimmung. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, verſuche ich es, die Volksſtämme, ſo wie ſie in verſchiedene Staaten eingeordnet worden, in ihrem natürlichen Zuſammenhange anzuſchauen, zuerſt die im Norden, dann die in Mitten, endlich die im Süden unſeres Vaterlandes und in jeder dieſer drei Hauptpartheien das Uebereinſtimmende in Abſtammung, Mundart, Sitte, Charakter anzudeuten.

Die norddeutſche Staatenparthie umfaßt (in der Richtung von Oſten gen Weſten der Ueberblick begonnen), **Mecklenburg-Strelitz**, Mecklenburg-Schwerin, Lübeck, Holſtein, Hamburg, Hannover, Braunſchweig, die drei anhaltiſchen Herzogthümer, Bremen, Oldenburg, Lippe-Detmold, Schaumburg und Waldeck, alſo ein Königreich, drei Großherzogthümer, fünf Herzogthümer, drei Fürſtenthümer, drei freie Städte, auf einem Geſammtraum von 1447/19 Gev. M., wovon 49/49 auf Mecklenburg-Strelitz, 225/77 auf Mecklenburg-Schwerin, 1/83 auf Lübeck, 185/98 auf Holſtein Lauenburg, 6/58 auf Hamburg, 694/68 auf Hannover, 69/28 auf Braunſchweig, 15/32 auf Anhalt-Deſſau, 14/19 auf Anhalt-Bernburg, 12/07 auf Anhalt-Köthen, 4/58 auf Bremen, 116/50 auf Oldenburg, 22/73 auf Lippe-Detmold, 6/72 auf Schaumburg und 21/34 auf Waldeck kommen.

Die Bevölkerung betrug: im Jahre 1840 in Mecklenburg-Schwerin 494,530 Seelen *), in Mecklenburg-Strelitz 93,500, in Lübeck 50,855, in Holſtein-Lauenburg 500,435, in Hamburg 158,171, in Hannover 1,739,000 **), in Braunſchweig (1840) 250,995, in Anhalt-Deſſau 61,739, in Anhalt-Bernburg 46,252, in Anhalt-Köthen 41,020, in Bremen 64,581 ***), in Oldenburg 265,800 †) (d. h. einſchließlich des Fürſtenthums Birkenfeld; die Bevölkerung des norddeutſchen Haupttheils, des Herzogthums Oldenburg und der Herrſchaft Jever betrug 1843: 222,956, die des Fürſtenthums Lübeck 20,749), in Lippe-Detmold 101,970, in Schaumburg-Lippe 30,000, in Waldeck 57,374; — im Ganzen alſo: (in runder Zahl) 3,956,000.

In dieſer norddeutſchen Art iſt altfrieſiſches, altſächſiſches Blut, (d. h. niederſächſiſches) dann aber auch wendiſches, das ſich germaniſirt hat, letzteres in Mecklenburg, deſſen Fürſtenſtamm noch ſlaviſchen Urſprungs (er reicht zurück zu dem 1147 getauften Obotritenfürſten Niklot), im Fürſtenthum Lübeck, im Ratzeburgiſchen, im eigentlichen Holſtein (zwiſchen Stör, oberer Trave und oberer Eider) und in Wagrien, im öſtlichen Lüneburgiſchen und in den Anhaltiniſchen Ländern, frieſiſches an den oldenburgiſchen und hannoverſchen Küſten der Nordſee und in den Ditmarſchen, die in dem Deichland zwiſchen der

---

*) 1843: 504,146.

**) 1842: 1,755,592.

***) 1872: 72,836.

†) 1843: 275,471.

Elb'- und der Eidermündung ſitzen. Über der Eider hinaus ſind aber auch noch germaniſche Menſchen und von denen iſt's wohl der Mühe werth, zu reden, weil ſie aus vollem Herzen Deutſche ſein wollen, obwohl ihr Schleswig, war es gleich einſt eine Mark des deutſchen Reiches und iſt es gleich mit Holſtein verbunden, nicht in den Kreis des deutſchen Bundes gezogen worden. Und ſollte man endlich wohl der Helgoländer vergeſſen, die erſt ſeit dem Kieler Frieden vom 14. Januar 1814 den Dreizack der Meerherrſcherin Britannia anerkennen müſſen?

Der Mecklenburger.

Der Mecklenburger iſt ein geſunder, kräftiger, ausdauernder Menſch, treuherzig und gutmüthig, ſchlicht und derb, langſam in Entwickelung und Reife ſeiner Anlagen, aber um ſo ſicherer und nachhaltiger, fleißig als Landwirth, daß es eine wahre Luſt iſt, ſeine Äcker, ſeine Schafe, ſeine Roſſe zu ſeh'n, ſittlichem Verderbniß nicht leicht zugänglich, ſeinem Fürſtenhauſe treu zugethan. Seine Mundart wie ſeine Heimathsliebe drückt folgende Strophe aus:

„Uns' Meckeleborg dat gehta mit,
Ick wollt süss ook nich löben (glauben);
Nu hew 'k mit mennig suȃn'n (sauren) Tritt
Müsst Lür (Leute) un Land dürchstöben;
Doȃ seh'k (sehe ich) denn nu ganz ȃpenboȃ.
'tis up de Welt nich mia so roȃ (nicht mehr so schön)
As bi uns Meckelnbörga."

—Charakteriſtiſch ſind unter andern folgende mecklenburgiſche Sprüchwörter*): „De Giez helpt wol up, äwerſt he helpt nich dragen." „Wer ümmer up ſienen Kopp beſteit, kümmt an'n Enn up'n Kopp to ſtaan." „Wer dat letzt uut de Kann drinken will, den fölt de Deckel up de Snuut." „'tis keen Pott ſo ſcheef, door paßt en Stülpen to." „Fraag mie'n Nawer Fick, is ebn ſo'n Schelm as ick" (eine Redensart, die man gebraucht, um einen von der andern Partei vorgeſchlagenen Zeugen als ungültig zurückzuweiſen). Von eigenthümlichen Sagen möchte ich die von „Papedöne" am Ratzeburger See anführen; der kuriöſe Antiquarius Berckenmeyer erzählt: „in dem Holz bei Ratzeburg iſt eine Grube oder Höhle, welche man Pape-Dön-Höhle nennet, daſelbſt ſoll vor Zeiten ein Mörder Papedön ſeine Mordgruben gehabt und ſich bettlersweiſe daſelbſt aufgehalten und viele Leute, ſo fürüber gereiſet, mit Liſt ermordet haben; der Ermordeten Hirnſchalen hat er auf einer Linie nach der Reihe zuſammengezogen, darauf mit einem Stocke geſchlagen, ſeine Luſt daran gehabt, und dazu geſungen: „So dantzet, ſo dantzet mie leveſten Söhne, dat Dantzen dat macket ju Vattr Papedöne;" anders ſtellt ſich die Sage in der bei Firmenich mitgetheilten Überlieferung vom „Papendönning" dar, derzufolge er eines reichen Lübecker Kaufmanns Tochters raubt; als ihm nun ſeine Frau ein Kind gebiert und es ihm, in der Hoffnung, er werde nun freundlicher werden, überreicht, da nimmt er es auf den rauhen Arm und „danzt mit em ümmer rund 'rüm; nu ging't ümmer duller; dat Kind füng an to ſchriegen; door packt he't mit de Fuuſt an de Been un ſien' Ogen würrn gleuend roth, und he danzt' un brüllt', un ſchlenkert dat Kind üm'n Kopp und ſchlög em de lütten Knaaken an de Balken entwei", und ſiebenmal gebiert ihm die Frau einen Knaben und ſiebenmal führt er ſo ſeinen Tanz, bis die Frau ihn überredet, daß er ſie nach Lübeck zum Beſuch ihrer Ältern ziehen laſſen, doch mußte ſie ihm ſchwören, in vier Tagen wieder zu kehren und keinem Menſchen ihr Schickſal zu klagen noch ſeinen Wohnort zu verrathen. Sie umgeht den Schwur, indem ſie, in Begleitung ihr jungen Schweſter auf offenem Feld wandelnd, einen großen Stein am Weg umklammert und dieſem alles erzählt*); nimmt beim Abſchied ausgeſtreute Erbſen in der Schürze mit, was die Ältern ſogleich verſtehen; ſie treiben ihr ein Mutterſchwein mit Ferkeln nach, das den Erbſen nachgeht, die ſie ausſtreut; ſo wird Papendönnings Aufenthalt erkundſchaftet, der Wütherich gefangen, nach Lübeck gebracht und gerichtet. Eigenthümlich iſt eine Nixenſage vom Eldefluß (zwiſchen Parchim und dem Dorf Slate); „Eens's Awens güng de Paſter unner de hoogen Erken an de Eld up un Daal ſpazieren. De Sünn was all unnergaan un dat füng an düſter to wären. Door reep 't uut 'n Water ganz dump: de Stunn (Stunde) iſt door (da), äwerſt de Knaaw (Knabe) noch nich! As de Paſter dit hüürt, kreeg he kort Been un maakt, dat he na'n Dörp keem. As he all an 'n Tuun (Zaun) wier, keem 'n ſmucken Jung anlopen. Wuhen, mien Söön, wuhen ſo ielig? — Na're Elv, ſet dat Kind drieſt, ick will Snicken un Muſcheln ſöcken. — Nich doch, ſet de vorſichtig Mann, hier beſt 'n Schilling, mien Kind, gaa hen un haal mi mien Biewel. De Jung leep hen. As de Paſter bie'n Kroog voräwer güng, keem de Knaaw mit de Biewel all werren torügg un woll nu nä'n Water daal. Nich doch, ſet de Paſter, du büſt döſtig, du haſt ſo lopen, du ſaſt ierſt drinken. Leew Kröger, een Glas Bier för den lütten Jung! — He drünk, un feel doot daal. De Stunn was door, un de Knaaw ook.*)" Von Ratzeburg hat man nicht weit in's Lauenburgiſche, zu der Stadt Mölln, wo der Erzvater derber, alter, deutſcher Neckeluſt, der rechte Patron und Schildhalter des Volksſpaſſes, der Spottvogel Tyll Eulenſpiegel geboren worden und begraben ſteht, (auch darin Eulenſpiegel, daß er nicht liegt); ich erinnere an ihn, deſſen Name nur mit dem ehrfürchtigen Beiſatz „unſer Herr" genannt wird, weil er auf ſeine Weiſe die alte Zeit verſinnbildlicht, da die Volksſtimme frei, ja ſelbſt ungezogen durch's Schallrohr des Spottes ſprach und doch deßwegen kein Haus einfiel, wenn'. nur in ſich gut und tüchtig war, geſchweige ein ganzes Staatsgebäude zuſammen ſtürzte, wie heutzutag, wenn ſie noch dazu viel leiſer und manierlich ſpricht, gleich gar Mancher befürchtet, der aber eigentlich dadurch nur kundgibt, wie innerlich unhaltbar der Bau iſt, den er als unumſtößlich zu preiſen pflegt. Wohl dir, alter Schalksnarr, daß du begraben biſt!

---

*) Firmenich a. a. O. S. 73 und ff.

---

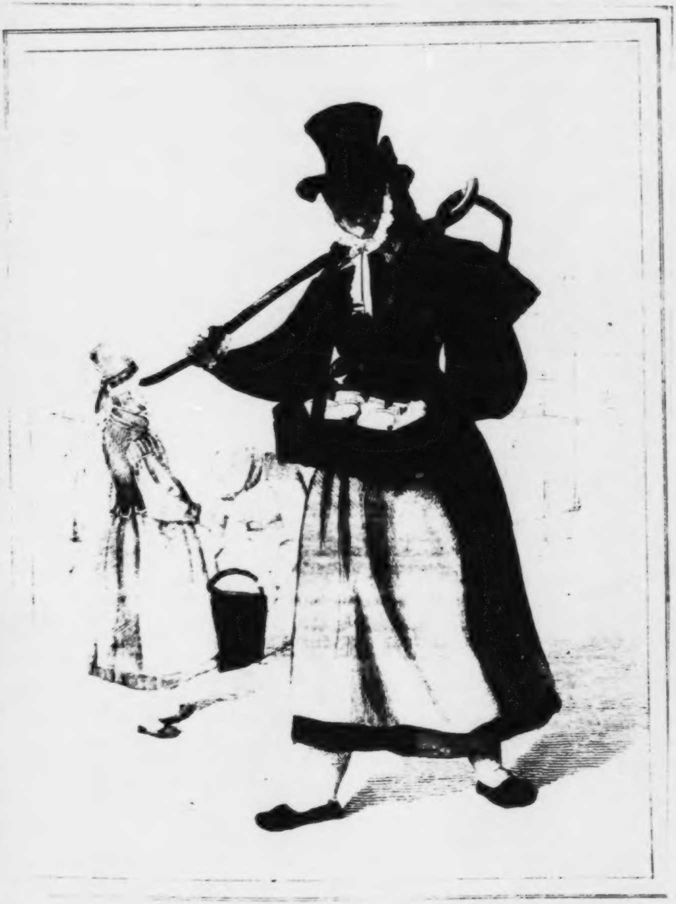
*) Die liſtige Art der Umgehung findet ſich bekanntlich auch geſchichtlich, wie z. B. eben in Lübeck 1384, wo der holſteiniſche Knappe ſich ein Glas Bier reichen läßt und dem Glas den Anſchlag der Verſchwornen entdeckt.

Der Holſteiner.

Doch laben wir uns jetzt an den kräftigen, gedrungenen, geſundheitſtrotzenden Geſtalten der Holſteiner, denen man's noch heutzutage anſieht, daß der alte Ehrenſpruch von ihnen: „die Holſteiner vertheidigen ihr Recht mit dem Schwert" nicht aus der Luft gegriffen war. Auf dieſer fruchtbaren ſchleswig-holſteiniſchen Halbinſel haben, ſoweit eine be-

---

*) Firmenich a. a. O. S. 72.



Butterhändlerin

aus dem [illegible]

ſtimmte geſchichtliche Kunde zurückreicht, im Süden Sachſen, im Norden Angeln geſeſſen, deren Namen jetzt noch auf dem Landſtrich zwiſchen der Schlei und dem Flensburger Meerbuſen haftet; frieſiſche Bevölkerung mit ſächſiſcher vermiſcht, gab die freiſamen Dithmarſchen, heldiſche Bauern, die bis zum Jahre 1559 auf kleinem Boden die uralte freie Gemeindeverfaſſung bewahrt und Thaten gethan hatten, ſo ſtaunenswerth als die Schweizer in der Blüthezeit ihrer Freiheit und Treu; wendiſche Art in Wagrien wurde von den Tagen Heinrichs des Löwen an germaniſirt.

Hier, im Schleswig-Holſtein, (bald ſind's vier Jahrhunderte, ſeit es als heiliges Recht der beiden Lande verbrieft worden, daß ſie ewig ungetheilt beiſammen bleiben ſollen) hier hat man in jüngſter Zeit noch Volksfeſte geſehen, die ſolchen Namen wirklich rechtfertigen (wo nämlich nicht Wettrennen und Viehausſtellungen gehalten, nicht bloß gegeſſen und getrunken, gelacht und getanzt wurde, ſondern wo das Volk im Stolz ſeines Nationalbewußtſeins auftrat und wo es ihm ein Feſt war, ſeine Feſtigkeit kund zu geben im Beharren am gemeinſamen deutſchen Vaterland, im Kampf um die Exiſtenz ſeiner Nationalität, ſeiner Sprache, um Behauptung der Preßfreiheit und jedes Rechts, das jedem edlen Volke gebührt. Ein Volk in Ehren, das ſolchen heiligen Kampf beharrlich durchkämpft, unverzagend vor aller Übermacht! Hier mögen nun einige Proben holſteiniſcher Mundart ſtehen. Wenn die Knaben (beſonders im Flecken Neumünſter) des Sommers von Haus zu Haus gehen, um eine Gabe zu heiſchen, (das iſt das „Omgarn" oder „Ömgarn") trägt einer von ihnen einen todten Fuchs oder eine todte Krähe in einem Korb, und ſie ſingen dazu:

„Hans Voss heet he,
Schelmstück weet he.
De he nich weet, de will he leeren,
Huus un Hoff will he verteeren
Brod up de Drag,
Speck ünnern Wiem,
Eier in't Nest,
De mi wat givt, de is de best.
As ik hier vordüssen weer,
Do weer hier nix as Loof un Gras,
Do waan hier keen rieken Mann.
De uns den büdel füllen kann

Mit en Schilling dree, veer,
Wenn 't ook en halv Rieksdaler weer.
Baven in dat Huus fast
Do hangt de langen Mettwüst,
Gevt uns von de langen
Un laatet de korten man hangen,
Sund se wat kleen,
So gevt uns twee för een,
Sünd se en bete tobrakn,
So könt wi se liekers knakn,
Sünd se wat fett,
Je beter as se smekkt."

Es iſt eigenthümlich, wie ſich dieſer Bittgang mit Reimſpruch und Reimſang in deutſchen Landen unter verſchiedenartigſten örtlichen Beithaten als Grundzug wiederholt. Was für ein Stolz und Muthwillen klingt aus dem nachſtehenden Bauernlied:

„Riepen Gassen (reife Gerste) wöl wi meien (mähen),
Stoppeln wöl wie laten staan;
Junge Jumfern wöl wi freen,
Oole Wiever laten gaan.
Ik bün en Keerl un de wat leert hett,
De ook noch wat övern Steert hett,
Nananana, Nananana,
Sprekt dat Jawoord ookman to."

An das Alpen-Schnodahüpfl erinnert das holſteiniſche Bauernneckelied:

„Heisa up dat eene Been,
Hopsa up dat anner!
Wenn min Fro (Frau) den Abscheed neem,
Kreeg ik wol en anner."

Gar toll und übermüthig greift die Lebensluſt in den Trinkliedern aus, wie z. B.:

„Un is de Buur nich en duzziger Schelm!
He will de Dans för'n Sösling hebb'n,
Süh, wo he hinkt, süh, wo he springt,
Kiek, wo de Düvel sin Geld verbringt."

oder

„Min Dochter, wenn du freen (freien) wullt,
So nimm di eenen Papen (Pfaffen),
De kann sin Brod mit Snakken (Schwätzen) verdeenen,
So kannst du lange slapen."*)

---

*) Holſteiniſche Lieder und Volksreime (bei Firmenich a. a. O. S. 55 u. 56.)

Ein kräftiges Geſchlecht wie das in Holſtein, liebt auch erkräftigende Spiele. Eins derſelben, das „Klingholz“ oder „Kliſchſpiel“ beſteht darin, daß man einen runden 4 — 5 Fuß langen, etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer haltenden Stab nach ſolcher Richtung, daß er mit der Bodenfläche einen Winkel von 50 — 60 Graden bildet, in die Erde ſetzt, und auf denſelben oben einen ſogenannten „Klink“ oder eine „Kliſch“, ein etwa 4 Zoll langes und kleinfingerdickes, rundes Holz legt, welches oben einen Haken hat, mit dem es ſich am Rande des Stabes hält; rundherum bilden nun die Spielenden einen Kreis, einer ſchlägt die Kliſch mit einem 2 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß langen daumendicken Stab fort, die Andern ſuchen ſie zu fangen oder ſo nahe als möglich an's Centrum zu bringen und zwar mit bloßer Hand; gelingt das Fangen, ſo iſt jener, der geſchlagen, ſeines Schlagamts verluſtig; gelingt das Zurückſchlagen, ſo mißt er vom Mittelpunkt bis zu der Stelle, wo die Kliſch liegt, zum Beiſpiel 1, 2, 3 u. ſ. w. Ellen, die dann ſein Credit machen und von dem beim Anfang für jeden Spieler feſtgeſetzten Debet (zum Beiſpiel 40 Ellen) abgezogen werden. Wird die Kliſch nicht gefangen oder zurückgeſchlagen, ehe ſie niederfällt, ſo ſuchen die Gegner des Erſten ſie an das Centrum zu ſtoßen oder zu ſchlagen, was er abwehrt; glückt das Eine oder das Andere, ſo bleibt ſie liegen und der Erſte mißt von ſeiner Stelle ſeine Ellen. Man ſetzt gern eine gewiſſe Anzahl von Gängen, z. B. 6 — 10 feſt, wer dann ſein Debet bezahlt, erhält den feſtgeſetzten Preis, braucht er aber mehr Gänge, ſo muß er allen Mitgliedern geben, was verabredet iſt. Auch wird es gewöhnlich zum Geſetz gemacht, daß der Schlag mit dem Stab von unten herauf gehen muß, wodurch das Spiel für den Erſtſchlagenden ſchwieriger wird. Fängt er die Kliſch im Kreiſe mit der Hand, wenn die Andern ſie hereinſchlagen, ſo gibt ihm dieß 8 — 12 Ellen Kredit; ſchlägt er dreimal fehl, d. h. bringt er die Kliſch nicht aus dem Kreiſe, ſo kommt der zweite Mitſpielende zum Schlag und ſo dann ferner. *)

---

*) Roſenthal „Der Deutſche und ſein Vaterland.“ II. 346 ff.

Der Angle.

Die Angeln ſind ein bedächtiger, verſtändiger Menſchenſchlag, minder offen und derb als die Holſteiner, und dem Nützlichen mehr zugethan als der Freiheit, dabei aber ehrlich und allem Schein, aller Windbeutelei abgeneigt, ſie wollen durchaus als Deutſche betrachtet werden und deutſche Sprache behaupten, wie wohl in verſchiedenen Landſtrichen däniſche Ausſprache herrſchend iſt; Kirchen und Schulen ſind allerorten deutſch. Als Probe der Mundart (im Kirchſpiel Satrup, das ziemlich in der Mitte liegt) folgendes Bruchſtück aus einem durch Firmenich mitgetheilten intereſſanten Aufſatz über die Angeln, dem auch die nachſtehenden Angaben über einzelne Bräuche entlehnt worden: „In Angeln is de Övergang von dat Dütſche in dat Dän'ſche. Süden von de Slie (Schlei) ſprickt keen Minſch Dän'ſch un nohren von de Flensburger Wyk ſprickt man keen Dütſch. In Angeln verſteit man beide Spraken un de nohrer Hälfte kann ock beide Spraken ſpreken, utnahmen en Deel von de junge Lüde. Dagegen ſind in de ſüder Deel man einge ole Lüde, de Dän'ſch ſpreken können. De Stadt Flensburg iſt meiſtto gans dütſch, da is man een dän'ſche Preeſter un gar keen dän'ſche Schol; de dütſche Städe langen wieder (weiter) hen af nah't Nohren as de dütſche Dörper.“ Charakteriſtiſch iſt die Genauigkeit, womit bei den dreierlei Arten ihrer „Beerſchuppen“ (Bierſchaften, Bierfeſte), nämlich „Hochtied“ (Hochzeit), „Arfbeer“ (Erbſchaftsbier, Leicheneſſen) und „Kinddöp,“ „Kinnerbeer“ (Kindtaufe) auf die Sitzordnung gehalten wird. Da ſitzen nämlich die Gäſte im „Peſel“ (großen Zimmer), wo bloß an drei Seiten Tiſche und Stühle geſtellt ſind, während die Seite nach der Wohnſtube hin offen bleibt. Der mittelſte Platz, gewöhnlich vor der Thüre der Hinterkammer iſt der oberſte, welchen bei der Hochzeit das Brautpaar mit den Brautführern, beim Arfbeer die nächſten Verwandten des Verſtorbenen, bei der Kindtaufe die Gevattern und nächſten Verwandten einnehmen. In zweifelhaften Fällen in Bezug auf die Rangordnung will jeder der Beſcheidenſte ſein, und ſo gibt's deßhalb oft einen wahren Wetteifer unter den Gäſten, deſſen Beſchwichtigung dem Schulmeiſter oder Küſter, welcher das Geſchäft hat, die Gäſte zu ſetzen, und dem Wirth oder Schaffer, welche ihm dabei helfen, keine geringe Mühe macht. Dem oberſten Platz gegenüber haben der Geiſtliche und Küſter oder Schulmeiſter den Ehrenſitz.

von denen dem letzteren übrigens auch das Ehrenamt, das Eſſen auf den Tiſch zu ſetzen, und dem Erſteren jenes: das oberſte Stück Fleiſch zu ſchneiden, zukommen. Männer und Frauen ſitzen geſondert, die erſteren auf der Fenſterſeite, die letzteren längs der inneren Wand. Sind mehr Gäſte eingeladen, als im großen Zimmer Platz haben, ſo vertheilen ſich die übrigen in der Stube oder wohl gar in der Dreſchtenne, ja ſelbſt im Kuhſtall. Zwiſchen den Gerichten, welche meiſtens aus Suppe, gebratenen Hühnern, Rindfleiſch und Reisgrütze mit Zwetſchgen, wohl auch Weinſuppe, Braten und gekochtem Schinken beſtehen, rauchen die Männer Tabak und die Frauen gehen in den Kohlgarten, um ſich ein bischen Bewegung zu machen.

Der Dithmarſche.

Wollt ihr ſchauen und ermeſſen, was Volkskraft durch Gemeinſinn und Vaterlandsliebe auszurichten vermögen, dann leſt die Chronik des Landes Dithmarſchen, in der Mundart des Volks niedergeſchrieben von dem Dithmarſchen Neocorus (Johann Adolfi), ein lehrreiches Buch, das Dahlmann herausgegeben hat und das die deutſche Jugend ebenſo gut kennen ſollte als die Schriften der Alten über die Freiheitskriege der Griechen gegen die Perſer; „ein klein Land von Größe“ (ſagt Neocorus); „denn es ſind in der Länge von Brunsbüttel, welches im Süden gelegen, bis gegen Lunden, welches gar im Norden liegt, ſieben Meilen Weges; in die Breite aber von Buſum, welches das weſtlichſte Ort iſt, bis gegen Alversdorf, ſind vier Meilen Weges, iſt doch durchaus ſo breit nicht, an etlichen Orten kaum zwei oder drei Meilen Weges breit. Alſo, daß ſich billig zu verwundern, wenn wir erwähnen, daß ſo ein geringer Ort oder klein Land ſich eine ſo lange Zeit ſo vieler Könige, Fürſten und Grafen nacheinander erwehren konnten und in großen Haſſe und Widerſtande ihre alte Freiheit vertheidigen; darum die Leute, ſo in der Erde ruhen und ihre Freiheit damit hineingenommen, billig vor allem zu rühmen ſind, die nicht angeſehen ihren geringen Haufen und jene große königliche Macht und Pracht, ſondern um die Freiheit leben und ſterben wollten.“ Dies ſchlanke, ſtarke, gewandte und wehrhafte, freiheitsſtolze und einträchtige Geſchlecht, bei dem auch die Weiber in den Kampf zogen oder, auf die Nachricht vom Heldentod der Männer und der Söhne dem Herr-Gott im Himmel „für ſolche Männer und Söhne danken, die für's Vaterland geſtorben“ — dies Geſchlecht freier Bauern alſo hat Jahrhunderte lang die Grundzüge uralter deutſcher Gemeinde-, Wehr- und Gerichtsverfaſſung, den uralten Grundbegriff der Geſammtbürgſchaft bewahrt. Seht hier ein Bild Altdithmarſchens, wie es Dahlmann*) in kräftigen Strichen gezeichnet und ſtärkt die Herzen dran in dieſer Zeit, die — bei allem Fortſchritt — doch noch immer in Egoismns und Gleichgültigkeit gegen Vaterland und Recht genug Hemmketten hat, in einer Zeit, da die Jugend dem Vaterland fern gehalten, die Mitthat des einzelnen Bürgers am allgemeinen Schickſal unmöglich iſt, kurz die friſche Unmittelbarkeit der Perſönlichkeit in einer natürlichen Gliederung des Staatslebens abgeht. „Der freie dithmarſche Bauer war von Kindheit auf ſeinem Vaterland dienſtbar. In einem Alter von 11 Jahren und 6 Wochen ſchon ſein eigener Vormund, fand den 14jährigen ſchon der Frühling in der Waffenübung ſeines Kirchſpiels, damit er um Pfingſten in der Heerſchau des Dorfes nicht bloß ſeinen Harniſch zeige, ſondern auch, was er gelernt, ja, wenn es galt, jetzt ſchon ausziehe, um vor dem drohenden Feinde das Land zu behüten; den 18jährigen aber nahm jede Staatsleiſtung, inſonderheit der ganze Umfang der Gerichtspflichten in Anſpruch. Ohne eine obrigkeitliche Perſon zu ſein, ſei's des Kirchſpiels oder des Landes, ohne ſelber einen ſchlimmen Handel zu haben, mußte er ſich jeden Tag einer Thätigkeit in Gerichtshändeln verſehn, die ihn vielleicht in das entfernteſte Kirchſpiel entboten. Denn er, einerlei, ob Sachſe, ob Frieſe oder Weſtphale (die Bielken in Henſtedt, die Molrinen in Büſen), gehörte vor allen Dingen ſeinem Geſchlecht an, welches ſich, es müßte denn äußerſt ſchwach ſein (und in ſolchem Falle thät es beſſer, ſich in ein ſtärkeres einzukaufen), in mehrere Klüffte theilte, die oft durch viele Kirchſpiele hinaus wohnten. Dieſe Verbindung, ſein Stolz und ſeine Schutzwehr, war auch ſeine Feſſel; ſie ſicherte ihm Leben und Eigenthum, brachte ſogar Geld ein durch erhobene Mannbußen, aber koſtete auch Geld, wenn für einen Vetter einzuſtehen war, und wer mit ſeinem Beitrage zurückblieb, ward, je nachdem der Fall war, von ſeinem Geſchlecht oder ſeiner Klufft gepfändet. Darum durfte ſein Blick nicht an den Engen des Hausweſens und des Einzelerwerbes haften, er mußte der Sippen, der Klufftwettern, der Geſchlechtsfreunde Wohl und Wehe in verſchiedenen Kirchſpielen mit berathen und theilen, d. h. vielleicht von ein paar hundert Familien.“ — Viel möcht’ ich zu dieſer Schilderung noch beifügen und erzählen von der Dithmarſchen Recht und Rechtsgefühl, von ihrer Zucht, Kraft und Luſt. Hat doch der Dammers Dirk, der 103jährig auf Buſum 1533 geſtorben, ſechszehn Tonnen Waizen vor ſich auf die Hände nehmen und auf den Boden werfen können, und der Kale Martens Johann zu Trengenwort im Kirchſpiel Marne einen dicken ſtarken Mann auf die Hand nehmen und von der Erde auf den Tiſch ſetzen, auch zwei Tonnen hamburgiſchen Biers auf die beiden Hände nehmen und damit herum ſpringen können! Iſt doch ſelbſt noch Niebuhrs Vater, Carſten, in ſeinem ſiebenzigſten Jahre an zwei Kluvſtacken (Springſtöcken, uralt in Dithmarſchen,) über einen zehn Fuß breiten Graben geſprungen! Und was war das für eine freiſame Luſt, der altdeutſche Schwerttanz zu Buſum, wie ihn Viethen noch im Jahre 1747 ſah und alſo beſchrieb:

---

*) Neocorus. II. Anhang XIX. S. 243 ff.

„Die Tänzer tragen weiße Hemden mit verſchiedenen bunten Bändern allenthalben gezieret und bewunden, und an jedem Beine haben ſie eine Schelle hangen, welche nach den Bewegungen der Beine einen angenehmen Schall von ſich geben. Der Vortänzer und der, ſo in der Mitten, tragen nur einen Hut, die übrigen tanzen mit entblößtem Haupt, weil ſie auf die beiden andern ein beſtändig Augenmerk haben und nach ihren Bewegungen ſich in Allem richten müſſen. Zu Anfangs hält der Vortänzer oder König, wie ſie ihn nennen, eine kleine Rede an die anweſenden Zuſchauer, darin die Vortrefflichkeit und das Alterthum ihrer Tänze gerühmt und die Zuſchauer gewarnet werden, ſich vor den bloßen Schwertern in Acht zu nehmen, damit ſie keinen Schaden nehmen mögen. Hierauf nimmt nun der Schwerttanz, bei Rührung der Trommel ſeinen Anfang, mit ſolcher Geſchwindigkeit, Genauigkeit und Munterkeit, daß es zu bewundern. Bald tanzen ſie in der Runde, bald kreuzweis durcheinander, bald ſpringen ſie mit vieler Behutſamkeit über die Schwerter, bald legen ſie ſolche in einer künſtlichen Stellung, welche einer Roſe nicht unähnlich, und tanzen um eine ſolche Roſe in einem Kreiſe und ſpringen darüber, bald halten ſie die Schwerter in die Höhe, daß einem

Jeden eine gevierte Roſe über dem Kopfe ſtehet. Endlich wiſſen ſie ihre Schwerter ſo künſtlich in einander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten, ſondern daß ſie denſelben auch mit einer Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, er ſodann abermalen eine kleine Dankſagungsrede hält, daß man ihrer Luſtbarkeit beigewohnt und überdem den Tänzern mit einer billigen Verehrung an die Hand gegangen. Wenn ſie nun ihren König wieder herunter an den Erdboden geſetzt, ſo wird dieſes Schauſpiel durch ein abermaliges Tanzen, ſo wie zu Anfangs geſchehen, geendigt und beſchloſſen.“ Das war ein ganz anderes Ballet als die, welche uns jetzt Tänzer und Tänzerinnen von europäiſchem und außereuropäiſchem Ruf aufführen, aber es war auch ein ganz anderes Publikum als das jetzige, das aus ſeinen Logen lüſtern auf die raffinirteſte Unnatur guckt; ein muthiges Volk ſah freudig dem Spiele des Muths zu. Überhaupt, was unſer deutſches Volksthum an wackrer Art und Eigenheit je im Großen beſeſſen, das iſt im Kleinen zu allerlängſt bei den Dithmarſchen bewahrt geblieben. Das gab ſich auch in friſcher Wechſelwirkung von Reigentanz und Volkslied kund, beides durchaus kein Privatvergnügen, ſondern öffentliche Volksluſt. Wie hier das Volksgefühl betheiligt geweſen, läßt ſich aus folgenden Worten des wackren alten Neocorus entnehmen, der da von ſeinen Landsleuten ſagt: „Sie haben ſich auch vor allen benachbarten Völkern im Dichten und Singen, darin man wohl guten Mutterwitz leichtlich ſpüren kann, geübt und hervorgethan, wie dann ſolches die alten dithmarſchen Geſänge bezeugen, die ſie von ihren Schlachten, Überwindungen, wunderlichen Geſchichten, ſeltſamen Abenteuern und anderen luſtigen Schwänken, auch wohl Bublſchaften und anderen Laſtern gewiſſer Perſonen mit ſonderlicher Lieblichkeit und Meiſterſchaft gedichtet. Solche aber ſind zu dem Ende ſonderlich gerichtet, daß ſie allenthalben auch in ihren Ehrenfreuden aller Mannheit, Tugend und Ehre ſo wenig vergeſſen, daß ſie vielmehr dazu ermahnet und gereizet, im Gegentheil aber von Laſtern und Sünden abgeſchrecket und abgehalten werden. Und iſt zu verwundern, daß ſo ein Volk, ſo nicht in Schulen erzogen, ſo viele ſchöne liebliche Melodien jedem Geſang nach Erforderung der Wort und Geſchichte geben können, ſo daß ein jedes ſeine rechte Art und ihm gebührende Weiſe, bald mit ernſter Ehrbarkeit, bald freudiger Luſtbarkeit hätte.“ Wie geſagt: Volkslied und Volkstanz (Reigen) ſtanden in Verbindung und Wechſelwirkung. Mit welcher Vorliebe ich auch, wie billig, bei Dithmarſchen, dem beharrlich-treuſten Wächter deutſchen Volksthums, verweile, muß ich mir doch verſagen, alle abweichenden Arten des alten Tanzes ausführlich zu beſchreiben. Den „langen Tanz“, der entweder „Trümmekentanz“ war, ſo mit Tritten und Handgeberden ſonderlich ausgerichtet ward, oder ein anderer langer Tanz, der „faſt in Sprüngen und Hüpfern ging und deſſen Art die allermeiſten dithmarſchen Lieder und Geſänge waren;“ hier denn, wo es etwas höchſt Eigenthümliches, eben nämlich die lebendige Verbindung von Geſang und Tanz gilt, nehme ich unſeren Gewährsmann wieder beim Wort: „dieſe langen Tänze“ (ſagt er) „werden alſo geführet: Der Vorſinger, der wohl allein ſteht oder auch wohl einen zu ſich nimmt, der den Geſang mit ſingen kann, daß er ihm erleichtere und helfe, und hat ein Trinkgeſchirr in der Hand, — hebet alſo den Geſang an. Und wenn er einen Vers ausgeſungen, ſinget er nicht fürder, ſondern der ganze Haufen, ſo entweder den Geſang auch weiß oder wohl darauf merket, wiederholt denſelben Vers. Und wenn ſie es denn ſo weit gebracht, wo es der Vorſinger gelaſſen, hebt er wieder an und ſinget wieder einen Vers. Wenn nun dieſer Geſtalt ein Vers oder zwei geſungen und wiederholt ſind, ſpringt oder begibt ſich einer hervor, ſo vortanzen und den Tanz führen will, nimmt ſeinen Hut an die Hand und tanzet gemächlich umher, fordert ſie dieſer Geſtalt auf zum Tanze und darauf faſſen ſie nach der Reihe an, doch daß oft ehrenhaften Perſonen die hohe Hand gegönnt wird. Wie ſich nun der Vortänzer richtet nach dem Geſange und Vorſinger, ſo richten ſich die Nachtänzer nach ihrem Führer und alle Perſonen ſolches in ſo großer Einigkeit, welches Staates und Standes ſie ſeien, durcheinander, daß ein Vortänzer an die zweihundert Perſonen an dem Reigen führen kann, wie denn viele ehrbare Leute von Lübeck das bezeugen können, als die mit eigenen Augen ſolches angeſehen.“ Als Probe der Tanzlieder (und der Mundart, ſtehe hier ein luſtiges Lügenlied:

1) „Ick will juu singen, ick will nich legen,
Ick sach de braden Höner flegen,
Se flogen gar sehr und schnelle,
De Bücke hadden se na dem Hemmel gekert,
Den Rüggen na der Helle.

2) En Ambolt und ein Mölenstein
De schwimmeden beide aver den Rein,
Se schwambden also lise,
It fratt ein Pogge ein gloiend Plochschaart
Tho Pingsten up dem Ise.

3) Ist wolden dre Kerls einen Hasen fangen,
Se quemen up Kröcken und Stölten gegangen,
De eine de kond nicht hören,
De ander war blind, de drudde stum,
De verde konde nichen Voth röhren.

4) Nu will ick jun singen, wo it geschach,
De Blinde allererst den Hasen sach
All aver dat Velt herdraven,
De Stume sprack den Lamen tho,
De krech en bi den Kragen.

5) It segelden etlige up en Landt,
Er Segel hadden se in den Windt gespandt,
Se segelden bi groten Hupen,
Se segelden up enen hogen Berch,
Dar mosten se all vorsupen.

6) De Krevet de Dede den Hasen entlupen,
De Wahrheit kumbt bi groten Hupen,
Un blift doch nich verschwegen;
It lach ene Kohnhundt up den Daken,
Se war henup gestegen.

7) Hirmit wil ick min Leedt beschluten,
Went schon allen Lüden dede vordredten,
Und wil uphören tho legen.
In min Landtardt sint so grodt die Flegen
Alss hir tho Lande de Zegen.“

Wenn auch nun viel von uralter Kernſitte in dem treuen Dithmarſchen endlich verklungen und verſchollen, ſo iſt doch auch manches geblieben. So z. B. von Spielen das Ringrennen, das theils zu Roß gehalten, theils (von der Jugend) zu Fuß nachgeahmt wird; da hat man eine hölzerne oder eiſerne Scheibe mit 5 Löchern $\left(\begin{smallmatrix}\circ & & \circ\\ & \circ & \\ \circ & & \circ\end{smallmatrix}\right)$ und oben mit zwei Federn, deren Strebkraft von einander abwärts gerichtet iſt; zwängt man ſie in irgend eine Oeffnung, ſo kann man ſie, weil ſie an die Seitenwände andrücken, nur mit einiger Gewalt wieder herausziehen. Man dreht nun eine hölzerne Kapſel oder Röhre, zwängt die Feder hinein und hängt jene an einem Strick auf, der zwiſchen zwei Pfählen befeſtigt iſt; ſo hängt die Scheibe frei und zum Wegreißen bequem, wenn ſie aufgeſpießt wird. Die Kampfluſtigen verſehen ſich jeder mit einem kurzen, runden hölzernen Stecher, der ziemlich eben ſo dick iſt als die 5 Löcher weit, und laufen dann ſo ſchnell als ſie können, um mitten im Lauf nach einem der beſtimmten Löcher zu ſtechen, erſt nach dem oberſten links, dann nach dem oberſten rechts, dann nach dem unterſten links und endlich nach dem mittleren, und zwar nach dieſem dreimal. Wer in der beſtimmten Folge der Löcher und in den wenigſten Läufen ſeine ſechs Stiche zu Stande bringt, jedesmal dabei die Scheibe aus der Kapſel zieht und auf dem Stecher fortnimmt, iſt Sieger. Nach dem unterſten Loche rechts wird nie geſtochen, ja wohl auch mit Strafe verbunden, dadurch die Scheibe herabzubringen *). Das „Isboßele“ oder „Klootſcheten“ iſt eine im Dithmarſchen, wie auch in der Oldenburgiſchen Marſch übliche Winterluſt, wobei ſich die Spielenden in zwei Partheien theilen und Mann gegen Mann ſtellen, um auf einer ebenen Fläche Kugeln von hartem Holz, welche durchlöchert, mit Blei ausgegoſſen und 6 bis 32 Loth ſchwer ſind, mit den wenigſten Abwürfen zu einem beſtimmten Ziel zu bringen, welches oft ein bis dreiviertel Meilen entfernt iſt. Dabei hat man verſchiedene Werfarten, unter und über der Hand mit einem Schwunge. Oft wetteifern ganze Dorfſchaften, welche die andre im Isboßeln übertreffe, und nicht ſelten hört man den Spottruf: Sin ju uck Kirts, ju könnt ja ihsboßeln as en döve Hehn.“

Der Helgoländer.

Helgoland. Auf dieſem Felſen, der aus der Nordſee aufragt, lebt ein kerndeutſches Volk frieſiſchen Stammes, geborne Seemänner, feſt, ernſt und mit ungemeiner Schärfe der Sinnen, grundehrlich, mäßig, nüchtern, treu in Lieb' und Ehe, wie in der Liebe zu ihrer wogenumrauſchten kleinen Heimath, die der Spruch:

---

*) Roſenthal a. a. O. II. 280 ff.

„Grön is dat Land,
Rohd is de Kant,
Witt is de Sand“

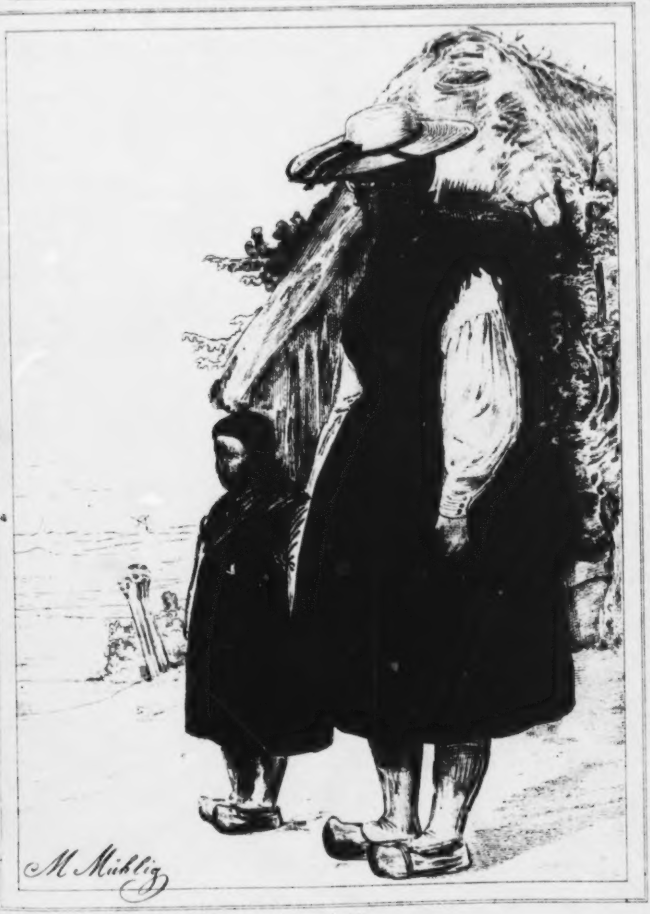
ſchildert, gaſtfrei und unverzagt, endlich, wenn gleich unter britiſcher Hoheit, doch frei und ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſtellend. Als Proben der Mundart ſtehe hier der Segensſpruch der Fiſcher: „Anker met Gott, komm wär (wieder) met moje Wedder (ſchönem Wetter), met ſunn (geſundem) Vulk en ſünn na Hüß?“ und folgendes Gedicht;

„Die Armen, diär jamm sallen tröste (die sich selbst trösten) ühp (auf) Helgoolunn.“

„Ühs Legt sen app (unsre Lichter sind zu Ende),
Ühs Thran ess knapp,
Wi drink bi Day, (Tag)
Dann ütt die Way, (aus dem Wege)
Wi sliahp bi Naagt,
Dann kann wi saagt (sanft)
En stunn wi app, (auf)
Dann läyt uhn Skapp (liegt im Schrank)
En grot Stück Bruad,
Wi hab keen Nuad,
Wi iht en drink,
Wat Memm (Mutter) äss bringt,
En sen wi satt,
Dann bleft (bleibt) nogg, wat
Wi awrig (übrig) haa (haben),
Tu Meddey (Mittag) ne.“

Der Oſtfrieſe.

Oſtfrieſen. „Ela fria Freſena!“ Wie ſchlug einſt jedes oſtfrieſiſche Herz höher, wenn dieſer Ruf klang, und auch heute noch iſt er nicht verklungen, noch heute bewegt er die Herzen. Es war aber auch bis zum Jahre 1463 eine herrliche Volksfreiheit in Oſtfriesland; da erkannte das kühne Volk in den einzelnen Landſchaften keine Grafen über ſich, nicht geiſtliche noch weltliche Macht, als allein die des deutſchen Reichs, aber ſelbſt vom Oberhaupt des Reichs, dem Kaiſer, wollt es nichts Unbilliges dulden und feſten Trutzes wußt' es fürs Recht und für die Freiheit zu ſtehen. Unweit Rahe, eine ſtarke halbe Stunde ſüdwärts



Fischerfrau mit ihrem Kinde.

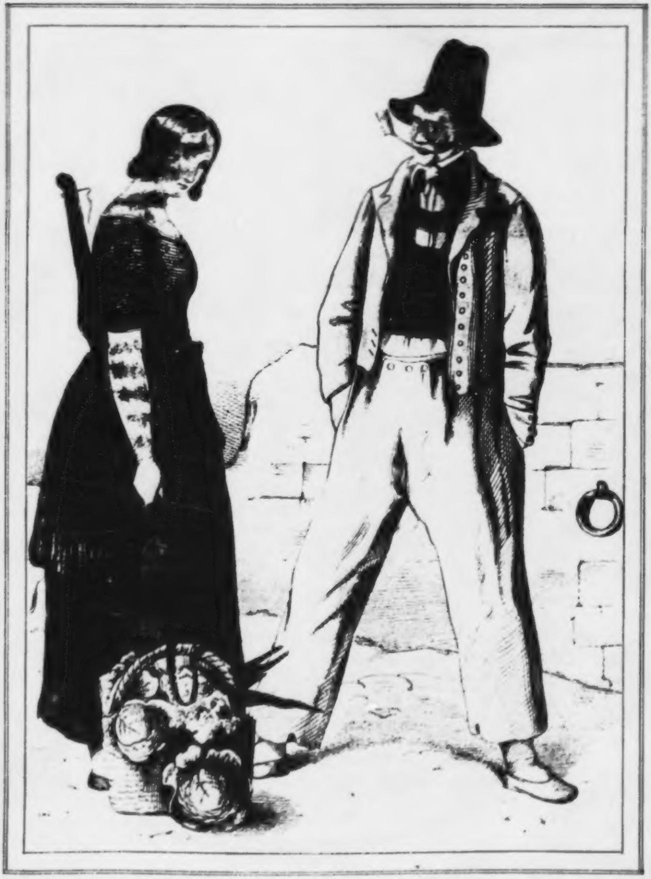
Ostfriesland.

Aurich, wo jetzt ein etwas erhöhter Raſenplatz, kaum zwanzig Schritte lang und die Hälfte ſo breit, von Baumſtrünken und niedrigem Geſtripp umſäumt, aus den Kornfeldern ragt, da war der Upſtallsboom, das Wahrzeichen oſtfrieſiſcher Freiheit, da ſtanden bis vor zweihundert Jahren drei uralte hohe Eichen, und unter dieſen traten alljährlich die Abgeordneten der ſieben Seelande zuſammen und ſchufen die Geſetze, die für alle Landſchaften Oſtfrieslands gleichmäßig galten und ſie alle zum ſtarken, einigen Ganzen machten, ob auch jeder Freiſtaat ſeiner ſelbſt waltete und pflag. Da iſt keine Majeſtät für heilig gehalten, als die des Geſetzes; da hat das Volk ſeine Richter ſelbſt gewählt, die ihm ſchwören mußten: ohne Unterſchied von Freund oder Feind, von Reich oder Arm, geſchweige denn, daß Gut und Geld beſtimmen könnte, jedermann das Recht zu ſchaffen; auch ſtanden die „Talemänner“ da, die Sprecher. Glaubte ſich aber auch das Volk (welches ſie auf ein halb Jahr, wie die Richter je auf ein ganzes wählte, und welche darüber wachen mußten, daß die Richter die Rechte des Volks nicht verſehrten) — glaubte ſich aber ein Theil im Recht gekränkt, dann kam die Sache vor den „Volksworf,“ wo die andern Richter den Spruch des einzelnen prüften, und weiter hinauf vor den breiten „Worf“, wo das ganze Volk in der Landſchaft ſelbſt entſchied. Zweimal im Jahr aber, und jedesmal drei Tage hintereinander, war großes öffentliches Volksgericht, die „gemeine Acht.“ Das war das keuſche, ſittenſtrenge Volk, das aus gerechter Beſorgniß vor Verletzung der Zucht und einem Eindringen der Verderbniſſes keinen unbeweibten Prieſter im Lande duldete und vor ganz Deutſchland ein Beiſpiel gab, wie ein feſter Volkswille den Anmaßungen der Hierarchie trotzen könne; ſo haben die Oſtfrieſen dem Bann getrotzt, nie der Geiſtlichkeit Zehnten gegeben, nie ihr geſtattet, ſich in ein Regiment zu miſchen; wir andern Deutſchen haben uns das all und noch mehr lange genug gefallen laſſen. Selbſt als Oſtfriesland ſeine alte Unabhängigkeit im 15ten Jahrhundert verloren und Grafen über ſich erkannt hatte, war der Freiheitsſinn im Volk nicht erloſchen, was ihre Oberherren gar wohl wußten; noch im Jahre 1786 verſprach König Friedrich Wilhelm II. von Preußen als damaliger Landesherr, bei ſeinem Regierungsantrit der „oſtfrieſiſchen Ritterſchaft, Städten und drittem Stand u. ſ. w., dieſelbe bei allen ihren Privilegien und Freiheiten, alten Herkommen, Gebräuchen, Ordnungen, Recht und Gerechtigkeit zu ſchützen und zu handhaben und geruhiglich dabei zu laſſen." Noch jetzt, obwohl Oſtfriesland ſeit 1806 immer mehr an Freiheit eingebüßt, iſt dort Freiheitsliebe ein Grundzug des Volkscharakters; Freiheitsliebe und Heimathsliebe ſind im oſtfrieſiſchen Herzen Eins; da ſtehn Bauern von altem Schrot und Korn feſt auf eignen Füßen und bücken ſich vor Rang und Titel nicht, ja ſetzen einem Stolz auf beides, wo er ſich geltend machen will, ihr kühnes mannliches Selbſtvertrauen entgegen, ſie wiſſen: den freien Beſitz ihres Guts kann ihnen Niemand nehmen, ihre Unabhängigkeit ihnen Niemand verſehren, das Geſetz ſchützt ſie und ſie halten es heilig. Drum ſagen ſie friſch die Wahrheit heraus und liegt ihnen nichts dran, ob dieſe dem Obern oder Höhern bitter ſchmeckt; ſie machen, grad und ohne Falſch wie ſie ſind, nicht viel Worte und können auch von dem, der viel Worte macht, nicht viel halten. Es ſind ernſte, bedächtige Naturen, treu am Alten hängend, mißtrauiſch gegen Neuerungen, aber wenn ſie ſolche als tüchtig erprobt, auch energiſch und nachhaltig in deren Einführung und Behauptung, dabei ſparſam, nicht unmäßig im Genuß, keuſch, unter ſich gute Nachbarn, dem Fremden gaſtfrei und gefällig, in einzelnen Gegenden (die Gaſtbauern) von manchem Aberglauben nicht frei (ſo an Hexen und Geſpenſter), in andern dagegen den Fortſchritten der Bildung zugänglicher.

Uebrigens iſt Lebens und Denkungsart in verſchiedenen Gegenden verſchieden. So nähert man ſich (nach dem Zeugniſſe Arend's) *) in Jeverland und Kniphauſen in Lebens- und Denkungsart mehr dem Oldenburger. Der Charakter der Eingeſeſſenen iſt im Ganzen weniger ernſthaft wie der im weſtlichen und ſüdlichen Oſtfriesland, man iſt luſtiger, tanzt gern, oft bis zum Uebermaß, ſpielt mehr und nimmt überhaupt, wo es Vergnügungen betrifft, beſonders die das weibliche Geſchlecht angehen, ſein Geld nicht ſo ſehr zu Rathe, wie im Weſten, wo Alles mehr nach dem Niederländiſchen hinneigt, mit dem die Bewohner auch im Kultus (der evangeliſch-reformirten Konfeſſion) wie der Sprache übereinkommen; es herrſcht da, im Allgemeinen genommen, mehr Solidität wie im Oſten, weniger äußerer Schein. Im Norden zeigt ſich in den Küſtengegeuden, namentlich dem Harlingerlande, der Einfluß des Oſten und Weſten vermiſcht, tiefer landeinwärts daſelbſt zeigen ſich mehr

---

*) „Oſtfriesland und Jever" (Emden 1820) III. 417 ff.



Schiffmeister mit einem Dienstmädchen

aus Leer in Ostfriesland.

Spuren alterthümlicher Lebensweiſe, wie ſonſt auf der Marſch und Gaſtland, zugleich aber weniger Reinlichkeit, welche im Weſten im hohen Grade herrſcht, wie im Oſten, wenn gleich um ein Weniges geringer, zumal nach der Oldenburger Grenze hin. Im Innern herrſcht noch am mehrſten alte Weiſe und Lebensart, beſonders im nördlichen Theile der Stickhäuſer und darangränzenden des Auricher Amts; die ärmſten Gegenden bleiben immer am längſten beim Alten.

Zur Bezeichnung der oſtfrieſiſchen Mundart mögen folgende Sprichworter dienen *), die zugleich für oſtfrieſiſche Denkungsweiſe charakteriſtiſch ſind. So ſagt der Oſtfrieſe, ein ganzer Menſch wie er iſt: „Anto (Beinahe) is noch nich hale“ und „'n Bietze (Bischen) ſo laat (zu ſpät) is vools to laat.“ Den Pfaffen bekommt das nicht zum beſten: „'t beſt in't Midden, ſä (ſagte) de Düvel, do leep (lief) ſe tusken (zwiſchen) twee Papen.“ Die hier vorkommende Redewendung mit „ſagte“, wo der ſchalkhafte Sinn noch die Anwendung zur Schleppe hat, wiederholt ſich in vielen andern, ſo z. B.: „dat Oge will ook wat“ — ſä de blinde Jabk, do frehd he na'n moj Wicht“, oder: „Ewigkeit is'n lange Tied, man Mai kummt mien Leven nich, hadde man ſeggt, do ſe um Mai trohen (heirathen) ſull;“ oder: „Dat is'n Hund van 'n Perd, ſä da Jung, do redt (ritt) he upp 'n Katt.“ Was für ein hehrer Stolz tönt auch aus dem Sprüchwort entgegen: „Verſpreken is adlik, man Hollen (Halten) is börgerlik“ (d. h. wenn ihr's ſo ernſtlich deutet wie ich, und nicht bitter ſchalkhaft, wie's wohl urſprünglich gemeint iſt), ganz und gar des Oſtfrieſen nüchterne Bedächtigkeit und feſte Unverzagtheit drückt der Spruch aus: „Holl (halte) di an't elfte Gebot: Lat di nich verblüffen,“ (wie auch der Berliner in ſeiner luſtigen Weiſe „banje machen jilt nicht“ ſagt), ſeine Mäßigkeit der Spruch: „In'n Beker (Becher) verdrinken mehr as in 'n See,“ ſeine Thatüchtigkeit der Spruch: Proten (Sprechen) is gootkoop (wohlfeil), man Dohn (Thun) is 'n Ding.“

Als Probe der Mundart in der Herrſchaft Jever Großherzogthum Oldenburg) folgendes Bruchſtück einer Sage vom Seeweib: „Daar is 'n old Seggäär (Sage) bi uns to Lann, dat vor lang' Tieden de Lü (Leute) van 't Olloog 'n Seewief (Seeweib) fangen hebt; dat ſ' ni wäär (wieder)

---

*) Firmenich a. a. O. S. 18 u. 19.

na 't Water 'ninlaten wullen, ſo väl ſe ook bidden un bädeln (betteln) de (that). Se hebt lever in är Bemätenheit (Vermeſſenheit) 'n groot Buhä (Lärmen) anſlagen un dat arm Seewiefken up all' Düvelswiſ' tribleert (gequält). wull ſe free wäſen (werden), ſo ſgull ſ' 'n Middel ſeggen, dat helpen mug gägen elk Gebräken (jedes Gebrechen), do hätte Waterjümfer ſpraken, wat Nüms (Niemand) ni veſtan het:

„Köln oder Dill,
Ik segg jo nich, waar't good for is,
un wenn ji mi ook fillt“ (wenn ihr mir auch das Fell abzieht).

Un mitteſt het ſ'är Tied afluurt un is as'n Aal äär to d' Hann uutgläden, un dat een Loops na't Watt henünner, wat't Tüüg hollen kunn“ u. ſ. w.

Von alten Sitten und Bräuchen hat ſich das meiſte in den landwärts liegenden Gegenden erhalten, namentlich im nördlichen Theil des Amts Stickhauſen (den Kirchſpielen Heſel und Lengen oder Remels.) *) Bei Verlobung und Heirath gehts alſo her: der Freier geht entweder allein oder mit einem oder zwei „Meekslü“ (Mäklern) zu den Ältern des Mädchens, denen dann entweder ſo wie dem Mädchen in Genever zugetrunken wird oder zu denen man wohl auch mit leerer Hand und dem Spruch kommt: „Ich nehme nichts mit, ſie ſollen mir was geben.“ Findet der Freier gut Ort für ſein Wort, ſo wird er bewirthet, wobei dann das Mädchen neben ihm oder wohl gar auf ſeinem Schooße ſitzt. Am Verlobungstag gibts wacker Schmaus und Trank, woran die nächſten Verwandten und Freunde Theil nehmen und rufen: „Brüdegom und Bruut hör Geſundheet un dan er een Oort nut“; — zur Hochzeit wird zwei bis vier Tage vorher eingeladen, und zwar mit verſchiedenen Sprüchen; ſo z. B. „Ji ſchöllen en Saterdag in N. N. ſin Huus komen un kieken in de Bruutkiſte“, oder: „Ik ſchull jo de Grötenis doen van de Brüdegom un de Bruut; N. N. un N. N. laten jo nögen ji muggen ſo good weſen und kamen en Saterdag in N. N. ſien Huus in de Hochtied.

Hasen un Patriesen,
De schölt ju de Weg ter hen viesen;
Höner un Schnippen
Schölt up de Tafel wüppen:

---

*) Arends a. a. O. III. S. 433 ff.

Warm Beer
Willen wi hebben up unsr Pleseer;
Lange Pipen un beste Taback,
Willen wi hebben up unse Gemak;
Een Last Beer un een Aam Brandewien,
Darbie will wi freudig sien;
Vijoelen, Seiden un Spill,
Will wi hebben up unse Will;“ u. s. w.

Am Hochzeitstage kommen Jung und Alt, Verwandte und Freunde aus andern Dörfern mit Gaben, (Geld, zinnernen Schüſſeln, Eiern, Butter und dergleichen). Die Braut wird in einem vierſpännigen Wagen abgeholt; zwei Mädchen fahren mit und halten ein weißes Tuch in der Hand, das ſie um den Kopf ſchwenken; der Braut gegenüber ſitzt ein Geiger, der auf ſeiner Fiedel luſtig aufſpielt; ſo geht's nun im vollen Galopp zum Hochzeitshauſe, wo der Prediger im Beiſein der ganzen Verſammlung das Brautpaar einſegnet; drauf folgt Schmaus, Spiel und Tanz die ganze Nacht hindurch. Übrigens iſt auch hier die Sitte, die wir bereits in andern Gegenden Deutſchlands wahrgenommen haben, daß, wenn der Brautwagen durch ein fremdes Dorf kommt, die jungen Burſche den Weg ſperren, hier noch mit der Zuthat, daß ſie die Brautfahrer mit Wein bewirthen, wogegen dieſe ein Trinkgeld reichen. Gar luſtig geht's auch bei Kindtaufen her, wozu früherhin das ganze Dorf eingeladen wurde, jetzt aber nur die nächſten Freunde und Verwandten; jeder Gaſt erhält bei ſeiner Ankunft einen $^{3}/_{4}$ Krugs Topf voll Warmbier, ſo auch der Prediger und Schullehrer; nach der Taufe wird der Tiſch gedeckt und Butterbrot aufgetragen, dann rufen die Frauen: „de Kraamherr un de Kraamfro hör Geſundheet, und den er een Oort uut;“ die Hebamme, welche das Kind den Gäſten reicht und ihnen deſſen Schönheit preiſt, wird mit einer kleinen Spende bedacht; auch umwinden die Weiber die Männer mit einem weißen Tuch und rufen dabei: „Wy hebben jo nit Luur Windeltuch had.“ Nicht minder ſtattlich ſind die Begräbnißfeierlichkeiten. „Die Leiche wird ein paar Stunden nach dem Abſcheiden durch die Nachbarn eingekleidet, dann auf eine Kiſte gelegt und mit einem weißen Tuche bedeckt, am andern Abend aber in den Sarg gelegt, wozu das ganze Dorf genöthigt, aber auch mit Warmbier, kaltem Bier und Genever bewirthet wird. Drei bis vier Tage nach dem Einlegen findet das Begräbniß ſtatt, wozu ſich wieder das ganze Dorf verſammelt, das dazu beſonders eingeladen worden und zwar meiſt mit folgendem Spruch: „Ik ſchull jo de Grötenis doon van unſe verſtürvene Mitbroeder (oder: Midſüſter) ſien (oder: hör) nagelatene frümeen laten jo nögen, um tauken .... dag bi N. N. int Starfhuus to kamen um de Verſtürvene die leſte Eere to bewiſen, un nemen mit förlef, wat Keller un Köken vermag." Die Geladenen verſammeln ſich im Sterbehauſe, wo ſie Warmbier erhalten, und nachdem der Prediger daſelbſt das „Abdanken" gehalten, tragen 8 bis 12 Männer die Leiche unter Geſang und Glockengeläute zu Grabe; während der Beerdigung wird der Geſang: „Nun laſſet uns den Leib begraben" angeſtimmt, dann hält der Prediger eine Predigt in der Kirche, und der Leichenſchmaus im Sterbehauſe (Warmbier und Butterbrot) beſchließt die Feierlichkeit. Beſonders gefeiert werden auch der Abend vor'm Weihnachtsfeſt („Dickbuucks Afend") das Neujahr, der Sonntagabend nach Faſtnacht, und dann auf der Marſch auch das Platzbeziehen eines Eigners oder Heuermanns, dem wird nämlich in der Nacht vor Pfingſten ein Maibaum vor'm Hauſe gepflanzt, wofür er ein gutes Trinkgeld geben muß; wenn ein neues Haus gebaut wird, ſchaffen die Mädchen die Dachkrone, überreichen ſie dem Bauherrn und den Gäſten und erhalten dafür eine Spende. Beliebte Sitte iſt auf der innern Geeſt das um die Wette ſpinnen, wozu luſtig geſungen wird.

Ein durchaus eigenthümliches Überbleibſel aus uralter Zeit iſt die „Theelacht" im oſtfrieſiſchen Amte Berum, eine Geſellſchaft mit eignem Recht, das bis zum Jahre 1583 mündlich fortgepflanzt, damals aber niedergeſchrieben wurde. Das Weſentliche beruht (nach Arends *)) in Folgenden: „Die Theelacht beſteht aus 8 Theelen: der Neugroder, Gaſter, Oſthofer, Eber, Ekeler, Linteler, Trimſer und Hofer. Sie werden durch vier Theelachter verwaltet, deren jeder zwei Theelen zu beſorgen hat, wofür er ein feſtes Gehalt von 15 Gl. Oſtfr. genießt, außerdem Schreibgeld bei Hebung der Theelheuern nebſt der Hälfte vom Ab- und Auffahrtsgeld beim Verkauf der Theellande. Es muß derſelbe oder ſeine Frau in den Theelen beerbt ſein; er wird von den Theelbauern, („Arfbuuren", Erbbauern nennen ſie ſich) durch Stimmenmehrheit gewählt und verwaltet ſein Amt lebenslang, wenn er ſelbſt Erbbauer iſt, ſonſt aber nur bis zum Tode ſeiner Frau, wenn ſolche vor ihm verſtirbt.

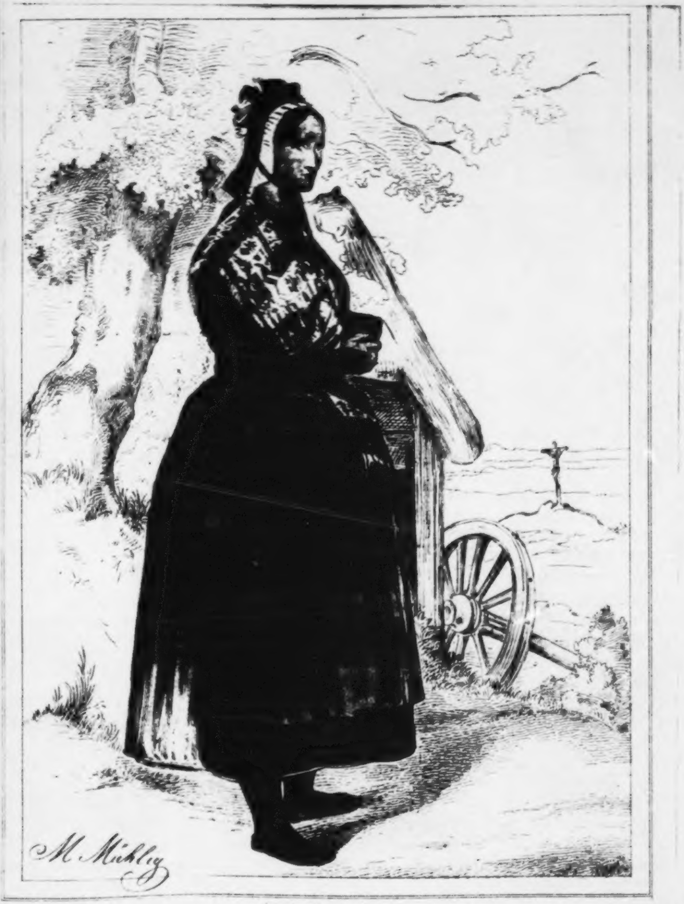
---

*) A. a. O. I. 441 ff.

Wird jemand durch das Erbrecht ſeiner Frau Theelachter, ſo wird er nicht unter die Theelbauern gerechnet, ſondern heißt Pelzbauer, hat jedoch, ſo lange er fungirt, die Rechte eines Erbbauern. Die Theelheuern ſind gemeinſchaftliches unzertheiltes Erbgut, kein Fremder kann Theil daran nehmen. Es gibt Erb- und Kauftheele. Erſtere vererben nur in gerader Linie auf die Nachkommen. Jeder, der in den Theelen beerbt iſt, darf wohl mehrere Kauftheele, aber nur ein Erbtheil in jeder derſelben haben. Wenn jemand, der ein Erbtheel beſitzt, eine Frau nimmt, die in derſelben Theel beerbt iſt, kann er doch nur ein Theel benutzen, das andere verfällt der Geſellſchaft, ſo lange bis einer der Ehegatten ſtirbt. Alsdann ſind die Söhne oder in deren Ermangelung die Töchter berechtigt, ihres verſtorbenen Vaters oder Mutter Theel anzutreten, und der überlebende Ehegatte kann den andern ferner benutzen; zugleich tritt der jüngſte Sohn an die Stelle des oder der Verſtorbenen und jeder der übrigen Söhne erhält eben ſo viel, ſobald er ſich verheirathet, und nicht eher, auch nur in dem Fall, wenn er ſeine eigene Haushaltung, getrennt von der der andern Brüder erhält. Wenn der jüngſte Sohn ſtirbt, kann der ältere deſſen Erbtheel, ſobald er verheirathet, angreifen, jedoch nur auf des Vaters oder der Mutter Namen, nicht auf den des Bruders, weil Erbtheele nicht auf Brüder, Schweſtern u. ſ. w. vererben. Sie müſſen ihr Recht durch zwei Zeugen beweiſen, zeugen dieſe falſch, ſo verlieren ſolche ihr eignes Erbtheel. Sind Söhne und Töchter da, ſo fällt das Erbtheel auf erſtere allein, nicht auf die Töchter; wenn aber keine Söhne vorhanden, ſo verſtirbt das Erbtheel auf die Töchter, welche ſich darin theilen. Verheirathen ſie ſich, ſo kann jeder ihrer ehelichen Söhne nach Abſterben ſeiner Mutter für ſeinen kleinen Antheil ein ganzes Erbtheel angreifen. Verſtirbt ein Erbbauer, ohne Kinder zu hinterlaſſen, ſo fallen ſeine Theele der ganzen Kommunität anheim. Jedoch kann die Schweſter eines unverheirathet geſtorbenen Bruders deſſen Erbtheele erben. Uneheliche Kinder können kein Erbtheel erben, wohl Kauftheele. Niemand kann ſeine Erbtheele an Fremde verkaufen, verwechſeln oder veralieniren, wenn er auch keine Kinder hinterließe. Es iſt großer Unterſchied zwiſchen Erb- unb Kauftheelen. Beſitzer der letzteren haben nichts in den die Gemeine angehenden Sachen zu ſagen, ſie können keinen Zeugen beim Angriff abgeben, und werden bei Ablegung der Rechnung, ſo wenig wie bei Erwählung eines Theelachters zugelaſſen. In ältern Zeiten wurde es gleichſam für ſchimpflich gehalten. ſein Erbtheel zu verkaufen, doch ſpäterhin nahm man es nicht mehr ſo genau, daher jetzt die meiſten Theele Kauftheele ſind. Wenn Jemand aus Noth oder ſonſtigen Urſachen ſein Erbtheel verkaufen will und die Geſellſchaft ſolches genehmigt, ſo wird es ein Kauftheel und ſeine Erben verlieren ihr Recht daran. Die Gemeine der Erbbauern, worunter die Theele gehörig, iſt alsdann zunächſt zum Ankauf berechtigt und die Theelachter behalten ſolche Theelen auf den gemeinen Gütern und vertheilen die jährlichen Gefälle unter die Gemeine; falls aber die Gemeine das Theel nicht an ſich ziehen will, ſteht es einem einzelnen Erbbauer frei, ſolche zu kaufen. Verkauft ein Unbeerbter ſeine Theele einem Fremden, ſo kann das zwar geſchehen, aber nach des Verkäufers Tode genießt der Fremde weiter keinen Vortheil davon. ... Die Theelheuern werden jährlich im Herbſt gehoben; jeder Theelachter theilt ſein Theel im Dezember, das andere im darauf folgenden März aus. Solches geſchieht in der Theelkammer auf dem Rathhauſe zu Norden unter mancherlei Ceremonien und Verzehrung einer Tonne Norder Bier für jeden Theel. Rechnung wird gemeiniglich alle vier Jahre abgelegt oder auch weiter hinausgeſetzt, nach dem Wunſch der Gemeine. Die Theellande liegen auf der Marſch des Hager und Neſſmer Kirchſpiels, größtentheils in der Theener, einiges auch weiter ſüdwärts auf altem Marſchlande. Sie waren ehedem, zur Vergeltung für die dem Grafen Edzard geſchenkten Theele, ſchatzfrei erklärt, doch hat dieſe Freiheit ſchon längſt aufgehört und ſtehen die Lande jetzt mit andern Privatländereien auf gleichem Fuß in Hinſicht der Abgaben. Erbpacht, außer der an die Theelacht, zahlen ſie jedoch nicht. Über den Urſprung der Theelacht berichtet eine Überlieferung, die ſchon vor drei Jahrhunderten unter den Theel- oder Erbbauern beſtand, daß ihre Vorfahren auf den Theellanden im Jahre 888 einen großen Sieg über die Normannen erfochten, wobei 10,377 Feinde geblieben; als Folge davon hätten die Sieger das verlaſſene Land genommen und vertheilt."

Ächte Nachkömmlinge der edelſtolzen freien Frieſen ſind die Butjadinger (im Großherzogthum Oldenburg), bei welchen es keine privilegirten Stände, keine Zehnten und Gutspflichtigkeit gibt, Menſchen von einer höheren geiſtigen Bildung, gaſtfreundlich, treuherzig, offen.

Ein eigenthümliches Volk bewohnt das Saterland im Großherzogthum Oldenburg, den etwa 3½ bis 4 Geviert-Meilen großen nord-



Kirchengängerin aus Saderland

Ostfriesland.

weſtlichen Theil des Amts Frieſoythe, der auf der einen Seite durch Moräſte, Brüche und Haiden, auf der andern durch zwei Flüſſe Markä und Ohe umgränzt, abgeſchloſſen wie eine Inſel inmitten der Nachbarſchaft liegt und aus den drei Kirchſpielen Scharrel, Ramsloh und Strücklingen beſteht. Die Saterländer ſind einfache, gutherzige, freundliche Menſchen, welche feſt an ihren alten Sitten und Bräuchen (auch altem Aberglauben), an ihren alten Rechten und Freiheiten hängen; ſie haben die Sitte des „Fenſterlns“, wie wir ſie in den Alpenländern kennen lernten, wenn gleich nicht in derſelben Derbſinnlichkeit; ſie beſitzen freie Jagd, freien Fiſchfang in ihren Gemarkungen und leiſten keine Perſonaldienſte. Die Verwaltung ihrer Angelegenheiten beſorgen zwölf Bürgermeiſter, welche alljährlich in der Volksverſammlung zu Ramsloh, wo ſich das Archiv in der Kirche befindet, gewählt werden. Als Probe ihrer Mundart, welche den frieſiſchen Urſprung verräth, ſtehe hier ein Volkslied*), welches ſich auf die oben erwähnte Sitte des nächtlichen Beſuchs bezieht:

„Ihk kahn nit sette, kahn nit sto͡ende,
Etter (zu) min Allerljowste (Allerliebste) wall ihk go͡unge.
Dehr (da) wall ihk var de Finnsterr sto͡ende,
Bett dett de Oolden etter Bedde go͡unge.

„„Well (wer) stand (steht) der var, well kloppet an,
De mi so sennig apwaakje kahn?“ “
„Dett is din Allerljowste, din
Schatz, sto͡end nu ap, un let mi der in.“

„„Ihk sto͡ende nit ap, lete di der nit in,
Bett dett min Oolden etter Beede sünt.
Go͡unge du nu fort in den grenen Wold,
Denn mine Oolden schlepe bald.“ “

„Wo (wie) lange schell ichs der buten (aussen) sto͡ende?
Ihk sjo (sehe) dett Meddenroth (Morgenroth) ounkume,
Dett Meddenroth, two (zwei) helle Sterne,
Bi di, Allerljowste, schlepe ihk gerne.“

Im Oldenburgiſchen Ammerland, wo die älteſten oldenburgiſchen Grafen ihren Sitz gehabt, lebt ein gar fleißiger und betriebſamer

---

*) Firmenich a. a. O. S. 233—34.

Menſchenſchlag, bei dem (in den unteren Klaſſen) auch das ſogenannte Frieslands- oder Hollandgehen ein Erwerbsmittel iſt. Hier ein „Kaspelleed“ (Kirchſpiellied) in ammerlander Mundart,*) wie ſich ſolche dort durch mündliche Überlieferung von alten Zeiten her erhalten haben:

„De Winkeleers de hewwt dat groote Goot,
De Klampeners draagt eenen friſchen Moot.
To Klampen steiht de hoge Mai,
To Hingstforde dar geiht der Treie.
To Espern da staht de Seven Hud',
To Apen, da gaht de Landsknechte uht.
De Bokelers slacht't eene fette Koh,
De Godensholkers smiet't se de Bunken to.
De Holtgasters de hewwt de Hud',
Darmit gaht se na Nordloh hennuht.“

Im Oldenburgiſchen überhaupt ſind (unter andern) folgende charakteriſtiſche Sprüchwörter gäng und gebe: „Lär um Lär (Haut um Haut) ſleiſt du mi, ſla ick di wär“ (wieder). „Good is good, man (aber) alltogood is allermanns Narr.“ „Midd'n in't Fahrwatter, ſo raakt 'n (geräth man) nich up'n Grund.“ „Hoffahrt mutt Pien lien (leiden).“ „Kort un krägel (vergnügt) is bäter as lang un 'n Flägel.“ „De Knüppel ligt bi'n Hund.“ „Mund, wat ſegſt du? Hart, wat denkſt du?“ „Givt Jott Jungens, givt he ook Bückſen“ (Hoſen); dann von muthwilligen Sprüchwörtern mit anekdotiſcher Schleppe: „Moder, wat is de Welt doch groot, ſä de Jung, do keem he achter'n Kohlhoff,“ oder: „Elk ſien Möge (jeder nach ſeinem Geſchmack) ſä de Düvel, do eet hee Torf mit Theer,“ oder „'t is man 'n Avergang, ſä de Voß, as ſe em 't Fell aver die Ohren trukken“ (zogen), oder: „dat weer een van 't Duſend, ſä de Nadelmaker, Jung, gah hen un haal mi 'n Kroos (Krug) Beer“ u. ſ. w. Es iſt hier ein fleißiges, ordnungsliebendes, gaſtfreundliches Volk, das treu an Vaterland und Fürſtenhaus hängt, und eine Vorliebe an altem Altherkömmlichen in Lebensart, Sitten und Bräuchen bewahrt. Eigenthümlich iſt die Sage vom oldenburger Horn.

Blicken wir den Saum der Nordſee entlang nach dem Lande Hadeln (der Krone Hannover unterſtehend) hin, ſo finden wir auch hier im alten „Hathaloun“ ein kräftiges, freiheitsſtolzes, muthiges Marſch-

---

*) Firmenich 227.

volk, von dem viele Deutſche andrer Orten lernen könnten, wie edel dem Manne ein wohlbegründetes Selbſtgefühl ſteht. Iſt das eine Stattlichkeit des Beſitzes, des Wohnens, des Lebens, ein ſchöner Wohlſtand und eine Theilnahme an den Fortſchritten der Bildung!

Bremer, Hamburger, Lübecker!

Die drei Hanſeſtädte: Bremen, Hamburg, Lübeck! Hier hat ſich das niederſächſiſche Weſen kräftig erhalten im edlen Bürgerthum, das eine Geſchichte voll Großthaten vollbracht hat und ſtrotzende Kraft genug in ſich trägt, um in der Gegenwart ſolche abgelebte Normen, welche eine fernere großartige Entwickelung verhindern, abzuwerfen. Darauf hin redet noch heute der Roland von Bremen, auf deſſen Schild die Worte ſtehen:

„Vryheit do ik nu openbar,
De Carel un mannig Vorst vorwahr
Deser Stadt gegeben hat,
Des danket Gode is min rath.“

Dazu mahnen die großen Geſtalten der Bremer und Lübecker Bürger, die da „Orſach gegeben dem ritterlichen dütſchen Orden, de van Bremen un Lübſchen dar erſt betenget, darnach heft ſich der Adel dar ok mede angehänget;“ die Geiſter der Männer wie Alexander Soltwedel, Jaſtram und Snitger, der Geiſt der Hanſa, dieſer alle Macht feindlicher Könige nicht ſcheuenden Bürgermacht, deren Haupt Lübeck war, wo der alte Eid der Rathsherrn lautete: „Wy zweren dat wy des rikes ere vorden unde vordſetten na uzer mogbelicheit unde uzes ſtades nut na alle uzer macht, unde rechte richten den armen alze den riken, den riken alze den armen, unde laten des nicht vor leef noch vor leed, noch vor mede noch vor ghave, und helen dat wy von rechte helen ſchollen dat us ghod ſo helve unde de hilgen.“

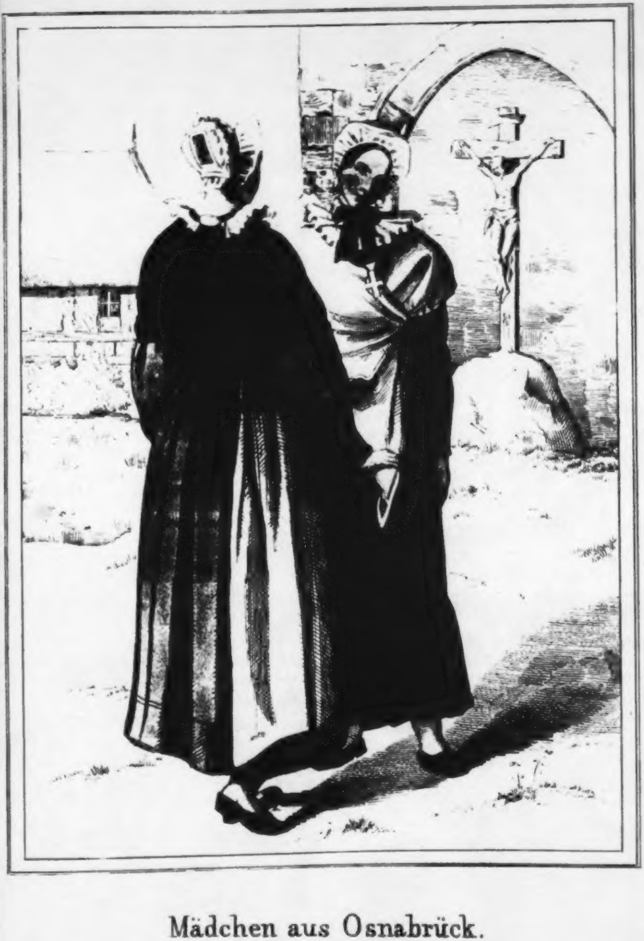
Niederſächſiſches Weſen zeigt ſich hier in Geſtalten, Farbe der Haare und Augen wie des Geſichts, in der Sprache und in den Sitten, wenn auch viele alte Bräuche und Volksfeſte erloſchen ſind, die einſt freiſtädtiſchen Reichthum und Luxus zur Schau ſtellten. So iſt das Volksfeſt der Wahl eines Maigrafen verſchwunden, wobei einſt Alexander Soltwedel die Dänenherrſchaft über Lübeck zerbrochen und dem däniſchen Hauptmann den Becher geboten, um ihm zum Abſchied auf das Wohl des befreiten Lübecks Beſcheid zu thun; ſo auch der „Bohurt“ am 26. bis 28. Dezember, da auf den Raths- und Quartierhäuſern geſchmauſt und getanzt wurde, am erſten Tage die Schauteufel durch die Straſſen zogen und Juelklappen in die Häuſer ſchoben, am zweiten die Kinder als Pfaffen und Ritter verkleidet, mit dem Narrenbiſchof voran, in muthwilliger Luſt ſich umhertrieben, und am dritten die unteren Volksklaſſen ihr tolles Weſen trieben; ſo die prachtvolle und koſtſpielige lübecker Schleuſenfahrt; erloſchen ſind die hanſeatiſchen Komtoire, die eigenthümlich eingerichteten Kolonien mit den Faktoren, dem Schütting und allen jenen ſeltſamen Bräuchen, unter welchen der Junge zum Geſellen gemacht ward, nämlich durchs Staupenſpiel im Paradieſe, durch die Friſchung im Waſſerſpiel und durch den Aufzug im Schütting und dergleichen.

Doch blicken wir auf die Gegenwart! Grundzüge ſind (und Großhandel, Weltverkehr haben ſie nicht zu verwiſchen vermocht) ſtrenge Rechtlichkeit, Anhänglichkeit am Alten, Liebe zur Vaterſtadt, Stolz auf ihre Ehre, Gemeinſinn, praktiſcher Sinn und Verſtand, tiefe Religioſität, großartige Wohlthätigkeit. Dabei fehlt es indeſſen an Beſonderungen nicht. Am wenigſten möchte alte Art in Lübeck verwiſcht ſein. In Hamburg rollt das Blut raſcher, in Bremen langſamer, in Hamburg iſt höherer Sinn für Literatur und Kunſt, in Bremen zeigt ſich geringere Theilnahme; in Hamburg umfaſſendere Duldſamkeit, in Bremen ſtarrere Anhänglichkeit an Dogmen, ſelbſt ſchroffe Abſonderung der einzelnen Gemeinden; dagegen wieder in Bremen höherer Sinn für Häuslichkeit.

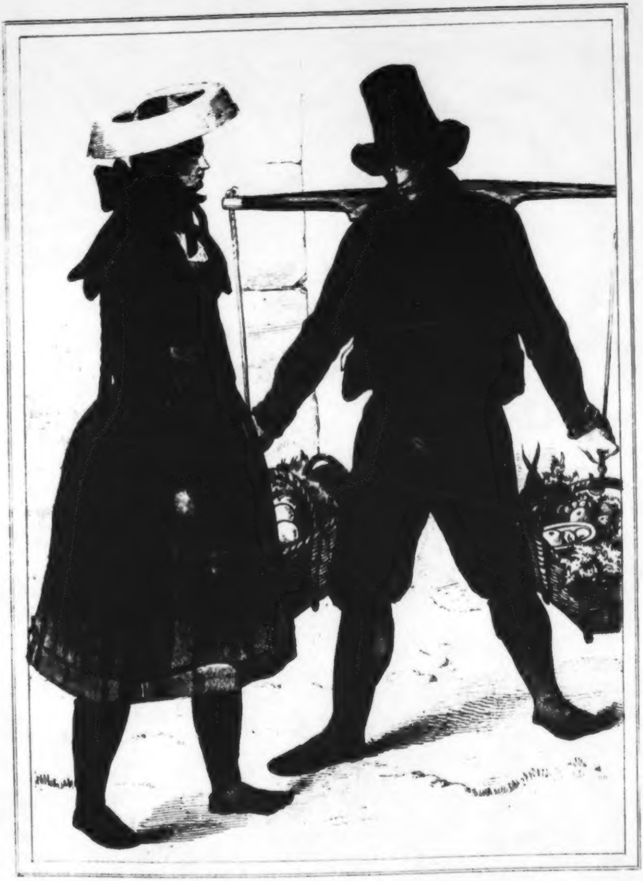
Eigenthümliche Geſtalten ſind in Hamburg die „Reiterdiener“, eine urſprünglich zur Bedienung des Senats, beſonders aber der Bürgermeiſter beſtimmte, aus ſechszehn Mitgliedern beſtimmte Brüderſchaft, welche Theodor von Kobbe*) zum Sprechen ähnlich in folgenden Worten konterfeit: „der Reiterdiener iſt, in ſeinen zwölffältigen Funktionen, ein wahrer Proteus von ſich immer umwandelnder Geſtalt und Form. An zwei Tagen des alten Herkommens, wo ein feierlicher Umritt gehalten wird, ferner als Eilboten des Raths zum Rapport bei

---

*) Die Nordſee. (Leipzig.) S. 92.



Mädchen aus Osnabrück.



Vierländer.

Vorfällen in der Stadt, als Eskorte von Rathsdeputationen außer derſelben, als Begleiter eines Verbrechers zum Tode, ſieht man ihn als Kavalleriſt, daher ſein Name „reitender Diener“, von martialiſchem Ausſehn, im ledernen Koller, mit Karabiner, Piſtolen und Degen bewaffnet. Am Rathhauſe erſcheint er zur Aufwartung des Raths, und als Trabant der Bürgermeiſter, in einem langen blauen, reich mit Silber galonirten Mantel, den Degen an der Seite. Als Hochzeitbitter, Vorſchneider und Aufwärter dabei, trägt er ein nicht minder reich verbrämtes Kleid. Als Leichenbitter und Trauermann beim Leichenzuge tritt er ihm voran, wohl friſirt, Chapeaubas, im langen ſchwarzen Mantel. Als Leichenträger endlich, ſieht man ihn, mit ſeinen Kollegen dem Leichenwagen paarweiſe folgend, in einer Stutzperücke, mit einem ſchwarzen tuchenen breitgeränderten Hut, breitem krausgefaltetem weißem Halskragen, ſehr kurzem faltigen ſchwarzen Mantel, weiten ſchlotternden Hoſen und umgürtetem Degen.“

Ein ſchönes Volksfeſt in Hamburg für alle Herzen iſt das „Waiſengrün“, der jährliche Umzug der „blauen Garde“ („Gott ſegne Hamburg um dieſer blauen Garde willen!“ ſprach einſt ein Fürſt, mit Thränen in den Augen, beim Anblick der blaugekleideten Waiſenkinder), in neuen Kleidern, paarweiſe, den Führer mit dem Ehrenſtab voran, die Ehrenknaben ihm zur Seite; „die Wachen treten in’s Gewehr dem kleinen Kapitän zu Ehr’.“

Will man die dralle Geſundheit ſehen, ſo gehe man in die „Vierlande“; da tritt ſie Einem in Geſtalt einer Vierländerin entgegen, mit dem Strohhut auf dem Kopf und den reichen Zöpfen, im rothen und grünen Mieder, und dem violetten oder braunen Oberkleid und Rock mit dunkleren Bändern, gleichfarbigen Strümpfen.

Zur Vergleichung der Mundarten der drei freien Städte ſetze ich zuerſt hier den Eid der Bürger in Hamburg an.*) Er lautet: „Ick lave (gelobe) und ſchwöre tho Gott dem Allmächtigen, dat ick düſſem Rahde und düſſer Stadt will truw und hold weſen (ſein), eer beſtes ſöken unde Schaden affwenden, alſa ick beſte kann und mag, ock nenen Upſaet (keinen Aufruhr) wedder düſſem Rahde und düſſer Stadt maken, mit Woorden edder Werken, und efft ick wat erfahre dat wedder düſſen

---

*) Sämmtliche Proben aus Firmenich.

Rahde und düſſer Stadt were, dat ick dat getrüwlick will vormelden. Ick will ock myn jährlickes Schott (Schoß, Hauptabgabe des Bürgers nach Verhältniß des Vermögens), im glicken Törkenſtüer, Tholage, Tollen (Zollgelder), Acciſe, Matten (Abgabe vom Korn) und wat fünſten twiſchen Einem Ehrbaren Rahde und der Erbgeſetenen Börgerſchop belewet und bewilliget werd, getrüw- und unwiegerlick by myner Wetenſchop entrichten und bethalen. Alſe my Gott helpe und ſyn billiges Woort."

Hierzu ein Trinklied der Vierländer Bauern:

„Glück to, Kompeers, kamt nöger her,
Un laat en Gläschen klingen,
Ick will ju hier de nee Swier
Vun gans Veerlanden singen.
Von Bardorp an dat hooge Sand,
Da liggt dat sööte Eerbeernland,
Wo man in Freud un Segen
Sien Lief und Wief kann plegen."

Als Probe der Bremer Mundart folgende Reime:

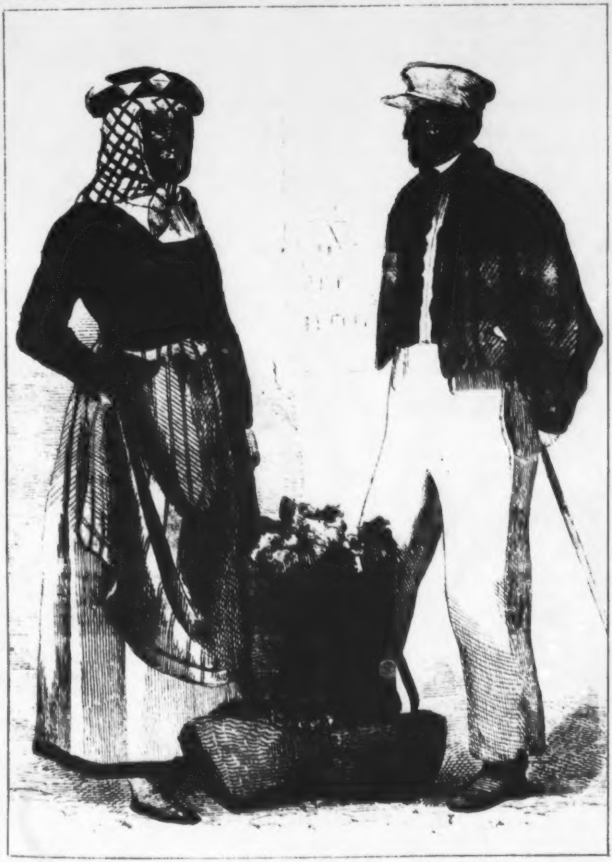
„In Middernagt, tor twolften Stund
Maakt Roland to Neejahr syn Rund,
As ooler Bremer Grootpapa,
Un gloofst du wyt em, is he da.
He weet, wo Barthel synen Most
Herhoolt un wat de Staat uns kost.
He wunschet dy, myn sötet Kind,
En frohet Neejahr, drum geschwind
Giv my de Hand un Druck un Kuss,
So'n Zucker söten Hochgenuss,
Dat is em löwer as 'ne Ode
Un leere Singsang na de Mode."

Als Probe der Lübecker Mundart endlich folgende Volksreime:

„Ick wull, de Düwel were dood,
Un ick seet in de Höll,
Un weeren luter Jumfern dor
Un ick weer Junkgesell."

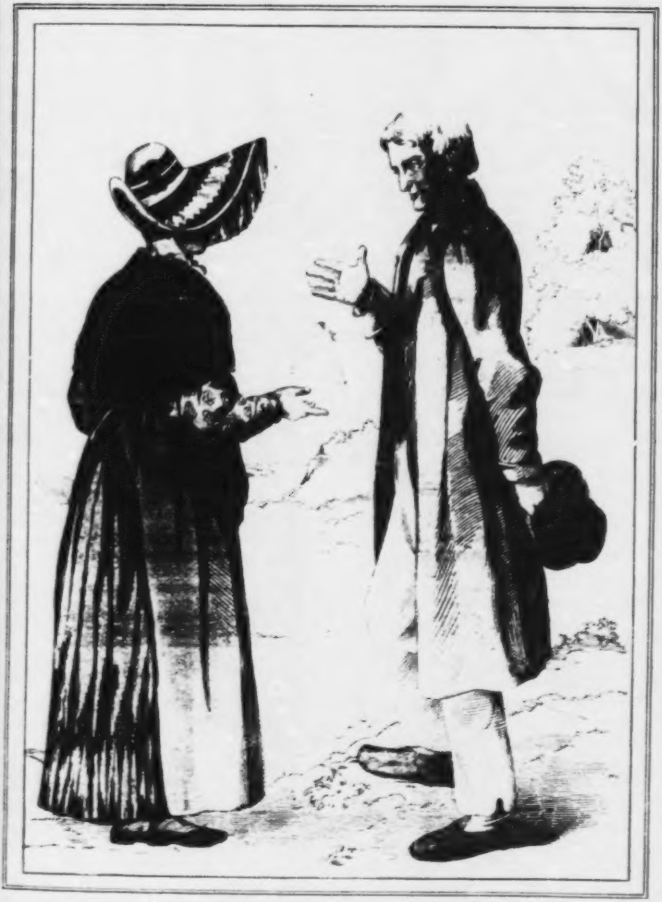
und das Räthſel:

„To Wittenbarch in Dom
Da iss een geele Blohm,
Un wer de geele Blohm will eeten,
De müst ganz Wittenbarch terbreeken" (das Ei).



Bauersleute

aus der Umgegend von Lüneburg.



Sonntagtracht

aus Lengerich bei Osnabrück.

Mundarten und Sitten in Hannover, Lippe, Schaumburg, Waldeck, Anhalt.

Den Weſtphalen habe ich bereits in der preußiſchen Gruppe in allgemeinen Umriſſen geſchildert, und ſomit kann ich mich hier damit begnügen, auf einzelne Mundarten hinzuweiſen.

Zur Bezeichnung der Osnabrückiſchen wähle ich das „Avendgebät," welches naiv-kindliche Gläubigkeit ausdrückt und ſich in Varianten, wie bekannt, auch am Niederrhein und nicht minder in den Niederlanden findet:

„'s Awends, wenn'k to Bedde gaae,
Legg'k mie in Marieens Schaut (Schooss),
Marie is mien Mooder,
Johannes is mien Brooder,
Jesus is mien G'leidesmann,
De mien'n Weg wol wysen kann
Waar ick ligg' un waar ick staae,
Folg't mie veertein Engel na:
Twee to mienem Koppe,
Twee to mienen Föten,
Twee to miener rechten Syt,
Twee to miener linken Syt,
Twee, de mie decket,
Twee, de mie wecket,
Un twee, de mie'n Weg tom Hemel wys't."

Charakteriſtiſch ſind folgende Volksſprüche im Lippe'ſchen: „Papen Gierigkeut un Gottes Barmherzigkeut wieret in olle Ewigkeut"; „fromme Luie (Leute) ſind griddig" (gierig); „de Papen un de Hunne verdeunet (verdienen) er Braud (Brot) met den Munne"; „lütke Kinner treet in den Schaut, graute Kinner in't Hert", dann der auf die ſechs Städte im Lippeſchen: „Detmold dat hauge Feſt, Lemge dat Hexenneſt, Blomberg de Bläoume, Haure de Kräoune, Juflen dat Soltfatt, Barntrup will auk nau wat."

Hier im Lippe'ſchen klingt übrigens, wie im ſächſiſchen Heſſen an der Diemel, wie im Paderborn'ſchen, Ravensbergiſchen, Münſterſchen, im Bisthum Minden und Herzogthum Weſtphalen noch im Volke ein Nachhall des alten Irminkultus:

„Hermen, sla dermen,
Sla Pipen, sla Trummen,
De Kaiser wil kumen
Met Hamer un stangen,
Wil Hermen umhangen,“

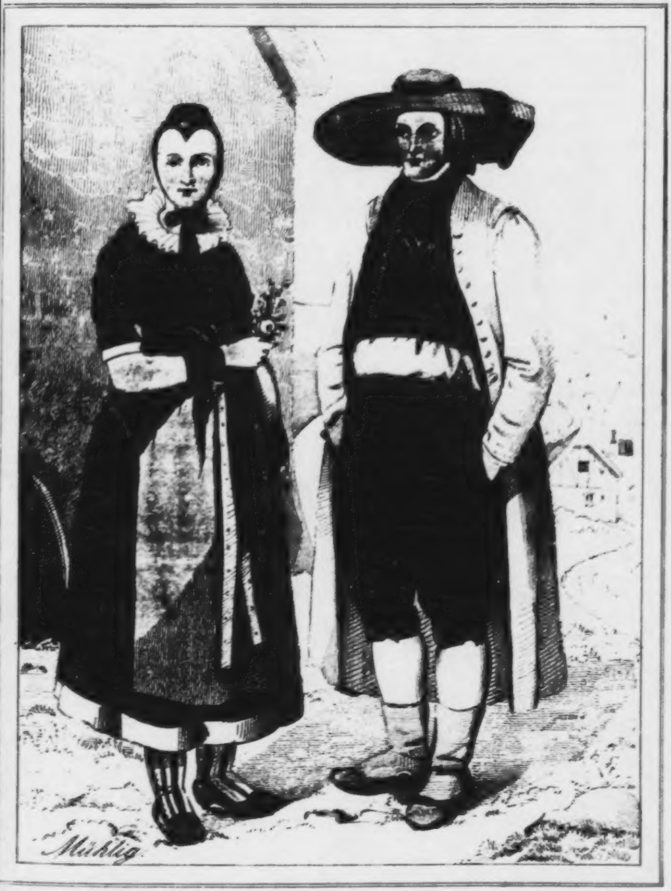
was ſie in der Gegend um die Grotenburg auf den hiſtoriſchen Armin und die Varusſchlacht deuten, wiewohl der Kaiſer — Karl der Große, der Sachſenbekämpfer, ſein möchte. In Detmold geht auch die weiße Frau um, die alte mythiſche Berahta, Bertha. Das ſchöne Volkslied vom Herrn von Falkenſtein mitzutheilen, verbietet mir leider die Raumbeſchränkung.

Im Schaumburgiſchen gehen die Kinder armer Leute auf Martinsabend vor die Häuſer und ſingen: „Mackt, mackt den gaut Man, der es wohl vergellen kann; Appel und de Beeren, Nöte gat wohl mehre; gaut Frau gebt us wat! lat us nich tau lange ſtahn, wie möten noch nach Köllen gahn. Köllen is en wiet Weg. Himmelrick is upe than, da möten wie alle hineingahn mit allen unſern Gäſten. Gäber iſt de beſte. Ick höre de Schlötel klingen; ſie wird us wohl wat bringen; ſie gaht up de Kaamer, ſuckt wat tauſamen. Bei einen, bei zweien, bei dreien, de vairte, tan wohl mer gahn. Peterſellgen, Zuppenkrut ſteht in unſern Gahrn. Die Junker N. is ene Brut, es wird nich lange wehren, wen ſie nach der Kircken geiht, und der Rock in Faalen ſchleit. Simeling, Simeling, Rauſenblaat! Schöne Stadt, ſchöne Junker gebt us wat.“ Bekommen ſie nichts, ſo ſingen ſie einen Spottreim auf die Hausfrau oder die Jungfer und ziehen ab.

Was den Waldecker*) betrifft, ſo iſt zu beachten, daß die Gränze zwiſchen Franken und Sachſen, welche bis zum 9ten Jahrhundert durchs Waldeckiſche Land in der Art lief, daß die Edergegend dem Franken, der übrige Theil dem Sachſenlande angehörte, einen bis heute beſtehenden Unterſchied in Sprache, Wohnungen, Sitten, Bräuchen, überhaupt im ganzen Volkscharakter zur Folge hatte. Der Waldecker iſt wohlgebaut und kräftig (zumal im Amte Eiſenberg findet man ſchöne edle Geſtalten), und zeichnet ſich durch große Anhänglichkeit an Familie und Verwandtſchaft aus; Eheſcheidungen kommen nur ſelten vor und eben ſowenig

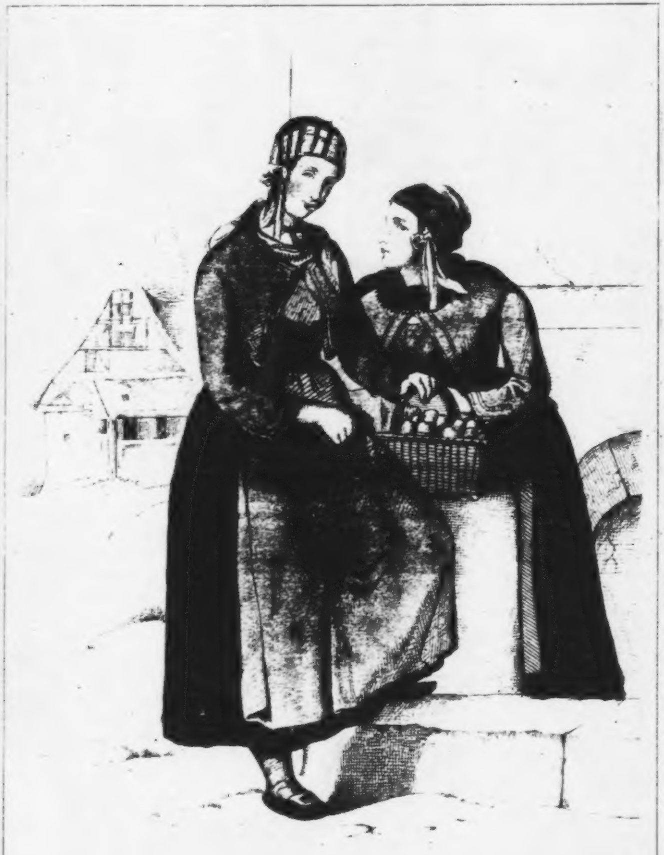
---

*) Buchner, Der Stamm der Heſſen (Karlsruhe 1843).



Nenndorfer

aus dem Schaumburgschen



Altenländerinnen.

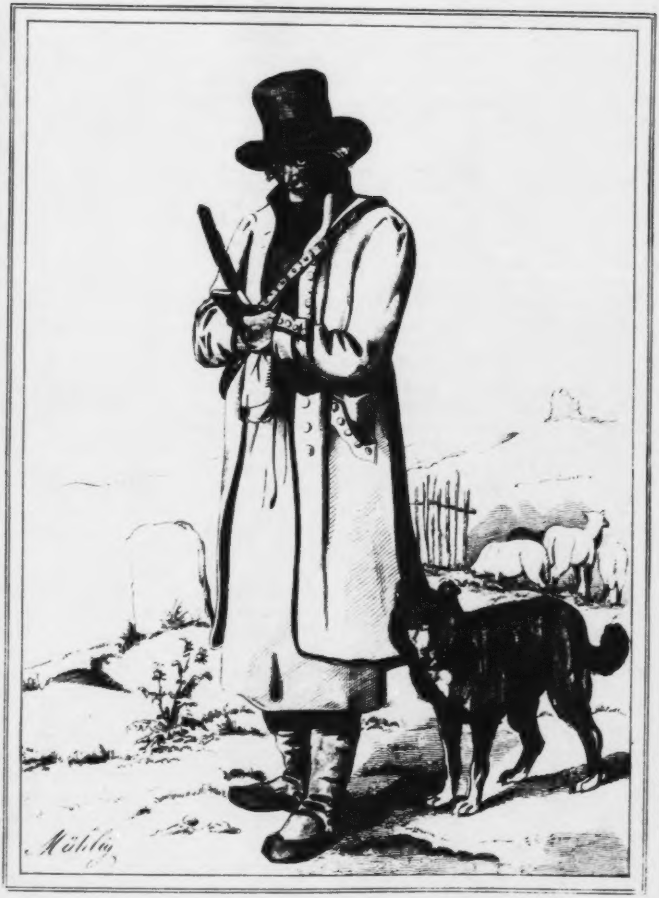
ſchlechte Behandlung der Eltern von Seiten erwachſener Kinder. Hier einige Sprüchwörter aus dem Waldeck'ſchen „Uppland“ (in der Gegend des weſtphäliſchen Aſtenbergs): „Breit und dünne, kümmet dat Papenland ünne“, „ollen Morgen Branntewein, maket de grauten Dahlers klein“, „unrecht Gud kümmet ſellen an den dridden Erwen“, „wei junk riet, moll olt gohn“, „wei gud läwet, de gud ſtirwet“, „wei ſick imm Scharwerke daut arwedet, demme lütt (läutet) de Äſel.“

Im Lüneburgiſchen zeigt ſich hie und da noch wendiſche Art (ſo im Amte Lüchow, Scharnebeck u. ſ. w.), ſowohl in Ortsnamen, als in Ausſprache, Kleidung, Kopfputz, Hochzeitsfeierlichkeiten; im Allgemeinen iſt das Volk kraftvoll, mäßig, gaſtfrei und dienſtfertig. Ich kann mich nicht enthalten, eine ergreifende Sage aus der verrufenen Lüneburger Haide hier einzuweben*); ſie knüpft ſich an ein hölzernes Kreuz zwiſchen Heidenhoff und Soltau. „Vörr hunnert Jahren lähvt im Haidenhopp äin frommer Minſch, von Nahmen Stähr. Wäil häi ſo fromm wöhr, ſo gäif ett väile Lüh, däi ämm dettwegen niediſch tou wöhren unn upp alle Wies ämm watt wullen. Häi awer kümmer ſick wenig darüm, ſchöll däi Lüh uut, unn ſäh bih allen, wat häi däh unn anfüng, jümm (ihnen) tumm Trotz: „„midd Goddes Hölp unn Währ““, wobich ſäi ſick allemal argerten. Als Stähr ſpäderhenn ſtörw, käumen väile Minſchen uut däi Ümmgegend, däi ämm kennt härren, touhoven (zuſammen), ümm ämm tou begraben. In damahliger Tied wöhr ett awer ſo Gebrunk, dat däi Doon (Todten) utt den Kaspell (außerhalb des Kirchdorfs) nich als hüüdigen Daages nahr 'n Kärkhoff hennfeuhrt, ſonnern henndraagen würren. Den Daag, als man awer Stähr nach Soltau tumm Begraben bröch (brachte), unn als däi Lüh unnerwegs damidd währen, füng ett dull (ſtark) ann tu rägen (regnen), ſo datt däi Drägers den Sarg dahl (nieder) ſetten möſſen, umm ſick uuttourauhen unn tou erhahlen, dabih füng äiner von'n Gefolge uut Langerwihl ann tou ſäggen: „midd Goddes Hölp unn Währ, ſäh Stähr,“ unn als häi dütt ſäggt härr, füng upp inn's Stähr uut den Sarge ann tou antwerden: „datt is wähn (geweſen) unn is ook noch.“ Däi Lüh erſchruken bih düſſen Wohrden unn mehnen, datt Stähr weder läbendig worn wöhr. Als man awer datt Sarg apen meuk (offen machte), läig häi gans ſtill drinn, wöhr doot unn bläiw ook doot.“ Aus Andacht ließen nun die Bauern von Heidenhof auf der Stelle, wo Stähr aus dem Sarge ſprach, ein hölzernes Kreuz aufrichten.

---

*) Firmenich 207.

Im Fürſtenthum Kalenberg, insbeſondere in Hannover, desgleichen in den benachbarten Landen und Städten, wie Hildesheim und Braunſchweig, in den Fürſtenthümern Grubenhagen und Göttingen iſt manche alte Volksluſt, zumal Bürgerluſt, verſchwunden, ſo die Maifeſte, wenn der Sommer den Sieg über den Winter gewann, die Oſterfeuer und Brockenfahrten, die Groel und Schützenfeſte, wenn auf dem mit Erdwällen umgegebenen Platz in der Nähe des Thors der Adler, Geier, Falke oder Papagei auf den hohen Upſtall- oder Papageienbaum prangte, die Mummenſchanze am Faſtelabend u. dergl., ſodann auch die pfingſtlichen Ochſenjagden und das Ochſenfeſt um St. Gallus zu Braunſchweig, ſodann ferner die (bereits bei Lübeck erwähnten) „Schodüwel“ (Schauteufel) zu Hildesheim, die um die Weihnachtszeit durch die Straßen umherzogen, in grauer und rother Tracht, auf dem Kopf einen Filzhut mit drei Straußfedern, von denen die mittlere verſilbert war, und um den Hut einen Schleier, einer halben Ellen lang, „die linke Mauwe oder Ärmel beſpanget mit 12 Loth Silberſpangen.“ Aber die uralte Sage rankt noch, ein Eppich friſchen Grüns, um den alten volksthümlichen Stamm, und Kinderlied und Volksſprüchwort rauſchen durch deſſen junge Äſte und Zweige. Noch ſieht man zu Hameln an der Mauer eines Hauſes den Kinderauszug abgeſchildert; wie „im Jahre 1284 nach Chriſti Gebort — to Hameln worden utgevohrt — hundert und XXXIII Kinder daſülbſt geborn, dorch einen Piper under den Köppen verlorn“; dieſe Sage vom wunderlichen Spielmann, Goethe’s „wohlbekannten Rattenfänger“, der die Kinder bis an den Köppelberg, da die Gerichte aufſtehen, und, wie ſich derſelbe geöffnet, in deſſen Inneres hineingeführt, iſt noch nicht verſchollen; noch weiſt man die Bungenſtraße, durch welche die Kinder zum Oſterthore hinausgeführt wurden. Ebenſowenig iſt die Legende vom Roſenſtrauch zu Hildesheim, der noch heute alljährlich Blüten trägt, verklungen, und gar manche Heldenſage, die ſich an das glorreiche Geſchlecht der Welfen und insbeſondere an Heinrich den Löwen knüpft, deſſen wunderbare Fahrt und Rückkehr der Meiſtergeſang verherrlichte. Und auch der Harz hat noch ſeine „Traum- und Zauberſphäre“, ſeinen romantiſchen Hexendunſt, in



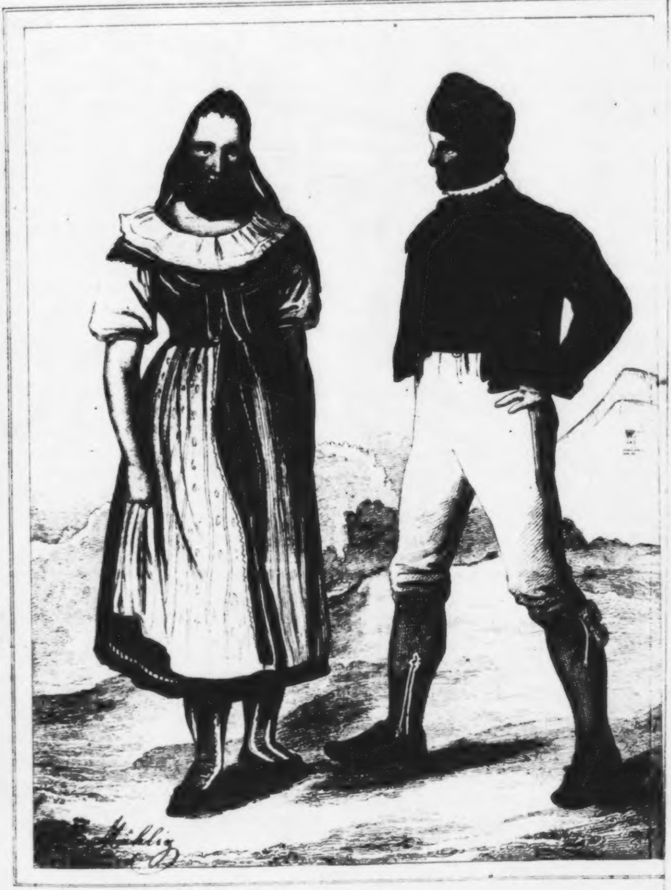
Schäfer

aus der Göttinger Gegend.

welchem die mythiſchen Geſtalten dem bleichen Bergmann erſcheinen. In Hildesheim ſingen die Kinder noch das Martinslied:

„Wie komet woll vor eines riken Manns-Döör,
Tau düssen Marten-Abend
Wi wünschet dem Heeren einen goldenen Tisch,
'n gebratenen Fisch,
'n Glas mit Wien,
Dat sall des Heeren Mahltiet sien
Tau düssen Marten-Abend.
Wie wünschet der Fruen 'n goldenen Wagen
Mit Silber beschlagen,
Drin sall sei denn spatzieren fahren
Tau düssen Marten-Abend.
Wie hebbet 'ne Junfer geschooren
Von Gold und Silber 'ne Krone,
Dei Krone dei is sau wiet un breit,
Bedecket dei leiwe Christenheit,
Bedecket dat Kruut un grüne Grass,
Dat Gott, dei Heere, erschaffen hat,
Tau düssen Marten-Abend.“

Dann ſteht auch Schöppenſtädt noch als Wahrzeichen der alten Neckeluſt ſo gut wie Polkwitz, Schilda, Waſungen, Boeſingen, Hirſchau, Beckum und all die andern Lalenbürger-Neſter des deutſchen Spottvogels, und der Volkswitz weiß von der Klubbſtiftung zu Schöppenſtädt zu erzählen, wie ſie dort ein Rundſchreiben erließen „an alle de foornemen, da ſint Kramer, Bruwer, Sluckbränder, Haushölder, de Heren ſam Rade, Recht, Scheerbüdel u. ſ. w.“, die ſich unterſchrieben, und wie dann „de erſte Klip 'ehoolden word up dem Raadhuuskeller“; und wie ſie „öe den Harmony-Klip nömeden un de Harmony ſo groot was, dat ſie in der eerſten Stund ſik by den Haren kregn un mid Stökken gallerden un darmide de heile Harmony ute war“ u. ſ. w. Es iſt auch für den deutſchen Norden die rechte Heimath des Getränkes zu nennen, das bei aller Volksluſt ſeine Rolle ſpielt, des Biers, wie für den deutſchen Süden im Bayerland; hier, wo der Ruhm des Breihahns, der Mumme und des Eimbeck einſt in alle Welt erging. Trinken iſt alte Art bei uns Deutſchen, oder Unart, wie man's nennen will, und iſt uns oft genug nicht mit Unrecht vorgeworfen worden, können wir ja ſelber heutiges Tages faſt nichts Wackres oder Neues beginnen, es muß gleich das Feſteſſen drauf kommen — und das Feſttrinken — geht's auch heut zu Tage nicht mehr ſo derb und ungeheuerlich dabei zu, wie beim „Trunk aus dem Stiefel“ oder beim „pommerſchen Trunk“, da einer ſo lang in einem Zuge nach ſich holte, daß ihm der Athem entbrach, und dennoch, wenn er abließ, beide Backen voll im Reſt behielt. Und ſo mag denn auch, weil man denn Deutſchland in Weinland und Bierland ſcheidet, hier eine Muſterkarte der abentheuerlichſten Biernamen ſtehen, von A bis Z, wie ſie von unſern Vorältern gleichſam als Wahrzeichen mit Städtenamen verbunden wurden, ein Gegenſtück zu der überſchwenglichen Fülle von Ausdrücken, welche unſre Sprache und ihre Mundarten für den Begriff des Trinkens und Betrinkens haben; ſo heißt es: „Altenburger Rumpuff“, „Bautzener Klotzmilch“, „Boitzenburger Bit den Kerl, Bindenkerl, Betörwan“, „Brandenburger alter Klaus“, „Braunſchweiger Mumme und Salvatoröl“, „Breslauer Schöps oder toller Wrangel“, „Daſſel'ſcher Hund“, „Delitzſcher Kuhſchwanz“, „Dörnburger Störtenkerl“, „Ecklenförter Kakabulle“, „Eislebener Mord und Todtſchlag und Krabbel an die Wand“, „Eimbecker Bier“, mit dem Prädikat: „das beſte“, „Erfurter Schlunze und Ridgern“, „Frankfurter (a/O.) Büffel und Stöffeling“, „Gardeleger Garley“, „Gießner Naut“, „Goslarer Goſe“ (ein Volksreim, derb wie ein Knittel, bezeichnet der Goſe Kraft und Eigenſchaft), „Güſtrower Kniſenack“, „Halliſcher Puff“, „Hannöverſcher Breihahn“, (vom Erfinder Konrad Breihahn; Breihahn auch in Bernburg, Köthen, Halberſtadt, Hildesheim, Halle, Zerbſt und Deſſau), „Helmſtädter Klapitt“, „Jena'ſche Klatſche und Dorfteufel“, „Kieler Witte“, „Kolberger Black“, „Königslutter Duckſtein“, „Leipziger Raſtrum“, „Lübecker Iſrael, Irar, Juckſterz, Hartenack“, „Lüneburger Beniken“, „Magdeburger Filtz und Fiſcherling“, „Marburger Junker“, „Merſeburger Heidehecker, Hodebänker, Kopreiſſer“, „Möllenſche Laucke“, „Münchner Bock und Salvatoröl“, „Münſterſche Koite“, „Osnabrücker Buſe“, „Ratzeburger Rummeldaus“, „Riddagshäuſer Schüttelkopp“, „Roſtocker Oel“, „Staddi'ſcher Kater“, „Torgauiſch Bier der Armen Malvaſier“, „Todtenkopf zur Fechte“, „Weißenfelſer Hempel“, „Wenigeroder Lumpenbier“, „Wettiner Keuterling“, „Wolliner Bockhänger“, „Wollgaſter Hoſing“, „Zerbſter Würze.“ Es iſt eigen, daß der edle Wein, unbeſchadet der Empfänglichkeit deutſcher Zecher für ihn, kein gleichlanges Regiſter wunderlicher Namen aufweiſen kann; nur die ſchlechten Abarten, die Reifbeiſſer, die Dreimännerweine, die Strumpf-



Bauersleute

aus dem Herzogthum Braunschweig

weine u. dergl. machen als Spottgarde Spalier, und hie und da klingt noch eine Zecherparole aus alter Zeit herüber, wie: „Zu Bacharach am Rhein, zu Klingenberg am Main, zu Würzburg am Stein wachſen die beſten Wein'“, oder: „Franken-Wein, kranker Wein; Neckar-Wein, ſchlechter Wein; Rhein-Wein, fein Wein“, ſo daß alle Wege doch der Rhein den Preis behält bis nach Bremen hinauf, wo im Rathskeller die Roſe blüht und die zwölf Apoſtel geheimnißvolle Tafelrunde halten. Doch genug des Zwiſchenſpiels!

Nun noch Proben der Mundarten in den erwähnten hannöverſchen und braunſchweigiſchen Landestheilen, ſowie in den Anhaltiſchen Herzogthümern. Die Mundart zu Limmer bei Hannover bezeichnet folgende Epiſode einer Predigt, die der originelle Paſtor Jobſt Sackmann (geb. 1643, geſt. 1718) hielt, als ſich ein Perrückenmacher aus Hannover den Spaß machte, ſich für den Schwedenkönig Friedrich I. auszugeben und als ſolcher in der Kirche zu erſcheinen: „Beelzebub ſchal ſo veel bedüen as een Fleien (Fliegen-) Könnig, ſo nennden de Juden damals den böſen Fiend ut Verachtung. Se wußten, dat he een hoffördigen Geiſt is, de nig Ehre genaug krigen kann, unn wollden ön damidde recht kränken, wenn ſe Beelzebub to öm ſäden. Du wült dog geren een Gott ſien, ſo magſt du denn een Könnig over de Fleigen ſien, ſo haſt du dog wat to befehlen. Seit mal, mine leeven Kinner, dat kummet mi eben ſo vör as de Kerel, de da gegen mi över in dem blagen Kleede ſitt, de denkt ook, ek ſchall glöven, he were de Könnik von Sweden, un et is dog man een Prückenmaaker ut Hannover. Ja du magſt mi wol de rechte Könnig ſien, du domme Beelzebub. Biſt du darum her komen, dat du mi olen Mann tom Narren maken wulſt, ſo hädſt du man können to Huſe bliven, du donnerſche Haarklöver du! Nu wüllt wü wedder tau uſen Texte komen,“ (worauf dann der Pſeudokönig, ſo geſchwind er konnte, zur Kirchenthüre hinauseilte).*) Ein Volksliedchen im Fürſtenthum Kalenberg lautet:

„Kiwit
Bin ick,
In'n Brummelbeeren Busch
Da sitt ick,
Da fleut' ick,
Da hebb' ick miene Lust.“

---

*) W. Görges, Vaterl. Geſch. u. Denkwürdigkeit. II. 1844.

Im Hildesheimiſchen ſind (unter andern) folgende charakteriſtiſche Sprüchwörter*): „Twiſchen den Köning Salomo un einen Schauſlicker geit eine groote Heerſtrate“; „ſei ſüht uut, as wenn ſei Wiehwater- (Weihwaſſer-) Suppen gegetten hätte“ (für Frömmelei); „man weit woll, wat en hölten Bock for Talg hett“ (daß er aus eignen Mitteln keinen ſolchen Aufwand machen könne); „bei Quark Book hett en Snute as en Rattenfänger“ (von einem Kleinen mit großem Maul); „hei köhrt as en Schoof Stroh“ (von einem Schwätzer); „eck köhre von Tüten, du hörſt von Hüten“ (mißverſtanden werden).

Im Anhaltiniſchen leben wackere Menſchen, fleißig und ſtill, wohlbegabt und gebildet, ohne daß gerade beſonders hervorſtechende Eigenthümlichkeiten ſie von den angrenzenden ſchieden. Ich wähle zur Bezeichnung der Mundart von Anhalt-Zerbſt das Kinderlied vom Biſchof Bukko von Halberſtadt, deſſen Name (Bukko ſoll ein großer Kinderfreund geweſen ſein) in den verſchiedenen norddeutſchen Mundarten das Wiegenlied durchklingt:

„Bukko von Halberstadt,
Bring doch unsre kleene Kinder wat!
Wat soll ick em denn bringen!
'n Paar rothe Schooh mit Ringen,
'n Paar rothe Schoohe met Gold beschloan (beschlagen),
Da kann unse Kind drop to Danze goan.“

Als Probe der Mundart bei Ballenſtädt folgende Zwieſprach zweier Radisleber (Raſchlebber) Frauen, welche zugleich gar hübſch die Volksmeinung über das Fürſtenhaus ausdrückt:

„L. Wat sprickt me denn von use Försten oben?
De Lüde soll'n se ja gewaldig loben?

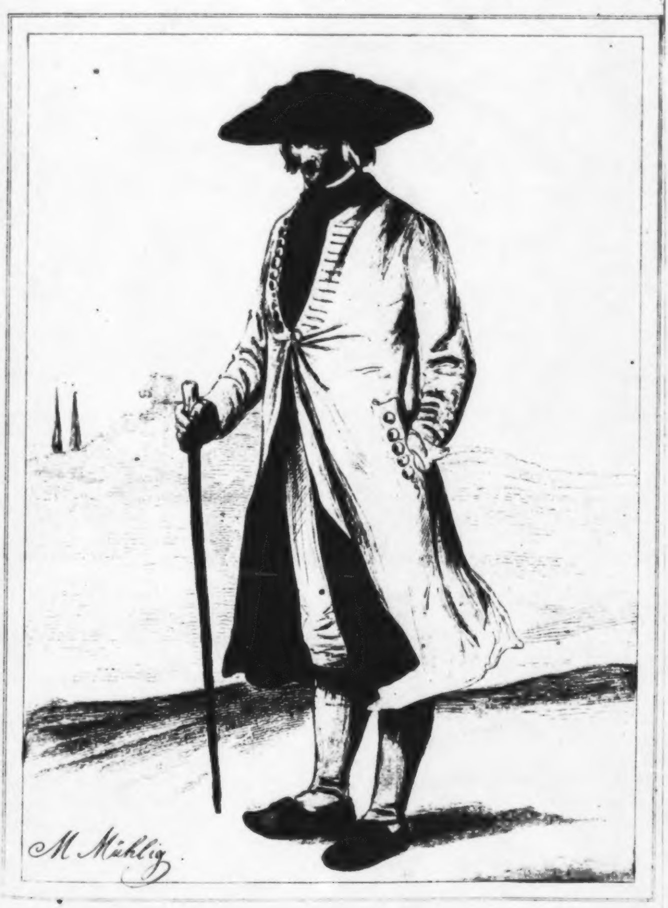
T. Ei nu, dat wär ock, Vaddersche, nich recht,
Sei soll sau gut sin, wie 't en jeder segt,
Den Armen let se vel de gude kommen,
Dei wären balig ohne sei umkommen.

L. Ja, ja! Se gaf en Holt, dadau ock Brod,
Und ret se ud dem Winter, ud der Noth,
Sei soll ehr Kinn'ken silber stillen
Un, wie se segt, die Mutterpflicht erfüllen.

T. Dat is de rechte Gruss, Se lebe hock!
Un gebe uns ob 's Jahr en Prinzken ock!“

---

*) Firmenich.



Dorfschulze

aus dem Braunschweigschen.

Eine eigenthümliche Geſchlechtsſage iſt die vom Krötenringe zu Deſſau, wie die fromme Fürſtin eine Seele aus der Verzauberung in Krötengeſtalt erlöſt und zum Dank ein goldnes Ringlein erhalten, mit der Verheißung, ihr Geſchlecht werde immerdar glücklich blühen, ſo lange es das Ringlein bewahre.

Das Volk in der mitteldeutſchen Staatengruppe.

> Motto: Gleichwie zum Rhein die Ströme all,
> Als Adern ziehn zum Herzen,
> Münden in Eins, in Deutſchlands Herz,
> Hier Aller Freuden und Schmerzen.

Nicht geringere Mannigfaltigkeit als im Norden zeigt ſich in Mitten Deutſchlands, wo die Beſonderheiten der Volksſtämme theils nach Norden, theils nach Süden verzweigen und eingreifen. Die eigentliche Bindegeſchichte, den haltbaren Zwiſchenſtein bildet das thüringiſch-oberſächſiſche Element; und da gruppiren ſich wieder um die Hauptparthie des Königreichs Sachſen das Großherzogthum Sachſen und die ſächſiſchen Herzogthümer, die ſchwarzburgiſchen und reußiſchen Fürſtenthümer. Ferner tritt als zweites Hauptelement das heſſiſche hervor, das an der Eder, Fulda, Werra hinauf, an der Lahn hinab zuſammengreifend, wie ein Keil ins fränkiſche Weſen lebendig hineingetrieben iſt. Dieß die beiden Hauptparthieen der mitteldeutſchen Staatengruppe, an welche ſich noch die Weſterwald-Taunusparthie (Naſſau), ſchließt ſowie ihr auch die bayeriſche Rheinpfalz recht eigentlich ebenſo wie Birkenfeld, Nah- und Saarland und Luxemburg angehört. Aber freilich ſchneidet da die politiſche Gränze mitten in die natürlichen Volksgränzen hinein, ſchneidet und trennt, verbindet und flickt, ſchleicht vorbei und überſpringt, und es iſt eine Freude, wie das alles doch ſo tiefinnerlichſt in einander greift und von einander nicht laſſen will bei all den verſchiedenen Farben, wie da noch immer die alten Erinnerungen haften und die alte geſunde Natur all den Wechſel der politiſchen Unnatur überdauert. Eigentlich müßte in Mitteldeutſchland auch noch das Frankenland hinein gezogen werden, aber da das bayeriſch iſt, ſo verſparen wir's uns, wie die bayriſche Rheinpfalz, und wie den guten alten Pfälzer Theil Badens für die ſüddeutſche Staatengruppe.

Es iſt ein ſchöner, großer, geſegneter Strich Landes, auf welchem dieſe mitteldeutſche Staatengruppe ſteht, die das Königreich Sachſen, drei Großherzogthümer: Sachſen-Weimar, Heſſen und Luxemburg, das Kurfürſtenthum Heſſen, fünf Herzogthümer: Sachſen-Meiningen, Sachſen-Altenburg, Sachſen-Koburg-Gotha, Naſſau und Limburg, vier Fürſtenthümer: Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg Rudolſtadt, die Fürſtenthümer Reuß älterer und jüngerer Linie, die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg und die Stadt Frankfurt a./M. umfaßt, alſo ſechszehn größere und kleinere Staaten. Die Grundfläche der einzelnen iſt folgende: Königreich Sachſen $271/_{676}$ Geviert-Meilen, Großherzogthum Sachſen-Weimar $66/_{8}$, Großherzogthum Heſſen $152/_{86}$, Großherzogthum Luxemburg $47/_{21}$, Kurfürſtenthum Heſſen 167 (nach Landau), Herzogthum Sachſen-Meiningen $41/_{47}$, Herzogthum Sachſen-Altenburg $24/_{47}$, Herzogthum Sachſen-Koburg-Gotha $37/_{8}$, Herzogthum Naſſau $82/_{1}$, Herzogthum Limburg $40/_{10}$, Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen $15/_{44}$, Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt $15/_{57}$, Fürſtenthum Reuß älterer Linie $6/_{8}$, Fürſtenthum Reuß jüngerer Linie $14/_{63}$, Landgrafſchaft Heſſen-Homburg $5/_{0}$, freie Stadt Frankfurt $1/_{78}$. Die abſolute Bevölkerung betrug im Königreich Sachſen (nach der Volkszählung am 1. Dezember 1840): 1,705,276 Seelen, im Großherzogthum Sachſen-Weimar 248,458, im Großherzogthum Heſſen (nach der neueſten Zählung von 1843) 834,711 *) im Großherzogthum Luxemburg (Ende 1841) 175,241, im Kurfürſtenthum Heſſen 728.650, im Herzogthum Sachſen-Meiningen 152,640, im Herzogthum Sachſen-Altenburg 122,717, im Herzogthum Sachſen-Koburg-Gotha 141,251, im Herzogthum Naſſau (nach der Zählung im Jahre 1840) 397,788 **), im Herzogthum Limburg (Ende 1841) 199,109, im Fürſtenthum Schwarzburg-Sondershauſen 57,257, im Fürſtenthum Schwarzburg Rudolſtadt 66,864, im Fürſtenthum Reuß älterer Linie 33,062, im Fürſtenthum Reuß jüngerer Linie 73,929, in der Landgrafſchaft Heſſen-Homburg 23,689 und in der freien Stadt Frankfurt 66,388.

---

*) Im Jahre 1840 betrug ſie nur 811,305 Seelen, und doch hatte ſie ſich ſchon in dieſem Jahre 1840 ſeit der Volkszählung vom Jahre 1837 um 27,532 Seelen vermehrt.

**) Vergl. Vogel, das Herzogthum Naſſau (Wiesbaden 1843).

Der Deutſche im Königreich Sachſen.

Der Sachſenname iſt dem Volk, welches das jetzige *Königreich Sachſen* bewohnt, nicht urſprünglich, auf dasſelbe nur übertragen worden durch die Beherrſcher. Hier ſaßen bis zum 10. Jahrhundert ſlaviſche Menſchen, die Sorben, Wenden; chriſtianiſirend, germaniſirend wälzte ſich gegen und über ſie altſächſiſcher Waffendrang; König Heinrich der erſte, der Vogelſteller (beſſer wird er „der Städtegründer“, oder der „Deutſche“ zubenannt) überwand ſie und ſtiftete die Mark Meißen; die Slaven lebten nun abhängig von den Siegern, vermiſchten ſich theils mit denſelben, erhielten ſich theils unvermiſcht. So ſitzen noch heute 50,000 Menſchen ſlaviſchen Bluts*) (Wenden) auf dieſem Boden, am dichteſten, lauterſten beiſammen in der Oberlauſitz, dünner im Kreisdirektionsbezirk Dresden, mit eigenthümlichem Gepräge der Sitten und Sprache. Die Herrſchaft aber kam im Jahre 1127 durch Markgraf Konrad an das Haus Wettin, das heute noch blüht; den Sachſennamen brachten zuerſt die Askanier auf ihre Beſitzungen an der Mittelelbe, als mit dem Sturz Heinrichs des Löwen (1180) das große alte Sachſen-Herzogthum zerſchlagen war; von den Askaniern übernahmen die Markgrafen von Meißen 1423 durch Friedrich den Streitbaren die askaniſche Kurwürde, das askaniſche Wappen und übertrugen den Sachſen-Namen.

Es iſt hier ein lebhaftes, bewegliches, äußerſt bildungsfähiges, heiteres, wohlgeſtaltetes Geſchlecht, an welchem man einen Übergang von den Körperformen des Nordens zu jenen des Südens wahrzunehmen glaubt, voller Fleiß und Anſtelligkeit, wacker in ſeinem Thun und Laſſen, freigemuth im Glauben und Streben, das Geſetz hochachtend, tapfer im Kriege, ſelbſtbewußt ohne Dünkel und Eitelkeit, weichen Gemüths ohne Weichlichkeit, geſchmeidig und höflich, dienſtfertig und gefällig ohne Selbſtentäußerung.

Von der *oberſächſiſchen Mundart* bemerkt Götzinger:**) „Sie herrſcht in Thüringen und der alten Markgrafſchaft Meißen, und hat ſich ſpäter über die Oberlauſitz und Schleſien ausgebreitet. Sie zeigt ſich, in ſo weiter Ausdehnung ſie auch geſprochen wird, überall in derſelben Geſtalt mit ſehr unweſentlichen Abänderungen und bietet durchaus nicht ſo viele Abweichungen und Abwechſelungen dar wie die fränkiſche. Nur in der Modulation der Stimme und der hohen und tiefen Ausſprache der Vokale unterſcheiden ſich der Thüringer, der Meißner, der Lauſitzer und der Schleſier; die Verhältniſſe der Laute und der grammatiſche Bau überhaupt ſind im Weſentlichen überall gleich.“ Dieſes Gleichbleiben des Oberſächſiſchen glaubt Götzinger durch die Art der Verbreitung desſelben alſo erklären zu können. „Die fränkiſche Mundart traf im Weſten auf andere deutſche Mundarten, vielleicht niederdeutſche, im Oſten auf das ſlaviſch-böhmiſche Idiom. Letzteres verdrängte ſie und erhielt ſich in Böhmen als eigentlich fränkiſche Mundart; die weſtlichen deutſchen Mundarten hingegen konnte ſie nicht verdrängen, ſondern nur verderben, und erlitt vielmehr mancherlei Eindrücke von denſelben, ſo daß eine Menge Miſchformen entſtanden. Die oberſächſiſche Mundart ſtieß auf ihrer Verbreitung nach Weſten auf gar keine deutſche Sprache, ſondern hatte bloß ſlaviſche Dialekte zu verdrängen, die wohl hinſichtlich des Vortrags ihr viel leihen mußten, aber auf den Bau ſelbſt keinen Einfluß haben konnten.“ Ob nun aber dieſer oberſächſiſchen Mundart eine urſprüngliche thüringiſche zu Grunde liegt, oder ob das ganze Idiom aus einem Zuſammenſtoßen der fränkiſchen mit dem Niederſächſiſchen entſtanden iſt, läßt Götzinger dahingeſtellt ſein, er glaubt jedoch, jedenfalls ſei Thüringen als die Heimath dieſer Mundart anzuſehen, weil hier ſtets deutſche Stämme wohnten, wogegen Meißen erſt den Slaven entriſſen und mit Thüringen und Sachſen bevölkert wurde. Wie bereits erwähnt worden, bezeichnet Götzinger die oberſächſiſche Mundart als das Mittelglied zwiſchen dem Oberdeutſchen und Niederdeutſchen und zwar das Geripp als oberdeutſch, die Sprechweiſe ſelbſt und die Art, wie der Bau ausgeführt iſt, niederdeutſchen Gepräges. „Sie beſitzt (bemerkt er), ganz den oberdeutſchen Konſonantismus, aber die Konſonanten ſind großentheils erweicht und geſchwächt; pf ſchwächt ſich zu f, f zu w, t zu d, p zu b. Alle harten Konſonantenbildungen hören auf und Zuſammenziehungen wie „gſagt, gſehn, gſund, gwis,“ fallen nie mehr vor; dieſes Idiom hat mithin alle Ecken der ſüdlichen Mundart, ja überhaupt der hochdeutſchen abgeſchliffen, aber ſoweit auch alle Kraft verloren und iſt doch nicht zu der Nettigkeit und Rundung des Niederdeutſchen gelangt.“ Unſer Gewährsmann charakteriſirt ſodann das Oberſächſiſche in ſeiner äußeren Erſcheinung als Gegenſatz des Schwäbiſchen und Bayeriſchen. „Wenn der Schwabe ſpricht, als verwundere er ſich über die Maßen, und der Bayer, als fürchte er die ganze Welt nicht und fordere ſie zum Kampfe heraus, ſo bringt der Oberſachſe dagegen alles glattweg heraus, und ſeine Sprechweiſe erſcheint entweder wie die eines Mürriſchen und Polternden, oder eines Gleichgültigen und in ſich Verſunkenen. Natürlich ſpricht er auch viel ſchneller als der Südländer, wiewohl nicht ohne Modulation der Stimme, die in manchen Gegenden ſehr bedeutend iſt und ſich bis zum ſingenden Heben und Schwellen ſteigert. Im eigentlichen Meißnerlande erſcheint die Mundart am weichlichſten, kräftiger in Thüringen und Schleſien. Noch in einer anderen Hinſicht aber wird das Oberſächſiſche Gegenſatz der drei ſüdlichen Mnndarten, nämlich hinſichtlich des Lieblingsorgans, das beim Sprechen thätig iſt. Das vorzugsweiſe ausgebildete Organ des Alemannen iſt die Kehle; ſeine k und ch krachen tief aus der Gurgel hervor, ſeine ö, ü und eu werden alle mit der größten Virtuoſität tief hinten im Schlunde gebildet und ſelbſt dem reinen a oder e gibt er noch gern einen leiſen Kehlhauch zum Begleiter. Bei dem Schwaben und Bayer tritt die Naſe als bedeutſames Organ hervor, ohne daß jedoch die Kehle unthätig würde. Bei dem Oberſachſen nimmt die Thätigkeit des Gaumens weit bedeutender ab; während der Alemanne das r halb in der Kehle bildet, bildet der Oberſachſe das ch halb auf der Zunge und das j ſogar mit der Zungenſpitze, ſo daß Jahr und Jammer faſt wie Djahr und Djammer lauten. Vorzüglich tritt nun aber das Lippenorgan in eine Thätigkeit ein, welche andere Mundarten gar nicht kennen. Denn indem ſich beſtändig die Lippen runden, erleidet a eine eigenthümliche Färbung und Trübung und erſcheint wie ua, ſo daß man ſua'n (ſagen) Gnuade, Vuater, Wuaſſer zu hören glaubt. „Ein Diphthong“ (bemerkt unſer Sprachanatom dazu) „iſt dieſer Laut eben ſo wenig als das alemanniſche üej oder äj Triphthonge und Diphthonge ſind (in früej, mäjen). Es iſt nur ein Anhalten des Vokals auf der Lippe, ſowie im Schwäbiſchen ein Durchdrängen durch die Naſe und im Alemanniſchen ein Feſſeln in der Kehle, und ſo wie gar nicht überall in den Gegenden des alemanniſchen Dialekts der ſich anſchmiegende Kehlhauch in gleichem Maaße gehört wird, ſo hört man auch keineswegs in allen Sprecharten des Oberſächſiſchen die ua und ue in gleichem Maaße. Iſt der Anlaut des Wortes ein Lippenlaut, ſo tritt natürlich der Lippenvokal deutlicher hervor, z. B. Vuader, Wuaſſer, muahr, Mua. Immer bleibt die oberſächſiſche Mundart eine in vieler Hinſicht ſehr merkwürdige und verdient beſonders die Aufmerkſamkeit der deutſchen Sprachforſcher, da ſich mancherlei grammatikaliſche Geſetze ſehr rein darin ausprägen, wie denn z. B. keine oberdeutſche Mundart die Zeitformen ſo genau unterſcheidet. Merkwürdig iſt ſie auch deshalb, weil lange von ihr die Sage gegangen iſt, ſie ſei die Mutter des Neuhochdeutſchen, eine Behauptung, die nur ausgegangen ſein kann von ſolchen, welche die reine Mundart gar nicht kannten, was bei ſehr vielen Bewohnern der Landſtriche, in denen ſie herrſcht, der Fall ſein kann, indem ſie eigentlich bloße Bauernſprache iſt und in den kleineren Städten ſich ein eigenes Idiom gebildet hat, das zu den häßlichſten Mißgeburten gehört.“ Oſtfränkiſche Mundart greift nördlich ins Voigtland und ins ſächſiſche Obererzgebirge hinein, doch mit vieler Beimiſchung des Oberſächſiſchen. Als Probe der Mundarten mögen nun folgende Lieder ſtehen.

---

*) Im Jahre 1832: 40,482, davon 31,727 in Dörfern.

**) A. a. O.

Aus Mitweyda und dem nachbarlichen Erzgebirge*) folgendes Schelmenlied:

„Hür, Weibchen, du sallst heme gehn,
Dein Mann, där iss sihr krank.“
„„Iss-ar krank? Gott sei Dank!
Noch-ä Tänzchen oder zween
Nacher will-ich heme gehn.““

„Weibchen, du sallst heme gehn,
Se han d'n Dokter Hans gehollt!“
„„Hans gehollt, brov gerollt.
Noch-ä Tänzchen u. s. w.

„Weibchen, du sallst heme gehn,
Dei Mann leit in letzten Zig'n.“
„„Leit in 'n Zign? Lasst 'n liegn.
Noch-ä Tänzchen u. s. w.

„Weibchen, du sallst heme gehn,
Se gäb'n ihm das letzte Ähl!“
„„Letzte Ähl? Mein'n Empfähl!
Noch-ä Tänzchen u. s. w.

---

*) Radlof, Muſterſaal aller deutſchen Mundarten. Bonn 1821—22. I. 231 ff.

„Weibchen, du sallst heme gehn,
Dei Mann leit uff'm Schrogen.
„ „Leit'r uffm Schrogen? Lasst 'n wegtrogn.
Noch-ä Tänzchen u. s. w.

„Weibchen, du sallst heme gehn,
En Andrer iss schonn do.“
„ „En Andrer iss do? Hopsassa!
Noch-ä Tänzchen oder zween,
Nacher will-ich heme geh'n.“ “

Meißner Mundart um Dreſden*):

Die Wähliſche.
Feins Mädel, wist de nahmen
'n Pauer sein Suhn zer Jeh? (Ehe)
„O ne! ech will nich nahmen
'n Pauer sein Suhn zer Jeh.
Do misst ech feines Mädel
Drei Stungen vur'n Tagk ufstien.“

Feins Mädel! wist de nahmen
'n Schenken sein Suhn zer Jeh?
„O ne! ech will nich nahmen
'n Schenken sein Suhn zur Jeh!
Doch misst ech feines Mädel
Ack immer bei den Schenktesch stien.

Feins Mädel! Wist de nahmen
'n Miller sein Suhn zur Jeh!
„Oia! den sacken (denselben) nahm ech
'n Miller sein Suhn zur Jeh!
Do werd ech feines Mädel
Ack immer rim spazieren gien.“

Als Probe der Mundart bei Freiberg folgende Ankündigung reiſender Virtuoſen**):

M'r sinn gans neue Musekanten
Aus Lief- un Lappenlanden,
M'r sinn nich de oft genannten,
Ne; m'r sinn norr Perteosen,
Die su manchen gnädgen Härrn

---

*) Götzinger a. a. O. S. 93.
**) Ratlef, a. a. O. S. 237.

Kaiser un Könige hun angeblosen
Un se bürtens all gärn.

Der Schluß des Schalkliedes lautet:

„Un m'r hun o apparte Liedel
Hie in eenen Kuber do,
Eens das iss uff eene Fiedel,
Eens uff eene ahle Fro,
Eens uffs Porrodieses Platzel,
Eens uffs Margenettenspiel,
Eeens uffs Schnäpsel, eens uffs Schmatzel,
Eens uff eenen Bäsenstiel.“

Charakteriſtiſch iſt das nachſtehende „Lyd vom Hemel“ (Probe der Lauſitzer Mundart *) eine Variation des Schlaraffenlands·

„Wenn mr warn ei'n Hemmel kummen
Hät de Plach an End genummen
Do is kee Amtman und kee Schender,
Kee Soldat un o kee Sender,
Is keen Akzis und keene Staier,
Alles wullfel, nischte thaier,
In däm Hemel es ä Lawe,
Stryzel kryggt mer ock und Bäwe,
Hunnichbemmen, doss se kläcken,
Doss m'r muss de Fenger läcken,
Alle warn Rusinken assen,
Und das Guld ei Värteln massen;
Alles is o da vorhanden,·
Wenns glei quem aus fremden Landen,
Zucker, Kolmes (Kalmus) für den Muogen
Rusenwuasser für de Oochen,
Fette Schweinel warn'n mr bruaten,
Junge Hühnel war'n gesoaten,
Oppel, Bärnen, Kärschen, Flaumen
Wäxen durt uf jeden Zaume
Nisse krykt mr ganze Schäffel,
Butter isst mer meten Läffel,
Jacken war'n mr naie krein
Und uf Flaumenfedern lein.
Sanntich trät mer gale Husen,
Und in Kratschen (Wirthshaus) werd gebläsen.
Vun der Aerbt wärd ni nich gespruchen,

---

*) Gotzinger a. a. O.

Do quem ' eener angestuchen?
Durt sein alle grusse Harren,
Di sich nach Gefallen sparren.
Kärmst (Kirchweih) is geden geschlaanen Tagk,
Keener hat da nischt ze saan.
Alles labt durt une Surjen
Faierawen is fri Murjen.
Wenn der Dudelsack ward brommen,
Und de grusse Glucke sommen —
Warn mr alle juxen, sengen
Und met gleichen Fissen sprengen,
Assen warn mr na Belywen,
Nischt von Pelzen, Kraut und Rywen.
Wain warn mr wi Wosser scheppen
Trenken ack aus guldnen Teppen.
Schluafe warn mr, dass mr schnarjen,
Keener uffe 'n Seejer (Uhr) harjen (horchen)
Imer warn mr lustich lawen,
Keener ward da ni nich starwen.
Is dos nich e hipsches Lawen?
Wann's ack Gutt baal wellte gawen!
Härr, lass dein Gebud uns baalen,
Das mr ni de Thyr verfahlen.“

Als Probe der Mundart des ſächſiſchen Voigtlandes folgendes „Bouerlüed“ (von C. G. Wild *):

„Den Bouerstand well ych mir loum (loben)
Der is sou gwaltich schin;
Unn hett ych schon a Maauel Boum (Mandel Buben)
Unn in der Stoub ka fesel (kein bischen) Roum,
Sou theit ych si erzin
Ze Bouern.

Fruh geits zum Oexle in den Stoall,
Unn senne di ouns koumme,
Der Mäauel, Zaimer, unn sou all,
In grouben unn in kloaren Schall,
Die foange a ze broumme:
Kommt, Bouern!

Unn wenn se nou gefüetert sei,
Nouch thout mer se ispanne;
Do fährt mer Hoalz, do fährt mer Hai,

---

*) Bei Götzinger a. a. O. 76.

Ball ackert mer, bald leydt mer Strai,
Dos alles giat vun danne
Dem Bouer.

Nix ouber moacht meyer Luest und Ploach,
Als wenn's zour Oernt thout gia;
Dou stycht di Sounn den lange Toag,
Mer schneydt und bindt, mer leysst net noach;
Dous kenne nu verstia
Weyr Bouern.

Do schmeykt de Souppen unn de Klies (Klösse),
Wenn mer ze Noacht thout essen;
Do schleyft mer a allweil sou sies,
Unn ranzt (schnarcht) derzou, als wey a Ries:
Drim kon sych kaner messen
Mid Bouern.

Unn is nou's Dreschen a vorbei,
Do mous hoalt 's Weisvoulk spinne;
Im Winter brennt de Schleyssen (Lichtspan) foi,
Weyr ragng e Pfeyfle geln (gelben) derbei,
Im Winter sitzt gern drinne
Der Bouer.

Jou, wär nett Spann unn Löifering,
Quatember, Zinns unn Frouhne,
Wous wärs neyt fer e lustichs Ding
Uems Bouerley'm, wowou ych sing.
Do wärn weyr ga Baroune
Weyr Bouern."

Ich ſchließe dieſe Liederproben der Mundarten mit einer Probe der obererzgebirgiſchen Mundart in ungebundener Rede, dem Geſpräch zweier Bergleute *): „Zwa Barkleut pagönga annanner. Erſter: Galück auf, Hänner! (Heinrich)". Zweiter: „Galück auf, Kabr (Karl)"! Wulenden warſte däh? Epper im Wald?" Erſter: „Na. Ich do ſchune ganzen Morgn ſette Kupwithing, do bi ich a wink hutzen ganga za men Pod (Pathen) Dafet (David)." Zweiter: „Do warſte! Ja ſuh! Sei netta Madla za Rocken bei denn Pod? Aſſ gieng racht za

---

*) Intereſſante Wanderungen durch das ſächſiſche Obererzgebirge. (Freiberg 1809). S. 166.

Foden." Erſter: „Einh! Aff Müllerhannel un aff Schmidtrickel un aff Beierkordel war do, ſe thaten ſinga." Zweiter: „Hos ſchu gahärt, 's ſei rachte Kröten. Izza ho ich a an Achherrl (Eichhörnchen), dos is a ſchi (ſchönes) Dink; aff hängt annän Köthel (Kettchen)." Erſter: „Ei Sackerwunna, das muß ich aſah (anſehn). Nochmittig kumm ich a wink hutzen zuder (zu dir)." Zweiter: „Nu 's iſſ racht, da kimmſt a gar nett in Zod. Hoſta däh (denn) za thu?" — Erſter: „Dos ſei Sachen. Ich muß Bornkinnelſachen ſchnitzen, do ſtih ich nett vun men Soſer (Sitz) auf bis Ohmſt (Abends), nocher natz (ſchlafe) ich a wink un fahr ab." Zweiter: „Off da Woch iſſ Garmerig (Jahrmarkt); ich ho oder (aber) ka Gald, ſiſt hätt ich mer ann Zſcharper gakaft" (ein kurzes ſtarkes Meſſer mit einem beinernen Heft, welches der Bergmann beim Anfahren anſtecken hat). Erſter: „J, der alte iſſ ah gut. Ich muſſa ham, mer wolln aſſen, Ardöppeln mit Göllerla (Kartoffeln mit Schalen) un a Battelmadelſupp" (Brodkümmelſuppe). Zweiter: „Ich wahr mer en Harig fär en Sächſer huhlen loſſen. Galück auf, Kahr!" Erſter: „Galück auf, Hänner!"

Die volksthümlichen Züge, welche in dieſer Zwieſprach der obererzgebirgiſchen Bergleute hervortreten, mögen hier näher bezeichnet werden. Das „Hutzengehn" iſt ein kurzer Beſuch (namentlich im Winter) bei einem Nachbar und Bekannten zu traulicher Plauderei, wobei der Nachbar ohne Umſtände kommt, grüßt, ſich auf die Ofenbank ſetzt und ſein Pfeichen ſchmaucht, oder die Mädchen des Abends mit ihren Klöppelkiſſen und Klöppelflaſchen ſich einſtellen, ſich um ein tiſchförmiges rundes Gerüſte ſetzen, auf deſſen Mitte ein Öllämpchen ſteht, ihre Flaſchen drum ſtellen, und nun unter Geplauder, Scherz, Geſang und Erzählungen ihre Klöppelarbeit verrichten und nach beſonders ausgemachten Sprüchen bemerken, wie viel Schläge, halbe, ganze und Doppelſchläge ſie beim Spitzenklöppeln gemacht haben; es kommen auch einzelne junge Burſche, meiſtens junge Bergleute, ſetzen ſich hinzu, ſcherzen und erzählen, wie ſie auf der Grube hätten unglücklich ſein können und gewinnen das Mitleid der Mädchen. — Das Bornkinnelſachen-Schnitzen bezieht ſich auf das Schnitzen von allerlei künſtlichen Gegenſtänden, Modellen und dergleichen zur Weihnachtszeit (Bornkinnel = gebornes Kind), welche entweder zur Gewinnung von Feiertagsgeld verkauft oder zur Freude der Familie am heiligen Abend illuminirt werden, wie denn an demſelben bei der Mahlzeit, die aus „Semmelmilch“, Hering mit Milchbrei oder Äpfelſalat, oder Sauerkraut und Wurſt mit Branntwein beſteht, ein großes bunt bemaltes Licht brennt, auf welchem oft Namen und Jahrszahl zu ſehen ſind; da ſind die Fenſter erleuchtet und draußen wandeln die Bergſänger mit Stangen-Laternen und Cithern und ſingen allerlei Bergmannslieder.

Ein Faſtnacht-Bergfeſt zu Johanngeorgenſtadt beſchreibt unſer Gewährsmann vom Jahre 1809 *) folgendermaſſen: „Tags zuvor ſind gewöhnlich die Bergleute aus den kombinirten Bergrevieren Schwarzenberg und Eibenſtock in ihrem Ornate daſelbſt eingetroffen. Früh um fünf Uhr wird dann die große Glocke geläutet, worauf von dem Stadtpfeifer und den Berghoboiſten ein Morgenlied vom Thurme geblaſen wird. So wie nun der Tag angebrochen iſt, ſieht man die geputzten Bergleute auf den Gaſſen einher und in das Rathhaus ziehen, woſelbſt ſie ſich alle verſammeln. Das Volk ſteht nun umher und freut ſich; Mütter freuen ſich über ihre Söhne, Weiber über ihre Männer, Kinder über ihre geputzten Väter, Mädchen über die ſchmucken Burſche. Das iſt ein Treiben und Drängen, Schwatzen und Lachen; am Markte und in der Kirchgaſſe ſind faſt alle Fenſter beſetzt. Nun werden auch die Bergbeamten nach dem Range von Steigern und Bergälteſten, ſowie die Schichtmeiſter von ihren Leuten auf das Rathhaus feierlich begleitet, wo von oben herab ihnen Trompeten und Pauken entgegen tönen. Mit dieſer Feierlichkeit wird auch die Fahne abgeholt. Endlich um neun Uhr unter dem Geläute aller Glocken bewegt ſich der feſtliche Zug mit ſtarker Muſik nach der Kirche zu. Ein Knappſchaftsälteſter oder Schichtmeiſter führt den Zug an, welcher vier Mann hoch eingerichtet iſt. Das Ganze nimmt ſich vortrefflich aus; wenn man von oben den langſam wallenden Zug erblickt, ſieht man nichts als Grün, Weiß und Schwarz, nebſt den hier und da hervorragenden Federbüſchen. Das Bergamt in ſeiner Tracht nimmt ſich beſonders ſchön aus. Und ſo iſt der Zug längſt in der Kirche, welche fern vom Rathhauſe ſteht, während man immer noch ſeinem Ende aus dem Rathhauſe entgegen ſieht. In der Kirche wird muſicirt und ſodann eine Bergpredigt gehalten. Nach derſelben wird unter anderm auch ver-

---

*) Intereſſante Wanderungen durch das ſächſiſche Obererzgebirge. Seite 141 ff.

leſen, wie viel in dieſem Jahre Erz ausgebracht worden ſei und dergleichen. Nach der Predigt oder vielmehr nach dem Gottesdienſte geht der Zug in der nämlichen Ordnung wieder auf das Rathhaus und löſt ſich dann wieder auf, ſowie er begonnen hat. Nun nimmt jede Familie vergnügt ein feſtliches Mittagsmahl ein; vorzüglich backt man an dieſem Tage viel Hefenklöße und der ärmſte Bergmann thut ſich da, nach ſeinem Ausdrucke, eine Güte, d. h. er ißt mit ſeiner, oft zahlreichen Familie ein halbes Pfund Schweinebraten mit Erdäpfelbrei oder Sauerkraut und trinkt ein Glas Branntwein. Gegen Abend geht er zu Bier und zu Tanz und verjubelt luſtig und froh die letzten ſauer verdienten paar Groſchen, weiß nicht, ob er morgen noch lebt oder zerſchmettert aus der Grube heraufgezogen wird. Das Bergamt veranſtaltet gewöhnlich einen Ball, woran der Rath, die Geiſtlichkeit und alle Honoratioren der Stadt Antheil nehmen und wo es äußerſt froh und vergnügt zugeht. Viel Fremde aus der umliegenden Gegend nehmen häufig Theil an dieſem Balle, daß die Faſtnachtsfreude in Johanngeorgenſtadt ſeit mehren Jahren ſehr merkwürdig geworden iſt." So im Jahre 1809. Schon damals war manche altväterliche Sitte im Erzgebirg erloſchen, wie z. B. die mit den Tyroler Bauernkomödien nahe verwandten Bergmanns- und Volkskomödien zu Weihnachten, welche, in Knittelverſen abgefaßt, von Haus zu Haus aufgeführt wurden, und wobei denn auch die luſtige Perſon nicht fehlte, die dem König Herodes, wenn er wohl friſirt mit goldnem Scepter und Reichsapfel auf einem hölzernen Stuhle ſaß, Schnupftabak unter die Naſe rieb, daß er nießen mußte, wobei der Nährvater Joſeph ſich mit der Säge in der Hand als Zimmermann producirte, die heilige Maria, von einem ſtämmigen Burſchen dargeſtellt, den ſchönſten Baß ſprach, die Engel in langen Hemden gingen, mit vielen Bändern geſchmückt und gepudert, und mit einem ſeidnen Tuch große Huſarenſäbel in der Hand hielten, die Hirten hohe ſpitzige Hüte von Zuckerpapier auf den Köpfen trugen und mit den Peitſchen knallten oder auf Nachtwächterhörnern blieſen, der drehbare Stern von Pappe und ölgetränktem Papier auf einer Stange prangte und auch der „Rupperich" (Knecht Ruprecht), der geſtrenge Neckeſchreck, im Schafpelz mit Schelle und Ofengabel nicht fehlte. Das alles war (wie geſagt) ſchon 1809 verſchwunden, und wie manche ſcharfe Zugluft der Weltgeſchichte iſt ſeit der Zeit über die großen Blachfelder der Völker hinweggeſauſt und hat ſo manchen charakteriſtiſchen Reſt alter volksthümlicher Sitte weggeweht; ſo denn wohl auch im Erzgebirg, wenn gleich in den Bergen das charakteriſtiſche Altherkömmliche ſeine Spur länger erhalten, es iſt, als hätte ſich da der Menſch wie ein Eppich in die Felſenritzen hineingewurzelt, und ſo mag denn auch im Erzgebirg noch manches ſchalkige Oſterſicken, (der alte Mägdekrieg, aber ein luſtiger), und mancher Pfingſtlümmel ſein (ſo hieß nämlich das Familienglied, das am erſten Pfingſtfeiertag zuletzt im Bette angetroffen und dafür den ganzen Tag ausgelacht wurde); und wie dann mehre ſolcher Pfingſtlümmel, wenn ſie zuſammen kamen, ſich ſelbſt unter einander verſpotteten, ach, ſo war's ja auch leider im Großen, ſo gab's zu der Zeit, da ſich in deutſchen Landen keine Deutſchen als ſolche unter einander kannten, eine tragikomiſche Parodie der Pfingſtlümmel, eine allgemeine Selbſtverhöhnung, welche die Michel ſpäterhin täppiſch nachäfften, daß ſich einem, der kein Siebenſchläfer war, das Herz im Leib vor Jammer umdrehte über all die Selbſtentwürdigung. Aber es iſt ſchon beſſer geworden und wird noch beſſer werden; der dumme Michel der einfältigen Karikatur iſt endlich ſelig entſchlafen, und ein ganz anderer Mann, — wirklich ein Mann, — iſt dafür erwacht und den ſollt ihr ſo gut uneingeſchläfert laſſen, als ſie den Schwan haben ungebraten laſſen müſſen.

Vom Königreich Sachſen, dem alten Kurſachſen, galt der alte Handwerksburſchenſpruch: daß allda die hübſchen Mädchen wachſen, und der müßte lügen, der dieſem Reim heut widerſprechen wollte, aber auch der würde übel thun, der nicht hinzufügen wollte: da ſind die Jungfrauen nicht an Leib allein, ſondern auch an Geiſt und Gemüth wohlgeſtalt. Mancher andre alte Spruch von Wahrzeichen iſt freilich vergeſſen und verſchollen, wie z. B. jene Räthſelfrage: „Wo ſind drei Schlöſſer auf einem Berg, ein Dörflein in einem Graben, und eine Brücke, die höher als die Thürme in der Stadt?“, die ſich auf die Stadt Meiſſen bezog, oder die Sprüche von Leipzig: „das kleine Meißner Rom“ (Goethe machte „ein kleines Paris“ daraus) und „das rechte Auge von Meiſſen“, oder jener von Rochlitz, daß da „das Schloß auf lauter Marmor, der Wald auf lauter Gold und der Galgen auf gutem Silber ſtehe“, oder der von Freiberg: „wenn Leipzig mein wäre, ſo wollt' ich's in Freiberg verzehren“, oder von Schneeberg: „daß die Stadt auf Silber erbaut ſei.“ So iſt denn auch gar manche alte Volksluſt wie ſich's im ächten Volksfeſt kund gab, eingegangen und eitles modernes Vergnügen, Scheinluſt, Scheinfeſt kümmerlich drüber gewachſen, matten Grüns, ohne Saft und Kraft.

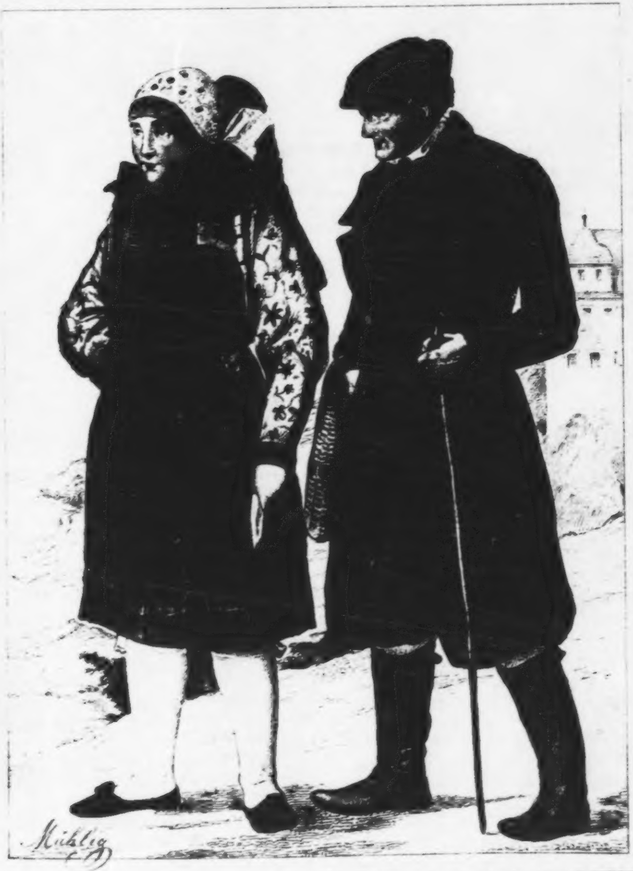
Was hier noch von alter Zeit und altem Sinn zeugt, iſt das Schießen. Wie viel nun auch da moderne Gaukelei, zumal das leidige Glückslotto, (immer noch unſchädlicher, als wenn der Staat die Sittenverderbniß zur Finanzquelle macht!) ſich eingeſchlichen, — es iſt doch noch der gute alte Kern. So werden z. B. bei Dresden noch immer Vogelſchießen und Königſchießen gehalten, das erſte mit Armbrüſten, ſeit dem Jahre 1722 auf der Wieſe vor dem Ziegelſchlage in der erſten Woche des Auguſts, acht Tage lang (früher nahm die fürſtliche Familie ſelbſt dran Theil, jetzt ſchießt ein Kammerherr in des Königs Namen, und da mag man wohl fragen: Trifft der immer auch recht, der ins Königs Namen ſchießt, oder trifft der König ſelbſt nicht zuverläſſig beſſer?): — das zweite mit Büchſen nach der Scheibe (früher gab's dabei auch in Dresden einen feſtlichen Aufzug mit Fahnen und klingendem Spiel durch die Stadt). Auch in Weimar beſteht das wackre Schießen von alten Zeiten her, und ſo ſehen wir dort noch die Stahl und Armbruſt-, und dann die Büchſengeſellſchaft, bei welcher letzteren die Innungen einen Jungmeiſter ſchicken mußten, und auf fürſtlichen Befehl die Preiſe zum Vogelſchießen lieferten, als die Fleiſcher anfangs einen Ochſen, die Bäcker ein Schwein, die Schneider einen Bock und dergleichen, was ſpäterhin in Geld und Geldeswerth verwandelt worden. *)

Die Altenburger Bauerſchaft.

Was Volksluſt und Volksfeſt, Volksglaube und Volksſitte (wie auch Mundarten) in den kleineren ſächſiſchen Staaten betrifft, habe ich ſchon oben S. 130 ff. bei Gelegenheit des preußiſchen Thüringens erwähnt. Es bleibt mir nun nur noch übrig, eines in Tracht und Sitte ganz eigenthümlichen Menſchenſchlages zu gedenken, der ſich im Herzogthum Sachſen-Altenburg findet, und, nach den glaub-

---

*) Vergleiche A. Heuß „die Stadt Weimar, ihr Kommunweſen und ihre ſtädtiſchen Inſtitute" (Weimar 1837).


Mühlig

würdigſten Zeugniſſen ſorbiſch-wendiſcher Abkunft, jedoch vollſtändig germaniſirt, auf 40,000, mit den Gränznachbarn, auf 50,000 Seelen anzuſchlagen iſt. Ich meine die altenburgiſche Bauerſchaft. Ihr nicht deutſcher Urſprung iſt eben ſo auffällig, als ihr jetzo vollkommen deutſches Weſen, in jeder Hinſicht deutſch, nicht in Zweifel gezogen werden kann. Von ihr, als einer in jeder Hinſicht merkwürdigen Erſcheinung, ſoll hier ausführlicher die Rede ſein, und zwar liegen dabei die Mittheilungen Hempel's zu Grunde, welcher die Kronbiegelſche Schrift (früherhin der einzige Anhaltspunkt über dieſen intereſſanten Gegenſtand) vollſtändig umgearbeitet hat. *) Als Probe der Mundart laſſe ich den Anfang einer auch in anderer Hinſicht intereſſanten gereimten Bauernunterredung hier folgen:

„Hans: Half Gutt! ball hätt-ich auch verkannt,
Su hutt ihr-ich uffgedunnert!
Wu kummt ihr dann schien hargerannt?
Das hat mich längst verwunnert.
Du, Malcher, hast de Weise ah
Un Lese s's gute Meder;
Das muss was zu bedeuten ha,
Denn sinds des Suntg's Kleder.

Malcher: I! härzer Hans, ich kann d'rs sah,
Mer kumm d'r vun d'r Ridutte.
Ich säte nachten minner Frah,
Die kene Ruh' nich hutte:
Kumm, härze Lese, heute hun
De Barger grusse Sache,
Eh sittges (solches) hun mer lang gewullt
Ehmal a su met mache.

Lese: Hürt uff! nu gieht m'r nur nond wack,
Ehr lud m'r gar kenne Ruche!
Denn ehr wullt emmer allen Drack
Zuerst ah met versuche" u. s. w.

Dazu noch folgendes altenburgiſche Bauernlied: **)

„Lustg, ehr Pursche, sid vull Freden,
Juchst un thut so gut ehr kunnt!

---

*) „Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthſchaftliche Einrichtungen der altenburgiſchen Bauern." (Altenburg 1839).

**) Radlof a. a. O. I. 248 und ff.

Spehlmann, stimm du deine Seten,
Dass der's klengt fei kungerbunt.
Schweffet fei bumäle,
Luts an gar nischt fehle!
Bruder Matz, streich die Tenure,
Dass der's klengt, wie uff den Chure.

Schmeret aure Fedelbugen,
Dass die Geigen redlich schrei'n;
Wenn die Seten uffgezugen,
Fedelt dick un dünne drein!
Fedelt fei behönge,
Dass mer kunn gespränge,
Fedelt druff, dass alles kracht,
Wenn ehr unser Rumpuff macht.

Trau'te Griete, du Goldhämmel,
Kumm, mer wull'n zum Danze gieh,
Darnachen kehf'ch der Stull'n un Sämmel,
Die su wiss sehn wie dei Knie.
Unsers Nabbers Enke (Kleinknecht)
Sull der'n Kitt'l ausschwänke;
Glöb mer's, herze traute Griete,
Nabbers Hans wird gar nich müde.

Un ehr annern Mitkonsuxen,
Dänzt un sprängt der Reihe nach;
Treibts nich, wie die Rammeluxen,
Sunnern säth nur, wie ich's mach.
Trummterum trummträre!
Mer kunn 'n Leut'n gewähre,
Mer kun Wein un Behr geträuke
Un ohch unsern Grieten schänke.

Wenn mer's nu genug getreben,
Un geschwärmt die gänze Nächt
Dass kehn Geld im Bütel bleben,
Weren mer duch gruss geächt (geachtet);
Mer hunn kene Surgen,
Dörfen uhch wul burgen.
Drum su leb'n mer stets in Freden
Und sind lustig met unsern Mäden.

Un su iss das Bauernleben,
Dass mer in die Schenke gieh'n,
Mer kunn stets in Wuhllust schweben,
Wenn mer bei den Grieten stiehn,

Giehn dermet zun'n Biere,
Versaufn a Gruscher viere,
Mer bezahlen unsre Zäche;
Iss das nich enne stattliche Säche?
Juch, juch, juchsa!“

Die altenburgiſchen Bauern ſondern ſich unter einander in verſchiedenen Klaſſen, je nach der Größe des Beſitzes. Obenan als die wohlhabendſten ſtehen die Bauern und Anſpänner, welche Güter mit Feldern und anderen Grundſtücken beſitzen, Zucht- und Zugvieh (mindeſtens zwei Frohn- und Spannpferde) halten und dann gewiſſe Frohnen, Fuhren und Ackerwerk leiſten müſſen; doch finden ſich auch einige Freigüter, und andere, die nach und nach mehr Beſitzthum erworben haben, zwei und mehr Pferde halten, ohne ſolche Dienſte, die aber überhaupt meiſtens nur gering ſind, ſelten verlangt werden und auch wohl abgelöſt werden; ſie heißen nur Gärtner oder Bauern, nicht Anſpänner; die Güter in dieſer Klaſſe der Bauern werden nur ſehr ſelten „zerriſſen“ (getheilt), ſondern bleiben meiſt geſchloſſen. Auf der nächſten Klaſſenſtufe ſtehen die „Handbauern“, „Gärtner“, „Kühbauern“, wohl auch (aber ſelten) „Hinterſaſſen“ genannt, Beſitzer eines meiſt anſehnlichen Gartens, auch mit Feld und anderm Beſitz verſehen; ſie leiſten Handfrohne und beſtellen ihre Wirthſchaft mit zwei, vier, ſechs Kühen. Zur dritten Klaſſe gehören die ſogenannten „Kleinen“, „Häusler“, oder „Nachbarn“ und „Einwohner“, welche meiſt nur ein Haus mit einem Gärtchen beſitzen, die Taglöhner machen oder ein Handwerk treiben und ihre Söhne und Töchter vermiethen; dieſe Häusler, die auch zum Theil einige, ſehr gemilderte oder abgelöſte Frohndienſte haben, und die hieher gehörigen, meiſtentheils bei ihnen wohnenden Hausgenoſſen, die insgeſammt kein Gemeinerecht, d. h. keine Anſprüche an Gemeindeboden und Ertrag haben, ſind (nach Hempel's Verſicherung) zum Theil bei Fleiß und geringen Anſprüchen auch oft in einer Art von Wohlſtand, müſſen ſich's jedoch im Ganzen genommen am ſauerſten werden laſſen, mögen ſie nun als Taglöhner und Scheunendreſcher in Bauerhöfen oder in den ſeit etwa 50 Jahren zum großen Gewinn bei den theueren Holzpreiſen entdeckten Braunkohlen- und Torfgruben, oder in Steinbrüchen, Ziegelſcheunen oder mit anderen Beſchäftigungen ihr Brot erwerben; der nicht unbeträchtliche Zuſchuß, den Frau und Kinder durch Wollſpinnerei ehemals zur Haushaltung beitrugen, hat durch die Maſchinenſpinnerei faſt ganz aufgehört. Die Verſchiedenheit in der altenburger Bauerſchaft iſt übrigens nicht bloß durch jene drei auf Beſitz fußende Klaſſen, ſondern auch anderweitig begründet, wozu namentlich die Eintheilung der Dörfer in drei ſogenannte Reiten gehört; darnach richten ſich auch die drei Landkirmſen. Es halten auch wohl die Dörfer eines Kirchſpiels mehr zuſammen, beſonders wenn ſie durch Wohlſtand uud Bildung vor andern etwas voraushaben oder doch voraus zu haben meinen: endlich gewähren auch die Verwandtſchaften, „Freundſchaften“ genannt, welche ſich bei angeſehenen Familien oft in ſehr vielen und weit verbreiteten Zweigen erhalten, beſondere Vereinigungspunkte, und man ſucht dieſe Verbindungen ſelbſt bei den entfernteren Mitgliedern, wenn man ſich ihrer nicht zu ſchämen Urſache hat, durch Beſuche, Gevatterſchaften, neue Verheirathungen, Einladungen zu ländlichen Feſten, ſowie durch Zuſammentreffen in den Marktſtädten immer wieder zu erneuern.

Nun einen Blick auf die Tracht (eine der originellſten in Deutſchland), und zwar zuerſt auf die männliche. Der Knabe trägt ſie ſchon vom dritten Lebensjahre an. Das Haupthaar wird kurz und rund verſchnitten, der Vorderkopf, die „Kolbe“ genannt, jetzt ſelten glatt; auf dem Kopf ſitzt als Ehrenſchmuck ein ganz kurzes, ſchmalkrempiges, rundes, ſchwarzes Hütchen, der innere Rand der Krempe bildet eine Vertiefung und wird zur Blumenzeit häufig mit einem Sträußchen geſchmückt und tief eingedrückt, die übrige Tracht, in welcher Schwarz die Hauptfarbe iſt, beſchreibt Hempel alſo: „Das Hemde iſt oben mit einem bordenartigen Halſe beſetzt, der ſauber geglättet, mit kleinen Figuren von weißen Zwirn, der Name mit ſchwarzer Seide geſteppt iſt und mit einem ſchwarzen Bande und einem oft werthvollen Schnällchen zugemacht wird. Auf dieſem Hemde trägt man ein breites, ſchwarzes Bruſttuch oder einen Bruſtlatz, der oben am Halſe und an den Armlöchern etwas eng ausgeſchnitten und mit rothem Tuch oder Scharlach vorgeſtoßen oder eingebördelt iſt. Dieſes Bruſttuch wird meiſtens, nicht wie gewöhnlich vorn, ſondern auf der linken Seite herunter und auf der Achſel, und zwar mit Häfteln oder Knöpfchen zugemacht. Darüber trägt man eine Hoſenhebe von ſchwarzem lackirten Leder, mit ſchwarzem Leder gefüttert und mit grüner Seide nett abgeſteppt, in der Mitte durch einen Steg zuſammen gehalten; ſie hält durch ein meſſingenes Häkchen vorn und hinten mit vier Knöpfchen am Hoſenbunde die weiten Hoſen von Bockleder und gehört mit zum Hauptſchmuck, wenn der Landmann an Feſt- und Ehrentagen in einer warmen Stube oder bei warmer Witterung das Oberkleid auszieht und in den feinen, ſehr weiten, ſchneeweißen, geglätteten und in feine Fältchen gelegten Hemdeärmeln einherwandelt oder unter ſeinen Freunden recht von Herzen fröhlich iſt. Die weiten Hoſen (früher waren ſie noch weiter, noch immer aber erinnern ſie ſehr an die alten Pluderhoſen) werden mit Häfteln, Schnällchen oder Riemen unter dem Knie zugemacht, ſind aber der Weite wegen noch etwas überſchlagen. Über dieſer Unterkleidung trägt nun der Bauer ſein Hauptkleid, die „Kappe“ von ſchwarzem Tuch; ſie iſt inwendig mit grünem Flanell gefüttert und auf der Vorderſeite mit Häfteln und Schlingen, auch Knöpfen zugemacht, hat auf dem Rücken drei zierliche Falten und reicht von der kurzen Taille bis an die Waden hinunter. An den Füßen trägt man Stiefeln, ſeltner und nur im Sommer Schuhe, die mit einem Riemen zugebunden ſind. Dieſe beſchriebene Tracht iſt der größte Ehrenſchmuck des altenburgiſchen Bauers. Geht er in die Stadt, ſo hängt er ſeinen Kober über und hat einen eiſernen Stock; die jüngere Welt läßt den Kober weg. Im Sommer hat man eine, der Kappe ähnliche Kleidung, die „Weiße“ genannt, von ſehr weißem Tuche, knapp, ohne Naht, kleine Falten an der Achſel, die Aermel weit, auf dem Rücken nahe zuſammen kommend, gegen die Hand zu enger werdend, am Ende mit ſchwarzledernen, weiter hinauf faſt bis an den Ellenbogen mit ſammtenen Aufſchlägen beſetzt. Vom Halſe an, vorne herunter und inwendig auf dem Rücken iſt die Weiße mit blauſtreiſigem Zwillich oder dergleichen Leinwand, jetzt wohl auch mit engliſchem Kattun gefüttert, ſchmal mit Leder oder Sammt eingefaßt und wird mit Häfteln und Schlingen zugemacht. Auf der rechten oder auch auf beiden Seiten iſt ein Einſchnitt von einer halben Elle, wodurch die ſchwarzen Hoſen ſichtbar werden. Zur Weißen trägt man Schuhe und Strümpfe. Außerdem ſind jetzt die Tuchſpencer, meiſt von grüner Farbe, gäng und gebe, den gewöhnlichen Jacken ähnlicher, nur knapper, und immer zugeknöpft; der Winterſpencer wird mit krauſigem Pelz oder Felbel beſetzt, gegen Kälte und Regen ſchützt man ſich durch die ſehr gewöhnlich gewordenen großen ſchönen darüber gezogenen Matins, die bald von Tüffel, bald und mehr noch von grünem oder dunkelblauem oft ſehr feinem Tuch und dabei ſehr weit gemacht ſind. Im Winter trägt man einen inwendig ſchwarzen, von außen ſchönen weißen Schafpelz, der am Ellenbogen und auf den Achſeln mit ſchwarzem Leder beſetzt iſt und worüber man ſonſt zuweilen eine ſchwarze Kappe von Zwillich zog, jetzt aber die Matins, ferner ein ſchwarzes Pelzmützchen, auf welche das Hütchen gedrückt wird, doch tragen jetzt die älteren Männer auch Sammtkäppchen und die jüngere Welt hat gewöhnlich Schirmmützen. Das Halstuch iſt von ſchwarzer Seide, auch bunt und von baumwollenem Zeuge.“ Die weibliche Tracht beſchreibt Hempel wie folgt: „Das Haar trägt das Mädchen in zwei geflochtenen Zöpfen, welche zirkelförmig um den Mittelpunkt des Kopfes geflochten werden. Darüber wird das Neſt geſetzt, das aus einem, etwa zwei Zoll breiten zuſammengenähten Bande von Pappe beſteht, oben mit Kattun oder ſeidnem, ſammtnem, auch wohl Scharlachzeug überzogen, mit Glasſchmelz oder Flittern beſetzt und mit einem Rande von Pappe oder ſtarkem Papier umgeben iſt. Das Ganze hatte faſt die Geſtalt eines Deckels von einer runden Schachtel, iſt aber geändert. Es wird durch einen eiſernen oder meſſingenen, einem Löffelſtiel an beiden Enden ähnlichen Stift (Senknäle oder Nadel) feſtgehalten und niedergedrückt. Um das Neſt wird unten eine Vorbinde von ſchwarzem Band getragen, das ſich an der Stirn mit einer Spitze und am Ende des Neſtes in einer zierlichen Schleife endigt; Hals und Nacken ſind durch den Ärmelhals und Bänder bedeckt. Die Haare werden fleißig mit Waſſer oder Eſſig von allen Seiten glatt, oft ſcharf hinauf gebürſtet. Jetzt tragen jedoch die Mädchen häufig im Winter über dieſen Zöpfen bunte, kattunene und ſeidne Tücher, die das Oberhaupt bedecken und von dem geſchürzten Knoten gehen zwei lange und breite Flügel des Tuchs mit ſchönen Kanten faſt den halben Rücken hinunter. Über das Hemde gehen die an dem Halſe ſauber geglätteten, durch geſteppte Figuren und Borde, auch wohl ſeidene Zeuge gezierten Ärmel, von bunter Leinwand, Barchent, oder für die Feſte von feinerem Zeuge, durch welche in der Nähe der Achſel die Anfangsbuchſtaben des Namens der Beſitzerin eingenäht ſind. Die zwei Bänder, welche an den Ärmelhals angeheftet herabhängen, ſind unter dem Kinn in eine Schleife gebunden. Darüber kommt das Mieder von Kattun, baumwollenem und ſeidenem Stoffe. Vorn iſt der große, faſt unförmliche Vorſtecklatz von Pappe und mit jenen Zeugen überzogen. Er bedeckt faſt den ganzen Vorderleib und man kann ziemlich Mund und

Naſe darunter verſtecken. Bei leidlicher Witterung geht man in dieſen knappanliegenden Ärmeln; aber an Sonn- und Feſttagen, ſowie bei Kälte zieht man eine Jacke oder ein Jöpchen von den erwähnten Zeugen darüber. Es liegt glatt an, doch wurden auch eine Zeit lang die unförmlichen Bauſchärmel bei den Bäuerinnen beliebt. Das Jäckchen wird vorn durch breite Bänder zuſammengehalten, welche bis über die Mitte der Schürze herunter hängen. Der weibliche Rock, der zuweilen nur bis auf die Wade reicht, iſt von Kattun oder Halbſeide, auch wollenem Zeuge und beſteht aus vielen, ganz dicht aneinander genähten ſteifen Falten, oben mit einem breiten Bande. Über dieſen Rock wird eine Schürze, jetzt meiſt von demſelben Stück, welche in viele feine Falten gelegt iſt, mit einem ſeidenen Bande gebunden getragen. Bei Trauer, auch wohl im hohem Alter, iſt die Farbe der Tracht ſchwarz. Übrigens iſt der Geſchmack ſehr verſchieden und veränderlich; er verputzt ſich auch wohl durch auffallende ſchreiende Farben. Bei den kurzen Röcken zeigt man ſich nun gern in recht weißen, baumwollenen gewirkten und geſtrickten und mit allerhand Verzierungen durchbrochenen Strümpfen, die noch mit ſchönen bunten Strumpfbändern, von Kattun oder Tafft mit Gold geſtickt, befeſtigt werden. Die Feſtſchuhe ſind von feinem Sämiſchläder, auf dem oberen Fußbrett von wollenem Zeuge mit vieler bunter Stickerei verziert; und ſo ſchreiten Mädchen und Frauen darin, oder auch in ebenſo geſchmückten Pantoffeln mit niedrigen Abſätzen, mit ihren ſehr wohlgebildeten Füßen ſtattlich und wohlgemuth einher. Gern tragen ſie auch Sträuße in der Hand. Bei Kälte und übler Witterung hilft man ſich auch durch graue, blaue, auch ſchwarze Strümpfe und Stiefeln. Statt der ſchwarzen kurzen Mäntel, womit ſich nur der Ärmere noch ſchützt, tragen die wohlhabendſten ſchöne große Mäntel von Kattun, Matins von Tuch oder auch ſeidenem Zeuge, wovon das Stück ſeine 20 bis 30 Thaler koſten ſoll.“ Durch eine beſondere Tracht zeichnen ſich die „Hormtjungfern“ aus. Das „Hormt“, welches die Jungfrau bei Hochzeiten und Gevatterſchaften als Kopfbedeckung trägt, hat die Geſtalt einer runden Schachtel ohne Boden und iſt inwendig und auswendig mit rothem Damaſt oder Sammt überzogen. Um dieſes „Hormt“ herum gehen 13 ſilberne Bleche oder Tafeln, und auf jeder derſelben ſtehen drei Reihen erhabene Knöpfe, ebenfalls von Silber. Rund herum hängen nun an Henkeln ſilberne, ſtark vergoldete Schildchen, faſt von der Größe und

Geſtalt kleiner Kirſchblätter, die vieles Geklimper, aber auch, beſonders im Sonnenſchein, einen blendenden Glanz von ſich geben. Hinten am „Hormt“ ſind zwei Zöpfe, ehemals von den Haaren des Mädchens geflochten, deren Stelle aber jetzt Werg vertritt, und ſie ſind ſogleich an das Hormt befeſtigt, werden mit rothem oder grünem Sammtband umwunden und in einem halben Zirkel über dem Hormt gebogen, etwas nach dem Vorderkopfe zu gerichtet. Zwiſchen den beiden Zöpfen ſitzt auf dem „Hormt“ ein Kränzchen von Silberlahn, worunter, wenn das Mädchen Braut iſt, grüne, wenn ſie aber Gevatter ſteht, rothe Seide gemiſcht iſt, und bunte Glasperlen, welche dazwiſchen ſchimmern, erhöhen den Glanz. Das Kränzchen hat nach der Mode vielerlei Geſtalten bekommen; bald hat es Ähnlichkeit mit einem hohen Fingerhut, bald ſieht es mehr einem Püppchen ähnlich, ſteht auf drei Füßen und hat oben noch eine vergoldete Glasperle. An dem Hintertheil des „Hormts“ ſind auch zuweilen noch Zweige von künſtlichen Blumen angebracht. Wo die beiden Zöpfe hinten zuſammen ſtoſſen, iſt eine von rothſeidenen Band gemachte Schleife; etwas weiter herunter eine dergleichen, woran die lang herunter hängenden bunten Bänder befeſtigt ſind. Die von dem „Hormt“ herabgehenden Bänder ſind unter dem Kinn mit einer großen Schleife gebunden und halten dieſen Kopfputz vorzüglich feſt; doch wird es auch ziemlich derb niedergedrückt, ſowie auch durch ein ſeidenes Tuch um den Kopf unter dem Hormt nachgeholfen wird. Bei Gevatterſchaften und wenn die Jungfrau eine Braut als „Hormtjungfer“ begleitet, ſind Zöpfe und Schleifen meiſt karmoiſinroth, bei der Braut grün. Dieſer Putz, der ehemals etwas niedriger war und der auch bei den Wenden noch einheimiſch iſt, koſtet gewöhnlich 40 bis 100 Thaler, iſt in Familien erblich, wird aber, da ihn bei weitem nicht alle beſitzen, unter ihnen verborgt, auch wohl für 4 bis 8 Groſchen geliehen; man hat ihn aber auch von fein vergoldetem Tomback. Der Hormtſchmuck iſt noch am ſchönſten bei großen Bauerhochzeiten zu ſehen, wenn 20 bis 30 und mehr ſolcher Hormtjungfern die Braut zur Trauung oder bei dem Auszug oder Einzug zu Wagen begleiten.

Betrachten wir nun eine *altenburgiſche Bauernhochzeit!* Die Einleitung zu ehelichen Verbindungen wird meiſtentheils durch Mittelsperſonen, Verwandte, Freiersmänner, Heirathsſtifter getroffen, ebenſo durch ſie die Bewerbung beſorgt. Hauptprinzip dabei iſt, daß jeder bei ſeiner Klaſſe bleibt, zumal wird dieſer Grundſatz mit ariſtokratiſchem Stolz von der erſten feſtgehalten und zwar ſo ſtreng, daß dieſelbe es als eine Mißheirath anſieht, wenn die Tochter eines Häuslers in ein Bauerngut kommt, da ſetzt ſich oft die ganze Verwandtſchaft dagegen und wird die Verbindung dennoch vollzogen (meiſt ohne den Ehrenkranz) ſo dauert es lange, bis der Neuling als ebenbürtig behandelt wird. Nach erfolgter Einleitung geht es zur Bauſchau (Bauſchanze), wobei denn bei einem Schmauſe die ganze Lage des Bewerbers geprüft wird und er die Braut nach Hauſe begleitet; nach erhaltener Zuſicherung läßt er ſodann die goldenen Ringe machen; es erfolgt das Aufgebot und die Trauung. Da beginnt nun der Hochzeitsbitter, der noch vor 40 Jahren eine ganz beſondere Tracht hatte, jetzt aber ſich nur durch zwei Kränze und einem Kunſtblumenſtrauß auf dem Hut und durch ein feines, rothes oder blaues zuſammengelegtes Tuch vorn auf der Bruſt in der ſchwarzen Kappe unterſcheidet, ſeine wichtige Rolle zu ſpielen; ſchon einige Wochen vor dem Hochzeitsfeſte wandert er in der Runde umher und ladet die Gäſte. Dieſe verſammeln ſich am Dienſtag oder Donnerſtag als den Tagen, wann gewöhnlich die Trauung ſtattfindet (doch iſt ſie jetzt vom Sonntag bis zum Freitag geſtattet) im Hauſe des Bräutigams; dort werden ſie mit Kuchen, Bier und Branntwein bewirthet, und ziehen ſodann nach der Wohnung der Braut, und zwar, iſt dieſe im ſelben Dorfe, paarweiſe zu Fuß und Muſik voran, iſt ſie in einem andern Dorf, zu Wagen, da reiten, bei reichen Bauern oft 50 bis 60 Männer, daß es ein gar ſtattliches Anſehen hat, und 40—50 Frauen kommen zu Wagen, ſechs bis acht Muſikanten blaſen, zu Roß oder zu Wagen, luſtig voran; dann zeigt ſich der Hochzeitbitter, der die nächſten Verwandten des Bräutigams anführt, und hierauf der Bräutigam ſelbſt zwiſchen ſeinen beiden Beiſtänden (nahe Verwandte oder Brüder desſelben); worauf die Hochzeitsgäſte paarweiſe folgen, alle Pferde ſind mit weißem, rothem, gelbem und ſchwarzem Riemenzeug aufgeſchirrt, mit bunten Bändern geſchmückt, der Schweif noch beſonders mit einem Buchs- oder Blumenſtrauß; die Braut begleiten die geputzten Hormtjungfern; in allen Dörfern, durch welche der Brautzug kommt, wird gaſtlich Bier und Branntwein geboten. Iſt der Zug am Ort, wo die Trauung ſtattfindet, angekommen, ſo erfolgt der Willkomm und nach einem kurzen Frühſtück (aus kalten Speiſen) geht's ſodann unter Glockengeläut und

Blas- und Saitenmuſik zur Kirche, wo Orgelklang den Kommenden entgegen tönt; voraus gehen die Muſikanten, dann kommt der Brautführer, meiſtens ein naher Verwandter der Braut, ſodann dieſe ſelbſt, im Hormt und feſtlich geſchmückt, hierauf die ſogenannte Brautmutter (gewöhnlich eine nahe Verwandte der Braut, welche dieſer immer zur Seite ſteht), dann die Hormtjungfern und die übrigen Mädchen und Frauen. Dies der erſte Zug, welchem dann, gleichfalls von Muſikanten angetreten, der zweite, der des Bräutigams mit dem Brautdiener und dem Beiſtand, ſowie mit den übrigen Männern paarweiſe folgt; die Ältern des Hochzeithauſes gehen nicht mit zur Kirche. Nach dem Geſang und dem Orgelſpiel tritt der Bräutigam zum Altar, der Brautdiener holt die Braut von ihrem Sitz, und begleitet ſie auch, wenn die Trauung vollzogen und das Paar um den Altar herumgegangen iſt, zu ihrem Stuhl zurück. Bei der Trauung treten Bräutigam und Braut ſehr nahe zuſammen, damit (ſo iſt der Glaube) der böſe Geiſt der Zwietracht ſich nicht zwiſchen ſie drängen könne. Andere Bräuche ſind, daß der Mahlſchatz gewechſelt wird, der aus mehreren angehenkelten, durch ein grünes Band befeſtigten Thalern, jetzt aber auch aus Ringen beſteht, daß das Brautpaar nicht mitſingt, und daß ſich die Braut aufs Geſicht niederlegt. Auf dem Rückweg wird wohl noch zuweilen (früher geſchah es regelmäßig) vom Brautdiener und Bräutigam Geld ausgeworfen. Nach der Rückkehr empfangen die Neuvermälten die Glückwünſche, dann wird Kaffee und Kuchen gereicht und hierauf zum Tanzboden gegangen. Bei der Hauptmahlzeit haben das Brautpaar, die Pathen, der Brautdiener, die Brautmutter, die Geiſtlichen und die nächſten Verwandten die Ehrenplätze, die Ältern der Neuvermälten hingegen ſetzen ſich nur ſelten mit, und die Geſchwiſter nur dann, wenn ſie Ehrenämter begleiten. Im Übrigen ſind die Verrichtungen beim Hochzeitmahl ſtreng und genau vertheilt, wie weiland die Erzämter bei der Kaiſerkrönung: da hat der Hochzeitbitter oder der Schullehrer das Tiſchgebet zu ſprechen, der Kellner den Schenktiſch, der Hochzeitbitter die Küchenkammer, eine bewährte Köchin mit ihrer Gehülfin, der Schüſſelwäſcherin, die Küche, die Bettmagd das leinene Tiſchgeräthe, der Brautdiener die Anſtellung der Spielleute zu beſorgen. Die wichtigſte Perſon aber iſt und bleibt dabei der Hochzeitbitter; an dem, als gleichſam dem Haupt des ganzen Feſtkörpers, liegt alles; er nöthigt zum Eſſen, er hält die Anreden, er ſorgt durch

Scherz und Spaß für die unerläßliche Luſtigkeit der Hochzeitgäſte. Meiſt war (nach Hempel's Bericht), wenn man bald nach der Trauung eine Hauptmahlzeit gegeben hatte, gegen Mitternacht noch eine andere für die ermüdeten und hungrigen Gäſte; was man aber abgeſchafft hat; man gibt dafür Thee, Kaffee und Kuchen. Die Ordnung der Speiſen iſt im Allgemeinen geblieben, doch haben die mit der Zeit fortſchreitenden Dorfköchinnen von den Stadtkolleginnen gelernt, bei dem Voreſſen durch Abwechſelung mit Hühnern, Rindfleiſch, Schweinskeulen mit verſchiedenen Brühen und Zugemüſen, oder Enten mit Merrettig, bei dem gewöhnlichen Karpfen, ſowie bei dem Braten, der aus Gänſen mit ſehr fettem Schweinebraten, oder Kalbsbraten und Schinken beſteht, und wozu 4 bis 6 Salate in kleinen Näpſen hingeſetzt werden, immer beſſer für Gutſchmecker zu ſorgen. Es wird indeß nicht unmäßig verzehrt; dem wohlhabenden Landmann ſind ſolche Speiſen keine Seltenheit und das weibliche Geſchlecht genießt beſonders ſehr mäßig und läßt ſich ſehr nöthigen. Da von den vielen Speiſen nichts, wie in anderen Gegenden, zum Mitnehmen vertheilt wird, ſo bleibt genug für die Frühſtücke, die mit Kaffee und Kuchen beginnen und bis gegen Abend dauern, weil manche Gäſte ſpät, manche neue auch dazu kommen und andere wegbleiben. Zu der jedesmaligen Hauptmahlzeit wird alles friſch zubereitet. Einige Erleichterung iſt es, daß auch in den anderen nahen Bauergütern um der zahlreichen Einquartirung willen, wobei einige Freiheiten mit unterlaufen ſollen, das Feſt mitgefeiert wird. Man bewirthet die Gäſte, bittet wohl auch Verwandte und Freunde dazu, und das weibliche Geſchlecht beſonders, wenn es nicht auf dem Tanzſaale iſt, wandert die Reihe herum und beſieht und beſpricht die ihm intereſſanten Gegenſtände. Bei dem Braten erſcheinen Teller zum Auflegen für die Küche, für die Muſikanten und alle Offizianten. Nach gehaltener Rede des Hochzeitbitters wird der Theilkuchen aufgetragen, der in einem Satz von acht (jetzt auch weniger) Stück Kuchen beſteht, wovon die erſteren ſieben Stücke gewöhnliche dünne Kuchen ſind, der unterſte aber ſo dick, als ein Brot und auch ſo geformt iſt, und welche in ſo viele Theile zerſchnitten werden, als Perſonen am Tiſche ſind, man zertheilt jedoch dafür auch wohl ganze mittlere Stern- oder Aſchkuchen. Die nahen Gäſte ſchicken ihre Portion nach Hauſe, die entfernten ſchenken ſolche zuweilen dem Hochzeitbitter, welcher auch von den Hochzeitgäſten eine Vergütung an Geld erhält. Was den Tanz betrifft, ſo hat die Braut am erſten Abend alle Vorreihen und geht aus einer Hand in die andere. Nach Mitternacht entfernt ſich das Brautpaar in aller Stille (früher ging's dabei geräuſchvoller und muthwilliger her) und erhält allenfalls ein muſikaliſches Ständchen; die übrigen Gäſte ſpielen und tanzen nach Belieben oder ſuchen eine behagliche Herberge; denjenigen, die am längſten aushalten, wird nach Mitternacht kalter Braten und dergleichen, unter dem Namen Diſtelbrot, gereicht. Am andern Morgen: Glückwünſche, Neckereien, Frühſtück, die Gebräuche faſt wie am erſten Tage; die Braut erſcheint in einer großen ſeidenen Haube. Von alten Bräuchen hat ſich dabei jener der Beſchenkung (früher fand dieſe im Übermaß und mit beſonderen Feierlichkeiten ſtatt) nur inſoweit erhalten, daß die Geſchenke in der Stille abgegeben oder hingeſchickt, oder in einer beſonderen Kammer, wo das junge Ehepaar mit den nächſten Verwandten ſitzt, dankbar angenommen werden, wo man dann mit Wein und Kuchen bewirthet. Am dritten Hochzeitstage ging es ſonſt faſt wie am erſten her; nun aber begleiten die nächſten Verwandten Sonntags die Braut zur Kirche. Die junge Frau verweilt nun kürzere oder längere Zeit noch im älterlichen Hauſe, wenigſtens bis zum Neu- oder zunehmenden Mond; ſie wird dann bei ihrem Einzug („Heemfuhre," „Eizug") von den nächſten Hochzeitgäſten begleitet. Die Geſchenke und die Ausſtattung werden auf einen Wagen (der „Kammerwagen," auf welchem früherhin die junge Frau ſelbſt mit Spinnrad und Rocken ſaß) künſtlich aufgepackt, und nun nimmt die junge Frau Abſchied, oft unter vielen Thränen, die zuweilen nach einer Rede des Hochzeitbitters noch mehr fließen, wenn er recht zweckmäßig an die Wohlthaten der Ältern erinnert und die junge Frau zur Häuslichkeit und Verträglichkeit ermahnt. Mit dem alten kräftigen Geſang: „Unſern Ausgang ſegne Gott" wird geſchloſſen und nach dem Abſchied fährt die Braut in der Haube mit dem Bräutigam auf einem ſchönen Hamburger Stuhlwagen oder in einer Kutſche fort. Der junge Ehemann führt nun ſeine Frau ein. Hat man keine Hochzeit gefeiert, ſo holt man es zuweilen noch bei dieſem Einzug mit einer ſolennen Reiterei und Schmauſerei nach. Bei dieſer Heimführung wird den Gäſten die letzte Ehrenmahlzeit gegeben. Man trennt ſich unter freundlichen Verſicherungen und die neue Wirthſchaft beginnt. Etwas alter Aberglaube (fügt unſer würdiger Gewährsmann hier hinzu) iſt wohl bei dieſem Beginnen des Hausſtandes geblieben, doch mindert er ſich immer mehr. Die weniger wohlhabenden Brautpaare mit ihren Ältern richten ſich natürlich nach ihren Umſtänden und ihr Hochzeitsfeſt iſt häufig ſehr einfach und kurz, auch wohl ohne alle Schmauſerei. Auch bäuerliche Familien ſcheuen die Unruhen und den Aufwand und geben nur ein eintägiges Feſt. Bei einer nothwendig gewordenen ſtillen Trauung bittet man nachher Pathen und Verwandte deſto zahlreicher zu der erſten Kindtaufe, wobei es dann nicht an Beſchenkungen fehlt.

Ich habe, wie hier, ſo auch in dieſem ganzen Buche, die Hochzeitsfeierlichkeiten (und desgleichen die Tauf- und Begräbnißbräuche) beſonders hervorgehoben und ausführlicher (größtentheils in den Worten derjenigen, die durch Selbſtſchau davon Kenntniß genommen) beſchrieben, und zwar aus dem Grunde, weil im Volksleben gerade dieſe Angelpunkte des Familienlebens es ſind, in welchen ſich die eigenthümliche Volksanſchauung am entſchiedenſten ausſpricht, wie denn ja eben die Familie das Fundament der Gemeinde, die Gemeinde das des Volks iſt. Demgemäß folge alſo auch hier Ausführlicheres über das Kindtaufsfeſt (die „Kengerkermſe") und die Begräbnißfeierlichkeiten bei der altenburgiſchen Bauernſchaft, die ihres Immermann noch harrt, deſſen ſie ebenſo würdig iſt als die weſtphäliſche. Ich halte mich auch hierbei an unſern mehrgenannten wackeren Gewährsmann, der ſchon in ſeiner Stellung als Geiſtlicher lange Jahre hindurch die beſte Gelegenheit fand, genau zu beobachten.

Die Taufe darf jetzt nur bis zum funfzehnten Tag nach der Geburt des Kindes verſchoben werden, dann iſt für jeden Tag Verzögerung eine Abgabe feſtgeſetzt. Gewöhnlich hat der Schulmeiſter die Gevatterbriefe gegen ein Gratial, das verſchieden ausfällt, zu beſorgen. Bei unehelichen Kindern iſt ein, bei ehelichen ſind drei Pathen. Man hält ſich gern an Verwandte und Freunde, Nachbarn und junge Leute, die erſt kurz vorher konfirmirt oder nachher einander nicht eben gram ſind und wo man glaubt, die Einleitung zu einer näheren Bekanntſchaft werde nicht unangenehm ſein, was freilich oft täuſcht. Auch in der kleinſten Hütte wird, wenn es möglich iſt, ein Schmäuschen gegeben und das Pathengeſchenke (Eingebinde) und andere Schenkungen mögen wohl nicht allemal dafür entſchädigen. Die Gevatterſchaften ſind in der Regel etwas koſtſpielig; auch der Geringſte will ſich nicht ſchimpfen laſſen, er bindet gewöhnlich, wie man es nennt, 2 bis 3 Thaler ein, die weibliche Gevatterin giebt vielleicht für 1 Thlr. Geſchenke an die männlichen Mitgevattern, die dafür die Jungfer oder Frau Gevatterin bei dem Auflegen für die Kirche und die Bedienung freihalten. Die Gevattern machen dann, meiſtens in Gemeinſchaft und mit Geſchenken, Beſuche während der Wochen, und werden dafür einfach bewirthet. Eine anſehnliche Beſchenkung erfolgt auch, wenn das Kind konfirmirt wird (Kleider, ein Geſangbuch u ſ. w.). Abgeſehen von der wohlthätigen Wirkung des Pathenverbandes für die ärmeren Klaſſen iſt auch der ſittliche Einfluß nicht geringer anzuſchlagen, welchen derſelbe ausübt; oft ſöhnen ſich dadurch in Zwiſt gerathene Familien wieder aus, der Grund: „es iſt ja mein Gevatter, wir ſind ja Gevattersleute“ verhütet manche Beleidigung und Beeinträchtigung; der Arme, Unbegüterte fühlt ſich doppelt geehrt, wenn er mit ſeiner Frau und ſeinen Ältern (denn ſo weit erſtreckt ſich die Titulatur) jene Ältern und Großältern, ſowie die Söhne und Töchter, die Pathenſtelle vertreten, Gevatter anreden kann, und Path Michael und Path Anna oft erwähnt werden; auch kommt „Path Gevatter“ vor, wenn etwa die Großältern des Gevatters Pathen waren; bei der nächſten, aber nicht bei den folgenden Kindtaufen werden dieſe Gevattern unter den Namen als Altgevattern wieder eingeladen und erſcheinen mit Geſchenken für die Mutter oder das Pathchen. Die Gevattern verſammeln ſich vor der Taufe auf der Schule; nach dem einmaligen Läuten der Glocken gehen ſie in die Kirche und treten nach kurzem ſtillen Gebet an den Altar und Taufſtein. Die Ehefrau begleitet den Ehemann als Gevatter, die Mutter oder Pflegmutter die Söhne und Töchter zur Taufe. Nach dem Akt, der mit Geſang beſchloſſen wird und bei dem der Vater zugegen ſein muß, wird das Pathengeſchenk, das in einem gedruckten Pathenbrief mit Bildern und Verſen eingepackt und mit einem ſchönen Band oder Tuch umwunden iſt, dem Kind in das Kiſſen geſteckt und dabei zugleich die Hebamme berückſichtigt, die das Kind hin und her trägt. Dann fährt oder geht man in das Kindtaufhaus zurück, gratulirt mit den gewöhnlichen Formeln, wobei der Kindtaufsvater und jeder männliche Gratulant ebenfalls das Hütchen lüftet und wo die Antwort der Ältern lautet: „Das helfe der liebe Gott und beſtätige euern Wunſch.“ Dann wird Kuchen gegeſſen (Aich- oder Sternkuchen, Aufläufer, Käſekuchen und Quarkkuchen). Nach dem Kaffee geht man ſpazieren, die Männer in die Felder, die Frauen zu den Nachbarinnen; Abends gegen acht Uhr erfolgt die aus Voreſſen, Fiſch und Braten, Butter und Käſe beſtehende Mahlzeit. Das Tiſchgebet ſpricht der Schullehrer oder der Kindtaufsbitter, der nach dem Tiſchgeſang und nach den Worten: „Das geſegne euch der liebe Gott heute und morgen und immer ſo fort“ mit allerhand Scherzen ſich weiter vernehmen läßt: „Ich habe noch viele Komplimente abzuſtatten von dem Kindtaufsvater und der Wöchnerin, u. ſ. w. laſſen ſich zum allerſchönſten für die ihnen erwieſene Ehre und den Zuſpruch bedanken; nach gehobnem Tiſchtuch ſollen ſich aber die lieben Gäſtchen noch ein Vergnügen machen mit Geſpräch und Spiel und ich verſpreche dabei frei Bier und Schnaps, nachher noch Kaffee und Kuchen, und dann geh ich meiner Wege.“ Nach einigen Stunden der Unterhaltung iſt dann das Kindtaufsfeſt zu Ende. Stirbt das Pathchen, ſo ſchmücken es die Pathen mit künſtlichen oder natürlichen Blumenkränzen, welche das „Beſtecke“ heißen, kleiden es wohl auch für den Sarg.

Was nun die Begräbniſſe betrifft, ſo ſind dieſelben ſeit der neuen landesherrlichen Begräbnißordnung vom Jahre 1837 bei weitem weniger koſtſpielig als es früher der Fall war. Jetzt beſteht die größte Begräbnißart darin, daß die Leiche von dem Pfarrer und dem Schullehrer mit den Schulknaben, wovon die Älteſten das Kreuz vorantragen, aus dem Hofe abgeholt wird; man ſucht dem Verſtorbenen, beſonders, wenn er in Achtung ſtand, durch ſtattliche Bekleidung der Leiche und durch eine zahlreiche Begleitung alle Ehre zu erweiſen; an der Begleitung nehmen auch bei dem Armen ans jedem Hauſe des Wohnorts wenigſtens eine oder einige Perſonen, die beſonders dazu eingeladen worden, Theil, zuweilen auch aus den andern eingepfarrten Dörfern, und bei den Bewohnern der Güter aus der ganzen Parochie und den benachbarten Ortſchaften. Vor dieſer Verſammlung und vor der auf der Bahre liegenden bedeckten Leiche wird ein Sterbelied geſungen; dann hält der Geiſtliche von der Häuſte oder Erhöbung am Hauſe eine Rede oder Abdankung, worin mehr der Perſönlichkeit und Verhältniſſe des Verſtorbenen gedacht und für die Theilnahme der Begleitung gedankt wird; bei ganz ungünſtiger Witterung hält der Geiſtliche die Rede in der Kirche am Altar. Nach dem zweiten Liede wird der Sarg fortgetragen oder gefahren. Sofort beginnt das Geläute aller Glocken und währt ſo lange, bis die Leiche an den Friedhof gebracht iſt; auf dem Weg wird mit Unterbrechung geſungen. Im Zug geht die Schule mit dem Geiſtlichen voran, dann folgt der Sarg, dieſem die nächſten männlichen Trauernden, dann die weiblichen (ehemals im ſchwarzen Mantel und verſchleiert, jetzt in gewöhnlicher Tracht von Trauerkattun) und endlich die übrigen Begleiter. Mit dem Grablied wird der Sarg eingeſenkt und nachher das Grab vollendet. In der Kirche, wo die nächſten Leidtragenden, die beiſammen ſitzen, während des ganzen Trauergottesdienſtes, ſelbſt beim Segen, die Hüte auf den Köpfen behalten und nicht mitſingen, ſondern ſich auf das Angeſicht niederlegen, wird nach einem Sterbelied die Leichenpredigt gehalten, wozu manchmal der Verſtorbene den Text noch bei Lebzeiten ſelbſt gewählt hat, hierauf folgt die Ableſung des Lebenslaufes, welchen der Pfarrer oder Schullehrer verfaßt hat. Den Beſchluß der Begräbnißfeierlichkeit macht das Leichenmahl, wozu außer den entfernten Freunden gewöhnlich das ganze Dorf oder doch die betreffende Abtheilung eingeladen und wobei nach dem Gottesdienſt mit Sternkuchen und Kaffee, des Abends aber mit den bekannten drei Gerichten bewirthet wird; man unterhält ſich dabei lediglich mit Geſpräch und ein Vers aus einem erbaulichen Sterbelied beſchließt das Mahl.

Eigentliche Volksfeſte von umfaßenderer Bedeutung und beſonderer Eigenthümlichkeit ſind bei der altenburger Bauerſchaft nicht gäng und gebe; außer den drei hohen Feſttagen, den Landkirmſen, den Verlobungs-, Hochzeits-, Aus- und Einzugs- und Kindtaufsfeſten ſind ſonſt nur noch in Privathäuſern Pfannkuchen-, Kirſch-, Ernte-Feſte, in Wirthshäuſern desgleichen und im Winter „Örten“ oder „Ehrden,“ wo portionenweiſe Kuchenwerk, Abends Haſen oder Bratwurſt und andere Fleiſchſpeiſen gegeben und Kaffee, Branntwein, Bier, auch wohl Wein getrunken und dabei getanzt wird; die alten Tanzweiſen ſind erloſchen, den alten Nationaltanz Rumpuff kennt man nur noch dem Namen nach durch Überlieferung; Kartenſpiel iſt leider ein beliebtes Vergnügen, zuweilen um hohen Preis; ſeit 30 Jahren wird zumal das ſogenannte „Skatſpiel“ betrieben. Blicken wir nun auch ins Innere der Bauernhöfe und Wohnungen, *) denn das Haus zeugt für den Beſitzer, die Stube für den

---

*) Alexander von Lengerke: „Landwirthſchaftliche Statiſtik der deutſchen Bundesſtaaten“ (Braunſchweig 1840) 2. Band. 1. Abtheilung, S. 25 ff.

Einwohner. Ein altenburger Bauernhof bildet meiſtens ein Viereck und iſt rings von Häuſern umſchloſſen (vorn das Wohnhaus mit dem nicht ſelten gewölbten Kuhſtall, ihm gegenüber die Scheune, zu beiden Seiten die Pferde- und Schafſtälle und Schuppen), oder wo die Häuſer nur drei Seiten einnehmen, befindet ſich auf der vierten Seite ſehr oft ein ſogenannter „Kleinodsgarten.“ Die Gebäude ſind faſt ſämmtlich zwei Stock hoch errichtet, die einſtöckigen Scheunen nicht minder hoch als die übrigen Gebäulichkeiten. Das Wohnhaus enthält in der Regel unten zwei Wohnſtuben, oder eine Stube und eine ſogenannte „Kafeln“ (Kabinet), Küche, Hauskammer, Milchkammer und Kuhſtall nebſt Futterkammer, oben eine oder zwei Stuben, ſowie mehrere Schlaf- und Vorrathskammern, unter dem Dach Räume zur Aufbewahrung des Getreides und dergleichen, unter dem Wohnhauſe geräumige Keller; in den Seitengebäuden ſind Ställe und Schuppen, oben Kammern. Alles iſt geräumlich und bequem, und oft ſehr feuerfeſt angelegt; der innere Hof hat häufig nicht nur an den Wohngebäuden, ſondern auch einen an den Seitenzimmern hinlaufenden Gang, der dadurch gebildet iſt, daß der zweite Stock mehrere Fuß weiter als der untere hervorſteht. In einem altenburgiſchen Bauerhofe ſpricht Einen gewöhnlich eine recht wohlthuende Reinlichkeit und Ordnung an. In der Wohnſtube trifft man ſtets Tiſche, Bänke und Stühle weißgeſcheuert, ebenſo auch das reich und zierlich beſetzte Topfbrett; die im Kachelofen eingeſetzten kupfernen Blaſen ſind blank polirt; in der Nebenſtube findet man auch wohl einen angeſtrichenen kleineren Tiſch und einen gepolſterten Lehnſtuhl, aber auch mitunter einen Schreibſchrank und ein gepolſtertes Kanapee, zuweilen auch ein Klavier.

Der Heſſe.

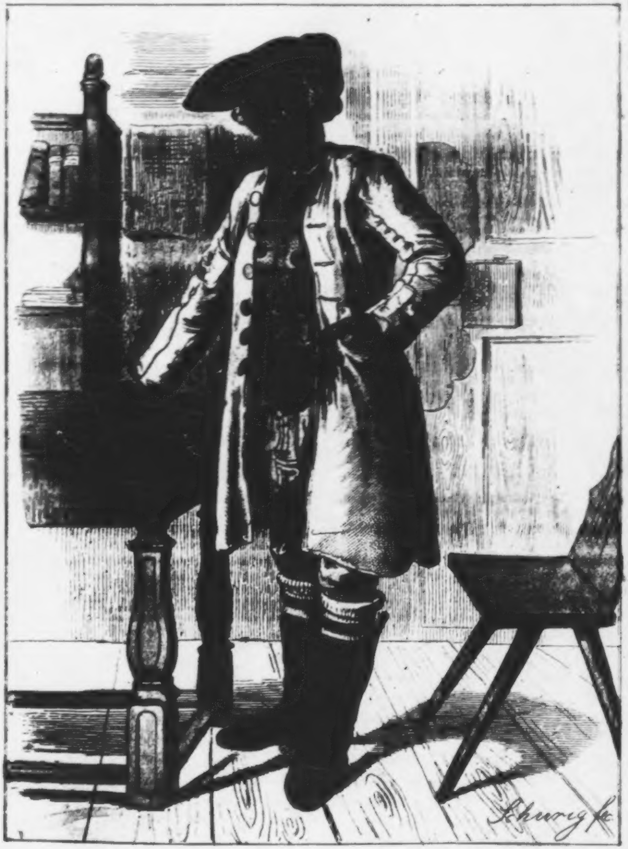
Arndt [*]) entwirft folgendes Bild des Heſſen: „Der Gegenſatz des Thüringers iſt ſein Nachbar, der Heſſe, der Enkel des alten Katten, welchem das jetzige Niederheſſen zwiſchen dem Taunus und Rhön ſüdlich und öſtlich und dem Weſerbogen, wo die Fulda in jenen Strom fließt, zum Wohnſitz angewieſen iſt, indem das Gebiet des Fuldaiſchen und der größte Theil des Naſſauiſchen, des Waldeckiſchen und ſelbſt ein Stück des Paderborn'ſchen dazu gerechnet werden muß. Der jetzige Heſſe und der Naſſauer und Fuldaer in ſeiner sylva Buchonia darf ſich wohl mit Recht rühmen, daß er und der Frieſe der Nordſeeküſten und der Sachſe Weſtphalens und der Weſer und Leine bis an den weſtlichen Harz nachweiſen kann, daß ſeit den erſten Zeiten der Römer auf deutſchem Boden kein fremdes Blut in ſeine germaniſche Reinheit gemiſcht worden. Auch trägt er das Gepräge ſeiner ächten Deutſchheit in ſtarken Zügen und eigenthümlicher Art, die noch an Tacitus' Schilderung erinnert. Er heißt der „blinde Heſſe.“ Dies Wort blind ſoll gewiß kein Gebrechen bezeichnen, ſondern eine feſte, derbe, unerſchütterliche Art, die keinen Wechſeln und Veränderungen unterworfen iſt; es ſoll gewiß den ſtillen feſten Muth bezeichnen, mit welchem der Heſſe mit offnem Aug wie ein andrer mit geſchloſſenem der Gefahr und dem Tode entgegen geht. Tacitus weiß ſchon hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegskunſt der Katten zu rühmen, wodurch ſie ſich vor allen ihren Landsleuten und Nachbarn auszeichneten. Eine ganz eigenthümliche Ernſthaftigkeit und Ruhigkeit der ſtattlichen Männer. Nirgends in Deutſchland ſind die Menſchen ſo wenig neugierig und geſprächig oder überhaupt nur dem Fremden zugänglich. Darin übertreffen ſie, glaub' ich, noch die Frieſen.“ Aber wir müſſen hier die Gränzen weiter ziehen, wenn wir die Staaten, welche den Heſſennamen führen, umfaſſen wollen, und da kommt in das Bild, wie es Arndt entworfen, noch mancher charakteriſtiſche Zug, manche eigenthümliche Färbung. *) Die Stammverſchiedenheiten, die ſich in der heſſiſchen Staatengruppe erkennen laſſen, ſind folgende: Vorwaltend zeigt ſich der fränkiſche Volksſtamm, dann aber greift ins Heſſenland auch der niederſächſiſche und thüringiſche herein; eingewandert ſind außerdem Franzoſen und Niederländer, zum Theil noch gar wohl erkennbar in ihren eigenthümlichen Beſonderheiten.

---

[*]) „Verſuch in vergleichender Völkergeſchichte.“ S. 374 und 375.

---

*) Eine treffliche Schilderung hat **Karl Buchner** in ſeinem Werke: „Der Stamm der Heſſen in ſeiner Gegenwart.“ (Karlsruhe 1845) geliefert, dem ich in der Folge vieles verdanke, auch wo ich ihn nicht anführe.



Dorfschulze aus dem Odenwalde.

Kreis Heppenheim.

Der Kurheſſe.

Betrachten wir zunächſt Kurheſſen. Da ſehen wir den fränkiſchen Volksſtamm über Oberheſſen, den größten Theil von Niederheſſen, über Fulda und Hanau verbreitet, den niederſächſiſchen in den Kreiſen Hofgeismar und Schaumburg und im größeren Theil des Kreiſes Wolfshagen, Thüringer im Werrathal und im Schmalkaldiſchen. Das je Eigenthümliche der verſchiedenen Bewohner Kurheſſens ſchildert Landau *) ſehr treffend wie folgt: „Im Allgemeinen treu und bieder, rührig und fleißig, neigt ſich der Niederheſſe, gehoben und gefördert durch zahlreichere Städte, ſowie durch Waſſer- und Landſtraßen, einem regen gewerbthätigen Leben zu. Dagegen iſt der Oberheſſe, vorzüglich in den Thälern der Schwalm, der Ohm und der Lahn nur Landwirth. An Biederkeit und Fleiß dem Niederheſſen nicht nachſtehend, an Ausdauer denſelben noch übertreffend, iſt derſelbe noch gerader und derber, zugleich aber auch wohlhabender als dieſer. Ausgezeichnet durch ſeinen kräftigen Körperbau und ſeine einfache Lebensweiſe, hängt er mit Liebe am Hergebrachten und bewahrt darum auch noch eine Volksthümlichkeit, wie ſie nicht häufig ſich wieder findet.

Insbeſondere verdient der Schwälmer Erwähnung. Er zeigt uns eine hohe, kräftige Geſtalt, ein offenes ſchönes Geſicht und ein meiſt bläuliches Auge. Sein Haar iſt in der Regel blond und fällt in langen Ringeln über den Nacken herab, erſt in neuerer Zeit hat man hin und wieder begonnen, dieſelben zu kürzen. Er iſt gerad bis zur Grobheit, aber bieder und brav. Treu und Glauben iſt bei den Schwälmern noch heimiſch; machen ſie ſich Darlehn, ſo geſchieht das in der Regel auf das Wort oder einen einfachen Handſchein, und es iſt ſchon ein Zeichen von Kreditloſigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Der Schwälmer iſt ferner unendlich fleißig und ſparſam; feſt hängt er am Alten. Noch iſt der Kaffee bei ihm nicht heimiſch geworden, und wie der Vater und der Großvater es that, ſo genießt auch der Sohn und der Enkel noch ſeine aus Hafer bereitete Morgenſuppe; noch feiert der Schwälmer ſeine Hochzeit mit allen Förmlichkeiten, und ein ſolches Feſt, an dem oft die ganze Umgegend Theil nimmt, dauert mehrere Tage hindurch; ſeine Kirchweihen ſind noch wahre Volksfeſte und eine

---

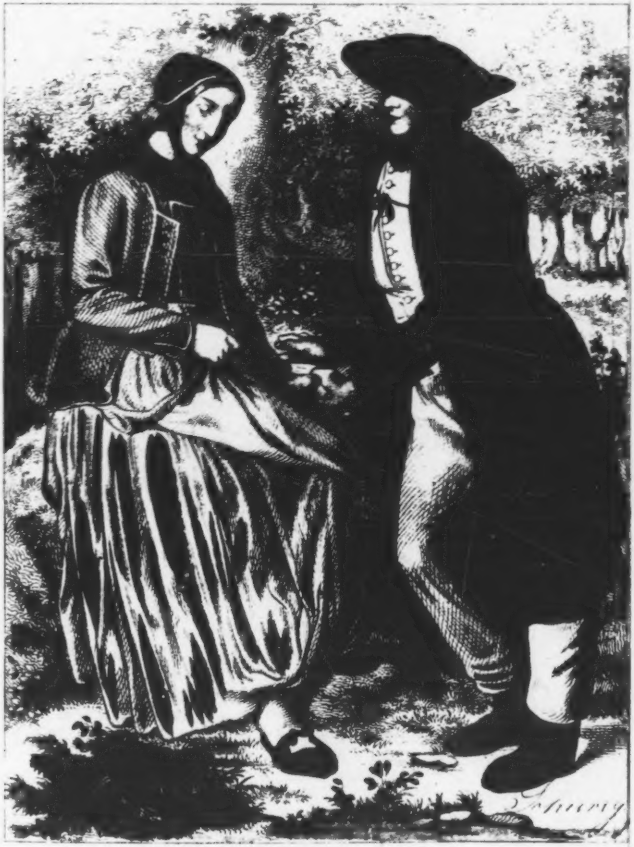
*) „Beſchreibung des Kurfürſtenthums Heſſen." (Kaſſel 1842.)

Menge von Gebräuchen findet noch ſtatt, die alle den Stempel eines hohen Alterthums tragen. So findet man an der Schwalm den in der Schweiz üblichen Chilgang, hier das „Fenſteren“ genannt (wie im öſterreichiſchen Alpenland), die Verlobung geſchieht nicht durch einen Wechſel von Ringen, ſondern der Bräutigam gibt der Braut eine Summe Geldes, mehr oder weniger, je nachdem ſeine Vermögensverhältniſſe ſind, die Braut dem Bräutigam dagegen ein feines Hemd. Noch findet man das „Lebenausrufen.“ In der Walpurgisnacht nämlich geben die Burſchen, alle mit Peitſchen verſehen, vor das Dorf, und einer trennt ſich vom Haufen und ſtellt ſich womöglich etwas erhöht, entweder auf eine Anhöhe oder einen Baum, und ruft:

„Hier steh’ ich auf der Höh’n,
Und rufe aus das Leh’n, das erste (zweite) Leh’n.
Dass es die Herren recht wohl versteh’n,
Wem soll das sein?“

Die übrige Verſammlung antwortet dann mit dem Namen eines Burſchen und eines Mädchens, und zwar mit dem Zuſatze: „In dieſem Jahr noch zur Ehe.“ Bei jedem einzelnen Paare wird mit den Peitſchen geſchnappt und ſo fort gefahren, bis die ganze Reihe der Heirathsfähigen vertheilt worden iſt. So ernſt die Bedeutung dieſes Spieles auch früher geweſen ſein mag, ſo beſchränkt ſich dieſelbe doch nur noch darauf, daß die ſolchergeſtalt Zuſammengegebenen für das ganze nächſte Jahr als Tanzpaar verbunden ſind. Die Schwälmer haben einen eigenen Nationaltanz, der deshalb auch der „Schwälmer“ genannt wird, aber jetzt mehr und mehr in Abgang kommt. Die Bauerngüter an der Schwalm ſind alle geſchloſſen, nicht etwa durch Meierſchaft, denn ſie ſind meiſt Allodien, ſondern durch Herkommen. Der älteſte Sohn folgt dem Vater und die nachgebornen Kinder werden mit einem Geringen abgefunden. Auf dieſem Verhältniſſe beruht dann zum Theil auch der Wohlſtand der Schwälmer.

Ein anderes Bild gibt jedoch der Bewohner des nördlichen Oberheſſens (des Kreiſes Frankenberg). Ohne eigenes Volksthum, welches mancherlei Einflüſſe ſchon früh verwiſchten, lebt er auf einem rauhen undankbaren Boden, zu arm, zugleich aber auch zu wenig thätig, um durch Induſtrie neue Erwerbsquellen begründen zu können. Der fleißige, aber meiſt arme hersfeldiſche Weber, bildet das Mittelglied zwi-



[illegible]

Odenwald.

Kreis Heppenheim. Groſsherzogth. Hessen.

ſchen dem Niederheſſen und Fuldaer, den Übergang von dem einen zum andern.

Schon die harte Sprache und die kraftvolle Geſtalt des Buchenländers deuten auf ſeine Sitten hin, die mit der Rauhheit des winterlichen Klimas ſeiner Berge im Einklange ſtehen. Voll deutſcher Redlichkeit und ſtreng (römiſch-) katholiſch, zeichnet er ſich vor dem Altheſſen durch ſeine größere Streitluſt aus. Übrigens unendlich fleißig, wandert er bis zum Rhein, um als Taglöhner einige Gulden zu verdienen.

Viel Ähnliches mit dem Fuldaer hat noch der Schwarzenfelſer, der zum Hanauer führt. Zwar iſt Anfangs im Kinzigthal und rechts und links im Gebirge buntes Gemiſch, die Folge ehemaliger Vielherrſchaft; aber von den Rebengeländen Gelnhauſens an wird es lichter und in der Mainebene wird es hell und ſonnig. Iſt da auch eigenthümliche Kleidung und Lebensweiſe verſchwunden, ſo iſt doch, dem nördlichen Heſſen gegenüber, der Charakter der Bewohner um ſo ſchärfer gezeichnet. Was der Süddeutſche gegen den Nordeutſchen, das iſt der Hanauer gewiſſermaßen gegen den Altheſſen. Leicht empfänglich für neue Ideen und aufgeklärt, thätig und gewandt, lebendig und fröhlich, ſo zeigt ſich der Hanauer, in deſſen Adern unverkennbar noch das franzöſiſche und walloniſche Blut fort wirkt; er nennt ſich auch lieber einen Hanauer, denn einen Heſſen.

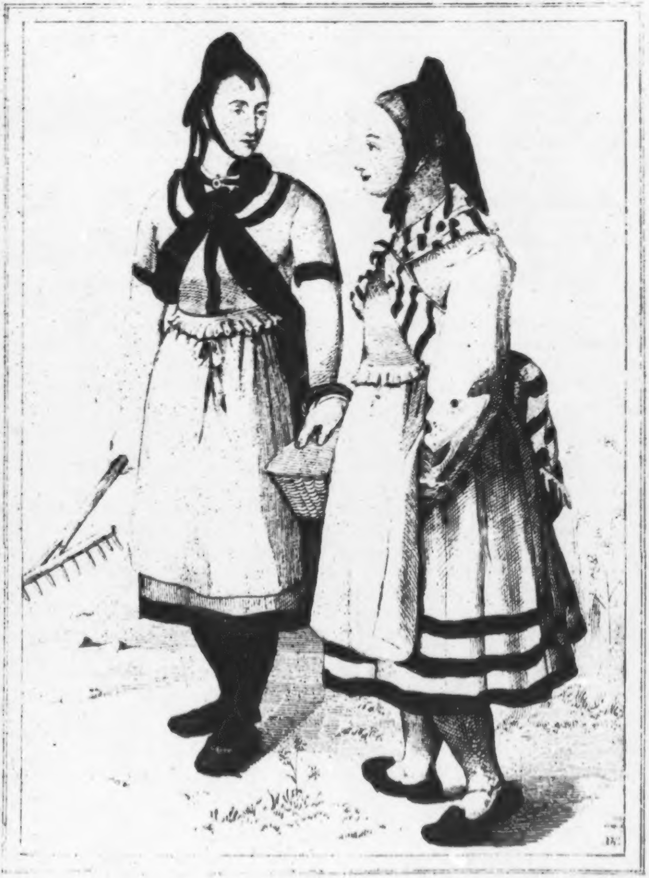
Völlig verſchieden von allen dieſen Bildern ſind die, welche der Schaumburger und der Schmalkalder geben. Der Schaumburger, reich an ächter Volksthümlichkeit, trägt noch den reinen Stempel ſeiner altſächſiſchen Abkunft, ſowohl in Sprache als in Geſtalt und Lebensweiſe. Er iſt ſchlicht und bieder, aber auch kräftig und roh. Der Schmalkalder dagegen iſt ganz Thüringer. Zwiſchen hohen, kalten Bergen wohnend, iſt er beinahe ohne Landwirthſchaft und alle ſeine Kräfte gehören dem Bergbau, der Feuerarbeit und dem Handel, der ihn weithin über die Gränzen des Vaterlandes führt. (Später mehr von eigentlichen Bräuchen in Schmalkalden.) Das Sprüchwort: „Wo Heſſen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben,“ deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des heſſiſchen Volkes, und wahrlich: im Schweiß ſeines Angeſichts muß es dem meiſt dürftigen Boden ſein Brot abringen, obgleich ſchon Tilly den alten Vers: „Im Lande zu Heſſen hat's große Berge und nichts zu eſſen, große Krüge und ſauren Wein, wer wollte gern im Land zu Heſſen ſein," nicht beſtätigen wollte. Im Allgemeinen hat übrigens der Heſſe den Ruhm kriegeriſcher Tapferkeit.

Über Tracht und Lebensweiſe der Kurheſſen möge folgendes Urtheil Lengerke's (ergänzt durch Landau's Bemerkungen) hier ſtehen. „Es gibt wenige Deutſche, welche in allen ihren Gewohnheiten, namentlich auch in der verſtändigen Sitte der eigen gemachten Landestracht von Linnen und Beiderwand, ſo beim Alten geblieben ſind, wie die Nachkommen der einfachen Katten, die Kurheſſen. Überall haben wir in ihrem Lande die frugalſte Lebensweiſe, und nirgend bei dem Bauersmanne ſtädtiſchen Kleiderſtaat, freilich aber auch ſehr wenig von dem, was den Gaumen kitzelt und Aug und Herz erfreut, angetroffen. Eine Nationaltracht haben nur die Oberheſſen, die Schwälmer, Fuldaer und die Bauern in einigen Ämtern Niederheſſens. Der Oberheſſe behielt meiſtens noch die weißen Kittel, den niedergekrempten Hut, die kurzen Beinkleider bei. Die Kleidung der Frauen iſt entweder ganz ſchwarz aus ſelbſtgefertigtem Beidergewand mit eigenthümlich geformten, gleichſam zweifachem Häubchen, zwei langen auf den Rücken herabfallenden Zöpfen, einem enganſchließenden, in kleinen Falten gelegten Mieder mit kurzen engen Armeln, über die häufig noch weite Ärmel herabfallen, dem aus dieſen Ärmeln hervortretenden ſchneeweißen Hemd, dem reich mit Gold und Silber geſtickten Bruſtſtücke, dem hundertfach gefalteten, nur bis über die Kniee herabreichenden Rocke, den mit hohen Abſätzen verſehenen Schuhen, wozu bei feierlichen Gelegenheiten noch ein kleines Mäntelchen kommt, welches über den Kopf gehängt wird und nur bis an die Schultern reicht, — oder bunt. Beim Schwälmer bildet die Kopfbedeckung eine halbkugelförmige roth-, zuweilen auch grün-ſammtne Mütze, verbrämt mit Pelz und beſetzt mit Goldſchnüren, an. deren Stelle im Winter eine cylinderförmige tritt; der verheirathete Mann trägt auch, wenn er über Feld geht, einen dreieckigen Hut. Die Weſte beſteht aus hochrothem Tuch und iſt mit vielen kleinen Metallknöpfen beſetzt, der Rock und die Beinkleider aber aus feinen weißen Linnen. Prächtiger iſt die weibliche Kleidung, ein zierlich und verſchiedenfarbig geſticktes Häubchen mit rother Einfaſſung bedeckt den Kopf, eine Korallenſchnur ſchmückt den Hals. Den Oberleib bekleidet ein Mieder von blauem Battiſt mit kurzen reich mit Spitzen beſetzten Ärmeln, welche um den Ellenbogen umgeſchlagen werden. Über dieſes wird dann noch eine ſchwarze ſogenannte Schnürbruſt (ohne Ärmel) gezogen, auf der Bruſt liegt ein ſchwarzes, mit Gold und Silber, Perlen und Seide geſticktes Bruſtſtück. Von den Hüften fallen 8—10 kurze nur zum Knie reichende Röcke herab, der oberſte Rock beſteht aus ſchwarzem Beidergewand, die andern aber ſind ſämmtlich mit buntem Bande und zwar die einzelnen Röcke verſchiedenartig beſetzt und ſo eingerichtet, daß ſie von dem äußerſten an immer etwas länger werden. Unter den Röcken blickt auch noch das feine mit einem handbreiten Saum beſetzte Hemd hervor. Endlich folgen leinene mit baumwollenen Zwickeln verzierte Strümpfe und Schuhe mit hohen Abſätzen („Klötzſchuhe“). Um den Hals ſchlagen ſie gewöhnlich auch noch ein kleines Tuch, deſſen Enden zurückgeſchlagen werden, ſo daß die Bänder, welche an den Zipfeln derſelben befeſtiget ſind, mit denen, welche ſich an der Korallenſchnur befinden, zierlich gelegt über den Rücken fallen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten tritt an die Stelle des Häubchens ein anderer Kopfputz, welchen ſie „Schappel“ nennen, der aus Blumen, Goldflittern u. ſ. w. verfertigt iſt, und diademähnlich auf den Kopf geſetzt wird. Doch hat nur die Jungfrau das Recht, ſich mit bunten Farben zu ſchmücken. Der Fuldaer Bauer trägt grüne oder blaue Röcke von Leinewand und eine Pudelmütze oder einen breitgeränderten Hut; das Maleriſche der weiblichen Tracht wird noch mehr durch die eigene Weiſe des Kopfputzes gehoben, indem das lange Haar um die Scheitel gewunden und mittelſt einer zierlichen hölzernen Nadel befeſtiget wird. Die Bewohner des Landgerichts Kaſſel erkennt man an hellblauer Jacke und langer ſchmaler Schürze, die der Ämter Melſungen, Spangenberg, Rotenburg an kurzer Schürze, welche den Körper ringsum von der Mitte bis zu den Knien umgibt.

Was den *Aberglauben* in Kurheſſen betrifft, ſo beſitzt derſelbe, nach der Verſicherung unſeres Gewährsmannes Landau, noch immer, ungeachtet der großen Fortſchritte der Aufklärung beim Landvolk, ſeit einem halben Jahrhundert, (und obwohl mit dem alten Volksglauben auch alter Volksbrauch, Volksſage und Volksmährchen immermehr erlöſchen), ein weites Feld. „Noch iſt dem Teufel, dem Repräſentanten des böſen Prinzips, ſein Reich kaum zur Hälfte zerſtört; werden auch ſchon lange keine Hexen mehr verbrannt, ſo wird doch noch immer an Hexen und Hexereien geglaubt und alle Übel, welche Menſchen und Vieh zuſtoßen, und deren Urſachen das blöde Auge nicht ſofort zu erblicken vermag, ſind von „böſen Menſchen angethan“ worden. Noch gibt es unheimliche Orte, wo Geſpenſter ihr Weſen treiben. Noch liegen viele Schätze verborgen, aber die böſen Geiſter, welche ſie bewachen, müſſen erſt gebannt werden, was nur zu beſtimmten Zeiten und mittelſt beſtimmter Ceremonien geſchehen kann. Noch gibt es gute und böſe Tage, und unter allen iſt der erſte Mai noch immer der bedeutendſte. Da ruhen an vielen Orten die ländlichen Geſchäfte, es wird nichts verborgt, es wird das Vieh nicht angeſpannt und auch nicht zur Weide getrieben, und wer an dieſem Tage von ſeinem Nachbar Feuer holt, der macht ſich der Hexerei verdächtig. Am Himmelfahrtstage werden Kräuter geſammelt, weil die an dieſem Tage gepflückten vorzügliche Heilkräfte beſitzen ſollen. Hin und wieder werden noch in der Johannisnacht Nothfeuer auf den Kreuzwegen angezündet und das Vieh durch das Feuer getrieben, um es für ein ganzes Jahr gegen Krankheiten zu ſichern. In der Sylveſternacht gießt das Mädchen Blei, ſtreut Aſche und Salz u. ſ. w., um ſeine Zukunft und den dereinſtigen Bräutigam zu erblicken. Noch iſt der Wehrwolf nicht verſchwunden. Erſt durch die Taufe wird das Kind vor dem Verwechſeln durch die Wichtelmännchen geſchützt und um dieſe bis dahin zu verſcheuchen, wird ein brennendes Licht unterhalten. Vielfach ſind auch noch die Gebräuche bei Kindtaufen, Hochzeiten, Todesfällen, Begräbniſſen, Bezug einer neuen Wohnung u. ſ. w. und noch kaum erſchüttert iſt der Glaube an Sympathie, Ahnungen und Vorbedeutungen.“ Durch ganz Heſſen verbreitet finden ſich, wie Landau an einem anderen Orte*) erwähnt, Sagen von den Wichtelmännchen, Spuren von ihren Wohnungen (die Wichtelkammer bei Riechelsdorf, das Wichtelhaus unweit Frankenberg bei Ernſthauſen, das Wichtelloch am Doſenberg bei Uttershauſen an der Schwalm, ein anderes in der Nähe von Ziegenhain zwiſchen Obergrenzebach und Schönborn oberhalb den Ruchmühlen). Um die Geiſter zu vertreiben, ziehen die jungen Burſche im Ziegenhainiſchen in der Nacht vor Walpurgistag vor die Dörfer und knallen mit den Peitſchen die halbe Nacht hindurch. Sehr charakteriſtiſch, an das von Kaulbach bei ſeiner Hunnenſchlacht benützte Motiv erinnernd, iſt die Sage von der „Todtenhöhe“ (einer Hochebene) bei Frankenberg, wo einſt in unvordenklichen Zeiten eine Schlacht ſoll geſchlagen worden ſein,

---

*) In der Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde I. Bd. 3. — 4. Heft. (Kaſſel 1837.)



Landmädchen

aus der Helsa bei Cassel.

und wenn ſich's jährt, ſtehn jedesmal in der Nacht die Erſchlagenen wieder auf und beginnen den Kampf; neuerdings wollen Holzknechte, die einſt in einer Winternacht über die Höhe gehen wollten, die Geiſterſchlacht geſehen haben, warfen, vor Graus übermannt, die Äxte weg, flohen heim, fanden aber am andern Morgen, da ſie ihre Äxte zu ſuchen wiederkamen, nichts als ihre eignen Fußtritte im Schnee. Eigenthümlich iſt die Art, wie die Bewohner des Schwalmgrundes den Alp erklären. Er iſt ihnen entweder ein böſer Geiſt oder das Liebchen des Geplagten. Um ihn zu fangen, ſoll man ſich nur mit dem Betttuch zudecken, und wenn er kommt, dieß über ihn zuſammen ſchlagen, feſthalten und in einen Kaſten verſchließen; öffnet man denſelben früher, ehe ein Menſch erſticken kann, ſo fliegt eine weiße Taube davon, wo nicht, ſo ſetzt man ſich der Gefahr aus, wenn es das Liebchen geweſen, dieſes erſtickt zu finden. — Am Weißner in Niederheſſen iſt der uralte Holle-Mythus noch nicht ganz erloſchen; ein kleiner See an der Oſtſeite des Weißners heißt der Frauhollenteich, in der Nähe quillt der Gottesborn; wenn es am Weißner nebelt, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge, wenn es am Weißner ſchneit, macht Frau Holle ihr Bette; aus dem Frauhollenteiche, in welchem das Baden Fruchtbarkeit verleiht, werden die kleinen Kinder geholt, Frau Holle beſtraft die unordentlichen und trägen Spinnerinnen und verwirrt ihnen Flachs und Garn; die alten Spinnerlieder, worin der Frau Holle gedacht worden, ſind zwar verklungen, aber noch bleiben am Sonnabend die Spinnräder unberührt und von Weihnachten bis Neujahr wird die Spindel nicht gedreht und es darf kein Flachs am Rocken bleiben.*) Überhaupt aber erinnern noch genug Ortsnamen in Kurheſſen an die altdeutſche Götter-, Helden-, Kobold- und Rieſenſage; ſo Gudensberg (früher „wuodenesberc"), Donnerskaute, Donnersgraben, Donnershauch (hauck), Ermenswert, Hermenſaſſen (jetzt mißbräuchlich Hartmuthſachſen), Ermetheis, ſchöne Herme, Hermannshain, die Nixbitten (Wieſe bei Betziesdorf), der Oldenberg (an der Weſer oberhalb Veckeshagen), das Mänkenloch im Schaumburgiſchen u. ſ. w. In Schmalkalden ſind noch folgende Bräuche landüblich.*) Am Neujahrstage nach Beendigung der Morgenkirche verſammelt ſich der Singchor im Schulhauſe, zieht hierauf zuerſt vor die Wohnung des Predigers und trägt hier einige paſſende mehrſtimmige Lieder mit Begleitung von Blasinſtrumenten vor, dann aber geht er von Haus zu Haus, um bei jedem ſo viel Stücke vorzutragen, als Familien in demſelben wohnen, und dafür eine Belohnung je nach dem Willen oder Vermögen derſelben zu empfangen; dies Neujahrſingen dauert an größeren Orten oft acht Tage. Der zweite Januar heißt das „Laufneujahr," weil dann die Kinder in großen Haufen vor die Wohnungen der Wohlhabenden ziehen und ſich kleine Gaben holen, eine Gewohnheit, welche auch an einigen Orten Niederheſſens z. B. in Niederalſungen, nur an anderen Tagen ſtattfindet, wo die Kinder auf Faſtnacht umherziehen, jedes mit einem langen ſpitzen Holz verſehen, um daran die empfangenen Geſchenke an Backwerk aufzuſpießen. Nach dem Neujahrsſingen beginnt in Kleinſchmalkalden die „Heiligenrechnung," d. i. die Zählung der im letzten Quartal des verfloſſenen Jahres geſammelten Opfer und Berathung über deren Verwendung durch die Kirchenälteſten, die Heiligenmeiſter, den Schullehrer und Kaſtenmeiſter in der Wohnung des Pfarrers, der dafür zwei Tage die Stube heizen muß und das Präſidium bei der Verſammlung führt; die beiden „Heiligenmeiſter" (Klingelmänner, Opfermänner) wählen mit Zuziehung der Kirchenälteſten einen neuen Opfermann, welcher dann Kuchen und Braten zum Beſten geben muß. Bei Hochzeiten ſind ſo viel Rahmkuchen nöthig, daß es einem Haushalt ſchwer fallen würde, den Rahm dazu zu liefern, daher ſenden alle Verwandte und Bekannte an dem beſtimmten Tage Töpfe voll Rahm und alle Freundinnen der Braut nehmen Theil am Backen der Kuchen; die jungen Burſche und Freunde des Bräutigams finden ſich zwar auch ein, jedoch mehr, um einen Polterabend zu halten, als um zu helfen; haben die Hochzeitsgäſte zu Mittag gegeſſen, ſo ſucht man einem derſelben unvermerkt eine Schüſſel mit Knochen vorzuſetzen und dieſer muß dafür dem Hausgeſinde ein Geſchenk machen. Wer bei luſtigen Gelagen oder auf der Kirmeß zu lange ausbleibt, der wird auf einer Leiter geholt, d. h. einige handfeſte Burſche bringen eine Leiter vor das Haus des

---

*) Schmincke, der Holle-Mythus am Weißner (im IV. Bd. 1. u. 2. Hft. „der Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde." Kaſſel 1845.)

---

*) „Schilderung einiger Gebräuche und Sagen in Schmalkalden" von Prof. Hoffmeiſter (Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde. IV. 1 und 2).

Saumſeligen, nöthigen ihn, ſich darauf zu ſetzen und tragen ihn ſo zur Geſellſchaft; auch bei dieſem Scherz iſt es auf ein kleines Geſchenk abgeſehen. Von altem Volksglauben hat ſich noch unter anderm der erhalten, daß man an vielen Orten das Eſſen einer Hagebutte (oder Hahnäuſe, wie ſie ſagen) in der Neujahrsnacht für ein unfehlbares Mittel gegen Krankheit oder ſonſtige Anfälle hält, zu welchem Ende Viele dieſe Frucht in der Nacht pflücken und ſie Freunden und Bekannten, oder, wem ſie ſonſt wohlwollen, z. B. Ältern ihren Kindern, ohne ein Wort zu reden, durch's Fenſter reichen, damit ſie ſolche ebenfalls ſtillſchweigend genießen und auf dieſe Art vor jedem Unfall für's ganze Jahr geſichert ſind. Wer das ganze Jahr hindurch Geld haben will, der muß (ſo ſagt man in Schmalkalden) am Neujahrstag Unterkohlrabi zu Mittag eſſen, doch darf von dem Gericht nichts übrig bleiben. So lang ein Kind nicht getauft iſt, darf nichts verliehen werden; die Wöchnerin darf ſelbſt nicht eher unter einer Dachtraufe durchgehen, als bis ſie ſich mit der Hebamme in die Kirche begibt, um durch ein Opfer Gott zu danken; kommt ſie von da wieder zurück, ſo muß ſie dem Kinde dreimal ſtillſchweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe.

Charakteriſtiſch iſt das Volksmärchen vom dummen Teufel, das in Schmalkalden erzählt wird, wie nämlich ein rechtſchaffener armer Mann, der fünf Kinder hatte, einſtmals in der bitterſten Noth zu einem reichen gegangen, der kein gut Gewiſſen hatte und ſich gewaltig vor dem Tode fürchtete, und ihn gebeten, ihm vier Metzen Korn zu leihen, worauf dann der Reiche dem Armen acht Metzen Korn geſchenkt, woſern er drei Nächte an ſeinem Grabe Wache halten würde, was denn der Arme auch gelobet; als nun der Reiche bald darauf geſtorben und begraben worden, hat der Arme die erſte und die zweite Nacht richtig auf deſſen Grab gewacht, ohne daß ihm was widerfahren, aber in der dritten Nacht hat ihn auf einmal ein gar gewaltig Bangen überkommen, als er zum Glück an der Kirchhofsmauer einen alten Soldaten gewahr ward, der ſein Abendpfeifchen rauchte und einen Mantel und weite große Stiefeln trug; dem vertraute er an, weßhalb er hier ſei, und der Soldat erwiederte ihm, wo es Wacht zu halten gebe, ſei er dabei, und wenn was zu verdienen oder zu leiden ſei, wollten ſie Halbpart machen; um Mitternacht aber iſt der Teufel mit vielem Getöſe gekommen und hat den beiden Wächtern geboten, das Grab zu verlaſſen, weil der, der drinnen liege, ihm angehöre. Als nun der arme Mann gerufen: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn, hebe dich weg von mir, Satanas,“ merkt der Teufel, daß er mit Gewalt die Beiden vom Grabe nicht wegbringen kann, nimmt alſo zur Liſt ſeine Zuflucht und verſpricht ihnen den großen Stulpſtiefel des alten Soldaten voll Gold zu füllen, wenn ſie ihm die Seele des reichen Mannes überlaſſen; während er nun weggeht, um das Geld zu holen, ſchneidet der Soldat geſchwind den Schuh vom ausgezogenen Stiefel rund herum ab, ſo daß er nur den Stulpen in der Hand hält, und wie nun der Teufel zurück kommt und den Sack voll Gold in den Stiefel ſchüttet, fallen die Goldſtücke unten durch ins hohe Gras; da ſagt der Soldat: der Stiefel iſt noch nicht voll; muß alſo der Teufel wieder fort und noch mehr Gold holen, und ſo auch zum drittenmal. Auch das ſchickt noch nicht, ſagt der Soldat; nun wird aber der Teufel zornig und will ihm den Stiefel aus der Hand reißen, da kräht der Hahn, und der Teufel muß auf und davon gehn und hat ſich nicht mehr ſehen laſſen; der Soldat aber hat dem armen Mann, mit dem er Halbpart gemacht, ſeine Halbſchied geſchenkt und iſt zu ihm gezogen, und ſie haben alle froh und fröhlich bis an ihren Tod miteinander gelebt. Bekannt ſind auch in Heſſen die Legenden von Winfried-Bonifacius (deſſen Standbild jetzt in Fulda ragt) und von der heiligen Eliſabeth (die ihr geweihte Kirche in Marburg iſt ein Meiſterwerk deutſcher Baukunſt; Landgraf Philipp der Großmüthige machte am Sonntag Exaudi 1539 dem Unfug abergläubiſcher Wallfahrten zu den Gebeinen ſeiner „Ältermutter“, der Muhme „Els“, ein Ende). Eine liebliche Barbaroſſaſage knüpft ſich an die Reſte des Hohenſtaufenpalaſtes zu Gelnhauſen. Eine Sage, die ſich an einen noch vor 50 Jahren in der Stadtmauer von Hofgeismar befindlichen Thurm, den ſogenannten Würfelthurm, knüpfte, möge als Probe der niederſächſiſchen Mundart im unteren Diemelthale hier folgen*). „Süſſ waſſ de Stadt Geismer viel grötter oſſe jetzunder. Da hiet ſa enmal enen Krieg ehat mied viellen Heren, de wollen ſe utbrennen. Se kemen mied erren Lüen un nammen de gantze Feldmark in un liehden ſiek vörr de Dare (Thore), de to emacht wören, un üemme de Müre, und leten nemes ut noch in. Se hadden auk de Kögge (Kühe) van der Weide elanget, un de Swine hadden ſe wieg edriewwen, un alles Veh, dat vörr den Heren geit. Dat gantze Feld hadden ſe afemägget (abgemäht) und ſtreggeden de Frucht mied den Gülen. Un eſt (erſt) wören ſe käwiſch (übermüthig). Se ſlachteden dat Veh un wollen nix angeres eten, oſſe (als) Fleeſch un Smalt, un Wörſte, un Braen, un Zalat derbi. Awer oſſe alles verterd waſſ, da hadden de viellen Lüe vörr der Stadt nix meir to etene. Nu waſſet in der Stadt awer auk nie bietter. Se maſſden drinne Hunger lien, un wuſſden nie meir, wovan ſe lewwen ſolden. Da waſſ menker, de dre Kohdeile (Stück Kühe) ehat hadde, un hadde nu kien enziges meir. Den Supen maſſden ſe dünne kaken, un Fleeſch hadden ſe gar nie meir. Da ſiet (ſind) ſe van beiden Parthiggen eens eworen, ſe wöllen twe Mann, enen ut dem Lager, den angeren ut de Stadt, mied enanger wöerpele (würfeln) laten, un ſeen, we de hoigeſten Wuorp diedde. De Wüörpeler utem Lager ſmeit ſiewwenteine. Da kriechde de, denn ſe ut der Stadt eſchicked hadden, en grauten Schrecken. He verſahr ſiek (entſetzte ſich) un dachde ree (bereits), iet wöre alles verlaren. Aber ſmieten maſſde he doech auk, un ſmeit achteine! Un da lacheden de Büörger van Geismer de grauten Henſe (Prahlhänſe) ut, darümmen, dat de Dickedoers maſſden mager afgahe, un laten de Stadt mied Friedden. Dem Büörger awer, de ſo gad wöerpeln konnde, had ſe in der Stadt en Teken eſat (Zeichen geſetzt) up den Tharen, bi dem he ewöerpelt hadde. Se had dre graute Stene utehagget (ausgehauen), oſſe de Wüörpel ſiet, un had ſe erliegt up üngerſte Müre vannen Tharen, un darup ſiet ewieſt to ſeene (zu ſehen) achtein Augen. Den allen Lüe, de nau liewwet, had den Tharen un de Wüörpele, de darup wören, nau (noch) eſeen. un daavan hied de Tharen eheiten (geheißen): de Wüörpeltharen.“—

---

*) Firmenich a. a. O. Seite 312 und 313; die Sage findet ſich auch in einem Aufſatz von Dr. Falkenheiner in der Zeitſchrift des kurheſſiſchen Vereins. (1. Band 3.—4. Heft, Kaſſel 1837).

Die Hanauer haben ein von den Bewohnern der ganzen Gegend weit und breit beſuchtes Volksfeſt, das Lamboifeſt im Lamboiwald am 13. Juni, zum Andenken an die Entſetzung der 1635—1636 von den Schweden unter General Lamboi belagerten Stadt; bis zum Jahre 1806 wurde die Erinnerung an dieſes Ereigniß durch Gottesdienſt in den Kirchen gefeiert; ſeit jener Zeit, da man hoffte, auch bald von dem drückenden Joche der Franzoſen befreit zu werden, iſt auch die weltliche Luſt dazu gekommen, und alles Volk, vornehm und gering, jung und alt, zieht am 13. Juni in den Lamboiwald hinaus, wo Sang und

Klang, und Schmaus und Trank iſt, den heißen Sommertag über, deſſen Glut ſich zwiſchen die wenigen Bäume des Waldes drückend hineinlegt, bis ſpät in die kühle Nacht hinein. Als Probe der Hanauer Mundart ſtehe hier der Anfang eines von Jakob Grimm in Radlofs Muſterſaal mitgetheilten gar artigen Gedichts:

„Gun Tag main leib Margritge, ach seh: aich glab, sei brotzt (schmollt, thut böse)
Was hun aich dann gedau, dass sei su mächtig trotzt?
O mein, wei komt dann des? se daut am ag norzt (nur) schare?“ —

„„No wu führt ihn emohl des Schinnersspiel dabare?““ —

„Aich was neit, wei des kimt, mer sicht se gor niemie,
Men mag ag noch su oft ihr zu Gefalle gin.“ —

„„Ar mant doch ag gewiss, mer hett sunst niks zu schaffe,
Als dess mer nur su thet noch alle Kerle gaffe.““ —

„Na, mer hots ans gesaht, es wer e Kerl su keck,
Dar öfters zou er kem, ar dreg e Schwanzporeck“ (Schwanzperücke) —

„„O, halt ar als (doch nur) sei Maul, ar schwäzt als wei e Narr,
Denk — wes gihts ihn denn an, aich sain ja noch mei Harr““

„Harzleib Margritge, es daut am ag gar wieh,
Wenn am en annere Borsch will bei sain Matge gihn.“ —

„„'s wohr, mer werd su bies, aich mog nor niks mehr hire,
Wan mich dan aner grist, kan aichs em dann verwihre?““ — u. s. w.

Als Probe der Fuldaer Mundart folgende Reime (Anfang eines Gedichts: „der Promotionsaufzug in Fulda“ *)

„Eu goelle Koeng (ihr goldenen Kinder), ich wara ze Foell (Fulda)
Es goeng meh doa so hoelig Doll,
Joa saetters, be ich alles soah,
Buas in dem Dolle Foll geschoah,
Ich meint net, doas ichs koenn gegleu.
Doa es en Uhrt, son derrlich seu,
Ich woar noch schoelk noh n loat mich soah,
Doa wollt ich Koes ohn Moelk nih'n troah,
Oh'n wollt sei in der Stadt verkäeuf,
Se woar euch doach aeh Lüth Geläeuf
Ohn och Gewot, och Murt-Geschrei,
Doas ich net annerst konnt geglei,

---

*) Radlof a. a. O. I. 328 ff.

Oes staen aeh Kroegessbaer für der Thüer,
Oawer (oder) de Staadt staen schon im Fuer,
Ich hort Getrommel ohn (und) Gepiff,
Ich soak en noach dem Säbel griff,
Aeh Hain-Mohn faist roind hei Kuil
Mitm schwoarze Boarth oam Öbermuil,
En Flehewödel offen Hoth,
Stoo he gespannt off Murth ohn Tod“ u. s. w.

Hieran reihe ſich eine ander Probe der Mundart im Fuldaiſchen (aus Götzinger) zugleich ein hübiſcher Schwank, der vom „Kind Eiszapf“: „In Frankfurt da is e Kaufme gwaſt, dar waer uff der Hannlſchaft drey ganze Jar, bis en widder heim kom. Und bi er widder heim kom, da ſah er e rächte Bube in ſem Huis erumlauffe, dar hot e ſchneewyßs Haar. Wam gebärt der Bub? das is gar e ſcheener Bub! ſaet ar zo ſyner Frau. Liber Ma, ſaet ſe, en is mi. Soll ich dey Wunner ſae, be 's mey mit dam Jonge gegangen hat. E mal ben ich im Wynter in'n Gaerte gegangen, und da han ich ſo ſäendlich (ſehnlich) an dich gedacht, daß ich gemeint hae, ich been bey dey, on indam, ſo nam ich en Yszapf vom Dach on aß en, on wäerd des Keynd druis. Han em dröm an Yszapf heyße laſſe. Dar gode Ma dankt ſich ſyn Theil, on laßt ſich wyter niſcht mäerk. On ſo is dar jong Yszopf uffgewaeſen on gros woeſe. Über e Wyl ſaet dar Kaufma zu ſyner Frau: Was mainſt de, bann ich dan Yszapf a Mal mit näm off die Reis, das er au appes ſaet on la'nt (lernte)? Myntwache, ſaet ſe, dou moſt aber Saerj (Sorge) zo em ha. Dar Ma nemten mit, on bankt en de holländiſche Selverkeyſer an. Es gebt e Zyt lank har, ſo kömmt er widder heim, aber ohne Sui. Ach, ſaet de Frau, bo haſt den Yszapf bizeta, ons Keynd? Hör, Schatz, ſaet ar, mey is 's mit dam Keynd Yszapf racht wunnerlich gegangn. Be mey e Mal oft em Maer ſuen, da waers gans uiſeraedentlich waerm, en ich häns=em noch verbode, e ſoll ſich net baerhouv ins Schiff ſaß. Aber har net folcht, däs waer är. On da hat en de Sonn offn Kopf ſo ſtaerk gebrannt, das dar gode — a — Yszapf ganz varſchmolzen on widder zo Waſſer woen is.“

Intereſſant iſt folgende Gegenüberſtellung von Dr. Piderit *) über

---

*) Die Ortsnamen in der Provinz Niederheſſen (in der Zeitſchr. des Vereins f. heſſ. Geſch. u. Landesk. I. Bd., 3. u. 4. Heft. Kaſſel 1837).

die Volksſprache in Niederheſſen: „Die Grundlage derſelben iſt das Mittelhochdeutſche mit vielen Anklängen aus dem Althochdeutſchen. Neben demſelben hat ſich in einem nicht unbedeutenden Theile der Provinz Niederheſſen das Mittelniederdeutſche theils geltend gemacht, theils erhalten. Dr. Piderit nennt das Erſtere den fränkiſchen, das Letztere den ſächſiſchen Dialekt, und fährt nun alſo fort: „Der fränkiſche Dialekt hat die Formen des Mittelhochdeutſchen zur Bewunderung treu bewahrt. Begleiten wir den heſſiſchen Landmann und Bewohner der kleineren Städte an der unteren Werra, der Fulda, Schwalm und Eder in ſein „Hus“ und ſeinen „Hof“, ſo zeigt er uns, wie er „Rum“ genug und „Gemach“ habe, daß die „Mure“ feſte und der „Hannebalke“ (oberſter Balken) dauerhaft und die „Sule“ (Säule) von gutem Eichenholze gezimmert ſei. Ein „Lit“ oder „Lêt“ ſchließt Nachts das kleine Fenſter, ein Zûn“ umgiebt den Hof und die „Schüre“; eine „Thorfahrt“ (das Thor, durch welches das Vieh „gefahren“, d. h. getrieben wird) iſt nur durch eine „Klinke“ verſchloſſen, oft ſtets geöffnet, damit das „Fehe“ ungehindert ein- und ausgehen kann. Er ſelbſt handthiert in Wintertagen mit dem „Bile“, der „Bärte“, dem „Kile“ und zuweilen mit der „File“, und verfertigt ſich am Wagen die Lanewite“ (von Witu-Holz, alſo das lange Holz) die „Diſſel“ (Deichſel) und den „Plug“. Führt er ein „Wip“ ins „Hus“, ſo hat er zuvor unter den „Wibesmenſchen“ gewählt und zwar mit „Zit“ und „Wile“, ohne „Ile“ und ohne „Engenſte“, und wenn die „Brût“ ihm einen „Schrin“, eine volle „Lade“, gute „Laken“ und etwas Geld mitbringt, ſo ſieht er ohne „Pine“ der Zukunft entgegen und leidet in der Gegenwart keine „Pin“. Er hat als „Brütigam“ ihr einen ſilbernen „Reif“ gegeben, und wenn dann zwiſchen ihnen, die der „Parr“ (Pfarrer) zuſammengegeben hat, auch zuweilen ein „Strit“, ja ein offener „Kriec“ entſteht, ſo iſt das doch nur eine vorübergehende „Schur“, und weiter nichts, und wenn's vorüber iſt, ſo hat keiner ein „Arc“ (Arges) daraus. Weder der Mann noch die „Fruwe“ thun ſich deswegen ein „Leid“ an, ſie wiſſen beide, daß ſie an einem Strange „dinſen“ ziehen) müſſen. Zwar wünſcht er ihr, wenn ihm der Kopf nicht recht ſteht, die „Krenke“, aber er faßt kein „Giter“ (Gift) ins „Herze“, außer wenn ſie in die „Krümbe“ geht. Als ein verſtändiger Mann weiß er „Rede“ zu ſtehen; auch iſt er kein Haſe, dem es „gruſelt“ bei jeder Gefahr, wenn auch der „Blic“ (Blitz) einſchlägt und der Städter wie ein „Hirz“ (Hirſch) davonläuft. Daß er ein tapferer „Dëgen“ ſei, hat er immer bewieſen, „bevorab“ im „ſewwenjährigen“ Krieg; auch iſt er hart „uffgezogen“, und kann einen ganzen „Tac“ im „Mülm“ und zwar „drähte“ arbeiten, ohne zu murren, dagegen verſteht er es auch, auf „Hochziten“ (jedes häusliche Feſt) ſeines „Libes“ und „Buches“ zu pflegen, wenn auf dem Tiſche das „ſure Krut“ mit Schwinefleiſch“ dampft. Geht er in die „Fremde“, ſo wundert er ſich wohl über den „Glaſt“ in der „Staadt“ aber er weiß doch die „Heime“ zu ſchätzen und vergißt nicht, was ihm „fremmt“. Ohne „Praſt“ (Kummer) geht er über „Berc“ und Thal, über „Stëc und Stig“ auf geradem „Pade“ zur Heimath und läßt die „Lüte“ in der „Staadt“ thun, wozu ihr „Mutwille“ (Wille des Gemüths, Neigung) ſie treibt. In der Heime iſt ſeine Speiſe „ſchlichte“; aber der Napf muß bis an den „Ranſt“ gefüllt ſein; auch hält er noch hin und wieder auf „altfränkiſche“ Kleidung und Sitte, und geräth „dicke“ (oft) genug in „Strit“, wenn ein „Michel“ oder ein Großhanns die Heimath verachtet. In dieſem Falle ſchlägt er „blind“ zu, und ſollte er auch einen „iſernen Hämer“ in der Hand haben. Geht der Streit auf der „Kirmeſe“, Abends im Wirthshauſe, an, ſo werden zuerſt die Lichter „ausgepuſtet“ und Mancher bekommt dann einen „Slac“ in die „Anke“ (Nacken), daß ihm „grün un gël“ vor den Augen wird. — Dieſe angeführten mittelhochdeutſchen Formen, deren Zahl ſich leicht noch vermehren läßt, beſonders durch Adverbien, „reine,“ „kummerſt,“ „ſchiec,“ „lûte,“ ſère,“ „ewen,“ „allewen,“ „all' die wile,“ „die lenge,“ „itel,“ „oders,“ „edder,“ ſtehen mit andern in Verbindung, deren wahre Bedeutung ſich in der Schriftſprache verloren hat. So bedeutet „Weinkauf“, wie althochdeutſch „Wine“, Freundſchaft, einen außergerichtlichen Kauf, gleichſam unter Freunden; „Rede“ hat noch die alte Bedeutung von „Grund und Urſache“, und „Rede ſtehen“ heißt Gründe angeben. „Der Schwin“ iſt noch immer der Schweinehirte. Der Hirte „fährt“ noch immer aus. Die „Hochzeit“ wird von jeder Feierlichkeit, z. B. von Kindtaufen, gebraucht. Der „Muldwurf“ (von Mold, die lockere Erde) und nicht Maulwurf, iſt das Thier, das die Erde auflockert, um „bechſchwarz“, nicht pechſchwarz, von „Beiche“ (die Finſterniß) ſpricht richtig der Landmann. Derſelbe geht auch nicht, wie wir uns unrichtig ausdrücken, nach Liebenau, ſondern zur Liebenau (Lieben-owe), zur Lichtenau, zum Hoëmberge. . . . Dieſer fränkiſche Dialekt hat ſich in ſeinen Grundformen in den Thälern der Fulda bis zum Haunthal, wo der Buchenwald anfing, ferner an der Eder und Schwalm bis zum Übergang in das Ohmthal, wo der rheiniſche Dialekt ſich einmiſcht, endlich an der Werra bis in die Gegend von Eſchwege, wo die thüringiſche Mundart gehört wird, erhalten, wiewohl Verkürzung und Dehnung der Vokale und Einmiſchung von Umlauten faſt jedem Städtchen einen eigenthümlichen Ausdruck verleihen.“ Aus geſchichtlichen Gründen, die ſich auf die Sachſenkriege Karls des Großen zurück beziehen, iſt der Umſtand zu erklären, daß in Niederheſſen, wo das Mittelhochdeutſche vorherrſcht, ſehr viele altſächſiſche Wörter und Redensarten vorkommen; wenn der Bauer die Miſtjauche „Adelsſitte“ (von Adel = Sumpf, Pfuhl) nennt, wenn es bei ſtarker Kälte „Bibelſteine friert“, wenn das „Geſinde halſtürig“ (widerſpenſtig) und die Kleider „kladerig“ (von Kladde, Schmutz), wenn ſein „Knof“ (Meſſer) ſtumpf geworden iſt, wenn er in der „Lehmenkuhle“ arbeitet, ſo gebraucht er niederdeutſche Wörter des ſächſiſchen Dialekts, die bei ihm das volle Bürgerrecht erhalten haben. Umgekehrt geſtaltet ſich dieſes Verhältniß an der Diemel, wie mittelhochdeutſche Wörter in die ſächſiſche Mundart eingedrungen ſind, woſelbſt jedoch der herrſchende Dialekt vom im nahen Paderbörnſchen und in Weſtphalen gebräuchlichen ſtark abweicht und ſich mehr der Mundart der mittleren Weſer nähert, woraus geſchloſſen werden darf, daß es nicht die Weſtphalen, ſondern die Engern waren, welche in ihrem Vordringen dieſe Gegenden in Beſitz nahmen. Dem Fleiße und der kritiſchen Sorgfalt des Gymnaſialdirektors Dr. **Vilmar** zu Marburg verdankt man eine reiche Sammlung von **heſſiſchen Idiotismen***), aus welcher ich hier einige hervorhebe, welche zum Theil auch auf altvolksthümliche Sitten und Bräuche ein Streiflicht werfen: äbich (verkehrt) in Oberheſſen, zumal weſtlich von Marburg, eppen (etwas ſchmerzlich empfinden, von etwas unangenehm berührt werden), errich (reizbar, leicht zu beleidigen) – in ganz Altheſſen; **Aidche** (fuldaiſch) **aige**, **äge** (oberheſſiſch) = Mutter (meiſt in der Kinderſprache); der **Bêr**, auch **bähre** (im nördlichen Niederheſſen) = Eber; die **Bitze**, **Bötz**, **Betz** (im Hanauiſchen, aber auch in Oberheſſen) = Baumgarten; das **Brunkel** (Bezeichnung von Feldſtücken, vorzugsweiſe von Wieſen; der (oder das) Böcht, Bogt = unreinliche Näſſe; derlich = unangenehm, ungewohnt, wunderlich (am häufigſten in Niederheſſen und in der Grafſchaft Ziegenhain, weniger üblich in Oberheſſen, die Dôn (geſprochen: Doun) = der Hauptträger in den Gebäuden; die Querbalken = Donbalken; der Dort = Treppe; die Eide, niederheſſiſche Form für Egge; Einwart, Ewert, jenes nach der oberheſſiſchen Schrift-, dieſes nach der landesüblichen Ausſprache, die Geſammtheit der Rechte eines Dorfes, weßhalb auch jetzt „Einwartsgerechtigkeit“ zu den Attributen eines Bauernhofes gerechnet zu werden pflegt, ſodann auch Gemarkungsgränze eines Orts (doch jetzt ſelten in dieſem Sinn), inpinken = Feuer (Licht, Schwamm) anzünden (in Oberheſſen, beſonders im ſüdlichen Theile des kaſſelſchen Antheils); enke, enken, auch enket = genau (ich will enken aufpaſſen, ich hab's ihm enken geſagt); etzen = eſſen laſſen, das Vieh freſſen laſſen; flennen = weinen (zumal das ungezogene der Kinder, und das beſonders bittre und ſchmerzliche Weinen; ſonſt ſagt man für weinen = kreiſchen), beſonders üblich im inneren Niederheſſen, im Hersfeldiſchen, in der Grafſchaft Ziegenhain, nur nicht in Oberheſſen; ſich flenzen = urſprünglich, das Geſicht, den Mund verziehen, dann aber auch mit Widerwillen an eine Arbeit gehen; die Garge = Taſche, Gargeſack = Zwerchſack, Gargegarten = Bezeichnung von Gärten und Flurſtücken (z. B. in Ruhlkirchen); gerren, (gurren, geſprochen: goare) = der in Oberheſſen neben „kreiſchen“ ausſchließlich übliche Ausdruck für weinen, wogegen flennen und greinen daſelbſt unbekannt ſind; giferig = begehrlich, heißhungrig, (in Niederheſſen und der Grafſchaft Ziegenhain); der Gnenn = Vater (früher in ganz Oberheſſen üblich) jetzt nur noch im Ebsdorfer Grund einzeln vorkommend, im Breidenbacher Grund aber in Übung; die Gêſchel (Ziegenhain) Giſchel (niederheſſiſch.) = Geißel, Peitſche, dann auch Deichſel; Grêbe, die bis zum Erſcheinen der Gemeindeordnung im ſächſiſchen Heſſen (Kreiſe Hofgeismar und Wolfhagen), in den Kreiſen Kaſſel, Fritzlar, Homberg, der Grafſchaft Ziegenhain und zum Theil in den Kreiſen Melſungen und Kirchhain herrſchende Benennung des Vorſtandes der Dorfgemeinden, wogegen die Kreiſe Rotenberg, Eſchwege, Witzenhauſen, Marburg, Frankenberg, das Fürſtenthum Hersfeld, ſowie Fulda, Schwarzenfels und Hanau nur die Bezeichnung Schultheiß kannten; güſte, gelte (geſprochen gelle), der erſte Ausdruck, der niederdeutſche, in Oberheſſen heimiſch und ſo ausſchließlich gebräuchlich, daß in manchen Diſtrikten das oberdeutſche Wort gar nicht verſtanden wird, der zweite, oberdeutſche und gemeinhochdeutſche ebenſo ausſchließlich in ganz Niederheſſen und der Grafſchaft Ziegenhain, = trocken, zeitweiſe unfruchtbar; hâl = hager, dürr, auch austrockend, halen (der Oſtwind halt das Land aus), Halgans = magere Gans; heillang (in ganz Alt-, am meiſten in Nieder-Heſſen üblich) drückt ganz das aus, was in Niederdeutſchland und zum Theil auch in Oberheſſen das einfache heil beſagt („den ganz heillangen Tag"); der Heite (Heide) Hête (Hede, Hed) = Vater, am meiſten noch üblich an der Schwalm, in einem Theil der Kreiſe Homberg und Melſungen, ſowie einzeln in den Kreiſen Fritzlar und Kaſſel; henat = in dieſer Nacht (an der Schwalm); Käje = Elſter (im thüringiſchen Heſſen, ſodann im Kreiſe Hünsfeld); die Kerbe (niederheſſiſch) Kimme (oberheſſiſch) = Einſchnitt; dann aber auch üblich zur Beſtimmung des Umfangs und der Gemeinderechte der Bauerngüter; (Kerbe = einem Stück Rindvieh oder zwei Schweinen; ein Gut von vier Kerbe = ein mit vier Ochſen oder zwei Pflügen beſtellbares Bauerngut); Keſper = Kirſche (niederheſſiſch); die Kulle-Kugel; die Kule = Grube (im nördlichen Heſſen, und einzeln an der Fulda aufwärts bis Rotenburg üblich; wo Kule nicht üblich, ſagt man kaute (Kutt), ſo auch tief in's Heſſen: Darmſtädtiſche hinein; Luſt, Luſtſtiel, Luſtſtrauch (in Oberheſſen und einem Theil der Grafſchaft Ziegenhain) die bei Hochzeiten und Kirmeſſen zum Schmuck der männlichen und weiblichen Dorfjugenden dienenden Kunſtblumenſträuße (in Niederheſſen: Zwick); piſchen = den Laut Pſt zur Beruhigung und zum Einſchläfern der Kinder hören laſſen (in Oberheſſen); das Gepeul, Gepfül = Rupf- oder Miſtel-Stroh, die halb oder ganz ausgedroſchenen Ähren und die Strohſtümpfe, welche ſich unter die gedroſchene Frucht verloren haben (nur noch im Amt Rauſchenberg und einem Theil des Amtes Treyſa noch üblich; quinſeln = gute Worte geben, ſchmeicheln (in Oberheſſen ſehr üblich); raulich = mager, dürr, — vom Vieh, ohnmächtig — vom Menſchen (in Oberheſſen); reide, rède = fertig mit einer Arbeit (in ganz Heſſen), ferner gleichbedeutend mit „bereits" (in der Gegend von Frankenberg); das Geriſſel = Geripp; ròm = mager (in Oberheſſen); ſchàren, ſchòren = kauen, doch bloß vom Tabak üblich ein Schärchen (in Niederdeutſchland Prümmel) = eine Portion Tabak, ſoviel als aufeinmal zum Kauen in den Mund genommen wird; Schorn (in Niederheſſen) = das Weizengebäck von eigenthümlicher Form, welches in ganz Altheſſen zu Neujahr von den ſtädtiſchen Bäckern, zum Theil für das Landvolk, bereitet zu werden pflegt, in Niederheſſen iſt ein Neujahrsſchorn das gewöhnliche Neujahrsgeſchenk der „Pathen“ an die von ihnen aus der Taufe gehobenen Kinder, in Oberheſſen iſt Schorn eine Scholle, ein Erdſtück; ſchrô, ſchrâ (in ganz Heſſen, und auch am Rhein und in Nordfranken üblich) = rauh beim Anfühlen, ſchlecht, dürftig, mangelhaft („es geht mir gar ſchro“, — „der hat ein ſchra Mau“), im ſächſiſchen Heſſen lautet das Wort „ſchreff“; ein Schröwer, Schröer bezeichnet hin und wieder, z. B. im öſtlichen Oberheſſen, einen Weltklugen, der ſich zumal mit dem Munde wohl zu helfen weiß, Schrabigkeit im Fuldaiſchen und anderwärts Rauhigkeit, Dürftigkeit, die Schrâ im ſächſiſchen Heſſen die Baumrinde; „fremde Schuhe im Hauſe haben“ iſt eine in Oberheſſen übliche Redensart, mit welcher die jungen Burſche eines Dorfes die Anweſenheit des einem anderen Dorfe angehörigen erklärten Liebhabers einer vielbegehrten Schönen in dem Hauſe der Braut bezeichnen: „die N. N. hat heute fremde Schuh' im Hauſe“. Ihren Unwillen über dieſe Entführung der Vielumfreieten ſuchen ſie auf die Art Luft zu machen, daß ſie in ziemlicher Anzahl (je nach der Größe des Dorfs, zuweilen bis zu zwanzig, ja dreißig) ſich Abends vor das Haus des Mädchens begeben und an das Fenſter klopfen; auf die Frage, wer da ſei und was man wolle, erfolgt die Antwort: „Ihr habt fremde Schuhe im Hauſe, die wollen wir ſuchen“; der Einlaß wird verweigert und nun von den Eiferſüchtigen durch Liſt oder Gewalt zu erreichen geſtrebt, meiſtens auch wirklich erreicht; ſind ſie glücklich eingedrungen, ſo werden die „fremden Schuhe“, welche ſich möglichſt zu verbergen ſuchen, allenthalben aufgeſpürt; iſt der Geſuchte gefunden, ſo endigt ſich der Akt meiſtens damit, daß der begünſtigte Fremdling die Einheimiſchen für die entzogene Braut gewiſſermaßen ſchadlos halten, d. h. ſie in das Wirthshaus führen und für einige Gulden bewirthen muß; hin und wieder kommen jedoch bei dieſem Schuhſuchen derbere, ja wirklich gewaltthätige Scenen vor; — die Sime = Schnur, Strick, Bindfaden, beſonders ein dünnerer und kürzerer (in Niederheſſen, doch auch in Oberheſſen nicht unbekannt); Steige, dies alte meiſt niederdeutſche, und nur hin und wieder auch in Oberdeutſchland übliche Zählwort gehört in Heſſen zu den üblichſten; in Niederheſſen zählt man zwar faſt nur Eier und Garnſtränge, ſo wie einige andere Gegenſtände nach Steigen (das Linnen mehr nach Schocken als nach Steigen), in Oberheſſen aber, zumal dem nördlichen, und in einem Theile der Grafſchaft Ziegenhain wird nicht allein das Linnen, (hier iſt die Zählung nach Schocken ganz unbekannt), ſondern es werden auch Jahre und Thaler nach Steigen berechnet, was in Niederheſſen niemals geſchieht, (ſo heißt es in den Ämtern Treyſa, Rauſchenberg, Roſenthal: „drei Steig Jahr und zwe“ ſtatt: 62 Jahre, „zwei Steig Thaler und fünf“ ſtatt 45; Stroh, „er hat Stroh in den Schuhen“ iſt eine ſehr übliche Redensart, um zu bezeichnen, daß ſeine verborgene Schalksnatur ſich da und dort bei guter Gelegenheit zeige; die Süſſe, Sieſſe, Sêſſe, eine in heſſiſchen Feldmarken öfters vorkommende Bezeichnung; Tag und Nacht, Spuren von der alten Zeitrechnung nach Nächten finden ſich im Gebrauche des heſſiſchen Volkes noch einige wenige bei Beſtimmung ländlicher Verrichtungen; der Trant kommt in ganz Altheſſen vor in den zwei Redensarten: „bei ſeinem Trant (alter Gewohnheit) bleiben“, und „um den Trant herum“ (holländiſch: „omtrent“ = ungefähr, beinahe); trède = dicht, häufig (das Korn ſteht trede, die Schläge fallen trede) in ganz Altheſſen bekannt, in Niederheſſen äußerſt üblich; ſich üben = ſich bemerklich machen, ſich hören laſſen, laut werden; undern, unnern = Zwiſchenzeit zwiſchen Mittag und Abend (uralt, ſämmtlichen deutſchen Sprachſtämmen angehörig, in Oberheſſen, ſowie im nördlichen Theile der Grafſchaft Ziegenhain noch im vollem Gebrauch); ûres = überdrüßig (in Oberheſſen ſehr gewöhnlich; „das ſein ich aber ures“ = das bin ich endlich müde); Wâland (alte Bezeichnung des Teufels) jetzt nur noch in der Herrſchaft Schmalkalden von muthwilligen, unruhigen, unbändigen Knaben gebraucht; Viermann, das ehemalige, aus vier Perſonen beſtehende Dorf-Vorſteher-Amt in Oberheſſen, welches neben dem Heimbürger (Amt Wetter) oder Greben (Amt Rauſchenberg) beſtand, auch Vierer genannt, unter welchem Namen (Rathsvierer) es, als ſtädtiſcher Ausſchuß, bis zum Jahre 1835 in mehreren Städten Heſſens exiſtirte; gewêlig = heiter, munter, umgänglich (im Kreiſe Hünfeld); wenden, die in der Schriftſprache völlig ausgeſtorbene alte Bedeutung dieſes Wortes =

---

*) „Probe eines heſſiſchen Wörterbuchs“ in der Zeitſchr. des Vereins f. heſſ. Geſch. und Landesk. Bd. IV., Hft. 1 u. 2. (Kaſſel 1845).

gränzen iſt in Heſſen noch überall lebendig und in Oberheſſen, wo man Gränzen, Gränze gar nicht kennt, in ausſchließendem Gebrauche („dort wo das Korn wendet und das Waizenſtück anfängt" d. h. an der Gränze des Korn- und Waizenackers) dahin gehören auch die Ausdrücke: Anwand (Ackerſtück, welches die Gränze einer Lage bildet), Anwenden (in demſelben Sinne, aber auch von dem Beſitzer eines ſolchen Gränzſtückes gebraucht); wiſelòs oder wiſellòs = ohne Vater und Mutter, Waiſe (in der Grafſchaft Ziegenhain, beſonders im Gebirgstheile derſelben noch ſehr üblich); der Wulch, Wulg = ſcherzhaftes Schimpfwort für einen dicken, auch trägen Menſchen; der Zàl, Zael, vom Thierſchwanze, am meiſten von wilden Thieren (Eichhorn, Fuchs) in ganz Heſſen gebräuchlich, Rothzälchen = der gewöhnliche Name des Gartenröthlings, Sauzahl, Sauzäl = Euphemismus für Teufel, die gewöhnliche Bezeichnung des Wirbelwindes durch ganz Heſſen, welchen das Volk nicht für einen gewöhnlichen Windſtoß, ſondern für dämoniſche Wirkung anſieht; die Zinn, (Zinnchen) Handkorb mit Henkel und Deckel (bloß in Marburg und deſſen nächſten Umgebungen üblich, wo das Fremdwort Korb nur für unbedeckte Körbe mit Griffen, z. B. die zur Wäſche, zur Aufſammlung des Kehrichts beſtimmten, gebraucht wird.); Ziwwe = Hündin (in ganz Nieder- und Oberheſſen gebräuchlich).

Das Volk im Großherzogthum Heſſen.

Ich komme nun zu den Bewohnern des Großherzogthums Heſſen. Wagner *) entwirft folgende Skizze des Volkscharakters überhaupt: Der Charakter des Volks iſt zwar mehr friedlich als kriegeriſch, allein die Tapferkeit der Heſſen, ſelbſt in Kämpfen, die ihrem vaterländiſchen Intereſſe fremde waren, hat ſich jedesmal ehrenvoll bewährt und beſtätigt. Auch vergißt das Volk nie, was es der Treue gegen ſeine erbliche Dynaſtie, der anerkannten Güte und Milde ſeiner Regierung und dem heſſiſchen Namen ſchuldig iſt. Die Beſonderheiten der Bewohner der

---

*) Statiſt.-topog.-hiſtor. Beſchreib. des Großherz. Heſſen. (Darmſtadt 1831) IV. B. S. 80.

verſchiedenen Landſchaften ſtellen ſich alſo dar. Der Rheinheſſe iſt beſonders lebhaft und leicht beweglich. Der Bewohner des Hochlandes zeichnet ſich vor dem Niederländer durch ſchärfer hervortretende Eigenthümlichkeit aus; er iſt rauher und härter, genügſam, thätig und betriebſam. Der Bewohner des in vielerlei Hinſicht ſo ausgezeichneten Odenwaldes iſt kräftig und ausdauernd in körperlichen Arbeiten, gutmüthig, weichherzig und dienſtfertig, und hat vielen Sinn für Recht. Die Bewohner des Vogelberges und des Hinterlandes ſind ein ſtarker Schlag Leute, beſitzen einen muthigen Sinn, eine große Biederkeit, Ehrlichkeit und Dienſtfertigkeit und wiſſen noch wenig von verderbenen Sitten und Gewohnheiten, dagegen aber iſt die Geiſteskultur noch nicht ſo groß wie bei den Bewohnern der niedern Gegenden, der Bergſtraße, der Gegenden am Rhein und namentlich in Rheinheſſen. Vieles Volksthümliche haben indeſſen die neuern Zeiten mehr oder minder verwiſcht.

Betrachten wir nun zuerſt den Rheinheſſen insbeſondere. Der rheinheſſiſche Landmann iſt von ſtarkem Körperbau, geſchickt und gewandt zu allen Feldarbeiten, welche er mit Fleiß und Luſt betreibt. Von Natur aus mit glücklichen Anlagen und heiterem Sinne begabt, haben die äußeren Verhältniſſe, in welchen der Rheinheſſe ſich bewegt, ſeine Gewandtheit im Leben erhöht. Leider wurde die gründliche Bildung und Entwickelung des Gemüthes und Geiſtes nicht in gleichem Schritt mit jenen äußeren Einwirkungen gefördert. Die Prozeßſucht, oft Unverſöhnlichkeit in den vielfachen Beziehungen des geſelligen Verkehrs, trüben nicht ſelten das ruhige Leben der Familien und ganzer Gemeinden. Die beſtändigen Wechſelungen der politiſchen Verhältniſſe, der Staatseinrichtungen gaben ſeit vierzig und mehr Jahren manchen Anlaß dazu, außerdem thut es die anſehnliche Bevölkerung der Provinz und das nahe Beieinanderleben. Doch findet man viele Familien in Rheinheſſen, in welchen das Band der Einigkeit und des gegenſeitigen Wohlwollens in ihrer Reinheit ungeſchwächt vorhanden iſt. Die Religöſität iſt in den meiſten Gegenden Rheinheſſens ein erfreulicher Grundzug im Volkscharakter, doch ohne Kopfhängerei und mit breiter Toleranz. Im Allgemeinen iſt die Lebensart des Rheinheſſen einfach. Selten finden Tänze in den Dörfern Statt. Das Kirchweihfeſt iſt das Hauptfeſt des Ortes. Es dauert gewöhnlich drei Tage und verurſacht einen viel zu bedeutenden Koſtenaufwand. Die Freunde und Verwandten aus der Nähe und Ferne ſind dann eingeladen und werden mit Freude feſtlich bewirthet. Oft veranlaßt ein ſolches Feſt Streitigkeiten unter den jüngeren Männern, welche in blutiger Weiſe ausgekämpft werden und in welcher eine Rohheit zum Ausbruche kommt, die einen ſtarken Zug in der Schattenſeite des rheinheſſiſchen Charakters liefert. Die Erholungen des Rheinheſſen ſind außerdem ſeine Fahrten auf die Märkte, um ſeine Erzeugniſſe zu verkaufen. Den Hauptgenuß gewährt dem Rheinheſſen der Wein, Branntwein wird wenig, Bier nur in Städten getrunken. In guten Weinjahren verſagt der Rheinheſſe auch zuweilen das Übermaß des Weines nicht. Doch kann man den Hang zur Trunkenheit nicht als einen allgemeinen Fehler im Leben des Rheinheſſen bezeichnen; die Koſt des Taglöhners beſteht meiſtens aus Kartoffeln und Milch; auf den Tiſch des bemittelten Landmannes kommt zu mehreren Malen in der Woche Schweinefleiſch und Sonntags Rindfleiſch. Kornbrot iſt das gewöhnlichſte. Die Kleidung des rheinheſſiſchen Landmannes iſt wenig von der des Städters unterſchieden. Die blaue, grüne oder graue Farbe des Tuches iſt die gewöhnliche. Der Überrock iſt das Sonntagskleid, die kurze Jacke das Arbeitskleid des Landmannes, die Kopfbedeckung am Sonntag ein runder Hut, am Werktag eine Tuchmütze. Im Winter trägt derſelbe gewöhnlich bei Reiſen einen grauen Mantel, in Sommer Jacke und weite Beinkleider von Linnen oder baumwollenem Zeuge. Das weibliche Geſchlecht auf dem Lande kleidet ſich Sonntags gemeiniglich in baumwollenen gefärbten Stoffen, im Winter in biebernen oder in tuchenen. Häufig gehen die Weiber im Sommer ohne Schuhe und Strümpfe. Die Hauben ſind bei den jüngeren Frauen und Mädchen beinahe verſchwunden. Die Reinlichkeit hat in den Haushaltungen nicht den Grad erreicht, wie ſolcher in Holland und den proteſtantiſchen Kantonen der Schweiz gefunden wird, doch iſt ſie bedeutender als in vielen anderen Gegenden des mittleren Deutſchlands. Im Allgemeinen hat die Reinlichkeit und Mäßigkeit ſeit fünfzehn Jahren ſehr zugenommen *).

Sehen wir auf dieſem Bilde die Haltung und die Züge des rheinheſſiſchen Landmannes ausgedrückt, ſo möge ein Gegenſtück jene des Städters zeigen, und zwar des Mainzers, in welchem das rheinſtädtiſche Weſen aufs Kräftigſte und Bewußteſte hervortritt. Die

---

*) Vorſtehendes nach W. Heſſe: „Rheinheſſen in ſeiner Entwickelung von 1789 bis Ende 1834“ (Mainz 1835).

Bevölkerung von Mainz (ſo ſchildert ſie Karl Andree) beſteht aus mannigfachen Elementen; im Laufe der Jahrhunderte hat ſich ein Flötz über den andern gelagert, aber die einzelnen Schichten haben ſich immer ſehr bald zu einem gediegenen Ganzen vereint und wie zu einem Guſſe durchdrungen und verbunden. Im Charakter des Mainzer ſchlägt Offenheit und Lebhaftigkeit vor: es fehlt ihm nicht an Liebe zur Thätigkeit; ſeine Freimüthigkeit verläugnet ſich unter keinen Umſtänden. Mit dem Worte iſt er ſchnell fertig, und auf Rede weiß er vortrefflich Gegenrede zu geben. Er hat im Allgemeinen einen ſcharfen Blick und eben ſo ſcharfen Witz, der neben ſeinem zwangloſen Weſen und dem löblichſten Sinn für Anſtand und Ordnung alle Stände durchdringt. Die ärmeren Klaſſen, ſo gründlich derb ſie ſich auch zu äußern pflegen, ſind doch im Grunde harmlos und gutherzig, und ihre handfeſte Derbheit iſt jedenfalls der Verdumpfung oder abgeriebenen Pfiffigkeit, die man wohl in einzelnen anderen Städten findet, bei Weitem vorzuziehen. Der Mainzer hält viel auf den Ruhm und die Ehre ſeiner Vaterſtadt, welche Niemand antaſten darf, ohne ſich empfindlicher Rüge auszuſetzen; wo es ſein Mainz gilt, da ſcheut er nicht leicht ein Opfer, und Alle vertreten mit Nachdruck die Stadt und machen gegen außen Front. Es liegt in ihnen ein ſtädtiſcher Patriotismus im beſten Sinne des Wortes, der weit entfernt iſt von der Beſchränktheit einer verknöcherten Pfahl- und Spießbürgerlichkeit anderer Ortſchaften oder dem leeren Dünkel mancher Reſidenzſtädte. Aufs Tiefſte iſt in Mainz der Sinn für Öffentlichkeit eingewurzelt, der ganz dem Naturell des Rheinländers entſpricht. Dieſer erträgt keine Geheimnißkrämerei, und läſtige Beamtenbevormundung iſt ihm vom Grund der Seele verhaßt. Darum hat auch in Mainz ein widerwärtiges Polizeiregiment nie aufzukommen vermocht, und man bewegt ſich in dieſer Stadt, ungeachtet der Feſtung, ſo zwanglos und ungehindert, wie in irgend einer andern Stadt der Welt. Dieſem Sinne für Öffentlichkeit entſprechen manche von den Inſtitutionen, welche die franzöſiſche Revolution den Rheinlanden brachte, und darum eben fanden ſie ſo willige Aufnahme und gingen ſo wunderbar ſchnell in Saft und Blut des Volkes über, daß daſſelbe bis auf den heutigen Tag mit Leib und Leben an ſeinen „rheiniſchen Einrichtungen“ hängt. Dies gilt übrigens auch vom Rheinheſſen insgemein; aber der würde ſich ſehr irren, der den Rheinheſſen wie den Mainzer insbeſondere als franzöſiſch geſinnt denunciren wollte.

Die Main- und Rheindialekte ſcheiden ſich nach den Dörfern in verſchiedenen Nüancen ſo, daß unter andern am Main in drei nahe liegenden Dörfern die Wörter: „Gemeinde,“ „Fleiſch,“ „Bein,“ im erſten: Gemaa^{n}, Flaaſch, Baa^{n}, im zweiten: Gemoi^{n}, Floiſch, Boi^{n}, im dritten: Gemee^{n}, Fleeſch, Bee^{n}, ausgeſprochen werden.

Als Probe der Mainzer Mundart laſſe ich hier ein charakteriſtiſches Gedicht „das Mühlrad“ von dem im Jahre 1838 verſtorbenen talentvollen und witzigen Volksdichter Friedrich Lennig folgen. Das Schelmenlied *) lautet:

„Stehl' besser! stehl' besser!
Vum Simmer drei Sester,
Ich kann mich for's Mahle
Jo selber bezahle.

Das Nätze, das Nätze
Muss Alles ersetze,
Wo schwerer, wo nasser,
Die Bach hot noch Wasser.

Viel mahle, viel schlucke,
Der Mehlstaab is trucke,
Des Wasser is schlappig,
Die Gorjel micht's babbig.

Wein sauf ich am Krahne,
Dann owwe hot's kahne,
S' kann Alles nix badde
Ich lay uff de Platte.

Un sperre mein Maul uff,
Do kriecht mich kähn Gaul uff,
S' leeft in mich die Krenk doch,
Als wär ich ä Senkloch.

So fällt mer mein Lewe
Kähn Treppche dernewe,
Verbrech kähn Budelle
Beim Schwenke un Stelle.

Vum Zeche un Schlemme
Do werd mer nit warem;
Vom Finne un Nemme
Do werd mer nit arem.

---

*) „Etwas zum Lachen. Von Friedrich Lennig.“ 3te Aufl. (Mainz 1839).

Des Kätzi dess seht nix,
Des Mäusi verreth nix,
Wann doppelt ich moltern,
Der Bauer kann poltern.

Er werd doch bedenke,
Am Stähn bleibt viel henke
Sein Korn dhut nix wiehe,
Was dhut erscht verfliehe.

Statt Vorschuss zum Kuche,
Do liwr' ich em Kleye,
Der Bäcker werd fluche,
Gott mag's em verzeihe.

Un klagt er, so kricht er
Kähn Recht, un dann zieht er
Leer ab for Gericht do,
Er hat sein Gewicht jo.

Gips, Erbsenmehl dhu ich
Aach ebbes derzu ich,
Das kann nix verderwe,
'S werd Niemand dran sterwe.

'S reit Jedes sein Gailche;
Die hot ä beess Mailche,
Die schlumpt for de Nutze,
Die duht sich gern butze.

Der Ähn micht Honores,
Der Anner Botschores,
Der schmausst uff de Jagde,
Was Annern sich pachte.

Der babbelt bestännig:
„Nein, zehe prozennig,“
Un will dann mit elfe
Seim Nechste noch helfe.

Der do enfehrt Mädcher,
Der dort feilt Dukätcher,
'S gibt allerlä Diebcher
Vun goldige Liebcher.

Stehl besser! stehl besser!
Vum Simmer drei Sester,
Ich kann mich for's Mahle
Jo selber bezahle.

Eilen wir uns mitten aus dem heißblütigen Leben der Gegenwart, wie es im ſonnigen Rheinthal gedeiht, in's geheimnißvolle Halbdunkel der Sage, — welche gewaltige Geſtalten ſchreiten da die Ufer des Stromes entlang auf und nieder und ſchweben über den Wellen, Siegfried der Drachentödter in Worms, da man noch im uralten Dom die Stelle zu erkennen glaubt, die das Nibelungenlied ſchildert, und der mannhafte Fiedler von Alzei (welche Stadt noch die Fiedel im Wappen führt); noch bewahrt der Roſengarten bei Worms in ſeinem Namen wenigſtens den letzten Anklang der alten Heldenſage. Rings um das goldene Mainz aber, die Wiege Gutenbergs, blüht und duftet die Legende, und in Mainz tönt noch die Überlieferung vom Urſprung des Mainzer Wappens, des Rades, durch Willigis, von Heinrich Frauenlob, zu Ingelheim die Sage von Karl und Elbegaſt, bei Bingen gilt noch im Volksglauben das Urtheil des Volksgerichts über den böſen Hatto von Mainz im Mäuſethurm.

Die Provinz Oberheſſen umfaßt die freundliche und fruchtbare Wetterau, den Vogelsberg, deſſen Höhen ein um ſo rauheres Klima haben, und das unwirthbare Hinterland. Wie nun in ſolcher Weiſe klimatiſcher Unterſchied, ſo zeigen ſich auch volksthümliche in den einzelnen Landſchaften Oberheſſens, was Mundart, Sitte und Tracht betrifft.

Das ſogenannte „Hinterland“ iſt insbeſondere die Heimath jener fleißigen Männer und Frauen, der „Heſſenländer,“ welche zumal zur Sommerzeit nach der Wetterau, der Gegend von Frankfurt a/M. und Darmſtadt und noch ſüdlicher wandern, um bei den Ärntearbeiten ſich im Tagelohn etwas zu verdienen, und an denen die weibliche Nationaltracht durch das Spottliedchen bezeichnet wird, welches die Kinder den Frauen nachſingen: „Heſſenländer Weibercher, mit den ſchwarzen Häubercher, mit den kurzen Röckelcher, tanzen wie die Böckelcher.“

Eine lebendige Ausſtellung ſämmmtlicher Nationaltrachten des Großherzogthums Heſſen war im Jahre 1844 in den Feſttagen des Auguſts zu Darmſtadt zu ſchauen, als alle Landſchaften ihre ſtattlichſten Vertreter beiderlei Geſchlechts zur Enthüllung des Ludwigsmonuments geſandt hatten, des Denkmals, welches „Ludwig dem Erſten ſein dankbares Volk" errichtete. So lautet die Inſchrift auf der Vorderſeite des Würfels, über welchem die hohe Säule emporſteigt, die das koloſſale Erzbild des verewigten Landesvaters trägt, deſſen unſterbliche Verdienſte um Hebung des Bauernſtandes die Worte auf den aufgepflanzten Feſtfahnen deutlich genug bezeichneten: „Vergütung des Wildſchadens 1810," Frohndfreiheit 1811, 1819," Aufhebung der Leibeigenſchaft 1811, 1827," „Gemeinheitstheilungen 1814—1827," „Verwandlung des Zehnten 1816, 1824," „Aufhebung des Novalzehnten 1816, 1820, 1821," „Aufhebung des Mühlbannes 1818," „Ablöſung der Grundrenten 1821," „freier Abſatz der Produkte — Zollverein, 1828," „Beförderung der Wieſenkultur 1829." Bei dieſer lebendigen Ausſtellung der ſämmtlichen Nationaltrachten des Großherzogthums Heſſen hatte nun gerade die Provinz Oberheſſen die reichſte Mannigfaltigkeit aufzuweiſen; da ſah man den Burſchen aus Gambach (Kreis Hungen), mit der runden Pelzmütze auf dem Kopf, der hellblauen Weſte und dunkelblauen Jacke, beide mit ſilbernen Knöpfen beſetzt, den kurzen gelbledernen Hoſen, weißen Strümpfen und Schuhen, und das Mädchen, mit der blauen über dem Scheitel kammshoch ſteigenden, hinten im Nacken mit wallenden weißen und blauen Bändern geſchmückten, unterm Kinn gebundenen Haube, deren Rand etwas über dem zurückgeſtrichenen Stirnhaar aufſaß, das Band unter dem Kinn bildete die in ganz Oberheſſen landesübliche ſchwarze Schleiſe, hier etwas länger, bis zum Buſen herabwallend, ein buntes Tuch um den Hals unter der den Oberleib knapp umſchließenden, vorn mit einer Reihe Silberknöpfe geſchmückten Mütze, die an der Taille vorn mit einer Schleiſe geſchmückt war, den Rock in zahlreichen Falten bis etwas übers Knie herabreichend, in dunkelblauen Strümpfen und Schuhen. Gar ſtattlich ſtand der Burſche aus Rabenau (Kreis Grünberg) da, im kurzkappigen, breiträndigem Hut, ſchwarzem Halstuch, blauer Weſte mit doppelter Reihe von weißen Metallknöpfen, blaßgebem langem Kittel, blauen Pantalons und Stiefeln, und neben ihm die friſche Dirne, das kurze, enge, hellfarbigumſäumte Häubchen auf dem Scheitel, das unterm Kinn zuſammen gebunden war, um den Hals eine Perlenſchnur, dann ein buntes Tuch drum geſchlungen oder gelegt, im buntberänderten Mieder, welches vorn ein zu beiden Seiten mit weißen Metallknöpfen beſetztes breites Bruſtſtück hatte, während die hellweißen Hemdärmel bis an den Ellenbogen hervorblickten, der hellgrüne, roth oder blau geränderte Rock bis an die Knie reichend, um die Taille ein buntes Band, eine blendend weiße Schürze und desgleichen Strümpfe. Dagegen ſah man nun wieder das Mädchen aus Heuchelheim (Kreis Gieſſen), das eben geſchilderte Häubchen weiß mit dunklem Beſatz auf dem Kopf, Halstuch, violette Jacke vorn geſchloſſen und auf der Bruſt mit grüner Schleife, den grünen Faltenrock etwas länger, und die violette Schürze davor, blaue Strümpfe; und ein anderes Mädchen aus Niederweiſel (Kreis Friedberg) das zierliche rothe Heſſenhäubchen mit ſchwarzem Vorband über dem ſorgfältig zurückgeſtrichenen Stirnhaar, die ſchwarze Kinnſchleife länger und das Vorband, rundumlaufend, im Nacken lang herabwallend, das Halstuch roth, die enganliegende blaue Ärmeljacke mit langer Taille, vorn zierlich mit zwei Reihen weißer Metallknöpfe, der bis übers Knie hinabreichende Rock gleichfärbig und eine vielgefältelte violette Schürze drüber, die Strümpfe gleichfarbig mit Jacke und Rock; der Burſch daneben im gewaltigen Dreimaſter, den Hemdkragen ein wenig überm ſchwarzen Halstuch umgeſchlagen, eine hellblaue Unterweſte, eine dunkle offne Jacke drüber, und über der letzteren wieder den ehrenfeſten dunkelblauen, kragenloſen, bis zum Knie reichenden Oberrock mit Seitentaſchen vorn und einer bis über die Taille herabgehenden Knopfreihe, gelblederne Hoſe, weiße Strümpfe und Schnallenſchuhe. Minder vortheilhaft ſah das Mädchen aus Angersbach (L. Bez. Lauterbach) aus, mit dem weiß und rothgewürfelten auf ziemlicher Kammhöhe über den Kopf gebundenen Tuch, deſſen breite Zipfel ſich am Halſe bauſchten, im violetten Leibchen, über welches ein buntgewirktes Tuch vorn kreuzweis bis zur Taille geſchlungen war, die weißen Hemdärmel etwas bis über den Ellenbogen hervorblickend, der bis übers Knie hinabreichende hellbraune Rock mit der rothgebundenen weißen Schürze geſchmückt, die Strümpfe blau; das Mädchen aus Pfordt (L. Bez. Schlitz) trug eine hohe kegelförmige, zu beiden Seiten mit Wulſten ausgeſchmückte ſchwarze Haube mit der obligaten ſchwarzen Bandſchleife unterm Kinn, eine ſchwarze, weitärmelige Mutze (Jacke), drüber einen umgeſchlagenen geſtickten Kragen, ein über's Kreuz auf der Bruſt geſchlungenes rothes Tuch und eine ſilberne Kette drüber, einen für Oberheſſen verhältnißmäſſig ſehr langen, faſt bis an die Knöchel reichenden ſchwarzen Faltenrock mit blauer Schürze, und weiße Strümpfe; der Schlitzer Burſche eine hohe rauhe Mütze mit zur Seite lang herabwallenden grünen Bändern, ſchwarzes Halstuch, grüne Weſte mit weißmetallenen Knöpfen, langen dunkelblauen Oberrock mit kurzem Stehkragen, einer Knopfreihe und zwei Seitentaſchen vorne, weiße Kniehoſen und weite Querfaltenſtiefel bis dicht ans Knie. Aus dem Bezirk Büdingen kamen die hübſchen Landmädchen mit ihren eigenthümlich geformten weißen geſteiften Häubchen, die ſich am Hinterhaupt ſenkrecht, vorn etwas nach innen gewölbt über dem glattgeſcheitelten Blondhaar aufthürmen, und mit ſchmalen weißen Bändchen gar nett und reinlich und anſpruchlos unterm Kinn gebunden ſind, in ihren dunkleren (meiſt braunen) weitärmeligen Mutzen und langen Röcken, die blaue Schürze vorgebunden, das blaue, rothgeränderte Tuch kreuzweiſe über den Buſen gebunden, die Schuhe hoch. Viel origineller ſahen die aus dem Breidenbacher Grund aus, mit dem mehr im Nacken ſitzenden kurzen, knappen und hinten bandloſen rothen Heſſenhäubchen, das unterm Kinn durchs ſchwarze Band gehalten war, um den Hals ein ſchwarzes Seidentuch geſchlungen, deſſen breite Schleife im Nacken lag, in einer vorn offenen, nur an der Taille tief zuſammengehaltenen weitärmeligen Jacke, ein langes ſehr buntes Bruſtſtück mit Schleifen vorn über dem Hemd, den dunklen Rock in vielen Falten und ſehr kurz, eine viel gefältelte, nur wenig hellere Schürze drüber, gelbe Strümpfe und Strumpfbänder mit grellfarbigen Quaſten und hohe Stöckelſchuhe mit Schnallen. Die Krone von allen aber behielten die hübſchen Dirnen aus dem Kreiſe Biedenkopf (ehemaligen Amt Gladenbach); die ſtachen Allen durch die natürliche, ungeſuchte Eleganz der kleidſamſten Tracht am meiſten ins Auge; da ſah man das Heſſenhäubchen ſo zu ſagen in ſeiner äſthetiſchen Ausbildung, die Farbe ſchwarz, die Form den ganzen Kopf umfaſſend, ſo daß ſie ſich zierlich an die Bildung des Hinterkopfs ſchloß, mit einem verjüngten Vorſprung über die Stirn herabtrat und über dem Scheitel eine artige natürliche Krone bildete, ſtatt der langen Bandſchleifen quollen unter dieſem Häubchen hinten die ſchönen dichten Zöpfe hervor den Nacken hinab, und die langen Bänder vorn wurden nicht knapp unter dem Kinn geknüpft, ſondern entweder freigelaſſen, oder über der Bruſt loſe in einander geſchlungen; ein hellfärbiges Tuch legte ſich in weiten Falten um den von einer Kette umſchloſſenen Hals, ein ſchöngeſchwungenes ärmelloſes, vorne offenes Leibchen um den Oberleib, da quoll nun zu beiden Seiten der blendend weiße von bunter Saumſpange gefaßte Hemdärmel bis nahe an den halben Unterarm vor, ein buntes, reichgeſchmücktes Bruſtſtück bedeckte den von jenem Leibchen offengelaſſenen Raum, und kreuzweiſe Schnüre umſpannen unter dem Buſen das bezeichnete Bruſtſtück; ein bunter, in ſchöner Wellenlinie um die Hüften gelegter Gürtel ſchlang ſich über den in zahlreiche Falten gelegten wenig bis über die Kniee reichenden und vorn mit einer etwas helleren Schürze verzierten Rock, blendendweiße Strümpfe und zierliche ſchwarze Schuhe mit hohen Abſätzen vollendeten den reizenden Anzug, welcher eben ſo ſehr der vollkommenſten Naivetät entſprach, als er in Beziehung auf Anſtand für ein Auge, welches in der Schönheit den Anſtand und im Anſtand die Schönheit nicht vermiſſen will, nichts zu wünſchen übrig ließ. Doch genug dieſes Bildes, das ſich, in vielfacher Hinſicht intereſſant, bei dem Volksfeſte im Auguſt des Jahres 1844 in Darmſtadt zeigte, einem Volksfeſte, das in jeder Hinſicht dieſen Namen verdiente, weil es den ſprechendſten Beweis lieferte, erſtens, wie das Volk, treuen Herzens und in ſeiner Treue unverwüſtlichen Gedächtniſſes, die Volksliebe eines edlen Fürſten noch nach vielen Jahren zu ſchätzen weiß und deſſen Andenken zu ehren ſucht, und zweitens, weil das Volk dabei bewieſen hat, daß es, wenn man ſeinen geſunden Ordnungsſinn zu ehren weiß, keiner Polizei bedarf, um bei aller freudigſten Luſt nicht über die Schranken zu ſchlagen, daß ſein eigener richtiger Takt die allerbeſte Polizei iſt. Und wahrlich: dieſen geſunden Ordnungsſinn, der eigentlich nichts anderes iſt, als der ſchönſte Ausdruck des im Volke tiefwurzelnden Rechtsgefühls, der im Volk unausrottbaren Pietät, iſt das genügendſte vom Volk ſelbſt abgelegte Zeugniß für das innige Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk; ſo ward es von beiden, von Fürſt und Volk, gleichfreudig erkannt im Großherzogthum Heſſen, dem als Staatsbürger anzugehören, ich mir zur Ehre rechne; und als ſolcher wünſche ich nichts ſehnlicher, als, daß dieß ſegensreiche Verhältniß wechſelſeitiger Liebe und Treue, auf Wahrheit und Recht begründet, immerdar ſich erhalten und immer mehr erſtarken möge; der Fürſt iſt ſtark, der es durch's Volk iſt, das Volk iſt glücklich, das einem Fürſten, der dem Recht, dem Geſetz, dem Geiſt huldigt, den ſeinigen nennt; da hebt und trägt und ſtützt ein Theil den andern, da lebt und ſtirbt ein Theil für den andern, und das nennt man deutſch, und ſo hält man's hier bei uns im biedern Heſſen, das freu' ich mich ſagen zu können, als ein freier unabhängiger Mann, der nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat. Aber ich merke, daß mir das Herz abermals die Lippen länger, als ich wollte, bewegt hat, und ich muß nun das Volk wieder ſelbſt reden laſſen. Ich meine: es iſt Zeit, auch auf die Mundarten Oberheſſens zu kommen, und ich bedaure, daß ich hier nicht weitläufiger mich auslaſſen darf; halt' ich mich ja doch ohnehin länger bei Heſſen auf, als bei andern deutſchen Ländern; aber die Ungleichheit, die ich mir da zu Schulden kommen laſſe, iſt, wie ich denke, entſchuldbar.

Der Vogelsberg hat keinen eigenthümlichen Dialekt, ſondern bildet, wie die Waſſerſcheide, ſo die Sprachſcheide, ſo daß der ſüdliche Theil dem Wetterauer zukommt, jedoch mit einzelnen eigenthümlichen Ausdrücken, der nördliche und nordöſtliche aber dem Buchoniſchen verwandt iſt. Der eigentliche oberheſſiſche endigt nach dem Hinterlande zu am Schneeberg, wo auch die eigenthümliche Tracht der Hinterländer anfängt, die (wie die Hinterländer von Andern ſagen: „Sei winn dai ausſtärriſche Klärer begaffe" [ſie wollen die ausländiſche, ausſtädtiſche Kleider begaffen]) von Fremden bewundert wird.

Als Probe der Wetterauer Mundart folgende Sprüchwörter: „Mr ſchwaͧtzt voͧn naut, es kimmet voͧn aut" (man ſpricht von Nichts, es kommt von etwas) und: „Klaan trere ahm die Kinner uff die Scherz, un groß uffs Herz" (Klein treten Einem die Kinder auf die Schürze und groß aufs Herz), *), ſowie das nachſtehende Bruchſtück aus dem im Jahre 1794 verfaßten, 1842 am 70. Geburtstag des Verfaſſers von deſſen Söhnen herausgegebenen **) Gedicht von Karl Friedrich Langsdorf „der Fleiſchträger Römer":

„Waͤi gitts, Haͤrr Langsdaͦrf? goͦure Daͦaͦch!
Daͦ sai mr jaͦ mennaanaͤr!
Doos gung dr mol en aanaͤr Raasch!
Aich huun ùch Schdekkaͤr Oisseflaasch,
Aͤas schiinar, waͤi da aͤanar!"

---

*) Beide verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Profeſſors Dr. Ph. Dieffenbach.

**) Mit ſehr verdienſtvollen Erläuterungen, welche ſich über die Wetterauer Mundarten verbreiten.

(Wie geht's, Herr Langsdorf? Guten Tag! Da ſind wir ja mit einander. Das ging dir einmal in einer Rage! Ich habe euch Stücken Ochſenfleiſch, eins ſchöner als das andere).

„Ass gaͤst *) koom a͡ich fu̲u̲ Laabàch (Laubach) haͤr;
Daͦ gaͦaͦbs e Schaͤiweschäise (Scheibenschiessen).
Dr Uwwaͤrfirschdaͤr (Oberförster) Zimmermann
(Ach waͤrrlich, 's ess e gaͦ͡uraͤr Mann!)
Lesst aach de Babbe grouͥse.“

„Doos waͦaͦr e Hezz ou waͦaͦr e Schdaab! (Staub)
En waͦaͦr e Last zom schdaͤrwe'
Na̲a̲, aͦwwaͤr aich nidd faͦal un moocht
M͡a̲i̲ Hoisse raͦff en liif en doocht, **)
Ds Zo͡uͥk moͤcht sosst faͤrdaͤrwe.“

„M͡oed waͦaͦr aich; saͤzt m͡aich binnaͤrn Baam,
Daͤ koom e Dunnaͤrwaͤrraͤr.
Ds F͡auaͤr fur d͡aͤi Krouͥz un Zwaͤrch;
E dekkaͤrRa̲a̲ (heftigerRegen) fuum Fuchchaͤlsbaͤrch (Vogelsberg)
Naͤzt m͡aich bs aͦff ds Laͤrraͤr (bis auf die Haut) u. s. w.“

„Eine Mundart“ (heißt es am Schluß der Erläuterungen zu dem charakteriſtiſchen Gedicht), „welche noch durch keine Schrift feſtgehalten wird, bedient ſich ihrer vollen Freiheit, und es entſtehen zahlreiche Abſchattungen in ihrer Lautung, welche die Schwierigkeiten, ſie richtig zu ſchreiben, nicht wenig vermehren. Die Selbſtlaute, beſonders der kleineren Redetheilchen, ändern ſich, je nachdem das Lautverhältniß oder der Ausdruck der Rede dazu auffordern. So lautet im Gedichte das Wörtchen und bald: en, bald on, bald un, und wir erinnern uns, von den zärteren Geſchöpfen unter den Redenden oft i͡en gehört zu haben, und wie weichen „di“ und „dai“ für „die,“ ſo wie „ſe“ oder „ze“ und „zou“ für „zu“ nicht von einander ab. Eine ſinnige Eigenheit eines ſolchen Naturzuſtandes einer Mundart — und namentlich iſt es der Wetterauer eigen — iſt, daß ſich die Lautung oftmals nach der Perſon ändert, mit welcher der Redende ſpricht, und häufig auch nach dem Alter und den Verhältniſſen des letzteren verſchieden iſt. Die Männer unter einander ſprechen rauher als die Frauen oder als wenn ſie mit Vornehmeren ſprechen; ebenſo ſprechen die Kinder und die Einwohner der Landſtädtchen zärter als die Alten und die Dorfbewohner, und überhaupt die jüngeren Geſchlechter glätter als die ausſterbenden. Die volleren Selbſtlauter machen feineren Platz oder erhalten ſich nur in allen Zuſammenſetzungen.“

---

*) Als geſtern, ſo viel wie: zur Zeit von geſtern.

**) Bezieht ſich auf die kurzen Hoſen der altväteriſchen Tracht, welche ohne Hoſenträger getragen wurden, ſie mußten, wenn ſie den Leib zu ſehr zwängten, auf die Hüften heraufgehoben werden, was beſonders nöthig ſein mochte, wenn ſich ein Laſtträger in ſchnelleren Gang ſetzen wollte.

Hier noch ein Volksliedchen aus der Wetterau gegen den Vogelsberg hin:

„A'ch sain dr herzegéalle (herzgülden)- gout!
Wore, dou mr äch!
Wann aich daich seh'n, do lächerts maich.
Jå worre, aich daich äch?“ (aus Dr. Weigands wetterauiſchem Wörterbuch.)

In der Provinz Starkenburg, welche den Odenwald, die Bergſtraſſe und die Ebene zwiſchen Rhein und Main umfaßt, finden ſich folgende Idiotismen und charakteriſtiſche ſprüchwörtliche Redensarten.*) Zunächſt an einzelnen Wörter: abſlappen = ſchlagen, aber — arbeitſam, abkappen, abſtumpfen = Jemand mit Worten etwas ſo verhalten, daß er ſchweigt, äbich = verkehrt, anlaufen = übelwegkommen, anblaten = anſtücken, anthun = behexen, aber auch bekleiden, aufbrechen = zum Reden bringen (z. B. brich ihm das Maul nicht auf, (d. h. bring' ihn nicht dahin, daß er Dinge erzählt, die dir zum Nachtheil gereichen), auswiſchen = Ohrfeigen geben, ſich aufblaſen = großthun, babbeln = ſprechen (beſonders von Kindern, wenn ſie zu reden anfangen, dann auch: Geheimniſſe verrathen), bambeln =

---

*) In G. W. Freih. v. Wedekinds „vaterländiſchen Berichten für das Großherzogthum Heſſen“ 1. Bd. (Darmſtadt 1835).

nachläſſig herabhängen (die Kleider bampeln auf dem Leib), batten = helfen („batt's nichts, ſo ſchad's nichts"), beſabern = ſich mit Speichel verunreinigen (daher: Sabermaul), Bettel = geringe Habe, Bleſſe = bei den Pferden der weiße Fleck auf der Stirn (daher: „er heißt Bleß," d. h. er hat einmal einen böſen Namen), brotzeln = kochen, brodeln, buffen = jemand mit den Händen (Fäuſten ſchlagen), dapper = hurtig, geſchwind, deck (oft), dickſatt = vollkommen ſatt (jemand dickſatt haben = ganz überdrüſſig ſein), dußlich = ſchwindlich, fegen = viel tanzen, dann: an vielen Orten in der Welt geweſen ſein, endlich: jemand ausſchelten, durchhecheln = über einen Abweſenden Böſes ſprechen, durchſchwingen = jemand mit Stock, Gerte oder Peitſche ſchlagen, Fraache = Großmutter, fummeln = ſäubern, reinigen, galern = im Scherz mit einander raufen, Gackel = ein Menſch, der ſich geckenhaft, poſſenhaft benimmt, gaaſen = fehlen (beſonders Kleinigkeiten), geier = Futter verſchmähend (meiſt vom Hausthier gebräuchlich), Gickel = Hahn, Gothe = Pathe weibl. Geſchlechts, Häbrche = Großvater, hapern = Anſtände finden, holgen = fortgehen, Hinkel = Huhn (desgleichen ein furchtſamer oder einfältiger Menſch), kickeln = unnöthigerweiſe oder auf eine kindiſche Art lachen, kollern = ohne Urſache zanken, knollern = alles nicht recht finden, langen = herbeiholen (aber auch ausreichen), luck = locker (beſonders beim Backwerk) müll = weich, mürb (namentlich beim Obſt), muckſen = regen, mummeln = von einer Sache, die noch nicht lautbar iſt, heimlich ſprechen (daher: „es geht in der Mummelung"). Obrichlichter = Menſchenpocken, otterfett = ſehr feiſt, Pätter = Pathe männlichen Geſchlechts, präpeln = im Unmuth ſprechen, protzen = ſchmollen (wenn zwei Perſonen aus unbedeutenden Urſachen nicht mit einander ſprechen), purzeln = herunterfallen, rappelköpfig = jeden Augenblick anderen Sinnes ſein, rappeln (von einem Geräuſch), rachgierig = habſüchtig, rack = ganz ermattet bis zur Gliederungelenkigkeit, rehe = ſteif in den Gliedern (beſonders bei Hausthieren), rinſen = eine Sache wiederholt zur Sprache bringen, rücheln = eine Sache zur Sprache bringen, die ein Anderer nicht gerne hört, ſchel = ſchielend, einäugig, ſcherp = ſchief, ungerade, ſchofel = ſchlecht, ſtrampeln = mit den Beinen ausſchlagen, Schuſſel = ein Menſch, der nicht viel überlegt und öfters unbedachtſame und närriſche Handlungen begeht (das öſterreichiſche „Schuſſ'l, Schuſſartl," ſchrankeln = einen unſicheren Schritt führen, entweder in Folge der Trunkenheit oder einer Krankheit, Tollpatſch = ein Menſch der ſich in ſeinen Bewegungen oder im Sprechen ungeſchickt benimmt, Trappe = ein Tritt, der ſich im lockeren Boden ſtark abgedrückt hat, trappeln = kurze Schritte machen (trippeln), Truckſer = ein Menſch, der in allen ſeinen Handlungen ſehr langſam iſt, ſich tummeln = eilen, tummlich = taumlich, = ſchwindlich, Unnereſſen = das Eſſen zwiſchen Mittag- und Abendmahlzeit oder das Vieruhreſſen, vergeben = vergiften (wie in Öſterreich), verdabbeln = eine Ungereimtheit begehen oder ſich dazu überreden laſſen, verkrumpeln = zerknittern, verthun — verſchwenden („auf einen Sparer kommt ein Verthuer“), ſich verthu'n = ſich übereilen, verpraſſeln = die Habe auf eine leichtſinnige Weiſe durchbringen, wackeln = nicht feſtſtehen („es wackelt bei Jemand“ = die Vermögensverhältniſſe ſind im Verfall), Waſſem = Raſen, wetterleiniſch = träge, Windhaltung = eine vorm Wind geſchützte Stelle im Freien (daher: „in der Windhaltung iſt es warm“), winſch = verkehrt, verdreht (1) die Leiter iſt winſch = die Leiterbäume ſind verdreht oder haben ſich geworfen, 2) wenn ſich ein Menſch zur Arbeit ſchlecht anſtellt), wuſchlich = recht munter und flink, ſchnell in den Bewegungen des Körpers. Charakteriſtiſch ſind folgende ſprüchwörtliche Redensarten: Er macht den Bündel noch nicht (er iſt noch nicht ſo arm, daß er nicht bezahlen könnte), er lacht in die Fauſt (freut ſich heimlich über eines Anderen Schaden), er kann eine Fauſt machen (er iſt wohlhabend und kann deßhalb etwas unternehmen), er kann die Hände nicht halten, (er entwendet, wenn ſich die Gelegenheit dazu bietet), es gibt zerriſſene Hoſen, (wenn die Sache ſchlecht ausfällt, wird der Nachtheil groß ſein), er will mit dem Kopf durch die Mauer (eine ſchwer oder gar nicht ausführbare Sache mit trotziger Beharrlichkeit ausführen), er trägt die Kirche ums Dorf (er ſucht eine Sache auf Umwegen zu erreichen, die er auf näheren Wegen leichter erlangen könnte), er muß die Pfanne placken (er muß zuletzt die Schuld Anderer tragen), die Platte putzen (entlaufen), er iſt nicht ſauber (es iſt ihm nicht zu trauen, entweder 1) wegen Unredlichkeit oder 2) daß er die Mittel hat, um ſeine Abſicht zu erreichen), es hängt ihm auf den Rücken (er iſt einer Sache ganz und gar überdrüſſig), wenn's an Bindriemen geht (wenn die Sache zur Entſcheidung kommt), er iſt nicht recht bei Groſchen (er iſt nicht recht klug), die Gans im Sack haben (beſtändig Ausgaben haben), wer nicht hinauskommt, der kommt nicht nach Haus (wer keine Erfahrungen gemacht hat, kann von keiner Sache ſprechen), flüchtig wie Haarpuder (recht ſchnell), er iſt nicht kapitelfeſt (er iſt nicht geſund), den Karrn umwerfen (Konkurs machen), jemand an der Leine laufen laſſen (jemanden herumnarren, wiederholt verſprechen und nichts halten), vor dem Zapfen wegläugnen (jemand ins Angeſicht eine Sache abläugnen), aus den fünf Nähten ſchlagen (jemand recht ſchlagen), es rappelt ihm in der Perrüke (er ſpricht etwas ganz Verkehrtes), er hat Steine im Sack (er handelt falſch gegen Jemand), dafür auch öfters: er hat ſein Pulver nicht in einen Schuß geladen. Zwiſchen Darmſtadt und Hanau tönen noch immer alte Volksliedchen von gar hübſcher Naivetät wie die beiden folgenden: *)

„Gih mer net über mei$^{\underline{n}}$ Äckerge,
Gih mer net über mei$^{\underline{n}}$ Wies,
Gih mer net zou meim schi$^{\underline{n}}$ (schönen) Schätzelge,
Gih mer net zu meiner Lies!“ **)

oder:

„Gihn ich de Dannewald uff en op
Sehn' ich (Seh' ich) de Boichewald oh$^{\underline{n}}$,
Hot mer mei$^{\underline{n}}$ Lëibche ***) wos Láads gedo$^{\underline{n}}$
Denk ich mei$^{\underline{n}}$ Lebedag dro$^{\underline{n}}$.“

In Darmſtadt iſt alte volksthümliche Sitte ganz erloſchen, ſo z. B. auch ſchon längſt das einſt weitgenannte „Eſelslehen“ zu Beſſungen. Die Familie der Ritter von Frankenſtein, deren Schloß noch in maleriſchen Reſten Eberſtadt gegenüber Eingangs der Bergſtraſſe auf Darmſtadt und die Rhein- und Mainebene hinabblickt, war nämlich von der Stadt Darmſtadt jährlich mit 12 Malter Korn belehnt, die unter dem Namen des Eſelslehens zu Beſſungen fielen, der Inhaber dieſes Lehens mußte auf Verlangen der Stadt durch einen beſonderen Boten den Eſel ſchicken, auf welchem die Frau, die ihren Mann geſchlagen, durch die Stadt zu reiten verurtheilt war; ſo haben auch ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts die Schießübungen der Bürgerſchaft aufgehört, welche früher an jedem dritten Pfingſtfeiertag ſtattgefunden. Auch die Mundart der jetzigen Darmſtädter iſt nicht mehr ganz dieſelbe wie in früherer Zeit, wie denn überhaupt eine Menge alter Stadtgeſchlechter erloſchen und zumal ſeit der raſchen Vergrößerung der Stadt unter Ludewig I. viele Fremde zugewandert ſind; charakteriſtiſch iſt jedoch noch immer, daß das r faſt überall verſchluckt und wie a ausgeſprochen wird. Ich laſſe hier zur Probe der Mundart der älteren Darmſtädter zwei Lokalſagen folgen, deren Aufzeichnung ich der Güte meines Freundes *Auguſt Nodnagel* verdanke. „Von der *weiße Fra* hob ich allahand geheert, ſchon mei Vatta unn Großvatta wußte zu vazähle. Wann domols e Soldoht uf dem lange Gang im Schloß Poſte geſtanne is, hot er gemaant, er mißt die Schwerhacke kriege, do is manch Werſche (Schluck Branntwein) gege die Forcht genumme worn. Die Weiß ſoll e reich Gräfin von Dalaminde geweſe ſeyn. Sie hatt ihrn Mann in de beſte Johr begrowe loſſe, und manchmol wors ihr ganz wohrm ums Heaz. E Wittfra is freilich e Aſt, wo an Bledche nach dem annern erunnerſchmeiſt, am Enn is er rappeldert. Die Gräfin Agnes hett nun gor ze gern zu ihre zwa Kinnercha nach de zwate Mann gehatt. In der Näh lebte der Ritta Albrecht, e Staatsmann, beſonnerſch wann er uf ſeinn Gaul verbeigeſtaabt is. Sie hott ihm gefalle, er ihr. Hamlich ſchickt ſiem e Brieſche, wo obedruf e feirig Heaz obgebildt wohr und leßt em ſage, wann's ihm recht wär', ihr wär's aab recht, ſo wollte ſe e Päer'chen wern. Mei Ritta aber ſegt, ſunſt mit dem greßte Vergnige, aber jetz kennt er net, bis der Doht vier Aagen geſchloſſe hett. Domit hot er ſein Eldern gemaant, die er bis an ihrn Doht fläge (pflegen) und net verloſſe wollt. Die Gräfin ower verſteht en miß und denkt nur an ihr Kinna, die ihr doch gor ze lieb wohrn. Sie greint und waaß ſich nett ze helfe. Endlich ſchickte ſe en olde Cujon, es wor ihr Hofmeiſta, mit dene Klane in de Wald, daß er ſe umbringe ſollt, und verſpricht ihm zum Deiwelsdank e Schloß und enn Kumb voll dreißiſche Tholer. Der Uldemu (Erzſchurke) ſchleppt die Klaane in die Hecke und mecht ſe kabutt. Allei jetz treibt en ſein Gewiſſe, er hot kei Ruh und kei Raſt meh, bis Alles dem Richta geſtanne und gebießt wor am Galge. Der Fra Gräfin konnt mer (man) nix duhn, dann ihr wißt die Rett (Rede) von de große und klane Dieb. Awer e Pilga aus dem Morjeland, der gleich dernochert uf dem Schloß wohr, hott ihr de Text geleſe und verkindigt, ſie mißt — nett feirig, ſonnern weiß gehn, bis der ganz Stamm von dem Herzallerliebſte ausgeſtorwe währ. Nu ſeyn awer mit dem Ritta Albrecht die mehrſte Ferſchteheiſa (Fürſtenhäuſer) in Deitſchland verwannt, er wor nemlich e Grof von Zollern. Des hot mein Pilga net iwerlegt; es werd alſo noch lang währn, eh daß die weiße Dam zur Ruh kimmt. Jedesmol drei Dag vorme Dodtesfall leßt ſe ſich in den Schleſſa ſehe, ſeifzt und rabbelt mit eme Gebund Schliſſel, und Jedes waaß, was der Mähr is.“

---

*) Ich verdanke deren Mittheilung der Gefälligkeit des Herrn Profeſſors Dr. Ph. Dieffenbach in Friedberg, der ſie in ſeiner Jugend an Ort und Stelle gehört; Varianten des erſten Liedchens im Schwarzwald ſ. in Auerbachs Dorfgeſchichten.

**) Das $\underline{n}$ naſal.

***) Das ëi wird wie einſilbig, aber mit vorherrſchendem Laut des $\underline{e}$ ausgeſprochen.

„In unſerm Schloß zu Dammſtadt geht aach noch e Baumeiſta wannern, der ſoll vor Olders enn große Schatz verſchaart hewe. Den hatt em der dozumolig regierende Herr gebe for des Schloß ze baue. Speter do mußt mei Baumaſterche die Platt butze (ſich davon machen), weil er mit dem Schloß net fertig wern konnt. Lang genug hatt er dran getiftelt, bis die Speckmeis (Fledermäuſe) nein zoge. Nu wohr do e Hofjud, ſo e Art Agent, dem hot der Hof des Bauweſe übergeke, und der hot nun, wie e Jud is, den fremde Baumeiſta triebelirt, allein der hett gern des Geld vor ſich behalte, do hott er immer zur Antwort gebe: 'S is ka Geld do, mein lieba Jud, Jud, Jud! — Dann er hatt geſtottert. Am Enn hott der Hofagent dem Landgraf die Sache geſteckt und der fremd Meiſta hot ſich aus de Äſt gemacht. Dann is er in der weite Welt — in Hamborg oder in Hähnche — geſtorbe. Sein Geiſt duht aber wannern und kratzt alle Nocht zwiſche Elf und Zwelf e anzig Staanche an der Mauer los. Dänn er kann net erleeſt wern, bis daß des ganz Schloß aan Staanhauſe iſt. Werd aber vorher noch manch Trebche (Tröpfchen) Waſſa dem Rhein nunnerlaäſe. — Schittelt nur die Kebb (Köpfe) nett, ſonſt ſeid ihr wie Aaner, der zu Allem ſegt: Es werd net geglabt! Unn es gibt doch noch ſo viel zwiſche dem Darm un der Gerſprenz, wos viel wunnerbarer klingt.“

Ich komme nun zur Schilderung des *heſſiſchen Odenwälders*. Da iſt ein kräftiger Menſchenſchlag mit hohem geraden Gliederbau, doch findet man (nach dem Zeugniß Jägers *) in armen Orten, wo die

---

*) „Die Land- und Forſtwiſſenſchaft des Odenwaldes“ (eine gekrönte Preisſchrift) Darmſtadt 1843.

Mehrzahl der Bewohner nur ſparſam nährende Koſt bei ſchwerer Arbeit erhält, kleinere Menſchen mit gebeugtem Nacken, eingedrückter Bruſt und ungelenken Gliedmaßen, als Folge der früheren Anſtrengungen. Die frühere Nationaltracht des Odenwälders beſtand (nach demſelben Gewährsmann) bei den Männern in einem großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einem aufgeſchlagenen dreieckigen Filzhut, grüner Kutte von Beiderwolle („Beederwüll“) hellblauer Tuchweſte, wollenen Strümpfen mit Kniegurten, Schuhen mit großen Schnallen. Die Frauen, welche ihre frühere Tracht ſo ziemlich beibehalten haben, ſind mit dunkelblau-tuchenen Mutzen, dergleichen langen Röcken mit vielen Falten und mit Hauben von ſchwarzem Kattun, welche an beiden Seiten und oben mit Perlen geſtickt ſind, bekleidet; die Strümpfe ſind ebenfalls von weißer oder blauer Wolle, die Schuhe haben Bändel. Zu dieſem Anzug gehört ein großer, über zwei Fuß im Durchmeſſer haltender Strohhut mit einer großen ſchwarz- und rothen Kokarde, dieſer ſchwere Hut wird am Arme hängend getragen und mehr gegen den Regen als gegen die Sonne gebraucht. Jetzt ſieht man die grüne Kutte nur noch ſelten und es werden ſtatt derſelben lange Röcke von dunkelblauem Tuch mit einer Reihe Knöpfe ganz ähnlich den alten Hofröcken getragen; überhaupt ſind Männer und Weiber ziemlich moderniſirt. Die gewöhnliche Lebensweiſe des Odenwälders und ſeine Nahrungsmittel ſind nach den verſchiedenen Ständen — Bauern und Taglöhner — ſehr verſchieden. Die Bauern leben gut und genießen nahrhafte Koſt, namentlich viele Mehlſpeiſen, viel geſalzenes und gedörrtes Fleiſch, gutes Brot u. ſ. w., die Taglöhner dagegen müſſen ſich meiſtens von Kartoffeln ernähren und vermiſchen dieſe wenigſtens zur Hälfte mit Getreidemehl zu Brot. Friſches Fleiſch kauft der Odenwälder nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen, nämlich bei Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchweihen. Bei ſolchen Feſtlichkeiten iſt er ausgelaſſen und ſieht gerne, wenn auch Andere, namentlich die höheren Stände an ſeiner Freude und an ſeinen Gelagen Theil nehmen. Er wartet auf mit Reis- oder Gerſtenſuppe, Ochſenfleiſch mit Meerrettig, welcher in großen Schüſſeln aufgetragen wird, Sauerkraut mit Erbſenbrei und Speck, Braten und Salat, ſodann Kuchen in Menge und Kaffee in großen Häfen, welchen beſonders die Weiber lieben und gerne ſehr ſüß trinken. Auch vom ſüßen Wein, ſogenannten Zuckerwein, ſind die Frauen große Liebhaberinnen und trinken ſich nicht ſelten einen

Rauſch, in welchem Zuſtande ſie durch ihr fortwährendes gellendes Jauchzen recht unleidlich ſind. Die verheiratheten Männer erfreuen ſich mehr im traulichen Geſpräch mit Eſſen und Trinken, die ledigen Burſche mit Tanz und der Weinflaſche. Eigens iſt es, daß in Geſellſchaften von 5 — 6 und mehr Perſonen nur ein Glas aufgeſtellt wird, welches die Runde macht und von jedem, welcher getrunken hat, wieder voll gegoſſen wird, ehe es der Nachbar mit den Worten „wohl bekomm's“ erhält. Dieſer trinkt die Geſundheit ſeines folgenden Nachbars, füllt das Glas und gibt es weiter. Wer neu in die Geſellſchaft kommt, gleichviel, ob dieſes im Wirths- oder Privathauſe iſt, erhält es zugetrunken, und es wird als eine Geringſchätzung angeſehen, wenn man nicht „Beſcheid thut,“ d. h. trinkt. Bei Tanzgelegenheiten gibt es unter den Burſchen öfters Streit und dann herrſcht leider noch an vielen Orten die ſehr üble Gewohnheit, daß die Meſſer gezogen und geſtochen wird, wobei es oft tödtliche Wunden ſetzt; durch ſcharfe Unterſuchungen und angemeſſene Beſtrafungen iſt es indeſſen ſchon dahin gekommen, daß die Schlägereien ſeltener, und wenn ſie vorkommen, doch weniger gefährlich werden. Die Kirchſpielsverhältniſſe üben einen eigenen und nicht günſtigen Einfluß auf die Odenwälder aus. Der von der Mutterkirche entfernt wohnende Theil der Bevölkerung findet ſeine oft einzige Unterhaltung in dem ſogenannten Kirchgange; neben der Kirche befindet ſich aber meiſt das Wirthshaus und oft wird in dieſem verdorben, was in jener Gutes bewirkt werden ſollte. Die Wohnungen des Odenwälders ſind niedrig und nicht ſehr hell, die Stuben in der Regel ſchwarz, weil ſtatt Lichtern noch Fackeln, Leuchtſpäne von Buchen-, Birken- oder Kiefernholz, gebrannt werden; die Viehſtälle ſind oft in einem beſſeren Zuſtande als die Wohnungen der Menſchen; Reinlichkeit iſt nicht immer im Hauſe zu finden, die Fenſter werden ſelten geöffnet und im Winter wird ſo ſtark eingeheitzt, daß Eintretende vor Hitze umfallen möchten; der nächſte Stuhl am Ofen gehört dem Großvater, der zweite Platz auf der Ofenbank dem Vater. Die Mundart des heſſiſchen Odenwälders hat viel Treuherziges, Derbes und klingt mitunter an altdeutſche Formen noch ſtark an. So heißt der Großvater: Hehrche = Herrchen, alter Herr; die Großmutter: Frache = alte Frau; die Schwägerſchaft: Geſchwaih. Eigene Vokallaute ſind au ſtatt o: ſau unn e ſau = ſo und ſo; wau = wo; doch nicht ganz das Schriftdeutſche au. Die Ausdrücke: Kerl und Menſch (ſtatt Burſch und Mädchen) nehmen mehr ab, dafür wird beſonders aus Artigkeit gegen das weibliche Geſchlecht Weibsmenſch, Weibsbild, Weibsperſon gebraucht, welche unter ſich ſynonym, aber fein verſchieden ſind. Seine Ehefrau nennt der Odenwälder: Mein', höchſtens im Scherz: mei Olde; die Frau dagegen braucht bei ihren Bekannten den Vornamen ihres Mannes, bei Fremden ſagt ſie: Er — wenn ſie von ihm als Abweſendem ſpricht. Das Fürwort man hört man faſt nie, dafür Aaner ſtatt unſer einer. Eigene Wörter ſind: ſtrümpig = in den Strümpfen; hemmig = im Hemde, nach barfüßig gebildet; Knowelich = Knoblauch; Honof = Hanf; ſich veraanern oder heiern = heirathen; Umbare = eine Menge Sachen, die ſich nicht gut tragen laſſen, wohl von baren tragen; meſchukke = geiſtesverwirrt; diſchparot, desparat, raſend; letzteres gehört zu den wenigen Fremdwörtern der Mundart und iſt nicht einmal überall gäng und gäbe. *) — Als Probe der Mundart ſtehe hier das folgende Gedicht auf den Tod eines Zechers (aus Hebel überſetzt):

Da hawwe se en Man begrawe,
S'is schad vor seine grosse Gawe,
Geh, noh un fern, un sech so aan,
Dess is vorbei, du finnst mer kaan.

Er is e Himmelsgelehrter gewest;
In Norde, Süde, Ost un West
Hott er nor gefrogt von Haus zu Haus:
Hängt nergens dann e Stern heraus?

Er is e tapprer Ritter gewest,
In Norde, Süde, Ost und West
Hott er gefrogt in anem fort:
Is nett e Bär odr e Löwe dort?

Er is e seltsamer Krist gewest,
In Norde, Süde, Ost 'un West
Hot er bei Tag, hot er bei Nacht
Zum Kreiz sein stille Gang gemacht.

Sein Name is in Stadt un Land
Bei grosse Herrn gar gut bekannt,

---

*) Ich verdanke dieſe Mittheilung meinen Freunde Nodnagel.

Ze finne is er immer gewest
In de drei König am allerbest;
Jez is er todt un schämt sich wohl,
So geht's seine Brüder allewohl.

Die Volksſagen des Odenwaldes, ſind allgemein bekannt und oft gedruckt; insbeſondere die vom Rodenſteiner, dem wilden Jäger, (gewiß Reſt des alt-germaniſchen Volksglaubens; eine patriotiſche Deutung iſt gar ſchön, ſcheint aber willkürlich aufgeimpft), dann die von Eginhard und Emma; auch die Siegfriedsſage greift hier herein, unzweifelhaft iſt im Odenwalde die Stelle, wo Siegfried erſchlagen worden, noch rauſcht da ein Siegfriedsbrünnchen, um welches noch eine kaum mehr erkennbare Erinnerung des Volkes an einen erſchlagenen Ritter ſchwebt. Die Lieder, die im Odenwald geſungen werden, haben das Weiche, Schwermüthige, was faſt alle Volksmelodieen charakteriſirt; ſie ſind wenig originell. „Es war einmal e feiner Knab" — „Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten" — „Geh mir nicht über mei Äckerche" — „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille" — „Es zogen drei Regimenter übern Rhein" (von Uhland benutzt), „Wie is dah die Falſchheit ſo groß in der Welt" — dieſe allbekannten Lieder ſingt man auch hier; ich kenne keins von Werth, das der Landſchaft eigenthümlich angehörte.*) — „Der Charakter des Landvolkes iſt ein ſeltſames Gemiſch aus Treuherzigkeit und Pfiffigkeit, geſunder Natur und Grobheit, ehrlicher Einfalt und zurückhaltendem Weſen, faſt in jedem Dorfe herrſcht eins oder das andere dieſer Elemente vor. Der Mann arbeitet ſtark und trinkt gern, doch nimmt neuerdings die Luſt zum Branntwein ab und das Bier iſt beliebter. Der Verkehr zwiſchen den Ledigen beiderlei Geſchlechts iſt frei; die Keuſchheit der Dirnen iſt eine höchſt ſeltene Erſcheinung; es gibt Dörfer, wo die Meiſten ſchon vor der Ehe geboren und ſich in der Stadt als Ammen etwas erſpart haben." Wohlthätigkeit gegen Arme hat der Odenwälder von jeher bewieſen und ſein Wohlthätigkeitsſinn verdient noch immer gerechte Anerkennung. Gegen Unterſtützungs-Anſtalten hat er einen hartnäckigen Widerwillen, wohl nur, weil er die Polizei für zu ſchwach hält, ihn vor weiterer Bettelei zu ſchützen. Gaſtfreundſchaft iſt ihm ebenſowenig als Gefälligkeit abzuſprechen. Höflichkeit iſt ihm zwar nicht im hohen Grade eigen, doch kann man ihn auch nicht der Grobheit beſchuldigen.*) Als charakteriſtiſch möchte hier noch anzuführen ſein: Wenn Ältern das Gut an ein Kind abgeben, was um einen „kindlichen Anſchlag“ d. h. ohngefähr 1/3 — 1/2 des wahren Werthes geſchieht, ſo behalten ſie ſich entweder noch die Mitbenutzung auf eine Reihe von Jahren aus, oder ſie ſetzen ſich in den Auszug und laſſen ſich ein jährliches Leibgedinge geben, welches bei wohlhabenden Bauern etwa in 25 — 50 Fl. an Geld, 10 — 15 Malter Frucht verſchiedener Gattung, Futter für 2 Kühe, drei mageren Schweinen, Kraut, Hanf und Flachs, Holz, Stroh, Biere u. ſ. w., bei ärmeren aus Butter, Käſe und Milch beſteht, und, je nachdem die Ältern ein mehr oder wenig hohes Alter erreichen, einen bedeutenden Theil des Gutswerthes beträgt; es iſt eine häufige Erſcheinung, daß von Ältern auf ihre gutsübernehmenden Kinder bei der Auslieferung wenig freundliche Rückſicht genommen wird, daß aber dieſe Leibgedingslaſten auch eben oft den kindlichen Sinn ſchwächen; häufig findet man, und das ſcheint das natürlichſte, daß ſich die Ältern die Mitbenutzung des Gutes ausbehalten, ſo lange ſie noch arbeitskräftig ſind. Die alte Huben- oder geſchloſſene Güterverfaſſung erhielt ſich in den meiſten Gegenden des Odenwaldes noch lange. Erſt durch Einwanderungen von außen her erſchienen mehr Beiſaſſen, die ſeither nur auf den Grundeigenthum eines Hübeners und meiſt in einer demſelben gehörigen Behauſung wohnten; die wenigen Beiſaſſen, die etwa vorher in den Ortſchaften mit einem eigenthümlichen kleinen Beſitze erſchienen, hatten Theile vom Gemeindegut — Alimente — inne und hierzu gehörte in den Ortſchaften in der Regel ein Stück Land auf beiden Seiten des Baches, von welchem das Thal durchfloſſen war; in manchen Orten iſt dieſes Gemeindegut noch förmlich abgeſteint, die meiſten jetzigen Hubengüter ſind ſchmale aber lange Güterſtriche, welche meiſt von einer Gränze der Gemarkung nach der gegenüberliegenden ziehen. In der Regel wohnt jeder Bauer auf ſeinem Gute und daher kommt die zerſtreute Lage der Wohnungen, die man unter dem Namen der „Vereinödungen“ kennt, und die oft ſehr bedeutende Länge der Dörfer. In den Städtchen und Flecken ſind die Hubengüter, wenn nicht ganz verſchwunden, doch auf wenige herabgeſunken und durch Tauſch und Verkauf einzelner

---

*) So ſchreibt mir Nodnagel darüber.

---

*) Jäger a. a. O.

Stücke unkenntlich geworden. *) Überhaupt ſind gar manche von den alten Eigenthümlichkeiten des Odenwälders verſchwunden; furchtbar haben der dreißigjährige Krieg und die Furie von 1688 — 1699 die urſprüngliche Bevölkerung des Odenwaldes gelichtet, Einwanderer, insbeſondere aus der Schweiz und aus Sachſen, drangen in die Lücken und füllten ſie. Ein gar wackerer Kern erhielt ſich in der Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg, wo auch noch uralte deutſche Rechtsinſtitute, wie allgemeine eheliche Gütergemeinſchaft, Allgemeinheit der Erbverträge, Seltenheit der Teſtamente u. ſ. w. geblieben ſind, während freilich das offene freie Gericht, der Centverband, Recht und Pflicht der Waffen u. ſ. w. ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts verſchwunden ſind und nur etwa manche „Centlinde“ noch heute an jene Zeit erinnert, als das freie Gericht im Freien gehegt wurde. **)

Der Frankfurter.

Den Frankfurter charakteriſiren vor allen eine mächtige Anhänglichkeit an ſeine Vaterſtadt und ein ſtolzes Selbſtgefühl, das ſich auf das Bewußtſein des Beſitzes ſeiner freien Verfaſſung gründet; dann ein ſtark ausgebildeter praktiſcher Sinn, Folge der vorzugsweiſen Beſchäftigung mit dem Handel, Solidität, Hochherzigkeit in Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft und ein wahrhaft großartiger Wohlthätigkeitsſinn; daneben läßt ſich aber auch Genußſucht nicht verkennen, ebenſowenig abſondernde Geringſchätzung der Juden. Der Sachſenhäuſer iſt kräftiger und fleißiger als der Frankfurter, auch derber, ſeine Derbheit, in Witz und handhafter That ausgeprägt, iſt ſprüchwörtlich. Frankfurts Gründung und Namen führt die Sage auf Karl den Großen zurück:

---

*) Jäger a. a. O.

**) Ich verweiſe auf F. K. H. Beck's und Ch. Lauteren's intereſſantes Werk: „Das Landrecht der Grafſchaft Erbach und Herrſchaft Breuberg im Odenwalde“ (Darmſtadt 1824).

Die besten seiner Helden lagen in Sachsen todt,
Da flohe Karolus Magnus, der Kaiser, in grosser Noth.
„Lasst eine Furt uns suchen längshin am schönen Main.
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!“
Nun betete Kaiser Karol auf Knie'n an seinem Speer,
Da theilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher.
Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Rand,
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.
Hinüber zogen alle wie Israël durchs Meer,
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.
Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt.“
Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.
Doch dort am Main erpranget nun eine werthe Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat u. s. w.

(Kopisch)

Andere Sagen, die ſich an Frankfurt knüpfen, ſind die von Hans Winkelſee, dem Wilddieb, den ſie gefangen, und der den ſchönſten Neuner ins Blech der Windfahne auf dem Eſchenheimer Thurm geſchoſſen, dafür begnadigt und zum Schützenhauptmann gewählt worden, aber lieber wieder hinaus in die Wälder gegangen; ferner die Brückenſagen; die ſchaurig-traurige Mähr von der ungerecht gerichteten Magd und von der falſchen Weismutter, davon das Volkslied ſingt: „Zu Frankfurt an der Brücken, da zapfen ſie Wein und Bier, da haben ſie ein Mädchen betrogen, betrogen um ihre Ehr'“ u. ſ. w.; dann der (gleichfalls im Volkslied tönende) Schwank von dem Frankfurter buckligen Fiedler, der den Weibern, die in der Walpurgisnacht den Roſenkranz getanzt, luſtig aufgegeigt und dafür von der Erſten ſeinen Lohn erhalten: „Sie griff ihm behend unters Wamms ſofort und nahm ihm den Höcker vom Rücken fort, ſo gehe nun hin, mein ſchlanker Geſell, dich nimmt nun jede Jungfrau zur Stell'.“ Von alten Sitten und Bräuchen iſt in Frankfurt nichts mehr geblieben, ſo z. B. auch das weiland Pfeiffergericht verſchwunden; an Volksfeſten iſt nur noch die Wäldchensfahrt charakteriſtiſch. Frankfurts älteres Bürgertreiben hat Malß in ſeinem Lokal-Luſtſpiel „der alte Bürgerkapitän“ meiſterhaft geſchildert; ſein weitbekannter „Hampelmann“, der zur ſtehenden Maſke geworden, möchte jetzt auch immer weniger lebendige Spiegelbilder finden. Zur Bezeichnung der Frankfurter Mundart ſtehe hier ein Bruchſtück aus dem „alten Bürgerkapitän“: „Kapitän Kimmelmeier (Gaſtwirth): „Hot mer dann noch net eraus krie kenne, dorch was das Faier angange is?“ Miller (Kimmelmeiers Ordonnanz): „Geſtert beim Brand hots gehäße, es het e Määd Gensfett brätzeln wolln, un do wer das Fett ins Faier geloffe.“ — Kapitän: „Da hammerſch Exempel; awer heint nemm ich mein Määd vor.“ Miller: „Un wi ich heint Morjend hi uf dem Stuhl verwakird (bivouackirt) hab, do heer ich frei uf der Gaß redde; ich ſtecke mein Kopp dem Fenſter enaus un guck, da warſch di Bäckerſchmääd un e Balwirerſchgeſell, di hawe minnanner geredd, un do ſagt der Balwirerſchgeſell, es weer dorch e Tuwakspeipheif angange, es hat e Kutſcher im Stall geraacht.“ Kapitän: „Di Knecht wärn aach vergenomme.“ Miller: „Un der Balwirerſchgeſell hot die Beckerſchmääd uf Kawalyrſch Barol verſichert, es wer dorch ſo e naimodiſch Faierzaig angange, wo mer nordſt des Schwefelhelzi in e Gleſi ſtecke duht, ums anzuſtecke. Er hots eſo verzeelt: die Madam het Närwekoppweh kryt un do het e geſchwind ſchwarze Kaffe koche wolle; aach in ſoere naimodiſche Kaffekann, un mit dem Schwewelsolz do hat ſe wolle de Speritus anzinne, un do weer der Speritus iwergeloffe, un in Flamme ufgange, un het de Vorhangk erwiſcht.“ Kapitän: „Do hammer di Beſcherung mit dere Naimodiſchkeit! Di is for nix gut, als for die Haiſer anzezinne, dehte di Lait als Zunner nemme, un e Schwewwelfadden, un en Faierſtän, un dehte ſe de Kaffe in-eme Dippe (Töpfchen) koche und orndlich felterire, do weer erſchteendlich der Kaffe beſſer, un zwettendlich deets käne Fairſchbrinſt gewwe. Ich bleiwe beim Alte.“

Die Sachſenhäuſer Mundart zu charakteriſiren, führe ich folgende Kernflüche an *): „Wann de net ſchweiſt, ſo hag (hau) ich der an's in die Raffel (Zähne), daß dar das Herz uff der Schnall danzt.“ — „Eich wollt, e Gewitter deht dich in die Erd' enein verſchmeiße', daß dich unſer Herrgott am jingſte Dag met der Ladern ſuche mißt.“ — „Eich wollt, du heßt e Simmere Leus uff em Kopp, unn ſo korze Erm, doß de net kratze kennſt.“ — „Du Neunmol-oos!“ — „Neun und neunzig Stick Steube (Staupenſchläge) ſollſt de krin.“ — In Sachſenhauſen hallt noch das „hawele, hawele Lane,“ aus dem alten Kindrelied nach, wie

---

*) Firmenich II. S. 72.

letzteres von den Kindern armer Leute geſungen ward, die zu Faſtnacht mit Körben vor die Häuſer gingen (Reſt des alten Todaustreibens und Sommergewinnens, deſſen Spuren wir bereits in den verſchiedenſten deutſchen Landſchaften wahrgenommen haben); das Lied lautet:

„Hawele, hawele, Lane,*)
Die Fasnacht geht bald ahne,
Unne in dem Hinkelhaus
Hängt ein Korb voll Eier eraus
Drowe in de Fürste (Giebel)
Hängen die Bratwürste.
Gebt uns die lange,
Losst die korze hange.
Glück schlag in's Haus,
Schlage nimmermehr heraus,
Violen und die Blumen
Bringen uns den Summer.
Ri, ra, rum!
Der Winter is bald herum,
Der Summer is so kek
Und wirft den Winter in Dreck.“

Läßt man die Jungen auf die Gabe warten, ſo fahren ſie fort:

„Wenn ihr uns was gewe wollt,
So gebt uns alsobald,
Denn unsere Händ' und Füsse
Werden uns allzukalt.“

Bekommen ſie noch nichts, ſo ſingen ſie nach einer kleinen Pauſe:

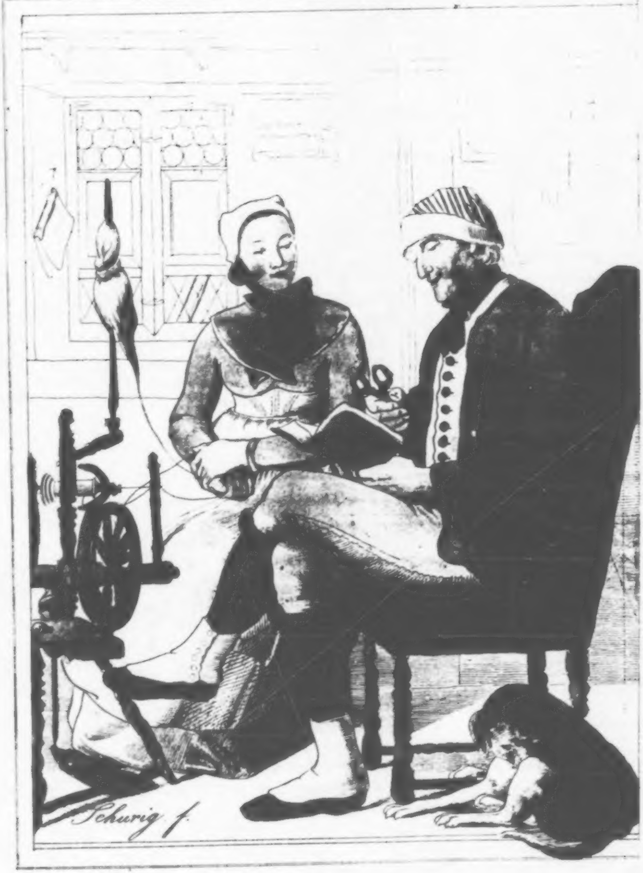
Stamaus! Stamaus (das alte „Stabaus!“)
Kehrt der Mäd das Hemd aus!

und laſſen ihren Ärger endlich in den Reimen aus:

Stokfisch, Stockfisch!
Gibst uns alle Jor nix!“

---

*) Nach einer Vorausſetzung wäre unter Lane, Lone, Leene die heil. Apollonia zu verſtehen, deren der Faſtnacht vorangehender Feſttag der Tag dieſer Frühlingsverkündigung geweſen; nach der Reformation hatte man das alte Feſt vom Heiligentag auf Faſtnacht ſelbſt verlegt.



Bauersleute.

Dorf Wallau, Herzogthum Naſsau.

Der Naſſauer.

In Naſſau tönt die mittelrheiniſche Mundart, welche ſich jedoch im Norden ſchon der weſtphäliſchen und kölniſchen nähert. Als Probe der weſterwälder Mundart folgende Zeilen:

„Der Wästerwahld dat ess en Gähnd,
Su ess keen mihn ze fennen,
On wann et he och manchsmohl rähnt,
Keen bässer döht mer kännen.
Doch saha se an dem Rhein elo (dort),
He dähten öm Gehanesdag jo
Die Schliehen (Schleben) gor erfreeren.*)“

Den Charakter der Naſſauer möge uns ein Naſſauer ſchildern, Dekan C. D. Vogel in Kirberg.**) „Der Charakter des naſſauiſchen Volkes im Allgemeinen iſt gerade und offen, biederherzig-deutſch. Es hat viel religiöſen und mit Ausnahme einiger Städte auch vielen kirchlichen Sinn, der ſich nur hie und da, jedoch ſelten, in Pietismus nnd Sektirerei verirrt. Man findet überall noch Fleiß und Arbeitſamkeit, mit Häuslichkeit gepaart. Die Gebirgsbewohner zeichnen ſich durch einen höheren Grad von Gutmüthigkeit vor den flacheren Fruchtgegenden und die Anwohner des Rheins durch ihren leichteren Sinn vor allen aus. Ob es gleich an einzelnen Ausbrüchen der Rohheit beim gemeinen Volke und an Ausſchweifungen in der Genußſucht in den höheren Ständen, wie überall und immer, nicht fehlt, ſo muß man doch den ſittlichen Zuſtand des Volkes im Allgemeinen gut nennen. Nur ein Übel droht auch hier in neueren Zeiten phyſiſch und moraliſch ein furchtbares Verderben anzurichten; es iſt der überhand genommene Genuß des Branntweins; wirken die von der Regierung getroffenen Maßregeln und die Mäßigkeitsvereine dieſem Übel nicht bald und kräftig entgegen, ſo iſt eine Demoraliſirung beſonders des großen Haufens unvermeidlich. Die Lebensart des Volkes iſt wie überall, ſo auch hier, ſehr verſchieden. Unverkennbar ſind hierbei die Einflüſſe des Klimas, der Beſchäftigung, der Vermögensumſtände, der nächſten Umgebung und beſonders des Herkommens. Während die Genußſucht in den Kurorten und bei vielen Städtern zu einem hohen

---

*) Firmenich II. S. 87.

**) „Beſchreibung des Herzogthums Naſſau“ S. 435 ff.

Grade von Verfeinerung ſich geſteigert hat, finden wir im Allgemeinen bei dem Landvolk noch eine ſehr einfache Lebensweiſe. Der Fruchtbauer in den wilderen Gegenden lebt ſparſamer und doch beſſer, als die mit dem Weinbau beſchäftigten; er genießt Fleiſchſpeiſen, nimmt reichliche Nahrung zu ſich und kleidet ſich gut. Am einfachſten iſt die Lebensweiſe des Bewohners des hohen Weſterwaldes. Er ißt ſein von „Mengfrucht" (Gerſte und Hafer) gebackenes Brot und daneben nur Milchſpeiſen, Kartoffeln und andere Vegetabilien. Der Minderbegüterte ziehet zwar auch Schweine, ſchlachtet aber keins für ſich, und bringt nur an den hohen Feſttagen ein Stücklein gekauftes Fleiſch auf ſeinen Tiſch. In den Ämtern Hachenburg und Selters ißt man rauheres, ſogenanntes geſchrotenes, nur allein aus Korn gebackenes Brot. Noch vor 50 Jahren gab es in den Ämtern Uſingen, Herborn und auch anderswo Orte, worin man weder den Genuß des Kaffees noch des Branntweins kannte. Auch iſt es noch nicht lange, daß eine jede Gegend an ihrer eigenthümlichen hergebrachten Mode ſich zu kleiden feſthielt. In dem alten Amte Wallau, in Dauborn und Euſingen z. B., wurden die Feſtkleider zur Konfirmation ſo vollſtändig und ſolid gemacht, daß ſie auch noch zur Trauung und durchs ganze Leben ausreichten. Jetzt iſt die Abwechſelung in der Mode und die Modeſucht faſt überall eingeriſſen, und das alte Sprüchlein: „Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht, iſt die beſte Bauerntracht" kommt immer mehr in Vergeſſenheit. Auch in Naſſau macht man die Bemerkung, daß ſich die Kleidung der Einwohner nach den Konfeſſionen unterſcheidet, der Evangeliſche liebt die dunklen, der römiſche Katholik aber die hellen und bunten Farben. Zu den Hauptvolksfeſten gehören die Kirchweihen, die mit Ausſchluß des nördlichen Dillenburgiſchen, faſt im ganzen Lande gehalten werden. Sie und die Märkte bieten Gelegenheit zum Tanze und zu einem luſtigen Tage.*) Die früheren mehrtägigen Hochzeitsfeſte mit Muſik und Tanz ſind faſt überall abgeſchafft worden. Vieles Althergebrachte und darum Ächt-Volksthümliche in den Vergnügungen der Städter und Bauern hat der durch die franzöſiſche Revolution verbreitete Geiſt vernichtet. Dagegen hat das tägliche Wirthshausſitzen und Branntweintrinken in manchen Orten überhand genommen und trägt ſichtlich zur Verarmung bei."

---

*) Trefflich hat Berthold Auerbach in ſeinen „Schilderungen aus dem Taunus" („Vaterland" Nr. 203 und 204) eine ſolche „Kerb," das rechte „Kerbholz für den Hochpunkt der Jahresepoche im Bauernleben" gemalt," wie da ganze Wagen voll Bäuerinnen zum Einkauf von Zinngeſchirr nach Mainz rollten, wie am Kuchenbackſamſtag allerlei Kuchen gebacken und am Abend die Gaſſen des Dorfes geſcheuert werden, mehr als ob ein Fürſt einzöge, und wie am andern Morgen die Muſikbanden einziehen (aber ſtill, auf „höheren Befehl" dürfen ſie nicht mehr auf den Straſſen ſpielen) und die geputzten Kinder, jedes mit ſeinem Stück Kuchen in der Hand, auf

Das Volk in Luxemburg und Limburg.

Nun noch einen Blick auf das Volk in Luxemburg und Limburg. Im erſteren iſt die Bevölkerung theils (und zwar größtentheils) deutſch, theils walloniſch; leider wird aber die deutſche Sprache in einem zum deutſchen Bunde gehörigen Lande ſowohl durch die Regierung, als auch durch die Gerichte, ja endlich ſogar durch die Herrſchaft der ſogenannten „guten Geſellſchaft" als Stiefkind behandelt und die franzöſiſche bevorzugt; mehr als einmal kam der Fall vor, daß ein deutſchredender Luxemburger vor den Schranken ſtand, wo er, franzöſiſch befragt, die Frage und dann auch das franzöſiſche Endurtheil nicht verſtand, — ein Mißſtand, wie man ſich kaum einen ärgeren denken kann, es müßte denn das däniſche Kommando der holſteiner (deutſchen) Bundestruppen ſein. Übrigens iſt's auch für den Deutſchen nicht grade leicht, ſelbſt für den nächſtgelegenen Moſelländer, das Luxemburger Deutſch zu verſtehen, mit ſeiner ſeltſamen Vertauſchung der Vokale, mit ſeinem eigenthümlich gehobenen Redegeſang, mit der lang und träg gedehnten Aneinander-

---

den Gaſſen herumlaufen, und nun Wagen an Wagen die „Kerbfremden" bringt, die da fröhlich und herzlich bewillkommnet werden, und wie dann, nach dem Gottesdienſt, die Schilde an den Wirthshäuſern gar ſtattlich mit Kränzen von Kunſtblumen prangen oder auch ſonſt an Stangen lebendige Kränze mit Äpfeln und Zitronen geſchmückt heraushängen, und der Burſche im Wirthshaus dem Eintretenden mit einer von Rosmarin und gemachten Blumen bekränzten Flaſche und einem gleich bekränzten großen Henkelglas, worin die Zitrone im Weine ſchwimmt, entgegentritt, und der „Schottiſche" getanzt wird; die alten eigenthümlichen Bauerntänze ſind hier bis auf den einzigen, den ſogenannten „Kiſſentanz" ganz und gar verſchwunden. In dieſen „Schildereien" hat Auerbach auch ein paar ſagenhafte Volksüberlieferungen, vom „Buchspfaff" und vom „Rothesbock" (Rathhausbock) mitgetheilt.

ſchlingung der einzelnen Worte und mit all den hineingemengten fremdartigen Wortwurzeln, Wortfügungen und Bezeichnungen.

Um die Mundart von Luxemburg hier genauer charakteriſiren zu können, müßte ich mich über die dieſem Buche geſteckten Gränzen hinaus entfernen; darum hier nur einige Bemerkungen über dieſelbe im Allgemeinen:

è wird wie das deutſche e in Geld, Welt, ſchenken, den en u. ſ. w. ausgeſprochen. e lautet faſt wie eï, wovon das e ſanft betont, das i aber verſchluckt wird. ee lautet faſt wie ä. ò wird dumpf ausgeſprochen und zwar ſo, daß der Laut eines verſchluckten u hinter dem ò hörbar iſt. oi wird nicht ganz wie oa, auch nicht wie oë ausgeſprochen, ſondern theilt ſich in dieſe drei Laute. 't vertritt die Stelle des weiblichen und ſächlichen beſtimmten Artikels die, das, und auch die Stelle der Artikel des Plurals.“ So bei Firmenich, aus deſſen trefflichem Werk ich auch das nachfolgende Gedicht als Probe der Luxemburger Mundart entnehme.

De Schneï lait ob de Biërger.

De Schneï lait ob de Biërger,
De Wald diën as staar a wais,
Den Dal as glaat weï e Speigel
A glenert vu kloorem Ais.

Baal schmelzt de Schneï, an d' Sönnchen
De Freileng a Mää ais brengt,
Da get de Wald erem donkel
An d' Oëchtegailche sengt.

Da bleïben de Armenaien
An och vil Rouse rout,
A wann de Rouse bleïben,
Da sen ech Meedche Brout.

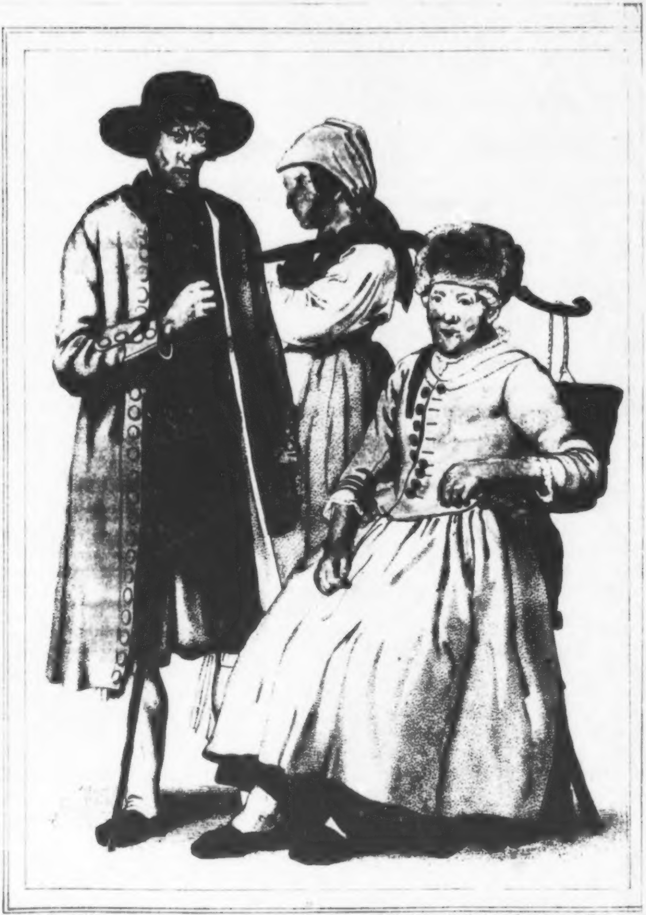
De Schneï diën as geschmolzen
An d' Oëchtegailche sengt;
De Mäason woël vum Himmel
Su hel, esu leïvelech schengt.

Et bleïbn de Aarmenaien
An och vil Rouse rout,
A weï de Rouse bleïben,
Du wor d'aarmt Meedchen dout.

An hiren Allerbäärzleivsten
Dië brecht woël de Rousen aaf
A sträät mat naasen Aën
Der Braitchen se ob dat Graaf.

Was den Volkscharakter des Luxemburgers betrifft, ſo trägt er die ernſte Farbe des Landes; er gemahnt an die gewaltigen Bergrücken, die dichten Wälder, die es durchziehen, an die friſchen, aber rauhen Winde, die auf der Hochebene oben ſauſen. Die Schale des Volkscharakters iſt feſt, rauh und voll Stacheln, als wolle ſich der Kern darin wehren, von jeder nächſten beſten Hand angefaßt zu werden; aber es iſt immerhin ein kräftiger Kern, der alle Achtung und jede Pflege verdient. Einfach und derb von Weſen, Sitte und Sprache, Jahr aus Jahr ein, Sommer und Winter bloß die blaue Blouſe auf dem gedrungenen nervigen Leibe, — unbekannt mit den feineren Bedürfniſſen des Lebens, geſchweige des Luxus, — hält der Mann hier zu Lande trotzig am Alten und vertheidigt es gegen jeden Angriff mit um ſo größerer Hartnäckigkeit, je plötzlicher ein ſolcher geſchieht, je unbedingter und unabweislicher ſich ein ſolcher ankündigt. Ja, die Abwehr kann in ihm ſogar eine Abneigung erregen, welche ſich nachhaltig feſtſetzt und ſchwer auszutilgen iſt, eine Abneigung gegen Fremde, die übrigens auch durch politiſche und religiöſe Gründe weiter erklärt werden kann. Es iſt ſoviel trefflicher Grundſtoff im Charakter dieſes Naturvolks, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, dem Ziele durch Liebe und Milde, Geduld und Vertrauen näher zu arbeiten. Ein ſolcher Verſuch wird nicht ohne günſtige Reſultate bleiben. Der Trotz, den kein Gegentrotz bezwingen kann, wenn nämlich letzterer nicht gerade die Übermacht als Schild vor ſich ſchieben kann, fügt ſich langſam, man möchte ſagen: er bröckelt ſich ab. Wenn man dem Luxemburger Beweiſe gibt, daß man das Schätzenswerthe in ſeinem Weſen wirklich ſchätzt, wenn man es friſch und treu erfaßt, ſo läßt er ſich wohl einen Knoten nach dem andern im Netze des Vorurtheils löſen. Und allerdings ſind hier noch manche ſolche Knoten zu löſen. Wo der Menſch wie hier, faſt lediglich im Schweiße ſeines Angeſichtes mit der Natur wacker ringen muß, um ihr das abzugewinnen, was ſie anderwärts Glücklichen freiwillig ſpendet, wo der Landmann, wie hier, den widerſpenſtigen Boden oft mit ſechs Pferden pflügen muß, während die Viehzucht wieder durch häufigen Futtermangel beeinträchtigt wird, — da bleibt freilich wenig Zeit und Luſt übrig für geiſtige Entwickelung. Es iſt Thatſache, daß bei den unterſten Klaſſen der Bevölkerung bis in die neueſte Zeit die Kenntniß des Leſens und Schreibens noch immer etwas Seltenes war. Kommt nun zu ſo viel Ungünſtigem noch der Einfluß einer fremdartigen Gewalt, welcher um ihres eigenen Intereſſes willen daran gelegen iſt, die Entwickelung des Volkscharakters zu Selbſtdenken und Selbſtprüfen aufzuhalten, welche das Volk bloß ausbeuten will, da muß die ſchöne Meluſine, die liebende Ahnfrau, die in ihren langen weißen Schleiern, in Kreiſen, wie fromme Schwalben ſie ziehen, über dem Stammſchloß und dem Lande ſchwebt, dann muß ſie wohl ihren leiſen Klageruf, der Mark und Bein erſchüttert, durch die Lüfte ertönen laſſen. Wie, und wir andern Deutſchen, wir hören ihn nicht? Wir bleiben unbewegt? Wir rühren die Hände nicht, um dieſen äußerſten Vorpoſten des Vaterlandes gen Weſten auch geiſtig für Geſammtdeutſchland wehrhaft zu machen und in Bollwerk zu verwandeln, an welchem die Liſt und Gewalt des furchtbarſten Erzfeindes von Deutſchland, jenes unſichtbaren Feindes alles Fortſchrittes, aller Freiheit, aller Geſittung, aller Verſöhnung ſcheitern muß?

Was Limburg betrifft, ſo gilt davon das Meiſte deſſen, was über Luxemburg mehr angedeutet als ausführlich ausgeſprochen worden. Auch hier ein wackrer, bildungsfähiger, nur an Ausbildung gehinderter, fleißiger, kräftiger, biederer deutſcher Volksſtamm! Er redet theils „hochdeutſch" (in dem Sinne, wie die Fläminge das „Hoogduitſch" als Gegenſatz ihres „Nederduitſch" nehmen) theils flämiſch-holländiſch, was ich — und mit mir mancher Freund des germaniſchen Weſens nicht als Gegenſatz des „deutſchen" betrachtet; denn wer, der geſunder Sinne iſt, möchte den Aſt als Gegenſatz des Stammes betrachten, aus welchem der Aſt hervorgegangen, oder den Stamm als Feind des Aſtes? Ich hoffe vielmehr, und mancher Biedermann hofft mit mir, daß ſich noch eine feſte unzerſtörbare Brücke wölbt, welche die Nächſtverwandten gemeinſam-germaniſcher Abkunft verbindet.



Julius Dorme fec.

Lith. Anst. v. Goedsche u. Steinmetz in Meissen

Bauern vom Kochel-See,

Ober = Bayern.

Das Volk in der ſüddeutſchen Staatengruppe.

Motto: Der Süden auch zeugt Männer. Fragſt Du: welche?, —
Schau deutſchen Frühlings tauſend Blütenkelche, —
Dem Licht erſchloſſen und im Licht erglüht, —
Das, deutſcher Norden, iſt der deutſche Süd!

Die ſüddeutſche Staatengruppe umfaßt ſechs Staaten, Bayern, Würtemberg, Baden, Hohenzollern-Siegmaringen, Hohenzollern-Hechingen und Liechtenſtein, alſo zwei Königreiche, ein Großherzogthum und drei Fürſtenthümer. Die Geſammtbodenfläche, welche dieſe Staaten einnehmen, beträgt $2045/_{81}$ geographiſche Geviertmeilen und zwar kommen auf Bayern $1390/_{79}$, auf Würtemberg $355/_{25}$, auf Baden $275/_{69}$, auf Hohenzollern-Siegmaringen $17/_{09}$, auf Hohenzollern-Hechingen $4/_{25}$, und auf Liechtenſtein $2/_{64}$. Die Geſammtbevölkerung der ſechs ſüddeutſchen Staaten beträgt 7,382,222 Seelen, und zwar beträgt die Bevölkerung Bayerns (im Jahre 1840) 4,370,977 Seelen, Würtembergs 1,646,871 *), Badens 1,296,967, Hohenzollern-Siegmaringens 41,656, Hohenzollern-Hechingens 19,451, Liechtenſteins 6300. Vergleichen wir nun die Vertheilung der Bevölkerung in den einzelnen Ländern und Landestheilen, ſo zeigt ſich eine auffallende Verſchiedenheit; die dünnſte Bevölkerung (2000 — 2200, bis höchſtens 2400 auf eine Geviertmeile) in einzelnen Theilen des würtembergiſchen Oberdonaukreiſes (Oberamt Münſingen), des badiſchen Seekreiſes, den Fürſtenthümern Hohenzollern-Siegmaringen und Liechtenſtein, ſowie in den bayriſchen Provinzen Oberbayern und Oberpfalz, die dichteſte im würtembergiſchen Neckarkreis (7250 auf eine Geviertmeile), in einzelnen Gegenden deſſelben (Oberamt Kannſtatt) ſogar über 12,100, dann im badenichen Mittelrheinkreiſe und in der bayeriſchen Rheinpfalz gegen

5500, im badenſchen Unterrhein- und im würtembergiſchen Schwarzwaldkreiſe durchſchnittlich 5000, im badenſchen Oberrheinkreiſe, in Oberfranken und im Hechingiſchen über 4500 Menſchen auf einer Geviertmeile.

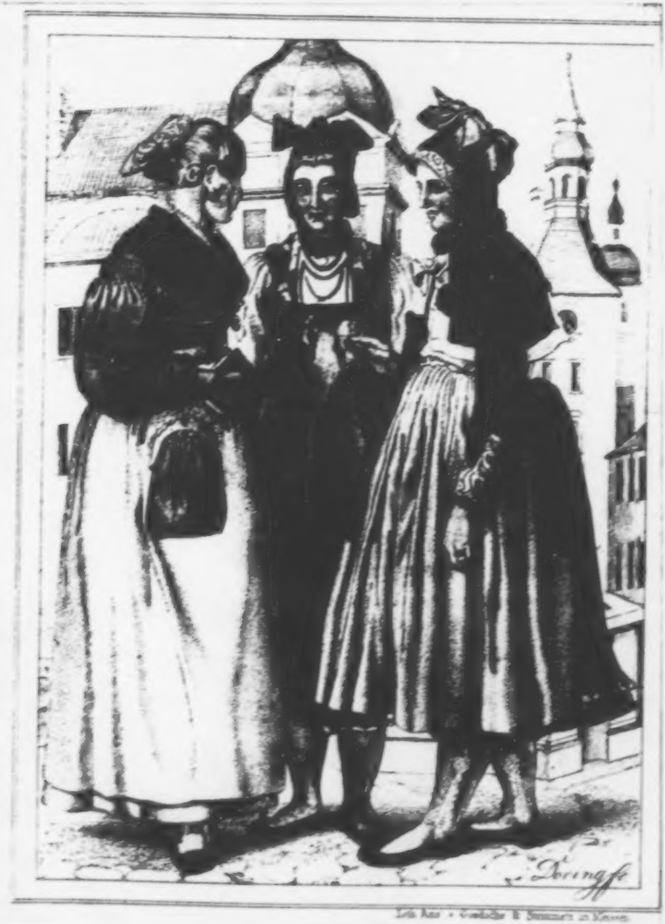
Das Volk in Bayern.

Das Königreich Bayern umfaßt außer dem altbayeriſchen Volksſtamme auch noch den fränkiſchen und ſchwäbiſchen; jeder von dieſen dreien ſcheidet ſich noch heute wie vor alten Zeiten ſchroff vom andern ab, in Charakter, Mundart und Sitte; aber in dieſen drei großen Reihen treten wieder mannichfache Beſonderungen auseinander; alle zuſammen jedoch können das gemeinſame ſüddeutſche Gepräge nicht verläugnen.

Der Altbayer.

Der Altbayer iſt, was ſein leibliches Theil betrifft, knochenfeſt und muskelſtark, mehr ſtämmig als hoch, kernhaften Fleiſches, von Charakter durchaus treuherzig und gutmüthig, feſt beharrend am Alten, ſeinem Fürſten wohlgeſinnt, der Prieſterſchaft ergeben, religiös, aber auch mitunter abergläubiſch, tapfer trotz Einem, handfeſt und derb in Handel und Wandel, macht wenig Spaß und macht aus dem Spaß leicht Ernſt, ſinnlich, dem Fleiß und der Reinlichkeit nicht eben allzuhold, langſamer empfänglich für den Vorwärtsruf des Geiſtes; dies ſein Bild, nicht ohne einzelne Falten auf dem von Geſundheit ſtrotzenden, ehrlichen Angeſicht, aber wir wiſſen auch, wer ſie ihm eingegraben, und wir wünſchen von Herzen, daß ſie unter dem friſchen Lebensodem der neuen Zeit verſchwinden, wie's auch nicht anders zu hoffen ſteht bei dem vortrefflichen Kern des altbayriſchen Volksſtammes, der, hat er einmal das Höchſte erkannt, es auch bewahren wird.

Die Trachten wechſeln je nach dem Hochland oder der Ebene; im



Lith. Anst. [illegible] [illegible] in [illegible]

kurze weite Überwurf, obwohl auch der runde Hut, die Weſte und der längere Rock vorkommt; die Weibertracht meiſt häßlich, entweder eine Art von Männerhut, oder eine gewaltige Pelzmütze, oder ein Tuch um den Kopf, dann eine unelegante Jacke; weiter ab von den Alpen nach den altbayriſchen Städten hin und in denſelben tritt dagegen eine gar artige Zierlichkeit des weiblichen Putzes hervor; da zeigt ſich die blonde, blauäugige Bayerin mit dem ſchönen Oval ihres Antlitzes und der heiteren Ebenmäßigkeit ihrer Züge, mit dem ſilbernen Riegelhäubchen auf dem Scheitel, das, kühn aufgeſetzt, in Form eines Schwalbenſchwanzes, kaum auf dem Haargrunde haften zu können ſcheint, mit dem dunklen Mieder, das vorne mit Silberketten geſchnürt und mit prangenden Schaumünzen geſchmückt iſt, im übrigen ſchmiegt ſich die Tracht dem jezeitig herrſchenden Geſchmack mehr oder minder an.

Die altbayeriſche Mundart fällt nicht ſo ganz, wie Götzinger meint, in vielem Weſentlichen mit der ſchwäbiſchen zuſammen, nur daß ſie noch breiter und näſelnder als die letztere wäre und, da ſie mit vollen Backen geſprochen wird, eine Menge Laute ganz und gar verſchluckte; allerdings ſpricht freilich der Altbayer nicht ſo lebhaft wie der Schwabe (wenn anders auch bei dieſem von vorherrſchender Lebhaftigkeit die Rede ſein kann) ſondern langſam, aber doch, als ſolle und müſſe er alles mit Gewalt herauspreſſen; deſto ſchneller (bemerkt Götzinger) ſpricht man in den Gebirgsgegenden, aber ohne daß dadurch der Grundzug des Bayriſchen, das Trotzige und Protzige, dadurch verwiſcht würde; und mit dieſer letzteren Bezeichnung hat Götzinger den Nagel auf den Kopf getroffen; ja trotzig und protzig, das iſt die altbayriſche Art, wenn ſie ſich aufs derbſte äußert, und wenn ſie beim weiblichen Geſchlecht zum Vorſchein kommt, ſo iſt's ein freies Weſen von ſchelmiſcher Naivetät, allenfalls ſogar „abſchnalzeriſch" (ich weiß keinen gleichkurzen ſchriftdeutſchen Ausdruck für die harmloſe bewußte Fertigkeit, auf allzufreies Angehen mit einem derben Scherz abzuweiſen). Als Probe der altbayriſchen Mundart folgendes Bruchſtück eines Gedichts: „des braunen Bieres Tugenden" *):

„O du edles brau^{n}s Biär,
Wie viel Tugend hast a^{n} diar

---

*) Schmeller, Mundarten Bayerns. München 1824.

Is nicks bessas auf da Weeld.
Bist ma liabr als a Huat voll Göld
Wenn i an brauns Biär hab iad'n Mangng (Morgen)
Kan i an Plundar alle alle zsam schlagng.
Wenn i an brauns Biär trink, dos is gwis,
Bin i weid störkar was a Ries." u. s. w.

Dann folgende Sprüchwörter: „d' Kindar und d' Fakeln (Ferkel) habm allawal lare (leere) Sackeln", „ſchlampat macht wampat", böſſa a Schadl als a Schade", „böſſa zu'n Schmid als zu'n Schmidl", „böſſa a Laus au'm Kraut, als gar kaan Fleiſch", „in klaane Hait ſtöckan oft große Leit", „Got valaßt kaan Deitſche, hungat'sn nöt, ſo dürſchts 'n", „umſunſt iſt dar Tod, abar ar koſtts Löbm", „Liabm und Betn laßt ſi nät nétn", „wenn a Staan von Himmel fallt, ſe fallt er auf a Wittiw;" „es gſchibbt oft, daß Karazinar Harbeidl tragng." „Stückeln" oder „Schnadahüpfeln" aus dem Hochland:

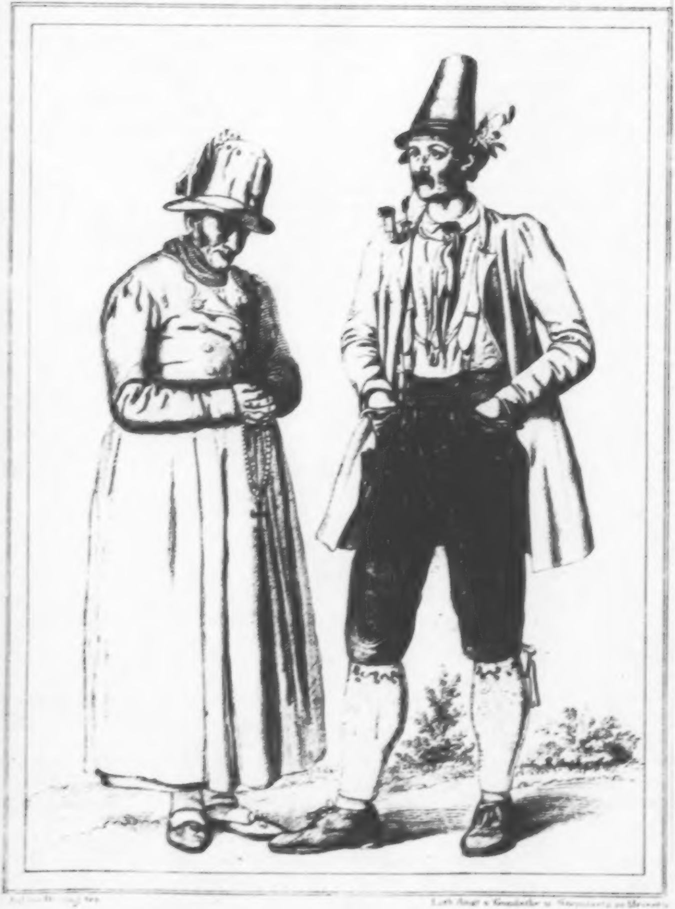
„Bin ar frischar Wildschütz
Und i woas mer zwè Ständt,
Bei'n Deanarl aon Fenster
Und bei'n Gamsarl abn Gwändt."

„Da dobm auf dr Albm
Da thuat's Gamsarl scherzen,
Wo koan Eifarsucht is,
Get koan Liab von Herz'n."

„Di Falschheit in'n Augagen
Is nöt z'dar gründn,
Da is leichtar an Stern
In 'n Wassar z'finden'n."

Altbayeriſches Kinderlied:

„Rumpati pum pum!
Dr Kaisar schlagt um
Mit Händt'n und Füass'n



[illegible] [illegible]

Frau aus der Jachenau Mann vom Schlier See

Håt dFensteʳ eiⁿ gschlagⁿg
Håts Blei davoⁿ tragⁿg,
Håt Kugeln draus gossn,
Håt Bauaʳn daʳschossn.“

Dabei gedenkt man wohl an das Elend Bayerns im Jahre 1704, (Schmeller meint, das vorſtehende Lied beziehe ſich vielleicht darauf) und an den heldenhaften Aufſtand des Volkes 1705 und 1706, der mit der Loſung begann: „Lieber bayeriſch ſterben als kaiſerlich verderben“ und mit den Mordweihnachten von Sendling endigte, als der ſtarke Schmiedbalthes von Kochel, die Fahne feſthaltend, ſterbend niederſank, um ihn ſeine zwei Söhne und ſein Vetter Reiſenſtuhl.

Von alten Sitten hat ſich im Hochland noch die *geiſtliche Bauernkomödie* erhalten, dann in München der *Schäfflertanz* und der *Metzgerſprung*. Der erſtere wird von den Schäfflern (ſo heißen in München und Bayern die Küfer) gehalten, findet jetzt nunmehr alle ſieben Jahre ſtatt, wird vierzehn Tage vorher eingeübt und währt dann vierzehn Tage vom Morgen bis zum Abend, vom Hof der königlichen Reſidenz bis zum letzten Münchner Großbräu. Maßmann, der dem Schäfflertanz im Jahre 1830 Tage lang nachgegangen, beſchreibt ihn alſo.*) „Der Zug ſchreitet, ſinnig geordnet, in heiterem Schmucke unter beſtändiger Muſik einher. Voran der Vortänzer oder Vorreigner, mit vergoldetem, bändergeſchmückten Scepterſtabe; ihm zur Seite die Umfrager, die nach jedem Tanze, ſobald ſie dem Haufen nahen, dem ſie den nächſten Auftanz zugedacht haben, vorauseilen und anfragen, ob der Tanz aufgeführt werden dürfe? Ihnen folgen die beiden Reifſchwinger, denen die Kreisreifen über Achſel und Uechſe hangen. Hinter ihnen ſchreitet der Nachtänzer, welchem zwanzig Geſellenpaare, je zwei und zwei, folgen. Dieſe Paare alle tragen nach hinten zu in zwei Kettenreihen großbogige, mit Buchs dicht bewundene Halbreifen, welche den Reigen ketten und retten, ſo zwar, daß den Reifenzug ein mit blauen und weißen Bändern ausgezeichneter Buchsbogen eröffnet, ein eben ſolcher die Mitte des Zuges bezeichnet, jener Anreifen aber obenein mit einem ſchwebenden Apfel in der Mitte verſehen. Dieſer Reifer tanzet nie mit, ſondern bildet das Thor des An- und Abzuges, ebenſo das Merkzeichen des Anfanges, der nicht aus den Augen gelaſſen werden darf. Alle Reigner oder Reifner ſind fein und zierlich in rothe Rundjäckchen gekleidet mit ganz kleinen Schößchen, dazu ein weißes Weſtchen, ſchwarz mancheſterne Beinkleider bis zum Knie, weiße Strümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen, von der linken Hüfte greift über den Latz und den rechten Schenkel ein feines gelbes Vor- oder Schurzfell. Den Kopf ziert eine grüne Kappe mit einer weißen und blauen Feder über dem linken Ohr. Ein Hanswurſt führt den Zug an, ein anderer ſchließt ihn, beide ſind in grün, weiß und blau gekleidet. Der Hanswurſt drängt ſich bald unter die zuſchauende Menge, bald unter die Laubenroſe des Reigens, läßt ſich darunter krönen und huldigen, wird aber plötzlich unter dem raſch zum Keſſel umgekehrten grünen Bogen begraben, er ſchlüpft jedoch unverwüſtlich hervor und tanzt, als wäre ihm kein Scheitern ſeines Königstraumes widerfahren, ſiegreich über die langgeſtaltete, hoffnungsgrüne Hohlgaſſe fort, ſpringt bald mit einem herbeigehaſchten Mädchen im Bannkreiſe der Bogenreifen, bald mit den blauen ſilberreifigen Fäßchen außer dem Tanze der Übrigen umher, ganz in ſich verſunken, oder vielmehr mit dem hölzernen Schäfflerbrüderchen reigend, das auf jenem Fäßchen ſitzt, und zecht zur Selbſtbelohnung aus dem vielerlei Wein ſchenkenden Zapfen, bald tanzt er mit ſeinem ſcheckigen Wurſtbruder und beide pritſchen ſich brüderlich herzhaft, bald endlich ſchwärzt er einen kecken Buben oder ein Schelmengeſicht unter der Riegelhaube; ſo iſt er der Nimmerſtill und der Immermuntre und hält Alles rege. Wir blicken aber jetzt auf die Tänzer ſelber, die unter immer unermüdlichem Schirme und Scherze weiterziehen und reigen. Sobald der Zug Halt macht, ordnet ſich der Reigen Bogen an Bogen zum Reife, wobei die beiden gleich großen, gar nicht niedrigen Bögen das rechte Maß abgeben, indem nun Jeder in jeder Hand des Nebenbogens eines Ende faßt. Iſt der Kreis ſo geordnet, ſo beginnt der Reigen oder der „große Achter." Alle ſenken zum Gruße zugleich die Bögen erdwärts und nun führet der Vorreigner an, Anfangs zu einfachen Kreisumgängen und Kreiswendungen in gleicher Zwiehaltung der Bögen, wobei, wie bei allen ferneren Bewegungen und Biegungen, der hüpfende Vierſchritt bewahrt werden muß, welcher erſt rechts angetreten, dann ebenſo links wiederholt, ein ſanftes, auch die verſchlungenere Bogenführung nie hemmendes Herüber- und Hinüberwogen oder Schweben des Einzelnen und des Ganzen veranlaßt. Den einfacheren Bewegungen folgen bald Durchwindungen aller, nie losgelaſſenen Bögen durch Einen; bald werden Laubengänge gebildet, durch welche Hanswurſt, die ſchattende Gelegenheit ſchlau belauſchend, einzeln-behaglich durchſchaukelt, und am Ende angekommen, beim letzten anfaſſend und rücktanzend die Laube wieder auflöſt; bald wickelt ſich die Bogenkette zum Knäuel auf, bildet ſich dadurch zur grünen Kronlaube, indem die Reifen richtig berechnet auf die Krongeſtalt und fernere Wiederablöſung, immer höher über einander gekreuzt werden. Nachdem ſich dieſe und andere Ketten, Gewinde, Lauben, Kronen, Roſen, Brücken oder Bahnen ausgebildet und gelöſt haben, ſteht der vollkommene Kreis ſtill, die Vorreigner oder „Reifenſchwinger“ treten in das Mittel und vollführen unter dem Takt der raſchfröhlichen Muſik den Schwung des Reifens und der in ihm ſtehenden gefüllten Gläſer um Haupt, Hals und Hüften und unter den Beinen weg ſo rüſtig, raſch und rein, ſo meiſter- und muſterhaft, daß in den Gläſern nichts mangelt, wenn ſie zum Lebehoch ausgetrunken werden, nach welchem das Ehrenglas, aus dem kein anderer Trunk wieder gethan werden darf, häuptlings oder rücklings in die Luft geſchleudert wird; aber Hanswurſt, der ſonſt mit Zeit und Waare ziemlich unbeſorgt harmlos und muthwillig Verſchwenderiſche, fängt, wie ein guter knickriger Philiſterbruder jenes wegwerfenden Renommiſten, das arme Glas, um das es Schade wäre, — auf Gläſer geübt — in ſeinem Spitzhut geſchickt und ſicher wieder auf. So iſt er auch hier, wie immer, der vielgeſtaltige Neckſpiegel der verſteckten und übertünchten Geheimleidenſchaften, der Prediger oder Maler im Narrengewande.“ So weit Maßmann vom „Schäfflertanz.“

---

*) In ſeinem Aufſatz „Schwerttanz und Reifentanz. 1. Artikel.“ (Spindlers Zeitſpiegel. 1831. 3. Bd.)

Der „Metzgerſprung“ iſt viel einfacher und erfordert viel weniger Kunſt. Er findet am Faſtnachtsmontag auf dem Schrannenplatze ſtatt. Schon vierzehn Tage vor Faſtnacht kommen die Metzger zur Berathung wie zur Wahl der guten Geſellen aus ihrer Mitte, welche den ſilbernen Becher und die Kanne tragen ſollen, in ihrer Herberge zuſammen. Am Vorabend des Feſttages tanzen die ſogenannten „Hochzeitbitter“ mit ihren Mädchen den „Büſcheltanz“ und nehmen Becher und Kanne nach Hauſe, wo ſie dieſelben ſchmücken. Am Feſttage ſelbſt geben die Metzger im feierlichen Zuge zur Peterskirche, wo ſie dem Gottesdienſte beiwohnen, und nach demſelben von Straße zu Straße. Meiſterkinder und Lehrlinge reiten auf zierlich aufgeſchmückten Pferden, Muſikanten ſpielen ihnen luſtige Weiſen auf, die Metzgerknechte, der Altgeſelle, die Kannen- und Becherträger und die Beilmeiſter folgen; in der Reſidenz wird dem Könige der „Willkommen" gebracht; dann ziehen alle zu dem Fiſchbrunnen auf dem Schrannenplatze. Dort ſchlüpfen die Lehrlinge in Hoſen und Jacken, die über und über mit Kälberſchwänzen ausſtaffirt ſind und der Altgeſell ſpricht ſie, indem er die üblichen Ehrenbecher ausbringt und ihnen die Freiſagungsſchläge auf den Rücken giebt, von der Lehrzeit frei. Nun ſpringen ſie in das Brunnenbecken hinein, und werfen aus dem naſſen Element, drin ſie ſich wie Seelöwen ausnehmen, allerlei Zeug, als Bretzeln und dergleichen unter das Volk, das ſich aber gar vorſehen mag, denn plötzlich hat der Neugierige und Naſchluſtige, der dem Rand des Beckens zu nahe bleibt, einen tüchtigen Waſſerguß über ſich und ein lautes Gelächter der ganzen Menge obendrein; iſt des Spaßes zur Genüge, ſo erhalten ſie weiße Binden und ſilberne Denkmünzen, und es labt dann ein guter Schmaus die waſſererprobten Jungen, die ſich aus ihren triefenden, oft mit Eiszapfen behangenen Vließen losgeſchält.

Ein volksthümliches Gepräge hat die Bockzeit (ſie hatte es noch mehr vor einigen Jahren, als noch in der alten Bockhöhle der tollſte Muthwille ſeine Bocksſprünge machte), d.h. die Zeit, wann das Bockbier verzapft wird, — dann aber auch der Keſerloher Markt drei Stunden von München, eine derbtolle Zigeunerei, da männiglich über die Stränge ſchlägt und jede Ausgelaſſenheit mit der Looſung „keſerloheriſch" entſchuldigt wird. Der keſerloher Markt findet am erſten Montag im September ſtatt. Den Urſprung deſſelben weiſt die Ueberlieferung in die Zeiten der Heidenſchlachten zurück, da alles deutſche Land des Schreckens vor dem Centaurenvolk der Ungarn voll war; damals ſeien dem Kaiſer Otto dem Großen die Bayern wohlberitten herbeigeeilt, und voll Freude habe er ihre Hauptleute, — einige in Bauernkitteln — zu Rittern geſchlagen und die großen Pferdemärkte, den Keſerloher und den Münchner, geſtiftet.

Viel manierlicher, viel polizeilich-anſtändiger iſt das Oktoberfeſt, eigentlich ein landwirthſchaftliches Feſt, mit Viehausſtellung, Preisvertheilung, Pferderennen, Vogel- und Scheibenſchießen, Glückshafen und dergleichen; da ſieht die große Thereſienwieſe bei München wie eine aufgerollte Muſterkarte aller altbayriſchen, zumal hochländiſchen Trachten aus.

Am Würm- oder Starnberger See haben ſich aus alten Zeiten eigenthümliche Gerechtſame und Bräuche der Fiſcher erhalten; der Fang iſt, was Zeit und Art betrifft, genau geregelt. Im Mai ſagen die Fiſcher, daß der See „verblüht", da beginnen ſie „in die Rohlen zu fahren", das ſind die „Bodenzüge"; in windſtillen Nächten, bei Neumond oder trübem Himmel machen ſie die „Abendzüge", das geſchieht vom Sonntag nach Oſtern bis in den Mai. Bei den „Bodenzügen" iſt ihnen geſtattet, zwei „Trümmer" (45 Klafter) weit von den Stangen am Ufer in die Breite des Sees zu fahren, bei den Abendzügen drei Trümmer weit; — die Renken und Lachsferchen nur vom erſten Faſtenſonntag bis zum erſten Sonntag nach Oſtern, — Karpfen, Hechte und Waller zu jeder Zeit zu fangen. Zum Hegen der Speisfiſche, die den Hechten und anderen Raubfiſchen überlaſſen werden, und der Krebſe wenden ſie „Fiſchbaitzen" an, abgeäſtete Baumſtämme, die in den Seegrund eingerammt werden, zum Fange der Hechte und andrer Raubfiſche die „Hechtſtangen", die auf dem Waſſerſpiegel ſchwimmen und an welchen eine mit Widerhaken verbundene Schnur, die hinabgelaſſen wird, befeſtigt iſt; die Butten werden in „Reiſen", die Karpfen, Lachsferchen und Renken in „Segen" (eine Art von Netzen) gefangen, die Karpfen wohl auch geſtochen u. ſ. w.

Charakteriſtiſch iſt im bayeriſchen Oberland auch noch der Brauch, daß, wenn in einem Hofe das Dreſchen zu Ende geht, Acht gegeben wird, wer die Los kriege oder die Los werde, d. h. wer den letzten Driſchelſchlag thue; dem iſt dann beim Driſchelmahl ein beſonders großer Kuechel, der Loskuechel, beſchieden. Iſt die Los einer Dirne zugefallen, ſo binden die Knechte eine ſchweinähnliche Figur aus Stroh zuſammen, welche von der Dirne zur Tenne eines anderen Nachbars, wo man noch zu dreſchen hat, gebracht und der dort gewordenen Los zur weiteren Förderung übergeben werden muß (Schmeller, bayeriſches Wörterbuch. 1828. II. 501 und 502. Artikel: Los).

Noch wäre von den römiſch-katholiſchen Kirchenfeſten manches zu ſagen, die in Altbayern zugleich wahre Volksfeſte ſind; den erſten Rang unter ihnen nimmt das Frohnleichnamsfeſt ein, eine Schauſtellung alles

Glanzes, aller Pracht und alles Reichthums des Hofes und der Reſidenzbewohner. So viel denn vom Altbayer.

Der bayriſche Franke.

Nun auch vom Franken und vom Schwaben, und vom Rheinpfälzer, die ja nunmehr gleichfalls allzumal Geſammtbayern ſind. Was für ein Kobold der Neckeluſt ſein Weſen treibt, um die Stammverſchiedenheiten an einander zu reiben, das läßt ſich aus folgendem landsmannſchaftlichen Neckſtückchen entnehmen, das bei Schmeller*) aufbewahrt iſt: Ein Franke, ein Schwabe und ein Altbeyer gingen mit einander. Auf dem Wege fanden ſie einen Dukaten. Nachdem ſie ſich der Theilung wegen lange geſtritten, kamen ſie auf den Antrag des Franken dahin überein, daß der Fund demjenigen gehören ſollte, der am ſchnellſten und kürzeſten drei Vögel bei ihrem Namen nennen würde. Da ſagt der Franke zuerſt: „Fink, Krä, Rab," der Schwabe: ä Fenkle, ä Zeisle, ä Radſchwenzle," der Altbayer: a$^{\underline{n}}$ Sta$^{\underline{r}}$l, a$^{\underline{n}}$ Dahhl, a$^{\underline{n}}$ Spa$^{\underline{n}}$ſa$^{\underline{r}}$kl." Zieht hier der Altbayer vor dem Muthwillen den Kürzeren, ſo bleibt freilich auch der Franke nicht verſchont, von dem Taubmann ſagte: „Ich lobe mir meine Franken, die ſich rücklings neigen, um volle Kannen auszutrinken," und von dem der Volksſpruch geht: „Einen Franken, der nicht gern Kannten fegt, auf Erden wird man nicht bald man ſehen." Das macht nun einmal der Wein, und das alte Frankenblut, das nicht auszutilgen iſt; da iſt — dem Phlegma des Altbayern gegenüber — ein rührigeres Leben, da ſind raſchere Pulsſchläge des ſanguiniſchen Temperaments, ein kühnerer Unternehmungsgeiſt, größere Arbeitsluſt (nur die Ausdauer vielleicht etwas geringer als beim Altbayern), ein feiner Kunſtſinn und reger Kunſtfleiß, vorzugsweiſe im kerngediegenen ächtdeutſchen Nürnberg, mehr Sinn für politiſche Freiheit, und die Luſtigkeit bei weitem energiſcher in Sang und Klang und poetiſchem Drang; Eins in Allem geſagt: mehr Aufgewecktheit nach innen und außen; die Perſönlichkeit macht ſich kräftiger geltend.

Zwiſchen dem Franken und dem Altbayer ſteht der ernſtere rauhere Oberpfälzer in der Mitte.

---

*) Mundarten Bayerns. S. 158.

Was die fränkiſche Mundart betrifft, die ſich nördlich von der ſchwäbiſchen und bayeriſchen zu beiden Seiten des Mains lagert, ſo unterſcheidet ſie ſich, wie verſchieden ſie auch in Einzelnheiten nach den verſchiedenen Gegenden ihres Vorkommens erſcheint, doch als eine im Weſentlichen eine und dieſelbe, auffallend von den ſüdlicheren. Götzinger bringt Folgendes zur Charakteriſirung bei: „die Ausſprache der in- und auslautenden ſt und ſp als ſchd und ſchb hört plötzlich auf, dagegen tritt nun als Regel die fatale Ausſprache des einfachen s als ſch auf, ſobald es ſich an ein r lehnt, z. B. Perſchon, Hirſche. Die Naſentöne nehmen ab, ohne jedoch ganz zu verſchwinden, und die ganze Sprechweiſe iſt eine andere. Der breite, kräftige, aufgeblaſene Ton der ſüdlicheren Mundarten verwandelt ſich in einen geſchmeidigeren und ſpitzigeren, und dem Schwaben und Bayer kommt die Sprache der Franken, daher immer wie jüdiſch vor, und in der That hat die fränkiſche Modulation der Stimme viel ähnliches mit derjenigen, die wir an den Juden gewohnt ſind. Das eigentliche Gebiet dieſer Mundart iſt Franken im engeren Sinne, alſo der nördliche Theil Bayerns; aber ſchon hier laſſen ſich zwei von einander unterſchiedene Formen wahrnehmen. In denjenigen Gauen, die nördlich von der bayeriſchen Mundart liegen, erſcheint manches andere, als in denen nördlich der ſchwäbiſchen; wir müſſen daher oſtfränkiſche und weſtfränkiſche Mundart unterſcheiden, und ſowie wir den Lech als Gränze zwiſchen ſchwäbiſcher und bayriſcher Sprache annehmen, ſo können wir die Regnitz als Gränze zwiſchen weſtfränkiſcher und oſtfränkiſcher anſehen, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß gleich am linken Ufer dieſes Fluſſes anders geſprochen wird als am rechten. In beiden Zweigen verſchwinden die in den ſüdlichen Mundarten ſo beliebten Doppellaute ie und ue, und gehen nun im Oſtfränkiſchen in die Verbindung ey und oa, im weſtfränkiſchen in einfache i und u über, ſo daß alſo aus lieb und guet dort leyb und gout, hier lyb und gut wird. Als Proben der Mundarten folgende. Vom Mittelmain:

„Drai rüber, drai nüber,
Drai Fader auf'm Hūat,
Sen' un'er drai Brüeder,
Tuet kêner kê Guåd,
Sen un'er drai Brüeder,
Und i bin der kleenst,

ä jeder hat e Medla
Und i ha di schenst.

oder:

Du darfst mi net schende
Bist gar net i'n Stand,
Du bist dic allerschlechste
In'n Werzborgher Land."

Um Erlangen:

„Schetzla, sei trai, ich will deʳ trai bleiben,
Ich will deʳ meiⁿ Traihait ins Herzla 'neiⁿ schreiben."

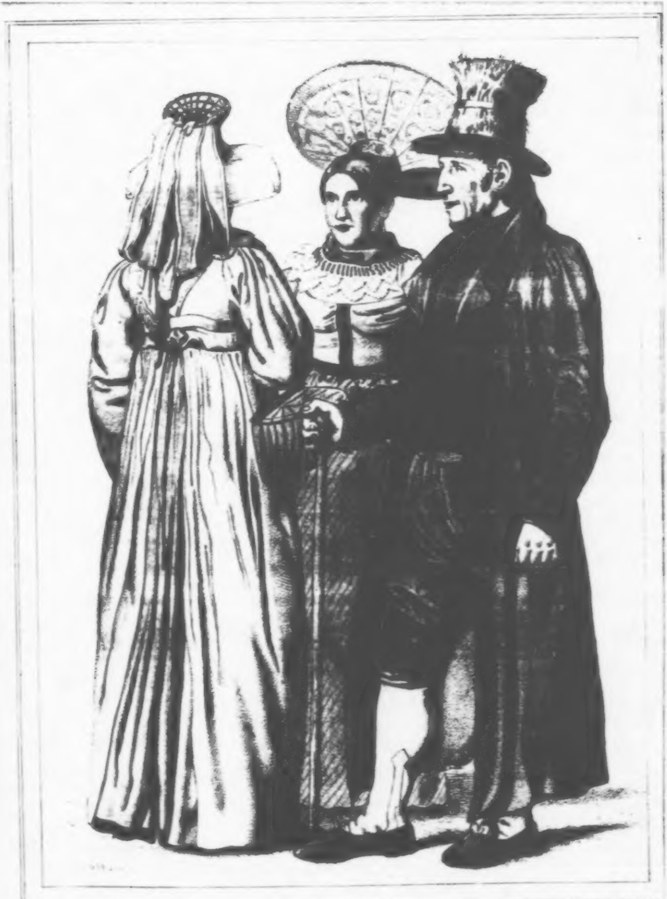
Abergläubiſche Sprüche: „Wenn mer i'n Charfreitagh arbait'n tut in der A'rd'n, ſo hat mer kaⁿ Ru i'n Grub"; „wenmer a'n in e'n Haus e Brād gi't, ſo mus merſch ganz eß'n, odder wenmerſch net ganz eße tut, ſo mus mer des Bregele eiⁿ ſchiebm, wo mer net eße tut, ſunſt kright merʳ Ziⁿſchmarzn"; „wenn eⁿ Mannsbild auf eⁿ Bam nauf ſiehbt, wu eⁿ Wei'ſſbild drobm is, ſo werd er blind."

Nürnberger Mundart:

„Noⁿ Fre Bàs, wèi gfellts ere denn
Heuⁿt ha unseʳn Kränzle?
Wenn i när ka'n Brummer hèit,
Machet mer eⁿ Tänzle,
Denn es wär mei Schuldikeit,
Mit euch Weibern all'n,
Aber, sèg s', es gèit halt nit,
Könnt mer èppet fall'n." (aus Grübels „Kränzlein")

Oberpfälzer Mundart. „Wev une Hárrget d' Lándla ve'n ganze Aeibud'n (Erdboden) vertaalt haut, is'n af d' Litzt no an oizige Winke übe blibm. Wäl dän gau nemeds gmüggt haut, ſe haut 'n Teufl aetragng. Ober a dän is e z'ſchlaecht geweſte, und haut frei zer unen Hárrgeſaggt: Pſalt's! Däeſtweegng heißt me's bis heitis Tachs d' Pſalz."

Als Probe der rheinpfälziſchen Mundart (von Speyer und der Umgegend) ſtehe hier ein Frühlingslied, das die Kinder am Sonntag zu Mittfaſten (auch „Roſenſonntag") ſingen; ſie gehen auf der Straße herum mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern geſchmückte Bretzel hängt und ſingen von Haus zu Haus den Sommer an, wofür ſie dann etwas erhalten:



Julius Doerig fec.

Lith. Anst. v. Goedsche u. Steinmetz in Meissen.

ALLGAÜER.

bey Kempten, Schwäbisch-Bayern

„Ri, ra, ro!
Der Summertaagk iss do!
Veilcher unn die Blumme
Giebt en schöne Summer.
Ri, ra, ro!
Der Summertaagk iss do.

Wichsel, wechsel,
Kriech mer's Kätzel!
Wuhin?
Uff de goldne Wisse
Kummt der Summ'r geschliche.
Ri u. s. w.

Zum Behret, zum Behret! (Behrets Wühl, Hof bei Speyer)
D' Kellerleut' empfange,
Den, der nit derzukummt,
Schlage mer mit Stange.
Ri u. s. w.

Drei Kante voll Wein,
Drei Bretzel drein,
Wolle mer heute fröhlich sein.
Ri, ra, ro!
Der Summertaagh iss do.“

Erhalten die Kinder nichts, ſo ſingen ſie:

„Stockfisch! Stockfisch!
Gebscht mer alle Johr nicks.“

im entgegengeſetzten Falle.

„Ich hör' 'etwas klinge,
D' Madamm dhut etwas bringe!
Ri, ra, ro!
Der Summertaagk iss do!“ *)

Der Schwabe.

Der Schwabe hat in unſerm Arndt einen trefflichen Deuter ſeines Charakters erhalten. Und Arndt hat in der Hauptſache Recht, wenn er

---

*) Firmenich a. a. O. II. Bd. 15.

ſagt, daß der Schwabe ſchwer aus ſich herauswill und herauskann, daß er etwas in ſich Abgeſchloſſenes und Feſtes hat, was ſchwer in Anderes und Fremdes übergeht, daß er gleichſam in ſich verſperrt und abgeſperrt iſt, wie man von einem ſehr abgeſchloſſenen Manne wohl zu ſagen pflegt: er hat die Thüre ſeines Zimmers in der Leidenſchaft zugeſchlagen und zuerſt die Schlüſſel hineingeworfen; er iſt reich in einer tiefen Leidenſchaft, in vielen wallenden und unbewußten edlen Trieben und Kräften. Dieſe tiefe Innerlichkeit bewährt ſich in der ſchönen Innigkeit des Familienlebens, gibt ſich kund im religiöſen Stillleben, und ſprudelt als wunderbar herrliche Dichterkraft. Späterhin näheres über den Würtemberger, den Badner.

Betrachten wir jetzt zuvörderſt die Gränzen und die Unterſchiede der ſchwäbiſchen Mundart und der alemaniſchen.*) Die alemanniſche herrſcht (außer in dem größten Theile der deutſchen Schweiz) noch am rechten Rheinufer bis gegen die Allgäuer Alpen, weiter weſtlich zieht ſie ſich zwiſchen dem Rhein und dem Schwarzwalde hin, bis ſie immer mehr von ihrer Eigenthümlichkeit verliert und endlich nordwärts von Baden-Baden in die pfälziſche Mundart übergeht. Als Probe der Mundart von Karlsruhe und dem ehemaligen Baden-Durlach folgende in Reime gebrachte Anekdote**):

„Enn a Örtle kommt a Mann*):
Unn frogt nach a 'mm Vogt.
Sagt a Bu: „net finda kann,
Spitzbu Rothhaus hockt."

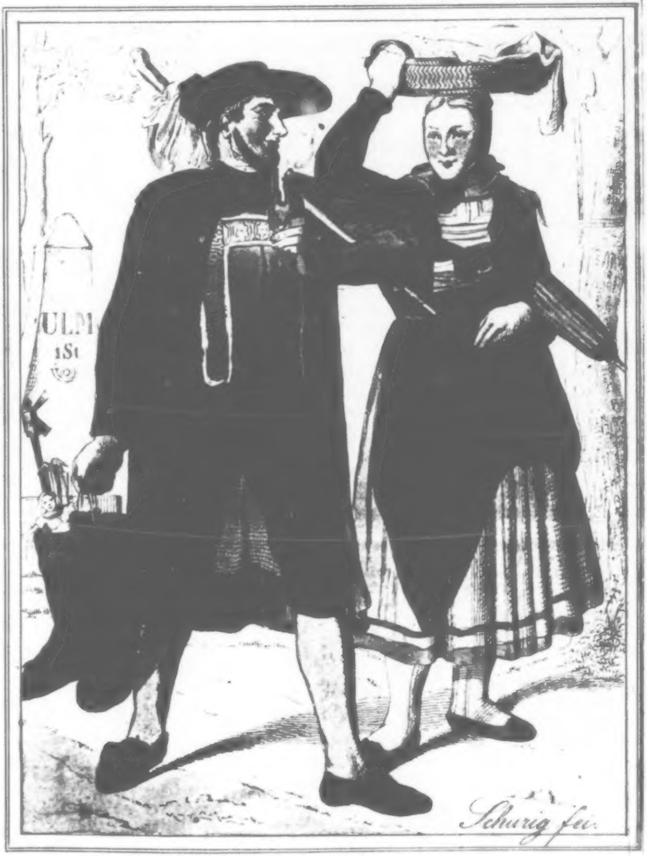
Laaft der Mann uff's Rothhaus 'nuff,
Macht sei G'scheftle ab,
Frogt da Vogt, was a der B'ruf
Ihm werft jehrlich ab.

„Gar nicks haww e, als wie d' Ehr!"
Sagt darr Vogt unn sperrt
Weit sei Maul uff. „Freut mer sehr,"
Sagt darr Fremd'. — „habs g'hert."

---

*) Nach Götzinger a. a. O.

**) Firmenich a. a. O. II. 29.


ULM
1St
Schurig fec.

Bauersleute vom Jahrmarkt kommend

Die ſchwäbiſche Mundart im engeren Sinne herrſcht zwiſchen dem Schwarzwald und dem Lech, und von den Allgäuer Alpen bis zum Kocher hin, alſo im größten Theile des Königreichs Würtemberg und drüber hinaus bis Augsburg. In der alemanniſchen Mundart iſt die rauhe Ausſprache ch charakteriſtiſch, je weiter nördlich, deſto gelinder wird dieſer Gurgellaut. Durch das öftere Vorkommen deſſelben, namentlich im Anfange der Wörter, ſowie überhaupt durch das Vorherrſchen rauher Blaſe-, Ziſch- und Stoßlaute (z, pf) und durch den Mangel vieler ſanfteren Töne wird die Mundart etwas rauh, gewinnt aber wieder viel Angenehmes durch die unendliche Modulation, die in der Ausſprache herrſcht; das a wird bald zwiſchen a und o, bald noch dunkler als o ausgeſprochen. Die beiden Dehnlaute y und au, anſtatt der hochdeutſchen ei und au, ſind weſentlich in allen alemanniſchen Mundarten. Das andere hochdeutſche ai hingegen wird ſehr verſchieden umgewandelt. Es finden ſich neben der reinen Ausſprache ei noch èy, âi, äi, ä und aa. Naſentöne beſitzen die alemanniſchen Mundarten eigentlich nicht, ſondern ſprechen alle Laute rein und ungetrübt aus, werfen auch nicht regelmäßig Konſonanten mitten aus Wörtern heraus, wie die ſchwäbiſchen und bayeriſchen Idiome. Dagegen haben ſie Gaumentöne, d. h. ſie ſprechen Vokale hinten in der Kehle aus, ſo daß ſich ein leiſes i oder j an den eigentlichen Vokal anſchmiegt; das geſchieht ſtets dann, wenn zwei Vokale in verſchiedenen Sylben zuſammentreffen würden, wie z. B. in ſäen, wehen, mähen. In der ſchwäbiſchen Mundart hören die rauhen Gurgeltöne auf und dafür treten Naſentöne in Fülle auf, die ganze Art der ſchwäbiſchen Sprachweiſe hat etwas höchſt Sonderbares und Auffallendes. Der Schwabe ſpricht, als wundere er ſich immerwährend, und dehnt daher alle Sylben zu einer außerordentlichen Länge. Nehme man dazu die Menge Diphthonge, die vielen Naſentöne, die Häufung von Konſonanten, und man muß geſtehen, daß es keine angenehme Mundart iſt, zwar keineswegs ſo rauh als die alemanniſche, aber weit unbequemer, und deren Kraft nie erreichend. Weniger breit und gedehnt ſpricht man ſüdlich der Donau, wo der Sprachgeſang ſich mehr dem des Alemanniſchen nähert, nördlich gegen Heilbronn wird die Sprachweiſe ſpitziger und nähert ſich der fränkiſchen; am breiteſten, gröbſten und häßlichſten ertönt die Mundart in der Gegend von Tübingen und bei dem gemeinen Bürger Tübingens ſelbſt. Überhaupt iſt die Modulation des Schwäbiſchen nach den verſchiedenen Gegenden außerordentlich verſchieden, was auf jeden Fall davon herrührt, daß Schwaben früher in eine Menge Reichsſtädte und kleine Herrſchaften zerfiel und die Einwohner nach Sitte, Religion und Verfaſſung ganz von einander verſchieden waren. Namentlich unterſcheidet ſich Oberſchwaben gar ſehr von Unterſchwaben; die oberſchwäbiſche Sprachweiſe iſt härter, die unterſchwäbiſche breiter. Die in- und auslaufenden ſp und ſt verhalten ſich wie im Alemanniſchen, d. h. es wird „Luſcht, Gaſcht, Wuſcht (Wurſt), du haſcht" geſprochen. Die Ausſprache des in- und auslautenden g verhält ſich ebenfalls wie im Alemanniſchen; nur in Unterſchwaben wird die Nachſylbe ig nicht mehr wie igg geſprochen, ſondern ich oder y. Der Diphthong ai erſcheint ebenfalls in verſchiedenen Umwandlungen, man hört Stoi (Stein) Stoa, Stai und Staa; doch muß man wohl Stoi und Stoa als rheinſchwäbiſch anerkennen. Das alemanniſche y wandelt ſich zum ei um wie im Hochdeutſchen, wird jedoch in vielen Gegenden wie èy ausgeſprochen. Durchaus ſchwäbiſch und durch ganz Schwaben herrſchend iſt die Wandlung des breiten ë in ea mit dem Nachdruck auf e, z. B. Léaba, Stéare, Wéader (Wetter); in den meiſten Gegenden wird vor Zungenlauten das r entweder ganz weggeworfen, oder doch faſt unhörbar ausgeſprochen; z. B. Heaz, Wiat, Steara, Baat, Hanswuſcht. Ich laſſe nun einige Proben der Mundarten folgen. Zuvörderſt aus Sebaſtian Sailer's „Bauernpredigt:"

„Meine lieabe Baura! Ihar wearat ſchau oft g'hairt hau, wia a moal zwea Ma g'wea, vo deane oiner hoat Abraham, dar ander Loth g'hoißa. Vetter ſeand boid g'ſai, und zwoar, wia d' Schrift ſait, zimmle neah. Jetz loaſat, wia as boid ſo wunderle ganga. Dia zwea Ma haund älles gnua g'hett, was ſie haund wölla: Enta, Gais, Dauba, Henna, Koppa, Schoaf, Küah, Kälber, Oxa, Roß oder Geul, und Kameel. Ar wearat ſchau wiſſa, was dees für Thier ſeand: ſie hand lange Häls, und an Burra uffam Buckel; oder wenn ar noh an's Krippele denkt, wia di hoilige Drei König haud mit broacht. Nu, was g'ſchieht? Wia as halt ällamoal Leut geit, dia nu a Sächle verdirbat, ſo iſcht as grad doa auh g'ſcheah. Wia ſie halt lang mit anander, wia's braf iſcht, rumzoga ſeand, ſo hand ihre Hialaë ih moi, ih müaß deane Schtroahlnarra äll da Grind bis uf d' Schtumpa ra beiſſa — ſo hand, ſag ih, dia Lumbbäbund miſanand uf dar Woid, grad wia euſare Roßbuaba, Händel ag'hebet, g'ſcholta, g'ſchlaga, g'riſſa, daß d' heatza darvo g'floga, Löcher hand ſie oft g'hett, wia d' Ofabäſa. Jetz denkat, was Balbierer wearat koiſchttat han!'' u. ſ. w.

Aus dem bayeriſchen Theile Schwabens: Kinderliedchen:

„Bet, Büebli, bêt!
Morege kommt der Schwéd,
Morege kommt der Oxensteere,
Wurd dés Büebli bêden lêere."

Mundart um Memmingen.

„'s ischt Aubed ietz, me sihht necks me
D Nachtarbeil thuet de Augge weh,
Drom will i 's Schafe blèybe lau
Und ietz no uf e Mässle gau.

Gang, Wèyb, rib mier mèyn Schope rey,
Mey Pfêyfe wird em Sack no sey;
Tobak ond Schlüssel haun i scho,
Brouch kai Latern, as schêynt der Mo" u. s. w.

Oberſchwäbiſch an der Donau (aus Waitzmanns Gedicht: der Winter):

„Was stoht döt doba uffem Bergk
Und sihht so feischter (finster) drei?
Es ist der Winter, still und stumm,
Er goischtat (spukt) uffem Bussa (Berg Bussen) rum
Und lueght ins Dörfle rei."

Niederſchwäbiſch (aus Wagners Luſtſpiel: die Schulmeiſterwahl zu Blindheim): „Dees iſcht a Menſch dees, a kuonützigs! Wart, i will dirs anderſcht ſagga! Dui dumm Gans merkt net, was i mit ihr voar hau. 's ſott ihra ſo ſelber au einfalla. Es iſcht jo im gaze Flecka kuo Mädle, dees zura Schuolmaiſchtere tauggt, as dui. 's iſcht a ſaubers Menſch und derno — Jo, dees thuo; net anderſcht. 's iſcht ſo nunz mai, ſeit dear nui Schultes (Schultheiß) do iſcht, dees iſcht eaba a Herra-Schultes. Dear loßt mi und mein Mann nunz mai gelta. Der alt iſcht vil bräſer gwea" u. ſ. w.

Vom Schwarzwald: [*]

„Steig i auf de Kirschebaum,
De Kirsche z'wege net,
Haun gmoant i wott mein Schätzle seh'n
I gsies nes aber et.

Es hot emol gregnet
Die Bäumle tröpflet no,
I haun emol e Schätzle ghätt,
I wollt i hätt es no.

Jetzt ist es aber gwandret
Dem Unterländle zua,
Jetzt haun i wieder en andre —
's ist au e braver Bua.“

Deßgleichen vom Schwarzwald folgender alter Spruch aus der Spinnſtube, wenn der Burſch zur Jungfer tritt und ihre Kunkel oben erfaßt:

„Jungfer derf i eu' bitte,
Lent (lasset) mi eurre Engele schüttle,
Die kleine wie die grosse
Auf dere Jungfere Schoosse,
Jungfer, warum seind Ihr so stolz?
Eure Kunkel ischt doch nau von Holz,
Wenn se wär mit Silber beschlage,
No wett' i (nachher wollt' ich) eu' was andres sage.“

worauf dann die Jungfer Spindel und Wirtel (einen Ring von hartem Holz oder Stein, den man ins Ende der Spindel ſteckt) auf den Boden fallen läßt, der Burſch beide Gegenſtände aufhebt und die Jungfer ihm für die Spindel ein „Knöpfle“ (ſchwäbiſche Mehlſpeiſe) und für den Wirtel ein Faſtnachküchle verſpricht, und wenn er die Kunkel freigibt, erhält er als Ablöſung einen Kuß.[*] Das beim Großherzogthum Heſſen erwähnte Liedchen „Geh mir nicht über mein Äckerge u. ſ. w.“ lautet auf dem Schwarzwald:

„Geh mir nit über mei^{n} Aeckerle
Geh mir nit über mein Wies,
Oder i prügl di wäckerle,
Oder i prügl di gwies.“

---

[*] Auerbachs Dorfgeſchichten, in denen ein köſtlicher Schatz von Volksliedern bewahrt iſt. II. S. 362.

Zum Schluß als Probe der alemanniſchen Mundart ein paar Strophen aus Hebel's Wächterruf:

„Loset, was i euch will sagge'
D' Glocke hat Zehni gschlagge.
Jez bättet eud iez göed ins Bett,
Und wer e rüejigg Gwisse het,
Schlåf sanft und wohl. Im Himmel wacht
E heiter Augg die ganzi Nacht.

„Loset, was i euch will sagge!
D' Glocke het Ölfi gschlagge,
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no by de Charte sitzt,
Dem bieti jez zum letschemål —
's isch hochi Zyt und schlåfet wohl!

„Loset, was i euch will sagge!
D' Gloke het Zwölfi gschlagge.
Und wo no in der Mitternacht
E Gmüet in Schmerz und Chummer wacht,
So geb der Gott e rüejge Stund,
Und mach di wider froh und gesund.“ u. s. w.

Desgleichen, aus Hebel, die ächt deutſchen Wahlſprüche, die des liebenswürdigen Dichters Denkſtein im Schloßgarten zu Karlsruhe ſchmücken:

1. „Wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frog' di G'wisse z'erst,
's cha dütsch Gottlob, und folg sin Roth.“

2. „Und isch's so schwarz und finster do,
Sa schine d' Sternli no so froh,
Und us der Heimath chunnt der Schi,
's muss lieblig in der Heimath sy!“

Hieran reihe ich nun noch aus Auguſts Stöbers trefflichem „elſäßiſchem Volksbüchlein den oberrheiniſchen Kinderſpielreim:

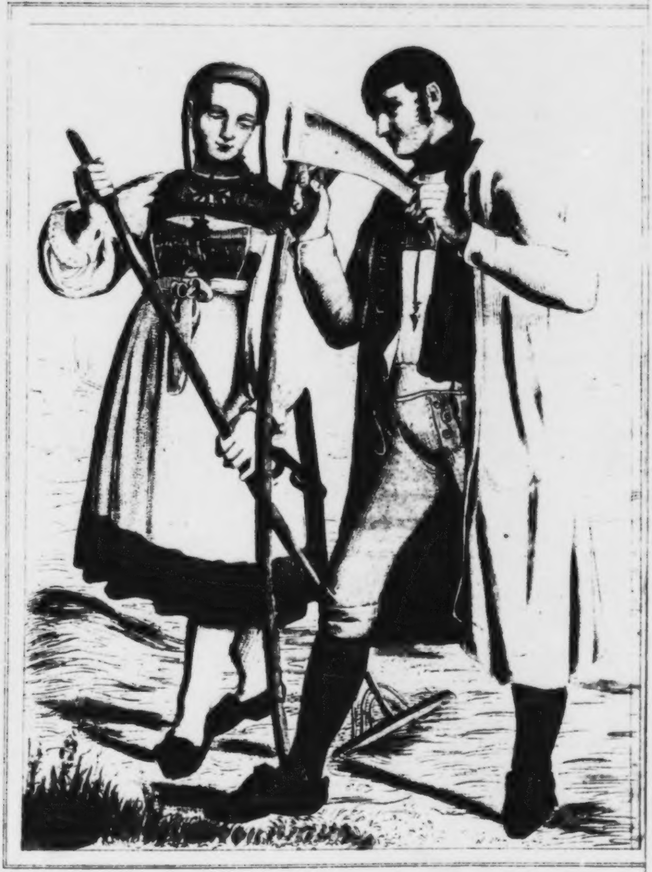
„Riedde, riedde Ressle,
Z' Basel steht e Schlessle,

Z' Rom steht e Glockehuss,
's luege scheene Jumfre druss.
Eine spinnt Siede,
D' andre spinnt Wiede, (Weide)
D' dridde die spinnts klore Guld,
D' vierde isch mie'm Bäwele hold.

Mich dünkt, es hallt altes germaniſches Heidenthum draus.

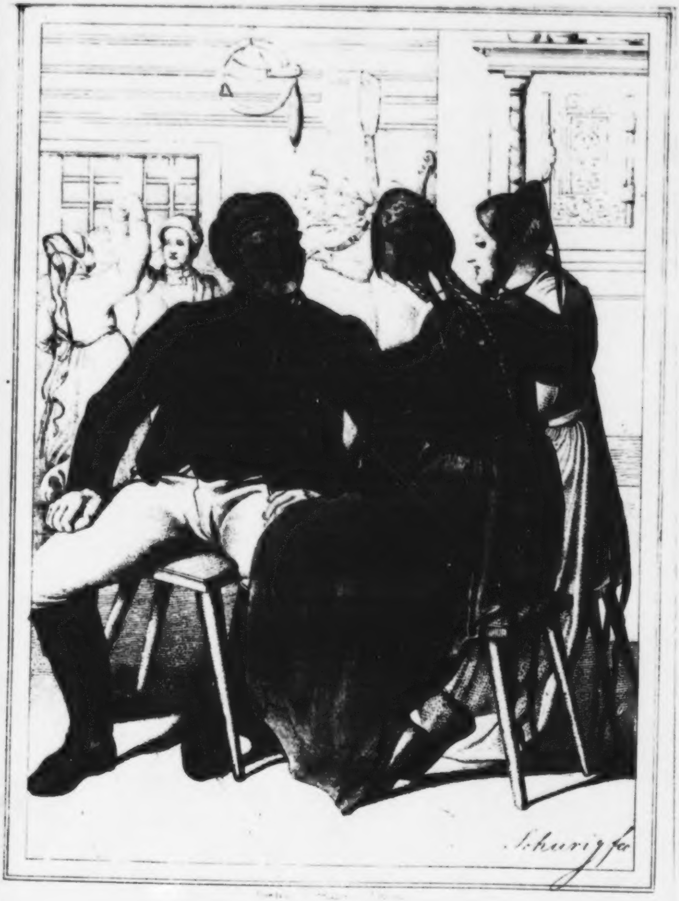
Der Würtemberger und Badner.

Betrachten wir nun Bau, Charakter und Lebensweiſe des Würtembergers und des Badners. Im Allgemeinen ſind die Geſtalten kräftig gebaut und wohlgebildet; am ſchönſten und friſcheſten finden wir ſie im Schwarzwald, dann in einigen Nordweſtthälern der Alp, namentlich im oberländiſchen Theil und in einigen kleineren Gegenden des Unterlandes; am meiſt gleichmäßig geſund iſt der Menſchenſchlag im Odenwald und Seewald. Analog dem heimathlichen Schooß ſeines thalreichen Landes (ſagt Schwarz vom würtembergiſchen Schwaben) iſt die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit, ſein gemüthliches Weſen, und dieſes Gepräge des ſchwäbiſchen Volkes wird ſich wohl noch lange erhalten, das ſo ziemlich abgeſchloſſene, nicht ſo bloß geöffnete Land zwiſchen Schwarzwald, Alp und Hohenlohe hat im Schooße ſeiner halbverborgenen Gründe Heimath genug, um dem Bewohner ſeine Individualität vor den verwiſchenden Einflüſſen der Nachbarvölker zu bewahren, wie der Schwarzwald gegen das Eindringen der leichteren weſtlichen, ſo ſchützt ſie die Alp gegen das Vorſchreiten des gemeinen oberſchwäbiſchen Weſens. Dieſe Gemüthlichkeit iſt aber die Wurzel ſeines einfachen, ruhigen, ſtillen, häuslichen, fleißigen, biederen, religiöſen Sinnes, ſeiner gewiſſenhaften Gründlichkeit, ſeiner Herzlichkeit, ſeiner lyriſchen Gefühlsweiſe und Dichtungsgabe, die Wurzel der mannigfachen Originalität, die oft in dem beſcheidenſten Gewande verborgen und ſehr ſelten gehoben durch den Glanz der Geiſteskräfte mehr aufgeſucht werden muß, als die Bande zu ſprengen weiß. Wie übrigens ſein ſchönes Ländchen alle Erzeugniſſe der mittleren gemäßigten Zone hervorbringt, zu aller Kultur fähig iſt, wie die wechſelnden Formen ſeiner abgeſtuften Terraſſenlandſchaften ein ſo mannichfach reizendes Land bilden, ſo auch der



Heuernte.

Oberamt Reutlingen. Würtemberg.


Schurig fec

Bauersleute in der Schenke.

Oberamt Schorndorf.

Königr: Würtemberg.

Geiſt und das Gemüth ſeines Bewohners, er iſt nicht in eine geiſtige Richtung eingeengt, in allen Gebieten lernt er ſich bewegen, weiß und ſucht alle Fortſchritte des Auslandes ſich anzueignen, auch hat es zu allen Zeiten und in allen Richtungen geiſtiger Erhebung große Schwaben gegeben, und an allgemeiner Volksbildung iſt das ſchwäbiſche vielleicht das erſte Volk in Europa, wenigſtens dasjenige, in welchem die Elemente der Kultur am allgemeinſten verbreitet ſind und die Achtung vor Sittlichkeit und Religion am tiefſten wurzelt. Von einem Fehler ſeines Charakters, einem Auswuchs ſeiner gemüthlichen Häuslichkeit, welcher vielleicht in der, in kleineren Formen ſich gefallenden und nicht ganz freigebigen Natur ſeines Landes wurzelt, ſcheint er allmälig und gerade jetzt ſich freimachen zu wollen, nämlich von einem ängſtlichen, kleinlichen und im ſelbſteigenen Kreiſe beſchränkten Sinn, den ihm das Ausland und die Geſchichte vorwirft und der beſonders in ſeinem häuslichen Leben, in ſeiner Erziehung, in ſeiner perſönlichen Erſcheinung, in ſeiner Politik ſich ausſpricht, der den Gebildeten zu einem ſcholaſtiſchen Verehrer des Alterthums oder zu einem alles umfaſſenden Forſcher des Auslandes macht, während beiden das Heimiſche unbekannt bleibt, der bei dem Landvolk bis zum Eigennutz herabſinkt, der jedoch, obgleich der Druck der Feudalverhältniſſe und der Abgaben ihn noch gebunden hält, wohl längſt einem freieren Schwung, einem kräftigerem Selbſtgefühl, einer edleren Geſinnung gewichen wäre, würde nicht das Stillleben ſeines Gemüthes ihn angeſtrengter Aufregung abgeneigt machen.

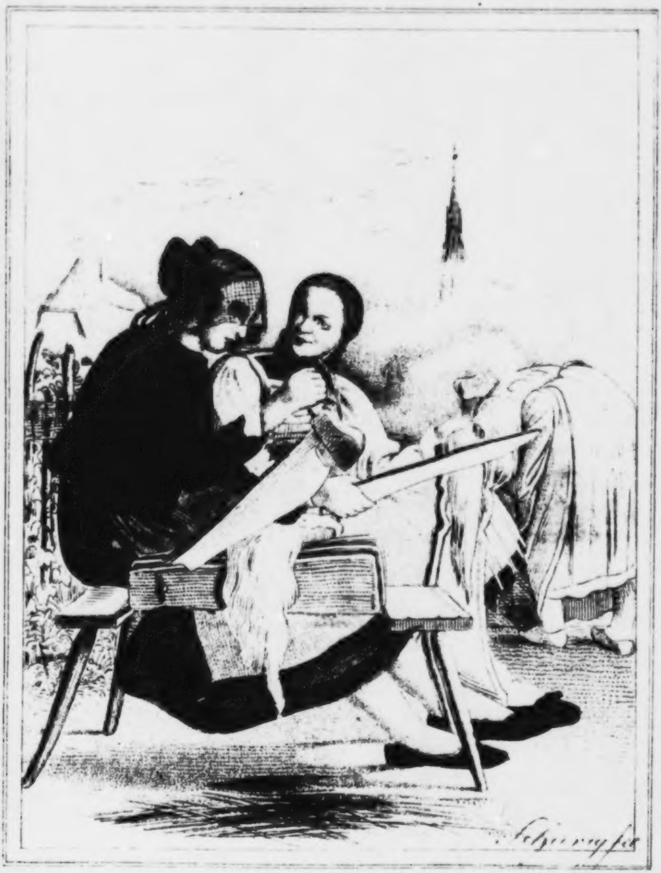
Der Oberſchwabe bildet eine nahe Übergangsſtufe zum eigentlich alemanniſchen Stamm und nähert ſich mehr dem Schweizer, in ſeinem derberen Sinn dem benachbarten Bayer. „In ſeinen flachen feuchten Gauen hat das Extenſive die Oberhand gewonnen, wie in den hoch aufſtrebenden Gebirgen das Intenſive, und die behagliche Ruhe, in welcher der Oberſchwabe bei friedlichem Spiel und Tanz ſeines Lebens ſich freut, iſt das treue Abbild der vollen runden, aber nicht kräftigen Formen ſeines Körpers, deſſen wohlgenährtes Ausſehn ſeine ihm von der Natur dargebotene Koſt, in Bier, Mehl und Fleiſch, nicht verbirgt. Überdieß gibt leicht erworbener Wohlſtand ihm ein gewiſſes Selbſtgefühl, einen heiteren, lebensfrohen, behaglichen Sinn. Weniger zu ausdauernden Anſtrengungen fähig, iſt er auch kein Freund von Handarbeiten, liebt darum auch die Gewerbe nicht.“

Das badiſche Volk bezeichnet ein Sohn desſelben (Joſeph Bader) als ein fleißiges, treues, offnes, redliches, im Kriege tapfres. Je in ihren Beſonderheiten treten der Scharzwälder, der Odenwälder, der Rheinthäler wieder auseinander.

„Der Schwarzwälder zeigt in vielen Gegenden eine ſehr friedſame Gemüthsart, während in manchen anderen ein äußerſt händel- und raufſüchtiges Volk wohnt, doch hat ſich bei dieſen noch am meiſten von der Einfalt und Biederkeit der altdeutſchen Sitten erhalten; ſie ſind verſtändig, nachdenkend und ausdauernd, ſparſam, begnüglich und ſittſam, überhaupt ſehr religiös, aber auch ebenſo munter und lebensfroh.

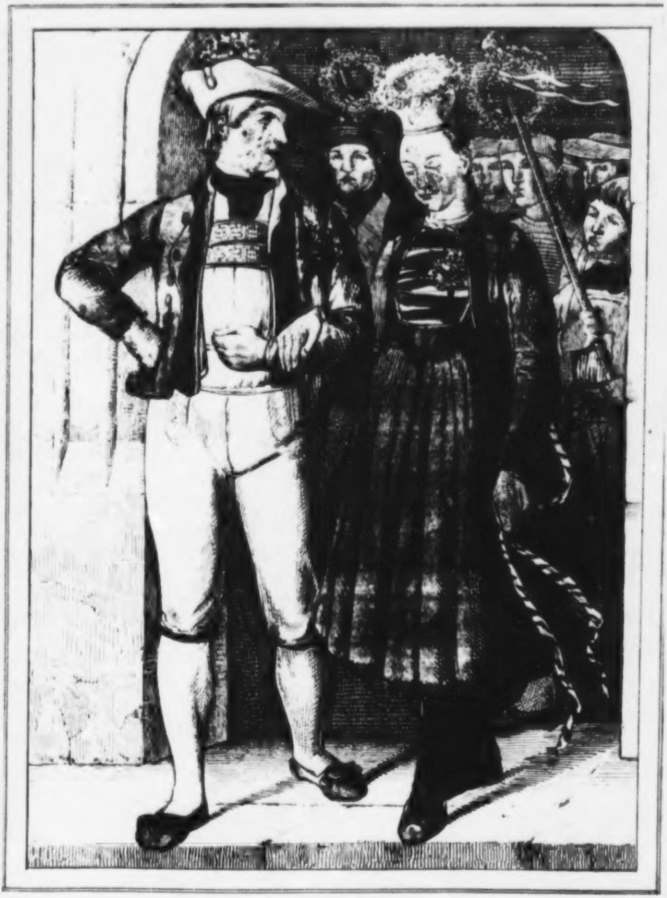
Der Odenwälder, obgleich im Ganzen arm, iſt doch lebensfroh, weil er bei der altererbt väterlichen Weiſe keine unnöthigen Bedürfniſſe kennt und ſein Haidekornbrot und ſeine Milch genügſam verzehrt. Er lebt ſtill, erweiſt ſich gaſtfreundlich und ebenſo freigeſinnt als gemüthvoll.

Die Bewohner des Rheinthals werden von fremden Reiſenden im Ganzen als ein wohlgebautes, verſtändiges, arbeitſames und mäßiges Volk geſchildert; im Einzelnen offenbaren ſie einen ebenſo großen Unterſchied ihrer geiſtigen und körperlichen Beſchaffenheit als das Erdreich, auf dem ſie wohnen. Nicht nur ſteht der Pfälzer dem Oberländer ebenſo ſchroff entgegen, wie der Wäldner dem Flachländer, ſondern ſelbſt jede Landſchaft hat ihren eigenthümlichen, auszeichnenden Charakter. Der Markgräfler, die Thalleute, die Märker, die Kaiſerſtuhler, die Hanauer, Hardwälder und Bruhreiner ſind ſich ſowohl in Geſtalt und Tracht, als an Sprache und Bildung auffallend ungleich, nur leider durch faſt ebenſoviele Fehler als Vorzüge, denn an manchen Orten hat die herrſchende Wohlhabenheit einen übermächtigen ſtolzen Geiſt erzeugt; in den meiſten Weingegenden der launenhafte Wechſel von fruchtbaren und Mißjahren einen verderblichen Leichtſinn, hin und wieder das Zuſammenwirken anderer Urſachen eine ausgelaſſene Rohheit, Streit- und Raufſucht. Gewandter und ſcheinbar aufgeklärter als die Wäldner ſind die Rheinthäler allerdings, aber bei weitem nicht ſo gewandt, genügſam und moraliſch, vielleicht im Allgemeinen auch nicht ſo wohlhabend. Jene biedere Treue und Redlichkeit unſerer Vorältern verſchwindet da und dort mehr aus den Gemüthern. Übrigens hat ſich ein reges Nationalgefühl, Staatsbürgerſinn und Gemeingeiſt in neuerer Zeit ausgeſprochen.“


Schnorr fec.

Flachsbrecherinnen.

Steinlachthal. Oberamt Tübingen. Würtemberg.



Brautleute

aus dem Dorfe Tallheim, Ober=Amt Tuttlingen
Königr. Würtemberg.

Was Lebensweiſe und Sitte betrifft, ſo wird [*]) dem würtembergiſchen Landmann ſelbſt von einheimiſchen Kennern eine nachtheilige Verfeinerung vorgeworfen. Man klagte längſt, daß der geringe Mann in Würtemberg, namentlich in der Nähe der Städte, ſeine alten Trachten mehr und mehr abwerfe (aber wo iſt dies nicht in höherem oder geringerem Grade der Fall?) Eine Nationaltracht gibt es übrigens im Königreich nicht, jede Gegend hat ihre eigenthümlichen Abweichungen in der Kleidung, ſo der Schwarzwälder, der Älpler, der Steinbacher, der Baarer. Am größten iſt die Verſchiedenheit in Neuwürtemberg. Auch die Tracht der Proteſtanten und der Katholiken hat etwas auffallend Heterogenes. Das meiſte Gefallen findet man hier an der Tracht der Steinlacher, beſonders der des weiblichen Geſchlechts. Hauptgegenſtände in der Tracht des würtembergiſchen Landmannes ſind ein dreieckiger Hut über dem glattgekämmten Haar, wohl allenfalls noch ein Kamm darin, ein warmer Kittel mit blinkenden Metallknöpfen, Schnallenſchuhe, Mieder, rothe Strümpfe, hohe Hacken, alſo allerdings der ganz gewöhnliche Refrain deutſcher Bauerntracht.

Ebenſowenig gibt es auch Nationalſitten, dagegen manche merkwürdige Lokalgebräuche, beſonders bei Leichen und Hochzeiten. Vermöge ſeiner Gutmüthigkeit, bemerkt Memminger, hat der Würtemberger auch Neigung zur Fröhlichkeit; er ſingt gern, tanzt gern und macht ſich gern bei einem Glaſe Wein oder Bier luſtig, und, wie ſeine Freundſchaft, ſo iſt auch ſeine Fröhlichkeit mit der größten Innigkeit und Herzlichkeit verbunden. Die gewöhnlichſte Veranlaſſung zur Fröhlichkeit geben Märkte, Kirchweihen, Taufen und Hochzeiten, wovon die beiden letzteren auf dem Schwarzwald und in Oberſchwaben noch ſehr umſtändlich gefeiert werden. In den Weingegenden giebt auch die Weinleſe, in den Fruchtgegenden das Erntefeſt, Sichelſauge, und in vielen Orten auch das hauptſächlich für die Jugend beſtimmte Maienfeſt, Gelegenheit, fröhlich zu ſein. Dazu kommen noch die landwirthſchaftlichen Feſte. Ein Hauptvergnügen der jungen Leute iſt das Kegelſpiel (wie dies auch in Bayern obenanſteht, woran ſich dann beim Bayer das Scheibenſchießen, Hoſenlaufen, Sackrennen, Tellerlaufen, Schubkarrenrennen und Pferderennen reihen).

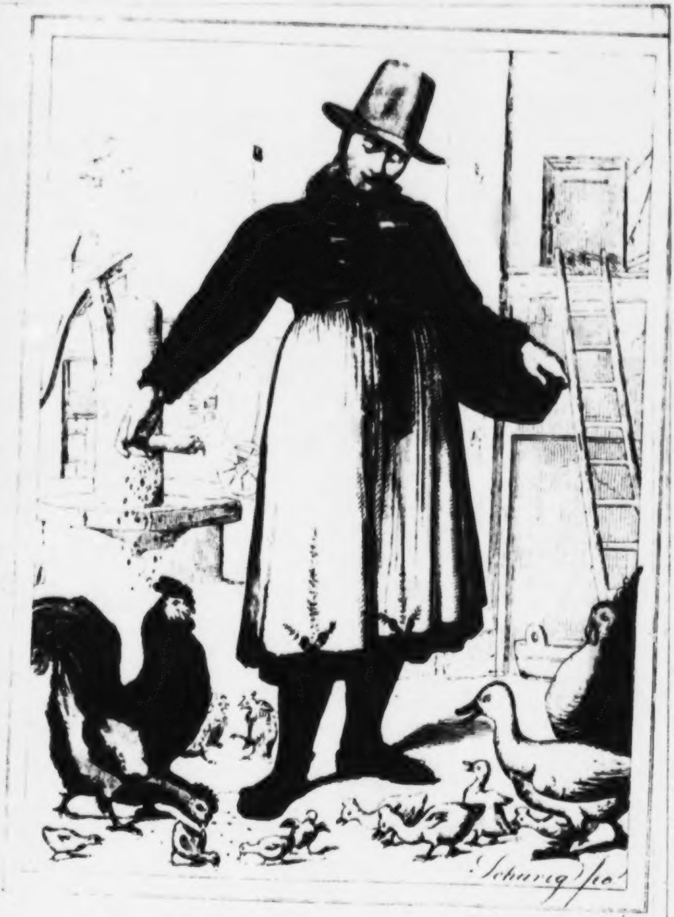
---

[*]) Lengerke a. a. O.

Die Lebensweiſe des badenſchen Landmanns iſt im Ganzen eine einfache, nur in einzelnen Gegenden wird die Klage über zunehmenden Luxus in Nahrung, Kleidung und geſelligen Vergnügungen, allgemein aber doch von einſichtsvollen Kennern der heimiſchen Zuſtände die Beſchwerde über den Verfall der Sittlichkeit, über die Ausgelaſſenheit und den Freiheitsſchwindel der Jugend, das Pietiſten- und Separatiſten-Unweſen vernommen. Herrſchende Nationalgebräuche gibt es nicht, man wolle denn die allerdings auch hier einiges Eigenthümliche darbietenden, bei Taufen, Leichen, Kirchweihen, Märkten u. ſ. w. dazu rechnen. Charakteriſtiſche Tänze ſind der Eier-, Hahnen-, Holzäpfel-, Hammel-Tanz u. m. a. Ich führe hiermit Einiges über die letzteren bei.

Bei dem Hammeltanz zu Hornberg (Hornberg liegt an der Gutag, in einem der ſchönſten Thäler des Schwarzwaldes) bezeichnet ein Tuch an einem Stabe, der Preis der Tänzerin, den Schauplatz; Knaben führen einen mit Bändern und Kränzen gezierten ſtattlichen Hammel herbei; im Sonntagsputz ſammeln ſich die jungen Burſche mit ihren Mädchen und der Tanz beginnt im Freien nach der ländlichen Muſik. Ein Pärchen walzt im Kreiſe herum, dann ein zweites, dann ein drittes bis die Reihe durch iſt, uud nun beginnt ſie wieder von vorn. In einem doppelten Reif, der an einer brennenden Lunte befeſtigt iſt, hängt ein mit Wein gefülltes Glas, und dem Tänzer, der eben an der Reihe iſt, da das Glas fällt, wird der Hammel als Preis zu Theil; er muß dann die übrige Geſellſchaft in der Schenke bewirthen, weßwegen es immer ſo eingerichtet wird, daß das Loos des Tages auf einen Reichen fällt.

Der Holzäpfeltanz wird in Doſſenheim (anderthalb Stunden von Heidelberg an den Vorhöhen des Odenwaldes) alljährlich am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt gefeiert. Da legen die jungen Burſche des Dorfs, welche an dem Feſte Theil nehmen wollen, am Vorabend ihren Mädchen einige Holzäpfel vors Fenſter, als Zeichen der Einladung. Die wohlhabenden Mädchen holen ſich nun die Hüte ihrer Tänzer und ſchmücken ſie mit Bändern, Kunſtblumen und Citronen aus. Des Sonntags, nach geendigtem Gottesdienſt, verſammelt ſich das ganze Dorf in und um einen ziemlich kleinen, eingeſchloſſenen Hofraum. An einem Tiſche in der Mitte ſitzen die Muſikanten, auf der Mauer ein Junge, der, an einer Fichtenſtaude, den Preis des Tages hält, einen mit Bändern geſchmückten runden Hut für den Sieger und ein Paar Strümpfe für


Schurig fec.

Bauermädchen.

Ober Rheinkreis. Amt. Furtwangen. Baden

ſeine Tänzerin. Zu beiden Seiten des Kreiſes ſtehen vier Bürger des Orts mit Gewehren, als Kampfrichter, wovon einer den Zweig eines Wallnußbaumes in der Hand hält. Ehe der Tanz beginnt, geht ein Mann mit einem Sack voll Holzäpfel rings im Kreiſe umher und leert die Äpfel auf den Boden aus. Außer dem Hofe hängt an einem Baum eine geladene Flinte mit einer brennenden Lunte. Die Mädchen kommen nicht mit ihren Tänzern; ſie ſtehen in Gruppen außer dem Kreis und laſſen ſich zum Tanze nöthigen. Dies iſt auch der Fall mit manchem jungen Burſchen, dem nun das luſtige Volk den Hut vom Kopfe nimmt und in den Kreis wirft, wo er ſich jetzt an den Reihen anſchließen muß. Wenn der Tanz beginnt, erhält der Erſte in der Reihe den Wallnußzweig und behält ihn in der Hand bis zum nächſten Kreiswärtel, der ihm denſelben abnimmt und an den zweiten Tänzer übergibt. So wälzt ſich nun der fröhliche Haufe unter Scherz und Lachen der Tänzer und Zuſchauer über die Holzäpfel hin, wobei hie und da ein Pärchen auf die Erde zu liegen kommt, bis die Flinte losgeht und derjenige den Preis davon trägt, in deſſen Hand ſich in demſelben Augenblicke der Zweig befindet. Die Geſellſchaft begibt ſich jetzt auf den Tanzboden im Wirthshaus und der Sieger muß die Übrigen bewirthen, weßwegen denn auch nur die reicheren Burſche des Dorfes an dem Feſte Antheil zu nehmen pflegen.

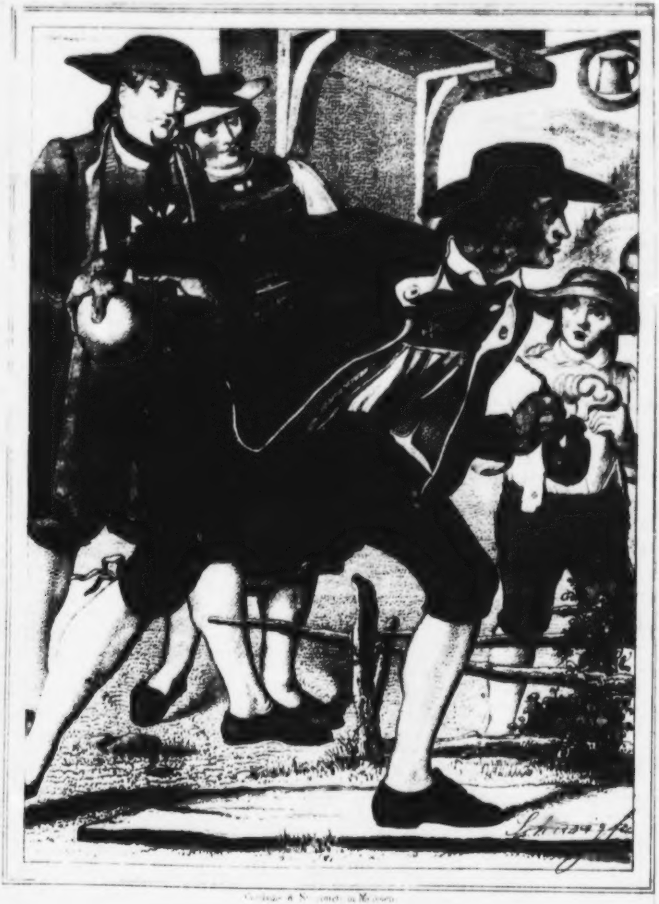
Der gleichfalls erwähnte Hahnentanz findet in der Baar ſtatt, die hoch auf dem Schwarzwald liegt. Die Scene iſt in einer Scheune, die Zeit nach der Ernte. Inmitten des Raumes ruht der Hahn auf einer Stange, von welcher ein Querholz ausgeht, mit dem ſymboliſchen Dreieck, worin ein Glas ſteht. Um die Stange dreht ſich der luſtige Walzer in mancherlei mimiſchen Bewegungen. Hat ein Pärchen den Fleck unter dem Dreieck erreicht, ſo wirft die Tänzerin ſich raſch mit dem Knie auf die Tenne und hebt den Tänzer mit nervigem Arm empor; berührt er nun mit ſeinem Kopfe das Dreieck und fällt das Glas, ſo iſt der Preis des Tages gewonnen und Luſt und lärmende Freude beginnen erſt recht.

Nun noch von einigen Feſtbräuchen in Würtemberg. Zuerſt vom Dreſchflegelhängen. Wenn nämlich der Bauer die Früchte beinahe ganz aufgehoben hat und der Dreſcher das letzte Stroh driſcht, ſo ladet erſterer die Dreſcher zur „Flegelhenket“ ein, dieſe bedanken ſich in einer herkömmlichen Formel und wollen, „weil's ſo ſein muß,“ kommen.

Nun beginnen ſie das letzte Stroh mit einem freudigen Flegeltakt abzuſchlagen und hängen dann, nachdem ſie in des Bauern Stube getreten, die Flegel herum. Den Anfang zum Schmaus macht ein mächtiger Krug, welcher, ehe das Eſſen kommt, zu Grunde gezecht wird. Nun dampft die Fleiſchſuppe auf der Tafel, Schweinefleiſch und Blunzen (derbe Blutwurſt) belaſten ein darunter geſchmeidig gewordenes Sauerkraut und ein Röſterbraten äugelt hellbraun den gierigen Gaumen entgegen. Die Dreſcher lagern ſich um die befrachtete Tafel und erwarten das Zeichen zum Angriff, welches in einem von dem breitſchultrigen Knecht geſungenen Amen beſteht. Nach dem Mahl wird der Spielmann geholt und nun beginnen ſchwäbiſche Schleifer mit den Mädchen der Nachbarn, welche ungeduldig lange ſchon durch das Fenſter auf ihre Tänzer hinüberäugelten und auf das Abholen zum Tanze harrten. Der Dreſcher thut herzhaft mit ſeiner Dirne und nicht ſelten wird hier eine Liebſchaft angeknüpft. Erſt, wenn der Morgen anbricht, denkt der Dreſcher dran, ſeine Freude zu unterbrechen und geht, vergnügt wie ein König, von hinnen.

Ein anderes Bauernfeſt iſt das „Sichelhenket" (Sichelhängen), welches das Heimbringen der Ärnte beſchließt, dem mit Garben beladenen Wagen ziehen die Schnitter voran, jeder die Sicheln im Arm, nach dem Hauſe des Bauern, der den Amtmann oder Pfarrer oder Schultheißen zum feſtlichen Mahle eingeladen. Im Sonntagsſtaate treten die Schnitter in die Stube, werden vom freundlichen Hausvater willkommen geheißen und ſtecken die Sicheln nach uraltem Brauch reihenweiſe im Zimmer umher in die Dielen. Sodann beginnt der Schmaus, an dem die Schnitter mit ihren Frauen und Mädchen Theil nehmen; das Mahl beſteht aus einer großäugigen Fleiſchſuppe mit Schwarzbrot, Rindfleiſch mit Meerrettig, Sauerkraut mit fettem Schweinefleiſch und Blunzen (Würſten), Gans- und Schweinebraten, und einem fetten Salat, ſo wie kleinem Backwerk und dicken mürben Butterkuchen. Nach dem Schmaus folgt Karten- oder Pfänderſpiel, Kegelſchieben und ein Tanz; nach beendigter Luſtbarkeit und geleertem Erntebecher rechnet der Erntevater mit ſeinen Schnittern ab, bezahlt ſie, und gibt noch jedem ſein beſonderes Beſcheideſſen mit nach Hauſe.

Andere Volksfreuden im Würtembergiſchen ſind das Eierleſen und der Maientag. Das Eierleſen findet am Nachmittag des Oſtermontags ſtatt und iſt eine Art Wette, welche zwei Partheien mit

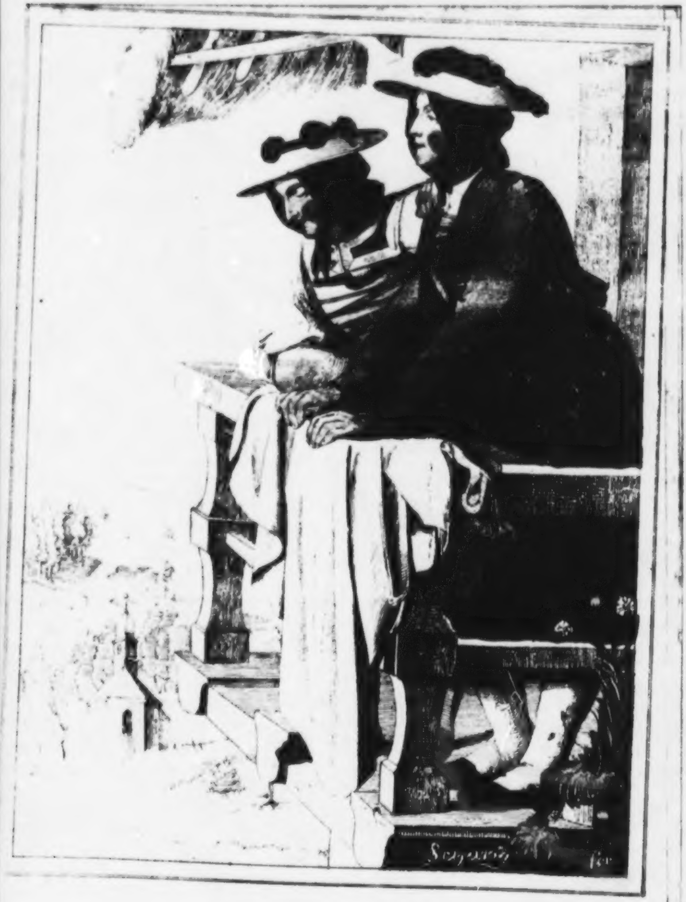


[illegible] & S[illegible] in Meissen

Bauersleute auf der Kegelbahn.

[illegible] Amt [illegible]

Baden.



Bauermädchen

aus Schramberg in Ober Rheinkreis
Grossherzogth. Baden

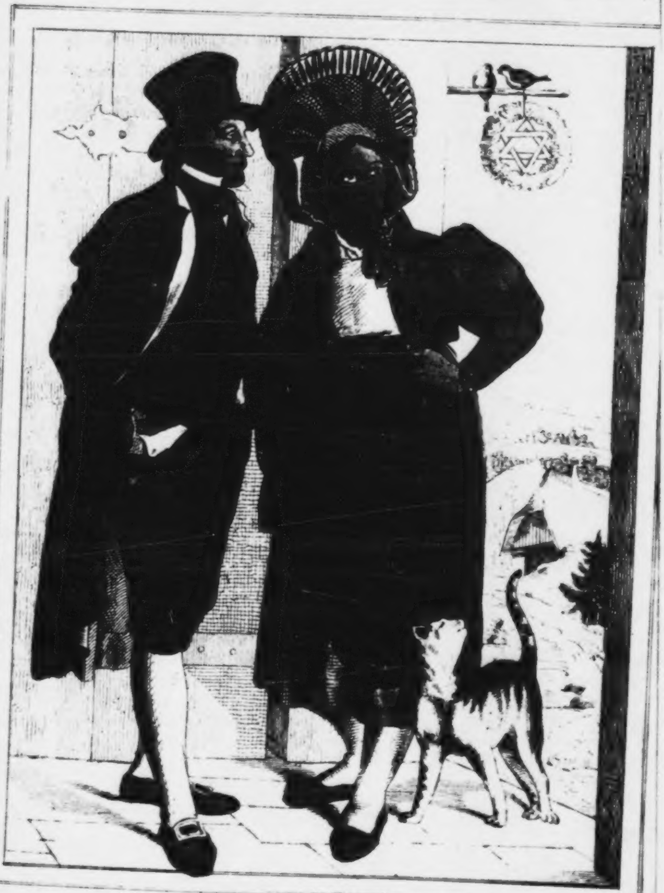
einander anſtellen. Die Handelnden ſind Bäcker und Mahlknechte und ledige Burſche. An die Spitze jeder Parthei ſtellen ſich die Kämpfer, deren einer die Eier aufleſen und der andere inzwiſchen nach einem beſtimmten Ziele laufen muß. Sind die Partheien auf dem Platz, meiſt einer ebenen Wieſe, ſo werden die Eier in gleicher Reihe hingelegt; dann eilt der Springer auf ein gegebens Zeichen dem geſteckten Ziele zu, während der Leſer mit der möglichſten Geſchwindigkeit ein Ei nach dem andern in den ihm mit Spreu vorgehaltenen Korb zu werfen ſucht; er darf von jedem Einhundert Eier nur zwei zerbrechen. Kommt der Springer an, bevor die ſämmtlichen Eier im Korbe ſind, ſo iſt die Weite für ihn und ſeine Parthei gewonnen. Die verlierende Parthei muß die Eier bezahlen, einen großen Kuchen backen laſſen und die ſiegende Parthei noch mit Wein, ſo lange ſie trinken kann, frei halten.

Der Maientag iſt ein Kinderfeſt; faſt jedes würtembergiſche Städtchen hat eine Stiftung zu einem jährlichen Feſt für die Kinder, beſonders zeichnet ſich aber der Maientag zu Laufen am Neckar aus, welcher, gleichfalls auf der Stiftung eines Jugendfreundes beruhend, ſeit einiger Zeit nur noch alle zwei Jahre gefeiert wird. Da ſieht man ſchon am frühen Morgen die Straßen voll feſtlich geputzter Knaben und Mädchen mit Maizweigen, an welchen viele farbige Bänder und Flittergold, ſie ſchreiten wohl auch in militäriſcher Haltung mit einem Wachtmeiſter an der Spitze unter Trommelſchlag einher. Um zehn Uhr beginnt der Gottesdienſt in der rings mit Maien ausgeſchmückten Kirche, nach demſelben ziehen die Kinder paarweiſe und der Magiſtrat um die Kirche herum. Nach dem Mittagsmahle wallen die Kinder gereiht, ihren Schullehrer an der Spitze, in ein nahes Forchenhölzchen, welches, gleichſam zu dieſem Tage geſchaffen, am weſtlichen Ufer des Neckars zwiſchen geſegneten Fluren ſich erhebt; Alles folgt ihnen. Hat ſich die Menge verſammelt, ſo ſchließen Soldaten einen Kreis und die Vorſteher des Ortes bilden zu der bevorſtehenden Feierlichkeit ein Amphitheater; nun treten niedlich geſchmückte Mädchen und Knaben von 8 bis 14 Jahren mit Hirſchfängern in den Kreis und ſprechen paſſende Reden in Proſa oder Verſen, ſogenannte „Maiſprüche“ (meiſt Auszüge aus Gleim, Kleiſt oder Hölty, oder von den Lehrern verfaßt). Nach geendigter Rede wird eine Art von Wettlauf eröffnet, der ausgeſetzte Preis, der in Papier beſteht, ſteckt an einem langen Pfahl, um welchen Knaben und Mädchen herumſpringen, bis das Zeichen zum Sprung nach dem Ziele gegeben wird. Iſt es einem Glücklichen gelungen, den Preis vom Pfahle herab zu gewinnen, ſo folgt ein ländlicher Tanz, welcher das Kinderfeſt beſchließt. *)

Eine uralte Beluſtigung hat ſich in Ulm noch bis in unſere Tage erhalten, das Schifferſtechen, obwohl dies nicht mehr in regelmäßigen Terminen, ſondern nur jezeitig bei beſonderen feſtlichen Anläſſen gehalten wird. Ich entnehme aus dem Bericht über das jüngſte Folgendes: „Zuerſt zogen die kampfluſtigen Jünglinge mit ihren weißgekleideten und bekränzten Mädchen in ihre „Herberge." Hier legten ſie ihre maleriſchen Koſtüme an und begannen nun den Zug durch die Stadt in Begleitung der türkiſchen Muſik. Ihnen vorangetragen ward das „Hauptſpeer," d. h. eine große Lanze, an welcher mehrere Zinken angebracht ſind, welche zur Aufnahme der Geſchenke dienen, die den Kämpfenden während dieſes Umzuges von den Einwohnern der Stadt gemacht werden; dieſe Geſchenke ſind in der Regel werthvoll und beſtehen aus Uhren, ſilbernen Pokalen, Ringen, ſilbernen Leuchtern und Löffeln, ſeidenen Halstüchern, Bändern u. ſ. w. Über die Donau war an dem Platze, wo das Stechen vor ſich gehen ſollte, eine Schiffbrücke geſchlagen, auf welcher diejenigen Zuſchauer, welche die beiderſeitigen Ufer nicht faßten, Plätze fanden. Um die Schiffbrücke lehnte ſich ſtromabwärts ein Halbkreis von Kähnen an, innerhalb deſſen der Kampf geſchehen ſollte. Der Umgang in der Stadt hatte lang gedauert. Endlich nahte ſich der Zug von der Wilhelmshöhe herab und die Kämpfer, ſo wie auch ihre Mädchen, beſtiegen beſondere Kähne; es waren 13 Streitbare, ſie hatten folgende Charaktermasken gewählt: zwei Harlekins, ein Bauer und eine Bäuerin, zwei Mohren, zwei Türken, zwei Neapolitaner, zwei Tyroler, zwei Ritter, zwei Banditen, ein Herr und eine Dame aus der Zopfzeit, zwei Griechen und drei Paare Weißfiſcher. Über die Wahl der Masken (natürlich kämpft zuerſt Gleich mit Gleich) kommen ſie miteinander überein; wäre dies unmöglich, ſo entſcheidet das Loos. Ebenſo verlooſt werden die Ufer, da das bayeriſche mehr Strömung gegen das würtembergiſche hat, folglich dem Kämpfenden den Vortheil gewährt, daß er einen ſtärkeren Stoß führen und ſeinen Gegner leichter zuerſt über Bord werfen kann; weiterhin iſt es gleichgültig, da mit jedem Umgang das Ufer gewechſelt

---

*) Reimann, deutſche Volksfeſte im 19. Jahrhundert. Weimar 1839.



Wirthsleute

auf dem Schwarzwald bei Schramberg.

wird. Je drei Umgänge hält jedes Kämpferpaar unter ſich. Die nicht Gefallenen — nach ihrem Kunſtausdruck „die Trockenen“ — ſtreiten ſo lange mit einander fort, bis alle ins Waſſer gefallen ſind. Sollte Einer mit Allen der Reihe nach den Umgang gemacht haben und doch trocken bleiben, ſo iſt er König des Feſtes, d. h. er darf auf dem Balle, welchen Abends die Schiffer ihren Mädchen geben, in ſeinem Koſtüm erſcheinen und tanzen. Einen anderen Preis gibt es nicht, damit die „gute Harmonie“ unter den Geſellen erhalten werde. Dagegen werden die Geſchenke am Hauptſpeer unter alle Kämpfer verlooſt, ſo daß jeder etwas gewinnt, nur mit dem Unterſchiede des Werthes. Auch hängen zu dem Stechen die Mädchen ihren Freunden alte Medaillen von Gold oder Silber an ſeidenen bunten Bändern an, dieſe Medaillen ſind ſinnreich geprägt, aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit Wappen und Inſchriften, ohne Zweifel Geſchenke der weiland Reichsſtadt an die Innung. Wie dieſe Geſchenke von Generation an Generation übergehen, ſo auch die Rüſtungen; ſo ſtanden ſich bei dem in Rede ſtehenden jüngſten Schifferſtechen zwei Söhne in demſelben Koſtüm wie ihre Väter vor 18 Jahren gegenüber. Ihre Waffen ſind lange hölzerne Speere, unter dem Arme mit einem Anhalt und vorn mit einer runden hölzernen Kappe verſehen; die Ritter tragen ſchwere Lanzen, die eben deswegen an der Spitze mit Leder gepolſtert ſind. Von weißgekleideten Ruderern nach Leibeskräften getrieben, ſtoßen die Kähne, welche die feindlichen Kämpfer tragen, gleichzeitig vom entgegengeſetzten Ufer. Der Hauptwortheil iſt Schnelligkeit und Stetigkeit im Rudern, das Boot darf ſo wenig als möglich ſchwanken; denn die Gegner ſtehen auf dem äußerſten, nur einen Fuß breiten Hinterheile. Wenn ſie ſich einander nähern, erheben ſie langſam die Waffen und ſtoßen ſich auf die linke Bruſt, dann muß der Speer ſchnell zurück gezogen werden, weil nicht nur der Stoß des Gegners, ſondern auch der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung bringen kann. Liegt Einer zu weit vor, ſo hat er zu befürchten, in den eigenen Kahn hineinzufallen, was ſchmählich und gefährlich iſt. Gewöhnlich ſtürzt der Überwundene ſeitwärts rücklings in den Fluß und wird ſchwimmend von ſeinem Boot aufgenommen. Hat ſich ein Neuling ſehr ſchlecht gehalten, ſo erhält er beim Heraufziehen von den Ruderern einige Schläge auf Rücken und Geſäß. Oft geſchieht es, daß beide zugleich die Haltung verlieren und mit einander fallen. Recht ergötzlich iſt es, wie ſie ihren Rollen getreu bleiben, die Harlekins z. B. ſchnitten ihre Geſichter, machten Faxen und drehten ſich künſtlich auf dem ſchmalen Kiele, ſtießen dagegen, gleichſam um das Publikum zu täuſchen, nicht auf einander, ſondern parirten die fingirten Stöße mit dem Speere. Beſonderen Spaß machten die Maſken aus der Zopfzeit. Indeſſen wurde nicht immer Spaß getrieben, die kräftigen Burſche verſetzten ſich im Verlaufe des Spiels recht lebhafte Stöße und es galt, ihre Kunſt und Gewandtheit zu bewundern. Die zwei Ritter hielten, trotz ihrer ſchweren Lanzen, dreimal ohne Erfolg den Umgang, und unter den Weißfiſchern bewies beſonders Einer glänzende Tapferkeit. Von ihm wurde der ſiegreiche Ritter auf ſeinem fünften Umgange hinabgeſtoßen, wobei indeſſen beide fielen. Am Schluſſe des Stechens warfen ſich alle zumal ins Waſſer, um nach ſolcher Anſtrengung ihre Kunſtfertigkeit im Schwimmen zu zeigen. Wie übrigens die Kraft in den Generationen abgenommen, beweiſt der Umſtand, daß noch vor einigen Dezennien von den Rittern mit ſpitzen Lanzen in eiſernen, ſechszig Pfund ſchweren Harniſchen gekämpft wurde, was jetzt des Schwimmens wegen für zu gefährlich gehalten wird. — Eine ähnliche Luſt iſt das „Panzenſtechen“ auf dem bayriſchen Würmſee (Stahremberger See) unweit München. „Panz,“ „Panzen,“ „Ponz,“ „Punzen“ iſt das Faß. Im See wird ein Faß, über und über mit Reifen beſchlagen, an einer Stange befeſtigt, ſo daß es ſich leicht umdreht. Die Fiſcher treten auf die hintere Spitze ihres Ainbaumes, d. i., des kleinen Nachens, der aus einem Eichſtamme gehöhlt iſt und auf allen bayeriſchen (wie auch auf dem oberöſterreichiſchen) Seen gebraucht wird; er iſt ſehr leicht und kann von einer Perſon ohne Mühe fortgerudert werden. Da ſteht nun der Fiſcher mit ſeiner Stange, von einem Ruderer gefahren, der ſich im Vordertheil befindet und mit aller Gewalt nach dem Faß hin und vorüber treibt. Entweder glitſcht nun die Stange, mit welcher der Fiſcher nach dem Faße ſtoßt, an den Seiten deſſelben ab, oder, wenn er ſelbes in der Mitte faßt und die Kräfte nicht hat, es durchzuſtoßen, ſo fällt er rückwärts in den See. Dieß wird von den nachfolgenden ſo lange fortgetrieben, bis der Panzen durchgeſtoßen iſt. *)

Ich kann nicht umhin, aus unſerm deutſchen Elſaß, für das

---

*) Schmeller, bayeriſches Wörterbuch. Stuttgart 1827. I. S. 289.

uns die lieben Gebrüder Stöber wie der getreue Eckhard für deutſche Art daſtehen, noch einige Volksbräuche anzufügen.

Am erſten Mai trägt in Thann ein Kind „das Mairreſele" (Maienröschen), eine mit Blumenſträußen und Bändern geſchmückte Maie, ein anderes einen Korb, um die Gaben in Empfang zu nehmen; die übrigen folgen und ſingen vor den Häuſern:

„Maireesele, kehr di dreimal erum,
Lass die b'schoie 'rum ue-n-um.
Maireesele kumm, merr wänn in griene Wald hinein,
Merr wolle-n-alli lustig sein!
So fahre mir vo Maie in die Rose u. s. w.

Um Pfingſten gehen (in den alt-hanauiſchen Dorfſchaften) die Knaben Truppenweiſe, je nach dem Alter, im Dorf herum mit reichgeſchmückten Maien, von welchen ſeidene Bänder herabflattern, die für die Mädchen beſtimmt ſind; ſie ſammeln Eier, Speck, Semmelkuchen (Moze) in einen Korb und Wein in ein kleines Fäßchen. Das Geſammelte wird ſodann Abends von jeder Parthie beſonders verzehrt; oft langt der Vorrath noch bis zum folgenden Tage, wo dann ein zweites Mal gehalten wird. Die kleineren Knaben ſingen:

Pfingstequack het d' Eier gefresse,
Het d' Ochse unn d' Ross im Stall vergesse.
Heb' eige-n-uss! Heb' owe-n-uss!
Heb' alli bludd unn blingi Vejel uss?
E-n-Ei eruss! e-n-Ei eruss!
Oder i schick i de Marder in's Hiehnerhuss!

Die größeren Knaben ſingen:

Da kommen die ** mer Maiknecht,
Sie habe gern ihr Pfingsterecht:
Drei Eier und ein Stück Speck,
Von der Mohre Seite eweck,
Ein halb Maas Wein
In den Kübel 'nein,
So wollen die ** mer Maiknecht zufrieden sein,

In einigen alt-hanauiſchen Dorfſchaften des untern Elſaßes geht (nach Stöber) *) der Hochzeiter, vom Brautführer begleitet,

---

*) „Elſäßiſches Volksbüchlein." Straßburg 1842.

Sonntags vor der Feier, von Haus zu Haus, die Gäſte einzuladen. Laden ſie in anderen Ortſchaften ein, ſo beſteigen ſie zwei ſtattliche Roſſe, immer die wildeſten, die ſie im Stalle haben. Über die Sonntagskleidung werfen ſie oft, auch im höchſten Sommer, einen Mantel, am Hut und vor der Bruſt prangen mächtige Sträuße von künſtlichen Blumen und rauſchendem Flittergolde; der Kopf des Pferdes, ſowie die oberſte Spitze des Peitſchenſtockes, ſind mit rothen Bändern geſchmückt. Zwei Piſtolenſchüſſe vor dem Hofthore kündigen das Erſcheinen der Hochzeitlader an. Im Dorfe ſelbſt bleiben natürlich Pferde, Mantel und Peitſche weg; an die Stelle der letzteren tritt ſodann eine lange weißgeſchälte Gerte, die der Sprecher, um nicht aus dem Konzept zu kommen, ſtets nach dem Rhythmus der Verſe herumdreht und ſchwenkt. Der Sprecher iſt der Brautführer. Nachdem Eintrittsgruße: „B'hied i Gott!“ „Sein alli biſamme?“ Iſt dieß nicht der Fall, ſo wartet er ſolange bis ſämmtliche Hausbewohner, Großältern, Ältern, Kinder, Knechte und Mägde da ſind; iſt die Verſammlung vollzählig und haben alle andächtig die Hände gefaltet, ſo hebt er mitten in der feierlichſten Stille ſeinen Spruch an. Einer derſelben, der an Ort und Stelle aufgezeichnet wurde, lautet wörtlich alſo:

„Ihr ehrsame und bescheidene gute Freunde!
Möchtet ihr auch wissen, was das möchte bedeuten,
Dass ich und mein Vetter Hochzeiter euch die Thür und Schwelle überschreiten?
Ich komme nicht vonwegen meiner,
Sondern vonwegen meinem Vetter Hochzeiter
Und seiner Jungfer Hochzeiterin,
Zum Ersten lad' ich ein den Hausvater und die Hausmutter,
Zum Zweiten Söhne und Töchter,
Zum Dritten Knecht und Mägde,
Zum Vierten Gross und Klein,
Soll keines ausgeschlossen sein!
Derweil ich nicht alle hab' lernen kennen,
So kann ich sie auch nicht alle bei Namen nennen,
Jetzt will ich sie geladen haben
Auf den nächsten künftigen Dienstag
In's Hochzeiter Vater's Haus,
Da wird man theilen aus
Ein Kränzlein oder ein Strauss.
Da wirds auch nicht lang währen,

So werden sie in die christliche Kirch begehren,
Gottes Wort zu hören,
Nicht allein zu hören,
Sondern auch zu behalten,
Die Jungen sowohl als die Alten.
In der Kirch vor dem Altar da ist ein Tritt,
Wo der Herr Pfarrer die jungen Eheleut zusammengitt.
Und wenn die Ehe bestätigt ist,
Und der Segen gesprochen ist,
So werden wir uns nach Haus begeben.
Der Kellermeister hat zu mir gesagt:
Der Keller ist wohl belegt
Mit guten weissen und rothen Wein.
Der Koch hat zu mir gesprochen:
Er will auftragen und wohlfeile Irten (Zeche) machen:
Thut er's, so ist mir's lieb,
Thut er's nicht, so ist mir's leid!
Gott schenk' uns Allen die selige Ewigkeit! Amen."

Und hiermit, — mit dieſem Blick auf deutſche Frühlings- und Hochzeitsluſt in Elſaß, wie ſie uns durch des braven Stöber's treue Sorgfalt (ſeines gleichbraven Bruders nicht zu vergeſſen!), ſchwarz auf weiß gefeſtet iſt, — ſchließe ich nicht bloß die ſüddeutſche Staatengruppe, ſondern auch — dies Buch!

Grad in dieſer letzten Hochzeitfeierſitte des Elſaßes (das uns Deutſchen trotz allen Staatsvertragsſiegeln doch nicht verloren iſt und unverloren bleibt, ſo lang das deutſche Siegel im deutſchen Herzen des Elſäßers nicht geſchmolzen oder zerſtäubt iſt) tritt uns wieder ſo recht das ächt-Patriarchaliſche unſer heimiſchen Urart lieb und traulich entgegen. Welch eine Herrlichkeit, welch eine unverwüſtliche Saat liegt in dieſer Urart! O laßt ſie uns getreulich bewahren, getreulich, bis daß der letzte Blutstropfe in uns verſiegt iſt und der letzte Athemzug eines deutſchen Menſchen ans Herz des großen heiligen Menſchenvaters dort oben wieder zurückgeflogen iſt.

So lang aber — bei der Fahne geblieben, ihr lieben Deutſchen! So lang nicht bloß den Namen getragen, der uns vor allen Völkern immerdar ehren ſoll, ſondern auch die Gedanken in That gewandelt, durch welche allein der deutſche Name Ehre, verdient. Und wie Du, liebes deutſches Volk, zu gutem Ende dieſes Buches, noch Frühlings-

und Hochzeitsbrauch wahrgenommen, ſo pflege auch deines Frühlings und rüſte Dich zur Hochzeit!

Frühling? Ja! Frühling Deines Geiſtes, der vom langen Winterſchlaf erwacht! Tauſend Blumen duften Dir! Tritt ſie nur nicht nieder!

Hochzeit? Ja, Hochzeit ſollſt Du halten, deutſcher Geiſt! Du, o Geiſt des deutſchen Volkes, biſt der heitre, geſunde, aus blauen keuſchen Augen weit ausblickende Bräutigam; ſo ſtehſt Du da in Deiner Kraft und Pracht, den Strauß an der Bruſt, die Hand ausgeſtreckt, die Nerven und Sehnen ſtramm.

Und Deine Braut!

Die Freiheit! das Recht ihr Gürtel, das Geſetz ihr Brautkranz, der Rhein und die Donau, die Elb' und Weſer und Oder rauſchen euch das Brautlied zu, die Alpen glühn euch und werfen euch ihre Roſen hernieder, die Nordſee wogt euch die Grüße zu aus der neuen Welt!

Braut und Bräutigam, verjünget die alte Welt durch ein neues, ſtarkes, glückliches Geſchlecht!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	3
Die Deutſchen in der Oeſterreichiſchen Monarchie	29
Der Unter- und Oberöſterreicher	33
Der Steyermärker	50
Der Kärnthner und Krainer	64
Der deutſche Mähre und Schleſier	76
Die Deutſchen in der preußiſchen Monarchie	91
Der Deutſche in den Marken	96
Der Pommer und der Rüge	109
Der preußiſche Schleſier	123
Der Hallore	125
Der Thüringer	130
Der Weſtphale	144
Der preußiſche Rheinländer	154
Das Volk in der norddeutſchen Staatengruppe	172
Der Mecklenburger	174
Der Holſteiner	176
Der Angle	180
Der Dithmarſche	181
Der Helgoländer	187
Der Oſtfrieſe	188
Bremer, Hamburger, Lübecker	199
Mundarten und Sitten in Hannover, Lippe, Schaumburg, Waldeck, Anhalt	203
Das Volk in der mitteldeutſchen Staatengruppe	212
Die Altenburger Bauerſchaft	226
Der Heſſe	243
Der Kurheſſe	245
Das Volk im Großherzogthum Heſſen	265

Inhalt.

Seite

Der Frankfurter 289
Der Naſſauer 293
Das Volk in Luxemburg und Limburg 295
Das Volk in der ſüddeutſchen Staatengruppe 299
Das Volk in Bayern 300
Der Altbayer 300
Der bayriſche Franke 308
Der Schwabe 311
Der Würtemberger und Badner 318

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach,
Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. Karl Gutzkow,
N. Havermann, Dr. Hecker, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann
von Fallersleben, H. König, Dr. G. Lommel, Karl Matthy,
Müller-Jochmus, Auguſt Nodnagel, Dr. Gabr. Rieſſer, Wilh.
Sauerwein, Dr. Franz Schuſelka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil,
Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Arndt . . . . . von R. Habermann 163

Bekker . . . . " Eduard Duller 305

Hutten . . . . " Eduard Duller 1

Lafayette . . . . " W. Sauerwein 399

Laffitte . . . . " W. Sauerwein 145

Latour d'Auvergne " Georg Lommel 293

Lelewel . . . . " Müller-Jochmus 369

Peſtalozzi . . . " A. Rodnagel 103

Sickingen . . . " Eduard Duller 1

Spee . . . . } " Eduard Duller 305
Thomaſius . . }

Zſchokke . . . . " A. Rodnagel 235

Ulrich von Hutten

und

Franz von Sickingen.

Von

Eduard Duller.

„Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht,
Es brech oder gang,
Gotts Geiſt mich bezwang.“

„Ich habs gewagt!“

Ulrich von Hutten.

Ein friſcher Frühlingswind wehet über unſer Vaterland. Der Strom deutſchen Lebens hat die Eiſesdecke geſprengt, welche ihm ein harter Winter aufgejocht, und brauſend ſchießt er dahin, allen Muthigen zur Luſt, allen Feigen zum Schrecken, allen offenen und heimlichen Feinden des Fortſchritts und des deutſchen Volkes zum Trotz; ob ſie den edlen Strom bannen und beſchwören wollen, daß er ſtill ſtehe, — ſie vermögen ihn doch nicht aufzuhalten. Seht die alte Eiche, an deren Stamme mancher geknickter Zweig, kraftlos hin und wieder ſchwankend, zwiſchen Himmel und Erde hängt; der Frühlingswind löſ't ſolche Zweige vollends vom Stamme und trägt ſie zur Erde nieder; aber die Eiche ſtreckt friſche Äſte und Zweige in die Zukunft hinein und ihre alte Krone, prangend im jungen Grün, gen Himmel; ihr Mark iſt geſund, ihre Wurzeln ſind unverderbt, — es iſt eine Luſt, ſie anzuſchauen. Ja: Lenzeszeit iſt wiedergekommen. Allerorten brechen die zarten würzigen Kräuter aus Schichten alten modernden Laubes hervor, als ſollt' in ihrem Duft alles Kranke geneſen und alles Greiſe ſich verjüngen, und die Blumen, kaum der Erde entſtiegen, öffnen ihre Kelche, als erwarteten ſie den jungen Helden, der, leuchtend in ſeiner Schönheit, aus Waldeinſamkeit hervorſchreitet, der all das Herrliche ſchafft und dem Alles zur Herrlichkeit ſein ſoll. Ja, er kommt, der junge feurige Held; und fragſt du, wer er iſt, den der Frühlingswind verkündigt, der den gefeſſelten Strom des Lebens befreit, dem alle Blumen blühen und duften, den alle Stimmen rufen und preiſen? Es iſt der deutſche Geiſt. In der Fülle ſeiner ewigen Jugendkraft tritt er zur alten Eiche und greift nach dem Adlerſchild, der an ihr aufgehangen iſt; auf dem bemoosten Steine der längſtvergeſſenen Malſtätte ſitzt er nieder, den Schild an der Seite, das Schwert des Geſetzes aufgerichtet; die alten Rechte verkündigt er und ladet alle edlen Herzen zum Heerbann; denn im unblutigen Kampf, mit den Waffen der Gedanken, des Worts, der Schrift, ſoll das lebende Geſchlecht des deutſchen Vaterlands den Beſitz der theuerſten Güter theils erringen, theils vertheidigen, und dem künftigen überliefern. Und freudiger ſchlagen die Herzen, wenn ſie auf das vergangene Geſchlecht zurückblicken, welches nach demſelben Ziele hin gerungen; die großen Seelen, die nichts Höheres kannten als ein freies Vaterland, ſie leben uns noch, ſie ſchreiten unſerem Heerbann voran, die Gedanken, welche ihr ganzes Daſein erfüllten, ſind die Banner, denen wir folgen. Aber noch ſind ihre Geſtalten, die geiſtigen Züge ihrer Charaktere bis jetzt dem Volke unſichtbar; nur ihre Namen umrauſchen es. Bewegt vom Zauber dieſer Namen, fühlt das Volk wohl, daß ſie Loſungen geworden ſind. Noch gewaltiger weckt und wirkt die friſche Anſchau ihrer Leben. Wenn das Volk ſie kennt, als ſtünden ſie leibhaftig vor ihm und unter ihm, dann wachſen ihres Gleichen im Volke wieder; und eben das iſt's, was Noth thut, wenn der Frühling, in deſſen Herrlichkeit der deutſche Geiſt jetzt wieder hervorſchreitet, in allen Blüten auch Fruchtkeime hinterlaſſen ſoll.

So blicke denn zurück, deutſches Volk, aus allen den mannigfachen Bewegungen und Strebungen der Gegenwart, welche deinen Drang nach Fortſchritt, nach Erringung geſetzlicher Freiheit, nach Feſtſtellung deiner geiſtigen Bedeutung, deiner ſittlichen Größe und deiner Ehre bekunden, blicke zurück auf einen Frühling, welcher dir vor drei Jahrhunderten erſchienen war! Vor deines Geiſtes Augen möge er ſich in ſeiner vollen Herrlichkeit wieder erneuern, und dein Selbſtbewußtſein blühe friſch darin auf!

Ein langes ſtilles Wirken und Schaffen ſchwellender Kräfte, welche ſich abmühten, die laſtenden alten und veralteten Formen zu zerſprengen, war dieſem Geiſtesfrühling des ſechszehnten Jahrhunderts vorangegangen, ein Kampf weniger Edlen gegen die Übermacht um die Rettung der ewigen unveräußerlichen Rechte des deutſchen Volkes. Wohl ſind dieſe wenigen Frühkämpfer unterlegen, und nur die Flammen ihrer Scheiterhaufen haben in der Nacht aufgeleuchtet, und aus ſolchen Flammen hat die Weiſſagung der ſterbenden Wahrheitszeugen, die Weiſſagung vom kommenden Frühling, durch die ſchaurige Stille getönt.

Und dieſe Weiſſagung hat ſich erfüllt. Das ſechszehnte Jahrhundert ſtieg ſonnig über Deutſchland empor, und große Herzen, am Abend des funfzehnten geſät, ſproßten auf aus dem heiligen Boden ihres Volkes, in welchem ſie feſt wurzelten; ſie entfalteten Blüten, um welche uns jedes andere Volk der Erde beneiden darf. Mochte auch der Winter ſeine letzten Kräfte aufbieten, um die lang genug geübte Herrſchaft auch ferner zu behaupten, — unter den grollenden Donnern der zuſammenbrechenden greiſen mittelalterlichen Weltordnung, unter den Blitzen des Vatikans, unter den kalten Regenſchauern einer volksfeindlichen fremden Politik erſchloſſen ſich dieſe Blüten in voller Pracht. Die heitre Sonne jener allgemein-menſchlichen Bildung ſtrahlte ſie an, welche einſt die griechiſche Schönheit und die römiſche Stärke beleuchtet hatte und welche nun auf das jungfräuliche Antlitz der deutſchen Freiheit ſchien. Die Kraft des Glaubens und die Kraft der Wiſſenſchaft erſtanden in dieſer Morgenröthe, Eine die Andre ſtützend, beide das innerſte Recht der Perſönlichkeit und des Volkes vertheidigend. Das iſt die hohe Bedeutung jenes deutſchen Volksfrühlings in den erſten Jahrzehenden des ſechszehnten Jahrhunderts. Da blühten die Willen, da trug das Wort ſchon den Fruchtkeim der That in ſich, und wenn auch ein Leben wie eine geknickte Blüte ſank, — es war doch nicht verloren, weil es die Entwickelung neuer Leben in ſich trug!

Herrlich vor vielen anderen Männern ſteht in dieſer Frühlingszeit des ſechszehnten Jahrhunderts ein ritterlicher Vorfechter für deine Freiheit, Ehre und Größe da, deutſches Volk, — ein Mann, welcher dich mehr geliebt hat als alles, was ein Menſchenherz lieben darf, welcher bis zum letzten Athemzug das ganze Daſein dir freudig hingegeben, welcher für dich gelitten und geduldet, welcher um deiner willen ſeines Leibes und Lebens unſicher geworden, um deiner willen den müden Leib heimatlos von Ort zu Ort geflüchtet, — kein Denkſtein bezeichnet die Stätte auf der ſtillen Inſel Ufnau im Züricher See, wo ſeine irdiſche Hülle ruht; aber ſein Name, der Name Ulrich von Hutten wird ſolange als helllauter Wecker alles Muths, aller Freiheits- und Vaterlandsliebe ſchallen, als deutſche Herzen für deutſche Ehre höher ſchlagen und als deutſche Lippen, wenn die Würfel gefallen ſind, wenn es das Höchſte gilt, nicht beben, jenes Mannes Wahlſpruch: „Ich habs gewagt“ der Gefahr an die Stirne zu rufen. Dieſes Mannes Leben und Streben will ich dir nun im Bilde zeigen, und neben ihm ſeinen Freund, den Ritter von der Ebernburg, Franz von Sickingen, deſſen feſte Schlöſſer „Herbergen der Gerechtigkeit“ hießen, deſſen hohen Sinn Niemand ſo durch und durch, wie Ulrich von Hutten, begriff, und welcher, gleichwie die Leben Beider ſich innig durchdrungen und wechſelſeits ergänzt hatten, ſo auch des Freundes Untergang nur kurze Zeit überlebte.

Im Lande Franken, da wo es an Heſſen gränzt, an des Speßharts äußerſter nördlicher Spitze, zwei Meilen von Fulda, ragte auf hohem Felſen das Schloß Steckelberg, der Stammſitz des uralten, ehrenreichen Geſchlechts der Ritter von Hutten. In dieſem Felſenſchloſſe erblickte im Jahre 1488, an einem Tag im April (ungewiß, ob am 21. oder 22.) Ulrich von Hutten das Licht der Welt, der Erſtgeborne aus der Ehe des Ritters Ulrich von Hutten mit Ottilie von Eberſtein. Der Vater Ulrich war ein Edelmann vom alten Schlag, in mühevoller Arbeit des Krieges gehärtet, heftigen Gemüthes und ſchroffer Art; gar ſtreng hielt er auf ſein Herrenrecht im Hauſe; milden Sinnes, ſänftigend vermittelnd trat die fromme Hausfrau Ottilie vor den herben Gatten und ſpäter zwiſchen ihn und ihr geliebtes erſtgebornes Kind. Der Vater Ulrich aber blickte wohl manchen Tag finſtren Blickes auf ſeinen Erſtgebornen, wie dieſer ſchwächlichen Leibes heranwuchs; maß er den zartgebauten Knaben, ſo dachte er: „Aus dem wird wohl nie ein Ritter; wie möchte der einſt das Schlachtſchwert ſchwingen, bei Wind und Wetter Tag und Nacht zu Roſſe ſein und durch mannliche Kriegsthat unſeres Geſchlechts alten Ruhm pflegen und mehren?“ Und wenn er dann hinüber nach Fulda blickte, dem weit und breit wohlberufenen ſtattlichen Stift; da ſchien ihm dort der künftige rechte Aufenthalt für den jungen Ulrich zu ſein, und ſeine Hausfrau ſtimmte bei, wenn er den Gedanken äußerte, daß der Erſtgeborne aus ihrer Ehe in den geiſtlichen Stand treten ſollte. Wohl mochte die Mutter des Himmels beſonderen Segen für die Familie hoffen, wenn der Erſtgeborne ſein Leben dem Dienſte der Kirche weihe, und wohl mochte der Vater ihn im Geiſte ſchon auf dem Stuhle des Abbts ſitzend, mit Ring und Stab geſchmückt, vor ſich ſehen. Demgemäß brachte er denn im Jahre 1499 ſeinen Sohn Ulrich nach Fulda zum Abbt Johann II., auf daß er in der Kloſterſchule unterrichtet und zum geiſtlichen Stande erzogen werde.

Mit freudigem Eifer ergriff und benützte der talentvolle Knabe die Gelegenheit, welche ſich ihm in Fulda darbot, ſeinen Geiſt zu rüſten. Wie ſonſt ein Jüngling vom Adel voll Luſt die ritterlichen Künſte lernte, den Waffen- und Hofdienſt, — dieſem Ulrich galt die Bücherei als Waffenſaal und Rennplatz; unverdroſſen öffnete er ſich die Schachte der todten Sprachen und es rauſchten ihm daraus die lebendigen Bronnen einer Bildung, welche die Völker, die in jenen Sprachen geredet, überdauert hatte. Aus den Werken der griechiſchen und römiſchen Weiſen, Staatsmänner, Redner, Geſchichtſchreiber und Dichter leuchteten ſeinen entzückten Blicken die großen Gedanken entgegen, welche die Menſchheit bewegen; hier erkannte er eine Tugend, welche durch keine Furcht vor einem dunklen Jenſeits beſtimmt wurde, ſondern um ihrer ſelbſt willen auf dem ſonnig-heiteren Boden des Dieſſeits in keuſcher Würde daſtand, — eine Religion, welche das Menſchliche durch die Weihe der Kunſt verklärte, — eine Freiheit, welche das ganze Daſein des Einzelmenſchen durchdrang und welche die Seele der Vaterlandsliebe, die Mutter unſterblicher Thaten war. Wie zündeten dieſe Gedanken in des jungen Kloſterſchülers Gemüth! Wie erhellte ſich ſein Geiſt frühzeitig zu voller Klarheit des Urtheils, wie erſtarkte ſein Wille zu beſtimmter Entſchiedenheit, um all die Kräfte, deren ungeſtüme Regungen er empfand, für Thaten einzuſetzen, welche jener Zeiten des Alterthums würdig ſeien! Da konnte er ſich nun freilich innerhalb der Kloſtermauern nicht heimiſch fühlen; je tiefer er ſich in die geiſtigen Schätze des Alterthums verſenkte, je mehr und mehr ihm aus den Studien derſelben, den ſogenannten „humaniſtiſchen“ Studien, die freie und ſchöne Humanität d. i. Reinmenſchlichkeit aufging und je inniger ſie ſeine ganze jugendliche Seele durchdrang, um ſo mehr graute ihm vor der Beſtimmung, welche ihm ſeine Aeltern vorgezeichnet hatten, ſein Leben als Mönch in ſtiller Zelle Tag für Tag bis zur letzten Stunde hinzufriſten; um ſo brünſtiger ſehnte er ſich aus dem Zwange heraus, um es friſch und frei zu verwerthen. Es war, als hätte er geahnt, daß die ganze Luft draußen in Deutſchland ſchon eine „humaniſtiſche“ geworden ſei. Und ſo wars auch, ſeit Gutenberg den Buchdruck erfunden und ſeit die griechiſche Kaiſerſtadt Konſtantinopel, dieſe tauſendjährige Bewahrſtätte der geiſtigen Schätze des griechiſchen Alterthums, von den Türken erobert worden war, ſeit die flüchtigen griechiſchen Gelehrten ins Abendland gekommen waren und jene Schätze in demſelben zum Gemeingut, die alte Bildung als neues Bildungsmittel Deutſchlands flüſſig gemacht hatten. Allerorten rührten ſich die Geiſter in Deutſchland nun wie auf ein Loſungswort; allerorten forderten ſie die Schätze des klaſſiſchen Alterthums an den Tag; allerorten hatten die Edleren bereits frei und ſchön denken gelernt, ſie konnten nicht anders, als frei und ſchön ausſprechen, was ſie dachten; das war ein ganz andres Denken und Sprechen als das in jenen ſtarren Formen und Normen der mittelalterlichen Kirchenſchulweisheit, welche die Schönheit als Sünde ausſchloſſen und die Freiheit als Hochverrath verdammten. Alle die Männer, welche dieſe traurigen Formen und Normen der neuen Bildung gegenuber noch hartnäckig aufrecht erhielten, ſtanden für ihre eigene Exiſtenz oder doch für ihren Vortheil, mindeſtens für die Behäbigkeit ihres Lebens; deßhalb wehrten ſie ſich mit allen Waffen und mit allen Künſten gegen die Ausbreitung jener humaniſtiſchen Richtung, welche alle beſſeren Köpfe und alle edleren Herzen in einer Schlachtreih' verſammelte. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, der Kampf zwiſchen dem Mittelalter und der neuen Zeit, zwiſchen Stillſtand und Fortſchritt, zwiſchen Schein und Wahrheit, zwiſchen Unfreiheit und Freiheit. Dieſer Kampf nun, der draußen in Deutſchland entbrannt war, berührte auch den Kloſterſchüler Hutten. Er mit ſeiner ganzen glühenden Begeiſterung für den Geiſt des Alterthums, — künftig ein Mönch, zur Thatloſigkeit verurtheilt! Vergeblich bemühte ſich der Abbt Johann, ihn für den geiſtlichen Stand zu gewinnen; ein wackrer ſchwäbiſcher Ritter, Eitelwolf von Stein, erkannte des jungen Huttens Weſen und Streben beſſer und ſprach einſt zu dem Abbt: „Und einen ſolchen Geiſt wollteſt du zu Grunde richten?“ Aber der Wille des Vaters, welcher keinen Widerſpruch duldete, drängte den Sohn um ſo mehr, je näher der Zeitpunkt heranrückte, da derſelbe die Kloſtergelübde ablegen ſollte. Ob jedoch der junge Hutten im Stift auch manche wohlwollende Freunde gefunden und ob er auch Grund hatte, den zum Nachfolger des Abbts beſtimmten Hartmann von Kirchberg als einen Freund der Wiſſenſchaften zu ſchätzen, — er ſah im Kloſter nur den Kerker und dachte: „ich verwüßte mich meiner Natur in einem andern Stand viel beſſer gottgefällig und der Welt ehrbarlich zu dienen;“ und ſo wollt’ er ſich denn auch nicht „durch Profeß oder Gehorſam verbinden und verſtricken.“

Schon nahte indeſſen der Tag, an dem er zum Mönch eingekleidet werden und ſeine Freiheit für immer verlieren ſollte; fünf Jahre hatte er bereits als Schüler im Stifte zu Fulda gelebt. Da faßte der Jüngling — (es war im Jahre 1504) einen kühnen Entſchluß und führte ihn raſch aus. Er entfloh aus dem Kloſter. Ohne Vermögen, von dem Zorn ſeines Vaters bedroht, das Herz wohl ſchwer bei dem Gedanken an Kummer und Thränen ſeiner geliebten frommen Mutter, ſtand er allein da, ſchritt er friſchen Muthes, feſten Vertrauens der Zukunft entgegen; wie unſicher ſie auch war, ob ihm Glück oder Untergang bevorſtand, — er athmete doch die Luft der Freiheit und ſtärker ſich fühlend in ihr, konnte er damals zum erſtenmal freudig ſeinen Wahlſpruch: „Ich habe gewagt“ in die Welt hinausrufen.

Ulrich von Hutten wandte ſich zunächſt nach Erfurt. Dort blühte eine hohe Schule, und dieſe wars, die ihn anzog. Sie wurde ihm Freiſtätte und Vaterhaus; hier fand er Freunde, deren Geiſt, deren Wollen und Streben mit dem ſeinigen übereinſtimmte, den gelehrten, heiteren, witzigen Thüringer Crotus Rubianus und den reichbegabten, edlen Heſſen (aus Frankenberg) Eoban Heß, deſſen ſchöner Dichtergeiſt ſpäterhin die herrlichſten Blüten entfaltete. Durch Crotus Rubianus lernte Ulrich von Hutten die Thorheiten der altmodiſchen Gelehrten und die Verkehrtheiten der Mönche kennen und verſpotten, mit Eoban Heß wetteiferte er in ſorglicher Pflege der Rede- und Dichtkunſt, im Erlernen der Gewandtheit zierlichen Ausdrucks. Hier in Erfurt, im traulichen Umgang mit Gleichgeſinnten, deren Freundſchaft alle Wechſelfälle ſeines Lebens durchdauerte, in der vollen Begeiſterung des Studiums der Alten, in der vollen Blüte der Geſundheit, in der vollen Kraft der jugendlichen Hoffnung, da das Leben wie ein lachender Garten vor ihm ausgebreitet lag, die Freiheit genießend und ſie zur Arbeit nützend, an der Schönheit unſterblicher Geiſteswerke ſich ſonnend und bildend und zum ſchönen Kampf für die Freiheit erſtarkend, ſah Ulrich von Hutten die heiterſten Tage ſeines Lebens verfließen. Er bedurfte wenig, und was er bedurfte, das ſchaffte ihm die Fürſorge edler Gönner, welche ſeinen hochſtrebenden Geiſt ſchätzten, jenes Ritters Eitelwolf von Stein, und der wackren Vettern Frobin und Ludwig von Hutten. Zur ſelben Zeit aber, da der Edelmannsſohn Ulrich von Hutten, dem Willen ſeines Vaters trotzend, den Feſſeln des Mönchthums entronnen in Erfurt die Wonne der Freiheit in vollen Zügen genoß, zur ſelben Zeit trat in Erfurt ein Magiſter und Lehrer der hohen Schule, der Bergmannsſohn Martin Luther, gleichfalls im Widerſpruch mit dem Willen des Vaters, in ein Kloſter, in das des Auguſtinerordens; wie der junge Hutten klar und entſchieden aus der ſchwülen Luft der geiſtlichen Denkweiſe herausſchritt, um der Welt anzugehören, ſo verſchloß ſich der fünf Jahre ältere Martin Luther, unbefriedigt von allem weltlichen Wiſſen und Lernen, in der einſamen Zelle, feſten Willens, den flüchtigen Freuden der Welt zu entſagen, jede Büßung, jede Erniedrigung, welche ihm die Ordenszucht gebot, freudig auf ſich nehmend, er verſenkte ſich wie in Verzweiflung in den blinden Gehorſam und rang mit aller Inbrunſt des Herzens nach der Kraft, im unbedingten Glauben völlig aufgehen zu können. Wohl mochte Hutten von dem Magiſter Luther gehört haben, der im Auguſtinerkloſter zu Erfurt verſchwunden war, doch ſahen ſich die beiden Männer nicht, deren Richtungen damals ſo durchaus entgegengeſetzt waren. Und doch ſchritten ſie beide ſpäter auf einer und derſelben Bahn, Hutten, der jüngere, voran, ritterlich feurig, ungeſtüm, Luther nicht minder begeiſtert, mit eiſerner Willenskraft ausdauernd; ſie begrüßten, ſie ſchätzten ſich ſpäter, ſie kannten und prieſen Einer des Andern ganzen Werth. Wie aber die Ausgangspunkte beider Männer verſchieden, ſo ſollten's auch die Endpunkte ihrer Schickſale ſein.

Nur kurze Friſt, nur ein Jahr war Ulrich von Huttens heitrem Glück in Erfurt geſtellt. Eine furchtbare Seuche begann daſelbſt um die Erntezeit des Jahres 1505 Leben an Leben raſch hinzumähen. Da flohen die Lehrer der Hochſchule, da flohen die Jünglinge die theure Stadt; da wanderte auch Hutten mit ſeinem Freund und Lehrer Crotus Rubianus aus dem ſchönen Thüringerland an den Rheinſtrom, dem uralten Köln zu, wo ſeit einem Jahrhundert (1388) gleichfalls die Pforten einer hohen Schule offen ſtanden. Aber drinnen in ihren Sälen wars dunkel und unheimlich, da ſaßen auf den Lehrſtühlen gar ernſte und finſtre Männer, auf deren Antlitz nie ein Lächeln kam; ſie ſaßen da vor den Schülern als untrügliche Meiſter und lehrten ſie nicht die klaren Bronnen des Lebens finden, ſondern ſie zauberten aus Wuſt und Duſt eine ſeltſame Gedankenwelt um ſie her; ſie erſchufen Sätze und Gegenſätze, ſie lehrten, wie man den ſelbſtgeſchaffenen Satz mit allen Künſten der Spitzfindigkeit angreifen, umzingeln und vernichten, ja wie man ihn in ſeinen Gegenſatz verwandeln könne, wie man den Begriff zerlegt und zerſaſert und aus all den Faſern einen neuen zuſammendreht. Und wozu dieß Spiel? Denn Weisheitskunſt kann man's nicht nennen. Zu dem End und Zweck, daß die Herren dem Volke glaubhaft machten: alle Willkür laſſe ſich, und ſei ſie noch ſo unnatürlich, durch die Geſetze des Denkens beweiſen und alſo rechtfertigen; es war eine Schule für alle die, welche dereinſt in der großen Willkürherrſchaft der Hierarchie dienen oder herrſchen ſollten, eine Schule, worin ſie den Mantel der Ehrwürdigkeit ſpinnen und weben lernten, in welchem ſie dann vor dem armen Volk wie höhere Weſen einhergingen; aber der Mantel bedeckte nur ihres Geiſtes Blöße und die Schlechtigkeit ihrer Sache. Solche Kunſt, die von den geiſtlichen Dunkelmännern jener Zeit geübt und gelehrt ward, hieß die Scholaſtik; ſie hätte wohl auch ſo recht die „ſchwarze Kunſt" heißen können, denn wenn ſie auch keinen Geiſt ins Leben zu rufen verſtand, ſo vermochte ſie doch genug Geſpenſter heraufzubeſchwören, die Geſpenſter des Wahns, des Aberglaubens, der Glaubenstyrannei, der Verketzerung, und die böſen Geiſter des Gelehrtendünkels, der Eitelkeit, der Eiferſucht, der Selbſtſucht ſpukten nebenbei gewaltig genug; während dabei der Geiſt in Uebung nichtsnutzender Künſte, im webenden Dämmer eines Scheinlebens verkrüppelte und unfähig gemacht wurde, ſeine Kraft naturgemäß zu entwickeln, ſein wahres Ziel zu erkennen und ſeine Beſtimmung zu erfüllen, verſchwand auch die Schönheit aus der entwürdigten Wiſſenſchaft, und die Sprache der Gelehrſamkeit, welche das allgemein verſtändliche Organ der Weltbildung ſein ſollte, die lateiniſche, verlor ihren Adel; der inneren Unwahrheit konnte kein edler Ausdruck entſprechen. Dieſe Scholaſtik, welche den Fortſchritt des Geiſtes, den ſie nicht zu faſſen vermochte, mit aller Erbitterung, und zwar nicht bloß in den Hörſälen der Schulen und mit Schriften in einem barbariſchen Latein, ſondern auch draußen im Leben mit den gefährlicheren Waffen der geiſtlichen Weltmacht, mit Kirchenbann und Glaubensgericht bekämpfte, — dieſe

Scholaſtik alſo fand **Ulrich von Hutten** in Köln, und als ihre Verfechter den Ketzermeiſter Jakob Hoogſtraaten, Prior der Dominikaner, Arnold von Tungern und Ortuin Gratius.

Was ſollte nun Hutten inmitten dieſer Scholaſtik, inmitten dieſes Bollwerks des Mönchthums, er, der kaum dem Kloſter entronnen war? War ſein Aufenthalt in Köln nicht zwecklos? Nein, er war's nicht! Hutten mußte die mächtigen Feinde, welche die neue humaniſtiſche Richtung, das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt, das Streben des deutſchen Geiſtes nach Freiheit ſo unverſöhnlich bekämpften, dieſe Dunkelmänner mußte er in ihrem eigenen Lager kennen lernen, all ihre Schwächen mußte er in der Nähe belauſchen, ihre ganze Denk- und Redeweiſe, ihre Fechterkünſte mußte er an Ort und Stelle genau ſtudiren, um ſie dann mit ihren eigenen Waffen ſchlagen, durch getreue Nachahmung ihrer Begriffe und Redensarten dem Spotte preisgeben und ſo dieſe Uebermüthigen, welche ſich unbezwinglich dünkten, vernichten zu können. Das war Huttens Aufgabe, das war die erſte That, die er zu thun hatte; dazu war ſein Aufenthalt in Köln nütze. Als er ſich im Jahre 1505 in Köln befand, ahnte er freilich ſelbſt noch nicht, daß er den großen Kampf ſeines Lebens gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes mit einem ritterlichen Kampf gegen die Dunkelmänner zu Köln eröffnen werde. Doch empfing er damals bereits den Antrieb dazu. Da ſah und ſprach er manchen freigeſinnten Mann, der jenen Scholaſtikern, Dunkelmännern und Ketzermeiſtern kühn entgegentrat oder den Verfall der Kirche und die ſchlechte Zucht der übermächtigen Geiſtlichkeit mit beißendem Witz verſpottete. Ein ſolcher Mann war der Straßburger Sebaſtian Brandt (geb. 1458), ein derber Volksmann, der ſchon im J. 1494 ſein Narrenſchiff („Neu-Schiff in Narragonien") in Baſel hatte erſcheinen laſſen, ein ſolcher Mann war Johann Rhagius Aeſticampianus, Huttens Lehrer in Köln. Der Letztere erfuhr den vollen Grimm der Dunkelmänner, welche es ihm nicht verzeihen konnten, daß er die großen Alten Griechenlands und Roms der Jugend Deutſchlands mit freiem Geiſt erklärte und ſo dazu beitrug, daß ſie ſich mit Widerwillen von dem ſcholaſtiſchen Wuſt abwandte. Nun ſeht, welche Macht und Gewalt die Dunkelmänner hatten! Sie beſchuldigten den Rhagius Aeſticampianus: er verführe die Jugend durch falſche Lehren, ſie raſteten nicht, bis er auf zehn Jahre aus Köln verbannt ward. Da griff der wackre Mann zum Wanderſtabe und zog im Jahre 1506 weithin gen Oſten nach Frankfurt an der Oder, wo Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg zubenannt „Neſtor,“ ein eifriger Freund der Wiſſenſchaften, welchem Huttens väterlicher Gönner Eitelwolf von Stein als treuer Rath zur Seite ſtand, eine hohe Schule gründete. Sie wurde am 27. April des Jahres 1506 durch Biſchof Dieterich von Bülow, ihren erſten Kanzler, feierlich eingeweiht und mehr als tauſend Jünglinge und Männer ließen ſich als akademiſche Bürger einſchreiben.

Der Einweihung der Hochſchule wohnte auch Ulrich von Hutten bei, welcher ſeinen Freund und Lehrer Aeſticampianus nach Frankfurt an der Oder begleitet hatte; ein achtzehnjähriger Jüngling erwarb Hutten beim erſten Preiskampf um jene gelehrten Würden, welche die Hochſchule zu ertheilen hatte, die eines Magiſters. Hier in Frankfurt an der Oder trat er zuerſt als Dichter auf; in gewandten und zierlichen lateiniſchen Verſen ſchilderte er das „Lob der Mark“ und den Glanz der Stadt Frankfurt mit ihrer neuen Pflanzſtätte der Bildung; in dankbarer Anerkennung des Einfluſſes, welchen Aeſticampianus auf ihn geübt, bezeichnete ſich der Verfaſſer als deſſen Schüler. Sein Aufenthalt in Frankfurt dauerte drei Jahre und während dieſer Zeit erfreute er ſich der Aufmerkſamkeit und des Wohlwollens des Kanzlers der hohen Schule, des Biſchofs Dieterich von Bülow, und der Gunſt des Markgrafen Albrecht (jüngeren Bruders des Kurfürſten), welcher ſpäterhin Erzbiſchof zu Magdeburg und Biſchof zu Halberſtadt, endlich (im Jahre 1514) Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz und Kardinal wurde. Glücklich fühlte ſich Hutten während dieſer Zeit durch die väterliche Freundſchaft Eitelwolfs von Stein, durch die Achtung und das Vertrauen, welches ihm ſeine Lehrer Vigilantius und Trebelius bewieſen, durch den Umgang mit edlen Jünglingen, unter denen beſonders die beiden Brüder Johann und Alexander von der Oſthen ſeinem Herzen am nächſten ſtanden. Aber all ſein freudiges Streben und Schaffen, all die heitere Geſelligkeit unterbrach ein ſchweres Siechthum, deſſen Keim Hutten in Frankfurt empfing und ſein ganzes Leben lang bis zum allzufrühen Tode in ſich trug, ein Siechthum, welches ſich ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts peſtartig durch ganz Europa verbreitet und in der Mark Brandenburg insbeſondere ſeit dem Jahre 1493 zahlreiche Opfer ergriffen hatte. Lähmung, ein Knochenauswuchs am linken Schienbein, Gliederzittern und ein viertägiges Fieber waren die Leiden, womit er in Folge der unſeligen Seuche zu kämpfen hatte, und ſpäterhin, als ſich zahlloſe Feinde gegen ihn, den Kämpfer für Freiheit, erhoben, geſellte ſich zu dieſen körperlichen Qualen auch die Verläumdung, welche ihm ſinnliche Ausſchweifungen als Quelle ſeines Siechthums beimaß. Aber, welche Mühe ſie ſich auch gab, es iſt ihr nicht gelungen, Huttens Andenken durch Schmutz zu entſtellen. Die Nachwelt erblickt dieſen Charakter in ſeiner geiſtigen Reinheit und jeder, der die Bedeutung ſeines Lebens ermißt, kann nur um ſo mehr das tiefe Unglück beklagen, welches dies Leben allzufrüh untergrub.

Hutten war nicht der Mann, in einem ſtillen Kreiſe lange auszuhalten. Ihn bewegte ein unruhiger Wandertrieb von Ort zu Ort; man möchte ſagen: derſelbe Wandertrieb, welcher das ganze germaniſche Geſchlecht unaufhaltſam gedrängt, derſelbe Wandertrieb, welcher die Erfindung Gutenbergs über die ganze Erde getragen, war in ihm aufs Entſchiedenſte vorherrſchend, — anfangs als Luſt, Länder und Menſchen kennen zu lernen, und bald hier, bald dort, wo berühmte Männer lehrten, in ihrem lebendigen Wort die zerſtreuten Schätze des menſchlichen Geiſtes zu empfangen und ſich anzueignen, — ſpäterhin aber, nachdem er gereift und vollbewußt daſtand, als ſeine Beſtimmung, gleichwie der Sämann auf dem Felde nicht ſtille ſtehen darf, ſondern raſtlos auf- und niederwandeln muß. Siechen Leibes verließ Hutten im Jahre 1509 Frankfurt an der Oder und wandte ſich nach Pommern, wo ihm Freunde wohnten, die er in jener Stadt gewonnen; jene beiden Brüder von der Oſtben und Valentin Stoientin, welcher ſchon im Jahre 1510 des Herzogs Boguslav X. Geheimſchreiber war und ſpäter deſſen Rath wurde, waren Pommern. Auf einer Oſtſeefahrt litt Hutten Schiffbruch; habelos und krank, von viertägigem Fieber geſchüttelt, wanderte er von Dorf zu Dorf, fand in Bauernhütten Nachtlager, oder übernachtete — es war im Herbſt — unter freiem Himmel. So kam er, ſein Brod erbettelnd, um nicht zu verhungern, krank und elend nach Greifswalde, wo Heinrich Bukow, Lehrer des Rechts an der dortigen Hochſchule und damals Rektor derſelben, den völlig vermögensloſen Dichter unentgeltlich in das Verzeichniß der akademiſchen Bürger einſchrieb. Bald fand er gaſtliche Aufnahme bei den beiden Lötz, von denen der Vater Wedag Bürgermeiſter, der Sohn Henning Lehrer des Rechts, Kanonikus der Kollegiatkirche zu St. Nikolaus und Verwalter des General-Offizialats des Kaminſchen Biſchofs zwiſchen der Swinne und Oder war. Beide Lötz galten viel beim Herzoge von Pommern, noch mehr in der Stadt. Bald erfuhr Hutten, daß ſie ihn ihr Uebergewicht, ihren Einfluß, ihre Mildthätigkeit und — ſeine Armuth fühlen laſſen wollten. Er ertrug's nicht lange und wollte von dannen; Henning Lötz verweigerte ihm jedoch Anfangs die Erlaubniß, weil Hutten in ſeiner Schuld ſtehe; endlich gewährte er ſie, und mit geringer Habe — das Werthvollſte waren ſeine Gedichte, — wanderte nun Hutten an einem Dezembermorgen des Jahres 1509 bei ſtrenger Kälte zum Thore Greifswalde's hinaus, um ſich nach Roſtock zu begeben. Aber kaum hat er die Stadt verlaſſen und iſt eben über einen gefrornen Sumpf gegangen, als ihn bewaffnete Diener der Lötze erreichen; ſie fordern von ihm: alles, was er bei ſich habe, zumal die Kleider, ſoll er als fremdes, geborgtes Gut herausgeben, und als er um Schonung fleht, verhöhnen ſie ihn, reißen ihm die Kleider vom Leibe, ſpotten ſein: „Warte nur, bald wird's mit Dir ganz gut werden,“ ſetzen ihm, da er laut aufſchreit, die Lanzenſpitze an die Bruſt; noch ein Laut — drohen ſie — ſo werde er durchbohrt; dann mißhandeln ſie ihn und eilen mit ſeinen Kleidern, mit ſeinen Liedern fort. Nackt in Froſt und Fieberſchauern, rafft er ſich auf; ein Bettler, den der letzte Tröſter, der Tod flieht, wandert er weiter und kommt nach Roſtock. Da nimmt ihn eine armſelige Kammer auf, und von einem ſchlechten Lager aus ſendet er nun Verſe als Boten ſeines Elends an die Lehrer der dortigen Hochſchule; dieſe Verſe, Herolde ſeines Talentes, gewinnen ihm die Herzen; Egbert Harlem, Lehrer der Weltweisheit, ſucht ihn auf ſeinem elenden Lager auf, bringt ihn mitleidig unter ſein wirthliches Dach und theilt ſeinen Tiſch mit ihm. Da geneſt der kranke Dichter wieder und wendet ſich mit friſchem Muth auf's Neue wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung zu; er erklärt den ſtudirenden Jünglingen, welche ſich um ihn verſammeln, die Schriftſteller des Alterthums. — Seine Erbitterung über das erlittene Unrecht aber drückte er in lateiniſchen Gedichten aus, in den „zwei Büchern der Klagen“ („querelarum libri duo“), welche mit ſchneidender Schärfe die Lötze in ihrer ganzen Feindſchaft gegen alle Dichter zeichneten. Dieſe Richtung wurde nun bei ihm vorherrſchend: das Unrecht, wo er es irgend fand, vor die Oeffentlichkeit zu ziehen und mit allen Waffen ſeines Geiſtes, mit dem ganzen Ernſt edlen Zorns, ſowie mit zermalmendem Spott zu bekämpfen. Man bewunderte in dieſen und ähnlichen ſeiner Zorn-, Klage- und Spottſchriften die Meiſterſchaft des Denkers, der ſeine Gründe wie ein Feldherr ordnete, vertheilte, einige offen gegen die Stirn des Feindes anrücken und zugleich andere aus dem Hinterhalt auf ihn hervorbrechen ließ, man bewunderte die Vollendung der ſprachlichen und dichteriſchen Form; Hutten's Name hatte bei allen Gelehrten, welche der freieren Richtung angehörten, einen guten Klang, und ſowie er kühn und begeiſtert als ritterlicher Vertheidiger derſelben auftrat, erſchien er allmälig vor der öffentlichen Meinung auch als Anwalt aller Derjenigen, die unter des Unrechts Gewalt litten.

Auch in Roſtock hielt ſich Hutten nicht lange auf; ſchon im Jahre 1510 ging er nach Wittenberg, wo ihn Balthaſar zum Fach (Phacchus) gaſtfreundlich aufnahm. Von hier aus wendete er ſich brieflich an ſeinen Freund Crotus Rubianus, welcher mittlerweile eine Stellung als Lehrer in Fulda gefunden hatte, und durch ihn erfuhr er nun die Geſinnungen ſeines Vaters und der Mönche zu Fulda gegen ihn. Die Letzteren liebten und ſchätzten ihn, ſetzten große Hoffnungen auf ihn und verſprachen, ihn bei ſeinen Studien auf's Beſte zu unterſtützen, wenn er in's Stift zurückkehre. Der Vater dachte anders über ſeinen in der Welt umherirrenden Sohn, als er von ihm ſprach. War er mit den Mönchen zuſammen, ſo ſchwur er hoch und theuer, er werde ſeinen Sohn in's Kloſter zurückbringen, ſonſt wolle er ſeine Hand gänzlich von ihm abziehen; er lachte ſpöttiſch über Ulrichs Studien, und konnte doch nicht ſatt werden, deſſen Lob zu hören. Beim Veſpertrunk aber ließ er ſich wohl auch vertraulich unter vier Augen vernehmen, er gäbe vieles darum, wenn ſein Sohn nicht ſo lange Zeit im Kloſter zugebracht hätte, er glaube ſelbſt nicht, daß ein guter Mönch aus ihm geworden wäre, und er würde es gerne ſehen, wenn ſich ſein Sohn der Rechtsgelehrſamkeit widme, in dieſem Falle würde er ihn zu einem Verwandten nach Italien ſchicken, welcher ſich darin einen bedeutenden Namen erworben habe. Jedenfalls dachte er milder über das, was nun einmal geſchehen und nicht mehr zu ändern war; es ärgerte ihn nur, daß ſich ſein Sohn mit Wiſſenſchaften abgab, welche in ſeinen, des Vaters, Augen unnütz waren; da ſein Sohn weder Kriegsmann, noch Mönch geworden, ſo wollte er ihn wenigſtens in dem dritten Stande ſehen, welcher damals vorzugsweiſe Anſehen und Einfluß behauptete, in der Stellung eines Rechtsgelehrten. Dieſer Wunſch des Vaters machte nun auf Ulrich von Hutten allerdings Eindruck.

Zunächſt ging er jedoch von Wittenberg, nach einem halbjährigen Aufenthalt daſelbſt, ohne Vermögen, ohne Ausſicht, auf gut Glück nach Böhmen und Mähren, wo er am Hofe des Biſchofs von Olmütz ehrenvolle Aufnahme fand und ſtattlich beſchenkt ward, dann nach Wien, wo ihn der Schweizer Joachim von Wall (genannt Vadianus) und mehrere andere Freunde der Wiſſenſchaften mit hoher Achtung empfingen. In Wittenberg hatte Hutten ein Lehrgedicht „von der Verskunſt“ („de arte versificatoria“) geſchrieben und darin ſeinem Ruf als Dichter gleichſam noch das Siegel der Lehrerſchaft aufgedrückt. Auf dem Wege nach Wien, wo ſich die Hofburg der Habsburger erhob, deren Sprößling Maximilian I. die deutſche Kaiſerkrone trug, ſchrieb Hutten auf einzelne Blätter ein Gedicht an dieſen Kaiſer, einen Aufruf an ihn, den wider die Republik Venedig begonnenen Krieg fortzuführen („ad invictissimum principem Maximilianum, ut bellum in Venetos coeptum prosequatur, exhortatorium“). Eine glühende Begeiſterung für die Ehre deutſcher Nation hatte ihn erfaßt, als er ſich der Stadt näherte, wo der Kaiſer inmitten ſeiner Erblande ſaß. Voll kühner ritterlicher Gedanken wollte dieſer Kaiſer die Kräfte des Reiches mächtig bewegen, um den deutſchen Namen in Italien zur Geltung zu bringen, und war doch gleichwohl, weil eben dieſe Kräfte, jede für ſich hin ſtrebend, den Mittelpunkt flohen, nicht im Stande, dem trotzigen Uebermuth Venedigs die Spitze zu bieten; er hatte ſich mit dem kriegeriſchen Papſt Julius II., mit König Ludwig XII. von Frankreich und mit Ferdinand dem Katholiſchen von Spanien zu Cambray gegen die ſtolze Republik verbünden müſſen. Dieſer Zuſtand war's, deſſen Betrachtung Hutten's feurige Seele tief ergriff; mit dem Aufruf an den Kaiſer trat er zuerſt aus dem Kreiſe rein perſönlicher und gelehrter Intereſſen in den weiteren der vaterländiſchen hinaus, auf den Schauplatz ſeines eigentlichen Berufes; das Vaterland war's, welchem ſein ganzes Leben mit allen Naturgaben und Errungenſchaften gehörte; auf's Vaterland, ſowie ihm einmal dieſe höchſte Beſtimmung ſeines Daſeins aufgegangen, bezog er fortan alles, was er hoch und heilig hielt; hier wurzelte ſeine Liebe; aller perſönliche Haß ging ihm auf in dem größeren edleren Haß gegen die Feinde des Vaterlandes, und je weiter ſein Bildungsgang ſich entwickelte, je mächtiger die Gegenſätze der alten und der neuen Zeit zu einer Entſcheidung drängten, um ſo klarer wurde es ihm, daß die Ehre des Vaterlandes nur in deſſen Freiheit enthalten ſei, und alle ſeine Strebungen mußten dann in der einen Richtung zuſammentreffen: durch Erringung der Freiheit für Deutſchland die Ehre der Nation zu erkämpfen.

Auch in Wien war Hutten's Bleiben nicht lang; er ging nach Italien, auf jenen Boden, der, ſeit es eine deutſche Geſchichte gibt, wie mit einem wunderbaren Zauber die Deutſchen angezogen hat. Bei Hutten wirkte Vieles zuſammen, um ihn zu beſtimmen, nach Italien zu wandern, — für's Erſte der Reiz, die Erde zu betreten, auf welcher einſt die großen Dichter, Staatsmänner und Geſchichtſchreiber gewandelt waren, deren aus langer Vergeſſenheit hervorgezogenen Werken ſich alle edleren Geiſter Deutſchlands damals zugewandt hatten, — für's Zweite aber auch der Gedanke an den Wunſch ſeines Vaters: ſich der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen; und gewiß war es Hutten ſelbſt damals Ernſt, ſich dadurch eine bürgerliche Stellung im Sinne des Vaters zu gründen. Da war nun leider Italien für einen Deutſchen das Land, wo die Wiſſenſchaft jenes Rechts, welches ſeine Herrſchaft über Deutſchland unaufhaltſam ausbreitete, die des römiſchen nämlich, auf's Gründlichſte erworben werden konnte. Laßt uns damit das römiſche Recht als ſolches nicht gering achten; enthält es doch eine reiche Fülle von wiſſenſchaftlichem Scharfſinn; aber wir Deutſche konnten ſeiner entbehren, da wir ein Recht haben, das aus dem Kern unſeres Volksthums hervorgewachſen iſt und für den Adel unſerer eigenen Art ein immerwährend Zeugniß gibt. Das römiſche Recht kam nach Deutſchland als Feind des Volksthums und der Freiheit, und als ſolcher war es mit gutem Fug allen ſchlichten Herzen verhaßt; ſchon deßwegen, weil es die letzten Reſte der ſelbſteigenen Rechtsſchöpfung und Urtheilfindung im Volke, das Rechtsbewußtſein des Volkes bei Seite ſchob und einen eigenen Stand, eine neue Klaſſe von Bevorrechteten in den Juriſten erſchuf. Das iſt nun auch wieder bedeutungsvoll, und da erkennt ihr im Zufälligen etwas Nothwendiges: Hutten geht nach Italien und ſtudirt das fremde Recht, er, welcher für das Recht des deutſchen Volkes begeiſtert iſt, wie wenig Andere! In der Folge waren es gerade die römiſchen Juriſten, die er bekämpfte; im Jahre 1512 ſehen wir ihn ſelbſt bei den Juriſten Italiens lernen. Das macht: er mußte ſie von Grund aus kennen, damit er ſie ſpäter bekämpfen konnte, ob er's auch freilich damals, da er bei ihnen lernte, noch ſelber nicht wußte, daß und wie er ſie einſt bekämpfen würde. Es war gerade dasſelbe Verhältniß, wie bei den Dunkelmännern; die Scholaſtik, welche dieſe umfangen hielt, umſtrickte auch die Juriſten.

Im April des Jahres 1512 war Hutten in Pavia; wie ſein ganzes Leben gleichſam nur ein großer Apriltag voll Wechſel von Sonnenſchein und Stürmen; ſo war's auch ſein Aufenthalt in Italien; kaum ein Vierteljahr verlebte er in Ruhe den Studien des Rechts, als der Krieg ihn daraus aufſtörte. Die Verbindung von Cambray hatte ſich — aus Eiferſucht gegen das Uebergewicht der Franzoſen in Italien — aufgelöſt und der Papſt mit Venedig, Spanien und der Schweiz die ſogenannte „heilige Liga“ gegen Frankreich geſchloſſen; auch England und ſelbſt Kaiſer Maximilian ſtanden jetzt gegen dieſe Macht; die Politik, welche ſeither die Welt beherrſcht, die Politik, welche Eide ſchwört und ſich vom nächſten Augenblick der Eide entbinden läßt, die Politik der Treuloſigkeit, die Gott ſei Dank wenigſtens kein Geſchöpf Deutſchlands iſt, wenn ſie auch Deutſchland nach langem Widerſtand, gleichfalls überzogen hat, dieſe nichtsnutzige „wälſche Praktik“ ſtand damals in voller Blüte. Der Papſt nannte die Schweizer, welche ſich für gutes Geld heute auf dieſe und morgen auf jene Seite ſtellten, „Vertheidiger des katholiſchen Glaubens!“ Dieſe belagerten nun Pavia, welches die Franzoſen bisher beſetzt gehalten hatten. Zwiſchen beiden, den Franzoſen und den Schweizern, ſtand Hutten, ein rechtes Bild des Deutſchen: — beide mißhandelten ihn, zuerſt die Franzoſen, als ſie Herren in Pavia waren, weil er ein Deutſcher war, dann die Schweizer, als ſie Meiſter wurden, weil ſie einem Deutſchen zutrauten, er habe es mit den Franzoſen gehalten; dieſen Deutſchen kannten ſie freilich nicht! Hutten entfloh aus Pavia nach Bologna, wohin damals der Kardinal von Gurk, ein Deutſcher (Matthäus Lang), als Geſandter des Kaiſers an den Papſt kam. Hutten, welcher ſich in großer Noth befand, wünſchte in deſſen Gefolg aufgenommen zu werden, wurde jedoch abgewieſen und ſah ſich genöthigt, im Heere des Kaiſers als gemeiner Soldat Dienſte zu nehmen. Als ſolcher machte er im Jahre 1513 die Belagerung von Pavia mit und hatte Entbehrungen und Mühſal jeder Art in reichem Maße zu erdulden. Bald zwang ihn übrigens ein Auswuchs an der linken Ferſe, aus dem Heere zu ſcheiden. Er ging nach Deutſchland zurück und begab ſich nach Ems, um durch den Gebrauch der dortigen Heilquellen ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.

Indeſſen war ſein Aufenthalt in Italien von weſentlichem Einfluß auf die entſchiedenſte Ausprägung ſeines Charakters geweſen. Fern vom Vaterlande und mitten unter den Feinden deſſelben lebend, erſtarkte er in Liebe zum Erſteren und im Haß gegen die Letzteren; jedes Ereigniß des Krieges und der Politik, welches Deutſchlands Intereſſe berührte, ſetzte ſeine feurige Seele in Bewegung und in zahlreichen kleineren Gedichten ſtrömte er ſeine Empfindungen aus. Da ſprühten Zorn- und Witzfunken auf die Venezianer und Franzoſen, da leuchteten die Wappenſchilde des Adlers, der Lilien und der mailändiſchen Schlange vom Widerſchein ſeines Geiſtes, da pries er den tapfern deutſchen Feldhauptmann Jakob von Ems, der in der Schlacht bei Ravenna 1512 den Heldentod ſtarb; da grollte er, als ſich ſeine Landsleute eines Verraths ſchuldig gemacht, daß mit der Treue der Ruhm verloren ſei; da ſchleuderte er kühn dem Papſt Julius II. die Anklage der Treuloſigkeit in's Antlitz, er rief den chriſtlichen Fürſten zu, ob ſie denn aller Scham und Klugheit bar geworden, daß ſie ſich zu ihrem eigenen Verderben von dieſem ſchwerttragenden Julius bethören ließen? er beſchwor das Schickſal, es möge Rom einen Brutus gegen dieſen Julius erwecken, er nannte ihn den Kaufmann, der den Himmel verkauft, den er doch ſelbſt nicht habe. Dieſe Kühnheit, welche den geiſtlichen Herren der Welt in ſeinem Vatikan angriff, war zunächſt patriotiſcher Art; Hutten ſah in dem kriegeriſchen Papſt den Feind des deutſchen Kaiſers, den Feind der deutſchen Nation, und die zorn- und witzfunkelnden Epigramme gegen den Papſt widmete er dem Kaiſer, in welchem er den höchſten Vertreter der deutſchen Ehre erblickte. Dieſer Gedanke haftete lange in ihm; auch ſpäterhin, als er alle Gebrechen der vaterländiſchen Zuſtände ſcharfen Blickes durchſchaute, ſetzte er die Hoffnung der Abhülfe auf das Reichsoberhaupt, ſo lang es irgend möglich war, eine ſolche Hoffnung zu hegen. Indem er aber Julius II. ſo ſchonungslos angriff, hatte er bereits wieder einen für die Richtung ſeines ganzen Lebens entſcheidenden Wurf gethan; er hatte begonnen, nicht einen einzelnen Papſt, ſondern das Papſtthum ſelbſt des uralten Heiligenſcheins zu entkleiden. Späterhin war's ein Kampf auf Leben und Tod, den er, ein armer deutſcher Rittersmann, mit einer durch Jahrhunderte befeſtigten Autorität begann, ein Kampf für die Befreiung der Menſchheit, zu dem ihn einzig und allein die Liebe für's deutſche Volk begeiſterte. Wie ganz und gar dieſe Liebe ſein Daſein durchdrang, das gibt ſich zumal in ſeinem herrlichen Gedicht kund, welches er betitelte: „Warum unſere Landsleute von jener alten Herrlichkeit der Deutſchen noch nicht entartet ſeien;" da pries er die Sittlichkeit ſeines Volkes im Gegenſatz zu den Laſtern Wälſchlands und Roms, die Künſte, den Gewerbfleiß, die Wiſſenſchaften, die Erfindungen ſeines Volks, insbeſondere die des Buchdrucks;

dieſe eine (ſprach er) wiegt alle Erfindungen italieniſchen Scharfſinns auf, dieſen Ruhm müſſen ſie uns laſſen, dieſer iſt genug! — In dieſer patriotiſchen Geſinnung begann er nun auch die Juriſten des römiſchen Rechts zu bekämpfen. Schon im Jahre 1513 ſchrieb er ein köſtliches ſatyriſches Gedicht „der Niemand“ („nemo“), welches er drei Jahre ſpäter umgearbeitet wieder erſcheinen ließ; in einem Brief an Crotus Rubianus, welchem er daſſelbe zueignete, ſchilderte er die ganze Verderblichkeit des römiſchen Rechts für Deutſchland, im Gegenſatz zum theuren heimiſchen Recht. „Iſt nicht“ (fragte er) „Deutſchlands Zuſtand bei weitem beſſer geweſen, bevor jene Rabuliſten mit ihren Bücherſtößen eindrangen, damals, als gute Sitten bei uns noch mehr als geſchriebene Geſetze galten?“ „wie Schwämme hängen dieſe römiſche Juriſten in den Ohren der Fürſten, nach ihrem Rath werden die Staaten regiert, nach ihrer Vorſchrift geſchieht alles im Frieden und im Krieg;“ „man wüßte nicht“ (fuhr er fort) „wer die Streitigkeiten in Deutſchland unterhalte, die Fürſten untereinander zu Bürgerkriegen anreize, Unruhen im Staate hervorrufe und alles mit Aufſtände erfülle?“ Unbedenklich, unverblümt bezeichnete er die Feinde des deutſchen Volkes, die eigennützigen Pfleger des fremden Rechts neben den theologiſchen Dunkelmännern und Ketzermeiſtern, den Dienern einer fremden Macht, welche Deutſchland nur als eine Provinz ihres Weltreiches betrachtete! Dies Deutſchland ſtand, wie es einſt ſo groß und mächtig geweſen, wie es wieder groß und mächtig werden ſollte, vor Huttens Blicken; was alle Edelſten ſeines Zeitalters empfanden und erſtrebten, das ſpiegelte ſich in ſeinem Gemüthe. Aber noch kannte er nur die äußeren Feinde, nicht die inneren Zuſtände.

Ein blutiges Ereigniß im Kreiſe ſeiner Familie, welches Hutten tief erſchütterte, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt auf die inneren Zuſtände Deutſchlands. Als er ſich im Bade Ems befand, vernahm er die Kunde, daß ſein Vetter Hanns von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg am 8. Mai 1515 meuchlings ermordet und noch die Leiche niederträchtig geſchändet worden ſei. Die Sache verhielt ſich ſo: Herzog Ulrich von Würtemberg, nur um ein Jahr älter als Hutten, war ein vielbegabter, aber leidenſchaftlicher und durch allzufrühe Selbſtherrſchaft zur Luſt an willkürlichem Walten verwöhnter Herr, welcher ſich durch das Letztere ſowohl bei den niederen Volksklaſſen als auch bei dem Adel verhaßt gemacht hatte. An ſeinem Hofe lebte Hanns von Hutten, ein Sohn jenes Ludwig von Hutten, welcher ſeinem Vetter Ulrich ſtets ein wohlwollender Gönner geweſen war und ihn bei ſeinen Studien freigebig unterſtützt hatte. Auch Herzog Ulrich von Würtemberg war ihm für einen bedeutenden Geldvorſchuß ohne Zinſen und für eine in der Zeit der Noth ſehr wichtige Zuſendung ritterlicher Kriegshülfe nicht wenig verpflichtet; auf des Herzogs dringende Bitten hatte ihm Ludwig von Hutten ſeinen Sohn Hanns an den Hof geſchickt, und bald war der ſchöne tugendliche Mann der Liebling des Herzogs und des ganzen Hofes, ſowie des Volkes geworden. Als aber Hanns von Hutten ſich mit der Tochter des Erbmarſchalls von Thumben vermählte, da war das gute Vernehmen zwiſchen ihm und dem Herzog geſtört. Der Herzog, obwohl mit der bayriſchen Prinzeſſin Sabina vermählt, hatte für Hanns von Huttens Hausfrau eine heftige Leidenſchaft gefaßt, und zeigte dieſelbe ſo ohne allen Rückhalt, daß Hanns von Hutten dem Herzog die dringendſten Vorſtellungen darüber machte. Da vergaß ſich der Herzog ſo weit, daß er ſeinem Günſtling zu Füßen fiel und ihn bat: ihm den Umgang mit ſeiner Hausfrau nicht zu verwehren, er würde auch ſeinerſeits nichts dagegen haben, wenn jener gleichfalls vertraulichen Umgangs mit der Herzogin pflege. Vergeblich ſuchte nun Hanns von Hutten, ſich vom Hofe zu entfernen, um ſeine Ehre zu retten, denn es iſt nur allzu glaublich, daß ſeine Hausfrau leichtfertig genug war, die Werbungen des Herzogs nicht zurückzuweiſen. Der Herzog, von ſeiner Leidenſchaft verblendet, gab ſcheinbar den Bitten ſeines Lieblings nach und entbot ihn nur vorher zu einem Ritt, weil er Heimliches mit ihm zu reden hätte.

Arglos erſchien Hanns von Hutten, unbewaffnet, am 8. Mai 1515 beim Herzog, während dieſer bewaffnet war; ſo ritten ſie in den Böblinger Wald, der Herzog entfernte alles Gefolge und rief, während ihm Hanns von Hutten auf einem engen Waldpfade vorausritt, plötzlich: „Wehre Dich,“ gab ihm aber im ſelben Augenblick einen Stoß mit dem Degen und durchbohrte ihn ſodann. Hierauf hängte er den Entſeelten mit deſſen eignem Gürtel an einem Baum auf, um dann ſpäterhin ſagen zu können: „er habe die That als Freiſchöffe des heimlichen Gerichts gethan, weil Hanns von Hutten des Herzogs Ehre durch Buhlſchaft mit der Herzogin Sabina geſchändet hätte;“ — ein nichtiger Vorwand für eine nichtswürdige That! Kein Menſch zweifelte daran, daß der Herzog lediglich als Meuchelmörder gehandelt, und ob ſich derſelbe auch durch ein offnes Ausſchreiben zu rechtfertigen ſuchte, ſo betrachtete ihn doch ganz Deutſchland als ſolchen, bevor noch die Huttenſche Familie den „mörderiſchen Tyrannen, der ſich Herzog von Würtemberg nennt“ laut anklagte; ganz Deutſchland ſtimmte ihr bei, als ſie den „Mörder von Kaiſerlicher Majeſtät gerichtet ſehen wollte, damit ſolcher böſer ärgerlicher Mord noch härter und offenbarer andern Mißthätern zu Scheuch und Forchten und ſonderlich allem Adel und andern frommen Menſchen zu Ehre und Gut mit Ordnung des Rechts geſtraft würde.“ Der Herzog ſelbſt beſtärkte durch ſein Benehmen nach verübter That den auf ihm laſtenden Verdacht des Ehebruchs; während ſeine unglückliche Gattin Sabina in Bayern eine Zufluchtsſtätte ſuchte und fand, lebte er ungeſcheut fort im vertraulichen Umgang mit der Wittwe des Ermordeten. Der Kaiſer ſah ſich genöthigt, den Herzog mit der Reichsacht zu belegen, das Volk ſang Spottlieder auf den „würtembergiſchen Henker,“ der fränkiſche Adel ſcharte ſich um den Vater des Erſchlagenen zur Vollſtreckung der Blutrache.

Dies Amt übernahm jedoch Ulrich von Hutten, — nicht mit dem Schwert, ſondern mit der Feder; und mit dieſer Waffe ſchlug er ihm tiefere Wunden, als jede andere ihm hätte beibringen können. Hutten trat dadurch wieder in ein beſſeres Verhältniß zu ſeinem Vater, und Steckelberg war's, wo in einer eigenen Preſſe die Schriften, welche er in den Jahren 1515, 1516, 1517 und 1519 gegen Ulrich von Würtemberg verfaßte, gedruckt wurden. Die ſchärfſten derſelben ſind die „fünf Reden“ und das Geſpräch „Phalarismus,“ ſämmtlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt (das Letztere erſchien auch verdeutſcht durch einen Ungenannten). Hutten wendete ſich in den „Reden“ an den Kaiſer als Schirmherrn der deutſchen Nation, an die Fürſten, an die Deutſchen überhaupt und an die Schwaben insbeſondere. Der Kaiſer habe die Pflicht, einzuſchreiten, damit die Geſetze aufrecht erhalten blieben, ohne welche die bürgerliche Geſellſchaft zerfallen müſſe, und die guten Sitten zu ſchützen, welche Ulrich von Würtemberg durch ſein Benehmen gegen ſeine Gemahlin verletzt. „Laſſe nicht zu“ (ſprach er zum Kaiſer), „daß die, welche deinem Namen eine Makel anheften, die ſchlechteſten Sitten in Deutſchland pflegen. Wolle nicht uns Herren auf den Nacken ſetzen, übermüthige, wilde, grauſame, blutige, Verſchlinger eines von jeher freien Volkes! Nein, ſag' ich, ſolche Schmach lade uns nicht auf, dulde es nicht, daß ſolch ein Flecken auf deinen Tagen hafte! Ergreife die Sache der Gerechtigkeit, der Treue und Religion, die Sache ganz Deutſchlands, des ganzen Reiches! Verwandle nicht die uns leichte Bürde deiner Herrſchaft in eine ſchwere und verhaßte, indem du die Wütherei zuläſſeſt!“ Zu den Fürſten ſprach er: „wenn er für des Würtembergers Verdammung ſtimme, wolle er dem Fürſtenſtande nichts entziehen; vielmehr würden ſie an Würde und Anſehen gewinnen, weil der Herzog, an dem nichts Menſchliches ſei als das Geſicht und dieß nicht einmal ganz menſchlich, gar nicht mehr als Fürſt betrachtet werden dürfe.“ Die Deutſchen insgemein ſtachelte er, ihrer müßigen Geduld zürnend, mit dem Vorwurf: „eine Schande ſei's für den deutſchen Namen, daß ſie gegen den herzoglichen Mörder noch nichts gethan, denn ſo trügen ſie den Schein, als billigten ſie die That. Der Herzog ſei nicht werth, daß ihn die Sonne beſcheine, man müſſe ihn in den dunkelſten unterirdiſchen Kerker werfen, daß er darin ſein dem Himmel verhaßtes und den Menſchen gefährliches Leben beſchließe; das ſei man der Sicherheit der Nation ſchuldig; ja“ (fuhr er fort), „das iſt man euch Schwaben ſchuldig, das verbrecheriſche Haupt muß man euch nehmen, befreien muß man euch von dem unwürdigen Joch. — Wie, die Schwaben, welche früher über ganz Deutſchland geherrſcht, ſollten einem Verbrecher unterthan ſein, einem Räuber und Mörder ſie, deren Vorfahren kaum Könige über ſich dulden mochten? Auf, verjaget das blutige Raubthier vom Fürſtenthum, befreiet Andere von Furcht, euch ſelbſt zunächſt vom Verderben, dann aber auch von Schmach. Ihr deutſchen Fürſten und Männer“ (ſo ſchloß er ſeine vierte Rede) „zieht endlich das Schwert der Gerechtigkeit aus der Scheide eurer Saumſeligkeit! Laſſet es nicht zu, daß durch Unbeſtraftheit dieſes Räubers die Schärfe deutſcher Strenge abgeſtumpft werde! Unwürdig, ſchändlich, verbrecheriſch und verderblich iſt's, wenn ein ſolcher Schuldiger entſchlüpft; eure Nachkommen werden ſich jener Vorfahren ſchämen, welche von vaterländiſcher Tugend ſo entartet ſind. Auf alſo, handelt; entweder wiſſe die Nachwelt nicht, daß ſolche Verbrechen hier zugelaſſen worden, oder ſie erfahre, daß ſie geſtraft worden ſind!“ In dem Geſpräch, „Phalarismus“ ſchilderte Hutten den Herzog Ulrich von Würtemberg, wie er ſich in der Unterwelt mit einem Tyrannen der alten Welt, dem Phalaris von Agrigent, unterhält, der ſich durch den modernen Tyrannen an Grauſamkeit noch übertroffen ſieht und ihm eine Menge verruchter Rathſchläge zur Vervollkommnung in der Tyrannei ertheilt, worauf dann alle in der Hölle verſammelten Erztyrannen den Würtemberger begrüßen und mit dem Wunſch, er möge ihren Fußtapfen auch fernerhin folgen, ihn zur Oberwelt zurück entlaſſen. — Die Wirkung dieſer Schriften Ulrichs von Hutten war ungeheuer; ſie bewegten ganz Deutſchland. Der Herzog von Würtemberg hatte indeſſen den drohenden Sturm für den erſten Augenblick beſchworen, indem er ſich ſcheinbar den kaiſerlichen Anordnungen einer neuen Regierungseinrichtung gefügt; kaum geſichert im Beſitz des Herzogthums, überließ er ſich jedoch ſeiner ganzen Leidenſchaftlichkeit auf's Neue und ſchärfte durch die härteſte Willkürherrſchaft fortwährend die Erbitterung mehr denn je. Mit heißem Grimm blickte Hutten auf ihn und wurde nicht müde, zu ſtacheln, zu ſchüren, bis endlich ein entſcheidender Schlag fiel, wodurch es ihm möglich wurde, gegen den Verhaßten das Schwert zu ziehen.

Hutten war inzwiſchen von Ems nach Mainz gezogen, wo das Domkapitel im vorhergegangenen Jahre (1514) den bisherigen Erzbiſchof von Magdeburg und Adminiſtrator von Halberſtadt, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg zum Erzbiſchof erwählt hatte. Mit dieſem geiſtvollen Fürſten war auch Huttens väterlicher Freund und Gönner Eitelwolf von Stein nach Mainz gekommen; Hutten verlor jedoch dieſen trefflichen Mann ſchon im Jahre 1515 durch den Tod, etwa um dieſelbe Zeit, da ſein Vetter Hanns durch die Hand des Herzogs von Würtemberg fiel. Eitelwolf von Stein hatte ſeinen Schützling dem Erzbiſchof von Mainz auf's Beſte empfohlen und ſich mit dem Gedanken beſchäftigt, ihn bei ſeinem Lieblingswerk, der neuen Einrichtung der hohen Schule in Mainz zu verwenden, ſobald Hutten aus Italien zurückgekehrt ſein würde; denn zum zweitenmale wollte ſich dieſer dahin begeben, um dem Wunſch des Vaters gemäß auf's Neue das Studium des Rechts zu ergreifen und die Doktorwürde zu erlangen. Bevor er jedoch ſeine zweite italieniſche Reiſe antrat, ergriff er die geiſtigen Waffen, um in einem bedeutungsvollen Kampfe einen der edelſten damals lebenden Gelehrten Johann Reuchlin aus Pforzheim (griechiſirt hieß er nach der Gelehrten-Sitte jener Zeit „Capnio") gegen die übermächtigen und übermüthigen Dunkelmänner und Ketzermeiſter zu vertheidigen.

Urſprung und Veranlaſſung dieſes Kampfes, welcher der kirchlichen Reformation unmittelbar vorausging und derſelben die Bahn öffnete, waren folgende. Ein getaufter Jude, Namens Johannes Pfefferkorn, hatte ſich den eifernden Dominikaner-Mönchen in Köln, dieſen hartnäckigſten Schildhaltern der mittelalterlichen Scholaſtik, dieſen erbittertſten Gegnern der neuen humaniſtiſchen Richtung, auf's Engſte angeſchloſſen. Mit ihnen im Bunde hatte er ſich gegen ſeine früheren Glaubensgenoſſen gewendet; ſie ſollten durchaus in Maſſe zur Annahme des Chriſtenthums gebracht werden, und hierzu ſchien kein Mittel ſo durchgreifend wirkſam zu ſein, als das: ihnen alle hebräiſchen Schriften — mit Ausnahme des alten Teſtaments — zu entreißen und dieſelben zu vernichten. Es war den Kölner Mönchen wirklich gelungen, ein kaiſerliches Mandat zu erwirken, demzufolge alle hebräiſchen Schriften, welche zur Verunglimpfung der chriſtlichen Kirche ausgegangen, von Pfarrern und Obrigkeiten unterſucht und vertilgt werden ſollten. Reuchlin hatte nun im Jahre 1510 von dem Kurfürſten von Mainz den Auftrag erhalten, ein Gutachten darüber abzugeben, in wiefern es gut und räthlich ſei, die hebräiſchen Schriften über die zehn Gebote, das Geſetz Moſis, die Propheten und die Pſalmen zu vernichten; er erklärte ſich für die Nothwendigkeit, den Talmud, die Kabbala, die liturgiſchen Bücher und alle rein wiſſenſchaftlichen Werke der hebräiſchen Literatur zu erhalten; nur ſolche Schriften, welche wirklich Schmähungen gegen das Chriſtenthum enthielten oder ſolche, welche zur Förderung des Aberglaubens dienten, dürften und ſollten vernichtet werden. Dieſes Gutachten kam, obwohl Reuchlin es verſiegelt abgeſchickt, früher, als in die Hände der betreffenden Behörde, zur Kenntniß der Kölner Mönche und Pfefferkorns, und ihr Zorn über den als Gelehrter ebenſo berühmten, wie als tadelloſer Charakter geachteten Reuchlin, welcher ihrem Lieblingsplane redlich und freimüthig entgegentrat, ergoß ſich in einer Schmähſchrift, welche Pfefferkorn im Jahre 1511 unter dem Titel „Handſpiegel" erſcheinen ließ. Der Hauptangriff gegen Reuchlin war gefährlich genug und verrieth die Abſicht der Ketzermeiſter; Reuchlin wurde der Irreligioſität beſchuldigt, — der bequemſte Weg, den gefürchteten Gegner in die Gewalt der Inquiſition zu liefern und ihn durch dieſe zu verderben. Reuchlin vertheidigte ſich in einer Gegenſchrift, welche er den „Augenſpiegel“ betitelte. Die ganze gebildete Welt nahm für den trefflichen Gelehrten Parthei; die Predigermönche aber wurden nun nur noch mehr über ihn erbittert, ſie ſahen ein, daß es jetzt zur Entſcheidung kommen ſollte, ob ihre alte Autorität fortbeſtehen oder ob die neue freiere Richtung den Sieg davontragen werde; es ſtand nichts Geringeres auf dem Spiel, als die ganze Macht der Hierarchie, welcher nicht bloß das Vorrecht auf ausſchließliche Bewahrung der Wiſſenſchaften und die ganze künſtliche Beziehung aller auf den Brennpunkt der Theologie, ſondern auch die Untrüglichkeit überhaupt ſtreitig gemacht wurde, wenn ſie die Untrüglichkeit auf dem Felde der Gelehrſamkeit ſich von Laien zertrümmern ließ! Die Hochſchulen Paris, Löwen, Erfurt und Mainz ſtanden auf ihrer Seite und erklärten Reuchlins Schriften für ketzeriſch; ſein „Augenſpiegel“ wurde im Jahre 1514 zu Köln verbrannt; ſo weit hatte es Hoogſtraaten, welcher alle Fäden zum Untergang Reuchlin’s in der Hand hielt, gebracht. Inzwiſchen hatte Reuchlin an den Papſt Leo X. appellirt, dieſer aber dem Biſchof Georg von Speyer die Unterſuchung übertragen; die Entſcheidung fiel zu Gunſten Reuchlin’s aus, obwohl ſeine Gegner alle erdenklichen Hebel wider ihn in Bewegung ſetzten. Sie ruhten auch nach der ergangenen Entſcheidung nicht; ſie opferten bedeutende Summen Geldes, wohl wiſſend, wieviel ſich in Rom, wieviel ſich beim Papſt ſelbſt damit ausrichten ließ; ſie ermüdeten in keiner Art von Verdächtigung, ſie überſchütteten Reuchlin und Alle, welche für ihn Parthei ergriffen, mit den niedrigſten Schmähungen; aber es gelang ihnen nicht, die öffentliche Meinung zu täuſchen. Mächtig hatten auf dieſe mittlerweile alle edleren Geiſter eingewirkt, Reuchlins Sache war die Loſung aller Freigeſinnten. Keiner von allen aber hat den Dunkelmännern und Ketzermeiſtern ſo gewaltig geſchadet, als Ulrich von Hutten. Es galt ja, einem Unterdrückten beizuſtehen, es galt ja, gekränktem Recht zum Sieg zu helfen, es galt ja, der Wahrheit und Freiheit Bahn zu brechen durch die Verhaue verſchmitzter eigennütziger Mönche. Da konnte **Hutten** nicht die Hände in den Schooß legen. Voll edelſten Zorns ſchrieb er im Jahre 1515 das Gedicht: „**Reuchlin's Triumph**" („triumphus Capnionis"). Seine Geſinnung verkündigte ſich in der Anſprache an alle Deutſchen: „Freut euch des Sieges, den Reuchlin über die Mönche davon getragen, welche die Religion, die Wiſſenſchaften und die Sitten der Völker Europas verderbt; ſtürzt die mönchiſche Tyrannei zuſammen, dann blühen Künſte und Wiſſenſchaften, dann leuchtet das Licht der Wahrheit durch ganz Deutſchland. Mehr als zwanzig Freunde" (ſprach er) „haben ſich mit mir zur Schande und zum Verderben der Theologiſten verſchworen." Dieſe forderte er nun auf, das Werk der Aufklärung rüſtig zu vollbringen: „Das Werk glüht! Auf! Seid zur Stelle, drückt nach! Der Kerker iſt zerbrochen, der Würfel gefallen; zurückgeben kann man nicht mehr. Den Dunkelmännern hab' ich den Strick gereicht. Nun, ihr Theologiſten, ſo nehmt ihn!"

Doch damit nicht genug; — jene Verſchwörung, welche **Hutten** verkündigt, beſtand wirklich. Und ſie glückte; ſie war eine Verſchwörung des Geiſtes gegen die Dummheit, eine Verſchwörung des Witzes und Spottes gegen den plumpen unbehülflichen Dünkel, der lichten Humanität gegen das finſtre Mönchthum. Zu Anfang des Jahres 1516 erſchien der erſte Theil einer Satyre, welche wahrſcheinlich im Jahre 1515 geſchrieben worden, unter dem Titel: „**Briefe der Dunkelmänner**" („epistolae obscurorum virorum"), einer Satyre, die eine Perle ihrer Art und bis jetzt unerreicht iſt. Die Verfaſſer derſelben nannten ſich nicht; aber aller Wahrſcheinlichkeit waren es **Ulrich von Hutten** und ſein Freund **Crotus Rubianus**, welche den Hauptantheil daran hatten, dann **Eoban Heß**, **Rhagius Aeſticampianus**, **Cäſarius**, **Pirkheimer** u. A. Dieſe „Briefe der Dunkelmänner" waren ſämmtlich an Magiſter **Ortuinus Gratius von Deventer** gerichtet, den Dritten im Bunde mit Hoogſtraaten und Arnold von Tungern, welcher im Verdacht ſtand, alle Schriften, die unter des elenden

Pfefferkorn's Namen erſchienen, abgefaßt zu haben. Die Briefe der Dunkelmänner waren gefliſſentlich in demſelben barbariſchen Latein geſchrieben, wodurch ſich die unwiſſenden Mönche auszeichneten; jeder Kenner des Alterthums wurde ſchon durch die den Mönchen treulich nachgebildete Sprache ergötzt. Das war nämlich die dem ganzen Werke zu Grunde liegende Abſicht: die Dunkelmänner ganz einfach dadurch lächerlich zu machen und in ihrer Blöße zu zeigen, indem man ſie in ihrer Denk- und Redeweiſe getreulich abſpiegelte. Da ſtanden ſie nun vor ganz Deutſchland, ſo wie ſie waren, gleichſam als unterhielten ſie ſich ganz unter ſich, und ein Schalk hätte plötzlich den Vorhang zurückgeſchlagen; ganz Deutſchland lachte nun über ihre Unwiſſenheit und ihren Dünkel, ſah ſie in ihrer Schwelgerei, in ihrer Sittenloſigkeit, in ihrer Gemeinheit, wie ſie, bald von Aberglauben befangen, bald in gänzlicher Glaubensloſigkeit über das Heiligſte hinwegeilend, alle Sinne auf Herrſchaft und Beſitzerwerbung geſpannt hielten, wie ſie ſich unter einander mit ſchelen Blicken maßen und beſtritten. Keine Macht der Welt konnte den Eindruck verwiſchen, welchen dieſes witzige Spiegelbild des Pfaffenthums, wie es in den „Briefen der Dunkelmänner" aufgeſtellt war, in ganz Deutſchland hervorgebracht hatte, — gerade in einer Zeit nämlich, wo aller ſeit Jahrzehnden, ja ſeit Jahrhunderten in der Nation angehäufte Widerwille gegen eine Hierarchie, welche die Ehre der Nation mit Füßen trat, in höchſter Gährung war. Das Erſcheinen dieſer Briefe war ein Ereigniß von geſchichtlicher Bedeutung; hiermit war gerade bei *dem* Volk, welches zur Rettung der religiöſen und geiſtigen Freiheit und zum Vorkämpfer derſelben für andere Völker berufen war, bei dem deutſchen, in die alte Zwingburg des Mönch- und Pfaffenthums Breſche geſchoſſen. Die Feinde des zur Freiheit erwachten deutſchen Geiſtes empfanden dies ziemlich bald und riefen die Autorität des Papſtes zu Hülfe. Aber was vermag alle Autorität der Welt gegen die ſiegreiche Macht des Geiſtes! Was vermochte der Papſt, deſſen Autorität jene Briefe ja eben *auch* untergraben hatten, indem ſie ſeine Trabanten in ihrer Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit darſtellten, was vermochte er gegen ein Volk, das ſich zu fühlen begann? Er ſchleuderte unterm 15. März 1517 eine Bulle (ſie koſtete die Dunkelmänner Geld genug) in die Welt, worin es hieß: „die Wohlfahrt und die Ehre der chriſtlichen Religion erheiſchen es, ſobald als möglich die Leſung dieſes Buches, als einen peſtartigen Fleck in der Natur der Dinge, zu hintertreiben, die Urheber ſolcher ärgerlicher Schwatzhaftigkeit aber mit verdienter Ahndung zu züchtigen;“ er forderte in dieſer Bulle bei Strafe des Bannes auf, ſich innerhalb dreier Tage nach Kenntniß des Verbots von der Leſung des benannten Werkes für immer zu enthalten und dasſelbe zu verbrennen, und dergleichen mehr. Aber, wenn das auch hie und da geſchehen iſt, — „die Aſche wollte nicht laſſen ab, ſie ſtäubte in allen Landen, hie half kein Bach, Loch, Grub' noch Grab, ſie machte den Feind zu Schanden;“ denn „der Sommer war hart vor der Thür, der Winter war vergangen, die zarten Blümlein gingen herfür, und, der das hat angefangen, der mußt' es auch vollenden*).“ Die „Briefe der Dunkelmänner“ konnten bei allen Vernünftigen keine beſſere Empfehlung finden, als — eben dieſe Bulle des Papſtes Leo X., welche ſie ſo ſcharf verbot; das iſt das gemeine Loos Aller, die den Geiſt dämpfen wollen, daß ſie ihm dienen müſſen als Knechte, ſeine Flamme auszubreiten; der Gutenberg hat nicht umſonſt gelebt, der gute Berg, das iſt der rechte Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.

Aber faſt hätten wir ja unſeres Hutten vergeſſen, über dem Werk, an dem er ſo rüſtig half! Laßt ſehn, wo er iſt, was er treibt! Mit mehreren jungen Edelleuten reiſt er im Oktober 1515 zum zweitenmal nach Italien. Mit welcher Geſinnung er's thut, läßt ſich wohl aus einem Brief entnehmen, den er von Worms aus an den von ihm hochgeſchätzten Gelehrten Erasmus von Rotterdam in Baſel richtete: „Die Zudringlichkeit ſeiner Familie“ (heißt es in dieſem Schreiben) „zwingen ihn, auf einige Zeit nach Rom zu gehen, um in dieſem geſetzlichen Gefängniſſe die Rechte zu ſtudiren.“ Für die Entwickelung ſeiner patriotiſchen Richtung war's unberechenbar gut, daß er eben nach Rom ging; noch nie iſt ein braver Deutſcher, einer, der's ganz iſt, nach Rom gekommen, ohne daß er einen Gewinn davon für ſein Vaterland heimgebracht hätte, nämlich jenen vollkommenen Haß, der allein die Liebe vollkommen macht. — Hutten ſollte alſo neuerdings das römiſche Recht ſtudiren; er that's, und lernte auf's Neue erſt recht die ganze Naturwidrigkeit und Verderblichkeit desſelben für ſein Vaterland kennen. Er beſah ſich aber auch den römiſchen Hof in der Nähe, und obwohl er ſich einer Hochachtung für die Perſönlichkeit des Papſtes Leo X. inſofern nicht entſchlagen konnte, weil die Liebe dieſes hochgebildeten Mannes für Kunſt und Wiſſenſchaft ihn wohlthuend berührte, ſo prägte ſich ihm doch der glühendſte Haß gegen die römiſche Kurie ein und gegen ihre nichtswürdigen Werkzeuge, die Kurtiſanen, welche ſein geliebtes deutſches Volk als dumme Barbaren anſahen, die für nichts auf der Welt da wären, als: ſich um ihr gutes Geld betrügen und ſich von jeder Willkür auf den Nacken treten zu laſſen. Hutten war bei aller ſeiner Entſchiedenheit ſo ganz deutſch, das heißt: er war ſo hingebend gläubig, daß er Hoffnungen auf den Papſt ſetzte, als werde dieſer ſich an die Spitze einer Reformation der Kirche ſtellen, welche ſeit ſo langer Zeit insbeſondere von Deutſchland aus mit ſo viel Inbrunſt und mit ſo viel Geduld verlangt worden war! Dieſe Meinung nahm er ſogar noch nach Deutſchland mit und bewahrte ſie einige Zeit hindurch. Das iſt überhaupt das ächt Deutſche, das iſt eben auch das wahrhaft Tragiſche in Hutten's Charakter, — dieß Hoffen! Er klammerte ſich mit ſeiner Kraft zu hoffen, bald an dieſen, bald an jenen Charakter, weil er die Hochgeſtellten nach ſeiner eigenen Redlichkeit maß; endlich enttäuſcht, griff er in Verzweiflung nach dem äußerſten Mittel, und ſah auch dies verſiegen.

---

*) Luthers Lied „von den zween Merterern Chriſti zu Brüſſel von den Sophiſten von Löwen verbrandt.“ (1522.)

Auch bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Italien war es immer das deutſche Intereſſe, welches ihn bis in die Tiefe der Seele berührte. Als fünf Franzoſen, mit denen er einen Luſtritt von Rom nach Viterbo machte, Deutſchland verſpotteten und insbeſondere den Kaiſer Maximilian ſchmähten, ſtellte er ſie mit Wort und Schwert zur Rede, ſtreckte Einen zu Boden und trieb die Andern in die Flucht. Dieſer Vorfall nöthigte ihn, noch vor Ende des Jahres 1516 Rom zu verlaſſen und ſich nach Bologna zu begeben. Auch hier, wo ein Zwiſt zwiſchen den deutſchen und den wälſchen Studenten ausbrach, ſtand Hutten ritterlich für Deutſchland. Er vertheidigte die Sache ſeiner Nation mit einem ſolchen Ungeſtüm, daß er ſich — wegen der Erbitterung der Obrigkeit — auch in Bologna nicht mehr für ſicher hielt. Er ging deßhalb nach Ferrara, von da nach Venedig, wo er auf's Ehrenvollſte aufgenommen wurde, und von dort nach Deutſchland zurück.

Zunächſt kam er nach Augsburg, wo ſich damals Kaiſer Maximilian befand. Es war im Jahre 1517. Hutten's Name war mehreren gelehrten Männern in der nächſten Umgebung des Kaiſers wohlbekannt, dem Geheimſchreiber deſſelben Jakob Spiegel, dem Mathematiker Stab und dem Patricier Konrad Peutinger, einem eifrigen Freunde der Wiſſenſchaften. Dieſe empfahlen ihn dem Kaiſer, und Maximilian erfreute ſich nicht wenig insbeſondere daran, daß Hutten zu Viterbo die fünf Franzoſen bekämpft, deutſche und kaiſerliche Ehre zu retten. Der alte Kaiſer, deſſen Sinn immer auf das Ritterliche gerichtet geweſen, ſchlug Hutten zum Ritter, obwohl dieſer die Ritterwürde ganz andern Kämpfen verdankte, die er beſtanden; und auch ganz andere Kämpfe als mit ein paar prahleriſchen Franzoſen waren es, die er für Deutſchland noch zu beſtehen haben ſollte. Der Kaiſer ſetzte ihm aber auch, zur Anerkennung deſſen, daß Hutten „zu dem Glanze ſeiner Geburt den wahren und einzigen Adel des Verdienſtes und der Wiſſenſchaft hinzugefügt," in Gegenwart der Edlen des Hofes eine Lorbeerkrone auf's Haupt, welche die holde Jungfrau Konſtanze, Konrad Peutinger's Tochter, geflochten hatte. Dieſe Dichterkrönung war eine Auszeichnung, welche erſt Kaiſer Maximilian's Vater Friedrich III. in Deutſchland wiederhergeſtellt hatte; Maximilian, ein Freund der Dichtkunſt, war mit Verleihung dieſer Würde nicht ſehr freigebig; erſt in der Folge, da ſie von den Pfalzgrafen im Namen der Kaiſer ertheilt wurde, verlor ſie ihre Bedeutung. Wohl ſtand Hutten's Stirne der Lorbeerkranz ſchön, den des Kaiſers Hand darum gewunden; aber ſchöner ſchmückt ihn, wenn er, der Unſterbliche, unter ſeinem Volke umherwandelt, die deutſche Eiche in jedem Frühling mit friſchem Grün.

Hutten's Glücksſtern ſtand im Scheitelpunkte. Weit und breit erſcholl der Name des gekrönten Dichters und Redners. Der Kaiſer wollte ihn in ſeine Dienſte nehmen, der Kurfürſt Albrecht von Mainz wünſchte ihn an ſeinen Hof zu ziehen Unſchlüſſig, welchen von beiden Anträgen er annehmen ſollte, ging Hutten zuvörderſt nach Bamberg, dann zu ſeinem Vater nach Steckelberg. Hier war's, wo er im Jahre 1517, faſt um dieſelbe Zeit, als Luther ſeine 95 Sätze wider den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug, dem Papſtthum den Fehdehandſchuh hinwarf. Während Luther die heilige Schrift am Herzen, und entſchloſſen, ſie gegen jede Menſchenwillkür zu vertheidigen, nur erſt den empörendſten Mißbrauch angriff, deſſen ſich die Hierarchie ſchuldig machte, that Hutten ſchon einen Sturmlauf gegen dieſe ſelbſt; er zeigte nämlich der ganzen Welt den klaren geſchichtlichen Beweis, daß jene Verſchenkung Roms und Italiens durch den römiſchen Kaiſer Konſtantin an Papſt Sylveſter, auf welcher die ganze weltliche Hoheit und Macht der Päpſte beruhte, weiter nichts als Lug und Trug ſei! Zu dem Ende zog er die Schrift des im Jahre 1465 verſtorbenen Gelehrten Laurentius Valla, eines gebornen Römers, „von der erdichteten und erlogenen Schenkung Konſtantin's“ („contra effictam et ementitam Constantini donationem“) aus der Vergeſſenheit hervor und verbreitete ſie in Abdrücken. Da mußte ſich nun Jedermann überzeugen, daß der Papſt, d. h. der Biſchof von Rom, eigentlich gar kein Recht auf die weltliche Herrſchaft des ſogenannten Kirchenſtaates beſaß, ſondern ſich dieſelbe durch ſoviele Jahrhunderte hindurch bloß angemaßt hatte. In jener Zeit, da der nationale Lebenstrieb, ſeine Freiheit von Roms tauſendjähriger Bevormundung in Anſpruch nehmend, ſich ſtärker als jemals vorher regte und durch den Unwillen gegen den päpſtlichen Ablaßhandel noch mehr zum entſchiedenſten Widerſpruch gereizt wurde, gerade in dieſer Zeit fiel die Wiederveröffentlichung jener Abhandlung Valla's wie ein Feuerfunke in alle Gemüther, gerade in dieſer Zeit konnte dem Papſtthum kein gefährlicherer Feind entgegentreten, als der, welchen Hutten wieder vom Tode erweckte; denn indem dieſer die Grundlage der weltlichen Hoheit des Biſchofs von Rom als eine ungeheure Lüge enthüllte, mußte die vermeintliche Wahrhaftigkeit und Unfehlbarkeit des römiſchen Hofes und der ganzen Hierarchie überhaupt, auch in Bezug auf die kirchlichen Lehrbegriffe und Einrichtungen, im höchſten Grade verdächtig erſcheinen. Mit heldiſcher Kühnheit widmete Hutten die wieder veröffentliche Abhandlung des Laurentius Valla dem Papſte Leo X. in einer Zueignungsſchrift, welche die tief einſchneidenden Wahrheiten unter dem Lob des perſönlichen Charakters und großen zuverſichtlichen Hoffnungen auf denſelben einführten. Wohl mochte Hutten, indem er dem Papſtthum den Fehdehandſchuh hinwarf, bei einem ſo ungeheuren Wagniß den Schutz des Kaiſers und des Kurfürſten Albrecht von Mainz für ſeine perſönliche Sicherheit hoffen. Der Kaiſer freilich hatte keinen Grund, die Sache des Papſtthums zu der ſeinigen zu machen; was er von Leo X. insbeſondere hielt, ergiebt ſich aus ſeiner bekannten Aeußerung: „So iſt auch dieſer Papſt an mir zum Schelmen geworden und nun kann ich ſagen, daß mir kein Papſt, ſo lange ich lebe, Treue und Glauben gehalten hat.“ Albrecht von Mainz war ein aufgeklärter Mann, ein Freund der neuen wiſſenſchaftlichen Richtung; er wünſchte ſeinen Hof zu Mainz durch die Vertreter derſelben zu zieren; er befand ſich jedoch auch in einer eigenthümlichen Stellung zur römiſchen Kurie, wie ſie bei der damaligen Stimmung der Gemüther in Deutſchland für ihn nicht mißlicher ſein konnte; gerade er, der liberale Kirchen- und Reichsfürſt, mußte nämlich in den allerärgerlichſten Ablaßhandel verwickelt ſein, welcher den langverhaltenen Zorn deutſcher Nation gegen Rom zum Ausbruch brachte. Die Sache hing folgendermaßen zuſammen. Das Domkapitel in Mainz hatte ihn nur unter der Bedingung zum Erzbiſchof erwählt, daß er ſich das „Pallium", das Zeichen der Beſtätigung, von Rom für ſein eigenes Geld löſen ſollte. Rom ließ ſich nämlich dies aus der Wolle geweihter Lämmer gefertigte Hals-, Bruſt- und Rückenband theuer genug bezahlen; dem Erzſtift Mainz hatte es binnen weniger Jahre mehr als 90,000 Dukaten gekoſtet und es war darüber, daß es Erzbiſchöfe beſaß, welche Rom beſtätigt hatte, in bedeutende Schulden gerathen. Albrecht hatte nun die Bezahlung des Palliums aus eigenen Mitteln übernommen, jedoch das dazu nöthige Geld bei den reichen Fuggern entlehnt. Um dieſen nun das Darlehen auf die bequemſte Weiſe abzutragen, bot ſich ihm der Verkauf des päpſtlichen Ablaſſes, wozu ihn das Oberhaupt der Kirche ermächtigte, als ein geeignetes Mittel dar; das unwürdige Werkzeug aber, welches dem Erzbiſchof von Mainz zum unwürdigen Zwecke diente, war jener Dominikanermönch Tetzel, welcher durch die Schamloſigkeit, womit er den Ablaßhandel trieb, den gerechten Unwillen des Volkes und den offenen Ankampf Luther's hervorrief. Was war natürlicher, als daß man, indem man Tetzel's Treiben mit Verachtung brandmarkte, auch an die nächſte Behörde dieſes Mannes, an Albrecht von Mainz, dachte? Albrecht von Mainz ſtand alſo, wie wir ſehen, bei aller ſeiner Bildung und Aufgeklärtheit, doch in Folge ſeines perſönlichen Intereſſes im engſten Zuſammenhange mit dem Papſte Leo X., deſſen Kunſtliebe allgemein bekannt war, der ſich aber kein Gewiſſen daraus machte, zur Befriedigung derſelben dieſe „plumpen dummen Barbaren," als welche wir Deutſche dem feinen Italiener erſchienen, durch den Ablaß zu brandſchatzen. Und nun ermeßt: was konnte Ulrich von Hutten für einen dauernden

Verlaß bei Albrecht von Mainz erwarten, als er in der Zueignungsſchrift zur Abhandlung des Laurentius Valla an den Papſt Leo X. die kühnen Worte richtete: „Die Rede des Valla klagt allerdings Deine Vorgänger an; allein gerade deßwegen iſt ſie ſo nützlich, weil ſie die Wahrheit verkündigt und die Feinde des menſchlichen Geſchlechts verfolgt. Denn waren nicht jene Päpſte die Feinde der ganzen Chriſtenheit, welche die Schätze aller Länder an ſich riſſen und allen Völkern das härteſte Joch auflegten, welche die Könige ihrer Throne und die Unterthanen ihres Eigenthums beraubten? Kann man Diejenigen Nachfolger und Stellvertreter Chriſti nennen, welche nichts von dem thaten, was Chriſtus gethan und befohlen hatte? Nein, ſie verdienen vielmehr den Namen von Dieben, Räubern und Tyrannen. Oder kann es ärgere Räuber geben, als Diejenigen, welche ſo rauben, daß ſie in ihren Räubereien gar kein Maaß und Ziel beobachten? Deine Vorgänger waren es, welche alle Arten von weltlichen und geiſtlichen Diſpenſationen ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch verkauften, welche in den Sünden anderer Menſchen und ſelbſt in den Strafen der Sünde nach dem Tode eine Gelegenheit zur Beute fanden, welche die Würden von Biſchöfen und Prälaten um hohe Summen öffentlich feil boten, — die ſich nicht damit begnügten, jährlich einmal außerordentliche Zuſchüſſe zu verlangen, ſondern, ſo oft es ihnen in den Sinn kam, ihre Mäkler ausſandten und aus dieſem oder jenem vorgeheuchelten Grunde außerordentliche Steuern von der ganzen Chriſtenheit eintreiben ließen, bald, weil man ſich gegen die Türken rüſten müſſe, bald, weil man dem heiligen Peter in Rom einen Tempel bauen wolle.“ Dieſe Worte **Hutten's**, der Ausdruck ſeiner ehrlichen deutſchen Geſinnung, waren deutlich genug; die feine Wendung, welche er nahm: „es ſei eine Beleidigung gegen Papſt Leo X., wenn man von ihm vermuthen wollte, er würde wie ſeine Vorgänger denken und handeln,“ — ſie vermochte das Oberhaupt der Kirche nicht über den Geiſt zu täuſchen, welcher der ganzen römiſchen Hierarchie den Todesſtoß drohte. Und dieſer Geiſt wurde damals in Deutſchland immer gewaltiger; es war derſelbe, welcher längſt eine „Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern“ verlangt hatte. Dieſem Geiſt aber wollte Leo X. kein Gehör ſchenken; denn that er dies, ſo war er, das Haupt ſelbſt, verloren. Er glaubte, ihn mit Gewalt unterdrücken zu können. Darin irrte er aber, ebenſo wie Hutten ſich irrte, da er anfänglich hoffte: der Papſt könne ſich an die Spitze einer reformatoriſchen Bewegung ſtellen. Faſſen wir nun Albrecht von Mainz wieder in's Auge, wie ſich dieſer, bei ſeinem an Rom gebundenen perſönlichen Intereſſe und bei ſeiner den Vorfechtern der freieren Richtung zugewendeten Neigung benahm. Er dachte ganz gewiß: „Rom iſt mir fern genug; hier in Deutſchland bin ich nicht bloß geiſtlicher Würdenträger, ſondern auch Reichsfürſt; hier in Deutſchland muß mir die Umgebung ſolcher Männer wie Hutten in der öffentlichen Meinung eine Stütze gegen alle Angriffe geben, welche der Haß über die Ablaßgeſchichte wider mich richtet.“ Nur ſo läßt es ſich erklären, daß der Erzbiſchof Albrecht von Mainz den Ulrich von Hutten in ſeine Dienſte nahm (1518), nachdem der Letztere die Abhandlung des Laurentius Valla mit der Zueignungsſchrift an Papſt Leo X. herausgegeben hatte. Hutten ſeinerſeits gab ſich — ächt deutſch! — damals wieder einer trügeriſchen Hoffnung mit voller Begeiſterung hin, — der Hoffnung, daß er in ſeinem Leben am Hofe einen Wirkungskreis zur Förderung der freiheitlichen Intereſſen ſeiner Nation finden werde.

Alſo Hutten am Hofe! Und noch dazu am Hofe eines geiſtlichen Fürſten! Und obendrein in der Zeit, da der Papſt den großen Ablaß ausgeſchrieben, um durch die Gelder, welche die Menſchen für den vermeintlichen Nachlaß ihrer Sünden bezahlten, den großartigen Bau der Peterskirche in Rom zu fördern, — in der Zeit, da Luther die ganze deutſche Nation durch die Behauptung in Flammen ſetzte, daß der päpſtliche Ablaß gar nicht den geringſten Werth habe! Dazu denkt euch unſern deutſchen Hutten in ſeiner ganzen Begeiſterung, wie er die Worte ſchreibt: „O jetzt iſt's eine Freude zu leben, aber nur müde werden darf man noch nicht; die Wiſſenſchaften, die Geiſter blühen wieder auf; nimm den Strick, alte Barbarei!“ Das Hofleben war ein fremdes Kleid für ihn, in dem er ſich ſelbſt eine Zeit durch verkannte; — aber auch nur eine kurze Zeit. Gewiß hat ſie ihn ſpäter bitter gereut, die kurze Zeit, da er den Kampf Luther's gegen den Ablaß als unbedeutend betrachtete und daß er ſich auf dem Reichstag zu Augsburg 1518, auf welchen er Albrecht von Mainz begleitete, um den Mann nicht bekümmerte, welcher auf demſelben das Herz ganz Deutſchlands unter der ſchlichten Mönchskutte trug, um Martin Luther!

Ein Hauptgegenſtand, welcher auf dem eben erwähnten Augsburger Reichstag verhandelt werden ſollte, war die Zuſtandebringung eines Krieges gegen die Türken. Papſt Leo X. wünſchte dies auf's Lebhafteſte und der Kaiſer ſtimmte demſelben bei. Die deutſchen Reichsſtände aber waren auf's Entſchiedenſte gegen das Unternehmen, und zwar vornähmlich aus dem Grunde, weil ſie glaubten, daß es dem Papſte auch diesmal — wie ſeinen Vorgängern ſchon öfter — nicht ſowohl wirklich um einen Kreuzzug gegen die Osmannen, die Feinde des Chriſtenthums und der abendländiſchen Geſittung, als vielmehr um eine Türkenſteuer, um gutes deutſches Geld für ſeine anderweitigen Zwecke zu thun ſei. Da trat nun Ulrich von Hutten mit einer Schrift: „Ermahnung an die deutſchen Fürſten zum Krieg wider die Türken“ auf („ad principes germanos, ut bellum Turcis inſerant, exhortatoria“). Sein vaterländiſches Herz empfand mit heißem Schmerz die Thatloſigkeit ſeiner Nation, ihre Gleichgültigkeit für den Ruhm des deutſchen Reiches, den Mangel an Gemeinſinn, die Zwietracht der Fürſten untereinander und die Willkürherrſchaft der Mächtigen über die Schwächeren. „Die Deutſchen ſind ein Brudervolk,“ ſprach er, — „es gibt keine Nation, die ſich ſo rein, ſo frei von fremden Elementen erhalten hätte, wie die deutſche. Sie ſollte daher die allereinigſte ſein. Aber gerade ſie iſt in Zwietracht zerriſſen. Die Fürſten, welche die Ordnung erhalten, die Sicherheit des Reichs bewahren ſollen, — gerade ſie verheeren es durch Bürgerkriege. In Deutſchland iſt alles voll Fehden, Mord, Brand, Räuberei. Dieſe Schmach würden wir, wenn ſie von Fremden käme, ſchrecklich vergelten. So aber, da wir gerade durch diejenigen bedrückt werden, die uns ſchützen ſollten, ſind wir jetzt zwar noch ruhig; aber doch gibt es Einige von freierer Natur, die jetzt ſchon darüber murren. — Da nun Alles“ (fuhr Hutten fort) „darauf hinausläuft, daß euch, wenn ihr dieſen Zuſtand nicht verbeſſert, von den Eurigen ſelbſt Gefahr droht, ſo hört doch einmal auf, euch gegenſeitig zu bekriegen; hört auf, um Nichtigkeiten willen Deutſchland zu Grunde zu richten! Kehrt auf den rechten Weg zurück! Und wenn ihr nicht wollt, daß bald mit euch alles dahinſtürzt, ſo ſchenkt einmal dem Reiche eure Augen und eure Hände! Denn iſt es einmal, was Gott verhüte, zu einem Aufſtande des Volks gekommen, dann gibt's keinen Unterſchied mehr, da fragt man nicht, wie viel einer, wer überhaupt etwas verbrochen hat, wer die Strafe verdient; mit den Schuldigen werden die Unſchuldigen verfolgt, es gibt keine Rückſicht, man wüthet in blinder Raſerei. . . . Dann werdet ihr, die ihr den ganzen Brand verurſacht habt, in demſelben zu Grunde gehen!“ Darum rieth Hutten: die deutſchen Fürſten ſollten die Waffen, welche ſie bisher gegen ſich ſelbſt untereinander gerichtet, gegen die Türken wenden und alle Quellen der Unzufriedenheit in dieſen Strom einer großartigen Nationalbewegung ableiten. Es ſei doch an der Zeit, (mahnte er) die Gefahr ſtehe vor der Thüre. Scharf tadelte er die Nichtsthuerei auf den Reichsverſammlungen, das eitle Prahlen mit Stammbäumen und Würden; „die Stammbäume“ (ſagte er) „ſind freilich eine große Zierde, aber nur für eure Ahnen, ihr Fürſten, denn die Tugend wird niemals erblich; . . . nicht der Name macht euch zu Fürſten, ſondern nur eure Tüchtigkeit.“ Ebenſo ſcharf tadelte Hutten in ſeiner Ermahnung an die Fürſten ihren Ungehorſam gegen den Kaiſer; im Reichsoberhaupte erkannte er den gemeinſamen Mittelpunkt, um welchen ſich alle Kräfte bewegen müßten, wenn ſie nicht auseinander fallen und den Feinden zur Beute werden ſollten. Die Fülle ſeines Zornes ergoß er bei dieſer Gelegenheit über diejenigen Reichsſtände, welche die Abſicht hatten, nach dem Tode Maximilian's einen Fremden zum Kaiſer zu erwählen; „das wäre“ (rief er entrüſtet), „der ſchändlichſte Gedanke, den ein Deutſcher je faſſen könnte! Ihr Fürſten thut uns nicht die Schmach an, daß ihr uns einen fremden König ſetzt, den wir niemals gehabt haben! Duldet's nicht, daß Deutſche Deutſchland verrathen, und was anders wäre es denn, wenn ihr keinen Eingebornen zum König wählt!?“ Indem nun Hutten alles aufbot, um die deutſchen Fürſten zu einer großen nationalen That anzuſpornen, verhehlte er gleichwohl nicht, daß die Beſorgniß vor der Tücke des römiſchen Hofes auch in ihm wiederhallte; laut verkündigte er: Deutſchland werde auf tauſenderlei Weiſe von Rom ausgeplündert; die Kircheneinkünfte, Schweiß und Blut der frommen Vorfahren, flöſſen nach Rom, alles unterm Worwand der Frömmigkeit. Des apoſtoliſchen Amts ſei es, Gottes Wort zu ſäen, nicht aber der Menſchen Eigenthum zu ernten, die Schafe Chriſti zu weiden, nicht aber das Volk bis zu Hunger und Noth zu treiben, um den Frieden zu beten und ihn zu erhalten, nicht aber zum Kriege aufzurufen. Löblich ſei's allerdings, daß die Idee: den Feind der Chriſtenheit durch Kampf abzuhalten, vom Papſte angeregt worden; aber ſei es dem Letzteren Ernſt darum, nun ſo begnüge er ſich damit, wenn Deutſchland ſein Herzblut dazu hergebe, aber Geld ſolle er nicht von Deutſchland verlangen, eher Geld zur Beſtreitung der Kriegskoſten dahin ſenden. — So trat alſo Hutten in jener großen Frage der Zeit auf; ſie bewegte ihn nur inſofern, als er das Wohl und die Ehre ſeines Vaterlandes von derſelben berührt glaubte; und mit ſcharfem Blick erkannte, mit kühnem Freimuth ſchilderte er bei dieſem Anlaß die tief liegenden Uebel der deutſchen Zuſtände. Und was erreichte er durch ſeine feurige Rede? Nichts!

Er ſollte ſich Schritt für Schritt überzeugen, daß all ſeine gläubigen Hoffnungen: eine durchgreifende

Beſſerung der Schäden, an denen Deutſchland litt, werde von oben ausgehen, — daß alle dieſe Hoffnungen nur ein Abglanz ſeiner frommen Wünſche waren, und in der Wirklichkeit jedes Grundes, auf dem ſie fußen könnten, entbehrten. Auch das Hofleben, in deſſen Kreiſe er gehofft hatte, für alles Edlere und Beſſere wirken zu können, durchſchaute er allgemach in ſeiner Nichtigkeit; Zeugniß davon gibt ſein ſatyriſches Geſpräch „über das Hofleben," welches er in Augsburg verfaßte und worin er das geſchminkte Elend der Dienſtbarkeit an Höfen mit bittrer Laune geißelte.

Er ſelbſt vermochte es in dieſer glänzenden Sklaverei nicht länger auszuhalten; die zweideutige Stellung Albrecht's von Mainz zu dem großen geiſtigen Kampf, welcher ſich eben entwickelte, widerte Hutten's freie Seele an; er begehrte und erhielt die Entlaſſung vom Hofdienſt, doch genoß er durch Albrecht's Vergünſtigung ſeinen Gehalt noch fort und blieb demgemäß dennoch in einer Art von Verbindung mit jenem geiſtlichen Fürſten. Da rief ihn ein willkommener Anlaß in's Feld, zur friſchen Schwertesthat.

Der Kaiſer hatte nämlich endlich nicht anders gekonnt, er hatte beſchließen müſſen, den wilden leidenſchaftlichen Herzog Ulrich von Würtemberg durch Waffengewalt zu züchtigen und in Schranken zu halten, und mit dieſem Geſchäft hatte er den Ritter Franz von Sickingen als ſeinen Feldhauptmann beauftragt. Dem zog nun Ulrich von Hutten zu. Längſt hatte er von ihm gehört, längſt Sickingen von ihm; nun, da Hutten unter Sickingen's Anführung wider den verhaßten Mörder des theuren Vetters fechten wollte, und da er ihn endlich fand, bot ihm Sickingen die Hand und ſprach zu ihm: „Ich bin der Ritter von der Ebernburg, Dir längſt zugethan in freundlicher Geſinnung. Dein fröhlicher Muth, Dein ritterlicher Sinn, Dein Haß gegen Gewalt und Unrecht haben mir wohlgethan. Es iſt jetzt eine böſe Zeit; die Gewalt unterdrücket die Schwachen und Falſchheit ſiegt über Redlichkeit. Die Kirche ſchmachtet im Elend und die Pfaffen brüten Bosheit und Argliſt. Da thut es Noth, daß ächte deutſche

Männer mit Muth und Kraft zuſammenhalten und nicht durch Stillſitzen zu Verräthern an der guten Sache werden. Gib mir Deine Hand, edler Ulrich, daß wir zuſammen für Freiheit und Chriſtenthum leben und ſterben wollen!“ Da hat der Hutten in Sickingen's Rechte eingeſchlagen, und ſie ſind Freunde geworden auf Leben und Tod, wie nicht leicht ein andres Paar edler Herzen in deutſchen Landen gefunden werden mag, die zwei letzten Ritter der alten Zeit und die zwei erſten der neuen!

Doch laßt nun ſehen, welch ein Mann dieſer Franz von Sickingen war! Uralt nannte er ſein Geſchlecht; das Stammſchloß Sickingen erhob ſich ihm im Kraichgau, nicht weit von Bretten, andere feſte Burgen ragten jenſeits des Rheins, die Ebernburg bei Kreuznach, auf ſteilem Felſen, wo die Alſenz der Nahe zuſtrömt, der Rheingrafenſtein, Landſtuhl oder Nanſtull, Drachenfels, Hohenburg, Dhan oder Thanſtein. Auf der Stammburg Sickingen war Franz am 1. März 1481 geboren, der Sohn des Ritters Schweikard VIII. von Sickingen und ſeiner Hausfrau Margaretha, einer gebornen von Hohenburg. Zwei ausgezeichnete Männer, Geiler von Kaiſersberg und Johann Reuchlin, des Vaters Hausfreunde, leiteten den erſten Unterricht des jungen Franz, der ihnen, zumal dem edlen Reuchlin, immerdar dankbare Treue bewahrt hat. Wie Franzen's hoher Sinn frühzeitig durch Liebe zu den Wiſſenſchaften gebildet und geſtählt wurde, ſo trieb er auch frühzeitig das Studium der Kriegskunſt, und dieſe war's, durch welche der ſchlichte Rittersmann ſeinem Namen Franziskus oder „Fränzchen,“ wie ihn das Volk wegen ſeiner unanſehnlichen Körpergeſtalt hieß, im ganzen deutſchen Reich, vor Adel, Städten, Fürſten und Kaiſer, ja ſogar außerhalb des Reiches eine Geltung verſchaffte, wie kein anderer ſeines Standes vor ihm, neben ihm und nach ihm. Denn wohl beſaß mancher tüchtige Mann in deutſchen Landen ähnliche Eigenſchaften des Charakters, ſtrebte mancher nach demſelben Ziele wie Franz von Sickingen; kein anderer aber hatte wie Sickingen die äußeren Mittel ſo zuſammenzubringen und zu erhöhen verſtanden, um das feſte Wollen auch durchzuſetzen. Vom Sickingen gilt, was unſer Schiller ſagt: „Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.“ Von Grund aus geſund an Leib und Seele, ſchlicht und einfach, klar von Verſtand, ſcharfblickend, feſt und entſchieden von Willenskraft, kernhaft fromm, und ſo recht deutſch ſittlich, allem Unrecht abhold und ſtets bereit, gekränktes Recht zu vertheidigen, trat Franz von Sickingen ſchon frühzeitig aus dem engen Kreiſe des häuslichen Lebens in den weiteren des öffentlichen heraus. Mit dem Kaiſer Maximilian war er im Jahre 1508 wider die übermüthigen Venezianer ausgezogen. Als Meiſter Balthaſar Slör, des Biſchofs von Worms öffentlicher Notar, durch den Rath der Stadt Worms wider Recht an Gut und Ehre gekränkt worden und nirgends, ſelbſt beim Kaiſer nicht, Schutz fand, ging er zum Franz von Sickingen und bat ihn um Beiſtand; der ſprach: „Kann ich Dir auch nicht Schreibersdienſt thun, mag's Ritterdienſt werden,“ und als kein glimpfliches Mittel anſchlug, griff er zum Schwert, rief ſeine Freunde auf, warb Landsknechte und Reiſige, ſandte dem Rath von Worms einen Fehdebrief, belagerte die Stadt und ſchädigte ſie auf alle Weiſe, bis ihr kaiſerlich Kriegsvolk zu Hülfe kam. Da mußte er wohl die Belagerung aufheben — (es begab ſich im Jahre 1515), aber, ob auch mit der Reichsacht belegt, hatte er ſeines Namens Geltung ſchon hoch gebracht. Kaum war er von Worms abgezogen, ſo bekämpfte er den Lothringer Herzog Anton III., um dem Grafen Gangolf von Geroldseck zu ſeinem Recht zu helfen; er ſchuf's ihm und gewann dabei ſelber an Anſehen, Ruhm und Macht. Schon vor dieſem Zug hatte er ſich mit den Herren von der Mark verbunden, die in Deutſchland und Frankreich gewaltig waren, der Aelteſte des Geſchlechts, Robert, als Herzog von Bouillon, der Jüngere, Erhard, als Biſchof von Lüttich. Nach dem Zug gegen den Lothringer Herzog nahm König Franz I. von Frankreich, den es gelüſtete, nach Maximilian's Tode die deutſche Krone zu erhalten, und der ſich deßhalb einer mächtigen

Parthei in Deutſchland verſichern wollte, den Franz von Sickingen in ſeine Dienſte; eine goldene Kette hängte er ihm um und gab ihm den Feldherrnſtab. Dann half Franz mehreren Bürgern von Metz, welche vom Rath der Stadt wider Recht theils an Gut und Freiheit gekränkt, theils vertrieben worden waren; mit einem Heere von 16000 Kriegsleuten zu Fuß und viertauſend zu Roß kam er vor Metz und zwang den Rath, den Gekränkten Schadenerſatz und Ehrenerklärung zu leiſten und ihre Rechte und Freiheiten zu beſtätigen, ihm ſelber aber eine Brandſchatzung von 20,000 Goldgulden und einen Monatſold für ſein Heer zu zahlen. Das that Franz, ob auch noch immer die Reichsacht auf ihm lag. Zu ihrer Vollziehung kam's jedoch nicht; vielmehr verwantten ſich Kurmainz und Kurpfalz für den kühnen Ritter, der ein Lehnsmann der Pfalz war, und der Kaiſer hob nicht bloß die Acht auf und kaſſirte die Wormſer Fehde, ſondern nahm Franz von Sickingen auch zu beſonderen Gnaden an, weil er ſeines ſtarken Arms in dem Kriege gegen Ulrich von Würtemberg bedurfte. Dazu: dem Kaiſer und dem ſchwäbiſchen Bunde wider Ulrich und deſſen Helfer und Anhänger zu dienen, verpflichtete ſich denn Sickingen im Auguſt des Jahres 1517. Bevor er jedoch den Kriegszug antrat, griff er den jungen Landgrafen Philipp von Heſſen an, denſelben, der ſpäterhin durch ſein Auftreten in der Sache der Reformation und durch ſein treffliches Walten als Fürſt ſich den Beinamen des „Hochherzigen“ oder „Großmüthigen“ mit vollem Recht errungen hat. Die namentlich angeführten Veranlaſſungen zu dieſer Fehde Sickingen's gegen Heſſen waren die Bedrängniß ſeines Freundes Konrad von Hatſtein und die Vorenthaltung einiger ſtreitiger Wieſen bei Nordheim am Rhein, welche Hanns von Sickingen, Franzens Vetter, erworben; wirkliche Beweggründe waren alter Haß und von Seiten vieler benachbarten Grafen und Herren, ſowie mancher Adligen im Lande ſelbſt der Wunſch: „es wollte Jedermann eine Feder von des jungen Fürſten Flügel haben!“ Vom Lager vor Metz ſandte Sickingen dem jungen Landgrafen den

Fehdebrief, und ſogleich rückte er dann über den Rhein her, ſogleich drangen ſeine Freunde von allen Seiten her in die Grafſchaft Katzenellenbogen ein. Bald ſtand Sickingen mit Heeresmacht vor Darmſtadt und erzwang am 23 September 1518 den Abſchluß eines Vertrages, worin, außer Befriedigung der Anſprüche ſeiner Freunde und eines Schadenerſatzes von 1000 Gulden für Konrad von Hatſtein, für Sickingen ſelbſt die Herausgabe der Nordheimer Wieſen und eine Entſchädigungsſumme von 35,000 Gulden ausgemacht war. Dieſe letztere bezahlte Landgraf Philipp, an die übrigen Punkte des Vertrages hielt er ſich jedoch nicht gebunden; auch erklärte Kaiſer Maximilian den ganzen Vertrag mit Ausnahme der Artikel, welche Hatſtein und Sickingen betrafen, für ungültig. So war denn die Streitſache noch keineswegs erledigt; Franz von Sickingen mahnte den Landgrafen und forderte die achtzig heſſiſchen Ritter, welche ſich verbürgt, zur perſönlichen Leiſtung. Der Landgraf hiewieder verbot ſie ihnen und berief ſich, weil Kaiſer Maximilian mittlerweile (am 12. Januar 1519) geſtorben und der Thron noch nicht wieder beſetzt war, auf einen künftigen römiſchen König oder auf ein Fürſtengericht.

Bevor nun die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes vollzogen wurde, half Franz von Sickingen das Schickſal Ulrich's von Würtemberg entſcheiden. Der hatte ſich einer argen Gewaltthat ſchuldig gemacht; als er nämlich vernahm, daß die Bürger der freien Reichsſtadt Reutlingen den Stephan Weiler, ſeinen Burgvogt zu Achalm, aus Blutrache für einen ihrer Mitbürger, erſtochen hatten, eroberte er Reutlingen und zwang es zur Huldigung, daß es aus einer freien Stadt des Reichs zu ſeiner, des Herzogs, Landſtadt ward. Da ergrimmte der ſchwäbiſche Bund, deſſen Glied Reutlingen war, und rüſtete ſeine Heeresmacht gegen den Herzog, und die Bayernherzoge führten ſie in's Feld; zugleich brach das kaiſerliche Heer, unter Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg, dem Ulrich in's Würtemberger Land. Vergeblich rief dieſer jetzt ſeine Freunde um Beiſtand an;

vergeblich blickte er auf die Schweizer, die er angeworben; — da ſie keinen Sold bekamen, ließen ſie ihn im Stich. Bald öffneten die feſten Schlöſſer, bald die Städte den Feinden des Herzogs ihre Thore, unter den Städten auch Stuttgart und Tübingen; und erbrochen wurden nun auch die Kerker, worin die Männer ſchmachteten, welche des Herzogs Grimm hinabgeſtoßen. Es war im Frühling des Jahres 1519! Welch ein Frühling für die Befreiten! Welch ein Frühling für Ulrich von Hutten, da er das ſchöne Schwabenland von dem Manne erlöst ſah, welchen er von allen Menſchen am glühendſten haßte, von dem Herzog, welcher nun aus all der Lenzespracht ſeiner Heimath hatte entfliehen müſſen. Aber noch eine andere Freude ward dem Hutten, — er ſah in Stuttgart den greiſen Reuchlin; auf ſeine Verwendung hatte Sickingen vor der Einnahme Stuttgarts im ganzen Heere ausrufen laſſen: man ſolle ſich an Reuchlin's Hauſe nicht vergreifen. Doch damit begnügte ſich der treffliche Sickingen nicht; er wollte dem Vielgeprüften endlich auch Sicherheit wider ſeine unverſöhnlichen Feinde, die Dominikanermönche, verſchaffen, und ſo erließ er am Jakobstage des Jahres 1519 eine drohende Erforderung an den Ordensoberen in der Rheinprovinz, die Dominikaner ſollten von allen ferneren Feindſeligkeiten gegen Reuchlin abſtehen, für die Zukunft Bürgſchaft leiſten und die Prozeßkoſten bezahlen. Und wirklich gelang es dem mächtigen Ritter, die Dominikaner ſo einzuſchüchtern, daß ſie im Jahre 1520 die Prozeßkoſten bezahlten und den lange verfolgten Greis endlich in Ruhe ließen; er genoß ſie jedoch nicht lange; er ſtarb am 30. Juli 1522.

In jener Zeit, da plötzlich durch die Vertreibung des verhaßten Herzogs der heißeſte Wunſch Hutten's erfüllet war und alle ſo lange Anſpannung ſeines Trachtens ſomit für einen Augenblick einer Abſpannung Platz machte, in jener Zeit regte ſich in ſeinem Herzen die Sehnſucht nach einem ſtillen häuslichen Glücke. In ſolcher Stimmung ſchrieb er im Mai 1519 von Eßlingen aus an ſeinen Freund Friedrich Fiſcher (oder Piscator): „Ich muß ein Weſen haben, bei dem ich mich von Sorgen und ſelbſt von ernſteren Studien erholen kann, mit dem ich ſpielen und ſcherzen, in anmuthiger Heiterkeit mich vergnügen, die Bitterkeit der Bekümmerniße verſüßen, den Drang der Sorgen ſänftigen kann. Gib mir eine Frau, Friedrich! Und damit du weißt: was für eine? Gib mir eine, zierlich, jung, rechtſchaffen erzogen, heiter, züchtig und ſanftmüthig. Mag ſie Einiges beſitzen, ob auch nicht Viel, denn Reichthümer ſuch' ich nicht. Was die Abkunft betrifft, ſo glaub' ich: jede, die Hutten zur Hausfrau nimmt, wird genug geadelt ſein.“ Gewiß hatte auf dieſe Stimmung Hutten's auch der Umgang mit ſeinem Freunde Franz von Sickingen nicht geringen Einfluß. Sah er doch deſſen zweitgebornen Sohn Hanns im würtembergiſchen Feldzug die erſte Waffenthat thun; da mocht' ihm wohl der Gedanke die Seele bewegen: wie glücklich ein Vaterherz ſei; und ohne Zweifel machte auch die fromme Treue auf ihn Eindruck, womit der von ihm hochverehrte Freund das Gedächtniß ſeiner ſchon 1515 verſtorbenen Hausfrau, der ſanften, edlen Hedwig bewahrte, welche ihm drei Söhne, Schweikard, Hanns und Franz Konrad, und drei Töchter, Margaretha, Ottilia und Magdalena, geboren hatte. Wie hoch aber Hutten den Sickingen ehrte, das erhellt aus ſeinen eigenen vertraulichen Mittheilungen an den Frankfurter Rechtsgelehrten Arnold von Glauberg und an Erasmus von Rotterdam. Dem Erſteren ſchrieb er am letzten April 1519 von Stuttgart aus: „Von Franziskus werde ich auf's Allerbeſte behandelt; ... er hat mich beſtändig bei ſich und zur Seite; er ſchläft und unterhält ſich mit mir, ſein Geſpräch iſt ausnehmend angenehm; die Wiſſenſchaften bewundert er wie kein Andrer. Ein Mann, in allen Stücken groß und allgemeiner höchſter Schätzung werth, ein hohes, unbeſiegtes, gegen alle Wechſelfälle des Glückes ſichres Gemüth! Gewichtig iſt ſeine Rede über die höchſten Angelegenheiten, ſeine gewöhnliche Unterhaltung heiter; keine Spur von Stolz bei ihm, all ſein Sprechen und Handeln iſt leutſelig; offen, wie er iſt, haßt er allen falſchen Schein und alles eitle Gepränge.“

Und dem Erasmus ſchrieb Hutten im Juni deſſelben Jahres von Mainz aus, wohin er nach Ulrich's Vertreibung zurückkehrte, unter Anderm folgendes über Sickingen: „Ein Mann, deſſen Gleichen Deutſchland lange nicht gehabt hat, und der es verdient, daß auch Du ihn durch Deine Schriften der Nachwelt empfehlſt! Ich wenigſtens hoffe, daß unſerer Nation durch dieſen Mann noch große Ehre erwachſen werde.... Er ſpricht nichts gemeines, er thut nichts gemeines. Der allmächtige Gott fördere die Beſtrebungen dieſes tapferſten Mannes!"

Dieſer Sickingen nun, welchen Hutten ſo ſehr bewunderte, erlangte damals den Gipfel ſeiner politiſchen Bedeutung. Er war's, der bei der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes für Deutſchland den Ausſchlag gab, daß, allen Bemühungen des Königs Franz I. von Frankreich zum Trotz, der Enkel des verſtorbenen Kaiſers Maximilian, der ſpaniſche König Karl, zum römiſch-deutſchen Kaiſer gewählt wurde. Wie wir Menſchen des 19. Jahrhunderts dieſen Karl den Fünften beurtheilen könnten, ſo müſſen wir geſtehen, daß Deutſchland durch die Wahl deſſelben zum Reichsoberhaupt nicht nur nichts gewonnen, ſondern in Folge derſelben unermeßlich viel verloren hat, denn dieſer Karl hatte nun einmal, wie viele glänzenden Eigenſchaften man ihm auch zuſchreiben mag, gerade das nicht, was Deutſchland in den Tagen ſeiner geiſtigen Erhebung von einem Kaiſer mehr als je zu verlangen ein Recht hatte; nämlich er hatte kein deutſches Herz. Er war für Deutſchland ein Fremder, durch und durch ein Fremder; er hat dies Deutſchland nur wie eine Provinz ſeines Weltreichs angeſehen, und mag ein Andrer ihn preiſen, daß er in ſchweren Zeiten mit großer Verſtandeskraft die Schickſale gelenkt und die Bewegungen gezügelt, ich kann's nicht, denn was ihn bewegt hat im tiefſten Grunde, iſt doch nur Selbſtſucht geweſen, keine große Idee; er hat die größte Idee ſeiner Zeit, die Reformation, nicht begriffen, nicht einmal ihre Hülle verſtanden, geſchweige ihren Kern! Aber damals, da es ſich darum handelte, ob Franz I. von Frankreich oder der Enkel des Habsburgers

Maximilian die deutſche Krone tragen ſollte, damals galt Karl den patriotiſchen Gemüthern, dieſen guten gläubig hoffenden Deutſchen, welche im Vollblut des Geſchlechts vollkommenſte Gewähr für Geiſt und Geſinnung ſahen, dem Franzoſen gegenüber als deutſch-nationaler Kronbewerber, obwohl Karl kaum deutſch ſprechen konnte, bloß weil ſein Großvater und ſein Urgroßvater väterlicherſeits Deutſche geweſen waren, weil er die allen Deutſchen wohlbekannte Habsburger Naſe trug; o ihr Deutſchen, wie weit hat euch zu allen Zeiten jene Gutmüthigkeit gebracht, welche euch das Alte nicht deßhalb, weil es gut iſt, ſondern deßhalb, weil ihr deſſen gewohnt ſeid, lieb, theuer und ehrwürdig macht! So ſtand denn alſo wie geſagt, damals im Jahre 1519, der ſpaniſche Karl als nationaler Kronbewerber dem franzöſiſchen Franz I. gegenüber, um kein Haar breit nationaler als Franz, aber vergoldet von der Morgenſonne aller nationalen Hoffnungen. Von allen Hoffenden hoffte aber gewiß keiner ſo durch und durch treu und ehrlich wie Ulrich von Hutten, daß der junge Kaiſer ſich an die Spitze der jungen nationalen Bewegung ſtellen würde. Ohne Zweifel war dieſer Beweggrund bei Sickingen, welcher Karl's Erwählung hauptſächlich durchſetzen half, bei weitem weniger vorherrſchend. Sickingen wurde erſt durch die genauere Verbindung mit Hutten über eine höhere nationale Anſchauung klarer und einer nationalen Beſtrebung näher gebracht, in welcher ſein ganzes Daſein den Zielpunkt finden ſollte. Dies verdankte er dem jüngeren Freunde, welcher wieder in dem erfahrenen älteren einen Brennpunkt der praktiſchen Richtung fand, um alle die Ideen, welche ſein Leben ſo mächtig bewegten, zu verwirklichen. So wurde denn das nähere Zuſammentreten Hutten's und Sickingen's im würtembergiſchen Feldzuge für Beide bedeutend und verhängnißvoll.

Doch blicken wir zunächſt auf Sickingen's Stellung bei der Kaiſerwahl. Er verließ die Dienſte des Königs von Frankreich, welcher es zu ſpät bereute, daß er ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben hatte. Mit den Herren von der Mark im Einvernehmen leitete nun Sickingen geſchickt und wirkſam die ſchwierigen geheimen Unterhandlungen mit den Reichsfürſten zu Gunſten des ſpaniſchen Karl. Vergeblich erſuchte ihn jetzt Franz I., in den franzöſiſchen Dienſt wieder einzutreten, vergeblich bot er ihm ſogar eine Summe von 30,000 Kronenthalern und eine lebenslängliche Rente von 8000 Sonnenkronen. Franz von Sickingen zog, nachdem alle Veranſtalten getroffen waren und als der Wahltag bevorſtand, mit einem ſtattlichen Heere vor Frankfurt und hatte die Genugthuung, als Karl, der Enkel des Habsburgers Maximilian, dort zum deutſchen König und Kaiſer erwählt worden war, ſich ſagen zu können: „Ich bin's, der ihn erhob!" Er hatte die Genugthuung, daß ihn das neue Reichsoberhaupt, als ſolches Karl V geheißen, nach Aachen lud und ihm dort den Platz zur Rechten neben dem Throne anwies. Er hatte die Genugthuung, dem König von Frankreich zeigen zu können, wie er dem neuen Kaiſer ein Darlehen von 2000 Dukaten vorſtreckte, ohne Verſchreibung, lediglich auf Karls V. Handſchrift „auf Ihrer Majeſtät Treu' und Glauben." Im Stolz auf ſeine einfache Ritterſchaft lehnte er die Erhebung in den Reichsgrafenſtand ab, womit Karl V. ſeine Verdienſte belohnen wollte; nur dem widerſtrebte er nicht, daß ihn dieſer am 23. Oktober 1519, „vollkommentlich und gänzlich betrauend ſeiner Tugend, Ehrbarkeit, Mannheit, gutem Verſtand, Geſchicklichkeit und gutem Fleiß", zu ſeinem „Rath, Kämmerling, Hauptmann und Diener" annahm; er erhielt 3000 kurrente Gulden für jegliches Jahr „Rath- und Dienſtgeld" und Monatſold für die anzuwerbenden „Kuraſſer und Einſpännigen;" „zwanzig Kurraſſer, der Kurraſſer gerechnet um drei reiſig guter gerüſteter Pferd, und vierzig Einſpänniger, jeglicher mit einem Pferd" ſollte Franz „zu Sicherung ſeiner Perſon und Bewahrung ſeiner Flecken aufnehmen, haben und halten," welche Leibwache jährlich einmal durch beſondere kaiſerliche Kommiſſarien beſichtigt und gemuſtert werden ſollte. Bei dieſer Werthſchätzung, in welcher Franz von Sickingen bei dem ihm ſo hoch verpflichteten Kaiſer ſtand, mochte Ulrich von Hutten wohl hoffen, in ſeinem Freunde einen ſtarken Beſchützer und Anwalt aller freien nationalen Beſtrebungen zu behalten. Aber, wie geſagt, er hoffte auch auf Karl V. ſelbſt, daß er dieſen Beſtrebungen ſich mit Wärme anſchließen werde; er glaubte nichts Anderes annehmen zu können, als daß der junge Kaiſer ſchon aus Politik die nationale Sache zu ſeiner eigenen machen werde; er hoffte auch auf Karl's V. Bruder, den Erzherzog Ferdinand, welchen ihm Erasmus von Rotterdam als einen Freund der Wiſſenſchaften geſchildert hatte.

Nachdem Ulrich von Würtemberg — nach einem vergeblichen Verſuch, die Herrſchaft wieder anzutreten — noch in demſelben Jahre zum zweitenmal von Land und Leuten verjagt worden war, richteten ſich alle Gedanken und Beſtrebungen Hutten's auf die Befreiung ſeiner Nation von ihrer Abhängigkeit unter der römiſchen Hierarchie. Im März des Jahres 1520 ließ er bei Johann Schöffer in Mainz eine merkwürdige alte Schrift, die er der Verſchollenheit entriß, „von der zu erhaltenden Einheit der Kirche und von dem Streit zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und Papſt Gregor VII.“ drucken; er widmete ſie dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, welchen er, wie deſſen Bruder, den Kaiſer, zur ſchärfſten Wachſamkeit aufforderte, damit ſie nicht, wie ihre Vorfahren, von Rom betrogen würden, damit Deutſchland nicht planmäßig von dorther ausgeplündert würde. Der Kaiſer möge nicht länger dulden, daß die deutſche Nation fernerhin auf ſo ſchmähliche Weiſe der Tyrannei des römiſchen Biſchofs unterthan bleibe. „Sollte mich auch der Papſt“ fügte Hutten hinzu, „mit Verdammung und Bann verfolgen, — ich werde doch nicht aufhören, die Wahrheit zu verkündigen, die ich erkannt habe, die ich auszubreiten vermag!“ Raſch ließ er nun einen Angriff gegen Rom nach dem andern folgen, einen ſchärfer und heftiger als den andern. Im April deſſelben Jahres erſchienen, eben auch bei Schöffer in Mainz, ſeine vier Geſpräche: „das Glück, Fieber das zweite, die römiſche Dreifaltigkeit und die Anſchauenden („fortuna,“ „febris secunda,“ „Vadiscus“ oder „trias romana“ und „inspicientes“). Im zweiten Fieber ſchilderte er mit beißendem Spott die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen und ihre Buhlſchaften (Folge des Cölibats) als einen Krebsſchaden der Kirche und als den Urſprung der allgemeinen Verderbtheit in der europäiſchen Chriſtenheit. In den „Anſchauenden“ ließ er Sol und Phaëton ſich über das Erdenvolk unterhalten; wie nun Phaëton fragt: was das für ein ſeltſames Getöſe zu Augsburg unten ſei mit Schlemmen, Praſſen und Hin- und Herberathen, erfährt er: das iſt ein deutſcher Reichstag! Nun ſehen die Beiden den päpſtlichen Legaten Kajetan im ſtattlichen Aufzug herankommen, wie er den guten Deutſchen unter dem Vorwand eines Türkenkrieges ihr Geld aus den Taſchen lockt. Da meint aber Sol: wenn er die Deutſchen recht kenne, ſo wären ſie nahe daran, endlich klug zu werden, denn Kajetan ſei der erſte Legat, den ſie zu Rom's großem Schrecken leer gehen ließen; der Legat aber beklagt ſich, daß Sol nicht recht ſcheine, um ihm das kalte Barbarenland zu erwärmen, Sol ſollte doch bedenken, daß des Papſtes Gewalt über Himmel und Erde ſich erſtrecke, darum möge Sol nur geſchwind um Abſolution bitten und ſich einer Buße unterwerfen; und wie ihm nun Sol erwiedert: er ſolle eine Purganz von Nießwurz einnehmen, thut ihn Kajetan in den Bann und verlangt dann: er ſolle Peſtilenz unter die deutſchen Pfaffen bringen, damit recht viele Stellen feil und verkauft würden.

Am gewaltigſten aber bewegte der Geiſt, der Hutten's „römiſche Dreifaltigkeit“ durchrauſchte, das deutſche Nationalgefühl; der Ton, den Hutten hier anſtimmte, war ein Signal für die Maſſen, abzuſchütteln das Joch, deſſen ganze Schande nun enthüllt war, und Sturm zu laufen auf die römiſche Hierarchie. Rom mußte um ſo mehr vor dem Gericht, das ſich in Deutſchland bereitete, erzittern, da nun der Zorn aus der geſchloſſenen Schaar der Gelehrten in's Volk überfloß, da ihre Schriften aus der lateiniſchen Sprache in die Volksſprache überſetzt, und neue Kriegsmanifeſte gegen das Papſtthum gleich in der Volksſprache geſchrieben wurden. Das gab denn die Entſcheidung in der großen Sache; erſt jetzt wurde Hutten der rechte Volksmann, der, mit ſeinem adeligen Wappen und mit ſeinem ritterlichen Schwert an der Seite, nicht mehr als Höhergeſtellter, ſondern als Gleicher unter Gleichen im gerechten und heiligen Kampfe um die Freiheit Allen voranfocht. Und wie er, ſo viele Andere, welche nicht bloß die Gleichheit der Geſinnung, ſondern auch Hutten's ganz beſondere Bemühung zu einem gemeinſamen Wirken für den höchſten Zweck verband.

Doch laßt uns Hutten's „römiſche Dreifaltigkeit“ näher in's Auge faſſen! „Dies Büchlein ſchicke ich Dir“ (ſo ſchrieb er an Ritter Sebaſtian von Rotenhan), „nit als etwas Gutes, denn es hat nichts Guts in ihm, (mehr iſt ſein Inhalt Schand, Laſter und alles Uebel) ſondern als eine Erzeigung meiner angebornen Freiheit, und glaub', es werde Dir deſſelbigen halben nit unangenehm ſein. Vorwahr, aus ſollicher Urſach hab' ich ſelbs einen Gefallen, darzu löſe auf der Deutſchen Freiheit, die gebunden und mit päpſtlichen Stricken verheftet war. Ich bring' wieder herfür die chriſtenliche Wahrheit, die man in's Elend verſchickt und weiter, dann die Indianer oder Garamanten von hinnen wohnen, ausgetrieben hatte. Um ſolliche meine Wohlthat (als ich die kühnlich und ohne Scheu nennen darf) begehr' ich nit, daß mir unſer Vaterland, gemein deutſch Nation, ein ehrliche Belohnung gebe, allein bitte ich, ob mich jemand um ausgebner und beſchriebener Wahrheit willen verfolgen wöllt, daß alsdann alle frummen Deutſchen ſich mein annehmen und mich gegen Gewalt und Unrecht entſchützen. Dieſes ſei mein Lohn! Dieſes ſei mein Vergeltniß!“ In dem Geſpräch nun unterhält ſich Hutten ſelbſt mit Ernhold, einem Frankfurter, über das güldene Mainz, das güldene Frankfurt, das ſelige Köln und kömmt bald darauf, es ſei ihm Unluſtiges zu Mainz widerfahren, daß man ihm den Hiſtorienſchreiber Cornelius Tacitus, deß etliche Bücher neulich entdeckt worden und zu Rom gedruckt ſeien, nicht habe wieder drucken wollen, weil man in einer römiſchen Bulle den Wiederabdruck binnen zehn Jahren verbiete, auf daß der römiſche Drucker deſto mehr gewinne. Hiermit iſt nun **Hutten** auf ſeinem eigentlichen Kampfplatz angelangt; er beginnt nämlich all' das Unrecht und die Schmach zu ſchildern, welche die deutſche Nation, „eine freie ſtreitbare Nation, ein ſtarkmüthig Volk“ von Rom erdulde, wobei er allerdings die Hoffnung ausſpricht: „dieweil es jetzo am höchſten iſt und vielleicht nit weiter aufſteigen mag, es werde brechen und wir werden erlöſt,“ „das und noch viel mehr werde der neue König thun, dieſer Nation gemäß, ſeinen Aeltern und ſeinem Geſchlecht gebührlich; denn wie möcht' er leiden, ſich verachtet, die Seinen beraubt und noch dazu von denen man ſtets viel nimmt, dieſelbigen am meiſten verlacht und in Geſpött gehalten werden? Iſt irgend ein Volk, das ſpöttiſcher und verächtlicher zu Rom gehalten werde, denn die Deutſchen? Fürwahr, keines, denn zu Rom verlachen uns die Kinder und Alten, Weiber und Männer, Handwerker, Kaufleute, Pfaffen, Laien, Edlen, Unedlen, Herren, Knecht, und die Summ' davon zu reden, die Juden, Gefangene aller Nationen, haben zu Rom Macht, die Deutſchen zu verſpotten;“ wir Deutſche ſeien aber bloß darin Narren, „daß wir ihre Verſpottung nit merken wollen, daß wir zuviel glauben und uns in einem Aberglauben unſer Gut, das man uns vor Zeit mit Waffen und Krieg nit hat nehmen mögen, jetzo ſpöttlich abſchwätzen und gauklen laſſen.“ Nun wird erzählt, was **Vadiſcus**, ein Reiſender, der von Rom gekommen, von dem dortigen Weſen und Walten berichtet habe; dieſer habe alles, was er davon zu ſagen wußte, auf eine Dreifaltigkeit gezogen. Und zwar alſo: „Drei Ding behalten Rom bei ſeinen Würden: Autorität oder Anſehen des Papſtes, Heiligthum und Kaufſchatz des Ablaſſes.“ „Drei Dinge bringen gemeiniglich alle, ſo gen Rom ziehen, wieder heraus: ein verletztes Gewiſſen, einen böſen Magen und leeren Seckel.“ „Rom ſei zu fliehen, um daß es dreierlei ertödte und zu nichte mache: gut Gewiſſen, Andacht zu Gott und den Eid.“ „Dreierlei verlachen die Römer: gut Beiſpiel der Alten, Sankt Peters Papſtthum und das jüngſte Gericht.“ „Drei Dinge ſind überflüſſig zu Rom: alte Geſichter, Gift und zerbrochene Mauern.“ „Drei Dinge ſind aus Rom in's Elend vertrieben: Einfältigkeit, Mäßigkeit und Frömmigkeit.“ „Die Römer handeln mit dreierlei Kaufſchatz: Chriſto, geiſtliche Leben und Weibern.“ „Drei Ding ſind den Römern beſchwerlich und erſchrecklich zu hören: von einem gemeinen Concilio ſagen, einer Reformation des geiſtlichen Standes gedenken und daß die Deutſchen jetzo Augen gewinnen; darneben fürchten ſie auch drei Dinge: der chriſtlichen Fürſten Einigkeit, Verſtand und Merkung des Volks und daß ihre Liſt und Trügerei an den Tag kommen.“ „Drei Dinge möchten Rom gegen alle ſeine Gebrechen helfen: Bekehrung des Aberglaubens, Hinwegnehmung der Officien und Umkehrung des ganzen Weſens zu Rom.“ „Drei Dinge hält man zu Rom in großem Werth: hübſche Frauen, ſchöne Pferd und päpſtliche Bullen.“ „Drei Dinge ſind im gemeinen Brauch zu Rom: Wolluſt, köſtliche Kleider und Hoffahrt oder Uebermuth.“ „Drei Dinge pflegen die Müßiggänger zu Rom: Spazieren, Buhlen und Praſſen.“ „Drei Gerichte eſſen die Armen zu Rom: Kraut, Zwiebeln und Knoblauch.“ „Herwieder auch die Reichen: Schweiß der Armen, Gut mit Wucher und Trug gewonnen und den Raub des chriſtlichen Volkes.“ „Es ſind auch dreierlei Bürger zu Rom: Simon, Judas und das Volk von Gomorra.“ „Die Kardinäle ſchleifen drei ſchädliche Schwänze nach ihnen: den einen an ihren Röcken, damit ſie oft durch Aufweckung des Staubs in ganz Rom der Menſchen Augen beleidigen; den andern ihr Geſind und Dienſtvolk, denn daſſelbige iſt gemeiniglich aus lauter Buben, Gaſſentretern, Ruffianern, heimlichen Mördern, Buſeronen, Verräthern, ſchalkhaften Kurtiſanen oder aber von Leuten, die ſonſt übel geſittet und einem verlaumdten, befleckten Hauſen; der dritte Schwanz iſt ihre Nahrung und Einkommen, denn dieweil daſſelbige anders nichts iſt denn

Betrügerei, Rauben, Stehlen, verſchleifen und auskehren ſie manchem Biedermann ſein Armuth mit ſollichem Schwanz, der gleichwohl, was er anrührt, verlippet und letziget.“ „Dreier Dinge mögen die Romaniſten nimmer erſättigt werden: Biſchofsmäntel, Papſtmonate und Annaten.“ „Wer zu Rom zu handeln hat, dem ſind drei Dinge nöthig: Geld, Verſchrift und Lügen.“ „Drei Dinge fördern alle Sachen zu Rom: Gab, Gunſt und Macht.“ „Drei Dinge erheben einen Jeden zu Rom: Geld, Kühnheit und Unverſchämtſein.“ „Drei Dinge mögen an Geldes ſtatt zu Rom gebraucht werden: Schönheit des Leibs, Betrüglichkeit des Gemüths und der beider Geduld.“ „Um dreier Ding willen ziehen Viele gen Rom: das Erſte iſt der römiſche Name, und daß man viel wunderlicher Ding von Rom ſchreibt und ſagt, dieſelbige zu ſehen und zu erkennen; das Andere: Gewinnſt; das Dritte: Freiheit übel zu thun.“ „Drei Dinge mögen Rom wieder zu ſeinem rechten und allerbeſten Stand bringen: der deutſchen Fürſten Ernſt, chriſtlichen Volks Ungeduld und ein gegenwärtig Heer der Türken.“ „Drei Ding haben Deutſchland bisher nit weiſe werden laſſen: Ungeſchicklichkeit der Fürſten, Unbekanntniß der Schrift und Aberglaube des Volks.“ „Drei Dinge ſind, womit Rom alle Dinge unter ſich bringt: Gewalt, Betrug und angenommene Heiligkeit.“ „Drei Ding leiden nit, daß Wahrheit von ihnen geſagt werde: der Papſt, Ablaß und Unfrömmigkeit, damit ſich ein jeder zu Rom ernährt.“ „Zur Verachtung der Deutſchen ſprechen ſie: Drei Dinge befeſtigen Rom: ſeichte Gräben, zerbrochene Mauern und niedere Thüren.“ „Dreierlei Oberſten haben darin das Regiment: Buhlen, Kurtiſanen und Wucherer.“ „Drei Dinge thut man dort ungern: Glauben halten, Lieb’ und Dienſt thun und von dem Weg weichen.“ „Drei Ding ſind in Rom ohne Zahl: Buhlerinnen, Pfaffen und Schreiber.“ „Drei Ding begehren alle Menſchen zu Rom: kurze Meſſen, alt Gold und ein wollüſtig Leben.“ „Drei Ding, ſo man ſonſt nirgend findet, ſind dort gemein: Leut’ aus allen Landen, allerlei Münz und Gemeinſchaft aller Sprachen.“ „Drei

Ding haſſet Rom feindlich: Patronenrecht, freie Wahl der Biſchöfe und Prälaten und der Deutſchen Nüchternheit.“ „Drei Ding hat jedermann in Rom vor Augen: Reitende, Briefträger und Gebenedeiung.“ „Darnach dieſe: Heilige Stätten, unreine Frauen und ehrliche Anzeigung alter Geſchichten und Händel.“ „Drei Ding ſind zu Rom, die man köſtlich kleiden muß: Pfaffen, Mauleſel und gemeine Frauen.“ „Drei Ding ſind verboten aus Rom fortzutragen und wär' doch ſollichs zu verbieten nit vonnöthen geweſen; das Erſte: Heiligthum, das Andere: große Stein, das Dritte: Andacht.“ „Drei Ding glauben ganz wenig Leut in Rom: Unſterblichkeit der Seelen, Gemeinſchaft der Heiligen und Pein der Hölle.“ „Drei Ding, wiewohl ſie in Rom nit ſind, berühmt man der doch mehr allda, denn an einigem Ort: Andacht, Glaub' und Unſchuld.“ „Wiederum ſind auch drei Ding förderlich zu Rom und werden doch ſelten und wenig geſehen: alt Gold, der Papſt und ſchöne Frauen.“ „Drei Ding ſind am theuerſten zu Rom: Officia, Gerechtigkeit und wahre Freundſchaft.“ „Dreierlei küſſen die Leut' zu Rom: Händ', Altar und Backen.“ „Werke der Barmherzigkeit ſind zu Rom: die Zinſen der reichen Klöſter und Abteien den Kardinälen in Kommenden, Domherrnpfründen und feiſte Lehen, wo die auch ſind, dem Papſt zuſtellen, und die Gemüther chriſtlicher Menſchen, ſo durch unausſprechlichen Mißglauben und zauberiſche Geſpenſter in Verzweiflung kommen, mit Arznei des Ablaſſes und päpſtlicher Gnaden wieder erquicken.“ „Drei Ding hält man zu Rom für gewiß: der Römer Macht, der Wälſchen Trug und der Deutſchen Untauglichkeit.“ „Was jetzt von Rom zu klagen? Zuvörderſt drei Ding: erſtlich, daß die allerboshaftigſte Sekte der Florentiner jetzo Rom regiert; darnach, daß den Papſt ſeine Schmeichler für einen Gott ausgeben; zum Dritten, daß ſich der Papſt allzugroße Gewalt annimmt in Gnaden des Ablaſſes und in Strafe des Bannes.“ „Drei Schwerter (wie drei Kronen) hat der Papſt, das geiſtliche, das weltliche, und das dritte iſt ihm worden, damit derſelbige Hirt und Gottes Vikarius ſeine Heerde ſcheeren und, ob die Schaf etwa räudig wären, den Gebrechen abhaue.“ Ernhold wünſcht dem unreinen Haufen dreierlei Uebel: „Peſtilenz, Hunger und Krieg“, und ohnedem, ſo fügt Hutten hinzu, iſt Rom dreierlei Krankheiten unterworfen: „dem Fieber, der Armuth und dem Trug“. „Drei Uebel ſind ferner zu Rom: theure Zehrung, Meineidigkeit und böſe Luſt.“ „Drei Dinge verbannet Rom: Armuth, Regiment der anfänglichen Kirche und Verkündung der Wahrheit.“ „Drei ſind der römiſchen Geizigkeit Inſtrumente oder Werkzeuge: Wachs, Pergamen und Blei.“ „Drei Ding ſind in großer Verachtung zu Rom: Armuth, Gottesfurcht und Gerechtigkeit.“ „Drei Ding kann man ſo meiſterlich an keinem Ort als zu Rom üben: Schlemmen, Glauben brechen und in mancherlei Geſtalt Unkeuſchheit treiben.“ Als die Hefe des Gedritten kommt endlich zu guter Letzt: „Drei Ding ſind in großer Menge zu Rom: Mauleſel, Bullen und Procuration; und drei tragen mancherlei Farben: Knecht, Weiber und Mönche; es haben auch dreierlei Ding Treſſen zu Rom: Pferdzäume, Männergürtel und die Kurtiſanen-Taſchen.“ Den Kurtiſanen aber wünſchen Hutten und Ernhold: „Daß ſie die Pfründen immerhin begehren und doch nit erlangen, bitten und doch nit erwerben, ſuchen und doch nit finden, und daß ſie in ſolcher Begier, Sorg' und Fleiß ſich ſelbs armſelig freſſen und verzehren“. Das ſind die ſechzig Dreiſtücke, wie ſie Hutten in ganzer Derbheit dem römiſchen Hofe und allen ſeinen Anhängern in Deutſchland zuwarf. Die volle Entrüſtung ſeines gekränkten Herzens machte ſich darin Luft; aber mit einer wahrhaft meiſterlichen Gewandtheit des Witzes verſtand er alle Gegenſtände ſeines Haſſes an dieſe einzelnen Dreiſtücke zu knüpfen und aus Fragen und Antworten ein Netz zu ſchlingen, welches den Feind ſeines Vaterlandes ſo umſtrickte, daß ſich derſelbe nicht rühren noch regen konnte und ſich ſo ſteif und ſtarr in ſeiner ganzen Haſſenswürdigkeit zeigen mußte. Gerade die Zwiſchenſpiele von einem ſolchen Dreiſtück zum andern ſind es, worin ſich der Geiſt Hutten's auf's Glänzendſte bewährte. Wie ein Künſtler ſein Saitenſpiel zu behandeln verſteht, ſo traf hier Hutten jeden Ton, der im Innerſten des deutſchen Herzens ſchlummerte, und lockte ihn hervor; was irgend darin an Ehrgefühl vorhanden war, das traf er durch leiſeren oder ſtärkeren Druck; was eines Volkes Scham aufſtacheln kann, das ſpornte er; und dabei war aller und jeder Beweis, deſſen er ſich bediente, ſo augenfällig, ſo handgreiflich, daß jedermann, nach ſeinem Bildungsſtande, einen Haltpunkt fand, und gleichſam als hätte er das, was ihm geſagt ward, ſelbſt gefunden und ſelbſt längſt geſagt, ausrufen mußte: „'s iſt wahr, ein Thor, wer ſich's länger gefallen läßt!“ Weſſen Deutſchen Gemüth mußte nicht empört ſein, wenn man las, wie die Römer die deutſchen Geiſtlichen nur „ihre Stallknechte“ nannten!? Weſſen Thatkraft mußte ſich nicht anſpannen, wenn man las: „Es wird doch geſchehen, daß wir Deutſche mit dem römiſchen Joch auch den Aberglauben hinwerfen und werden nachfolgende Deutſche verſtehen, wie ein großer Unterſchied ſei zwiſchen der wahren Gottesehr' und der päpſtlichen Tyrannei Dienſtbarkeit! ... Fürwahr: iſt dieſes eine große ehrliche That, mit Rathen, mit Vermahnen, mit Anreitzen, mit Treiben, Schreien verſchaffen, daß unſer Vaterland ſeinen Schaden und Unwürde erkenne und ſich rühre, ſeine alte angeborne Freiheit wieder zu erwerben .... und ob es dann einer ſchon nit vollbrächt, ſo hat dennoch, der es unterſteht, etwas verdient, und vielleicht werden andere ein Beiſpiel daher nehmen und dergleichen auch unterſtehen, und möcht' noch die Welt ſich bewegen laſſen, alſo daß Deutſchland witzig würde!“ Ja, das traf, das zündete, wenn man las: „O Rom, du biſt das gemein Schauhaus der ganzen Chriſtenheit, darinnen, was geſehen wird, meinet man, ſei recht und billig. Du biſt die weitrüchtig Scheuer der Welt, darein man führt und zuſammenträgt, was man von jedermann geraubt und genommen hat, darinnen mitten ſitzt der unerſättlich Geizwurm, der viel verſchlingt und ſtets einen großen Haufen guter Frucht verzehret, umgeben von ſeinen Mitfreſſern, die uns erſtlich unſer Blut ausſogen, darnach vom Fleiſch gefreſſen, bis ſie uns jetzo (ach Chriſt Herr!) an das Mark kommen, zerbrechen uns die innerlichſten Bein', und was noch übrig iſt, wollen ſie auch verzehren! Suchen hie Deutſche nicht Waffen herfür? Geben ſie die nicht mit Eiſen und Flammen an? Das ſind Räuber dieſer Nation, die vergangener Zeit und etwan allein als Anreizung ihrer Begier, jetzo aber mit Kühnheit und Grimm berupfen und berauben ein Volk, der Welt Regierer, ſaufen aus den Schweiß und Blut der armen Deutſchen, erfüllen ihren geizigen Hunger, erhalten ihr unrein Leben mit dem Eingeweid unſerer Armuth. Denen geben wir Geld; die halten Pferde, Hunde, Mauleſel und (pfui der Schande!) ihre Weiber und andere mit unſeren Koſten, die ſteuern ihrer Bosheit mit unſerm Geld, ſchaffen ihnen ein gutes Leben, kleiden ſich mit Purpur, bauen Häuſer von lauterem Marmelſtein . . . .

. . . . Dieweil es nun iſt ſo geſtalt,
So iſt vonnöthen, mit Gewalt
Den Sachen bringen Hülf und Rath!“

Wir werden bald ſehen, welch einen Dreibund Hutten und ſein Freund Sickingen in Deutſchland zu Stande zu bringen ſuchten, um eine deutſche Dreiheit zu vernichten, in welcher ſie das Verderben der Nation erkannt zu haben glaubten.

Dem „Vadiscus“ oder der „römiſchen Dreifaltigkeit“ ließ Hutten ſchon im Juni desſelben Jahres 1520 die Herausgabe mehrerer Briefe folgen, welche gegen Ende des 14. Jahrhunderts bei Gelegenheit der Kirchenſpaltung durch die zwei Gegenpäpſte Urban VI. und Clemens VII. von Seiten mehrer Hochſchulen abgefaßt worden waren. Indem Hutten ſie unter dem Titel: „**de schismate extinguendo et vera ecclesiastica libertate adserenda epistolae aliquot mirum liberae**“ veröffentlichte, ſtellte er denſelben ein Sendſchreiben „an alle Freien in Deutſchland“ voran, an deſſen Schluß es unter anderm hieß:

„Schon iſt, o Chriſtus! ſchon iſt die ſichertreffende Art an die Wurzel geſetzt und der ganze Baum, der keine gute Frucht trägt, wird umgehauen und der Weinberg des Herrn wird gereinigt werden. Das ſollt ihr nicht bloß hoffen, nein, bald ſollt ihr es ſchau'n! Inzwiſchen ſeid feſten Vertrauens, ihr deutſchen Männer, und ruft euch unter einander auf! Anführer werdet ihr haben, die zur Erringung der Freiheit weder unerfahren noch ſchwach ſind. Bewährt euch nur ſtark und unerſchrocken! Durchgedrungen muß endlich werden, durchgedrungen! . . . Es lebe die Freiheit! Der Würfel iſt geworfen!"

Ja, der Würfel war geworfen, die Brücke war abgeriſſen, keine Umkehr, keine Vermittlung mehr möglich. Papſt Leo X. forderte Albrecht von Mainz auf, die Feinde des römiſchen Stuhles zur gebührenden Beſcheidenheit zurückzuführen oder ſie auf eine ſolche Weiſe zu beſtrafen, daß andere von einem ähnlichen Muthwillen abgeſchreckt würden. Dies bezog ſich ausdrücklich auf Hutten; der Papſt verhehlte ſeine Verwunderung darüber nicht, daß Hutten zum Hofe des Erzbiſchofs gehöre, daß Hutten's Bücher in Mainz, unter Albrecht's Augen, gedruckt würden. Albrecht war nun zur Entſcheidung gedrängt. Er verſuchte, Hutten durch freundliche Vorſtellungen dahin zu beſtimmen, daß derſelbe ſich fernerer Angriffe auf das Papſtthum und die Romaniſten enthalte. So etwas zu verſprechen vermochte Hutten natürlich nicht. Er verließ Mainz, und bald nachher verbot ſein bisheriger Gönner das Kaufen und Leſen der Hutten'ſchen Schriften bei Strafe der Exkommunikation. Mit dieſem Bruch mit Albrecht ſtand Hutten's Anſchluß an Luther im nächſten Zuſammenhang. Aus Rückſicht für Albrecht hatte es Hutten bisher vermieden, ſich mit Luther in nähere Verbindung zu ſetzen, deſſen Angriffe auf den Ablaßkrämer Tetzel natürlicherweiſe auch den Erzbiſchof von Mainz auf's Empfindlichſte berührten, welcher ihm zum Ablaßhandel Vollmacht gegeben. Uebrigens hatte Hutten ſchon früher im

Auftrag ſeines Freundes Sickingen Luther'n durch Vermittlung Melanchthon's ſeine Theilnahme kundgegeben. Im Juni 1520, kurz vor ſeinem Bruch mit Albrecht, den er als unvermeidlich erwartete, ſchrieb nun Hutten ſelbſt an Luther. Er verkannte nicht, welche Geltung der kühne Mönch von Wittenberg in der öffentlichen Meinung erlangt hatte und wie wichtig daher eine Verbindung mit demſelben für ihn und für Sickingen war, welche bereits, beſonders aber Hutten, mit größerer Ungeduld an eine gewaltſame Durchführung von Plänen zur Umgeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe dachten. „Es lebe die Freiheit!" ſo begann Hutten ſeinen (lateiniſch abgefaßten) Brief an Luther. Er gab zu, daß ſie beide an einem und demſelben Werke, der Wiederherſtellung der von den Päpſten verfinſterten Chriſtuslehre arbeiteten, Luther mit mehr Glück, er, Hutten, nach ſeinen Kräften. „Es heißt," fuhr Hutten in dem Briefe fort, „Du ſeieſt exkommunicirt. Wie groß, o Luther, wie groß biſt Du, wenn dies wahr iſt. Denn von Dir werden dann alle Frommen ſagen: Sie haben die Seele des Gerechten gefangen und unſchuldiges Blut verdammt, aber der Herr unſer Gott wird ihre Ungerechtigkeit auf ſie zurückwälzen und ſie zerſtreuen in ihrer Bosheit. Das ſei unſere Hoffnung, unſer Glaube." Weiter ſchreibt er: „Sieh Dich vor und merke wohl auf ihre Anſchläge. Du ſiehſt, welch' ein Verluſt es für's Ganze wäre, wenn Du jetzt unterlägeſt! Denn, was Dich betrifft, ſo weiß ich: Du willſt lieber ſterben, als leben wie bisher. Auch mir ſtellt man nach, aber ich werde mich vorſehen, ſo viel ich kann. Sollte man Gewalt brauchen, ſo werden mir nicht bloß ebenſo große, ſondern, wie ich hoffe, wohl noch überwiegende Kräfte gegen den Feind zu Gebote ſtehen; — möchte man mich nur gering ſchätzen!" — „Du mußt Dich feſt und ſtark halten," (ſchreibt er weiter), „wanke nicht! Doch wozu mahn' ich Dich d'ran, da es meiner Mahnung nicht bedarf! Mich haſt Du in allen Fällen zum Genoſſen, und ſo kannſt Du mir alle Deine Pläne künftighin anvertrauen! Laß uns die gemeinſame Freiheit retten, laß uns das lang unterdrückte Vaterland entknechten! Wir haben Gott auf unſerer Seite und, wenn Gott für uns iſt, wer will wider uns ſein? u. ſ. w.“ Auch Sickingen ſchrieb ſpäter (noch in demſelben Jahre) an Luther: „Ich habe gerne verſtanden, daß Euer Gemüth dahin gerichtet iſt, die chriſtliche Wahrheit anzuzeigen und derſelben anzuhangen, und bin wohl geneigt, Euch in Solchem meines Vermögens Förderung und Gunſt zu beweiſen.“

Nach Abſendung ſeines Briefes an Luther reiſte Hutten nach den Niederlanden, um den Erzherzog Ferdinand und deſſen Bruder, Kaiſer Karl V. für ſeine Sache zu gewinnen; er mochte wohl glauben, ſeine Freundſchaft mit dem bei Karl V. ſo viel geltenden Sickingen werde ihm eine günſtige Aufnahme verſchaffen! So beharrlich hielt dies deutſche Herz an ſeiner Hoffnung auf die Mächtigen der Erde: ſie würden ihren eigenen Vortheil im Anſchluß an die nationale Bewegung, ihre eigene Ehre in der der Nation ſuchen! Er konnte es nicht für möglich halten, daß das Oberhaupt des Reiches ſich mit Dem befreunden würde, welcher ſich für höher als alle Kaiſer und Könige hielt, daß ein deutſcher Kaiſer ſich in einer Zeit, da die Nation endlich ihr gutes Recht von Rom heimforderte, ſich mit derſelben Hierarchie verbinden würde, welche im Lauf der Jahrhunderte ſchon mehr als einen deutſchen Kaiſer mit dem Banne belegt hatte! — Hutten ſah ſich bald auf's Bitterſte enttäuſcht. Immer häufigere, immer dringendere Warnungen ſeiner Freunde überzeugten ihn, daß man von Seiten des römiſchen Hofes und der Römlinge nach ſeinem Leben ſtrebe, daß ihm Gift und Dolch drohe, daß ein Mann, der als Anwalt ſeiner Nation daſtehe, um ihre edelſten Güter zu retten und zu vertheidigen, bei dem Manne, welcher die Majeſtät der ganzen Nation vertreten ſollte, keinen Schutz fand. Mit heißem Schmerz erfüllte ihn dieſe Enttäuſchung; aber ſein Weſen war ſo geartet, daß aller Schmerz ſich in Groll verwandelte, und daß aller Groll ſich wider Diejenigen wendete, in welchen er die Feinde ſeines Vaterlandes und die Widerſacher der Freiheit ſah. So trug denn dieſe Enttäuſchung nur dazu bei, daß er mit um ſo feurigerem Eifer, mit um ſo wilderer Leidenſchaft, mit wahrhaft verzehrender Haſt den Kampf, den er gegen Rom und die Römlinge begonnen hatte, fortſetzte; immer mehr drängte ſich ihm der Gedanke auf: um dieſen Kampf zu vollenden, reiche ſeine Feder, reiche die Preſſe, reiche die Predigt eines Luther nicht aus; um durchzudringen, müßten die Maſſen bewegt werden zur handhaften That. Und blickte er nach einem Mann des Volks, der geeignet wäre, ſich an die Spitze einer ſolchen Maſſenbewegung zu ſtellen, — wer eignete ſich mehr dazu als ſein Freund Franz von Sickingen?

Er verließ die Niederlande, um nach Deutſchland zurückzukehren. Unterwegs bei Löwen trifft er den Ketzermeiſter Hoogſtraaten, einen von denen, welche den Auftrag hatten, ſich des „Erzketzers Hutten“ zu bemächtigen. Der, wie er des Dunkelmannes anſichtig wird, ſpringt vom Roß, — denn der Zorn übermeiſtert ihn — zieht das Schwert und ruft ihm zu: „Halt, Bube, endlich ſollſt Du Deinen Lohn finden!“ Der Ketzermeiſter fällt in Todesſchreck auf die Kniee und fängt an zu beten; wie nun der Ritter den Mönch ſo elendiglich vor ſich ſieht, da hält er ein, gibt ihm bloß mit flacher Klinge das Knechtszeichen auf den Rücken und ſpricht: „Geh’! An Dir verunreinige ich mein Schwert nicht!“ So zog der Ketzermeiſter mit heiler Haut davon.

Jene Stimmung Hutten’s mußte ſich ſchon während ſeiner Rückreiſe aus den Niederlanden nach Deutſchland, dann aber während ſeines Aufenthaltes in Mainz und Frankfurt am Main ſteigern, als er erfuhr, daß die Nachrichten von den Nachſtellungen, welche man ihm bereite, durchaus nicht übertrieben ſeien, daß der Papſt mehrere deutſche Fürſten, und darunter auch insbeſondere Albrecht von Mainz, aufgefordert habe, Hutten zu ergreifen und in Feſſeln nach Rom zu ſchicken. — Der Hutten, und gefeſſelt; der Hutten, und in Rom! Ja, der päpſtliche Legat hatte vom Kaiſer verlangt, er ſolle Hutten für vogelfrei erklären! So war er den päpſtlichen Helfern ein leichter Fang! Da wich Mancher von ihm, der ſich früher, da er noch in Glücksglanz prangte, ſeinen Freund genannt. Aber dieſe neue Enttäuſchung ſchmerzte ihn nicht; er konnte dieſe Menſchen nicht haſſen, er konnte ſie nur als das, was ſie waren, als feige Schwächlinge verachten. Den Glauben an die Freundſchaft verlor er darüber nicht. Er ſah ja eines Freundes theure Geſtalt, ſeinen Franz von Sickingen ſah er als feſten getreuen Mann, der Wahrheit Freund und des Rechts und des Vaterlandes, und darum Hutten's Freund, Luther's Freund, Freund aller deutſchen Männer, die um des lauteren Bekenntniſſes der Wahrheit willen verfolgt wurden. Allen dieſen öffnete Franz von Sickingen ſeine feſten Schlöſſer, zumal Landſtuhl und Ebernburg, als Zufluchtsſtätten. Da waren Kaspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel und Johann Hausſchein, genannt Oecolampadius, die erleuchteten Prediger des reinen und lauteren Evangeliums, welche um deſſen willen von ihren Stellen hatten flüchten müſſen, willkommene und geehrte Gäſte, mit welchen ſich Franz von Sickingen und ſeine Freunde, zumal der für Luther und die Reformation hoch begeiſterte Ritter Hartmuth von Kronberg, traulich unterhielten und alle Entwickelungen der ungeheuren Bewegung, welche Deutſchland ergriffen hatte, aufmerkſamen Blickes beachteten und förderten. Hier bei Sickingen fand Hutten, welcher ſich auf dem väterlichen Schloſſe Steckelberg nicht mehr ſicher hielt, ſeine Zuflucht; hier fand er einen heimathlichen Herd; hier zog der Geächtete, der nirgends ein Obdach für ſein Haupt hatte, recht wie ein Sieger in ſeiner vollen Herrlichkeit ein; auf Sickingen's Schloß, unter Sickingen's Hut war der Mann geborgen, den ein Kaiſer zum Dichter gekrönt, den ein Kaiſer den Feinden des Vaterlands preisgegeben, und ſo lange Sickingen lebte, ſchützte er den Freund, dem Kaiſer und Papſt und allen Kurtiſanen und Römlingen zum Trutz. Hört das Zeugniß, ergreifend und rührend in ſeiner ſchlichten Einfachheit, welches Hutten's Herz ſeinem Freunde Sickingen gab; es iſt entnommen aus der Zueignungsſchrift des deutſchen Geſprächbüchleins („geben zu Ebernburg auf den heiligen Neuen=Jahrs=Abends" im Jahr 1521). „Als ich uf das Äußerlichſt an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthiget, ſo ungeſtümmiglich, daß ich kaum Freund' anzurufen Zeit gehabt, biſt Du mir nit (als oft geſchicht) mit tröſtlichen Worten, ſondern hülftragender That begegnet, ja, mag ich, als das Sprüchwort iſt, ſagen: vom Himmel zugefallen.... Haſt Dich nit durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unſchuld abziehen laſſen, ſondern aus Liebe der Wahrheit und Erlarmnuß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt' verſchloſſen geweſt, alsbald Deine Häuſer, die ich aus der und anderer Urſache willen „Herbergen der Gerechtigkeit" nennen mag, aufgethan und alſo die angefochtene und verjagte Wahrheit in die Schoos Deiner Hülf' empfangen und in den Armen Deiner Beſchirmung ganz kecklich gehalten. Daraus dann gefolgt, daß ich meinen Fürſatz, den auch Du ehrbar und redlich nenneſt, nit wenig geſtärkt, alle Gelehrte und Kunſtliebende deutſcher Nation ſich in Freuden und Frohlocken erhoben und gleich als nach einem trüben Wetter von den freudenreichen Sonnen erquickt worden, dagegen die boshaftigen Kurtiſanen und Romaniſten, die mich verlaſſen gemeint, und derhalben einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie geſehen, daß ich mich an eine feſte unerſchütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwas niedergelaſſen, ſich faſt ingethan und kleines Lauts worden." So friſchen, feſten Muthes ſetzte er auf Sickingen's trefflich verbollwerkter Ebernburg an der Nahe den begonnenen Kampf fort; hierher wurde eine Preſſe geſchafft, welche jede neue Schrift Hutten's — von nun an faſt alle in der Volksſprache abgefaßt — ſogleich vervielfältigte. Da flogen die freien Blätter, wie vom Frühlingswind erfaßt und getragen, von den Zinnen der Ebernburg hinaus über alles deutſche Land, in Schlöſſer und Städte, zu Vornehm und Gering, zu Reich und Arm, und Hutten's Geiſt weckte und ſtachelte und trieb allüberall.

Wollt ihr ihn kennen, den Geiſt unſeres Hutten, in jenen Tagen voll neuer Hoffnungen und voll regen Strebens und Schaffens, die er auf der Ebernburg verlebte, da keine Minute verloren war und ſelbſt die heitere Zwieſprach ſich nur mit den höchſten und ernſteſten Gegenſtänden beſchäftigte? So hört, was Hutten ſelbſt in kunſtloſer Reimen zu dem Leſer ſeines Geſprächbüchleins ſagte:

„Die Wahrheit iſt von neuem geborn,
Und hat der Betrug ſein Schein verlorn,
Deß ſag Gott jeder Lob und Ehr
Und acht' nit fürder Lügen mehr.
Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdruckt,
Iſt wieder nun herfür geruckt.
Deß ſollten billig genießen Lohn,
Die darzu haben Arbeit gethon.
Dann Vielen es zu Nutz erſcheußt,
Wiewohl es manchen auch verdreußt.
Die faulen Pfaffen lobens nit,
Darum ich jeden Frommen bitt,
Daß er gemeinen Nutz bedenk
Und kehr ſich nit an loſe Schwänk,
Es iſt doch je ein Papſt nit Gott,
Dann auch ihm iſt gewiß der Tod.
Ach, fromme Deutſche, halt ein Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß's nit geh' wieder hinter ſich!
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und beger deß anders keinen Genieß,
Dann, wo mir geſchäh deßhalb Verdrieß,
Daß man mit Hilf mich nit verlaß,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das ſoll mir bitten ab kein Mann;
Auch ſchafft, zu ſtillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie faſt und ſehr
Man mich darmit zu ſchrecken mein',

Wiewohl mein' fromme Mutter weint',
Da ich die Sach' hätt' g'fangen an:
Gott wöll' ſie tröſten, es muß gahn,
Und ſollt' es brechen auch vor'm End',
Will's Gott, ſo mag's nit werden g'wendt,
Darum will brauchen Füß' und Händ'.
„Ich hab's gewagt.“

Von ſeiner Freiſtätte aus ſchrieb nun Hutten zunächſt in ſeiner eignen Sache, doch ſo, daß er ſie nur als einen weſenlichen Beſtandtheil der großen Sache des Vaterlands betrachtete; indem er ſelbſt durch Roms Vergewaltigung gefährdet war, fühlte er nur immer wieder auf's Neue die Schmach deutſcher Nation, daß einer aus ihrer Mitte, einer, der ihre Rechte, ihre Freiheit vertheidigte, durch einen fremden Machthaber wie ein Verbrecher, wie ein entlaufener Sklave behandelt werden ſollte! In dieſem Sinne ſchrieb Hutten, die Bedeutung ſeiner Perſon nur in dem Schickſal des Vaterlands erkennend, an den Kaiſer: „Soll ich dafür, weil ich das Vaterland retten wollte, untergehen, — ſoll ich dafür, weil ich Anderer Ketten zertrümmern wollte, ſelbſt gefeſſelt werden? Soll ich deßhalb, weil ich meines Kaiſers, meines Volkes Ehre vertheidigt, weil ich die Wahrheit gelehrt, weil ich die Menſchen zu einem wahrhaft chriſtlichen Leben ermahnt habe, als Mörder die Todesſtrafe dulden?“ So viel Vertrauen wuchs ihm auch nach der bittren Enttäuſchung noch im gläubigen Herzen wieder empor, daß er vorausſetzte: derſelbe Kaiſer, der ihn ſchon einmal unbeachtet gelaſſen, werde die Wahrheit des Aufrufs einſehen. „Die Nothwendigkeit zwingt Dich, dem Übermuth der Römlinge Schranken zu ſetzen!“ Sickingen, welcher das Schreiben ſeines Freundes dem Kaiſer übergab, ſetzte zunächſt doch ſo viel durch, daß Karl V. verſprach: Hutten ſolle nicht ungehört verdammt werden; — ja nicht ſehr lange Zeit darnach nahm der Kaiſer Hutten ſogar in ſeine Dienſte; der Ritter erhielt 200 Goldgulden jährlichen Gehalt, eine Handlung, zu welcher ihn wohl wahrſcheinlich die Vorausſetzung beſtimmte: Hutten werde nun in Beziehung auf Rom eine gemäßigtere Richtung einſchlagen, oder aber die Intereſſen des Kaiſers, wenngleich mit demſelben Eifer, ſo denn doch nach Maßgabe der Wünſche desſelben vertheidigen, kurz: dieſe freie Seele werde der Politik des Kaiſers dienen! Aber Karl V. hat ſich an dieſem Deutſchen, wie an den Deutſchen überhaupt, — geirrt.

Wie an den Kaiſer, ſo ſchrieb Hutten auch an Albrecht von Mainz, immer ſeine eigene Sache als einen Beweis deſſen betrachtend, was man der Nation zu bieten wage. „Wer, dem nur ein Tropfe deutſchen Bluts in den Adern fließt,“ (ſo hieß es in ſeinem Brief), „ſollte dieſe Unwürdigkeit nicht aufbringen, dieſe Gewaltthätigkeit nicht empören?“ Wie wenig er eben bei den Klagen wider die an ihm verſuchte fremde Vergewaltigung von kleinlichen Rückſichten auf ſeine eigene Perſon ausging, beweis't der Ausdruck ſeines felſenfeſten Vertrauens in den Worten: „Mir genügts, in Gottes Arm zu hoffen. Möge ich den Feinden, weil ich die Wahrheit ſprach, mißfallen; immerhin! Steht doch meine Hülfe bei Gott, der Himmel und Erde geſchaffen, deſſen Weg der Wahrheit ich mir erwält habe, denn er iſt die Wahrheit ſelbſt und Wahrheit ſind alle ſeine Gebote.“ Auf's Herrlichſte bekundete ſich dieſer Geiſt Hutten's in ſeinem Schreiben an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen, worin er ſeine Theilnahme für Luther's Schickſal ausſprach, aber auch — der gläubige Deutſche! — wieder ein Vertrauen auf einen Fürſten; und dieſer Fürſt, dieſer Friedrich von Sachſen, hat allerdings bewieſen, daß er des Vertrauens würdig war. „Unſer Vertrauen“ (ſo ſchrieb Hutten an den Kurfürſten von Sachſen) „iſt auf Euch, den Fürſten der Sachſen, geſtellt. Denn die Sachſen ſind allezeit frei geweſen, allezeit unüberwindlich“, — und hiermit brach denn das treuvaterländiſche Herz wieder in begeiſterte Liebe und begeiſterten Haß aus, verglich die Ehrwürdigkeit der Nation mit der Schmach, welche Rom ihr auferlegt, forderte zur friſchen That auf, dieſe Schmach abzuwerfen, und entwickelte Punkt für Punkt die kühnen Pläne zur Herſtellung der deutſchen Ehre und des wahren ächten Chriſtenthums. „Demnach“ (ſchrieb er) „wird dieß Fürnehmen nichts anders ſein, denn die chriſtliche Liebe wieder aufbringen, die Kirchen mehren und indeß, daß man ingemein der ganzen Chriſtenheit hilft, dem Vaterland merkliche Förderung und Vortheil erzeigen.“ Da ſeht ihr, lieben Volksgenoſſen, wie Hutten die religiöſe Bewegung zugleich als politiſch-nationale auffaßte, und hiermit iſt denn zugleich weſentlich ſeine und Sickingen’s eigenthümliche Stellung zur Reformation bezeichnet. Dieſen beiden Rittern erſchien ſie immer mehr und mehr als das, was ſie wirklich war, und was ſelbſt manche Reformatoren von einem einſeitigen Standpunkte aus verkannt hatten, nicht bloß als eine Sache der theologiſchen Wiſſenſchaft, welche am Ende nur Glaubensſätze an die Stelle von Glaubensſätzen ſtellte und bloß die ärgſten Mißbräuche des alten Kirchenthums abſchaffte, ſondern als eine nothwendige Selbſterlöſung des deutſchen Geiſtes zu ſeinem innerſten Weſen, zur Freiheit, und als der Weg, auf welchem derſelbe ſeinen weltgeſchichtlichen Beruf, zu erkennen und zu vollbringen vermöge, den Beruf: die Freiheit, als innerſtes Weſen der Menſchheit, als ihren ewigen Zweck und zugleich als das einzige Mittel ihrer Fortbildung und Vollendung, allen Völkern für alle Zeiten zu retten und zu bewahren. Und wahrlich, darin iſt etwas Göttliches, dadurch war die Reformation die Offenbarung des Göttlichen im deutſchen Geiſte. Das Wehen dieſes Göttlichen und das Erkennen der hohen Bedeutung des deutſchen Geiſtes wars, was Hutten’s Seele durchrauſchte, daß er ausrief: „Nun, wer darf mitſammt und neben dem Hutten um gemeiner Freiheit willen ſterben?“ So rief er denn, in ſeiner „Klagſchrift an alle Ständ deutſcher Nation“, zur ehrlichen Erläuterung ſeines Entſchluſſes: fürderhin alles in der Volksſprache zu ſchreiben, auch unter Anderm Folgendes aus: „Ich begehr von Herzen, daß jedermann Wiſſen hab’, welches die Braut ſei, darum man mir Tanzen zugemuth“. Die freie Germania, hoch, heilig und hehr, die reine Jungfrau in der Reihe der Nationen, die ſo oft und ſo viel wie eine dienſtbare Magd gelitten, und die dennoch Königin ſein und bleiben ſoll, — ſie war die Braut, für welche ein Hutten freudig ſein Leben hingab! „Sterben kann ich“ (ſo ſchrieb er unter Anderm in dem bereits erwähnten Briefe an den Kurfürſten von Sachſen) „ſterben kann ich, aber nicht dienen, und auch Deutſchland kann ich nicht in Sklaverei erblicken.“

Mit Begeiſterung beobachtete er nun jeden Fortſchritt der Reformation und jede neue Schrift ihres heldiſchen Vorfechters Martin Luther, welcher, ſeit die päpſtliche Bulle über ihn ergangen war, nun auch die letzte Brücke hinter ſich abgeriſſen ſah und dem ſtolzen Dreikronenträger am 10. Dezember des Jahres 1520 auf offenem Markt zu Wittenberg in den Flammen, welche ſeine Bulle und die päpſtlichen Dekretalen verzehrten, den heiligen Zorn und das ganze Selbſtgefühl des deutſchen Volks in's Auge leuchten ließ. Da war's wieder unſer Hutten, der die Vollkraft ſeines Geiſtes in die Wagſchale warf. Er veröffentlichte Randbemerkungen zur päpſtlichen Bulle; er ſchürte die Glut des Wittenberger Scheiterhaufens durch ſein „deutſch Requiem“ oder „Klag über den lutheriſchen Brand zu Mentz (die Verbrennung der Schriften Luther's zu Mainz) und durch ſeinen „Auferwecker der deutſchen Nation“ oder „Klag und Vermahnung gegen den übermäßigen und unchriſtlichen Gewalt des Papſts zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen.“ Da ſprach er zum guten Schluß, nachdem er alles, was der Kirche und der Nation zu Schaden und Schmach von Rom widerfahren, durchmuſtert, mit dem Wahlſpruch:

„Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab,
Die war verfinſtert und verdämpft:
Gott geb' ihm Heil, der bei mir kämpft!“

die Hoffnung aus:

„Das hoff' ich, mancher Ritter thu',
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in ſeiner Stadt
Der Sachen auch Beſchwerniß hat,
Auf daß ich's nit anheb umſunſt.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunſt.
Wer wollt' in ſolchem bleiben daheim?
Ich hab's gewagt, das iſt mein Reim! — Amen!“

In dieſen Schlußworten, da er vom Adel und Bürgerſtand ſprach, verlautete bereits die Richtung, welche ſeine und ſeines Freundes Sickingen Pläne bereits einzuſchlagen begonnen hatten, Pläne, welche wir bald kennen lernen werden. Adel und Städte hatte er übrigens auch im Verlauf ſeiner „Klag und Vermahnung“ alſo aufgerufen:

„Den ſtolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt', euch werfet uf,
Wir wollen's halten in Gemein,
Laßt doch nit ſtreiten mich allein!
Erbarmt euch über's Vaterland,
Ihr werthen Deutſchen, regt die Hand,
Jetzt iſt es Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen: Gott will's ha'n!“

Was ihn ſelbſt und Luther betraf, ſo ſprach er:

„Bis jetzund rufen unſer zween,
Wer weiß, was jedem iſt beſchert;
Wir haben je viel Leut' bekehrt,
Darum ich hoff', es hab' nit Noth,
Wann mir dann ſchon gewiß der Tod,
Noch wollt' ich, als ein frommer Held
Bei Wahrheit ſetzen Spieß und Schild,
Und den Tyrannen widerſtrebn,
Vor welchen Niemand frei mag lebn,
Die ſchrecken uns mit ihrem Bann,

Den mancher fürcht' und geht von dann;
Ich aber bin deß nit geſinnt,
Wie wohl ſie handeln faſt geſchwind,
Nit daß ich Gottes Straf veracht,
Ich ſprich: ihr Bannen hat kein Macht."

Er war überzeugt: „keine Liſt oder Klugheit des päpſtlichen Hofes werde im Stande ſein, den Brand auszulöſchen, den er und ſeine Geſinnungsgenoſſen gegen denſelben entzündet, das Feuer werde fortbrennen, auch wenn man ſie unterdrücken ſollte, und aus ihrer Aſche werden noch ſtärkere und muthigere Vertheidiger der Freiheit hervorgehen." Seiner Ungeduld dauerte die Zeit der Unentſchiedenheit allzulang; hingeriſſen, ja man darf ſagen: überwältigt von den Ideen, welche die Zeit bewegten, kam er immer wieder auf den Gedanken zurück: man müſſe die ganze Nation zum Heerbann gegen Rom aufbieten, man müſſe eine religiös-politiſche Umgeſtaltung Deutſchland's mit Gewalt durchführen. Die Grundgedanken, welche ihm und ſeinem Freunde Sickingen für eine ſolche Neugeſtaltung vorſchwebten, waren die Wiedererhebung des alten Kaiſerthums als des höchſten Rechtshortes und die Gründung einer freien deutſchen Kirche nach Luther's Anſichten auf den Trümmern der römiſchen. Für dieſe Gedanken ſuchte nun Hutten die Herzen zu gewinnen. Zunächſt drang er auf offenen Anſchluß an die Sache Luther's: „Wer ihn haßt, der liebt Chriſtum nicht. Wir wollen ihm folgen, ſo viel unſer hier ſind, die das Schickſal der Religion und des Glaubens noch kümmert!" Dann aber wollte er auch von der Wahrſcheinlichkeit des glücklichen Ausgangs eines Kampfes gegen die Prieſterherrſchaft überzeugen; zu dem Ende wies er auf den Böhmen Ziska hin, den unbeſiegten Feldhauptmann der Huſſiten, welcher die Hinrichtung Huſſen's gerächt und ſein Vaterland von der Zwingherrſchaft der römiſchen Prieſter und Mönche befreit habe. Dabei lag nun noch ein anderer Gedanke im Hintergrunde. Hutten hatte nämlich bereits einen neuen Ziska gefunden, einen Mann, welcher alle

Eigenſchaften beſaß, um ſich bei einer großartigen kriegeriſchen Unternehmung der Nation als Anführer an die Spitze zu ſtellen. Dieſer Mann war kein anderer, als Franz von Sickingen, deſſen Anſehen und Macht damals die höchſte Spitze erreicht hatten. Dieſe Idee faßte auch in Sickingen ſelbſt Wurzel; nur wollte er, beſonnener als Hutten, noch vorerſt abwarten, welche Stellung der Kaiſer zur Reformation nehmen würde. In dem Geſpräch, welches Hutten unter dem Titel: „die Räuber“ („praedones“) herausgab, offenbarten ſich die Pläne und Geſinnungen beider Männer bereits ziemlich deutlich. Da bezeichnete Hutten als die gefährlichſten Feinde Deutſchlands die römiſchen Juriſten und die Kreaturen des römiſchen Hofes; über die Fürſten aber klagte er, daß ſie ſich allen gegen dieſelben gerichteten Verbeſſerungen widerſetzten; deßwegen ſei es nöthig, daß ſich die Ritterſchaft mit den Städten verbinde, „um den gerechteſten Krieg gegen die Tyrannen zu beginnen, welche den Deutſchen nicht bloß Eigenthum und Freiheit, ſondern auch Wahrheit und Religion nehmen und mit dem Leib auch die Seele verderben wollten.“ Auf dieſe Aeußerung entgegnete dann Sickingen: „Ich werde Dir ſicherlich beiſtehen, wenn der rechte Zeitpunkt da iſt. Doch Du ſcheinſt mir allzuſehr zu eilen. Geben wir Deiner haſtigen Ungeduld nach, ſo werden wir vorausſichtlich gleich am Beginn unſeres Unternehmens unterdrückt. Doch fürchte nicht, daß die Zeit des Kampfes noch ferne ſei; iſt doch Deutſchland durch Dich und Luther aus ſeinem langen tiefen Schlafe erweckt worden!“

Die Frage: welche Stellung der Kaiſer zu der Reformation nehmen würde, wurde auf dem weltgeſchichtlichen Reichstag zu Worms 1521 deutlich genug beantwortet. Karl V. opferte die große Sache des deutſchen Volkes einer klug berechneten Annäherung von Seiten des Papſtes. In hehrer Ruhe aber ſprach Luther, zum Widerruf ſeiner Lehre aufgefordert, vor Kaiſer und Reich jene Worte, die da laut und mächtig forthallen werden, ſo lang' es ein deutſches Volk gibt: „Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ Dieſer heilige Muth der Ueberzeugung war's, welcher ſeiner Sache das Siegel der Wahrheit und Gerechtigkeit aufdrückte, welcher Tauſende, die bisher noch unſchlüſſig geſchwankt, für das Werk begeiſterte, daß ſie mit dem großen Manne in ſein Lied einſtimmten: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein' gute Wehr und Waffen!“ — Da war auf jenem Reichstage, unter vielen wackren Männern, auch ein junger Fürſt, nicht viel über ſiebenzehn Jahre alt, der bei der Frage, ob man dem Luther wohl das freie Geleit halten, oder ihn dem Papſt überliefern ſollte, ſeine Stimme alſo abgab: „das würde der ganzen deutſchen Nation zu ewiger Schande und Unehre gereichen, da man einem Geleit zuſchreiben und ihm das nicht halten ſollt'!“ Der junge Fürſt, der dies ſprach, war Landgraf Philipp der Großmüthige von Heſſen. O daß Hutten dieſen Fürſten nicht gekannt hat! Daß die Feindſchaft, welche Philipp von Heſſen und Sickingen trennte, auch Hutten berühren mußte! Welch' ein Mann iſt dem geiſtesgrößten Fürſten der Reformationszeit in Hutten allzufrüh geſtorben!

Hutten feierte während des Reichstages zu Worms nicht. Von der nahen Ebernburg aus, die ihn ſchützend barg, ſtand er mit allen Freunden der Reformation, welche ſich in Worms befanden, in lebhafteſter Verbindung und bot Alles auf, um den Verhandlungen eine für den Fortſchritt günſtige Wendung zu geben. So unermüdlich, als hätte er zwei Leben, ſuchte er durch ſeine Schriften nach allen Seiten zu wirken. Ernſt hielt er dem Kaiſer ſeine Pflicht vor: die deutſche Freiheit zu ſchützen, ſtreng rief er ihn von da zurück, wohin er damals „mit ſo großer Beeinträchtigung des Gemeinweſens und ſeines eigenen Vortheils zu gehen ſtrebte,“ mahnend forderte er ihn auf: „Deines Eides, den Du den Fürſten geſchworen, vergiß nicht, o Kaiſer, daß Du das Reich mehren, daß Du ſeine Rechte herſtellen wolleſt; aber Du thuſt grad' das Gegentheil, wenn Du den Papſt und ſeine Schaar unterſtützeſt.“ Wie ein zürnender Prophet, berührt von dem Odem der Geſchicke, die noch in den Wolken ſchwebten, donnerte er den päpſtlichen

Legaten Aleander und Carraccioli die Siegesgewißheit der deutſchen Freiheit entgegen. Nie hat der Muth ſo herrlich zur Gewalt geſprochen, wie Hutten den beiden Geſandten des Papſtes ſchrieb; ja ging' uns Deutſche Hutten auch gar nichts an, wär' er der Sohn irgend eines anderen Volks, — zujauchzen müßt' ihm jedes edle Herz für die Sprache, womit er die Feinde ſeines Vaterlandes trifft und zermalmt. O dränge der Geiſt, dem ſie entquollen iſt, zu allen Zeiten, wann Deutſchland Feinde hat, äußere und innere, in jedes Herz, — Deutſchland hätte bald keinen Feind, keinen Verräther mehr; nicht länger wagte es ein Menſch mit glatten rothen Wangen, mit ewig lächelndem Antlitz und mit Augen, die eines deutſchen Mannes ruhig auf ſie geheftete Blicke nicht ertragen können, nicht länger wagte es ein ſolcher, mit des Volkes Verachtung gebrandmarkt, Fürſtenohren zu bethören, um dieſes „elende Pak“, wie ſo ein ſchamloſer Geſell alle Männer der Wahrheit und des Rechts nennt, zu verdächtigen und, geſtützt auf Gold und Gunſt, der ganzen Nation frech in's Angeſicht zu trotzen. Von Hutten ſollten freie Männer immerdar lernen, wie man Stirn an Stirn mit denen zu reden hat, welche in Zeiten der Entſcheidung die Forderung des Jahrhunderts durch Ränke erſticken und die Volksſtimme vernichten wollen; darum leſt, Volksgenoſſen, ihr alle, denen ein großes Ziel großen Ringens werth iſt, eine Stelle aus dem Briefe, welchen Hutten an Carraccioli ſchrieb: „Du glaubſt, Du werdeſt mit dem Beiſtand ſo vieler verſammelten Biſchöfe und Kardinäle doch durchdringen! Wiſſe: mich beſeelt eine ganz andere Hoffnung, mich begeiſtert eine ganz andere Überzeugung. Ich ſehe zuverſichtlich, daß es in Bälde dahin kommen muß, daß die, welche bereits alle Schranken überſprungen haben, endlich innehalten und unterliegen müſſen. Zwar ſtemmt ſich eine gewaltige Macht uns entgegen, doch wir ringen mit ihr. Große Schwierigkeiten thürmen ſich uns auf; doch wir überwinden ſie. Da ich dies ſo oft geſprochen, ſo glaube ja nicht, daß ich es tauben Ohren geſagt, daß ich es bloß geſagt habe.

Es ſind nicht alle muthlos an unſerer Sache, die ihre Zunge beherrſchen. Ich ſpreche mich mit kühner Freiheit aus; Andere bewahren für den Augenblick ihre Gefühle in ſich. Und wenn auch Manche nur reden, ſo vermahn' ich dagegen rüſtig und unverzagt; ihre Reden werden aber Viele durch das Schwert bekräftigen. Oder glaubſt Du: ſo viele freigeſinnte Männer ließen ſich alsbald durch ein paar Edikte beſiegen? Wiſſe: nicht einmal ſchrecken laſſen ſie ſich dadurch. Noch hat uns Gott ſo viel Einſicht in die Lage der Dinge gelaſſen, daß wir wohl wiſſen, wie jene Verordnung der Fürſten nur durch den Drang des Augenblicks veranlaßt wurde und ebenſo in dem Augenblick wieder die Möglichkeit ihrer Zurücknahme begründet iſt. Laß' ab, ruf' ich Dir noch einmal zu; unſere Duldung geht zu Ende. Jene Finſterniß, mit der ihr von undenklichen Zeiten her unſere Augen verhüllet, iſt gewichen. Rings verkündet man das Evangelium, rings lehrt man die Wahrheit. Eure Geſetze gelten nichts mehr; der ganze römiſche Plunder erregt unſern Spott; uns durchglüht die Hoffnung der Freiheit. Eine ſtärkere Gewalt hält die Deinige gebunden; bald wirſt Du's auf das Empfindlichſte fühlen müſſen, wenn Du mir nicht bei Zeiten noch glauben willſt. Fliehſt Du nicht auf's Eiligſte und willſt Du uns noch länger befehlen, ſo werd' ich Alles aufrufen, gegen Dich das Schwert zu zücken, und mit gewaffneter Fauſt auf Dich loszuſtürmen."

In ähnlicher Weiſe wie gegen Carraccioli ſchrieb Hutten an „die Kardinäle, Biſchöfe und Prieſter, welche Luthern zu Worms bekämpften," die heilige Ueberzeugung ſeiner Seele vom Sieg der gerechten Sache: „es lebe nicht ein Luther, nicht ein Hutten, überall wären Luther's und Hutten's im ganzen Volk; dem Evangelium würden ſeine Vertheidiger nicht fehlen, die Freiheit werde ihre Rächer haben!" Und weiſſagend rief er den deutſchen Römlingen zu: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht fallet; in der Höhe iſt der Sturz am drohendſten und am gefährlichſten."

Die Wirkung, welche Hutten's Schriften von der Ebernburg auf die zu Worms Verſammelten hervorbrachte, war groß. Die Römlinge zitterten vor irgend einem Gewaltſtreich; die Gemäßigteren unter den Freunden Luther's und der Reformation bangten nicht weniger. Und allerdings war ein ſolcher Gewaltſtreich nicht bloß nach Hutten's offenen Drohungen zu befürchten. Es lag aber auch noch ein anderer Schrecken, als der vor einer gemeinſamen That der Ritterſchaft, im Hintergrunde. Man fand in Worms Zettel ohne Unterſchrift, worin auch auf eine Erhebung der Bauern angeſpielt war. Uebrigens ſchrieb Hutten darüber an ſeinen Freund Pirkheimer: man ſpreche davon, daß die Feinde dies ſelbſt erdichtet hätten. Das iſt jedoch gewiß, daß der Gedanke an eine Verbindung des Adels, um dem Evangelium zum Durchbruch zu helfen, vorhanden war und daß Hutten und Sickingen eine nicht geringe Hoffnung auf die Reichsſtädte ſetzten, daß ſie, um dieſe zum Anſchluß an den Adel für einen großen Freiheitsbund zu bewegen, fortwährend Alles aufboten. Nicht unwahrſcheinlich iſt es endlich, daß ihnen wohl die Idee nicht ferne lag, in dieſen Bund den Bauernſtand mit einzuſchließen, wenn auch nicht damals, doch wenigſtens in einer nicht ſehr fernen Zeit. Während nun, wie geſagt, die gemäßigtere Parthei der Freunde Luther's und der Reformation vor Gewalthandlungen erbangte, machten die Leidenſchaftlicheren Hutten ſogar Vorwürfe, daß er nicht handle, ſondern bloß ſchreibe, — als ob dieſe Schriften, wie er ſie von der Ebernburg damals hinaus in die Welt ſandte, nicht Thaten im vollſten Sinne des Wortes geweſen wären, als ob irgend eine Waffe in ſeiner Hand ſo gewaltige Wirkung hätte vollbringen können, wie dieſe Feuerpfeile ſeines Geiſtes! Inmitten dieſer beiden Richtungen ſtand nun Luther felſenfeſt; er ſtand mit jenem Glauben, von dem es heißt, daß er Berge verſetzen könne, auf ſeinem „Wort Gottes." Anfänglich hatte er ſich allerdings mehr jener Richtung zugewandt, welche eine gewaltſame Wendung erſtrebte, und noch am 1. Juni 1521 ſchrieb er in ſehr kriegeriſcher Stimmung an Franz von Sickingen. Allmälig aber überwog bei ihm die Rückſicht auf ſeinen Landesherrn, den

Kurfürſten Friedrich den Weiſen von Sachſen, welcher jener Richtung auf's Entſchiedenſte widerſtrebte, weil er ſie durchſchaute und erkannte, daß ſie auch die Fürſtenmacht bedrohte, indem dafür die Kaiſermacht im weiteren Umfange wieder hergeſtellt werden ſollte. Und dies war der große verderbliche Irrthum! Das Kaiſerthum hatte ſeine alte Bedeutung längſt überlebt; kam es jetzt wieder zu übermächtiger Kraft, ſo war es im Bunde mit dem Papſtthum der deutſchen Freiheit nicht bloß gefährlich, ſondern ſogar verderblich. Das überſahen Hutten und Sickingen und Alle, welche ſo gläubig auf den ganz und gar undeutſchen Karl V. hinblickten, als werde dieſer ſich mit der nationalen Bewegung in ſeinem eigenen Intereſſe gegen das Papſtthum verbinden. Auch war beim Adel urſprünglich ein Trieb gegen das Fürſtenthum nur deßhalb vorhanden, weil ſich der Adel von der größeren Gewalt des Letzteren frei machen wollte; um eine unabhängige Stellung neben dem Fürſtenthum zu erringen, wollte der Adel das Kaiſerthum heben. Dem Hutten war dieſer Zuſammenhang allerdings weniger klar; er überſah den geheim waltenden Trieb über ſeinem höheren geiſtigen Zwecke; er, der das Fürſtenthum zuerſt in dem Herzog von Würtemberg haſſen gelernt und bekämpft hatte, erblickte in der Reihe der Fürſten ſeiner Zeit bloß viele ſehr heftige Gegner der Reformation und vermißte auch bei jenen, welche ihr günſtig geſtimmt waren, die Entſchiedenheit des Auftretens für dieſelbe. Beſtimmter wußte Sickingen, um was es ſich handelte, wenn er gleich durch die Erhebung des Adels zu einer neben dem Fürſtenthum ragenden Stellung unmittelbar unter dem Kaiſer auch insbeſondere die Reformation zu fördern hoffte. In der That aber lag damals im Fürſtenthum, ſo wie es ſich geſchichtlich herangebildet hatte, und in den Städten die einzige nachhaltige Kraft des Widerſtandes gegen eine unbeſchränkte Doppelwillkürherrſchaft des Kaiſerthums und des Papſtthums. Nur das Fürſtenthum, wie es das Kaiſerthum längſt beſchränkte, konnte einen für Deutſchland verderblichen Bund deſſelben mit dem Papſtthum unmöglich oder unwirkſam machen, und wirklich trat es zu dieſem Zweck ſpäter in einen Bund mit den Städten.

Martin Luther, um wieder auf Dieſen zurückzukommen, widerrieth zuerſt jede Gewaltthat (und dieſe war ja lediglich auf Seiten des Adels beabſichtigt) mit den Worten: „Die Welt iſt durch das Wort überwunden, die Kirche dadurch gerettet worden, und ſie wird alſo auch durch das Wort wieder hergeſtellt werden. Sowie überdies der Antichriſt ſein Reich ohne Gewalt der Waffen angefangen hat, ſo wird es auch ohne dieſelben zerſtört werden.“ Luther ſah dann aber auch wohl ein, daß ſein Werk, oder vielmehr das Werk der ganzen Nation, als deſſen Vorfechter er daſtand, nur durch den Anſchluß an das Fürſtenthum gerettet würde, welches letztere ſeinerſeits allerdings auch wieder durch die Reformation eine ungeheure Macht gegen das Kaiſerthum erhielt, die es ſpäterhin, dem Grundgedanken der Reformation treulos geworden, gleichſam als ein verhundertfältigtes Kaiſerthum im Kleinen, nach unten hin über das Volk mißbrauchte. Jedenfalls haben das Fürſtenthum und die Städte durch die Reformation Deutſchland vor dem Schickſal einer Centraliſation bewahrt, und ſomit für das Ureigenſte des deutſchen Weſens, für die Ausbildung der Beſonderung und des Rechts der Perſönlichkeit, tauſend Freiſtätten offen gehalten, aus deren einer ſich die Freiheit noch bis zum heutigen Tage in eine andere flüchten und retten kann.

Doch nun zum Hutten zurück! — Schon war ſein Schickſal an das ſeines Freundes und Horts Sickingen auf's Engſte gebunden, das Loos des Einen riß den Andern mit hin. Der große Gedanke eines Bundes des Adels mit den freien Städten des Reiches, in welchen ganz gewiß auch der Bauernſtand, der längſt ſehnſüchtig ſeiner Erlöſung harrte, hineingezogen werden ſollte, dieſer große Gedanke, wegen ſeiner Kühnheit ſtaunenswerth, wenn man auch den Grundirrthum und die Täuſchungen, die ihn durchdrangen und das Selbſtiſche, welches ſich in ihn hineinrankte, nicht überſieht, — er ſtand fertig in Hutten's und Sickingen's Seele, und die Reformation umleuchtete denſelben mit ihrem vollen Glanze. Durch eine gewaltſame, mit den Kräften der drei uraltgeſchichtlichen Stände, des Adels, des Bürgerthums und des Bauerthums, unternommene Neugeſtaltung Deutſchlands ſollten, wie Hutten meinte, „dem Evangelium die hart verſchloſſenen Thüren wieder geöffnet werden.“ Für dieſen Zweck arbeiteten nun Sickingen und Hutten, Jeder auf ſeine Weiſe, mit erſtaunlicher Unermüdlichkeit, der Letztere, indem er durch ſeine Schriften die Maſſen erweckte und jene drei Stände zu einer Vereinbarung für den gemeinſamen Zweck zu bewegen ſuchte, der Erſtere, indem er ſein perſönliches Anſehen bei dem Adel, ſeine Geldmittel, und was ihm ſonſt zu Gebote ſtand, mit aller Macht aufwendete. So geſtaltete ſich alſo, — wie ich früher angedeutet habe — ein deutſcher Dreibund, der des Adels, der Städte und der (allerdings im Hintergrund liegenden) Bauernſchaft gegen eine Dreifaltigkeit, die der Romaniſten, der Juriſten und der Fürſten. Bevor wir jedoch betrachten, wie das alles zur Entwickelung und zum Ende kam, werfen wir einen Blick auf einen Feldzug, welchen Sickingen, als kaiſerlicher Feldhauptmann, im Jahre 1521 gegen Frankreich unternahm und wobei ihn Hutten begleitete, welchen, wie bereits erwähnt worden, der Kaiſer in ſeine Dienſte genommen hatte.

Der kaiſerliche Beichtvater Glapnio war's, welcher die Unterhandlungen mit Sickingen auf der Ebernburg führte, wo der Ritter ſich Luther's Schriften vorleſen ließ, wo die gaſtlich aufgenommenen Theologen das Evangelium verkündigten, wo die Mutterſprache bei'm Gottesdienſt eingeführt, mancher Mißbrauch des römiſchen Kirchenthums abgeſchafft war. Sickingen ſchoß dem Kaiſer neuerdings ein Darlehen — von 20,000 Goldgulden — ohne Unterpfand, bloß auf deſſen Handſchrift vor, und verſammelte für ihn ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Roß, welches er und der Graf von Naſſau anführten. Dies drang denn bis an die Gränzen der Champagne vor, wo die Feſte Mezières Trotz bot. Gegen Sickingen's Rath, welcher darauf lautete, mit Umgehung dieſer Feſte friſch in Frankreich einzudringen, wurde Mezières belagert und von Sickingen hart bedrängt, als der tapfere Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel,“ den Zwiſt zwiſchen den beiden kaiſerlichen Feldhauptleuten zu einer Kriegsliſt benützte, welche trefflich gelang. Er ließ nämlich ein Schreiben ausgehen, welches die Annahme glaubhaft machte, als ſei der Graf von Naſſau im Begriffe, ſich mit den Franzoſen zu verbinden. Dies Schreiben wurde in Sickingen's Hände geſpielt, und nun ſtellte der Letztere ſeine Truppen zur Sicherheit in Schlachtordnung gegen den Grafen von Naſſau, den vermeintlichen Verräther, auf; dieſen aber bedrängten jetzt auf der anderen Seite die Franzoſen, und ſo gelang es dem liſtigen Bayard, viel Verwirrung in's kaiſerliche Heer zu bringen. Raſch zog nun auch der König von Frankreich gegen dasſelbe heran, und da es zugleich durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheiten und eine grimmige Kälte hart bedrängt wurde, ſo blieb Sickingen und dem Grafen von Naſſau nichts übrig, als den Rückzug nach Deutſchland anzutreten, den ſie mit großer Meiſterſchaft vollbrachten. So war alſo der Feldzug ohne Erfolg für den Kaiſer, dem Sickingen aber brachte er auch bedeutenden Schaden, denn der Kaiſer bezahlte ihm den Sold für die Truppen nicht; und auch ſeine günſtige Vermeinung für denſelben — wenn ſie gleich nicht plötzlich erloſch — ſie wurde doch wenigſtens nicht befeſtigt oder erhöht.

Sehen wir nun, wie Sickingen, nach Deutſchland zurückgekehrt, jenen Plan zu einer gewaltſamen politiſch-religiöſen Umgeſtaltung der deutſchen Zuſtände in's Werk ſetzte. Es war im Frühling des Jahres 1522, als er den oberrheiniſchen Adel in Landau verſammelte und zum Abſchluß eines Bundes veranlaßte, deſſen Zweck die Wahrung der Rechte des Adels gegen die Beeinträchtigung derſelben durch die Fürſten war. Dieſer Adelsbund erwählte Sickingen zum Hauptmann, und der Hauptmann erhob die Reformation auf den Schild; das Evangelium war die Loſung. Da ſcholl die Werbtrommel, da zogen die kecken Landsknechte herbei, um unter dem Sickingen

Ehr' und Geld zu gewinnen, da flatterten die Fähnlein der beſten Rittersleute auf allen Wegen nach einer Richtung hin, da flogen die kernhaften Reime Hutten's „Vermahnung an die freien und Reichsſtädt' deutſcher Nation“ rings umher wie lockende Frühlingsvöglein in Lüften und warben das Bürgerthum fort und fort zum Bund mit dem Adel gegen die Fürſten; und ebenſo ging ein „Geſprächbüchlein,“ betitelt „Neu-Karſthans,“ von Hand zu Hand, in volksthümlicher Weiſe, wahrſcheinlich auch von Hutten und nicht ohne Einfluß Sickingen's geſchrieben; das ſuchte gleichfalls alle Herzen für den bevorſtehenden gewaltſamen Verſuch Sickingen's und für die Perſon des Letzteren zu gewinnen; hinterher kamen dreißig Artikel, friſch und geſund, wie irgend etwas in jener Frühlingszeit, trefflich darauf berechnet, den Bauernſtand von der Nothwendigkeit des Kampfes gegen Rom zu überzeugen, und ihm die Mittel zur Verjagung der römiſchen Prieſter und zur Einführung der evangeliſchen Lehre an die Hand gebend. Aber auch die bloßen Namen der Anführer waren ſchon hinreichende Werber. Da klangen in volksthümlichen Weiſen die Lieder: „Franz Sickingen, das edel Blut, der hat viel der Landsknecht gut,“ und:

„Ulrich von Hutten, das edel Blut,
Macht ſo köſtliche Bücher gut,
Die laſſen ſich wohl ſehen;
Die gfallen den geiſtlichen Gleißnern nit wohl,
Die Wahrheit muß ich jehen,
ja jehen.“

. . . . .

„Herr Ulrich iſt ein redlich Mann,
Wollt' Gott, daß ich ſollt bei ihm ſtahn
Gegen allen ſeinen Feinden;
Ich hoff' zu Gott, die Wahrheit werd',
Die Falſchen überwinden,
ja winden!“

Ein andres Volkslied auf Hutten begann:

„Ach edler Hut' aus Franken,
Nun ſich dich weislich für,
Gott ſolltu loben und danken,
Der wird noch helfen dir,
Die Gerechtigkeit verfechten,
Du ſollt beiſtahn dem Rechten,
Mit andern Rittern und Knechten,
Mit frummen Kriegsleuten gut
Beſchirmen des Chriſten Blut.

Ein „neu Lied Herrn Ulrich's von Hutten“ rief in die kampfluſtige Zeit die Loſung hinein:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu,
Mag ich nit d'ran gewinnen,
Noch muß man ſpüren Treu,
Damit ich mein',
Nit ein'm allein
Wenn man es wollt' erkennen,
Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.“

Da klangen die Kernſprüche:

„Oft großer Flamm
Von Fünklein kam,
Wer weiß, ob ichs werd' rächen;
Steht ſchon im Lauf,
So ſetz' ich drauf,
Muß gahn oder brechen!“

Das „neu Lied Herrn Ulrich's von Hutten“ ſchloß bedeutungsvoll alſo:

„Ob dann mir nach thut denken
Der Kurtiſanen Liſt,
Ein Herz läßt nit kränken,

Das guter Meinung iſt.
Ich weiß: noch viel
Wöll'n auch in's Spiel,
Und ſollten's drüber ſterben.
Auf, Landsknecht gut
Und Reiters-Muth,
Laßt Hutten nie verderben!

Der Mann dieſer Volkslieder, der Mann des Volkes, Ulrich von Hutten hatte damals, wie ein kühner Schwimmer, der ſich nackt in den brauſenden Strom ſtürzt, auch die Bande gelöſt, welche ihn an ſeine Familie, an ſeinen Beſitz knüpften. Vater und Mutter waren ihm geſtorben, mild bewahrte ſie der Todesſchlummer vor den Sorgen um das Loos ihres Erſtgebornen. Nun entſagte dieſer zu Gunſten ſeiner Brüder auf ſeine Erbſchaft; er wollte: ſie ſollten ihm weder ſchreiben, noch ihm Geld ſchicken. Gefaßt auf das Schlimmſte, was ihn treffen könnte, wollte er ſie vor dem Schickſal bewahren, ſeinen Fall theilen zu müſſen. Er hatte nichts mehr, als was er mit ſich tragen konnte, ſeine Feder und ſein Schwert. So erwartete er die Entſcheidung in dem großen Kampfe.

Sickingen eröffnete denſelben am 27. Auguſt des Jahres 1522 mit einem Fehdebrief und bald darauf mit einem Angriff gegen den Erzbiſchof von Trier, Richard von Greiffenklau. Als Vorwand zu dem Feldzug gegen denſelben wurde der Umſtand benutzt, daß Richard zwei Bürger von Trier, welche an Hilchen von Lorch und Gerhard Börner für ihre Freilaſſung entweder 5000 Dukaten Löſegeld bezahlen oder ſich wieder in Haft ſtellen ſollten, von ihrem deßhalb geleiſteten Verſprechen, als einem durch Gewalt ihnen abgedrungenen, entband; Franz von Sickingen, auf deſſen Bürgſchaft jene Beiden ihre Freiheit wieder erlangt hatten, wandte ſich deßhalb an den Kurfürſten Richard und ſchickte ihm ſeine Abſagung, ſowohl um jenes Umſtandes als auch „um anderer mehr höherer, beweglicher Urſachen willen“, ſo von dem Kurfürſten „wider Gott, kaiſerliche

Majeſtät, des heiligen Reichs Ordnung und Billigkeit gehandelt.“ Die eigentliche Abſicht Sickingen's war jedoch, wie ſich mit größter Wahrſcheinlichkeit annehmen läßt, keine andere als folgende. Die geiſtlichen Kurfürſten- und Fürſtenthümer ſollten, als Hauptbollwerke der geiſtlichen Fremdherrſchaft und als Hauptmacht gegen die Verbreitung der Reformation, geſtürzt und in weltliche verwandelt, mit Trier aber der Anfang zu dieſem Werke gemacht werden. Seltſam genug: eben ein geiſtlicher Fürſt, bisher ein Gegner der Reformation, Albrecht von Mainz, ſtand heimlich mit Sickingen in Verbindung und begünſtigte deſſen Unternehmung! Entweder war er in die eigentliche Abſicht Sickingen's nicht eingeweiht und betrachtete deſſen Krieg gegen den Kurfürſten von Trier blos als ein Unternehmen, wozu Sickingen durch perſönlichen Haß beſtimmt wurde, und von deſſen glücklichem Ausgang Albrecht für die Erweiterung der eigenen Macht Vortheil ziehen konnte, — oder aber, wenn er eingeweiht war, ſo hoffte er, aus der mißlichen Stellung eines von Rom abhängigen geiſtlichen Fürſten in die glücklichere eines Primas einer freien deutſchen Kirche eintreten zu können, — vielleicht gar ſein geiſtliches Fürſtenthum in ein weltliches verwandeln zu können, wie dies ſpäterhin der Hochmeiſter des deutſchen Ordens Albrecht von Brandenburg in Bezug auf Preußen gethan hat.

Der Anfang des Feldzuges gegen Trier war vom glücklichſten Erfolge begleitet. Mit einem Heere von 10,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß brach Sickingen in's Trier'ſche Gebiet ein. Raſch eroberte er die Burg Bliskaſtell und die Stadt St. Wendel; da ſprach er zu den gefangenen Rittern die bedeutungsvollen Worte: „Edle Herren, ihr ſeid gefangen und in meinem Gewahrſam. Eure Waffen, eure Roſſe habt ihr verloren; doch beſitzt ihr einen Herrn und Fürſten, der, im Fall er's noch länger bleibt, Geld genug hat, euch zu löſen. Sollte aber Franciscus einſt, mit dem kurfürſtlichen Purpur bekleidet, in die Reihe der ſieben

Wähler treten, was, wie ihr ſeht, ſo ziemlich vorbereitet iſt, ſo ſoll es nicht nur euer Schade nicht ſein, ſondern jener dürfte wohl jedem von euch, wenn ihr anders ſeinen Fahnen folgen wollt, noch größere Belohnung anbieten können!“ Am 7. September ſtand Sickingen mit ſeinem Heere vor Trier, belagerte die Stadt und beſchoß ſie auf's Heftigſte. Aber vergeblich! Trier wurde trefflich vertheidigt, und, was am meiſten in's Gewicht fiel, die Verſuche Sickingen's, die Bürgerſchaft gegen Richard und die Geiſtlichkeit aufzuwiegeln, mißlangen gänzlich. Außerdem litt er bereits Mangel an Pulver (er hatte 20 Tonnen in wenigen Tagen verſchoſſen) und ferner wartete er umſonſt auf die Ankunft von Heerhaufen, welche aus Kleve und Jülich, aus dem Kölniſchen und Limburgiſchen, ſo wie von 1500 Braunſchweigern, welche, von Niklas Minkwitz angeführt, vor Trier zu ihm ſtoßen ſollten; jene hielten der Herzog von Kleve und der Erzbiſchof von Köln zurück, die Braunſchweiger aber überwältigte Sickingen's Feind, der Landgraf Philipp von Heſſen; der nahm ſie in ſeinen Dienſt und den Minkwitz gefangen. Eben der Landgraf von Heſſen und der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz erkannten, daß es ſich um etwas Höheres als einen gewöhnlichen Landfriedensbruch und Fehdezug handelte; ſie ſahen, daß es ein Angriff des Adels zum Sturz des Fürſtenthums war; darum boten ſie ihre ganze Kraft zur Vernichtung des Unternehmens auf und zogen gegen Sickingen aus. Da ſah Dieſer die Unmöglichkeit ein, ſich vor Trier länger halten zu können; er hob am 14. September die Belagerung auf und trat den Rückzug an.

Mit dieſem erſten mißlungenen Schlag war aber auch das ganze Unternehmen Sickingen's vereitelt. Denn die beiden Fürſten von Heſſen und Kurpfalz, welche, zur Rettung des deutſchen Fürſtenthums vor dem Adel, in ein engeres Bündniß unmittelbar gegen Sickingen getreten waren, — ſie wußten gar wohl, daß, wenn dieſer eine Mann der Uebermacht erlag, das Haupt des Adels gefallen ſei. Nach wohlüberlegtem Plan warfen ſie ſich zunächſt mit voller Kraft auf ſeine Bundesgenoſſen, fällten einen nach dem andern und brachen ſo die Stützen ſeiner Macht. Zuerſt erlag der feurige **Hartmuth von Kronberg**, dann ging es an die Herren von Hutten, und an die rheingauiſchen Glieder des Adelsbundes. Das Glück war den Anſtrengungen der Fürſten, von denen der Landgraf am eifrigſten andrang, günſtig.

Sickingen gab jedoch die Hoffnung noch nicht auf, ob auch des Reichs Acht- und Aberacht über ihn ausgeſprochen war, ob auch manche ſeiner bisherigen Freunde zu ſeinen Feinden übergingen, und ob auch Albrecht von Mainz, ſein heimlicher Bundesgenoſſe, gar gewaltig bedrängt ward. Sickingen vertraute auf den Beiſtand der Schweizer, auf den der Städte, zumal Straßburg's, auf den des Herzogs von Bouillon, auf alle Anhänger Luther's und der Reformation, auf eine neue Erhebung der Ritterſchaft, auf ſeine feſten Burgen und auf ſein Glück. Er ſchrieb einen Rittertag zu **Schweinfurt** aus; dort ſollte die Begeiſterung des Adels wieder angefacht, ein neues Unternehmen berathen und beſchloſſen werden. Vergebliches Bemühen! Die Begeiſterung des Adels war nicht mehr herzuſtellen, die nöthige Eintracht nicht zu Stande zu bringen; die Bundesgenoſſen rührten und regten ſich nicht. Die freien Städte wollten zwar die Sache des Evangeliums fördern, ſcheuten aber doch vor einer engern Verbindung mit dem Adel in einer Sache, wobei ſie, im Falle unglücklichen Ausgangs, Gefahr liefen, die Reichsfreiheit zu verlieren und Landſtädte der Fürſten zu werden. Die Anhänger Luther's, wie zahlreich ſie auch waren, blieben unthätig für Sickingen's Unternehmen, da ja Luther ſelbſt den Ritter ſchon vor dem Trier'ſchen Feldzug von dem Vorhaben hatte abmahnen laſſen, — nun ſahen ſie, wie Luther's Abmahnung durch den unglücklichen Ausgang jenes Feldzuges gerechtfertigt worden war. Nur die feſten Burgen ſtreckten noch trotzend und herausfordernd ihre Zinnen in die Lüfte, und nur der feſte Muth in Sickingen's Bruſt war noch der alte, wenngleich der Aſtronom **Hanns Vierdung von Haſpurt**, „ohne deſſen Prognoſtication und Rath Sickingen kein fürtrefflich Fürnehmen und Handlung unterſtanden,“ in ſeiner „Reſolution für's 1523te Jahr“ gefunden hatte: es ſei „nach Lauf der Geſtirne in der Zeit der Revolution nichts nahmhaftes Gutes bezeigt, ſondern mehr Widerwärtigkeit, Neid, Haß und große Schäden an Leib und Gut, und daß ſein Leben ſtehen wird in großer Fährlichkeit, darum ſei er gewarnet, mehr dieß Jahr denn andre Jahr, und ſei fürſichtig in ſeinen Händeln . . . daß er nicht komme um Ehre und Gut, und dazu um ſein Leben.“

Ob nun Sickingen, wie hell und klar auch ſein Geiſt über ſo viele Vorurtheile ſeiner Zeit hinausblickte, ſich des Eindrucks dieſer aſtrologiſchen Träumerei nicht erwehrte, oder ob ihm nur der ganze Ernſt ſeines Unternehmens vor der Seele ſtand, — er handelte ſo, wie ein vorſichtiger Hausvater thut, welcher bei Zeiten ſein Teſtament macht, um all' ſeine Theuren nach ſeinem Tode ſicher zu ſtellen. Bevor er zur Verſammlung der Ritter nach Schweinfurt ging, dachte er an ſeine Freunde, welche er bisher in ſeinen „Herbergen der Gerechtigkeit“ ſo treulich gegen alle Verfolgungen geſchützt hatte, und erwog ſorglich, welches Loos dieſe Männer, die reformatoriſchen Theologen und den geliebteſten Freund ſeiner Seele, den geiſtigen Vorfechter Deutſchlands, Ulrich von Hutten, treffen würde, wenn ihm, dem Sickingen, Menſchliches begegnete, wenn er fiele, wenn ſeine Burgen erobert, jene Männer von den erbitterten Feinden gefangen würden; er mußte ſich geſtehen, daß ſich dann gewiß zu dem alten Haß noch der Vorwurf geſellen würde: man habe ſie bei einem Geächteten gefunden und ſie ſeien deſſen Helfer. Da reichte denn Sickingen, ſchweren Herzens, ſeinen Schützlingen, da reichte er ſeinem geliebten Hutten die Hand zum Abſchied, und in ſeiner ahnungsvolle Seele ſprach eine Stimme: „Muß ich unterliegen, ſo ſoll doch der Hutten in ſicherer Freiſtätte anderswo leben, auf daß das Evangelium, die Freiheit und das Vaterland ihn auch fernerhin zum ritterlichen Vertheidiger behalten! O mögeſt du Hutten, o möget ihr Männer, die ich beherbergte, als getreue Sämänner hinausziehen und die Samenkörner der reinen Chriſtuslehre in alle Herzen ſtreu'n!“ Alſo ſchied Hutten von der Ebernburg, von welcher er einſt in ſeinem Geſprächbüchlein „der Bullentödter“ („bullicida“) geſchrieben: „das iſt jene Herberge der Gerechtigkeit, wo Waffen und Streitroß gewerthet, Müſſiggang und Feigheit verachtet ſind, wo die Männer im ganzen Sinne des Wortes als Männer ſich zeigen, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wird, wo für die Gottheit Verehrung, für die Menſchen Sorgfalt und Liebe heimiſch, wo alle Tugenden ihren Preis erhalten, wo Habſucht nicht geduldet, Ehrgeiz geächtet, Meineid und Laſter weit entfernt ſind, wo Männer, von reiner Freiheitsglut erfüllt, verweilen, wo die Leute das gemeine Geld verſchmähen und nur nach Großartigem anſtreben, wo die, welche mit Abſcheu vor dem Unrecht fliehen, ſtets nur dem ſtrengen Rechte folgen, wo man Verträge hält, Treue ehrt, den Glauben hegt, die Unſchuld ſchirmt, wo Redlichkeit aufblüht, geſchworne Eide gelten.“ — Hutten und Sickingen ſahen ſich nicht mehr wieder; das Schickſal Beider vollendete ſich ſchnell.

Sickingen, von allen ſeinen Freunden, auf deren Unterſtützung er gehofft, verlaſſen, eröffnete im Frühling des Jahres 1523 einen neuen Feldzug wider die gegen ihn verbündeten drei Fürſten von Trier, Heſſen und Pfalz, welche die Vorſchläge des Reichsregiments zur Vermittlung eines Friedens mit der beſtimmten Erklärung zurückgewieſen hatten: „jede Milde und gütliche Behandlung würde das Anſehen des Kammergerichts untergraben; — . . wolle das Reich Ruhe vor dem Ritter haben, ſo müſſe man das Feuer auf einmal ganz auslöſchen.“ Sickingen fiel in's pfälziſche Gebiet ein; doch bald ſah er, daß ſein Glücksſtern im Erbleichen war. Ein Anſchlag, ſich der Feſte Lützelſtein durch Überfall zu bemächtigen, mißlang; er belagerte ſie dann, ſah ſich jedoch bald genöthigt, davon abzuſtehen. Sein Sohn Hanns, ſeine Freunde Hilchen von Lorch und Auguſtin von Braunsberg wurden beſiegt und gefangen, ſeine Burgen Steinkallenfels und Wartenberg ergaben ſich den Feinden, ſein Geſuch um Waffenſtillſtand zum Behuf der Einleitung eines Vergleichs ward abgeſchlagen; bald ſah ſich der kühne Mann in ſeiner Feſte Landſtuhl von den drei Fürſten belagert. Wohl verließ er ſich auf ſeine neuen Mauern und ließ den Fürſten ſagen: er wolle nun ihr neu Geſchütz gern hören. Und ſie ließen es ihn tüchtig genug hören. Das neue Geſchütz warf die neuen Mauern nieder; am 2. Mai 1523 traf ein Schuß der Belagerer einen Balken, davon dem Sickingen ein Stück in die Seite ſchlug und ihn tödtlich verwundete.

Am ſechsten Mai bot er, ſein nahes Ende vorausſehend, den Fürſten an, ihnen die Feſte zu übergeben, wofern ſie ihm und den Seinigen freien Abzug gewähren wollten, und als ſie dies verweigerten, ergab er ſich auf ritterlich Gefängniß; er hoffte: „ich will nicht drei Tage der Fürſten Gefangener ſein.“ Am 7ten Mai zogen die Fürſten in die eroberte Burg ein und bald darauf — um Mittag — verſchied der kühne Mann, „wie er in Zeit ſeines Lebens ein männlich und trotziges Gemüth hatte, das behielt er bis in ſeinen Tod.“ Tief erſchüttert ſtand Luther, als er die Kunde von Sickingen's Tod vernahm und ſprach: „Der Herr iſt gerecht aber wunderbar; er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen!“

Ulrich von Hutten überlebte den Freund nur wenige Monate. Als die „Herberge der Gerechtigkeit“ hinter ihm lag und er hinausſchritt, der arme Heimathloſe, Geächtete, um nun eine neue Freiſtätte zu ſuchen, da hatte ihm der König von Frankreich einen Jahrgehalt von vierhundert Kronen und den Titel eines königlichen Rathes angeboten. Aber der Vertheidiger deutſcher Freiheit gedachte an die Worte, welche er im Jahre 1520 dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen geſchrieben: „Es ſoll nimmermehr vom Hutten gehört werden, daß er einem fremden König, wie groß und mächtig der iſt, dienſtbar und unterthänig ſei.“ Im edlen Stolz wies er des Fremden Gnade von ſich und verzichtete auf den Schutz, welchen ihm ein König gegen ſeine zahlloſen Feinde gewähren konnte, und eingedenk des Reims in jenem „neuen Lied Herrn Ulrich's von Hutten“:

„Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt,
Und will des Ends erwarten.“

ging er mit Öcolampadius nach der Schweiz, um in den Städten der freien Männer Schutz und Zuflucht zu finden. Seine letzte Schrift in deutſcher Sprache, welche noch dem Jahre 1522 angehört, war die „Entſchuldigung wider etlicher unwahrhaftiger Ausgeben von ihm, als ſollt er wider alle Geiſtlichkeit und Prieſterſchaft ſein, mit Erklärung etlicher ſeiner Geſchriften.“ Er konnte, wie es in dem mehrfach erwähnten Liede heißt, mit Recht von ſich ſagen:

„Darneben mich zu tröſten
Mit gutem G'wiſſen hab',
Daß keiner von den Böß'ten
Mir Ehr' mag brechen ab,
Noch ſagen, daß
Uf einig Maaß
Ich anders ſei gegangen
Dann Ehren nach;
Hab' dieſe Sach
Im Guten angefangen.“

Jene ſeine letzte deutſche Schrift war gleichſam der gewiſſenhafte Rechnungsabſchluß ſeines ganzen Lebens und Wirkens, gleichwie der wackere Verwalter, der eine große Reiſe antreten will, bevor er's thut, noch ſeine Bücher durchſieht und ordnet, auf daß, wenn er nicht wieder kommen ſollte, ſein Andenken gerecht erfunden werde.

Harte Leiden trafen den Vielgeprüften noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens. Er hatte ſich zunächſt in Baſel, wo er im Dezember des Jahres 1522 eingetroffen war, niedergelaſſen, und eine ehrenvolle Aufnahme von Seiten des Rathes der Stadt gefunden. Aber ſiehe: gerade der Mann zog ſich von ihm zurück, mit welchem er lang in einem freundſchaftlichen Verhältniß geſtanden, der berühmte Gelehrte Erasmus von Rotterdam, welcher damals in Baſel lebte. In einer zweideutigen Stellung zur Reformation, welcher er, wie die Humaniſten überhaupt den Weg hatte bahnen helfen, voll feiger, engherziger Rückſichten auf vornehme Gönner, lehnte Erasmus es ſogar ab, einen Beſuch ſeines jetzt vom Unglück verfolgten und vom Siechthum gefolterten Freundes anzunehmen; ja: nicht genug, daß er ſich des Umgangs mit einem Hutten — ſchämte, wurde er ſogar nicht müde, deſſen Ruf durch Schriften zu verläſtern, welche den kranken Ritter, der ſchon den Keim des Todes in ſich trug, zu heftigen Gegenſchriften reizen mußten. Das iſt ein trauriger Anblick: den Gelehrten, welcher einſt ſo trefflich für die Entfeſſelung des deutſchen Geiſtes gewirkt, nun im ſchlechten Kampfe wider den zu ſehen, der immer mit ſo hoher Begeiſterung an ihm gehangen, den er ſelbſt einſt ſo geprieſen, — und den Ritter, dem nun der edelſte Freund in Sickingen geſchieden war, genöthigt, die letzte Lebenskraft zur Abwehr hämiſcher, gemeiner Angriffe aufzuwenden! O wohl mochte es dem Hutten wie ein Traum bedünken, daß ein Kaiſer einſt eine Lorbeerkrone auf ſein Haupt geſetzt; — jetzt trug er eine Dornenkrone, aber wie auch ſeine Stirne darunter blutete, mit all ſeinen getäuſchten Hoffnungen, mit ſeinem Herz voll des unſäglichen Schmerzes um Sickingen's Fall, — er ſtand doch größer und edler da als der Kaiſer in all ſeiner Pracht und Herrlichkeit.

Hutten's ganzes Leben war gleichſam eine einzige Flucht ohne Ruh und Raſt geweſen. Zum Tode ſiech, ſollte er das Schickſal ſeines ganzen Lebens in den wenigen Monaten, die ihm noch auf Erden gegönnt waren, nochmal ſo recht völlig durchempfinden. Nach zweimonatlichem Aufenthalt mußte er Baſel ſchon wieder verlaſſen. Und warum? Die Geiſtlichkeit hatte es bei dem Rath dahin gebracht, daß dieſer den Hutten bat: er möge aus der Stadt ſcheiden, ihre Ruhe verlange ſeine Entfernung und ſeine eigene Sicherheit gebiete dieſelbe. Da ging denn der kranke Hutten mitten im Winter — es war im Januar des Jahres 1523 — in aller Stille, auf Nebenwegen, nach Mühlhauſen; die Hauptſtraße vermied er, weil ſeine Feinde ihm da nachſtellten. In Mühlhauſen war er nicht müßig; ſo wie er erkannte, daß hier ein guter Boden für die Reformation ſei, begann er ſogleich, für dieſelbe mit den letzten Kräften ſeines Lebens zu wirken; da wurde nun das päpſtliche Joch zertrümmert, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, die Taufe in deutſcher Sprache u. ſ. w. eingeführt. Aber alſobald machte ſich auch die Gegenwirkung der Römlinge wider den Mann geltend, welcher für dieſe Neuerungen vor Allen thätig war; ſie hetzten die von ihnen bethörten unterſten Volksklaſſen gegen Hutten, ſeine Wohnung wurde beſtürmt, kaum vermochte ihn die Obrigkeit vor der Wuth des verblendeten Pöbels zu ſchirmen. Es blieb ihm nichts übrig als Flucht. So kam er denn im Juni des Jahres 1523 nach Zürich. Da nahm der biedere Zwingli, deſſen Name bei allen freien Herzen einen guten Klang hat, den kranken Flüchtling auf. Aber hier verfolgte ihn der gereizte Erasmus von Rotterdam, welchem es zu ſteter Schmach gereicht, daß er, um ſeiner perſönlichen Leidenſchaft zu genügen, und weil er ſich vor dem gerechten Zorn Hutten's fürchtete, an den Rath von Zürich ſchrieb: er möge ſich vorſehen, daß Hutten deſſen, (des Raths) Güte „nicht mißbrauche zu einem geilen muthwilligen Schreiben, das da offenbar ſchade dem evangeliſchen Handel, anderen guten Künſten, auch gemeinen Sitten;“ Erasmus ſchämte ſich nicht, beizufügen: „ſo Ihr ſeinen (Hutten's) Muthwillen ein wenig zähmet, werdet Ihr mir nicht ſowohl einen großen Dienſt und Nutzen, als anderen Künſten, die dadurch befleckt ſind, beweiſen; Ihr werdet auch Eurer Landſchaft ein faſt nutzlich Ding thun!“ So haben gemeine Seelen immer gethan und ſo thun ſie noch jetzt; wenn ihnen die Wahrheit unbequem iſt, verdächtigen ſie den, der ſie ſpricht, bei der machthabenden Gewalt, und machen viel Weſens, als müſſe die Ordnung der Welt aus den Fugen weichen, wenn ihre Perſonen ſo abkonterfeit werden, wie ſie wirklich ausſehen; die kurzſichtigen Thoren! — als ob die Wahrheit nicht länger lebte als ſie! Welches edle Gemüth aber kann unbewegt bleiben, wenn es die einfachen Worte lieſt, welche Hutten auf jene Verdächtigung durch Erasmus an den Rath von Zürich ſchrieb, worinnen er unter Anderm bittet, die Herren möchten ihm, wenn Schriften von Erasmus kämen, ſolche nicht vorenthalten, ſondern wo möglich in Abſchriften mittheilen; „darum ich“ (ſagte er) „je dafür gehalten ſein will, daß ich alle Zeit her, ſeit ich aus meinen kindlichen Jahren verwachſen, anders nicht, denn einem tugendlichen und frommen Rittermäßigen vom Adel wohl ziemlich und gebührlich, gehandelt und gewandelt hab’; — und daß ich, wo jemand wider mich, als ich nicht hoffe, ausgeben und beſchuldigen wird, mein’ Ehr’ und Glimpf mit Grund der Wahrheit genugſamlich zu vertreten und zu entſchuldigen wiſſe.“ Das ſchrieb Hutten am 15. Auguſt 1523. Bald darauf verließ er, von ſeiner zunehmenden Krankheit gefoltert, Zürich und zog auf den Rath Zwingli’s, welcher ſich ſeiner liebevoll annahm, nach der Inſel Ufnau im Züricher See. Da lebte ein wackrer Pfarrherr, Namens Hanns Schnegg; dem hatte Zwingli den kranken Ritter auf’s Allerbeſte empfohlen. Aber dem Hutten konnte keines Arztes Kunſt, keine Luft und kein Waſſer mehr helfen. Dem Hutten hatte die getäuſchte Hoffnung das Herz gebrochen. Er hatte gehofft auf den Kaiſer, — doch der Kaiſer hatte ihn und das deutſche Volk von ſich geſtoßen; er hatte gehofft auf die Fürſten, — aber die Fürſten hatten ſich bis auf Einen des Evangeliums nicht angenommen und was in der Seele des Herrlichſten, Philipp’s von Heſſen, verging, das konnte Hutten nicht ahnen; — er hatte gehofft auf den Adel, — aber der Adel hatte ſich nach Sickingen's Fall zerſtreut; er hatte gehofft auf die Städte, — aber die Städte blieben ſtill und ruhig, und entfalteten erſt ſpäterhin ihren ganzen Muth für die größte That des deutſchen Geiſtes, für die Reformation; er hatte gehofft auf den Bauernſtand, — aber der Bauernſtand entbehrte damals (wie ſpäter, da er ſich erhob) eines Hauptes, tüchtig genug, um ſeine Bewegung zu leiten, und ſiechte fort unter den unſeligen Folgen langer Unfreiheit. Er hatte gehofft auf Luther, den größten Mann jener Tage neben ihm, — aber Luther ging einen andern Weg und hatte keine That für ihn, nur eine Klage um den Verlornen. Ulrich von Hutten hatte nichts mehr, ſeines Hoffens und Lebens Kraft darauf zu ſtützen. Da ſtarb er, noch von einer Hoffnung erquickt, von der, daß „Gott dereinſt die zerſtreuten Freunde der Wahrheit ſammeln werde;" dieſe Hoffnung hatte er in einem Brief vom 12. Auguſt an den Freund ſeiner Jugend Eoban Heß, und eben dem hatte er auch ſeinen einzigen Troſt ausgeſprochen, den Troſt, daß er noch immer einen Muth beſitze, der wenigſtens ſeinem Unglück gleich komme. Es war an einem Tag im Auguſt des Jahres 1523, — man weiß nicht einmal an welchem, als Hutten's große Seele von der Erde ſchied. Eben ſo wenig, als man ſeinen Todestag weiß, kennt man den Ort, wo ſeine irdiſche Hülle auf der ſtillen Inſel Ufnau im Züricher See ruht. Er hinterließ grad' ſo viel an Geld, daß die Koſten des Begräbniſſes davon gedeckt werden konnten; außerdem ein paar Handſchriften und Bücher, ſein Schwert und ſeine Feder!

Aber er hinterließ doch auch noch ein Größeres, ſeinen Geiſt! Der ruht nicht auf Ufnau, der macht die Runde durch ſein deutſches Volk, ſeit dreihundert Jahren noch ſo unermüdlich wie in den 36 Jahren, da er Hutten's ſterbliche Hülle beſeelte. Dieſen Geiſt vermag keines Gewaltigen Gewalt zu dämpfen; er ruft und weckt unſer Volk noch jetzt und immerdar, der Freiheit und Ehre Deutſchland's nicht zu vergeſſen; und wer für dieſe beiden noch ein Herz im Buſen trägt, der ruft jene Worte, welche Ulrich von Hutten in Bezug auf ſeinen Sickingen niederſchrieb, in Bezug auf Hutten ſelbſt, die Worte, welche mich beſeelt haben, als ich ſein Leben ſchilderte:

„Wo etwas mein Geſchrift vermag,
Dein Lob muß ſterben keinen Tag!“

Peſtalozzi.

Von

A. Rodnagel.

„Mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande; ich werde Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern."

Peſtalozzi an ſeine Braut.

Heinrich Peſtalozzi.

Geboren den 12. Januar 1746 in Zürich,
geſtorben den 17. Februar 1827 zu Brugg.

Dieſe Vierziger Jahre ſind reich an ernſten Erinnerungen für das deutſche Volk; ſie legen ihm die Pflicht auf, die Geburts- oder Sterbetage einzeler Männer würdig zu begehen, deren Namen man nie verſchweigen wird, wenn von deutſchem Geiſt und Volksleben die Rede geht. Und dieſe Männer haben auf den verſchiedenſten Bahnen gewirkt und den Glanz unſerer Nation verbreitet! Lichtenberg's Geburtsjahr feierten wir 1842, Herder's 1844, Luther's Todesjahr 1846; noch liegt uns ob, im Jahr 1848 das Andenken an die Dichter Bürger und Hölty zu erneuern. Zwiſchen dieſen war, gleichfalls 1846, das hundertjährige Geburtsfeſt des Mannes, den man im beſonderſten Sinn mit dem Ehrennamen des „Schulmeiſters der Neuzeit“ benennen ſollte; deſſen Größe, wie Einer ſeiner dankbarſten Schüler ſagt, „nicht in Auffindung einer neuen naturgemäßen Bildungsbahn, ſondern im Geiſte der Demuth und Liebe ſteht, der die Tiefen ſeiner Seele zu herrlicher und bleibender That bewegte,“ und darin, ſetzen wir hinzu, daß er ein ächter Jünger deſſen war, der auch in der Kunſt der Erziehung unſer einziger und vollendeter Meiſter iſt. Wie bei ſo vielen der größten Geiſter, ſo läßt ſich auch bei **Peſtalozzi** nachweiſen, daß durch beſondere Eindrücke in der erſten Jugendzeit, durch Erlebniſſe ſeiner Knabenwelt, bereits das eigenthümliche Gepräge ſeines Geiſtes hervorgetreten und das Ziel ſpäterer Wirkſamkeit geſteckt iſt. Seine Aeltern ſtammten zwar aus einer alten Patrizierfamilie in der italiäniſchen Schweiz, die vor Jahrhunderten nach Zürich gezogen war und daſelbſt Einfluß und Würde erlangte, doch waren ihre Verhältniſſe beſchränkt, ihr häusliches Glück eine friedliche Zurückgezogenheit. Der Vater Johann Baptiſte Peſtalozzi war Augenarzt, die Mutter eine geborene Holtze, ein Weib voll treuer, aufopfernder Liebe für die Ihrigen. Heinrich, am 12. Januar 1746 geboren, war zart und ſchwächlich, allein von feurigem, leicht erregtem Gefühl. Er ſelbſt ſagt in ſeinem Schwanengeſang von ſich, dem Kinde: „Alles, was mein Herz anſprach, ſchwächte ſehr oft den Eindruck deſſen, was meinen Kopf aufhellen und zu bildender Thätigkeit beleben ſollte. Meine Einbildungskraft ward bald vorherrſchend und meiner Bildung in Kenntniſſen und Fertigkeiten in Allem, was mein Herz nicht ſehr intereſſirte, in hohem Grade hinderlich, und früh begann der Mangel deſſen, was kräftigend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meiner Vorſicht und Umſicht wirken ſollte, auf mein äußeres Leben Einfluß zu gewinnen. Schon was ich als Kind vornahm, mißlang ſehr oft. Ich ſtieß mit meinem Kopfe in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr an, als irgend ein Kind. Aber ich beſaß bei meiner Unvorſichtigkeit einen leichten Sinn, der mir das Fehlſchlagen von Dingen, die andern Kindern ſchwer zu Herzen gegangen wären, wenig empfinden ließ. Was hinter mir war, wenn es mich ſelbſt betraf, ſo ſehr ich es auch vorher gewünſcht oder gefürchtet hatte, war mir, wenn ich darüber ein paar Mal geſchlafen hatte, als ob es nicht geſchehen wäre. Die Folgen dieſer Eigenheit ſtärkten ſich in ihrem Wachsthum, da ſie viele Nahrung in der Art meiner Erziehung fanden, von Jahr zu Jahr mehr, und wirkten nachtheilig auf mein ganzes Leben fort.“ — Bei ſolchen, ſehr entſchieden ſich zeigenden Anlagen des Gemüthes und Geiſtes wäre wohl nur eine weiſe und ſtrenge Erziehung im Stande geweſen, durch geſtählte Kraft des Verſtandes und Willens der Einſeitigkeit vorzubeugen. Statt deſſen hatte der Knabe das Unglück, ſchon im ſechſten Jahre den Vater zu verlieren. Jetzt waren nicht allein Einſchränkungen und Entbehrungen aller Art nöthig, ſondern es fehlte dem lebhaften Kinde auch ein männliches Vorbild. Die Mutter verband mit ihrer Gemüthlichkeit zugleich ein gutes Theil Schwäche und übertriebene Nachſicht, konnte ſie ja den Heinrich nicht einmal zu äußerlicher Reinlichkeit und Ordnungsliebe gewöhnen, ſo daß er ſich übel vor ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Der Vater kannte die Unſelbſtſtändigkeit ſeines Weibes, daher ließ er auf dem Sterbebett eine treue Dienſtmagd vor ſich kommen und ſagte: „Babeli, um Gottes und Aller Erbarmen willen, verlaſſe meine Frau nicht. Wenn ich todt bin, ſo iſt ſie verloren, und meine Kinder kommen in harte, fremde Hände, ſie iſt ohne deinen Beiſtand nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu halten.“ Und das Babeli, wiewohl erſt einige Monate vom Lande in den Dienſt gezogen, blieb; durch ihre treue Hülfe gelang es, die Kinder beiſammen, das Hausweſen aufrecht zu erhalten. Das Verſprechen: „Ich verlaſſe Ihre Frau nicht, wenn Sie ſterben; ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn ſie mich nöthig hat;“ — erfüllte ſie im Drang der ſchwierigſten Verhältniſſe, mit einer Ausdauer und zugleich mit einer Umſicht und Klugheit, die um ſo bewundernswürdiger war, als ſie von aller äußern Bildung entblößt, eben aus der armen Dorfhütte in die Stadt gekommen. Kein Wunder, daß dieſer Charakter, „edel und in Unſchuld und Einfalt, bis zur Erhabenheit großherzig,“ entſchiedenen Einfluß auf den Knaben übte, daß das anſchauliche Bild ſolcher Liebeskraft in einem ſchlichten Bauernmädchen ihn lehrte, welche Schätze in der reinen Menſchennatur liegen und ſich aus ihr entfalten, wenn ſie nicht durch Kunſt oder Künſtelei verdorben ward. In der That dankte er dadurch dem Babeli mehr, als durch die äußerſte Sparſamkeit und Schonung der Kleider, welche das Mädchen den Kindern immer einſchärfte. Inzwiſchen beſuchte der Knabe die Schule, wo er aber oft durch Unbehülflichkeit und Mangel an Gewandtheit unter ſeinen Kameraden nſtieß, ja für einen Sonderling galt, dem ſie den Spottnamen Heiri Wunderli von Thorlicken (Heinrich Wunderlich von Thorlingen) gaben, eine Unart, die bei Knaben ſtets wiederkehrt. Heinrich beſuchte in dieſen Jahren häufig ſeinen Großvater mütterlicher Seite, der ein Muſter eines Geiſtlichen als Pfarrer in dem am Züricherſee reizend gelegenen Dorfe Höngg ſtand. Dort ſah er nicht allein den wirklichen Chriſten, den Menſchen voll Gottesfurcht, er beſuchte auch mit dem Großvater die Schule und mehre Haushaltungen in der Gemeinde; er lernte das Landvolk bald noch weiter kennen, als es bei der Babeli möglich war. Das Verderben, welches die Fabriken auf die ärmere Jugend der Dörfer üben, zeigte ſich in den von Harm und Gram gebleichten, in dem düſtern Fabrikhauſe erſchlafften und zu Krüppeln an Leib und Seele hinſiechenden Kindern, deren harmloſen Spielen er wenige Jahre zuvor mit ſtillem Entzücken zugelauſcht hatte. Man kann ſeine Empfindungen aus jener Zeit nicht beſſer ſchildern, als wie Blochmann: „Er ſah überall mit dem Herzen, und dieſes von Kindheit auf weich und wohlwollend, litt bei fremder Noth in ſolcher Stärke mit, als widerführen ihm die Leiden Anderer ſelbſt. Wie er bei ſeinem Aufenthalte in Höngg das Volk immer mehr lieben lernte und ihm mit lebendiger Theilnahme anhing, ſo entbrannte auch früh ein Zornesfeuer gegen die das Landvolk drückende Ariſtokratie in ſeinem jugendlichen Herzen, das bis in ſein Greiſenalter nie ganz erloſch."

Im Unterricht war Heinrich von den andern Knaben gar verſchieden; Manches ergriff er mit regſter Lebendigkeit, in Anderm ſtand er ſelbſt den Mittelmäßigen nach. Kalligraphie und Orthographie erlernte er nie recht, ſo daß noch in ſeinen Mannesjahren Lavater einſt zu ihm ſagte: „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne Schreibfehler von Ihnen ſehe, ſo will ich Sie zu Vielem, zu ſehr Vielem fähig glauben, was Sie gerne thäten und gerne wären!" — Ueberhaupt faßte er das Weſen der Dinge oft richtig, während ihn die Form gar nichts zu kümmern ſchien.

Selbſt in den alten Sprachen, die man nach der irrigen Anſicht vieler Gelehrten nur lernt, um ſich in Formen zu bilden, blieb er in dieſem Betracht ſo ſchwach, daß einige ſeiner Lehrer wenig Hoffnung für ſeine Zukunft faßten. Gleichwohl überſetzte er damals eine Rede des Demoſthenes mit ſo viel Feuer und redneriſcher Lebendigkeit, daß man gern die Verſtöße in einzelnen Stellen überſah und die Jugendarbeit ſogar zum Drucke förderte. Im Ganzen war der Gymnaſialunterricht, den doch ein Bodmer und Breitinger mit ertheilte, zu Zürich nur einſeitig, die Richtung für das Praktiſche nicht belebend genug. Zwar übte man Selbſtverleugnung, härtete die Jünglinge ab und lehrte ſie Reichthum, Ehre und Anſehen gering ſchätzen; man gab den Gemüthern durch die Vorbilder der ächten Republikaner des Alterthums von Rom und Griechenland einen hohen Anflug —: allein die Brücke zur Gegenwart fehlte, „die Nahrung der Einfachheit und Unſchuld des Naturſinns und der Naturkraft wurde nicht geboten, die dem alten ſchweizeriſchen Geiſte, den ſie wiederherſtellen wollten, zu Grunde lag." (Blochmann.) Auch andere Erſcheinungen, die mächtig an jene Zeit hinantraten, waren eher geeignet, zu verwirren, als zu bilden. Im Vordergrunde ſteht Rouſſeau. Peſtalozzi ſagt, daß ſein in hohem Grade unpraktiſcher Traumſinn von dieſem in noch höherem Grade unpraktiſchen „Traumbuche" (er meint Rouſſeau's Emil) enthuſiaſtiſch ergriffen worden ſei. „Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnſtube und auch in der Schulſtube, die ich beſuchte, genoß, mit dem, was Rouſſeau für die Erziehung ſeines Emil's anſprach und forderte. Die Hauserziehung, ſowie die öffentliche Erziehung aller Stände erſchien mir unbedingt als eine verkrüppelte Geſtalt, die in Rouſſeau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zuſtandes finden könne und zu ſuchen habe. Auch das durch Rouſſeau neu belebte, idealiſch begründete Freiheitsſyſtem erhöhte das Streben nach einem größern, ſegensreichern Wirkungskreiſe für das Volk in mir." So hat Rouſſeau auch noch ſpäter auf ihn gewirkt. Zugleich ſtudierte er die Schriften des Alterthums und ſchrieb über Sparta's Geſetzgebung. Nach dem Beiſpiel ſeines Großvaters wollte er Prediger werden, doch der erſte Verſuch auf einer ländlichen Kanzel fiel übel aus; er brach, wie man erzählt, in ein unwillkürliches, vielleicht nur durch die täppiſche Verlegenheit des Neulings veranlaßtes Lachen aus, blieb einige Male ſtecken und konnte zuletzt das Vaterunſer nicht richtig beten. Auch genügte ihm wohl der beſchränkte Wirkungskreis des Landpfarrers nicht mehr, er wollte in die öffentlichen Angelegenheiten thätig eingreifen, und wählte die Rechtswiſſenſchaft als Studium. Damals ſtifteten einige begeiſterte Jünglinge, Lavater, Füßli u. A. an der Spitze, einen Jugendbund, um alles Unrecht, zumal das der Patrizier gegen das bedrückte Landvolk öffentlich kund zu machen. Peſtalozzi ſchloß ſich wie natürlich an; von mancher Seite billigten dies ruhige Männer nicht, aber Peſtalozzi irrt gewiß, wenn er in den letzten Lebensjahren ſagt: „In jenen unnatürlichen Anmaßungen, in jener unbegreiflichen Mißkennung unſrer ſelbſt, unſrer Kräfte und Mittel finde ich die allgemeine Quelle alles Unglücks und alles Jammers, der ſpäter meine Perſon, meine Familie und mein Haus traf und meine Beſtrebungen an den Rand des Verderbens brachte.“ Dies iſt offenbar übertrieben, denn wenn auch in kleinern Republiken Anfeindung und Gehäſſigkeit und Parteileidenſchaft nicht fehlt: eine Demagogenverfolgung, wie ſie die neuere Zeit mitunter in Deutſchland geſehen, gab es damals nicht. Während Peſtalozzi nun die Rechte ſtudierte, warf eine ſchnell wachſende Bruſtkrankheit ſeinen bewährteſten Freund Blunſchli auf das Sterbelager. Dieſer ließ ſeinen Heinrich rufen und ſagte zu ihm: „Peſtalozzi, ich ſterbe, und Du, für Dich ſelbſt gelaſſen, darfſt Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei Deiner Gutmüthigkeit, bei Deinem Zutrauen zu den Menſchen Gefahr bringen könnte. Suche lieber eine ſtille Laufbahn und laß Dich, ohne einen Mann zur Seite zu haben, der Dir mit ruhiger, kaltblütiger Menſchenkenntniß und mit zuverläſſiger Treue beiſteht, ja nicht in ein weitführendes Unternehmen ein, deſſen Fehlſchlagen Dir irgendwie verderblich werden könnte." — Dieſer Rath und der Tod des Freundes erſchütterte ihn gewaltig. Der Gedanke, dem lieben, armen Landvolke ſchneller zu helfen, brachte ihn zu dem Entſchluß: So will ich Schulmeiſter werden! Er verbrannte Alles, was er über Rechtswiſſenſchaft geſchrieben und aus Geſchichtsbüchern ausgezogen, und wandte ſich dem Landbau zu. Zwanzig Jahr alt ging er in die Muſterwirthſchaft des Gutsbeſitzers Tſchiffeli zu Kirchberg bei Bern, wo er ſich für ſeine Zwecke auszubilden hoffte. Allein der Betrieb der Landwirthſchaft war hier ſo großartig, daß Peſtalozzi zwar zu neuen Entwürfen angeregt, jedoch an praktiſcher Einſicht und Fertigkeit keineswegs reicher wurde. „Ich ging" — erzählt er: „mit vielen einzelnen, großen und richtigen Anſichten über den Landbau als ein eben ſo großer landwirthſchaftlicher Träumer von ihm weg, wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen bürgerlichen Kenntniſſen und Anſichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam." Da winkte ihm das Glück von anderer Seite. Er gewann die Liebe der ſchönen und wohlhabenden Zürcherin, Anna Schultheß, deren Vater Kaufmann und deren Bruder Heinrich's vertrauter Freund war. Bei ſeiner Armuth hatte er anfangs wenig Hoffnung, ſie heimzuführen. Jetzt aber trieb es ihn, ſeine Entwürfe auszuführen und da ſich ein reiches Banquierhaus erbot, die Geldſumme zu ſchaffen, ſo kaufte er zwiſchen Brugg und Lenzburg im Aargau, auf dem Birrfeld 1767 mehr als hundert Morgen Land, das ſeit undenklichen Zeiten brach gelegen, baute ein ſchönes Landhaus im italieniſchen Styl, ſchaffte Ackergeräthe an und traf koſtſpielige Vorbereitungen. Die Beſitzung nannte er Neuhof. Mit der größten Offenheit ſchilderte er ſeiner geliebten Anna alle ſeine Schwächen und die Unbehülflichkeit im praktiſchen Leben, ehe er um ihre Hand bat. Er ſagt in einem Briefe, den Dr. Niederer mittheilt, unter Anderm: „Diejenigen von meinen Fehlern, die für die Lagen meines künftigen Lebens mir die wichtigſten ſcheinen, ſind Unvorſichtigkeit, Unbehutſamkeit und

Mangel an Geiſtesgegenwart bei unerwarteten Veränderungen meiner Zukunft. Ich weiß nicht, wie weit ſie durch meine Bemühungen, mit denen ich ihnen entgegenarbeite, durch ruhiges Urtheil und Erfahrung ſich verringern werden. Jetzt ſind ſie noch in einem ſolchen Grade da, daß ich ſie dem Mädchen, das ich liebe, nicht verhehlen darf; es ſind Fehler, meine Theuere, die Ihre ganze Erwägung verdienen. Ich habe noch andere Fehler, die ſich aus meiner dem Urtheil des Verſtandes ſich oft nicht unterwerfenden Reizbarkeit und Empfindlichkeit herleiten laſſen; ich ſchweife im Lob und Tadel, in Zuneigung und Widerwillen ſehr oft aus; ich hänge manchen Gütern ſo ſtark an, daß die Macht, mit der ich mich an ſie gebunden fühle, oft über die Schranken, welche die Vernunft ſetzt, hinausgeht, ich bin bei dem Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde ſelbſt unglücklich. Richten Sie Ihre ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe Schwäche; es wird Tage geben, wo die Heiterkeit und Ruhe meiner Seele unter dieſer Schwäche leiden wird. Wenn ſie mich auch an der Ausübung meiner Pflicht nicht hindern ſoll, ſo werde ich doch kaum jemals groß genug ſein, ſie in ſolchem widrigen Zufall mit der Munterkeit und Ruhe des ſich ſelbſt immer gleichen Weiſen zu erfüllen. Von meiner großen, in der That ſehr fehlerhaften Nachläſſigkeit in allen Etiquetten und überhaupt in allen Sachen, die an ſich keine Wichtigkeit haben, bedarf ich nicht zu ſprechen; man ſieht ſie in meinem erſten Anblick. Auch bin ich Ihnen noch das offene Geſtändniß ſchuldig, meine Theuere, daß ich die Pflichten gegen meine Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland ſtets für untergeordnet halten werde, und daß ich, ungeachtet ich der zärtlichſte Ehemann ſein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Thränen meines Weibes zu ſein, wenn ſie jemals mit denſelben mich von der graden Erfüllung meiner Bürgerpflicht, was auch immer daraus entſtehen möchte, abhalten wollte. — — Ohne wichtige, ſehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. — **Mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande, ich werde**

Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mildern!" — „Mein Gewiſſen rief mir laut, daß ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber ſei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen Umſtand, der ſie einſt beunruhigen oder unglücklich machen könnte, verſchweigen würde; ich freue mich nun dieſer That!" —

Welch' eine Sprache, dem geliebten Weibe gegenüber! Anna verſtand ſein Herz, und am 24. Januar 1769 feierten ſie in Zürich ihre Verbindung. — In Neuhof ſollte Peſtalozzi nur eine kurze Zeit ſich des ungetrübten Glückes am eigenen Heerde und in umfaſſender Thätigkeit erfreuen; war ihm ja doch nirgends lange Ruhe beſchieden! Wenn er auch eifrig und nicht ohne Einſicht ſeine Grundſtücke urbar zu machen ſuchte, ſo zeigten ſich doch bald die Fehler, welche ihn Lebenslang verfolgten: die Begierde nämlich, im Sprunge zu erreichen, was nur nach und nach reifen kann, und dann die Unfähigkeit, jene Ordnung in ſeine Geſchäfte zu bringen, welche ſtets die Pläne und Abſichten auf's Genaueſte den äußern Mitteln und Kräften anpaßt. Schon das begonnene Wohnhaus war zu koſtſpielig und ganz unzweckmäßig. Sogar Freunde Peſtalozzi's mißbilligten das ganze Unternehmen; Feinde und Neider hinterbrachten dem Handelshauſe in Zürich übertriebene Nachrichten; dies ſchickte zwei kundige Männer, um einen thatſächlichen Bericht zu erhalten, und zog, als dieſer übel ausfiel, ſeine Kapitalien mit einigem Verluſt zurück. Peſtalozzi war wie vom Donner gerührt; „der ſchöne Traum meines Lebens," — ſchrieb er — „die Hoffnungen eines großen, ſegensvollen Wirkungskreiſes um mich her, der in einem ruhigen, ſtillen, häuslichen Kreiſe ſeinen Mittelpunkt finden ſollte, war nun völlig dahin." Den Grund des Fehlſchlagens ſeiner Unternehmung fand er nicht in ihr ſelbſt, ſondern weſentlich und ausſchließlich in ſich und ſeiner Untüchtigkeit für alles Praktiſche. Dennoch ſank weder in ihm, noch in ſeiner Gattin der Muth, ihre Zeit, ihre Kräfte und den Ueberreſt ihres Vermögens der Vereinfachung des Unterrichtes und der häuslichen Bildung des Volkes zu widmen. Sie wollten inmitten von Bettelkindern leben, ſelbſt Bettler werden, um die Kunſt zu lernen, wie man Bettler zu Menſchen erziehe. Darum eröffnete er 1775 die Neuhöfer Armenanſtalt, zu welcher die Kinder von allen Seiten her ſtrömten, ja von der Straße aufgenommen wurden. Arbeit, Unterricht und Erziehung ſollten Hand in Hand geben, alle Koſten für Nahrung, Kleidung und Unterricht durch die Arbeiten gedeckt werden. Im Sommer und bei gutem Wetter wollte er ſie auf dem Felde arbeiten, im Winter und zur Regenzeit Baumwolle ſpinnen und das Nöthige lernen laſſen. Er ſelbſt blieb unermüdet und erfindungsreich, die Kinder während der Arbeit zu lehren. Beim Spinnen übte er durch Vor- und Nachſagen das Gedächtniß, im Felde trug er Naturkunde vor; Zählen und Rechnen lernten ſie an den Stücken ihrer Arbeit. Solche Armenanſtalten, die ihm ihre Entſtehung danken, ſchwebten bis zum Grab ihm vor Augen und keine getäuſchte Erfahrung mochte ihm die Idee verleiden. Wie es nun aber dem Manne des Volkes häufig ergeht, ſo ihm; Mancher ſäet und ein Anderer tritt in ſeine Aernte: Fellenberg ſah ſpäter zu Hofwyl, von dem beſten Erfolge gekrönt, was Peſtalozzi nur mit bitterm Schmerze ſcheitern ſehen mußte. Denn bald trat zu Neuhof die Schattenſeite grell hervor. Wohl war die Anſicht richtig, daß jeder Menſch in ſeiner Natur urſprünglich Kräfte und Mittel habe, ſelbſt ein befriedigendes Daſein ſich zu verſchaffen; und herrlich der Plan, daß dieſe „Kraft, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen und den Geſchäften, Pflichten und Verhältniſſen ſeines Daſeins genugthuend zu entſprechen, entwickelt, belebt und ſelbſtſtändig gemacht werde," — wohl half ihm die Verehrung für den häuslichen Einfluß auf die Bildung armer Kinder über einige Schwierigkeiten hinaus; allein wie Vieles war nicht abzuſtellen! Unter den Bettelkindern waren Manche verwildert, anmaßlich, ſogar verzärtelt und hielten das Leben auf Neuhof für Erniedrigung; Sonntags ſprachen unzufriedene Mütter und Angehörige ein und verſteiften die Kinder, ja es kam vor, daß man ſie nur neu kleiden ließ, um ſie nachher bei

Nacht und Nebel ihm zu entführen. Peſtalozzi wollte gleich zu den höheren Zweigen der Induſtrie übergehen, während die Kinder noch mit der Grundlage nicht fertig wurden; und — kurz, nach fünfjährigem Beſtande mußte er 1780 die Anſtalt aufgeben; das Vermögen ſeiner Gattin war geſchwunden, der Glaube und das Vertrauen ſeiner Umgebung verſcherzt, ſein Unglück entſchieden. Ihn jammerte am meiſten das Schickſal ſeiner armen Frau. Oft fehlte es in dem Landhauſe von jetzt ab an Brot, Holz und Geld, den Hunger und Froſt abzuwehren. Wären ſeine Gläubiger weniger nachſichtig und ſeine Freunde nicht ſo wohlwollend geweſen: er hätte damals dem Untergang nicht entrinnen können. Doch es gab ſchon Manche, die ihm prophezeihten, er müſſe im Spital oder — im Narrenhaus ſterben. Aber die göttliche Kraft der Liebe zum Volk ließ ihn nicht ſinken. „Mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben, die Quellen des Elendes zu ſtopfen, in das ich das Volk um mich her verſunken ſah; und meine Kraft ſtärkte ſich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemand täuſchte, das täuſchte mich immer; was Alle täuſchte, das täuſchte mich nicht mehr.“ So ſchrieb er von ſich. Eine harte Prüfung war noch die ſchwere, langwierige Krankheit ſeiner Gattin. Darauf gab es wieder Lichtpunkte in ſeinem Leben; er bereiſete auf Veranlaſſung ſeiner zu Leipzig verheiratheten Schweſter 1792 Deutſchland, lernte damals Göthe, Wieland, Klopſtock, Herder u. a. große Geiſter des Volkes, zugleich auch einige Lehrerſeminare kennen. Die Hoffnung, ſeine Lebensaufgabe ſchneller erfüllen zu können, drang ihn in den Illuminatenorden zu treten, der damals in Deutſchland blühte. Aber Peſtalozzi, der in der Schweiz ſogar Haupt des Ordens ward, ſah ſich bald enttäuſcht und trat aus demſelben. Während ſeiner achtzehnjährigen Kämpfe wurde er, faſt möchte ich es durch Zufall nennen, in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn geworfen. Ein Bruder des Buchhändlers Füßli las einſt einen Aufſatz Peſtalozzi's und forderte ihn auf, ſich weiter zu verſuchen. Erſt hielt er ſich für unfähig, dann ſchrieb er ein Paar Erzählungen, worauf „Lienhard und Gertrud“ in einigen Wochen vollendet ward, dies höchſt gelungene Naturbild des Bauernlebens, wie es iſt und nach ſeiner Anſicht ſein könnte und ſollte. Beſcheiden genug hatte er ſich anfangs eine Ueberarbeitung von fremder Hand gefallen laſſen. Wie er aber die erſten Bogen ſah, gerieth er außer ſich; er eilt zu ſeinem Freunde Iſelin in Baſel und dieſer hilft zur Herausgabe und ſorgt für ein anſtändiges Honorar. Das Volksbuch erſchien 1781 und ward mit Jubel in Deutſchland und der Schweiz aufgenommen; er erhielt ſogar von der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern eine goldene Medaille, die er aber aus großer Bedrängniß bald um den Goldwerth verkaufen mußte. Nur hielten ſich viele, ſelbſt der verſtändigſten Leſer mehr an die ſchlichte volksthümliche Darſtellung und überſahen den Kern, die Frucht aller bisherigen, wenn ſchon praktiſch verfehlten Beſtrebungen Peſtalozzi's, die ſich in dem Satze zuſammenſtellen laſſen: Alle Bildung des Volkes muß Bildung zur Induſtrie ſein, und dieſe durch den einfachſten, Geiſt, Gemüth und Geſchicklichkeit harmoniſch entwickelnden Unterricht erreicht werden. Freunde forderten ihn zu ähnlichen Romanen auf; die Meinung, daß er zu jedem praktiſchen Geſchäfte untauglich ſei, griff immer weiter Platz und ſelbſt Lavater ſoll damals zu Peſtalozzi's Frau geſagt haben: „Wenn ich ein Fürſt wäre, würde ich Peſtalozzi in Allem, was das Landvolk und die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes betrifft, zu Rathe ziehen, aber ihm nie einen Heller Geld anvertrauen!“ — Indeſſen befeſtigte dies ihn, den es anging, immer nur im Vorſatz, bei nächſter Gelegenheit mit der That zu beweiſen, daß er auch auszuführen vermöge, was er als heilſam für die Volksbildung erkenne.

Zunächſt wurden ihm verſchiedene Anträge zur Veränderung ſeiner Lage gemacht. Sogar der Großherzog Leopold von Toskana ſchrieb ihm und wollte Peſtalozzi berufen, als Joſeph's II. Tod dieſen Fürſten auf den Kaiſerthron rief und den Mann des Volkes vergeſſen ließ. — Weniger ſprach das zweite Volksbuch „Chriſtoph und Elſe“ 1782, an. Im nämlichen Jahre gründete er „Ein Schweizerblatt,“ welches das Andenken an edle Schweizer erhalten ſollte; darin rief er ſeinem Iſelin nach: „In meiner Tiefe wäre ich erlegen, hätte mich nicht Iſelin aufgerichtet, er machte mich fühlen, daß ich doch etwas Bleibendes gethan in meinem ſo bald zerſtörten Armenhauſe.“ Ueber ſeine 1798 herausgekommenen „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes“ bricht er ſelbſt ohne Gnade den Stab; „dieſes Werk iſt mir wieder ein Zeugniß meiner innern Unbehülflichkeit, ein bloßes Spiel meines Forſchungsvermögens, einſeitig ohne verhältnißmäßige Kraft gegen mich ſelbſt, und leergelaſſen vom genugſamen Streben nach der praktiſchen Kraft, die ich zu meinem Zwecke ſo nothwendig hatte.“ Und doch hatte er drei Jahre lang mit unglaublicher Mühe daran geſchrieben, Bogen angefüllt und für — wenige Zeilen weggeworfen, die er benutzte; und es fehlt auch hier nicht an tiefen Ausſprüchen; z. B.: „Tauſende gehen als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenuſſes dahin und wollen nichts mehr. Zehntauſend erliegen unter der Laſt ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone und — wollen nichts mehr.“ Inzwiſchen erreichte ſeine Noth den höchſten Gipfel. Da ergriff der Wirbelſturm der Revolution auch die Schweiz und verwandelte ſie in eine untheilbare helvetiſche Republik. Peſtalozzi wies in kleinen Aufſätzen auf das Eine, was Noth thue, der Geiſt ächter Frömmigkeit, häuslicher und bürgerlicher Tugend habe ſich von Hohen und Niedern gewendet, darum ſeien die Bande der Geſellſchaft zerriſſen; nur jener Geiſt könne ſie neu knüpfen und den müſſe man in Staatsanſtalten erwecken. Unter den Direktoren der Schweiz war damals Le Grand, ſein Freund und von gleicher Hoffnung beſeelt. Man berieth, in welches Staatsamt Peſtalozzi zu ſetzen wäre. Er wiederholte: Ich will Schulmeiſter werden! Schon war er zum Vorſteher eines Seminars in Aargau beſtimmt, als die Dinge unerwartet ſich wendeten und ſeine längſt genährten Träume verwirklichen zu wollen ſchienen. Die alten Urkantone der Schweiz hatten ſich den Wogen der Revolution entgegen geworfen, Unterwalden entbrannte in offenem Aufſtand. Sofort rückten franzöſiſche Heersabtheilungen in die Thäler; Stanz, der Hauptort von Unterwalden, wurde Anfangs September 1798 niedergebrannt. Gräßliches Elend. Schaaren vater- und mutterloſer Kinder irrten umher. Ueberall aus der Schweiz entbot man Hülfe, die Direktoren ſchickten zwei Abgeſandten, Heinrich Zſchokke als Regierungskommiſſär, der äußern Noth abzuhelfen, und Peſtalozzi, der Waiſen ſich anzunehmen. „Es war eigentlich ein ungeheuerer Griff“ — ſagte dieſer; „ein Sehender hätte ihn nicht gewagt, ich war zum Glück blind. Ich wußte beſtimmt nicht, was ich that, aber ich wußte, was ich wollte, und das war Tod oder Durchſetzung meiner Zwecke.“ Er wäre auch, äußerte er, in die hinterſten Klüfte der Berge gegangen und hätte ohne Feuer und Waſſer angefangen, wenn er nur anfangen durfte. — Die Regierung wies ihm ein Kloſtergebäude an, das noch nicht ausgebaut war. Ehe die nöthige Einrichtung getroffen werden konnte, ehe Zimmer, Küche und Betten geordnet waren, drängten ſich die Kinder herbei, voll Ungeziefer, mit Schmutz und Krätze bedeckt, mit aufgebrochenen Köpfen, wie ausgezehrte Gerippe, gelb, in den Geſichtern Angſt, Mistrauen und Sorge, ſelbſt in den jungen Seelen Trotz, Frechheit, Heuchelei oder jene dünkelhafte Anmaßung, die auch im zerlumpten Elend noch an vorigem Unterſchiede des Ranges eigenſinnig klebt. Dabei die Meiſten faul, ungeübt in geiſtigen und körperlichen Fertigkeiten, ſo daß kaum Eins das A B C konnte. Peſtalozzi hatte zur Hülfe —. Eine Haushälterin, welche aber mit der Küche und äußern Ordnung ſo beſchäftigt wurde, daß der Vorſteher Alles in Allem ſein, auch um Waſchen, Kämmen und die Pflege der Kranken ſich kümmern mußte. Er that es; mit einem Herzen voll überſchwänglicher Liebe hatte er Den vor Augen, der ſprach: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ — Sein Grundgedanke war damals wieder, den vollen Segen der häuslichen Erziehung auf die öffentliche überzutragen.

Blochmann ſagt: „Wie das Mutterauge in der Wohnſtube täglich und ſtündlich jede Veränderung des Seelenzuſtandes ihres Kindes mit Sicherheit in ſeinem Auge, auf ſeinem Munde und an ſeiner Stirne leſe, ſo ſolle auch die Kraft des Erziehers reine, durch den Geiſt der Häuslichkeit belebte Vaterkraft ſein. Hierauf baute er. Daß ſein Herz an ſeinen Kindern hang, daß ihr Glück ſein Glück, ihre Freude ſeine Freude ſei, das ſollten ſeine Kinder vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in jedem Augenblicke auf ſeiner Stirne ſehen und von ſeinen Lippen leſen. Künſtliche Hülfsmittel ſuchte, bedurfte er nicht für ſeine Kinder; die ſie umgebende Natur, die täglichen Bedürfniſſe und die immer rege Thätigkeit derſelben benutzte er als ihr Bildungsmittel.“ — So konnte Peſtalozzi denn ſelbſt an Geßner ſchreiben: „Ich war vom Morgen bis zum Abend allein in der Kinder Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geſchah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die ſie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen floſſen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, ſie waren außer Stanz, ſie waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freude, keine Dienſte um mich her, ich hatte nur ſie. Waren ſie geſund, ich ſtand in ihrer Mitte, waren ſie krank, ich ſaß an ihrer Seite. Ich ſchlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der in's Bett gieng und am Morgen der Erſte, der aufſtand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis ſie einſchliefen. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Anſteckung umgeben, beſiegte ich die beinahe unbeſiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Leiber.“ Dies wirkte. Die wilden Bettelkinder lebten bald wie friedliebende Geſchwiſter zuſammen. Je mehr er ihnen den Werth der Moral und Religion zeigte, deſto weniger ſprach er mit ihnen über dieſe Lehren ſelbſt. Er knüpfte ſtets ſeine Belehrungen an

Vorfälle des Lebens. Die Zahl der Kinder nahm ſo überhand, daß er allgemein ſchon den wechſelſeitigen Unterricht hatte, ehe noch Bell und Lancaſter durch denſelben ſich bekannt machten. Damals begann auch Peſtalozzi jeden Unterricht auf Anſchauung zu gründen, die Lehrmittel aber ſo zu vereinfachen, daß ſogar der wenig Gebildete, daß namentlich jede Mutter den naturgemäßen Gang mit dem Kinde anfangen könnte, ehe es der Schule übergeben wird. Man irrt indeſſen, wenn man glaubt, er habe Strenge oder körperliche Züchtigung nicht gebraucht. Heftige und zur Rohheit neigende Naturen werden ſelten ohne Beides gut erzogen. Aber — ſo ſchreibt er: „Meine Schläge konnten darum keinen böſen Eindruck auf meine Kinder machen, weil ich den ganzen Tag mit meiner ganzen reinen Zuneigung unter ihnen ſtand und mich ihnen aufopferte. Sie mißkannten meine Handlungen nicht, weil ſie mein Herz nicht mißkennen konnten.“ Wie ſchon zu Neuhof, machten ihm hier wieder freche und undankbare Eltern einzelner Kinder viel Verdruß und Kummer. Sie meinten, er übernehme alle Mühe um ihre Kinder blos aus Armuth, Einige wollten Entſchädigung, weil die Kinder jetzt nicht betteln könnten, und im Dunkeln ſchlich der Verdacht, bei ihm, als einem Ketzer, ſei das Seelenheil der Kinder gefährdet. Bei all dem iſt dieſe Zeit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit ſeine größte; hatte er früher behauptet, Bildung des Volks ſei weſentlich Bildung zur Induſtrie, und zwar durch Induſtrie, ſo ging er jetzt weiter und ſtellte, ein erhabenes Muſter für alle Eltern, Lehrer und Erzieher, Bildung zum Menſchlichen durch das Menſchliche in den Vergrund. Blochmann, ſein Freund und nachher Mitarbeiter, bezeichnet Peſtalozzi's Thätigkeit in Stanz ſo: „Hier iſt die Blüte ſeines Lebens, hier die Heldenzeit all ſeines pädagogiſchen Strebens und Thuns. Hier, wo das, was ihn begeiſterte, noch nicht in Begriffe gefaßt, noch nicht in Worte außer ihn hingeſtellt war, wo die unbewußte Kraft wie ein göttlicher Inſtinkt in die unmittelbarſte Berührung mit den Bedürfniſſen der verwahrloſetſten Kinder trat, hier, wo nicht er die Idee, ſondern die Idee ihn hatte, hier zeigte ſich die ungeſchwächte That ſeines Genius als wunderſam wirkend. Die Entwilderung, die Verſittlichung einer Horde der roheſten Kinder in der Zeit eines halben Jahres war das glänzende Ergebniß der ihm kaum bewußten Kraft ſeiner Gottbegeiſterung und Liebe. All ſein Thun war voll religiöſer Weihe, lebendig aus dem innerſten Leben ausſtrömend regte es die Gemüther der Verwaiſten magiſch an und lockte mit ſchöpferiſcher Kraft die Anlagen hervor, die in ihnen ſchlummerten. Hier war Peſtalozzi am ehrwürdigſten und im rechten Felde ſeiner großen Natur und ſeiner geiſtigen Zeugungskraft. Er hat nachher angefangen, mehr Herr ſeiner Idee zu werden und über ſie mehr zu wiſſen, aber nie, durch ſie mehr zu vermögen." Inzwiſchen hatten Franzoſen und Oeſterreicher in der Nähe gekämpft. Einmal ſchon wurde Peſtalozzi durch blinden Lärm erſchreckt, aber im Juni 1799 brauchten die Franzoſen für zahlreiche Verwundete das Kloſter als Lazareth und Peſtalozzi mußte unter Thränen ſeine Kinder entlaſſen, nachdem er väterlich ſie mit Reiſebedürfniſſen verſorgt hatte. Zur Wiederherſtellung ſeiner furchtbar erſchütterten Geſundheit ging er ſelbſt in das Bad Gurnigel im Berner Oberlande. Feinde ſeiner Thätigkeit verſicherten, er habe die Stellung zu Stanz aufgeben müſſen und die Franzoſen ſeien für ihn ganz zu rechter Zeit eingerückt. Er aber rang wieder mit Hoffnungsloſigkeit; er ſchrieb tief gebeugt an ſeinen Geßner: „Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, raſtloſen Nächten endlich Land ſieht, Hoffnung des Lebens athmet und ſich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermeßliche Meer geſchleudert ſieht und auf's Neue alle ſeine Glieder bis zum Erſtarren anſtrengt, — ſo war ich. Denke Dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern, mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verſtummen!" — In Kurzem kräftigte ihn das Bad. Er kam nach Bern, man rieth ihm, nach Burgdorf ſich zu begeben und in einigen Tagen traf er ein. Anfangs mußte er hier in einer der unterſten Schulen, (als Gehülfe in einer ſogenannten Lehrgottenſchule) wirken.

Gotte heißt nämlich in der Schweiz ſoviel als die Pathin. Da nun die Lehrerin der Kinder als Stellvertreterin der Mutter, als die Pathin betrachtet wurde, ſo wählte das Volk dieſen Namen. Hier waren bei gar kargem Gehalte Kinder von fünf bis acht Jahren im Leſen und Schreiben zu unterrichten, von frühe um acht bis Abends um ſechs Uhr mühte er ſich ab und mußte dabei hören, wie manche Mütter die einfache Weiſe ſeines Unterrichts mit der Bemerkung tadeln wollten: das können wir daheim auch mit den Kindern treiben! Gerade dieſer Tadel freute ihn. Im März 1800 nach einer achtmonatlichen Arbeit Peſtalozzi's fand eine öffentliche Prüfung ſeiner Kinder durch die Schulbehörde ſtatt und der Erfolg legte das günſtigſte Zeugniß für ihn ab. Dem Meiſter ſelbſt wurde aber dieſe Prüfungszeit zugleich der Probierſtein, woran er die Richtigkeit der Grundzüge des Unterrichtes erkannte, welche er zu Stanz gewonnen. Er fand noch mehr die Anfänge, von welchen man lückenlos fortarbeiten muß; er entwickelte ſein „A-B-C der Anſchauungslehre,“ er ſah ein, alle Erziehung müſſe von der Geburt des Kindes anfangen und die Idee eines „Buches der Mütter“ ſtand klar vor ſeinem Geiſte; das Kind ſollte erſt Sach- und Sprachkenntniſſe gewinnen, ehe man es mit dem Lernen der Buchſtaben quäle; eine Hauptaufgabe für die Erziehung in dieſen Lebensjahren ſei, den Kreis der Anſchauung in dem jungen Geiſte behutſam zu erweitern. — Er wäre beinahe der mühevollen Anſtrengung erlegen. Nun wollte die helvetiſche Regierung, die ihren Sitz zu Bern hatte, zur Förderung wahrer Volksbildung eine Nationalanſtalt zu Burgdorf gründen; allein das Geld war nicht aufzutreiben. Peſtalozzi's Freund Fiſcher ſtarb bald nachher und von der Anſtalt war nicht weiter die Rede. Mittlerweile hatte Peſtalozzi bei Fiſcher einen jungen Schulmeiſter aus Gaiß in Appenzell kennen gelernt, Hermann Krüſi, den Sohn armer Handelsleute, der früher durch Tagelohn und Botengänge ſein Brod gewann, hierauf ſechs Jahre Schulmeiſter in Gaiß und nun mit einem Häuflein Kinder nach Burgdorf gekommen war. In ihm fand Peſtalozzi den Gehülfen, wie er ihn brauchte. Beide verbanden ſich zur Errichtung einer gemeinſamen Erziehungsanſtalt. Man überließ ihnen das Schloß zu Burgdorf und ſie begannen mit Muth und Eifer ihr Werk. Von allen Seiten wurden ihnen Kinder übergeben; das geringe Jahrgeld von 240 Schweizerfranken lockte viele Eltern an, und die Regierung unterſtützte ſie mit 4—500 Francs, was freilich wenig, indeſſen doch Etwas war. Peſtalozzi und ſeine Gehülfen ſchufen ſich hier ſelbſt ihre Bildungs- und Lehrmittel, als deren Erſte die ſie umgebende Natur und der Menſchengeiſt erſchien, die ſie durch Geduld und Liebe zum herrlichſten Stoffe zu verbinden wußten. Tobler aus Glaris und Buß aus Tübingen ſchloſſen ſich an. Nun wurden die Anſchauungstabellen und Elementarbücher gemeinſchaftlich bearbeitet. Aus der Anſtalt ſelbſt ging als Lehrer hervor Johannes Ramſauer aus Heriſau in Appenzell, der ſpäter nach einem an Erfahrungen reichen Jugendleben zur Erziehung königlicher Prinzen berufen wurde. Die Anſtalt war 1801 zur höchſten Blüte gelangt, als Johannes Niederer, früher Geiſtlicher, und Joſef Schmid, ein Hirtenknabe aus den vorarlbergiſchen Alpen, zu Peſtalozzi kamen, die zwar mit beſtem Erfolge im Geiſte des Meiſters wirkten, nachher jedoch einen unſeligen Kampf begannen, welcher ſein Werk untergrub und ſeinem Herzen nie vernarbende Wunden ſchlug. Um jene Zeit ſchrieb Peſtalozzi ſein vollendetſtes Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt," worin er eigenthümlicher und klarer, einfacher und gewinnender als ſonſt wo, ſeine Anſichten über Erziehung und Unterricht den Müttern an die Seele legte, zugleich aber auch die Sehnſucht ſeines ganzen Lebens, dem armen Volke zu helfen, und ſeine Unfähigkeit, dieſer Sehnſucht Genüge zu leiſten, abſpiegelt. Dieſe Briefe an ſeinen Geßner — denn ſo hatte er es eingekleidet — richteten die Aufmerkſamkeit aller Freunde wahrer Menſchenbildung noch lebhafter auf ihn, als es „Lienhard und Gertrud" vermochte. Noch ging es aber ärmlich in dem alten Schloſſe zu, bis die helvetiſche Regierung 1802 ihren Präſidenten ſchickte, zu prüfen und Bericht zu erſtatten. Die nächſte

Folge war, daß dieſelbe Regierung die Anſtalt als der Nation angehörig betrachtete und Peſtalozzi nebſt den älteſten Lehrern feſte Beſoldung empfing, auch die Elementarbücher und deren Herausgabe unterſtützt wurde. Durch eine Veränderung in der Regierung wurde aber bald befohlen, das Schloß zu Burgdorf ſollte Sitz eines Oberamtmanns werden, und Peſtalozzi mußte von Neuem wandern. Diesmal wählte er unter einigen, ihm angebotenen Orten Yverdun, (Ifferten) dieſe am Südende des Neuenburger See's gelegene, liebliche Stadt, nachdem er 1804 Burgdorf verlaſſen und in dem ihm von Fellenberg überlaſſenen Münchenbuchſee eine Anſtalt errichtet hatte, die unter Fellenberg's ökonomiſcher Leitung ſtehen ſollte. Damals war auch aus Oldenburg ein Deutſcher, Herr von Türk, zu Peſtalozzi gekommen und hatte, innig mit ihm befreundet und von gleicher Liebe für das arme Volk beſeelt, ſeine Grundſätze weiter entwickelt, die er ſpäter in Deutſchland, auf einer höchſt ehrenvollen Stelle, in das Leben rief. — Die Trennung der beiden Anſtalten währte übrigens nur bis 1805, wo Peſtalozzi von Neuem ſie vereinigen konnte. Damals erlangte ſeine Wirkſamkeit europäiſchen Ruf; in verſchiedenen Hauptſtädten wie Madrid, Neapel und Petersburg traten Lehrer aus ſeiner Schule auf; Kaiſer und Könige ehrten den Greis, ja Fichte erblickte in ſeinem Wirken den Anfang einer Erneuung der Menſchheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Anſtalt häufig die ehrenvollſten Beſuche empfing. Unter den ſchon genannten Lehrern war es Schmid, welcher durch praktiſche Tüchtigkeit am meiſten auf Peſtalozzi Einfluß gewann, während Niederer, mit gründlicher, philoſophiſcher Bildung ausgerüſtet und gleichſam wie berufen, die Ideen des Meiſters mit der Wiſſenſchaft zu vermitteln und zum haltbaren Ganzen auszubauen, dadurch mehr in den Hintergrund treten mußte. Zwar erkannte und würdigte Peſtalozzi Niederer's Verdienſte; er ſagte in einer Rede vom Jahre 1811 ſelbſt: „Niederer, Du erſter meiner Söhne, was ſoll ich Dir wünſchen, wie ſoll ich Dir danken? Du dringſt in die Tiefe der Wahrheit, Du gehſt durch die Labyrinthe wie durch gebahnte Fußſteige. Der Liebe hohes Geheimniß leitet Deinen Gang und muthvoll mit eherner Bruſt wirfſt Du den Harniſch Jedem entgegen, der in Schleichwegen ſich krümmend von dem Wahrheitspfade weicht und nach dem Scheine haſcht. Freund, Du biſt meine Stütze, mein Haus ruht in Deinem Herzen und Dein Auge blitzt einen Lichtſtrahl, der ſein Heil iſt, ob ihn gleich meine eigene Schwäche oft fürchtet. Ruhe wohnt in Deiner Seele und ein großer Segen fließt aus der Fülle Deines Geiſtes und Deines Herzens auf das Thun meiner Schwäche." Zu gleicher Zeit erklärte er ſich auch gegen Andere auf das Rührendſte über Niederer's Freundſchaft; aber dennoch war es nicht der tiefe Zug des Herzens, der ihn mit dieſem vereinte: beide Naturen ſtießen ſich vielmehr von einander ab. Niederer faßte das ganze Weſen des Peſtalozzi'ſchen Unterrichtes zu ſehr von der philoſophiſchen Seite, ſo daß der Alte nicht ſelten naiv bemerkte: „Ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr; wenn ihr wiſſen wollt, was ich denke und will, müßt ihr Herrn Niederer fragen." Ja Peſtalozzi geſtand nachher ehrlich, daß dieſe „philoſophiſchen Anſichten, bei denen die Köpfe der meiſten Glieder des Hauſes und auch der ſeinige geſchwindelt, und die ihn perſönlich im Weſen ſeiner Beſtrebungen verwirrten, den Flor des Hauſes und der Anſtalt, die in dieſem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in ſeinen Wurzeln faulen gemacht hätten und als die verborgene Quelle alles Unglücks, das ſeitdem über ſein Haupt gekommen, anzuſehen ſeien." Daran mag Manches wahr ſein. Zudem ließ ſich Niederer in unabſehliche Kämpfe mit der Feder ein, die zwar den Ruf der Anſtalt eher noch hoben, aber ſeine Zeit und Kraft einem gedeihlichern Wirken entzogen. — Joſeph Schmid, eine kräftige, aber verſtandeskalte Natur, unermüdet fleißig, voll Selbſtbeherrſchung, wurde bald von Peſtalozzi überſchätzt. Vielleicht wären die Feindſeligkeiten früher ausgebrochen, allein Schmid ging 1810 plötzlich nach Wien. Dort ſchrieb er gegen die Anſtalt

Peſtalozzi's, wiewohl dieſer ſo ſehr an ihm hing und beim Abgang Schmid's geſagt hatte: „Es zerſchnitt mein Herz, ihn ſich von mir trennen zu ſehen, denn ich liebte ihn wie meine Seele.“ Schmid ſtand hierauf der Stadtſchule zu Bregenz einige Zeit mit größtem Beifall vor. In der Anſtalt des Meiſters vermißte man ihn bald, die ökonomiſche Lage ward bedenklicher, und jetzt reiſte Niederer ſelbſt nach Bregenz und gewann den Schmid, daß er im April 1815 zurückkehrte. Seitdem ſuchte er, Herr und Lenker der Anſtalt zu werden. Als im Winter dieſes Jahres Peſtalozzi die treue Gattin verlor, ließ er ſich immer mehr von Schmid leiten. Vergebens widerſetzten ſich Lehrer und Unterlehrer in einer beſondern von Blochmann entworfenen Anklageſchrift; der Greis erklärte, er wolle ſie lieber Alle gehen ſehen, als den Einfluß Schmid's hemmen oder beſchränken, der ſei nur ihn zu retten im Stande. Die deutſchen Lehrer verließen alſo Yverdün im nächſten Sommer. Nun richtete ſich Schmid gegen Krüſi und Niederer. Erſterer war eine milde und kindliche Natur und zog ſich nach fruchtloſen Bemühungen zu vermitteln und auszugleichen, zurück, wiewohl er die Stadt nicht ſogleich verließ, ſondern noch einige Jahre eine kleine Anſtalt leitete, dann kehrte er in ſeine Heimath zurück. Schmid und Niederer ſtanden nun einander ſchroff entgegen. Peſtalozzi glaubte, nach der Uebergabe des Töchterinſtituts an Niederer noch Forderungen zu haben. Darüber brach der Streit los, der Jahre lang ſelbſt die Gerichte beſchäftigte. Je mehr Peſtalozzi mit Schmid gleichſam Eine Perſon ward, deſto nachdrücklicher trug Niederer, den man nicht von einem gewiſſen Starrſinn freiſprechen kann, ſeinen Widerwillen und Groll gegen Schmid auf den alten Lehrer über. Dieſer jammerte ob ſeiner Unfähigkeit, auch hier durchzugreifen. So ſchrieb er einſt an Niederer: „Ich möchte, daß alle zur Erneuerung unſerer Leidenſchaften hinführende Anſichten und Gedanken in die Tiefe des Meers vergraben wären, wo in Ewigkeit von der Aufſtehung ihrer Schatten keine Rede mehr ſein könnte. Niederer, laß uns bedenken, die Verſöhnung, die wir ſuchen, geht wahrlich nicht aus der Beſchönigung der Fehler voriger Zeit, ſie geht einzig und allein aus der Erneuerung unſerer ſelbſt zu einem beſſern Leben hervor. Lieber Niederer, geh' uns voran im Glauben und in der Liebe. Steh' heute als Held der hohen Kraft der Selbſtüberwindung an unſerer Seite. Verzeih, vergiß und glaube. Was hindert uns, daß wir einen gemeinſchaftlichen Schritt zur Wiederverſöhnung thun? Ach, ich will es Dir ſagen, was uns hindert: Du haſt allen Glauben an mich und mein Wort verloren; aber Du thuſt mir unrecht. Komm doch von dieſem mich kränkenden Wahnſinn zurück. Rufe doch den letzten Tropfen des Glaubens, der einſt groß gegen mich war, in Deine Seele zurück. O es geht ein Gottesgericht hoch über alles Thun unſerer Leidenſchaften einher. Wir ſind alle Sünder, und es ſteht uns Allen wohl an, über uns ſelbſt ſtrenger als über unſere Nebenmenſchen zu urtheilen. Gib der Verſöhnung Raum. Aber kraftlos, überwindungslos, ich möchte ſagen gottlos und zum Schein vereinigen, das wollen wir nicht." — Noch in ſeinen „Lebensſchickſalen" führt Peſtalozzi an, er habe gleichſam im Staube vor Niederer gekrochen. Umſonſt. Dieſer hatte wirklich den Glauben verloren, daß der alte Freund jemals wieder ſeine Selbſtſtändigkeit aus Schmid's Händen reißen könnte. Das Härteſte, was Peſtalozzi übrigens nach dieſem Bruch erlebte, war, daß ſich Niederer zu Pfingſten 1817 bei der Confirmation ſo vergaß, daß er in der Rede den argloſen Greis leidenſchaftlich angriff und ſogar nöthigte, die Verſammlung zu verlaſſen, nachdem ihn Peſtalozzi jedoch an das Ungeziemende ſolcher Ausbrüche erinnert hatte. Seitdem ſahen ſie ſich nur vor Gericht. Der Prozeß dauerte ganzer ſieben Jahre. Während derſelben verſetzte ein Brief Niederer's den Greis in einen Zuſtand förmlicher Raſerei. Man brachte ihn an einen einſamen Ort auf den Jura, ſeine zerrütteten Nerven zu ſtärken. Dort ergoß ſich ſein Schmerz in poetiſche Klagen. So richtete er „an den Regenbogen" folgende Verſe:

Du verkündeſt Gottes Wonne!
Schein' auch mir mit Deiner Farben
Mildem Glanze, ſchein' in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm.
Künde mir den beſſern Morgen.
Künde mir den freien Tag!
Muß ich ſterben, eh' mir Friede
Kommt, der Friede, den ich ſuche?
Ich erkenne meine Schuld,
Und verzeih mit ſtillen Thränen
Liebend Allen ihre Schuld.
Künder meiner beſſern Tage,
Lieblich wirſt Du einſt erſcheinen
Ueber meiner öden Gruft.

Schmid hatte nun die Alleinherrſchaft in der Anſtalt erlangt; er ſtellte von da ab nur Lehrer an, die in ſeinen Willen eingingen. Er war es aber auch, der zuerſt den Gedanken einer Herausgabe von Peſtalozzi's ſämmtlichen Werken faßte, mit dem Buchhändler Cotta zu Stuttgart unterhandelte und das Unternehmen ſo eifrig betrieb, daß er im Jahr 1817 einen Gewinn von 50,000 Franks dem Greiſe übergeben konnte. Bei anderer Gelegenheit aber machte er ſeinen Einfluß wieder in nachtheiliger Weiſe geltend. Der franzöſiſche General Jüllien, Peſtalozzi's Freund, leitete eine Verbindung deſſelben mit Fellenberg in Hofwyl ein. Der Greis kam ſelbſt dahin, Alles war beſprochen, ſogar ein Plan und Kontrakt unterſchrieben, als Schmid alle Verhandlungen durchſchlug und Peſtalozzi ſich mit dem Gedanken wieder befreundete, in einer Armenſchule auch ſein Wirken und Leben zu beſchließen. Nahe bei Yverdün zu Clindy am See ſollte dieſe gegründet und mit des Vorſtehers zweiundſiebzigſten Geburtstage, an welchem er feierlich und auf ewige Zeiten die Summe von 50,000 Franken ihr vermachte und eine meiſterhafte Rede hielt, in das Leben treten. In dieſer Rede brauchte er folgendes höchſt glückliches Gleichniß: „Das Bild der Erziehung, das immer heilige Weſen einer beſſern Erziehung ſteht im Bilde eines Baumes, der an den Waſſerbächen gepflanzt iſt, vor meinen Augen. Siehe, du legſt einen kleinen Kern in die Erde. In ihm iſt des Baumes Geiſt, der ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt den Leib ſchafft. Siehe ihn an, wie er ſich aus der Muttererde entfaltet. Schon ehe du ihn ſiehſt, ſchon ehe er aus der Erde hervorbricht, hat er in ihr Wurzel geſchlagen. Und wie ſich das innere Weſen entfaltet, verſchwindet die äußere Hülle. Der Kern verfault, wenn das Leben entkeimet. Sein inneres organiſirtes Leben iſt in die Wurzel übergegangen, ſeine Kraft iſt Wurzelkraft geworden. Siehe ſie an, die Wurzel des Baumes. Der Baum bis an die äußerſten Zweige, an denen ſeine Frucht hängt, iſt aus ſeiner Wurzel hervorgegangen. Er iſt in ſeinem ganzen Weſen nichts anderes, als eine ununterbrochene Fortſetzung von Beſtandtheilen, die in ſeiner Wurzel ſchon da waren. Sowie den Baum, ſehe ich auch den Menſchen aufwachſen. Unſichtbar liegen im Kinde, ſchon ehe es geboren wird, die Keime der Anlagen, die ſich in ihm durch ſein Leben entfalten. Dem Baume gleich bilden ſich die einzelnen Kräfte ſeines Seins und Lebens durch die ganze Bildungsepoche in feſt gegründeter Trennung und Selbſtſtändigkeit neben einander zu vollendeter Einheit; die geſonderten Grundkräfte alles Wiſſens, Könnens und Wollens wirken durch den unſichtbaren Geiſt, durch die göttliche Kraft des Herzens, durch die Kraft des Glaubens und der Liebe in hoher göttlich geſicherter Uebereinſtimmung zur Bildung der Menſchlichkeit, deren inneres, von Fleiſch und Blut unabhängiges Weſen aus Gott geſchaffen iſt, um als Ebenbild Gottes vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt.“ Dieſe Anſtalt hatte Anfangs guten Fortgang, bald aber war ſie keine Armenſchule mehr, er nahm Kinder gegen Penſion auf und ließ außer der franzöſiſchen auch die lateiniſche und engliſche Sprache lehren. Der Streit mit Niederer dauerte fort, obgleich Peſtalozzi in den rührendſten Briefen die Hand zur Verſöhnung bot. Endlich überzeugt, auch in ſeiner Armenſchule könne er ſeine letzte Hoffnung nicht erfüllt ſehen, löſete er dieſe

Anſtalt und bald nachher, im Frühjahr 1825, auch die im Schloſſe auf, nachdem ſie 25 Jahre beſtanden. Als Greis von achtzig Jahren kehrte er auf den Neuhof zurück. Wohl waren da ſeine Worte nicht übertrieben: „Wahrlich, es war mir, als mache ich mit dieſem Rücktritte meinem Leben ſelbſt ein Ende, ſo weh that er mir.“ Wehmüthig überblickte er zu Neuhof ſein Leben, die zwei Bücher: „Lebensſchickſale“ und „Schwanengeſang,“ aus denen ein großer Theil meiner Erzählung und oft wörtlich genommen iſt, geben davon Zeugniß; bei aller Wahrheit in dieſen Büchern verleitet ihn übrigens ſeine Demuth zur Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt, man darf daher nicht unbedingt Alles annehmen, was in ſeiner Selbſtanklage liegt. Er hatte ſeit wenig Wochen ſein zweiundachtzigſtes Lebensjahr begonnen, als ihn zu Brugg in den Morgenſtunden des 17. Februar 1827 der Tod wegnahm. Am 19. wurde ſeine Leiche bei dem Schulhauſe zu Birr bei ſtiller Feier in den Schoos der Erde verſenkt, die weithin ein weißes Grabtuch übergedeckt hatte.

Es bleibt uns übrig, nach der ſchlichten Darſtellung ſeiner Schickſale noch Einiges über ſeine Perſönlichkeit zu erzählen und dann ſeine Lehrweiſe und deren Einfluß auf die Volksſchule anzudeuten, weil er durch ſie hauptſächlich in die Reihe der größten Männer des Volkes eintrat.

Sehen wir zunächſt die äußere Erſcheinung an. Blochmann ſagt darüber: „Die Züge der großartigſten Perſönlichkeit ſelbſt nur einigermaßen befriedigend zu zeichnen, wird mir jetzt eben ſo ſchwer, als mir's in ſeiner Nähe ward, ſie aufzufaſſen, da ſie ſo viel Gegenſätze und mannichfache Zerriſſenheit darbieten. Sein Antlitz ſelbſt ſpiegelte den Abdruck derſelben. Das Ganze ſeiner Geſichtszüge war vielartig gewoben und verändert, durch die verſchiedenſten Gemüthsaffekte bewegt. Bald lag darauf die zarteſte Weichheit und Milde, bald herzzerreißender Schmerz und Traurigkeit, bald furchtbarer Ernſt und bald ein Himmel voll Liebe und Wonne. Seine tiefliegenden Augen quollen oft wie Sterne hervor, ringsum Strahlen werfend, oft wieder traten ſie zurück, als blickten ſie in eine innere Unermeßlichkeit. Seine Stirn war abgerundet, hinter des Alters Furchen die Glut der Jugend verbergend, der Ton ſeiner Stimme vielfach modulirt, dem ſanften, lieblichen Worte und dem Donner des Zorns gleich dienſtbar. Sein Gang war ungleich, bald haſtig, bald bedächtig und wie im Sinnen verloren, bald kühn und imponirend; ſeine Bruſt breit gewölbt, ſein Nacken dick und gebogen, und ſtark und ſtraff die Muskeln ſeiner Glieder. Von kaum mittlerer Größe und von ſchmächtiger Geſtalt trat doch in Haltung und Bewegung eine Fülle von Dauer und eine Kraft hervor, mit der er unſäglichen Stürmen Trotz bot. Alles in ſeiner äußern Erſcheinung kündigte eine Perſönlichkeit an, in der alle Saiten der menſchlichen Natur tönten, und die zum Träger tiefgreifender Ideen beſtimmt war.“ Dabei konnte man, beobachtete man ihn längere Zeit und in verſchiedenen Verhältniſſen, ſich des Gedankens kaum erwehren, er ſei, „wie ein großgewordenes Kind mit aller Herrlichkeit der kindlichen Natur, aber auch mit den Schwächen und Unvollkommenheiten derſelben.“ Die Menſchen kannte er nicht, blieb daher auch zum Regieren immer unfähig. Oft heftig und aufbrauſend, unterſuchte er nicht, was ihm gegen Andere hinterbracht wurde, ſondern machte, ebenfalls dem Kinde gleich, augenblicklich ſeinem Zorne Luft. Er ſchalt ſeine Lehrer in Gegenwart der Zöglinge aus, ohne auf ihre Rechtfertigung zu hören. Er lief aus den Conferenzen, wenn ihm der Kopf warm wurde, und warf ſchmetternd die Thüre hinter ſich zu; aber der bloße Anblick eines Kindes, das ihm im Gange begegnete, trieb ihn wieder zurück und nun bekannte er gern ſein Unrecht und ſeine Uebereilung. Auch dies war ein Zug der Kindesnatur, daß ihn mitunter die Eitelkeit überwallte. Blochmann erzählt: „So erinnere ich mich, daß er eines Tages, als ihm der Kaiſer Alexander den Wladimir-Orden vierter Klaſſe überſendet hatte, mit kindiſcher Freude im Schloſſe umherlief und Lehrern und

Zöglingen das Kreuz und Bändchen zeigte. Wir ärgerten uns in tiefſter Seele, daß ein Kaiſer von Rußland es hatte wagen dürfen, ſolch einem Mann, dem er, wollte er nach Verdienſt ihn ehren, das Großkreuz hätte überſenden müſſen, das Kreuz niedrigſter Klaſſe zu ſchicken, das beinahe jeder Korporal ſeiner Armee an der Bruſt trug." — Dabei theilte er in Nachläſſigkeit und Mangel an Reinlichkeit nicht minder die Unarten vieler kindlichen Naturen. Dies hing ihm wie geſagt von Jugend auf an, er konnte dieſer Fehler nicht Herr werden. So ging er, nicht etwa nur einfach und dürftig einher, nein! oft ungewaſchen und mit ſtruppigem Haar und mehrtägigem Bart, die Strümpfe herabhängend, die Schuhe ſchief oder niedergetreten. Blochmann berichtet: „Als eines Tages der König von Holland im Schloſſe gemeldet wurde, lief Peſtalozzi aus ſeinem Zimmer durch die Corridore ihm entgegen; ich ſtand eben an der Thüre, durch welche er dem König entgegen eilte und ſah zu nicht geringem Staunen, daß ſein rechter Fuß faſt bis zur Hälfte entblößt war. Ich zog ihn raſch auf die Seite, band ihm ſeinen herabhängenden Strumpf feſt und reinigte in aller Eile ſeinen dunkelgrauen Burnus, ſeine faſt tägliche Kleidung, von Federn und Schmutze. Einſt langte er in ähnlichem Aufzuge beſtaubt und ſchmutzig an den Thoren von Solothurn an. Der Rathsdiener ergriff ihn als einen Landſtreicher. Führt mich zu Lüthi! rief er demſelben zu. Es war dies ein Mitglied der helvetiſchen Regierung, von dem er ſich gekannt wußte. Der Diener, dem es unmöglich ſchien, daß ein Mann in ſolchem Aufzuge irgend eine Berührung mit Lüthi haben könne, zögerte und gab ihm erſt auf wiederholte dringende Aufforderung Gehör. Kaum hatte Lüthi ſeinen Freund erblickt, ſo eilte er ihm entgegen und fiel ihm um den Hals. Betroffen ſtand der Rathsdiener da; Peſtalozzi aber griff in ſeine Taſche und gab ihm, was er bei ſich hatte, einen Kronthaler mit den Worten: Ihr habt euere Pflicht gethan." — Aber wie liebevoll, zartſinnig und harmlos er ſein mochte, darin war er dem Kinde ganz unähnlich, daß er eine erſtaunliche Gewalt über ſeinen Körper, im geſunden wie im kranken Zuſtande, ausübte. Kaum begreift man, wie er bei ſeiner Thätigkeit mit ſo wenig Schlaf und Ruhe aushalten konnte. Faſt jeden Morgen erwachte er um 2 Uhr, wo er dann ſogleich an ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten dachte. Er diktirte, im Bette liegend. Ueber drei Jahre hatte Ramſauer das ſchwierige Geſchäft, vor dem Lager des Alten zu erſcheinen und nachzuſchreiben. Oft erſt um 12 Uhr zur Ruhe gegangen, durfte der Sekretär doch nicht verſchlafen, oder Peſtalozzi, in dem ſeine großen Gedanken raſtlos arbeiteten, ſprang auf, warf ein Kleidungsſtück über und rannte durch die Schlafſtube, um Ramſauer zu holen. Kam der zu rechter Zeit, ſo lobte und küßte er ihn und die Arbeit begann. Bei dieſer ſtrömten die Gedanken ſo unaufhörlich zu, daß er oft nicht das rechte Wort fand, Sätze halb ausführte oder in einer fehlerhafte Wendung ausgehen ließ. In kranken Tagen raffte er ſich bisweilen auf, zumal wenn wichtige Fremde die Anſtalt beſuchten, und dann konnte er ſelbſt die peinlichſten Gichtſchmerzen vergeſſen, wenn er den Beſuch in den Lehrzimmern herumführte und das Eigenthümliche ſeines Unterrichts erklärte. — In ſeinem geiſtigen Bilde war Liebe der eigentliche Grundzug. Darüber braucht man nach der Erzählung ſeines Lebens kein Wort mehr zu ſagen. Dieſe Liebe ſtrahlte ihre göttliche Wärme auf Alle in ſeiner Umgebung aus, feſſelte Lehrer und Schüler mit unwiderſtehlicher Kraft an ihn und ließ ſie alle Mängel überſehen, wie ſtörend dieſelben auch hin und wieder hervortreten mochten. Wie aufopfernd dieſe Liebe war, lehrt eine einzige Aeußerung, die dem Menſchenherzen ohne Selbſtſucht fürwahr eine Thräne zu erpreſſen vermag. Der König von Preußen war einſt in Neufchatel. Peſtalozzi wollte dahin und ihm danken, weil er ſo viele Zöglinge nach Yverdün ſchickte. Allein er war ſo krank, daß er mehrmals in Ohnmacht fiel und ſich unterwegs mehrmals aus dem Wagen mußte tragen laſſen. Sein Begleiter Ramſauer wollte ihn zur Rückreiſe bewegen. „Nein — ſchweig davon,“ erwiederte Peſtalozzi ſchnell, „ich muß den König ſehen und ſollte ich auch darüber ſterben. Wenn durch meine Gegenwart beim Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen einen beſſern Unterricht empfängt, ſo bin ich reichlich belohnt.“ — Und dieſen Mann konnte eine kalte und an Gemüth arme Zeit lange als einen Schwärmer, ſogar als einen Narren anſehen! Dieſer ſeiner Liebeskraft war der Alte ſich wohl bewußt. Deßhalb zeugt er von ſich: „Das Individuelle meiner Kräfte lag in der Lebendigkeit, mit der mein Herz mich antrieb, Liebe zu geben und Liebe zu ſuchen, wo ich ſie immer finden konnte, freundlich und gefällig zu handeln, zu dulden, mich zu überwinden und zu ſchonen. Ich kannte keinen höhern Lebensgenuß als das Auge des Dankes und den Händedruck des Vertrauens, es war mir ſogar Wonne, Dank und Vertrauen zu verdienen, auch wo ich ſie nicht zu erhalten hoffen konnte.“ — Dieſer Liebesfülle ſtand ächte Demuth zur Seite. Wir erinnern nur an ſein Wirken in der Winkelſchule zu Burgdorf und halten damit die rührende Geſtändniſſe, zumal in ſeinen zwei letzten Schriften zuſammen, worin er alle zerknickten Hoffnungen und Entwürfe ſeines Lebens einzig und allein ſeiner „Unfähigkeit“ zuſchreibt. Vielleicht hat außer dem göttlichen Meiſter, der in ſeiner Erniedrigung Knechtesgeſtalt annahm, nie ein Lehrer auf Erden dieſe rührende Demuth mehr gezeigt, vielleicht darum auch Keiner mehr das kindliche Herz verſtanden, das ſo ganz ungeſchminkte Demuth iſt. Zu jener Demuth und Anſpruchloſigkeit geſellte ſich noch ächte Uneigennützigkeit. Nur um dem armen Volke zu helfen, opferte er ſchon in Neuhof ſein eigenes Vermögen und das ſeiner Gattin mit größter Bereitwilligkeit und ohne alle Ausſicht auf Lohn oder Vergeltung auf. Blochmann ſagt: „In Yverdün war wohl der fünfte Theil der Zöglinge unentgeldlich aufgenommen. Ich war oft Zeuge, daß, wenn ein Vater mit dem vollen Vertrauen und ſehnſuchtsvollen Wunſche, ſein Kind ihm zu übergeben, zu ihm kam, ihm aber ſeine Mittelloſigkeit geſtand, er ihn theilnehmend fragte: Was könnt ihr thun? Und ward dann vielleicht nur der vierte Theil der an ſich nicht beträchtlichen Penſion als das Mögliche bezeichnet, Peſtalozzi wies ihn gewiß nicht von ſich. Geben, helfen, erfreuen, den letzten Gulden mit Jemandem theilen, war ihm ſo natürlich, wie dem Menſchen das Athmen. Vor den Thoren Baſel's gab er einmal einem Bettler, den er im elendeſten Zuſtande traf, ſeine ſilbernen Schnallen von den Schuhen und band ſie mit Stroh zuſammen, um in die Stadt gehen zu können. Die große Liebe machte es ihm nicht allein möglich, zeitliche Schätze und Bequemlichkeiten aufzuopfern, ſie gab ihm auch eine Kraft der Selbſtbeherrſchung und der Beharrlichkeit, die um ſo größer und bewundernswürdiger erſchien, je größer die Stürme waren, durch welche er ſich durchkämpfen mußte." — Gleichwohl gebrach es ihm nicht an Heldenmuth und Entſchloſſenheit. Wir wollen nicht jenes Beiſpiel beſonders hervorheben, das Krüſi erzählt, wie nämlich Peſtalozzi einſt in finſterer Winternacht durch einen raſchen Sprung zur Seite, eben als er ſich zwiſchen den Pferden eines vom Berge eilenden Wagens ſpürte, aus furchtbarer Todesgefahr rettete. „Ich war unter den Füßen der Pferde," gab er ſeinem vor Angſt zitternden Begleiter Krüſi zur Antwort, „Gott hat mich gerettet; aber er hat mich durch Anſtrengungen gerettet, deren Kraft ich in mir völlig zerſtört und verloren glaubte!" Denn in ſolchen Augenblicken gibt ſogar dem ſonſt ganz muthloſen Menſchen bisweilen die Todesfurcht eine raſch handelnde Beſonnenheit, die ihn vom Abgrunde zurückſchleudert, ohne daß man ſagen dürfte, er habe nur heldenmüthig oder entſchloſſen verfahren. Nein! Peſtalozzi's Muth bewährte ſich in ſeinem ganzen öffentlichen Leben und Wirken. Wer ſo wie er, ſtets niedergebeugt durch Fehlſchläge, verzweifelnd an ſich und ſeiner Fähigkeit, oft des nöthigen Unterhalts beraubt, dennoch das Eine, das himmliſche Ziel vor Augen behält: dem armen Volke zu helfen und deſſen Noth und Elend durch Herausbildung des wahrhaft Menſchlichen zu lindern — der iſt ein Held in dem erhabenſten Sinne, ein Held, wie die Jahrbücher der Geſchichte nur wenige aufzuführen haben. Peſtalozzi war es, und die Nachwelt müßte erröthen, ſollten die Worte nicht in Erfüllung geben, welche er in ſeiner Neujahrsrede von 1808 im Gebet an den himmliſchen Vater richtete: „Du, o Gott, wirſt mächtig und gnädig ſein, daß meine Gebeine in meinem Grabe frohlocken, und mein Geſchlecht, nachdem ich die Folgen meiner Verirrung getragen, meiner mit Dank und Nachſicht gedenke!“

Worin beſtand Peſtalozzi's Lehrweiſe? Welches war ihr Einfluß auf die Volksſchule und auf die Erziehung des gegenwärtigen Geſchlechts?

Wir können davon nicht reden, ohne Aeltern, Erziehern und insbeſondere den Männern, welche im Staat das Erziehungsweſen zu überwachen haben, dringende Mahnungen an das Herz zu legen. Nicht für den Lehrerſtand allein hat Peſtalozzi gelebt und gewirkt, er war ein Mann des Volkes und wenn Einer verdiente, in dieſen Blättern vorgeführt zu werden, ſo iſt es der „Schulmeiſter von Iſſerten.“ Wir wollen darum auch nicht etwa für Lehrer allein — am wenigſten für ſolche, die ſich des alten Ehrentitels „Schulmeiſter“ ſchämen —, ſondern zugleich für Solche den Peſtalozzi'ſchen Lehrgang darſtellen, die von den mit der Volkserziehung betrauten Männern eine gar armſelige und klägliche Meinung hegen, denen der Lehrer überall als ein „Tagelöhner mit dem Geiſte“ daſteht, der unter Sorgen und Darben ſein Stückchen Brod verdient und kaum ſeine letzten Lebensjahre in Ruhe zubringen darf, wann er einmal die ungezogene Rotte auch in der kleinen dumpfen Stube nicht mehr zu bändigen weiß. Habt ihr, die ihr mit vornehmem Naſerümpfen auf den Schulmeiſter herabſieht, wohl einmal alles Ernſtes bedacht, wer eigentlich die Pflicht hat, das heranwachſende Geſchlecht zu lehren und zu erziehen? Habt ihr alles Ernſtes erwogen, ihr Staatsmänner, wie leicht euere künſtlichſten Gebäude den Kartenblättern gleich über den Haufen geworfen werden, wenn die Schule (und voraus die **Volksſchule**) gefährlichen Saamen auszuſtreuen bemüht wäre — einen Saamen, deſſen Körnlein kein

Schulrath und Inſpektor fallen ſieht? Urſprünglich hat das häusliche Leben die Aufgabe, den Menſchen zum Menſchen zu bilden, und dann der Geſellſchaft als zweckdienliches, kräftiges Glied zu übergeben. Von dieſer ſo naturgemäßen Anſicht, daß die Schule nur eine andere Wohnſtube ſein dürfe, war die Welt längſt abgekommen. Peſtalozzi ging wieder darauf zurück. Er hatte die unſelige Spaltung zwiſchen Natur und Kunſt im geſammten Unterrichtsweſen durchſchaut. „Lieber Geßner" — ſchreibt er deßhalb: „wie wohl wird es mir in meinem Grabe ſein, wenn ich es dahin gebracht, Natur und Kunſt im Volksunterricht ſo innig zu vereinigen, als ſie jetzt in demſelben gewaltſam getrennt, ja entzweit ſind." Daher beginnt nach ihm der Unterricht des Volkes in der Wohnſtube und man kann mit Blochmann's Worten als den Keim und Mittelpunkt der „Methode" von Peſtalozzi die Anſicht bezeichnen: „In der Wohnſtube des Volkes und in der in ihr geſicherten Wohnſtubenweisheit und Wohnſtubenkraft erblickte er die weſentlichſten Mittel aller wahren Menſchenbildung in ihrem ganzen Umfange. Es war ihm klar, daß von ihr alle Wahrheit und aller Segen der Volkskultur ausgehe." Daher denn auch zunächſt die Einfachheit, mit der er zu Werke ging, indem er ſein ganzes Dichten und Trachten darauf richtete, „die Segnungen der Wohnſtube zu Segnungen ſeiner Schulſtube zu machen, d. h. den bildenden Geiſt der Häuslichkeit auf die Oeffentlichkeit des Erziehungshauſes überzutragen." (Sonderbar freilich, daß gerade die Wohnſtube in ſeiner eigenen Anſtalt z. B. zu Iſſerten gänzlich fehlte. Man berichtet, daß kleine ſechs- bis achtjährige Knaben oft wie heimathlos und verſcheucht umherirrten, bis ſich Jemand ihrer annahm, und daß die Lehrer oft in irgend einem der dicken Thürme, wo Dohlen und Tauben zu niſten pflegten, eine Zufluchtsſtätte ſuchten!) — Da Peſtalozzi die Natur auf der einen, die geiſtige Thätigkeit der Zöglinge auf der andern Seite als Grundbildungsmittel betrachtete, zwiſchen welchen der Lehrer als drittes Bildungsmittel nur zu beobachten habe, nämlich das Verhältniß der kindlichen Geiſter zur Natur, und nur anzuregen, nämlich, daß dieſe Geiſtesthätigkeit das Rechte und zu rechter Zeit ergreiſe; ſo verſteht es ſich, daß er auch einen lückenloſen Unterricht verlangte, d. h. denjenigen, bei welchem keine nachfolgende Stufe erſtiegen wird, wenn nicht Alles auf der vorausgehenden durchweg begriffen und bleibendes Eigenthum des Geiſtes geworden iſt. Oft mußte er darum den Vorwurf hören, er verweile bei Anfangsgründen zu lange und ſei auf dem Wege, durch ermüdende Breite die Theilnahme der Kinder abzuſtumpfen. Aber bei'm rechten Lichte betrachtet, ſo trifft dieſer Tadel weniger ihn und ſeinen eigenen Lehrgang, als die aus der Anſtalt hervorgegangenen und für ihre Zwecke ausgearbeiteten Lehrbücher, die von ſeinen Mitarbeitern verfaßt wurden. Schlimmer und weitergreiſend in ihren Auswüchſen war die Anſicht, welche er in den Worten ausdrückt: „Ich ſtrebe nach einer Unterrichtsweiſe, in welcher die Fundamente alles Wiſſens und Könnens alſo vereinigt liegen, daß ein Schulmeiſter eigentlich nur die Methode ihres Gebrauches lernen dürfe, um ſich ſelbſt und die Kinder am Faden derſelben zu allen Zwecken zu erheben, die durch den Unterricht erzielt werden ſollen.“ Denn wenn man auch zugeben muß, Peſtalozzi wollte dadurch die Wohlthat ſeiner Methode auch den ungewandten und unerfahrenen Lehrern, in deren Hand leider oft eine ſo große Zahl friſcher, unverdorbener Kinder gegeben wird, zu Gute kommen laſſen; und wenn es auch klar iſt, er wollte durch die lückenlos fortſchreitenden Uebungen Alles feſthalten, was einmal im Gedächtniß haftete, ſo iſt auch unbezweifelt, daß die Sicherheit, mit welcher der angehende Lehrer ſeinem Buche folgt, bald Dünkel auf das erregt, was er „Schwarz auf Weiß beſitzt,“ bald jene Faulheit unterſtützt, die ſich Wunder was dünkt, wenn ſie dem Kinde nur um einen Schritt voraus iſt. Außerdem darf die Sicherſtellung des mit dem Gedächtniß erfaßten Lehrſtoffes keine ſo wichtige Rolle im Unterricht ſpielen, wie viele Lehrer, ſelbſt an Gymnaſien, noch heute wähnen. Ein vollkommener Unterricht kann nie die Natur ſo nachahmen wollen, daß er ohne alle Sprünge bliebe; auch die Natur entwickelt, wenn gleich nicht in Sprüngen und Lücken, doch zu Zeiten raſcher und mit faſt launenhafter Eile. — Von größter Bedeutung iſt die wichtige Stelle, welche der alte Meiſter der „Anſchauung“ einräumt, nur daß nicht etwa blos mit dem leiblichen Auge allein angeſchaut werde. Zuerſt Anſchauung, dann Begriff; was das Kind nicht ſah, wird immer nur als halbe Vorſtellung, ſchattenhaft vor dem jungen Geiſte ſtehen. „Den Begriff der Anſchauung faßte er aber nicht“ — wie Blochmann erinnert — „von der beſchränkten Seite einer alleinigen Vermittelung zwiſchen der erkennenden Kraft und dem zu erkennenden Objekt durch den Geſichtsſinn, ſondern dehnte ihn auf das ganze Gebiet ſinnlicher Wahrnehmung nicht nur, ſondern auch alles unmittelbar Empfundenen und Erlebten aus. Jede That der Liebe, Aufopferung und Treue, die das Kind im Vaterhauſe erlebt, jedes Wort des Glaubens und jede Handlung der Frömmigkeit, welche da ſeiner Wahrnehmung und ſeinem Gefühl nahe tritt, gehört in's Gebiet dieſer Anſchauung; und hier namentlich leitete Peſtalozzi die große, von Aeltern und Erziehern nie tief genug zu erfaſſende und zu beherzigende Wahrheit, daß alle noch ſo ſchulgerechten Begriffserklärungen von Tugenden, vom Glauben, von der Liebe nichts nützen, ſondern nur zu eitler Maulbraucherei darüber führen, wenn den Kindern das Lebensbild der Tugend, der freudige Muth des Glaubens und die Selbſtaufopferung der Liebe in Vater, Mutter und Lehrer nicht zur Anſchauung kommt und als ſolche wahrhaft vor die Seele tritt und ins Herz geht.“ Hier trifft er auch mit dem größten Meiſter der Lehre in allen Zeiten, mit Dem zuſammen, der da ſpricht: Ein Beiſpiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe; und der ſo oft durch die Anſchauung belehrte, überzeugte und zur kräftigen That erhob. — Welche Bedeutung Peſtalozzi in ſeinem Lehrgang der Zahl, der Form und der Sprache anwies, wie er dadurch die Behandlung dieſer allgemeinſten und weſentlichſten Mittel der Volksbildung gleichſam neu ſchuf und erſt das Bedürfniß einer wahren Größen-, Formen- und

Sprachlehre fühlbar machte, ſoll für jetzt unerörtert bleiben; es iſt mehr eine Merkſäule für den Lehrer, als für das Volk überhaupt. Am mächtigſten griffen ſeine Anſichten in die Umgeſtaltung der Volksſchule ein; der preußiſche Staat gab zuerſt ein nachahmenswerthes Beiſpiel. Fichte begrüßte, wie ich ſchon erwähnte, in ſeinen Reden an die deutſche Nation Peſtalozzi's Schule als Anfang der neuen und beſſern Volkserziehung. Die Königin Louiſe von Preußen vermochte ihren Gemahl dazu, Männer von Einſicht und Liebe zum Volke nach Yverdün zu ſchicken, die nun gewöhnlich drei Jahre daſelbſt verweilten und nach ihrer Heimkehr als Direktoren in den Seminaren oder in andern gleich wichtigen Kreiſen fortarbeiteten. Würtemberg und Baden thaten dasſelbe wie Preußen, und andern Staaten Deutſchlands führten die Streitigkeiten zwiſchen Peſtalozzi und Niederer einzele Männer zu, welche in den Geiſt dieſer Lehrweiſe eingedrungen waren und nach Kräften für eine beſſere Volkserziehung kämpften. Bekannt ſind, außer den ſchon in unſerer Erzählung angeführten, folgende, die zum Theil noch in voller Thätigkeit leben: Ackermann, Blochmann, K. Ritter, Henning, Dreiſt, Kawerau, Nägeli, Kieſer, Collmann, Krüger, Stern, Schacht u. A. Erſt ſeit Peſtalozzi und dieſe Schüler ſeiner Anſichten durch Schrift und That die Mitwelt anſprachen, konnte in Deutſchland an eine Wiſſenſchaft der Schule u. Erziehung gedacht werden.

Ich gebe zu, daß der Einfluß des Meiſters auf die deutſche Volksſchule nicht durchweg ein glücklicher war, weil mit ſeiner Lehrweiſe zugleich die Mängel derſelben Platz griffen und ſeither in einer alle Ufer und Dämme durchbrechenden Flut von Lehrbüchern, Leitfäden, Anweiſungen u. ſ. w. dieſe Mängel oft bis zur äußerſten Spitze ausgebildet haben. Dennoch — und wäre der Schaden noch augenfälliger — ſind zwei ſegensvolle Wirkungen nachgeblieben, die in unſern Tagen mehr und mehr vertreten, andern Lehranſtalten, neben der Volksſchule, zu Gute kommen und das ächte Volksleben kräftigen werden. Einmal die Ueberzeugung, man müſſe den Menſchen je nach ſeiner Eigenthümlichkeit und den Anlagen, die er aus

Gottes Hand empfangen, eigenthümlich ausbilden — (die Schulſprache ſagt künſtlich: Die Individualität ſchonen); man dürfe alſo nichts mit Gewalt in ihn propfen und nichts mit Zwang aus ihm erpreſſen wollen, was nicht in ihm liegt, wollte man nicht Frevel an der Natur und ihrer ureigenſten Schöpfung, dem Menſchengeiſte begehen. Damit hängt auf's Innigſte die Ueberzeugung zuſammen, daß Jeder nach ſeinen Anlagen dann auch harmoniſch und allſeitig muß entwickelt werden, will ihn anders die Erziehung dem Ziele der reinen Menſchenbildung näher bringen. Der Menſch iſt nicht eine Kraft, ſein inneres und äußeres Leben zeigt eine Summe von Kräften, deren Eine die Andere ſtützt, hebt, fördert, deren Keine die Andern überwiegen darf, ſoll nicht der ganze Menſch als eine verkehrte und verkrüppelte Geſtalt dem Drang der oft zermalmenden äußern Verhältniſſe verfallen. Wehe den Aeltern und Erziehern, die das nicht anerkennen! Wehe den Staaten, wo das Wiſſen und Lernen, mit einer ſchwindelnden Haſt geſteigert, nicht zu erfüllende Anforderungen an das aufwachſende Geſchlecht macht und unbarmherzig dies zwingt, über allem Wiſſen das wahre Können zu verlieren, durch endloſe geiſtige Zermarterungen den Körper und Geiſt vor der Zeit zu Grunde zu richten. Manchen unſerer Gymnaſien, Lyceen und Univerſitäten wäre nur ein Funken vom Geiſte Peſtalozzi's zu wünſchen! — Eine der erhabenſten und rührendſten Schöpfungen der Gegenwart, gleichfalls ſeit Peſtalozzi's Tode als unabweisbares Bedürfniß erkannt, ſind die „Kleinkinderſchulen,“ eine glorreiche Nachwirkung ſeines Geiſtes, deren Folgen auf die ganze Volkserziehung ſich noch weiter ausdehnen müſſen, woraus aber dem ärmern Geſchlechte, welches leider meiſtens ſchon zu frühe in Noth und Jammer, in die trübſeligen Zuſtände unſerer jämmerlich durchfaulten Geſellſchaft eingeweiht wird, wenigſtens einige friedliche Jahre harmloſer Kindeserinnerungen retten und ſichern. Dieſe Anſtalten, ſagt mir doch, hat ſie allein die Wahrnehmung in das Leben gerufen, wie viel edle Kräfte dem Menſchengeſchlecht verloren gehen müſſen, wenn man die Erziehung der Armen einzig von dem Willen und Ermeſſen ihrer oft rohen und ſittenloſen Aeltern abhängig macht? Nein! zugleich die große Wahrheit, welche uns Peſtalozzi zurief: daß die Erziehung von der erſten Kindheit beginnen muß. Solchen armen Kindern iſt die Wohnſtube eine Schule des Elends und Laſters, darum muß die Kleinkinderſchule ihre rechte Wohnſtube werden. Auf denn, ihr Alle, denen es der höchſte Erzieher unſer Aller möglich macht, durch Rath und That, durch Geld und goldene Worte zur Volksbildung und Geſittung der nothleidenden Brüder beizutragen — ſäumet nicht! Peſtalozzi ſoll euere Loſung ſein! — So feiert ihr am würdigſten das Säkularfeſt ſeines Geburtstages. Schon hat im Norden und Süden das deutſche Vaterland „Peſtalozzi's-Stiftungen“ für arme und verwahrloſete Kinder, zum Theil mit großer und ehrenwertheſter Hingabe und Aufopferung gegründet. Fahret fort in dieſem Streben, ihr Alle, denen das Volk und ſein Wohl am Herzen liegt, wie ihm, der da ſagte: Ich könnte den Bettelſtab ergreifen, die Noth meiner Armen zu lindern.

Die Leſer fragen gewiß, ehe wir von Peſtalozzi ſcheiden: Was iſt doch aus Niederer nach ſeiner Trennung von dem Alten geworden?

Mit beſonderm Eifer hatte Niederer ſchon in der Anſtalt zu Yverdün dem weiblichen Unterrichte ſich zugewendet. Eine der geiſtvollſten und trefflichſten Erzieherinnen, Roſette Kaſthofer aus Bern, hatte ſich jüngſt an Peſtalozzi angeſchloſſen und führte in ſeinem Geiſte eine Töchtererziehungsanſtalt. Sie ward 1813 Niederer's Gattin, der nun die Leitung dieſer ihrer Anſtalt übernahm. Noch einige Jahre nach den traurigen Zerwürfniſſen in Yverdün verweilte das ſeltene Ehepaar mit ſeiner Schule daſelbſt, die weithin einen ausgezeichneten Ruf genoß und Zöglinge aus allen Ländern Europa's aufnahm. Da jedoch Genf ihnen mehr Bildungsmittel bot, ſo ſiedelten ſie ſpäter in dieſe Stadt über und hoben dadurch ihre Anſtalt noch mehr. Niederer gab bald die literariſche Thätigkeit auf, allein ſeine Gattin machte ſich durch einige Schriften über weibliche Erziehung bekannt, welche die tiefſten Blicke in die Fülle trefflicher Anſchauungen gewähren, die ſie in einem reichen und geiſtig bewegten Leben gewann. So lange Niederer in Kraft und Thätigkeit war, hoffte man aus ſeiner Feder eine Lebensbeſchreibung Peſtalozzi's; vielleicht wäre auch Niemand dazu gleich berufen geweſen, wie er. Sein vor zwei Jahren erfolgter Tod vereitelte dieſe Hoffnung. Unſeres Wiſſens hat ſich nun nichts unter ſeinen Papieren gefunden, was darauf deutete, daß er in ſpätern Jahren noch dieſen Plan gehabt. Vielleicht iſt es auch ſo beſſer — denn „es iſt auch nicht zu verkennen, daß nach den herben, unglückſeligen Kämpfen, die nicht nur das äußere Lebensverhältniß beider Männer, ſondern auch das innerſte Band der Herzen zerriſſen, das ſie früher ſo ſtark und innig an einander knüpfte, in Niederer's Seele kein reiner und klarer Spiegel mehr war, aus dem Peſtalozzi's Bild in treuen Zügen hätte wiederſtrahlen können. Das mochte Niederer wohl ſelbſt fühlen und unterließ es zu einer Zeit, in der ihm wohl eine ſchöne Muße dazu nicht gefehlt hätte." Darum verſuchte nun in neueſter Zeit nach etwa fünfunddreißigjähriger Trennung Dr. K. J. Blochmann, jetzt geheimer Schulrath und Profeſſor zu Dresden, nach Selbſtzeugniſſen, Anſchauungen und Mittheilungen von und über Peſtalozzi deſſen Bild zu entwerfen. Ich danke dieſer, zur Säkularfeier des Geburtstages von Peſtalozzi herausgegebenen Schrift einen guten Theil des Stoffes, der dieſe Blätter füllt, und will alle unſere Leſer hiermit nachdrücklich auf dieſelbe verweiſen. Außerdem bieten: Ramſauer's „kurze Skizzen meines pädagogiſchen Lebens," Heußlers: „Peſtalozzi's Leiſtungen im Erziehungsfache," Karl von Raumers „Geſchichte der Pädagogik" die gründlichſte Belehrung, doch mehr für den Schulmann und denkenden Erzieher, ſowie eine Reihe der intereſſanteſten Züge, welche ich in mein Bild nicht verweben konnte. Auch Biber hat im Todesjahre Peſtalozzi's Beiträge zu deſſen Biographie veröffentlicht. Die reichſte Fundgrube für den, der dieſen Mann des Volkes gründlicher kennen lernen will, um ihn für immer in das innerſte Heiligthum der Seele einzuſchließen, bleiben natürlich deſſen Schriften. Sie alle aufzuführen, kann meine Abſicht nicht ſein; ich habe, wie mir dünkt, der Stellen genug gewählt, die ſeine kindliche Liebenswürdigkeit und die Herzensfriſche charakteriſiren und bei allen Schwächen, die auch in denſelben oft ſich abſpiegeln, uns dennoch in Lavaters — leider am Schluſſe unerfüllt gebliebenes — Wort einzuſtimmen nöthigen:

Einziger! oft Mißkannter, doch hoch Bewunderter Vielen;
Schneller Verſucher deſſen, was vor dir Niemand verſuchte,
Schenke Gelingen dir Gott, und kröne dein Alter mit Ruhe!

Jakob Laffitte.

Von

Wilhelm Sauerwein.

Nicht was der Menſch vollbringt und mit der Palme
Gekrönt ſieht des Erfolg's, beſtimmt den Werth,
Nach dem ihn die Geſchichte ſchätzt. Sie wägt
Sein Wollen nur und Handeln. Ihrem Blick,
Werth habend in ſich ſelber, ſteht es da,
Feſt, unumſtößlich ewig leuchtend, gleich
Der Menſchheit höchſten, heiligen Ideen,
Die, ob ein Menſchenaug' im Tod ſich ſchließt,
Nie untergeh'n!

Jakob Laffitte iſt ein Name, der lange Jahre hindurch in dem ganzen großen und ſchönen Frankreich genannt und geehrt war und der hoffentlich noch lange von Geſchlecht zu Geſchlecht einen ſchönen Nachklang haben wird, nicht nur bei den Landsleuten des Mannes, der dieſen Namen trug, ſondern weithin über alle Länder der Erde, wo Menſchen wohnen, denen die Erſcheinung eines hochherzigen, edelgeſinnten Mannes die feurige Thräne des Entzückens in's Auge lockt. Ach! ſie ſind ja ſo ſelten dieſe freundlichen Erſcheinungen; Eigennutz und Selbſtſucht haben mit ihrem kalten Hauche das warme Völkerleben zu einem todten Winterbilde erſtarren laſſen; der einzige Troſt betrübter Herzen iſt es ja nun, den Grabſteinen des weiten Friedhofs theure Namen zu entnehmen und aus den ſtillen Zellen unter dem grünen Raſen Geſtalten heraufzubeſchwören, wie ſie das Leben, das uns umgibt, dem ſuchenden Blick mehr zeigt.

Laffitte war ein Mann des Reichthums, ſein Vermögen belief ſich zu einer gewiſſen Zeit auf viele Millionen, ſein Wechſelhaus in Paris war das angeſehenſte und geachtetſte von ganz Frankreich; aber Laffitte's Herz und Seele hingen nicht am Golde, er kannte Höheres und Heiligeres als das goldene Kalb, den mächtigen Götzen unſerer Tage, und als die Stunde der Prüfung kam, wo er dieſem Götzen hätte huldigen und den ſchöneren Idealen ſeines Inneren entſagen müſſen, da zeigte er ſich durch die Wahl, die er traf, in ſeiner ganzen liebenswürdigen, ſittlichen Größe. Der Abend des Lebens war für den edlen Mann bereits angebrochen, als der Einſturz ſeines Glücksgebäudes immer drohender wurde; aber wie ſehr auch das herannahende Alter dem Beſitze irdiſcher Güter höheren Glanz verleiht, Laffitte ertrug mit Würde den Verluſt ſeines großen Vermögens und kämpfte rüſtig und ritterlich bis an's Ende, um den Verluſt anderer und höherer Güter von ſeinem Volk und ſeinem Vaterland wo möglich abzuwenden oder zu entfernen.

Schon durch den Zufall der Geburt gehörte Jakob Laffitte dem Volke an. Er war der Sohn eines Zimmermanns, unter deſſen beſcheidenem Dache er am 24. Oktober des Jahres 1767 in Bayonne das Licht der Welt erblickte. Der Vater hatte den Knaben zur Erlernung des eigenen Handwerks beſtimmt, da ſich aber derſelbe nach einer anderen Beſchäftigung ſehnte, ſo ſchickte er ihn zu einem Notar, um bei demſelben als Clerc zu arbeiten, und ſpäter ließ er ihn in ein Handelshaus eintreten, um die Handlung daſelbſt zu erlernen. Laffitte war zwanzig Jahr alt, als er nach Paris kam, wo er 1787 als Commis in das Wechſelhaus Perregaux eintrat. Es war dies der Zeitpunkt, wo ein neuer Morgen ſeine goldenen Schwingen über die weite Erde verbreitete; über die Wogen des atlantiſchen Meeres herüber lächelte der neue Schutzgeiſt der Völker, die jugendliche Freiheit, und erweckte in allen edleren Herzen neues Sehnen, Wünſchen und Streben. Gewiß konnte eine Seele wie die des jungen Laffitte nicht kalt und theilnahmlos bleiben bei dieſer Erſcheinung; gewiß öffnete ſich ſein warmes Herz jener ſüßen Schwärmerei, die uns ſo wunderbar ergreift, ſo oft die Geſchichte dem Menſchengeſchlecht eine große Stunde bringt; über allen Zweifel gewiß iſt es aber, daß das Bild der Freiheit, wie es in dem Inneren des edlen Mannes bis an's Ende lebte, jene jungfräuliche Zartheit und jene wohlwollende Freundlichkeit bewahrte, die beim Beginn der franzöſiſchen Staatsumwälzung ſo Viele für eine neue Zukunft ſchwärmen ließen.

Laffitte widmete ſich mit Eifer, Fleiß und Ausdauer den Handelsgeſchäften, ohne darüber ſeine weitere geiſtige Ausbildung aus den Augen zu verlieren: denn er zeigte ſich in ſpäteren Jahren nicht nur als einen vielerfahrnen und gewandten Geſchäftsmann, ſondern auch in Wiſſenſchaft und Literatur wohlbewandert. Dieſe Eigenſchaften in Verbindung mit ſtrenger Rechtlichkeit und einnehmender Liebenswürdigkeit konnten nicht verfehlen, ihm das vollſte Vertrauen ſeines Chefs zu gewinnen und ihm ſo Stellung und Fortkommen im äußeren Leben zu ſichern. Der Senator Perregaux machte ihn zu ſeinem Aſſocié und ernannte ihn zum Vollſtrecker ſeines Teſtaments. Im Verein mit dem nachgelaſſenen Sohn dieſes Mannes gründete Laffitte das Handelshaus Laffitte u. Comp., das eine Reihe von Jahren hindurch beſtand.

In den letzten Jahren des Kaiſerreichs hatte Laffitte begonnen, auch in öffentlichen Stellungen ſeine Talente zu offenbaren; er ward zuerſt Direktor der Bank, ſpäter Präſident der Handelskammer, endlich Richter am Handelsgericht.

Die Zeit war nun gekommen, wo der auf Kanonen ruhende Thron des gewaltigen Soldatenkaiſers zuſammenſtürzte. Laffitte, der mit treuem Herzen an der Freiheit von 1789 hing und ſich nicht hatte abwendig machen laſſen von dieſem freundlichen Bilde zur ſogenannten Schreckenszeit, wo die Göttin vor der Böswilligkeit ihrer Feinde in gewaltigen Zorn erglühte und im blutigen Kampfe um Sein oder Nichtſein die Waffe der Vernichtung ſchwang, Laffitte konnte keine Hinneigung fühlen für ein ſtarres, eiſernes Soldatenherrſcherthum, das zu Gunſten eines Kopfes und einer Hand alles Denken und Thun für alle Uebrigen aufhob. Darum kann der Beſuch, den er in Begleitung des Herrn Perregaux am 30. März 1814 bei dem Herzog von Raguſa machte, um für die Schonung der Stadt Paris Fürſprache einzulegen, nur von verblendeten

Bonapartiſten getadelt werden. Es wäre eine Tollheit geweſen, Paris als Leichenfackel des ſinkenden Kaiſerthums anzuzünden. Aufopferung darf nie zur Convenienz werden: nur wenn es einem hohen Zweck, einer großen und ſchönen Idee gilt, dann wird Aufopferung für Einzelne ſowohl wie für ganze Völker heilige Pflicht. Keinem Franzoſen iſt es noch in den Sinn gekommen, den Brand von Moskau zu rühmen. Die Aufopferung dieſer Stadt war eine militäriſche Maßregel, deren Ausführung die Flucht und das Verderben der eingedrungenen Schaaren des Feindes zur gewiſſen Folge haben mußte — das iſt Alles, was man von dem Brand von Moskau ſagen kann. Gut denn; von dem Brand von Paris hätte ſich nicht einmal ſo viel ſagen laſſen. Die Tragödie des Kaiſerthums war ausgeſpielt.

Der Reichthum Laffitte's war begründet; das Leben in öffentlichen Stellungen hatte für ihn begonnen; das Alter, in dem er jetzt ſtand, rüſtete ihn mit voller Manneskraft zu jeglicher Thätigkeit und Anſtrengung. So trat Laffitte in die Periode der Reſtauration, während welcher er einen Höhepunkt in der Volksgunſt erreichen ſollte, wie ihn noch nie ein Privatmann vor ihm erreicht hat. Denn die hohe Volksgunſt, deren er ſich in den letzten Jahren der Reſtauration und während der Julitage erfreute, bekleidete ihn mit einer Macht, die es ihm leicht machte, zur Zeit der letztgenannten Umwälzung die Schickſale ſeines Volkes und Vaterlandes zu beſtimmen. Ohne Jakob Laffitte hätte Louis Philipp nie den Thron von Frankreich beſtiegen.

Allerdings mag der Reichthum Laffitte's zur Erwerbung dieſer großen Volksgunſt beigetragen haben. Der Glanz des Goldes zieht die Blicke der Menge an; jedoch mehr thut er nicht. Reichthum gleicht dem goldnen, künſtlich-verzierten Rahmen eines Bildes. Gewöhnlich iſt der Rahmen das koſtbarſte und das Bild, das von ihm eingeſchloſſen wird, iſt kaum eines Blickes werth. Nicht ſo war es bei Laffitte. Hier war das ſchöne Menſchenbild Hauptſache und der goldne Rahmen war nur eine des

Bildes würdige Verzierung. Noch ein anderer Umſtand trug dazu bei, für Laffitte den Reichthum zur Quelle der Volksgunſt zu machen. Der edle Mann hatte ſein großes Vermögen durch eigene Mühe und Anſtrengung erworben und, was weit mehr ſagen will, ſeine Hände waren rein geblieben bei der Erwerbung dieſer großen Glücksgüter. Wie hoch die ſtrenge Rechtlichkeit Laffitte's geſchätzt ward, davon nur ein Beiſpiel. Als Ludwig XVIII. im Anfang der hundert Tage vor dem heranſtürmenden Ex-Kaiſer fliehen mußte, vertraute er den Händen Laffitte's ſein ganzes Privatmögen an, daſſelbe that am Ende der hundert Tage Napoleon, der nun ſeinerſeits von den wiederkehrenden Bourbons flüchtete, und ſo kam es, daß ſich das Privatvermögen der beiden Gegner eine Zeitlang unter der Verwaltung des nämlichen Mannes befand.

Ein ſtrenger franzöſiſcher Sittenrichter hat von dem Privatleben Laffitte's geſagt, daß es eine Darſtellung der Moral in Handlungen geweſen ſei. Dies Urtheil findet eine vorzügliche Anwendung, wenn wir den Gebrauch ermeſſen, den Laffitte von ſeinen Glücksgütern machte. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme und Bedrängte war ausgedehnt, vollſtändig und nachhaltig. Wie viele junge Männer von Talent verdankten die Begründung ihres Fortkommens, ja ſelbſt ihres Glückes ſeiner freundlichen Unterſtützung! Von wie vielen gemeinnützigen Unternehmungen ward die Ausführung nur dadurch möglich, daß Laffitte ſich dabei mit ſeinem gewohnten Edelmuth betheiligte! — In Zeiten, wo das Vaterland in dringender Geldnoth ſchwebte, öffnete Laffitte bereitwillig ſeine Kaſſe. So ſtreckte er dem Staat nach der zweiten Einnahme von Paris zwei Millionen vor, die im Vertrag vom Juli 1815 den Verbündeten ausbedungen waren. Und wenn er mit ſeinen Talenten dem Vaterlande dienen konnte, ſo that er es, ohne einen ſchnöden Sold dabei im Auge zu haben. Er bekleidete ſieben Jahre hindurch die Stelle eines Direktors der Bank, ohne die jährliche Beſoldung von einmalhunderttauſend Francs für die Mühe, die ihm dieſer Platz machte, annehmen zu wollen.

Faſt während der ganzen Reſtaurationsperiode war Laffitte Mitglied der Deputirtenkammer. Auch in dieſer Stellung erwarb er ſich Anſehen und Ruhm. Als Redner zeichnete er ſich aus durch ein einſchmeichelndes Organ, durch einen leichten Redefluß, durch Klarheit und Sachkenntniß, namentlich in finanziellen Auseinanderſetzungen. Aber nicht blos eine Zunge, ſondern auch ein Herz brachte er mit auf den Rednerſtuhl. Oft trat er auf, um Rückſchritte zu bekämpfen, und der freieren Richtung ſeine Huldigung darzubringen. Aus Rache darüber entſetzte ihn das Miniſterium ſeiner Stelle als Direktor der Bank und ernannte zu ſeinem Nachfolger den Herzog von Gaeta, der jedoch nicht dem großmüthigen Beiſpiel ſeines Vorfahren folgte, ſondern ſich für ſein Amt recht gut bezahlen ließ. Im Juli 1819 eiferte er von der Rednerbühne herab gegen die Gewaltthaten der Gensd'armerie, durch welche die Straßen von Paris mit Blut befleckt worden waren. Bei Gelegenheit des ſpaniſchen Feldzugs im Jahre 1823 ſtimmte er mit der Oppoſition. Dagegen unterſtützte er im folgenden Jahre das Miniſterium bei Gelegenheit der Rentenreduction, von deren Zweckmäßigkeit er überzeugt war. Dadurch verdarb er es mit ſeinen Wählern, denen als Rentenbeſitzern große Zinſen lieber waren als kleine. Trotz dem, daß er ſeine Anſicht in dieſer Finanzangelegenheit in einer eigenen Schrift vertheidigte, kehrten ihm ſeine Wähler den Rücken zu und er verlor ſeinen Sitz in der Kammer. Im Jahr 1828 vermählte er ſeine einzige Tochter mit dem Fürſten von der Moskwa, dem Sohn des durch die Bourbons auf eine ſo zweideutige Art hingeopferten Marſchall Ney, bei deſſen bloßen Namen die Franzoſen noch heute ſchwärmen. Hierbei ſei eines kleinen Zuges zum Charakterbilde Laffitte's, des Volksmannes, nicht vergeſſen. Seine kleine Enkelin, die Tochter des Fürſten von der Moskwa, erzählte ihm eines Tages: ihre Geſpielinnen hießen ſie „Prinzeſſin,“ wüßten ſich's aber nicht zu erklären, wie das komme, daß der Großvater einer Prinzeſſin kein Fürſt ſei. Da ſprach Laffitte zu dem Kinde: „die Antwort iſt einfach; Du ſagſt ihnen, ich ſei Fürſt, Fürſt vom Hebel, und wenn ſie das noch nicht verſtehen, ſo ſagſt Du, — und ich befehle es Dir — daß mein Vater Zimmermann war.“ Und ſo ſah Laffitte immer mit Stolz auf den Urſprung aus dem Volk zurück. Eben auch in jenem Jahre 1828 ward Laffitte wieder in die Kammer gewählt, wo er von nun an zur entſchiedenſten Oppoſition gehörte und jene berühmte Adreſſe der 221 mitunterzeichnete, die das „Mene Mene Tekel“ für Karl X. wurde.

Die Julirevolution war da. Mit der genialen Frechheit eines politiſchen Don Juan hatte Polignac der franzöſiſchen Nation in den bekannten Ordonnanzen den Kampf auf Sein oder Nichtſein angeboten. Der erſte Eindruck, den dieſe läſterliche und höhnende Herausforderung auf die Nation machte, war erſtarrend. Aber ſchon am folgenden Tage fing das ſteinerne Bild an ſich zu regen und während der Nacht vom 27. auf den 28. Juli hallten ſeine Tritte unheilverkündend durch die Straßen von Paris. Der 28. Juli war der Tag des heißeſten, erſtaunlichſten Kampfes. In allen Straßen der Stadt ſchlug man ſich und furchtbar brüllte der Kanonendonner von den größeren Plätzen. Aus dem aufgeriſſenen Straßenpflaſter ſchienen Kämpfer hervorzuſteigen, aus den Fenſtern der Häuſer drangen Feuergewehre und von den Dächern hagelten Steine auf die vorüberziehenden Truppen. Das Volk in Lumpen und die jungen Leute, die ſich in den Straßen ſchlugen, waren voll Hoffnung und Siegesmuth. Aber noch ſchwankte der Kampf. Paris war von Blut überſchwemmt, von Leichen bedeckt.

Eine Verſammlung der Deputirten fand um Mittag in dem Hotel des Herrn Aubry de Puyraveau ſtatt. Hier beſchloß man, einen Schritt bei Marmont zu thun, um die Einſtellung des brudermörderiſchen Gemetzels zu bewirken. Laffitte erhielt den Auftrag, die Geſandtſchaft zu wählen: er ernannte Caſimir Perier, Mauguin, Lobau und Gerard und begab ſich in ihrer Begleitung nach dem Hauptquartier. Bei dem Herzog von Raguſa vorgelaſſen, nimmt Laffitte im Namen ſeiner Collegen das Wort.

Den Eingebungen ſeines Herzens folgend, beſchwor er den Marſchall, das Blutvergießen einzuſtellen, indem er ihn auf die Folgen aufmerkſam machte, die eine längere Verletzung aller verfaſſungsmäßigen Geſetze für das Volk ſowohl als auch für den Thron haben müſſe. Marmont war kein Anhänger der Ordonnanzen; aber er ſetzte der Anmuthung des Herrn Laffitte ſeine Soldatenpflicht, ſeine Soldatenehre entgegen. „Es gibt keine zweierlei Ehre, Herr Marſchall,“ verſetzte Laffitte lebhaft, „und das größte aller Verbrechen iſt, das Blut ſeiner Mitbürger zu vergießen.“ — Marmont war betroffen; er beklagte ſich, von Laffitte verkannt zu werden, und verſprach endlich, an den König ſchreiben zu wollen. Laffitte fragte den Marſchall, ob er ſich irgend einen Erfolg von dieſem Schritte verſpreche, und als Marmont traurig mit einem Kopfſchütteln antwortete, erklärte Laffitte, daß er ſich in dieſem Falle mit Gut und Blut der Bewegung überlaſſen wolle.

Dieſe Erklärung war keine eitle Rednerphraſe. Von dem Augenblicke an, wo Laffitte dieſe Worte geſprochen hatte, gehörte er ganz und entſchieden der Bewegung an. Man hat von gewiſſer Seite die bewunderungswürdige Feſtigkeit, welche Laffitte in den Julitagen gezeigt hat, dem Einfluſſe des Dichters Beranger zugeſchrieben. Gleich viel! Durch den Einfluß, den die Mehrzahl ſeiner Collegen durch ihr Benehmen während der Julitage auf Laffitte hätte haben können, wäre er zu einem unbeſtimmten und ſchwankenden Betragen verleitet worden. Wie bewunderungswürdig iſt nun Laffitte, wenn er den nahen, mächtigen aber entnervenden Einfluß von ſich abweiſet und ſich dafür von dem Einfluſſe eines im Hintergrund ſtehenden, beſcheidenen aber willensſtarken und beſonnenen Mannes beherrſchen und ſtärken läßt. —

Schon am 28. Juli ließ Laffitte dem Herzog von Orleans, der auf ſeinem Landſitze zu Neuilly wohnte, vertraute Mittheilungen machen; aber die ganze Antwort, die hierauf erfolgte, beſtand in den drei Worten: Ich danke Ihnen.

Der 29. Juli brach an. Er brachte den Kampf der Entſcheidung. Von allen Seiten hatten ſich die Truppen nach dem Louvre und den Tuillerien zurückgezogen. Auf dieſem Punkte alſo mußte das Volk den Sieg erringen. Und der Sieg ward von ihm errungen. Die weiße Fahne ſank und die drei Farben flatterten freundlich grüßend von den alten Paläſten der Könige.

Laffitte, der Liebling des Volks, war von dieſem Augenblicke an der mächtigſte Mann in Paris. Von allen Seiten ſtrömte man nach ſeinem Hotel. In den Zimmern, Höfen, Gärten drängten ſich vornehme Herren, Finanzmänner, Advokaten, Nationalgardiſten. Leute vom Volk ruhten, von Schweiß und Staub bedeckt, auf den Sitzen im Speiſeſaal vom Kampfe aus. Bei der großen Schwüle ſtanden alle Fenſter offen, ſo daß man die Menge der Neugierigen, die ringsum die Dächer der Nachbarhäuſer bedeckten, leicht bemerken konnte. Im Salon ruhte Laffitte, der an einer Verletzung des Beines litt, in einem Lehnſtuhl. Der Ausdruck ſeines Geſichtes zeigte immer dieſelbe Ruhe und Heiterkeit. So empfing er fünf Offiziere des 53. Linienregiments, das ſeine Unterwerfung erklären wollte. „Meine Herren,“ ſagte Laffitte zu ihnen, „behalten Sie Ihre Waffen, aber ſchwören Sie, dieſelben nicht gegen das Volk zu kehren.“ Die Offiziere erhoben die Hände. „Keinen Eid, meine Herren,“ ſagte Laffitte mit bewegter Stimme; „die Könige haben dieſe Ceremonie entweiht; unter Ehrenmännern genügt das Wort.“ — Auf einmal kracht eine Salve von Flinten. Man glaubt, die königliche Garde ſei von Neuem ſiegreich und rücke heran. Fürchterlicher Tumult; man drängt und ſtößt ſich in den Gemächern; mehrere Herren ſpringen aus den Fenſtern des Erdgeſchoſſes in den Garten; zwei Deputirte kauern ſich in den Ställen zuſammen. In einem Nu war Herr Laffitte in ſeinem Lehnſtuhl verlaſſen. Nur ſein Neffe, Herr Laroche, war zurückgeblieben, und Laffitte fortwährend ruhig, benutzt dieſe Gelegenheit, ſich von demſelben das Bein verbinden zu laſſen. Und was war die Bedeutung der Schreckensſalve geweſen? Das 6. Linienregiment war dem Beiſpiel des 53. gefolgt und hatte ſeinen Beitritt zur Sache des Volks dadurch kund geben wollen, daß es ſeine Flinten in die Luft abfeuerte.

Noch ein anderes Beiſpiel, das uns die Entſchloſſenheit Laffitte's in jenen Tagen zeigt. Als ſich der Sieg entſchieden auf die Seite der Pariſer Bevölkerung gewendet hatte, verſuchte es Karl X. durch Aufſpannen milderer Saiten, das verlorne Feld wieder zu gewinnen. Herr von Argout erſchien als Unterhändler im Hotel Laffitte und benachrichtigte den Herrn deſſelben, daß die Ordonnanzen zurückgenommen und neue Miniſter ernannt ſeien. „Dazu hätte man ſich früher entſchließen müſſen,“ antwortete Laffitte. „Seit 24 Stunden iſt ein Jahrhundert verfloſſen.“ — „Nun wird man doch endlich unterhandeln können!“ rief auf einmal Herr Bertin de Vaux. Dieſe Worte wurden von den Leuten aus dem Volk, die ſich im Speiſeſaal befanden, vernommen. Einer von ihnen reißt die Thüre des Salons auf, ſtößt ſeine Flinte gegen den Boden und ruft mit ſtarker Stimme: „Wer unterſteht ſich hier, von Unterhandlungen mit Karl X. zu reden?“ — Zu gleicher Zeit dringt das Geſchrei der Menge im Hofe herauf: „Keine Bourbons mehr!“ — „Da hören Sie es ja,“ ſagte Laffitte zu dem Unterhändler.

Laffitte hielt den Blick unverrückt auf den Herzog von Orleans gerichtet. Er war kein Parteigänger dieſes Mannes, aber er hatte eine gewiſſe Vorliebe für ihn. War doch der Herzog von Orleans zur Zeit der Umwälzung von 1789 auch noch ein Jüngling geweſen, in deſſen Herzen das Bild der Freiheit lebendig geblieben ſein mochte mit allem Reiz und aller Friſche eines ſchönen Jugendtraumes. Ferner, der Herzog von Orleans war durch die Schule des Unglücks gegangen; war da nicht anzunehmen, daß ſein Herz Gefühl und Mitleid hegen würde für die Leiden der unteren Volksklaſſen? — Endlich, und das war unbezweifelt gewiß, der Herzog von Orleans führte ein höchſt muſterhaftes und ſittliches Familienleben, und das ſchien zu der Vorausſetzung zu berechtigen, daß in ihm der Stoff zu einem ächten und wahren Bürgerkönig enthalten ſein müſſe.

Noch am 29. hatte Laffitte abermals einen Unterhändler nach Neuilly geſandt und von demſelben einige Zeilen erhalten, die zu weiteren Schritten einluden. Am Morgen des 30. Juli fand eine Verſammlung der Deputirten im Hôtel Laffitte unter dem Vorſitze des Herrn Berard ſtatt, wo eine bereits in Umlauf geſetzte Proklamation, die dem Volke den Herzog von Orleans anpries, gut geheißen wurde. An demſelben Tage gegen Mittag verſammelten ſich die Deputirten abermals im Palais Bourbon. Laffitte ward durch Zuruf zum Präſidenten ernannt. In dieſer Verſammlung kam man überein, dem Herzog von Orleans das Reichsſtatthalterthum anzutragen. Eine Deputation von zwölf Mitgliedern der Kammer begab ſich zu dieſem Behufe nach Neuilly. Nach Mitternacht erhielt Laffitte die Anzeige von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Paris. Derſelbe war gegen 11 Uhr, zu Fuß, in bürgerlicher Kleidung, mit einem Gefolge von nur drei Perſonen, im Palais-Royal angelangt. Am folgenden Tag (31. Juli) erſchienen die Deputirten im Palais-Royal, wo ſie von dem Herzog von Orleans empfangen wurden. Nachdem hier Laffitte die Erklärung der Kammer, die den Herzog zum Reichsverweſer ernannte und die Hoffnung ausdrückte, daß in Zukunft die Charte eine Wahrheit ſein werde, verleſen hatte, umarmte ihn der Herzog und führte ihn nach dem Balkon. Die Volksmenge, die unter den Fenſtern des Palaſtes ſtand, ſchrie laut: „Es lebe der Herzog von Orleans! es lebe Laffitte!" — Unmittelbar hierauf begleiteten Laffitte und die übrigen Deputirten den Herzog von Orleans nach dem Stadthauſe. Auch hier ward die Erklärung der Kammer verleſen, auch hier zeigte ſich der Herzog in Geſellſchaft des ehrwürdigen Lafayette der Menge, auch hier rief man: „Es lebe Lafayette! es lebe der Herzog von Orleans!"

Laffitte hatte den Gipfel ſeiner Wünſche erreicht. An der Schwelle des Greiſenalters ſchien es ihm vergönnt worden zu ſein, den ſchönſten Traum ſeiner Jugend in die

Wirklichkeit einzuführen und ſeinem geliebten Vaterlande alle die Güter auf lange Zeit zu verſichern, nach welchen die edelſten Herzen der Nation ſchon ſo lange geſtrebt hatten. Doch ſchon am Tage ſeines Triumphes fühlte der edle Mann eine gewiſſe Beklommenheit des Herzens und ein Mißbehagen an den Ereigniſſen, bei welchen er eine ſo große Rolle geſpielt hatte. Es war dies eine Vorahnung der Dinge, die da kommen ſollten.

Der Julithron war errichtet. Der Herzog von Orleans nannte ſich Louis Philipp, König der Franzoſen. Aber die Idee eines Bürgerkönigthums erwies ſich nur zu bald als ein nichtiges Traumbild.

Laffitte war auf's eifrigſte bemüht, den neuen Thron durch ſeinen Einfluß, und durch die Volksgunſt, die er genoß, zu ſtützen Er wurde zuerſt Vicepräſident und nach Perier's Abtritt Präſident der Kammer. Durch ſein inſtändiges Anliegen und Bitten wird der ehrenhafte Dupont de l'Eure bewogen, einen Platz im Miniſterium anzunehmen. Den 30. November ward Laffitte Präſident des Miniſteriums mit dem Portefeuille der Finanzen. Das Miniſterium Laffitte dauerte aber nur eine kurze Zeit und doch lange genug, um das letzte Abendroth der Juliſonne verglimmen zu ſehen. Lafayette, dem man den Oberbefehl über alle franzöſiſchen Nationalgarden nehmen und blos den über die pariſer Nationalgarde laſſen wollte, dankte ab; Dupont de l'Eure legte hierauf ſein Portefeuille nieder; und als die Oeſterreicher in Italien den Grundſatz der Nichteinſchreitung, dem man ſich von franzöſiſcher Seite Belgien gegenüber gefügt hatte, ohne Weiteres verletzten, da reichte auch Laffitte ſeine Entlaſſung ein und ſo war der Mann, der vor ſieben Monaten die ſchönſte Krone von Europa verſchenkt hatte, wieder ein einfacher Bürger.

Den 12. März 1831 hatte Laffitte ſich zurückgezogen, den 13. trat das Miniſterium Perier in's Leben, mit dem die Geſchichte der Julirevolution ſchließt und die der Dynaſtie Orleans beginnt.

Bei der Wahl der neuen Kammer (Juli 1831) ward Laffitte von zwei Departements zum Deputirten ernannt, von dem der Seine und dem der unteren Pyrenäen. Er entſchied ſich für die letztere Wahl und nahm ſeinen Platz in der Kammer auf der linken Seite. Bei der Präſidentenwahl erſah ſich die Oppoſition Herrn Laffitte und trotz dem, daß das Miniſterium aus der Wahl ſeines Candidaten, des Herrn Girod de l'Ain, eine Cabinetsfrage gemacht hatte, ſiegte der letztere nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen. Das Miniſterium Perier fühlte ſich bedroht, es ſtürzte, aber das Schwert, das der König von Holland gerade in dieſem Augenblicke gegen Belgien zog, half ihm eben ſo plötzlich als unerwartet wieder auf.

Welche Rieſenſchritte die Reaktion damals in einem einzigen Jahre machte, läßt ſich recht gut daraus abnehmen, daß Laffitte bei der Präſidentenwahl der Kammer vom November 1832 189 Stimmen weniger erhielt als Herr Dupin, ſein miniſterieller Mitbewerber.

Laffitte mußte ſich für die Zukunft mit ſeinem Sitz in der Kammer, mit dem Bewußtſein ſeiner Tugend und mit der Bürgerkrone, die ihm alle Beſſeren im Volke zuerkannten, begnügen. Und das hat er auch gethan und zwar mit jener heiteren Würde, die ihm eigen war. Es wäre zu lang, wenn wir aller parlamentariſchen Kämpfe, an denen er, wenn ſie der Sache der Freiheit und dem gemeinen Beſten galten, ſehr eifrigen Antheil nahm, hier gedenken wollten: denn erſtens würden ſie dem Bilde, das wir von Laffitte entworfen haben, keine weitere Vollendung zu geben im Stande ſein; zweitens wäre zu befürchten, daß hier Dinge berührt würden, die beſſer in die Biographie eines rein-parlamentariſchen Charakters oder eines großen Publiciſten gehören. Die große Lebensrolle Laffitte's iſt ausgeſpielt und ſchließt mit ſeinem ſchönen Juliustraum und ſeiner ſo bald erfolgten Enttäuſchung. Sein ganzer bitterer Schmerz über dieſe Enttäuſchung ſprach ſich in den berühmt gewordenen Worten aus: „Ich bitte Gott und die Welt wegen meines Antheils an der Julirevolution um Verzeihung.“ Selbſt der Verluſt ſeines großen Vermögens muß darum an Bedeutung verlieren, zumal da Laffitte, der mit ſo viel Edelmuth den Reichthum zu verwalten verſtand, gewiß auch Hochherzigkeit genug beſaß, dem Reichthum zu entſagen. Fehlte ihm doch bei ſeinen Privatunfällen auch der Troſt der öffentlichen Meinung nicht! Als er ſein Hotel zum Verkauf ausbot, da beeilte man ſich in ganz Frankreich, Sammlungen zu veranſtalten, um dem edlen Mann, der ſo Vielen geholfen hatte, in ſeiner Bedrängniß beizuſpringen, und wenn auch der Ertrag dieſer Sammlungen dem Uebel nicht abzuhelfen vermochte, ſo zeigte er doch wenigſtens ſo viel, daß die Zahl derer, die den Charakter Laffitte's zu ſchätzen und zu würdigen verſtanden, auf franzöſiſcher Erde keine geringe ſei. Und dann blieb dem edlen Mann ja immer noch Reichthum genug, um ſeinen Sitz in der Kammer, dem er freilich durch ſeine Tugend und Geiſtesbildung allein (denn Tugend und Geiſtesbildung ſind in Frankreich ohne politiſche Rechte) nicht würde inne behalten haben, während der langen Dauer ſeines Lebensabends behaupten zu können. Nur einmal blieb dieſer Sitz leer. Laffitte nämlich war bei der Wahl der Kammer von 1838 in einem der Wahlbezirke von Paris ſeinem miniſteriellen Gegner unterlegen. Die Kammer wurde eröffnet — aber keiner der Deputirten nahm den Platz Laffitte's ein, man ließ ihn abſichtlich leer, bis endlich der edle Mann, von einem Wahlcolleg der Provinz zum Deputirten ernannt, ſelbſt wieder erſchien und unter den Beifallsbezeugungen der Freunde ſeinen alten Sitz wieder einnahm. Kurz vor ſeinem Ende verſchaffte ihm der Zufall noch einmal die Ehre, den Präſidentenſtuhl in der Kammer einzunehmen. Es war dies bei Eröffnung der Sitzung 1844, wo er Alterspräſident war. Bei Niederlegung dieſer Würde ſprach er Worte, die von der edelſten Herzenswärme zeugten und überall einen tiefen Eindruck hinterließen. Und in dieſen Worten lag auch ſein letztes Lebewohl an ſein ſchönes, großes und doch nicht glückliches Vaterland. Um ihn wegen der männlichen Freimüthigkeit, womit er in ſeiner Abſchiedsrede als Alterspräſident der Kammer die Wahrheit geſagt, zu beglückwünſchen, zog eine Schaar von Studirenden vor ſein Hotel und eine Deputation derſelben übergab ihm eine Adreſſe. Dankend erwiederte Laffitte: „Euer Patriotismus, Eure Intelligenz und Euer Muth ſind mir längſt bekannt, und vielleicht habt Ihr nicht vergeſſen, daß ich trotz des Geſchreies der Parthei, die jetzt herrſcht, gewußt habe, Euren Dienſten und Eurer Hingebung in einer anderen Epoche glänzende und feierliche Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Julirevolution hatte damals das Wort. Sie hat es ſeitdem verloren durch den Undank der Einen, durch die Sorgloſigkeit der Andern, und Ihr wißt, wie man auf die hört, die ihren Verſprechungen und Verpflichtungen treu geblieben ſind. Ich habe die Kammer, Angeſichts der Gefahren, die uns drohen und der Korruption, die uns erniedrigt, an ihre Verantwortlichkeit erinnert. Die Kammer hat mich nicht verſtehen wollen. Ich, Ihr Herren, bin jetzt näher dem Grab als irgend einer von Euch ſeiner Wiege, aber ich werde bis an's Ende meine Pflicht thun und mein Herz, ich ſchwöre es, wird nie aufhören zu ſchlagen für die Freiheit und das Glück Frankreich's."

Laffitte ſtarb am Pfingſtabend (26. Mai) 1844. Der „National" begleitete die Nachricht ſeines Todes mit den Worten: „Selten hat der Tod ein ſo edles Opfer getroffen. Seit langen Jahren glänzt der Name J. Laffitte zuvörderſt auf der Liſte der reinſten Patrioten. Fünfzig Jahre her ſind die Unglücklichen gewohnt, nach ihm, wie nach einer Vorſehung ihre Blicke zu richten. Herr Laffitte hat in der Politik Irrthümer begangen. In dem Edelmuth ſeines Herzens vermochte er nicht an die Verkehrtheit zu glauben, deren gewiſſe Menſchen fähig ſind, und dieſer Edelmuth iſt die Urſache, warum er mehr als einmal von ihnen betrogen worden iſt. Aber das Volk, das ſo ſicher fühlt, hörte nie auf, Herrn Laffitte als einen ſeiner beſten Freunde zu betrachten, und es hat ſich nicht getäuſcht." Bei ſeinem Leichenbegängniß am 30. Mai gingen vier Leidtragende:

Thiers, Arago, Düpin der Aeltere und der edle Dichter Béranger unmittelbar hinter dem Sarge, in welchem der „Sohn des Arbeiters, der Juliusmann, der Bürger, der Staatsmann ruhte, der groß von Herzen, groß von Intelligenz war, der den Saamen der Zukunft in die Vergangenheit gelegt.“ So bezeichnete ihn Garnier-Pagès in der Rede am Grabe; derſelbe rief, auf das Volk hinweiſend, das in großer Zahl den Friedhof Père-Lachaiſe erfüllte: „Wie wir dieſe Menge in frommer Sammlung ſich um deinen Sarg drängen ſehen, ſo können wir ſagen: das Volk iſt nicht undankbar, die Undankbarkeit iſt anderswo!“

Ernſt Moritz Arndt.

Von

R. Hadermann.

Die Freiheit iſt der Seelen Stahl
Und ritterliche Wehr der Braven;
Die Freien trägt der Sternenſaal;
Der Teufel herrſchet über Sklaven!

O, Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O, deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du ſchönes Land,
Dir ſchwören wir auf's Neue!

Arndt.

Ernſt Moritz Arndt.

Geboren am 26. Dezember 1769 auf der Inſel Rügen; lebt als Profeſſor der neueren Geſchichte an der Univerſität zu Bonn.

Die Geſchichte des Völkerlebens erſcheint noch faſt in allen Darſtellungen ausſchließlich an die großen Erſchütterungen deſſelben und an die Männer geknüpft, welche in ihnen eine Rolle geſpielt haben, gleich als könnte man den geregelten Naturlauf durch die ſcheinbaren Unterbrechungen deſſelben veranſchaulichen, durch die Gewitter und Erdbeben und die Erſcheinungen, welche bei ihnen in augenfälliger Stärke und Wirkſamkeit auftreten, während es doch dieſelben Kräfte ſind, die in unausgeſetzter Thätigkeit wirken, auch wenn ſie nicht als Blitz und Donner das Auge blenden und das Ohr betäuben. So erfährt unſere Jugend und das Volk aus Schulunterricht und aus Handbüchern die Menge, wie Krieg, Peſt und Hungersnoth gewüthet und was ſie zerſtört haben; und manche große Schlächter werden heute noch mit beſonderem Fleiße gezeichnet; wohl auch ganze Nationen, in welchen das Thierleben der Menſchheit, die rohe Körperkraft und der Egoismus zu einer traurigen Höhe gelangt waren, die Sparter und die Römer. Wie ſich aber unſer geiſtiges Leben in friedlichem Völkerverkehre herangebildet hat; wie ſich Gewerbthätigkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion geſtaltet haben; wie und warum dieſe ſich in dem einen Volke ſo und in dem anderen anders ausbildeten; welche

Beſtimmung in dem großen Völkerkörper jede Nation erfüllt, — das erfahren die Wenigſten. Eben ſo wenig werden in der Regel die Männer allgemein bekannt, welche ſtille wirkend im gewöhnlichen Bürgerleben auf die geiſtige Bildung ihres Volkes Einfluß gehabt haben. Hält ſie auch ihre Mitwelt in dankbarem Andenken vielleicht, — vergeſſen ſind ſie, ſobald der Wind über ihre Gräber weht; denn die bezahlte Reichsgeſchichtſchreibung hat ihre Namen aufzuzeichnen nicht für nöthig gehalten, und das Volk hat leider noch keine Geſchichte und keine Geſchichtſchreiber, wenn es auch viele Bücher gibt, welche dieſen Titel führen. Wohl iſt es daher an der Zeit, eine Geſchichte der eigentlichen Volksmänner zu geben, und mit ihr den Theil der Volksgeſchichte zu verbinden, der in ihnen ſeine Vertreter gefunden hat.

Das deutſche Volk, — obgleich ihm manch übermüthiger Nachbar ſogar dieſen Namen ſtreitig macht und es dafür mit dem Titel eines Völkerkonglomerats beehrt, — das deutſche Volk war von jeher reich an Volkestugenden der ſchönſten Art, insbeſondere an Vaterlands- und Freiheitsliebe, und eben ſo wenig hat es ihm in alter und neuer Zeit an Männern gefehlt, denen dieſe Güter und mit ihnen des Volkes wahres Wohl am Herzen lagen, und die für ſie das Leben einſetzten, um ihrem Volk das Leben zu gewinnen. Unter dieſen nimmt Arndt eine der oberſten Stellen ein, und iſt in ſeinem Leben, Wirken und Dulden ein getreues Abbild unſeres Volkes. Ein Mann, gleich den heimiſchen Eichen, geſund und langſam herangereift, ſtand er zur Zeit des Sturmes unverwüſtlich da. Ein Mann der Poeſie und der Wiſſenſchaft, hat er ſich nicht, wie manche andere Gelehrte und Dichter, in ſeines Herzens Heiligthum vor der Noth des Volkes und des Landes vornehm theilnahmlos zurückgezogen; ſondern mitgelitten, mitgerungen hat er in der langen Nacht der Schmach und der Trübſal, die auf unſer Volk fiel, und die fremde Erde mußte den deutſchen Mann aufnehmen, der auf dem heimathlichen Boden vor den franzöſiſchen Spähern keine Ruheſtätte mehr fand: denn er hatte dem zerriſſenen, unglücklichen, zertretenen Volke frühe genug den Talisman in's Gedächtniß zurückgerufen, der allein ihm Heil bringen konnte und kann: „Einheit und Einigkeit!“ Und mit der Morgenluft der Freiheit iſt auch er wieder in das Vaterland zurückgekehrt, hat geiſtig mitgeſtritten, mitgeſiegt; und als er die Früchte des Sieges in geordneter, ruhiger Thätigkeit zu brechen gedachte, iſt auch er getäuſcht worden, bis des Alters Schnee ſeine Jugendhoffnungen überdeckt hatte. Iſt das nicht ein treffendes Bild unſeres Volkes? Wenn er aber auch ſeiner Jugendträume wenige nur in Erfüllung gehen ſah; wenn Stürme anderer Art durch ſeine Krone ſauſten, als Sonnenſchein im Staatskalender ſtand: — ungebrochen blieb der alte Stamm und ſtolz und kühn, und ließ den Sturm vorüberziehen. Nicht mürbe geworden iſt der edle Greis durch die vielen Widerwärtigkeiten und Nadelſtiche des Schickſals; nicht mißmuthig, nicht theilnahmlos hat er ſich von dem weggewendet, was die Neuzeit treibt und beweget. Mit klarem Blick hat er alle Verhältniſſe, die ſeines Volkes Wohl betreffen, auch heute noch angeſchaut und ſeine Stimme darüber vernehmen laſſen, die Stimme eines geprüften, ſilberhaarigen Barden, die von Seiten der Männer, welche jetzt im Thatenſtrome ringend arbeiten, alle Beachtung verdient. Vertrauungsvoll hat er immer das Auge, wenn die irdiſche Kraft erſchöpft war, nach Oben gerichtet, „wo über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchſte Gedanke.“ Von dort aus ſtrömte ihm die Muſe der Dichtkunſt den Troſt der Begeiſterung zu, ſelbſt in Fällen, wo ſein Gemüth am ſchwerſten verletzt war; als der Rheinſtrom ſeinen geliebteſten Sohn als Todtenopfer dahinriß. — Ja, wie dieſer Mann, ſo ſteheſt auch du da, mein Volk, den Blick häufiger und vernünftiger, als alle andere Völker, dahin gewandt, wo über dem ewig kreiſenden Wechſel der Geiſt thront; und wie häufig hat auch dir von dorther Troſt kommen müſſen und aus deinem Gemüthsleben in der eigenen Bruſt, wenn der Boden deiner Väter von auswärtigen Würgern überſchwemmt war, die ſich von deinem Marke nährten und von deinem Erbtheile bezahlt machten. Aber nicht ſollſt du wähnen, wie jener greiſe Nordlandsrecke von ſich ſagt, daß deine Zeit aus ſei. Sie iſt mit nichten aus: denn du haſt ſie, wie jener, zu gut angewendet, wenn du auch, wie er gleichfalls von ſich ſagt, mitunter viel geträumt und geſpielt haſt. Es wird kommen der Tag, und iſt vielleicht nahe ſchon, wo der Kyffhäuſer Schläfer aufwacht, und alle Herrlichkeiten des geſtorbenen Reiches mit ihm. Halte dich bereit, daß, wenn der Bräutigam kömmt, er dich nicht ſchlafend antrifft; dein Oel und deine Lampen ſind lange fertig; mache, daß er ſie brennend finde. Unterdeſſen liebe den Alten, den getreuen Eckardt, wie er dich geliebt hat. Denn hat er dir nicht, und wie lange ſchon zugerufen: „Einigkeit, Einheit“: und hat er deinem Reichsadler nicht eben ſo lange ſchon die Richtung ſeines Fluges vorgezeichnet; gegen den galliſchen Hahn hin, der immer noch übermüthig krähend an deines Reiches Strom ſteht?

Auch darin gleichet der alte Arndt und du euch, wie ein Ei dem anderen, daß ihr beide gewiſſe vorgefaßte Meinungen mit der Muttermilch eingeſogen habt, an denen ihr feſt haltet, bis ihr zu Grabe geht. Er ſagt mit bewundernswerth klarer Einſicht in ſeine Perſönlichkeit von ſich ſelber in ſeinen: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben:“ *)

„Ich will hier wenigſtens kurz andeuten, wie die einzelnen Keime nach und nach ſich zu einem großen politiſchen Kraut oder Unkraut entwickelt und erhoben haben. Ich beſchreibe hierin zugleich das ähnliche Keimen, Wachſen und Erſteben der Gefühle und Anſichten von Millionen deutſcher Menſchen.“ — —

„Bei mir hatten ſich ſchon im Knabenalter manche eigenthümliche und einſeitige Anſichten feſtgeſetzt, welche noch jetzt bei meinem ſchneeweißen Kopfe oft beſſerer Warnung und Einſicht nicht weichen wollen. Ich hatte als kleiner Junge, als Zeitungsvorleſer und Kronikenleſer zwiſchen meinem neunten und zwölften Jahre ſchon gewiſſe

---

*) 3. Auflage. Seite 84, 85.

politiſche Verhärtungen und Verſteifungen. Ich brauche dieſe Worte abſichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königiſcher (Royaliſt) geweſen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die meiſten ganz unbewußt etwas werden durch die erſten Gewöhnungen des frühen Alters.“ — „Und die Franzoſen und ich? Auch da war mein politiſcher Glaube wohl in erſter Jugend entſtanden. — — Unter Geſchichtbüchern und Kroniken (die er als Knabe geleſen) waren auch die deutſchen und in's Deutſche überſetzten Bücher Puffendorf's und Anderer, welche den 30jährigen Krieg und die herrſchſüchtigen Hinterliſten und mordbrenneriſchen Thaten Ludwig's XIV. beſchrieben haben. Dieß hatte mir Abneigung, ja oft Abſcheu gegen das ganze mitſpielende Volk eingeflößt. Daher freute ich mich zur Zeit jenes Zeitungsvorleſens über jede ihrer Niederlagen und war im Haß gegen ſie auch ganz Engländer.“ *)

Und das politiſche Unkraut, was dem deutſchen Volke gekeimt und gewachſen iſt, ſo weit es in ſeiner Geſchichte zurückdenkt? O, das iſt das troſtloſe Mißtrauen in ſeine eigene Kraft; daß es meint, es müſſe ihm alles Heil von Oben her, oder von jenſeits des Rheins oder vielleicht gar aus Amerika kommen. Nirgendswo gilt der Prophet weniger in ſeinem eigenen Vaterlande, als in Germanien. Da hat der Franzmann, den wir keineswegs in Allem zur Nachahmung empfehlen wollen, aber eben ſo wenig in Allem haſſen und verwerfen, wie Vater Arndt, — da hat der Franzmann ein Sprüchwort, das dürfteſt du dir mit goldenen Buchſtaben über dein Kopfkiſſen ſchreiben, du deutſcher Mann, der du ſeiner Zeit das Muſter zu deinem altdeutſchen Rocke aus Paris verſchrieben haſt, und es würden bald lachendere Traumbilder deine oft thränennaſſe Schlummerſtätte umſchweben. Es lautet: „Aide toi, et Dieu t'aidera,“ zu deutſch: „Hilf dir ſelbſt, und Gott wird dir helfen!“

---

*) Ebendaſelbſt, Seite 87.

Ernſt Moritz Arndt iſt am zweiten Weihnachtstage 1769 auf der Inſel Rügen (auf dem Ritterſitze Schoritz) geboren. Sein Vater war ein Freigelaſſener und von ſeinem früheren Herrn, dem Grafen, zum Inſpektor d. h. zum Oberverwalter von deſſen Gütern auf Rügen ernannt worden, unter denen Schoritz der Hauptſitz war. Später hat er Güter ſelbſtſtändig in Pacht genommen; die Familie ſoll urſprünglich aus Schweden ſtammen. Vater und Mutter hatten eine Bildung erhalten, die ſich über ihren Stand erhob, und ſie theilten ſie ihren Kindern nach Kräften mit. Seine Kindheit verfloß in idylliſchem Naturleben und dehnte ſich, da keine Schule in der Nähe war und die Verhältniſſe der Eltern in früherer Zeit, das Halten eines Hauslehrers nicht geſtatteten, bis in das reifere Knabenalter hinein aus. Das Meer, Birken- und Eichwald, Wieſen, Teiche, Hünengräber umgaben ſeine väterliche Wohnung und waren die Tummelplätze ſeiner jugendlichen Luſt. Vögel, Fiſche und Wild waren ſein Spielzeug und er half ſie dem Vater jagen. Zur Saat- und Aerntezeit, wo es in der Landwirthſchaft an arbeitenden Händen fehlte, mußten die Knaben helfen, Ochſen und Pferde u. ſ. w. hüten. Im Winter ſuchten die Eltern die Lehrer zu erſetzen. Die Erziehung war nach alter Sitte ſtreng, hart, aber keineswegs lieblos. Sommerhitze und Winterkälte mußten ohne Klagen ertragen, am Sonntage zweimal zur entfernten Kirche über Feld gelaufen werden. Dieſe Körperabhärtungen ſetzte der an Körper und Geiſt immer geſunde, kräftige Knabe auch ſpäter noch aus eigenem Antriebe fort: er ſchlief nach Soldatenart auf Brettern und Reiſig, in den Mantel gehüllt, unter freiem Himmel, unter einem Baume oder hinter einem Heuhaufen, und machte Meilen weite Wanderungen zu Fuß nach allen Richtungen hin, beſonders in der Nacht, wenn die Andern alle ſchliefen. Er bezeichnet übrigens das Leben in ſeiner Gegend vor der franzöſiſchen Revolution im Allgemeinen als ein ſtilles, heiteres, den geſelligen Vergnügungen ergebenes und ſie ſuchendes. Zwiſchen den Bewohnern der vereinzelt liegenden Höfe und Beſitzungen fand häufiger gaſtfreundlicher Verkehr ſtatt; eben ſo in und aus der Stadt, und die Kinder nahmen an demſelben Theil. Erſt im 17ten Jahre beſuchte Arndt die oberen Klaſſen des Gymnaſiums zu Stralſund, nachdem er vorher, vom 11ten Jahre etwa, einen geregelteren Unterricht durch Hauslehrer erhalten hatte. Er ſtudirte Theologie, zwei Jahre in Greifswald und 1½ Jahre in Jena bis zum Herbſte 1794. Aus den frühen nächtlichen Wanderungen um ſeinen Heimathſitz hat ſich in ihm, wie er es ſelbſt nennt, „ein leidenſchaftlicher, faſt naturhiſtoriſcher Trieb“ entwickelt, Land und Leute kennen zu lernen. Seine Reiſen machte er auch in den ſpäteren Lebensjahren gern zu Fuß.

Arndt predigte als Kandidat mit Beifall, gab aber dennoch den geiſtlichen Stand auf und folgte ſeinem Wanderzuge. Er reiſte ohne beſtimmte Richtung und ohne bewußtes Ziel in den Jahren 1798 und 1799 über Wien und durch Ungarn nach Toskana. Von hier ging er, da ihn der Wiederausbruch des Krieges hinderte, in Italien weiter zu reiſen, über Nizza und Marſeille nach Paris, wo er den ganzen Sommer verweilte; dann über Brüſſel, Köln, Frankfurt, Leipzig und Berlin nach Haus. Nun wurde er Privatdocent, dann Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät an der Univerſität Greifswald, ſpäter (1805) außerordentlicher Profeſſor daſelbſt. Er verheirathete ſich mit einer Tochter des Profeſſors der Naturgeſchichte Dr. Quiſtorp, verlor indeſſen ſeine Frau durch ihre erſte Niederkunft (1801); das Kind, ein Sohn, blieb am Leben. — An dieſer Univerſität blieb Arndt 10 Jahre lang angeſtellt, von denen er aber die Hälfte auf Reiſen und in Schweden zugebracht hat.

Schon früher hatte Arndt ſeine Reiſebeobachtungen durch den Druck veröffentlicht; hier ward er politiſcher Schriftſteller, und dadurch bald auch in die politiſche Noth des Vaterlandes leidend und handelnd hineingezogen. Faſt zu gleicher Zeit (1803) erſchienen zwei Schriftchen von ihm: „Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen,“ und „Germanien und Europa.“ Beide hatte der Nothſtand des Volkes hervorgerufen, des

Volkes, dem er zunächſt und ſo nahe angehörte, den armen leibeigenen Bauern, die ein Spekulationsgegenſtand der Grundbeſitzer geworden waren, und des Volkes, dem er politiſch zwar noch nicht näher ſtand, (denn ſein Pommern war damals noch ſchwediſche Beſitzung), deſſen Noth er aber auf ſeinen Reiſen gleichfalls durch eigene Anſchauung geprüft, und das mit ſeinen Grundherrn ſammt und ſonders Spekulationsgegenſtand des großen korſiſchen Würgers geworden war, der die Länder und Völker Europa's zerriß und zertheilte, wie jene pommeriſchen und rügenſchen Herrn ihre Dorfſchaften und Bauernhöfe.

Die Leibeigenſchaft war nach Arndt in jenen nordöſtlichen Küſtengegenden Deutſchlands, wohl ſeit der Wiedereroberung dieſer ſlaviſch gewordenen Länder durch die Deutſchen, überall mehr oder weniger ſtreng, aber nicht in ſo willkürlichem Grade, wie im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Dienſte und Leiſtungen waren allenthalben beſtimmt; die Edelleute durften keine Bauerndörfer und Höfe willkürlich zerſtören, um ſie in große, mehr eintragende Güter zu verwandeln. In Rügen beſonders war der Zuſtand der Hörigen noch im ſechzehnten Jahrhundert viel beſſer, als in Pommern. Wenn ſie freiwillig oder aufgekündigt, was an geſetzliche Beſtimmungen gebunden war, ein Gut verließen; mußte ihnen die volle Wehr, alle Gebäude, Saaten und Hofraithe ausbezahlt werden: ſie waren nach ihrem Abzuge von jeder Gutspflichtigkeit frei, und konnten gehen, wohin ſie wollten. Sie ſaßen bei Feld-, Gard- oder Kreisgerichten, ihre Rechte zu ſchützen, neben den Edelleuten und verheiratheten Söhne und Töchter ſogar häufig in adlige Geſchlechter. In den früheren Zeiten fanden ſich eine Menge einzelner Höfe und ganzer Dörfer, die jetzt ſpurlos verſchwunden ſind, und nicht durch die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges allein, der auch in dieſen Gegenden arg gehauſt hat, ſondern durch eine Barbarei im Frieden, die ihres Gleichen ſucht, durch das ſ. g. Bauernlegen d. h. durch die Verwandlung der Dörfer in große Pacht- und Rittergüter, wodurch der Bauernſtand theilweiſe ganz vernichtet wurde. Es gab Edelleute, welche große Dörfer auf Spekulation kauften, die Wohnungen niederriſſen, die Gärten zerſtörten, große und prächtige Höfe bauten und dieſe dann mit dem Gewinn von 20—30,000 Thlrn. wieder verkauften. Die früheren Bewohner der Dörfer wurden als heimathloſe Leute davon getrieben, und mancher Bauer, der früher Knechte gehalten hatte, mußte Gott danken, wenn er auf einem der neuen Höfe als Knecht ein Unterkommen fand. Und dieſe Abſcheulichkeit wurde nicht blos von einzelnen Beſitzern aus dem Ritterſtande geübt; ſondern auch von der Domänenverwaltung und von den Verwaltungen der Städte- und Stiftsgüter. Dies unmenſchliche Verfahren hatte Arndt mit angeſehen (denn noch in ſeinen Tagen waren in Rügen eine Menge Dörfer auf dieſe Weiſe verſchwunden) und ſeine Schrift trat dagegen in die Schranken. Aber ſchon dieſer Schritt hätte dem edlen Manne Märtyrerfrüchte tragen können. Man ſchalt ihn einen Leuteverderber und Bauernaufwiegler und ſuchte ſogar einen Prozeß wegen Majeſtätsbeleidigung gegen ihn anhängig zu machen. Die Denuncianten waren natürlich Edelleute, die bei dieſem ſauberen Handelszweige betheiligt geweſen. Arndt wurde indeſſen gewarnt, und fand Gelegenheit, ſeinem Könige, Guſtav IV. Adolph ſein Buch mit, von ihm unterſtrichenen Stellen zu überſenden, und der König antwortete: „Wenn dem ſo iſt, ſo hat der Mann recht.“ Arndt blieb ungekränkt.

Das zweite Schriftchen berührt unſere und ſeine Geſchichte tiefer. Es wurde, ohne daß er zur Zeit ſeiner Herausgabe daran denken konnte, der Anfang ſeiner politiſchen Wanderungen. Die Küſte ſeines Heimathlandes lag ferne von dem Heerde der Erſchütterungen, und ihre Bewohner waren weniger, als andere, geeignet vielleicht, in Begeiſterung und Theilnahme für die neuen Zeitideen aufzuflammen, und Arndt ſelbſt am allerwenigſten. Wie fernes Sturmgebraus klangen ihnen die gewaltigen Thaten des erwachten Volksthumes. Man horchte wohl neugierig darauf hin, aber keiner dachte daran, daß das Ungewitter bald auch über ſein Haupt hereinbrechen würde.

Seinen Geſinnungsſtand gibt Arndt ſelber in folgenden Sätzen an, die ſeinen „Erinnerungen“ entnommen ſind. Er erzählt da, nachdem er vorher angegeben, daß ſein Vater ſelbſt ſehr theilnahmlos bei den großen Ereigniſſen am Anfange des Jahrhunderts geblieben:

„Aber es waren zwei andere meiner Gefreundten, welche Feuer in mir anſchüren konnten. Der Eine war ganz Schwede und riß mich mit ſeiner Heftigkeit unwiderſtehlich in die Schwedenliebe und Schwedenverehrung hinein; er lebte in ihren Geſchichten und in allen Geſchichten und Anſchauungen des gewaltigen norddeutſchen und ſkandinaviſchen Lutherthums. Darin konnte der herrliche Waſa, Guſtav Adolph, wohl für Millionen Könige gelten. Wie ſollte ich denn nicht die Könige angebetet und über alle Republiken, griechiſche, römiſche, platoniſche und fichtiſche geſtellt haben? — Der Andere war ein heftiger Preuße ganz gegen die Neigungen meiner meiſten Landsleute, u. ſ. w. Den Namen und die Thaten des großen Friederich vergötterte er. Dieſe ritterliche Vergötterung trug er mit in unſer Haus und blies alſo auch von dieſer Seite etwas Königiſches in mein Herz. Auch dieſes große Königsbild ward ſo vor meine Kindheit geſtellt und neigte meinen politiſchen Glauben der Monarchie zu.“

Nachdem er nun in der, oben ſchon angeführten Stelle die Quelle ſeines Franzoſenhaſſes nachgewieſen, fährt er fort:

„Nun brach in meinem blühenden Jünglingsalter die große franzöſiſche Revolution aus und mit ihr die große Umwälzung und Umrollung der Herzen von halb Europa. Dieſe ward allenthalben und auch bei uns im Hauſe für und wider heftig beſtritten, hatte aber auch da mehr Freunde, als Feinde; und ich mußte mich trotz meiner Abneigung gegen das Volk doch oft zu den erſten geſellen, weil die Verſchuldungen der Regierungen vor Ludwig XVI. entſetzlich geweſen u. ſ. w.“ — „Doch jammerte mich jeder franzöſiſche Sieg über die Deutſchen, ohne daß ich Deutſchland ſchon nach voller deutſcher Pflicht gefühlt hätte. Ich ſaß noch weit vom Schauplatz und Getümmel am baltiſchen Meere und hatte noch mehr ein ſchwediſches, als deutſches Herz. Ich war wohl heftig und ungeſtüm, auch gewiß keine knechtiſche und dienerliche Seele, aber nicht geboren, mich mit einer Schwärmerei, welche ſelbſt den Greis Klopſtock hat Lieder und Gegenlieder ſingen laſſen, in ein Chaos verworrener und nebelvoller Anſichten und Leidenſchaften hinabzuſtürzen. Vielleicht bin ich dazu zu ſehr als Philiſter geboren, der gern ſogleich von allem klaren Beſcheid haben möchte, mag auch zu viel von jener bleiernen Schwere in mir tragen, welche in dem charakteriſtiſchen Fluche des Volkes: „Schwere Noth“ die urſprüngliche Weltanſchauung deſſelben ausdrückt.“ — „Ich hatte endlich das Volk (die Franzoſen) ſelbſt geſehen und ſein Liebenswürdiges und Leichtes, wie ſein Trügeriſches und Lügenhaftes war mir kein Geheimniß geblieben. Ich war durch Belgien und längs dem Rhein langſam in's Vaterland zurückgezogen, hatte mich in Brüſſel, Aachen, Köln, Koblenz und Mainz aufgehalten und allenthalben die, von jenem übermüthigen Volke zertretenen und geſchändeten Trümmer der alten deutſchen Herrlichkeit geſehen. Ich hatte Unmuth und Aerger genug, aber wahrlich noch keinen rechten Zorn empfunden. — — Aber nicht lange, ſo erwachte der Zorn, ach! der freilich kein Glück bedeutende Zorn, der mir aber doch über manchen ſchweren Tag hingeholfen, mich an manchem ſchwerſten Tag ſogar beglückt hat. Denn glückſelig iſt der Menſch nur in dem Maße, als er am gewaltigſten empfindet, wenn nämlich das Empfinden der Art iſt, daß ihm das Denken darüber nicht ausgeht: denn ſonſt wird es ein zermalmender Mühlſtein. — — Der Zorn aber, ein Zorn, der bei der deutſchen und europäiſchen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Lüneville und mit den ſchimpflichen Verhandlungen und Vermäckelungen, worin Talleyrand und Maret des Vaterlandes Loos und Looſe ausſchnitten und ausfeilſchten. — — Als Oeſterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erſt fing mein Herz an, ſie und Deutſchland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälſchen mit rechtem treuen Zorne zu haſſen. Es war nicht allein Napoleon, nicht der liſtige, geſchloſſene, höhniſche, in dem Lande, wo Honig Gift iſt, geborene Korſe, auf welchen die Lügenhaften ſpäter als auf ihren großen Sündenbock allen Zorn Europa's hinzuhetzen verſucht haben, den ich zornig haßte, den ich am meiſten haßte, — ſie waren es, die Franzoſen, die Trügeriſchen, Uebermüthigen, Habſüchtigen, die hinterliſtigen und treuloſen Reichsfeinde ſeit Jahrhunderten, — ſie haßte ich im ganzen Zorne, mein Vaterland erkannte und liebte ich nun im ganzen Zorn und in ganzer Liebe. Auch der ſchwediſche Partikularismus war nun auf einmal todt; die ſchwediſchen Helden waren in meinem Herzen nun auch nur andere Töne der Vergangenheit; als Deutſchland durch ſeine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz ſeine Einheit und Einigkeit."

O, wohl hat der alte Arndt Recht: auch der Zorn hat ſeine Poeſie und kann die Seele im Unglück erheben und aufrecht erhalten, und wer nicht aus tiefſter, innerſter Seele haſſen kann, kann auch nicht lieben. O, Deutſchland hat nur zu viel ſolcher Gleichgültigkeitsmenſchen, deren erſtes und letztes Wort iſt: „Nur keine Feindſchaft nicht!" und die unter dieſem Vorwande alles über ſich ergehen laſſen, und aus chriſtlicher Liebe ſelbſt den Teufel lieb haben. O, wer aus der Geſchichte und aus eigener Erfahrung weiß, wie dieſe Gleichgültigkeit gegen Gut und Böſe, dieſes „Es iſt mir alles eins" des Spießbürgerthumes, wie ſie ſich als Bleigewicht an jeden ſchönen Aufſchwung der Zeit hängt, ihn in den Staub herniederzieht und zum Märtyrerthume verdammt, — der weiß auch, wie heilſam und erhebend ein guter, kräftiger, gewaltiger Zorn iſt. Er hilft dem beſſeren Menſchen tragen und ausdauern und bricht bei Gelegenheit manche Eiſesrinde entzwei, welche die Sonne der Liebe nicht zu ſchmelzen vermochte.

Arndt's Zorn und Haß aber gegen den wälſchen Nachbarn, der bei ihm noch in voller Blüte zu ſtehen ſcheint, zu verſtehen und richtig zu würdigen, wie auch ſeinen Katoruf: „Einheit, Einigkeit“, — wollen wir einen Ausflug in unſere Reichsgeſchichte unternehmen und davon heimbringen, was hierher gehört. Keiner frage hier, wozu die vielleicht langen geſchichtlichen Erörterungen in dieſer Lebensbeſchreibung? Der Einzelne hat nur inſofern Bedeutung für ſein Volk, als ſich an ſein Leben Ideen knüpfen, von denen deſſen Wohl und Wehe abhängen, und dieſe wieder erkennt man in ihrer ganzen Größe und Wichtigkeit allein durch die Geſchichte. Dann erſt, wann ein Volk ſich in ſeiner Geſchichte erkannt hat, iſt die Erkenntniß ihm fruchtbringendes Eigenthum geworden, welches praktiſchen Nutzen trägt. Aber wie ſchwer hält es dem Einzelnen, wie den Völkern, ſolches Eigenthum zu erwerben! Selten wird der Menſch durch die Erfahrungen Anderer klug, und die Gegenwart geht lange vergeblich bei der Vergangenheit in die Lehre. Daher können ſie nicht oft genug an dieſe Erwerbthätigkeit gemahnt werden; und dieß zu thun, iſt ja der Zweck und die Aufgabe dieſes Unternehmens.

Die Beſtimmung des deutſchen Volkes, welches in unvordenklicher Zeit ſeinen Wohnſitz im Herzen Europa's aufgeſchlagen, war: von hier aus verjüngende Völkerſtröme in die älteren Kulturländer des Welttheils zu ergießen, und als dieſes Geſchäft vollbracht war, die Geiſtesſtrömungen in Wiſſenſchaft und Religion in Thätigkeit zu erhalten und von Zeit zu Zeit neu zu beleben.

Beide Beſtimmungen zu erfüllen, hat ihm die Vorſehung einen mächtigen Trieb nach individueller Freiheit, und ſomit nach Vereinzelung in die Seele geſenkt. Das iſt die Quelle unſeres Glücks (der Erreichung unſerer Beſtimmung) und unſeres Unglücks (unſerer Schwäche nach Außen). Die Zerſpaltung in unendlich viele Stämme, die ſich völlig unabhängig neben einander bewegten und ſehr häufig feindlich zuſammenſtießen, hielt den kriegeriſchen Geiſt lange rege, und begünſtigte oder veranlaßte die bewaffneten Auswanderungen. Als Ruhe eintrat und das Bildungsgeſchäft begann, boten die vielen Haupt- und anderen Städte, die nach und nach entſtanden, ebenſoviel Bildungsmittelpunkte dar, und es wird ſich kein Staat finden, in welchem die Bildung, ſelbſt der Wohlſtand, ſo allgemein verbreitet ſind, als in unſerem Vaterlande. Als der Kampf für das höchſte menſchliche Gut, für Glaubens- und Gewiſſensfreiheit begann und faſt in allen Staaten des Feſtlandes zu Gunſten der Prieſtergewalt entſchieden wurde, iſt er in Deutſchland glücklich durchgefochten worden. Aber freilich theuer, ſehr theuer erkauft! Denn während alle Völker um uns zu Einheit der Kraft, Einheit der Intereſſen und Einheit des Willens gelangten, iſt es dieſer Kampf und Sieg gerade geweſen, der unſer Nationalband zerriſſen hat. Und Deutſchland, das unter Otto I., Heinrich III. und Friedrich I. europagebietend dageſtanden, war von da an der Spielball der europäiſchen Politik. Die Mannigfaltigkeit der Intereſſen ſeiner vielen großen und kleinen Fürſten, die durch den weſtphäliſchen Frieden alle zu unbedingter Landeshoheit gekommen waren, machten es jeder auswärtigen Macht leicht, die Kleineren gegen die Großen in ihr Intereſſe zu ziehen, wie es in früherer Zeit der Papſt auch gemacht hatte gegen den oder jenen gebannten Kaiſer, z. B. gegen Heinrich IV.

Getreten, verlacht, verhöhnt wurde das ſonſt gefürchtete Reich; der Gang ſeiner Angelegenheiten, ſeine Einrichtungen, ſeine Aufgebote zum Sprüchwort. Wem, der ſein Vaterland lieb hat, wem, der nicht unempfindlich iſt für Ehre und Schande, wem muß da nicht das Herz bluten über die geſchändete Mutter? Weſſen Auge wird nicht im Grimme leuchten, wenn man ihm den zeigt, der dieſe That verübt hat, und der ſie wieder üben wird, ſobald ſich Zeit und Gelegenheit abermals günſtig zeigen?

Und der dies gethan hat, und der es wieder thun wird, — es iſt der Franzoſe, der alte Reichsfeind, der alte Erbfeind. Ferne ſei es von uns, einen unbegründeten Nationalhaß erzeugen oder erhalten zu wollen. Die Völker, ſie haſſen einander nicht; ſie haben zu viele Urſachen, einander zu lieben. Auch wird kein Geſchichtsgebildeter verkennen, was Europa den Franzoſen verdankt, insbeſondere Deutſchland, wo ſo mannigfaltige Zopfgeſtalten wucherten:

aber das ſoll uns nicht abhalten, ihre Unthaten dem verdienten Haſſe preiszugeben und die Geſchichte als Lehrmeiſterin für ähnliche Vorkommniſſe zur Hand zu nehmen. Dieſe nun zeigt uns, daß ſich die Kraftverhältniſſe des deutſchen Reichs im Laufe der Jahrhunderte zu ſeinem Nachtheile gänzlich verändert haben. Früher lagerte die Gewalt unſeres Volkes an der Weſtgrenze ſeines Landes. Hier hatten ſich Anfangs zur Abwehr der großen Völkerverderber, die von dieſer Seite einzudringen verſuchten, der Römer, die erſten großen Wehrvereine gebildet, die der Markomannen, Alemannen, Franken. Dieſelben Vereine, oder Gefolgſchaften, welche ihnen angehörten, ſchritten ſpäter erobernd vor, als die Selbſtauflöſung des unnatürlichen Koloſſes begonnen hatte, und ſie warfen die weſtliche Hälfte desſelben über den Haufen. Durch die Frankenkönige aus der merowingiſchen Familie und durch die erſten Karolinger wurde endlich die Vereinigung aller deutſchen Stämme und aller zunächſt von ihnen beſetzten Länder, (Lombardei, Exarchat, das galliſche Land, ja ſogar auf kurze Zeit das Ebroland jenſeits der Pyrenäen) in Ein Reich zu Stande gebracht, welches indeß in ſeiner zu großen Ausdehnung und in der zu großen Verſchiedenheit der zuſammengeworfenen Völker den Keim der Theilung von Anbeginn in ſich trug. Die Vereinigung war gewaltſam, durch Eroberung geſchehen, und wenn man auch die beſonderen Volksrechte, wie die Volksoberhäupter überall beſtehen ließ, ſo war dadurch doch im Allgemeinen die alte freie Verfaſſung, ja ſogar der freie Grundbeſitz, auf den der alte Deutſche einen ſo großen Werth legte, zu Grund gegangen. An ihre Stelle war die Lehensverfaſſung getreten. Dieſe mußte, wo es den Lehensleuten, wie in Deutſchland, gelang, den Lehensherrn auf die Seite zu ſchieben, und ſeine Gewalt in den ihnen verliehenen Reichstheilen an ſich zu reißen, zur Vielherrſchaft und durch ſie zu politiſcher Schwäche führen. Wo der umgekehrte Fall eintrat, wo es dem Lehensherrn gelang, die Rechte der Vaſallen endlich alle mit der Krone zu vereinigen, d. h. die Lehenslande unbeſetzt zu laſſen und in eigener Verwaltung zu behalten, wie in Frankreich, Spanien u. ſ. w., führte ſie zu innerer Einheit und zu politiſcher Stärke nach Außen, aber auch zu unbeſchränkter Despotie eines Einzelnen, durch dieſe jedoch bald wieder zu politiſcher Freiheit im Inneren, zu konſtitutionellen Verfaſſungen. Denn das Volk (früher überall durch den Adel repräſentirt, durch eine Ariſtokratie, wie in England, — ſpäter durch den gebildeten Bürgerſtand, wie in der franzöſiſchen Revolution), an ein gemeinſames Handeln nach Außen gewöhnt, fand bald auch den Willen und die Mittel, ſein gemeinſames Handeln nach Innen zu vertreten und zu verfechten. — Dieſes Verhältniß kann nicht treffender anſchaulich gemacht werden, als durch einen Ausſpruch Kaiſer Maximilian's I. (1493—1519), den J. W. Zinkgräf in ſeinen ſcharfſinnigen klugen Sprüchen der Deutſchen mittheilt: „Als er (Maximilian) ein Bündniß mit den Venedigern aufgericht, ſoll er geſagt haben: Der König von Frankreich ſey ein König der Eſel, dann, was er ſeinen Unterthanen auflege, das müſſen ſie thun; der König in England ein König der Leut', dann was er ihnen auferlegte, das thäten ſie gern, hätten ihren Herrn lieb; Er ſelber aber, der Kaiſer, wäre ein König der Könige; wann er ſeinen Fürſten etwas befehle, ſo thäten ſie es, wann es ihnen gefiele.“ Die Franzoſen ſind längſt keine Eſel mehr; unſere Fürſten ſind immer noch Könige; und wir, — wir ſind lange Zeit, wenigſtens die Eſel der Franzoſen geweſen.

Die Theilung des großen Frankreich's durch den Vertrag von Verdün (843) war eine ganz willkürliche, prinziploſe, welche keinem Theil eine feſte Grenze gewährte, und was nach Sitte und Sprache zuſammengehörte, auseinanderriß, und dadurch wurde der Keim zu Hader und Zwietracht zwiſchen den beiden Nachbarſtaaten bis auf den heutigen Tag gelegt. Die Gebirge ſind natürliche Grenzen und nicht die Flüſſe; denn jene ſind die Sprachgrenzen.

Der Vertrag von Verdün beſtimmte aber den Rhein als die Grenze zwiſchen Oſt- und Weſtfrankenland und ſchob zwiſchen beide auf dem linken Rheinufer einen ſchmalen Landſtrich ein, der von dem Mittelmeere der Rhone und Saone aufwärts lief und von der Maasquelle an weiter noch alle Länder zwiſchen der Maas, Schelde und dem Rheine bis zur Nordſee umfaßte und zu dem Kaiſerreiche, zu Italien gehören ſollte.

Dieſer Landſtrich enthielt in ſeiner ſüdlichen Hälfte, Provence und Burgund, romaniſirte Völker; in ſeiner nördlichen, Lothringen, Völker deutſcher Zunge. Bei Italien, mit dem er in gar keiner natürlichen Verbindung ſtand; von dem er ſogar durch mächtige Alpenzüge getrennt war, konnte er nicht lange bleiben: und dann war er ein Zankapfel zwiſchen den beiden Frankenreichen.

Nach der Theilung und nach dem Ausſterben der Karolinger in Deutſchland lag die eigentliche Reichsgewalt mehr in der Mitte des Landes, bei den Franken und Sachſen, deren wiedererſtandene Volksherzoge ſich untereinander verbunden hatten, das Auseinanderfallen des Reiches zu verhüten. Die weſtlichen und ſüdlichen Völker, oder ihre Fürſten vielmehr, kümmerten ſich nicht viel um daſſelbe und mußten mit Gewalt wieder herzugebracht werden. Die Lothringer ſchwankten lange zwiſchen der Anerkennung der franzöſiſchen oder deutſchen Lehenshoheit. Alemannien und Baiern ſuchten ſelbſtſtändige Reiche zu bilden, und letzteres hatte ſich zu dieſem Zwecke zweimal ſogar mit gefährlichen, barbariſchen, heidniſchen Reichsfeinden verbunden, mit den Avaren und Ungarn, — die alte unſelige Verblendung, durch einen übermächtigen Fremden ſich Freiheit und Unabhängigkeit erwerben zu wollen!

Von Oſten her droheten damals dem Reiche von Ungarn und Slaven neue Völkerwanderungen und Zertrümmerungen, wie etwas früher von Norden durch die Normannen. Dies gab Veranlaſſung, dieſe bedrohten Gränzen durch neue, vorgeſchobene Gründungen, die ſ. g. Marken zu ſchützen. Es waren Länderſtriche, welche man den eindringen wollenden Völkern entriſſen hatte, nach und nach durch eingewanderte Koloniſten germaniſirte und unter die Obhut eines Mark- oder Grenzgrafen ſtellte, der ſelbſt wieder der Fahne des nächſten Volksherzogs folgen mußte. Dieſe Marken waren allerdings Eroberungen, aber ihr Zweck ſelber keineswegs Eroberung, ſondern einzig und allein Schutz der inneren Lande und Abwehr gegen den andringenden Feind. Sie umgaben das deutſche Land in einem großem Kranze vom adriatiſchen Meere an bis zum baltiſchen Meere und zur Nordſee. Nach Weſten blieb das Land offen; von dorther drohete keine Gefahr, denn Frankreich, lange noch ohne Burgund, war ohne Bedeutung, hatte ſchwere Kämpfe mit England für die eigene Unabhängigkeit zu beſtehen, und wandte dann ſeine Eroberungsluſt zunächſt auf Italien. Der Markgrafentitel in Baden iſt nur ein von der Mark Verona übertragener.

Unter den öſtlichen Markgrafſchaften, deren es in Allem etwa neun gegeben hat, ſind für die neuere Geſchichte zwei von der größten Bedeutung geworden: die frühere avariſche, ſpätere Oſtmark, gegen die Avaren und Ungarn errichtet, die urſprünglich zum Herzogthum Baiern gehörte, und aus welcher das öſterreichiſche Kaiſerthum erwachſen iſt; und die Mark Nordſachſen, ſeit der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts Brandenburg, die zu Sachſen gerechnet wurde. Als die großen Volksherzogthümer im Kampfe mit der Kaiſergewalt in eine Maſſe kleinerer Herrſchaften weltlichen und geiſtlichen Standes zerſplitterten, da gelang es jenen Markgrafen, ihre Macht zu vergrößern, und namentlich durch den Erwerb außerdeutſcher Lande. Sie wuchſen dadurch zu europäiſchen Großmächten empor, aber ihr Intereſſe für das Reich erkaltete in dem Maße, wie ihr Sonderintereſſe über die Grenzen deſſelben hinausgerückt wurde. Sie betrachteten das Reich und ihre Verbindung mit demſelben, wie faſt auch alle Kaiſer von Rudolf von Habsburg an, nur noch als ein Mittel, ihre Hausmacht zu heben und bei Gelegenheit zu vergrößern. Sie betrachteten ſich gegenſeitig mit mißtrauiſchen, feindlichen Blicken und wurden von den kleineren Reichsfürſten ebenſo angeſehen. Dieſer Zuſtand der Dinge lockte Frankreich zu längſt beabſichtigten Eroberungen, und es fand nur allzuleichtes Spiel. Die Reichesgrenze lag offen, einladend vor ihm da; die

Reichsgewalt an den Oſtgrenzen oder gar darüber hinausgerückt, in den auswärtigen Beſitzungen von Oeſterreich und Preußen.

Schon ſehr frühe hatte Frankreich den Plan, den es heute theilweiſe ausgeführt, und deſſen gänzliche Ausführung es ſich immer noch vorbehalten hat: die Rheinesgrenze zu gewinnen. Nach dem Tode Kaiſer Lothar's (855) theilten ſeine 3 Söhne deſſen Reich und Lothar II. der Jüngere, erhielt die nördliche Hälfte jenes Striches zwiſchen den beiden Hauptreichen, die nach ihm grade Lothringen genannt wurde. Bei ſeinem Tode (869) bemächtigte ſich ſein Oheim, Karl der Kahle von Weſtfrankenland, des ganzen Landes und ließ ſich in Metz zum Könige von Lothringen krönen. Aber Ludwig der Deutſche, der ältere Oheim, nöthigte ihn, ihm die Hälfte davon abzutreten. Das Land wurde hauptſächlich nach dem Laufe der Maas in zwei ziemlich gleiche Theile getheilt. Der weſtliche kam an Karl; der öſtliche mit den Städten Baſel, Straßburg, Metz, Köln, Trier, Aachen, Utrecht kam an Deutſchland (Vertrag zu Merſen 870). Als bald darauf Kaiſer Ludwig II. (875) gleichfalls ohne männliche Erben ſtarb, eignete ſich Karl der Kahle die Kaiſerkrone und deſſen ganzes Land wiederum allein zu und ließ ſeinem Bruder, dem deutſchen Ludwig ſagen, er wolle ein ſo mächtiges Heer zuſammenbringen, deſſen Pferde den Rhein ausſaufen ſollten, daß er trockenen Fußes hinübergehen könnte, um ſein Land zu einer Wüſte zu machen. Aber damals war das Reich auf dieſer Seite noch nicht ſo wehrlos, als zu Ludwig's XIV. Zeit. Ludwig der Deutſche rüſtete ernſtlich, und der großſprecheriſche Franzoſe unterhandelte. Das Reich blieb ungeſchmälert. Später behaupteten die lothringiſchen Herzoge eine Zeit lang zu ihrem eigenen Vortheile, wie ſie meinten, eine ſchwankende Stellung zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Namentlich neigten ſie ſich bei dem Ausſterben der Karolinger in Deutſchland entſchieden auf die weſtfränkiſche Seite, wo noch ein Jahrhundert lang karolingiſche Könige regierten. Herzog Reginar von Lothringen hatte alle deutſche Länder auf dem linken Rheinufer, auch das Elſaß, vereiniget und ſich zum Scheine dem weſtfränkiſchen Reiche unterworfen, als deſſen Markgraf er betrachtet wurde, in der That aber ganz unabhängig herrſchte. Zwei Feldzüge Konrad's I. gegen ihn hatten keine weiteren Erfolge, als daß das Elſaß und das Stift Utrecht zum Reiche zurückgebracht wurden. Reginar's Sohn indeß, Herzog Giſelbert, trat wieder zum deutſchen Reiche zurück unter Heinrich I von Sachſen, und dieſer gab ihm, um ſich deſſen um ſo gewiſſer zu verſichern, ſeine Tochter Gerberga zur Gattin (926). Unter Otto II. machte Frankreich abermals einen Verſuch, ſich Lothringen's zu bemächtigen. Sein König Lothar fiel (978) unvermuthet in das Land ein, verjagte Otto II. aus Aachen und drehte Karl's des Großen Adler auf dem dortigen Reichspalaſt gen Frankreich. Aber Otto vergalt ihm mit gleicher Münze. Er fiel dem Könige eben ſo unverſehens in ſein Reich ein, kam bis Paris und verbrannte die Vorſtädte. Im Frieden (980) that Lothar eidlich Verzicht auf Lothringen; der Adler wurde wieder gegen Deutſchland geſtellt. Von nun an blieb Lothringen bis in die neuere Zeit unangefochten bei Deutſchland, und die Franzoſen mußten ihr Gelüſte nach der Rheinesgrenze auf ſo lange hinaus vertagen, aber nur, um es ſpäter um ſo glücklicher und auf eine für Deutſchland um ſo demüthigendere Weiſe zu befriedigen. Die traurigen, durch die Reformation veranlaßten Wirren boten die Hand dazu. Wie muß der Deutſche trauern, wenn er ſieht, wie des Reiches Fürſten und Stände zu Verräthern an des Landes Ruhe und Ehre, an des Landes Wohlfahrt und Unverletzbarkeit geworden ſind; und wie der ſchon ſo lange lauernde Gegner durch Praktiken erreichte, was er der deutſchen Kraft nicht abzutrotzen vermocht hatte.

Das erſte Bürgerblut hatte in ſinnloſem chriſtlichen (?) Glaubenskriege die deutſche Erde geröthet. Der ſpaniſche Karl V., dem Italien und daher ein gutes Vernehmen mit dem Papſte mehr am Herzen lag, als Deutſchland und deſſen Bedürfniſſe, hatte durch wälſche Hinterliſt die proteſtantiſchen Fürſten zu trennen verſtanden, ſogar einen gegen den andern bewaffnet, und mit päpſtlichem Gelde die beiden Häupter, Sachſen und Heſſen niedergeworfen. Mit Verletzung aller Reichsgeſetze hatte der Kaiſer fremde Söldnerſchaaren, Spanier, in das Reich geführt, und auf ſpaniſche, gleichfalls in Deutſchland unerhörte Weiſe, einen der erſten Reichsfürſten, den Kurfürſten von Sachſen, durch ein Kriegsgericht, dem ein Spanier, der Herzog Alba, vorſaß, zum Tode verurtheilen laſſen. Des Landgrafen von Heſſen Perſon hatte man ſich auf eine Weiſe bemächtigt, die zwei deutſche Kurfürſten öffentlich ein „Böſewichtsſtück“ nannten. Der Kaiſer ließ die beiden Fürſten ohne Urtheil und Recht gefangen halten. Karl V. gab der Kaiſergewalt in der Religionsſache eine nie beſtandene Ausdehnung; wo früher der Reichstag vermittelt hatte, entſchied er jetzt aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit. Der Reichstag wagte nicht mehr eine Klage wegen Verletzung der Wahlkapitulation zur Sprache zu bringen. Da ſchlug der neue Kurfürſt Moritz von Sachſen los. Sein Manifeſt ſagt unter Anderm: „Deutſchland von unerträglicher, viehiſcher, erblicher Servitut zu befreien, und den Umſturz der Reichsverfaſſung und Vernichtung der deutſchen Freiheit“ zu rächen. Aber die deutſche Freiheit ſollte mit fremdem Beiſtande erhalten werden, und deutſche Ländertheile waren der Lohn für dieſe Hülfe. Moritz, ein deutſcher Kurfürſt, der in dem Reiche kein Bündniß gegen den gefürchteten Kaiſer zu Stande bringen kann, begeht Verrath an dem Reiche und ſchließt einen Bund mit Frankreich, der proteſtantiſche Fürſt mit dem katholiſchen Heinrich II. von Frankreich (1551). Der franzöſiſche Geſandte Fraxineus kam in das einſame Waldſchloß Friedewald in Heſſen, und hier traten einige deutſche Fürſten mit den Franzoſen in ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung der deutſchen Reichs- und Kirchenfreiheit. Zum Lohne für ſeine Hülfe verlangt Frankreich weiter nichts, als die zum Reiche gehörigen Städte, in denen nicht deutſch geſprochen wird, beſetzen zu dürfen. Die Fürſten willigen ein, und verſprechen noch überdies, bei der nächſten Kaiſerwahl den franzöſiſchen König ſelbſt, oder einen ihm gefälligen Fürſten zu wählen. Während ſie dieſe Uebereinkunſt mit dem franzöſiſchen Geſandten zu Friedewald ſchloſſen, fuhr unter ſtarkem Donner ein Blitzſtrahl durch den Saal, den der Franzoſe im Sinne der Alten für eine gute Vorbedeutung erklärte. Freilich! Er hatte ja keinen der Verräther und beſonders den falſchen guten Freund nicht getroffen.

Der franzöſiſche König Heinrich II., der Gatte der berüchtigten Katharina von Medici, unter welchem die Gerichtshöfe gegen die unglücklichen franzöſiſchen Proteſtanten von dem Volke den Namen chambres ardentes (Feuerkammern) erhielten, der auf dem Greveplatz in Paris dem Schauſpiele perſönlich zuſah, wie man Ketzer an eiſernen Ketten über Feuern aufhing und abwechſelnd aufzog und niederließ, um ſie ſo gräßlich langſam zu tödten, dieſer gut katholiſche, fromme König war in ein chriſtliches Bündniß mit deutſchen Proteſtanten getreten und erließ ein großes gedrucktes Manifeſt in deutſcher Sprache, durch welches er den Deutſchen unter andern bekannt macht: wie viele ſchwere Klagen deutſcher Fürſten gegen den Kaiſer an ihn gelangt ſeien, und wie er, da ſeine Vorfahren auch Deutſche*) geweſen und in althergebrachter Freundſchaft mit Deutſchland geſtanden (deßwegen ſucht Frankreich bis auf den heutigen Tag das linke Rheinufer zu erwerben, aus althergebrachter Freundſchaft!), auch die deutſche Freiheit (d. h. die deutſche Zerſplitterung) nicht ohne Schaden Frankreich's unterdrückt werden könne

---

*) Ein Zugeſtändniß, welches in der Geſchichte ziemlich allein ſteht. Denn die Franzoſen haben es in der Regel für unrühmlich gehalten, von den Deutſchen abzuſtammen, und ſich daher vielfältig bemüht, den Urſprung der Franken von den Celten, oder ausgewanderten Galliern, oder aus dem ſcythiſchen Aſien (Ruſſen, Türken, Mongolen??), oder von den Macedoniern, oder von den Trojanern herzuleiten!!

(auch Napoleon hat dieſe deutſche Freiheit aufrecht erhalten), weil die deutſche Nation eine feſte Vorburg der ganzen Chriſtenheit wäre, — wie er deßwegen in ein chriſtliches Verſtändniß mit deutſchen Fürſten getreten ſei. Dabei verſichert der König, daß er den Krieg durchaus nicht aus Eigennutz, ſondern allein, um ſich einen unſterblichen Namen zu erwerben, beginne. Auf dem Titelblatt des Manifeſtes ſteht das Sinnbild der Freiheit, ein Hut, zwiſchen zwei Dolchen, und auf einem fliegenden Bande das Wort „Libertas“ (Freiheit). — Alſo Heinrich II. von Frankreich ein Brutus, ein Tell, ein Jakobiner für Deutſchland! Gott und die Erfahrungen der Geſchichte bewahren uns für die Folge vor ſolchen Freunden, vor ſolchen Freiheitshelden!

Die Franzoſen beſetzten die Reichsſtädte Toul und Verdun und nahmen Metz durch des Biſchofs Verrath. Im Elſaß breiteten ſie ſich aus; ihr König nahm den Titel eines „Protektors des Reichs“ an; Straßburg verſchloß ihm indeß ſeine Thore. Die Herzogin Chriſtina von Lothringen, eine Nichte des Kaiſers, wurde der Vormundſchaft enthoben und der junge Herzog Karl nach Paris geſchickt. Da erfuhr der König, daß Friedensverhandlungen zu Paſſau eingeleitet ſeien; er ſchickte alsbald den vom Blitz verſchonten Biſchof Fraxineus hin, den Frieden zu hintertreiben; ſeine Truppen zogen zurück, hinterließen aber ſtarke Beſatzungen in jenen drei Reichsſtädten. — Im Vertrage zu Paſſau (1552) geſchah der Franzoſen gar keine Erwähnung. Dieſe Sache wurde als eine Privatſache zwiſchen dem König und dem Kaiſer betrachtet. Letzterer beklagt ſich nicht einmal, daß die Fürſten eine fremde Macht in das Reich geführt; er hat ſie ja früher ſelber mittelſt fremder Truppen bekämpft! Mit Italienern, Spaniern und Niederländern (kein Reichsfürſt kümmert ſich darum) zieht er jetzt auch gegen die Franzoſen, ihnen die geraubten Reichsſtädte zu entreißen. Er belagert vergeblich Metz. Nach vierjähriger Fehde (1556) wird ein Stillſtand auf 5 Jahre geſchloſſen, während deſſen Alles bleiben ſollte, wie es war. Die Grenzſtädte blieben in franzöſiſcher Gewalt. Der kleine Finger war gegeben; ein größerer Theil der Hand folgte bald nach! Als Karl V. bei den Fürſten für ſeinen Sohn Philipp um die römiſche Königskrone warb, machte er den Fürſten bemerklich, daß keiner von ihnen ſtark genug ſei, Frieden und Ruhe zu erhalten, und daß er daher beſorge: „das Reich möchte nach ſeinem Abgange jämmerlich zerriſſen werden und ein jeder ein Trümmer davon zu erlangen ſuchen, wozu die franzöſiſchen treuloſen Conſpiranten treulich helfen würden.“

Unter ſeinem Nachfolger petitionirte der Reichstag bei dem Könige von Frankreich um die Zurückgabe der drei Städte. Der König gab zur Antwort, er werde die Sache in Ueberlegung ziehen; und dabei blieb es; die Anſprüche des Reiches ſchlieſen ein.

Merkwürdig in Betreff Deutſchland's und deſſen, was von Seiten Frankreich's im 19. Jahrhundert an ihm verübt worden, iſt Heinrich's IV. von Frankreich Plan zu einer chriſtlich-europäiſchen Republik und die mit ihm projektirte Zerſtückelung des Reichs. Das öſterreichiſche Kaiſerhaus ſollte geſtürzt, und auf Spanien und Italien beſchränkt werden. Die öſterreichiſchen Vorlande ſollten an die Nachbarn kommen; die Herzogthümer Oeſterreich, Kärnthen u. ſ. w. nebſt den künftigen Eroberungen bis Kroatien an Ungarn fallen, um dieſes Wahlreich gegen die Türken ſtark genug zu machen, bis man ſie und die Ruſſen aus Europa jagen könnte. Böhmen, Mähren, Schleſien, die Lauſitz ſollten eines der fünf europäiſchen Wahlreiche werden. Zu den vier europäiſchen Republiken gehörten Venedig, Italien, die Schweiz, mit Tyrol und Elſaß vergrößert, und Belgien oder die Provinzenrepublik; doch ſollten von den ehemaligen 17 Provinzen Stücke an Frankreich und England abgetreten werden. Vom deutſchen Reiche blieb alſo nur die Mitte übrig von Baiern bis zur Oſtſee. Hier ſollte Herzog Maximilian von Baiern Kaiſer werden und zugleich Oberhaupt der großen europäiſchen Republik (unter Frankreich's Protektion, verſteht ſich, wie ſpäter der Fürſt Primas des Rheinbundes). Die Kurfürſten blieben, durften aber nicht zweimal nacheinander aus Einem Hauſe wählen. Mit der proteſtantiſchen Union hatte Heinrich IV. eine Allianz geſchloſſen, freilich nur in Betreff einer beſonderen Sache, des jülichſchen Streites, welche Lande der Kaiſer gegen Brandenburg und Neuburg hatte ſequeſtriren laſſen. In dem Augenblicke, als Heinrich mit einem Heere nach Deutſchland aufbrechen wollte, den Anfang zu der Ausführung ſeines Planes zu machen, wurde er ermordet (1610).

Der dreißigjährige Krieg war ausgebrochen und hatte eilf Jahre ſchon Deutſchland von einem Ende zum andern verheerend durchzogen. Die proteſtantiſche Union hatte ſich ſchmachvoll unſchlüſſig aufgelöſt; Kaiſer Ferdinand II. des Reiches Geſetze ärger mit Füßen getreten, als Karl V. Er hatte ein bisher unerhörtes Raubſyſtem förmlich beſtätigt, die Heere ſich auch in Freundesland ſelbſt erhalten zu laſſen; auf ungeſetzliche Art war Kurfürſt Friedrich von der Pfalz in die Acht erklärt; ein Theil ſeiner Beſitzungen, die Oberpfalz, an Baiern für deſſen Kriegskoſten verkauft worden; gleichfalls gegen Geſetz und Recht waren die Herzoge von Mecklenburg, ohne Zuziehung der Kurfürſten, ohne irgend eine geſetzliche Unterſuchung geächtet und entſetzt und ihre Länder an den Friedländer verpfändet für ſeine aufgewendeten Kriegskoſten (?). Bald darauf wurden ſie ihm förmlich verliehen. Der Kaiſer, von Jeſuiten geleitet, dachte an die Ausrottung der Reformation in ganz Deutſchland; das Reſtitutionsedikt (1629) war der Anfang davon; die abſolute Kaiſer- und Papſtgewalt ſollten das Ende ſein.

Da beſchloß Frankreich, welches unterdeß mit ſeinen Proteſtanten fertig geworden war, abermals für die „deutſche Freiheit“ in die Schranken zu treten. Es ſetzte ſich mit Baiern in Verbindung und unterhandelte ein Bündniß gegen den Kaiſer mit Schweden. Nicht die Religion, ſondern die Freiheit des deutſchen Reichs ſollte der Zweck ſein. Den Schweden hatte es in's Reich ziehen helfen, und in demſelben Augenblicke, als er den deutſchen Boden betrat, half es auf dem Kurfürſtentage zu Regensburg (1630), den Kaiſer durch Baiern ſeines rechten Armes, Wallenſtein's, berauben. Nun ſchloß Frankreich ein offenes Bündniß mit Schweden, in Deutſchland alles wieder in den Stand zu ſetzen, wie es vor dem Kriege geweſen. Es hat übrigens an dem ganzen Kriege mehr durch Verſprechungen und Ränke Theil genommen, als durch Tapferkeit und offenes Handeln; bei den Friedensverhandlungen aber nichtsdeſtoweniger ein großes Wort geführt. Und dieſer weſtphäliſche Friede! Wie tief geſunken war das ſonſt ſo gefürchtete, gebietende Reich! Wie theilten ſich die Kriegesknechte in die gekreuzigte Herrlichkeit! Und dennoch war er ein Vorſpiel nur, zu noch größerer Schmach. — Oeſterreich, Frankreich und Schweden kamen zuerſt über die Präliminarien überein; das Reich, welches wie die Mächte behaupteten, hergeſtellt werden ſollte, war Anfangs gar nicht vertreten. Mit dem wollte der Kaiſer auf einem eigenen Tage allein fertig werden, wenn er ſich mit den Auswärtigen verſtändigt. Erſt als Schweden und Frankreich übereinſtimmend erklärten, nicht eher die Verhandlungen beginnen zu wollen, bis ſämmtliche Reichsſtände zugegen wären, ſtellte es der Kaiſer jedem Reichsfürſten frei, den Kongreß zu beſuchen. Die Franzoſen hatten ſie ſchon früher aufgefordert, zu erſcheinen, wieder mit dem Bemerken, „daß die deutſche Freiheit auf dem Spiel ſtehe;“ und der Kaiſer hatte dagegen erinnert, daß fremder Schutz zur Sklaverei führe.

Das Reich war beiden, dem Kaiſer, wie den Franzoſen, nur ein Mittel zum Zweck, und die deutſche Freiheit der Speck in der Mausfalle. Wirklich kamen die deutſchen Stände unter die Vormundſchaft der beiden fremden Mächte, und für die Mühe, die man ſich ihrer Freiheit wegen gemacht hatte, nahm man ihnen, ſo viel man bekommen konnte. Frankreich verlangte außer den angebotenen lothringiſchen Bisthümern, die es indeß als von jeher zu ſeiner Krone gehörig betrachtete; das ganze obere linke Rheinufer und das Beſatzungsrecht in Philippsburg (rechtes Ufer); Schweden außer Pommern, Bremen, Verden, auch ganz Schleſien, doch als Lehen des Reichs. Den Franzoſen mußte wirklich alles zugeſtanden werden; ſie erhielten ſogar noch Breiſach neben Philippsburg, und ſomit die Schlüſſel zu Deutſchland. Frankreich erhielt über dieſe abgetretenen Ländertheile zugleich die Hoheit, d. h. ſie wurden vom Reiche gelöſt. Doch ſollten die elſäſſiſchen Reichsſtädte und alle übrigen unmittelbaren Stände ihre bisherige Reichsfreiheit und Unmittelbarkeit behalten und Frankreich bloß die dem Hauſe Oeſterreich zuſtändig geweſenen Rechte. — Schweden erhielt ganz Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, die Inſel Rügen, die mecklenburgiſche Stadt Wismar, die Stifte Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, — alles als Reichslehen mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Beſtechungen kleinerer und größerer Reichsſtände hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Um dieſelbe Zeit erkannte Spanien die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande an. Als es auf dem Kongreſſe dieſe Abtretung erklärte, fiel weder dem Kaiſer noch dem Reiche eine Bemerkung darüber ein. Sie hatten doch früher zum burgundiſchen Kreiſe gehört; aber man erkannte ihre Trennung vom Reiche ohne Weiteres an. Frankreich beſtand ferner darauf, daß der burgundiſche Kreis, der zur ſpaniſchen Linie gehörte (und mit Spanien dauerte ſein Krieg noch fort), ſo wie Lothringen, auf das es Anſprüche machte, vom Frieden ausgeſchloſſen bleiben mußten. Die Reichsſtände willigten ein. Eben ſo gleichgültig oder leichtſinnig erkannte man die Unabhängigkeit der ſchweizer Kantone an.

Das waren die Opfer, durch welche der Sieg der Gewiſſensfreiheit in Deutſchland erkauft war. Es war eigentlich jetzt ſchon der Untergang des Reiches da; es war in ſeiner Auflöſung begriffen, die der Fremde nach Kräften beſchleunigte. Die Spaltung, die vor dem Kriege ſchon da geweſen, iſt nicht vermittelt worden; ſie wurde feſtgeſtellt. Der Kaiſer, der die Vermittelung hätte übernehmen ſollen, war ſelbſt Partei geworden; alle, große und kleine Stände waren feil. Es war ein Krieg Aller gegen Alle.

Von nun an miſchten ſich die Franzoſen unter dem Vorwande, den weſtphäliſchen Frieden aufrecht zu erhalten, in alle wichtigen Reichsgeſchäfte ein, namentlich in die Kaiſerwahlen. Nach dem Tode Ferdinand's III. (1657) reiſten ihre Geſandten bei allen Wahlfürſten herum und trieben ihre Beſtechungen ſo öffentlich, daß man nicht weiß, wer größere Unverſchämtheit bewieſen, die Beſtechenden oder die Beſtochenen. Es galt, den Sohn des verſtorbenen Kaiſers, den König von Ungarn, Leopold von der Wahl zu verdrängen. Baiern wurde von ihnen gewonnen, und der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz verſprach für 90,000 Thlr. Alles zu thun, was Frankreich verlange. Frankreich verlangte aber Anfangs geradezu, daß Ludwig XIV. zum Kaiſer gewählt werde; und als Leopold dennoch gewählt wurde, ſuchte es den neuen Kaiſer durch die Wahlkapitulation zu ſeinen Gunſten ſo ſehr als möglich einzuſchränken. Das gelang vollkommen. Er mußte verſprechen, kein anderes Bündniß zu ſchließen, als nach dem Inhalte des weſtphäliſchens Friedens und namentlich den Feinden Frankreich's keinen Vorſchub zu thun, noch ſich in den fortdauernden franzöſiſch-ſpaniſchen Krieg in den Niederlanden und in Italien zu miſchen, obgleich von Seiten Oeſterreichs mit Recht eingewendet wurde: man könne doch nicht ruhig zuſehen, daß Frankreich ſo bedeutende Reichslande, wie den burgundiſchen Kreis und das Herzogthum Mailand, verſchlinge; der Fall der Niederlande würde den Verluſt des ganzen linken Rheinufers nach ſich ziehen. Der Kaiſer mußte froh ſein, daß die Bedingung, welche die Franzoſen noch ausdrücklich beigefügt haben wollten, daß er bei der erſten Uebertretung die Krone verlieren ſollte, aus der

Kapitulation wegblieb. So wurde das Reich bevormundet, ärger als früher durch den heiligen Vater.

Merkwürdig als Parallele oder Vorbild eigentlich für den Rheinbund Napoleon's iſt die rheiniſche Allianz jener Zeit.

Wieder unter dem Vorwande, den weſtphäliſchen Frieden aufrecht zu erhalten und nebenbei auch die Wahlkapitulation (d. h. die Truppenſendungen nach den ſpaniſchen Niederlanden zu verhindern), traten die drei geiſtlichen Kurfürſten zuſammen, der Biſchof von Münſter, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, Pfalz-Neuburg wegen Jülich, Schweden wegen Bremen, Verden, Wismar. Der Bund erklärte, daß man ohne Unterſchied der Religion zuſammen getreten ſei, die deutſche Freiheit zu defendiren; er ſtellte eine beſtimmte Zahl geworbener Truppen auf (2,200 zu Pferd, 4,900 Mann zu Fuß). Frankreich trat augenblicklich bei (1658) und verſprach im Fall eines Angriffs 1600 Mann zu Fuß und 800 Reiter; dagegen verſprechen die Verbündeten ihm gleichfalls Hülfe für ſeine im weſtphäliſchen Frieden erworbenen deutſchen Lande. Es war ein Bündniß gegen den Kaiſer und gegen das Reich. Der Papſt proteſtirte dagegen, weil katholiſche geiſtliche Fürſten die Partei der Proteſtanten dadurch verſtärkten; die Spanier erinnerten die Deutſchen, daß ihre gerühmte deutſche Freiheit von Frankreich nur Umſturz zu erwarten hätte; der große Kurfürſt von Brandenburg, den man zum Beitritt aufgefordert hatte, erklärte, daß die Allianz ſolche Dinge in ſich begreife, welche mit der Reichsverfaſſung und noch vielmehr mit dem Kurverein gar nicht überein kämen.

In dem Pyrenäenfrieden (1659) zwiſchen Frankreich und Spanien trat letzteres von ſeinen Niederlanden mehrere feſte Plätze in Artois, Flandern u. ſ. w. mit aller Hoheit an Frankreich ab. Das Reich, das bisher die Oberhoheit über ſie gehabt, wurde nicht gefragt und fragte nicht darnach.

Proben waren nun ſchon genug gemacht, daß das Reich ſich nicht mehr regte bei kleineren Verletzungen, und Frankreich griff weiter zu.

Die rheiniſche Allianz hatte Aufrechthaltung des weſtphäliſchen Friedens proklamirt, und trotzdem verſuchte Frankreich in den elſäſſiſchen Reichsſtädten Parlamente nach franzöſiſchem Muſter und unter ſeinem Präſidium einzuführen. Ihre Klagen bei dem Reichstag blieben ziemlich ohne Erfolg. Der Marquis de Ruze ſchalt die Stadträthe von Ebenheim, die auf das Reichsconcluſum warten wollten, bougres, drohte ihnen mit Hängen und faßte einige am Halſe. (1664). Ludwig XIV. verſicherte die deutſchen Fürſten indeß fortwährend, daß er ihr aufrichtigſter Freund ſei.

Nun zog er gegen die ſpaniſchen Niederlande, nahm 9 ſtarke Feſtungen weg und beſetzte Burgund (1667). Dieſes rief den Reichstag um Hülfe an. Man erinnerte nachdrücklich, „wie nöthig es ſei, die Augen aufzuthun, wenn Frankreich ein Stück um das andere vom Reiche abreiße, ehe manchem der angenehme Liliengeruch unter dem franzöſiſchen Joche zu ſtark würde." Aber die benachbarten Fürſten meinten, man dürfe es doch in keinem Falle mit dem Könige verderben. Die Seemächte England, Holland, Schweden, ſchloſſen gegen dieſe Gewaltſchritte Frankreich's die Tripelallianz und Ludwig gab im Aachner Frieden (1668) Burgund heraus; die niederländiſchen Grenzfeſtungen aber behielt er.

Ludwig ſchritt nun zur Ausführung des Planes, die ſpaniſchen und die vereinigten Niederlande zugleich zu unterwerfen. Hierzu aber mußten die deutſchen Fürſten wieder gegen den Kaiſer gewonnen werden, und er ließ ſie durch drei Deutſche bearbeiten, durch die drei Brüder von Fürſtenberg (der eine war Biſchof von Straßburg, ein zweiter Rath des Kurfürſten von Baiern), und es gelang vortrefflich. Wir ſehen hier das Vorſpiel zur Napoleon'ſchen Zeit. Mit dem Kurfürſten von Köln ſchloß Frankreich zuerſt einen Vertrag, worin es ihm Hülfe gegen jeden Ueberfall verſpricht. Die Biſchöfe von Münſter und Osnabrück folgen; auch mit dem Kurfürſten von der Pfalz ſtellte man ſich freundlich. Nun wird ohne Weiteres der erſt kurz zuvor wieder hergeſtellte Herzog von Lothringen überfallen; die Franzoſen überſchwemmen ſein Land und erklären, „daß der allerchriſtlichſte König es in ſeinen Schutz nehme!“ Dem Reichstag erklärte man, es ſei geſchehen, den Herzog von neuem Kriege gegen Frankreich abzuhalten (allerdings hatte er ein Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen verſucht); man hoffe, er werde dieſen Schritt billigen; ohnedieß ſei Lothringen Eigenthum der franzöſiſchen Krone. Wir wiſſen, daß es eine alte Liebe Frankreich's war. Eine lateiniſche Schrift rief dem Reichstage zu: „Erwacht, ihr deutſchen Fürſten; ſchon habt ihr den Franzoſen in der Nähe; nachdem er das zwiſchenliegende Lothringen weggenommen, ſteht ihm der Weg bis zum Rhein offen. — — Erwählt, ob ihr lieber Adler unter dem Adler oder unter dem Hahne (gallus) Hühner ſein wollt!“ Der Reichstag rührte ſich nicht. Ja der Kaiſer ſogar, Leopold I., deſſen erſter Miniſter, der Fürſt von Lobkowitz, von Frankreich beſtochen war, ſchloß einen geheimen Freundſchaftsvertrag mit Frankreich und verſprach, ſich in keinen Krieg außerhalb der Reichskreiſe einzumiſchen. - Ludwig XIV. verſicherte immer noch, den weſtphäliſchen Frieden aufrecht erhalten zu wollen. Dennoch wird nun ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Kur-Köln gegen die Niederländer abgeſchloſſen; der Kurfürſt verſpricht Truppen gegen ſie in's Feld zu ſtellen (1672), und verkauft für 400,000 Livres Stadt und Feſtung Nuys an Frankreich. Den katholiſchen Fürſten wurde weis gemacht, es gelte die Ausbreitung ihrer Religion. Münſter, Hannover, Mecklenburg ſchloſſen ſich dieſem Bündniß an und verſprachen Truppen. Mainz und Trier ſtanden erſchrocken in der Mitte; Pfalz blieb freundlich. Kur-Sachſen wollte neutral bleiben aus Rückſicht gegen den Kaiſer; Baiern, weil es von Frankreich bezahlt war; Würtemberg aus Furcht, Mömpelgardt zu verlieren. Auch der ſchwediſche Reichsrath wurde erkauft, ſchloß ein Bündniß auf zehn Jahre und verſprach, Kaiſer und Reich und Spanien durch Güte oder Gewalt von der Unterſtützung der Niederländer abzuhalten; ebenſo die Schweizer; ſie verſprachen, Frankreich's Feinden den Durchzug nach Burgund zu verlegen. Der große Kurfürſt von Brandenburg allein hatte ſich nicht erkaufen laſſen.

Aller dieſer Vorkehrungen von Seiten der Franzoſen ungeachtet, die Niederländer beiſtandlos in ihre Hände zu liefern, entſpann ſich aus der Sache ein Reichskrieg. Denn die Franzoſen hatten den Reichsboden vielfältig verletzt. Aber die Reichsarmee kam, wie immer, langſam zu Stande, und das faſt ſchutzloſe Reich erlitt die fürchterlichſte Verwüſtung. Die Pfalz, die ganze Gegend von Philippsburg und das Breisgau wurden zur Wüſte. An der Saar ſah man auf 14 Meilen weit nur Brandſtätten und verödete Felder. Man fand in aufgefangenen Briefen, daß die Franzoſen alles Land an der Moſel und am linken Rheinufer wüſt legen wollten, um den gegen ſie Verbündeten die Mittel des Unterhalts zu nehmen. Und die kaiſerlichen Feldherrn in den Niederlanden, wo der Hauptkrieg geführt wurde, waren Franzoſen von Geburt, waren mit ihren Landsleuten in geheimem Verſtändniß, vermieden jede Gelegenheit, ihnen wehe zu thun und freuten ſich, wenn es den Proteſtanten, den ketzeriſchen Hunden, ſchlecht ging. Wo war der alte Kriegsruhm der deutſchen Nation hingekommen?

In dem Frieden zu Nymwegen (1679), den der Kaiſer für ſich und das Reich abſchloß, ohne dieſes jedoch um ſeine Zuſtimmung gefragt zu haben, wurde das Reich abermals beraubt. Spanien hatte eine Reihe von feſten Plätzen, vom Meere bis zu den Ardennen beinahe, und die Franche-Comté an Frankreich abgetreten; das Reich war der eigentliche Oberherr.

Philippsburg gibt Frankreich als Reichsfeſtung zurück; dafür aber tritt ihm Oeſterreich Freiburg ab und freien Durchzug von Breiſach dahin. Lothringen ſoll ſeinen Herzog zurückerhalten, aber nur, wenn er Nancy und Longwy an Frankreich abtritt, und deſſen Truppen das Durchzugsrecht auf vier, eine halbe lothringiſche Meile breiten Heerſtraßen geſtattet. Der Herzog verweigert dies, und das Land bleibt vorerſt von Frankreich beſetzt.

„Mit Holland,“ ſprachen die Franzoſen, „haben wir einen ſchlauen, mit Spanien einen ſchlauen und vortheilhaften, mit dem Kaiſer einen ſchlauen, vortheilhaften und höchſt rühmlichen Frieden geſchloſſen.“

Aber auch im Frieden ſuchte Ludwig XIV. den Raub am Reiche fortzuſetzen durch die Erfindung der Reunionskammern. Er ſtellte die Behauptung auf: „Ihm gebühre die volle Souverainetät über die im weſtphäliſchen Frieden erworbenen Reichslande, und dieſe gehe ſo weit, daß er auch alle und jede Pertinenzen, die irgend einmal mit dieſen Städten und Territorien in Verbindung geſtanden, zurückzufordern berechtigt ſei.“ Er zwang nun die zehn elſäſſiſchen Reichsſtädte und die Reichsritterſchaft im Elſaß zur Huldigung und verbot alle Verbindungen mit dem Kammergericht. Weiter forderte er, daß auch alle, außerhalb der Gebiete der drei lothringiſchen Biſthümer befindlichen Vaſallen ihm huldigten. Um zu unterſuchen, wer dies alles zu thun habe, errichtete er drei Gerichtshöfe, zu Metz, Beſançon und Breiſach, die „Reunionskammern“ genannt. Unter ſeine Oberhoheit forderte er auf dieſe Weiſe zurück nicht allein Städte, ſondern auch ganze Grafſchaften und Fürſtenthümer: Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgardt, Lauterburg, Germersheim u. A. Die Beſitzer dieſer Länder wurden zur Huldigung vorgeladen, und da ſie natürlich nicht erſchienen, ihre Güter als verwirkte Lehen beſetzt. Den Klagen dagegen hielt man höhnend vor, der König verfahre ja ganz nach Recht. Jeder könne ſich an die Kammern in Metz und Breiſach wenden. Ein anderes Gericht werde der König aber nicht anerkennen; übrigens verlange er nichts, als was der weſtphäliſche Friede ihm beſtimmt habe. Der Reichsrath beſchloß (1680): Man dürfe den allerchriſtlichſten König doch nicht reizen, ſondern ihm in einem Schreiben die Eingriffe vorſtellen, die ſich ſeine Beamten erlaubten. Das that man auch in einer lateiniſchen Schrift. Franzöſiſche Schriftſteller bemerkten dagegen ſpottend, die Deutſchen ſollten froh ſein, daß es ihrem Könige vorerſt noch nicht eingefallen ſei, ſich auf dieſe Weiſe ganz Deutſchland's ohne Schwertſtreich zu bemächtigen. — Straßburg wurde überfallen (1681) und genommen; man hatte den Bürgern gedroht, ſie wie Rebellen zu behandeln, wenn ſie Widerſtand leiſteten. Die in Frankfurt wegen dieſes Gegenſtandes zuſammengetretene Reichsdeputation ſtritt unterdeſſen, ob die deutſchen Geſandten im Zirkel, Oval oder Quadrat ſitzen ſollten. Indeſſen war Ungarn wegen unmenſchlicher Behandlung gegen Oeſterreich aufgeſtanden und hatte ſich den Türken in die Arme geworfen; auch Ludwig XIV. trat mit den Türken in Verbindung und brachte ſie dazu, loszuſchlagen.

Die Türken belagern Wien (1683); Ludwig XIV. rückt in die ſpaniſchen Niederlande ein. Der aus Wien geflüchtete Kaiſer bittet ihn um Stillſtand für das Reich; die Franzoſen wollen ihn bewilligen, wenn ihnen die bereits reunirten Stücke nebſt Straßburg gelaſſen würden. Auch als die Türken geſchlagen waren, wurde mit Frankreich ein 20jähriger Waffenſtillſtand auf dieſe Bedingungen hin geſchloſſen, mit der Beſchränkung, daß es keine weiteren Reunionen mehr mache. Der Kaiſer hatte ſich dieſe Ruhe mit beträchtlichen Theilen des Reiches erkauft, damit er die Ungarn deſto ungehinderter ſeinem Hauſe wieder unterwerfen konnte (1684).

Aber Ludwig fuhr gegen den Vertrag mit Reunionen fort, zog die Güter des deutſchen Ordens, des Straßburger Domkapitels, der Univerſität Freiburg ein; er baute bei Hünningen eine Brücke, wozu Baden ſeinen Theil an einer Rheininſel abtreten mußte.

Nun ſtarb der Kurfürſt **Karl von der Pfalz** (1685), der letzte von der ſimmernſchen Linie; ſeine Schweſter war mit dem Herzog **Philipp von Orleans** vermählt. Ein erwünſchter Grund für **Ludwig**, Erbſchaftserwerbungen zu verſuchen. Er machte ſogleich im Namen ſeiner Schwägerin Anſprüche auf die, ihr gebührenden **Mobiliarverlaſſenſchaft**. Die Originalurkunden aller Hausverträge und Lehenbriefe verlangte man nach **Paris** geſchickt, damit man aus denſelben erſehe, wie das Haus Pfalz jedes Stück erworben habe, und was dem neuen Kurfürſten **Philipp Wilhelm** von der Neuburger Linie als Mannlehen übrig bleibe, nach Abzug der an die Schweſter fallenden Allodien. **Einſtweilen ſollte die Herzogin von Orleans alle hinterlaſſenen Länder ihres Bruders beſitzen und genießen.** Kaiſer **Leopold I**, Schwiegerſohn des neuen Kurfürſten, wollte die Sache dem Herkommen gemäß entſcheiden; **Ludwig XIV.** berief ſich aber **auf den Papſt**.

Bald fand **Ludwig** noch eine andere günſtige Gelegenheit, die ſchmachvollen Verhältniſſe Deutſchland's zu weiteren Vortheilen zu benutzen.

Wilhelm von Fürſtenberg, der nach dem Tode ſeines Bruders Biſchof von **Straßburg** geworden, auch zum Cardinal erhoben worden war, und immer in franzöſiſchem Solde geſtanden hatte, war von dem altersſchwachen Kurfürſten von **Köln** zu ſeinem Koadjutor ernannt worden. Bald darauf ſtarb der Kurfürſt, und **Wilhelm** betrieb die Wahl. Da ließ der Kaiſer dem Domkapitel eine Note übergeben, des Inhalts: „der Kardinal von **Fürſtenberg** ſei von Nation zwar ein Deutſcher, allein notoriſch der Krone Frankreich knechtiſcher und ſklaviſcher Anhänger, auch derſelben Miniſter und in deren Reiche eingebürgert; er ſei in verſchiedenen Geſchäften derſelben feindlich gegen das Reich aufgetreten, habe dem allerchriſtlichſten König den Vaſalleneid geleiſtet, dieſen Erzſprengel zum Kriegsſchauplatz gemacht, die Stadt **Straßburg** vom Reiche abgeriſſen, die Citadelle von **Lüttich**

einem auswärtigen Potentaten in die Hände geliefert, die feſten Plätze mit Garniſon beſetzt, Bonn mit fremdem Gelde befeſtigt. Einen ſolchen Mann könne man unmöglich in's Wahlkollegium laſſen." Auch der Papſt war gegen ihn. Bei der Wahl wurde Wilhelm mit 13 Stimmen poſtulirt, der 17jährige Joſeph Clemens von Baiern dagegen mit 9 Stimmen gewählt. Der Papſt beſtätigte dieſe Wahl des Letzteren (1688). Nun legte Ludwig XIV. als Beſchützer des Kardinals Beſatzungen in die Städte des Kurfürſtenthums; und ehe ſein Kriegsmanifeſt nach Regensburg kam, rückten die Franzoſen in die Rheinpfalz ein. Speier, Worms, Mainz und Heilbronn fielen in ihre Hände; in Schwaben und Franken brandſchatzten ſie und legten Städte und Dörfer in Aſche; Trier und der größte Theil des Kurſtifts wurde beſetzt. Mitten im Winter (im Januar 1689) vollzog Melac Ludwig's Befehl: **„de brüler le Palatinat."** So verfloſſen 5 Monate, bis man endlich auf dem Reichstage zu Regensburg die Franzoſen für einen Reichsfeind und ihnen den Reichskrieg erklärte. Es gibt in der Geſchichte wohl wenig Beiſpiele von der faſt gänzlichen Wehrloſigkeit eines mächtigen Volkes. Ein volles halbes Jahr beinahe läßt man ſeine ſchönſten Provinzen ausrauben, ausmorden und brennen, bis ſich deſſen Fürſten beſinnen, daß die Sache doch eigentlich ſie angehe! Der einzige Kurfürſt von Sachſen hatte dieſe Erklärung nicht abgewartet, und den franzöſiſchen Mordbrennern den Eintritt in ſeine Lande mit gewaffneter Hand gewehrt. Die nun erſt beginnenden Rüſtungen des Reichs hielten zwar die Franzoſen auf, aber ſie vollendeten auch das Unglück der von ihnen beſetzten Strecken. Denn die Franzoſen fingen nun erſt an, dieſe Striche, die ſie vorausſichtlich doch nicht halten konnten, zur völligen Wüſte zu machen. Von Mannheim bis zur elſaſſiſchen Grenze ſanken alle Ortſchaften in Aſche. Die Einwohner wurden alle abſcheulich mißhandelt; nicht einmal die Flucht geſtattete man ihnen, wenn ſie nicht auf franzöſiſchen Boden auswandern wollten. Das herrliche Schloß in Heidelberg wurde theilweiſe in die Luft geſprengt, die Kaiſergräber in Speier zerſtört; auch die Kammergerichtsakten und die Kaſſen wurden weggeführt. Der Kaiſer hatte in ſeinem Manifeſte den Franzoſen einen Feind der ganzen Chriſtenheit, einen wahren Türken geheißen; er beeilte ſich, dieſem Namen keine Schande zu machen. Der Reichskrieg wurde ohne allen Ruhm geführt und beſchränkte ſich faſt lediglich auf die Bewachung des Rheins, auf deſſen rechter Seite ſich indeß die Franzoſen ſchon deßwegen nicht halten konnten, weil ſie ausgebrannt war.

Als in Ryswick (1697) endlich Friede unterhandelt wurde, ſchloß Frankreich zuerſt mit den anderen Mächten ab, und Kaiſer und Reich blieben zuletzt allein übrig. Sie verlangten zwar Herſtellung auf den weſtphäliſchen Frieden und Zurückgabe aller Reunionen und Straßburg's. Aber Frankreich gab nur die außerhalb Elſaß gemachten zurück und behielt Straßburg, und alle Hoheitsrechte des Reichs in beiden waren geopfert. Dann verrieth es die Proteſtanten, die ihm ſo oft ſchon treulich Beiſtand geleiſtet hatten, das Reich zu berauben. Es ſetzte nämlich die Klauſel durch, daß in allen dem Reiche zurückgegebenen Orten die katholiſche Religion in ihrem jetzigen Zuſtande bleiben müſſe. Die Franzoſen hatten aber ſchon während des 20jährigen Stillſtandes an vielen Orten vertragswidrig katholiſchen Gottesdienſt wieder eingeführt. Anfangs hatten ſie erklärt, es ſei nur von wenigen, auf Koſten ihres Königs erbauten und dotirten Kirchen, 29 an der Zahl, die Rede. Auf einem ſpäteren Reichstage (1699) aber wurden 1922 Orte aufgezählt, in denen durch dieſe Klauſel der Religionszuſtand verändert worden. Denn wo im Laufe des ganzen Krieges irgend ein katholiſcher Feldprediger in einer proteſtantiſchen Kirche Meſſe geleſen, da ſollte der katholiſche Gottesdienſt bleiben.

In dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg, den es gar nichts anging, wird das arme Reich wieder durch Ludwig's Liſten und durch den **Verrath** zweier Reichesfürſten verwickelt. Der Kurfürſt von Baiern, Max

Emanuel, und ſein Bruder Joſeph Clemens von Köln, dem der Kaiſer gegen Wilhelm von Fürſtenberg zu dieſer Würde verholfen, ſchließen einen Bund mit Ludwig XIV.; verſprechen: franzöſiſche Truppen in ihr Land aufzunehmen und mit Frankreich und Spanien gemeinſchaftlich zu handeln. Max Emanuel macht ſich noch anheiſchig, zur Aufrechthaltung „der deutſchen Freiheit“ eine Aſſociation der Kreiſe zu bewirken. Auch Braunſchweig-Wolfenbüttel wird für Frankreich gewonnen und nimmt Subſidiengelder. Der Kaiſer fordert den Reichstag auf, am Kriege Theil zu nehmen, da es den italieniſchen Reichslehen und dem burgundiſchen Kreiſe gelte; — der Reichstag beſchließt nichts.

Gleich im Anfang des Kriegs (1701) beſetzten die Franzoſen die Städte des Kurfürſten von Köln. Aber erſt als Baiern die Reichsſtadt Ulm überfiel und Anſtalten machte, auch andere Städte in Oberſchwaben zu beſetzen, beſchloß man den Reichskrieg. Baiern und Köln indeß proteſtirten dagegen, behauptend, ein Angriffskrieg könne nur mit Stimmeneinhelligkeit beſchloſſen werden. Es war aber gar kein Angriffskrieg, den das Reich beſchloß; ſondern Frankreich hatte durch die Beſetzung des Kurfürſtenthums Köln angegriffen. Das Manifeſt wirft den Franzoſen unter Anderm vor: „mit Beſchimpfung und Unterdrückung der deutſchen Nation die längſt geſuchte Univerſalmonarchie durchſetzen zu wollen.“

Die Franzoſen vereinigten ſich nun vom Schwarzwald her mit den Baiern, und das unglückliche Deutſchland ward für ein, ihm völlig fremdes Intereſſe das Schlachtfeld fremder Feldherrn, Eugen's, Marlborough's u. ſ. w. Dafür blieb ihm und ſeinem Kaiſer wiederum überlaſſen, als ſich alle andere Mächte ſchon im Utrechter Frieden (1713) vertragen hatten, den Krieg allein mit Frankreich auszufechten. Während Eugen und Marlborough ihre unſterblichen Siege mit deutſchen Truppen erfochten, hatte das Reich keine, oder nur eine erbärmliche Armee auf den Beinen; denn die Reichesfürſten ſchicken ihre Leute lieber in den Sold fremder Fürſten, als zu den Reichskontingenten. O, für Deutſchland gilt mehr, als für alle andere Staaten:

War's fremde Macht, die dich bezwungen,
Die Stärke deinem Volk geraubt?
Die Feſſel haſt du ſelbſt geſchlungen,
Dir ſelbſt den ſchönen Kranz geraubt.

„Ich ſtehe am Rhein jetzt Schildwache," ſchreibt Eugen, als er dort als Reichsfeldmarſchall auf die Reichsarmee wartete, die wie immer nur ſehr langſam und unvollſtändig zuſammenkam, „betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft, wie glücklich und wie ruhig und ungeſtört die Deutſchen im Genuſſe der Naturgaben ſein könnten, wenn ſie nur Muth hätten" (daß ſie den haben, hat aber der edle Feldherr hinreichend erfahren, oder er kann nur die Fürſten meinen) „und ihre Stärke zu benutzen verſtänden."

Endlich ſchloß auch der Kaiſer für ſich zu Raſtatt (1714) mit den Franzoſen ab. Für das Reich ſollten die früheren Frieden zur weſentlichen Grundlage dienen. Altbreiſach, Freiburg und Kehl ſollten indeß zurückgegeben werden; dagegen ſollte Frankreich Stadt und Feſtung Landau erhalten. Dem Reiche eröffnete man nun, es ſeien ihm beſondere Verhandlungen zu Baden (in der Schweiz) vorbehalten worden; günſtigere Bedingungen in Betreff ſeiner habe der Kaiſer nicht erlangen können, da die meiſten Reichsſtände ihre Schuldigkeit nicht geleiſtet hätten. Auch die Ryswicker Klauſel mußten die Proteſtanten wieder hinnehmen.

Frankreich war erſchöpft durch die Beſtrebungen ſeines vierzehnten Ludwig's, ihm Ruhm und Vergrößerung zu verſchaffen; aber ſeine Raubgedanken blieben unverrückt auf Deutſchland gerichtet. Und Deutſchland? O, Deutſchland! Faſt hatte dies von den Franzoſen die Großſprecherei gelernt, und ſuchte in Worten ſeine frühere Größe. Als zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Frankreich über die polniſche Königswahl Händel entſtanden, da Frankreich dem vertriebenen König Stanislaus Leszinsky, der unterdeſſen der Schwiegerſohn Ludwig's XV. geworden war, die polniſche Krone wieder zu gewinnen wünſchte, — wurde das deutſche Reich auch hineinverflochten und mußte Frankreich's Anſtrengungen für Stanislaus bezahlen. Ludwig XV. erklärt Oeſterreich den Krieg und läßt Kehl und ganz Lothringen beſetzen, Kontributionen ausſchreiben. Trotz dieſer Verletzung des Reichbodens erließ er eine Neutralitätserklärung an das Reich (1733), an den Kurfürſten von Mainz gerichtet, der „Direktor des Reichs" titulirt wird. Wohl habe er ſich, heißt es darin, einen Paß über den Rhein eröffnet, aber nur um den deutſchen Fürſten, welche der Kaiſer zwingen wolle, ſeinen Intereſſen zu dienen, Hülfe leiſten zu können. Er habe gar nicht die Abſicht „Conqueten" zu machen, oder Plätze zu behalten. Der Kaiſer Karl VI. rief nun natürlich den Reichstag zum Reichskriege auf. Dieſer wird auch nach 4 monatlicher Berathung wirklich erklärt und mit mannlichen tapferen Worten: „Spott und Verachtung habe Frankreich der ſo mächtigen deutſchen Nation und ſo vielen großen, conſiderablen Reichsſtänden geboten; mit tapferem, deutſchem Muthe wolle man der feindlichen Gewalt begegnen, und die Glorie, Ruhe und Freiheit der deutſchen Nation für's Künftige ſichern. Auch ſolle keine Neutralität unter irgend einem Vorwande geſtattet ſein." Aber Köln, Baiern und Pfalz erklären ſich dennoch neutral, da die Kreiſe, ohne Zweifel, wie bisher, von den kaiſerlichen Truppen verlaſſen werden würden. Dies war, wenn auch nicht im Kriege, beim Friedensſchluſſe allerdings der Fall. In dieſem willigte der Kaiſer, da Frankreich ſeine pragmatiſche Sanktion anerkannte, in die Abtretung Lothringen's. „Der durchlauchtigſte Schwiegervater" von Frankreich, Stanislaus Leszinsky ſollte es erhalten, ihn über den Verluſt der polniſchen Krone zu tröſten. Nach deſſen Tode ſollte es für immer mit der

Krone Frankreich vereinigt werden. Der deutſche Herzog von Lothringen wird als Großherzog nach Toskana übergeſiedelt. Der deutſche Reichstag, dem erſt 5 Monate nach dem Beginnen der Verhandlungen Nachricht davon gegeben wird, hat gegen dieſe Bedingungen gar nichts einzuwenden. Er fragt nicht darnach, wie der Kaiſer berechtigt geweſen, im Laufe des Kriegs fremde Truppen, 10,000 Mann Ruſſen, an den Rhein zu führen, das erſte Mal, daß ſich die Fahnen dieſer Barbarenhorden in ihm ſpiegelten: er fragt nicht darnach, daß der Kaiſer deutſche Länder vertauſcht, ohne Einwilligung der Kurfürſten u. ſ. w. Er denkt nicht mehr an Frankreich's Gelöbniß, keine Conqueten machen zu wollen; und daß er verſprochen, des Reiches Ruhe und Freiheit für die Folge zu ſichern. Nein, er dankt dem Kaiſer noch für ſeine „Fürſichtigkeit in dieſem ſo nöthigen als nützlich und heilſamen (!) Friedensgeſchäft;“ er dankt auch dem Herzog von Lothringen für ſeine großmüthige Entſagung, einem deutſchen Fürſten dafür, daß es ihm einerlei iſt, ob ſeine Beſitzungen in Deutſchland, Italien, der Türkei oder im Monde liegen!! Das war die Vaterlandsliebe deutſcher Fürſten in jener Zeit, und ſo geht es noch lange fort.

Durch die Einmiſchung in den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg zur Vernichtung von Karl's **VI.** pragmatiſcher Sanktion, deren Anerkennung von Frankreich's Seite dieſer Kaiſer durch die Abtretung Lothringen's erkauft hatte, gewann Frankreich nach einem achtjährigen Krieg zum erſten Male von Deutſchland Nichts. Das Reich hatte an demſelben keinen Theil genommen, aber die Schmach erlebt, daß es von franzöſiſchen Heeren abermals bis Böhmen hin durchzogen wurde, und daß die Franzoſen mit ihrem Gelde einen Kaiſer ihrer Wahl, Karl VII. (von Baiern) aufſtellten und erhielten.

Im ſiebenjährigen Kriege wurde das unglückliche Deutſchland abermals das Schlachtfeld der europäiſchen Mächte, auf welchem 900,000 Menſchen, über die Hälfte Deutſche, in ſo kurzer Zeit verbluteten: Frankreich hatte ſich mit ſeinem alten Erbfeinde, dem Kaiſerhauſe und mit Rußland verbunden, Preußen zu theilen. Oeſterreich, Rußland, Sachſen, Baiern, Pfalz, Schweden, die Niederlande ſollten Stücke davon erhalten; Frankreich ſollte einen Theil der öſterreichiſchen Niederlande erhalten.

Die Auflöſung des Reichs, die im 30jährigen Kriege begonnen, war eigentlich jetzt ſchon vollendet, — die Kaiſerkrone ohne allen Werth, ein altes Kabinetsſtück. Eine Centralgewalt war nicht mehr vorhanden, und ſo viel Intereſſen in Deutſchland, als Stände; die größeren Staaten entſchieden an auswärtige gebunden; Oeſterreich und Preußen betrachteten ſich kaum mehr als Reichsglieder *) und ſtanden zu einander feindlich; Sachſen war an Polen gebunden, Hannover an England. Das Reich hatte von Seiten Frankreich's ſchon arge Demüthigungen erduldet, aber die ärgſten ſtanden ihm noch bevor, und ſeine Oberhäupter gingen ihr in dumpfer Gleichgültigkeit, in unbegreiflicher Verblendung entgegen. Im Volke war das getretene Nationalgefühl im Erwachen begriffen und der Haß gegen den tückiſchen Reichsfeind im Weſten geſtaltet; aber ſeine Fürſten wußten immer noch nichts davon.

„Wir ſind," ſagt eine 1765 erſchienene Schrift „von dem deutſchen Nationalgeiſte" —: „ein großes und doch verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber ſehr bedauernswürdiges Volk. — Wir kennen einander ſelbſt nicht mehr; wir ſind uns unter einander fremd geworden. Unſer Geiſt iſt von uns gewichen. Der Geiſt des Eigennutzes iſt dagegen eingetreten und die politiſche Freigeiſterei. Doch fehlt

---

*) Als im Laufe des ſiebenjährigen Krieges der kaiſerliche Notar Aprill bei dem brandenburgiſchen Geſandten Plotho zu Regensburg erſchien, um ihm eine Citation in Betreff der Anklage auf die Reichsacht gegen ſeinen König feierlich zu inſinuiren, empfing ihn Plotho mit den Worten: „Was, du Flegel, inſinuiren?", ſchob ihm das Aktenſtück zwiſchen ſeinen Rock und warf ihn zur Thüre hinaus.

es nicht an Gegenmitteln. Die Geſetze ſind noch da; es kommt nur auf den Willen an. Darin ſteckt die größte Kunſt, das noch nicht entdeckte Geheimniß: die Herrn und Häupter unſeres deutſchen Vaterlandes zu bewegen, das zu wollen, was ſie ſollen. — — Wir müſſen wieder Ein Vaterland glauben, wie wir eine chriſtliche Kirche glauben; dann werden aus dieſen hohen, empfindungsreichen Gedanken auch Triebe der Gerechtigkeit, Billigkeit, Begnügſamkeit, Liebe der Geſetze, der Geiſt der Ordnung und Eintracht in uns wieder erwachen.“

Jene Kunſt, jenes Geheimniß, — Napoleon, der Revolutions-Kaiſer, hatte ſie auf eine Zeitlang gefunden. Es war die gemeinſame Noth Aller! Gewaltiger Zündſtoff war jenſeits des Rheines in lichten Flammen ausgeſchlagen; eine Nation war dort zum Bewußtſein ihrer Macht, ihrer Größe gekommen. Das deutſche Reich lag in gewohnter Sorgloſigkeit. Seine größeren Fürſten beſchäftigten ſich mit Vergrößerungsplänen, mit der Theilung Polen's im Oſten; mehre hatten nach dem ſiebenjährigen Kriege einen einträglichen Menſchenhandel mit England zu treiben angefangen in den amerikaniſchen Krieg hin. Als ſie ſich in die franzöſiſchen Angelegenheiten einmiſchten, brach das Wrack des Reichsſchiffleins gänzlich zuſammen, und auch die wohlgerüſteten Kriegsſchiffe wurden von dem Sturme übel zugerichtet und an den Rand des Abgrundes geſchleudert.

Wohl hat Frankreich auch hier eigentlich die Verletzungen von Reichsangehörigen begonnen, aber diesmal nicht leichtſinnig und erwerbungsſüchtig, ſondern genöthigt durch den allgemeinen Gang ſeiner Angelegenheiten; auch hat es Entſchädigung geboten, und dieſe Verletzungen ſind es nicht geweſen, die den Krieg entzündet haben.

Als das Feudalſyſtem in Frankreich zuſammen ſank, büßten viele, in den durch den weſtphäliſchen Frieden abgetretenen Ländern angeſeſſene oder begüterte deutſche Reichsſtände dieſe vertragsmäßig vorbehaltenen Rechte ein, ehe von einer Verhandlung darüber mit ihnen die Rede war. Wer ſollte dieſen nun helfen? Das Reich, der Kaiſer? Sie ſelbſt konnten unter einander nicht einmal über einen gemeinſchaftlich einzuſchlagenden Weg einig werden, und als die Nationalverſammlung Entſchädigung bot, wieder nicht über die Art derſelben. Einige wollten von gar keiner Entſchädigung hören, ſondern in alle Rechte und Güter wieder eingeſetzt werden. Das war unmöglich. Unterdeſſen wurden die deutſchen Fürſten von den Emigranten bearbeitet; es bildeten ſich bewaffnete Emigrantenbanden am Rhein in dem Gebiete der geiſtlichen Kurfürſten, namentlich in Trier. Die Franzoſen hatten hierüber öfters Beſchwerde geführt und erklärten endlich, nachdem Oeſterreich und Preußen einen Allianzvertrag unter einander geſchloſſen, dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg (1792). Die Oeſterreicher und Preußen begannen ihre berühmte Promenade nach Paris, die ſich in Waſſer auflöſte; die Franzoſen drangen in das Reich ein und nahmen Speier, Worms, Mainz, Frankfurt. Nach 6 Monaten erſt erklärte das Reich den Krieg. Aber die Reichsarmee war beſchaffen, wie immer, und der Kaiſer empfahl jetzt ſchon allgemeine Volksbewaffnung (1794), was man im kurrheiniſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe auch verſuchte; Preußen jedoch erklärte ſich dagegen, weil ſie den Unterhalt der ſtehenden Heere erſchwere und dem Volke die Waffen in die Hände gebe. Aber Preußen hatte ſchon längſt geheime Verhandlungen mit dem Nationalkonvente angeknüpft und führte den Krieg nur noch zum Scheine, und während der Kaiſer den Reichstag, der auch friedensluſtig war, beſchwor: „eher alle Kräfte aufzubieten, als die Schande Deutſchland's und den Umſturz der deutſchen Verfaſſung in einem Friedensſchluſſe zu unterzeichnen,“ ſchloß Preußen mit der franzöſiſchen Republik einen Separatfrieden zu Baſel (1795). Es ließ ſeine Länder auf dem rechten Rheinufer einſtweilen in den Händen der Franzoſen.

Preußen war es vorerſt mehr um Polen, als ſeine Reichsländer zu thun. Als es an der zweiten Theilung Polen's Theil nahm, erklärte es, ſeinen Rücken decken zu wollen, wegen des erneuerten Feldzugs gegen Frankreich; jetzt gab es dieſen auf, die polniſche Beſitzergreifung zu ſichern.

Auch Heſſen-Kaſſel ſchloß einen Separatfrieden und Kur-Sachſen zog ſein Kontingent zurück, um „ſeine eigenen Gränzen zu ſichern“.

Von dem Reichstag, der Frieden unterhandelte, verlangte Frankreich die Abtretung des ganzen linken Rheinufers. Kaiſer Franz II. äußerte jetzt noch, dies würde dem deutſchen Namen zu ewigen Schimpf gereichen; durch Anſtrengung der deutſchen Geſammtkraft, durch Einigkeit, deutſchen Muth, Energie und Ausdauer wäre der Feind, der das Reich zerſtückeln wollte, zu einem billigen und gerechten Frieden zu zwingen. Als aber im folgenden Jahre (1796) die Franzoſen unter Jourdan und Moreau den Main aufwärts und über den Schwarzwald an die Donau drangen, da bröckelten immer mehr Reichsglieder los.

Sie erkauften den Waffenſtillſtand mit großen Geldopfern; hätte man früher die Hälfte davon zur Landesvertheidigung verwendet, ſo wäre die andere und Schande und Schmach erſpart geweſen. Würtemberg, Baden, der ſchwäbiſche Kreis, die geiſtlichen Körperſchaften zahlten zuſammen 25 Millionen Livres. Der fränkiſche Kreis zahlte 16, Baiern 10 Mill. Livres. Alle ſchloſſen Waffenſtillſtand, der oberſächſiſche Kreis einen Neutralitätsvertrag. Preußen traf eine geheime Verabredung mit Frankreich; für reichen Ländererwerb in Weſtphalen verſprach Friedrich Wilhelm II. ſeine Beſitzungen jenſeits des Rheins Frankreich zu laſſen, in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers zu willigen, und die Säkulariſationen zu unterſtützen.

Das Reich hatte ſich ſelbſt aufgegeben, Preußen (Kur-Brandenburg) es preisgegeben; aber in den Friedenspräliminarien zu Leoben (1797), die Oeſterreich abſchloß, als Bonaparte von Italien aus bis 9 Poſten vor Wien vorgedrungen war, und in dem Frieden von Campo Formio erreichte die Schutzloſigkeit des Reichs den höchſten

Grad. Der Kaiſer gab dem Reichstag von dem Abſchluß der Präliminarien ſogleich Nachricht, mit dem Bemerken, daß er den Waffenſtillſtand auch für das Reich abgeſchloſſen. Von den Bedingungen könne er zur Zeit noch keine Mittheilungen machen, ſoviel aber dem Reiche verſichern, daß ſeine „Integrität“ die Grundlage des künftigen Friedens ſein werde, der Kaiſer keinen eigenen Vortheil dabei ſuche, und von dieſem Grundſatze nie abgehen werde. Die Reichsſtände bedankten ſich ſchönſtens.

In dem definitiven Frieden zu Campo Formio ward die Beſtimmung getroffen, daß zur Herſtellung des Friedens mit dem Reiche ein Kongreß zu Raſtatt allein aus Bevollmächtigten des deutſchen Reichs und der franzöſiſchen Republik eröffnet werden ſolle. Der Kaiſer veranlaßte alſo die Stände, den Kongreß zu beſchicken, und ermahnte ſie, dem großen Erhaltungsgeſetze der Einheit und Geſammtheit des Reiches treu zu bleiben und in Verbindung mit dem Reichsoberhaupte den längſt gewünſchten Frieden auf der Grundlage der Integrität des Reichs und ſeiner Verfaſſung zu beſchleunigen. Während der Kaiſer aber ſo öffentlich zu dem Reiche ſprach, hatte er in den geheimen Artikeln des Friedens zu Campo Formio zugegeben, daß Frankreich das linke Rheinufer nebſt Mainz erhalte, und daß er, wenn das Reich nicht einwillige, nichts weiter als ſein Kontingent zur Fortſetzung des Kriegs ſtellen wolle. Dafür war ihm Salzburg und ein Stück von Baiern verſprochen. Zwanzig Tage nach Auswechſelung der Ratifikationen ſollten die Kaiſerlichen die beſetzten Feſtungen und das ganze Reichsgebiet bis an die öſterreichiſchen Erbſtaaten räumen. Auch die Einräumung von Mainz an die Franzoſen ſollte vom Reich bewilligt werden, widrigen Falls ſich dieſe mit Gewalt in Beſitz ſetzen würden. So that der Kaiſer alſo jetzt, was er früher an Preußen und Heſſen mit Recht getadelt hatte: er ſchloß einen Separatfrieden mit Frankreich auf Koſten des Reichs. Der Kongreß zu Raſtatt war eine Spiegelfechterei; das Reich war vorher ſchon verrathen und verkauft. Die Reichsſtände, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers in Verluſt geriethen, mußten natürlich entſchädiget werden, und die Franzoſen ſchlugen dazu eine allgemeine Seculariſation in Deutſchland vor, wodurch eine gänzliche Umgeſtaltung der innerſten Verhältniſſe herbeigeführt werden mußte. Auch dazu hatte der Kaiſer ſeine geheime Einwilligung ſchon gegeben!

Bei dem Wiederausbruch des Krieges forderte der Kaiſer das Reich dennoch wieder zur Leiſtung ſeiner Obliegenheiten auf. Aber es war getheilt, getheilt durch die beſtändig widerſtreitenden Intereſſen, getheilt durch das, was man auf dem Raſtatter Kongreß erfahren. Die Mehrzahl beſchloß zwar Fortſetzung des Kriegs; aber die Minderzahl (Brandenburg, Hannover, Heſſen, Baden u. A.) wollte neutral bleiben, weil ſie dadurch beſſer für ſich zu ſorgen glaubte. Einige wollten nicht einmal an den Berathungen Theil nehmen. Das Volk war damals ſchon bereit, gegen den alten Peiniger die Waffen zu ergreifen. In Kur-Mainz hatte Albini mit Erfolg einen Landſturm organiſirt. Der Kaiſer ſelbſt empfahl das allgemeine Aufgebot in den vorderen Reichslanden, und der Erzherzog Karl erbot ſich, Offiziere zu ſchicken zur Bildung des Landſturms; aber es wurde nichts daraus. Durch engliſche Subſidien kam endlich (Pfalz-Baiern, Würtemberg, der ſchwäbiſche Kreis, Kur-Mainz) eine Reichsarmee von 30,000 Mann auf die Füße, welche, auf dieſe Weiſe zuſammengebracht, mehr den Großmächten, als dem deutſchen Intereſſe dienen mußte.

Hatten die Franzoſen im Frieden zu Campo-Formio verlangt, mit dem Reiche beſonders abſchließen zu wollen, ſo beharrten ſie nun im Frieden zu Lüneville darauf: der Kaiſer müſſe als Reichsoberhaupt auch für's Reich abſchließen. Der Kaiſer that es auch jetzt; das Reich war ja auf das ihm bevorſtehende Schickſal vorbereitet; man brauchte die Umſtände nicht mehr. Man gab dem Reiche erſt nach dem Abſchluſſe Nachricht, und dieſes ratifizirte ganz ſchnell (1801). Das ganze *linke Rheinufer war verloren*, der Thalweg des Rheins die Grenze zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Natürlich ſei das Reich im Ganzen ſchuldig, den Verluſt der Fürſten auf dem linken Rheinufer zu decken, und es ſollte ihnen für ihre durch die Abtretung des linken Rheinufers verlorenen Länder eine im Reichsgebiet *genommene Entſchädigung* werden. Höhniſcher und empörender iſt von den Römern nicht einem beſiegten Feinde mitgeſpielt worden. Ich nehme dir den Rock und erlaube dir dafür, deinem Bruder den ſeinigen zu nehmen und ihn für dich zurecht machen zu laſſen. Und nun dieſes Entſchädigungsgeſchäft ſelber, wie entwürdigend für die Stände und Fürſten eines „*unabhängigen Staates*", wie der Kaiſer Deutſchland in den betreffenden Verhandlungen noch nennt. In *Paris* wurden die Verhandlungen geführt, in *Paris* von Frankreich und Rußland die Entſchädigungspläne entworfen. Dort überbot ein deutſcher Fürſt den andern, und *Preußen* ſie alle. Oeſterreich ſchob man auf die Seite, und *Bonaparte* diktirte Alles. Es wurden, ehe man mit dem allgemeinen Entſchädigungsplane herausrückte, beſondere Verträge geſchloſſen, zuerſt mit *Würtemberg* und *Preußen*. Frankreich und Rußland erklärten, die Rollen von Vermittlern übernommen zu haben, „da die entgegengeſetzten Intereſſen und eiferſüchtigen Anſprüche jede *Anordnung* im deutſchen Reiche hemmten." Während man über den *franzöſiſch-ruſſiſchen* Entſchädigungsplan noch debattirte, griff Preußen in Folge ſeines mit Frankreich eingegangenen Separatverſtändniſſes zu, und *rieth* den andern, den Plan anzunehmen. Wer mit Frankreich im geheimen Einverſtändniß war, folgte Preußen's Beiſpiele. Zwei Jahre nach dem Friedensſchluß war das Geſchäft zu Ende. An Frankreich hatte Deutſchland faſt $^1/_9$ ſeines ganzen Flächenraums verloren; 3 geiſtliche Kurfürſtenthümer, 9 Hochſtifte, 23 kleinere u. ſ. w. waren ſeculariſirt, 45 freie Städte mediatiſirt.

Frankreich hatte eigentlich von Deutſchland erlangt, was es gewollt, die Rheingrenze war gewonnen; aber

Bonaparte's Pläne gingen weiter. Das Reich war ein gefeſſelter Rieſe; warum ihm nicht auf der Naſe herumtanzen?! Die Franzoſen beſetzen Hannover. Der König von Großbritannien klagt bei dem Reichstage (!!) über dieſe Wegnahme ſeiner Erblande. Dieſer betrachtet die Geſchichte als eine ihm fremde Sache. Der Herzog von Enghien wird auf badenſchem Gebiete von franzöſiſchem Militär aufgehoben und nach Frankreich geſchleppt. Das Reich rührt ſich nicht. Die Franzoſen erheben in Hannover willkürliche Brandſchatzungen, ſchicken eine aus den Einwohnern gebildete Armee von 8000 Mann in das ſüdliche Frankreich, erheben gezwungene Anlehen bei den Hanſeſtädten. Der Reichstag kümmert ſich nichts darum. — Der neue Frankenkaiſer zog 1805 auf's Neue gegen Oeſterreich zu Felde. Vom Reiche, das in der Mitte lag, war keine Rede mehr, nur von den einzelnen Fürſten. Sie wünſchten neutral zu bleiben. Preußen konnte das; die ſchwächeren ſüddeutſchen, Baiern, Würtemberg, Baden, mußten ſich an den Stärkeren anſchließen. Napoleon erklärte: „er wolle nur die Unabhängigkeit des deutſchen Staatskörpers gegen die Angriffe Oeſterreich's ſichern und herſtellen."

Um der öſterreichiſchen Armee in die Seite zu fallen, zog Bernadotte von Norden heran und ging ohne Weiteres durch die abgeſonderten fränkiſchen Fürſtenthümer Preußen's mit frecher Verletzung von deſſen Neutralität, und Preußen wartete, unentſchloſſen zögernd, bis die Schlacht bei Auſterlitz (1805, 2. Dezember) das Schickſal des Kriegs entſchieden hatte. Es hatte nach dem Abzuge der Franzoſen aus Hannover dieſen Kurſtaat in offenbar feindlicher Abſicht gegen Frankreich und in geheimem Einverſtändniß mit Rußland beſetzt. Jetzt ſchloß es ſein neues Freundſchaftsbündniß mit Napoleon auf die Bedingung hin ab: Hannover bis zum allgemeinen Frieden in einſtweiliger Adminiſtration behalten zu dürfen. Der Preßburger Friede war eine neue, von Napoleon zu Gunſten Frankreich's diktirte Vertheilung Deutſchland's. Alle deutſchen Beſitzungen Oeſterreich's bis zu den Grenzen des Erzherzogthums mit Einſchluß Tyrol's erhielten die drei mit Frankreich verbündet geweſenen ſüdlichen Fürſten. Der Kaiſer mußte zugleich auf die ober- und lehensherrlichen Rechte über die Länder dieſer Herrn verzichten. Baiern und Würtemberg erhielten den Königstitel, Baden den eines Kurfürſtenthums mit voller Souverainetät, ohne jedoch aufzuhören, dem deutſchen Staatenbunde (der Name des Reichs iſt abhanden gekommen) anzugehören. Hatte der Kaiſer ſeine oberlehensherrlichen Rechte aufgeben müſſen, ſo war freilich das Reich auch aufgegeben. Um dieſe Zeit erſchien eine Schrift: „von den höchſten Intereſſen des deutſchen Reichs,“ welche vorſchlug: Es ſollten die ſieben Häuſer, Oeſterreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen, Brandenburg, Sachſen, als die einzigen Souveräne, in ein Föderativverhältniß ohne Oberhaupt treten und die übrigen alle mediatiſiren. So werde eine kräftigere Vereinigung möglich.

Trotz dem Frieden bleibt im ſüdlichen Deutſchland eine beträchtliche franzöſiſche Armee ſtehen und Frankfurt wird zu 4 Millionen Francs Contributionen verurtheilt als Stapelplatz engliſcher Waaren. Murat, Napoleon's Schwager, wird zum erblichen Herzog von Kleve und Berg erklärt „zur Bewachung der Grenzen des Reichs“ (?) und Franzoſen beſetzen dieſe deutſchen Länder zur Bewachung gegen ſich ſelbſt. Kaiſer und Reich haben gar nichts dagegen einzuwenden. — Der Kurerzkanzler (Dalberg, nachheriger Fürſt Primas) ernannte den Kardinal Feſch, einen Onkel Napoleon's, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger, wie er dem Reichstage anzeigte: damit der Kurſtaat „zum Beſten des Reichs und ſeiner Verfaſſung“ durch einen Mann von perſönlichem Anſehen und mächtiger Unterſtützung erhalten werde. Der deutſche Kaiſer proteſtirte eigentlich dagegen, aber der franzöſiſche hatte die Ernennung ſchon beſtätigt, und es blieb dabei.

Nun erſt erſchien „die natürliche Folge und nothwendige Ergänzung“ des Preßburger Friedens, der Rheinbund, wie ihn der franzöſiſche Miniſter in der Erklärung an den Reichstag ſelber nennt. In Paris war der Bund geſchloſſen, und als die Sache fertig war: erklärte man dem Reichstage durch Frankreich: man habe aufgehört zu den Ständen des Reichs zu gehören, weil das deutſche Reich Niemand mehr Sicherheit gewähre. Der Kaiſer der Franzoſen erkenne die Exiſtenz der deutſchen Conſtitution nicht mehr an und habe den Titel eines Protektors der rheiniſchen Konföderation angenommen (1806). Die deutſchen Fürſten ſelber; ſie, die ſelten ein Ohr hatten, wenn das Reich um Hülfe rief; ſie, die dem Reichsfeinde faſt jedesmal ihren Arm gegen den Kaiſer geliehen, erklären nun, daß es ja ſchon längſt klar geworden, wie das Reich Niemand ſchützen könne, daß man ſchon längſt kein gemeinſchaftliches Vaterland und Intereſſe mehr habe, und daß man dieſe Erklärung nur abgebe, um offen und frei (?) zu handeln, da man des falſchen Scheines müde ſei! Dieſen Zweck aber erreichen zu können, habe man ſich unter einen mächtigen Schutz begeben, unter den Schutz des Monarchen, der ſtets das wahre Intereſſe Deutſchland's im Auge gehabt, unter den Schutz Napoleon's! Koſtbare Ruhe ſei der Hauptzweck ihres Bundes. Deßwegen entſagen 16 deutſche Fürſten allem, was an ihr früheres Vaterland erinnert, allen deutſchen Reichsgeſetzen für ſich und ihre Unterthanen u. ſ. w.; deßwegen nehmen ſie allen kleineren, die in ihrem Bereiche liegen, ihre Rechte, d. h. ſie mediatiſiren ſie (den geographiſchen Theil der Bundesakte ſoll Napoleon ohne Rückſprache mit den Fürſten ſelbſt entworfen haben); deßwegen (der Ruhe wegen) geben ſie ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, vermöge deſſen jeder Kontinentalkrieg, den einer von ihnen auszuhalten hat, unmittelbar ein gemeinſchaftlicher Krieg für alle wird; deßwegen verbluteten ihre Unterthanen im Kampfe mit ihren Brüdern, von denen ſie ſich losgeſagt hatten; im Kampfe auf den ruſſiſchen Schneefeldern, im Kampfe unter ſpaniſchen Guerillaskugeln. — Das war das formelle Ende des deutſchen Reichs: Kaiſer Franz II. legte die deutſche Kaiſerkrone nieder (1806).

Was nun folgt, kann eben ſo gut als „die nothwendige Ergänzung“ des Rheinbundes angeſehen werden, wie dieſer als die natürliche Folge des Preßburger Friedens dargeſtellt worden iſt; das ehemalige Reich war in politiſcher und kriegeriſcher Beziehung — eine Provinz Frankreich's geworden!

Preußen, was vor der Schlacht von Auſterlitz zurück gehalten, unternimmt es nun, den Franzoſen allein die Spitze zu bieten. Seine vermeintliche Macht, ſein alter Kriegsruhm zerſtäuben bei Jena. Es wirft ſich Rußland in die Arme. Aber auch dieſes rettet ihm nur etwa die Hälfte ſeiner Staaten, die ihm Napoleon im Frieden von Tilſit (1807), „aus Achtung für den Kaiſer aller Reuſſen“ zurückgibt. Aus den von ihm abgetretenen Ländern zwiſchen Rhein und Elbe und anderen, von den Franzoſen beſetzten Staaten, Kurheſſen, Braunſchweig, Theilen von Hannover wird das Königreich Weſtphalen gebildet, und der jüngſte Bruder Napoleon's, Hieronymus, wird König. Dieß Königreich erhielt auch franzöſiſche Geſetze. — Dem Rheinbunde mußten jetzt auch die norddeutſchen Fürſten beitreten, Sachſen, Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuß, Waldeck, Oldenburg, Schwerin. Vieles von den eroberten deutſchen Landſtrichen behielt Napoleon einſtweilen unter unmittelbarer Verwaltung. Selbſt den Namen Deutſchland ſuchte der Protektor des Rheinbundes außer Gebrauch zu bringen. Sein Wille war von nun an Geſetz.

Was Ludwig XIV. in Betreff Deutſchland's gewollt und begonnen, hatte Napoleon vollendet. Jener hat Kaiſer von Deutſchland werden wollen; dieſer war es ohne den Namen; oder es war das alte Franken-Kaiſerreich Karl's des Großen wieder erſtanden.

Nach dem Wiener Frieden (1809) und nachdem Holland mit Frankreich vereinigt worden, wurden auch die Hanſeſtädte, Oldenburg, das Lauenburgiſche und alle Länder, die nördlich einer von der Lippemündung und bis zur Werramündung in die Weſer und zur Steckenitzmündung in die Elbe gezogenen Linie lagen, mit dem großen Kaiſerreiche förmlich vereinigt; Hamburg ſollte der Sitz eines Generalgouvernements ſein. Kehl und Kaſtel bei Mainz waren früher ſchon dazu geſchlagen worden. — Und während der „Moniteur“ nach dem Frieden zu Preßburg erklärte: „die Denkfreiheit iſt die erſte Eroberung des Jahrhunderts, in Frankreich exiſtirt keine Cenſur mehr,“ — wird ein deutſcher Buchhändler in demſelben Jahre, als der Rheinbund errichtet wurde, wegen Verbreitung von Flugſchriften, von einem franzöſiſchen Militärgericht zum Tode verurtheilt und erſchoſſen (Palm aus Nürnberg). Mit dem Rückzug der preußiſchen Armee an die ruſſiſche Grenze mußten alle freimüthigen Schriftſteller das deutſche Land verlaſſen, das unter franzöſiſcher Cenſur lag, die mit Pulver und Blei cenſirte. — Hier kehren wir zu unſerer Lebensbeſchreibung zurück, deren Gegenſtand ein ähnliches Schickſal gehabt hätte, wenn er den neuen Protektoren deutſcher Kraft und Einheit in die Hände gefallen wäre. Denn kräftig hatte Arndt ſeine Stimme für das erſchallen laſſen, was die Fürſten aufgegeben hatten, für das gemeinſchaftliche Vaterland und das gemeinſame Intereſſe. Und wenn ſie auch noch lange in dem allgemeinen Jammer verhallt ſchien, — der fremde Beſchützer hatte ſie vernommen. Aber auch das Volk hatte ſie vernommen, und die öffentliche Stimmung bildete ſich, wie immer in Deutſchland, langſam, aber ſicher zur That aus. Deutſches Volk, ob es aber unnöthig geweſen iſt, dir den Spiegel deiner entſchwundenen Größe und der franzöſiſchen Freundſchaft vorzuhalten? — Das wird die Geſchichte lehren. Der Franzoſe hat die deutſche Freundſchaft noch lange nicht vergeſſen, und hat auch nicht Urſache dazu. Die Rheingrenze iſt immer noch ſein gelobtes Land, und beſitzt er nicht immer noch Theile des heiligen Landes, wo unſere Sprache tönt?

Als der Krieg mit Preußen (1806) ausbrach, ſchrieb Arndt den erſten Theil ſeines „Geiſtes der Zeit,“ und flüchtete nach der Schlacht bei Jena nach Schweden. Er hatte ſchon vorher in den Jahren 1803—4 eine Reiſe dorthin gemacht. Er blieb dort einige Jahre und fand Beſchäftigung und Anſtellung.

1809 ging er unter angenommenem Namen wieder nach Deutſchland zurück, verbarg ſich eine Zeitlang bei den Seinigen und reiſte dann nach Berlin. Auch hier, obgleich Preußen nicht im Rheinbunde war, mußte er ſich bei Freunden verborgen halten; denn über ganz Deutſchland hatte Frankreich ein Spionir- und Verrätherſyſtem organiſirt, und Deutſche waren es zum Theil, die ſich dem Fremden zu Judasdienſten verkauft hatten. Aber er ſah hier auch den unter der Aſche glimmenden Funken der Vaterlandsliebe im Volke gewahrt; die rüſtige Jugend übte ſich im Büchſen- und Piſtolenſchießen, in glühender Hoffnung, dem alten Reichsfeinde die Kugel bald in's falſche Herz zu ſenden.

Pommern war wieder an Schweden zurückgegeben, und Arndt kehrte (1810) in ſeine alte Stellung nach Greifswald zurück, und nahm ſeine Entlaſſung. Als 1812 der Sturm gegen Rußland heranzog, barg er, wie viele andere, ſeine Frühlingshoffnung in dem ruſſiſchen Eiſe. Die Großen hatten keine mehr, oder bedurften meiſt keiner, denn ſie hatten, was ſie wollten, größeren Rang, größeres Gebiet, größere Macht über ihre Unterthanen, ſ. g. Souveränetät; — die Gelehrten hatten ſie wegdemonſtrirt. Ein Johannes von Müller hatte ausgerufen: „Ich habe Napoleon geſehen, ich ſah den Finger Gottes, und Alles ſoll ſich beugen.“ Den Herrn von Goethe hörte Arndt, noch nach der Vernichtung der großen Armee in Rußland, zu des edlen Körner's Vater faſt erzürnt ſagen: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann iſt euch zu groß; ihr werdet ſie nicht zerbrechen.“ Aber im

Volke lebte der Glaube, daß der Wendepunkt ſeiner Schmach gekommen ſei. Er hat es nicht betrogen.

Arndt ging nach Petersburg. Er wurde hier vom Miniſter Freiherrn von Stein angeſtellt oder zu allerlei Schreibgeſchäften verwendet, zur Abfaſſung kleiner Flugſchriften; zu Geſchäften, die Errichtung der ſ. g. deutſchen Legion betreffend. Die Beſoldung floß aus ruſſiſchen Kaſſen, bis die Centralverwaltung für das ſich befreiende Deuſchland gebildet war.

Anfangs des Jahres 1813 reiſte Arndt mit dem Freiherrn nach Deutſchland zurück, die Straße, die das unglückliche Heer mit ſeinen Leichen bezeichnet hatte, und ſo viele Deutſche unter ihnen! Wie oft hat der Deutſche für fremdes Intereſſe ſein Blut verſpritzt! O, mehr, als irgend ein anderes Volk! In Wilna ſah Arndt ein ganzes ausgeſtorbenes Lazaret, 1000 Leichen in einem alten Kloſter aufeinander gehäuft, daß ſie an einigen Stellen bis an die Fenſter des zweiten Stockwerks reichten. „Welch' ein Anblick! Hierher Volksgebieter!“ In Preußen, in Königsberg — Jubel über den Sonnenblick aus Oſten, neben dem Jammer des Kriegs, Lazareten und Seuchen! York hatte mit den Ruſſen auf eigene Hand einen Vertrag abgeſchloſſen und wurde mit Feſten empfangen. Der Volksaufſtand begann. Freiwillige und Landſturm waffneten ſich; die preußiſche Kriegserklärung wurde geſchleudert. Der Centnerſtein war von der Bruſt gewälzt; das Herz ſchlug wieder; und ſchlug es auch dem Tode entgegen, — die Bruſt hatte den Balſamduft der Freiheit eingeathmet! Es ging vorwärts, vorwärts in Sieg oder Tod!

Arndt ſchrieb ſein Buch: „über Landwehr und Landſturm.“ Was Preußen nicht gewollt hatte, als das Reichsoberhaupt, der Kaiſer es angerathen; als das Reich dadurch gerettet werden ſollte, — zu dieſem Mittel griff es jetzt zuerſt unter allen, als es endlich eingeſehen, daß ſeine Buhlſchaft mit dem Fremden giftige Frucht getragen. Von Königsberg ging Arndt über Breslau nach Dresden, wo der Miniſter Stein thätig war, die Volksbewaffnung gegen die Hyder allgemein zu machen, die den in dem ruſſiſchen Eiſe ſteckengelaſſenen Kopf zu erſetzen verſucht hatte und auf's Neue drohte. Hier arbeitete Arndt ſeinen „Soldatenkatechismus“ aus und ſetzte den „Geiſt der Zeit“ fort. Richtig und klar erkannte und ſprach er aus, was die Ehre Deutſchland's, ſeine und die Ruhe Europa's gebieteriſch forderten: die alten Grenzen Deutſchland's. „Dieſe uralte germaniſche Grenze,“ ſagt er, „ſteht an dem Vogeſus, dem Jura, und den Ardennen, durch Art und Sprache des Volkes unverkennlich und unverrücklich feſt, und nichts Franzöſiſches, welches ſie nur verderben würde, ſoll von den Deutſchen je begehrt, noch genommen werden.“ — Dresden mußte verlaſſen werden, und Arndt ging nach Berlin und Reichenbach in Schleſien, wo Stein lebte, und wo während des Dresdener Waffenſtillſtandes über die Fortſetzung des Kriegs berathen wurde. Die Vaterlandsfreunde bangten vor der Liſt des Gegners, vor „den angenehmen Friedenshoffnungen der Zeitungen,“ vor den bekannten Separatfriedensſchlüſſen. Dieſe Gefahr ging diesmal glücklich vorüber; die Franzoſen wurden über den Rhein gejagt. Arndt folgte dem Miniſter Stein nach Frankfurt. Unter anderen kleinen Flugſchriften erſchien ſein: „Der Rhein, Deutſchland's Strom, aber nicht Deutſchland's Gränze.“

„Die Hauptſtadt der geſitteten Welt“ wurde erobert, die Bourbons wieder hergeſtellt; der Wiener Kongreß trat zuſammen, aber der Friede konnte erſt geſchloſſen werden, nachdem nochmals Blut in nicht kargem Maße gefloſſen und Paris zum andern Male genommen war. Die Hoffnungen Vieler ſind durch ihn getäuſcht worden. Arndt's bittere Klage iſt: daß Länder deutſcher Zunge in franzöſiſcher Hand blieben, daß man über Napoleon's Schöpfungen im ſüdweſtlichen Deutſchlande, die größeren Rheinbundsſtaaten, mit ängſtlicher Sorgfalt wachte, und daß man dadurch dieſe gefährliche Uebergangsgegend in ſchwachen Händen ließ, anſtatt einen mächtigen, achtunggebietenden Staat vorzulagern. Aber auf dem Congreſſe ſtanden wieder, wie immer, größere Einheiten (Rußland, England, Frankreich, Spanien) einer zerſplitterten, uneinigen Vielheit (Deutſchland) gegenüber; Frankreich hatte mit Sitz und Stimme, und Talleyrand, der alle Schwächen Deutſchland's kannte, vertrat es.

Seine Anſichten über Deutſchland's dermalige politiſche Stellung und politiſche Bedürfniſſe inmitten der andern Staaten hat Arndt am Ende ſeiner „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" zuſammengeſtellt. Sie lauten:

1) Unſere ganze Weſtküſte iſt in fremder Gewalt: Holland und Belgien ſperren uns den Rhein. Die Nordweſtküſte: Elbe, Weſer, Ems ſperren England. Auf Helgoland hat es ſchon Einen Fuß.

2) Die lange Nordküſte iſt ohne Schutz: wir haben keine Kriegsſchiffe, und doch haben wir ſo viel Küſte als Frankreich. Die Oſtſeeſtädte und die Städte der Nordküſte waren früher Herren ihrer Meere.

Daraus folgt:

3) Bei dem Ausbruche eines Krieges ſind unſere Küſten und unſer Handel Freund und Feind preisgegeben; führen wir ſelber Krieg, bedürfen wir die Hülfe der Seemächte und müſſen dieſe beim Frieden theuer bezahlen. Siehe Ryswik, Utrecht, Lüneville, Paris.

4) Holland, Belgien, Helgoland gehören uns und müſſen uns wieder werden. Dann haben wir Flotten und Sicherheit.

5) Es muß durch Geſetze dafür geſorgt werden, daß kein deutſcher Staat durch Heirathen der Fürſten von fremden Staaten und Intereſſen abhängig wird.

6) Wir ſind ein Bundesſtaat (und das hatte und hat ſein Gutes: Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. w. ſind dadurch belebt worden; eine große Mannigfaltigkeit der Entwicklung hat ſich dadurch geſtaltet) und ſomit ein Friedensſtaat; aber ein Friedensſtaat hat nur Frieden, wenn er ſich wehren kann.

7) In einem Bundesſtaat müſſen die Gebrechen der

Vielherrſchaft, durch welche die politiſche Schwäche entſteht, die fehlende Einheit des Befehls, die mangelnde Geſchwindigkeit und Beweglichkeit der Macht durch die innigſte gegenſeitige Liebe und Anhänglichkeit zwiſchen Fürſt und Volk erſetzt werden: *unſere Fürſten müſſen alle Melchiſedeke ſein.*

8) Das wird auch ein Blitzableiter ſein für die, ſich wieder zu erheben ſuchende Pfaffenherrſchaft und für die Zwietracht, welche dieſe überall zu ſäen ſucht.

9) Drei große Staaten umlagern uns, Frankreich, Rußland, England, den Fremden gegenüber immer Eins im Wollen und in der That, und zu gleichem Zwecke eben ſo oft unter einander verbunden. Rußland iſt unſer natürlicher Feind im Oſten; es iſt mächtig, aber nicht geſchickt zur See. Das vereinigte Skandinavien, ein altes ächtes Seemannsvolk, in Verbindung mit Preußen, könnte den Ruſſen, die von einer ſlaviſchen Weltherrſchaft träumen, die Luſt, im Weſten Siegeskränze zu ernten, verleiden.

England's Hülfe gegen dieſen Feind iſt zweifelhaft und koſtſpielig. England hat, wie Frankreich, immer nur für die Theilung und Schwächung Deutſchland's gearbeitet.

10) Der Franzoſe ſchielt mit dem linken Auge immer noch nach dem Rheine; mit dem rechten braucht er es nicht mehr, denn da hat er ihn leider. Die kleinen deutſchen Fürſten ſind ſeiner Meinung nach immer noch ſeine natürlichen Bundesgenoſſen gegen Oeſterreich und Preußen; die Schweiz und Belgien Frankreich's Brückenköpfe gegen Deutſchland. Das Land kann ſeine Proletarier morgen wieder, Bienenſchwärmen vergleichbar, gegen uns ausſchütten. „Freiheit und Gleichheit“ können noch einmal die Loſungsworte werden, uns allen gleiche Erniedrigung zu bringen. Darum Achtung, deutſches Volk, Achtung! Sie wollen den Rhein haben, wir Elſaß und Lothringen. Mit Frankreich ſtehen wir auf beſtändigem Kriegesfuße, am Schwerte die Hand, das Gewehr im Anſchlage!!

Das iſt des alten *Arndt's* politiſches Glaubensbekenntniß, ſein politiſches Teſtament an ſein Volk.

Auch nach dem Kriege, als die Ruhe in die Staaten und Familien zurückkehrte, fand Arndt noch eine geraume Zeit keine bleibende Stätte. Sein Verhältniß war nicht feſtgeſtellt; ſeine alte Reiſeluſt trieb ihn umher. Er bereiſte den Rhein bis Straßburg aufwärts, trat im October 1814 eine Fußreiſe nach Berlin an, wo er ſich bis zum Frühjahre 1815 aufhielt, und kehrte dann wieder an den Rhein zurück, in der Hoffnung, an der hier neu zu gründenden preußiſchen Univerſität eine Anſtellung zu erhalten. Er hielt ſich in Aachen und Köln auf und gab die Zeitſchrift „der Wächter“ heraus. Hier ſchon ward er von der, damals beginnenden Demagogenſpürerei verdächtiget. Frühling und Sommer des Jahres 1816 ſahen ihn wieder in Berlin, ſeiner Heimath Pommern und in Dänemark. Im Herbſte 1817 ſiedelte er ſich endlich in Bonn an und verheirathete ſich hier in ſchon vorgerücktem Alter zum zweiten Male, mit einer Schweſter des Profeſſors Schleiermacher in Berlin, ward 1818 an der Univerſität als Profeſſor der neueren Geſchichte angeſtellt, aber im Sommer 1819 ſchon in demagogiſche Unterſuchungen verflochten und im Herbſte 1820 vom Amte ſuſpendirt. Die Anklage lautete auf Theilnahme an geheimen Geſellſchaften und Umtrieben, welche das Wohl des Vaterlandes gefährdeten. Er vertheidigte ſich gegen dieſe Anklagen in einem eigenen Schriftchen: „Abgenöthigtes Wort aus meiner Sache, Altenburg 1821,“ und noch in ſeinen „Erinnerungen.“ Er iſt auch freigeſprochen worden, blieb aber 20 Jahre lang vom Amte ſuſpendirt. Dem 70jährigen Greiſe erſt hat man 1840 die Erlaubniß zu leſen zurückgegeben. Er hat die kleinlichen Kränkungen der Unterſuchung und deren Folgen als Mann ertragen, nichts deſtoweniger aber den Schmerz, einer kaum begonnenen, ſeinen Studien und ſeiner Neigung entſprechenden Thätigkeit wieder entſagen zu müſſen, tief gefühlt. „Wenn ich auch,“ ſagt er ſelbſt hierüber, „nach dem Urtheile meiner Freunde, mich mit leidlicher Gemüthlichkeit und Beſonnenheit dabei benommen habe, ſo habe ich doch die langſame Zerreibung und Zermürſung meiner beſten Kräfte bis in's innerſte Mark hinein nur zu tief gefühlt. Man ſieht dem Thurme, ſo lange er ſteht, nicht an, wie Sturm, Schnee und Regen ſeine Fugen und Bänder allmälig gelockert und gelöſt haben."

„Wem vom Kanonenmund ſein letztes Schickſal blitzt,
Den nimmt ein ſel'ger Tod im friſchen Muth der Stunden;
Doch auf wem Lilliput mit tauſend Nadeln ſitzt,
Stirbt Millionentod mit Millionen Wunden."

Aber trotz dieſes, wie er meint, Gebrochenſeins, hat der alte Arndt ſich einen geſunden, meiſt richtigen Blick in alles das bewahrt, was die Gegenwart bewegt, und was ſich in ihr zu bilden beginnt. Er ſteht ungebrocheneren Geiſtes da, als mancher junge, hoffnungsvolle Kandidat der Theologie, der in der „guten alten frommen Zeit" das Oel für den gewaltigen Wellenſchlag der Gegenwart ſuchet. Dieſe ſeine Anſichten über die neuere Zeit finden ſich niedergelegt in einer Zugabe von ihm zu „Diderot's Grundgeſetz der Natur, Leipzig, Weidmann, 1846." Hier bezeichnet er jene Zeit, „der chriſtlichen Frömmigkeit" vor der verſchrieenen franzöſiſchen Revolution als den Culminationspunkt des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit, wo ⅔ der Menſchen, Bauern und Bürger, von dem anderen Drittheile, Adel, Offiziere (die Geiſtlichkeit muß man in geiſtiger Beziehung auch noch dazu rechnen) wie Paria's behandelt und mißhandelt worden ſind. Dieſe Revolution ſelber nennt er, ob ſie gleich von den ihm verhaßten Franzoſen ausging, keine Mißgeburt der Irreligioſität, keine Miſſethat, ſondern eine „natürliche Geburt langſamer Entwicklung, die ein volles Jahrtauſend zu ihrer Reiſe gebraucht hat; eine Geburt des Chriſtenthumes." Denn das Chriſtenthum iſt ihm „die Lehre von der würdigen Freiheit und Gleichheit auf der Erde, nicht bloß im Himmel und vor dem Altare, wo der fromme Prieſter den Haushalt und das Geſetz des

Himmels offenbart und den Königen, wie den Bettlern die gleichen Anſprüche und Anrechte der Menſchen verkündigt." Durch Nacht zum Licht! Das iſt ein Grundgeſetz alles Irdiſchen. Und das Chriſtenthum hat überall die Schwärze der Nacht gemildert und wird ſie als Sonne zum Tage verklären. Die Revolution aber hat das ganze Feudalweſen mit ſeinen Klaſſen-, Rang- und Zunftunterſchieden und mit ſeiner Leibeigenſchaft zu Trümmern geſchlagen; und die einzig ächte Moral, die Moral des Chriſtenthums, die Lehre von der Liebe, der Bruderliebe aller Menſchen unter einander, wird Alle die neue Freiheit auch richtig zu gebrauchen lehren. Iſt das nicht in der That der Anfang „einer beſſeren, einer „chriſtlicheren Zeit," wie der alte Arndt behauptet? „Das Geſchlecht kann friſcher, freier, kühner in den neuen Zuſtand, in die neue Zeit hineinſchreiten." Das thut es auch, und davor erſchrecken Alle, welche von dieſem neuen Zuſtande nichts wiſſen wollen, und ſie ſuchen den alten zu reſtituiren. „Wandle frei und edel, edler und freier Menſch! läutet die große Tagesglocke." Aber ein gewiſſes Geſchlecht hört nichts; ein gewiſſes Geſchlecht ſieht nichts; es weiß und lernt nichts. Vergebens ſchreibt die Hand der Geſchichte deutliche Charaktere vor ihm an die Wand; es verſteht ſie nicht. Es ſieht, da ihm unrechtmäßig erworbener Beſitz entriſſen worden iſt, weßwegen es ſich in die Zeit der ägyptiſchen Finſterniß, nach den zerſchlagenen Fleiſchtöpfen zurückſehnt, in den Forderungen der Neuzeit überall „Wildheit, Uebermuth, Verruchtheit!" O, Verruchtheit, Uebermuth und Wildheit waren vor der Revolution, wo man arme Wildfrevler an Bäume nagelte oder auf Hirſche feſtſchmiedete; wo man Gottesläſterern die Zunge ausriß, viel gewaltiger, gräßlicher; aber ſie waren anderswo, ganz anderswo, als wo man ſie heut zu Tage zu ſehen beliebt.

Wohl gähren gegenwärtig ſcheinbar chaotiſche Maſſen, aber das Licht des Verſtandes wird durchdringen. Wie ſollte man verzweifeln an der welterlöſenden Kraft des Chriſtenthums? Beginnt es uns denn nicht eben zu erlöſen von Prieſtertrug und Aberglauben, die ſeine „ſchöne einfältige Lehre verdunkelt und mißbraucht“ haben? Die Zeit iſt nicht ſchlecht; nur wer ſie nicht verſteht, nicht verſtehen will, findet ſie ſchlecht und klaget über ſie. Beim Lichte beſehen, iſt aber er nur ſelber ſchlecht, und tauget nicht für ſie. „Die Fürſten und Herren, wie die Einzelnen ſollen nicht vergeſſen, daß ſie auf einem ganz anderen Boden ſtehen, als das letztvergangene Jahrtauſend: denn es ſind jetzt lauter freie Menſchen da.“

Wohl iſt aber auch dieſen zuzurufen: Gedenket daran, daß die Freiheit keine Metze iſt, die ſich von jedem nach Gelüſte mißbrauchen läßt! Wollt ihr eine ſolche Freiheit, ſo kehret zurück in eure Wälder und lebt mit den wilden Thieren derſelben und verzichtet auf den Umgang mit eures Gleichen. Dann ſeid ihr aber keine Menſchen mehr; „denn der Menſch, er ſoll ſich an den Menſchen reiben; nur allein durch ſeine Sitte kann er frei und glücklich ſein.“ Aber dieſer wilde Kampf der Kräfte; der, ihrer neuen Stellung und Verhältniſſe ungewohnten alten, und der entfeſſelten, des richtigen Gebrauchs vielleicht noch ungewohnten neuen, dieſer Kampf kann, wie Arndt in ſeiner oben ſchon angeführten „Zugabe zu Diderot's Grundgeſetz der Natur“ unter Anderm ſagt, nicht beſchworen werden durch die längſt unbrauchbar gewordenen Bannformeln durch die Redensarten „von Gottes Gnaden und vom leidenden Gehorſam,“ durch das ſ. g. „hiſtoriſche Recht“, durch die Lehre von der „Entwicklung der Völker durch, von Gott beſonders bevorzugte und bevorrechtete Geſchlechter,“ durch deren Führung allein die Völker das geworden ſeien, was ſie ſind, und unter deren Schirm ſie auch allein auf heilbringender Straße fortgeführt werden könnten, und endlich durch das alte Jammerlied „daß ſich das ſchlimme und aufrühriſche Zeitalter“ gegen dieſe von Gott ſelbſt verordnete Heilsordnung empöre! Wenn wir auch nicht gerade wiſſen, wie die Staaten entſtanden ſind, ſo wiſſen wir doch beſtimmt, daß die Fürſten nicht vor den Völkern da waren, ſondern umgekehrt, daß aber auf der Herrſchaft, die tapfer und gerecht iſt, ruhet eine göttliche Weihe. — Wenn das ſ. g. „hiſtoriſche Recht" — Recht hätte, dann müßten wir alle noch Zöpfe tragen. Die ultramontane Hohenprieſterpartei erwartet dieſe Rückkehr zum Zopfe und noch weiter rückwärts auch wirklich in feſteſter Zuverſicht, — wo nicht — doch das Ende aller Dinge. „Aber," ſagt Arndt, „ſollte die Welt durch Gottes Schickung untergehen, oder wie viele verzweifelnde Frömmler wehklagen, zum Teufel fahren, ſo gehe ſie lieber nach der heutigen Weiſe der Menſchen unter, als daß ſie nach der alten Weiſe auferſtehe."

Treffend zeichnet Arndt auch diejenigen, die den Hoffnungen, Wünſchen und Bedürfniſſen der Zeit zwar nicht offen entgegenzutreten und ſie zu negiren wagen, aber beſtändig warnend daſtehen und ausrufen: „nur jetzt nicht!" Sie ſind es, welche den natürlichen Fortſchritt nicht aus Ueberzeugung hemmen, ſondern aus Schwäche, oder eigenen und Anderer Vortheils wegen. Sie ſind es wohl auch, die, wenn man ſie nach Gründen für ihre Befürchtungen fragt, ſolche Gründe zu ſchaffen wiſſen und die Hoffnungen und Träume ihrer Zeitgenoſſen mittelſt demagogiſcher Unterſuchungen verfolgen und von gefährlichen Jünglings- und Männerbündniſſen fabeln, und denen thörichte Handlungen einzelner Schwärmer zu ſehr gelegener Zeit kommen. Sie ſind ſchuld daran, wenn ein ſpätererer Durchbruch mit Gefahren verbunden iſt. Dieſe Gefahren, die hinter den Bewegungen der neueſten Zeit verborgen liegen, erkennt Arndt wohl an; aber er ſetzt Vertrauen auf den geſunden, kräftigen Sinn unſeres Volkes, der ſie zu umgehen wiſſen wird.

Aus den kirchlichen Zerwürfniſſen hofft er das Ewige im Chriſtenthume reiner hervorgehen zu ſehen, wiederum von einigen „hohenprieſterlichen dogmatiſchen und hierarchiſchen Arabesken und falſchen und künſtlichen Zierrathen" befreiter. Er ſpricht aus Erfahrung und hat durch ein Paar Menſchenalter hindurch die Zeit an ſittlichem und chriſtlichem Gehalte wachſen ſehen. Der Kommunismus, der Vielen als eine Schreckgeſtalt vor der Seele ſteht, iſt ihm ein Phantom nur, das nie und nimmer, am allerwenigſten in Deutſchland, Geſtaltung gewinnen kann. Und wahrlich, das iſt er auch. Man braucht ihn nicht für hochverrätheriſch zu erklären und Zuchthäuſer für ihn zu erbauen; er gehört in's Narrenhaus. — Einen ernſten Blick wendet aber auch Arndt der, nicht wegzuläugnenden größeren Verarmung der unteren Volksklaſſen zu, ſucht die Quellen des Elends auf und nach Mitteln, ihm zu ſteuern. Das iſt allerdings die Aufgabe unſerer Zeit, und ſie geht ernſtlich zu Rathe, ſie zu löſen. Der edlere Socialismus, wie er im Chriſtenthume liegt, wird auch dieſe Aufgabe erfüllen. Einer für Alle und Alle für Einen, das iſt der Grundſatz dieſes naturgemäßen (nicht wie der Kommunismus unnatürlichen) ausführbaren Socialismus. Du arbeiteſt für uns, ſo lange du kannſt, und wir ſorgen dafür, daß du Arbeit haſt, und, wenn du nicht mehr arbeiten kannſt, dafür, daß du in deinen letzten Jahren ohne Mangel und Noth ausruhen kannſt. Aber auch die Arbeit muß ſo bezahlt werden, daß der Arbeiter ſeines Lebens froh wird. Der wahre menſchliche Genuß iſt allerdings ein geiſtiger und ſteht jedem zu Gebot; wer aber, die nöthigſten Lebensbedürfniſſe zu erlangen, unter thieriſcher Bürde erlieget und nie zu einem körperlichen Genuſſe gelangt, erhebt ſich nicht zu jenem. „Wir brauchen keine Klöſter mehr," ſagt Arndt, „für junge arbeitsfähige Mönche und Nonnen; wir brauchen Klöſter für Alte, Häuſer für die, welche für uns gearbeitet haben, wohleingerichtete, reichlich verſehene Klöſter, in denen Schmalhans nicht Koch, und Schmutz nicht Pförtner iſt." Und wenn die Reichen auch hierzu größere Opfer bringen müſſen, als bisher geſchehen iſt, — ſie werden es thun; denn unſer Chriſtenthum iſt kein leerer Schall mehr; es will ſich überall zur That, zur freien Liebesthat geſtalten.

Ich habe mich bemüht, Arndt in allen Beziehungen zu ſeinem Volke und ſein Volk in ihm darzuſtellen. Eine iſt noch zurück, die aber weniger geſchildert, nur genannt zu werden braucht. Es iſt: Arndt als Dichter, als Volksdichter. Mag der äſthetiſche Kritiker Dieſes oder Jenes an ſeinen Dichtungen auszuſetzen haben; ſeine Volkslieder ſind im rechten Augenblicke empfangen und geboren, und das Volk hat ſie aufgenommen und anerkannt mit Fug und Recht. Sie ſind die Kinder ihrer Zeit. In ihnen glüht und blüht, was ſie bewegte. Und dieſe Erſcheinungen, — wir ſind noch lange nicht ſo weit, ſie als veraltete betrachten zu dürfen. Daher werden uns auch ſeine Lieder noch lange jung bleiben. In ihnen knirſcht die Scham über Druck und Schmach; in ihnen jauchzet die Luſt, wenn die Hand den alten Freiheitsbringer, das Eiſen, gefaßt hat, wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze ſauſt; in ihnen fließet die Thräne, es klaget ſo bang, es iſt der Gefallenen Todesgeſang. Ihr Kern iſt der des Mannes ſelbſt, die alte deutſche Freiheitsluſt, wie ſie in unſeren Strömen rauſcht, wie ſie in unſeren Eichen brauſt, wie ſie in unſeren Bergen hallt, wie ſie durch unſere Lüfte ſchallt, wie ſie die Wege klingt, wie ſie der Vogel ſingt! Dieſer Geiſt war Arndt's Lebensluſt von Kindesbeinen an; er ſchlug in ſeinen Liedern die hellſten Funken auf, und dieſe haben viel mit dazu beigetragen, den Brand anzufachen und zu unterhalten, der den Franzoſen über den Rhein heimleuchtete. Sollte ihr Klang auch dem wieder eingeſchlafenen Geſchlechte in ſeinen Paradieſes-Träumen für wilden Donnerhall vorübergezogener Gewitter gegolten haben, — das erwachende wird ihn jedesmal freudig begrüßen. Es ſind Trompetenklänge, die zur Schlacht rufen. Die Nachtigallen des Friedens haben uns genug vorgeflötet, was weder Saft noch Kraft hat. Unſere Zeit, die einem gewaltigen Wendepunkte entgegen eilt, darf den Zephyrhauch dieſer ewigen Frühlingskandidaten wohl an ſich vorübergehen laſſen, um ſich unter den Hammerſchlägen des alten Nordlandsſängers für den Augenblick zu ſtählen, wo der Boden unter ihren Füßen wanken, und der Himmel über ihr in Flammen ſtehen wird, die alles verzehren, was für eine Läuterung zu ſchlecht iſt. Laſſet eure Kinder früh genug nicht allein ſingen:

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

ſondern laßt ſie dies Einheitsgefühl mit der Muttermilch ſaugen, und ſie werden in ihren alten Tagen nicht nöthig haben, aus ſicherer Ferne das ſilberbebecherte Niklas Becker'ſche Waſſer- und Wein-Lied zu intoniren.

Laſſet euren Männern in das Herz gegraben ſein:

„Brauſet Winde, ſchäume Meer!
Mir im Herzen brauſt es mehr;
Schlage Unglückswetter ein,
Muth will trotzig oben ſein.“

„Schwillt die Fluth in's Himmelshaus,
Keine Anker wirft er aus;
Schmettern Blitze höllentief,
Blickt ſein freies Aug' nicht ſchief.“

Dann wird ſeine Muſe euch nicht mehr mahnen müſſen:

„Und hörſt du nicht, und ſiehſt du nicht?
Und willſt den Schimpf nicht fühlen?
Und läſſeſt jeden feilen Wicht
Und Affen mit dir ſpielen,
Den Ehrendieb, den Freiheitsdieb?
Haſt du ſo ſehr die Schande lieb?
Der helle Klang der Schwerter
War deinen Vätern werther.“

Denn daſteht in allen Gauen eure Jugend immerdar gerüſtet:

„Das Schwert iſt geſeget,
Der Säbel iſt blank;
Der Speer iſt umleget
Mit Stahl breit und lang;
Der Muth iſt gewetzet;
Das Herz iſt erletzet
Bei Trommeln und Pfeifen
Am krieg'riſchen Klang.“

Und bei dem erſten Ruf eilet ſie auf Sturmesflügeln in's Feld:

„O, du Deutſchland, ich muß marſchiren;
O, du Deutſchland, du machſt mir Muth:
Meinen Säbel will ich ſchwingen;
Meine Kugel, die ſoll klingen:
Gelten ſoll's Tyrannenblut!“

Und entgegenſprühen wird ſie jedem Dränger, er mag kommen, woher er will, das „Lied von den Feuermuſikanten“:

„Auf! Bombardier und Kanonier!
Laßt die Muſik erklingen!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier
Und ſehnen ſich zu ſpringen:
Auf, zieht den vollen Glockenſtrang,
Im Donner- und Karthaunenklang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen.“

„Und wißt ihr Spieler, wer Hochzeit giebt
Und prüft der Tänzer Sohlen?
Das liebe Deutſchland iſt verliebt
Und will die Braut ſich holen.
Die ſtolze Braut, die Freiheit heißt;
Sie reizt der tapfern Kämpfer Geiſt:
Sie woll'n in ihrem Reigen
Sich als die Beſten zeigen.“

„Und wißt ihr Spieler, wer jene ſind,
Die für ſie tanzen wollen,
Und ſich im ſchnellen Wirbelwind
Des blut'gen Reigen's rollen?
Das ſind die Herzen hochgemuth,
Die weder ſparen Gut noch Blut,
Bis ſie in ſchönem Tanze
Sie kränzen mit dem Kranze.“

Leuchtende Bilder in einfach ſchönem Rahmen führen uns die Helden des letzten Freiheitskampfes vor die Augen:

Das Lied vom Schill.

„Ihn ſendet kein Kaiſer, kein König aus;
Ihn ſendet die Freiheit, das Vaterland aus.“

„Eine Kugel durchbohrte das redlichſte Herz,
Und Buben, ſie trieben mit Helden Scherz.“

„Doch hat er gleich keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein!“

Das Lied vom alten Gneiſenau.

„Bei Kolberg auf der grünen Au,
Bei Kolberg auf der Au.“

Das Lied vom Dörnberg.

„Der war ein Freiherr fromm und gut,
Vom Kattenland und Kattenblut,
Vom tapf'ren Land der Heſſen;
Der konnte Ehr' und Vaterland
Und Freiheit nicht vergeſſen.“

Das Lied vom Blücher.

„Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus.“

„O, ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O, ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!“

An dieſe angeführten Lieder reihen ſich viele deſſelben Geiſtes an, unter denen wir noch folgende beſonders herausheben:

Das Vaterlandslied.

„Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtünde bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.“

Deutſcher Troſt.

„Deutſches Herz, verzage nicht;
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht, und fürchte nichts“

Das Feuerlied.

„Aus Feuer ward der Geiſt geſchaffen;
Drum ſchenkt mir ſüßes Feuer ein:
Die Luſt der Lieder und der Waffen,
Die Luſt der Liebe ſchenkt mir ein,
Der Traube ſüßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut.“

Das Trinklied.

„Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
Durch den Wein!“

Das runde Lied.

„Eins noch! es gilt unſer heiligſtes Rund!
Rund ſei die That uns, und rund ſei die Rede!
Rund ſei die Freundſchaft, und rund ſei die Fehde
Klinget zuſammen und haltet den Bund!“

Ja, ſo ſei es: und dieſe Lieder ſollen unſerm Volke nicht verloren gehen. Es hat ſie geſungen und wird ſie ſingen, ſo lange der Geiſt in ihm lebendig iſt, deſſen Ausdruck ſie ſind, der Geiſt der Kraft und der Freiheit, der nach Einheit und Einigkeit ringet, und der nach ſo vielen ſchrecklichen Erfahrungen hoffentlich wach genug in uns bleiben wird, auf daß uns nichts mehr begegne, worüber der alte Reichsfeind, und auch kein anderer, lache und frohlocke.

„Wenn die letzten Sterne bleichen an des deutſchen Himmels Rand,
O, ſo decken unſere Leichen das verlor'ne Vaterland!“

(v. Platen.)

Zſchokke.

Von

A. Rodnagel.

Der Kampf iſt groß. Auf Schlachtfeldern wird nicht ſo viel entſchieden, als jetzt mit Feder und Dinte. Iſt Dinte genug verſpritzt, könnte die Reihe wieder an's Blut kommen.

Zſchokke an Ittner.

Johann Heinrich Daniel Zſchokke.

Geboren den 22. März 1771 in Magdeburg.

Die Schweiz muß es als ein Glück betrachten, daß ſie im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert einzelne um Volk, um Leben und Wiſſenſchaft hochverdiente Deutſche in ihrem Schoos aufnahm, die dem neuen Vaterlande ihre beſten Kräfte opferten. Unter den noch Lebenden ſind es beſonders der Naturphiloſoph Oken, der Mediziner Vogt, der Theolog de Wette, denen die Jahrbücher der Wiſſenſchaft den ehrenvollſten Platz ſichern. Von Männern des Volkes ſteht in dieſem Betrachte Heinrich **Zſchokke** Allen voran, den ich, wiewohl nur im Vorübergehen, neben Peſtalozzi erwähnte — ein Menſch, „mit dem das Schickſal ſpielte, wie auch er zuweilen mit ihm zu ſpielen glaubte;“ einer der Glücklichen, denen vergönnt ward, ein langes, thatenvolles Leben zu einem erhebenden Abſchluß zu bringen und im Rückblick zu ſagen: „Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür. Die Ueberzeugungen des Mannes ſind noch die des Greiſes geblieben. In ihnen werd' ich einſt freudig ſterben, und werd' ich freudig gehen, wohin irgend im herrlichen Vaterhauſe mich unſer göttlicher Vater rufen wird;“ ein ächter Mann des Volkes, für den nicht blos Thaten zeugen, auch Schriften, aus denen Leidende viel Troſt und Beruhigung ſchöpften, ehe noch die Welt ihn als Verfaſſer kannte und nannte.

Heinrich Zſchokke iſt am 22. März 1771 zu **Magdeburg** geboren. Der Vater war ein wohlbemittelter Bürger, Tuchmacher ſeines Handwerks. Die Mutter ſtarb etwa ſieben Wochen nach der Geburt des Knaben. Er erzählt ſelbſt, ſie ſei ſchön geweſen, habe noch ſterbend ihn in den Arm geſchloſſen und mit Heftigkeit geſagt: „Armer Junge, warum biſt du nicht ein Kirſchkern, den ich hinabſchlingen und mit mir in das Grab nehmen könnte?“ — Der Vater, durch anſehnliche Tuchlieferungen im 7jährigen Krieg zu bedeutendem Vermögen gelangt, genoß zugleich durch Biederſinn das Wohlwollen und die Achtung ſeiner Mitbürger. **Heinrich**, ſein Schooskind, mußte vom ſechsten Jahre an die Bürgerſchule beſuchen und allſonntäglich den Vater zur Kirche begleiten. Schule und Kirche blieben dem Knaben nur Plage- und Zwanganſtalten. Ein lebensluſtiger Springinsfeld wuchs er friſch unter ſeines Gleichen auf, ſprang und kletterte, daß es eine Luſt war.

Doch die Tage kindiſchen Jubels waren von kurzer Dauer. Dem achtjährigen Knaben dunkelte des guten Vaters Todesnacht als die erſte Schreckensnacht, ſein Leichnam war der erſte Todte, den er ſah, und er fürchtete, dieſe Nacht werde von da an ewig herrſchen, das Licht der Sonne mit dem Leben des Vaters erlöſchen. Ein älterer Bruder leitete nun **Heinrich's** Erziehung. Die veränderte Wohnung, die vermißte Zärtlichkeit des Vaters, die Trennung von den ehemaligen Spielgefährten erregte bald einen ſtillen Groll in ihm und ließ ihn grübeln, wer denn Gewalt habe, ſeinen Vater ſterben, und ihn ſelbſt, wie eine Puppe, ohne Widerrede da- und dorthin ſchleudern zu laſſen. Der Bruder wollte ihn in einen höhern Bildungskreis emporziehen; die angerühmte feine Lebensart widerte ihn an. Er trieb tolle Streiche oder ſaß, wenn er es geheißen wurde, träumeriſch vor einem Buche, während das geſellige Leben der Enten und Hühner, die Schliche der Katzen, die Irrfahrten einer Stubenfliege der kindlichen Beachtung willkommeneren Stoff boten. Ganz verhaßt dünkten ihm die ſchönen neuen Kleider, die daher ſelten einen Tag vor Riſſen und Schmutzflecken geborgen blieben. „Seidenrock und Zwillichkittel,“ ſagte er ſelbſt, „Bauernhaus und Palaſt, ſchienen mir ſo ziemlich gleiche Dienſte zu leiſten; und Stallknecht und Prinz, Einer ſo viel als der Andere zu ſein, trotz Allem, was der Schneider aus beiden gemacht hatte.“ Keineswegs blieb er aber ohne Gefühl. Die Gewalt der Muſik berauſchte ihn oft bis zur Selbſtvergeſſung, er konnte ſich dabei ſatt weinen, nur zeigte er ſich ſelbſt vor dem Klavier ſo wenig anſtellig, daß der Bruder den Verſuch aufgab, ihn mit dem Zauber der Tonkunſt völlig zu bändigen. Die Schule des Kloſters Unſerer lieben Frauen, welche Heinrich beſuchte, ſtand unter Leitung des bekannten Pädagogen Rötger. Hier träumte ſich der Knabe in die Märchenwelt der Tauſend und Einen Nacht, die aus dem Franzöſiſchen überſetzt wurden, lernte aber ſonſt ſo wenig, daß er bei der Jahresprüfung hinausgewieſen wurde, der Anſtalt die Unehre zu erſparen. Er trat in die reformirte Schule, wo er allenfalls ſo viel lernen konnte, um Krämer oder Handwerker zu werden. Zwar verdroß ihn wieder, daß man über ſeine Perſon verfügte, wie über eine herrnloſe Sache und ihm kam faſt vor, als „wäre er unter'm Monde alſo ein unnützes Weſen;“ dafür entſchädigte ihn jedoch die größere Freiheit im Hauſe ſeiner älteſten Schweſter, wohin man ihn gebracht. Nun lernte er die Anfangsgründe des Lateiniſchen. Die Erzählungen eines alten Taglöhners ſchloſſen die Wunder des Meeres, die Robinſonaden vor ihm auf, worin er ſich lange verſenkte. Zugleich erwachte der erſte Thatendurſt, der ihn antrieb, ſchon im zwölften Jahre ein Tagebuch anzufangen, das er nachher fortſetzte und als Leitfaden für ſeine Selbſtſchau benützte. In der Kirche machte es Heinrich wie ſo viele Knaben, die den Werth öffentlicher Andacht nicht begreifen; daher ſagte er ſpäter: „Der erſte Tempelbeſuch eines jungen Menſchen ſollte ihm nur bei hinlänglicher Verſtandesreife geſtattet und ſein erſter religiöſer Feſttag ſein.“ Ein ſchöner Gedanke, wenn nur die Familie ihm würdigen Erſatz durch chriſtliches Beiſpiel gäbe! — Heinrich mußte

Katechismus, Bibelſtellen und Gebete in Fülle herſagen; Niemand erklärte ſie ihm, wie todter Wörterkram lagen ſie im Gedächtniß aufgeſpeichert. Dennoch ſann er nach, „warum und woher denn Alles ſo wäre, wie es wäre, und Alles ohne Zuthun und Willen der Leute in beſtändiger Regelmäßigkeit komme und gehe, wie Tag und Nacht, Schnee- und Blumenzeit, Kirchen- und Schulſtunde, Leichenzug und Wachtparade?“ Sein Grübeln ließ eine ſeltſame Vorſtellung von Gott und wie Er die Menſchen erziehe, in der jungen Seele auftauchen. Wer verſtand ihn auch? „Man hielt mich für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen ſei, für einen ungezogenen Buben, nachläſſig und unordentlich im Aeußern, zur unſchicklichen Zeit lachluſtig, am unrechten Ort weinerlich, bald zum eigenen Schaden mißtrauiſch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig, bald halsſtarrig, bald willenlos nachgiebig.“ So ſchildert er ſich und ſetzt ſehr wahr hinzu: „Die Leute mochten nicht ganz unrecht haben; aber ich blieb, der ich war, weil ſich Keiner die Mühe gab, mich zu verſtehen.“ Allmälich gewöhnte er ſich an ſeine Verlaſſenheit und ſuchte ſeinen beſten Genuß in Spielen der gefälligen Einbildungskraft. „Es ward mir in dieſen Zuſtänden nun erſt deutlich, daß ich ein verwaiſeter Knabe ſei, den man blos aus den Zinſen des ererbten väterlichen Vermögens unterhalte, übrigens ein ſehr entbehrliches Geſchöpf für die Welt. Das machte mir die Welt fremd und mich ihr.“ Jetzt ward ihm der Tod des Vaters erſt zum unendlichen Verluſt; er verließ oft Nachts das Bett und flehte weinend auf den Knieen, der Verſtorbene ſollte ihm, wenigſtens nur einmal noch, wieder erſcheinen. Er ſchrieb ihm ſeine Klagen nieder, und ſo entſtanden ſeine erſten poetiſchen Verſuche. Damals hatten die Anverwandten ihm ein enges Schlafkämmerlein im Erdgeſchoß des Hinterhauſes eingeräumt. Da ſtand kein Ofen und auch an den langen Winterabenden erhielt Heinrich kein Licht. Als er ſich wie der fleißige Hölty eine Rübe in eine Lampe umwandelte, entlud ſich ein Zorngewitter des ganzen Hauſes über ihn. Er aber begab ſich nun zu dem Obervormund

und ſetzte es durch, daß er in ein anderes Haus und in ein anderes Gymnaſium kam. Hier regte ſich ſein religiöſes Leben; er ſchreibt: „Chriſtus ward fortan mein Gedanke, mein Vorbild, meine Liebe, mein Leben.“ So nahte der Tag, wo man ihn zum Tiſche des Herrn zuließ; aber die Umgebungen hinderten eine tiefere Auffaſſung dieſes Augenblicks. Bald entriß er ſich der Trunkenheit frommer Schwärmerei. Der alte Rektor, bei dem er jetzt wohnte, brauchte ihn zum gelehrten Handlangerdienſt und Heinrich ſammelte ſich dazwiſchen manche Kenntniſſe, nur ohne Wahl und Ordnung.

Mit wahrem Schrecken bemerkte er endlich dieſe Unſelbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes, der „wie ein todter Spiegel nur fähig ſchien, das Vorgehaltene in ſich aufzunehmen.“ Er gerieth in mancherlei Zweifel, er büßte den Frieden eines harmloſen Glaubens ein und verlor die erſte Gemüthsſeligkeit. Die poſitive Religion ſagte ſich von ihm los. „Die Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geiſtern ohne Schule und Kunſt geworden iſt.“ Sein Zuſtand geſtaltete ſich zum „troſtloſen, hoffnungsarmen Still-Leiden,“ wozu denn nebſt viel Anderm auch ſitzende Lebensart, häufiges Durchwachen der Nächte, in dem Alter körperlicher Entwickelung nicht wenig beitrug. — Ein alberner Schülerſtreich gab ihm zuletzt Anlaß, aus den bisherigen Verhältniſſen ſich durch Flucht zu befreien. Dies war im Januar 1788. Um Schauſpieler zu werden, begab er ſich nach Schwerin, nahm aber hier eine Hauslehrerſtelle an. Bald ſiegte jedoch die Wanderluſt, er ſchloß ſich als Theaterdichter und Correſpondent an eine umziehende Schauſpielertruppe. Die tolle Wirthſchaft dieſer Leutchen gefiel ihm erſt nicht übel, dann zog er ſich mehr von ihrem Umgang zurück. Dieſe zweijährige Irrfahrt hatte indeß eine edle Frucht gebracht; er gewann jenen „Leichtmuth,“ welcher dem jugendlichen Alter natürlich, dem Abenteurer unentbehrlich iſt, ſich in allem Wechſel der Zuſtände bald einheimiſch zu fühlen — in widerwärtigen Stürmen zu ſcherzen, in Stunden der Glücksgunſt vorſichtig zu bleiben.“ Als die Bande im nächſten

Frühjahr ſich auflöſte, beſchloß Zſchokke, die Univerſität zu beziehen. Es war Frankfurt a. d. O., wo er abwechſelnd mit Theologie, Philoſophie, Geſchichte und Dichtkunſt ſich beſchäftigte, dazwiſchen auch Jurisprudenz hörte. Damals ſchrieb er ſein Schauſpiel: „Abellino, der große Bandit“, welches bald darauf gedruckt, mit Geräuſch über die meiſten Bühnen Deutſchland's ging. Man zeichnete den jugendlichen Dichter aus. Allein auch zu Frankfurt erwachten ſeine alten Zweifel wieder und er fing an, ſich immer entſchiedener von jeder poſitiven Religion loszuſagen, indem er von der Lehre Jeſu nur das beibehielt, was auch im ewigen Vernunftgeſetz göttliches Gepräge trug. Offenbar ging er hierin zu weit, wie er denn auch in anderer Beziehung wieder zu viel an den Menſchengeiſt verlangte, wenn er mit bloßem Glauben Gottes ſich nicht begnügend, ein Wiſſen Gottes ſuchte, das ihn „zufrieden ſtelle mit der räthſelhaften Vorhandenheit der Welt.“ Nicht lange, ſo gab er auf den Rath eines Freundes die philoſophiſchen Vorleſungen auf, um ſich vorerſt mit der Geſchichte der Philoſophie zu befreunden. Mit der Rechts- und Geſetzeswiſſenſchaft ging es ihm nicht beſſer; ſie ſchien ihm eine Sammlung von Satzungen, die am Ende blos geſchaffen ſeien, den Entwicklungsgang der Menſchen, je nach derſelben Stand und Würden einzuhägen, oder zu ſperren.“

Mittlerweile beſuchte er auf ein halbes Jahr die Vaterſtadt und beſtieg dort einigemal mit Beifall die Kanzel. Von den drei Jahren, die er überhaupt als akademiſcher Privatdocent in Frankfurt verlebte, läßt ſich wenig berichten. Die Revolution war indeſſen ausgebrochen. Zſchokke folgte mit größter Spannung den Berichten öffentlicher Blätter, hielt aber häufig das Gegentheil von dem, was ſie meldeten, für das Wahrſcheinlichſte; dazu machte er ſich die Bemerkung: „Es gibt kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volkes, wenn das Volk leſen kann, zu betrügen, als Preßzwang.“ Zſchokke, „als Erbfeind aller moraliſchen Marktſchreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten, ſah in ſämmtlichen Gräueln Frankreich's nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adligen und hohen Prieſtern zertretenen Nation.“ Gegen das bekannte Edict des preußiſchen Staatsminiſters von Wöllner, der die Religion und Kirche der Polizeigewalt unterordnete, hatte Zſchokke geſchrieben, und wie natürlich unterließ er auch, als dies Haupt des Kirchen- und Schulweſens zu jener Zeit nach Frankfurt kam, ihm ſeine unterthänige Aufwartung zu machen. Beides zuſammen zerſchlug ſeine letzte Hoffnung, je in Preußen Amt und Beſoldung zu erhalten, und als die Maiſonne des Jahres 1795 ſeinen Katheder beſchien, ſagte er dem gelehrten Berufe Valet und machte ſich auf, die Welt zu ſehen. Er betrat da eine andere, als die gewöhnliche Hochſchule und vermuthete bald, hier ſei der Ort oder nirgends, wo er fähig gemacht werden könne, den Zwiſt ſeiner Innenwelt mit der Außenwelt zu ſchlichten, die ihm nun noch fremder daſtand, als er geglaubt hatte. Nachdem er einen Theil Deutſchland's durchzogen, von Sachſen bis an den Bodenſee gelangt, ſtieg das Land der Alpen vor ihm auf; der Anblick der Naturpracht entzückte ihn, er hegte nur Einen Gedanken: hat denn dieſe Felſenburg der Freiheit keinen Winkel für mich? — Bald ſah er ſich enttäuſcht und mußte geſtehen, ein freieres und gebildeteres Volk im Allgemeinen ſchon in den preußiſchen Staaten verlaſſen zu haben. Am meiſten empörte ihn rohe Unwiſſenheit, Arbeitsſcheu und Bettelei, neben zahlreichen Feſten, Kirchenbeſuchen und Prozeſſionen. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ein geiſtig unfreies Volk der reinſten Demokratie iſt doch ein blindgebornes im Paradieſe.“ So in den katholiſchen Kantonen; in reformirten, z. B. in Zürich bemerkte er, wie die ſtädtiſchen Familien einen ſchweren Druck auf das ärmere Landvolk übten und dieß in ſchmählicher Abhängigkeit zu halten beſtrebten.

Sein ſchönes Bild von republikaniſcher Glückſeligkeit, welches er ſo friſch mit in die Schweiz gebracht hatte, wich, durch ſolche Erfahrungen ziemlich verwiſcht; indeß machte ihm dieß noch keine böſe Laune, er war ſchon gewohnt, enttäuſcht zu werden. Ein abgegebener Wechſelbrief brachte ihn unerwartet in Bekanntſchaften, die für ſeine ganze Zukunft von Bedeutung wurden. Ich darf nur Paul Uſteri, Heinrich Peſtalozzi, Georg Nägeli nennen; dieſe und ältere Männer zogen ihn in ihre Kreiſe. Auch den Verfaſſer der „Briefe aus Paris,“ Oelsner, lernte er kennen und beſchloß, mit ihm in die Hauptſtadt der großen Republik zu gehen. Zuerſt verweilten ſie noch einige Zeit in Bern, wo Zſchokke etliche intereſſante Bekanntſchaften anknüpfte, aber ſich nicht heimiſch fühlte. Noch vor Ende des Winters trafen ſie in Paris ein. Oelsner führte ihn ſeinen Bekanntſchaften vor, und das flüchtige, bunte, geſellige Getändel des Pariſer Lebens behagte ihm. Mit den Heroen der Revolution bot ſich ſelten nähere Berührung, dagegen beſuchte er am liebſten und häufigſten einen Deutſchen, den Graf Schlaberndorf aus Schleſien, der als philoſophiſcher Zuſchauer der Revolution in Paris lebend, wenig ſein Zimmer verließ, und doch mächtig auf Bekannte und Landsleute einwirkte, die der „Diogenes von Paris“ beinahe fabelhaft an ſein unordentliches Studierzimmer zu feſſeln wußte. Zſchokke wählte ihn ſogar zum Vorbild, wenigſtens vernichteten Schlaberndorf und Paris alle ſeine Träume von republikaniſchem Leben. Bald ſehnte er ſich von Herzen hinweg aus der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes. Um Künſtler zu werden, machte er ſich auf den Weg nach Rom, nur wollte er zuvor noch einige demokratiſche Hirtenländer der Schweiz durchmuſtern. Dies unterbrach für immer ſeinen Wanderplan. Zu Bern verweilend, ſchloß er innige Freundſchaft mit Aloys Reding, ohne zu ahnen, daß ihr beider Schickſal dereinſt noch ſo ſeltſam in einander verflochten werden ſollte. Die nächſten Streifzüge brachten ihm ein läſtiges Wechſelfieber, das ihn vor einem Vierteljahre nicht verließ. Herrliche Tage verlebte er dann bei Reding's biederer Familie zu Bern, wo er auch mit Bueſinger (nachher Geſchichtſchreiber ſeines Kantons) in freundſchaftlichſte Verbindung trat. Dann pilgerte er nach Chur. Während er dort ſein Gepäck von

Bern erwartete, beſuchte er den Dichter Salis und den Direktor Neſemann. Letzterer hatte im Schloſſe der Herrſchaft Reichenau eine Lehranſtalt, jenes Seminar, wohin 1793 der Herzog von Chartres (jetzt Louis Philipp, König von Frankreich) ermüdet und hülflos gekommen, wo er ſo freundlich empfangen und verborgen gehalten war. Neſemann brachte Zſchokke'n zu dem Präſidenten Tſcharner, der ihn gleich ſo lieb gewann, daß er ihn bald bewog, ſeinen Reiſeplan fahren zu laſſen, um ſich an der Reichenauer Anſtalt zu betheiligen. Behutſamkeit war hier räthlich, weil er einen guten Theil ſeines Vermögens auf das ungewiſſeſte Spiel ſetzen mußte und das Seminar ſehr herabgekommen fand. Doch unterzeichnete er 1796 mit aller Vorſicht den Vertrag, und hatte die Freude zu ſehen, wie in Kurzem Zöglinge aus allen Gegenden Graubündens und der übrigen Schweiz herbeiſtrömten. Man muß freilich wiſſen, wie Zſchokke ſeinen neuen Beruf betrachtete, wie ihn verſtand. Er ſagt in der Selbſtſchau: „Mit wahrer Begeiſterung betrat ich die glanzloſe Dornenbahn des Schulmannes, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher beſſere Zeitalter der Menſchheit vorbereitet werden. Wer zum Beruf der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und dieſen Beruf, bei Undank und Verachtung, mit Selbſtaufopferung und Inbrunſt lieben kann: dem wird auch der Schulſtaub zum Heiligenſchimmer.“

Noch deutlicher gibt ſich ſeine Anſicht und zugleich ſein ganzes Streben in folgender Stelle kund: „Auch die vorzüglichſten Penſions-, Erziehungs- und Waiſenanſtalten blieben immerdar nur ſogenannte nothwendige Uebel, mangelhafte Erſatzmittel des Vaterhauſes; unnatürliche Zuſtände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Theilnahmen an Luſt und Leid und allen Reizen des Familienlebens entzogen ſtehen. Eben deßwegen ging ich mit wehmüthiger Liebe an die Pflegeſöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigene Kindheit; ward willig ihr Vertrauter, ihr Spielgenoß, Erfinder ihrer Beluſtigungen und Leibesübungen; ihr Begleiter auf allen Wegen; ihr Schutzgeiſt, der ſie warnte, tröſtete, ermunterte. Alljährlich machte ich ziemlich weite Ausflüge mit den Erwachſenen durch die Bündnerthäler, in die Ebenen der Lombardie und in ſchweizeriſchen Landſchaften." Man ſieht, es regte ſich in ihm ſchon jetzt Etwas vom Geiſte Peſtalozzi's. Und was er als Jüngling von 26 Jahren an der Spitze dieſer Anſtalt gewann, blieb für das ganze Leben, für die Erziehung ſeiner eigenen Kinder, die er ſtets ſelbſt beſorgte, Leitfaden. Ich mußte — ſagt er — wiederum Schüler werden mit meinen Schülern, und überall war für uns Schule. Nebenbei auch macht' ich die Erfahrung, daß ein Erzieher, im Umgang mit Kindern, mehr von ihnen lernt, als ſie von ihm. Meine damalige Anſicht vom Erziehungsweſen iſt bis heut ziemlich dieſelbe geblieben. Ich verſtand kindliches Leben und Weben, Fühlen und Urtheilen, aus Erinnerungen an die eigene Knabenzeit. Menſchenkenntniß gewinnt man nicht vom Sehen der Menſchen, ſondern vom Sehen ſeines Selbſtes. Mich hatte niemand erzogen; aber das Schickſal hatte Hand angelegt." — Grundſätze ſeiner Erziehung waren, zum freiwilligen Entbehren und zur Selbſtabhärtung zu leiten; die Zöglinge ſollten ſich üben, unabhängig von dem zu werden, wovon der große Haufen abhängig zu ſeyn pflegt. Eigenthümlich, aber ſehr zu beherzigen iſt der Satz, den Zſchokke in dem Seminar aufſtellte: „Weder Fleiß noch ſittſames Betragen wurden belohnt oder beehrt. Es iſt Verſündigung an der kindlichen Natur, ſtatt in ihr Sinn des Rechten und Wahren, den Ehrgeiz des Thiers aufzuwecken." Und von Peſtalozzi ſcheidet ihn dieſe Behauptung: „Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers kennen." Nachahmung in jeder ähnlichen Anſtalt verdient endlich die treffliche Einrichtung: „In der geräumigen Schloßkapelle ward Sonntags die jugendliche Gemeinde zur Gottesverehrung verſammelt. Ich betrat die Kanzel, und ſtellte die kleinen Ergebniſſe der Woche dem Licht der Religion gegenüber, daß ſich das Erfahrene zum Heiligungsmittel der jugendlichen Gemüther verwandle."

Wöchentliche Sittengerichte wurden von den Schülern ſelbſt gehalten, Lüge und Heuchelei waren dort am ſchwerſten verpönt. Dieß Tribunal gewährte dem Erzieher ſelbſt den größten Gewinn. Zu Reichenau entwarf ſchon Zſchokke, anfangs zu eigener Belehrung, dann zum Gebrauch im Seminar die Grundzüge ſeiner „Geſchichte des Freiſtaates der drei Bünde im hohen Rhätien,“ welches Buch nicht nur ſehr günſtig aufgenommen, mehrere Auflagen erlebte, ſondern auch in das Italieniſche und Franzöſiſche überſetzt wurde. Nun nahm er ſich vor, für das unglaublich verwahrloſete, verwilderte Volksſchulweſen des Landes beſſere Zuſtände anzubahnen. Schweres Unterfangen für den Privatmann, für den Fremdling! — Er hielt es für das Gerathenſte, ein Schulbuch vorerſt „einzuſchmuggeln,“ welches wenig oder gar nichts koſte, und Katechismus, Moral, eine Art Weltbeſchreibung enthielt und mit der vaterländiſchen Geſchichte ſchloß.

Auch dies Buch fand günſtige Aufnahme und Ueberſetzer in das Romaniſche und Franzöſiſche. Die drei Bünde ertheilten ihm hierauf am Vorabend ſeines achtundzwanzigſten Geburtstages das Staatsbürgerrecht, eine ſeltene Gabe, die im Lauf des Jahrhunderts nur einem Einzigen vor ihm gewährt und ſonſt weder erbittlich noch erkäuflich war. Bald darauf bot ihm auch Chur das Bürgerrecht, unter der Bedingung, ſein Seminar in die Hauptſtadt zu verlegen. Er lehnte es ab, ebenſo den Ruf zu einer Profeſſorſtelle nach Frankfurt a. d. Oder. Doch in ſeine friedlichen Verhältniſſe ſollte bald der Sturm der Zeit hineintoſen. Als die Franzoſen heranrückten, wähnte jeder Schweizerkanton, in unglaublicher Verblendung, ſich ganz allein mit zuſammengeraffter Mannſchaft wehren zu können. Kanton um Kanton fiel. Zſchokke mußte befürchten, auch die Bündner würden in den Abgrund des großen Verderbens niedergeriſſen werden; dieſe hatten ja das Schickſal der übrigen Schweiz wie das jeden fremden Landes ruhig angeſehen, ohne weder Hülfe für jene, noch Schutz für ſich ſelber nöthig zu finden. Als aber nun die Oeſterreicher anzogen und der Geſandte erklärte, ſein Hof werde in Bünden keine gewaltthätige Staatsveränderung dulden, da erkannte man mit Entſetzen die allgemeine, nahe Gefahr. Furcht und Schrecken, wohin man ſah; die Eltern nahmen ihre Söhne von Reichenau zurück, Zſchokke entließ ſeine Lehrer und löſte die Haushaltung auf, die täglich für ungefähr hundert Perſonen geſchäftig war.

In dem Parteikampf, welcher nun die Bundesthäler nach allen Richtungen durchtobte, ſtand er mit Schrift und Wort auf Seiten der gemäßigten Patrioten; aber die Ariſtokraten, auf Oeſterreich rechnend, gewannen vorerſt die Oberhand und hetzten das unwiſſende Landvolk auf. Nur zufällig, durch einen botaniſchen Ausflug entging Zſchokke eines Tages der Lebensgefahr. Er mußte im Auguſt 1798 in die Verbannung wandern, ein Loos, das zugleich ſeinen Freund Tſcharner und den Dichter Salis traf, der mit ſeiner jungen, reizenden Gattin ſogar von bewaffneten Bauern bis über die Gränze verfolgt ward. Unterwegs begegnete Zſchokke andern Verwieſenen; man beſchloß, Abgeordnete nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetiſchen Regierung, zu ſenden, um bei dieſer und den franzöſiſchen Behörden Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die Schweiz das Opfer ariſtokratiſcher Rache geworden waren. Tſcharner und Zſchokke übernahmen die Sendung. Letzterer, durchaus nicht gebeugt, ſah in der neuen Wendung ſeines Schickſals nur die Vorbereitung zu wichtigern Tagen, in der umgekehrten Weltordnung aber eine ernſte Lehre für die Völker der Erde. So konnte er ſich äußern: „Es muß wohl zuweilen, — die göttliche Weltordnung gebeut es! — ein furchtbares Verhängniß mit eiſerner Ruthe einſchreiten, und die Völker der Erde, aus ihrem Brüten über materiellen Intereſſen und Sinnlichkeitslüſten aufjagen, daß ſie nicht gänzlich vertbiert in eingeübten Formen erſteifen, oder bloße Maſchinenbeweglichkeit behalten. Auch Völkerwanderungen, Kreuzzüge und Glaubenskriege haben ja zuletzt größern Segen hinterlaſſen, als ſie anfangs vernichtet hatten. Es müſſen wohl Tage des Todes und Untergangs erſcheinen, um für ein neues

Leben Raum zu ſchaffen. Die vielgefräßige Eigenſucht der Gewaltigen würde endlich den Schwächern das Menſchenthum ſelbſt abläugnen; würde mit Polizeiſcheeren den Flügel des Geiſtes verſtümmeln; Laſter und Tugend in Modedinge verwandeln, und ſich zur Selbſtvergötterung aufblähn, wenn nicht von Zeit zu Zeit das Donnerwort des Schickſals, wie einſt aus den Wetterwolken von Sinai Jehova's Stimme riefe: Du ſollſt keine andere Götter haben neben mir!“ —

Die Flüchtlinge hatten ſich bei dem Direktorium der Republik wohlwollender Aufnahme zu erfreuen. Weil es aber einſtweilen nur bei tröſtlichen Hoffnungen blieb, legte Tſcharner nach kaum 14 Tagen ſeine Vollmachten, um zurückreiſen zu können, in Zſchokke's Hand und dieſer beginnt nun ſeine diplomatiſche Laufbahn. Die Aufgabe war ſchwer. Allein eine gleich anfangs von ihm abgefaßte Vorſtellung an das Vollziehungsdirektorium drang durch und verſchaffte ihm die „Ehre der Sitzung.“ Man holte ihn von der Gallerie der Zuſchauer und der Präſident gab ihm den Bruderkuß. Da wurde im September 1798 der Sitz der helvetiſchen Behörden nach Luzern verlegt. Zſchokke folgte; er fand einige ſeiner vorigen Freunde daſelbſt in bedeutender Stellung wieder und der Kreis ſeiner Welt- und Lebensanſchauung erweiterte ſich mächtig und von Tage zu Tage. Indeſſen ſtieg die Noth der Ausgewanderten und die Verwirrung in den drei Bünden immer höher. Viele wandten ſich an ihn, er verkaufte Manuſcripte, die ſonſt vielleicht nie zum Druck gekommen wären, und behalf ſich ganz ärmlich. Auch die Bundesregierung gewährte auf ſeine Bitten Unterſtützung. Salis ſollte im Namen der Geflüchteten die Dankrede halten, hatte aber am beſtimmten Tage alles Eingelernte urplötzlich vergeſſen. Zſchokke hielt die Rede aus dem Stegreif und aus dem Herzen; von Neuem wurde ihm „Ehre der Sitzung“ und Bruderkuß zu Theil. Bünden grollte ihm dafür und erkannte ihn des Bürgerrechts für verluſtig; er ward ſogar, wie Münch angibt, für vogelfrei erklärt und ein hoher Preis auf ſeinen Kopf geſetzt. Jetzt mußte er ſeine diplomatiſche Laufbahn einſtweilen für beendet anſehen und wollte mit den übrigen Ausgewanderten an den Ufern des Züricherſees die Entſcheidung dieſer Begebenheiten abwarten. Da zog ihn der Miniſter Stapfer als Gehülfen in ſeinen Wirkungskreis. Nun bildete er zuerſt einen „Verein" zur Förderung des Gemeinſinns und entwarf die Statuten; überall in der Schweiz ahmte man dieſe Geſellſchaft nach; aber man hielt ſich von politiſcher Einmiſchung frei. Zugleich begründete er den „aufrichtigen Schweizerboten," ein ächtes Volksblatt, welches nach allen Seiten hin anſchlug und ſo einflußreich wurde, daß die Gegner in ähnlichen Blättern es zu bekämpfen ſuchten. Schon nach einigen Monaten wurde er in der Herausgabe deſſelben unterbrochen, doch nicht für immer, wie ich ſpäter erzählen werde. Im Wechſel des Kriegs wurde Zſchokke hierauf zum Regierungskommiſſär ernannt, um in Unterwalden die äußern Verhältniſſe zu ordnen. Die Sendung kam ihm ganz recht, ſie brachte ihn in eine andere Laufbahn. Gräuel der Verwüſtung, Ketten und Schreckniſſe zeigten ſich überall.

In Stanz angekommen, berief er ſogleich Richter und Statthalter ein, ſich über die Verhältniſſe und beſonders die Stellung und das Anſehen der Beamten das nöthige Licht zu verſchaffen. Was er ſah und hörte, führte ihm die Schwierigkeit ſeiner Sendung noch mehr vor Augen. Das Volk lag ſehr tief geſunken. Das Verfahren der bisherigen Beamten in ihrer Parteiwuth erregte bei Zſchokke größern Unwillen, als die leidenſchaftliche Aufregung der unwiſſenden und verblendeten Menge. Er wollte nicht neue Leiden bringen, ſondern helfen und im Lande der Mann des Vertrauens werden. Die Geiſtlichkeit wußte er gleichfalls zu gewinnen und hierzu trug ſein Freund Bucſinger nicht wenig bei, den er jetzt als Pfarrer in deſſen Heimatsgemeinde Stanz wieder ſah. Binnen wenigen Wochen ſchaffte er Ordnung, Sicherheit und Ruhe, ſelbſt als die anrückenden Oeſterreicher neu die Gemüther entflammten. Zſchokke traf damals in Stanz auch mit Peſtalozzi zuſammen, den er ſchon kannte, mit dem er

Arm in Arm herumſpazierte, um die Spießbürger aufmerkſam zu machen, daß ſie dieſen Mann des Volkes, einen ungeſchliffenen Edelſtein, nicht nach ſeinem verwahrloſeten Aeußern beurtheilen dürften. Plötzlich verbreitete ſich die Sage, die Oeſterreicher rückten ſiegreich heran; Zſchokke widerſprach nach einer amtlichen Mittheilung, doch erhielt er jetzt Befehl des Direktoriums, das weitere Eindringen der Feinde zu verhindern. Nun kamen Abtheilungen franzöſiſcher Krieger, es gab neue Unordnung und Verwirrung.

Zſchokke ſetzte ſich mit Energie der Zügelloſigkeit der Soldaten entgegen und ſtand gleichwohl auf gutem Fuß mit dem franzöſiſchen General. Als ſpäter Unterwalden von fremdem Militär befreit war, richtete er eine Landwehr ein und da er die Sehnſucht des Volkes nach Ruhe kannte, täuſchte er ſich auch hierbei nicht. — Eigenmächtig eilte er von da nach Schwyz, um Ruhe zu ſchaffen. Das Direktorium, ſtatt zu zürnen, ernannte ihn zum vollmächtigen Regierungskommiſſär des Kantons Waldſtätten. Ohne Säumen bereiſte er die Gebirgsländer, die geſetzliche Ordnung wieder aufzurichten. Sein Eifer bei all dieſer Thätigkeit iſt zu bewundern. „Indeſſen tägliches Schaffen," — ſagt er in der Selbſtſchau — „Einſtürzen und Wiederaufrichten des Geweſenen, tägliches Anſtreben und Ringen nach allen Richtungen, müdete mich zum Glück nicht ab. Leben iſt Wirken; und das menſchenfreundlichſte Wirken, das ſeligſte Leben. Unter allen Widerwärtigkeiten tummelt' ich mich ſo unverdroſſen und munter umher, wie irgend ein junger Mann es kann, dem ein Alter von 28 Jahren das Gefühl unerſchöpfbarer Kraft, ein gutes Gewiſſen guten Muth gibt; oder den eine ſchöne That, eine ſchöne Gegend, ein ſchönes Geſicht gleich lebhaft begeiſtern kann." Schon glaubte er am Ziel zu ſein, da brach alles wieder in heilloſer Verwirrung zuſammen. Suwarow kam mit Ruſſen vom Gotthard herab; er überſchwemmte das Urnerland. Bei der erſten Nachricht vom Eindringen der Ruſſen beſetzte die von Zſchokke organiſirte Landwehr aus freiem Antrieb die Höhen und Alpenpäſſe gegen Uri. Dies überraſchte ihn angenehm. Ja er kam dem Kriegsgetümmel ganz nahe, als ſich Suwarow und Maſſena unſern von Schwyz begegneten. Nun hatte er von Neuem die Wunden zu heilen, welche dies Treffen und ſeine Folgen der Umgegend ſchlugen. Neben beſſerer Jugendbildung ſuchte er dort zugleich Sinn für Gewerbfleiß zu wecken und zu nähren. Umſonſt. Des Unterrichts nahm er ſich mit beſſerm Erfolge, beſonders auf den Dörfern in den Urkantonen an. Nicht lange, ſo erfuhr er den Aufenthalt ſeines Freundes Reding, den er nun zu ſich kommen ließ und in das eigene Haus gleichſam einführte. Im nächſten Winter vergrößerte ſich die Noth, die helvetiſche Regierung erklärte ihr Unvermögen abzuhelfen. Da wandte ſich Zſchokke in einem dringenden Aufruf an die ganze Nation, alle Zeitungen wiederholten ſeine Bitte. Sie fand in den Herzen der Schweizer in Deutſchland, England und Italien ein Echo und die kräftigſte Abhülfe durch Geld und andere Lebensbedürfniſſe krönte ſein Bemühen. Zumeiſt der Jugend erbarmte ſich ſein edles Herz wieder; welche ſchreckliche Zeit aber damals geweſen ſein mag, ergibt ſich vielleicht ſchon daraus, daß der einzige Kanton Solothurn ihm antrug, 1012 der beklagenswerthen Kleinen zu verſorgen. Leider vergalten dieſe Pfleglinge in den nächſten Jahren ſeine Bemühungen zum Theil eben ſo wenig als die Erwachſenen, für welche er ſo raſtlos gearbeitet hatte. Im Lenz 1800 hatte er den Zweck ſeiner Sendung in den Waldſtatten endlich erfüllt. Er erwartete die verlangte Entlaſſung, während er im Kreiſe ſeiner Lieben zu Schwyz lebte. Inzwiſchen war Napoleon wie durch Wunder aus Aegypten zurückgekehrt und rüſtete zur Wiedereroberung des verlorenen Italien's. Zſchokke, 1800 zum Regierungskommiſſär von Wallis ernannt, ſollte zugleich den erſten Konſul über den St. Bernhard begleiten. Er lehnte die Ernennung ab, weil er bei der Familie Reding den Sommer zubringen wollte. Bald aber forderte der General Moncey, der mit ſeinen Truppen die italieniſche Schweiz durchzog, daß Zſchokke als Regierungskommiſſär ihm zur Seite bleiben ſollte, und dieſer ſchlug es aus Rückſichten für die Schweiz nicht aus. Nie vor und nachher erlebte er ſo viel perſönliche Anſtrengung, wie hier; unaufhörlich wurde er theils vom Heere aus, theils von den Gemeinden beſtürmt und verbrachte Tag und Nacht unter Bitten und Drohungen. Erſt dann athmete er freier, als er die Armee über die Gränzen in die Lombardie geſchoben ſah. — Noch gerieth er in den Verdacht, der ariſtokratiſchen Partei anzugehören. Auch von anderer Seite war ſeine Stellung mißlich, weil ſeine Vollmacht nicht ſo ausgedehnt war, als der ſtürmiſche Augenblick oft erheiſchte. Sofort verlangte er Entlaſſung oder ausgedehnte Vollmacht; wenn dem Vaterlande Unglück drohe, müſſe er das Nothwendige verfügen können, ohne die oft langſäumenden Verhaltungsbefehle erwarten zu müſſen. Die Vollmacht kam nicht und er griff willkürlich ein. Neben ſich gewahrte er bald den Einfluß des Klerus; er ſagt in der „Selbſtſchau“ davon ſehr treffend: „Der Stützpunkt ihrer Größe iſt, wie in vielen katholiſchen Staaten Europens, ſo auch in der Schweiz, von jeher die Geiſtesbefangenheit der Regenten und Unterthanen geweſen. Jahrhunderte haben ihr dieſen Stützpunkt befeſtigt; es erfordert Arbeit wenigſtens eines Jahrhunderts, ihn mit einem edlern zu erſetzen. Wo der Staat innerhalb der Kirche, der Altar über dem weltlichen Thron ſteht, gehört der Staat dem Prieſterthum an, deſſen Löſe- und Bindeſchlüſſel, voll magiſchen Schreckens über den Köpfen des Volks und über den gekrönten Häuptern, wie des Damokles Schwert, hängt. Wo Staat und Kirche in Rechtsgleichheit und ſcheinbarer Friedfertigkeit, neben einander beſtehn, iſt der weltliche Arm allerdings ſchon zur Hälfte ſeines Landes und Volks Meiſter geworden. Doch bezeugt das fortdauernde Suchen nach den Gränzen zwiſchen Staat und Kirche, wie ſehr dieſe in einander verſchwommen ſind; und daß der abſoluteſte Monarch nicht Alleinherrſcher in ſeinem Reiche ſei, ſo lange er darin einen Mitherrſcher habe. Die Freiheit des Regenten, neben der ſeines Volkes beginnt, wo ſtatt der Kirchenmacht Glaubensfreiheit ohne Gefährdung öffentlicher Ordnung wohnt." Dieſe Worte ſind ſo ganz wieder durch bedenkliche Ereigniſſe der Gegenwart in mehren Ländern beſtätigt werden, und halten der Verblendung mancher Regierungen ſo ſcharfe Spiegelbilder vor, daß ich ſie nicht weglaſſen wollte, obſchon ſie Zſchokke eigentlich nur als gelegentliche Bemerkung gibt. — Er ſelbſt ſah jetzt ſogar einen Bund mit der Hierarchie nicht „als das übelſte Mittel" an.

Anfangs bemühte er ſich umſonſt, ihre Gunſt zu erwerben, bis er es endlich über ſich nahm, die ſtrenge Vollziehung des Geſetzes einzuhalten, durch welches die neuen Geſetzgeber der Schweiz Zehnten und Bodenzins aufgehoben und ſo Weltgeiſtliche und fromme Stiftungen der Dürftigkeit Preis gegeben hatten. Jetzt war er in der Gunſt der Geiſtlichen befeſtigt. Die Parteien kämpften inzwiſchen noch immer, als die Schlacht bei Marengo geſchlagen war. Da trat Zſchokke feſter gegen den ewigen Hader der Parteien auf, nicht Verſöhnung konnte er gebieten, allein Unverletzbarkeit öffentlicher Ruhe. Dafür haßten und verdächtigten ihn Beide. Er proklamirte Amneſtie für alle politiſchen Vergehen. Während der ganzen Zeit hatten ſich die Franzoſen in den unglücklichen Kantonen Erpreſſungen jeder Art erlaubt, mit ihnen die Zufuhr gehindert. Zſchokke eilte nach Mailand, wo er ſeinen Freund, General Moncey, antraf, der die Sache bei dem erſten Conſul Bonaparte ausfechten ſollte. Dieſer Conſul gab eine ausweichende Antwort. Anfangs gelang es zwar, die Einfuhr von Getreide und Salz aus Italien herzuſtellen. Kaum aber war Bonaparte nach Paris zurückgegangen, ſo hinderte Maſſena wieder den Verkehr. Er gab endlich nur gegen Erlegung einer Abgabe nach. Doch „genug von dieſen Blutſaugereien der damals gefeierten Völkervampyre!" — Endlich war die Reorganiſation der Landesbehörde vollendet, Zſchokke erhielt die erbetene Entlaſſung.

Noch galt es, den Erpreſſungen Maſſena's Einhalt zu thun, indem man den erſten Conſul davon in Kenntniß ſetzte. Indeß Zſchokke, dies zu bewerkſtelligen, in

Bern verweilte, wurde er vom Vollziehungsrath zum Regierungsſtatthalter des Kantons Baſel ernannt. Hier drohte Volksaufſtand wegen Bodenzins, Zehnten und anderer Klagen. Vergebens ſträubte er ſich. Kaum 14 Tage nach ſeiner Ernennung traf er ſchon ein. Den Aufſtand hielt er nicht zurück. Mit perſönlicher Gefahr warf er ſich zu Pferde in mondheller Mitternacht der wilden Meute entgegen. Die Gefahr wuchs, er ſah ſich von ſeinen Begleitern verlaſſen. Doch er entging dem Tode. Die Rebellen unterwarfen ſich, er ſchonte ſie. In der Stadt Baſel empfing man ihn als einen Fremden kalt. Ein franzöſiſcher General verſuchte hier wieder die aus Frankreich kommenden Getreidefuhren aufzuhalten; Zſchokke wurde leicht mit ihm fertig. — Tage der Ruhe folgten, gewürzt durch die Genüſſe der Kunſt, der Wiſſenſchaft und gemüthlicher Beziehungen, die er um ſo tiefer empfand, je länger er ſie bisher entbehren mußte. Damals lernte er Ulrich Hegner, Matthiſon, Friedrike Brun u. A. kennen. Hier überſah er prüfend den Zuſtand ſeines Vermögens, das ſich zur Neige ſenkte, weil er dem Staat bedeutende Vorſchüſſe gemacht hatte. Er ſandte daher dem Miniſter des Innern ſeine Rechnung zu und empfing die vollſtändigſte Entſchädigung. Seine Mußeſtunden widmete er zu Baſel den neueſten Erzeugniſſen der deutſchen und franzöſiſchen Literatur. Zugleich ordnete er eigene und fremde Aufſätze zur Geſchichte der jüngſten Schickſale der Schweiz, zum Behuf künftiger Herausgabe, doch erſt 1803—5 kamen dieſe „hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung" heraus, ein Werk, das ihm entſchiedenen Beifall ſchaffte, ſchon im folgenden Jahr und ſpäter noch einmal in das Franzöſiſche, in das Italieniſche und Engliſche überſetzt wurde und viele der hier mitgetheilten Thatſachen ausführlicher darſtellt. Indeß war zu Lüneville Friede geſchloſſen, Zſchokke hatte ihn mit Kanonendonner von den Stadtwällen verkündigen laſſen. Als die neue Verfaſſung in's Leben getreten, verlangte er ſeine Entlaſſung, eilte in den Privatſtand zurück und wählte für den Winter Bern zu ſeinem Aufenthalt. Einen der erſten Beſuche machte er hier bei ſeinem Aloys Reding. Dieſer wünſchte ihn zum Congreß nach Amiens zu ſchicken und da Zſchokke dies beſtimmt verweigerte, ward der Freund zurückhaltender gegen ihn. Den Umgang dieſes Winters 1802 verſchönten ihm zwei liebe Freunde, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, und Heinrich v. Kleiſt. Durch Beide wurde er mit der romantiſchen Schule, deren Vorfechter damals Goethen zu ihrem Abgott wählten, mit den Schlegel'n und Tieck bekannt. Die drei Freunde ſtellten bisweilen poetiſche Wettkämpfe an; Einem derſelben verdanken wir eines der herrlichſten deutſchen Luſtſpiele: „Der zerbrochene Krug“ von Kleiſt. Ein Kupferſtich Zſchokke's hatte dazu angeregt, jeder ſollte die komiſche Szene deſſelben in ſeiner Weiſe ausbeuten, Kleiſt trug den Sieg davon. Dieſer unglückliche Dichter lebte damals munter, geſellig, doch wie es ſcheint, nicht immer frei von Schwermuth und der Verzweiflung, in welcher er 1811 ſich bei Potsdam erſchoß. Zſchokke ſchrieb darüber an einen Freund: „In ſeinem Weſen ſchien mir, ſelbſt während der fröhlichſten Stimmung ſeines Gemüthes, ein heimliches, inneres Leiden zu wohnen. — Es verlieh ſeinem Umgang die eigenthümliche Anmuth.“ Die Einſamkeit liebte Kleiſt ſchwärmeriſch, und ſo verlebte er den nächſten Sommer nach ſeiner Bekanntſchaft mit Zſchokke an den Ufern des Thunerſee's, wo er ein kleines Landhaus gemiethet hatte, bis er im Herbſt mit ſeiner Schweſter die Schweiz verließ. — Zſchokke, der in dieſem Winter ſeine Wünſche und Lebenspläne durchmuſterte, fand, daß er ſich treu geblieben ſei in ſeinen Grundſätzen; der Widerſpruch der Ideale mit der Wirklichkeit war wohl noch nicht gelöſt, allein dies beunruhigte ihn immer weniger. Ueber ſeine Lebensanſicht in jener Zeit ſagt die „Selbſtſchau“: „Mir immer bewußt, daß ich Zeitgenoß einer civiliſirten Barbarei *) ſei,

---

*) Noch im September 1821 ſchreibt er einem Freund: „Mir iſt oft zu Muthe, als lebe ich mitten unter Bar-

ſah ich ein, daß die moraliſchen Uebel und daher alle Leiden der Familien und Nationen, nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menſchen, ſondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und ſchiefen Verſtandesrichtungen quellen; daß der Edelſte nicht ſündenlos, der Sündigſte aber auch nicht ganz adellos ſei; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch im Allgemeinen gegen das Sittlichböſe Uebergewicht behaupte, weil ſich das Menſchengeſchlecht außerdem ſchon vom Erdboden vertilgt haben würde, daß die meiſten Vergehen und Verbrechen offenbar Unheilsfrüchte der Volksverbildung inner den Schranken verderblicher Geſetze, Einrichtungen, Glaubensſatzungen und Herkömmlichkeiten ſind“ Im neuen Drang der Zweifel erkannte Zſchokke klar, wie völlig ſein Gottesglaube ſich geändert habe, er war Pantheiſt geworden; d. h. er hatte den Glauben von Gott und der Welt, den er ſelbſt näher ſo erklärt: „Wie das uferloſe Weltall nur gleichſam der ſichtbare Schleier der in ihm weſenden Natur iſt, ſo erſchien mir die Natur als der Schleier Gottes, in welchem er ſich uns offenbart. Und darf ich das Tiefſte mit dem Höchſten zu vergleichen wagen: er erſchien mir im Verhältniß zum Sein und Weſen des allgegenwärtigen Weltalls, wie der Menſchengeiſt zu ſeinem beſeelten und belebten Menſchenleib, den er in allen Theilen, ohne ſie ſelbſt zu ſein, durchherrſcht.“ Mit ſolchen Gedanken und Grübeleien beſchäftigt, gab ihm ein Traum Stoff und Anlaß zu ſeinem Roman: „Alamontade, der Galeerenſklave“, worin er den Heldengeiſt wahrer Tugend, ſelbſt im hoffnungsloſeſten Elend ſchildern, ſich ſelbſt und vielleicht auch Andere dafür ſtärken wollte. Es gelang, Alamontade's Schickſal begeiſterte die Jugend, der Roman wurde ebenfalls in fremde Sprachen überſetzt. Mit dieſem Buche hatte er eigentlich erſt die Jünglingskämpfe abgeſchloſſen. — Im Frühling

---

baren, denen ich nicht einmal ſagen darf, wie tief ſie ſich in's Schlechte verlieren, und die mir auch wahrlich nicht glauben würden.“

1802, nach Ruhe ſehnſüchtig, pilgerte er eben nicht auf dem nächſten Wege mit ſeinen Freunden Wieland und Kleiſt nach Aarau. Hier lebte ſein alter Freund Rudolph Meyer, auf deſſen Rath er das unbewohnte und reizend gelegene Schloß Biberſtein, bei dem Dorfe gleiches Namens, kaum eine Stunde von Aarau entfernt, einſtweilen miethete. Dort gedachte er in tiefſter Eingezogenheit das Ende der politiſchen Umtriebe zu erwarten.

Er ſchwelgte in den Schätzen der Wiſſenſchaft und im Genuß einer reizenden Natur. Sein Glück wuchs durch Liebe. Etwa eine Viertelſtunde von Biberſtein lag ein einſamer Hügel mit einer Kirche und dem Pfarrhaus. Der würdige Pfarrer Nüsperli von Kilchberg wohnte hier mit ſeiner liebenswürdigen Familie. Nanny (Anna), ſeine Tochter von ſechszehn Frühlingen, feſſelte Zſchokke's Herz; aber wie ſollte er ſie zur Genoſſin von Schickſalen machen, die ihn noch in fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen erwarten mochten? Es ſtand zwar feſt in ſeinem Herzen: Dieſe, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens! allein er hütete ſich, in Wort und Miene das Geringſte zu verrathen. Der Sturm brach von Neuem los, Bonaparte ließ die Bethörten gewähren, um ihre Verwirrung gemächlich für ſich ausbeuten zu können. Endlich löſete ſich 1803 die bisherige Einheit der helvetiſchen Republik und mit ihr die Centralregierung auf; jeder der neunzehn kleinen Freiſtaaten richtete ſich nach Vorſchrift des Gewaltherrn ein. Zſchokke'n ſchien man nicht vergeſſen zu haben, obwohl ein volles Jahr verſtrich. Er empfing das Staatsbürgerrecht und zugleich die Ernennung zum Mitgliede des Oberforſt- und Bergamts, in welcher Eigenſchaft ihm zuletzt die Leitung des geſammten Forſt- und Bergweſens anvertraut wurde. „Der politiſchen Laufbahn überſatt“ — bemerkt er ſelbſt: „trat ich willig in die adminiſtrative ein, dem jungen Freiſtaat nützlich zu werden.“ Längſt hatte er aus beſonderer Liebhaberei die Bewirthſchaftung der Alpenforſte ſtudirt und ſich durch gründliche Unterſuchungen, Reiſen, botaniſche Excurſionen die Hülfskenntniſſe geſammelt. Er ſtand im Rufe eines erfahrenen Forſtmannes, ehe er ſich noch überhaupt für einen Forſtmann geben wollte; denn er ſagt: „So kam es, daß mich auch die Regierung von Aargau zum Oberforſt- und Bergrath ernannte, ein Ehrentitel, den ich unter allen Titeln am letzten erwarten konnte." Es gelang ihm, nach und nach dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu ordnen, wozu ſein Lehrbuch „der Gebirgsförſter" viel beitrug, das er den Ortsvorſtehern unentgeldlich vertheilte. Damals beſuchte ihn Karl von Bonſtetten auf Schloß Biberſtein, wollte ihn aus ſeiner Einſamkeit aufſtören und nach Genf in den Kreis geiſtreicher Männer und Frauen ſchleppen. Er vermuthlich war es, der die berühmte Frau von Staël auf Zſchokke'n aufmerkſam machte, welche dieſem bald nachher die Stelle eines Begleiters auf ihren Reiſen unter Bedingungen, wie er ſie ſelber ſtellen könne, anbot. Beſtimmt lehnte er das Anerbieten ab, „vielleicht etwas zu ſchnöde;" Aug. Wilh. von Schlegel trat dafür an ſeine Stelle. Um die Pflanzen- und Mineralwelt der Alpen mit jener der Pyrenäen zu vergleichen, beſchloß Zſchokke nun, die Letzteren zu bereiſen. Er kam durch die Zauber ſeiner Nachbarſchaft von dem gelehrten Plan zurück. Ein Blitzſtrahl, der nach heißem Sommertage in ſein Schlafgemach fuhr, ohne den mit Studien beſchäftigten Bewohner nur im Mindeſten zu verletzen, ſollte zugleich das Geheimniß im Buſen Nanny's enthüllen, die unverholen kund gab, daß ihr Leben unzertrennlich am ſeinigen hange. Sofort richtete er den von ihm bewohnten Theil des Schloſſes bequemer für die künftige Haushaltung ein und feierte am 25. Februar 1805 ſeine Vermählung „auf einfachſte, patriarchaliſche Weiſe." Er ſagt: „Außer der auch mir lieben Jugendgeſpielin der jungen Braut erſchien dabei kein fremder Zeuge. Kein Zurſchauſtellen eiteln Gepränges ſtörte Andacht und Luſt des ſchönen Tages. Die Braut, wie ich, blieben im alltäglichen Gewande. Der im Silberhaar ehrwürdige Pfarrer Rüsperli traute mich, mit Worten herzlicher Rührung, ſeiner Erſtgeborenen, neben demſelben Taufſtein an, über welchem er ihr einſt die erſte chriſtliche Weihe gegeben hatte. So hatt' ich's mir gewünſcht." — Doch war der Feſttag nicht ſo ganz Geheimniß geblieben, der Bote brachte einen Brief vom fernen Karlsruhe her; Hebel gratulirte „dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten" zu ſeinem Hochzeitstag. Nun löſ'te ſich ihm das Einförmige der Tage in ein magiſches, mildes Farbenſpiel auf. Er ſchloß in den erſten Stunden des alleinigen Beiſammenſeins mit der jungen Gattin einen Ehevertrag eigener Art, aber „beſſern Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchen man ſich gegenſeitig um Geldſummen und Ausſteuern oder Wittwengehalte vergleicht." In der Selbſtſchau fügt er bei: „Was für uns damals nur noch gute Grundſätze ſein konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Wir beide lebten in dieſen allein nur uns ſelbſt; täglich einander klar und durchſichtig, ſelbſt ohne Verhüllung des Fehlers; nur uns vertrauend und Gott, niemandem ſonſt, ſelbſt Blutsverwandten und Freunden, und Vater und Mutter nicht. Einfach und ſchlicht in äußeren Umgebungen, hüteten wir häuslichen Wohlſtand, der uns Unabhängigkeit von Menſchen, aber auch Mittel bewahrte, ihnen zu helfen. Ohne geſelligen Vergnügungen zu entſagen, leiſteten wir doch Verzicht auf jene, welche von Convenienz, Etikette oder langer Weile geſchaffen, in üppigen Gaſtmahlen, zierlichen Abendzirkeln, am Spieltiſch, oder in höfiſcher Mediſance, gewöhnlich Geld- und Zeitverſchwendung, oft Frieden in und außer dem Hauſe, zum Opfer verlangen; mittlerweile man für Leidende, oder für gemeinnützige Werke, weder Sinn, noch Zeit, noch den Thaler erübrigen mag. Eine ſo dicht um uns abgeſchloſſene Lebensweiſe, die wir auch dann fortſetzten, als ich, 1807, das romantiſche Biberſtein mancher Bequemlichkeit willen mit dem eigenen Hauſe in Aarau vertauſcht hatte, konnte wohl Manchen ſonderlingshaft dünken; doch wir Beide ließen uns nicht irre machen." —

Von jetzt ab ward Zſchokke's Leben, wie er ſelbſt ſagt, „ein ſtiller, leiſer Strom, der ſonſt von ſeiner Quelle hinweg, ſo ſtürmiſch über Felsklippen im Zickzack fortgebrauſ't war; es gab keinen Reichthum von Schickſalswechſeln mehr und bunten Abenteuern.“ Aber gerade für unſeren Zweck, ihn als Mann des Volkes zu ſchildern, beginnt nun ſeine Bedeutſamkeit erſt recht hervorzutreten, die wir im Charakter, in der Richtung und Form ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen am meiſten zu erkennen glauben. Es mag daher hier ſein ſchriftſtelleriſches Streben zunächſt überhaupt gewürdigt werden, dann ſollen die bedeutenden Werke, zum Theil wenigſtens, beſonders hervortreten, ehe wir zum Schluß auf ſeinen „Lebensſabbath“ zu reden kommen. In ſeiner Selbſtſchau ſagt er: „Ich hätte für das geſammte Helvetien, für das ganze Zeitalter thätig ſein mögen! Wie viele Wünſche, Ideen und Entwürfe gährten in mir! Nicht ein langer Lebenslauf, ſondern ein thatenvoller iſt ein großer, und ein dem allgemeinen Beſten geopferter, ein ſeliger. Mir gab der Genius des Lebens kein Mittel dafür, als die Feder. Aber das Pult des Schriftſtellers iſt eine Lehrkanzel, um welche ſich die unſichtbare Gemeinde von Tauſenden horchend ſammelt, und eine unbekannte Jüngerſchaar pflanzt ſein Wort in's Leben über.“ Man hat alſo die langjährige geſegnete und folgenreiche Wirkſamkeit Zſchokke's unter einem zweifachen Geſichtspunkte zu betrachten, unter dem ſchweizeriſchen und deutſchen, oder was im Grunde daſſelbe ſagen will: unter dem politiſchen und literariſchen. Die Hauptzüge ſeines öffentlichen Charakters als Staatsmann in der Schweiz, deren politiſche Umgeſtaltung er vor Allen mit erſchuf, in welcher er als Träger einer neuen Culturepoche unbeſtritten eine der erſten Stellen behauptet, ſind in den vorliegenden Zügen geſchildert. Seine literariſche Wirkſamkeit beginnt anfangs ebenfalls von der Schweiz aus, um ſich von da in weitere Kreiſe Bahn zu brechen. Das konnte ſein Abellino nicht allein, ſelbſt Alamontade wäre wohl nicht ſo tief und in alle Kreiſe des Volkslebens eingedrungen, wie zunächſt ſein „Schweizerbote,“ von dem ich ſchon erzählte. In dieſem Muſter eines ächten Volksblattes, zu deſſen Wiederaufnahme ihn ſein würdiger

Freund Rudolph Meyer von Aarau bewog, entfaltete ſich zuerſt ſeine Kraft als Volksſchriftſteller. „Treten Sie noch einmal als Schweizerbote hervor, wie vor 5 Jahren in Luzern!“ ſo hatte der alte Freund zu ihm geſagt: „Warum legen Sie nun müßig die Hände in den Schooß und ſchweigen? Belehren Sie die Leute von dem Schatze der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn ſie ihn aber kennen gelernt haben, laſſen ſie ihn nicht wieder von herrſchſüchtigen Schlauköpfen ſich aus den Händen locken. Sie werden ihn feſtzuhalten und zu vermehren wiſſen!“ — Und Zſchokke befolgte des Freundes Rath; denn dieſer hatte ihm den angemeſſenſten Beruf gegeben. Es fand ſich bald in H. R. Sauerländer zu Aarau ein geeigneter Buchhändler. Der Bote erſtand 1804 auf's Neue und trat noch dreißig Jahre ſeine Wanderungen an trotz aller Ränke und Verbote, die ſich ihm in den Weg warfen; ja er wuchs allgemach mit ſeinen Leſern auf, urtheilte männlicher und ſprach unterrichteter und unterrichtender, „ſo daß er zuletzt einem ſchlichten, derben, erfahrenen Landmann voll geſunden Menſchenverſtandes glich, der im Gefühle ſeiner republikaniſchen Rechtsgleichheit mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niederen ein anſtändiges Wort wechſeln darf.“ Vergebens erhob ſich Kleriſei und Patriziat; der Schweizerbote gelangte in die niedrigſten Hütten und wie man auch über den „Wolf im Schaafspelz“ ſchrie, er war überall gelitten und wohl aufgenommen.

Selbſt die Volkskalender verbeſſerte er, er zog die übrigen Schweizerkalender mit ſich in die Höhe. Und warum auch dies? „Wenn auch meiner Wißbegier eine Beſchäftigung in den höheren Gebieten der Wiſſenſchaften angenehmer zugeſagt hätte: hier gebot eine höhere Pflicht! Für die gebildeten, reichen, wohllebenden Stände ſind in allen Staaten hundert Federn dienſtfertig; aber wie ſelten erbarmt ſich ein Benjamin Franklin, ein Heinrich Peſtalozzi, ein Zacharias Becker, oder Hebel u. A. der unteren, vielverſäumten Volksklaſſen?“ Das ſind goldene Worte aus ſeiner großen Seele geſprochen, die ſchon allein ihm ſeinen Platz unter den würdigſten Männern des Volkes ſichern. Fürwahr, durch ſeinen Schweizerboten und nachher durch des „Schweizerland's Geſchichte für das Schweizervolk" hat Zſchokke zunächſt am kräftigſten und offenbar auch am nachhaltigſten auf die politiſche und ſittliche Neugeſtaltung ſeiner zweiten Heimath gewirkt, mögen auch noch jetzt viele engherzige Schweizer anders urtheilen. In dieſen beiden Werken erſcheint er recht in der Vollendung des wahren Volksſchriftſtellers. Ueber die Grenzen der Schweiz hinaus, durch das ganze Deutſchland, ja „ſoweit die deutſche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder ſingt," drang eine andere, eben damals unternommene Erbauungsſchrift: die Stunden der Andacht. Der Titel darf nur genannt werden, um Tauſende zum Danke für religiöſe Erbauung, Tröſtung und Läuterung in Zweifeln zu bewegen, was ſie Alles in dieſen Stunden gewonnen haben! — Der Plan dazu wurde im Jahr 1807 plötzlich entworfen, wenn er gleich längſt, wie ich glauben muß, in Zſchokke's Seele ſchlummerte. Die Zeitungen hatten ihn eines Abends verſtimmt. „Es war noch die große Leidenszeit Europa's; den mißhandelten Völkern bang um Troſt; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Meſſe, Prozeſſionen, Wallfahrten, innigere Andacht. Nie ſchien mir die zahlloſe Menge der Duldenden ſo ſehnſüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben, den nur Religion gewähren kann, und nie empfänglicher für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jeſusſinnes geweſen zu ſein. Warum erhebt ſich aber für das, was jetzt Tauſenden wohlthätig ſein würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten? fragt' ich in gedanklichem Selbſtgeſpräch, und antwortete mit der Gegenfrage: Warum wagſt du es ſelber nicht, wenn Andere ſchweigen? — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraſchte mich. Daß ich wohl nicht der Geweihte ſei, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich nicht längſt das Volk und weſſen es bedürftig war? Verſtand es nicht ſeit vier Jahren die Sprache, welche ich zu ihm redete, von Dingen ſeines bürgerlichen Lebens, und war ſie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiöſen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun, was der Menſch, der ächte, nicht der Scheinchriſt, unter ſchweren Verhängniſſen ſein ſoll. Ich konnte ja den Hochſinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchriſtenthums in manches Herz zurückführen! Hatte nicht ſchon mein Alamontade mehr denn einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters wurden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihn, die ich aus mir nicht ſchaffen konnte.“ So entſtanden die Stunden der Andacht. Von der poſitiven Religion hatte Zſchokke jetzt eine andere Anſicht, eine beſſere Meinung gewonnen; er war Rationaliſt, vernunftgläubig im höhern Sinne des Wortes, ein Rationaliſt, welcher die Grundlehren des Chriſtenthums unangetaſtet beibehält, ſie zugleich durch bündige Beweiſe aus der Naturoffenbarung, dem Menſchengeiſte und der Völkergeſchichte ſtützt, dabei aber Poeſie genug behält, um nicht das gläubige Gemüth durch Hinwegnahme alles deſſen zu durchfröſteln und zu beängſtigen, was der grübelnde Verſtand doch nun einmal nicht ermißt. Dieſer Rationalismus war nicht allein damals herrſchende Anſicht der Zeit, er iſt es noch heute; iſt ein Kern der evangeliſchen Kirche. Wohl verſtand Zſchokke das Volk, dies aber auch ihn. Daher die entſchiedene Aufnahme, welche die Stunden der Andacht fanden. Er hatte ſich entſchloſſen, die religiöſen Ideen, welche das Ergebniß ſeines Forſchens, ſeiner eigenen innern Kämpfe von früher Kindheit an geweſen, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzutheilen. Das Blatt ſollte im niedrigſten Preis hingegeben werden, damit es ſelbſt den unbemittelten Haushaltungen zukäme; des Verfaſſers Namen müßte die tiefſte Verſchwiegenheit decken.

Sauerländer übernahm den Verlag und gelobte ſolche Verſchwiegenheit. Mit Anfang des Jahres 1808 erſchien wöchentlich ein Bogen und zwar acht Jahre lang ohne Unterbrechung, bald verbreitete ſich der Ruf über die Schweiz hinaus, zumal durch ganz Süddeutſchland. Ich habe im älterlichen Hauſe die einzelnen Bogen dieſer erſten Auflage geleſen und ſchon als Knabe ſorgfältig einen Jahrgang für mich geſammelt — ein Beweis, daß ſich nicht ſelten einmal ein Exemplar über die Gränzen der Schweiz hinauswagte, wie Zſchokke annimmt. Als aber mit dem Schluß des letzten Jahrgangs Sauerländer das Ganze zuſammendrucken ließ, griffen dieſe Blätter „zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung“ mit Schnelligkeit durch ganz Deutſchland. Wiederholte Auflagen, Nachdrucke, Auszüge und Ueberſetzungen wieſen auf den ſteigenden Beifall hin; Weiler in München bearbeitete eine Ausgabe — für Katholiken! Allein mit der wachſenden Theilnahme erhoben ſich auch Gegner in allen Confeſſionen. Manchen Proteſtanten war und iſt noch der Rationalismus darin Anſtoß, ſie eiferten dagegen und ein gelehrter Theolog, Tholuck in Berlin, gab neue Stunden der Andacht für ſolche Chriſten, denen die rationaliſtiſche Auffaſſung des Chriſtenthums nicht genügt. Katholiken verdächtigten es von der Kanzel, oder erklärten, durch daſſelbe müſſe die chriſtliche Religion und bürgerliche Ordnung in Verfall gerathen; Einer ſelbſt behauptete, darin ein Werk des Satans zu erblicken; ſo daß der gelehrte Probſt Tzſchirner zu Leipzig öffentlich die Vertheidigung der Stunden der Andacht übernahm. Noch immer wußte die Welt den Namen des Verfaſſers nicht. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen aller Art und dies ſteigerte mit der Neugier die Theilnahme. Bald ſollte der bekannte Weſſenberg, katholiſcher Generalvikar zu Konſtanz und geſchätzter Dichter, Verfaſſer ſein, bald Schwarz in Heidelberg. Am längſten hielt die öffentliche Meinung bei dem katholiſchen Pfarrer Keller in Aarau, der aber keineswegs Schüler von Zſchokke war, und 1827 ſtarb, ohne ſelbſt den Namen des Verfaſſers jenes Buches zu wiſſen, das ihm einigemal Anfechtung bereitet hatte. Vermuthlich ſtützte ſich die weitverbreitete Annahme, als ob Keller der Verfaſſer, darauf, daß dieſer eine kleine Satyre gegen die Kritiker der Stunden der Andacht ſchrieb. Sauerländer beobachtete tiefſte Verſchwiegenheit und Zſchokke ſelbſt verrieth ſich ebenfalls nicht. Als er gleich nach Keller's Tod auf einer Reiſe nach Darmſtadt kam und der Hofprediger Zimmermann, Begründer der allgemeinen Kirchenzeitung, die ſchon Vieles für und wider die Stunden der Andacht enthalten hatte, ihn darum befragte, gab er eine ausweichende Antwort: „Wär' ich der Verfaſſer, würd' ich's, wie er, nicht ſagen: wär' ich's nicht, dürft' ich's nicht.“ Und ſo blieb denn das Räthſel ungelöſt, bis Zſchokke endlich in der Selbſtſchau den Schleier lüftete. Er ſchließt ſeine Erzählung davon: „Das thörichte Geſchrei iſt nun vorüber; die Neugier verflogen. Es liegt ein volles Menſchenalter zwiſchen dem damaligen Beginnen und heut; und noch heute kann ich das damalige Streben nicht bereuen. Es iſt für den Zweck deſſelben nun auch nicht nur gefahrlos, ſondern — ich fühl' es — Pflicht iſt's, am Abend meines Lebens, in der Nachbarſchaft meines Grabes, über einen langen Irrthum zu enttäuſchen, der dem Rufe jener ehrwürdigen Männer irgend nachtheilig werden könnte.“ Bei der gegenwärtigen Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete wird man natürlich die Stunden der Andacht anders betrachten, als zur Zeit ihrer Erſcheinung während der Befreiungskriege und gleich nach denſelben. Heute iſt das confeſſionelle Leben von entſchiedener, tieferer Bedeutung, die Rückkehr zur urchriſtlichen Kirche noch mehr ein frommer Wunſch, den ſchwerlich unſer in Extremen ſich überbietendes Jahrhundert erfüllt ſehen wird. Die Stunden der Andacht werden vielleicht nach und nach vergeſſen werden; ſie haben aber ihre Miſſion erfüllt. Dieſe Miſſion lautete: in jenen ſtürmiſchen Zeiten der häuslichen Gottesverehrung, die am Erlöſchen war, Halt zu geben und durch ſie Erſatz für die Oede des kirchlichen Lebens. Wie ſehr wir alſo auch auf dem Glaubensgebiet anderer Meinung ſein mögen als Zſchokke, den ſegensvollen Einfluß der Stunden der Andacht läugnen wir nicht. Durch ſie iſt Zſchokke nicht minder ein Mann des Volkes geworden. — Inmitten des Friedens, den die Schweiz nun genoß, regte ſich von Kanton zu Kanton ein junges, friſches Leben und Streben zum Beſſern. Der „Talisman der Freiheit that Wunder; das Volk lernte ihn in dieſer Zeit kennen und lieben.“ Das gewerbliche Leben hob ſich raſch; was nur zur Beförderung von Wiſſenſchaft, Induſtrie und Volksbildung beizutragen geeignet ſein konnte, fand ſeine edeln Pfleger. Auf Zſchokke's Anregung entſtand 1810 die „Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur im Kanton Aargau.“ Anfangs gering und unſcheinbar wurde ſie bald zahlreicher an Mitgliedern, die ſich endlich in fünf Klaſſen für Gewerb und Wohlſtand, Geſchichte des Vaterlandes, Naturkunde, Pädagogik und Landwirthſchaft vertheilten. Töchtergeſellſchaften bildeten ſich in andern Bezirken des Landes, blieben aber ihren Zuſammenhang mit der Muttergeſellſchaft Noch heute blüht der Verein und beſtätigt durch ſeine Wirkſamkeit Zſchokke's Wort: „Das Beſte für ein Volk muß allezeit aus dem Volke ſelber hervorgehen. Denn es fühlt und kennt am beſten, weſſen es bedarf; wenn auch nicht immer die rechte Weiſe, dem Bedürfniß zu genügen. Regierungen ſind Ruhmes werth, wenn ſie das Löbliche begünſtigen oder es nur nicht hindern. Sie haben Geſchäftes genug, das Räderwerk der Staatsmaſchine im geregelten Gang für das Geſammtwohl zu erhalten oder auszubeſſern. Greifen ſie aber in das Einzelne und Beſondere des volklichen Strebens und Schaffens ein, dann wirken ſie ſtörend gegen das Leben zahlloſer Haushaltungen, und gründen, ohne es zu wollen, verderbliche Tyranneien des Geſetzes.“ — In der letzten Zeit der Napoleoniſchen Herrſchaft genas die Schweiz von langen Leiden. Der Weltherrſcher trat vom Schauplatz ab, die Reſtauration begann auch in der Schweiz eine Umwälzung der bisherigen Ordnung; man wollte — Patriziat und Clerus ſchienen ſich die Hand gegeben zu haben — das Geweſene zur Gegenwart, die Gegenwart zum Geweſenen machen. Ueberall dort wie bei uns ariſtokratiſches Getreibe; „Alles ward vorbereitet, das Volk von ſeiner Theilnahme an Vaterlandsangelegenheiten zu entwöhnen, und wenigen Familien der Beamteten Rang und Einfluß zu ſichern.“

Zſchokke ward 1814 im Aargau in den großen Rath der Geſetzgeber gewählt. Er tröſtete ſich damit, „daß die erwachte Menſchheit keine Rückſchritte mache, als nur, damit ſie einen ſtärkern Anlauf nehme, um vorwärts zu fliegen.“ Zugleich beruhigte ihn das vieljährige und umſtändliche Forſchen in der Geſchichte des baieriſchen Volkes, womit er ſich damals befaßte. Johannes v. Müller hatte ihn wiederholt aufgefordert, „ein Werk bleibenden Werthes zu liefern, das ſeinen Namen zur Nachwelt tragen könne.“ Aber für die Nachwelt arbeitet der ächte Mann des Volkes nicht zunächſt; deßhalb ſchreibt Zſchokke: „Die Begierde nach Namensunſterblichkeit verräth, wie Sehnſucht, ſo auch Zweifel am ewigen Sein des Geiſtes. Der Achtung achtungswürdiger Zeitgenoſſen würdig zu ſein, war mir aber nicht gleichgültig.“ Von Schlichtegroll angegangen, für die Denkſchriften der Münchner Akademie einen Abſchnitt der baieriſchen Geſchichte zu verfaſſen, unternahm er bald eine geſchichtliche Unterſuchung vom ganzen Lebenslauf des alten Volkes. Er that drei Reiſen in das Land, um die Bühne von Begebenheiten zu kennen, deren Drama er zu ſchreiben verſuchte. Die erſte Reiſe geſchah 1813. In Baiern bot man Alles auf, ihn zu gewinnen, die Stelle eines reſidirenden Mitgliedes der Münchener Akademie, Adelsdiplom, Orden u. ſ. w., nichts vermochte, ihn aus ſeiner republikaniſchen Ruhe zu reißen. Zu gleicher Zeit ward von Baiern aus ſein Werk in vielen Flugſchriften verdächtigt und geſchmäht, die er aber ſammelte, und der Staatsbibliothek des Kantons Aargau übergab, um ſie der gänzlichen Vergeſſenheit zu entreißen. Traurig genug waren es hauptſächlich Geiſtliche und Baiern, z. B. Kelteger, Günthner, Zenger u. A., die ſich in ſerviler Wuth ſo vergaßen, daß ſie Zſchokke'n als „auswärtiges und zweideutiges Subjekt“, als Menſchen, „an ſeines Körpers ganzer Oberfläche von ausgetretener Galle gelb gefärbt,“ als „Hund, dem man in Menſchenliebe die Naſe auf eigenen Koth ſtoßen müſſe,“ anſchnaubten und dem Hiſtoriker gegenüber ſich ſelbſt eine

Schandſäule ſetzten, der ihrem Volk eine Ehrenſäule aufrichten wollte.

Die dritte Reiſe unternahm er 1817, ehe er das Geſchichtswerk vollendete. Damals lernte er durch Utzſchneider's Vermittelung auch den Naturforſcher Fraunhofer kennen, von welchem die gelehrte Welt eigentlich noch nichts erfahren hatte. Während jener Streifzüge im ſüdlichen Deutſchland erfüllte ſich ihm zugleich ein ſehnlicher Wunſch: für immer des Landlebens genießen zu können. Einige verloren gegebene Summen liefen damals ein; Zſchokke führte 1817 und 1818 am linken Ufer des Aarſtroms, auf ſonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, nach eigenem Bauplan, ſein anſpruchloſes Landhaus „die Blumenhalde," auf, die von allen Reiſenden im Aargau gekannt iſt. Nach und nach ſprachen mitunter die bedeutendſten Männer dort bei ihm ein; ohne die Grenzen des kleinen Landguts zu überſchreiten und ohne ſein Zuthun mußten ſich ſeine Anſichten von Leben und Welt erweitern. Außer edlen Männern der Wiſſenſchaft und des Volkes, die wir hier nicht anführen, ſtellte ſich wiederholt der entthronte Guſtav Adolph IV., der ſeit 1821 als Oberſt Guſtavſon zu Aarau lebte, bei ihm ein und ſuchte Zſchokke's Verwendung, um als Offizier in das Argauer Militär zu treten, wie ſehr ihm Zſchokke auch abrieth. Auch Hortenſe, einſt Königin von Holland und ihr Sohn Louis Napoleon, ſuchten ſeine Einſiedelei auf; Letzterer noch im bedeutungsvollen Jahr 1836.

Eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift: „Miszellen für die neueſte Weltkunde" unternahm er 1807 bis 1813, dann als Fortſetzung derſelben die „Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit" 1817—1823. Dieſe ward für ihn ſelbſt bedeutend, denn er ſagt: „Ihr beſonders dankt' ich ausgebreitete Verbindung mit angeſehenen Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechſel meine eigene Ausbildung, deren Beiträge den Werth erhöhten, den man der Zeitſchrift vielleicht zugeſtehen möchte." Eine Herausgabe dieſes Briefwechſels müßte bedeutende Streiflichter auf unſere neuere literariſche Zuſtände werfen!

Nach Uebermüdung von ernſteren Arbeiten flüchtete er in das heitere Reich der Ideale. Er dichtete Lieder, kleine Märchen, größere Erzählungen. „Jene ganze Gemüthsſeligkeit zog wieder zu mir ein, die mich in freudearmen Jugendtagen mit der abſtoßenden Wirklichkeit zu verſöhnen pflegte. Die Muſe erſchien dann ungerufen, und verſchwand unverabſchiedet, wie es ihrer eigenſinnigen Laune gefiel. Mir fehlte die Zauberformel, ſie herbei zu beſchwören oder zu bannen. Was ich in ſolchen Stunden, Tagen und Wochen dichtend vollbrachte, hatte für mich keinen Werth, als das Vergnügen ſeines Entſtehens. Nachher lag es vergeſſen" So ſpricht er ſich über ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in jener Zeit ſelbſt aus. Die meiſten der kleinen Gebilde erſchienen nach und nach in der Zeitſchrift „Erheiterungen," die mit 1811 anfing und unter vielen andern damals beliebten Erzählern auch ſeine Freunde Ittner und K. Graß, ſowie die in Deutſchland angeſehenen Novelliſten Kotzebue, Haug u. A. zu Mitarbeitern hatte. Sie wurde viel geleſen und in fremde Sprachen übertragen. Dabei vergaß er den gemeinen Mann nicht. Zwei Erzählungen „das Goldmacherdorf" und die „Branntweinpeſt" wurden für die Vergeſſenen im Volke entworfen; Erſteres nennt Münch der Tendenz nach ein würdiges Gegenſtück zu Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud, zu Becker's Dörflein Mildheim, Schlez's Traubenheim u. ſ. w., an Kunſtwerth aber vielleicht höher, als Alle, zum Mindeſten dem Erſteren allein ebenbürtig. Es ging in das Franzöſiſche, Italieniſche und ſelbſt in's Ruſſiſche über; in Deutſchland und der Schweiz fanden über 30,000 Exemplare ihre Käufer. Im ähnlichen Geiſte verfaßte er ſchon früher die bereits erwähnte „Geſchichte des Schweizerlandes für's Schweizervolk." Dieſe ließ er Kapitel um Kapitel in den Blättern des Schweizerboten folgen, „damit ſie von Woche zu Woche in allen Gauen vertragen, mit Aufmerkſamkeit geleſen und durchdacht, oder daß von Geſchichtskundigen manche Verbeſſerung vor Vollendung des Ganzen ihm mitgetheilt werden könnte, wie denn wirklich auch geſchehen iſt. Nach den erſten Kapiteln wollte er den Plan aufgeben, allein P. Uſteri, Ulrich Hegner u. A. munterten ihn auf, beſonders damit nicht die neuere Geſchichte und die Gegenwart über dem ewigen Lobpreiſen, „dem ſo unmündigen Geſchrei," wie es Hegner nennt, ihr geheiligtes Recht verliere. Zſchokke's Zweck war — dieß ſind ſeine eigenen Worte: „das Schickſalsgemälde der Schweiz, in einem engen Rahmen ſo klar, ſo leicht überſehbar, aufzuſtellen, daß ſich das beſondere Leben der vielen kleinen, loſe verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulöſen ſcheine; und zugleich anziehend genug, daß ſowohl das Auge des erfahrungsloſen Aelplers am Spiel der Farben und Geſtalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten, von deren höhern Bedeutſamkeit ergriffen werde." Der erhabenſte Zweck für eine Volksgeſchichte! Dieſe Geſchichte blieb auch nicht ohne Wirkung; der Verfaſſer erhielt verſchiedene briefliche Anfragen in Betreff einzelner Ortſchaften und deren Rechte, ja es ſtellte ſich heraus, daß ſelbſt Landesobrigkeiten mit den alten Zuſtänden und Vorgängen nur wenig und kaum obenhin bekannt waren. Uebrigens ward auch dieſes Werk — 1822 herausgekommen — in Städten und Dörfern, Rathsſtuben und Schulen verbreitet, in das Franzöſiſche, Engliſche, Holländiſche und Italiäniſche überſetzt; — vom deutſchen Original wurden 5000 Exemplare in ein paar Monaten abgeſetzt. Statt nun für eine ſo glänzende Wirkſamkeit den Mann des Volkes mit allem Ruhm zu krönen, ſchlich Haß und Verläumdung allenthalben im Finſtern gegen ihn umher. Zwar überhäufte ihn ſein neues Vaterland mit Aemtern aller Art, es klingt faſt komiſch, wenn er ſelbſt berichtet, wie er zu derſelben Zeit: Mitglied des geſetzgebenden großen Raths, des evangeliſchen Kirchenraths, der Kantons-Schuldirection, des Bezirkſchulraths, der Stadtſchulpflege, Inſpektor einiger Landſchulen, Mitglied der Kommiſſion der Staatsbibliothek, Suppleant des Kantonsobergerichts, Präſident in der Direction der Gewerbſchule der Stadt Aarau dabei Oberforſt- und Berginſpektor geweſen ſei. Dennoch hörte bei all dem der Meinungshaß nicht auf; man ſah in Zſchokke nur den Mann der Revolution, Feind der Religion und bürgerlichen Ordnung; man predigte wider ihn von Kanzeln, verdächtigte ihn in Flugſchriften und öffentlichen Blättern und ſchämte ſich zuletzt keiner Lügen mehr.

Von mehrern Seiten warnten ſeine Freunde, es zeige ſich offenkundig, man halte ihn, voraus in Deutſchland, für einen Chef geheimer demagogiſcher Geſellſchaften. (Zur Schande Deutſchland's muß man geſtehen, dieſe Anſicht findet noch heute Vertheidiger!) Für ſein Theil lag ihm nun daran nichts. Mein öffentliches und häusliches Leben — dacht er — iſt Antwort genug. Nur war es ihm ein herzbeklemmender Gedanke, zu wiſſen, „daß oft unſchuldigen Perſonen ihre Freundſchaft für ihn zur Sünde gerechnet, ja zum Unglück verwandelt wurde."

In ſeiner Selbſtſchau erzählte er einige Beiſpiele, die darthun, daß ſein Demagogenruf ſogar bis nach Spanien gedrungen war. Ein Oberſt Voitel von Solothurn, der die peſtalozziſche Lehrweiſe nach Spanien verpflanzt hatte, wurde ſpäter eingekerkert und laut eines Richterſpruchs zu zehnjähriger Galeerenſtrafe verdammt, „weil er, der Vertraute des Heinrich Zſchokke, mit dieſem und andern Revolutionären der Schweiz in gefährlichem Verkehr ſtehe." Freilich iſt es wahrſcheinlich, daß perſönlicher Neid ſeines Gegners, des Grafen d'Espagna, eigentlich im Hintergrunde ſtand, aber den nächſten Anlaß gab denn doch ein bei der Verhaftung des Oberſten vorgefundenes Bild Zſchokke's, das Voitel über ſeinem Schreibtiſch hängen hatte. Etwa nach ſechs Wochen ward der Oberſt durch die Königin Chriſtina entlaſſen, für unſchuldig erklärt und in ſeinen vorigen Rang eingeſetzt; er konnte ſchon nach zwei Jahren den Freund auf der Blumenhalde von Neuem an das Herz drücken, dem dies Ereigniß eines der bitterſten des Lebens war.

Nach dem bisher Erzählten könnte man folgern, eigentliches Unglück oder ſonſt ſchweres Uebel habe Zſchokke nie empfunden? Man irrt, denn welcher Sterbliche iſt davon frei? Wiewohl, was iſt Uebel? Wir müſſen ihn ſelbſt darüber hören: „Es gibt, des war und bin ich vollkommen überzeugt, kein Uebel in der Welt, als die Sünde. Nur Bewußtſein eigener Schuld ſpinnt einen ſchwarzen Faden, der durch das bunte Gewebe der Tage bis an's Grab reicht. Nicht Gott iſt Schöpfer des Unglücks, ſondern der Menſch iſt's in ſeiner Selbſtverweichlichung, in ſeiner Ueberſchätzung pomphafter Nichtigkeiten, in eigenſinniger Pflege ſeiner Begehrlichkeiten. Er weint wie das Kind, dem man nicht nach Willen thut, und iſt nach 70 Jahren noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm Gott nicht — gehorcht! Aber jedes äußere Unglück iſt wahrlich eine ſo werthe Gottesgabe, als jedes äußere Glück.“ Zu dem äußern Unglück zählt er ſchnöden Undank vieler Menſchen, Täuſchung durch Freunde, Verkennung und Verfolgung, große Verluſte eines mühevoll erworbenen, mäßigen Vermögens. Er war glücklicher Vater von glücklichen Kindern, zählte zwölf Söhne und eine Tochter. „Und mit zerriſſenem Herzen mußte er am Sterbebette von 4 dieſer Söhne ſitzen; er fühlte bei ihrem letzten Athemzug eine göttliche Traurigkeit, die das Innere verklärt.“ So ſchrieb er damals an einen treuen Freund: „Gott will es. Ich ſoll auf Erden an nichts bangen. Ich ergebe mich ſchweigend und anbetend in den Willen des Vaters. Ich weine; es bluten alle meine ſüßen Gewohnheiten; — doch bin ich im Innerſten ſtill. Mein Geiſt hängt am Vater des Weltalls. Mir iſt wohl. Meine Verſtorbenen ſind von mir noch ungetrennt. Der Tod iſt etwas Feſtliches, Großes, wie Alles, was von Gott her erſcheint. — Der Tod meiner Kinder heiliget mich; reißt mich immer mehr vom Gaukelſpiel des Irdiſchen ab, dem Göttlichen zu; läutert meine Gefühle, meine Gedanken.“ Auch eigene ſchwere Krankheit — 1826 — ſollte ihn Wochenlang prüfen. Damals ging in der Umgegend die Sage von ſeinem Tode und unter den Landleuten das Gerücht, er ſei durch einen Brief vergiftet worden. Ein Beſuch im Schlangenbad kräftigte ſeine geſunde Natur. Ueberall in Deutſchland, wo er weilte, hochgefeiert, kehrte er heim; er konnte ſogleich wieder ſcherzend ſagen, auf ſeiner Blumenhalde ſei es doch ſchöner als in Deutſchland, trotzdem daß man ihn da beweihrauchte, indeß die Schweiz ihn beteufelsdreckte. Noch im Jahr 1840 wandelte vom Frühling bis Herbſt das bösartigſte Nervenfieber ſein Haus, wie er ſelbſt ſagt, in ein Lazaret um: fünf der Söhne erkrankten nebſt der Mutter, nur der Vater und die Tochter blieben verſchont. Aber der Todesengel forderte diesmal kein Opfer auf der Blumenhalde. — Schon im Jahr 1830 hatte er ſeine ſilberne Hochzeit im Kreiſe blühender Kinder, und vier Wochen ſpäter den Eintritt in das ſechzigſte Jahr gefeiert, zu welch' Letzterm ihm ſeine Vaterſtadt Magdeburg das Ehrenbürgerrecht ſandte, der er tief gerührt durch die Widmung ſeiner „Selbſtſchau“ dankte. Andere Städte waren der Vaterſtadt zuvorgekommen, viele gelehrten Geſellſchaften hatten ihn als Ehrenmitglied begrüßt. Wenden wir einen Blick auf Zſchokke in ſeinem häuslichen Leben! Zumeiſt als Erzieher ſeiner Kinder. Was von ſo vielen in der Erziehungskunſt trefflich bewährten Männern geſagt wird: ſie könnten ihre eigene Kinder nicht erziehen — das darf wahrlich von ihm am wenigſten behauptet werden. Woher kommt das? Bei jenen Pädagogen nahm die ganze Erziehung zu ſehr den Charakter der Wiſſenſchaft, des oft drückenden Lebensberufes an, ſo wurde aber das Leben ſelbſt nicht mehr Erziehung. Anders bei Zſchokke. Ich muß ihn wieder aus ſeiner „Selbſtſchau“ ſich darüber äußern laſſen: „Man hat über Erziehungskunſt ganze Bibliotheken geſchrieben, und keine Kunſt in der Welt iſt doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier entfaltet ſich auch der Menſch von ſelbſt zu dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr oder weniger oder Anders aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, ſondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das weſentliche Geſchäft des Erziehenden beſteht allein in der Sorge, das zu entfernen, was freie Selbſtentfaltung eines jugendlichen Geſchöpfs hemmt oder irrt. Nachahmungstrieb, Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am erſten thätig. Darum neigt es ſich gern hin, das zu ſein, was die Umgebungen beiſpielsweis lehren. Verdorbene Kinder ſind durch Verdorbenheit, oder Verkehrtheit oder Fahrläſſigkeit der Aeltern oder Erzieher zuerſt verderbt worden. Kinder ſind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt ſie mit Recht unſchuldig. Die ſogenannte Erbſünde der Theologen iſt nichts anders, als die Thiernatur des menſchlichen Leibes. Dieſe muß, wie bei allen zähmbaren Geſchöpfen, zuerſt gezähmt werden. Dann erſt wendet ſich das Auge des Erziehers dem geiſtigen Weſen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchſchauen, ſind Unwahrheit und Verſtellung, als die ſchwerſten Vergehen der erſten Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubt' ich in meinem Hauſe, den Kindern auch nur im Scherz Lügen zu ſagen; mithin auch kein abergläubiges Geſchwätz. Unwahrhaftes Geſinde ward ſogleich entfernt; eben ſo Umgang mit jugendlichen Altersgenoſſen, deren ſittliche Reinheit im mindeſten zweideutig ſchien. — Den Knaben vor allen Dingen Selbſtſtändigkeit im Wechſel künftiger Schickſale zu geben, wurden ſie früh abgehärtet; an Arbeit und Entbehrung gewöhnt, zwar reinlich, aber faſt ärmlich gekleidet, und Nachts auf Spreukiſſen gelagert, bis ſie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an ſchickt' ich ſie auf ſommerliche Fußreiſen, erſt paarweis, dann einzeln; den Haberſack auf den Rücken mit kärglichem Reiſegeld, erſt in benachbarte Städte zu Freunden, dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletſcher, ihre botaniſchen und übrigen Sammlungen zu bereichern. Das übte ſie frühe, wochenlang ſich ſelbſt überlaſſen, unter Fremden für ſich zu handeln und zu ſorgen, wo Niemand für ſie handelte und ſorgte.“ Dies ſind etwa die allgemeinen Grundſätze und Zſchokke ſtimmt darin mit vielen andern Vätern überein. Doch hatte ſeine Erziehung auch ihr Eigenthümliches. So durfte zwar jeder Sohn ſich ſelbſt einen Lebensberuf wählen, mußte aber, wenn dieſer Beruf wiſſenſchaftliche Studien und den Beſuch der Univerſität forderte, zugleich ein Handwerk lernen und durfte erſt dann die Hochſchule beziehen, wenn er als Geſell eingeſchrieben war. Manchen Erzieher wird folgende Stelle aus einem Briefe Zſchokke's befremden: „Theodor und Emil, die ſchon die leichtern Klaſſiker mit mir kurſoriſch leſen und kleine lateiniſche Aufſätze machen, ſind jetzt in Thierſchen's griechiſcher Grammatik verloren. Bis Weihnachten ſollen ſie kleine griechiſche Aufſätze ſchreiben und Herodot und Homer leſen können, hoffe ich. Künftiges Jahr ſind ſie in beiden Sprachen ſattelfeſt und eingeübt; dann geht Theodor in die Lehre zu einem Handwerker. Er wird Spengler. Emil hat ſich noch nicht entſchieden.“ Oder ſpäter: „Emil, Zinngießer-Lehrjunge, bei ſeinem Meiſter wohnhaft, treibt ſich noch mit Aeſchylus, Demoſthenes, Horaz u. A. herum.“ Dadurch aber bewahrte der Vater ſie nicht allein vor dem Dünkel, mit welchem oft Studierende auf den Handwerker und Gewerbsmann ſehen, er erleichterte ihnen auch die Reiſen, die ſie nach Beendigung ihrer Studienzeit in fremde Länder unternahmen und machte ihnen manche Orte und ihre Merkwürdigkeiten wichtiger, als ſie dem ſind, der nur ein Fachſtudium betreibt. Der erſte Unterricht war ein häuslicher, vom Vater ſelbſt ertheilt; Thätigkeit ſollte ſeinen Knaben zuerſt Bedürfniß, dann Luſt werden. Als höchſtes Ziel alles Unterrichtes galt, daß ſie das Menſchlich-Edle vom Gemeinen, Weſen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen unterſcheiden lernten. Dies wurde zugleich Weihe zum Religiöſen; man hielt ſie — ſagt er — „nicht eher zum Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes an, bis ſie in einem Alter von ſechszehn bis achtzehn Jahren Verſtandesreife genug beſaßen, um in den beſondern Wahrheiten des Chriſtenthums Unterweiſung zu erhalten und zur Theilnahme am Gedächtnißmahl Jeſu vorbereitet zu werden; bis ſie aus der Geſchichte der Menſchheit Urſprung, Werth und Loos aller Religionen im Allgemeinen erfahren hatten.“ Dieſer letztere Verſuch iſt freilich ſehr gewagt; kein Lehrer, der das tiefere religiöſe Bedürfniß unſerer glaubensarmen Zeit kennt, wird Aeltern zur Nachahmung rathen. Zſchokke behauptet allerdings:

„Nichts trägt in der chriſtlichen Welt ſo ſehr zum Verfalle des Chriſtenthums bei, als das herrſchende Herkommen, Kindern ſchon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu wollen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verſtand Fähigkeit hat, ſie aufzunehmen; und in welchem ihnen eine feierliche, rührende Handlung zur bloßen bürgerlichen Sitte und Uebung herabgewürdigt wird, die man, Anſtandes und Brauches willen, mechaniſch mitzumachen hat.“ Allein braucht man denn Religionsideen ihnen mitzutheilen? Genügt nicht die religiöſe That, das Beiſpiel, aus den Büchern göttlicher Offenbarung vorleuchtend? Sagt nicht Chriſtus ſelbſt: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, (mit frommem Kinderſinn) der wird nicht hineinkommen? Und wird nicht mechaniſche Uebung religiöſer Gebräuche noch im Alter des Jünglings und der Jungfrau ebenſo gefährlich? Wenn das Chriſtenthum wirklich in Verfall iſt — was ich freilich noch bezweifeln muß — ſo liegen andere Gründe vor, als das löbliche Herkommen, die Kinder bei dem erſten Erwachen des Verſtands dem zu weihen, der ihnen mit der heiligen Taufe alle Wohlthaten und Segnungen ſeiner geiſtigen Gemeinſchaft in Fülle zuſichert.

Wir kehren zu den übrigen Ereigniſſen in Zſchokke's äußerm Leben zurück. Im Jahre 1830 machte er einen Ausflug in die Normandie, einen jungen Amerikaner zu begleiten, der ihm von deſſen Vater empfohlen war, und im Begriff ſtand, ſich nach der Heimath einzuſchiffen. Der Garten der Tuillerien zu Paris erweckte alte Erinnerungen und Bilder aus frühern Tagen. Wie anders waren die Vorſätze, mit denen er zuerſt die Weltſtadt verließ, wie anders die Lebenswege, die ihn eine höhere Hand führte! Der Anblick des Meers ſetzte ihn in Staunen, in Bewunderung. „Sei es — ſchreibt er — daß ich im Hafen die Matroſen am dünnen Seilwerk der Schiffe durch die Luft wandeln ſah, wie Spinnen an Fäden; oder in der Ferne Segel ſah, die wie Geiſter des Oceans, über die uferloſen Einöden des Gewäſſers ſchleichen; oder, wie geregeltes Uhrwerk, den Gang der Ebbe und wieder heranbrüllenden Flut; oder im abendlichen Dunkel den ſich ſelbſt phosphoriſch beleuchtenden Wellentanz; oder in der Nacht unter Geißeln der Blitze das aufflammende Meer, wenn es ſich heulend himmelan bäumte, als wollt' es die Wolken-Vulkane verlöſchen; — ich war ganz Begeiſterung, Entzücken, Gebet!" — „Nur die lautloſe Einſamkeit der Hochalpen mit ihren Blumenfluren neben bleichen, von Gewölken umſchwommenen Eisbergen, Felstrümmern oder Abgründen kann mit der Majeſtät jener Erſcheinungen verglichen werden. Und der Menſch vor dieſem erhabenen Schauſpiel, dort, wie hier? der Hirt des Gebirges und der Schiffer des Ozeans beachten es kaum, gehen gleichgültig inmitten der Wunder nur ihrem Futter nach, wie Seemöve und Gemsthier." Auch die neuſten Weltereigniſſe, ſoweit ſie die Schweiz angingen, ſollten Zſchokke's friedliche Wohnung berühren. Selbſt in dem kleinen Aargau hatte „der über Europa gegangene trübe Strom einer reſtaurirenden Politik vielen Schlamm abgeſetzt." Zſchokke kämpfte gegen Gönnerſchaftsweſen und Nepotismus, Titel- und Ordensſucht, ungleiche Vertheilung öffentlicher Laſten, gegen ungemeſſene Forderungen der römiſchen Curie — kurz gegen jene Uebelſtände, deren Folgen noch heute in den Eingeweiden der Schweiz wühlen. Und den Ernſt dieſer ſo unſeligen Kämpfe begriff vielleicht Niemand ſo ſchnell, wie er. So ſchrieb er an ſeinen Ittner: „Der Kampf iſt groß; auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht ſo viel entſchieden, als mit Feder und Dinte. Iſt aber Dinte genug verſpritzt, könnte die Reihe wieder an's Blut kommen." Von allen Seiten wurde ihm der Krieg erklärt, auch der Bürgermeiſter und kleine Rath des Standes Aargau äußerten ihm bemerklich ihre Ungnade. Der Schweizerbote ward einer ſtrengen Cenſur unterworfen, da ließ er die Lücken offen. Endlich ſollte er einmal den Namen des Verfaſſers eines freiſinnigen Aufſatzes im Boten nennen, oder ſich ſcharfer Maaßregeln gewärtigen. Er that es, legte aber im Sommer 1829 ſämmtliche Stellen nieder, die ihm von der Regierung anvertraut waren. „Ich ſchämte mich — ſchreibt er

— einer ihrer Beamten zu ſein.“ So ging ſein Vorſatz, mit dem ſechszigſten Jahr ſich ämterfrei zu machen, noch vorher in Erfüllung.

Die Julirevolution Frankreich's ließ auch in den gewerbs- und bildungsreichern Kantone der Eidgenoſſenſchaft den Ruf: Verfaſſungsreform! erſchallen. Im Aargau ward es unruhig. Zſchokke erklärte ſich für den Fortſchritt und regte neuen Zorn ſeiner Gegner auf. Es kam zum Aufſtand, man glaubte, er habe Alles voraus gewußt; er ward in Schmähſchriften, auf der Kanzel u. ſ. w. zur Schau geſtellt. Allein er erhob keine Klage, feſt vertrauend, „die, Zeit deren aufgewühlter Strom ihn mit Unflat beſudelte, werde, wenn er einſt klarer flöße, ihn wiederum rein waſchen.“ Auch von Baſel her wurde er Zielſcheibe des Parteifluchs, weil er achtbaren Männern der Landſchaft die Spalten des „Schweizerboten“ zur Vertheidigung öffnete. Als Geſandter des Standes Aargau mußte er 1833 bei der Tageſatzung zu Zürich in dem harten, doch nothwendigen Beſchluß mitwirken, daß der Kanton in zwei ungleiche Hälften ſich ſchied. Im Verfaſſungsrath des Aargau's war 1831 beſchloſſen werden, daß jeder nicht geborene Schweizer von Staatsämtern ausgeſchloſſen ſein ſolle. Zſchokke trat aus; er wurde aber bei einer Umgeſtaltung der Dinge nochmals als Mitglied des großen Raths berufen. Mehr und mehr zog er ſich zurück, wenn gleich es anfangs ihm eigen zu Muth ward. Er ſagt: „So mag ungefähr dem ſein, der nach widerwärtiger Seefahrt unter den Füßen wiederum feſten Boden des Hafens fühlt, noch nicht an ſein Glück glaubt, ſich ſammeln und beſinnen muß, um ſich in die neuen Umgebungen zu gewöhnen, denen er entwöhnt iſt.“ Noch lag für die Zeit des beginnenden Alters eine Arbeit vor, nach welcher er ſich ſeit zwanzig und dreißig Jahren geſehnt, aber nie daran gewagt hatte. Er hatte ſchon 1814 an einen Freund geſchrieben: „Längſt ſchlepp' ich mich mit dem Vorhaben, meine Anſicht der Natur und Welt mir ſelber deutlicher darzuſtellen, und dabei vielleicht den Schleier der Iſis ein wenig zu lüften.“ Er kehrte alſo zu den Fragen zurück, die ſchon die Wißbegier des Knaben gereizt, den Jüngling bald in Schwärmerei, bald zu Zweifeln getrieben und ſelbſt den thatenreichen Mann im Gedränge des ſo bewegten Lebens nicht ganz verlaſſen hatten. „Ich ordnete nach und nach, und ſichtete die Menge vieljähriger Forſchungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derſelben zuſammen zu rechnen; um über das Räthſel des Daſeins und Soſeins in's Reine zu kommen; um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die eſotheriſche Religion des Greiſes zur Schau zu bieten.“ So begann er ſeine „Welt- und Gottanſchauung, den zweiten Theil der Selbſtſchau, ſeine Lieblingsbeſchäftigung vom ſechzigſten bis zum ſiebenzigſten Jahr. Indeſſen blieben ſeine zehn Sabbathsjahre, wie er ſie nennt, nicht allein behaglicher Beſchauung gewidmet. Früher ſchon hatte er den unglüklichen Kretinen Aufmerkſamkeit geſchenkt, an welchen es auch im Aargau nicht fehlt. Da der älteſte ſeiner Söhne als Naturforſcher darüber ſchrieb, ſo nahm auch der Vater den Gegenſtand wieder auf. Er rief ſeit 1836 eine Taubſtummenanſtalt in das Leben, ward ihr Präſident und ſeine Nanny übernahm freiwillig die Oberaufſicht des Haushaltes. Die ultramontanen Zerwürfniſſe wühlten inzwiſchen, wie noch heute, damals ſchon in der Schweiz; Zſchokke erhielt Auftrag, die Kloſtergüter im Aargau verzeichnen zu laſſen. Umſonſt ſträubte er ſich. Der Aufenthalt in den Klöſtern dauerte mehrere Monate. Zſchokke überzeugte ſich, daß hier für höhere Zwecke wenig oder gar nichts auszurichten ſei. Es erfolgte die Aufhebung der Klöſter im Aargau, die man ihm auch zur Laſt legen wollte. Ein frommer Aufruhr zu Bern und im Aargau ward bald gedämpft. Dies war 1835. Nun rüſtete man heimlich und wartete beſſere Zeit ab. Neuere Ereigniſſe ſind bekannt und dürfen hier unberührt bleiben. Zſchokke, nun ein Greis, fühlte doch nur die Anmuth dieſes oft geſchmähten Alters, denn ſagte er: „Je mehr ſich die Welt vor mir verdunkelt und verliert, um ſo weniger fühl' ich ihren Verluſt, um ſo heller tagt mir der beginnende Morgen einer andern Welt.“ Sein letztes größeres Werk eine „Selbſtſchau“ war ſeit Jahr und Tag vollendet, lag unter Schloß und Riegel und ſollte, wenn er todt wäre, von den Ueberlebenden ſeine Beſtimmung empfangen. Ein eigener Umſtand führte eine Nöthigung herbei, daß der Verfaſſer der „Stunden der Andacht“ einem lieben Jugendfreunde den ſo lang verſchwiegenen Namen nannte. Von Magdeburg aus wurde der Name öffentlich genannt. Jetzt beſchloß Zſchokke, auch die Selbſtſchau folgen zu laſſen. „Das Bild iſt wirklich vollendet“ — ſchrieb er einem Freunde. „Ich verſuchte es, mich ſo treu, wie möglich zu konterfeien; weiß aber nun doch nicht, ob ich damit zufrieden ſein ſoll? Die Stimmungen ändern. Auch iſt's ein gar zu langweiliges Ding, den Pinſel in der Hand, ſich immer und immer in dem Spiegel zu beſchauen. Man ſieht ſich zuletzt ſelber nicht mehr deutlich. Oeſters war ich auf dem Sprung, die ganze Arbeit zu zerreißen. Es koſtete Ueberwindung, ſie fortzuſetzen. Doch mußte ſie gethan ſein.“ Dies eröffnet uns einen eigenthümlichen Blick in das Gemälde ſeines innern Lebens. Noch mehr überraſcht die Verſicherung: „Während ich mit der Selbſtſchau beſchäftigt war, gerieth ich über zweierlei Dinge manchmal in nicht geringe Verwunderung. Es kam mir nämlich zuweilen vor, als wäre das Vergangene und Erzählte gar nicht geſchehen. In die freundlichen, ſtillen Verhältniſſe der Gegenwart hineingewöhnt fand ich's beinahe ſelbſt unglaublich, einen ſo bunten, unruhigen Traum des Lebens durchgelebt zu haben. Und doch ſprechen Tagebücher, Briefe und noch lebende Zeugen!“ — Unſere Erzählung des ſo bewegten Lebens von Zſchokke ſtützt ſich hauptſächlich auf die Selbſtſchau. Darin gibt ſich der offene, durchaus wahrheitsliebende und biedere Charakter kund. Hätte er gar nichts ſonſt geſchrieben als dieſe Entwicklungsgeſchichte eines äußern und innern Lebens, wir müßten ihm unter den bedeutenden Volksſchriftſtellern im höhern Styl dennoch einen Platz anweiſen. Dies Buch gehört zu den wenigen in der neueſten Literatur, in welchen uns eine ganze geiſtige Perſönlichkeit entgegentritt, die mit den reinſten und ſchärfſten Zügen von ſicherer Hand gezeichnet wird. Ueberall Adel der Seele, überall Tiefe des Gemüthes, mit liebenswürdiger Beſcheidenheit gepaart, überall heiliger Eifer für die höchſten Intereſſen der Menſchheit und Menſchenbildung. Der zweite Theil dieſer Selbſtſchau enthält die Welt- und Gottanſchauung, eine höchſt eigenthümliche Darſtellung ſeiner Gedanken über Kenntniß und Erkenntniß, Natur und Welt, über Geiſt, Gemüth und Gott. Für unſern Zweck, nämlich in Zſchokke den Mann des Volkes zu erkennen und zu ſchildern, liegt das Syſtem ſeiner Lebensweisheit ganz abſeits. Auch durch die gründlichſte und tiefſte Philoſophie wird Niemand zum Mann des Volkes, wenn anders er nicht, was er denkt und glaubt, im reichen Leben abſpiegelt. Dies that nun Zſchokke; es war daher unſere ſchwere Aufgabe, um nicht die eigenthümlichen Anſichten ſeiner Welt- und Gottanſchauung noch einmal beſonders anführen zu müſſen, in die Geſchichte ſeines Lebens eine Reihe ſeiner kernigen Ausſprüche zu verweben. Mit dieſen Stellen glaube ich zugleich die köſtlichſten Proben ſeiner Darſtellung in beiden Theilen der Selbſtſchau gegeben zu haben.

Lange vorher, ehe dieſe veröffentlicht wurde, leitete er die 1825 gegebene Auswahl aus ſeinen Schriften durch „lebensgeſchichtliche Umriſſe“ ein. Abgeſehen davon, daß dieſe Erzählung nur bis zum Jahr 1824 reicht, mithin achtzehn Jahre hinter der Selbſtſchau zurückbleibt, iſt ſie auch nur als Skizze ſeiner Mannesjahre zu betrachten; mehr darauf aus, ſein Wirken als Schweizer, Bürger und Staatsmann in flüchtigen Umriſſen zu zeichnen, als ſeine Geſammtthätigkeit für das Volksleben. Nirgends findeſt du darin Aufſchluß über die innere Entſtehung ſeiner größern Werke, nirgends jenen Tiefblick in das eigene Leben, wie hier. Noch wagte er nicht mit ſeiner Gott- und Weltanſchauung hervorzutreten; noch behält er das Geheimniß wegen der Stunden der Andacht für ſich; noch iſt er zu ſehr aufgeregt von dem nur eben verlaſſenen öffentlichen Leben, als daß ſich die einzelne Ergebniſſe einer klaren Selbſtbetrachtung ſondern und wie fertig geſtalten könnten. Die lebensgeſchichtlichen Umriſſe werden dadurch dürr und häufig ohne den Zuſammenhang, welcher uns ein Menſchenleben, das der Verfaſſer ſelbſt genoß und vor uns abrollt, dann ſogar denkwürdig macht, wenn es arm an Wechſel und Thaten blieb. Die Umriſſe können uns daher Zſchokke's Selbſtſchau keineswegs entbehrlich machen; ſie haben mich in vorſtehender Erzählung nicht geführt. Ebenſo wenig konnte dieſes eine fremde Beſchreibung des Lebens von Zſchokke. Der verſtorbene E. Münch gab eine ſolche, 1831. Zſchokke erwähnt ſie meines Wiſſens nirgends und er hat Recht. Ihr Verfaſſer war nicht der Mann dazu, wenn gleich er nach ſeiner wiederholten Verſicherung einige Zeit bei Zſchokke und mit dieſem in freundſchaftlicher Beziehung lebte. Der größte Werth dieſer Biographie, welche als Supplement zu Zſchokke's ausgewählten Schriften erſchien, beſteht darin, daß einige Reden Zſchokke's und ein Theil der Briefe desſelben an Ittner mitabgedruckt ſind, was freilich den Dank der Leſer verdient, welchen dieſe ſonſt nicht zu Gebote ſtehen; auch ſind die bis zum Jahr 1831 bekannten Werke aufgezählt und einige davon, nur zu kurz beurtheilt.

Durch ſeine Novellen und Dichtungen, die ich bisher nur beiläufig erwähnte, hat Zſchokke mehr Verbreitung in Deutſchland gefunden, als kaum ein anderer noch lebender Erzähler. Dies könnte auffallend erſcheinen, weil er weder neue Bahnen brach, wie Tieck in ſeinen Novellen, noch dem flachen und flauen Tagesgeſchmack huldigte, wie Clauren, noch die ſozialen Fragen in ſeine Darſtellungen aufnahm, wie die junge Schule. Allein es wird dieſer Beifall begreiflich, wenn man ſeine künſtleriſche Beſonnenheit, ausgezeichnete Charakterſchilderung, bewegliche Phantaſie und noch in den letzten Jahren glückliche Lebendigkeit des Vortrags erwägt und im Auge behält, daß man ihn erzählen hört, während andere Novelliſten oft nur gut zu ſchreiben verſtehen. Ich kann die Behauptung kaum übertrieben finden, „daß in dieſer Form der literariſchen Hervorbringung vielleicht kein anderer deutſcher Schriftſteller je ſo nützlich, ſo unmittelbar anregend und läuternd auf ſeine Mitwelt und durch dieſe auch auf die Nachwelt gewirkt habe.“ Allerdings fehlt es auch nicht bei ihm an Lobrednern, die das Maaß überſchreiten und daher eher empfindlichen Tadel ausſprechen. Am meiſten gefallen unter ſeinen Novellen: die Herrnhuterfamilie, worin er jene Eigenthümlichkeit ſeiner Erziehung abſpiegelt, nach welcher ſeine Söhne, um des Lebens Herr zu werden, neben dem wiſſenſchaftlichen Beruf ein Handwerk lernen mußten; es ſchwebt ein wunderſamer Gemüthsfriede über dieſer Erzählung, wie ihn jetzt ſchwerlich ein anderer Novelliſt wieder zu geben vermöchte. Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts geiſſelt die faulen und wunden Flecken unſers geſelligen Lebens ſcharf und zeigt uns eine Idylle, die zu tiefen Bedenklichkeiten anreizt; dieſe Novelle hatte, ſagt man, bei dem erſten Abdruck — in einem Hofkalender einer kleinen Reſidenz! — durch die Bequemlichkeit des Cenſors, der ſie wohl nicht las, ſich einzuſchmuggeln angefangen, als man dahinterkam und die Auflage einzog. Zſchokke ſchreibt darüber: „Wenn ich ſo zuweilen durchs Perſpektiv (der Zeitungen) in die Welt hinaus ſehe, aus meiner ländlichen Einſamkeit weg, kömmt mir's vor, als wäre die Zeit toll geworden. So entſtand mein armer „Narr,“ den Sauerländer ſeinem Bruder zu deſſen Almanach erbat. Mir war's gleich, in welches Irrenhaus man ihn zuletzt that“. Der Abend vor der Hochzeit verdient von jedem Brautpaar ſtudirt zu werden; es ſtellt uns jenen Vertrag dar, den Zſchokke ſelbſt, wie bereits erwähnt, mit ſeiner Nanny bei der Hochzeit abſchloß und deſſen Hauptgedanken, als bewährt gefunden, er in die Novelle einkleidete; — „wenn ſich von meinen Söhnen Einer vermählte“ — ſagt er — „hörte ſie das Brautpaar an einem der Abende vor der Hochzeit an.“ Ganz anderer Wendung ſind ſeine Abenteuer einer Neujahrsnacht, ſo gut erfunden und durchgeführt, daß es ſelbſt, von fremder Hand dramatiſirt, beifällig aufgenommen ward.

Nicht weniger iſt Adderich im Moos als Erzählung ausgezeichnet und wird bisweilen noch über Alamontade geſetzt. Die Verhältniſſe, Oertlichkeiten, Lieder und Sagen der Schweiz, ſowie handſchriftliche Chroniken boten dem Verfaſſer reichen Stoff; und iſt es auch unverkennbar, daß W. Scott's hiſtoriſche Romane zum Vorbilde dienten, ſo behält Zſchokke Originalität genug, um in vielen Beziehungen und Zügen das Vorbild ganz vergeſſen zu laſſen. — Die Entſtehung des Abelline iſt erwähnt. Zſchokke überarbeitete dies Stück in ſpäterer Zeit und ließ es ſo in den geſammelten Schriften drucken. Er bevorwortete daſſelbe als Schauſpiel, „deſſen Verfaſſer ſich ſchwerlich träumen ließ, daß das flüchtige Werk eines gefälligen Muthwillens bald auf allen deutſchen Bühnen lärmen, und ſogar zu Engländern, Franzoſen und Spaniern übergeben würde." Er hätte vielleicht die neuere Bearbeitung bei Seite liegen laſſen, wenn nicht der große Bandit nach dreißig Jahren auf einigen nahmhaftern Bühnen „friſcherdings" hervorgetreten wäre. Dies bewog Zſchokke'n, die ſpätere Bearbeitung zu veröffentlichen, „um wenigſtens ſeinerſeits zu beweiſen, daß er dem guten Geſchmack eine Jugendſünde abzubitten, mit voller Reue geneigt ſei." Von dramatiſchem Kunſtwerth kann dabei keine Rede ſein; es huldigte dem verdorbenen Geſchmack der Zeit, der an Rinaldo, Orlando, Schinderhannes — an Dolch- und Gräuelſcenen ſich ergötzte. Von den übrigen Schauſpielen deſſelben iſt auch nicht viel zu halten, etwa Julius von Saſſen macht eine Ausnahme.

Zſchokke iſt im Aeußern noch als Greis lebhaft, mit gemäßigtem Feuer, im Geſpräche geiſtreich, witzig und doch gemüthlich; dadurch wird ſein Umgang ſehr angenehm. Er weiß fremde Verdienſte hervorzuheben und zu würdigen, während er ſein eigenes in ein beſcheidenes Inkognito hüllt. Aus dieſem Grunde vermeidet er auch alle Feſtlichkeiten, die man auf ſeinen Reiſen ihm ſo gerne veranſtaltet, oder entzieht ſich, ſobald es nur angeht. Die gewöhnlichen Beſchwerden des Greiſenalters hält ſeine einfache und ſtrenge Lebensweiſe ſo fern, als dies in menſchlicher Gewalt ſteht. Schon 1821 ſchrieb er an ſeinen

Ittner: „Unbequem und unbehaglich mögen die Beſchwerden des Alters wohl ſein; aber ich tröſte mich damit im Voraus, daß auch die Kindheit und Mannheit nicht freier von Beſchwerlichkeiten ſind, als die Greiſenzeit, nur Alles in anderer Art, und daß der Geiſt nie altert, wenn auch ſein Werkzeug mürbe wird!“ Er hatte damit nicht blos des Freundes ſcherzhafte Aeußerung abgewieſen, welcher ſchrieb: „Ich ſehe ungefähr aus, wie ein Haus, das gut angeſtrichen iſt, in welchem aber innerlich hie und da die Decke herunterfällt, die Mauern Spalte bekommen, und der Stubenboden hie und da einbricht, wenn man ſtark auftreten will“; — er hatte auch, vorſchauend im Geiſte, ſich ſelbſt als Greis geſehen, wie er nun wirklich iſt. Das deutlichſte Bild erhält der Leſer, welcher ihm nicht Aug' in Auge geſchaut, aus der Steinzeichnung, die F. Haſler in Baden nach einem von Schrader gemalten Bilde vor Kurzem herausgab; Geſichtszüge und Haltung gehören auf demſelben nicht der frühern Zeit, ſondern der Gegenwart an. Am wenigſten gelungen iſt vielleicht das Titelportrait bei der Selbſtſchau; wiewohl von der Hand Eines ſeiner Söhne, wird es ſogar von dem übertroffen, womit die illuſtrirte Zeitſchrift den Jahrgang 1847 eröffnet.

Möge dem Greis noch lange die Lebensſonne leuchten, und will ſie einmal, nach der alten Weltordnung untergehen, ſei es mit dem tiefempfundenen Abſchied, von dem er in einem Brief an Ittner ſpricht: „Bei allen Unſterblichen! Wenn ich einmal meine 80 oder 90 Jahre trage, und meine Nanny, mein Theodor oder Emil gehen dann früher zu unſerer Allmutter in's Bett, als ich, ſo werde ich den Scheidenden die Hand drücken, vielleicht nicht ohne Wehmuth, nur um mit einer Thräne dankbar das ſchöne Leben zu ſegnen, und ſagen: Gute Nacht, ſchlafet wohl! Wir finden uns im Arm des unendlichen, lieben Vaters wieder; dann ſind wir wahrſcheinlich noch ſeliger, als wir's hier zuweilen mit einander waren. Gute Nacht, Herzensweib! gute Nacht, Sohn und Tochter! Noch fünf Minuten oder Jahre, dann bin ich wieder bei euch! Und wo ein Gott iſt, da iſt's ſo ſchlimm nicht, da iſt Seligkeit. Ihr ſeid wohl aufgehoben, und ich bin's auch bald!“ —

Zſchokke iſt Mann des Fortſchrittes. Der letzte Zug an dem hier aufgerollten Lebensbild ſei darum ſeine Anſicht über das *Fortſchreiten der Menſchheit*:

„In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegenſätzlich in ſich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geſchlechtern und Arten der Geſchöpfe auseinander; alle wieder unter ſich in Körperbau, Lebensweiſe, Trieben und ſeliſchen Fähigkeiten verſchieden. Wie mannigfach iſt die Familie der Hunde, vom Dächſel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Dieſelbe Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geſchlechtern der Bären, Katzen, Affen u. ſ. w. wahr. Nur im Geſchlecht der Menſchen fehlt ſie, dem wahrſcheinlich jüngſten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsſtrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe, aber der Menſchenſchlag von Kaukaſern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbenen u. ſ. w. bietet keine ſo große Verſchiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung die Ungleichheit der Raſſen. — Doch nicht dies iſt der eigentliche Vorzug des Menſchen. Der Menſch erhält ihn durch die *Begeiſtung* ſeines Körpers. Alle Sterblichen haben ein und daſſelbe Geſetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtſein des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geiſter ſind *keine* Geſchlechter, Gattungen und Arten; nur *verſchiedene Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten*. Und alle, auf jeder Stufe, ſind mit Sehnſucht nach Vollendung erfüllt, und alle ringen aufwärts, ſich in ihren mannichfaltigen Verhältniſſen und Zuſtänden einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt. Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Geſetze verharrt die Natur, wenn auch nur ſeit der Menſch ſie kennt, beim Wechſel ihrer Erſcheinungen, mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere ſind heute nicht anders, nicht wunderbar und vollkommner, als vor Jahrtauſenden. Aber wie anders ſteht das über den Erdball verbreitete Menſchengeſchlecht da, wie vor Jahrtauſenden! Wohl iſt's noch dasſelbe, ſeiner Geſtalt, ſeinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh; nicht aber überall mehr iſt's, was es uranfänglich dem Geiſte nach geweſen. Wer läugnet oder bezweifelt das Fortſchreiten der Menſchheit in Kenntniß und Erkenntniß, in ſittlicher Veredlung, in ſchönern Gefühlen? — Mag uns dies Fortſchreiten im Lauf der Jahrtauſende langſam dünken: aber es iſt thatſächlich vorhanden. Wie ſich der Säugling allmählich von der Thierheit entſtrickt, ſo die Menſchheit, welche ſich immer mehr entthiert. — Wahr iſt's, weiſe und tugendhafte Männer, edle und freie Geiſter, haben auch längſt vor uns gelebt; aber wer ſtellt es noch in Frage, daß ſie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Chriſti leuchtet? Wahr iſt's, einſt auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzuſtreifen. Aber wie einſt nur wenige, einzelne Städte, ſo glänzen, und heller, in unſern Tagen große Völker und zum Theil einige Welttheile. Wahr iſt's, jene Glanzpunkte ſind längſt erloſchen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Said und Meroe liegen in in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker iſt nicht Untergang oder Rückfall der Menſchheit in alte Wildheit und Finſterniß. Wahr iſt's, auch unter den geſittetſten Nationen unſerer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie ſie die Vorwelt ſah; inmitten chriſtlicher Tempel noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddhiſten u. ſ. w. wohnen Tauſende, die Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Apoſt. Geſch. 10, 35.) Wahr iſt's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menſchen auf Erden ſich kaum der fünfte oder ſechſte Theil bis zu der Stufe der Halbbarbarei oder Civiliſation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtauſenden ſah man auf dieſer Stufe noch nicht den millionſten Theil!“

„Und was ſind denn ſechs Jahrtauſende? Sechs Tropfen im uferloſen Ocean der Zeiten! Das Fortſchreiten der menſchlichen Geiſter, ja die Entwickelung alles Weſenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufſteigen des finſtern Abgrunds zu wundervoller Verklärung und Selbſtverherrlichung iſt — warum ſoll ich's nicht mit Gewißheit ausſprechen, da ihr die helle Erfahrung als Zeugin zur Seite ſteht? — iſt das allgemeinſte Geſetz im endloſen Weſenreich und All Gottes.“

Auch in dieſer Stelle beſtätigt ſich Zſchokke's Behauptung, die Kunſt des Schreibens beſtehe überhaupt darin, den Geiſt des Leſers in Selbſtthätigkeit zu bringen, und ihn mehr errathen zu laſſen, als man ihm ſagt.

Als Anhang möge hier noch ein unbefangenes Urtheil über Zſchokke folgen, das zugleich die Urſachen ſo vieler Anfeindungen, die dieſer Mann des Volkes erleben mußte, ganz richtig beleuchtet. Dr. Schacht theilt es in ſeiner Schrift „über Unſinn und Barbarei in der heutigen deutſchen Literatur“ mit, die hauptſächlich gegen Menzel gerichtet iſt. Dieſer war unter Andern Zſchokke's heftiger Gegner. Nun iſt Menzel's Stimme längſt verſchollen, aber Schacht's Urtheil behält hier noch ſein Gewicht. Er ſagt: „Wieland's Wort im Agathon, daß die Künſte nur an der Hand der Grazien und der Weisheit zur Veredelung des Menſchengeſchlechtes beitragen, hat einſt mehr gegolten als jetzt. Die Jünger der romantiſchen Philoſophie ſcheinen eben ſo wenig von den Grazien, als von der Weisheit zu wiſſen. Wie könnten ſie ſonſt Schriften voll geſunden Verſtandes, heitern Witzes und echter Lebensweisheit herabſetzen, während ſie das ſalzloſeſte Gewäſch verehren, wenn es nur romantiſch bunt iſt! — Dies hat unter andern Zſchokke erfahren, ein Schriftſteller, der zu den vorzüglichſten unſerer Zeit gehört, ſowohl wegen ſeiner klaren angenehmen Sprache, als wegen des gediegenen Inhalts ſeiner mannigfachen Werke, worin er belehrt, während er nur zu ergötzen ſcheint, und ergötzt, wo er belehren will. Es iſt auffallend, daß ſelten ein Autor ſo häufig und ſo ungerecht angetaſtet und geſchmäht worden iſt, wie er. Was kann der Grund davon ſein? Wir wollen den Verſuch machen, es zu erklären.

Zſchokke war zugleich Autor und thätiger Geſchäftsmann, beides ſchon ſehr jung. Es verſteht ſich alſo, daß ſeine Kraft, die er auf das verſchiedenartigſte anwandte, ſpäter reifen mußte, als wenn ſie nur auf einen Punkt allein ſich gerichtet hätte; und ſo bedurft' es bei ihm längerer Zeit, gediegen in der Literatur zu werden, obwohl ſein Talent lebhafter Darſtellung und überaus gewandter Rede, von vielſeitigen Kenntniſſen geſtützt, ſchon in frühen Jugendſchriften bemerkbar iſt. Wie aber ſein geiſtiges Spiel zu größerm Ernſt, die jugendlich üppige Rede zu größerer Klarheit kam, ſo mußte, weil er im öffentlichen Leben thätig geweſen und ſich gewöhnt hatte, bei plötzlichen Ereigniſſen und Verlegenheiten ſtets der Mann auf dem Fleck zu ſein, auch der Fortſchritt ſeiner literariſchen Gediegenheit nur um ſo bedeutender werden. Es verband ſich mit der gezügelten Phantaſie ein Reichthum von Anſichten der Welt, die unmittelbar aus der Erfahrung geſchöpft waren. So ſtieg er raſch und bis zur Verwunderung derer, die ihn früher geleſen und wenig beachtet hatten, empor.

Ebendies hat zweierlei Urtheile über ihn veranlaßt. Das Eine iſt das unvollſtändige, das ſich auf ſeine unreifen Jugendarbeiten ſtützt und des Glaubens blieb, er könne ſchwerlich bedeutendere Werke geſchrieben haben. Zudem arbeite er viel und verſteige ſich, den Titeln zufolge, aus der Romanwelt auch in die hiſtoriſche, und wohin man wolle. — Dieſer Beurtheilung gegenüber entſtand die Andere, die nur den gereiften Autor im Auge hatte und ihn höchſt achtbar fand. Ein zweiter Grund ſo mancher ungünſtigen Ausſprüche über ihn ſcheint in ſeinen politiſchen Verhältniſſen zu liegen. Er war in die Schickſale der Schweiz verflochten. Zur Zeit der Umwälzung und Wiederherſtellung war er einer der tüchtigſten und thätigſten Männer ſeines neuen Vaterlandes.

Natürlich bei der Heftigkeit der Parteien in den Kantonen ſelbſt und der Kantone gegen einander, mußte ein Charakter wie der ſeinige, der nicht zu laviren, nicht auf den Achſeln zu tragen verſtand, ſondern ſich ernſt und entſchieden für das ruhig Bedachte, für das zweckmäßig Angeordnete, und überhaupt ohne Anſehen der Factionen für Wahrheit und Recht nach ſeiner Ueberzeugung ausſprach, eben ſo viel Gegner bekommen, als es Widergeſinnte und Träger von Parteifarben gab. Dieſe betrachteten ſeine Handlungen entweder aus Irrthum in falſchem Lichte oder ſuchten ſie gefliſſentlich in ein ſolches zu ſtellen, und vereinten daher gern ihre bürgerlichen Anſichten mit jener unvollkommnen äſthetiſchen, die eigentlich nur Vorurtheil war; während die Kenner ſeines Thuns ihn als Biedermann ſchätzten und ſich denen anſchloſſen, die auch literariſch den vorzüglichen Autor in ihm erkannten.

Der treffliche Mann, vom ſeltenen Kern des Charakters und Talents, ſcheint ſich wenig oder gar nicht darum gekümmert zu haben, was man im Leben aus politiſchen und in der Bücherwelt aus äſthetiſchen Gründen über ihn urtheilen mochte. Er ſchritt auf ſeiner Bahn ſelbſtſtändig fort, thätig in Aemtern, thätig mit der Feder, leiſtend was wenige ſo vielſeitig geleiſtet haben. Auch ward es anerkannt. Die Achtung ſeiner Mitbürger ward in immer größerm Maaße ihm zu Theil und, wie zu Haus ſo in der Ferne, wuchs die Zahl ſeiner Leſer und Verehrer.

Die deutſche Literatur zählt ihn jetzt unbedenklich zu ihren belehrendſten Schriftſtellern. Seine baieriſche Geſchichte iſt noch übertroffen; der geiſtreiche Kenner derſelben, Herr von Lang, geſteht es ein. Seine geſchichtliche Zeichnungen aus der neueſten Revolutionszeit der

Schweiz ſind ſo köſtliche Spezialwerke, wie die deutſche Sprache deren wenige beſitzt, wahre republikaniſche Kabinetsſtücke, wenn man ſo ſagen darf. — Seine Schweizergeſchichte für's Volk iſt eine Arbeit, der keine einzige kurzgefaßte Geſchichte Deutſchlands gleichkommt; ſie vereinigt bündige Kürze mit Verſtändlichkeit, Energie des Styles mit lebhaftem Erzählungston und Freimüthigkeit mit beſonnenem Urtheil. Im Goldmacherdorf beſitzen wir ein Volksbuch, das mit Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud zu vergleichen iſt, nur mit dem Unterſchied, daß Peſtalozzi wohl die ſchadhaften Flecke und das moraliſche geiſtige Elend des Volks kannte, aber — mit Ausnahme ſeiner unſterblichen Einwirkung auf die Unterrichtsweiſe — nichts zur Verbeſſerung des Volkslebens aufzuſtellen vermochte, was ſo praktiſch ausführbar wäre. — Brauchen wir noch jener politiſchen und kirchlichen Aufſätze zu wähnen, die ſeine „Miscellen“ und mehr noch die „Ueberlieferungen“ mit ſolchem Gehalt ausſtatteten, daß ſie zu den vortrefflichſten Zeitſchriften ihrer Art gehörten, deren Ende noch immer bedauert wird?

Und derſelbe für Wiſſenſchaft und Volkswohl thätige Schriftſteller iſt zugleich der gewandte Erzähler, der mit Recht die poetiſchen Erzeugniſſe ſeiner Feder „Erheiterungen“ benennt, weil ſie ihn ſelbſt und unzählige Menſchen ergötzen, während ſie doch immer den auf Herz und Geiſt wirkenden Denker und ſittlich fühlenden Mann zugleich verrathen. Man gedenke nur der ſchönen Novelle „ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts,“ oder der Darſtellung Friedrich Wilhelm's I. im „Feldwebel“ oder der geiſtreichen Erzählung: „Wer regiert denn?“ und unter den größeren Romanen des „Freihofs von Aarau.“

Dieſes Urtheil ward von Dr. Schacht ſchon im Jahr 1828 in der genannten Schrift veröffentlicht.

Latour d'Auvergne,

Frankreich's erſter Grenadier.

Von

Georg Lommel.

„Alle Menſchen ſind von Geburt aus frei
und gleich und bleiben es in ihren Rechten.“

Franzöſiſche Conſtitution von 1791.

Latour d'Auvergne.

Geboren am 23. November 1743 zu Carhaix,
Gefallen am 27. Juni 1800 im Treffen bei Neuburg an der Donau.

Touts les hommes naissent et demeurent
libres et egaux en ses droits.

Constit. Franc. 1791.

Auf einer ſteinigen Anhöhe zwiſchen den beiden Pfarrdörfern Unterhauſen und Oberhauſen, unfern der Straße, die aus Donauwörth gen Neuburg führt, im baieriſchen Regierungsbezirke Schwaben-Neuburg, ragt das Grab des großen franzöſiſchen Volksmannes Theophile de la Tour d'Auvergne. Links und rechts, das iſt nördlich und ſüdlich, halten bald zwei gleichlaufende waldige Bergketten die Blicke des Beſchauers auf; frei dagegen ſchweifen ſie oſtwärts in das Dunſtrevier des Donaumooſes, freier noch gegen Sonnenniedergang, wo in die Urzeit des Iſters und Licus verſchwiſterte Wellen ein breites, nunmehr vom Grün und Gold der Saaten überfloſſenes Thalland furchten. Dieſe Mittenfläche oder Gaſſe wird von obigem Grab beherrſcht. Ohne Zwang findet ein poetiſches Gemüth die Aehnlichkeit zwiſchen der Naturhöhe und dem dominirenden Prinzip, welches die mächtig durchgreifende Heldenſchaar, an deren Spitze ehevor unſer Todter kämpfte, dazumal beſeelte und begeiſterte.

Latour's Thaten leben nicht blos in den Jahrbüchern der franzöſiſchen Republik; auch das Pantheon der Weltgeſchichte enthält ſeinen Namen. Deſſen Pforte hat ſich ihm aber nicht dadurch erſchloſſen, daß er vom fünfzehnten bis zum ſiebenundfünfzigſten Jahre für Vaterland und Freiheit die Waffen trug, und in zahlreichen Schlachten, Treffen und Gefechten bei zwanzig Mal durchlöchertem Hut und Mantel als Vordermann ſeiner „hölliſchen Colonne" mittelſt des von ihm erſt praktiſch eingeführten Bajonnettgebrauchs ſo häufig den Sieg entſchied; nicht dadurch, daß er, bekannt mit mehr denn zwanzig Sprachen, ſein vorzügliches Gloſſarium und „Origines" ſchrieb; endlich nicht dadurch, daß er als ein Muſter militäriſcher Disziplin und bürgerlicher Sittlichkeit noch jenes glühende Menſchengefühl hegte, welches ihn Verwundete, ja ſelbſt verwundete Feinde mit Lebensgefahr aus dem Kampfgewühle tragen ließ. Jeder dieſer Seiten gebührt ein beſonderes Denkmal; zur Einführung in den eigentlichen Tempel der Unſterblichkeit jedoch bedarf es einer ernſteren Probe, bedarf es vor Allem der ununterbrochenen Uebereinſtimmung zwiſchen Denkungsart und Handlungsweiſe, was ſchon auf der untern Stufe „Charakter", auf der Höhenlage aber ein großer Charakter heißt. Ein ſolcher großartiger Charaktermenſch war der Mann von Carhaix.

Mancherlei Beweggründe können der erſten franzöſiſchen Revolution, der Hauptlebensperiode des Latour d'Auvergne, unterſtellt werden, mehrere darunter von verwerflicher Beſchaffenheit; andere dagegen werden mit Recht den erhabenſten Regungen der Menſchenſeele beigezählt. Dieſe Letzteren entſtammen großen Theils dem ſogenannten Amerikanismus, einer Ideen- und Thatenſchule, die am Schluſſe des berühmten Befreiungskrieges in der großen Trennungsſtunde ſo vieler heimkehrenden Helden zunächſt aus Washington's perſönlichen Freunden ſich bildete, und dabei das Leben des Römers Cincinnatus zum Vorbild nahm. Die ewigen Menſchenrechte in alter wie in neuer Welt auf nur edlen Wegen geltend zu machen: ward die allgemeine Satzung dieſer formfreien Verbrüderung, bezeichnend genug, um ſie vom Terrorismus und jeſuitiſch handelnden Revolutionären ſtets zu unterſcheiden. Manches Bruders ſpäteres Wirken ehrte freilich mehr das Herz als den Kopf — wir gedenken hier der Gironde und Lafayette's; — allein die Geſchichte in ihrer Moralität richtet bekanntlich nach dem Willen und nicht nach Erfolgen.

Auch unſeres Bretagner's Ideal ſchillerte in römiſch-amerikaniſcher Farbe. Was der Jüngling aus dem Tacitus und Seneca gelernt, dafür hatte der Mann im vierten Erdtheil gehandelt. Die Erinnerung glorreicher Tage ſchwamm mit über den atlantiſchen Ocean, doppelter Mahnruf in der unterdrückten, tiefgeſunkenen Heimath. Frankreich's Wiedergeburt mit ihren furchtbaren, tödtlichen Wehen begann. Dem geheimen und offenen Clubweſen von Natur aus abgeneigt, ſuchte und fand Latour ſeinen Wirkungskreis in der Armee, damals dem Kerne der Nation, der Vereinigung der beſten Franzoſen. Hier die Doktrine der angeborenen Gleichheit in einer ſichtbaren Form, in ſeinem ganzen Sein zu verwirklichen, ſetzte er ſich zum Ziel, und dafür kämpfte er nun den großen Kampf der Entſagung, reich an Opfern geiſtiger und materieller Art. Nachdem er im Jahre 1782 aus der damals ſchon anſehnlichen Stelle eines Capitäns in die eines gemeinen Freiwilligen zurückgetreten war, und, bei Mahon's Belagerung zum Commandirenden ernannt, ſich ſelbſt nur zum Adjutanten des Herzogs von Crillon erklärt hatte, ſchlug er fortan jede Belohnung und Beförderung, Orden und Ehrenbezeugung ſowohl gegenüber der eigenen Landesregierung, als einem fremden Monarchen aus, und blieb in Tracht und Löhnung, in Koſt und Liegerſtatt, in Reihe und Glied wie am Raſttage ein — gemeiner Grenadier. Nur einmal, im Jahre 1793, als es den achttauſend franzöſiſchen Grenadieren in Spanien an einem tüchtigen Heerführer gebrach, konnte Latour durch Hinweiſung auf die allgemeine Gefahr, jedoch nur unter Ablehnung jedes Titels und äußeren Ehrenzeichens, zur momentanen Uebernahme des Oberbefehls bewogen werden. Bei Ankunft eines geeigneten Nachfolgers vertauſchte er ſogleich den Feldherrnſtab mit der Muskete. Nach einer zweiunddreißigjährigen Dienſtzeit, in ſeinem Sterbjahre, beſaß derſelbe keine anderen Beweiſe nationaler Dankbarkeit als einen Ehrenſäbel und das Patent als „Frankreich's erſter Grenadier."

Der Zweifel: „hätte ein ſo tüchtiger Mann ſeinem Volke nicht mehr nützen können als Befehlender denn als Gehorchender?" kann leicht beſeitigt werden. Der Grenadier Latour d'Auvergne wohnte jedem Kriegsrath, jeder wichtigeren Verhandlung bei, wo allgemeines Wohl und Weh berathen wurde. Da nun zeigte er tiefen Blick und beredte Zunge, dieſelbe Kraft des Wortes wie der That. So erfüllte er gleichzeitig die Pflichten des oberſten Strategen und des unterſten Taktikers, und ward durch dieſen Verband der großen Kette Schlußglied, die Seele der meiſten Operationen ſeiner Heerabtheilung. Der gemeine Krieger, der einen ſolchen Mann „Kamrad" nannte, mußte natürlich von edlem Selbſtgefühl und allen wohlthätigen Folgen desſelben, dabei vom nachhaltigen Sinn der Ordnung und Ausdauer erfüllt werden; hinwieder erſchien kein Offizier ſo hochgeſtellt, als daß er die Kamraden eines Latour anders als mit Hochachtung und Liebe hätte behandeln können. In dieſer Wechſelwirkung liegt das Geheimniß, was den Angriff der alten franzöſiſchen Grenadiere unwiderſtehlich und deren ſeltenen Rückzug unzertrennlich machte, und unter dem Conſul und Kaiſer Napoleon, der die begeiſternde Behandlungsart des gemeinen Mannes nicht erſt erfinden, ſondern nur fortſetzen durfte, jene ſtaunenswerthen Kriegs- und Siegeswunder geſchehen ließ. Dazu hat ohne Zweifel unſeres Mannes Beiſpiel den erſten Impuls gegeben, und ſelbe erloſch nicht mit ſeinem Leben; es leuchtete über das Grab hinaus wie die deſſen Herz einſchließende Silberkapſel, welche der Bannermeiſter des ſechsundvierzigſten Regiments auf ſeinem dunkelfarbenen Gewande trug. „Il est mort, mais son coeur est entre nous!“ antwortete es bei'm morgendlichen und abendlichen Namensaufruf der dortigen Grenadiercompagnie.

Der ſo entſchiedenen und entſcheidenden Laufbahn hat das nicht immer ungerechte Geſchick großer Menſchen ein entſprechendes Ende beigeſellt. Als Tapferer von tapferer Hand zu fallen, hielten ſchon die beſſeren Völker des Alterthums für die ſchönſte Todesart. Die Kriegsdromete des ſcheidenden Jahrhunderts rief abermals die franzöſiſche Republik in den Waffenkampf mit dem übrigen Europa. Der berühmte Krieger beſchäftigte ſich eben auf ſeinem Landgute zu Paſſy mit den Wiſſenſchaften, als er hörte, daß der einzige Sohn und Ernährer ſeines hochbetagten Freundes Lebrigand Conſcribirter ſei. Sogleich ſtellte er ſich als Erſatzmann. Grenadier der Maſſena'ſchen Avantgarde durchkämpfte er nun den blutigen Feldzug des neunundneunziger Jahres an den ſogenannten Ruſſengräbern in Helvetien. Im nächſten Frühling ging's unter Moreau über den Rhein. Die vorherige Berufung in den geſetzgebenden Körper hatte Latour d'Auvergne mit den Worten abgelehnt: „Ich verſtehe nicht, Geſetze zu machen, ſondern nur, ſie zu vertheidigen.“ Eine Kette ſiegreicher Gefechte bei Stockach und Engen, Möskirch und Biberach unterwarf das Schwabenland und öffnete nach einem neuen Siege bei Höchſtett das Herz Baiern's. So erſchien der 27. Juni 1800, mit ihm das Treffen bei Neuburg an der Donau.

Der Theil der republikaniſchen Armee, den der Feldherr Lecourbe führte, hatte beim Städtchen Rain den Lechfluß paſſirt, und ſchob nun die von Montrichard befehligte Vorhut gegen das öſtreichiſch-baieriſche Heerlager vor Wagenhofen. Schon war Unter- und Oberhauſen vom franzöſiſchen Bajonet erſtritten worden, als der gegenüberſtehende Feldzeugmeiſter Kray durch die baieriſchen Subſidientruppen unter Zweibrücken, Deroy und Wrede die zu kühn vorgedrungenen Gegner angreifen und werfen ließ. Hartgedrängt, blutig wichen die Gallier über Unterhauſen und Straß zurück. Hier ſchlug der Schlachtengott auch den lange Gemiedenen. Wie gewöhnlich der Letzte beim Rückzug und dieſes Mal dazu noch verwundet, war derſelbe von einem Reitertrupp überraſcht worden. „La garde meurt, mais elle ne se rend pas!“ hat weit vor dem Tage von Waterloo und bei den Muthigen aller Nationen als ein den rechten Weg weiſender Spruch gegolten. Noch zeigt man am öſtlichen Eingang des Dorfs Unterhauſen die bisweilen grünenden Wurzelreiſer eines abgeſtorbenen Birnbaums, in deſſen Nähe Frankreich's erſten Grenadier die tödliche Lanze eines kaiſerlichen Uhlanen traf. Nach vollbrachter That floh der Feind, wie einige wollen, von heraneilenden Freunden des Zuſammenſinkenden erreicht und vernichtet. Der Sterbende aber ward in's Dorf getragen; erſt nach geraumer Zeit in der dortigen Förſterwohnung verhauchte er die Heldenſeele, entweder nach früher gewichenem Bewußtſein, ſomit ſchmerzlos; oder, wie bei Epaminondas, das Körperleiden verklärt zur Seelenluſt, als in der Scheideſtunde der Sonne und des Lebens die allbekannte vaterländiſche Siegesweiſe aus dem von Lecourbe, Montrichard und Grandjean wiedergewonnenen Dorfe Oberhauſen gleich einem Wallhallarufe herüberklang.

Das ſteinige Erdreich des eingangs beſchriebenen Hügels hatte zumal im Drange der Kriegsläufte kaum ein anderthalb Fuß tiefes Eingraben zugelaſſen. In dieſen ſeichten Raum einer ſechs Fuß langen und fünf Fuß breiten Grube wurden am 28. Juni vier Leichen ohne Sarg gelegt, nemlich die des Brigadiers Forty und zweier jugendlicher Krieger, mit dem Haupte von Norden gegen Süden gekehrt; entgegengeſetzt, alſo nordwärts ſchauend und zwiſchen den Dreien in der Art, daß Forty zur Linken und das mit verſchlungenen Händen beerdigte Freundespaar zur Rechten blieb, etwas erhöht oder gleichſam auf den Uebrigen gebettet — Latour d'Auvergne. Hierauf hatten die Begrabenden noch anderthalb Fuß gemauert, ſo daß nunmehr die ganze Grabeshöhe drei Fuß betrug. Dieſe Maſſe ſollte die Grundlage eines Denkmals bilden. Nachdem auf die Nachricht von Latour d'Auvergne's Verſcheiden der Generaliſſimus Moreau angeordnet, daß alle Fahnen und Trommeln der Rheinarmee ſich in ſchwarzes Tuch hüllten, ſämmtliche Offiziere auf Monatsdauer Florbinden trugen, dann für immerdar die Compagnie-Stelle dieſes Grenadiers unbeſetzt bleibe, beſchloß die Regierung zu Paris auch noch die Aufrichtung eines Monuments aus Stein. Gefertigt während des parsdorfer Waffenſtillſtandes hatte es am 20. September 1800 ſeine Vollendung erreicht. Am darauffolgenden Tage zog der franzöſiſche Stadtcommandant zu Neuburg, umgeben von der dortigen Magiſtratur und dem Stabe des Generals Souham, voraus das Muſikcorps des zweiten Huſarenregiments, nach Oberhauſen. Bei der Schranke der Grabesſtätte empfing derſelbe den oberhäuſer Pfarrer, und führte ihn während eines Trauermarſches zur oberſten Denkmalsſtufe. Hier vollzog der Prieſter nach römiſchem Ritus die Einſegnung. Eine zahlloſe Menſchenmenge aus Stadt und Umgegend ſah und bewunderte die feierlichernſte, tiefgerührte Stimmung der ſonſt nicht leicht der Rührung zugänglichen Kriegsmänner. Nach Beendigung der Ceremonie geleitete der Anführer den Pfarrer wieder an das Schrankenthor, verlas ſodann die Lebensgeſchichte Latour's, und ſchloß mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ Dreimal rief's nach ihm ſeine Schaar, beim Klange der marſeiller Hymne in die Stadt marſchirend, und bald von da in die Wahlſtatt, wo ſie die Siegesgöttin den Tod des großen Kamraden rächen ließ. Vierzehn Tage ſpäter brachte der Oberfeldherr Moreau in Begleitung von ſechs Generalen den Manen ſeines Freundes an deſſen Ruhehügel das letzte Opfer.

Das zunächſt mit eiſerner Kette und in weiterm Umkreis mit einem Holzgeländer umfangene ſteinerne Denkmal, welches in Form eines Katafalks die Länge von Oſt nach Weſten nahm, nördlich auf ſeinem breiten Theile die Inſchrift trug: „A la mémoire de Latour d'Auvergne,

premier grenadier de France, tué le 8ième messidor, an 8 de l'ére républicaine, 27 Juin 1800," auf der entgegengeſetzten Südſeite aber: „**A la mémoire de Forty, chef de la 46 demie brigade d'infanterie française, tué le 8ième messidor an 8 de l'ére républicaine, 27 Juin 1800"** lag nach der Julirevolution durch den Zahn der Zeit, vielleicht auch durch menſchliche Unbill faſt zerfallen. Eine der bourboniſchen Reſtaurationsregierung hievon gemachte Anzeige ſoll von der derſelben äußerſt gleichgiltig aufgenommen worden ſein. Auch das Julikönigthum der jüngern Linie mochte ſich lieber mit der Apotheoſe eines Cäſar als der eines Brutus beſchäftigen. So ergab ſich für eine ſonſt ſtreng monarchiſch geſinnte Staatsregierung die vielleicht nicht unerwünſchte Gelegenheit, „dem mit republikaniſchen Ideen umgebenen Thron" auf ſeinem eigenen Felde zu begegnen. Unter'm 19. Februar 1837 befahl der König von Baiern die Wiederherſtellung des Grabdenkmals für den erſten Grenadier der franzöſiſchen Armee Latour d'Auvergne in der Art, daß die frühere Inſchrift als geſchichtlich ohne Aenderung beibehalten, jedoch zur beſſern Dauer in Erz gegoſſen, der Ort mit einer ſchattigen Pflanzung umgeben, dahin ein bequemer Fußpfad von der nahen Heerſtraße geleitet, und die ganze Anlage der Aufſicht der Behörde und der Pflege eines Dieners unterſtellt werde. Nach vorheriger Graböffnung *) — das Aufſetzen des neuen, um eine Staffel erhöhten und darum weit ſchwerern Sockels hatte eine Unterſuchung des Fundaments nothwendig gemacht — wurde der Königsbefehl in ſeinen Einzelheiten vollzogen, und von Neuem winkt nun das ragende Mal des Republikaners dem Wanderer der Tiefe zu — nicht mehr beleidigt vom längſt entſchlafenen Volkshaſſe, beſſer als durch die Landesregierung geſchirmt durch den täglich wachſenden Geiſt der Humanität, endlich auch ungeſtört von Freunden, nachdem die Meinung, daß Frankreich die Aſche ſeines Sohnes reklamiren werde, ſich als grundlos erwieſen hat. Was frommt Staub ohne Leben? Und lebt ein thatgebärendes Gedächtniß fort, wozu dann noch unfruchtbare Knochen? Schöner, gefühlerregender als unter der Monumentenmaſſe des pariſer Pantheons würde der gekrönte Plebejer Gallien's, der vereinſamte Kaiſer am einſamen Strande der Felſeninſel fernerhin geruht haben. Der Schlußvers des Liedes, welcher in den Jahren 1814 und 1815 von den galliſchen Gräbern deutſcher Jünglinge über den alten Rhein herübertönte, hallt jetzt von einem Donauhügel am Ufer der Seine wider, der Vers:

---

*) Dieſelbe fand am 3. August 1837 unter Leitung eines baieriſchen Baubeamten und in Gegenwart des Schreibers dieſer Zeilen ſtatt. Sämmtliche Gebeine zeigten ſich wohlerhalten, durch die kittende Erde in förmliche Skelette gefügt, bei Forty noch von ehemaliger Derbheit und Fette zeugend, bei den beiden Soldaten, deren ſchönen Zähne unausgefallen, vom Tod der Jugend. Noch ließen die gemiſchten Handknochen derſelben erkennen, daß man die Fleiſchhände der Leichname verſchlungen hatte. Latour's Ueberreſte unterſchieden ſich durch den feinen Schädelbau, durch das noch erhaltene, in einen Zopf gewundene und mit der Silbernadel befeſtigte Hinterhaupthaar, durch die modernen Hemd-

„Wer ſeinen Tod im heiligen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im — Vaterland.“

---

knöpfe, die er und der Brigadier, die Soldaten dagegen von gröberer Sorte trugen Nach dieſer Recognition deckte man die geordneten Gebeine wieder mit Erde zu, und ſchloß mit altem und friſchen Gemäuer die ganze Fläche. Einige Reliquien des erſten Grenadiers jedoch, die bei der Wiederbeerdigung vergeſſen worden, hat der Verfaſſer dieſer Abhandlung im Jahre 1840 der Stadt Carhair bei Gelegenheit einer Denkſteinſetzung für ihren größten Bürger zugeſandt. (Siehe die amtliche Correſpondenz der Präfekturen der Departements Bas-Rhin und Finiſterre in der ſtraßburger Zeitung l'Alſace Jahrgang 1840.)

Friedrich Spee, Balthaſar Bekker
und
Chriſtian Thomaſius.

Von

Eduard Duller.

Wer ſich der Menſchheit höchſtem Zweck geweiht,
Der ſchreitet kühn voran durch's Grau'n der Nächte,
Und ob ihn auch verkenne ſeine Zeit,
Mit ſeinem Leben bricht er Bahn dem Rechte,
Ihn führt die Wahrheit, die er treu befreit,
Stets lebend von Geſchlechte zu Geſchlechte.

D.

Friedrich Spee,

(geb. 1591 zu Kaiserswerth, geſt. am 7. Auguſt 1635 zu Trier.)

Balthaſar Bekker,

(geb. am 20. März 1634 zu Metslawier in Friesland, geſt. am 11. Juni 1698 zu Amſterdam).

Chriſtian Thomaſius,

(geb. am 1. Januar 1655 zu Leipzig, geſtorben am 23. September 1728 zu Halle).

Wie ſchön biſt du, mein Vaterland! Auf deinen Fruchtfeldern woget ſanft, wie vom Odem Gottes bewegt, die reifende Saat; auf deinen ſonnigen Hügeln drängt ſich die ſchwellende Traube aus Laubfülle hervor; ſtolz heben deine Eichen und Buchen ihre ſtattlichen Kronen; deine Ströme, deine Straßen dienen dem friedlichen Völkerverkehr; und ob auch nicht jede Stunde Jedem heiter iſt, ob auch Sorge und Noth, die böſen Gäſte, ſich in manchem Haus, in mancher Hütte einfinden mögen und drohen, als wollten ſie das Obdach nicht wieder verlaſſen, — über jeder Hütte und jedem Haus, über den Giebeln der Städte und den Höfen der Dörfer, über den friſchen Furchen, die der Pflug gezogen, ſchwebt doch mit leiſem Flügelſchlag der Engel der Hoffnung. Schallt auch die Klage über die Noth des Augenblicks noch ſo laut, erſcheint dem thränengetrübten Blick die Zukunft auch noch ſo dunkel, — wo der Geiſt hell iſt und im Willen redet, da iſt nichts unrettbar verloren, da iſt nicht zu verzweifeln. Nur wo in Nacht und Nebel auch der Geiſt gefangen iſt und den Willen hat zum Knecht werden laſſen, da iſt tiefſte Noth, da iſt furchtbarſter Jammer, denn da iſt ein Volk im ſittlichen Kern und Mark ſeines Daſeins bedroht. Aber auch dann verzweifle es nicht! Dann bedarf es wohl des muthigen Durchgangs durch's allerfurchtbarſte Leid; in Schmerzen muß es wiedergeboren werden und ſich verjüngen, in Schmerzen, die alles verzehren, was an ihm ſiech und verloren iſt, ſo wird der heilige Kern wieder klar und herrlich zu Tage kommen und alle Fülle der Werdekraft ſich aus ihm entfalten. — Wer ſieht es dieſen Saatfeldern unſeres Vaterlandes an, daß einſt ein Hagelſchlag, ein Nachtreif, ein Regenguß, welcher auf dieſem oder jenem Acker die Aernte verdarb, auch noch Menſchenleben gekoſtet hat? Wer ſieht es dieſen grünen Triften, darauf die Heerden weiden, wer ſieht es ihnen an, daß der geringſte Unfall, der einſt ein Stück der Heerden betraf, mit tauſend Thränen, Seufzern und Qualen von ſchuldloſen Menſchen aufgewogen wurde? Wer ſieht es dieſen Eichen und Buchen, der grünen Pracht unſerer Forſte, an, daß auf den Stellen, wo ſie jetzt ragen, einſt andere ſtanden, die da gefällt worden ſind, um Holz für Scheiterhaufen zu liefern? Wer ſieht es dieſen von Dampfſchiffen durchfurchten Strömen, dieſen von Dampfwagen durchſauſten Landwegen an, daß ſie einſt die Bahnen waren, auf welchen ein mörderiſcher Wahn, in der einen Hand die Bibel, in der andern ein blutbeflecktes Geſetzbuch, langſamer als jetzt, aber mit entſetzlicher Sicherheit von Ort zu Ort zog? Wer ſieht es dieſen heitren, ſonnigen Rebenhügeln des Rheins, der Moſel, des Mains, wer ſieht es den Ufern der andern deutſchen Ströme, wer ſieht es den Höhen, die ſich im offenen Lande erheben, an, daß ſie einſt Altäre waren, auf welchen angeblich zur größern Ehre Gottes und im Namen Desjenigen, der da ſagte: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden laſſe ich euch," Menſchen geopfert worden ſind, und zwar durch Menſchen, welche dieſelbe Sprache redeten, wie ſie, — Kinder, Jungfrauen und Jünglinge, Männer und Ehefrauen, Greiſe und Greiſinnen, Bauern, Bürger, Adelige, Prieſter und Nonnen? Und wieviele? Hunderttauſende! Und warum, was war ihr Verbrechen? Sie hatten kein Verbrechen begangen, und doch geſtanden ſie ein Verbrechen, welches überhaupt nie irgendwo anders vorhanden geweſen iſt, als — in der durch Aberglauben entflammten Einbildungskraft! O wie viel Gräuel haben dich ſchon befleckt, heilige Erde des Vaterlandes, immer dann, wenn deine Menſchen nicht Manns genug waren, für ſich ſelber einzuſtehen, wenn ſie fremde Sprache, fremde Sitte, fremden Aberglauben und Wahn, fremdes Recht und Geſetz ungeſtört dich betreten, ungehindert von dir Beſitz ergreifen ließen! Da hing immer Eins mit dem Andern zuſammen, da griff immer Eins in's And're, auf daß Alles insgeſammt dir zum Verderben werde. Alles in Einem, im furchtbarſten Bilde zeigt dies Verderben — der Hexenprozeß, der nicht blos Hunderttauſende von Menſchenleben vertilgte, ſondern auch wie eine Seuche das Sittlichkeitsgefühl des Volkes zu vergiften drohte.

Um ſo mehr verdienen denn aber auch jene Männer im Bewußtſein des Volks zu leben, welche dieſem unſeligen Hexenprozeß, dieſem Frevel gegen Gottes ewige Weltordnung, dieſer Verhöhnung der von Gott verliehenen Vernunft und alles Rechts, unerſchrocken entgegentraten, welche ihr Daſein im Kampf gegen die Herrſchaft des Aberglaubens und der Willkür vollverwertheten. Wahrlich auch ſie ſind Helden, Helden der Geſittung, ob auch erſt ſpäte Geſchlechter die Früchte ihrer Geiſtesſiege ärnteten. Solche Wohlthäter der Menſchheit ſind Friedrich Spee, Balthaſar Bekker und Chriſtian Thomaſius, deren Leben und Wirken ich nun ſchildern will.

Zunächſt einige Blicke auf die Ausbildung und Ausbreitung des Teufelsglaubens, auf die Urſache der Verfolgung von Zauberern, und auf den Hexenprozeß! Dieſe Darſtellung iſt nöthig, damit man die volle Bedeutung jener Männer würdigen kann.

Wie iſt es möglich, ſo fragt wohl jeder Vernünftige des heute lebenden Geſchlechts, daß in der Religion, welche nach ihrem Stifter Jeſus Chriſtus die chriſtliche heißt, der Glaube an einen Teufel, als einen mächtigen Widerſacher Gottes, an einen Widerchriſt (Antichriſt), an eine Verbindung der Menſchen (Zauberer, Hexen) mit dem Teufel, entſtehen konnte? Laßt uns hierbei unterſcheiden zwiſchen Chriſti Religion und der Kirche! In der Religion, welche Jeſus Chriſtus verkündigte, hat dieſer Teufels- und Zauberglaube keinen Platz. Wohl aber in der chriſtlichen Kirche, welche im Laufe der Zeiten etwas ganz Anderes geworden iſt, als die von Jeſus Chriſtus verkündigte Religion.

Jeſus Chriſtus wollte das Gottesreich auf Erden verwirklichen; die Kirche, welche ſich nach ihm nannte, hat dies Gottesreich — verweltlicht. Jeſus Chriſtus offenbarte dieß Gottesreich in der Kindſchaft aller Menſchen zu Gott, alſo in ihrer brüderlichen Gleichheit unter einander vor dem ewigen Weltenvater, und in der ſittlichen Freiheit jedes einzelnen Menſchen; — die chriſtliche Kirche hob dieſe Gleichheit und Freiheit auf, ſie ſtellte der ganzen Gemeinſchaft aller Glaubensgenoſſen einen bevorzugten und bevorrechteten Prieſterſtand nicht bloß entgegen, ſondern auch über dieſelbe (über die ſogenannten Laien), und gleichwie nun dieſer Prieſterſtand ſich zum Herrſcher der Kirche aufwarf, ſo erfand er auch Glaubensſätze, welche die menſchliche Willensfreiheit und die Möglichkeit des ſelbſteigenen Gelangens zur Heiligung, ohne eine Vermittlung der Kirche, als ſündlich verwarfen. Jeſus Chriſtus hatte die Einheit aller ſeiner Nachfolger auf den alleinigen Grund einer unausſchließlichen Gottes- und Menſchenliebe geſtellt und dadurch ſeine Religion zu einer allumfaſſenden gemacht, ihr dadurch die unermeßliche Zukunft eröffnet: Weltreligion zu werden. — Die Kirche, welche ſich nach ihm nannte, ſuchte ihre Einheit in der Einförmigkeit der von ihr aufgeſtellten Lehrbegriffe, welche gleichſam ihre Reichsgeſetze waren, in der Ausſchließung aller Derjenigen, welche denſelben aus Ueberzeugung die Unterwerfung verſagten. Die Kirche behauptete ſomit: nur in ihr ſei der Weg zur Seligkeit, außer ihr ſei kein Heil. Und dieſe Behauptung war allerdings richtig, inſofern nämlich, als die Kirche, wie geſagt, ſtatt der geiſtigen Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden, ein in ſich abgeſchloſſenes geiſtliches Weltreich bildete, deſſen Glieder demſelben dadurch angehörten, daß ſie an die Autorität der Hierarchie als an etwas Göttliches glaubten und in dieſem Glauben nun auch die ſogenannten Heils- und Gnadenmittel, welche ihnen die Hierarchie als Entgelt für den unbedingten Gehorſam darbot, als wirkliche Heils- und Gnadenmittel annahm; wer alſo durch Zweifel an jener Autorität, ja durch Entziehung des Gehorſams von dem geiſtlichen Weltreiche ſich ſelbſt ausſchloß, für den waren folgerecht jene Heilsmittel nicht vorhanden. Die zur Hierarchie gewordene Kirche ließ es übrigens dabei nicht bewenden. Sie deutete jenen Satz anders, indem ſie dazu fügte, daß, wer nicht durch ſie — die „alleinſeligmachende" — ſelig gemacht werde, nothwendig verdammt werde. Hierdurch aber vernichtete die Hierarchie gerade die eigentliche Katholicität der chriſtlichen Religion, d. h. jene Allumfaſſung, wie ſie Jeſus Chriſtus beabſichtigt und als ſeine Abſicht ausgeſprochen. Sie vernichtete dieſelbe, damit der Prieſterſtand herrſchen könne; die ſogenannte Einheit der ſogenannten alleinrechtgläubigen, alleinſeligmachenden Kirche, ſie war weiter nichts als der bindende Zwang des alleinherrſchenwollenden Prieſterſtandes.

Dieſe Alleinherrſchaft aber konnte allmälig nicht Genüge haben an der bloßen Ausſchließung oder Selbſtausſchließung der Andersgläubigen, der Zweifler an ſpäteren Kirchenlehren, der Zweifler an der Untrüglichkeit des Prieſterſtandes. Je mehr ſich die Herrſchaft deſſelben aus dem ariſtokratiſchen Regierungsſyſtem, (dem epiſkopaliſchen) in das monarchiſche (päpſtliche) verwandelte, je mehr das Oberhaupt dieſer kirchlichen Monarchie ſich als Statthalter Chriſti, ja Gottes auf Erden geltend zu machen ſuchte, um ſo mehr erſchienen nun alle Diejenigen, welche eben daran zweifelten, welche eben Dem widerſtrebten, welche dafür an der von Chriſtus verkündigten „Freiheit der Kinder Gottes“ feſthielten, um ſo mehr erſchienen ſie als Rebellen wider Gott ſelbſt; und deſſen Stellvertreter auf Erden hielt ſich nun nicht bloß für berechtigt und verpflichtet, ſie aus der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen, ſondern auch, ſie auszurotten und zu vertilgen. Solche vermeintliche Frevler und Empörer wider den ewigen Gott bezeichnete denn die herrſchende Kirche als Häretiker (Ketzer).

Schon lange vor Chriſti Geburt waren in das Judenthum die orientaliſchen Vorſtellung von zwei mit einander ſtreitenden Grundweſen, einem guten und einem böſen, eingedrungen, und aus dem Judenthum hatten ſich dieſe Vorſtellungen allmälig auch in's Chriſtenthum herüber verpflanzt. So wie das Chriſtenthum zur Staatsreligion im römiſchen Reiche wurde, kam nun auch der altheidniſche Zauberglaube Griechenland's und Rom's zu dieſen vom Judenthum überkommenen Vorſtellungen und vermiſchte ſich mit denſelben. Das Gleiche war der Fall, als das Chriſtenthum, und zwar bereits durch ſolche fremdartige Einmengungen getrübt, und bereits in der hierarchiſchen Form, zum Theil durch äußere Gewalt zu den Völkern germaniſchen Geſchlechts verpflanzt wurde. Die altheidniſchen Vorſtellungen von der Götter-, Geiſter- und Zauberwelt waren in den zum Bekenntniß des Chriſtenthums gebrachten oder genöthigten Menſchen keineswegs mit einem Male erſtickt; ſie erſchienen nur mehr in der Färbung jener abergläubiſchen Vorſtellungen, welche die Hierarchie als chriſtliche gelten ließ, und welche die erhitzte Einbildungskraft der Mönche und Einſiedler noch weiter ausbildete und vermehrte.

Der nothwendige Kampf zwiſchen den beiden Naturen des Menſchen, der thieriſchen und der göttlichen, welcher durch die heiligſte, eben nur dem Menſchen eigenthümliche Macht, durch die Willensfreiheit entſchieden werden muß, dieſer Kampf erſchien den befangenen Vorſtellungen nicht als etwas Urſprüngliches, ſondern als die Wirkung zweier ſtreitender Grundkräfte, Gottes und des Teufels. Bald konnten die Häupter der herrſchenden Kirche, welche eine uranfängliche Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menſchen annahmen, bald konnten ſie, zum Theil ſelbſt überzeugt von der Wahrheit der Glaubensſätze, welche ſie als alleinwahre aufſtellten, nichts anderes annehmen, als: daß alle, welche daran zweifelten, dieß aus Einwirkung des böſen Grundweſens, des Teufels, thäten, welcher, als Widerchriſt (Antichriſt) das Reich Chriſti (die Kirche) vernichten wolle! So betrachtete nun die herrſchende Kirche alle von ihr mehr oder minder unabhängigen Chriſten oder die ſogenannten Ketzer als ſolche, welche durch den unmittelbaren Einfluß des böſen Grundweſens bewegt worden ſeien; und die Erſchütterung der ſogenannten Einheit der Kirche, nämlich: die Nichtanerkennung der von ihr als allein gültig aufgeſtellten Lehrbegriffe, die Nichtanerkennung der von ihr als alleinbeſeligend angebotenen Heilsmittel und Gebräuche, endlich die Nichtanerkennung der von ihr für untrüglich ausgegebenen Autorität des Prieſterſtandes, galt nun folgerecht als ein Werk des Satans, ausgeführt durch die Ketzer, welche ſich beſonders mit ihm verbündet hätten.

So wie ſich nun einmal die phantaſtiſche Vorſtellung eines ſolchen Teufelsbündniſſes ausgebildet hatte, ſo wie ſie zur fixen Idee geworden war, mußte man ſich doch wohl auch fragen: Welche Zwecke beabſichtigte denn jeder von den beiden Theilen, die einen ſolchen Vertrag abſchloſſen, welche Leiſtungen hatte jeder zu erfüllen, und durch welche Formen wurde der Vertrag rechtskräftig? Ueber den Zweck des Teufels war man, wie bereits erwähnt worden, nicht im Zweifel; man nahm an: er wolle dem Reich Gottes ſein eigenes gegenüberſtellen, das Letztere durch Anwerbung von immer mehr Seelen ſtets vergrößern, um endlich das Erſtere vernichten zu können. Was nun aber die Abſichten Derjenigen betraf, welche ſich, von der herrſchenden Kirche abweichend, mit dem Teufel verbanden, ſo kam man in einer Zeit, da die Kirche einen großen Gegenſatz des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, des Dieſſeits und Jenſeits annahm und alles Irdiſche für unbedingt ſündhaft hielt, ganz folgerecht zu der Anſicht: die Ketzer ſuchten durch ihre Verbindung mit dem Böſen allen möglichen irdiſchen Gewinn, Reichthum, Macht, Ehre, Befriedigung der ſinnlichen Luſt; dieß verſchaffe ihnen der Teufel, wogegen ſie auf alles ewige Heil verzichteten. Damit nun ein ſolches Bündniß rechtskräftig werde, dazu genügte — nach der ganzen Folgerichtigkeit des Wahnes — die bloße Abtrünnigkeit von der Kirche nicht; dazu war erforderlich, daß der Ketzer und Teufelsbündner Gott ſelbſt förmlich abſchwöre und dagegen den Teufel als ſeinen Herrn und Meiſter erkenne, welcher ihm hienieden für längere oder kürzere Zeit, und welchem er hinwieder für die ganze Ewigkeit dienen müſſe. Endlich konnte man ſich den Abſchluß eines ſolchen Vertrages nicht vorſtellen, ohne daß darüber eine förmliche Urkunde aufgeſetzt und durch Unterſchrift ausgefertigt wurde. Man ging aber hierbei einen Schritt weiter: weil der Vertrag überhaupt ein Löwenvertrag war, ſo bedurfte er nur der Unterſchrift eines Theiles, des Menſchen nämlich, welcher ſich zur Dienſtbarkeit des Teufels verpflichtete, und zwar ſtatt mittelſt Tinte, mittelſt des Bluts, welches man ja, wenn nicht als Quelle des Lebens ſelbſt, ſo doch in geheimnißvollem Zuſammenhang mit der Seele ſtehend, betrachtete. Durch dieſe einſeitige

Ausfertigung des Vertrages aber wurde derſelbe gleichſam zum Gegenſtück, zur Parodie jener chriſtlichen Abſchwörungsformeln, wodurch der Heide, welcher, zum Chriſtenthum bekehrt, Bürger des Gottesreiches werden ſollte, dem Dienſt ſeiner bisherigen Götter entſagte. Ganz in gleicher Weiſe erhielt denn überhaupt das ganze Chriſtenthum in dem eingebildeten Teufelthum ſeine vollſtändige Parodie: die chriſtlichen Tugenden in den teufliſchen Laſtern, die chriſtliche Weltentſagung und Eheloſigkeit in teufliſchem Fraß und Völlerei, in ſcheußlicher Buhlſchaft der Zauberer und Hexen mit böſen Geiſtern, der chriſtliche Gottesdienſt, ja ſogar das heilige Abendmahl in den Hexenſabbathen. Weſſen Herz muß nicht empört ſein über die frevelhafte Gottesläſterung, welche dieſen Anſichten zu Grunde liegt, über die Entweihung der einfachſten, vernünftigſten, reinmenſchlichſten Religion, der Lehre Jeſu Chriſti, über dieſe Herabwürdigung der Vernunft, über dieſe Verwirrung und Zerſtörung aller Begriffe von Sittlichkeit!

Wir ſahen, wie gleichlaufend die Begriffe von *Ketzerei*, als einem Verbrechen, und von *Zauberei*, als Gottesläſterung, ſich in der Kirche und durch dieſelbe ausbildeten, wie die Wurzeln beider Syſteme mit ihren feinſten Faſern ineinander griffen. Bald werden wir dieſen Zuſammenhang zwiſchen beiden noch auffallender wahrnehmen. Doch ſehen wir *zunächſt*, wie jene Vorſtellung von der Macht böſer Geiſter, von dem Bündniß der Menſchen mit ihnen, von Zauberei und Hexerei, der *Hierarchie* nützte und diente.

Ueber die ſchwachen Gemüther, die ſtets in abergläubiſcher Furcht vor tauſend und abertauſend Nachſtellungen unſichtbarer Feinde Gottes und der Menſchen zitterten, über ſolche Gemüther konnte die Hierarchie am leichteſten *herrſchen*. Solchen Gemüthern bot ſie alle Schutz- und Rettungsmittel dar, von denen ſie ſagte, und von denen jene glaubten, daß *ſie allein* dieſelben beſäße, das Gebet der Prieſter, die Meſſe, den Ablaß, die Reinigung der Seele durch die Ohrenbeichte und den Genuß des wirklichen Leibes und Blutes Chriſti, in welches der Prieſter, als von Gott beſtellter Mittler, Wein und Brot im h. Abendmahl zu verwandeln die Kraft beſäße (eine Lehre, welche übrigens erſt achthundert und einunddreißig Jahre nach Chriſti Geburt durch den Mönch Paſchaſius Radbertus aufgeſtellt wurde). Außerdem bot die Hierarchie noch ihre andern Weihen, ſie bot ihre Segnungen lebloſer Dinge als geheimnißvolle Gegenmittel, ſo geweihtes Waſſer und Salz gegen Teufelsgewalt und Zauber; ſie bot ihre Amulette, Räucherungen, Reliquien, Mirakelbilder, und zwar alles dies noch obendrein in der Regel nicht unentgeltlich. Die armen, bethörten und in der Geiſtesunmündigkeit erhaltenen Menſchen bezahlten alſo auch noch ihre Erhaltung im Aberglauben! Die Hierarchie wurde ſomit durch deſſen ſorgliche Pflege und Ausbreitung nicht bloß immer mächtiger, ſie wurde dadurch auch reich!

Doch kam auch noch ein anderer Beweggrund für ſie dazu, den Teufels- und Zauberglauben zu ſchützen. Sie fand durch kluge Benützung deſſelben auch das einzig durchgreifende Mittel, um ſich der Ketzer in Maſſe zu entledigen. Da nämlich die herrſchende, ſogenannte „rechtgläubige“ Kirche, die ſogenannten „Irrgläubigen“, oder „Ketzer“ nur aus ihrer Gemeinſchaft auszuſtoßen, aber auf den bloßen Grund des Irrthums hin nicht auch auszurotten vermochte, ſo mußte ſie einen andern Grund haben, auf welchen hin ſie ſolche Männer, welche der unumſchränkten Macht und Autorität der Hierarchie gefährlich waren, dem weltlichen Gericht zur Beſtrafung und Vertilgung übergeben konnte. Einen ſolchen Grund fand ſie nun in der Annahme, welche ich bereits erwähnt habe, daß nämlich die Ketzer zugleich Zauberer ſeien. Zur Beſtrafung der Ketzer hatte die Staatsmacht anfänglich kein Geſetz; zur Beſtrafung der Zauberer durch dieſelbe glaubte man mißverſtandene Satzungen fremder Völker aus entſchwundenen Zeiten anwenden zu dürfen und zu müſſen. So gab denn die Kirche, welche ſich untrüglich nannte, dem Staate die Ketzer, die er als ſolche nicht beſtrafen konnte, als Zauberer an, zu deren Beſtrafung ſie ihn unter Verweiſung auf jüdiſche Vorſchriften und römiſche Geſetze aufforderte, obwohl das in denſelben unter dem Namen der „Zauberei“ mit Todesſtrafe bedrohte Verbrechen ein ganz anderes war, als das, was die Hierarchie unter dieſem Namen begriff, nämlich Teufelsbündniß.

Der Staat, der ſich gewöhnte, der Hierarchie zu gehorchen, der Staat, der nichts ſein ſoll, als die höchſte Rechtsmacht, wurde nun durch jene zum Inhaber einer unumſchränkten Gewalt erklärt, und ſeine vollkommenſte Willkür wurde durch ſie geweiht, jedoch nur inſofern ſie, und nur ſo lange ſie dazu diente, die Macht der Kirche zu erweitern! So richtete nun der Staat, auf die Anklage und Beweisführung derſelben Kirche hin, welche ihn als untergeordnet betrachtete, ein Verbrechen, welches gar nicht exiſtirte; für ſolche Verbrechen, welche Niemand beweiſen konnte, beſtrafte er Menſchen, welche der herrſchenden Kirche im Wege waren. So erniedrigte er ſich zum Büttel derſelben, ſo riß er ſelbſt, in unſeliger Verblendung, die Stützen nieder, welche er in den Feinden der herrſchenden Kirche gegen ihre wachſenden Anmaßungen, gegen ihre ſtaatsfeindlichen Zwecke und Beſtrebungen hatte. Aber über das Gebiet der Weltgeſchichte ſchreitet die Vergeltung, eine hehre und heilige Macht, in den Gleiſen der Thaten und unter ihren Blicken reifet die Saat daraus. Kaiſer, wie die beiden hohenſtaufiſchen Friedriche, liehen der Kirche den weltlichen Arm zur Vertilgung der Ketzer-Zauberer, und was war der Dank der Kirche dafür? Daß ſie, als die Hohenſtaufen ihrem Streben nach Weltherrſchaft kühn und beharrlich entgegentraten, durch alle erdenklichen Mittel, durch Bewaffnung der Völker gegen die Fürſten, der Söhne gegen die Väter, der Brüder gegen die Brüder, der Fremden gegen die Nationalitäten, das ganze große, herrliche Geſchlecht der Hohenſtaufen bis zur letzten Wurzel ausrotteten! Die weltliche Macht, welche der Hierarchie dazu diente, die Inquiſition gegen Ketzer in's Werk zu richten, empfand auf's Schmerzlichſte das Uebergewicht der erſteren. Die Inquiſition, ſcheußlichen Andenkens, war nur die Schweſter des Hexenprozeſſes, fluchwürdigen Gedächtniſſes. Dies Geſchwiſterpaar ſchürte die Flammen der Scheiterhaufen für einen und denſelben Zweck. Bei allen Prozeſſen gegen Ketzer hatte die Kirche alle Gräuel, welche nur die verdorbenſte Einbildungskraft erſinnen kann, als Grundbedingungen und als Folgen der Zauberei heraufbeſchworen, um ſie den ſogenannten „Ketzern" zur Laſt zu legen. Dieſe Ketzer, dieſe Katharer, Waldenſer und Albigenſer, deren Sittenreinheit die in Lüſte jeder Art verſunkene „rechtgläubige" Geiſtlichkeit auf's Tiefſte beſchämte, wurden von ihr als Ungeheuer an ſittlicher Verworfenheit gebrandmarkt; es gibt keine Art von Niedertracht, welche die Hierarchie nicht erſonnen hätte, um ſie jenen beizumeſſen, die ſie als ihre Gegner fürchtete, und die ſie deßhalb verderben wollte. Allerdings gaben die von den Glaubensſätzen der herrſchenden Kirche abweichenden Chriſten der Hierarchie eine willkommene Veranlaſſung zur Verdächtigung dadurch, daß ſie ihre Lehren und Bräuche, ſowie ihre gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte geheim hielten. Wurden ſie aber zu ſolcher Geheimhaltung nicht gezwungen durch die raſende Verfolgungsſucht ihrer an Zahl ſo überlegenen geiſtlichen Gegner und deren weltlicher Helfer? Jene Geheimhaltung diente nun der herrſchenden Kirche trefflich, um die öffentliche Meinung über die Gebräuche und über die Zuſammenkünfte der ſogenannten „Ketzer" zu täuſchen, ja, man muß es geradezu herausſagen, frech zu belügen. Um jene ſo recht dem Abſcheu preiszugeben, verbreitete man das Gerücht, „daß ſie ein Thier oder Thierhaupt anbeteten, das in den Teufel überging, der bald als ſchwarzer Geiſt, bald als lichter verführeriſcher Engel, thieriſch am liebſten als Kater oder auch Kröte ſichtbar wurde; bei ihren Zuſammenkünften ſollen ſie Kinder geſchlachtet, deren Blut im Mehl oder Aſche geknetet, und nach Löſchung der Lichter unter einander Unzucht getrieben haben; neugeworbene Genoſſen zeichneten ſie durch Nadelſtich, dabei wurde dem Schöpfer geflucht, dem böſen Feind gleich weltlichen Herren durch einen Kuß Huld und Treue geleiſtet. Das Anbeten und Küſſen des Bocks (weil man ſich in uralter Ueberlieferung den Teufel bocksfüßig vorſtellte) und des Katers wurde gerade den Ketzern ſchuldgegeben, deren Name ſogar davon hergeleitet worden iſt,*) wiewohl mit der gefliſſentlichen Abſicht, ſie in der Meinung des Volks recht tief herabzuwürdigen; denn das griechiſche Wort „Katharos“, woher das deutſche Ketzer ſtammt, bedeutet zu deutſch: „der Reine!“ So ſehen wir alſo immer wieder, wie die Hierarchie ſich des von ihr gepflegten Zauberwahnes bediente, um ihre Ketzerverfolgung durchführen zu können; „Waldenſerei“ (Vauderie) und „Hexerei“ waren im Wörterbuch der Hierarchie gleichbedeutend geworden.

Das Syſtem, welches einen Teufel und Teufelsbündniſſe erſchuf, um die Menſchen dadurch zu Sklaven der Hierarchie einzuſchüchtern, welches den Teufel zum Glaubensartikel, und welches die Teufelsbündniſſe zu Grundlagen von Anklagen und Todesurtheilen machte, dieß Syſtem hatte Jahrhunderte lang üppig und ſchamlos fortgewuchert. Tauſend und Abertauſende von edlen, ſittenreinen Menſchen, welche keine andere Schuld trugen, als die, daß ſie der Weltmacht der Kirche die ſelbſterrungene Ueberzeugung ihrer Seele nicht unterwerfen, die freien Nacken nicht beugen, die erkannte Wahrheit nicht durch feiges Schweigen verläugnen und verrathen wollten, waren als Ketzer, Tauſende und Abertauſende von „Ketzern“ waren als Kreuzverächter, als Teufelsanbeter, als Teufelsbubler, als „Zauberer“ hingeſchlachtet, erwürgt, den Flammen geopfert worden. Die „alleinſeligmachende“

---

*) Grimm. Deutſche Mythologie (2. Aufl.) S. 1018.

Kirche, welche jene Tauſende, die ſie einſt gefürchtet, vertilgt hatte, triumphirte; ſtolz wähnte ſie, für immerdar ihre Ferſe ſetzen zu können auf die gefeſſelte Vernunft, auf das geſchändete Menſchenthum; im jauchzenden Uebermuth verkündigte ſie die Entſcheidung ihrer Alleinherrſchaft, ihrer Weltherrſchaft.

In dieſem Zeitpunkte war es, — ein Jahr ſpäter, nachdem zu Eisleben in Deutſchland dem Bergmann Hanns Luther ſeine fromme Hausfrau ein Söhnlein geboren hatte,*) das in der Taufe den Namen Martin erhielt, — in dieſem Zeitpunkt der höchſten Blüte der geiſtlichen Weltherrſchaft, da ſie uns auch mit der Büchercenſur beſchenkte, war es, daß — am 5. Dezbr. 1484 — Papſt Innocenz VIII., „der Verfolger der Huſſiten und Waldenſer,“ „der Vater von ſieben natürlichen Kindern,“ auch „der Vater wurde des achten unnatürlichen, das in ſeinen Wirkungen ſeine Brüder um Jahrhunderte überlebt hat“,**) des „Hexenprozeſſes“. An dem genannten Tage erließ nämlich Papſt Innocenz VIII. die Bulle, welche mit den Worten: „**Summis desiderantes affectibus**“ beginnt. In dieſer Bulle erklärte er, er habe vernommen, daß in einzelnen Gegenden Oberdeutſchland's, ſowie im Mainziſchen, Kölniſchen, Trierſchen, Salzburgiſchen und Bremiſchen viele Perſonen beiderlei Geſchlechts, uneingedenk ihres eignen Heiles und vom katholiſchen Glauben abweichend, mit dämoniſchen Incuben und Succuben unzüchtige Gemeinſchaft hielten, und durch Beſchwörungen, Zaubereien, Hexereien u. dergl. die Kinder der Frauen, die Jungen der Thiere, die Früchte des Feldes, des Weinſtocks und der Bäume zu Grunde richteten, Menſchen und Vieh mit inneren und äußeren ſchmerzvollen Krankheiten behafteten, Männer und Frauen an Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht verhinderten, daß ſie außerdem den Glauben, den ſie in der heiligen Taufe angenommen, mit gottesläſterlichem Munde abſchwören und noch ſonſt allerlei Ruchloſigkeiten, Ausſchweifungen und Verbrechen auf Anſtiften des Feindes des Menſchengeſchlechts begingen, zum Untergang ihrer Seelen, zur Beleidigung der Majeſtät Gottes, zum verderblichen Beiſpiel und Aergerniß ihrer Mitmenſchen. Nach dieſen Anführungen kam nun ſogleich der eigentliche Hauptzweck des Papſtes in ſeiner Bulle zum Vorſchein. Das war aber kein anderer als der: die Macht der päpſtlichen Inquiſitoren (Glaubens- und Ketzerrichter) in Deutſchland zu befeſtigen, vor deren Unterſuchung das Laſter der Zauberei, als Ketzerei, gehörte. Da der Papſt nämlich wiſſe, daß die beſtellten Inquiſitoren durch einige Kleriker und Laien, die „mehr zu wiſſen ſtrebten, als nöthig ſei“, (ſo bezeichnete Innocenz VIII. im Styl der Hierarchie die Männer der Wahrheit und des Freimuths) an der Beſtrafung jener Gräuel verhindert würden, indem man ihnen die richterliche Kompetenz in den genannten Ländern beſtreite, ſo ſollte der Biſchof von Straßburg die Inquiſitoren auf jede Weiſe ſchützen, die Gegner derſelben aber mit Bann, Suſpenſion und Interdikt belegen, ja, wo es nöthig ſei, auch die weltliche Macht gegen ſie aufrufen!

---

*) Martin Luther, geboren am 10. November 1483.

**) Soldan, Geſchichte des Hexenprozeſſes. Stuttgart und Tübingen 1843.

Dieſe ganze Verfügung zu Gunſten der Inquiſitoren bezog ſich auf den Umſtand, daß die Dominikanermönche Heinrich Inſtitoris und Jakob Sprenger, welche als „Inquiſitoren der ketzeriſchen Verruchtheit“ für die Rheingegenden beſtellt worden waren und ihre Ketzerjagd unter dem Vorwand einer Hexenjagd begannen, überall den lebhafteſten Widerſpruch von Seiten des geſunden deutſchen Verſtandes, des geſunden deutſchen Herzens, des damals noch weniger gebeugten deutſchen Muthes und Ehrgefühls fanden. Noch gab es damals eine überwiegend große Anzahl von Menſchen in unſerm Vaterland, welche den von der Kirche ſelbſtſüchtig ausgebildeten und begünſtigten Hexenglauben auf gut deutſch für einen Unſinn erklärten, und welche die von den Ketzer- und Hexenrichtern zu Opfern auserkorenen Unſchuldigen beſchützten. Deßhalb eben hatten ſich die Domikanermönche Inſtitoris und Sprenger an den Papſt gewandt und von demſelben die eben erwähnte Bulle erwirkt.

Aber hiermit begnügten ſich dieſe beiden Männer nicht, deren Namen, mit ewiger Schande bedeckt, in den Geſchichtsbüchern der Menſchheit ſtehen. Sie faßten all die abergläubiſchen Meinungen der verſchiedenſten Völker über böſe Geiſter, Zauberer und Hexen, ſie faßten all die heidniſchen Sagen, ſie faßten all die feinen Berechnungen der Hierarchie, wodurch die wirklich exiſtirende „Ketzerei“ in eine gar nicht exiſtirende „Zauberei“ verwandelt wurde — das Alles faßten ſie mit der erſtaunlichſten Spitzfindigkeit in ein Syſtem zuſammen, in welchen das Entſetzlichſte an das Abgeſchmackteſte gränzt, in welchem Aberwitz, Wahnſinn, verruchteſte Sittenloſigkeit und völlige Entmenſchung ſich wechſelſeits berühren, durchdringen und ergänzen. Dieſes Syſtem legten ſie nieder in einem Buche, welchem ſie den Titel der „Hexenhammer“ (malleus maleficarum) gaben. Sie verfaßten daſſelbe im Jahre 1487 und in Köln wurde es, wahrſcheinlich im Jahre 1489, zum erſtenmale gedruckt. Das Buch, der „Hexenhammer“, ſchied ſich in drei Haupttheile. In dem erſten ſprachen die zwei Mönche der Vernunft und dem Chriſtenthum, in dem zweiten der Vernunft, der Kirche und der Geſchichte, in dem dritten der Vernunft und dem Recht Hohn. Sie behaupteten nämlich in dem erſten Haupttheil, daß das Zauberweſen wirklich vorhanden, und erklärten, daß das Läugnen dieſer Wirklichkeit eine arge Ketzerei ſei; in dem zweiten entwürdigten ſie die Geſchichte, indem ſie vorhandene Thatſachen in Märchen umgeſtalteten, und die Kirche, indem ſie ihr die Macht, Heilmittel gegen die Zauberſchäden zu beſitzen und anzuwenden, zuſchrieben, und ſie alſo gleichſam als gegenzauberiſche, mithin ebenfalls magiſche Macht darſtellten; der dritte Theil des „Hexenhammers“, welcher den eigentlichen „Hexenprozeß“ enthielt, dieſer Hohn gegen die geſunde Vernunft und das Recht, zeigt wieder aufs Allerdeutlichſte den Wolf im Schafspelze, die tieferliegende Abſicht der Hierarchie: unter dem Vorwande und der Anklage auf Zauberei die „Ketzer“ zu verfolgen, und, weil die Zauberei zum ſogenannten „ausgenommenen Verbrechen“ erklärt ward, unrettbar zu vernichten. Aus all den liſtigen Trugſchlüſſen dieſes Theiles leuchtet der Satz hervor, worin ſich „das pflichtmäßige Einſchreiten des Inquiſitors auf diejenigen Fälle beſchränken will, wo die Zauberei einen offenbar ketzeriſchen Charakter an ſich trage“. Dieß gräuliche Buch nun, der „Hexenhammer“, das fluchwürdigſte, was je geſchrieben worden, das Geſetzbuch für Verbrechen, welche man erſt erfand, um ſie beſtrafen zu können, — es wurde von der theologiſchen Fakultät zu Köln approbirt, es wurde durch die päpſtliche Bulle gedeckt, es wurde — für Deutſchland — durch Karls V. „Halsgerichtsordnung“ zwar nicht ausdrücklich gutgeheißen, aber doch wenigſtens nicht entkräftet; indem dieſe „karoliniſche Halsgerichtsordnung“ eine „redliche Anzeigung der Zauberei und genugſame Urſache zu peinlicher Frage“ zugab, bildete der „Hexenhammer“ die Grundlage des Verfahrens. Wie viele Tauſende hat dieſer „Hexenhammer“, geſchmiedet von Intoleranz und Herrſchſucht, geſchwungen von Aberglauben, Habſucht, Rachluſt, wie viele Tauſende von Unſchuldigen hat er zerſchmettert!

Das Verbrechen der Hexerei beſtand nach den Grundſätzen des Hexenhammers in der Abſchwörung Gottes, in dem Bündniß mit dem Teufel, welches, nach der feinen Unterſcheidung des Hexenhammers, entweder ein feierliches oder aber auch ein bloßer Privatvertrag ſein konnte, in der Anbetung des Teufels, in der Buhlſchaft mit dem Teufel und in dem Beſuch der nächtlichen Zuſammenkünfte an verrufenen Orten (den ſogenannten Hexenſabbathen).

Die ſchädlichen Wirkungen der Hexerei waren zeitlicher Verluſt, Verluſt des Glaubens und der Gnade Gottes, und Verluſt der ewigen Seligkeit.

Der Hexenhammer unterſchied dreierlei Arten von Hexen, ſolche, welche Schaden zufügen, aber nicht helfen könnten, ſolche, welche bloß helfen, aber nicht ſchaden, und ſolche, welche durch Entzauberung wieder helfen könnten.

Der Hexenhammer maß den Hexen die Kraft zu, mittelſt Einreibung mit Zauberſalben durch die Lüfte fliegen und ſich in verſchiedene Thiergeſtalten (z. B. in Katzen, die Zauberer in Wehrwölfe) verwandeln zu können, die Kraft: Kinder im Schooße der Mutter umzubringen, Kinder zu verzehren, Menſchen durch den böſen Blick zu tödten, Hagel, Sturm und Gewitter hervorzubringen, Feldfrüchte und Vieh zu verderben, Liebe und Haß zu erregen, Krankheiten und Unvermögen zu bewirken, Feuer in fremde Häuſer zu zaubern, wahrzuſagen u. dgl.

Was nun das gerichtliche Verfahren gegen die ſogenannten Hexen betrifft, ſo gehörte die Zauberei nach dem „Hexenhammer“ „ſowohl vor den geiſtlichen, als auch vor den weltlichen Richter, vor jenen, weil der Glaube verletzt war, vor dieſen, wegen der an Menſchen und Eigenthum begangenen Miſſethat; der weltliche Richter durfte ſelbſtſtändig die Todesſtrafe verhängen, war jedoch zur Vollziehung derſelben nicht befugt, ehe die Kirche auch ihrerſeits über Schuld und Buße erkannt hatte; er war überhaupt verpflichtet, auf die erſte Aufforderung den Angeklagten an das geiſtliche Gericht abzuliefern und deſſen Spruch zu erwarten; — in der Regel verfolgte die Kirche den Prozeß und übergab dann den Verurtheilten dem weltlichen Arm“ (und das war genau daſſelbe Verfahren wie bei den Ketzerprozeſſen, wie uns, um nur ein Beiſpiel anzuführen, das Verfahren gegen Huß beweiſt). „Die geiſtliche Gerichtsbarkeit ſtand nach der Bulle Innocenz VIII. den Inquiſitoren beſonders zu; doch ſchoben die Verfaſſer des Hexenhammers mit ſchlauer Politik die der Inquiſition niemals holden Biſchöfe Deutſchland's und ſelbſt die weltlichen Gerichte in den Vordergrund der Kompetenz hinein, während ihnen ſelbſt in ihrer beſcheidenen Zurückgezogenheit zugleich mit der leiblichen Sicherheit auch die Befugniß blieb, eine anhängige Sache nach Belieben an ſich zu ziehen und zu Ende zu führen. Später, als die Inquiſition in den deutſchen Ländern durch die mächtigen Fortſchritte der Reformation außer Thätigkeit geſetzt wurde, zogen in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Ländern die weltlichen Gerichte das Verbrechen der Zauberei ausſchließlich vor ihr Forum“*). Gleichwohl blieb die geiſtliche Macht an manchen Orten noch gar lange der unſichtbare Arm des Hebels, welcher alles göttliche und menſchliche Recht aus den Angeln hob.

Wie ich ſchon früher erwähnte, wurde die Zauberei als ein „ausgenommenes Verbrechen“ (crimen exceptum) betrachtet und behandelt, und hiermit war denn der richterlichen Willkür der weiteſte Spielraum eröffnet; denn nach dem Sinne jener Bezeichnung war der Richter, welcher eine der Zauberei angeklagte Perſon zu unterſuchen hatte, durchaus nicht verbunden, ſich an die ſonſt geltenden Normen des Verfahrens zu halten. Der Hexenproceß bedingte nicht eine förmliche Anklage; er wurde vom Richter meiſt auf bloße Verdächtigung, auf bloße Gerüchte, auf bloßen üblen Ruf, auf bloße Indicien, und zwar ſehr häufig auf die ungenaueſten und ſchwankendſten hin, eingeleitet. Es genügte z. B., daß irgend eine arme alte Frau ein Augenübel, ein Maal hatte, und daß Jemand ſich plötzlich krank fühlte, oder ſeine Kuh keine Milch gab, der Hagel ſein Feld verdarb, ſo war der Verdacht vorhanden, daß jene Perſon als Hexe an dem Letzteren ſchuld ſei! Und wenn nun eine Anklage geſchah, was für eine Anklage war's in der Regel, was nahm man als Anklage hin! Die Ausſage einer andern ſogenannten „Hexe“, die man halbtodt gefoltert hatte, die man während der Folter gefragt, wen ſie oder ob ſie dieſe und jene beſtimmte Perſon auch beim Hexenſabbath geſehen habe, oder die Ausſage einer ſogenannten Hexe, die in der Verzweiflung, daß ſie ſelber doch verloren ſei, nun aus Rache auch noch andre Verſonen, oft ihre Ankläger, ihre Richter ſogar in's Verderben bringen wollte, und deßhalb angab: ſie hätte dieſelben auch bei der Hexenzuſammenkunft geſehen. Das waren die Anklagen. Ja nicht genug alles deſſen! Vernahm der Richter auch nur ein Gerücht, daß an irgend einem Orte Hexen ſeien, ſo mußte er einſchreiten! Noch mehr: da waren eigene Spione, die alles Mögliche zu erwittern ſuchten, worauf man Hexenprozeſſe begründen konnte; da ſtanden an manchen Orten in den Kirchen eigne Kaſten, mit einem Spalt im Deckel verſehen, wodurch man ununterſchriebene Anklagen hineinſchob! Die Inquiſitoren, welche die ganze Gotteswelt voller Teufel und Hexen ſahen, wanderten, gerade wieder wie die Ketzerrichter, von Ort zu Ort umher, um Hexen aufzuſuchen; und wo ſie ankamen, da war's das Allererſte, daß ſie an die Thüren der Pfarrkirchen oder des Rathhauſes einen Anſchlag hefteten, durch deſſen Inhalt ſie männiglich aufforderten, „jede Perſon, von welcher man etwas Zauberiſches oder auf Zauberei Hindeutendes wiſſe, oder von welcher man ſelbſt nur gehört habe, daß ſie in üblem Rufe ſtehe, binnen zwölf Tagen anzuzeigen;“ wer dieß nicht thue, den ſolle der Kirchenbann, den ſolle weltliche Strafe treffen, wogegen dem Angeber nicht bloß Verſchweigung ſeines Namens zugeſichert, ſondern auch Geld als Judaslohn und — der geiſtliche Segen ertheilt ward.

---

*) Nach Soldan a. a. O.

So ſchamlos, deutſches Volk, hat die Hierarchie dich umgarnt, dich zu einer Rotte von Verbrechern geſtempelt, dir tauſend Leben geſtohlen, um — ihre Macht, ihren Einfluß zu befeſtigen, um den Preis der Verdummung, und um ihre Taſchen zu füllen, um den Preis der Verarmung! So, ihr Kirchen, hat man eure Pforten zu Pforten des Todes, eure Hallen zu Höhlen der geheimen Anklage, ſo, Jeſus Chriſtus, hat man deinen Namen zur Beſchönigung der Folter, der Plünderung, des Mordes entweiht!

Nun ſeht aber auch Beginn, Verlauf und Ende eines Hexenprozeſſes, lieben Landsleute!

So, wie ich's geſchildert, trat der Hexenrichter auf. Eine vermeintliche Hexe wurde verhaftet; aber meiſtens nahm nicht ein gewöhnliches Gefängniß, ſondern ein eigener ſogenannter Hexenthurm, ein eigenes ſogenanntes Drudenhaus ſie auf. Entweder Arme und Beine zwiſchen Klötze eingeſchraubt und verkeilt, oder mit großen eiſernen oder hölzernen Kreuzen an Hals, Rücken, Armen und Beinen gefeſſelt, oder in enge Mauerlöcher verſchloſſen, oft tief im finſtern, feuchten, kalten Kellergewölbe, daß die Füße erfroren, von Ungeziefer geplagt, lag, ſaß oder ſtand ſo ein der Hexerei angeſchuldigtes menſchliches Weſen, — nicht ſelten Monate lang ohne Verhör, ja oft ein ganzes Jahr lang, damit es — *mürbe* gemacht würde, um alles das zu geſtehen, *was man ihm abfragen wollte*. Bevor das *Verhör* ſtattfand, wurden gewöhnlich erſt die *Belaſtungszeugen* vernommen. Und *was für* Zeugen! Nur ſolche, welche dem Richter dienten! Der Richter war ja von vornherein *der* Anſicht, daß der Gefangene *ſchuldig* ſei! Dem Richter galt es ja nur, die *Schuld* des Verhafteten zu *beweiſen*, nicht: deſſen *Unſchuld* an's Licht zu bringen! *Was für Zeugen*, ſagte ich; nun gut: ſeht, welche man zuließ; — Meineidige, vermeintliche Mitſchuldige, perſönliche Feinde des Angeklagten nahm man als *Belaſtungszeugen*! Familienmitglieder mußten gegen Familienangehörige zeugen! Da es ſich bloß um die Verurtheilung des Angeklagten handelte, ſo fand man gar kein Bedenken darin, auch Exkommunizirte als Belaſtungszeugen zuzulaſſen; war ja doch die Zauberei — *Ketzerei*, und ſo gut wie man nach altorthodoxem Grundſatz „Ketzern nicht Treue zu halten brauchte“, eben ſo gut konnte man zur Vertilgung ſolcher Ketzerei auch über das kirchliche Gewiſſen hinwegſehen, welches bekanntlich jede Gemeinſchaft mit Exkommunicirten auf's Strengſte verbot. Der „Hexenhammer“ überließ übrigens — außer vielem Andern — auch *das* lediglich *dem Ermeſſen der Richter*, ob man dem der Zauberei Angeklagten bei der Unterſuchung die *Namen der Zeugen nennen* ſolle! Hiermit, lieben Landsleute, ſind wir denn vollkommen auf dem Boden des geheimen Inquiſitionsverfahrens angelangt, welches — noch bis in's neunzehnte Jahrhundert herein — zur Schande des deutſchen Namens noch ganz andere Opfer verſchlungen, welches gar manchen, der für Wahrheit und Recht ſeine Stimme erhob, vernichtet hat, noch bevor ein Urtheilsſpruch erging. Was ein deutſches Herz an Entrüſtung empfinden kann, das hat es volles Recht auszuſtrömen über den namenloſen Unſegen, der ihm — gegen ſeine uraltheimiſche Art, in dem geheimen Inquiſitionsverfahren wahrlich als Joch auf den Nacken gelegt worden iſt. Heimlichkeit beim Recht iſt alles offnen Unrechts Anfang immerdar geweſen und bleibt's immerdar, ſei auch — je im einzelnen Fall — der Richter noch ſo redlich; im Ganzen reift aus der Heimlichkeit die Willkür. Seht nur z. B. gleich die nächſten Folgen beim Hexenprozeß. Da geſtattete man zwar dem Angeklagten einen Anwalt; aber wenn dieſer ihn, wie man's nannte, „über Gebühr" vertheidigte, d. h. beſſer, als der Richter es wünſchte, ſo wurde der Anwalt ſelbſt für noch ſchuldiger gehalten, als der Angeklagte. Nun denn, wie viele Anwälte konnten ſich finden, die Muth genug beſaßen, um die Gefahr nicht zu ſcheuen, daß ſie, wenn ſie ihre Schutzbefohlenen nach allen ihren Kräften vertheidigten, ſelbſt als der Zauberei ſchuldig angeklagt und dann um ſo gewiſſer verurtheilt würden? Nichts will ich erzählen von der unſittlichen, ſchamloſen Manier, wie man die Hexen am ganzen Leibe unterſuchte, ob nicht irgendwo ein verborgenes Teufelsmal an ihnen zu finden ſei. Nur in Kurzem erwähne ich auch der Beweismittel, welche man den Angeklagten zugeſtand, um ſich vom Verdacht der Hexerei zu reinigen (die ſogenannten „Hexenproben"). Man band der Angeklagten Hände und Füße kreuzweiſe zuſammen, ſchlang ihr einen Strick um den Leib und warf ſie dann in's Waſſer; ſank ſie unter, ſo hielt man ſie für unſchuldig, ſchwamm ſie, ſo galt ſie für eine Hexe, das war die Waſſerprobe oder das ſogenannte „Hexenbad". Man entkleidete die Hexe in der Folterkammer und beſchwor ſie — Angeſichts aller Folterwerkzeuge — im Namen der Dreifaltigkeit: — zu weinen; vermochte ſie nicht zu weinen, ſo galt ſie für eine Hexe; das war die „Thränenprobe“. Man ſetzte die Angeklagte auf eine Wage; wog ſie leichter, als man ſie geſchätzt hatte, ſo galt ſie für eine Hexe, das war die „Wageprobe“. Ewiger Richter dort oben, all das Waſſer der Ströme, die du durch die Länder ergoſſen, vermag die Schuld derer nicht abzuwaſchen, die ſolche Frevel in deinem Namen getrieben haben; aber alle Thränen der Gefolterten, die ſich nicht aus ihren Augen herausdrängen konnten, die ſie hineinweinten in die Seele, die drinnen brannten, — du haſt ſie geſehen, du, der du die Wage hältſt, auf welcher du alle Thaten wägſt, die Wage, auf der die Gewaltigen der Erde, nackt vor dir wie jene armen vermeintlichen Hexen, die nicht weinen und nicht unterſinken konnten, — zu leicht befunden werden! Nun aber erſt das triftigſte, das furchtbarſte Beweismittel beim Hexenprozeß, die Tortur, dies Lieblingskind des geheimen Verfahrens! Heutzutag (ſo ſagt man) wiſſen wir nichts mehr von ihr, heutzutage (ſo ſagt man) iſt ſie abgeſchafft; heutzutage hat man bloß verfängliche Fragen, Faſten und Dürſten, Prügel für Verſtockte, Horchen an der Wand, ja ſüße Verheißungen u. dgl., jahrelange Unterſuchungshaft ohne Buch, ohne menſchlichen Troſt, alles zur Sicherheit des Staates; das alles iſt keine Tortur, ſo — ſagt man. Wer's glaubt! Die alte Tortur freilich war ganz anders, die hatte noch die Hexenſuppe, ein Getränk aus Bier, Salz, Hechtgalle, Kümmel, geriebenem Brod und geſtoßenen Knochen verbrannter Hexen, die die Angeklagten zu ſich nehmen mußten, bevor ſie gefoltert wurden; die alte Tortur hatte noch Seile und Leitern, Daumſchrauben, Fackeln, Pech, — doch ich will's nicht alles hererzählen, was menſchliche Grauſamkeit im Namen des göttlichen Rechts erſann, um den Menſchen, den Chriſten ärger zu quälen.

Zwar ſollte die Tortur wenigſtens geſetzlich nicht wiederholt werden; je nun, man ſagte, wenn man ſie nach ein paar Tagen wiederholte: ſie werde bloß fortgeſetzt.“ Iſt's da ein Wunder, daß von tauſend Gefolterten neunhundertneunundneunzig das geſtanden, was ger Richter von ihnen geſtanden haben wollte? Und wer dann das nicht begangene Verbrechen (welches ſich ja gar nicht begehen ließ), unter den Qualen der Folter als begangen geſtand, um nur durch einen ſchnellen Tod neuen Folterqualen zu entgehen oder ſtatt des „Lebendig-Verbrannt-Werdens“ wenigſtens einen minder entſetzlichen Tod zu gewinnen, der wurde des Verbrechens für ſchuldig erklärt und erlangte — als „reumüthig“ — wenigſtens „Begnadigung“ einer Hinrichtung durch Strang oder Schwert! Ja, noch mehr: geſtand der Angeklagte nach überſtandener Folter aus demſelben Grunde, ſo wurde dies Geſtändniß für ein freiwilliges, für ein „gütliches“ erklärt und hatte die nämliche Folge. Hieraus kann man ſich denn erklären, warum in den zahlloſen Hexenprozeſſen ſo merkwürdig viele ſogenannte „freiwillige“ und „gütliche“ Bekenntniſſe vorkommen, in welchen ſich die Angeklagten auf alle Anklagepunkte ſchuldig erklären.

Aber wie viele andere Foltern hatten die armen Gefangenen noch außerdem zu beſtehen, — wie viele geiſtige, wenn ihnen die Beichtväter daſaßen und durch tauſend Fragen und phantaſtiſche Vorſtellungen ſie ſo lange verwirrten, bis ſie endlich, geiſtig mürbe gemacht, ſich ſelbſt für die allergrößten Frevler und Miſſethäter hielten! Wer die Folter, ohne zu geſtehen, überſtand, der wurde wenigſtens des Landes verwieſen und verlor Hab und Gut. Wer unter den Folterqualen ſtarb, den ſchändete die Niedertracht noch vor der Bethörten öffentlichen Meinung; da hieß es dann: dem hat der Teufel das Genick umgedreht! Doch noch Eins! Die der Zauberei als ſchuldig Verurtheilten wurden gemeinhin lebendig verbrannt! Und wie wurden die als der Ketzerei ſchuldig Verurtheilten hingerichtet? Blickt auf das Ende des Märtyrers Huß! Schlagt die Jahrbücher der ſpaniſchen Inquiſition nach! Dies „heilige“ Ketzergericht hat vom Jahre 1481 bis zum Jahre 1788 „zur größeren Ehre Gottes“ 34,658 Menſchen verbrannt! Der Scheiterhaufen war alſo Ketzern und Zauberern gemeinſam. Auch dieſer Umſtand weiſt neuerdings hin, daß die Zauberei für die „alleinſeligmachende“ Kirche, wie von Anfang her, ſo auch für die Folge, der trefflichſte Vorwand blieb, um ſich der Ketzer zu entledigen.

Nun aber die Reformation?! Hat denn dieſe, die doch Hunderttauſende von dem „Verdammungsdogma“ der „alleinſeligmachenden“ Kirche losriß, hat dieſe denn nicht auch dem aus dem Ketzerprozeß hervorgegangenen Hexenprozeß einen Damm geſetzt? Nichts weniger als das.

Die Reformatoren glaubten, Luther voran, ſo feſt an die Exiſtenz eines Teufels, daß ſie ſich Gott ohne dieſen ſeinen Gegenſatz gar nicht denken konnten, Chriſtum nicht ohne einen Widerchriſt, das Chriſtenthum nicht ohne ſeine Parodie. Luther, wie groß er daſteht, war in dieſer Hinſicht noch ganz von der alten Weltanſchauung befangen; er glaubte an einen Teufel, aber freilich: er fürchtete ihn nicht; eine kernfeſte heldiſche Natur, nahm er’s mit ihm auf und warf ihm das Tintenfaß an den Kopf. Und ſo nahm denn der Teufel, der arme Schelm, der nirgends als in der menſchlichen Einbildungskraft exiſtirt, auch in der proteſtantiſchen Kirche ganz geruhſam Platz; ſo blieb denn auch in proteſtantiſchen Ländern von proteſtantiſchen Fürſten der urſprünglich rein römiſch-katholiſche Hexenglaube und Hexenprozeß unbeanſtandet; proteſtantiſche Geiſtliche handelten in dieſer Hinſicht gerade wie jeſuitiſche und andere römiſch-katholiſche Beichtväter. Auch Proteſtanten beſtiegen, in proteſtantiſchen Ländern, als Zauberer und Hexen die Scheiterhaufen und wurden lebendig verbrannt.

Nun ſeht: dies geſchah zur ſelben Zeit, da man in römiſch-katholiſchen Ländern gerade den Proteſtantismus, als die jüngſte und größte Ketzerei, eben wieder mit der Zauberei und Hexerei in den innigſten Zuſammenhang brachte! Während alſo in proteſtantiſchen Ländern der Hexenprozeß eben ſo üppig wie in römiſch-katholiſchen fortwucherte, nannte (um mich der Anführung Soldan's zu bedienen) der römiſche Pater Angelicus Breati, indem er die Wirklichkeit der Hexenfahrten als Glaubensſatz verfocht, das Läugnen der Zauberei eine Nachfolge Luther's und Melanchthon's, und zählte der römiſch-katholiſche Torreblanca Luthern, nebſt Huß und Wicleff, unter denjenigen auf, welche ſich gegen die Beſtrafung der Hexen deßwegen ausgeſprochen haben ſollten, „damit ſie ſich und die Ihrigen gegen den Papſt und die weltlichen Gewalten behaupten könnten!“ Ganz offen geſtand der Jeſuit Delrio die Anſicht ſeines Ordens, daß „die Zaubergräuel den Ketzereien auf dem Fuße folgten, wie der Schatten dem Körper,“ und daß „die Lutheraner ganze Ströme von Hexen über Deutſchland ausſchütteten, wo es nun kaum noch irgend etwas gebe, was frei und unbeſchädigt wäre von jenen Beſtien oder vielmehr Teufeln in Menſchengeſtalt“ Der Pater Andreas zu Wien hatte ſogar die Frechheit, öffentlich auf der Kanzel zu ſagen: „es ſei beſſer, ſich mit dem Teufel zu vermählen, als mit einem lutheriſchen Weibe, weil jener doch mit Weihwaſſer und Exorcismen zu vertreiben ſei, an dieſem aber Kreuz, Salböl und Taufe verloren gehe.“ Die geſchichtlich erwieſene (und noch im Jahre 1846 öffentlich ausgeſprochene) Abſicht des Jeſuitenordens war (und iſt) die Bekämpfung und Ausrottung des Proteſtantismus. Zur Erreichung dieſes Zweckes mußte unter andern auch der Hexenprozeß dienen; unter dieſem Aushängeſchild konnte man ja nicht bloß die Proteſtanten, ihre öffentlichen und geheimen katholiſchen Anhänger und alle Katholiken, welche man im Verdacht irgend einer, auch nur der leiſeſten Hinneigung zum Proteſtantismus hatte, aus dem Wege räumen, — man konnte auch in der durch Jeſuitenerziehung von früh an verdunkelten katholiſchen Bevölkerung fort und fort Haß und Abſcheu gegen den Proteſtantismus nähren, welchen man als eine mit der verrufenen gräulichen Zauberei zuſammenhängende, mit Abfall von Gott gleichbedeutende Ketzerei, als Satanswerk und Teufelsdienſt darſtellte.

Uebrigens waren, ſowohl in katholiſchen als in proteſtantiſchen Ländern, die religiöſe Befangenheit, und in erſteren die Abſicht: dem Proteſtantismus entgegenzuwirken, nicht die einzigen Urſachen, aus welchen man ſich das ungemein weite Umſichgreifen der Hexenverfolgungen zu erklären hat. War die religiöſe Befangenheit des Volkes, zumal der unteren Schichten desſelben, auch allerdings uranfänglich durch die Hierarchie verſchuldet worden, und zwar in der beſtimmten Abſicht der Ketzeraustilgung, ſo trug nun der einmal eingewurzelte Wahn, auch als ſelbſtſtändiges Gewächs im Volke haftend, ſeine Früchte. Es bedurfte im Allgemeinen faſt gar keiner beſonderen Anregung mehr, um den Hexenglauben weiter auszubreiten; gleichwie die Wetterwolken, die aus zuſammengejagten kleinen Wölkchen zu einer gewaltigen Maſſe aneinandergewachſen, ohne weitere Windſtöße ſich über den ganzen Geſichtskreis ausdehnen, ſo lagerte ſich jener unſelige Aberglaube über ganz Deutſchland, über die ganze Chriſtenheit. Von Geſchlecht zu Geſchlecht verpflanzte ſich der Wahn, den das Kind gleichſam ſchon an der Mutterbruſt einſog; er ging über in's Ammenmährchen und durchwuchs ſchon die erſten Vorſtellungen des Kindes, er überwucherte ſchon deſſen erſte Denkverſuche. Außerdem kam nun noch der Eigennutz aller der Laien dazu, welche bei den Hexenverfolgungen ihren Vortheil fanden, der Angeber, Richter, Henker und Büttel. Theils waren dieſe gleichfalls von der Wirklichkeit der Zauberei feſt überzeugt, theils aber wollten ſie, auch wenn ſie das nicht waren, ihr einträgliches Geſchäft nicht geſchmälert, nicht gefährdet wiſſen. In das konfiscirte Vermögen der verbrannten oder der landesverwieſenen Verurtheilten theilten ſich die Landesfürſten, Obrigkeiten, Kirchenſtiftungen. Eine Menge gewiſſenloſer Menſchen lebte von dem Sündenlohn, der auf Angaben geſetzt war. Die Richter hatten davon goldene Zinſen. Die Henker und Büttel machten die ſtattlichſten Rechnungen für ihre „Mühwaltung", ſo daß ſie in Sammt und Seide, mit goldenen Kleinodien behangen, einherſchritten und zu Roſſe prangten; die allgemeine Furcht, in der ſie ſtanden, entſchädigte ſie für die Schmach, womit ihr trauriges Handwerk, womit ihre Perſon als unehrlich von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt war. Der Richter war faſt allmächtig; wie viele Gelegenheiten ſtanden ihm zu Gebote, um dieſe Allmacht zum Vortheil ſeiner Kaſſe, zur Befriedigung ſeiner ſinnlichen Begierden zu mißbrauchen, da es nur an ſeinem Willen lag, Diejenigen z. B., welche ſich den letzteren nicht fügen wollten, in Unterſuchungshaft, auf die Folter, auf den Scheiterhaufen zu bringen. Welche Willkür ſtand desgleichen dem Henker und ſeinen Gehülfen offen, die Tortur zu verſchärfen oder zu lindern, Beweismittel gegen die Angeklagten zu finden oder zu verheimlichen! Alle dieſe Beweggründe wirkten alſo, in katholiſchen wie in proteſtantiſchen Ländern, zuſammen, daß — auch ganz abgeſehen von den Einwirkungen der Orthodoxie — die Hexenverfolgungen immer mehr ſich verbreiteten. Was Deutſchland insbeſondere betrifft, ſo war's die Zeit des dreißigjährigen Krieges, jene Zeit der allgemeinen Rechtloſigkeit, Entſittlichung, Verwilderung und Entvölkerung, in welcher der Hexenprozeß am üppigſten wucherte.

Wunderbar ſind die Rathſchlüſſe des Ewigen, unerforſchlich die Wege, auf denen er ſeine Menſchen zum Ziele ſchreiten läßt. Eben während des dreißigjährigen Krieges und eben inmitten des Jeſuitenordens erhob ſich vor zweihundert Jahren ein Vorkämpfer der Vernunft und des Rechts gegen den Hexenprozeß. Dieſer Mann hieß Friedrich Spee.

Er ſtammte aus dem adeligen Geſchlecht der Spee von Langenfeld, welches noch heutzutage, und zwar als gräfliches, blüht. Im Jahr 1591 erblickte er zu Kaiſerswerth unterhalb Düſſeldorf das Licht der Welt. Als Jüngling (nach einigen Angaben im Jahre 1610, nach andern erſt im Jahre 1615) trat Friedrich Spee in den Jeſuitenorden. Nach Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien blieb er vorerſt in Köln und lehrte dort Philoſophie und Moraltheologie. Die vortrefflichſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens zeichneten dieſen Mann aus. Er beſaß Scharfblick, Weltkenntniß und Klugheit; ſeine jungfräulich reine Seele, die von innigſter Frömmigkeit durchdrungen war, hatte die Weihe der Dichtkunſt empfangen; und hingebende Menſchenliebe nahm wie eine reiche volle Harmonie alle einzelnen Wohlklänge ſeines Weſens in ſich auf. Von ihm kann man ſagen, daß er wahrhaft ein Nachfolger Jeſu war, als Prieſter im edelſten Sinne des Wortes durch reichen Troſt, den er für Troſtbedürftige hatte, als frommer Liederdichter durch den Ausdruck der innigſten Sehnſucht nach Vereinigung mit Gott und Chriſtus, als Menſchenfreund durch treuen Muth für Wahrheit und Recht, für Linderung der Leiden ſeiner Brüder, durch ein ganzes Leben voll Liebe und durch einen Tod, den er — in aufopfernder Pflege von Unglücklichen — nur allzufrüh fand.

Sein Orden befahl ihm, nach Franken zu gehen (es war nach dem Jahre 1627); dort ſollte er als

Seelſorger wirken. Gehorſam ging Spee auf den ihm angewieſenen Poſten, er kam nach Bamberg und Würzburg, wo ſein Orden als Vorkämpfer für den ſehr bedeutend gefährdeten römiſchen Katholicismus gegen die Ausbreitung der Reformation eingezogen war und dieſen Kampf unter dem Schutz der ihm befreundeten geiſtlichen Fürſten ſowohl im Beichtſtuhl als auch namentlich vermittelſt des Hexenprozeſſes durchfocht.

In Bamberg hatte die Hexenverfolgung namentlich unter Biſchof Johann Georg II., deſſen vertrauteſter Rathgeber der Proteſtantenfeind und Jeſuitenfreund Friedrich Dorner war, im Jahre 1625 begonnen, — in Würzburg im Jahre 1627 unter Biſchof Philipp Adolf, welcher bis dahin den Proteſtantismus mit einem ſeinem Eifer allzuwenig entſprechenden Erfolge bekämpft hatte. Unter der Maske der Hexenverfolgung wurde nun in Bamberg und Würzburg die Ketzerverfolgung um ſo energiſcher aufgegriffen, um ſo wirkſamer durchgeführt. In Bamberg wurden unter Johann Georg's II. Regierung ſechshundert Perſonen verbrannt; ja blos in den fünf Jahren 1625 — 1630 waren mehr als neunhundert in Unterſuchung wegen Hexerei; in Würzburg wurden unter Philipp Adolf neunhundert Menſchen wegen Hexerei hingerichtet! blos in den zwei Jahren 1627 bis Anfang 1629 fanden neunundzwanzig „Brände" ſtatt, in deren jedem von zwei bis zu neun Perſonen, darunter Kinder von unter neun Jahren, Alumnen, Vikarien, Chorherren, Rathsherren u. ſ. w. zu Aſche wurden.

Dieſe Gräuel fand nun Friedrich Spee auf dem Schauplatze ſeiner ſeelſorgeriſchen Wirkſamkeit. In Folge derſelben hatte er die Obliegenheit, die zum Tode verurtheilten ſogenannten Hexen und Zauberer auf dem letzten Gange zu begleiten. Und wie viele hat er zum Tode begleitet! In den Paar Jahren ſeines Aufenthalts in Franken nicht weniger als an zweihundert! Da hat er Gelegenheit genug und allzuviel gehabt, tief auf den Grund der Seelen einzugehen; vor ihm, dem die treue

Menſchenliebe auf der Stirne geſchrieben ſtand, wie ſie ihm im Herzen ſaß und von den Lippen ſtrömte, vor ihm hatten ſie kein Hehl, ihm legten ſie ihr Innerſtes blos. Und was hat er da geſchaut! Die Unſchuld aller dieſer Opfer des Wahnes! Da nagte an ſeinem edlen Herzen ein Gram, der es faſt verzehrte. Da mußte er wohl im Stillen zu ſeinem Gott ſagen:

„Vor Traurigkeit im Herzen
Seufz' ich aus tiefem Grund,
Vor innerlichen Schmerzen
Ruf ich all' Tag' und Stund'.
Die Zähren mir verrinnen
Wie ſanfter Regenguß
Und meine Augen ſchwimmen
Wie ſteter Waſſerfluß.
. . . .
. . . .
O wann wird er erſcheinen,
Der vielgewünſchte Tag,
Wann ich von ſtetem Weinen
Einmal aufhören mag?“

Und ob er auch in treuer Seele ausrufen mochte:

„Nicht ſoll die Lieb' erkalten,
Nie ſoll ſie nehmen ab,
Zu Gott will ich mich halten,
Sogar bis in das Grab.
Und wann dann ſchon thut ſauſen
Der Wind auf dieſem Meer,
Wann ſchon die Wellen brauſen
Rund um mein Schifflein her,
Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Helfer ſein,
Den Anker will ich ſchlagen
Zu ſeinem Herzen ein.“ *) . . .

---

*) Güldenes Tugendbuch von Spee.

ob er auch ſo in der Zelle traulicher Einſamkeit zu dem allſehenden Vater hinaufrufen mochte, — der Gram über das, im Namen dieſes alliebenden Vaters verübte Unrecht machte ſein Haar vor der Zeit ergrauen. Er hatte Niemand, dem er dieſen Schmerz ſeiner Seele vertrauen konnte, als den Würzburger Kanonikus Johann Philipp von Schönborn, welcher nachmals Biſchof von Würzburg und Kurfürſt von Mainz geworden iſt. Dieſer war damals ſein vertrauter Freund, und fragte ihn eines Tages: „Woher kommt es wohl, ehrwürdiger Vater, daß Euer Haar grauer iſt, als Euer Alter erwarten läßt?“ Darauf erwiederte Spee: „Das kommt von den Hexen her, die ich zum Scheiterhaufen begleitet habe.“ „Wie ſo?“ fragte Schönborn weiter, begierig, Näheres zu erfahren. Da antwortete Spee ungefähr, wie folgt: „Ich habe bei den wegen Hexerei zum Feuertode verurtheilten Perſonen die ſorgfältigſten Unterſuchungen angeſtellt, alle Vortheile, welche mir in meiner Stellung als Beichtvater zu Gebote ſtanden, hab' ich treulich und gewiſſenhaft benutzt, um ter Wahrheit auf die Spur zu kommen. Trotz alledem habe ich nun auch nicht bei einem Einzigen von Allen, die ich zum Scheiterhaufen begleitete, nur die geringſte Spur gefunden, die mich zu der Ueberzeugung hätte bringen können: es ſei irgend ein Grund vorhanden, um ſie des Verbrechens der Zauberei zu bezüchtigen, das man ihnen zur Laſt legte. Fragte ich, in meiner Eigenſchaft als Beichtvater, die Einfältigeren, ſo geſtanden ſie mir anfangs allerdings, ſie wären der Zauberei ſchuldig; aber — ſie thaten's einzig und allein aus Verwirrung und aus Furcht, daß ſie nochmals der Folter unterworfen werden ſollten. Sowie ſie mich aber beſſer kennen lernten, ſowie ſie einſahen, daß ich nicht der Mann ſei, von dem ſie dergleichen zu beſorgen hätten, faßten die Unglücklichen Zutrauen zu mir und ſagten mir die Wahrheit. Da ſtürzten ihnen Thränen aus den Augen, da geſtanden ſie mir Alles, wie weit die Dummheit und die Bosheit ihrer Richter ſie gebracht, da jammerten ſie über ihr unverſchuldetes Elend, da riefen ſie Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld an. Das Alles hab' ich erlebt, das iſt's, was mir die Haare vor der Zeit grau gemacht hat!" Dies Bekenntniß Spee's hat Johann Philipp von Schönborn ſpäterhin dem großen Leibnitz mitgetheilt, durch welchen Letzteren es zur Kenntniß der Nachwelt kam.

Trotzdem nun, daß der Mann, welcher eine Hexe vertheidigte, welcher die Ungerechtigkeit der Hexenprozeſſe, ja den denſelben zu Grunde liegenden Unſinn behauptete, ſelbſt Gefahr lief, wegen dieſes Verbrechens in Unterſuchung zu kommen und auf den Scheiterhaufen geliefert zu werden, trotzdem trat Friedrich Spee gegen den Hexenprozeß auf. Ihn weckte und rief die Liebe und ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe; wo er ging und ſtand, mahnte ſie ihn: „Du haſt die Flammen zuſammenſchlagen geſehen über den Unſchuldigen; erhebe Deine Stimme; rette, rette!" Oft, wenn er in ſtiller Mitternacht ſaß und die inbrünſtige Frömmigkeit ſeines kindlich-reinen Herzens überſtrömen wollte in Lieder zum Preiſe Gottes, zur Verherrlichung der ewigen Liebe, leuchtete es ihm wie Feuerſchein vor den Augen, umrauſchte es ihn wie Seufzer, wie Aechzen; da konnte er nicht weiter dichten, da konnte er die holdſelig-ſinnigen Lieder von der Sehnſucht der Kreatur nach Gott, von ihrem Jauchzen und Jubiliren zum Schöpfer, nicht weiter niederſchreiben, nicht weiter abſchreiben die Laute der „vieltauſend in Lüften fliegenden Pſalterlein." In ſolchen Augenblicken ſah er nicht weltlichen Vortheil, noch Schaden, nicht die Macht des Papſtes mit all ſeinen Bullen, nicht die Macht der Hexenrichter mit all ihren Henkern; da ſah er nichts als die Menſchen, welche er — nachdem ſo viel Tauſende ſchon geopfert waren — wenigſtens für künftighin retten könnte! Und ſo ſetzte er ſich denn an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb ein Buch, für welches ihm die Menſchheit ewig dankbar ſein wird, das Buch, betitelt: „Kriminaliſtiſche Vorſicht, oder: Buch über die Prozeſſe gegen die Hexen, an die deutſchen Obrigkeiten, zu dieſen Zeiten nothwendig, aber auch den Räthen und Beichtvätern der

Fürſten, den Inquiſitoren, Richtern, Advokaten, Beichtvätern der Angeklagten, u. ſ. w. ſehr nützlich zu leſen," („Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber ad magistratus Germaniae, hoc tempore necessarius, tum autem consiliariis et confeſsionariis principum, inquisitoribus, judicibus, advocatu, confeſsionariis reorum, concionatoribus coeterisque lectu utilissimus; auctore incerto theologo romano.") Seinen Namen als Verfaſſer nannte er nicht; er bezeichnete ſich auf dem Titel ſeines Buches einfach blos als „römiſch-katholiſcher Gottesgelehrter". Und das mußte er. Er mußte ſeinen Namen verſchweigen, nicht aus Feigheit, ſondern um ferner wirken zu können; nicht blos er ſelbſt wäre ja verloren, ſondern auch die heilige Sache, für die er ſich erhoben hatte, wäre im hohen Grade gefährdet geweſen, hätte er ſeinen Namen auf jener Schrift genannt. Anfänglich ging Spee's Arbeit nur in Abſchriften von Hand zu Hand. Endlich wurde ſie gedruckt, und zwar zuerſt in Rinteln, im Jahre 1631, im darauffolgenden Jahre, eigentlich ſchon wenige Monate ſpäter, in Frankfurt a. M. Welches Aufſehen Spee's Schrift machte, ergibt ſich ſchon daraus, daß der Frankfurter Drucker den zweiten Abdruck, welchen er auf den Wunſch einiger Mitglieder des Reichskammergerichts und des Reichshofraths veranſtaltete, nach einer Abſchrift beſorgen mußte, weil kein gedrucktes Exemplar der erſten Auflage mehr zu haben war. Niemand als Johann Philipp von Schönborn wußte damals, daß Friedrich Spee der Verfaſſer dieſer Schrift ſei; und Schönborn bewahrte das Geheimniß ſeines Freundes ſo treulich, daß Spee bei Lebzeiten unangefochten blieb. Nachdem Spee längſt heimgegangen war, beſtimmte der Gedanke an ihn Schönborn, als er Biſchof und Reichsfürſt geworden, jedesmal, ſo oft eine Perſon der Zauberei wegen eingezogen wurde, dazu, daß er die Sache vor ſeine eigene Prüfung zog, da fand er denn die von jenem ehrwürdigen Manne ausgeſprochenen Warnungen nur allzu begründet und ſo hörten in jenen Gegenden die Hexenverbrennungen auf. So berichtet der große Leibnitz, der Umgangsgenoſſe des Kurfürſten Johann Philipp von Mainz.

Allerdings waren ſchon vor Spee andere Männer gegen den Hexenprozeß aufgetreten. Kaum war der „Hexenhammer“ erſchienen, als — ſchon im Jahre 1489 — zu Konſtanz der Doktor Molitoris die Möglichkeit und Wirklichkeit des Zauberweſens beſtritt. Im Jahre 1515 ſchrieb der italieniſche Rechtsgelehrte Ponzinibius aus Piacenza eine Abhandlung „de lamiis“, und in den Jahren 1556 und 1560 der treffliche Brabanter Arzt Johannes Weier die Abhandlungen „de praestigiis daemonum“ und „de Pseudomonarchia daemonum.“ Der Erſtere verwies, mit einem anderen Rechtsgelehrten Alciatus, namentlich die Hexenfahrt und den Hexentanz in's Gebiet der Einbildungskraft; der Letztere ging noch ſchärfer in den Gegenſtand ein, bezeichnete unwiſſende Aerzte und eigennützige Mönche und Prieſter als Hauptbeförderer des Hexenglaubens und ſprach unmittelbar in Beziehung auf den Hexenprozeß den Richtern kühn die Wahrheit in's Angeſicht: „Von der Art der Prozeſſe kommt es, daß ſolche arme, geplagte Leut viel lieber einmal im Feuer ſterben wollen, denn ſo unmenſchlicher Weiſe ſo vielmal auseinander geſtreckt und unverſchuldeter Weiſe geplagt und gemartert zu werden. Noch wollens etwan die unbarmherzigen Leute und Peiniger nicht erkennen, daß oftmals unſchuldig Blut vergoſſen und durch die große Pein Viel hingerichtet worden. Denn, wenn die Armen, wie oftmals geſchieht, von der ſchweren Tortur ihre leiblichen Kräfte verlieren und in dem Gefängniß ihr Leben enden, alsdann wollen die Richter in dieſem ihre Entſchuldigung fürwenden, daß ſie ſagen, die armen gefolterten Leute haben ſich ſelbſt im Gefängniß umbracht, ſeien verzweifelt, und der Teufel habe ihnen den Hals gebrochen, damit ſie zu öffentlicher Straf nicht ſeien geführet worden.“

Je mehr ſich indeſſen alle Vertheidiger des Hexenglaubens und des Hexenprozeſſes durch die Schriften dieſer und anderer Männer in ihren Intereſſen bedroht ſahen, mit um ſo größerer Schlauheit und Kühnheit ſuchten ſie den unſeligen Wahn zu ſtützen. Die Autorität der Kirche wurde neuerdings offen dafür aufgeboten, die weltliche Macht dafür gewonnen und mißbraucht, jeder Anwalt der Vernunft und Menſchlichkeit verfolgt, und ſo eine Schreckensherrſchaft befeſtigt, die ihres Gleichen nur in der ihr verwandten ſpaniſchen Inquiſition hatte. Insbeſondere hat der Jeſuit Delrio (geb. 1551, geſt. 1608) die traurige Berühmtheit erlangt, daß er der Barbarei dieſen neuen Sieg erringen half. So ſtand ſie gewaltiger da denn je; wie jener Baſilisk der Fabel tödtete ſie durch ihren Blick Jeden, der ſich ihr mit der Abſicht nahte, ſie anzutaſten. Da ſandte der „unbekannte römiſch-katholiſche Theolog" „Friedrich Spee) ſeine „Cautio criminalis" an die Obrigkeiten Deutſchland's.

Gleichwie ſeine Vorgänger, ſo beſtritt auch Spee in ſeiner „Cautio criminalis" die Exiſtenz des Teufels, die Möglichkeit eines Bündniſſes mit demſelben, und ſomit auch die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Einſchreitens gegen das Laſter der Zauberei nicht. Befangen in den religiöſen Anſchauungen ſeiner Zeit war er von dem Daſein des Teufels ſelbſt überzeugt, wie wir unter anderm aus ſeinem ſonſt ſo herrlichen Lied erkennen:

„O Gott, bin gar in deiner Hand,
Dich halt' ſtets in Gedanken,
All meine Werk' ſind dir bekannt,
O Herr, laß mich nicht wanken!

All meine Schritt', all meine Tritt'
Sind, Herr, bei dir gezählet;
Ja auch ſogar all' meine Haar',
Daß nicht ein einz'ges fehlet.

Wann deine Flügel ſpanneſt aus,
Will mich ganz d'runter legen,
Du biſt mein Burg, mein feſtes Haus,
Kein Ding ſoll mich bewegen.

Was will ich denn in Sorgen ſtehn
Und ſtören mein Gemüthe,
Da ohne dich nichts rühret mich,
Wie ſehr man immer wüthe.

Wohlan, o Satan, deine Macht,
Dein'n Pfeil und feu'r'gen Bogen
Sammt Höll' und Tod ich gar veracht',
Tritt her, nun darf ich's wagen.

All deine Streich' mir gelten gleich,
Nie werden ſie gerathen.
Groß Hülf' ich hab'; drum fallen's ab
Und thun mir keinen Schaden."

In ſolchem innigen Gottvertrauen, wie es ſich in dem vorſtehenden Liede kundgibt, wendete nun Friedrich Spee die ganze Kraft ſeines Denkens und Wollens gegen den Hexenprozeß, wie er ihn vorfand, um dem Leichtſinn, der Habſucht und dem Fanatismus, überhaupt der Willkür, immer mehr Menſchenopfer zu entreißen. Hatte er doch die Verworfenheit der Beweggründe, hatte er doch jene Willkür in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt! So erzählt er von einem Inquiſitor, welcher ſich auf folgende Weiſe bereicherte. Er ließ zuförderſt durch eigene Helfershelfer die Hexenfurcht ſo in den Köpfen des Landvolks entflammen, bis man ihn um ſeinen Schutz bat; da gab er denn vor, er müſſe dringender Geſchäfte wegen anderswohin, und nun ſchoſſen die armen bethörten Bauern in ihrer Herzen Angſt und Verzweiflung Geld zu einem Geſchenk für ihn zuſammen, damit er nur ja zu ihnen komme und ihren Bezirk von Hexen ſäubern möge. Er erſchien dann auch wirklich, leitete die Unterſuchung ein, erklärte hierauf, ſeine Pflichten trieben ihn anderswohin und verließ den Bezirk, nachdem er ihn nochmals gebrandſchatzt hatte! Ein anderer Inquiſiter ſagte Spee geradezu: „er wiſſe wohl, daß auch einige Unſchuldige mit unterliefen, er mache ſich aber deßhalb kein Gewiſſen, weil ihm — ſein Fürſt befehle, nur rüſtig im Inquiriren fortzufahren". Was die Scharfrichter betrifft, ſo erzählte Spee von ſolchen, „die an etlichen Orten das Ruder führen und ihres Gefallens vorſchreiben, wie und auf was Weiſe man dieſe oder jene foltern müſſe; und dürfen ſich ihrer etliche wohl rühmlich vernehmen laſſen, daß ſie noch keine unter Händen gehabt, welche nicht endlich gewonnen gegeben und geſchwätzt (eingeſtanden) habe; und das ſein dann die beſten; dieſelbigen werden hingefordert, wo etwan andere gewiſſenshalber (im Foltern) haben aufhören müſſen!"

Die „Cautio criminalis" enthält Spee's Anſichten über die Ungerechtigkeit des Hexenprozeſſes in 52 Zweifeln oder Fragen. Zuerſt fragte er, ob es in Wahrheit Zauberer, Hexen und Unholde gebe? Er ſtellte dies im Allgemeinen nicht in Abrede; doch fügte er hier gleich hinzu: „daß aber alle Perſonen, welche bisher unter dem Vorwand der Hexerei zu Aſche geworden, Zauberer und Hexen geweſen, das glaube weder er, noch viele fromme Männer". Dann fragte er: Ob es denn in Deutſchland mehr Hexen und Unholden als anderswo gebe? Klug erwiederte er: „Das ſei eine Sache, die er nicht wiſſe, aber es ſcheine allerdings, daß man in Deutſchland mehr denn anderswo finde; es rauche ja faſt allenthalben!" Als Urſachen der überwiegenden Menge von Hexen führte er die Unwiſſenheit oder den Aberglauben des gemeinen Mannes in Bezug auf die Urſachen von außergewöhnlichen Regen, Hagel, Reif, Seuchen und dergl. und dann den Neid und die Mißgunſt desſelben gegen Reiche und Angeſehene an. Nun ging er auf die Art des Verbrechens über, wobei er jedoch vorſichtig Delrio's Worte vorſchob und beifügte: die Sache bedürfe einer neuen und genauen Prüfung. Hierauf erörterte er: ob und warum die Zauberei zu den „ausgenommenen" Verbrechen gehöre, und ob es erlaubt ſei, gegen ſolche den Prozeß nach Willkür zu leiten? Hierauf antwortete er mit Nein, weil ſie zwar ausgenommen ſeien von dem, was die poſitiven menſchlichen Geſetze vorſchreiben, nicht aber von dem, was die menſchliche Vernunft oder das natürliche Geſetz vorſchreibt. Hieran reiht er den Zweifel, ob die deutſchen Fürſten wohl Recht daran thäten, ſo ſcharf gegen die Zauberei zu verfahren, und ob ſich denn durch dieſe Schärfe das Uebel überhaupt ausrotten laſſe? Erkennen wir in dieſen Uebergängen Spee's warme Menſchenfreundlichkeit, welche er freilich nur mit der größten Behutſamkeit, unter mannichfachen Verwahrungen zeigen durfte, ſo tritt jene Geſinnung in der folgenden Erörterung: wie vorſichtig ſich die Fürſten und ihre Officialen bei dem Hexenprozeß benehmen müßten, noch viel beſtimmter hervor und ſucht durch alle möglichen Gründe die größte Milde anzuempfehlen. Den Fürſten hielt Spee dann vor, wie ſehr ſie ihr Gewiſſen beſchwerten, wenn ſie das ganze Verfahren lediglich ihren Offizialen überließen; und hier traf denn der wackere Mann allerdings einen wunden Fleck. Nicht immer, erklärte er offen, iſt der Fürſt der Erfahrung und Redlichkeit ſeiner Diener gewiß; unerfahrene, leidenſchaftliche und boshafte, welche wahrnehmen, daß ihr Gebieter gegen die Zauberei eingenommen ſei, ſetzen dann aus Wohldienerei alle Gebote der Menſchlichkeit und des Chriſtenthums, den Angeklagten gegenüber, bei Seite; deßhalb ſei es heilige Pflicht des Fürſten, doch wenigſtens einen Theil der Sorge um jene Unglücklichen auf ſich ſelber zu nehmen und nicht Alles fremden Schultern anzuvertrauen; bekümmere ſich ja doch mancher Fürſt bei ökonomiſchen Gegenſtänden, bei Jagd und Vogelfang und dergl. ſelbſteigen um geringere Geſchäfte, ohne daß ſeiner Majeſtät dadurch Abbruch geſchehe; daraus folgt, ſagte Spee, daß der Fürſt ſich vor Gottes Gericht nicht werde reinigen können, welcher um geringere Dinge ſich perſönlich angenommen, bei größeren und wichtigeren aber, wo es ſich um Menſchenblut handle, nachläſſig und leichtſinnig geweſen ſei. Insbeſondere habe der Fürſt die Pflicht, zu erforſchen, ob und wie oft die Gefängniſſe beſucht würden, ob dieſelben nicht unreinlicher ſeien, als es ſich mit dem Zweck der Bewahrung vertrage, ob nicht manche Angeklagte ganze Jahre hindurch in Hitze und Froſt gefangen lägen, ohne verhört zu werden, in welcher Art und Weiſe man die Foltern anwende und in welcher Art und Weiſe man die Fragen ſtelle, wie es mit der Mäßigung und Erfahrenheit der Prieſter beſchaffen ſei, deren man ſich bediene, ob jedem Angeklagten eine vollſtändige Vertheidigung zu Theil werde, ob der gemeine Mann ſich über die Kommiſſarien, d. h. über die Inquiſitoren beſchwere, ob dieſe geizig oder inhuman ſeien, ob unter ihnen allen auch nur ein einziger, bevor der Angeklagte überführt ſei, lieber für als wider denſelben geſinnt ſei, und durch nur irgend ein Zeichen ſeinen Wunſch kundgegeben habe, daß der Angeklagte lieber unſchuldig als ſchuldig erfunden werde; desgleichen, ob er, wenn der Angeklagte als unſchuldig erfunden wurde, ſich darüber nicht ärgerte, ſondern freute? Der Fürſt unterſuche ferner, ob irgend ein Angeklagter im Kerker geſtorben und was ihm geſchehen ſei, dann, wenn einer unter dem Galgen verſcharrt worden, unter welchem Grunde man gezeigt habe, daß ein ſolcher ſchlimmen Todes verblichen, und dergl. Er unterſuche auch die Urtheile von Verſchiedenen, was ſie nach beiden Theilen hin von den beim Hexenprozeß gewöhnlich vorkommenden Fragſtücken halten; er hafte nicht ſo ſehr blos an einer Parthei, daß er nicht auch die Gründe der anderen erwäge; jedem müſſe es zuſtehen, ſeine Meinung frei und offen auszuſprechen. Er nehme ſelbſt Einſicht in die Protokolle oder laſſe ſich dieſelben vorleſen; er beſeitige die Zweifel oder laſſe ſie beſeitigen; er glaube nicht in Einem fort Alles, was man vorbringt; er laſſe lieber durch diejenigen examiniren, welche einer entgegengeſetzten Meinung angehören, als durch die, welche die beliebte verfechten, damit die Wahrheit um ſo klarer an den Tag komme; endlich: nichts möge auf den erſten Anblick auch noch ſo abſurd erſcheinen, was er nicht einer Erforſchung unterziehe. — Dies ſind die wichtigen Rathſchläge Spee's, aus welchen man erſieht, daß gerade das Gegentheil von allem dem, was er als fromme Wünſche hinſtellt, in der Praxis leider vorhanden war! Dieſen unſeligen Zuſtand erkennen wir denn auch aus den anderen Fragſtücken der

„Cautio criminalis“, in welchen er mit wahrer Meiſterſchaft — ſowohl was die Schärfe der Einſicht als auch was die Feinheit der Welt- und Menſchenkenntniß betrifft, — das ungeheure Labyrinth der Willkür aufhellte. Um das vorhandene Verwerfliche in ſeiner ganzen Verwerflichkeit darzulegen, fragte er blos ganz unſcheinbar beſcheiden, ob und wiefern dasſelbe wohl erlaubt und zuläſſig ſei, ſchloß Gründe, welche für die Erlaubtheit und Zuläſſigkeit zu ſprechen ſchienen, gefliſſentlich nicht aus und entkräftete ſie nachher auf's Siegreichſte durch Gründe der Vernunft, der Menſchlichkeit und der Religion, welche dagegen ſprachen. Auf dieſe Weiſe erreichte er am ſicherſten ſeinen edlen Zweck. Bei allem ſolchen leiſen und klugen Auftreten verläugnete er ſeinen Freimuth keineswegs, der da — wie es in ſeinem Wahlſpruch an der Stirne des Buches heißt — „unter der Sonne ſah ſtatt des Gerichts ein gottlos Weſen und ſtatt der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit“ (Prediger Salomo. 3, 16.) und der da den Mächtigen mit dem Pſalmenſänger (2, 10.) zurief: „So laßt euch nun weiſen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden!“ So hatte er auch die Worte Seneca's als ferneren Wahlſpruch hingeſetzt: „Ich will dir zeigen, was denen, die alles beſitzen, fehle: der, welcher die Wahrheit ſpreche!“ Und Spee — ſprach ſie aus! Er bezeichnete diejenigen, welche die Obrigkeiten hauptſächlich zur Hexenverfolgung anreizten, — die Theologen und Prälaten, die im gemächlichen Schreibzimmer, ruhig über ihren Spekulationen brütend, keine Ahnung hatten von dem Schmutz der Kerker, von der Laſt der Ketten, von den Werkzeugen der Foltern, von dem Jammer der Unglücklichen, die — unbekannt mit aller Niedertracht — auf die Verſicherung der Richter hin Ammenmährchen, Bekenntniſſe, welche die Folter entpreßt, für Evangelien hielten, — die habſüchtigen Richter, welche dieſe oder jene Provinz plündern wollten, und deßhalb den Obrigkeiten die größten Hexengefahren vorſpiegelten, — den unwiſſenden, neidiſchen, boshaften Pöbel, welcher ſeine Racheluſt ungeſtraft befriedigen wollte, endlich Ruchloſe, welche die

Lauheit der Obrigkeiten gegen Hexen nur deßhalb ſo eifrig tadelten, um allen Verdacht von ſich ſelber abzuwenden. Punkt für Punkt wies er die beiſpielloſe Ungerechtigkeit nach, welche im Verfahren ſtattfand, und gab ſie der öffentlichen Verachtung preis. So zeigte er, daß es ganz gleich war, ob eine der Hexerei beſchuldigte Perſon ein böſes oder frommes Leben geführt; „iſt jenes, ſo iſt's ein großes indicium, dann, wer böſe iſt, kann leicht böſer und je länger, je weiter verführet werden; iſt dieſes, ſo iſt's kein geringer indicium, dann ſagen ſie, ſo pflegen die Hexen ſich zu ſchmücken und wollen allezeit gerne vor die Frömmſten gehalten ſein.“ Desgleichen: „Spürt man bei den Angeſchuldigten einige Furcht oder Schrecken (dann wer wollte ſich nicht entſetzen, der da weiß, wie jämmerlich ſie dero Orts gemartert werden?) ſo iſt's abermal ein indicium; dann (ſagen ſie) das böſe Gewiſſen macht ſie bang; fürchtet ſie ſich nicht, ſondern trauet ihrer Unſchuld, ſo iſt's wiederum ein indicium; dann (geben ſie vor) das pflegen die Hexen zu thun, daß ſie die Unſchuldigen ſein wollen, und — der Teufel macht ſie ſo muthig!“ Unerſchrocken deckte Spee die Niedertracht auf, daß „bei dieſen Prozeſſen keinem Menſchen ein advocatus oder auch einige Defenſion, wie aufrichtig ſie auch immer ſein möchte, geſtattet ſei“; „dann da rufen ſie, dieß ſei ein crimen exceptum, ein ſolch Laſter, das dem gerichtlichen Prozeß nicht unterworfen ſei; ja da einer ſich darinnen als advocatus wollte gebrauchen laſſen, oder der Herrſchaft einreden und erinnern, daß ſie vorſichtig verfahren wollte, der iſt ſchon im Verdacht des Laſters und muß ein Patron und Schutzherr der Hexen heißen, alſo daß Aller Mund verſtummen und alle Schreibfedern ſtumpf ſein, daß man weder reden noch ſchreiben darf!“ Mit gleichunerſchrockenem Freimuth enthüllte Spee die ſchamloſe Willkür der Richter und Henker vor, bei und nach der Folterung der Hexen und Zauberer: „Die Hexe wird gefoltert, daß ſie die Wahrheit ſage, d. h. ſich ſchlecht vor eine Zauberſche bekennen ſoll. Sie mag anders ſagen, was ſie wolle, ſo iſt es nicht wahr. Vokommt ſie auf die erſte Folter, ſo geben ſie vor, ſie habe gutwillig und ohne Folter bekannt; und ſie wird getödtet, denn Widerrufen gilt hier nichts. Bekennet ſie nicht, ſo torquiret man ſie zum zweiten, dritten und vierten Male; denn bei dieſem Prozeſſe gilt, was nur dem Commissario geliebt. Verwendet ſie nun etwa in der Folter vor Schmerzen die Augen oder ſtarrt mit offenen Augen, ſo ſind's neue indicia, denn dann ſprechen ſie: ſie ſchaut nach ihrem teufliſchen Buhlen. Wird ſie denn härter gefoltert und will doch nicht bekennen, verſtellet ihre Geberden wegen der großen Marter, oder kommt gar in eine Ohnmacht, ſo rufen ſie: die lacht oder ſchläft auf der Folter, die hat etwas gebraucht, daß ſie nicht ſchwatzen kann. Begibt ſich's, daß Eine oder die Andere auf der Folter ſtirbt, ſo ſagt man: der Teufel habe ihr den Hals gebrochen." Dann ſchleppt der Henker die Leiche hinaus und begräbt ſie unter dem Galgen! Zuweilen wolle (verſichert Spee) ein Richter eine Angeklagte, die auf der Folter davon komme, nicht ohne neue Indicien weiter torquiren und auch nicht „unbekennet" hinrichten laſſen. Da lege er ſie denn in ein neues Gefängniß und laſſe ſie darin oft ein ganzes Jahr ſchmachten, um ſie „mürbe zu machen." Hierzu wähle man denn auch noch ein anderes Mittel, eine Verſtandes- und Gewiſſens-Tortur. Hören wir, wie Spee (ſelbſt ein Geiſtlicher, ein Jeſuit!) dieſelbe ſchildert: „Man ſchickt (ſagt er) ungeſtüme Prieſter zu der Gefangenen, welche ihr oft verdrießlicher ſind als der Henker ſelbſt. Die plagen ſie denn ſo lange und viel, bis ſie bekennen muß, — Gott gebe ſie ſei eine Hexe oder nicht — rufen und ſchreien, daß, wenn ſie nicht bekennen werde, ſo könne ſie nicht ſelig oder der heiligen Sakramente theilhaftig werden. Und darum hüten ſich die Herren Inquiſitores, daß ſie keine ſolchen Prieſter bei dieſen Sachen und Prozeß gebrauchen, die etwas ſittſam ſeien, Verſtand im Herzen und Zähne im Munde haben, wie imgleichen, damit ja Niemand in das Gefängniß komme, der denen Gefangenen guten Rath mittheile oder den Fürſten von dem Handel unterrichte.“ Kurz: offen ſagt Spee den Richtern in’s Angeſicht, daß „ihnen vor nichts mehr bange ſei, als daß etwan die Unſchuld des Angeklagten auf eine oder andere Weiſe zu Tage kommen möchte,“ daß ſie es als eine Schande betrachteten: „eine Perſon, ſo ſie einmal zur Haft gebracht, loslaſſen zu ſollen;“ „welchen ſie einmal in’s Gefängniß gebracht, der müſſe ſchuldig ſein, es geſchehe mit Recht oder Unrecht.“ Bekennt die Angeklagte, ungeachtet aller ſchönen „Griffe und Fundament“ des Richters, nicht, ſo muß ſie lebendig verbrannt werden. In tiefem Schmerz beendigte Spee ſeine Enthüllung dieſer ſcheußlichen Willkür mit den Worten: „Nun möcht’ ich (weiß Gott!) gerne wiſſen, weil ſowohl die, ſo nicht bekennet, als auch welche bekennet, Hexen ſein und ſterben müſſen, wie doch ein Menſch, er ſei ſo unſchuldig wie er immer wolle, ſich allhier retten könne oder wolle? O du Elende! Worauf haſt du doch gehofft? Warum haſt du nicht, ſobald du das Gefängniß betreten, geſagt: du wäreſt des Laſters ſchuldig? O du thörichtes Weib, warum willſt du ſo oft ſterben, da du anfangs mit einem Tode hätteſt bezahlen können? Folge meinem Rath (ruft er bitter aus) und ſage ſtracks zu: du ſeieſt eine Hexe, und ſtirb! Denn vergebens hoffeſt du, los zu werden, ſolches läſſet der Eifer der Gerechtigkeit bei uns Deutſchen nicht zu.“

Doch hiermit genug der Auszüge aus der Cautio criminalis. Wahrlich: dies Buch, geſchrieben und herausgegeben in einer Zeit, da die Willkür für unüberwindlich galt, dies Buch war eine That zum Wohl der Menſchheit. Sie ſchlug wenigſtens Wurzeln in den Herzen aller Edleren, wenn auch Spee ſelbſt den Baum des Segens, den er gepflanzt, und die Früchte, welche derſelbe trug, nicht erlebte. Gewiß aber trug Spee tief in ſeiner gottvertrauenden Seele die Ueberzeugung, daß der ewige Vater ſeine Kinder, denen er die Kraft, ſich on Wahn, Aberglauben und Willkür ſelbſt zu befreien, gegeben, daß er dies ſein deutſches Volk, das ſo hart geprüfte, ſo zu allem Edlen und Herrlichen befähigte, nicht untergehen laſſen wolle. Und in dieſem Gottvertrauen, wie in dem Bewußtſein, daß er für Vernunft und Menſchlichkeit, für Wahrheit und Recht gehandelt, fand Spee den einzigen, aber auch den reichſten Lohn; und einen ſolchen ſehe Jeder als den Höchſten an und finde ihn, der für der Menſchheit heiligſte Güter Wort und That, ja ſein ganzes Leben hingibt und nirgends Beachtung, nirgends Lob, nirgends irdiſche Glücksgüter, vielleicht nur Verdächtigung, Verkennung von ſeinen Zeitgenoſſen erntet!

Doch betrachten wir jetzt die weiteren Lebensverhältniſſe Friedrich Spee's!

Kaum war ſeine „Cautio criminalis“ erſchienen, — oder ſie war vielleicht auch noch nicht erſchienen, — ſo beriefen die Ordensoberen den trefflichen Spee von ſeinem Wirkungskreiſe in Franken ab. Sein Herz ſollte nicht mehr bei'm Anblick der Gräuel des Hexenprozeſſes, des Jammers und der Thränen der Opfer bluten, die er als Beichtvater und letzter Tröſter zum Scheiterhaufen zu begleiten hatte. Er wurde nach Niederſachſen geſendet. Spee gehorchte und erfüllte den ihm gewordenen Auftrag. Und welcher war es, den er in Niederſachſen zu erfüllen hatte?! Er ſollte dort für die Bekehrung der Proteſtanten zum römiſchen Katholicismus wirken.

Wie? Friedrich Spee, er, der Vorkämpfer gegen den Hexenprozeß, deſſen Zuſammenhang mit der Ketzerverfolgung angedeutet worden iſt, — er ein Ketzerbekehrer? Es iſt dem ſo und nicht anders. Ja: Spee, als römiſch-katholiſcher Geiſtlicher, als Mitglied eines Ordens, welcher die Wiedervereinigung aller aus der römiſchen Kirche Ausgeſchiedenen in derſelben erſtrebte, konnte dieſe nur wünſchen, konnte es nur für ein verdienſtliches Werk halten, zu dieſer Wiedervereinigung, zu dem Triumph der von ihm für heilig und ſeligmachend gehaltenen Kirche nach allen Kräften beizutragen. Aber ſein edles, reines, wohlwollendes Gemüth erfaßte in kindlicher Unſchuld jene Beſtrebungen ſeines Ordens als etwas Reingeiſtiges. Ihm ſchwebte das hehre Ideal jener verheißenen Zeiten vor, da nur Ein Hirt und Eine Herde ſein würde, und ſo ſang er:

„O wohl dem ſchönen Hirten,
Dem künft'gen Hirten gut!
Ach, ach, mich mit Begierden
Der Zeit verlangen thut.
Alsdann wird er erwecken
Und treiben auf das Feld
Mit beſtem Hirtenſtecken
Die Völker aller Welt!“

Aber ſein Herz, ſo ganz von Gottes- und Menſchenliebe erfüllt, ſein Herz, dem die Worte entſtrömten:

„Wo Gottes Lob iſt angezündt
Und brennt in heller Flammen,
Da iſt der Menſch gar feſt gegründt,
Wer mag ihn da verdammen?“ —

dies Herz hatte keinen Platz für Ketzerhaß, es konnte, indem es für die von ihm für allein beſeligend gehaltene Kirche ſchlug, Andersgläubige nur auf dem Wege der Liebe und Ueberzeugung für dieſelbe gewinnen wollen. — Wir wiſſen nur ſehr Weniges über die Ergebniſſe von Spee's Thätigkeit in Niederſachſen. Er ſoll daſelbſt durch ſeine Predigten das hildesheimiſche Städtchen Peina zum römiſchen Katholicismus zurückgebracht haben. Eine fernere Nachricht, welche von Mitgliedern ſeines Ordens herrührt, meldet: die Hildesheimer Proteſtanten hätten einen Menſchen zu einem Angriff gegen Spee gedungen und dieſer ihn mit ſieben Wunden verletzt; Spee ſei gleichwohl nach dem Dorfe, wo er predigen wollte, gekommen und habe dort wirklich gepredigt.

Wichtiger als dieſe dürftigen Nachrichten ſind uns die, welche Spee ſelbſt uns über ſeine Eigenſchaft als

Dichter hinterlaſſen hat. Wir beſitzen von ihm eine Sammlung geiſtlicher Lieder, betitelt die „Trutznachtigall“, welche, von einem ſeiner Schüler herausgegeben, erſt nach ſeinem Tode (im Jahre 1649) zu Köln erſchien, und das „gülden Tugendbuch“, ein theils in ungebundener Rede und Geſprächsform, theils in Liedern abgefaßtes Erbauungsbuch. In ſeinen geiſtlichen Liedern legte uns Spee die ganze kindliche Reinheit und jungfräuliche Lieblichkeit ſeiner frommen Seele vor Augen. Daraus leuchtet der ganze Schatz von Liebe, der ihm eigen war; was da im Reiche der Natur lebt und webt, blüht und tönt, vom herrlichen Morgenroth bis zum Haushalt der Bienen, alles erblickte ſein Dichterauge in einem innigen Zuſammenhange der Liebe; jede Kreatur, die durch Glanz, Farbe, Regung und Ton die volle Freude des Daſeins in's Unermeßliche der Welten hinausjauchzt, erſchien ihm im großen Chorus, der von Sekunde zu Sekunde das Lob des ewigen Fürſten der Liebe preiſet und verherrlichet. So war unſerm Spee, der inmitten des allgemeinen Haſſes, Mordes und Menſchenbrandes wandelte, die ganze Welt nur eine einzige Liebeshymne. Welch' ein Herz, das unter ſolchen Verhältniſſen ſolcher Auffaſſung fähig iſt und fähig bleiben kann! Ja gewiß: aus dieſen Liedern tönet Spee's Herz ſelbſt wie ein Pſalm, ſo hell und rein, daß auch diejenigen, die ſich mit manchen einzelnen ſeiner Lieder und mit ſeiner Auffaſſung des myſtiſchen Seelenbräutigams nicht befreunden können, gleichwohl ſich von der Verinnigung der Naturanſchauung mit der Gottesahnung tief bewegt fühlen müſſen.

In der erſten Hälfte der dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts kam Spee — gewiß auch wieder auf Befehl ſeiner Ordensoberen — nach Trier. Da ſtand er denn abermals auf einem Boden, wo der Hexenprozeß, in unmittelbarſter Verbindung mit dem Zweck der Bekämpfung und Austilgung des Proteſtantismus, bereits zahlreiche Opfer hinweggerafft hatte. Spee kam aber in Trier auch mitten in eine andere Bedrängniß, welche die

Schuld des Kurfürſten über Stadt und Land gebracht. Trier litt eine ſchwere Belagerung durch die Spanier und Kaiſerlichen. Wo die Noth, da war unſer Spee auf ſeinem Platz. So denn auch während jener Belagerung. Da ſcheute er keine Gefahr, da lud er Verwundete, gleichviel ob Freund oder Feind, auf den Rücken, da pflegte er Kranke, gleichviel, welche Sprache ſie redeten. Er war da nicht der römiſch-katholiſche Prieſter, — er war der vollkommene Menſch, — ſein ſchönſter Ehrentitel, in dem er deinem Gedächtniß, mein deutſches Volk, eingeprägt bleiben ſoll. Menſch im Dienſte der Menſchlichkeit, beſiegelte er ſolch' ein Wirken auch durch den Tod. Im Dienſte der Kranken, die er ohne Unterſchied der Freundſchaft oder Feindſchaft, der Sprache, des Glaubensbekenntniſſes pflegte, empfing er den Keim des Todes. Daß er eine Ahnung davon in ſich trug, das ſpricht ſich in ſeinem ſchönen Liede aus, worin er ſingt:

Ja, wann ich geh' ſchon ſchlafen,
Schlafen wohl in das Grab,
Will dir (Gott) doch Lob verſchaffen,
Soll drum nicht nehmen ab.

Nach mir will ich verlaſſen
In meinem Teſtament
Ein Liedlein, ſchön ohn' Maßen,
Zu Gottes Lob verwendt.

Das wird wohl noch erklingen,
Ob ich ſchon ſtorben bin;
Es werden's Andre ſingen,
Wann ich ſchon bin dahin.“

Und im letzten Vers dieſes Liedes drückte er ſeine Sehnſucht nach Vereinigung mit Gott durch den Tod in den Worten aus:

„Nur bald! bald auf! bald auf!“

Am 7. Auguſt des Jahres 1635 nahm denn auch der Todesengel den treuen Menſchenfreund **Friedrich Spee** von der Krankenpflege weg und trug ihn an's Herz des Vaters, den er in ſo vielen innigen Liedern geprieſen, den er durch thätige Menſchenliebe bekannt hatte.

Auf der Bahn, welche **Spee** als Vorfechter für die Menſchheit gegen den Hexenprozeß betreten, folgten ihm treffliche Männer nach, welche ſein Werk vollendeten. **Proteſtanten** waren es, welche die **Bedeutung des Proteſtantismus für die Geiſtesfreiheit** dadurch neuerdings in's rechte Licht ſtellten. Ich nenne und ſchildere hier in kurzen Umriſſen nur die zwei bedeutendſten, **Balthaſar Bekker** und **Chriſtian Thomaſius**, der erſtere Prediger, der zweite Rechtsgelehrte.

Balthaſar Bekker war ein **Niederländer**, aber von **deutſcher** Abkunft. Der Sohn eines reformirten Predigers zu **Metslawier** in Friesland, erblickte er dort, ein Jahr vor Spee's Tode, am 20. März 1634 das Licht der Welt. Bis in ſein ſechszehntes Jahr genoß er den Unterricht ſeines Vaters, dann ſtudirte er — anfangs zu **Groeningen**, nachher zu **Franeker** — im Ganzen fünftehalb Jahre. Noch in der erſten Blüte der Jugend erhielt er einen Ruf als Prediger nach **Ooſterlitten**. Mit klarem Blick durchſchaute der junge Geiſtliche die theologiſchen und philoſophiſchen Wirren ſeiner Zeit, und thatkräftig, wie er war, begnügte er ſich damit nicht, daß er ſelbſt auf dem höheren Standpunkte freier Auffaſſung ſtand; nein, er griff zur Feder, um die helleren Ideen, deren ſeine Zeitgenoſſen noch entbehrten, in weitern Kreiſen zu verbreiten. Eine gründliche theologiſche Gelehrſamkeit diente hierbei ſeinem Scharfblick, ſeinem Freimuth.

Kaum hatte er indeſſen ſeine erſten Schriften im erwähnten Sinne geſchrieben, als ihm auch das Loos aller Derjenigen zu Theil ward, die, „verpflanzt in arge Zeiten, mit Finſterniß zu kämpfen wagen, um dem Lichte Bahn zu bereiten;“ die Verdächtigung der Dunkelmänner drängte ſich an ihn, die Verketzerung ſuchte ihm den Boden der Wirkſamkeit zu untergraben. In der That hatte er bald zahlreiche Feinde, und dieſe brachten es dahin, daß er ſich genöthigt ſah, ſeinen zweiten Berufsort Franeker zu verlaſſen und zunächſt eine Predigerſtelle in dem durch die Franzoſen zerſtörten Loenen, dann in Weeſp anzunehmen und endlich Feldprediger zu werden. Das blieb er ein halb Jahr lang, hierauf zog er 1679 nach Amſterdam und wirkte dort als Prediger, noch mehr aber durch ſeine Schriften, als muthiger Ankämpfer gegen Wahn und Aberglauben.

Zu Leeuwarden erſchien 1683 ſeine „Ondersoek van de bete keringe der kometen,“ 1690 ſeine „betoverde weereld (bezauberte Welt) *). Dieſes letztere Werk, wie es ſein wichtigſtes war, hat auch (ich komme ſpäter darauf zurück) auf ſeine Lebensſchickſale den bedeutendſten Einfluß geübt. Hatte Spee in ſeiner „cautio criminalis“ die herrſchenden Vorſtellungen von der Macht des Teufels und von der Wirklichkeit der Teufelsbündniſſe nicht angetaſtet, ſondern bloß den Hexenprozeß zu erſchüttern verſucht, ſo trat nun Balthaſar Bekker mit der Bibel in der Hand auf und entthronte den Teufel. Er bewies aus der h. Schrift, daß die bisherige Teufelslehre derſelben geradezu widerſpreche, daß der Teufel nichts weiter ſei, als ein des Gerichtes harrender gefallener Geiſt, ſinnlich gar nicht wahrnehmbar, unfähig einen Leib anzunehmen, ohnmächtig in die hehre Gottesordnung ſchädlich und verderbend einzuwirken. „In Anſehung, (ſagt er), daß in der ganzen Bibel nichts zu finden iſt, das im Geringſten nach einem Königreiche gleichet und darauf gedeutet wird, ſo wird es außer Grund insgemein alſo geſagt, daß

---

*) Andere Schriften von Balthaſar Bekker ſind: die „admonitio de philosophia Cartesiana“, die „friesche Godgeleerdheit.“ die „Uitlegginge van den profeet Daniel.“ die „leere der gereformeerde Kerken van de vrye Nederlanden, begrepen in derselven geloofsbelydenissen.“

der Satan auch ein Reich auf Erden habe, das eben ſo weit, als Gottes eigen Reich auf Erden ſich erſtrecket, nicht allein außer-, ſondern auch innerhalb ſeiner Kirche, welche das Himmelreich, das Reich Gottes und Chriſti genannt wird. Reich gegen Reich, des Teufels Reich wider Gottes; und ob das noch zu wenig wäre, Reich in dem Reich, imperium in imperio, — und das von feindlicher Macht! Wie kann Gottes eigen, wie kann Chriſti Reich beſtehen?“ Um zu beweiſen, wie ſinnlos es ſei, anzunehmen, daß, wenn etwas Böſes geſchieht, das nach unſerem Verſtande über die Kraft der Natur gehe, es ein Werk des Teufels ſei, fährt Bekker alſo fort: „Siehet Jemand dieſe Folge nicht, ich will's ihm alſofort ſehen laſſen. Alles, was er denken könnte, daß da iſt, das muß entweder der Schöpfer ſelbſt oder ſein Geſchöpf ſein. Was iſt der Teufel nun? Ein verdorben Geſchöpf, werdet ihr ſagen müſſen. Dieſemnach ein Theil, und ein verdorben Theil der erſchaffenen Natur. Wie kann nun das, was ein Theil der Natur iſt, über die Natur ſein? Wer iſt über die Natur, denn Gott allein? Derhalben ſchließe ich alſofort ſchnurgerade gegen die gemeine Meinung: Sobald als man ſagt, daß etwas über die Natur geſchehen ſei, ſo hat es denn der Teufel nicht gethan; es iſt Gottes eigen Werk.“ Weiter ſpricht Bekker dann, daß der alte Teufelsglaube „die feſten Gründe des Chriſtenthums, und zuvörderſt in der proteſtantiſchen Kirche, unvermerkt unterminire, alſo daß wir wohl an der einen Seite bauen, aber dagegen von einer andern unüberwindliche Werke vor dem Feind aufwerfen, aus welchen das ganze Gebäude muß zerſtört werden, wenn man nicht Vorſehung thut.“

Balthaſar Bekker's „bezauberte Welt“ war kaum erſchienen, als dieſe Schrift auch ſchon in ganz Europa Aufſehen machte und zahlreiche Gegner ſich wider den kühnen Verfechter der Wahrheit erhoben. Weil er den Teufel entthront hatte, wurde er ein Gottesläugner genannt. Seine eigenen Amtsgenoſſen in der reformirten Kirche, zumal die Theologen in Amſterdam, waren in der vorderſten Reihe ſeiner Ankläger und Verdächtiger. Unbeugſam feſt ſtand der edle Mann inmitten aller Stürme und vertheidigte ſeine Ueberzeugung; war ſie doch nicht das Ergebniß einer flüchtigen Stunde, ſeiner eigenen Verſicherung nach hatte er die Grundgedanken ſeines Werkes fünfundzwanzig Jahre lang in ſich getragen, geprüft und überarbeitet, bevor er das Buch, das er mit Recht als den Inhalt ſeines Lebens betrachten konnte, zum Heil der Menſchheit an's Licht der Oeffentlichkeit hinausgab. Er rechtfertigte es in einer eigenen Schrift und verlangte, daß eine Synode ſein Syſtem prüfen ſollte. Dies geſchah denn auch; aber in der Synode ſiegte der Einfluß der Orthodoxie; ſein großes Werk wurde von den kleinen Geiſtern verworfen und verdammt. Doch deſſen nicht genug; der Grimm ſeiner Gegner raſtete nicht, bis er (im Jahre 1692) auch ſeines Predigtamts entſetzt war! Sechs Jahre überlebte Balthaſar Bekker jene Schmach, welche vor den Augen aller Edlen nicht ihn, ſondern ſeine Feinde traf!

Er ſtarb, feſt auf ſeiner Ueberzeugung beharrend, am 11. Juni 1698. Selbſt als er die Augen geſchloſſen, wollte ihn die Orthodoxie noch verdächtigen; ſie verbreitete nämlich das Gerücht, er habe auf dem Sterbebette ſeine Anſichten und Grundſätze geändert. Da trat jedoch ſein Sohn Johann Heinrich für die Ehre des großen Todten auf und veröffentlichte deſſen letzte Reden; die Eiferer für den Teufelsglauben ſtanden nun vor aller Welt als Lügner da.

Und nun auch ein Blick auf den Mann, der, wie Friedrich der Große, König von Preußen, ſich einſt ausdrückte, „den Weibern das Recht vindicirt hat, alt zu werden,“ auf den letzten großen Kämpfer gegen Teufelsglauben und Hexenprozeß, auf Chriſtian Thomaſius!

Er war am 1. Januar des Jahres 1655 zu Leipzig geboren. Sein Vater, Jakob Thomaſius, war Profeſſor zu Leipzig, ein in ſeiner Zeit berühmter Philoſoph; Leibnitz war einer ſeiner Schüler und erkannte dankbar des Lehrers Verdienſte um die Wiſſenſchaft an; eine liebenswürdige Beſcheidenheit ſchmückte den wackren Gelehrten, auf deſſen Charakter wir aus ſeiner Aeußerung ſchließen dürfen: „er bedaure nichts mehr, als daß die zum Frieden geſchaffenen Kreaturen ſich unter einander bekämpften und nicht rechtſchaffen, fromm und tugendhaft lebten.“ Dieſes würdigen Vaters würdiger Sohn war Chriſtian Thomaſius. Schon frühzeitig erkannte der Vater des Knaben lebhaften Geiſt und ſcharfen Verſtand; treulich pflegte er ſelbſt deſſen Fähigkeiten und ſorgſam unterrichtete er ihn im Lateiniſchen und Griechiſchen. Mit welchem Erfolg dies geſchah, läßt ſich daraus entnehmen, daß Chriſtian Thomaſius bereits im 18. Lebensjahre an der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt die Würde eines Magiſters der Weltweisheit erwarb. Er ging hierauf nach Frankfurt an der Oder, ſtudirte dort deutſches und römiſches Recht und ward (1679) Doktor der Rechte, worauf er nach Leipzig zurückkehrte. Dort widmete er ſich anfänglich der Praxis, ſpäter aber (von 1680—1690) hielt er als akademiſcher Lehrer vielbeſuchte philoſophiſche und juriſtiſche Vorleſungen, und zwar im Jahre 1687 in deutſcher Sprache, — damals etwas Unerhörtes, daß ein deutſcher Lehrer von dem Gipfel der Gelehrſamkeit zur Sprache des Volkes, dem er angehörte, deſſen Jugend er bilden ſollte, herniederſtieg.

Und wie er die Mutterſprache, freilich in jenem mit fremden Lappen beſetzten Gewand, wie ſie es in Folge langer Selbſterniedrigung unſeres Volkes trug, in den Hörſaal eingeführt, ſo machte er ſie im darauffolgenden Jahre auch zur Vermittlerin der öffentlichen Meinung; ſie, die Mutterſprache, ſollte den Goldbecher des Verſtändniſſes allen Gebildeten kredenzen; er begann nämlich eine Monatſchrift in deutſcher Sprache herauszugeben, unter dem Titel: „Freimüthige, luſtige und ernſthafte, jedoch vernunft- und geſetzmäßige Gedanken oder Monatsgeſpräche über allerhand, vornämlich aber neue Bücher.“ Da entfaltete ſich denn die originelle Natur unſeres Chriſtian Thomaſius, ſein Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit, die ſo gern in Witz und Satyre ſchillerten, welche letztere beide denn freilich uns Menſchen von heutzutage pedantiſch und ſchwerfällig erſcheinen. War ihm dieſe Gabe auch nicht der beflügelte Pfeil, ſo gebrauchte er ſie doch als Stoßdegen, und zwar mit allen Fechterkünſten, nicht zum Zeitvertreib, ſondern in der That zu ernſthaftem Angriff, zu nothwendiger Abwehr. Denn, bei ſeinem Charakter, da er das Wahre und Rechte nicht bloß ſelbſt als wahr und recht erkannte, ſondern auch allgemein als ſolches erkannt wiſſen wollte, kam er bald in die vielfältigſten Kämpfe mit ſolchen Leuten, die ſo feſt am guten Alten hängen, daß ſie das beſſere Neue nicht aufkommen laſſen wollen. Zumal waren es wiederum die Theologen, welche den freiſinnigen Mann, der ſeine Ueberzeugung offen herausſagte, verdächtigten und verfolgten. Einem Manne des Lichts hat es nie an Dunkelmännern, die ihn als gefährlich verdächtigen, und den Dunkelmännern hat es nie an der Gunſt gefehlt, durch welche man Verhaftbefehle und Landesverweiſung erwirken kann. Freilich fehlt es aber den Dunkelmännern aller Zeiten an der Erkenntniß: daß all ihr Treiben, und ſei's auch noch ſo trefflich beſchützt, doch nur für eine kurze Spanne Zeit ausreicht und vor dem Geiſt Gottes, der aus der Menſchheit athmet, wie Spreu im Wind vergehen muß. Alle dieſe Dunkelmänner wollen als gar fromme Leute die heilige Schrift im kleinen Finger haben, und haben doch das oberſte Gebot Chriſti von der Liebe nicht im Herzen, und den goldnen Spruch Pauli: „den Geiſt dämpfet nicht“ (1. Theſſ. 5. 19) nicht im Kopfe. Und ſo ſind ſie nichts als die Schatten, die den großen leuchtenden Geiſtern folgen, den Sonnen der Menſchheit, und ſie werden um ſo kleiner, je höher dieſe hinanſteigen. Doch laßt uns wieder auf Thomaſius blicken! Ein geheimer Verhaftbefehl war in Dresden gegen ihn ausgewirkt; er ſollte das Kleinod ſeines Lebens, Schreib- und Lehrfreiheit, verlieren! Da ſchritt er (1690) zum Thore ſeiner Vaterſtadt hinaus, gleichviel war's ihm, wo er eine neue Heimath finden werde, wenn er nur dort ſeiner Ueberzeugung getreu ſprechen, ſchreiben und handeln konnte. Und was ſchallte ihm nach, da er vor Leipzig's Thoren ſtand? Das Armeſünderglöckchen läutete man ihm und die Intoleranz zog den Glockenſtrang; er ſollte merken, daß ſie ihm als Irrlehrer gern, wär's möglich geweſen, wirklich zum letzten Gange geläutet hätte. Dem Thomaſius aber tönte es wie der Freiheit Oſterglockenklang in's Herz.

Getroſt trug er das Loos der Verbannung und wanderte nach Berlin; da erhielt er die Erlaubniß, ſich in Halle niederzulaſſen und alſobald folgten ihm dorthin einige hundert Studirende. Da hielt er nun in einem Saale der Ritterakademie Vorleſungen in deutſcher Sprache über Logik, Moral, Naturrecht u. ſ. w. Der ungemeine Beifall, welchen dieſelben fanden, hatte zur Folge, daß ſich die Zahl ſeiner Zuhörer vermehrte, dann aber auch, daß der Kurfürſt von Brandenburg den alten Plan: zu den drei Landesuniverſitäten Königsberg, Frankfurt an der Oder und Duisburg noch eine vierte zu ſtiften, verwirklichte und die Hochſchule zu Halle gründete (1694). An derſelben wurde nun Thomaſius zum ordentlichen Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft und zum Senior der Fakultät, ſowie zum kurfürſtlichen Rath ernannt, ſpäter — nachdem er eine Rückberufung nach Leipzig unter vortheilhaften Bedingungen ausgeſchlagen (1709) — zum königl. preußiſchen Geheimrath, 1710 zum Ordinarius der juriſtiſchen Fakultät und zum Direktor. Unermüdlich wirkte er in ſeiner Stellung an der Hochſchule, wie als Schriftſteller,*) mit Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Witz bis an ſeinen Tod, welcher am 23. September 1728 erfolgte. Er ſtarb, umgeben von Ruhm, geachtet um ſeiner großen wiſſenſchaftlichen Verdienſte willen, aber auch wegen ſeiner hohen Rechtſchaffenheit, Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit. Ihm galt es, den alten Zwieſpalt der Wiſſenſchaft mit dem Leben zu verſöhnen, die Wiſſenſchaft im praktiſchen Leben einzubürgern; die geiſtige Aufklärung, die ſittliche Veredlung des Volks in weiteren Kreiſen als bloß im Raume der Hörſäle zu verbreiten; Menſchenbildung zu fördern durch Ausrottung von verjährten Vorurtheilen, das betrachtete er als höchſte Aufgabe des Daſeins.

Dieſer edle Geiſt konnte denn auch gegen eine, wenn gleich damals bereits im Abnehmen begriffene geiſtige und ſittliche Seuche ſeiner Zeit, gegen den Hexenprozeß, nicht gleichgültig bleiben. Anfänglich war freilich auch er von der alten Anſicht, daß derſelbe rechtmäßig ſei, noch ſo völlig durchdrungen, daß er in einem beſonderen Falle als Referent in der Juriſtenfakultät auf die Folterung einer der Zauberei angeklagten Perſon antrug. Seine Kollegen überſtimmten ihn. Das brachte ihn zu tieferem Nachdenken. Er prüfte nun den Gegenſtand genauer, bald ſah er heller, ſeine Ueberzeugung änderte ſich, und, ſo wie dies einmal der Fall war, verhehlte er ſie auch nicht; es lag in ſeinem Weſen (und dieſer Zug ſeines Charakters ehrt ihn), daß er, ſo oft er einen Irrthum einſah, nie Bedenken trug, ſeine frühere, nunmehr als irrig erkannte Meinung als ſolche auch öffentlich zu widerrufen. So ſtand denn der frühere Vertheidiger des Hexenprozeſſes bald als deſſen eifrigſter und unerſchrockenſter Gegner da, nachdem er die Schriften Weier's, Spee's, Bekker's und anderer Ehrenmänner geleſen und ihren Inhalt mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmend gefunden, ja die letztere an den erſteren geſtählt hatte. Indem er ſich jenen ausgezeichneten Männern anſchloß, welche gegen Unſinn und Barbarei des Hexenprozeſſes aufgetreten waren, ſetzte er ſelbſt den von denſelben begonnenen Kampf fort und vollendete ihn. Allerdings konnte ſich Thomaſius ſelbſt des Glaubens an die Exiſtenz des Teufels nicht ganz entäußern; aber er beſtritt entſchieden die Möglichkeit, daß „Hexen und Zauberer gewiſſe Verträge mit demſelben aufrichten ſollten“, und erklärte: „ich bin vielmehr verſichert, daß alles, was diesfalls geglaubt wird, nichts anderes als eine Fabel ſei, ſo aus dem Juden-, Heiden- und Papſtthume zuſammengeleſen, durch höchſt unbillige Hexenprozeſſe aber, die ſogar bei den Proteſtirenden eine Zeithero gebräuchlich geweſen, beſtätigt worden.“ Mit dem Rüſtzeug der hiſtoriſchen Kritik griff er dann die juriſtiſchen und theologiſchen Autoritäten für den Hexenprozeß an und zerſtörte ſie bis auf den Grund. So ſtand denn Thomaſius auch auf dieſem Gebiete gleichſam als der Vertreter der Richtung ſeines Zeitalters da. Ein römiſch-katholiſcher Theolog hatte zunächſt — nicht ſowohl den Hexenglauben überhaupt, als vielmehr den Hexenprozeß, vorzugsweiſe vom Standpunkte der Humanität aus angegriffen, ein reformirter Theolog den Hexenglauben ſelbſt durch eine vernunftgemäße Auffaſſung und Auslegung der Bibel erſchüttert, ein proteſtantiſcher Juriſt, von beiden Vorarbeiten Gewinn ziehend, zwiſchen beiden vermittelnd, dem Hexenglauben und dem Hexenprozeß durch die in Deutſchland erwachte hiſtoriſche Kritik den Todesſtoß gegeben.

---

*) Außer der bereits erwähnten Monatsſchrift führe ich unter den Schriften des Thomaſius hier noch an: ſeine „vernünftigen und chriſtlichen, aber nicht ſcheinheiligen Gedanken und Erinnerungen“, ſeine „Geſchichte der Weisheit und Thorheit“, ſeine „kurzen Lehrſätze von dem Laſter der Zauberei“ (Frankfurt u. Leipzig. 1717). u. ſ. w.

Zur Würdigung der Verdienſte des Thomaſius um Recht und Humanität hebe ich aus ſeinen „kurzen Lehrſätzen von dem Laſter der Zauberei“ die ſchlagendſten Gedanken hervor. Hören wir zunächſt ſein Urtheil über ſeine beiden Vorgänger Spee und Balthaſar Bekker. Von dem Erſteren ſagt Thomaſius: „Es ſei nun der Verfaſſer dieſes Traktätchens (der cautio criminalis) wer er wolle, ſo hat er gewiß durch ſeine Klugheit ſoviel zum wenigſten ausgericht, daß er den widrig Geſinnten hierdurch (durch den Standpunkt, auf welchen ſich Spee ſtellte) die Gelegenheit, ihn aus gemeinem Vorurtheil der Menſchen vor einen Atheiſten zu halten, abgeſchnitten, zugleich aber auch ſeine ſo deutliche als mächtige Beweisgründe vielen Wahrheitliebenden und ſonderlich den Politicis kräftig beigebracht. Und gewiß dieſes Traktätchen ſcheinet mir von ſolcher Wichtigkeit zu ſein, daß, da es bisher noch von Niemanden angefochten worden, ich mich nicht bereden kann, daß ein verſtändiger Rechtsgelehrter oder ein kluger Politicus gefunden werden ſollte, welcher nach Durchleſung deſſen noch einigen Zweifel wegen des unbilligen Verfahrens, ſo wider die Hexen verübt zu werden pflegt, haben könnte, geſchweige, daß er ſolches zu widerlegen ſich unterfangen ſollte.“ Von Bekker ſagt Thomaſius, „wie unglücklich dieſem der Beifall gelungen, iſt vielleicht mehr allzubekannt, denn weil er alle äußerliche Operation des Teufels gegen die Menſchen, ja beinahe gar das Weſen ſelbſt öffentlich in Zweifel zog, ſo konnte es freilich nicht anders ſein, er mußte eben hierdurch ſeinen Feinden ſelbſt die Waffen in die Hände geben, damit ſie ſeine entdeckten Wahrheiten nicht ſowohl beſtreiten, als auch die allgemeinen Irrthümer auf alle Weiſe defendiren könnten.“ Uebrigens erkennt er Bekker's Verdienſte gerne an, wenn er gleich geſteht, daß er anderer Meinung ſei als jener; und insbeſondere bemerkt er: er könne nicht begreifen, „warum Diejenigen, welche mit Bekker den Teufel läugnen, bishero auch von frommen Männern vor Atheiſten geſcholten werden;... denn, ſo ferne es nicht folgt, daß, wenn ich einen Gott glaube, ich auch nothwendig einen Teufel glauben muß, — alſo folgt hinwieder keineswegs nicht, daß, da ich einen Teufel läugne, ich auch Gott und ſeine Exiſtenz läugnen muß.“ Insbeſondere wendet ſich Thomaſius gegen Carpzov, um deſſen Behauptung, daß es „wahrhaftig ein Laſter der Zauberei ſei“, zu entkräften. Nachdem er dieß gethan, ſtellt er ſeine eigenen Sätze auf und beweist ſie, nämlich: 1) „Es hat der Teufel niemals einen Leib angenommen, er kann auch ſolchen nicht an ſich nehmen, und alſo hat er auch leiblicher Weiſe kein Bündniß ſchließen können“; 2) „wenn es an Dem wäre, daß der Teufel einen Leib an ſich nehmen könnte, ſo würde Chriſti Ausſpruch falſch ſein, daß ein Geiſt weder Fleiſch noch Bein habe;“ 3) „kann der Teufel nicht die Kraft und Ordnung der unſichtbaren Natur hindern und aufheben, ſo wird er auch nicht einen Leib an ſich nehmen, einen Menſchen durch die Luft führen u. ſ. w. können.“ Ich übergehe den vierten Satz, in welchem Thomaſius den Unſinn durch eine burleske Wendung lächerlich macht. Sehr triſtig für den geſunden Menſchenverſtand iſt der fünfte Satz: „Iſt nicht der geringſte Nutz und Effekt bei dem Bündniſſe mit dem Teufel, weder auf Seiten des Menſchen, noch auf Seiten des Teufels ſelbſt zu ſpüren. Nicht auf Seiten jenes, denn ob er wohl, wie man glaubet, ſolch’ Bündniß um Wolluſt, Reichthum und Ehre willen, ſolche zu erlangen, eingehet, ſo ſagt man doch hingegen wieder, daß die meiſten Zauberer betrogen werden; geſetzt auch, ſie würden nicht betrogen, kann man denn nicht ohne Hülfe des Teufels, und zwar mit leichter Müh’ und Liſtigkeit, oder auch durch geziemende Mittel ſolches alles zuwege bringen, was iſt denn ein Bündniß mit dem Teufel dazu vonnöthen?“ Aber „ſollte der Menſch wahrhaftig ſo närriſch ſein“, ein Bündniß mit dem Teufel zu ſuchen, — ſollte man ſich den Teufel auch ſo närriſch einbilden können, daß er ohne einzigen Nutzen dergleichen mit dem Menſchen eingehen werde? Der iſt ja ſchon des Teufels Leibeigener, welcher ſich der Wolluſt, dem Geiz und der Hoffart als eigen ergeben hat. Zu was nützet alſo das Bündniß auf Seiten des Teufels? Vielleicht daß er anderen Menſchen durch ſeine Bundesgenoſſen Schaden zufügen will? Doch welchen? Ohne Zweifel den Gläubigen nicht. Was die Ungläubigen und die auch ſchon ſeine Leibeigenen ſind, anlangt, ſo kann ihnen der Teufel entweder ſelbſt ſchaden oder nicht ſchaden. Iſt das Erſte wahr, was braucht er der Zauberer; iſt aber das andere gewiß, ſo wird er es vielweniger durch ſie präſtiren können, u. ſ. w.“ Thomaſius unterſucht nun den „Urſprung, wohero die Fabel von Hexen und Zauberern entſtanden ſei“, und nachdem er auf dem hiſtoriſchen Gebiete bis zur Hierarchie vorangeſchritten, bemerkt er: „Es diente dieſe Fabel von den Bündniſſen mit dem Teufel auch dazu: wann ein frommer und rechtſchaffener Mann war, der es mit der Kleriſei aus vielen Urſachen verderben hatte, daß dieſe ihm war gehäßig worden, gleichwohl aber wegen ſeiner behutſamen Aufführung ihm unter dem Vorwand eines Irrthums in der Lehre oder Ketzerei nicht in die Haare konnte, da war kein bequemer Mittel, einen ſolchen auf den Scheiterhaufen zu bringen, als wenn ſie ihn wegen des Laſters der Zauberei verdächtig machte und durch tauſenderlei Marter ihn dahinbrachte, daß er ihre unzähligen erdichteten Lügen von der Gemeinſchaft und von dem Bündniß des Teufels mit den Zauberern durch ſein erzwungenes Bekenntniß bekräftigen mußte.“ Hierauf entwickelt Thomaſius die Urſachen, „warum nicht allein im Papſtthum, auch nach der Reformationszeit ſo viele Prozeſſe wider die Hexen vorgenommen werden, ſondern warum auch unter den Proteſtanten in Europa, vornämlich aber unter den Lutheranern, öfters ſo wunderlich und grauſam mit ihnen verfahren werde.“ Er bemerkt dann weiter, wieder in ſchlagender Berufung an den geſunden Menſchenverſtand: „Da niemals bei dieſem vermeinten Laſter etwas angetroffen worden, das mit Recht den Namen eines Verbrechens meritirte, ſo folget ſich von ſelbſten, daß unmöglich auch ein wahrſcheinliches Zeichen deſſen habe daſein können. Denn wie mag man ſich wohl einen Beweis oder gewiſſes Zeichen eines Dinges einbilden, das ſelbſt niemals in der Welt geweſen? Geſetzt auch, es hätten tauſend Hexen alles Dasjenige gezwungen oder auch ſelbſt freiwillig bekannt, was Carpzovius in den gerichtlichen Ausſprüchen, die er ſeiner 50. Criminalfrage beigefügt, erzählet, — ſo frage ich, welcher Richter würde doch immermehr ſo abſurd und unverſtändig ſein, daß er tauſend Weibern alsbald Glauben zuſtellte, wenn ſie z. B. einmüthig ausſagten: ſie wären im Himmel geweſen, hätten mit St. Petro getanzet oder bei ſeinen Jagdhunden geſchlafen?" u. ſ. w. Thomaſius weist nun die Nichtigkeit alles Deſſen, was die Juriſten von den Kennzeichen der Zauberei zu lehren pflegten, mit ſiegreicher Geiſtesſchärfe nach und ſchließt ſeine Schrift mit folgenden Worten: „Was mich vor jetzo anbetrifft, als der ich das ganze Laſter der Zauberei vor eine Fabel halte, rathe dieſe einzige Behutſamkeit: Der Fürſt als die hohe Obrigkeit verſtatte niemals, daß wegen des Laſters der Magie, d. i. wegen des Bündniſſes mit dem Teufel, eine Inquiſition angeſtellt werde; die kleinere Obrigkeit aber vollziehe ſolches niemals!"

Vergeblich verſchrieen ihn die „proteſtantiſchen Päpſtler" als den „ärgſten Atheiſten, Quäker, Socinianer", — Thomaſius erwiederte ihnen lächelnd: „Ich habe für weniger Zeit von einem vernünftigen Lehrer, desgleichen ich fein viel·wünſchete, in der Predigt gehört: für dem Teufel ſoll man ſich hüten, aber ihn nicht fürchten. Alſo z. B. hüte ich mich für meinen Läſterern, ſowohl für denen, die des gemalten Teufels Partei nehmen als den andern, ſowohl für alten als jungen, ſie mögen nun zu Wittenberg oder Delitzſch, hier oder anderswo ſein; — aber ich fürchte mich nicht. Ich nehme mich in

Acht, daß ich ihnen keine Urſache zur Teufelei, d. i. zur Läſterung gebe; thuen ſie es aber dennoch, ſo laſſe ich ſie diaboliſiren, ſo lange ſie wollen, und laſſe ſie gehen, wenn ſie ſich auch in einen Engel des Lichts verſtellen, und unter dem Schein des Gebets ihre Läſterungen wider mich ausüben". All' die Dunkelmänner, die den wackern Mann verläſterten, konnten ſeine große Geiſtesthat nicht ungeſchehen machen, ſie konnten nicht verhindern, daß aus den Samenkörnern, die nun einmal in den Boden des 18. Jahrhunderts gelegt waren, die herrlichen Blüten der Humanität erwuchſen, daß noch bei Thomaſius' Lebzeiten ſein Landesherr König Friedrich I. von Preußen die Brandpfähle, dieſe Schandpfähle der ſo lange vorherrſchend geweſenen Willkür, aus ſeinen Landen verſchwinden ließ.

Das achtzehnte Jahrhundert ſah ſie allmälig auch in ganz Deutſchland, in ganz Europa, verſchwinden. Und wenn auch mancher Dunkelmann im 19. Jahrhundert auftrat und auftritt, der Teufel zu beſchwören vorgab und vorgibt, — das 19. Jahrhundert begegnet allen böſen Geiſtern mit einer Macht, vor der ſie nicht Stand halten können. Dieſe Macht iſt die heilige Gottestochter Vernunft, welche die Wahrheit und die Liebe als Gottes Offenbarung in der Menſchheit erkennt.

Nun wohlauf, deutſches Volk, harre getreulich aus im herrlichen Kampfe, den du begonnen haſt, auf daß die Erkenntniß dieſer Offenbarung Eigenthum der ganzen Menſchheit werde. Mitten im heißen Kampfe mit den Gegnern der Wahrheit und der Liebe blicke zum Firmament der Geſchichte hinan und ſieh die herrlich leuchtenden Sterne großer Geiſter, und dein Genius ſchwinge ſich durch all die Millionen Welten zu dem hinan, deſſen heiliger Wille ſie alle lenkt und durch den jeder große Gedanke, jeder feſte Wille, deſſen du in deiner ſittlichen Freiheit fähig biſt, zur unſterblichen That für die Menſchheit wird!

Joachim Lelewel.

Von

Müller-Jochmus.

Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürſtengunſt,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod.
Und doch iſt dieſer Dienſt der höchſte Dienſt.

Uhland.

Joachim Lelewel,

(geb. zu Warſchau am 21. März 1786).

Wie mißlich es auch iſt, über einen Lebenden das Urtheil zu geben, und wie vorſichtig dieß ſich auch an Handlungen wagt, deren Folgen noch in die Zukunft hineinragen, — Joachim Lelewel iſt ein Charakter, der ſo feſt ausgeprägt aus den Stürmen, in die ihn ſein Schickſal geworfen, hervorgegangen iſt, daß nun, wo er den Reſt ſeiner Tage der geräuſchloſen Wiſſenſchaft und dem Schmerze getäuſchter Hoffnungen widmet, auch die Geſchichte ſchon die Stelle bezeichnen darf, welche ſie für ihn aufbewahrt hat. Aus fernem Aſyl auf die Gräber der theuren verlorenen Heimath ſchauend, ſteht Joachim Lelewel nicht ſo von der Laſt der Jahre, als des Grams gebeugt, dem eigenen Grabe ſo nahe, daß Gerüchte von ſeiner Hinwegnahme aus den Mühſeligkeiten ſeines kümmerlichen Daſeins ſchon öfter, als einmal die, welche ſeinen Namen kennen, mit ſtiller Wehmuth erfüllt haben. Noch iſt ihm vergönnt, die eigenen Thaten und die ſeines Volks, frei von dem Drange der Begebenheiten zu überſchauen, Rechenſchaft zu geben über manchen Schritt, deſſen Motive nicht Jedem erkennbar waren, ſeine Nation mit neuen Rathſchlägen zu unterſtützen und ihr den Blick in die Zukunft zu öffnen — aber mit der Sphäre des Gedankens ſchließt ſeine Bewegung ab; denn für die volkerlöſende That giebt es heute weder für ihn, noch für die Anderen, deren Herzen wie das ſeine, für die Heimath ſchlagen, einen Boden; ſie können nur die Samenkörner des Geiſtes ſtreuen, damit aus ihnen einſt ein neues Vaterland aufſtehe, ſo werth, wie das verlorene! —

Was Lelewel auf dem Gebiete der Thaten mit ſeinen Zeitgenoſſen vermocht hat, das iſt geſchehen; er hat dem Vaterlande, dem er Alles ſchuldig zu ſein glaubte, nichts vorenthalten, und konnte am Ende ſeiner öffentlichen Laufbahn ſich ohne Selbſttäuſchung ſagen: „Ich habe meine Pflichten für das Land gewiſſenhaft erfüllt.“

In ihm ſtellt ſich ſeine ganze unglückliche Nation dar. Er hat ihre Ehre und ihre Erniedrigung getheilt, hat ſie durch ihre letzte blutige Kataſtrophe nicht bloß begleitet, ſondern ſie geführt, und ſich zum Märtyrer der Volksfreiheit gemacht, um ſelbſt vor ſeinem Abtreten vom Schauplatze der Begebenheiten nur das Bild der Knechtſchaft anzublicken.

Lelewel iſt der Name, mit den Kraftanſtrengungen in Eins zuſammengeſchmolzen, welche die Nation entweder in die Freiheit oder in den Tod führen ſollten. „Freiheit oder Untergang“, das war ſein furchtbares Motto dem Alle folgten. Sein Bekenntniß war – die Revolution von 1830, deren Träger und Mittelpunkt — Lelewel war.

Als die Verſchwörung vorbereitet war, der revolutionäre Gährungsſtoff alle Provinzen durchdrungen hatte, die Armee in dem Gedanken der Selbſtbefreiung ſchwelgte, da war der Inſtinkt der Verſchwörung weſentlich dahin gerichtet, der Bewegung den Charakter einer nationalen zu geben. Man wollte nicht etwa eine bloße Meuterei, eine Empörung; man wollte eine Volkserhebung. Die Vertreter des Volks ſollten das große Werk ſanktioniren, welches auf deſſen Wohl hinzielte. Hatte ja die Kammer im Jahre 1827 ſchon Grund zu dem Vertrauen auf ihren Beſtand gegeben, indem ſie mit beiſpielloſem Muthe, dem verfaſſungsfeindlichen Monarchen gegenüber, die des Hochverraths angeklagten Freunde des Vaterlandes von aller Schuld frei ſprach, da es kein Verbrechen ſei, für die gewährleiſtete Nationalität zu wirken. Jetzt, als man die Maſſen für den Plan einer Erhebung gewonnen hatte, verlangte man zuverſichtlich eine zweite patriotiſche Erklärung des geſetzgebenden Körpers. Denn es war nicht allein mit der Revolution gethan, es bedurfte auch der durchgreifenden Wiedergeburt und Neugeſtaltung. Die Mittel für dieſe ſuchte man in der beſtehenden öffentlichen Gewalt.

Lelewel beherrſchte im Jahre 1830 die Kammer. An ihn wandten ſich daher die Abgeordneten der Verſchwornen, — den Leiter der Fähndrichſchule, Wyſocki, an der Spitze. Sie legten ihm die kathegoriſche Frage vor: „Genehmigt die Kammer die Revolution oder nicht?“ Solche Frage iſt nicht leicht beantwortet. Es würde Lelewel kein Vorwurf treffen, wenn er vorher die Meinung der Landboten eingeholt hätte; er verdient den Tadel nicht, welcher ihm daraus gemacht worden, daß er mit der Antwort gezögert habe. Ungemein groß war, wie geſagt, ſein Einfluß auf die Kammer; im letzten Reichstage gebührte der einzige Triumph der Oppoſition, die Verwerfung eines Geſetzesvorſchlags über die Eheſcheidung, welcher beſtimmt war, dem durch den Code Napoléon heruntergekommenen Clerus wieder aufzuhelfen, allein dem Deputirten von Selechow. Auf ihn baute man, und ihn hatte die Stimme der Verſchworenen im Stillen zum Mitgliede der neuen Regierung erwählt. Nachdem Lelewel die Frage der Verſchworenen Anfangs ausweichend beantwortet hatte, fügte er hinzu: „Was dreißig tauſend Soldaten thun, dem wird die Kammer, die den Geiſt der Armee ehrt, ſich anſchließen.“ Nach ſolcher Eröffnung durch ein Organ des geſetzgebenden Körpers nahm die Sache einen entſchiedeneren und ſchnelleren Gang, der Aufſtand galt für geſetzmäßig; mit wunderbarer Schnelligkeit liefen die Nachrichten durch die Provinzen, und mit einer Gewandtheit, welche nur den Polen eigenthümlich iſt, wurde der Ausbruch des Volksaufſtandes vorbereitet.

Wer war denn dieſer Lelewel, dieſer unſcheinbare, blaße und hagere Mann mit geſenktem Kopfe, der durch ein Wort ſo friſches Leben in den vorher langſamen und planloſen Gang der Verſchwörung brachte, der die Kammer der Landboten, welche in anderthalb Jahrzehenden die Conſtitution ſelbſt zu vergeſſen ſchien, an ihre Rechte erinnerte und von den Miniſtern ſo gefürchtet war, daß ſie ihn nicht einmal von den öffentlichen Verhandlungen auszuſchließen wagten?

Nun denn: hier ſtehe, in der Reihe der Männer des Volks, ſein Bild!

Joachim Lelewel war am 21. März 1786 zu Warſchau geboren, der Sprößling einer Familie, welche urſprünglich im Fürſtenthum Preußen anſäßig geweſen war; doch hatte ſchon ſein Großvater daſſelbe verlaſſen; ſeine Eltern, der Vater Karl Lelewel, und die Mutter Eva Szeluta, ſtammten aus Weiß-Reußen.

Wie man in alten Märchen lieſt, daß an der Wiege eines Königsſohnes eine gute und eine böſe Fee ſtanden, welche den Neugebornen mit Segen und Fluch begabten, ſo darf ſich wohl unſer geiſtiges Auge an Joachim Lelewel's Wiege zwei ſolche mächtige Nornen denken, welche die Fäden eines Menſchendaſeins zum wunderbaren Gewebe ſpinnen, die freundlich-holdſelige und die unheimlich-tückiſche. Die erſtere, die dem Polenkinde den Weihekuß auf die Stirne gedrückt, war die Freiheit; ſie zeigte ihm als den Preis alles Herrlichen auf Erden — das Vaterland; ſie zeigte es ihm als die reizende Braut; ſie verlieh ihm als Pathengeſchenk den Muth und die Hoffnung, die den Tod überdauert. Die andre, die feindſelige, war die Gewalt. Sie verhieß und verſchwur ſich: dieß Kind ſolle einſt Alles aufbieten, um jene reizende Braut zu erringen, und doch müſſe es ſie im Sarge ſehen und für todt beweinen. Aber — wie das Märchen für alle Drohungen der feindſeligen Fee noch einen Troſt im Hintergrunde hat, — wie das Märchen, ſo recht als innerſter Ausdruck des reinen menſchlichen Gemüthes ſich keine Nacht ohne Sterne, keine Thränen ohne ein Lächeln denken kann, das d'rauf folge, ſo weiß es auch, daß die feindſelige Fee, ob ſie auch noch ſo Hartes geweiſſagt hat, dieß doch nicht unbedingt thun kann, daß alle ihre „Verwünſchungen" noch eine Möglichkeit hinter ſich haben, durch welche das Heil wieder zum Siege gelangen kann. Hatte die holdſelige Fee Freiheit das Polenkind Joachim Lelewel mit ihrem Kuße geweiht, hatte die böſe Fee Gewalt ihm ihren Fluch in die Wiege gelegt, — wie Oſterglockenklang tönet der Troſt: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Es lebt ein Gott!

Joachim Lelewel's Vater, Karl Lelewel, ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, war Schatzmeiſter im Miniſterium des öffentlichen Unterrichts. Unter dieſes Mannes ganz beſonderer Aufſicht, von ihm ſelbſt unterrichtet, wuchs Joachim Lelewel auf, bis er im Jahre 1801 in das unter der Leitung der Piariſten ſtehende Gymnaſium eintrat. Was man auch ſonſt gegen Mönchserziehung einwenden mag, auf die „Väter der frommen Schulen" (Piariſten) findet es im Allgemeinen keine Anwendung. Als Gegengewicht wider die Jeſuiten hervorgezogen, haben ſie in verſchiedenen Ländern ſich als harmloſe und humane Vermittler zwiſchen dem ſtarren Syſtem des römiſchen Katholicismus und der fortſchreitenden Weltbildung gezeigt und bewährt; ja man darf ihnen das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie ihren urſprünglichen Beruf noch bis heute nicht verkannt haben; ein Beweis dafür iſt unſtreitig der, daß ſie, obwohl römiſch-katholiſche Ordensgeiſtliche, der ſtete Gegenſtand jeſuitiſcher Anfeindungen ſind. Der junge Lelewel begab ſich drei Jahre ſpäter zur Wilnaer Hochſchule, wo ihn die Vorleſungen E. G. Grodecks mit Bewunderung erfüllten. Das war im Jahre 1804.

Fünf Jahre ſpäter, in demſelben verhängnißvollen Jahre, da Napoleon von Schönbrunn aus die weltliche Herrſchaft des Papſtes für aufgelöſt erklärte, da die Völkerſchlachten von Aspern und Wagram geſchlagen wurden (1809), finden wir Lelewel bereits als Geſchichtslehrer am Lyceum zu Krzemieniec, der Hauptſtadt Volhyniens.

Der im Andenken aller gebildeten Polen lebende, um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hochverdiente Czacki, hatte ihm dieſe Stelle anvertraut. Lelewel verſah dieſelbe bis zum Jahre 1811, in welchem er als Beamter in's Miniſterium des Innern berufen wurde. Er gefiel ſich jedoch nicht lange in dieſem Amte; ſein, von Forſchungstrieb belebter Geiſt ſehnte ſich heraus aus den beengenden Schranken, um ſich mit Ruhe hiſtoriſchen Unterſuchungen hingeben zu können. Er ging als Privatmann nach Wilna, das, außer einem friſchen Wiſſenſchaftsleben, welches die Univerſität vermittelte, ihm auch ſonſt für ſeine Studien anregende Mittel darbot. —

In den zwei erſten Jahrzehnden unſeres Jahrhunderts hatte die Wilnaer Hochſchule ihre Blütezeit; bis dahin war ſeit ihrer Gründung im Jahre 1583 durch Batory, der ſie den Jeſuiten übergeben hatte, ihre Wirkung gänzlich bedeutungslos geweſen. Zwar wurde im Jahre 1773 mit der Aufhebung des Ordens der öffentliche Unterricht von den Jeſuiten frei, aber nicht völlig; denn ſie blieben als Exjeſuiten im Lande und machten große Anſtrengungen, ſich ihren Einfluß zu erhalten. Daß es ihnen auch an Sympathien im Lande nicht fehlte, zeugen die Hofpoeten Stanislaus Auguſt's, welche dem erloſchenen Orden ihre ſentimentalſten Strophen widmeten. Unter der Kaiſerin Katharina Begünſtigung hielt ſich noch bis zum Jahre 1802 in Weißreußen, namentlich in Mohilew, ein Theil der wirklichen Jeſuiten auf, der die Hoffnung nicht fahren ließ, die litthauiſche Hochſchule wieder an ſich zu reißen, während die in ihr thätigen alten Ordensgeiſtlichen die Jugend zu Materialiſten und Atheiſten bildeten.

Erſt mit dem Regierungs-Antritt des Kaiſers Alexander ſchien für die Univerſität eine neue Epoche angebrochen. Der gelehrte Chroniſt Czacki hatte mit patriotiſcher Begeiſterung dahin gewirkt, den Wiſſenſchaften eine nationale Richtung zu geben. Der Fürſt Czartoryski benützte das ihm anvertraute Kuratorium über das Unterrichtsweſen der Provinzen Litthauen und Volhynien zu weiſer Befeſtigung jener Richtung. Die Wilnaer Univerſität hatte einen doppelten Beruf, den, daß ſie ſelbſt der Jugend in den genannten Provinzen den höhern Unterricht gab, dann den andern, daß ſie die Aufſichtsbehörde über die Gubernien mit 11 Millionen Seelen bildete. —

Czartoryski, ein perſönlicher Freund des auch in Deutſchland bekannten Mathematikers und Aſtronomen Secadocki, erhob dieſen zum Rektor der Univerſität, ein Amt, das dem eines Staatsraths gleichkam und mit Generalsrang verbunden war. Im Verhältniß zu ihm wurden alle Profeſſoren als Staatsbeamte betrachtet, eben weil die Hochſchule eine Art von Kultusminiſterium war. Sie hatte große Privilegien, die Profeſſoren ſtanden in einem Solde bis zu 20,000 Gulden, die Studirenden genoſſen beſonderen Gerichtsſtand, Keinen von ihnen durfte die Polizei verhaften. That ſie es, ſo mußte ſie den Verhafteten ſofort dem Rektor der Univerſität übergeben. Dieſe Privilegien waren in einer Zeit ſehr wichtig, wo der revolutionäre Geiſt in den Köpfen der akademiſchen Jugend brauſte und heimliche Verbindungen veranlaßte. Schon im Jahre 1818 waren zwei Geſellſchaften, die der Szubrawcer und der Philareten, zuſammengetreten, um neben wiſſenſchaftlichen auch politiſche und nationale Zwecke zu fördern. Ein Jahr darauf aber ging mit weit größerer Energie aus den nationalen Elementen der Schule die Verbindung der Promieniſten (Sonnenbrüder) hervor, welche die Wilnaer Jugend aus der Entſittlichung, in welche Reichthum und Müßiggang ſie gezogen, heraushob und nach allen Seiten hin unter Theilnahme mehrerer Profeſſoren, beſonders aber des durch ſeine patriotiſche Treue und heldenmüthige Opferungsluſt unvergeßlichen Zan, ein friſches Leben verbreitete.

Von den beiden Hauptabtheilungen der Hochſchule, der ſogenannten moraliſchen und der phyſikaliſch-mathematiſchen, hatte unter dem Recterate Secadocki's die letztere auf Koſten der erſteren ein gefährliches Uebergewicht verlangt. Es war zu beſorgen, daß die Jugend allein für die praktiſchen Wiſſenſchaften gewonnen, der Philoſophie und Geſchichte aber entfremdet, auch die Kraft der Phantaſie und der Erinnerung einbüßen werde, welche die Haupthebel für die Herſtellung der verlorenen Nationalität bildeten. Während auf der einen Seite Männer wie ein Peter Frank für ihre Wiſſenſchaft begeiſterten, war dieſe auf der anderen Seite nur gering vertreten; die Lehrkanzel für Geſchichte ſtand ſeit längerer Zeit leer, in der Philoſophie vermochte Goluchowski, ein Schüler der deutſchen Philoſophie und ein Freund Schelling's, allein der Reaktion von oben her nicht zu widerſtehen; denn ſelbſt Secadocki war ein Gegner der Philoſophie und ein leidenſchaftlicher Feind Kant's.

Inzwiſchen hatte doch Secadocki die Nothwendigkeit eingeſehen, die Lehrkanzel der Geſchichte wieder zu beſetzen. Es ſollte zu dieſem Ende eine Preisaufgabe geſtellt und eine Bewerbung dafür eröffnet werden. Zwar rief die öffentliche Stimme einen Mann, der mitten in dem geräuſchvollen Lebens Wilna's ſich in Forſchungen über das polniſche Alterthum begrub und nach keinen öffentlichen Ehren begierig war, ohne alle Bedingung auf den Lehrſtuhl, Joachim Lelewel. Aber es ſchien für dieſen die Zeit noch nicht gekommen; Secadocki machte Einwendungen gegen ihn, weil er, „obgleich gelehrt, doch nicht polniſch zu ſchreiben verſtehe". Dieſer Vorwurf war zum Theil gegründet, denn über dem Suchen nach der Sache hatte Lelewel die Form vergeſſen und ſeinen erſten Arbeiten mangelte es an Verſtändlichkeit. Dies geſtehen auch ſeine Freunde ein, ſelbſt ein ſehr naheſtehender, Profeſſor Onacewicz, ſagt: „Wir haben in Lelewel den größten Kritiker, nur Schade, daß ſeine Schriften nicht ins Polniſche überſetzt ſind.“ Später wurde die Sprache des Geſchichtſchreibers rein und fließend, und wenn er Manches franzöſiſch ſchrieb, ſo war's der Gemeinnützigkeit wegen. Sein mündlicher Vortrag aber, — und das war für die Lehrkanzel weſentlich, — zeichnete ſich von je her durch eine unvergleichliche Klarheit und Gediegenheit, ja durch Poeſie aus.

Neben dieſen äußeren Eigenſchaften, in denen Lelewel ſich als ein doppelter, faſt widerſprechender Charakter darſtellt, — unermüdend in den trockenſten Arbeiten und dann wieder ausſtrömend in die glühendſte Phantaſie, mit dem verfallenen Geſichte eines Grüblers und dem glühenden Blicke eines Poeten, — ſind ſeine gelehrten Unterſuchungen ſelbſt für alle ſeine Genoſſen ein Gegenſtand der Bewunderung geblieben. Der bedeutendſte unter den polniſchen Publiziſten, Mauritius Mochnacki, fällt über ihn folgendes Urtheil: „Lelewel's Feder hat den Nebel zerſtört, der über Polens Vorzeit ausgebreitet lag, als Kritiker bildet er eine Epoche unſerer Literatur, und wenn Polen einſt ſeine älteſte und mittlere Geſchichte gereinigt ſieht, ſo iſt's auf dem Wege geſchehen, welchen Lelewel gezeigt hat.“ Indem ſeine Verdienſte bei Secadocki keine Würdigung fanden, lud ihn die Nationalbibliothek zu Warſchau ein, ihr vorzuſtehen. Darauf ging Lelewel ein und begab ſich noch im Jahre 1819 nach Warſchau.

Seinem ſtrebſamen Geiſte genügte es indeſſen nicht, die Angelegenheiten der Bibliothek zu beſorgen; er beſchloß, in ſeinen freien Stunden öffentlich Vorleſungen über Geſchichte an der Hochſchule zu halten. Dies führte er aus. Anfangs ſuchten ihn wenige Zuhörer, bald wuchs ihre Zahl, endlich konnte ſie der Saal nicht faſſen. Nun überzeugte ſich auch Secadocki, was man in Lelewel verloren habe, die Wilnaer Jugend legte laut ihren Unwillen an den Tag, daß ſie verhindert war, die Vortheile der Studirenden von Warſchau zu genießen. Der Rektor der Univerſität wurde gedrängt, die verheißene Preisbewerbung zu eröffnen. Er ſtellte die Preisaufgabe, ſie bezog ſich auf die zweckmäßige Behandlung des Geſchichts-Unterrichts. Lelewel nahm an der Bewerbung Theil und ſeine Abhandlung wurde gekrönt. Die Folge davon war, daß er im Jahre 1821 den Ruf als Profeſſor der Geſchichte nach Wilna erhielt.

Seinen geſchichtlichen Vorleſungen ſtrömten ſogleich gegen tauſend Zuhörer zu; der Wiſſenſchaftstrieb verallgemeinerte ſich; auch die wurden von ihm ergriffen, welche in der Hauptſtadt nichts kennen lernen wollten, als das geſellige oder auch ungebundene Leben. Die moraliſche Abtheilung der Univerſität ſtellte ihr Gleichgewicht mit der andern wieder her, Goluchowski, Onacewicz und Danilowicz, durch den neuen Bundesgenoſſen ermuthigt, traten der überwiegenden materiellen Richtung mit Nachdruck entgegen. Dadurch gewann auch das literariſche Gebiet, das unter dem Einfluß der Philoſophie und Geſchichte ſtand, wieder an Intereſſe, und wurde ein Boden, von dem aus die freien Regungen des Univerſitätslebens auch die weiteren Kreiſe durchdringen konnten. Ein Adam Mickiewicz begeiſterte die Nation durch ſeine Heldenbilder, durch ſeine Oden und Sonette; die alte klaſſiſche Poeſie, an welcher man bis jetzt noch thränenreich ſich weidete, wurde verdrängt, das Volk wurde der Gegenſtand der Dichtung; auf das Volk hatte der Hiſtoriker und Politiker das Auge gewendet, in ihm hatte er die Garantieen für eine beſſere Zukunft entdeckt, auf das Volk rechneten die geheimen patriotiſchen Verbindungen.

Das war eine ſchöne Zeit für die Hochſchule von Wilna. Aber ſie dauerte nur bis zum Jahre 1824, nur drei Jahre. Der neue Geiſt, welcher die Jugend in Wilna beherrſchte, hatte die Regierung mit Sorgen erfüllt; wenn ſie nicht viel auf's Spiel ſetzen wollte, mußte ſie Einhalt thun. Kaiſer Alexander wollte lieber den Schein der Freiſinnigkeit, als ſein Syſtem, Polen allmälig zu entnationaliſiren, aufgeben. Die Wilnaer Hochſchule wurde unter beſondere Aufſicht geſtellt, Nowoſilcow ihr zum Kurator, Pelikan zum Rektor gegeben, zwei Männer, die in ihren Grundſätzen weit von einander abwichen, ſich aber die Hand reichten, für die Ausrottung der revolutionären Geiſtes in Polen ihre Schuldigkeit zu thun.

In Wilna mußte der Anfang gemacht werden. Die Lehrer der Hochſchule wurden ſorgfältig überwacht, auf Lelewel's und Goluchowski's Vorleſungen wurden Polizeiagenten kommandirt; über den philoſophiſchen Kurſus wurde in Folge deſſen vom Generalgouverneur Korſakow die Suspenſion verhängt. Lelewel durfte weiter leſen. Es ſtanden neue Dekanswahlen bevor. Dem Anſchein nach fällt die Wahl der moraliſch-politiſchen Fakultät auf Lelewel. Dem ſucht das Rektorat zu begegnen. Nichtsdeſtoweniger erhalten Klagiewicz und Lelewel die meiſten Stimmen. Jener ſchlägt die Wahl aus, Lelewel weigert ſich, ihn zu erſetzen; es wird zu einer neuen Wahl geſchritten. Pelikan, der im Beſitze einer künſtlichen Autorität iſt, beſchließt: die Univerſität zu retten; zu dem Ende will er die moraliſch-politiſche Fakultät opfern; er klagt die jüngeren Profeſſoren politiſcher Umtriebe an und bezeichnet beſonders den Geſchichtslehrer wegen ſeines vertrauten Umgangs mit den Studirenden als ein gefährliches Element. Dies that er vor Nowoſilcow. Vor den Profeſſoren ſtellte er Lelewel als einen Menſchen dar, der in ſchlechtem Anſehen bei der Regierung ſtehe, durch deſſen Wahl die Fakultät Gefahr lauſe, der überhaupt zu jung ſei; man möge ſich für Zaosko (einen Nationalökonomen) erklären; der ſei auch dem Kurator erwünſcht.

Dies Alles geſchah ohne Wiſſen Lelewel's, welchen Pelikan mit den Gebärden eines vertrauten Freundes behandelte! Die Dekanswahl wird wiederholt, Lelewel erhält die meiſten Stimmen. Im Vorgefühl der Hinderniſſe, welche ihm bei dem Antritte dieſes Amts entgegenſtehen werden, und in der Beſorgniß, daß die Fakultät den Unwillen würde mit empfinden müſſen, der von obenher zu erwarten ſei, erbittet er ſich bis zu ſeiner Erklärung eine dreitägige Bedenkzeit. Die allgemeine Stimme fordert ihn dringend zur Annahme der Wahl auf. Endlich, als die Bedenkzeit vorüber iſt, zeigt **Pelikan** der Fakultät an, **Lelewel dürfe die Wahl nicht annehmen**, denn ſie, die Fakultät, habe von **Nowoſilcow's** Unwillen **Alles** zu fürchten. Es war eine ſehr bedenkliche Lage, in welcher ſich **Lelewel** befand; denn, **nahm** er die **Wahl an**, ſo ſetzte er die Fakultät dem Zorne des neuen Kurators aus, **ſchlug er ſie aus**, ſo verletzte er ſeine Amtsgenoſſen, welche ihn zweimal gewählt hatten. Endlich wurde der Ausweg gefunden, daß eine **dritte** Wahl vorgenommen und an dieſer ſich **alle** Profeſſoren der Univerſität betheiligen ſollten. **Pelikan** verſäumte nicht, ſeine Freunde zur Mitwirkung bei der Wahl anzuregen. Es half nichts, **Lelewel** wurde mit großer Stimmenmehrheit zum **Dekan** gewählt. Er erklärte ſich nun zur Annahme bereit und ſuchte höheren Orts ſeine Beſtätigung nach. Den Fürſten **Galizin** vertrat jetzt der Admiral **Szyſzkow** als Vorgeſetzter des Wilnaer Univerſitätsperſonals. Dieſer aber nahm auf die Wahl **Lelewel's** und deſſen Geſuch ſo ganz und gar keine Rückſicht, als hätte die erſtere überhaupt nicht ſtattgefunden, als wäre das letztere gar nicht eingereicht worden. Er beſtätigte **Zaosko**.

Von nun an ging es auf dem Wege der **Willkür** weiter; den Profeſſoren wurde alle freie Bewegung abgeſchnitten; ihre Vorleſungen wurden ſtreng beobachtet, ihre Programme cenſirt. — **Magnicki**, der Curator in Kaſan, warf **Lelewel** ſogar vor, „daß er neue und willkürliche Periodenabtheilung in der Geſchichte treffe, daß er nach deutſcher Manier große Vorliebe für mohamedaniſche Sentenzen verrathe, daß er überhaupt — **Philoſophie** in die Geſchichte miſche! Dies ſei es aber, was die deutſchen Univerſitäten verkehrt gemacht habe! — **Lelewel** berufe ſich bei ſeinem Vortrage nicht auf Männer „**von gutem Geiſt**“; **Fergusſon, Gibbon, Robertſon** und ſogar **Sismondi** ſeien ſeine Gewährsleute für die römiſche

Geſchichte! Es zeuge von großer Feindſchaft gegen das Papſtthum, wenn man ſich auf ſolche Parteiſchriftſteller wie Guiccardini beruſe. Ignaz Schmidt, der ſogar vom theologiſchen Lehrſtuhl in Würzburg entfernt, von Joſeph II. nach Wien gerufen und gegen Penſion eine deutſche Geſchichte geſchrieben habe, ſei ein Name, den Lelewel ſich nicht ſcheue in den Mund zu nehmen!" u. ſ. w. Welche Abgeſchmacktheit liegt in dieſen Vorwürfen, durch welche Lelewel verdächtigt werden ſollte! Wahrlich: alle dieſe Anklagepunkte bewieſen nur, welche große Verdienſte er ſich um die Auffaſſung der Geſchichte für ſein Volk erworben hatte!

Um ſelbſt die geheimſten Gedanken der Lehrer und Schüler zu ergründen, zu überwachen und zu beherrſchen, wurde ein umfaſſendes Korruptionsſyſtem erſchaffen. Niemand entging der Verdächtigung, eine große Zahl von Perſonen wurde verhaftet. Nachdem der vielgenannte Ukas vom 14. October vier Profeſſoren und zwanzig Studirende nach Orenburg verwieſen hatte, waren die Strafentfernungen nach den entlegenſten Reichsgegenden unaufhörlich. Junge Menſchen, faſt Knaben, die nicht eine Waffe handhaben konnten, wurden unter das ruſſiſche Militär geſtellt, die ganze Geſellſchaft der „Philareten" unterlag dieſem Schickſal.

Ein Theil der Profeſſoren verließ Wilna, Andere bemühten ſich um ihre Eremitirung. Lelewel hielt bis in's Jahr 1825 aus, in welchem er Wilna verließ und nach Warſchau zog. Die Stürme des Jahres 1826, welche, da die Verhandlungen der polniſchen und ruſſiſchen Verſchwornen in Wilna ihren Mittelpunkt gehabt hatten, ihm große Gefahr drohten, gingen glücklich vorüber, ohne ihn in die Unterſuchung zu verwickeln. Niemand ahnte ſeine ſtille Wirkſamkeit unter ſeinem einſiedleriſchen wiſſenſchaftlichen Schaffen. Die Regierung hatte ja überhaupt keine Vorſtellung von dem Umfange der polniſchen Verſchwörung; ſie glaubte, daß dieſe auf den Perſonen allein beruht habe, welche ſie in den Kerkern hielt.

Kühn und gewandt vereinigte Lelewel in ſich alle Eigenſchaften, welche die Triebfedern einer geheimen Bewegung enthalten. Eine gänzliche Veränderung des Zuſtandes der Dinge ſchien ihm unabweislich. „Das ſeit lange geviertheilte Polen — ſagt er ſelbſt — bedarf zweierlei, zuerſt Freiheit und Unabhängigkeit, dann Reorganiſation und vollkommenen Frieden. Eins ohne das Andere iſt nicht möglich. Das Erſtere wird erreicht durch einen Volksaufſtand, das Andere durch Umgeſtaltung der Geſellſchaft, eine Socialrevolution. Wer ohne dieſe den Aufſtand will, gibt die Sache der Nation Preis.“

Dies waren ſeine Anſichten, als er im Jahre 1828 zum Landboten von Selechow in der Woiwodſchaft Podlachien ernannt und vom Reichstage zum Mitglied einer der drei Kommiſſionen erwählt wurde. So trat er denn aus der Einſamkeit ſeiner Studien auf das Gebiet des politiſchen Lebens hinaus. Die Patrioten blickten mit freudigem Stolz und ungeduldiger Hoffnung auf ihn; er galt ihnen als die Seele einer großen Verſchwörung, deren Ausbruch, wie man glaubte, auf den 24. Mai 1829, bei Gelegenheit von des Kaiſers Nikolaus Krönung in Warſchau, bevorſtand. Und in der That waren auch alle Voranſtalten dazu getroffen, alle Umſtände und Zeitverhältniſſe dafür günſtig, als Graf Guſtav Malachowski den entſcheidenden Schlag aufhielt, weil, nach angeblichen Nachrichten aus Paris, die Aufſtandspläne noch nicht reif ſeien.

In ſtiller Gährung verlief noch ein Jahr; ungeduldig harrete die Jugend, deren Liebling Lelewel war, von Stunde zu Stunde, daß er das Zeichen zur Erhebung geben werde. Der November des Jahres 1830 erſchien. Ein Verhaftbefehl, der aus Petersburg wider eine Menge von Verſchworenen erging, drängte die Verſchwörung ſelbſt zum Ausbruch. Die Patrioten beſprachen ſich am 21. November mit Lelewel; der Tag zum entſcheidenden Schlage ward feſtbeſtimmt, der 29. deſſelben Monats; Lelewel ſollte die Leitung übernehmen. Da erkrankt plötzlich ſein Vater tödtlich und Lelewel's Sohnesliebe ſiegt über ſeine Pflicht gegen die Mitverſchwornen; er bleibt an jenem Tage am Sterbelager des Vaters, der auch am 29. Nov. verſcheidet, und überläßt gegen ſeinen Willen, mit blutendem Herzen den Verſchwornen die Ausführung. Ein kleines Häuflein, aber todeskühn, nur ohne Haupt, ohne Leitung!

Jener Gedanke Lelewel's, der oben angeführt worden, hielt in dem Aufſtande von 1830 die große Mehrheit feſt, am Entſchiedenſten aber that dies die Partei der Bewegung, deren Haupt Lelewel geworden war. Nur Unkenntniß der Geſchichte der traurig endenden Kataſtrophe und der in ihr hervorgetretenen Perſönlichkeiten kann der oft gehörten Behauptung zu Grunde liegen, die Revolution von 1830 habe die Privilegien des Adels befeſtigen und das Volk nur als Werkzeug benützen wollen. Einigen Antheil an dieſem Irrthum hat auch l'z Verläumdung.

Der Befreiungsverſuch von 1830 war ein Akt des Volks, in ſeiner Quelle unvermiſcht mit Diplomatie und Doctrin, auf allgemeinem Bewußtſein und Bedürfniß beruhend, nur in ſeinem Verlaufe erſt von ſeiner Bahn abgelenkt durch die, in deren Hände die Gewalt gelegt wurde.

Vom Anfange der Revolution ſtellten ſich drei Parteien mit beſtimmtem Charakter, waaggleich ohne Schroffheit gegenüber. Die konſervative Partei, hauptſächlich durch Czartoryski vertreten, mit dem Wunſche, den Weg der Unterhandlungen zu beſchreiten und das Blutvergießen zu vermeiden, die Mittelpartei, mit dem Beſtreben, die Konſtitution von 1815 zu verwirklichen, und wenn es anders nicht geſchehen könnte, die alten Rechte mit der Gewalt der Waffen wieder zu erobern, die demokratiſche Partei, welche um jeden

Preis eine allgemeine Revolution wollte, an der ſich die alten Provinzen Wolhynien, Podolien und Litthauen betheiligen ſollten, um eine polniſche Geſammtrepublik herzuſtellen. Da dieſer Plan der kühnſte war, ſo fand er die meiſte Unterſtützung; die ganze patriotiſche Geſellſchaft, deren Leiter Lelewel war, hing ihm an. Sie rechnete weder auf die Unterſtützung der Kabinette, noch hoffte ſie von Unterhandlungen mit Kaiſer Nikolaus irgend einen Erfolg, ihr ſchien das Volk mächtig genug, um ſeine Unabhängigkeit zu erzwingen. Der gebildete „Verwaltungsrath“ war aus ſolchen Elementen zuſammengeſetzt, welche dieſem Plane der Volkspartei entgegen traten, er wurde deßhalb unpopulär, und mußte durch die Aufnahme Lelewel's in ſeine Mitte den republikaniſchen Grundſätzen ihr Recht einräumen.

Sobald Lelewel aber dem „Verwaltungsrathe“ angehörte, mußte er darauf verzichten, Führer des patriotiſchen Klubbs zu ſein. Ja, es traf ſich, daß er den Anträgen deſſelben ſogar entgegen zu treten genöthigt war, wenn dieſe mit den Plänen des höchſten Raths im Widerſpruch ſtanden. Das brachte ihn in eine falſche Stellung zu ſeiner Partei, und wurde die Quelle mancher bitteren Aeußerung gegen ſeinen Charakter, dem man Mangel an Feſtigkeit vorwarf. In der That reichte er die Hand gleich im Anfange ſeiner Verwaltung zu Dingen, die mit der Konſequenz nicht zu reimen ſind. Der Großfürſt Konſtantin ſtand eine Meile von Warſchau, in Wierzbna, an der Spitze einer Diviſion ruſſiſcher Garden und einiger Regimenter polniſcher Infanterie. Er verlangte durch die Organe des Volks deſſen Wünſche zu erfahren. Der „Verwaltungsrath“ entſchloß ſich, ſogleich darauf einzugehen und eine Deputation an Konſtantin abzuſenden. Dieſem Beſchluſſe, welchen Lelewel nach den Grundſätzen ſeiner Partei nicht billigen konnte, wiederſetzte er ſich nicht kräftig genug. Ja, als die ernannten Deputirten erklärten, ohne ihn ſich nicht zum Großfürſten begeben zu wollen, ſchloß er ſich ihnen ſogar an, und ging nach Wierzbna.

Hier hatten die Abgeordneten mit Konſtantin in einer ärmlichen Bauernhütte und in Gegenwart der Fürſtin Lowicz eine fünfſtündige Beſprechung. Oſtrowski und Lelewel erklärten ſich bei dieſer Zuſammenkunft für die Nothwendigkeit einer Vereinigung der alten Provinzen mit dem Königreich; auch Czartoryski ſtimmte ein. Der Großfürſt nahm wunderbarer Weiſe die Forderung ſo günſtig auf, daß er ſich erbot, bei'm Kaiſer für dieſelbe das Wort zu nehmen. Er verſprach, daß er keine betreffenden Befehle an das litthauiſche Corps ertheilen werde; er wolle überhaupt eine Auswechſelung der Gefangenen, welche in der Nacht des 29. November gemacht waren, durchſetzen und für die Hauptſtadt eine Amneſtie erwirken. Lelewel entgegnete, daß man keine Amneſtie als Gnade beanſpruche, daß nur von einem beiderſeitigen Vergeſſen die Rede ſein könne. Als Konſtantin hiernach die Meinung der Abgeordneten darüber wiſſen wollte, ob er bleiben oder das Land verlaſſen ſolle, da riethen Lelewel und Oſtrowski ihm dringend das Letztere an, und entſchieden hiermit die Fortſetzung der Revolution; es zeigt ſich aus dieſem Umſtande, ob Lelewel, wie ihm vorgeworfen wird, die Initiative ſcheute, und ob er die Grundſätze verläugnete, welche er der patriotiſchen Geſellſchaft angelobt hatte. Der Fürſt Lubecki, deſſen Anſichten von einzelnen Publiziſten Lelewel untergeſchoben werden, beſtand mit dem ganzen Einfluß, der ihm innerhalb des Verwaltungsraths zu Gebote ſtand, auch nach der Zuſammenkunft mit Konſtantin noch auf „einer Revolution gegen die Beamten zum Schutze der Conſtitution", Lelewel kämpfte für den Gedanken der Bewegungspartei, „eine Revolution des Volks für ſeine Rechte." Es iſt eine Erfindung Mochnacki's, wenn er ſagt, Lelewel habe trotz des ungemeinen Einfluſſes, den die Begeiſterung des patriotiſchen Klubbs ihm verſchafft, und der im Stande war, das Schickſal Polens zu entſcheiden, die Revolution mißverſtanden, indem er nach dem Grundſatze: „der conſtitutionelle polniſche König Nikolaus ſolle den abſoluten ruſſiſchen Zaar Nikolaus bekämpfen" habe verfahren wollen! Lelewel ſei dadurch verunglückt, daß er — Rußland habe revolutioniren wollen. Es mag ſein, daß er dies gewollt hat, ſein Name war in Rußland bekannt genug, er beherrſchte die Preſſe, der patriotiſche Klubb erſtreckte ſeine Verbindungen bis in die ruſſiſchen Provinzen. Aber Lelewel verſuchte ſich in keinen Doctrinen und ſah überhaupt die Revolution nicht als ein Kunſtſtück an, das ſich in dieſe oder jene Formen fügen laſſe. Um dieſe war es ihm gar nicht zu thun. Er verabſcheute ſogar den Weg, den die Andern als den legalen bezeichneten und wollte lieber das Ungeſetzliche als das Schwache und Unentſchiedene. Es entſteht weit eher das Bedenken, daß er in ſeiner Stellung zu wenig als zu viel auf „Legalität" gehalten habe.

Wie er über die Revolution dachte, beweiſen auch ſeine Aeußerungen in der Sitzung des Reichstags, welcher den großen Akt der Thronentſetzung des Kaiſers Nikolaus vollzog. Lelewel iſt's, dem der weſentliche Antheil an dem Ergebniß der Sitzung gebührt; denn obgleich der Antrag auf Entthronung vom Grafen Roman Soltyk ausging, ſo unterſtützte ihn doch Lelewel ſo kräftig, daß ihm nach dem Schluß der Sitzung der Landtagsmarſchall erklärte: „er habe ſich allein auf ſeine (Lelewel's) Worte geſtützt."

Lelewel wußte, daß Lubecki und Jezierski als diplomatiſche Agenten nach Paris und London gegangen waren, um die Theilnahme der Kabinette zu ſichern, er konnte ſich auch denken, daß ſie freundliche Zuſagen bringen würden. Nichts deſto weniger wollte er aus gerechtem Mißtrauen gegen die Verhandlungen der Diplomatie ſogleich den Krieg. „Eine Revolution", ſagte er in der eben erwähnten Sitzung, „vertheidigt ſich nicht, ſondern ſie greift an; anders hat ſie keine Thätigkeit und keine Kraft; die Abſendung der Agenten kann in keiner Rückſicht den Eintritt unſerer Truppen nach Litthauen und Wolhynien verhindern." Hierher mußte der Schauplatz des Kriegs ſogleich verlegt werden, dann waren dieſe Provinzen für den Aufſtand gewonnen und er gelang. — Die Gegenpartei aber wollte, ſtatt zu handeln, „die Antwort des Kaiſers abwarten“. — „Laßt uns“, entgegnete ihr Lelewel, „nicht auf fremde Mächte rechnen, ſie begreifen ihre wahre Politik nicht, laßt uns die nöthigen Kräfte **in uns ſelbſt** ſuchen“. — Ihm wird erwiedert, daß die eignen Kräfte unzureichend ſeien, daß ohne Unterſtützung von Außen die Revolution unmöglich ſei; — man übertäubte faſt ſeine Worte. Lelewel aber (ſo ſchreibt Podczaſzynski in der „revue de deux mondes“) hörte nicht auf, den Doctrinairs zu ſagen: „Laſſet wenigſtens Allen die Freiheit, zu reden, verhindert ſie nur am ſchlechten Handeln; die Freiheit des Worts iſt von unberechenbarem Nutzen mitten unter den Hemmniſſen, die von jeder Revolution unzertrennlich ſind; die Ausſchweifungen, welche ſie erzeugt, werden am beſten unterdrückt durch das Lächeln der Beſonnenen. Die Revolution wirft die Bewegung in die Maſſen, in ihr allein findet die aufgeſtandene Nation ihre Kraft. Jedem gebührt das freie Wort. Die, welche nur nach ihren Gefühlen ſprechen, ſprühen tauſend Lichtfunken aus, die der kalte Verſtand der Andern vergebens ſucht.“

Der Streit mit der ruſſiſch-geſinnten Partei regte ihn bis zur Leidenſchaft auf. Er vertheidigte gegen ſie den offenen Angriffskrieg mit unerſchütterlicher Ausdauer, und entfremdete ſich den ernannten „Diktator“ Chlopicki ſo weit, daß dieſer ihn für einen Nebenbuhler anſah, welcher nach der Diktatur ſtrebe.

Vielleicht daß die Revolution einen ſchnelleren Gang genommen, wenn Lelewel wirklich nach der Diktatur geſtrebt und ſie erhalten hätte. Denn weder Chlopicki, noch Radziwill, noch Skrzynecki waren Männer der kräftigen That; weit entfernt, den Angriffskrieg zu billigen oder vorzubereiten, zogen ſie es vor, Zeit zu gewinnen, und hemmten ſogar den „Verwaltungs-Ausſchuß“ in ſeinen Operationen. Hier war unter ſieben Mitgliedern Lelewel das einzige, welches die Revolution im republikaniſchen Sinne unterſtützte. Aber er konnte leider nicht durchdringen, die Bemühungen des patriotiſchen Klubbs blieben erfolglos. Bald ſank der „Verwaltungsrath“ in der öffentlichen Meinung; er ward aufgelöſt und eine „proviſoriſche Regierung“ aus fünf Mitgliedern gebildet, unter denen Lelewel das jüngſte war.

Der erſte Akt dieſes neuen Verwaltungsorgans iſt die Einberufung der Kammer. Die Eröffnung der Verhandlungen wird auf den 18. Dezember feſtgeſetzt. Gleichzeitig werden die beurlaubten Militärperſonen unter die Fahnen berufen, werden alle Zweige der Verwaltung in Thätigkeit geſetzt. Das Heer aber bedarf ſchleunig eines Oberbefehlshabers; alle Blicke ſind auf Chlopicki gerichtet, er hatte unter Napoleon hohen kriegeriſchen Ruhm geerntet, war als guter Patriot bekannt, von ihm hofften die Meiſten Alles. Die „proviſoriſche Regierung“ ſetzt ſich mit ihm in Unterhandlung; nach Mochnacki und Soltyk nimmt auch Lelewel Theil an der Deputation, welche dem General die Wünſche der Regierung überbringt, und ihm nicht nur den Oberbefehl über die Truppen, ſondern die Diktatur anträgt. Lelewel beſtreitet dies; er habe nie für die Diktatur geſtimmt. Etwas Wahres ſcheint daran zu ſein; denn Chlopicki, welcher das Vertrauen der Nation mißbrauchte, und Lelewel waren nie aufrichtige Freunde. Es kam ſo weit, daß Chlopicki, jeder Verantwortlichkeit überhoben, nicht nur den patriotiſchen Klubb aufhob, ſondern auch, als die Unzufriedenheit allgemein wurde und unter den aufgelöſten Reſten des Klubbs eine Verſchwörung entſtand, in welche auch Lelewel verwickelt ſchien, den er zum Miniſter des Kultus ernannt hatte, dieſen in's Gefängniß werfen ließ. Lelewel's Haft dauerte indeſſen nur vier Stunden, da der Juſtizminiſter das Verfahren des Diktators für ungerechtfertigt erklärte und mit der Niederlegung ſeines Amts drohte.

Chlopicki fiel und ſtatt einer patriotiſchen Geſellſchaft entſtanden zwei; neben den Klubb trat der Bund der „litthauiſchen Brüder.“

Der Reichstag ſetzt eine Nationalregierung ein. Lelewel, als Vertreter des Republikanismus, führt mit Unterſtützung der patriotiſchen Geſellſchaft die Revolution noch einmal auf den früheren Stand vom 29. November zurück. Es werden ſtatt der von Chlopicki eingeführten zwei Farben wieder drei angenommen, der Bund der Patrioten wird ſehr zahlreich, er hält täglich Verſammlungen und durchſpricht die wichtigſten Fragen. Der Reichstag aber will die Geſellſchaft nicht anerkennen, ihre Petitionen, in denen ſie auf Entſcheidung dringt, werden nicht beachtet. Lelewel fand keine Unterſtützung; auch in der Nationalregierung konnte er nichts für die Demokraten durchſetzen. Der Reichstag hatte nämlich mit der Konſtituirung der Diktatur feſtgeſetzt, daß der Diktator den Verhandlungen der Nationalregierung zu jeder Zeit beiwohnen könne, daß aber, wenn dies geſchehe, deſſen jüngſtes Mitglied ausſcheiden müſſe, damit die Fünfzahl nicht überſchritten werde. So oft nun Skrzynecki, der inzwiſchen Generaliſſimus geworden war, in dem Kollegium ſaß, war Lelewel nicht ſtimmberechtigt und die diplomatiſirende Partei hatte gar keinen Widerſtand. Der Obergeneral wollte Lelewel ausdrücklich aus dem Regierungskörper entfernt wiſſen, „weil er durch ſeine Grundſätze die europäiſche Diplomatie verletze.“ Die Nationalregierung, die in Einheit ohne Verantwortlichkeit das Königthum repräſentirte und neben der Diktatur an ſich ſchon ein Monſtrum war, that keinen Schritt vorwärts und Skrzynecki blieb unthätig, bis ihn eine Kriegskommiſſion, zu der auch Lelewel gehörte, entſetzen mußte.

Wenn die Sache der Revolution auf volksthümlichem Wege blieb, hatte ſie große Wahrſcheinlichkeit günſtigen Erfolges für ſich. Vermittelſt der Comité, welche ſich am 28. Januar unter Lafayette, einem Manne, deſſen Name ruhmvoll mit der Volksfreiheit zuſammenhängt, in Paris konſtituirte, war für Polen viel eher die Theilnahme der franzöſiſchen Nation zu erwecken, als durch diplomatiſche Sendungen an Louis Philipp. Indem die polniſchen Doctrinärs ſich mit dieſen begnügten, ſtießen ſie die beſſeren Winke von ſich. — Schon war dem Einfluſſe Lelewel's ſo kräftig entgegengearbeitet, daß die Kammer, wie gegen ihn der Einwand gemacht wurde, er könne als Republikaner nicht Regierungsmitglied ſein, und am 10. Juni darüber in ihr ſich ein heftiger Streit entſpann, nur mit 42 gegen 35 Stimmen ſich für ihn entſchied!

War nun auch durch dieſen Akt der Republikanismus berechtigt, ſo hörte doch Czartoryski nicht auf, den europäiſchen Höfen zu ſchreiben: „wie man auf die Ehrlichkeit und Klugheit der Kabinette rechne, wie man darum auch alle Mittel aufbiete, welche der Nation zu Gebote ſtänden, wie man in dem Vertrauen auf Hülfe die Grenzen nicht überſchritten habe, wie man dagegen ohne die Verſprechungen der Kabinette entſcheidende Schritte würde gethan haben.“

Als alle Ausſichten, den Volksaufſtand in den Provinzen zu organiſiren, an dieſem Verhandlungsſyſtem geſcheitert waren, als der Feind vor den Thoren der Hauptſtadt ſtand, als der Obergeneral ſich ſelbſt von einer Schlacht nicht mehr viel verſprach, da legte Lelewel — am 10. September — ſein Miniſterium nieder. Ob es dazu ſchon an der Zeit war? Schwerlich dürfen die mit dem öffentlichen Vertrauen bekleideten Männer eher ihren Poſten verlaſſen, bis nicht Alles gewonnen, oder Alles verloren. Ob aber Lelewel's Bleiben noch geholfen hätte? Es iſt gleichfalls ſchwer, das zu glauben. Es war ein Augenblick gekommen, in dem nur der Obergeneral die Hauptſtadt und das Land retten konnte, und Ribinski ſchwankte, zeigte ſich unzuverläſſig. Die nächſten Begebenheiten vorausſehend, zog Lelewel, ſtatt dem Treffen zuzuſehen, es vor, ſeinen Landsleuten einen Weg in's Ausland zu bereiten. Er organiſirte die Emigration, empfahl ſeine

Landsleute der Großmuth der Völker. Der Reichstag folgte ihm nach. Der Reichstag und die Regierung erkannten nun, wie ſehr ſie geirrt, „daß ſie, ſtatt rückſichtslos zu kämpfen, es vorgezogen hatten, zu zögern und nichts Preis zu geben“; zu ſpät hatten ſie ſich überzeugt, „daß allein das Schickſal ſie retten könne.*)

Dadurch, daß die polniſche Emigration gleichmäßig betrieben wurde, erhielt ſie im Bewußtſein des Volks das Anſehen eines nationalen Rettungsmittels, faſt eben ſo gewichtig, wie das der Inſurrektion. „Conſpiration, Revolution und Emigration ſind“ — wie Mochnacki ſagt — „die immer wieder kehrenden Strophen des polniſchen Nationalliedes.“ Nach der Revolution von 1831 wurde Frankreich größtentheils der Sammelplatz der 8000 Patrioten, welche freiwillig ihrer Heimath entſagten, um unter andern Völkern Theilnahme für ſie zu erwecken.

Auch Lelewel hatte ſein geliebtes Vaterland verlaſſen. Mit blutendem Herzen, wie er einſt am großen Tage des Aufſtands vom ſterbenden Vater Abſchied genommen, rief er, einen fremden Paß in der Taſche, einen Torniſter auf dem Rücken, jenſeits der Gränze Polen's ſtehend, dem Vaterland ſein Lebewohl zu. Ob er nicht in all dem bittren Schmerz an ein Wiederſehen dachte, wie der Sohn, der Chriſt, die Leiche des Vaters anſchauend, doch auch den Troſt eines Wiederſehens empfunden? Er ging nach Preußen über. Nach manchen Fährlichkeiten erreichte er Frankreichs Boden, betrat die gehoffte Freiſtätte; am 29. Oktober 1831 kam er in Paris an. Dort begründete er eine Comité, welche ſeinen ankommenden Heimaths- und Schickſalsgenoſſen mit Rath und That zu Hülfe ſein ſollte. Bald kam ein ordentlicher Organismus unter die Emigrirten; ſie begannen ihre Anſtrengungen zum Wohl der zurückgebliebenen Brüder. Die europäiſchen Staaten ſollten über Polens Schickſale belehrt, für das Land begeiſtert werden, es wurden Proklamationen an die Völker erlaſſen. Da war denn wieder Lelewel der Verfaſſer der meiſten Manifeſte, welche die Regierungen dafür züchtigten, daß ſie eine Nation aufgegeben hatten, welche ein Recht auf ihren Schutz erworben! Indieſen Adreſſen, ausgegangen von demſelben Mann, der noch im Jahre 1843 ſchreibt: „Frankreich habe durch Nichterfüllung ſeiner Verſprechen an der polniſchen Nation Verrath geübt,“ konnte Louis Philipp nicht unverſchont bleiben. Bald traf alſo Lelewel nach der freiwilligen Verbannung aus der Heimath die gezwungene aus der Freiſtätte; er begab ſich nach Brüſſel.

---

*) Worte Adam Czartoryski's.

Auch hier trat Lelewel an die Spitze einer Comité, welche ſich die Aufgabe ſetzte, den unter den Emigranten inzwiſchen eingetretenen extremen Gegenſätzen eine Vermittlung zu geben. Die Anfeindungen, welche ihm von der Ariſtokraten- und der ultra-demokratiſchen Partei wurden, ließ er unbeachtet. Sein Gedanke hat endlich geſiegt, die Parteien beſtehen zwar noch, aber ihre gegenſeitige Erbitterung iſt geſchwunden.

Neben der Theilnahme an den politiſchen Beſtrebungen der Emigranten hat Lelewel die Wiſſenſchaft nicht vernachläſſigt. Unter ſeinen früheren Schriften ſind die wichtigſten folgende: „Blicke auf das Alter der litthauiſchen Stammvölker und deren Verhältniſſe zu den Herulern“ (Wilna 1808). „Bemerkungen über Matthias, polniſchen Schriftſteller des 12. Jahrhunderts“ (Wilna 1811). „Geſchichte der Nationen des mittleren Europa's bis zum 10. Jahrh.“ „Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte in Polen vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt.“ „Forſchungen über die Erdkunde der Alten.“ „Geſchichte des alten Indien's und deſſen Einfluß auf die Weſtländer“ (Warſchau 1820). „Entdeckungen der Karthager und Griechen im atlantiſchen Ocean“ (Warſchau 1821). „Sprach- und Verfaſſungsdenkmale von Polen und Maſowien im 13., 14. und 15. Jahrh.“ (Warſchau 1824). „Aeltere polniſche Bibliographie“ (Warſchau 1823—26). „Die ruſſiſch-polniſche Diplomatie ſeit dem 13. — 17. Jahrh.“ —

Mehrere ſeiner Werke ſind in fremde Sprachen überſetzt. Dieſen älteren hat Lelewel in der Verbannung einige neue hinzugefügt. Seine neueſte Schrift iſt der polniſchen Jugend gewidmet und enthält eine kurze, aufrichtige Darſtellung der Inſurrection von 1830 (die zweite Ausgabe iſt vom Jahre 1843). Lelewel hat auch Vorleſungen über die polniſche Geſchichte zu Brüſſel gehalten und iſt in dieſem Augenblick noch damit beſchäftigt, die Geographie von Altaſien zu ſchreiben. Durch ſeinen unausgeſetzten Fleiß bringt er ſich bei einer beiſpielloſen Entſagungskraft in den Stand, mit ſeinen Mitteln noch die leidenden Brüder zu unterſtützen. Er ſelbſt ſchlägt die ihm häufig gebotene Hülfe großmüthig aus; er will erwerben, was er bedarf, damit durch ihn Anderen nichts entzogen werde! Der Anblick des Greiſes, den das Schickſal einſt an die Spitze eines kräftigen Volks geſtellt hatte, iſt bei ſeiner jetzigen Hinfälligkeit und Dürftigkeit im höchſten Grade Wehmuth erregend. Sein Schmerz über das Unglück der Nation, der ſein Leben gehört, kann nur von der Verehrung aufgewogen werden, die er in dem Herzen des ganzen Volkes gefunden hat. Zuweilen taucht aus den raſtlos bewegten brauſenden Fluten des Welt- und doch Alltagslebens, die Brüſſel durchwogen, ein ernſtes Haupt empor; da wird es für Augenblicke ſtill auf einem kleinen Fleck inmitten des großen Gebrauſes und eine Schaar finſtrer Männer ſammelt ſich um jenes Haupt. Es iſt das Lelewel's. Das Vaterland verloren für ſeine Perſon, den heiligen Boden der Heimath an Freiheit darben, den Namen ſeiner Nation ausgetilgt, die Nationalität von fremder Uebermacht bis nahe zur Unkenntlichkeit überwuchert zu wiſſen, — „o, das iſt" (um mit unſerm Uhland zu reden) „ein großer Schmerz und nicht entehret da den Mann die Thräne!" Begreift ihr, daß dieß Haupt Lelewel's, wenn es aus dem Kreiſe der heimathloſen Polen geiſterhaft emportaucht, nichts kann, als die Stirne runzeln, und wenn es die Lippen öffnet, nichts kann, als den Gedanken der Freiheit wenigſtens in Worte des Zorns faſſen, eines Zorns, der über die ariſtokratiſche Partei der Landesgenoſſen hinwettert! Verarget ihm dieſen Zorn nicht! Es iſt ſein Lebensathem. Verargt ihm den Haß nicht! Auch im Haß gibt ſich nur ſeine Liebe kund.

Es gibt bei den ſchwerſten Schlägen des Schickſals für Einzelne, wie für ganze Völker noch einen großen Troſt, — den, daß ſie nicht vergebens ſind! Das Unglück iſt ſo reich an beſſernder Kraft, iſt ſo mächtig in der Erzeugung ſittlicher Keime, daß die Individuen und Völker die größte Sendung vollbracht haben, welche von ihm am härteſten heimgeſucht worden ſind. Das beſtätigt die ganze Geſchichte. Völker, welche ſich im Beſitze äußerer Macht allein gefallen, unbekümmert um den Gang der Thätigkeit und die Intereſſen der Menſchheit in träger Selbſtliebe, von widrigen Geſchicken unangefochten, dahinleben, haben wenig Antheil an den Errungenſchaften, welche das Glück der Geſammtheit ausmachen. Ein Volk aber, das ſeine ganze Lebenskraft an ſittliche Ideen verwendet und ſo wenig eiferſüchtig auf ihren Beſitz iſt, daß es mit eigener Gefahr ihre Verallgemeinerung anzubahnen ſucht, kann und muß ſchlechthin harte Kämpfe gegen den Unverſtand beſtehen, und das iſt ſein Anſpruch auf die Theilnahme derer, welche Freunde der Menſchheit ſind. Die Geſchichte wird ſpäter, wenn es ihr vergönnt iſt, in den Stand der heutigen Völkerverhältniſſe einen klareren Blick zu thun und denſelben zu offenbaren, noch lauter, als jetzt, bekennen, daß die polniſche Nation das Opfer eines großen Prinzips geworden iſt. „Das Volk konnte, mit den beſten Eigenſchaften begabt, ſich nicht regieren,“ ſagen jetzt noch Einige. Andere erklären: „es war von der Natur angewieſen, in der Barbarei zu verharren!“ Wir ſagen: die polniſche Nation iſt für die Freiheit gefallen. Alle ihre Kämpfe galten keinem anderen Zweck, als der Freiheit. Als ſie aufgehört hatte, im Dienſte von ganz Europa das

Chriſtenthum gegen die Angriffe der Tartaren zu ſchützen, da hatte man ſie um ihre eigene Freiheit betrogen und ſie begann nun einen nicht mehr endenden Kampf um ihre höchſten Güter. Als das Volk auf dem Gipfel ſeiner Macht war und die Barbarei des Mittelalters noch den Gedanken an die perſönliche Freiheit niederdrückte, da gab Polen die bedeutendſten Beweiſe der Anerkennung der Völkerrechte und predigte durch Handlungen eine allgemeine Liberalität. Alle Fremde fanden bei ihr eine Wohnſtätte, nicht nur mit ihren alten, im Auslande geübten Sitten und Rechten, — ſie erhielten ſogar Privilegien und Schutz derſelben. Durch dieſe willige Aufnahme eines intelligenten Theils der meiſten europäiſchen Völker iſt die polniſche Nation in die Intereſſen Europa's innig verwebt; ſie iſt dadurch eine ſittliche Macht, welche, wenn auch äußerlich und ſcheinbar gelähmt, für das Schickſal Europa's ſchlechterdings von einem unberechenbaren Einfluß bleibt. Aber es iſt nicht der fremde Beiſatz, der Polen ſeine Bedeutung gibt, dieſe ruht vielmehr in ſeinem eigenthümlichen Charakter. Der iſt ſo anziehend und mächtig geweſen, daß er alles Fremdartige unbeſorgt in ſich aufnehmen und ihm ſein ächtes urſprüngliches Anſehen mittheilen konnte. Und dies war nicht die Folge der Gewalt oder des Willens, ſondern der natürlich nothwendige Entwicklungsgang. Wer will ſolchem Volksthume die Zukunft abſprechen? Jetzt iſt aber die nächſte Nothwendigkeit des polniſchen Volkes die: in die Vergangenheit zurück zu ſchauen! Seine eigene Geſchichte muß ihm Rathgeberin werden, ſeinen Muth ſtählen an den Bildern ſeiner großen Helden, welche gegen die Barbarei, die ringsumher lagerte, im Felde ſtanden. Schon ſind die Urwälder ſeiner Vorzeit gelichtet, es tritt ſchon das reine, freie, heitere Leben des alten ſlaviſchen Volksſtammes vor die Blicke, wie es uns in den griechiſchen Freiſtaaten erfreut; ſelbſt das hohe, früher ungeahnte Alterthum erweckt Begeiſterung, die Theilnahme an den erſchütternden Geſchicken unſeres Welttheils führt Erinnerungen herauf, die den Glauben an die Zukunft ſtärken.

Der Mann, den wir heute verborgen unter Menſchen fremder Zunge, in dem Rocke eines Pilgers über das Schickſal einer untergegangenen Nation ſinnen ſehen, hat ſchon den Weg gezeigt, wo der Balſam für den nationalen Schmerz zu ſuchen iſt. — Er hat die alten Piaſten heraufbeſchworen, einſt die Väter eines freien, gleichen und großen Volkes, und die Boleslawe, die Menſchheitsapoſtel, welche die Götzen des Heidenthumes zertrümmert haben. Er will, daß der Rückblick in die Geſchichte das Volk **ſittlich frei** mache, dann iſt die äußere Freiheit geſichert.

Lafayette.

Von

Wilhelm Sauerwein.

Es gibt noch edle Herzen,
Die für das Große, Herrliche erglüh'n.

Selbſtlos, ſich nie von der Geſammtheit trennen,
Mit ihr nur ſteh'n, und freudig mit ihr fallen,
Sich im Geſetz, als Freie, ſelbſt erkennen. —
Das ſei die Zucht, tief eingewurzelt Allen!

Friedrich von Sallet.

Lafayette,

geboren 1757, geſtorben 1834.

Wer kennt nicht den hochherzigen, menſchenfreundlichen Mann, den ritterlichen Streiter für Freiheit und Menſchenrechte, der ſchon in frühen Jugendtagen mit männlicher Würde den ſchönſten Ruhmeskranz um die glänzende Stirne ſchlang und der als Greis und nahe der finſteren Schwelle des Schattenlandes noch wie ein Jüngling erglühte, wenn es dem Glück und dem Wohl des Menſchengeſchlechtes galt! — Lafayette, ein theurer, ein ruhmgekrönter, ein der Unſterblichkeit längſt geweihter Name entzückte mehr als einmal das Ohr der Zeitgenoſſen; denn länger als ein halbes Jahrhundert ertönte dieſer Name von Millionen Zungen, ſo oft ein großes, weltbeglückendes Ereigniß in der Geſchichte Platz nahm, ſo oft die gefeſſelte und gedrückte Menſchheit aus bangen Träumen erwachte und nach dem Morgenroth der Zukunft blickte, ſo oft der Freiheit heiterer Tag mit tauſend goldenen Strahlen hereinzubrechen und die Nebel und Dünſte der alten Nacht ſiegreich und glänzend zu vernichten ſchien.

Doch wozu einen Namen preiſen, der mit Flammenzügen auf einem Denkmal pranget, das feſter iſt als Marmor und Erz und das nur auf dem eingefallenen Rieſengrabe der Menſchheit ſelber in Nacht und Vergeſſenheit verſinken kann?! — So lange jener Tempel der Freiheit, jenes Aſyl der Tugend, Rechtſchaffenheit, Duldſamkeit, Gleichheit und geſicherter Freiheit auf ſeinen feſten, mächtigen und zahlreichen Säulen ruht, ſo lange wird der Name Lafayette's neben dem Washington's von Geſchlecht zu Geſchlecht die Jahrhunderte der Zukunft durchleben und immer von Neuem geprieſen und geſegnet werden.

Marie Paul Joſeph Rochus Ives Gilbert von Motier, Marquis von Lafayette, iſt am 6. September 1757 zu Chavaniac in Auvergne geboren. Sein Vater, Oberſt bei den Grenadieren von Frankreich, war kurz vorher, noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt, in der Schlacht bei Minden gefallen. Der vaterloſe Knabe ward bis zu ſeinem zwölften Jahre bei ſeinen Verwandten in Auvergne erzogen und dann zu ſeiner weiteren Ausbildung in das Collège Du Pleſſis nach Paris geſchickt. Kurze Zeit nach ſeinem Eintritt in dieſe Bildungsanſtalt verlor er auch ſeine Mutter und ſeinen Großvater von mütterlicher Seite, durch deſſen Tod jedoch er aus einem Armgebornen auf einmal zu einem reichen Erben wurde. Der langweilige Schlendrian und der klöſterliche Schulzwang, der in den franzöſiſchen Kollegien herrſcht, mußte einem Lafayette höchſt ekelhaft und zuwider ſein; es war alſo wohl eine Schülerliſt, wenn er ſich unter die ſchwarzen Muſketiere aufnehmen ließ und durch die Revuetage dieſes Corps die Summe der gewöhnlichen Schulfeiertage vermehrte.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Akademie von Verſailles verheirathete ſich Lafayette in ſeinem ſiebenzehnten Jahre mit einem um zwei Jahre jüngeren liebenswürdigen und geiſtreichen Fräulein von Noailles, einer Tochter des Herzogs von Ayen, und gewann durch die Verbindung mit dieſer Familie, die am Hofe ſehr angeſehen und einflußreich war, Ausſichten auf eine Laufbahn, die einer Alltagsſeele im glänzendſten Lichte erſchienen wären. Aber Lafayette war zu ſehr Vernunftmenſch; ihn rührte nur das einfache Familienleben, der friſche und zwangloſe Umgang mit edelgeſinnten Freunden, der Ruhm, im Kampfe für die höchſten Güter der Menſchheit den Lorbeer und die Bürgerkrone zu erringen.

Zwar trat er in den Militärdienſt und nahm eine Offizierſtelle im Regiment Noailles an, aber zum Hofdienſte war er nicht zu bewegen, und wie ſehr auch ſein Schwiegervater ſich bemühte, den jungen Freiheitsſchwärmer auf „beſſere“ Gedanken zu bringen, Lafayette wußte durch Freimuth und ungezwungenes Benehmen ſo viel Steine des Anſtoßes auf eine ihm verhaßte Laufbahn zu ſtreuen, daß der Schwiegervater trotz ſeines Eifers darauf verzichten mußte, alle dieſe Hinderniſſe wegzuräumen.

So ſtanden die Sachen, als auf einmal im Jahr 1776 der nordamerikaniſche Freiheitskampf auf den jungen Lafayette jenen mächtigen Eindruck machte, den edle Herzen immer empfinden, wenn ein Volk für ſeine Freiheit das Schwert zieht und damit ſeinen Drängern und Treibern kühn und beharrlich zu Leibe geht. Das war kein bloßes Bewundern, keine eitele und träumeriſche Theilnahme am Kampfe für die gute Sache, keine nichtsſagende und fruchtloſe Ergießung in fromme Wünſche für den Sieg der Freiheit und Gleichheit; nein, Lafayette erkannte die ernſte Mahnung des Schutzgeiſtes der Menſchheit und er gelobte es ſich im ſtillen Herzen, dem heiligen Rufe zu folgen und Gut, Blut und Leben zum Opfer zu bringen. Von dieſem Augenblick an war all ſein Denken und Thun der Sache der Amerikaner gewidmet. Da die Politik des Hofes von Verſailles damals noch keinen Bruch mit England wollte, ſo war der edle junge Mann gezwungen, mit der größten Behutſamkeit im Geheimen und auf Schleichwegen die Anſtalten zu ſeiner Reiſe nach Amerika zu machen. Schon war er in Verbindung mit Amerikanern getreten, die ſich als geheime Agenten in Paris aufhielten, ſchon hatte er eine Anzahl Offiziere geworben, die bereit waren, der amerikaniſchen Freiheit ihren Degen zu leihen, ſchon hatte er in Bordeaux ein Schiff kaufen und ausrüſten laſſen, das ihn und ſeine Begleiter über den Ozean hinüber tragen ſollte, als auf einmal von Amerika Nachrichten einliefen, die ſo ungünſtig lauteten, daß die Amerikaner in Frankreich am Erfolg ihrer guten Sache zu verzweifeln begannen.

Aber Lafayette blieb feſt; „je ungünſtiger die Lage der Amerikaner iſt,“ dachte er, „um ſo mehr bedürfen ſie unſerer Hülfe.“ Unmittelbar vor ſeiner Abreiſe machte er, um dieſelbe noch mehr zu verſtecken, mit dem Herrn von Prix einen längſt verabredeten Ausflug nach London, wo ein Noailles den franzöſiſchen Botſchafterpoſten bekleidete, und von dieſem Ausflug zurückgekehrt, verweilte er nur wenige Tage heimlich in Paris, um ſich von ſeiner Familie, die ſein Unternehmen keineswegs billigte, zu beurlauben. Nach mancherlei Aufenthalt, Hinderniſſen und Gefahren gelang es ihm endlich, am 26. April 1777 nach Amerika unter Segel zu gehen.

Das Schiff, das den jugendlichen Helden trug, war ein ſchweres Fahrzeug, nur mit zwei Kanonen und einigen Flinten bewaffnet. Im Fall eines Angriffs wäre jede Vertheidigung unmöglich geweſen, und darum war Lafayette entſchloſſen, bei einer feindlichen Begegnung das ganze Schiff in die Luft zu ſprengen. Gewiß die Lage war peinlich, um ſo mehr, als die Fahrt nur langſam von Statten ging; aber ein dunkles Vorgefühl einer glorreichen Zukunft milderte durch ſüße Ahnungen jede Pein des gegenwärtigen Augenblicks. Ja, wie ſtolz und glücklich durfte ſich dieſe kleine Freiſchaar fühlen, wenn ſie ſich mit jenen armen unglücklichen Deutſchen verglich, die vielleicht um dieſelbe Zeit auf engliſchen Transportſchiffen den Ozean durchſchwammen, um in Amerika gegen die Freiheit zu kämpfen.

Nach einer ſiebenwöchentlichen Fahrt erreichte Lafayette glücklich die Küſte von Karolina. Von Charlestown begab er ſich mit ſechs Offizieren nach Philadelphia, dem Sitz des Kongreſſes. Die Aufnahme, die er anfänglich daſelbſt fand, war etwas lau; als er aber dem Kongreß in einem Billet erklärte, daß er nach den Opfern, die er gebracht hätte, das Recht habe, auf zweierlei Vergünſtigungen zu beſtehen, nämlich: auf ſeine eigenen Koſten dienen zu dürfen, und: als Freiwilliger in den Dienſt zu treten, da gingen den Herren in Bezug auf den Charakter des Bittſtellers die Augen auf, und es ward ihm nicht allein ſein Wunſch gewährt, er ward auch noch oben-d'rein zum General-Major ernannt.

Die Wolken des Kriegs zogen ſich damals um Philadelphia drohend zuſammen. Bei den Vorgebirgen des Delaware hatte ſich der Feind gezeigt und der General Washington kam nach Philadelphia. Gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit dieſem edlen Manne fühlte ſich Lafayette auf's ſtärkſte angezogen, und als ihn Washington einlud, ſeinen Feldhaushalt mit ihm zu theilen, ſo betrachtete er das Haus des Generals als das ſeinige, und von dieſem Tage an bildete ſich ein Freundſchaftsbund zwiſchen den beiden Freiheitsmännern, der ungeachtet der Verſchiedenheit des Alters der Betheiligten (denn Washington war bereits ein Vierziger, während Lafayette erſt neunzehn Jahre zählte) mit der Zeit immer feſter und inniger wurde, da er auf gegenſeitiger Hochachtung beruhte.

Trotz ſeines General-Majors-Titels fühlte ſich Lafayette hochgeehrt, an der Seite eines Mannes wie Washington ſtehen zu können und von ihm dieſes oder jenes kleine Kommando übertragen zu bekommen. „Ich bin nicht hierher gekommen, um zu lehren, ſondern um zu lernen," erklärte der junge Franzoſe in einer Geſellſchaft amerikaniſcher Offiziere, die, über eine ſolche Sprache entzückt, den Fremdling bald als einen der Ihrigen betrachteten. In der That gab ſich Lafayette alle Mühe, die Landesſprache der Amerikaner zu lernen, ſich ihren einfachen Sitten beſcheiden anzuſchmiegen, den Soldaten ein Beiſpiel der Nüchternheit, Mäßigkeit und ausdauernder Beharrlichkeit zu geben, kurz, ſich wie ein ächter amerikaniſcher Bürgerſoldat zu betragen. Dadurch gewann er nicht nur die Achtung und Liebe der Amerikaner, ſondern er ward auch in den Stand geſetzt, manchem braven Offizier, der aus Frankreich gekommen war, um den Freiheitskampf mitzumachen, eine erfolgreiche Empfehlung gewähren zu können, und, was das Wichtigſte war, er bereitete dadurch den Weg vor, Frankreich und

Nordamerika immer feſter und inniger mit einander zu verbinden.

Das erſte Gefecht, dem Lafayette beiwohnte, fand in der Nähe von Philadelphia ſtatt und hatte für die Amerikaner und ihn ſelbſt einen unglücklichen Ausgang. Es war dieß das Treffen am Brandywine (11. September 1777), in Folge deſſen der Kongreß nach Briſtol flüchtete und Philadelphia von den Engländern beſetzt wurde. Während Lafayette damit beſchäftigt war, die in Unordnung zurückweichenden Truppen wieder zu ſammeln, erhielt er einen Schuß in das Bein. Dadurch war er gezwungen, ſich ſechs Wochen lang der Ruhe und Unthätigkeit zu überlaſſen. Washington hatte ſeinen eigenen Chirurgen zu dem Verwundeten mit den Worten geſchickt: „Behandeln Sie ihn wie meinen Sohn.“ Der Ort, wo der Leidende ſeine Heilung abwartete, war eine Kolonie der mähriſchen Brüder und hieß Bethlehem. Daß die frommen Brüder es nicht unterließen, dem jungen Kriegshelden zum „Durchbruch der Gnade“ und zu ſeiner Seelen Seligkeit durch alle möglichen ſalbungsvollen Vorſtellungen behülflich zu ſein, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Aber die Vorſehung hatte andere Dinge mit Lafayette vor, als einen mähriſchen Bruder und Zionsbürger aus ihm zu machen. Die „Gnade“ konnte alſo ganz natürlich bei ihm nicht zum „Durchbruch“ kommen. Statt in ſeiner ſtillen Zufluchtsſtätte ſich die Zeit mit frommen Salbadereien zu vertreiben, ſchrieb er an den Gouverneur von Martinique und forderte ihn auf, unter amerikaniſcher Flagge die engliſchen Inſeln anzugreifen; eben ſo erbat er ſich in einem Brief an den Herrn von Maurepas, Amerikaner nach Isle de France führen und von dort die engliſchen Comptoirs in Indien angreifen zu wollen.

Mittlerweile hatten die Kriegsoperationen in der Nähe von Philadelphia ihren Fortgang; aber ſie hatten im Ganzen für die Amerikaner nur ungünſtige Erfolge. Um deſto größer mußte die Freude ſein, als auf einmal die Nachricht aus dem Norden eintraf, daß der engliſche General Bourgoym zu Saratoga gezwungen worden ſei, ſich mit einem Corps von 5000 Mann den Amerikanern zu ergeben. Dieſe ungünſtigen und günſtigen Berichte mochten wohl die Geduld des verwundeten Lafayette auf eine allzu ſchwere Probe ſtellen, denn, ohne geheilt zu ſein, verließ er Bethlehem und eilte in's Hauptquartier, das 25 engl. Meilen von Philadelphia entfernt lag.

Am 25. November 1777 hatte Lafayette das Vergnügen, aus einer Sache Vortheil zu ziehen, die ihm den Anſchein nach nur höchſt gefährlich und verderblich werden konnte. Auf den Befehl des Generals Green war er zum Rekognosciren ausgeritten und unverſehens zum großen Schreck ſeiner Führer bei Gloceſter in der Nähe von Philadelphia auf einen heſſiſchen Poſten geſtoßen, der durch Kanonen geſchützt und 400 Mann ſtark war. Lafayette hatte nur 350 Mann bei ſich, die größtentheils aus Milizen beſtanden. Er machte einen heftigen Angriff auf die Feinde und zwang ſie, ſich auf das Hauptcorps zurückzuziehen. Lord Cornwallis rückte nun ſelbſt heran mit ſeinen Grenadieren; aber auch er wurde zum Weichen gebracht, zumal da er wähnte, es mit dem ganzen Corps des Generals Green zu thun zu haben. So trug denn Lafayette einen vollſtändigen kleinen Triumph davon, der aber um ſo mehr Aufſehen machte, da er, wie geſagt, faſt nur von Milizen errungen worden war. Der Kongreß erklärte in ſeinem Journal vom 1. Decbr. 1777, „daß es ihm ſehr angenehm ſein würde, den Marquis von Lafayette an der Spitze einer Diviſion zu ſehen.“

Am 22. Januar 1778 faßte der Kongreß den Beſchluß, einen Einfall in Kanada machen zu laſſen und dem General Lafayette das Kommando bei dieſer Unternehmung zu übertragen. Der zwanzigjährige General ging mit Luſt und Eifer auf die Sache ein, machte es jedoch zu ſeiner erſten Bedingung, von dem General Washington abhängig zu bleiben. Durch Schnee und Eis legte er zu Pferd den Weg von 400 Meilen nach Albany ſchnell zurück; aber hier angekommen, fand er ſich alsbald in allen ſeinen Erwartungen und Hoffnungen getäuſcht. Statt 2500 Mann traf er nur 1200; die Milizen waren noch gar nicht benachrichtigt; Kleidungsſtücke, Lebensmittel, Fuhrwerke, Schneeſchuhe waren nur unzureichend vorhanden. Um alles Fehlende zu erſetzen, waren zwei Monate erforderlich; aber gegen die Mitte des März thaut der See, über den man ſetzen mußte, gewöhnlich auf. Kurz, das Unternehmen zeigte ſich als unausführbar, und wie ſehr auch Lafayette vor Begierde brannte, Neu-Frankreich zu befreien und die neue wie die alte Welt eine Reihe von Heldenthaten ſehen zu laſſen, — er mußte vor den unüberſteiglichen Hinderniſſen zurücktreten und auf einen Feldzug, der nur verderblich für ihn ausfallen konnte, Verzicht leiſten. Und dieſer Entſchluß des jugendlichen Feldherrn fand allgemeine Billigung nicht nur beim Volk, ſondern auch beim Kongreß der eine eigene Dankſagung für dieſe kluge Maßregel beſchloß.

Den übrigen Theil des Winters blieb Lafayette in jenen Gegenden. Er ſorgte dafür, daß den Truppen ein Theil des rückſtändigen Soldes ausgezahlt wurde; er verſah die vernachläſſigten Feſtungen mit Vorräthen aller Art und brachte einige Stämme der Wilden, denen er im Schlitten ſeinen Beſuch abſtattete, auf die Seite der Amerikaner. Mit dem Erſcheinen des Frühlings kehrte er nach dem Süden zurück.

Das bittere Gefühl eines mißlungenen Unternehmens ward hier durch die Nachricht von Erfolgen gemildert, die für die Amerikaner von entſcheidender Wichtigkeit waren. Frankreich hatte mit den vereinigten Staaten einen Handelstraktat abgeſchloſſen und auf dieſe Weiſe die Unabhängigkeit von Nordamerika anerkannt. Lafayette durfte ſich in Wahrheit etwas darauf einbilden, zur Herbeiführung dieſes Erfolges viel beigetragen zu haben. Seine vor einem Jahre unternommene Abreiſe hatte das größte Aufſehen in Frankreich gemacht; die Hofleute lachten darüber in's Fäuſtchen aus alter Eiferſucht gegen England, das Volk aber jubelte dem jungen Rebellen lauten und allgemeinen Beifall nach und zeigte ſich fortan eifrig amerikaniſch geſinnt. Mochte nun auch die Regierung dem Flüchtlinge Verhaftsbefehle bis zu den weſtindiſchen Inſeln nachſchicken, ſo konnte doch dieſe Maßregel den Hof von London, der ſo vielen Aerger hatte verſchlucken müſſen, nicht begütigen. Der Vorfall bei Saratoga brachte die franzöſiſchen Miniſter zur Entſcheidung: man unterhandelte nun voll Gunſt mit Franklin, Deane und Arthur Lee und der geſchloſſene Vertrag ward mit dem größten Lärm der Welt angekündigt. Das amerikaniſche Heer feierte am 2. Mai den Abſchluß des Handelsvertrags durch ein Freudenfeuer, bei welchem Lafayette, mit weißer Schärpe geſchmückt und von einer großen Zahl Franzoſen begleitet, zugegen war. Die Engländer aber, die Philadelphia beſetzt hielten, dachten von nun an, da ſie die Einmiſchung Frankreich's als gewiß anſahen, ernſtlich auf die Räumung dieſer Stadt.

Noch ehe dies Ereigniß ſtattfand, wäre Lafayette beinahe den Engländern in die Hände gefallen. Er hatte am 18. Mai mit 2000 Mann auserleſener Truppen Barren-Hill beſetzt, eine treffliche Poſition, die elf Meilen von den beiden Heeren entfernt war. Am Morgen des 20. fand er ſich auf einmal von allen Seiten umzingelt. Die engliſchen Generale waren ihres Fanges ſo gewiß, daß ſie Einladungen an Damen nach Philadelphia geſandt hatten, um ſie zum Souper mit Herrn von Lafayette einzuladen. Aber Lafayette bedankte ſich für die Ehre. Durch eine liſtige Bewegung täuſchte er Grant, der ihm zunächſt im Nacken ſaß; eine engliſche Kolonne, die ihn verfolgte, warf er zurück und entſchlüpfte glücklich ohne den Verluſt eines Mannes durch die Furth von Mathon.

Die Engländer räumten Philadelphia den 17. Juni und ſchon im Anfang des Juli legte ſich eine franzöſiſche Flotte von zwölf Schiffen unter dem Grafen d'Eſtaing vor New-York. Von hier wandte ſich dieſe Flotte nach Rhode-Island, wo ſich Lafayette mit 2000 Mann guter Truppen bei ſeinen Landsleuten einfand. Das unerwartete Erſcheinen der engliſchen Flotte unter Lord Howe hatte am 10. Auguſt ein Seegefecht zur Folge, das für die Engländer übel abgelaufen wäre, wenn nicht ein Sturm die Schiffe zerſtreut hätte. Graf d'Eſtaing kehrte zwar mit ſeinem Geſchwader nach Rhode-Island zurück, da daſſelbe aber viel gelitten hatte, ſo wollte er vorerſt an keinem Unternehmen ſich betheiligen, ſondern in Boſton die Ausbeſſerung ſeiner Schiffe vornehmen laſſen. Darüber entſtand Mißſtimmung bei den Amerikanern, die ſchon alle Anſtalten gemacht hatten, um Newport zu berennen. Als aber nun gar die Schiffe wirklich abfuhren, da ſtiegen Aerger und Unwillen bei den Amerikanern über alles Maß. Schon ſprach man davon, dem franzöſiſchen Geſchwader den Hafen von Boſton zu verſchließen; ſchon ſetzten die Generale eine Proteſtation auf gegen das Benehmen des franzöſiſchen Befehlshabers, ſchon erklärte der General Sullivan in einem Tagesbefehl, daß er von ſeinen Verbündeten verlaſſen worden ſei — kurz, ſchon drohte der ſchöne Verein der beiden Nationen, an dem Lafayette mit ſo viel Eifer, Begeiſterung und Aufopferung gearbeitet hatte, im Feuer der Zwietracht unterzugehen. Lafayette litt unendlich bei der Betrachtung dieſer Zerwürfniſſe, die mit jedem Tage giftiger und verderblicher werden mußten. Endlich wandte er ſich in einem Briefe an ſeinen Freund Washington und ſchüttete vor ihm die ganze Pein ſeines Herzens aus, und die Antwort, die ihm der große Mann zurückſchrieb, gab ihm Ruhe und Troſt, indem ſie ihn mit der Hoffnung erfüllte, daß alle die ſchwarzen Wolken, die ſo unheilſchwanger den Bund der beiden Nationen bedrohten, vor dem Licht des Rechts, der Billigkeit und der Mäßigung bald verſchwinden würden, wie es denn auch bald darauf geſchah.

Der Winter war erſchienen und die Waffenruhe eingetreten, als ſich in Lafayette das Verlangen regte, ſein Vaterland und ſein Haus einmal wieder zu ſehen. Er bat den Kongreß um Urlaub und erhielt denſelben unter den ehrenvollſten Dankſagungen auf unbeſtimmte Zeit. Zugleich ward der Beſchluß gefaßt, ihm durch die amerikaniſchen Geſandten in Frankreich einen mit Sinnbildern verzierten Ehrendegen überreichen zu laſſen; ferner ward an den König von Frankreich zu ſeinen Gunſten ein Schreiben abgefaßt und endlich ward das beſte amerikaniſche Schiff, „die Alliance“ von 36 Kanonen, auserſehen, ihn nach Europa zu bringen. Bevor er ſich einſchiffen konnte, hatte er noch eine heftige Krankheit zu überſtehen, die er ſich durch ſeine Reiſen und Strapazen, vornehmlich aber durch ſeinen Kummer auf Rhode-Island zugezogen hatte und die ihn dem Tod nahe brachte. Bei dieſer traurigen Gelegenheit zeigte es ſich recht klar, wie theuer Lafayette dem Heer und dem Volke war: Alles war von Trauer und Betrübniß erfüllt. Washington beſuchte täglich das Haus, wo ſein kranker Freund lag, und oft ſah man ihn mit thränendem Blick aus demſelben heraustreten. Aber Lafayette ſollte ſo jung nicht ſterben. Er überwand die Krankheit nach Verlauf von drei Wochen, und bald war er ſo weit bei Kräften, daß er zu Pferd nach Boſton abreiſen konnte. Noch war „die Alliance“ nicht vollſtändig bemannt und der Stadtrath wollte Matroſen preſſen; aber da ſich Lafayette widerſetzte, ſo nahm man engliſche Ausreißer und Freiwillige aus den Gefangenen. Am 11. Januar 1779 ging man endlich unter Segel. Im Anfang der Reiſe hatte man einen bedeutenden Sturm bei Terre-Neuve zu bekämpfen, und als man ſich der Küſte von Frankreich näherte, bereitete ſich auf dem Schiffe ſelbſt eine Gefahr vor, die noch ernſter und drohender war und nur durch Zufall beſeitigt wurde. Die auf dem Schiffe befindlichen zahlreichen Engländer nämlich verſchworen ſich, ſich der Fregatte zu bemächtigen und dieſelbe nach einem engliſchen Hafen bringen zu wollen, um daſelbſt den Lohn zu empfangen, womit die engliſche Regierung damals ſolche tugendhafte Heldenthaten zu ehren verſprochen hatte. Schon war Alles verabredet, als man ſich einem Amerikaner anvertraute, den man wegen ſeines Accents für einen Irländer hielt und ihm das Kommando über die Fregatte übertrug. Dieſer brave Mann ſtellte ſich, als ginge er auf den hölliſchen Plan ein; aber er entdeckte Alles dem Kapitän und Herrn von Lafayette eine Stunde früher, ehe die ſchändliche That zur Ausführung kommen ſollte. Man eilte nun mit gezogenem Degen und von den übrigen Offizieren und Paſſagieren begleitet auf's Verdeck, man rief die getreuen Matroſen herbei, man legte dreißig und etliche Schuldige in Ketten, und obwohl es ſich aus dem angeſtellten Verhör ergab, daß die Zahl der Schuldigen größer war, ſo ſtellte man ſich, als vertraue man der übrigen Mannſchaft, während man ſich doch nur allein auf die Franzoſen und Amerikaner verlaſſen durfte. Acht Tage nach dieſem Vorfall lief „die Alliance“ in den Hafen von Breſt ein (Februar 1779).

Lafayette's Heimkehr war ein Triumph. Am Hofe, in der großen Welt, bei'm Volke, kurz überall ward der junge Held mit Glückwünſchen, Lobeserhebungen und Gunſtbezeigungen empfangen. Aber er ließ ſich dadurch nicht bewegen, ſich der Eitelkeit zu ergeben und müßig auf ſeinen Lorbeern auszuruhen; nein, er ward nur um ſo rühriger und thätiger für die Sache der Amerikaner, die er zu der ſeinigen gemacht hatte und die er auf jegliche Art und Weiſe zu heben und zu fördern ſuchte. Er arbeitete an dem Plan einer Expedition nach Kanada und bot Alles auf, die franzöſiſchen Miniſter für dies Unternehmen zu gewinnen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Größere Hoffnung hatte er, bei der Ausführung eines anderen Planes bei dem Miniſterium Unterſtützung zu finden. Es ſollte nämlich unter amerikaniſcher Flagge ein Truppencorps an der Weſtküſte von England ausgeſetzt werden, um die Städte Liverpool und Briſtol, deren feindlicher Sinn gegen die Amerikaner bekannt war, zum Beſten dieſer „Rebellen“ zu brandſchatzen. Aber auch aus dieſem Vorhaben ward am Ende nichts. Alles, was Lafayette den knauſerigen und furchtſamen Miniſtern abpreſſen konnte, war eine Unterſtützung an Geld, welches zur Verfügung des Generals Washington geſtellt wurde, und das Verſprechen eines Hülfscorps ſowie eines Kriegsgeſchwaders. Mit dieſer Fracht und guten Botſchaft verſehen, ſchiffte ſich Lafayette auf der Fregatte „Hermione“ ein und erreichte am 27.

April 1780 glücklich den Hafen von Boſton. Im Juli kam auch das Hülfscorps unter dem General Rochambeau, ſowie ſieben Kriegsſchiffe unter dem Admiral Ternay in Rhode-Island an; aber Truppen und Schiffe blieben für dieſes Jahr ruhig daſelbſt liegen.

In dem Feldzug des folgenden Jahres (1781) übernahm Lafayette den Oberbefehl in Virginien. Er rettete die Hauptſtadt dieſer Provinz, Richmond, vor einem Ueberfall des engliſchen Generals Philips und brachte dann die Magazine dieſer Stadt in Sicherheit. Seine Stellung ward ſehr ſchwierig, als Lord Cornwallis mit mehr als 4000 Mann, unter denen ſich 800 Reiter befanden, von Karolina her in Virginien einrückte; denn mit ſeinem kleinen Haufen von 2500 Mann konnte er ſich mit dem Lord nicht meſſen. Dennoch hielt er das Feld. Lord Cornwallis hatte in einem Briefe, der aufgefangen ward, von Lafayette geſagt: „Dieſer Knabe ſoll mir nicht entwiſchen.“ Der Ausgang des Feldzugs aber machte gerade das Gegentheil wahr. Denn am 19. October 1781 ward Lord Cornwallis, der ſich in Yorktown feſtgeſetzt hatte und daſelbſt von verſchiedenen amerikaniſchen und einem franzöſiſchen Corps eingeſchloſſen worden war, gezwungen, ſich mit ſeinem Heer zu ergeben. Dieſer für die Amerikaner glänzende Erfolg muß vorzüglich dem Eifer und dem kriegeriſchen Muthe des Generals Lafayette zugemeſſen werden und würdig bildet er den vielbedeutenden Schlußpunkt in der amerikaniſchen Kriegslaufbahn des jungen Helden. Bei'm Eintritt des Winters (21. December 1781) ſchiffte ſich derſelbe wieder in Boſton ein und erreichte ſchon gegen Ende des folgenden Monats Frankreich, wohin er diesmal den Beſchluß des Kongreſſes mitbrachte, daß die amerikaniſchen Miniſter und Bevollmächtigten in ganz Europa Alles Herrn von Lafayette mitzutheilen und ſich mit ihm zu verſtändigen hätten. Die Friedensunterhandlungen hatten unterdeſſen zu Paris zwiſchen den Miniſtern der vereinigten Staaten und den engliſchen Botſchaftern begonnen; nichts deſto weniger arbeitete man aber auch an kriegeriſchen Plänen und Entwürfen eifrig und raſtlos fort. Die Höfe von Frankreich und Spanien verſtändigten ſich über eine gemeinſchaftliche Unternehmung und vertrauten den Oberbefehl über die beiderſeitigen Truppen dem Grafen von Eſtaing an. Dieſer verlangte Lafayette zum Chef des Generalſtabes des vereinigten Heeres. Da die Expedition von Cadix auslaufen ſollte, ſo ſegelte Lafayette mit vier Bataillons Infanterie, einem Artilleriepark und 5000 Rekruten von Breſt dahin ab, während Eſtaing den Weg über Madrid zu Land nahm. Aber alle dieſe Anſtalten und Ausrüſtungen waren eitel; denn im Anfang des Februar 1783 brachte ein Eilbote die Nachricht nach Cadix, daß die amerikaniſchen Bevollmächtigten zu Paris den Frieden unterzeichnet hätten.

So war denn der lange und beſchwerliche Kampf endlich durch den glänzendſten Sieg gekrönt. Die Freiheit Amerika's klang wie ein Evangelium über den Erdkreis; denn ſie war für alle Welt und alle Menſchen errungen worden. Man ahnte wenigſtens damals ſchon, daß hier das größte geſchichtliche Ereigniß der Neuzeit in die Wirklichkeit getreten ſei und daß von nun an die Jahre der Weltgeſchichte von der Gründung der Freiheit und Gleichheit gezählt werden dürften. Lafayette hätte gerne in eigener Perſon die fröhliche Botſchaft nach Amerika gebracht; da aber ſeine Gegenwart in Madrid nöthig war, ſo erbat er ſich vom Grafen von Eſtaing ein Schiff, das die Friedensbotſchaft über den Ozean hinüber trug. Erſt im folgenden Jahre 1784 fand er Muße, eine dritte Reiſe nach ſeinem geliebten Amerika zu machen. Er ſchiffte ſich zu New-York aus, eilte nach Philadelphia und beſuchte Yorktown, Williamsburg und Richmond, den Schauplatz ſeines Feldzugs von 1781. Ueberall in Städten und Dörfern ward er im Triumph empfangen. Washington eilte ihm nach Richmond entgegen und beide Freunde verlebten dann zuſammen gemüthlich heitere Friedenstage zu Mount-Vernon, dem einſamen Landgut des großen Amerikaner's. Nach der Trennung von ſeinem Freunde, der ihn bis Philadelphia begleitete, beſuchte Lafayette auch die Staaten von Neuengland, wo er von vielen ſeiner alten Waffengefährten lebhaft begrüßt wurde! Man weiß, wie hoch Lafayette bei dem braven amerikaniſchen Heer angeſchrieben war, wie man ihn ſchlechtweg nur den Soldatenfreund nannte und wie man ihm eine Verehrung widmete, die faſt bis zur Anbetung ging. Wie oft hatten aber auch während des Kriegs die armen amerikaniſchen Soldaten, die gewöhnlich ſchlecht genährt, noch ſchlechter verpflegt und gar nicht gekleidet waren, die uneigennützige Großherzigkeit des jungen Generals, der ſeinerſeits die Geduld und Ausdauer dieſer wackeren Truppen bewunderte, auf's Stärkſte empfunden! Lafayette hatte während des Freiheitskampfes 700,000 Franken von ſeinem Vermögen geopfert, nicht zu gedenken, was er von ſeinen jährlichen Einkünften zum Beſten der guten Sache aufgehen ließ, und von dieſen Summen iſt gewiß Manches den armen Soldaten zu Gut gekommen. Selbſt im engliſchen Lager war die Herzensgüte des jungen Generals gegen die Soldaten bekannt. Lord Cornwallis bat Lafayette nach der Uebergabe von Yorktown um eine Unterredung, und als der „Knabe" vor Sr. Herrlichkeit erſchien, ſagte der geſtrenge Lord zu ihm: „Ich kenne Ihre Menſchlichkeit gegen die Gefangenen und empfehle Ihnen mein armes Heer." — Nachdem alſo Lafayette auf ſeiner Beſuchsreiſe von allen Seiten mit Ehren überhäuft worden war (die verſchiedenen Staaten gaben Städten und Grafſchaften ſeinen Namen; die Hauptſtädte ertheilten ihm das Bürgerrecht; er erhielt für ſich und ſeine Nachkommen den Titel eines Bürgers der vereinigten Staaten; der Staat Virginien ſtellte zu Richmond ſeine Büſte auf), ſchiffte er ſich zu New-York ein und kam Ende Januars 1785 glücklich im Vaterland an.

Auch in Zukunft ward es Lafayette nicht überdrüſſig, zum Beſten ſeines Adoptivvaterlandes beſtändig zu wirken, indem er vorzüglich dem amerikaniſchen Handel alle möglichen Vortheile zu verſchaffen ſuchte. Doch beſchäftigten ihn um dieſe Zeit noch zwei große Ideen, die ſeines edlen Herzens vollkommen würdig waren und die allein hinreichen würden, ihn in die Reihe der größten Menſchenfreunde und Menſchenbeglücker zu ſtellen. Erſtens ging er mit dem Gedanken um, die Befreiung der Negerſklaven zu veranlaſſen. In Amerika war ihm der Anblick dieſer Sklaverei ein Dorn im Auge geweſen. Er hatte oft mit Waſhington über dieſe Sache geſprochen; der große Mann war ganz der Anſicht ſeines jungen Freundes, aber ſeufzend geſtand er ein, daß er die Abſchaffung dieſes ſchändlichen Mißbrauchs nicht erleben würde. Jetzt von Frankreich aus, legte Lafayette Hand an's Werk. Er kaufte in Cayenne eine Plantage für 120,000 Franken und beſchloß, auf dieſer Plantage den Verſuch der Befreiung der Neger zu machen. Der andere Plan Lafayette's galt den franzöſiſchen Proteſtanten, die in Frankreich wahrhaft das Leben einer Paria-Kaſte führten. „Sie ſind," ſchreibt Lafayette an den General Waſhington, „einem unerträglichen Druck ausgeſetzt. Zwar werden ſie nicht öffentlich verfolgt, aber ſie hängen von der Laune des Königs, der Königin, des Parlaments oder eines Miniſters ab. Ihre Ehen ſind ungeſetzlich, ihre Teſtamente ungültig, ihre Kinder werden wie Baſtarde betrachtet und ſie ſelbſt als Leute, die des Galgens würdig ſind." Lafayette ſuchte die edelſten Männer ſeines Volkes für das Schickſal der armen Proteſtanten zu ſtimmen; er ſelbſt reiſte noch in dieſem Jahre nach Nimes, einem Hauptort des franzöſiſchen Proteſtantismus. Aber der eben ſo freche als dumme Pfaffendespotismus, der auf den Proteſtanten laſtete, konnte erſt durch die Revolution beſeitigt werden.

Gleich nach ſeiner Reiſe in's ſüdliche Frankreich, die er in der Sache der Proteſtanten unternahm, machte ſich Lafayette nach Deutſchland auf, um die Höfe von Berlin und Wien zu beſuchen und den militäriſchen Uebungen in Schleſien beizuwohnen. Er fand ſowohl bei dem alten Fritz, als bei Joſeph II. eine gute Aufnahme; aber beſonders angezogen fühlte er ſich nur von dem Bruder des alten Preußenkönigs, dem Prinzen Heinrich. „Mit ausgezeichneten Gaben als Krieger und Staatsmann," ſagt Lafayette von ihm in einem Brief an Washington, „mit einer vollkommenen wiſſenſchaftlichen Bildung und allen geiſtigen Talenten verbindet er ein redliches Herz, menſchenfreundliche Geſinnungen und vernünftige Anſichten von den Rechten der Menſchheit." Lafayette brachte vierzehn Tage mit dem Prinzen auf dem Landhauſe deſſelben zu und unterhielt ſpäter einen Briefwechſel mit ihm.

Um Frankreich von dem zehrenden Uebel des Defizits zu heilen, berief der König am 29. Dezember 1786 die Notabeln des Reichs und ſchon am 22. Februar 1787 trat die Verſammlung derſelben in Verſailles zuſammen. Man vertheilte ſich in ſieben Büreaux, deren jedes von einem franzöſiſchen Prinzen präſidirt wurde. Lafayette, der ſich in dem Büreau des Grafen von Artois befand, zeichnete ſich durch Vorſchläge aus, welche den Druck, der auf dem Volke lag, erleichtern oder wenigſtens die Laſt deſſelben erträglicher machen ſollten. Um nur einige Beiſpiele anzuführen, ſo brachte er in ſeinem Büreau den Vorſchlag in Aufnahme, den König zu bitten, daß er durch daſſelbe Geſetz, welches die Salzſteuer abſchaffen ſollte, zu befehlen geruhe, daß alle Unglücklichen, welche dieſe Steuer in Ketten oder auf die Galeere gebracht hätte, unverzüglich in Freiheit zu ſetzen ſeien. In Hinſicht des Defizits hatte er die ſehr vernünftige Anſicht, daß erſt die Maßregeln gegen ein künftiges Defizit beſtimmt und angewandt werden müßten, ehe man ſich mit der Wegſchaffung des gegenwärtigen Uebels befaſſen könne. Aber dieſer Grundſatz gefiel den Höflingen ſehr ſchlecht, da er Reformen als höchſt nothwendig erſcheinen ließ, den Höflingen es aber nur darum zu thun war, ein Defizit vom Hals zu bekommen, um mit deſto leichterem Herzen gleich wieder an der Begründung eines anderen zu arbeiten. Es war gerade wie einſt mit dem Schisma in der Kirche; das Schisma wäre man von Herzen gern los geweſen, aber vor Reformen ſegnete und kreuzigte man ſich wie vor'm leibhaftigen Teufel ſelber. Bei einer anderen Gelegenheit, wo Lafayette von der Taille ſprach, die er eine ungleichmäßig vertheilte und willkürliche Steuer nannte, ſagte der Redner: „Wenn die Landleute auch kein Mitglied in dieſer Verſammlung zählen, ſo müſſen wir ihnen doch wenigſtens beweiſen, daß es ihnen nicht an Freunden und Vertheidigern darin fehlt.“ Zu den wichtigen Vorſchlägen, die Lafayette in der Verſammlung der Notabeln machte, gehört noch die bürgerliche Befreiung der Proteſtanten, die Reform des Criminalcoder und die Zuſammenberufung einer Nationalverſammlung. „Wie, mein Herr,“ fragte Graf Artois; „Sie verlangen die Zuſammenberufung der Generalſtaaten?“ — „Ja, Monſeigneur, und noch weit mehr als das!“ — Allgemeines Schweigen und Staunen. Aber die Zeit drängte. Schon im folgenden Jahr (1788) ſah ſich die Regierung genöthigt, zu dem von Lafayette vorgeſchlagenen Heilmittel zu greifen und die Notabeln zum zweitenmal zu verſammeln, um ſie über das Wie der Zuſammenberufung der Generalſtaaten Beſchlüſſe faſſen zu laſſen.

Lafayette ward von der Senechauſſee von Riom in Auvergne zum Mitglied der Adelskammer der Generalſtaaten erwählt und es ward ihm wie den übrigen Deputirten zur Pflicht gemacht, die Majorität ihrer Kammer abzuwarten, ehe ſie ſich mit dem dritten Stand vereinigten. Am 8. Juni 1789 trat er zum erſtenmal in der Verſammlung auf, um den Antrag Mirabeau's zu unterſtützen, daß die Truppen, welche die Verſammlung umringten und Paris bedrohten, entfernt werden ſollten. Am 11. Juli brachte Lafayette ſeine berühmte Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers vor die Verſammlung, wodurch er dem zu errichtenden Verfaſſungsgebäude die freieſte und ausgedehnteſte Grundlage gab. Während die Gährung unter der Bevölkerung von Paris immer heftiger wurde und am 14. Juli in den furchtbarſten Volksaufſtand ausbrach, präſidirte Lafayette die nächtlichen Sitzungen der Nationalverſammlung und empfing die Deputation von Paris. Die Baſtille ward erſtürmt und die Volksſache triumphirte. Nun kam der König am Morgen des 15., nur von ſeinen Brüdern begleitet, in die Nationalverſammlung, die er zum erſtenmal mit dieſem Namen beehrte, und kündigte ihr die Entlaſſung der Truppen an. Denſelben Tag ging Lafayette an der Spitze einer Deputation nach Paris ab. Trotz des errungenen Sieges fürchtete man in der Hauptſtadt neue Angriffe von Seiten der Truppen. Darum war man am Morgen des 15. auf dem Stadthauſe angelegentlich mit der Ernennung eines tüchtigen Befehlshabers für die neuerrichtete Nationalgarde beſchäftigt. Als die Wahl von dieſem auf jenen ſchwankte, zeigte Moreau von St. Mery mit der Hand auf die Büſte Lafayette's, welche der Stadt Paris 1784 von dem Staat Virginien verehrt und im großen Saale des Stadthauſes aufgeſtellt worden war. Alsbald ward unter allgemeinem Beifall Lafayette als Oberbefehlshaber von allen Seiten ausgerufen. Man kann ſich denken, mit welcher Begeiſterung die Deputation der Nationalverſammlung im Stadthauſe aufgenommen worden ſein mag, zumal da gerade Lafayette an ihrer Spitze ſtand. Nachdem ſich die Abgeſandten ihres Auftrags entledigt hatten, riefen alle Stimmen Lafayette als Oberbefehlshaber der Pariſer Bürgergarde nochmals aus. Der General nahm dieſe Ehre mit allen Zeichen der Achtung und Dankbarkeit an und zog ſeinen Degen, ſchwörend, ſein Leben der Erhaltung der koſtbaren Freiheit zu weihen, deren Vertheidigung man ihm ſo ehrenvoll anvertraut habe. Unmittelbar darauf ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Wiewohl dieſe beiden Ernennungen durch Zuruf des Volkes die Beſtätigung des Königs und der Nationalverſammlung erhielten, ſo beſtanden doch die beiden Gewählten darauf, eine regelmäßige Wahl in den ſechzig Diſtrikten der Hauptſtadt nachträglich vornehmen zu laſſen.

Das hohe und wichtige Amt eines Oberbefehlshabers der Nationalgarde von Paris nahm Lafayette's ganze Zeit in Anſpruch und er ſah ſich gezwungen, auf ſeine parlamentariſche Wirkſamkeit zu verzichten. Er hatte die Nationalgarde nicht allein erſt noch zu ſchaffen; er hatte ihr auch den Geiſt einzuflößen, der ihre Wirkſamkeit für die Sache der Freiheit nützlich und gedeihlich machen mußte. Beides war ſehr ſchwierig in den Tagen ſo furchtbarer Gährung. Aber Lafayette legte mit Feſtigkeit und Nachhalt Hand an's Werk. Auf ſeine Empfehlung wurden jene franzöſiſchen Garden, die ſich der Volksſache angeſchloſſen hatten, der Nationalgarde einverleibt und bald waren ſechs Diviſionen Nationalgarden gebildet, die aus ſechzig Bataillons freiwilliger oder beſoldeter Mannſchaft beſtanden mit einer Artillerie von 140 Kanonen und einer berittenen Gensd'armerie. Dieſes ſchöne Corps ward das Muſter aller andern Nationalgarden in ganz Frankreich, namentlich zeichneten ſich aber die Bürgergarden von Straßburg, Lyon, Bordeaux, Metz, Rennes, Rouen, Marſeille durch ſchöne Haltung und trefflichen Geiſt aus. In der That man durfte viel erwarten von dieſer höchſt großartigen Einrichtung; man durfte hoffen, daß ſie ein felſenfeſter Hort der Verfaſſung und der bürgerlichen Freiheit ſo wie eine feſte und ſichere Abwehr gegen alle anmaßlichen und gewaltthätigen Eingriffe in das Eigenthum und die perſönliche Sicherheit werden würde. Mit blutendem Herzen hatte Lafayette in den erſten Tagen ſeines Kommando's, wo die Bürgermiliz noch nicht organiſirt war, die Ausſchweifungen einer rohen Straßenjuſtiz anſehen müſſen, der berüchtigte Foulon*) war auf dem Platz vor dem Stadthauſe von Volkshauſen ermordet worden, ohne daß es dem Befehlshaber der Nationalgarde möglich geweſen wäre, die Gewaltthat zu hindern. Seine Entrüſtung über dieſe Ungeſetzlichkeit war ſo groß, daß er ſein Kommando in die Hände der Wähler zurückgab und nur durch die inſtändigſten und dringendſten Bitten vermocht werden konnte, von ſeinem bedenklichen und für die gute Sache gewiß unheilvollen Entſchluß abzuſtehen. Es iſt wahr, jene Straßenjuſtiz hörte in den Jahren 1789, 1790 und 1791 nie ganz auf; aber die Beiſpiele verminderten ſich für Paris auf eins oder zwei im Jahre, was zwar immer mehr als genug iſt, aber in einer ſo gewaltig aufgeregten Zeit nur unbedeutend erſcheinen kann. Furchtbare Faktionen waren ohne Aufhören damit beſchäftigt, das Volk zu fanatiſiren und es in tolle Unternehmungen zu ſtürzen. Die freche Hof- und Adelspartei, die ohne allen ſittlichen Gehalt nur Sinnengenuß und Vorrechte kannte, ſchmiedete unaufhörlich ihre Ränke gegen die neue Ordnung der Dinge. Der Herzog von Orleans, der hinter der Maske der Freiheits- und Vaterlandsliebe gar ſehnſüchtige Blicke nach der Königskrone warf, verfehlte ebenfalls nicht, durch ſeine Beſtechungen das Volk bearbeiten und zu ſeinem Willen abrichten zu laſſen. Kurz, von allen Seiten war ein Hetzen, Schüren, Drängen und Stoßen, daß die Leidenſchaften zur höchſten Glut angefacht werden mußten und daß die fürchterlichſten Ausbrüche der Parteiwuth zu beſorgen ſtanden. Dieſer Gefahr nun bot die Nationalgarde männlich die Stirn; aber um dies thun zu können, welche ungeheure Kraftanſtrengung hatte ſie nicht zu entwickeln? Wahr iſt's: die außerordentliche Gunſt, in der Lafayette beim Volke ſtand, machte ihm manches leicht und ein Wort von ihm war oft hinreichend, das Volk zur Vernunft zu bringen und von einem unverſtändigen Unternehmen abzuhalten. Indeß der ungeheure Strom der pariſer Bevölkerung war eben doch nicht leicht zu beherrſchen und darum mußte die Nationalgarde und vor Allen ihr Chef Tag und Nacht auf der Huth ſein, die Bewegung der Wogen zu beobachten, um beim Ausbruch der Gefahr von ihr nicht überraſcht und vernichtet zu werden. Um Lafayette für ſeine große Mühe und Aufopferung zu entſchädigen und zu belohnen, beſtimmte ihm die Verſammlung des Stadthauſes eine jährliche Beſoldung von 120,000 Fr. und eine vorläufige Schadloshaltung von 100,000 Fr. Aber — der Oberbefehlshaber weigerte ſich, Beſoldung oder Entſchädigung anzunehmen! Vergebens beſtanden die Mitglieder der Verſammlung auf ihrem Beſchluß; Lafayette blieb bei ſeiner Weigerung und ſagte unter anderm: „Wenn ich bei meiner Weigerung beharre, ſo iſt es keineswegs meine Abſicht, den Großmüthigen ſpielen zu wollen. Ich würde von dem Volk, dem ich mein Vermögen und Blut geweiht, eine Entſchädigung für meine Ausgaben fordern, ja erbitten, wenn mich mein Vermögen nicht vor allem Mangel ſchützte. Es war bedeutend, es hat für zwei Revolutionen hingereicht, und wäre eine dritte zum Wohl des Volkes nöthig, ſo würde es ihm ganz gewidmet werden.“ —

---

*) An demſelben Tage ward auch Berthier ermordet.

Der furchtbarſte Sturm, den Lafayette in den zwei Jahren, während welcher er die pariſer Nationalgarde befehligte, zu beſtehen hatte, wüthete in den Tagen des 5. und 6. Oktobers 1789. Es war, als hätten ſich alle Parteien verabredet gehabt, dieſen ſchrecklichen Aufſtand zu erregen. Die Hofpartei in Verſailles war wieder keck geworden. Man hatte die Zahl der Truppen auf's Neue vermehrt und denſelben Feſtmähler gegeben, wobei der alte Schlendrian gefeiert und erhoben und die neue Ordnung der Dinge mit Zeichen der Verachtung behandelt wurde. Die Wirkung dieſer Handlungsweiſe blieb natürlich nicht aus: der furchtbarſte Grimm bemächtigte ſich der Gemüther und ſelbſt die Reihen der Nationalgarde blieben nicht davon verſchont. Alsbald benutzten die verſchiedenen Faktionen die herrſchende Aufregung zu ihren beſonderen Zwecken. Es war um ſo leichter, ſelbſt die große Volksmaſſe zum Aufſtand zu bringen, da die Einbildungskraft dieſer Leute von dem Schreckbild einer Hungersnoth geängſtigt wurde, deren mögliches Eintreten in die Wirklichkeit freilich nicht ganz ungegründet war. Am 5. Oktober in der Frühe ertönte plötzlich die Sturmglocke und Haufen von Männern und Weibern, die mit Piken bewaffnet waren, zogen von den Vorſtädten nach dem Stadthauſe, das trotz des Widerſtandes der Wache genommen wurde und eine Zeitlang in den Händen der Empörer blieb. Die Nationalgarde eilte in Maſſe herbei; das Stadthaus war wieder frei, als Lafayette ſelbſt ankam; aber der Greveplatz, die Quais und die benachbarten Straßen waren von einer unzählbaren Menge angefüllt, die mit wüthendem Geſchrei nach Verſailles geführt zu werden verlangte. Nachdem Lafayette die Befehle der Gemeinde erhalten hatte, begab er ſich auf den Greveplatz und erklärte, er würde nicht nach Verſailles gehen, indem er zugleich der Nationalgarde verbot, Paris zu verlaſſen. Trotz der ungeheuren Gährung der Volksmenge, trotz dem, daß die verhängnißvolle Laterne mehrmals für Lafayette herabgelaſſen und mörderiſche Feuerrohre gegen ihn angelegt wurden, blieb der Oberbefehlshaber der Nationalgarde feſt bei ſeinem angekündigten Entſchluß und von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags hielt er die tobende Menge in Paris zurück. Als aber zwiſchen 4 und 5 Uhr ein Hauſe von etlichen tauſend Männern und Weibern, mit Piken, Flinten und Kanonen bewaffnet, nach Verſailles aufbrach, wohin bereits andere unbedeutendere Haufen vorausgegangen waren, da ſetzte ſich auch Lafayette an der Spitze mehrerer Bataillons dorthin in Bewegung, nachdem er zuvor vom Stadthaus den Befehl dazu und zwei Kommiſſäre erhalten und für die Sicherheit der Stadt Paris die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte. Als Lafayette nach einem ſiebenſtündigen Marſch in Verſailles ankam, erfuhr er, daß die vorausgeeilten Horden in den Saal der Nationalverſammlung eingedrungen waren, Deputirte an den König geſchickt oder gar den Verſuch gemacht hatten, in das Schloß zu bringen. Aber hier fanden ſie Widerſtand von Seiten der Gardes du Corps. Auf der Seite der Pariſer ward ein Mann getödtet und einem Gardeoffizier der Arm zerſchmettert. Lafayette ließ alsbald im Schloſſe ſeinen Zweck und die Befehle der pariſer Gemeindebehörde, die ihm aufgetragen waren, anzeigen; der König antwortete durch einen abgeſandten Offizier, daß er ſeine Ankunft mit Vergnügen ſähe und ſeine Erklärung der Menſchenrechte angenommen habe. (!) In der Nähe des Sitzungsſaales der Verſammlung ließ Lafayette ſeine Leute Halt machen, hielt eine Rede an ſie und nahm ihnen dann den Eid der Treue gegen die Nation, das Geſetz und den König ab. Als er hierauf dem Präſidenten der Verſammlung ſeine Achtung bezeigt hatte, ging er, nur von den beiden Kommiſſären des Stadthauſes begleitet, nach dem Schloß. Das Thor des Schloßhofes war verſchloſſen und verriegelt. Die Schweizergarden weigerten ſich zu öffnen. Nach einigen Hin- und Herreden thut ſich das Thor endlich doch auf und Lafayette tritt mit ſeinen zwei Begleitern in das Schloß. Die Zimmer waren mit Menſchen angefüllt. Als Lafayette dahergeſchritten kam, rief ein Herr laut aus: „Seht da Cromwell!“ — „Mein Herr,“ verſetzte Lafayette, „Cromwell würde nicht ohne Begleitung hierhergekommen ſein!“ — Der König empfing den General öffentlich und vertraute ihm die Poſten der franzöſiſchen Garden an. Es war ſchon tief in der Nacht, als Lafayette daran denken konnte, ſeine ermüdeten Truppen unter Dach zu bringen. Ein Bataillon ſtellte er bei der Kaſerne der Gardes du Corps auf und in der Stadt und um das Schloß herum wurde fleißig patrouillirt. Um zwei Uhr Morgens ward dem General der Eintritt in die Gemächer des Königs verweigert. Um drei Uhr, als die Nationalverſammlung ihre Sitzung ſchloß, war Alles ruhig und ſtill. Aber bei Tagesanbruch gab's plötzlich Lärm. Ein verdächtiger Haufe hatte ſich unverſehens eines Thores des Schloſſes bemächtigt, deſſen Bewachung der Nationalgarde nicht anvertraut worden war und war bis zu den Gemächern der Königin gedrungen. Lafayette ſchickte in aller Eile eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie Freiwilliger ab, deren Erſcheinen den verdächtigen Eindringlingen alsbald mächtig imponirte. Als er ſich hierauf ſelbſt zum König begab, gelang es ihm, ein Häuflein Gardes du Corps zu retten. Er fand die Zimmer des Königs von Nationalgarden beſetzt; er lobte das Benehmen dieſer braven Truppen und empfahl ihnen abermals die Sicherheit der königlichen Familie und der Garden. Später hielt er von der Höhe eines Balkons eine Rede voll Wärme, ja voll Heftigkeit an die Volksmenge, die den Marmorhof erfüllte; dann erſchien er mit der Königin auf dem Balkon. Bei dieſer Erſcheinung brach die Menge in ein dumpfes Brüllen aus. Lafayette, in dieſem verhängnißvollen Augenblick kurz gefaßt, nahm, da er ſich nicht durch Worte verſtändlich machen konnte, zu einem ſicheren und entſcheidenden Zeichen ſeine Zuflucht: er küßte der Königin die Hand. Die Menge, bei dieſem Anblick überraſcht, rief: „Es lebe der General! es lebe die Königin!“ — Der König, der ſich in der Nähe des Balkons befand, fragte Lafayette gerührt, ob er nicht auch Etwas für ſeine Gardes du Corps thun könne. „Bringen Sie mir Einen,“ antwortete Lafayette. Er gab dann dieſem Manne ſeine Cocarde, umarmte ihn, und das Volk rief: „Es leben die Gardes du Corps!“ Von dieſem Augenblick an war die Gewalt der Empörung gebrochen und der Friede geſtiftet.

Der Miniſterrath hatte die Ueberſiedlung des Hofes von Verſailles nach Paris beſchloſſen und den Chef der pariſer Nationalgarde mit der Leitung des Zuges, der etwa aus 60,000 Menſchen beſtand, beauftragt. Lafayette entledigte ſich dieſes Auftrags mit aller Klugheit und Umſicht und ſo wie er am Morgen dieſes Tages (6. Oktober) das Vergnügen gehabt hatte, der königlichen Familie das Leben zu retten, ſo hatte er am Abend die Freude, dieſelbe in dem Palaſt der Tuilerien, der nun die Reſidenz des Königs blieb, in Sicherheit zu bringen. Wenige Tage hierauf folgte die Nationalverſammlung dem Beiſpiel des Königs und begab ſich ebenfalls nach der Hauptſtadt.

Daß Lafayette ſo viel bei einer aufgeregten und leidenſchaftlichen Bevölkerung vermochte, kann nur ſeiner ſchon ſo lang dauernden und weitverbreiteten Popularität beigemeſſen werden; aber ſo gern er ſich auch dieſer Popularität bediente, wenn es galt, zum Beſten der öffentlichen Ordnung und der Sicherheit der Perſonen zu wirken, ſo weit war er davon entfernt, für ſeinen eigenen Ehrgeiz, den er nicht hatte, daraus Nutzen ziehen zu wollen. Man hatte ihm mehrmals neue Gewalt übertragen wollen und er hatte es immer ſtandhaft abgelehnt. Am 23. Januar 1790 machte der Abbé Fauchet im Gemeinderath den Vorſchlag, an alle Municipalitäten in Frankreich zu ſchreiben, daß die geſammten Nationalgarden unter einem Chef vereinigt werden möchten. Aber Lafayette bat, dieſen Vorſchlag, wie ſehr er ihu auch ehre, zu unterdrücken. „Mein Wunſch,“ ſagte er unter andern, „den ich der Nationalverſammlung vorlegen werde, beſteht darin, daß der Befehl über zwei Departements nie in einer Perſon vereinigt werden möge.“

In ſeiner Stellung als Chef der pariſer Nationalgarde hielt es Lafayette für ungeziemend, zu vielen Antheil an den Berathungen der Nationalverſammlung zu nehmen. Er drang vorzüglich auf eine baldige Vollendung der Konſtitution, denn hierin ſah er das Mittel, die Unruhen zu hemmen, überall Ruhe und Glück zu verbreiten, dem dringenden Wunſch des Volks zu entſprechen und allen Intereſſen zu genügen. Um dieſe Zeit (März 1790) ſchrieb er an Washington: „Unſere Revolution geht ſo glücklich von ſtatten, als dies bei einem Volke möglich iſt, das, indem es alle Freiheit auf einmal erhält, dieſelbe leicht mit Unordnung verwechſelt. Die Verſammung beſitzt mehr Haß gegen das alte Syſtem, als Geſchick, die neue konſtitutionelle Regierung zu organiſiren.“ Bemerkenswerth iſt noch der Schluß dieſes Briefes, der alſo lautet: „Erlauben Sie mir, mein theurer General, Ihnen ein Gemälde anzubieten, das die Baſtille ſo darſtellt, wie ſie einige Tage ſpäter war, nachdem ich den Befehl zu ihrer Zerſtörung gegeben hatte. Ich überſende

Ihnen auch den Hauptſchlüſſel dieſer Zwingburg. Dieſen Tribut bin ich Ihnen ſchuldig, als Sohn ſeinem Adoptivvater, als Adjutant ſeinem General, als Miſſionär der Freiheit ihrem Patriarchen."

Das Feſt der großen Föderation der franzöſiſchen Nationalgarden, am 14. Juli 1790, war eins der ſchönſten, die im Lauf der Revolution gefeiert worden ſind. Vierzehntauſend Abgeordnete der 83 Departements, die von mehr als drei Millionen Nationalgardiſten regelmäßig gewählt waren, hatten ſich in Paris eingefunden, um im Namen des bewaffneten Frankreich's der neuen Ordnung der Dinge den Eid der Treue zu leiſten. Lafayette ward einſtimmig zum Vorſitzenden der Verſammlung der Förderirten ausgerufen, erklärte ſich aber erſt auf wiederholtes Anliegen bereit, ſich dieſer Wahl zu unterwerfen. Der Zweck, den man bei dieſer Förderation vor Augen hatte, war Einigung, Kräftigung und ſittliche Hebung des Geiſtes des geſammten Nationalgardeninſtituts; aber dieſer Zweck ſtellt ſich ſo groß dar, daß das Mittel, welches man zu Erreichung deſſelben gewählt hatte, nur kleinlich und ungenügend erſcheinen kann. In der That verging auch der 14. Juli wie jedes glänzende und großartige Feſt; man ſprach einige Tage davon, aber wenn die Freunde der Freiheit nach dem moraliſchen Eindruck forſchten, den alle jene Anſtalten und Reden auf die Nationalgarden gemacht hätten, ſo wußte Niemand irgend eine Auskunft darüber zu geben.

Seit Lafayette, der als Chef der pariſer Nationalgarde auch mit dem Schutz des Tuilerienpalaſtes beauftragt war, in nähere Berührung mit dem König gekommen, bot er Alles auf, demſelben das konſtitutionelle Syſtem lieb und angenehm zu machen. Das war aber ein eiteles und troſtloſes Bemühen. Denn Ludwig XVI. hätte nicht ein großer Mann, ſondern, was weit mehr ſagen will, ein großer Menſch ſein müſſen, um ſeinen Platz im Sinne der Freiheit und Gleichheit würdig zu behaupten. Alles was Lafayette erreichen konnte, war, daß der König — ein freundlich Geſicht zum böſen Spiele machte und ſich zuweilen herbeiließ, ein wenig nach der Volksgunſt zu haſchen, wie z. B. beim Föderationsfeſt. Der Oberbefehlshaber der pariſer Nationalgarde wußte dies Alles und mußte es wiſſen. Aber in ſeinem Feuereifer, die Verfaſſung auf eine ruhige und geſicherte Weiſe in's Leben treten zu ſehen, hielt er feſt an ſeinem Plan. „Er wird am Ende wollen müſſen," dachte er, „denn ohne eine aufrichtige und offene Annahme der Verfaſſung iſt ſeine Krone und er ſelbſt verloren; überhaupt wird er mit der Konſtitution ſtehen oder fallen." Die berühmte Flucht des Königs am 21. Juni 1791 mußte den wahren Charakter Ludwig's in das hellſte Licht ſtellen. Lafayette hatte in ſeiner zutraulichen Gutmüthigkeit mit dem König einige Tage vor dem angegebenen Datum über die zahlreichen Gerüchte von einer beabſichtigten Flucht geplaudert und Ludwig hatte ihm ſo feſte und ſo heilige Gegenverſicherungen gegeben, daß Lafayette mit ſeinem Kopf für die Nichtabreiſe des Königs haften zu können glaubte. Das Belehrendſte und Ueberzeugendſte war aber die Proklamation, die der fliehende König zurückließ: er nahm darin Alles zurück, was er zum Beſten der neuen Ordnung der Dinge angenommen und beſtätigt hatte; es war eine wahre Abſchwörung des ganzen konſtitutionellen Syſtems. Lafayette gerieth durch dieſe Flucht in die äußerſte Gefahr; aber die Ruhe, die er der Wuth der Volksmenge entgegenſetzte, that ihre Wirkung. Er ſcherzte ſogar mit den Haufen, die ihn auf dem Greveplatz umringten. „Jeder Bürger gewinnt durch die Aufhebung der Civilliſte*) zwanzig Sous," ſagte er zu den Einen und zu den Andern, die über die Flucht des Königs wie über ein Unglück klagten: „Wenn Ihr das ein Unglück nennt, ſo möchte ich wiſſen, welchen Namen Ihr einer Gegenrevolution geben würdet, die Euch der Freiheit beraubte?" — Danton verlangte am Abend deſſelben

---

*) Die Civilliſte betrug 30,000,000 Fr., gerade die Zahl der damaligen Bevölkerung Frankreichs.

Tages im Jakobinerklubb den Kopf Lafayette's. „Der Herr Oberbefehlshaber,“ ſagte er, „hat erklärt, er wolle mit ſeinem Kopf dafür bürgen, daß der König nicht abreiſen würde; wir müſſen nun die Perſon des Königs oder den Kopf des Oberbefehlshabers erhalten.“ — Alexander Lameth widerlegte Danton, deſſen Vorſchlag bei der Mehrheit der Verſammlung keinen Anklang fand.

Als die Nationalverſammlung die Rückkehr der königlichen Familie erfuhr, traf ſie alsbald alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherheit derſelben. Die erſte Unterredung des Oberbefehlshabers mit dem Könige iſt merkwürdig. Lafayette ſtellte ſich ihm, der ein ganz ruhiges Anſehen hatte, voll Rührung und Ehrfurcht vor und ſagte: „Sire, Sie kennen meine Anhänglichkeit an Ihre Perſon. Ich habe Ihnen aber nicht verſchwiegen, daß, wenn Sie ſich vom Volke trennten, ich auf Seiten des letzteren bleiben würde.“ — „Es iſt wahr,“ verſetzte der König, „Sie ſind Ihren Grundſätzen treu geblieben. Hier bin ich nun wieder. Ich muß Ihnen frei geſtehen, daß ich bis in die letzte Zeit glaubte, ich befände mich unter dem Einfluß Ihrer Partei, mit der Sie mich umringten, und Ihre Meinung werde nicht im ganzen Lande getheilt. Auf dieſer Reiſe aber habe ich mich von meinem Irrthum überzeugt und geſehen, daß Ihre Meinung in ganz Frankreich herrſcht.“

Das konſtitutionelle Königthum hatte durch die Flucht des Königs den Todesſtoß erhalten. Wer konnte noch ferner Aufrichtigkeit bei dem Oberhaupt des Staats vorausſetzen? Wer konnte erwarten, daß die bedrohte oder angegriffene Verfaſſung in den Tagen der Gefahr einen begeiſterten und heldenmüthigen Vertheidiger an einem Fürſten finden werde, der keinen Anſtand genommen hatte, die neue Ordnung der Dinge mit Füßen zu treten? Und doch ließ man Ludwig die neue, von ihm verſchmähte Krone, während in der Nationalverſammlung nur ein halbes Dutzend der Mitglieder gegen dieß Verfahren ſeine Unzufriedenheit an den Tag legte.

Es iſt freilich wahr, die Nationalverſammlung, deren Sitzungen nun ſchon über zwei Jahre dauerten, hatte ein Recht, nun bald zur Ruhe zu kommen; ſie hatte ferner ein Recht, die Verfaſſung, an der ſie mit ſo viel Eiſer und Liebe gearbeitet hatte, bald in Wirkſamkeit treten zu ſehen; denn gewiß hätte dieſe Verfaſſung unter anderen Umſtänden Frankreich zu dem freieſten und glücklichſten Lande in Europa gemacht. Eine Veränderung in Hinſicht des Königthums konnte leicht für die Verfaſſung ſelbſt bedrohlich werden. Es war zu fürchten, daß man in dem Augenblicke, wo man ſich ſchon am Ziele geſehen, wieder zu dem Anfang zurückgeſchleudert würde und daß die Zukunft drohend und düſter eine Reihe neuer revolutionärer Stürme über Frankreich ſenden könne. Dieſe Erwägungen riethen von der Strenge ab und ſtimmten zur Milde.

Damit war aber nicht Jedermann zufrieden, namentlich hatten die Orleansniſten Einwendungen zu machen. Eine Petition ward durch einen Sekretär des Herzogs von Orleans entworfen und ſollte auf dem Marsfelde auf dem Altar des Vaterlands unterzeichnet werden. Es war dieß am 17. Juli 1791. Die ehrenwerthe Verſammlung begann ihre Thätigkeit damit, daß man zwei Perſonen, die ſich aus unanſtändiger Neugier unter den Altar des Vaterlands verſteckt hatten, die Köpfe abſchnitt und dieſelben auf Piken in Paris herumſchleppte. Lafayette eilt mit einer Abtheilung Nationalgarden herbei. Die Verſammlung verſchanzt ſich hinter Karren. Eine Flinte wird gegen den Oberbefehlshaber angelegt, aber ſie verſagt. Flugs ſpringen Nationalgarden über die Karren weg, ergreifen den Schuldigen und führen ihn vor den General, der ihn voll Verachtung laufen läßt. Als die Menge dem General und den beiden Kommiſſären das Verſprechen gegeben hatte, ſich ruhig trennen zu wollen, ſobald die Petition unterzeichnet ſein würde, zog Lafayette ſeine Truppen außerhalb des Marsfeldes zurück, um von da aus etwaige feindliche Bewegungen beobachten zu können. Indeſſen beſchloß die Nationalverſammlung, welcher die eigentlichen Pläne der Verſchwörer hinterbracht worden waren, daß der Maire von Paris für ihre Sicherheit, für die der Tuilerien und der Hauptſtadt Sorge zu tragen habe, und auf einſtimmige Aufforderung derſelben Verſammlung proklamirten der Maire von Paris und der Gemeindeausſchuß das Martialgeſetz. Erſt nachdem der Gemeinderath den Aufrührern Zeit gelaſſen hatte, ſich von den beſchloſſenen Maßregeln zu unterrichten, ſetzte er ſich mit mehreren Mitgliedern in Marſch, von einer zahlreichen Abtheilung der Nationalgarde zu Pferd und zu Fuß und von zwei Kanonen begleitet. Um acht Uhr Abends kam man auf dem Marsfelde an. Die Aufrührer hatten die Amphitheater beſetzt, welche den Platz einſchloſſen. Sie ließen den Vortrab und die zwei Kanonen ruhig vorbeiziehen, als aber der Gemeinderath erſchien, brachen ſie in Beſchimpfungen gegen ihn aus und warfen mit Steinen nach ihm; Einer feuerte ſogar gegen den Maire einen Piſtolenſchuß ab. Die Nationalgarde gab nun Feuer, aber in die Luft. Die Aufrührer ſetzten ihr Steinwerfen raſtlos fort. Nun richtete die Nationalgarde ihr Feuer gegen die Empörer, von denen zehn oder zwölf auf der Stelle getödtet und eben ſo viel verwundet wurden. Um zehn Uhr Abends waren die Truppen in Paris zurück. Dieſer Vorfall auf dem Marsfelde iſt von den Feinden Lafayette's vielfach benutzt worden, den General eines furchtbaren Blutdurſtes anzuklagen. Gewiß iſt, daß dies Ereigniß Lafayette ſehr unangenehm berühren mußte. Seit zwei Jahren, wo er die pariſer Nationalgarde befehligte, war er trotz der vielen Stürme und Aufſtände nie gezwungen geweſen, Gewaltmaßregeln gegen die Volksmenge gebrauchen zu müſſen, jetzt am Ende ſeiner Laufbahn hatte er ſich auf einmal in dieſe unangenehme Lage verſetzt geſehen. Das mußte einem Herzen wie das ſeinige wehe thun.

Nachdem die Konſtitution vollendet und von König und Volk angenommen und beſchworen war, zog ſich Lafayette, ſeinem früheren Vorſatze gemäß, in die heimiſchen Berge ſeines Geburtslandes zurück. Dort wollte er als ſchlichter Bürger der Ruhe, den ländlichen Beſchäftigungen und den häuslichen Freuden leben. Am 8. Oktober 1791 nahm er in einem langen Schreiben Abſchied von der pariſer Nationalgarde und an demſelben Tage gab er auch der Gemeinde von Paris ſeine Vollmachten zurück, die mit den rührendſten Beweiſen von Liebe und Bedauern in Empfang genommen wurden. Seine hundert und zwanzigſtündige Reiſe nach Chavaniac war ein großer Triumphzug. Der Gemeinderath von Paris beſtimmte ihm eine Medaille mit Sinnbildern und Washington's Bild in Marmor. Die Nationalgarde verehrte ihm einen Degen, der aus den Riegeln der Baſtille geſchmiedet war. Als eine Deputation derſelben dem General dies Geſchenk in ſeinem Geburtslande überreichte, ſagte er zu ihr: „Sie ſehen mich den Orten zurückgegeben, wo ich geboren ward. Ich werde ſie nur verlaſſen, um unſere Freiheit zu vertheidigen und zu befeſtigen, im Fall ſie bedroht werden ſollte. Aber ich hoffe, daß ich lange hier bleiben werde."

Dieſe Hoffnung verwirklichte ſich keineswegs. Schon nach zwei Monaten ward Lafayette aus ſeiner Ruhe geriſſen. Der Miniſter Narbonne verkündigte den Abgeordneten der Nation am 14. Dezember 1791 die Bildung von drei Armeen, jede 50,000 Mann ſtark, und ſagte, daß das Vaterland zu Anführern derſelben die Generale Rochambeau, Lafayette und Luckner verlange. Im Miniſterrath hatte ſich der König bei'm Namen Lafayette widerſetzt. Da ſprach Narbonne: „Wenn Ew. Majeſtät ihn nicht heute ernennt, ſo wird der Wunſch des Volkes Sie morgen dazu zwingen." Alle Miniſter waren derſelben Meinung und der König gab nach. Die Wahl des Miniſterraths ward in der Verſammlung durch allgemeines Beifallsrufen gebilligt.

Lafayette begab ſich alsbald über Paris nach Metz, woſelbſt er den Kriegsminiſter Narbonne und ſeine beiden Kollegen antraf. Es galt für diesmal den Umtrieben der Ausgewanderten im Kurfürſtenthum Trier, und es wurde zwiſchen Narbonne und den drei Generalen beſchloſſen, daß dieſe eine Stellung zu Lüttich, Trier und Coblenz einnehmen ſollten. Da ward der Kurfürſt von Trier durch die Mächte, die ihn leiteten, autoriſirt, ſich zu unterwerfen. Am 3. Januar 1792 wurden die Verſammlungen der Emigrirten zerſtreut, und die franzöſiſchen Heere blieben in Frankreich, um ſich auf einen weiteren unvermeidlichen Kampf gehörig vorzubereiten.

Lafayette erwarb ſich das Verdienſt, eine ſehr ſtrenge Mannszucht unter ſeinen Truppen herzuſtellen. Er brachte es dahin, daß Milde im Dienſt für ein Kennzeichen ariſtokratiſcher Schlaffheit angeſehen ward. Er ſchaffte allen Luxus in den Equipagen ab. Für die reitende Artillerie, die er auf ſeiner Reiſe in Preußen ſtudirt hatte, that er ſehr viel. Leider konnte es ihm nicht gelingen, ſein Heer von der Maſſe ariſtokratiſcher Offiziere zu ſäubern. Obſchon man dieſen Herren es auf alle mögliche Art leicht machte, aus dem Dienſte zu kommen, ſo zogen ſie es doch vor, bei guter Gelegenheit, d. h. wenn gerade öffentliche Gelder unter ihren Händen waren, zu deſertiren.

Am 20. April 1792 ward endlich, da Dumouriez in's Miniſterium getreten war, dem König von Ungarn und Böhmen der Krieg erklärt. Indeß es kam den ganzen Sommer über zwiſchen den feindlichen Heeren zu keinen bedeutenden Begebenheiten. Als Lafayette von den am 20. Juni 1792 in Paris ſtattgehabten Auftritten Bericht erhalten hatte, trieb es ihn nach der Hauptſtadt. Der alte Marſchall Luckner tadelte ſeine Abſicht, weil, wie er ſagte, die Sansculotten ihm den Kopf abſchneiden würden. Lafayette jedoch reiſte ab, nur von einem Adjutanten begleitet. In Soiſſons beſchwur ihn die Departementalverwaltung, auf ſeinen Entſchluß zu verzichten; er aber, für ſeine Ueberzeugung zu jedem Opfer bereit, ſetzte ſeine Reiſe fort. Ganz unerwartet für Jedermann langte er am 28. Juni in Paris an und erſchien vor den Schranken der geſetzgebenden Verſammlung. Hier erklärte er ſich in einer Rede gegen die Gewaltthaten, die am 20. in den Tuilerien ſtattgefunden hatten und bat die Verſammlung, zu befehlen, daß die Anſtifter und Häupter dieſer Gewaltthätigkeiten als Verbrecher gegen die Nation verfolgt und beſtraft würden. Dann verlangte er weiter, daß man eine Sekte zerſtöre, welche die Volksoberherrlichkeit beeinträchtige, die Bürger tyranniſire und mit der ausgelaſſenſten Frechheit in ihren Debatten auftrete. „Endlich wage ich in meinem Namen und dem aller rechtlichen Leute des Königreichs die Bitte, wirkſame Maßregeln zu ergreifen, um allen konſtituirten Behörden, beſonders der Ihrigen und der des Königs, Achtung zu verſchaffen, und der Armee die Verſicherung zu geben, daß die Konſtitution keinen Angriff im Inneren ausgeſetzt ſein wird, während die braven Franzoſen ihr Blut vergießen, um dieſelbe an den Grenzen zu vertheidigen.“ — Die Antwort des Präſidenten war, man habe geſchworen, die Konſtitution aufrecht zu erhalten, und, treu dieſem Eide, werde man dieſelbe gegen jeden Angriff zu vertheidigen wiſſen. Hierauf begab ſich Lafayette zum König, bei dem die ganze königliche Familie verſammelt war. Hier wurden ihm leere Dankſagungen zu Theil; der König und die Königin ſagten wiederholt, ſie ſeien überzeugt, daß nur die Konſtitution ihnen Heil bringen könne. Und doch äußerte die Königin in demſelben Augenblicke, als Madame Eliſabeth einige günſtige Worte in Bezug auf Lafayette geäußert hatte, — „es ſei beſſer zu ſterben, als durch Lafayette und die Konſtitutionellen gerettet zu werden!“ Endlich ſuchte Lafayette bei der Nationalgarde den alten Geiſt für die konſtitutionelle Verfaſſung wieder zu beleben und zu ſtärken. Er ließ eine Anzahl Offiziere nach ſeinem Hauſe kommen und ermahnte ſie mit feurigen Worten, den alten Eifer nicht erkalten zu laſſen, ſondern mit Muth, Nachdruck und Ausdauer die Verfaſſung gegen die Frechheit der Faktionen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ja, ſo lange die Stimme ihres ehemaligen Chefs in ihren Ohren klang, ſo lange fühlten ſich dieſe Männer voll Wärme, Eifer, Begeiſterung und Entſchloſſenheit; aber dieſe ſchönen Aufregungen verſchwanden bald wieder in einer ſorgloſen Vergeſſenheit und traurigen Erſchlaffung. Nachdem Lafayette die Zweckloſigkeit ſeiner Reiſe und ſeiner Beſtrebungen erkannt hatte, kehrte er traurig am 30. Juni zu ſeinem Heere zurück.

Lafayette gedachte nur daran, daß ein Sieg über die Oeſterreicher den alten Enthuſiasmus zu Gunſten der konſtitutionellen Sache wieder auffriſchen könne. Er ſchickte alſo an Luckner und lud ihn ein, einen gemeinſchaftlichen Angriff mit ihm auf die bei Mons gelagerten Oeſterreicher zu machen. Aber Luckner verweigerte hartnäckig ſeine Theilnahme, ſei es nun, daß er die Wichtigkeit dieſes Plans nicht einſah, oder daß er von dem Andenken des erſten unglücklichen Abenteuers von Mons und der ſchändlichen Ermordung des Kommandanten von Lille, die Rochambeau's Rücktritt veranlaßt hatte, zurückgeſchreckt wurde. Noch eine andere Hoffnung ging für Lafayette verloren: er hatte ſich geſchmeichelt, daß ihm der Jahrestag des 14. Juli eine feierliche Gelegenheit darbieten würde, die Franzoſen an ihre Bürgerpflichten zu erinnern; aber man beeilte ſich, durch den Miniſter ſchreiben zu laſſen, daß nur die Gegenwart eines der beiden Generale bei der Feſtlichkeit nöthig ſei. Luckner begab ſich alſo als der älteſte allein nach der Hauptſtadt.

Trotz der ungemeinen Kälte, welche die königliche Familie gegen Lafayette hegte, fuhr derſelbe doch immer fort, Pläne auf Pläne zur Sicherheit des Königs zu erſinnen. Gegenwärtig ging er damit um, den König nach Compiegne abzuholen, um ihn ſo dem Schutze des Heeres näher zu bringen. Aber als man dem König von dieſem Vorhaben ſprach und den Namen Lafayette's dabei nannte, ward Alles mit Kälte zurückgewieſen. In den Tuilerien ſagte man laut: „Wir wiſſen wohl, daß Herr von Lafayette den König retten wird; aber das Königthum wird er nicht retten.“ — Die Königin ſagte ſogar, auf die Ereigniſſe vom 6. Oktober 1789 anſpielend: „Es wäre zu traurig für uns, wenn wir ihm zweimal das Leben verdanken ſollten.“

Wir reden hier nicht von den Schmähungen und Beſchimpfungen, denen Lafayette in jenen Tagen ausgeſetzt war; auch übergeben wir die verleumderiſche Anklage, welche Collot d'Herbois im Namen des Jakobinerklubbs vor den Schranken der geſetzgebenden Verſammlung erhob. Die Zeit hat allen dieſen Dingen ihr Recht angethan. Auch Lafayette hat ſein Recht erhalten: er ſteht vor der Nachwelt als einer der reinſten und edelſten Repräſentanten der Freiheit.

Lafayette erfuhr die Ereigniſſe des 10. Auguſts 1792 durch einen dem Blutbad entronnenen Nationalgardiſten. Durften ſie ihn im Ganzen auch nicht überraſchen, ſo durfte er ſich darüber wundern, daß der Handſtreich gegen die Tuilerien von einem ſo unbedeutenden Haufen ausgeführt worden war, und daß der König, ohne nur das Schwert zu ziehen, ſo kläglich das Schloß verlaſſen hatte. Nun war Alles verloren, und wiewohl Lafayette noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammenraffte, um Mittel zu finden, der verlornen Sache wieder aufzuhelfen, ſo ſah er doch bald genug ein, daß hier keine Hülfe mehr möglich ſei.

Er faßte demnach den bitteren Entſchluß, ſein Vaterland zu verlaſſen, um auf fremder Erde eine Zuflucht zu ſuchen gegen die hereinbrechenden Stürme, die nur zu bald über Frankreich ihr Unheil ergießen ſollten. Seine Hauptſorge war nun, zu verhindern, daß dieſe Abreiſe die Sicherheit des Heers und der Grenzen beeinträchtige. Er begab ſich darum nach Bouillon, von wo er an die verſchiedenen Corps Befehle erließ, die ſich auf Vorſichtsmaßregeln bezogen, welche er dem Feinde gegenüber für nothwendig hielt. Auch ſchrieb er nach einer anderen Seite hin, damit die Truppen, bis ſein Nachfolger anlangen würde, von Luckner, der nicht fern war, befehligt werden könnten. Nachdem alle dieſe Maßregeln pflichtgetreu getroffen waren, verließ er mit ſeinen

Schickſalsgenoſſen den heimiſchen Boden. Die Zahl derſelben war zweiundzwanzig und unter ihnen befanden ſich ſeine Freunde, die Mitglieder der konſtituirenden Verſammlung Bureaux de Puzy und Latour Maubourg. Zufällig und zu ſeinem Unglück geſellte ſich noch Alexander Lameth, der flüchtig und verfolgt die Grenze zu erreichen ſuchte, zu dieſem Häufchen. Es war ſchon dunkler Abend, als die Flüchtigen ſieben Stunden von Bouillon einen kleinen Ort erreichten, der Rochefort heißt. Er war von einem kleinen öſterreichiſchen Poſten beſetzt, was den Flüchtigen zwar nicht angenehm war, aber doch auch nicht beſonders gefährlich dünkte. Bureaux de Puzy ward zu dem Kommandanten geſchickt, um demſelben zu erklären, daß franzöſiſche Offiziere, die gezwungen ſeien, das franzöſiſche Heer zu verlaſſen, die man aber in keiner Beziehung mit den Emigrirten verwechſeln dürfe, weil ſie weder gegen ihr Vaterland dienen, noch mit den Feinden deſſelben Verbindungen unterhalten wollten, um die Erlaubniß bäten, zu ihrer Weiterreiſe nach Holland den Poſten durchreiſen zu dürfen. Nachdem der Kommandant ſeine Einwilligung gegeben hatte, ritt der kleine Trupp in den Ort ein und begab ſich in die Wohnung, die man ihnen angewieſen hatte. Wenige Augenblicke nach ſeiner Ankunft benachrichtigte man Lafayette, daß er erkannt ſei. Das war ein großes Unglück! Lafayette wußte hiebei nichts Beſſeres zu thun, als daß er durch Bureaux de Puzy dem Kommandanten die Wahrheit ſagen ließ und ihn zugleich benachrichtigte, daß er vor Tag abreiſen wolle. Der Kommandant bezweifelte nicht das Recht, das Lafayette und ſeine Gefährten hätten, frei zu paſſiren; aber er beſtand darauf, daß ſich die Reiſenden mit einem Paſſe vom General Moitelle, Kommandanten von Namur, zu verſehen hätten. Man mußte ſich der Nothwendigkeit fügen. Es war wieder Bureaux de Puzy, dem man dieſe Paßangelegenheit übertrug. Er reiſte mit einem öſterreichiſchen Offizier ab, der bei ſeiner Ankunft in Namur dem General Moitelle Briefe vom Kommandanten von

Rochefort übergab. Moitelle ſchien dieſe Briefe mit Entzücken zu verſchlingen, dann rief er wie närriſch: „Lafayette, Lafayette! — Schreiben Sie auf der Stelle dem Herrn Herzog von Bourbon! — Lafayette, Lafayette!“ — Hierauf zu dem Offizier von Rochefort ſich wendend: „Nehmen Sie Poſt,“ ſagte er, „um dieſe Neuigkeit ſogleich Sr. königlichen Hoheit nach Brüſſel zu melden,“ — und immerfort wiederholte er den Namen: „Lafayette, Lafayette!“ — Dann gab er noch Befehle, an alle Prinzen und Generale, die ihm beifielen- die wichtige Neuigkeit zu ſchreiben, und nur mit Mühe gelangte Bureaux de Puzy endlich dazu, dem enthuſiaſtiſchen Herrn die Paßangelegenheit vorzutragen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Paß verweigert wurde: ſtatt deſſelben langte der Befehl in Rochefort an, die franzöſiſchen Offiziere nach Namur zu bringen, wo ſie unter einer ſtarken Eskorte von Huſaren am anderen Morgen anlangten. Die ſämmtlichen Flüchtlinge unterzeichneten zwar noch in Rochefort eine Proteſtation gegen dies rechtswidrige Verfahren; aber was half es? Der Gewalt gegenüber muß ja in manchen Staaten jedes Recht verſtummen.

In Namur angekommen, fanden die Gefangenen ſtatt des Herrn Moitelle, der zur Armee abgereiſt war, den Marquis Chaſteler, einen durch Talente und Höflichkeit ausgezeichneten Offizier, als Kommandanten. Dieſer benachrichtigte Lafayette, daß der Prinz Karl von Lothringen von Brüſſel kommen würde, um ihn über den Zuſtand zu befragen, in dem er bei ſeiner Abreiſe die Angelegenheiten Frankreichs gelaſſen hätte. Lafayette antwortete kurz: „er könne nicht glauben, daß man ſich erlauben werde, Fragen an ihn zu richten, die er nicht beantworten dürfe.“ — Der Prinz Karl kam, fand aber bei Lafayette und ſeinen Gefährten einen Empfang, der ihn nicht beſtimmen konnte, einen Beſuch zu verlängern, der zu keinem Zwecke führte.

Da ſich die Gefangenen in ihrem Unglück dennoch ſo ſtolz und ſo ehrenfeſt zeigten, ſo ſchritt man zu ihrer weiteren Zähmung auf anderem Wege vor. Sie wurden von Namur nach Nivelles gebracht und daſelbſt ſorgfältiger bewacht. Nach einigen Tagen erſchienen Kommiſſäre, die ſich auf Befehl der Regierung des Schatzes bemächtigen ſollten, den, wie man glaubte, Lafayette aus Frankreich mitgenommen haben ſollte. Die Gefangenen konnten über dieſe alberne Annahme nur mitleidig lächeln. An demſelben Tage wurden ſie in drei Theile geſchieden: die, welche nicht in der Nationalgarde geweſen waren, wurden freigelaſſen und des Landes verwieſen; die andern, namentlich die Adjutanten Lafayette's, wurden in die Citadelle von Antwerpen eingeſperrt, wo ſie erſt nach zwei Monaten ihre Freiheit erhielten; die vier ehemaligen Deputirten der konſtituirenden Verſammlung aber wurden nach Luxemburg gebracht.

In Luxemburg wurden die vier Unglücksgefährten völlig von einander getrennt. Hier hatte Lafayette das Vergnügen, eine Antwort von dem Herzog von Sachſen-Teſchen zu erhalten, den der franzöſiſche General während ſeines Aufenthaltes in Nivelles um einen Paß angegangen hatte. Dieſer Herzog, Oheim des Kaiſers, ſchrieb auf das Geſuch Folgendes zurück: „Er würde ſich geehrt fühlen, eine Armee gegen den General Lafayette zu kommandiren, wenn derſelbe vom König und der Nation zu dieſer Stelle ernannt worden wäre. Nachdem aber der Chef der franzöſiſchen Inſurrektion, durch das Volk, welches er das Rebelliren gelehrt, vertrieben worden und in die Hände der verbündeten Mächte gefallen ſei, ſo würde man ihn ſo lang bewachen, bis ſein Souverän in ſeiner Gnade oder nach ſeiner Gerechtigkeit über ſein Loos entſchieden hätte.“ — Dieſer Orakelſpruch war keineswegs zweideutig; auch ging er nur zu bald in Erfüllung: denn ſchon nach acht Tagen erſchien ein preußiſches Detachement und brachte die Gefangenen nach Weſel. Der eigentliche Grund aber von dem Allem war, daß der Ausſchuß der Koalition, der dem Heere folgte, in einer Berathung darin übereingekommen war, „daß die Exiſtenz

Lafayette's mit der Sicherheit der europäiſchen Regierungen unvereinbar ſei.“

In Weſel, wo die Gefangenen drei Monate lang feſtgehalten wurden, waren die Gefängniſſe wieder etwas ſchärfer. Wache im Gefängniß, Doppelthüren mit Riegeln und Stangen, keine Berührung mit Außen — das war da die Hausordnung. Die Gefangenen hatten ſich beklagt, daß ſie Niemand Nachricht von ſich geben könnten, ſelbſt nicht ihren nächſten Verwandten, und man hatte darüber an die Regierung berichtet. Kurze Zeit nachher begaben ſich der Kommandant und ein Kommiſſär zu Lafayette und theilten ihm ein Schreiben des Königs von Preußen mit, worin er aufgefordert ward, um ſein Schickſal zu ändern, Rathſchläge gegen Frankreich zu geben. — Unter Aeußerung der innerſten Entrüſtung lehnte Lafayette dieſes Anſinnen ab. Das Schickſal Lafayette's änderte ſich demnach nicht, ja man verdoppelte die Strenge und brachte die Gefangenen auf einem Karren nach Magdeburg. In den ſcheußlichen unterirdiſchen Kerkern dieſer Feſtung verlebten ſie ein ganzes Jahr; doch durften ſie ſich manchmal ſehen und täglich eine Stunde auf einem angewieſenen Platze ſich ergehen. Im Mai 1794 ward Lafayette nach Neiſſe, Latour-Maubourg und Bureaux de Puzy aber nach Glatz verſetzt. Alexander Lameth hatte man um dieſe Zeit völlig freigelaſſen.

Doch der ganze Gefängnißcyclus war von den armen Gefangenen auch jetzt noch nicht durchgemacht. Sie wurden nun von Preußen an Oeſterreich ausgeliefert (das war der Grund der momentanen Verſetzung von Magdeburg nach Neiſſe und Glatz) und Olmütz war der Tartarus, der die drei Freiheitsmänner zu ewiger Pein und Qual verſchlingen ſollte. Beim Eintritt in ihren Kerker ward ihnen erklärt: daß ſie aus dieſen vier Mauern nie mehr herauskommen würden, daß ſie kein Wort mehr hören würden, weder über die Angelegenheiten der Welt noch über die ihrer Familien, daß man ihnen ihre Namen nehmen und ſie nur noch durch eine Nummer bezeichnen würde, endlich, daß man ihnen weder Meſſer und Gabel noch ſonſtige ſpitze oder ſchneidende Inſtrumente zugeſtehen werde, damit ſie keinen Verſuch gegen ihr eigenes Leben machen könnten.

War die Geſundheit Lafayette's in den früheren Kerkern, z. B. in Weſel durch heftige Krankheiten, erſchüttert worden, ſo hatte ſie noch viel mehr zu leiden in den abſcheulichen Löchern von Olmütz. Sie nahm immer mehr und mehr ab, ſo daß der Arzt dem Leidenden Spaziergänge in freier Luft als höchſt nöthig verordnete. Mehrmals wurde nach Wien berichtet; aber immer kam der Beſcheid zurück, es ſtehe noch nicht ſo ſchlimm mit dem Gefangenen. Endlich konnte man aber die Erlaubniß doch nicht wohl länger verweigern und man geſtand dem Leidenden Spaziergänge zu unter der Aufſicht und Begleitung von zwei Wächtern.

Auf dieſe Spaziergänge nun bauten zwei enthuſiaſtiſche Bewunderer Lafayette's einen Plan zu deſſen Befreiung. Es waren dies Doktor Bollmann und der junge Huger aus Südkarolina, in deſſen Vaterhauſe Lafayette einſt ſeine erſte Nacht in Amerika zugebracht hatte. Man entriß auf öffentlichem Spaziergang den Gefangenen ſeiner militäriſchen Begleitung. Pferde ſtanden bereit und Befreier und Befreiter ſtürmten wie das Wetter auf und davon. Doch die Verfolgung kam zu raſch. Huger ließ ſich mit Fleiß fangen; er hoffte, den beiden anderen Verfolgten dadurch Zeit zu verſchaffen, einen bedeutenden Vorſprung zu gewinnen. Eitele Hoffnung! Bald war auch Lafayette eingeholt, der die Spur Bollmann's verloren hatte. Nur Bollmann ſelbſt erreichte das preußiſche Gebiet, ward aber ſogleich wieder an Oeſterreich ausgeliefert.

Im September 1795 ward ein Befreiungsverſuch anderer Art, der aber leider ebenfalls keinen Erfolg hatte, unternommen. In dem Audienzſaal des Kaiſers Franz erſchien nämlich eine noch junge Dame, bleich, abgehärmt und die Spuren tiefer Leiden auf ihrem Antlitz tragend. Die beiden Töchter, die ſie begleiteten, ſtanden in der Epoche der ſchönſten Jugendblüte. Die abgehärmte Dame war Lafayette's Gemahlin und die beiden Mädchen waren ſeine Töchter. Die arme Frau, die ſeit dem 10. Auguſt 1792 in allen Gefängniſſen der Provinz und der Hauptſtadt Frankreich's herumgeſchleppt worden war, hatte nach dem Sturz Robespierre's ihre Freiheit erhalten und dieſelbe bald dazu benutzt, Anſtalten zu treffen, das Schickſal des Gatten ihrer Jugend entweder zu beſeitigen oder doch zu lindern. Mit einem nordamerikaniſchen Paß, der auf die Frau de Motier lautete, war ſie zu Schiff in Altona angekommen und von da ſogleich nach Wien gereiſt, wo ſie durch Vermittlung des Grafen R—g eine Audienz von dem Kaiſer erhielt. Das arme Weib bat zuerſt den Monarchen um die Erlaubniß, mit ihren beiden Töchtern die Gefangenſchaft ihres Gatten theilen zu dürfen. Dieſe Bitte wird von dem Kaiſer ohne Weiteres gewährt. Da ſich der Kaiſer ſo gütig zeigt, ſo glaubt die Bittſtellerin einen Schritt weiter thun zu können und ſie bittet geradezu um die Freilaſſung ihres Gatten. Da ſagte der Kaiſer, dies ſei eine Sache, worin er nicht nach Gutdünken handeln könne; ihm ſeien die Hände gebunden und er könne hier durchaus nichts thun. Das Beſte wäre, die Bittſtellerin bliebe bei ihrem erſten Entſchluß, bei dem er, wenn er an ihrer Stelle wäre, ebenfalls bleiben würde. — Das war Alles, was das treue Weib durch dieſe Audienz gewann.

Es iſt ein entſetzlicher Gedanke, eine ſo ausgezeichnet treffliche Familie, wie die Lafayette's, in einem abſcheulichen und verpeſteten Gefängniß nach mehreren Jahren der Trennung das Wiederſehen feiern zu ſehen. Man ſollte denken, eine ſolche Scene müßte ſelbſt die abgehärteſten Folterknechte rühren. Aber die Gefängnißbeamten von Olmütz waren nicht ſo weichherzig. Ach, vielleicht im erſten Taumel des Wiederſehens hatte ein ſüßer Wahn der unglücklichen Familie alle Gitter und Riegel, alle Ketten und Banden, alle Leiden und Qualen aus den

Augen entrückt; aber die rohen Stimmen der Zuchtbeamten, die von den angekommenen Damen die Ablieferung aller Gegenſtände forderten, die ſie mitgebracht hätten, zerſtörte nur zu bald die angenehme Täuſchung und zeigte die Wirklichkeit in ihrer ganzen widerlichen Nacktheit.

Daß ein ſo zartes Weib wie Frau von Lafayette, deren Geſundheit ſchon durch das lange Gefängnißleben in Frankreich angegriffen war, nicht lange in den ungeſunden und ſtinkenden Kerkern von Olmütz leben könne, ohne ihrer Geſundheit ernſtlich wehe zu thun, konnte jeder Verſtändige vorausſehen. Der Kerker, worin das arme Weib ſich befand, war ſo durch Geſtank verpeſtet, daß ſelbſt die Soldaten, welche das Eſſen brachten, es für nöthig hielten, ſich die Naſe zuzuhalten. Es dauerte nicht lange, ſo ward Frau von Lafayette wirklich krank. Sie ſchrieb alsbald einen Brief an den Kaiſer, und bat darin um die Erlaubniß, auf acht Tage nach Wien reiſen zu dürfen, um einen Arzt über ihren Geſundheitszuſtand zu Rath ziehen zu können. Die Antwort auf dies Begehren war geradezu abſchlägig. Wien ward der Bittſtellerin ſtreng verboten; zwar ſtünde es ihr frei, hieß es in dem Rückſchreiben, von Olmütz abzureiſen, aber dann hätte ſie die öſterreichiſchen Staaten auf's Schnellſte zu verlaſſen und dieſelben für alle Zukunft zu meiden. Was ſollte das hülfloſe Weib nun thun? — Sie blieb in ihrem ungeſunden Kerker.

Drei Jahre und einige Monate befanden ſich Lafayette, Latour-Maubourg und Bureaux de Puzy auf demſelben Korridor des Gefängniſſes von Olmütz abgeſperrt, und während dieſer langen Zeit ſahen ſie ſich nicht ein einzigesmal, ja keiner erfuhr nicht einmal auch nur das geringſte Wörtchen von einem anderen. Aber je mehr man die edlen Männer vergrub, je mehr man ſich bemühte, ihre Namen in Vergeſſenheit zu bringen, deſto mehr verbreitete ſich der Glanz einer Märtyrerglorie um ihr Haupt, deſto mehr wurden ihre Namen von der Welt genannt und ihr Schickſal beklagt oder verflucht.

Daß ſich dieſe Theilnahme auf Europa nicht beſchränkte, ſondern auch die nordamerikaniſchen Freiſtaaten umfaßte, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Der brave Washington, in deſſen Hauſe Lafayette's Sohn Georg väterliche Aufnahme gefunden hatte, ſchickte nach Berlin und ſchrieb nach Wien, um ſeinem Freunde und deſſen Genoſſen die Freiheit zu verſchaffen. Auf der Rednerbühne des engliſchen Parlaments ließen ſich kräftige Worte von Seiten der Oppoſition zu Gunſten der Gefangenen von Olmütz vernehmen. Leider führte das Alles aber nicht zum Zweck. Selbſt als das ſiegreiche Frankreich den Generalen Bonaparte und Clarke den Auftrag gegeben hatte, die Freilaſſung der Gefangenen von Olmütz zu fordern, ſelbſt da wußte Oeſterreich noch die Ausführung der Sache zu hintertreiben. — Man wollte nun in aller Eile die Gefangenen bewegen, ſich durch ein ſchriftliches Verſprechen verbindlich zu machen, nach Nordamerika auszuwandern und nie mehr nach Europa zurückzukehren. Der gewandte Marquis von Chasteler machte den Unterhändler. Aber keiner der Gefangenen ließ ſich übertölpeln, während ſich Alle bereit erklärten, die öſterreichiſchen Länder unter keinem Vorwande und zu keiner Zeit je wieder betreten zu wollen. Das war das Ergebniß dieſer Unterhandlung.

Den Franzoſen im Hauptquartier in Italien ging endlich, da man immer noch keine Nachrichten von der Freilaſſung der Gefangenen von Olmütz hörte, die Geduld aus. Man drängte die öſterreichiſchen Geſandten mit Fragen; dieſe erklärten aber mit der größten Ruhe und Heiterkeit, die Gefangenen ſeien ſchon längſt in Freiheit. Bonaparte, der pfiffiger war als die Herren Geſandten, merkte Unrath. Er ſchickte alſo in dieſer Angelegenheit Louis Romoeuf, Lafayette's ehemaligen Adjutanten, der ſtets die treueſte Liebe und Anhänglichkeit für ſeinen General gezeigt hatte, an den Miniſter Thugut, und dieſer Schritt machte auf einmal allen Schlichen und Winkelzügen ein Ende. Der Kerker von Olmütz that ſeine ſchmutzigen Thore auf und der ſtrahlende Tag der

Freiheit grüßte die ſiegreichen Märtyrer. Es war am 23. September 1797, als die Gefangenen ihre Freiheit erhielten. Sie reiſten ohne Verzug von Olmütz nach Hamburg ab.

In Hamburg fand Lafayette mit ſeinen Freunden die freundlichſte Aufnahme. Auf einem amerikaniſchen Schiffe ward ihm zu Ehren ein großes und glänzendes Feſt veranſtaltet; doch leider fügte es der Zufall, daß zu derſelben Zeit, wo man den edlen Mann in Deutſchland feierte, ihm in Frankreich der Reſt ſeiner Güter verkauft wurde. Es hatten nämlich in Frankreich unterdeſſen neue Ereigniſſe und Veränderungen ſtattgefunden, die nicht nur für Lafayette die angezeigten ſchlimmen Folgen hatten, ſondern ihn auch abhielten, ſogleich nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren. Er lebte ſtill und zurückgezogen eine Zeit lang in Holſtein, ſpäter verweilte er in Holland und erſt nachdem ſich Bonaparte zum erſten Konſul gemacht hatte, kehrte er nach Paris zurück.

Die Beziehungen Lafayette's zu dem großen Manne des Tages waren anfangs ziemlich freundlich. Der erſte Konſul und der Chef der Nationalgarde von 1789 plauderten oft und viel mit einander. Der Sohn Lafayette's trat in den Militärdienſt, und Bonaparte machte ſich Hoffnung, dem Vater einen Platz im Senat einräumen zu können! Daraus wurde aber nichts. Lafayette hatte ſeine früheren politiſchen Grundſätze nie aufgegeben, und er hing an denſelben ſo feſt, daß er durch keine Rückſicht davon abgebracht werden konnte. Bonaparte merkte dies bald. Bei Gelegenheit des Konkordatabſchluſſes rieth Lafayette dem erſten Konſul, alle Kulten vom Staat unabhängig zu erklären und ſo die wahre Religionsfreiheit in's Leben zu rufen. Dieſer Vorſchlag, ſo vernünftig er auch an ſich war, widerſtritt ſchnurſtracks den Plänen des erſten Konſuls. Kurz, es war vorauszuſehen, daß zwiſchen dem Manne, der Frankreich einſt die Freiheit ſchenken wollte, und dem, der Frankreich die Freiheit zu rauben ſuchte, kein dauerndes gutes Vernehmen beſtehen konnte. Bei Gelegenheit der allgemeinen Volksabſtimmung über das Konſulat auf Lebenszeit erklärte Lafayette: er würde, ſobald eine Konſtitution gegeben worden ſei, welche die Grundſätze bürgerlicher Freiheit und Gleichheit ſicher ſtelle, für das Konſulat auf Lebenszeit ſtimmen. Zugleich richtete er ein Schreiben an den erſten Konſul, worin er es ihm dringend an's Herz legte, Frankreich die Güter zu ertheilen, die es im Jahre 1789 beſeſſen habe und nach denen das Herz jedes wahren Franzoſen noch immer verlange. Dieſes Schreiben ward zum Abſagebrief zwiſchen dem Manne der Freiheit und dem Manne des Despotismus. Jedes Verhältniß zwiſchen ihnen hörte von nun an ganz auf. Leider war der große Mann des Jahrhunderts kleinlich genug, das Mißfallen, das er auf den Vater geworfen, auch auf den Sohn zu übertragen. Georg Lafayette, ein in jeder Hinſicht braver Militär, wurde augenſcheinlich überall zurückgeſetzt und bei jeder Beförderung übergangen. Aus Ueberdruß über die konſequente Einhaltung dieſer Verfahrungsweiſe nahm endlich der junge Offizier ſeinen Abſchied.

Lafayette's Name und Perſon verſchwinden in den Tagen des Konſulats und des Kaiſerreichs gänzlich aus der Geſchichte. Er lebt dieſen langen Zeitraum hindurch ruhig und zurückgezogen in ſeiner lieben Auvergne, wo ihm das Schickſal noch einen freundlichen Erdenwinkel, das Gut Lagrange, gelaſſen hatte. Gewiß hat Lafayette nie ſchönere Lebenstage hingebracht. Sein reines Herz liebte die Natur, das Familienleben, den herzlichen Umgang mit Freunden, den Genuß der kleinen Freuden des Lebens. Er fühlte ſich glücklich unter dem Volke, und wußte ſich Vertrauen bei ihm zu erwerben. Der Landbau machte ihm Vergnügen: er ſuchte durch geſchickten Betrieb deſſelben den Werth und den Ertrag ſeines Gutes zu vermehren. Dennoch lebte er nicht ganz und gar von der Welt getrennt. Welcher Reiſende von Bildung und edler Geſinnung, der in jene ſchönen Gegenden gekommen wäre, hätte nicht das Gut Lagrange beſucht, um dem Gefangenen von Olmütz ſeine Huldigung darzubringen?

Der edle Fox auf ſeiner Reiſe durch Frankreich ging an dem gaſtlichen Dache von Lagrange nicht vorüber; er verlebte darunter einige ſchöne Stunden und Fox und Lafayette ſchieden als Freunde. Ein Schlag traf jedoch Lafayette's Herz in dieſer Periode ſeiner Zurückgezogenheit, der eine tiefe und bleibende Wirkung bei ihm zurücklaſſen mußte. Das Weib ſeiner Jugend, an der er mit ganzer Seele hing, ward ihm 1807 durch den Tod entriſſen. Die edle Frau hatte den Keim ihrer Krankheit in den Gefängniſſen der Schreckensmänner und der Oeſterreicher gefunden.

Erſt in den hundert Tagen erſcheint Lafayette wieder auf der großen Weltbühne. Es iſt zwar nicht mehr der jugendlich kräftige Mann, der ſich einſt wie ein Fels gegen das Gewoge der empörten Volksmenge und Parteien geſtellt hatte: die Jahre haben ihr Recht an ihm ausgeübt und er ſteht jetzt dem Greiſe ſo nahe als dem Manne. Aber eins iſt ihm geblieben, eins konnten ihm die Jahre weder rauben, ſchmälern noch ſchädigen: das ſchöne Ideal eines auf den edelſten Grundſätzen beruhenden Menſchenzuſtandes und das heiße Verlangen, an der Herbeiführung dieſes Zuſtandes mit Beharrlichkeit, Aufopferung und der höchſten Kraftanſtrengung zu arbeiten. Lafayette glaubte den Augenblick günſtig, um für die Freiheit Frankreichs etwas zu thun. Nicht der Adler des Kaiſerthums, von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegend und endlich auf dem Thurm von Notre Dame ausruhend, hatte den Ex-Kaiſer wieder nach Paris gebracht; nein, es waren die Bevölkerungen der Landſchaften, die ſich in Maſſe erhoben, es waren die rohen Fäuſte der Arbeiter, welche verſchloſſene Stadtthore ohne Schlüſſel zu öffnen verſtanden. Kurz, der Korſe hatte Frankreich vom Geſtade des mittelländiſchen Meeres bis zu den Ufern der

Seine durch die Leute im Hemdsärmel erobert. Lafayette dringt darum in der Deputirtenkammer, zu deren Mitglied er ſich hatte wählen laſſen (die Pairswürde, die man ihm von kaiſerlicher Seite angeboten, hatte er zurückgewieſen), auf eine neue Konſtitution und auf eine allgemeine Volksbewaffnung. Doch der Korſe, den das Verhängniß feſthielt, verſchmäht die Volksmacht, die ihm zu ſo ſchönen Sieg verholfen und vertraut ſich ganz der Militärgewalt. Waterloo zerſtört wie ein Donnerſchlag dies Schutzmittel des ſtolzen Kaiſers. Um dieſe Zeit wird Lafayette als Geſandter in das Hauptquartier der Verbündeten geſchickt. Hier war es, wo er dem engliſchen Geſandten, der die Auslieferung Napoleon's von ihm verlangte, die ſchöne Antwort gab: „Wie, mein Herr, können Sie das dem Gefangenen von Olmütz zumuthen?“ Als Lafayette nach Paris zurückkam, war bereits die Kapitulation abgeſchloſſen und das Heer entfernt worden. Frankreich hatte abermals eine herrliche Gelegenheit eingebüßt, alle Ketten abzuſchütteln und ſeine Freiheit für immer feſt und dauerhaft zu begründen. Lafayette zog ſich betrübt in die Einſamkeit von Lagrange zurück.

Erſt im Jahr 1819 erſcheint er wieder als Mitglied der Deputirtenkammer und als einer der kühnſten und feurigſten Redner der Oppoſition. Mit Jugendeifer bekämpft er das rückgängige Streben der Regierung und die geheimen ſchlechten Abſichten der Hofpartei. Er verlangt eine vollkommene Jury; er dringt auf die Rückkehr der Verbannten; er fordert die Verbeſſerung der Municipalverfaſſung und die Einrichtung der Nationalgarde. 1820 macht er einen beſonderen Vorſchlag in Hinſicht der Einrichtung der Nationalgarde; er vertheidigt das Petitionsrecht, die perſönliche Freiheit, die Preßfreiheit und das Wahlgeſetz. 1821 ſpricht er gegen die Verſchleuderung der öffentlichen Gelder und die Fälſchung der Jury. 1822 eifert er gegen die Jurisprudenz des Strafgeſetzbuchs. 1823 greift er mit Heftigkeit die Abſichten der Regierung gegen Spanien an. Als Manuel mit Gewalt aus der Kammer geſtoßen worden war, zieht er ſich mit dreiundſechzig ſeiner Kollegen zurück und veröffentlicht eine Proteſtation, worin die Entrichtung der öffentlichen Abgaben nach dieſer Verletzung der Freiheit der Kammer als nicht mehr verbindlich bezeichnet ward. Dieſer Schritt hatte aber nicht den mindeſten Erfolg. Frankreichs Boden war damals unterminirt von einer ausgedehnten und furchtbaren Verſchwörung, die aber durch einen dummen Streich, der in Belfort geſchah, nicht zum Ausbruch kam. Man hielt Lafayette im Verdacht, an dieſer Verſchwörung betheiligt geweſen zu ſein; ja man drohte ſogar mit einer Anklage. Das Miniſterium Villele wußte geſchickt dieſen Umſtand bei den Wahlen zu benutzen und es gelang ihm, den freimüthigen Redner der Oppoſition von der Kammer fern zu halten.

Schon längſt hatte der Präſident des nordamerikaniſchen Kongreſſes Lafayette eingeladen, eine Reiſe nach Amerika zu machen, und ihm ein eigenes Schiff zur Ueberfahrt angeboten; immer hatten ſich aber Hinderniſſe gezeigt, dieſe Reiſe wirklich auszuführen. Jetzt hatte Lafayette Muße genug, auf die eben ſo herzliche als freundliche Einladung des Präſidenten zurückzukommen, zumal da ſie unter den verbindlichſten Ausdrücken in dieſem Jahr (1824) von Neuem wiederholt worden war. Zwar durfte er nicht hoffen, in Amerika die alten Freunde und Generale begrüßen zu können. Sein Freund Washington und die anderen Generale alle ſchliefen den Schlummer der Todten ſchon längſt; nicht ein einziger von ihnen war noch unter den Lebenden. Aber dafür verſprach ihm eine dankbare Nachwelt, die ſeine Verdienſte um die Freiheit Amerika's wohl kannte, einen guten und freundlichen Empfang. Er ſchiffte ſich alſo im Monat Juli mit ſeinem Sohn und ſeinem Sekretär in Havre ein und landete nach einer kurzen Ueberfahrt in New-York. Der Empfang, den der alte General in dieſer Stadt erhielt, war ganz ausgezeichnet. Alles wollte den Gefangenen von Olmütz ſehen und ihm huldigen Feſte folgten auf Feſte; man erſchöpfte ſich in Reden und Toaſten; man ſuchte mit der größten Anſtrengung nach neuen Ehrenbezeigungen, um den gefeierten Mann damit zu ſchmücken. Das war aber bloß der Anfang einer Feſtlichkeit, die ununterbrochen fortdauerte, ſo lange ſich Lafayette in Amerika befand. Nie hat ein König oder ein Held einen ähnlichen Triumphzug gefeiert! Lafayette verwandte faſt vierzehn Monate dazu, um alle Provinzen der vereinigten Staaten beſuchen zu können. Aber der Enthuſiasmus erkaltete nicht in dieſer langen Zeit, weder bei den Behörden noch beim Volk. Städte, Flecken und Dörfer wetteiferten mit einander, den Helden der Freiheit zu ehren, und legten dadurch das ſchöne Zeugniß ab, daß Dankbarkeit in demokratiſchen Staaten eine wohlbekannte Tugend ſei. In ganz Amerika iſt vielleicht kein Flecken, gewiß keine Stadt, wo Lafayette nicht das Bürgerrecht hätte. Ueberall, wo er hinkam, beehrte man ihn damit. Man verehrte ihm werthvolle Medaillen mit Sinnbildern verziert; man ſchenkte ihm große und ausgedehnte Ländereien; kurz, man that alles Mögliche, den gefeierten Nationalbeſuch auf's Höchſte zu ehren. Dies Alles mußte dem Herzen Lafayette's ungemein wohlthun. Und wenn er dann die vielen ſchönen Städte und Flecken des Landes betrachtete, wenn er die vom Handel belebten Flüſſe und Kanäle ſah, wenn er die Stärke, den Reichthum, die Ausdehnung der Provinzen ermaß, wenn er bedachte, daß dieſe jugendliche Erde noch Millionen Pflanzer anlocken würde: dann konnte er ſich ſagen, daß wenigſtens ein Blütentraum ſeines Lebens gereift war und daß Freiheit und Gleichheit nun ein unvergänglich feſtes Haus auf Erden habe. Als Lafayette ſeine lange Reiſe von 5000 Meilen vollendet hatte und im Begriff ſtand, ſich zur Rückreiſe einzuſchiffen, hielt der Präſident des Kongreſſes eine Abſchiedsrede an ihn, worin er voll Gefühl und Herzlichkeit ſo treffliche Worte an den Helden der Freiheit richtete, daß kein Herz ungerührt und kein Auge ohne Thränen blieb. Die Trennung war bitter; man wußte, man werde ſich nie wieder ſehen. Im Herbſt 1825 war Lafayette wieder in ſeinem geliebten Lagrange.

Im Jahr 1828 finden wir den greiſen Freiheitshelden wieder auf der Rednerbühne der Kammer. Er verlangt die Abſchaffung der Todesſtrafe und des Brandmarkens; er ſpricht für eine tüchtige Unterſtützung des Volksunterrichts; er dringt darauf, daß man den Negerhandel der Seeräuberei gleich ſtelle. Nach dem Schluß der Sitzung 1829 reiſte er nach ſeinem Geburtsort Chavaniac und von da in das Departement der Iſere, um bei Verwandten in der Nähe von Grenoble ſeinen Beſuch abzuſtatten. Die Abgeſchiedenheit dieſer ſchönen Gebirgsgegenden und der Freiſinn der Bevölkerung machte aus der Reiſe Lafayette's ein Ereigniß von der größten Bedeutung. Die ganze Einwohnerſchaft von Grenoble ſtrömte dem Ankommenden entgegen. Man hielt Reden, worin die politiſchen Zuſtände des Tags nicht ungewürdigt blieben. Vergebens ſuchte die Regierung dieſen Aufſchwung in der Bevölkerung zu unterdrücken. Was in Grenoble geſchehen war, wiederholte ſich in Vizille, dem Ziel der Reiſe Lafayette's. Auf der Rückreiſe waren es vorzüglich die Städte Vienne und Lyon, welche mit dem meiſten Enthuſiasmus den ehrwürdigen Freiheitsmann empfingen. Lyon gab ihm ein Feſt auf der Inſel Sainte Barbe in der Saone, das an Großartigkeit Alles übertraf, was man bisher geſehen hatte. Die Regierung bekam nun wirklich Angſt vor dieſen Demonſtrationen; aber ehe ſie ihre Maßregeln zur Ausführung zu bringen Gelegenheit fand, hatte Lafayette ſtill und ruhig ſein Landgut Lagrange erreicht.

Hier befand ſich der edle und liebenswürdige Veteran der Freiheit am Morgen des 27. Juli 1830, als man ihm den Moniteur vom vorigen Tage brachte. Sogleich nahm er Poſt nach der Hauptſtadt und noch am Abend deſſelben Tages war er in Paris. Daſelbſt bot er ſich ohne Zögern und Rückhalt den Patrioten mit ſeinem Namen und ſeiner Perſon an. Er wohnte am 28. der Verſammlung bei Audry de Puyraveau bei, fand aber wenig Troſt in dem Gerede der Herren Volksvertreter.

Am 29. übernimmt er in einer Verſammlung im Hotel Laffitte den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht und verlegt dann ſein Hauptquartier in das Stadthaus. Das Hotel Laffitte und das Stadthaus waren inſofern mit einander einig, als bei ihnen die Abſetzung der Bourbon's eine ausgemachte Sache war; aber ſie dachten verſchieden über das, was werden ſollte. Im Hotel Laffitte hatte man die Blicke feſt auf den Herzog von Orleans gerichtet; im Stadthaus hingegen wollte man die Republik mit Lafayette an der Spitze. Lafayette ſelbſt will eine proviſoriſche Regierung, bis ſich das Volk in den Urverſammlungen über die Form ſeiner Verfaſſung ausgeſprochen hätte. Da er ſich jedoch mit der Kammer nicht entzweien mag, ſo geht er, zumal da ihm Laffitte ſo dringend zuredete, auf die Reichsſtatthalterei des Herzogs von Orleans ein. Doch beeilte er ſich, den Grundſatz der Volksoberherrlichkeit zu verkündigen und die allgemeine Bewaffnung der Nation zu bewerkſtelligen. Den Beſuch des Reichsſtatthalters im Stadthauſe haben wir ſchon bei einer anderen Gelegenheit geſchildert. Der Herzog von Orleans ward vom Volk auf dem Greveplatz ſehr froſtig empfangen. Erſt als ſich Lafayette mit einer dreifarbigen Fahne an einem Fenſter des Stadthauſes zeigte und den Herzog umarmte, erſt dann erhoben ſich Stimmen: „es lebe Lafayette! es lebe der Herzog von Orleans!“ — Der General Dubourg richtete keck eine Ermahnung an den Herzog; aber die glühende, ſchwärmende Jugend, welche ſich für die Freiheit geſchlagen hatte, war voll Unmuth und verwünſchte die Wendung, welche die Dinge zu nehmen ſchienen. Lafayette ſuchte dieſe heißen Gemüther zu beſänftigen: er verſprach ihnen einen auf republikaniſchen Grundſätzen ruhenden Bürgerthron. Das ſogenannte Stadthausprogramm enthält dieſe Grundſätze, deren Inhalt wir hier kurz bezeichnen: Verkündung der Oberherrlichkeit des Volks; keine erbliche Pairie; Abſchaffung des Wahlcenſus; das ausgedehnteſte Wahl-

recht in den Gemeinden; Herſtellung der Nationalgarde auf den Grund der Konſtitution von 1791; Unterdrückung aller gemeinſchädlichen Monopole.

Als Lafayette bei ſeinem Gegenbeſuch im Palais-Royal dem Herzog dieſe Grundſätze mittheilte, zeigte ſich derſelbe ganz damit einverſtanden. „Sie wiſſen,“ ſagte Lafayette zu dem Herzog von Orleans, „daß ich Republikaner bin, und daß ich die Verfaſſung der Vereinigten Staaten für die vollkommenſte halte von allen, die je beſtanden haben.“ — „So denke ich auch,“ antwortete der Herzog von Orleans; „es iſt unmöglich, zwei Jahre in Amerika gelebt zu haben und nicht dieſer Meinung zu ſein. Aber glauben Sie, daß wir bei der jetzigen Lage und bei der heutigen öffentlichen Meinung in Frankreich dieſe Verfaſſung einführen dürfen?“ — „Nein“, verſetzte Lafayette; „das franzöſiſche Volk bedarf heute eines von republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Bürgerthrones.“ — „Darin bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden,“ erwiederte der Prinz.

Am dritten Auguſt ſtillte Lafayette einen Tumult in der Umgebung der Kammer. Zahlreiche Gruppen hatten das Palais Bourbon umgeben, und gegen die Deputirten Drohungen und Verwünſchungen ausgeſtoßen. Lafayette erklärte den Tumultuanten, daß er einen großen Fehler begangen habe, das Palais Bourbon nicht mit einer ſtarken Abtheilung von Nationalgarden beſetzt zu haben, da nun alle Erzeſſe ihm zum Vorwurf gemacht werden würden. Dieſe einfache Anſprache des ehrwürdigen Mannes machte ſolchen Eindruck auf die empörten Haufen, daß ſie ruhig und ſtille auseinander gingen. Der Grund der Unzufriedenheit war die neue Charte, die dem Volke nicht das geringſte Recht gewährleiſtete. An demſelben Tage hielt Lafayette in der Kammer eine ſtarke und heftige Rede gegen die Erblichkeit der Pairie.

Nach ſeiner Thronbeſteigung bittet Louis Philipp den General Lafayette, den Oberbefehl über alle franzöſiſchen Nationalgarden auch ferner beibehalten zu wollen.

Der Obergeneral hatte wirklich in kurzer Zeit ſo Ausgezeichnetes geleiſtet, daß dieſe königliche Bitte gar nichts Auffallendes haben konnte. Schon war in Frankreich ein Heer von 1,700,000 Nationalgarden völlig uniformirt und bewaffnet auf den Beinen, und dazu hatte man eine Artillerie von 350 Kanonen; es war alſo die ſchönſte Hoffnung vorhanden, daß die Franzoſen diesmal die allgemeine Bewaffnung des ganzen Volkes durchſetzen und ſomit die Freiheit, die ohne allgemeine Bewaffnung ein leerer Schall iſt, erreichen würden. Eitele Hoffnung, die nur zu bald in Nichts verſchwand! — — Zwar fehlte es nicht an Fahnenweihen, Revuen u. dergl.; man hielt auf dem Marsfelde eine Heerſchau über 60,000 Mann, und der König Louis Philipp ſchien ſo zufrieden mit dieſem glänzenden Schauſpiel, daß er zu Lafayette ſagte: „Das gilt mehr als eine Krönung zu Rheims!“ —

Lafayette hörte ſchon nur halb auf dergleichen patriotiſche Aeußerungen, und bei der Wendung, welche die Dinge von Außen nahmen, fielen ihm die Schuppen immer mehr von den Augen. Die belgiſche Revolution war ausgebrochen und hatte geſiegt. Abgeordnete derſelben bieten Lafayette entweder die Präſidentſchaft oder die Krone an; aber der greiſe General weist ſie an einen ihrer Landsleute, und empfiehlt ihnen die Bildung einer Bundesrepublik. Als ſpäter der Herzog von Nemours gewählt ward, beſtand Lafayette eifrig darauf, daß man die Wahl annehmen müſſe. Statt deſſen ward Talleyrand (!) zu der Konferenz nach London geſchickt. Nur in einer Sache drang Lafayette einigermaßen durch: er bewirkte nämlich, daß Noten nach Wien, Petersburg, Neapel und Turin geſandt wurden, worin die Aufrechthaltung des Grundſatzes der Nichteinſchreitung den Höfen eingeſchärft wurde.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Lafayette an der Spitze der geſammten Nationalgarden einen ungeheuern Einfluß gewann. Und das kann und darf nicht anders ſein. Aber die Schmarotzer des Hofs fanden es natürlich, gegen dieſe Macht und dieſen Einfluß zu arbeiten und ſie durch heimliche Ränke zu vernichten. Man ſprach von dem neuen Major-Domus, der Frankreich beherrſche. Man ließ ein Zerrbild ſehen, wo der König die Krone in der Hand hält, und Lafayette zu ihm ſagt: „Mein Herr, bedecken Sie ſich.“ — So ward gehetzt, geſchürt, und die Ränke nahmen unterdeſſen ihren Fortgang. Aber einen Angriff durfte man vorerſt noch nicht unternehmen, denn man brauchte Lafayette's Popularität bei dem Prozeß der Miniſter, der ganz nahe bevorſtand. Man wußte, daß der alte General ein abgeſagter Feind der Todesſtrafe ſei, und dieſen Umſtand wollte man ausbeuten. Das Miniſterium übertrug ihm alſo für die Zeit des Prozeſſes die Polizei des Palais Royal, des Luxemburg und der Pairkammer, ſowie den Oberbefehl über die Linie. Paris war in der furchtbarſten Gährung, man forderte laut die Köpfe der Angeklagten. Dennoch ließ Lafayette am hellen Tage die Gefangenen von Vincennes holen, und die Vorſtadt St. Antoine durchziehen, während die Bevölkerung mürriſch aber doch ruhig zuſah. Am Tag der Verurtheilung war die Gährung fürchterlich. Alle Straßen und Plätze um das Palais Luxemburg waren mit Menſchen vollgepropft. Man ſchrie, man drohte, man verlangte den Tod der Individuen, die Paris mit Blut überſchwemmt und ſo viele Familien in Jammer und Elend geſtürzt hatten. Als nun gar das Urtheil bekannt ward, erreichte die Wuth der Haufen den Gipfel. Und dennoch kam es zu keinen eigentlichen Exzeſſen. So gut hatte Lafayette ſeine Maßregeln ergriffen, daß er noch an demſelben Tag ganz öffentlich die Verurtheilten nach Vincennes zurückbringen ließ.

Und hiermit hatte auch Lafayette ſeine Rolle in der Geſchichte der Julirevolution ausgeſpielt.

Gleich nach dem Prozeß brachte das Miniſterium den Antrag vor die Kammer, daß in den Gemeinden oder Cantons, wo die Nationalgarde mehrere Legionen bilde, der König einen Oberbefehlshaber ernennen könne; daß aber ein ſolcher nicht ernannt werden dürfe weder für ein ganzes Departement noch für ein einzelnes Arrondiſſement. Alsbald legte Lafayette ſein Kommando in die Hände des Königs ſchriftlich nieder, und wiewohl man ihn zu bewegen ſuchte, ſeinen Vorſatz aufzugeben, ſo blieb er doch bei ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, ſo daß man ſich genöthigt ſah, den Grafen Loban zum Chef der pariſer Nationalgarde zu ernennen.

Lafayette fuhr auch als einfacher Deputirter noch eine Zeitlang fort, das Palais Royal zu beſuchen, und erſt ſein Brief von Lagrange (13. Juni 1831) an ſeine Wähler von Meaux gerichtet, bricht ſein Verhältniß mit dem Schloſſe für immer ab.

Der Gegenſtand, welcher Lafayette's Geiſt und Thätigkeit in ſeinen letzten Jahren am meiſten feſſelte, war die Sache der braven Polen. So lange Warſchau ſtand, drang er mit Eifer auf ſchleunige Anerkennung der polniſchen Unabhängigkeit, und als es gefallen war, ward er der Rathgeber, Schützer und Verſorger von Tauſenden unglücklicher Verbannter. Mit Entrüſtung erhob er ſich in einer Sitzung der Kammer gegen das Wort Almoſen, womit man eine Unterſtützung der Flüchtlinge bezeichnet hatte. „Dieſe braven Leute,“ ſagte er, „ſind unſere Brüder und Brüdern gibt man keine Almoſen.“ —

Der berühmte Lelewel fand eine Zuflucht zu Lagrange, bis ihn die Polizei auch da beunruhigte und nach Belgien verwies.

Bei der Leichenfeier ſeines Freundes Dulong hatte ſich Lafayette eine Erkältung zugezogen und in deren Folge eine Krankheit, die den geſchwächten Körper des 77jährigen Greiſes nicht mehr verließ. Am 18. Mai 1834 ergriff ihn die Krankheit heftiger, und am Morgen des dritten Tages war der edle Mann nicht mehr unter den Lebenden. Er ſtarb wie jeder Weiſe mit Ruhe, Klarheit und Hoffnung, während ſeine Familie und viele ſeiner Freunde ſein Sterbebett umringten. Daß dieſer Todesfall in der alten und neuen Welt ungeheures Aufſehen machte, darf nicht befremden. Ganz Paris war auf den Beinen am Begräbnißtag. Statt einer Schilderung des prächtigen Leichenzugs, ſollen lieber einige Worte, die der „National“ damals ſprach, das Leben unſeres Lafayette beſchließen:

„Welche ſeiner würdige Leichenfeier können wir ihm wohl halten? Man wird Kanonen im Zuge nachſchleppen, man wird Alles, was von Soldaten und Nationalgardiſten in Paris vorhanden iſt, auf die Beine ſtellen, man wird den prächtigen Wagen, der die Hülle des edlen Gutsbeſitzers von Lagrange trägt, mit dreifarbigen Fahnen bewimpeln, Deputationen der beiden Kammern werden folgen, Equipagen mit Wagen des neuen Hofes werden vielleicht aus Schicklichkeit ſich mit einfinden. Man wird vielleicht eine halboffizielle Rede halten dürfen, worin ein gebotener Schmerz und eine triviale Bewunderung, vielleicht die Worte „großer Bürger, Held zweier Welten, berühmter Freund der Freiheit“ gewagt werden. Aber die Freiheit wird nicht mit bei dem Zuge ſein; man wird ſie vergebens bei dieſem heuchleriſchen Pompe ſuchen, wo die Regierung, dieſe Feindin Lafayette's, ohne Zweifel den wahren und ſtillen Schmerz der Bürger überbieten möchte. Die Freiheit wird dieſen Trauerzug nicht führen, wie ſie die Züge Manuel's und Foy's, mit ganz volksthümlichem und nicht amtlichem Prunke, geführt hat; wo das Pariſervolk in der Berührung des Sarges dieſer Helden eine Erneuerung der Hoffnung und der Energie zu ſchöpfen ſchien.“ . . .

Die Männer des Volks

dargeſtellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. Th. Creizenach, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, Dr. Hecker, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, Dr. G. Lommel, Karl Matthy, Müller-Jochmus, Auguſt Nodnagel, Dr. Gabr. Rieſſer, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuſelka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1 8 4 7.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Streng u. Schneider in Frankfurt a. M.

133 g

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite.
Clemens XIV. (Ganganelli)	von	W. Hieronymi	203
Fox	„	Karl Buchner	1
Herder	„	Bernhard	256
Hohenheim (Paracelſus)	„	Grieſſelich	451
Leſſing	„	A. Nodnagel	315
Rieſſer	„	Jacob Weil	165
Savonarola	„	Eduard Duller	97

Charles James Fox.

Von

Karl Buchner.

„Die Sache der Freiheit in der ganzen Welt!“

Toaſt von Charles James Fox am 10. October 1795, als am 15. Jahrestage und Feſte ſeiner Wahl zum Repräſentanten von Weſtminſter in der Shakeſpeares-Tavern in London.

„Er (Fox) war geboren, um geliebt zu werden.“

Burke.

Charles James Fox.

Geboren am 18. Januar 1749 zu London; geſtorben am 13. September 1806 zu Chiswickhouſe.

Unter allen Völkern Europa's iſt das engliſche das freieſte. Von der Natur auf eine Inſel zerſtreut, lernte es frühzeitig jener Natur trotzen, die Welle beſiegen und durch die Welle weithin nach fremden Ländern und in Gefahren ſich begeben. Freilich brachte auch die Welle Eroberer und Eindringlinge. Zuerſt die Römer, dann die Sachſen, dann die Normannen. Aber während die Römer als erſte Pflugſchaar der Bildung gelten konnten, welche die Hand des Schickſals auf das noch rohe Land ſetzte, brachten die Sachſen eine freie Gemeindeverfaſſung und die mancherlei herrlichen Einrichtungen mit hinüber, welche noch jetzt der Hort und der Stolz des Landes und der Neid anderer, weniger hierin bevorzugter Länder ſind. Die Normannen, mehr glänzend, mehr ritterlich, aber auch despotiſcher als die ihnen vorausgegangenen und von ihnen nun mehr nach dem Mittelſtande zurückgedrängten Sachſen, gaben der Geſtaltung der Dinge in England eine neue Richtung. Die Nation lebte ſich auch kriegeriſch aus, zumal nach Frankreich hin, wo Englands Könige und Heere ungeheure Erfolge ſahen. Frankreich war nahe daran, eine engliſche Provinz zu werden. Da, über dem Unterbau mehr gewöhnlicher Kriegführung wenn auch mit noch ſo ausgezeichneten Ergebniſſen des

Ländererwerbs und der Demüthigung der Feinde, erhoben ſich theils andere kriegeriſche Richtungen, theils ausgebildetere und mannigfaltigere Strebungen im Innern. Dieſe Strebungen beruhten zunächſt auf der Freiheit. Schon im Jahr 1215 wurde dem berüchtigten Könige Johann ohne Land die Magna charta abgetrotzt: die ausdrückliche und ſchriftliche Anerkennung bereits vorhandener früherer Rechte. Es war der erſte Meilenzeiger auf dem von der Nation zum Zweck ihrer politiſchen Entmündigung eingeſchlagenen Weg. Aber bald traten Stockungen ein in einer ſo natürlichen, ſo wünſchenswerthen Entwickelung der Dinge. Ketten, Blutgerüſte und Scheiterhaufen wurden ihr von den Machthabern, beſonders des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, entgegengeſtellt, und neben der politiſchen verfolgte man zugleich religiöſe Ketzereien mit verdoppelter Wuth. Was die erſten Könige aus dem Hauſe Stuart geſündigt, hatte für ſie ſelbſt und ihre Nachkommen die traurigſten Folgen gehabt. Dem willführlich errichteten Gerichtshofe der Sternkammer unter Jacob dem Erſten, der Mißachtung des Parlaments und dem unwürdigen, trügeriſchen Verhalten gegen die Freiheit und die Religion des Volks unter Karl dem Erſten, war von Parlament und Volk, welches diesmal nicht wie ſonſt gewöhnlich in Bewaffnete und Unbewaffnete ſich ſchied, eine allerdings fürchterliche Antwort geworden. Der letztgenannte König mußte das Blutgerüſte beſteigen und Oliver Cromwell, ein kluger Heerführer und Staatsmann, ſtand mehrere Jahre lang an der Spitze einer Republik. Ihm folgte, aus der Verbannung zurückgekehrt, das alte Königsgeſchlecht der Stuarte, nicht klüger geworden und nicht gebeſſert.

Eine neue Aenderung der Dinge bereitete ſich vor. Jacob der Zweite, Bruder und Nachfolger Karls des Zweiten, der die Reihe der Stuarte nach eingegangener Republik wieder eröffnet hatte, war vom Schickſal und noch mehr durch ſein eigenes unkluges und gewaltſames Weſen dazu beſtimmt, ſie für immer zu ſchließen.

Er floh, von Volk und Heer verlaſſen, nach Frankreich, um das Land ſeiner Geburt nicht wieder zu betreten. An ſeine Stelle trat der Gatte ſeiner älteren Tochter Maria, Wilhelm von Oranien, von den einflußreichſten Häuptern der Volksparthei berufen, und alſo ein Mann der Wahl. Raſch nach einander erhielt der Staatsorganismus die wünſchenswertheſten Verbeſſerungen. Ein Geſetz (die **Declaration** oder **Bill of rights**) beſtimmte die Grenzen der königlichen Gewalt, die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer erhielten völlige Gewiſſensfreiheit, die Preßfreiheit wurde feſtgeſetzt, eine Nationalbank errichtet, die Thronfolge und ſpäter auch die Civilliſte erhielten ihre Regelung.

Da Wilhelm kinderlos verſtarb, ſo wurde Anna, Schweſter ſeiner vor ihm verſtorbenen Gemahlin und zweite Tochter König Jacobs des Zweiten, Königin. Dann folgten, durch eine Parlamentsakte dazu berufen, die Könige aus dem Hauſe Hannover.

Schon unter dem erſten Stuart auf dem Throne Englands, dem Könige Jacob dem Erſten, iſt der Urſprung der engliſchen Partheinamen Tories und Whigs zu ſuchen. Beſtimmter traten ſie hervor unter ſeinem Sohn und Nachfolger, dem erſten Karl. Im dem Kriege nämlich, der zwiſchen ihm und dem Parlamente ausbrach, nannten die Anhänger des Letzteren die königlich Geſinnten Tories von dem irländiſchen Worte **Tory**, Räuber. Die von der Parthei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, wie meiſt angenommen wird, vom ſchottiſchen Worte **Whig**, Molken, dem Lieblingsgetränke der ſchottiſchen Bauern. Inzwiſchen wurden beide Spottnamen damals wenig bekannt und erſt unter Karl dem Zweiten erhielten ſie eine entſchiedene politiſche Bedeutung. Tories waren nämlich da die Freunde des despotiſch geſinnten Königs, welche, ohne ſein höchſt leichtſinniges Benehmen zu billigen, das Vorrecht der Krone vertheidigten, die Whigs hingegen wollten der königlichen Macht das Anſehen der Geſetze entgegen ſtellen; ſie wollten dieſen mehr Kraft und dem Parlamente mehr Unabhängigkeit geben. Seit 1688, der

Vertreibung König Jakobs des Zweiten und der Berufung Wilhelms von Oranien auf den engliſchen Thron, blieben die Whigs, die Urheber dieſer letzteren Maßregeln, die herrſchende Parthei. Aus ihrer Reihe nahmen König Wilhelm und anfänglich auch ſeine Nachfolgerin, die Königin Anna, ihre Miniſter. Aber im Jahr 1710 erfolgte der erſte große Umſchwung. Die Tories traten an die Stelle der Whigs und auch das Volk billigte unmittelbar die von der Königin genommene Maßregel, indem es in das neu berufene Parlament zum großen Theile Tories wählte. Die vom Whigparlamente durchgeſetzte Succeſſionsakte des Hauſes Hannover rief die Whigs auf's Neue in's Miniſterium und ſo dauerten die Partheien und ihre Benennungen, gleichwie die abwechſelnde Beſitznahme der Gewalt durch dieſelben, auch unter den auf Anna folgenden Königen fort. Durch die von den vertriebenen Stuarts, den Abkömmlingen Jakobs des Zweiten, mit immer geringerem Erfolge verſuchten Angriffe auf den in England neugegründeten Thron, hatte die Parthei ihrer Anhänger nothwendig an Einfluß, an Zahl und an Zukunft verloren; und wenn die Tories mit ihren ſtreng monarchiſchen Grundſätzen in den erſten Zeiten des Hauſes Hannover insbeſondere auch als Anhänger des Hauſes Stuart gegolten hatten, während die Whigs ſich auf der entgegengeſetzten Seite zu Schutz und Trutz ſchaarten, ſo ſchwand nun mit dem Gegenſtand mehr und mehr jene Eigenſchaft in der Haltung und Stellung der Tories und der Whigs. Die Freunde der Stuarts, oder die ehemaligen Tories, verwandelten ſich allmählig in die Schutzredner der Krone und der Regierung (Miniſterialparthei), und die Feinde der Stuarts, oder die ehemaligen Whigs, wurden wieder, was ſie urſprünglich geweſen waren, die Schutzredner der Volksſache und die Gegner der Regierung. Sie bildeten ſeitdem fortdauernd die Oppoſition.

Unter dieſen Umſtänden ſollte man glauben, daß die Könige und Königinnen von England oder, wie ſie ſeit 1707, dem Jahr der Vereinigung Englands und Schottlands in Ein Königreich heißen, von Großbritannien, mit der allergrößten Bequemlichkeit immer ihre Miniſter aus der Reihe der Tories, als der ihnen gehorſamſt ergebenen Diener, genommen hätten. Aber dem war nicht ſo und dem konnte auch nicht ſo ſein. Denn man würde irren, wenn man die engliſchen Tories, dieſe Männer theilweiſe von hohem Rang und großem Vermögen, für ſolche gehorſamſt ergebene Diener hielte. Nein, haben ſie auch in den Zeiten ihrer Verwaltung, durch ſchwere und große Fehler, durch unklug geführte Kriege und durch leichtſinnig bewilligte Subſidien, den Einfluß ihres Landes auf europäiſche Angelegenheiten nur zu theuer erkauft und es hierdurch noch auf lange Zeit im freien Gang ſeiner Entſchließungen gehemmt und gelähmt: nie thaten ſie dies als Creaturen ihrer Fürſten. Zieh man auch Manche von ihnen einer zu großen Sympathie für das Ausland, ſo ließen ſie ſich doch von dieſem Auslande keine Geſetze vorſchreiben; warf ihnen die Oppoſition despotiſche Geſinnungen vor und hatte die Oppoſition hierbei nur zu häufig recht, ſo wurzelten doch jene ihre Geſinnungen entweder in der wirklichen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der zu ergreifenden Maßregeln, oder in dem Wunſche, die Macht des Miniſteriums zu vergrößern oder um den eigenen perſönlichen Vortheil zu befördern: allerdings Beweggründe, welche nicht die löblichſten ſind, aber den freien Manneswillen unverletzt erhalten. Jedenfalls, wie ſie ihren Fürſten gegenüber weder um Belaſſung noch um Uebertragung der Gewalt bettelten, ſo hatten doch auch alle ſo viel Takt und richtige Erkenntniß von dem Weſen einer Volksrepräſentation, daß ſie, war dieſe auch nur in einem entſchiedenen Falle gegen ſie, mußten ſie ſonach ſich überzeugen, daß ihr Syſtem mit dem von den Gewählten des Volks gutgeheißenen Syſteme nicht mehr ſich vereinigen ließ, von dem Platze ihrer amtlichen Wirkſamkeit abtreten. Daß ſie ſich nicht an ihre Miniſterſtühle klammerten, leichtſinnig zur Auflöſung des Parlaments und neuen Wahlen ſchritten oder gar mehrmals ſolche das repräſentative Syſtem nothwendig im Kern verderbende Maßregeln, ſich folgen ließen. Daß ſie nicht, um ihre anſehnlichen Beſoldungen zu behalten und nach wie vor einen großen Einfluß in Staat und Kirche, in Armee und Flotte zu üben, einem Staat und einer Bevölkerung ſich aufdrängten, die ſie durch ihre geſetzlich gewählten Vertreter (freilich war das Wahlgeſetz mangelhaft) zurückſtieß.

Hörten jedoch ſolche Miniſter auf, Miniſter zu ſein, ſo verloren ſie zwar ihre Beſoldungen, aber ſie ſetzten einen neuen großen Einfluß an die Stelle des verlorenen alten. In einem freien Staate nämlich, das heißt in einem Staate, wo es neben den Rechten der Krone auch wirkliche, nicht blos zum Schein gepinſelte und mit Dekorationsmalerei zu vergleichende Rechte des Volkes gibt, hat der Staatsmann eine doppelte Möglichkeit, Gutes im Staate einzuführen und Uebel aus demſelben zu entfernen: einmal als Miniſter und zweitens als Volksvertreter. In beiden Eigenſchaften kann er Großes wirken und wenn die Eigenſchaft als Miniſter ihm die leichtere Möglichkeit dazu gewährt, ſo ſchmälert die ſchwerere als Volksabgeordneter ſo wenig ſein Talent als ſein Verdienſt.

Eigenſchaft einer freien Staatsverfaſſung iſt, daß das Volk nicht blos ſeine mit wichtigen Rechten ausgerüſteten Vertreter wählt, ſondern auch zu dieſen als Geſammtheit und zur Regierung in einem fortgeſetzten lebenvollen Rapporte bleibt. Nächſtes und wichtigſtes Mittel iſt da die Preſſe, die freie Preſſe; nächſtdem Erklärungen der Wähler an ihre Gewählten, wodurch dieſe nicht juriſtiſch, wohl aber moraliſch gebunden ſind, wenn ſie nicht vorziehen, ihren Auftrag in die Hände ihrer Gewaltgeber niederzulegen; weiter öffentlich abgehaltene Volksverſammlungen und das Recht der Vereine, inſofern nicht gegen beide das Geſetz einſchreitet, wobei freilich das Geſetz etwas anders als bloße polizeiliche Willkühr ſein muß.

Alle dieſe Rechte ſtanden auch den Engländern zu der Zeit zu, von welcher hier die Rede ſein ſoll. Freilich nicht ohne mannigfache feindſelige Eingriffe und Beſchränkungen von Seiten der Miniſter, aber doch immer durch das Organ der Geſetzgebung, das heißt: mit Genehmigung der Mehrheit im Parlamente — dem Ober- und Unterhauſe — durchgeſetzt.

Es iſt vorhin bereits entwickelt worden, warum nicht nothwendig die Tories als ganz bequeme und liebſte Miniſter der engliſchen Könige erſcheinen mußten. Aber auch poſitiv lag für dieſe ſehr leicht ein Anlaß vor, Whigs an die Spitze der Verwaltung zu ſtellen. Hatte nämlich die Oppoſition die Stimmenmehrheit im Unterhauſe und durften die Miniſter von einer Auflöſung deſſelben und einer neuen Wahl ſeiner Mitglieder keine für ſich und ihr Syſtem günſtigere Zuſammenſetzung deſſelben erwarten, welchen Rath konnten ſie ihrem Könige geben, als aus den Talentvollſten und Einflußreichſten jener Oppoſition ſeine Wahl für das neue Miniſterium zu treffen? Auch war dies gar nicht ſo mißlich, als wohl manches gutgezogene Kind des Feſtlandes im erſten Augenblick meinen möchte. In einem Staate nämlich, der eine wirkliche rechtliche Grundlage gewonnen hat, in einem Staate, wo das Geſetz und nicht die Willkühr regiert, in einem Staate, wo Gemeingeiſt und Achtung vor dem Geſetze herrſchen, in einem Staate endlich, wo die großen Schildhalter der Freiheit: Oeffentlichkeit, freie Preſſe und Geſchwornengericht, ihre ſtete, ebenſo kräftige als nachhaltige Wirkung äußern, wird jede Parthei, welche zur Gewalt kommt, zunächſt auf die Wahrung der Geſetzlichkeit zu denken haben; es iſt dies die Bedingung ihres Gewordenſeins, es iſt dies, wenn die Geſetze nur einigermaßen etwas taugen, und das Volk den ernſtlichen Willen hat, Gebrauch davon zu machen, die Bedingung ihres Fortbeſtehens. Ebenſo aber wird jede neue Gewalt nicht ganz und völlig von der Erbſchaft ſich los machen können, welche die ihr vorausgegangene wohl oder übel ſammelte und ſelbſt wenn die neue in den entſchiedenſten Gegenſatz ſich zu ihr ſetzt, wird, ſo lange dieſer Gegenſatz ſeine Durchführung nicht erhalten, das von früher Vorhandene ſelbſt ſeinem abgeneigten Nachfolger förderlich ſein und ſomit den Uebergang vermitteln.

Wohl mochten aber auch bisweilen noch andere Gründe, wenn der König von England ſeine Miniſter aus den Reihen der Whigs, alſo der Opoſition, nahm, mitwirken. Zumal wenn er die Häupter der letzteren für das Syſtem der Regierung gewinnen wollte. Aber wenigſtens die engliſche Geſchichte liefert gewiß ebenſoviele Beiſpiele, daß ſolche perſönlich königliche Abſichten entweder gar nicht in Erfüllung gingen, oder doch nur auf eine ſehr unvollſtändige Weiſe. Denn konnte auch der König ſeine Miniſter wählen, ihnen Titel und Orden verleihen, ſo war doch ihr Verbleiben im Amte nothwendig durch die ſchon erwähnte Unterſtützung der Mehrheit im Parlamente bedingt. Sogenannte Coalitionsminiſterien aber, das heißt ſolche Miniſterien, welche aus den verſchiedenen Partheien gemiſcht ſind, bezeichneten regelmäßig nur eine Uebergangsperiode, nach deren Ablauf die eine oder die andere Parthei als Siegerin hervortrat; ſie waren das Ergebniß der Nothwendigkeit, im Parlament auf die Mehrheit der Stimmen zu rechnen, und eines einfachen Rechnungscalcüls, welches ergab, daß die Anhänger blos des einen Partheihauptes jene Mehrheit nicht ausmachten. Alſo erſchien es räthlich, durch Ziehung eines andern Partheihauptes oder einiger andern Partheihäupter in's Miniſterium, eine Anzahl Stimmen ihrer Anhänger zu gewinnen und dadurch jene nothwendige Mehrheit zu veranlaſſen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Land, mit deſſen Geſchichte und öffentlichen Verhältniſſen wir auf den vorausgegangenen Seiten uns beſchäftigten! Faſſen wir es noch einmal in ſeiner Geſtalt auf, wie es kräftig, reich, vollſaftig, fleißig, einflußreich zu Land und allmächtig auf dem Meere, mit ebenſovieler Schöpfungs- als Verbindungskraft des Nothwendigen und Nützlichen und faſt ebenſo ſehr des Schönen, durch nicht wenige Hemmketten gefeſſelt und durch öffentliche oder heimliche Feinde bedroht, dennoch einer erhabenen Beſtimmung zuſchreitet! Wie es, von einer fürchterlichen Nationalſchuld faſt zuſammengedrückt, von allen Uebeln geplagt, welche zu reichliche Induſtrie, zu wenig gleichmäßige Vertheilung der Glücksgüter zur Folge hat, theils von politiſch Unzufriedenen, theils von Hungernden bewohnt, welche nur zu oft dem Hunger und dem Elende erliegen, doch mit Würde und Zuſammenhang ſich bewegt, Uebeln der Gegenwart auszugleichen ſucht und Uebeln der Zukunft nach Möglichkeit begegnet! Wie ſelbſt die abſoluteſten Herrſcher des Feſtlandes um ſeine Freundſchaft ſich bemühen, wie neben der engliſchen Preſſe auch das Parlament Englands wahrhaft das Aſyl freiſinniger Aeußerungen iſt, und dort die Zeitbegebenheiten, welche ſich als Streitverkündigungen der unumſchränkten Herrſcher des Feſtlandes an die Freiheit darſtellen, immer ihre ſchärfſte, ihre ungehemmteſte Beurtheilung finden! Wie jener öffentliche Geiſt, jener Nationalgeiſt, jener **public Spirit**, welcher einen Hauptzug im öffentlichen Charakter des Engländers ausmacht und alle Volksklaſſen, von der niedrigſten bis zur höchſten durchdringt, im Inneren regelt und ordnet, nach Außen eine feſte Gliederung bildet! Ja, von jener **magna charta** an bis zu den großen Maßregeln der Reform, welche, von den Whigs in's Leben gerufen und von den Tories nicht länger mehr mit Erfolg beſtritten, die letzten Jahrzehnte in England entſtehen ſahen, war das Land häufig unglücklich, häufig in den peinlichſten Lagen innerer und äußerer Bedrängniſſe, aber noch immer fand es, zunächſt auf ſich ſelbſt geſtützt und in den meiſten Fällen noch Andern eine Stütze, Geltung und wachſendes Anſehen im europäiſchen Völkerrathe. Der Blick nach Außen, auf ſo viele Länder, Gebiete theils des Staates ſelbſt, theils einzelner großer Geſellſchaften, mußte nothwendig dadurch geſchärft werden, und der Blick nach Innen, bei einer Maſſe Unerfreulichen und ſelbſt bei Zuſtänden in der Geſellſchaft, wie ſie keineswegs als Muſterzuſtände gelten können, war um ſo mehr veranlaßt, in der Geſtaltung des Staates, in ſeinen Bürgſchaften für die Freiheit, in ſeinem Anerkenntniſſe des individuellen Rechtes und in der Großartigkeit ſeiner unmittelbaren Schöpfungen ein Gegengewicht zu ſuchen.

Mit wenigen Worten: England, bei großen Uebeln, welche aber weniger eine Folge ſeiner öffentlichen Einrichtungen als der Weiſe, wie ſein Privatrecht ſich bildete, und ſeiner Eigenſchaft als Induſtrieſtaat ſind, iſt doch das freieſte Land Europa's; ſeinen öffentlichen Einrichtungen verdankte es ſeiner nachhaltigen Willenskraft; ein Geiſt der Gemeinſamkeit durchweht es, vor dem alle Partheien ſich beugen, und eine Fülle von Lebenskraft, von Zukunft birgt ſich in ſeiner ganzen glücklichen Miſchung von Lebhaftigkeit und Zähheit, von Neigung für's Hergebrachte und doch auch wieder vom allgemeinen Bedürfniſſe geleiteten Wunſche nach Verbeſſerungen, — eine Fülle von Lebenskraft und Zukunft, welche der Deutſche auch in ſeinem geliebten Vaterlande wahrzunehmen glaubt und denen günſtige Sonnen lächeln mögen!

Charles James Fox, der dritte Sohn von Henry Fox und Georgine Caroline, der älteſten Tochter des Herzogs von Richmond, ſtammte aus einem ehemals bürgerlichen Geſchlecht in Wiltſhire. Sein Großvater, Sir Stephan Fox, der Stifter des Chelſea-Hoſpitals, ward wegen ſeiner Verdienſte um das Haus Stuart, nach der Wiederherſtellung deſſelben, zum Ritter, dann zum Lord der Schatzkammer ernannt. Seine Mutter, aus dem berühmten Hauſe Lennox, war eine Urenkelin Königs Karls des Zweiten, von deſſen natürlichem Sohne. Sie ward im Jahr 1762 zu einer Baroneß von Holland erhoben. Fox's Vater trat ſchon frühe öffentlich auf, und ſeine Eigenſchaft als Tory und ausgezeichneter Parlamentsredner verhalfen ihm bald zu hohen und einträglichen Poſten. Er ward Kriegsſecretär, dann Staatsſecretär für die ſüdlichen Provinzen und nachdem ihn der große Pitt, ſpäter Graf Chatam, aus ſeinem Poſten verdrängt hatte, Generalzahlmeiſter der Armee. In dieſer Eigenſchaft erwarb er ſich ein großes Vermögen, wie es ſcheint nicht auf die redlichſte Art. Jedenfalls mußte er öffentlich Vorwürfe darüber hören, und die Stadt London nannte ihn in einer Bittſchrift „den Veruntreuer unberechneter Millionen.“ Indeſſen ſchadete das nichts ſeiner Stellung bei Hofe; im Gegentheil erhielt er, vielleicht mit auch wegen des Rangs ſeiner Gemahlin, im Jahr 1763 den Titel Baron Holland von Foxley und die Pairswürde.

Der junge Fox war ein Knabe von den glücklichſten Anlagen und zugleich der Liebling ſeines Vaters. Die Familie hatte gerade ſeinen älteſten Bruder durch den Tod verloren; man erzog ihn daher in der größten Zwangloſigkeit mit zu vieler Nachſicht. Schon von ſeiner Kindheit an beſtimmte ihn ſein Vater zur parlamentariſchen Laufbahn; er unterredete ſich immer mit ihm wie mit einem Manne und machte ihn ſchon vor der gewöhnlichen Zeit wirklich dazu.

Fox ſprach frühe das Franzöſiſche ſo geläufig wie das Engliſche. Von öffentlichen Schulen beſuchte er zuerſt die Schule zu Weſtminſter und dann die zu Eton. Er machte große Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, aber zugleich zeigte ſich bei ihm — eine Folge ſeiner zu nachſichtigen Erziehung und ſeines lebhaften Temperaments — ein großer Hang zu Vergnügungen. Der dreizehnjährige Fox war der Erſte unter ſeinen Jugendfreunden. Dieſe, die auch als Männer ſeine treuen Freunde blieben, wie der Graf von Fitzwilliam, Lord Carlisle, der Herzog von Leinſter u. A. ſahen in ihm den künftigen Staatsmann und Redner. Sein Mitſchüler Carlisle rief ihm in einer Ode prophetiſch zu: „Wie wird einſt mein Fox, allein, blos durch die Kraft ſeiner Talente das ſtürmiſche Unterhaus erſchüttern und die Herzen furchtſamer Staatsmänner beſeelen! Umher ſtehen die Pairs und die Gemeinen und lauſchen deinem Befehle! Tullius Geiſt wird ſeine Kraft dir geben, ſeine nachdrucksvolle Anmuth deine Worte ſchmücken. Das Lob, das Pitt, das Townshend je verdienten, das wartet alles auf dich, mein Fox.“

Unter den Knaben in Eton ſpielten mehrere ſehr hoch. Auch Fox ward davon hingeriſſen und ſein Vater ließ es ihm an Mitteln dazu nicht fehlen. Aehnliches geſchah in Spa, dem bekannten Badeorte in Belgien, wohin er, 14 Jahre alt, mit ſeinem Vater in den Schulferien gegangen war. Fox verlor hier große Summen und ſein Vater, der in der verkehrten Weiſe der vornehmen Welt dies als ein Mittel anſah, ihn für ſeinen künftigen Beruf als Staatsmann vorzubereiten, zahlte auch dieſe Beträge ohne Unwillen.

Indeſſen wirkte doch derſelbe Vater fortgeſetzt in beſſerer Weiſe zu jenem Zwecke. Er ließ den Sohn über Alles ſeine Meinung frei heraus ſagen: das beſte Mittel zugleich eine Meinung zu bilden. Er achtete darauf, daß er richtig ſich ausdrücke. Selbſt ſeine von ihm verfaßten Staatsſchriften gab er dem Sohne zu leſen und nahm einmal wirklich die Veränderungen auf, die dieſer vorſchlug. Eine andere Erzählung geht ſogar noch weiter, indem ſie den jungen Fox eine ſolche Staatsſchrift mit den Worten: „Sie iſt zu ſchwach!“ in's Feuer werfen läßt, worauf der Vater ruhig eine zweite ſtärkere abfaßte.

Von Eton ging Fox nach Oxford, um dort ſeine Studien zu vollenden und, während er den größten Theil ſeiner Zeit, vorzüglich die Nächte, dem Spiele und andern Zerſtreuungen widmete, doch auch gleichzeitig in der claſſiſchen Literatur, alten Geſchichte, Geographie, Philoſophie und Alterthümern die größten Fortſchritte zu machen. An das Studium ſogenannter Fachwiſſenſchaften war nach dem Plane der Anſtalt überhaupt nicht zu denken.

Neunzehn Jahre alt begab ſich Fox auf Reiſen. Er faßte im Fluge die Hauptzüge der Staatsform, der Sitten und der Literatur von Frankreich und Italien auf. Die bildende Kunſt zog ihn am Meiſten an. Sein Urtheil wurde reifer; ſein Geſchmack geläuterter. Aber gleichzeitig ſtürzte er ſich in alle Genüſſe einer lebensvollen Jugend, er ſpielte und trank, und trieb die Verſchwendung ſo weit, daß ſelbſt ſein nachſichtiger Vater zuletzt ermüdete, und viele Schulden des Sohnes in Paris lange unbezahlt ließ. **Fox** war als einer der erſten Stutzer nach London zurückgekehrt. Man ſah ihn Chapeau bas gehen, in Schuhen mit rothen Abſätzen und blau gepudertes Haar tragen.

Fox's Vater wollte in dem Lieblingsſohn ſchnell den großen Staatsmann reifen ſehen. Darum ließ er ihn bereits im Jahr 1768 von dem Flecken Midhurſt in der Grafſchaft Suſſex zum Parlamentsmitgliede wählen.

Fox's erſte Rede war gegen einen ausgezeichneten Whig der damaligen Zeit, Hrn. **Wilkes**, der in der Kings-Bench gefangen ſaß und in einer Sache gerichtet, wo das Recht auf Wilke's Seite war. Seine große Jugend, die Wirkungen ſeiner Erziehung, die Vorurtheile ſeiner Familie und die Wünſche eines zärtlichen Vaters, alles dieſes mochte wohl hierbei auf ihn einwirken. Aber auch ſonſt ſprach **Fox** ſo eifrig im Sinne der Miniſter, daß er bald für einen ihrer beſten Vertheidiger galt.

Lord **North**, der damals an der Spitze des Miniſteriums ſtand, erkannte bald, wie wichtig es für ihn war, die Talente und beſonders die ausgezeichnete Beredſamkeit des jungen **Fox** auf beſtimmtere Weiſe an ſich zu feſſeln. Er veranlaßte daher im Jahr 1770 ſeine Ernennung zum Mitgliede der Admiralitätscommiſſion und im Jahr 1773 zum Commiſſär bei der Schatzkammer und zum Buchhalter der königlichen Schatzkammer von Irland.

Im Jahr 1774 ſtarb Lord **Holland**, der Vater **Fox's**, und gleichzeitig trübten ſich die Verhältniſſe des Letzteren zum Miniſterium. **Fox** hatte von ſeinem Vater ein Vermögen von 4000 Pfund Sterling jährlichen Einkommens geerbt, aber zugleich waren Schulden zu bezahlen, (kein Wunder, denn die Wucherjuden hatten ihm die Darlehen gegen 500 pro Cent gemacht!) und wenn auch der Reſt ſeines Erbtheils noch als anſehnlich genug gelten konnte, ſo war doch auch er bald durch Spiel und Verwendungen auf Wettrennen vergeudet. Die erſten Anläſſe, weßhalb Fox aus dem Miniſterium trat, ſind weniger klar, als der letzte entſcheidende Schlag. Zunächſt mochte er durch eine ſeinem Geiſte ſo natürliche Bewunderung großer Talente zu einigen Mitgliedern der Oppoſition, vorzüglich zu Burke, ſich hingezogen fühlen. Er widerſprach ſeitdem einigemal' der Regierung und unterſtützte die von William Meredith in's Unterhaus gebrachte Bill: daß es nicht mehr nothwendig ſein ſolle, ſich zu den 39 Artikeln der engliſchen Kirche zu bekennen. Als nun Lord North im Jahr 1774 eine neue Commiſſion bildete, ſo kündigte er Fox ſeine Entlaſſung an. „Seine Majeſtät“ ſchrieb er, „haben für gut befunden, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen; ich finde Ihren Namen nicht darunter.“

So ward Fox ein Mitglied der Oppoſition, aus einem Tory ein Whig. Der Verluſt ſeiner Aemter, die Verſchwendung ſeines Vermögens ſchienen ihm neue Kräfte und das Gefühl edler Unabhängigkeit gegeben zu haben. „Er betrat ſeine Laufbahn als Patriot,“ heißt es in den **Publics Caracters**, (1789) „und handelte nach Grundſätzen, welche ein Locke aufrecht erhalten hat und welche ein Sidney ohne Erröthen unterſtützt haben würde.“ Aber von da an blieb ſich auch Fox's politiſches Leben in der Hauptſache immer gleich.

Nie vereinigte, weder vorher noch in der Folge, die Oppoſition im engliſchen Unterhauſe ſo ausgezeichnete Männer, als damals, wo Burke, Fox, Barré, Dunning und Saville ihr angehörten. Fox insbeſondere hatte von ſeinen bisherigen Spielzeugen wilder Jugend ſich mehr und mehr entfernt. Dagegen blieben ihm ſeine Anmuth des Umgangs, eine große Offenheit des Gemüths und ein entſchiedenes, kühnes Wollen, welches jetzt erſt ſeinen rechten, ihm ebenbürtigen Gegenſtand gefunden hatte. Jedes der genannten Oppoſitionsmitglieder war bei der Debatte über die große, ſeit Kurzem erſt beſtrittene Frage: Ob die Kolonien ohne eigne Vertretung vom engliſchen Parlament beſteuert werden dürften? in ſeiner Weiſe wirkſam. Ihnen Allen voran ſtanden Fox und

Burke; aber Burke zürnte gegen die Urheber des amerikaniſchen Kriegs, weil er unpolitiſch ſei, während der jüngere, kühnere und heftigere Fox ihn wegen ſeiner Ungerechtigkeit verdammte.

Es ging in Erfüllung, was Fox und ſeine Freunde vorausgeſagt: der amerikaniſche Krieg ward unglücklich geführt und immer ſtürmiſcher ſprach ſich der öffentliche Unwille in England aus. North verlor die Stimmenmehrheit im Unterhauſe und in Folge dieſes Umſtandes mußte er ſeine Stelle als Miniſter aufgeben (1781).

Kurz vorher, bei der Parlamentswahl im Jahr 1780, war Fox nach großen Schwierigkeiten, welche ihm die Familie Newcaſtle und die Krone bereiteten, zum Stellvertreter der Stadt Weſtminſter, dieſes reichen und prächtigen Theiles von London, gewählt worden.

An die Spitze der Verwaltung trat an Lord North's Stelle der Marquis von Rockingham und Fox erhielt im Frühjahr 1782, als Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, einen Platz im Cabinet. Aber nicht lange ſollte Fox auf dieſem, wahrhaft für ihn geſchaffenen Poſten, ſeinen Geiſt und ſeine Leichtigkeit in der Behandlung der Geſchäfte entfalten. Denn in Folge des plötzlichen Todes des Lords Rockingham und der Berufung des Lords Shelburne an ſeine Stelle, trat Fox mit der Aeußerung, „nicht privatim ſeine Einſtimmung zu Planen geben zu wollen, zu denen er ſich nicht öffentlich und ſtandhaft bekennen könne“, aus dem Miniſterium. Ihm folgten noch mehrere ſeiner Freunde.

Lord Shelburne ſchloß ſogleich nach der Bildung ſeines Miniſteriums Frieden mit Amerika, Frankreich, Spanien und Holland (im Jahr 1783), nicht jedoch ohne im engliſchen Parlamente lebhaften Widerſpruch zu finden. Die vereinten Partheien von Fox und Lord North, der ebenfalls nach ſeinem Rücktritte aus dem Miniſterium ſeine Stellung als Mitglied des Unterhauſes beibehalten hatte, griffen die Miniſter an, ſowohl wegen der vielen Opfer, die England ſeinen Gegnern bringen mußte, als auch beſonders darüber, daß man das Schickſal der amerikaniſchen Loyaliſten nicht geſichert, ſondern, indem man ſich begnügt, ſie der Milde des Congreſſes zu empfehlen, ſie dergeſtalt der Rache ihrer leidenſchaftlichen Mitbürger Preis gegeben habe. Bei dieſem Kampf ſtand Shelburne ein erſt 23 jähriger Jüngling zur Seite: William Pitt, der Sohn des älteren Pitt (Grafen Chatam), von Shelburne in ſein Miniſterium berufen. Mit beißender Schärfe fragte er Fox und deſſen Freunde: Ob ſich etwa die Umſtände ſo geändert hätten, daß, was ihnen noch vor Kurzem wünſchenswerth geſchienen, jetzt ein Unglück ſei? „Doch in der That,“ fügte Pitt hinzu, „vor Kurzem noch hätte Fox den Frieden abſchließen können; er ſaß im Miniſterium, jetzt nicht mehr; dies iſt der neue Zuſtand der Alles verändert.“

Welche Beweggründe aber auch bei Fox, indem er ſich mit Lord North verband, die leitenden geweſen ſein mögen, und ſelbſt angenommen, daß er dabei vom Verſuche, das neue Miniſterium zu ſtürzen, nicht frei war, immer bleibt übrig, daß Fox nur dann hoffen durfte, ſeine Coalition mit Lord North im Parlamente und in einem gemeinſchaftlichen Miniſterium in ihren Ergebniſſen gebilligt zu ſehen, wenn dieſe Ergebniſſe der öffentlichen Meinung entſprachen; daß er das Volk auch da wieder als ſeinen oberſten Richter anerkannte und anerkennen mußte.

Die Coalition kam zum Ziel; das Parlament tadelte in einem förmlichen Beſchluſſe die Friedensbedingungen. Alſo legten die Miniſter — unter ihnen Shelburne und Pitt — ihre Stellen nieder und der König — damals Georg der Dritte — traf die erforderlichen Anſtalten zur Bildung eines neuen Miniſteriums. Dieſes wurde, nach lebhaften Erklärungen der Oppoſition, die durch ihre Kühnheit dem Könige wohl den Sieg aber keine Zuneigung abgewinnen konnte, am 2. April 1783 aus Fox's Freunden zuſammengeſetzt. Der Herzog von Portland erhielt die erſte Stelle, Lord North und Fox wurden zu Staatsſecretären, jener für die inneren, dieſer für die äußeren Angelegenheiten ernannt. Unter den übrigen hohen neuen Staatsbeamten befanden ſich auch die Mitglieder der Oppoſition **Burke** und **Sheridan**.

Fox brachte bald im Parlamente eine Bill zur beſſeren Verwaltung der oſtindiſchen Angelegenheiten in Vorſchlag. Ihr Hauptinhalt beſtand darin, daß die beiden bisherigen Verwaltungsbehörden, die Direktoren und die Actionäre, abgeſchafft werden und eine Behörde von ſieben durch das Parlament zu wählenden Perſonen an ihre Stelle treten ſollte. Dieſer Vorſchlag fand heftigen Widerſpruch. **Pitt**, nun an der Spitze der Oppoſition, nannte ihn den kühnſten, beiſpielloſeſten und beunruhigendſten Verſuch zur Ausübung der Tyrannei, die die Geſchichte dieſes oder eines anderen Landes geſchändet habe. Er faßte die Sache von dem Geſichtspunkt auf, daß die Bill als gewaltſamer Eingriff in die verbrieften Rechte einer anerkannten Geſellſchaft das Eigenthum bedrohe, und äußerte zugleich Furcht für die Freiheit und für die Verfaſſung, wenn die Miniſter bei ihrem Einfluß auf das Parlament die Herrſchaft über Oſtindien in die Hände bekämen. Zur Vertheidigung derſelben hielt **Fox** eine ſeiner glänzendſten Reden. „Was iſt,“ ſagte er, „der Zweck alles Regierens? Gewiß das Wohl der Regierten: Andere mögen anderer Meinung ſein, aber dies iſt die meinige, und ich ſpreche ſie öffentlich aus. Was ſollen wir von einer Regierung denken, deren Glück aus dem Unglück ihrer Unterthanen entſpringt, deren Größe aus dem Elend der Menſchheit erwächſt? Dies iſt die Regierungsweiſe, die unter der oſtindiſchen Compagnie über die Eingeborenen Oſtindiens ausgeübt wird, und der Umſturz dieſer ſchändlichen Regierung iſt der vornehmſte Zweck der in Rede ſtehenden Bill. Dreißig Millionen Menſchen verfluchen uns jetzt als Tyrannen. Man wendet ein, der Freibrief der Compagnie dürfe nicht verletzt werden. Ich entgegne, ein Freibrief iſt eine Vollmacht, die an eine oder mehrere Perſonen behufs der Leiſtungen einer Wohlthat ertheilt wird. Wird die Vollmacht gemißbraucht, wird die Wohlthat nicht geleiſtet, und entſpringt dieſer Mangel aus erſichtlicher Schuld, oder, wie in dem vorliegenden Falle, aus erſichtlicher Unwiſſenheit und Schlechtigkeit, und wollte man ſagen, daß die Vollmacht dennoch, nicht zurückgenommen und in andere Hände gelegt werde dürfte, ſo wäre dies eine Batterie gegen den ſtärkſten Pfeiler der brittiſchen Verfaſſung. Souveräne ſind heilig und man iſt ihnen jede Art der Ehrfurcht ſchuldig; dennoch mit aller meiner Anhänglichkeit an die Perſon der erſten Obrigkeit, hätte ich unter der Regierung Jakobs des Zweiten gelebt, ich würde gewiß alle meine Kräfte angeſtrengt und an dem berühmten Kampfe Theil genommen haben, welcher ein Königreich von erblicher Knechtſchaft errettete und die Gültigkeit des Grundſatzes in die Jahrbücher der Geſchichte eintrug, daß gemißbrauchte Vollmacht widerruflich iſt.“

Dieſe Entwickelung war allerdings nicht geeignet, den König für die Bill günſtiger zu ſtimmen. Er erklärte daher, als dieſelbe mit einer Mehrheit von 106 Stimmen im Unterhauſe durchgegangen war und vorausſichtlich dasſelbe im Oberhauſe bevorſtand, mehreren ihm ergebenen Lords, daß er zwar von ſeinem verfaſſungsmäßigen Rechte, die Beſtätigung zu verweigern, keinen Gebrauch machen werde, wenn ſie auch im Oberhauſe durchgehen ſollte, daß er aber in dieſem Fall die Krone niederlegen und ſich nach Hannover zurückziehen werde. Darauf äußerte Lord Temple öffentlich im Oberhaus: der König würde den für ſeinen Feind halten, der für die Bill wäre. Vergebens ſchrie man im Unterhauſe, ein ſolches Verfahren ſei verfaſſungswidrig. Die Bill wurde im Oberhauſe mit einer Mehrheit von nur 8 Stimmen verworfen und — was davon die, nach Allem dem König ſehr erwünſchte Folge war — das Miniſterium entlaſſen.

Auf dieſe Weiſe trat Fox abermals in den Privatſtand zurück, ohne andern Einfluß als denjenigen, welchen ſeine ſeltene Perſönlichkeit, ſeine großartige Freiheitsliebe und ſein wohlwollendes Herz ihm unter allen Umſtänden verſchaffen mußten. Denn auch um ſich Vortheile zuzuwenden, wie vorher North und nach ihm Pitt im reichen Maße thaten, hatte er die wenn gleich kurze

Zeit ſeiner Verwaltung nicht benutzt und er konnte, als er am Tage nach ſeiner Entlaſſung im Unterhauſe ſeinen Platz auf der Seite der Oppoſition einnahm, beim Beginne einer Rede ſagen: „Hier ſtehe ich, ſo arm als ich war.“

Lord Temple übernahm nach der Entlaſſung der Miniſter die Oberſtelle nur auf wenige Tage. Ihm folgte William Pitt, als erſter Lord der Schatzkammer. Eilf Jahre jünger als Fox und neun und zwanzig Jahre jünger als Burke, beſaß er nebſt der Gunſt des Königs zugleich das Vertrauen des Volks auf ſeinen redlichen, offenen und ſtrengen Charakter. Weiter ihm zur Seite: alle Großen, mit Vorrechten begünſtigten Geſellſchaften und alle reichen Leute. Ihm gegenüber: die Mehrheit im Parlament, worunter, außer Fox und ſeinen zahlreichen Anhängern, im Oberhauſe auch der Prinz von Wales. Dies machte auf den König, auch als Vater, einen tiefen und ſchmerzlichen Eindruck. Das Volk bemerkte dies bald und gutmüthig bewies es dem Könige in dieſer Zeit mehr Theilnahme, als während ſeiner ganzen vorherigen Regierung. Der Prinz von Wales hingegen und Fox wurden im Theater und an allen öffentlichen Orten mit Mißvergnügen, oft mit lautem Unwillen aufgenommen.

Pitt machte nun in dem gleichfalls erneuerten Parlamente einen andern Vorſchlag über die Angelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, von welchem Burke mit Recht ſagte, er gebe der Krone einen Einfluß, welcher weit über den hinausgehe, den der erſte Vorſchlag von Fox gegeben haben würde. Indeſſen ging der Vorſchlag am 4. Auguſt 1784 durch. Bald darauf ſtellte Fox den Satz auf: das Haus der Gemeinen habe das Recht und müſſe es haben, bei Ernennung der Staatsminiſter Nein zu ſagen. Die von ihm vorgeſchlagenen Schreiben an den König aber, die das Recht der Gemeinen geltend machen ſollten, daß ſie, auch ohne den Miniſtern Thatſachen zur Laſt zu legen, auf ihre Entfernung bringen könnten, blieben ohne Erfolg. Der König wies entſchloſſen die Bitten des Unterhauſes zurück und löſte das Parlament auf, hoffend, in einem neuen die Stimmenmehrheit zu erlangen. Dabei berief er ſich in ſeinem Erlaſſe ausdrücklich auf das Urtheil ſeines Volks.

Die Oppoſition und Fox verſuchten unterdeſſen Alles, dieſe Auflöſung zu verhindern. Sie wollten die Bewilligung der Gelder zum Unterhalte der Krone, des Hofſtaates und der Hofämter, ſo wie der Gelder für das Heer hingehalten oder ganz verweigert. Aber beides mißlang und das Unterhaus bewilligte das Verlangte. Nun erklärte Fox im Parlamente, er habe für die Nation Alles gethan, was ein Freund des Volkes thun könne; allein da er ſehe, daß man thöricht gegen ſein eignes Recht handle, ſo wolle er ſich zurückziehen und die Geſchäfte im Hauſe gehen laſſen, wie ſie möchten. In den übrigen Verhandlungen war die Stimmenmehrheit der Oppoſition endlich bis auf eine einzige gefallen; aber vollſtändig konnte der Miniſter doch nicht ſiegen.

So erfolgte endlich die Auflöſung des Parlaments und es galt nun, wer für das neue gewählt werden würde. Pitt und der König ſiegten. Mehrere Mitglieder der Oppoſition verloren ihre Plätze im Hauſe der Gemeinen und Fox ſelbſt erlangte nur durch ſeine Verbindungen, daß er für die Flecken Tain und Dingwall wieder in's Unterhaus kam. Allein ſeine Ehre erforderte ſeine Wiedererwählung für Weſtminſter. Ungeheuer waren da die Anſtrengungen beider Partheien. Der Prinz von Wales, eine Menge anderer Großen, vorzüglich die Häuſer Portland und Devon'ſhire, viele Frauen, unter denen die Herzogin von Devonſhire die thätigſte war, bemühten ſich, für Fox die Wahlſtimmen von Weſtminſter zu erhalten, mit einem Eifer und einem Koſtenaufwand, von dem man vorher kein Beiſpiel gehabt hatte. Es geſchah bei dieſer Gelegenheit, daß ein Schmied oder ein ruſiger Kohlenhändler für einen Kuß auf die Wange der ſchönen Herzogin ihrem Schützlinge ſeine Stimme gab. Als Fox ſelbſt zu einem Krämer kam und ihn um ſeine Stimme bat, überreichte ihm dieſer einen alten Strick mit den Worten: „Ich kann Ihnen mit weiter nichts dienen," worauf Fox ohne alle Verlegenheit antwortete: „Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen; ich will Sie jedoch nicht berauben, da dies ein Familienſtück zu ſein ſcheint." Fox ſaß ſchon längſt im Hauſe als Vertreter jener ſchottiſchen Flecken, als die Wahl von Weſtminſter zwiſchen ihm, Lord Hood und Sir Cecil Wray noch ſchwankte. Zwar ergab ſich nach 42 Tagen eine Mehrheit für ihn von 235 Stimmen, allein da ſeine Gegner behaupteten, daß er eine Menge falſcher Stimmen erhalten habe, ſo wurde auf Wray's Verlangen eine Unterſuchung angeſtellt, welche bis in's Jahr 1785 dauerte, wo endlich das Haus den Ober-Sheriff nöthigte, die beiden Stellvertreter für Weſtminſter vorzuſtellen, nämlich den Lord Hood und Fox. So ward der lange, koſtſpielige Kampf für beide entſchieden.

Fox beſtritt jetzt mit neuer Kraft ſeinen großen Gegner Pitt. Doch ſtimmte er dem Plane des Miniſters zu einer Parlaments-Reform bei; ein Beweis, daß es ſelbſt in England mit der ſogenannten „ſyſtematiſchen" Oppoſition nicht ſo arg iſt, als man da und dort ſchon von unſeren viel zahmeren deutſchen Oppoſitionen zu ſagen verſucht hat. Doch wurde der Plan von der Mehrheit verworfen. Auf der anderen Seite nahm Pitt mit Bereitwilligkeit einen Vorſchlag an, den Fox bei Gelegenheit der Errichtung des Tilgungsfonds machte.

Die merkwürdigſte öffentliche Angelegenheit, an welcher um dieſe Zeit Fox einen thätigen Antheil nahm, war die gerichtliche Verfolgung des geweſenen Oberſtatthalters in Bengalen, Warren Haſtings. Einige Zeit vorher nach London zurückgekehrt, konnten ihn ſein hoher Rang, ſeine Reichthümer, ſeine Verbindungen nicht vor einer Anklage auf Hochverrath an der Sache der Gerechtigkeit, der Menſchheit und der britiſchen Nationalehre ſchützen. Ein Ausſchuß von Mitgliedern des Unterhauſes war ein ganzes Jahr mit dieſer Sache beſchäftigt geweſen. In Weſtminſterhall, einem ungeheuren an's Parlamentshaus ſtoßenden Saal, vor dem Oberhaus als Richter und vor einem ausgezeichneten Publikum, war der Schauplatz der öffentlichen Verhandlung. Alles großartig, würdig, prächtig; das für die Zuhörer erbaute Gerüſt hatte allein einen Aufwand von 6000 Pfund Sterling nöthig gemacht. Der vom Unterhauſe abgeordneten Kläger waren 20, unter ihnen Fox, Burke und Sheridan. Nachdem Burke mehrere Gerichtsſitzungen hindurch die Anklage mit hinreißender Beredſamkeit vorgetragen hatte, ſetzte Fox ſie fort und bezeichnete dabei ſo ſinnreich als richtig den Unterſchied zwiſchen den Pflichten eines Sachwalters und ſeinen eignen Pflichten als Abgeordneten des Unterhauſes, indem er ſagte: „der Advokat kann Alles vorbringen, was ſeine Sache befördern und das Urtheil leiten kann; dem Abgeordneten aber ſind Schranken geſetzt; er muß eigentlich nichts anführen, als was er glaubt im Stande zu ſein, auch nach gefälltem Urtheil noch geltend zu machen.“ Um dem Gefängniß zu entgehen, mußte Haſtings für ſich ſelbſt 20,000 Pfund Sterling Bürgſchaft ſtellen, und noch zwei andere Bürgen, jeden mit 10,000 Pfund, hinzufügen. — Im ſpäteren Verlaufe dieſes Prozeſſes nahm Fox nochmals das Wort, und ſeine Rede, die über drei Stunden dauerte, wurde für ein Meiſterſtück der Kunſt gehalten. Dabei gab ein Ausläufer jenes großen Prozeſſes Fox Gelegenheit, ſich über die Preßfreiheit und über Angriffe auf ſeine Perſon und über die Gerechtſame des Parlaments auf eine Weiſe zu äußern, welche ſteter Aufbewahrung werth iſt. Major Scott nämlich, ein Freund Haſtings und Mitglied des Unterhauſes, hatte in einer mit ſeinem Namen bezeichneten Druckſchrift geſagt: „Der Prozeß gegen Haſtings gereiche zur Schande der Nation, die öffentlichen Gelder würden ſchändlich verſchleudert, um einen einzelnen Menſchen wegen eingebildeter Verbrechen zu unterdrücken.“ General Burgoyne, als einer der Klageführer, rief das Haus um Schutz und Genugthuung gegen ſolche Aeußerungen an und ſelbſt Pitt fand die Forderung gerecht. Fox behauptete, daß trotz der zahlloſen Läſterungsſchriften, die ſonſt nichts verſchonten, ſich bis auf den Major Scott noch kein Menſch unterfangen habe, das Parlament in dem ehrwürdigen Charakter als Kläger der Nation zu verläumden. Dieſes und nicht ihres Gegners perſönliche Beleidigungen verdiene ernſtliche Strafe. Die Preßfreiheit ſelbſt müſſe nicht angetaſtet werden. Er bat daher öffentlich ſeine Freunde, Alles was jetzt und künftig wider ſie als Menſchen geſchrieben werde, wohl von den Angriffen auf die Klageführer des Parlaments zu unterſcheiden, wobei ſie nicht gleichgültig ſein könnten; das Andere wären kleine Uebel, unzertrennlich von den großen Wohlthaten der Preßfreiheit, des größten Segens, den die bürgerliche Geſellſchaft nur genießen könnte. „Trete auf, Verläumder!“ ſagte er, „verläumde, wenn du willſt, mein ganzes öffentliches Leben. Sage, wenn du willſt, daß die oſtindiſche Bill, die ich dieſem Hauſe vorlegte, zu gleicher Zeit die der Krone gehörige Gewalt und das Gleichgewicht der Conſtitution vernichten ſollte. Sage, wenn du willſt, daß mein ganzes politiſches Leben eine zuſammenhängende Kette von Feindſeligkeiten gegen das Wohl des Staates geweſen ſei. Wirf mir vor, wenn du willſt, all die Schwachheiten, die ich in meinem Privatleben mit dem größten Theil des Menſchengeſchlechts gemein hatte. Spare keine Worte und Ausdrücke, wenn es dir gefällt, mich wegen der mir als Menſch eigenthümlichen Leidenſchaften und moraliſchen Gebrechen zu beſchimpfen, thue alles Dies, aber greife die Inquiſitorial-Privilegien dieſes Hauſes nicht an, weil davon ſelbſt das Weſen des Staats und das Wohl von Millionen Menſchen abhängt.“ Aehnlich ſprach Burke, und das Unterhaus votirte einſtimmig dem Major einen Verweis, den ihm der Sprecher alsbald ertheilte. Der Verweis wurde auf Befehl des Hauſes gedruckt. Haſtings Prozeß dauerte bis 1795, wo der Angeklagte von den Gliedern des Oberhauſes, die einzeln ihre Stimme auf „ſchuldig“ oder „nicht ſchuldig“ abgaben, wegen (angeblich) mangelnder Beweiſe freigeſprochen und nur zu den Koſten verurtheilt ward, welche 70,000 Pfund betrugen. Die Compagnie entſchädigte ihn aber durch anſehnliche Geſchenke und Zahlungen. — Auf dieſe Weiſe war Haſtings glücklich aus dem Prozeſſe als ſchuldfrei hervorgegangen, während ihn die öffentliche Meinung, welche nur bei wirklicher öffentlicher Verhandlung gedacht werden kann, in die Reihe der Elenden und Verbrecher ſetzte.

Indeſſen bewies ſich Fox auch anderwärts ſeiner Stellung als Freund der Freiheit und des Volkes getreu. Gegen Pitt, der die Sache des Sklavenhandels in Ermangelung der noch nicht angelangten Nachrichten aus Weſtindien über dieſen Gegenſtand, bis zur künftigen Sitzung verſchoben haben wollte, verlangte er nebſt ſeinen politiſchen Freunden eine ſchleunige und unbedingte Abſchaffung des Sklavenhandels, und wirklich ging auch noch während dieſer Parlamentsſitzung eine Bill über die Zahl der in Schiffen von einer gewiſſen Größe mitzunehmenden Sklaven — freilich nur eine kleine Linderung des abſcheulichen Handels! — durch. Ermüdet von einem Wortkampfe ohne große Erfolge, reiſte Fox im Jahre 1788 nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Ihn begleitete Mrs. Armſtead, mit welcher er ſeit 1780 vermählt geweſen ſein ſoll und die er in der Folge als ſeine Gattin anerkannte. In Lauſanne hielt er ſich einige Tage bei dem berühmten engliſchen Geſchichtſchreiber Gibbon auf. „Von Politik kam nur wenig vor,“ ſchrieb Gibbon über ſeine mit Fox gepflogene Unterhaltung, „doch gab er mir in wenig Worten eine ſolche Charakterſchilderung von Pitt, wie ſie ein großer Mann von dem andern geben ſollte, mehr ſprach er über Bücher, von meinen eigenen an, über die er mir recht artige Sachen ſagte, bis auf Homer und die Tauſend und Eine Nacht; und viel über die Gegend, über meinen Garten, (was er weit beſſer verſteht, als ich); kurz! ich glaube, er beneidet mich, und würde es, wenn er auch erſter Miniſter wäre.“ — Und dann: „Die Leute ſtarren ihn als ein Wunder an; er zeigt aber wenig Luſt, ſich mit ihnen einzulaſſen.“

Fox konnte nicht lange in Italien verweilen. Eine beunruhigende Krankheit des Königs und ſeine Freundſchaft für den Prinzen von Wales rieſen ihn ſchleunig nach London zurück. Es fragte ſich, welche Maßregeln bei der Geiſteszerrüttung, die den König befallen, ergriffen werden ſollten. Eine Regentſchaft war durchaus nothwendig, und beſtimmte man Anfangs dazu, in Verbindung mit dem Prinzen von Wales, die Königin, den Großkanzler, den Erzbiſchof von Canterbury und den Präſidenten des geheimen Raths; da aber der Prinz ſich weigerte, mit einem Mitregenten gemeinſchaftlich zu herrſchen, ſo ſuchte Pitt, indem er dem Verlangen des Prinzen nachgab, doch zugleich durch Geſetze die Gewalt deſſelben, als Regenten, zu beſchränken. Dieſer Entwurf ſtieß aber auf die größten Schwierigkeiten und beſonders die Oppoſition wollte dem Regenten die Rechte des Königs erhalten. Lange Erörterungen und Unterſuchungen über Heilbarkeit und Unheilbarkeit des Zuſtandes des Königs durch eine aus Ober- und Unterhaus gewählte Commiſſion — worunter auch Pitt, Lord North, Fox, Sheridan u. A. — gingen voraus. Das Miniſterium wünſchte die Entſcheidung der Frage verſchoben, während die Oppoſition auf Entſcheidung drang. Fox behauptete ſogar, daß der Prinz von Wales eigenmächtig ohne weitere Anfrage das Staatsruder ergreifen könne, ebenſo als wenn der König geſtorben wäre. Dieſe Behauptung nannte Pitt einen Hochverrath an der Conſtitution des Landes; aber auch Fox warf den Miniſtern Hochverrath vor, auf Geſetze anzutragen, da doch beide Parlaments-Häuſer ohne königliche Zuſtimmung keine Geſetze machen könnten. Er ſagte, er werde nie die Lehre vertheidigen, als ob die Könige ein unläugbares Recht zur Krone vom Himmel her hätten; allein in gegenwärtigem Fall ſtehe dem Prinzen nach der Conſtitution dieſes Recht zu. Fox und ſeine politiſchen Freunde hatten Hoffnung, wenn der Prinz von Wales Regent würde, in's Miniſterium zu gelangen, und inſofern alſo ein perſönliches Intereſſe, deſſen Gewalt nicht beſchränkt zu ſehen. Auch machte man dies gegen Fox mit dem Zuſatze geltend, er, der ſtets die königlichen Vorrechte zu beſchränken geſucht, handle jetzt in einem ganz andern Sinne. „Allein,“ ſetzt Profeſſor Haſſe,*) indem er dies mittheilt, hinzu, „dieſer ſcheinbare Widerſpruch erklärt ſich leicht aus Fox's zwangvoller Stellung gegen Pitt, und aus dem peinlichen Gefühle, daß er ohne den völligen Umſturz des bisherigen Verwaltungsſyſtems nie den großen Anſichten ſeines kühn nach friſcher Thätigkeit ringenden Genie's ungehindert folgen könne.“ Im Verlauf dieſer Debatten, die Tag und Nacht dauerten, wurde Fox einmal durch Krankheit gehindert, einen Tag im Parlamente zu erſcheinen. Pitt verſchob deßhalb die Sitzung, weil er ohne Fox's Beifall oder Widerſpruch in dieſer Sache nichts thun wollte; ein Verfahren, worüber Burke mit Recht dem Miniſter viele Lobſprüche ertheilte. Endlich, nach langen Debatten, ſiegte die Anſicht Pitt's: der Prinz von Wales ward Regent, aber mit ſehr weſentlichen Einſchränkungen ſeiner Gewalt, welche eine eigne Bill feſtſetzte. Dabei ſollte ein eigens ernanntes geheimes Conſeil über die Perſon des Königs die Aufſicht führen und bei der zu hoffenden Geneſung deſſelben über ſeine Fähigkeit, den Scepter wieder zu führen, entſcheiden.

Eben in dem Augenblick aber, da der neue Regent mit der Ausübung ſeines Amtes beginnen wollte, wurde der kranke König wieder geſund und Pitt blieb ſein erſter Miniſter.

Im Verlauf der neuen Verhandlungen kam eine wiederholte Bitte der Diſſenters wegen Aufhebung der Teſt- und Corporations-Akte vor, durch welche jene nicht zur engliſchen Hofkirche Gehörigen verhindert wurden, bürgerliche, geiſtliche und Kriegsämter im Staat zu bekleiden. Lord North widerſetzte ſich lebhaft dieſer Aufhebung, wogegen Fox ſie eben ſo lebhaft vertheidigte. Er führte dabei beredt den Grundſatz aus, daß die Religion mit der Politik nur inſofern etwas zu thun habe, als die größere Cultur der einen durch Verbeſſerung der Sitten und Ausbreitung der Tugend unter den Bürgern des Staates, die guten Abſichten der andern befördern könnte. Nur eine kleine Majorität des Unterhauſes war gegen die Wünſche der Diſſenters und deutete beſtimmt genug den Sieg derſelben für eine ſpätere Zeit an.

---

*) Zeitgenoſſen, Erſter Band. S. 86.

Am 21. Januar 1790 hatte der König das Parlament eröffnet und bald kamen da die wichtigſten Angelegenheiten zur Sprache. Zunächſt der Sklavenhandel, wobei Fox die Parthei der Sklaven nahm, weil ſie, wie er ſich ausdrückte, Repräſentanten im Parlament hätten; er ſtimmte für die Abſchaffung des ganzen Negerhandels und vertheidigte Wilberforce, den bekannten unermüdlichen Feind jenes Handels, mit deſſen politiſchen Grundſätzen, wie er ſagte, er ſonſt gar nicht einverſtanden ſei. (Wilberforce war Tory.) Hier aber habe er recht gehandelt. Indeſſen wurde in der Hauptſache damals noch nichts entſchieden.

Der Antrag des Irländers Flood auf Reform des Parlaments veranlaßte noch umfaſſendere und lebhaftere Scenen. Burke, der eifrige Vertheidiger der Freiheit, tadelte die von den Franzoſen errungene Freiheit auf's Bitterſte, und verlor ſich überhaupt, wie Archenholz in ſeinen Annalen der britiſchen Geſchichte, vierter Band S. 15, bemerkt, „ſo ſehr in Behauptungen und ſinnloſe Aeußerungen, daß er bei Freunden und Feinden Mitleid erregte.“ Burke ſagte: „Ich bin ein Feind aller Revolutionen; auch die engliſche Revolution war ohne Nutzen; ſie hat unſere Glückſeligkeit auf keine Weiſe vermehrt; man verwechſelte blos einen Fürſten gegen den andern.“ Endlich griff er auch Fox an, weil er zum Lobe der franzöſiſchen Revolution geſprochen hatte, und äußerte die Befürchtung, daß Fox, nach dem Beiſpiel der neuen franzöſiſchen Geſetzgeber, das demokratiſche Intereſſe auch in England befördern wrüde. Geſchähe es, ſo müßte er vor den Folgen zittern und er würde ſeinen Freund, ſo ſehr er ihn auch wegen der Güte ſeines Charakters und der Vortrefflichkeit ſeines Herzens hochſchätze, dennoch ſogleich verlaſſen, und Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtände, ſich ſolchen Verirrungen zu widerſetzen, weil er nicht ruhig ſein könne, wenn die Rechte des Vaterlandes angegriffen würden.

Fox trat nun auf und ſagte, ſo lange er im Parlament ſitze, wäre er noch nie in ein ſo großes Erſtaunen verſetzt worden, als durch das, was er ſoeben gehört habe. Er bezeugte ſeine tiefe Verehrung für Burke und brach gerührt in die Worte aus: „Ich bin ſein Schüler in der Politik geweſen; ich habe ſeine Grundſätze theoretiſch angenommen und praktiſch befolgt; ich habe aus ſeinem Umgang mehr gelernt, als aus allen Büchern, die ich je geleſen.“ Er leugnete, daß er demokratiſche Abſichten hege, allein er geſtand, daß er mit Burke über die engliſchen und franzöſiſchen Revolutionen nicht einſtimmig dächte, weil Beide für das menſchliche Geſchlecht von den glücklichſten Folgen geweſen wären und noch ſein würden; er habe ſich gefreut, daß in Frankreich die Soldaten Bürger und die Bürger Soldaten geworden wären. Auch in Anſehung der Ariſtokratie denke er anders, als ſein Freund Burke, und wenn gleich in der britiſchen Staatsverfaſſung: Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie auf die glücklichſte Weiſe wären verbunden worden, ſo betrachte er doch den demokratiſchen Theil der Conſtitution als den wichtigſten und ſchätzbarſten unter den dreien. Nach Fox nahm Sheridan das Wort, um ſeinen Freund Burke nachdrücklich zurecht zu weiſen. Er nannte die Ausdrücke, die ſich jener gegen die franzöſiſche Nationalverſammlung erlaubt hatte, Schmähungen, die Perſonen von den größten Talenten und geprüfter Rechtſchaffenheit, als ein Lafayette und ein Bailly, nicht verdienten. Burke empfand dieſe Vorwürfe tief und er ſtand auf, um förmlich zu erklären, daß er alle Freundſchaft mit Sheridan aufgebe und ſich hiermit in Anſehung ſeiner politiſchen Grundſätze auf ewig von ihm trenne.

Burke's Verfahren, welches auch fortgeſetzt und bis zu ſeinem Tode (1797), parlamentariſch und ſchriftſtelleriſch bethätigt, ein höchſt feindſeliges gegen die franzöſiſche Revolution war, hat (ich glaube dies hier einſchalten zu müſſen,) den verſchiedenartigſten Beurtheilungen unterlegen. Während der Engländer Chalmers der Anſicht war, daß Burke bei einer einmal zur Vertheidigung ergriffenen Anſicht ſich durch glühende Einbildungskraft und Schultheorieen weit über alle Wahrheit hinausreißen ließ, und der Engländer Goldſmith von ihm ſagte, daß er ſeine unvergleichlichen Talente, ſtatt ſie zum Beſten der Menſchheit anzuwenden, blos zur Unterſtützung ſeiner Parthei gebrauchte, brachte ihm jener vorhin genannte deutſche Gelehrte in nachſtehenden Worten *) ſeine Huldigung dafür dar: „Mit ſcharfem Blicke in die Urſachen und Folgen jener politiſchen Erſchütterung eindringend, erkannte er ihr furchtbares Weſen und warnte mit Prophetenſtimme England vor gutmüthiger Bewunderung oder verwegener Nachahmung.“ Ganz anders K. Th. Welcker, indem er (Staatslexicon, erſte Aufl., fünfter Band, S. 664) ſehr beſtimmt andeutete, daß Burke durch eine, ihm wirklich nachher ausgeſetzte große Penſion von 40,000 Gulden für ſeine Sinnesänderung bezahlt worden ſei. Vielleicht ließe ſich, neben der Erklärung jener Engländer, noch als weitere Meinung geltend machen das höhere Lebensalter, was Burke zu jener Zeit (1791 wurde er 61 Jahre alt) ſchon erreicht hatte, und die, den menſchlichen Geiſt nicht ſehr ehrende Wahrnehmung, wie ſehr jener Umſtand — auch oft ohne äußere Beweggründe — auf Sinn und Stimmung einwirkt. Wie dem aber auch ſei: Ehre und Anerkennung bleibt um ſo mehr denjenigen, welche wohlgeprüften Grundſätzen auch unter ſchwieriger gewordenen Verhältniſſen (auch das Alter gehört dazu) treu bleiben und wo ſie einzelnen oder ſelbſt ganzen Reihen von Handlungen ihren Beifall nicht ſchenken können, doch immer den Grundſatz heilig halten und nicht um ſeiner verfehlten Anwendung wegen

---

*) Zeitgenoſſen, a. a. O. S. 87. 88.

ihn ſelbſt leichtſinniger oder feiger Weiſe opfern. Ehre und Anerkennung alſo auch Fox!

Jener Antrag Flood's auf eine Parlaments-Reform hatte übrigens keine Folge, indem, nachdem Pitt unbeſtimmte Zuſicherungen für eine ſpätere Zeit gegeben, Flood denſelben — offenbar eine Niederlage vorausſehend — ohne darüber abſtimmen zu laſſen, zurücknahm.

Eine Bittſchrift von Londoner Tabaksfabrikanten, worin ſie nicht allein das Drückende und Ungerechte der im vorigen Jahre eingerichteten Tabaks-Acciſe anzeigten, ſondern auch den Nachtheil derſelben für Handel und Staatseinkünfte bewieſen, hatte die Abhör einer Menge Leute, beſonders Tabaksfabrikanten und Acciſebeamten, vor den Schranken des Unterhauſes zur Folge. Es ging daraus hervor, wie nur zu ſehr Recht die Londoner Tabaksfabrikanten gehabt hatten. Sheridan hielt über dieſen Gegenſtand eine vortreffliche Rede, und nach Hrn. Byng, der die armſelige Idee des Tauſches von Freiheit gegen Einkünfte entwickelte, griff Herr Wyndham den Miniſter perſönlich an. Auch Fox trat auf und hielt eine Rede, die den Beifall von Freunden und Gegnern hatte. Er ſagte, daß Pitt allen Antworten auf Thatſachen ausweiche und ſtatt Beweiſen Drohungen brauche. „Widerſetzt man ſich der Ausdehnung des Acciſe-Syſtems, ſo heißt es: Wollt ihr die ganze Acciſe abſchaffen? Auf dieſe Frage würde ich antworten: Nein! dagegen aber will ich alle Kräfte aufbieten, die Ausdehnung derſelben zu hindern. Wenn ich die Acciſe betrachte, was iſt es, was ich daran bewundre? Nicht die Acciſe, ſondern den unaccisbaren Handel, der uns fähig macht, die Acciſe zu ertragen. Ich bewundre nicht den Ertrag der Biertaxe, ſo ſehr groß er auch iſt, ſondern die Induſtrie und den daraus fließenden Reichthum, wodurch wir in den Stand geſetzt werden, noch Bier trinken zu können." Er ſagte, die gleichlautenden Antworten aller abgehörten Perſonen, ſelbſt der Acciſebeamten, auf zwei Fragen, gäben eine Skizze von der ganzen Akte. „Kann man durch dieſe Akte den Schleichhandel hindern? Nein! Kann durch die

Akte der Unſchuldige zu Strafe kommen? Ja.“ — Er ſchloß ſeine Rede mit folgenden Worten: „Die Akte ſchafft Fälle von wahrer Unterdrückung; ſie ſetzt den Tabaksfabrikanten in einen Zuſtand, der den Bewohnern dieſes Landes fremd ſein ſollte; ſie erzeugt Geldſtrafen, die man nicht vermeiden kann, und führt ein Syſtem ein, das vor allen andern der Tyrannei und dem Despotismus am nächſten kommt, nämlich das, ſtrenge Geſetze in der Abſicht zu machen, den Beamten Macht zu geben, ihre Diskretion zu gebrauchen. Das Volk wird dadurch belehrt, daß die Geſetze grauſam ſind, und daß, wenn es Gerechtigkeit erwarte, es ſolche als eine Gunſt von den Dienern der Krone erlangen müſſe. Auf dieſe Weiſe ſind wir nicht mehr durch die Geſetze beherrſcht, ſondern durch die Menſchen, die ſolche machen. Die Geſetze ſind tyranniſch, despotiſch, ungerecht, unterdrückend und grauſam, aber die Diener der Krone können gerecht, gütig, nachſichtsvoll und wohlthuend ſein, wenn du ihr Günſtling biſt. Dies Syſtem iſt das wahre Element, woraus die niedrigſte Sklaverei hervorſteigen muß.“ „Wollen wir,“ ſagte er, „für Gold verkaufen, was kein Gold je wieder verſchaffen kann?“ — Bei der Abſtimmung war die Mehrheit des Unterhauſes, wenn auch nicht ſehr zahlreich, für das Miniſterium.

Die Angelegenheit der Diſſenters und die Abſchaffung des Teſteides kam auf dieſem Landtage abermals zur Sprache. Fox ſelbſt ſtellte hierauf den Antrag. Der Verfolgungsgeiſt, bemerkte er in ſeiner Rede, der aus dem ſtolzen Gedanken entſpringe, daß ein Menſch von eines andern Menſchen Religions-Meinung beſſer urtheilen könne, als dieſer andre ſelbſt, hätte die Geſetze gemacht, worüber die Diſſenters jetzt klagten; alles was dieſen Geiſt zeige, ſowohl in bürgerlichen als in Religionsſachen, wäre für ihn ein Gegenſtand des Abſcheues; daher verdiene eine benachbarte Nation die größte Verehrung, weil ſie den Geiſt der Intoleranz, der ſo lange die Schande ihrer Regierung geweſen wäre und der von jeher alle Staaten unglücklich gemacht, ausgerottet habe. Er zeigte, daß ſo aufgeklärt auch das jetzige Zeitalter wäre, ſo ſei die Toleranz in England doch eine ſehr neue Lehre. „Man hat uns oft wegen unſerer Duldungsakte geprieſen, allein worin beſtand ſie? Es waren vorgeſchriebene Glaubens-Artikel und eine Verordnung gewiſſer religiöſer Ceremonien, deren man ſich bei Annahme eines bürgerlichen Amtes bediente. Die wahre Toleranz iſt auf Grundſätze ſowohl der natürlichen als der chriſtlichen Religion gegründet; ſie beſteht in einem gerechten Mißtrauen gegen unſere eigenen Meinungen und empfiehlt Wohlwollen gegen unſere Nebenmenſchen.“

Nach ähnlichen weiteren Ausführungen bat Fox um die Erlaubniß, noch etwas zu ſagen, was ihn ſelbſt beträfe. Er drückte ſodann ſein Bedauern aus, daß ſein „edler Freund“ (Burke) in dieſer Sache nicht mit ihm einſtimmig wäre. „Aber,“ ſetzte er hinzu, “ſo ſehr ich ſeine Meinungen ehre, und ſo hohe Begriffe ich auch von ſeinem Verſtande und von ſeinen Einſichten habe, bei allen Streitfragen, wo von der Freiheit und den bürgerlichen Rechten der Menſchen die Rede iſt, ſo trete ich dennoch in Reih' und Glied, ohne Rückſicht, wer mir entgegenſteht. Es iſt der Stolz meines Lebens, zu einer Parthei zu gehören, die durch gleiche Grundſätze vereinigt worden iſt; man hat ſie zwar mit dem Schimpfnamen Whigs belegt, ſowie man die andere Parthei Tories nennt, allein kann der Name Whigs wohl anders als ehrenvoll ſein, da er die Unterſtützer der bürgerlichen und der Religionsfreiheit bezeichnet?“ Er äußerte, daß man ihn vielleicht wegen ſeines jetzigen Antrags mit dem die Kirche angreifenden Cromwell vergleichen würde, ſowie man ehemals geſagt hätte, daß er ſowie Cromwell die Krone angreife. Es ſei jedoch ſonderbar, daß dies eben die Diſſenters geſagt hätten, deren Sache er jetzt vertheidige. Er würde dadurch ſeine Popularität verlieren, allein er ſei überzeugt, daß der Tag kommen würde, wo die Welt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſe.“ Fox fand jedoch Gegner nicht blos in Pitt, ſondern wirklich auch in Burke, in letzterem mit auf den Umſtand hin, daß die Diſſenters das Wort natürliche Rechte gebraucht, oder, wie ſich Burke ausdrückte, von Frankreich erhaſcht und ſich damit bewaffnet hatten. Die Verwerfung des Antrags erfolgte nachher mit großer Mehrheit.

Das britiſche Miniſterium behandelte Frankreich in ſeinen neueren Entwickelungen, und beſonders die Nationalverſammlung, mit ausgeſuchter Gleichgültigkeit, während es zur nämlichen Zeit die Empörung der Belgier begünſtigte. Eine andere Stellung ergriff das britiſche Volk. Nie waren die Whig-Clubs in England, Schottland und Irland zahlreicher und thätiger als jetzt. Nicht allein große und mittlere Städte, ſondern auch kleine, hatten ſolche Clubs. Alle durch Einſicht und Tugend bekannten Männer drängten ſich herbei und wurden Mitglieder derſelben. In Irland, als dem gedrückteſten Theil des Landes, zeigte ſich der Freiheitsſinn noch mehr, als in England. Die Regierung war beunruhigt; ſie ſuchte — ein Mittel, was alſo nicht neu iſt — ihre Gegner durch die Benennung Faction in den Augen des Volks herabzuſetzen.

Beſonders wichtig war unter dieſen Umſtänden die im Juni 1790 Statt findende neue Parlamentswahl in England, Schottland und Irland. In Weſtminſter hatte man eine ſehr ruhige und ſchleunige Wahl erwartet. Denn nur zwei Wahlcandidaten waren dort aufgetreten: Fox, von der ganzen Macht der Oppoſition, und Lord Hood, vom Miniſterium unterſtützt. Beide hielten vom Wahlgerüſt herab eine Rede an's Volk und die Sache ſchien geendigt, als der Prediger Horne Took, ehemals Patriot und jetzt der entgegengeſetzten Seite gehörig, zur Freude des Pöbels, als Mit-Candidat auftrat. Es reihten ſich hieran wahrhaft tolle und burleske Scenen. Wahrſcheinlich ward Horne Took durch Haſting'ſche Gelder unterſtützt, aber als ſich gegen alles Erwarten ſein Erfolg mehrte, trat auch das Miniſterium zu ſeinen Gunſten ein. Demungeachtet war der Erfolg für Fox und Lord Hood.

Etwas ſpäter (12. Oct. 1790) fiel der Jahrestag, an welchem Fox zum Erſtenmale zum Repräſentanten von Weſtminſter gewählt worden war und die feierliche Begehung deſſelben durch eine Menge der vornehmſten Einwohner dieſer Stadt. Fox hielt eine Rede an die Verſammlung, ſeinen innigſten Dank für die ihm bezeigte ſtandhafte Anhänglichkeit, ſowie für ihr unerſchütterliches Zutrauen zu ihm ausdrückend, verſprach für die Sache der Freiheit zu leben und zu ſterben, und trank ſodann auf das Wohl der unabhängigen Wahlmänner von Weſtminſter. Nun folgten die andern Toaſte nach der Reihe, unter denen die Majeſtät des Volks die erſte war. Der Obriſt Tarleton, als Repräſentant von Liverpool, verſicherte der Verſammlung, daß ſeine Conſtituenten ebenſo wie ſie von Freiheitsgeſinnungen durchdrungen wären, worauf man unter freudigem Zuruf auf das Wohl dieſer guten Mitbürger trank. Burke, Sheridan, Byng, Baker und andere Mitglieder der Oppoſition waren gegenwärtig. Die Fehde zwiſchen den beiden erſten ſchien beigelegt zu ſein. Burke hielt ſeinem alten Freunde Fox, als dem Helden des Feſtes, eine Lobrede. Er ſagte, daß ſeine großen Talente nur allein mit der großen Rechtſchaffenheit und edlen Geſinnung ſeines Herzens verglichen werden könnten, und daß Niemand ſich bereitwilliger als er zeige, jederzeit als ein Vertheidiger der Menſchenrechte und als ein Freund des Volks aufzutreten. Fox erwiederte dieſe Lobrede mit dem Toaſt: „Es lebe Burke, und mögen die Menſchenliebe, die Freiheit und Gleichheit immer Begleiterinnen des Genies ſein!“

Das neuerwählte britiſche Parlament verſammelte ſich am 25. November 1790. Bald erfolgten in beiden Häuſern von Seiten der Oppoſition nachträgliche Erklärungen über die vom Miniſterium mit Spanien geſchloſſene Convention. Fox entwickelte bei dieſer Gelegenheit in einer langen vortrefflichen Rede die Natur der neueren, alle Verfaſſung zerſtörenden Grundſätze der Miniſter. Er ſagte, es ſei beſſer, auf einmal die alte Despotie Englands aus den eiſernen Zeiten wieder hervor zu rufen, als (Parlaments-) Verſammlungen zu halten, blos um Gelder ohne Unterſuchung zu bewilligen. In Anſehung des Zutrauens bemerkte er, daß unter allen Regierungen ohne Ausnahme man unvermeidlicherweiſe mehr Zutrauen zu Miniſtern gehabt, als die Sicherheit des Staats erfordert hätte. Das Bollwerk der britiſchen Conſtitution aber wäre bisher geweſen, daß, wenn das Parlament die Wirkungen des bewieſenen Zutrauens geſehen, und deſſen Mißbrauch erkannt habe, kein Miniſter der Strafe hätte entgehen können. Er ſagte: „Ich will annehmen, daß ich den beſten Willen habe, die Miniſter zu loben. Wie kann ich das, bevor ich weiß, ob die Convention gut oder ſchlecht iſt. Man kann nicht ſagen, ſie iſt gut, weil wir etwas bekommen und nichts verloren haben; denn da wir nicht ſagen können: wir haben etwas ganz umſonſt bekommen, ſo iſt es noch ein Gegenſtand des Zweifels, ob der Vergleich gut oder ſchlecht iſt. Hat der Miniſter einen edeln Stolz, wie ſeine Freunde verſichern, ſo frage ich, welche Genugthuung ihm bei dieſer Sache das Lob derjenigen gewähren kann, die keinen Grund dazu wiſſen? Die nicht fähig ſind zu ſagen, ob das Geſchehene nicht beſſer, nicht mit wenigern Koſten, und in weniger Zeit hätte vollbracht werden können?“ Der Redner bedauerte, daß man das alte parlamentariſche Modewort Jealousy mit dem neuern Modewort Confidence (Zutrauen) vertauſcht habe. „Unſere Vorfahren,“ ſagte er, „hielten es für die größte Pflicht der Volksrepräſentanten, alle Handlungen der Adminiſtration mit eiferſüchtigen Augen zu bewachen. Jetzt aber wird blindes Zutrauen zu den Miniſtern für die große Funktion der Mitglieder dieſes Hauſes gehalten.“ Pitt verharrte jedoch auf der Nichtvorlage der Papiere über jene Convention und hatte wie gewöhnlich die Mehrheit des Hauſes auf ſeiner Seite. Bald kam auch eine Bittſchrift des vorhin genannten Horne Took an's Unterhaus vor. Er beklagte ſich darin über die Vorgänge bei der Wahl von Weſtminſter und bediente ſich des beleidigenden Ausdrucks: „Im Unterhauſe, wo Sitze für die Geſetzgebung ſo öffentlich gemiethet und gekauft werden, wie bei Jahrmärkten die Standplätze für das Hornvieh.“ Er wünſchte ſchließlich einen Ausſchuß ernannt, um dieſem die Beweiſe hinſichtlich ſeiner Behauptungen vorlegen zu können. Die Vorleſung dieſer Bittſchrift erregte allgemeines lautes Murren. Einige wollten ſie ſogleich verworfen, Andere drangen auf ihre Annahme. Auch Fox, da, wie er ausführte, die britiſche Conſtitution angegriffen werden würde, wenn es von der Willkühr des Hauſes abhängen ſollte, zu beſtimmen, welche eingereichte Klagſchrift als eine Bittſchrift zu betrachten ſei oder nicht. Der Bericht des verlangten Ausſchuſſes fiel dann ſpäterhin — wohlbegründet — durchaus gegen Horne Tooke aus.

Die Frage des Sklavenhandels kam abermals vor; die größten Redner beider Partheien erklärten ſich für deſſen Abſchaffung und Fox endigte ſeine kurze aber vortreffliche Rede mit folgenden Worten: „Die Entſcheidung, welche wir in dieſer Nacht geben, wird entweder die Ehre dieſes Parlaments auf die ſpäte Nachwelt bringen, oder wir werden unſere Schande in die Jahrbücher der Menſchen ſelbſt einzeichnen, damit künftige Jahrhunderte noch unſern Ausſpruch verabſcheuen mögen.“ Als man endlich die Stimmen ſammelte, waren 88 für und 163 wider die Abſchaffung des Handels.

Der Krieg in Indien rief die Aufmerkſamkeit des Parlaments auf und Fox bemerkte bei dieſer Gelegenheit: „Ein Krieg iſt ein ſchreckliches Völkerunglück, aber in Indien iſt er dieſes noch mehr, als in Europa. Selbſt Eroberungen dort ſind nicht wünſchenswerth. Ja wäre es in unſerer Macht, ſelbſt ohne Krieg, auf irgend eine Weiſe unſere Beſitzungen in Indien zu vermehren, ſo würde ich dieſe Vergrößerung als ein wahres Unglück betrachten. Auch hoffe ich, daß die Eroberungsluſt England nie reizen wird, weder einen Krieg in Indien, noch ſonſt wo zu unternehmen.“

Die Auslegung des Worts Libell, Schmähſchrift, hatte in den engliſchen Gerichtshöfen ſeit einigen Jahren eine ſo große Ausdehnung gewonnen, daß nicht allein die Preßfreiheit, ſondern die Freiheit überhaupt dadurch in ihrem Innerſten verletzt wurde. Fox fand ſich dadurch veranlaßt, die Sache dem Parlament vorzutragen. Er erinnerte die Glieder, daß es eine ihrer erſten Pflichten ſei, über die vollziehende Macht des Reichs zu wachen, wozu denn auch die Juſtiz-Pflege gehöre. Ohne den Richtern zu nahe zu treten, müſſe er die in den Tribunalen jetzt eingeführten Prozeduren in Anſehung der Schmähſchriften laut tadeln. Er ſagte: „Es würde höchſt überflüſſig ſein, hier die bekannten unſchätzbaren Vortheile der Preßfreiheit zu preiſen; nur eine Bemerkung ſei mir erlaubt: Man ſehe in der Welt um ſich, und ich erkühne mich zu ſagen, daß ein Jeder, der den gegenwärtigen Zuſtand der Aufklärung und der Sitten, die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung und die Fortſchritte in den nützlichen Künſten des Lebens beobachtet, geſtehen muß, daß die Wohlthaten, die die Menſchen der Preßfreiheit verdanken, nicht durch alle Kunſt der Preſſe beſchrieben werden können.“ Er ſagte, er ſei kein Freund, noch viel weniger ein Sachwalter des ſo häufig ausgeübten Mißbrauchs, aber er ſei eben ſo weit entfernt, wegen dieſes Mißbrauches der Preſſe Schranken zu ſetzen, was eine populäre Regierung nicht thun müſſe. „Daß ſie frei und ungehindert ſein muß,“ waren ſeine Worte, „beweiſt die Erfahrung aller Nationen, die ſolche auf eine unweiſe Art gefeſſelt haben. Dieſe Feſſeln raubten dem Lande blos das Wohlthätige der Preſſe, den Mißbrauch aber vernichteten ſie nicht. Die Zügelloſigkeit brach durch die Geſetze, während der kluge Gebrauch dieſes Mittels nicht verſucht werden durfte. Die Verläumdung breitete ſich aus, allein die Wahrheit wurde erſtickt.“ Er ſagte, es wäre in dieſen erleuchteten Tagen von der britiſchen Regierung zwar keine Einſchränkung der Preßfreiheit zu befürchten, wohl aber rufe die unbefugte Ausdehnung des Geſetzes in ſolchen Fällen die Aufmerkſamkeit des Parlaments auf, wobei er ſich auf mehrere Prozeſſe bezog, die eine alle Freiheitsgeſinnungen vernichtende Lehre unter dem Volk gemein machten. „Unſere Conſtitution,“ ſagte er, „hat zwei Grundſäulen: die eine iſt die Repräſentation des Volks im

Parlament, die andre die gerichtliche Macht des Volks vermittelſt der zwölf Geſchwornen. Fallen dieſe Säulen, ſo fällt die ganze Conſtitution mit."

Fox führte bei dieſer Gelegenheit den durch ſpätere Geſetzgebungen noch unzweifelhafter gewordenen Satz aus: daß die Geſchwornen und nicht die Richter über die — wie man heut zu Tage ſich ausdrückt — Thatfrage zu entſcheiden hätten. Zugleich erwähnte er den Fall eines gewiſſen Lilburne, der im Jahr 1649 wegen einer hochverrätheriſchen Schrift angeklagt worden war und im Gerichtshof die Richter verächtlich behandelte, ja ihnen ins Geſicht ſagte, daß ſie nichts, die Geſchwornen aber Alles ſeien. Er wurde freigeſprochen, auf Verfügung der Regierung von Neuem in Verhaft genommen und abermals frei entlaſſen. „So," ſagte der Redner, „war das Betragen der Geſchwornen in jenen Tagen, und alle Macht Cromwell's, von dem ganzen Despotismus der Richter unterſtützt, konnte dieſe Lehre nicht geltend machen."

Als das Unterhaus die von Pitt in daſſelbe gebrachte Bill wegen einer neuen Regierungsform in Canada berieth, zeigte Fox die Fehler dieſer Bill nach und drang auf eine freiere Geſtaltung derſelben. Er wollte keine Erbtitel und Erbwürden in Canada eingeführt und tadelte das Beſtreben der Bill, die engliſchen und franzöſiſchen Bewohner der Provinz von einander zu trennen. „Nur allein durch die Wahl ſeiner Einwohner kann Canada mit Großbritannien verbunden bleiben," ſagte Fox, worauf er nachzeigte, daß, um dieſe Wahl zu beſtimmen, die Einwohner dieſes Landes ſo frei wie in irgend einem andern Theil des britiſchen Reichs ſein müßten. Burke nahm die Gelegenheit wahr, abermals gegen die franzöſiſche Revolution und die neueſte franzöſiſche Verfaſſung (von 1791) wie Archenholz in ſeinen „britiſchen Annalen" ſagt, „auf eine ausſchweifende Weiſe zu toben." Die Parlamentsglieder aller Partheien wurden dadurch empört und ſelbſt ſeine Freunde riefen Burke zur Ordnung. Burke vertheidigte ſich und drohte, wenn man ihn dazu zwänge, mit einem förmlichen Antrag, der die Erörterung der franzöſiſchen Conſtitution zum Hauptgeſchäfte des Tages machen würde; ja zuletzt deutete er an, daß er um hochverrätheriſche Strebungen in England wiſſe, deren Wichtigkeit er aber ſogleich durch zugefügte Bemerkungen minderte. Lord Sheffield dagegen wollte dem Durcheinandermiſchen ſo verſchiedenartiger Gegenſtände geſteuert wiſſen und ſtellte darauf einen förmlichen Antrag, gegen den Pitt ſich erklärte, welchen Fox aber unterſtützte. „Von dem, was ich über dieſe (die franzöſiſche) Revolution geſagt habe," bemerkte Fox weiter, „werde ich nie eine Sylbe zurücknehmen. Im Ganzen betrachte ich ſie als eine der größten Begebenheiten in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Ich rede aber nur von der Revolution, nicht von der Conſtitution. Dieſe muß noch durch Erfahrung verbeſſert, und nach den Umſtänden gemodelt werden. Das despotiſche Syſtem der alten Regierung iſt vernichtet, die neue hat das Wohl des Volks zum Gegenſtande, und dies iſt mein Punkt, weiter gehe ich nicht. Ich wünſche jedoch, daß die Zeit kommen möge, wo die Meinung durch Erfahrung geprüft, ein Gegenſtand parlamentariſcher Unterſuchung würde. Wenn ich mit meinem Freunde (Burke) über einen hiſtoriſchen Gegenſtand nicht gleichförmig denke, muß denn dieſer Gegenſtand im Unterhaus des britiſchen Parlaments erörtert werden? Wenn ich das Verfahren des älteren Brutus lobe und ſage, daß die Vertreibung des Tarquinier eine edle patriotiſche Handlung war, folgt denn daraus, daß ich eine conſulariſche Regierung in England einzuführen wünſche? Wenn ich den beredten Beifall des Cicero zu Cäſars Ermordung bewundre, ſollte man denn daraus ſchließen, daß ich einen Dolch bei mir trage, um einen großen Mann zu ermorden? Laßt diejenigen, die da ſagen, Bewundrung ſei ein Wunſch der Nachahmung, auftreten, und eine Aehnlichkeit der Umſtände angeben. Sie ſollen uns zeigen, daß England mit Frankreich in einer Lage iſt, ruinirt in ſeinen Finanzen, beraubt der bürgerlichen Freiheit, und zu Boden gedrückt durch die Ausſchweifung und

Fäulniß ſeiner Regierung und dann bin ich bereit zu erklären, daß die franzöſiſche Revolution hier nachgeahmt werden müſſe. Ich will meine Grundſätze behaupten, ſelbſt gegen die große Beredſamkeit meines Freundes, den ich ſtolz bin meinen Lehrer zu nennen. Von ihm habe ich mehr gelernt, als aus den gewöhnlichen Kenntnißquellen. Ihm habe ich das, was ich von der Politik weiß, zu verdanken; dennoch ſtehe ich nicht einen Augenblick an, gegen ihn zu behaupten, daß die Rechte der Menſchheit, die er lächerlich zu machen ſucht, der Grundſtein einer jeden vernünftigen Conſtitution, ja ſelbſt der britiſchen Conſtitution ſind. Sind dieſe Grundſätze gefährlich, ſo habe ich ſie von meinem Freunde gelernt. Ja! ich habe von ihm gelernt, daß über die Irrthümer der Machthaber unſres Landes zu klagen, kein Verbrechen iſt; daß man die Thaten eines Washington bewundern, und mit dem Schickſal eines für die Sache der Freiheit fallenden Montgomery ſympathiſiren könne, ohne ſtrafbar zu ſein, und daß nicht Ueberredung, nicht Verführung, ſondern allein eine mächtige Anreizung von Seiten der Regierung ein ganzes Volk zur Rebellion bringen könne. Von ihm habe ich gelernt, die Grundſätze der Freiheit zu lieben, ja zu verehren, mich über ihre Ausbreitung zu erfreuen, und wenn ihre Keime bei kraftloſen Beſtrebungen erſtickt wurden, darüber zu weinen. Dieſe Grundſätze ſind in mein Herz gedrückt. Ich bin zu alt, ſie zu ändern. Ich freue mich daher, die Tyrannei vernichtet, und eine auf die Rechte der Menſchen gegründete Conſtitution errichtet zu ſehen."

Dieſe Rede ſetzte Burke vollends in Wuth. Er beklagte ſich bitter über einen perſönlichen Angriff von einem Freunde, mit dem er zwei und zwanzig Jahre lang in Vertraulichkeit gelebt habe, und daß nicht allein ſein öffentliches Betragen, ſeine Erklärungen, ſeine Schriften zergliedert, ſondern ſogar vertraute Unterredungen hier aufgedeckt worden ſeien, um ſeine Unbeſtändigkeit zu beweiſen. Er eiferte gegen dieſen Bruch der Freundſchaft und zog von Neuem gegen Frankreich los, wobei er behauptete, daß man die dort geſchehene Revolution nicht bewundern könne, ohne auch zugleich die neue Conſtitution zu bewundern, weil dieſe eine Folge von jener wäre. Burke griff nun die Clubs an, ſchilderte ſie als höchſt gefährlich und rief die Regierung auf, ſie nicht aus den Augen zu laſſen. Er legte bei dieſer Gelegenheit ſein politiſches Glaubensbekenntniß ab und ſagte: „Die Monarchie iſt die Baſis aller Regierungsformen; je näher alſo eine Conſtitution der Monarchie kommt, deſto vollkommener iſt ſie, und je mehr ſie ſich davon entfernt, deſto größer iſt ihre Unvollkommenheit. Wer wird eine Staatsverfaſſung wünſchen, die man nach Wohlgefallen wie ein unreines Hemd wechſeln kann! — — — Meine ſterbenden Worte werden ſein: Fliehe die franzöſiſche Conſtiſtution."

Der Redner, dem Alles in tiefer Stille zuhörte, redete nun feierlich ſeine ehemaligen Freunde Fox und Sheridan an, beſchwor ſie, im Laufe ihres künftigen Lebens die britiſche Conſtitution zu erhalten, zu ehren und vor Neuerungen zu bewahren, und wandte ſich dann mit einem emphatiſchen Ausruf an die Gottheit, worin er die Erfahrung als die ſicherſte Regel des Betragens der Menſchen bezeichnete.

Der tiefgerührte Fox ſtand nun zu reden auf, konnte aber eine Zeitlang kein Wort hervorbringen; Thränen floſſen über ſeine Wangen. Das ganze Haus war bewegt. Endlich ſagte er: „Ohngeachtet alles deſſen, was mein Freund geſagt hat, muß ich ihn dennoch mit dieſem theuren Namen nennen; denn meine Freundſchaft iſt nicht von der Art, um durch die Debatten eines Tags vernichtet zu werden. Sie wurde in mein Herz gepflanzt, da ich noch ein Kind war; ſie reifte und wuchs mit meinen Kenntniſſen. Dieſe durch eine vertraute Verbindung und einen zwei und zwanzigjährigen Umgang verkettete Freundſchaft kann nicht durch die Hitze einiger Stunden in meinem Buſen geſchwächt, viel weniger ausgelöſcht werden." Er rechtfertigte nun umſtändlich ſeine Worte, ſeine Abſichten, Meinungen und Grundſätze. Er fragte, ob man denn die britiſche Conſtitution nicht gehörig loben könne, ohne alle anderen herabzuwürdigen und zu beſchimpfen und ob man in England die britiſche Conſtitution theoretiſch und praktiſch für unverbeſſerlich hielte? Dabei führte er an, daß ſeine beiden heutigen Gegner, ſowohl ſein politiſcher Freund, Burke, als ſein politiſcher Feind, Pitt, beide dem Parlament Mittel vorgeſchlagen hätten, die Conſtitution zu verbeſſern. Beide vorgeſchlagene Neuerungen, die ſie für höchſt weſentlich gehalten, habe er unterſtützt, und nun ſagten eben dieſe Politiker, die Conſtitution ſei vollkommen gut und könne nicht ohne Gefahr geändert werden. „Unmöglich," ſagte er, „kann man verlangen, daß ich beide ſo ſehr entgegengeſetzte Grundſätze zugleich billigen ſoll." Er ſprach von den ſchimpflichen Benennungen, womit ſein Freund nicht ſparſam geweſen wäre. Burke ſagte darauf ſehr laut, daß er ſich deren nicht erinnere. Fox fuhr nun fort: „Mein Freund erinnert ſich nicht dieſer Benennungen; ſie kamen alſo nicht aus ſeinem Herzen, da ſie nicht mehr in ſeinem Gedächtniß ſind; auch ſind ſie von dieſem Augenblick an auf ewig aus dem meinigen vertilgt." Der Redner bewies die Nothwendigkeit der Revolution in Frankreich durch mehrere neue Gründe und ſchloß endlich mit den Worten eines Schriftſtellers, den er jedoch nicht nannte: „Man kann wohl Mißhandlungen von denen erdulden, die von uns Gunſtbezeugungen erhalten haben und Alles, was ſie beſitzen, unſrer Güte ſchuldig ſind. Dies iſt ein Uebel, das jedoch noch erträglich ſein kann; denn die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Menſchen ſind Gegenſtände ſehr alter Klagen. Aber von Jemanden übel behandelt zu ſein, der durch Güte erſt unſre ganze Seele gewonnen hat, dies iſt ein Unglück, für welches ein dankbares Herz keinen Balſam hat."

Burke blieb unbeweglich und ſagte, er habe keine Begriffe von ſolcher Freundſchaft, wobei man ſeinen Charakter und ſein öffentliches Betragen angreife. Er ſtellte alle die grauſamen Auftritte in Frankreich zuſammen und entwarf davon durch ſeine gehäuften ſchwarzen Farben ein gräßliches Gemälde. „Dies ſogenannte erſtaunungswürdige Gebäude menſchlicher Weisheit,“ ſagte er, „betrachte ich wie ein Werk der Gothen und Vandalen, wo Alles außer ſeiner Ordnung und umgekehrt iſt. Ich ſehe dieſen neuen Tempel und weine.“

Dieſer ſo merkwürdige Streit dauerte bis nach Mitternacht. Man hatte die Bill, Canada betreffend, ganz aus den Augen verloren, und erſt nach einigen Tagen wurde ſie wieder vorgenommen. Der Gegenſtand führte abermals auf einige wichtige Fragen der Geſetzgebung, und nachdem Fox in einer langen und lehrreichen Rede darüber geſprochen, that es auch Burke, erklärte ſich frei von allen Freundſchaftsbanden und beſtand auf der Nothwendigkeit, ſeine Meinungen zu rechtfertigen gegen den (wie er ſich ausdrückte) fähigſten Redner, den vielleicht die Welt geſehen hätte. Er ſagte, Fox habe ihn in die Lage jenes Derwiſches verſetzt, den der Teufel Schritt für Schritt verleitete, alle gute Handlungen ſeines heiligen Lebens auszulöſchen, und ihm ſodann ins Geſicht ſpie. Er ſprach abermals von Frankreich und von der britiſchen Conſtitution bis zur Ermüdung aller ſeiner Zuhörer.

Fox ſagte, er habe in ſeiner Rede Alles auf Frankreich Bezug habende ſorgfältig vermieden. Wozu ausſchweifende Lobeserhebungen einer (der britiſchen) Conſtitution, von deren Mängeln gar nicht die Rede ſei? Solche Lobreden wären ſo leicht ausgeſprochen, als leicht vergeſſen. Sie erinnerten an das Trauerſpiel „König Lear,“ worin dieſer König ſeine drei Töchter zu ſich rief und ſie um den Grad ihrer zu ihm gehegten Liebe befragte; zwei von ihnen drückten dieſe Liebe in den ſtärkſten Worten aus, ſowie die Herren Burke und Pitt es jetzt in Anſehung der Conſtitution gethan hätten; die dritte ſagte nicht mehr, als daß ſie ihren Vater pflichtmäßig liebe, und ihre folgenden Handlungen zeigten den Werth dieſer Verſicherung. Der Redner bediente ſich dabei der kraftvollen Worte: „Die größte menſchliche Beredſamkeit iſt unfähig, eine Conſtitution zu vertheidigen, wenn das unter derſelben lebende Volk nicht von deren Vortrefflichkeit durch den Genuß des damit verbundenen Glücks überzeugt iſt.“

Es wurden nun im Verlaufe der Parlaments-Sitzungen noch viele Veränderungen und Verbeſſerungen an der canadiſchen Bill gemacht und trat dieſelbe ſpäterhin in's Leben.

Eine vom Miniſterium an beide Häuſer gebrachte königliche Bothſchaft, welche auf Vermehrung der Seemacht antrug und einen Krieg mit Rußland in Ausſicht zeigte, machte das ungeheuerſte Aufſehen und veranlaßte die ernſteſten Debatten. Es iſt hier nicht der Raum, ihnen zu folgen; es handelt ſich darin um hiſtoriſche und diplomatiſche Verhältniſſe, welche dem Auge der Jetztzeit ſchon zum größten Theile entrückt ſind. Deshalb hier nur die Mittheilung, daß Fox entſchieden gegen den in der Ferne gezeigten Krieg ſich ausſprach und jedenfalls, ehe die gemäßen Vorkehrungen getroffen würden, eine genaue Darlegung der Sachlage verlangte. Er hatte dabei die größten Redner der Oppoſition, Burke, Sheridan u. A., zur Seite, und auch im Oberhauſe war der Widerſtand, den das Miniſterium fand, ſehr bedeutend. Nicht weniger ſtörrig zeigte ſich die öffentliche Meinung. In der reichen Stadt Mancheſter wurde in einer Volksverſammlung eine Reihe Beſchlüſſe gefaßt, die gegen den Krieg mit Rußland gingen und deren einer dahin lautete: „daß, obgleich die Macht, Krieg zu erklären, der britiſchen Krone eigen ſei, dennoch das Volk, deſſen Arbeit und Induſtrie das Geld dazu verſchaffen müſſe, ein Recht habe, die Gründe zu beurtheilen, aus welchen man irgend einen Krieg anfangen wolle.“ Dieſe Beſchlüſſe wurden nach London, Liverpool, Leeds, Birmingham, Norwich und andern Handelsſtädten des Reichs geſandt, wo man ähnliche Verſammlungen hielt, und ſich um die zweckmäßigſten Maßregeln berathſchlagte, der Regierung die Hände zu binden. Die Miniſter wollten, um ein Beiſpiel zu geben, die erſte dieſer Verſammlungen als aufrühreriſch vor Gericht ziehen, allein die erfahrenſten Rechtsgelehrten, deren Gutachten verlangt wurde, widerriethen es. Was würden deutſche Rechtsgelehrte, und ach, deutſche Geſetze über dieſen Gegenſtand geſagt haben! — So, weniger freiwillig als gezwungen, änderte das Miniſterium ſeine Maßregeln und ließ insbeſondere in Rußland mit ſeinen Forderungen nach. Der Friede der Welt war nach dieſer Seite hin gerettet. Die Kaiſerin Katharina aber, welche hauptſächlich der Beredſamkeit von Fox dieſen Ausgang zu verdanken glaubte, beauftragte ihren Miniſter Bedboroskow, in London eine Büſte von Fox aus weißem Marmor verfertigen zu laſſen. „Ich will“, bemerkte die Kaiſerin in ihrem Briefe an Bedboroskow, „ſie auf meine Colonnade ſetzen, zwiſchen die Büſten des Demoſthenes und Cicero. Er hat durch ſeine Beredſamkeit ſein Vaterland und Rußland von einem Kriege befreit, der weder Gerechtigkeit noch Vernunft zum Grunde hatte.“ Die Ausarbeitung der Büſte wurde darauf dem berühmten Bildhauer Nollekens übertragen. Gleichzeitig erhielt Fox noch von anderer Seite her Aufmerkſamkeiten und Huldigungen. Das Volk empfing ihn auf einer Reiſe im nördlichen England mit Jubel. In einigen Städten läutete man die Glocken, in andern wurde ſein Wagen vom Volk gezogen, und in York erhielt er das Bürgerrecht.

Eine in das Unterhaus gebrachte Toleranz-Bill, welcher ſich Pitt nicht widerſetzte und die auch wirklich noch während dieſer Parlaments-Sitzung zum Geſetz erhoben ward, veranlaßte Fox, ſeine Grundſätze der Toleranz noch umſtändlicher als früher zu entwickeln. Er fragte: „Warum denn eigentlich noch jetzt die Katholiken aus beiden Parlamentshäuſern ausgeſchloſſen würden?“ Er ſagte, die Toleranz ſei ein Erbrecht des Menſchengeſchlechts; kein Geſetz könne es Menſchen rauben, ohne tyranniſch zu ſein. Auch ſelbſt als durch die Umſtände erzeugte Staatsgeſetze könne er ſie nicht billigen; „denn,“ ſagte er, „nie iſt es Politik zu unterdrücken, weil durch die Unterdrückung Widerſetzung erzeugt wird, und der unbiegſame Geiſt des Menſchen durch ſolche gewaltſame Maßregeln leichter zur Hartnäckigkeit gebracht, als unterjocht wird. Der wahre Beweggrund der ſtrengen Geſetze unter der Regierung der Königin Eliſabeth hatte eine unlautere Quelle. Es war nicht Politik, es war Furcht. Die Königin fürchtete die päpſtliche Gewalt, und war vor der großen Menge engliſcher Katholiken auf ihrem Thron nicht ſicher.“ Der Redner beſtritt den von Monteſquieu geäußerten Grundſatz, daß gewiſſe Religionsarten den verſchiedenen Reichsconſtitutionen angemeſſen ſein müßten; da Preußen als eine unbeſchränkte Monarchie, Holland als eine vollkommene Ariſtokratie, Frankreich und Amerika aber als Demokratien bekannt wären, und dennoch unter allen dieſen ſo entgegengeſetzten Staatsverfaſſungen alle Religions-Partheien eine vollkommene Toleranz genöſſen.

Es iſt bedauerlich, daß wie das phyſiſche Alter häufig demoraliſirend auf den Menſchen einwirkt, ſeine Friſche, ſeine Kraft untergräbt, ſo auch nicht ſelten die lange Gewöhnung, gehorſame Diener vor ſich und ſeine Mittel — wenigſtens von ſeinen Freunden — einer ſehr nachſichtigen Beurtheilung unterworfen zu ſehen, immer rückſichtsloſer im Gebrauch dieſer Mittel und überhaupt in ſeinem Betragen macht. Zu Betrachtungen dieſer Art gab auch das Verhalten des Miniſters Pitt Anlaß. „Er war“, bemerkt Archenholz in dem mehrangeführten über ihn, „in Anſehung ſeiner Tugenden nicht mehr der vorige. Sein ſonſt offener Charakter zeigte jetzt eine andere Geſtalt. Es wurden Künſte gebraucht, ſich an der Spitze der Adminiſtration zu erhalten.“ Traurige Künſte des ſtaatsmänniſchen Schminktopfes, beſtimmt, über geiſtig abgelebte Wangen ein verheucheltes Roth zu ziehen; nicht zum Erſtenmale dageweſen und nicht zum Letztenmale, aber in Staaten mit freier Verfaſſung, in Staaten, wo Preßfreiheit aufrichtig gilt, zuerſt auch die Gegenkraft findend, welche die röthliche Schminke von der ledernen Wange bläſt!.

Auch im Jahr 1792 beſchäftigten bald wichtige Angelegenheiten das engliſche Parlament. Die Miniſteriellen (und ſpätere Miniſterielle haben es ähnlich gemacht) legten einen großen Werth auf den Umſtand, daß ungeachtet der letzten Kriegsrüſtung dennoch dies Jahr, wegen der zugenommenen Induſtrie, keine neuen Steuern erforderlich ſein würden. Fox bemerkte über dieſen Punkt: „Es iſt bei einer unnützen Verſchwendung keine hinreichende Entſchuldigung, zu ſagen, daß es uns nicht an Geld fehlt. Welchem Miniſter würde man wohl erlauben zu ſagen: Es iſt wahr, ich habe die öffentlichen Gelder verſchwendet, aber die Volksinduſtrie und die Nationalreichthümer ſind für meine Verſchwendung mehr als zureichend geweſen.“ Ueber nicht lange vorher in Birmingham ſtatt gehabte Unruhen, gegen welche das Miniſterium (zu deſſen Agenten der Pöbel ſich dabei aufgeworfen hatte) ſehr läſſig verfahren war, bemerkte Fox: „Es waren keine Tumulte wegen Mangel an Brod, die jedes fühlende Herz mitten unter dem Tadel bemitleiben muß. Auch waren es keine Tumulte wegen der Sache der Freiheit; Tumulte, die jeder gute Menſch und jeder Freund der wahren Freiheit mit Mißfallen ſehen würde, ſo ſehr auch der Beweggrund die Sache entſchuldigen dürfte. Nein! es waren Tumulte, weder von unterdrückten noch von klagenden Menſchen, ſondern von verblendeten Bürgern, die ſich zu Vollziehern der Geſetze im Namen der Regierung aufwarfen.“ Ein anderes Ereigniß gab Fox, Anlaß zu ſagen: Der Grundſatz der Miniſter: „Bezahle erſt, dann unterſuche,“ ſei unerträglich für ein freies Parlament; die Repräſentanten des Volks müßten vergeſſen, wer ſie ſeien, wenn ſie ſich durch dieſe ſchändliche Neuerung ihre beſten Vorrechte rauben laſſen wollten. Die Abſicht des Miniſteriums, ein Regiment in Ober-Canada zu errichten, beſtimmte Fox zu einer Reihe Gegenbemerkungen, welche ſo ſchloſſen: „Ich werde immer behaupten, daß die Regierungsform irgend eines Landes, die zu ihrer Unterſtützung die geringſte Anzahl von bewaffneten Männern braucht, die beſte, ſowie diejenige, die die größte Armee dazu nöthig hat, die übelſte iſt.“

Pitt wollte Steuern vermindern und Erſparniſſe machen und hatte den König, daß das Erſtere geſchehen ſolle, dies bereits vom Thron verkündigen laſſen. Aber dieſer Umſtand zog ihm, in dem auf ſeine Privilegien eiferſüchtigen Unterhauſe, ſtrenge Rügen zu; erſt von Sheridan, dann von Fox. „Ich klage,“ ſagte Fox, „im Namen der Conſtitution, die durch dies Verfahren verletzt worden iſt; ich klage im Namen des Unterhauſes, das gekränkt worden iſt; ich klage im Namen des Volks, das durch dieſe Hinterliſt wahrhaft betrogen worden iſt, um deſſen Augen von ſeinem Vormund und Diener, dem Hauſe der Gemeinen, abzuwenden, und ſie auf die Regierung, als die nunmehrige Quelle der Hoffnungen, zu lenken. Es iſt die Mode des Tages, die Conſtitution zu preiſen, während man arbeitet, ſie zu vernichten.“ Ueber die nach dem Vorſchlag des Miniſteriums abzuſchaffenden Steuern ſagte dann Fox: „Ich, der ich ſo ſehr gegen deren Auflegung ſprach, kann ich mich nun (nach der Ankündigung in der Thronrede) deren Abſchaffung wohl widerſetzen? Ich kann es nicht. Das Unterhaus kann es nicht. Mit offenen Augen über das Unthunliche der Maßregel, Einkünfte aufzugeben, ohne durch Erfahrung geſichert zu ſein, ſind wir in eine Lage gebracht, mit zuſtimmen zu müſſen.“

Ein von Grey, dem nachmaligen „Vater der Reform,“ im Unterhaus geſtelltes und von den Miniſtern beſtrittenes Verlangen auf Vorlegung der Papiere in der nun beendigten ruſſiſchen Streitangelegenheit, gab auch Fox Anlaß zu einer Reihe kräftiger Bemerkungen. „Er würde,“ ſo ſagte er unter Anderm, „bei allen Gelegenheiten den Briten in die Seele donnern, daß wenn diejenigen, die ſie zu ihren Repräſentanten erwählt, und denen ſie ihr Zutrauen geſchenkt hätten, dieſes Zutrauen dem Miniſter blindlings übertrügen, ſie betrogen, aber nicht repräſentirt würden; daß wo ihre Repräſentanten die Wachſamkeit vernachläſſigten, die unter allen ihren Obliegenheiten die wichtigſte ſei, das Volk ſelbſt auf ſeiner Hut ſein müſſe. Pitt war der Mehrheit des Hauſes hierbei gewiß und ſpäter ſprach ſie ſich auch für ihn aus.

Demungeachtet fand Fox nochmals Gelegenheit, das Miniſterium wegen ſeines in dieſer Sache eingehaltenen Benehmens zu geiſeln. „Nach der Sprache der Miniſter,“ ſagte er, „war Oczakow allein Alles; hernach fügten ſie zu Oczakow noch die Ehre von England hinzu, und nun wurde es nichts. Oczakow für ſich bedrohte das Gleichgewicht von Europa, in Verbindung mit der Nationalehre aber wog es gar nichts in der Wagſchale der britiſchen Miniſter. Kann wohl etwas verächtlicher ſein, als dieſe Logik? Man entſchuldigt ſich, daß die öffentliche Meinung gegen dieſen Krieg geweſen ſei. Wohl! Aber hätte man nicht zuvor dieſe öffentliche Meinung erforſchen ſollen, ehe man die Nation in den Augen von Europa herabwürdigte! Die Miniſter konnten die Volksſtimme hören, nicht allein im Parlament, ſondern auch außer demſelben, in allen Winkeln von London, in den anſehnlichſten patriotiſchen Verſammlungen zu Mancheſter, zu Norwich, zu Wakefield und an vielen andern Orten in England. Es hieß: ohne unſere Hilfe ſei das Gleichgewicht von Europa in Gefahr. Unſere Hilfe aber blieb aus. Wir überließen die Türken ihrem Schickſale, und nun iſt das ſo hoch erhobene Gleichgewicht von Europa hergeſtellt. An Polen wurde nie gedacht.“ Fox votirte am Schluß ſeiner Rede für den förmlichen Parlamentstadel des Miniſters. Pitt entgegnete ausführlich und es entſtand nun eine lebhafte Debatte, ob noch weiter berathen werden ſollte. Das Ende war, daß bei der Abſtimmung ſich die Mehrheit für Pitt erklärte.

In der Sitzung vom 8. März 1792 übergab Fox dem Unterhaus eine Bittſchrift, von 1600 Perſonen, (größtentheils Unitarier, aber auch Diſſenter, ja Mehrere davon Glieder der engliſchen Kirche,) unterzeichnet. Sie baten um Abſchaffung einiger unter König Wilhelm erlaſſener Geſetze, die denjenigen grauſame Strafen auflegten, welche in Reden oder in Schriften die Dreieinigkeit leugnen würden. Die Bittſchrift wurde angenommen und ſpäter auch in Berathung gezogen. Fox griff bei dieſer Gelegenheit alle Pönalgeſetze an und entwickelte — ihr nimmer müder Streiter — die erhabenen Grundſätze der Toleranz, die, wie er ausführte, nicht allein für ein freies Land wären, ſondern ſelbſt für ein despotiſches, weil ſie vollkommen mit der Politik harmonirten. Es liege nicht in der Macht des Menſchen, ohne Ueberzeugung ſeine Meinungen umzuſtimmen; daher die bürgerliche Geſellſchaft, die dergleichen verordne, eine Unmöglichkeit verlange. Die Lehre der Unfehlbarkeit entehre den Menſchenverſtand; dies angenommen, warum ſollten dann die Glieder der engliſchen Kirche handeln, als ob ſie unfehlbar wären? In der bürgerlichen Geſellſchaft müſſe der Menſch einen Theil ſeiner natürlichen Freiheit aufgeben, um den andern Theil zu ſichern, allein in Sachen der Religionsfreiheit könne man ihn nicht bereden, irgend etwas davon aufzugeben, weil ſie zu koſtbar ſei, um ein Tauſchartikel zu ſein, was auch immer der dafür angebotene Gegenſtand ſein möge. Fox hatte günſtig von den Unitariern geſprochen, Burke dagegen häufte die heftigſten Angriffe auf ſie. Ebenſo that er's bei dieſer Gelegenheit wieder mit Frankreichs neueſter Geſchichte. Ihm widerſprach William Smith, worauf Pitt ſich für die Beibehaltung der bisherigen Geſetzgebung erklärte.

Nach der Geſchäftsordnung des engliſchen Parlaments hat der Antragſteller eines Geſetzes das Recht des letzten Wortes. Von dieſem Rechte machte heute auch Fox Gebrauch. Er zeigte ſein Erſtaunen über die intoleranten Grundſätze, ſowohl des Miniſters, als ſeines ehemaligen Freundes Burke. Er ſagte, er habe zwar Widerſtand erwartet, allein nimmermehr geglaubt, daß man ſolche Gründe vorbringen würde, wobei es ſonderbar ſei, daß gewiſſe Redner bei allen Gelegenheiten die franzöſiſche Revolution mit einmiſchten. Seine Meinung über dieſen großen Gegenſtand wäre genau die nämliche, wie vormals. Er betrachte jene Weltbegebenheit noch immer als höchſt vortheilhaft für England und für das ganze Menſchengeſchlecht, und würde ſich durch keine zufällige Niederlagen der Franzoſen in ihrem Kampf für die Freiheit irre machen laſſen. Die Baſtille, deren Zerſtörung Herr Burke ſo wehmüthig beklagt habe, ſei doch eigentlich ein teufliſcher Kerker geweſen. Er führte bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus dem Dichter

Cowper an, den er als einen der trefflichſten unter den neueren Poeten bezeichnete. **Cowper** ſagte von der Baſtille, die damals noch ſtand:

> Ye dungeons and ye cages of despair
> That monarchs have supply'd from age to age,
> With music such as suits their sov'reign ears,
> The sighes and groans of miserable men!

(Ihr Kerker und ihr Höhlen der Verzweiflung, die ihr die Monarchen von einem Zeitalter zum andern mit ſolcher Muſik verſorgt habt, wie ſie ihren königlichen Ohren behaglich iſt, mit Aechzen und Jammertönen elend gewordener Menſchen!)

Bald darauf machte der Dichter den Zuſatz:

> There's not an english heart, that would not leap
> To hear, that ye were fall'n at last.

(Da iſt kein engliſch Herz, das nicht hoch im Buſen ſchlüge bei der Nachricht, daß ihr [die Staatskerker] gefallen ſeid.)

Dieſer Theil der Rede ſetzte **Burke** in Wuth, der bisher noch immer auf der Oppoſitionsſeite im Unterhauſe geſeſſen hatte, jetzt aber auf einmal aufſprang und unter dem lauten Gelächter der Mitglieder aller Partheien auf die andere Seite hinüber lief und ſich neben den Miniſter **Pitt** ſetzte. Die Debatten wurden bald nachher geendigt, da denn wie zu erwarten ſtand, die Bittſchrift der Unitarier verworfen wurde.

Die große Sache der Abſchaffung des Sklavenhandels kam auch bei der diesmaligen Sitzung des Parlaments wieder vor. Bittſchriften in großer Anzahl, von den bedeutendſten Städten, waren eingegangen und **Wilberforce** erneuerte ſeinen alten Antrag, unterſtützt mit neuen Gründen. Lang und ſchwer war der Kampf. Die Miniſterialparthei ſchlug eine allmählige Abſchaffung des Handels vor, worauf **Fox** die Fortdauer des obgleich verminderten Sklavenhandels eine unleugbare fortgeſetzte Aufmunterung zu Raub und Mord nannte. Auch **Pitt** wollte die Abſchaffung, doch nicht auf einmal. Das Miniſterium ſchlug die Zeit von ſieben Jahren, vom 1. Jan. 1793 an gerechnet, zur Abſchaffung vor, aber Wilberforce und Fox ſprachen lebhaft gegen dieſen Plan und endlich beſchloſſen beide Häuſer wirklich auch die Abſchaffung mit dem Jahre 1795. Später wurde leider dieſer Beſchluß wieder hinausgerückt. Aber Wilberforce blieb demungeachtet fortgeſetzt der treue Anwalt der Neger und ebenſo leiſtete Fox lebhaften, den Sklavenhandel ungerecht und grauſam nennenden Beiſtand.

Der ſeit mehreren Jahren überhand genommene Unfug, alle irgend jemand mißfällige Aeußerungen, ſelbſt Wahrheiten, mit dem Namen Libell zu bezeichnen und darauf einen Prozeß zu gründen, veranlaßte Fox, eine Bill in's Parlament zu bringen, um dieſem Unfuge zu ſteuern. Auch im Oberhaus fand die Bill Beifall und Lord Stanhope äußerte bei dieſer Gelegenheit: „Schmälert die Privilegien der Geſchwornen, ſo bringt ihr die Preſſe zum Schweigen; auch das Volk wird zum Schweigen gebracht, ſeine Arme ſinken nieder, und perſönliche Freiheit und Eigenthumsrecht nehmen zuſammen ihren Flug aus unſerer Inſel!“ Nach lebhafter Debatte erfolgte die Annahme der Bill zum Geſetz.

Eine von dem Könige erlaſſene Proklamation, welche vorzüglich die Einſchränkung der Preßfreiheit zum Zwecke hatte, kam gleichfalls damals im Unterhauſe zur Erwägung. Die miniſterielle Seite wollte eine Adreſſe an den König, worin ſie ihm ihre Beiſtimmung ausdrückte, während die Oppoſition in entgegengeſetztem Sinne ſich äußerte und von den Sprechern der Oppoſition Fox mit Pitt ſcharf zuſammenſtieß. Doch ging die Adreſſe durch.

Nach dem Schluſſe des Parlaments, noch im nämlichen Jahr (1792) und bei immer ſchwieriger gewordenen öffentlichen Verhältniſſen, ſchien es dem Miniſterium wünſchenswerth, ſeine Parthei durch die fähigſten und ausgezeichnetſten Mitglieder der Oppoſition zu verſtärken. Fox ſollte Staatsſecretär des Innern werden, der Herzog von Portland Schatzmeiſter, Erskine Generaladvokat und Sheridan ebenfalls eine Stelle im neuen Miniſterium finden. Der Herzog, unter dem dann Pitt die Stelle eines

Kanzlers von der Exchequer verwaltet hätte, war die Einrichtung zufrieden und auch von den Uebrigen kein Widerſtand zu erwarten. Fox ſchlug jedoch das Anſinnen ab. Er ſagte, daß er ſchon einmal wegen einer Coalition heftig angefochten worden und ſich nun nicht zum Zweitenmal dieſer Unannehmlichkeit ausſetzen wolle; ein Entſchluß, der bei ihm unwandelbar ſei, und gewiß würden ſeine Freunde einen feſten politiſchen Charakter nicht mißbilligen. Nicht einmal Bedingungen wollte Fox vorſchlagen oder anhören. Er ſagte: „Ich habe Alles erwogen.“ Da nun der Herzog von Portland (damals noch) ohne Fox nicht in's Miniſterium treten wollte, ſo wurde nichts aus dem Plane und die bisherigen Miniſter behielten ihre Stellen.

Die Stimmung des Volks wurde indeſſen dem Miniſterium und beſonders den Miniſtern Pitt und Dundas immer abgeneigter. Eine große, aus den angeſehenſten Männern beſtehende Geſellſchaft — „die zur Erlangung einer Parlaments-Reform verbundenen Volksfreunde“ — hatte ſich in London gebildet und Aehnliches geſchah in vielen Städten Schottlands. Die Bewegung würde noch umfaſſender geworden ſein, wäre nicht durch den in Frankreich immer mehr hervortretenden Terrorismus eine Gegenüberzeugung entſtanden, welche die Reformations-Entwürfe einem höhern Zwecke opfern zu müſſen glaubte und in dieſem Sinne — durch Aufrechthaltung der britiſchen Verfaſſung mit allen ihren Mängeln und Unterſtützung der Regierung — wirkte. Es verbreitete ſich mehr und mehr ein gewiſſer Kleinſinn über die Nation, aber doch nicht ſo allgemein, um nicht noch ſehr entſchiedene Gegenſtrebungen hervortreten zu ſehen. Hierhin gehörte namentlich der große Whigclub in London, deſſen Patriotismus, Loyalität und ehrwürdige Mitglieder ihm in den Augen der Nation Achtung verſchafften. Am 5. Juni 1792 hatte Lord Petra, ein Katholik und Anhänger des Königs, in einer ſeiner Verſammlungen präſidirt, und im December, am Jahrestag ſeiner Stiftung, geſchah es von Fox. Der Herzog von Portland, der Graf von Guilford, Sheridan, Erſkine, Grey u. A. hielten hierbei Reden, welche die Erhaltung der Conſtitution, aber auch die unabläſſige Bekämpfung der Mißbräuche zum Gegenſtand hatten. Auch Fox hielt eine kurze aber vortreffliche Rede, worin er ſagte: „Ich erkläre, daß ich dem Hauſe Hannover ergeben bin, weil ich hoffe und glaube, daſſelbe werde nie die Grundſätze vergeſſen, welche dies Haus auf den Thron Großbritanniens gebracht haben. Auch bin ich unſerer Conſtitution, nach den Grundſätzen der Revolution unter Wilhelm von Oranien ergeben. Daraus folgt, daß ich Fürſprecher für die Rechte des Volks ſein müſſe. Immer werde ich unerſchütterlich es mit den Freunden der Freiheit halten. Sollten jedoch unſere Sicherheit, unſere Freiheit und unſere Ruhe als die ſchönſten Früchte des Freiheitsbaums, in Gefahr kommen, ſo hoffe ich, werden wir Alle, wie Hampden, bereit ſein, auf dem Schlachtfelde zu fallen, oder wie Sidney auf dem Blutgerüſte zu ſterben. Meine Geſinnungen ſind in dem Charakter des Whig-Clubs ausgedrückt: in Gefahr die Hände nicht ſinken zu laſſen und im Wohlergehen unſere Grundſätze nicht zu vergeſſen. Und ſollte je die Zeit erſcheinen, da Stolz, Vorurtheile und Beſtechungen ſich hartnäckig den gerechten Forderungen des Volks widerſetzen, ſo hoffe ich, daß das Beiſpiel einer Revolution der Nothwendigkeit einer andern vorbeugen werde.“

Am 13. Dezember 1792, alſo kurz vor dem Prozeſſe des Königs von Frankreich und etwas über vier Wochen vor deſſen Hinrichtung — mitten unter den mannigfachſten gährenden Leidenſchaften in Frankreich und England — trat das Parlament wieder zuſammen. Die Thronrede, womit der König es eröffnet hatte, ſprach von dem in England herrſchenden Geiſt des Aufruhrs, von geheimen Entwürfen unruhiger Köpfe, die Ordnung der Dinge zu ſtören, und von der Nothwendigkeit, die Macht der Magiſtrats-Perſonen durch militäriſche Kräfte zu unterſtützen. Daran knüpfte nun Fox bei der Berathung ſeine Bemerkungen. Er ging mit Recht davon aus, daß die Miniſter für den Inhalt der Thronrede verantwortlich ſeien, und nannte dann jede darin angeführte Thatſache falſch und alle Behauptungen grundlos. „Der große hervorſtechende Zug der Rede iſt die ſchwärzeſte Verläumdung des britiſchen Volks, ein ſo abſcheuliches Verbrechen der Miniſter, daß es die härteſte Strafe verdient. Eine Rebellion in Großbritanien! Wo iſt ſie?“ — Fox ſprach mit Heftigkeit gegen das bekannte, vom Herzog von Braunſchweig in Frankreich erlaſſene Manifeſt und geſtand freimüthig, daß er ſich über den Rückzug der Deutſchen in Frankreich gefreut habe. Er ſprach von der neuen in England eingeführten Tyrannei, nach deren Grundſätzen nicht blos die Handlungen der Menſchen, ſondern ſelbſt ihre muthmaßlichen Meinungen und geheimen Gedanken beurtheilt und auch beſtraft würden. Er tadelte bitter die despotiſche Behandlung der zum Beſprechen öffentlicher Angelegenheiten ſich verſammelnden Geſellſchaften und erinnerte dabei an eine Aeußerung des Lord Wyncomb hierüber: „Es gibt ſpeculative Menſchen in England, die das Syſtem unſerer Regierung mißbilligen und ſolche Menſchen wird und muß es immer geben, ſo lange das Land frei iſt, denn es iſt die weſentlichſte Eigenſchaft der Freiheit, daß Menſchen über ſpeculative Gegenſtände ihre Meinungen frei äußern können.“ „Iſt es möglich,“ fügt Fox hinzu, „daß dieſe Wahrheit ein freigeborner Mann bezweifeln kann? Von dem Augenblicke an, wo eine Nation dieſe Frage unterſucht, und die Meinungen dem Willen von Miniſtern und Magiſtratsperſonen unterwirft, hört Alles auf. Dieſer Augenblick iſt die Epoche der gänzlichen Vernichtung der Volksfreiheit. Unſere Conſtitution war nicht das Werk eines Tages. Sie iſt das Reſultat einer Stufenfolge von Weisheit und Erfahrungen. Sie wuchs in einer langen Reihe von Jahren, und nie ſchlief der Schutzgeiſt Englands, oder er war völlig zufrieden.“ Nachdem dann Fox ironiſch des Umſtandes erwähnt, daß dieſe Conſtitution jetzt als ganz unverbeſſerlich gelten müſſe, nannte er die angeordnete Verſammlung der Miliz einen bloſen Betrug (fraud) der Miniſter, die das Volk wie Kinder behandelten, denen man nach Gutdünken Furcht einjage. Es ſei lächerlich, die Kräfte aufzubieten und Feuer zu ſchreien, weil einige Societäten alberne Speculationsmeinungen geäußert, und tadelnswürdige Toaſte getrunken hätten. Fox ſprach von dem nahen Kriege, wovon der König einen Wink gegeben, und behauptete, daß England nie ſo viel Urſache gehabt habe, wie jetzt, Frieden zu wünſchen, und daß keine Periode für einen Krieg mit Frankreich ſo ungünſtig geweſen, als die gegenwärtige, was er ausführte. Er fragte, warum man nicht an Unterhandlungen mit Frankreich gedacht, und gab dahin — ebenfalls ironiſch — die Antwort: Dies konnte freilich nicht geſchehen, denn Frankreich iſt ja eine ungeſalbte Republik. O ihr elenden bethörten Franzoſen! Warum habt ihr die heilige Oelflaſche in Rheims zerbrochen? Hättet ihr nicht etwas von dieſem heiligen Oel auf die Häupter eures vollziehenden Conſeils tröpfeln können, damit der Stolz der Mächte befriedigt, und ſie nicht gezwungen worden wären, lieber die Gräuel des Kriegs zu wählen, als ſich durch eure Gemeinſchaft zu verunreinigen? Wie kurzſichtig waret ihr, zu glauben, daß kindiſche Vorurtheile mit dem Dunkel der Unwiſſenheit verſchwunden, und daß die Nationen endlich zu einem Alter der Mannheit und Vernunft gelangt wären!" Fox zeigte dann durch eine Menge auf bekannte Thatſachen geſtützte Gründe die politiſche Nachläſſigkeit der Miniſter. Er ſagte: „Die Miniſter verlangen Subſidien von der Loyalität des Volkes, und um ſie zu erlangen, nehmen ſie ihre Zuflucht zur Geſchichte, zu glücklichen Betrügereien voriger Zeiten. Keine derſelben war beſſer erſonnen, als die ſogenannte papiſtiſche Verſchwörung unter der Regierung Karls des Zweiten; daſſelbe Geſchrei jetzt zu erneuern, wiſſen ſie, iſt unmöglich, daher ſchreien ſie nun gegen eine Republik. Die Diſſenters werden als ſchreckbar geſchildert, und alle Kunſtgriffe gebraucht, um die Wuth unwiſſender barbariſcher Menſchen zu erregen. Der Betrug hatte auch einen nur gar zu guten Erfolg. Viele meiner Freunde, durch die beſten Abſichten geleitet, ſielen in's Netz und gaben zum Unglück für England, zur ſchrecklichſten aller Maßregeln, zur Proklamation ihre Zuſtimmung.“ Der Schluß von Fox Rede war ein Antrag zu einer Adreſſe an den König, voll Ehrfurcht vor der Conſtitution, aber verbunden mit der Bitte um Auskunft wegen ſo mancher außerordentlicher Regierungsmaßregeln. Burke ſprach diesmal mit der größten Hochachtung von Fox, deſſen Sprache, wie er ſagte, den Schein der Subordination habe, wandte ſich dann wie gewöhnlich mit Zorn gegen Frankreich und erklärte einen Krieg für England durchaus nothwendig.

Andern Tages kam der Gegenſtand wiederholt zur Sprache. Fox behauptete, die Miniſter verdienten förmlich des Hochverraths angeklagt zu werden, dabei drang er auf eine offene Unterhandlung mit Frankreich. Eine jede Stunde, die man zögere, eine ſolche Unterhandlung anzufangen, ſei ein Verluſt für England. Er ſei der Erſte geweſen, der das ehemals in England ſo allgemein herrſchende Vorurtheil gegen die Freiheit von Amerika bekämpft habe. „Ich bin,“ ſagte er, „alt genug, um mich der Namen Washington und Adams, dieſer beiden großen Säulen der amerikaniſchen Republik, zu erinnern. Ich bin alt genug, um mich zu erinnern, wie verächtlich ihre Bittſchriften verworfen wurden, und wie man Dr. Franklin als den nichtswürdigſten der Menſchen behandelte, und dennoch, bald nach dieſer Verachtung, trugen eben die Männer, die ſich hierin vorzüglich auszeichneten, das ihrige bei, um die erſte Conſtitution in der Welt zu gründen. Ja, ich wage es zu ſagen, daß die amerikaniſche Regierungsform die beſte auf Erden iſt. Kurz darauf ſandte ich, als Staatsſekretär, Abgeordnete nach Amerika, um für England mit eben dieſem Dr. Franklin zu unterhandeln. Welche Stirn hätte ich dabei haben müſſen, wenn auch ich unter ſeinen Läſterern geweſen wäre! Ich wünſchte daher, daß man nicht ſo bereitwillig wäre, Verachtung zu zeigen.“ Fox bedauerte herzlich das Schickſal des unglücklichen Königs von Frankreich und hoffte noch immer, eine ſo ſchändliche Handlung wie deſſen Hinrichtung werde nicht erfolgen. Er ſagte: „Als der muthvolle aber unglückliche Lafayette durch den Drang unwiderſtehlicher Umſtände in die Gewalt der Herrſcher fiel, wie betrug man ſich? Anſtatt ihn als einen Mann von Ehre und mit der ſeinem Unglück gebührenden Würde zu empfangen, bemächtigte man ſich ſeiner, warf ihn, wie einen Spitzbuben, in den Kerker, wo er immer noch ſchmachtet, trotz der Wünſche und dem Mitleiden aller gefühlvollen Menſchen; ja, recht als ob man beabſichtigte, die Indignation eines jeden tugendhaften Mannes in Europa zu erregen.“ Sheridan ſprach im nämlichen, Burke im durchaus entgegengeſetzten Sinne, und indem er ſich der heftigſten Ausdrücke bediente.

Am folgenden Tage ſtellte Fox den von ihm angekündigten Antrag wegen der Sendung eines Geſandten nach Frankreich, da dies geſchehen könne, ohne ſich über die dortigen Regierungsangelegenheiten zu erklären. Die engliſche Nation hätte ja auch einen Conſul in Algier und ſchicke Geſandte nach Marocco. Grey unterſtützte dieſen Antrag und es reihten ſich hieran die heftigſten Für und Wider von beiden Seiten. Stanley kündigte Fox die bisherige Freundſchaft auf und Wyndham, den man von beiden Seiten des Hauſes zum Reden aufgefordert hatte, that es mit der Bemerkung, daß er es ſehr ungern thue, weil er mit Fox nicht übereinſtimme, deſſen tiefſinnigen Verſtand er bewundere und deſſen Herz er verehre. Er erklärte ſich darauf durchaus gegen eine Geſandtſchaft nach Frankreich. Auch Courtenay, ein ſehr witziger Redner der Oppoſition, der beſonders Burke zu Leibe ging, ſprach mit ſchwärmeriſchem Lobe von Fox, von ſeinen großen Einſichten und Tugenden, wobei er ſagte: „den Tag, wo ich mich je von ihm abſondern ſollte, würde ich für den ſchändlichſten meines Lebens halten.“ Der Antrag wurde endlich ohne Stimmenzählen verworfen.

Ludwig des Sechszehnten Proceß hatte begonnen und ſein Leben war in Gefahr. In Bezug auf dieſes Ereigniß machte Pitt im Unterhauſe den Vorſchlag zu einer öffentlichen Erklärung, welche indirekt das vom franzöſiſchen Nationalconvent gegen den König eingeſchlagene Verfahren mißbilligen ſollte. Fox erklärte ſeine Zuſtimmung zu dem, was von Pitt geſagt worden war. „Ich halte“, ſagte er, „das Verfahren gegen den unglücklichen König von Frankreich für ſehr ungerecht, für empörend gegen alles menſchliche Gefühl, ja gegen alle natürlichen Grundgeſetze der Juſtizpflege; Grundgeſetze, die das Weſen der menſchlichen Geſellſchaft ausmachen, und von welchen man ſich, in welchem Lande es auch immer ſei, unter keinerlei Vorwand und unter keinerlei Umſtänden entfernen muß. Eins dieſer Grundgeſetze iſt, daß in Criminalſachen Jedermann nach bereits vorhandenen Geſetzen verurtheilt werden muß, nicht aber nach Geſetzen, die erſt nach dem Verbrechen gemacht werden.“ Das Unterhaus nahm den Antrag des Miniſters an.

Eine von dem Miniſterium in beide Häuſer gebrachte Bill, welche beſonders bei der durch die Ereigniſſe in Frankreich nach England getriebenen großen Menge Franzoſen, die Fremden ſtrenger behandelt und mehr als bisher Dieſelben vom Miniſterium abhängig gemacht haben wollte, traf dagegen auf Widerſtand. Fox insbeſondere ging in einer langen Rede mit vieler Beredſamkeit alle von den Gegnern angeführten Gründe durch, um die Richtigkeit der Gefahr zu beweiſen, wegen welcher man jetzt ſolche Freiheittödtende Maßregeln nehmen wolle. Er fragte, wie Meinungen, wenn ſie wirklich exiſtirten, zu behandeln ſeien, und gab zur Antwort: „Durch Verachtung, wenn ſie abgeſchmackt, durch Gründe, wenn ſie ſcheinbar, und durch den Juſtizweg, wenn ſie aufrühreriſch ſind. Wie aber Meinungen durch Soldaten bekämpft werden können, dazu weiß ich kein Mittel.“ Weiter machte Fox die Annahme lächerlich, als ob Ausländer in der Abſicht nach England gekommen ſeien, für die Ruhe Englands nachtheilige Meinungen dort zu verbreiten. „Wie ſoll dies geſchehen!“ fragte er. „Kann man erwarten, daß ein Franzoſe nach ſeiner Landung in England gleich ein Auditorium finden wird, das ſeine Sprache und die Ausdrücke ſeiner Philoſophie verſtehen ſollte, um ſofort eine Art von tusculaniſcher Disputation eröffnen zu können?“ Am Schluß ſeiner Rede ſtellte Fox den Antrag, die Bill auf drei Wochen auszuſetzen, in welcher Zeit man über die Nothwendigkeit der beabſichtigten Maßregel nähere Erkundigung einziehen könne. Pitt ſprach jedoch entſchieden für alsbaldige Annahme der Bill, welche dann auch, ohne die Stimmen zu zählen, erfolgte.

Burke hatte während dieſer Berathung eine eigenthümliche Scene veranlaßt. Er zog nämlich einen Dolch, den er zu dieſem Zwecke zu ſich geſteckt, aus ſeinem Buſen, ſchwang ihn in der Luft mit den Worten: „So ſind die (von den Franzoſen) gegen uns geſchmiedeten Waffen!“ und warf dann den Dolch abſcheuvoll zu den Füßen des Sprechers. Aber ſein Zweck war verfehlt; das Haus lachte.

Das Haupt des unglücklichen Königs von Frankreich war auf dem Schaffote gefallen und in beiden Parlaments-Häuſern trugen die Miniſter auf eine Adreſſe an König Georg den Dritten an, die ihm zur Ehre und Erhaltung der Krone alle Unterſtützung zuſagte und zugleich den tiefen Schmerz des Hauſes über die Hinrichtung Ludwigs ausdrücke. In beiden Häuſern ging der Vorſchlag des Miniſteriums durch, jedoch nicht ohne Widerſtand gefunden zu haben. Fox äußerte ſich über die Sache alſo: „Er (der König) wurde unmenſchlich ohne alle Urſache hingerichtet. Vor Gericht geführt und verurtheilt, ohne ein vorhandenes Geſetz, das ſeine perſönliche Richtſchnur hätte ſein können; ja ſelbſt gegen die allgemeinen wirklich beſtehenden Geſetze; hierzu die entehrenden Umſtände ſeiner Gefangenſchaft, die nutzloſe empörende Härte ſeiner Behandlung und der gänzliche Mangel an republikaniſcher Großmuth, wodurch die Unmenſchlichkeit und Ungerechtigkeit dieſer abſcheulichen Proceduren den höchſten Zuſatz erhielten.“ Nach dieſem Ausdruck ſeiner Privatempfindungen aber müſſe er ſagen, daß es nicht der Weisheit des Hauſes würdig ſei, über irgend eine Handlung einer fremden Nation ein parlamentariſches Urtheil zu fällen, wenn dieſe Handlung nicht unmittelbar Bezug auf die Briten hätte. Er erinnerte an die Allianzen, die England mit Portugal und Spanien zu eben der Zeit gemacht habe, da dieſe Königreiche durch die abſcheulichſten Handlungen des Aberglaubens und der Grauſamkeit, durch Folterbänke, Scheiterhauſen und alle Gräuel der Inquiſition beſudelt worden ſeien. Nie habe man dieſe Schändung der Vernunft und der Menſchheit zum Vorwand eines Krieges gebraucht. Der Redner betrachtete ſodann die vom Miniſterium angeführten drei Hauptgründe zum Kriege gegen Frankreich. „Der Krieg,“ ſagte Fox, „iſt eine mit der menſchlichen Natur innig verbundene Leidenſchaft, und es iſt intereſſant, in den verſchiedenen Perioden der Geſchichte die Abſichten oder den Vorwand zu bemerken, warum man Kriege unternahm. In alten Zeiten geſchah es, um Eroberungen zu machen. Auf dieſe Eroberungskriege folgten Religionskriege, wo man bald um Mahomeds Lehre, bald um das heilige Grab, bald um die Lehre Luthers und Calvins, mit Heeresmacht und mit aller Wuth des Aberglaubens kämpfte. Sodann kamen Handelskriege, und man wird mir einräumen müſſen, daß keine Nation je einen Krieg zum Vortheil ihres Handels anfing, die am Friedensſchluſſe Urſache gehabt, ſich der erlangten Vortheile zu erfreuen. Nun ſtehen wir auf dem Punkt, einen Meinungskrieg zu unternehmen; ein ſchon in den Religionskriegen betretener Pſad, der nie zum Ziele führte.“

Einige Tage darauf benachrichtigten die Miniſter das Parlament, daß Frankreich ſowohl Großbritannien als Holland den Krieg erklärt habe. Zugleich beantragten ſie eine Adreſſe an den König. Fox, der ſehr bald nach Pitt ſprach, war nicht gegen die Adreſſe, ſondern gegen ihre Faſſung; er wünſchte die Adreſſe auf einen nothwendigen Krieg bezogen und zur Erlangung eines rühmlichen Friedens die Mitwirkung des Hauſes aufgefordert. Die Miniſter aber wollten in der Adreſſe ſich auch von aller Veranlaſſung zum Kriege losſagen und dies könne er durch ſeine Zuſtimmung nicht beſtätigen. Der Vorſchlag der Miniſter ging jedoch durch.

Einen im Unterhaus zur Sprache gekommenen Kaſernenbau bezeichnete Fox als eine der Nation mißfällige Maßregel, obgleich es Briten geben möge, die bereit ſein dürften, ihre Freiheit gegen Sicherheit zu verkaufen, zu welcher Klaſſe er jedoch nicht gehöre. Man habe behauptet, es ſei conſtitutionswidrig, daß der König den Sold der Truppen erhöhe, ohne das Parlament zu befragen, und dies wäre wahr. „Ich bin", ſagte Fox, „altmodiſch genug, um ein Feind der ſtehenden Armeen zu ſein, auch habe ich in der Geſchichte Frankreichs nichts gefunden, was dieſe Feindſchaft vermindern könnte. Nie ſpreche ich anders, als mit großem Reſpekt vom Könige, und wenn ich Regierungsmaßregeln table, ſo betrifft dieſer Tadel blos ſeine Miniſter. Es würde aber ein abgeſchmacktes Compliment für dieſen Monarchen ſein, wenn ich ſagen wollte, daß die Conſtitution unter ihm ſicherer ſei, als unter ſeinen durchlauchtigen Ahnherren."

Ein von Sheridan geſtellter Antrag, zur Unterſuchung der (von der Miniſterialparthei) oft angeführten rebelliſchen Entwürfe und Verräthereien, ward von Fox vergebens unterſtützt, und eine von der Regierung ins Unterhaus gebrachte Bill, vermöge welcher es in England als Hochverrath betrachtet werden ſollte, die Franzoſen mit Geld, Getreide, Kleidungsſtücken, Kriegsbedürfniſſen und anderen Nothwendigkeiten zu verſehen, ſie ihnen zu verkaufen oder zu verſchaffen, ferner in Frankreich Ländereien anzukaufen oder auf dortige Hypotheken Geld zu leihen, vergebens von ihm beſtritten. Er ſagte von dieſer Bill, daß ſie alle Grundſätze von Freiheit, Gerechtigkeit und Politik mit Füßen trete, das geheiligte Eigenthumsrecht angreife.

Eine Reform des Parlaments — zunächſt durch gleichmäßigere und größere Vertretung des Volks — kam jetzt immer entſchiedener, durch eine Adreſſe, Bittſchriften aus allen Theilen des Landes angeregt, zur Sprache. Zuerſt Grey, dann Erskine und andere Mitglieder der Oppoſition verwandten ſich lebhaft dafür. Auch Fox, der Pitt (früher hatte ſich Pitt ſelbſt für eine Reform erklärt) eine niedrige Denkungsart vorwarf und den von der Miniſterialparthei ſo oft gebrauchten Gegengrund der Gefahr der Neuerung einen Popanz (**Bugbear**) nannte. Aber auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich wieder, wie praktiſch intereſſant es für das Miniſterium war, in der Art der Zuſammenſetzung des Unterhauſes keine weſentliche Aenderung eintreten zu laſſen. Denn es hatte abermals die große Mehrheit für ſich.

Am 17. Juni 1793, als das Parlament auf dem Punkte ſtand, auseinander zu gehen, ſtellte Fox im Unterhauſe den Antrag auf Endigung des Krieges. Er erklärte dabei, zugeben zu wollen, daß der Anfang des Kriegs eine gerechte und weiſe Maßregel zur Ehre und Sicherheit Englands geweſen wäre, aber er widerſprach, daß die Urſachen zum Kriege noch jetzt Statt fänden, und fragte, was man bei einem fortzuſetzenden Krieg zu gewinnen hoffe. Aber gegen den Antrag, den Fox am Ende ſeiner Ausführungen geſtellt hatte und der auch ſehr bittere Bemerkungen über die Theilung von Polen enthielt, (die eigentlichen Worte waren: **The rapacious and faithless dismembrement**), erklärten ſich nicht nur Burke und Pitt, ſondern auch noch andere gemäßigtere Mitglieder und Fox's Antrag fiel bei der Abſtimmung durch.

Der große Londoner Whig-Club, deſſen früher ſchon einmal Erwähnung geſchehen, hatte am 20. Februar 1793 wörtlich folgenden Beſchluß gefaßt: „Der Club hält es für ſeine Pflicht, in dieſen außerordentlichen Zeitumſtänden den ehrenwerthen Herrn Charles James Fox zu verſichern, daß alle Künſte falſcher Darſtellung, deren man ſich ſeit einiger Zeit bedient hat, um ihn zu verläumden, keine andere Wirkung auf den Club gehabt haben, als deſſen Anhänglichkeit an Herrn Fox zu vermehren und zu verſtärken." Dieſer Beſchluß und die von Fox im Club aufgeſtellten politiſchen Grundſätze und vorgeſchlagenen Maßregeln, gaben dann 45 Mitgliedern des Clubs, worunter Burke, den Anlaß oder liehen ihnen den Vorwand dazu, an einem Tage aus dem Club auszutreten. Nach vorgeleſener Austrittsanzeige verlangte der Herzog von Norfolk, daß ſtatt aller Antwort auf den Brief der 45, der Beſchluß vom 20. Februar in den öffentlichen Blättern von Neuem abgedruckt werden ſollte, mit dem Beifügen, daß es auf Befehl des Clubs geſchehe. Dieſer Vorſchlag wurde auch einſtimmig angenommen.

Bald darauf veranlaßte der Whig-Club für Fox, der nach Verluſt ſeines Vermögens hauptſächlich durch die Güte ſeines Freundes, des Herzogs von Portland, die Mittel zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben erhalten hatte, eine Subſcription. Sie wurde im Juni 1793 begonnen und betrug in der Mitte Juli's bereits über 100,000 Pfund Sterling. Von dieſer Summe wurden 22,000 Pfund zur Anſchaffung einer lebenslänglichen Leibrente von jährlichen 2000 Pfund für Fox verwandt und ihm der Reſt zu eigener Verfügung überlaſſen.

Im nämlichen Jahre 1793 gab auch Fox ſeinen berühmten Brief an die Wahlmänner von Weſtminſter heraus, welcher in wenigen Monaten dreizehnmal aufgelegt wurde. Indem er in dieſem Briefe von dem lächerlichen Plane ſprach, Frankreich durch eine ausländiſche Gewalt zu unterdrücken, ſagte er darüber das Folgende: „Frankreichs Eroberung! O ihr verleumdeten Kreuzfahrer, wie beſonnen und gemäßigt waren eure Entwürfe! O hart verunglimpfter Ludwig der Vierzehnte, aus welchen ſeichten Gründen biſt du einer raſtloſen ungezähmten Ehrſucht beſchuldigt worden! O ſchüchterner ſchwacher Cervantes, mit welch einem furchtſamen Pinſel und mit welchen bleichen Farben haſt du gemalt das Bild einer zerrütteten Einbildungskraft!“ (Den Don Quixote).

Als das Parlament im Jahr 1794 wieder zuſammentrat, war der erſte Gegenſtand der Berathung die vom König gehaltene Thronrede und die von beiden Häuſern darauf zu gebende Erwiederung. Im Oberhauſe fand dieſe im Sinne der Miniſter Statt und ebenſo im Unterhauſe, nachdem in beiden die Oppoſition im Erfolg freilich werthloſe aber ſonſt gewiß bedeutende Bedenken gegen einen ganz loyalen Nachhall der Thronrede erhoben hatte. Fox verlangte bei dieſer Gelegenheit eine beſtimmte Erklärung über die eigentliche Abſicht des Krieges, damit die Nation, die ihr Geld und ihr Blut hergebe, nicht länger getäuſcht würde. Nachdem er dabei bis zum Urſprung des Krieges — dem Traktat zu Pillnitz, dem Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig u. ſ. w. — zurückgegangen, kommt er auf Ludwig XVII. als König von Frankreich, denkt ſich dieſen als dankbar, nimmt an, daß die Dankbarkeit bei Königen ſtärker, wie bei andern Menſchen ſei, und fügt hinzu: „ein freilich etwas zweifelhafter Satz: denn man pflegt wohl im gemeinen Leben zu ſagen: ſo reich als ein König, ſo glücklich als ein König, aber ſo dankbar als ein König iſt noch nicht zum Sprüchwort geworden.“ Den Theil der Thronrede, worin das Glück des vorigen Feldzugs geprieſen worden, nannte Fox dann den höchſten Grad der Unverſchämtheit, die nur in den Jahrbüchern irgend einer Nation gefunden würde. Indeſſen nahm doch das Unterhaus die Adreſſe, wie vorgeſchlagen, mit großer Mehrheit an.

Veranlaßt durch eine Mittheilung des Miniſteriums entwickelte im Unterhauſe Grey, daß der König kein Recht habe, ohne vorhergegangene Genehmigung des Parlaments ausländiſche Truppen an's Land zu bringen, Fälle abſoluter Nothwendigkeit ungerechnet. Der Redner erklärte ſich bei dieſer Gelegenheit über das franzöſiſche Revolutionsſyſtem, wie es ſich Ende Januars 1794 geſtaltet hatte. „Ich verfluche,“ ſagte er, „die jetzige Regierung der Franzoſen. Sie iſt, wie ſie mein würdiger Freund (Fox) kürzlich genannt hat, eine wüthende Tyrannei.“

Der Traktat zwiſchen den Königen von England und Sicilien gab Fox Anlaß, über die Räumung von Toulon, den das engliſche Miniſterium als einen ſehr glücklichen Vorfall preiſe, zu ſcherzen, indem er hinzuſetzte: „Und eben dieſen Vorfall feiern die Franzoſen durch öffentliche Feſte. Auf dieſe Weiſe könnten unſere Miniſter mit den Machthabern zu Paris ein gemeinſchaftliches Jubiläum veranſtalten.“ Spätere Berathungen gaben Fox Anlaß, ſich

Lafayette's, der fortgeſetzt von Oeſterreich gefangen gehalten wurde, und des zu Gunſten deſſelben vom General Fitzpatrick im engliſchen Unterhauſe geſtellten Antrages, anzunehmen. Er widmete dabei Lafayette die größte Anerkennung — allerdings unter lebhaftem Widerſpruch Burke's und ohne praktiſchen Erfolg, da der Antrag Fitzpatrick's verworfen wurde. Der zwiſchen England, Preußen und Holland geſchloſſene Traktat gab Fox ebenfalls Anlaß zur Rüge, welche hauptſächlich gegen die enorme Mehrung der Subſidien anſtürmte. Er ſprach insbeſondere von Preußen, von perfidy, Fraud, meaness, von einem Betragen, das ganz neu in der politiſchen Geſchichte Europa's wäre. Der Hauptvorwurf blieb freilich auf den engliſchen Miniſtern haften. Auch da unterlag die Oppoſition.

Verſchiedene Erhebungen, welche durch's Miniſterium über Geſellſchaften gemacht worden waren, welche im Lande beſtanden und welche das Miniſterium revolutionär nannte, gaben dieſem Anlaß, die Suspendirung der Habeas-Corpus-Akte vom Parlament zu verlangen, d. h. durch eine Parlamentsakte dem König die Macht zu geben, alle ſolche Perſonen in Verhaft nehmen zu laſſen, die im Verdacht wären, gegen ſeine Krone und die Regierung böſe Anſchläge zu haben. Fox, obgleich kränkelnd, verfügte ſich in's Parlament, um gegen dieſen Antrag zu ſprechen und zu ſtimmen. Er fragte: Wo wäre das Geſetzwidrige, ſich in Geſellſchaften zu formen, ja ſelbſt Volksverſammlungen zu halten? indem er Thatſachen anführte, wo man dergleichen nicht entgegen getreten. Späterhin nochmals über den Gegenſtand redend, bemerkte er: „Noch nie hat es in der Welt der Verfolgung geglückt, den Widerſtand gegen ein religiöſes oder bürgerliches Syſtem zu vernichten. Der menſchliche Geiſt wird durch die Unterdrückung gereizt, ſich zu erheben, und weit entfernt, bei der Verfolgung nachzugeben, wird alle ſeine Energie erweckt nach Maßgabe der Angriffe. — — Es gibt Dinge, die man nicht gewiſſer überwinden kann, als durch Vernachläſſigung. Amerika zeichnet uns unſern wahren Lauf vor. Laßt uns, ſo wie dieſer

Staat, Jedermann von dem Segen unſers Syſtems überzeugen! Laßt uns zeigen, daß wir nicht allein an deſſen Vortrefflichkeit glauben, ſondern es auch gerne der Unterſuchung und Vergleichung mit einem jeden andern Syſtem überlaſſen! Laßt uns den Stolz des Volkes anfachen, eine ſolche Vergleichung zu wünſchen! Laßt unſer Beſtreben ſein, die Freiheiten, die das Volk genießt, lieber durch neue zu vermehren, als diejenigen zu ſchmälern, die es ſchon beſitzt! Und dies verlangt man von uns!" Fox ſchloß mit der Bemerkung, für jetzt bleibe ihm nichts übrig, als auf das feierlichſte gegen eine ſo freiheitstödtende Maßregel zu proteſtiren. Pitt dagegen nannte dieſe Rede eine ſehr pathetiſche Leichenpredigt am Sarge der durch dieſe Bill angeblich getödteten britiſchen Freiheit, und die Bill ſelbſt ging mit anſehnlicher Stimmenmehrheit durch

Den Umſtand, daß er gegen den Krieg ſtimme und doch alle Hülfsmittel zu deſſen Fortſetzung votire, erläuterte Fox bei einer andern Gelegenheit. Er ſagte: „Ich werde Alles anwenden, was in meiner Macht ſteht, das engliſche Volk zum Frieden zu bereden; wenn aber ein halsſtarriger, unwiſſender und ſtolzer Miniſter uns dennoch in einen Krieg ſtürzt, ſo müſſen wir alle Kräfte anſtrengen, mit Ehren herauszukommen. Um in der Achtung der Welt nicht zu ſinken, müſſen durchaus Subſidien bewilligt werden. Nein! Ich will nicht eigenſinnig den Ruin meines Vaterlandes befördern, weil ein Miniſter ſchwach oder boshaft genug geweſen iſt, uns in's Verderben zu führen. Ebenſo handelte ich auch im amerikaniſchen Kriege, ſobald die Franzoſen Theil daran genommen hatten, denn nie werde ich einſtimmen, daß dieſe Nation uns Geſetze geben ſoll." Der Redner ſchloß mit den Worten: „Ich habe jetzt meine Meinung frei geſagt, ich habe meine Pflicht erfüllt und nach meinem Gewiſſen gehandelt und dies werde ich bis zum letzten Augenblick meines Lebens thun." — Der Antrag wurde vom Unterhaus nicht verworfen, ſondern nur mit 208 Stimmen gegen 155 bei Seite gelegt.

Gelegentlich eines von Sheridan geſtellten Antrages wegen Erläuterung über die weggegebenen Subſidien und deren Anwendung ſprach dieſer ausgezeichnete Redner auf's Ehrenvollſte von Fox, der gerade damals im Parlament nicht anweſend war. Nachdem er nämlich die Hoffnung geäußert, daß das betrogene engliſche Volk in nicht mehr entfernter Zeit ſowohl ſeine Leichtgläubigkeit als ſeine Geduld verlieren werde, fuhr er ſo fort: „In dieſer feierlichen Rechenſchaftsſtunde, die man ſich vergebens bemühen dürfte, abzuwenden oder zu verzögern, werden die Augen, die Hoffnungen und die Herzen der Nation alle auf einen Mann gerichtet ſein; auf meinen ehrenwerthen Freund (es war dies Fox), einen Mann, deſſen aufrichtigſte Wünſche ſind, die Sicherheit, die Wohlfahrt, die Unabhängigkeit Englands, ſo wie die Freiheit und Glückſeligkeit aller Menſchen zu befördern. Er erſcheint jetzt in dem öffentlichen Auge nicht kleiner, weil er nur eine geringe Anzahl Begleiter hat; im Gegentheil ſteht er höher und iſt um ſo ſichtbarer, da er weniger umgeben iſt. Zu ihm, das weiß ich, wird die Nation zuletzt, in der ſtürmiſchen Stunde der Volksnoth ihre Zuflucht nehmen.“ Ein gewiß ruhmvolles Anerkenntniß, zwar aus dem Mund eines Freundes, aber eines, welchem keiner von den vielen anweſenden politiſchen Feinden Fox's zu widerſprechen wagte.

Im Lauf des Jahres 1794 hatten eine Menge politiſcher Prozeſſe in Großbritannien (beſonders in Schottland und Irland, wo ſtrengere Geſetze galten und theilweiſe auch die Aufregung noch größer war als in England) Statt gefunden, von denen einige mit Todesurtheilen, mehrere mit Verbannung auf 14 Jahre nach Botany-Bay und andere mit Freiſprechungen endigten. Am Schluſſe des nämlichen Jahres kam auch wieder das Parlament zuſammen.

Die Schreckensperiode in Frankreich hatte bald nach dem Sturze Robespierre's ihr Ende gefunden: ein Umſtand, welcher veranlaßte, daß manche Gegner der franzöſiſchen Revolution im britiſchen Ober- und Unterhauſe um ſo mehr jetzt an einen Frieden mit Frankreich zu denken anfingen, als die engliſchen Verbündeten des Feſtlandes, welchen England Millionen Subſidien zu ihren

Kriegsoperationen gegen Frankreich geſteuert hatte, fortgeſetzt unglückliche oder auch nachläſſige und unvollſtändige Kriege führten. Da nun die Thronrede dieſen Umſtänden durchaus keine Rechnung getragen, ſondern den Entſchluß, den Krieg fortzuſetzen, auf's Beſtimmteſte ausgeſprochen hatte, ſo trennten ſich gleich bei der Eröffnung der Berathungen über die Adreſſe auf die Thronrede, unter Darlegung ihrer Gründe, mehrere Anhänger des Miniſteriums, worunter der berühmte Wilberforce, in Bezug auf dieſen Gegenſtand von demſelben. Wilberforce wünſchte den Wunſch baldiger Unterhandlung in die Adreſſe aufgenommen und viele Mitglieder der Oppoſition ſchloſſen ſich ihm an. Unter ihnen Fox, welcher auf eine lange, offenbar vorbereitete Rede des Miniſters Pitt, unmittelbar nach derſelben eine ebenſo ausführliche, bis Morgens 4 Uhr dauernde, den Miniſter Punkt für Punkt widerlegende Antwort gab. Am Schluß ſeiner Rede ſagte Fox, daß ſelbſt das Nachgeben der Miniſter in Betreff einer ſchleunigen Friedensunterhandlung ſie nicht gegen eine künftige Unterſuchung ſchützen ſolle. Die Urſachen des Kriegs müßten aufgeklärt werden, um ähnliche Trübſale für die Zukunft zu vermeiden. Dies ſei man der Nation ſchuldig, damit ſie im Genuß des Friedens nicht ihre vorigen Leiden vergeſſe und ſich gleich wieder täuſchen laſſe. Beide Kriege, dieſer ſowie der amerikaniſche, wären von einer Hofparthei in England ausgegangen, welche ſelbſt den Namen Freiheit haſſe, und hierzu ſei von Seiten des Miniſters eine Gleichgültigkeit gegen das Unglück des Volks gekommen, die man barbariſch nennen könne. — Aber auch da kämpfte Fox wieder vergeblich. Denn mit großer Mehrheit trat bei der Abſtimmung das Unterhaus auf die Seite der Miniſter. Ebenſo ward bald darauf, den Anträgen der Miniſter gemäß und ungeachtet des Widerſtandes der Oppoſition, die fortgeſetzte Suspenſion der Habeas-corpus-Akte von beiden Häuſern beſchloſſen.

Wie früher der Traktat mit Preußen und die an dieſes gezahlten Subſidien, ſo fand nun auch ein vom deutſchen Kaiſer, unter der Garantie von Großbritannien beabſichtigtes Anlehen von vier Millionen Pfund Sterling, wogegen jener 200,000 Mann gegen Frankreich in's Feld ſtellen wollte, im Parlamente Erwägung und Seitens der Oppoſition entſchiedenen Widerſtand. Das Ende der langen, die Fürſten des Feſtlandes durchaus nicht ſchonenden Debatten, war die Genehmigung der Garantie im Betrage von 4,600,000 Pfund Sterling.

Noch immer dauerten die Strebungen einzelner Mitglieder des Unterhauſes zur Erwirkung des Friedens fort. Pitt ſprach dagegen, und Fox, indem er den politiſchen Charakter des Miniſters Pitt — ſein Talent, aber auch ſeine Täuſcherei, Liſtigkeit und Schwäche — entwickelte, dafür. Er erwähnte des Vorgebens der Miniſter, daß das Volk durch die Oppoſition getäuſcht werde. „Sollte man nicht hieraus ſchließen,“ fügte er hinzu und Aehnliches ließe ſich noch heute ähnlichen Vorgeben hinzufügen, „daß dieſe Oppoſition ſo mächtig wäre, ſo viele Schätze beſäße, ſo viele Mittel zu Beſtechungen und ſo viel Gelegenheit hätte, Aemter, Penſionen, Contrakte und alle Arten von Gratifikationen auszutheilen, Zeitungsblätter in Umlauf zu bringen, und Entwürfen die nöthige Kraft zu geben, um eine ganze Nation zu hintergehen?“ Fox nannte die Thronrede „eine unpolitiſche, abgeſchmackte, ja er könne wohl ſagen, teufliſche Rede,“ die man in den Mund Seiner Majeſtät gelegt habe. Er rief: „Wir müſſen durchaus andere Grundſätze annehmen, ſonſt iſt nie an eine Unterhandlung zu denken.“ Die Minorität war diesmal ſtärker als ſonſt, ſie betrug 86; aber die 269 auf Seiten der Miniſter machten doch ihre Anſtrengungen zu Nichte. Aehnliche weitere Bemühungen hatten ein ähnliches Schickſal. Die öffentliche Meinung dagegen, dargeſtellt durch eine Menge Bittſchriften, verlangte eifrig nach Frieden, und die Anſtrengungen der Hofparthei, Bittſchriften im entgegengeſetzten Sinne zu ſchaffen, hatten verhältnißmäßig geringen Erfolg.

Fox ſtellte am 24. März 1795 im Unterhauſe den Antrag, den Zuſtand der Nation zu unterſuchen. Der Antrag war ſehr ausführlich, aber genau gegliedert und zweckmäßig und Pitt ſelbſt nannte die von Fox hierbei gehaltene Rede eine der beredteſten, die je in dieſem Hauſe gehalten worden wären. Auf die Aeußerung des Miniſters: „daß wenn er und ſeine Collegen von der Adminiſtration abtreten ſollten, dennoch weder der König noch die Nation ihre Augen auf die Oppoſitionshäupter richten würden,“ gab Fox eine kräftige Antwort und endigte ſeine Rede mit den Worten: „Wenn meine Conſtituenten mich nach allen den Dingen fragen, über die ich, wegen ihrer Wichtigkeit eine Auskunft gewünſcht habe, ſo kann ich ihnen nichts anders antworten, als: das Haus der Gemeinen wollte mir keine Unterſuchung bewilligen. Es ging Hand in Hand mit den Miniſtern.“ Und ſo that es denn auch wirklich, oder vielmehr ſeine große Mehrheit.

Ein von Wilberforce gegen das Ende der Sitzung geſtellter Antrag in Betreff des Friedens fand abermals lebhaften Widerſtand von Seiten der Miniſter, obgleich Wilberforce doch noch zu den Freunden des letztern gerechnet wurde und der Kriegsminiſter nannte ihn ſogar eine Art von Conſtitutionskrämer (**Constitution-monger**). Fox kam dabei wieder auf allgemeinere Gegenſtände zu ſprechen. — „Die Conföderation gegen Frankreich,“ ſagte er, „war ein Bund, deſſen Andenken mit Haß und Verwünſchungen auf die Nachwelt kommen wird. Ich billigte die franzöſiſche Revolution. Ich billigte den Sturz des Despotismus der Bourbons, die ſo lange Frankreich unterdrückt und Europa in Unruhe erhalten hatten. Wer kann die Grundſätze tadeln, nach welchen man anfangs verfuhr? Es war ein glorreicher Zeitpunkt. Ich billige die Widerſetzung des Parlaments gegen Karl den Erſten und ſelbſt das urſprüngliche Verfahren Cromwell's; allein ſo wenig dieſer große Mann mit den durch die Revolution in Frankreich entſtandenen Machthabern verglichen werden kann, ebenſowenig kann man folgern, daß ich

Cromwell's Uſurpation oder die Grauſamkeit jener Machthaber billige. Die jetzige Regierung in Frankreich, ſo wankend ſie auch ſcheinen mag, bietet uns durch die Publicität ihrer Berathſchlagungen mehr Sicherheit dar, als man von den ſchwarzen Myſterien des Despotismus erwarten kann. Hierin hat ſie Aehnlichkeit mit der britiſchen Verfaſſung, und daher meine Neigung zu derſelben. In jedem Fall aber kann man von den republikaniſchen Franzoſen ſo viel Treue erwarten, als von den europäiſchen Fürſten. Warum wollen wir die franzöſiſche Republik nicht anerkennen? Soviel Mächte haben es ſchon gethan. Welcher Nachtheil kann daraus entſtehen? Ich will hier den Sinnſpruch des Herrn Burke in der Sache Amerikas anführen: Verſucht Friede und Ausſöhnung, und wenn dies fehl ſchlägt, dann ſetzt den Krieg fort. Wir haben die Uebel des Kriegs ſchwer gefühlt; die Uebel des Friedens exiſtiren nur allein in den Köpfen einiger Menſchen als Spekulationsgegenſtände. Sollten wir denn wohl Spekulationen der Erfahrung entgegenſtellen?" Pitt dagegen behauptete, daß England jetzt keine Wahl habe, als den Krieg fortzuſetzen, und die große Mehrheit des Hauſes trat ihm bei der Abſtimmung bei.

Unterdeſſen war der britiſche Nationalgeiſt auſſerhalb des Parlaments wo möglich noch thätiger als innerhalb deſſelben. Man ſammelte Beiträge für die als Hochverräther Angeklagten, aber Freigeſprochenen, und die Geſellſchaft der Freiheitsfreunde feierte noch beſonders dieſe Begebenheit. Eine neue Geſellſchaft unter dem Namen der Freunde der Menſchheit entſtand in London, welche ſich der zahlreichen, wegen ihrer politiſchen Meinungen Eingekerkerten annahm. Die zunehmende Theuerung veranlaßte, werkthätig an das Schickſal der Armen zu denken. Andere Verſammlungen betrafen das Wünſchenswerthe des Friedens und zu dieſem Zwecke zu nehmende Maßregeln; eine große Verſammlung in der Nähe von London (29. Juni 1795) votirte eine Adreſſe an den König, worin die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform und der

Abſtellung mehrerer großer Mißbräuche geſchildert wurde. Die Regierung fürchtete einen Tumult und hatte ihre Maßregeln genommen; doch lief Alles friedlich ab. Da die Adreſſe ohne Antwort blieb, trat eine neue noch größere Verſammlung (26. Oct. 1795) zuſammen, wohl 200,000 Menſchen ſtark, durchweg die größte Ordnung wahrend. Man einigte ſich über eine neue ausführliche Adreſſe im bezeichneten Sinne und faßte eine Reihe auf denſelben Gegenſtand bezüglicher Beſchlüſſe. Dieſe öffentlichen, ſo außerordentlichen Scenen, verbunden mit der Ueberzeugung von der Wahrheit der Klaggründe, vermehrte die in London herrſchende Gährung. Die Regierung brauchte Geld und ſo war das Parlament diesmal ziemlich frühe (auf den 29. Oct. 1795) zuſammen berufen worden. Als der König zur Eröffnung deſſelben dorthin fuhr, richtete der Pöbel Stein- und Kothwürfe auf den königlichen Wagen, ziſchte und heulte gräßlich, und das Geſchrei: Kein Pitt! Kein Krieg! Friede! das ſowohl auf der Hinfahrt als auf dem Rückwege von allen Seiten ertönte, waren ſehr deutliche Beweiſe der Volksſtimmung. Um ſo deutlichere, als ſie ungeachtet der den königlichen Wagen umgebenden Garden zu Fuß und zu Pferde und einer ungewöhnlich großen Anzahl Conſtabel ſich Luft gemacht hatte. Im Oberhaus beſchäftigte man ſich nach angehörter Thronrede zunächſt mit einer Ergebenheitsadreſſe an den König mit Rückſicht auf jene Vorfälle. Im Unterhaus war die Thronrede ſelbſt, welche diesmal vorzugsweiſe den günſtigſten Zuſtand der Dinge verſicherte, der Gegenſtand der Berathung und, von Seiten der Oppoſition, der lebhafteſten Angriffe. Insbeſondere Sheridan, ſpäter Fox, ſchleuderten die Donner ihrer Beredſamkeit dagegen, wodurch Pitt zu einer ausführlichen Rechtfertigung des Inhalts der Thronrede und des Verhaltens der Miniſter ſich genöthigt ſah. Inzwiſchen einflußreicher als die darin vorgebrachten Gründe waren die dichten Reihen ſeiner Anhänger im Unterhauſe, ſo daß auch da wieder das Miniſterium ſiegte, die von ſeinen Anhängern vorgeſchlagene Echo-Adreſſe angenommen und jede darin von Fox vorgeſchlagene Aenderung zurückgewieſen ward.

Nachdem Fox, gelegentlich des Einbringens einer Bill durch Pitt, welche billigere Korn- und Brodpreiſe bezweckte, indem er die Vorſchläge des Miniſters lobte und ſich auf allgemeine Bemerkungen beſchränkte, den Beweis geliefert hatte, daß bei ihm nicht unbedingter Widerſpruch gegen die Maßregeln der Verwaltung Syſtem ſei, hatte er nur zu bald wieder Gelegenheit, auf's Aeußerſte den Entwürfen der Miniſter entgegen zu treten.

Die Miniſter brachten nämlich in beide Häuſer eine Bill, welche zum Zwecke hatte, rebelliſche Verſammlungen zu unterdrücken und die Verbreitung aufrühreriſcher Schriften zu hemmen. Dieſe Bill, die alle Patrioten in England mit Unwillen erfüllte, gab in beiden Häuſern zu den auſſerordentlichſten Debatten Veranlaſſung. Im Oberhauſe ſprachen Lord Lauderdale, der Herzog von Bedford und der geweſene Großkanzler Lord Thurlow heftig gegen die Bill. Im Unterhauſe zuerſt Lord W. Ruſſel, der auf Aufſchub drang und dabei von Grey, General M'Leod und Herrn M. Robinſon — von Letzterem mit der Aeuſſerung: „Wenn die Miniſter feſt entſchloſſen ſind, dieſe Bills durchzuſetzen, ſo erinnere man ſich, daß dem Volk noch ein letztes Hilfsmittel übrig bleibt: — Es hat in ſich ſelbſt Kraft!" — unterſtützt ward. Auch Sheridan trat bald gegen die Bill auf, während unter die Vertheidiger derſelben Wilberforce gehörte.

Mittlerweile war die Unruhe und das Mißvergnügen des Volks über die Bill unbeſchreiblich. Zahlloſe Verſammlungen wurden eiligſt in der Hauptſtadt und in allen Gegenden Englands gehalten. Was aber die meiſte Aufmerkſamkeit erregte, war das Benehmen des Whig-Clubs in London, der ſeine Mauern verließ, um unter freiem Himmel öffentlich mit dem Volk gemeinſchaftliche Sache zu machen. Der 16. November 1795 war der dazu beſtimmte Tag. Den Weſtminſter-Hall Platz und die Umgebungen deſſelben füllten Tauſende von Menſchen. Die

Häupter der Oppoſition in beiden Parlamentshäuſern fanden hier ſich ein. Fox, der Herzog von Bedford, die Grafen von Derby und Lauderdale, Sheridan, Lord Robert Spencer und Andere beſtiegen auf der einen Seite die auf dem Platze bei der Halle aufgeſchlagenen Gerüſte, während Lord Hood, Lord Belgrave, Hr. Rieder und andere Freunde des Hofes es auf der entgegengeſetzten Seite thaten. Fox — bekanntlich Repräſentant dieſes Stadttheiles von London im Parlamente — wurde nun laut zum Präſidenten der Verſammlung ausgerufen. Er trat hervor und das Volk empfing ihn mit lautem Beifallgeſchrei. „Ein kühner Verſuch,“ begann Fox ſeine Rede, „iſt gegen euere Rechte, ja es iſt ein Verſuch zum Umſturz der engliſchen Conſtitution gemacht worden.“ Er bezeichnete dann den Zweck der beiden in's Parlament gebrachten Bills (die zweite führte den Titel: zu beſſerer Sicherſtellung der Perſon Seiner Majeſtät) dahin: „die Freiheit des engliſchen Volks völlig über den Haufen zu werfen, den Charakter der Engländer herabzuwürdigen, und ſie mit denen, die nicht wiſſen, was Menſchenrechte ſind, unter denen Freiheit völlig unbekannt iſt, einer gleichen Behandlung zu unterwerfen.“ „Mit Einem Worte: die **Bill of rights** ſoll unwiderbringlich aufgehoben, Ihr ſollt des Rechtes, Petitionen zu machen, beraubt werden. Ihr ſollt freilich, ſagt man auch, das Parlament mit Bittſchriften angehen können; aber wie ſollt ihr dieſes thun? Mit Genehmigung einer Magiſtratsperſon mögt ihr Petitionen machen; anders dürft ihr es nicht.“ Nach noch weiteren Entwickelungen hinſichtlich der übrigen freiheitstödtenden Beſtimmungen der Bill, (unter dieſe gehörte auch, daß Vorleſungen, für welche Geld genommen wurde, ohne beſondere obrigkeitliche Erlaubniß nicht mehr gehalten werden ſollten,) prüfte er den Vorwand: das Geſetz reiche nach der gegenwärtigen Lage nicht hin, diejenigen zu beſtrafen, die den König auf dem Weg zum Parlament aufhielten und beleidigten. „Ich hoffe,“ bemerkte Fox hierüber, „ob das gleich nicht der eigentliche Gegenſtand dieſer Verſammlung iſt, ſo werdet Ihr doch, ehe Ihr auseinander geht, euern Abſcheu vor jenen ſchändlichen Handlungen, wodurch Seine Majeſtät beleidigt wurde, zu erkennen geben. Dies iſt als ein Vorwand für dieſe Bills gebraucht worden. Aber es iſt der regelmäßige Kunſtgriff böſer Menſchen, allenthalben, wo ſie nur immer können, ihre böſen Maßregeln mit dem Namen des Souverains zu bemänteln, den wir alle lieben, den wir alle zu ſchützen verbunden und entſchloſſen ſind. Indeſſen bin ich gewiß, daß, wenn wir gleich den ſchlechteſten Miniſter haben, Euch das doch nicht abhalten wird, zu ſagen: wir haben den beſten Monarchen. Ich habe nun nichts weiter zu thun, als den Stuhl in dieſer Verſammlung einzunehmen und mich unpartheiiſch zu verhalten.“ Die Rede wurde aufmerkſam angehört und mit den lauteſten Bezeugungen der Hochachtung und Zufriedenheit begleitet. Nach Fox ſprach der Herzog von Bedford in ähnlichem Sinne und begleitet vom Beifall der Verſammlung, worauf eine Adreſſe an's Unterhaus verleſen wurde. Lord Hood, ebenfalls Repräſentant von Weſtminſter, meinte dagegen, die Bill wäre im Publikum ſehr gemißdeutet worden und proteſtirte gegen einen dagegen zu faſſenden Beſchluß. Einiges Murren im Volk, worauf Sheridan den Lord ſcharf widerlegte, und in ſeiner Rede die Bills: Bills, die engliſche Regierung in Haß und Verachtung zu bringen, und Spione und Angeber ſcherzweiſe: miniſterielle Berichterſtatter zur Vertheidigung der Regierung, benannte. Auch Sheridan's Rede folgte großer Beifall. Fox, nach einer Schlußbemerkung, ließ durch Aufheben der Hände abſtimmen und die Verſammlung nahm faſt einſtimmig die Adreſſe an. Darauf las der Herzog von Bedford eine Adreſſe an den König vor, worin ihm wegen ſeiner glücklichen Erhaltung Glück gewünſcht und der Abſcheu der Verſammlung vor der dem Monarchen zugefügten Beleidigung ausgedrückt wurde. Bald darauf ging man ruhig auseinander.

Folgenden Tages (17. Nov.) kam der Gegenſtand wiederholt ernſtlich im Unterhaus zur Sprache. Der Generalprokurator vertheidigte die Bill als nothwendig, als bei weitem nicht ſo ſtreng, wie ſie eigentlich ſein ſolle, u. ſ. w. Ihm entgegen trat der berühmte Rechtsgelehrte *Erskine* und ſo ſtritt man von beiden Seiten lange hinüber und herüber. Auch *Fox*, der vom Miniſter *Dundas* perſönlich heftig angegriffen war, ſprach gegen die Bill und verflocht damit ſeine Vertheidigung. Er behauptete, ſowie *Erskine* und *Sheridan* bereits gethan, daß die Bill Widerſtand erzeugen würde und erzeugen müßte. „Ich ſtimme,“ ſagte *Fox*, „völlig der bekannten Aeuſſerung des Generals *Lafayette* bei, daß *in gewiſſen Fällen die Inſurrection ein heiliges Recht iſt*. Man ſpricht leichtſinnig von Abweichungen von der **Bill of rights**. Ich glaube, daß ein Geſetz, das von der geſetzgebenden Gewalt nicht berührt werden kann, ein ſchlechtes Geſetz iſt; denn Umſtände müſſen die geſetzgebende Gewalt regieren, ſowie ſie Alles beherrſchen; allein die **Bill of rights** iſt eine ſehr ernſthafte, feierliche Akte, die nur bei auſſerordentlichen Gelegenheiten, und dies nur nach der eifrigſten Ueberzeugung berührt werden kann.“ (Bei einer ſpäteren Gelegenheit wiederholte *Fox* dieſe Anſicht in nachſtehenden Worten: „Im Falle gegen die erklärte Stimme und zur Unterdrückung des Volks Gewalt gebraucht wird, es ſei von einem oder mehreren Miniſtern, von einer Majorität im Parlament, oder von dem Könige, oder den Lords und Gemeinen zuſammengenommen, ſo iſt der Widerſtand des britiſchen Volks rechtmäßig. In dieſen Grundſätzen bin ich erzogen, in dieſen Grundſätzen habe ich gelebt, und in dieſen Grundſätzen iſt es meine Pflicht zu ſterben.“) *Fox* fuhr fort: „Der Miniſter (*Dundas*) ſagt uns, daß das Parlament die einzige Sicherheit des Volkes iſt und daß außer demſelben keine Rechte nicht behauptet werden können. Ich ſage, das iſt falſch, und habe dazu die Sanktion des berühmteſten Mannes unter der Regierung des Königs *Wilhelm*. Damals wurde dieſer Grundſatz auf das Genaueſte discutirt, als der Marquis von *Harrington*, deſſen Anhänglichkeit an unſere Conſtitution unbezweifelt iſt, folgende Parlamentsreſolution vorſchlug und durchſetzte: der Unterthan hat das Recht, an den König zu petitioniren, ſowohl um Beſchwerden abzuſtellen, als um ein Parlament zuſammenzurufen oder es zu caſſiren. Dies beweiſt deutlich, daß in jener Zeit die Volksrechte nicht allein im Parlament, ſondern auch außerhalb deſſelben vertheidigt wurden. — Man hat in der Bill zu Gunſten der Corporationen eine Ausnahme gemacht und hierauf einen Werth gelegt; allein dieſe Diſtinktion iſt böſe. Jedermann weis, daß Eigenthum allenthalben Gewicht hat, daß es aber auch allenthalben ein ausſchließliches Recht auf Rede und Gedanken haben ſoll, iſt der größte Grad der Ungerechtigkeit. Es iſt eine Idee, die zur Auflöſung aller geſellſchaftlichen Verbindungen führt.“ Fox bemerkte dann noch nebenher: das Unterhaus ſollte eigentlich die Repräſentation des ganzen engliſchen Volks ſein; folglich müßte kein Unterſchied Statt finden; und etwas ſpäter: „Ich bin kein Freund von techniſchen Diſtinktionen; alle, die mich nur einigermaßen kennen, wiſſen dies; aber ich ſage, daß die Freiheit zu denken und zu reden, die Grundlage unſerer Conſtitution iſt, und daß dieſe Freiheit nur durch ein Mittel, und dies iſt durch politiſche Diskuſſionen, erhalten werden kann. Man nehme dieß Mittel weg und das Uebrige iſt nicht der Aufbewahrung werth.“

Ungefähr vier Wochen nach jener Volksverſammlung vom 16. November, (28. Nov. 1795) wurde auf denſelben Feldern eine noch zahlreicher beſuchte Volksverſammlung gehalten und zwar „zum Trotz einer Proklamation, die kein Geſetz iſt.“ Auch hierbei wurden Reden gehalten, drei Adreſſen: eine an den König, eine an das Oberhaus und eine an das Unterhaus, verleſen und genehmigt, und eine Reihe Beſchlüſſe gefaßt. Auch dieſe Verſammlung lief ruhig und ohne alle Exceſſe ab.

Aehnlich in Mancheſter, in Surry, in Leiceſter, in Cambridge, in Norwich, und vielen andern Städten Englands und Schottlands, in der Londoner City, Seitens ganzer Kirchſpiele, Stände, Zünfte u. ſ. w. Aber auch die Anhänger des Hofes veranlaßten — weit wenigere — Bittſchriften, welche eine völlige Zuſtimmung zu den Bills ausdrückten. Endlich gingen beide Bills mit einer großen Stimmenmehrheit in beiden Häuſern durch. Im Unterhauſe geſchah es am 10. Dec. 1795 nach Mitternacht, da nach der dritten Vorleſung 226 Mitglieder gegen 45 der Bill ihre Genehmigung gaben. Wenige Tage darauf (19. Dec.) hielt der Whig-Club eine außerordentliche Generalverſammlung, worin einſtimmig eine Aſſociation zu gründen beſchloſſen wurde, um durch alle mögliche geſetzmäßige Mittel die Aufhebung der beiden Acte zu bewirken, und ebenfalls einſtimmig die Erwählung eines Ausſchuſſes zu jenem Zwecke geſchah.

Auch noch auf ſpätere Anläſſe hin — eine königliche Botſchaft, worin eine größere Geneigtheit zum Frieden mit Frankreich ſich ausſprach, die von Wilberforce wieder angeregte Abſchaffung des Sklavenhandels, einen Antrag des Hr. Whitbread d. j. auf Regulirung des Lohns der arbeitenden Klaſſe, wobei Fox die beſtehenden Armengeſetze und Einrichtungen als anerkannt fehlerhaft ſchilderte und eine Verbeſſerung für durchaus nothwendig erklärte, einen Antrag des Herrn Curwen auf Verbeſſerung der Jagdgeſetze, dem Fox beiſtimmte und die Jagdgeſetze widerrufen wünſchte, obgleich er, wie er dabei bemerkte, vielleicht als Jagdliebhaber mit einiger Partheilichkeit dafür ſei, daß das Vergnügen nicht geſtört werde, dies aber nicht von der Widerrufung der Jagdgeſetze fürchte, einen Antrag Grey's auf Unterſuchung des Zuſtandes der Nation, und einen Antrag Fox's, die Veränderung des Staatsſyſtems betreffend, welchen Antrag er in einer vierſtündigen meiſterhaften Rede entwickelte — hatte die Oppoſition und namentlich Fox Gelegenheit, ihren guten Willen und ihr Talent zu entwickeln. Freilich war ſie in Folge der miniſteriellen Mehrheit regelmäßig zu Niederlagen verurtheilt; aber ihr Verdienſt blieb daſſelbe und in der öffentlichen Stimme eines großen Volkes fanden ſie auch Gerechtigkeit. Das Miniſterium aber löſte das

Parlament am 20. Mai 1796 auf, in der Hoffnung, die ohnehin wenig zahlreiche Oppoſition noch mehr zu ſchwächen: ein Entwurf, der ihm vollkommen gelang.

Vergebens kämpfte inzwiſchen die Nation gegen das immer unerträglicher ihr aufgebürdete Joch. Die unter dem Namen Weſtminſter-Forum beſtandene Geſellſchaft hatte ſich in Folge der zum Geſetz gewordenen zwei Bills auflöſen müſſen. Dagegen beſtanden noch die in allen drei Königreichen ausgebreitete Londoner correſpondirende Geſellſchaft und der Whig-Club, gegen den einzuſchreiten die Regierung bedenklich fand. Sie hielten Verſammlungen, erließen Declarationen und machten ihre Beſchlüſſe in den öffentlichen Blättern bekannt. Die correſpondirende Geſellſchaft fing dabei an, eine Monatſchrift — ein moraliſches und politiſches Magazin — herauszugeben und der zu dieſer Geſellſchaft gehörige Redner Thellwall ſetzte ſeine ſchon früher begonnenen politiſchen Vorleſungen noch eine Zeitlang fort, wobei er jedoch, zur Umgehung der verbotenen 50 Perſonen, deren nur 49 zuließ. Auch der ſchon früher erwähnte Horne Tooke trat wieder auf und berief ſeine Freunde zu einem außerordentlichen Mahl in der größten Londoner Taverne zuſammen. Es erſchienen 700. Reden und Toaſte dabei waren entſchieden radikal. Der Whig-Club aber hielt am 23. Januar 1796 unter Fox's Vorſitz eine Generalverſammlung, in welcher eine merkwürdige, alle Umſtände der Zeitlage genau entwickelnde Deklaration an das britiſche Volk entworfen und ſodann öffentlich bekannt gemacht wurde. Am Schluſſe derſelben war mit der Bemerkung: „Wenn ſchlechte Menſchen ſich verſchwören, müſſen gute Menſchen ſich verbinden“, eine Verbindungsformel zum Zweck jeder geſetz- und conſtitutionsmäßigen Bemühung, die Rücknahme jener zwei Geſetze zu erwirken, vorgeſchlagen. Die Declaration trug die Unterſchrift: „C. J. Fox“. Sehr viele angeſehene Briten baten darauf um Aufnahme in den Club. So der Herzog von Northumberland, der Lord Stanley u. A. Im Ganzen aber trug jene Declaration doch nur wenig Früchte.

Denn ſowohl innere als äußere Zuſtände — der Geld- und Getraidemangel, die Fortſetzung des Krieges u. ſ. w. — wirkten äußerſt niederſchlagend und das Miniſterium, inmitten Maſſen von Reichthum und Elend, fortgeſetzten Freiheitsbeſchränkungen und einer Freiheitsgeſinnung, die auch durch die ungünſtigſten Verhältniſſe ſich nicht ganz erdrücken läßt, Staatsproceſſen, Verfolgungen und Tumulten, ging nicht unbeſorgt aber doch im Ganzen kühn oder ſelbſt keck den von ihm eingeſchlagenen Weg.

Am Jammervollſten waren die Verhältniſſe in Irland.

Die Wahlen zum neuen Parlament begannen; Hofparthei und Oppoſitionsparthei kämpften nach alter Weiſe; die erſte meiſt mit größerem Glück. Doch ſiegte wieder Sheridan in Stamford und Fox in Weſtminſter. Nach geendigter Wahl wurde Fox, ſowie bei allen vorigen Wahlen dieſes Volksmannes (man of the people) auf einem Triumphſeſſel, den dreißig Mann an Stangen auf ihren Schultern trugen, durch die vornehmſten Straßen der Stadt nach Hauſe geführt. Er ſaß auf einem Prachtſtuhl, über ſeinem Haupte waren Lorbeerkränze, die einen Baldachin formten, und vor ihm wurden Fahnen mit Inſchriften zu ſeinem Lobe getragen. Auf der Hauptfahne las man in großen goldnen Buchſtaben die Worte: „Fox und Friede!" Aus allen Fenſtern, an denen er vorbeikam, wurde ihm Beifall zugerufen und zugeklatſcht, wobei die Damen, die Bänder von ſeiner Leibfarbe, blau und orange, an Buſen und Hüten trugen, ihre Schnupftücher ſchwenkten. Er ſtieg im Palaſt des Herzogs von Devonſhire ab. Hier führten ſeine Gegner ihre armſelige Rache aus. Sie hatten eine Anzahl Perſonen gedungen, die ſowie die andren mit Kokarden der Fox'ſchen Parthei verſehen, ſich unter den Haufen miſchten, und den Augenblick abwarteten, wo das Volk anfing, ſich vor dem Palaſt zu zerſtreuen. Jetzt zertrümmerten ſie den Stuhl; es kam jedoch deshalb zu einem großen Fauſtkampf, dem Fox, aus einem Fenſter redend, durch die ernſtlichſten Ermahnungen ein Ende machte. Bald nachher zog ihn das Volk in die Shakespearetaverne, wo von ſeinen Freunden ein großes Mahl veranſtaltet war. Des Nachts waren die Hauptſtraßen von Weſtminſter erleuchtet.

Die Zahl von Fox's Kampfgenoſſen auf den Bänken der Oppoſition verminderte ſich inzwiſchen mit jedem Jahre und auch er konnte ſich dem Müdewerden auf dem Weg ergebnißloſer Strebungen nicht ganz entziehen. Er trat mehr von den öffentlichen Geſchäften zurück; er ſuchte mehr die Ruhe auf dem Lande. Demungeachtet verfolgte ihn auch da noch der Haß ſeiner politiſchen Gegner. Sein Name wurde vom König, am 11. Mai 1798, aus der Liſte der geheimen Räthe geſtrichen und ihm dadurch das Vorrecht entzogen, ein beſonderes Gehör beim König fordern zu können.

Seinen Entſchluß, an den öffentlichen Geſchäften keinen Theil mehr zu nehmen, erklärte er auf's Zureden ſeiner Freunde nicht durch ein Sendſchreiben, das er an die Wahlmänner von Weſtminſter ſchon entworfen hatte, ſondern er ſagte blos (16. Mai 1797) im Parlamente, daß er künftig einen größeren Theil ſeiner Zeit ſeinen eignen Arbeiten zu widmen gedenke.

Nun führte er ſeit 1798 auf ſeinem kleinen Landſitze St. Anne's Hill, bei Chertſey, in philoſophiſcher Ruhe ein den Wiſſenſchaften, der Natur und der Freundſchaft gewidmetes Leben. Nach London kam er ſelten mehr; er hatte dort ſein Haus verkauft. Zur Jagdzeit beſuchte er Freunde in Norfolk. Den Getraidebau pflegte er in ſeinem ländlichen Aufenthalt vorzüglich und mühte ſich unendlich ab am Erlernen des Linné'ſchen Syſtems. Am 26. Januar 1801 ſchrieb er an Wakefield: „Ich verſuche mich jetzt in einer hiſtoriſchen Darſtellung der Zeit vor und nach der Revolution von 1688; es möge nun etwas daraus werden oder nicht, ſo dauert mich die Zeit, welche ich dadurch der Poeſie und alten Literatur entziehe, Studien, die meinem Geſchmack mehr zuſagen.“ Jene Revolution war der merkwürdigſte Triumph derjenigen Sache, welcher Fox ſein Leben gewidmet hatte; alſo lag ſchon darin viel Reiz. Außerdem aber war ihm ein Anliegen, die Geſchichte jener Revolution, wie ſie von Anderen geſchrieben worden, von Irrthümern zu reinigen. Fox ſchrieb ſo langſam, als er ſchnell und leicht redete. Deswegen und mit Rückſicht auf ſeine Quellenſtudien rückte auch ſeine Geſchichte nur langſam vor. An der Vollendung des Werks hinderten ihn ſeine Rückkehr in's öffentliche Leben und ſein Tod. Es erſchien im Jahr 1808 im Drucke, und iſt auch unter dem Titel: „Geſchichte der früheren Regierungszeit James des Zweiten,“ von D. W. Soltau in's Deutſche überſetzt, während Fox's Reden, im Jahr 1815 in der Urſprache geſammelt und nebſt denen von Pitt in's Franzöſiſche überſetzt, eines Ueberſetzers in's Deutſche noch entbehren. Auch in einigen Poeſien hatte ſich Fox verſucht. Seine Ode: An die Armuth enthält ſchöne Stellen, eines edeln Herzens werth.

Fox erſchien auf's Neue an der Spitze der Oppoſition, als Pitt ſeine Einkommentare vorſchlug und durchſetzte. Der Miniſter hatte jetzt den Gipfel ſeiner Macht erreicht und die Zahl der Oppoſition nahm immer mehr an Macht ab. Fox beſuchte daher das Haus nur, wenn wichtige Angelegenheiten vorkamen, und gewöhnlich nur auf's Zureden ſeiner Freunde. Vorzüglich glänzte ſeine Beredſamkeit in Allem, was Irland betraf, in der Sache der Katholiken und, wie ſchon oftmals früher, zum Zweck der Abſchaffung des Sklavenhandels. Für die Emancipation der Katholiken und gegen die Union Irlands mit Großbritannien ſprach er mit ſolchem Nachdruck, daß die Irländer ihn als ihren erſten Schutzredner verehrten.

Die Tage der Wahl von Weſtminſter kamen wieder. Hier war es, wo Fox zugleich mit dem Admiral Gardiner und dem Auctionator Graham, um die Stimmen ſich bewarb. Die Volksparthei war zwiſchen Fox und Graham getheilt, doch einſtimmig gegen Gardiner, den der Hof unterſtützte. Fox verſchmähte, ſich mit Graham gegen Gardiner zu verbinden. Nun rüſteten ſich die Anhänger Graham's gegen Fox. Einer der Erſten ſagte zu den um ihn Stehenden: Er gebe zu bedenken, ob wohl Fox noch länger das Zutrauen der Nation verdiene, da er in der Staatsgefahr ſeine

Stelle verlaſſen und dem Ehrgeize des Miniſters freies Spiel verſtattet habe. Der Anhang des Auctionators ſchien ſich immer mehr zu vergrößern und die Freunde von Fox fingen an einige Beſorgniſſe zu äußern.

Fox ſelbſt zeigte an den erſten Wahltagen Mißmuth und Verdruß. Er redete nur wenig zum Volk und dieſe wenigen Worte begleitete er mit keiner freundlichen Miene, ſondern mit kaltem würdevollem Ernſt. „Wie hätte auch der Mann,“ bemerkt Goede in ſeinem Werke: „England, Wales, Irland und Schottland“ hierüber, „der dreißig Jahre dem Vaterlande die wichtigſten Dienſte geleiſtet, nicht mit Unwillen auf die niedrige Menge herabſehen ſollen, die einen Nebenbuhler ohne alles perſönliche Verdienſt an ſeiner Seite duldete!“ Fox war von einigen „ruppigen Kerls,“ wie Goede ſagt, Anhängern Graham's, mit Ziſchen und Pfeifen empfangen worden, dagegen ſchallte ihm ſonſt, ſo oft er ſich ſehen ließ, ein ungemiſcht fröhlicher Jubel von den Gerüſten entgegen. — Fünf Tage dauerte der Wahlkampf, in dem Fox zuletzt mit großer Stimmenmehrheit ſiegte.

Pitt trat am 14. März 1801 aus dem Miniſterium und Henry Addington, bis dahin Sprecher des Unterhauſes, trat an ſeine Stelle. Dieſer ſchloß dann, am 27. März 1802, von Pitt und von Fox unterſtützt, den Frieden von Amiens. „Hart iſt dieſer Friede!“ rief Fox, „unzähliches Blut, unzählige Summen wären erſpart und der Friede ehrenvoller geſchloſſen worden vor ſechs Jahren; aber beginnt den Krieg und ihr werdet künftig einen noch viel herberen Frieden ſchließen müſſen!“ Dabei hatte Fox die Kühnheit, in einer Privatverſammlung beſtimmt zu äußern, daß er den Frieden gut heiße, weil er ehrenvoll und glorreich für Frankreich ſei. (Nämlich davon ausgehend, daß weil der Krieg von Seiten Frankreichs gerecht geweſen, es nun auch ein Recht auf einen vortheilhaften Frieden habe.) Dieſes Wort, von einem britiſchen Staatsmanne geſprochen, ward bitter getadelt; denn ſchon erklärte ſich laut die öffentliche Meinung gegen dieſen Frieden. Fox war aber auch hier ſeiner, von allem Nationalſtolze unabhängigen Weltanſicht gefolgt.

Im April und Mai 1802 wurden von der Oppoſition im Unterhauſe mehrere Anträge gegen den abgetretenen Miniſter Pitt geſtellt, doch, beſonders der letzte, blos mit Bewirkung des Gegentheils.

Fox's Vorſatz war, ſein vorhin erwähntes Geſchichtswerk treu nach den Quellen zu bearbeiten. Um nun die wichtigſten Schriften im franzöſiſchen Staatsarchiv ebenfalls hierüber zu vergleichen, machte er im Sommer 1802 eine Reiſe nach Paris. Der Weg ging durch die Niederlande und überall wurde Fox mit großer Aufmerkſamkeit behandelt. In Paris bot ſich ihm das Schauſpiel einer neuen Umbildung der Regierung zu einem lebenslänglichen Conſulat dar. „Ihr bemüht euch," ſagte Fox zu Lafayette, „einen Solöcismus, einen Monarchen, an die Spitze der Republik zu ſtellen." Doch urtheilte er damals noch günſtig über Bonaparte. Als Fox im Theater erſchien, wurde er gleich erkannt. Die Zuſchauer ſtanden auf und begrüßten ihn mit Händeklatſchen. Den beſcheidenen Fox ſetzte dies in ſolche Verlegenheit, daß er den Pariſern unhöflich erſchien, weil er, in der Meinung, daß dieſe perſönliche Bewillkommnung nicht ihm gelte, nicht bewogen werden konnte, vorzutreten und der Verſammlung zu danken. Das Nationalinſtitut ernannte ihn zum Mitglied der hiſtoriſchen Klaſſe. — Die Regierung hatte Fox ein beſonderes Zimmer zur Vornahme ſeiner Arbeit im Archive der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten eingeräumt. Hier unterſuchte er ſechs Wochen lang alle Staatsſchriften, welche er aus jener Zeit nur verlangte, und ließ Abſchriften davon nehmen.

In Paris ſelbſt bewegte ſich Fox mit der Leichtigkeit eines Weltmanns. Er ſah und ſprach berühmte oder vornehme Einheimiſche und Fremde, unter Letzteren Kosciuſzko mit vorzüglicher Herzlichkeit und Wärme. Als Fox dem erſten Conſul vorgeſtellt wurde, äußerte ſich dieſer gegen ihn wortreicher, als es damals ſeine Art war, und ſehr ſchmeichelhaft. Fox antwortete wenig, auch drückte er kein Wort der Bewunderung oder Hochſchätzung aus. Ueberhaupt war Hofprunk ihm zuwider; er wollte ſelbſt nicht anders (Fox und der Herzog von Norfolk waren die Urheber des nachher allgemein gewordenen bequemen Haarſchnitts) als unfriſirt und ungepudert bei Bonaparte ſpeiſen. Nachdem Fox eine Woche bei Láfayette auf deſſen Landſitz La Grange zugebracht, ging er wieder nach Paris und von da, nach Beendigung ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten, im October nach England zurück.

Hier forderte bald die allgemeine Stimme, in Folge einiger Staatshandlungen des erſten Conſuls, Krieg gegen Frankreich. Fox erklärte ſich laut wider die Erneuerung deſſelben. „Die einzige gerechte Urſache zum Krieg,“ ſagte er, „kann blos die Erhaltung der Nationalehre ſein. Kann man mir beweiſen, daß die Ehre der Nation beleidigt oder die Würde der Nation angegriffen iſt, ſo will ich ohne Anſtand die Meinung erklären, daß dies eine ſchöne, gerechte Urſache zur Erneuerung der Feindſeligkeiten ſei. Doch müßte ein ſehr ernſthafter Fall von der Art erwieſen ſein, ehe ich meine Stimme gäbe, über das Land daſſelbe Unglück von Neuem zu bringen, was ihm jener traurige Kampf verurſacht hat, von dem wir erſt vor Kurzem befreit wurden.“ Allein Fox ſtand mit dieſen menſchenfreundlichen Anſichten ſehr vereinzelt und ſelbſt die Oppoſitionspreſſe, welche ſonſt Fox's Namen nur mit Ehrfurcht ausſprach, warf ihm mit vieler Bitterkeit ſeine antibritiſchen Geſinnungen vor.

Das addington'ſche Miniſterium war der Führung des Kriegs nicht gewachſen. Pitt übernahm alſo, vom König dazu aufgefordert, wieder das Ruder des Staates (12. Mai 1804) und entriß bald nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten den friedensbedürftigen Spaniern die Neutralität. Fox nannte dieſe Maßregel eine charakteriſtiſche Falſchheit und das Betragen der Miniſter ein Gewebe von Ungerechtigkeit und Unklugheit.

Mit Fox verband ſich jetzt die Grenville'ſche Parthei gegen Pitt. Dabei näherte ſich Fox jetzt mehr den alten Whigs. (So nannte man Burke, der übrigens ſchon im Jahr 1797 geſtorben war, und ſeine Freunde; im Gegenſatze zu Fox und ſeinen Freunden, welche neue Whigs genannt wurden, als, durch die franzöſiſche Revolution und deren verſchiedenartige Beurtheilung veranlaßt, die Spaltung in den Reihen der Whigs ſich gebildet hatte.) Indeſſen blieb er entſchieden in der Oppoſition.

Pitt ſtarb am 23. Januar 1806. Fox hörte dieſe Nachricht mit Rührung. Im Unterhaus aber, dem Schauplatze ihrer erbittertſten Fehden, ſagte er mit einer Anerkennung, welche um ſo mehr alles Lob verdient, weil Fox bloße Redensarten verſchmähte: „Pitt war ein großer Mann und ich ſchätze es mir zur Ehre, daß man mich ſeinen politiſchen Gegner nannte.“

Pitt's Freunde und Verwandte traten nunmehr mit Fox und andern Mitgliedern der Oppoſition in Verbindung. Es gab ein Coalitions-Miniſterium (5. Febr. 1806). Daß Fox in daſſelbe eintrat, gab Anlaß zu Billigung und Tadel. Die Tadelnden meinten, daß er entweder allein an der Spitze ſtehen oder nicht eintreten ſollte. Aber gerade ſeine Unterordnung unter Lord Grenville, der erſter Lord der Schatzkammer wurde, während Fox nur das Staatsſecretariat der auswärtigen Angelegenheiten zufiel, legte Zeugniß ab, daß nicht hochgeſpannter Ehrgeiz, ſondern der Wunſch ſeiner Parthei und der Nation ihn trieb, eine ihm liebgewordene ländliche Muße zu verlaſſen und bei ſchon vorgerücktem Alter ſich dem Beſtreben zu widmen, der Nation, der er angehörte, und der Welt, der ſeine innerſten Herzſchläge pulſten, nützlich zu ſein. Auch war die bisherige Oppoſition im neuen Kabinet ſtark vertreten, und insbeſondere die Namen Grey und Erskine bürgten mit dem Namen Fox dafür, daß ſie ſich nicht auf unwürdige Bedingungen hin demſelben angeſchloſſen hatten.

Das Volk war froh, an der Stelle des ſtrengen Pitt den alle Herzen gewinnenden, wohlwollenden Fox zu ſehen und der König, obgleich wohl ſtets Fox perſönlich abgeneigt, hielt ihn doch mit Recht für den Mann, deſſen Anſehen im Auslande, große Gewandtheit und gefällige leichte Formen ihn zum Friedenswerke, das auch der König wünſchte, vorzugsweiſe geſchickt machten.

Fox ſelbſt aber wog die Schwierigkeit der Verhältniſſe. „Wo wir auch," ſagte er in ſeiner erſten Rede als Miniſter, „unſere Blicke hinrichten, kaum zeigt ſich irgendwo ein Grund der Beruhigung oder der Aufmunterung. Im Innern Leiden, Entbehrungen, Mangel; von Außen wenig Troſt für das Vergangene, wenig Hoffnung für die Zukunft." Indeſſen ſchuf er in ſeinem Verwaltungszweige bald einen neuen Geiſt; er war ſehr thätig, ſehr fleißig, faßte die wichtigeren Staatsbriefe ſelbſt ab. Nicht möglich war ihm, ſeine Verbeſſerungsplane nach allen Seiten hin geltend zu machen und ſo ermahnte er da und dort zur Geduld, wie die katholiſchen Emancipationiſten aus Irland. Ueberhaupt war ſchwer, den vielen Uebeln in dieſem Lande eine ſchnelle und völlige Heilung zu ſchenken. Dagegen bewirkte er doch, daß dort die Habeas-Corpus-Akte wieder in Kraft geſetzt wurde und die Ernennung des ebenſo klugen, als milden und reichen Herzogs von Bedford zum Lordlieutenant. Das Volk lobte das zwar, aber es hatte mehr vom Wechſel gehofft. Die Preſſe nahm eine abgeneigte Stellung gegen Fox an und das geleſene Volksblatt, der Obſerver, ſagte geradezu: Fox's politiſcher Charakter ſei wie ein Camäleon verwandelt.

Fox, der Bürger eines trotz ſo vieler durchgeſetzten Zwangsmaßregeln freien Staats und dabei perſönlich ein Mann freieſter Geſinnung, konnte nichts gegen ſolche Aeußerungen einzuwenden haben und hatte nichts dagegen einzuwenden. Ebenſo zeigte er in den Parlamentsverhandlungen — auch der Oppoſition und heftigem Widerſpruche gegenüber — ebenſoviel Ruhe als freundliche Haltung.

Das Wichtigſte, was in der kurzen Zeit des Fox'ſchen Miniſteriums geſchah, war die neue Einrichtung des Kriegsweſens nach Windham's Plan und die Abſchaffung des Sklavenhandels.

Fox erhob ſich am 10. Juni 1806 „für die heilige Sache des Menſchengeſchlechts.“ „Ich werde trauern,“ fuhr er fort, „daß ich mein politiſches Leben von faſt 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, dieſe Sache endlich zum Ziele zu führen.“ Am Schluſſe ſeiner kraftvollen Rede, drang er darauf: „daß das Haus den afrikaniſchen Sklavenhandel für eine gegen Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und wohlverſtandene Politik ſtreitendes Gewerbe erklären und ſo früh als möglich ernſtliche Maßregeln zu ſeiner gänzlichen Abſchaffung nehmen ſollte.“ Nach langem Wortkampfe gelang es endlich den vereinigten Bemühungen von Fox,, Wilberforce, Francis und Windham mit 114 Stimmen gegen 15, nicht nur den Beſchluß des Unterhauſes zu bewirken, daß der Sklavenhandel abgeſchafft werden ſollte, ſondern auch die Vorſtellung an den König zu erhalten: „daß der Monarch jeden ihm gutdünkenden Weg einſchlagen möchte, um Amerika und die Mächte Europens zu bewegen, ſich mit England in dem Entſchluße, den Sklavenhandel gänzlich abzuſchaffen, zu vereinigen.“

Noch war aber eine große Aufgabe nicht gelöſt, welche Fox's ganze Kraft in Anſpruch nahm: das Werk des Friedens mit Frankreich. Einer ſeiner erſten Staatsbriefe an Talleyrand hatte geſchloſſen: „Laſſen Sie uns dahin trachten, zu thun was wir können, für die Ehre und das Wohl unſerer Mitbürger, und für das Glück des menſchlichen Geſchlechts!“ Unterdeſſen hatte ſich die Lage des Feſtlandes zum Nachtheil Großbritanniens geändert. Es war Napoleon gelungen, Preußen mit England zu entzweien, indem er jenem Hannover, ſeine Siegesbeute aufgedrungen, als Entſchädigung und Gewinn für den Verluſt von Anſpach, Cleve und Neufchatel. Damit war die Sperrung der Elbe und Weſer für den engliſchen Handel verbunden. Nun mußte Fox mit Preußen brechen. Der König von Großbritannien, als Kurfürſt von Hannover, erließ eine heftige Erklärung gegen das preuſſiſche Kabinet und England fing die Feindſeligkeiten an. Fox rechtfertigte dies im Parlamente in einer Rede, die zwar den König von Preußen ſchonte, aber alle Schuld auf die Unterhandlungen des Grafen von Haugwitz ſchob. „Tauſcht," rief er zürnend aus, „tauſcht ein Feld gegen das andere, Vieh gegen Vieh um; allein vertauſcht nie eure Völker: denn den Grundſtein des Staatsvereins, die gegenſeitige Zuneigung der Unterthanen, vernichtet ihr dadurch gänzlich."

Die öffentliche Meinung in England billigte den Krieg, der am 11. Juni in London erklärt wurde, nachdem er ſchon früher wirklich begonnen hatte. Unterdeſſen waren von Talleyrand die erſten Vorſchläge wegen der Grundlage des Friedens gemacht worden, worauf Fox am 19. Juni ſeinen Gegenentwurf nach Paris ſandte.

Das Letzte, was Fox in dieſer Angelegenheit that, war, daß er ſeinen Freund, Lord Lauderdale, zu den Unterhandlungen in Paris ernennen ließ. Denn er erkrankte bald darauf und Lord Grenville lenkte von da das Friedensgeſchäft: ein Mann, wenig geeignet, der franzöſiſchen Regierung Vertrauen einzuflößen. Aber auch ob Fox glücklicher geweſen, bleibt ſehr dahingeſtellt und vielleicht entzog ihn der Tod dem Schmerz über eine Enttäuſchung.

Fox Krankheit entwickelte ſich ſchnell als Waſſerſucht: wahrſcheinlich eine Folge ſeiner früheren unregelmäßigen Lebensweiſe und ſeiner letzten überſpannten Anſtrengungen. Auch in den anhaltendſten Schmerzen verließ ihn nicht ſeine Gleichmuth. Noch nahm er Beſuche an und behandelte Geſchäfte.

Nachdem ſich Fox hatte punktiren laſſen, ſehnte er ſich nach größerer Ruhe in St. Anne's Hill. Deshalb lud ihn der Herzog von Devonſhire ein, auf dem Weg dahin ſo lange auf ſeinem Landſitze Chiswickhouſe zu bleiben, bis er Kraft genug habe, die weitere Reiſe zu unternehmen. Fox ging darauf ein und ſein Befinden beſſerte ſich an dem neuen Wohnorte, er lies ſich vorleſen, beſonders aus römiſchen und engliſchen Claſſikern; er unterhielt ſich darüber. Von politiſchen Blättern wollte er nichts mehr hören. Die Politik überhaupt war, ſo ſchien's, für ihn abgeſchloſſen. Dagegen rührten und freuten ihn die Briefe aus allen Theilen des Königreichs, von Bekannten und Unbekannten, von Vornehmen und Geringen, welche mit theilnehmender Unruhe ihm Mittel gegen ſeine Krankheit empfahlen.

Schon traf man Anſtalten zur Reiſe nach St. Anne; da kehrte die Krankheit mit verdoppelter Gewalt zurück und Fox's Kräfte nahmen ſichtbar ab. Fox wurde ein Zweitesmal punktirt. Sein Uebel konnte aber kaum auf wenige Tage erleichtert werden. Dagegen ward ihm von ſeinen nächſten Umgebungen die ſorgfältigſte, aufopferndſte Pflege. Der Kranke empfand dies mit tiefer Rührung. Gefaßt und heiter äußerte er nie eine Klage, doch glaubte er nicht, daß die Gefahr ſo groß ſei. Man führte einen jungen Geiſtlichen zu ihm, der ihm Gebete vorlas. Fox war ruhig, ſprach aber nicht. Spät in der Nacht lies er ſeinen Neffen, den Lord Holland, rufen, und fragte, ob noch einige Hoffnung ſei? Mit der ruhigſten Faſſung hörte er, daß keine mehr ſei. Kaum konnte er noch athmen. Er fühlte ſein Ende. Da heftete er den Blick voll zärtlicher Liebe auf ſeine Gattin und leiſe ſprach er: „Ich ſterbe glücklich." (Anderen Nachrichten zu Folge waren ſeine letzten Worte, die aber weniger Wahrſcheinlichkeit haben: „Ich bedaure England.") Man verſtand ihn nicht mehr. Sein letzter Athem war entflohen.

Fox ſtarb am 13. September 1806, gegen 6 Uhr Nachmittags, in ſeinem 59. Jahre.

Nach ſeiner Freunde Wunſch ward er in Weſtminſter am 10. October feierlich beerdigt. Aus Schottland und Irland eilten ſeine Verehrer zu dieſem Tage herbei.

Unter ſeinem Gefolge befanden ſich 120 Mitglieder des Unterhauſes.

Fox's Geſicht und Geſtalt hatten beide etwas Ungewöhnliches. Er war kurz, von ſtarkem Gliederbau, in ſeiner Jugend ſehr gelenk, im männlichen Alter dick und unbehilflich. Die Züge düſter, der Blick durchbohrend, die Augenbrauen ſchwarz und buſchig.

„Als Redner iſt Fox ſicherlich der erſte Mann ſeines Zeitalters,“ ſagten die Public Caracters von ihm. Goede hatte, nach ſeiner vorhin angeführten Schrift, im Unterhauſe (1802) nur wenige Worte von ihm ſagen hören, welche er mit Heftigkeit und Schnelligkeit herauspolterte. So oft Goede in der Folge ihn ſprechen hörte, hat ihn ſtets die auſſerordentliche choleriſche Leidenſchaftlichkeit in Erſtaunen geſetzt, mit der Fox als Redner die unbedeutendſten Dinge geſagt. Seine Stimme, fügte Goede hinzu, ſei nicht angenehm, ſie habe etwas Kreiſchendes. Dieſe, verbunden mit der ausnehmenden Schnelligkeit und Beweglichkeit ſeines Geiſtes, die den vollen Strom der Rede gewaltſam fortreiße, benehme ſeinem Ausdrucke jenen edlen Anſtrich, der beim Redner dasſelbe, was die Schönheit des Colorits beim Maler ſei. Doch geſtand Goede gleichzeitig, daß dieſer Fehler wohl beſonders einem Fremden auffalle, und fuhr etwas ſpäter ſo fort: „Nie hat Fox, wenn ein wichtiger Gegenſtand die Aufmerkſamkeit des Hauſes und der talentvollſten Politiker beſchäftigte, die auſſerordentliche Fülle ſeines Geiſtes verlaſſen; ſie eröffnete neue Anſichten, wo ſchon Alles beleuchtet ſchien, zeigte ſich jederzeit unvorbereitet am Glänzendſten, und vereinigt mit gründlicher, eindringender Tiefe die Leichtigkeit der hohen Genialität.“ Eigenſchaften, welche gewiß die geſtriegelte und gebügelte Beredſamkeit einer deutſchen Kanzel oder eines deutſchen Katheders bei Weitem übertreffen! Ich füge noch einige Worte Goede's über Fox bei: „Fox hat mehrere gefährliche Leidenſchaften; aber ſie haben nie ſeinem Charakter einen kleinlichen niedrigen Anſtrich gegeben. Seine Seele iſt weit über den Eigennutz erhaben und nie hat der geringſte

Verdacht der Art ſeinen Ruhm befleckt. Sein überaus liebenswürdiger, offener, jovialiſcher Charakter hat ihm viel warme Freunde erworben.

Fox wurde häufig abgebildet: in ſchwarzer Kunſt, als Kupferſtich und in Marmor. Seine Freunde errichteten ihm am 19. Juni 1816 auf dem Bloomsbury Square in London eine Bildſäule in Bronze, darſtellend Fox in conſulariſcher Tracht, in der Hand mit ausgeſtrecktem Arme die **magna Charta** haltend. Ein Denkmal in der Weſtminſterabtei wurde ihm 1818 errichtet.

Und hiermit ſchließe ich die Darſtellung des Lebens von Charles James Fox. Ich wollte ſein Leben beſchreiben und darum theilte ich hauptſächlich Aeußerungen von ihm mit. Der Lebensbeſchreiber Pitt's würde es mit Pitt ſo thun. Dem Beiſpiel Anderer zu folgen, welche Fox und Pitt zuſammen abhandelten, hatte ich hier keinen Anlaß. Auch nahm ich dabei ſo wenig entſchieden Parthei gegen Pitt als Parthei für Fox, wie z. B. Welcker im Staatslexicon that, oder ſuchte wie Haſſe in ſeiner Doppelbiographie that, Beide auf die Wagſchaale links und rechts zu legen, mit Gewiſſenhaftigkeit Scrupel und Gran bald links bald rechts zufügend und doch zuletzt die Leſer — nothwendig — im Zweifel laſſend, wer denn eigentlich der Vorzüglichſte ſei. Weder für das Eine noch für das Andere war hier der rechte Ort. Auch halte ich überhaupt dieſe Methode für mißlich. Denn Umſtände und Verhältniſſe laſſen ſich eher noch ſcheiden und wiegen, als das tiefinnerlichſte Leben in der Menſchenbruſt.

Dieſes aber, ſoweit der menſchliche Blick durchzudringen vermag, ſcheint mir beſonders anſprechend und erfreulich bei Fox. Er trat damit über die Menſchen ſeines Landes und über die Menſchen ſeiner Zeit hinaus, gehört aber eben deshalb um ſo mehr für alle Länder und für alle Zeiten.

„Singet dem Herrn ein neues Lied, ſinget: Das Alte
ſoll vergehen, es muß Alles neu werden."

Savonarola.
(Prediche sopra Aggeo.)

Hieronymus Savonarola.

Von

Eduard Duller.

Hieronymus Savonarola.

(Geboren zu Ferrara, am 21. September 1452, hingerichtet zu Florenz am 23. Mai 1498.)

In einer Zeit, da die Weltmacht der römiſchen Hierarchie nach ſo vielen mit dem Blut der Edelſten erkauften Siegen in voller Zuverſicht auf ihre Unüberwindlichkeit daſtand, da die weltliche Willkür mit der geiſtlichen im Streben nach Unterdrückung, ja nach Vernichtung der Volksfreiheit weiteiferte, da die ſogenannte „welſche Praktik,“ die Staatskunſt der Lüge und Unſittlichkeit, ſich immermehr zu einer europäiſchen Politik und Diplomatie erweiterte und ſich als eine Peſt, welche das Völkerleben im innerſten Mark vergiftete, aus den Dunſtkreiſen der verdorbenen Höfe über die Länder hinwälzte, — in dieſer Zeit, in des 15ten Jahrhunderts zweiter Hälfte, hat in Italien unter ſchlichtem Mönchsgewande ein großes Herz für ſittliche, religiöſe und politiſche Freiheit geſchlagen, und vor den Schlägen dieſes Herzens hat der dreifachgekrönte „Knecht der Knechte“ gezittert, welcher mit ſeinem Machtgebot durch die Länderſtrecken des neuentdeckten Erdtheils Amerika eine Grenzſcheide des Beſitzes zog, als wäre er der Gott, der ſie einſt aus den Waſſern emporgehoben, welcher die Menſchheit jenes Erdtheils, wie eine ungeheure Herde, markzeichnete zum Eigenthum für Dieſen und für Jenen! Nun, laßt uns den einfachen Mönch betrachten, vor deſſen Herzſchlägen jener Mann mit der dreifachen Krone erbebte. Der Mönch heißt Hieronymus Savonarola. Ein Kranz von Feuerroſen umweht ſein Haupt; laßt uns aus dieſen Feuerroſen den Duft großer Ideen ſaugen in dieſen Tagen, da zögerndes Bedenken noch ſo leicht vor der Majeſtät der Sittlichkeit, vor der Heiligkeit der Freiheit und vor der Urberechtigung des Volks erſchrickt, wenn auch ſchon viele Herzen, vom Morgenroth der Zukunft angeglüht, ſich emporraffen, viele Augen hell geworden ſind, ein großes Ziel der Menſchheit zu erkennen, viele Halbe ſich in Ganze zu verwandeln anfangen. Ein ganzer Mann, und ganz ein Mann des Volks, war Hieronymus Savonarola.

Zu Ferrara lebte in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ein Arzt aus Padua, Namens Michael Savonarola, ein Mann weit und breit berühmt wegen großer Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, wegen ſeiner uneigennützigen Menſchenliebe, wegen Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit allgemein geliebt und geſchätzt; durch den Herzog Niccolo von Eſte nach Ferrara berufen, hatte er dort das Bürgerrecht erhalten. Von ſeinen zwei Söhnen vermählte ſich Niccolo, der jüngere, mit Helena Bonacoſſi, welche ihm fünf Söhne und zwei Töchter gebar. Der dritte Sohn aus dieſer Ehe erblickte am 21. September 1452 das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Hieronymus (Girolamo).

Mit freudigen Hoffnungen blickte der Vater Niccolo, blickte der gelehrte Großvater Michael auf den jungen Hieronymus Savonarola, wie er von Tag zu Tag immer mehr eine Fülle reicher Anlagen des Geiſtes und Herzens entwickelte. Mit ſorgſamer Liebe pflegten Großvater und Vater die Ausbildung dieſer Anlagen; die ganze Familie glaubte: in dem Knaben würde ſich, wenn er einſt zum Manne herangewachſen, der Großvater verjüngen; ſie ſah in ihm den künftigen Arzt, den Wohlthäter vieler Unglücklichen, den Stolz des alten edlen Geſchlechts, den Stolz Ferraras. Und wohl war es auch dieſem Knaben beſtimmt, dereinſt ein Arzt zu werden, doch in anderem Sinne, als ſeine Familie wähnte, — ein

Arzt ſeines an ſchwerem Siechthum darniederliegenden Volkes; wohl war es ihm beſtimmt, der Stolz Italiens zu werden, aber Italien hat ſeinen Stolz meiſtens nur in den Flammen erprobt, welche ſeine edelſten Männer, einen Arnold von Brescia, einen Giordano Bruno, umlohten.

Bald mußte ſich übrigens die Familie Savonarola überzeugen, daß ihre Hoffnungen: der junge Hieronymus werde ein zweiter Michael werden, eitel ſeien. Dieſer Knabe war ein ganz anderer als ſeine Altersgenoſſen. Wohl beſeelte ihn ein ungemeiner Wiſſenstrieb, aber das war ein ganz anderes Streben, als: ſich blos Kenntniſſe zu erwerben, welche ihm ſpäterhin nützlich werden konnten, es war ein heiliges Ringen nach der Wahrheit ſelbſt, dem Grund und Born alles Wiſſens. Das Forſchen nach der Wahrheit war von früher Jugend an der Grundzug ſeines Lebens, war ſeine Beſchäftigung, ſeine Luſt. Wenn andere Knaben ſich harmlos fröhlichen Sinnes in Spielen umhertummelten, ſaß der junge Hieronymus Savonarola daheim, in die Schriften des Thomas von Aquino vertieft, und ermaß die Geſetze des Denkens als Wege, auf welchen die Sehnſucht ſeines Geiſtes in die verborgene Natur der Dinge, in die Geheimniſſe des Zuſammenhangs zwiſchen Menſchheit und Gottheit eindringen könne. Wollte er ſich dann erholen, ſo beſchäftigte er ſich damit, die reizende Sprache Toskana's in ihrem Bau zu ergründen, ihre Geſetze zu erfaſſen, ſeine Empfindungen überzuſtrömen in's holde goldne Maaß der Rede- und Dichtkunſt. So wirkte er unbewußt auch hier, indem er Erholung ſuchte, nur an der Erwerbung eines Mittels für den großen künftigen Zweck ſeines Lebens, da er den richtigen Ausdruck des Gedankens in Rede und Schrift, als gewaltige Waffe bedurfte. Ein ſeltſamer Knabe! Die Luft ſeines ganzen Zeitalters beengte ihn, ſie war ihm die Stickluft eines großes Grabes. Aus all der Freude und Herrlichkeit, die ihn umgab, konnte er für ſich keine Befriedigung herausfinden; dieſer Knabe ſah überall den Verfall der Freiheit, der Sittlichkeit, einer ganz abgeſtorbenen, bereits modernden und doch noch immer für lebendig geltenden Weltordnung, — überall Verderbtheit, an den Höfen, beim Adel, im Volk, in den Klöſtern, — überall Unglauben oder Aberglauben, Willkür und Verknechtung. Einſam umherwandelnd hing er ſeinem Schmerze darüber nach, empfand er den Drang, der ihn überwältigte: handelnd, verbeſſernd, neugeſtaltend in dies ungeheure Wirrſal einzugreifen; und doch ekelte ihn dieſe Welt, die unrettbar verloren ſchien. Er ſuchte eine ſtille Abgeſchiedenheit, wie eine grüne Oaſe in der Wüſte, für ſein Gemüth, das in dieſer Wüſte verſchmachtete; er ſehnte ſich nach der Ruhe in einem Kloſter, und doch ſah er ja eben auch im Schooße des Mönchthums nichts als grenzenloſe Verderbtheit. Wie viel hat er gerungen, gezweifelt, gelitten, bis er in ſein ein und zwanzigſtes Jahr trat! Da war ſein Entſchluß herangebildet und reif, ſein Lebensplan gefaßt. Trotz dem, daß er das Mönchthum, wie es war, richtig kannte, ward er Mönch. Er ward es, weil er, in dem Boden ſeiner Zeit wurzelnd, eben im Mönchsſtande, und nur in dieſem, den Wirkungskreis erkannt zu haben glaubte, in welchem es ihm möglich werden könne, einen ſichren Anfangspunkt zu gewinnen für eine durchgreifende Umgeſtaltung der ſittlichen, religiöſen und politiſchen Zuſtände, wie ſie ihm als Urbild vor der Seele ſchwebte. Läuterung des Chriſtenthums von Aberglauben, Befreiung der Chriſtenheit von hierarchiſcher und weltlicher Willkür, Erlöſung des Volks durch die wiederhergeſtellte Sittlichkeit und durch die geläuterte Religion, vollkommene Harmonie zwiſchen dieſen beiden und der bürgerlichen Freiheit — das waren die Grundgedanken, welche ihn bewegten, das war das Ziel, welches er im Auge hatte. Dies große Ziel zu erreichen, die Majeſtät des ſittlich verjüngten Volkes herzuſtellen einzig und allein unter der Majeſtät Gottes, aus der knechtiſchen Verſunkenheit eine chriſtlich-ſittliche Republik heraufzuheben, — dazu hielt er ſich für berufen und auserwählt. Das war der Traum des begeiſterten Jünglings; aber er verſchwand ihm nicht mit den Tagen der Jugend zugleich; — im feſten Glauben an ſeine Beſtimmung handelte er als Mann, in allen Wechſelfällen des Lebens, durch's Glück ebenſo wie durch's Unglück ermuntert, mit einer Beharrlichkeit und Thatkraft ohne gleichen bis zum Tode, um jenen Zweck ſeines Daſeins zu erreichen.

Und ſo verließ er denn am 24. April des Jahrs 1475 am Georgstage, da Ferraras Bevölkerung von den an dieſem Feſte herkömmlichen Spielen in Anſpruch genommen war, ſeine Vaterſtadt Ferrara ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern. Er ging nach Bologna und klopfte dort an der Pforte des Dominikanerkloſters an, Einlaß und Aufnahme in den Predigerorden begehrend. Seinem Vater lies er einen Brief, worin er ihm den Beweggrund zu ſeinem Entſchluſſe kund gab; „es iſt," ſagte er in dem Schreiben unter Anderm, „das große Elend der Welt und die Ungerechtigkeit der Menſchen, unter denen ſich auch nicht Einer befindet, der Gutes thue. Oft ſang ich weinend: „Heu, fuge crudeles terras, fuge littus avarum!" Ich konnte die große Bosheit der verblendeten Völker Italiens nicht ertragen; denn ich ſah, daß die Tugenden ganz darniederliegen und die Laſter das Haupt erheben. Das war der bitterſte Schmerz, den ich empfinden konnte; da flehte ich jeden Tag zu meinem Herrn Jeſus Chriſtus, er wolle mich aus dieſem Schmutz aufrichten; und betete inbrünſtig: O Herr, lehre mich den Weg, den ich wandeln ſoll, denn zu dir habe ich meinen Geiſt erhoben."

Im Predigerkloſter zu Bologna begann Savonarola ſeine Laufbahn als Lektor der Metaphyſik und Naturgeſchichte. Sein innerer Bildungsgang erhielt hier durch das Leſen der Leben der Altväter und das der heiligen Schrift immermehr jene Richtung beſtimmt ausgeprägt, welche den Empfindungen und Ahnungen ſeines Knaben- und Jünglingsalters entſprach. Durch die Leben der Altväter lernte er den großen Gegenſatz zwiſchen der Einfalt des chriſtlichen Lebens in den älteren Zeiten des Chriſtenthums und des Mönchthums einerſeits und zwiſchen dem Kloſterleben ſeiner Zeitgenoſſen anderſeits erſt recht lebendig erkennen; in der heiligen Schrift aber, in deren Leſung und Erforſchung er ſich Tag und Nacht verſenkte, fand er den einzig ſicheren Halt für ſich und die Kirche, einen reichen Schatz des Troſtes und der Sittlichkeit; in ihr erkannte er die unverſiegbare Verjüngungsquelle für das Chriſtenthum.

Von Bologna kam er in's Kloſter Sta. Maria degli Angioli zu Ferrara, von dort, in Folge eines Krieges zwiſchen Ferrara und Venedig, im Jahr 1481 nach Florenz in's Kloſter San Marco, dann im Jahre 1482 in die Lombardei. In Bologna hatte er zum erſtenmale die Kanzel beſtiegen, in Florenz während der Faſtenzeit des Jahres 1482 gleichfalls gepredigt, aber ohne allen glücklichen Erfolg. In Brescia dagegen, wo er in den Jahren 1483—1484 verweilte, that ſich plötzlich die Knoſpe ſeiner Lebensbedeutung auf. Mit Verwunderung blickten die Hörer zu dem ernſten dreißigjährigen Mönch hinauf, als von deſſen Lippen eine Schilderung des Zuſtandes der Kirche ſtrömte, wie ſie die Welt aus dem Munde eines Wicliffe und Huß, eines Pierre d'Ailly, Johannes Gerſon und Nikolaus de Clemangis gehört. Von heiligem Eifer für die Würde der Kirche und die Freiheit der Völker entflammt, den Unbußfertigen die unausbleiblichen Strafgerichte Gottes verkündigend, rief der kühne Mönch von der Kanzel herab: „Alles Fleiſch hat jetzt ſeinen Weg verderbt, durch Liſt und durch's Verbrechen der Simonie gewinnen die Päpſte ihre Würde; und ſitzen ſie auf dem heiligen Stuhle, ſo fröhnen ſie Buhlerinnen oder ſchichten ſich Gold zu Hauf. Die Kardinäle, die Biſchöfe ahmen ſolchem Beiſpiel nach; da iſt keine Zucht und Ehrbarkeit; mehr als einer von ihnen glaubt nicht an Gott. In den Klöſtern iſt alle Zucht verfallen, ſtatt des Eifers im Dienſte Gottes waltet da Kälte und Lauheit. Die Fürſten endlich üben tyranniſche Willkür, und nicht fehlt's ihnen an Helfershelfern bei ihren Räubereien, bei ihrem Ehebruch, bei ihren Kirchenſchändereien.“ Dieſer Prediger nun, dieſer ſtrenge

Ankläger der Gewaltigen der Erde, dieſer unbeſtechliche Richter über die verderbte Kirche, über die verfallene Sittenzucht, — welches Loos mußte er nach ſolchem Auftreten finden? Stieg er von der Kanzel in einen Kerker nieder? Nein, er ſchritt nach Florenz (im Jahr 1489); ſo geboten es ihm die Oberen ſeines Ordens; dieſe aber beſtimmte zu Savonarola's Sendung der Wunſch eines Mannes, welchem ſie keinen Wunſch abzuſchlagen wagten, der Wunſch Lorenzo's von Medici, deſſen Macht in Florenz einer fürſtlichen über Florenz gleichgeſtellt werden konnte, wenn ihr gleich der Fürſtenname fehlte. Lorenzo der Erlauchte ſeinerſeits wurde bei ſeinem Anſinnen an Savonarola's Ordensobere durch den Einfluß des gelehrten Fürſten Giovanni Pico beſtimmt, welcher den kühnen Mönch in Reggio kernen gelernt hatte und bewunderte.

In heiterer Pracht ſchimmerte Florenz, der Glanz des Hauſes Medici ſchien vor den Blicken der Welt überzuſtrömen auf den Staat; da war Reichthum und feuriger Lebensgenuß, da blühten die Künſte, da fanden die Wiſſenſchaften und ihre Vertreter vornehme Gönner, in der allgemeinen Feinheit und Glätte der Formen des Lebens war der kirchliche Kultus als Gegenſtand des künſtleriſchen Geſchmacks, war die Predigt als Mittelpunkt moderner geiſtvoller Unterhaltung mit einbegriffen. In dieſe ſchimmernde Welt, in dieſe üppige Fülle des blendenden, bezaubernden Sinnenlebens trat nun der ernſte Predigermönch Hieronymus Savonarola. Frei-aufrecht war ſeine Geſtalt, eher den kleinen als den großen beizuzählen, ausdrucksvoll ſein Antlitz, mit hochragender Stirne, auf welcher Furchen und Falten die raſtloſe Arbeit der ſchaffenden Gedanken verriethen, welche in dieſem Haupte kreiſeten; die himmelblauen Augen glänzten aus langen rothen Wimpern hervor; die kühn geſchweifte Naſe, die ſtärker hervortretende Unterlippe ſtanden im Einklang mit dem vollen Geſicht, mit der weißen, nur von leichtem Roth überhauchten Farbe deſſelben; den vorwaltenden Charakter des Ernſtes, der auf dieſem Antlitz ausgeprägt lag, milderte ein Ausdruck der Anmuth; ſeine Hände waren mager, wie durchſichtig, die Finger lang und ſpitzauslaufend. So war der Mann anzuſchauen, welcher aufrechter Haltung, feſten Auftretens und Einherſchreitens, nicht ohne gewinnende Freundlichkeit und Gewandtheit in Bewegung und Geberde, auf Lorenzo's von Medici Wunſch das Predigerkloſter San Marco zu Florenz, zunächſt mit der Beſtimmung als Lektor, betrat.

Seinen Scharfblick konnte die glänzende Außenſeite der Zuſtände, welche er in Florenz vorfand, nicht täuſchen. Er ſchaute die blendende Pracht und Herrlichkeit hindurch in den Kern und erkannte dieſen als faul. Er erkannte, wie das Geſchlecht der Medici ſeit Giovanni, der im Jahre 1428 geſtorben war, planmäßig das Uebergewicht, welches ihm ſeine großen Reichthümer gaben, zur Erlangung, Erweiterung und Befeſtigung einer Herrſchaft über den Staat Florenz benützt hatte, welcher nur der monarchiſche Titel fehlte; er erkannte, wie dieſes Geſchlecht von Kaufleuten ſeine Geldherrſchaft ebenſowohl aus wirklicher Theilnahme wie aus kluger Berechnung zur Gönnerſchaft für Wiſſenſchaft und Kunſt verwendete, wodurch es ſich in der öffentlichen Meinung feſtſetzte. Vor Savonarola's Blicken lag das ganze ſchlaue Streben dieſes Geſchlechtes wie ein großes kunſtreich gewobenes Netz da, über die Volksfreiheit und über die Volksſittlichkeit hingeworfen. Savonarola wußte, wie jeder Andere, wie klug es die Medici angeſtellt hatten, daß alle Volkswahlen in ihre Hände hatten kommen müſſen, wie ſie es waren, welche die fünf „accopiatori“ (Wähler) ernannten, durch welche wieder die Stellen der „Gonfalonieri“ und „Priori“ beſetzt wurden, wie der ſo ernannte „Gonfaloniere“ nichts that, was nicht die Medici früher beſchloſſen hatten; nun war aber der Gonfaloniere der erſte Mann in der „Signoria“ — in der höchſten Regierungsgewalt, — und die andern Mitglieder dieſes Kollegiums, die anderen „Signori,“ genehmigten dann blos. Savonarola wußte, wie es dem Einfluß der Medici gelungen war, die Stützen der Freiheit liſtig und unſcheinbar zu untergraben, indem man die „Balia,“ eine außerordentliche Commiſſion, welche ſonſt nur bei'm Herandrohen einer Gefahr für den Staat zuſammenberufen worden war, in einen ſtändigen Ausſchuß verwandelt hatte, deſſen Mitglieder ihre Macht wieder ganz und gar im Intereſſe der Medici anwendeten. Savonarola ſah, wie dies Geſchlecht ſich mit herrſchenden Fürſtenhäuſern durch Verſchwägerungen verband, wie Lorenzo von Medici keinen Anſtand nahm, ſeine Tochter Magdalena mit einem Sohne des elenden Papſtes Innocenz VIII. zu verheirathen, wogegen dieſer letztere dem zweiten Sohne Lorenzo's, Giovanni, (noch einem Kinde!) die Kardinalswürde verſprach; Savonarola hörte in demſelben Jahre, da er 1489 zum zweitenmale nach Florenz kam, dort das bis dahin unerhörte Wort „Fürſt“ ertönen; Savonarola war in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Florenz Zeuge der ſchamloſen Ränke, durch welche die mit den Medici unter einer Decke ſteckenden Staatsbeamten die Zinſen der öffentlichen Schuld von 3 Procent auf die Hälfte herabſetzten, den Werth der 100-Thaler-Aſſignaten (der ſogenannten „luoghi de' monte“) von 27 auf 11½ Thaler herabbrachten, und noch viel Aergeres zum Verderben des Staats und der Familien vollführten, — und weshalb das Alles? damit die Medici ihr Vermögen retten konnten! Und doch war Alles dies, wie ſchlimm es auch war, noch nicht das Schlimmſte. Das Allerſchlimmſte, was Savonarola's Scharfblick, welcher tief in die Verhältniſſe eindrang, wahrnehmen mußte, war die planmäßige Einlullung und Entnervung des Volkes zu ſinnlichem Genuß und zu leerer Aeußerlichkeit; die Medici betrieben dies Syſtem der Volksentnervung zum Zwecke, über eine in Sinnlichkeit verſunkene Menge um ſo ſicherer herrſchen zu können, mit wahrer Meiſterſchaft. Freilich konnten ſie nicht den Ruhm beanſpruchen, die Erfinder dieſer Politik des Despotismus zu ſein; leider waren ſie aber auch nicht die Letzten, welche dieſelbe zu handhaben verſtanden. Wenn ein Volk noch ſo viel Lebenskraft in ſich hat, daß es vor Scham erglühen kann bei dem Gedanken an Verknechtung, dann gibt es für den Despotismus kein ſichereres Mittel, um jenen Widerſtand zu brechen, als das, die Widerſtandsfähigkeit zu entwurzeln! Um dies Ziel zu erreichen, ſtellt er ſich volksfreundlich und nimmt die Miene an, als läge ihm Alles daran, das „*Glück des Volkes*“ zu begründen und zu befeſtigen. Aber wie! Als Glück des Volkes wird dann die volle Behäbigkeit des ſinnlichen Lebens angeprieſen; — das Volk ſoll ſich jeden Tag ſatt eſſen, ſatt trinken (und das wäre freilich ganz gut, thäte der Staat ſofern ſeine Schuldigkeit, daß jeder arbeitende Staatsbürger das wirklich könnte); aber damit iſt's nicht genug, das Volk ſoll nicht blos das Maaß ſeines gerechten Bedürfniſſes geſichert erhalten; o nein, es ſoll *über daſſelbe hinaus eingebildete unnatürliche Bedürfniſſe* anſtreben lernen. Nun kommt der feine, glatte, geſchminkte Despotismus und ſpricht zum Volk: „Lieben Leute, ſeid getroſt! Seht, ich ſorge, daß euch Alles das werden ſoll, weſſen ihr bedürft. Ihr wollt nicht blos Brod, ihr verlangt auch ein Huhn in den Topf! Gut! Ihr ſollt es haben! Verzehrt es in Freuden! Ihr wollt Spiel und Luſtbarkeit; gut, ihr habt ein Recht, das zu verlangen. Wohlauf! Greift zu! Werft euch nur hinein in den vollen Strom des Lebens! Genießt in vollen Zügen, was da an Genuß reift und blüht. Seht, die volle Freiheit des Genuſſes geb' ich euch hin, und nun ſprecht ſelbſt: bin ich nicht euer Freund, euer Vater?“ So war's, ſo iſt's! Laßt Muſik erſchallen zu Tanz und Spiel! Laßt die Sinnlichkeit entfeſſelt aus allen Schranken brechen! das iſt Freiheit, ſagt der Despotismus, das Volk nimmt es von ihm hin; es hält ihn gar bald für ſeinen Freund, für ſeinen Vater, der ja Alles „*für's Volk*“ thut, der ja das Volk nur „*ſchont*“ indem er nichts *durch's* Volk gethan wiſſen will! Das Volk ahnt nicht, wie das Alles von Anfang her ſchlau berechnet iſt. Es weiß nicht, welches Hohnlachen hinter der Maske dieſes milden patriarchaliſchen Lächelns lauert. Es weiß nicht, daß der Despotismus, der lächelnde, ſanfte, patriarchaliſche Despotismus alle Schleußen des Sinnengenuſſes nur deshalb aufzieht, damit auf den ſteigenden Waſſern ſein Schiff durch alle Kanäle des Volkslebens ebene Bahn gewinne! Es weiß nicht, daß es durch anſcheinende Nachſicht nur in Sinnlichkeit und Genußſucht ſo arg entnervt werden ſoll, damit es endlich nicht mehr im Stande ſei, den Despotismus, wenn er dann plötzlich die Fauſt mit der Geißel unter dem Patriarchengewand hervorſtrecken will, durch ſeines Auges Blitz, ſeines Herzens Schlag, ſeines Mundes Wort, geſchweige ſeiner Arme Kraft zurückzuſcheuchen oder niederzuſchmettern! Wehe denen, welche ſich in ihrer gutmüthigen Gläubigkeit täuſchen laſſen durch den Despotismus, wenn er noch gar Genialität affektirt, wenn er als wohlwollender „Gönner von Kunſt und Wiſſenſchaft,“ nach rechts und nach links hin gnädig zuwinkend, einherſchreitet. Aber dreifach wehe dem Despotismus ſelbſt, wenn er nicht in ſeiner ſchleußlichen Nacktheit auftritt und zu dem Frevel am Volk auch noch die Sünde der Heuchelei häuft! Ja wehe ihm, und all der Lug und Trug nützt ihm nichts. Früh oder ſpät kommt doch der Tag, von Gott geſandt, der ihm die volksfreundliche, gönnerſchaftliche Maske abreißt; da öffnet Gott dem betrogenen Volke die Augen und verjüngt es im gerechten Zorn, daß es als Richter aufſteht und erbarmungslos das Urtheil ſpricht.

Solche Zuſtände, wie ich ſie geſchildert, fand Savonarola in Florenz. Mußte er nicht den Mann haſſen, der in ſeinen (Savonarola's) Augen das größte Verbrechen an der Majeſtät des Volkes beging, der ſich eines fortgeſetzten Mordverſuches ſchuldig machte an dem innerſten Leben des Volkes, an deſſen Sittlichkeit!? Alles, was Lorenzo von Medici an glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes beſaß, alle Liebe und Liebhaberei für Kunſt und Wiſſenſchaft, — wodurch er doch nur den Glanz ſeines Hauſes und Namens erhöhen wollte, — genügt nicht, um uns vergeſſen zu machen, was er und die Seinigen wider die Freiheit gefrevelt.

Savonarola machte aus ſeinem gerechten Haſſe gegen

Lorenzo von Medici kein Hehl. Aber er faßte dieſen Haß nicht etwa blos rein-perſönlich auf, ſondern auch im Zuſammenhang mit den weltlichen und kirchlichen Zuſtänden ganz Italiens, ja der ganzen Chriſtenheit. Und wie fanden ſeine Worte Anklang! Anfangs hatte er blos ſeinen Kloſterbrüdern als Lektor Vorleſungen gehalten, und zwar im Kloſtergarten von San Marco unter einem Roſenſtrauch; bald kamen aber auch viele gelehrte Laien dahin und hörten ihm zu. Der Kreis der Zuhörer erweiterte ſich raſch immer mehr; auf ihre Bitten hielt er nun ſeine Vorleſungen — und zwar vom Auguſt des Jahrs 1489 an über die Offenbarung Johannis — in der Kirche. Immer größer wurde das Aufſehen, welches ſeine Vorträge erregten; mächtig angezogen von dem Geiſte, der ſie beſeelte, ſtrömte das Volk in die Kirchenhallen, welche die Menſchenfülle kaum zu faſſen vermochten. Wie ſchlugen da alle Herzen, gleichwie von höherer Hand berührt, wenn Savonarola die große Aufgabe ſeiner Zeit ausſprach: „die Kirche Gottes muß erneuert werden,“ wenn er in prophetiſcher Begeiſterung das Gericht Gottes verkündigte, das über dem entweihten Garten Gottes Italien ſchwebe, wenn er den Tauſenden von Zuhörern zurief: „das Schwert des Herren wird bald und ſchnell über die Erde kommen!“ Der erlauchte Medicäer fing gar bald an, vor dieſem Predigermönche zu zittern, welcher Gott allein als höchſten Herren des Volkes erkannte und keinen ſterblichen Menſchen, welcher das ganze mühſam vorangebrachte medicäiſche Werk der Volksentnervung durch Sinnlichkeit mit ſtarker Hand plötzlich aufhielt, welcher das Volk zur Beſinnung erweckte, welcher es zurückführte zum Bewußtſein ſeiner ureigenſten Kraft, die es in der Sittlichkeit habe, welcher es dem Volke klar machte, was es mit dieſer Kraft vermöge, wenn es ſie nur wieder heraufraffen wolle aus ihrer Verlorenheit im eitlen Sinnengenuß. Lorenzo fühlte die Gefahr, welche Savonarola über das Geſchlecht der Medici heraufbeſchwor, und bot Alles auf, um ihr zu begegnen. Er ſah ein, daß offne Gewalt wider Savonarola nicht zum Ziele führe. Er verſuchte es denn, ihn zu gewinnen. Lorenzo galt als Oberhaupt des Staates, (ſoweit war ſein Streben bereits zum Erfolg gediehen); Savonarola wurde zum Prior von San Marco erwählt. Es war ſchon hergebracht, daß ein neuer Prior dem Staatsoberhaupt, wenn auch nicht förmlich huldigte, ſo doch es begrüßte und ihm das Kloſter ehrfurchtsvoll empfahl. Savonarola that dies nicht, obgleich die Brüder ihn darum baten. Lorenzo empfand dies übel und ſuchte nun Savonarola's Höflichkeit — zu erſchleichen. Er ging nach San Marco, die Meſſe zu hören, und wandelte dann im Kloſtergarten auf und nieder; da kamen nun die Mönche zu ihrem neuen Prior und berichteten ihm: Lorenzo befinde ſich im Garten. „Gut," fragte Savonarola, „hat er mich verlangt?" „Nein," erwiederten die Brüder. „Nun wohlan, ſo laſſet ihn luſtwandeln," war Savonarola's Antwort. — Lorenzo, unabgeſchreckt, verſuchte noch Andres, den ſtrengen Mann des Volkes zu gewinnen; ſein Kanzler mußte eine bedeutende Summe in Gold in die Almoſenkaſſe von San Marco geben. Savonarola aber ſandte, als die Kaſſe geöffnet ward, das Gold an die Almoſenpfleger von San Martin. In Lorenzo's Auftrag, angeblich aber im eigenen Namen, kamen einſt fünf Bürger zu Savonarola und baten ihn um des Friedens willen und im Intereſſe ſeines Kloſters: „er möchte doch fortan anders predigen als bisher;" da erwiederte ihnen Savonarola: „Was ihr auch vorgebt, — ich weiß: euch hat Lorenzo zu mir geſchickt. Sagt ihm in meinem Namen: Zwar iſt er ein Florentiner und der Erſte des Staats, ich bin ein Fremder und ein armer Mönch; doch wird's ſo kommen, daß er von hinnen gehen muß, und ich bleibe hier ſtehen!"

Und alſo geſchah's. Savonarola fuhr fort, als Mann des Volks wider die Feinde des Volks, geiſtliche und weltliche, zu predigen, und immermehr wuchs ſeine Gunſt bei'm Volke. Vergeblich ſuchte ihm Lorenzo von Medici einen andern Prediger, den Auguſtiner Mariano da Ghenezzano gegenüberzuſtellen, einen Mann der feinen, mit Geiſtreichthum buhlenden Weltlichkeit, welcher den beliebten Prior von San Marco in öffentlicher Predigt widerlegen und deſſen Predigtweiſe als gefährlich darſtellen ſollte. In Folge des ihm von Lorenzo ausdrücklich hierzu gegebenen Auftrages predigte nun Mariano über den Text: „Es gebühret euch nicht zu wiſſen Zeit oder Stunde, welche der Vater ſeiner Macht vorbehalten hat.“ Acht Tage ſpäter predigte Savonarola über denſelben Text und trug in der öffentlichen Meinung einen vollkommenen Sieg über Mariano davon. Der Letztere, deſſen Ehrgeiz tief gekränkt war, begab ſich ſpäter nach Rom, wo er mit glühendem Haß an Savonarola's Verderben arbeitete.

Als Lorenzo von Medici im Jahre 1492 die Nähe ſeines Todes fühlte, ließ er den Prior von San Marco an ſein Sterbebette rufen, — mochte es nun Bedürfniß ſeines Herzens ſein, verſöhnt mit ſeinem politiſchen Gegner von hinnen zu ſcheiden, oder mochte er vielleicht durch den Eindruck, welchen eine Verſöhnung Savonarola's mit ihm in der öffentlichen Meinung hervorbringen mußte, nur die Stellung ſeines Sohnes Pietro befeſtigen wollen. Als nun Savonarola an das Sterbebette Lorenzo's kam, bat ihn dieſer: ſein Sündenbekenntniß zu vernehmen. Savonarola war dazu bereit, wenn der Sterbende ihm vorher drei Dinge gewähre. Die erſte Bedingung, welche Savonarola ihm ſtellte, war: „er müſſe den Glauben haben,“ was Lorenzo bejahte, — die zweite: „er müſſe Alles, was er unrechtmäßigerweiſe Andern genommen, zurückerſtatten;“ Lorenzo verſprach, nach kurzem Bedenken: „er werde dies thun, oder, wenn er's nicht ſelbſt könne, ſeine Erben damit beauftragen.“ Nun aber ſprach Savonarola die dritte Bedingung: „Lorenzo, gib dem Vaterland die Freiheit wieder!“ Darauf erwiederte Lorenzo nichts und drehte ſich um; der Mann des Volkes aber wandte ſich auch von ihm ab und verließ das Gemach. Bald darauf verſchied Lorenzo von Medici; es war am 9. April des Jahres 1492.

Drei Monate nach ihm ſtarb auch Papſt Innocenz VIII., nachdem man, um ſein Leben länger zu friſten, noch ein ſcheußliches Verbrechen begangen hatte; in dem Wahne: friſche Lebenskraft in den entkräfteten Leib verpflanzen zu können, wenn man friſches Blut geſunder Knaben in die päpſtlichen Adern leite, nahm man drei Judenknaben von 10 Jahren, öffnete ihnen die Adern und leitete ihr Blut in die des Papſtes. Sie ſtarben daran, und der Papſt wurde nicht gerettet. Ein noch ſchlimmerer Mann als er erhielt nun die päpſtliche Würde, — nicht durch Wahl, ſondern durch öffentliche Erkaufung der Stimmen aller Kardinäle bis auf fünf! Der auf ſolche Weiſe Erhobene war der Spanier Roderigo de' Lenzuoli, ein Borgia, und nahm den Namen Alexander VI. an. Er war Vater von vier Söhnen und einer Tochter, der berüchtigten Lucretia Borgia; zwei jener vier Söhne des Papſtes, der Herzog von Gandia und Ceſare Borgia, Kardinal von Valencia, waren Nebenbuhler um die Gunſt ihrer eigenen Schweſter! Das wußte, davon ſprach ganz Italien. In dieſem Alexander VI., in dieſem Papſt, der an keinen lebendigen Gott glaubte, und in ſeinem Geſchlechte enthüllte ſich vor aller Welt die gränzenloſe Verruchtheit, welche längſt an demſelben römiſchen Hofe herrſchte, auf welchen die Chriſtenheit als wie auf ihren Mittelpunkt, hinzublicken gewohnt war. Ein Mann, mit Laſtern und Verbrechen jeder Art beladen, dem nichts heilig war, hieß der „heilige Vater.“ Gerade ein ſolcher Mann mußte Papſt werden, damit der alte Wunſch der Chriſtenheit nach einer Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern erſt recht friſchen Antrieb und kräftige Gründe erhalten konnte. Nun erſt waren Savonarola's gewaltige Predigten auch vor allen Jenen, welche lang gezweifelt hatten, auf's vollſtändigſte gerechtfertigt; und mit ſteigender Begeiſterung ſetzte er ſein Werk fort, rief er unabläſſig zur Erneuerung der Kirche auf.

Inzwiſchen traten auch in den politiſchen Verhältniſſen Italiens Veränderungen ein, in deren Folge Savonarola für die zweite Hälfte ſeiner Lebensaufgabe, die Befreiung des Volkes von der medicäiſchen Herrſchaft und für die Einführung einer Volksverfaſſung in Florenz wirken konnte. Die „wälſche Praktik" die Staatskunſt des Egoismus und der Ueberliſtung, trieb ihre Blüten. Ludovico Sforza von Mailand, zubenannt Moro, gab den Anſtoß zu Verwickelungen, in welche auch Pietro von Medici, der Sohn Lorenzo's, und Florenz hineingezogen wurden. Pietro verbündete ſich mit Neapel, Ludovico Moro mit dem Papſt und mit Venedig (1493), doch deſſen nicht genug, Ludovico Moro ſchleuderte auch die Brandfackel des Krieges in Italiens Zuſtände hinein. In der Hoffnung, beim Ausbruch eines allgemeinen Kampfes ſeine Herrſchaft erweitern zu können, vermochte er den mehr eitlen als thatkräftigen König Karl VIII. von Frankreich zu dem Entſchluſſe: die alten Anſprüche des Hauſes Anjou auf den Beſitz der Krone von Neapel mit bewaffneter Hand zu erneuern. König Karl von Frankreich beſchloß einen Heereszug nach Italien, und verbündete ſich alsbald mit dem ſchlauen Ludovico Moro, wogegen nun Neapel, den Papſt Alexander VI. zu gewinnen, Alles aufbot, was denn auch gelang. Im Auguſt des Jahres 1494 zog der König von Frankreich über den Mon Ginevra; unaufhaltſam rückte er aus der Lombardei in's Toskaniſche vorwärts; er erſtürmte die florentiniſche Feſtung Fivizano. Wie ein Blitz traf und zündete in Florenz die Kunde dieſes Ereigniſſes. Längſt war dort eine für den Sohn Lorenzo's, den herrſchſüchtigen und doch zur Herrſchaft unfähigen Pietro, und für die Medici überhaupt ungünſtige Stimmung vorherrſchend, und man hatte ſich anderſeits daran gewöhnt, in dem König von Frankreich das Werkzeug zu erblicken, deſſen ſich Gott zur Züchtigung und zur Erneuerung der Kirche, insbeſondere aber auch zur Wiedererhebung von Florenz bedienen wolle. Den Schmerz aller Vaterlandsfreunde über Fivizano's Verluſt, ihren Grimm über die Niedermetzlung der Beſatzung und vieler Einwohner jener Feſtung ſchürten jetzt die Gegner der Medici, um alle Schuld Pietro beizumeſſen und ihn als den Mann zu bezeichnen, welcher den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht habe. Pietro verkannte die ungeheure Gefahr nicht, welche über ſeinem Haupte ſchwebte; er eilte in's Lager des Königs, um mit dieſem für Florenz Frieden und Bündniß abzuſchließen und ſeinen Schutz zu erlangen. Aber wie ſchmählich waren die Bedingungen für Florenz! Pietro verwilligte: die Feſtungen Pietraſanta, Serezana und Serezanello, ſo wie die Feſte von Piſa und der Hafen von Livorno ſollten bis zur Beendigung des Krieges im Beſitz der Franzoſen bleiben und Florenz dem König ein Darlehen von 200,000 Dukaten machen. Der Abſchluß dieſes Vertrages mußte die Erbitterung gegen Pietro von Medici, welcher nicht blos die Sicherheit ſondern auch die Ehre des Staates ſo leichtſinnig und feig preisgegeben hatte, noch mehr ſteigern. Da begab ſich nun Savonarola im Auftrage des Staates mit vier anderen „Oratori" zum König; er begrüßte ihn mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß „Gott durch ihn, als ſein Werkzeug, die Hochmüthigen vom Stuhle ſtoßen und die Demüthigen erhöhen, das Alte erneuern und das Ungeſtalte zur rechten Geſtalt bringen werde;" ſodann ermahnte er ihn, im Namen Gottes: „überall Barmherzigkeit zu üben, beſonders aber auch gegen die Stadt Florenz."

Inzwiſchen erfüllte ſich nun das Schickſal Pietro's und der Medici. Als Pietro, nach ſeiner Zurückkunſt nach Florenz, den Palaſt der Signoria betreten will, verwehren ihm mehrere obrigkeitliche Perſonen den Eingang. Gleichzeitig erfährt das Volk: bewaffnete Schaaren in Pietro's Solde zögen heran; dieſe Nachricht ſteigert den Haß des Volks zur Wuth; ſchon iſt der Ruf:

„zu den Waffen“ erklungen; ſchon klirren die Eiſen in allen Quartieren der Stadt, die Stunde hat geſchlagen, da die Herrſchaft der Medici enden ſoll. Vergeblich verſucht es der Kardinal Giovanni de' Medici, den furchtbaren Sturm zu beſchwören; er muß flüchten, ebenſo müſſen Pietro und Guilliano de' Medici flüchten, ihre Paläſte und die Häuſer ihrer Freunde werden geplündert. Savonarola war an dieſem Tage (dem 9. November 1494), von ſeiner Reiſe zum König Karl VIII. noch nicht zurückgekehrt; aber kaum befand er ſich wieder in Florenz, als er ſeinen ganzen und wahrlich ſehr bedeutenden Einfluß aufbot, um die Aufregung zu beſchwichtigen und viele Männer der medicäiſchen Parthei dem gewiſſen Untergange zu entreißen.

Am 17. November zog König Karl VIII. von Frankreich in Florenz ein, nicht wie ein Freund und Beſchützer der Stadt, ſondern in der That ganz mit ſo ſtolzem Weſen wie ein Sieger, ja wie ihr Oberherr. Ja, er behauptete auch, dieſer zu ſein, und zwar auf den Grund eben der Form hin, daß er als Sieger in die Stadt eingezogen. Zumal ſtand ſeine Zuverſicht für das Gelingen ſeiner Pläne auf der Eiferſucht zwiſchen Piſa und Florenz. Piſa hatte nämlich von ihm Befreiung von der florentiniſchen Herrſchaft verlangt, König Karl VIII. ſie Piſa verſprochen, anderſeits aber wollte dieſer es auch mit Florenz nicht verderben; er ſprach bald ſo, bald ſo, jenachdem er Piſa oder Florenz beſchwichtigen, täuſchen, für ſeine Zwecke benützen wollte; das war der Charakter der Staatskunſt jener Zeit: hierhin und dorthin ſo lange verſprechen und täuſchen, als es irgend anging, wenn man aber ſelbſt getäuſcht worden, der nakten Thatſache geſchwind einige Zugeſtändniſſe machen, — immerwährende Angſt aus Gefühl der Ohnmacht, aus Gefühl der Schlechtigkeit der Sache, — plötzlich, wenn's irgend angeht, ein Aufſtreben, ein Glanzgeben, Nichtigkeiten zu Wichtigkeiten zu ſchminken, Mäkeln, Schüren, Ueberraſchtwerden von dem, was ſich eben von ein paar diplomatiſchen Allerweltsgelegenheitsmachern doch nicht machen läßt, was das Volk ſelber ſo frei iſt zu machen, — und wenn man das endlich einſieht, ein geſchmeidiges Buhlen mit ihm; — o Schmach und Schande, daß ſolche Armſeligkeiten und Nichtswürdigkeiten nicht längſt Fabel geworden! Warum nicht? Hätten die Völker ſelbſt zur Wahrheit werden wollen! Es iſt noch kein Joch getragen worden, ohne daß der, welcher ſich's aufladen ließ und trug, die meiſte Schuld hatte; wer ſich einſpannen läßt ſtatt des Zugviehs, um den Triumphwagen der Gewalt zu ziehen, der verdient's, daß man ihn die Peitſche fühlen läßt, und es iſt ein Glück, wenn kein Hieb bei Seite geht. Die Geſchichte weiß von der Moralität der Diplomatie, ſie weiß von der Geduld der Völker zu erzählen. Nun, ſo laßt uns die Herzen erfriſchen, wenn wir einen Mann ſehen, welcher dieſer verlogenen Staatskunſt kühn das Weiße im Auge zeigte. Ein ſolcher war der Florentiner Pietro Capponi. Florenz unterhandelte mit ſeinem ſogenannten Beſchützer um ſeine Unabhängigkeit (wehe dem, der darum unterhandelt!); der König (der Fremde!) war endlich ſo gnädig, ſeine Anſprüche auf die Oberherrſchaft über Florenz, auf das Recht der oberſten Gerichtsbarkeit fallen zu laſſen; aber Florenz ſollte denn doch ſo recht fühlen, daß das eben nichts als Gnade war. Der König ſtellte deßhalb die demüthigendſten Bedingungen; er heiſchte, wie ein Wucherer, Geld, wieder Geld und abermals Geld, und ſein Sekretär erklärte im ganzen Uebermuth ſeines Herrn: „das ſei nun einmal des Königs letztes Wort.“ Da trat Pietro Capponi Stirn an der Stirn vor dieſen übermüthigen Diener eines übermüthigen Herrn, nahm ihm das Schriftſtück aus der Hand, und zerriß es vor des Königs Augen mit den Worten: „Sind das eure Bedingungen, ſo laßt einmal ſehen, ob unſre Schwerter ſo ſcharf wie die eurigen ſchneiden; laßt ihr eure Trompeten erſchallen, gut, ſo wollen wir unſere Sturmglocken läuten!“ O, ſo ſollte immerdar ein Geſandter im Namen ſeines Vaterlandes und Volks zu deſſen Feinden ſprechen; aber freilich: ſelten iſt ein Geſandter auch ein Mann des

Volks, oder vielmehr: ſelten nimmt man Männer des Volks, die den geſunden Verſtand des Volks und den Muth des Volks und das Ehrgefühl des Volks beſitzen, zu Geſandten. Mit jenen mannhaften Worten verließ Pietro Capponi den Saal. Der König von Frankreich glühte vor Zorn und ſchwur: „alle Einwohner ſollten ſolche Sprache mit dem Leben bezahlen." Die Signoria vernahm's, ſie erfuhr: um fünf Uhr des folgenden Abends ſollte das angedrohte Blutbad wirklich beginnen. Da wandte ſie ſich denn an Savonarola. Der Prior von San Marco warf ſich auf die Kniee und ſuchte Troſt und Rath im Gebet; hocherkräftigt ſchritt er, nachdem er gebetet, das Kruzifix in der Hand, zum zürnenden König. „Ehre nicht mich!" ſprach er unter Anderm zu ihm, „ſondern den, welcher der König der Könige, der Herr der Herren iſt, welcher die Welt erbeben läßt und welcher nach ſeinem Willen und nach ſeiner Gerechtigkeit den Königen den Sieg gibt, — Ihn, der dich aufreiben kann mitſammt all deinem Kriegsvolk, wofern du den Plan, welchen du gefaßt haſt, nicht aufgibſt. O gib ihn auf! Dir ſei das genug, was du haben kannſt, das Herz des Volkes!" Der König war bewegt; es kam ein Vergleich zu Stande, welchen beide Theile am folgenden Tage, dem 26. November, unterzeichneten und auf dem Altare beſchworen. Die Hauptbedingungen dieſes Vergleiches waren: Freundſchaft und Bündniß zwiſchen dem König und Florenz, welches Letztere dem Erſteren dafür eine große Summe bezahlte, aber auch ſeinen Schutz in Anſpruch zu nehmen berechtigt wurde; Piſa, Livorno und die Feſtungen blieben in der Hand des Königs, jedoch nur bis zu ſeiner Einnahme Neapels oder ſeinem Wegzug aus Italien, und Florenz behielt fortwährend die bürgerliche Gerichtsbarkeit darüber und die Einkünfte, Piſa bekam völlige Amneſtie zugeſichert; der auf Pietro's von Medici Güter gelegte Beſchlag wurde aufgehoben, doch mußten Pietro und ſeine Brüder ſich dagegen verpflichten, ſich dem Gebiete der Republik auf 100 Miglien nicht zu nähern. Es ſchien nun jeder Theil auf leidliche Weiſe durch dieſen Vergleich zufriedengeſtellt zu ſein. Aber dem König war es mit der Aufgebung ſeiner Herrſchaft über Florenz nichts weniger als Ernſt. Mit großer Unruhe und Beſorgniß ſah die Signoria, wie er durchaus keine Anſtalten traf, Florenz zu verlaſſen. Da war es nun abermals Savonarola, an welchen man ſich von Seiten des Staates wandte, und wahrlich er wie kein Anderer war der Mann, um dem König mit dem Muthe der Wahrheit entgegenzutreten und mit kühnem Wort ihm an's Herz zu greifen. So ging er denn hin und ſprach zum König: „Wiſſe, das Volk iſt bedenklich darüber, daß du ſo lange weileſt; und wahrhaftig hier ſteht Gefahr auf Ausdehnung eines ſolchen Zuſtandes. Du ſelbſt ſäumeſt unnütz; ſieh ſchärfer auf die, welche dir gern ergeben ſein möchten und welche dir doch nicht wohl rathen! Gott hat dich berufen, die Kirche Italiens zu erneuern; aber, handelſt du alſo fort, dann mag's wohl kommen, daß dich Gott nicht für würdig hält, das große Werk zu vollbringen; und andre Werkzeuge wird er ſich wählen, durch die er es hinausführen wird.“ Savonarola's Worte verfehlten des Eindrucks nicht, zumal da auch d'Aubigny, der Generalkapitän des Heeres, dem König rieth, die zum Erfolge wichtige Zeit nicht zu verſäumen; — genug: am 28. November brach Karl VIII. von Florenz auf und zog gen Süden, nach Rom und Neapel.

Sowie Florenz, von ſeiner Gegenwart erledigt, frei aufathmete, waren nun zunächſt alle Gedanken auf die Einrichtung und Feſtſtellung der Staatsverfaſſung gerichtet. Auf dem Platze der Signoria iſt das Volk zur Verſammlung geſtrömt; es wählt zunächſt zwanzig Männer (die „accopiatori“) welchen es die Wahl der höchſten Obrigkeiten anvertraut. Immer, wenn aus altem verrotteten Wuſt und Trümmer ſich neue Formen geſtalten ſollen, iſt ein Kampf der Meinungen, in welchen die Leidenſchaften hinüberſchweifen; da gilt's oft hartnäckiges Ringen, bis ſich das Perſönliche zu Boden ſetzt, die Sache ſich hebt, die Grundgedanken ſich klären. So war's auch damals; da wollten manche von den auf ein Jahr gewählten accopiatori nicht vor Ablauf des Jahres abtreten; da war's aber wieder Savonarola, der mit hohem Sinn, mit klarem Blick, mit feſtem Willen, mit kräftiger Ueberredung dazwiſchentrat, um auszugleichen und zu verſöhnen, damit das große Ganze, das Vaterland ſein Heil in einer freien Staatsverfaſſung erlangen könne. Auf ſeine Bitten verzichteten einige accopiatori auf die Fortbehauptung ihres Amts, und die Folge davon war, daß auch die anderen endlich desgleichen thaten. Bei den Verhandlungen über eine neue Staatsverfaſſung für Florenz traten nun zwei Partheien hervor, eine, welche dieſelbe auf dem Grundſatz der entſchiedenen Gleichheit der Bürger untereinander und ihrer Gleichberechtigung geſtellt wiſſen und ſomit das demokratiſche Prinzip verwirklichen, und dagegen eine andere, welche das ariſtokratiſche in's Leben rufen wollte. Die erſtere Parthei, deren Wortführer Pagol' Antonio Soderini war, warnte vor einer Regierung, welche ſich zur Ariſtokratie hinneige und welche in Florenz immer eine Regierung mehrerer Tyrannen ſei, — die andere Parthei, an deren Spitze Guid' Antonio Vespucci ſtand, behauptete, wenn die höchſten Angelegenheiten des Staates unmittelbar dem Urtheil und der Entſcheidung des Volkes in Geſammtmaſſe anvertraut würden, ſo ſei der Staat gefährdet. In dieſem Kampfe der Partheien gab nun Savonarola mit dem ganzen Einfluß, der ihm zu Gebote ſtand, den Ausſchlag, und zwar für eine reine Volksverfaſſung. Das war ja das Ideal, das ihm ſeit Jahren vorſchwebte; mit allen Kräften ſeines Daſeins hatte er raſtlos nach Verwirklichung deſſelben getrachtet; mit glühender Begeiſterung hatte er ſeine Ueberzeugung, daß eine ſolche die alleinrichtige, die alleinbeglückende ſei, daß aber die Volksfreiheit unzertrennlich von der Volksſittlichkeit ſei, in Predigten verkündigt, und eine ſittlich-religiöſe Verjüngung des Volkes mit Strenge und Beharrlichkeit herzuſtellen getrachtet. „Von einer innerlichen Erneuerung," ſagte er „muß auch Alles im Aeußerlichen ausgehen; menſchliche gute Geſetze können nur wenig ausrichten, wenn ſich die Bürger nicht dem göttlichen Geſetze“ (dem ewigen Sittengeſetze) „fügen; von dieſem hängt die Wirkſamkeit aller Geſetze ab.“ Dies Geſetz der Humanität ſchwebte ihm vor, er erkannte die ſittliche Freiheit als den Kern und Lebenskeim der bürgerlichen; den reinſten, einfachſten Ausdruck der in der Humanität enthaltenen Freiheit erkannte er aber im Evangelium, und ſo konnte er ſagen: „das evangeliſche Geſetz iſt das Maaß und die Regel aller anderen Geſetze.“ Seine weiteren Anſichten gab er in den Worten kund: „Um den köſtlichen Schatz der Bürgereintracht und des Staatswohls zu bewahren, muß man einen Riegel vorſchieben, damit ſich im Staate kein Tyrann erheben könne. Denn wehe dem Staate, wo ein ſolcher herrſcht! da iſt die Liebe dahin, da iſt das Geſetz nur eine Larve, Da iſt das wechſelſeitige Mißtrauen unter den Bürgern erwacht, da iſt der Wahrheit der Mund verſtopft und ungemeßner Heuchelei freie Bahn gegeben, da wird der Gottesdienſt und Alles, was zum Heil der Seele gehört, vernachläßigt, da wird den Armen, den Wittwen und Waiſen der Rock ausgezogen, da wird die Sittlichkeit und die Religion in ihrer Wurzel vergiftet, welche Wurzel die ewige Wahrheit iſt.“

Nun war für Savonarola der Augenblick erſchienen, in welchem alle Blüten ſeiner bisherigen Wirkſamkeit zur Frucht reifen ſollten. Da verlangte er — es war im November des Jahrs 1494, — vor der Signoria und den anderen Obrigkeiten, ſowie vor allen Männern des Volks (Frauen und Jünglinge waren ausgeſchloſſen) zu predigen, und auf der Kanzel entwickelte er nun die Grundzüge der neuen, der Annahme der Volksmajeſtät entſprechenden Staatsverfaſſung von Florenz. Die Seele derſelben war ihm chriſtlich-ſittliches Leben. Nur der Sittenreine iſt ja fähig, die Heiligkeit der ächten Freiheit zu begreifen, die bürgerliche Freiheit in ihrer Reinheit zu bewahren vor den Ein- und Uebergriffen der Anarchie ebenſo wie der Despotie. Wie nun die reinſte Sittlichkeit in der Lehre Chriſti enthalten iſt, ſo mußten die

Gebote des Letztern ihre Anwendung zunächſt in den Einzelmenſchen finden, welche zuſammen das Volk und den Staat bilden. Das höchſte Geſetz der Gottesliebe, wenn es in jedem Einzelherzen lebendig geworden, bedingte die Kundgebung der Nächſtenliebe, als freie Selbſtbeſchränkung des Einzelnen zum Beſten der Brüder, als freie Entäußerung von Selbſtſucht zum Beſten der Geſammtheit, des freien ſittlichen Bundes, genannt Staat. Dies waren die allgemeingültigen Grundbegriffe. Zu ihrer beſonderen Anwendung auf Florenz übergehend, hielt Savonarola zunächſt einen großartigen Akt der chriſtlichen Humanität als Vorbereitung für unbedingt nöthig; der Neubau konnte nicht mit ſegensreichem Erfolg begonnen werden, wenn nicht eine durchgreifende ausgleichende Verſöhnung aller jener Staatskräfte vorangegangen war, welche ſich bisher dem Staatsganzen entzogen hatten, indem ſie ſich im Partheikampf wechſelſeits aufrieben. Sollte aber dieſe Verſöhnung eine Wahrheit und von Dauer ſein, ſo mußte ſie als Staatsgrundgeſetz ausgeſprochen werden. Und ſo beantragte denn Savonarola eine allgemeine Amneſtie, in welcher namentlich auch die Anhänger der vorigen Regierung einbegriffen ſein ſollten. Was nun endlich die Form der Verfaſſung betrifft, ſo ſollte eine „allgemeine Regierung,“ eine „durchaus im Volk ſelbſt ruhende Regierung“ hergeſtellt werden, an welcher jeder Bürger Antheil zu nehmen, das Recht habe. Hierbei ſah nun Savonarola übrigens vor, daß — bei aller Freiheit und ohne Verletzung des Prinzips der Gleichheit — nicht doch auch dem Pöbel die Möglichkeit eröffnet werde, die Leitung der Staatsangelegenheiten zu erhalten; zu dieſem Ende knüpfte er die Neugeſtaltung an die Geſchichte, und bezeichnete als die zur Betheiligung an der Staatsregierung berechtigten Bürger, diejenigen, welche nach den alten Staatsgeſetzen dazu befähigt ſeien; da blieb dann nun noch immer der weiteſte Raum für eine rein demokratiſche Entfaltung, ohne daß die Republik der Anarchie preisgegeben ward. Aus allen nach alten Staatsgeſetzen befähigten Bürgern alſo, ohne Unterſchied, ohne Vorrechte des Einen vor dem Andern, wurde der allgemeine Rath als die oberſte Staatsgewalt zuſammengeſetzt. Dieſer allgemeine Rath aber wählte wieder die Obrigkeiten in der Stadt ſowohl als im florentiniſchen Gebiete. Geſetze und Verordnungen wurden in engeren Regierungsausſchüſſen berathen und angenommen, ihre Beſtätigung erhielten ſie durch den allgemeinen Rath.

Dies waren die allgemeinen Grundzüge der Verfaſſung einer *chriſtlichen Republik*, wie *Savonarola* ſie aufſtellte. Wie groß auch ſein Anſehen in Florenz war, ſein Vorſchlag fand gleichwohl nicht allgemeine Zuſtimmung. Zunächſt war es gerade die *Amneſtie*, wogegen ſich viele Stimmen erhoben; *Savonarola* war von ſeiner Begeiſterung für das große Ideal ſo ganz und gar hingeriſſen, daß er nach ſeiner eigenen Geſinnungsreinheit und Hingebung auch gar viele Andere maß, und daß er nichts weniger für möglich hielt, als: daß in einer ſo bedeutungsvollen Zeit wie ſie für Florenz nicht ſobald wiederkehren würde, die Eigenſucht ſich voranſtellen könne, ſtatt ſich ſelber aufzugeben zur Förderung gemeinſamen Heils. Und gerade bei der *Amneſtie* war dies der Fall. Gleichwohl ermattete *Savonarola* in ſeinem großen Streben nicht, und ſo brachte er es dahin, daß, als herrliches Gegenſtück zur Amneſtie, ein Geſetz eingeführt wurde, welches Jedem, der von der Signoria oder von den „Achten,“ oder von irgend einer Obrigkeit wegen eines Staatsverbrechens verurtheilt worden war, das Recht der Berufung an den großen Rath einräumte. Weniger Anſtand hatte gleich von Anfang her ſein Vorſchlag in Betreff des „*allgemeinen Raths*“ gefunden; aber *Savonarola* mußte ſich ſpäterhin, nicht ohne bittren Schmerz, überzeugen, daß er, in ſeinem eigenen Edelſinn, dem der Partheien allzuviel vertraut hatte; konnte er ahnen, daß man die freie Verfaſſung mißbrauchen würde, um Menſchen in den großen (allgemeinen) Rath zu bringen, welche nur den Feinden der

Freiheit als Werkzeuge dienen ſollten?! Und dies war leider der Fall. Die Feinde der Freiheit boten Alles auf, um unwiſſende Leute, Menſchen von der niedrigſten Stufe des ſittlichen und politiſchen Bewußtſeins in den großen Rath hineinzubringen, welche dann Kraft der ihnen in demſelben zuſtehenden Befugniß Verkehrtheiten begingen, welche die freie Verfaſſung lächerlich machten oder untergruben.

So hatte denn Savonarola kaum die Freude, daß er durch die Einführung der von ihm vorgeſchlagenen freien Volksverfaſſung das Ziel ſeines Lebens erreicht habe, als er ſich auch ſchon geſtehen mußte: das Volk ſei noch nicht ſittlich erkräftigt genug, um ſich der Liſt der herrſchſüchtigen Ariſtokraten zu erwehren. Während dieſe einerſeits eben die freie Verfaſſung mißbrauchten, um Menſchen, welche ihnen als Werkzeuge dienen ſollten, ohne daß dieſe es ſelbſt wußten, an die Regierung zu bringen, erhob ſich andererſeits auch ein offener Widerſtand. Und zwar richtete ſich dieſer unmittelbar gegen die Perſon Savonarola's und gegen deſſen ſittliche Reformen. Die Feinde der Freiheit ſchlugen folgenden Weg ein. Sie zogen alle Diejenigen an ſich, welche ſich mehr oder minder zügelloſem Sinnenleben hingaben. Dieſen, und Solchen, welche auch nur in äſthetiſch-heiterem Lebensgenuſſe hinwandelten, zeigten ſie Savonarola und deſſen Anhänger als finſtere, kopfhängeriſche Störer und Verketzerer aller Freude. Dieſe Gegner Savonarola's und der ſittlichen Reform, welche ſich ſelbſt die „**arrabiati**" nannten, ſuchten die Volksparthei durch die Bezeichnung der „Weinerlichen" („**piagnoni**") lächerlich zu machen und die ganze neue Verfaſſung als eine mönchiſche zu verdächtigen. Allerdings trug nun auch die Parthei Savonarola's ſelbſt dazu bei, dieſen Verdacht zu bekräftigen, indem ſie die Ariſtokraten und Alle, welche aus Trotz gegen ſie nun erſt recht dem üppigſten Lebensgenuß ſich rückſichtslos hingaben, als Unchriſten bezeichnete. Savonarola war tiefinnerlich religiös, alle Sittlichkeit erkannte er in der Religion enthalten; aber das theokratiſche Element faßte er wirklich nur im Sinne einer heiligen Gottesherrſchaft, bei welcher die Freiheit beſtehen konnte und ſollte, nicht aber im Sinne der jüdiſchen und römiſchen Prieſterherrſchaft auf.

Im Gegentheil: eben gegen dieſe, gegen die Hierarchie trat er, nachdem die politiſche Freiheit von Florenz errungen war, erſt mit der vollen Entſchiedenheit ſeines Denkens und Wollens, als muthiger Vorkämpfer auf, weil er in ihr die Quelle aller Entartung der Kirche, aller Entſittlichung und Verknechtung Italiens erkannte. Und wahrlich: der Name des Papſtes, der damals auf dem ſogenannten Stuhle Petri ſaß, der Name Alexander's VI. genügt vollkommen, um insbeſondere die Kampfrichtung Savonarola's zu begreifen. Es konnte kein Friede mehr ſein zwiſchen ihm, welchen das tiefſte Gefühl für das Heilige beſeelte, und zwiſchen dem dreifachgekrönten Gottesläugner, Buhler und Schacherer Alexander VI. In Savonarola's Augen war dieſer Alexander VI. der Feind, welcher vernichtet, er war der Verbrecher, welcher beſtraft werden mußte, wenn das Reich Gottes verwirklicht werden ſollte. So wie er nun aber im gerechten Zornmuth offen und ehrlich, Stirn an Stirn, den Kampf auf Leben und Tod mit dem Papſt im Namen Italiens, im Namen der ganzen Chriſtenheit, im Namen der Menſchheit begann, verbanden ſich die Feinde der politiſchen Freiheit und die Feinde der ſittlichen Reform mit dem Feinde dieſer beiden und der religiöſen Freiheit, verband ſich die weltliche Macht mit der geiſtlichen Weltmacht, das Geld mit der Intrigue, die Autorität mit der Politik. Alles zum Sturz eines einzigen Mannes, welcher nichts beſaß als ſeine Kutte und ſeine Bibel; denn die Volksgunſt, welche ihn bisher hoch auf den Schultern erhoben hatte, war eine Macht, welche ſich untergraben ließ, ohne daß er, welcher darauf ruhte, früher als vor ſeinem Fall es ahnen konnte.

Savonarola, ob er auch wußte, wer und wo ſeine Feinde waren, und daß ihr Haß nur mit ſeinem letztem Athemzuge aufhören würde, zitterte vor ihnen nicht, — nicht vor den Medici, nicht vor den Ariſtokraten, nicht vor den üppigen Weltmenſchen, nicht vor ſeinen geiſtlichen Nebenbuhlern, nicht vor Alexander VI. und dem ganzen römiſchen Hof mit allen Bullen und Breven, mit allen Banditen und Giftmiſchern. Ernſt und ruhig ſah er gen Himmel nach dem reinſten Troſtesſterne der Freiheit, der über ſoviel geiſtigem und leiblichem Jammer auf Erden ſchimmerte; feſt und ſicher ſchritt er ſeinem Ziele zu, im Vertrauen auf die Hand des Allmächtigen, die über ihm ſei. Das Urbild einer Kirchenerneuerung, wie es ihm im Großen vorſchwebte, wollte er erſt im Kleinen verwirklichen. Er begann mit der Erneuerung des Kloſterlebens. Er wollte ein Muſterkloſter in's Leben rufen, in welchem die ganze chriſtliche Welt ein Bild urchriſtlicher Sittenreinheit, Thätigkeit und Brüderlichkeit, allerdings in den Formen des Mönchthums, erblicken ſollte. Dieſen Plan mußte er freilich aufgeben, weil nur wenige Brüder ſeines Ordens ſeine Begeiſterung theilten; dagegen gelang es ihm, die urſprünglich zur toskaniſchen Provinz ſeines Ordens gehörigen und ſpäterhin zur lombardiſchen Kongregation gezogenen Klöſter San Marco zu Florenz und San Domenico zu Fieſole von der lombardiſchen Kongregation wieder zu trennen, und nun übernahm er es, ſie zu bewegen, daß ſie ſich einer ſittlichen Reform unterzogen; ja es gelang ihm ſogar, die päpſtliche Autorität zu gewinnen; freilich ahnte der Papſt den Kern der Bedeutung nicht. Eben dieſe Errungenſchaft aber wurde nun der Wendepunkt ſeiner ganzen Wirkſamkeit.

Alle Diejenigen nämlich, welche durch eine entſchiedene Durchführung derſelben in ihren beſonderen Intereſſen bedroht waren, erkannten nun mit Schrecken, daß Savonarola mehr als ein frommer Schwärmer ſei; aus dem Kleinſten, womit er begann, ſchloſſen ſie ganz richtig auf's Größte, was er vollenden wollte. Da waren nun Ludovico Moro, Pietro von Medici, der König von

Neapel, die lombardiſche Kongregation; keinem von ihnen konnte es gleichgültig ſein, ob Savonarola unangefochten weiter ſchritt. Insbeſondere trug Ludovico Moro von Mailand einen glühenden Haß gegen dieſen Savonarola im Herzen, welcher mit ſeinem ungemeinen Einfluß den politiſchen Plänen jenes treuloſen Herzogs in den Weg trat und die Verwirklichung der Wünſche desſelben verhinderte; Ludovico Moro's Haß mußte ſich ſteigern, wenn er, von feilen Schmeichlern vergöttert, die prophetiſchen Worte Savonarola's vernahm: „Es würden die Hühner kommen und den Fuchs auffreſſen!“ der Schlaue erkannte ſich unter dem Bilde des Fuchſes; wie? und ein Mönch ſollte es wagen, ſeinen künftigen Untergang zu verkündigen? (Uebrigens traf das ſpäter ein, was Savonarola klaren Geiſtes vorgeſehen hatte; der galliſche Hahn beſiegte nämlich den Fuchs, der König von Frankreich nahm Ludovico Moro gefangen und führte ihn nach Frankreich, wo er im Gefängniſſe ſtarb.) Ludovico Moro und die anderen Feinde Savonarola's wirkten einander getreulich in die Hände. Sie wendeten ſich deshalb gleich an den Papſt und brachten es bei dieſem dahin, daß er dem Savonarola das Predigen für die nächſte Faſtenzeit (1495) unterſagte und ihm befahl, Florenz zu verlaſſen. Savonarola war bereit, zu gehorchen; aber die Obrigkeiten, beſonders die „Zehn Pfleger der Freiheit und des Friedens“ verwandten ſich für Savonarola beim Papſt und ſtimmten dieſen zum zweitenmale um, ſo daß er — unbeſchadet der ſogenannten „Unfehlbarkeit“ — dem Savonarola ſogar befahl, die Faſtenpredigten zu halten und wenigſtens bis zur Oſterzeit in Florenz zu bleiben.

Savonarola ließ ſich weder durch jene Ungnade, noch durch dieſe Gnade des Papſtes abhalten, ſeines eigenen Weges beharrlich weiterzuwandeln; vielmehr: wenn er auf dieſen „Unfehlbaren“ in Rom hinblickte, welcher heute widerrief, was er geſtern als „Statthalter Chriſti“ beſchloſſen, und welcher am darauf folgenden Tage den Widerruf abermals widerrief, — da mußte ſich in dieſem edlen Herzen voller Sehnſucht nach ſittlicher Wiedergeburt der Kirche die Thatkraft nur noch ungeſtümer regen; wenn der einfache Prior von San Marco die gänzliche Nichtigkeit Deſſen ermaß, welcher ſich als Gebieter der Welt betrachtete, mußte ihm das Herz höher ſchlagen, mußt' es ihn drängen, Worte hinauszudonnern, die den Verbrecher, welcher ſich „heiliger Vater“ nannte, von dem Throne ſtürzten, auf welchem er zum Aergerniß und zum Verderben der Chriſtenheit ſaß. Wie jene zürnenden Propheten des alten Bundes ſtand Savonarola auf ſeiner Kanzel zu Florenz, und ſprach das Verderben der Kirche ſchonungslos aus, — ein treuer Arzt, der das Uebel, welches er heilen will, nicht verhehlen, nicht verpflaſtern darf. „Seht die moderne Kirche!“ ſprach er; „nicht von lebendigen Steinen iſt ſie erbaut auf dem Grunde des Glaubens; nein: ſchön angeſtrichen iſt ſie, übergüldet, voll äußerer Ceremonien, mit herrlichen Gewändern, mit ſilbernen und goldenen Leuchtern, mit großen Prälaten die mit ihren Biſchofsmützen, glänzend von Gold und Edelſteinen, in koſtbaren Meßgewändern prangen. Da iſt ſüße Muſik, die das Ohr bezaubert. Da ergötzt ſich das Volk an all der Eitelkeit und meint wohl gar, die Kirche Chriſti habe nie ſo herrlich geblüht. Aber ich ſeh's im Geiſt: das Dach wird einſtürzen über ihr, und die ſchweren Sünden der Kirchendiener und der Fürſten wird ſie Alle begraben mitten unter dem Feſtgepränge.“

Solche und ähnliche Worte ſprach Savonarola aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele. Da berief ihn der Papſt nach Rom; er wollte den unverſönlichen Feind ſeiner Perſon und ſeines Syſtems in ſeiner Gewalt haben, um ihn zermalmen zu können. Käme er nicht, ſo ſollte ihn die Strafe der Exkommunikation, brächte ihn die Signoria nicht zum Gehorſam, ſo ſollte Florenz das Interdikt treffen. Aber dieſer Blitzſtrahl, der einſt die Völker geſchreckt, ſchreckte im Augenblicke nicht ſo ſehr; die öffentliche Meinung, welche den Savonarola in Schutz nahm, imponirte ſelbſt dem Papſt, der ihr doch durch ſein und ſeiner Söhne und ſeiner Tochter Lebenswandel Hohn ſprach, ſo ſehr, daß er nicht blos die Erforderung nach Rom zurücknahm, ſondern auch es dieſem anheimgab, ob er, vor ſeinem Gewiſſen allein zu Recht ſtehend, fortwährend predigen wolle oder nicht. Savonarola entſchloß ſich vor der Hand für das Letztere und betrat vom 23. Juli bis zum 11. Oktober die Kanzel nicht; mit Selbſtgenugthuung konnte er, indem er eine kleine Pauſe freiwillig einhielt, auf die Erfolge ſeiner bisherigen Wirkſamkeit blicken. Dieſe Erfolge waren, trotz aller Gegenſtrebungen, in der That ungemein groß, und zwar gerade in Bezug auf die ſittliche Reform, welche Savonarola ja als die Bedingung, als die einzig ſichere Grundlage aller politiſchen und religiöſen Reform betrachtete. Wie mit übernatürlicher Gewalt beherrſchte er die Gemüther des Volks; von nah und fern ſtrömte Jung und Alt herbei, ſeine Predigten zu hören, oft lagen die Fremden ſchon vor Tagesanbruch vor der Kirchenthüre, die Bürger von Florenz nahmen ſie wie Brüder auf, oft ihrer zwanzig bis vierzig, ſie labten und ſpeiſten die Hungernden, welche herein kamen, und führten die Verſchmachtenden in's Spital. Die Nachwirkung von Savonarola's Predigten reichte bis tief in's Familienleben hinein, vereinfachte, verſittlichte, veredelte die hochzeitlichen Freuden, reinigte das öffentliche Leben von Wolluſt und Spiel. Aber allerdings artete dieſe wohlthätige ſittliche Wiedergeburt auch aus, und zwar durch den Eifer derjenigen, welche, zur Schwärmerei über alles Maaß hinausgeriſſen, nicht etwa blos von den Genußmenſchen mit dem Spottnamen der „Kreuzfreſſer“ oder „Evangeliumsfreſſer“ belegt wurden, ſondern ſich auch durch übertriebene Weltentäußerung und durch einen an Frömmelei gränzenden Eifer vor den Augen der Unbefangenen lächerlich machten. Waren ihre Uebertreibungen dem Savonarola ſelbſt nicht unmittelbar in Rechnung zu ſchreiben, ſo fand man doch gar bald einen noch triftigeren Anlaß, auf welchen ſeine Stellung in der öffentlichen Meinung erſchüttert werden konnte, einen Anlaß, der von ihm ſelbſt ausging. Er vereinigte nämlich eine

Anzahl von adeligen Jünglingen in eine ordensähnliche engere Genoſſenſchaft, welcher ſein begeiſterter Freund und Ordensbruder Domenico da Pescia als geiſtlicher Führer vorſtand. Der Grundgedanke dieſes Verbandes war wieder: im kleinen Kreiſe das Beiſpiel der Rückkehr zum urchriſtlichen Leben aufzuſtellen, wobei allerdings die Formen des Kloſterlebens ihren Einfluß übten. Aber das war das bei weitem minder Verfehlte, das bei weitem minder Gefährliche. Die jungen Männer ſtanden in Zucht, unter gewiſſen Führern, Ermahnern, Friedensſtiftern; dazu kamen nun noch „Inquiſitoren!“ Wahrlich: ſchon in dieſem letzteren Worte liegt ein Fluch. Nun laßt uns aber auch die beſondere Beſtimmung dieſer „Inquiſitoren“ ſehen! Wie wohlgemeint auch die Abſicht bei ihrer Errichtung war, — hier lag der Keim eines hierarchiſchen Zwanges. Da hatten nun in dieſer ſittlichen Genoſſenſchaft die „Inquiſitoren“ folgende Verpflichtung: Sie gingen in die Häuſer und baten ſowohl Männer als Frauen, allerdings mit größter Beſcheidenheit, um Ablieferung aller derjenigen Gegenſtände, welche als eitel Weltluſt galten und mit dem Namen „Anatema“ bezeichnet wurden, als da: Gemälde und Schriften, welche man wie die Werke Boccacio's für frivol hielt, Karten und Würfel, Muſik-Inſtrumente u. dergl.; erhielten ſie dieſe Gegenſtände, ſo ſprachen ſie den Segen über das Haus; was ſie erhalten, häuften ſie dann am Karnevalstage auf offenem Markte auf, dann zogen ſie, Pſalmen ſingend, um dieſen Scheiterhaufen und ſteckten denſelben unter Poſaunenklang in Brand. Da meinte wohl Mancher in ſeinem geſunden Verſtand: man hätte dieſe Gegenſtände ja verkaufen und den Erlös den Armen geben können; viele Andere aber konnten ſolche Bekehrungsverſuche, mit Allem was drum und dran war, und insbeſondere auch den Geiſt, aus dem ſie hervorgingen, dem Savonarola nicht verzeihen.

Laßt uns übrigens Savonarola's Streben nicht einſeitig nach ſeinen zum größten Theil mißlungenen Verſuchen beurtheilen! Der Grundgedanke, welcher ihn beſeelte, war durchaus richtig. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit einer Kirchenerneuerung, ſah er ein, daß eine ſolche unmöglich ſei, wenn nicht eine durchgreifende Umgeſtaltung aller geſellſchaftlichen Zuſtände erreicht werde. Er war ferner überzeugt, daß, um das Größte zu erreichen, im kleinſten Kreiſe begonnen, und daß dieſer ausgefüllt werden müßte. Deßhalb begann er mit dem, was ihm zunächſt lag, mit der Kloſterreform; deßhalb begründete er jene kleine Genoſſenſchaft adeliger Jünglinge; ſie ſollte im Kleinen verwirklicht, das Urbild für eine Verwirklichung der geſellſchaftlichen Zuſtände im Großen darſtellen; — deßhalb ſollte auch die Kirchenerneuerung zuerſt in Florenz vollendet, Florenz ſollte immer mehr und mehr „eine Stadt Gottes" werden; dann, hoffte er, „würde Florenz ganz Italien reformiren." Das Chriſtenthum war durch die römiſche Kirche zur leeren Aeußerlichkeit entartet; deßhalb mußte Savonarola nun nothwendig es in ſeiner ganzen Innerlichkeit erfaſſen. „Was hilft es," ſagte er, „o Herr, Dir Opfer zu bringen, wenn Du ſie nicht annimmſt? Wie viele Opfer bringen wir Dir heutzutage, die Dir nicht angenehm, vielmehr verabſcheuungswürdig ſind! Denn wir bringen Dir nicht Opfer der Gerechtigkeit, ſondern unſerer Ceremonien, darum ſind ſie Dir nicht wohlgefällig."... „Das Heil der Menſchen beſteht nicht in äußeren Gebräuchen und Ceremonien" (ſagte er ein andermal), „ſondern in der Gnade Jeſu Chriſti und in der Erneuerung des heiligen Geiſtes." In einer ſeiner Predigten ſprach er: „Die meiſten heutigen Lehrer ſchmeicheln dem Volk, indem ſie ihm ſagen: „o wie gutthätig, wie fromm ſeid ihr; ihr habt ſo viele Reliquien, Spitäler, Klöſter; ihr ſtellt ſo viele Prozeſſionen an und haltet ſo viele Feſttage...." aber wehe, dieſe, die dich glücklich preiſen, betrügen dich; ſie lehren dich nicht, wie du chriſtlich leben ſollſt." Ueber abergläubiſche Gebete, wie man ſie auf Jahrmärkten feil hielt, ſagte er in derſelben Predigt: „Dieſe Gebete ſtehen in großem Anſehen; ſie ſind von den Päpſten gemacht und unter gewiſſe Rubriken gebracht, ſo daß, wer dieſes oder jenes betet, dieſe oder jene Gnade erlangen, z. B. daß er nicht durch's Schwert oder durch die Peſt umkommen, daß er nicht ohne Buße ſterben könne, daß er ſo und ſo viele Jahre Indulgenz haben werde, u. ſ. w. Ich ſage dir: das ſind eitel Fabeln. Solche Gebete haben gar kein Anſehen. Allein die Einfältigen, weil ſie die ſchönen rothen Anfangsbuchſtaben mit den rothen Kreuzen ſehen, meinen, daß ſolche Gebete von größerer Kraft ſind, als die kirchlich hergebrachten (die Gebete der heil. Schrift, das Vaterunſer). Wiſſe aber, daß ſie ſolche Gebete nicht aus Liebe zu Gott und dem Nächſten herſagen, ſondern um irgend ein zeitliches Gut zu erlangen.... Andere ſagen gar nicht einmal die Gebete her, ſondern tragen ſie blos um den Hals, und glauben, ſo ſelig zu werden; oft wiſſen ſie gar nicht, was darauf geſchrieben ſteht;... ich ſage dir aber, daß das Leben eines Chriſten nicht darin beſtehe, daß Jemand ſolche Breve um den Hals trage, oder dergleichen Gebete mache." Ueber die Abſolution äußerte er ſich in ſeiner Predigt über den Exodus: „Dort ſtehen die Prälaten, und wenn eine Sache nicht mit dem Chriſtenthum übereinſtimmt, und Jemand ſeine Bedenklichkeit dabei äußert, dann ſagen ſie: „Ich werde dir ſchon Abſolution verſchaffen," und finden immer Mittel und Wege, ſo daß man eine jede Sünde begehen und doch abſolvirt werden kann; aber ſage mir: wenn Chriſtus dich nicht freiſpricht, was helfen dir dann die anderen Abſolutionen?" Indem nun Savonarola die Erneuerung der Kirche nur durch eine Erfaſſung des Chriſtenthums in ſeiner Innerlichkeit für erreichbar hielt, nur in Erhebung des freien Geiſtes zu den höchſten Angelegenheiten ſeiner ſelbſt, zu einer Einkehr in ſich ſelbſt, nannte er das die „rechte Fülle des heiligen Geiſtes," „die da Noth thue." „Aber zuerſt," meinte er, „muß das Schwert kommen, dann der Geiſt;" „erſt muß" (ſagte er in einer Predigt vom Jahre 1496) „die Veränderung mit den Höheren anfangen, dann werden die Niederen auch verändert werden." So blitzt auch wieder ſeine thatkräftige Erfaſſung des freiheitlichen Elementes hervor, welches das Chriſtenthum, als die Lehre von der brüderlichen Gleichheit aller Menſchen unter einander, zur reinmenſchlichſten macht und deſſen immerwährende Dauer verbürgt.

Savonarola's Anſehen ſtieg immer höher, je eifriger ſeine Feinde ihn haßten. An ihn wandte ſich die Signoria von Florenz in einer ſchweren Zeit, da alle Gemüther von bangen Sorgen erfüllt waren, daß er dieſelben durch ſeine Predigt beruhige. Er that's am 28. Oktober 1496. Sein Anſehen ſtieg, als er im Jahre 1497, da Pietro von Medici mit Kriegsvolk vor Florenz lag, zu Girolamo Benivieni die Worte ſprach: „Gehe hin und ſage der Signoria von mir: wir werden gemeinſchaftlich für die Stadt bitten; bis an die Stadtthore wird Pietro kommen, aber nicht weiter, und erfolglos dann umkehren." Und ſiehe: dieſe Verheißung traf ein. — Nicht blos in Florenz allein, auch in Lucca, in San Prato, in Geminiano, in Bologna, in Piſa wirkte Savonarola durch erſchütternde Predigten für die Sittenreinigung, als Grundlage der Kirchenerneuerung. Der Ruf von ſeinen Gaben, von ſeiner Frömmigkeit, von ſeiner ungemeinen Gewalt über die Gemüther, von ſeinen hohen Zwecken drang über Italien hinaus, nach Lyon, nach Brüſſel, nach London. In Deutſchland, wo ſich ſeit dem Märtyrertode des edlen Huß in Tauſenden von Herzen das Verlangen nach Kirchenverbeſſerung immer mächtiger regte, blickten manche Männer von ächtem Schrot und Korn auf den Zeugen der Wahrheit, der das, was ſie fühlten, kühn ausſprach, und mancher Brief kam ihm aus Deutſchland, worin er aufgemuntert ward, ſein großes Werk unter Gottes Beiſtand fortzuführen. Selbſt in Konſtantinopel, wo im Jahre 1453 der Islam ſiegreich eingezogen war, war die Kunde vom Prediger in Florenz erſchollen; der türkiſche Sultan verlangte ſeine Schriften kennen zu lernen, ſeine Predigten über Amos und Zacharias wurden in's Türkiſche überſetzt.

Um ſo mehr erwachte nun auch am römiſchen Hofe neuerdings die Beſorgniß vor dem Manne, welcher mit ſo glühendem Eifer die Kirchenerneuerung betrieb. Alexander VI. hatte nach den erſten Verſuchen, Savonarola's Wirkſamkeit zu hemmen, die ganze Angelegenheit entweder leichtſinnig vergeſſen, oder aber aus Klugheit wenigſtens den Schein angenommen, als ob er ſie getroſt auf ſich beruhen laſſen könne; ihm, der keinen Begriff von Tugend und Sittengeſetz hatte, konnte die ſittliche Reform, welche Savonarola betrieb, nur gleichgültig oder lächerlich ſein. Da ſchreckte ihn aber plötzlich eine Predigt dieſes Mannes, worin „das römiſche Babel“ und die Sittenverderbtheit der Geiſtlichkeit gezüchtigt waren, aus ſeiner Sicherheit auf. Er forderte nun ſogleich einen gelehrten Biſchof, welcher dem Dominikanerorden angehörte, zu einer Widerlegung Savonarola's auf. Dieſer rieth dem Papſte: er möge ſich lieber Savonarola zum Freunde machen; „den Kardinalshut ſolle er ihm verleihen, damit er fortan von ſeinen Prophezeihungen des Strafgerichtes, das über der entarteten Kirche ſchwebe, abſtehe.“ Da beauftragte der Papſt ſofort den „maestro del sagro palazzo,“ Ludovico von Ferrara, nach Florenz zu reiſen, dort mit Savonarola zu disputiren, und, wenn es ihm nicht gelänge, denſelben zu beſiegen, ihm den Kardinalshut unter der Bedingung anzubieten, daß er aufhöre, jene Prophezeihungen vom Sturze der römiſchen Hierarchie auszuſprechen, welche für dieſelbe noch gefährlicher waren als ein offner Aufruf an die Chriſtenheit, Roms Joch abzuſchütteln. Drei Tage lang disputirte Ludovico von Ferrara in Florenz mit Savonarola, ohne daß es ihm gelang, denſelben durch ſiegreiche Gründe zu überwinden. Da eröffnete er denn ſeinem Gegner das Anerbieten des Papſtes. Hört, was Savonarola erwiederte: „Gott bewahre mich davor, daß ich Gottes Auftrag untreu werde! Doch kommet morgen zur Predigt, da ſollt Ihr meine ausführliche Antwort vernehmen.“ Und als nun Savonarola am andern Tage auf der Kanzel ſtand, ſchloß er ſeine offene Beſtätigung alles deſſen, was er geſagt, mit den Worten: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, der von meinem eigenen Blut geröthet werden wird!“ Der Eindruck, welchen dieſe Beharrlichkeit Savonarola's ſelbſt auf ein Gemüth, wie das Alexander's VI. machte, war ſo mächtig, daß er befahl: „Niemand ſolle ihm fürderhin weder im Guten noch im Böſen von dieſem Manne etwas ſagen.“

Obgleich nun Alexander VI. das ernſte Bild eines großen und reinen Mannes von ſich fern halten wollte, daß es ihn nicht aufſtöre aus ſeinem üppigen Sinnenleben, daß es nicht wie ein mahnender Bote der Gottheit, über welche er ſpottete, ihn auf die Ewigkeit hinweiſe, an die er nicht glaubte, — Savonarola ſelbſt zwang ihn dazu, ſeiner zu gedenken. Er bedrohte nämlich das ganze morſche Gebäude des Papſtthums mit einem Angriffe, vor dem es zuſammenſtürzen mußte. Der Prophet legte jetzt Hand an's Werk, daß ſeine Prophezeihungen vom Untergang der römiſchen Hierarchie ſich erfüllten. Er rief nämlich auf zur Verſammlung eines freien chriſtlichen Concils, als der lebendigen Vertretung der wahren chriſtlichen Kirche. Der Papſt wußte, der römiſche Hof wußte, daß, wenn ein ſolches freies allgemeines Concil wirklich zu Stande komme, es der Gerichtshof ſein würde, vor welchem das ſeit Jahrhunderten an der Chriſtenheit begangene Unrecht Roms, die Verdüſterung des Chriſtenthums durch Aberglauben und zahlloſe Mißbräuche, die gränzenloſe Sittenverderbtheit des römiſchen Hofes, die ſchamloſe Ausplünderung der Völker durch denſelben verurtheilt werden würde, — der Gerichtshof, vor welchem der angemaßte Primat des Biſchofs von Rom verſchwinden würde unter der Gleichberechtigung aller chriſtlichen Biſchöfe, das Anſehen Neu-Roms als Mittelpunkt der Welt erlöſchen würde vor den Rechten der Völker auf Nationalkirchen. Und wie begann Savonarola dieſen Kampf auf Leben und Tod gegen das Papſtthum! Er forderte die weltliche Macht auf; er ſchrieb an die Fürſten, als Schutzherren der Kirche, an die Könige von Spanien, von Frankreich, von Ungarn und England, an den deutſchen Kaiſer, und beſchwor ſie im Namen Gottes, ihre Pflicht zu erfüllen. Höre die Worte, du Geſchlecht der Gegenwart, mit welchen Savonarola ſie aufrief, vernimm die Anklage, welche er gegen den Papſt erhob, und ſtärke dich an dem Muth, der dir daraus entgegenweht! Er ſchrieb alſo an den deutſchen Kaiſer und an den König von Spanien: „Gott will in dieſer Zeit Barmherzigkeit und Gerechtigkeit auf Erden üben, die Sünden und Gräuel in ſeiner Kirche beſtrafen, die unwürdigen Diener aus derſelben vertreiben, die „Braut Chriſti“ (die Kirche) will er verjüngen in ihrer alten Schönheit und die Ungläubigen will er bekehren zum rechten einigen Glauben. Nun, ihr Könige und Fürſten, wohl bauet ihr die Kirche äußerlich, aber was kann das frommen, da doch die, ſo drinnen ſind, jegliche Sache verderben; ihr gebt gute Befehle, aber dieſe verachten die beſten.“ Savonarola ſchrieb dann von ſich ſelber im Vollgefühl der Bedeutung ſeines Daſeins: „Gott hat mir, ſeinem unnützen Knecht, ſeine Gnade kund werden laſſen, daß er ſeine Kirche durch viele Heimſuchungen erneuern werde; drum rief ich ſeit acht Jahren Alle mit lauter Stimme zur Buße, drum gab ich mir alle Mühe, den chriſtlichen Glauben in voller Herrlichkeit wieder herzuſtellen; dafür hab' ich viele Fährlichkeiten beſtanden, und die Drangſale nahmen nur von Tag zu Tag noch zu; doch trag' ich ſie gern.... Ich rief zur Buße, auf daß alle Völker zu Gott zurückkehren möchten. Nun, da die Zeit des Gerichtes herannaht, ruf' ich, in Gottes Auftrag, noch ſtärker, daß ich offenbare, in welcher Gefahr ſich die Kirche durch die Sünde der Menſchen und durch

Nachläſſigkeit der Fürſten befindet. O ein ſchweres Gericht laden ſie auf ſich, wenn ſie ſich anſtellen, als ſähen ſie die Mißbräuche nicht, wenn ſie dieſelben unbeſtraft laſſen. Ja ſo hegen und pflegen ſie ſelbſt die Sünden und machen ſie reif zum Verderben. Das iſt jetzt an der römiſchen Kirche zu ſchauen. Vom Wirbel bis zur Sohle iſt nichts an ihr geſund und dennoch ſitzt ihr gemächlich da und betet die Krankheit an, die auf dem Stuhle Petri ſitzet." — „Gott will's" (fuhr Savonarola fort) „daß jetzt Alles kund werde. So wißt es denn! Ich bezeug' es euch: dieſer Alexander VI. iſt kein Papſt und darf nicht als Papſt anerkannt werden. Denn nicht blos hat er mit ſchändlicher Simonie den päpſtlichen Stuhl erkauft; nein, ſeiner Laſter Zahl iſt unmaßen, nicht blos der offenkundigen, ſondern auch der verborgenen; doch ich will ſie zu rechter Zeit an's Licht hervorziehen. Ja, ich ſag' es euch: er iſt kein Chriſt, er glaubt nicht an einen allmächtigen Gott." Und nun wendete ſich Savonarola an die Fürſten und Könige mit den Worten: „Ich beſchwöre euch, ſetzet alle Nebenrückſichten bei Seite, ſehet gänzlich ab von all euren Streitigkeiten untereinander! Wirket zuſammen mit vereinten Kräften, auf daß ein freies Concilium zur endlichen Befreiung der Chriſtenheit von ſo viel Jammer und Aergerniß gehalten werde. Was mich ſelber betrifft, ſo will ich die Sache ſolchem heiligen Concil mit Gründen, die nicht zu widerlegen ſind, darſtellen. Verachtet den Befehl Gottes nicht, zieht die Rüſtung Chriſti an."

Savonarola hatte auf die Theilnahme der Fürſten für das große Werk gehofft; er hatte ihnen Gottesfurcht, Begeiſterung für einen großen Zweck, Gewiſſenhaftigkeit für ihre Völker zugemuthet, in welchen der Wunſch nach Kirchenverbeſſerung und das Verlangen nach einem Concil lebte; er durfte wenigſtens das annehmen, daß ihr eigenes Ehrgefühl ſie erinnern würde, ein weltgeſchichtliches Werk in die Hände zu faſſen. Aber Savonarola täuſchte ſich, und auch gar oftmals hat nach ihm in ähnlichen Epochen und unter ähnlichen Verhältniſſen mancher edle Geiſt, der ſeinem Volk und der Menſchheit Bahn brechen wollte, in ſolchen Vorausſetzungen ſich getäuſcht. Für den Getäuſchten iſt das Erwachen von ſolcher Selbſttäuſchung ſchmerzlich; für die Völker, für die Menſchheit iſt es beſſer, daß die großen Thaten nicht aus Fürſtenantrieb, nicht unter Fürſtenſchutz, daß ſie rein durch die Volkskraft, aus welcher das Bedürfniß und der Antrieb kam, vollbracht werden; denn nur dann, wenn ſich kein fremdartiger Beweggrund hineinmengt, werden ſie das, was ſie werden ſollen. Welche Fürſten waren es nun gar, an welche Savonarola ſeinen Aufruf erließ! Von Allen hätte nur Einer, der deutſche Kaiſer Maximilian, ihn wahrhaft würdigen können; aber dieſer kümmerte ſich nicht darum, obwohl er die Morſchheit und Fäulniß des Papſtthums durchſchaute. Savonarola's Briefe blieben von allen den Gewaltigen der Erde, an welche er ſie ſandte, unbeachtet; ſie Alle waren ganz und gar befangen von der elenden treuloſen Politik, da alles Sinnen und Trachten blos darauf hinausging, wie Einer den Anderen überliſte; und in ſolcher allgemeiner Unſittlichkeit hätten ſie einen Gedanken haben können für eine ſittliche Erneuerung der Kirche? So mußte ſich denn Savonarola gar bald überzeugen, daß er einer Weltmacht gegenüber allein daſtand. Intereſſant iſt in dieſer Beziehung folgende Stelle aus jener bereits erwähnten Predigt, worin er ſagte: „erſt muß das Schwert kommen;“ er bemerkte darin: „Zwar iſt die höhere Macht etwas Großes; ſie vertritt Gottes Stelle auf Erden. Aber ſetze einen heidniſchen Fürſten und einen chriſtlichen, die Beide ſchlecht ſind — ich rede nicht vom Glauben, ſondern was das bürgerliche Regiment betrifft, — ſo wird der chriſtliche immer ſchlimmer als der heidniſche ſein, und man lebt, was das bürgerliche Weſen angeht, beſſer unter einem heidniſchen Fürſten, als unter einem ſchlechten chriſtlichen. Gib aber dieſem Letzteren zugleich die kirchliche Macht, und du wirſt ſehen: ſein Regiment iſt vollkommen unerträglich.“ Bald ſollte Savonarola aber auch empfinden, wen er im heiligen Muthe der edelſten Begeiſterung zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert.

Ludovico Moro, Savonarola's unverſöhnlicher Feind, war's, durch welchen Alexander VI. die erſte Nachricht von dem gefährlichen Angriff des Reformators in Florenz auf das Papſtthum erfuhr. Ludovico Moro hatte, um ſich Savonarola's zu entledigen, bereits Mörder gedungen; er hatte deſſen Anſehen beim Volke durch Franziskaner zu erſchüttern verſucht. Durch einen ſeiner Spione gelangte er nun in den Beſitz eines jener Briefe Savonarola's an die Fürſten und ließ denſelben durch ſeinen Bruder, den Kardinal Ascanio Sforza, dem Papſte vorlegen. Ascanio that es mit den Worten: „Wir haben dir die dreifache Krone auf's Haupt geſetzt, damit du die Kirche vertheidigen möchteſt; es werden aber Tage kommen, wo du keine Abhülfe wirſt finden können, wo du in Gefahr ſtehen wirſt, deine Krone, — wir, unſre Hüte zu verlieren!“ Freilich hatte die dreifache Krone Alexander VI. ſchweres Geld gekoſtet, und gerade der Kardinal Ascanio Sforza hatte bei der ſchamloſen Beſtechung den beſten Vortheil für ſich gewonnen. Der Papſt war ganz verwirrt, als er jene Worte Ascanio's vernahm; als er nun aber Savonarola's Brief geleſen, worin die furchtbare Anklage wider ihn ſtand, da war ſein Entſchluß gefaßt. Savonarola mußte ſterben, wenn Alexander VI. Papſt bleiben wollte.

Doch hatte Alexander VI. kein leichtes Werk vor ſich; Savonarola's Verderben mußte mit der größten Liſt eingeleitet, es mußte ein paſſender Vorwand geſucht, jener mußte in Netze verſtricket, ſein Anſehen mußte untergraben und erſchüttert werden, bis man die Perſon vernichten konnte. Um einen Vorwand zu finden, Savonarola der Widerſetzlichkeit gegen den heiligen Stuhl zu beſchuldigen, ſchlug Alexander VI. den Weg ein, daß der Erſtere zu einer ſolchen herausgefordert wurde. Der Papſt ließ nämlich auf den Rath eines gewiſſen Pietro Clerichino, eines perſönlichen Feindes Savonarola's, einige Dominikaner-Klöſter aus der römiſchen Provinz zur toskaniſchen Kongregation ſchlagen. Liſtig wurde hierbei die Abſicht: „jene reformiren zu wollen," vorgeſchützt; es ließ ſich aber vorausſehen, daß Savonarola, welcher die mühſam errungene Reinheit ſeiner Kongregation mit Sorgfalt bewahren wollte, über jene Zuſammenmengung, wodurch dieſe Reinheit bedroht wurde, in Eifer gerathen und ſich der Annahme des päpſtlichen Breve's widerſetzen würde. Was Pietro Clerichino im Voraus berechnet hatte, traf zu ſeiner und des Papſtes nicht geringer Freude auch alsbald ein. Savonarola und ſeine gleichgeſinnten Ordensbrüder widerſetzten ſich dem päpſtlichen Befehle, und der Erſtere ſetzte in einer eigenen Schrift, betitelt: „apologeticum fratrum congregationis S. Marci de Florentia," ſeine Anſichten von dem Weſen der ächten Reformation auseinander. Nun hatte Alexander VI. eine brauchbare Waffe in der Hand. Seine Politik ging jetzt darauf hin, den florentiniſchen Staat zur Preisgebung Savonarola's zu beſtimmen. Dazu verwandte er öffentlich die Drohung: er würde Florenz, wenn es Savonarola beſchütze, als eine gegen die heilige Kirche und den heiligen Stuhl in Empörung befindliche Stadt mit dem Interdikt belegen; während er, öffentlich ſowohl als auch insgeheim, die Signoria aufforderte und zu bewegen ſuchte, ihm den verhaßten Prior von San Marco auszuliefern. Da traf es ſich nun ſehr günſtig für den Papſt und für alle Feinde Savonarola's, daß nicht blos der neue Gonfaloniere Pietro degli Alberti, als auch viele Andere, welche zur Regierung kamen, Gegner der als „Weiner" (Piagnoni) verſpotteten religiöſen Parthei waren. Nun hatten die „Arrabiati" bei weitem größeren Spielraum für ihre Thätigkeit als vorher, nun fühlten ſie ſich nicht mehr ſo beengt, dem Manne, welchen ſie als den gefährlichen Gegner nicht blos des üppigſten Sinnenlebens überhaupt, ſondern auch ihrer Zügelloſigkeit insbeſondere haßten, das Verderben zu bereiten. Mit ihnen verbanden ſich zu dieſem Zwecke die Anhänger des vertriebenen Medicäer's, und ſo bildete ſich eine Verbindung von Menſchen, welche die „Compagnacci" hießen und die Ermordung Savonarola's nicht blos beſchloſſen, ſondern auch bereits den beſtimmten Tag dafür feſtſetzten, den Himmelfahrtstag (4. Mai) 1497. An dieſem Tage ſollte Savonarola im Dom predigen. Er wußte es, daß man bei dieſer Gelegenheit einen Angriff auf ihn unternehmen wolle; deſſenungeachtet betrat er die Kanzel im feſten Vertrauen auf Gott, ſeinen Schutz und Schirm. Und dies Vertrauen ſprach er auch in begeiſterter Rede auf der Kanzel aus. „Sie ſagen mir nach," ſprach er unter Anderm, „ich ſei ein Betrüger und Volksverführer; du, o Herr, weißt, daß ich rein bin von ſolcher Sünde; du ſelbſt warſt es ja, der mich aus dem Lande meiner Väter hieher kommen hieß. Den Himmel ruf' ich zum Zeugen wider meine Seele, wenn ich nicht die Wahrheit geredet, wenn ich all Dasjenige, was ich in deinem Namen verkündigte, nicht nach deinem Befehle gethan habe; ja Himmel und Erde ruf' ich zu Zeugen auf, daß, wer dieſem widerſpricht, nicht nur mir, ſondern dir widerſpreche." Unerſchrocken führte er nun die Grundgedanken der ſittlich-religiöſen Sinnes- und Lebenserneuerung, mit beſonderer Beziehung auf die Gegner derſelben aus. Da vernahm er Lärmen und ſprach: „Die Böſen wollen ihren Theil nicht haben! Wartet doch in ein wenig Geduld; o wüßtet ihr, was ich weiß, ihr würdet heulen! Ihr anderen aber ſeid ohne Furcht; denn Gott iſt für uns und viel tauſend Engel ſtehn hier auf dem Plan." Schon iſt der Tumult, durch die „Compagnacci" angeregt, ſo arg geworden, daß der kühne Prediger nicht weiter vernommen werden kann; ſchon fliegen in der Kirche die Schwerter aus den Scheiden, zum Angriff und zur Abwehr; da plötzlich erſchallt, von allen Freunden Savonarola's angeſtimmt, der Ruf: „Es lebe Chriſtus, unſer König!" (Ueber der Kanzel ſtand nämlich ſonſt die Inſchrift: „Jeſus Chriſtus, König der Stadt Florenz," und dieſe Inſchrift hatten die Compagnacci den Abend vorher abgeriſſen.) Schon ſtehen zwei Männer an den Stufen der Kanzel, um den Prediger, ſowie er herunter ſchreitet, zu durchbohren; doch ein Treuer, der hier Wache hält, gibt dem Einen der Meuchelmörder einen Schlag in's Geſicht, bewaffnete Freunde nehmen Savonarola in ihre Mitte und begleiten ihn ſicher in ſein Kloſter. — Ganz Florenz war in furchtbarſter Aufregung; die Obrigkeiten trafen alle möglichen Maßregeln, um offnen Kampf der Partheien zu verhindern; alles Predigen wurde verboten. Und ſo betrat denn auch Savonarola bis zum Sonntag Septuageſima des folgenden Jahres (1498) die Kanzel nicht.

Die überwiegende Mehrzahl in Florenz war jedoch fortwährend für den kühnen Volksmann und Reformator begeiſtert. Die Signoria ſah dies ein, und obgleich ſich viele ſeiner Gegner an der Regierung befanden, ja obgleich die Signoria, durch Einfluß der Letzteren dem Einfluß der „Compagnacci" heimlich Vorſchub leiſtete, — öffentlich mußte ſie ſelbſt Savonarola's Parthei ergreifen; ſonſt ſetzte ſie ihre eigne Exiſtenz und die Sicherheit des Staats auf's Spiel. So erließ ſie denn noch unter'm Datum deſſelben Himmelfahrtstages, an welchem Savonarola, mit Wiſſen vieler Regierungsglieder, im Dom ermordet werden ſollte, ein Schreiben an den Papſt, worin ſie von Savonarola nicht blos rühmte, daß er ſich in ſein Kloſter zurückgezogen und des Predigens enthalten habe, ſondern auch, daß er „acht Jahre lang aus mehr als menſchlichem Antrieb die Zukunft der Kirche und der Staaten vorausverkündigt, daß er durch Lehre, Schrift und Predigt für Beſſerung und Heilung der Gemüther gewirkt, die Alten zur beſten Kinderzucht angeleitet, die Frauen von eitler Prunkſucht zu wahrhaft chriſtlichem Leben geführt, die Jugend zur Kenntniß der Religion gebracht, daß er Alle den Weg der Gerechtigkeit gelehrt, daß er zur Gleichheit des Rechts gemahnt und die Umtriebe gegen den

Staat enthüllt habe.“ Konnte Savonarola ein glänzenderes Zeugniß finden? Doch *deſſen nicht genug*; die Signoria führte in ihrer „Vertheidigungſchrift für Savonarola“ noch an: er ſei allerdings angeklagt worden, daß er die Mauern Jeruſalems zerſtöre; aber die Beweggründe ſeiner Ankläger ſeien: daß der Staat, wenn der Führer der Gottesfurcht verloren ſei, vom rechten Wege abweiche, und dann, damit jene Ankläger Zwietracht ſäen und dabei ihren eigenen Ehrgeiz entfalten könnten.“ „Wir bedauern es,“ (hieß es hierauf) „daß wir den Befehlen Eurer Heiligkeit nicht leicht zu gehorchen vermögen, damit wir nicht den Schein auf uns laden, als ob wir eine unſerer Stadt unwürdige Sache vollbracht hätten, und undankbar ſeien gegen einen um uns auf’s Allerbeſte verdienten Mann! Dazu kommt noch, daß Solches nicht ohne Bürger-Zwietracht und ohne Vieler Gefahr verſucht werden könnte; ſo viele Gemüther hat er (Savonarola) ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit gewonnen.“ Zum Schluß dieſer merkwürdigen Vertheidigungsſchrift erklärte die Signoria dem Papſte: „Sie würde ſich auch ferner ebenſo treu wie bisher gegen die Kirche und den katholiſchen Glauben erfinden laſſen, aber das Wohl der Republik liege ihr mehr am Herzen als die Vortheile Anderer.“

Auch Savonarola richtete, um ſich auch durch keinen Formfehler etwas zu vergeben, unter’m 22. Mai 1497 ein Schreiben an den Papſt, worin er ſich gegen ſeine Ankläger vertheidigte. Er konnte es ſich ſelbſt freilich nicht verhehlen, daß, ſoweit ſeine Sache nun einmal gediehen war, hiervon durchaus kein günſtiger Erfolg gehofft werde durfte. Was ſollte auch eine Ausgleichung zwiſchen ihm und dem Papſte? Hatte er ja doch den Kampf auf Leben und Tod begonnen! Es handelte ſich jetzt nicht mehr um ein Zugeſtändniß, ſondern um eine große Entſcheidung. Dazu bedurfte Savonarola freilich der Maſſen, der zur klaren Erkenntniß des Zieles aufgehellten, zum heiligen Muthe geſtählten, zur Todesweihe entſchloſſenen Maſſen; und zu ſolchen hatte er ja das Volk erziehen wollen. Das *Unglück war, daß der Schlag gegen Rom früher* ausgeführt war, bevor jene Erziehung im Großen vollendet ſein konnte, welche überhaupt mehr als ein Lebensalter erforderte; und dies mochte Savonarola denn allerdings ahnen. Aber, ob er's auch ahnte, — ſeine Zuverſicht ſtand feſt, daß das Werk, wofür er ſich erhoben, vollendet werden würde, allen feindlichen Mächten zum Trotz. Da erkannte er in wahrhaft erſchütternder, ächt republikaniſcher Größe den vollen Werth ſeines Daſeins darin, daß es, durchaus aufgehend im großen Ganzen, doch nicht verloren ſein könne in dem gottmenſchlichen Werk der Geſchichte. Und ſo ſchrieb er, demüthig und doch auf dem höchſten Gipfel der Weltanſchauung ſtehend, in begeiſtertem Vertrauen auf Gottes Geiſt und die Beſtimmung der Menſchheit, ſo ſchrieb er: „O ihr Prieſter, ich ſage euch: dieſer Brand iſt ſo gewaltig angezündet, daß ihr ihn nicht werdet auslöſchen können, ihr möget blaſen, wie ihr wollet!“ Ferner: „Das iſt die Hand des Herrn; wenn du dieſe Hand abſchneideſt, wird der Herr eine andere ſchaffen!“ Endlich (an die Brüder von San Marco): „Ich glaube, daß Gott zu dieſem großen Werke noch andere Werkzeuge erwählen wird!“ — Konnte er ahnen, daß ein ſolches Werkzeug aus dem Lande erwählt werden ſollte, aus welchem ihm die brieflichen Ermunterungen zukamen, „ſein Werk unter Gottes Beiſtande fortzuführen,“ aus Deutſchland? Konnte er ahnen, daß ein deutſcher Auguſtinermönch das in Italien von dem Dominikanermönch begonnene Werk ſiegreich fortführen, daß dieſer Deutſche, Martin Luther mit Namen, dem Savonarola nachrufen würde: „Siehe, er lebet und ſein Gedächtniß iſt im Segen; Chriſtus kanoniſirt ihn durch uns, ſollten gleich die Päpſte und die Papiſten miteinander darüber zerberſten!?“

Dies alſo war Savonarola's Geſinnung, als ſich die Wetterwolken über ſeinem Scheitel zuſammenzogen.

Er ſah voraus, daß der Blitz daraus niederfahren würde. Er fürchtete ihn nicht, und ob ihn der tödtende Strahl *auch treffe.*

Und die Wetterwolken entluden ſich, der Papſt, weit entfernt, ſich durch die Schutzſchrift der Signoria (geſchweige denn gar durch Savonarola's Vertheidigungsſchrift) beſchwichtigen zu laſſen, entſchloſſen, den trotzigen Widerſtand der Republik Florenz zu brechen, und noch dazu aufgereizt durch die perſönlichen Feinde Savonala's in Rom, insbeſondere durch den Kardinal Ascanio Sforza und durch Mariano, verkündigte noch im Mai des Jahres 1497 die feierliche Exkommunikation des Reformators. Drei Gründe gab er dafür an, den erſten, daß ſich Savonarola geweigert, auf die Berufung nach Rom, dort zu erſcheinen, den zweiten, daß er eine ketzeriſche Lehre von der Kanzel verkündige, den dritten, daß er der Vereinigung der Dominikaner-Klöſter von der Kongregation San Marco, wie der Papſt ſolche geboten, ſich widerſetzt habe.

Kaum war das päpſtliche Exkommunikationsbreve zu Florenz im Dom, bei den Dominikanern von Santa Maria Novella, bei den Auguſtiner-Eremiten, den Minoriten von Santa Croce, den Serviten und in andern Klöſtern verkündigt worden, als auch die politiſche Gegenparthei ihrem Haſſe gegen den großen Mann vollen Spielraum geöffnet zu ſehen glaubte; und ſchon fielen manche Unordnungen vor, welche den Beweis gaben, wie hoch der Mann im Preiſe ſtand, zu deſſen Untergang ſich geiſtliche und weltliche Willkür verſchworen hatten, um dann ſo ungeſtörter das Volk wieder geiſtig und leiblich verknechten zu können. Wohl erhoben ſich auch hochſinnige Freunde kühnen Muths für den Prior von San Marco; je unedler die Gegenparthei in Druckſchriften der verſchiedenſten Art ihn zu ſchmähen trachtete, um ſo gewichtiger waren die Gründe, welche ſeine Freunde gleichfalls in Druckſchriften verbreiteten. Da traten für ihn Minoriten auf, wie Giorgio Benigno und Paolo da Fucecho, für ihn erhob ſich der Philoſoph Giovanni Naſi, für ihn ſchrieb mit fürſtlichem Muthe Giovanni Francesco Pico de Mirandola. Dieſer Letztere vertheidigte den großen Reformator in ſeiner „Apologia pro Savonarola.“ Aber Savonarola vertheidigte auch ſich ſelbſt. Wie Frühlingsboten flogen dieſe Schriften in alle Welt hinaus und ſtreuten Samen künftiger Thaten. Da ward die Untrüglichkeit des Papſtes und der Mißbrauch der „Schlüſſelgewalt“ in voller Richtigkeit nachgewieſen; da ward alle Schärfe des Geiſtes gegen Alexander VI. gewandt, um durch die Rückſicht auf die Perſönlichkeit des jeweiligen ſogenannten „Kirchenoberhauptes“ die Gültigkeit der von demſelben ergangenen Kirchenſtrafen zu entkräften; da ſahen alle Vernünftigen den klaren Beweis, daß „alle Cenſuren und Exkommunikationen für ungültig und machtlos zu erachten ſeien, welche von einem Richter ausgingen, der ſelbſt in Todſünde und Ketzerei befangen ſei, oder welche nach einer geſetzlichen Appellation ohne vorhergegangene Unterſuchung erfolgten, oder welche in ſich einen unerträglichen Irrthum enthielten; da drang wie Sturmesbrauſen die Mahnung an alle edlen Herzen: „Wohl muß man Alles thun, um einem übel berichteten Papſte die Augen zu öffnen; nutzt aber alle Milde und Demuth nichts, dann gilt's, kühn und frei, wie's dem Manne ziemt, aufzutreten; dann iſt längere Geduld eine Eſelsgeduld, dann iſt Furcht eine Haſenfurcht!“ So ſprach ein fürſtlicher Mann im 15. Jahrhundert. Aber leider waren ſolche Geduld und ſolche Furcht noch vorherrſchend; warum? weil die lange Verknechtung ſie gereift und großgezogen hatte. Und auch das 19. Jahrhundert braucht Männer, die jene Geduld und jene Furcht nicht oft genug bei'm rechten Namen zu nennen haben; warum? weil im 19. Jahrhundert noch dieſelbe Geduld und dieſelbe Furcht vieler Orten zu finden ſind.

Savonarola blieb ſich im raſchen Wechſel der Zeitverhältniſſe, da ſeine Angelegenheit bald eine günſtige, bald wieder neuerdings eine ungünſtige Wendung nahm, durchaus gleich. Wie er den ihm vom Papſt angebotenen Kardinalshut ausgeſchlagen hatte, ſo wies es auch den Antrag des Kardinals Francesco Piccolomini, der ihm bei'm Papſte Abſolution auswirken wollte, wenn Savonarola einen Gläubiger des Kardinals in Florenz durch eine Zahlung von 5000 Scudi befriedigen würde, mit Verachtung zurück. Todesmuthig harrete er in ſeinem Kloſter San Marco aus, als die in Florenz wüthende Peſt auch in daſſelbe eingedrungen war. Als der Papſt, auf die Verwendung der florentiniſchen Signoria um Aufhebung der Exkommunikation, ſich wenigſtens zu ſcheinbarer Milde gegen Savonarola entſchoß, und das Exkommunikationsbreve ſuspendirte, unter der Bedingung, daß ſich Savonarola alles Predigens enthalte und ſich vertrauensvoll in Rom ſtelle, — da widerlegte dieſer in einem Schreiben an den Papſt (unter'm 29. Oktober 1497) Punkt für Punkt deſſen Breve, und zeigte durch ſein öffentliches Auftreten, daß er die Exkommunikation für null und nichtig halte. Derſelben zum Trotz übte er vom Weihnachtsfeſte des Jahres 1497 an alle prieſterlichen Amtsverrichtungen. Es galt — das war ſeine Anſicht — der Chriſtenheit ein Beiſpiel des Muthes zu geben; ſie ſollte lernen, wie man ſich thatſächlich losreißen müſſe von der Oberherrſchaft einer ungerechten Autorität, der man nur aus Vorurtheil und Schwäche ſo lange gehorcht habe. Ja, jede Brücke zwiſchen der Freiheit und der Knechtſchaft mußte abgeriſſen werden; und in der That: kein Zeitpunkt konnte dafür geeigneter ſein, als eben der, da noch durch ganz Italien die Kunden von den Gräueln im Hauſe Borgia ſchallten, da noch alle Herzen voll Schauders und Abſcheu waren vor dem dreifach Gekrönten, deſſen jüngerer Sohn Ceſare Borgia ſeinen älteren Bruder den Herzog von Gandia meuchlings ermordet hatte. Von dem erwähnten Geſichtspunkte aus, und von keinem niedrigeren, muß man auch den Entſchluß Savonarola's betrachten, daß er die Kanzel wieder beſtieg; es war dies der thatſächliche Beweis, daß er die Autorität Alexander's VI. nicht anerkenne.

Auf der Kanzel beſtätigte er dies auch ausdrücklich in den Predigten, die er vom Sonntag Septuageſima an (1498) hielt. Der Gegenſtand, welchen er in dieſen Predigten vor vielen Tauſenden von Menſchen behandelte, war die Pflicht des Kampfes gegen den Papſt; ſeine eigene Angelegenheit bot ihm den Anknüpfungspunkt. „Kein menſchliches Gebot“, predigte er, „hat Kraft, ſobald es dem Gebote der Liebe zu Gott widerſpricht, und mit der Liebe zu Gott iſt die Liebe zu den erlöſten Seelen auf's Innigſte verbunden“.... „Wer etwas gegen die Liebe Chriſti gebietet, der iſt von Gott exkommunicirt. Mir iſt es genug, daß ich nicht von Chriſto gebunden bin, daß er mich ſegnet. Ich würde mir's zur Todſünde anrechnen, wenn ich je Abſolution begehrte.“ „Ja, Brüder“ rief er am Sonntag Septuageſima, „wir müſſen Alle bereit ſein, für die Wahrheit, die in Chriſto iſt, zu ſterben;“ und am Sonntag Sexageſima erklärte er geradezu: „Nun iſt's Noth, den Krieg mit offnen Viſieren anzufangen. Ich ſage euch; ein Jeder, der dieſe Exkommunikation hält und hartnäckig dabei beharret, iſt ein Ketzer... Ihr erinnert euch, daß Paulus den Petrus beſtrafte und noch dazu ſchreibt: er habe es gethan, weil er ſah, daß ſie nicht richtig wandelten nach der Wahrheit des Evangeliums; und doch iſt wohl kein Papſt größer als Petrus geweſen. Ihr werdet einwenden: es iſt ja aber kein Paulus hier. Gewiß, aber wie viel weniger iſt ein Petrus da! Wohl mag ich in vielen Stücken gefehlt haben, denn ich bin ein ſündiger Menſch; aber darin habe ich nicht gefehlt, daß ich die Lehre Chriſti freimüthig und ohne Menſchenfurcht verkündigte, während jene ſie durch eine Menge Menſchenſatzungen verwirrten, von denen Eine die Andere aufhebt. Sie drohen: ſie wollten uns nicht begraben! Mich kümmert das wenig! Werfe man einſt meine Leiche in den Arno; genug, wenn mein Gebein am Tage des Gerichts ſich wiederfindet!“

Der Inhalt der Predigten wurde dem Papſte durch Savonarola's Gegner getreulich mitgetheilt, der Haß Alexander's VI. durch die erneuerten Aufforderungen des Erſteren zur Verſammlung eines freien chriſtlichen Concils auf's Aeußerſte geſchärft. Der Papſt hielt ſich an den florentiniſchen Staat; er drohte, alle florentiniſchen Kaufmannsgüter mit Beſchlag zu belegen, er forderte die Signoria, bei Vermeidung der härteſten Kirchenſtrafen, auf, Savonarola zu verhaften und in Banden nach Rom zu ſchicken. Ganz Florenz gerieth darüber in die größte Aufregung; eine Parthei war der Anſicht: man müſſe im Intereſſe des Staates den geringen Mönch dem mächtigen Papſte opfern. Eine Andere hingegen verwarf im gerechten Nationalſtolz eine ſolche ſchmähliche Feigheit; dieſer Savonarola ſei nicht als ein Mönch wie jeder Andere zu betrachten, nicht mit dem gewöhnlichen Maßſtabe dürfe man ſolch einen Mann meſſen, wie werde man es verantworten können, daß man den Papſt ſich in die inneren Angelegenheiten des florentiniſchen Staates einmiſchen laſſe? Dieſe Anſichten wurden von der Mehrzahl der Mitglieder der Signoria getheilt und das päpſtliche Breve blieb unbeachtet.

Aber bei der nächſten Wahl eines neuen Gonfaloniere und neuer Obrigkeiten kamen in überwiegender Mehrzahl Feinde Savonarola's zur Regierung. Der Reformator predigte am Tage der Wahl, am erſten März des Jahres 1498, zum letzten Male im Dom. Er erkannte die Gefahr, die wie ein Schwert am Haare über ſeinem Haupte hing; er mußte es ſich ſelbſt ſagen, daß nun der Zeitpunkt erſchienen ſei, da der Papſt Mittel in der Hand habe, den Haß in ſeinem Untergang zu ſättigen. Dennoch ward er nicht kleinmüthig; nein, in begeiſterter Ahnung des Märtyrerthums, das ihm bevorſtehe, ſpannten ſich alle Kräfte ſeines Daſeins nur noch ſtärker an, erhob er nur noch gewaltiger ſeine Stimme, um das große Werk, das er begonnen, weiterzuführen; klar in ſeinem Geiſte ſtand die Erkenntniß, daß der Sieg der kirchlichen Tyrannei auch den der politiſchen erheben würde. So ſprach er im Gefühle der Todesweihe in ſeiner letzten Predigt im Dom: „Ich weiß, daß ein Breve gekommen iſt, worin man mich einen Sohn des Verderbens ſchmäht! Wohlan, ſchreibt zurück nach Rom: der, den ihr ſo nennt, hält weder Weichlinge noch Konkubinen, ihn beſeelt nur das einzige Streben, den Glauben an Chriſtum aufzurichten, er will die Kirche Chriſti erheben; ihr in Rom wollt ſie verderben!… Jetzt gilt's! Jetzt müſſen wir wider die Böſen ſtreiten, wie die Märtyrer gegen die Tyrannen!“ Und ob man auch die Pfarrgeiſtlichkeit an Allen, welche Savonarola's Predigten beſuchten, die Exkommunikation wirklich ausübte, — ſeine Begeiſterung, ſein Märtyrermuth riſſen das Volk hin, zahlreicher als je wurden ſeine Predigten in der Kloſterkirche beſucht. Der Papſt wüthete; „Savonarola nach Rom! Savonarola in meine Gewalt!“ rief er auf's Neue der Signoria zu; „und weigerſt du dich, Florenz, ſo treffe dich nicht blos das Interdikt; dann Waffen über dich und mit dem Blut deiner Söhne büße für Den, den du ſeinem Richter vorenthältſt!“ Ein neues päpſtliches Breve ward nach Florenz geſchickt; heftiger denn je erhoben ſich die Partheien für und wider den Prior von San Marco; endlich brachten es ſeine Gegner, mit dem neuen Gonſaloniere Pietro Niccolo Popoleſchi an der Spitze dahin, daß ihm befohlen ward, das Predigen einzuſtellen. Am 18. März 1498 ſtand Savonarola zum letzten Male auf ſeiner Kanzel in der Kloſterkirche von San Marco. Da blickte er im höchſten Aufſchwung ſeiner Seele zu Gott empor, dem letzten Helfer, da alles Irdiſche wankt und weicht; da rief er: „Wie Jeremias von Pashur geſchlagen worden, ſo werde auch ich, — ich weiß es wohl — von dieſer Höllenmacht geſchlagen werden, welche die wahre Kirche zertrümmert, in der und mit der ich ſtehe. Aber hüte dich, Rom, du ſiehſt nur das Holz und gewahrſt nicht den Stachel darinnen und das Eiſen! Bald wird Gott auch dich eine Magur nennen und wird zu dir ſagen: mit all deinen Freunden will ich dich in die Furcht geben.

Und wie Jeremias, da er aus dem Gewölbe kam, ſich nicht zum Fleh'n um Barmherzigkeit erniedrigt, vielmehr nur noch gewaltiger geredet hat denn zuvor, — ſo werden auch wir nicht anders thun; wir ſind Boten Gottes und können von unſerm Auftrag nicht abgehn!" Und, als wäre der Vorhang der Zukunft vor ſeines Geiſtes Blicken zerriſſen, als drängen ſie ein in die Rathſchlüſſe Gottes, rief er, demüthig in Gottes Willen ſich ergebend, begeiſtert in Gottes Arme ſich werfend, ſeinen Freunden zu: „Laſſet den Herrn nur machen; er iſt der Meiſter aller Propheten und Heiligen! Der Meiſter, der den Hammer führt, hebt ihn nicht auf, wenn er ihn gebraucht, ſondern wirft ihn weg. So wird er's auch machen mit dieſem Hammer, er wird ihn wegwerfen, wenn er ihn genugſam geführt hat. Doch getroſt, wir wollen zufrieden ſein! Der Herr thue, was ſeines Willens iſt! Und je ſchlimmer die Noth hienieden, um ſo herrlicher wird uns die Krone dort oben werden!" Savonarola ſchloß dieſe ſeine letzte Predigt mit einem inbrünſtigen Gebet, daß der Herr alle Frommen mit ſeiner Kraft erfülle in ihrer menſchlichen Schwachheit, und daß er die Feinde und Widerſacher erleuchte, auf daß auch ſie die Herrlichkeit im Angeſichte Jeſu Chriſti erſchauen möchten!

Bald nach dieſer Predigt Savonarola's fand ein Ereigniß ſtatt, welches auf die Vollendung ſeiner Schickſale den bedeutendſten Einfluß äußerte. Nach dem Zeugniſſe des mehrfacherwähnten Pico von Mirandola glaubte man allgemein, daß der Papſt dabei die Hand im Spiele hatte. Und in der That: ſowie Alexander's VI. Charakter in der Geſchichte feſtſteht, kann kein Zweifel ſein, daß er das Spiel erſann, oder, wenn ein Feind Savonarola's es ausgedacht, daß er's billigte und durchführte, das Spiel, wodurch dem Reformator die Grundlage ſeiner Macht, das Vertrauen des Volkes, untergraben wurde, damit er, ohne Boden, auf dem er fußen konnte, ohne Schutz und Schirm, rettungslos der Gewalt des Feindes verfallen mußte, den er in heiliger Zuverſicht zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert hatte. Laßt uns nun das Ereigniß, wodurch Savonarola's Untergang herbeigeführt wurde, näher betrachten!

Dem Prior von San Marco ſtand als begeiſterter Freund ſein Ordensbruder Domenico da Pescia zur Seite, ein Mann, welcher vertrauensvoll mit ſchwärmeriſcher Hingebung zu Savonarola's geiſtiger Größe hinanblickte, die er nicht zu erreichen vermochte; Domenico da Pescia war glücklich in ſeiner lauterſten Treue für den großen Mann, glücklich im Gedanken, ihn ſeinen Meiſter nennen, ſeinem Meiſter helfen, für ſeinen Meiſter zeugen zu können. Er betrachtete Savonarola als das auserwählte Rüſtzeug Gottes; er erkannte in ihm den wahren untrüglichen Propheten; in frommer Ehrfurcht beugte er ſich vor einer beſonderen Gnadengabe Gottes, die dem Prior von San Marco geworden, mit tauſend Anderen nannte er an ihm das prophetiſche Gabe, was wir Menſchen von heutzutage uns aus dem innerſten Weſen des begeiſterten Reformator's auf natürlichem Wege zu erklären wiſſen. Das, was ihm als Urbild vor der Seele ſtand, für deſſen Verwirklichung er ſein ganzes Daſein einſetzte, das war ihm ſo heilige Ueberzeugung, daß er gar nichts Anderes denken konnte, als es müſſe über kurz oder lang verwirklicht werden; dieſe Ueberzeugung ſprach er in voller Sicherheit als Gewißheit aus. Ja er ſelbſt ſogar konnte im vollen Aufſchwung ſeiner Seele nicht anders, als dieſe lebendige Abſpiegelung ſeiner innerſten Wünſche, wie etwas urſprünglich außer ihm Befindliches, in ihn Verſenktes, als göttliche Vorſchauungsgabe betrachten. Wie viel mehr mußte nun erſt gar ein geiſtig minder großer Freund, deſſen Wollen ſich aber an dem Streben des Meiſters und Vorbildes zur unbedingten Entſchiedenheit erkräftigt hatte, wie viel mehr mußte Domenico da Pescia in Savonarola wirklich den Propheten erblicken! Und da er davon ebenſo überzeugt war, wie von der Nothwendigkeit der Reformation, — wer kann ſich da verwundern, daß Dominico da Pescia entſchloſſen war, in einer Zeit, da Savonarola's Feinde ihn gerade wegen ſeines prophetiſchen Auftretens als Betrüger darſtellen wollten, ſein Leben für die Behauptung einzuſetzen, daß Savonarola's ſämmtliche Prophezeihungen (von dem Strafgerichte Gottes, das über das verderbte Italien ergehen werde, von dem Sturze der römiſchen Hierarchie, von der Erneuerung der chriſtlichen Kirche,) göttliche Offenbarung, untrügliche Wahrheit ſeien? Dieſem begeiſterten Freunde Savonarola's nun, welcher, eben weil er nicht auf derſelben geiſtigen Höhe wie ſein Meiſter ſtand, wohl noch weiter ging als dieſer ſelbſt, — dieſem Dominikanermönch Domenico da Pescia trat plötzlich ein anderer Mönch, der Minorit Francesco aus Apulien entgegen. Woher kam er? Aus welchem Beweggrunde ſtellte er ſich dem Dominikaner gegenüber? Man wußte es nicht. Er reitzte nun Savonarola's Freund, indem er die Wahrheit der Prophezeihungen des Reformator's läugnete, indem er die wirkliche Nothwendigkeit der von dieſem als nothwendig verkündigten Reformation beſtritt. Im Geiſte der Zeit, im Geiſte der Mönchsorden insbeſondere war die nothwendige Folge dieſes Widerſpruchs des apuliſchen Minoriten Francesco gegen Domenico da Pescia die, daß Beide (nach Oſtern des Jahrs 1497) eine öffentliche Disputation über ihre Behauptungen halten wollten. Aber ſiehe da: als dieſelbe ſtattfinden ſollte, reiſte der Minorit plötzlich ab, — „aus Amtsgeſchäften,“ wie es hieß. Dabei konnte ſich nun Domenico in ſeinem Feuereifer keineswegs beruhigen, um ſo weniger, da der Minorit in der Faſtenzeit des folgenden Jahres (1498) ſeine Savonarola's Anſehen herabſetzenden Behauptungen in Predigten kund gab. „Nun wohlan,“ dachte Domenico da Pescia, „ſo ſoll Gott ſelber entſcheiden!“ Er trug auf ein Gottesurtheil an, er erbot ſich, eine Feuerprobe zu beſtehen zur Vertheidigung ſeines Meiſters, insbeſondere zur Vertheidigung der Behauptungen, daß die Kirche einer Reformation bedürfe, daß Florenz heimgeſucht werden und nach der

Heimſuchung auf's Neue blühen würde, endlich, daß die vom Papſt über Savonarola ausgeſprochene Erkommunikation ungültig ſei. Der apuliſche Minorit erklärte ſich zur Feuerprobe bereit. Das war's ja eben, was der Papſt gewünſcht hatte, durch deſſen Verſprechungen (nach Pico's Verſicherung) Francesco zu Allem als Werkzeug vermocht und getrieben worden war. Auffallenderweiſe erklärte übrigens der Minorit Francesco, daß er das Gottesurtheil der Feuerprobe nicht mit Domenico da Pescia, ſondern mit Savonarola ſelbſt verſuchen wolle, und endlich wurde der Streit, der ſich darüber erhob, ſo geſchlichtet, daß ſtatt Francesco's ein anderer Minorit Andrea Rondinelli eintrat, während ſich alle Dominikaner von San Marco erboten, nöthigenfalls die Feuerprobe zu beſtehen. Savonarola ſelbſt durchſchaute das ganze Treiben, in welches man ſeinen treuen Domenico verwickelt hatte; es war ihm klar, was ſeine Feinde eigentlich wollten; daß ſie nämlich nicht blos ſeine Perſon, ſondern auch die große Sache, für die er daſtand, verderben wollten. Er erklärte deshalb: nach den Gründen, womit er die Ungültigkeit der Erkommunikation erwieſen habe, ſei eine Feuerprobe eigentlich durchaus nicht mehr als Beweismittel nöthig, es hieße Gott verſuchen, wenn man da Wunder verlange, wo natürliche Gründe ausreichten; verlange man denn aber durchaus eine Feuerprobe, nun ſo würde er ſie für ſeine Perſon nur dann annehmen, wenn man ihm verſpreche, erſtens, daß Abgeſandte von allen Fürſten Europa's dabei zugegen ſein würden, insbeſondere aber ein Legat von Rom, gegen welches er gezeugt habe und fortwährend zeuge, und zweitens, daß, wenn er mit Gottes Hülfe durch die Feuerprobe die Wahrheit ſeiner Behauptungen erwieſen habe, auch unverzüglich zur Reformation der Kirche geſchritten werde. Eben das war's nun, was man eigentlich beabſichtigte: Savonarola ſelbſt ſollte die Feuerprobe zu beſtehen aufgefordert werden. Ging er darauf ein, ſo waren folgende zwei Fälle denkbar;

entweder: er ging allein zu Grunde, und dann war er phyſiſch und moraliſch vernichtet, oder der Anwalt des Papſtthums ging mit ihm zu Grunde, und dann war keine Entſcheidung geſchehen, oder er ſchritt, ſei's durch Zufall, ſei's durch ein ſchützendes Mittel unverſehrt aus den Flammen hervor, und dann konnte man immerhin ſeine Rettung noch auf Zauberei ſchieben und ihn wegen ſolcher belangen; oder aber auch: *er weigerte ſich, den Gang durch's Feuer anzutreten*, und wenn er das that, dann legte man es ihm als *Mißtrauen in die Gerechtigkeit ſeiner Sache*, als *Selbſtüberführung* aus, dann war das *Vertrauen des Volks auf den Mann des Volkes erſchüttert*. Dieſer letzte Fall war daher allen Feinden *Savonarola's* der *wünſchenswertheſte*; dieſen Fall herbeizuführen, mußte Alles aufgeboten werden. Mit wahrer Meiſterſchaft in Schlauheit benahm ſich dabei der Papſt. In einem Kardinals-Kollegium fielen alle Stimmen *gegen* die Zuläſſigkeit des Gottesurtheils durch eine Feuerprobe aus. Aber der Brief, welche dieſelbe widerrieth, kam in Florenz zu *ſpät* an, als daß das Gottesurtheil dadurch hätte verhindert werden können!! Kurz nach der Mittagsſtunde des 7. Aprils 1498 ſollte die Feuerprobe auf offenem Markte in Florenz ſtattfinden. Zahlloſes Volk hatte ſich zu dem Schauſpiel eingefunden. Welch ein Gedräng' und Gewog! Welche Erwartungen aller Partheien! Welch eine Neugier! Wie angeſpannt alle Nerven! Menſchen, Haupt an Haupt, auf dem weiten Platze, Menſchen auf den Dächern; Bewaffnete beider Partheien ringsum vertheilt, dumpfes Gebrauſe wie das der Meeresfluthen vor dem Sturm! Endlich kommen die *Minoriten* heran, im langen Zuge; doch *Rondinelli*, der zur Feuerprobe Beſtimmte, und *Francesco* ſind *nicht* in ihrer Reihe zu ſchauen. Jetzt nahen auch die *Dominikaner* dem zur Feuerprobe auserleſenen Platze; bei ihnen iſt *Domenico da Pescia*, der das *Kruzifix*, bei ihnen iſt *Savonarola ſelbſt*, der das *Hoſtiarium* trägt. Da erſchallt, wie ſie angekommen, der Pſalm; „Exsurgat

Deus et dissipentur inimici ejus." Mit athemloſer Ungeduld erwartet das verſammelte Volk den Beginn des Flammenſchauſpiels; aber, eben daß es darum betrogen werde, das war von Savonarola's Feinden voraus beſchloſſen; ſie haben gar wohl gewußt, was es heißt, einer Menſchenmaſſe ein Schauſpiel, und noch dazu ein grauſenhaftes, zu entziehen, einem Volk, das noch nicht zu voller Klarheit der Erkenntniß, ſeine Feinde und ihre Liſten zu durchſchauen, herangebildet iſt, einem Volke, das noch mitten in der Gährung der Elemente begriffen iſt, einem Volke, das ſolange, bis dieſe Gährung noch nicht fertig geworden, eben Alles, auch die Entſcheidung ſeiner eigenen Geſchicke, gedankenlos nur als äußerlich, als Schauſpiel begafft, welches ſeine Sinne befriedigen ſoll. Nun merket auf und erkennet in Allem die im voraus wohlberechnete Liſt; ſehet, wie man da Alles Schritt für Schritt auf's Feinſte erſonnen hatte! Das Volk alſo kann es kaum erwarten, daß die beiden Gegner die Flammen durchſchreiten. Da erheben die Minoriten zuerſt Anſtand; Domenico da Pescia ſoll ſeine Kleider ausziehen (ſo verlangen ſie), er könnte ja ein vor den Flammen ſchützendes Zaubermittel insgeheim bei ſich tragen; er ſoll (ſo verlangen ſie) zum entſcheidenden Gange das Ordensgewand der Franziskaner anziehen. Nun denkt euch, mit welcher Eiferſucht die Mönchsorden damals gerade an ihren äußerlichen Abzeichen hielten, welchen Aberglauben man gerade an dies oder jenes Ordensgewand knüpfte, wie man ſich dadurch magiſch beſchützt, wie man dadurch, wenn man's ſterbend anlegte, zur Seligkeit zu gelangen glaubte! Die Dominikaner weiſen die Zumuthung der Minoriten ab; aber Domenico erklärt ſich bereit, ſein Gewand gegen das einer ſeiner Brüder zu vertauſchen, um jenen abergläubiſchen Verdacht zu entkräften. Nachdem dies geſchehen, verlangen nun die Minoriten: „Domenico ſolle, wenn er die Feuerprobe antrete, das Kruzifix, das er in Händen halte, nicht mitnehmen." Er weigerte ſich anfangs, dieſer Forderung zu entſprechen, denn jeder Streiter nehme ſein Panier in den Streit mit, und ſo thue auch er jetzt als Chriſti Streiter." Endlich, daß er nicht den Schein der Unnachgiebigkeit auf ſich lade, verzichtet er auf das Kruzifix und erklärt: „Nun denn, ſo will ich das Hoſtiarium mitnehmen." Den Minoriten konnte nichts willkommener ſein. „Wehe des Frevels," rufen ſie, „alſo wenn du durch Gottes Gericht verbrennen mußt, ſo wird auch die geweihte Hoſtie, die du in die Flammen mitnimmſt, ſo wird alſo der wahrhaftige Leib des Herrn Jeſu Chriſti verbrannt!" Gegen dieſe Unterſtellung böſer Abſicht vertheidigen ſich die Dominikaner; aber die Minoriten, die da wohl wiſſen, welchen gewaltigen Schirmherrn ſie im Hintergrunde für ſich haben, laſſen nicht ab, Gegengründe auf Gegengründe zu häufen. So wächſt und verwickelt ſich der Streit, — da erläßt, während alles Volk auf's Höchſte geſpannt iſt, die Signoria plötzlich den Befehl: „Das Ganze ſolle eingeſtellt werden." Das Volk murrt! Die fanatiſirten Gegner Savonarola's, die ſeinen Untergang erwartet, ſind voll Aerger, daß ſie nicht ſchauen ſollen, wie ihn die Flammen verzehren; ſeine Freunde ſind abgeſpannt, ſind mißmuthig, ihre Hoffnung: er werde einen glänzenden Sieg gewinnen, der Himmel werde ſich durch Zeichen und Wunder an ihm verherrlichen, iſt dahin, und mit dieſer Hoffnung ſchwindet, ohne daß ſie's ſelbſt wiſſen, auch ihr Vertrauen auf ſeine Wahrhaftigkeit, auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache; vielen ſeiner eifrigſten Freunde ſogar drängt ſich die Frage auf: „wenn nun auch die Minoriten ſo viel Einwände gemacht, warum hat Savonarola ſelbſt nicht auf Vollziehung der Feuerprobe beſtanden? war's nicht Zweifel in die Güte ſeiner Sache, was ihn bewog?" Und ſo erfaßt ſie ſelbſt der Zweifel, und ſo folgt der ungeheuerſten Anſpannung eine Abſpannung, dem feſteſten Vertrauen eine Laßheit. „Savonarola hat nichts gethan, um ſeine Sache auf die Feuerprobe des Gottesurtheils zu ſtellen;" ſo läuft das Urtheil von Mund zu Mund, „alſo hat er ihm mißtraut! Alſo hat er an ſich ſelbſt, an Gott gezweifelt!" Dies gedacht, dies geſprochen, und die Zuverſicht des Volks auf ſeine

Sendung iſt dahin, jene Zuverſicht, ohne die er ſie nicht vollbringen kann. Dies zu Stande zu bringen, war der Plan geweſen, — wozu ſonſt jene Bedenklichkeiten der Minoriten, wozu ſonſt jener plötzliche Befehl der dem Savonarola feindſelig geſinnten Signoria? Konnte aber wohl Savonarola ſelbſt in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſich vor die Menge hinſtellen, die um jeden Preis ein Schauſpiel, weiter nichts als ein Schauſpiel erwartete? konnte er ihr zurufen: „Thoren die ihr ſeid, daß ihr denkt, die Vorſehung werde die ewigen Geſetze, die ſie aufgeſtellt, um eurer willen verlaſſen, auf daß ihre Pläne jetzt ſchon erfüllt werden, oder ich werde in die Flammen ſchreiten, daß ſie nicht mich allein, ſondern auch das Werk, das ich begonnen habe, verzehren?“ Savonarola konnte endlich in dieſem Augenblicke um ſo weniger hervortreten und verſuchen, dem Volk die Augen zu öffnen, da er ſelbſt Alles bis zu dieſem Punkte hatte kommen und gedeihen laſſen. Das war ſein Verſehen, wodurch ſein Untergang herbei geführt wurde.

Von Wachen umgeben, war Savonarola in ſein Kloſter zurückgebracht worden. Raſch benützten ſeine Feinde die Mißſtimmung des enttäuſchten Volkes, die entſtandenen Zweifel, und in'sbeſondere verbreiteten ſie das Gerücht: „Savonarola habe das Heiligthum verbrennen wollen.“ Auch ſuchten ſie zu verhindern, daß der Dominikaner Mariano degli Ughi am folgenden Tage (dem Palmſonntag) die Nachmittagspredigt im Dome halte. Als nun dagegen Savonarola's Freunde die Thüre des Domes ſchloſſen, drangen die Compagnacci in denſelben ein und vertrieben den Dominikaner, als er eben die Kanzel betreten wollte. Plötzlich erſchallt der Loſungs-Ruf: „Nach San Marco!“ und in hellen Haufen eilen die Compagnacci, mit ihnen viele Andere, nach der Kloſterkirche, wo eben die Vesper geſungen wird. Steine werden durch die Fenſter hineingeſchleudert; vergeblich mahnt Savonarola von aller Gegenwehr ab und blos zum Streit mit geiſtlichen Waffen. Der eifrige Domenico da Pescia ruft alle in der Kirche Verſammelten zur Vertheidigung auf. Die Thüren der Kirche und des Kloſters werden geſchloſſen. Um ſo heftiger tobt der Angriff auf San Marco. Bald ſendet auch die Signoria die Garde des Hauptplatzes hin, mit dem Befehl, das Kloſter zu umſchließen, und, wenn nöthig, zu ſtürmen; jeder Laie ſoll es, bei Strafe, als Rebell behandelt zu werden, ja bei Todesſtrafe, verlaſſen. Schon iſt die Nacht hereingebrochen, da legen die Compagnacci und die von ihnen aufgewiegelten Rotten Feuer an die Thüren der Kirche und des Kloſters, ſie dringen in das mit dem letzteren verbundene Kollegium der Sapienza und durch einen unterirdiſchen Gang in's Kloſter ſelbſt ein, plündern die Krankenſtube und ſuchen dann den Chor zu ſtürmen, wo ſich die Brüder befinden. Schon iſt die ganze Kirche voll Rauch, der die Brüder im Chor zu erſticken droht, bis es einem Novizen gelingt, ein Fenſter einzuſtoßen; ſo daß der Rauch hinauswirbelt. Schon haben die Compagnacci Geſchütz vor das Fenſter gebracht; da kommt um die erſte Stunde nach Mitternacht ein Befehl der Signoria, der alle Vertheidiger des Kloſters für Rebellen erklärt. Eine Stunde ſpäter erſcheint eine Kommiſſion derſelben und verlangt: Savonarola, Domenico da Pescia, und Silveſter Maruffi ſollten ſich, jedoch unter Verſicherung freier Rückkehr, ſogleich nach dem Palaſte begeben, ſonſt würde das Kloſter bis auf den Grund zerſtört werden. Da nimmt Savonarola Abſchied von den Brüdern, tröſtet ſie und ermahnet ſie zur Standhaftigkeit und Geduld, küßt ſie, übergibt ihnen die Schlüſſel des Kloſters und folgt nun unter ſtarker Bedeckung, noch dazu die Hände auf den Rücken gebunden, von den wüthenden Compagnacci mißhandelt, von dem aufgewiegelten Pöbel verhöhnt, den Kommiſſarien. Mit Tagesanbruch übernehmen Bürger, über deren Haß gegen Savonarola kein Zweifel war, die Bewachung des Kloſters; die Erbitterung des Volkes zu ſchüren, ſammelt man die Waffen, welche die Mönche im Vertheidigungskampf den Angreifenden entriſſen; man trägt ſie durch die ganze Stadt und ruft dazu aus: „Sehet, das ſind die Waffen, die man in San Marco gefunden!"

Der Papſt, welchem man ungeſäumt Savonarola's Verhaftung meldete, triumphirte und verlangte nun abermals deſſen Auslieferung. Es bezeichnet ſeinen Charakter und den der römiſchen Hierarchie, daß er den Vikar des Erzbiſchofs und das Kapitel zu Santa Maria del Fiore bevollmächtigte, jeden, welcher ſich bei der Beſtürmung San Marco's, einer Sünde, ja ſelbſt eines Mordes ſchuldig gemacht, zu abſolviren, und daß er eine volle Indulgenz für die 22 erſten Tage des Aprils erließ. Und das Alles geſchah in der Charwoche, in der Zeit der Vorbereitung zur Gedächtnißfeier des Todes Jeſu Chriſti, welcher am Kreuze ſterbend für ſeine Mörder gebetet hat! Ja, das zur Unterſuchung aus lauter perſönlichen Feinden Savonarola's zuſammengeſetzte Gericht ließ ihn, um ihm das Bekenntniß zu entpreſſen, was man zu ſeiner Verurtheilung nöthig hatte, am Gründonnerstag, am Charfreitag und am Oſterabend auf die Folter ſpannen! So feierten Chriſten das Gedächtniß der Einſetzung des heiligen Abendmahles, des Leidens und Sterbens, der Auferſtehung des Heilands! Savonarola war von ſchwächlicher Körperbeſchaffenheit; er bekannte unter der Folter, aber nicht das, was man von ihm bekannt wiſſen wollte; nach der Folter betheuerte er jedoch jedesmal: er bleibe feſt auf der Wahrheit alles deſſen, was er während ſeiner ganzen Wirkſamkeit gepredigt; habe er während der Folter anders geſprochen, ſo ſei es falſch und er widerrufe es. Das Gericht gerieth hierdurch in die größte Verlegenheit. Es hatte die Unterſuchung mit der Abſicht begonnen, ihn zum Tode zu verurtheilen, und dennoch ließ ſich nun nichts auffinden, worauf man ein Todesurtheil begründen konnte.

In dieſer Verlegenheit bot den Richtern ein gewiſſenloſer Menſch, der Notar Francesco Ceccone unerwartet ein Hülfsmittel an: er wolle die Prozeßakten verfälſchen! Der Rath nahm dies Anerbieten nicht blos an, ſondern verſprach dem Niederträchtigen noch obendrein einen Sündenſold von 400 Scudi, wenn ihm ſein Werk gelinge. Da ſetzte ſich denn Ceccone während der Verhöre Savonarola's in eine Ecke des Saales, wo man ihn nicht bemerken konnte, und ſtellte aus einzelnen Worten, aus abgeriſſenen oft dunklen Bemerkungen, welche in Savonarola's Vertheidigung vorkamen, ein falſches Geſtändniß zuſammen, worin der Angeklagte angeblich von ſich bekannte: Die Triebfeder aller ſeiner Handlungen ſei einzig und allein Ehrgeiz geweſen, er habe ſich eingebildet, Ludovico Moro wolle dem Lorenzo di Pier Franceſco von Medici zur Erlangung der unbeſchränkten Gewalt in Florenz verhelfen, er hätte die Papſtwürde, wenn man ſie ihm angeboten, wohl angenommen, ſeine prophetiſchen Worte ſeien nicht aus unmittelbarer Offenbarung entfloſſen, ſondern nur aus der Erleuchtung, die er in der heiligen Schrift gefunden; er habe ſeinen Ordensbruder Domenico bei der Feuerprobe nur deßhalb nicht gehindert, weil er im Voraus gewußt, daß man die Minoriten nicht preisgeben werde. Wie? das ſollten Gründe ſein, durch welche ſich eine Verurtheilung Savonarola's rechtfertigen ließ? Doch laßt uns nun ſehen, wie der Betrug vollbracht ward! Einer der acht Signori nahm dem eigentlichen Notar die ächten Akten aus der Hand, gab ſie dem Ceccone mit den Worten: „Sieh', das iſt der Prozeß dieſes Wichts," und empfing von demſelben die unächten, indem es den Anſchein hatte, als gäbe ihm Ceccone die ächten zurück. Am 19. April wurden denn die verfälſchten Prozeßakten in Gegenwart von Savonarola, ſechs ſeiner Ordensbrüder, dem Vikar des Erzbiſchofs von Florenz, dem Vikar des Biſchofs von Fieſole, und einigen Bürgern vorgeleſen. Savonarola wurde nun befragt, ob Alles, was er gehört, wahr ſei? Ueberzeugt, daß ſeine Verurtheilung, ob er auch widerſpreche, dennoch erfolgen werde, erwiederte er: „Was ich geſchrieben habe, iſt wahr, Wort für Wort!"

Bald hierauf wurde eine neue Signoria und Vieri von Medici zum „Gonfaloniere di Giustizia“ gewählt.

Savonarola's Angelegenheit nahm jedoch in Folge dieſes Umſtandes keine günſtigere Wendung. Zwar wurde eine neue Unterſuchung vorgenommen, aber ihr Ergebniß war das der früheren. Ceccone verlaß die Prozeßakten im Beiſein einer ungeheuren Zahl von Bürgern, jedoch nicht vollſtändig, ſondern nur in einem Auszuge, indem das Uebrige, wie er vorgab, „Staatsgeheimniſſe betreffe;“ Savonarola ſelbſt war dabei nicht anweſend, und Ceccone gab in ſchamloſer Lüge als Grund davon an: „Aus Furcht, von dem Volk geſteinigt zu werden, habe ſich Savonarola geweigert, das Vorgeleſene öffentlich zu bekennen!“

Savonarola erwartete ſeine förmliche Verurtheilung, der Tod war ihm ein Erlöſer. Aber noch ſtanden ihm neue Unterſuchung, neue Folterqualen bevor. Der Papſt wollte ſeine Beute haben; nochmals verlangte er jetzt die ihm ſchon mehrmals abgeſchlagene Auslieferung des Reformators. Als die florentiniſche Regierung darauf beſtand, daß Savonarola in Florenz gerichtet werden müſſe, verurtheilte ihn der Papſt, nach Einſicht der falſchen Prozeßakten, als „Ketzer, Schismatiker, Verfolger der heiligen Kirche und Volksverführer.“ Es ſandte zwei „apoſtoliſche Kommiſſarien“ Gioachimo Turriano und Francesco Romolini nach Florenz, von denen der Letztere ſich gleich nach ſeiner Ankunft äußerte: Savonarola ſoll ſterben, es gehe wie es wolle; wir werden einen herrlichen Scheiterhaufen errichten, ich trage ſchon das Urtheil der Execution bei mir.“ Savonaroka wurde nun auf's Neue gefoltert. Endlich ſprach die große Mehrzahl des Rathes das Todesurtheil über Savonarola, Domenico da Pescia und Silveſtro Maruffi aus; ſie ſollen mit dem Strange hingerichtet und dann verbrannt werden; nur Agnolo Niccolini hatte ſich mit Nachdruck für den Reformator verwendet.

Am 22. Mai wurde Savonarola und ſeinen beiden Ordens- und Schickſalsgenoſſen das Todesurtheil verkündigt. Am 23. nahmen die drei das heilige Abendmahl; dann ſchritten ſie gefaßt und gottergeben, baarfuß, nur in ihren Unterkleidern, aus dem Kerker zum Scheiterhaufen hervor. Auf einem der drei Gerüſte, die man auf dem zur Hinrichtung beſtimmten Platze aufgeſchlagen hatte, ſtand der Biſchof von Vaſona, umgeben von Mönchen; auf päpſtlichen Befehl, (dem ſein Herz widerſtrebte) entkleidete er Savonarola und deſſen beide Ordensbrüder der geiſtlichen Würden. Er ſprach zu dem Erſteren; „Ich ſcheide dich von der ſtreitenden und triumphirenden Kirche Gottes." Vor Savonarola's Geiſtesblicken lag der Himmel offen, im Entzücken des Märtyrerthums, im Vollgefühl der Gewißheit, daß das Werk ſeines Lebens, die Erneuerung der Kirche dennoch vollendet werden würde, erwiderte er: „Wohl magſt du mich von der ſtreitenden Kirche ſcheiden — von der triumphirenden nicht; denn das ſteht nicht in deiner Macht!" Hierauf verlaſen die zwei apoſtoliſchen Kommiſſarien, welche ſich auf einem andern Gerüſte befanden (auf dem dritten ſtanden die acht „Signori di Guardia") das Todesurtheil, in welchem blos angegeben war, daß die drei Ordensbrüder als Ketzer verdammt worden ſeien; von einer andern Schuld war keine Rede. Eine Blasphemie, die ihres Gleichen nicht hat, erſcholl noch von der Tribüne der apoſtoliſchen Kommiſſarien: Da ſprach nämlich Romolini zu den Verurtheilten; „Se. Heiligkeit, Alexander VI. befreiet euch von der Strafe des Fegefeuers, ſchenkt euch völlige Erlaſſung eurer Sünden und ſetzet euch wieder ein in eure frühere Unſchuld!" Auf dem Schaffot angelangt, ſahen Savonarola und ſeine zwei Ordensbrüder einen hohen Pfahl mit einem Querbalken in Form eines Kreuzes, ſahen ſie die Scheiterhaufen und die Henkersknechte, welche das Feuer ſchürten. Sie knieten nieder und beteten. Bald vernahm Savonarola die letzten Worte Silveſtro Maruffi's, welcher ihm im Tode voranging: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt." Bald hatte auch Domenico da Pescia geendet. Wie jene Beiden wurde dann Savonarola am Kreuze erwürgt. In den nächſten Augenblicken ſchlugen die Flammen hoch empor und umhüllten die Leichen der Märtyrer. Da fährt plötzlich ein Windſtoß einher, zertheilt die Flammen, und mit Grauen ſieht das Volk jene unverſehrt daſtehen; im nächſten Augenblick verhüllen die Flammen ſie wieder; nur Savonarola's rechte Hand ſieht man mit zwei Fingern erhoben wie zum Segen über das Volk. —

So endigte, am Tage vor dem Himmelfahrtsfeſte des Jahres 1498, Hieronimus Savonarola. Wohl iſt die Aſche des italieniſchen Wahrheitszeugen in den Arno geſtreut worden, wie drei und achtzig Jahre früher die des böhmiſchen Märtyrers Johann Huß in den Rhein. Das vermag die Gewalt zu vollbringen, den Leib kann ſie tödten, aber nicht den Geiſt der Menſchheit, welcher die in Aſche verwandelte Hülle einſt belebte. Dieſer Geiſt beſeelt nicht blos neue Vorfechter, nein, er macht auch ganze Völker wehrhaft, und eben die Flammen, welche die Einzelnen Edlen verzehren, entzünden den Muth ganzer Völker zur That. Und ſo iſt nicht blos das Leben und Wirken der Märtyrer für Freiheit, Recht und Humanität ein fruchtbares Samenkorn, ſondern auch ihr Tod zeugt neues Leben. Jene zwei einzelnen Helden, der Böhme Huß, der Italiener Savonarola, erlagen im Kampf gegen die Weltmacht der Hierarchie; aber ſiehe da: ein ganzes Volk, das deutſche, erhob ſich nun, um das Werk, welches ſie begonnen, weiter zu führen. Und das deutſche Volk wird dies Werk auch vollenden. Das deutſche Volk kann den Feinden der Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit neuerdings die prophetiſchen Worte Savonarola's zurufen: „Ich ſage euch, dieſer Brand iſt ſo gewaltig angezündet, daß ihr ihn nicht werdet auslöſchen können, ihr möget blaſen, wie ihr wollt!“

Gabriel Rieſſer.

Von

Jacob Weil.

Es glühet ſeine Wange roth und röther,
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich, ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Goethe.

Gabriel Rieſſer.

(Geboren den 2. April 1806; lebt als Notar zu Hamburg.)

Ein Mann des Volkes ſoll ein Kämpfer ſein für Wahrheit, Recht und geſetzliche Freiheit. Die Männer, welche für dieſe edelſten Güter in die Schranken traten, waren freilich nicht immer in dem Sinne Männer des Volks, daß ihre Kämpfe jederzeit von dem ungetheilten Beifalle, von der allſeitigen Zuſtimmung des Volkes begleitet waren, und es iſt vielleicht gut, daß dem ſo iſt. Zu leicht wäre es ſich für Wahrheit und Recht hinzugeben, wenn die Palme das Haupt der Kämpfer immer ſchmückte. Volksthümlich ſein iſt ein ſchöner Lohn, darum hat das Volk ſeine Schmeichler und Höflinge nicht minder als die Fürſten. Aber ein Mann des Volkes ſein ohne vom Volke geprieſen, ja faſt ohne vom Volke gekannt zu ſein; muthig für eine Wahrheit kämpfen, welche Viele unwillig hören; der Anwendung der hohen Lehren der Freiheit auf eine wenig beachtete Minderzahl ein ganzes reiches Leben weihen und in mancher Beziehung opfern — das heißt ein Mann des Volks im edelſten, weil im uneigennützigſten, Sinne ſein. Wir mögen aber dieſes Beſtreben, im vorliegenden Falle, mit Recht ein uneigennütziges nennen, wenn auch der Kämpfer ſelbſt unter der Unfreiheit leidet, welcher er entgegen tritt. Man weiß ja, daß das Heraustreten aus derſelben um den Preis eines, wenn auch erheuchelten Bekenntniſſes den Juden nicht nur geſtattet, ſondern, ſind ſie irgend ausgezeichnet durch Talent oder Stellung, ſogar dringend angeboten wird. Die religiöſen Ueberzeugungen der meiſten gebildeten Menſchen in allen Confeſſionen haben ſich aber heut zu Tage ſo geſtaltet, daß die Grenzlinie zwiſchen den Anſichten ihrer Bekenner bei weitem ſo ſcharf nicht iſt als die zwiſchen den officiellen Bekenntniſſen, nach welchen ſie ſich nennen, weil ſie in denſelben geboren ſind. So wenig im 16. Jahrhundert ein Geiſtlicher mit dem trefflichen Uhlich*) erklärt haben würde: er erkenne freudig an, daß ſeine Lehre, in ihren Grundzügen, von der eines aufgeklärten jüdiſchen Rabbinen der Neuzeit nicht weſentlich verſchieden ſei, ſo wenig gleicht die Ueberzeugung der gebildeten, und ſelbſt der ungebildeten Juden unſerer Zeit der ihrer gedrückten, geknechteten und darum in dumpfe Werkheiligkeit verſunkenen Vorfahren aus jenen Zeiten. Daß Menſchenliebe und Gottesliebe die Grundlage des reinen Moſaismus wie der reinen Chriſtuslehre ſind, darin ſtimmen alle vernünftige Juden mit allen vernünftigen Chriſten überein. Was iſt es alſo, das ſo viele wiſſenſchaftlich gebildete Juden in Deutſchland bewegt, lieber dem Berufe zu entſagen dem ſie ſich zugebildet und in welchem ſie ſich und Anderen nützen könnten, als ihn um den Preis eines officiellen Glaubenswechſels zu erkaufen? **Rieſſer** hat die Antwort auf dieſe Frage in folgenden Worten**) gegeben: „Was ſich dem lucrativen Uebertritt zum herrſchenden Glauben in unſeren Zeiten entgegenſtellt, iſt nicht ein Princip des Fanatismus, ſondern es iſt der einfache, ewig unveränderliche, Grundſatz der Wahrheitsliebe und der Rechtlichkeit, daß die Lippen nicht bekennen ſollen, was dem Herzen fremd iſt — wozu ſich

---

*) **Uhlich**: Bekenntniſſe S. 46.

**) Ueber die Stellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens S. 5. Wir bemerken nur, daß wir uns, des beſchränkten Raumes halber, einige Abkürzungen erlaubt haben, ſo wie es ſich von ſelbſt verſteht, daß es ſich hier nur von denen handelt, welche ſich nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Intereſſe zum Religionswechſel bewegen laſſen.

noch heilige Pflichten der Treue und Pietät geſellen. Es iſt demnach nicht mehr ein Kampf zwiſchen Glauben und Glauben, ſondern zwiſchen Wahrheit und Trug, zwiſchen Redlichkeit und Falſchheit, um den es ſich handelt. Es iſt die Frage ob der Staat länger auf die Lüge, die entweder unter der Maske der Heuchelei erſcheint, oder ſich nicht einmal die Mühe des Heuchelns gibt, einen Preis ſetzen, ob er einen Zuſtand der Dinge ſoll währen laſſen, der die entſchiedene Tendenz hat, Rechtlichkeit und Wahrheit nicht minder, als Glaube und Gottesfurcht zum hohlen Wort zu machen.“

Iſt aber, werden manche Leſer fragen, ein ſolcher Kampf nicht ein beſonderer, in den eigenthümlichen Verhältniſſen einer kleinen Minderheit begründeter, und kann, wer ſich demſelben faſt ausſchließlich hingegeben, den Ehrennamen eines Mannes des Volks verdienen? Muß nicht ein Mann des Volks vor Allem die Freiheit im höchſten und allgemeinſten Sinne, die Freiheit vertreten welche, völkerbeglückend, Allen Alles wird, die Inſtitutionen großer Länder durchdringt, und eine Saat ausſtreut, welche ſpäteren Geſchlechtern noch die herrlichſte Erndte bietet? Da wo der Strom der Geſchichte treibt, da gilt es ſich als wackeren und kühnen Schwimmer zu bewähren — was kann aber viel daran liegen ob ein Bächlein etwas klarer oder trüber fließt? Mag ſein daß einigen Hunderttauſenden, unter den Millionen die im Vaterlande leben, Unrecht geſchieht. Sie mögen das Recht, das ſie haben oder nicht haben, durchzuführen ſuchen. Wir haben nichts dagegen. Aber wir wollen nicht, daß man die Angelegenheiten Einiger mit der großen Sache Aller, die Vertheidiger einzelner Anſprüche mit denen der Völkerrechte, die Vertreter der Judenemancipation mit den Männern des Volks auf eine Linie ſtelle.

So ſprachen Viele, ſprechen noch jetzt Manche derjenigen die ſich freiſinniger Geſinnung rühmen. Sie vergeſſen aber, daß Wahrheit, Freiheit und Recht nicht zu den wieg-, meß- und zählbaren Dingen gehören die nur dann von Bedeutung ſind, wenn ſie recht ſchwer in's Gewicht fallen, oder vielen Raum einnehmen. Freiheit und Recht ſind nicht nach Loth, Pfund oder Centner abzuſchätzen. Es gibt nur Ein Recht und Eine Freiheit. Beide ruhen im Grundſatze, in der Geſinnung und in deren Anwendung auf das Leben. Gerade das Recht, gerade die Freiheit denen keine äußere Macht, keine Ueberzahl, kein Mittel zur Seite ſteht ſich auf dem rohen Wege der Gewalt Anerkennung zu verſchaffen, gerade dieſe ſind der Prüfſtein der Ueberzeugungstreue, des wahrhaft ſittlichen Beweggrundes, welcher den Männern des Volks inne wohnt oder gebricht. „Du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß,“ antwortet Fauſt ganz richtig — dem Teufel. Aus den Jüngern der Wahrheit aber ſpricht ein Gott, und darum ziemt ihnen eine andere Sprache. Nicht was die Männer des Volks erringen wollen, warum ſie es erringen wollen — das beſtimmt ihren Werth oder Unwerth. Daß der Bürgerſtand dem Adel, daß der Proteſtant dem Katholiken, oder dieſer Jenem gleich ſtehe, daß der Farbige oder Schwarze nicht unter dem Drucke des Weißen leide, daß der Schriftſteller des Maulkorbs der Cenſur entledigt ſein, daß der Beklagte lieber durch Oeffentlichkeit und Geſchwornengerichte vor und von ſeinen Mitbürgern, als heimlich — und möglicherweiſe willkürlich — gerichtet ſein wolle — das iſt an ſich nur ein Streit um Intereſſen. Seine Würde, ſeinen hohen menſchlichen und geſchichtlichen Werth erhält der Kampf nur durch die Geſinnung der ihm zu Grunde liegt, und ihn weiht zu einem Kampfe um gleiche Befugniß und gleiche Freiheit für Alle, um Vertretung der Rechte der Menſchheit, entgegen den Vorrechten einzelner Geſchlechter, Kaſten, Religionsparteien, oder privilegirter Anſichten. Mit Recht ſagt Gabriel Rieſſer am Anfange ſeiner Schrift (S. 17): „Es iſt kein beſonderer Zweck den wir verfolgen, es iſt daſſelbe Ziel, es ſind dieſelben Grundſätze der Rechte, der Freiheit der Menſchheit, von denen alle Völker der Erde ihr Heil zu erwarten haben. Der Kampf iſt aller Orten derſelbe, wenn auch der Kampfplatz verſchieden iſt: die Wahrheit iſt dieſelbe, aber die zu beſiegende Lüge iſt mannichfach; der Sieg wird derſelbe ſein aber die Opfer die ihm fallen, ſind verſchiedener Art. Und in der That, wie ſoll das Gute ſiegen, wenn nicht Jeder, dem es am Herzen liegt, in ſeiner Sphäre dafür ſtreitet?" Aber der Kämpfer muß des Kampfes würdig befunden werden, wenn er mit Recht gefeiert werden ſoll. Wer eine gute Sache dadurch fördert, daß er ſie mit dem in Verbindung bringt, was Rechtens iſt, der thut wohl daran, und ſeinem Verdienſte ſoll die gebührende Anerkennung nicht fehlen. Aber nur wer das vertritt was Recht iſt, wer es überall, in jeder Richtung, in jeder Anwendung, ohne alle ſelbſtiſche Beziehung, zu ſeiner eignen Angelegenheit macht, nur der verdient eine Stelle im Pantheon der Volksmänner. Nicht wer als Advokat einer Partei auftritt, wenn dieſe auch die unterdrückte iſt, wohl aber kann ſie der in Anſpruch nehmen, welcher in einer Form der Unterdrückung die Unterdrückung überhaupt bekämpft, in einem verletzten Rechte für das verletzte Recht überhaupt auftritt. Viele deutſche Schriftſteller, chriſtlichen und jüdiſchen Glaubens, ſind zu nennen, welche von dieſem Standpunkte aus für das in den Juden verletzte Recht mit Kraft und Wärme gekämpft; doch ſind es drei, welche vor allen verdienen an die Spitze geſtellt zu werden: Dohm, Börne und Rieſſer*)

Dohm gebührt das Verdienſt die Frage zuerſt**) von dem allgemeinen, rein menſchlichen Standpunkte behandelt, und ſich bei dieſer, wie bei vielen anderen Unterſuchungen, zugleich als Menſchenfreund und als Staatsmann bewährt zu haben. Am Anfange der achtziger Jahre, in der ſchönen Zeit, wo es in den höheren politiſchen Kreiſen noch an der Tagesordnung war, freiſinnig zu denken und zu ſprechen, in der Zeit, wo Regenten wie Joſeph und Friedrich der Zweite die Dunkelmänner in den oberen Schichten der Geſellſchaft unbeliebt gemacht hatten, trat der edle von Dohm auch für dieſe gute Sache, als ein geharniſchter Kämpfer, auf. Mendelsſohn hatte damals, wie Klopſtock es ſchön ausdrückt, in Deutſchland eine Bewunderung erregt, die nicht rein von Verwunderung war. Man hatte einem Juden die Ebenbürtigkeit unter den deutſchen Schriftſtellern, faſt ſtaunend, zuerkannt, und nahe lag die Frage: ob denn die bürgerliche Ebenbürtigkeit ſchwerer zu erwerben wäre, als die literariſche? Doch war Dohm weit entfernt von dem Standpunkte der Philiſter welche Juden, wie Hunde und Katzen, unter einen Gattungscharakter bringen und die Juden wegen eines Juden hoch oder niedrig ſtellen. Er kennt weder die Vorliebe, welche die Freundſchaft eines ausgezeichneten Mannes für ſeine Sinnes- und Glaubensverwandten, noch die Parteilichkeit, welche die unliebenswürdigen und unciviliſirten Formen der damaligen Juden gegen ſie erwecken mochten. In ſeinem Buche ſind keine Anekdoten von edlen und großmüthigen Juden, gleichſam als Gegengift gegen die von ſchlechten und nichtswürdigen Individuen dieſer Religionsgenoſſenſchaft, zu leſen. Er pflanzt ſein Panier in den reinen Höhen der Menſchheit auf, darum vertheidigt er nicht Perſonen, ſondern Ideen. Er behauptet (Th. 2. S. 111) die bürgerliche Verbeſſerung müſſe eine moraliſche bewirken, wie die politiſche Herabwürdigung die ſittliche hervorbringe. Er ſpricht ſich (Ebendaſelbſt S. 103. Note) gegen den dogmatiſch-chriſtlichen Staat aus, „weil der Begriff einer religiöſen Geſellſchaft nie in den einer bürgerlichen Geſellſchaft gemiſcht werden darf.“ Sein Standpunkt iſt der rein humane.

---

*) Leſſing und Herder nennen wir darum nicht zuerſt, weil ſie die Emancipation der Juden nicht beſonders behandelt haben. Wir ſind aber weit entfernt in Abrede zu ſtellen, daß im Grunde dem edlen und großen Leſſing auch um dieſe gute Sache das höchſte Verdienſt zuerkannt werden muß. Wir werden hierauf bei Gelegenheit der Rieſſer'ſchen Schrift über das Denkmal dieſes unſterblichen Mannes zurückkommen.

**) Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden von Chriſtian Wilhelm Dohm. Berlin und Stettin bei Fr. Nicolai (I. Band 1781, II. Band 1783.)

Friedrich der Große, in deſſen Dienſten er ſtand, und unter deſſen Regierung ſein Buch geſchrieben ward, war bekanntlich, bei aller Freiſinnigkeit, nicht ohne Vorurtheile gegen den Bürgerſtand, und bei aller Philoſophie, nicht ohne Vorurtheile gegen die Juden. Ihm der einem Mendelsſohn die Pforten der Berliner Academie gegen deren Willen verſchloß, war es ſchwerlich genehm, deſſen Glaubensgenoſſen in ſeinen Staat einzubürgern. Aber Dohm ſtand, indem er ein Menſchenrecht vertheidigte, in höheren Dienſten als des irdiſchen Fürſten. Sein Werk war mehr als ein gutes Buch, es war eine ſchöne That. Friedrich's Weisheit wußte dieſe Unabhängigkeit zu achten. Er, der jedem vergönnte „nach ſeiner Façon ſelig zu werden,“ war weit entfernt, von dem Staatsdiener zu verlangen, „nach des Fürſten Façon“ zu denken und zu ſchreiben.

Was Dohm als Staatsmann, das erſtrebte Börne als Volksmann. Zwiſchen 1783 und 1815 liegt die ganze franzöſiſche Revolution mit ihren hohen Lehren und ihren ſchweren, jedoch glücklicherweiſe vorübergehenden Verirrungen. Die Freiheit war nicht mehr eine wiſſenſchaftliche Aufgabe, ſie war der Puls des politiſchen Lebens, der Sauerſtoff geworden, der die ganze Atmoſphäre durchdringt und die Menſchen an- und aufregt. Das war Manchen in die Köpfe geſtiegen, und ſie hatten im Rauſche dem Faß den Boden ausgeſchlagen. Da kam ein Mann, hohen Geiſtes und ſelbſtiſcher Geſinnung, der ſein Volk mit Aether betäubte, um ihm in dieſem Zuſtande, die Freiheit zu nehmen. Er exaltirte es durch Ruhm, ließ die Gleichheit beſtehen, und ſo gelang die Operation. Zum Erſatze gab er ſeinem Volke die Herrſchaft über andere Nationen, und wir Deutſche namentlich wurden des edelſten Gutes: der nationalen Selbſtſtändigkeit, durch ihn beraubt. Mit Recht fühlte ſich der Freund des Vaterlandes in tiefſter Seele empört, und wenn Mancher dadurch auch gegen das Gute verſtimmt wurde, welches der Erbe der Revolution mit herüber gebracht hatte: gegen Schwurgerichte, Abſchaffung der Religions- und Standesprivilegien u. ſ. w. — ſo war das freilich eine ſehr beklagenswerthe, aber doch verzeihliche Verirrung des Nationalgefühls. Es iſt ſchwer und faſt unmöglich, gerecht gegen den zu ſein deſſen Ungerechtigkeit uns zu Boden wirft, und wenn der Blitz unſer Haus in Brand ſteckt, ſo denken wir wenig daran, ob er nicht doch das Gute habe, die Erde von böſen Dünſten zu reinigen. Als daher Englands Beharrlichkeit, Spaniens Gluth, Rußlands Eis und Deutſchlands Entrüſtung den größten, aber undankbarſten Sohn der Revolution endlich geſtürzt hatten, da brachen Empfindungen der entgegengeſetzteſten Art zugleich hervor. Man wollte die Freiheit, welche die fremden Eroberer ſo lange niedergehalten, und war ungehalten gegen die, welche ſie zum Theil gebracht hatten. So wollte man denn eine Freiheit, welche der, die Frankreich von 1789 an erſtrebt hatte, ſo unähnlich als möglich wäre. So natürlich aber dieſe Richtung des Nationalgefühls nach ſo bitteren Erfahrungen war, ſo hatte ſie darum nicht minder nachtheilige Folgen. Gilden und Zünfte im Staate und in der Wiſſenſchaft; hiſtoriſche, ſtatt ewiger Rechte; mittelalterliche Freiheiten ſtatt der wahren Freiheit; Feudalſtände ſtatt freier Volksvertreter; Glaubensfreiheit für jede Orthodoxie, aber Verfolgung jeder freien kirchlichen Anſicht von der einen, der Juden von der anderen Seite; Preßfreiheit, aber mit öffentlichen Auto da Fe's mißliebiger Schriften; Freiheit der Meinungen, aber mit dem Vorbehalte, die Vertreter verpönter Anſichten durch eine Art heiliger Vehme zu richten, — das waren die traurigen Ideale zu welchen edle Jünglinge und ſelbſt achtbare Männer ſich verirren konnten!

Die Diplomaten, welche im erſten Augenblick alle mögliche Volksfreiheiten verſprochen hatten, und zum Theil ſelbſt einſahen, daß die meiſten derſelben einem vernünftigen monarchiſchen Princip förderlich wären, fanden an dieſen Männern eben ſo ſonderbare Gegner als Verbündete.

Gewiß war *Hardenberg* freier von Vorurtheilen, als *Görres*. Ganz anders weiſe und aufgeklärt als *Fries*, der Philoſoph und Volksredner auf der Wartburg*) war *Humboldt* der Mann der Zeit, der Wiſſenſchaft und der Staatskunſt. Aber Viele waren doch gar nicht unzufrieden, damit eine Reaction gewiſſermaaßen vorbereiten zu können! Die Partei indeß, der damals viele Schriftſteller angehörten, war zum Theil ganz unbeherrſchbar, und von den Inſtitutionen des Mittelalters gefiel ihr das Fauſtrecht nicht am wenigſten. Aber ſie verſchrie doch die eigentlich liberalen Staatseinrichtungen und half einen Rückzug ſichern, der vielen Diplomaten erwünſcht war. Die Wendung, welche die Frage über die bürgerliche Stellung der Juden in Deutſchland nahm, hing mit dieſen Verhältniſſen zuſammen. Sie waren unter dem Einfluſſe der Ideen, welche in Frankreich zuerſt eine weltgeſchichtliche Sprache gewonnen hatten, und unter der Herrſchaft des Eroberers, der den Werth der *Gleichheit* der Menſchen zu ſchätzen wußte, während er ihre *Freiheit* untergrub, in Deutſchland zu Bürgern geworden. Schon das Datum dieſer Freiheit ſprach in der Meinung der Aufgeregten gegen ſie, wie es gegen Schwurgerichte und öffentliche Gerichtsverhandlungen ſprach. Der Reichsfeind, der ſo Vielen ihr Recht entzogen, hatte es ihnen verliehen. So war ihre Freiheit ſelbſt ein Vorwurf für Deutſchland geworden, und mit je mehr Bereitwilligkeit ſie auch *ihr* Blut mit auf den friſchen Schlachtfeldern vergoſſen hatten, um deſto mehr ſteigerte das Gefühl des neuen Unrechts eine Zeit lang den alten Haß. Dazu kam allerlei mittelalterlicher Spuk und ſpießbürgerliche Geſinnung. So waren damals in der Judenfrage wie in manchen andern, die bedeutendſten Kabinette in der That der Freiſinnigkeit näher, als viele populäre Schriftſteller, und die Bundesacte, weniger liberal als jene beantragt hatten, war es noch mehr, als dieſe billigten.

---

*) Welchen Anſichten dieſer Volksredner auf der Wartburg und Anhänger der Kantiſchen Philoſophie über die Stellung der Juden in Deutſchland das Wort redete, davon gibt ſeine, als Brochure abgedruckte, Recenſion über eine ähnliche Arbeit von Rühs, Zeugniß. (Ueber die Gefährdung des Wohlſtandes und Charakters der Deutſchen ꝛc. Heidelberg 1816). Vergl. meine Gegenſchrift: Bemerkungen zu den Schriften der Herrn Pr. Rühs und Fries (Frankfurt bei Boſelli 1816) ſo wie des Herrn Dr. (nachmals Apellationsraths und Profeſſors zu Jena) Zimmern in Heidelberg und des Herrn Dr. M. Heß von Frankfurt.

In dieſe Zeit fällt das erſte bedeutende Auftreten Börne's. Volksfreund im umfaſſendſten Sinne des Wortes, begriff er doch nicht, wie man ein Volk mehr lieben könne als die Freiheit, eine Thatſache mehr als eine Idee, und gar wie man Menſchen, gleich Pferden, nur nach Racen abtheilen möchte. Er ſah, wie ſchlaue Staatsſophiſten Franzoſenfeindſchaft nährten, um den Haß auf die freien Inſtitutionen Frankreichs zu lenken, Judenfeindſchaft, um Kaſten und Klaſſen im Volke herzuſtellen und mit neuen Paria's anzufangen, und goß den ganzen Strom ſeines Witzes, die ganze Fülle ſeines Humors, die ganze tiefe Erbitterung ſeines redlichen Gemüths über die Thoren oder Betrüger. „Ich liebe,“ ſchrieb er*) nicht den Juden nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt, ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind und zur Freiheit geboren. Freiheit ſei die Seele meiner Feder, bis ſie ſtumpf geworden iſt, oder meine Hand gelähmt. Leben iſt lieben, Ihr aber ſeid Sklaven Eures Haſſes. Das Herz iſt zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Bruſt kann Raum ſein um Tauſende zu haſſen ... Ihr ſeht reiche Ladung an dek drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettlerpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See deckt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren und Ihr ſchaut zurück, Jahrtauſende weit.“ Das war's was ihm die Feder führte und ſtachelte. Er, der Niemanden haſſte, konnte ſich doch des Haſſes gegen das Alltägliche und Gemeine nicht erwehren, und er fühlte den Beruf in ſich, ſolche Zuſtände mit der Lauge der Ironie zu waſchen, mit der Fackel des Geiſtes zu erhellen. Wenn er ſpäter eine Zeit lang die Beize brauchte ſtatt der Lauge, und ſtatt des erhellenden Lichtes die brennende Fackel, ſo geſchah es nur, weil er, der an die Menſchheit glaubte, an den Menſchen verzweifelte. Wenn Dohm vor der Revolution ſeinen Leſern begreiflich zu machen ſuchte, daß die Ertheilung des Bürgerrechts an die Juden, dem Staate und der Menſchheit zum Nutzen gereichen würde; ſo konnte es Börne ſich ſelbſt nicht begreiflich machen, wie man, nach den großen Lehren der Revolution, über ſolche Elementarbegriffe der Freiheit, wie über viele andere mehr, noch ſtreiten, und über das längſt Erkannte und Errungene noch Zeit und Worte verlieren mochte. Dohm ſieht die Erfahrungen einer ſpäteren Zeit voraus; Börne zürnt, daß man zum Unſinn einer früheren zurückkehren will. Dohm's Worte ſind ruhig und gehalten wie der klare Spiegel eines ſtillen Baches; Börne's Rede iſt ſtürmiſch und großartig wie der bewegte Ocean. Beide ſehen, in der einzelnen Frage, ihren Zuſammenhang mit den höheren Ideen, humaner Staatsregierung Jener, begeiſternder Volksfreiheit Dieſer.

---

*) Der ewige Jude in Börne's geſ. Schriften, Th. VII. S. 241.

Gehört aber Dohm der Zeit ſtiller Betrachtung, Börne der Zeit ſtürmiſcher Thatkraft an, ſo fällt Gabriel Rieſſer's Auftreten in den Anfang der 30er Jahre, in die Epoche, wo das gereiftere Volksbewußtſein den Fortſchritt auf dem Wege der Entwicklung, die Erhaltung auf dem Wege des Fortſchritts ſuchte. Die Freiheit, ein Schwert in den Tagen der Revolution, war in den Julitagen ein Schild. Hatten zur Zeit der Revolution die verſchiedenen Stände der Geſellſchaft, hatten, während des Befreiungskrieges, die Völker unſeres Welttheils ſich haſſend bekämpft, ſo ſchien damals ein ſchöner Völkerfrühling anzubrechen, wo die gebildeten Nationen Europa's ihren Frieden feiern würden in den Ideen, die ſie vereinigten, in der Mäßigung die ſie verhinderte den Gang fortſchreitender Entwicklung in einen blutigen Völkerſturm zu verwandeln. Vorüber ſchien die Zeit, wo die Schöpfung aus dem Chaos hervorgehen mußte; angebrochen die, wo der Geiſt, der über den Waſſern ſchwebt, durch ſein ruhiges, aber um ſo mächtigeres Lichtgebot die beruhigte Erde der Klarheit entgegen führen würde.

Gabriel Rieſſer war der Mann welcher in dieſer Zeit und mit einer entſprechenden Geſinnung, die Unfreiheit zur Sprache brachte, die unſer ſchönes Deutſchland, in der Herabwürdigung ſtrebender Mitbürger ſelbſt herabſetzt. Milden Herzens, edler Geſinnung und eben ſo feſten als ſanften Charakters erzeugt **Rieſſer** Liebe für ſich und ſeine Sache. Dieſe iſt mit ſeiner Perſon ſo innig verwachſen daß wir ſeinen Standpunkt erſt feſtſtellen mußten, ehe wir über Jene berichten konnten, was jetzt in kurzen Andeutungen nachgeholt werden mag.

Gabriel Rieſſer iſt zu Hamburg am 3. April 1806 geboren. Sein Vater, ein wackrer Mann von freiſinnigen Anſichten, wurde zu den Männern gezählt welche ſich für den Fortſchritt, für die Verbeſſerung des Gottesdienſtes *) und anderer religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe der Juden intereſſirten, und ſtand in ſeiner Vaterſtadt in allgemeiner Achtung. Der Sohn ſtudirte die Rechte zu Heidelberg und Kiel mit ausgezeichnetem Erfolge. Später wünſchte er ſich als Privatdocent in Heidelberg zu verſuchen, wo ſein Name ſich bereits guten Klang erworben hatte. Er richtete ein Geſuch in dieſem Sinne an die Großherzoglich badiſche Regierung, wurde aber abſchläglich beſchieden, „weil die Zahl der, in der juriſtiſchen Fakultät vorhandenen Privatdocenten bereits mehr als hinreichend wäre!“ Es waren ihrer damals 7, während Leipzig deren 30 zählte. Mündlich gab man ihm, wie er in einer ſeiner Schriften erzählt, drei Motive an, nach welchen die armen Privatdocenten als eine böſe Sieben erſchienen. Sie nähmen erſtens den Profeſſoren die Zuhörer weg, was freilich, von dem Standpunkte der freien deutſchen Wiſſenſchaft aus, nicht geduldet werden kann. Sie fielen, zweitens, den oberen Behörden durch Anſtellungsgeſuche zur Laſt, was allerdings eine große Zudringlichkeit iſt. Zwar behaupten die Leute: ſie müßten leben. Aber ein franzöſiſcher Staatsmann der alten Zeit hat darauf ſchon bei ähnlicher Veranlaſſung ſehr gut geantwortet „ich ſehe die Nothwendigkeit nicht ein.“ Drittens wurde geſagt: es bedienten ſich hie und da Docenten allerlei unerlaubter oder unpaſſender Mittel um Zuhörer zu erhalten. Dieſer Grund der, wegen einiger Privatdocenten, alle mißliebig anſieht, bringt dieſe in ſolche Wahlverwandſchaft mit den Juden, die auch wegen Einzelner ſammt und ſonders verdammt werden, daß man faſt als viertes Motiv die Religion des Bittſtellers vermuthen möchte. Es hat ſich indeß, bei neueren Vorfällen ähnlicher Art, das Großherzogl. badiſche Miniſterium freiſinnig, einige gelehrte Buchſtäbler hingegen, ſo engherzig und kleinlich erwieſen, daß dieſen Letzteren, auch die Abweiſung eines Rieſſer zugeſchrieben werden mag. In ſeiner Vaterſtadt Hamburg war ihm das Advociren, nicht aus vier Gründen, ſondern nur aus einem unterſagt, weil er nämlich ein Jude iſt. Er konnte zwar ungehindert prakticiren, wenn er ſich entſchließen wollte ſeine Schrift von chriſtlichen Advokaten unterzeichnen zu laſſen und dadurch hanſeatiſch-rechtgläubig zu machen. Aber er ſchämte ſich dieſes Schleichwegs für ſich und ſeine Vaterſtadt. An der Schwelle des bürgerlichen Lebens war ihm die privilegirte Ungerechtigkeit zweimal, hemmend und ſtörend, entgegen getreten; aber er fühlte dabei, nach der Weiſe edler Naturen, nicht ſowohl das Unrecht welches ihm, als das welches der Menſchheit überhaupt, durch ſo verkehrte Geſetzgebung zugefügt wird. Er beſchloß, ſtatt als Vertreter einzelner Rechtsanſprüche, als Vertreter des Rechts, zunächſt in der Sache ſeiner Glaubensgenoſſen, aufzutreten. So entſtand (December 1830) die Schrift: über die Stellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens in Deutſchland. Er ſpricht darin mit Wärme und Ueberzeugungstreue für „die ewige Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetze, für das unveräuſſerliche Recht deſſen Mangel zu keiner Zeit ſchmerzlicher empfunden werden konnte, als in der, wo jede Rechtsungleichheit zwiſchen Bürger und Edelmann, zwiſchen Bauer und Bürger mit Recht verworfen, keinem Helotismus mehr das Wort geredet, im weſtlichen Nachbarlande die letzte geſetzliche Scheidewand aufgehoben ward zwiſchen den Bekennern des alten und denen des neuen Bundes*) und das Vaterland, in jenen wie in dieſen, ſeine Kinder ſah und fand." **) Zugleich forderte er ſeine Glaubensgenoſſen auf, Vereine zu bilden, welche dahin wirken möchten, die Juden auf dem geſetzmäßigen Wege dieſer Rechte theilhaftig zu machen. Er räth zugleich an, es möchten ſich die Mitglieder dieſer Vereine dahin erklären: „ſo lange religiöſe Verſchiedenheit im Vaterlande als Grund bürgerlicher Ungleichheit angeſehen würde, zu dem herrſchenden Glauben nicht überzugehen." Er verhehlt nicht daß ihm, wie einer großen Anzahl ſeiner achtungswertheſten und geachtetſten zumal jüngeren Glaubensgenoſſen, „das Ceremonialgeſetz an äußere, vergängliche Verhältniſſe geknüpft und für unſere Zeit bedeutungslos ſei" und daß ihm ſelbſt „keine der beſtehenden öffentlichen Religionen den wahrhaft naturgemäßen Ausgangspunkt der Entwicklung der Menſchheit darzubieten ſcheine. Wir können uns," fügt er hinzu, „hierin irren; aber darin gewiß nicht, daß nur Glaube und Ueberzeugung, nicht ein ſeiges Weichen vor ſinnloſer Gewalt dieſe Frage entſcheiden müſſe. . . Sind jene großen Glaubenslehren unſeres Jahrhunderts, die Lehren von der Gleichheit aller Menſchen vor dem Geſetze, von dem angebornen Rechte aller Menſchen auf menſchliche Behandlung und auf Freiheit, auf unbeſchränkten Gebrauch und ungehemmte Entwicklung aller ſittlichen und geiſtigen Kräfte, ſind ſie etwa erfunden, um uns der Pflichten gegen die, welche uns am nächſten ſtehen, zu entbinden? Iſt, wenn jedes Zeitalter ſeinen Charakter hat und ſeinen Inhalt, der des unſeren die Selbſtſucht? Iſt es dieſe, und nichts als dieſe, die ſich hinter dem hochtönenden Namen von Aufklärung und Geiſtesfreiheit verbirgt? Das Gewiſſen vieler Edlen hat dieſe Fragen einſtimmig beantwortet: ich bin daher mit Vielen der Meinung, daß es keine übertriebene Forderung an Männer von ſtrenger Rechtlichkeit, und wahrer, warmer Theilnahme an dem Wohl ihrer Mitmenſchen iſt, daß ſie, ſelbſt wenn ihr Gemüth zu den Lehren der herrſchenden Kirche hinneigt, die äußere Losſagung von ihrer Gemeinde bis zu dem Augenblick verſchieben, wo das erſehnte Ziel erreicht, das Palladium der Freiheit erobert iſt, wo ihre Glaubensbrüder des Tributs ihrer Anſtrengungen nicht mehr bedürfen, wo auch keine unwürdige Deutung jenes Schrittes mehr möglich iſt."

---

*) Im Jahr 1819 ſchrieb derſelbe ein, im Druck erſchienenes, Sendſchreiben an ſeine Glaubensgenoſſen, worin er ſich mit Ernſt und Lebhaftigkeit gegen die Zeloten ausſpricht, welche die Gründer des neuen Tempels in Hamburg zu verdächtigen ſuchten. Seine Briefe an Gabriel, namentlich einer zu deſſen zwanzigſtem Geburtstage, welcher uns im Originale vorliegt, ſprechen Geſinnungen und Gefühle aus, welche denen des Sohnes vollkommen an die Seite zu ſtellen ſind.

---

*) In Frankreich brachte, nach der Julirevolution, der Miniſter Mérilhou einen, mit ungeheurer Mehrzahl angenommenen Geſetzesentwurf, vermöge deſſen auch die Koſten des iſraelitiſchen Gottesdienſtes von Staatswegen beſtritten werden, mit den Worten vor: „es wäre an der Zeit ſich völlig frei zu machen von den barbariſchen Unterſcheidungen, welche bei Frankreichs Nachbarn noch beſtänden."

**) Worte des Frankfurter Sendſchreibens an Dr. Gabriel Rieſſer.

Dieſe Schrift brachte eine doppelte Wirkung hervor. Die Wahrheit für welche ſie in die Schranken trat, die edle, freie, männliche und doch nirgends herausfordernde oder trotzige Sprache in welcher ſie dieſe Wahrheit ausſprach, und zwar zu einer Zeit die Geiſt und Gemüth vieler Menſchen angeregt und über die Alltäglichkeit erhoben hatte, wirkte mächtig, wenn auch nicht auf die öffentliche Meinung, die in unſerem Vaterlande in dieſer Sache nur zu lange taub war, doch auf viele Ehrenmänner, denen in der Literatur, in Ständeverſammlungen, zum Theil auch bei den Regierungen Deutſchlands, eine gewichtige Stimme zuſtand. Am bedeutendſten war aber der Eindruck welchen ſie auf Rieſſer's Glaubensgenoſſen machte. Des edlen Jünglings (er zählte damals 24 Jahre) würdige Sprache machte die erröthen, welche ſich bis dahin geſchämt hatten der unterdrückten Minderheit anzugehören und durch allerlei verächtliche Künſte vergeſſen zu machen ſuchten, daß ſie als Juden geboren ſeien. So offen ſich auch unſer Verfaſſer gegen Ceremonialweſen und Werkheiligkeit erklärt hatte, ſo verhinderte dies doch auch die orthodoxeſten Juden nicht, ihm aus voller Seele, ja mit wahrer Begeiſterung, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, was als ein gutes Zeichen der Zeit betrachtet werden kann. Daß ihm dieſe Anerkennung bei ſeinen Sinnesverwandten, bei der großen Mehrzahl ſeiner Glaubensgenoſſen nicht fehlte, deren Geſinnung und Gefühle er ausgeſprochen hatte, verſteht ſich von ſelbſt. Vereine, wie er ſie vorgeſchlagen hatte (doch ohne die Verpflichtung welche er daran geknüpft wiſſen wollte) bildeten ſich in Frankfurt a. M., in Mannheim und mehreren anderen Städten, und er hat das große Verdienſt um ſeine Glaubensgenoſſen, ſie in ihrer eignen Meinung gehoben und viele dem Zwitterzuſtande entriſſen zu haben, der den Mangel an Achtung von Außen, durch den Mangel an Selbſtachtung einigermaßen als verdient erſcheinen läßt.

Es rührte und regte ſich damals in unſerem Deutſchland, auch in Beziehung auf die Juden, in allerlei Weiſe. Pöbelſcenen in einigen Städten, durch welche vornehmerer Pöbel, der hinter den Couliſſen ſtand, Reactionen aller Art vorzubereiten hoffte, wollten nicht mehr, wie in den Jahren der verwirrten Deutſchthümelei, Platz greifen. Die Vaterlands- und Freiheitsliebe gereifterer Söhne der Zeit ſprach ſich nicht nur in Schriften, ſondern auch in Volkskammern, zuerſt in Heſſen, ſpäter auch in Baiern (1831) in der Anerkennung der gerechten Anſprüche der Juden aus. In Baden hingegen nahm die Sache eine ſonderbare Wendung. Kirchenrath Paulus in Heidelberg ſtand daſelbſt an der Spitze einer von ihm geſchaffenen

Schule oder Cotterie, welche er die denkgläubige nannte, weil ſie, wie ein witziger Schriftſteller ſich ausdrückt, denkt ſie glaube, und glaubt ſie denke. Es iſt dies eine Schule welche die Poeſie der Religion in dürre, oft ſchmutzige Proſa verwandelt, und eine freiſinnige religiöſe Anſicht, nicht auf dem Wege der Philoſophie und der Betrachtung der Schrift erhält, welche den Mythus wie die Thatſache anzuerkennen, aber von einander zu ſcheiden weiß; ſondern durch eine Verwandlung poetiſcher Auffaſſung in ſehr alltägliche Wirklichkeit, durch ein Verfallen in die Buchſtabenherrſchaft der Grübelei, ſtatt in die der Orthodoxie. Achtungswerth als gelehrter und redlicher Kämpfer für das was ihm als Wahrheit erſcheint, hatte er jedoch, durch ſeine Intoleranz gegen die Katholiken, wider deren Emancipation in Irland er gewaltige papierne Blitze ſchleuderte, durch ſein Abſprechen gegen Geſchwornengerichte, ſo wie durch andere Schwächen, hinlänglich das Maaß ſeiner Freiſinnigkeit gegeben. Dieſer Mann trat nun gegen die Emancipation der Iſraeliten auf. *) Schon am Worte wußte er viel zu mäkeln und zu buchſtäbeln, an der Sache noch mehr. Daß er die orthodoxen Juden mit dem Fanatismus der Aufklärung anfeindete, welchen er auch gegen die Katholiken an den Tag gelegt hatte, konnte nicht befremden; auffallender könnte erſcheinen daß er auch die „denkgläubigen“ Juden mit den Waffen angriff, welche die Strenggläubigen ſeiner Kirche gegen ſeine Anhänger brauchten, wenn man nicht wüßte daß er, damals wenigſtens, nur eine rechtgläubige Denkgläubigkeit anerkannte, ohne welche kein Heil zu finden **). Er meinte: ehe und bevor der letzte Jude das letzte Vorurtheil abgelegt, könne kaum von möglicher, von wirklicher Gleichſtellung aber nur dann die Rede ſein, wenn ſie ſich durch die Taufe naturaliſirt hätten. Wenn Herr Dr. Paulus die Taufe zu einer Cocarde, das Chriſtenthum zu einer irdiſchen Angelegenheit erniedrigte, ſo war ihm freilich nicht übel zu nehmen, daß ihm auch das Judenthum nicht als eine Religion, ſondern als ein anderer Nationalverband, und Religionswechſel ohne die entſprechende Ueberzeugung, was wir, bei der Redlichkeit und Treue welche Deutſchland charakteriſirt, für ſehr undeutſch halten, als ein Anſchließen an die deutſche Nation erſchien. Daß er aber mit Volksaufſtänden drohte, wenn Gerechtigkeit gegen die Minderzahl geübt würde, das war eine ſo ſchwere, ſchon damals durch das Beiſpiel Heſſens und anderer deutſchen Volksſtämme hinlänglich widerlegte Beſchuldigung, nicht der jüdiſchen, ſondern der chriſtlichen Bewohner unſeres Vaterlandes, daß man den Greis bedauern mußte, der, am Abend ſeines Lebens, zu ſolchen Waffen ſeine Zuflucht nahm. In Baden blieb die Schrift indeß nicht ohne bedeutenden Eindruck, theils wegen des Namens ihres Verfaſſers, theils weil mancher liberale Deputirte, der ſich im Kampfe gegen die Regierung auf ſeine Wähler ſtützen zu müſſen glaubte, dieſen zu mißfallen fürchtete, wenn er ſich auch in dieſer Hinſicht freiſinnig ausſpräche,*) endlich weil bei der noch nicht zur völligen Klarheit gekommenen öffentlichen Meinung, mancher ſonſt hoch ſtehende Mann in ähnlicher Anſicht befangen war. Zum zweiten Male trat Rieſſer, deſſen Schrift die des Herrn Dr. Paulus veranlaßt hatte, als geharniſchter Kämpfer für die gute Sache auf. Seine in wenig Tagen vollendete Widerlegung **) führt das Motto:

---

*) Die jüdiſche Nationalabſonderung nach Urſprung, Folgen, und Beſſerungsmitteln ꝛc. von Dr. H. E. G. Paulus (Heidelberg, Winter).

**) Seitdem hat er rühmlichere Kämpfe mit anerkennenswerthem Freimuthe geführt, und ſoll ſich jetzt auch in der vorliegenden Angelegenheit zu gemäßigteren und ſeiner würdigeren Anſichten bekennen.

---

*) Ein ſehr ausgezeichneter, jetzt verſtorbener Abgeordneter ließ, in einem Briefe an den Verfaſſer dieſer Skizze, einen Beweggrund dieſer Art nicht undeutlich durchſchimmern.

**) Vertheidigung der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden gegen die Einwürfe des Herrn Dr. Paulus, von Dr. Gabriel Rieſſer. (Altona, Hammerich.)

Einen Vater in den Höhen, eine Mutter haben wir.
Gott, ihn aller Weſen Vater; Deutſchland unſre Mutter hier.

Leider verhindert uns der, dieſer Skizze angewieſene beſchränkte Raum aus dem trefflichen Buche größere Auszüge mitzutheilen. Eine Stelle mag von dem Geiſte des Ganzen zeugen: „Wie? der Uebertritt zum Chriſtenthum ſoll nicht die Anerkennung ſeiner Lehre, ſeiner Heiligkeit, ſeines göttlichen Urſprungs, ſondern den Wunſch bedeuten den anderen Bürgern an Rechten gleich zu ſein? Solche Windungen und Wendungen glaube ich mit Recht ſchon früher mit dem Namen „Jeſuitismus der Aufklärung" bezeichnet zu haben. Nur eine tiefe Verachtung der Religion kann ſie zum Zeichen für etwas außer ihr liegendes, für etwas Anderes als ſie ſelbſt iſt, herabwürdigen wollen. Nur ein hoher Grad von Geringſchätzung gegen den Staat kann als Gewähr dafür daß man ihm angehöre, nicht die Erfüllung der Pflichten, nicht den Gehorſam gegen die Geſetze, die der Bürger ihm ſchuldig iſt, ſondern einen Act verlangen der einer ganz anderen Sphäre angehört. Die Religion hat ihren Glauben, der Staat hat ſeine Geſetze; das Bekenntniß des Glaubens führt zur Religion; der Gehorſam gegen die Geſetze macht zum Bürger des Staates; die Verwirrung Beider aber, führt zur Verkennung Beider, zum Leichtſinn, zur Lüge."

Blieb auch Alles ohne Eindruck auf Herrn Dr. Paulus, der ſich in ein vornehmes Schweigen hüllte, bis einige Jahre ſpäter Menzel den Handſchuh aufnahm, wo er den Kampfplatz von Neuem betrat, und mit neuen Wunden verließ; ſprachen ſich auch auf dem nächſten badiſchen Landtage nur zwei Abgeordnete, die Herren Speierer und Grimm, im Sinne der gleichen Gerechtigkeit für Alle aus, ſo wirkte dieſe Schrift doch auf die öffentliche Meinung, am meiſten freilich wieder auf diejenigen ſelbſt zurück, für welche ſie auftrat. Sie verwies dieſelben auf den wahren Standpunkt der Zeit, welcher herzliches Anſchließen an Volk und Sitte, an alles Edle und Humane, zugleich mit geſetzlicher Freiheit in allen den Dingen verlangt, die der Menſch nur mit ſeinem Gewiſſen und ſeinem höchſten Richter abzuthun hat. Vor Allem fühlte man ſich verpflichtet, dem edlen Manne zu beweiſen, daß die Gefühle und Geſinnungen, die er ausgeſprochen, im Herzen ſeiner Glaubensgenoſſen lebten und von ihnen völlig anerkannt würden. Bei einem Feſteſſen in einer wohlthätigen Anſtalt zu Frankfurt a. M. wurde der Vorſchlag, Rieſſern einen Ehrenpokal zu votiren, und denſelben mit einem ausführlichen Sendſchreiben zu begleiten, in welchem er als der würdigſte Repräſentant der deutſchen Iſraeliten oder vielmehr der iſraelitiſchen Deutſchen des 19. Jahrhunderts begrüßt würde, mit einem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus aufgenommen. Zu dem Ehrengeſchenke ſollten, ſo beſchloß man, nur kleine Beiträge angenommen werden, damit es ſich als Gabe und Anerkennung Aller darſtelle. Profeſſor Oppenheim wurde mit der Zeichnung der Sinnbilder, und der Verfaſſer dieſer Skizze mit dem Entwurfe des Sendſchreibens beauftragt. In ſehr kurzer Zeit war die nothwendige Summe unterzeichnet und das Sendſchreiben *) mit Unterſchriften bedeckt. Der Pokal, von dem erwähnten Künſtler mit ſinnreichen Emblemen geſchmückt, und von Herrn Heſſenberg kunſtreich gefertigt, erſchien nicht unwürdig des Mannes der ihn erhielt, und der Liebe, die ihn bot.

Im Sinne dieſer Einwirkung auf ſeine Glaubensgenoſſen, gab Rieſſer einer Zeitſchrift, welche er im Jahre 1832 begann, den Titel: der Jude, periodiſche Blätter für Religions- und Gewiſſensfreiheit. Die Dandies unter den jüdiſchen Glaubensgenoſſen erſchraken nicht wenig ob dieſes Titels. Daß ihre Aufgabe ſei, dieſen Namen, welcher, durch die Schuld des Pöbels beider Religionsparteien, zum Schimpfworte geworden, bei beſſerer Geſinnung von beiden Seiten wieder zu Ehren zu bringen,

---

*) Sendſchreiben an Herrn Dr. Gabriel Rieſſer. Frankfurt bei Heller und Rohm 1838.

ſtatt ſich deſſen kindiſch zu ſchämen, war die dabei bezweckte, nicht verlorene Belehrung.

Um dieſe Zeit waren die bekannten Börne'ſchen „Briefe aus Paris" erſchienen, und hatten eine große Aufregung in der Literatur hervorgebracht. Daß getäuſchte Liebe ihre Wahrheit und Innigkeit durch maaßloſen Zorn ſelbſt beweiſe; daß der Spott des Freundes der Freiheit und ſeines Volkes, der an Beiden verzweifelt, nicht Hohn ſei, ſondern Schmerz; daß man bitter lachen kann, obgleich, ja weil man ein tiefes Gefühl in ſeiner Bruſt verbirgt; daß ein Mann in ſolcher Stimmung, ſelbſt das Aergerniß das er gibt, als einen wohlthätigen, dumpfer Gleichgültigkeit entreißenden, Stachel betrachten mag — das bedachten beim erſten Erſcheinen dieſer Briefe Wenige, und ſo galt der Verfaſſer bei Vielen für einen Böſewicht und Erzfeind ſeines Volks. Auch iſt allerdings wahr, daß er unter den Masken, welche ſeine grollende Freiheitsliebe vorgenommen, mitunter recht häßliche gewählt und es in dieſen Briefen an Bildern, Ausdrücken und Gedanken nicht fehlt, die durchaus nicht zu rechtfertigen ſind, wie denn witzige und humoriſtiſche Schriftſteller leichter als Männer der ruhigen Ueberlegung auf Irrwege gerathen. Das war ein rechtes Gaudium für die Meute, welche ſo gern über einen ausgezeichneten Mann herfällt und ruft: „ſteinigt ihn." Daß dabei Ueberfluß an ſolchen war, welche dem, als Juden gebornen, Schriftſteller auch das andere Wort nachſchrieen, welches Jeſus ſelbſt nicht erſpart worden war: „was kann denn von da her Gutes kommen?" verſteht ſich von ſelbſt. So fühlte ſich auch in Hamburg ein armer Schelm aus dem literariſchen Troß verſucht, ſein Müthchen an Börne und den Juden zugleich zu kühlen. Nachdem er Börne und zwar um keine Zeit zu verlieren, ſchon auf dem Titelblatte ſeiner Schrift *) mit Schimpfworten belegt

---

*) „Gegen Ludwig Börne, den Wahrheit- Ehr- und Pflichtvergeſſenen Verfaſſer der Briefe aus Paris."

hatte, worunter „ehrvergeſſen“ noch zu den nobelſten gehörte, gelang es ihm ſeine Phantaſie genug hinaufzuſchrauben, um gegen die Juden in corpore noch höhere Potenzen ſolcher Ehrennamen und Anklagen aufzubringen. Ob der Geſell es verdiente daß Rieſſer, indem er die Geißel gegen ihn ſchwang *) dieſen Namen mit dem ſeinigen in Verbindung brachte, iſt eine Frage, die wir nicht bejahen möchten. Aber der Manneszorn der ihn durchglüht, ſpricht ſich ſo kräftig und edel aus, daß die Freunde der Literatur dem Verfaſſer jener Brochure für den Dienſt, den er ihnen leiſtete, in der That Dank ſchuldig ſind. Börne zwar beurtheilt auch er, die allgemeine Aufregung theilend, in dieſer Schrift mit größerer Härte, als er ſpäter ſelbſt billigte **) aber es iſt eben das warme Herz für Deutſchland, deſſen Ehre und Ruhm, welches hier, wenn auch in Folge eines theilweiſen Mißverſtändniſſes, überwallt. Wie er Anderer Gefühle faßt, und wie er ſelbſt empfindet, das werden die Leſer am beſten aus dem Schlußworte der Schrift beurtheilen können. Er zeigt zuerſt welche unwürdige Klatſcherei es wäre, Börne und Heine, die weder Juden ſeien, noch ſein wollten, ihrer Geburt wegen als ſolche zu bezeichnen. Er meint aber: wären ſie Juden, und ſollte die Bitterkeit, deren Heine und die Schroffheit, deren Börne nicht immer Meiſter wäre, aus dieſem Umſtande entſchuldigt werden, ſo dürfte auch das nicht ſchwer werden. „Setzt die trefflichſten Naturen in eine Umgebung voll Liebloſigkeit und Mißgunſt, wie ſie der Jude ſo oft bei ſeinem Eintritt in die Welt findet; laßt ſie fühlen, wie man ihre Vorzüge beneidet, und ihre Fehler belauert, um Vorwände des Haſſes zu finden; laßt ſie gequält werden von jener Gemeinheit des Gewohnheitshaſſes, deſſen Pfeile nicht tödten, deſſen Waffen keine ſcharfe Wunden ſchlagen, wo das ſtrömende Blut den Schmerz erleichtert, die aber täglich

---

*) Börne und die Juden.
**) Jüdiſche Briefe I.

an dem wunden Herzen nagt mit den ſtumpfen Zähnen, wie der Geier des Prometheus; ihre Seele wird lange und langſam bluten an dieſen Schmerzen, und iſt das Gefühl bei ihnen überwiegend, ſo wird ſie nie zu bluten aufhören. Iſt aber der Verſtand mächtiger, und finden ſie ſich allein in einer Welt voll Haß mit dem herrſchenden Verſtande und dem leidenden Herzen, ſo wird ihre Stärke ſie aufrecht halten; aber ſie werden ſich dann ſtarr und ſtolz in das Bewußtſein ihrer Kraft hüllen, und werden kalt und bitter und lieblos werden, wie die Welt die ſie verachten. Der gütige Vater der Menſchen und der Liebe möge ſolche Seelen mit einer wärmenden Umhüllung liebender Herzen umgeben, welche die rauhe Luft des Haſſes von ihnen abhalten! Sonſt werden ſie, auf die eine oder andere Weiſe, der Nothwendigkeit ihren Tribut zollen müſſen!"

Gleichzeitig ungefähr ſchrieb er auch eine kritiſche Beleuchtung der ſtändiſchen Verhandlungen über die Juden in den Jahren 1831 und 1832. Der damaligen badiſchen Kammer ruft er das berühmte Wort des Abbé Sieyès zu: „Ihr wollt frei ſein, und wißt nicht gerecht zu ſein!" Zu unſerer Freude hat das Jahr 1846 dieſen Vorwurf beſeitigt, und auch in dieſem ſchönen Lande haben ſich, wenn auch zum Theil ſpäter als in den anderen Gauen des conſtitutionellen Deutſchlands, die Männer des Volks endlich zugleich als gerecht und freiheitsliebend bewährt. Die obere Kammer, den edlen Fürſten von Fürſtenberg an der Spitze, hatte ihnen in dieſer Angelegenheit ſchon lange vorher ein ſchönes Beiſpiel gegeben, und die Großherzoglich badiſche Regierung, die ſich in dieſer Sache ſchon in den Jahren 1831 und 33 freiſinnig und würdig ausgeſprochen, wird hoffentlich nicht anſtehen, dieſelbe nunmehr im geſetzlich ausgeſprochenen Sinne beider Kammern, der ſchon früher der ihrige zu ſein ſchien, zur Erledigung zu bringen. Aus voller Bruſt läßt Rieſſer den trefflichen Männern, welche in Heſſen und Baiern, für gleiche Rechte aller Bürger geſtritten, die ihnen gebührende Anerkennung widerfahren. In der, die ſtändiſchen Verhandlungen in Hannover betreffenden, Schrift ſehen wir mit Schmerz daß gerade Stüve es iſt, dem erſt bewieſen werden muß, daß geſetzliche Freiheit ein Recht, keine Vergünſtigung iſt, und Anſchuldigungen gegen eine ſchwache Minderheit nie auf Hörenſagen und ohne überzeugende Belege vorgebracht werden ſollen.

Für den badiſchen Landtag von 1833 arbeitete Rieſſer eine treffliche Denkſchrift aus, welche viel dazu mitgewirkt haben mag, daß ſtatt wie früher zwei, nun fünfzehn Abgeordnete, worunter Männer wie Mittermaier, Duttlinger und Welker, ſich für gleiche Gerechtigkeit gegen Alle erklärten, die aber doch weder Herrn von Rotteck, noch die damalige Majorität umſtimmte. Auch dort fanden es ſeine Glaubensgenoſſen angemeſſen, ihm ihre Dankbarkeit gleichſam ſymboliſch auszudrücken. Sie überreichten ihm nämlich ein treffliches Genrebild von Profeſſor Oppenheim, die Rückkehr eines, mit Wunden und Ehrenzeichen geſchmückten, jüdiſchen Freiwilligen zu ſeinen altgläubigen Eltern vorſtellend. Der Gegenſatz der alten und neuen Zeit, der ſich in Liebe auflöſt und vereinigt, ſtellt ſich in dieſem Bilde auf anmuthige Weiſe dar.

Bald eröffnete ſich ein neuer, eigenthümlicher Kampf in Preußen. Die Reaction, welche ſeit dem Rücktritte des Staatskanzlers von Hardenberg dort ihr Haupt erhoben hatte, ergriff auch das Gebiet der Glaubensfreiheit, und traf namentlich die Juden. Wie in Baden die Aufklärung, ſo mußte hier die Religion Grund oder Vorwand der Maßregeln werden, welche man gegen ſie ergriff oder womit man ſie bedrohte. Sollte man es glauben, daß in dieſem Staate der Intelligenz ſchon im Jahre 1823 (16. Decemb.) den Juden die Abhaltung deutſcher Reden und Andachtsübungen förmlich verboten und „die Herren Aelteſten dafür verantwortlich gemacht wurden, daß dieſe Andachtsübungen nicht weiter Statt finden, ſo wie daß der Gottesdienſt der Juden nur in der großen Synagoge und nur nach dem hergebrachten Ritus, ohne die geringſte Neuerung in der Sprache, Ceremonien, Gebeten und Geſängen ganz nach dem alten Herkommen gehalten werde.“ Daß in Deutſchland deutſch zu reden verboten, und den Rabbinern gleichſam zur Pflicht gemacht wurde, ſich in ihren Vorträgen einer Sprache zu bedienen, die keinen Namen hat, müßte ganz unglaublich ſcheinen *), ſände es ſeine Erklärung nicht in dem Beſtreben, den religiöſen Zuſtand der Juden ſo ganz unverträglich mit ihrem Bildungsſtande zu machen, daß ſie in Jenem unmöglich verbleiben könnten, und ſich der chriſtlichen Kirche nothwendig anſchließen müßten. In dieſem Sinne wurde denn auch im Februar 1834 durch die Leipziger Zeitung ein Entwurf zu einer preußiſchen Judengeſetzgebung in die Welt geſendet, der im ſchneidenden Widerſpruche mit dem, factiſch freilich geſchmälerten und verkümmerten, aber doch von freiſinnigen Grundſätzen ausgehenden, Edikt von 1812 ſtand. Man wollte ſie nämlich zwar Alle zu Paria's, aber doch Klaſſen in und unter dieſen Paria's machen. Die Vornehmeren ſollten zwar nicht Staatsbürger ſein, aber doch heißen, während den Anderen auch der Name fehlen ſollte. Dieſen war eine ſo tiefe Stellung zugedacht, daß die Dämmerungsfalter der erſten Klaſſe gegen ſie noch als Kinder der Sonne erſchienen. Allerlei diplomatiſche Circumflexe, mit welchen der Entwurf umgeben

---

*) Unter dem jetzigen Könige, Friedrich Wilhelm IV. hat dieſer Geiſtesdruck aufgehört und der zeitgemäße Ausdruck religiöſer Empfindungen, wie ihn neuere Rabbiner von der einen, die Reformgenoſſenſchaft zu Berlin von der andern Seite auffaßt, findet, von Seiten des Staates, eher Aufmunterung als Hemmung. Wenn nun dies mit aufrichtigem Danke anzuerkennen iſt, ſo muß aber leider hinzugefügt werden, daß der, eben jetzt dem vereinigten Landtage vorgelegte Geſetzesentwurf über die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden, eine wenn auch ziemlich mild behandelte, doch eine Kaſte ausmachende „Judenſchaft“ conſtituirt, was das Verſchmelzen der jüdiſchen Bevölkerung mit dem großen Ganzen recht eigentlich zerſtören und für alle Zeiten unmöglich machen würde. Wie dies aber in offenem Widerſpruche mit dem Edikte von 1812 ſteht, ſo kann es auch nicht das Ziel einer erleuchteten Regierung und mit dem 16. Artikel der Bundesacte nicht zu vereinigen ſein.

war, deuteten auf einen halb officiellen Charakter, und nicht ohne ſchmerzliches Erſtaunen hörte man, daß Streckfuß dabei Gevatter geſtanden habe. Es hat derſelbe ſpäter, wenn auch nicht ohne große Empfindlichkeit gegen die Gegner jenes von ihm in einer beſonderen Schrift vertheidigten Entwurfs, doch mit voller Offenheit und Unumwundenheit öffentlich ausgeſprochen, daß er zu beſſerer Ueberzeugung gekommen ſei, und ſelbſt einſehe, daß nur „vollſtändige Gleichſtellung aller Staatsangehörigen, nicht Ausnahmsgeſetze zum Ziele führen können.“ So gebietet es die Pietät gegen den achtbaren, nunmehr verſtorbenen Mann über dieſen Gegenſtand hinwegzugehen. Nur eine Stelle aus Rieſſer's Gegenſchrift möge hier angeführt werden, weil ſie in der Charakteriſtik des Mannes des Volks nicht fehlen darf. Herr Streckfuß hatte ſich nämlich damals mit großer Bitterkeit gegen die „Tagesſchriftſteller“ ausgeſprochen, welche jenen Entwurf in öffentlichen Blättern beſprochen, und deſſen Zuſammenhang mit allen reactionären Ideen nachgewieſen hatten. Er hatte ſolche „Tagesſchriftſteller,“ wie er ſie wiederholt mit etwas erzwungener Verachtung nannte und charakteriſirte, nicht niedrig genug zu ſtellen gewußt. Darauf antwortet Rieſſer: „Ja, die Schriftſteller des Tages, das ſind wir; das wünſchen und ſtreben wir zu ſein in jedem Sinne des Wortes. Der Tag iſt das Licht, und nach dem Lichte ringen, für das Licht ſtreiten wir; der Tag iſt die Zeit und die Gegenwart und in ihr leben, für ſie fühlen wir. Wir tragen die Farben des Jahrhunderts; es ſind die Farben der Freiheit. Wir kämpfen die Kämpfe des Jahrhunderts, es ſind die Kämpfe der Freiheit. Wir ſind unterthan dem Geiſte und dem Gedanken des Jahrhunderts, es iſt der Geiſt und der Gedanke der Freiheit; es ſind die Sympathieen, die Hoffnungen und die Schmerzen der Freiheit. Die Freiheit und das Recht werden ſiegen, das wiſſen wir wohl; aber ſie ſollen jetzt ſiegen; ihre Gegner ſollen jetzt in der Schmach der Lüge vergehen vor der Sonne der Wahrheit; wir und die wir lieben und Alle welche die Freiheit lieben, ſollen ſie erleben und genießen; ein Augenblick des Sieges früher iſt tauſend beſſere Leben als die unſeren werth. . . Möge man dann die Schriftſteller des Leidenstages nur immerhin vergeſſen, wenn der Tag der Freiheit und Freude angebrochen. Wir machen keinen Anſpruch auf Unſterblichkeit und wollen das Gedächtniß unſerer Kämpfe gern im Schooße der Vergeſſenheit ruhen laſſen, mit der Schmach der Unterdrückung, gegen welche ſie gerichtet war."

In Kurheſſen ſchien damals dieſer Tag der Gerechtigkeit und der Freiheit anzubrechen. Der Gedanke, dem der edle Rieſſer lebt, war dort geſetzlich verwirklicht worden. Sein Herz zog ihn dahin. Im Jahre 1836 verließ er ſeine Vaterſtadt *), um ſich nach Bockenheim, bei Frankfurt am Main, zu begeben. Hier lebte er in ländlicher und philoſophiſcher Muße, im Kreiſe ſeiner Familie, die ſeiner würdig iſt, und im Umgange mit ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern. Eine Schrift die er über die heſſiſchen Kapitalſchuldner verfertigte, und welche in den juriſtiſchen Kreiſen Senſation erregte, zog auch die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ihn, die ihm einige Rechtsangelegenheiten zur Beſorgung übertrug. Als Rieſſer ſich aber ſpäterhin Heſſen ganz anſchließen, und deſſen Bürger werden wollte, wurde dieſes Geſuch zwar von allen Behörden freudig aufgenommen, und kräftig unterſtützt — höchſten Orts aber abgeſchlagen!

Es war damals an der Tagesordnung das Andenken großer Männer durch die Augen den Herzen näher zu bringen, und durch Denkmale in Erz und Stein die Nationaltheilnahme zu bewähren, die ihnen, ſo lange ſie in Fleiſch und Blut unter uns wandeln, nur zu oft ver-

---

*) In Hamburg gaben ihm ſeine Glaubensgenoſſen bei dieſer Gelegenheit ein ſchönes Feſt, und überreichten ihm eine Ehrenmedaille mit ſinnigen Inſchriften.

ſagt bleibt. Auch an Leſſing hatte die Nachwelt gut zu machen, was die Mitwelt verſäumt hatte. Wahrheit, Freiheit, Schönheit, dieſe heilige Drei, der alle Beſtrebungen großer und tüchtiger Männer gelten, feierte vielleicht in keinem Geiſte eine ſo tiefe und innige Vereinigung wie in ſeinem. Kein deutſcher Schriftſteller hat ihn an Scharfſinn übertroffen, keiner dieſe beneidenswerthe aber zerſetzende Gabe mehr als er dem Dienſte der Wahrheit geweiht. Mit ſcharf treffendem Witze begabt, geißelt er nie die Schwäche, immer den Uebermuth. Von eminenter, in's Kleinſte gehender Gelehrſamkeit, dient bei ihm der Buchſtabe ſtets dem Geiſte, das Wiſſen dem Wollen, das Streben der Wahrheit. Deutſchland's größter Kritiker, weil Feind jeder Unnatur, nächſt Winkelmann ſein ausgezeichneteſter Kunſtrichter, liebenswürdiger und trefflicher Dichter, weil er das Schöne im Wahren ſucht und findet, iſt er im edelſten Sinne des Wortes ein Freund der Freiheit. Jede Unterdrückung findet in ihm einen begeiſterten und geharniſchten Gegner, und ſelbſt die Orthodoxie, die er bekämpſt und die ihn verfolgt, hat der aufgeklärten Intoleranz gegenüber, keinen wärmeren Vertheidiger als ihn. Seine Freundſchaft mit Mendelsſohn zeigt die beiden ausgezeichneten Männer von ihrer ſchönſten und liebenswürdigſten Seite. Auf der Höhe des Gedankens ergänzen ſich Leſſings ſcharfer und freier Blick, Mendelsſohns klare und beſonnene Auffaſſung; wie in den Tiefen der Empfindung Leſſings edle Wärme, und Mendelsſohns weiſe Ruhe ſich auf die wohlthuendſte Weiſe begegnen. In Leſſing's Nathan vermählt ſich, wie in Leſſing's Herzen, an der Hand der Freundſchaft hohe Kunſt auf's ſchönſte mit hoher Weisheit. Er, der gegen jeden Glaubensdruck kämpfte, war durch ſein innerſtes Weſen getrieben ſich derer am wärmſten anzunehmen, die unter dem härteſten Drucke litten, und ſo bekämpſt er den Judenhaß durch Wort und Beiſpiel. Rieſſer hielt es für Pflicht ſeine Glaubensgenoſſen zu Beiträgen für dieſes großen deutſchen Mannes Denkmal beſonders aufzufordern. Er that dies in einer Schrift*) welche zu den ausgezeichneteſten gehört die aus ſeiner Feder gefloſſen. Es iſt von beſonderem Intereſſe für den gegenwärtigen Augenblick, wie er die vornehmen Aeſthetiker zurechtweiſt, welche die Poeſie, nach Goethe's Vorgang, „ein für alle Mal vor der läſtigen Mahnung an die höchſten Intereſſen der Menſchheit ſchirmen, welche, wie man den Pöbel von den zierlichen Pforten, von dem geglätteten Boden eines Palaſtes abhält, ſo die Angelegenheiten und Forderungen des Volkes, der Geſellſchaft—von der Schwelle des Muſentempels zurückweiſen wollen.“ Er zeigt wie die großen Ideen der Freiheit und des Rechts ein großes Dichterherz, einen hohen Dichtergeiſt eben zu den herrlichſten Geſtaltungen begeiſtern, und wie gefährlich für menſchliche und volksthümliche Intereſſen „jene Ariſtokratie der Aeſthetik, jene theilnahmloſe Schönheitsliebe“ iſt, welche den Dichter, den Prieſter des Schönen, dem Kampfe für Licht und Recht entrücken, und der ſchönen Form die ſchönere Seele gleichſam rauben will! Rieſſer's begeiſterte Worte verfehlten des gewohnten Eindrucks auf ſeine Glaubensgenoſſen nicht, von welchen zahlreiche Beiträge einliefen.

Im Jahre 1836 hatte ſich der widrige literariſche Kampf entſponnen, in welchem Menzel's Name auf ſo traurige Weiſe mit Polizeimaßregeln gegen talentvolle Schriftſteller in Verbindung kam. Es bildete dieſer Streit eine verhängnißvolle und betrübende Epoche in der Geſchichte ſeines literariſchen Rufes. Er hatte bis dahin, wenn auch in der Hitze der Polemik nicht immer würdig, doch immer mit eigenthümlicher Wärme und ſeltenem Talent, für Recht und Wahrheit gekämpft. Den nationalen Standpunkt feſthaltend, warm auch für das dogmatiſche Chriſtenthum fühlend, hatte er, wie wahre Freunde ihres Volkes und ihrer Religion pflegen, den allgemeinen Intereſſen der Menſchheit die lebhafteſte Theilnahme zugewandt, und ſich ſo fern von moraliſcher und politiſcher

---

*) Einige Worte über Leſſing's Denkmal. An die Iſraeliten Deutſchland's gerichtet. Frankfurt 1838. (Stockmar und Wagner.)

Verketzerungsſucht gehalten, daß er Wieland und Thümmel „gegen die Pruderie,“ Börne und Heine „gegen das literariſche „Hep-Hep-Geſindel“ mit Derbheit in Schutz nahm. Er war es auch, der Rieſſer, faſt zuerſt von allen bedeutenden Schriftſtellern Deutſchland's, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ; er trat für das Recht, auch in Beziehung auf die Juden, warm und rückſichtslos in die Schranken, und wies die judenfeindlichen Angriffe des „großen Kämpfers für Licht und Wahrheit in Heidelberg“ mit überzeugenden Gründen und vernichtendem Spotte zurück. Als aber die Männer, welche ſich als das „junge Deutſchland“ ankündigten, in der Literatur Name und Einfluß gewannen, da trat ihm die Galle faſt ſinnverwirrend in das Blut. Nicht zufrieden, wie es ihm wohl zukam, die Theorien ernſtlich zu bekämpfen welchen Einige derſelben zu huldigen ſchienen, trat er gegen ihre Geſinnung, ihre Perſon, ihre Ehre, mit maaßloſer Hitze, mit Anklagen auf, die nahe an Verdächtigungen ſtreiften und die traurigſten Maaßregeln hervorrufen halfen. Als es, bei dieſer Gelegenheit, ich weiß nicht welchem Thoren oder Verläumder einfiel, die Schriftſteller des jungen Deutſchland ſammt und ſonders, aus eigner Machtvollkommenheit, zu beſchneiden und Männer welche Alle von ächt germaniſchem Stamme, und von denen Einige nicht ohne altdeutſche Vorurtheile waren, in Maſſe für Juden zu erklären um den Pöbel deſto wirkſamer auf ſie zu hetzen, konnte er es über ſich gewinnen, im Widerſpruche mit ſeinen bisherigen Anſichten und Kämpfen, auf dieſe alberne und nichtswürdige Lüge einzugehen, und ſie in ſeinem Literaturblatte recht eigentlich zu hegen. Dieſes bekämpfte nun im Jahre 1836 was es 1831 und 32 vertreten hatte. Vergebens hatte ſowohl der Verfaſſer dieſer Skizze, als Berthold Auerbach*) der ſich ſeitdem als ausgezeichneten Nationalſchriftſteller bewährte, Gegenſchriften veröffentlicht, worin ſie ihn, mit höchſter Schonung, auf ſein Unrecht aufmerkſam machten, während ſie zugleich den großen Verdienſten, welche er ſich früher um die gute Sache ihrer Glaubensgenoſſen erworben hatte, volle Anerkennung zollten. Statt aller Antwort fuhr er fort, in der Nachtzeit das Geſpinnſte aufzutrennen, das er ſelbſt zur Tageszeit gewoben hatte. Er ſprach zwar fortwährend, als Abgeordneter wie als Schriftſteller, für die Rechte der Juden, aber deſto willkommener war ihm jeder Vorwand, ihre Ehre anzugreifen. An ihn hatten ſich Guſtav Pfizer und manche zum Theil ungenannte oder namenloſe Schriftſteller angeſchloſſen, welche er dann in ſeinem Literaturblatte patroniſirte. Rieſſer ſchwieg lange. Ihn beengte, eben wie Berthold Auerbach und mich, das Gefühl, gegen den Mann öffentlich auftreten zu müſſen, welchem die gute Sache der Glaubensfreiheit viele und weſentliche Dienſte verdankt. Erſt im Jahre 1840 entſchloß er ſich dieſes Schweigen zu brechen. Seine „jüdiſchen Briefe“ (Berlin bei Veit) ſind ein Muſter würdiger und kräftiger Polemik, welche edlen Manneszorn und milde Geſinnung in ſchöne Verbindung zu bringen weiß.

---

*) Das junge Deutſchland und die Juden, von Dr. Jacob Weil. 1836. (Frankfurt, Jäger'ſche Buchhandlung.) — Das Judenthum und die neueſte Literatur, von Dr. Berthold Auerbach. (Heidelberg 1836.)

Kurz nach Vollendung des erſten Theils dieſer Schrift verließ der treffliche Mann Süddeutſchland und kehrte nach Hamburg zurück. Hier fungirt er, vom dortigen Senate dazu ernannt, als öffentlicher Notar. Sonderbares Schickſal der Juden in Deutſchland! Der Mann, der jede Hochſchule zieren, deſſen edle Seele, deſſen hinreißendes Wort, deſſen gründliches Wiſſen ſtrebende Jünglinge heben, belehren, begeiſtern würde; der Mann, der als Richter Recht ſpräche im hohen Sinne des Wortes — der Mann wurde endlich in ſeiner Vaterſtadt ex mera gratia zum Notar ernannt! Doch beklagen wir uns nicht. Es iſt immer ein Fortſchritt. Mendelsſohn mußte als Handlungsdiener leben und ſterben!

Die begeiſterte Theilnahme ſeiner Glaubensgenoſſen, die ihn auf jedem ſeiner Schritte begleitet, und in Fürth, in Carlsruhe, in Heſſen-Kaſſel, Stuttgart und Berlin wie in

Hamburg und Frankfurt, mit Freude jede Gelegenheit ergriff, ihm ihre Huldigung und ihre Liebe auszuſprechen, gab ſich bei dieſer Veranlaſſung auf rührende Weiſe kund. Ein ſchönes Angebinde, von edlen Frauen überreicht, ein Feſtmahl, dem verehrten Manne gebracht, wozu von ſeinen Glaubensgenoſſen faſt alle Männer von Anſehen und Talent und, was weit mehr ſagen will, von richtigem Sinn und Gefühl, zum Theil von 20 bis 30 Stunden in der Umgegend, herbeigeeilt waren, gaben ein ſchwaches Bild der Empfindungen, welche die Herzen für ihn beſeelten.

In Hamburg erſchien der zweite Theil ſeiner jüdiſchen Briefe. Es gelang denſelben, zwar nicht, den lebenden Menzel, wohl aber die todte Rahel zum Sprechen zu bringen. Dieſe geiſtreiche und gefühlvolle Frau, welche, wie die meiſten denkenden Menſchen, ſich nicht immer in die ſpaniſchen Stiefel der Convenienzſprache einſchnüren mochte, war von den neuen Zionswächtern, in dem ärgerlichen Streite über das junge Deutſchland, gleichſam als deſſen Großmutter dargeſtellt und mit demſelben gleicher Verdammniß geweiht worden. Man fand hierdurch die erwünſchte Gelegenheit, in dem Donquirotienkampfe gegen die Juden, wo keine waren, nächſt Heine auch eine Frau zur Stelle zu ſchaffen. Daß Beide ihr Lebelang der chriſtlichen Religion und Geſellſchaft angehört, kam nicht in Betracht; ihre Geburt ſollte, nach ächt ariſtokratiſcher Anſicht, allein entſcheiden. Rieſſer ſah darin, in Bezug auf Rahel, eine Art Vergeltung der Nemeſis, daß ſie, deren Herz für jedes zeitgemäße Beſtreben ſo warm fühlte, in ihren Briefen, gerade der Sache der Juden ſo wenig Theilnahme bezeigt. Varnhagen von Enſe, ihr Gatte, deſſen tiefe Verehrung für die Verewigte Beiden zum Lobe gereicht, theilte hierauf ein Schreiben von ihr mit *), woraus allerdings hervorgeht, daß ſie auch in dieſer Hinſicht mitfühlend war,

---

*) Abgedruckt in Dr. Freund's Zeitſchrift: zur Judenfrage in Deutſchland. (Berlin. Veit.) 1843. 3. Lieferung.

wenn auch die dahin gehörigen Briefe in der Sammlung aus allerlei Gründen fehlen.

Ein ganz eigner Gegner der Glaubensfreiheit erhob ſich im Jahre 1843. Bruno Bauer, ein Mann ſcharfen und zerſetzenden Geiſtes, der für ſeine Anſichten eine Art Märtyrerthum beſteht, gab abermals den Beweis,*) welche traurige Wahlverwandtſchaft zwiſchen manchen Märtyrern und manchen Inquiſitoren Statt findet, und wie es einen philoſophiſchen Fanatismus gibt, der dem religiöſen an Unduldſamkeit durchaus nicht nachſteht. Seine Dialektik, die Alles auf die Spitze treibt, conſtruirte ſehr geiſtreich auch ein Judenthum und ein Chriſtenthum, wie Beide ſich wohl in manchen Schriften und Köpfen wirklich geſtalteten, aber doch nie den wahren Ausdruck ihres Inhalts fanden. Wo ſie nun über dieſe ſeine eigne Conſtruktion hinausgehn, wo das Judenthum allgemeine Nächſtenliebe verlangt und die Zeit verkündet, wo alle Völker den Einen Gott erkennen und verehren werden, wo das Chriſtenthum Liebe zur Geſammtmenſchheit fordert, und den barmherzigen Samariter als Vorbild aufſtellt, da macht er, im Namen ſeines eignen Gebildes, den Ketzerrichter gegen ſie, und verbietet ihnen mit großer Strenge vernünftig zu ſein, nachdem er beſchloſſen hat, daß ſie es nie und nimmer wären. Von dieſem Standpunkte aus erſcheinen Judenthum und Chriſtenthum, Beide zu ausſchließlich und ungerecht, Jenes, um Duldung verdienen, Dieſes, um Duldung gewähren zu können, und doch haben Beide, in Wirklichkeit, mehr Liebe gelehrt und in vielen Fällen auch geübt, als in dem ausſchließlichen Vernunftſtande, den Herr Bruno Bauer in die blaue Luft hinein baut, nach ſeinen eignen Grundſätzen herrſchen dürfte. So wenig nun die Männer der freien Forſchung, ſelbſt die, welche, wie Feuerbach, manche ſeiner Grundanſichten theilen, in dieſes politiſche Verdammungsurtheil einſtimmten *), ſo erwünſcht war es den Finſterlingen, gegen welche es doch hauptſächlich gerichtet war. Sie ſahen wohl ein daß es der Chriſtenheit, wenig ſchaden, am wenigſten ſie bürgerlich beeinträchtigen könne, und freuten ſich des unerwarteten Bundesgenoſſen gegen die Juden. Darum ließen ſich, auch unter dieſen, gewichtige Stimmen gegen ihn vernehmen, eine ausgezeichnete von Rieſſer, in Dr. Karl Weil's conſtitutionellen Jahrbüchern **). Daß die Forderung: bürgerliche und politiſche Rechte ausſchließlich an eine beſtimmte kritiſche Philoſophie zu knüpfen, durchaus nicht vernünftiger iſt, als die, welche ſie mit einem orthodoxen Kirchenglauben verbinden will, liegt am Tage. Nicht minder einleuchtend iſt, daß, was ſeit einer Reihe von Jahrhunderten beſteht, doch nicht ſo ganz eine Chimäre, nicht höherer Ideen ſo durchaus baar ſein kann, wie unſer Kritiker wähnt; ſo wie, daß der Kampf um gleiche Berechtigung der Menſchen vor dem Geſetze mit der Kritik der beſtehenden Religionsſyſteme wenig oder nichts zu ſchaffen hat. Rieſſer ſtellt dieſe einfachen aber unleugbaren Wahrheiten dem, in ſeine Speculationen verlornen, Philoſophen mit ſolcher Ueberzeugungstreue, mit ſo warmem Gefühl und klarem Sinne entgegen, daß kein Freund wahrer Freiheit zweifelhaft ſein kann, welcher von beiden Gegnern für den wirklichen Fortſchritt ſpricht und kämpft.

---

*) Die Judenfrage von Bruno Bauer. (Im Novemberhefte der deutſchen Jahrbücher von 1842, und als beſondere Broſchüre abgedruckt, Braunſchweig bei Friedrich Otto 1843.)

Aber nicht nur in der einen Richtung ſollte unſer edler Freund ſich als Mann der Freiheit und des Volks bewähren. Schon vor langen Jahren hatte er geſagt*): „Bietet mir in der einen Hand die Emancipation (der Juden), auf die alle meine Wünſche gerichtet ſind, in der anderen die Verwirklichung der ſchönen Träume von der politiſchen Einheit Deutſchlands, mit ſeiner politiſchen Freiheit verknüpft — ich wähle ohne Bedenken die letztere.“ In der neueſten Zeit ſollte es ſich bewähren, daß dieſes Wort ſeiner tiefſten Ueberzeugung, ſeiner innerſten Seele entſtrömte. Nirgends hatten ſich Stände einer, der Glaubensfreiheit geneigten Regierung gegenüber, judenfeindlicher gezeigt als in Schleswig-Holſtein. Rieſſer ſelbſt, wie ſein würdiger Freund Dr. Steinheim, der dem deutſchen Publikum als naturwiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Schriftſteller, wie als ſinniger Dichter bekannt iſt, hatten ſich in kräftigen Worten gegen dieſen widrigen Egoismus ausgeſprochen**). Jetzt aber, wo es ſich um die Frage handelt, ob dieſe deutſchen Lande, nach dem Ausſterben des berechtigten Mannesſtammes, Dänemark verbleiben, oder dem Geſammtvaterlande zurückgegeben werden ſollen, jetzt ſteht Gabriel Rieſſer feſt bei den Vorkämpfern für deutſches Recht und deutſche Ehre***). Die von dem geſinnungstüchtigen Dr. Andrée in ächt deutſchem Geiſt redigirte Bremer Zeitung berichtet hierüber in einem Correſpondenzartikel aus Hamburg vom 22. Febr.: „Die geräumigen Spalten unſerer „Börſenhalle“ ſind ſeit einiger Zeit der Schauplatz eines intereſſanten Kampfes, der für Deutſchland und Dänemark von unſerem wackeren Dr. Gabriel Rieſſer und einem Dänen gekämpſt wird. Ein Punkt aus der Polemik des Dänen iſt beſchämend lehrreich für uns Deutſche. Der Däne ſpricht nämlich mit ſpöttiſcher Bitterkeit ſeine Verwunderung darüber aus, daß Rieſſer, der doch Iſraelit, ſo begeiſtert für die Nationalwürde Deutſchland's in die Schranken tritt. Der Däne meint, ein Jude hätte doch wohl keine Veranlaſſung zu ſolchem deutſchen Patriotismus. Allerdings hätte er ſie nicht, wenn ſie nicht eben in einem aufrichtigen, uneigennützigen Patriotismus ſelber läge. Rieſſer iſt nicht der erſte und einzige Jude, der mit Begeiſterung für deutſche Rechte kämpſt, die doch ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen noch immer verweigert werden. Wann wird Deutſchland in dieſer Beziehung gegen die Juden gerecht werden."

---

*) Karl Grün hat (Darmſtadt bei Leske) eine treffende Gegenſchrift veröffentlicht.

**) Conſtitutionelle Jahrbücher. Herausgegeben von Dr. Karl Weil (Stuttgart bei Krabbe) 1843 2. u. 3., 1844 2. Band. Vorzüglich iſt auch, was Dr. Geiger (im 5. Bande ſeiner wiſſenſchaftl. Zeitſchrift für jüd. Theologie, Leipzig 1843) in mehreren fortlaufenden Artikeln, zum Theil vom theologiſchen Standpunkte aus, dagegen ſchrieb. Vom philoſophiſchen Standpunkte aus beleuchtet die Frage: Dr. Samuel Hirſch, das Judenthum, der chriſtliche Staat und die moderne Kritik. (Leipzig 1843.)

---

*) 1832. Kritiſche Beleuchtung der ſtänd. Verhandlungen über Emancipation ꝛc.

**) Rieſſer's Aufſatz wurde ſeiner Zeit von dem Kieler Correſpondenzblatte (December (1840) mitgetheilt, das von dem wackern Theodor Olshauſen redigirt wird, der an der Spitze der nationalen Fortſchrittspartei in Schleswig-Holſtein ſteht. Dr. Steinheim's Brochure: Meditationen über die Verhandlungen in den holſteiniſchen Staatskammern iſt in Altona bei Gebr. Bonn erſchienen.

***) S. Hamb. Börſenhalle No. 10761, 67, 79, 97, 811.

Wohl verdient alſo Gabriel Rieſſer eine Stelle unter den Männern des Volks.

> An's Vaterland, an's theure ſchließ' dich an,
> Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!

ſo lautet der Wahlſpruch auch dieſes deutſchen Mannes, den das Vaterland in mancher Hinſicht noch als eins ſeiner Stiefkinder betrachtet. Er thut freilich auch hierin nur ſeine Pflicht — und was kann der Beſte mehr thun? Aber eigen wäre es doch, wenn die Lehren der Bergpredigt im germaniſch-chriſtlichen Staate am meiſten von den Juden geübt würden!

Papſt Clemens XIV.

(Ganganelli)

von

W. Hieronymi.

1

Was ſagt ihr ſtolzen Prieſter vom Konklave,
Daß euch zum Trotze, ſatt des Flügellähmens,
Aufſtand ein Papſt, der nicht der Sklaven Sklave?

Seht da! im Drange großen Unternehmens
Erhob ſich nie, geſchmückt mit der Tiare,
Ein edler Haupt, als einſt das Haupt des Clemens.

„Hinweg die Lüge,“ rief er, „lehrt das Wahre!
Hinweg den Haß, daß Liebe uns verſöhne
Und endlich Chriſti Geiſt ſich offenbare.“

Er ruft's, und ob ein Murren auch ertöne,
Schon bebt der alte Bau bei ſeinem Schlage,
Und euch zertritt ſein Fuß, Loyola's Söhne!

Jetzt vor'm Altar, am grünen Donnerstage,
In Petri Dome ſoll ſein Fluch erſchallen,
Der alle Ketzer in die Hölle jage;

Die Fackeln ſoll'n erloſchen niederfallen,
Daß Dunkel rings und Graun im Tempel werde
Doch Er gebeut — und Licht durchfließt die Hallen!

Er ruft empor mit flehender Geberde
Ein Wort das dieſe Säulen nie vernahmen:
„Herr ſegne alle Völker dieſer Erde!“

Und Clio zeichnet Ganganelli's Namen
In's große Buch der Welt mit goldnen Schriften —
Euch aber frommt es nicht, ihn nachzuahmen,

Euch hat's allein gefrommt — ihn zu vergiften!

B. v. Lepel.

Papſt Clemens XIV.

(Ganganelli)

(Geboren am 31. Oktober 1705; geſtorben am 31. September 1774.)

Wie der Pilger, nachdem er unwirthbare wüſte Gegenden durchirrt, ſich freut, wenn er endlich zu einer menſchlichen Wohnung gelangt, ſo erholt ſich der Gedanke, der die wüſten und dunkeln Labyrinthe der Papſtgeſchichte durchirrt, wenn das Bild Clemens des XIV. vor ihm aufgeht. Wohl zeigen zwar auch andere Päpſte große oder gute Seiten; allein ein vollendetes Menſchenbild auf dem Stuhle Petri zeigt ſich nur in Clemens XIV. Ein Mann des Volkes unter der dreifachen Krone, ein Menſchenherz unter dem päpſtlichen Purpur! Wer für das Volk über die Männer des Volkes ſchreibt, kann ſich nur freudig bewegt fühlen, wenn er den Namen eines Papſtes eintragen kann in dieſe Blätter. Nicht anders als die andern Männer des Volkes konnte Clemens, der Papſt, für des Volkes Wohl wirken; nur kämpfend, nicht gebietend. In dem großartigen Rieſenbau der römiſchen Hierarchie, welchen die Jahrhunderte aufgebaut, iſt nicht nur das Volk unmündig und unfrei, ſondern noch mehr die Prieſterſchaft ſelbſt. Die Prieſter ſind ihren Obern unterworfen und dieſe wiederum dem Oberhaupte der Kirche. Und dieſes Oberhaupt, keineswegs iſt es frei, ſondern umgeben von Schranken, die auch dem kräftigſten Willen widerſtreben; das Oberhaupt der Kirche iſt nur der feſte Schlußſtein des hohen Gewölbes, welches ſich über dem Haupte des Volkes erhebt. Die Hierarchie in den Tagen Luther's auf dem Gipfel ihrer Macht, durch den plötzlichen Angriff des Auguſtiner-Mönchs erſchreckt und gefährlich verwundet, zog ſich auf dem tridentiniſchen Concil, welches die proteſtantiſche Ketzermaſſe ausſtieß, noch enger zuſammen als bisher, und verfiel in einen Zuſtand vollendeter Erſtarrung. Jemehr nun aber das ewig regſame und jugendliche Leben den alternden Felſen Petri umfluthet, deſto mehr iſt die Hierarchie durchdrungen von dem Gefühl, daß jede Neuerung ihr verderblich werden müſſe und daß ſie ſich nur halten könne durch unwandelbares Feſthalten an dem Alten. Clemens XIV. machte die letzten Verſuche, das alternde Papſtthum von Innen heraus durch den friſchen Lebensathem einer aufgeklärteren Zeit zu verjüngen und die dringenden Forderungen des Zeitgeiſtes zu erfüllen. Vergeblich; es zeigte ſich nun daß die Papſtmacht durch denſelben böſen Geiſt, den ſie einſt zu ihrem Schutze heraufbeſchworen, gefeſſelt war,—durch den Jeſuitenorden.

So wie die Papſtmacht ſelbſt aus dem religiöſen Glauben der Völker geboren war, ſo war der Jeſuitenorden eine Geburt des religiöſen Partheihaſſes; und dieſen ſeinen dämoniſchen Urſprung hat der Orden in ſeinem Charakter und Leben nie verleugnet. In der Fieberglut ihres Haſſes gegen die Proteſtanten hatte die römiſche Kirche dieſen Orden erzeugt und groß gezogen; denn wohl fühlte die Hierarchie, daß die Kraft des Glaubens oder vielmehr des Aberglaubens in den Völkern nachkaſſe und daß die Macht des Parteihaſſes zuſammenhalten müſſe, was der Glaube einſt aufgebaut. Zur rechten Zeit war der Jeſuitenorden dem wankenden Papſtthum zur Hilfe gekommen und hatte der umſichgreifenden Reformation gewehrt, und das dankbare Papſtthum hatte dieſen halb weltlichen und halb geiſtlichen Orden hoch über alle andere Orden der Kirche erhoben; aber der Gedanke der Weltherrſchaft, welchen das

Papſtthum ſtets getragen, war nun in dieſen Orden ſelbſt übergegangen, als er ſich groß und ſtark fühlte. Die Päpſte mußten bemerken, daß die Schlange, welche ſie an ihrem Buſen genährt, damit ihr Gift die Ketzerei vertilge, ihr drohendes Angeſicht umkehrte gegen ihren eignen Herrn, ſo oft dieſer wagte, ihr ſtrenge zu gebieten. Ein gefahrvolles Werk war es demnach, welches Clemens XIV. unternahm. Aber er mußte es unternehmen, wenn er den Völkern Ruhe und der Kirche ſelbſt die Freiheit geben wollte, ſich aus der Starrheit zu erheben, in welcher ſie nach und nach hinſterben mußte im Lichte der Weltkultur. Er wagte es durch ſein berühmtes Breve: „Dominus ac redemtor noster.“ Getroffen von dem Schlage lag die Schlange zu ſeinen Füßen, aber der giftige Zahn der Scheintodten erreichte noch den Helden; er ſtarb, und ſie lebte nach kurzem Tode wieder auf. — Erzählen wir nun von dem Manne und von der That, die ihn vor Allem unſterblich gemacht hat.

Johann Vincent Anton Ganganelli, am 31. Oct. 1705 in St. Arcangelo, einem Marktflecken bei Rimini, im Kirchenſtaat geboren, ſtammte aus einer adelichen, aber verarmten Familie. Sein Vater, ein geſchickter Wundarzt und wegen ſeiner Kunſt geachtet, hatte ſein Vermögen in einem unglücklichen Prozeß verloren, ſtarb aus Verdruß darüber und hinterließ den jungen Sohn und deſſen drei Schweſtern in dürftiger Lage.

Ein Verwandter von mütterlicher Seite nahm ſich des Knaben an, ließ ihm durch Privatlehrer in Rimini Unterricht ertheilen und unterſtützte ihn um ſo lieber, je mehr der junge Ganganelli ſchon in früher Jugend Geiſt und Fähigkeiten zeigte. Die Eltern ſchon hatten oft bemerkt, wie er ſich dem Kreiſe ſeiner Geſpielen entzog und in der Einſamkeit bei einem Buche befriedigendere Unterhaltung ſuchte. Auch die Lehrer bemerkten bald des Knaben höheren Beruf und unterrichteten ihn mit Fleiß und Sorgfalt, da des Schülers raſche Fortſchritte ihre Mühe lohnten und dieſem die Gunſt des Pflegevaters ſtets mehr gewannen.

Zwölf Jahre alt, ſoll er dem Biſchof von Rimini einen ſelbſtverfaßten Glückwunſch überreicht und der Prälat darüber in großer Freude wiederholt geäußert haben: „Das iſt ein Knabe, welcher einſt der Kirche wichtige Dienſte leiſten wird.“

Von einer ſchweren Krankheit, welche er ſich durch zu anhaltende geiſtige Anſtrengung zugezogen, erholte er ſich bald und äußerte nach ſeiner Geneſung, daß es ſein größter Kummer geweſen, ſterben zu müſſen, ohne Rom geſehen zu haben! Hatte die Krankheit ſein Leben bedroht, ſo bedrohete bald eine andere Gefahr ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn: der Tod ſeines Pflegevaters, welcher plötzlich ſtarb, ohne im Betreff ſeines Schützlings etwas verordnet zu haben. Der junge Ganganelli ſah ſich dadurch abermals der Unterſtützung beraubt, welche ihn bisher in den Stand geſetzt hatte, den Wiſſenſchaften und dem Drange ſeines Geiſtes zu leben. Indeß — das Schickſal war ihm abermals günſtig; er fand einen andern Beſchützer. Der Graf Barnaldi, welcher von den bedrängten Umſtänden des Jünglings und zugleich von deſſen Geiſte und Fähigkeiten hörte, nahm ſich des Verlaſſenen an, ließ ihn unterrichten und eröffnete ihm ſeine eigene Bibliothek. Im Hauſe dieſes Gönners fand Ganganelli zugleich einen feinen geſelligen Kreis und gebildeten Umgang, — die Schule des Lebens, welche für die Charakterbildung eines jungen Mannes nicht minder bedeutend iſt, als das ernſte Studium der Wiſſenſchaften!

Als Ganganelli nun die Jahre erreicht hatte, wo er ſich für einen beſtimmten Lebensberuf entſcheiden mußte, äußerte er die Abſicht, Mönch zu werden und in den Franziskaner-Orden einzutreten. In dieſem Entſchluſſe fand er viel Widerſtand, bei ſeinem Beſchützer Barnaldi, bei allen ſeinen Freunden, und namentlich bei ſeiner Mutter, welche ihn mit Thränen bat: vom Kloſterleben abzuſtehen und lieber Weltgeiſtlicher zu werden; allein er folgte dem Rufe ſeines Schickſals und ſeiner Neigung. Ein Franziskaner-Mönch, den er kennen gelernt, hatte ihn durch ſeine geiſtreiche und erbauliche

Unterhaltung lebhaft angezogen und wahrſcheinlich die Vorliebe des Jünglings für den Orden des heil. Franziskus geweckt und genährt. Als endlich die Mutter mit ſchwerem Herzen dem Sohne ihre Zuſtimmung ertheilt, zog dieſer im 18. Lebensjahre nach Urbino, um dort im Kloſter ſein Noviziat zu beginnen.

Nach der Sitte der Mönche nahm er beim Eintritt in's Kloſter einen neuen Namen an und hieß nun als Mönch Franziskus Laurentius. Er brachte in das Kloſter ſeine ganze bisherige Harmloſigkeit und Heiterkeit mit und bewahrte ſie. Sein offenes und aufrichtiges Weſen gewann ihm bald die Herzen, ſo wie ſein gründliches Wiſſen und ſeine Bildung die Achtung ſeiner Kloſterbrüder. Wenig beengte ihn die Strenge der Ordensregeln. „Ich bin niemals freier," ſagte er oft, „als wenn ich Pflichten zu erfüllen habe, weil Alles, was mir obliegt, mir Vergnügen macht."

Man fühlt ſich wohl verſucht, zu fragen, wie einem jungen Manne von dem Geiſte Ganganelli's das Kloſterleben und die Ordensregeln haben gefallen können; allein es läßt ſich wohl begreifen, wenn man bedenkt, daß er zwar im Kloſter, ſein Geiſt aber in den Wiſſenſchaften lebte. Dieſe hielten ihn auch frei von den Ränken und Kabalen des Kloſterlebens, von dem ehrgeizigen Streben nach höherer Stellung. Die Ordenspflichten, welche er mit Freudigkeit und Liebe, zugleich aber mit aller Strenge beobachtete, ließen ihm Zeit für ſeine Studien. Mit großem Fleiß und dem gemäßen Fortſchritten erlernte. er die Sprachen und ſtudirte zugleich Theologie und Philoſophie. Um ſich in beiden Wiſſenſchaften zu vervollkommnen, geſtattete man ihm, nach einander Peſaro, Recanati, Fano und ſelbſt Rom zu beſuchen.

So ſammelte er denn auch in kurzer Zeit ein ſo reiches Wiſſen in allen dieſen Fächern, daß er ſelbſt als Lehrer auftreten konnte. Er umfaßte die Wiſſenſchaft mit freiem Geiſte, und, obſchon äußerlich Mönch, war er ſeinem Geiſte nach deſto freier von allem Mönchthum und geiſtigem Zwange und befreite auch ſeine Schüler indem er ſie zu höheren freieren Ideen erhob. Als Franziskaner mußte er ſeinen Schülern Theologie lehren nach den Schriften des Joh. Duns Sotus *), und obgleich die Franziskaner an den Lehren ihres mittelalterlichen Ordenslehrers feſt hielten, ſo erlaubte ſich doch Ganganelli, oder nunmehr Pater Laurentius, oft von den Anſichten des Ordenslehrers abzuweichen, oder ſie zu beſtreiten, und gewöhnte alſo ſeine Schüler nicht an ein bloßes gedächtnißmäßiges Aufnehmen der Lehren, ſondern an eignes Denken. Die Schüler aber bewunderten ihren Lehrer in eben dem Maaße, als ſie ihn liebten.

So gewann Ganganelli immer mehr Schüler und aus dieſen Glieder ſeines Ordens. Er lehrte in Ascoli, Bologna und Mailand. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Geiſtes verbreitete ſich, getragen durch zahlreiche fähige und dankbare Schüler, immer weiter. Pater Laurentius ward die Zierde und der Ruhm ſeines Ordens, von ſeinen Obern nicht minder geliebt und gelobt als von ſeinen Schülern.

Nicht befremden kann es unter ſolchen Umſtänden, daß die Ordensoberen den Wirkungskreis dieſes berühmten Lehrers zu erweitern ſuchten. Sie beriefen ihn im 35. Jahre ſeines Lebens nach Rom zum Lehrer der Theologie an das Kollegium des heil. Bonaventura. In dieſer Stellung erhielt er ſich den bisherigen und erlangte noch größeren Einfluß auf die Bildung junger Geiſtlichen. Zöglinge Ganganelli's fanden ſich in allen Städten Italiens, die ihrem Lehrer nicht nur ihre Wiſſenſchaft, ſondern auch ihr Glück und ihr Anſehen verdankten; und nun ihrerſeits Ganganelli's Geiſt auf das heranwachſende Geſchlecht übertrugen.

Bei dieſer ruhmvollen Stellung in der Gelehrtenwelt behielt Ganganelli ſeine Vorliebe für die klöſter-

---

*) Starb 1308 zu Köln.

liche Einſamkeit und Zurückgezogenheit. Doch je mehr er ſich von dem öffentlichen Leben ferne zu halten ſtrebte, deſto mehr ſuchte man ihn. Gelehrte, Kardinäle und Fürſten traten in ſeine einſame Zelle Er hatte einſt Gelegenheit, General ſeines Ordens zu werden, alle Stimmen entſchieden ſich zu ſeinen Gunſten; — gleichwohl lehnte er die Wahl entſchieden und ernſtlich ab, wahrſcheinlich fürchtend, daß er durch ſolche Erhebung ſeinen bisherigen Studien und ſeinen Büchern entriſſen werden möchte. Auf ſeine Empfehlung wurde Pater Colombini zum Ordensgeneral der Franziskaner erhoben.

In dieſer Zeit ſoll, einer verbreiteten Sage nach, unſerm Pater Laurentius von einem Mönchsbruder die beſtimmte Prophezeihung geworden ſein, daß er einſt Papſt werden, ſo lange wie Sixtus V. regieren, aber eines gewaltſamen Todes ſterben werde.

Eine höhere Stufe erſtieg Ganganelli endlich, als ihn Papſt Benedikt XIV. zum Beiſitzer des heil. Officiums ernannte. Ein wichtiges Amt, welches nicht nur ausgebreitete Kenntniſſe erfordert, ſondern auch Gelegenheit gibt, mit allen Angelegenheiten und Staatsgeheimniſſen des römiſchen Hofes vollkommen bekannt zu werden! Man ſetzte aber volles Vertrauen in Ganganelli's Charakter und Fähigkeiten, man übertrug ihm die wichtigſten Arbeiten, und keine irgend wichtige Frage am römiſchen Hofe ward ohne ſeinen Beirath erörtert. Er unterzog ſich der Prüfung aller Angelegenheiten mit ſo ernſtem Fleiß, daß er oft ganze Nächte an ſeinem Schreibtiſche zubrachte. In ſeinen Mußeſtunden ſtudirte er überdies in jener Zeit noch das kanoniſche Recht mit großem Eifer.

Papſt Benedikt XIV. war dem Pater Ganganelli in hohem Grade gewogen und äußerte ſich oft ſehr vortheilhaft über denſelben. „Er verbindet,“ ſagte er einſt, „feſte Urtheilskraft mit großer Gelehrſamkeit, dabei iſt er tauſendmal beſcheidener als ein Unwiſſender, und ſo heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte.“ Und grade durch dieſes offene und ſtets heitere Weſen erwarb ſich Ganganelli des Papſtes Zuneigung.

Daß ein Prieſter von ſolchem Anſehen und ſolcher allgemeinen Achtung wie Pater Ganganelli von vielen Seiten als Beichtvater gewünſcht wurde, iſt leicht erklärlich; aber eben ſo leicht erklärlich iſt es auch, daß dieſer bei ſeinen wichtigen Geſchäften und ernſten Studien keinen Geſchmack daran finden konnte, die Beichte zu hören. Er lehnte daher alle Bitten, womit man ihn beſtürmte, ernſt und beſcheiden ab. Dem Biſchof von Perugia, ſeinem Freunde, ſchreibt er darüber unter Anderm Folgendes: „Nachdem die Nonnen ohngefähr 20 Briefe an mich geſchrieben, haben ſie endlich von mir abgelaſſen. Nie würde es ihnen eingefallen ſein, meine Ruhe zu ſtören, wenn ſie gewußt hätten, wie ſehr ich meine Zelle, meine Bücher und meine Arbeit liebe. Wenn ich das Alles je verlaſſe, werde ich aufhören glücklich zu ſein. Ich habe die Güter dieſer Welt genugſam kennen gelernt, um zu wiſſen, daß es kein höheres Gut gibt, als: Gott und ſich ſelbſt zu leben. Sie fragen mich: was ich treibe? Ich denke, und betrachte die Gedanken, die ich zur Entwickelung bringe, als eine kleine Familie, die mir gehört und die mir Geſellſchaft leiſtet. Man iſt nur dann allein, wenn man ſich ſelbſt verläßt, um in die Geſellſchaft zu flattern. Ich liebe weder das Weltgeräuſch, noch die Menſchenſcheu, ich bin in meiner Einſamkeit mehr heiter als betrübt.“

So lebte Ganganelli etwa 20 Jahre lang in Rom ein eben ſo geſchäftvolles als glückliches Leben, als ihn das Schickſal abermals zu einer höhern Stellung berief. Papſt Benedikt der XIV. war unterdeſſen geſtorben und Clemens XIII. ihm auf dem Stuhle Petri gefolgt. Dieſer kannte die Verdienſte, welche ſich Pater Ganganelli als Beiſitzer des heil. Officiums unter ſeinem Vorgänger erworben, und es bedurfte kaum der anderweitigen Empfehlungen, — bei einer Ernennung von 22 neuen Kardinälen im Jahre 1755 ward auch Ganganelli zum Kardinal ernannt.

Einzelheiten dieſer Ernennung erzählt uns Caraccioli, ein geborner Italiener und franzöſiſcher Schriftſteller, der, mit Ganganelli ſelbſt bekannt und befreundet, ſie aus deſſen eignem Munde vernommen zu haben verſichert. *)

Kardinal Rezzonico, ein Neffe des Papſtes, ward beauftragt, dem Ganganelli die Nachricht ſeiner Ernennung zu überbringen. Er machte ſich dabei die kleine Freude, den Erwählten ſchroff zu überraſchen. So begab er ſich denn in die Zelle des Pater Laurentius, fragte dieſen, ob alle ſeine Geſchäfte in Ordnung, ob er ſich gar nichts vorzuwerfen habe, und bedeutete dem hart Betroffenen, daß man dem heil. Vater gar mancherlei von ihm hinterbracht habe; er nehme Anſtand, ihm die Befehle Seiner Heiligkeit bekannt zu machen, aus Beſorgniß, ihm eine zu große Beſtürzung zu verurſachen; doch könne er nicht umhin, ihm zu eröffnen, wie es des Papſtes ernſtlicher und unabänderlicher Wille ſei, daß er augenblicklich — aber augenblicklich und ohne Widerrede — Kardinal werde! Dieſe unerwartete Wendung einer ſo beunruhigenden Anſprache wirkte auf Ganganelli wie ein Donnerſchlag. Er fiel dem Kardinal zu Füßen und ſprach zu ihm ganz erſtarrt: „Nicht falſche Beſcheidenheit veranlaßt mich, Ihnen zu erklären, daß ich ganz und gar nicht dieſe Ehre verdiene, ſondern nur die innere Ueberzeugung von meinen Unvollkommenheiten nöthigt mir dieſe Erklärung ab. Ich erlaube mir Ihnen bemerklich zu machen,“ ſetzte er hinzu, „daß dieſe Ernennung dem heil. Vater keine Ehre bringen, mir aber Neider erwecken und dadurch meine Ruhe ſtören wird. Hat der Papſt die Abſicht, meinen Orden durch den Purpur zu ehren, ſo befinden ſich in dieſem Kloſter mehr als ſechs Perſonen, welche in jeder Hinſicht weit mehr als ich dieſe Gnadenbezeigung verdienen.“ Als darauf der Kardinal erwiderte, der heilige Vater

---

*) La vie du pape Clément XIV. Paris 1775.

habe ſeine Weigerung vorausgeſehen und befehle ihm bei Strafe des Ungehorſams, ſich ſeinem Willen zu fügen, da konnte Ganganelli nicht länger widerſtehen. Beſtürzt und faſt zitternd machte er die Neuigkeit ſeiner Erhebung ſeinen Ordensbrüdern bekannt. Aber er beruhigte ſie zugleich über ſeinen Verluſt, er würde ſtets in ihrer Mitte leben, ihres Gleichen, ihr Freund und Diener bleiben. Und er hielt Wort. Er änderte weder ſeine Lebensweiſe noch ſein Betragen, nachdem ihm der Titel Eminenz und 20,000 Lire Einkünfte geworden waren. Seine Zelle vertauſchte er mit mit einem geräumigeren Zimmer nur deßhalb, weil er oft die Beſuche vornehmer Perſonen empfangen mußte. Der Bruder Franziskus war und blieb faſt ſeine einzige Bedienung.

Die Geſchäfte ſeines neuen Amtes nahmen Ganganelli bald ſo ſehr in Anſpruch, daß ihm für ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen faſt nur die Nacht blieb, nachdem er den Tag mit Berathungen in den Kongregationen, oder durch Staatsbeſuche in Anſpruch genommen, verlebt hatte. In den Kollegien und Sitzungen der kirchlichen Behörden, deren Mitglied er war, gab Ganganelli's Meinung faſt immer den Ausſchlag, denn er ſprach nicht nur klar und überzeugend, ſondern es ſtand ihm auch ein vorzügliches Gedächtniß und ein reicher Schatz des Wiſſens zu Gebote. Neben der Theologie und Philoſophie und dem kanoniſchen Recht, hatte er ſich auch mit der Staatskunde und den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt. Er kannte die Eigenthümlichkeiten fremder Länder, die Sitten und Gebräuche der Völker, und durch die Unterhaltung mit Fremden aus allen Ländern, welche ſtets in Rom zuſammen ſtrömen, erweiterte ſich ſeine Kenntniß in dieſem Gebiete immer mehr. Daher hatte er einen klaren und richtigen Blick in die damaligen Verhältniſſe der Staaten, die Triebfedern und Gründe ihrer Politik. Kein Zeitereigniß blieb von ihm unbeachtet; Bücher und Schriften aller Art, ſelbſt die franzöſiſchen Zeitungen konnte man bei ihm finden. Bei allen dieſen mannichfachen und anſtrengenden Beſchäftigungen verließ ihn nie die heitere Laune. „Jedermann,“ ſagte er „hat einen ureignen Schatz; der meinige iſt die Heiterkeit, das einzige Erbgut, das mir meine Eltern hinterlaſſen haben und das ich allen Reichthümern vorziehe.“ Ebenſowenig aber verließ ihn auch die Menſchenfreundlichkeit. „Man könnte den mich umgebenden Glanz der Kardinalswürde verdoppeln und verdreifachen,“ bemerkte er, „ſo würde ich doch der bereitwilligſte und zuvorkommendſte Diener aller Unglücklichen und Hülfsbedürftigen ſein. Sollte ſich mein Gemüth und meine Geſinnung um deßwillen geändert haben, weil man mich Eminenz titulirt? Mir ſcheint, ich ſei immer noch derſelbe Menſch, der in Arcangelo geboren ward, und meine, ich habe durch meine Erhebung zum Kardinal keine Vergrößerung erhalten.“

Ein auszeichnender Charakterzug Ganganelli's iſt auch die Freimüthigkeit, — ein Vorzug, welcher indeß bekanntlich an den Höfen ſeine Gefahren und Feinde hat. Clemens XIII., welcher ſich anfangs über die Wahl Ganganelli's zum Kardinale ſelbſt Glück gewünſcht, welcher denſelben ſtets zu Rathe gezogen hatte, konnte doch den Freimuth ſeines Rathgebers nicht ertragen, da dieſer in Betreff der gegen die Fürſten zu beobachtenden Politik mehrmals Anſichten geäußert hatte, welche denen des Papſtes und vorzüglich ſeines damaligen Staatsſecretärs, des Kardinals Torrigiani, geradezu widerſprachen. So zog man denn den Kardinal Ganganelli lieber gar nicht mehr zu Rathe. Dieſer tröſtete ſich mit dem Bewußtſein, daß ſeine Meinung auf den klarſten Gründen, auf dem aufrichtigſten Wohlwollen gegen den Papſt ſelbſt beruhe. Er erkannte nur zu wohl, daß der Papſt in ſeinem Benehmen gegen die Fürſten dem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe des römiſchen Stuhles geradezu entgegen handle.

Um indeß hier völlig verſtanden zu werden, iſt es nöthig, daß wir auf die damalige politiſche Weltlage und die Stellung des Papſtthumes darin einen flüchtigen Blick werfen.

Die Zeiten Gregors VII., da die weltlichen Fürſtenkronen vor der dreifachen Krone des römiſchen Biſchofes in den Staub ſanken, waren längſt vorüber. Die weltliche Macht war zum vollen Bewußtſein ihres Rechtes und ihrer Stärke gelangt. Aber in der römiſchen Hierarchie lebte noch immer die Erinnerung der goldnen Tage ihrer Herrſchaft; ſie ſuchte den alten Traum, ſo oft und ſo weit ſie konnte, zurückzurufen. Aber es war Morgen geworden, die Völker erwachten aus dem mittelalterlichen Geiſtesſchlafe, die Sonne der Bildung, obgleich ſie noch nicht ſo ſehr in die Tiefen des Volkes eindrang wie jetzt, erleuchtete deſto ſchöner die Höhenpunkte. Gerade damals war eine freie liberale Geſinnung auf den Thronen Europa's bemerkbar. Wir erinnern nur an Friedrich II., den großen Preußenkönig und deſſen überaus freie religiöſe Denkart, an die Kaiſerin Maria Thereſia, Beherrſcherin der öſterreichiſchen Monarchie, und ihren unvergeßlichen Sohn Joſeph II., (der 1765 zum deutſchen Kaiſer erwählt worden), an Katharina II. von Rußland. Und nicht minder fühlte die Wiſſenſchaft ihre göttliche Würde in Leibnitz und Newton, in Montesquieu, Voltaire und Rouſſeau. Niemals war die Zeit ungünſtiger für hierarchiſche Anmaßungen, als grade damals. Aber die meiſten Päpſte dieſes Jahrhunderts gefielen ſich ſo ſehr in dem alten Traume, daß ſie ſich in ihre neue wirkliche Lage gar nicht zu finden wußten.

Clemens XI. im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte den Ton angegeben, ſich wiederum als Oberhaupt der Monarchen geberdet, und alle Mittel zum Ziele verſucht. Er hatte Parma und Piacenza für päpſtliche Leben erklärt, war dadurch in bedenklichen Streit mit Kaiſer Joſeph I. gerathen, war mit Spanien und Portugal über andere päpſtliche Rechte zerfallen, und mußte doch am Ende einſehen, daß Bann und Interdikt ihm nicht mehr helfen würden, Bayonette aber und Kanonen den Fürſten zu Gebote ſtanden. Dennoch ſchritten ſeine Nachfolger Innocenz XIII. und Benedikt XIII. mehr oder minder auf dem von ihm betretenen Wege fort. Mit beſonderem Eifer Clemens XII., welcher das unter ſeinem Vorgänger mit Sardinien geſchloſſene Konkordat wieder aufhob, allenthalben die Geiſtlichkeit in der Behauptung ihrer Vorrechte beſtärkte, im Neapolitaniſchen Interdikte ergehen ließ, die päpſtlichen Anſprüche auf Parma erneuerte, und überall ſo verfuhr, als ob die berüchtigte päpſtliche Verdammungsbulle „in coena domini“ ſeine Richtſchnur ſei. Auf ihn folgte 1740 Benedikt der XIV., welcher wider Willen mit den Fürſten in Fehde gerieth und zwar durch den Orden der Jeſuiten. Daß die Macht der Jeſuiten der päpſtlichen faſt über den Kopf gewachſen ſei, hatten ſchon mehrere Päpſte bemerken können. Das Papſtthum wirklich gefährdend ward dieſe Macht unter Benedikt XIV. — Die Jeſuiten waren Alles in Allem geworden. In Amerika, wohin ſie als Heidenbekehrer gekommen, waren ſie Fürſten, ſie beherrſchten Paraguay, den Staat ihrer eignen Schöpfung, als Souveräne; auf dem Meere waren ſie Kaufleute und trieben mit ihren Reichthümern großartigen Handel, beſonders einträglichen Schmuggel- und Sklavenhandel; an den Höfen der Fürſten waren ſie Beichtväter und arbeiteten oft den geſetzlichen beſtehenden Räthen und Miniſtern der Könige durch geheimen Einfluß entgegen; und wo die Fürſten oder Miniſter ihnen entgegen traten, da waren ſie Demagogen und Volksaufwiegler; in den Schulen waren ſie Lehrer und rechtfertigten ihre unlauteren Beſtrebungen durch wiſſenſchaftliche Scheingründe.

So machten ſich denn die Jeſuiten allenthalben unerträglich; immer mehr Anklagen und Forderungen gegen dieſelben liefen bei dem päpſtlichen Hofe ein. Benedikt XIV. ſah ſich genöthigt, ſchon im Jahre 1741 die erſten Schritte gegen den gefährlichen Orden zu thun, ihm die Bankgeſchäfte, den Wucher, den Sklavenhandel u. ſ. w. zu verbieten. Allein Benedikt's Maaßregeln blieben ungenügend und die Jeſuiten wurden immer mehr verhaßt. Da wurde Clemens XIII. Papſt, deſſen klügſter Schritt vielleicht die Ernennung Ganganelli's zum Kardinal war. In Betreff der Jeſuiten ſchlug dieſer Papſt einen Weg ein, welchen der Scharfblick Ganganelli's nur als verderblich erkennen mußte; er konnte deßhalb nur davon abrathen.

Hatten die Jeſuiten ſchon den Maaßregeln der portugieſiſchen und ſpaniſchen Regierung in ihren amerikaniſchen Beſitzungen durch offnen Aufruhr getrotzt, ſo wagten ſie nun auch in Europa ſich in eine Verſchwörung gegen den König von Portugal einzulaſſen und unternahmen im Jahre 1758 in Verbindung mit der adeligen Familie Tavora einen Mordanſchlag auf das Leben des Königs Joſeph Emanuel, welcher durch die Hand eines Banditen auf dem Wege von einem Landhauſe zum königlichen Palaſte verwundet wurde. Aus den gerichtlichen Akten ging die Schuld der Jeſuiten unwiderſprechlich hervor. Der König verlangte vom Papſte die gänzliche Aufhebung des Ordens; als aber der Papſt ſich des Ordens vielmehr anzunehmen ſuchte, da wurden Pombal's frühere Maaßregeln vervollſtändigt und die Jeſuiten durch zwei Dekrete der Regierung im Jahr 1759 aus allen portugieſiſchen Staaten verbannt, alle ihre Einkünfte und Liegenſchaften, Waaren und ſonſtige Beſitzthümer mit Beſchlag belegt und ſie ſelbſt für Verräther, Rebellen und Feinde des Reichs erklärt. Vier Schiffe voll Jeſuiten wurden dem Papſte direkt nach Civitavechia zu weiterer Verfügung überſandt; und da dieſer durch ſeinen Nuntius in Liſſabon heftige Breve's gegen die portugieſiſche Regierung erließ, ſo wurde der Nuntius ſelbſt aus Liſſabon verwieſen, alle Verbindung mit dem Papſte aufgehoben. — Dieſem Beiſpiele folgte 1764 Frankreich. Hier verlangte nicht nur die Regierung, ſondern auch die öffentliche Meinung des Volkes die Aufhebung des Jeſuitenordens. Der Jeſuit la Valette hatte einen Bankerott von 3 Millionen Livres gemacht, der Orden aber weigerte ſich, ſeine Gläubiger zu befriedigen und irgend etwas herauszugeben von dem, was ihm durch Gottes Fügung zugefallen ſei! Der darüber entſtandene Prozeß hatte alle Ränke und Schliche des Ordens an's Licht gebracht. Deßhalb wurden die Jeſuiten aus allen franzöſiſchen Staaten verbannt.

Clemens XIII. ſuchte den von ihm geliebten Orden aufrecht zu erhalten, und erließ eine Bulle, welche in Portugal und Frankreich auf allerlei heimlichen Wegen ausgeſtreut wurde, in welcher die Jeſuiten ausſchweifend belobt und alle gegen ſie erhobenen Beſchuldigungen als Unwahrheiten bezeichnet wurden. Wie zu erwarten, machte dieſe Bulle die Lage des päpſtlichen Stuhles noch ſchlimmer; ſie wurde in Portugal und Frankreich und in der Republik Venedig auf das Strengſte verboten, und zugleich die Frage erhoben, ob der Papſt ohne Erlaubniß der Regenten irgend etwas in deren Staaten anordnen dürfe?

Als nun der König von Spanien einige Jeſuiten wegen ihrer Verbrechen beſtraft hatte und darüber 1766 ein gefährlicher Auflauf in Madrid entſtanden war, ſo begehrte auch der König von Spanien nachdrücklich die Aufhebung des Ordens vom Papſte. Allein ſtatt deſſen erſchien eine neue Bulle, in welcher die Jeſuiten nicht nur belobt und vertheidigt, ſondern ſogar mit neuen Vorrechten begabt wurden; die Folge davon war — die Vertreibung der Jeſuiten aus Spanien im Jahr 1767. — In Neapel und Parma hatten ſie das gleiche Schickſal.

Am längſten hielten ſich die Jeſuiten in der Gunſt der Kaiſerin Maria Thereſia, welche, ſtreng katholiſch und von dem Einfluſſe jeſuitiſcher Beichtväter beherrſcht, den Anforderungen der übrigen Höfe in Betreff der Jeſuiten widerſtand. Sie erklärte geradezu, „daß ſie das Fortbeſtehen des Ordens, ſowohl in Bezug auf das Wohl des Volkes als auch im Intereſſe der Religion für gleichwichtig halte und demgemäß den Orden erhalten und ſchützen werde.“ Auf Oeſterreich konnte daher der jeſuitenfreundliche Papſt noch einige Hoffnung bauen, wenngleich Marien Thereſien's großer Sohn Joſeph II. (wie er ſelbſt im Jahr 1770 an Choiſeul ſchrieb) „dieſe Leute ſo gut kannte, wie irgend einer, und alle ihre Entwürfe wußte, die ſie durchgeſetzt, ihre Bemühungen, Finſterniß über den Erdboden zu verbreiten und Europa vom Cap Finisterre bis an die Nordſee zu regieren und zu verwirren; wenn ich" (äußerte ſich Joſeph II. ſpäterhin,) „irgend zu einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich diejenige Menſchengattung haſſen, die einen Fenelon verfolgt und welche die Bulle „in coena domini hervorgebracht," — deren Intoleranz Urſache war, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte." Wenn nun auch (wie Joſeph II. bemerkte), „die Anhänglichkeit für dieſen Orden in der Familie des Hauſes Habsburg erblich geworden war," ſo theilte doch der Miniſter Kaunitz, welcher Alles bei der Kaiſerin Maria Thereſia vermochte, in Hinſicht der Aufhebung der Jeſuiten die Anſichten Pombal's.

Nicht minder verderblich waren die Streitigkeiten des Papſtes mit dem Herzog Ferdinand von Parma über die geiſtliche Gerichtsbarkeit. Clemens XIII. behauptete, wie ſeine Vorgänger, die päpſtliche Oberlehnsherrlichkeit über dieſes Land, und behandelte daher jetzt den Herzog von Parma wie einen päpſtlichen Vaſallen, indem er in einem Breve eine ſcharfe Rüge über den Herzog ergehen ließ. Dieſes Breve aber erbitterte die dem Hauſe Parma verwandten Fürſtenhäuſer von Frankreich und Neapel noch mehr, als die Jeſuitenangelegenheit. In Frankreich, Portugal und Neapel ward die Verbreitung und Verkündigung des Breve's bei Todesſtrafe verboten. Ja, der König von Frankreich nahm, um ſich zu rächen, die den Päpſten gehörige Grafſchaft Avignon in Beſitz und der König von Neapel verfuhr ebenſo mit Benevent und Ponte-Corvo, welche militäriſch beſetzt wurden.

Die Fürſten fanden überdies in ihrem Widerſtreben gegen den Papſt Unterſtützung durch die Literatur. Die päpſtlichen Anſprüche wurden immer mehr nach ihren geſchichtlichen Gründen unterſucht und namentlich die Hauptquelle aller dieſer hierarchiſchen Anmaßungen, die Bulle „in coena domini“ mit einem helleren Licht beleuchtet, als dies in dem Jahrhundert ihres Entſtehens möglich war *).

Ganganelli hatte das über den päpſtlichen Stuhl drohend heranziehende Gewitter ſchon längſt vorausgeſehen und auf die Gefahren aufmerkſam gemacht; allein nicht eher kam Clemens XIII. zur Beſinnung, als bis er deutlich genug fühlte, wie ſehr durch alle dieſe Vorgänge nicht nur das päpſtliche Anſehen, ſondern auch die päpſtlichen Einkünfte geſchmälert wurden. Als er ſich endlich überzeugte, daß Ganganelli's Rath der rechte geweſen, da berief er ein Konſiſtorium der Kardinäle auf den 3. Febr. 1769, um darin verſöhnende Maaßregeln gegen die Fürſten in Vorſchlag zu bringen; allein auffallender Weiſe — in der Nacht vor dem entſcheidenden Tage ſtarb der Papſt eines plötzlichen Todes!!

So waren die Zeitverhältniſſe und ſo ſchwierig die Lage des päpſtlichen Stuhles, als es dem Schickſal gefiel, unſern Ganganelli zum Papſt zu erheben.

Das Konklave, in welchem Ganganelli gewählt wurde, war eines der merkwürdigſten in der Papſtgeſchichte. Bekanntlich ſind die Kardinäle bei einer Papſtwahl ſo lange eingeſchloſſen, bis die Wahl vollendet iſt, — eine Maaßregel, welche, ſchon im 13ten Jahrhundert nach einer drei Jahre lang dauernden Papſtwahl eingeführt, höchſt klug darauf berechnet war, das Papſtthum vor größeren Erſchütterungen bei'm Thronwechſel zu bewahren. Doch wie ſehr auch die Kardinäle von der übrigen

---

*) Siehe „pragmatiſche Geſchichte der ſo berufenen Bulle: in coena domini — 1769.“

Welt abgeſchnitten ſind, ſo arbeitet doch im Schooße der Verſammlung die Politik aller Länder, es begegnen und durchkreuzen ſich da die verſchiedenartigſten Beſtrebungen und Rückſichten. Jetzt waren es beſonders die beiden Partheien der Freunde und der Gegner der Jeſuiten; unter Letzteren auch Ganganelli, der ſich indeß im Konklave ſehr ruhig verhielt. Die Parthei der Jeſuiten hatte anfangs gute Ausſichten, denn die erſten Abſtimmungen fielen meiſtens auf ihre Anhänger; allein noch hatte keiner derſelben die nöthige Anzahl Stimmen, obgleich dem Kardinal Chigi, einem erklärten Freunde der Jeſuiten, in zwei Abſtimmungen nur zwei bis drei Stimmen fehlten. Jetzt machten aber die Gegner der Jeſuiten größere Anſtrengungen und wurden verſtärkt, als noch mehrere auswärtige Kardinäle eingetroffen waren, unter ihnen der franzöſiſche Kardinal von Bernis, welcher der Stimmung im Konklave eine andere Richtung gab, indem er erklärte, daß man auf dem bisherigen Wege wohl einen Biſchof von Rom, aber keinen Papſt machen werde; der König, ſein Herr, werde niemals die Wahl eines Kardinals beſtätigen, welcher der Kongregation im Betreff der parmeſaniſchen Angelegenheiten beigewohnt. In ähnlichem Sinne ſprachen ſich andere fremde Kardinäle aus. Jetzt fiel man auf den Kardinal Ganganelli, welcher dem römiſchen Volke nicht minder, als den Fürſten angenehm ſein mußte. Der Kardinal von Bernis erhielt den gemeſſenſten Auftrag, die Wahl Ganganelli's auf jede Weiſe zu unterſtützen. Wie man erzählt, waren die Geſinnungen Ganganelli's dem franzöſiſchen Hofe genau bekannt durch einen Briefwechſel, welchen er mit einem Freunde in Frankreich unterhielt und welcher von dieſem dem franzöſiſchen Miniſterium mitgetheilt worden war. So entſchied ſich nun die Wahl mit Stimmeneinheit für Ganganelli. Das Konklave hatte über drei Monate gedauert, als Ganganelli am 19. Mai 1769 zum Oberhaupt der Kirche ausgerufen ward. Dieſes Konklave iſt noch durch einen Beſuch des Kaiſers Joſeph II. merkwürdig. Die Jeſuitenfreunde, um den Kaiſer für ſich zu gewinnen, hatten ihm das Konklave, das ſonſt den größten Fürſten verſchloſſen iſt, bereitwillig geöffnet und ihn mit Huldigungen aller Art überhäuft. Der Kaiſer zeigte indeß den Jeſuiten bei ſeinem Aufenthalte in Rom nur Verachtung, doch um nicht das eifrige Wirken der bourboniſchen Höfe gegen die Jeſuiten zu unterſtützen, that Joſeph nichts gegen den Orden, indem er die ganze Sache wie einen gewöhnlichen Streit um das Mönchthum behandelte.

Ganganelli legte ſich als Papſt aus Erkenntlichkeit gegen ſeinen Vorgänger, der ihn zum Kardinal gemacht, den Namen Clemens XIV. bei.

Große Freude und lauter Jubel erfüllten Rom bei dieſer Nachricht; das römiſche Volk ſetzte auf den neuen Papſt große Hoffnungen; nur die Jeſuiten ahneten nichts Gutes, ſchon aus dem Grunde, weil der neue Papſt einem Orden angehörte, der, wie alle Bettelorden, den Jeſuiten verhaßt war.

Da Clemens XIV. vor ſeiner Erhebung zwar Kardinal, aber noch nicht Biſchof war, ſo ward ihm nachträglich unter großer Feierlichkeit auch die biſchöfliche Würde ertheilt und bald darauf (am 4. Juni 1769) fand in der Peterskirche unter großem Zudrange und lautem Jubel des römiſchen Volkes die Krönungsfeierlichkeit ſtatt.

So wie früher die Erhebung zum Kardinal in Ganganelli's Geſinnung und Weſen nichts verändert hatte, ſo blieb er auch jetzt als Papſt bei allen Huldigungen derſelbe. „Die äußeren Huldigungen," ſagte er, „die man dem Oberhaupte der Kirche darbringt, haben auf die Kirche ſelbſt Bezug; ich eigne mir für meine Perſon ganz und gar nichts davon zu." Obgleich er die Sitte des Pantoffel-Kuſſes nicht abgeſchafft hat, ſagt Caraccioli, ſo war er doch allemal ſchnell bemüht, diejenigen wieder aufzuheben, die ſich ihm näherten, um ſie zu überzeugen, daß der Gebrauch, ſich in Gegenwart des Kirchenoberhauptes zu demüthigen, viel weniger der irbiſchen Hoheit als der Religion gelte. Die Nacht nach ſeiner Erhebung zum Papſte ſchlief er ſo ruhig und feſt, denn je zuvor. Seine noch lebenden Schweſtern benachrichtigte er nur durch ein einfaches Schreiben auf der Poſt von ſeiner Erhebung.

Eine größere und ſchwierigere Aufgabe, wie ſie Clemens bei ſeiner Thronbeſteigung vorfand, iſt ſelten einem andern Papſte geworden. Außer der oben geſchilderten unheilvollen Fehde mit den Fürſten fand er eine leere päpſtliche Schatzkammer vor, das Volk gedrückt und leidend durch Brodmangel und durch eine herrſchende allgemeine Theuerung. Seinem Vorgänger Clemens XIII. hatte das Volk einſt, wie man erzählt, ein Brod in den Wagen geworfen mit dem Rufe: „Heiliger Vater, größer Brod.“ Alles hoffte Hilfe vom neuen Papſt. Maaßregeln der Sparſamkeit waren ſein erſtes Wirken, und er begann ſolche bei ſich ſelbſt. Die Ausgaben ſeines Tiſches ſetzte er von 14 Scudi auf eben ſo viele Paoli täglich herab und der Bruder Franziskus allein bediente ihn. Um der Noth des Volkes zu helfen, traf er mehrere höchſt einſichtsvolle Maaßregeln. Er ſetzte die Taxe der Lebensmittel herab, wozu er berechtigt war, da die päpſtliche Kammer allein den Handel mit Getreide und Brod in Rom betreibt; er ließ Saatkorn unter die Landleute vertheilen; er ermunterte den in Italien oft ſo ſchlaffen Betrieb des Ackerbaues und hörte darüber den Rath erfahrener Männer; er ſetzte die päpſtlichen Magazine in den Stand, jederzeit der drückendſten Noth abzuhelfen. Daß er nun deßwegen allen denen nicht gefiel, die bei dem vorigen Zuſtande der Dinge ihren Vortheil fanden, namentlich den Kardinälen, welche als Pächter die neue ſchärfere Beaufſichtigung nicht liebten, läßt ſich erwarten. Das Volk gewann ihn aber ſtets mehr lieb, denn es ſah in ihm einen Papſt, der nicht nur mit Worten, ſondern auch durch die That ſegnete, der nicht war wie die andern Päpſte, welche „lieber Selige als Glückliche machten.“ Er ſuchte die Armuth in ihrer Hütte auf, gab den Armen Geld und ließ ihnen Kleider machen, und keine Noth, die zu ſeiner Kunde kam, blieb ohne Hilfe. Das Unvermögen, Leidenden zu helfen, hatte er als die Schattenſeite ſeines Mönchslebens betrachtet, und das war bei ſeiner Erhebung zum Kardinal ſeine Freude geweſen, „daß er nun doch manchmal ſeinem Nächſten werde helfen können.“ „Ich würde ſchlechten Dank haben,“ ſagte er eines Tages zum Kardinal Stoppani, „wenn ich nicht die Dürftigen unterſtützte, der ich vor dem Aufgange meines Glückſterns ſelbſt ein armer Franziskaner war.“ Wie über ſeine Gaben, ſo freuten ſich die Armen oft noch mehr über ſein menſchenfreundliches Wort, welches noch höhern Werth für ſie hatte als die Gabe. Deßhalb war denn auch der heilige Vater, ſo oft er ſich zeigte, ſtets von einer Menge Volkes begleitet, welches ihn zu ſehen eben ſo ſehr ſich freute, als er das Volk gern ſah. „Laß nur dieſe guten Leute, die mich ſehen wollen, näher treten,“ ſagte er eines Tages zu einem ſeiner leichten Reiter, „der Anblick eines gewöhnlichen Menſchen, der zu ſo hohem Anſehen gelangt iſt, ſchmeichelt ihrer Eigenliebe.“

So einfach und anſpruchslos Clemens XIV. im gewöhnlichen Leben ſich zeigte, ſo würdevoll erſchien er bei feierlichen und politiſch-bedeutſamen Gelegenheiten. Fürſtliche Fremde, welche Rom beſuchten, ſahen dann den ſonſt einfachen Mönch im vollen Glanze ſeiner Würde als Oberhaupt der Kirche. Solche Fremde wurden dann mit allen ihrem Range gebührenden Ehren in Rom empfangen und mit Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit behandelt; ſie hatten dann Gelegenheit, an dem Papſte die Beſcheidenheit und Einfachheit des Mönches vereint zu ſehen mit der Hoheit und Würde der Kirchenfürſten, Gelehrſamkeit und Tiefe des Geiſtes verbunden mit Leichtigkeit und feinen Formen des Umgangs. Solche Fremde, wie der Herzog von Glouceſter, der Herzog von Cumberland, die verwittwete Kurfürſtin von Sachſen, welche zu jener Zeit Italien bereiſten, verließen Rom voll Hochachtung gegen den Papſt. Gelehrte und Künſtler aber aus allen Nationen hatten mehr Freude, den gelehrten und geiſtreichen Franziskaner Ganganelli, als den Papſt zu ſehen; und wenn man im Volke den Familiennamen der Päpſte oft kaum kennt, ſo wußte von Clemens XIV. jeder, daß er Ganganelli hieß; er hatte dieſen Namen durch ſeine Perſon geadelt und ihn volksthümlich gemacht. Fremde von andern Religionsbekenntniſſen wurden von ihm eben ſo freundlich aufgenommen wie die katholiſchen, und der Name des Papſtes war in nichtkatholiſchen Ländern von eben ſo gutem Klange als in katholiſchen. So baten ihn einſt vornehme Engländer um ſein Bruſtbild, welches ſie durch einen engliſchen Künſtler anfertigen laſſen wollten, mit der Verſicherung, daß jeder gebildete Engländer es ſich zur Ehre anrechne, das Bild des Papſtes in ſeinem Hauſe zu haben. Beweiſe ſolcher Hochachtung von fremden Völkern erhielt er oft. Die Kaiſerin Katharina von Rußland ſchrieb ihm in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, um ſich von ihm einen Biſchof für ihre Unterthanen römiſch-katholiſchen Bekenntniſſes zu erbitten. Die Akademie zu Petersburg ſchenkte ihm, „dem unſterblichen Ganganelli,“ eine prächtige Sammlung von Kupferſtichen, Anſichten von Petersburg darſtellend. Friedrich II. von Preußen bewilligte Clemens, was er ſeinen Vorgängern beharrlich verweigert hatte, indem er dem Biſchof von Breslau erlaubte, einen Theil ſeines Sprengels zu bereiſen und die Bewohner durch den Anblick ihres geiſtlichen Oberhirten zu erfreuen. Sogar der Großſultan Muſtapha III. bewunderte und ſchätzte den Ganganelli und äußerte einſt gegen den venetianiſchen Geſandten: „Wenn alle eure Päpſte wären wie der jetzige, ſo würden unſere griechiſchen Patriarchen nicht ſo viel Abneigung gegen Rom haben. Euer Papſt iſt ein Weiſer, deſſen Biederkeit und Einſichten ich verehre, und der die Alltagsmenſchen weit überragt!“

Lobeserhebungen, die gewöhnlichen Schlüſſel zur Gnade der Mächtigen, fanden bei Clemens XIV. keinen Eingang. Er nannte ſie „die Nahrung kleiner Geiſter und die Leckerei der Frömmler.“ Er erinnerte bei ſolchen Gelegenheiten oft daran, daß man Fürſten nicht ohne ſelbſtſüchtige Abſicht lobe und daß man einſt auch Alexander VI. und Nero den Muttermörder gelobt habe.

Daß der Geiſt eines ſolchen Papſtes ſich zur wahrhaft chriſtlichen Glaubensduldung erhoben habe, iſt zu erwarten. „Man verliert,“ ſagte er, „nur zu oft die chriſtliche Liebe, um den chriſtlichen Glauben zu wahren; denn wenn es auch nicht erlaubt iſt, den Irrthum zu begünſtigen, ſo iſt es doch noch ſündlicher, diejenigen zu haſſen und zu verfolgen, die unglücklicherweiſe darin befangen ſind.“ Wahrlich: in dem Munde eines Papſtes ein großes, ein unvergeßliches Wort! Hätten die Nachfolger Ganganelli's nur einen leiſen Nachklang ſolcher ächt chriſtlichen Geſinnung in ſich bewahrt, ſo würden ſie nicht erleben müſſen, daß Tauſende, verlangend nach ſolchen Grundſätzen, von Rom abfallen! Chriſtliche Liebe leitete Ganganelli's Benehmen gegen ſeine Feinde; er merkte ſich ſeine Feinde, nicht aus Rachſucht, ſondern, um ihnen Beweiſe ſeines Wohlwollens zu geben. „Den Frömmlern,“ ſagte er, „überlaſſe ich die Sorge, Liſten über die zu führen, die ihnen wehe gethan haben.“

Das Lob der Diener über ihre Herren iſt ſtets das unverdächtigſte; Ganganelli aber beſaß es. Je näher ſeine Dienerſchaft ihrem Herrn ſtand, deſto mehr ſchätzte und liebte ſie ihn. Buontempi, ſein alter Freund und Ordensbruder, ſah ihn täglich und ward nicht müde, ihn zu bewundern.

Wie ſehr der Papſt der äußern Prunkſucht abgeneigt war, iſt ſchon erwähnt. Wenn er nun von feierlichen Vorgängen, wo ihn die Sitte und der Anſtand zu fürſtlicher Haltung nöthigte, ermüdet in ſeine Häuslichkeit zum Bruder Franziskus, ſeinem 20jährigen treuen Diener, und zum Freunde Buontempi zurückkehrte, ſo that es ihm wohl, ſich ſeines Feſtgewandes zu entkleiden und ſich wieder in voller Menſchlichkeit zu fühlen. Anekdoten, luſtige Schwänke, Neuigkeiten und Bücher mußten ihn dann aufheitern. „Bin ich den ganzen Tag Fürſt und Papſt geweſen" ſagte er einſt zum Bruder Franziskus, „ſo muß ich wieder den Ton des Pater Laurentius anſtimmen, um nicht an Papſt- und Herrſcherthum zu erſticken. Laß uns, wie vor dieſem, miteinander plaudern!" Und dann erzählte er ſich mit Bruder Franziskus Kloſtergeſchichten und dergleichen, ſo daß ein Zuhörer ſie für ganz gleichen Standes gehalten haben würde. Ja er betrachtete den Bruder Franziskus oft für glücklicher als ſich. „Er hat ſein Mönchsgewand behalten," ſagte er, „und iſt glücklicher als ich, den die Tiara ſchmückt. Man hat mich zum Papſt haben wollen und ich fürchte ſehr" — (er ſtockte) — „doch man muß ſich dem Willen Gottes unterwerfen."

Einen großen Scharfſinn beſaß der Papſt in Beſetzung der Stellen; er wußte die geeigneten Leute zu treffen und weder Empfehlungen noch Verdächtigungen von Perſonen konnten ihn irre machen. „Ich verleihe keine Gnade," ſagte er, „wenn ich ein Amt beſetze; wenn es dem Angeſtellten an Fähigkeit und Tüchtigkeit fehlt, ſo iſt ſeine Beförderung eben ſo beſchämend für mich, als demüthigend für ihn ſelbſt!" — Die Hoſpitäler und Wohlthätigkeits-Anſtalten ſtellte er unter Ueberwachung und ließ ſich von deren Verwaltern Rechenſchaft ablegen; die alten Betrügereien und Unterſchleife waren damit abgeſchnitten. Den päpſtlichen Schatz, welcher nur zu oft den Eingriffen untreuer Verwalter oder päpſtlicher Verwandten offen ſteht, wußte Clemens XIV. zu ſchützen. So weit war er entfernt von dem gewöhnlichen Fehler der Päpſte, ihre Verwandtſchaft zu bereichern, daß er faſt in den entgegengeſetzten Fehler verfiel und ſeinen Verwandten nicht die geringſte Unterſtützung zukommen ließ. Ohne Kundſchafterei und heimliche Angeberei wußte Clemens doch von allen Vorgängen; er ſah mit eignen Augen und ſah ſcharf, und dabei wußte er für ſeine Maaßregeln ſtets den richtigen Augenblick zu treffen. Mit ſeiner Zeit wußte er wohl Haus zu halten, nie vergeſſend, wie bedeutſam die Thätigkeit eines Fürſten für die Völker iſt. „Die Ordensregel,“ ſagte er, „iſt die Richtſchnur der Mönche, aber das Bedürfniß der Völker iſt der Minutenzeiger der Fürſten. So oft meine Kinder mich brauchen, muß ich zu ihren Dienſten ſein.“

Das Schloß Gandolfo an dem herrlichen Albanerſee — der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Päpſte — war es auch, wo Clemens XIV. zweimal des Jahres von den anſtrengenden Regierungsgeſchäften ſich zu erholen ſuchte. Und wie er früher Gott angebetet hatte in einſamer Zelle, ſo betete er ihn hier in der Unendlichkeit ſeiner Werke an. Von der Betrachtung des kleinſten Inſektes, der kleinſten Blume erhob ſich ſein Blick zum blauen Himmel und überflog die ſonnige reichgeſchmückte Flur. Ganganelli's Frömmigkeit war nicht Frömmelei, ſie war eine männliche Anbetung Gottes im Geiſte.

Unter die ſegensreichen Regentenmaaßregeln dieſes Papſtes gehören noch folgende: Er verbot die Glücksſpiele im Kirchenſtaate, ſteuerte dem Wucher, beſchränkte das Aſylrecht in den Kirchen welches nur dazu dienen konnte, die Verbrecher am Altare vor der ſtrafenden Hand der Gerechtigkeit zu ſchützen, denn Clemens war milde gegen die Menſchen, aber unpartheiiſch und ſtrenge gegen das Verbrechen. Er begann die Moräſte, welche Rom's Umgegend durch ihre Ausdünſtung verpeſten, auszutrocknen und den Lauf der Ströme zu regeln, und wendete auf ſolche Werke ſo viel, als ſeine Mittel irgend zuließen. Er legte Landſtraßen an, ſorgte für deren Unterhaltung und ordnete Poſten an auf der Straße von Rom nach Civita Vecchia. Der Bibliothek des Vatikans widmete Clemens eine freigebige Fürſorge und bereicherte dieſelbe mit den werthvollſten Gegenſtänden. Zugleich legte er eine Sammlung werthvoller Alterthümer an, und brachte die Trümmer der unter Rom's Boden ruhenden Kunſtwelt durch Ausgrabungen zum Lichte des Tages, welche Sammlung nach ſeinem Namen das „Museum Clementinum“ heißt.

Nachdem wir nun das Bild Ganganelli's als Menſchen und Fürſten des Kirchenſtaates in kurzen Umriſſen gezeichnet, wenden wir uns zur Darſtellung ſeines Wirkens als Oberhaupt der katholiſchen Kirche; denn auf dieſem Gebiete lag die ſchwierige Aufgabe ſeines Lebens.

Eine Rede, welche er einige Tage nach ſeiner Thronbeſteigung gehalten, ſchloß mit den bedeutungsvollen Worten: „So wollen Wir denn mit Gottes Hilfe die ſtreitende Kirche regieren, um nicht die triumphirende zu gefährden." Dieſe Worte ſind gewiſſermaßen das Motto ſeines ganzen Verfahrens. Die Kirche war damals keine ſiegende und ruhende, wie noch Clemens XIII. (Ganganelli's Vorgänger) wähnte, ſondern ſie war eine kämpfende, auf allen Seiten mit den Forderungen der Zeit in Widerſpruch gerathene. Dieſen Widerſpruch auszugleichen und das Papſtthum in Einklang zu bringen mit der Forderung der Zeit, war Clemens des XIV. Aufgabe, und er erkannte die Größe und Schwierigkeit dieſer Aufgabe vollkommen. Seine erſten Schritte waren darauf berechnet, den Schaden wieder gut zu machen, welchen ſein Vorgänger in unbeſonnenem Eifer der Kirche zugefügt hatte. Er ſchrieb an alle Fürſten, in friedfertigem und verſöhnlichem Tone. Er ernannte den Kardinal Palavicini, als einen den Mächten angenehmen Miniſter, zu ſeinem Staatsſekretär, feſt entſchloſſen jedoch, ſelbſt zu regieren. Die von Clemens bei ſeinem Regierungsantritt nach der Sitte der Päpſte erlaſſene Jubiläumsbulle athmete den Geiſt der Liebe und des Friedens, der ſo ſelten in päpſtlichen Bullen zu finden iſt und deſto mehr den Bekennern aller Konfeſſionen Achtung vor dieſem Papſte einflößen mußte. In Betreff ſeiner Entwürfe und Abſichten beobachtete er die größte Verſchwiegenheit und überließ es den Zeitungsſchreibern, ſich in allerlei Muthmaßungen über ſeine Plane zu ergehen, deren unzeitige Kundmachung ſeinen Abſichten hinderlich ſein konnte.

Zunächſt ſtrebte er nach einer vollen Verſöhnung mit Portugal, indem er den Forderungen und Wünſchen der

Regierung möglichſt nachgab. Er übertrug dem Patriarchen von Liſſabon die Vollmacht, alle Klöſter ſeines Landes zu reformiren oder nach Gutbefinden aufzuheben, doch im Einklange mit den Befehlen des Königs; er ernannte einen Bruder des Miniſters Pombal und nach deſſen gleichzeitigem Tode einen andern angeſehenen Portugieſen zum Kardinal. Der König Joſeph Emanuel war von einem Mordverſuche glücklich gerettet und der Papſt ließ für ſeine Lebensrettung eine feierliche Dankmeſſe leſen. Durch ſolche Aufmerkſamkeit brachte er die Ausſöhnung mit Portugal glücklich zu Stande. Die Verbindung mit dem heiligen Stuhl ward wieder hergeſtellt durch Beglaubigung eines päpſtlichen Nuntius in Liſſabon, der mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Auf ähnliche Weiſe ſöhnte ſich der Papſt nach und nach mit den übrigen Mächten aus, vornehmlich durch kluge Nachgiebigkeit gegen die in vielen Ländern durch die Regierungen bereits angeordneten kirchlichen Reformmaaßregeln, wodurch der Geiſtlichkeit und namentlich deren Oberhaupte manche bisher beharrlich behauptete Rechte entzogen und die Einkünfte der Kirche geſchmälert wurden. Er konnte aber ſolchen Vorrechten um ſo williger entſagen, da er einſehen mußte, daß dieſe Vorrechte der Hierarchie zum Theil nicht mehr mit der Ruhe und dem Wohle der Staaten beſtehen konnten. Bei einem neugebornen ſpaniſchen Prinzen vertrat der Papſt ſelbſt die Pathenſtelle.

Der wichtigſte Schritt für die Ruhe und den Frieden der Chriſtenheit, welchen Clemens that, war das Verbot: die berüchtigte Bulle „in coena domini" ferner nach gewohnter Weiſe am grünen Donnerstage öffentlich vorzuleſen. Clemens trat damit nicht etwa dem Edikte eines ſeiner Vorgänger, ſondern dem ganzen hierarchiſch-fanatiſchen Geiſte des bisherigen Papſtthums entgegen. Denn dieſe Bulle, vom Papſt Pius V. im Jahre 1567 zuerſt erlaſſen, iſt nachher von 6 Päpſten, zuletzt von Urban VIII. im Jahre 1627 wiederholt und mit neuen Zuſätzen vermehrt worden. Sie iſt die Spitze der päpſtlichen Anmaßungen und Verfluchungen. Da das Verbot dieſer auch unter dem Namen der „Nachtmahls-Bulle“ berüchtigten päpſtlichen Urkunde den Geiſt des Papſtes Clemens XIV. nicht minder bezeichnet, als die Aufhebung des Jeſuitenordens, ſo wollen wir den Inhalt derſelben kurz darſtellen, nach dem Texte Urban's VIII.

„Da der römiſche Papſt für die Reinheit des Glaubens zu ſorgen habe,“ ſagt Urban, „ſo erneuere er am Tage, welcher der Erinnerung an das Abendmahl geweiht, die alte feierliche Gewohnheit, nämlich die feierlichen Verfluchungen.“ „Wir verbannen und verfluchen,“ heißt es, „von Seiten Gottes des allmächtigen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes alle Huſſiten, Wickleſiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten, Widertäufer, Trinitarier und Abgefallene vom chriſtlichen Glauben, wie auch alle und jede andere Ketzer, wie ſie heißen mögen.“ Verdammt werden alsdann nicht nur „alle ketzeriſchen Bücher, ſondern auch Alle, welche ſolche Bücher ohne Genehmigung des heiligen Stuhles leſen;“ verbannt und verflucht werden „alle Perſonen jedes Standes und Ranges, alle Kollegien, Kapitel und Univerſitäten, welche es wagen, von den Ausſprüchen der römiſchen Päpſte an ein allgemeines Concil zu appelliren!“ Verdammt werden, unter andern, auch „Alle, welche ohne Genehmigung des apoſtoliſchen Stuhles in ihren Ländern neue Steuern oder Abgaben erheben;“ verdammt werden „Alle, welche die nach Rom gehenden Gelder oder Lebensmittel anhalten, welche die Pilger beunruhigen, ob ſie auch in geiſtlicher oder königlicher Würde ſtehen.“ Verdammt werden „Alle, welche ſich der geiſtlichen Gerichtsbarkeit entziehen und an die weltliche Macht rekurriren;“ „Alle, welche die Appellationen nach Rom hindern oder verbieten, oder die päpſtlichen Rechte irgendwie beſchränken,“ „Alle, welche ſich den päpſtlichen Befehlen unter irgend einem Vorwande widerſetzen, und ihre Ausführung hindern, päpſtliche Dekrete verheimlichen,“ „Alle, welche Auflagen und Steuern auf Geiſtliche oder auf geiſtliche Güter legen oder irgendwie dazu behilflich ſind, ſie mögen nun Kaiſer, Könige, Fürſten, Herzöge, Grafen, Barone oder andere Große ſein;" verdammt werden alle „Obrigkeiten, Richter, Notarien, Schreiber u. ſ. w., welche gegen Geiſtliche ohne Erlaubniß des päpſtlichen Stuhles Kriminal- oder Civilprozeſſe erheben." „Uebrigens", heißt es endlich nach allen Verdammungen, „übrigens ſolle keiner, den dieſes Verdammungsurtheil betroffen, durch einen Andern als den römiſchen Papſt losgeſprochen werden können, außer, wenn er dem Tode nahe, und auch alsdann nur unter der Bedingung, daß er Gewähr geleiſtet, der Kirche gehorchen zu wollen." Sodann wird der geſammten höhern und niedern Geiſtlichkeit anbefohlen, für die Kundmachung dieſes Bannbriefes zu ſorgen, denſelben ein oder mehrmals des Jahres in der Kirche dem Volke vorzuleſen, ihn den Gemüthern der Gläubigen einzuſchärfen und zu erklären; jeder Prieſter ſolle gehalten ſein, wenn er Beichte höre, ſtets eine Kopie dieſer Bulle bei ſich zu tragen, und ſolle jede durch einen Geiſtlichen beglaubigte Abſchrift vor Gericht, ſo wie aller Orten giltig ſein."

Endlos ſind die Verdammungen dieſer Bulle, ſo daß, außer der römiſch-ächt-hierarchiſchen Parthei, kaum ein Menſch auf Erden ſein möchte, der darin vom römiſchen Papſte nicht verflucht wäre! Und dieſe Fluchformel hörte man alljährlich in Rom am Tage, welcher der Einſetzung des Mahles chriſtlicher Liebe geweihet iſt! Ehre dem Papſte, welcher ſolche Schmach von dem Papſtthum und von dem chriſtlichen Namen abzuwenden ſuchte!

Daß Clemens XIV. durch ſolche Schritte das Vertrauen und die Achtung der Fürſten und Völker gewinnen mußte, läßt ſich erwarten; allein zu völliger Ausſöhnung führten ſie noch nicht. Die Jeſuiten waren und blieben der Stein des Anſtoßes. Die Höfe drangen durch ihre

Geſandten immer mehr auf gänzliche Aufhebung des Ordens, namentlich der franzöſiſche Geſandte Kardinal von Bernis und der ſpaniſche Miniſter Azpurin und deſſen Nachfolger Monino. Aber gerade in dieſer Angelegenheit beobachtete der Papſt die größeſte Zurückhaltung und Verſchwiegenheit. Die Jeſuiten lebten in großer Unruhe und Spannung und ſuchten ihrerſeits Alles zu thun, um das drohende Verderben von ſich abzuwenden. Als der Papſt bald nach ſeiner Krönung unter großem Volkszudrange von der St. Johanniskirche in feierlichem Feſtgepränge Beſitz nahm, hatte er das Mißgeſchick, vom Pferde zu fallen; er blieb zwar unbeſchädigt, allein dieſer Umſtand ward nun nach verſchiedenen Seiten als Vorbedeutung aufgefaßt. Clemens V., der den Tempelherren-Orden aufhob, hatte bei derſelben Gelegenheit einen ähnlichen Fall gethan, darum ſchien der Fall für die Jeſuiten bedenklich. Dagegen fand ſich an der Bildſäule Pasquin's, woran die Römer ihre Pasquille zu heften pflegen, ein Bild des Papſtes, wie er, in Gefahr zu fallen, ſeine Augen gen Himmel richtet; in den Wolken aber erblickte er — den heiligen Ignatius, den Stifter des Jeſuitenordens, welcher zu ihm ſagte: „Clemens, Clemens, was verfolgſt du mich?“ darunter ſtand: „Und Clemens — bekehrte ſich!“ Alſo eine Anſpielung auf die Bekehrung des Apoſtels Paulus.

Clemens XIV. ließ ſich indeß durch nichts irre machen; ſo wenig er auch ſeine Abſicht verrieth, ſo war doch die Angelegenheit der Jeſuiten von Anfang an ſeine Hauptſorge und dieſe, in Verbindung mit andern wichtigen Angelegenheiten und Geſchäften, verurſachte ihm oft viel Kümmerniß, ſo daß er oft ſagte: „er ſei als Papſt wie im Fegefeuer.“ Er unterſuchte alle Urkunden des Jeſuitenordens, ließ ſich die Anſchuldigungen wider die Geſellſchaft und ihre Vertheidigung vorleſen; kein Buch von Bedeutung über die Jeſuiten entging ihm. Wenn manche glaubten, der Papſt habe die Angelegenheit der Jeſuiten aus dem Auge verloren, oder er ſuche nach der Sitte des römiſchen Hofes nur Zeit zu gewinnen, ſo war er dennoch ſtets mit ſeinen Entwürfen beſchäftigt und dieſe begleiteten ihn ſelbſt auf den einſamen Spaziergängen. Vorſicht nicht nur, ſondern auch Gerechtigkeit bei einer ſo wichtigen Sache war nöthig. „Laſſen Sie mir Zeit, dieſe wichtige Angelegenheit gründlich zu unterſuchen“ antwortete er den Monarchen, die ihn zu einer Entſcheidung drängten; „ich bin der gemeinſchaftliche Vater der Gläubigen, alſo auch der Ordensgeiſtlichen, und kann einen berühmten Orden nicht zerſtören, ohne dazu Gründe zu haben, die mich in den Augen aller Jahrhunderte und vor Gott rechtfertigen.“

Es zeigten ſich indeß bald für die Jeſuiten einige wirklich üble Vorbedeutungen, welche die Geſinnung des Papſtes verriethen. Er entzog den aus Portugal vertriebenen Jeſuiten das ihnen bisher bewilligte Jahrgeld. Die Jeſuiten hatten die Seligſprechung des Biſchofs von Osma D. Juan Palafox, ihres Anklägers und Feindes, ſo ſehr auch der König von Spanien dieſelbe wünſchte, bei dem vorigen Papſte ſtets hintertrieben; Clemens aber traf jetzt ernſte Anſtalten, dieſelbe zu vollziehen. Ein nicht minder deutliches Zeichen ward den Jeſuiten durch die vom Papſte angeordnete und mit Strenge ausgeführte Aufhebung ihres „Collegium germanicum“ in Rom, ſo wie des Seminars der Jeſuiten in Frascati.

Während nun die Meinung des Publikums über das Schickſal der Jeſuiten getheilt war und ſich in vielfachen Muthmaßungen erging, hatte der Papſt Zeit gehabt, ſich ſelbſt über das wahre Verhältniß der Dinge zu unterrichten, und ernannte nun nach Beendigung ſeiner Vorarbeiten eine Kommiſſion von 5 Kardinälen und einigen Prälaten, welche er durch ein beſonderes Breve: „de rebus Jesuitarum agendis,“ beauftragte, die Häuſer, die Geſchäftsverhältniſſe des Ordens mit aller Vorſicht und Genauigkeit zu unterſuchen, und dieſen geiſtlichen Kommiſſarien von anerkannt gutem Charakter ordnete er zugleich Rechtsgelehrte zum Beiſtande bei. Es lag dem Papſte daran, zu zeigen, daß er bei einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht von ſeinen eignen Eingebungen geleitet werde, ſondern daß er alle Formen des Rechtes zu achten wiſſe. Aus der kurz zuvor geſchehenen Ernennung mehrer Kardinäle läßt ſich ſchließen, daß Clemens auch mit Vorſicht zu Werke ging, indem er die Zahl der ihm ergebenen Anhänger verſtärkte. Die Unterſuchung durch die Kommiſſarien ward an Ort und Stelle von den betreffenden Kardinälen mit aller Strenge vollzogen, die Archive der Kollegien wurden durchſucht und beſchränkende Maaßregeln verſchiedener Art gegen die Jeſuiten ergriffen. Dieſe wendeten ſich mit Klagen und Bittſchriften an die Kardinäle und an den Papſt, aber ohne Erfolg. In Bologna mußten die Zöglinge der Jeſuiten durch militäriſche Gewalt angehalten werden, die Ordenstracht abzulegen; nach dieſem Beiſpiel aber fügte man ſich an andern Orten ruhiger.

Dieſe Vorzeichen einer nahenden gänzlichen Auflöſung des Ordens wurden von verſchiedenen Seiten verſchieden beurtheilt. Manche waren der Meinung, daß der Papſt den Orden gar nicht aufheben dürfe, da er vom Concil zu Trient genehmigt worden ſei, während Andere dagegen bemerkten, daß das Concil der Jeſuiten nur beiläufig erwähnt habe.

Das Schickſal der Jeſuiten war in der That ſeit einiger Zeit ein trauriges, da ſie aus einem Lande in das andere verjagt wurden. Die franzöſiſchen Jeſuiten hatten ſich kaum in Avignon niedergelaſſen, als die Regierung dieſe Stadt in Beſitz nahm; kaum hatten ſie ſich darauf in Korſika feſtgeſetzt, als auch dieſe Inſel 1768 Frankreich zufiel. Der Orden, welcher früher ſo viele mächtige Freunde gehabt, fand jetzt an faſt allen Monarchen und ihren Miniſtern ſeine Feinde.

Vielleicht hätte der Papſt, ſeinem eignen Herzen folgend, den Jeſuiten ein milderes Schickſal bereitet; allein er war zu ſehr überzeugt, daß nur eine durchgreifende und entſcheidende Maaßregel dem Weltübel abhelfen könne. Eine Reformation des Ordens war nicht mehr ausreichend. Hatte doch die franzöſiſche Regierung ſchon auf ihr Vorhaben, den

Orden zu reformiren, von dem Ordensgeneral Ricci die bekannte Antwort erhalten: „Sint ut sunt, aut non sint,“ („wir wollen ſein, wie wir ſind, oder gar nicht ſein.“) So ſtand denn nun bei allen Monarchen, ſelbſt bei den ſonſt ächt katholiſch geſinnten, ja ſelbſt beim Papſte die Ueberzeugung feſt, daß der Orden gar nicht mehr ſein könne und müſſe. Der Papſt begriff wohl, welche Erſchütterung die Aufhebung des Jeſuitenordens der ganzen katholiſchen Kirche bereiten würde, er ſah die dadurch entſtehende Leere auf den Kanzeln und Kathedern; er wußte, daß er viele gläubige Herzen, die dem Orden anhingen und ſeine Verderbtheit nicht kannten, betrüben werde; er wußte aber auch, daß von dem Orden nichts Gutes mehr für die Kirche zu hoffen ſei.

Der Papſt hatte öffentliche Gebete angeordnet, ohne ihren Zweck näher anzugeben; aber jedermann wußte, daß ſie der Geſellſchaft Jeſu galten. Er ſelbſt betete fleißig und begab ſich faſt täglich in die Marien-Siegeskirche. Den Entwurf zu der Aufhebungsbulle hatte er bereits aufgeſetzt und den einſichtsvollſten Theologen und Kardinälen zur Begutachtung mitgetheilt, um in dieſer wichtigen Angelegenheit keinen Mißgriff zu thun. Und nachdem die Urkunde ſelbſt vor ihrer Veröffentlichung allen betheiligten Monarchen mitgetheilt worden war und deren Beiſtimmung erhalten hatte, wartete der Papſt noch einige Zeit. An allen Orten, ſelbſt am päpſtlichen Palaſt, fand man in jenen Tagen Zettel angeſchlagen, die den Papſt als ein baldiges Opfer des Todes den öffentlichen Fürbitten empfahlen! Doch Dieſer ließ ſich dadurch nicht irre machen; er hatte die Angelegenheit abgeſchloſſen.

Am 21. Juli 1773 unterzeichnete Clemens XIV. die berühmte Bulle zur Aufhebung des Jeſuitenordens: „dominus ac redemtor noster.“ Nach der Unterzeichnung am Schreibtiſche ſitzend, den Kopf auf den Arm geſtützt, ſagte er (nach dem Berichte eines Augenzeugen): „So iſt das Werk der Vernichtung denn vollbracht! Es reut mich nicht. Ich habe mich nur nach genauer Unterſuchung und reiflicher Erwägung aller Umſtände dafür entſchieden. Und weil ich die Aufhebung des Jeſuitenordens dem Wohle der Kirche für zuträglich und nothwendig erachte, ſo habe ich es für meine Pflicht gehalten, den Orden aufzuheben, und würde dies noch thun, wenn es nicht ſchon geſchehen wäre; — *aber dieſer Schritt wird mir das Leben koſten.*"

Der Inhalt dieſer berühmten, viel gedruckten und in viele Sprachen überſetzten päpſtlichen Urkunde iſt etwa folgender:

„Jeſus Chriſtus, unſer Herr und Erlöſer, den die Propheten als Fürſten des Friedens verkündeten, hat ſein Friedensamt und die Worte der Verſöhnung den Apoſteln anvertraut, damit ſie den Frieden dem ganzen Erdkreiſe verkündeten. Als Wir ohne Unſer Verdienſt auf den Stuhl Petri erhoben wurden, erinnerten Wir Uns bald, daß Uns der Himmel jenes Amt anvertraut habe; Wir ſind dieſer tief Uns in's Herz geſchriebenen Verpflichtung ſtets eingedenk geweſen, und glauben nichts vernachläßigen zu dürfen, was zum Frieden des chriſtlichen Staates dient, und können nichts ſchonen, was den Frieden ſtört, ſollte es Unſerm Herzen auch noch ſo lieb und theuer ſein.

Die religiöſen Orden, welche der Kirche zur Zierde gereichen, ſind deßhalb vom apoſtoliſchen Stuhle gebilligt und mit Rechten begabt worden, damit ſie Frömmigkeit und Religion, Bildung und Sitte unter den Völkern durch Lehre und Beiſpiel fördern möchten. Sobald ſie aber dieſem Zwecke nicht entſprechen, wohl gar die Ruhe der Völker ſtören, ſo kann auch derſelbe apoſtoliſche Stuhl ſie reformiren oder auch aufheben. So hat Innocenz **III.**, Unſer Vorgänger, auf dem 4. Laterankoncile die Bildung neuer Orden verboten. Allein dem ohngeachtet entſtanden fortwährend neue Orden; weßhalb Gregor **X.** Innocenz des **III.** Verordnung auf dem Concil zu Lyon wiederholte. Er hat auch wirklich einige unwürdige Orden aufgehoben und die Glieder derſelben von ihren Gelübden losgeſprochen. Dieſem Beiſpiele folgten nachher viele Päpſte nach den Zeitumſtänden. Papſt Clemens V. hat den Orden der Tempelherren unterdrückt und völlig aufgehoben. Pius V., Urban VIII., Innocenz X. haben verſchiedene entartete und ſchädlich gewordene Orden aufgehoben. Dieſes Alles haben Unſere Vorfahren, um allen Streitigkeiten auszuweichen, ausgeführt, ohne die langſamen und verwirrenden Förmlichkeiten weltlicher Gerichte; ohne Verhör wurden die entarteten Orden durch die Vollmacht des kirchlichen Oberhauptes aufgehoben. In ähnlicher Weiſe haben Wir mit aller Sorgfalt den Urſprung, die Fortſchritte und den gegenwärtigen Zuſtand des regulirten Ordens der Geſellſchaft Jeſu zu ergründen geſucht. Gegründet iſt der Orden von ſeinem heiligen Stifter zur Fortpflanzung des Glaubens, zur Verbreitung der Frömmigkeit und Religion. Zu dieſem Zwecke hat er ein ſtrenges Gelübde wahrhaft evangeliſcher Armuth abgelegt, nur die Kollegien zum Zwecke des Unterrichtes ſollten eignen Beſitz haben, dieſer aber nie zum willkürlichen Gebrauch des Ordens dienen. Unter dieſen Bedingungen und andern heilſamen Geſetzen iſt die Geſellſchaft von Paul V. im Jahr 1540 beſtätigt. Anfangs war die Zahl der Ordensglieder nur auf 60 geſetzt, nachher iſt ſie erweitert und von den nachfolgenden Päpſten mehr als alle andern Orden mit Freiheiten und Rechten begabt worden. Aber es zeigten ſich auch bald die Keime der Zwietracht und gährenden Eiferſucht in dem Orden ſelbſt, und mit andern Orden, Streit mit den Weltgeiſtlichen den Akademien, Univerſitäten und öffentlichen Lehranſtalten, ja ſelbſt mit den Fürſten der Staaten, in welche der Orden aufgenommen war. Die Aufforderung des Ordens, die abſolute Gewalt, welche der General ſich beilegte, vertrugen ſich nicht mit den Beſtimmungen des tridentiniſchen Concils und den Rechten der übrigen Geiſtlichkeit. Deßhalb entſtanden ſchwere Anklagen gegen den Orden, welche Paul IV., Pius V., Sixtus V. oft genug anhören mußten. König Philipp II. von Spanien brachte gegen den Orden und ſeine unmäßigen Privilegien gerechte Klagen vor, deren Grund gelehrte und fromme Glieder des Ordens ſelbſt beſtätigten. Schon hatte Sixtus V. deßwegen einen Viſitator des Ordens und eine Kongregation von Kardinälen zur Unterſuchung ernannt, als ein frühzeitiger Tod den Papſt hinwegraffte. Als darauf Gregor XIV. die Geſellſchaft wieder beſtätigt und ihr noch größere Privilegien ertheilt hatte, da wurden auch wieder die Klagen über den Orden größer, über ſeine dem Glauben und der Sitte entgegengeſetzte Lehre, über ſeine Begierde nach Reichthum. Streitigkeiten, innerer und äußerer Zwieſpalt erfüllten den ganzen Erdkreis, betrübten und beläſtigten den apoſtoliſchen Stuhl und veranlaßten die Fürſten zu Maaßregeln. Urkunden über jene Verhältniſſe beſagen, daß die Jeſuiten ſelbſt anerkannt, wie ihr Orden durch Ehrgeiz oder falſchen Eifer übel berüchtigt ſei, daß ſie verſprochen haben, ſich nirgends mehr in die Angelegenheiten der Staaten und öffentliche Verhältniſſe zu miſchen. Mit tiefem Schmerzgefühl haben Wir nun aber bemerken müſſen, wie alle Mittel und Maaßregeln, um die Störung, Unruhen und Klagen hinwegzuräumen, erfolglos geblieben; vergeblich waren die Bemühungen von zwölf Päpſten, bis Benedikt den XIV.

Streitigkeiten mit der ganzen übrigen Geiſtlichkeit in allen Welttheilen, Geſinnungen und Grundſätze, welche der apoſtoliſche Stuhl als ſchändlich und ſittenverderblich erklärt hatte, Unruhen und Tumulte in den katholiſchen Ländern, Verfolgung der Kirche in Europa und Aſien waren die Folge davon; die apoſtoliſchen Briefe Unſers Vorgängers, worin die Geſellſchaft belobt wird, haben dem apoſtoliſchen Stuhl wenig Troſt und dem Uebel keine Abhülfe gebracht. Alle rechtſchaffnen Menſchen hofften und ſehnten ſich nach Frieden, allein die Klagen und das Geſchrei wider den Orden ſteigerten ſich von Tag zu Tag. Aufſtände, Zwieſpalt, ſchändliche Auftritte, das Band der Ordnung und

Liebe durch Haß und Partheiſucht zerreißend, droheten die höchſte Gefahr. Die der Geſellſchaft früher ſo ergebenen Könige ſahen ſich zu dem Aeußerſten genöthigt, ſie vertrieben den Orden gewaltſam aus ihren Staaten, um nicht die chriſtlichen Völker im Schooße der Kirche ſich ſelbſt zerfleiſchen zu ſehen. Aber dieſes Mittel erſchien den Königen noch nicht als ausreichend für die Ruhe der Chriſtenheit, ſo lange die Geſellſchaft nicht völlig aufgehoben und erloſchen ſei. Sie drangen einmüthig in Unſern Vorgänger Clemens **XIII.** um Aufhebung des Ordens. Der, der ganzen Welt ſo unerwartete Tod dieſes Papſtes aber verhinderte die Erledigung der Sache. Als Wir auf den Stuhl Petri erhoben waren, gelangten dieſe Bitten, Wünſche und Begehren von Fürſten und angeſehenen Prieſtern noch dringender an Uns; allein Wir bedurften einer langen Zeitfriſt zu ruhiger und gewiſſenhafter Prüfung und fleheten um Hilfe und Beiſtand zum Vater des Lichtes. Wir prüften beſonders den Grund der Behauptung, daß das tridentiniſche Concil den Orden feierlich anerkannt habe, und fanden, daß das Concil nur die Anordnungen der Päpſte über die Geſellſchaft Jeſu unbehindert zu laſſen beſchloſſen habe. (Sess. 25 c. 16.)

Nachdem Wir nun Alles gethan, wozu Unſer heiliges Amt Uns verpflichtet, und überzeugt ſind, daß ein bleibender Friede der Chriſtenheit nicht anders herzuſtellen iſt, ſo heben Wir, gedrängt durch dieſe mächtigen Gründe und die Gebote der Klugheit, aus gewiſſem Wiſſen und aus apoſtoliſcher Macht, die Geſellſchaft Jeſu auf, und unterdrücken dieſelbe gänzlich. Wir benehmen ihr alle ihre Häuſer, Schulen und Güter, alle ihre Privilegien, und entkräften alle entgegenſtehende Dekrete und Anordnungen. Wir benehmen den Ordensobern jede Gewalt und ſtellen ſie unter die Gerichtsbarkeit der Ortsordinarien. Wir wünſchen jedoch auch den einzelnen Perſonen des Ordens, welche Wir in dem Herrn väterlich lieben, Troſt und Hilfe zu gewähren, und tragen daher den Ortsordinarien auf, für eine anderweitige Anſtellung der entlaſſenen Ordensglieder im Dienſte der Kirche, oder für Aufnahme in andere beſtehende Orden zu ſorgen, oder auch ihnen die freie Wahl ihres künftigen Lebensberufes zu laſſen, und den Nichtverſorgten aus den Einkünften ihres bisherigen Kollegiums anſtändige Penſionen anzuweiſen und auf jede Art für die Verlaſſenen und Hilfsbedürftigen zu ſorgen. Von aller Unterſtützung aber bleibt ausgeſchloſſen, wer ſich von den bisherigen Gütern des Ordens irgend etwas willkürlich aneignet oder entwendet. Nur die in den Stand der Weltgeiſtlichen zurückgekehrten Ordensglieder dürfen ferner predigen und Beichte hören; nur die völlig Unbeſcholtenen dürfen mit dem Jugendunterricht betraut bleiben. Die entlaſſenen Mitglieder treten in die Rechtsverhältniſſe der übrigen Geiſtlichkeit. Spott und Beleidigungen der Entlaſſenen werden auf das Strengſte unterſagt.

Wir ermahnen alle chriſtliche Fürſten, gegenwärtigem Erlaß in ihren Staaten die vollſte Wirkung zu geben und zu Ruhe und Frieden der Gläubigen mitzuwirken. Wir ermahnen alle Chriſten, ſich als Glieder Eines Leibes zu betrachten, die Nächſtenliebe als ihre höchſte Pflicht zu betrachten; wer den Nächſten liebt, hat das Geſetz erfüllt."

Dieſes iſt der Hauptinhalt des von Clemens erlaſſenen, von ächt-chriſtlichem Geiſte erfüllten Breve's, welches die Strenge mit der Milde glücklich paart. Man hat oft behauptet, der Papſt habe den entſcheidenden Schritt nur deßhalb verſchoben, um durch Zögern den Orden zu retten und die Regierungen zu täuſchen; allein der Inhalt des Breve's zeigt deutlicher als alle Vermuthungen, daß Clemens die Aufhebung des Ordens für nothwendig hielt und deſſen Weſen durchſchaut hatte. Man hat behauptet, Clemens habe aus Furcht für ſein Leben die entſcheidende That nicht gewagt. Indeß, wenn man ſich nicht nur die Gefährlichkeit, ſondern die ganze Schwierigkeit des Werkes denkt, ſo finden ſich Gründe genug, welche dem Papſte

Vorſicht nöthig machten. Wer mag es dem Papſte, dem Menſchen, verdenken, wenn er das Werk zu vollbringen ſuchte, ohne ſein Leben zum Opfer zu bringen? Wer mag dem Fuße, der auf die Brut der Schlangen treten ſoll, wer mag ihm zürnen, wenn er zittert! Man hat behauptet: Clemens habe vor ſeiner Erhebung auf Petri Stuhl den Monarchen verſprochen, den ihnen verhaßten Orden aufzuheben. Dieſe Thatſache iſt mit nichts erwieſen, — eine Behauptung der Jeſuitenfreunde, wodurch ſie einen Schatten auf Ganganelli's Character werfen wollen. Wenn der Papſt dem Könige von Spanien im Laufe der Verhandlungen geſchrieben, daß er den Orden aufheben werde, „daß die Mitglieder dieſer Geſellſchaft ihren Untergang verdient hätten durch ihren unruhigen Geiſt und durch die Frechheit ihrer Ränke,“ ſo ſagt er damit nichts anderes, als was er in dem Breve ſagt; leicht konnte er dem Könige etwas verſprechen, was er längſt für unumgänglich nöthig hielt. Wie klar er die Gründe ſeines Thuens erkannte, und wie offen er ſie ausſprach, das zeigt das Breve ſelbſt. Man hat ferner der That des Papſtes dadurch ihren Werth zu rauben geſucht, daß man ſagt, ſie ſei das Werk der Nothwendigkeit geweſen, der Papſt habe nur aus Furcht vor den Fürſten ſo gehandelt. Allerdings hätte der Papſt eine ſo gefährliche Amputation am Leibe der Kirche, mit welcher der Jeſuitenorden im Laufe der Zeit ſo innig verwachſen war, gar nicht wagen können, wenn ſie nicht nothwendig geworden; allerdings hatte ſelbſt Clemens XIII. unter Thränen die Nothwendigkeit erkannt, den Fürſten nachzugeben; allein die Kraft und Konſequenz, mit welcher Clemens XIV. ſein Breve vollzog, beweist genügſam, daß er nicht durch die Fürſten getrieben, ſondern aus eigner Ueberzeugung handle. Er hätte ja die Fürſten täuſchen können, er hätte ja die Jeſuiten heimlich begünſtigen und ſchützen können; er hätte ja ihr Wiedererſtehen unter günſtigeren Zeitumſtänden möglich machen können; allein die folgenden Thatſachen werden deutlich genug darthun, daß es ihm Ernſt war mit dem, was er that. Man hat den Charakter Clemens des XIV. überhaupt gar verſchieden beurtheilt, allein keine Thatſachen angeführt, welche ſein Thun in ein weſentlich anderes Licht ſtellen könnten, als in welchem wir ihn betrachten!

Obgleich die Jeſuiten ihr Schickſal längſt vorausſehen konnten, ſo traf dennoch das Breve ſie wie ein Donnerſchlag. Am 10. Aug. 1773 Abends um neun Uhr wurden alle jeſuitiſchen Kollegia in Rom durch beauftragte hohe Geiſtliche, deren jeder von einem Notar und einer Anzahl Soldaten begleitet war, beſetzt. Man ließ die Thüren öffnen, verſammelte alle im Hauſe anweſenden Jeſuiten, las ihnen das Aufhebungsbreve vor und machte ihnen bekannt, daß die apoſtoliſche Kammer einem jeden ein Weltprieſterkleid verabreichen, daß man für die, welche Rom verlaſſen wollten, die Reiſekoſten bezahlen, daß man ihnen ihre Bücher und Habſeligkeiten ausliefern und Jahrgelder geben werde. Darauf wurde Alles durchſucht, die Archive verſiegelt, die Kaſſen und die Kirchengefäße in Beſchlag genommen. Der Ordensgeneral Ricci zeigte bei dieſer Eröffnung düſtere Trauer im entfärbten Geſicht und begnügte ſich zu erwiedern: „Ich hätte wohl eine Reform, aber nicht eine Aufhebung erwartet. Des Herren Wille geſchehe.“ Früher aber hatte Ricci (wie ſchon erwähnt) geſagt: „Wir wollen ſein, wie wir ſind, oder nicht ſein.“ Er ward nebſt andern Ordensobern in perſönlichen Gewahrſam genommen. Den deutſchen Jeſuiten ward die Einwilligung des Kaiſers Joſeph zur Aufhebung des Ordens bekannt gemacht. Am folgenden Morgen traten ſämmtliche Kommiſſarien wieder zuſammen, um über ihre Sendung Bericht zu erſtatten.

Der Papſt war die ganze Nacht nicht zu Bett gegangen, und als der Prälat Macedonio um 2 Uhr Morgens ihm über die pünktliche Vollziehung ſeiner Befehle Bericht erſtattete, ſollen ihm einige Thränen entfallen ſein.[*] Dieſe Theilnahme für den Orden hat man dem Papſte übel gedeutet; allein wenn man das Loos, welches die Jeſuiten bisher ſchon erduldet, kennt, ſo wird man dieſe Theilnahme nur natürlich finden. Tauſende, Jünglinge und ſchwache Greiſe, waren ihrer Familie, ihrer Heimath entriſſen, durch Gewaltmaaßregeln der Fürſten, in fremde Länder getrieben und aus dieſen wieder vertrieben, dem Elende erlegen. Ein edles Herz verſagt ſelbſt der Schuld ſeine Theilnahme nicht, und hier büßten ja die Einzelnen die Schuld des ganzen Ordens!

Obgleich die apoſtoliſche Kammer in den Häuſern der Jeſuiten große Schätze und Koſtbarkeiten vorgefunden, ſo war man doch der Meinung, daß nur das Wenigſte von ihren Schätzen entdeckt ſei, und man vermuthete, daß angeſehene Perſonen in Rom, ſelbſt Kardinäle, ihnen zur Wegſchaffung ihrer Güter behülflich geweſen. Viele ihrer Dokumente ſollen ſie verbrannt haben, weßhalb eine Unterſuchungskommiſſion ernannt wurde; denn der Papſt ſetzte mit Strenge das begonnene Werk fort. Die Ordenshäupter wurden auf der Engelsburg in ſtrengeren Gewahrſam gebracht, dem geweſenen Ordensgeneral ein Rundſchreiben an alle Miſſionäre des Ordens zur Unterſchrift vorgelegt, in welchem er ihnen die Aufhebung des Ordens und die Einwilligung der Fürſten anzeigte, ſie ihrer Pflichten gegen den Orden entband und ſie aufforderte, den Biſchöfen der Diözeſen, in welchen ſie wohnten, Gehorſam zu leiſten.

So vollendete Clemens XIV. mit großer Umſicht ein ſchweres Werk, welches Manche für unmöglich gehalten hatten, während Viele wenigſtens zweifelten, daß es ſo ruhig und ohne Bewegung ausgeführt werden könne. Aber von nun an tritt auch das Leben des Papſtes in einen andern Abſchnitt ein.

Alle Wohlgeſinnten ließen der lauteren Geſinnung Ganganelli's Gerechtigkeit widerfahren; die Jeſuitenfreunde verbreiteten Schmähſchriften aller Art, worin ſie den Papſt beſchuldigten, daß er gegen die Jünger Loyola's nur deßwegen ſo verfahren, um ſich in Beſitz ihrer Güter zu ſetzen und die Gunſt der Monarchen zu erlangen! Solche Schmähſchriften wurden heimlich in allen Gemeinden vertheilt und ganz Italien damit überſchwemmt. So gern auch der Papſt die perſönliche Beleidigung verziehen hätte, ſo mußte er doch der öffentlichen Ordnung und Ruhe wegen oft mit Strenge einſchreiten. Vornehme Gönner der Geſellſchaft Jeſu ließen ſich meiſt aus Furcht vor den Monarchen von offenem Handeln gegen den Papſt abhalten, aber ſie ſchmiedeten nun geheime Ränke. Im ganzen Kirchenſtaate trat eine Gährung ein und die Partheien ſtanden ſich ſchroff entgegen. Selbſt Nonnen nahmen ſich der Jeſuiten heimlich an und ſchmähten den Papſt im fanatiſchen Eifer. Es bedurfte der ganzen Geiſtesſchärfe Ganganelli's und aller der oberſten Macht zu Gebote ſtehenden Mittel, um größere Unordnung zu verhüten. Doch, je höher die Wogen des Sturmes wütheten, deſto ruhiger blieb der Papſt, deſto beſonnener ſtand er, ein kundiger Steuermann, am Steuerruder der Kirche. Er leitete die Maaßregeln der Unterſuchung und war darauf bedacht, die leeren Profeßhäuſer der Jeſuiten mit andern Ordensgeiſtlichen zu bevölkern und den Schulen die fehlenden Lehrer zu verſchaffen. Sein ſcharfer Blick fand auch bald die geeigneten Männer in den Welt- und Kloſtergeiſtlichen, und ſo ſah man die Schulen der Jeſuiten in demſelben Augenblick ſich wieder öffnen, wo man ſie auf lange Zeit geſchloſſen glaubte. Mit großem Fleiß und mit Kenntniß entwarf der Papſt ſelbſt einen neuen vortrefflichen Erziehungsplan.

Jenes Treiben der Jeſuiten, die ſich zwar äußerlich der Nothwendigkeit gefügt hatten, aber im Geheimen widerſtrebten, öffnete manchem Freunde derſelben erſt die Augen und zeigte, daß es ein gefahrvolles Werk war, die Kirche von einem verderblichen Orden zu befreien, der durch 277 Jahre ſo enge mit ihrem Geiſte und ihrem ganzen Daſein verwachſen war.

Das Breve des Papſtes ward in allen Ländern angenommen und vollzogen, mit mehr oder minder ſchonender Rückſicht gegen die dadurch betroffenen Jeſuiten.

Am Strengſten verfuhr man in Portugal, wo ſie noch den Verdruß hatten, daß nach Bekanntmachung des päpſtlichen Breve's die Hauptkirche in Liſſabon erleuchtet und ein Te-Deum geſungen wurde. In Polen dagegen ſuchte man ſie vor Bekanntmachung des Breve's durch ein troſtreiches Cirkularſchreiben auf ihr bevorſtehendes Mißgeſchick gefaßt zu machen, und hielt bei der Aufhebung der Ordenshäuſer rührende Reden. Preußen war der einzige Staat, welcher das Breve des Papſtes nicht annahm, dort behielten die Jeſuiten ein rechtliches Aſyl. Jedoch war Friedrich II. nicht ein Monarch, der dem jeſuitiſchen Geiſte Raum gelaſſen hätte, er gönnte den Jeſuiten nur darum ruhigen Aufenthalt in ſeinem Staate, weil er ſie am wenigſten fürchtete. In Oeſterreich bedurfte es bei Maria Thereſia (nach des Abbé Georgel Mittheilung) einer dringenden Vorſtellung des Papſtes, daß ſie durch einen hartnäckigen Widerſtand gegen ſeine Verfügung ihr Gewiſſen belaſte; erſt darauf hin ließ ſie die Aufhebungsbulle in ihren Staaten vollziehen. Nach einer anderen Erzählung hätte ſich Maria Thereſia erſt dann dazu entſchloſſen, als ſie von Rom aus die Abſchrift eines Dokumentes erhielt, in welchem eine ausführliche Darlegung einer von ihr in früheren Zeiten einem Jeſuiten abgelegten Generalbeichte enthalten war.

Viel Sorgen und Mühe verurſachten dem Papſte die fortſchreitende Unterſuchung gegen die gefangenen Jeſuiten und die Nachforſchungen über den Beſitz des Ordens. Er ſah ſich oft zur Strenge genöthigt, ſuchte aber jede unnöthige Härte zu vermeiden. „Feſtigkeit" ſprach er, „aber Milde und Anſtand! Die, welche wir unterdrücken, ſind unſere Brüder. Ich muß als Vater der Gläubigen und als Ordensgeiſtlicher ſie beklagen und auf ihre unglückliche Lage Rückſicht nehmen." Indeß: er hatte den Haß eines böſen Geiſtes ſich zugezogen. Eines Tages erhielt er eine Zuſchrift mit den Buchſtaben: „P. S. S. V." Clemens erklärte die Zeichen ſelbſt italieniſch: „presto sera sede vacante," d. h. „bald wird der heil. Stuhl leer ſtehen." Auf den

Rath aufrichtig ergebener Perſonen verſtärkte der Papſt ſeine Leibwache.

Durch *Aufhebung des Jeſuitenordens* war nun zwar ein Haupthinderniß der Verſöhnung des Papſtthums mit den Monarchen beſeitigt, aber *Parma*, deſſen Herzog der vorige Papſt wie einen Vaſallen behandelt hatte, blieb noch immer ein Stein des Anſtoßes. Zunächſt ſuchte nun *Clemens* eine Annäherung an *Parma* durch freundliche Zuſchriften an den Herzog, welche dieſer dann ebenſo erwiderte. Durch Aufhebung des von dem vorigen Papſte gegen den Herzog erlaſſenen Breve's kam dann eine völlige Verſöhnung zu Stande, ſo daß der Herzog ſelbſt die Vermittelung zwiſchen dem Papſt und den bourboniſchen Höfen übernahm. Der *franzöſiſche* Hof war nämlich noch im Beſitz der päpſtlichen Herrſchaft *Avignon* und der *neapolitaniſche* hielt *Benevent* noch zurück. *Clemens* nahm Anſtand, der päpſtlichen Würde ſo viel zu vergeben, um die betreffenden Höfe um Zurückgabe dieſer päpſtlichen Beſitzungen zu *bitten*. Der Herzog von Parma leitete deßhalb die erſten Schritte ein, der Papſt erhielt die ſeinem Vorgänger entzogenen Beſitzungen zurück. In Rom war darüber große Freude, allein die *Jeſuiten* ſtellten die Sache ſo dar, *als habe der Papſt um dieſen Preis ihren Orden aufgehoben*, da doch bekannt iſt, daß jene Beſitzungen dem Papſte *nicht* der *Jeſuiten* wegen, ſondern wegen des päpſtlichen Verfahrens gegen Parma von den Verwandten des Herzogs entriſſen worden waren. Uebrigens bemühten ſich die Jeſuiten, ihr Schickſal, wenigſtens dem äußern Scheine nach, mit Gelaſſenheit und Geduld zu ertragen.

Jetzt nahete ſich das bevorſtehende *Jubeljahr* und der Papſt traf die nöthigen Voranſtalten dazu. Im Jahre 1300 hatte nämlich Bonifaz VIII. ein Jubeljahr gefeiert und allen nach Rom kommenden Fremden, die ſich bei der Feier betheiligten, Ablaß ihrer Sünden verheißen. Anfangs war ein Jubeljahr alle hundert Jahre, da aber die nach Rom aus allen Ländern herbeiſtrömenden Fremden auch Geld aus allen Ländern mitbrachten, ſo fanden es die folgenden Päpſte zweckmäßig, alle fünfzig Jahre, und ſpäter — alle fünf und zwanzig Jahre ein Jubeljahr zu halten! 1775 ſtand ein ſolches bevor, und es mußten dazu die nöthigen Getreidevorräthe herbeigeſchafft und andere Anſtalten getroffen werden. Nach üblicher Sitte verkündete der Papſt vom Balkon der Peterskirche das Jubeljahr und ertheilte der verſammelten Volksmenge, unter großen Freuden- und Beifallsbezeugungen und unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen, den apoſtoliſchen Segen.

Die Feinde Clemens XIV. aber hatten überall ausgeſprengt: der Papſt werde das Jubeljahr ſelbſt nicht erleben. Prophezeihungen über deſſen nahen Tod wurden von Nonnen und Fanatikern aller Art unter das Volk gebracht, und die angeſtellten Unterſuchungen ergaben, daß alle dieſe Gaukeleien von Jeſuitenfreunden heimlich geleitet wurden. Indeſſen fanden dieſe Prophezeihungen Glauben durch die wirklich wankende Geſundheit des Papſtes, der ſich fortan wenig mehr öffentlich zeigte; ſeine Kräfte nahmen ab, ſein Geſicht ward bleich. Die Nachricht von dem Tode Ludwigs XV. von Frankreich erſchütterte den Papſt ſehr und verſetzte ihn in eine Abſpannung, von welcher er ſich nicht mehr erholte. Die Fieberanfälle des Papſtes kehrten heftiger zurück, ſeine Eingeweide wurden durch unerhörte Schmerzen zerriſſen; weder Bäder, noch heftiger Schweiß, noch andere Mittel konnten das Befinden des Kranken ändern, welcher immer mehr in den Zuſtand allgemeiner Entkräftung verfiel. Er war bald nur noch ein Schatten ſeiner ſelbſt, denn ſelbſt ſeine Knochen ſchienen zu ſchwinden und weich zu werden; und dennoch ſuchte er ſeine Arbeiten fortzuſetzen. Der Doktor Saliceti ermahnte zur Ruhe; allein der Papſt erwiederte: „Der Tod, gegen den wir vergebens ankämpfen, wird mich bald in den Ruheſtand verſetzen.“ Er fühlte ſein langſames Hinſterben, während außerhalb elende Schmähſchriften auf den Papſt überall verbreitet wurden und düſtre Prophezeihungen ſchon den beſtimmten Zeitpunkt ſeines Todes angaben! Es wurden darüber Unterſuchungen angeſtellt, die indeß ohne Erfolg geblieben zu ſein ſcheinen.

Der Papſt nahm inzwiſchen noch an Allem Antheil, was vorging, und ließ ſich Bericht darüber erſtatten. Die Anhänger der Jeſuiten murrten laut über die fortdauernde Gefangenſchaft des geweſenen Ordensgenerals Lorenz Ricci; der Papſt ließ ſich jedoch dadurch nicht irre machen und erklärte: „Die Auflöſung einer Körperſchaft mache die Aufhebung aller Verbindung zwiſchen ihr und ihrem Oberhaupte nothwendig. Er habe ſeine Gründe, ſo und nicht anders zu handeln, und Gott, der ihn richten werde, wiſſe wohl, daß weder Leidenſchaftlichkeit noch Vorurtheil die Triebfeder ſeiner Handlungen ſei.“

Auf Verlangen des Papſtes erſchien der Franziskanergeneral Marzoni, ſein alter Freund und Beichtvater; mit dieſem unterhielt er ſich über die ewige Seligkeit und bereitete ſich vor zum Schauen des ewigen Lichtes, als ſein Blick auf die Erde in langem Tode immer dunkler wurde. Die Ehrenbezeugungen der Welt ſchienen ihm nun ein eitler Tand, die Jahrhunderte wie Minuten und die Erde wie ein Sonnenſtäubchen. „Wenn der Schimmer der Tiara,“ ſprach er, „mich einen Augenblick hätte blenden können, ſo würde jetzt der Augenblick der Enttäuſchung da ſein.“

Im Anfang des Monats September mahnten die Aerzte den heiligen Vater zur Rückkehr von Caſtel Gandolfo nach Rom; er ſchien den Tod, welchen er in ſich trug, ſeit mehreren Monaten bekämpft zu haben, um ſich durch denſelben von ſeinen wichtigen Amtsverrichtungen nicht abhalten zu laſſen. Allein am 8. September, als der Papſt ſich nach St$^{\text{a.}}$ Maria del Popolo begeben hatte, um die Seligſprechung des Franziskaner-Mönches Bonaventura Potenzia zu verhandeln, ſchien der Augenblick gekommen, wo der Tod den Sieg errungen. Der Papſt mußte in ſeiner Sänfte auf ſein Zimmer zurück gebracht werden, welches er nun nicht mehr verließ. Nur die

Aerzte, ſein Beichtvater Marzoni, ſein Vertrauter Buontempi und der Diener Franziskus hatten Zutritt, und dieſe wichen nicht von ſeiner Seite.

Ueber die Urſachen der Krankheit des Papſtes waren im Volke die verſchiedenſten Gerüchte und Anſichten herrſchend. Viele behaupteten: er ſei vergiftet, und ſie hatten Gründe genug für ihre Meinung. Bei der mäßigen Lebensweiſe des Papſtes, bei ſeiner ſtets feſten und unerſchütterten Geſundheit, hatte man ein langes Leben desſelben hoffen können, als auf einmal jenes unerklärliche Siechthum ihn befiel, das allen ärztlichen Heilmitteln Trotz bot, das alle Anzeichen einer *gewaltſamen* innern Zerrüttung mit ſich führte.

Clemens ertrug die Leiden ſeines Körpers mit jener Ergebung und mit jenem Gottvertrauen, welches das Zeichen wahrer Frömmigkeit und eines ruhigen Gewiſſens iſt. Er ſelbſt ermahnte ſeinen Beichtvater, ſich nicht zu betrüben. „Der Tod der Geſchöpfe,“ ſagte er, „ſei eine der Ewigkeit des Schöpfers gebührende Huldigung; jeder Menſch lebe nur, um zu ſterben.“ Als ſich am 20. die Krankheit ſteigerte, nahm er in Gegenwart von 4 Kardinälen und Staatsminiſtern die Sterbeſakramente und der Kardinal-Vikar ordnete in allen Kirchen Gebete an. Der Kardinal Malvezzi bat den Papſt, er möge doch die elf noch zur Kardinalswahl beſtimmten Perſonen bezeichnen; doch dieſer weigerte ſich. „Ich kann und darf es nicht,“ erklärte er, „der Herr wird über meine Gründe richten; ich gehe in die Ewigkeit, *und ich weiß warum!*“

Am andern Morgen wurde dem ſterbenden Papſte in Gegenwart des Kardinalkollegiums die letzte Oelung ertheilt, und bald darauf, um 7 Uhr Morgens, ſtarb er in den Armen ſeines Freundes Marzoni. Es war am 22. September 1774, nachdem er 5 Jahre und einige Monate regiert und ein Alter von 69 Jahren und 10 Monaten erreicht hatte.

Kaum war *Clemens* todt, erzählt Caraccioli, ſo wurde ſein Körper ſchwarz und ſchien ſich aufzulöſen.

Bei der Oeffnung des Leichnams glaubte man, nach dem Berichte mehrerer Augenzeugen, die Spuren des ſchrecklichſten Giftes wahrzunehmen. Nach den angegebenen Krankheits-Zufällen, ſo wie nach den eignen Andeutungen des Papſtes iſt es kaum zu bezweifeln, daß es ein langſam tödtendes Gift war, welches ſeine Eingeweide unter furchtbaren Schmerzen zerriß, welches ſich ſelbſt an dem entſeelten Leichnam verrieth. Auch Kardinal Bernis war überzeugt, daß der Papſt durch Gift geſtorben, und erzählt, daß ſelbſt Pius VI., Clemens Nachfolger, von dem Ende ſeines Vorgängers nicht anders dachte, als ganz Rom, welches von der aqua toffana von Perugia redete. Und nach den obwaltenden Umſtänden iſt auch leicht zu errathen, wo die Hände zu ſuchen ſind, welche das Gift gemiſcht. Caraccioli, der gewiſſenhafte und vorſichtige Lebensbeſchreiber Ganganelli's, zeigt ſtets ſehr viele Theilnahme für die unterdrückten Jeſuiten und will ſie nicht anklagen; allein ſeine eigene Darſtellung bekundet zur Genüge, daß die öffentliche Meinung mit Recht den Tod dieſes edlen Papſtes zu den Großthaten der Geſellſchaft Jeſu, oder ihrer Freunde zu rechnen habe. Verderblich iſt jeſuitiſche Moral, die Völker haben es gefühlt; verderblich iſt jeſuitiſche Rache; Fürſten, Könige und Päpſte bezeugen es. Sixtus V., der faſt 200 Jahre vor Clemens XIV. Papſt war und oft mit dieſem verglichen wird, der ein eben ſo großer Papſt, aber nicht ein ſo edler Menſch war, ging ebenfalls mit dem Plane um, den Jeſuitenorden aufzuheben oder umzugeſtalten, als ein plötzlicher Tod ihn wie Clemens den XIV. aus ſeinen Entwürfen hinweg raffte, ein Tod, der gleichfalls den Folgen des Giftes zugeſchrieben wurde. Man hat wohl gefragt, was der Tod des Papſtes nach dem Breve den Jeſuiten hätte nützen können? Allerdings konnte er ihnen nützen, denn ein nachfolgender ihnen geneigter Papſt konnte die leichtveränderte Geſinnung der Monarchen oder ihrer Miniſter gar wohl zu der Wiederherſtellung des Ordens benützen. Und überdies, wenn der Tod Clemens' dem furchtbaren Orden auch nichts hätte nützen können, ſo konnte er doch ihrer Rache frommen; wie dieſe Rache unter der Aſche glimmte, zeigte ſich überall.

Obgleich das Volk, ſo gut wie der Papſt ſelbſt, ſein Ende voraus ſah, ſo erfüllte dennoch tiefe Trauer die Stadt Rom, als die große Glocke auf dem Kapitol in herkömmlicher Weiſe den Einwohnern die Trauerbotſchaft verkündete und das Geläute aller Glocken nachher dieſelbe beſtätigte. Alle Nationen durchlief die Todeskunde; ſie erfüllte alle Herzen der Zeitgenoſſen, die im Stande waren, den Werth des hingeſchiedenen Papſtes zu würdigen, mit Trauer.

Die Leichenfeierlichkeiten und Trauergebräuche wurden in Rom in üblicher Weiſe und mit großem Gepränge vollzogen. Bemerkenswerth iſt dabei nur ein Umſtand. Der Leichnam war in der Peterskirche auf einem prachtvollen Trauergerüſte niedergeſetzt, Sinnbilder und Inſchriften über die wichtigſten Thaten der Regierung des Papſtes ſchmückten dasſelbe; aber in keiner jener Inſchriften wurde die große und unſterbliche That dieſes Papſtes: die Aufhebung des Jeſuitenordens, nur mit einer Sylbe erwähnt. Ein Beweis, wie wenig der Geiſt Ganganelli's noch in der römiſchen höheren Prieſterſchaft herrſchend war, und welche Welt voll Feinde er ſich durch ſeine That zugezogen!

In der Kirche der heiligen Apoſtel hat Clemens XIV. ſeine ewige Ruheſtätte gefunden, dort bezeichnet ein Denkmal der Nachwelt ſein Grab; doch ſein ſchönſtes Denkmal hat die Geſchichte, die Richterin menſchlicher Thaten, ihm errichtet.

Wenden wir nun am Schluſſe den Blick auf unſere Tage! Clemens iſt todt, aber der Orden, den er getödtet zu haben wähnte, lebt. Nur ſcheintodt war die Geſellſchaft, welche den Namen Jeſu trägt, um die Grundſätze Jeſu in der Menſchheit zu erſticken; den Leib nur konnte Clemens kurze Zeit vernichten, der Geiſt des Ordens lebte fort. Als Pius VII. rief, da kehrte der

Scheintodte in's Leben zurück, der Geiſt erſchuf ſich einen neuen Leib. Zwar ſind die Zeiten jetzt andere geworden, der Orden hat ſeine frühere Kraft und Furchtbarkeit noch nicht wieder gewonnen, *aber ſein Charakter iſt noch wie vordem, und ſeine Lebensbedingungen ſind in gewiſſer Beziehung günſtiger als zu Clemens Zeit.* Alle die mächtigen Ankläger des Ordens, welche zu jener Zeit zu ſeinem *Untergange* wirkten, ſind nun ſeine *Freunde* und *Beſchützer* geworden. Die Fürſten, welche zu jener Zeit durch den Orden auf ihren Thronen ſich *gefährdet* ſahen, *fürchten ihn nicht mehr*, ſie betrachten ihn vielmehr jetzt als die *Stütze* der Thronen, als ein wirkſames Mittel gegen den erwachten Geiſt des *Volkes*. Ob jemals eine Zeit kommen werde, wo die Gefährlichkeit des Ordens für Fürſten und Völker genügend wieder von den Machthabern erkannt werden wird, iſt zu bezweifeln. *Wir hoffen keinen neuen Ganganelli.* Der gegenwärtige Papſt iſt zwar als Regent des Kirchenſtaates einer der bedeutendſten und weiſeſten europäiſchen Fürſten, aber als Oberhaupt der Kirche iſt er nichts anderes als Papſt im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ſei es nun, daß Pius IX. in ultramontanen Tendenzen wirklich befangen iſt, oder daß er ſie zur Schau trägt, um unter dem Schilde kirchlicher Rechtgläubigkeit ſeine politiſchen Reformen zu decken. Gewiß iſt, daß die katholiſche Kirche Deutſchlands von Pius IX. ſobald noch nichts zu hoffen hat. Ein großer Irrthum möchte es ſein, wollte man von Pius IX. die That Ganganelli's erwarten. Er *kann* ſie nicht thun, auch wenn er *wollte*. *Der Geiſt des erwachten Jeſuitenordens iſt mehr denn je Geſammtgeiſt und Lebensbedingung der römiſchen Hierarchie geworden*, ſie fühlt zu ſehr, daß eine gewaltſame Vernichtung des Ordens den Sturz des geſammten Prieſtergebäudes nach ſich ziehen würde. Ein Papſt *kann das katholiſche Volk nicht mehr erretten von einem Orden, der mit dem Papſtthum ſchon* völlig verwachſen iſt. Aber ſchon hat das Volk einen andern Weg der Rettung gefunden, der, wenn auch langſam, doch ſicher und gewiß zum Ziele führt; — es rettet ſich ſelbſt. Edikte, Ukaſe und Bullen können das Jeſuitenthum nicht vernichten, auch wenn ſie wollten, aber das Volk kann ſich retten, ſobald es nur erſt allgemein gerettet ſein will. Und es wird dies wollen, dafür bürgt die unaufhaltſam fortſchreitende Volksbildung. Mag Clemens todt ſein, mag ſein Geiſt nie mehr auf Petri Stuhle Raum gewinnen, er hat einen größern freieren Raum gewonnen, wo er keinem Gifte zugänglich iſt, er iſt eingekehrt in's Volk. Der Orden, den kein Machtbefehl vernichten konnte, er wird einer höheren Macht erliegen, der Macht der fortſchreitenden Bildung und Aufklärung; wenn nicht plötzlich, ſo wird er allmählig untergehen, hinſterbend am Strahle der höher ſteigenden Sonne des Geiſtes!

Johann Gottfried Herder.

Von

Dr. Bernhard.

An den Genius von Deutſchland.

Du, mehr als Weiberlieb' und Mann- und Vaterherz
Und Brudertreu' und Freundeſchmerz,
Biſt Kind- und Weib- und Mutterſchall
Und Freundesſtimme! Biſt ein All
Der ſüßen Tön' und Tugendnamen,
Biſt großer Mutter, Menſchlichkeit,
Der erſtgeborne Samen,
Biſt Erdeſeligkeit!

Herder.

Johann Gottfried Herder.

(Geboren zu Mohrungen am 25. Auguſt 1744, geſtorben zu Weimar am 18. Dezember 1803.)

Es gab eine Zeit, da in unſerm deutſchen Vaterlande der Name „Volk" einen gar ſchlechten Klang hatte; denn er bezeichnete nur die unteren Schichten der Geſellſchaft, die, um die Befriedigung der täglichen Bedürfniſſe mit harter Arbeit ringend, ebenſowohl von den Freuden eines behaglich ſinnlichen Lebens, als von den höhern Genüſſen geiſtiger Bildung ſchon durch die Geburt ausgeſchloſſen erſchienen. Wer ſich nur in irgend einer Beziehung über dieſe niedere und verachtete Region, in welcher Noth und Rohheit eine, das Aufkeimen jedes edleren Sinnes niederdrückende, Verbindung eingegangen hatten, erhoben dünkte, der verſchmähte es, dem Volke anzugehören, auf das er in hochmüthiger Verblendung herabſah.

In dieſer traurigen Zeit ſchien aber zugleich auch das Andenken an ein deutſches Volk gänzlich erloſchen. Wie ſich die Geſellſchaft in ſcharf begrenzte, durch Bildung, Sitten und Vorrechte von einander geſchiedene Stände theilte, ſo war das weiland große und mächtige deutſche Reich in eine Menge größerer und kleinerer Landesherrſchaften zerfallen, die durch Sonderintereſſen und Privatverhältniſſe ebenſoweit, wie die Stände in der Geſellſchaft, von einander abſtanden. Und in ſolch' eine beklagenswerthe Lage war das deutſche Volk verſunken, gerade nach der Zeit, als es im hohen Aufſchwunge des

Geiſtes zuerſt ſeine ſtaatlichen und dann ſeine kirchlichen Zuſtände auf der naturgemäßen Grundlage ſeiner Volksthümlichkeit, nach den Forderungen der Zeitbildung, neu zu geſtalten getrachtet hatte.

Eben die Anfangs ſo glückliche Ausſichten eröffnenden Verſuche hierzu hatten es in dieſe erniedrigenden Zuſtände geſtürzt; der eine war gänzlich mißlungen, der andere nur theilweiſe geglückt, und der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg, in welchem dieſer halbe Sieg erkämpft wurde, vollendete das ſtaatliche Unglück, indem er einerſeits durch ſeine unſäglichen Verheerungen das deutſche Volk in langdauernde Armuth verſenkte, andernſeits in dem weſtphäliſchen Frieden die thatſächliche Auflöſung des deutſchen Reichskörpers durch Vertrag und Geſetz anerkannte und befeſtigte. Wo aber der Menſch nur mit Noth und angeſtrengteſter Arbeit die Bedürfniſſe ſeiner phyſiſchen Erhaltung zu bewältigen vermag, da verliert er leicht unter der Nahrungsſorgen ſchwerem Drucke das Gefühl ſeiner höhern Beſtimmung, das Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde.

Während ſich nun die deutſchen Fürſten mit ihren Höfen, zu welchen ſich immer mehr der Adel, die Unabhängigkeit und den trotzigen Stolz der früheren Zeiten vergeſſend, in unbedingter Dienſtbefliſſenheit drängte, wie in ihren Zwecken und Intereſſen, ſo in ihren Anſichten und Sitten vom deutſchen Weſen abwandten und von Frankreichs ſtolzem Königshofe das Muſter unumſchränkter Herrſchaft und äußerer glänzender Einrichtung bei innerem Sittenverderbniſſe entlehnten, — erhielten ſich in den Reichsſtädten, die ehemals der Kern und das Mark deutſchen Volksthums geweſen, zwar noch die Formen altdeutſchen Lebens, aber aus ihnen war der Geiſt gewichen, und mit der auf Wohlſtand gegründeten Macht der Bürger war auch ihr Selbſtgefühl geſchwunden. In ihnen bildete ſich ſo ein verächtliches, nur auf Klein- und Sonder-Intereſſen gerichtetes, in abgelebten Formen erſtarrtes Spießbürgerthum. Die Bauern endlich verbrachten ihr Daſein unter dem Drucke harter Laſten und

Bürden in einem Zuſtande geiſtestodter Rohheit, der nicht einmal die Erkenntniß ihrer traurigen Lage in ihnen aufkommen ließ.

Auch die Kirche entbehrte zu jener Zeit aller Anregung und jeder begeiſternder Triebkraft. Die römiſch-katholiſche war durch das Tridenter Concilium in harte Feſſeln gelegt, und ſelbſt in den beiden proteſtantiſchen Religionsgemeinſchaften, war an die Stelle bewegender und erhebender Ideen der ſtrenge Glaube an die einmal angenommenen Lehrſätze getreten, die als Werke des nüchternen Verſtandes jeder Belebung und Erfriſchung für Geiſt und Herz ermangelten. Aus der Kirche ſtand alſo ebenfalls keine Erneuerung des deutſchen Volkslebens zu erwarten. Und während zudem die Gelehrten, ſich demſelben in anmaßlicher Verblendung gänzlich entfremdend, in lateiniſcher Sprache ihre Werke ſchrieben, gewann die franzöſiſche Sprache und Literatur am Hofe der Fürſten und unter dem Adel immermehr Eingang und bald allgemeine Geltung. So ſchwand ſelbſt die deutſche Sprache allmählig aus den faſt allein noch gebildeten Kreiſen der Geſellſchaft und ſank in ſchmähliche Barbarei und Geſchmackloſigkeit.

Mit der Sprache aber gibt ein Volk ſeine geiſtige Eigenthümlichkeit und ſomit ſich ſelbſt auf, und verſündigt ſich eben durch dieſen Verzicht auf eigenes Daſein und Ehre als Volk an dem Geiſte der Menſchheit ſelbſt, der ſich gerade durch die Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Völker offenbaren will., Und mit der Selbſtachtung büßt es auch die Achtung und Schätzung für die menſchliche Eigenthümlichkeit überhaupt ein; es verliert den Begriff, das Gefühl und die Pflege der Humanität. Dieſer Verluſt mußte aber für das deutſche Volk um ſo unheilvoller ſein, als einmal, bei ſeiner ſtaatlichen und kirchlichen Zerriſſenheit, die Sprache das alleinige Bindemittel geblieben war, und zum andern die Achtung alles Menſchlichen oder die Pflege der Humanität mit zu der großen geſchichtlichen Aufgabe desſelben gehört. Sollte es alſo nicht ſeine hohe Beſtimmung in der Weltgeſchichte verfehlen und ſein Daſein als Volk einbüßen, ſo mußten ſeine Sprache und ſein Schriftenthum aus ihrem Verfalle zu altem Glanze erhoben und die verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft wieder dafür gewonnen und erwärmt, eben hierdurch aber unter ihnen der Sinn und die Anerkennung für die Menſchennatur und ihre Würde, d. h. wahre Humanität, geweckt und gepflegt werden. Denn dieſer weite Umweg war dem deutſchen Volke im Gange des großen Weltplanes beſtimmt, daß es durch die Anerkennung des individuell Menſchlichen zum Bewußtſein der höhern Beſtimmung der Volksthümlichkeit durchdringe. Es mußte erſt wieder den Menſchen ſchätzen lernen, ehe es den verlorengegangenen Begriff der Volksehre zurückerlangen konnte. Dieſe hohe Aufgabe hat die deutſche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen gelöſt, und ſo die Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts, das ächt Menſchliche in volksthümlicher Form auszuprägen, auf würdige Weiſe angebahnt.

Die Männer aber, welche für dieſen Erwerb kräftig gewirkt und ritterlich gekämpft, ſind im eigentlichen Sinne des Worts: Männer des Volks; denn durch ihre Verdienſte iſt erſt unſerm Volke wieder der wahre Begriff eines Volks, wie ein ſtrahlender Stern aus dunkler Nacht, hell und hehr aufgegangen. In den erſten Reihen derſelben glänzt aber Herder's Namen mit unverlöſchlichem Schimmer; ihm ſei daher auch ein würdiger Platz unter unſern „Männern des Volks“ eingeräumt.

Wie ſo viele kräftige Geiſter unſeres Volkes ging auch Herder aus beſchränkten, engbürgerlichen Verhältniſſen hervor, und das vierte Jahrzehnt des verfloſſenen Jahrhunderts, mit Recht der Mai der deutſchen Dichtkunſt genannt, deſſen Verlauf durch die Geburt ſo vieler einflußreicher Schriftſteller nicht minder denkwürdig für unſer Vaterland geworden iſt, als es ſein Beginn durch den Regierungsantritt des großen Friedrichs II. von Preußen war, brachte uns auch dieſen hehren Prieſter reiner Humanität und trefflichen Kämpfer für Menſchenwürde und Menſchenglück.

Johann Gottfried Herder wurde zu Mohrungen, einem kleinen Städtchen in Oſtpreußen, am 25. Auguſt 1744 geboren. Seine Eltern, — der Vater war Mädchenſchullehrer, die Mutter eine Bürgerstochter aus dem Städtchen, — gehörten den untern Kreiſen des mittleren Bürgerſtandes an, erhoben ſich aber beide über deren Bildungsſtand; beſonders war in dem Weſen der Mutter eine zarte Empfindſamkeit des Herzens, gepaart mit kindlicher Gottesfurcht, bemerkbar. Dieſe pflanzten ſich auf den jungen Gottfried über, welcher ſich dabei noch durch eine ungemeine Lernbegierde auszeichnete. Die Lehrer ſeiner Jugend waren der Rektor Grimm an der dortigen Stadtſchule und der Pfarrer Willamovius. Während Erſterer mit pedantiſcher Sorgfalt auf Gründlichkeit im Lernen hielt und hierdurch zwar nicht ohne günſtigen Einfluß auf Herder's Fortbildung, namentlich für geordnetes Wiſſen, blieb, aber auch durch übertriebene Strenge den ohnehin blöden Knaben noch mehr einſchüchterte, wirkte der durch ſanfte Herzensgüte ausgezeichnete Paſtor Willamovius in Lehre und Beiſpiel höchſt vortheilhaft auf die gemüthliche und religiöſe Entwicklung Herder's, der zugleich in dem Pfarrhauſe das Muſterbild eines auf Gottesfurcht, Liebe und Bildung gegründeten häuslichen Glückes fand.

Schon jetzt gingen die Ahnungen des wahrhaft Göttlichen und des ächt Menſchlichen in ſeiner ſtillen Seele auf, die ſich auf zarten Schwingen allabendlich in dem elterlichen Hauſe mit dem frommen Geſange der geliebten Familiengenoſſen zu Gott erhob.

Von allen Büchern zogen ihn die Bibel und Homer an; am liebſten las er ſie in der freien Natur, zu Zeiten auf einem blühenden Kirſchbaume in ſeinem elterlichen Garten ſitzend, oft bis zu Thränen gerührt.

So zeigten ſich hier ſchon frühe die Keime der Herder'ſchen Eigenthümlichkeit; wir ſehen ihn von den Gefühlen der Religion, wie von den Eindrücken der Natur gleichmächtig erregt und bewegt; ſein Herz ſchlägt warm für Himmel und Erde, und aus der innigen Verſchmelzung von Religion und Natur erwächſt in ihm die Humanität, deren Pflege und Verbreitung die heiligſte Aufgabe ſeines Lebens wurde.

Aber die Dürftigkeit ſeiner Eltern, die ihm jede Möglichkeit einer weiteren Ausbildung zu verſchließen ſchien, trübte den aufgehenden Morgen ſeiner erwachenden Seele, den die Beſorgniß, zum preußiſchen Militärdienſt, (für welchen er in ſeinem Bezirke als pflichtig eingeſchrieben worden war, herangezogen zu werden, mit düſtern Schatten überzog. Zu dieſem Mißmuthe, der ſchwer auf ſeiner Seele laſtete, kam noch die ſeinem weichen Charakter nicht entſprechende Behandlung des Diakonus Treſcho, welcher den ſechzehnjährigen Jüngling gleichſam als Famulus zu ſich genommen und ihn zum Abſchreiben ſeiner Schriften, meiſt frömmelnden Inhalts, gebrauchte. Doch gab ihm der Aufenthalt in Treſcho's Hauſe die wohlbenützte, oft mit dem Nachtſchlafe erkaufte Gelegenheit, ſeinem unermüdlichen Wiſſensdrange in deſſen ziemlich reichhaltiger Bücherſammlung zu genügen. Hier lernte er auch die Schriften des damals gern geleſenen Kleiſt und die Werke einiger altdeutſchen Dichter kennen. Und da ſich gerade in der Dichtung des Menſchen innerſte Eigenthümlichkeit am Tiefſten ausſpricht, in ihr das Menſchliche ſich am Reinſten abſpiegelt, ſo zogen auch den künftigen Prieſter der Humanität ſolche Werke am meiſten an und erweckten in ihm die Luſt zu eignen Schöpfungen. Es war ihm Bedürfniß und Genuß, die Stimmung ſeines Innern, über welchem ſchwere Nachtſchatten lagerten, in der Dichtung mildem Schimmer zu ſanfter Wehmuth zu verklären und das ſturmbewegte Herz durch den Zauber ihres ſanften Friedens zu beruhigen. So athmen alle ſeine jener Zeit entſtammten Gedichte einen mit den Verhältniſſen des äußern Lebens ſchwer ringenden Geiſt, der mit Macht die vom Drucke gelähmten Flügel zu erheben trachtet.

Allen dieſen Sorgen und Kümmerniſſen, die ſeinen Geiſt zu verdüſtern und die Kraft ſeiner Jugend niederzubeugen drohten, enthob ihn plötzlich das Anerbieten eines ruſſiſchen Chirurgen *), deſſen Regiment in Mohrungen überwinterte. Die hoffnungsreichen Anlagen des ſtillen Jünglings, den er in Treſcho's Hauſe kennen lernte, ſprachen dieſen Mann ſo an, daß er ſich bereit erklärte, ihn mit nach Königsberg zu nehmen, um ihn dort Medizin ſtudiren zu laſſen, und dann für ſein weiteres Fortkommen Sorge zu tragen.

In dieſem Vorſchlage einen Wink der Vorſehung erblickend, begleitete Herder ſeinen neu gewonnenen Gönner im Sommer 1762 nach Königsberg. Somit ſah ſich der im ſtillen Mohrungen unter engen und beengenden Verhältniſſen aufgewachſene Jüngling zum erſten Male in die große Welt verſetzt. Das geſchäftige Leben und Treiben der Menſchen, die großartigen und prächtigen Gebäude waren von mächtigem Eindrucke auf ſein ſinniges Gemüth. Bald aber ſammelte ſich ſein Geiſt von dem überwältigenden Einfluſſe der neuen, kaumgeahnten Anſchauungen, und es ordnete ſich das verwirrte Einzelne vor ſeinen Augen zu einem großen Ganzen von Urſachen und Wirkungen. Er erkannte bald, wie Gewerbe, Handel und Verkehr die breite Grundlage des Wohlſtandes aufführen, worauf allein Bildung und Veredlung ſich aufbauen können. Bald ſollte ihn auch eine Ohnmacht, in welche er bei der erſten Sektion, der er beiwohnte, fiel, belehren, daß er bei der Reizbarkeit ſeines Nervenſyſtems ſich nicht zum Wundarzte eigne, und ihn ſo auf den wahren Weg ſeiner Beſtimmung führen. Mit Recht ſagt ein deutſcher Schriftſteller: „Zu Aerzten wollten ſich Herder und Schiller bilden; aber die Gottheit ſprach: es gibt tiefere Wunden der Menſchheit, und beide wurden — Dichter.“

Schon in Mohrungen hatte Herder eine ungemeine Vorliebe für das Studium der Theologie gefaßt, und jetzt entſchloß er ſich auf den Rath eines ehemaligen

---

*) Merkwürdiger Weiſe vermochte ſich Herder ſpäter ſeines Namens nicht mehr zu erinnern.

Schulfreundes, mit welchem er hier wieder zuſammentraf, ſich demſelben zuzuwenden. Seine Baarſchaft, die in 3 Rthlr. 8 Sgr. beſtand, ging faſt ganz für die Einſchreibgebühren auf, und dennoch erklärte der junge Theologe in ſtolzem Vertrauen auf ſeine eigene Kraft ſeinen Eltern, als er ihnen die Veränderung ſeines Lebensplanes mittheilte, von nun an entſage er aller Unterſtützung von ihrer Seite. Wirklich gelang es ihm auch, mit dem ſpärlichen Erwerb, den ihm einige Privatſtunden, welche ihm Emmerich, ſo hieß ſein Freund, zuwies, für die erſte Zeit auszukommen, bis eine Anſtellung als Lehrer am Collegium Fridericianum, die er Oſtern 1763 erhielt, ihn der drückendſten Nahrungsſorgen überhob. Denn bald fanden die ausgezeichneten Anlagen und das ſittlichreine Betragen des ſtillfleißigen Jünglings in Königsberg Theilnahme und Anerkennung. Beſonders aber förderte ihn der Buchhändler Kanter, dem Herder ſchon von Mohrungen aus durch ein mit Treſcho's Schriften eingeſandtes Gedicht bekannt geworden war, in mehrfacher Weiſe. Durch die Erlaubniß, in ſeinem Buchladen alle neu erſcheinende Werke kennen zu lernen und zu ſtudiren, gab er Herdern die wohl benutzte Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe in umfaſſender Art zu erweitern, und deſſen öfterer Aufenthalt in ſeinem Buchladen, welcher damals das Stelldichein der Königsberger Gelehrten war, wurde zugleich Veranlaſſung dazu, daß der ſtrebſame Student die Aufmerkſamkeit bedeutender Männer auf ſich zog und ſo deren Bekanntſchaft machte. Die Theilnahme und das Wohlwollen des größeren Publikums gewann ihm aber die Königsberger Zeitung, in welcher Kanter, deren Redacteur, Gedichte und kleinere Aufſätze Herder's veröffentlichte.

Unterdeſſen widmete ſich Herder mit dem größten Fleiße den wiſſenſchaftlichen Studien, und ſeine Fortſchritte darin waren ungemein raſch. Damals begann Kant mit tief eindringendem Geiſte ſeine Vorbereitungen zu der großen Umwälzung auf dem Gebiete der Philoſophie, die erſt nach beinahe drei Jahrzehnten in die ganze wiſſenſchaftliche Welt Deutſchlands eine ſolche Bewegung bringen ſollte, daß man ſie mit Recht Frankreichs politiſcher Revolution an die Seite geſtellt hat. Seine neuen, mit großem Scharfſinne und ſtrenger Folgerichtigkeit vorgetragenen Anſichten, in welchen ſchon alle Keime zu ſeinen großartigen Entdeckungen auf dem Gebiete des Wiſſens lagen, regten das eigne Forſchen und Denken ſeiner Schüler auf's Höchſte an, ſo deren Geiſtesbildung in ſeltener Weiſe fördernd. Unter ihnen war auch Herder, der bald des Lehrers Zuneigung in hohem Grade ſich erwarb. Am meiſten aber ſprachen Kant's Anſichten über die großen Geſetze der Natur, die er in ſeinen Vorleſungen über Aſtronomie und phyſiſche Geographie vortrug, Herder an, der ſich weniger durch ſeine metaphyſiſchen Spekulationen, die ſeiner Geiſtesrichtung zuwider waren, befriedigt fühlte. Gerade dieſe eigenthümliche Geiſtesſtimmung zog ihn zu Hamann hin, der ſeit dieſer Zeit einen großen und nachhaltigen Einfluß auf Herder gewann.

Hamann iſt eine der eigenthümlichſten und ſonderbarſten Perſönlichkeiten in jener Periode des wiedererwachenden geiſtigen Lebens der Deutſchen. Von tiefem Gemüthe und mit einem, man möchte ſagen, inſtinktartigem Blicke begabt, ſuchte dieſer „Magus des Nordens,“ wie er zu jener Zeit oft genannt wurde, überall nach dem Geiſte und dem innerſten Weſen des Menſchen und der Natur. Die in todten Formeln erſtorbene Gelehrſamkeit ſeiner Zeit eckelte ihn eben ſo an, als ihm die ſcharfe Zergliederungskunſt des nüchternen Verſtandes anſtößig war. Dieſen Geiſt und dies innerſte Band zwiſchen Natur und Menſch glaubte er in den Uranfängen des Menſchengeſchlechtes und ſeinem Wiegenlande Aſien, ſeine erſten Töne in der Poeſie zu finden. Er ſuchte nach Räthſeln, und räthſelhaft und dunkel war ſeine Sprache, wie ſeine Anſchauungen. Aber anregend war Beides, und wenn er auch keine Erkenntniß zur Klarheit und Vollſtändigkeit führte, ſo zeigte er doch oft, gleichſam mit der Wünſchelruthe, den dunkeln Schacht, worin das Geheimniß verborgen lag. Sein Ein=

fluß auf den geiſtesverwandten Herder iſt unverkennbar. In Königsberg förderte er ihn auch beſonders durch den Unterricht, den er ihm in der engliſchen Sprache ertheilte. Sie laſen Shakeſpeare, um deſſen Anerkennung und Geltung in Deutſchland ſich Herder große Verdienſte erwerben ſollte, zuſammen, und noch in ſpäteren Jahren erinnerte ſich Herder mit Rührung dieſer Stunden.

Ueberhaupt verwendete der eifrige Jüngling einen großen Theil der ihm karg zugemeſſenen Mußezeit auf die Erlernung fremder Sprachen, mit dem glücklichſten Erfolge die Literatur alter und neuer Völker durchforſchend, wobei er ſeinen Blick ſtets auf den Fortgang des vaterländiſchen Schriftenthums richtete; denn ſchon jetzt beſchäftigte ihn die Abſicht, thätig zu deſſen Förderung mitzuwirken. In ſeinem zwanzigſten Jahre war ihm kein vorzüglicher Schriftſteller ſeines Volks, keiner der Griechen und Römer, keiner der Engländer, Italiener, Spanier und Franzoſen mehr fremd. Neben allen dieſen Arbeiten und Studien erfüllte Herder ſeinen Lehrerberuf mit der gewiſſenhafteſten Treue und dem belohnendſten Erfolge, und die allgemeine Anerkennung, welche ſeinem edeln Streben zu Theil wurde, half ihm auf wohlthuende Weiſe über ſeine frühere Schüchternheit hinaus, ſo daß er bald Sicherheit und Gewandtheit im geſelligen Umgange gewann.

Da ſich aber der ächt religiöſe Herder mit dem damals in dem Lyceum herrſchenden frömmelnden Tone nicht befreunden konnte, ſo nahm er zum größten Bedauern der Schüler ſeinen Abſchied aus dieſer Lehranſtalt, erhielt jedoch kurz darauf, im Herbſte 1764, einen Ruf als Collaborator an die Domſchule nach Riga, wo ihm dann bald neben ſeinem Schulamte auch eine Predigerſtelle übertragen wurde.

Riga war zwar, wie die ganze Provinz Lievland, ſeit dem für Schweden ſo unglücklichen Ausgange des großen nordiſchen Krieges dem ruſſiſchen Reiche einverleibt; allein die Stadt, deren Bevölkerung ganz deutſch war, genoß noch zu jener Zeit ihre durch altes Herkommen begründeten Privilegien und Rechte, wie denn dem Stadtrathe neben der ſelbſtſtändigen Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten noch die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit zuſtand. Daher hatten ſich auch in Einrichtungen, Sitte und Recht der Bürger viele Ueberbleibſel aus den Zeiten althanſeatiſcher Freiheit und Größe erhalten. Handel und Verkehr, von der nahen Oſtſee begünſtigt, brachten Wohlſtand und mit dieſem Bildung unter die Bürger und beſonders den Kaufmannsſtand.

Aus allem dieſem war aber hier ein zu jenen Zeiten ſeltener Gemeingeiſt erwachſen, der ſein eignes Wohl und Wehe im Geſchick des Ganzen erkannte. Mit dieſem Geiſte trat ein anſchauliches Bild deſſen in's Leben, was Herder längſt geahnet und empfunden hatte, und dieſe Anſchauung konnte nicht ohne den bedeutendſten Einfluß auf ſeine Anſichten über Staats- und Volksleben, Bürgerthum und Menſchenglück bleiben, ſo daß ſich der Entſchluß in ihm befeſtigte, durch Schrift und That für die Förderung der Volkswohlfahrt auf dem Wege menſchheitlicher Bildung wirkſam zu werden.

Mit Wohlwollen und Freundſchaft aufgenommen, wirkte Herder mit Liebe und Eifer in Kirche und Schule, und ſeiner Thätigkeit ward auch hier die wohlverdiente Anerkennung zu Theil. Vor Allem aber war er darauf bedacht, ſeine Schüler, wie ſeine Zuhörer zu jeder menſchlichen Tugend, zur Liebe Gottes und der Menſchen zu ermuntern und in ihnen das Gefühl der Unſterblichkeit zu beleben. Und dieſe Gegenſtände, vorgetragen mit ſeelenvoller Beredtſamkeit und allem Schmucke einer jugendlichen Phantaſie, ergriffen die Herzen unwiderſtehlich. Dogmatiſche Sätze, ascetiſche Redensarten aber, die Wahrzeichen dieſer oder jener Schule, pflegte er zu vermeiden, weil, wie er ſelbſt ſagt, ſich ſo leicht hinter ſolchen Phraſen die wahre Empfindung verliert.

Neben dieſer ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit verlor er nie ſeinen großen Zweck aus dem Auge, durch fernere

Selbſtbildung ſich zu einer für ſein Volk und die Menſchheit erſprießlichen Thätigkeit zu befähigen. Beſonders aber verfolgte er mit lebhafteſter Theilnahme den Gang der vaterländiſchen Literatur, wozu ihm hier, wie Kanter in Königsberg, ſein trauter Univerſitätsfreund Hartknoch bereitwillig den Buchladen öffnete.

Die Literatur war damals in Deutſchland, bei dem Mangel alles öffentlichen politiſchen Lebens, das einzige Feld, auf welchem ausgezeichnete Kräfte und ſchöne Talente zu einer würdigen Anerkennung und einer einflußreichen Thätigkeit zu gelangen hoffen durften. Sie war aber auch, wie wir oben bemerkt haben, noch das einzige Bindemittel für die zerriſſenen und zerſpaltenen Stämme und die einzelnen Genoſſen des deutſchen Volks, und ſo ſehen wir um jene Zeit die trefflichſten Köpfe ſich ihr zuwenden. Man war jetzt gerade damit beſchäftigt, ſich mit Mühe aus der Geſchmackloſigkeit und Rohheit, worin wir unſere Sprache und unſer Schriftenthum haben verfallen ſehen, heraus zu arbeiten und die ſteifen Formeln, womit die Schulgelehrſamkeit ſie umſtrickt hatte, abzuſtreifen. Schon begann Leſſing's gewaltiger Geiſt ſeine leuchtenden Strahlen in die von Unvernunft, Vorurtheil und Geſchmackloſigkeit umnebelten Gebiete des Wiſſens und Empfindens zu werfen. Winkelmann läuterte durch Wiedererweckung des Sinnes für die ächte und reine Schönheits- und Kunſtwelt des Alterthums den Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen, und Klopſtock erwärmte und belebte, das Gefühl und die Herzen der Deutſchen durch ſeine poetiſchen Darſtellungen, religiös-dogmatiſchen Anſichten und Empfindungen noch mehr, als durch den hohen Flug ſeiner Oden.

Auf die Beurtheilung literariſcher Erzeugniſſe hatten aber beſonders in den mittleren Kreiſen der deutſchen Geſellſchaft die durch Leſſing angeregten, von Nicolai zu Berlin herausgegebenen „Literaturbriefe“ einen bedeutenden, im Ganzen, beſonders anfänglich höchſt fördernden Einfluß gewonnen. Da jedoch dieſelben in ihrer klar aufgefaßten und mit ſtrenger Folgerichtigkeit durchgeführten Abſicht, allen Vorurtheilen namentlich auf religiöſem Gebiete, entgegenzutreten, nur von den Anſichten des geſunden Menſchenverſtandes ausgingen, und ſo oft auf nüchtern kalte Weiſe zu den Anforderungen des tieferen Gemüths und einer naturwüchſigen Poeſie in grellen Gegenſatz traten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich allmählig gegen ſie eine Reaktion bildete, zumal, da ſie ſichtlich nach Alleinherrſchaft auf dem literariſchen Gebiete trachteten. Unbefriedigt ſowohl durch die in ſtarre dogmatiſche Formen geſchmiedete Wiſſenſchaft, als durch die Kritik einer dem Alltagsleben entſproſſenen Verſtändigkeit, erhob ſich in den Stimmführern der deutſchen Nation, ein unwiderſtehlicher Drang nach Natur und Innerlichkeit.

Man trachtete, das Leben in ſeinem innerſten Marke und Keime zu erfaſſen, und ſo zur Natur und Wahrheit zu gelangen. Dies iſt die Zeit der ſogenannten Original- oder Kraftgenie's, als deren Vorläufer Hamann gelten kann, und denen ſich im Anfange ſeiner Laufbahn ſelbſt Goethe anreihte. Von dieſem Drange wurde auch Herder ergriffen. Noch hatte ſich aber das deutſche Publikum im Ganzen theilnahmlos gegen alle dieſe Strebungen verhalten. Auf den Univerſitäten und in der gelehrten Welt herrſchten auf religiöſem Gebiete noch ſtarrer Glauben an feſtſtehende Lehrſätze, in den übrigen Wiſſenſchaften aber eben ſo ſteife Formeln, der Wolfiſchen Schule entlehnt, gegen welche ſich Kant erſt mit Mühe Bahn brach. In den höheren Kreiſen der Geſellſchaft war man der franzöſiſchen Richtung einer angenehmen, weltmänniſchen Lebensphiloſophie ergeben; nur in den mittleren Ständen hatten theils Klopſtock's religiös-ſittliche Gedichte warme Bewunderung gefunden, theils die verſtändige Kritik der Literaturbriefe Platz gegriffen; Leſſing und Winkelmann aber waren jetzt noch nicht eingedrungen. Das deutſche Volk im Großen und Ganzen war noch nicht für die Literatur gewonnen. Da ſchrieb Herder 1767 ſeine „Fragmente über die neuere deutſche Literatur.“ Sie waren, wie

Herder ſelbſt ſagt, beſtimmt, die Literaturbriefe zu ergänzen, theilweiſe zu berichtigen, übertrafen dieſe aber weit an Leichtigkeit und Anmuth der Darſtellung, wie an Reichthum und Tiefe der Ideen. Die Kritik wird in ihnen auf ihren höchſten Standpunkt erhoben, von welchem aus ſie die Werke der einzelnen Schriftſteller, ſowohl in Beziehung auf den ihnen zu Grunde liegenden Plan und die in ihnen darzulegenden Ideen, als auch auf ihr Verhältniß zur Literatur im Allgemeinen würdigt, und ihnen ſo den gebührenden Platz anweiſt, ſo daß ſie zu dem lebensvollen Gemälde des Schriftenthums eines Volkes wird. Er ſelbſt ſagt, indem er den Plan eines ſolchen Werks, wozu er nur Fragmente liefern will, ſkizzirt: „Dieſem allgemeinen und einzigen Werke müßte eine Geſchichte der Literatur zu Grunde liegen, auf die es ſich ſtützte. Auf welcher Stufe befindet ſich dieſe Nation? und zu welcher könnte und ſollte ſie kommen? Was ſind ihre Talente, und wie iſt ihr Geſchmack? Wie ihr äußerer Zuſtand in den Wiſſenſchaften und Künſten? Warum ſind ſie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geiſt zum Aufſchwunge Freiheit und Begeiſterung erhalten? Alsdann rufe der Geſchichtsſchreiber der Literatur aus: Wohlan Landsleute, die Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet; ſo weit habt ihr noch, um hierin den Kranz des Zieles zu erreichen. Man ſtelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und ſuche die Triebfeder des Nationalſtolzes ſo rege zu machen, als man das Nationalgenie unterſucht hat. Kurz! eine ſolche Geſchichte ſuche das, was ſie bei den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotiſchen Weisheit und die Verbeſſerin des Volkes.“ — Solch hohe Bedeutung für die Entwickelung und Erhebung des Volkslebens legte Herder der Literatur bei, und in dieſem Sinne ſchrieb er ſeine Fragmente. In denſelben ſtellt er zuerſt die Wichtigkeit der Sprache als Werkzeug und Form der Wiſſenſchaften, als Behältniß und Inhalt der Literatur in ein helles Licht. Wie er hierbei nach dem Geiſte ſeiner Zeit, Natürlichkeit und poetiſche Kraft gegen pedantiſche Regelrichtigkeit in Schutz nimmt, ſo verlangt er, die Schriftſteller ſeiner Zeit mit den griechiſchen und lateiniſchen vergleichend, Originalrichter, die aus dem Brunnen urſprünglicher Naturwahrheit ſchöpfen. Beſonders bedauert er in der dritten Abtheilung ſeiner Fragmente, daß uns die Literatur in römiſcher Form überliefert worden, indem er zugleich die Mängel und Gebrechen der damaligen blos lateiniſchen Schulbildung in kräftiger Weiſe enthüllt. Zugleich verſtand Herder, wie Wenige, den Tadel zu mäßigen und das Lob verſtändig und klüglich zu ſpenden.

Der ganze Ton und die Haltung der Darſtellung, welche von eben ſo feinem Geſchmacke, als von großer Beleſenheit, vorzüglich in den Alten, zeugte, erwarben daher dieſen Fragmenten die ungetheilte Aufmerkſamkeit aller Klaſſen der damaligen Leſewelt und den Beifall Vieler, und man kann deßwegen ſagen, daß Herder es war, der zuerſt ein allgemein deutſches Leſepublikum ſchuf und alle Schichten des urtheilsfähigen Volkes, die durch politiſche Verhältniſſe und ſociale Sonderungen ſo mannigfach getrennt waren, in dem einen Intereſſe für deutſche Literatur vereinigte. Selbſt der lobkarge Schloſſer ſagt von ihm: „Seit dem Erſcheinen der Fragmente galt er mit Recht als der erſte Proſaiſt, weil Leſſing ſeine Muſterſtücke deutſcher Proſa damals noch nicht geſchrieben hatte, und Klopſtock unglücklich in der Wahl des Stoffes ſeiner proſaiſchen Schriften war. Gleich die erſte Sammlung ward verſchlungen, und es mußte ſchon 1768 eine neue Auflage davon gemacht werden.“

Wenn ſich Herder aber gerade durch die von ihm zuerſt hervorgerufene Betheiligung aller gebildeten Klaſſen der Geſellſchaft an den Angelegenheiten der deutſchen Literatur ein hohes Verdienſt erworben hat, das nur der recht zu würdigen verſteht, welcher aus der Geſchichte die Ueberzeugung geſchöpft hatte, daß nur durch und in der Literatur erſt wieder die Idee eines deutſchen Volks und eines gemeinſamen Vaterlandes geweckt werden konnte, — ſo darf hierbei auch nicht überſehen werden, daß die oben angedeuteten Bemerkungen über die lateiniſche Schulbildung weſentlich die Theilnahme jener Zeit, an einer naturgemäßen Umgeſtaltung des Schul- und Erziehungsweſens, die Baſedow mit mehr Glück und Geſchick anzuregen, als durchzuführen verſtand, gefördert haben.

Bald darauf nahm Herder in ſeinen 1768 und 1769 herausgegebenen „kritiſchen Wäldern" an den zu jener Zeit über das Weſen der ſchönen Künſte, ihre Grenzen und Unterſchiede beſonders durch Leſſing in Erörterung gebrachten Fragen warmen Antheil, wobei er, ohnerachtet er manchmal von Seiten der Empfindung, die übermächtig in ihm war, in Gegenſatz zu Leſſing's ſcharfem Blicke trat, doch durch oft herbe Aufdeckung der Blößen, die ſich der damals als Wortführer in Geſchmacksſachen vielgeltende Klotz gegeben hatte, und durch mannigfach eingeſtreute Bemerkungen über das Schöne und Natürliche ſich für die Verbeſſerung des Geſchmacks ſeiner Zeit höchſt förderlich erwies. „Denn," wie Gervinus ſagt, „im Genuſſe der Dichtungswerke aller Zeiten und Völker, in der Empfänglichkeit für den Ausdruck jedes Schönen und Edlen, im offnen Sinn für fremde Natur war Herder über alle Zeitgenoſſen weg und hat in dieſer Hinſicht an einen Fels geſchlagen, aus dem uns der Strom der Poeſie aller Zeiten zugefloſſen iſt."

Der höchſt ärgerliche Streit aber, in welchen ihn hierbei theils die Entrüſtung ſeiner Gegner, beſonders Klotzens ſchmähſüchtige Erbitterung, theils ſeine eigene Heftigkeit verwickelte, verleidete Herdern bei ſeiner reizbaren Natur für eine Zeit lang jede kritiſche Thätigkeit. Dafür ging in ihm, der auch hierin mit den Edelſten ſeiner Zeit pulſirte, die Idee auf, ſeinem Streben für Menſchenglück und Bildung auf praktiſche Weiſe durch Volkserziehung zu genügen. Lievland aber erſchien ihm als der geeignetſte Boden für die Gründung einer Schule, wie ſie ſeinem Geiſte in kühnen Ahnungen vorſchwebte.

„Lievland,“ ſagt er ſelbſt in ſeinem Reiſejournal, „du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwiſſenheit und eines angemaßten Geſchmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wieviel wäre in dir zu thun, um die Barbarei zu zerſtreuen, die Unwiſſenheit auszurotten, die Kultur und die Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwingli, Kalvin und Luther dieſer Provinz zu werden?“ Und ferner bemerkt er: „Lievland iſt eine Provinz, den Fremden gegeben. Viele Fremde haben es aber bisher nur auf ihre kaufmänniſche Art zum Reichwerden genoſſen; mir, auch einem Fremden, iſt's zu einem höhern Zwecke gegeben; es zu bilden, dazu iſt mir mein geiſtliches Amt gegeben, die Kolonie einer verbeſſerten evangeliſchen Religion zu machen, nicht ſchriftlich, nicht durch Federkriege, ſondern lebendig, durch Bildung. Ich will,“ ſchließt er, „den menſchlich wilden Emil des Rouſſeau zum Nationalkinde Lievlands umgeſtalten, das, was der große Montesquieu für den Geiſt der Geſetze ausdachte, auf den Geiſt einer Nationalerziehung anwenden, und was er in dem Geiſte eines kriegeriſchen Volkes fand, auf eine friedliche Provinz umbilden. O ihr Locke, Rouſſeau und Clarke und Franklin und Hecker's und Büſching's! Euch eifre ich nach; ich will euch leſen, durchdenken, nationaliſiren, und wenn warme Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft, ſo werde ich auch nützen und ein Werk ſtiften, das Ewigkeiten dauere und Jahrhunderte und eine Provinz bilde.“

Um ſich auf ſolch eine großartige Thätigkeit vorzubereiten, faßte Herder den Entſchluß, die beſten Erziehungsanſtalten und gelehrten Inſtitute in Frankreich, Holland, England und Deutſchland kennen zu lernen und, wo möglich, auch Italien zu ſehen, um dann nach ſeiner Rückkehr in Riga eine Erziehungsanſtalt zu gründen.

Dieſem Vorſatze, trotz der Bitten ſeiner Freunde und der Vorſtellungen des Magiſtrates, treu, beſtand er auf ſeiner Verabſchiedung, die ihm denn auch im Frühlinge des Jahres 1769 in ehrenvoller Weiſe ertheilt wurde.

Die Reiſe, welche Herder zur See nach Frankreich unternahm, bot ihm mächtige Eindrücke und reichliche Veranlaſſung zum Nachdenken über ſich ſelbſt und die Menſchen dar. Vor Allem aber gewannen die hohen Nebelgeſtalten in Oſſian's Gedichten, welche er auf dem Meere in der Nähe der durch ſie berühmt gewordenen Küſten und Eilande las, neuen Reiz und wahres Leben für ihn.

Er äußert ſich hierüber in einem Briefe an einen Freund, und dies gibt uns zugleich eine neue lebendige Anſchauung von den Gefühlen und Betrachtungen, zu welchen ihn ſeine erſte Seefahrt ſtimmte.

„Oſſian," ſchreibt er, „habe ich in Situationen geleſen, wo ihn die meiſten, immer in bürgerlichen Geſchäften, Sitten und Vergnügen zerſtreuten Leſer als blos amüſante, abgebrochene Lektüre kaum leſen können. Sie wiſſen das Abentheuer meiner Schifffahrt; aber nie können Sie ſich die Wirkung einer ſolchen etwas langen Schifffahrt ſo denken, wie man ſie fühlt. Auf einmal aus Geſchäften, Tumult und Rangespoſſen der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnſtuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Geſellſchaften weggeworfen, ohne Zerſtreuungen, Bücherſäle, gelehrte und ungelehrte Zeitungen, über einem Brette, auf offenem allweitem Meere, in einem kleinen Staat von Menſchen, die ſtrengere Geſetze haben, als die Republik Lykurg's, mitten im Schauſpiele einer ganz andern lebenden und webenden Natur, zwiſchen Abgrund und Himmel ſchwebend, täglich mit denſelben endloſen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine ferne Küſte, auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da ſie geſchehen — hier die Klippen Olaus vorbei, von denen ſo viele Wundergeſchichten lauten — dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberroſe mit ihren vier mächtigen ſternbeſtirnten Stieren abpflückte. „Das Meer ſchlug, wie Platzregen, in die Lüfte empor, und wo ſich, ihren Pflug ziehend, die Stiere wandten, glänzten acht Sterne vor ihrem Haupte." Ueber dem Sandlande hin, wo vormals Skalden, Vikinge mit Schwert und Liebe auf ihren Roſſen des Erdgürtels das Meer durchwandelten; jetzt von fern die Küſten vorbei, da Fingal's Thaten geſchahen, und Oſſian's Lieder Wehmuth ſangen, unter eben dem Weben der Luft, in der Welt der Stille — glauben Sie, da laſſen ſich Skalden und Barden anders leſen, als neben dem Katheder des Profeſſors."

In Nantes, wo Herder landete, verweilte er mehrere Monate, um eine vollkommne Gewandtheit und Sicherheit in der franzöſiſchen Umgangsſprache zu gewinnen, und hier wurde es ihm möglich, das franzöſiſche Weſen, wie es ſich in Provinzialſtädten und auf dem Lande in ſeiner anziehendſten und wohlthuendſten Weiſe kund gibt, kennen und würdigen zu lernen. Dann entfaltete ſich in Paris, wohin er ſich von Nantes begab, das ganze Leben dieſer Nation, in einem centralen Brennpunkte vereinigt, vor ſeinem ſinnenden Blicke. Er ſah alles Merkwürdige in Kunſt und Wiſſenſchaft, woran dieſe Stadt ſo reich iſt, und trat in nähere Bekanntſchaft mit den damals ausgezeichnetſten Geiſtern Frankreichs, den ſogenannten „Encyklopädiſten," vorzüglich mit Diderot, deſſen Umgang ihn höchlich anſprach. So wenig er auch die ſtrahlenden Lichtſeiten des franzöſiſchen Volkscharakters verkannte, eben ſo wenig entgingen ihm die Schatten, welche dieſe in mannigfacher Weiſe verdunkeln, wie denn überhaupt in Würdigung fremder Volksthümlichkeit Niemand je mehr deutſch war als Herder. Gegen die damals in den höhern Kreiſen des deutſchen Volks herrſchende und von da aus auch den mittleren Ständen ſich mittheilende Sucht, franzöſiſches Weſen nachzuahmen, wodurch die Deutſchen, wie er ſich ausdrückt, ſich ſelbſt vernichteten, ſprach er ſich in entſchiedener Weiſe aus. Namentlich erfüllte es ihn noch in ſpäteren Jahren mit gerechtem Unwillen, wenn man franzöſiſche Stücke mit der ſo eigenthümlich angenommenen Repräſentation des franzöſiſchen Theaters auf die deutſche Schaubühne verpflanzen wollte, die bei unſern ſchwerfälligen Aeußerungen kaum anders, als lächerliche Karrikatur werden könnten, da unſer Nationalcharakter dem ihrigen und ihren ſo feinen Pointen ganz entgegengeſetzt ſei. Ja er hielt es für Verſündigung an der Nation, indem wir andere Darſtellungen bedürften, die unſerm eigenthümlichen Charakter nahe lägen, ſeine Grundzüge hervorlockten, veredelten und bildeten.

Kaum war Herder einige Tage in Paris, als er den Antrag erhielt, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Holſtein als Inſtruktor und Reiſeprediger drei Jahre auf Reiſen zu begleiten. Da ſich der Reiſeplan desſelben leicht mit ſeinen eigenen Zwecken vereinigen ließ, ſo nahm er dieſe Stelle an und reiſte daher im Dezember von Paris ab über Brüſſel, Antwerpen und Amſterdam nach Hamburg. Hier hatte ſich damals ein Kreis von Männern zuſammengefunden welche auf die Entwicklung des deutſchen Volksgeiſtes in mannigfacher Richtung anregend und fördernd einwirkten, Leſſing, Reimarus, Bode und Claudius. Mit dieſen pflog er einen eben ſo genußreichen, als für ſein eigenes Streben gewinnbringenden Umgang und ſchloß beſonders mit Claudius, deſſen liebenswürdige Gemüthlichkeit zu jener Zeit noch nicht die einſeitige dogmatiſche Färbung angenommen hatte, den Bund lebenslänglicher Freundſchaft.

Die achtungsvolle Aufnahme, die Herder zu Eutin am herzoglichen Hofe, und die wohlthuende Bildung, die er in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft fand, ſo wie die reizenden Umgebungen des Städtchens, durch den nahen See gehoben und verſchönert, verſetzten ihn in eine freudig behagliche Stimmung. Da er aber bald bemerken mußte, daß die Eigenthümlichkeit des zum Trübſinne neigenden Prinzen, zumal bei der irrigen Behandlung desſelben durch den Oberhofmeiſter, ihm keinen günſtigen Erfolg für ſeine Wirkſamkeit verſprach, ſo theilte er dieſe Befürchtungen der Herzogin-Mutter offen mit und erhielt für den Fall, daß ſie einträfen, die Erlaubniß, auch während der Reiſe aus dem eingegangenen Verhältniſſe zu ſcheiden.

Auf der nun begonnenen Reiſe wurde auch der Hof von Darmſtadt beſucht. Hier machte Herder die Bekanntſchaft des Kriegsraths Merk, eines Mannes, welcher durch den Einfluß, den ſein ſcharfes kritiſches Urtheil auf die angeſehenſten Schriftſteller jener Zeit, namentlich auf Goethe ausübte, nicht ohne Bedeutung für die deutſche Literatur geblieben iſt. In dem gebildeten Kreiſe, den dieſer ſtrebſame Mann um ſich ſammelte, fand Herder eine freundliche Aufnahme, und hier trat ihm in der feinſinnigen Karoline Flachsland eine Erſcheinung entgegen, die ihn anzog und feſſelte. Die verwandten Seelen fanden ſich in gleichgeſtimmter Begeiſterung für das Schöne, in der Bewunderung der Kleiſtiſchen und Klopſtockiſchen Dichtungen und ſchloſſen bald den Bund der Liebe für ewig. Gervinus ſagt von ihr: „ſie war eine jener ſchönen Naturen von ächter Weiblichkeit und ſittlicher Liebenswürdigkeit.“

Dieſe neugeſchloſſene Verbindung, welche ihm eine geſicherte Stellung in der bürgerlichen Welt wünſchenswerth machte, beſtimmte ihn auch, hier einen an ihn ergangenen Ruf an den Hof des als Feldherrn und Menſch gleich merkwürdigen Grafen Wilhelm von Bückeburg anzunehmen, der, durch das Denkmal, welches Herder bereits 1767 dem edeln Abbt geſetzt hatte, auf ihn aufmerkſam, den Verluſt dieſes ſeines Freundes durch deſſen Lobredner zu erſetzen hoffte. Doch behielt ſich Herder vor, die Zeit ſeines Amtsantrittes in Bückeburg ſpäter ſelbſt zu beſtimmen; denn er wünſchte, ſein Verhältniß zum Prinzen, der ihm in liebevoller Anhänglichkeit ergeben war, auf die ſchonendſte Weiſe zu löſen, obwohl er bereits ganz von der Erfolgloſigkeit ſeiner Stellung zu dem fürſtlichen Zöglinge überzeugt war.

Nach einem vierzehntägigen, für ſein ganzes Leben ſo entſcheidenden Aufenthalte in Darmſtadt ging die Reiſe nach Karlsruhe, wo Herder dem trefflichen Markgrafen Karl Friedrich von Baden vorgeſtellt wurde. Beide begegneten ſich in ihren Wünſchen und Strebungen für das Glück der Menſchheit und das Wohl des deutſchen Volkes. „Der Markgraf iſt,“ ſagt Herder in einem

Briefe an ſeine Braut, „der erſte Fürſt, den ich ganz ohne Fürſtenlaune kenne, und ſo fallen unſere Geſpräche meiſtens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menſchlichen Geſchlechts gehören, und über die ich mich ſo frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürſten ſpräche."

Auch blieb Herder in ſchriftlichem Verkehre mit dieſem großgeſinnten Fürſten und ſendete ihm noch im Frühlinge 1788, auf ſeine Aufforderung, einen Plan zu einem patriotiſchen Inſtitute für den Gemeingeiſt Deutſchlands. Nach dieſem ſollten die aufgeklärteſten Männer des Vaterlands, unter dem Schutze und der Leitung edler Fürſten, zu einer Akademie zuſammentreten, welche theils durch Reinigung und Läuterung der deutſchen Sprache und Feſtſtellung ihrer Geſetze, theils durch Abfaſſung von in philoſophiſchem Geiſte geſchriebenen Geſchichtswerken, theils endlich durch Verbreitung einer thätigen Philoſophie auf Hebung und Veredlung des deutſchen Volksgeiſtes hinzuarbeiten die hohe Aufgabe habe.

„Alles, was zur thätigen Philoſophie, der Nationalbildung und Glückſeligkeit gehört," ſagt Herder in dieſem Plane, „iſt der letzte und höchſte Zweck dieſer Akademie, von welcher alſo Nichts ausgeſchloſſen wird, was dazu dient. Jede helle Wahrheit, die ſchädliche und böſe Gewohnheiten aufhebt oder vermindert, jeder praktiſche Verſuch und Vorſchlag zur beſſern Erziehung der Fürſten, des Adels, des Landmanns und Bürgers, leichtere und beſſere Einrichtungen in allen öffentlichen Anſtalten, in Handhabung der Gerechtigkeit, im Umgange der Stände gegen einander, in Einrichtung der Kirchen und Schulen, in einer vernünftigen Staatswirthſchaft und menſchlichen Staatsweisheit, werden Gegenſtände des Nachdenkens, der Ueberlegung und Erfahrung der Akademie ſein." „Der Zweck dieſer Akademie", fährt er ſpäter fort, „iſt reine unpartheiiſche Wahrheit, das Band ihrer Mitglieder iſt Nationalintereſſe, gegenſeitige Achtung und Schonung."

Dieſer Plan, welcher anerkannte, daß in den beſtehenden Verhältniſſen Mißbräuche und Uebelſtände vorhanden, und daß es die

Pflicht edler Fürſten und patriotiſch geſinnter Männer ſei, ſich zu deren Hebung durch Verbreitung der Wahrheit und nur der Wahrheit und Verbannung aller und jeder Vorurtheile die Bruderhand zu reichen, erlangte zu jener Zeit den Beifall und die Bewilligung eines deutſchen Fürſten. Am 30. Juni 1788 ſchrieb der treffliche Markgraf an Herder, und bezeugte ihm ſeine, volle Zufriedenheit mit ſeinem Entwurfe, indem er ihn zur raſchen Ausführung desſelben ermunterte, und außer Herder zu Gründern dieſer Akademie Garve, von Göcking, Wieland, Spittler, Jacobi, Friedrich Graf von Stollberg, Voß, Bürger, Meuſel und mehrere andere Männer vorſchlug, deren Namen damals einen guten Klang im deutſchen Vaterlande hatten. Welcher Segen hätte aus ſolch einem Bunde wohldenkender und aufgeklärter Männer, unter dem Schutze hochgeſinnter Fürſten, für unſer Vaterland aufkeimen mögen! Allein die Stürme der franzöſiſchen Staatsumwälzung vernichteten die ſo hoffnungsreiche Saat, deren Aufgehen und Gedeihen vielleicht unſerm Volke die herrlichſten Früchte der Aufklärung und Wohlfahrt auf dem ſtillen Wege friedlicher Bildung getragen hätte.

In Straßburg löſte Herder endlich ſein Verhältniß zu dem Prinzen von Holſtein, welches ihm auf die Dauer immer peinigender wurde, hielt ſich aber in dieſer Stadt den ganzen Winter von 1770 bis 1771 auf, um ſich eine Thränenfiſtel, an welcher er bereits von Jugend auf litt, operiren zu laſſen. Obwohl aber dieſe Operation mehrmals wiederholt wurde, ſo gelang ſie doch nicht vollſtändig, wodurch Herder in eine mißmuthige und gereizte Stimmung verſetzt wurde. Dieſe milderte ſich jedoch durch den anregenden und wohlthuenden Verkehr mit einem Kreiſe talentvoller und hochſtrebender junger Männer, den der geniale Goethe, damals hier Rechtswiſſenſchaft ſtudirend, um ſich zu verſammeln gewußt hatte, und der Herdern die genußreichſten Stunden gewährte. Wenn Goethe ſchon zu jener Zeit durch ſeinen hohen Genius und ſeine lebensſprudelnde Kraft, die Großes erwarten ließen, ſich auch für Herder als das bedeutendſte Glied dieſes Kreiſes darſtellte, ſo fand er doch bald in Jung-Stilling's tiefer Gemüthlichkeit eine innige Verwandtſchaft, die ihn mächtig anzog.

Zugleich benutzte Herder die Zeit ſeines Straßburger Aufenthalts zur Löſung der von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften geſtellten Preisaufgabe: ob die Menſchen, ihren natürlichen Fähigkeiten überlaſſen, im Stande ſein würden, eine Sprache von ſelbſt zu erfinden? Dieſe Frage war ganz geeignet, Herder's Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Anſpruch zu nehmen. Schon Hamann hatte ſeine Betrachtungen auf die Sprache gelenkt, in welcher beide das Uranfängliche, geiſtig Innerſte, wornach die Zeit rang, zu finden gedachten. In dieſem Sinne hatte die erſte Abtheilung ſeiner Fragmente ſich mit der Betrachtung der deutſchen Sprache beſchäftigt. Bei der Löſung dieſer Frage unterwarf er nun die Einrichtung des geiſtigen und körperlichen Organismus des Menſchen, und den Bau aller alten und wilden Sprachen einer gründlichen Erörterung, und kam ſo zu dem Ergebniſſe, daß der Menſch, vermöge ſeiner körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit, durch die ihn von allen andern Geſchöpfen unſerer Erde unterſcheidende Beſonnenheit oder Reflexion zur Sprache gelange, die ſich dann nach den beſonderen Verhältniſſen, in welcher eine Familie, ein Stamm, ein Volk lebe, als Klima und Bodenbeſchaffenheit des Wohnorts, Beſchäftigung und Lebensweiſe, beſonders und eigenthümlich geſtalte.

Gerade aber, indem er durch ſeine geiſtvolle Behandlung die allgemeine Aufmerkſamkeit der deutſchen Leſewelt auf die Sprache hinlenkte und deren Bedeutſamkeit für die Bildung der Menſchen und der Völker zeigte, wirkte er für die Belebung eines warmen Intereſſes an der vaterländiſchen Sprache, in und durch welche das deutſche Volk, wie bereits oben bemerkt, ſich in ſeiner Einheit wieder erkennen ſollte, und ſomit für die Entwickelung des deutſchen Volksſinnes.

Im Mai 1771 trat Herder ſeine Stelle als Hauptprediger, Konſiſtorialrath und Schul-Inſpektor in Bückeburg an.

Dieſes kleine Land wurde von dem Grafen Wilhelm, einem Manne von großartigem, aber höchſt eigenthümlichem Weſen, regiert. Durch den eigenen Gang ſeiner Lebensſchickſale, hatte ſich dieſer Fürſt zu einem geiſtvollen und erfahrungsreichen Beobachter der menſchlichen Verhältniſſe ausgebildet, der mehr über die Menſchen reflektirte, als für ſie wirkte. Nur in einem Fache trieb ihn ſeine Neigung zum Handeln; ſeine Vorliebe für das Militärweſen hatte ihn zuerſt ſein kleines Ländchen in ein Kriegslager verwandeln laſſen, worin der ſechzehnte Mann Soldat war, dann ihm, auf den Schauplatz eines großen Krieges verſetzt, in Portugal ſeine Stirne mit Heldenlorbeeren geſchmückt. Nach der Rückkehr in ſein ſtilles Land liebte er es, über Welt und Menſchen zu philoſophiren, vergaß aber dabei ſeine alte Neigung nicht, indem er die ganze Kraft ſeines Ländchens auf die Herrichtung einer uneinnehmbaren Feſtung im Steinhuber Meere verwandte.

Herder und der Graf paßten nicht zuſammen; die Reizbarkeit des Erſteren; fühlte ſich durch die Härte des Anderen oft unangenehm berührt, zu Zeiten verletzt. Dann verſtand es aber auch Herder nicht, den Grafen für die Verbeſſerungspläne zu gewinnen, deren Verwirklichung er ſich von ſeiner neuen Stellung verſprochen hatte. Dieſe Enttäuſchung ſeiner Erwartungen und die ſchiefe Stellung, in welche er anfänglich zu den höheren Kreiſen der Bückeburger Geſellſchaft gerieth, verſetzten ihn in jene mißmuthige Stimmung, welche ihn ſo oft überfiel, wenn er ſich verkannt oder in ſeinen Plänen gehemmt fühlte. Hieran aber war er, dies müſſen wir mit Wahrheit ausſprechen, oft nicht ganz ohne Schuld; denn er, der die Menſchheit mit glühender Liebe umfaßte, war höchſt empfindlich gegen das Betragen Einzelner, und zog ſich dann leicht verletzt und verſtimmt zurück.

Durch die Einwirkung ſeiner feingebildeten Gattin, mit welcher er ſich im Mai 1773 vermählte, und die Verbindung, in welche er zu der ſchwärmeriſch-frommen Gräfin Maria, der ſanften Gemahlin ſeines kräftig ſtrengen Fürſten, trat, wurde Herder's Stellung in Bückeburg befriedigender, und er gewann neue Kraft zu lebenswarmen und geiſtesfriſchen Schöpfungen. Im Jahre 1774 gab er „die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift“ heraus, und hiermit beginnt ſeine Wirkſamkeit auf dem Gebiete der religiöſen und theologiſchen Literatur.

Um dieſes Werk würdigen zu können, müſſen wir uns in jene oben mit kurzen Zügen geſchilderte Zeit zurück verſetzen.

Während auf der einen Seite die dogmatiſche Schultheologie an der wörtlichen Auffaſſung und Feſthaltung des in den ſymboliſchen Büchern gegebenen Chriſtenthums, mit ſtarrem Eifer und nicht ohne finſtere Verketzerungsſucht feſthielt, fing auf der anderen Seite der Saamen, den die engliſche und franzöſiſche Literatur in Deutſchland ausgeſtreut, Wurzel zu faſſen an, und man begann anfänglich leicht und ſchüchtern, bald aber mit mehr Kraft und Entſchiedenheit, hier mit mehr, dort mit weniger Geſchick und Takt, an den Feſſeln zu rütteln, worein der ſtarre Dogmatismus Geiſt und Gefühl des deutſchen Volkes geſchmiedet hatte. Dies geſchah beſonders von dem Standpunkte klarer und nüchterner Verſtändigkeit aus. Zugleich begann hiermit eine neue Erklärungsart der Bibel, indem man die Anſichten und Erklärungen der Neuzeit in dieſe hinein zu erklären und ihre Erzählungen mit den jüngſten Ergebniſſen der Naturwiſſenſchaften in Uebereinſtimmung zu bringen verſuchte. Beſonders erfuhr die Schöpfungsgeſchichte Moſis häufig ein ſolches Schickſal. Zu beiden Richtungen ſtand der Drang jener Zeit nach tief poetiſcher Naturwahrheit in grellem Gegenſatze, und wir haben ſchon geſehen, daß Herder von demſelben, mit durch Hamann's Anregung, wie irgend einer unter den Strebenden ſeiner Zeitgenoſſen ergriffen war, und daß dieſer Drang naturgemäß auf die Erforſchung der älteſten Zuſtände des Menſchengeſchlechts, und ſo mit in das Morgenland zurück führte. Nun war aber Herder, wie ſonſt Keiner, groß im Auffaſſen der Ideen und Gefühle fremder Völker und Zeiten, und gerade die Bibel, um derenwillen er allein Theologie ſtudirt, und das Morgenland gehörten zu ſeinen Vertrauteſten, in denen und mit denen er lebte, fühlte und dachte. Eine Moderniſirung der Bibel, wie ſie damals in verkehrter Weiſe verſucht ward, mußte ihn anwidern, und ſo entſtand das merkwürdige Werk, die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, welches in ſeiner eigenthümlichen Art bald leuchtend, bald zündend Feuer und Leben verbreitete. Es war dies eigentlich eine Vertheidigung der Poeſie der Religion gegen die Angriffe des Verſtandes, ſei es in der Form nüchterner Erfahrungsklugheit, ſei es unter der Geſtalt ſcharf beſtimmter und in feſten Wortformen ausgeprägter Lehr- und Glaubensſätze.

Die Geſchichte der Schöpfung, des Sündenfalls und der erſten Anfänge der menſchlichen Geſellſchaft ſind ihm Thatſachen, wie der Menſch in ſeiner Kindheit die Natur anſchaute und wie er ſich in ihr entwickelte und bildete, und dieſe Thatſachen ſind zugleich im Bilde die erſte Uroffenbarung Gottes an die Menſchen, alles auf morgenländiſch kindliche Weiſe angeſchaut und ausgedrückt. Er ſelbſt ſchreibt darüber an ſeinen Freund und Strebegenoſſen Hamann: „Ein Theil wird über das Buch ſchreien, ein anderer Theil es aus altem Vorurtheil anſtaunen; was kümmert's mich? Das Waizenkorn darin muß ſterben, wenn es Frucht bringen ſoll, das Andere iſt Schlaube, Hülſe, Unrath, Erde, unter dem es wächſt — denn wahrlich vor Gott! allein dazu hab' ich's geſchrieben..... Glauben Sie mir, lieber alter Freund, daß ich ſeit dem Druck das Buch kaum wieder habe anſehen können. Wiederholt indeſſen, das Innere desſelben habe ich der Wahrheit Gottes geſchrieben, der nach hundert Verwandlungen auch mein Buch ſegnen wird, Keim und

Morgenröthe zur neuen Geſchichte und Philoſophie des Menſchengeſchlechts zu werden, auf daß Gottes Ruhm beſtehe. Glauben Sie, mein lieber Freund, es wird einſt werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, ſtatt daß ſie jetzt Kritik und Politik iſt, ſimple Geſchichte und Weisheit unſeres Geſchlechtes werde."

Der Gegenſatz, in welchen Herder durch dieſes Werk zu dem damals Platz greifenden Deismus, wie zu dem wortſtrengen Orthodoxismus trat, und in welchem er ſein ganzes Leben lang verblieb, obwohl er, wie wir weiter unten ſehen werden, ſpäter mehr zu der rationalen Auffaſſung des Chriſtenthums neigte, ja wohl pantheiſtiſche Anwandlungen hatte, wurzelt tief im Gemüthe des deutſchen Volkes, welches ſich ebenſo wenig von einem in Worte gefaßten Syſtem unbeweglicher Lehrſätze befriedigt, als durch blos auf dem Wege der Verſtandesreflexion gewonnene religiös-ſittliche Begriffe erwärmt fühlt; ein Gegenſatz, den der philoſophiſche Dogmatismus unſerer Tage vergeblich auszugleichen trachtet, und der nur auf dem Wege einer volksthümlichen Ausprägung der menſchheitlichen Idee der Religion in wahrhaft befriedigender Weiſe durch Herſtellung der geſtörten Harmonie des Verſtandes und des Gemüths in der höheren Einheit der Vernunft ausgeſöhnt zu werden vermag.

In demſelben Sinne ſchrieb Herder faſt zu gleicher Zeit ſeine „Provinzialblätter für Geiſtliche," die heftigen Anſtoß erregten. Da er dieſelben an ein damals vielverbreitetes Werk des mild aufgeklärten Spalding über die Nutzbarkeit des Predigtamtes geknüpft hatte, ſo nahm man an, ſie ſeien gegen dasſelbe geſchrieben, und wirklich herrſchte ein ſo bitterer und harter Ton in ihnen, daß der Herausgeber ſeiner Werke es für nöthig erachtete, die heftigſten Stellen auszulaſſen. Zu dieſer Heftigkeit wurde aber Herder einerſeits durch die unwürdige Weiſe gereizt, auf welche zu jener Zeit Viele zum Predigtamte gelangten, ſo daß, wie er ſelbſt ſich kräftig ausdrückt: „ſeitdem glorreiche Degenknöpfe und Feldſchmarrengeſichter Engel Gottes auch in der Kirche Gottes ausſenden, oft, wie wir zu unſern Aemtern kommen, leider keine Wege betretener ſind, als von der Informator- und Vorſchneiderſtelle Seiner Excellenz unten an der Tafel, oder gar wie's der verſchrieene Vorwurf iſt, noch ärger.“

Auf der andern Seite erregten aber ſeinen höchſten Unmuth die damals weitverbreiteten herabwürdigenden Anſichten über das Predigtamt, das allenfalls noch zur Verbreitung moraliſcher Grundſätze und nebenbei gemeinnütziger Kenntniſſe für tauglich erachtet wurde. Ihm war es eine Einſetzung Gottes, mit prophetiſcher Gotteskraft ausgerüſtet, zur Erhebung des Menſchen zu ſeiner wahren Würde und Beſtimmung in der Religion. Die Religion aber als Gottesoffenbarung war ihm der Inbegriff der höchſten Poeſie, Sittlichkeit und Wiſſenſchaft und ſo die Quelle eben jener poetiſchen Urwahrheit, nach welcher er mit ſeiner Zeit rang.

Wenn ihn dieſe Betrachtung ſo weit auf die Seite des Dogmatismus hindrängte, daß er hier zu Gunſten der Verkündignng des Dogma's die Moralpredigt verwarf und die philoſophiſchen Beweiſe der Religion dem Bau der Rothſchwalbe am Throne Gottes verglich, ſo ließ er ſich doch immer noch nicht zum ſtarren Wortglauben an Bibel und ſymboliſche Bücher herbei, ſtets das Zeitliche von dem Ewigen, die Hülle von der Idee trennend. Auch werden wir ſehen, daß er, durch die Angriffe ſeiner Gegner und den bald darauf erfolgenden Umſchwung der theologiſchen Wiſſenſchaften belehrt, eine andere Stellung in der Theologie einnahm, die dieſer ausſchließenden höchſt unähnlich war.

Die Art und Weiſe, wie Herder das erſte Buch Moſis erklärt, wendete er in ſeinen Erklärungen des neuen Teſtaments ebenfalls an, indem er die eben durch Anquetil de Perron bekannt gemachte Zend-Aveſta Zoroaſter's benützte, um zu zeigen, wie die in jenem gebrauchte Ausdrucksweiſe ein Erzeugniß der damaligen Zeit und Bildung geweſen, und wie ſich Jeſus und die Apoſtel derſelben zur Mittheilung ihrer Offenbarungen bedient hätten. Der Hauptzweck iſt auch hier wieder, die aus der Zeitbildung der Gegenwart entnommenen Erklärungen in ihrer Ungereimtheit nachzuweiſen und die ganze Offenbarung des alten und neuen Teſtaments als einfache Thatſache der Erziehung und Bildung des Menſchengeſchlechts durch und in dieſer Offenbarung, die zugleich Thatſache, Bild und Belehrung iſt, nachzuweiſen. Die in demſelben Jahre 1775 erſchienenen „Briefe zweier Brüder Jeſu“ ſollen die unter den Namen des Jakobus und Judas in dem neuen Teſtamente aufgeführten Briefe den ſo benannten Brüdern Jeſu vindiciren und auf dieſe Art ein neues Licht über ihr Verſtändniß verbreiten.

Obwohl dieſe Schriften von dem Standpunkte eines tief innerlichen, man möchte ſagen, prophetiſchen Bibelglaubens aus verfaßt waren, und von dieſem aus heftige Angriffe auf die reine Vernunfterkenntniß und den Deismus enthielten, ſo waren doch die Orthodoxen keineswegs mit ihnen zufrieden, ſondern beſchuldigten Herdern, er habe ſich gegen zwei Artikel der ſymboliſchen Bücher verſündigt, indem er durch die Verwandlung der erſten Kapitel des erſten Buches Moſis in eine Allegorie den Artikel von der Schöpfung, und dadurch, daß er in dem Epiſtelſchreiben Judas nicht den Apoſtel erkenne, den Artikel von der Schrift verletzt. Und gerade dies wurde die Veranlaſſung, daß Herder nicht als Profeſſor nach Göttingen kam, wie wir ſogleich erzählen werden.

Während der letzteren Jahre hatten Herder's äußere Verhältniſſe in Bückeburg keine Veränderung erfahren, außer, daß er 1775 Superintendent der ganzen Grafſchaft geworden war. In dieſer Stellung gerieth er wegen der Nichtvollziehung der Ordination eines nicht examinirten auswärtigen Kandidaten, deſſen Anſtellung der Graf befohlen, mit dieſem in einen unangenehmen Streit, in welchem zwar der ehrenwerthe Fürſt endlich Herder's auf Geſetz und Recht gegründeten Vorſtellungen nachgab, der aber doch in ihrem Verhältniſſe, wenigſtens für einige Zeit, eine nicht zu verkennende Spannung verurſachte. Und eben in dieſer Zeit erhielt Herder durch den ihm perſönlich befreundeten Heyne, den großen und geſchmackvollen Kenner und Erklärer der Alten, einen vorläufigen Ruf als Profeſſor nach Göttingen, den er bereitwillig annahm. Allein unerwartet fand ſeine wirkliche Beſtellung als Profeſſor der Theologie Hinderniſſe. Man traute wegen der oben erwähnten Schriften ſeiner dogmatiſchen Ueberzeugung nicht und verlangte, daß er ſich vorerſt einer Prüfung unterwerfe. Nur nach langem Widerſtreben fügte ſich Herder dieſem Anſinnen, das eben ſo wohl ſeinem literariſchen Rufe, als ſeiner jetzigen Stellung zuwider war, und ſchon machte er ſich zu dem ſchweren Gange nach Göttingen bereit, als er auf einmal, im Dezember 1775, durch Goethe die Anfrage erhielt, ob er die Stelle eines Generalſuperintendenten in Weimar annehmen wolle. Mit dankbarer Rührung über die Wege der Vorſehung nahm Herder das Anerbieten an. Noch ehe er aber Bückeburg verließ, ſtarb ſeine edle Freundin, die fromme Gräfin Maria, tief betrauert von ihrem Gemahle, innig beklagt von Herder und ſeiner Gattin. Dieſer gemeinſame Verluſt näherte gerade beide Männer, den Grafen und Herder mehr einander, und ſo lehrte ſie die Stunde der Trennung, wie hoch Jeder in des Andern Achtung ſtand.

Im Oktober 1776 ſiedelte Herder nach Weimar über, wo er von dem herzoglichen Hofe ſowohl, wie von dem denſelben umgebenden Kreiſe berühmter und ausgezeichneter Perſönlichkeiten mit hoher Achtung aufgenommen wurde. Jedoch trat er zu dieſem nie in ein innigeres Verhältniß. Beſonders iſt es auffallend, daß es zwiſchen Herder und dem ſpäter in denſelben eintretenden Schiller, die doch einem großen Ziele, der ſittlichen Erhebung und Veredlung des Menſchengeſchlechts, zuſtrebten, nie zu einem wahren Verſtändniſſe kam, wozu wahrſcheinlich Schiller's Vorliebe für die Kantiſche Philoſophie, der Herder, wie wir ſpäter ſehen werden, entgegentreten zu müſſen glaubte, die erſte Veranlaſſung wurde. Ueber Herder's Beziehungen zu dem Weimarer Kreiſe ſagt Wachsmuth (in ſeinem Weimarer Muſenhofe) ganz richtig: „Durch Goethe ward Herder 1776 aus Bückeburg nach Weimar berufen, ein neuer, hellglänzender Stern an dem weimariſchen Muſenhimmel, durch und durch poetiſcher Stimmung und Anſchauung, aber außerhalb der planetariſchen Kreiſungen der poetiſchen Laune an jenem. Nach ſeinem Naturell nicht zu jovialem Lebensgenuſſe geeignet, ſtand er nur mit einem Fuße innerhalb des heitern Kreiſes um Herzogin Amalia (die Herzogin-Mutter), dem Herzoge aber immer mit ernſter Würdigkeit des Amtscharakters gegenüber. Er war faſt mehr, als Klopſtock, von innerſter Beſtimmung, die Religion durch Veredlung des Gefühls und poetiſche Befruchtung der Gemüther aufzurichten; nie hätte er ſeinen Beruf, die Kirche wieder zu rechten Ehren zu bringen und die ſeinem Amte gebührende Würde zu behaupten, verläugnen mögen! Zu Goethe ſtand er im Verhältniſſe ernſter Freundſchaft. Dem harm- und zwangloſen Wieland ward Herder, für den er bei der erſten Begegnung ſchwärmte, gleich nachher, wie man eine Hand umwendet, drückend und verletzend, gegen Jacobi ergießt er ſich (Febr. 1777) in ein begeiſtertes Lob des herrlichen Mannes, den er lieben kann, mehr, als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, und in demſelben Monate klagt er gegen Merk bitter über die „Eminenz,“ vor der er ſeine Liebe ganz ruhig wieder eingepackt habe; er könne es für den Tod nicht leiden, wenn ein Menſch ſeinen eigenen Werth ſo ſtark fühle, und wenn vollends ein ſtarker Kerl ewig ſeine Freude daran habe, Andere zu necken und zu gecken. Abgeſehen von der Ruhe und Gemeſſenheit, wozu Herder durch ſeine äußere Stellung angewieſen wurde, ließ dieſer doch bei einer reichen Fülle von Edelmuth ſeinen unverträglichen Launen zu freien Lauf, um dort heimiſch, wie unter den Seinen zu werden. Auch iſt es ein trüber Nebelſtreif in dem

Bilde heiteren, genialen Lebens des weimariſchen Vereins hoher, edler und zarter Geiſter, daß Herder nie zufrieden war, gern über ein verfehltes Leben klagte und über die weimariſchen Zuſtände bitter urtheilte. Er macht, ſchrieb Goethe an Lavater, ſich und Andern das Leben ſauer."

Wir dürfen aber hierbei nicht vergeſſen, daß Herder's Seele höchſt fein beſaitet war, und daß eine ungeſchickte Behandlung bei einem zartbeſaiteten Inſtrumente leicht Verſtimmung und Mißton erzeugt. Herder litt von Jugend auf, wie wir oben geſehen haben, an Reizbarkeit der Nerven, und Goethe ſagt daher mit wahrer Humanität in Beziehung auf ihn: „Man beurtheilt manche Charaktere ſehr ungerecht, wenn man alle Menſchen für geſund nimmt und von ihnen verlangt, daß ſie ſich auch in ſolchem Maaße betragen ſollen."

In eine innigere Beziehung trat dagegen Herder zu der regierenden Herzogin Luiſe, die ebenfalls den heitern, lebensluſtigen und genialſtürmiſchen Kreiſen des Hofes fremd blieb, wie zu Einſiedel, Knebel u. m. a. In ſeinem Hauſe bildete ſich von Zeit zu Zeit ein Kreis verwandter zarter Seelen und ſein empfindender Geiſter, den er auf das Wohlthuendſte zu erregen und zu beleben verſtand; denn Herder war, wie Wenige, vollendeter Meiſter im ſchönen Geſprächsvortrage.

In der Verwaltung ſeiner Amtsgeſchäfte erfreute er ſich anfangs nicht des gewünſchten Erfolgs; denn, wenn auch ſeine Predigten ihm die Herzen ſeiner Zuhörer gewannen, ſo fand er doch im Konſiſtorium mit ſeinen Verbeſſerungsplanen im Kirchen- und Schulweſen nicht die nöthige Unterſtützung, ja nicht ſelten offenen Widerſtand, ſo daß er nur ſehr langſam und erſt in ſpäterer Zeit Boden für ſeine Vorſchläge gewinnen konnte.

Dem darüber in ihm aufkeimenden Mißmuth ſuchte er durch literariſche Arbeiten zu entkommen; namentlich war er in dieſer Zeit durch ſeine „Plaſtik," ein Werk voll anregender Ideen, für die Verbeſſerung des Geſchmacks in der bildenden Kunſt höchſt förderlich. Wie aber die Dichtkunſt es iſt, welche das ächt Menſchliche am Tiefſten und Umfaſſendſten auszudrücken vermag, ſo zog ihn auch dieſe am Meiſten an, und in dieſem Sinne ſuchte er durch ſeine „Stimmen aller Völker in Liedern“ auf ſein Volk einzuwirken und eine gerechte, offene Empfänglichkeit für alles Hohe, Schöne, Kindlich-Einfache, Sittlich-Edle, wo es ſich auch finden möge, in den Deutſchen zu erwecken. Auch regte er hierbei, was wiederum ein Keim zur Entwickelung der volksthümlichen Geſtaltung der Jetzzeit wurde, durch Mittheilung einiger ſinnreichen Gedichte aus dem Schatze unſerer ſo reichen, aber damals ganz vergeſſenen, altdeutſchen Literatur die Luſt unter ſeinen Zeitgenoſſen mit an, dieſelbe näher kennen zu lernen und ſo zur Ueberzeugung eines eigenen angeſtammten, aber tief vergrabenen Reichthums zu gelangen. Wenn er hierdurch der Erweckung vaterländiſcher Denkungsart förderlich wurde und durch die Aneignung fremder Dichtungen die Mutterſprache in Form und Inhalt bereicherte und ausbildete; ſo waren dieſe ſeine Beſtrebungen auch auf der anderen Seite für die Erweckung und Belebung des Humanitätsgefühls von dem ſegensreichſten Einfluſſe. Denn die Ueberzeugung, daß überall bei den Völkern aller Erdſtriche, bei den Nationen jeden Bildungsgrades dieſelben Empfindungen in den Herzen der Völker leben und im ſinnigen Volksliede wiederklingen, muß die Liebe und Achtung für die Menſchennatur wecken und pflegen, und wo dieſe wohnen, da entblüht auch dem Baume menſchlicher Bildung ſeine ſchönſte Krone, die Humanität.

Dieſelbe Empfindung weht uns aus dem „Liebe der Liebe“ und aus dem „Geiſt der Hebräiſchen Poeſie“ an, worin Herder ein neues Licht über ſeine innigſt verehrte Bibel verbreitete und durch die Aufdeckung ihres bisher im Ganzen mehr dunkel geahnten, als klar erkannten poetiſchen Gehalts neue Liebe für ſie gewann. Denn die Erweckung eines chriſtlich-menſchlichen Sinnes galt ihm als heilige Aufgabe ſeiner Strebungen. So ſchrieb er 1780 und 1781 ſeine „Briefe über das Studium der Theologie.“

Seit Herder ſeine älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, in welcher er aus dem Drange nach ureigener, poetiſcher Wahrheit nahe an das Gebiet der Schwärmerei ſtreifte, geſchrieben hatte, war einerſeits in Lavater eben dieſe tief innerliche Gemüthsrichtung und Glaubensunmittelbarkeit in die wunderlichſte Ueberſpannung ausgeartet, und Leſſing hatte andererſeits ſeine Weimariſchen „Fragmente“ herausgegeben, welche Götze und Genoſſen zu den ärgerlichſten Angriffen und Schmähungen gegen den genialen Herausgeber aufriefen und in ganz Deutſchland ein ungemeines Intereſſe an religiöſen Streitfragen entzündeten. Herder's Anſichten waren auch unterdeſſen zu einer ruhigeren Klärung gelangt, und in dieſer Stimmung ſchrieb er ſeine Briefe, ſich nicht an Gelehrte, ſondern an begeiſterte Jünglinge wendend. Er nimmt hierin an dem großen Streite keinen Theil, ſondern den Zwieſpalt zwiſchen Offenbarung und Vernunft nicht anerkennend, bringt er vor Allem auf ein gründliches und vorurtheilsfreies Studium der Bibel als der ächten Urkunde des Chriſtenthums, durch welches ſich die Menſchheit zur höchſten Humanität, dem Endziele aller ihrer Strebungen, verklären ſoll. Indeß will er die Bibel als ein menſchliches Buch geleſen und den Glauben an ihre hiſtoriſchen Thatſachen nicht erzwungen haben. Er ſagt in ſeinem erſten Briefe: „Es bleibt dabei, mein Lieber, das beſte Studium der Gottesgelehrſamkeit iſt das Studium der Bibel, und das beſte Leſen dieſes göttlichen Buches iſt menſchlich. Ich nehme dieſes Buch im weiteſten Umfange und in der andringendſten Bedeutung. Menſchlich muß man die Bibel leſen; denn ſie iſt ein Buch durch Menſchen für Menſchen geſchrieben; menſchlich die äußeren Hülfsmittel, mit denen ſie geſchrieben und aufbehalten iſt; menſchlich endlich iſt ja der Sinn, mit dem ſie aufgefaßt werden kann, jedes Hülfsmittel, das ſie erläutert, ſo wie der ganze Zweck und Nutzen, zu dem ſie angewandt werden kann.“ Und im vierzehnten

Briefe ſchreibt er: „Der Grund des ganzen Chriſtenthums iſt hiſtoriſche Begebenheit und derſelben reine Erfaſſung, ſimpler, ſchlichter, thätig ausdrückender Glaube. Eben aber, daß dies ſein Grund iſt, zeigt, mein Freund, daß das Chriſtenthum nie verfolgen kann, nie verfolgen muß. Wer wird den andern mit Feuer und Schwert zwingen, daß er eine Sache hiſtoriſch glaubt? Ueberzeuge ihn, daß er glaubt, wo nicht, ſo laß ihn gehen. Er ſtehe oder falle dem Richter ſeiner Ueberzeugung; du biſt dies nicht.“ Und weiter in demſelben Briefe: „Ich habe nie gehört, daß die Schüler Sokrates und Plato's mit fremden Völkern hätten Krieg anfangen wollen, weil dieſe Völker von ihrem Sokrates und Plato nichts wußten, etwa weil ſie nie Gelegenheit oder Muße gehabt hatten, ſich vom Daſein derſelben in Griechenland zu überzeugen, und Schüler Chriſti hätten ſich ſo etwas zu Schulden kommen laſſen? Wahrlich, ſie waren nicht Schüler Chriſti mehr, da ſie es thaten.“

Ueberall aber dringt Herder auf warme Begeiſterung für das wahre Chriſtenthum, welches ſich allein in Werken des Glaubens und der Liebe thätig erweiſt, ſo wie auf Entwickelung der ächten Menſchennatur an der Hand und mit Hülfe der chriſtlichen Religion. Und wenn er auch in dieſer Schrift nicht die große Streitfrage zwiſchen Offenbarung und Vernunft löſte, ſo erwärmte er doch die Herzen ſeiner Leſer für reinmenſchliche Tugend und die Geiſter junger Gottesgelehrten für die Hoheit und Würde ihres Berufs. „Er warf Poeſie unter die Pfarrer,“ drückt ſich Schloſſer hierüber in ſeiner kernhaften Weiſe aus. Dieſe Briefe fanden allgemeinen Anklang, und Gleim begrüßte Herder hierfür mit einer gemüthlichen Epiſtel, die alſo ſchließt:

„Bild' ihn, daß unſer Leſſing findet:
Er ſei der beſte Theolog.
Bild' ihn, daß er im Paradies
Sich lab' und auch im Muſenhain!
Und würdig werde, Freund zu ſein
Von Herder und von Hemſterhuis.

In dieſem Geiſte wirkte und ſprach Herder ſtets in ſeinen Predigten, die, in warmer Begeiſterung empfangen und geſprochen, auch Wärme und Begeiſterung in den Herzen ſeiner Zuhörer für tiefinnere Gottesverehrung und ächt menſchliche und chriſtliche Tugend weckten und nährten. Selbſt in den Weimarer Kreiſen, in welchen man, wie ſich Wachsmuth ausdrückt, ohne die Frage von kirchlicher und antikirchlicher Geſinnung zu berühren, tolerant, vielleicht indifferent war, freute man ſich der von Herder ausgehenden Erweckung des religiöſen Sinnes. Als dieſer bei der Taufe des Erbprinzen die ganze Erhabenheit ſeines Geiſtes ausgeſprochen hatte, ſchrieb Wieland: er habe geredet, wie ein Gott.

Jetzt, nachdem Herder ſeine Kräfte auf ſo vielen Gebieten des Wiſſens geprüft und die mannigfachſten Anſchauungen, Kenntniſſe und Erfahrungen gewonnen, ſchrieb er, alle dieſe auf einen Mittelpunkt richtend, ein Werk, worin ſeines ganzen Weſens innerſte Eigenthümlichkeit in der ihr angemeſſenſten Form uns entgegentritt. Im Jahr 1784 gab er den erſten Theil ſeiner „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ heraus, welchem er ſpäter noch drei Theile folgen ließ, ohne jedoch das Werk zu vollenden.

Wir legen hier einfach den Inhalt dieſes Werkes in kurzer Skizze dar.

Herder ſucht zuerſt die Geſetze auf, nach denen ſich unſere Erde entwickelt und geſtaltet hat, zeigt, wie die Organiſation aller Erdgeſchöpfe ihrem Daſein und ihrem Zwecke angemeſſen iſt, zergliedert die körperliche und geiſtige Einrichtung des Menſchen und weiſt deſſen Beſtimmung zur Humanität und Unſterblichkeit nach. Dann läßt er uns erkennen, wie die Menſchen, je nach Wohnort, Beſchäftigung und Schickſal das geworden, was ſie ſind, daß ſie aber unter allen Verhältniſſen Menſchen, unſere Brüder, bleiben, und führt uns dann durch das wechſelnde Schauſpiel des Emporblühens und Vergehens der einzelnen Völker bis zur Geſchichte der

Kreuzzüge, richtet aber hierbei ſtets unſern Blick auf die trotz der Vernichtung des Einzelnen immer fortſchreitende allgemeine Bildung des Menſchengeſchlechts zur Humanität und Vervollkommnung. Ueberall aber lehrt er die Güte und Weisheit des großen Weltenſchöpfers erkennen und heiligt und ſtärkt ſo durch Erweckung der wärmſten und innigſten Liebe zu Gott unſer Inneres zu den großartigſten Gefühlen und Thaten für die Pflege und Verbreitung der Humanität. So kämpft er ſiegreich gegen jedes engherzige Abſchließen der Menſchen nach Religionen, Völkern, Farben und Ständen; überall iſt der Menſch unſer Bruder, und worin wir auch verſchieden ſein mögen, immer ſind und bleiben wir Kinder eines Vaters, zu gleichem Zwecke, zu gleichem Genuſſe menſchlichen Glücks beſtimmt.

Ausgerüſtet mit vielfachen Kenntniſſen, emporgehoben durch den höchſten Flug der Phantaſie, begabt mit ſeltener Beredtſamkeit, reißt er uns hin, erregt und begeiſtert uns für die höchſten Zwecke ſeines Lebens, Humanität und ſittliche Vollendung, die ja auch die Beſtimmung unſeres Geſchlechts und ſein endliches Ziel ſind, dem es durch Kampf und Streit, durch Niederlage und Sieg auf der Bildung vielfach verſchlungener Bahn entgegenſtrebt.

Wenn wir auch einräumen, daß Herder oft und vielfach in ſeinen Kombinationen zu kühn war, daß die Ergebniſſe der Naturwiſſenſchaften noch nicht zu einer hinlänglich klaren und ſichern Erkenntniß gediehen waren, um ſeinen Schlüſſen zur feſten Grundlage zu dienen, und daß er endlich oft empfindet und ausruft, wo er beweiſen ſollte; ſo ſteht doch unangreifbar feſt, daß dieſes Werk, wie wenig andere, auf die Entwicklung eines wahrhaft menſchlichen Sinnes hingewirkt, und daß es, nach allen Seiten hin entwickelnd und anregend, eine beſſere Geſtaltung der Verhältniſſe in Leben und Schriftenthum angebahnt und hervorgerufen hat. Und ſo beenden wir unſere

Betrachtungen über dieſes Werk mit denſelben Worten, womit es ſein hochedler Verfaſſer geſchloſſen hat: „Indeſſen geht die Vernunft und die vereinte gemeinſchaftliche Thätigkeit der Menſchen ihren unaufhaltſamen Gang fort und ſieht es eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beſte nicht zu früh reift.“

Gerade um dieſe Zeit wurde es Herdern möglich, den Lieblingswunſch ſeiner Jugend zu erfüllen, indem er eine Reiſe durch Franken, Baiern und Tyrol nach Italien unternahm und Rom, Neapel und Florenz beſuchte. Wie tief mag einen ſolchen Mann der Anblick dieſer Länder und Städte ergriffen haben, zu deren Ausſchmückung und Verherrlichung Natur, Kunſt und Geſchichte in nie geſehenem Wetteifer gewirkt haben! Er ſelbſt ſagte oft: „Italien iſt mir die größte Bildungsſchule geweſen. Jeder gebildete oder ſich ſelbſt bildende Mann, der mit den nöthigen Kenntniſſen in der Geſchichte, Literatur und Sprache des Landes ausgerüſtet iſt, wird hier eine hohe Schule finden und ſeine Urtheile nach einem großen Maaßſtabe berichtigen lernen.“

Mit neuem Lebensmuthe und herrlichen Planen für ſeine Wirkſamkeit kehrte er nach Weimar zurück, das ihn, da er einen abermaligen, höchſt ehrenvollen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte, als neu geſchenkt begrüßte. Auch fand er jetzt in ſeiner Thätigkeit für die Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens mehr Unterſtützung und Förderung, beſonders, nach dem er als Vice-Präſident und ſpäter als Präſident des Konſiſtoriums ſeinen Vorſchlägen mehr Nachdruck geben konnte. So wurde unter ſeiner Leitung das Gymnaſium umgeſtaltet, ein Schullehrerſeminarium gegründet und die Einrichtung des Waiſenhauſes verbeſſert. Auf dieſe Weiſe, ſo wie durch Hebung und Förderung des Lehrerſtandes und durch Herausgabe zweckmäßiger Lehrbücher beurkundete Herder ſeine Einſichten in das Unterrichtsweſen und ſeinen raſtloſen Eifer für eine verbeſſerte Erziehung aller Stände des Volks.

Dabei verlor er den allgemeinen Gang der vaterländiſchen Literatur und ihre Einwirkung auf das deutſche Volk nie aus den Augen, ſondern griff nach allen Seiten bald fördernd, bald nur anregend ein. Es hatte ſich damals ein Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn über Spinoza und Leſſing erhoben, indem Erſterer Spinoza des Atheismus und Leſſing der Hinneigung zum Spinozismus beſchuldigte. Es war dies aber gerade die Zeit, da ſich durch Leſſing's Schriften und durch die klare Auffaſſung und Behandlung, welche die Kirchengeſchichte in Plank's und Spittler's Werke gewann, der Geſichtskreis der Deutſchen in Religionsangelegenheiten mächtig aufgehellt und erweitert hatte.

Unter dem Einfluſſe dieſer geiſtigen Bewegung ſeiner Zeit ſchrieb Herder 1787 ſeine „Geſpräche über Spinoza's Syſtem,“ in welchen er erklärte, daß wie Leſſing, ſo auch Spinoza bei den Verſtändigen keine Ehrenrettung nöthig habe. Er ſprach es aus, es ſei thöricht, Spinozismus und Atheismus für eins zu erklären, da Spinoza's ganzes Syſtem nur Lehre von Gott, die Idee Gottes ihm die erſte und letzte, ja die einzige ſei, an die er Welt- und Naturkenntniß, Ethik und Politik, das Bewußtſein ſeiner ſelbſt und aller Dinge um ihn her anknüpfe. Ja er vertheidigt den Angegriffenen ſelbſt gegen den Vorwurf des Pantheismus, behauptend, Spinoza identificire nicht ſeinen Gott mit der Welt, ſein unendliches, untheilbares Weſen, ſeine Subſtanz ſei ſo wenig die Welt, wie das Abſolute der Vernunft und das Endloſe der Einbildungskraft Eins ſei.

Während er ſo Spinoza vertheidigte, trat er ſelbſt deſſen Ideen nahe in den Gedichten „Ich“ und „Selbſt,“ die er um dieſe Zeit ſchuf. Wir heben aus letzterm einige Strophen aus:

„Vergiß dein Ich; Dich ſelbſt verliere nie.
Nichts Größeres konnt' aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben, als Dich ſelbſt.

Was an der Mutter Bruſt, was der an Bruſt
Der großen Mutter, der belebenden

Natur von Elementen an dich floß,
Luft, Aether, Speiſ' und Trank, und Regung, Bild,
Gedank' und Phantaſie, biſt du nicht Selbſt.
Du ſelbſt biſt, was aus allem du dir ſchufſt
Und bildeteſt und warſt und jetzo biſt.
Du biſt dein Schöpfer ſelbſt und dein Geſchöpf.
Nicht was du ſieheſt, (auch das Thier bemerkt);
Nicht was du höreſt, (auch das Thier vernimmt);
Nicht was du lerneſt, (auch der Rabe lernt);
Was du verſteheſt und begreifſt; die Macht,
Die in dir wirkt; die innere Seherin,
Die aus der Vorwelt ſich die Nachwelt ſchafft;
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
Zum ſchönen Teppich in und außer dir;
Das biſt du ſelbſt; die Gottheit iſt's, wie du.

Die Gottheit? Ja! denn denke, denke dir
Der Weſen Chaos ohne Sinn und Geiſt,
Ohn' einen Allerfüllenden, der ſich
Und Allem Regel iſt; gedenke dir
Den großen Unſinn der ſinnreichſten
Natur und ſtürz' unſinnig dich hinab
In's öde Chaos, das ſich ſelbſt nicht kennt;
Dann wäreſt du, wenn's nirgend iſt, ein Selbſt?
Zurück in Dich? In deinem innerſten
Bewußtſein lebt ein ſprechender Beweis
Vom höchſten Allbewußtſein. — Sei ein Thier,
Verliere dich; und wunderſt dich, o Thor,
Daß du die Gottheit mit dir ſelbſt verlorſt?
„Der Weſen Harmonie!" — Ein leeres Wort
Ohn' einen Hörer. Höre du ſie tief
In deinem Herzen, und es nennt dein Herz
In tiefſter Stille mit dem vollen Chor
Der Wellen Ihn, das höchſte Selbſt, den Sinn
Und Geiſt, das Weſen aller Weſen, Gott.
Wohlauf! In deinem Innern baue dann
Der Gottheit einen Tempel, wo ſie gern
Mittheilend wohnt. In ihm erſchallet laut
Und leiſe jener Wahrheit Stimme, die
Der Weſen Selbſt iſt. Auf erkenne ſie,
Sei Meiſter dieſer Wahrheit, diene ihr
Am heiligſten Altare und ehre dich
Und pfleg' in dir dein göttlich Selbſt, Vernunft!

Die Einwirkungen, welche die Studien für die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" auf Herder gehabt, laſſen ſich in dieſer Abhandlung ſowohl, wie in ſeinen chriſtlichen Schriften, die er 1784 geſammelt herausgab, nicht verkennen, indem dadurch ſeine religiöſe Aufklärung und ſeine Toleranz auf den höchſt möglichen Standpunkt erhoben wurden. Gervinus ſagt in ſeiner Literaturgeſchichte hierüber: „Herder ging auf Chriſtus ſelbſt und ſein Leben und ſeine Lehre zurück; Lavater konnte keine Mitte zwiſchen Deiſterei und Chriſtenthum, zwiſchen der Lehre von der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit poſitiver Gotteswirkung finden; Herder ertrug ſie beide. In ſeinen chriſtlichen Schriften, die weder den Rationaliſten, noch deren Gegnern genug gethan haben, weil ſie beiden Partheien nicht weit genug gingen, liegt ſein Glaubensbekenntniß in allem Umfang und aller Klarheit vor. Dieſe Aufſätze ſind ſo populär und bündig, ſo ganz ohne allen falſchen Prunk, Salbung und Kirchenfeierlichkeit geſchrieben, daß ſie jeden einfachen Sinn anſprechen müſſen, auch wenn man nicht mitgehen will, ſo weit er geht, oder nicht ſtehen bleiben will, wo er ſtehen bleibt. Gegen dieſen Ton wird der Freigeiſt nichts haben, der Spötter nicht aufkommen, der einfältig Gläubige nicht taub ſein. Aus dieſem Ton gelehrt, wird heute das Chriſtenthum und der Proteſtantismus noch immer ſeinen feſten Anhang um ſich geſammelt halten. Herder interpretirt die Evangelien in einer rationellen, nicht in einer plump materiellen Weiſe. Er will die Wunder und den Glauben Niemanden aufzwingen, der ſie nicht einfach feſthalten kann. Es fällt ihm nicht ein, aus den Wundern Beweiſe für das Chriſtenthum zu ziehen, ſie ſind für uns Tradition, ſie waren, wenn ſie waren, für jenes Geſchlecht. Es war ihm natürlich, daß ſich der Glaube in die That verliere; jener war Jahrhunderte lang als Bekenntniß und Symbol unentbehrlich; doch war er nur Symbol, nur Zeichen, nie die Sache ſelbſt. — — — — — Er hofft auf eine Zeit, da man ſich ſchämen werde, Sekten ſeinen Namen zu geben und ſie zu verfolgen; das reine Chriſtenthum dulde alle; er wolle beweiſen, daß alle Sekten dem wahren Chriſtenthum nichts geſchadet, ſondern geholfen hätten. So läßt er Alles, was die Geſchichte aus dem Chriſtenthum gemacht hatte, liegen und ſieht aus den letzten geſchichtlichen Quellen das Einfachſte, was Chriſtus und ſeine Lehre war. Er breitet mit wahrer Meiſterſchaft nach ſeinen Humanitätsprinzipien ein menſchliches Licht über die Geſchichte Jeſu aus; er nimmt den wohlthätigen Heiligenſchimmer von den Evangelien ab, ohne ihrer Würde im Geringſten zu ſchaden. Nur drei lichte Punkte einer himmliſchen Beurkundung des Gottgeweihten hielt er feſt: den himmliſchen Ruf bei der Taufe, die Verklärung und die Auferſtehung. Ja ihm war die Verſetzung in den Geiſt der Zeiten des erſten Chriſtenthumes zu wenig, als daß er nicht, wie ein erſtandener Jünger, zwar von vielem Wunderbaren einfaches Zeugniß ablegen, aber auch im Einzelnen die Gläubigkeit hätte theilen ſollen.“

Wir erachten es aber für das Beſte, einige Stellen aus dieſen Schriften wörtlich anzuführen, aus denen uns ſeine Ueberzeugung am deutlichſten hervorzugehen ſcheint:

„Gewiß, wir haben der Religion keinen Vortheil gebracht, daß wir Glauben mit Meinen oder gar mit Dichten ſo leichtſinnig verwirrt haben. Zwiſchen beiden iſt nothwendig ein Umriß zu ziehen, ein Unterſchied, auf den in der Religion alles ankommt.

Iſt's Glauben, wenn ich eine Formel herſage, deren Sinn ich nie gefaßt, um den ich mich nie bekümmert habe? Eher ſollte man dies Unglauben nennen; denn meine Lippe ſpricht dieſe Formel, wie der Rabe ein gelerntes Wort. „Ich glaube“ heißt ſodann: ich laſſe geſchehen, daß andere mit Ueberzeugung glauben; ich ſage nach, was die Kirche ſagt, bis auf Ungereimtheiten und Mirakel. Meine Ueberzeugung, mein inneres Bewußtſein habe ich an ſie abgetreten und entſchlage mich deſſen förmlich; ich glaube, das heißt: ich glaube nicht, ich darf auch nicht ſelbſt glauben. Iſt's Wunder, daß ein ſolcher Glaube, wenn er die Larve abwirft oder wider Willen verliert, mit dem frechſten Unglauben ſich paart? So glauben viele an die Bibel, ohne zu wiſſen, was in ihr ſteht, denken dabei auf's Frechſte und verfolgen dabei. Sobald das Evangelium geleſen wird, haben ſie die Hand am Schwert und wiſſen nichts von dem Geleſenen; auf ihren Schwertglauben aber bauen ſie freche Anmaßungen; dieſe ſind ihr Glaube. Formulargewohnheit! Ehre man dies Glauben nicht der ſogenannten *Sinnesfeſtigkeit* wegen; eben dieſe ſtarre Feſtigkeit iſt furchtbar. Mit ſolchem Glauben will der eine Fieber, der andere den Teufel vertreiben, der dritte das ewige Leben erben; der vierte bis hundertſte haſſet, neidet, verfolgt. Glaubeſt du? ruft man dem Sterbenden in's Ohr. Herr, ja ich glaube. Ob Hexen oder Geiſter, Gott oder Satan, iſt gleichviel; er ſtirbt, wie man ſagt, mit feſter Seelengläubigkeit. Ein ſchrecklich Geſpenſt iſt dieſer Formularglaube auch ſchon dadurch, daß er an Wortſchälle gewöhnt, die, wiederkommend in Zeiten des Drangs und der Gefahr, auf die erſchütterte Phantaſie heftig wirken. Das *Jeſus Maria* und *Kyrie eleiſon* haben ſo manchen Satan vertrieben, ſo manchen Sieg erfochten, aber auch Satane erſchaffen, Siege verloren. In jeder dunkeln Zeit waren Wortſchälle, die man mit Zutrauen ausſprach, von mächtiger, aber auch benebelnder, grauſamer Wirkung. — —

Und bei weitem ſind dieſe Zeiten der Wortſchälle noch nicht vorüber. Das Ohr des Pöbels, der abergläubigſte Sinn hängt noch immer an ihnen; die bloßen Laute: Blut, Tod, Leiden, Sterben, Genugthuung, Sündenvergeben, Verſöhnung, ohne allen Verſtand ausgeſprochen, gebieten dem Ohre des chriſtlichen Pöbels. — — —

Niemand, der überzeugen will, wird auf ſolche Lieblingsſchälle bauen; vielmehr wo er merkt, daß man ſie ſinnlos hört, wird er ſolche vermeiden. Ja, über ſich ſelbſt wird er am ſtrengſten wachen, daß kein dergleichen Lieblingsſchall ſein Tyrann, der gewohnte Buſenfreund ſeines dunkeln Sinnes, ein Füllwort ſeiner Sprache werde. — — — — — — — — — — — — —

Und doch traut man es dem Heilande der Welt zu, daß einzig, um auf ewige Zeit die todte Formel zu hören: „ich glaube an Jeſum“ er gethan habe, was er that.

Man traut es dem ewigen Vater zu, daß einer Formel, weil er ſeinen Sohn nennen höre, er alles verzeihe und vergebe, ja einen Schatz von Verdienſten den Formulanten zurechne. Scham und Schande!

Unglaublich weit und tief reicht dieſer Wortglaube; oft erhält er ein wachſendes Anſehen von Geſchlecht zu Geſchlecht. Seit Jahrhunderten kann der Geiſt mancher Worte verflogen ſein, aber ihre unſterblichen Schälle bleiben. Im Grabe richtet ſich der Todte auf, wenn er ſie höret.

Die Natur bildet zu dem, was uns ächter Menſchenglaube ſein ſoll, ernſter. Hülfebedürftig kommen wir auf die Welt, aber vielfach zuſammenhängend mit allen Elementen, im Kleinen eine große Syntheſe von Kräften, Saamen, Trieben. — — — — — — —

Menſchen kommen wir auf die Welt, nicht reine Ideen, vom Himmel geſendet. Väterlich-mütterliche Liebe hat uns empfangen, väterlich-mütterliche Liebe erzog uns. In keinem Fache des Denkens ſteht dieſer Trieb, der allgemeinſte der Natur, die ewig ſproſſende Wurzel alles Daſeins. Kein früheres Bild bekam alſo der Menſch von einer ihm zuvorkommenden, auf ſein Verdienſt nicht gebauten Bemühung für ihn, als dies. Väterlich-mütterliche Liebe ward alſo in der Natur das ganze Bild, weil ſie, der allgemeinſte, höchſte Trieb der Naturweſen, alles zuſammenhält und ordnet. Was ſich in Seinesgleichen nicht anzuerkennen, ſich für andere nicht zu bemühen, und in ihnen zu leben vermag, träumt oder tändelt. Leben iſt die Natur in Ausbildung der der Seele und des Körpers aller Geſchlechter, in Ausbildung neuer Geſchlechter iſt ſie fortwirkendes Leben.

Dem Erſtgebornen folgten Geſchwiſter. Geſchwiſterneigung und Rivalität begegneten ſich mit der väterlich-mütterlichen Neigung, eine von der Natur gegebene neue Syntheſe von mächtiger Wirkung. Was Liebe und Miteifer, gemeinſchaftliche und ſpornende Thätigkeit vermögen, kam in dieſem kleinen Kreiſe von Vater, Mutter, Kindern und Geſchwiſtern ſchon zum Vorſchein; beide einander entgegengeſetzte Neigungen aber, von väterlich-mütterlichen Einſichten regiert, hielten und beförderten ein Ganzes. Alle Früchte der Erfahrung, Erfindungen, Mühe, Genuß pflanzten ſich in dieſem Naturgarten fort, nicht durch Spekulation, aus der ſie nicht entſproſſen waren, ſondern durch Bedürfniß, Erziehung, Gewohnheit, Glauben und Uebung; denn ein Kind, das erzogen wird, kann anfangs nur glauben. Es glaubt gern, weil es die Lügen nicht kennet, hat aber auch den Trieb in ſich, nachahmend zu erforſchen, zu prüfen; und wehe dem, der ein Kind täuſchet!

Hiermit iſt ſchon eine Religion gegeben, die älteſte, tiefſte, dauerndſte Religion der Vater- Mutter- Geſchwiſter- Kindestreue, deren Band aus dem Bande der Geſchlechter entſponnen, von Bedürfniſſen der Umſtände gefeſtet und bewährt, Ordnung der Natur iſt. Liebe und Noth haben es gewebet. Wenn Religion der Menſchen Gewiſſen, d. i. ihr inneres thätiges Bewußtſein iſt von dem, was ſie ſind und ſein ſollen, ſo entſpringt die Gültigkeit derſelben nicht daher, daß der Menſch ſie ſich ſelbſt ſetzt. Er iſt durch ſie geſetzt; ſie gehört nicht ihm; er gehört ihr an. Sie erweiſet ſich auch, dieſe Religion, wie eine Religion ſich erweiſen kann und ſoll, durch Seligkeit von innen, durch Glückſeligkeit von außen; denn jede Religion, als Regel gedacht, muß ſich erweiſen." —

Nachdem Herder dieſe Religion durch Familie, Stamm und Volk durchgeführt und die jüdiſche als Volksreligion ſcharf gezeichnet hat, fährt er ſo fort:

„Begreiflich iſt es, wie gerade aus dieſem Volk ein Mann aufſtand, der, über die Vorurtheile ſeines Volkes erhaben, die Religion zu ſeinem Hauptgedanken machte. Auf ſeinem Standorte ſah und fühlte er die drückenden Folgen einer jüdiſchen Stamm- und Landesreligion mehr, als ein Fremder ſie fühlen konnte, der ſie blos verachtete und verwarf.

Den Grund derſelben aber, die alte Familienreligion, die Religion der Väter, konnte und wollte er, ihr Eingeborner, nicht verachten; denn, vom Landesgeſetz geſondert, war ſie die Religion des Menſchengeſchlechts, die Religion der Völker.

Nun wer ſollte beide thätig ſondern? Prophetenſtimmen ſind unwirkſame Stimmen; ſie ſtrafen, belehren, warnen, über den Erfolg aber verheißen ſie auf die Zukunft. Auch bei Chriſtus war es Natur der Sache geweſen, daß er zuerſt ſeine Nation ausſchließend in den Geſichtkreis nahm, und nur als ein Verfolgter die Gegend von Tyrus und Sidon beſuchte. Da aber, wie wenig unter dieſem Volke auszurichten ſei, ihn ſein eigener Tod belehrte, ſo wurden Religion und Nationalismus unerwartet und auf immer — wodurch? — geſchieden. Durch ſeinen ſchmachvollen Tod ſelbſt. Der Auferſtandene, der ſeiner Schuld gegen das ihm angeborene Volk jetzt frei und los war, gab ſeinen Geſandten offne Botſchaft an alle Völker. Wodurch ihn ſeine Nation verworfen hatte, ſein Kreuzestod machte ihn zum Chriſtus aller Völker.

Offner Gang der Vorſehung! Nicht aus dem tiefſten Dunkel, (wie man zu wähnen pflegt,) entſprang hier das Licht, ſondern, wie Johannes ſagt, aus einem mit hartem Dunkel umſchloſſenen hellen Lichte. Ein ſo ſonderbarer Schritt mußte geſchehen, damit das Licht hervorbräche; eben aus dem harten Judenthume entſprang der reinſte Antijudaismus, die Religion der Völker.

Und dieſe Menſchenreligion konnte keine andere ſein, als die reine Religion der Väter. Sobald das Vorurtheil zernichtet war, daß Religion am Boden eines Landes, am Blut eines Stammes, am Ritual einer Nationalweiſe hafte, was konnte zurückkehren, als jener alte Menſchenglauben: „Gott iſt unſer aller Vater; wir alle ſind Brüder.“ Dieſer Glaube faßt unſer Geſchlecht nicht als ein erdichtetes, ſondern als ein in der Natur gegebenes Gottesgeſchlecht, das zwar tief verſunken, aber rettbar iſt, und nur durch ſich ſelbſt rettbar. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daher auch, daß das Chriſtenthum als *wirkliche Menſchenreligion* ſich jedem Bewußtſein, jeder Neigung des Herzens nicht nur empfahl, ſondern anſchloß. Vater, Mutter, Kinder, Geſchwiſter, Liebende ſind wir alle; wir wollen und müſſen es ſein, da uns die Natur dazu beſtimmte, und wir außer dieſem rein menſchlichen Berufe wenig oder nichts ſind. Menſchen ſollen wir ſein, und in ächter Menſchengeſinnung ſo Pflicht, als Seligkeit finden; ein Reich des Himmels, denn ein ſeliges Reich kann uns nur in dieſem *Naturberufe* werden. Todtes Geſetz, ein ſelbſterfundenes Principium ohne Situation und Anwendung, ohne Geſinnung dazu und Kräfte kann unſere *Menſchenreligion* nicht ſein; denn Religion iſt, was unſer Herz zwingend anſpricht, unſrer Triebe ſich bemächtigt, Geſinnungen erweckt und unſer innigſtes Bewußtſein bindet. Vater, Mutter, Freund, Kind müſſen ſich in ihr als in der eigneſten Sphäre ihrer Thätigkeit nicht glücklich, ſondern *ſeligmachend* und ſelig, mithin das Räthſel ihrer Beſtimmung aufgelöſet, den Knoten ihrer Neigungen entwirrt finden. — — —

Demnach iſt das Chriſtenthum keine philoſophiſche Disputirſchule; eine lebendige Einrichtung war es zu Bildung feſter Geſinnungen jedes Standes, jedes Verhältniſſes und Charakters beſtimmt. Allerdings befahl Chriſtus zu lehren, aber was? „Seine Anordnungen halten.“ Nichts iſt leichter, als lehren, nichts ſchwerer, als halten; gewiß auch nicht leicht, einzurichten, daß gehalten werde, daß jedes Menſchengemüth Religion *belebe*. Formeln und Gebräuche thun dies nicht, auch nicht das Hererzählen der alten oder der neuen Lehre in Formeln und Dogmen.

Alles alſo wird und muß vom Chriſtenthum wie ein dürrer Herbſt abfallen, was nicht *Ueberzeugung*, *Gewiſſen*, *reine Menſchenreligion* iſt oder mit ſich führt. Einen Kultus Vergebung und Sittigkeit bringender Formeln kennet es nicht; dem jüdiſchen und heidniſchen Prieſterthum iſt ſein Geiſt nicht nur völlig zuwider, ſondern dazu eben ward's geſtiftet, daß in Ewigkeit keine Opferer und Prieſter, keine Zauberer und Götzendiener weder in Gebräuchen noch Wortformen ſein ſollten.“

Wir können nicht umhin, noch, um *Herder's* Anſichten über das Chriſtenthum in vollkommen klares Licht zu ſtellen, die Schlußſtelle aus ſeinen chriſtlichen Schriften einzurücken. „Ob bei dem ſo ungeheuren Antichriſtenthum, das in Lehrmeinungen, Gebräuchen und Formeln unſer Chriſtenthum deckt und die Sinne der Menſchen Jahrhunderte lang verwildert hat, reine Chriſtusreligion je aufkommen werde? Wer wollte daran zweifeln? In aller Menſchen Herzen iſt dieſe geſchrieben; obwohl mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälſchlich. Sie heißt *Gewiſſenhaftigkeit in allen Pflichten, reine Menſchengüte und Großmuth*. Der Bosheit ſelbſt unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, iſt ſie auf *Selbſtverläugnung* gebaut und wird in jeder Beziehung des Lebens nur durch dieſe befeſtigt. Die Gottſeligkeit ſelbſt iſt zu ihr nur ein Mittel, aber das kräftigſte Mittel, wie Chriſti Vorbild zeigt. Die Theilnehmung anderer, thätig und leidend, vermehrt dieſe gemeinſame Wirkſamkeit, den Geiſt der Religion; denn Religion will und ſchafft Gemeinſchaft. Ob hierbei der Name Chriſti litaneimäßig genannt werde, iſt dem Erhöheten gleichgültig. Der groben Mißverſtändniſſe, des heuchleriſchen Antichriſtenthums wegen haben ſich viele am heiligſten Namen geekelt, ſo daß zu unſerer Zeit Stärke der Seele dazu gehört, dieſer ungeheuren Mißbräuche wegen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünſchen. Wer Schlacken vom Golde zu unterſcheiden vermag, wird ſich indeß nicht irre machen laſſen, und den Helden der Menſchengüte, den ſtilleſten Wohlthäter ſeines Geſchlechts in *ſeiner* Art, d. i. ſchweigend und nachahmend, ehren. Am Namen „Chriſtianer,“ der von den Griechen dem Chriſtenvolke als einer Sekte gegeben ward (Apoſtelgeſch. 11, 26) liegt wenig; gehe dieſer unter oder bleibe. Wie nannte ſich Chriſtus? Den Menſchenſohn d. i. einen einfachen, reinen Menſchen. Von Schlacken gereinigt, kann ſeine Religion nicht anders, als die Religion reiner Menſchengüte, Menſchenreligion heißen."

Uns liegt es nicht ob, dieſe Anſichten im Einzelnen zu vertreten oder zu widerlegen; im Großen und Ganzen aber, das mögen wir behaupten, waren ſie, wie keine andern, geeignet, den Sinn für ächte Menſchenveredlung und reine Humanität zu wecken und zu beleben, und dieſem Zwecke haben ſie in unſerm Volke vollkommen entſprochen.

Zu der Zeit, als er ſeine chriſtlichen Schriften herausgab, ſchrieb er auch ſeine „Humanitätsbriefe," welche von 1793—1797 erſchienen. Sie enthalten einen Briefwechſel über die Fortſchritte und Rückſchritte der Humanität in älteren und neueren Zeiten. Humanität iſt aber Herdern der Charakter unſeres Geſchlechts, der uns nur in Anlagen angeboren iſt und uns eigentlich angebildet werden muß; er ſoll das Ziel unſeres Beſtrebens ſein. Das Göttliche in unſerm Geſchlechte iſt ihm alſo Bildung zur Humanität, wofür alle große und gute Menſchen thätig geweſen ſind. Humanität iſt der Schatz und die Ausbeute aller menſchlichen Bemühungen; ihr entgegen ſteht die Thierheit oder Brutalität. In dieſem Sinne würdigt nun Herder in ſeinen Briefen Perſonen, Schriften, Anſichten und Ereigniſſe; ihre Bedeutung für die Humanität iſt ihm ohne Rückſicht auf irgend ein Vorurtheil der Maaßſtab für ihren Werth und Gehalt.

Wir haben oben geſehen, daß gerade die Entwicklung des Humanitätsſinnes für das deutſche Volk die Vorhalle werden mußte, wodurch es in das Heiligthum der Volksthümlichkeit eintreten ſollte. Es mußte ſich gleichſam erſt ſelbſt aufgeben und den allgemeinen Geiſt der Menſchheit in ſich aufnehmen, um dann eben dieſen allgemeinen Menſchheitsgeiſt in ſeiner volksthümlichen

Weiſe ausprägen zu können. Freilich iſt der Weg zu dieſem hohen Ziele ein weiterer und mühe- und leidenvollerer, als der, welchen andere Völker, z. B. vorzüglich das franzöſiſche einſchlugen, welches ſogleich auf die Bildung ſeiner Nationalität hinarbeitete und ſo ſchneller zum Ziele gelangte; aber die Löſung ſeiner Aufgabe wird auch in naher oder ſpäter Zukunft eine würdevollere, großartigere ſein. Das deutſche Volk iſt berufen, in ſeinem Weſen und Sein das ſtrahlende Geſammtbild des in den verſchiedenen Völkern zur Erſcheinung gekommenen allgemeinen Menſchengeiſtes, der in ſeinem tiefſten Innern der Geiſt Gottes iſt, in einem Brennpunkte vereinigt, darzuſtellen; ſeine Volksthümlichkeit ſoll die Allheit der nationellen und individuellen Strebungen zu ihrem endlichen Ziele führen.

Wenn uns nun Herder hauptſächlich in dieſen Vorhof einführt, ſo weiſt er doch auch ſchon in ſeinen Briefen zur Beförderung der Humanität auf dieſes Heiligthum hin.

Indem er die Zerſplitterung Deutſchlands durch Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen Gebräuche und Rechte beklagt, fordert er dringend alle Deutſche auf, die Gemeinſchaft der deutſchen Länder durch Schriften, Gewerbe und Anſtalten zu befördern. Dadurch werde die Zuſammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verſchiedenſten Kräfte erleichtert. Dadurch binde man die Provinzen Deutſchlands durch geiſtige und alſo die ſtärkſten Bande. Dann würde, ſchließt er dieſe Betrachtung, der deutſche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten ſich anmaßten, vielleicht als der erſte Namen Europa's erſcheinen, ohne Geräuſch, nur in ſich ſelbſt ſtark, feſt und groß. Eine gleich begeiſterte Stimmung für Deutſchland's Ehre und Größe ſpricht ſich in mehreren ſeiner Gedichte aus, von welchen wir nur nennen wollen: „der Genius von Deutſchland,“ „Deutſchlands Ehre,“ „Germanien;“ wie denn Herder überhaupt vielfach ſeine Empfindungen und Gedanken in innigwarmen Gedichten verkörperte, die eben durch die in ihnen ausgedrückte Geſinnung mehr noch, als durch ihre poetiſche Form ewig ein Denkmal ſeiner reinen Humanität und ſeiner warmen Religion, und darum trotz ihres mannigfachen Mangels an poetiſcher Geſtaltung und wohlthuender Formſchönheit ein unvergänglicher Schatz für unſer Volk bleiben werden. Denn wie einſt in ſeiner Jugend Bibel und Homer ſeine Lieblingsbücher geweſen, ſo waren Chriſtenthum und Humanität die beiden Angelpunkte, um welche ſich ſein ganzes Sein bewegte; ja ſie wurden ihm Eins, und ihre Verwirklichung die höchſte und heiligſte Aufgabe des Menſchengeſchlechts.

Es liegt nicht in unſerm Zwecke, alle Schriften Herder's anzuführen und zu würdigen; wir haben nur zu zeigen, wie er für die höchſten Zwecke der Menſchheit und ſomit für ſein deutſches Volk gewirkt hat. Wir erwähnen daher nur kurz, daß er in ſeinen Beſtrebungen, die Literatur fremder Völker bei uns einheimiſch zu machen, regſam fortfuhr. Wie er in früheren Zeiten ſich um die Einführung Shakespeare's und Oſſian's in das Schriftenthum und die Herzen ſeiner Volksgenoſſen hohe Verdienſte erworben,. ſo machte er noch 1801 durch die Herausgabe des „Cid" die Deutſchen auf die Schätze der ſpaniſchen Literatur aufmerkſam und bürgerte die altſpaniſche Romanze bei uns ein.

Nur höchſt ungern berühren wir den Streit, den Herder in den Jahren 1799 und 1800 in der „Metakritik" und „Kalligone" gegen ſeinen alten Lehrer Kant führte, welche Befehdung jedoch, wie Hillebrand richtig bemerkt, mehr den nach ſeiner Auffaſſung unberechtigten Uebergriffen eines beſtimmten Schulſyſtems in die Geſchichte und Poſitivität des Chriſtenthums, als dem Anſehen der Philoſophie, mehr den übertriebenen Lobpreiſungen des Meiſters, als dieſem ſelbſt galt. Dieſe Fehde brachte Herdern manche Unannehmlichkeit; für die Entwicklung des deutſchen Volksgeiſtes blieb ſie ohne Ergebniß.

Ein wohlthuendes Bild ächt humanen Lebens bietet Herder's häuslicher Kreis dar, in welchem er, von einer gleichgeſtimmten, feinſinnigen Gattin und von mehreren wohlgerathenen Söhnen und hoffnungsvollen Töchtern, deren Erziehung er mit der ſorgſamſten Liebe leitete, geliebt und verehrt, ein ſtillſinniges Glück genoß. Vertraute Freunde ſchloſſen ſich an, unter dieſen beſonders Georg Müller, der ſpäter in frommer Pietät Herder's Werke herausgegeben hat, und Jean Paul Friedrich Richter, Herder's innigſtverwandter, gleich geiſt-, wie gemüthvoller Strebungsgenoſſe.

Die Herdern von dem damaligen Kurfürſten von Baiern ertheilte Adelswürde war ein erfreuliches Zeichen fürſtlicher Anerkennung eines durch Geiſtes- und Seelenadel ſo hervorragenden Mannes. Für ſeine Kinder knüpften ſich zugleich manche Ausſichten für deren künftige Lebensſtellung daran.

Aber ſchon ſeit dem Anfange des Jahres 1801 war Herder leidend. Seine Geſundheit war durch die Reizbarkeit ſeiner Nerven angegriffen, und ſeine Augen ſo geſchwächt, daß er am Arbeiten gehindert wurde. Mehrere Badekuren hatten wohl zeitweiſe Erleichterung, aber keine Hebung ſeines Leidens bewirkt. Deßohnerachtet war er unausgeſetzt thätig. Er ſchrieb von 1801 bis 1803 in ſeiner „Adraſtea eine Fortſetzung zu ſeinen Humanitätsbriefen, worin derſelbe Eifer für die Erweckung eines humanchriſtlichen Sinnes und dieſelbe Liebe für ſein deutſches Volk weht. Unter Anderm ſagt er darin: „Jedem Landesherrn und ſeinem Lande muß daran gelegen ſein, daß dieſes Mißverhältniß der Provinzen Deutſchlands gehoben werde. Es muß ihnen daran gelegen ſein, daß allenthalben, wo man in Deutſchland lebt, man zu Deutſchland gehöre."

Beide Werke, die „Briefe zur Beförderung der Humanität" und die „Adraſtea," ſowie die Denkmale, welche Herder ausgezeichneten Perſönlichkeiten ſetzte, und die ſich in ſeinen Werken unter dem Titel: „Gallerie großer

Männer“ finden,*) bilden eigentlich nur einen durch Beiſpiele belegenden und in einzelnen Erörterungen beginnenden und ausführenden Kommentar zu Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Derſelbe Geiſt und dieſelbe Liebe und Wärme für die ſittliche Vervollkommung und das höchſte Glück des Menſchengeſchlechts ſprechen aus ihnen, wenn man auch, beſonders in der Adraſtea, es zu Zeiten bemerkt, daß die Schreckniſſe der franzöſiſchen Staatsumwälzung nicht ohne Rückwirkung auf die Wahl der Mittel, die er hierfür vorſchlägt, geblieben ſind.

Eins aber kennzeichnet Herder's ganze Wirkſamkeit in Leben und Schrift vor den meiſten deutſchen Schriftſtellern ſeiner Zeit auf das Vortheilhafteſte; dies iſt das Streben: die große Kluft, welche die deutſche Gelehrſamkeit zwiſchen dem Wiſſen und Thun geöffnet, zu ſchließen und durch das Gefühl und die Ueberzeugung auf den Willen zu wirken, daß er zur That werde. Und wenn es als eine der ſchönſten Richtungen unſerer Zeit anerkannt werden muß, daß ſie darnach trachtet, den Gegenſatz zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben auszugleichen und ſo Erkenntniß und Zuſtand, Anſicht und Sitte in Einklang zu bringen, — ſo iſt es Herder, der dieſe große Umgeſtaltung in unſerm deutſchen Leben mit zuerſt angeregt und mit rüſtigem Eifer für dieſelbe gekämpft hat. Er ſteht da, ein leuchtendes Vorbild für die Strebungen unſerer Zeit; denn in ihm waren Wiſſen und Thun Eins.

Eine Krankheit, während welcher ſeine Natur zwei Monate lang mit den verſchiedenen Leiden zu kämpfen hatte, von denen ſie bereits ſeit geraumer Zeit angegriffen war, endete nach mehreren Nervenſchlägen am 18.

---

*) Wir machen hierunter beſonders auf ſein Denkmal Ulrich's von Hutten aufmerkſam, deſſen Lebensbeſchreibung die Gallerie unſerer „Männer des Volks“ eröffnet.

Dezember 1803 die thatenvolle Laufbahn des hochedlen Prieſters der Humanität und der Religion.

Doch der Saamen, den er ausgeſtreut, iſt nicht verloren; er keimt, blüht und treibt Früchte zur Labung des ganzen Menſchengeſchlechts, wie zur Erquickung und zum Segen des deutſchen Volks.

Sein Geiſt aber iſt zu neuer, höherer Thätigkeit in jene lichten Sphären erhoben, von denen er in bedeutungsvoller Ahnung mit Gerſtenberg in den letzten Worten, die er für ſeine „Adraſtea“ ſchrieb, ausruft:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeiſtert Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt!
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und ſchweigt.“

Gotthold Ephraim Leſſing.

Von

A. Rodnagel.

Er fühlte ſich glücklich, indem er die Menſchheit fühlte, und träumte ſich keine höhern Anſprüche.

K. G. Leſſing (der Bruder).

Beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.

G. E. Leſſing.

Gotthold Ephraim Leſſing.

(Geboren am 22. Januar 1729 zu Camenz; geſtorben am 15. Februar 1781 zu Braunſchweig.)

Ein Mann des Volkes und zugleich ein einſamer, alleinſtehender Geiſt zu ſein, ſcheint dies nicht offenbarer Widerſpruch? Und doch iſt es möglich, doch iſt es der Hauptzug in dem Gemälde eines der Erhabenſten, die je dem Gedanken und ſeiner Freiheit gedient haben. Während er klar und ſchlicht nur ſeines Volkes geiſtiges Leben im Auge behielt, war er — den Blick nach den unverrückten Polen des Himmels gerichtet — ſeinem Jahrhundert ſo raſch und ſo weit vorangeeilt, daß dieſes in graudämmernder Ferne hinter ihm ſchwand; jetzt ſtand er allein, aber zugleich, wie ein Prophet von der Warte herab, wie Moſe, der Mann Gottes, vom Berge Nebo, der ſein unbekanntes Grab bergen ſollte, erblickte er ein neues Jahrhundert — ach, leider noch ſo fern; erſchaute er das gelobte Land, welches ſein Fuß nicht ſelber mehr betreten ſollte. Keiner, ſelbſt Goethe und Schiller nicht ausgenommen, hat ſo nach allen Richtungen hin für der deutſchen Nation Ehre und Glanz gewirkt, Keiner ſo wenig Dank und Aufmunterung von außen für ſein aufopferndes Wirken gefunden. Ja, die untergehende Sonne ſeines Lebens ſchwamm in düſtern Nebeln; der große, wenig begriffene Geiſt zog ſich aus der menſchenleeren Oede, die um ihn her gähnte, immer mehr in die geheimſten Tieſen zurück. Es war ein rührender Anblick, zu ſehen, wie ein faſt zauberhafter Schlummer ihn umſtrickte, ſobald er ſeinen letzten Gedanken nachhängen wollte. War dieſer Schlummer nur eine Krankheit, die man Lethargie heißt? Nein! Es war die Ruhe des Landmanns, der ſeinen Acker wohl beſtellt hat und nun beim Treiben der winterlichen Flocken ſein Auge ſchließt, nicht ohne einige Beſorgniß, wie lange die rauhe, ſtürmiſche Jahreszeit andauern, und ob ſie nicht die von ihm geſtreuten Saamenkörner aus dem Boden ſpurlos tilgen, ob ſie nicht die bereits ſich erhebenden Halmſpitzchen vernichten werde. Der Landmann iſt noch glücklich gegen dich zu preiſen, einſamer Denker! Er kann im Nothfalle, ſobald die erſten ſchönen Lenzestage mit weichem Odem ihn anwehen, nachſtreuen und neue Körner werfen — im geiſtigen Leben gibt es keine Nachſaat mehr. Es iſt Leſſing, von dem ich reden will; Tauſende liebten, Millionen verehren ihn. Manche nehmen heute noch aus den Schätzen ſeiner Weisheit und Fülle Alles, um ihre Bettlerblöße zu decken. Aber noch hat er kein Denkmal im Volk, als ſeine Schriften; noch gibt es keine Geſchichte ſeines Lebens, die ſeiner ganz würdig wäre. Was ſein Bruder, Karl Leſſing, uns aufgezeichnet und aufbewahrt, iſt dankenswerth, allein nur ein Grundſtein, über welchen die dankbare Nachwelt einen Tempel wölben wird, der größer und deſſen Ausbau wichtiger wäre, als der des Doms zu Köln am Rheine. Verſuchen wir denn, nur Einen Stein dazu beizutragen!

Leſſing ſtammt aus einer erzgebirgiſchen Familie, unter deren Ahnen mehrere lutheriſche Geiſtliche waren. Einer derſelben unterzeichnete 1580 das ſymboliſche Buch der Concordienformel, wo er ſich Clemens Leſſigk nennt. Später findet ſich Einer, der zugleich Literatus genannt wird, als Pachtinhaber hochadelicher Güter. Zwei Bürgermeiſter folgen, der letzte 1647 geboren, war Großvater unſers Gotthold Ephraim Leſſing und ein ausgezeichneter Mann. Wie einſt Philipp Melanchton erwarb ſich dieſer Großvater ſchon im vierzehenten Lebensjahre die Magiſterwürde. Sein ſcharfes Gedächtniß und ſein frühreifer Verſtand gingen aber nicht allein auf den Enkel über; auch in anderm Betracht ſchien der Volksgeiſt im Großvater ein Werk begonnen zu haben, das der Enkel zur Reiſe bringen ſollte. Schon 1670 nämlich ſchrieb dieſer Großvater de religionum tolerantia, eine Abhandlung, worin er nicht vielleicht blos erzwungene Duldung der drei chriſtlichen Confeſſionen, wie ſie der Weſtphäliſche Friede und der Ultramontanismus unſrer Zeit ausſpricht, ſondern auch der jüdiſchen und muhamedaniſchen Bekenntniſſe, ja einer jeden Gottesverehrung verlangte — ſo dämmerte die Idee, welche der Enkel in ſeinem Nathan ſo ſiegreich verkörperte, ſchon im Großvater vor. Auch Leſſing's Vater hatte glückliche Geiſtesgaben, wendete ſie aber ſpäterhin vorherrſchend auf Sprachen und Geſchichtsforſchung. Er wollte ſich dem akademiſchen Lehramte widmen, da wurde er ohne ſein Zuthun als Prediger nach Camenz in der Lauſitz berufen. Er hielt ſtreng am Lehrbegriff der lutheriſchen Kirche feſt, ohne jedoch auf Verfolgung anders Gläubiger zu verfallen, die bei den Altlutheranern faſt gewöhnlich war. Ein ſittlich reiner, körperlich und geiſtig geſunder und ſtarker Mann ſetzte er die Weihe des Chriſten in einen chriſtlichen Wandel. Bei ſehr geringem Einkommen, das ihn oft zu darben zwang, übte er Milde und Barmherzigkeit gegen Aermere aus Grundſatz und aus Menſchengefühl. Außer dem Chriſtenthum ging ihm Gelehrſamkeit über Alles; er wünſchte alſo nichts ſehnlicher, als daß ſein erſtgeborner Sohn, Gotthold Ephraim, — geboren am 22. Januar 1729 — ein Gelehrter würde. Die fromme und ſanfte Mutter, auch im Darben und Dulden ein Schutzengel wahrer Häuslichkeit, wollte den Sohn einſt nur auf der Kanzel ſehen. Nach ſolchen Wünſchen richteten ſie die Erziehung ein. Das Kind vermochte kaum zu ſprechen, ſo lernte es ſchon beten; in der Religion unterrichtete der Vater ſo frühe und ſo eifrig nach einem von ihm ſelbſt geſchriebenen Katechismus den vier und fünfjährigen Knaben, daß dieſer bald gelernt hatte, was, wie und warum er glauben ſollte. Täglich wurde in der Bibel geleſen und die Erklärung des Katechismus unermüdet fortgeſetzt, ſo lange der Sohn unter des Vaters unmittelbarer Leitung blieb. Zugleich wurden nach damaliger alter Familienſitte Morgens und Abends noch beſondere Betſtunden gehalten, in welchen der Knabe die alten geiſtlichen Kernlieder hörte und daraus die erſte poetiſche Nahrung ſog, die Luſt zu reimen. Gotthold hatte in dieſen Kinderjahren noch keinen Willen als den ſeiner Aeltern — das äußere Zeug der Gelehrſamkeit, ein Bücherhaufen, dünkte ihm allzu reizend. Als er fünf Jahre alt war, wollte ein Maler, der ſich damals in Camenz aufhielt, ihn portraitiren: er ſollte neben ſich einen Käfig haben und mit einem Vogel in demſelben ſpielen. Nicht doch! ſchrie der Kleine, und als man nach ſeiner Meinung frug, behauptete er, nur von einem Haufen Bücher umgeben, müſſe er gemalt werden. Vater und Mutter behielten dieſe kindlich ſeltſame Prophetie. Der Maler lehrte ihn aber zeichnen, worin Gotthold durch gute Fortſchritte den Lehrer freute, und als habe dieſer geahnt, wen er heranbilte, ſo gab er durch allerlei Bemerkungen über Kunſt und Kunſtgeſchichte, worin er ſich lange umgeſehen hatte, dem Schüler eine Anregung, die ſpäter noch ihre Früchte trug. Gotthold machte im Lernen bald ſolche Fortſchritte, daß er im Jahr 1741, alſo noch ein Jahr früher, als es zu geſchehen pflegte, in der ſogenannten Fürſtenſchule zu Meißen Aufnahme fand. Ihr Zögling war er bis zum Jahre 1746. Ein Profeſſor dieſer Landesanſtalt, E. A. Diller, hielt es der Mühe werth, in einer eigenen Schrift „Erinnerungen“ an dieſe Schulzeit Leſſing's zu ſammeln, wodurch wir ein anſchauliches Gemälde des damaligen Unterrichts auf den gelehrten Schulen Deutſchlands erhalten. Die ſächſiſchen Fürſtenſchulen waren im vorigen Jahrhundert mehr denn jetzt Gymnaſien mit theologiſcher und philologiſcher Richtung, Penſionate, worin der Jüngling von der Welt gleichſam abgeſchloſſen und wie im Kloſter, nach ſtrenger Lebensordnung, nur den Studien obliegen mußte und wo Arbeit und Erholung durch die ganze Einrichtung auf das beſtimmteſte geregelt war. Das vorherrſchende Studium der alten Klaſſiker und der durchaus gleiche Maaßſtab, womit alle Zöglinge der Anſtalt gemeſſen wurden, weckte Hang zu republikaniſcher Geſinnung. Die Schüler verweilten 6 Jahre daſelbſt. Wenn auch viele derſelben während dieſer Zeit in Rom und Griechenland heimiſcher wurden, als im Vaterland, ſo blieb doch Leſſing von dieſer Einſeitigkeit unberührt. Er dankte dies vorzüglich dem Lehrer der Mathematik Klimm, der auf ihn einwirkte. Dieſer treffliche Schulmann begnügte ſich nicht mit den zugetheilten Lehrſtunden, er gab den ausgezeichneten Jünglingen noch Privatunterricht und unterhielt ſich auf der Inſpektionsſtube oft bis Nachts um 12 Uhr mit ihnen. Durch ihn gewann Leſſing die Einſicht, daß neben den alten auch die neuern Sprachen zur wiſſenſchaftlichen Bildung nöthig wären, und daß die gelehrte Kenntniß Beider niemals Zweck, ſondern nur Mittel ſein könne. Die Tagesordnung der Anſtalt war recht geeignet, einen Gelehrten zu erziehen, wie ſie das vorige Jahrhundert in großer Anzahl aufzuweiſen hatte. Sommers um halb 5 Uhr, Winters halb 6 Uhr ſtand man auf; um 5 und im Winter um 6 Uhr Geſang und Gebet, an vier Tagen, nämlich Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags mit darauf folgender Bibelerklärung; nachher kaum eine Viertelſtunde frei, weil Gebet und Bibelerklärung oft gegen drei Viertelſtunden ausfüllten. Wer Luſt hatte, konnte ſich in dieſer Viertelſtunde auf eigene Koſten beim Thorwärter ein Frühſtück holen. Die öffentlichen Lehrſtunden und Privatſtudien nahmen nun bis 11 Uhr ihren Gang. Nach der Eſſenszeit von 11 — 12 Uhr hatten die Zöglinge Eine Freiſtunde, dann begannen ſehr unzweckmäßig um 1 Uhr wieder mathematiſche Lektionen, ſpäter die Erklärung lateiniſcher Schriftſteller, ſo wie philoſophiſche und geographiſche Studien. Dies währte bis zur Stunde des Abendeſſens von 6 — 7 Uhr. Man ſieht, wie Alles hier auf Zeit und Stunde berechnet ward; man erſtaunt, wenn Diller die Ueberſicht von 168 Wochenſtunden gibt, worunter 11 dem öffentlichen Gottesdienſt, 14 dem Gebet und der Bibelerklärung, ebenſoviel dem Mittags- und Abendeſſen zugetheilt und nur — 17 eigentliche Freiſtunden waren; es ſcheint faſt unmöglich, daß in ſolch zwängender Ordnung ein junger Geiſt ſeine Spannkraft und Selbſtſtändigkeit behaupten ſollte. Leſſing behielt ſie. Er lernte ſogar noch Franzöſiſch und Italiäniſch und beſchäftigte ſich einigermaßen mit deutſcher Literatur und Poeſie. In den Freiſtunden war es geſtattet, nach eigener Wahl klaſſiſche Autoren zu leſen. Leſſing machte Gebrauch von dieſer Freiheit, weil die übrigen Studien ihm nicht genug zu thun gaben. Er war im Zug, ein Gelehrter vom alten Schlag zu werden. Der Rektor der Schule ſprach dies in ſeiner derben Weiſe gegen den Vater Leſſing's ſo aus: „Es iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die Andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht. Wir können ihn faſt nicht mehr brauchen." Leſſing ſelbſt drückte ſich ſpäter gegen ſeinen Vater darüber aus, um die freiere Lebensweiſe zu Leipzig zu rechtfertigen: „Ich komme jung von Schulen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe." Was er übrigens aus eignem Antrieb vornahm, zeigt ſeine damalige Neigung; Theophraſt und Anakreon, Terenz und Plautus wurden ſeine Lieblinge. Er begann ſeine poetiſchen Schwingen zu regen. Einige Lieder, Nachahmungen der leichten anakreontiſchen Weiſe, gelangen ihm ſo gut, daß er ſie ſpäter in ſeine Sammlung von Kleinigkeiten mit aufnahm, obgleich er gegen ſeine eigenen Arbeiten immer die ſtrengſte Kritik ausübte. Auch ſein erſtes Luſtſpiel „der junge Gelehrte" war der Anlage und urſprünglichen Faſſung nach ſchon zu Meißen entſtanden. Die Luſtſpieldichter Plautus und Terenz zog er eine Zeitlang aller andern Lektüre vor, die Nachwirkung beſonders aus dem Erſtern zeigt ſich nicht weniger an Leſſing's frühſten dramatiſchen Stücken, wenn man auch die Bearbeitung des Luſtſpiels „der Schatz“ als keinen Hauptbeweis annehmen wollte. Als vierzehnjähriger Knabe wünſchte er ſeinem Vater mit einer deutſchen Abhandlung Glück zum neuen Jahre. Sie ſpricht „über die Gleichheit eines Jahres mit dem andern.“ Der Vater hatte oft die unvorſichtige Aeußerung gethan, — die wir von unpraktiſchen Erziehern, pädagogiſchen Murrköpfen noch heute hören: daß die Welt täglich ſchlimmer werde. Dies greift der Sohn mit einem gewiſſen Tiefblick, (wenn ſich dieſer Ausdruck ſchon bei einem Knaben rechtfertigen ließe) und mit eigener Würde auf und will zeigen, eine Zeit ſei wie die Andere, der Zuſtand der Menſchheit ſei in ſeinen Grundzügen nothwendig und unabänderlich, das Verſchiedene und Mannigfaltige in demſelben gelte etwa wie die Variationen eines ſich gleich bleibenden Thema's. Er ſagt: „die Menſchen haben ihre Natur, ihre Menſchlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden ſich in eben den Hauptumſtänden, in welchen ihre erſten Väter vor fünftauſend Jahren ſtanden. Sie haben noch eben die weſentlichen Theile, eben die Seele, eben den Leib, eben den Verſtand und Willen, eben die Hauptneigungen, eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Abſichten, warum ſie der Schöpfer in die Welt geſetzt, eben die Mittel die ihnen Gott zur Erlangung derſelben gegeben, eben die Hinderniſſe und das Verderben, welche jene erſten Beſitzer der Erde hatten.“ — Weiterhin ruft er: „O wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unſerer Väter als die goldenen, die beſten, die glückſeligſten mit neidiſchen Augen anzuſehen und mit ſeufzender Stimme Andern anzupreiſen? Warum ſcheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verläumder oder undankbare Verächter unſerer Jahre zu ſein? Warum ſchreien wir dieſelben als eiſerne, als ſchlimme, als unglückſelige Zeiten aus? Warum ſeufzen wir ſo ängſtlich und voller Unzufriedenheit nach beſſern Tagen? da doch unſere Zeiten durch Gottes weiſe Güte beſſer ſind, als wir ſie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieſelben nicht beſſer gebrauchen und uns zu Nutze machen.“ Es iſt wohl nicht zu viel behauptet, wenn man ſagt, in dieſer Abhandlung ſei bereits die Form der Kritik Leſſing's vorgebildet, die nur dann mit eigenen Ueberzeugungen an das Licht tritt, wenn fremde Irrthümer bekämpft werden ſollen und nur im Kampf ihre volle Kraft entfaltet. Selbſt der Sprache nach iſt dieſe Abhandlung intereſſant: denn welcher deutſche Schriftſteller ſeiner Zeit konnte dem Knaben zum Muſter dienen, woraus er ſo viel Reichthum, Gewandtheit und doch Natürlichkeit der Darſtellung zog? Beim Leſen dieſes Aufſatzes ahnt man den Geiſt, der nach und nach die Feſſeln der deutſchen Proſa abwirft, um ein neues Zeitalter für dieſelbe zu beginnen. Die damals Mode gewordenen Anpreiſungen der Franzoſen als allein muſtergültiger Schriftſteller und Dichter widerten ſchon den Jüngling an; er erkannte bald, daß viele ihrer Autoren in erborgtem Schmucke prunkten; er ſetzte ſich nachher mit als Aufgabe ſeiner unerbittlichen Kritik, ſie zu entlarven — und dem deutſchen Geiſt zu gebührender Ehre zu helfen. — Aus dieſem vierzehnten Jahre iſt auch der älteſte, auf uns gekommene Brief Leſſing's, vom 30. Dezember 1743, der ſich aber nicht auszeichnet, doch Eine beachtenswerthe Stelle bietet: Schreibe wie du redeſt, ſo ſchreibſt du ſchön! Eine Regel für Alle, welche ſelbſt an ihren Briefen künſteln! — Dieſe Jahre gehörten zu ſeinen unvergeßlichen; er legt ſelbſt für ſie Zeugniß ab, wenn er kaum 8 Jahre nach dem Abgang von der Fürſtenſchule ſchreibt: „Wie gern wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“ Daß unter den eifrigſten Studien ſein Charakter nicht Schaden nahm, dies erhellt aus einem Zug, den wir nicht überſehen dürfen. Bei einer wöchentlichen Cenſur, die der Direktor in Gegenwart der Lehrer und der zwölf oberſten Schüler abhielt, erkundigte ſich derſelbe, warum die Schüler in dieſer Woche immer ſo ſpät in's Gebet gekommen wären. Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der voreilig genug war, einem ſeiner Kameraden zuzuflüſtern: „Das weiß ich!“ — Der Rektor, der es hörte, befahl ihm, es laut zu ſagen. Anfangs wollte er nicht; endlich platzte er heraus: „Der Herr Conrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denket jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an!“ Der Conrektor Höre mußte ſich von dieſer freimüthigen Antwort betroffen fühlen und rief nur aus: „Admirabler Leſſing!“ Seit der Zeit hießen dieſen ſeine Schulkameraden nicht anders. Man ſieht, die Liebe zur Wahrheit ging ihm damals ſchon über alle Rückſichten. Dieſer große Zug blieb ſein ganzes Leben hindurch. Es war nur Sinn für Wahrheit und ihre Rechte, was ihm dieſe Antwort eingab, nicht etwa Angeberei gegen den Lehrer, wie ſie bisweilen bei Schülern ſich in ähnlichen Fällen zeigt, denn dieſer Höre war ſonſt ein origineller und dabei ein ehrlicher, offener Charakter, welcher in geſunder Derbheit viel auf Leſſing einwirkte. Dieſer Letztere überzeugte ſich noch vor Ablauf der geſetzlichen ſechs Jahre, daß die Afra (Namen der Fürſtenſchule) ihm nicht mehr genügen könne. Er lag wiederholt ſeinem Vater an, ſeinen Abzug zu erwirken. In einem Briefe vom 1. Februar bedauert er Meißen, weil es mehr „einer Todtengrube als der vorigen Stadt“ ähnlich ſehe. Es lagen verwundete Krieger darin, und ein hitziges Fieber vertrieb einen Theil der Schüler. Leſſing klagt, es ſei ihm um ſo verdrießlicher da zu ſein, weil der Vater ſogar entſchloſſen ſcheine, ihn auch den Sommer über dort zu laſſen, wo es „vermuthlich zehnmal ärger“ ſein werde. Dieſer Brief mußte wirken. Endlich ſah Gotthold ſich am Ziele; nach öffentlich gehaltener Abſchiedsrede verließ er zu Ende Juni 1746, einige Tage vor ihrem auf den dritten Juli fallenden Stiftungsfeſte, die Schule mit dem günſtigſten Zeugniß.

Als ſiebzehnjähriger Jüngling bezog er die Univerſität Leipzig; er hatte viel Selbſtändigkeit und Reiſe des Geiſtes errungen. Nach dem Wunſche ſeiner Aeltern ſollte er Theologie ſtudiren, doch bald erklärte er mit männlicher Entſchiedenheit, hierzu fehle es ihm an Sprache, körperlicher Begabung und vor allem an Denkart. Offenbar hatte man in ſeiner bisherigen Behandlung zu viel und zu einſeitig auf dieſen Zweck losgearbeitet; man taſtete dabei unvorſichtig ſeine eigene Ueberzeugung an, und dies bewog ihn, ſich dem Willen Anderer entſchieden zu widerſetzen. In Leipzig angekommen, vom klöſterlichen Zwang befreit, wandte er ſich bald dem zu, was ihn bisher nur im Stillen angezogen, den Altären, auf welchen er bis dahin nur geheime Opfer gebracht hatte: er ſuchte allgemeine menſchliche Bildung für das Leben, und gab ſich der dramatiſchen Poeſie hin. Anfangs zwar noch nicht. Voll Scham ſah er zuerſt in der „galanten“ Stadt, daß er durch ein tölpiſches, linkiſches Benehmen überall anſtieß, und zog ſich verſchüchtert auf die einſame Studierſtube zurück. „Ich lebte“ — ſchrieb er nachher an ſeinen Vater, „die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäftigt, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabei iſt, daß mich nichts ſchlimmeres als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es daurete nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf. Soll ich ſagen zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entſcheiden.“ Er lernte jetzt tanzen, reiten, fechten, voltigiren; er ſuchte Geſellſchaften auf, wo er die Sitten des Umgangs lernen und zugleich heiter und fröhlich ſein konnte. Das Theater lockte ihn nicht blos an, gewährte ihm nicht etwa nur flüchtige Unterhaltung — es entſchied vielmehr über eine Hauptrichtung ſeines Lebens und ſchriftſtelleriſchen Wirkens. Seine Liebe zur dramatiſchen Poeſie zeigte ſich jetzt vielleicht um ſo glühender, je weniger er auf der Schule bekennen durfte, was er davon erwartete. Der Umgang mit zwei gleichgeſinnten, poetiſchen Freunden, Weiße und Mylius, trug nur dazu bei, dieſe Richtung noch ſchneller zu entwickeln. Klopſtock lebte damals auch in Leipzig, doch ſcheint es, als ob er und Leſſing ſich fremd geblieben wären. Die damalige Unternehmerin der Bühne in Leipzig hieß Karoline Neuberin. Sie war nach einem bewegten Leben als Prinzipalin einer Schauſpielergeſellſchaft nach der Univerſitätsſtadt gekommen. Hier wußte ſie durch Ordnung, Anſtand und Strenge gegen die Mitglieder ihrer Truppe, ſowie durch Aufmerkſamkeit auf jung emporblühende Talente ſich großen Ruf zu verſchaffen. Sogar die hochgelahrte Kunſtkritik nahm ſich der Neuberin willig an. Profeſſor Gottſched, damals erſter Schöngeiſt und Inhaber des deutſchen Parnaſſus, beſuchte nicht allein die Vorſtellungen im Theater der Neuberin gewöhnlich, er ermunterte auch die Frau, welche mit ihren großen und klugen Augen durchſchaute und erkannte, wie viel Dünkel unter ſeiner hohen Perücke hauſte, den alten übeln Geſchmack zu vertreiben, und Stücke von franzöſiſcher Regelmäßigkeit dem Publiko zu Nutz und Frommen zu agiren. Er ſelbſt ſchrieb Muſterſtücke, er hielt ſie wenigſtens dafür; ſeine gelehrte Frau überſetzte. Der Hanswurſt wurde begraben. Aber die Neuberin ſcheint ſich doch mehr aus Schlauheit mit der gelehrten Perücke gehalten zu haben. Anders muß ſie mit Leſſing geſtanden haben; vielleicht kam im erſten Rauſch der Begeiſterung ſogar deſſen Herz mit in's Spiel. Sein Bruder Biograph bemerkt naiv, an der Neuberin hätten Einige mehr die Künſtlerin, Andere das Frauenzimmer geſchätzt. Zu welchen gehörte Gotthold? Vermuthlich verdarb er es mit keiner Parthei, er vermittelte. Die Schauſpieler Brückner, Bruck, Heidrich und Koch — Sterne am Neuberiſchen Himmel — gehörten von jetzt an zu dem täglichen Umgange Leſſing's und ſeiner genannten Leipziger Freunde. Die Neuberin war zwar ſchon 1700 geboren, aber eine höchſt angenehme, geiſtreiche Frau.

Leſſing wollte nun ſich ſelbſt als Bühnendichter verſuchen; er trat alſo in den „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths,“ einem Journal, das von 1746—1748 beſtand und nur wenig wahren Gehalt hat, mit ſeinen erſten poetiſchen Arbeiten, beſonders dem Luſtſpiel „Damon“ auf, einer Jugendarbeit, welcher er ſich — ſowie des kleinen Stückes „die alte Jungfer“ — nachher nicht mehr annahm. Sein Luſtſpiel: „der junge Gelehrte“ wurde 1747 verfaßt und „im Jenner 1748 zum Erſtenmal auf dem Neuber'ſchen Schauplatz zu Leipzig aufgeführt.“ Schon auf der Schule hatte er, wie ſpäter Schiller bei den „Räubern“ die bedeutendſten Scenen niedergeſchrieben, wo ihn täglich die Vorbilder umgaben. Im Drange ſeines neuen, des ſtudentiſchen Lebens war es vergeſſen worden, als ein Tagesvorfall es ihm plötzlich wieder vor das Gedächtniß rief. Ein junger Gelehrter zu Leipzig hatte ſich um einen von der Akademie zu Berlin ausgeſetzten Preis beworben. Er träumte ſchon den beſten Erfolg, ſah den Lorbeerkranz über ſeiner Stirne flattern, da erhielt er die niederſchlagende Kunde, ſeine Abhandlung ſei für die — allerſchlechteſte erklärt worden. Leſſing, davon benachrichtigt, dachte wieder an ſein Luſtſpiel und theilte es einigen Freunden mit. Er mußte dies um ſo mehr, als er kurz vorher über eine Originalarbeit Gottſched's ſich luſtig gemacht, und man ihm bei dieſer Gelegenheit die gewöhnliche Redensart an den Hals geworfen hatte, es ſei leichter tadeln, als beſſer machen. Nun wollte er zeigen, wie er auch dies könne. Zugleich gab ſein erſtes Luſtſpiel eine Rechenſchaft von ſeinem innern Menſchen, darin ſeinem vollendetſten Stücke „Nathan“ ganz ähnlich. Wie Goethe eine in ſich fertig durchlebte Anſicht oder Empfindung erſt los ward, wenn er ſie im Gedichte geſtalten konnte, ſo hier und nachher Leſſing. Zur Ueberzeugung gekommen, Gelehrſamkeit an ſich könne nie vernünftiger Zweck des Lebens werden, und von allen gelehrten Narren und Gecken ſei der junge Gelehrte der ſchlimmſte, mußte er dies Bühnenſtück ſchreiben, worin zwar noch viel Unfreiheit, großer Mangel an Menſchenkenntniß herrſcht, aber doch ſchon ein dramatiſches Talent erkannt werden mag. Während dieſer Beſchäftigung war Leſſing aus einem Colleg in das andere gelaufen; kein Lehrer konnte ihm genügen, alle ſchienen ihm ſeicht und gaben ſeinem Leichtſinn oft Gelegenheit zum Spott. Bei dem einzigen Erneſti hörte er Vorleſungen über römiſche Alterthümer, griechiſche Klaſſiker, über Univerſalgeſchichte u. ſ. w., nur auch bei ihm ſo wenig befriedigt, daß er oft ſeinen Freund Weiße noch vor der Thüre Erneſti's beredete, lieber mit ihm auf die Promenade zu gehen. Einmal ſagte er ihm, nun ſei er entſchloſſen, Medicin zu ſtudiren; er fing Chemie und Botanik an, ſprang aber bald auch davon ab. Wenn er gar erzählte, ſein erſtes Colleg ſei über die Geburtshülfe geweſen, ſo verſtand er dies natürlich in anderm Sinne, als einige ſeiner Bekannten es nahmen. Genug er ſtudirte. Was? „Man ſetzt mich in große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was?" — ſo ſagt er ſelbſt. Daß dem lebensfriſchen Jüngling nun auch der hypochondriſche Gellert nicht gefallen konnte, liegt auf der Hand. Gellert kränkelte in den letzten Jahren meiſtens, er vertiefte ſich in abſtumpfende Lektüre. Leſſing, der ihn oft beſuchte, ſoll eines Tags ihm unumwunden erklärt haben, ſolche Bücher ſeien nicht für ihn, er müſſe ſich mit ganz andern Dingen erheitern. Da fuhr der ſonſt ſo ſanfte Gellert auf: „Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Troſt meiner Krankheit!" Leſſing hatte genug; er empfahl ſich mit ſchweigſamer Schonung. Beſſer ſtand er mit Hofrath Käſtner, dem Mathematiker und Epigrammendichter. Von 1746 bis September 1748 übte er ſich unter deſſen Leitung im Disputiren; Käſtner ward ſein Freund und blieb es bis an den Tod. Die Gewandtheit, welche Leſſing in gelehrten Streiten entwickelte, war hier zum Theil gewonnen. Sein Freund Mylius iſt bereits erwähnt; dieſer galt bei vielen Bekannten für einen ſchmutzigen und lockern Menſchen;

im Aeußern mißfiel er der galanten Leipziger Welt, weil er mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zerriſſenem Rocke einherging. Man ſchrie Mylius auch für einen Freigeiſt aus — ſo nannte man damals Menſchen, die ohne poſitive Religion leben wollen; — und dies ſcheint vorzüglich Leſſing an ihn gekettet zu haben. Mylius ſeinerſeits nannte ihn ſeinen „anakreontiſchen Freund,“ weil Leſſing ihm kleine Lieder in ſeine Zeitſchrift: „der Naturforſcher“ (1747 und 1748) lieferte. Dies Journal verfolgte eine ſtreng wiſſenſchaftliche und zugleich eine belletriſtiſche Richtung, erſtere durch Mylius in naturwiſſenſchaftlichen Aufſätzen, letztere durch Leſſing mit ſcherzhaften Liedern vertreten.

Es iſt nöthig, hier einen Augenblick bei dem Freunde unſeres Leſſing zu verweilen, der auf deſſen Leben und Treiben in der Univerſitätszeit und auf ſeine erſten Verſuche als Dichter und Schriftſteller großen Einfluß übte, aber ſelbſt ſehr verſchieden beurtheilt, mitunter nur für ein verkommenes Genie gehalten wird. Chriſtlob (nicht Chriſtoph, wie die meiſten Literarhiſtoriker annehmen) Mylius, 1722 geboren, ſtammte aus Reichenbach, nahe bei Camenz, wo ſein Vater Prediger war. Sein älterer Bruder unterrichtete Leſſing einige Zeit, Mylius ſelbſt erhielt ſeine erſte Schulbildung zu Camenz, daher vermuthlich die frühe Bekanntſchaft Beider. Auch die Väter mögen Freunde geweſen ſein. Mylius beſaß kein Vermögen und verlor, zwanzig Jahre alt, ſeinen Vater; dies kann ſeine Vernachläſſigung im Aeußern erklären, wenn man nicht einen ungeſtüm arbeitenden Geiſt als Haupturſache annehmen will. Als Leſſing die Univerſität bezog, lebte Mylius dort bereits, nach vollendeten Studien, von Privatunterricht und Schriftſtellerei. Er hatte Naturkunde und Medicin ſtudirt, Letztere aber nie praktiſch ausgeübt; Phyſik, Aſtronomie und Mathematik zogen ihn unwiderſtehlich an. Dabei beſchäftigte er ſich im heftigen Drang zur Thätigkeit mit alten und neuen Sprachen und Poeſie.

„Seine Gelehrſamkeit“ — ſagt Mohnike — „ward anerkannt und geachtet, ſein Fleiß gerühmt, ſein Witz gefürchtet, ſeine Lebensweiſe von der Menge nicht gebilligt, ſeinen Charakter aber ehrten die Freunde, und unter dieſen vor allen Käſtner, um drei Jahre älter und durch verwandte Studien und geiſtige Richtung eng mit ihm verbunden.“ Zu Leipzig angekommen huldigte er anfangs dem gefeierten Gottſched, ſagte ſich indeſſen bald los und ſtürzte ſich mit Haſt in das journaliſtiſche Leben. Mylius lieferte zu vielen Wochen- und Monatſchriften Beiträge und redigirte ſelbſt viere. Leſſing ſuchte ihn in Leipzig auf; ſogleich begann der Einfluß wieder. Mylius ſchrieb für die Bühne der Neuberin, Leſſing folgte ihm hierin. In den Umgang mit Schauſpielern wurde er eben nur durch Mylius gezogen. Selbſt die Zerwürfniſſe mit ſeinen Aeltern ſcheinen darin ihren erſten Grund zu haben, weil Mylius die Stadt Camenz, ihren Magiſtrat und Paſtor in einem Spottgedicht lächerlich gemacht hatte. Zur Strafe dafür büßte er mit Gefängniß und mußte abbitten. Aber Leſſing's Mutter ſchien ihn fortwährend für einen „Abſcheu aller Welt“ zu halten. — Der Freigeiſt, welches Blatt dieſen Namen aber nicht verdiente, brachte die religiöſe Anſicht von Mylius in Verdacht und ihm den Spottnamen, nicht allein in Leſſing's Familie. Bei der Zeitſchrift: der Naturforſcher 1747—1748 war Leſſing gewiſſermaßen Mitarbeiter. Als Mylius in der Mitte des Jahres 1748 nach Berlin ging, folgte ihm Leſſing bald nach. Im März 1753 verließ endlich Mylius auch Berlin, blieb noch einige Zeit in Deutſchland, dann ging er nach London, um auf Koſten einer Geſellſchaft von Naturforſchern, an deren Spitze Haller ſtand, Südamerika zu bereiſen. Er ſtarb in der Nacht vom 6. zum 7. März 1754 zu London. Leſſing widmete ihm das Sinngedicht:

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen,
Die Wißbegier, Dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

Wenden wir uns zu Leſſing zurück. Ueber den Arbeiten mit Mylius hatte er ſeine guten Aeltern faſt ganz vergeſſen. Er fand ſeine größte Luſt in dem Gedanken, er ſei beſtimmt, als belletriſtiſcher Schriftſteller, vorzüglich als dramatiſcher Dichter auf ſein Volk zu wirken. Er mochte auch annehmen, die Aeltern erführen nichts von ſeinem Treiben, das ihre Pläne und Hoffnungen ſo ganz durchkreuzte. Plötzlich wurde er aus ſeinem Irrthum geriſſen. Man hatte dem Vater die Veränderung ſeines Sohnes mit grellſten Farben geſchildert. Sofort kam ein Brief mit väterlicher Strafpredigt über verſäumte Studien, über den Umgang mit niederträchtigen Komödianten, über die Freundſchaft mit dem Freigeiſt, über die Gefahr, das vom Magiſtrat zu Camenz bisher bezahlte Stipendium zu verlieren. Leſſing ſtürmte in Weiße's Zimmer und warf den Brief auf den Tiſch. „Leſen Sie" — ſchrie er: „Leſen Sie den — — Brief, den ich eben von meinem Vater erhalte." — Er wollte im erſten Zorn den Theaterzettel mit ſeinem Namen an die Herrn des Raths zu Camenz ſchicken. Weiße brachte ihn ab und der Beifall, den der junge Gelehrte erhielt, entſchädigte. Die gute Mutter hatte mittlerweile zum Chriſtfeſte einen Weihnachtsſtritzel (ein beliebtes Backwerk von Bretzelteig) geſchickt; der Sohn verzehrte das Geſchenk bei einem Glaſe Wein mit einigen Schauſpielern, als ein camenzer Bekannter dazu kam. Dieſer ſtattete den Aeltern Leſſing's darüber gräulichen Bericht ab, die Mutter weinte und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren. Der Vater ſchrieb umgehend: „Setze dich, nach Empfang dieſes, ſogleich auf die Poſt, und komme zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen!" Gotthold machte ſich im Dezember 1747 auf den Weg. Ein ſtarker Froſt trat ein, die Mutter verwünſchte ihre Liſt aus neuer Angſt um den geliebten Sohn. Sie ruft: „Er wird nicht kommen! Ungehorſam lernt ſich in böſer Geſellſchaft!" — Endlich trifft er halb erfroren, aber harmlos ein und geſteht ſogleich, es habe ihm geahnt, die Mutter ſei nicht krank, er freue ſich, daß die Ahnung eingetroffen. Die Aeltern fanden wenig Vorwürfe; ſie nahmen wahr, daß er ganz der alte, geſunde und ſittlich-reine Menſch war wie früher; der Vater erkannte ſelbſt, daß er an gelehrten Kenntniſſen zugenommen habe. Leſſing vertheidigte zwar die Belletriſtik und das Theater glücklich gegen ſeine Aeltern, hatte aber dieſe doch zu lieb, um nicht zu verſprechen, er wolle ſeinen Studien zunächſt die Richtung geben, um bald als akademiſcher Lehrer auftreten zu können. Der Mutter zu Gefallen ſchrieb er zu Hauſe eine Predigt, wagte aber nicht ſie zu halten, weil das Städtchen wußte, er habe Komödien geſchrieben, und die Aeltern ſehr bemitleidet wurden. Er blieb bis Oſtern zu Hauſe und dichtete inzwiſchen manch anakreontiſches Lied. Seine fromme Schweſter warf eines Tages ein Heftchen dieſer Lieder, als Gotthold nicht zu Hauſe war, erzürnt in den Ofen; der junge Dichter rächte ſich mit einer Handvoll Schnee, die er in ihren Buſen ſteckte, den frommen Eifer abzukühlen. Seine Liebe zu ihr blieb jedoch dieſelbe. Zu Oſtern kehrte er nach Leipzig zurück. Die theatraliſche Welt nahm ihn von Neuem in Anſpruch; früh bei den Proben, Abends in der Vorſtellung zeigte er ſo viel Eifer, als wollte er ſelbſt Schauſpieler oder zum Mindeſten Profeſſor der Dramaturgie werden. Jetzt aber kam die Bühne der Neuberin in Rückgang; Mylius war im Juli 1748 nach Berlin gereiſt, eine Sonnenfinſterniß zu beobachten und eine Zeitung — die Voſſiſche — zu redigiren. Leſſing gerieth in Geldverlegenheit; er wollte nicht an derſelben Klippe nochmals ſcheitern, daher verließ er Leipzig plötzlich. Sein Freund Weiße erhielt aus Wittenberg die erſte Nachricht, wo Leſſing auf dem Wege nach Berlin bei einem Jugendgeſpielen krank liegen geblieben war. Auch nach ſeiner Geneſung bekam er Luſt, in Wittenberg zu bleiben, und ließ ſich am 13. Auguſt immatrikuliren. Bald gab er aber dieſen Gedanken auf und eilte nach Berlin, wo er ſchon im November 1748 geweſen ſein muß. Ungegründet iſt alſo die Vermuthung, er ſei damals einer Schauſpielerin, Madame Lorenzin, nachzureiſen im Begriff geweſen, wenigſtens ſieht man aus ſeinen nachherigen Briefen, daß er ihr Talent nicht hoch ſchätzte. Ob ſie ſelbſt ſchön und liebenswürdig, war, davon findet ſich keine Spur. Mehr noch als Weiße erſchraken Leſſing's Aeltern, als ſie von ſeiner Ankunft in Berlin hörten. „Was will er an einem ſtockfremden, an einem ſo gefährlichen Orte,“ hieß es, „wo er allen Zerſtreuungen und Verführungen ausgeſetzt iſt?“ — Ein Brief an ſeine Mutter aus jener Zeit (20. Januar 1749) gibt Aufſchluß über die Urſache, warum er nach Berlin ging. Die Stellen, worin er ſein Leben in den erſten Monaten zu Leipzig ſchildert, hab' ich ſchon mitgetheilt. Leſſing fährt fort: „Ich lernte wohl einſehen, die Bücher würden mich gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und Andern gewahr? Eine bäuriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann ſeine Verachtung zu leſen glaubte; das waren die guten Eigenſchaften, die mir bei meiner Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden habe. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierin zu beſſern, es koſte, was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten und voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann alſo auch das Gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im Voraus alle Geſchicklichkeit darin abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehen, die weit angenehmer und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Komödien kamen mir zuerſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will; mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugend daraus kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres Lächerlichen, als wegen ihres Schändlichen fliehen. Habe ich Alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen, den die Luſtſpiele bei mir gehabt, vergeſſen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über Niemanden mehr gelacht und geſpottet, als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht, was mich damals für eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Komödien zu machen. Ich wagte es, und als ſie aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrerm Ernſte treiben ſoll. Ich ſann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, noch kein Deutſcher ſich ſehr hervorgethan hat.“ Hier treffen wir demnach auf den Hauptbeweggrund, warum der arme Student in einer Zeit, wo die Theaterdichter ſo erbärmlich belohnt wurden, der Pfarrersſohn ſelbſt auf die Gefahr hin, den Zorn des Vaters auf ſich zu laden, dem Berufe des dramatiſchen Schriftſtellers ſich weihen will: — es iſt Liebe zum Volk und Vaterland; noch hat kein Deutſcher ſich darin hervorgethan, Franzoſen und Engländer nehmen allen Ruhm vorweg, dies der Grund, warum Leſſing Tag und Nacht Pläne entwirft und ſeiner Laufbahn eine andere Richtung geben möchte, als er vielleicht ſonſt denken würde. Er erzählt weiter in dem Briefe, was wir ſchon wiſſen: wie ihn die Aeltern nach Camenz rufen und was er ihnen verſpricht; zugleich wie er nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig in neue Verlegenheit kam und den Entſchluß ſaßte, wegzugehen. Der Brief ſchließt: „Ich erwählte gleich Anfangs Berlin zu meiner Zuflucht. Es mußte ſich wunderlich ſchicken, daß mich zu der Zeit Herr Leſſing aus Wittenberg (der Verwandte, bei welchem er dort wohnte) beſuchte. Ich reiſte mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daſelbſt aufzuhalten, und umzuſehen und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß (ſie war am 25. Juli 1748) in Berlin zu ſein. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals zu einer unerträglichern Laſt geweſen, als damals. Doch ich hielt es einigermaßen für eine göttliche Schickung; wenn es nicht unanſtändig iſt, auch in ſolchen kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie zu berufen. Nach meiner Geneſung beſchloß ich mit des Vaters Einwilligung, in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſparen, was ich in Leipzig zugeſetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andere Umſtände, die ich aber jetzt verſchweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendium ausmachte. Der alte Vorſatz alſo wachte wieder bei mir auf, nach Berlin zu gehen. Ich kam und bin noch da; in was für Umſtänden, wiſſen Sie ſelbſt am beſten.“ — Mit einigem Leichtſinn wirft er auch die Worte hin: „Wenn ich auf meiner Wanderſchaft nichts lerne, ſo lerne ich mich doch in die Welt ſchicken! Nutzen genug. Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo ſie ſo einen Flickſtein brauchen wie mich.“

So rechtfertigt ſich Leſſing, gegenüber dem zärtlichen Mutterherzen. Anders mußte dies bei dem Vater geſchehen, welcher einen Brief voll bitterer Vorwürfe und mit dem Befehl ſchickte, ſogleich nach Hauſe zu kommen. Aus drei Antwortſchreiben des Sohnes erſehen wir deſſen Verhältniß zum Vater, ſeine Feſtigkeit gegen dieſen und in Betracht des ſelbſtgewählten Berufes. Es gibt vor Leſſing wohl keinen Schriftſteller, welcher ſo männlich und entſchieden für das Menſchenrecht kämpfte, ſich ſelbſt bilden und dem eigenen Genius frei folgen zu dürfen. Gälte es nicht dieſe Angelegenheit — die wichtigſte für den angehenden Mann! — wir würden faſt in einigen Stellen der bezeichneten Briefe Mangel an Kindlichkeit erblicken und Dankbarkeit vermiſſen, die jedoch bis in die ſpäteſte Zeit nie ſeinem Herzen fremd geworden ſind. — Er ſchreibt unter Andern dem Vater: „Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hauſe kommen ſoll. Sie fürchten, ich möchte in der Abſicht nach Wien gehen, um daſelbſt ein Komödienſchreiber zu werden. Sie wollen für gewiß wiſſen, ich müſſe hier Herrn Mylius zur Frohne arbeiten und dabei Hunger und Kummer ausſtehen. Sie ſchreiben mir ſogar ganz unverholen: es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geſchrieben hätte. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich an meine Stelle und überlegen, wie einem ſolche ungegründete Vorwürfe ſchmerzen müſſen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten wundern, wie ſie den alten Vorwurf von den Komödien wieder aufwärmen können. Daß ich Zeitlebens keine mehr machen oder leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich viel zu vernünftig gegen mich gezeigt, als daß Sie es je im Ernſte verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Komödien gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt befindlichen Büchern nicht mehr als auf's höchſte zwei ſich befinden können? — Meine Correſpondenz mit Komödianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Direktor von allen Oeſterreichiſchen Theatern iſt; ein Mann, deſſen Bekanntſchaft mir keine Schande macht, und mir noch zeitig genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche, oder wenigſtens ſehr geſchickte Leute geſchrieben, und ich glaube, es könne mir kein Vorwurf ſein, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich dieſe kennen, ſo müſſen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeiten von ihnen aufführen ſehen.“ — Sogar den Geldpunkt muß er berühren, der doch bei ihm immer die letzte Rückſicht blieb. „Ich wollte nur, daß ich beſtändig Komödien geſchrieben hätte, ich würde jetzt in ganz andern Umſtänden ſein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt bekommen. Doch haben Sie die Gütigkeit, ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur für Andere arbeite.“ — In einem zweiten Brief entſchuldigt er ſeine Liebe zur anakreontiſchen Poeſie und zum Theater. Hier findet ſich die Stelle: „In der That iſt nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Urſache ihres Daſeins. Wenn man nicht verſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, ſo wagt man ſich öfters in eine falſche, wo man ſich kaum über das mittelmäßige erheben kann, da man ſich in einer andern vielleicht bis zu einer bewunderungswürdigen Höhe hätte ſchwingen können.“ Seinen Hang zum Luſtſpiel berührt er in Folgendem: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutſchen Moliere beilegen könnte, ſo könnte ich gewiß eines ewigen Namens geſichert ſein. Die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt, ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwei Dinge, die auch die größte Luſt erſticken können. — Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt, worin noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht thöricht, eher aufzuhören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen hat? Den Beweis, warum ein Komödienſchreiber kein guter Chriſt ſein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienſchreiber iſt ein Menſch, der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verſpreche, eine Komödie zu machen, die die Herrn Theologen nicht nur leſen, ſondern auch loben ſollen? Halten Sie mein Verſprechen für unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Freigeiſter und auf die Verächter Ihres Standes machte?" — Daß auch der Bruder Biograph Manches in dieſen Briefen als zu empfindlich anſieht, darf uns nicht wundern. Selbſt folgende Stellen erklären ſich uns natürlich, wenn man erwägt, für welches Recht Leſſing gerade kämpft. Er beſcheinigte den Empfang eines Koffers. „Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Gütigkeit und würde in meinem Danke weitläufiger ſein, wenn ich nicht leider aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen müßte, daß Sie eine Zeitlang her gewohnt ſind, ſich überreden zu laſſen, das allerniedrigſte von mir zu gedenken. Nothwendig muß Ihnen alſo auch der Dank eines Menſchen, von dem Sie ſo unvortheilhafte Meinung hegen, nicht anders als verdächtig ſein. Was ſoll ich aber dabei thun? Soll ich mich weitläufig entſchuldigen? Soll ich meine Verläumder beſchimpfen und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewiſſen, ſoll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt ſein, als ich in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit ſoll Richter ſein. Die Zeit ſoll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beſſerer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtlichen Lehre im Gedächtniß und oft ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil ſie gewöhnlich ſind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens noch dazu zu gelangen beſtrebt. Die chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen ſoll. Die Meiſten erben ſie zwar von ihnen ſo wie ihr

Vermögen; aber ſie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtſchaffene Chriſten ſie ſind.“

Leſſing ließ ſich nun von der reiflich gewählten Bahn nicht mehr abbringen. Er wollte mit ſeinem Freund Mylius das Schauſpiel und die ausübende Bühnenkunſt auf eine höhere Stufe bringen. Beide begannen im Oktober ihre „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, Stuttg. 1749.“ Auch hierüber bekam Leſſing Streit mit ſeinem Vater, weil ein Landsmann in dieſer Quartalſchrift übel mitgenommen ward. Seine Abhandlungen über Plautus, den römiſchen Luſtſpieldichter, ſind das Bemerkenswertheſte in dieſen Beiträgen.

Zunächſt lag ihm die Herausgabe ſeiner Gedichte am Herzen. Sie erſchienen unter dem beſcheidenen Titel: „Kleinigkeiten“ und zwar erſt 1751 ohne Namen des Verfaſſers. Der Beifall war weit größer, als er ihn erwarten konnte, allein Leſſing ließ ſich dadurch nicht verblenden; er kannte ſich ſelbſt ſchon damals zu gut, als daß irgend eine kritiſche Stimme ihn über ſich irren konnte; die Kleinigkeiten traten auch bereits bei ihm in den Hintergrund, denn ſie waren, wie er in der Selbſtkritik ſagt, drei Jahre aus ſeinen Händen, bevor ſie im Druck erſchienen.

Bekanntlich hatte Friedrich II. eine ſo geringe Meinung von Deutſchlands Literatur, daß er gar nichts von ihr wiſſen wollte, die eigene Mutterſprache ſehr ſchlecht ſchrieb und nur franzöſiſche Gelehrte und Schriftſteller zum Umgang wählte. Mit dem geiſtreichſten derſelben, dem Spötter Voltaire, ſollte Leſſing durch einen ſonderbaren Vorfall in nähere Berührung kommen, ehe er noch ſeine Dramaturgie ſchrieb, worin er Voltaire's Lorbeerkränze wie mit ſpielender Hand zerpflückte. Voltaire hatte einen Franzoſen, Namens Richier, einen Bekannten Leſſing's, zu ſeinem Sekretär gemacht. Dieſer benützte die erſte Gelegenheit, ſeinen Herrn mit dem jungen Deutſchen näher zuſammenzubringen; Voltaire hatte damals ſeinen Prozeß mit Abraham Hirſch und ſuchte einen deutſchen Ueberſetzer für ſeine Memoriale bei dem Berliner Kammergericht. Richier empfahl Leſſing zu dieſen Ueberſetzungen, der nun auch häufig mit dem Franzoſen ſpeiſte, ohne jedoch vorerſt in ein näheres Verhältniß zu treten. Voltaire hatte hierauf in Potsdam ſein Siècle de Louis XIV. geſchrieben. Als es im Drucke fertig, aber noch nicht ausgegeben war, kam Leſſing eines Tags zu Richier und nahm aus Neugier ein Exemplar mit nach Hauſe, welches ſie aus den Ausſchußbogen zuſammengeſucht hatten. Ein deutſcher Hofmeiſter fand dies auf Leſſing's Stube, drang ſo lange in ihn, bis er es mit ſich nehmen durfte, war aber dann ſo indiskret, es einer mit Voltaire befreundeten Dame zu zeigen. So erfuhr es der ohnehin mißtrauiſche Schriftſteller und argwöhnte ſogleich, Leſſing wolle es überſetzen oder nachdrucken. Der arme Sekretär mußte an dieſen einen von Voltaire diktirten Brief voll grundloſer Beſchuldigung ſchreiben, den dieſer nach Gebühr beantwortete. Leſſing war in der Zwiſchenzeit plötzlich nach Wittenberg abgereiſt, um ſich dort zu habilitiren. Da ſein Brief an Voltaire nicht ſogleich einlief, ſchrieb dieſer ſelbſt an den „Herrn Leſſing, Candidaten der Medicin zu Wittenberg."

Dieſer Brief Voltaire's, voll gemeiner Kniffe, ſtellt den Sekretär Richier als den Dieb des Buches hin, ſchmeichelt der Kunſt Leſſing's und gibt zu, daß er das Werk nicht allein verdeutſche, ſondern auch in das Italiäniſche überſetze, — Alles, um ſchnell von ſeiner Furcht befreit zu werden und an das Ziel zu gelangen. Voltaire läßt einige Drohungen mit einfließen und unterzeichnet ſich: „Kammerherr des Königs," was er ſonſt nie gethan — offenbar, um den unbedeutenden deutſchen Candidaten einzuſchüchtern. Seinen Sekretär mißhandelte der große Voltaire und brachte ihn um Brot, und ſo viel es geſchehen konnte, auch um ſeine Ehre. Mylius ſchrieb aus Berlin an Leſſing nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufſehens gemacht. Sie ſind nach Ihrer Abreiſe bekannter geworden, als

Sie es bei Ihrem Daſein waren.“ Ich habe übrigens den für Leſſing verdrießlichen Handel nur deswegen genau erzählt, weil dieſer damals den gefeierten Dichter Frankreichs in ſeiner ganzen Blöße kennen lernte, mit dem er hernach ſo ſchonungslos verfuhr. Man würde aber irren, wollte man die Angriffe in der Dramaturgie für eine Rache Leſſing's halten; es war nur gerechte Strafe für den, welcher in jedem Betracht das Gegentheil von Leſſing und nichts weniger als ein ächter Ehrenmann iſt.

In Wittenberg, welches er am Schluß des Jahres 1751 mit Berlin vertauſchte, erhielt Leſſing die Magiſterwürde — der erſte Schritt zum Univerſitätslehrer! — er ließ ſich aber nicht gern Magiſter nennen und bat ſeinen Vater ausdrücklich, auf den Briefen dieſen Titel wegzulaſſen. Er wohnte damals mit einem jüngern Bruder zuſammen und trug mit dieſem Hunger und Kummer. Ihr Fleiß war unermüdlich. Trotz ſeiner drückenden Lage fing er jetzt an, Epigramme zu dichten. Vermuthlich das Erſte richtete er gegen ſich. Er hatte es übernommen, am Grabe eines Freundes eine Rede zu halten, Alle waren, obgleich er extemporirte, zu Thränen gerührt; er ſelbſt aber kam ſich in dieſer Lage ſo komiſch vor, daß er das Epigramm machte:

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Mund erbärmlich ſpricht.
Ob du mir ſelbſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb ich nicht!

Dabei blieb es nicht, er ſchrieb auf Alles, was in Wittenberg nur Aufſehen machte, Sinngedichte — natürlich ſelbſt auf die Profeſſoren und ihre ſchönen Töchter. Der Bruder Biograph bemerkt vielleicht nicht ganz mit Unrecht hierzu: „Es ſcheint Erfahrung zu ſein, daß die guten Köpfe nie ſatyriſcher ſind, als in Armuth und Unglück. Sie thun dann mit Reichthum beſſerer Art groß. Leſſing war von dieſen braven Jünglingen; er läugnete gleichſam durch ſeine luſtige Laune, was ſonſt auf keine andere Art zu läugnen geweſen wäre.“

Zu ſeinen Hauptbeſchäftigungen gehörte in Wittenberg die Ueberſetzung eines Werkes von Huarte (Prüfung der Köpfe) aus dem Spaniſchen. Es galt, ſich in dieſer Sprache zu befeſtigen und Etwas zu verdienen. Wichtiger ward Leſſing's Kritik der Meſſiade von Klopſtock und eine mit ſeinem Bruder verſuchte Uebertragung dieſes Epos in lateiniſche Verſe. Die kritiſche Unterſuchung rechtfertigte Klopſtock's Meiſterwerk gegen Meier's kleinliche Vorwürfe und Angriffe, die Ueberſetzung wollte zeigen, daß ſein Gedicht keineswegs ſo dunkel und unverſtändlich wäre, wie es verſchrieen wurde; ſie kam aber nur theilweiſe zu Stande, weil ein Concurrent ſich einſtellte, der ſchon vollendet hatte, was die Gebrüder Leſſing kaum begannen.

Während des Aufenthaltes zu Wittenberg 1751—1753 wurde Leſſing in zwei gelehrte Streitigkeiten verwickelt, bei deren Erſterer man ſchon ſeinen Charakter zu verdächtigen anfing. Der bekannte Jöcher gab 1750 und 1751 ſein Gelehrtenlexikon heraus, ein Werk, das heute noch das Verdienſt hat, eine Maſſe gelehrter Notizen über die Schriftſteller zu geben, die darin aufgeführt werden. Leſſing entdeckte viele Fehler darin und ſchrieb eine ſcharfe Kritik. Weil dieſe nicht die Cenſur paſſirte, ſo ließ er ſie auf eigene Koſten drucken. Jöcher erfuhr es und bat ihn nun, die Bemerkungen ihm lieber für eine zweite Ausgabe zu überlaſſen. Was war natürlicher, als daß er dem armen Magiſter anbot, die Druckkoſten zu erſtatten? Was wäre begreiflicher geweſen, als daß Leſſing die Summe von etwa 50 bis 60 Thaler angenommen hätte? Allein er nahm ſie nicht, und doch verbreitete ſich von Leipzig aus das Gerücht, er habe Jöchern gedroht, ihn vor der Welt lächerlich zu machen, wenn er ihm nicht mit 50 Thalern aushelfe! — Erbärmliche Klatſcherei und Verläumdung, die ſo oft auch in ein gelehrtes Stillleben hineingreift! — Der andere Streit mit Paſtor Lange, dem — Ueberſetzer der Horaziſchen Oden, verdient keine nähere Erwähnung;

die Philologen finden in Leſſing's „Vademecum an Paſtor Lange" noch jetzt Erbauung.

Nach Jahr und Tag war Leſſing die kleine Univerſitätsſtadt müde, er eilte zu Ende des Jahres 1752 wieder ohne Wiſſen ſeiner Eltern nach Berlin zurück. Hier übernahm er vom März 1753 ab, an Mylius Stelle, der nach London abging, die gelehrten Artikel in der Voßiſchen Zeitung — eine Beſchäftigung, welche ſein Vater anfangs ſehr mißbilligte, obgleich er eifriger Zeitungsleſer war. Doch wurde von dieſer Zeit an des Vaters Urtheil milder; er ließ den Sohn ungehindert ſeinen Weg ziehen. In den Jahren 1753 und 1754 gab dieſer vier Theile ſeiner „kleinen Schriften" heraus, die theils Gedichte, theils Briefe, Luſtſpiele u. ſ. w. enthalten und ſehr günſtige Aufnahme fanden. Schon die Vorrede iſt in ihrer Art gegen die Proſa jener Zeit ausgezeichnet; ſo ſagt er z. B. von den Liedern dieſer Sammlung: „Dieſe Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernſthaften Welt meinen Namen zu geben! Was wird man von mir denken? — Was man will. Man nenne ſie jugendliche Aufwallungen einer leichtſinnigen Moral, oder man nenne ſie poetiſche Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man ſage, ich habe meine Ausſchweifungen darinne verewigen wollen, oder man ſage, ich rühme mich darinne ſolcher Ausſchweifungen, zu welchen ich nicht einmal geſchickt ſei; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder gar keinen: alles wird mir einerlei ſein. Genug, ſie ſind da, und ich glaube, daß man ſich dieſer Art von Gedichten ſo wenig als einer andern zu ſchämen hat." Wie blickt uns bei ſolcher nothgedrungenen Verwahrung der kleinliche Geiſt der Zeit zwiſchen den Zeilen hindurch an! Der Zopf herrſchte noch mit aller Macht, ſeine Verehrer konnten aber nicht den jungen Tag durch Puderwolken verdüſtern. — Aber nicht Wein und Liebe allein ſingt der junge Dichter. In den wenigen Oden (er ſagt: „ich gebe ihnen nur mit Zittern dieſen Namen") ergreift er auch höhere Stoffe mit Begeiſterung. Dem Eintritt des Jahres 1753 in Berlin weiht er eine derſelben, worin folgende Strophen an Friedrich II. den Dichter verrathen, welcher zwar von Schwulſt noch nicht frei iſt, aber ſchon im Ruhm eines großen Fürſten nur den Ruhm des Volkes erkennt, weil ja jeder wahrhaft große Fürſt auch Mann des Volkes iſt:

Laß dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: menſchlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach ſeiner Zierde geizen,(!)
Doch hier braucht dich die Welt.

Noch ſeh' ich mich für dich, mit raſchen Richteraugen,
Nach einem Dichter um.
Dort einer! Hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Iſt er nicht etwa ſchon, und ſingt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieſes Jahr, der ſelt'ne Geiſt, geboren,
Der dieſen Kranz erſiegt!

Wenn er der Mutter dann ſich leicht vom Herzen windet,
O Muſe, lach' ihn an!
Damit er Feu'r und Witz dem Edelmuth verbindet,
Poet und braver Mann!

Auch unter den Fabeln und Sinngedichten in dieſer Sammlung begegnen uns mehrere, welche man als kleine Meiſterſtücke betrachten darf, und die noch heute die Runde nicht allein durch die meiſten Schulbücher machen, ſondern auch durch Muſterſammlungen, welche mit Ehren die Errungenſchaft deutſchen Geiſtes, goldne Aepfel auf ſilbernen Schaalen, auslegen. Den Sinngedichten Leſſing's hat man zwar zum großen Theil die Originalität abſprechen wollen; aber was wirft man ihnen vor? daß ältere Epigramme z. B. des Römers Martial mit Gewandtheit und Laune auf neuere Vorfälle angewendet wurden! Allein gerade ſo ſoll man nur Fremdes auf deutſchen Boden pflanzen, wie er gethan. Daher bleiben ſeine und ſeines Freundes Käſtner Sinngedichte immer die beſten ſeiner Zeit und werden nicht aufhören, in unſerer Literatur zu leben, die wahrlich an ächtem Witze nicht überreich iſt.

Als Ueberſetzer war Leſſing fortwährend eifrig, wenn auch mitunter nur der Mangel ihn antrieb, der Bedarf ihn ſpornte. Marigny's Geſchichte der Araber verdeutſchte er damals, ſowie einige Schriften des Königs von Preußen, nämlich: „Drei Schreiben an das Publikum, die Begierde nach geheimen Nachrichten betreffend. Berlin 1753“ und „über den Streit zwiſchen England und Preußen.“ Andere Entwürfe mußten leider in den Hintergrund treten, ſo z. B. der Plan Becker's bezauberte Welt mit Berichtigungen und Vermehrungen herauszugeben. Das Intereſſanteſte würde eine mit Mendelsſohn verabredete Zeitſchrift geworden ſein, unter dem Titel: Das Beſte aus ſchlechten Büchern! Es fand ſich kein Verleger, weil man glaubte —— es gäbe ein unendliches Werk! Rührende Naivetät der Zeit, aber ein Journal von dieſer Tendenz würde auch in unſeren Tagen viele verlorene Mühe und Stunden uns erſparen. — Seine ökonomiſche Lage verbeſſerte ſich inzwiſchen ſo entſchieden, daß er einen ſeiner jüngeren Brüder zu ſich nehmen konnte.

Das Schachſpiel, welches Leſſing, ſowie die meiſten Spiele leidenſchaftlich liebte, gewann ihm 1754 einen Freund, mit dem er für das ganze Leben einen heiligen Seelenbund ſchloß — es war der Jude Mendelsſohn*). Er war 1720 zu Deſſau geboren, wo ſein armer Vater die Stelle eines Schulmeiſters und Sophers (Abſchreibers der zehen Gebote) verſah. Nur im Hebräiſchen und den Elementen der jüdiſchen Gelehrſamkeit konnte ihn der Vater ſelbſt unterrichten. Andere halfen freundlich zur Kenntniß des Talmud und führten ihn in die großartige Welt des alten Teſtamentes ein, deren wunderſame Poeſie ſein Herz durchglühte. Ein ſchweres Werk des berühmten ſpaniſchen Juden Maimonides aus Kordova weckte den Scharfſinn des armen und körperlich verwachſenen Knaben und entwickelte bald jene Eigenthümlichkeit der Schlüſſe und Beweiſe, die oft an jüdiſcher Gelehrſamkeit haften bleibt. Ohne alle Mittel, aber von Heißhunger nach Erkenntniß und Wahrheit getrieben, ging Moſes 1742 ſchon nach Berlin, wo er kümmerlich und mit unſäglicher Geduld ſich durchſchlug. Ein Dachkämmerchen war ſeine Wohnung, der freie Mittagstiſch bei einem ſeiner Glaubensgenoſſen friſtete ſein Leben. Ein gelehrter Jude, verfolgt von orthodoxen Rabbinern, förderte bereitwillig die Studien des Jünglings und brachte ihm ſelbſt mathematiſche Kenntniſſe bei. Das Latein und die neueren Sprachen lernte er aber nach einigen Jahren durch eigne Forthülfe. Dadurch daß er die Kinder eines reichen Seidenhändlers unterrichtete, bald deſſen Faktor und nachher ſogar Theilnehmer an dem bedeutenden Geſchäft wurde, hob ſich ſeine Lage. Damals hatte alſo ein anderer Jude, Iſaak, der gerne mit Leſſing ſpielte, Beide mit einander bekannt gemacht. Gleicher Eifer für Wahrheit und Geiſtesfreiheit hielt ihren Bund bis an's Grab. Ohne Leſſing wäre der beſcheidene, ängſtliche Mendelsſohn gewiß nie Schriftſteller geworden; der Freund zog ihn auf das Feld literariſcher Thätigkeit, welches er bis zum Tode nicht mehr verließ. Auch den Reiz eines anregenden Umgangs mit Abbt und Nikolai verdankte Moſes dem Freunde. Und was hatte Leſſing an ihm gefunden? Zunächſt das Ideal eines Juden, der alle Vorurtheile der gewöhnlichen Chriſten gegen das Volk Iſrael durch Geiſt und Charakter glorreich überwinden könnte. Ein ſolches Ideal ſuchte Leſſing ſeit 1749, wo er ein Luſtſpiel: die Juden hauptſächlich mit der Tendenz geſchrieben hatte, jenes Vorurtheil zu vernichten. Ein ſolches Ideal brauchte er aber Jahrelang, gleichſam als eine Studie zu dem großen menſchheitlichen Bilde ſeines Nathan. Wie langſam bei ihm die hellen Geiſteskryſtalle anſchoſſen, davon werden wir uns noch überzeugen Wäre alſo Moſes Mendelsſohn ohne Leſſing nie Schriftſteller geworden, ſo würde gewiß auch Leſſing ohne ihn nie ſeinen Nathan gedichtet haben. Außerdem fand Leſſing in dem ſcharfſinnigen Juden Jemand, mit dem er nach Herzensluſt in philoſophiſchen Disputationen einen Theil des Feuers und Geiſtes verbrauchen konnte, wenn er nicht gerade ſchriftſtelleriſch thätig war. Auch mit Profeſſor Ramler, der als Dichter und Kritiker einen glänzenden Namen hatte, wurde Leſſing damals bekannt; er achtete denſelben höher als Andere thaten.

---

*) Ein Freund des Volkes hat es übernommen, ihn beſonders in unſerm Werke zu ſchildern, daher beſchränke ich mich hier nur auf dürftige Züge aus Mendelsſohn's Jugendleben.

Bis zu dieſem Zeitpunkt hatte Leſſing außer ſeinen genannten zwei Luſtſpielen noch geſchrieben: der Miſogyn, 1748; der Freigeiſt, 1749; der Schatz, 1750; jetzt wollte er den Plan zu ſeiner Miß Sara Sampſon ungeſtört und in Einem Zug ausarbeiten. Er begab ſich auf einige Zeit nach Potsdam, wo er allem Umgang auswich, um nicht in ſeiner Richtung gehindert zu werden. In dieſem Stücke kam es ihm darauf an, „der drohenden Unterordnung unter die Engländer eine Schranke zu ſetzen;“ den Geiſt der engliſchen Bühne auf die unſere zu verpflanzen, da bisher kein deutſcher Schauſpieldichter es zu mehr als blos äußerlicher Nachahmung der Engländer gebracht hatte. Wenn auch dieſer Wurf unſerm Dichter nicht völlig glückte und ſeine Sara noch Manches vom alten Pathos, von der rhetoriſchen Schwerfälligkeit der Zeit behielt: ſo iſt der Verſuch aller Anerkennung werth; im Hintergrund ſteht wieder des Volkes Ehre, und welchen Einfluß dies bürgerliche Trauerſpiel überhaupt in unſerer Literatur hatte, dies iſt zur Genüge bekannt. Sara kam zuerſt in Frankfurt an der Oder zur Aufführung, wohin damals Leſſing ſelbſt reiſete — eine Aufmerkſamkeit, die er nach einer Bemerkung des Bruders vor und nachher keinem ſeiner Stücke wieder erwies. Auch in Wien gab man bald die Sara, wiewohl mit willkürlichen Aenderungen. Der ungewöhnliche Eindruck war ſtark, aber nachhaltig. Außer bei den Anhängern Gottſched's, welche das bürgerliche

Schauſpiel ganz verwarfen, ſetzte es ſich in der Gunſt aller Deutſchen feſt; ſelbſt in England und Frankreich machte es großes Glück; Diderot empfahl es mit Nachdruck. Dieſe allgemeine Verbreitung lag einmal darin, daß es „in der Weiſe der Richardſon'ſchen Romane auf eine zartere Sittlichkeit aufmerkſam machte, darum dem überhandnehmenden Familienſinne gemäß war," dann „daß es keiner Nation beſtimmt angehörte." Zahlreiche Nachahmungen folgten, bis endlich das bürgerliche Drama „Alles zu überwuchern drohte." Ohne die Sara würden wir nicht Goethe's Clavigo, nicht Schiller's Kabale und Liebe haben; wir würden auch ſonſt manch einen Edelſtein im Schatze unſerer Nationaldichtung entbehren.

Leſſing ging 1755 wieder nach Leipzig, ohne ſeinen Freunden vorher ein Wort geſagt zu haben. Moſes war unzufrieden, hoffte jedoch, es werde nur eine vorübergehende Laune ſein. Leſſing ſchrieb ihm, er habe die Bearbeitung eines italiäniſchen Luſtſpiels von Goldoni angefangen und wolle bis Oſtern 1756 noch fünf dergleichen Stücke vollenden und in Einem Band zuſammenſtellen. Es blieb aber bei dem Vorſatz; von dem Einen Stück, die glückliche Erbin betitelt, war der erſte und zweite Akt gedruckt; Letzterer ging durch Schuld des Verlegers verloren. Von den andern Stücken wiſſen wir nichts. Mendelsſohn mahnte vergeblich am 10. Jan. und am 9. März. Sein Freund war weit abgekommen von den italiäniſchen Luſtſpielen, er bereitete eine größere Reiſe vor, welche er, von Weiße empfohlen, als Begleiter eines jungen Kaufmanns Winkler von Leipzig am 10. Mai antrat. Nur kurze Zeit währte die Reiſe; im Juli trafen ſie in Amſterdam ein. Jedoch der ſiebenjährige Krieg trieb Winklern zurück; Leſſing beſtand auf Erfüllung ſeines Contrakts und wurde in einen Prozeß mit Winkler verwickelt, den er, freilich erſt 1765 gewann. Von jetzt an blieb ſein Aufenthalt in Leipzig eine Zeitlang recht angenehm; die alte Freundſchaft mit Weiße lebte auf; die Dichter Kleiſt und Brawe ſchloſſen ſich an, durch Kleiſt wurde Leſſing wieder in freundſchaftliche Verbindung mit Vater Gleim gebracht und mit den Berliner Freunden ſetzte er den Briefwechſel fort. Um 1757 eröffnete Nikolai die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, die er ſpäter nach Leipzig verlegte. Sie ſetzte einen Preis aus für das beſte Trauerſpiel, den Cronegk's „Kodrus“ erhielt. Leſſing war dagegen, und beſchloß ſogleich, den nämlichen Stoff beſſer zu bearbeiten. Es ſcheint aber bei bloßem brieflichen Austauſch darüber mit Mendelsſohn geblieben und nicht einmal ein genauerer Plan entworfen geweſen zu ſein. Doch vermuthet man nicht unrichtig, dieſer Kodrus möge Leſſing zu tragiſchen Stoffen der alten Geſchichte hingeleitet haben: „Schon hatte ihn die Geſchichte der Virginia begeiſtert. Wahrſcheinlich iſt es, daß er 1757 darauf kam.“ Ein kleines Bruchſtück entſtand wohl gleich, denn dies war Leſſing's Art zu arbeiten. Vermuthlich meint Leſſing dieſen Plan in dem Briefe an Mendelsſohn vom 22. Okt. 1757. Nachher änderte er ſeinen Entwurf, und ſchon im Januar 1758 theilte er Nikolai mit, er werde die Geſchichte Virginia's von Allem abſondern, was ſie für den ganzen Staat intereſſant mache und eine bürgerliche Virginia unter dem Namen Emilia Galotti geben. Dieſen Plan veränderte er nochmals und noch 1765 war die Rolle der Orſina nicht vorhanden, wie Nikolai für beſtimmt geſehen haben will.

Im Frühling 1758 verließ Kleiſt, um zu dem Heere des Prinzen Heinrich zu gehen, Leipzig; Weiße wollte nach Paris; Brawe war in demſelben Jahre (1758) wie Cronegk, der mit ihm gekrönte Dichter, geſtorben. Leſſing war aber, theils wegen ſeiner Begeiſterung für die Preußen, theils wegen ſeines Prozeſſes mit Winkler zu Leipzig gar nicht beliebt; er wendete ſich alſo im Mai 1758 wieder nach Berlin, wo er in lebhaften Verkehr mit Mendelsſohn, Nikolai, Ramler u. A. trat. Hölſcher ſagt: „Es war das die Zeit, wo des großen Friedrich Heldenſinn die ganze Nation entflammt hatte; es iſt uns ja aus Goethe's Leben bekannt, wie auch da, wo die landesherrliche Politik dem König ſich entgegen geſtellt hatte, dennoch Alles, was Muth und Kraft in ſich fühlte, mit dem preußiſchen Heros ſympathiſirte, wie beſonders die deutſche Jugend entflammt war. Wie ſollte da nicht auch Leſſing angeregt ſein! Friedrich der Große lehrte das Volk erſt die Bedeutung des Namens Vaterland wieder erkennen. So bedurfte es kaum bei Leſſing der Unterredungen und des Briefwechſels mit dem kühnen Kleiſt und dem begeiſterten Gleim, um ihn auf den Gedanken zu bringen, den Opfertod für das Vaterland in einem Drama zu feiern. So entſtand das kleine Trauerſpiel „Philotas.“ Und weiterhin bemerkt Hölſcher: „Philotas Charakter hat manches Unwahrſcheinliche, dieſer jugendliche, faſt noch knabenhafte Prinz weiß nichts von ſanften Empfindungen, nichts von Liebe, und dennoch weiſt er die Liebe von ſich ab, gerade, als ob ſie ihm bekannt ſei, und trotz ſeiner Jugend hat er die Idee des Todes für's Vaterland ſo rein und ſo tief aufgefaßt und es iſt eigentlich nichts Krankhaftes in ihm. Aber abſichtlich ſcheint Zeit und Lokalität nicht beſtimmt zu ſein, damit wie aus einer uns unbekannten Welt dies Leben und Feuer ſprühende Bild uns entgegentrete, der verkörperte reine Heldenſinn, und uns abhalte den Maaßſtab der geſchichtlichen Zeit anzulegen. — Er hat die große Wirkung hervorgebracht, daß er in die Ideen der Gegenwart einen kühnen Griff that und den anhaftenden Schlendrian fortwarf. So haben wir eine ganz antike Natur gewonnen, in der wir im Grunde den Dichter ſelbſt wiedererkennen.“

Die Literaturbriefe, wozu Leſſing die erſte Idee gegeben haben ſoll, entſtanden durch ihn, Mendelsſohn und Nikolai, ſeit 1759. Hölſcher ſagt: „Nikolai leitete das Unternehmen und er bewies einen trefflichen Takt. Er verband ſich mit lauter Männern, die einerlei Tendenz feſtzuhalten fähig waren; ſie hatten alle mehr oder weniger ein praktiſches Talent und daher haben dieſe Briefe den Charakter der Unmittelbarkeit, der Verwandtſchaft zwiſchen Leben und Schriftſtellerei, wie ſie überhaupt die bewegte Zeit herbeiführen muß.“ Dieſe Briefe erſchienen 1759—1763 in 24 Theilen: Leſſing's Beiträge in den 7 erſten, einer im 23. Theil.

Dem Herzen Leſſing's ſchlug das verhängnißvolle Jahr 1759 eine ſehr tiefe Wunde. Kleiſt ſtarb nach der Schlacht bei Kunnersdorf. Leſſing ſchrieb am 1. Sept. an Gleim: „Ich ſetze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden ſich alle Poſttage nach einem Brief von mir umſehen; ich muß Ihnen alſo nur ſchreiben, ob ich Ihnen gleich auch jetzt noch nichts ganz Zuverläſſiges von unſerm theuren Kleiſt melden kann. Er befindet ſich noch bis jetzt in Frankfurt. Er ſoll nicht mehr als ſechs Wunden haben. Der rechtſchaffene Mann! Er hat ſich, und das hat nicht allein der Oberſt, ſondern das haben noch viele andere Offiziere geſagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die erſten Wunden gar nicht geachtet, ſondern iſt vor ſeinem Bataillon noch immer zu Pferd geblieben; und als er endlich geſtürzt, hat er noch auf der Erde ſeinen Leuten zugerufen und ſie auf das Beſte angefeuert. Doch auch hier hat Alles nichts helfen wollen; er hat müſſen auf der Wahlſtatt liegen bleiben, und iſt ſo nebſt allen andern ſchwer Verwundeten den Ruſſen in die Hände gefallen.“ Wie mochte Leſſing's Herz bei der Nachricht von ſolch männlichem Muthe gepocht haben! Ach! er ſelbſt führte ja nicht das Schwert, nur die Feder! Er hat ſchon in dieſem Briefe zuletzt die Vermuthung geäußert, die in dem folgenden, am 6. Sept. geſchriebenen, ſchreckliche Gewißheit iſt. „Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nikolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt, ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann da ſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit wenigern und kleinen Wunden unſchimpflich bei Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. — Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man; aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll. Die Elenden, die ihn verſäumt haben! — Ich muß abbrechen. Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr ſchreiben, wenn ich ruhig ſein werde."

Dieſer Brief athmet den beklemmendſten Seelenſchmerz. Wie ſehr muß Leſſing den Freund geliebt haben! Nur einmal noch in ſeinem Leben werden wir ihn bei einem Todesfall in ſo ſchmerzlicher Bewegung ſehen, in der jede Fiber zuckt, und bei Naturen wie die Seine gibt es äußerſt ſelten die wohlthätige Linderung der Thränen.

Im Oktober 1760 wurde Leſſing Ehrenmitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Es beurkundet die Engherzigkeit mancher damaligen Gelehrten, daß ſich Sulzer der Aufnahme Leſſing's widerſetzte, weil man nicht wiſſe — — unter welchem Titel man ihn wählen ſolle. Leſſing und ein Titel! Doch waren die übrigen Mitglieder der Akademie klüger als Sulzer. Uebrigens legte Leſſing ſelbſt auf dieſe Ehre, die er als „wahre Neuigkeit" aus der Zeitung erfuhr, ſo wenig Gewicht, daß er ſie nicht einmal ſeinem alten Vater meldete. Kurz darauf nahm er eine Stelle als Sekretär bei dem General Tauenzien zu Breslau. Von dieſem Krieger ſagte er mehr als einmal: „Wäre der König ſo unglücklich geworden, ſeine Armee unter einem Baum verſammeln zu können, Tauenzien hätte gewiß unter dieſem Baum geſtanden!" — Ohne ſeine Berliner Freunde um Rath zu fragen, hatte Leſſing auch dieſe Stelle als Gouvernements-Sekretär angetreten. Er ſchreibt im erſten Brief an Moſes: „Ich reiſte mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmal in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht.“ Er lebte indeſſen fünf Jahre zu Breslau. Wer ihn dem General vorſchlug, iſt mir unbekannt. Mendelsſohn billigte den Schritt durchaus nicht, weil Leſſing hier zugleich mit dem Münzweſen zu thun hatte, welches damals auf eine empörende Weiſe getrieben wurde. Das Geld nennt er ſo herzlich ſchlecht, „daß man ſich ein Gewiſſen daraus machen muß, ſeine alten Schulden damit zu bezahlen.“ Der gute Moſes fürchtete vielleicht, ſein Freund möchte ſich bereichern und der Liebe zur Unabhängigkeit ein ruhiges Gewiſſen opfern. Allein daran dachte Leſſing nicht, wenn auch Einige in ſeiner neuen Umgebung ihn allerlei verfängliche Andeutungen hören ließen; er ſah ſich aus verſchiedenen Urſachen zu dieſem Wechſel ſeiner Stellung bewogen. Seine Zukunft ſchien vorläufig geſichert, ſein Einkommen muß bedeutend geweſen ſein, und er konnte auf weitere Beförderung im Staatsdienſt hoffen. Der neue Aufenthalt bot ihm Gelegenheit, Menſchenkenntniß zu ſammeln, wie ſie in den bisherigen Kreiſen nicht möglich war. Er ſuchte endlich Erholung für Körper und Geiſt, die er Beide durch allzuanhaltende Studien erſchöpft hatte. Freilich dachte er dabei nicht, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen er ſich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden:“ freilich nicht an ſo manches Wenn und Aber, nicht daß er bald klagen würde: „O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe

— ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?“ — Natürlich traten dieſe Enttäuſchungen nicht gleich ein. In ſeinen General fand er ſich bald. Zu Breslau lernte er nach und nach den größten Theil der preußiſchen Offiziere kennen, welche im ſiebenjährigen Kriege mit Auszeichnung fochten; mancher „Tellheim“ mochte ihm vor Augen geſtanden haben. Die Geſchäfte ſeines Berufs ließen Zeit genug zu ernſten Studien, welche aber jetzt nicht allein in dem einſamen Gemach, ſondern auch im Getümmel des Lebens gemacht wurden. Das Faro zog ihn eine Zeit lang ſo an, daß er Nächte durch ſpielte und gewöhnlich mit Leidenſchaftlichkeit. Man ſah am Spieltiſch oft ſein Geſicht in Glut; Schweistropfen rannen von ſeiner Stirn herab. Und doch war es nicht etwa die gemeine Gewinnſucht, welche ſo Viele an den grünen Tiſch anſchmiedet und dort wie ein Geyer des Prometheus ihre Bruſt zerfleiſcht. Er hatte andere, gar ſeltſame Grillen. „Wenn ich kaltblütig ſpielte“ — ſagte er zu einem Freunde — „ſo wollte ich lieber gar nicht ſpielen. Ich bin aus Gründen ſo leidenſchaftlich. Die heftige Bewegung ſetzt meine ſtockende Maſchine in Thätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; das Spiel vertreibt jene Angſt und Beklommenheit, woran ich zuweilen leide.“ Bei einem ſonſt ſo ſtarken Geiſte wie Leſſing wird uns dieſe Grille begreiflich und der Bruder Biograph hatte nicht nöthig zu verſichern, daß die Schweistropfen durch „das warme Zimmer voll Menſchen und Tabaksraucher veranlaßt worden ſeien.“

Einſt hatte Leſſing hier einen wunderſamen Traum, den er oft erzählt haben ſoll. In wilder Geſellſchaft und bei hohem Spiel hatte er ſeinen letzten Thaler hingeworfen und kam heftig erregt und erſchöpft gegen Morgen auf ſein Zimmer. Es war zu ſpät, um ſich vor der Dienſtſtunde noch zu entkleiden; er warf ſich auf einen Seſſel vor ſeinem Bette und entſchlief. Da träumte ihm, ſein ehrlicher Pudel lege ihm ſanft eine der Pfoten auf ſeine Hand und ſpreche mit verweiſendem Blick und mit menſchlicher Stimme: Wohin ſoll das? Du verſchwendeſt Kraft, Geſundheit, Geld und die Achtung der Menſchen. Die Erwartung derer, die deine Jugend pflegten, verwandelſt du in Gram, die Hoffnung deiner Geſchwiſter in Beſchämung. Du machſt, daß Gönner und Freunde an dir irre werden und miſcheſt dich unter Geſindel, welches dich nicht einmal für ſeines Gleichen hält, weil der Betrüger immer mit Verachtung auf den Betrogenen herabſieht. Was wird dir bleiben? Nicht die Theilnahme redlicher Seelen, die du zurückweiſeſt, nicht einmal die wenigen, welche die Natur an dich gebunden hat, denn ich werde mich niederlegen und ſterben, wenn ich dich leiden ſehe. Weil ich noch das einzige Weſen bin, an deſſen Treue du nicht zweifelſt, ſo löſet dein Schutzgeiſt das Band meiner Zunge. Wer ſoll dir nun zeugen, daß ich zu dir geſprochen habe? Die Bibel. — Der Pudel nannte eine Stelle, und der Schläfer erwachte. Wirklich ſtand der Hund vor ihm, die eine Pfote auf ſein Knie geſtützt, die andere empor haltend, ſah ihm liebevoll in's Auge und leckte ihm die Hand. Der Bibelvers, den der Erwachte ſogleich nachſchlug, enthielt: Ich will meine Worte in ſeinen Mund legen. — Wie weit dieſe Erzählung wahr iſt, läßt ſich ſchwerlich ermitteln.

Es war eine andere Treue, als die des Pudels, welche ihn ernſtlich zu ſich brachte. Moſes dedicirte ihm ſeine philoſophiſchen Schriften und ſetzte eine ſatyriſche Zueignung davor, an einen „ſeltſamen Menſchen“ gerichtet, worin er ſagt: „Die Schriftſteller, die das Publikum anbeten, beklagen ſich, es ſei eine taube Gottheit; es laſſe ſich verehren und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigenſinn hat, eben ſo harthörig zu ſein. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht.

Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publikum, das ſehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören. Die Spötter ſagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu ſchaffen, iſt über Feld oder ſchläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! dichten kann er, aber leider will ja nicht; reiſen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen iſt ſein Geiſt zu munter, und zu Geſchäften zu faul. Sonſt war ſein Ernſt das Orakel der Weiſen, und ſein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt iſt das Orakel verſtummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat ſeine Geißel Andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft, denn ſie fürchten Blut zu ſehen. — Und er,

> Wenn er nicht hört, noch ſpricht; nicht fühlt,
> Noch ſieht, was thut er denn? — Er ſpielt.“

Leſſing erſchrak; er fühlte den Stachel, mit dem Moſes die Lichtwer'ſche Fabel auf ihn anwendete; er dachte nicht ſogleich, daß dieſe Zueignung, wohl nur, wie es ſich denn verhielt, einigen Exemplaren für Freunde vorgedruckt war. Dann aber — blieb es beim Alten. Sein Leben war ja überhaupt ein Leben im großen Styl.

Doch darf man nicht glauben, er hätte darum die Wiſſenſchaften vernachläſſigt. Dies dünkte ihm unmöglich; ſein umfaſſender Blick fand überall Stoffe, die er ſich einſtweilen zurechtlegte, um ſpäter ſie wieder vorzunehmen. Und ſo ging es auch in Breslau. Einer ſeiner Freunde, Rektor Kloſe, mit welchem er dort faſt täglich zuſammentraf, gibt dem Biographen eine ſehr genaue Schilderung von Leſſing's Beſchäftigungen und Entwürfen während jener fünf Jahre; ich will Einiges daraus entnehmen. „Er widmete die Stunden, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte, die er Vormittags verrichtete, übrig ließen, der Geſellſchaft und den Wiſſenſchaften. Sobald er vom General von Tiſche kam, welches gewöhnlich um 4 Uhr war, ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meiſtentheils aber nach

Hauſe. Hier kamen gewöhnlich Perſonen, in Angelegenheiten, ſeiner Hülfe und Unterſtützung bedürftig, zu ihm, die er bald abfertigte, um ſich durch Unterredungen, die Literatur und Wiſſenſchaften betreffend, zu erholen. Zuweilen fand ich den Profeſſor Straube, zuweilen den Münzrendanten Langner, auch manchmal den Rektor Arlet bei ihm." Leſſing wurde durch dieſe Männer mit zwei verſchollenen Dichtern bekannt, die er wieder herausgab und vor Vergeſſenheit rettete, mit Andreas Scultetus, aus der Schule von Opitz, und mit dem Epigrammendichter Logau. Kloſe ſagt weiter: „Obſchon ſein Geiſt alles Wiſſenswerthe umfaßte, wozu ihm ſeine auserleſene Bibliothek, die er ſich hier geſammelt, Veranlaſſung und Nahrung gab, ſo beſchäftigte er ſich doch in den erſten Jahren hier am liebſten mit kritiſchen, antiquariſchen, dramatiſchen und literariſchen Gegenſtänden. Er machte ſich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades war. Die Skizze zu ſeiner Minna von Barnhelm ſchrieb er in heitern Frühlingsſtunden im Neldner'ſchen Garten im Bürgerwerder. Auch dachte er zuweilen an ſeinen Dr. Fauſt und war geſonnen, einige Scenen aus Noel's Satan zu nutzen. Ein hitziges Fieber unterbrach dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigungen; er litt viel dabei, am meiſten aber quälten ihn die Unterhaltungen ſeines alten Arztes, deren Hauptthema Gottſched war, welcher ihn auch in ſeinen geſunden Tagen anekelte. Als die Krankheit auf's Höchſte geſtiegen, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Dieſe fiel ſeinem Freunde ſo auf, daß er vertraulich fragte, was er denn jetzt dächte. Eben bin ich begierig zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird. Der Arzt meinte, daß dies unmöglich ſei. Da verſetzte er ganz abgebrochen: Sie intriguiren (vielleicht eher: ennuyiren) mich." Der Freund berichtet dann, wie nach überſtandener Krankheit in Leſſing eine „ſonderbare Spannung, die er mehrere Jahre vorher nicht empfunden," eingetreten ſei. Es war gewiß das Gefühl neuerwachter Kraft, Lebensluſt und der Trieb zu wirken. Er ſchrieb komiſche Erzählungen, unterſuchte die alten Novellenquellen der **Gesta Romanorum**, Pauli's Schimpf und Ernſt, und wünſchte ſchon damals eine kritiſche Ausgabe derſelben; er erwog die Gränzen der Malerei und Poeſie, und arbeitete ſeinen Laokoon vor; er las fleißig theologiſche Schriften und entwarf eine Abhandlung über die erſten chriſtlichen Märtyrer; in Dippel erkannte er den, welcher am tiefſten in Spinoza's wahren Sinn eingedrungen wäre. Will man nun bei ſolchen Arbeiten ihm einzelne durchſpielte, vielleicht durchſchwelgte Nächte vorwerfen? Kloſe ſchließt: „Nach dem Hubertsburger Frieden, welchen er hier öffentlich mit großer Feierlichkeit ausgerufen, dachte er nun Breslau zu verlaſſen, obgleich der General ihn erſuchte, noch länger zu bleiben, auch ihm eine vortheilhafte Bedienung anbot, die er aber von ſich wieß, weil nach ſeiner Verſicherung der König von Preußen Keinen ohne abhängig zu ſein und zu arbeiten bezahle. Aus eben dem Grunde hatte er die Profeſſur in Königsberg, die ihm einige Jahre zuvor angeboten wurde, ausgeſchlagen, weil der Profeſſor der Beredſamkeit alle Jahr einen Panegyrikus (Lobrede) zu halten verpflichtet wäre. Sein Entwurf, den er ſich ſchon einige Jahre vor ſeiner Abreiſe von Breslau gemacht, war: zuerſt nach Wien zu gehen und daſelbſt die kaiſerliche Bibliothek zu nutzen; von da wollte er nach Italien reiſen, und die Antiken ſtudiren, vor allen Dingen aber war ſein Lieblingsgedanke Griechenland, um die klaſſiſchen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmale dieſes in ſeiner Art einzigen Volkes näher kennen zu lernen. Dieſe Ausſichten erheiterten ihm manche Stunden in Breslau. Das Beſte, was er von hier mitnahm, war ſeine ausgezeichnete Bibliothek. — Faſt täglich ging er nach ſechs, gegen ſieben Uhr in das Theater, und von da mehrentheils ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgeſellſchaft, von wo er ſpät nach Hauſe zurückkehrte, und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufſtand. Ich habe ihn ſogar noch gegen 10 Uhr im Bette gefunden."

Seine Luſt an guten Büchern verleitete ihn zu Breslau oft zu Ausgaben, die ſeinen Freunden Verſchwendung ſchien; er konnte auch davon nicht laſſen. Er bezahlte ſeltene Werke oft mit großen Summen.

Das Wichtigſte aus der Breslauer Zeit iſt „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück,“ ein Luſtſpiel, ſchon 1763 geſchrieben, aber erſt 1767 gefeilt und zur Aufführung eingereicht. Goethe ſagt von dieſem Drama: „Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Kriegs in die deutſche Poeſie; jede Nationaldichtung muß ſchal ſein oder ſchal werden, die nicht auf dem Menſchlichen ruht, auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann ſtehen. Die wahrſte Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, die erſte aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von ſpecifiſch temporärem Gehalte, iſt Minna von Barnhelm. Das Stück iſt erzeugt zwiſchen Krieg und Frieden, zwiſchen Haß und Neigung. Dieſe Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutende Welt aus der literariſchen und bürgerlichen glücklich eröffnete. Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während des Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht die ſchmerzlichen Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dies aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als an den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt.“ Die Anlage iſt meiſterhaft, der Dialog lebhaft und raſch wie ſelten in den älteren Stücken, ſo daß es ſich nicht allein über dieſe, ſondern weit über alle gleichzeitigen erhebt.

Im Hintergrund ſteht eine weltbewegende Begebenheit und ihr Hauptträger, der große König. Die Handlung beſchränkt ſich nicht auf beengende häusliche Zufälle und kleinliche Verwickelungen, es iſt vielmehr der Konflikt der Völker und Staaten, nicht erſt durfte die Theilnahme künſtlich geweckt werden, ſie war vorhanden im Volke. Dieſe Minna iſt das erſte Nationalſchauſpiel, das bedeutendſte Volksdrama ſeiner Zeit und Leſſing würde ſeinen Platz unter den Männern des Volks mit Ehre einnehmen, wenn er nichts als ſeine Minna gedichtet hätte. Wirklich muß auch zu einer ſolchen Produktion der Stoff nicht geſucht, er muß durch das Leben geboten werden. So erſcheint uns das Luſtſpiel zugleich als Abſchluß ſeines Breslauer Lebens; man wird bis auf den Pudel Alles darin wieder finden, was ihm während der fünf Jahre bewegten Lebens vor der immer ſchauenden Seele vorüberging. Leſſing fühlte ſich bei dieſer Kunſtſchöpfung recht auf ſeiner Höhe, daher konnte er bei der letzten Ueberarbeitung an Ramler, (dem er es Akt für Akt zeigte und deſſen Vorſchläge zu Verbeſſerungen er gern annahm) ſchreiben: „Wenn es nicht beſſer als alle meine dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben.“ Obgleich die Minna erſt am 21. März 1768 in Berlin zur Aufführung kam, ſo will ich doch hier über die Wirkungen und Folgen Einiges bemerken. Anfangs ſtellten ſich der Aufführung des Luſtſpiels zu Berlin Hinderniſſe entgegen, die unüberſteiglich ſchienen; die Gewalt der Polizei war ſchon damals von einer furchtbaren Höhe; es hieß, „über Polizei und Regierung ſollte nicht dramatiſirt werden.“ Endlich gelang es doch, die Minna auf das Theater zu bringen, und die Wirkung ward unbeſchreiblich. Binnen 22 Tagen wurde ſie im März und April 19mal gegeben. Wie auf die Sara das Heer bürgerlicher Trauerſpiele, ſo folgten ihr Soldatenſtücke, welche bis in unſere Tage herabreichen. Das Stück wirkte andrerſeits wieder auf das Leben zurück und verdrängte die ſteife Unnatur der Sitten. Selbſt für